[illegible] [illegible]

72 70 8 4 69 a b 2

1 2 3
4 5 6
7 8 9

5 6 7 9 1 10 11 c 13 d 14

15 16 17 18 19 20 63

62 *

21 22 23 24 25 26

12 a 27 28 29 30 31 32 12 b

33 34 35 36 37 38

78 39 40 41 42 43 44 77

45 46 47 48 49 50

65 51 52 53 54 55 56 64

66 57 58 59 60 61 62 67

74 71 73 75 68 76

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Illustrirtes
Konversations-Lexikon.

Vergleichendes

Nachschlagebuch für den täglichen Gebrauch.

Hausschatz

für das deutsche Volk und „Orbis pictus“ für die studirende Jugend.

Vierter Band.

F. G. H.

Leipzig und Berlin.

Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer.

1875.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Illustrirtes

Konversations-Lexikon für das Volk.

Vierter Band.

F. G. H.

Zum vierten Bande gehören als Extrabeigaben: 2 Buntdruckbilder sowie 3 Tonbilder (6 Tafeln) und zwar

zu Spalte:

Titelbild, Tafel LXVI. **Heraldik** (S. 1359).

Tafel LXI. **Flaggenkarte** (Buntbild . . . . 193 u 194

„ LXII. LXIII. **Gefässe** . . . . 561 u. 562

„ LXIV. LXV. **Haartrachten** . . . . 1089 u. 1090

„ LXVII u LXVIII. **Hühner** - **Hunde** . . . . 1545 u 1546

F

F, der 6. Buchstabe der abendländischen Sprachen, ein Mitlauter. Als Zahlzeichen war bei den Römern F = 40 u. $\overline{F}$ = 40,000; auf Münzen bezeichnet es die Münzstätten Angers, Magdeburg, Hall in Tirol; in der Chemie Fluor; bei thermometrischen Beobachtungen Fahrenheit; als Abkürzung fecit; auf Wechseln Fatto. In der Musik ist F der vierte Ton der diatonischen C-dur-Skala u. steht abgekürzt in den Notenstimmen für forte (stark).

Fabel (vom lat. fabula, d. i. Sage) nennt man 1. die einer epischen od. dramat. Dichtung zu Grunde liegende Erfindung, od. die Grundlinien der in einer solchen Dichtung ausgeführten Handlung, mag letztere nun vom Dichter erfunden od. aus dem wirklichen Leben, der Geschichte od. Sage geschöpft sein. — 2. Im engeren Sinne ist F. der Name einer besonderen Dichtungsart, die theils zur epischen, theils zur didaktischen Poesie gehört, da sie lehrhafte Zwecke verfolgt, die sie in die Form der Erzählung einkleidet. Diese Form wird gewählt, um die Anschaulichkeit u. Eindringlichkeit der vorzutragenden Erfahrungssätze, Lebensregeln od. Sittenlehren zu erhöhen. Doch giebt es viele F., in denen das epische Element sich dem didaktischen gegenüber selbständig, ja sogar in überwiegender Weise geltend macht. Am liebsten bewegt sich die F. im Thierreiche (Thierfabel); Thiere, deren Art u. Gebaren allgemein bekannt ist, sind dem Fabeldichter willkommene Typen, an denen das Leben u. Treiben der Menschen ohne umständliche Charakterzeichnung anschaulich gemacht werden kann. Die Phantasie des Volkes, die dem Leben der Thiere unwillkürlich menschliche Triebfedern u. Gewohnheiten unterschiebt, also selbst gewissermaßen eine fabelbildende Thätigkeit entwickelt, hat in dieser Beziehung dem Dichter schon in umfassender Weise vorgearbeitet. Aber auch Pflanzen, Menschen u. allegorische Gestalten können in der F. handelnd auftreten. Die F. kann bald ernst u. feierlich, bald launig od. satirisch gehalten sein; der Vortrag muß jedoch stets schlicht, knapp u. klar sein. Bestimmte Formen sind für diese Dichtungsart, die sich bald der gebundenen, bald der ungebundenen Rede bedienen kann, nicht vorgeschrieben. Die F. stammt aus dem Morgenlande. Am frühesten entwickelte sie sich bei den Indern; das indische Buch Pantschatantra (Fabeln des Bidpai) ist eine der ältesten Fabelsammlungen. Auch die Hebräer kannten sie, wie einige sinnreiche F. im Alten Testament beweisen. Berühmt sind die F. des Arabers Lokman. Die Griechen überkamen diese Dichtart vom Orient; Aesopos, ihr ältester u. mustergiltiger Fabeldichter, war aus der kleinasiat. Landschaft Phrygien gebürtig. Von den röm. Dichtern, welche die griech. Vorbilder nachahmten, war Phädrus einer der glücklichsten. Im Mittelalter wurde die F. mit besonderer Vorliebe von den Deutschen gepflegt; an Stricker (im 13. Jahrh.) u. Boner (im 14. Jahrh.) schloß sich eine Anzahl von Fabeldichtern an, unter denen nam. Burkard Waldis (im 16. Jahrh.) hervorragt. Unter den Franzosen glänzte (im 17. Jahrh.) Lafontaine durch Witz u. Zierlichkeit; um dieselbe Zeit that sich in England Gay hervor. Zu reichster Entfaltung gelangte die F. in Deutschland während des 18. Jahrh. durch eine Reihe trefflicher Dichter, von denen zu nennen sind: Hagedorn, Gellert, Gleim, Lichtwer, Pfeffel, ganz bes. aber Lessing, der außerdem in einer bedeutsamen Abhandlung zuerst das Wesen der F. wissenschaftlich feststellte. In neuerer Zeit ist dieses Feld nur wenig bearbeitet worden; doch stellt sich der Schweizer A. E. Fröhlich den besten Fabulisten früherer Zeit an die Seite.

Faber, Johann Lothar, bayerischer Industrieller u. Urenkel des Kaspar F., der 1761 zu Stein bei Nürnberg die später so berühmt gewordene Bleistiftfabrik gründete. Daselbst am 12. Juni 1817 geb., übernahm L. F. das von seinem Vater hinterlassene, damals noch unbedeutende Fabrikgeschäft. Mit weitblickender Umsicht ausgerüstet u. unterstützt von seinen jüngeren Brüdern, Johann u. Eberhard, brachte er die Fabrikation der feineren u. feinsten Bleistiftsorten, insbesondere der Polygradstifte zu einer Vollkommenheit, die alle übrigen derartigen Fabrikate weit hinter sich ließ. Bisher nur auf die Bearbeitung des geringen böhmischen Graphits angewiesen, gelang es F. 1856, sich durch einen Vertrag die alleinige Ausbeute des neu aufgefundenen Graphitlagers im Sajanischen Gebirge in Sibirien zu sichern, dessen dem engl. Graphit fast gleiches Material es möglich machte, auch die engl. Konkurrenz zu besiegen. Im J. 1849 ward ein eigenes Geschäft zu Newyork gegründet, dessen Leitung der jüngste Bruder Eberhard unter seiner Firma übernahm, wodurch die Beziehung des für die Fabrik erforderlichen Cedernholzes erleichtert wurde. Der Gründung dieses Zweiggeschäftes folgte später die Errichtung eines Fabriketablissements am obern East-River, in welchem 200 Arbeiter Bleistifte, Lineale, Federhalter, Pinselstiele ꝛc. aus Cedernholz anfertigen. Lothar, der 1864 zum lebenslänglichen bayerischen Reichsrath ernannt wurde, erwarb ferner die Schieferbrüche zu Geroldsgrün bei Kronach und gründete eine in schwunghaftem Betriebe stehende Fabrik von Schiefertafeln u. präparirten Schieferstiften.

Faber Stapulensis, eig. Lefevre, bedeutend als Gelehrter u. als Bibelübersetzer im protestantischen Sinne, wurde 1436 od. wenig später zu Etaples in der Picardie (daher sein Beiname) geboren. Er studirte in Paris u. seit 1492 in Italien die klassischen Schriftsteller, besonders Aristoteles, u. entfaltete nach seiner Rückkehr in Paris als Lehrer u. Schriftsteller eine fruchtbare Thätigkeit. Das Studium der Bibel, dem er sich seit 1507 eifrig widmete, überzeugte ihn von der Unhaltbarkeit vieler katholischer Lehren u. er sprach dies so offen aus, daß ihn die Pariser Universität als Ketzer verdammte. Er folgte später einem Rufe des Bischofs Briçonnet von Meaux, der ihn zu seinem Generalvikar ernannte. Im Auftrage des Bischofs übersetzte er das (lateinische) Neue Testament u. die Psalmen ins Französische. Da er sich bald darauf ausdrücklich zu den reformatorischen Grundsätzen von der alleinigen Autorität der Bibel u. s. w. bekannte, wurde er beim Parlamente als Lutheraner verklagt u. entfloh nach Straßburg. Vom König Franz I. als Bibliothekar nach dem Schlosse Blois berufen, vollendete F. hier 1528 die französische Uebersetzung des Alten Testaments, so daß 1530 die ganze Bibel in französischer Sprache erscheinen konnte (verbesserte Ausg. 1534). Seit 1529 lebte er in Ruhe bei der Königin von Navarra zu Nerac, wo er 1536 starb. Ohne äußerlich mit der kathol. Kirche gebrochen zu haben, muß F. doch zu den bedeutendsten Bahnbrechern des Protestantismus gezählt werden.

Fabius, Name eines der ältesten patrizischen Geschlechter Roms. Schon nach der Vertreibung der Könige zeichneten sich die Fabier aus, u. von 485 v. Chr. an bekleideten drei Brüder in sieben auf einander folgenden Jahren das Konsulat, welche in den Fehden der jungen Republik mit den Vejentern, Aequern u. Volskern großen Heldenmuth an den Tag legten. Die von der Volkssage u. der Fabischen Familientradition am höchsten gefeierte That des Geschlechts war aber der im J. 479 erfolgte Auszug von 306 Fabiern, die sich erboten hatten, den Krieg gegen Veji auf eigene Faust zu führen. Sie verschanzten sich an der Cremera, einem Nebenflüßchen der Tiber, u. behaupteten sich dort zwei Jahre lang glücklich gegen den Feind. Endlich wurden sie in einen Hinterhalt gelockt u. sämmtlich erschlagen. Nur ein Knabe aus dem Geschlecht war in Rom zurückgeblieben u. wurde Stammvater der späteren Generationen. — In der zweiten Hälfte des vierten Jahrh. v. Chr. wurde der Ruhm der Fabier bes. erhöht durch Quintus **F.** Maximus Rullianus, der sich schon als Jüngling in den Kämpfen gegen die Samniter auszeichnete u. 322 das Konsulat erlangte. Nachdem er die Etrusker bei Sutrium geschlagen, unternahm er einen kühnen Zug in das obere Etrurien, verwüstete das Land u. siegte bei Perusia. Bald darauf schlug er die mit den Etruskern verbündeten Umbrer u. nochmals jene selbst am Vadimonischen See. Im nächsten Jahre wieder zum Konsul gewählt, besiegte er die Samniter und Umbrer. Im J. 308 behielt er sein Armeekommando als Prokonsul u. gewann die Schlacht bei Allifä. Die Intriguen seiner politischen Gegner bewirkten es, daß F. in den nächsten 10 Jahren der Heerführung u. dem Konsulat fern blieb, das er erst 297 wieder erhielt. Zwei Jahre später abermals zum Konsul ernannt, zog er vereint mit seinem Mitkonsul Decius Mus nach Etrurien u. lieferte den vereinten Samnitern, Galliern u. Etruskern bei Sentinum eine siegreiche Schlacht, in welcher Decius fiel. — Noch größeren Ruhm erwarb dessen Urenkel Q. **F.** Maximus Verrucosus Ovicula, von der Art seiner Kriegführung gegen Hannibal gewöhnlich **Cunctator** (der Zauderer) genannt. Dieser gelangte 233 v. Chr. zum Konsulate. Nachdem er dann die Censur u. zum zweiten Male das Konsulat verwaltet hatte, ging er 219 an der Spitze einer Gesandtschaft nach Karthago u. entfaltete dem trotzigen Feinde aus dem Schoße seiner Toga den Krieg. Nach der unglücklichen Schlacht am Trasimenischen See wurde der schon bejahrte F. zum Prodiktator gewählt. Da er sich nie zur offenen Feldschlacht verleiten ließ, sondern dem plündernden Feinde beobachtend folgte, so gelang es ihm, Hannibal bei seinem Rückzuge aus Campanien im samnitischen Gebirge einzuschließen. Der schlaue Punier rettete sich aus dem Engpasse dadurch, daß er 2000 Ochsen mit brennendem Reisig auf den Hörnern des Nachts bergan gegen die Römer treiben ließ, welche so den Paß verlassen mußten. Da F. jetzt seine zaudernde Kriegführung nicht änderte, so entstand in Rom große Unzufriedenheit, u. sein Unterfeldherr Minucius wurde ihm mit gleicher Gewalt an die Seite gesetzt. Dieser ergriff sogleich die Offensive, u. F. erlebte die Genugthuung, daß der von ihm dem Untergang entrissene Kollege freiwillig in das Verhältniß der Unterordnung zurückkehrte. Nach seinem Rücktritte erfolgte 216 der Unglückstag von Cannä, der die Richtigkeit seiner Ansichten schlagend bewies. Im nächsten Jahre erlangte F. wieder das Konsulat u. führte mit Hannibal in Campanien Krieg; auch 214 war er Konsul. In seinem fünften Konsulate (209) rückte F. vor Tarent u. eroberte die Stadt. Er starb 203. — Von den späteren Fabiern zeichnete sich als Feldherr besonders Q. **F.** Maximus Allobrogicus aus, der 121 v. Chr. als Konsul die Allobroger u. die mit ihnen verbündeten gallischen Stämme schlug. — Zu erwähnen ist endlich noch Quintus **F.** Pictor, der älteste römische Annalist, welcher während des zweiten Punischen Krieges lebte u. eine Geschichte Roms in griech. Sprache schrieb, von der nur noch wenige Bruchstücke vorhanden sind.

Fabliaux (frz., spr. Fablioh), nahe verwandt den Contes (s. d.), sind kleine erzählende Dichtungen meist galanter od. erotischer Natur, zum Theil überaus frivol, welche einen großen Theil der franz. Literatur im Mittelalter ausmachen. Die Wahl ihrer Stoffe ist unbeschränkt; wir finden in ihnen ebenso Tagesneuigkeiten u. zeitgeschichtliche Anekdoten, wie orientalische, griech. u. lat. Märchen u. Erzählungen. Der Form nach sind sie meist in Stanzen od. Couplets von acht od. neunfüßigen Versen getheilt. Umfassende Sammlungen von F. lieferten: Barbazan, „Fabliaux et Contes etc.“ (3 Bde., Par. 1756); neue vermehrte Ausg. von Méon, 4 Bde., Par. 1808); Méon, „Nouveau Recueil de Fabliaux et Contes etc.“ (2 Bde., Par. 1823), u. Jubinal, „Nouveau Recueil de Contes, dits Fabliaux etc.“ (2 Bde., Par. 1839—43).

Fabre d'Eglantine (spr. Fabr' d'Eglangtihn), Philippe François Nazaire, franz. Revolutionsmann u. Dichter, geb. 28. Dez. 1755 zu Carcassonne, schloß sich an Danton an, der ihn 1792, als er das Justizministerium erhielt, zu seinem Generalsekretär ernannte, u. mit welchem er, auf Robespierre's Betrieb, der Bestechlichkeit u. des Hochverraths angeklagt, 5. April 1794 hingerichtet wurde. Seine Lustspiele „Le convalescent de qualité“ u. „Les précepteurs“ waren seinerzeit gern gesehen.

Fabretti, Rafael, italien. Alterthumsforscher, geb. 1618 zu Urbino, wurde von Alexander VII. zum Schatzmeister des päpstlichen Stuhles u. zum Rechtsanwalt der päpstlichen Gesandtschaft am spanischen Hofe ernannt. Auch die Päpste Alexander VIII. u. Innocenz XII. begünstigten ihn sehr. Als Archivar in der Engelsburg hatte er Muße zu gelehrten Studien u. gab mehrere treffliche Abhandlungen über röm. Alterthümer heraus, z. B. über die Wasserleitungen des alten Rom (Rom 1680), über die Trajanssäule (daselbst 1683) u. a. Er starb 7. Jan. 1700 zu Rom.

Fabriano, Gentile da, eigentlich Gentile di Niccolò di Giovanni di Masso, ein trefflicher Maler der umbrischen Schule, geb. zu Fabriano in Umbrien um 1365, gest. in Rom um 1450. Er eignete sich eine Art und Weise des Vortrages an, die in ihrer Anmuth u. Holdseligkeit der des Fiesole verwandt ist, aber nicht so sehr religiöse Andacht u. Hingebung zeigt, als eine heitere Auffassung des Lebens u. einen reizenden poetischen Duft. Dadurch übte er einen großen Einfluß auf die gleichzeitigen u. nachfolgenden Maler der venetianischen Schule aus. Unter dem Wenigen, was wir von ihm übrig haben, ist das Bedeutendste seine Anbetung der drei Könige (in der Akademie zu Florenz).

Fabrice (spr. Fabrihß), Georg Friedrich Alfred von, sächs. Kriegsminister, war der Sohn des aus einer mecklenburg. Adelsfamilie stammenden königl. sächs. Generalleutnants von F. u. wurde während der Okkupation Frankreichs durch die Verbündeten 23. Mai 1818 zu Quesnoy sur Deule bei Lille geboren. Er trat 1834 in die sächs. Armee ein, machte 1849 als Rittmeister den Schleswig-Holsteinischen Krieg mit, rückte dann rasch von Stufe zu Stufe auf u. wurde 1864 dem Bundesexekutionskommando in Holstein als Generalstabschef beigegeben, in welcher Stellung er Gelegenheit fand, seine militär. u. administrativen Talente zu bekunden. Auch im Kriege von 1866 entwickelte er an der Spitze des sächs. Generalstabes eine geschickte Thätigkeit, ohne sich freilich den verderblichen Folgen der österreich. Oberleitung entziehen zu können. Nach dem Friedensschlusse zum Generalleutnant u. an Rabenhorst's Stelle zum Kriegsminister ernannt, führte er die Umgestaltung der sächs. Armee nach preuß. Vorbilde u. ihre Eingliederung in das norddeutsche Bundesheer mit großer Schnelligkeit u. Präzision durch. Während des deutsch-franz. Krieges wurde er Ende 1870 zu dem Vertrauensposten eines Generalgouverneurs von Versailles (dem Sitze des Großen Hauptquartiers) berufen. Nach der Einstellung der Feindseligkeiten ward ihm die Vermittlung aller die Friedensverhandlungen u. die Okkupationstruppen betreffenden Geschäfte übertragen.

Fabricius, Cajus Luscinus, zeichnete sich zuerst als Konsul im Kriege Roms gegen die Tarentiner (282 v. Chr.) aus u. nahm an der Schlacht bei Heraclea gegen Pyrrhus als Unterfeldherr Theil. Hierauf war er unter den Gesandten, die von den Römern nach Tarent an den epirotischen König geschickt wurden, um über die Auslösung der Gefangenen zu verhandeln. Pyrrhus, dem es um einen ehrenvollen Frieden zu thun war, gab die Gefangenen ohne Lösegeld frei; dem Fabricius aber bot er reiche Geschenke an u. machte ihm den Vorschlag, in seine Dienste zu treten. Beides wies F. stolz zurück. Die Schlacht bei Asculum (279) machte er wieder als Unterfeldherr mit u. wurde dabei verwundet. Im folgenden Jahre aber stand er dem Pyrrhus als Konsul gegenüber u. bewies in Gemeinschaft mit dem Senate durch Auslieferung eines Verräthers, der den König durch Gift hatte aus dem Wege räumen wollen, demselben so viel Edelmuth, daß dieser abermals die Gefangenen ohne Lösegeld entließ u. den Krieg in Italien auf-

zugeben beschloß. Es kam zu einem Waffenstillstand, während dessen Pyrrhus nach Sizilien absegelte. F. aber führte den Krieg gegen die Tarentiner, Lucaner u. Samniten fort u. triumphirte nach Beendigung des Feldzuges über dieselben. Er starb so arm, daß der Staat für die Ausstattung seiner Töchter sorgen mußte.

Fabricius, Name einer Anzahl verdienstvoller Gelehrter. — Franciscus F., geb. 1525 in Düren, war Rektor in Düsseldorf, wo er 1573 starb, u. lieferte treffliche Ausgaben klassischer Schriftsteller. — Georg F., geb. 23. April 1516 in Chemnitz, gest. 13. Juni 1571 zu Meißen, wo er lange Zeit als Rektor an der Fürstenschule wirkte. Von seinen Klassiker-Ausgaben ist nam. die des Horaz zu nennen. Außerdem machte er sich als lat. Dichter bekannt. — Johann Albert F., geb. 11. Nov. 1668 zu Leipzig, gest. 30. April 1736 zu Hamburg, gab eine Anzahl polyhistorischer Sammelwerke heraus, die für geschichtliche, literaturgeschichtliche u. bibliographische Studien noch jetzt von Werth sind („Bibliotheca graeca", 14 Bde., „Bibliotheca latina", 3 Bde., „Bibliotheca mediae et infimae aetatis", 5 Bde., u. „Bibliotheca ecclesiastica"). — Johann Christian F., geb. 7. Jan. 1743 in Tondern, war Prof. der Kameralwissenschaften, der Oekonomie u. der Naturgeschichte in Kiel, wo er 3. März 1808 starb. F. stellte ein neues System der Insekten auf, das nicht, wie bislang, auf die Metamorphose u. die Flugwerkzeuge, sondern auf die Freßwerkzeuge gegründet war. Dieses künstliche System veraltete sehr bald, wirkte jedoch fördernd auf die Entwicklung der Entomologie. Er schrieb „Systema entomologiae" (Kopenh. 1775) u. „Philosophica entomologia" (Kopenhagen 1778).

Fabriken (v. lat. fabrica, d. h. die Werkstätte eines in hartem Metall arbeitenden Künstlers) sind nach dem heutigen Sprachgebrauch gewerbliche Anstalten, in denen durch das Zusammenwirken zahlreicher Arbeitskräfte, insbes. solcher von Menschen u. Maschinen, u. unter ausgedehntester Anwendung des Prinzips der Arbeitstheilung, sowie mit Hülfe großer Kapitalien, Rohstoffe zu allerlei Kunstprodukten (Fabrikaten) gleich massenweise umgewandelt werden. Das Fabrikwesen ist eine Gestaltung der Neuzeit u. bildet zu dem Handwerk, aus dem es die Verhältnisse erzeugt haben, insofern einen Gegensatz, als jenes nur im Kleinen u. Einzelnen arbeitet, das einzelne Produkt mehr od. minder ohne Arbeitstheilung fertig stellt u. größtentheils nur dem örtlichen Bedarf dient, daher auch im Einzelnen verkauft. Die Manufaktur, soweit deren Begriff heute überhaupt noch haltbar, unterscheidet sich vom Handwerk u. von der Fabrikindustrie nur dadurch, daß bei ihr die Thätigkeit der menschlichen Hand gegenüber der Anwendung von Werkzeugen u. Maschinen, also auch der Wirtsamkeit von Naturkräften überwiegt. Im Alterthum konnte keine Fabrikindustrie aufkommen, theils deshalb, weil jede gewerbliche Arbeit für des freien Mannes unwürdig galt u. nur den Sklaven überlassen wurde, theils wegen des Fehlens der wesentlichsten Vorbedingung, die in einer hohen Entwickelung der mechanischen Künste, der Technik, liegt. Als sich das Handwerk im 13. Jahrh. vom Joche der Hörigkeit befreit hatte, entfaltete es sich allerdings gleichzeitig mit dem Städtewesen zur höchsten Blüte, die Handwerker erkämpften sich das volle Bürgerrecht u. machten die Städte zu Trägern der Kultur, indem sie in deren Bereiche durch rüstige Arbeit Wohlstand u. Bildung schufen. Aber die Zeit der Blüte ging rasch vorüber. Der Selbstständigkeit der Städte wurde durch die Fürstengewalt ein Ende gemacht u. das Handwerk verknöcherte durch die Engherzigkeit des Zunftwesens. Aus dieser Gebundenheit wurden die Gewerbe erst erlöst, als die Entdeckungen auf den Gebieten der Naturwissenschaften, vor Allem der Chemie u. Physik, sich erweiterten, als die Technik verstehen lernte, die gewaltigen Naturkräfte mehr u. mehr den Zwecken der Menschheit unterzuordnen u. im Dienste der Industrie zu verwerthen. Mit Hülfe der Eisenbahnen u. der Dampfschiffahrt, durch Posten u. Telegraphen wurden die Entfernungen von Ort zu Ort, von Land zu Land, von Erdtheil zu Erdtheil immer kürzer, der Waarentransport immer leichter u. billiger; die Grenzen der Absatzgebiete dehnten sich immer mehr aus, u. immer energischer kämpften Intelligenz u. Kapital, wie der darauf sich gründende Unternehmungsgeist, gegen das veraltete Zunftwesen an, bis sich schließlich der Staat veranlaßt sah, durch verbesserte Gesetzgebung die Arbeit aus ihren Fesseln zu befreien. So vollzog sich jener längst eingeleitete u. nun unaufhaltsam vorwärts schreitende Uebergang des Handwerksbetriebes zur Fabrikindustrie mit allen ihren Licht- u. Schattenseiten. Jene liegen hauptsächlich in den Vortheilen, welche die Arbeitstheilung (s. „Arbeit") gewährt; durch letztere trat die Trennung zwischen Handwerk u. Fabrik thatsächlich ins Leben. Weiter verdankt die Fabrikindustrie ihre Erfolge der größern Intensität in der Anwendung von Maschinen, deren Leistungen in vielen Fällen regelmäßiger, feiner, korrekter u. gleichförmiger sind als die selbst der geübtesten menschlichen Hand. Wenn schon mit der Korrektheit u. Stetigkeit, mit der Schnelligkeit u. Massenhaftigkeit der Maschinenarbeit höchst bedeutende Ersparnisse zusammenhängen, so ermöglicht auch die Vereinigung verschiedener Arbeiten unter einheitlicher Leitung, sowie der Masseneinkauf der Rohstoffe, eine wohlfeilere Herstellung der Waaren, was natürlich wieder einen wohlfeileren Verkaufspreis bedingt. Durch niedrige Preise halten auch einzelne Fabrikate für den Mangel einer größeren Solidität u. künstlerischen Vollendung schadlos, auf welche die entsprechenden Arbeitsleistungen des Handwerkers Anspruch machen dürfen. Kein Wunder daher, wenn das Handwerk die Konkurrenz mit der Fabrikindustrie nicht bestehen kann u. der Gegensatz zwischen Klein- u. Großbetrieb mehr u. mehr schwindet; neben vereinzelt arbeitenden Handwerkern kommen handwerksmäßige Betriebsleitungen in Aufschwung, die in ihren inneren Einrichtungen dem Fabrikbetriebe ziemlich nahe stehen. In der Regel darf man den Uebergang zum Fabrikwesen als einen Fortschritt der Gesammtproduktion betrachten, u. selbst da, wo die Einführung der Maschinen u. die Massenproduktion für gewisse Erwerbszweige augenblicklich von großem Nachtheil sein kann, wird für die Gesammtheit die Summe der vorhandenen Verbrauchswerthe vermehrt u. der großen Menge der Konsumenten in größerer Anzahl u. zu billigeren Preisen zur Verfügung gestellt. Wandeln sich dann durch den Handel nach auswärts die Gebrauchswerthe auch noch in Tauschwerthe um, weil im Inlande die erzeugten Güter nicht sämmtlich zu verwenden sind, so kann der Vortheil noch bedeutender werden, da nicht nur weitere Arbeitskräfte durch den Handel in Anspruch genommen werden, sondern auch der Umtausch der Güter an u. für sich einen Kapitalgewinn bedingt. Die Schattenseiten des Fabrikwesens sind größtentheils in den Verhältnissen der Arbeiter zu suchen, wie die bei den Fabrikanten od. Kapitalisten od. Arbeitgebern in Lohn stehenden Arbeitnehmer schlechtweg genannt werden. Ihre täglich wachsende Schar bildet heute einen neuen Stand, dessen Interessen der „Arbeiterfrage" zu Grunde liegen. Neuerdings läßt es sich der Staat angelegen sein, für die Verbesserung der Lebensbedingungen bei der Arbeiterbevölkerung Sorge zu tragen. Insbesondere hat sich in Deutschland die den Arbeitern gewährte Koalitionsfreiheit als unzulänglich erwiesen; dieselbe ist leider nur zu häufig gemißbraucht worden, nam. um wiederholte Steigerungen der jetzt ohnedies verhältnißmäßig schon sehr hohen Löhne zu erzwingen. Auch die Bestimmungen der Gewerbegesetzgebung über Beschäftigung jugendlicher Arbeiter, zum Schutze des Lebens u. der Gesundheit der Arbeiter u. in Betreff der Baarlöhnung in F. haben den durch das Fabrikwesen eingerissenen Mißständen nie nachhaltig zu steuern vermocht. In neuester Zeit ist es im Werke, die Gesetzgebung auch auf die Arbeitsdauer, Nachtarbeit, Sonntagsarbeit 2c. auszudehnen u. die strenge Durchführung der betreffenden Gesetze einer Ueberwachung zu unterwerfen, die allerdings dem grassen Egoismus mancher Kapitalisten gegenüber eben so dringend noththut, wie es zu wünschen ist, daß sich der Arbeiterstand von den schlimmen Einflüssen der sozialdemokratischen u. der diesen verwandten Elemente frei mache.

Fabrikschulen sind Elementarschulen für die in den Fabriken arbeitenden Kinder, welche häufig von den Fabrikherren selbst errichtet u. unterhalten werden, um Letzteren einen Ersatz für die gewöhnlichen Volksschulen zu bieten. Daß ein solcher Ersatz aber nur ein dürftiger sein kann, wenn die durch langes Arbeiten in der Fabrik überdies ermüdeten Kinder blos 1—2 Stunden des Tages Unterricht erhalten, liegt auf der Hand. Die Hebung der Bildung in der Arbeiterbevölkerung ist aber das wichtigste Heilmittel für deren Leiden. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts wandte daher der Staat, zuerst in England, dem Fabrikschulwesen seine Aufmerksamkeit zu. In den 40er Jahren folgten diesem Beispiele auch die deutschen Staaten u. Frankreich. In Deutschland ist in jüngster Zeit auf diesem Gebiete ein wesentlicher Fortschritt durch einen Beschluß des Reichstags gemacht worden, der für die Kinder der Arbeiter das größte Hinderniß geistiger Ausbildung hinweggeräumte. In dem Bestreben, die Jugend nicht in dumpfen Fabriksälen verkümmern zu lassen u. sie durchgängig mit guten Schulkenntnissen auszurüsten, bestimmte der Reichstag durch § 128 der deutschen Gewerbeordnung: „Kinder unter zwölf Jahren dürfen in Fabriken zu einer regelmäßigen Beschäftigung nicht angenommen werden." Trotz des edlen Motivs, das diesem Gesetze zu Grunde liegt, fand es doch in den Kreisen der Arbeitgeber wie der Arbeitnehmer die verschiedenartigste Beurtheilung. Es gab viele Arbeitnehmer, welche sich bitter darüber beklagten, daß man ihnen die Kinderarme entziehe, welche bisher für die Gesammteinnahme der Familie mitgearbeitet, u. daß man dadurch ihr Elend nur noch größer mache. Anderntheils betrachteten die Arbeitgeber das Gesetz als auf die Schmälerung ihrer Arbeitskräfte gerichtet. Diese Mißstimmung führte zu Umgehungen des Gesetzes, welche mehrfach — so nam. in Sachsen — die Einsetzung von Fabrikinspektoren nöthig machten, die mit der Ueberwachung der Ausführung des Gesetzes beauftragt wurden. Die Tendenz dieses Gesetzes findet theils im allgemeinen Schulzwange, der in vielen Einzelstaaten auch auf einen mehrjährigen Fortbildungskursus

ausgedehnt ist, theils in der immer mehr Anhänger gewinnenden Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts kräftige Unterstützung.

Fabrikzeichen od. **Handelsmarken** nennt man die Zeichen, mit denen ein Fabrikant od. überhaupt ein Industrieller die von ihm gefertigten Waaren versieht, damit sie als Erkennungszeichen dienen u. eine gewisse Garantie für die Qualität u. Quantität bieten. Diese Sitte läßt sich bis ins Alterthum verfolgen; die meisten Handelsmarken die aus dem Alterthume sich erhalten haben, befinden sich auf griechischen Weinkrügen. Beifolgende Illustrationen stellen altgriech. Handelsmarken dar, welche auf den Henkeln von Weinkrügen gefunden worden sind. Letztere stammen von der Insel Thasos im Aegeischen Meere her, auf welcher Herakles u. Dionysos verehrt wurden. Daher findet sich auf Nr. 2654 Herakles selbst abgebildet, auf Nr. 2655. 56. ein Bogen u. eine Pfeilspitze als Embleme desselben.

Nr. 2654. Nr. 2655.

Nr. 2656. Nr. 2657.

Nr. 2654—57. Altgriechische Handelsmarken.

Nr. 2657 zeigt einen Delphin, das Wahrzeichen vieler Seefahrer u. Seestädte im Alterthume. Am ältesten sind Nr. 2656 u. 2657, was aus der Schrift hervorgeht, da man in frühester Zeit von rechts nach links schrieb.)

Nr. 2658. Fabrikzeichen verschiedener Zeiten und Gewerbe.

Marken der Porzellanfabriken Frankenthal (a. b. c), Nymphenburg in Bayern (d), der spanischen Fabrik Il Buen Retiro bei Madrid (e), der engl. Fabrik zu Derby (f). Papiermarken aus dem 14. u. 15. Jahrh. (g. h. i), Buchdruckermarken (k. l). Marken franz. Goldschmiede (m. n). Fabrikzeichen des Buchbinders Guillaume Eustace in Paris (o). Buchhandlermarke aus dem Jahre 1595 (p).

In Deutschland haben wol zuerst die Waffenschmiede von solchen Zeichen Gebrauch gemacht; ein Schwert mit dem Namen eines anerkannt tüchtigen Meisters bedurfte keiner weiteren Proben seiner Tüchtigkeit. Die Goldschmiede folgten bald nach, um gleichsam durch ihren Namen für den wahren Metallwerth der betr. Schmucksachen zu bürgen (auf Münzen wird noch heute die Münzstätte bezeichnet). Ein nicht zu tadelnder Ehrgeiz veranlaßte allmählig auch andere Handwerker, ausgezeichneten Leistungen ihren Namen beizufügen, u. diese vortheilhafte Einrichtung dehnte sich mit der Erweiterung der Absatzwege mehr u. mehr aus; bei solchen Artikeln, an denen der ganze Name sich nicht gut anbringen ließ, wählte man den Anfangsbuchstaben od. irgend ein beliebiges Zeichen. Die neuere Industrie kennt die F. in der verschiedensten Weise. Entweder sind dieselben an oder in dem Gegenstande selbst mittels eines Waarenstempels ꝛc. angebracht (s. z. B. die beistehenden Zeichen der verschiedenen Porzellanfabriken), od. sie bestehen auch blos in einem aufgeklebten gedruckten od. lithographirten Zettel (in welchem Falle man sie gewöhnlich Etiketten nennt (bei Wein u. anderen Flüssigkeiten, bei Hüten u. s. w.). Da man im Handel gewohnt ist, diejenigen Fabrikate, deren Güte sich nicht sofort beurtheilen läßt, nach ihrem F. zu schätzen, so hat sich leider der Mißbrauch eingeschlichen, daß beispielsweise deutsche Erzeugnisse nach England od. Frankreich gehen, um, nachdem sie dort mit renommirten engl. od. franz. Etiketten versehen worden, als fremde Produkte nach Deutschland wieder eingeführt zu werden. Dieser Unfug wird durch die noch immer nicht ausgestorbene lächerliche Sucht eines großen Theiles der Deutschen gefördert, ausländische Produkte den einheimischen vorzuziehen. Nicht selten ist es aber auch, daß gewisse Fabrikanten sich in betrügerischer Weise der Marken u. Etiketten renommirter Fabriken für ihre geringeren Produkte bedienen u. das kaufende Publikum über den Bezugsort zu täuschen suchen. Dabei gebrauchen sie, um sich gegen das Einschreiten der Justiz zu decken, gewöhnlich die List, eine kleine, nur bei ganz sorgfältiger Betrachtung bemerkbare Abänderung anzubringen. Hierher gehört auch die Nachahmung der Firma, welche vielleicht durch Besitz eines u. desselben Namens noch unterstützt wird (so wird u. A. beim Verkauf unechter Eau de Cologne — s. d. — mit dem Namen des Erfinders Johann Maria Farina viel Mißbrauch getrieben). Neuere Strafgesetzgebungen bestimmen daher, daß dergleichen Nachahmungen zu betrügerischen Zwecken auf Antrag des verletzten Theils mit Strafe zu belegen sind, sobald das betr. F. ein dem Verletzten auch wirklich eigenthümliches ist. Ein Strafantrag ausländischer Handelshäuser findet nur dann Berücksichtigung, wenn die Rechtshülfe in den betr. Staaten auf Gegenseitigkeit beruht. So ist z. B. auf Grund einer am 11. Dez. 1871 zwischen dem Deutschen Reiche u. den Ver. Staaten von Nordamerika abgeschlossenen Vereinbarung in diesen Staaten strafbar, wer Waaren od. deren Verpackung fälschlich mit dem Namen od. der Firma eines deutschen od. nordamerikanischen Fabrikunternehmers, Produzenten od. Kaufmanns bezeichnet od. wissentlich dergl. fälschlich bezeichnete Waaren in Verkehr bringt. Auch wird die Strafe dadurch nicht ausgeschlossen, daß bei der Waarenbezeichnung der Name od. die Firma mit so geringen Abänderungen wiedergegeben wird, daß letztere nur durch Anwendung besonderer Aufmerksamkeit wahrgenommen werden können.

Fabula, (lat.), Sage, erdichtete Begebenheit, Fabel (s. d.).

Façade (aus dem Franz., spr. Fahßad'), im weiteren Sinne die Außenseite eines Gebäudes, gewöhnlich aber im engeren Sinne die Vorderseite desselben, die man auch die Hauptfaçade nennt, von der man dann die Seiten- u. die Hinterfaçade unterscheidet. Die F. muß in ihrer möglichst symmetrischen Anordnung u. Belebung durch Thüren, Fenster, Gesimse u. Dekorationen den Charakter u. Zweck des Gebäudes ausdrücken.

Face (franz., spr. Fahß'), Gesicht, Vorderseite; en face, s. d.

Facetiae, (lat.), d. h. kurze, witzige Einfälle, Schnurren. Die Sammlungen von dergl. F. sind zahllos; schon das Alterthum besaß eine solche in den dem Philosophen Hierokles zugeschriebenen 28 F., die aus der Mitte des 5. Jahrh. stammen mögen; am berühmtesten sind jedoch die des Poggio Bracciolini aus Florenz, welcher apostolischer Sekretarius war u. 1459 starb (Rom 1470), u. des Tübinger Professors Heinrich Bebel aus Justingen in Schwaben, gest. 1514 („Opuscula nova", Straßb. 1508).

Facetten (franz., spr. Faßetten) sind kleine ebene Flächen, welche am Umfange von Edelsteinen, Glaskörpern u. dgl. angeschliffen werden, um diesen die Form zu geben. Meist ist damit der Zweck verbunden, bei durchsichtigen Körpern eine brillirende Spiegelung od. prismatische Farbenbrechung zu erreichen (s. „Diamantschnitt").

Fächer, ein schon im Alterthum von den Frauen in Asien u. Aegypten gebrauchter Gegenstand, aus Palmblättern od. anderen Stoffen bestehend, mit dem sie sich selber Kühlung zufächelten od. von ihren Sklavinnen zu-

fächeln ließen. Die Griechen hatten F. in Gestalt von Blättern (Platanen), die bunt bemalt od. aus farbigen Federn zusammengesetzt waren, ebenso die Römer, die auch Pfauenfedern dazu verwendeten. Auch im Mittelalter scheinen nur die Frauen F. getragen zu haben; außerdem aber wendeten sie (wie noch jetzt) die Geistlichen der griech.-kathol. Kirche zur Abwehr der Fliegen beim Abendmahl an. Als schmückendes Schutzgeräth der Frauen wird der F. im Abendlande erst im 16. Jahrh. allgemein üblich, u. zwar gewöhnlich aus buntgefärbten Straußfedern, od. in Form eines kleinen Fähnleins, od. als Faltfächer, der zusammengelegt werden kann, wobei die beiden äußeren deckenden Platten oft aus Holz od. Elfenbein geschnitzt waren. Diese letztere Form, vermittels einer Kette od. Schnur am Gürtel getragen, wurde gar bald die vorherrschende u. diente nicht blos dazu, Kühlung zuzufächeln, sondern, bes. im 18. Jahrh. in Frankreich, als Liebestelegraph auf Spaziergängen wie im Salon, wo die Mütter ihren Töchtern geheime Winke damit gaben od. die Frauen ihre Verlegenheit dahinter verbargen. Die reichste Auswahl hatte wol gegen das Ende des 18. Jahrh. der Fächerfabrikant Löschenkohl in Wien, der „physiognomische F., F. zur geheimen Sprache der Liebe u. F. mit optischer Mädchenwahl“ ankündigte.

Nr. 2659. Fächerflügler und seine Larve. a. Die stummelförmigen Vorderflügel.

Fächerflügler. 1. (Drehflügler, Schraubenflügler, Rhipiptera, Strepsiptera), eine nur wenige Arten umfassende, merkwürdige Ordnung kleiner, auf Wespen u. Bienen schmarotzender Insekten, die von Burmeister für Käfer gehalten wurden. Die Männchen haben vier, zum Fliegen nur wenig geschickte Flügel, deren vorderes Paar klein u. eingerollt, deren hinteres groß, häutig u. fächerförmig gefaltet ist; die wurmförmigen Weibchen sind ungeflügelt u. lebendig gebärend, indem sie nicht Eier, sondern bereits entwickelte Larven absetzen, die im Hinterleibe der oben genannten Insekten schmarotzen u. im Jugendstadium sechs Beine u. zwei Schwanzborsten zum Springen haben, später aber fußlos sind. Nach der Gattung Stylops (Familie Stylopiden) heißen mit solchen Schmarotzern behaftete Insekten stylopisirt. — 2. **F.** (Dermatoptera, Forficulina, Oehrlinge) heißt ferner eine Familie orthopterer Insekten mit lederartigen Flügeldecken u. von einem Gelenk aus fächerförmig faltbaren u. dann auf ein Drittel ihrer Länge zurückschlagbaren Hinterflügeln u. mit einer Zange am Hinterleibsende. Diese in Höhlungen verborgenen Thiere leben von weichen Pflanzentheilen u. werden irrigerweise als „Ohrwürmer“ gefürchtet.

Nr. 2660. Nr. 2661. Nr. 2662.
Nr. 2660—62. Oehrlinge (Forficulina).

Fächerkoralle, s. „Gorgonia“. **Fächerpalme,** s. „Borassus“.

Fächerwurm (Sabella, Sandköcher, Meerspiegel), ein Borstenwurm, der lederartige, mit Sand überklebte Röhren baut, aus deren Vordertheil sein Kopfende mit den pinselartigen Kiemen hervorschaut, die bei der 15 cm. langen fingerdicken Sabella ventilabrum des Mittelmeers weiß u. roth geringelt sind.

Fachinger Wasser, ein aus 3 Brunnen am linken Ufer der Lahn beim Dorfe Fachingen in der Provinz Nassau hervor quellendes u. seit 1746 gefaßtes Mineralwasser von einer Temperatur von 8—12° Réaumur, hell u. klar u. von sehr angenehmem, erfrischend säuerlichem Geschmack. Es ist das stärkste alkalisch-salinische Stahlwasser Deutschlands u. von vorzüglicher Wirksamkeit gegen langwierige Versäuerung des Magens, sowie auch gegen Nervenkrankheiten u. Gicht.

Fächser (Fechser) sind Zweige u. Schößlinge von Pflanzen, bes. von Weinstöcken, die in die Erde gelegt werden, um Wurzeln zu schlagen.

Fachsystem heißt in der Pädagogik diejenige Einrichtung einer Lehranstalt, nach welcher die Schüler in jedem einzelnen Lehrfache je nach ihren Anlagen u. Fortschritten einer besonderen Klasse zugetheilt sind, so daß z. B. ein Schüler in der Mathematik der höchsten, in den Sprachen der niedersten Klasse angehören könnte. Den Gegensatz bildet das sog. Klassensystem, nach welchem ein Schüler an allen Unterrichtsstunden einer u. derselben Klasse, also immer mit denselben Mitschülern, theilzunehmen hat. Es läßt sich nicht leugnen, daß durch das F. die große Schwierigkeit vermieden wird, alle Schüler trotz der verschiedenen Vorbereitung u. Anlage für die einzelnen Fächer gleichmäßig in denselben zu fördern. Andererseits aber hat sich das streng durchgeführte F. als ein verfehltes Experiment herausgestellt, durch welches wegen des beständigen Wechsels der Lehrer u. Schüler eine Hauptaufgabe des Unterrichts, zugleich erziehend zu wirken, außerordentlich erschwert wird. Daher hat die staatliche Pädagogik in Deutschland dem Klassensystem durchaus den Vorzug gegeben.

Fachwerk wird als Bezeichnung von zwei Baukonstruktionssystemen, im Hochbau u. im Brückenbau, gebraucht. 1. Im Hochbau bezeichnet F. solche Wände, die, im Gegensatze zu den massiven Steinmauern, unter Benutzung eines aus Holzbalken konstruirten Gerippes, etwa in der Art wie Nr. 2663 illustrirt, aufgeführt werden, indem man die leeren Räume od.

Nr. 2663. Fächerwerkwand.

Fächer dieses Holzgerippes mit Ziegelsteinen, Lehm od. wol auch mit Mörtel ausfüllt. Das so hergestellte F. hat eine geringere Tragkraft u. Dauer als wie massiv steinerne Wände; es wird daher auch nur als Nothbehelf in solchen Gegenden zum Hausbau benutzt, wo Backsteine zu theuer, Holz aber billig ist, u. insbesondere werden Zwischenwände u. oberste Giebelmauern von Wohnhäusern od. niedrige Nebengebäude, wie Ställe u. Scheunen, in dieser

Nr. 2664. Tragbalken.

Weise aufgebaut. — 2. Im Brückenbau bezeichnet man mit **F.** einen aus Schmiedeeisen (früher wol auch aus Holz) konstruirten Tragbalken (Brückenwand), welcher z. B. auf die in Nr. 2664 angedeutete Weise od. auch in anderer Art ausgeführt ist, stets aber aus zwei oben u. unten begrenzenden, aus Winkeleisen bestehenden sog. Streckbäumen aa u. bb u. einer zwischen dieselben eingenieteten Füllung von theilweis schräg sich kreuzenden, theilweis vertikal gerichteten Eisenstäben besteht. Diese Stäbe sind aber nicht wie bei der ähnlich aussehenden Gitterbrücke an den Kreuzungsstellen vernietet, so daß sie nicht wie bei dem letztgenannten Brückensysteme eine steife Verbindung bilden, die ähnlich wie eine volle Blechfüllung wirkt; vielmehr muß bei der Fachwerksbrücke jeder Füllungsstab einzeln als selbstständiges Konstruktionsglied mittels seiner Zug- od. Druckfestigkeit wirken, sobald die Brücke belastet wird. Es ist daher bei der Konstruktion der Fachwerksbrücken jeder Stab der Füllung einzeln in Betracht zu ziehen u. zu untersuchen, ob er nur gegen Zug od. nur gegen Druck, od. ab-

wechselnd gegen beide Widerstand zu leisten hat, u. es sind seine Querschnittsdimensionen nach diesem Widerstande zu bemessen. (Vgl. den Art. „Brücken".)

Fachwissenschaften heißen diejenigen Wissenschaften, deren Kenntniß zur Ausübung eines besonderen wissenschaftlichen Faches od. Berufes erforderlich ist, daher auch Berufswissenschaften, im gewöhnlichen Sprachgebrauche Brotwissenschaften genannt. Solche F. sind Jurisprudenz, Medizin u. Theologie. Ihnen stehen die allgemeinen Wissenschaften gegenüber, die sich jeder nach höherer wissenschaftlicher Bildung Strebende, gleichviel welchem Beruf er sich zuwendet, aneignen muß. Hierzu gehört nam. die Philosophie.

Facies (lat.), das Gesicht, das Aussehen. F. hippocratica, hippokratisches Gesicht, der Gesichtsausdruck tödlich Kranker od. Sterbender. F. leprosa, das durch knollige Auswüchse entstellte Gesicht Aussatzkranker.

Facit (lat.), das Ergebniß einer arithmetischen Operation, Summe, Rest, Produkt, Quotient u. dgl.

Facius, Friedrich Wilhelm, gewandter Steinschneider, geb. 1764 zu Greiz, gest. 4. Mai 1843 als Hofmedailleur zu Weimar, lieferte eine Menge trefflicher Medaillen u. Siegel. Bekannter ist seine Tochter Angelika F., welche nicht nur die Kunst ihres Vaters, sondern auch die Bildhauerei erlernte und eine Schülerin von Rauch war. Sie fertigte ebenfalls viele Medaillen u. machte sich als Bildhauerin bekannt durch zahlreiche Büsten u. durch die nach Bernh. v. Neher's Zeichnungen modellirten Reliefs an den Bronzethüren zur Goethe-Galerie in Weimar.

Fackeldisteln, s. „Katteen".

Façonsteine, auch Gesimssteine, Formsteine od. Profilsteine, sind künstliche, nach Zeichnungen u. Schablonen in einer dem jedesmaligen Zwecke entsprechenden Gestalt aus Ziegelthon geformte, im Feuer gebrannte Steine.

Facsimile (lat., d. h. eigentlich: mache Aehnliches!) heißt eine handschriftlich od. durch Kupferstich, Steindruck 2c. bewirkte genaue Nachbildung einer Handschrift in allen ihren Zügen u. Eigenthümlichkeiten; **facsimiliren** bedeutet daher so viel, als eine Handschrift, Handzeichnung 2c. nachbilden. Sammlungen solcher F.'s berühmter Personen sind Dorow's „F.'s u. Handschriften" (Berl., 4 Bde., 1836—38) u. „Isographie des hommes célèbres ou collection de Fac-simile" (Par. 1824, Suppl. 1839).

Facta (lat.), s. „Factum".

Faction (lat.), Partei, nam. eine der bestehenden Gewalt feindliche Partei, Rotte, Meute; **factiös**, aufrührerisch, meuterisch.

Factotum (lat.), d. h.: „Thu Alles, Allesmacher", heißt eine Vertrauensperson, die im Auftrage eines Herrn, eines Hauses, einer Gesellschaft u. s. w. alle wichtigen Geschäfte verrichtet.

Factum (lat.), Thatsache; Mehrz. Facta; **de facto**, der Thatsache nach, in der That; **factisch**, thatsächlich, durch Thatsachen erwiesen.

Facultas (lat.), Fähigkeit, Vermögen; **f. docendi**, Lehrfähigkeit, Berechtigung zur akademischen Lehrthätigkeit.

Fadaise (franz., spr. Fadähs'), Abgeschmacktheit, Albernheit.

Fadejew, Rastislaw Andrejewitsch, russ. General u. Militärschriftsteller, geb. 1826, that sich in den Kaukasuskämpfen hervor, wurde dem Großfürsten Michael Nikolajewitsch als Adjutant beigegeben u. rückte 1864 zum Generalmajor auf. Die Geschichte der Kaukasuskämpfe beschrieb er in seinem Werke „Sechzig Jahre aus den Kaukasuskriegen" (Tiflis 1860); ferner veröffentlichte er „Briefe aus dem Kaukasus" (Petersb. 1865). Die Ergebnisse seiner eingehenden Studien über das russ. Heerwesen legte er nieder in seinem Buche „Die russ. Kriegsmacht" (Moskau 1868; deutsch von Eckardt, Lpz. 1870). Sowol dieses als seine Schrift „Meine Ansicht über die Orientalische Frage" (Petersb. 1870) erregten weit über die Grenzen Rußlands hinaus die Aufmerksamkeit der polit. Kreise. Er legte darin unverhohlen dar, daß die orient. Frage in einem Rußland günstigen Sinne nicht ohne die Zertrümmerung Oesterreichs zu lösen sei, die ihrerseits zu einem Kriege zwischen Deutschland u. Rußland führen müsse.

Martin Luther. Philipp Melanchthon. Johannes Calvin. Ulrich Zwingli. Albrecht Dürer. Johannes Reuchlin. Elisabeth, Königin von England. Marie, Königin von Schottland. William Shakespeare. Voltaire. Napoleon I. Schiller. Goethe. J. J. Rousseau. v. Bismarck-Schönhausen. v. Moltke.

Nr. 2665. Facsimiles der Handschriften berühmter Persönlichkeiten.

Fackeln auf der Sonne nennt man die auf derselben in großer Menge wahrnehmbaren hellen Flecke u. Adern; bes. gegen den Rand der sog. Sonnenflecke hin erschienen sie oft als in Silberlicht glänzende Streifen. Vgl. „Sonne", „Sonnenflecken".

Fackeltänze waren bei den Griechen u. Römern zu festlichen Gelegenheiten ein sehr beliebter Brauch. So wurde nam. bei der hochzeitlichen Feier die Braut dem Hymen zu Ehren mit der unzertheilbaren Zahl von fünf Fackeln unter Tänzen in das Haus ihres Bräutigams geführt. Dieser Fackeltanz herrschte eine Zeitlang auch bei den Hochzeitsgebräuchen der ältesten Christen, verschwand darauf, fand aber später am Hofe Konstantin's des Gr. von Neuem Aufnahme. Seit dieser Zeit blieb er bei fürstlichen Vermählungen in Gebrauch. Am preuß. Hofe ist noch jetzt der Fackeltanz bei Vermählungsfeierlichkeiten üblich. Er besteht in vielen ermüdenden Umgängen durch den Saal, wobei die höchsten Würdenträger der Krone paarweise mit weißen Wachsfackeln u. unter entsprechender Musikbegleitung feierlich einherschreiten.

Façon (franz., spr. Fassong), die Arbeit, Fassung, Zuschnitt, Aussehen, Form; ferner Benehmen, Anstand, Lebensart; daher sans façon, formlos, zwanglos; façon de parler (spr. de parleh), Redensart, die nicht genau genommen werden darf.

Faden, ein zur Anfertigung von Geweben, Stricken, Bindfaden 2c. dienendes Gespinnst aus Flachs, Seide, Wolle od. Baumwolle; ferner ein Garnmaß von der Länge eines einmaligen Umschwungs des Haspels. Im Seewesen bezeichnet F. ein Längenmaß zur Messung der Tiefe des Fahrwassers, der Länge des Tauwerks u. der mit dem Schiffe zurückgelegten Strecke, wobei 120 F. eine Kabellänge bilden. Die Länge des F.'s in letzter Beziehung ist bei den seefahrenden Nationen verschieden, wird jedoch meist zu 1 Klafter (1,88312 m.) angenommen. Symbolisch bezeichnet F. auch den Gang einer Rede, einer Erzählung u. einer Geschichte.

Fadenkreuz. Soll ein astronomisches Fernrohr zu Messungen, auch zu geodätischen, dienen, so muß man immer einen bestimmten, am besten in der Richtung seiner optischen Achse liegenden Punkt durch dasselbe einvisiren können. Man setzt zu diesem Zwecke an die Stelle im Fernrohre, an welcher das Objektivglas das Bild der betrachteten Objekte entwirft, einen Ring, über welchen zwei sich rechtwinkelig durchkreuzende feine Fäden gespannt sind, u. visirt dann über den Durchkreuzungspunkt dieser Fäden nach dem beobachtenden Punkte. Alle an Winkelmeß- u. Nivellirinstrumenten angebrachten Fernröhre haben ein solches Fadenkreuz. Es wurde zuerst 1640 vom engl. Astronomen Gascoigne eingeführt. Troughton benutzte zuerst feine Spinnfäden dazu, die nur eine $^1/_{8000}$ Linie Dicke haben.

Fadenpilze (Hyphomycetes), eine Reihe der niedersten Pilzarten, deren Strunk nur aus einer fadenförmigen Zelle od. einer Röhre besteht, die in den meisten Fällen gegliedert ist u. entweder seitlich od. auf der Spitze Fruchthäufchen bildet, welche aus sehr zarten Samen (Sporen) bestehen, durch deren Keimung die alte Form fortgepflanzt wird, sobald die gleichen Ernährungsbedingungen vorhanden sind. Beispiele sind die Schimmelarten, u. a. der gemeine Brotschimmel (Aspergillus glaucus, Abb. 2666 a), der Pinselschimmel (Penicillium crustacium, 2666 b), der Erdährenschimmel (2666 c), der Knaulschimmel (Botrytis vulgaris, 2666 d), der Tannenschimmel (Acremonium verticillatum, 2666 e) u. s. w.

Nr. 2666. Fadenpilze.
a. Brotschimmel (Aspergillus glaucus). b. Pinselschimmel (Penicillium crustacium). c. Erdährenschimmel. d. Knaulschimmel (Botrytis vulgaris). e. Tannenschimmel (Acrimonium verticillatum).

Fadenwürmer (Rundwürmer, Nematelmia, Nemathelminthes), eine an 1200 Arten umfassende Klasse langgestreckter, spulen-, faden- od. schlauchförmiger, meist drehrunder Würmer ohne Körpergliederung u. ohne Gliedmaßen, zuweilen mit Haken od. Papillen am vorderen Körperende. Den niedersten Formen dieser Würmer fehlen alle gesonderten Organe außer den Geschlechtswerkzeugen, allen aber fehlen Blutgefäße u. Athmungswerkzeuge. Jene niedersten Formen, die von vielen Forschern zu den niedersten Geschöpfen, den Protozoen, gestellt werden, sind die Gregarinen; wie diese mund- u. darmlos, aber mit einem vorstülpbaren Rüssel bewaffnet, sind die Hakenwürmer (Acanthocephalen od. Kratzer) mit der Gattung Echinorhynchus, Eingeweidewürmer, die sich mit Metamorphose entwickeln; wenigstens mit einem Munde bezüglich Speiserohr ausgerüstet sind die meist in Insekten schmarotzenden Draht- od. Saitenwürmer (Gordiaceen), während die mit wimperndem Flossensaum ausgerüsteten Borstenkiefer od. Chätognathen (Gattung Sagitta), kleine zwitterliche Seethiere, die mitunter zu den Weichthieren gerechnet werden, Mund mit Hakenkiefern u. Borsten, Darm u. After besitzen, ebenso als höchste Form die auch speziell als „Fadenwürmer“ bezeichneten Nematoden, vorwiegend parasitische Würmer getrennten Geschlechts, zu denen die in ein paar hundert Arten bekannten Spulwürmer (Askariden) gehören, die Filarien mit dem Guinea- od. Medinawurm (Filaria medinensis), die Peitschenwürmer (Trichocephalus), die Trichinen, die Palissadenwürmer (Strongylus) u. andere berüchtigte Eingeweidewürmer.

Faeces (lat., Mehrz. von faex, der Bodensatz, die Hefe) ist in der Physiologie u. Medizin der Ausdruck für die festen, geformten Entleerungen des Darmes. Der längere Aufenthalt der Auswurfstoffe des Darmes in den unteren Abschnitten bewirkt einen Wasserverlust derselben sowie ein Aneinanderkleben der einzelnen Stückchen, so daß dieselben beim Gesunden die Form annehmen, die eine plastische, wasserarme Masse, fest umschlossen von den Wandungen eines elastischen Rohres, annehmen muß. Die Bestandtheile der F. sind sehr verschieden, je nach der genossenen Nahrung. Bei verschiedenen Katarrhen u. Entzündungen des Darmes verliert derselbe seine Wasser entziehende Eigenschaft u. die F. ihren kompakten Charakter; sie sind breiig od. wässerig. Gallenzumengungen färben die F. gelb; bei Zurückhaltung der Galle jedoch (bei Gelbsucht) sind sie weiß u. lehmig. Die Untersuchung der F. ist ein wichtiges Mittel zur Feststellung einer Krankheit. Die Frage von der Unterbringung der F. nach ihrer Entleerung hat ein hohes hygieinisches u. landwirthschaftliches Interesse. Die Erfahrung, daß der in Zersetzung begriffene Koth die Verbreitung von Epidemien befördert, hat die Aufmerksamkeit der modernen Gesundheitslehre in hohem Grade erregt. Das Fortschaffen der F. aus einem bevölkerten Raum, bevor dieselben der Zersetzung anheimfallen, das Fortschaffen auf Wegen, die weder mit der Luft noch mit dem Wasser, dessen sich die Bevölkerung bedient, kommuniziren, endlich das Konserviren der F. bis zum Augenblicke der Wegschaffung aus dem Weichbilde der Stadt bildet Aufgaben, über deren Lösung die Fachmänner nicht einig sind. Man konservirt, d. h. man schützt die F. vor Fäulniß durch Desinfektion (s. d.); ihre Fortschaffung erfolgt durch Abfuhr od. Kanalisation; welcher unter diesen Methoden der Vorzug zu geben sei, ist eine noch ungelöste Frage.

Faed, Thomas, engl. Genremaler, geb. 1826 zu Burley Mill, schuf eine Reihe von Bildern aus dem Volksleben, die tief empfunden sind u. sich durch ein glänzendes Kolorit auszeichnen.

Faënza, das Faventia der alten Römer, Stadt am Lamone in der italienischen Provinz Ravenna mit etwa 17,500 E. F. ist der Sitz eines Bischofs, hat eine Citadelle, mehrere sehenswerthe Kirchen, große Majolikafabriken (Fayencefabriken), ausgezeichneten Weinbau, Leinwandweberei u. Seidenbau. Ein Kanal (Canale Zanelli) verbindet die Stadt mittelbar mit dem Adriatischen Meere. In F. wurde der Erfinder des Barometers, der große Physiker Torricelli, geboren.

Faes, Peter van der, ein seinerzeit sehr geschätzter Porträtmaler, der, 1618 zu Soest in Westfalen geb., lange in England lebte, wo er unter dem Namen Sir Peter Lely bekannt war u. 1680 in London starb. F. eignete sich die Malweise des van Dyck so sehr an, daß Porträts aus seiner früheren Zeit denen dieses Malers sehr nahe stehen. Als Hofmaler Karl's II. fand er einen großen Wirkungskreis, denn er besaß ein besonderes Talent zur Wiedergabe der weiblichen Schönheit u. Anmuth, die er, dem Geschmack der damaligen Zeit entsprechend, in möglichst großer Ueppigkeit darstellte. Hierin wurde er später immer manierirter, dabei in der Ausführung immer oberflächlicher. Die besten seiner vielen in England vorhandenen Damenporträts sind die sog. „Schönheiten“ in Hamptoncourt, Damen vom Hofe Karl's II.

Fafnir (nord. Mythol.), ein Sohn des Bauern Hreidmar, tödtete im Verein mit seinem Bruder Regin den Vater, um zu den Schätzen zu gelangen, welche Hreidmar von Odin u. Loke als Sühngeld für den von ihnen erschlagenen Otter, Hreidmar's Sohn, erhalten hatte. Darnach vertrieb F. seinen Bruder Regin u. besaß nun den Schatz allein, den er in Gestalt eines Drachen hütete. Regin aber erzog sich einen Rächer an dem jungen Sigurd, Sigmund's Sohn, fertigte ihm ein Schwert u. gab ihm Anweisung, wie er F. tödten solle. Sigurd machte eine Grube auf dem Wege, welchen F. zur bestimmten Zeit zu kommen pflegte, verbarg sich in derselben u. stieß dem über sie hinweg kriechenden Drachen das Schwert in den Leib.

Fagel, holländ. Familie, aus der mehrere bekannte Staatsmänner u. Feldherren hervorgingen. 1. Kaspar **F.**, geb. 1629 zu Harlem, gest. 1688, bekleidete wiederholt die Stelle eines Rathspensionärs, trug sehr viel zum Zustandekommen des Nimweger Friedens 1687 bei u. verfaßte das Manifest, welches Wilhelm III. seinem Regierungsantritt vorausschickte. — 2. Franz Nikolaus **F.**, Neffe des Vorigen, ausgezeichneter Feldherr, that sich in den Kämpfen gegen Ludwig XIV., nam. im Span. Erbfolgekriege, hervor u. starb 1718 als holl. General der Infanterie u. kaiserl. Feldmarschall-Leutnant. — 3. Baron Heinrich von **F.**, Großneffe von Kaspar F., führte als holländ. Staatssekretär 1794 den Abschluß eines Bündnisses zwischen Holland, Preußen u. England herbei, unterhandelte 1814, als Ge-

sandter in London, den Frieden mit England u. übernahm 1824 das Ministerium des Auswärtigen, das er bis an seinen Tod (1838) leitete. — Auch die Brüder des Vorigen, Jakob u. Robert, haben sich auf polit. u. diplomat. Gebiete bekannt gemacht.

Fagott (ital. Fagotto), bekanntes Holzblasinstrument, zur Familie der Oboe gehörend, deren Baß es ausmacht (daher der franz. Name Basson), an äußerer Gestalt ihr zwar durchaus unähnlich, hinsichtlich der Konstruktion des Mundstücks u. der von diesem nach dem Schallbecher hin konisch sich erweiternden Bohrung aber mit ihr übereinstimmend. — Das F. besteht seinem klingenden Körper nach aus einer aus Ahornholz gearbeiteten (ausgebohrten) Röhre. Diese ist, um sie bequem halten u. die Finger beider Hände naturgemäß gebrauchen zu können, in zwei Theile getheilt, die in ein drittes, unten geschlossenes Stück aneinander gezapft sind, so daß beide Röhren neben einander laufen. An diesen Röhren befinden sich die Tonlöcher — sieben an der Zahl — u. Klappen — meist zwölf geschlossene u. vier offene —; an einem Theile der Röhre, der sogenannten Flügelröhre, ist eine messingene, in Gestalt eines lateinischen S gebogene Röhre angesetzt, an deren Ende das Mundstück sich befindet. Dieses besteht aus zwei Rohrblättchen, welche nach vorn in zwei dünn ausgearbeitete, schwach gewölbte Platten auslaufen u. am hinteren Ende in ein cylindrisches, in das S eingeschobenes Röhrchen eingesetzt sind. Das Mundstück der Oboe ist, von der etwas kleineren Dimension abgesehen, gerade so konstruirt. Der Tonumfang des F. erstreckt sich über mehr als 3 Oktaven, nämlich vom Contra B bis zum zweigestrichenen es mit allen chromatischen Halbtönen. Die Spielgeläufigkeit des F. ist bedeutend, so daß sich schnelle Passagen, Triller u. auch Sprünge bis zu einer gewissen Grenze gut auf ihm ausführen lassen. Im Orchester (wo es heutzutage doppelt, hin u. wieder auch dreifach besetzt vorkommt) macht es den Baß des Holzbläserchors aus. Wegen seines dicken u. ausgiebigen Klanges nam. in der Mittellage ist es ein vortreffliches Füllinstrument; seine tiefe Lage, voll, stark, wenn auch etwas grob an Klang, dient dem Kontrabaß zur nachdrücklichen Oktavenverdoppelung, u. eben so gut ist es sowol allein als in Verbindung mit Horn, Violoncello od. Viola zur Melodieführung zu verwenden. Sein Klangcharakter neigt, gleich dem der genannten drei Instrumente, zum Ernsten u. Schwermüthigen, doch hat er eigentlich nichts Poetisches u. Edles, selbst nicht in der Mittellage; die hohen Töne haben etwas Gepreßtes u. Peinliches. Eher hat der Klang des F. einen starken Anflug von Groteskem, der leicht zum Täppisch-Komischen sich steigert. Diese Seite des Charakters macht aber das Instrument nur um so nützlicher, denn es ist für das komische u. burleske Genre eben so verwendbar wie für das ernsthafte. Das F. soll bereits 1539 von dem Kanonikus Afranio zu Ferrara erfunden od. vielmehr aus dem Baßbombard (Baßpommer), an dessen Stelle es trat, umgestaltet worden sein; die sehr lange Röhre des letztern wurde umgebogen u. zu einem Bündel (ital. fagotto) zusammengebunden, daher der Name. Große Verdienste um die Verbesserung des F. hat sich in neuerer Zeit Almenräder erworben. — Zwei im Orchester weniger gebräuchliche Arten des F. sind: a) das Kontrafagott, das tiefste Baßinstrument des Orchesters, eine volle Oktave tiefer klingend als das gewöhnliche. Sein Umfang erstreckt sich vom Kontra-B. (der 32-Fußoktave) mit allen chromatischen Halbtönen bis zum F der kleinen Oktave. Dieses nicht sehr bewegliche Instrument wird in Konzertorchestern nur sehr vereinzelt, häufiger in der Militärmusik gefunden; b) das Quintfagott od. Tenorfagott, eine Quinte höher stehend als das gewöhnliche Fagott, mit dem es ziemlich gleichen Umfang hat (vom F der großen Oktave bis zum zweigestrichenen F). — In der Orgel ist F. ein Rohrwerk, am besten im 16-, mitunter aber auch im 8-Fußton, im Manual häufiger als im Pedal, an Klangcharakter einer sonoren männlichen Stimme nicht unähnlich. Der Pfeifenkörper wird aus Metall od. Holz gefertigt u. ist nicht, wie bei anderen Rohrwerken, konisch, sondern gleichweit. Das Register F. kommt in der Orgel auch unter dem Namen Dulcian vor.

Fahlcrantz, Karl Johann, schwed. Landschaftsmaler, geb. 29. Nov. 1774 in Stora-Tuna, bildete sich fast ohne Lehrer durch das bloße Studium der Natur zum Maler aus, u. zwar ohne sein Vaterland Skandinavien zu verlassen. Er kennt daher keine andere Natur als die des Nordens; aber diese schildert er in ihren großartigen Formen mit meisterhaftem Pinsel. Tiefe elegische Stimmung herrscht in fast allen seinen Bildern. F. starb zu Anfang 1861.

Fahlerz, ein nach seiner Farbe benanntes, meist silberhaltiges, bes. mit Schwefel verbundenes Kupfererz, das semi-tesseral krystallisirt u. auf Blei- u. Silbergängen (wie bei Freiberg), hauptsächlich aber u. zwar in derben Massen, der Zechsteinformation (z. B. bei Großcamsdorf), gemeinschaftlich mit Massen von Kupferkies umbricht. Die zahlreichen Abänderungen dieses nicht unwichtigen Erzes weichen chemisch sehr von einander ab, da sie isomorphe Mischungen verschiedener Schwefelsalze sind.

Fahlleder, ein aus dünnen Ochsen- od. Kuhhäuten lohgar gemachtes u. meist zu Oberleder an Schuhen u. Stiefeln verwendetes Leder.

Fahlun, Hauptstadt der schwed. Provinz Stora Kopparbergs od. Fahlu-Län u. Bergstadt, liegt am Runn-See u. in einer durch den Kupferrauch von aller Vegetation entblößten, gebirgigen Gegend, hat 5600 E., ein Gymnasium u. eine Bergakademie. Die Stadt macht einen finsteren Eindruck, da der Rauch alle Gebäude mit einem grünlichen Ruß überzogen hat. Dicht neben der Stadt liegt im W. der große Kupferberg (Stora Kopperberget), das größte Kupferbergwerk von ganz Europa. Die älteren Gruben, deren Ausbeute früher bei weitem bedeutender gewesen ist als jetzt, können zum Theil bei Tageslicht betrieben werden; der Mangel an Vorsicht hat aber wiederholt Einstürze veranlaßt, so nam. 1867; in dem Bergwerke selbst befindet sich, in Felsen gehauen, ein Rathssaal, eine Kirche, ein Zimmer für das Grubengericht u. ein anderes für die mineralogischen Sammlungen. Das Berg- u. Hüttenwerk, welches von einer Aktiengesellschaft betrieben wird, hat vor zwei Jahrhunderten über 65,000 Ctnr. Garkupfer erzeugt, während es jetzt nur noch den sechsten Theil hiervon produzirt.

Nr. 2667. Fahlun.

Fahne (Banner, Panier) heißt ein Feldzeichen, das aus einem Stück Zeuge besteht (Fahnenblatt), welches oben an einem Stabe (Fahnenstock) od. einer Lanze befestigt, mit Farben od. Bildern geschmückt u. am unteren Rande in der Regel mit einem Besatze od. Fransen versehen ist. Solche F.n gab es schon im Alterthume bei den Völkern des Orients u. in Europa bei den Römern. Bei letzteren war die F. ein gewöhnlich quadratisches Stück gewebten Stoffes, das aber nicht unmittelbar an der Lanze selbst befestigt war, sondern an einem Querstabe, der mit zwei Schnüren oben an der Spitze der Lanze hing, so daß die F. der Römer der heutigen Prozessionsfahne glich. Solche F.n (vexilla) hatte vorzugsweise die Reiterei, während bei dem Fußvolk Rundbilder auf Stangen (signa) gebräuchlich waren. Wie das Feld od. Heerzeichen der pers. Könige ein auf einer Lanze befestigter Adler war, wie ferner die alten Germanen u. Bataver nach Tacitus als Feldzeichen sich der Bilder wilder Thiere bedienten, so hatten auch die Römer in den ältesten Zeiten Bilder von Thieren auf Stangen gesteckt, die im Kriege dem Heere vorgetragen

wurden, u. zwar vorzugsweise solche Thiere, die eine symbolische Beziehung zu der ältesten Geschichte Roms hatten, wie der Adler, die Wölfin, die Sau u. s. w. Später beschränkte man sich hierin fast allein auf den Adler, der das Hauptfeldzeichen einer Legion blieb. Die einzelnen Kohorten hatten dann wieder ihre besonderen Feldzeichen, die sich häufig auch durch abweichende Färbung von einander unterschieden. An die Stelle dieser Zeichen trat seit Konstantin d. Gr. entweder das von ihm im Kriege gegen den Maxentius am Himmel gesehene Zeichen, nämlich die beiden ersten als Monogramm in einander geschriebenen Buchstaben des Namens Christus (s. nebenstehende Figur) od. das christliche Kreuz selber. Dies ist das uns von Eusebius beschriebene Labarum, die Heeresfahne Konstantin's d. Gr., deren Tuch an der ganzen Länge des mit dem Schaft ein Kreuz bildenden Querstabes befestigt, unten mit einem Saume versehen, mit Gold durchwebt, mit Edelsteinen u. mit den goldenen Bildnissen des Kaisers u. seiner Kinder geschmückt war. Das Monogramm Christi od. das christliche Kreuz wurde seit jener Zeit auch auch als Schild- u. als Helmzeichen angewendet. Diese F. Konstantin's wurde das Vorbild der noch jetzt in der katholischen Christenheit gebräuchlichen Kirchen- od. Prozessionsfahne. Zu den merkwürdigen F.n des späteren Alterthums gehört auch die des Ostgothen Dietrich von Bern, die, weiß u. golden, mit 70 goldenen Schellen behängt war, u. die seines Gegners Ermenrich, die ebenso behängt, dreigetheilt, schwarz, goldgelb u. grasgrün war.

Die alten Völker beschränkten den Gebrauch der F. nicht blos auf den eigentlichen Krieg, sondern führten sie auch bei kriegerischen Spielen od. steckten sie als Zeichen der Herrschaft, der Anwesenheit des Eigenthümers u. dgl. auf Festungen u. Schlössern auf. F.n besonderer Art u. Farbe dienten ferner dazu, das Zeichen zum Kampfe zu geben, wie man in späterer Zeit eine rothe F., die Blutfahne, aussteckte, um einen Kampf auf Leben u. Tod, u. umgekehrt eine weiße F., um die Uebergabe einer Festung anzukündigen. Endlich hatten auch Körperschaften (collegia), wie die Zünfte der späteren Zeit, mit Bildern u. Zeichen geschmückte Fahnen.

Noch ausgedehnter als im Alterthum war der Gebrauch der F. das ganze Mittelalter hindurch, wo sie als eins der hauptsächlichsten Stücke bei der Bewaffnung des Ritters galt. An der Lanze befestigt, war sie das Erkennungszeichen des Ritters, da sie dessen Wappen od. wenigstens die Farben des Wappens enthielt. Schon im 9. u. 10. Jahrh. ließen sich Kaiser u. Könige mit Schild u. Fähnchen darstellen. Hierher gehört die auf einem merkwürdigen Mosaikbilde im Lateran zu Rom dargestellte F. Karl's d. Gr., welche an einer bequasteten Lanze befestigt u. mit sechs fünfblättrigen Blumen geschmückt ist, die um eine Rundscheibe stehen; ferner das Lanzenfähnchen Otto's III. (auf einem Siegel aus dem J. 999), dessen Tuch, in eine Spitze auslaufend, blattförmig verzierte Ränder hat u. in dem unteren Winkel am Fahnenstock eine Lilie zeigt. Solche F.n hatten, um sie als Waffe gebrauchen zu können, eine Lanze als Fahnenstock; sie waren von bestimmter Schildfarbe, od. enthielten das Wappen ihres Inhabers. So hatte das Heer der Christen schon beim ersten Kreuzzuge in den Fahnen im Allgemeinen das Zeichen des Kreuzes, wozu je nach den verschiedenen Ländern der Kreuzfahrer noch andere Merkmale kamen, die theils in Bildern, theils in Farben bestanden. So war z. B. die F. Boëmund's blutroth, die des Königs Balduin weiß, u. Tancred's F. war mit einem Antoniuskreuz versehen.

In das 11. Jahrh., also in eine Zeit, wo Bischöfe u. andere Geistliche mit in den Krieg zogen, fällt auch die Einführung des sog. Caroccinus, d. h. des großen vierrädrigen Fahnenwagens, der, mit Farben angestrichen od. mit Decken belegt, ursprünglich eine hohe, dicke Stange mit goldenem Knopfe u. dem Bilde des Gekreuzigten, später eine große F. mit dem Wappen der jedesmaligen Stadt u. unten herum noch andere Wappenschilde trug. Er wurde von einem od. zwei Paar starken Ochsen gezogen, die mit Decken belegt waren; nebenher ging als Vertheidigung eine auserlesene Mannschaft, während auf dem Wagen die Hornbläser des Heeres sich befanden, zuweilen auch ein Priester zum Messelesen od. für die Beichte der Verwundeten u. Sterbenden. Der Wagen galt als ein Heiligthum, so daß es eine große Schmach war, ihn an den Feind zu verlieren; so z. B. eroberte Kaiser Friedrich II. im J. 1237 im Kriege gegen die Mailänder einen solchen Wagen u. schickte ihn als Trophäe nach Rom. Den ersten Fahnenwagen dieser Art erfand od. gebrauchte der Erzbischof Heribert von Mailand im J. 1039.

Was die verschiedene Form der F.n u. die Art der Anheftung am Fahnenstocke betrifft, so erhielt sich die bei den Römern übliche Befestigung an einem Querstabe bis ins 9. Jahrh. Erst unter dem byzantinischen Kaiser Leo (ums J. 820) wurde die noch gegenwärtig übliche Befestigungsart des Fahnenblattes unmittelbar am Fahnenstocke (das bandum) eingeführt. Eine derartige befestigte F. heißt **Banner** im engeren Sinne (dieses Wort kommt wahrscheinlich vom spätlateinischen bandum, deutsch Band). Ein eigenes Banner durften im Mittelalter nur diejenigen Lehnsherren (Bannerherren) führen, die eine eigene kleinere od. größere Truppe zum Kriegsgefolge stellten. Das vornehmste dieser Banner war das Reichsbanner, welches die deutschen Könige u. Kaiser im Kriege mit sich führten. Eine besondere Form der F. ist die flammenartige Spitzfahne od. Zipfelfahne (flammula), so genannt von der sich schlängelnden, in Spitzen ausgehenden Gestalt der Flammen; sie kann entweder unmittelbar am Fahnenstocke befestigt sein od. an einem daran hangenden Querstabe. F.n dieser Art, die sich, als aus dem Orient entlehnt, ebenfalls schon bei den Römern finden, waren im Mittelalter ganz gewöhnlich.

Nr. 2668. Fahnen.

a. Feldzeichen der Gallier. b. Feldzeichen u. Fahnen der Römer. c. altindisches. d. altassyrische. e. altägyptische Feldzeichen. f. Fahne aus dem Bauernkriege (Bundschuh). g. Kirchenfahnen. h. Adler aus dem ersten franz. Kaiserreich. i. Preuß. Adler. k. Deutsche Reichsfahne. l. Amerikanische Fahne. m. Deutsche Reichsstandarte. n. Franz. Standarte. o. Engl. Militärfahne. p. Franz. Militärfahne. q. Chines. Handels- u. Kriegsflagge. r. Reiterstandarte Gustav Adolf's.

Eine fast eben so große Rolle wie bei den Deutschen spielen die Kriegsfahnen bei den skandinavischen u. bei den slavischen Völkern Europa's, bei den Türken, Arabern, Persern, Chinesen u. Japanesen. Bei den Türken galt die F. als Zeichen der Oberherrschaft u. wurde daher als solches von den Khalifen den Statthaltern zum Zeichen ihrer Stellvertretung übergeben; eine derartige F. war weiß, während eine schwarze das Thronfolgerecht ausdrückte. Ihre Kriegsfahne war stets mit dem silbernen Halbmond versehen, sei es unmittelbar unter der Spitze des Fahnenstockes od. auf dem Fahnenblatte; bei dem Heere aber hatten die verschiedenen Abtheilungen ihre F. von eigener Farbe. Eigenthümlich ist der Schnitt der F. bei den Chinesen u. Japanesen; hier ist das Fahnenblatt am Fahnenstocke entweder mit dem ganzen Rande befestigt od. durch Schleifen od. Schlingen damit verbunden. Der Fahnenstock ist sehr verschiedenartig dekorirt, oben mit einem Drachenkopf besetzt, mit einem Knopf, einem

Stern od. mit einer Art von schirmförmigem Dache. Die Farbe des Fahnentuches, das oft Schriftzuge trägt, ist lebhaft. Die Farbe der kaiserlichen F. in China ist gelb. Im Fahnenblatte ist in der Regel ein Bild, das Landeswappen od. ein dem Schilde ähnliches Wappen angebracht. In Japan trägt der Fahnenträger die F. mit dem Reichswappen in einem auf dem Rucken befestigten Fahnenschuh, so daß er die Hände frei hat.

Bei allen Volkern wurde u. wird die F. als ein Heiligthum betrachtet, welches zu erhalten u. zu vertheidigen der Krieger sein Leben einsetzt. Die dem Feinde abgenommene F. wird als die glanzvollste Trophäe angesehen, die im Zeughause ihren Ehrenplatz erhält. Jeder Soldat wird daher beim Eintritt in den Dienst auf die F. vereidigt, d. h. er schwört den Eid der Treue in Gegenwart der enthüllten F. (Fahneneid), indem er die drei Finger der rechten Hand auf die F. seines Truppentheils legt; deshalb erhält auch eine neue F. eine durch den Feldprediger vollzogene feierliche Fahnenweihe, u. jede F. bekommt vor dem Quartier des Regiments od. Bataillonskommandeurs, in welchem sie aufbewahrt wird, eine Ehrenwache (Fahnenwache). In der Regel hat nämlich bei der Infanterie jedes Regiment eine F., bei der Kavallerie jedes Regiment eine Standarte, die kleiner ist als die F. u. ein kleines, kaum $^1/_5$—$^1/_{10}$ □m. haltendes Fahnenblatt hat. Das Amt des Fahnenträgers (früher Fahnenjunker) ist ein Ehrenamt, zu dem früher nur Krieger auserwählt wurden, die bereits mit Auszeichnung gedient. Jetzt versieht ein Unteroffizier dieses Amt. — Als Auszeichnung für ganze Truppentheile wird denselben von ihrem Kriegsherrn ein besonderer Schmuck an der F. (Fahnenbänder an der Spitze, metallene Ringe mit Inschriften am Schafte) verliehen. Die F. der deutschen Truppentheile, welche die Feldzüge von 1813—15 od. von 1870/71 mitgemacht haben, tragen das Eiserne Kreuz an der Spitze.

In der Heraldik kommt die F. bisweilen im Schilde als Wappenbild vor; häufiger dient sie als Helmzierde, od. sie wird als Prachtstück von Schildhaltern getragen, od. hinter den Schild aufrecht od. mit einer zweiten kreuzweise gestellt. Die darauf dargestellten Figuren liegen mit ihrer Vorderseite meistens nach dem Fahnenstocke zu. Der Rand der F. ist gewöhnlich mit einem Borden- (gebordet) od. mit einem Fransenbesatze (befranst) versehen. — F. od. Fähnlein heißt im Mittelalter auch ein Infanteriehaufen od. eine Reiterschwadron von unbestimmter Zahl. — In der Buchdruckerei nennt man F. die ersten Abzüge, die behufs der Korrektur von einem Manuskript gemacht werden, bevor die Umbrechung des Satzes in Kolumnen erfolgt, die also noch wesentliche Aenderungen im Satze zulassen. — F. einer Feder s. v. w. der Bart derselben.

Fähnrich wurde im Mittelalter der Fahnenträger genannt, bei der Kavallerie Cornet. Gegenwärtig erhalten diejenigen jungen Männer, welche auf Beförderung zum Offizier dienen, nach Ablegung ihres wissenschaftlichen Examens (Fähnrichsexamen) bei sonstiger militärischer Tüchtigkeit den Fähnrichsrang u. das Offizierportepee. Der F. gehört zur Klasse der Unteroffiziere u. rangirt nach dem Feldwebel, resp. Wachtmeister.

Fähre, ein flaches, fast in quadratischer Form gebautes Fahrzeug zum Transport von Personen, Thieren u. Fuhrwerk von einem Ufer eines Flusses od. schmalen Meeresarmes zum andern. Handfähre nennt man dasselbe, wenn es von nur einem Mann geleitet wird; Seilfähre, wenn es an einem Tau läuft, das von einem Ufer bis zum andern ausgespannt ist. — Fliegende F. nennt man ein Fahrzeug, das, von einer in der Mitte des Stromes festgeankerten u. durch mehrere Kähne über dem Wasserspiegel erhaltenen langen Kette gehalten, durch die Stellung des Steuerruders gegen die Strömung nach Belieben in einer Kreisbogenbewegung von einem Ufer zum andern hingeleitet werden kann. Sind 2 od. 3 Kähne zu einer solchen F. verbunden u. mit einem gemeinschaftlichen Fußboden belegt, so heißt eine solche F. fliegende Brücke. Dergleichen F.n können jedoch nur an Flußstellen mit lebhafter Strömung angebracht werden. In neuerer Zeit bedient man sich zur Fortbewegung der F. auch des Dampfes, mittels einer am Ufer feststehenden od. auf der F. selbst befindlichen Dampfmaschine.

fahrende Habe ist die deutschrechtliche Bezeichnung für bewegliche Sachen im Gegensatze zu den Grundstücken, die „Gut, Erbe, Eigen“ genannt wurden. Zur fahrenden Habe, d. i. Allem, was sich aufladen u. fortschaffen läßt, gehörten alle Dinge, die „die Fackel verzehrt“, wozu Grund u. Boden, da dieser unzerstörbar ist, nicht mitgerechnet werden kann.

fahrende Leute hießen im Mittelalter die einzeln od. in Truppen umherziehenden Künstler niederen Ranges, Tänzer, Fechter, Springer, Ringkämpfer, Taschenspieler, Bänkelsänger, Spielleute, Marktschreier, Quacksalber u. Kleinkrämer, die bei Volksfesten, auf Jahrmärkten u. bei ähnlichen Gelegenheiten, bei welchen die Menge in größerer Zahl auf öffentlichen Plätzen zusammenströmte, sich produzirten od. ihre Waaren feil hielten. Diese schon in den späteren Zeiten des röm. Kaiserreichs aufgetauchte u. von dort in das germanische Volksleben übergegangene Menschenklasse, die sich meist aus Leuten von sehr zweifelhaftem Ruf u. liederlichem Lebenswandel zusammensetzte, wurde als außerhalb der anständigen Gesellschaft stehend u. daher als rechtlos betrachtet. Das Zeitalter der Kreuzzüge, in welchem das Geschlecht der f. L. bes. üppig emporwucherte, prägte demselben diesen gemischten u. abenteuerischen Charakter auf. Demselben Schicksal verfielen mit der Zeit auch die Anfangs besser beleumundeten fahrenden Sänger, Poeten od. vortragende Künstler, die gleichfalls von Land zu Land, von Burg zu Burg zogen u. bei feierlichen Versammlungen, auf Hoffesten u. dgl. eigene od. fremde Poesien rezitirten. Für die Mißachtung, mit der Staat u. Kirche den f.n L.n begegneten, wurden diese durch die Beliebtheit entschädigt, deren sie sich beim Volke zu erfreuen hatten, wie denn die Fortentwicklung der steifen kirchlichen Aufzüge u. Schaustellungen zu einem volksthümlichen deutschen Theater (s. d.) zum großen Theile der Hinzuziehung solcher wandernden Künstlertruppen zu verdanken ist. Der Anschluß gebildeterer Volkselemente an diese seltsam gemischten Nomadenzüge, der Hinzutritt umherziehender Priester, Mönche u. Nonnen, nam. aber der **fahrenden Schüler** (Jünger der Wissenschaft, die theils studirend, theils abenteuernd von Ort zu Ort zogen) war freilich zu vereinzelt, als daß er die gesellschaftliche Stellung dieser Klasse dauernd zu heben vermocht hätte. Hierin trat erst eine Besserung ein, als mit dem Ausgange des Mittelalters, infolge strengerer Handhabung der Gesetze, die große Zahl der f. L. sich verringerte u. diese selbst, in die allgemeine Rechtsordnung aufgenommen, sich eines geordneteren Lebenswandels befleißigten. Der bereits im Erlöschen begriffenen Volksklasse führte der Dreißigjährige Krieg mit seinen anarchischen Zuständen neue Nahrung zu. Von Italien u. den slavischen Ländern her ergoß sich von Neuem eine Flut von Komödianten, Wundermännern, Taschenspielern 2c. über Deutschland, in dem es an Zulauf u. Nachahmung nicht fehlte. Auch heute noch ist das fahrende Volk nicht ganz ausgestorben, das noch immer — obwol in sehr engen u. streng von den Behörden bewachten Grenzen — auf Messen u. Jahrmärkten sein Wesen treibt.

fahrende Schüler, s. „fahrende Leute“.

Fahrenheit, Gabriel Daniel, wurde am 14. Mai 1686 zu Danzig, woselbst sein Vater Kaufmann war, geboren. Er ging als junger Mensch nach Amsterdam, um dort den Handel zu erlernen; seine Neigung führte ihn jedoch zur ausschließlichen Beschäftigung mit der Physik. Er bereiste England u. Deutschland, lebte aber später hauptsächlich in Holland, meist im Umgange mit den naturwissenschaftlichen Größen der damaligen Zeit, wie 's Gravesande u. A. Ihm gebührt das große Verdienst, die ersten übereinstimmenden Thermometer konstruirt zu haben, indem er nach dem schon 1680 von Halley gemachten Vorschlage Quecksilber statt Weingeist zur Füllung verwendete u. die Skala zuerst auf zwei feste Punkte stützte, den Punkt der größten Kälte zu Danzig im J. 1709 (die er stets durch Mischung gleicher Theile Schnee u. Salmiak wiederfand) u. den Siedepunkt des Quecksilbers, später den des Wassers. Seine Skala, die die Vorzüge eines tief liegenden Nullpunktes u. sehr kleiner Grade hat, ist noch fast durchweg in England u. Amerika im Gebrauche (s. „Thermometer“). Er stellte auch Versuche an über das Gefrieren des Wassers im luftleeren Raume u. fand bei der Gelegenheit, daß man Wasser weit unter den Gefrierpunkt abkühlen kann, ohne daß es fest wird. Auch das erste Thermobarometer wurde von ihm konstruirt u. das Aräometer verbessert. Ueber der Konstruktion von Maschinen zur Entwässerung überschwemmter Gegenden Hollands überraschte ihn der Tod 16. Sept. 1736.

Fahrlässigkeit, s. „Culpa“.

Fahrniß, fahrende Habe (s. d.).

Fahrstuhl, Fahrschacht, s. „Bergbau“.

Fährte nennt man die Trittspuren des Wildes, bes. des Roth- u. Schwarzwildes, ausgenommen die der Raubthiere, die man Spur nennt. Ein geübter Jäger vermag aus der F. Alter, Geschlecht u. Größe des Wildes zu erkennen, sowie auch mit Gewißheit zu bestimmen, ob die F. von einem gesunden od. kranken Thiere herrührt.

Fährtenabdrücke sind die versteinerten Trittspuren urweltlicher Thiere, wie man sie meist in Buntsandstein u. Keuper findet. Sie rühren hauptsächlich von Sauriern, Schildkröten u. Vögeln her u. entstanden, indem jene Thiere auf eine damals noch weiche Thonschicht traten, auf welche sich später eine Sandsteinschicht lagerte.

Fährtensandstein ist in den Schichten der Buntsandsteinformation diejenige Lage von Sandstein mit Schieferthon, welche sich an mehreren Orten Deutschlands, nam. u. zuerst bei Hildburghausen, dann bei Kissingen, Kulmbach u. Jena, durch das Vorkommen von großen u. kleinen, zu je vier immer zu Einem Thiere gehörigen Fährten (Laufspuren) auszeichnet, welche, eine sehr plumpe Fußform darstellend, von den Meisten einem vorweltlichen Riesenfrosche zugeschrieben werden.

Fahrwasser, die Wasserstraße, auf der sich ein Fahrzeug fortbewegen kann, ist meist in der Mitte des Flusses od. Stromes, ferner, wo keine Klippen u. Bänke die Schiffahrt unsicher machen u. wo die erforderliche Tiefe für die beladenen Fahrzeuge vorhanden ist.

Faidherbe (spr. Fäderb'), Louis Léon César, franz. General, geb. 3. Juni 1818 zu Lille, machte in den Vierziger Jahren die Kämpfe in Algier mit u. betheiligte sich von dort aus mit Auszeichnung an mehreren militärischen Expeditionen. Im J. 1854 zum Gouverneur von Senegambien ernannt, warf er wiederholt die aufständischen maurischen Stämme nieder u. führte eine geordnete Verwaltung in der Provinz ein. In dieser Stellung behauptete er sich mit nur geringer Unterbrechung mehr als ein Jahrzehnt, bis er 1865, seinem eigenen Wunsche gemäß, abberufen u. mit einem Kommando in Algier betraut wurde. Der Deutsch-franz. Krieg eröffnete F., der inzwischen zum Brigadegeneral aufgerückt war, einen größeren Wirkungskreis. Die provisorische Regierung berief ihn Ende Nov. 1870 nach Frankreich u. stellte ihn an die Spitze der kurz vorher bei Amiens geschlagenen Nordarmee. Nachdem er seine Streitkräfte nach Möglichkeit reorganisirt u. verstärkt hatte, begann er den Vormarsch auf Paris, wurde jedoch am Bache Hallu von Manteuffel aufgehalten u. aus der festen Stellung, die er dort eingenommen, mit Verlust zurückgetrieben (23. Dez. 1870). Unaufhörlich von den Deutschen verfolgt, mußte er bis hinter Arras zurückgehen. Erst als Manteuffel seine Streitkräfte behufs der Cernirung der Festung Peronne theilen mußte, versuchte F. 2. Jan. 1871 einen neuen Vorstoß, der aber eben so erfolglos für ihn ausfiel wie der Hauptangriff, den er am folgenden Tage auf die Stellung der Deutschen bei Bapaume unternahm. Die Division Kummer behauptete unter Goeben's Führung das Schlachtfeld u. zwang F. zum Rückzuge nach Arras u. Douai. Eine entscheidende Niederlage erlitt er 19. Jan. bei St. Quentin, wo Goeben ihm 11,000 Gefangene, Geschütze u. sonstige Beute abnahm, so daß F. sich mit den Trümmern seines Heeres hinter die Mauern von Lille flüchten mußte. Nach dem Friedensschlusse legte er sein Kommando nieder u. trat als Vertreter seiner Vaterstadt in die Nationalversammlung, in deren Verhandlungen er jedoch wenig eingriff. F. ist einer der gebildetsten Offiziere der franz. Armee u. bereicherte die Erd-, Völker- u. Sprachkunde durch verdienstvolle schriftstellerische Arbeiten, von welchen wir nennen: „Annaire du Sénégal" (seit 1860), ein „Chapitre de géographie sur le Nord-Ouest de l'Afrique" (St. Louis 1864) u. eine „Collection des inscriptions numidiques" (Par. 1870). Ueber seine Thätigkeit während des Deutsch-franz. Kriegs berichtete er in seiner Schrift „Campagne de l'armée du Nord" (Par. 1871).

Failly (spr. Falji), Charles Achille de, franz. General, geb. 21. Jan. 1810 zu Rozoy-sur-Serre im Dep. Aisne, diente in Algier, wo er sich das Offizierkreuz der Ehrenlegion erwarb, u. zeichnete sich im Krimkriege, den er als Brigadegeneral mitmachte, nam. an der Alma u. in den Sturmangriffen auf Sebastopol u. den Malakow aus. Am Italien. Kriege nahm er als Divisionsgeneral Theil; die Tapferkeit, die er an der Spitze seiner Division bei Solferino bekundete, brachte ihm das Großoffizierkreuz der Ehrenlegion ein. Im Okt. 1867 betraute ihn der Kaiser mit der Führung des röm. Expeditionscorps, welches das neue Chassepotgewehr in der Schlacht bei Mentana (4. Nov.) zuerst mit Erfolg anwandte. Im Deutsch-franz. Kriege wurde er an die Spitze des 5. Armeecorps gestellt, das nach der Niederlage Mac Mahon's bei Wörth mit diesem nach Châlons zurückgehen mußte u. hierauf die Vorhut der neuen Mac Mahon'schen Armee bildete, welche das in Metz eingeschlossene Heer entsetzen sollte. F. wurde jedoch schon 30. Aug. 1870 von den Preußen ereilt u. bei Beaumont geschlagen, hielt hierdurch Mac Mahon in seinem Vormarsche auf, wurde in dessen Einschließung verwickelt u. mußte am 2. Sept. mit der ganzen Armee zu Sedan kapituliren.

Fain (spr. Fäng), Baron Agathon Jean Frédéric, geb. 11. Jan. 1778 zu Paris, war unter der Republik Divisionschef der Archive u. Staatssekretär u. wurde 1806 Sekretär im kaiserlichen Geheimkabinet, später geheimer Privatsekretär Napoleon's, dem er auf allen Feldzügen bis zu seinem Sturze zur Seite blieb. Nachdem er in der Restaurationsepoche zurückgezogen gelebt, wurde er 1830 Kabinetssekretär Ludwig Philipp's, 1832 Generalintendant der Civilliste. Er starb 14. Sept. 1836. Die von ihm veröffentlichten Aufzeichnungen u. Aktenstücke sind für die Geschichte seiner Zeit von Wichtigkeit.

Fairfax (spr. Färfäks), Lord Thomas, engl. General, geb. 1611 zu Denton (Yorkshire), wurde 1645 zum Oberbefehlshaber des Parlamentsheeres ernannt, schlug Karl I. (4. Aug.), eroberte das Land für das Parlament u. bezwang Orford. Als Cromwell, der während des Krieges als Generalleutnant unter ihm gedient hatte, immer mehr Macht gewann u. zur Auflösung des Parlaments schritt, fügte sich F. diesem Vorgehen nur mit Widerstreben. Er wies die ihm übertragene Führung der Expedition nach Schottland zurück (1650), ergriff sogar nach Cromwell's Tode offen für Karl II. Partei u. war für dessen Zurückberufung u. Wiedereinsetzung thätig. Er starb 12. Febr. 1671. Seine Memoiren erschienen 1699 zu London.

Fairholt (spr. Fehrhohlt), Frederick William, engl. Zeichner u. Kunstschriftsteller, geb. 1813 zu London als Sohn eines eingewanderten deutschen Kaufmanns, Namens Fahrholz, wendete sich Anfangs dem Kaufmannsstande zu, folgte dann aber seinen künstlerischen Neigungen u. widmete sich ganz der Zeichnung für Holzschnitte, sowie dem Studium der Kunst- u. Kulturgeschichte. Sein bestes Werk ist seine Geschichte der engl. Trachten: „Costume in England" (2. Aufl. 1860). Später lieferte er als Genremaler viele Bilder aus dem ital. Volksleben.

Faiseur (franz., spr. Fäjöhr), Macher, Anstifter, Ausführer eines Unternehmens, meist in nicht sehr rühmlichem Sinne gebraucht.

Faißt, Immanuel (Gottlob Friedrich), ausgezeichneter Orgelspieler, tüchtiger Theoretiker u. Komponist, geb. 13. Okt. 1823 zu Eßlingen in Württemberg, beschäftigte sich schon frühzeitig viel mit Musik. Zur Theologie bestimmt, bezog er 1836 das Seminar zu Schönthal u. 1840 das sog. Stift in Tübingen, wo Silcher in musikalischen Dingen sein Lehrer wurde. Da aber seine Neigung zur Tonkunst immer mächtiger wurde, so gab er die Theologie auf, zumal da die württembergische Oberkirchenbehörde ihn dazu erkoren hatte, behufs Studien auf dem Gebiet der Kirchenmusik auf Reisen zu gehen. So begab er sich denn im Spätjahr 1844 nach Berlin, wo ihn vor Allen Mendelssohn anzog, außerdem wurde er sehr durch den Umgang mit Dehn u. den Organisten Haupt u. Thiele gefördert. Auf der Rückreise in sein Vaterland trat er im Sommer 1846 als Orgelvirtuos an verschiedenen Orten öffentlich auf, u. überall fanden sein Spiel wie seine Kompositionen die ehrendste Anerkennung. Im J. 1847 gründete er in Stuttgart, wo er sich niedergelassen hatte, einen Verein für die Pflege klassischer Kirchenmusik, wurde bald darauf mit der Direktion des „Liederkranzes" (die er 10 Jahre führte) u. 1849 mit der Oberleitung des damals neubegründeten Schwäbischen Sängerbundes betraut. Bei der Gründung des Stuttgarter Konservatoriums im J. 1857 in hervorragender Weise betheiligt, führt er seit 1859 die artistische Direktion dieses Instituts aufs Verdienstvollste, sowie er seit 1865 auch als Organist u. Musikdirektor an der Stiftskirche fungirt u. vermöge besonderer königlicher Verleihung den Titel „Professor der Musik" führt. — Von seinen zahlreichen Motetten, Psalmen, Orgelstücken, größeren u. kleineren Männerchorsachen ꝛc. ist bis jetzt nur verhältnißmäßig wenig im Druck erschienen.

Fait accompli (franz., spr. Fät okongpli), eine vollendete Thatsache, an der sich nichts mehr ändern läßt, ein Ereigniß, welches nicht ungeschehen gemacht werden kann.

Fajum od. Fejum, eine der fruchtbarsten Provinzen Aegyptens, mit 3 Kreisen, 104 Dörfern u. 140,000 Bewohnern, ist eine 4 M. breite u. 7 M. lange Oase in der Libyschen Wüste, westl. von Benisuef, welche sich nach W. hin allmählig in die Wüste verliert, während ihr größerer östl. Theil mit Zuckerrohr u. Getreidefeldern, Rosen- u. Orangengärten bedeckt ist. Die Fruchtbarkeit ist ermöglicht durch den mächtigen, jetzt freilich sehr verfallenen Jussuf-(Josephs-)Kanal, der in alter Zeit den berühmten Mörissee (s. d.) füllte, in neuerer wahrscheinlich durch Uebertreten einen ausgedehnten, von Tamarixwaldungen eingefaßten See, den Birket-el-Kerun, gebildet hat. In der Nähe der Dammreste des Mörissees liegen die ausgedehnten Ruinen des Labyrinthes Amenemha's III. als ein schwer zu enträthselndes Chaos von verfallenen Mauern, Säulenkapitälen ꝛc. Im NO. der Provinz erhebt sich die Pyramide von Illahun. Der Hauptort ist Medinet-el-F. mit 15,000 Einw. Die Haupterzeugnisse des Gebietes sind: Rosen, aus denen Rosenwasser bereitet wird, Weizen, Durra, Flachs, Indigo, Datteln, Feigen u. Oliven; die Thierwelt ist nam. durch feinwollige Schafe u. Kameele vertreten.

Fakir, im Arabischen eigentlich ein Armer, ist der Name der in Indien weitverbreiteten Bettelmönche, welche dort ungefähr dieselbe Rolle spielen, wie in Persien die Derwische. Es sind büßende Einsiedler, die sich die schrecklichsten Selbstpeinigungen auflegen. Manche suchen freiwillig den Tod in des Ganges heiliger Flut od. lassen sich unter den Rädern des Götterwagens von Jaggernaut zermalmen. Schmuzig u. halbnackt treiben sie sich, bes. an vielbesuchten Wallfahrtsorten, bettelnd umher u. tragen ihre Armuth zur Schau, obwol sie bisweilen große Reichthümer aufgehäuft haben.

Nr. 2669. Indische Fakirs.

Faktor (lat. factor) heißt Derjenige, der Etwas macht, besorgt, daher im Handel ein Geschäftsführer, Disponent, Prokurist, der im Auftrage des Prinzipals das ganze Geschäft od. einen Theil desselben leitet. Die Vollmacht, kraft welcher ein F. innerhalb bestimmter Grenzen der Verantwortlichkeit im Namen od. für Rechnung des Prinzipals od. Besitzers die betr. Geschäfte abschließt, heißt Prokura. Am gebräuchlichsten ist die Bezeichnung F. im Fabrikgeschäft, wie auch in den Buchdruckereien, Schriftgießereien 2c. — In der Arithmetik ist **F.** der gemeinsame Name des Multiplikandus u. Multiplikators, also für jedes einzelne Glied eines Produkts. Daher nennt man auch in übertragener Bedeutung Faktoren diejenigen einzelnen Ursachen, durch deren Zusammenwirken eine Thatsache (factum) od. ein Produkt entsteht. So bezeichnet man insbes. die Natur, die Arbeit u. das Kapital, od. auch blos die beiden letzteren, als die Faktoren der wirthschaftlichen Produktion.

Faktoreien sind größere Handelsniederlassungen in fremden, namentl. überseeischen Ländern, mit denen gewöhnlich Niederlagen für ein- u. auszuführende Waaren verbunden sind u. die unter eigenen, von den betr. Kaufleuten od. Handelsgesellschaften mit besonderen Vollmachten versehenen Beamten od. Faktoren stehen. Solche F. hatten einst die Hansastädte in aller Welt u. haben heute noch die Engländer in Kanton, den Ostind. Inseln 2c.

Faktoren einer Zahl nennt man in der Mathematik diejenigen Zahlen, welche durch gegenseitige Multiplikation die erstere Zahl ergeben. So sind z. B. 2 u. 12 od. 2 u. 2 u. 2 u. 3 od. 8 u. 3 od. 4 u. 6 od. $\frac{1}{2}$ u. 48 u. s. w. Faktoren der Zahl 24; denn es ist $2 \times 12 = 2 \times 2 \times 2 \times 3 = 8 \times 3 = 4 \times 6 = \frac{1}{2} \times 48$ u. s. w. alles = 24. Die erhaltene Zahl, also hier 24, nennt man auch das Produkt der betreffenden Faktoren (s. auch „Wurzel“).

Fakultät (vom lat. facultas, s. d.), d. i. Fähigkeit, Vermögen, ist im engeren Sinne der Name der Hauptabtheilungen, in welche eine Hochschule nach den an ihr gelehrten Hauptfachwissenschaften zerfällt. Solcher F. hat jede Universität in der Regel vier: eine philosophische, juristische, medizinische u. theologische. Zu diesen ist in jüngster Zeit an manchen Universitäten noch eine staatswissenschaftliche u. eine naturwissenschaftliche getreten.

fakultativ (von Fakultät), je nach der Fähigkeit, dem Vermögen, den Umständen. Fakultative Unterrichtsgegenstände z. B. sind solche, deren Erlernung dem freien Ermessen des Schülers anheimgestellt ist, im Gegensatze zu den obligatorischen, zu deren Erlernung er verpflichtet ist.

Falaschas (äthiop., d. h. „Ausgewanderte“) heißen die unvermischten Juden Abessyniens, die ohne Zweifel allmählig seit den ersten Jahrhunderten n. Chr. aus dem südlichen Arabien in Abessynien eingewandert sind. Neuere Reisende fanden die einst zahlreiche Sekte bedeutend zusammen geschmolzen. Neben dem Ackerbau beschäftigen sie sich mit Weberei, dem Schmiedehandwerk u. mit Ziegelbrennen.

Falcidia lex, ein Gesetz aus dem Jahre 714 n. Erb. Roms (41 v. Chr.), welche bestimmte, daß der Erblasser nur einen gewissen Theil seines Nachlasses, nämlich drei Viertheile, in Form von Vermächtnissen hinterlassen dürfe, demnach seinem Erben wenigstens den 4. Theil der Erbschaft frei von Vermächtnissen hinterlassen müsse (Falcidische Quart). Eine gegentheilige letztwillige Verfügung war nichtig u. wirkungslos. In unserem Rechte hat man jene Bestimmung der lex F., obwol ein zwingender Grund hierzu nicht vorhanden, bis auf die neueste Zeit beibehalten; erst neuere Gesetzbücher verstatten dem Erblasser, seinen ganzen Nachlaß, falls nicht ihm besonders nahestehende Personen (Pflichttheilserben, s. d.) vorhanden sind, in Vermächtnisse zu zerspalten.

Falck, Anton Reinhard, niederländ. Staatsmann, geb. 17. März 1777 zu Utrecht, studirte die Rechte, betrat die diplomat. Laufbahn, leitete von 1818—24 die Ministerien des Unterrichts, der Nationalindustrie u. der Kolonien, war in hervorragender Weise bei den Unterhandlungen thätig, die der Trennung Belgiens von den Niederlanden vorangingen, u. starb als Gesandter in Brüssel 16. März 1843.

Falck, Niels Niklas, geb. 25. Nov. 1784 in Emmerlef bei Tondern, wirkte seit 1814 als Prof. der Rechtswissenschaft an der Universität Kiel, gehörte Anfangs zu den eifrigsten Gegnern der von der eiderdän. Partei angestrebten Verschmelzung Schleswig-Holsteins mit Dänemark u. unterzeichnete 1846 den Protest der Kieler Professoren gegen den „Offenen Brief“ Christian's VIII., zog sich jedoch später von der Opposition zurück. Von seinen Arbeiten ist nam. die „Juristische Encyklopädie“ (4. Aufl. Lpz. 1839) von Werth. F. starb 5. Mai 1850.

Falcke, Freiherr Georg Friedrich von, hannoverischer Minister, geb. 7. Aug. 1786 zu Hannover, betrat die richterliche Laufbahn, wurde 1818 als Kommissar nach Göttingen gesandt, um die dort ausgebrochenen Unruhen niederzuschlagen. Im J. 1828 trat er als vortragender Rath ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Obwol er 1831 an der Ausarbeitung der Verfassung Theil nahm u. 1833 mit den übrigen Mitgliedern des Kabinets, an dessen Spitze er damals stand, dem König Ernst August gegenüber erklärte, daß dieser an das Staatsgrundgesetz gebunden sei, ließ er sich doch nach dem Verfassungsbruche zur Bildung eines neuen reaktionären Kabinets herbei; er übernahm zunächst die Stelle als erster Rath, 1844 die selbständige Leitung des Ministeriums des Auswärtigen u. den Vorsitz im geheimen Kabinet u. schied erst 1848 aus. Er starb 20. Sept. 1850 zu Osnabrück.

Nr. 2670. Ernst Friedrich Eduard Vogel v. Falckenstein (geb. 5. Jan. 1797).

Falckenstein, Ernst Friedrich Eduard Vogel von, preuß. General, geb. 5. Jan. 1797, machte schon die Freiheitskriege als Freiwilliger mit, fand jedoch erst im Schleswig-Holsteinischen Kriege 1864, als kommandirender General u. Chef im Wrangel'schen Generalstabe, Gelegenheit, seine militär. Talente zu entfalten. Im Kriege von 1866 erhielt er den Oberbefehl über die preuß. Mainarmee. Die Kühnheit u. Präzision seiner Bewegungen, die Schnelligkeit, mit der er die Bundestruppen aus dem Felde schlug, erregte mit Recht allgemeines Aufsehen

u. machte F. zu einem der beliebtesten Generale in der Armee. Die Schroffheit seines Auftretens, nam. in Frankfurt a. M., scheint jedoch an höherer Stelle übel vermerkt worden zu sein; er mußte gegen das Ende des Feldzuges seinen Posten in Süddeutschland, den Manteuffel erhielt, mit dem eines Gouverneurs von Böhmen vertauschen. Nach dem Friedensschlusse in den konstituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt, nahm er seinen Sitz in den Reihen der Konservativen. Beim Ausbruche des Deutsch-franz. Krieges zum Generalgouverneur der deutschen Küstenlande ernannt, entledigte er sich seiner Aufgabe, die Vertheidigung der Küste zu organisiren u. diese gegen Angriffe von der Seeseite her sicher zu stellen, mit gewohnter Schnelligkeit u. Energie. Auch hielt er die im Bereiche seines Kommandos hervortretenden sozialistischen Umtriebe, die der deutschen Kriegführung Verlegenheiten zu bereiten drohten, mit kräftiger Hand nieder.

Falcon, (spr. Falkong), Marie Cornélie, französ. Bühnensängerin, geb. 28. Jan. 1812 zu Paris, wurde am dortigen Konservatorium gebildet, kam 1832 auf Meyerbeer's Veranlassung an die Große Oper u. feierte bis ins Jahr 1837 durch die Schönheit u. Mächtigkeit ihrer Stimme u. durch ihre hinreißende dramatische Gesangs- u. Darstellungsweise große Triumphe.

Falcōne, Aniello, geb. 1600, gest. 1665, bedeutender italien. Schlachtenmaler u. Stifter einer nach ihm benannten Schule, aus welcher u. A. der geniale Salvator Rosa hervorging. Diese Schule machte sich auch in der politischen Geschichte bekannt, indem sie als eine wohlorganisirte Bande unter dem Namen des Todesbundes an dem Aufstande Masaniello's gegen die Spanier Theil nahm.

Falconet, ein leichtes Feldgeschütz aus dem 16. Jahrh., welches zweipfündige Kugeln von Blei od. Eisen schoß.

Falconet (spr. —neh), Etienne Maurice, franz. Bildhauer, geb. 1716 in Vevay, bildete sich unter Lemoine u. lieferte, freilich im entarteten Geschmack seiner Zeit, viele Statuen für öffentliche Plätze, Paläste u. Kirchen. Im J. 1766 nach Petersburg berufen, schuf er dort die kolossale eherne Reiterstatue Peter's des Gr.; 1788 kehrte er nach Frankreich zurück u. wurde Direktor der Malerakademie in Paris, wo er 4. Jan. 1791 starb.

Falerii, eine der zwölf in alter Zeit verbündeten Städte Etruriens, zwischen dem Berge Soracte u. dem Ciminischen See auf felsiger Höhe erbaut. Unter Camillus führten die Römer lange Krieg mit dieser Stadt. Das nach Beendigung desselben geschlossene Freundschaftsbündniß wurde 293 v. Chr. bei der allgemeinen Erhebung Etruriens gebrochen Infolge dessen mußten die Einwohner ihre Stadt abbrechen u. sich in der Ebene ansiedeln. Die linnenen Zeuge, Würste u. weißen Stiere F.'s waren in Rom geschätzt. In der Nähe der alten Stadt liegt jetzt Civita Castellana.

Falerner Wein, der berühmte, von den röm. Dichtern gepriesene Feuerwein, der im ager Falernus, einer am Fuße des Berges Massicus gelegenen Landschaft im alten Campanien, erzeugt wurde. Bereits in der zweiten Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr. verlor der F. W. an Güte, weil man soviel als möglich zu erzeugen versuchte, sich allerhand Fälschungen erlaubte u. die Behandlung vernachlässigte.

Falgen, auch Falgen, landwirthschaftlicher Ausdruck, das Umpflügen der Stoppel im Herbste bezeichnend. An manchen Orten Deutschlands versteht man auch unter F. das Behacken der Pflanzen u. das Auflockern der sie umgebenden Erde.

Faliēri, Marino, venetian. Doge, geb. zu Venedig 1278, siegte 1346 als Befehlshaber der venet. Truppen vor Zora in Dalmatien über die Ungarn, vertrat dann die Republik in Genua u. Rom u. ward 1354 Doge. Als solcher forderte er die strenge Bestrafung eines jungen Nobile (Michael Steno), der seine Gemahlin beleidigt hatte; das Urtheil fiel jedoch sehr gelind aus; darüber entrüstet, beschloß der greise F., sich durch Ermordung aller Senatoren u. durch Vernichtung der Macht des Senats an der gesammten, von ihm schon früher gehaßten Junkerpartei zu rächen; der Anschlag wurde aber entdeckt, F. mit seinen Verschworenen am Vorabende des zur Ausführung ihres Planes bestimmten 15. April 1355 verhaftet u. zwei Tage später hingerichtet. Diese Episode ist von Byron (1821) u. Delavigne (1829) dramatisch bearbeitet worden.

Falk, Johannes Daniel, bekannter Schriftsteller u. Freund Goethe's, geb. 28. Okt. 1768 zu Danzig als der Sohn armer Eltern, eignete sich mühsam die Elemente der Bildung an, studirte in Halle u. ließ sich 1793 als Privatgelehrter in Weimar nieder. Hier lernte er Goethe u. Wieland kennen, war am Hofe eine gern gesehene Persönlichkeit u. erwarb sich durch seine menschenfreundliche Thätigkeit während der franz. Okkupation, sowie durch Gründung einer Anstalt für Kinder unbemittelter Eltern, namhafte Verdienste. Er starb 14. Febr. 1826. Als Schriftsteller hat er bes. in der Satire Vortreffliches geleistet („Der Mensch u. die Helden", Lpz. 1798; „Die Gräber von Rom", Lpz. 1799). Seinem dramat. Gedichte „Prometheus" (Tüb. 1803) fehlt es zwar an dramat. Kraft u. künstlerischer Abrundung, nicht aber an Geist u. Tiefe. Nach seinem Tode erschien von ihm eine Sammlung seiner „Satirischen Werke" (7 Bde., Lpz. 1826). Am bekanntesten wurden seine nach Goethe's Tode veröffentlichten Aufzeichnungen „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt" (Lpz. 1832; 3. Aufl. 1856).

Falk, Paul Ludwig Adalbert, preuß. Kultusminister, geb. 10. Aug. 1827 zu Metschkau im schles. Kreise Striegau, als Sohn des evangelischen Pastors u. späteren Konsistorialraths Ludwig F., studirte in Breslau die Rechte, trat in den preuß. Staatsdienst u. ward 1853 Staatsanwalt zu Lyk, von wo aus er 1858 ins Abgeordnetenhaus gewählt wurde. Hier schloß er sich der altliberalen Partei an u. entwickelte sowol in den Plenarsitzungen als in den Verhandlungen der Petitions-, Militär- u. Budgetkommission, deren Mitglied er war,

Nr. 2671. Paul Ludwig Adalbert Falk (geb. 10. Aug. 1827).

eine seltene Arbeitskraft u. Schlagfertigkeit. In dem damals ausbrechenden Militärorganisationsstreite befürwortete er entschieden die Anerkennung der neuen Organisation u. die Bewilligung der zu ihrer Durchführung erforderlichen Mittel; aber ebenso entschieden trat er den Ausschreitungen u. dem unparlamentarischen Gebaren der äußersten Rechten (unter der Führung Wagener's) entgegen. Der damalige Justizminister v. Bernuth berief ihn 1861 als Hülfsarbeiter ins Justizministerium, aus welcher Stellung er unter Bernuth's Nachfolger, dem Grafen zur Lippe, im Herbst 1862 ausschied, um als Rath in das Appellationsgericht zu Glogau einzutreten. Gleichzeitig zog er sich, da der Konflikt zwischen Regierung u. Kammer sich immer mehr verbitterte, vom parlamentarischen Kampfplatze zurück; seine Mußestunden füllte er durch fleißige Mitwirkung an den von Rönne herausgegebenen, unter dem Namen „Fünfmännerbuch" berühmten „Ergänzungen u. Erläuterungen der preuß. Rechtsbücher" aus. Erst nach der Umwälzung des Jahres 1866 trat er wieder in das öffentliche Leben ein; er wurde 1867 vom Wahlkreise Glogau in den konstituirenden Norddeutschen Reichstag gewählt, wo er sich wiederum zu den Altliberalen gesellte. Schon im folgenden Jahre wurde F. von Neuem ins Justizministerium (unter Leonhardt) berufen, zum vortragenden Rath ernannt u. mit den Vorarbeiten für wichtige Gesetzentwürfe betraut. Nach der Errichtung des Deutschen Reiches trat er unter Ernennung zum Geh. Oberjustiz-

rath als preuß. Bevollmächtigter in den Bundesrath, in welchem er den Vorsitz im Justizausschusse übernahm u. sich an dessen wichtigsten Gesetzgebungsarbeiten in hervorragender Weise betheiligte. Nach dem Rücktritte v. Mühler's wurde F. 22. Jan. 1872 zum Kultus- u. Unterrichtsminister ernannt. Er brach sofort u. gründlich mit der von seinem Vorgänger verfolgten orthodox-pietistischen Richtung u. erfaßte die Aufgabe, die Freiheit u. Würde des Staates kirchlichen Anmaßungen u. Uebergriffen gegenüber zu wahren, mit kräftiger Hand. Trotz des hartnäckigen Widerstandes, welchen die ultramontane Fraktion des Abgeordnetenhauses u. die Mehrheit des Herrenhauses ihm entgegensetzte, führte er das neue Schulaufsichtsgesetz durch, welches die Schule der kirchlichen Bevormundung enthob u. dem Staate das Aufsichtsrecht über die Schule zuwies. In demselben Sinne ersetzte er die veralteten Volksschulregulative durch neue u. freisinnige Anordnungen. Von tiefgreifendster Bedeutung waren die kirchenpolitischen Gesetzentwürfe, die er Nov. 1872 u. Jan. 1873 vor den Landtag brachte (über die Grenzen des Rechts zum Gebrauche kirchlicher Straf- u. Zuchtmittel, über die Vorbildung u. Anstellung der Geistlichen, über den Austritt aus der Kirche u. über die kirchliche Disziplinargewalt u. die Einrichtung des königl. Gerichtshofs für kirchliche Angelegenheiten). Sämmtliche Entwürfe erhielten Gesetzeskraft. Im Nov. 1873 wurde F. in 6 verschiedenen Wahlbezirken in den Landtag gewählt.

Nr. 2672. Der Edelfalke (Falco islandicus)

Falke, Jakob, verdienstvoller Schriftsteller auf dem Gebiete der Kulturgeschichte u. der Kunstindustrie, geb. 21. Juni 1825 zu Ratzeburg, studirte in Göttingen u. Erlangen Philologie u. Geschichte, wandte sich nam. der Kultur- u. Kunstgeschichte zu u. wurde 1855 Konservator der Kunstsammlung im Germanischen Museum zu Nürnberg. In dieser Stellung gab er seine „Geschichte der deutschen Trachten- u. Modenwelt" (2 Bde., Lpz. 1858) u. mit A. von Eye „Kunst u. Leben der Vorzeit" (3 Bde., Nürnb. 1855—59), sowie eine „Galerie der Meisterwerke deutscher Holzschneidekunst" (Nürnb. 1857—61) heraus. Im J. 1858 wurde er in Wien Bibliothekar des Fürsten Liechtenstein, Direktor der Gemäldegalerie desselben u. später Custos am Museum für Kunst u. Industrie. F. schrieb ferner: „Die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauenkultus" (Berl. 1863), eine „Geschichte des modernen Geschmacks" (Lpz. 1866) u. „Die Kunstindustrie der Gegenwart" (Lpz. 1868). — Sein Bruder Johann Friedrich F., geb. 20. April 1823 zu Ratzeburg, seit 1862 Sekretär des Hauptstaatsarchivs in Dresden, hat sich auf einem anderen Gebiete der Kulturgeschichtschreibung einen ehrenvollen Namen erworben. Er schrieb eine „Geschichte des deutschen Handels" (2 Bde., Lpz. 1859—60) u. „Die Hansa als deutsche See- u. Handelsmacht" (Berl. 1862). In seiner „Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte" (4 Bde., Nürnb. 1855—59) schuf er zuerst einen Sammelpunkt für die zerstreuten Kräfte, die sich mit der Bearbeitung der deutschen Kulturgeschichte beschäftigten. Außerdem lieferte er werthvolle Beiträge zur sächs. Spezialgeschichte.

Falken (Familie Falconida od. Accipitrina), kräftig gebaute Tagraubvögel mit kleinem befiederten Kopfe, kurzem, schon von der Wurzel an hakig nach abwärts gekrümmtem Schnabel, großen, meist zugespitzten Flügeln, die sie zu schnellem u. ausdauerndem Fluge geschickt machen, mittelhohen, zuweilen befiederten Läufen („Hosen") u. starken, scharfen Krallen, leben einsam od. paarweise u. nähren sich vom Raube lebender, meist warmblütiger Thiere, wodurch einige von ihnen schädlich werden, während viele als Mäusevertilger sich nutzlich erweisen. Die Familie der Falkoniden umfaßt folgende Vögel: die durch die schmal-lanzettlichen, nicht abgerundeten Kopf- u. Nackenfedern ausgezeichneten Adler (Aquila, Haliaëtos etc.) (s. d.), den langbeinigen Stelzenadler (Gypogeranus, s. d.), die Milane (Milvus, s. d.), mit Gabelschwanz u. sehr langen Schwingen; die Weihen (Circus, s. d.) mit Federkranz um die Augen u. abgerundetem Schwanze, der fast ganz von den Flügeln bedeckt ist, die Bussarde (Buteo, s. d.) ebenso, aber ohne Federkranz; die Habichte (Astur, s. d.), Sperber od. Stößer, deren Schwingen kürzer sind als der abgerundete Schwanz, die 4. die längste; endlich die eigentlichen Falken (Falco), deren Oberschnabelrand unten vor der Spitze jederseits einen eckigen Vorsprung („Zahn") trägt, deren zweite Schwinge die längste ist u. deren Beine „Hosen" tragen. Man unterscheidet Edelfalken u. Rothfalken; von letzteren, die der längere Schnabel charakterisirt, ist bes. der oben rostbraune, schwarzgefleckte Thurmfalke (Falco tinnunculus) zu nennen, ein in der alten Welt, bes. in Ruinen u. Thürmen, zumal im Gebirge hausender Raubvogel, der auch Rüttelfalke heißt, weil er hoch in der Luft über der erspähten („Falkenauge" sprüchwörtlich) Beute schwebt („rüttelt"), ehe er auf sie herabstürzt. Edelfalken sind: der mehr od. weniger weiße isländische Edelfalke (Falco islandicus) des Nordens, der osteuropäische Würgfalke od. Blaufuß (F. laniarius), oben bräunlich, unten weiß od. gelblich, braungefleckt, Beine u. Schnabelwachshaut blau, erst im Alter gelb, wie bei dem Wander- od. Taubenfalken (F. peregrinus), der oben dunkelbraun aussieht, unten weißlich mit brauner Zeichnung u. zwei dunkle Streifen vom Mundwinkel u. vom hintern Augenwinkel herab trägt. Die genannten drei Edelfalken, bes. der Isländer, werden zur Jagd („Beize") auf Reiher, Fasanen, Rebhühner abgerichtet (Beizfalken, Beizvögel, Jagdfalken), auf Rebhühner u. kleinere Vögel auch der Zwergfalke od. Merlin (F. aesalon), der Habicht (Astur palumbarius) u. der Sperber (Astur nisus); im Mittelalter war die Falkenbeize eine in ganz Europa sehr beliebte Jagdmethode, die oft mit vielem Prunk betrieben wurde; es gab an den Höfen Falkenjungen, Falkenknechte (Falkoniere), Falkenmeister ꝛc., die Damen nahmen an der berittenen Jagdgesellschaft Theil, der abgerichtete Falke wurde auf der Hand getragen u. von der das Auge deckenden Haube erst befreit, wenn es galt, ihn auf den Reiher stoßen zu lassen. Heutzutage finden Falkenbeizen außer in Indien u. Afrika nur noch in England, Frankreich u. den Niederlanden Anklang.

Nr. 2673. Jagdfalke auf der Hand des Jägers.

Nr. 2674. Jagdfalke mit der Haube.

Falkenstein, 1) Stadt im sächsischen Vogtlande an der Gölzsch, einem Nebenflusse der Elster gelegen, mit 5052 E. (1871), die sich vorzugsweise von Landbau u. Weberei ernähren. 2) Burg im Harz, im Selkethal gelegen, war seit dem 12. Jahrh. Sitz der Grafen von Ballenstädt, unter denen Graf Hoyer hier den Sachsenspiegel schreiben ließ, u. zugleich Mittelpunkt der Grafschaft F., welche zum Fürstenthum Halberstadt gehörte. Die durch ihre romantische Lage ausgezeichnete u. noch wohl erhaltene Burg, welche auch durch Bürger's Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenheim" bekannt geworden, befindet sich jetzt im Besitz des Grafen v. d. Asseburg-F.

Falkenstein, Freih. Johann Paul von, sächs. Minister, geb. 15. Juni 1801 zu Pegau, studirte in Leipzig die Rechte, habilitirte sich 1823 daselbst als Lehrer des röm. Rechts u. wurde 1827 als Justizrath in die Landesregierung zu Dresden berufen. Seit 1834 Kreisdirektor in Leipzig, war er in dieser Stellung bes. für das Zustandekommen der Sächs.-Bayerischen Staatseisenbahn thätig. Im J. 1844 zum Minister des Innern ernannt, bekleidete er dieses Amt bis zum Ausbruche der Märzbewegung von 1848, die ihn zum Rücktritt nöthigte. Nachdem er seit 1850 den Vorsitz im Landeskonsistorium geführt, wurde ihm 1853 die Leitung des Kultus- u. Unterrichtsministeriums übertragen. In dieser entwickelte er neben einem tüchtigen Verwaltungstalent einen rühmlichen Eifer für die Hebung des Unterrichtswesens, verfolgte aber in kirchlicher Beziehung eine einseitig orthodoxe Richtung, die sich auch dem Schulwesen mittheilte. Der Entwurf einer neuen Kirchenordnung, den er 1861 dem Landtage vorlegte, enthielt so wenig liberale Zugeständnisse, daß er wieder zurückgenommen werden mußte. Mit vieler Sorgfalt nahm F. sich der Universität Leipzig an, deren großartiger Aufschwung in den 50er u. 60er Jahren zum nicht geringen Theile seiner unermüdlichen Thätigkeit zu verdanken ist. Nachdem er während des Kriegs von 1866 an der Spitze der Landeskommission gestanden, welche die Regierungsgeschäfte provisorisch im Namen des Königs fortführte, übernahm er nach dem Friedensschlusse den Vorsitz im Kabinet. Die lange erwartete Reform der Kirchenverfassung auf Grund des Presbyterial- u. Synodalsystems wurde endlich 1868 in Angriff genommen; es erfolgte die Einsetzung freigewählter Kirchenvorstände u. 1871 der Zusammentritt der ersten evangelisch-lutherischen Landessynode, die freilich die Hoffnungen, welche die Liberalen auf sie gesetzt hatten, nicht erfüllte. Im Sept. 1871 schied F. aus seiner Stellung als Kultusminister u. Kabinetschef, wurde jedoch vom König zum Minister des königlichen Hauses ernannt.

Falkenstein, Karl Konstantin, Bibliograph u. Kulturhistoriker, geb. 12. Nov. 1801 unweit Remetschwyl in Baden, wurde 1825 Sekretär bei der königl. Bibliothek in Dresden, später Oberbibliothekar an derselben Anstalt u. starb als Geisteskranker 18. Jan. 1855 zu Pirna. Er schrieb eine „Geschichte der geograph. Entdeckungsreisen" (Dresd., 6 Bde., 1828—29), „Geschichte des Johanniterordens" (das. 1833), „Geschichte des Tempelherrenordens" (das. 1833), „Geschichte der Buchdruckerkunst in ihrer Entstehung u. Ausbildung" (Lpz. 1840).

Falklandsinseln (Maluinen), eine den Briten gehörige Inselgruppe im Atlantischen Ozean, östl. von Patagonien u. der Magellansstraße, von 223 □M. mit 686 E., besteht aus etwa 200 Inseln, von denen aber nur zwei, Ost- u. West-Falkland, von beträchtlicher Größe sind; letztere werden durch den Falklands-Sund von einander geschieden. Die Küsten sind außerordentlich zerrissen u. bieten eine Menge sicherer Häfen dar, die von Robbenfängern oft besucht werden, um dort Wasser einzunehmen. Vor dem Eingange des Stanley-Harbour ist ein eiserner Leuchtthurm errichtet. Die Bodengestalt der F. ist sehr einförmig, es herrschen Ebenen vor, nur im W. erheben sich Quarzfelsen bis zu einer Höhe von 500 m., zahlreiche Klippen umsäumen die größeren Eilande. Das Klima dieses Archipels ist ein durchaus ozeanisches; milde Winter folgen auf kühle Sommer, Regen u. Nebel sind häufig, Stürme u. die starken Meeresfluten machen aber diese wirr durch einander liegenden kleinen Inseln u. Klippen für die Schiffahrt ziemlich gefährlich. Die Stürme, welche über die weiten Ebenen brausen, haben weder Bäume noch Sträucher aufkommen lassen; nur Gras u. niedrige Kräuter überziehen die einförmigen Steppen. Die größten Pflanzen sind die vor dem Winde sich leicht beugenden Tussock-Gräser (Dactylis caespitosa), die ungeheure Büschel von einer Höhe bis zu 2 m. bilden, meilenweit den Boden bedecken u. den Herden verwilderter Pferde u. Rinder das Hauptnahrungsmittel liefern. Pinguine u. Möven suchen unter ihrem dichten Wurzelwerk Brutplätze, u. Seelöwen kauern unter ihren prächtigen Blättern. Feuerungsmaterial liefert vorzüglich die Balsampflanze (Bolax glebaria). Thiere u. Pflanzen der F. sind denen von Patagonien gleich, nur ärmer an Zahl u. Arten. Von einheimischen Landsäugethieren kommt nur der Wolf u. ein wolfartiger Fuchs (Canis antarcticus) vor, von Raubvögeln Habichte, Eulen u. Bussarde; zahlreich sind die Schwimmvögel, bes. Eidergänse, Pinguine u. Möven. Die kleinen Süßwasserseen u. das umliegende Meer sind überaus reich an Fischen; dagegen kommen Reptilien gar nicht, Insekten nur sehr vereinzelt vor. — Die durch die französischen Kolonisten u. später durch die Spanier eingeführten u. von den Robbenjägern zurückgelassenen Hausthiere, wie Rinder, Pferde, Schweine, Ziegen u. Kaninchen, haben sich außerordentlich vermehrt u. leben jetzt auf den Prärien zu Tausenden in völliger Freiheit. — Der Werth der F. besteht vorzüglich in seinen trefflichen Häfen, welche den Schiffen Schutz vor den Polarstürmen gewähren. Zum Ackerbau sind sie wegen der Ungunst des Klimas nicht geeignet. Dagegen gedeiht die Viehzucht trefflich. — Kürzlich sollen auf Ost-Falkland auch werthvolle Kohlenlager aufgefunden worden sein. — Hauptort der F. ist Port Stanley od. Stanley Harbour, zugleich Sitz des Gouverneurs. Die Inseln wurden wahrscheinlich von dem Engländer John Davis 1592 entdeckt, untersucht aber erst 1690 von John Strong, der ihnen auch den Namen gab; die Benennung Maluinen erhielten sie von Seefahrern aus St. Malo, die im vorigen Jahrhundert häufig dort landeten, doch blieben sie unkolonisirt, bis der Graf von Bougainville dort 1764 Port Louis mit französischen Ansiedlern gründete; 1765 nahmen die Engländer von dieser Inselgruppe Besitz, zogen aber 1774 ihre Truppen zurück u. überließen sie den Spaniern; 1835 wurde jedoch die britische Flagge wiederum auf diesen Inseln aufgepflanzt u. zehn Jahre später eine englische Besatzung mit einem Gouverneur dorthin verlegt.

Fall nennt man die nach unten gerichtete Bewegung eines gar nicht od. nicht völlig unterstützten Körpers. Hierbei merke man, daß es im Weltraume kein „unten" giebt u. hierdurch nur die Richtung nach dem Mittel- od. richtiger Schwerpunkte der Erde bezeichnet wird. Jeder Körper hat fortwährend einen Antrieb od. Willen zu fallen, der sich auch bei genügender Unterstützung als Druck auf die Unterlage od. Zug an der Aufhängung äußert. Diesen Antrieb hat man die Schwere od. Schwerkraft (s. d.) genannt. Der freie, ungehinderte Fall eines Körpers erfolgt immer geradlinig in der Verbindungslinie der Anfangslage des fallenden Körpers u. des Erdmittelpunktes, also etwa parallel einer senkrechten Hauskante. Bedenkt man aber, daß diese Hauskante durch die Achsendrehung u. Fortbewegung der Erde fortwährend ihre Lage im Weltraume ändert, so sieht man, daß auch die Fallbahn nur scheinbar eine gerade Linie, in Wirklichkeit eine mannichfach gebogene krumme Linie ist. Bei Ermittelung der Fallgesetze (s. d.) kann man aber von der gleichzeitigen Bewegung der Erde absehen u. die freie Fallbahn als gerade Linie betrachten. Ist ein Körper nur theilweise durch eine geneigte ebene od. krumme Linie unterstützt, so fällt er darauf stets so, daß er auf dem kürzesten Wege nach dem möglichst tiefsten Punkte gelangt (s. „Fallgesetz" u. „Fallmaschinen").

Fallati, Johannes, deutscher Politiker u. Nationalökonom, geb. 15. März 1809 zu Hamburg, habilitirte sich 1837 als Lehrer der Geschichte u. Statistik an der Universität Tübingen, wo er seit 1842 eine ordentliche Professur bekleidete. Im J. 1848 nahm er regen Antheil an der nationalen Bewegung, wurde in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt, wo er sich dem linken Centrum anschloß, u. trat als Unterstaatssekretär des Handels ins Reichsministerium. Gleichzeitig mit Gagern legte auch F. sein Amt nieder u. unterstützte nach der Sprengung des Parlaments alle weiteren Versuche seiner Partei, der sog. Gothaner, eine Einigung der Mittel- u. Kleinstaaten unter Preußen herbeizuführen. Nach dem Scheitern der Bewegung zog er sich wieder nach Tübingen zurück, wo er seiner akademischen Lehrthätigkeit bis an seinen Tod oblag, der ihn während einer Reise 5. Okt. 1855 zu Amsterdam ereilte. Von seinen Arbeiten ist zu nennen: die „Einleitung in die Wissenschaft der Statistik" (Tübingen 1843).

Fallbäume sind vierkantige 15 cm. starke Balken, unten spitz mit Eisen beschlagen, die über dem Eingange der Festungsthore mit Ketten befestigt sind u. zur Sperrung der Thore niedergelassen werden. Zu gleichem Zwecke dienen auch die Fallgatter aus starkem Balkenwerk u. Querbalken.

Fallbeil, s. „Guillotine".

Fällen des Gewehrs heißt: das Gewehr bei vorgerichtetem Bajonnet in wagerechte Lage bringen, so daß die Kolbe fest an der Hüfte u. das Bajonnet fast in gleicher Höhe mit derselben gehalten werden. Das F. findet in dem letzten Stadium des Bajonnetangriffs auf das entsprechende Kommando des Führers statt u. erfolgt bei vollem Laufe unter dem Hurrahrufe der Mannschaften. Auch wo zur Abwehr von Kavallerieangriffen die Infanterie Carrés bildet, wird von den äußeren Gliedern das Gewehr gefällt, d. h. das Bajonnet auf die Nase des Pferdes gerichtet.

Fallersleben, Ort in der preuß. Provinz Hannover (Regierungsbezirk Lüneburg), mit etwa 1500 E., Geburtsort des Dichters August Heinrich Hoffmann, genannt v. F. (s. d.).

Fallgatter, s. „Fallbäume".

Nr. 2675. Fallmaschine nach Galilei.

Fallgesetze sind die Naturgesetze, nach denen die Schwerkraft bei nicht od. unvollständig unterstützten Körpern die Fallerscheinungen vor sich gehen läßt. Ist ein Körper nur durch einen Stoß (Impuls) in Bewegung gesetzt u. durch eine andere Kraft an dieser Bewegung gehindert, so legt er, abgesehen von den Widerständen der Luft u. der Reibung, in gleichen Zeiten gleiche Wege zurück (gleichförmige Geschwindigkeit). Wirkt aber während der Bewegung ohne Aufhören eine treibende Kraft auf ihn, wie auf den fallenden Körper die Schwere, so wird die Bewegung beschleunigt, die Geschwindigkeit nimmt stetig zu, u. es gilt das

1. Fallgesetz: Die Geschwindigkeit beim Fall nimmt in demselben Maße zu, wie die Fallzeit. Ist also die Geschwindigkeit nach der ersten Sekunde des Falles 9,806 od. rund 10 m., so ist sie nach 2 Sekunden doppelt, nach 10 aber 10mal so groß. Die obige Endgeschwindigkeit von 10 m. nach der ersten Sekunde ergiebt sich aus der Beobachtung, daß ein Körper in der ersten Sekunde durch einen Fallraum von 5 m. (genauer 4,903) fällt. Dies ist nur möglich, wenn die Anfangsgeschwindigkeit Null bis nach Ablauf der Sekunde auf 10 anwächst; dies giebt 5 als mittlere Geschwindigkeit (Weg in der Sekunde) zwischen 0 u. 10. Nach z. B. 10 Sek. ist nach Fallgesetz 1 die Endgeschwindigkeit 10 × 10 od. 100 m. Die mittlere Geschwindigkeit zwischen 100 u. der Anfangsgeschwindigkeit Null ist 50. Dies giebt in 10 Sekunden einen Fallraum von 50 × 10 od. 10 × 10 × 5 m. So findet man den Fallraum für 11 Sekunden = 11 × 11 × 5 m., für 6 Sekunden = 6 × 6 × 5 m. u. s. w. Nun nennt man aber die Produkte 10 × 10, 11 × 11, 6 × 6 u. s. w. die Quadrate von 10, 11, 6 u. s. w. Demnach ergiebt sich als

2. Fallgesetz: Der Fallraum eines Körpers ist gleich dem Fallraum der ersten Sekunde (4,903 m.) multiziplirt mit dem Quadrat der Fallzeit. Durch mathematische Betrachtungen ergiebt sich noch aus dem 1. u. 2. als

3. Fallgesetz: Die Geschwindigkeit beim Falle ist in jedem Augenblicke gleich der Quadratwurzel aus dem Produkte des doppelten zugehörigen Fallraumes u. der Endgeschwindigkeit (9,806 m.) nach der ersten Sekunde. Hierzu kommt noch als

4. Fallgesetz: Das Gewicht des fallenden Körpers hat keinen Einfluß auf die Geschwindigkeit. Z. B. es fallen 10 Kilogramm nicht schneller als 1 Kilogr. Streng genommen gelten diese Fallgesetze nur für den Fall im luftleeren Raume, doch stimmen die Beobachtungen mit ihnen auch im lufterfüllten Raume noch überein, wenn nur die fallenden Körper nicht zu geringe Masse haben, wie etwa ein Blatt Papier od. eine Flaumfeder. In einem luftleeren Rohre aber fällt auch eine Flaumfeder eben so schnell wie ein Stück Blei. Im Alterthume hatte man die irrigsten Ansichten über den Fall. Aristoteles (360 v. Chr.) lehrte, daß 10 Pfd. 10 mal so schnell fallen müssen als 1 Pfd. Dies glaubte man bis Galilei (1602) durch sein Nachdenken u. richtig angestellte Versuche (s. „Fallmaschine") die eben angeführten Fallgesetze entdeckte.

Nr. 2676. Das Fallen im luftleeren Raume.

fällig werden sagt man von Zahlungen u. Wechseln, wenn der Zeitpunkt eingetreten, an dem dieselben geleistet bez. honorirt werden müssen.

Falliment u. Fallissement, s. v. w. Bankerutt (s. d.).

fallit, zahlungsunfähig.

Fallmaschinen sind physikalische Vorrichtungen, welche dazu ersonnen sind, die Fallverhältnisse besser beobachten zu können, als dies bei unmittelbarer Betrachtung des freien, ungehemmten Falles eines Körpers möglich ist. Eine der am häufigsten gebrauchte ist die Atwood'sche (Abb. s. Bd. I. Nr. 1010) Fallmaschine. Die einfachste u. auch schon von Galilei mit Erfolg benutzte Fallmaschine ist die schiefe Ebene. Galilei legte einen ca. 5,1 m. langen, geraden Balken BC, der oben eine glatte, mit Pergament ausgelegte Rinne hatte, so, daß sein Ende B um 21 cm. höher lag als C. Auf dieser schiefen Ebene, deren Länge BC 24 mal größer ist, als die Höhe AB, wirkt aber nur noch der 24. Theil der Schwere bewegende auf eine herabrollende Kugel D. Diese fällt daher zwar immer noch beschleunigt, aber doch 24mal langsamer, so daß, wenn man der Einfachheit wegen den Balken in 25 gleiche Theile theilt, man ohne Mühe beobachten kann, wie die Kugel nach 1, 2, 3, 4, 5 Sekunden bei den Theilstrichen 1, 4, 9, 16, 25 ankommt. Diese beobachtete Zunahme der Fallräume mit den Quadratzahlen der Zeit (2. Fallgesetz) ist aber nur dann möglich, wenn auch das 1. Fallgesetz gilt.

Fallmeister, s. v. w. Abdecker.

Fallmerayer, Jakob Philipp, verdienstvoller Geschichtschreiber, geb. 10. Dez. 1791 in Tschötsch bei Brixen, machte in Salzburg theolog. Studien, die er jedoch später fallen ließ, um sich der Sprachwissenschaft u. Geschichte zuzuwenden, nahm 1813 am Kampfe gegen Frankreich Theil u. erhielt 1818 einen Lehrerposten am Gymnasium zu Augsburg, den er 1821 mit einer ähnlichen Stellung in Landshut vertauschte. Nachdem er durch seine „Geschichte des Kaiserthums Trapezunt" (Münch. 1831) seinen wissenschaftlichen Ruf begründet hatte, unternahm er mit dem russ. General Ostermann-Tolstoi eine große Reise nach dem Orient (vom Herbst 1831 bis zum Sommer 1834), während deren er Aegypten, Nubien, Syrien, Palästina u. Griechenland besuchte, nam. längere Zeit in Konstantinopel verweilte. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Mitgliede der Münchener Akademie ernannt u. erhielt die Lehrberechtigung an der dortigen Universität. Bald darauf wurde er durch seine neuen Ansichten über die slavische Abstammung der Neugriechen, die er schon früher in seiner „Geschichte der Halbinsel Morea" (2 Thle., Stuttg. 1830) aufgestellt hatte u. nun in einer scharfsinnigen Abhandlung „Ueber die Entstehung der Neugriechen" (das. 1835) noch eindringlicher vertrat, in einen heftigen Federkrieg verwickelt. Während einer zweiten Orientreise (1840 u. 41) wandte er nam. Trapezunt u. dem Berge Athos seine Aufmerksamkeit zu; als Ergebniß dieser Reise veröffentlichte er „Fragmente aus dem Orient" (2 Bde., Stuttg. 1845). Im Frankfurter Parlament (1848) schloß er sich der Linken an, trat aber fast gar nicht hervor. Nach einer dritten Reise in den Orient zog er sich fast ganz zurück, mit der Vorbereitung mehrerer größerer Werke beschäftigt. Nach seinem Tode, der 26. April 1861 zu München eintrat, erschienen noch von ihm: „Neuere Fragmente aus dem Orient", „Kritische Versuche" u. „Studien u. Erinnerungen aus meinem Leben" (sämmtlich Münch. 1861).

Fallopio, Gabriel, einer aus dem glänzenden Dreigestirn der Anatomen des 16. Jahrh., welches aus seinem Lehrer Vesal, ihm u. Eustachius bestand. Was Vesal begonnen, die exakte Beobachtung durch Sektion u. Experiment, setzte F. unermüdet, den Meister an Scharfsinn noch übertreffend, fort. Sein größtes Werk waren die „Observationes anatomicae" (Venedig 1561). F. wurde 1523 in Modena geb., studirte in Padua unter Vesal u. bekam ein Kanonikat in Modena. Er bereiste Frankreich u. Griechenland u. bekleidete nach einander die Professur der Anatomie zu Ferrara, Pisa u. Padua. Er starb 9. Okt. 1562 zu Padua. Viele von ihm entdeckte Theile des menschlichen Körpers hat die Sprache der Wissenschaft nach ihm benannt.

Fallschirm ist eine schirmartige Vorrichtung, um die Fallgeschwindigkeit von Körpern, die aus größeren Höhen herabfallen, zu mindern. Im kleineren Maßstabe wurde er zuerst 1783 von Prof. Lenormand zu Montpellier konstruirt, der gehört hatte, daß in Indien Könige zu ihrer Belustigung Sklaven aus großen Höhen mit Sonnenschirmen herabspringen ließen. Blanchard ließ sich zuerst mit dem Fallschirm aus einem Luftballon herab. Später wurde dies öfter wiederholt. Ein solcher F. muß mindestens 3 m. im Durchmesser haben u. selbst möglichst leicht, aber sehr fest sein. Im Anfange, wenn der Schirm noch geschlossen ist, schießt er rasend schnell herab. Erst nachdem der Schirm durch den Widerstand der Luft geöffnet worden ist, wird der Fall verlangsamt dafür aber geräth der Schirm dann, wie ein herabschwebendes Blatt Papier, in mächtige Schwankungen.

Fallschwert, s. „Guillotine". **Fallsucht**, s. „Epilepsie".

Fällung, Niederschlagung (lat. praecipitatio), bezeichnet in der Chemie die Abscheidung eines Stoffes aus einer Flüssigkeit in unlöslicher Form. Diese Abscheidung wird bewirkt durch Zusatz eines anderen, in der Regel gelösten Körpers zu der betreffenden Flüssigkeit; man nennt

solche, die F. hervorbringende Körper **Fällungsmittel.** Der gefällte Körper (Niederschlag) hat entweder noch dieselbe Zusammensetzung, welche er in Lösung hatte, so z. B. wenn man eine Seifenlösung durch Kochsalz fällt, od. er hat, was in der Regel der Fall ist, eine andere Zusammensetzung, indem die F. die Folge einer neu entstandenen, in der Flüssigkeit unlöslichen chemischen Verbindung ist. So giebt z. B. die klare Auflösung des salpetersauren Silberoxydes in destillirtem Wasser mit einer klaren Auflösung von Chlornatrium (Kochsalz) in Wasser eine starke weiße Trübung, u. es setzt sich nach einiger Zeit ein flockiger, weißer, aus Chlorsilber bestehender Niederschlag ab, während in der über demselben stehenden klaren Flüssigkeit salpetersaures Natron gelöst ist. — Auch feste Körper können in Lösungen eine F. bewirken, z. B. scheidet Zink in einer Lösung von Bleisalzen metallisches Blei, Eisen in Kupferlösung Kupfer ab u. s. w.

Falsa (lat., Mehrzahl von falsum), Fälschungen, nam. von Schriften, falsche Berichte.

Falsarius (lat.), ein Fälscher, Betrüger, Schrift- u. Urkundenfälscher.

Falschmünzen od. Münzfälschung ist das schwerste der sog. Münzverbrechen, die insgesammt eine Verletzung des dem Staate ausschließlich zustehenden Rechtes enthalten, Münzen zu prägen u. auszugeben. Nicht das bloße Nachmachen von inländischem u. ausländischem Metall- od. Papiergeld begründet das Verbrechen des F.s, sondern die Nachahmung muß in der Absicht u. zu dem Zwecke geschehen, das nachgemachte Geld als echtes zu gebrauchen od. sonst in Verkehr zu bringen. Dem steht gleich der Fall, wenn Jemand dem echten Gelde den Schein eines höheren Werthes od. verrufenem Gelde durch Veränderung an demselben das Ansehen eines noch geltenden giebt. Diese Verbrechen werden nach § 146 des Deutschen Strafgesetzbuches mit Zuchthaus von 2—15 Jahren, in Fällen, wo mildernde Umstände (dringende Noth u. s. w.) vorliegen, mit Gefängniß von 1 Tag bis zu 5 Jahren bestraft. Beendigt ist das Verbrechen, sobald der Falschmünzer das nachgemachte od. verfälschte Geld anbietet, selbst wenn das falsche Geld sofort als solches erkannt u. zurückgewiesen worden ist. Die oben erwähnte Strafe trifft übrigens auch Denjenigen, der nachgemachtes od. verfälschtes Geld in Verkehr bringt od. zum Zwecke der Verbreitung aus dem Auslande einführt. Als Falschmünzer ist ferner aufzufassen, wer nachgemachtes od. verfälschtes Geld, das er ohne die Absicht, es auszugeben, hergestellt hat, später in Verkehr bringt. Hierbei ist noch zu bemerken, daß nach § 149 des Deutschen Strafgesetzbuches dem Papiergelde gleichgeachtet werden die auf den Inhaber lautenden Schuldverschreibungen, Banknoten, Aktien od. deren Stelle vertretende Interimsscheine od. Quittungen, sowie die zu diesen Papieren gehörenden Zins-, Gewinnantheils- od. Erneuerungsscheine, welche vom Deutschen Reiche, einem Staate desselben, von einem fremden Staate od. von einer zur Ausgabe solcher Papiere berechtigten Gemeinde, Korporation, Gesellschaft od. Privatperson ausgestellt sind. Als Münzvergehen erwähnt das Deutsche Strafgesetzbuch (§§ 148 u. 150) noch das Verringern guter Münzen durch Abfeilen u. dgl.; ferner das Ausgeben unechter Münzen, die man zwar als echte erhalten, deren Unechtheit man jedoch vor der Ausgabe erkannt hat. Gefälschte od. unechte Münzstücke sowie falsches Papiergeld werden stets konfiszirt, u. zwar selbst dann, wenn eine strafrechtliche Verfolgung nicht stattfinden kann. Auf Schadenersatz kann der Besitzer des falschen Geldes in diesem Falle nicht Anspruch machen.

Fälschung bedeutet an sich die Thätigkeit eines Menschen, durch die einer echten Sache der Schein des Unechten od. einer unechten Sache der Schein des Echten gegeben wird. Die neueren Gesetzbücher beschränken den Begriff der F. auf die Fälschung von **Urkunden.** Demnach begeht nach § 267 des Deutschen Strafgesetzbuches obiges Verbrechen, wer in rechtswidriger Absicht eine in- od. ausländische öffentliche Urkunde od. eine solche Privaturkunde, die zum Beweise von Rechten od. Rechtsverhältnissen von Erheblichkeit ist, verfälscht od. fälschlich anfertigt u. von derselben zum Zwecke einer Täuschung Gebrauch macht. Die Strafe der F. ist regelmäßig Gefängniß. Strenger bestraft wird die F. in gewinnsüchtiger Absicht (z. B. Fälschung eines Wechsels). Des Verbrechens der F. macht sich ferner schuldig, wer ein Blanquet (d. i. ein blos mit einer Unterschrift versehenes Papier) unbefugt od. der Besprechung zuwider ausfüllt, wer ihm als gefälscht bekannte Urkunden gebraucht, falsche Einträge in öffentliche Bücher bewirken läßt u. s. w. Alle diese Verbrechen werden nach dem Deutschen Strafgesetzbuche von Amts wegen bestraft, u. braucht daher ein Antrag des Verletzten nicht abgewartet zu werden.

Falset, Fistel, ein Ausdruck, mit welchem das über den gewöhnlichen u. natürlichen Umfang einer menschlichen Singstimme hinausgehende Tonregister bezeichnet wird. Die menschliche Stimme nämlich theilt sich in zwei durch Erzeugungsart u. Klangfarbe von einander wesentlich abweichende Haupttonregister, die Bruststimme u. das F. Bei Entstehung der Brusttöne ist die Stimmritze enger, die Stimmbänder sind straffer gespannt u. werden, durch stärkern Druck dichter, komprimirter Luft, bei der klangerzeugenden Ausathmung ihrer ganzen Breite nach in Schwingung gesetzt. Der ganze Stimmapparat wird zu kräftigen Oscillationen u. durch diese der Brustkasten zu einer sonoren Resonanz veranlaßt; es entsteht jener gesunde u. markige Klang, den man eben, von der Mitbetheiligung der Brustwände bei seiner Verstärkung, Bruststimme nennt. Beim F. hingegen ist die Stimmritze weiter geöffnet, die Stimmbänder sind schlaffer

Nr. 2677. Fallschirm beim Aufsteigen in geschlossenem Zustande.

u. derart gespannt, daß nur ihre inneren, die Stimmritze unmittelbar begrenzenden Ränder (Glottiszoner) schwingen; der Luftstrom ist sanfter u. kann überdies, da die Stimmritze weiter geöffnet ist u. er sich mehr ausdehnt u. zerstreut, die Stimmbänder nicht in so kräftige Schwingungen setzen als bei der Bruststimme. Der Umfang des Falsetregisters ist dem der Bruststimme ungefähr gleich. In folgenden Buchstabenreihen zeigt die obere Reihe bei beiden das Brustregister, die untere das Falsetregister an:

Baßstimme: (D) E F G A H c d e f g a h c_1 d_1 e_1 f_1
(g) a h c_1 d_1 e_1 f_1 g_1 a_1 h_1 c_2 d_2 e_2 f_2

Tenorstimme: (A) H c d e f g a h c_1 d_1 e_1 f_1 g_1 a_1 h_1 c_2 d_2 e_2 f_2 g_2
(h) c_1 d_1 e_1 f_1 g_1 a_1 h_1 c_2 d_2 e_2 f_2 g_2.

Nr. 2678. Herabschwebender Fallschirm.

Beide Doppelreihen, um eine Oktave höher versetzt, geben eine annähernde Idee von dem Verhältnisse beider Register in der Sopran- u. Altstimme. Indem das Falsetregister von Natur aus an Stärke u. Klang wesentlich vom Brustregister sich unterscheidet, ist es eine wichtige Aufgabe für den Sänger, die letzten Töne der Bruststimme u. die ersten der Fistelstimme

so auszugleichen u. an Klang einander so zu nähern, daß man den Uebergang aus jenem Register in dieses gar nicht od. doch so wenig als möglich gewahr wird. Diese Ausgleichung wird Frauenstimmen leichter als Männerstimmen. — Das mit dem Namen **Kopfstimme** bezeichnete Stimmregister wird von Einigen für mit F. ganz identisch gehalten. Andere erklären die Kopfstimme für eine Mittelgattung zwischen Bruststimme u. F.; bei ihrer Anwendung sollen die Stimmbänder mehr als bei der Bruststimme u. weniger als bei der Falsetstimme gespannt sein.

Falsirechnung, s. „Regula falsi".

Falstaff, John, eine beliebte Bühnengestalt, die Shakespeare in seinen Heinrichdramen dem lebenslustigen Prinzen Heinrich von Wales bei dessen Trinkgelagen u. Abenteuern als flotten Gesellen zur Seite gab, u. die der Dichter, da sie allgemeinen Anklang fand, auch in die „Lustigen Weiber von Windsor" mit herübernahm. F. ist der Typus eines Genußmenschen, der jedes höheren Schwunges bar ist u. alle Idealität als leeren Schall verspottet, ein wohlhäbiger Thunichtgut u. Prahler, der aber bei seiner Nichtsnutzigkeit u. Faulheit doch der Grazie nicht entbehrt u. durch seinen unverwüstlich sprudelnden Humor u. seine feine Ironie stets die Lacher auf seine Seite zu bringen weiß. Der F. ist von jeher eine der Lieblingsaufgaben für Charakterdarsteller gewesen.

Falster, dän. Insel, südl. von Seeland, durch den Grönsund von der Insel Möen u. durch den Guldborgsund von der Insel Laaland getrennt, mit letzterer zum Amte Maribo vereinigt, hat auf 8,5 □M. 23,249 E., die sich mit Viehzucht, Ackerbau u. Fischfang beschäftigen. Hauptort: Nykjöbing am Guldborgsund, mit 3300 E.

Falsterbo, altes Städtchen der südwestl. Spitze Schwedens, mit einem Leuchtthurm zur Warnung der Schiffer vor dem sich eine Meile weit ins Meer erstreckenden Falsterboriff.

Faltenwurf od. **Draperie** im weiteren Sinne heißt in den bildenden Künsten jede zur Verzierung dienende Anordnung von Gewändern u. Zeugen; im engeren Sinne versteht man unter F. in der Plastik u. Malerei die Bekleidung einer menschlichen Gestalt mit Gewändern. Da das Gewand auf den Charakter u. die Thätigkeit der dargestellten Person hinweist, so kommt es zunächst auf die richtige Wahl desselben an, sodann auch auf die Art, es dem Körper anzulegen. In dieser Beziehung gilt der Grundsatz, daß das Gewand dem Körper untergeordnet sein u. die Bestimmung erfüllen muß, die Form u. Bewegung desselben zu zeigen u. durch Wurf u. Faltenlage die betreffende Handlung der Person anzudeuten. Eben dazu waren insbes. die Gewänder der Griechen bei ihrer einfachen, fast noch unentschiedenen Form sehr geeignet, da sie durch die Art u. Weise des Anlegens erst einen bestimmten Charakter erhalten u. eine große Mannichfaltigkeit von glatten u. faltigen Partien gestatten; weniger geeignet sind dazu natürlich alle dem Körper sich eng anschließende Gewandstücke der modernen Zeit.

Falter, s. „Schmetterlinge". **Faltsch**, s. „Ackermaß".

Falz bezeichnet zunächst eine Falte od. eine in die Länge gezogene Vertiefung; ferner die an zwei zu vereinigenden Flächen beiderseitig umgebogenen u. zusammen verbundenen Ränder; weiter versteht man unter F. die Vertiefung an Thürzangen u. Fensterfuttern, in welche Thüren u. Fenster zu genauem Schluß eingreifen, ebenso eine Rinne, wie z. B. am Hufeisen, in welche die Löcher für die in den Huf zu schlagenden Nägel kommen; auch der innere Bruch eines zusammengelegten Druckbogens u. der um den Rücken einer schwachen Broschüre gelegte (meist bunte) Papierstreifen wird F. genannt.

Nr. 2679. Das Falzen

Falzen nennt man die Zusammenlegung od. Brechung eines durch den Druck in verschiedene Theile getheilten Bogens, so daß dessen einzelne Blätter in die durch Seitenzahlen od. sonstige Signaturen bezeichnete Reihenfolge kommen. Der Buchbinder bedient sich zu dieser Arbeit eines Falzbeines aus Horn, Knochen od. Elfenbein. F. heißt auch einen Falz machen, wie auch das Fahlleder, das zu stark ist, auf der inneren Seite dünn schaben.

Falzmaschine, eine Hülfsmaschine für die Buchbinderei, besorgt auf mechanische Weise das Falzen u. Glätten der einzelnen Druckbogen, in manchen Fällen auch das Heften. Das Wesentliche der F. ist eine niedergehende Klinge, welche den Bogen durch einen Spalt des Auflegebretes

hernieder zieht u. so den **ersten Bruch** giebt; eine zweite stehende u. wagerecht wirkende Klinge faßt darauf den Bogen u. falzt ihn rechtwinkelig zum **zweiten Bruche**. Nach dieser zweiten Brechung folgt, wenn die Maschine zugleich mit heftet, das Einziehen des Fadens, der sich von einer Spule abwickelt, von zwei mit Häkchen versehenen Nadeln eingestochen u. durchgezogen u. von einer Art Schere in der erforderlichen Länge abgeschnitten wird. Ein T-förmiges Messer schiebt hierauf den Bogen, indem es den dritten Bruch giebt, zwischen zwei geriffelte Führungswalzen, die ihn sofort an zwei glatte Preßwalzen abgeben, von welchen er in den Abführungskanal so exakt gefalzt u. so scharf gepreßt befördert wird, daß die einzelnen Bogen ohne weitere Behandlung zum Broschiren verwendet werden können. Die erste F. rührt vom Buchbindermeister Sulzberger her, ist in der Maschinenbauanstalt zu Frauenfeld gebaut worden u. wird durch Drehen in Bewegung gesetzt. — Bei einfacher Handbedienung falzt die Maschine in einer Stunde 1000—1200 Bogen. In neuerer Zeit ist die F. vielfach vervollkommnet worden.

Nr. 2680. Frauenfelder Falz- und Heftmaschine.

Fama, die Göttin des Gerüchts u. Ruhmes bei den Römern. Die Dichter Virgil u. Ovid stellen sie als geflügelte Gestalt dar, welche die Kunde von Glück u. Unglück, von großen Schlachten u. Siegen schnell über die Lande trägt. Ovid giebt der F. einen mit tausend Oeffnungen versehenen, aus tönendem Erz gefertigten Palast u. gesellt ihr den Wahn, die Leichtgläubigkeit, den Irrthum, den Schrecken u. die Fröhlichkeit bei.

Familie (lat. familia) bedeutet ursprünglich nur die zu einem Hause gehörige Dienerschaft (vgl. famulus, Diener), das Gesinde. Da man indeß nach röm. Begriffen alle Glieder eines Hauses als durchaus von dem Hausherrn abhängig ansah, so bildete sich später der Sprachgebrauch, die gesammte Hausgenossenschaft einschließlich der Hausherrin u. der Kinder als F. zu bezeichnen. Der deutsche Sprachgebrauch dagegen hat den Begriff der F. wieder auf die Gemeinschaft der Eltern u. Kinder eingeschränkt u. umfaßt höchstens noch die durch Heirath zur Familie getretenen Personen od. diejenigen nächsten Verwandten, die einem Familienverbande als dauernde Glieder angehören. — Als eine Gemeinschaft, die auf den stärksten aller irdischen Bande, denen der Natur u. des Blutes, beruht, hat die F. zu allen Zeiten für die vornehmste Grundlage aller gesellschaftlichen u. staatlichen Ordnung gegolten, u. selbst die schroffste Hervorkehrung des rein staatlichen Systems, wie z. B. die lykurgische Gesetzgebung, hat wenigstens bis zu einem gewissen Alter das Anrecht der F. an die Kinder nicht anzutasten gewagt. Ueberall sehen wir die Keime staatlicher Einrichtungen aus Familienordnungen hervorgehen, indem der Herr der F. bei deren Erweiterung zum Geschlecht u. Stamm auch auf den erweiterten Kreis seine Obergewalt ausübt, um sie bei seinem Tode entweder dem ältesten Gliede des Stammes od. dem ältesten Sohne zu vererben. Die Anschauung der einzelnen Völker über die Rechte u. die Heiligkeit der F. u. die Art, wie diese Anschauung praktisch verwirklicht wird, kann geradezu als Maß-

stab der Kulturhöhe eines Volkes gelten; der Verfall der Völker hat zu allen Zeiten mit der Lockerung der Familienbande u. Familienzucht begonnen. — In der Auffassung der F. lassen sich geschichtlich drei Stufen unterscheiden. Die roheste derselben stellt den Hausherrn als unumschränkten Gebieter Weib u. Kindern gegenüber, mit denen er nach Belieben schalten u. walten kann. Diese Stufe findet sich in der Regel mit Vielweiberei (Polygamie) verbunden, obschon bei dem Bestehen derselben eigentlich nicht von F. im strengen Sinn des Wortes die Rede sein kann. Letztere Erkenntniß hat auch bei polygamischen Völkern, wie den mohammedanischen, in der Praxis von selbst dazu geführt, daß wenigstens die niederen Klassen durch die Beschränkung auf ein Weib ein thatsächliches Familienleben zu erreichen trachten. Eine weitere Stufe ist die, auf der wir die sog. klassischen Völker, die Griechen u. Römer, wenigstens in ihrer Blütezeit vorfinden. Die Monogamie (Ehe mit einem Weibe) ist hier strenge Voraussetzung; die Pflichten u. Rechte des Weibes sind genau abgegrenzt. Doch hinderte auch hier die niedrige soziale Stellung des Weibes u. die Uebertreibung der väterlichen Gewalt, die sich bei den Römern selbst auf Leben u. Tod des Kindes erstreckte, die Entwicklung eines eigentlichen Familienlebens. Einen Umschwung brachte in diese Verhältnisse das Christenthum, welches den altjüdischen Familienbegriff, wonach der Mann das Haupt der F., das Weib seine ebenbürtige Gehülfin sei, zur Anerkennung brachte u. die Unauflöslichkeit u. Innigkeit der Familiengemeinschaft betonte. Das neuere Staatsrecht hat diese Auffassung der F. vor Allem durch den starken Schutz, den es dem Hausrecht u. überhaupt dem Selbstbestimmungsrecht der F. angedeihen läßt, anerkannt. Nur darüber herrscht noch Streit, bis zu welchem Punkte dem Staate um seiner Selbsterhaltung willen ein Eingriff in die Familienrechte zustehe. So räumt das deutsche Recht dem Staate wenigstens hinsichtlich der Erziehung u. Schulbildung der Familienglieder viel weiter gehende Befugnisse ein, als selbst das englische u. französische. — Ueber die Bedeutung des Wortes F. in der Sprache der Naturwissenschaft ist Folgendes zu bemerken: Während im sozialen Leben die Eltern mit deren Nachkommen, bilden im thierzüchterischen Sinne die Nachkommen einer u. derselben Mutter, welches auch die Väter der Nachkommen sein mögen, eine F.; diese umfaßt daher die Stammmutter, deren Kinder, die Nachkommen der rechten Schwestern u. der Halbschwestern. In der naturgeschichtlichen Systematik ist F. eine der Ordnung (bezüglich Unterordnung) untergestellte, dagegen Gattungen, genera (möglicherweise auch nur Ein genus) umfassende Kategorie, gegründet auf die Form, soweit dieselbe durch Struktureigenthümlichkeiten bedingt ist. Die F. ist eben so wenig, wie es die anderen Kategorien des Systems sind, als solche von der Natur gegeben, obschon man von „natürlichen" F.n spricht.

Familienpakt ist ein Vertrag unter sämmtlichen Familiengliedern über ein denselben gemeinschaftlich gehöriges Vermögen. Namentlich kommen dergleichen F. sehr häufig bei Familien des hohen od. niederen Adels vor; sie bezwecken die Erhaltung des Familiengutes u. benachtheiligen die Familienglieder weiblichen Geschlechts u. die jüngeren männlichen Nachkommen zu Gunsten eines Familiengliedes, meist des Erstgebornen.

Familienrath ist eine Institution des franz. Rechts. Derselbe tritt bei wichtigeren Familienangelegenheiten zusammen, hat aber meist nur eine berathende Stimme. In Deutschland wird derselbe vorzugsweise bei Angelegenheiten von Unmündigen zusammen berufen, so z. B. wenn es sich um die Wahl eines Berufes für den Unmündigen, um eine Adoption (s. d.) des Minderjährigen handelt. Auch wenn ein Kind für volljährig erklärt werden soll, werden häufig die nächsten Verwandten um ihren Rath befragt. Ein Recht, auf Einberufung eines F.s zu dringen, wird in Deutschland nur dort, wo franz. Recht gilt, anerkannt.

Familienrecht. Dasselbe regelt die persönlichen u. vermögensrechtlichen Beziehungen u. Verhältnisse von Personen, die sich durch Ehe od. Blutsverwandschaft nahe stehen. Hierher gehören nam. die Rechte u. Pflichten der Ehegatten zu einander (s. „Eherecht"), sowie das Verhältniß der Eltern zu ihren Kindern, insbes. die väterliche Gewalt (s. d.). Häufig rechnet man hierher auch die Lehre von der Vormundschaft, die die Stellung eines Vormundes gegenüber dem Gericht, einem Minderjährigen, Geisteskranken u. s. w. betrifft. Die neuere Wissenschaft faßt dieses Verhältniß jedoch als ein obligatorisches, lediglich mit Familienverhältnissen in naher Beziehung stehendes auf u. verwirft die Auffassung als familienrechtliches Verhältniß. Das F. bildet übrigens einen Theil des Personenrechtes (s. d.).

Famine, Hafen an der Ostküste von Patagonien, an der Magelhaensstraße. Von den Spaniern ward 1582, nach Anderen 1585, das. Fort Ciudad del Rey Felipe errichtet, dessen Besatzung jedoch wegen Mangels an Lebensmitteln fast ganz ausstarb. Als 1587 die Engländer unter Cavendish dort landeten, nannten sie den Ort Porto-Famine (Hungerhafen).

famos (vom lat. fama, s. d.), berufen, in dem doppelten Sinne von berühmt u. berüchtigt.

Famulus (lat.), Diener. An den deutschen Universitäten führt diesen Namen der Studirende, der den Verkehr zwischen einem Professor u. dessen Hörern vermittelt, die Anmeldungen zu den Vorlesungen entgegennimmt, für die Ausstellung u. Uebermittelung von Zeugnissen Sorge trägt u. dgl.

Fan od. Pahuin, ein am Fluße Gabon in Westafrika seßhaftes Negervolk, s. Bd. I. S. 87 u. Abb. Nr. 79, auch Taf. II Nr. 10. 11.

Fanal (aus dem Griech.), ein Leuchtfeuer, welches auf Thürmen, hohen Bergen u. s. w. am Eingange eines Hafens als Zeichen für die Schiffe während der Nacht unterhalten wird. Bei ausgedehnten militärischen Aufstellungen werden auf weithin sichtbaren Punkten gleichfalls Fanalstangen errichtet, d. h. hohe Stangen, welche eine Pechtonne tragen od. oben mit Pech u. Stroh umwickelt sind, um unter gewissen Umständen (Anmarsch des Feindes u. s. w.) bei Nacht angesteckt zu werden u. durch ihr Leuchten den Truppen Nachricht zu geben.

Fanarioten heißen die Griechen in Konstantinopel, welche fast allein den Fanar, ein nach dem dortigen Leuchthurm (Fanal, s. d.) benanntes Revier, im nordwestl. Winkel der Stadt am Goldnen Horne, bewohnen. Nach der Eroberung der Stadt durch die Türken hatten sich hier altadelige Griechenfamilien gesammelt, die durch ihre Kenntnisse u. Intriguen nach u. nach zu politischem Einflusse gelangten, bes. seitdem es üblich wurde, die Dragomans der Pforte aus ihnen zu wählen. Im 18. Jahrh. wurden F. sogar zu Hospodaren der Moldau u. Walachei ernannt. Auch durch Geldgeschäfte erwarben einige dieser Familien großen Reichthum. Eine Fortentwicklung des nationalen Charakters war aber durch die eigenthümliche gedrückte Lage, in der sich diese ehrgeizigen u. eigennützigen Griechen in der türkischen Residenz befanden, sehr erschwert. So kam es, daß sie selbst dem Aufstande der griech. Nation (1821) gegenüber eine zweideutige Haltung einnahmen, die aber die Türken nicht abhielt, damals manche Fanariotengeschlechter ganz auszurotten. Bevorzugte Familien waren früher die Maurokordatos, Soutzos, Murusis, Ypsilantis, Kallimachis, Maurogenis ꝛc.

Fanatismus (vom lat. fanum, Heiligthum), ein Wort, das zunächst auf religiösem Gebiet entstanden ist u. den äußersten Grad von Schwärmerei bezeichnet, die sich bis zur Unduldsamkeit u. Verfolgungswuth gegen Andersgläubige fortreißen läßt. Die abschreckendsten Beispiele eines solchen F. weist die Geschichte des Mittelalters auf (Inquisition, Hexenprozesse ꝛc.). In übertragenem Sinne spricht man auch von einem politischen, einem wissenschaftlichen F. — **Fanatiker** heißt daher, wer einseitig in einer gewissen Anschauung befangen ist, jede davon abweichende Anschauung unduldsam verfolgt; **fanatisiren,** zu fanatischen Handlungen entflammen.

Fancy-Artikel (spr. fänßi, vom engl. fancy, Phantasie), Luxusartikel, die, von der Mode abweichend, einem seltsamen u. launenhaften Geschmack ihre Entstehung verdanken.

Fandango, Nationaltanz der Spanier u. Portugiesen. Die Musikbegleitung wird meist auf einer Zither ausgeführt, die eine Molltonart in Dreivierteltakt spielt; die Tanzenden selbst haben Kastagnetten, die Dorfbewohner begleiten den Tanz gewöhnlich auch mit Gesang. Der Charakter des F. ist Anfangs sanft, zärtlich, hingebend, steigert sich aber allmählig bis zu leidenschaftlicher Glut.

Fanega, s. „Ackermaß".

Fanfare, ein kleines, für die Kavallerie bestimmtes Tonstück für Trompeten u. Pauken, von lustigem, glänzendem Charakter, das auch als Trompetersignal kurz vor dem Angriff geblasen wird; ferner ein munteres Jagdstück, gewöhnlich für zwei Hörner u. meist im Sechsachteltakt; endlich ist F. so viel als Tusch, Begleitung eines ausgebrachten Lebehochs durch lärmendes Einfallen der Blasinstrumente u. Pauken.

Fanfaron (franz., spr. Fangfarong), eigentlich ein Fanfarenbläser, übertragen: ein Prahler, Aufschneider; daher: **fanfaronniren,** aufschneiden; **Fanfaronnade,** Aufschneiderei.

Fangdämme, auch Wehr-, Klopf-, Kluft-, Kist- od. Abschlagdämme genannt, errichtet man bei Wasserbauten, wenn im Flußbett die Stellen trocken gelegt werden sollen, wo man Brückenpfeiler od. dergleichen gründen will. Bei niedrigem Wasserstande u. schwacher Strömung genügt eine einfache Spundwand od. ein Bohlwerk, an welches auf der von der Baustelle abgewendeten Seite Erde aufgeschüttet wird. Bei stärkerer Strömung schlägt man 2 Reihen Pfähle ein, verplankt sie u. füllt sie mit Erde, Stroh, Dünger ꝛc. aus. Das innerhalb des Dammes befindliche Wasser wird dann ausgeschöpft. F. heißt auch die Erdmasse, die bis zur Beendigung von Durchstichen, Kanälen u. s. w. das Einströmen des Wassers verhindert.

Fänge nennt der Weidmann bei den Raubthieren die spitzen Eckzähne, mit welchen sie, sowie auch die Hunde, ihre Beute zu fassen pflegen. Bei den Raubvögeln werden die Krallen mit diesem Namen bezeichnet.

Fangheuschrecken, s. „Heuschrecken".

Fano, das Fanum Fortunae der Römer, alte Stadt am Metauro mit Hafen an der Mündung des letzteren ins Adriatische Meer, mit etwa 7000 E., schönem Dom, Theater u. s. w., Sitz eines Bischofs. Am westl. Ende der Stadt steht ein marmorner, 22 m. hoher Triumphbogen, den Constantins zu Ehren seines Vaters Constantin errichten ließ.

Fant, ein läppischer Mensch; ferner der Bauer im Schach u. der Bube im Kartenspiel.

Fanti, ein Negerreich auf der Westküste Afrika's in Oberguinea, bewohnt von den zum großen Stamme der Aschantis gehörigen Fantis, welche nicht zu verwechseln sind mit den weiter nördlich wohnenden Fans. Früher das bedeutendste Negerreich auf der Goldküste, ist es durch seine Kriege mit den kriegerischen Aschantis zur vollständigen Bedeutungslosigkeit herabgesunken. In neuerer Zeit haben sich die Fantis unter die Protektion Großbritanniens gestellt, wodurch sie jedoch zur Theilnahme an den Kriegen der Engländer mit den Aschantis veranlaßt wurden, u. da die Engländer dem tapfern Volke der Aschantis gegenüber sich stets im Nachtheil befanden, in eine noch schlimmere Lage geriethen. Von dunklerer Hautfarbe u. etwas kleiner als die übrigen Negerstämme, sind die Fantis träge, schwerfällig, unmoralisch, abergläubisch u. mißtrauisch u. haben, trotz des langen Verkehrs mit den Europäern, in der Kultur nicht die geringsten Fortschritte gemacht. Durch einen ungeheuren Urwald u. den Prathfluß von dem Gebiet der Aschantis getrennt, hat F., besonders in der Nähe der Küste, eine üppige, tropische Vegetation u. betreibt Exporthandel mit Gold, Elfenbein, Erdnüssen 2c. Vergl. Oberländer, Westafrika. Lpz. 1874.

Fanti, Manfredo, ital. General u. Kriegsminister, geb. 1810 zu Carpi in Modena, betheiligte sich an der revolutionären Bewegung von 1831 u. gerieth in österr. Kriegsgefangenschaft. Nach seiner Freilassung diente er in der franz., später in der span. Armee. Die Bewegung von 1848 rief ihn nach Italien zurück, wo er als General an die Spitze einer sardin. Brigade gestellt wurde. Nachdem er am Krimkriege theilgenommen, avancirte er zum Generalleutnant u. Divisionsgeneral u. zeichnete sich als solcher 1859 im Kriege gegen Oesterreich aus. Im Okt. 1859 wurde er Oberbefehlshaber der gesammten Streitkräfte der mittelitalienischen Staaten u. 1860 als Kriegs- u. Marineminister in das Ministerium Cavour berufen. Im Sept. 1860 befehligte er eine der beiden Heeresabtheilungen, die in den Kirchenstaat einrückten, besetzte Umbrien, nahm Perugia ein u. säuberte in wenigen Tagen das ganze Land bis Rom von den päpstlichen Truppen. Nachdem er die Organisation der italien. Armee ins Werk gesetzt, trat im Juni 1861 (nach Cavour's Tode) aus dem Ministerium u. übernahm das Kommando des 5. Militär-Departements in Florenz, wo er 5. April 1865 starb.

Nr. 2081. Michael Faraday (geb. 22. Sept. 1791, gest. 25. August 1867).

Faraday (spr. Färrädeh), Michael, einer der größten Physiker u. Chemiker unseres Jahrhunderts, wurde 22. Sept. 1791 zu Newington bei London geboren. Sein Vater, ein Hufschmied, gab ihn, als er heranwuchs, zu einem Buchbinder in die Lehre. Der junge F. zeigte jedoch bald großes Talent in Herstellung physikalischer Apparate u. erhielt dadurch Gelegenheit, an den Vorlesungen des berühmten Humphrey Davy (s. d.) an der Londoner Royal Institution theilnehmen zu dürfen. Bald trat er Davy näher u. wurde von diesem in richtiger Würdigung (1813) zum Assistenten der Chemie an der R. Institution gemacht. Dies blieb F. auch unter Davy's Nachfolger W. Brande, dem er endlich (1827) in der Professur der Chemie an genannter Anstalt nachfolgte. Seine zahlreichen u. meist sehr wichtigen Untersuchungen u. Entdeckungen erstreckten sich auf fast alle Gebiete der exakten Naturforschung. Er wies nach, daß viele Gase, wie Kohlensäure, Cyan, Chlor u. s. w., sich durch erhöhten Druck in tropfbare Flüssigkeiten verwandeln, verbesserte wesentlich die Lampen auf Leuchtthürmen u. stellte das für optische u. diamagnetische Untersuchungen wichtige, (sogen. Faraday'sche) schwere Glas her. Besonders zahlreich u. zum Theil epochemachend sind seine elektrischen u. magnetischen Untersuchungen. Er verfolgte hauptsächlich den Zusammenhang zwischen Magnetismus u. Elektrizität, stellte das Gesetz der chemischen Wirkung elektrischer Ströme fest, wies die Einwirkung des elektr. Stromes auf die Polarisationsebene des Lichtes nach, lehrte wesentlich erst das Gebiet der diamagnetischen Erscheinungen kennen u. untersuchte mit Armstrong die Elektrizität des ausströmenden Wasserdampfes. Dies nur die Glanzpunkte seiner unermüdlichen Wirksamkeit. Die engl. Regierung ehrte ihn durch Zuertheilung einer Pension, u. auswärtige Akademien ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Er starb 25. Aug. 1867.

Faradisation od. **Faradismus** ist von dem franz. Arzte Duchenne u. seinem deutschen Bearbeiter Erdmann die örtliche Reizung gewisser Nerven- u. Muskelpartien des Körpers durch den elektrischen Strom genannt worden.

Farbeflotte, s. „Färberei".

Farben sind, wie Schopenhauer zuerst richtig nachgewiesen, nur Empfindungen in uns, durch gewisse Reize erweckte Thätigkeiten unseres Sehnerven, der als ein Bündel feinster Nervenfasern hinten im Augapfel eintritt u. sich als sog. Nerven- od. Netzhaut (retina) auf dessen innerer Hinterfläche ausbreitet. Die Farbenempfindung ohne Bewußtsein der äußeren Ursache hat auch der Neugeborene, aber unser Bedürfniß, für Alles den Grund zu suchen (Verstand), gewöhnt uns endlich, die Farbe nicht in unserer Empfindung, sondern in die von uns gefundene, äußere Ursache dieser Farbenempfindung zu setzen, so daß man, statt zu sagen, der Gegenstand hier sendet Licht aus, welches in mir die rothe od. grüne u. s. w. Farbenempfindung erregt, einfach sagt: der Gegenstand ist roth od. grün u. s. w. Die äußere Ursache der Verschiedenheit der Farben in uns ist, wie die Physik lehrt, die Verschiedenheit in der Länge der Lichtwellen (s. „Licht", „Farbenspektrum", „Farbenzerstreuung"), daher man auch diese Verschiedenheiten selbst als Farben bezeichnet (physische Farben). Ja, gewöhnlich bezeichnet man schon die Verschiedenheit der (uns ihrem Wesen nach völlig unbekannten) Natur der Stoffe, welche erst die Verschiedenheit in der Länge der von den Stoffen erregten od. reflektirten Luftwellen bedingt, als die Farbe der Stoffe (chemische Farben). Stoffe, welche in diesem Sinne eine bestimmte Farbe haben u. sich leicht auf anderen Stoffen durch Aufstreichen u. s. w. befestigen lassen, nennt man Pigmente (s. d.) od. Farbstoffe. Man kann Grund- od. einfache Farben u. zusammengesetzte unterscheiden. Die Frage nach den Grundfarben ist verschieden zu beantworten, je nachdem man von physischen od. chemischen Farben spricht. Im letzteren Falle sind es: Weiß, Roth, Gelb, Blau, Schwarz; im ersteren betrachten manche Physiker als solche die Farben des Regenbogens u. prismatischen Spektrums: Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett, andere wieder nur Roth, Gelb u. Blau. Mischt man einen rothen mit einem grünen Lichtstrahl, od. einen orangen mit einem blauen, od. einen gelben mit einem violetten, so erhält man in allen drei Fällen weißes Licht. Man nennt solche zu Weiß sich ergänzenden Farben Komplementärfarben. Roth ist also komplementär zu Grün, wie Grün zu Roth; ebenso sind Gelb u. Violett, od. Orange u. Blau komplementäre Farben.

Farbenblindheit s. „Daltonismus".

Farbendruck nennt man diejenigen Verfahren, durch welche man auf Papier od. Malerleinwand Abdrücke erzielt, bei welchen die einzelnen Theile der Zeichnung od. Schrift in verschiedenen Farben erscheinen. Die Hülfsmittel, welche dazu dienen, sind verschiedenartig, u. es lassen sich sowol die Methoden des Buchdrucks mit dem Holzschnitt, als die des Kupfer- u. des Steindrucks darauf anwenden. Das Wesentliche besteht immer darin, daß für jede reine Farbe eine besondere Platte dient, welche nur an den von ihr zu färbenden Stellen mit ihrer Druckfarbe versehen wird, auf die von ihr leergelassenen Stellen drucken die anderen Platten ihre Farben, u. nur Mischtöne werden unter Umständen dadurch hervorgebracht, daß man die zusammensetzenden Farben in geeigneter Weise über einander druckt (entweder durch schraffirte od. gekörnte Platten). Dabei ist aber zu beachten, daß dieselben Partien nicht unmittelbar nach einander mit zwei verschiedenen Farben bedruckt werden dürfen, sondern vorher eine Trocknung erfahren müssen, weil sonst die Farben in einander laufen würden. Das genaue Einpassen der Platten od. Formen geschieht durch Rapportpunkte.

Im Schnellpressendruck ist es neuerdings (1867) König u. Bauer durch ihre Zweifarbenmaschine gelungen, zweifarbige Drucke bei einmaligem Durchgange des Papieres herzustellen; auf andere Weise wurden früher mehr als jetzt durch den sog. Congrevedruck (s. d.) mehrfarbige Druckerzeugnisse mittels getheilter Formen, deren Bestandtheile gesondert mit Farbe versehen u. dann zusammengestellt wurden, auch durch einmaligen Druck hergestellt. Der Irisdruck (s. d.) ist ein drittes Beispiel der Herstellung mehrfarbiger Druckerzeugnisse bei einem einzigen Pressendurchgange. Er kann nur angewendet werden, wenn zwei od. mehrere Farben streifenartig u. parallel neben einander auftreten u. zwar nicht mit seitlich scharfer Begrenzung, sondern verlaufend u. in einander übergehend. Es wird hierbei auf dem Farbentische der Druckmaschine die Größe der Platte aufgezeichnet u. der Breite nach so in die Quartiere eingetheilt, welche mit verschiedenen Farben gefärbt werden sollen. In die Mitte dieser einzelnen Felder wird die Farbe aufgetragen, so daß zwischen je zwei Farben ein leerer Raum (Blanco) bleibt. Wird nun über den Farbentisch eine Färbwalze von entsprechendem Durchmesser so hinweggeführt, daß sie bei der sonst geraden Bewegung seitlich etwas ausweicht, wackelt, so wird durch diese Ausweichung nach den Seiten hin auf das Blanco etwas Farbe mit übertragen, u. bei oft wiederholtem Hin- u. Hergange der Walze die Farbe in dem Zwischenraume ganz allmählig verlaufen. Von der andern Farbe geschieht das Nämliche, u. so entstehen Uebergänge, die sich in jeder Abstufung hervor bringen lassen. Durch die Walze werden dieselben genau auf die Druckform übertragen. In allen anderen Fällen ist für jede Farbeplatte ein besonderer Druck erforderlich. — Der typographische Farbendruck ist schon sehr zeitig in den zweifarbig (roth u. schwarz) gedruckten Kalendern geübt worden. Neuerdings wird er mit Zuhülfenahme des Holzschnitts zur Herstellung von oft sehr umfangreichen Darstellungen bes. in England benutzt. Eine interessante Anwendung ist der Druck der bunten Musterblätter für Wollstickerei, welchen Gubitz in Berlin seit 1834 ganz vortrefflich ausführte. Sonst haben sich auf diesem Gebiete bes. Savage u. Baxter in London, Hirschfeld u. Teubner in Leipzig, Silbermann zu Straßburg, Hänel in Berlin, Haase in Prag u. A. ausgezeichnet. — Bei dem lithographischen Farbendruck (Chromolithographie) werden die Farben von Steinen, bei dem Buntkupferdruck, der nam. von Le Blon u. nach ihm von Anderen geübt wurde (z. B. Soiron in London), jetzt aber durch bessere Methoden verdrängt ist, von Kupferplatten gedruckt. Der eigentliche Gemäldedruck kann sich eines ähnlichen Verfahrens wie der Congrevedruck bedienen, indem er sog. Paßformen anwendet, doch ist diese Methode jetzt durch den lithographischen Buntdruck ganz verdrängt worden. Die Farben haben das Aussehen wie Wasserfarben, u. es lassen sich Aquarellbilder in täuschender Weise nachahmen, wie die Vervielfältigungen der Hildebrandt'schen u. Werner'schen Aquarellen beweisen. Sollen die Bilder den Charakter der Oelgemälde haben, so müssen sie nach dem Drucken bes. gefirnißt u. lackirt werden. Auch erhöht man die Täuschung durch eine besondere Zubereitung des Papieres (man druckt jetzt nur ausnahmsweise noch auf Leinwand), indem man demselben durch Pressung zwischen gekörnten od. gravirten Metallwalzen oberflächlich das Aussehen von grundirtem Malertuche giebt. Ja man preßt sogar ein Relief auf, welches die in den steifen Oelfarben sichtbar bleibenden Pinselstriche nachahmt. Vortreffliche Oelfarbendrucke kommen aus Berlin, Wien, Wandsbeck.

Farbenharmonie nennt man die Wohlgefälligkeit des Eindruckes, den Farbenzusammenstellungen auf unser Auge machen. Den einfachsten Fall einer harmonischen Nebeneinanderstellung bieten die komplementären (s. „Farben") od. Kontrastfarben, weil unser Auge bei zu langer Betrachtung einer Farbe für dieselbe abgestumpft u. auf der Netzhaut die Empfindung der zugehörigen Komplementärfarbe erweckt wird. Aesthetisch ist jedoch diese Zusammenstellung bes. bei großen Flächen zu hart u. muß durch Hinzutritt von Weiß od. Schwarz od. überhaupt neutraler Töne gemildert werden. Die Hauptresultate der gründlichen Untersuchungen von Chevreul, Schreiber u. A. über F. mögen hier in Kürze folgen: 1. Die Harmonie komplementärer Farben ist die größte. 2. Die drei Grundfarben Roth, Gelb, Blau stimmen paarweise besser zu einander, als eine von ihnen mit einer Mischfarbe des betreffenden Paares, Blau u. Gelb besser als Blau u. Grün od. Gelb u. Grün. 3. Die Verbindung einer Grundfarbe mit einer Mischfarbe ist um so besser, je heller die erste gegen die letztere. 4. Zwei schlecht stimmende Farben trennt man am besten durch Weiß od. kontrastirendes Grau. 5. Schwarz mit zwei hellen Farben, bes. wenn es sie trennt, wirkt immer gut. 6. Mit zwei dunklen Farben ist Schwarz besser als Weiß, weil weniger hart. 7. Schwarz paßt nicht zur Verbindung einer hellen u. einer dunklen Farbe (z. B. Hellgrün u. Violett). 8. Roth u. Orange sind die einzigen Farben, die besser durch Grau als durch Weiß zu verbinden sind. 9. Grau wirkt bei Trennung dunkler Farben gut, doch nicht so kräftig wie Schwarz. 10. Zur Verbindung mit einer hellen u. einer dunklen Farbe ist Grau dem Weiß od. Schwarz meist vorzuziehen. 11. Die Wahl von Weiß, Schwarz od. Grau zur Vermittelung anderer Farben ist oft weniger durch die Farbe als durch den Stoff bedingt. — Eine sehr gründliche populäre Belehrung über diesen wichtigen Gegenstand bietet die „Farbenlehre von Guido Schreiber".

Farbenkreisel ist eine physikalische Vorrichtung zum Studium der Entstehung der Mischfarben aus den einfachen. Auf eine schwere Bleischeibe, die um eine stählerne Achse durch eine abgezogene Schnur in sehr schnelle Rotation versetzt werden kann, legt man Scheiben von steifem Papier, auf welche die zu untersuchenden Farben als von der Mitte ausgehende Sektoren aufgetragen sind. Durch die schnelle Drehung vermischt sich dann, vermöge der Dauer des Lichteindruckes im Auge, die Wirkung der verschiedenen Farben auf die Netzhaut zu einem Gesammteindrucke. Eine interessante Abänderung dieses Apparates hat man neuerdings in den Handel gebracht in der Form, wie ihn Nr. 2682 zeigt. Die Bleischeibe ist mit einer senkrechten Hülse versehen, in welche man während der Rotation einen Draht, den man durch eine in der Mitte durchbohrte u. oberflächlich buntgefärbte Papierscheibe gesteckt hat, einführen kann. Derselbe nimmt die in der Abb. angedeutete schiefe Stellung ein, u. die Papierscheibe schleudert infolge der Centrifugalkraft nach außen. Bei der raschen Umdrehung mischen sich die Farben in der verschiedensten Weise, je nachdem ihre Vertheilung innerhalb der konzentrischen Kreise, welche die einzelnen Partien der Scheibe durchlaufen, sich ändert.

Nr. 2682. Der Farbenkreisel.

Farbenlehre. Sie beschäftigt sich mit Ermittelung der Ursachen unserer Farbenempfindungen u. der Natur dieser Ursachen. Nach Newton (s. d.) entstanden die Farben durch Zerlegung des weißen Lichtes in seine verschieden brechbaren Bestandtheile mit Hülfe der prismatischen Brechung (s. „Farbenspektrum"); nach Goethe, von dem ebenso, wie von Schopenhauer, Newton völlig mißverstanden wurde, durch Modifikation der Grundfarben Blau u. Gelb, von denen die erstere eine durch Helligkeit betrachtete Dunkelheit, die letztere das Umgekehrte davon sein sollte. Schopenhauer pflichtete Goethe bei, nur daß nach ihm (was zuerst nachgewiesen zu haben sein großes Verdienst ist) die Farben nichts außer uns fertig Gegebenes sind, sondern erst im Auge entstehen. Die neuere Physik u. Physiologie zeigen, daß erstens Schopenhauer im letzteren Punkte völlig Recht hat, u. daß zweitens Newton in so weit Recht hat, als die verschiedenfarbigen Strahlen in der That als verschieden brechbares Licht aufzufassen sind, daß aber die Licht genannten äußeren Ursachen der Licht- u. Farbenempfindung in uns durchaus nichts dieser Empfindung Aehnliches, nicht, wie Newton meinte, verschiedenfarbig leuchtende, das Auge treffende Lichttheilchen sind, sondern nur ungeheuer schnelle Erzitterungen u. Schwingungen der Theilchen des an u. für sich völlig licht- u. farblosen, sog. Lichtäthers, u. daß die verschiedenen Farbenempfindungen nur durch die verschiedenen Tempi solcher Schwingungen in uns erregt werden (s. „Farbenspektrum"). Alles Licht u. alle Farben sind, was wir eben unter diesen Dingen verstehen, nur in den sehenden Augen enthalten, wie auch der Schall (s. d.) nur in den Ohren; die ganze übrige Welt ist licht-, farb- u. klanglos.

Farbenmesser od. **Colorimeter** ist eine Vorrichtung, um aus der Stärke (Intensität) der Färbung eines Stoffes, z. B. einer farbigen Salzlösung, die Quantität des in der Lösung befindlichen Salzes zu ermitteln. Man vergleicht die Färbung mit gleichgefärbten bunten Gläsern u. ermittelt, eine wie dicke Schicht nöthig ist, um eine ebenso gesättigte Färbung zu zeigen, wie das betreffende Glas.

Farbenpyramide, s. „Farbenskala“.

Farbenringe, als konzentrische farbige Ringsysteme, entstehen 1. wenn man eine ganz schwach gekrümmte Konvexlinse auf eine ebene Glasplatte legt. Der Berührungspunkt ist der Mittelpunkt des Ringsystems u. erscheint im reflektirten Lichte betrachtet schwarz, im durchgehenden Lichte aber hell. Die Physik zeigt, daß die Erscheinung ein Interferenzphänomen (s. d.) ist, indem von oben betrachtet, ein von der oberen Fläche des Planglases u. ein von der unteren des Linsenglases reflektirter Strahl für eine bestimmte Wellenlänge (Farbe) ihre Wirkung gegenseitig vernichten (also die Komplementärfarbe übrig lassen), wenn die Dicke der dünnen Luftschicht zwischen den Gläsern Null od. einer geraden Anzahl Viertelwellenlängen gleich ist. Dies muß sich natürlich ringförmig um den Mittelpunkt wiederholen. Nach Newton, der sie zuerst beobachtete u. untersuchte, heißen sie auch Newton'sche Ringe. 2. Können solche Ringe auch in dickeren Platten, welche aus doppeltbrechenden Krystallen (wie Kalkspath, Zucker u. s. w.) erscheinen, wenn diese senkrecht od. nahe senkrecht auf die optische Krystallachse geschliffen sind u. zwischen einen Polarisationsapparat gebracht werden. Bei den sog. einachsigen Krystallen, wie Kalkspath u. s. w., erscheinen diese prächtig gefärbten Ringsysteme, je nach der Stellung der Polarisationsebene, von einem schwarzen od. weißen Kreuze durchschnitten, bei den zweiachsigen, wie Zucker u. s. w., verschmelzen sie, wenn die Achsen nahe genug liegen, zu Systemen von Schleifenlinien, die auch von schwarzen od. weißen Büscheln durchschnitten werden. Auch diese Ringe lassen sich auf ein ähnliches Interferenzphänomen zurückführen, wie die Newton'schen.

Farbensaum. Ein solcher zeigt sich an den von Glaslinien, Mikroskopen od. Fernröhren erzeugten optischen Bildern, sobald diese Apparate nicht achromatisch eingerichtet sind. Je nach der Stellung der Gläser zu einander od. zum Auge können diese Alles einfassenden Farbensäume entweder rothgelb od. blauviolett erscheinen. Der Grund ist der, daß bei der gewöhnlichen, nicht achromatischen Lichtbrechung die das Auge blau u. violett erregenden Strahlen von kürzerer Wellenlänge stärker gebrochen, also eher zum Brennpunkte vereinigt werden als die rothe u. gelbe Empfindung erregenden mit größerer Wellenlänge. Gute Fernrohre u. Mikroskope dürfen keine Farbensäume zeigen.

Farbenskala nennt man eine Farbenzusammenstellung zu dem Zwecke, um einerseits die Uebergänge aller Farben in einander u. wo möglich andererseits die jeder Farbe in Weiß u. Schwarz nachzuahmen. Schon Leonardo da Vinci hatte diesen Gedanken angegeben. Die bekanntesten Farbenskalen sind: das Mayer'sche Farbendreieck, die Lambert'sche Farbenpyramide u. die Runge'sche Farbenkugel. Am einfachsten darzustellen ist das nebenstehend abgebildete Mayer'sche Farbendreieck. In den Ecken trägt man das reine Roth, Blau u. Gelb auf, in den Randfeldern Mischungen je zweier u. in den mittleren Feldern abgestufte Gemische aus allen drei Farben, so wurde z. B. das mit a bezeichnete Feld ein Gemisch von 2 Thln. Roth, 3 Thln. Blau u. 3 Thln. Gelb erhalten. Die Farbenpyramide besteht aus einer Anzahl solcher Dreiecke, von denen das unterste 9 Theile auf jeder Seite, also im Ganzen 45 Fächer hat, die nächstfolgenden haben immer weniger Fächer, das letzte siebente (die Spitze der Pyramide) hat nur noch 1 Fach. Das unterste Dreieck ist ähnlich dem Mayer'schen konstruirt, die nächstfolgenden erhalten steigende Zusätze von Weiß. Das letzte, oberste ist ganz weiß. Bei der Farbenkugel sind auf einem Kreise, der ihr Aequator heißen mag, an drei gleich weit abstehenden Punkten Blau, Roth u. Gelb aufgetragen. Dazwischen vertheilen sich ihre allmähligen Uebergänge in einander. Diese Farben u. ihre Uebergänge erstrecken sich auch nach den beiden Polen der Kugel, nur daß sie dem einen Pole zu allmählig zu Weiß verblassen, während sie nach dem andern zu sich eben so allmählig zu Schwarz verdunkeln.

Nr. 2683. Das Mayer'sche Farbendreieck.

Farbenspektrum ist der wörtlichen Uebersetzung nach eigentlich jede Farbenerscheinung. Doch unterscheidet man vorzüglich folgende Spektren: 1. Das prismatische Spektrum entsteht, wenn, wie in Nr. 2684, durch eine Spalte ein Bündel Sonnenstrahlen in einen dunkeln Raum eindringt aber in seinem Wege durch ein Glasprisma aufgehalten u. abgelenkt wird. Dann zeigt sich nicht, wie ohne das Prisma, auf der gegenüber stehenden Fläche ein weißer heller Streifen, sondern, wenn die Kanten des Prisma parallel mit der Spaltrichtung gestellt sind, ein breit gestrecktes Farbenbild, welches am äußersten rechten Rande, wo die Strahlen am wenigsten abgelenkt sind, roth erscheint, dann allmählig nach links zu in Orange, Gelb, Grün, Cyanblau, Indigoblau u. Violett übergeht. Parallel den Kanten des Prismas ist dieses Spektrum außerdem durch zahlreiche, feine schwarze Linien unterbrochen, die sog. Fraunhofer'schen Linien (s. d.). 2. Das Interferenz od. Beugungsspektrum entsteht, wenn ähnlich wie bei vorigem Versuche ein schmales Lichtbündel in einen dunkeln Raum eindringt, aber nicht auf ein Prisma fällt, sondern durch eine äußerst schmale Spalte gehen muß. Dann zeigt sich wol der helle Streifen, über u. unter demselben aber erscheinen auch noch mehrere, endlich immer matter werdende, dem prismatischen ganz ähnliche Farbenspektra (s. „Interferenz“). 3. Das physiologische Spektrum entsteht, wenn man anhaltend, 20—30 Sekunden lang, eine intensiv gefärbte Fläche (ein Stück buntes Papier od. Zeug) starr betrachtet hat, u. dann das Auge schnell auf eine weiße od. hellgraue Fläche richtet. Es zeigt sich dann auf diesem ein dem gefärbten Fleck gleich großer, sehr lebhaft in dessen Komplementärfarbe gefärbter Fleck. Auch wenn man auf das bunte Papier ein kleines Streifchen weißes od. graues Papier legt, erscheint dieses komplementär gefärbt (s. „Nachbilder“).

Nr. 2684. Zerlegung der Sonnenstrahlen durch das Prisma

Farbenton. Mit dem Ausdruck Ton bezeichnet man die spezifische Nuancirung einer Mischfarbe. Man spricht so von blauen od. bläulichen, grünlichen, röthlichen u. s. w., wol auch von zarten u. rauhen Farbentönen. Man theilt auch sämmtliche Farben in warme u. kalte Töne. Zu den ersteren gehören Roth, Orange, Gelb, Gelbgrün u. alle Mischfarben, in denen sie vorwalten (die weniger brechbare Hälfte des prismatischen Spektrums), zu den kalten gehören Violett, Indigblau, Cyanblau, Blaugrün (das brechbare Ende des Spektrums). Das mitten inne liegende Grün ist neutral, weder warm noch kalt. Diese in der Malerei übliche Eintheilung hat auch eine physikalische Parallele, denn in der That wirkt das rothgelbe Ende des Sonnenspektrums stark auf das Thermometer, das blauviolette fast gar nicht. Man nennt auch zuweilen die Farbentöne Tinten nach dem ital. tinta. Nicht zu verwechseln mit den Tönen sind die Schattirungen, die blos den Uebergang einer Farbe in Weiß od. Schwarz bezeichnen. Eine Farbe, welche möglichst wenig Weiß od. Schwarz enthält, heißt gesättigt. Auf der Runge'schen Farbenkugel (s. „Farbenskala“) liegen die gesättigten Farben auf dem Aequator.

Farbenzerstreuung od. Dispersion nennt man in der Optik die bei der Brechung eines weißen ungefärbten Lichtstrahles auftretende Erscheinung der Zerlegung desselben in eine Reihe verschieden brechbarer, im Auge verschiedenfarbige Empfindungen erregender Strahlen (s. „Farbenspektrum“). Der Grund dieser Dispersion liegt darin, daß in einem aus Strahlen von allen möglichen Wellenlängen gemischten (weißen) Strahle die Strahlen beim schiefen Eindringen in eine Glasfläche u. dgl. um so mehr durch den größeren Widerstand verzögert u. zur Seite gelenkt werden, je kürzer ihre Wellenlängen sind, die violetten mit den kürzesten Wellen (=0,0004 mm.) am meisten, die rothen mit den längsten (=0,0006 mm.) am wenigsten, dazwischen die anderen. Verschiedene Stoffe haben bei oft sonst gleichem Brechungsvermögen sehr verschiedene F. So wird z. B. durch ein Prisma aus dem bleihaltigen Flintglase ein fast doppelt so langes Spektrum erzielt, als durch ein gewöhnliches Glasprisma, bei gleicher Ablenkung des rothen Strahles durch beide. Hierauf beruht die Möglichkeit der Konstruktion achromatischer Linsen. Noch weiter als die violetten abgelenkte, aber wegen zu kurzer Wellenlänge unserem Auge nicht mehr wahrnehmbare Strahlen kann man noch durch ihre chemische Wirkung (Schwärzung von Silbersalzen u. s. w.) u. durch die Fluorescenz (s. d.) entdecken.

Farbepflanzen, Gewächse, an denen irgend ein Theil, sei es Wurzel, Stengel, Blatt, Blüte od. Frucht, zur Färberei benutzt wird. Ihre Zahl ist sehr groß. Bei uns werden davon gebaut: Der Färbeknöterich (Polygonum tinctorium), die Hermesbeere (Phytolacca decandra), die asiatische Kreuzbeere (Rhamnus infectorius), der Krapp od. die Färberröthe

(Rubia tinctoria), die schwarze Malve (Althaea od. Alcea rosea), der Saflor (Carthamus tinctorius), Sumacharten (Rhus), namentlich der Gerbersumach (Rh. coriaria), der Waid (Isatis tinctoria), der Wau (Reseda luteola) u. Safran (Crocus sativus).

Färberei. Die Verzierung der Kleidungsstücke durch fest haftende Farben ist eine bis in das graue Alterthum zurück reichende Kunst, welche von den ersten Kulturvölkern, den Chinesen, Indiern, Aegyptern, Phöniziern schon bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit entwickelt wurde. So wissen wir, daß Blau mit Indigo, rothe Farben mit Krapp u. Safflor von den Indiern erzeugt wurden, daß die ägyptischen Färber schon durch Anwendung verschiedener Beizen aus einer u. derselben Farbstoffbrühe verschiedene Farben hervor gehen ließen, u. daß die kostbare Farbe des tyrischen Purpurs aus dem Safte der Purpurschnecke von den Phöniziern in hoher Vollkommenheit dargestellt wurde. Dem Vordringen der Araber in Europa, die den Kunstfleiß des Orients im Abendlande verbreiteten, der Entdeckung von Amerika, die die mannichfaltigsten Farbstoffe der Tropen kennen lehrte, endlich in neuerer u. neuester Zeit der wissenschaftlichen Forschung, verdanken wir die moderne Entwicklung der Färberei.

Die Theorie der Färberei ist nach mancherlei Kontroversen jetzt so weit fixirt, daß man den Vorgang dabei einfach als eine Anziehung des unlöslich werdenden Farbstoffes durch die ausgedehnte Oberfläche der Fasern betrachtet. Diese Oberflächenanziehung äußert sich in der mannichfaltigsten Art, stets aber im Verhältniß der Flächenentwicklung. Die Daguerreotypie, die Absorption von Hefen u. Dämpfen durch Holzkohle, die Reinigung von Zuckersäften durch Knochenkohle, die Gerberei u. viele andere Prozesse sind mit der Färberei auf dasselbe Grundgesetz der Flächenanziehung zurückzuführen. Dieselbe äußert sich so kräftig, daß selbst schwache chemische Verbindungen von Thonerde mit Essigsäure z. B. dadurch zerlegt werden, daß aus Lösungen gelöste Farbstoffe unmittelbar niedergeschlagen u. so fest gebunden werden, daß sie den ursprünglichen Lösungsmitteln widerstehen.

Dieses Anziehungsvermögen zeigt sich übrigens bei den thierischen Fasern, Wolle, Seide, Leder u. Federn, meist stärker als bei den vegetabilischen Fasern, wie Baumwolle, Flachs 2c., u. auch bei den Farbstoffen ergiebt sich dieser Unterschied, daß die einen leichter als die andern fixirt werden. Solche Farbstoffe, die sich aus ihren wässrigen, neutralen od. schwach sauren Lösungen unmittelbar auf der Faser fixiren, nennt man *substantive Farben*. Beispiele hierzu sind die modernen Anilinfarben, welche auf thierischen Fasern mit der größten Leichtigkeit haften, ferner der rothe Safflorfarbstoff, der sich auch auf Pflanzenfasern, z. B. Baumwolle, unmittelbar fixirt, sobald man die alkalische verdünnte Lösung desselben mit etwas Citronensäure z. B. neutralisirt u. die Faser in die frische Flotte einführt, ehe die abgeschiedene Farbstoffsubstanz Zeit gefunden hat, sich in Flocken abzusetzen. Andere Farben, die man *adjektive* nennt, bedürfen zu ihrer Fixirung einer vorhergehenden Präparirung der Faser mit einer Beize, gewöhnlich der Verbindung einer schwachen Basis Thonerde, Eisenoxyd, Zinnoxyd mit einer schwachen Säure (Essigsäure). Dadurch, daß man die Beize in warmen, feuchten Lokalen auf dem Zeuge sich zersetzen läßt, auch wol die Säure durch ein Bad von Kreide, von phosphorsauren od. arseniksauren Salzen od. durch Ammoniakgas wegnimmt, od. andererseits Thonerde- resp. Zinnoxyd-Natron durch Kohlensäure od. Salmiak zerlegt, bedeckt sich die Faser mit einem Oxyd, welches nunmehr der Farbstofflösung den Farbstoff entzieht, indem eine Farbstoff-Thonerde- od. eine entsprechende andere Verbindung, ein sog. Lack sich bildet. Auch dadurch, daß man eine Doppelzersetzung zweier Salze auf der Faser vor sich gehen läßt, wodurch ein schön gefärbter unlöslicher Körper entsteht, wird das Zeug gefärbt. So erhält man das Chromgelb, indem man das Zeug erst in eine Lösung von essigsaurem Blei, dann in eine solche von saurem chromsauren Kali einführt; das Berlinerblau, indem man nach einander ein Eisensalz, dann eine Lösung von Blutlaugensalz anwendet. Würde man den Niederschlag von chromsaurem Blei od. Berlinerblau sich vorher bilden lassen u. das Zeug erst dann in die Brühe einführen, so würde es sich nur sehr unvollkommen färben, weil die Theilchen des Niederschlags zu grob sind, um sich mit den Fasern fest zu verbinden. Die Adhäsion erfolgt dann gleichsam nur an einem Punkte, wo das gebildete Farbstoffkügelchen u. die Faser sich berühren, während nach ersterer Methode der in Berührung mit der Faser gebildete Niederschlag dieser sich allseitig anschließt.

Auch der Oxydationsprozeß spielt bei einigen Arten der Färberei seine Rolle, z. B. beim Indigo-Küpenblau u. beim Anilinschwarz. Der unlösliche blaue Indigo geht in Berührung mit Alkali, z. B. Kalk, Natron 2c. u. bei der Einwirkung kräftiger Redaktionsmittel, z. B. gährender org. Substanzen, Traubenzucker, Eisenvitriol, Zink, Zinnchlorin, arsenige Säure 2c. als farblosen Indigo in Lösung. Bringt man in diese die Fasern u. setzt dieselben alsdann der Luft aus, so wird der blaue Indigo wieder hergestellt, der im Entstehungsmoment sich mit den Fasern auf das Innigste vereinigt. Ein Anilinsalz mit einer Lösung von chlorsaurem Kali, Salmiak u. einer Spur einer Kupferverbindung vermischt auf das Zeug gebracht, setzt auf diesem beim Hängen an der Luft, rascher beim Erwärmen durch Dampf eine unlösliche schwarzblaue Verbindung, ein Oxydationsprodukt des Anilins ab, das kaum durch irgend ein Mittel wieder zu entfernen, also ungemein echt ist.

Der *Gerbstoff* kann gleichzeitig als Beizmittel u. als Farbstoff betrachtet werden. Er wird selbst von Pflanzenfasern aus seiner Lösung fixirt, nimmt seinerseits wieder Beizen wie Thonerde od. Eisenoxyd auf, u. giebt so ein unschönes Gelb od. ein dunkles Schwarz. Man kann aber auch durch den Gerbstoff direkt Farben fixiren lassen, z. B. die Anilinfarbstoffe, die damit unlösliche Salze geben, u. die Färbung von Baumwollstoffen mit Anilinfarben z. B. wird fast ausschließlich auf diese Art bewirkt, od. man kann nach der Fixirung von Thonerde durch Gerbstoff diese Basis andere Farbstoffe, z. B. Krappfarbstoff. anziehen lassen. Man begreift, daß unter diesen Umständen der Gerbstoff in vielen Operationen der Färberei eine wichtige Rolle spielt, u. daß die Ausdrücke *Galliren* od. *Schmackiren* (Behandlung mit Schmack i. e. Sumach) häufig in den Rezepten wiederkehren. Der Sumach wird gewählt, weil er hellen, wenig gefärbten Gerbstoff enthält; er wird jetzt vielfältig durch chemisch reinen Galläpfelgerbstoff ersetzt, indem in der modernen Färberei wie in der Medizin die Verwendung reiner, konzentrirter Stoffe als vortheilhaft erkannt wurde. Eine eigenthümliche Beize, die nur bei dem Türkisch-Roth u. Türkisch-Violett aus Krapp zur Vorbereitung der Zeuge verwendet wird, ist die *Oelbeize*. Oelsäurehaltiges Olivenöl, das sog. Tournantöl, wird mit Potaschenlösung kalt zusammengerührt. In die so erhaltene Emulsion von Fettkügelchen, die durch die aus der freien Oelsäure gebildete Seife getrennt gehalten werden, taucht man die Zeuge (Baumwolle) ein u. läßt sie dann zur anfangenden Oxydation des Oels in Haufen liegen, bis sie sich erwärmen. Nach mehrfacher Wiederholung dieser Operationen u. tüchtigem Auswaschen zeigt sich das Zeug durch ein harzartiges Oxydationsprodukt des Oels gelblich gefärbt u. geeignet, nach vorhergehender Behandlung mit Alaun od. Eisenbeize, dann mit Sumach, den Farbstoff des Krapps in großer Menge aufzunehmen u. nach dem Behandeln mit Seife u. Zinnsalz das prachtvolle echte Roth u. Violett zu liefern. Etwas Analoges bietet das sog. *Animalisiren* der Pflanzenfasern, ein Tränken derselben mit Eiweiß,

Nr. 2685. Behandlung der Zeuge in der Färbeflotte.

welches nach der Coagulation durch Wärme fest auf der Faser haftet u. dieser die Eigenschaft ertheilt, gleich Wolle u. Seide substantive Farbstoffe direkt aufzunehmen. Von den wichtigsten Farbstoffen u. den Hauptwerkzeuge der Färberei ist noch Folgendes zu erwähnen.

Mit **Krapp** färbt man Roth, Violett Braun od. Schwarz, je nach der angewendeten Beize Thonerde, Eisenoxyd od. ein Gemisch beider mit vorwaltender Thonerde od. Eisenoxyd). Der Krapp wird durch mannichfaltige Präparate aus demselben, Garancin, Garanceux, Krappblumen, Alizarin u. Purpurin ersetzt. In neuester Zeit fängt das aus einem Bestandtheil des Steinkohlentheers, dem Anthracin, dargestellte künstliche Alizarin an, alle anderen Krapppräparate zu verdrängen. Für Wolle u. Seide ist hier Roth, bes. Purpurroth u. Scharlach, Cochenille u. die denselben verwandten Farbstoffe aus Lac Dye u. Kennas im Gebrauch. Das zarte Saflorroth dient bes. bei Baumwolle zu Rosenroth, das ebenso wie das Roth u. Violett aus Orseille u. Persio Flechtenfarben) wenig echt ist. Das Roth mittels Roth- od. Brasilienholz ist wenig schön u. echt u. dient bes. bei geringen Baumwollenwaaren.

Gelb wird nach dem Beizen mit Thonerde durch Quercitronrinde, Wau, Gelbholz, Fisetholz 2c. gefärbt. Sehr echt, aber grell, ist das mittels chromsauren Bleis erzeugte Gelb, das durch Behandlung mit Kalk in das orangefarbene basische Salz übergeht. Eine ähnliche Farbe wird mit Orlean an Bixa orellana erzielt.

Zu Blau ist der **Indigo** noch heute unentbehrlich, der, bes. wenn aus der Küpe gefärbt, ungemein echt sich erweist. Die blauen Kittel u. Röcke des deutschen Bauern u. Soldaten verdanken ihre Färbung u. ihre dauernde Beliebtheit dem Indigo-Küpenblau u. seiner Unverwüstlichkeit. Wird der Indigo in konzentrirter Schwefelsäure gelöst, die Säure dann abgestumpft u. mit dem so erhaltenen Indigo-Karmin gefärbt, so erhält man auf Wolle u. Seide ein schöneres, aber gegen Alkalien, auch Seife, sehr empfindliches Blau. Die uralte Anwendung von Waid, der kleine Mengen Indigofarbstoffe enthält, ist in neuerer Zeit vollkommen aufgegeben. Die Darstellung des Berliner Blau ist schon oben berührt. Besonders schön, aber gegen Licht sehr empfindlich, ist das Bleu de France, welches aus rothem Blutlaugensalze durch Versetzen mit sauerm Zinnchlorid u. Kochen auf der thierischen Faser fixirt wird.

Grün wird meistens aus Blau u. Gelb kombinirt. Das chinesische Grün, Lao Kao, hat wenig Anklang gefunden, weil es zu theuer ist. Außer Schweinfurter- u. Guignet's Chromgrün, die als Staubfarben durch Albumin mechanisch fixirt werden, bildet in neuester Zeit das Anilingrün das einzige direkt zu färbende Grün.

Zu Violett u. Schwarz wird Blauholz mit anderen Farbhölzern kombinirt, daneben auch diverse Gerbstoffe, stets in Kombination mit Eisen- od. Chromoxyd, benutzt. Durch Zusatz von Roth u. Gelbholz, Katechu, Bablah u. durch mannichfache Verhältnisse von Thonerde u. Eisenoxyd erhält man Braun, Grau u. die unbestimmten Modefarben. Seit etwa 15 Jahren sind die Anilinfarben od. richtiger die Theerfarben bes. für die Färberei von thierischen Fasern von größter Bedeutung geworden. Man kennt Anilin Roth, A. Blau, A.-Violett, A. Grün, A. Gelb u. A.-Schwarz. Aus der Karbolsäure leitet sich das Pikringelb, das Corallin- u. Purpurinroth ab, aus dem Naphthalin das Naphthalin Goldgelb u. das Magdalaroth, aus den Anthracin endlich, das in dem letzten Antheilen des Theerdestillats enthalten ist, das echte Alizarin (s. d.). — Die Schönheit dieser Farben, die Leichtigkeit, mit der sie sich direkt fixiren, die geringe Menge, die man davon selbst bei intensiver Färbung braucht, haben denselben trotz ihrer geringen Echtheit die ausgedehnteste Anwendung gesichert. — Die **Werkzeuge des Färbers** sind einfacher Art u. bestehen aus Kesseln zum Erwärmen der Farbebrühen u. Holzkufen, zum Durchnehmen der zu färbenden Zeuge, die meistens über einen Haspel gelegt u. so in Bewegung erhalten werden. Sehr wichtig sind die zum Fixiren der Beizen dienenden Räume, die sog. Hängen, ferner die Wasch- u. Trockeneinrichtungen, die mittels Dampf geheizt werden, wenn die Lufttrocknung nicht genügt. Reines, weiches Wasser ist eine der Grundbedingungen der Färberei.

Färberflechte (Roccella tinctoria), eine der wichtigsten Farbepflanzen aus der Familie der kryptogamischen Flechten, einheimisch nur auf Felsen an den Küsten der Kanarischen u. Azorischen Inseln. Sie kommt als **Lackmus** u. **Orseille** od. **Archilweed** in den Handel, enthält zwei verschiedene Farbstoffe (Orcein u. Erythroleinsäure) u. wird zum Roth- u. Blaufärben benutzt. Das aus ihr bereitete blaue **Lackmuspapier** ist eins der wichtigsten Reagentien auf Säuren, welche das Papier augenblicklich roth färben. Es giebt auch noch mehrere andere Arten dieser Flechte mit gleicher Verwendung; so R. fuciformis an den westeuropäischen Küsten, R. gracilis im Antillenmeere u. s. w. Das **Lackmus** bereitet man aus der Flechte in Holland durch Mazeriren mit Urin, gelöschtem Kalk u. Alaun, die Orseille durch Digestion mit ammoniakalischen Flüssigkeiten.

Färberginster (Genista tinctoria), auch Färberpfriemen, Färbekraut, Gilbe, Gelster, Gester, Gaister, Gast, Glösen, Pfriemen, Ginst, Genist, Genister, Grünholz, Färberkraut u. s. w., eine Art der Hülsengewächse von strauchartigem, aber niedrigem Wuchse, stachlig, mit gelben Blumen, einheimisch auf Heiden u. in trockenen Wäldern. Wurde früher viel zum Gelbfärben benutzt, wozu die Blumen u. jungen Zweige dienten. Man bereitete aus ihnen das allbekannte **Schüttgelb**.

Färberkamille (Anthemis tinctoria, s. d. Artikel), auch Färbergarbe, eine kamillenartige Komposition mit schönen gelben Blumen, die man früher häufig zum Gelbfärben benutzte; einheimisch bei uns nam. auf Felsen u. alten Stadtmauern.

Färberknöterich (Polygonum tinctorum *Lour.*, Pol. chinense *L.*), aus China u. Cochinchina, liefert einen vorzüglichen Indigo-Blaustoff, den man durch Kultur der Pflanze nam. am Kaspischen Meere gewinnt, während man in Deutschland erst im Anfange der Vierziger Jahre den Anbau versuchte. In Frankreich, wo man die Kultur schon ein paar Jahre früher begann, ist er indeß wieder verschwunden, wie in Deutschland, da sich seiner Kultur große Schwierigkeiten entgegenstellten.

Färberröthe, s. „Krapp“.

Färberscharte (Serratula tinctoria), auch Farbedistel, Scharten- od. Scherbenkraut, Gilbe u. Gilbkraut, eine bei uns einheimische, auf feuchten Wiesen gedeihende, distelartige, aber stachellose Pflanze, deren Blätter früher ziemlich allgemein zum Gelbfärben verwendet wurden.

Nr. [illegible]. Färberflechte [illegible]

Farbhölzer sind diejenigen Hölzec, welche wegen ihres großen Gehal es an Farbstoff sich zum Färben von Garnen, Geweben u. s. w. besonders eignen. Man unterscheidet im Handel gewöhnlich folgende F., von denen es jedoch wieder verschiedene, nach den Produktionsländern od. Ausfuhrhäfen benannte Sorten giebt, **Blauholz** (s. d.), **Gelbholz**, **Rothholz** u. **Santelholz** (s. d. betr. Art.). Im Allgemeinen sind die F. fast alle Produkte der heißen Zone, werden gewöhnlich ganz, d. h. in Blöcken, nach Europa gebracht u. auch so verhandelt, dann aber in einigen Städten, namentlich Hamburg, Berlin, Leipzig, zerkleinert u. an Färbereien, Dru-ckereien od. auch an Zwischenhändler verkauft. Das Zerkleinern geschieht mittels der **Farbholzraspelmaschine**. Dieselbe besteht aus einem eisernen Rade, auf dessen Umfange Messer eingesetzt werden können. Das Rad selbst wird durch Dampf- oder Wasserkraft in schnell rotirende Bewegung gesetzt, während das zu raspelnde Holzstück in einer Führung fest an die Peripherie des Rades u. demnach auch an die Messer angedrückt wird. Je nach der Form dieser Messer erhält man nun das zerkleinerte Holz in den drei verschiedenen, im Handel vorkommenden Sorten, als **Späne**, **Locken** od. **Nadeln**. Sehr häufig wird auch noch eine vierte Sorte, nämlich **Pulver** od. **gemahlenes Farbholz**, in den Handel gebracht. Bei der Herstellung desselben werden die F. vorher befeuchtet, um einestheils den Verlust, der beim Mahlen durch Verstäuben entsteht, einigermaßen zu vermeiden, anderntheils aber auch, um eine zu große Erhitzung zu verhüten, wodurch der Farbstoff leiden kann. Uebrigens wird fast alles Farbholz, auch das geraspelte, vor der Ablieferung mit Wasser befeuchtet, zu Haufen aufgeschichtet u. mehrere Wochen lang in dunkeln, aber luftigen Räumen liegen gelassen, was mit dem Ausdruck **Fermentiren** der F. bezeichnet wird. Hierdurch wird die Farbe der Hölzer lebhafter, zum Theil auch erst entwickelt. — Um den Färbern das Auskochen der F. mit Wasser

zu ersparen, hat man schon seit längerer Zeit dies in besonderen Fabriken bewerkstelligt u. die Abkochungen durch Eindampfen in feste Form gebracht; es sind dies die Farbholzextrakte des Handels, die namentlich aus New-York in großer Menge eingeführt werden. Durch das Einkochen der Farbholzbrühen an der Luft bilden sich aber viel unlösliche Produkte, so daß das feste Extrakt nicht vollständig u. auch nur schwer wieder löslich ist; man hat daher in neuerer Zeit die Farbholzbrühen in Vacuumapparate eingedampft u. nur bis zur Konsistenz eines sehr dicken Sirups, der sich dann leicht wieder in Wasser lösen läßt. Solche flüssige Farbeholzextrakte werden in Paris u. Berlin dargestellt u. bilden einen bedeutenden Handelsartikel.

Farbige, s. „Menschenrassen".

Farbstoff, s. „Pigment".

Farce (franz., spr. Farß, vom lat. farcire, füllen), Füllsel, eine aus der Kochkunst entlehnte Bezeichnung kleiner Theaterstücke zur Ausfüllung der Zwischenakte, burlesker Zwischenspiele, Schwänke u. Possen. Die F., die auf der niedrigsten Stufe der Komik steht, hat hauptsächlich bei den roman. Völkern, weniger bei den Deutschen, Pflege gefunden.

Farel, Wilhelm, einer der bedeutendsten Reformatoren in Frankreich u. der franzöf. Schweiz, wurde 1489 zu Gap in der Dauphiné geboren. Trotz seiner strengkatholischen Erziehung war er schon während seiner Studienzeit zu Paris den evangelischen Grundsätzen zugethan. Nach kurzer Lehrthätigkeit an dem Kollegium des Kardinals Le Moine folgte er 1521 einer Einladung des evangelisch gesinnten Bischofs Briçonnet von Meaux. Allein die bald ausbrechende Verfolgung der Evangelischen nöthigte ihn 1523 zur Flucht. Er fand bei dem Reformator Oekolampadius in Basel günstige Aufnahme u. veranstaltete sogar unter dem Schutze des Rathes daselbst am 15. Febr. 1524 eine Disputation über 13 Sätze, welche die Sache der Reformation in Basel mächtig förderte. Sein heftiges u. oft übereiltes Auftreten, welches sogar einen Erasmus von Rotterdam nicht schonte, hatte bald seine Entfernung aus Basel zur Folge. Er wandte sich nach Straßburg, wo er die Reformatoren Bucer u. Capito kennen lernte, dann als Prediger des vertriebenen Herzogs Ulrich von Württemberg nach Mömpelgard. Auch von hier im Frühjahr 1525 wieder vertrieben, ging er aufs Neue nach Straßburg u. Basel. Die Einführung der Reformation in Bern (1528) eröffnete F. plötzlich einen ausgedehnten Wirkungskreis. Obschon nicht selten (z. B. 1531 in Genf) blutigen Mißhandlungen ausgesetzt, ließ er sich doch nicht abschrecken u. verhalf durch die Disputation vom 29. Jan. 1534 auch in dem mächtigen Genf der Reformation zum Siege. Als sein Hauptverdienst muß es betrachtet werden, daß es ihm gelang, Calvin auf dessen Durchreise durch Genf 1536 daselbst festzuhalten u. ihn zur Annahme der Stellung eines Predigers u. Lehrers der Theologie zu bewegen. Als es indeß 1538 infolge der strengen Kirchenzucht Calvin's u. anderer Zerwürfnisse zu einer Revolution kam, wurde auch F. mit Calvin vertrieben. Er begab sich nach Neufchatel, wo er schon früher gewirkt hatte, u. organisirte auch hier trotz des heftigsten Widerspruchs die Kirche nach den Grundsätzen Calvins. Von seiner letzten Missionsreise zurückgekehrt, auf der er noch zu Metz mit jugendlichem Feuer gepredigt hatte, wurde er von einer Krankheit ergriffen, die 13. Sept. 1565 mit seinem Tode endigte.

Nr. 2687. Wilhelm Farel (geb. 1489, gest. 13. Sept. 1565).

Faria y Sousa, Manoel, geb. 18. März 1590 zu Souto in Portugal, bezog schon als neunjähriger Knabe die Universität Braga, um Linguistik u. Philosophie zu studiren, u. wurde in seinem 14. Jahre Sekretär bei seinem Verwandten, dem Bischof von Oporto, der ihn zu höhern Kirchenämtern ausbilden wollte. F. verheirathete sich aber mit einem schönen adeligen Fräulein, die er in seinen Gedichten unter dem Namen Albania feiert, u. lebte in Oporto, Madrid, Rom u. zuletzt wieder in Madrid der Poesie u. den Wissenschaften. Er starb 3. Juni 1649 in Madrid. Seinen spanisch geschriebenen Werken, welche früher sehr hoch geschätzt wurden, fehlt häufig Schärfe des Urtheils u. Zuverlässigkeit. Sie behandeln meist die portugiesische Geschichte u. Geographie. Auch seine Gedichte, gesammelt unter dem Titel „Fuente de Aganipe", sind meist spanisch geschrieben u. bestehen aus Sonetten, Eklogen, Canzonen u. Madrigalen. Seine geschraubte, schwülstige u. affektirte Dichtungsart wurde längere Zeit von jüngern Dichtern für musterhaft gehalten u. eifrig nachgeahmt.

Farin, s. „Zucker".

Farina (lat.), eigentlich Mehl, bezeichnet auch andere zerriebene od. gemahlene Substanzen, wie z. B. F. amygdalarum, Mandelkleie; F. hordei praeparata, präparirtes Gerstenmehl &c.

Farinelli, der bewundertste u. berühmteste Sopransänger (Castrat) des 18. Jahrh., geb. zu Neapel 24. Jan. 1705, hieß eigentlich Carlo Broschi. Den Namen F., unter dem er berühmt geworden ist, soll er aus Dankbarkeit gegen die drei Brüder Farina, welche als einflußreiche neapolitanische Kunstfreunde ihm im Anfang seiner Laufbahn äußerst förderlich gewesen, angenommen haben. Seine höhere Ausbildung erhielt F. in der Singschule des berühmten Porpora, den er 1722 nach Rom begleitete. Hier auf dem Theater Aliberti betrat F. zuerst die Bühne u. bezauberte hier wie auch 1724 in Wien die Hörer. Noch größere Erfolge aber errang er während der J. 1725—1728 in Italien. Im J. 1728 ging F. zum zweiten, 1731 zum dritten Male nach Wien. Von dieser letztern Reise datirt eine wesentliche Verfeinerung in seinem Gesange u. künstlerischen Vortrage. Nach Italien zurückgekehrt, sang F., überall Enthusiasmus erregend, in Venedig, Rom, Ferrara, Lucca, Turin &c., u. begab sich 1734 nach London, 1736 nach Spanien. Dort saß Philipp V. auf dem Throne, der, seit dem Tode seines Sohnes in tiefe Melancholie versunken, sich um die Staatsgeschäfte gar nicht mehr bekümmerte. F.'s herrlicher u. sympathischer Stimme gelang es, den König aus seiner Niedergeschlagenheit aufzurütteln. Er stieg täglich mehr in der Gunst des Monarchen, wurde mit Geschenken, Orden u. Stellen bedacht, durfte aber nicht mehr öffentlich auftreten, sondern nur dem König allein seine Kunst widmen. Seine allmählig immer einflußreicher gewordene Stellung wußte er sich auch unter dem Nachfolger Philipp's — Ferdinand VI. — zu bewahren, wenn er auch nicht, wie vielfach behauptet wurde, wirklicher Staatsminister war. Nach der Thronbesteigung Karl's III. verließ er nach 28jähr. Aufenthalte Spanien u. ließ sich in Bologna nieder, wo er 15. Juli 1782 starb.

Farini, Carlo Ludovico, ital. Staatsmann, geb. 22. Aug. 1822 zu Russi im damaligen Kirchenstaat, nahm an der Bewegung des J. 1841 Theil, machte sich durch sein Werk „Der römische Staat", welches die neuere Geschichte des Kirchenstaates behandelt, u. durch seine Forsetzung von Botta's ital. Geschichte in weiteren Kreisen bekannt, trat in den sardin. Staatsdienst u. übernahm 1851 das Unterrichtsministerium, das er jedoch nur kurze Zeit leitete. Im J. 1859 ging er als Bevollmächtigter der sardin. Regierung nach Parma u. Modena; später wurde er zum Diktator in der Emilia ernannt, nach deren Vereinigung mit Italien er als Minister des Innern in das Ministerium Cavour eintrat (Juli 1860 bis Juni 1861). Nach dem Sturze Ratazzi's im Dez. 1862 wurde F. mit der Bildung u. Führung eines neuen Kabinets beauftragt. Doch ward er bereits mehrere Monate später von einer heftigen Krankheit erfaßte, die ihn zum Rücktritt nöthigte u. der er 1. Aug. 1866 (zu Quarto bei Genua) erlag.

Farm bezeichnet in England eine Meierei, einen Oekonomiehof mit dazu gehöriger Landfläche, die von einem Pachter benutzt wird. In Amerika dagegen bezeichnet F. einen freien Grundbesitz, der von seinem Besitzer, dem Farmer, selbst bewirthschaftet wird.

Farnese, ital., nach einem Schlosse bei Orvieto benanntes Fürstengeschlecht. Dasselbe verdankte seine Größe dem als Paul III. 1534 auf den päpstlichen Stuhl erhobenen Alessandro F., indem dieser seinen natürlichen Sohn Pietro Luigi 1545 zum Herzog von Parma u. Piacenza machte. Diesem, den seine unzufriedenen Unterthanen 10. Sept. 1547 in Piacenza ermordeten, folgte sein Sohn Ottavio (geb. um 1520, gest. 18. Sept. 1585), der Gemahl der Margarethe von Parma (s. d.), einer natürlichen Tochter Kaiser Karl's V., dem er ein ital.-span. Heer gegen den Schmalkaldischen Bund zuführte. Dessen ältester Sohn u. Nachfolger, Alessandro (geb. 1546, gest. 3. Dez.

1592), focht unter seinem Oheim, Don Juan d'Austria, 1571 in der Schlacht von Lepanto mit, war seit 1578 Oberstatthalter der Niederlande, bekämpfte die Geusen u. zog 1590 gegen Heinrich IV. von Frankreich. Ranuzio I. Odoardo (geb. 1569, gest. 12. März 1622), ältester Sohn u. Nachfolger des Vorigen machte sich durch seine Grausamkeit berüchtigt, galt indeß auch für einen Freund der Künste u. Wissenschaften. — Außerdem ist nam. noch zu erwähnen ein Sohn Pietro Luigi's, Alessandro **F.** (geb. zu Rom 1520, gest. das. 2. März 1589). Seit 1534 Kardinal u. Erzbischof von Parma, ward derselbe vom Papste mit verschiedenen diplomat. Missionen betraut; seine Vermittelungsversuche zwischen Franz I. u. Karl V. blieben ebenso vergeblich, wie sein Bestreben, eine Reformation der Kirche herbeizuführen. Er war es auch, der den vom Papste Paul III. begonnenen Bau des **Farnesischen Palastes** in Rom vollendete. Den Hauptsaal dieses imposanten, einen von Pfeilerhallen umgebenen Hof einschließenden Baues, die Farnes. Galerie, ließ Alessandro von Annibale Caracci u. dessen Schülern mit berühmt gewordenen Fresken schmücken, u. in demselben auch viele antike Skulpturen aufstellen, die unter dem Namen „Farnesische Kunstwerke" berühmt sind (s. d.).

Farnesische Kunstwerke nennt man diejenigen Kunstwerke, welche, ehemals im Palast Farnese in Rom aufbewahrt, sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts im Museum zu Neapel befinden, wohin sie infolge der Ehe Philipp's V. mit einer Farnese gelangten, die den Palast zum Erbgut der Könige von Neapel machte. Die berühmtesten derselben sind drei kolossale Marmorwerke: der Herkules, die Flora u. der Stier. Der farnesische Herkules, laut Inschrift ein Werk des Glykon von Athen, der vermuthlich um den Beginn der röm. Kaiserzeit lebte, stellt den Helden unbekleidet dar, wie er eben sein letztes Abenteuer, die Erbeutung der Aepfel der Hesperiden, bestanden hat. Mit vorgebeugtem Kopfe stützt er sich mit der linken Achsel auf seine mit dem Löwenfell bedeckte Keule, an welcher der Arm ausruhend herabhängt, während der rechte Arm mit dem letzten Siegespreis in der Hand auf dem Rücken ruht. Gleichzeitig mit diesem Herkules wurde 1540 in den Thermen des Caracalla die Flora gefunden, die als eine „wahre Göttin des innigsten Wohlseins" durch die anmuthigste Verbindung lieblicher Grazie mit kolossalen Formen von Bedeutung ist. Sie hat eine Höhe von 3,5 m. Der sog. farnesische Stier endlich ist die kolossalste aller Marmorgruppen des Alterthums. Abb. s. Bd. I, Nr. 646. In kühner Erfindung u virtuoser Ausführung stellt sie den Racheakt des Zethos u. Amphion, der Söhne Antiope's, an ihrer Stiefmutter Dirke, der Verfolgerin der rechten Mutter, dar. Dirke wird nämlich an die Hörner eines wilden Stieres gebunden, der sie zu Tode schleift. Leider gehört aber von dieser Gruppe nur ein kleiner Theil dem ursprünglichen Kunstwerke an, denn man fand dieses im J. 1546 (ebenfalls in den Thermen des Caracalla) in völlig verstümmeltem Zustande u. wahrscheinlich schon damals mit allerlei restaurirenden Zusätzen aus der späteren römischen Schule. Das ursprüngliche Werk rührt nach Plinius von den Brüdern Apollonius u. Tauriscus aus Tralles in Kleinasien her, die im 3. Jahrh. v. Chr. blühten.

Nr. 2688. Der farnesische Herkules.

Faro (ital.), Leuchtthurm; daher der Name mehrer ital. Orte, bei denen Leuchtthürme stehen, wie z. B. Capo di F. an der Nordostspitze von Sizilien u. F. di Messina an der Meerenge von Messina ꝛc.

Faro, Hazardspiel, s. „Pharao".

Faröer, eine zu Dänemark gehörige Inselgruppe, welche nördl. von Großbritannien im Atlantischen Ozean liegt u. vom 62.° n. Br. durchschnitten wird; sie bestehen außer einigen ganz kleinen, felsigen Holmen aus 17 bewohnten Inseln von 24 □M. Flächeninhalt mit 9992 E. (1870). Die größten dieser Eilande sind Strömö (6½ □M.), Oesterö (4⅘ □M.), Suderö (3 □M.) u. Vaagö (3 □M.). Die Küsten sind durch tiefe Fjorde vielfach zerrissen u. erheben sich schroff von dem Meere, das Innere aber steigt stufenförmig an u. endigt in Felsspitzen von gegen 900 m. Höhe.

Nr. 2689. Kirche auf Strömö nebst einer Gruppe von Eingeborenen.

Die unteren Terrassen eignen sich zum Anbau von Kartoffeln u. Rüben, Gerste kommt nicht jedes Jahr zur Reife; die nur mit einer dünnen Erdschicht bedeckten höheren Terrassen bieten aber den zahlreichen Schafen treffliche Weide. In diesen Hausthieren, welche auch den F. (= Schafinseln) den Namen gegeben haben, beruht der Reichthum der Bewohner, die sich außerdem noch vom Fischfang u. Vogelfang ernähren. Der Winter ist so milde, daß die Schafe u. Pferde den größten Theil der Zeit im Freien bleiben können. Die häufigen Stürme sind jedoch dem Baumwuchs nachtheilig.

Nr. 2690. Schizaea dichotoma.

Nr. 2691. Lygodium polymorphum. Nr. 2692. Davallia heterophylla.
Nr. 2690—92. Farnkräuter. Nach der Natur.

Als Brennmaterialien dient Treibholz, das durch die Meeresströmungen hingeführt wird, sowie Steinkohlen, die von Suderö kommen. Die Einwohner sind german. Stammes, einfach, nüchtern u. bieder; sie sprechen einen Dialekt des Altnordischen, haben aber als Schriftsprache das Dänische.

In weltlicher u. kirchlicher Hinsicht sind sie dem Stiftamtmanne von Kopenhagen u. dem Bischofe von Seeland untergeordnet; ihre inneren Angelegenheiten ordnen sie auf einem eigenen, aus 18 gewählten Mitgliedern zusammengesetzten „Lagthing", der Landesversammlung, an deren Spitze der Amtmann u. der Propst stehen. Thorshavn, der Haupt- u. Marktort der Inseln, liegt auf Strömö, hat 856 E., einen guten, durch Strandbatterien vertheidigten Hafen u. eine Realschule mit 2 Lehrern. Die Ausfuhr beschränkt sich auf Vieh, Wolle u. Eiderdaunen, welche mühselig von den Felsen u. Klippen gesammelt werden.

Farragut (spr. Färrägött), David Glascoe, nordamerikan. Admiral, geb. 17. Dez. 1801 bei Knoxville im Staate Tennessee, that sich frühzeitig im Seedienst hervor u. erhielt nach Ausbruch des Bürgerkriegs den Oberbefehl über die gegen New-Orleans bestimmte Flotte, mit der er im Febr. 1862 in See ging u. bereits im April die Auffahrt nach New-Orleans durchsetzte. Er bewirkte hierauf in Verbindung mit Grant u. Banks die Einnahme von Vicksburg u. Port-Hudson, wodurch der obere Mississippi den Streitkräften der Union wieder zugänglich wurde. Zu den bedeutsamsten u. glänzendsten Triumphen der nordamerikan. Flotte gehört die Einfahrt in den stark befestigten Hafen von Mobile, die ihm nach heißem Kampfe 22. Aug. 1864 gelang. Der Kongreß ehrte seine Verdienste durch Ernennung zum Admiral der Unionsflotte. F. starb 14. Aug. 1870 zu Portsmouth (Newhampshire).

Farrnkräuter, eine der größten u. schönsten der kryptogamischen Pflanzenfamilien, mit Tausenden von Arten, welche von moosartiger Kleinheit bis zu mächtigen, 10—15 m. hohen Bäumen vorkommen u. überall eine Zierde der Landschaft sind. Die großen Arten bilden einen Strunk von palmenartigem Wuchse, der sich an der Spitze mit einem Schopfe von Wedeln umgiebt, wie das z. B. die Arten von Alsophila, Cyathea (s. Abb. unter diesem Artikel) u. Dicksonia (s. Abb. unter diesem Artikel) pflegen. Jedes andere Farrnkraut besitzt dergleichen Wedel, wenn es auch niedrig u. krautartig bleibt. Ein solcher Wedel stellt eine Art Feder vor mit einem gemeinschaftlichen Blattstiele (rhachis), an welchem die Fiederchen (pinnae) sitzen, die freilich oft auch nur eine ungetheilte Blattfläche, die ebenfalls Wedel (frons) heißt, darstellen. Meist sitzen die Früchte als kleine Häufchen (sori) mit od. ohne Deckhüllen od. Schleierchen (indusium) auf der Rückseite der Wedel u. Fiederchen, punktförmig, becherförmig u. s. w. Oder sie sammeln sich zu Aehren an, welche umgewandelte Fiederchen sind, z. B. bei Osmunda u. Botrychium. Die Häufchen bestehen aus winzigen Kapseln, mit od. ohne einen Ring. Ist dieser vorhanden, so zerreißt er die Kapsel durch sein eigenes elastisches Aufspringen so gut, wie es die nichtgeringelten Kapseln od. Sporangien thun. Dann entleeren sie den zarten Samen (Sporen), der früher seiner außerordentlichen Kleinheit wegen eine große Rolle in der Zauberei, zum Unsichtbarmachen u. dgl., spielte. Die Gattungen werden dadurch hervorgebracht, daß sich die Fruchthäufchen in Punkten, Linien, netzförmigen Verzweigungen, Becherchen, Aehren u. s. w. anordnen. Viele entwickeln einen kriechenden Wurzelstock (Rhizom), der in manchen Fällen ein eßbares Mark, z. B. bei Pteris esculenta auf Neuseeland, in anderen Fällen Arzneisubstanzen, z. B. bei Aspidium filix mas gegen den Bandwurm, entwickelt. Die gemäßigte Zone besitzt nur wenige Arten, so daß auf Deutschland etwa 42 Arten kommen, die sämmtlich nur krautartig bleiben, in einem einzigen Falle (Struthiopteris germanica) den Anfang eines Baumstrunkes entwickeln. Um so üppiger u. artenreicher werden die der heißen Regionen. Diese liefern so prächtige Formen, daß man sie heutzutage in eigenen Häusern mit größter Vorliebe u. höchstem Erfolge züchtet.

Farrnpalmen s. „Cycas".

Färse, auch Ferse u. Kalbe, ein weibliches Rind nach dem 1. Jahre, bis es durch die Geburt seines ersten Kalbes zur Kuh wird.

Fas (lat.), Recht; fas et nefas, recht u. unrecht, erlaubt u. unerlaubt.

Fasan (Phasianus), eine Gattung durch Schönheit ihres Gefieders ausgezeichneter Hühnervögel, die mit Pfauen u. Hühnern die Familie der Phasianiden bilden. Sie haben nackte, warzige Wangen, einen aus 18 verschmälert zugespitzten, sich dachförmig deckenden Federn gebildeten, sehr langen, keilförmigen Schwanz, stammen aus Asien u. werden bei uns theils als Schmuckvögel, theils aber insbesondere wegen ihres sehr schmackhaften Fleisches in eigenen Wildgärten (Fasanerien) gehalten. Der gemeine Fasan (Phasianus colchicus) aus den Ländern im Süden des Schwarzen Meeres, rothbraun, oben mit schwarzen, gelbrandigen Flecken, am Hals u. Kopf grünblau, ist schon im griech. Alterthume, angeblich von den Argonauten, aus Kolchis (Migrelien), von den Ufern des Phasis (jetzt Fasso, daher der Name) nach Europa eingeführt worden, hier u. da verwildert u. ein beliebter Gegenstand der Jagd. Der chines. Goldfasan (Ph. pictus), ein wegen seines Gefieders bei den Chinesen hochgeschätzter, prächtiger Vogel, unterseits scharlachroth, mit goldgelbem Federbusch, wird als zu empfindlich seltener bei uns gehalten als der ebenfalls chinesische, nicht minder schöne Silberfasan (Ph. nycthemerus), der oben weiß aussieht mit seinen schwarzen Wellenlinien, unten schwarz, u. einen schwarzen Federbusch trägt. Verwandt sind: der Glanzfasan (Lophophorus fulgens) vom Nepal, Argusfasan (Argus giganteus) von den Sundainseln, u. Hornfasan od. gehörnte Satyr (Tragopan satyrus) vom Himalaja, der hinter jedem Auge ein kleines Horn trägt.

Nr. 2693. Angiopteris angustifolia. Nr. 2694. Adiantum tenerum. Nr. 2695. Marattia laxa.
Nr. 2693—95. Farrnkräuter. Nach der Natur.

Nr. 2696. Gold- und Silberfasanen.

Fasces (lat.), Zeichen der höchsten Strafgewalt bei den Römern, bestehend aus Ruthenbündeln von Ulmen- od. Birkenholz, die mit Riemen zusammengeschnürt, in der Königszeit, sowie später außerhalb der Stadt Rom mit Beilen besteckt waren u. vor den Königen, später vor den oberen Magistratspersonen (den Konsuln, Prätoren u. s. w.) hergetragen wurden. Vor dem versammelten Volke u. vor einem höheren Beamten nahmen die Träger (lictores) die F. von der Schulter u. senkten sie. Siegreiche Feldherren ließen ihre F. mit Lorber umwinden u. bedienten sich dieses Schmuckes auch beim Triumph.

Nr. 2697. Römische Fasces.

Fasch, Johann Friedrich, deutscher Musiker, geb. 15. April 1688 zu Buttelstädt unweit Weimar, bildete schon als Knabe sein musikalisches Talent, erst als Kapellknabe in Weißenfels, dann als Thomasschüler in Leipzig. Dort bezog er 1707 als Student der Theologie die Universität, blieb jedoch der Kunst immer treu u. errichtete aus Liebe zu ihr eine musikalische Gesellschaft unter den Studirenden, in welcher allsonntäglich allerlei Musikwerke aufgeführt wurden. Später eine Zeit lang in Naumburg, dann in Gera u. Zeitz thätig, ging er 1720 als Privatsekretär in die Dienste des böhmischen Grafen Merzin u. endlich 1722 als fürstlicher Kapellmeister nach Zerbst, wo er bis an seinen im J. 1759 erfolgten Tod blieb u. als Komponist von vielen Kirchensachen, Instrumentalstücken, der Oper „Berenice“ u. nam. zahlreicher Orchesterouverturen eine reiche Thätigkeit entfaltete. Weit größeres Verdienst erwarb sich sein Sohn Karl Friedrich Christian **F.**, der Mitbegründer u. erste Leiter der Berliner Singakademie. Geb. 18. Nov. 1736 zu Zerbst, erhielt er von seinem Vater den ersten Unterricht im Klavierspiel u. in den Anfangsgründen der Theorie, bildete sich später in Strelitz unter Konzertmeister Hertel's Leitung im Violin- u. Orgelspiel aus u. besuchte von 1751—53 das Gymnasium zu Klosterbergen bei Magdeburg. Im J. 1756 wurde er als Kammermusikus u. zweiter Zembalist in die Dienste Friedrich's des Großen nach Berlin berufen u. hatte sich in dieser Stellung der besonderen Gunst des Königs zu erfreuen. Der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges störte diese Thätigkeit, wie er auch die ohnehin geringen Einnahmen F.'s schmälerte. F. verfiel in eine hypochondrische Muthlosigkeit u. Schlaffheit, die einestheils in einen gewissen geschäftigen Müßiggang, anderntheils in unfruchtbares Grübeln u. Brüten auslief. Eine Aufrüttelung aus diesem Zustande erfolgte im J. 1774, als F. nach Agricola's Tode die Direktion der Oper übertragen wurde; doch schon 1776, als der neuernannte Kapellmeister Reichardt ins Amt trat, hörte diese Thätigkeit wieder auf, u. F. verlor sich wieder in sein früheres hypochondrisch-apathisches Treiben. So kam das Jahr 1783 heran, in welchem Reichardt von einer Reise aus Italien zurückkehrte u. eine 16stimmige Messe von Orazio Benevoli mitbrachte. Dieses Werk übte auf F. eine mächtige Anziehung aus, u. er beschloß, sich in einer gleichen Arbeit zu versuchen. Im Verlaufe des J. 1784 hatte er seine 16stimmige Messe vollendet, die jedoch erst nach Jahren zur Aufführung u. Anerkennung gelangte. Seit 1789 hatte sich nämlich im Hause einer Schülerin von F. ein Kreis von Berliner Dilettanten zusammengefunden, der sich mit Gesangübungen befaßte u. für den F. Mehreres komponirte; die Gesellschaft vergrößerte sich mehr u. mehr, ihre Uebungen wurden regelmäßiger, u., nachdem ihr 1792 ein Saal im Akademiegebäude bewilligt worden, konstituirte sie sich zu einem geschlossenen Verein, der sich Berliner Singakademie nannte u. das Vorbild vieler ähnlicher kunstfördernder Genossenschaften wurde. F. selbst, als musikalischer Dirigent angestellt, opferte dem neuen Verein freudig seine ganze Zeit u. Kraft u. führte mit ihm seine große 16stimmige Messe auf. Er starb 3. Aug. 1800 zu Berlin.

Faschinen sind lange Bündel von Reisig u. Strauchwerk, in der Regel 3—4 m. lang u. 1/3 m. im Durchmesser, welche durch Draht od. Weidenbänder in der Entfernung von je 1/3 m. zusammengehalten werden. Das Binden der F. erfolgt nach besonderen Vorschriften durch Pioniere, u. zwar gewöhnlich erst an Ort u. Stelle kurz vor dem Gebrauch. Die F. werden zur Bekleidung steiler Brustwehrböschungen, zur Bildung der Wände von Schießscharten, zur Erhöhung der Brustwehrkrone bei Feldschanzen, vorzugsweise aber bei den Belagerungsarbeiten im Festungskriege z. B. beim Batterienbau, bei der Anlage von Ausfallsstufen aus den Laufgräben, der Herstellung bombensicherer Räume u. s. w. verwendet. Auch zur Ausbesserung von Wegestrecken, der Ausfüllung von Gräben, der Anlage von Dämmen durch Sumpfland bedient man sich ihrer. Bei den für letzteren Zweck angewandten sogenannten Wasserfaschinen pflegt man auch Steine in das Strauchwerk einzubinden, um den F. mehr Schwere u. Dichtigkeit zu geben.

Faschinenmesser ist das Seitengewehr der Pioniere; die Schneide desselben endigt in einer sichelartigen Spitze, u. der Rücken ist sägeförmig ausgezackt, so daß das F. zum Strauchhauen, Abästen, sowie auch zum Holzsägen gebraucht werden kann. Dasselbe enthält ferner eine Einrichtung, um nöthigenfalls an Stelle des Bajonnets auf das Gewehr gepflanzt werden zu können. Neuerdings ist fast die gesammte Infanterie u. Fußartillerie des stehenden Heeres mit dem F. an Stelle der früheren Seitengewehre ausgerüstet worden. Das F. der Infanterie enthält indessen weder die sägeförmige Auszackung auf dem Rücken, noch die Einrichtung zum Aufstecken an Stelle des Bajonnets.

Fasching, s. „Karneval“.

Faselvieh, das junge, zur Zucht bestimmte Vieh, im Gegensatz zum Mastvieh.

Fäsen, s. „Dinkel“.

Faserkalk, s. „Calcit“.

Fasern (Fibern, Fibrillen), gröbere od. feinere, fadenförmig langgestreckte Formelemente des thierischen Körpers, die sich zu Bündeln, Netzen, Häuten u. s. w. verbinden können. Man unterscheidet z. B. Bindegewebs-, elastische, Sehnen-, Muskel-, Nervenfasern, Schmelzfasern der Zähne), Linsenfasern (des Auges) u. s. w. u. bezeichnet nach der faserigen Grundsubstanz gewisse Knorpel u. Knochen als Faserknorpel, Faserknochen. Ebenso bezeichnet man in der Botanik, abgesehen von Wurzelfasern od. Faserwurzeln, lang gestreckte Gewebselemente als Holzfasern (das ganze Gewebe Fasergewebe od. Prosenchym), Bastfasern, die als „vegetabilische Fasern“ vielfach technische Verwendung finden, u. nennt in Form von Ringen od. Schrauben in Zellen u. Gefäßen abgelagerte Verdickungsschichten Ringfasern, Spiralfasern.

Faserstoff, animalischer (Fibrin), ein im Blut, der Lymphe u. andern thierischen Säften enthaltener Eiweißkörper, der außerhalb des lebenden Organismus schon bei gewöhnlicher Temperatur gerinnt u. dadurch z. B. auch das Gerinnen des Blutes veranlaßt, indem er sich vom Serum der Blutflüssigkeit ausscheidet u. die Masse der Blutkörperchen zum Blutkuchen vereint. Durch Peitschen u. Quirlen frischen Blutes scheidet er sich in Form von Fäden aus; solches Blut gerinnt dann nicht mehr.

Faserstoff, vegetabilischer, s. „Cellulose“.

Fashion (engl., spr. Fäsch'n), Mode, feine Sitte, höherer gesellschaftlicher Ton; fashionable (spr. fäschenehb'l), modisch, fein, der Lebensart u. dem gewählten Tone der höheren Gesellschaftskreise angemessen.

Fasolt, in der germ. Heldensage ein Riese, älterer Bruder von Ecke, über den das Gedicht „Ecken Ausfahrt“ (s. d.) handelt. F. wird von Dietrich von Bern besiegt u. gehört hinfort zu den Recken seines Gefolges. In Erinnerung an den mytholog. Ursprung so vieler Helden der Volkssage erscheint F. noch vereinzelt als Sturmriese, Gebieter u. Erreger des Sturms, wie sein Bruder Ecke als Beherrscher der Gewässer.

Fassauer Alpen, s. „Alpen“.

Fassathal, der obere Theil des Avisiothales in Südtirol, welches in das Etschthal ausmündet, beginnt bei dem Dorfe Moëna u. zieht sich zwischen Porphyr-, Syenit- u. Dolomitalpen von S. nach N.; die höchste Erhebung ist die östl. an der Grenze Italiens gelegene Vedretta Marmolata (3494 m.) mit den bedeutendsten Gletschern in den südl. Kalkalpen. Die Bewohner sind zum größten Theil Ladiner, die eine eigenthümliche romanische Mundart sprechen; die Gerichtssprache ist deutsch, die Kirchensprache italienisch; Viehzucht ist ihre Hauptbeschäftigung; ihre Weiden werden aber auch vielfach von italien. Schafhirten besucht. Das F. hat seine Berühmtheit der eigenthümlich mineralogischen Zusammensetzung zu verdanken, welche seine Gesteine, namentlich der sog. Monzonigneis, zeigen u. die wol eine Folge der Einwirkung glühend flüssiger Porphyrmassen auf die benachbart gelagerten krystallinischen Silikatgesteine und Dolomite sein mag. Leopold von Buch u. nach ihm alle Geologen u. Mineralogen haben dem F. ihre besondere Aufmerksamkeit geschenkt; durch die schönsten u. seltensten Mineralien ist es allen Sammlern bekannt. Der klassische Punkt des Thales für den Mineralogen ist der Monte Monzoni, bes. da, wo der Syenit sich dem Dolomit nähert.

Fassokl (Fezoglu), Landschaft im südl. Sennaar zwischen dem Bahr-el-Azrek u. seinem Nebenflusse Tumat, am Fuße des isolirten, steilen Fassokl-Berges, wird von den ägypt. Vizekönigen zu ihrem Gebiete gerechnet u. ist seit alter Zeit ebenso bekannt durch den Goldgehalt seines Schwemmlandes, wie berüchtigt durch die da herrschenden Fieber. Die Bewohner

sind dunkelbraune Fungi, die sich durch langes, gekräuseltes Haar u. regelmäßigere Gesichtszüge von den Negern unterscheiden u. eine eigene Sprache reden. An Produkten bietet das Land außer Gold bes. Gummi, Honig, Sennesblätter u. Elfenbein.

Fastage (auch Fustage) nennt man die Kosten für die Fässer (Ueberfässer), in denen Waaren versandt werden. Für die Umhüllung, in der eine Waare vom Ursprungsort kommt, wird in der Regel nichts berechnet, sondern nur bei Versendungen in kleineren Quantitäten. Ausgenommen sind aber davon meist die kostspieligeren u. weiter zu benutzenden Fässer zu Wein, Branntwein, Oel 2c.

Fasten, d. h. die gänzliche od. theilweise Enthaltung von Nahrung. Die Ansicht, daß das F. etwas Gottgefälliges u. Verdienstliches sei, findet sich gleichmäßig fast bei allen Religionen der alten Welt. Nur sind die Beweggründe dazu bei den verschiedenen Völkern verschieden. Das Fastengebot der sogenannten griechischen Mysterien (Geheimdienste) u. wol auch des Parsismus beruhte auf der Anschauung, daß die Seele zur Erkenntniß der Gottheit fähiger werde, wenn der Leib nicht mit Speise beschwert sei. In der jüdischen Religion war das F. zunächst nur der äußere Ausdruck der Demüthigung vor Gott, der Abwendung vom irdischen Genuß. Während aber das Alte Testament nur für einen Festtag (den großen Versöhnungstag) das F. ausdrücklich gebietet, unterwarfen sich die Juden nach dem babylonischen Exil häufigen und strengen F.; ja bei der Sekte der Essäer bildete das F. sogar einen wichtigen Bestandtheil der religiösen Pflichten. Jesus verwarf zwar das F. nicht schlechthin, trat aber streng der Auffassung entgegen, als könne das F. allein ohne die entsprechende Demüthigung des Herzens als ein Verdienst gelten. Trotzdem trat doch auch in der christl. Kirche bald eine Ueberschätzung des F. ein. Man begnügte sich bald nicht mehr damit, das zeitweilige F. zum Zweck geistlicher Sammlung zu empfehlen, sondern schied bald bestimmte Tage u. Zeiten als Fasttage aus. Aus dem frühesten Gebote eines 40stündigen Trauerfastens vor dem Ostertage entwickelte sich die allmählige Ausdehnung des österlichen F.s auf 40 Tage vor Ostern. Zwei bestimmte Wochentage, der Mittwoch, als der Tag des Verrathes Jesu, und der Freitag, als der Kreuzigungstag, wurden zu stehenden Fasttagen erhoben; doch erhielt sich ersterer nur in der griechisch-katholischen Kirche als stehender Fasttag, während in der römischen der Sonnabend (doch als minder streng) an seine Stelle trat. Die Auffassung der Fastenpflicht bildete sich übrigens in den verschiedenen Kirchen und Ländern verschieden heraus. Das ursprüngliche Verbot, an Fasttagen nicht vor Sonnenuntergang Speise zu nehmen, konnte eben so wenig durchgesetzt werden, als das Verbot des Fleischgenusses in der Fastenzeit. Man beschränkte sich auf die Handhabung dieses Verbots an bestimmten Tagen der Fastenwochen u. erleichterte es selbst durch die Erlaubniß, Fische u. sog. Fastenspeisen zu genießen. In der evang. Kirche haben sich von einer Berücksichtigung der katholischen Fastenzeit nur noch gewisse Aeußerlichkeiten, wie die schwarze Bekleidung der Kanzeln u. Altäre, sowie das Verbot des Eheschlusses während dieser Zeit, erhalten.

Fasti (nämlich dies) hießen in Rom eigentlich diejenigen Tage, an welchen es erlaubt war, gerichtliche Handlungen vorzunehmen, während die nefasti dies, als Unglückstage, dazu nicht benutzt werden durften. Diese Unterscheidung soll sich bereits unter den religiösen Satzungen des Numa befunden haben. Die Kenntniß dieser Tage blieb lange ein Eigenthum der Priester, u. da diese ausschließlich aus Patriziern bestanden, so übte der Adel einen großen Einfluß auf die Behandlung der Rechtsgeschäfte. Nachdem jedoch 305 v. Chr. Cnejus Flavius die F. zu veröffentlichen gewagt hatte, wurde dieses Verzeichniß der Gerichts- und Festtage immer weiter ausgeführt u. vervollständigt, so daß es nach u. nach die Form eines Kalenders annahm. Dieser war zu Cäsar's Zeit in heillose Verwirrung gerathen und ward von demselben einer gründlichen Reform unterworfen. Zur Zeit des Augustus und Tiberius wurde der verbesserte Kalender in allen italischen Städten, in Stein gehauen, von den Obrigkeiten od. auch von Privatpersonen aufgestellt. Von diesen Steintafeln haben sich noch manche erhalten. Vom röm. Dichter Ovid besitzen wir ferner eine poetische Beschreibung der Kalenderfeste im ersten Halbjahre unter dem Titel „Fasti". Eine andere Art von F., welche für die altrömische Chronologie und Geschichte von hoher Wichtigkeit ist, bilden die Verzeichnisse der jährlichen Konsuln, der Diktatoren, Censoren und triumphirenden Feldherren, die, auf Veranlassung des Augustus angefertigt und von späteren Kaisern fortgesetzt, ebenfalls auf Steintafeln eingegraben waren und auf dem Kapitol aufbewahrt wurden (daher Fasti Capitolini).

Fastnacht, in süddeutschen Mundarten Faßnacht, ist der dem Aschermittwoch vorhergehende Tag, schon im Mittelalter gern mit Schmäusen, Spielen, Tänzen, Mummereien 2c. begangen, zur Schadloshaltung für den in den Fasten geforderten Verzicht auf weltliche Vergnügungen. Aus dieser Art der Lustbarkeit heraus entwickelten sich die **Fastnachtspiele**, die ältesten deutschen Lustspiele. Junge Leute pflegten zur F. in kleinerer od. größerer Zahl die Straßen der Städte zu durchziehen u. in den Häusern in leichter Verkleidung fremdartige Gestalten darzustellen. Dabei wurden Worte gesprochen, kleine Stoffe in Rede und Gegenrede gebracht. Die ersten bekannten Fastnachtspiele, meist in Possen bestehend, begegnen uns gegen die Mitte des 15. Jahrh. In ihnen ist formell kaum das Schauspiel zu erkennen, an Handlung bei den meisten nicht zu denken; man mußte sich kurz fassen, da der Besuch der Darsteller sich nicht auf ein Haus beschränkte und zu langen Ausführungen keine Zeit ließ. Die Stoffe entnahm man dem täglichen Leben: Marktgeschichten, Kupplerscenen, Eheskandale, namentlich Prozesse, dann die den Reichsstädtern geläufige rücksichtslose Verspottung der Bauern und der Ritter bilden den Inhalt dieser Stücke, die in Ansehung ihres Tones fast durchgängig eine Rohheit u. Schamlosigkeit zur Schau tragen, von der es schwer ist, eine Vorstellung zu erwecken. Ihre erste u. hauptsächlichste Pflege fand diese Dichtgattung in Nürnberg, ihre Hauptvertreter sind Hans Rosenplüt (s. d.) u. Hans Folz (s. d.). Nur hier u. da begegnen wir anderen Städten, wie Augsburg, Memmingen, Bamberg, u. anderen Dichternamen, wie Jak. Ayrer (s. d.) u. Peter Probst (beide wieder aus Nürnberg). Eine Veränderung brachte indessen das 16. Jahrh. Beim Herannahen u. Ausbruch der Reformation wird der Ton ein anderer: obwol noch immer zu F. gespielt, tragen die Stücke, nun auch politischen u. moralischen Inhalts, meist einen tiefernsten Charakter u. entbehren aller komischen Färbung; das konfessionelle Streitspiel entsteht, u. erst als die Reformation sich festgesetzt hatte, griff Hans Sachs (s. d.) wieder zum älteren Stil des Fastnachspiels zurück u. verfaßte in ihm einige seiner besten Stücke. Der Name der Fastnachtspiele für die eigentliche Posse hat sich bis in das 17. Jahrh. erhalten. (Eine treffliche Sammlung giebt Keller, „Fastnachtspiele aus dem 15. Jahrh.", 3 Bde., Stuttg. 1853, u. Nachlese 1853.)

Faß, für gewöhnlich ein hölzernes, vom Böttcher gefertigtes, im Umfange kreisrundes Gefäß, das aus schmalen, zweckentsprechend geformten Bretchen, den sog. Dauben od. Faßstäben, zusammengesetzt, wenigstens mit einem fest eingefügten Boden versehen und durch Reife zusammen gehalten wird. Die zum Transport und zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten aller Art dienenden Fässer sind bauchig, von der ungefähren Form einer abgestumpften Doppelpyramide und mit zwei eingefügten Böden versehen. Das Einfügen der Böden erfolgt dadurch, daß die Dauben an ihrer Innenseite eine Rinne (Kimme od. Gergel) erhalten, in welche der am Rande zugeschrägte Boden eingreift u. durch die hierauf mit den Reifen zusammengetriebenen Dauben festgehalten wird. Der über den Boden hinausragende Theil der Dauben wird „Frosch" genannt. Zum Füllen, auch manchmal zum Ausleeren, dient eine in der Mitte des Faßbauches angebrachte Oeffnung, das Spundloch, welches durch einen hölzernen Pfropfen, den Spund, geschlossen wird. Häufig wird das Entleeren durch das Zapfenloch, eine am Rande eines der Böden angebrachte Oeffnung, die mit einem Pfropfen aus Holz od. Kork verschlossen wird, bewirkt.

Die Herstellung der verschiedenen Arten der Fässer ist seit alten Zeiten Sache eines besonderen Gewerbes, der Faßbinderei od. Böttcherei; erst in neuerer Zeit hat die fabrikmäßige Faßbereitung sich Bahn gebrochen. Als Böttcherholz verwendet man zu Wein-, Bier-, Spiritus-, Essig- u. Oelfässern ausschließlich Eichenholz; die offenen Fässer zum häuslichen Gebrauche, ferner die Packfässer für Kalk, Salz, Guano u. s. w., werden aus Fichten- u. Tannenholz gefertigt, während man die Herings-, Butter- sowie die Packfässer für trockene Waaren aus Buchenholz herstellt; die hölzernen Reifen bestehen vorzugsweise aus Weide, Hasel od. Birke. Die mannichfachen Nachtheile der hölzernen Fässer, unter denen das Leckwerden obenan steht, haben Anlaß gegeben, die Herstellung eiserner Fässer zu versuchen. In England hat man derartige, kastenartig viereckige Gefäße aus verlöthetem Blech hergestellt, welche sich bes. zum Verpacken im Schiffsraume eignen, u. in Paris fabrizirt man eiserne Cylinder aus 2 mm. starkem Eisenblech von 85 cm. Durchmesser u. 1,23 m. Länge, welche beiderseits mit schwach nach außen gewölbten Deckeln versehen, durch einen eingeschraubten, mit Gummischeibe gedichteten Spund geschlossen u. bes. zum Spiritustransport bestimmt sind. Auch in Deutschland sind derartige eiserne Gefäße gebaut worden, ohne daß sie jedoch bis jetzt vielfach Eingang gefunden hätten.

Um bei den hölzernen Fässern das Undichtwerden zu verhüten, versieht man dieselben im Innern mit einem Ueberzug von Pech, für stark spirituöse Flüssigkeiten wol auch von Paraffin od. Email.

Wenn die Fässer nach bestimmten Regeln konstruirt würden und man mit Zugrundelegung einer bestimmten Krümmung für die Dauben immer ein u. dasselbe Verhältniß zwischen der Länge des Fasses u. dessen Durchmessern in der Mitte u. an den Böden beibehielte, so würde man vermittels einer dem Krümmungsprofil der Dauben angepaßten Formel aus einem einzigen Maße den Inhalt eines Fasses bestimmen können. Es herrscht jedoch eine große Verschiedenheit in der Form der Fässer, so daß man genöthigt ist, drei Dimensionen abzunehmen und sich einer Näherungsformel zu bedienen, die immer nur für eine bestimmte Krümmung der Dauben genau richtig ist.

Das Hohlmaß F. ist jetzt fast allerorten außer Gebrauch gesetzt durch Einführung des metrischen Maßsystemes. Es war in verschiedenen Ländern verschieden und diente sowol für Bestimmung von Flüssigkeitsmengen als zum Messen von festen Körpern; Kalk u. dergl., sogar Blech, wurde faßweise 1 Faß = 450 Blatt in Hamburg — 300 Blatt Weißblech verkauft (s. „Maß").

Fata (lat.), Mehrz. von Fatum (s. d.).

Fatalismus (vom lat. fatum, Schicksal, Verhängniß) heißt die Lehre von dem blinden u. unabänderlichen Walten des Schicksals, dem alles Geschaffene unterworfen ist. Diese Lehre findet sich insofern schon in der griech. Mythologie, als in derselben auch die Götter dem Willen der Moira, der Göttin des Verhängnisses, unterworfen sind. Bei weitem tiefsinniger ist der F., welcher der griech. Tragödie zu Grunde liegt, indem hier das Walten des Verhängnisses doch zugleich durch die menschliche Schuld unterstützt und herbeigeführt wird. Dem gegenüber beruhen die neueren sogenannten Schicksalsdramen eines Müllner u. Grillparzer, ja selbst Schiller's „Braut von Messina", auf einer Verkennung jenes antiken F., indem sie auch den Unschuldigen vom Verhängniß ereilt werden lassen. Das Christenthum mit seiner Lehre von der Weisheit u. Gerechtigkeit eines persönlichen Gottes, sowie von der Verantwortlichkeit des Menschen, war eigentlich jedem F. ungünstig; doch hat er selbst hier in der übertriebenen Prädestinationslehre Calvin's und Anfangs auch Luther's, d. h. in der Lehre von der Vorausbestimmung zur Seligkeit u. Verdammniß, in gewissem Sinne Eingang gefunden. Von besonderer Wichtigkeit aber wurde der F. im Mohammedanismus, nur daß hier das Verhängniß mit dem schrankenlosen und unabänderlichen Willen Gottes zusammenfällt. Die großartigen Erfolge der Mohammedaner in den Kämpfen des 7. u. 8. Jahrh. erklären sich vor Allem aus ihrem F., da die Ueberzeugung, daß der Mensch dem Tode zur bestimmten Stunde durch Nichts entrinnen, vor derselben ihm aber auch nicht verfallen könne, tollkühne Tapferkeit hervorrief.

Nr. 2698. Fata Morgana in der Wüste.

Fata Morgana nennt man eine eigenthümliche, meist farbenprächtige u. wechselnde Luftspiegelung, welche am schönsten in Italien an der calabrischen Küste der Meerenge von Messina nach der sizilischen Küste zu unter geeigneten atmosphärischen Verhältnissen gesehen wird. Mit Zuhülfenahme einiger Phantasie erscheinen diese Bilder als reizende Landschaften, Städte, Schlösser, Viehherden, Menschengewühl u. s. w. In Wirklichkeit ist es nur das durch Luftspiegelung (s. d.) erhobene u. durch lokale Luftströmungen in einander gewirrte Bild der sizilischen Küste. Das Volk schreibt die Erscheinung der Zauberkraft der Fee (ital. fata) Morgana zu. Daher der Name.

Fatime, Tochter Mohammed's (geb. 607, gest. 635 n. Chr.) u. Gemahlin des Khalifen Ali. Von ihnen stammte das arabische Herrschergeschlecht der **Fatimiden** ab, das während des 10., 11. u. 12. Jahrh. unter dem Titel Khalifen über einen Theil von Nordafrika, Sizilien u. Aegypten, lange Zeit auch über Syrien herrschte. Der letzte der Fatimiden war Abu Mohammed Aladhid (gest. 1171), dessen Thron auf seinen Wessir Saladin, den Stifter der Ejjubitendynastie, überging.

Fatra, Gebirge in Nordungarn, jener Theil der Karpathen (s. d.), welcher sich von der hohen Tatra nach dem Waagthal hin, dann von diesem nach S. zieht u. in dem großen F. eine Höhe von 1728 m. erreicht; die F. ist reich an Metallen.

Fatum (lat.), Schicksal.

Faublas (spr. Fohblah), Held des schlüpfrigen Romans „Les aventures du chevalier Faublas" von Louvet.

Faubourg (franz., spr. Fohbuhr), Vorstadt; über die F.'s von Paris s. d.

Faucher (spr. Foscheh), Julius, deutscher Volkswirth u. Publizist, geb. 1820 in Berlin, stammt aus einer nach Deutschland eingewanderten franz. Familie, war seit 1843 als nationalökonom. Schriftsteller u. Publizist im Sinne der Freihandelsschule thätig u. wurde 1848 ins Frankfurter Parlament gewählt. Nach dem Siege der Reaktion nahm er seinen Aufenthalt in England, dessen wirthschaftliche Zustände er sorgfältig studirte. Im J. 1861 kehrte er nach Deutschland zurück, wo er mit Eifer an der Bewegung für die Einigung des Vaterlandes theilnahm, sowol in Fachkreisen, als fleißiger Mitarbeiter bei den volkswirthschaftlichen Kongressen, wie als schlagfertiger u. hinreißender Volksredner. Denselben Interessen diente er im preuß. Landtage, in welchem er zu den Zierden der Fortschrittspartei gehörte. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich in Gemeinschaft mit seinem Gesinnungsgenossen O. Michaelis durch Gründung u. langjährige Leitung der „Vierteljahrschrift für Volkswirthschaft u. Kulturgeschichte."

Faucher (spr. Foscheh), Leon, franz. Politiker u. Nationalökonom, geb. 8. Sept. 1803 zu Limoges, widmete sich Anfangs archäolog., später nationalökonom. Studien, führte hinter einander die Redaktion des Temps, des Courrier français u. des Constitutionnel u. wurde 1846, als Anhänger Thiers', in die Kammer gewählt. Im J. 1848 gehörte er der Constituante u. der Legislative an; der Prinz-Präsident Ludwig Napoleon ernannte ihn im Dez. d. J. zum Minister des Innern, in welcher Stellung er bis zum Mai 1849 den heftigsten Angriffen energisch standhielt. Im April 1851 übernahm er denselben Ministerposten, von dem er jedoch bereits im Okt. d. J. zurücktrat, da er nicht gesonnen war, den Staatsstreichsgelüsten des Präsidenten zu willfahren. Er starb zu Marseille 14. Dez. 1854. Seine trefflichen nationalökonom. Arbeiten erschienen nach seinem Tode in der Sammlung „Mélanges d'économie politique et de finance" (2 Bde., Par. 1856).

Nr. 2699. Zweig des Faulbaums (Rhamnus Frangula).

Faulbaum (Rhamnus Frangula), auch Faulholz, Schwarzerle, Hundsbeere, Zweckenholz, Pulverholz, Zapfenholz, Sperber-, Sprößer-, Grind-, Gelb-, Hinholz, Steckbaum, Luckberste, Hühneraugenbaum, Hohl- od. Ahlkirsche, Spill od. Sporgel u. Spergelbeere, Lausbaum, Läuseholz, Pinnholz, Hundsbaum, Schiesbeere, Knitschelbeere, Spräzern, in der Nordschweiz: Schwebel, Ful-, Pfifa- u. Pulverholz, auch Schwarzhasle (Schwarzhasel) u. s. w. Diese stattliche Reihe von Namen deutet schon darauf hin, daß das Volk den kleinen strauchartigen Baum frühzeitig kannte u. aller-

wärts zu den verschiedensten Verrichtungen, wie sie in vorstehenden Namen sich theilweise selbst aussprechen, benutzte. Er ist, obgleich er auch glatter Wegdorn heißt u. zu einer dornenreichen Gattung gehört, ein dornenloser Baum, dessen apfelbaumartige Blätter ihn zu einem beliebten Zierbaum gemacht haben. Das sehr zarte u. feine Holz dient zu Schuhnägeln, Zapfen für Weinfässer u. verkohlt namentlich zur Bereitung des Schießpulvers. Die Rinde wirkt abführend, ebenso die Beere. Auch dienen beide, sammt den Blättern, zum Gelbfärben, da sie einen eigenen Gelbstoff, das Rhamnoxanthin, enthalten. Der Baum findet sich häufig in unsern Wäldern, besonders gern auf torfigem Untergrunde.

Faulbrut, s. „Bienen“.

Fäule, s. „Mundfäule“.

Fauler Friede wurde der 2. März 1444 mit Oesterreich abgeschlossene Badener Friede genannt, dem die Züricher ihre Genehmigung versagten, indem sie ihre Bevollmächtigten hinrichten ließen. Jetzt belegt man mit diesem Namen jeden Frieden, der von der einen der kriegführenden Parteien od. von beiden mit dem Hintergedanken einer baldigen Wiedereröffnung der Feindseligkeiten geschlossen wird, also einen Frieden ohne Dauer, einen Scheinfrieden.

Faules Meer (russ. Gniloje More od. Siwasch) ist der Theil des Asow'schen Meeres, welcher zwischen der schmalen Landzunge von Arabat u. der Halbinsel Krim liegt u. mit dem Meere selbst nur durch eine schmale Meerenge bei Genitschesk in Verbindung steht; es bedeckt 45 □M., ist außerordentlich seicht, hat zahlreiche Inseln u. Halbinseln u. seine größte Breite zwischen Genitschesk u. Perikop.

Faulfieber, eine unklare Bezeichnung aus der älteren Pathologie, die eben so arm an exakten Forschungen wie an exakter Terminologie war. Viele verstanden darunter Wechselfieber, Andere Skorbut, wieder Andere Pyämie u. Septicämie, od. endlich gar typhöse Fieber. Heutzutage ist dieser Ausdruck völlig verlassen und durch andere, unseren pathologischen und klinischen Anschauungen entsprechendere Bezeichnungen ersetzt. Im Allgemeinen hatte man überall da, wo der Ausdruck F. eingeführt worden ist, die Vorstellung, daß im lebenden Körper ein der Fäulniß analoger Vorfall vor sich ginge. So sprach man von Typhus, der F. geworden, wenn eine lange, halbfiebernde Nachkrankheit den Organismus dem Tode entgegenführte. Was man jetzt unter F. ein Ausdruck, der wenig gebraucht wird) versteht, ist die Septicämie (s. d.). Es bildet sich im Blute ein Gift, welches einen schnellen Stoffwechsel bewirkt u. unter großer Wärmeentwicklung, unter Muskelfrösten, Zerfall der Körperbestandtheile schnell zum Tode führt.

Faulhorn, ein Gebirgsstock im Berner Oberland, südl. vom Brienzersee u. 2592,75 m. hoch, das Ziel vieler Schweizerreisenden, da er ungefährlich zu besteigen ist u. eine der erhabensten Alpenaussichten bietet. Vom Sustenhorn auf der Hochgrenze des Urner Landes bis hinab zu den Diableretsthürmen erheben sich am Bogen des südl. Horizonts 50—60 der berühmtesten Felsenhörner u. Eisberge neben einander, umgeben von einer zahllosen Masse von Graten, Stöcken u. Kulmen. Seinen Namen hat das F. von dem bröckelnden Material, dem glimmerigen Thonschiefergestein, das seine Masse bildet. Vom Anfang Juli bis Ende Sept. bietet ein auf der Felsenhöhe vom Adlerwirth zu Grindelwald erbautes Wirthshaus Unterkunft.

Fäulniß ist eine freiwillige Zersetzung organischer Substanzen (Pflanzen- u. Thiertheile) durch die Einwirkung von Feuchtigkeit und Luft bei Temperaturen, die zwischen circa 10 bis 40° C. liegen. Ob das in faulenden Körpern stets stattfindende Auftreten von mikroskopischen Pflanzen u. Thierkeimen (Pilzsporen u. Vibrionen) die Ursache der F., oder ob die Weiterbildung dieser Keime erst eine Folge ist, ließ sich bis jetzt nicht entscheiden. Die F. ist also eine vollständige Entmischung der organischen Substanz, eine Umlagerung der Moleküle, wobei sich neue Verbindungen bilden (Fäulnißprodukte), unter denen namentlich übelriechende Gase auftreten. Der Genuß solcher Nahrungsmittel, die in F. begriffen sind, und auch schon die Nähe faulender Körper ist für die Gesundheit höchst schädlich. Man muß die letzteren desinfiziren (s. „Desinfektion“) u. dafür sorgen, daß die ersteren nicht in F. übergehen. Hierzu dienen die **fäulnißwidrigen Mittel** (Antiseptica); sie äußern ihre Wirkung entweder in der Weise, daß sie die Bedingungen für die F. aufheben od. daß sie mit einzelnen Bestandtheilen der organischen Körper Verbindungen eingehen, die der F. widerstehen können. Als besonders wirksam gegen die F. kann die Kälte angesehen werden, weshalb auch die Eiskeller und Eisschränke zur Konservirung von Nahrungsmitteln vortreffliche Dienste leisten; ferner die Entziehung des Wassers (die Austrocknung), die Abhaltung der Luft u. endlich der Zusatz gewisser Substanzen, wie z. B. Kochsalz, Salpeter, Holzessig, u. bei Substanzen, die nicht genossen werden, saure schwefligsaure Salze, Kreosot od. Karbolsäure, Quecksilbersublimat, Chlorzink 2c.

Faulthier (Bradypus, Fam. Bradypoda od. Tardigrada), eine Gat-

Morgenbergshorn 6967
Schwalmern 8521
Diablerets 11,090
Ammergenhorn 8000
Wildstrubel 9638
Schildhorn 9187
Doldenhorn 11,228
Blumlisalpe 11,298
Gspaltenh. 16,562
Tschingelh. 11,020
Breithorn 11,690
Großhorn 11,583
Silberhorn 11,359
Jungfrau 12,827
Aletschhorn 12,951
Innere Eiger od. (Gr. Mönch) 12,609
Äußere Eiger 12,220
Viescherhörner 12,500
Finsteraarhorn 13,230
Simelihorn 7760
Röthihorn 7200
Schreckhorn 12 570
Ober Grindelwald Gletscher
Berglistock 11,000
Wetterhorn 11,412
Wellhorn 9840
Sustenhorn 10,830
Schwarzhorn 8920
Gadmenfluh 9590
Wildgerst 8890

Wirthschaftsgebäude auf dem Faulhorn. Bussalp. Lauterbrunnen. Scheidegg. Klein. u. Groß-Lauberhorn. Eisenfluh.

Nr. 2708. Panorama vom Faulhorn im Berner Oberland.

tung zahnarmer Säugethiere mit rundem, kurzschnauzigem Kopfe, langer, dürrer Behaarung, sehr langen Armen, äußerst kurzem Schwanze, den Wiederkäuern ähnlich gebauten Mägen u. je drei gewaltigen Krallen, die ihnen beim Klettern zu statten kommen. Sie leben von Baumblättern in den Urwäldern Südamerika's. Vom dreizehigen Faulthier od. Ai (Bradypus tridactylus) unterscheidet sich der Unau od. das zweizehige Faulthier (Choloepus didactylus) dadurch, daß es an den Vorderfüßen eine Zehe (bez. Kralle) weniger hat. Im Diluvium finden sich fossile Knochen von Riesenfaulthieren (Megatherium, Mylodon).

Nr. 2701. Das Faulthier (Ai) (Bradypus tridactylus).

Fauna (lat.) nennt der Zoologe die Gesammtheit der Thierwelt einer bestimmten Gegend, wie der Botaniker die Pflanzenwelt als Flora bezeichnet. Man spricht z. B. von einer F. Deutschlands, von der Vögelf., von der Käferf., von einer Gebirgsf., Meeresf. &c.

Faunus, einer der ältesten u. volksthümlichsten Götter Italiens, der als ein guter Geist der Berge u. Triften verehrt wurde, auch einst als König in Latium milde u. fromme Sitten gestiftet haben sollte. Nach anderen Ueberlieferungen erscheint F. als gespenstischer und neckischer Waldgeist. Als Gott der Weissagung u. Offenbarung heißt er Fatuus, wie seine Gattin od. Tochter ebenfalls bald Fauna, bald Fatua genannt wird. Aus ihrer Verbindung gingen die Faunen (Fauni) hervor, die man sich als gehörnte Wald-, Feld und Herdengötter dachte. Auf dem Lande wurde ihnen in Höhlen od. Hainen geopfert; in Rom war ihm, der auch als Beschützer der Herden gegen den Wolf Lupercus genannt wurde, eines der ältesten Heiligthümer der Stadt geweiht, das Lupercal, eine Höhle am Palatinischen Hügel, in welcher nach der Sage die Wölfin einst die Zwillinge Romulus u. Remus säugte. Das mit dem Lupercal zusammenhängende volksthümliche Fest der Lupercalien war der Befruchtung des Landes u. der Herden gewidmet, wurde aber zugleich als Sühnetag gefeiert. Ein Bocksopfer im Lupercal machte den Anfang; nach dem Opfermahle umgürteten sich die Mitglieder der für dieses Fest eingesetzten heiligen Brüderschaft (Luperci) mit den Fellen der Böcke den nackten Leib u. durchliefen die Straßen, mit Riemen nach den ihnen Begegnenden schlagend u. allerlei Kurzweil u. Neckerei, nam. gegen die Frauen, übend. — Der F. ist häufig Gegenstand der bildenden Kunst geworden, die ihn bald in idealerer, bald in einer der Thiergestalt sich nähernden Auffassung darstellte. Wir besitzen noch mehrere vortreffliche antike Faunstatuen, die auch Neuere zur Nachahmung anregten. — An die Bocksgestalt der Faunen anknüpfend, nennt man in der Umgangssprache einen Menschen von cynischem, sinnlich lüsternem Gesichtsausdruck einen Faun.

Nr. 2702. Junger Faun (Vatikan).

Fauriel (spr. Fohriehl), Claude, franz. Philolog, Historiker u. Kritiker, geb. 21. Okt. 1772 zu Saint Etienne (Loire-Dep.), widmete sich den Studien der alten u. modernen Sprachen, ward 1830 Professor an der Sorbonne, 1836 Mitglied der Akademie der Inschriften u. starb zu Paris 15. Juli 1844. Außer seinem Hauptwerke, der „Histoire de la Gaule méridionale sous la domination des conquérants germains“ (4 Bde., Par. 1836) sind zu erwähnen: seine Ausgabe der provençalischen Reimchronik „Histoire de la croisade contre les hérétiques albigeois“ (ebd. 1837), seine Biographien Dante's u. Lope de Vega's u. die nach seinem Tode erschienene „Histoire de la poésie provençale“ (3 Bde., Par. 1846).

Nr. 2703. Johann Faust (Fust), geb. um 1400, gest. 1466.

Faust od. Fust, Johann, ein wohlhabender Bürger u. Goldarbeiter zu Mainz, mit welchem Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, um 1440 in Verbindung trat, um seine Erfindung, deren Geheimniß er F. mittheilte, mit Hülfe von dessen Geldmitteln umfassender ausführen zu können. Doch entzweiten sich beide später, u. F. führte die früher gemeinschaftlich mit Gutenberg innegehabte Druckerei selbständig fort, beutete die neue Kunst aus u. verpflanzte sie nach Frankreich. Er starb 1466. Die Mönche, die der Buchdruckerkunst gram waren, suchten F. allerlei Schlimmes anzudichten, u. so kam es, daß er später oft mit dem berüchtigten Magier Dr. Joh. F. verwechselt wurde (s. den folg. Art.).

Faust, der Held einer sinnigen deutschen Sage, die in der roman. Sage von Don Juan (s. d.) ihr Seiten- u. Gegenstück gefunden hat. Auch der Faustsage fehlt es nicht an historischer Grundlage. In der zweiten Hälfte des 15. u. im Beginn des 16. Jahrh. lebte in Süd- u. Mitteldeutschland ein Mann, Namens Dr. Johann F., der sich durch ungewöhnliche Kenntnisse u. Fertigkeiten in den Ruf eines Schwarzkünstlers u. Zauberers brachte. Seine Wunderkuren u. andere erstaunliche Thaten, die man ihm nachsagte, sein seltsames, bald geheimnißvoll

zurückgezogenes, bald glanzvoll nach außen tretendes Treiben nährte im Volke den Glauben, daß ihm Gewalt über die Geisterwelt gegeben sei. Man nahm an, daß er einen Vertrag mit der Hölle geschlossen habe, u. daß ihm von dieser ein Geist, Mephistopheles, als Begleiter u. Diener beigegeben worden sei, der ihm unvergleichliche Zauberkraft u. die Mittel zu einem übermenschlichen Wunder- u. Genußleben verliehen, dafür aber nach Ablauf der fest gesetzten Frist den Garaus gemacht u. seine Seele zur Hölle entführt habe. Infolge der Verflechtung anderer, zum Theil viel älterer Zaubermärchen u. abenteuerlicher Geschichten mit der Faustsage, wozu dann noch die Verwechselung des Dr. F. mit dem gleichnamigen Buchdrucker u. Genossen Gutenberg's (Faust od. Fust, s. d.) kam, wuchs die Sage zu einem förmlichen Sagenkreise an, der in einer Anzahl alter Volksbücher niedergelegt ist. Schon 1587 erschien zu Frankfurt a. M. ein solches Volksbuch, welches die Fahrten u. Abenteuer des Dr. Faust erzählte. In dieser ältesten Bearbeitung, die häufig aufgelegt u. in zahlreichen Uebersetzungen über Europa verbreitet wurde, findet sich die sittliche Idee der Sage bereits angedeutet; F.'s jähes Ende nach einem ausschweifenden, der menschlichen Grenzen spottenden Leben wird als abschreckendes Beispiel hingestellt.

Nr. 2704. Dr. Johann Faust. (Nach Rembrandt.)

Noch schärfer trat diese moralisirende Tendenz in einer späteren Bearbeitung von G. R. Widmann hervor, welchem außer dem ersten Volksbuche noch andere mündliche u. schriftliche Ueberlieferungen zu Grunde lagen („Wahrhaftige Historien von den grewlichen u. abschewlichen Sünden u. Lastern, auch von vielen wunderbarlichen u. seltzamen abentheuern so D. Johannes Faustus hat getrieben", 3 Bde., Hamb. 1599). Sehr häufig aufgelegt wurde auch das Faustbuch des Nürnberger Arztes Pfitzer „Das ärgerliche Leben u. schreckliche Ende deß vielberüchtigten Ertz-Schwartzkünstlers D. J. Fausti" (zuerst Nürnb. 1674). Ein kurzer Abriß der Widmann'schen Bearbeitung, „Des durch die ganze Welt berufenen Ertz-Schwartzkünstlers u. Zauberers D. Johann F. mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß" (Frankf. u. Lpz. 1728), drang vorzugsweise in die unteren Schichten des Volkes ein. Von diesen Volksbüchern sind die unter dem Namen des F. gehenden Zauberbücher wohl zu unterscheiden, deren Verfasser in betrügerischer u. gewinnsüchtiger Absicht ihre Machwerke dem altberühmten Helden der Magie unterschoben. Von diesen erfreuten sich einer besonderen Verbreitung: „D. F.'s großer u. gewaltiger Höllenzwang" u. „D. Faustens Miraculkunst u. Wunderbuch od. der schwarze Rabe"; beide sind schwerlich vor dem Anfange des 18. Jahrh. entstanden, obwol sie sich als Erzeugnisse des 15. u. 16. Jahrh. ausgeben. Aber auch die Dichtkunst bemächtigte sich frühzeitig des interessanten Stoffes, der nam. für das Volks- u. Puppentheater häufig behandelt wurde. Die erste poetische Bearbeitung in größerem Stile lieferte der Engländer Christoph Marlowe in seinem Schauspiele „D. Faustus" (1593), das in Deutschland, wohin es von fahrenden Komödianten verpflanzt worden sein mag, Nachbildungen weckte, die aber ohne poetischen Werth waren u. sich nicht erhielten. Lessing's Versuch, den Stoff zu dramatisiren („Faust u. die sieben Geister"), ist leider nur ein interessantes Bruchstück geblieben. Goethe war es vorbehalten, den reichen philosophischen u. poetischen Schatz, der in der Faustsage verborgen liegt, zu heben u. künstlerisch zu gestalten in seiner großen Tragödie „Faust", in welcher der Held des alten Puppenspiels zu einem idealen Helden, zum Typus der Menschheit erweitert ist, der an den Schranken der menschlichen Natur rüttelt, diese aber weder durch sein himmelanstürmendes Denken, noch durch seine wild u. ruhelos einherfahrende Sinnenlust zu zerbrechen vermag, sondern vielmehr selbst an ihnen zerschellt. Ein ähnlicher Stoff u. Gedankengang liegt Byron's „Manfred" zu Grunde. Von späteren deutschen Faustdichtungen nennen wir die von Klinger, Klingemann, Grabbe, Lenau u. Bechstein. Mit der Poesie wetteiferten in der Behandlung dieses Stoffes die bildenden Künste. Die ältesten hierher gehörigen Darstellungen sind die angeblich aus dem J. 1525 stammenden Wandbilder in Auerbach's Keller zu Leipzig, wo F. mit Mephistopheles einen seiner Hauptstreiche ausgeführt haben soll. Meisterhafte Faustbilder schufen Rembrandt u. in neuerer Zeit, in Anlehnung an die Goethe'sche Dichtung, Cornelius u. Kaulbach. Vgl. Scheible, „Das Kloster" (2. Bd., Stuttg. 1846), Düntzer, „Die Sage von Dr. Johann F." (Stuttg. 1846), Simrock, „Das Puppenspiel von Dr. F." (Frankf. a. M. 1846), Schade, „Das Puppenspiel von Dr. F." (Weim. 1856), Peter, „Die Literatur der Faustsage" (3. Aufl., Lpz. 1857). Engel, „Das Volksschauspiel Dr. F." (Oldenb. 1873).

Fäustel, s. „Bergbau".

Faustin I. (Soulouque), Kaiser von Hayti, geb. 1787 als Negersklave in Petit-Grava, wurde nach Aufhebung der Sklaverei 1793 frei, trat ins Heer ein, in welchem er rasch avancirte, u. ward 1846 zum Kommandanten von Port-au-Prince, 1847 trotz seiner völligen Unbildung zum Präsidenten der Republik ernannt. Bald nach seinem Amtsantritt reizte er die Neger gegen die Mulatten auf, die er verschwörerischer Umtriebe bezichtigte u. in einem viertägigen grausamen Gemetzel hinschlachten ließ. Obwol ein Feldzug, den er im folgenden Jahre gegen San-Domingo unternahm, ungünstig verlief, ließ er sich doch 1850 zum Kaiser von Hayti ausrufen, 1852 als solcher krönen u. befleißigte sich fortan, die Formen u. Einrichtungen des Napoleonischen Cäsarismus mit lächerlicher Peinlichkeit nachzuäffen. Im Jan. 1859 durch einen Aufstand vertrieben, lebte er später in Paris u. auf Jamaika u. starb 4. Aug. 1867 auf Hayti.

Faustina, Name zweier röm. Kaiserfrauen, die eben so sehr durch Schönheit ausgezeichnet als durch ihren sittenlosen Lebenswandel berüchtigt waren, denen aber trotzdem nach ihrem Tode göttliche Ehren erwiesen u. Tempel u. Altäre errichtet wurden. Annia Galeria F., die Gemahlin des Kaisers Antoninus Pius, starb bereits im dritten Jahre ihrer Ehe an den Folgen einer Krankheit, die sie sich durch ihr ausschweifendes Leben zugezogen (141 n. Chr.); ihr zu Ehren errichtete Antonius eine Waisenanstalt für Mädchen, die er mit ihrem Namen belegte. — Deren Tochter Annia F., die Gemahlin des Kaisers Marcus Aurelius, trat in die Fußstapfen ihrer Mutter u. umgab sich mit einem Hofstaat gemeiner Günstlinge, wurde aber dennoch von ihrem Gemahl mit Schonung behandelt u. sogar in seinem Buch „an sich selbst" (Selbstbetrachtungen) in Schutz genommen; sie starb 175.

Faustkampf, die erste, roheste Kampfesweise unter Einzelnen ohne den Gebrauch von Waffen; das engl. Boxen ist ein nach bestimmten Regeln geordneter F.

Faustpfand bezeichnet ein Pfand, das der Gläubiger in der Hand, Faust (pugnus, daher der Name pignus) hat. Nach unserem heutigen Recht giebt es ein solches Recht nur an beweglichen Sachen, Inhaberpapieren, Wechseln u. Schuldurkunden. Verliert der Faustpfandgläubiger die Sache, so erlischt damit regelmäßig auch das Pfandrecht. Auch gewährt diese Art von Pfandrecht dem Gläubiger meist weniger Rechte als die Hypothek, das Pfandrecht an unbeweglichen Sachen.

Faustrecht, d. i. das Recht des Stärkeren, der rohen Gewalt, heißt jener Zustand eigenmächtiger, bewaffneter Selbsthülfe, wie er in Zeiten der noch nicht erstarkten od. bereits zerrütteten Staatsgewalt aufkommt u. nam. im Mittelalter gäng u. gebe war. Das alte deutsche Recht er-

kannte den Grundsatz an, daß ein in seiner Ehre od. sonst in seinem Recht gekränkter freier Mann die ihm hierfür angetragene Buße ausschlagen u. sich durch Befehdung seines Gegners selbst Recht u. Sühne verschaffen konnte. Dieses Fehderecht wurde aber im Laufe der Zeit die Quelle zahlreicher Wirren u. Mißbräuche; es ward in den Händen mächtiger u. übermüthiger Herren zum bloßen Vorwand u. Deckmantel für brutale Gewaltstreiche. Zwar kam mit dem Wachsen der königlichen Autorität die Sitte zur Geltung, den Befehdeten durch den Schutz des Königs zu decken; doch erhielt das Fehderecht durch die Anarchie, die sich bei jeder Königswahl erneuerte, stets neue Nahrung. Der 1038 von Konrad II. verkündigte Gottesfrieden, der die Fehde nur unter gewissen Bedingungen u. Einschränkungen für erlaubt, am Freitag, Sonnabend u. Sonntag für völlig unzulässig erklärte, sowie die wiederholt von späteren Kaisern erlassenen Landfriedensgebote brachten nur geringe u. schnell vorübergehende Besserung. Das Unwesen des F.s, welches die auf ihre Uebermacht u. ihre festen Burgen pochenden Ritter oft mit einer Grundlosigkeit, Keckheit u. Gewaltthätigkeit übten, die sie geradezu zu gewöhnlichen Räubern u. Mördern stempelte, erreichte seinen höchsten Grad in der Zeit des Interregnums (1254—73). Rudolf I. gelang es zwar durch kräftiges Einschreiten gegen eine Anzahl der übermüthigsten u. fehdelustigsten Ritter, der eingerissenen Verwilderung einigermaßen zu steuern; doch vermochten weder er noch seine Nachfolger das Faust- u. Fehderecht dauernd abzuschaffen. Dies vernichtete sich gewissermaßen durch sich selbst, indem die gegen den Ausgang des Mittelalters emporblühenden Städte u. ebenso die Ritterschaft in einzelnen Kreisen sich zu gemeinsamer Abwehr gegen ungerechte Angriffe vereinigten (Schwäbischer Bund), bis endlich der auf dem Reichstage zu Worms 1495 vereinbarte Ewige Landfrieden das Fehderecht ausdrücklich u. für immer aufhob. Kümmerliche Reste desselben erhielten sich zwar auch noch weiterhin, verschwanden jedoch im Laufe der folgenden Jahrhunderte gänzlich.

Faust's Höllenzwang, s. „Faust".

Faute (franz., spr. Foht), Fehler. F. de mieux (spr. d'mi̱öh), in Ermangelung eines Besseren.

Fautfracht, die Vergütung, die ein Schiffer von dem Befrachter zu fordern hat, wenn letzterer das bedungene Gut nicht zur festgesetzten Zeit an Bord liefert.

Favara, Stadt auf der Südwestküste von Sizilien, in der Provinz Girgenti, $5\frac{1}{2}$ km. südwestl. von deren gleichnamiger Hauptstadt. F. hat etwa 13,000 E., eine Prätur, ein hübsches Schloß u. ist berühmt wegen der circa 150 Schwefelgruben, die sich in der nächsten Umgebung befinden u. in denen 4—5000 Arbeiter beschäftigt sind.

favete linguis, s. v. w. „wahret eure Zunge".

Favorit (lat.), Günstling; Favorite, Geliebte eines Fürsten, die in dessen besonderer Gunst steht.

Favras (spr. Fawrah), Marquis Thomas Mahy von, geb. 26. März 1744 zu Blois, Oberst der franz. Armee, stellte sich beim Ausbruche der Franz. Revolution auf die Seite des Königs u. knüpfte insgeheim Verbindungen an, die den Zweck hatten, ein Freiwilligenheer zu bilden, welches sich der Stadt Paris bemächtigen u. den Hof retten sollte. Die Verschwörung wurde entdeckt u. F., wegen Hochverraths verurtheilt, 19. Febr. 1790 gehängt.

Favre (spr. Fahw'r), Jules, franz. Advokat u. Staatsmann, geb. 21. März 1809 zu Lyon, nahm an der Julirevolution 1830 Theil, trat dann entschieden auf die Seite der republikan. Partei u. gehörte bald zu den eifrigsten Wortführern der radikalen Opposition gegen das Bürgerkönigthum. Nebenher machte er sich als Advokat, als welcher er seit 1831 in seiner Vaterstadt, seit 1835 in Paris thätig war, durch ein scharfes u. glänzendes Rednertalent bekannt. Nachdem er sich an der Februarrevolution von 1848 betheiligt, übernahm er unter Ledru-Rollin das Amt eines Generalsekretärs im Ministerium des Innern, später unter Lamartine das eines Generalsekretärs im Ministerium des Auswärtigen u. trat dann in die Konstituirende Versammlung, wo er in alle wichtigeren Debatten als schlagfertiger Sprecher eingriff. Im Gesetzgebenden Körper setzte er als Führer u. Sprecher der Bergpartei den Staatsstreichsgelüsten des Prinzpräsidenten Ludwig Napoleon energischen Widerstand entgegen. Nach dem Staatsstreiche zog er sich gänzlich vom Staatsleben zurück, indem er sich auf seine advokatorische Praxis beschränkte. Erst 1858 nahm er wieder eine Wahl in den Gesetzgebenden Körper an, wo er fortan der Politik des Kaiserreichs unnachsichtlich Opposition machte. Im Juli 1870 widerrieth er den von der kaiserlichen Regierung heraufbeschworenen Krieg gegen Deutschland; am 4. Sept. desselben Jahres stellte er, auf die Nachricht von der Gefangennahme des Kaisers hin, im Gesetzgebenden Körper den Antrag auf Absetzung der Napoleonischen Dynastie. In der hierauf folgenden unblutigen Revolution zum Mitglied der Provisorischen Regierung ausgerufen, übernahm er in dieser das Ministerium des Auswärtigen. Seine Versuche, eine Beendigung der Feindseligkeiten herbeizuführen, scheiterten an seiner Weigerung, Deutschland eine entsprechende Entschädigung für die erlittenen Verluste u. Bürgschaften gegen eine spätere Wiederaufnahme der franz. Eroberungs- u. Rachepläne anzubieten. Als im Jan. 1871 die Folgen der Beschießung von Paris sich immer fühlbarer machten u. jede Hoffnung auf Entsatz geschwunden war, ließ er sich endlich dazu herbei, den deutschen Reichskanzler v. Bismarck in Versailles aufzusuchen u. mit diesem die Kapitulation der Hauptstadt u. den Abschluß eines Waffenstillstandes zu vereinbaren (28. Jan.). Hierauf in die Nationalversammlung gewählt u. von Thiers, dem neuen Chef der Exekutive, zum Minister des Auswärtigen ernannt, nahm er als solcher an den Friedensverhandlungen in Versailles Theil u. unterzeichnete die Friedenspräliminarien vom 26. Febr. u. den definitiven Friedensvertrag vom 16. Mai 1871 (zu Frankfurt a. M.). Wiederholten Angriffen in der Kammer weichend, legte er 3. Aug. 1871 sein Amt nieder.

Nr. 2705. Jules Favre (geb. 21. März 1809).

Fawkes (engl., spr. Fahks), Guy, das Haupt der sog. Pulververschwörung in England, geb. in Yorkshire 1570. Schon in seiner Jugend trat er zum Katholizismus über u. kämpfte unter den Spaniern mit glühendem Fanatismus in den Niederlanden. Nach England zurückgekehrt, entwarf er mit mehreren Gleichgesinnten den Plan, den König, die Minister u. die Mitglieder beider Häuser bei der Eröffnung des Parlaments am 5. Nov. 1605 mittels einer Pulvermine in die Luft zu sprengen, u. übernahm selbst die Anzündung dieser Mine. Einer der Mitverschworenen verrieth den Plan, u. F. wurde mit brennender Lunte in der Hand ergriffen, vor Gericht gestellt u., da er ein Geständniß verweigerte, gefoltert u. hingerichtet. In vielen engl. Städten wird noch jetzt der Gedächtnißtag an die Entdeckung der Verschwörung damit gefeiert, daß man am 5. Nov. jeden Jahres einen aufgeputzten Strohmann, den man Guy nennt, singend herumträgt u. verbrennt. Im J. 1850 erhielt dieses Volksfest infolge der „Papal agression" politisch-religiöse Bedeutung, denn man verbrannte anstatt des Guy F. den Kardinal Wisemann; 1853 u. 1854 verfiel der Kaiser von Rußland u. 1858 Ludwig Napoleon diesem Autodafé.

Fawkner (engl., spr. Fahkner), John Pascoe, Gründer der austral. Kolonie Victoria, geb. zu London 20. Aug. 1792, gest. 4. Sept. 1869. Schon als Knabe lernte er als Begleiter des Kapitäns Collins Port Philipp kennen, wo jener eine Verbrecherkolonie zu gründen beabsichtigte, welches Unternehmen er jedoch aufgab, da ihm die Gegend zu wasserarm u. zu unfruchtbar schien. Im J. 1835 unternahm F. eine genauere Untersuchung von Port Philipp u. erschloß durch Beharrlichkeit u. Muth die reichen Hülfsquellen jenes Gebietes, welches jetzt 700,000 fleißigen Kolonisten in Victoria eine Heimat gewährt.

Fax et tuba (lat.), d. i. Fackel u. Trompete, bildliche Bezeichnung für Rädelsführer.

Fay, Andreas, ungar. Dichter u. Schriftsteller, geb. 30. Mai 1786 zu Kólány im Zempliner Komitat, studirte Jurisprudenz, wurde Stuhlrichter der Pester Gespanschaft, dann Assessor derselben u. gab als solcher zuerst Fabeln u. Lieder heraus (1807). Seitdem war er nach den verschiedensten Seiten hin thätig. Er galt nicht nur als Vater des nationalen Dramas in Ungarn, sondern auch als trefflicher Redner u. Wortführer der von Kossuth organisirten Opposition des ungarischen Reichstags (seit 1840). Außerdem entwickelte er auch auf volkswirthschaftlichem Gebiete (als Gründer der Pester Sparkasse u. dgl.) eine verdienstliche Thätigkeit. Er starb 26. Juli 1864 auf seinem Gute Gomba in der Nähe von Pest. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften erschien zu Pest 1843—44 in 8 Bänden.

Fay, Joseph, Historien- u. Genremaler, geb. 10. Aug. 1815 zu Köln, bildete sich auf der Akademie in Düsseldorf, lebte dann längere Zeit in Paris u. ist seit einer Reihe von Jahren wieder in Düsseldorf thätig. Schon seine ersten Arbeiten zeigten eine lebensvolle Komposition u. ein an Rubens erinnerndes Kolorit. Bedeutender ist der 1864 vollendete Cyklus von Fresken im Rathhaussaale zu Elberfeld, ein Fries, der die Urgeschichte des germanischen Volkes in köstlicher Unbefangenheit u. großem Ideenreichthum darstellt.

Fayence, nach der italien. Stadt Faënza, wo diese Art Geschirre zuerst gemacht worden sein sollen, nennt man Irdenwaaren aus einem hellen Pfeifenthone, welche mit einer undurchsichtigen, weißen Zinnglasur überzogen u. nach dem Aufschmelzen derselben erst bemalt worden sind. Sie unterscheiden sich dadurch von den eigentlichen Majoliken, welche eher angefertigt wurden als die F., indem letztere in der Regel die Muster auf weißgrundiger Fläche zeigen, während die Majolikamalerei als Schmelzmalerei in die Glasur selbst eingebrannt ist. Ihre größte Ausdehnung erlangte die Fayence-Industrie in Holland, wo sie ein Surrogat für das vielfach importirte aber immerhin theure chinesische Porzellan lieferte; auch in Frankreich u. England kam sie zu hoher Blüte, in letzterem Lande bes. durch Wedgwood. Unser heutiges Steingut hat noch die meiste Uebereinstimmung mit den alten F., die durch das Porzellan beinahe fast gänzlich verdrängt worden sind.

Fayum, s. „Fajum“.

Fazy (spr. Faßi), James, schweizerischer Staatsmann, geb. zu Genf 12. Mai 1794, studirte in Paris die Rechte, betheiligte sich an der Bewegung, die der Julirevolution voranging, u. war nach seiner Rückkehr in die Heimat zuerst auf publizistischem Wege, dann auch im Großen Rathe von Genf, dem er seit 1841 angehörte, im Sinne der radikalen Demokratie thätig. Die Genfer Oktoberrevolution des J. 1846 brachte seine Partei ans Ruder u. erhob ihn zum Präsidenten der Provisorischen Regierung. In dieser Stellung, sowie später als Mitglied des neuen Großen Raths, wirkte er auf eine demokratische Reform der Genfer u. der schweizerischen Bundesverfassung hin. Im J. 1856 wurde F. Präsident des Staatsraths u. Mitglied der Bundesversammlung. Nachdem seine Partei wiederholt, nam. aber bei den Wahlen von 1864, unterlegen u. ein von ihr erregter Aufstand mißglückt war, entfloh er nach Frankreich, kehrte aber, als die gegen ihn erhobene Anklage niedergeschlagen worden war, nach Genf zurück, wo er wieder in den Großen Rath gewählt wurde, dem er noch angehört.

Fe. (Ferrum), chemisches Zeichen für Eisen.

Fea, Carlo, italien. Archäolog, geb. zu Pigna bei Nizza 2. Febr. 1753, begann seine Studien in Nizza, erlangte in Rom die juristische Doktorwürde u. die Priesterweihe u. erhielt später als Commissario delle antichità u. Bibliothekar des Fürsten Chigi Gelegenheit, eine bedeutende Thätigkeit in der archäologischen Literatur zu entwickeln u. die röm. Ausgrabungen wissenschaftlich zu verwerthen. So schrieb er eine italien. Uebersetzung von Winckelmann's „Geschichte der Kunst“ (Rom 1783—84) u. eine „Descrizione di Roma antica e moderna“ (3 Bde., Rom 1822). Geringeren Werth hat seine Ausgabe des Horaz (Rom 1811). F. starb 18. März 1834 zu Rom.

Fearnley (spr. Fernli), Thomas, norweg. Landschaftsmaler, geb. 27. Dez. 1802 zu Frederikshald, bildete sich in Kopenhagen, Stockholm u. Dresden (in letzterer Stadt unter der Leitung seines Landsmanns Johann Christian Dahl, s. d.). Er zog hierauf nach München, wo er eine rege Thätigkeit entfaltete, bereiste Frankreich u. England u. kehrte 1841 in die bayerische Hauptstadt zurück. Leider starb er das. schon 16. Jan. 1842. Seine von höchst genialer Auffassung der Natur zeugenden Landschaften sind eben so poetisch anziehend als naturwahr u. koloristisch ausgezeichnet.

Febris, der lat. Name für Fieber (s. d.).

Februalia, ein Reinigungs- u. Sühnungsfest, das im alten Rom vom 18. Febr. an, am Ende des (mit dem März beginnenden) Jahres, dem altitalien. Gotte Februus zu Ehren begangen wurde. Vor diesem Feste, am 15. Febr., wurden die Lupercalien gefeiert (vgl. den Art. „Faunus“).

Februar, deutsch Hornung (weil in dieser Zeit die Hirsche neue Geweihe erhalten), war im alten Rom der Monat der Reinigung u. Sühnung, u. zugleich der letzte, weshalb man auch nach Einführung des Sonnenjahres von 365 Tagen gerade in diesen Monat aller 4 Jahre einen Tag einschaltete u. zwar nach dem 23. Die Tage vom 25. bis 29. F. im Schaltjahre entsprechen denen vom 24. bis 28. F. im gewöhnlichen Jahre u. ein z. B. am 29. od. 28. F. im Schaltjahre Geborener feiert seinen Geburtstag am 28. od. 27. F. im gewöhnlichen Jahre. 5 Sonntage können natürlich nur in Schaltjahren auf den F. fallen u. zwar während eines Jahrhunderts gewöhnlich nur dreimal, z. B. in den Jahren 1880, 1920, 1948, 1976, 2004 u. s. w. Die Temperatur ist im F. im Mittel ungefähr $1\frac{1}{2}$ Grad gelinder als im Januar, u. man pflegt überhaupt den F. für den letzten Wintermonat zu halten. Gegen Ende desselben entwickeln sich häufig schon die Blüten der Kornelkirschen, Haselstauden, Espen, Misteln, Schneeglöckchen, der rothen Taubnesseln u. s. w., u. der Saft steigt in den Ahornbäumen empor. Da in diesen Monat die Blüte der Theatersaison, der Bälle u. Fastnachtsvergnügungen zu fallen pflegt, so stellt man den F. auch allegorisch dar als eine Frau mit fremdartigem Kopfputz u. aufgeschürztem Rock, eine Ente in den Händen, daneben ein reichlich Wasser spendender Krug in der Luft, u. zu Füßen auf einer Seite ein Reiher, auf der andern ein Fisch. Krug u. Fisch bedeuten den Eintritt der Sonne in das Zeichen des Wassermanns u. der Fische, welcher in diesem Monat stattfindet.

Februarrevolution, die Revolution vom 24. Febr. 1848, welche den Sturz des Bürgerkönigthums (Ludwig Philipp's) u. die Errichtung der zweiten franz. Republik herbeiführte (s. „Frankreich, Geschichte“).

Fechner, Gustav Theodor, geistreicher Physiker, Philosoph u. Dichter, wurde am 19. April 1801 zu Groß-Särchen bei Muskau in der Niederlausitz geb., wo sein Vater Prediger war. Seit 1834 Professor der Physik an der Universität zu Leipzig, stellte er eine Reihe von Untersuchungen auf dem Gebiete des Galvanismus an. Seit 1843 durch ein ernsthaftes Augenübel längere Zeit in seiner Thätigkeit gehemmt, widmete er sich vorwiegend der Naturphilosophie, Anthropologie u. Aesthetik, später auch der Psychophysik, welchen Namen er für die von ihm auch zuerst auf exakter Grundlage behandelte Lehre von den Beziehungen zwischen Leib u. Seele zuerst geschaffen hat. Sein Hauptwerk sind die „Elemente der Psychophysik“ (2 Bde., Lpz. 1860). Auch als geistreicher Humorist, Satiriker u. Aesthetiker ist er (meist unter dem Pseudonym Dr. Mises) vielfach schriftstellerisch thätig gewesen. Hierher gehört „Stopelia mixta“, „Gedichte“, „Räthselbüchlein“, „Nanna, od. über das Seelenleben der Pflanzen“ u. a. m.

fechsen, Getreide einernten, Weintrauben lesen; Fechsung, s. v. w. Ernte, Weinlese.

Fechter, Borghesischer, s. „Borghese“.

Fechtkunst, die Kunst der Führung der blanken Waffen im Zweikampf. Vor Einführung der Feuerwaffen war dieselbe von großer Wichtigkeit, aber auch in der Gegenwart ist sie als Mittel zur Ausbildung der körperlichen Gewandtheit sowie zur Hebung des männlichen Selbstvertrauens von Werth. Die Regeln der F. sind verschieden, je nach der Bestimmung der Waffen als Stoßwaffen (Fleuret od. Stoßrappier, Degen, Lanze, Bajonnet) od. Hiebwaffen (Schläger, Säbel ɔc.). Die Grundlage der Fechtschule bildet das Stoßfechten od. Fleuretiren. Die Waffe, das **Fleuret** od. **Floret**, besteht aus einer schmalen vierkantigen Klinge mit Spitze u. Stichblatt; bei den Uebungsfleurets wird die Spitze durch einen Knopf ersetzt. Die erste Handlung der Fechter besteht im

Nehmen der Mensur, d. h. der Entfernung von einander, zu welchem Zwecke dieselben einander gegenübertreten u. mit flach ausgestreckten Armen die Klingen auf ein bestimmtes Theil ihrer Länge gegen einander kreuzen. Demnächst gehen die Fechter in die Auslage, d. h. in die für den Kampf erforderliche Körperstellung über; dabei ist der rechte Fuß vorgesetzt, der Oberleib leicht vorgebeugt, das Gewicht des Körpers ruht auf dem rechten Fuße. Im Kampfe selbst lassen sich Angriff, d. h. die Austheilung des Stoßes, und Vertheidigung, d. h. die Abwehr des Stoßes, od. Parade unterscheiden, welche jedoch in geschickter Weise zu verbinden sind, indem der Fechter z. B. nach ausgeführtem Stoße sogleich wieder in die Parade übergeht od. nach geschickt parirtem Stoße den Nachstoß führt. Die Stöße unterscheiden sich je nach der Stellung, welche dem Rappier mit dem Handgelenk gegeben wird, wobei jedoch die Spitze stets auf einen bestimmten Theil der Brust des Gegners gerichtet bleibt, als Sekonde, Terze u. Quarte (beim Hiebfechten kommt noch die Prime hinzu); dem entsprechend werden auch die Paraden bezeichnet. Stöße gegen den unteren Theil des Körpers sind gegen die Fechtordnung u. werden Saustöße genannt. Der Fechter verbirgt häufig seine wahre Absicht durch einen Scheinstoß gegen einen anderen als den wirklich zu treffenden Theil, um den Gegner zu einer falschen Parade zu verleiten u. dann den wahren Stoß gegen die preisgegebene Blöße zu führen; dergleichen Scheinstoße heißen Finten. Ebenso kann man den Gegner durch verstellte Blößen zu Stößen verleiten, durch deren Ausführung er sich selbst Blößen giebt, die man zu wirksamen Stößen benutzt. Durch Verbindung mit Bewegungen — Avanciren, Retiriren, Traversiren u. s. w. — kann der Kampf noch wechselvoller sich gestalten. Das Hiebfechten beruht im Allgemeinen auf denselben Grundsätzen wie das Stoßfechten. Bei der Auslage werden die Klingen mit gesenkten Spitzen gegen einander gekreuzt; der Oberleib ist noch mehr vorgebeugt als beim Stoßfechten, die linke Hand liegt auf dem Rücken. Die Bewegungen sind noch freier u. lebhafter, so daß die Kämpfer zuweilen in „fortgesetzter Volte" einander zu umgehen scheinen. Bei dem Gefecht zu Pferde ist statt der eben beschriebenen verhängten Auslage die Hochauslage üblich, bei welcher die Spitze der Klinge nur wenig tiefer als das Gefäß gehalten wird. Die Gewandtheit des Reiters im Lenken u. schnellen Herumwerfen des Pferdes kommt hier noch neben der Geübtheit im Fechten in Betracht. — Das Lanzenfechten der Ulanen erfordert bei der großen Schwierigkeit, die Lanze zu regieren, eine besondere Geschicklichkeit u. Uebung; die Regeln für das Stoßfechten finden auch hier Anwendung, sind jedoch einfacher als beim Fleuretiren. — Wie vor Einführung der Feuerwaffen die Lanze fast allgemein die Waffe der Reiter, so war die Pike diejenige des Fußvolkes, u. das Stoßgefecht der Pikeniere wurde zeitweise mit besonderer Vorliebe gepflegt. Einen besonderen Ruhm erlangten die Pikeniere Gustav Adolf's. — Gegenwärtig ist der Gebrauch des Bajonnets bei der Infanterie zur F. erhoben u. das Bajonnetfechten ein besonderer Uebungszweig der Infanterie. Durch die Verbindung des Hieb- u. Stoßgefechts mit Pallasch u. Degen, sowie durch den Kampf mit verschiedenen Waffen, z. B. des Ulanen mit der Lanze gegen den Infanteristen mit dem Bajonnet, erhält die F. eine noch größere Mannichfaltigkeit. (J. B. Montag's „neue praktische Fechtschule" mit 30 Figurentafeln.)

fecit (lat.), „er hat's gemacht", die unter einer Zeichnung, einem Kupferstiche, einem Plane ꝛc. hinter dem Namen des Verfertigers befindliche Signatur.

Nr. 2706. Feder eines Marabu. Nr. 2707. Fasanenfeder. Nr. 2708. Feder des Pfefferfressers. Nr. 2709. Feder des Paradiesvogels.

Feder, das dem Vogel eigenthümliche, seinen Körper mit Ausnahme des Schnabels und der Fußenden deckende hornige Hautgebilde, welches in einer Hauteinstülpung, dem Federbalg, steckt, u. aus Kiel u. Fahne besteht. Der Kiel ist im untern Theil, der Spule, drehrund, hohl u. durchsichtig; er enthält die gefäßhaltige Hautpapille, welche der Feder den Ursprung giebt u. deren vertrockneter Rest die Seele der ausgefallenen od. getrockneten Feder darstellt. Der obere, fahnetragende Theil des Kiels, der Schaft od. die Spindel, ist meist vierkantig u. mit zelligem Marke gefüllt, an seiner Außenseite setzt sich die Spule als horniger Ueberzug fort, seiner Länge nach aber ist er mit zwei Reihen Fasern od. Strahlen besetzt, die sich wieder zweitheilig in Faserchen theilen, u. die an einander gelagert den Bart od. die Fahne bilden. An der Innenseite des Schaftes läuft eine Rinne bis zur Spule, wo sich oft eine zweite Feder, der Afterschaft, findet, ebenfalls mit zweizeiligen Fortsätzen, aber nur selten (so beim Kasuar) von der Länge der Hauptfeder, gewöhnlich verkümmert. Man unterscheidet nach der Form Contour- od. Deckfedern, die, dicht übereinanderliegend von außen sichtbar sind u. eng verbundene Fahnen haben,

A B C D

Nr. 2710. Triebfeder (Trommel u. Schnecke der Taschenuhr).

von den kleinen weichen, von außen nicht sichtbaren Flaumfedern od. Dunen, mit kleiner Spuhle u. loser Fahne; der Fadenfeder fehlt die Fahne ganz. Nach ihrer Stellung unterscheidet man die Deckfedern als Schwingen, Schwung- od. Ruderfedern an den Flügeln u. Steuerfedern am Schwanze. Die F. decken den Vogelkörper nicht in beliebiger Anordnung, sondern stehen in symmetrischen Gruppen, den Federfluren od. Federfeldern, zwischen denen die Federraine liegen, die nackt od. nur mit Dunen besetzt sind. Die Färbung des Gefieders ist nicht blos nach der Art des Vogels, sondern nach Geschlecht, Alter u. Jahreszeit verschieden. Die Deckfedern werden jährlich einmal (oder zweimal) theilweise od. ganz abgestoßen u. durch neue ersetzt, ein dem Hären der Säugethiere zu vergleichender Prozeß, den man als Mauser bezeichnet (s. d.). Die F. finden vielfache Verwendung; so dienen zum Stopfen der Betten (Bettfedern) die Dunen der Gänse, Enten, Schwäne, Eiderenten, ferner als Pelzwerk (Federpelze) das weiche Gefieder des Schwanes, der Eiderente, der Eisente, des Sägetauchers, des Eistauchers, des Haubentauchers („Grebe"), der Geier; wieder andere werden als Schmuckfedern, zu Federbüschen ꝛc., benutzt, wie die Federn des Straußes, Reihers, des Marabu, der Pfauen, Papageien, Paradiesvögel u. a.; als Schreib- u. Zeichenfedern endlich dienen die der Gänse, Raben, Krähen. — F. bezeichnet auch noch die Rückenflosse beim Haifisch, die Borsten auf dem Rücken der wilden Schweine, die hervorstehenden Knochen der Rückenwirbel beim Rothwild (davon Federschuß, wenn jene getroffen werden). — In der Mechanik nennt man F. elastische Streifen von Metall, namentlich Stahl, Messing, Holz od. dgl., deren Elastizität zu verschiedenartigen Zwecken verwendet wird u. die deshalb auch verschiedene Form u. Ausführung erhalten. In den Taschenuhren ꝛc. werden die spiralförmigen Stahlfedern benutzt als Kraftreservoire zum Betriebe des Werkes (Triebfedern, Nr. 2710); im Wesen damit zu vergleichen sind die Reaktionsfedern, welche durch ihre Rückwirkung gewisse kurze, rasche Bewegungen bewirken, wie im Schloß der Feuergewehre, im Thürschloß u. s. w., während die Druckfedern durch einen stetigen Druck eine Art Befestigungsmittel sind, welche einen Gegenstand an einer bestimmten Lage festhalten; zu der letzteren Art gehören beispielsweise die F. an den Spannzirkeln, an den Taschenmessern u. s. w. — Zur Ausgleichung stoßweiser Bewegungen dienen die Tragfedern an den Wagen; zum Anspannen die spiralförmig geformten Spannfedern (elastiques der Hosenträger) ꝛc.. Eine der wichtigsten Anwendungen haben die F. in der Uhrmacherkunst gefunden, wo sie in der Unruhe an Stelle der Pendel durch ihre regelmäßigen Schwingungen zur Abmessung der Zeitintervalle benutzt werden (Nr. 2711). Was die Metall-, insbesondere die Stahlfedern in obigem Sinne betrifft, so werden dieselben

Nr. 2711. Spiralfeder der Taschenuhr.

Nr. 2712. Schraubenfeder der Chronometerunruhe.

in zwei Hauptformen, als Blattfedern u. als Spiralfedern, hergestellt. Erstere haben die Form dünner, mehr oder weniger gebogener Schienen, die manchmal — z. B. bei den Wagenfedern — mehrfach über einander gelegt sind, um ihre Widerstandsfähigkeit zu erhöhen, u. dann zusammengesetzte Blattfedern od. Schichtfedern heißen. Bekannt sind die nach ihrer Form benannten C-Federn. Die Spiralfedern bestehen aus mehrfachen, um eine gedrehte Achse herum geführten Windungen von Draht od. bandförmigem Stahle, wobei die Windungen, wie bei der Uhr- od. Schneckenfeder, entweder in einer Ebene liegen od. sich um eine Längsachse cylindrisch od. kegelförmig in Schraubenlinien schlängeln (Schraubenfeder), wie dies bei Nr. 2712 der Fall ist. Eine besondere Art von Spiralfeder wird durch die neuerdings an Eisenbahnwagen anstatt der sonst gebräuchlichen Blattfedern eingeführte Evolutefeder (Nr. 2713) repräsentirt. Als Material für die Uhrfedern insbesondere für die kleinen dient Gußstahl, für die größeren Gerbstahl. Derselbe wird zu erst bis zu einer Dicke von 1 bis 2 Millimeter heiß ausgewalzt, worauf das weitere Auswalzen bis zur Dicke von $^1/_{10}$ bis $^1/_{30}$ Millimeter kalt erfolgt, doch wird der Stahl dazwischen wiederholt ausgeglüht. Ueber Stahlschreibfeder s. „Schreibfeder".

Nr. 2713. Spiralfeder.

Federharz, s. „Kautschuk".

Federkraft, s. v. w. Elastizität (s. d.).

Federlinge (Philopteriden), kleine orthoptere Insekten, die als Schmarotzer an Vögeln, besonders an unserem Hausgeflügel, lästig werden; so Philopterus bacillus u. Phil. compar auf Tauben, der kaum 1 mm. lange Phil. variabilis auf Hühnern. Auf Gänsen lebt das fast 5 mm. große Trinotum conspurcatum, das beim Rupfen derselben in Mengen auf die damit beschäftigten Personen übergeht und sie wie gewöhnliche Läuse stört. Nitzsch unterschied 400 Arten Federlinge!

Federmotten, Federgeistchen, Geistchen, Pterophoridae, eine Familie kleiner Schmetterlinge mit borstenförmigen Fühlern, zarten, langgestreckten Beinen u. in lange, gefranste Lappen, die Federfahnen gleichen, gespaltenen Flügeln. Eine der größten und verbreitetsten Arten ist der schneeweiße Pterophorus (Alucita) pentadactylus, dessen Raupe auf Ackerwinde lebt.

Federnelke, s. „Dyanthus".

Federsee, ein etwa 1 M. im Umfange u. einen Flächenraum von etwa 811 Morgen enthaltender See im württembergischen Donaukreise. Sein früher vielbedeutenderer Umfang (er bedeckte einen großen Theil der oberschwäbischen Ebene) hat sich durch allmählige Trockenlegung sehr verändert; doch zeigt das dadurch gewonnene Land keine besondere Fruchtbarkeit. Die Tiefe des Sees beträgt etwa 16 m., u. seine Ufer sind unbestimmt u. sumpfig. Von geringem Ertrag ist die Fischerei in demselben, desto reicher sein Ertrag an Seegras.

Federstahl, s. „Stahl".

Federvieh, die gefiederten zahmen Hausthiere, die theils der Eier, des Fleisches, der Federn u. der Zucht wegen, theils auch nur zum Vergnügen gehalten werden.

Federwage, eine Vorrichtung, mittels welcher man durch die Formveränderung einer elastischen Feder das Gewicht eines Körpers bestimmen kann; die Feder ist zu diesem Zwecke entweder nach einem Kreisbogen, einer Ellipse, einer Spirale od. sonst in geeigneter Art gebogen. Es ist hierbei vorausgesetzt, daß die aus bestem Stahle hergestellte Feder ein elastischer Körper ist, der durch seine Formveränderung innerhalb gewisser Grenzen an seiner Elastizität nichts verliert, d. h. so beschaffen ist, daß er nach Entfernung des wirksamen Zuges od. Druckes, welchen der abzuwägende Körper ausübt, seine ursprüngliche Gestalt wieder annimmt. Das letztere ist jedoch, streng genommen, niemals der Fall, weshalb man F. nur da anwendet, wo die Schnelligkeit des Abwägens von größerer Bedeutung ist als eine sehr strenge Gewichtsbestimmung, wie solches z. B. beim Verkaufe von Heu u. Stroh, überhaupt in der Land- und Hauswirthschaft, beim Abwägen des Passagiergepäcks der Eisenbahn ꝛc. der Fall ist.

Federwagen.
Nr. 2714. Von vorn. Nr. 2715. Von der Seite gesehen.

Eine der einfachsten u. gebräuchlichsten F. stellen Nr. 2714 u. Nr. 2715 dar. aa ist eine elliptisch gebogene, jedoch nicht ganz geschlossene Stahlfeder, deren beide Enden etwas einander übergreifen; das innere Ende ist mit einem Schlitze k, das andere mit einem um einen Stift c drehbaren Zeiger d versehen, der durch den gedachten Schlitz hindurchgeht. An der Feder a ist bei b eine Platte l befestigt, auf welcher sich eine durch Probiren mit genauen Gewichten bestimmte Skala eingravirt befindet u. von welcher man das Gewicht der abzuwägenden Lasten direkt ablesen kann. Schwere Lasten werden am Haken o aufgehängt, wobei man die Wage am Ringe m hält; leichte Lasten hängt man an den Haken p u. hält dabei die Wage am Ringe n.

Federweiß, s. „Asbest".

Federwolken, s. „Wolken".

Feen sind die Schicksalsgöttinnen des keltischen u. romanischen Volksglaubens. Der deutschen Mythologie u. Volkssage sind sie ursprünglich unbekannt; erst nachträglich wurden sie aus keltischen u. romanischen Gegenden in deutschsprechende übertragen, wo sie dann meistens Feien heißen. Wie die griech. Moiren, die röm. Parzen u. die nordischen Nornen, bestimmen die F. das Schicksal des Menschen; sie sind daher in den Märchen oft bei der Geburtsfeier eines königlichen Kindes anwesend, dem sie dann seine Geschicke voraussagen. In deutschen Märchen heißen sie in solchen Fällen „weise Frauen" u. sind dann Wiederholungen od. Vervielfältigungen der drei Nornen (so in „Dornröschen", wo ihrer dreizehn sind). Meistens aber treten sie zu dreien auf, u. zwar unter den Namen Anbett, Gwarbett u. Volbett, od. Einbeth, Warbeth u. Wilbeth. Der Name F. kommt wol vom lat. fatum, Schicksal, her u. ist die franz. Form von fata (wie aimée von amata).

Fegefeuer. Auf Grund der bibl. Stellen, wo von einer Reinigung u. Läuterung der Welt durch Feuer die Rede ist, entwickelte sich in der abendländischen (römisch-kath.) Kirche allmählig die Lehre, daß Diejenigen, welche zwar die Verdammung nicht verdient haben, wol aber, mit leichteren Sünden behaftet, vor deren kirchlicher Verzeihung verstorben sind, dieselben an einem besonderen Ort, dem Purgatorium (Reinigungsort), kürzere od. längere Zeit im Feuer abzubüßen haben, ehe die Versetzung unter die Seligen erfolgen kann. Von besonderer Wichtigkeit wurde indeß diese alte Lehre erst im Mittelalter, seitdem die Kirche behauptete, Mittel zu besitzen, die Zeit der Qual im F. für die einzelnen Seelen abzukürzen. Dies geschieht theils durch besondere Fürbitten für dieselben, theils durch die sogenannten Seelenmessen, theils endlich dadurch, daß die Kirche aus dem von ihr verwalteten Schatz überflüssiger guter Werke der Heiligen den Seelen im F. einen Antheil gegen Bezahlung (Ablaß) zuspricht. So wurde die Lehre vom F. eine der vornehmsten Geldquellen für die röm. Kirche. Der ungeheure Mißbrauch, der damit getrieben wurde, bewog die Reformatoren zur gänzlichen Verwerfung der betreffenden Lehre. Infolge dessen hat sich auch die kathol. Kirche bei der Festsetzung ihres Glaubens zu Trient mit der Behauptung begnügt, daß es einen Reinigungsort gebe, ohne über die Art der Reinigung etwas Bestimmtes festzustellen; im kathol. Volksglauben aber spielt das F. nach wie vor eine wichtige Rolle.

Feh, Veh od. Grauwerk werden von den Kürschnern die bes. aus dem Norden in den Handel kommenden aschgrauen Winterfelle der Eichhörnchen genannt; Fehwammen, Fehbäuche, wenn der weiße Bauch mit dazu genommen wird.

Fehde, die bewaffnete Selbsthülfe der Einzelnen od. ganzer Genossenschaften, war im Mittelalter — einer alten german. Rechtsanschauung entsprechend — ein regelmäßiges Sühnemittel für Verbrechen u. Ehrenkränkungen. Ueber die Mißbräuche, zu denen das Fehdewesen führte, sowie über dessen allmählige Beseitigung s. „Faustrecht". — Die förmliche Ansage der F. erfolgte durch den **Fehdebrief,** die Aufforderung zum Zweikampf durch den dem Gegner zugeschleuderten **Fehdehandschuh.**

Fehlgeburt (Abortus, unrichtige Wochen, fausse couche) nennt man die Ausstoßung eines Eies zu einer Zeit, wo die Frucht noch nicht lebensfähig ist, während man Frühgeburt nennt die Ausstoßung des Eies zu einer Zeit, wo die Frucht zwar lebensfähig, jedoch noch nicht die äußerste Grenze der Ausbildung, die sie erreichen sollte, erlangt hat. Es würden demnach die Früchte, die nicht älter als nach 28 Wochen geboren werden, F.en, diejenigen, die vor Beendigung der 40. Woche von 28 Wochen an zur Welt kommen, Frühgeburten sein. F.en sind gemeiniglich gefährlicher als normale od. Frühgeburten, weil neben ihnen gewöhnlich Blutungen einher gehen, die öfters bei unzweckmäßiger Behandlung zum Tode führen. Zuweilen müssen Frühgeburten ärztlich eingeleitet werden, wenn das mütterliche Becken sich als zu eng herausgestellt hat, u. die Befürchtung besteht, daß ein ausgetragenes Kind nicht lebend zur Welt kommen kann; ferner, wenn irgend eine Krankheit der Mutter den baldigen Tod derselben befürchten läßt u. man durch eine schnelle Entbindung derselben wenigstens das Kind rettet; endlich, wenn man infolge einer bestehenden Krankheit der Mutter das Leben derselben durch die längere Schwangerschaft gefährdet glaubt u. eine Besserung von einer baldigen Entbindung hofft. Die Ursachen der Fehl- u. Frühgeburten sind meist die gleichen: schwere akute

Krankheiten, als Typhus, Cholera, Pocken, zuweilen Masern, bes. häufig Lungen- u. Brustfellentzündung 2c. Aber auch jede andere Krankheit, sogar eine heftige Verwundung an einer beliebigen Stelle des Körpers, jeder heftige Schmerz kann zur Früh-, resp. F. führen. Der Schreck, welcher früher häufig als Ursache der F. angenommen wurde, ist in der That höchst selten als solche nachweisbar. Dagegen kann jeder heftige Insult, der ein Springen der Eiblase veranlaßt, jeder Stoß, Fall, Hieb u. s. w. die F. bewirken. Endlich ist eine Reihe von Medikamenten bekannt, die zu einer vorzeitigen Ausstoßung der Frucht anregen. Letztere sind alle unsicher u. lebensgefährlich, wenn auch verbrecherischer Weise vom Publikum oft angewandt.

Nr. 2716. **Eine Sykomore bei Dongola in Nubien** (Sycomorus antiquorum Miq.)
Nach einer Skizze des Herrn v. Heuglin

Fehlrippen, die untersten kurzen Rippen der Thiere.

Fehmelwirthschaft, s. „Waldkultur".

Fehrbellin, Städtchen in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, 7 M. nordwestl. von Berlin, mit etwa 2100 E., denkwürdig durch den entscheidenden Sieg, den hier der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm 18. Juni 1675 über die Schweden unter Wrangel erfocht.

Feiertage, s. „Feste".

Feigbohne, s. „Lupine".

Feigenbaum (Ficus), Pflanzengattung der Maulbeerartigen oder Moreen, ausgezeichnet durch eßbare Früchte u. hohe, schöne Baumgestalten, nur der heißen Zone angehörig, in der wärmeren, gemäßigten durch eine einzige Art vertreten, welche die bekannten Feigenfrüchte (Caricae) des europäischen Handels liefert u. F. Carica *L.* ist. Sie stammt aus dem Orient u. Nordafrika, hat sich aber von da über ganz Südeuropa verbreitet u. hält auch bei uns im Freien unter Bedeckung während des Winters aus. Die Frucht ist eigentlich nichts Anderes als der Blütenboden, welcher sich nur birnenförmig zusammenlegt u. weibliche od. männliche Blumen getrennt hervorbringt. In der Regel stehen die letzteren um die Spitze der Feigenfrucht (syconium botanisch), mitunter aber auch mit weiblichen gemischt; seltener entwickelt sich nur ein Geschlecht, wodurch entweder blos männliche od. blos weibliche Bäume erzeugt werden. Der kultivirte F. trägt nur weibliche Blumen, der wilde (Caprificus der Alten) männlich-weibliche. Die Frucht schließt sich an ihrem oberen dicken Ende nicht ganz, sondern läßt einen Kanal übrig, durch welchen das Innere mit der Außenwelt in Verbindung steht. Ihn benutzt die Feigenwespe (Cynips Psenes *L.*, jetzt Blastophaga psenes), ein Hautflügler aus der Familie der Schenkelwespen (Chalcidida), um ihre Eier mittels eines Legstachels in den Fruchtknoten der einzelnen Blüte zu legen, wodurch ein Reiz entsteht, welcher eine Vermehrung des Säftezuflusses veranlaßt. Aber nicht nur das; diese Insekten befördern auch die Befruchtung der weiblichen durch die männlichen Blumen, indem sie beim Herauskriechen aus den männlichen Blumen von diesen den Blumenstaub an ihrem Körper unfreiwillig mit herausnehmen u. in die weiblichen hineinführen. Man muß hierbei ausdrücklich wissen, daß das Insekt nur auf sog. wilden od. männlich-weiblichen Feigenbäumen, nie auf sog. zahmen od. weiblichen vorkommt. Dieser Naturprozeß, welcher auch bei vielen andern zweihäusigen Pflanzen stattfindet, ist unter dem Namen Kaprifikation schon seit dem Alterthum bekannt. Man hängt zu diesem Behufe im Oriente die Früchte des wilden F.s an ihren Zweigen auf dem zahmen F.e auf, um den Insekten Gelegenheit zu geben, bei ihrem Auskriechen sogleich die weiblichen Blumen vorzufinden. Jedenfalls entwickelt eine befruchtete Feigenfrucht ein besseres Fruchtfleisch, als eine unbefruchtet gebliebene, die, wie man schon im Alterthum wußte, überdies vor der Reife abzufallen pflegt. Doch ist hierzu zu bemerken, daß man auch Feigen erzieht, ohne sie zu kaprifiziren, weshalb Manche die Nothwendigkeit der Kaprifikation gänzlich leugnen. Hier zu Lande erlangen die F. nie den reinen, süßen Geschmack, wie im Mittelmeergebiete. Dort sind sie deshalb auch, gleich der Dattel Arabiens, das Brot vieler Bewohner geworden. Man züchtet eine Menge Sorten: weiße, grünliche, gelbe, röthliche, violette u. bräunliche, lange, birnenförmige u. runde. Von diesen sind die weißen u. mittelgroßen die besten. Im Handel unterscheidet man Korb- u. Kranzfeigen u. hält die smyrnaischen, welche meist von den griechischen Inseln stammen, für die besten. Camtatschen heißen diejenigen, die man aus den Gebieten von Avignon u. Venaissin in Frankreich also aus dem Comtat zu uns bringt. Dalmatiner u. Istrianer sind zwar klein, aber sehr wohlschmeckend, dagegen wenig haltbar. Die Feigen halten sich überhaupt kaum länger als ein Jahr; sie unterliegen dem Schimmel, den Milben u. dem Insektenfraß u. gerathen auch leicht in eine durch säuerlichen Geschmack u. Geruch sich verrathende Gährung. Uebrigens gilt auch das Holz des F.s als ein sehr feines für Drechsler- u. Tischlerarbeiten; aus den jungen Zweigen flicht man sogar Schiffskörbe. — In Aegypten hat man die Sykomore (F. Sycomorus *L.*, od. Sycomorus antiquorum *Miq.*), einen Baum von stattlicher Kronenbildung mit sehr süßem Obst u. fast unverweslichem Holze, das man im Alterthum bes. zu Mumiensärgen verwendete. In den Tropen treten viele andere Arten an die Stelle der vorigen, doch weniger als Fruchtbäume. Manche von ihnen liefern Kautschuk (s. d. Art.); manche sind nur als Riesenbäume berühmt, z. B. F. religiosa *L.*, der bekannte Banianenbaum (s. d. Art.).

Nr. 2717. **Reife Feige im Längsdurchschnitt.**

Feigwarze, eigentlich Feuchtwarze (Condyloma), ist ein warzenähnliches Gebilde, welches infolge innerer od. äußerer Reize an bes. harten Hautstellen od. da, wo die Haut an eine Schleimhaut grenzt, auftritt u. von der Absonderung einer Flüssigkeit benannt ist. Es giebt spitze u. breite F. Die ersteren sind Folge irgend eines lokalen Reizes, des krankhaften Schleimes irgend einer Schleimhaut u. s. w., letztere einzig die Folge einer inneren syphilitischen Erkrankung. Die F. sind sehr ansteckend, bes. die spitzen, sie verbreiten sich in die Fläche u. zerstören den normalen, gesunden Boden, auf dem sie wachsen, worin ihre Hauptgefahr besteht. Ihre Behandlung ist je nach ihrer Natur verschieden. Die spitzen F. werden lokal behandelt durch Ausschneiden, Unterbinden, Wegätzen, Wegbrennen, die breiten durch ein inneres, antisyphilitisches Verfahren.

Feile, das bekannte stählerne Instrument mit scharfen, eingehauenen Einschnitten u. dadurch emporgetriebenen scharfen Gratzähnen, welche zur Bearbeitung von festen Materialien, nam. Metallen, sehr wirksam sind. Die erwähnten scharfen Hervorragungen, der sog. Hieb, werden durch die Arbeit des Feilenhauers od. auch mittels Maschinen hervorgebracht. Doch ist die erstere Art, bei welcher jede einzelne Vertiefung durch einen

aufgesetzten, scharfen Stahl, auf den ein kurzer Schlag ausgeführt wird, die gewöhnlichere, weil sie bessere Erzeugnisse liefert. Nach Beschaffenheit ihres Hiebes unterscheidet man die F. als einhiebig, wenn die Hiebe alle parallel gehen, u. als zweihiebig, wenn die Hiebe unter spitzem Winkel einander kreuzen. Nach der Feinheit des Hiebes unterscheidet man den groben Hieb (Stroh- od. Armfeile), den Mittel- od. Bastardhieb (Bastardfeile), den Halbschlicht-, Schlicht- u. Feinhieb (Halbschlicht-, Schlicht- u. Polirfeile) u. s. w. Zu den gröberen F. wird im Allgemeinen Cementstahl (s. „Stahl") von geringerer Güte, dagegen zu den feineren F. besserer u. selbst feinster Gußstahl verwendet; letzteres ist bes. bei den feinsten F., wie sie die Uhrmacher gebrauchen, der Fall. Bis gegen die Mitte dieses Jahrhunderts waren die engl. F. unbedingt die besten. Es begann dort (in Sheffield) die Feilenfabrikation schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. Jetzt werden in Deutschland u. Frankreich eben so gute F. fabrizirt; in Bezug auf Uhrmacherfeilen steht die Schweiz oben an. Die deutsche Feilenfabrikation hat ihren Ursprung in Remscheid gehabt.

Nr. 2718. Feilenhauerei in Sheffield.

Feilenhauer heißt der Arbeiter, welcher den Feilen ihre Schärfe mittels Hammer u. Meißel giebt, nachdem dieselben von den Feilenschmieden ihre Form erhalten haben u. von den Schleifern glatt u. blank gemacht worden sind. Die Art der Arbeit des F.s ist aus der Abbildung Nr. 2718 ersichtlich. Der von ihm geführte Hammer variirt in Gewicht nach der Feilensorte u. wiegt bei den groben Feilen etwa 3 Kg., bei den feineren 2—1 Kg. u. bei den feinsten selbst nur 33—25 gr. Ein guter Feilenhauer besitzt eine außerordentliche Geschicklichkeit, indem er in der Minute 70—250 Schläge auszuführen vermag u. dabei ganz regelmäßig Hieb an Hieb setzt, wie es der Feinheitsgrad der Feile verlangt. Trotz langjähriger Versuche hat es noch nicht glücken wollen, Maschinen zu konstruiren, welche eben so gut u. billig den Feilenhieb erzeugen, wie dies mit der Hand geschieht.

Feim, auch Miethe, Schober, Dieme od. Triste genannt, ist ein regelrecht im Freien aufgesetzter großer Haufen von ungedroschenem Getreide, von Raps, Heu od. Stroh. In Deutschland pflegt man F. nur dann zu setzen, wenn die Scheunen- od. Bodenräume zur Bergung der Ernteerträge nicht ausreichen. In manchen anderen Ländern, z. B. in Frankreich, Italien, England u. den Niederlanden, verwahrt man dagegen fast sämmtliches Getreide in F. Bei uns giebt man dem F. meist eine Unterlage von Reisholz u. Stroh, auf welcher die Getreidegarben, mit den Stoppelenden nach außen, aufgeschichtet werden. Zweckmäßiger aber ist es, ein Balken- od. Steingerüst von 0,75 m. Höhe etwa aufzuführen u. auf darauf gelegte Stangen das Getreide aufzuschichten. Auf diese Weise wird sowol ein Luftzug unter dem Getreide bewirkt, als auch das Eindringen der Mäuse verhindert. Um die F. gegen Regen u. Schnee zu schützen, pflegt man sie mit Strohmatten od. sog. Strohschöfeln zu bedecken, bedient sich auch, insbes. in Gegenden, wo regelmäßig in jedem Jahre F. gesetzt werden, eines beweglichen Daches, das auf dem Feimengerüst höher u. tiefer gestellt werden kann.

Feine Mark, s. „Mark".

Feingehalt, in Bezug auf Münzen, s. v. w. Korn.

Feith, Rhijnvis, niederländ. Dichter, geb. 7. Febr. 1753 zu Zwolle, studirte in Leyden, wo er schon 1770 promovirte, wurde darauf erst Bürgermeister, später Einnehmer beim Steuerkollegium seiner Vaterstadt u. endete daselbst sein ruhig verlaufenes Leben 6. Febr. 1834. F. gehörte zu den gefeierten dichterischen Größen seiner Zeit; indessen wird die Gegenwart sich diesem Urtheil nur mit Vorbehalt anschließen. F. trat zuerst als Lyriker hervor („Oden en Gedichten", gesammelt 1796); seine Gedichte athmen feurigen Patriotismus u. Freiheitssinn, sind aber nicht frei von Schwulst. In ihnen ist Klopstock's Vorbild leicht erkennbar, wie in den Romanen „Julia" (1783) u. „Ferdinand en Constancia" (1787) der Dichter unter dem Einflusse der Wertherzeit steht. Doch muß in ihnen eine überaus fließende u. gewählte Prosa anerkannt werden. Weit schwächer sind F.'s Dramen u. Lehrgedichte. Großes Verdienst aber hat sich F. als Aesthetiker erworben, u. zwar nam. durch eine Reihe von Arbeiten über die Theorie der Kunst, größtentheils erschienen in den „Bijdragen ter bevordering der schoone kunsten en wetenschapen", welche er seit 1793 mit Kantelaar herausgab.

Felbel, s. „Velpel".

Felber Tauern, s. „Velber Tauern".

Feld, in der gewöhnlichen Bedeutung das Land, was nicht als Weide, Wiese od. Forst, sondern zum Anbau von Früchten durch Ackerbau benutzt wird. F. in bergwissenschaftlicher Bedeutung bezeichnet eine zur bergmännischen Nutzung bestimmte Strecke Landes, die, wenn sie bisher noch nicht bebaut wurde, unverritztes, unerschürftes F. heißt. Auch nennt man den Raum der Verzimmerung zwischen zwei Jöchern eines Schachtes ein F. In der Architektur heißt eine etwas vertiefte, viereckige od. krummlinige Fläche an Wänden od. Decken ebenfalls ein F.; in der Heraldik ist F. der Platz, in welchem sich eine Wappenfigur befindet; auf dem Avers u. Revers einer Münze der Raum innerhalb der Umschrift od. sonstigen Einfassung u. symbolisch die Gattung der Kunst od. Wissenschaft, die von einem Künstler, Gelehrten od. Schriftsteller mit Vorliebe bearbeitet wird.

Feldausrüstung od. **Feldequipage** nennt man die Ausrüstungs- u. Ergänzungsstücke, welche die Truppen für ihren Bedarf im Felde mit sich führen, u. der den Truppen meist auf Wagen nachgefahren wird.

Feldbausch, Felix Sebastian, philologischer u. pädagogischer Schriftsteller, geb. 25. Nov. 1795 zu Mannheim, wurde 1844 Direktor am Lyceum zu Heidelberg, 1850 Mitglied des Oberstudienraths in Karlsruhe, u. starb 1. Febr. 1868. Er veröffentlichte außer mehreren trefflichen Schulausgaben klassischer Schriftsteller (Cornelius Nepos, Ovid, Horaz u. a.) eine „Griech. Grammatik" (Heidelb. 1823; 5. Aufl. 1862), eine „Lat. Grammatik" (7. Aufl., Heidelb. 1865), eine „Griech. Chrestomathie" (8. Aufl., Heidelb. 1865) u. eine „Deutsche Metrik nach Beispielen aus klassischen Dichtern" (Heidelb. 1841).

Feldberg, 1. der höchste Berg des Schwarzwaldes (1495 m.), bildet einen der Centralknoten im südl. Theil dieses Gebirges, mit drei Gipfeln, welche 1300 m., u. zwei anderen, welche 1100 m. übersteigen; im O. lehnt er sich an das über 1000 m. hohe rauhe Plateau, über welches die Straße aus dem Höllenthale nach Lenzkirch führt; dort liegt auch der kleine Feldsee an seinem Abhang, nördl. der Titisee, südöstl. der Schluchsee. Von dem Aussichtsthurm auf seinem kahlen Gipfel hat man eine weitreichende Aussicht, die von den Alpen u. den Vogesen begrenzt wird. Die von seinen Seiten abströmenden Flüsse gehören zum Gebiete des Rheines, so die Wiese u. Alb im S., die Gutach im O., die Dreisam im NW. — 2. Der große u. kleine F., 881 m. u. 807 m. hoch, die höchsten Berge im Taunus, berühmt durch ihre Aussicht auf die Thäler des Rheines u. Maines.

Feldbinde, ein Tuch, welches von Führern u. angesehenen Kriegern in der Regel von der rechten Schulter zur linken Hüfte, mitunter auch um den Leib od. um einen Arm getragen wurde. Von Frauenhand gestickt u. die Farben der Dame zeigend, galt sie für einen besonderen Ehrenschmuck des Ritters.

Felddiakonen. Die Erfahrung der letzten deutschen Kriege, bes. des von 1866, hatten zu der Erkenntniß geführt, daß die leibliche u. geistliche Pflege der im Kampfe verwundeten Krieger noch großer Verbesserungen bedürfe. Infolge dessen ging bei Beginn des Deutsch-franz. Krieges 1870

von den deutschen Vereinen für innere Mission, vor Allem dem Rauhen Hause in Hamburg, der Vorschlag aus, durch Privathülfe den Mangel der offiziellen militärischen Anstalten zu ergänzen. Da sich die Thätigkeit des neu zu gründenden Instituts nicht auf selbständige Unternehmungen in Krankenpflege u. Seelsorge erstrecken, sondern nur unterstützend u. ergänzend eintreten sollte, so kam dafür der passende Name der Felddiakonie auf, nach dem altchristlichen Begriff des Wortes Diakonus (s. dies. Art.). Zu diesem Amte wurde ein gewisses Maß geistiger Bildung erfordert, mochten nun die F. von bestehenden Korporationen, wie dem Johanniterorden, dem Rauhen Hause, dem Albertsverein in Dresden, ausgerüstet werden od. sich nach eigner Ausrüstung der Führung einer geeigneten Persönlichkeit unterstellen. Da sich eine große Menge von Jünglingen aus den gebildeten Gesellschaftskreisen zur Uebernahme dieses Amtes willig fand, zeigte sich bald der Segen des Instituts, theils auf dem Gebiet der eigentlichen Krankenpflege, theils im weiteren Lazarethdienst (als Vorleser, Briefschreiber u. s. w.). Nur hat sich der Mangel einer einheitlichen Organisation fühlbar gemacht, sodaß eine Unterstellung des Instituts unter militärische Oberaufsicht wünschenswerth erscheint.

Felddienst, im Gegensatz zum Garnisondienst, umfaßt diejenigen militär. Dienstzweige, welche im freien Felde, nicht auf den gewöhnl. Uebungs- u. Exerzirplätzen, geübt werden u. die Ausbildung der Truppen für den Krieg u. die Dienstverrichtungen im Kriege bezwecken. Dahin gehört der Dienst im Bivuak, Cantonnement u. Lager, der Vorposten- u. Marschdienst, die besonderen Unternehmungen gegen den Feind, z. B. Ueberfälle, Verstecke, Angriff und Vertheidigung von Convois, Fouragirungen, endlich das Gefecht selbst mit allen dazu gehörigen Bewegungen. Außerdem rechnet man zum F. die im Felde vorkommenden Arbeiten, wie den Bau von Schanzen, das Herstellen u. Zerstören von Wegen, Brücken, Eisenbahnen, bei der Artillerie auch die Herstellungsarbeit der Geschütze. Der F. ist der wichtigste Dienstzweig der Truppen u. setzt die elementare Ausbildung im Exerziren, Schießen u. s. w. voraus.

Feldgendarmerie (spr. —schangdarm'rih), eine Truppe, welche die Heerespolizei auf dem von den Truppen besetzten Terrain zu üben hat. Die preuß. F. wurde durch k. Ordre vom 25. Mai 1866 ins Leben gerufen u. erhielt durch eine zweite Ordre vom 7. Jan. 1869 ihre gegenwärtige Organisation. Im Kriege befindet sich bei jedem Armeecorps eine berittene F. von 1 Rittmeister, 2 Wachmeistern u. 60 Feldgendarmen, welche aus ausgesuchten Mannschaften u. Pferden der Landgendarmerie u. Kavallerie gebildet wird. Die Aufgabe der F. besteht insbesondere darin, alle Ausschreitungen einzelner Soldaten, das Plündern, Marodiren u. s. w. zu verhindern, das Eigenthum der Landesbewohner zu schützen, für die Offenhaltung der Wege Sorge zu tragen u. alle Civilpersonen im Gefolge der Armee, insbesondere die Marketender, zu überwachen. Eine Hauptaufgabe der F. besteht ferner in der strengen Beaufsichtigung alles Verkehrs im Bereiche der Armee u. der Verhütung der Spionage. Jeder Feldgendarm hat sich in der Gegend, wo die Armee sich bewegt, schleunigst mit Weg u. Steg genau bekannt zu machen, sich nach allen Personen von Einfluß zu erkundigen u. mit den der Gegend kundigen Landesbewohnern, Forstleuten, Wirthen, Fuhrleuten, Verbindungen anzuknüpfen. An Gefechts- u. Schlachttagen sorgt die F. für Aufrechthaltung der Ordnung auf den Verbandplätzen u. für die richtige Direktion der Ambulancewagen. Nach der Schlacht hat sie das Schlachtfeld abzupatrouilliren, dem Sanitätspersonal im Aufsuchen der Verwundeten beizustehen u. das Ausplündern der Todten u. Verwundeten zu verhüten. — Ganz abweichend von dieser höchst wichtigen u. nützlichen Einrichtung war die franz. F., welche der damalige Diktator Gambetta durch Erlaß vom 11. Dez. 1870 ins Leben rief u. welche vorzugsweise die Bestimmung hatte, das massenhafte Ausreißen bei den sogenannten Volksheeren zu verhindern u. die unzuverlässigen Elemente zu überwachen.

Feldgeschrei war in früherer Zeit der als Erkennungszeichen dienende Ausruf der Kriegsscharen, welcher zu verschiedenen Zeiten u. nach der Bedeutung des Krieges verschieden war, wie das „Gott will es!" der Kreuzfahrer, das „Gott mit uns!" der Schweden unter Gustav Adolf. Gegenwärtig werden Losung u. F. im Kriege als Erkennungszeichen für die Nacht ausgegeben u. werden namentlich von den Vorposten allen Offizieren u. Soldaten abverlangt, ehe denselben der Durchlaß durch die Postenlinie gewährt wird. Die Losung besteht aus einem Doppelwort u. wird in der Weise abgegeben, daß der Angerufene den ersten Theil des Wortes sagt, worauf der anrufende Posten mit dem zweiten Theile erwiedert. Das F. ist in der Regel ein Vorname u. wird von Demjenigen, der die Postenlinie passiren will, nach der Losung ganz leise u. aus nächster Nähe abgegeben, z. B. Losung: „Glück—auf!" Feldgeschrei: „Wilhelm!" Verschieden hiervon ist die Parole, welche auch im Frieden von dem Kommandanten oder ältesten Offizier des Garnisonortes um die Mittagszeit ausgegeben wird, in der Regel ein Ortsname, an den sich eine kriegerische Bedeutung knüpft.

Feldgottesdienst findet unter freiem Himmel statt; die Truppen, gewöhnlich nicht mehr als eine Division, bilden ein Viereck, in dessen Mitte der Feldaltar errichtet ist; zur Seite desselben stehen die Fahnen, dahinter Sängerchor u. Musikchöre. Im schwedischen Heere unter Gustav Adolf fand der F. sehr regelmäßig u. unter strenger Beobachtung gewisser Vorschriften statt; gegenwärtig wird er angeordnet, wenn die Truppen im Felde keine Gelegenheit zum Kirchenbesuche haben (s. „Feldprediger").

Feldgrille, s. „Grille".

Feldherr, der Oberbefehlshaber des Heeres im Felde. In seinen Händen ruht das Schicksal des Heeres, seine Führung ist von dem größten Einfluß auf den Ausgang des Krieges. Die Kunst des F. besteht in der Zusammenfassung sämmtlicher durch die Kriegsgeschichte u. Kriegswissenschaft gewonnenen Ergebnisse u. in der unmittelbaren Anwendung derselben auf dem Kriegsschauplatz u. auf dem Schlachtfelde. Dieselbe ist um so schwieriger, weil der F. sie an dem sprödesten Gegenstande zu üben hat, der, wie das feindliche Heer, seine Pläne fortwährend zu vereiteln, seine Maßnahmen zu durchkreuzen sucht, weil er ferner die verschiedensten Umstände, das Terrain, das Glück, Wechselfälle aller Art, sogar den Zufall u. die Fehler des Gegners in seine Berechnung zu ziehen hat, u. weil endlich das Instrument, mit welchem er seine Kunst übt, nämlich das eigene Heer, kein lebloses, sondern ein mit Leben begabtes, vielseitigen Einwirkungen moralischer u. physischer Natur ausgesetztes ist, das fortwährend seiner Pflege u. Sorgfalt bedarf. Die Feldherrnkunst erfordert daher eine Verbindung von Eigenschaften des Verstandes u. Gemüthes, Muth u. Selbstvertrauen, Geistesgegenwart u. Orientirungsgabe, geistige Schwungkraft u. korperliche Ausdauer. Sehr wichtig ist es, daß der F. möglichst unabhängig von allen Rücksichten der Staatskunst u. der Unterordnung unter einen anderen Willen dastehe. Die größten F. waren in der Regel diejenigen, welche zugleich Herrscher, Staatsmänner u. Heerführer waren, wie Alexander, Cäsar, Friedrich der Große, Napoleon I.

Feldheuschrecke, s. „Heuschrecke".

Feldhühner (Rauhfußhühner, Tetraonidae), eine Familie der Hühnervögel mit niedrigen Beinen, kurzen, abgerundeten Flügeln u. kleinem, vollständig befiedertem Kopfe, der keine fleischigen Auswüchse trägt. Die wichtigsten Glieder dieser Familie sind die Waldhühner (Tetrao), wie das Auerhuhn (T. urogallus), Birkhuhn (T. tetrix), Haselhuhn (T. bonasia), das Prärie- od. Cupidohuhn (Cupidonia americana), das Rebhuhn (Perdix cinerea), die Wachtel (Coturnix dactylisonans) (s. d. einzelnen Art.).

Feldjäger, eine Truppe, die den Kurierdienst im Frieden u. im Kriege versieht. Das preuß. reitende Feldjägercorps zu Berlin zählt 4 Offiziere u. 77 F. mit Feldwebelrang. Es besteht größtentheils aus jungen Leuten, welche eine Anstellung im höheren Forstfache suchen.

Feldlager in Schlesien, Meyerbeer'sche Oper, mit Scenen aus dem Lagerleben der Armee unter Friedrich d. Gr. während des Siebenjährigen Krieges. Wegen des patriotischen Textes, der militärischen Effekte u. der vorkommenden bunten Uniformen wird sie als Galaoper häufig bei preuß. Festlichkeiten mit glänzender Ausstattung im Hoftheater zu Berlin gegeben.

Feldlazareth, s. „Ambulance" u. „Lazareth".

Feldlerche, s. „Lerche".

Feldmann, Leopold, deutscher Lustspieldichter, geb. 22. Mai 1802 zu München, widmete sich Anfangs nach dem Willen seiner Eltern dem kaufmännischen Berufe, ging aber später zur Literatur über u. fühlte sich bes. zur Bühne hingezogen. Seinem ersten Lustspiel „Der Sohn auf Reisen", das 1835 mit Erfolg über die Bühne ging, ließ er eine Reihe nicht minder wirksamer Stücke folgen, die sich durch gesunde Situationskomik u. munteren Ton auszeichnen, obwol die Charakterzeichnung häufig an Absichtlichkeit u. Schablonenhaftigkeit leidet. Seit 1850 wirkte F. als Dramaturg am Nationaltheater in Wien. Seine „Originallustspiele" erschienen gesammelt zu Wien (6 Bde., 1844—52) und in neuer Folge zu Berlin (2 Bde., 1855—57).

Feldmark, Markung, nennt man die einer Gemeinde od. einem Landgute zugehörigen, durch Grenzhügel, Grenzsteine od. andere Markzeichen abgeschlossenen Feld- od. Waldgrundstücke.

Feldmarschall, der höchste militärische Grad in den meisten Heeren. Die Marschälle von Frankreich stehen denjenigen der anderen Großstaaten nicht an Rang gleich, sondern entsprechen den Generalen der Infanterie od. Kavallerie. Im deutschen Heere dienen gegenwärtig neun F., nämlich der Kronprinz des Deutschen Reichs u. von Preußen, der Prinz Friedrich Karl von Preußen, der König Albert von Sachsen, die Grafen Wrangel, Moltke u. Roon, ferner v. Steinmetz, Herwarth v. Bittenfeld u. v. Manteuffel. Die Verleihung dieser Würde an Prinzen des königl. Hauses hatte vor 1870 in Preußen nicht stattgefunden. Die österreich. Armee zählt gegenwärtig nur noch Einen F., den Erzherzog Albrecht.

Feldmarschalleutnant, ein Rang in der österreichischen Armee, dem der Generalleutnants u. Divisionsgenerale entsprechend.

Feldmaß, s. „Ackermaß“.

Feldmäuse, s. „Mäuse“.

Feldmeßkunst, Geodäsie, praktische Geometrie, ein Theil der angewandten Mathematik, der sich mit der Aufgabe beschäftigt, Theile der Erdoberfläche nach Größe, Gestalt u. Lage genau zu bestimmen u. im verjüngten Maßstabe bildlich darzustellen. Sie bedient sich dazu gewisser Methoden, welche der Hauptsache nach auf einfachen geometrischen Sätzen basiren, u. gewisser Werkzeuge u. Apparate, wie der Absteckstäbe, Baken, Pickets od. Jalons, das sind Stangen, die an ihrem untern Ende mit eisernen Spitzen versehen sind u. welche zum Markiren gewisser Punkte dienen u. demgemäß mit hell leuchtenden Farben bemalt od. mit Fähnchen od. Markirscheiben versehen sind, wenn es darauf ankommt, die Höhenunterschiede mit zu bestimmen; ferner der Meßkette, Meßlatte od. Schnüren, auch Bänder von genauer Maßeintheilung, um Entfernungen zweier Punkte direkt auszumessen; des Meßtisches, auf welchem die Aufnahme verzeichnet wird u. der durch geeignete Einstellung seiner beweglichen drei Füße sich mit seiner Platte, der Meßplatte, Mensel (mensul) od. Menselplatte horizontal einstellen läßt. Die Mensel wird mit Papier überzogen, zur Prüfung der horizontalen Einstellung dient die Wasserwage od. Libelle (s. d.), zur Bestimmung der Himmelsrichtung der Kompaß od. die Bussole (s. d.), zur Winkelübertragung durch Visiren Diopter (s. d.) u. Theodolith (s. d.), letzterer direkt auch zu Winkelmessung, bes. wo es darauf ankommt, Neigungsverhältnisse, Höhenunterschiede zu bestimmen. Für die gewöhnlichen Zwecke der F. genügen diese Hülfsmittel; den höheren Aufgaben der Geodäsie, Länderaufnahme, Gradmessungen u. dgl., gewährt die praktische Astronomie noch genauere Hülfsmittel. Das Feldmessen, d. h. die Bestimmung eines Terrains seiner Größe nach, setzt eine wirkliche Maßbestimmung wenigstens einer Linie voraus, auf deren Größe man die übrigen Dimensionen bezieht u. in entsprechend verjüngtem Maßstabe bildlich ausführt. Dieses direkte Ausmessen geschieht auf ganz mechanische Weise mit den oben angegebenen Maßstäben. Um die Linie abzumessen u. sie auf der Mensel in verjüngtem Maßstabe zu verzeichnen, also ihre Richtung aufzutragen, stellt man sich mit dem Meßtisch so über dem Anfangspunkte auf, daß derjenige Punkt, welcher ihm auf dem Papiere entsprechen soll, genau über demselben liegt, was man durch Einstellen mit Hülfe eines Bleilothes bewirkt; dann visirt man mit dem Diopter nach dem andern Endpunkte u. trägt auf die hierdurch erlangte Richtungslinie in verjüngtem Maßstabe die durch direktes Messen gefundene Entfernung auf. So kann man unter Umständen von einem einzigen Punkte aus alle nöthigen Grenzpunkte einer Fläche durch bloßes Visiren u. direktes Ausmessen der geraden Entfernungen verzeichnen. In der Regel genügt dies aber nicht, schon weil nicht immer alle Grenzpunkte von einem einzigen Gesichtspunkte aus zu erreichen sind. Das nächst einfache Mittel ist dann die Wahl u. Ausmessung einer Standlinie, einer Basis, auf die man alle übrigen Dimensionen bequem beziehen kann. Die Lage eines dritten Punktes kann man dann bestimmen, indem man sich über den beiden Endpunkten der Standlinie mit dem Meßtisch so aufstellt, daß die entsprechenden Punkte lothrecht über jene Endpunkte fallen; von den Menselpunkten aus visirt man nach dem entfernten u. deutlich markirten Punkte u. hat in dem Durchschnitt der beiden Visirlinien den entsprechenden Punkt auf der Menselplatte gefunden. Die beiden neuen Linien, die sich als Seiten eines Dreiecks ergeben, das aus einer Seite u. den beiden anliegenden Winkeln konstruirt worden ist, können auf ganz gleiche Weise zur Bestimmung weiterer Punkte dienen. Das ist die Methode durch Vorwärtseinschneiden. Die Zerlegung des ganzen Terrains in einzelne Dreiecke ist auch für andere Methoden Vorbedingung. Anstatt aber aus einer Seite u. den zwei anliegenden Winkeln kann man ein Dreieck auch konstruiren aus zwei Seiten u. dem eingeschlossenen Winkel. Für die Praxis der F. ist dies die sog. Methode des Seitwärtseinschneidens. Man visirt von einem Endpunkte der Standlinie nach dem dritten Punkte u. trägt auf der Richtungslinie die entsprechende Entfernung auf. Die Methode des Rückwärtseinschneidens bestimmt das Dreieck durch eine Seite (die Standlinie), einen anliegenden u. den gegenüber liegenden Winkel, indem sie die Richtungslinie einer zweiten Seite von dem Endpunkte der Standlinie aus aufsucht, hierauf den Meßtisch über dem dritten Punkte so einstellt, daß die vorher aufgenommene Richtungslinie genau in die Visirlinie nach dem betreffenden Endpunkte der Standlinie fällt. Indem man nun nach dem andern Endpunkte der natürlichen Standlinie visirt, erhält man die Richtung der dritten Seite, u. man darf nur auf der Mensel diese Richtung als eine Parallele von dem Endpunkte der Standlinie aus auftragen, um in dem Durchschnittspunkte die Lage der Spitze des Dreiecks zu erhalten. Auch durch zwei Seiten u. den nicht eingeschlossenen Winkel an der Grundlinie ist die Aufgabe zu lösen, indem man von dem einen Endpunkte der Standlinie nach dem zu bestimmenden Punkte visirt u. von dem andern Endpunkte aus diese Richtungslinie schneidet, indem man die gemessene Entfernung in den Zirkel nimmt. Welches von diesen drei Verfahren in einem gegebenen Falle anzuwenden sein wird, hängt von den Umständen ab, welche für spezielle Vorkommnisse auch noch andere Methoden erlauben. Kann man doch ein vieleckiges u. unregelmäßiges Stück Land schon mit der bloßen Meßkette u. ohne Meßtisch aufnehmen, wenn man es in lauter Dreiecke zerlegt, wie dies Nr. 2719 beispielsweise zeigt, die so erhaltenen Linien der Reihe nach ausmißt u. in gleicher Ordnung in verjüngtem Maßstabe zu Dreiecken allmählig an einander zeichnet. Die Flächenberechnung geschieht ebenfalls nach geometrischen Grundsätzen u. in den gewöhnlichen Fällen nach den durch die Aufnahme gefundenen Dreiecken. Vgl. Bauernfeind, „Elemente der Vermessungskunde“ (Münch. 1862).

Nr. 2719. Zerlegung eines unregelmäßigen Stück Landes.

Feldpost nennt man die Anstalten, welchen in Kriegszeiten die schleunige u. sichere Beförderung der Dienstkorrespondenz bei der Armee, sowie die Beförderung der Privatbriefe, Zeitungen u. kleinen Privatgeldsendungen nach u. von der Armee obliegt. Die F. ist eigentlich älter als die Civilpost; schon die Römer besaßen bei ihren unaufhörlichen Feldzügen, die sich bis in das Innere Asiens erstreckten, eine wohlorganisirte F., wie aus den aufbewahrten Feldpostbriefen Cicero's hervorgeht. Die Feldpostanstalten für das deutsche Heer werden eingerichtet, sobald die Armee od. ein Theil derselben mobil gemacht wird. Jedes mobile Armeecorps hat ein Feldpostamt mit einer Feldpostexpedition für die Avantgarde, zwei solcher Expeditionen für seine beiden Infanteriedivisionen u. eines für die Reserve. Jedes Armeekommando, sofern dasselbe mehrere Armeecorps umfaßt, hat ferner ein besonderes Armeepostamt; beim Großen Hauptquartier befindet sich das Feldoberpostamt. Um in Feindesland zwischen der operirenden Armee u. dem Vaterlande gesicherte Postverbindungen herzustellen u. zu unterhalten, werden auf den Etappenstraßen besondere Feldpostrelais errichtet. Den Etappenpostdienst leitet bei jeder Armee ein Etappenpostdirektor nebst zwei Etappenpostinspektoren. Alle Feldpostbeamten sind schon im Frieden für die bestimmten Kriegsstellen bezeichnet. Die Ausrüstung des Personals, Beschaffung der Feldpostpferde 2c. geschieht durch die Civilpostverwaltung, aber auf Rechnung der Militärverwaltung. Der Dienst des Feldpostpersonals ist bei dem regen u. fortwährend wechselnden Verkehr ein überaus anstrengender u. beschwerlicher. Nach einem ungefähren Ueberschlag des preuß. Generalpostamtes wurden während des Krieges 1870/71 täglich etwa 200,000 Briefe nach u. von der Armee befördert u. ebenso täglich gegen 40,000 Thlr. meistens in Briefen mit 1 od. 2 Thlrn. an die Soldaten abgeschickt, wobei die dienstlichen Briefe u. Geldsendungen noch nicht mitgezählt sind.

Feldprediger. Der Gebrauch, Geistliche zur Abhaltung von Gottesdiensten u. s. w. in den Krieg mitzunehmen, findet sich schon im frühesten Mittelalter. Und zwar waren es nicht allein die Hausgeistlichen der Fürsten od. Heerführer, die ihre Herren auf dem Feldzuge begleiteten, sondern auch besondere Feldkaplane für die einzelnen Truppentheile, die unter einem höheren Geistlichen, dem Feldabt od. Feldprobst, standen. Dieser Brauch ist von allen civilisirten Staaten der Neuzeit beibehalten u. im Einzelnen ausgebildet worden. In Staaten gemischter Konfession haben die verschiedenen Kirchen besondere F.; in Preußen z. B. gab es schon vor 1866 32 evangelische Divisionsprediger, die unter einem Feldprobst (vom Range eines Generalsuperintendenten) standen. Ebenso standen die 10 katholischen Divisionsprediger unter einem Feldprobst; doch ist letztere Würde in neuester Zeit vorläufig aufgehoben. Die Funktionen der F. sind theils öffentliche, wie das Einsegnen der Fahne, das Abhalten der Feldgottesdienste u. Feldkommunionen, Grabreden u. s. w., theils mehr private, wie die Tröstung Sterbender, die Seelsorge in den Lazarethen, das Beichtehören bei den Katholiken u. Aehnliches.

Feldschlange, alte Bezeichnung für Feldgeschütz.

Feldschmiede, eine fahrbare Schmiedewerkstatt bei jedem Kavallerieregiment u. jeder Batterie der deutschen Armee.

Feldspathe nennt man eine ganze Gruppe unter sich sehr ähnlicher Mineralien, welche als Bestandtheile sehr vieler Gebirgsarten, nam. der Granite, Gneiße, Syenite, Porphyre, Trachyte u. s. w. vorkommen. Alle echten Feldspathe kommen darin überein, daß sie Verbindungen von kieselsaurer Thonerde mit kieselsauren Alkalien nach einem bestimmten Verhältnisse sind. Je nach Art der Alkalien (s. d.), mit denen die kiesel-

saure Thonerde in diesen F. verbunden ist, unterscheidet man nun 1. Kalifeldspathe, 2. Natronfeldspathe u. 3. Natronkalkfeldspathe; je nach der Krystallform, in der sie erscheinen, aber monoklinische (die Kalifeldspathe) u. triklinische (die natronhaltigen F.). Die Hauptrepräsentanten für obige drei Gruppen sind für 1. der Orthoklas, für 2. der Albit (s. d.), für 3. der Anorthit; alle anderen F. lassen sich unter diese drei Gruppen als Varietäten unterordnen, einige sind sogar entschieden nur innige Gemenge zweier verschiedener Arten. Zu der Gruppe der Kalifeldspathe gehören, außer dem Orthoklas, der Adular, Pegenatholith, Paradoxit, Sanidin u. Rhyakolith. Zu den Natronfeldspathen sind außer dem Albit, noch der Periklin u. Oligoklas zu rechnen; zu den Natronkalkfeldspathen gehören der Anorthit, Labrador, Andesin u. Amphodelit, welch letzterer jedoch schon ein reiner Kalkfeldspath ist, indem der Natrongehalt darin ganz zurückgetreten ist. Der Perthit ist ein Gemenge von Orthoklas u. Albit. Die F. werden in der Porzellanfabrikation im gemahlenen Zustande als Zusatz zu dem Porzellanthone u. der Glasurmasse benutzt. Einige Varietäten des Orthoklas, wie der Amazonenstein, der Sonnenstein u. Mondstein, werden geschliffen u. als Schmucksteine verwendet. — Bei der Verwitterung durch den Einfluß des Wassers u. der Kohlensäure der Luft lassen die F. ihre erdigen Bestandtheile als Thon (s. d.) zurück, während die alkalischen durch das Wasser ausgezogen werden.

Feldspathporphyr, s. „Porphyr“.

Feldstein nannten die alten Bergleute den dichten, fein körnigen Feldspath, Orthoklas, der mit Quarz gemengt, die Grundmasse vieler Gesteine bildet. Jetzt ist die Benennung im Verschwinden, indem man dafür den Namen „Felsit“ in Zusammensetzungen eingeführt hat.

Nr. 2720. Fellahwohnungen in Aegypten.

Feldwebel ist der im Range höchststehende Unteroffizier u. der Vorgesetzte aller übrigen Unteroffiziere einer Compagnie u. trägt als Abzeichen den Offizierdegen od. Säbel mit Portepee. Seine Obliegenheiten bestehen in der Mitwirkung zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung in der Compagnie, in Führung der Bücher, Listen, Rapporte, der Löhnungsberechnung u. Anfertigung sonstiger schriftlicher Arbeiten. Der F. steht in näherer, unmittelbarerer Beziehung zu den Mannschaften als der Compagniechef; er ist mit ihren häuslichen Angelegenheiten vertraut u. hat ihre Anliegen u. Gesuche beim Compagniechef zum Vortrag zu bringen. Bei der Kavallerie hat der Wachtmeister denselben Rang u. die gleichen Obliegenheiten.

Feldwirthschaft, der Hauptzweig der Landwirthschaft (s. d.), ist die durch ein System od. durch allgemeine Regeln bestimmte Eintheilung u. Bebauung der Felder.

Feldzeichen, d. i. militär. Unterscheidungs- u. Erkennungszeichen, hat es unter allen kriegführenden Völkern gegeben (vgl. den Art. „Fahne“). Die Aegypter kämpften unter dem F. des Stierbildes, die Juden unter der Fahne, die Assyrer unter der Taube, die Römer unter dem Adler, die Kreuzfahrer unter dem Kreuze u. s. w. Später dienten die F. nicht blos als gemeinschaftliches Erkennungszeichen einer kriegführenden Partei, sondern auch zur Unterscheidung der einzelnen Truppenkörper. Aus ihnen entstanden die Fahnen u. Standarten, welche gegenwärtig die Armeen führen. Die F. der Offiziere u. einzelnen Soldaten dienen gleichfalls theils zur Unterscheidung des Ranges, wie Schärpe, Ringkragen, Portepee, theils als gemeinsames Erkennungszeichen, wie Kokarden, Armbinden u. grüne Reiser an der Kopfbedeckung.

Feldzeugmeister hieß früher der Oberbefehlshaber der Artillerie des Heeres. In diesem Sinne wurde der Prinz Karl von Preußen, Chef der Artillerie, zum Generalfeldzeugmeister mit Feldmarschallsrang ernannt. Außerdem kommt dieser Titel nur noch in der österr. Armee vor u. bedeutet daselbst einen mit dem General der Infanterie ungefähr gleichstehenden Rang ohne besonderen Bezug auf die Artillerie.

Feldzug, die Unternehmungen einer Armee auf einem bestimmten Kriegsschauplatze. Zuweilen kann der ganze Krieg durch einen einzigen F. entschieden werden. Häufig macht aber auch der Kriegszweck eine Aufstellung mehrerer Armeen nothwendig, von denen jede für sich auf einem gesonderten Kriegstheater operirt; so unterschied man 1866 den F. in Böhmen u. den F. der Mainarmee.

Felgen sind die gewöhnlich aus hartem, zähem Holze geschnittenen, den Kranz eines Wagen- od. Mühlrades bildenden Bogenstücke. Der metallene, zuweilen auch hölzerne Kreis am Steuerruder führt ebenfalls den Namen Felge.

Felicitas, die Göttin der Glückseligkeit bei den Römern, die als Matrone mit einem Fruchtkorb auf dem Kopfe u. einem Füllhorn dargestellt wurde. In Rom war ihr ein Tempel geweiht.

Felix, der Schutzheilige der Stadt Zürich, der mit seiner Gefährtin Regula von den Galliern, unter denen er das Christenthum bekannte u. lehrte, erschlagen wurde. Im Wappen der Stadt Zürich ist das Bild beider sowie das eines dritten Märtyrers (mit den Köpfen in den Händen) angebracht.

Felix, Name folgender fünf Päpste: **F.** I., aus Rom gebürtig, bestieg 28. Dez. 269 den päpstl. Stuhl u. starb den Märtyrertod zu Rom 22. Dez. 274. — **F.** (II.), wurde als Diakonus in Rom während des Exils des Papstes Liberius (355—359) von den Arianern gewählt; er starb 22. Nov. 365. — **F.** II. (III.), ein Römer, war seit 2. März 483 Papst u. starb zu Rom 30. Jan. 492. — **F.** III. (IV.), stammte aus Benevent, wurde 12. Juli 526 Nachfolger des Papstes Johann I. u. starb zu Rom 25. Sept. 530. — **F.** IV. (V.), geb. zu Chambéry 4. Sept. 1383, hieß früher Amadeus u. war seit 19. Febr. 1416 der erste „Herzog“ von Savoyen, legte 1436 die Regierung nieder, ließ sich auf dem Baseler Konzil 5. Sept. 1439 zum Gegenpapst von Eugen IV. wählen, entsagte aber 1448 der Papstwürde.

Fellah (Mehrz. Fellahin, Fellachen), das die ägyptischen Dörfer u. Vorstädte bewohnende, aus Altägyptern u. eingewanderten Arabern entstandene Mischvolk moslemitischer Religion, dessen Kopfzahl auf 1,800,000 geschätzt wird. In seiner Hand liegt der gesammte Ackerbau u. die Erhaltung der Kanäle Aegyptens; doch seufzt die arbeitsame, friedfertige u. genügsame Landbevölkerung unter dem Drucke hoher Abgaben u. der Willkürmaßregeln des Vizekönigs, welcher guten Grundbesitz in seine Hand zu ziehen sucht.

Fellata (Fulbe, d. i. die Gelben), ein hellbrauner Volksstamm Centralafrika's mit ovalem Gesichte, gebogener Nase, schmalen Lippen u. langem, schlichtem Haare, der seit Anfang dieses Jahrhunderts einen beträchtlichen Theil des Sudan, besonders die Haussastaaten, eroberte u. dem Mohammedanismus bis südlich vom Benue die Herrschaft erwarb. Von Haus aus Viehzüchter, bilden sie jetzt in allen von ihnen eroberten Staaten eine mächtige Aristokratie, die sich alle Aemter u. einen Theil des Grundbesitzes zu Weiden vorbehalten hat, die unterworfenen Eingeborenen aber nicht drückt, sondern deren Ackerbau u. Handel begünstigt. Vergl. Oberländer, Westafrika (Lpz. 1874).

Fellenberg, Philipp Emanuel von, ein schweiz. Menschenfreund, der sich um das Schulwesen u. die Landwirthschaft verdient ge-

macht hat. Geb. zu Bern 27. Juni 1771, studirte F. in Tübingen die Rechte, Philosophie u. Politik, leistete 1798 während der Revolution in seiner Heimat als Quartierkommandant wichtige Dienste, kaufte 1799 das Gut Hofwyl bei Bern u. gründete dort eine förmliche Erziehungsanstalt, indem er nach u. nach eine Armenschule, eine landwirthschaftl. Lehranstalt, eine Kinderkolonie, eine Kleinkinderschule, eine Bildungsanstalt für Schullehrer, eine Realschule u. andere Institute errichtete. Seit 1833 Landammann von Bern, starb F. 21. Nov. 1844. Sein Sohn, Wilhelm von F., führte die Anstalten zu Hofwyl etliche Jahre fort, ließ sie dann aber gänzlich eingehen. Vgl. Hamm, „F.'s Leben u. Wirken" (Bern 1845).

Fellner, Ferdinand, Zeichner u. Historienmaler, geb. 1799 zu Frankfurt a. M., studirte in Heidelberg die Rechte, promovirte später in Göttingen u. wurde in seiner Vaterstadt Advokat. Erst 1825 gelang es ihm, sich der Kunst zu widmen u. nach München zu gehen, wo er bis 1831 einer der genialsten, wissenschaftlich durchgebildetsten Schüler von Cornelius war. Von 1831 bis zu seinem am 14. Sept. 1859 erfolgten Tode wirkte er in Stuttgart. F. lieferte Illustrationen zu der „Geschichte der sieben Schwaben" (1832), zu den Nibelungen, zu Dichtungen Goethe's u. Shakespeare's. Von ihm sind die Bilder Konrad's III. u. Friedrich's von Oesterreich im Kaisersaal zu Frankfurt a. M.

Fellows (engl., spr. Fellohs), d. i. Gefährten, Genossen, heißen nam. Mitglieder gelehrter Gesellschaften (z. B. F. R. S. = Fellow of the Royal Society, Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London, F. S. A. = Fellow of the Society of Antiquarians, Mitglied der Gesellschaft der Alterthumsforscher u. s. w.). Ferner heißen F. die Mitglieder eines der verschiedenen Colleges auf engl. Universitäten, welche zusammen das College verwalten u. dafür aus dem Vermögen desselben gewisse Stipendien beziehen, die meist zu besonderen gelehrten Zwecken gewährt werden. Die Mitgliedschaft in einem solchen College od. der Antheil an den Pfründen einer gelehrten Stiftung heißt Fellowship.

Fell'sche Eisenbahn, ein vom engl. Ingenieur J. B. Fell zur Ausführung gebrachtes Gebirgsbahnsystem, bei welchem die Lokomotive neben den gewöhnlichen vertikalen Triebrädern noch horizontale, eine Mittelschiene einklemmende Triebräder hat, wodurch die Fahrt auf außergewöhnlich steilen Strecken ermöglicht wird. Es wurde dieses Bahnsystem zur Ueberfahrt über den Mont Cenis benutzt, um während der Zeit, wo der große Tunnel noch im Bau begriffen war, die Verbindung zwischen den franz. u. italien. Eisenbahnlinien herzustellen. Um an Kosten für den Bau möglichst zu sparen, wurde die Bahn auf die frühere Poststraße gelegt; dieselbe ist an manchen Stellen so steil, daß 14 Maulthiere u. Pferde od. gar noch mehr zum Ziehen der Diligence nöthig wurden; die Bahn selbst mußte an einigen Stellen eine Steigung von 1 zu 12 erhalten u. verband auf eine Horizontaldistanz von 77 km. die beiden Endstationen St. Michael u. Susa, wobei sie von 760 m. über dem Meeresspiegel bis zu 2126 m. anstieg u. wiederum (nach Susa hin) bis auf 540 m. abfiel. — Die mittlere Steigung auf franz. Seite beträgt $^1/_{37}$, auf italien. Seite $^1/_{26}$. Außer der enormen Steilheit hat die Bahn auch noch sehr starke Krümmungen zu durchlaufen.

Das Fell'sche Lokomotivsystem ist nur für solche Fälle geeignet, wo zur Erreichung ganz spezieller Zwecke eine schon vorhandene Bergstraße benutzt u. deren gegebenes Längenprofil beibehalten werden soll, u. wo die Herstellung einer gewöhnlichen, Steigungen von $^1/_{40}$ nicht überschreitenden Gebirgsbahn mit unverhältnißmäßigen Kosten verknüpft sein u. zu viel Zeit erfordern würde.

Felonie (Treubruch) heißt die Verletzung des zwischen dem Lehnsherrn u. dem Vasallen bestehenden innigen Verhältnisses (Treuverhältnisses). Dieselben haben sich nämlich gegen einander aller Handlungen zu enthalten, die Ehre, Leib, Leben od. Vermögen des Anderen gefährden. Vergehen dieser Art lassen den Lehnsherrn od. Vasallen als Schurken (lat. felo, franz. filou) erscheinen u. ziehen regelmäßig Verlust der aus dem Lehen entspringenden Rechte nach sich.

Felsarten, s. „Gesteine".

Felsengebirge, s. „Rocky mountains".

Felshuhn (Klippenhuhn, Gallito, Felsenmännchen, Rupicola aurantia), ein interessanter Vogel aus der Familie der Ampeliden od. Schmuckvögel, der in Felshöhlen Südamerika's, bes. Guyana's, nistet u. an einem zweizeiligen Federkamm auf Stirn u. Scheitel kenntlich ist. Die orangefarbenen Männchen führen um die Wette Tänze auf, wenn sie sich um die braunen Weibchen bewerben, wie Humboldt u. Schomburgk erzählen.

Felsing, Jakob, einer der ausgezeichnetsten Kupferstecher unserer Zeit, geb. 1802 zu Darmstadt, bildete sich in Mailand u. Florenz, stach in letzterer Stadt sein erstes bedeutendes Blatt „Christus am Oelberg" (nach Carlo Dolci) u. begann bald darauf die Zeichnung zu dem Stiche der thronenden Madonna nach A. del Sarto. Nach einem längeren Aufenthalte in Rom u. Neapel kehrte er 1832 in seine Vaterstadt zurück, wo er seitdem als Professor u. Hofkupferstecher wirkt. Zu den bedeutendsten seiner übrigen Stiche gehören: der Violinspieler nach Rafael, die Mädchen am Brunnen u. der Prophet Jeremias auf den Trümmern Jerusalems nach Bendemann. In allen seinen Stichen zeigt F. eine gediegene, strenge Technik, eine getreue Wiedergabe der malerischen Beleuchtung u. Wirkung u. eine große Klarheit u. Kraft des Grabstichels.

Felsitporphyr (Euritporphyr, Feldsteinporphyr) nennt man, im Gegensatze zu den Granitporphyren u. Syenitporphyren, diejenigen Arten des Porphyr, welche eine scheinbar dichte, körnige Grundmasse (Felsit, Eurit) besitzen, in welcher die für alle Porphyre charakteristischen größeren Feldspathkrystalle zerstreut eingebettet liegen. Während bei den Granitporphyren die Grundmasse eine deutlich krystallinische Struktur zeigt, so kann man den krystallinischen Charakter der Grundmasse der F.e erst mit Hülfe des Mikroskopes als ein Gemenge von Quarz u. kleinen Feldspathkrystallen erkennen. Die Grundmasse des F. ist vor dem Löthrohre schmelzbar u. besitzt gewöhnlich eine braunrothe, braune, gelbrothe od. violette Farbe, während die darin zerstreut liegenden größeren Feldspathkrystalle eine weiße od. doch hellere Farbe zeigen. Diejenigen Varietäten des F., welche eine etwas weniger dichte u. lockerere Grundmasse zeigen, werden mit dem besonderen Namen Thonsteinporphyr belegt. — Die F.e sind vortreffliche Bausteine; einige Arten lassen sich auch schleifen u. poliren; auch fertigt man Säulen, Monumente, Tischplatten 2c. daraus.

Nr. 2721. Berglokomotive von Fell.

Felsitporphyrtuff, Felsittuff ist dasjenige Gestein, welches man früher mit dem Namen Thonstein belegte; letzterer Name ist deshalb

unpassend gewählt, weil der F. keinen Thon enthält; seine Masse ist vielmehr mikrokrystallinisch u. vor dem Löthrohre schmelzbar; es gehört zu den sog. klastischen Gesteinen, u. man findet daher nicht selten Ueberreste versteinerter Pflanzen, verkieselte Stämme u. dgl. darin. Der F. besteht aus einer ziemlich gleichmäßigen, feinkörnigen Masse von röthlichgrauer od. gelblichgrauer Farbe.

Felucke, ein kleines Kriegsfahrzeug zum Schutze der Küsten, das durch Ruder u. Segel zugleich fortbewegt wird.

Femel, s. „Cannabis".

Femern (Fehmarn od. Femarn), deutsche Insel in der Ostsee an der Nordostspitze Holsteins, zu Schleswig gehörig, vom Festlande durch den 1300 m. breiten Femernsund getrennt, hat auf 3 □M. 9655 Einw. Die ebene, waldlose Oberfläche F.s besteht aus einem fetten Marschboden, der viel Getreide u. Hülsenfrüchte liefert. Die Gewerbthätigkeit der Bewohner beschränkt sich auf die Fabrikation von wollenen Strümpfen; die Fischerei ist nicht unbedeutend. Die Hauptstadt Burg hat 2300 E. Bis zum J. 1767 gehörte F. zu Holstein, seit 1580 der Linie Gottorp; 1864 wurde die Insel durch einen kühnen Handstreich der Preußen den Dänen entrissen. An der Südseite F.s siegte am 1. Juli 1644 der Dänenkönig Christian IV. über die schwedische Flotte unter Klaus Flemming, am 30. Apr. 1659 die niederländ.-dän. Flotte über die schwedische; ein drittes Treffen fand hier 30. Mai 1677 zwischen Dänen u. Schweden statt.

Femgerichte (d. i. Strafgerichte, vom altdeutschen Fem, Strafe), eine Institution des deutschen Mittelalters, welche lange Zeit als Korrektiv gegen die durch das Fehde- u. Faustrecht (s. d.) in Deutschland eingerissene Anarchie eine kräftige u. heilsame Wirksamkeit entfaltete. Die freien Volksgerichte der german. Vorzeit hatten sich länger als im übrigen Deutschland, wo sie dem Drange der Verhältnisse u. dem Vordringen des röm. Rechts gewichen waren, unter dem Schutze eigenartiger Umstände in Westfalen (auf der „rothen Erde") erhalten. An jene alten Gerichte knüpften die durch die Verbindung mächtiger u. angesehener Männer gebildeten F. an, deren Einfluß, durch eine straffe Organisation u. den Nimbus des Geheimnisses unterstützt, sich nam. seit dem Ende des 12. Jahrh. hob u. in den folgenden Jahrhunderten von Westfalen aus fast über das ganze Deutsche Reich verbreitete. Obwol die Kaiser diesen Gerichten, die den ihnen häufig widerspenstigen Großen gegenüber gute Dienste leisteten, ihre besondere Aufmerksamkeit zuwandten, u. obwol ihnen auch formell die Oberaufsicht über die Femgerichtsbarkeit eingeräumt wurde, so brachte doch schon die Entstehung, Zusammensetzung u. Verfassung der F., nam. aber die Heimlichkeit ihres Verfahrens u. die Rücksichtslosigkeit ihres Vorgehens mit sich, daß sie zu einer selbständigen und gefürchteten Gewalt neben u. über den sonstigen herrschenden Faktoren im Reiche heranwuchsen, u. daß sich selbstsüchtige Zwecke, Willkür u. Mißbräuche aller Art in ihre Thätigkeit einschlichen. Die schwachen Anläufe mancher Kaiser, diesen Ausschreitungen Schranken zu setzen, blieben erfolglos, da die Feme sich nicht an diese Mahnungen u. Drohungen kehrte, ja sogar sich nicht scheute, selbst Kaiser vor ihren Stuhl zu laden. Wirksamer ward das Einschreiten der einzelnen Fürsten od. Städte, die sich wiederholt verbanden, um sich u. die ihrer Rechtspflege Unterstellten vor den Uebergriffen der F. sicher zu stellen. Nachhaltig wurde jedoch deren Macht erst gebrochen, als durch die Verkündigung des allgemeinen Landfriedens (s. „Faustrecht") dem Fehdewesen ein Riegel vorgeschoben war u. eine geordnetere Rechtspflege platzgriff. Das letzte F. nach altem Brauch wurde, soviel bekannt, 1568 zu Celle gehalten. Dem Namen nach erhielt sich die Einrichtung unter dem Schutze der Kaiser mit wesentlich eingeschränkten, mehr lokalen Befugnissen u. in milderen Formen bis ins 18. Jahrh. Ueber die Organisation der F. zur Zeit ihrer Blüte ist Folgendes zu bemerken. Mitglieder (Femgenossen, Vemenoti, od. Wissende, Sciti) durften nur Männer ehelicher Geburt, christlicher Konfession u. von völlig makellosem Rufe sein; diese mußten sich eidlich zur Wahrung des Gerichtsgeheimnisses u. zur Anzeige jedes ihnen bekannt werdenden Verbrechens verpflichten. Ihre Aufnahme konnte nur auf „rother Erde" u. nach Vorschlag eines Bürgen aus der Mitte der Wissenden erfolgen. Die über das Reich hin zerstreuten Glieder des Gerichts machten sich einander durch gewisse Zeichen u. Losungssprüche kenntlich. Die Mitglieder eines einzelnen Gerichtshofes (Freistuhles) hießen Fem- od. Freischöppen, ihr Vorsitzender der Freigraf, der Gerichtssprengel die Freigrafschaft. Ueber die Freistühle eines größeren Bezirks war als Aufseher ein Stuhlherr gesetzt, als welcher später meist der Landesherr des betreffenden Gebietes fungirte; oberster Stuhlherr war der Kaiser. Ein Hauptfreistuhl stand zu Dortmund (s. d.). Die Sitzungen wurden nur dann öffentlich (unter freiem Himmel) gehalten, wenn es die Schlichtung bürgerlicher Rechtsstreitigkeiten galt, die vor anderen Gerichten nicht zum Austrage hatten kommen können. Schwere Verbrechen wurden jedoch vom heimlichen Gericht abgeurtheilt, zu welchem sich die Richter meist an versteckten Orten, zur Nachtzeit u. vermummt versammelten. Die Angeschuldigten wurden durch einen an die Thür ihres Hauses angehefteten Brief vor das Gericht geladen, in der festgesetzten Nacht von einer Anzahl vermummter Femgenossen abgeholt u. vor den Freistuhl geführt. Ein Hauptreinigungsmittel war für die Angeklagten der Eid; wurde dieser vom Ankläger durch einen von Eideshelfern (s. d.) unterstützten Gegeneid entkräftet, so konnte der Angeklagte sich nur durch Ueberbietung derselben, durch Beibringung von 6, bez. 21 Eideshelfern von der Anklage befreien. Stellte sich der Angeklagte nicht, so konnte er von jedem Wissenden, wo u. wie immer er betroffen wurde, getödtet u. an einen Baum gehängt werden. Ebenso war ein Verbrecher, der von mehreren Wissenden auf frischer That ertappt wurde, dem sofortigen Tode durch deren Hand verfallen. Doch wurde die Unentfliehbarkeit u. Strenge der Feme häufig durch den Schutz der Stuhlherren gemildert. Geistliche, reichsunmittelbare Personen, Weiber u. Juden durften nicht vor einen Freistuhl geladen werden. — Vgl. Wigand, „Das Femgericht" (Hanau 1825); Usener, „Die Frei- u. heimlichen Gerichte" (Frankf. 1852); Gaupp, „Von Femgerichten" (Bresl. 1857).

Fenchel (Foeniculum vulgare *Gärtn.*, Anethum Foeniculum *L.*), auch Fönchel u. Fencheldill; eine Doldenpflanze aus Südeuropa, deren Samen ein dem Anis ähnliches ätherisches Oel, das Fenchelöl (s. d.), enthalten, welches man vielfach in der Arzneikunde gebraucht. In manchen österreichischen Alpentheilen würzt man auch das Brot damit, wie anderwärts mit Kümmel. In Italien zieht man eine Abart mit dickem Stengel, aus welchem man einen Salat bereitet. Schon die alten Römer verzehrten junge Fenchelsprossen mit Essig und Salz. Aehnlich benutzt man in Italien auch den Florentiner F. (F. officinale) u. den Anisfenchel (F. dulce), auf Sizilien den Eselsfenchel (F. piperitum), in Indien F. Panmorium, auf den Azoren F. azoricum, am Kap der Guten Hoffnung F. Capense.

Nr. 2722. Der gemeine Fenchel (Foeniculum officinale). a. Stengelgipfel. b. Wurzel, ½ mal verkl. c. Blüte 3 mal vergr. d. Vom Träger sich spaltende Frucht 5 mal vergr. e. Fruchtlage im Durchschnitt 3 mal vergr.

Fenchelöl (Oleum foeniculi), ein ätherisches Oel, welches aus den Fenchelsamen durch Destillation mit Wasser gewonnen wird; es ist farblos od. schwach gelblich, hat den Geruch der Fenchelsamen u. ein spezifisches Gewicht von 0,96–0,98. — Bei circa + 8° C. wird es fest wie das Anisöl, dem es auch hinsichtlich seiner chemischen Zusammensetzung gleicht. 100 kg. Samen liefern circa 3 bis 3½ kg. F.

Fendi, Peter, österr. Maler, geb. 4. Sept. 1796 zu Wien, gest. das. 28. Aug. 1842, lieferte im Genrefache vorzügliche Arbeiten, unter denen „Das Mädchen vor einem Lotteriegewölbe" (Belvedere in Wien) am meisten bekannt wurde; weniger zahlreich sind seine Historienbilder.

Fénélon (spr. Fehneblong), François de Salignac de Lamothe, franz. Schriftsteller, war der Sproß einer alten Adelsfamilie, auf deren Stammschlosse F. (im heutigen Dep. Dordogne) er 6. Aug. 1651 geboren wurde. Er studirte zu Paris Theologie u. erregte durch seine schnell erworbene Gelehrsamkeit, sein einnehmendes Wesen u. seine Beredsamkeit die Aufmerksamkeit des Erzbischofs von Paris u. des Hofes. Nachdem er die Priesterweihe empfangen, wurde er mit der Führung einer Mission betraut, die zur Bekehrung der Hugenotten in die Provinz Saintonge abgeschickt wurde. Seiner achtunggebietenden Persönlichkeit u. der überführenden Kraft seiner Rede gelang das Bekehrungswerk besser als den Dragonaden (s. d.), die Ludwig XIV. auf F.'s Bitten einstellte. Nach seiner Rückkehr wurde er vom Könige durch besondere Gunst ausgezeichnet u. mit der Erziehung seiner Enkel, der Herzöge von Bourgogne, Berri u. Anjou, beauftragt. So erhielt F. Gelegenheit, seinen pädagogischen Grundsätzen, denen er schon vorher in seiner

Schrift „De l'éducation des filles" (1687) Ausdruck gegeben, an hervorragender Stelle praktische Geltung zu verschaffen. Im J. 1693 ward er in die Akademie aufgenommen, 1695 auf den erzbischöflichen Stuhl von Cambray erhoben. Sein Buch „Explication des maximes des Saints" (1697) verwickelte ihn in eine heftige Fehde mit seinem früheren Lehrer Bossuet; Papst Innocenz XII. mischte sich in dieselbe ein, erklärte die milderen Ansichten F.'s für Irrlehren u. nöthigte diesen, von der weiteren Verfolgung des Kampfes abzustehen. Auch an sein Hauptwerk „Les aventures de Télémaque" (Par. 1699), das zunächst für den Unterricht seiner prinzlichen Schüler bestimmt gewesen, knüpften sich unangenehme Kontroversen. In Anlehnung an die griech. Sage von Telemach, dem Sohne des Odysseus, entrollt dieses Buch in edler u. beredter Darstellung das Musterbild einer fürstlichen Erziehung. F.'s Gegner erblickten jedoch darin eine (von ihm nicht beabsichtigte) Satire auf den Hof u. die Regierung Ludwig's XIV., der

Nr. 2723. François de Salignac de Lamothe Fénélon (geb. 6. Aug. 1651, gest. 7. Jan. 1715).

die Unterdrückung dieses Werks anordnete. Dasselbe kam erst nach dem Tode des Verfassers (der 7. Jan. 1715 erfolgte) wieder zum Vorschein (2 Bde., Par. 1717), errang schnell die allgemeinste Beliebtheit u. wurde in zahlreichen Abdrücken u. Uebersetzungen über die ganze gebildete Welt verbreitet. Eine Ausgabe seiner gesammelten Werke veranstaltete Bausset („Oeuvres de F.", 22 Bde., Par. 1821—24); seinen Briefwechsel gab Caron heraus (11 Bde., Par. 1827—29).

Fenier (engl. Fenians) heißen die Glieder eines seit 1859 hervorgetretenen irischen Geheimbundes, welcher die Lostrennung Irlands von Großbritannien u. die Konstituirung einer selbständigen irischen Republik anstrebte u. außer in Irland hauptsächlich in Canada u. den Vereinigten Staaten seinen Sitz hatte. Den räthselhaften Namen leiten Einige von den frühzeitig in Irland angesiedelten Phöniziern, Andere von einem alten irischen Häuptling Finn ab. Die Organisation des Bundes war eine sehr feste u. wohlgeordnete; die zerstreuten Klubs eines Landes waren einem „State centre", der gesammte Bund einem „Head centre" untergeordnet. Es fand alljährlich ein Kongreß statt, in welchem von den „State centres" u. den Delegirten der einzelnen Klubs über den Stand der Bewegung Bericht erstattet u. über etwaige Erhebungen Beschluß gefaßt wurde. Die Kongresse wurden auf nordamerikan. Boden abgehalten. Das Streben der F. ging vor Allem dahin, die brit. Besitzungen in Nordamerika in ihre Gewalt zu bringen, von dort aus Irland zu revoltiren u. so dessen Losreißung zu erzwingen. Die ersten Versuche, die in dieser Richtung gemacht wurden (1864), scheiterten kläglich an der Wachsamkeit der engl. Behörden. Der Führer der Bewegung in Irland, James Stephens, u. seine Hauptanhänger wurden ins Gefängniß geworfen; über die fenische Presse ward eine strenge Verfolgung verhängt. Stephens entkam zwar glücklich (Ende 1865) u. eilte nach Nordamerika, um die dortigen in Uneinigkeit gerathenen Elemente der Partei zu sammeln. Doch gelang es ihm nicht, einen Theil der F., der sich bereits für vorbereitet u. mit Geld u. Waffen hinlänglich versorgt hielt (die „Roberts"), von einer voreiligen Wiedereröffnung der Feindseligkeiten abzuhalten. Auseinandersprengung u. Entwaffnung war das Loos der ungeordneten Haufen, die in Canada einzudringen suchten (Juni 1866). Auch spätere Einfälle wurden im Keime erstickt. Ein Aufstand in größerem Stile sollte im März 1867 in Irland selbst losbrechen; die engl. Regierung, die vorher davon unterrichtet war, wußte jedoch die Rädelsführer zu ergreifen u. einige Unruhen, die sich dennoch erhoben, rasch zu bewältigen. Nur vorübergehend flammte die Bewegung in Irland nochmals infolge von Befreiungsversuchen auf, welche die F. zu Gunsten ihrer zum Tode verurtheilten Führer in Manchester u. Dublin unternahmen. Der letzte Versuch der amerik. F., in Canada einzufallen (Mai 1870), endete gleichfalls mit einem schnellen Siege der canadischen Milizen. Die inzwischen von Großbritannien durchgeführten irischen Reformen (nam. die irische Kirchenbill von 1869 u. die irische Handbill von 1870) haben dem Fenianismus fast allen Boden entzogen, u. durch die 1871 erlassene Amnestie scheint diese Bewegung zum Abschlusse gelangt zu sein.

Fennek (Wüstenfuchs, Zerdo, Canis [Megalotis] cerdo [od. auch zerda]), die kleinste Hundeart aus der Abtheilung der Wölfe, oben strohgelb, unten weiß, mit sehr großen, aufrechten Ohren u. buschigem Schwanze, haust in den Sandwüsten Afrika's.

Nr. 2724. Der Fennek oder Wüstenfuchs.

Fenrir (nord. Mythol.) ist der Name eines furchtbaren, riesenhaften Wolfes, gezeugt von dem bösen Gotte Loke u. der Riesin Angerbode. Um sich vor seiner Wildheit zu schützen, ließen die Asen von den Schwarzalfen, den kunstreichen Zwergen, eine Zauberfessel schmieden u. spießten ihm überdies die obere u. untere Kiefer durch ein Schwert zusammen. So liegt F. gefesselt bis zum Anbruch der Götterdämmerung (s. d.). F.'s Söhne sind die Riesenwölfe Skoll u. Hate, welche die Riesin Gūge ihm geboren hatte.

Fenster, die meistens mittels durchsichtiger Scheiben od. auf andere Weise verschließbaren Maueröffnungen eines Gebäudes, durch welche das Licht einfällt. Die Gestalt dieser Maueröffnungen ist, wie Alles in der Baukunst, einem historischen Entwicklungsgange unterworfen gewesen. Eine der jetzigen ähnliche Gestalt erhielten die F. zuerst bei den Griechen, welche das Gewände derselben mit architravähnlichen Gliederungen versahen, während sie bei den Aegyptern bereits Verdachungen hatten. Die Römer bildeten diese Form weiter aus; doch waren bei ihnen wie bei den Griechen die Fensteröffnungen sehr klein. Letzteres gilt auch von den Fensteröffnungen der altchristl. Bauweise, wo sie oben im Halbkreis geschlossen und bereits mit außen u. innen abgeschrägter Wandung vorkommen, um dem Innern des Gebäudes mehr Licht zukommen zu lassen. Solche Fensterwandungen mit rundbogigem Schlusse sind während der ganzen Zeit der roman. Baukunst vorherrschend. In der Uebergangszeit der roman. Baukunst zur Gothik findet sich am Niederrhein häufig die kleeblatt- od. fächerförmig geschlossene Form der Fenster. Mit dem Beginn der Gothik werden natürlich auch die F. spitzbogig geschlossen, u. zwar in der Frühgothik meistens so, daß die Fensteröffnung durch eine Mittelsäule in zwei Felder getheilt wird, über welchen das Maßwerk in der Bogenfüllung aus Kreisen besteht. Die ausgebildete Gothik des 14. Jahrh. macht die F. allmählig breiter, überdeckt sie mit Ziergiebeln (sog. Weinbergen), gliedert die Wandungen u. Deckbogen u. theilt die Oeffnung durch zwei oder drei Pfosten. Während der ganzen Zeit der Gothik ist in den Giebelfronten das Radfenster sehr beliebt, das sich zur brillanten Fensterrose ausbildet. Mit dem Hereinbrechen der Renaissance nehmen die F.

wieder den halbkreisförmigen od. den horizontalen Schluß an, letzteren häufig von einem dreiseitigen Giebelfelde bekrönt. — Was die Ausfüllung der Fensteröffnungen mit einem durchsichtigen Stoffe betrifft, so bedienten sich die Chinesen schon früh geschliffener Austerschalen od. auch des Hornes, das sie zu dünnen Platten verarbeiteten; die Römer verfertigten die Scheiben aus Frauen- od. Marienglas, od. aus dünn geschliffenem Achat od. Marmor, vom zweiten Jahrh. n. Chr. auch aus Horn. Einige Kirchenväter des 4. Jahrh. erwähnen zwar schon Kirchenfenster aus Glas; doch blieb bis gegen das Ende des ersten Jahrtausends das zu diesem Zwecke verwendete Glas eine große Seltenheit. Ja, selbst im 11. u. 12. Jahrh. waren Glasfenster auch in den Kirchen noch nicht überall verbreitet. Auch die Wohnungen der Vornehmen erhielten erst allmählig Glasfenster, in England gegen das Ende des 12. Jahrh.; in Frankreich wurden F. aus ungefärbtem Glase erst im 14. Jahrh., in Deutschland sogar erst im 15. u. 16. Jahrh. allgemein. Noch um die Mitte des 15. Jahrh. hielt Aeneas Sylvius es für besonders merkwürdig, daß in Wien die meisten Häuser mit Glasfenstern versehen waren. Wo sie aber erschienen, da bestanden sie aus kleinen, in Blei eingefaßten Tafeln.

Nr. 2725. Nr. 2726. Nr. 2727.

Nr. 2728. Nr. 2729. Nr. 2730.

Nr. 2725—30. Fenster.
Nr. 2725. Fenster im byzantinischen, 2726. im maurischen, 2727. im mohammedanischen, 2728. im gothischen Stile. 2729. Renaissancefenster. 2730. Fenster im Stile der venetianischen Renaissance.

Fenstersteuer heißt die Besteuerung eines Hauses nach der Zahl der daran angebrachten Fenster. Diese Steuer, die den eigentlichen Werth des Hauses nur sehr unvollkommen trifft, erhielt sich nam. in England, wo sie durch Pitt eingeführt wurde, trotz langjähriger Opposition u. wurde dort erst 1851 beseitigt.

Fenyes (spr. Fehnjesch), Alexius, ungar. Geograph u. Statistiker, geb. zu Csokaly (Bibarer Komitat) 7. Juli 1807, ward 1829 Advokat, wohnte 1830 dem Preßburger Reichstage bei, wurde 1848 Chef der statist. Sektion im Ministerium des Innern u. 1849 Präsident des Nationalgerichts, blieb aber nach Niederwerfung der Revolution unverfolgt. Er veröffentlichte in ungar. Sprache eine Anzahl trefflicher Werke über ungar. Statistik.

Feo, Francesco, berühmter ital. Tonsetzer u. Mitbegründer der sog. Neapolitanischen Schule, geb. zu Neapel 1699, machte daselbst bei Gizzi u. in Rom bei Pitoni seine Kompositionsstudien. Nachdem er zuerst mit der Oper „Ipermnestra“ hervorgetreten war, ließ er in der Zeit von 1728—1731 noch „Arianna“, „Arsace“ u. „Andromacca“ folgen. Im J. 1740 wurde er Gizzi's Nachfolger als Leiter der von diesem in Neapel gestifteten berühmten Singschule u. bekleidete diese Stellung bis zu seinem 1752 erfolgten Tode. Außer den obengenannten Opern kennt man von F. noch viele größere u. kleinere Kirchensachen, die sich durch Hoheit des Stils u. Korrektheit des Satzes auszeichnen.

Feodor, Name folgender 3 russ. Großfürsten: **F.** I., ein Sohn Iwan's des Schrecklichen, letzter Sproß des Rurik'schen Fürstenstammes, geb. 1557, folgte 1584 seinem Vater auf dem Thron, ließ jedoch an seiner Stelle seinen energischen Schwager, Boris Godunow, fast allein regieren. F. starb zu Moskau 2. Jan. 1598. — **F.** II., der Sohn Boris Godunow's, bestieg 1605 den Thron, ward aber noch in demselben Jahre ermordet, um Platz für den ersten falschen Demetrius (s. d.) zu machen. — **F.** III., Sohn des Zaren Alexei, geb. 1657, folgte seinem Vater 29. Jan. 1676, beschränkte die Vorrechte des Adels u. ließ dessen Geschlechtsregister öffentlich verbrennen, führte Krieg mit den Polen u. Türken, vereinigte Kiew u. einige andere Städte der Ukraine mit Rußland u. starb 1682.

Feodor Iwanowitsch, Historienmaler u. Kupferätzer, der aus einer kalmückischen Horde an der russisch-chinesischen Grenze stammte, wo er um 1765 geboren wurde. Im J. 1770 von den Russen gefangen genommen, kam er nach Petersburg, wo die Kaiserin Katharina II. den talentvollen Knaben in ihren besonderen Schutz nahm. Später überließ sie ihn der Erbprinzessin Amalie von Baden, die ihn nach Karlsruhe brachte, wo er sich in der Malerei ausbildete. Dann ging er nach Italien, setzte 7 Jahre lang in Rom seine Studien fort, begleitete den Lord Elgin (s. d.) nach Griechenland u. zeichnete für diesen die Skulpturen vom Parthenon. Nach Karlsruhe zurückgekehrt, wurde er zum Hofmaler ernannt und führte in der dortigen evangelischen Stadtkirche einen grau in Grau gemalten Cyklus biblischer Bilder aus. Er war ein gewandter Zeichner, voll Phantasie in der Erfindung u. Individualität des Ausdrucks; seinen weiblichen Gestalten fehlt es jedoch an Anmuth u. Grazie. Er starb 1821.

Feodosia (das alte Theodosia, tatarisch Kefé, daher bei den Genuesen Kaffa), See- u. Handelsstadt im russischen Gouvernement Taurien, hat eine malerische Lage an der Südküste der Halbinsel Krim u. ist mit Befestigungswerken umgeben. Seit der Mitte des 13. Jahrh. Stützpunkt des genuesischen Handels, blühte F. mächtig heran u. erreichte eine Einwohnerzahl von über 100,000; doch wurde es schon 1465, als es durch Verrath an die Türken fiel, völlig verwüstet. Nachdem die Stadt sich allmählig wieder erholt u. seit 1774 Hauptstadt des tatarischen Khans geworden war, wurde sie 1783 von den Russen erobert u. 1792 im Frieden von Jassy an dieselben abgetreten, worauf sie durch Wegzug der Türken wiederum fast ganz verödete. Jetzt hat F. 8000 Bewohner, unter ihnen außer den Russen Deutsche, Tataren, Armenier u. Juden. Von alten Gebäuden ist besonders eine große, zehnkuppelige Moschee, von neueren das Museum zu erwähnen, das in jener Gegend gefundene, sehr interessante Alterthümer birgt. Ein trefflicher Hafen begünstigt den Handel. In neuerer Zeit sind in F. auch Seebäder angelegt worden. — Unweit F. am Döllitzer Berge befinden sich die deutschen Kolonien Heilbronn, Zürichthal u. a.

Ferberit, ein dem Wolfram nahestehendes Mineral von schwarzer Farbe, schwärzlichbraunem Striche u. starkem Glasglanze, das in der Sierra Almagrera in Südspanien vorkommt.

Ferdinand, Name mehrerer deutscher Kaiser. — **F.** I. (1556—64), geb. als Sohn Philipp's I. von Spanien 1503 zu Alcala, wurde 1526 König von Böhmen u. Ungarn, als welcher er heftige Kämpfe gegen die Türken (unter Soliman) zu führen hatte, u. bestieg nach der Abdankung seines Bruders, Karl V., 1556 den deutschen Kaiserthron. Seine von Rom unabhängige Kirchenpolitik, die auf Erhaltung des religiösen Friedens im Reiche u. auf Abschaffung der schwersten Mißbräuche in der kathol. Kirche gerichtet war, zog ihm um so mehr die Ungunst des Papstes u. der Geistlichkeit zu, als er dem Protestantismus gegenüber schonend verfuhr. Das Reich dankte ihm ferner die Einführung einer Reichsmünz- u. Reichshofrathsordnung. Er starb 25. Juli 1564; ihm folgte als Kaiser sein Sohn Maximilian II. — **F.** II. (1619—37), Sohn des Erzherzogs Karl von Steiermark u. Neffe Maximilian's II., geb. 9. Juli 1578 zu Graz, erhielt eine jesuitische Erziehung, war schon als Herzog in Steiermark, Kärnten u. Krain (seit 1590), dann als König von Böhmen u. Ungarn (seit 1617) mit fanatischem Eifer bemüht, die Reformation in den genannten Ländern auszurotten, u. veranlaßte durch seine Gewaltmaßregeln gegen die Böhmen den Ausbruch des Aufstandes (1618), aus welchem der Dreißigjährige Krieg (s. d.) hervorging. Diesen führte er, mit Hülfe der kathol. Liga u. seiner Generale Tilly u. Wallenstein, gegen die protest. Fürsten des Reichs u. deren mächtige Verbündete, die später in den Kampf eingreifenden Schweden u. Franzosen, mit wechselndem

Glücke, aber mit ungeschwächter Zähigkeit u. Erbitterung. Er erlebte den Ausgang des Krieges nicht, der vielmehr gerade um die Zeit seines Todes (15. Febr. 1637) eine für seine Gegner günstige Wendung nahm. — Ihm folgte als Kaiser sein Sohn **F. III.** (1637—57), geb. 11. Juli 1608 zu Graz, der den von seinem Vater begonnenen Kampf nicht ohne Widerstreben fortführte. Weniger fanatisch als F. II., hatte er doch nicht die Kraft, sich dem Drängen der Kurie u. seiner kriegslustigen Umgebung zu widersetzen u. zu einer selbständigen Friedenspolitik aufzuraffen. Erst die allgemeine Erschöpfung ermöglichte 1648 das Zustandekommen des Westfälischen Friedens. In seinen letzten Regierungsjahren führte er wesentliche Verbesserungen in der Rechtspflege ein; er starb 2. April 1657; auf dem Kaiserthron folgte ihm sein Sohn Leopold I.

Ferdinand I., Karl Leopold Franz Marcellin, Kaiser von Oesterreich, geb. als Sohn Kaiser Franz' I., 19. April 1793 zu Wien, folgte, nachdem er 1830 als König von Ungarn gekrönt worden, 1835 seinem Vater auf dem Throne u. zeigte sich als schwacher u. gutmüthiger, um das Wohl seiner Provinzen besorgter Fürst, ließ jedoch in der von seinem Vorgänger befolgten reaktionären Politik keine Aenderung eintreten. Industrie u. Verkehrswesen hoben sich dagegen unter seiner Regierung. Die revolutionäre Bewegung des J. 1848 glaubte er durch die Entlassung Metternich's u. die Verleihung einer Verfassung beschwören zu können; doch sah er sich infolge der Wiener Oktoberrevolution genöthigt, aus der Hauptstadt zu fliehen u. zu Gunsten seines Neffen Franz Josef abzudanken (2. Dez. 1848 zu Olmütz). Seitdem lebt er meist in der kaiserl. Burg zu Prag. Seine Ehe mit der Tochter des Königs Victor Emanuel von Sardinien, Karolina, ist kinderlos geblieben.

Ferdinand, Name mehrerer span. Könige: **F. I.**, seit 1035 König von Castilien, mit welchem er nach glücklichen Kämpfen das Königreich Leon u. Theile von Portugal vereinigte. Diesen Erfolgen, seinen Siegen über die Mauren u. seinem kräftigen Regiment verdankt F., der 1065 starb, den Beinamen „der Große". — **F. II.**, Sohn u. Nachfolger Alfons' VIII., ein tapferer, aber gewaltthätiger u. launischer Fürst, der von 1157—1188 in Leon, Asturien u. Galizien herrschte u. siegreich gegen Portugal u. die Mauren focht. — **F. III.** der Heilige, geb. 1199, herrschte seit 1217 in Castilien, vereinigte dieses 1230 wieder mit Leon, entriß den Mauren das Reich Murcia sowie die Städte Sevilla u. Cordova u. stiftete die Universität zu Salamanca. Er starb 1252. — **F. IV.**, König von Castilien u. Leon 1295—1312, führte gleichfalls glückliche Kriege gegen die Mauren. — **F. V.**, der Katholische, geb. 10. März 1452 als Sohn Johann's II. von Aragonien, heirathete noch als Prinz die Königin Isabella von Castilien u. legte mit dieser gemeinsam, nachdem er 1479 seinem Vater auf dem Throne von Aragonien gefolgt war, durch die Verbindung beider Reiche den Grund zum span. Einheitsstaate. Er besiegte die Portugiesen, vertrieb die Mauren aus Granada u. unterwarf sowol dieses als nach weiteren glücklichen Kämpfen die Königreiche Neapel u. Navarra seiner Herrschaft. Großen Zuwachs erhielt seine Macht durch die unter seiner Regierung u. auf seinen Betrieb erfolgte Entdeckung Amerika's. Im Innern herrschte er mit strengem Despotismus, suchte jede Beschränkung der königl. Gewalt hinwegzuräumen u. hielt den Adel mit starker Hand nieder. Nur der Geistlichkeit ließ er freien Spielraum; er führte die Inquisitionstribunale ein u. verfügte die grausame Verfolgung der Juden u. Mauren, ja die gänzliche Vertreibung der ersteren aus Spanien. Nach dem Tode Isabella's (1504) wurde zwar, dem Willen der Königin gemäß, die Verbindung der beiden Reiche wieder gelöst, Castilien ging an ihre Tochter Johanna u. deren Gemahl Philipp über, dieser starb jedoch bereits zwei Jahre später, und da Johanna dem Wahnsinn verfiel, so kam Castilien wieder an F., der nun beide Reiche aufs Neue unter seinem Scepter vereinigte u. bis zu seinem Tode (23. Jan. 1516) über dieselben herrschte. — **F. VI.**, ein schwacher Fürst, der nur dem Namen nach regierte (1746—59) u. als Wahnsinniger im Kloster endete; erhielt sonderbarer Weise den Beinamen „der Weise". — **F. VII.**, Sohn Karl's IV., geb. 14. Okt. 1784, führte durch einen 1808 erregten Aufstand gegen den damals in Spanien allmächtigen, ihm aber verhaßten Herzog von Alcudia dessen Sturz herbei, infolge dessen sein Vater die Krone zu Gunsten F.'s niederlegen mußte. König Karl nahm jedoch noch in demselben Jahre seinen Verzicht, den er für erpreßt erklärte, zurück, u. F. wurde nun seinerseits von Napoleon, den er um Hülfe angegangen, zur Thronentsagung gezwungen. Nach der Katastrophe des J. 1813 willigte Napoleon in die Rückkehr F.'s auf den Thron seiner Väter; diese erfolgte aber erst im März 1814. Von seinem Volke freudig begrüßt, führte er nichtsdestoweniger bald nach seinem Regierungsantritt eine brutale Reaktion ein, warf die Verfassung von 1812 um, stellte die Inquisition mit allen ihren Schrecken wieder her u. beschwor durch eine Reihe grausamer Maßregeln die Revolution von 1820 herauf. Durch diese wurde F. zur Wiederaufrichtung der Verfassung von 1812 genöthigt; letztere ward jedoch 1823 mit Hülfe der franz. Waffen wieder beseitigt. Nachdem F. drei Gemahlinnen hinter einander durch den Tod verloren hatte, vermählte er sich 1829 mit Maria Christine, der Tochter Franz' I. von Sizilien. Aus dieser Ehe gingen zwei Töchter, die nachmalige Königin Isabella II. u. Maria Luise, spätere Gemahlin des Herzogs von Montpensier, hervor. Von Christine bewogen, hob F. 29. März 1830 zu Gunsten seiner Tochter Isabella die in Spanien geltende Erbfolgeordnung des Salischen Gesetzes auf u. stellte die alte castilische Erbfolge wieder her. Diese Maßregel, durch welche der rechtmäßige Erbe Don Carlos (s. „Karl") von der Thronfolge ausgeschlossen ward, legte den Keim zu dem karlistischen Aufstande, der bald nach F.'s Tode (29. Sept. 1833) die Monarchie erschütterte.

Ferdinand, Name einiger Könige beider Sizilien. — **F. I.**, geb. 12. Jan. 1751 als Sohn Karl's III. von Spanien. Nachdem von 1759—67 eine Regentschaft an seiner Statt die Geschäfte geführt, übernahm er im letztgenannten Jahre selbst die Regierung. Er gesellte sich 1793 u. 98 der Koalition gegen die Franz. Republik bei u. mußte bei der Okkupation Neapels durch die Franzosen nach Sizilien flüchten. Im J. 1816 vereinigte er seine beiden Länder unter dem Namen „Königreich beider Sizilien", als dessen Beherrscher er sich F. I. nannte (während er bisher den Titel F. IV. geführt hatte). Er starb 4. Jan. 1825. — Sein Enkel **F. II.**, geb. 12. Jan. 1810, folgte seinem Vater Franz I. 1830 in der Regierung, wurde infolge der Revolution von 1848 vertrieben u. abgesetzt, kehrte jedoch 1849 auf den Thron zurück, stieß die Verfassung um u. führte bis an seinen Tod (22. Mai 1859) ein reaktionäres Regiment.

Nr. 2731. Ferdinand Herzog zu Braunschweig (geb. 11. Jan. 1721, gest. 3. Juni 1792).

Ferdinand, Herzog von Braunschweig, preuß. Feldherr, geb. zu Braunschweig 11. Jan. 1721, trat 1740 als Oberst in das preuß. Heer ein, that sich in den Schlesischen Kriegen hervor, avancirte 1750 zum Generalleutnant u. ward im Siebenjährigen Kriege, nachdem er sich nam. bei Prag ausgezeichnet, zum Oberbefehlshaber der Alliirten-Armee ernannt, die im Westen operirte u. sich unter F.'s gewandter u. unerschrockener Führung gegen die weit überlegenen franz. Streit-

kräfte fünf Jahre hindurch rühmlich behauptete. Nam. halfen die von ihm erfochtenen Siege bei Krefeld u. Minden eine Friedrich dem Großen günstige Entscheidung herbeiführen. Nach dem Frieden trat er infolge von Mißhelligkeiten zwischen ihm u. dem König aus dem preuß. Dienste u. zog sich nach Braunschweig zurück, wo er den Künsten u. Wissenschaften lebte u. 3. Juni 1792 starb.

Ferdinand, Karl Josef von Este, Erzherzog von Oesterreich, österr. Feldmarschall, geb. 25. April 1781, übernahm 1805 (im Kriege gegen Frankreich) als General der Kavallerie das Kommando in Bayern u. Schwaben, wurde in die Niederlage des ihm als Feldzeugmeister beigeordneten Generals Mack verwickelt u. entging nur mühsam mit einem Theile seines Heeres der völligen Vernichtung od. Einschließung. Glücklicher kämpfte er im folgenden Jahre, in welchem er mit dem in Böhmen von ihm organisirten Landsturme die Bayern im Schach hielt. Im J. 1809 drang er mit dem 7. Armeecorps in Polen ein u. nahm Warschau, wurde aber von Poniatowski umgangen, mußte Warschau räumen u. sich aus Polen zurückziehen. Im Kriege von 1815 führte er die österr. Reserve über den Rhein, griff aber in den Kampf nicht mit ein. Er starb 5. Nov. 1850 im Schloß Ebenzweier bei Gmunden.

Ferdinand, Heinrich Friedrich, letzter Landgraf von Hessen-Homburg, Sohn des Landgrafen Friedrich Ludwig, geb. 26. April 1783, trat als Jüngling in die österreich. Armee, that sich 1813 in den Schlachten bei Dresden u. Leipzig hervor u. avancirte 1815 zum Generalmajor, 1830 zum Feldmarschallleutenant, 1845 zum General der Kavallerie. Am 8. Sept. 1848 folgte er seinem Bruder in der Regierung nach. Infolge der Bewegung, die sich damals auch in seinem Ländchen regte, gab er dem Drängen nach Verleihung einer Verfassung nach, nahm diese aber später wieder zurück. Im Uebrigen war er ein anspruchsloser, wohlmeinender u. namentlich auf Verminderung der ziemlich hoch angewachsenen Landesschulden bedachter Fürst; er selbst führte ein sehr schlichtes, fast kärgliches u. zurückgezogenes Leben. Da er unverheirathet, kinderlos u. als der Letzte seines Stammes starb (24. März 1866), so wurde sein Land nach seinem Tode mit dem Großherzogthum Hessen-Darmstadt vereinigt.

Ferdinandea od. Nerita wurde von den Italienern, Graham-J., auch Hotham-J. von den Engländern, Corrao od. Julie, auch Isola Giulietta von den Franzosen die Insel im Mittelländischen Meere zwischen Sizilien u. Pantellaria genannt, welche im Juli 1831 infolge eines vulkanischen Ausbruches entstand u. bis zu einer Höhe von 200 m. empor wuchs, aber vor Ablauf des Jahres auch schon wieder verschwunden war. Nichtsdestoweniger hatten während der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits die Engländer von ihr Besitz ergriffen. Im J. 1864 hob sich der Meeresboden wieder an derselben Stelle.

Ferguson (spr. Ferrguſ'n), Adam, engl. Philosoph u. Geschichtschreiber, geb. 20. Juni 1723 zu Logierait (schott. Grafschaft Perth), machte in Edinburgh philosoph. u. theolog. Studien, zog 1744 als Feldprediger in den Krieg gegen Frankreich u. wirkte seit 1759 als Professor an der Universität zu Edinburgh. Von einer archäolog. Forschungsreise durch Italien heimgekehrt, zog er sich nach St. Andrews zurück, wo er 22. Febr. 1816 starb. Von F.'s seinerzeit sehr geschätzten Werken, die meist histor. u. moralphilosophischen Inhalts sind, haben noch immer Werth: sein „Essay on the history of civil society“ (Lond. 1767; deutsch von Jünger, Lpz. 1768), „Institutes of moral philosophy“ (Lond. 1769; deutsch von Garve, Lpz. 1772), „Principles of moral and political science“ (Edinb. 1792; deutsch von Schreiter), „History of the progress and termination of the Roman Republic“ (5 Bde., Lond. 1805; deutsch von Beck, 3 Bde.).

Ferien (Feriae) nannten die Römer die religiösen Feiertage, an welchen die Geschäfte ruhten und Opfer, mit Festmahlzeiten verbunden, dargebracht wurden. Die F. zerfielen in feststehende, die in den fasti calendarii verzeichnet waren, bewegliche, die nach vorher gegangener obrigkeitlicher od. priesterlicher Bestimmung abgehalten wurden, und außerordentliche, die vom Senat od. Diktator bei besonderen Veranlassungen, z. B. Siegen, Seuchen, Wunderzeichen, angeordnet zu werden pflegten. Das größte bewegliche Fest waren die auf dem Albanischen Berge dem Jupiter, als latinischem Bundesgott, gefeierten Feriae Latinae, deren Ansetzung die erste Amtshandlung der neuen Konsuln in jedem Jahre bildete. Noch heute nennt man F. bei Gerichtshöfen die Tage, an denen kein Gericht gehalten wird (Gerichtsferien); bei Schulen u. Universitäten, wo der Unterricht ausfällt, Schul- od. Universitätsferien.

Ferkel, s. „Schwein“. **Ferkelkaninchen,** s. „Meerschweinchen“.

Ferkelratte (Kletterratte, Capromys), eine Gattung rattenähnlicher Wühlmäuse, lebt auf den Antillen im Gebüsch u. klettert auf Bäume. Man jagt sie des Fleisches wegen und kannte auf Cuba zur Zeit der Entdeckung kein besseres Wildpret als die Arten dieser Nagergattung, die bei den Eingeborenen Hutia-Conga u. Hutia-Carabali heißen.

Ferman (türkisch), ein im Namen des Sultans vom Großvezier ausgefertigter Befehl.

Fermanagh (spr. Fermänäh), Grafsch. der Prov. Ulster im N. Irlands, mit 30,7 □M. und 92,688 E. (1871); wird durch den Fluß Erne, der den oberen u. unteren Ernesee durchfließt u. in die Bai von Donegal mündet, in zwei Theile getrennt. Der südwestl. Theil ist ein wüstes Gebirgsland; im N. des oberen Sees ist das Land flach, steigt aber nach der Grenze hin zu Hügeln an. Der Fluß u. die Seen sind durch Naturschönheiten ausgezeichnet; der untere See ist nach dem Neagh der größte, nach den Seen von Killarney der schönste in ganz Irland. Von Belturbet bis Belleck wird der Erne mit Dampfschiffen befahren. Die nördl. Theile der Grafschaft erzeugen Hafer, Gerste, Weizen, Flachs u. Gerste. In den Bergen ist die Viehzucht bedeutender als der Ackerbau; die Industrie beschränkt sich meist auf Leinweberei. Die Bevölkerung, von der 56 % katholisch sind, lebt in Dürftigkeit. Die Hauptstadt Enniskillen mit 5000 E. liegt malerisch am unteren See.

Fermat, Pierre, ein berühmter franz. Mathematiker, ward 1608 zu Beaumont de Lomagne bei Toulouse geb., wurde später Rath am Parlament zu Toulouse u. starb das. 12. Jan. 1665. Von seinen wichtigsten Untersuchungen hat er nur Bruchstücke veröffentlicht; man findet sie meist in seinem Briefwechsel mit Descartes, Pascal u. A.

Fermate (ital. Fermata od. Corona, frz. Couronne), ein Ruhepunkt, der im Verlaufe eines Tonstückes entweder auf eine Note od. auf eine Pause fällt u. die Bewegung des Taktes auf einige Zeit unterbricht, indem auf der betreffenden Note od. Pause etwas länger, als ihre eigentliche Geltung fordert, verweilt wird. Das Zeichen ist ein kleiner Bogen mit einem Punkte 𝄐, der über die Note od. Pause gesetzt wird. Die Zeitdauer der F. (d. h. wie lange die Taktbewegung durch sie unterbrochen, die damit bezeichnete Note od. Pause über ihren eigentlichen Werth gehalten werden soll) ist durch keine feste Regel bestimmt, sondern vom Charakter des Tonstückes u. der betreffenden Stelle, sowie vom Geschmacke des Ausführenden u. von seiner Auffassung abhängig.

Fermentarier, Spottname der Bekenner der griech. Kirche.

Fermentation, Ferment, s. „Gährung“.

Fermor, Graf Wilhelm von, russ. General, geb. zu Pleskow 28. Sept. 1702, zeichnete sich 1736 im Kriege gegen die Türken u. Schweden aus, ward 1746 mit der Beaufsichtigung des Bauwesens betraut u. leitete den Bau des kaiserlichen Palastes in Petersburg; 1758 trat er an Apraxin's Stelle als Befehlshaber über die in Preußen einfallende Armee, verlor die Schlacht bei Zorndorf u. mußte den Oberbefehl an den Feldmarschall Soltikow abtreten. Später von Katharina II. zum Statthalter von Smolensk u. Mitglied des Senats ernannt, starb er auf seinem Gute Rietau bei Riga 8. Febr. 1771.

Fernambukholz, s. „Brasilienholz“.

Fernan Caballero, s. „Caballero“.

Fernando-Po (portug. Fernão-Po), die nördlichste der Guinea-Inseln in der westafrikanischen Bai von Biafra, bildet ein 7½ M. langes, 4¾ breites u. ungemein hoch, stellenweise selbst sehr jäh vom Meere aufsteigendes Viereck von 26 □M. Sie ist als der westlichste Ausläufer des Camerongebirges zu betrachten u. durchaus vulkanischen Charakters. Zwei Gebirgsketten durchziehen F.-P.; zur nördl. gehört der Kraterberg Clarence-Pic, 3367 m. hoch, einer der höchsten Berge des tropischen Afrika. Der Boden, aus verwitterten vulkanischen Gesteinen bestehend, ist überaus fruchtbar, jedoch nur unweit der Küste angebaut; die Abhänge der Berge u. die reichbewässerten Thäler sind meistentheils mit Urwald bedeckt, welche vortreffliche Farbehölzer u. das feste, zum Schiffsbau zu verwendende Tikholz als die vorzüglichsten Handelsartikel liefern. Die Yamswurzeln dieser Inseln gelten für die besten von Westafrika. Die Einwohner, welche von einzelnen Reisenden auf 15—20,000, von anderen nur auf 4000 geschätzt werden, bestehen meist aus noch heidnischen Negern, die zwei von einander völlig geschiedene Stämme bilden; sie zeichnen sich durch ein verhältnißmäßig schönes Gesicht u. durch ihre Stärke vortheilhaft vor den Negern der kontinentalen Küste aus. Außerdem haben sich auf F.-P. noch freigelassene Negersklaven, Mischlinge u. einige wenige Europäer angesiedelt; der europäischen Kolonisation ist das fieberschwangere Klima nie günstig gewesen. Spanien macht nominell Ansprüche auf diese Insel; doch haben die Engländer einen bei Weitem größeren Einfluß, da sie F.-P. zum wichtigsten Stationsplatz der im Guineabusen kreuzenden Kriegsschiffe ge-

macht haben. Entdeckt wurde die Insel 1472 von den Portugiesen, 1778 an Spanien abgetreten, 1827 von den Engländern besetzt, 1856 von diesen aber wieder Spanien überlassen. F.-P. hat 15 Ortschaften, von denen aber keine höher als 1000 m. über dem Meere liegt; der bedeutendste Platz ist Clarence-Town an einem guten Hafen mit 8—900 E. u. 150 Häusern. Näheres s. Oberländer, „Westafrika" (Lpz. 1874).

Fernau, s. „Darenberger".

Ferney, (spr. Ferneh), Ort im franz. Dep. Ain (nahe der schweiz. Grenze), mit etwa 1100 E., berühmt als langjähriger Aufenthaltsort Voltaire's, der hier ein Landgut besaß u. den damals noch sehr ärmlichen u. von nur 50 Menschen bewohnten Flecken durch sorgfältige Pflege, nam. durch Einführung der Uhrenfabrikation, vorübergehend in Schwung brachte.

brachte ihn auch nach Rom (1794), wo er wieder mit Carstens zusammen traf, der ihn in die Kunstschätze der Ewigen Stadt einführte. Fortan machte F. die Theorie der Kunst zum Hauptfelde seiner Thätigkeit u. studirte die Sprache u. die Dichter Italiens. Erst 1803 kehrte er nach Deutschland zurück, wurde Professor in Jena u. Bibliothekar der Herzogin Amalie von Weimar, starb aber schon 4. Dez. 1808 zu Weimar. Unter seinen Schriften sind die bemerkenswertheiten: „Römische Studien" (3 Bde., Zür. 1806—8), „Ariosto's Lebenslauf" (Zür. 1809), „Francesco Petrarca" (Lpz. 1818), „Leben des Künstlers Asmus Jakob Carstens" (Lpz. 1806). Ferner begann er eine Ausgabe von Winkelmann's Werken (1. Thl., Dresd. 1808).

Nr. 2732. Clarencetown auf Fernando-Po. Nach Oberländer's „Westafrika".

Fernkorn, Anton Dominicus, Bildhauer u. Erzgießer, geb. 1813 zu Erfurt, arbeitete eine Zeitlang in der königl. Erzgießerei zu München, u. bis 1840 in Schwanthaler's Atelier, ließ sich dann in Wien nieder, wo er mit der Ausführung von sechs Kaiserstatuen in Sandstein für die Vorhalle des Domes in Speier beauftragt wurde u. die herrliche, in Zink gegossene Reiterstatue des heil. Georg im Hof des Palastes des Grafen von Montenuovo schuf. Diesem Werke folgte das 1860 enthüllte große Bronzedenkmal des Erzherzogs Karl, eine auf dem Burgplatze aufgestellte Reiterstatue, die 1865 ihr Gegenstück im Standbilde des Prinzen Eugen erhielt. Nicht minder bedeutend sind seine kolossalen Figuren der Musik u. Poesie für das Palais des Fürsten Auersperg.

Fernow, Karl Ludwig, einer der bedeutendsten deutschen Kunstschriftsteller, geb. am 16. Nov. 1763 im Dorfe Blumenhagen bei Pasewalk, erlernte das Apothekergewerbe zu Anklam, wo er das Unglück hatte, beim Spielen mit einer Flinte einen Jägerburschen unvorsichtiger Weise zu erschießen. Um dem Militärdienste zu entgehen, begab er sich nach Lübeck, wo er 1786 in der Rathsapotheke eine Stelle bekam u. den Künstler Asmus Jakob Carstens (s. d.) kennen lernte, der das in ihm schlummernde künstlerische Talent weckte u. ihn zum Studium der bildenden Künste führte. Er gab das Apothekergeschäft auf, wurde Porträtzeichner u. Zeichenlehrer in Ratzeburg u. begab sich später nach Jena. Hier studirte er zwei Jahre lang Kant'sche Philosophie unter Reinhold u. lernte in dessen Hause den Dichter Baggesen kennen, der ihn bewog, ihn auf einer Reise nach Italien zu begleiten. Diese Reise, die eine entscheidende Wendung in F.'s Leben veranlaßte,

Sein Leben wurde beschrieben von Johanna Schopenhauer (Tüb. 1810) u. von Herm. Riegel (in „Leben u. Werke von Carstens", von Fernow, Hannov. 1867).

Fernrohr ist ein optisches Instrument, welches den Zweck hat, dem Auge entfernte Objekte unter einem vergrößerten Sehwinkel, also scheinbar näher u. in der That deutlicher erscheinen zu lassen. Man unterscheidet solche, die nur aus Linsen (s. d.) zusammengesetzt sind (dioptrische F.) u. solche, die mit Hülfe von Spiegeln konstruirt sind (katoptrische). Ueber letztere s. unter „Spiegelteleskop". Die ältesten dioptrischen Fernröhre sind die sog. holländischen od. Galilei'schen. Sie wurden am Ende des 16. Jahrh. von dem Middelburger Brillenmacher Lippershei erfunden, von Galilei im J. 1609 auf Kunde davon nachkonstruirt u. bestehen wesentlich aus zwei Gläsern, dem dem Auge zugewendeten Okularglase Oc (Nr. 2733) u. dem dem Objekte od. Ziele Z zugewendeten Objektivglase Ob. Das letztere ist eine Sammellinse, welche die von Z aus kommenden Strahlen konvergent macht. Jetzt ist das Objektiv besserer Fernröhre stets achromatisch, d. h. es besteht aus einer Konvexlinse b aus reinem Glas (Crownglas) u. aus einer, nicht die Sammlung der Strahlen, wol aber die Farbenzerstreuung aufhebenden Hohllinsen O von Flintglas. Ehe die vom Objektiv kommenden Strahlen sich zu einem Bilde vereinigen können, fallen sie auf die als Okular dienende Hohllinse Oc. Diese muß durch Schiebung der Okularröhre so gestellt sein, daß die aus dem Okular auf das Auge fallenden Strahlen aus der deutlichen Sehweite (s. d.) des letzteren zu kommen scheinen. Dann können sie, auf der Netzhaut des Auges durch Brechung in der Krystallinse k desselben so zum Bilde B_1 vereinigen, als kämen sie aus einem in der deutlichen Sehweite gelegenen Objekte B_2. Das holländische F. giebt keine sehr starke Vergrößerung des Sehwinkels u. wird

daher nur zu kleineren Taschenfernröhren, wie Theaterperspektiven, Feldstechern &c. benutzt. Im J. 1611 gab Kepler in seiner „Dioptrik“ die Theorie des nach ihm genannten Kepler'schen od. (seiner Verwendung wegen astronomischen Fernrohrs Nr. 2734). Das auch hier stets achromatische Objektivglas Ob entwirft ein Bild B_1 des fernen Objektes Z. Dieses umgekehrte Bild B_1 wird durch die als Lupe (s. d.) wirkende konvexe Okularlinse Oc betrachtet. Das Okularrohr muß auch hier so geschoben werden, daß die aus dem Okular auf das Auge fallenden Strahlen durch die Krystalllinse k zu einem scharfen Bilde B_2 auf der Netzhaut vereinigt werden können, also von dem in der deutlichen Sehweite gelegenen vergrößerten, aber umgekehrten Bilde B_3 zu kommen scheinen.

Nr. 2733. Holländisches od. Galilei'sches Fernrohr.

Die Vergrößerung des Sehwinkels erfährt man, wenn man mit der Brennweite des Okulars in die des Objektivs dividirt. Man fertigt solche Fernröhre zu astronomischen Zwecken bis mit mehr als 1000facher Vergrößerung. Die verkehrte Lage des Bildes stört bei astronomischen u. geodätischen Beobachtungen nicht, wol aber beim gewöhnlichen Gebrauche. Man fügte daher zwischen dem Okular u. Objektiv nach Kepler's u. Reitha's Angabe noch eine Sammellinse od. ein System von zweien solchen, um zunächst von dem verkehrten Bilde B_1 ein nochmals verkehrtes, also aufrechtes, zu entwerfen, welches dann erst durch die Okularlupe Oc betrachtet wird. Man erhält so das Reitha'sche od. **terrestrische od. Erdfernrohr.**

Nr. 2734. Kepler'sches Fernrohr.

Fernsichtigkeit, s. „Sehen“.

Ferrara, Provinz des Königreichs Italien (in der Landschaft Emilia), mit 47,51 □M. u. 209,767 E. (1867), grenzt im N. an Venetien, im W. an Modena u. Bologna, im S. an Ravenna, im O. ans Adriatische Meer. Das Klima ist nicht gesund, der Boden zum Theil sumpfig, aber fast durchweg gut bewässert u. fruchtbar. Die Provinz wird in drei Kreise (Ferrara, Comacchio u. Cento) getheilt. — F. war ehemals ein selbständiges Herzogthum u. als solches vom Hause Este, welches vom Papste damit belehnt war, beherrscht. Im J. 1598 zog jedoch Papst Clemens VIII. das Lehn wieder zurück, u. F. bildete seitdem eine Provinz des Kirchenstaates (mit Ausnahme des Zeitraumes von 1797—1814, während dessen es zur Cisalpinischen Republik, bez. zum Königreich Italien gehörte). Infolge der Umwälzung von 1859/60 wurde F. mit den übrigen Provinzen der Emilia (s. d.) dem neuen Königreich Italien einverleibt. — Die gleichnamige Hauptstadt **F.**, einst die Residenz der kunstsinnigen Herzoge von Este u. ein Hauptsitz ital. Kultur, liegt in einer sumpfigen, aber fruchtbaren Ebene am Po di Volano u. zählt jetzt nur noch 27,688 E. (während es im Mittelalter als Großstadt von gegen 100,000 E. geglänzt hatte). Zahlreiche Gebäude, Sammlungen u. Denkmäler erinnern an die frühere Bedeutung der Stadt. Darunter sind zu erwähnen: der Dom San Paolo) mit werthvollen Reliefs an der in altgoth. Stile erbauten Vorderseite, mit Rundbogengewölben u. Grabdenkmälern; die schöne Kirche San Benedetto, die Kirche San Francesco mit den Grabmälern der Familie Este, die Kirche Santa Maria del Vado, gleichfalls mit interessanten Grabmälern u. Gemälden; die alterthümliche u. verfallene Burg; der „diamantene Palast“ (Ercole Villa); der Palazzo Villa, in welchem sich die städtische Gemäldesammlung befindet; das Denkmal des Ariost auf der Piazza Grande, u. das Haus dieses Dichters, der, gleich Tasso von den Este herbeigezogen, lange Zeit hier lebte; die Zelle, in der Tasso gefangen saß. F. ist außerdem Sitz eines Erzbischofs, einer alten, aber sehr zurückgegangenen Universität u. einer großen Bibliothek, die merkwürdige Handschriften u. alte Drucke besitzt; es ist durch Mauern, Bastionen u. eine feste Citadelle geschützt.

Ferrari, Bartolommeo, ital. Bildhauer, geb. 18. Juli 1780 in Venedig, gest. 8. Febr. 1844, bildete sich unter Canova aus, nach dessen Modell er die Statue der Pietà für den von Canova zu Possagno erbauten Tempel ausführte. Auch nahm er mit anderen Bildhauern an der Ausführung des Denkmals für Canova Theil (in der Kirche S. Maria dei Frari zu Venedig), das von diesem für Tizian entworfen war. — Bekannter als er ist sein Sohn u. Schüler Luigi **F.**, geb. zu Venedig 1810, der eine Reihe von trefflichen Marmorwerken, sowol Statuen u. Büsten als Basreliefs, schuf, z. B. eine Laokoongruppe, ein Standbild des Marco Polo u. einen David.

Ferrari, Gaudenzio, geb. 1484 zu Valduggia bei Novara, gest. 1549 zu Mailand, einer der fruchtbarsten Maler seiner Zeit, der, hervorgegangen aus der älteren mailändischen Schule, sich nach Leonardo da Vinci bildete u. nachher unter Perugino u. Rafael in Rom thätig war. Sein Talent entwickelte sich so schnell, daß er schon 1504 in der Kapelle del sacro Monte des piemontesischen Wallfahrtsortes Varallo (westl. vom Lago maggiore) den Opfertod Christi in großen plastischen Kompositionen darstellte. Drei Jahre später folgte im dortigen Minoritenkloster eine „Darstellung Christi im Tempel“ u. „Christus unter den Schriftgelehrten“, u. wiederum einige Jahre später ein großer Cyklus der Geschichte Christi in 21 Bildern. Zu den größeren Werken aus seiner letzten Zeit gehören die Fresken in der Kirche S. Maria delle Grazie zu Mailand, unter denen bes. die Geißelung Christi aus dem J. 1542 eine großartige Arbeit ist.

Ferreira, Antonio, portug. Dichter, geb. 1528 zu Lissabon, gest. 1569, schrieb nach altklassischen Vorbildern, die er gewandt nachzuahmen wußte, Oden, Episteln u. Epigramme, ferner Sonette, Tragödien u. Komödien. Seine „Eifersüchtigen“ (Cioso) gehören zu den ältesten Charakterlustspielen.

Ferreira de Lacerda, Bernarda, geb. 1595 in Oporto, gest. 1644 in Lissabon, zeichnete sich als geistreiche epische Dichterin aus. Ihr Epos „España libertada“ ward von Lope de Vega gerühmt. Der Ruf ihrer Kenntnisse u. Talente bewog den König Philipp III. von Spanien, sie zur Lehrerin seiner Söhne zu ernennen; sie lehnte indeß diese Ehre bescheiden ab.

Ferrières (spr. Ferriähr), Ort im Dep. Seine-Marne 1¼ M. von Lagny (850 E.). Das prächtige Jagdschloß von F. mit großem Park, Wäldern u. Meiereien, Besitzung des Barons von Rothschild. Dieser empfing hier wiederholt den Besuch des Kaisers Napoleon III. Während des Deutsch-franz. Kriegs fanden hier im Sept. 1870 Verhandlungen zwischen dem deutschen Reichskanzler v. Bismarck u. dem franz. Minister des Auswärtigen Jules Favre statt, die den Abschluß eines Waffenstillstandes bezweckten.

Ferro (span. Hierro), eine der Canarischen Inseln an der Westseite Afrika's, hat auf 4 □M. etwa 4500 E., welche Getreide, Wein u. Feigen bauen u. theilweise auch ausführen; das Massengebirge des Inneren, das sich über 1000 m. erhebt, hat durchaus vulkanischen Charakter, dagegen selbst keinen thätigen Vulkan mehr. Der Hauptort ist Valverde. Ein besonderes Interesse knüpft die Geographie an diese Insel. Am 25. April 1634 beschloß eine Anzahl von Mathematikern u. Geographen, welche im Arsenal zu Paris zu einer Berathung zusammen getreten waren, in Zukunft die Längengrade vom Westrande der Insel F. zu zählen, weil gerade dieser Grad auf der Erdoberfläche das wenigste Land berühre u. die Erde selbst in eine westliche u. östliche Hälfte theile. Ein Befehl Ludwig's XIII. führte diese Neuerung in allen französischen Karten ein u. durch diese neue Gradeintheilung ward allerdings der früheren Unordnung ein Ende gemacht; hatte doch Mercator den ersten Mittagskreis über die azorische Insel Corro, Hondius den seinen über die capverdische Insel Santiago, die späteren Holländer den ihren über den Ostrand der Insel Teneriffa gelegt. Die Einführung des Meridianes von F. ward zugleich durch die Annahme unterstützt, daß derselbe gerade 20° westl. von der Pariser Sternwarte liege; in Wirklichkeit liegt aber die Westküste dieser Insel 20° 23′ 9″ westl. von Paris. Jetzt ist auch der Meridian von F. nicht mehr der Ausgangspunkt, sondern Greenwich (s. „Erde“).

Ferrum, lat. Name für „Eisen“.

Ferse, junges weibl. Rind, s. „Färse“.

Ferse, der hinterwärts hervorragende Theil der Fußwurzel, gebildet durch das Fersenbein (calcaneus), den größten Fußwurzelknochen, der bei aufrechter Stellung des Körpers diesem zum Stützpunkte dient u. beim Ausstrecken des Fußes als Hebel, welchen die Wadenmuskeln nach hinten in die Höhe ziehen, indem sich an ihn die Achillessehne heftet.

Fersen, Graf Axel, schwed. Staatsmann, geb. zu Stockholm 4. Sept. 1755, trat nach Vollendung seiner Studien in die franz. Armee ein, bereitete nach Ausbruch der Revolution die Flucht der Königsfamilie nach Varennes vor, bei welcher er selbst als Kutscher

thätig war, u. bewährte seine Anhänglichkeit auch während der Gefangenschaft der königlichen Familie im Temple. Dann zum Verlassen Frankreichs genöthigt, kehrte F. nach Schweden zurück, wo er schließlich Großmeister des königlichen Hauses, Kanzler der Universität Upsala u. Reichsmarschall wurde. Da er beim Volke nicht beliebt war, so wurde ohne Grund die Schuld an dem plötzlichen Tode des Kronprinzen Karl August, des Adoptivsohnes Karl's XII., ihm zugewälzt. Unmittelbar nach der Bestattung des Prinzen ward F. vom fanatischen Pöbel ergriffen u. ermordet (20. Juni 1810).

Ferstl, Ritter Heinrich von, ausgezeichneter Architekt, geb. 1828 zu Wien, studirte an der dortigen Akademie, trug 1855 mit seinem Konkurrenzentwurfe für die Votivkirche in Wien den Preis davon. Der Bau, unstreitig die herrlichste gothische Kirche der Neuzeit, wurde sofort begonnen u. ging 1873 seiner Vollendung entgegen. Von 1856 bis 60 führte F. das große Gebäude der österr. Nationalbank aus; später erbaute er die kathol. Kirche in Teplitz, die protestantische in Brünn, den Palast des Erzherzogs Ludwig Victor in Wien, ferner (von 1868—71) das dortige Museum für Kunst u. Industrie; 1872 begann er den Bau eines neuen Universitätsgebäudes. Seine Bauten zeigen insgesammt eine ungemeine Schönheit der Verhältnisse u. eine gewisse Leichtigkeit u. Feinheit der Ausführung.

Fes, s. „Feß".

Fesca, Friedrich Ernst, deutscher Violinspieler u. Komponist, geb. 15. Febr. 1789 zu Magdeburg, spielte schon in seinem vierten Jahre auf dem Klavier kleine Stücke nach dem Gehör; in seinem elften Jahre konnte er sich bereits als Violinspieler öffentlich hören lassen. Die erste Unterweisung in der Theorie der Tonsetzkunst empfing er um dieselbe Zeit von Zachariä, dem damaligen Musikdirektor an der Altstädter Kirche in Magdeburg; später wurde er in musiktheoretischer Beziehung noch der Rathschläge des wackern Theatermusikdirektors Pitterlin theilhaftig. Nach dem Tode des Letzteren — 1804 — begab er sich nach Leipzig, wo er 1805 im Konzert- u. Theaterorchester angestellt wurde. Im J. 1808 wurde er als Konzertmeister u. Sologeiger in die Kapelle des Königs von Westfalen nach Kassel berufen. In dieser Stellung blieb er bis zur Auflösung des Königreichs Westfalen. Im J. 1814 gab er einem Rufe nach Karlsruhe als erster Violinist in der dortigen Hofkapelle Folge u. sah sich im folgenden Jahre zum Konzertmeister ernannt. Ein Brustleiden, welches bereits seit längerer Zeit an ihm gezehrt hatte, warf ihn auf ein langwieriges Krankenlager, verbitterte ihm die letzten Lebensjahre u. raffte ihn 24. Mai 1826 dahin. F.'s Violinspiel war nobel, empfindungsvoll, von durchgebildeter Technik u. frei von aller Effekthascherei. Seine Kompositionen (Quartette u. Quintette für Streich- u. Blasinstrumente, Symphonien u. Ouverturen, die Opern „Cantemire" u. „Omar u. Laïla" ꝛc.) tragen zwar nicht den Stempel der Originalität u. genialer Kühnheit; aber sie zeugen von reiner u. edler Empfindung u. sind durch feinen Stil ausgezeichnet. — Alexander Ernst **F.**, Sohn des Vorigen, hat sich gleichfalls als Musiker bekannt gemacht. Geb. 22. Mai 1820 zu Karlsruhe, erhielt er in seinem siebenten Jahre den ersten Klavierunterricht u. trat bereits im 11. Jahre in seiner Vaterstadt öffentlich auf. Nachdem er sich in Berlin im Klavierspiel u. in der Kompositionslehre fortgebildet, kehrte er 1838 nach Karlsruhe zurück u. brachte daselbst seine erste (einaktige) Oper „Marietta" zur Aufführung. Dieser ließ er, von mehreren Kunstreisen zurückgekehrt, 1841 seine dreiaktige Oper „Die Franzosen in Spanien" folgen. F. komponirte außerdem Lieder, Salonstücke für Klavier u. Trios für Klavier- u. Streichinstrumente, die sich wegen ihrer gefälligen Form viel Gunst erwarben. Er starb zu Braunschweig 22. Febr. 1849.

Fescennini (versus), Gesänge, die von alter Zeit her in Italien bei festlichen Gelegenheiten vom Volke in wechselnden Abschnitten improvisirt wurden. Es waren ungebundene Ergüsse der Fröhlichkeit, aber auch voll derben Witzes u. Spottes. Das Alterthum leitete den Namen, wahrscheinlich mit Unrecht, von der etrurischen Stadt Fescennium her.

Fesch, Joseph, Kardinal, geb. 3. Jan. 1763 in Ajaccio, betrat in jungen Jahren die geistliche Laufbahn, von der er sich aber beim Beginn der Franz. Revolution abwandte, um das Amt eines Kriegskommissars zu übernehmen. Als später sein Stiefneffe Bonaparte zur Herrschaft gelangte, trat F. in den geistlichen Stand zurück, wurde 1802 Erzbischof von Lyon, 1803 Kardinal u. ging bald darauf als franz. Gesandter nach Rom. Dort war er mehr zu Gunsten der Kurie als im Sinne Napoleon's thätig. Trotzdem erhob dieser ihn 1805 in den Grafenstand u. ernannte ihn zum Großalmosenier u. Senator. Da F. aber fortfuhr, seine papstfreundlichen Neigungen zur Schau zu tragen, so verweigerte der Kaiser 1806 dem Vorschlage des Fürst-Primas von Dalberg, der den Kardinal zu seinem Koadjutor u. Nachfolger ernannt wissen wollte, seine Zustimmung. Nachdem F. seiner oppositionellen Gesinnung 1810 auf dem Konzil des franz. Klerus zu Paris den schroffsten Ausdruck gegeben, schlug er das ihm angebotene Erzbisthum von Paris aus u. lebte seitdem in völligem Zwiespalt mit dem Kaiser. Erst während der Hundert Tage ward er wieder in Gnaden aufgenommen u. zum Pair ernannt. Nach der Rückkehr der Bourbonen wurde er von der royalistischen Partei heftig angefeindet u. mußte, trotz langjähriger u. hartnäckiger Weigerung, auf den erzbischöflichen Stuhl von Lyon verzichten. Er zog sich nach Rom zurück, wo er 13. Mai 1839 starb. Seinen Briefwechsel mit Napoleon gab Du Casse heraus (2 Bde., Par. 1855).

Feß, Fes od. Fez ist der Name einer bei den Griechen, Türken u. auch sonst im Orient, seit 1826 auch im türk. Heere, gebräuchlichen Kopfbedeckung. Diese besteht in einem wollenen, dicht anliegenden, dunkelrothen Mützchen, das gewöhnlich mit einer blauseidenen, manchmal mit Gold u. Silber verzierten Quaste od. Troddel versehen ist. Bei den Griechen wird der F. von beiden Geschlechtern getragen. Diese Kopfbedeckung wurde seit alten Zeiten in Fez verfertigt (daher der Name); jetzt wird bes. in Tunis, aber auch in europäischen Ländern, damit Handel getrieben.

Feste, Festtage (vom lat. festus, festlich) heißen die Tage, die der Verherrlichung einer nationalen od. religiösen Idee od. dem Gedächtniß einer bedeutsamen, die Gesammtheit berührenden Begebenheit gewidmet sind. Diese werden durch äußere Zeichen u. Kundgebungen, nam. durch gottesdienstliche Handlungen u. Gebräuche begangen, die den Gedanken des betreffenden Festes ausdrücken u. der Stimmung der daran Theilnehmenden angemessen sind; zu demselben Zwecke ruht an solchen Tagen die Alltagsarbeit (Feiertage). Solche F. finden sich zu allen Zeiten u. bei allen Völkern, im Alterthume nam. bei den Aegyptern u. Persern, bei den Griechen u. Römern, bei denen F. je nach der Gottheit od. der nationalen Erinnerung, der sie geweiht waren, mit mehr od. minder Glanz, bald ernst u. würdevoll, bald heiter u. ausgelassen, durch Opfer u. Umzüge, Spiele u. Tänze gefeiert wurden. Eine bes. hervorragende Stelle nahmen die F. im Volksleben der Juden ein; bei ihnen finden wir zuerst einen allwöchentlich wiederkehrenden Fest- u. Ruhetag am Schlusse der Woche (Sabbat); von den großen Jahresfesten bilden Passah-, Wochen u. Hüttenfest, die zugleich National- u. Naturfeste waren, einen in sich geschlossenen Cyklus; eine gesonderte Stellung nehmen neben diesen Neujahrstag u. Versöhnungsfest als rein religiöse F. ein. Der Islam nahm den Sabbat aus dem Judenthum herüber, verlegte denselben jedoch um einen Tag zurück (auf den Freitag); seine Hauptjahresfeste sind das Beiram- u. Ramadanfest. — Die **christlichen F.** sind fast sämmtlich aus den jüdischen hervorgegangen, nur daß man entweder ihren Termin veränderte od. ihnen eine andere Bedeutung unterlegte. Dies gilt schon von dem stehenden Wochenfesttag, dem Sonntag. Derselbe trat an die Stelle des jüdischen Sabbats, zwar auch zugleich als Ruhe- u. Feiertag, aber vor Allem als Gedächtnißtag der Auferstehung Jesu. Uebrigens wurden beide Tage in der ältesten Kirche noch neben einander gefeiert; die Beseitigung des Sabbats erfolgte erst in den heidenchristlichen Gemeinden nach der Zerstörung Jerusalems. Nur ganz allmählig hat sich dann im Laufe der folgenden Jahrhunderte ein eigentlicher Festcyklus, das sog. **Kirchenjahr,** entwickelt. Die Anordnung desselben beruht auf dem Gedanken, in der ersten Hälfte des Kirchenjahres das Gedächtniß Jesu Christi als des Stifters der Kirche, in der zweiten Hälfte das Gedächtniß der geschichtlichen Ausbildung der Kirche zu begehen. So erhalten wir eine Festhälfte, die wieder in die drei Kreise der sog. Herrenfeste (Weihnachtscyklus, Ostercyklus, Pfingstcyklus) zerfällt, u. in eine festlose Hälfte, die sog. Trinitatiszeit. Die einzelnen F. sind entweder unbewegliche, d. h. solche, die stets auf dasselbe Datum fallen (z. B. Weihnachten), od. bewegliche, d. h. solche, die auf einen bestimmten Wochentag fallen, folglich im Datum wechseln. Darnach gestaltete sich das Ganze allmählig folgendermaßen: 1. Weihnachtscyklus. Den Mittelpunkt bildet der 25. Dez. als der Geburtstag Jesu. Die Feier desselben, die übrigens nicht vor dem 3. Jahrh. n. Chr. eingeführt wurde, ist wol nicht ohne Rücksicht auf die heidnischen (römischen) Saturnalien, ein allgemeines ausgelassenes Freudenfest, auf diese Zeit verlegt worden. Als Vorbereitung auf die Weihnachtsfeier dienen die vier Adventssonntage, die der Reihe nach der Ankunft Jesu in der Welt, im Hause, im Herzen u. zum Jüngsten Gericht gewidmet sind. Der zweite Christtag gehört dem Diakon Stephan,

als dem ersten Märtyrer der christl. Kirche, der 27. Dez. dem Johannes u. der 28. Dez. den bethlehemitischen Kindern, beiden als Märtyrern, die den Uebergang von dem alten zum neuen Bunde bilden. Der Neujahrstag gilt kirchlich dem Gedächtniß der Beschneidung Christi u. seiner Darstellung im Tempel allgemein erst seit dem 13. Jahrh. gefeiert, in neuerer Zeit mehr als Anfang des bürgerlichen Jahres; der 6. Jan. wird als Epiphanias od. Erscheinungsfest (s. d.) begangen. Ihm folgen die Epiphaniassonntage, die je nach dem früheren od. späteren Beginn des Osterzyklus sich auf 3—6 belaufen können. 2. Der Osterzyklus. Der Mittelpunkt desselben, der Auferstehungstag Jesu, ist erst nach langen Streitigkeiten in der jetzigen Weise fest gestellt worden. Da nämlich die Osterfeier ursprünglich im Anschluß an das jüdische Passahfest begangen wurde, so feierte man entweder geradezu dieses (zugleich als den Tag der Einsetzung des H. Abendmahles) od. wenigstens den Freitag als Kreuzigungstag u. daneben den Sonntag als Auferstehungstag. Letztere, die abendländische Praxis, siegte schließlich auf dem Konzil zu Nicäa (325); die Berücksichtigung des jüdischen Passahfestes trat gänzlich zurück, u. als Ostertag wurde alljährlich der erste Sonntag nach dem Frühlingsvollmond fest gesetzt. Die astronomische Berechnung wurde dem Bischof von Alexandria übertragen, der das Resultat gewöhnlich schon nach Neujahr durch ein sog. Osterprogramm anzuzeigen pflegte. Nach dieser Berechnung wiederholt sich alle 19 Jahre die Reihenfolge des Osterdatums (der früheste Termin ist der 23. März, der späteste der 25. April). Der Ausgleich mit dem 84jährigen Cyklus der röm. Berechnung erfolgte erst 525 durch den Abt Dionysius den Kleinen. Dem so fest gesetzten Ostertag ging zunächst die große Trauerwoche voraus. In ihr wurden bes. ausgezeichnet der Palmensonntag zur Erinnerung an den Einzug Jesu in Jerusalem, der Grüne Donnerstag als Tag der Einsetzung des H. Abendmahles, u. vor Allem der Charfreitag als der Todestag Jesu. Bald aber schien dieses Hauptfest der Kirche längerer Vorbereitung zu bedürfen, u. es erfolgte die Voranstellung der Fastenzeit (s. dies. Art.), welche sich auf 40 Tage erstreckte. Schließlich aber nahm man auch die drei vorher gehenden Sonntage noch dazu, nämlich den fünfzigsten Tag vor Ostern (quinquagesimae), den sechzigsten (sexagesimae) u. den siebzigsten (eig. nur 64., septuagesimae). Der früheste Anfang des Osterzyklus fällt somit auf den 19. Januar, der späteste auf den 21. Februar. Nach dem Auferstehungstag setzt sich der Osterzyklus noch fort bis zum 40. Tag nach Ostern, d. i. dem Himmelfahrtsdonnerstag. Auf den 50. Tag fällt das von den Juden überkommene Pfingstfest, das jedoch aus einem Ernte- u. Gesetzesfeste in der Kirche zu einem Fest der Ausgießung des heil. Geistes wurde. Erst im 14. Jahrh. kam als Abschluß des ganzen Festzyklus noch das Trinitatisfest (Fest der Dreieinigkeit) am ersten Sonntag nach Pfingsten hinzu. Nach ihm sind die 22—27 Trinitatissonntage der zweiten Hälfte des Kirchenjahres benannt. — Zu diesen eigentlichen F. kam jedoch im Laufe der Zeit noch eine Reihe anderer. Ein Theil derselben, die gewöhnlichen Heiligentage, wurde nur von den Städten od. Ländern begangen, in denen der betreffende Heilige in besonderem Ansehen stand; andere erlangten allgemeine Anerkennung. Hierher gehören das seit dem 13. Jahrh. aufgekommene Fronleichnamsfest (von fron, Herr, also Fest des Leichnams Christi), am 12. Juni, bei welchem die katholische Kirche ihren größten Glanz zu entfalten pflegt, ferner die Marientage, die Johannistage, die Aposteltage (bes. das Peter-Paulsfest am 29. Juni), die Evangelistentage, die Kreuzesfeste, endlich das Fest des Erzengels Michael (29. Sept.) u. Aller Heiligen (1. Nov.). Rechnet man dazu noch die Einzelfeste verschiedener Gegenden, wie die Kirchweihen, so begreift man, wie sich schon im 15. Jahrh. über die beständige Störung des bürgerlichen Lebens u. der Arbeit durch die Ueberzahl der F. laute Klage erheben konnte. Deshalb waren auch die Reformatoren Anfangs der Meinung, es sei am besten, außer dem Sonntag alle F. abzuthun. Doch hat nur die reformirte Kirche damit nachdrücklicher Ernst gemacht, indem sie nur die großen F. beibehielt u. auch diese nur je einen Tag kirchlich feierte, außerdem nur noch Neujahr u. Charfreitag. In der lutherischen Kirche ging die Beschränkung nur ganz allmählig vor sich. In vielen Landeskirchen kamen sogar neue F. hinzu (nam. die Feier des Reformationsfestes u. eines od. zweier Bußtage).

Festbrüder, s. „Kalandsbrüder".

Festigkeit nennt man in der Mechanik die Kraft, mit welcher ein Körper der Trennung seines Zusammenhanges widersteht. Den Widerstand gegen das Zerreißen nennt man die absolute F., den gegen das Zerbrechen die relative, den gegen das Zermalmen die reagirende u. den gegen das Zerdrehen die Torsionsfestigkeit. Es ist bes. bei Baukonstruktionen von äußerster Wichtigkeit, die F. der verwendeten Materialien genau zu kennen. Die Zahl, welche für die Querschnittseinheit eines Körpers die F., also die zum Zerreißen u. s. w. nöthige Kraft (in Kilogrammen) angiebt, heißt der Festigkeitsmodul. Man nimmt ihn jedoch bei für die Praxis bestimmten Rechnungen der Sicherheit wegen 5- bis 10mal kleiner (Sicherheitsmodul).

Festin (franz., spr. Festäng), Fest mit Schaustellungen, Festgelage.

festina lente (lat.), d. i. „Eile mit Weile!"

Festland, s. „Kontinent".

Feston (franz., spr. Festong), Blumengewinde.

Festspiel, eine dramatische Gelegenheitsdichtung zur Verherrlichung einer freudigen Begebenheit, eines nationalen Ehrentages, einer Jubelfeier, meist mit allegorischer Beziehung auf die zu feiernde Gelegenheit. In Deutschland wurde diese Spielart der dramatischen Dichtung nam. im 18. Jahrh. eifrig gepflegt; von den vielen damals verfaßten u. aufgeführten F. haben jedoch fast nur die von Goethe u. Schiller herrührenden (von letzterem nam. „Die Huldigung der Künste") einen über die flüchtige Gelegenheit hinaus ragenden, künstlerischen Werth.

Festungen sind Wohnplätze, welche durch die Mittel der beständigen Befestigungskunst (vgl. das.) zu nachhaltigem Widerstande gegen feindliche Einfälle eingerichtet sind. Schon in frühen Zeiten führte das Gemeinleben in geschlossenen Ortschaften zur Befestigung derselben mit Ringwall u. Graben zum Schutze gegen Friedensstörer u. räuberische Einfälle. Die Städte, welche Kaiser Heinrich I. in Sachsen u. Thüringen anlegen ließ, waren ihrer ursprünglichen Bestimmung nach befestigte Grenzplätze gegen die Einfälle der Ungarn. Im Mittelalter sicherten sich die Städte selbst durch Mauern u. Gräben gegen das Raubritterthum. Dort, wo der Staat den Schutz seiner Angehörigen übernahm, suchte er das Land durch Befestigung der Grenzen gegen äußere Feinde zu schützen. In früherer Zeit glaubte man diese Sicherung der Landesgrenzen durch zusammen hängende Wälle u. Mauern zu erreichen, wie dies noch an den Spuren röm. Grenzwälle ersichtlich ist. Derartige Befestigungen erforderten jedoch eine sehr starke Besatzung u. gewährten dennoch eine nur scheinbare Sicherheit, da mit dem Durchbruch an einer einzelnen Stelle die ganze Befestigung ihren Werth verlor. Seit der Heranbildung der modernen Staaten wurde besonderes Gewicht auf eine systematische Befestigung der Landesgrenzen gelegt. Frankreich unter Ludwig XIV. ging hierin voran, indem es die den Niederländern abgenommenen Plätze an der französisch-flandrischen Grenze durch den Kriegsbaumeister Vauban in einen Gürtel von F. verwandeln ließ. Eine ähnliche Bedeutung gewann für Oesterreich das sog. Festungsviereck am Mincio u. der Etsch. Durch die neuere Kriegführung haben die kleinen F. bedeutend an Werth verloren, da die großen Armeen dieselben ohne Gefahr für sich seitwärts od. im Rücken liegen ließen u. — wo ihr Besitz aus anderen Gründen, z. B. wegen ihrer Lage an Eisenbahnverbindungen, wichtig wurde — sie durch ein Bombardement aus weittragenden gezogenen Geschützen in wenigen Tagen zur Uebergabe zwangen. Um so mehr Werth legt man auf die Anlage u. den Ausbau großer, umfangreicher F.en, welche zugleich als Hauptstützpunkte für die Unternehmungen der Armeen im Felde, sowol für den Angriff als für die Vertheidigung u. den Rückzug dienen u. durch ihre Lage an den Hauptverbindungen, den Knotenpunkten von Eisenbahnen u. Heerstraßen, vom Feinde nicht umgangen u. außer Acht gelassen werden können. Außerdem sucht man den natürlichen Grenzen, welche durch Gebirge u. Ströme gebildet werden, durch die Anlage von F. an offenen Stellen, Gebirgspässen, Stromübergängen, eine größere Vertheidigungsfähigkeit zu geben. — Außer den Grenzfestungen bedarf man aber auch im Innern des Landes der F., theils zur gesicherten Aufnahme der militärischen Etablissements, Waffen- u. Pulverfabriken, Geschützgießereien u. s. w., sowie als Formationsorte u. Sammelplätze der Truppen, theils als eigentlicher Kernpunkte der Landesvertheidigung. Auch diese F. werden in der Regel da angelegt, wo verschiedene wichtige Kommunikationen zusammenkommen, also bes. an Eisenbahnknotenpunkten, ferner zur Beherrschung der Flußlinien u. Flußübergänge, um der Vertheidigung derselben gegen den eindringenden Feind Stützpunkte zu bieten. Endlich befestigt man auch gern die großen, volkreichen Städte, um sich den Besitz ihrer Hülfsmittel zu sichern. Eine besondere Bedeutung hat noch die Küstenvertheidigung durch Befestigung der Haupthäfen u. Landungsplätze. Da der Angriff hier nur von einer Seite, der Seeseite, erwartet wird, so genügt im Allgemeinen die Anlage von Strandbatterien an den Eingängen der Häfen u. anderen wichtigen Punkten der Küste. Als Rückhalt für die Küstenvertheidigung spielen jedoch auch hier die F., welche, in einiger Entfernung von der Küste landeinwärts gelegen, den Reserven eine gesicherte Aufnahme gewähren, eine wichtige Rolle. — Nach ihrer Größe u. Bedeutung werden die F. in solche erster, zweiter u. dritter Klasse getheilt. Im Deutschen Reiche giebt es gegenwärtig im Ganzen 38 F., nämlich: 15 erster, 15 zweiter, 8 dritter Klasse. Diese sind: 1. gegen Westen, a) in erster Linie, auf dem linken Rheinufer: Straßburg (1), Metz (1), Diedenhofen (2), Saarlouis (2), Bitsch (3); b) in zweiter Linie, am Rhein: Neu-Breisach (3), Rastatt (1), Germersheim (1), Mainz (1), Koblenz mit Ehrenbreitstein (1), Köln mit Deutz (1), Wesel (2). 2. Gegen Osten, a) in erster Linie: Königsberg (1), Posen (1). Im Bau: Feste Boyen u. Memel;

Nr. 2735. Grundriß einer bastionirten Festungsfront nach Vauban's erster Manier. ABCDEF Hauptwall. ABC, DEF Halbbastione à 1 Face u. 1 Flanke. CD Courtine. GHI Ravelin. R Reduit des Ravelin. L, K Koffer zur niederen Grabenbestreichung. MNQOP Gedeckter Weg. W Waffenplatze. tt Traversen des gedeckten Weges. S Glacis der Festungsfront. Z Kavalier. — Nr. 2736. Profil (Querdurchschnitt) von Hauptwall u. Graben nach Vauban's erster Manier (Linie A' B' in Nr 2735). AB Bauhorizont (IO). I Kavalier II Hauptwall des Bastions. L Strebepfeiler, J Futtermauer der Eskarpe. P Kontreskarpe. III Glacis. — Nr. 2737. Profil des Koffers zur niedern Grabenbestreichung. — Nr 2738. Förmlicher Angriff auf eine bastionirte Festungsfront bis zum Bau der dritten Parallele. ABCD Innere Waffenplätze, I u. II Bastione, III Ravelin der angegriffenen Front. FG Erste, HL zweite, NO halbe, MP dritte Parallele. — Nr. 2739. Förmlicher Angriff auf eine bastionirte Festungsfront vom Bau der dritten Parallele bis zur Bresche. MP Dritte Parallele. tt Couronnement mit Bresche u. Contrebatterien. xx Grabenübergänge. ac Bresche. — Nr. 2740 Gemeine Sappe. — Nr. 2741. Flüchtige Sappe. — Nr. 2742. Laufgrabenapproche (Grundriß). — Nr. 2743. Würfelsappe (Grundriß). — Nr. 2744. Schlangensappe (Grundriß). — Nr. 2745. Grabenniedergang (Descente) u. Grabenübergang im Querdurchschnitt.

b) in zweiter Linie, an der Weichsel: Thorn (2), Graudenz (3), Danzig (s. u.). 3. Gegen Norden: Sonderburg-Düppel (2). 4. Gegen Süden, a) an der schlesisch-österreich. Grenze: Glatz (2), Neiße (2), Kosel (3). 5. An der Nordsee: die Befestigungen der Ems-, Weser- u. Elbmündungen. Im Bau: die Befestigungen an der Jade. 6. An der Ostsee, a) in erster Linie: Friedrichsort u. Kieler Hafen (2), Stralsund (2), Swinemünde (3), Kolberg (2), Danzig mit Neufahrwasser u. Weichselmünde (1), Pillau (3); b) in zweiter Linie: Stettin (1), Königsberg (s. oben). 7. Im Innern: an der Weser: Minden (2), in Thüringen: Erfurt mit dem Petersberge (2), an der Elbe: Königstein (1), Torgau (2), Wittenberg (3), Magdeburg (1), in der Nähe der Hauptstadt: Spandau (2), an der Oder: Glogau (2), Küstrin (3), Kosel u. Stettin (s. oben), an der Donau: Ulm (1), Ingolstadt (1).

Trotz der großen militärischen Bedeutung der F. lassen sich doch manche Nachtheile derselben in bürgerlicher u. volkswirthschaftlicher Beziehung nicht verkennen. Nicht allein, daß die Bewohner bei eintretender Belagerung von allem Verkehr nach außen abgeschnitten werden u. Gefahr laufen, ihr Eigenthum durch die feindlichen Geschosse zerstört zu sehen, hemmen die Festungswerke auch im Frieden die weitere Entwicklung u. Ausdehnung der Stadt. Die Rücksicht, ein freies Schußfeld vor den Festungswerken zu haben, dem Feinde dagegen nicht die Mittel zu einer gedeckten Annäherung im Vorterrain zu belassen, macht es für die Militärbehörde nothwendig, gewisse Beschränkungen in Bezug auf die Ausführung von Bauten im Festungsbereich eintreten zu lassen.

Die Haupttheile einer F. sind: 1. der Hauptwall, d. h. der die Stadt unmittelbar umschließende zusammenhängende Wall aus Erd- u. Mauerwerk, nach dem bastionirten, tenaillirten od. Polygonalsystem (vgl. Befestigungskunst) mit dem davor liegenden Hauptgraben. 2. Die Werke zur niederen Grabenbestreichung (vgl. „crenelirte Mauern", „Caponnière"). 3. Außenwerke (vgl. „Contregarden" u. „Couvrefacen"). 4. Das Glacis u. der gedeckte Weg mit den Waffenplätzen (vgl. „Befestigung"). 5. Avancirte od. vorgeschobene Werke in Gewehrschußweite vom Glacis, wie z. B. Lunetten (halbmondförmige Erdschanzen) am Fuße des Glacis (Straßburg). 6. Detachirte Forts (s. d.). 7. Retirirte Positionen od. Vertheidigungsabschnitte hinter dem Hauptwall; dahin gehören z. B. die den Hauptwall überragenden sog. **Kavaliere** im Innern der Bastionen. 8. Reduits, d. h. selbständige Hohlbauten im Innern der Werke, als letzte Zuflucht der Besatzung; dahin gehören zur Vertheidigung eingerichtete Kasernen od. Defensionskasernen; Reduits im größeren Stile nennt man auch Kernwerke. 9. Die Citadelle (s. d.).

Ferner kommen in Betracht: die bombensicheren Hohlbauten zur Unterbringung der Mannschaft u. des Kriegsmaterials (Kasematten, Pulvermagazine u. s. w.; vgl. den Art. „bombenfrei"), sodann die Kommunikationen zwischen den einzelnen Werken, sowie aus dem Innern der F. ins Vorterrain, nämlich Thore, Poternen (d. i. Tunnel unter dem Hauptwall), Zugbrücken u. die Telegraphenleitungen zwischen dem Centralpunkt der Vertheidigung u. den einzelnen Werken. — Die Vertheidigungsfähigkeit einer F. kann noch gesteigert werden durch das Minensystem bei trockenen Gräben (vgl. „Minen") u. durch das Wasserspiel zum beliebigen Anstauen u. Ablassen des Wassers, sowie zur Ueberschwemmung des Vorterrains.

Festungsbau. Sämmtliche Angelegenheiten, welche sich auf den Bau neuer sowie auf die Erweiterung od. das Eingehen bestehender F. beziehen, werden durch eine besondere Kommission von Sachkundigen u. Fachmännern geleitet. Für Deutschland ist dies die Landesvertheidigungskommission, welche aus dem Chef des Generalstabs der preuß. Armee, dem Generalinspekteur der Artillerie, dem Chef des Ingenieurcorps, dem Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements u. aus mehreren höheren Generalen besteht u. dem Kaiser direkt Bericht erstattet. Die spezielle Prüfung der Entwürfe zu Festungsbauten liegt dem Ingenieurcomité ob. Auf die Festlegung des Grundrisses ist zunächst das Terrain u. die Bodenbeschaffenheit von Einfluß; sodann wird es sich darum handeln, welche Ausdehnung der Befestigung zu geben, welche entferntere Punkte etwa in die Befestigung hineinzuziehen sind u. s. w.

Festungskrieg. Derselbe umfaßt diejenigen Kämpfe, welche die Eroberung, bez. Behauptung einer Festung zum Ziele haben. Schon im Alterthum u. im Mittelalter wurde der F. meistens mit gewaltigen Anstrengungen u. Mitteln geführt. Die Belagerer bedienten sich gewaltiger Wurfmaschinen, um das Mauerwerk schon aus der Ferne zu schädigen u. den Muth der Besatzung zu erschüttern; mit Hülfe künstlicher Deckungsmittel näherten sie sich dann der Festung u. suchten mittels der Widder u. Sturmböcke (s. d.) eine Lücke in die Mauer zu brechen od. mittels der Wandelthürme auf die Mauer selbst zu gelangen. Mit der Einführung des Pulvers nahmen sowol der F. als die Festungen selbst eine völlig veränderte Gestalt an. Die Feuerwaffen legten die Burgen der Ritter wie die Mauern der Städte aus weiter Entfernung in Trümmer. Bei der Anlage von Festungen mußte man den neuen Zerstörungswaffen Rechnung tragen. Im niederländischen Unabhängigkeitskampfe spielte der F. wieder eine wichtige Rolle. Vauban, der Erbauer der meisten franz. Festungen, brachte zugleich ein bestimmtes System in den F., dessen Grundsätze im großen Ganzen noch bis in die neuere Zeit Giltigkeit hatten; erst mit der Einführung der gezogenen Geschütze haben dieselben einige Veränderungen erfahren. In den Kriegen Napoleon's I. hatten die Festungen nur eine untergeordnete Wichtigkeit; die Vertheidigung u. Einnahme von Mantua (1796) u. die Vertheidigung von Kolberg unter Gneisenau (1807) bilden die wichtigsten Momente des F.'s zu jener Zeit. Dagegen trat der F. in neuester Zeit bei Sebastopol 1854/55, Düppel 1864 u. insbes. während des Deutsch-franz. Krieges 1870/71 (Straßburg, Metz, Paris) sehr bedeutsam in den Vordergrund.

Die gegenwärtig angewandten Angriffsarten im F. sind der **Ueberfall**, der **gewaltsame Angriff**, das **Bombardement**, die **Blockade** u. der **förmliche Angriff**. Ueber die Wahl der Angriffsart entscheiden die besonderen Verhältnisse in jedem einzelnen Falle; häufig werden mehrere Angriffsarten, z. B. Bombardement u. Blockade, mit einander verbunden.

Der **Ueberfall** kann nur gegen kleine, schlecht bewachte Festungen od. einzelne äußere Festungswerke mit Aussicht auf Erfolg unternommen werden, insbes. wenn es gelungen ist, Einverständnisse mit den Bewohnern anzuknüpfen. Die Ausführung fällt hauptsächlich der Infanterie zu, welche in mehreren Kolonnen an verschiedenen Punkten zugleich überraschend in die Thore einzudringen u. den Wall zu ersteigen sucht.

Auch der **gewaltsame Angriff** hat einen mangelhaften Zustand der Festung zur Voraussetzung. Muß auf die Ueberraschung verzichtet werden, so wird er zweckmäßig durch ein kurzes u. energisches Bombardement eingeleitet, um unter dem ersten Eindrucke desselben sich eines Thors zu bemächtigen u. dann schnell weiter in der Festung auszubreiten. Der gewaltsame Angriff fordert gewöhnlich viele Opfer u. ist nur selten mit Erfolg verbunden (Toul 1870).

Ueber **Blockade** u. **Bombardement** s. diese Art. u. „Cernirung".

In den meisten Fällen, wo die Uebergabe einer Festung erzwungen werden muß, wird man sich zum **förmlichen Angriff** entschließen müssen, welcher zwar zeitraubend ist u. das meiste Material erfordert, aber auch bei verhältnißmäßig geringen Opfern am sichersten zum Ziele führt. Das Charakteristische des förmlichen Angriffs besteht darin, daß der Belagerer sich der angegriffenen Front gegenüber auf gewisse Entfernungen von derselben künstlich deckende Positionen (Parallelen) schafft, in welchen od. im Zusammenhange mit welchen er seine Batterien (s. d.) zur Bekämpfung der Festungsgeschütze anlegt, daß er mittels deckender Erdarbeiten (Trancheen od. Laufgräben) sich allmählig der Festung nähert u. aus einer Position in die andere (1., 2. u. 3. Parallele) bis zur Glacicrete vorrückt, u. daß er endlich durch sein Geschütz das Mauerwerk der Festung an einer od. mehreren Stellen so weit zerstört od. in Bresche legt (s. d.), daß er darüber hin zum Sturme schreiten kann.

Der eigentlichen Belagerung geht die Einschließung od. Cernirung u. die Berennung der Festung vorher, indem ein aus allen drei Waffengattungen zusammengesetztes Corps, das sog. Berennungscorps, den Belagerungstruppen vorausgeht, sich aller Verbindungswege der Festung nach außen bemächtigt, die etwa noch außerhalb der Festung vorgeschobenen Truppen zurückwirft u. sich in möglichster Nähe derselben, aber auch außerhalb des Geschützbereichs festsetzt. Unter dem Schutze des Berennungscorps erfolgt der Anmarsch des Belagerungscorps, welches in der Regel ungefähr die dreifache Stärke der Festungsbesatzung hat. In der Entfernung von etwa einer halben Meile von der angegriffenen Front, möglichst vor deren Mitte u. an dem Kreuzungspunkt verschiedener Kommunikationen, wird der Belagerungspark angelegt, welcher sämmtliche Belagerungsgeschütze nebst Zubehör, Munition, Pulvermagazine 2c. enthält.

Die Belagerung beginnt mit der **Eröffnung der ersten Parallele**, d. h. eines Laufgrabens mit einer gegen die Festung aufgeworfenen Brustwehr, welcher die angegriffene Front in einer Entfernung außerhalb der Schußweite der gezogenen Handfeuerwaffe, also etwa 800—1000 Schritt vom Kamme des Glacis, umfaßt. Es ist sehr wichtig, daß der Bau der ersten Parallele überraschend u. vom Feinde unbemerkt erfolge, weil dieser sonst mit allen Mitteln, durch Feuer von den Wällen u. durch Ausfälle mit Infanterie aus den Festungswerken, die Ausführung zu stören sucht. Der Vertheidiger sucht sich daher auch durch nächtliche Beleuchtung des Vorterrains mit Leuchtkugeln od. elektrischem Lichte rechtzeitig darüber Kenntniß zu verschaffen. Zur Ausführung rücken die dazu bestimmten Mannschaften in bequemem Anzuge, Feldmütze u. ohne Gepäck, Spaten u. Hacke in der Hand, das Gewehr am Riemen über der Schulter, in mehreren Kolonnen, von Pionieren geführt, bis an eine Linie vor, die durch einen kleinen, vorher von Pionieren tracirten Graben od. eine ausgespannte weiße Leine bezeichnet ist. Dort angekommen, marschiren sie Mann neben Mann mit angemessener Entfernung von einander auf, legen die Gewehre hinter, das Arbeitszeug neben sich u. erwarten so, liegend od. knieend,

unter tiefstem Schweigen das Zeichen zum Beginn der Arbeit. Kleine Wachtkommandos sind unterdessen vorausgegangen u. haben ihre Vorposten bis nahe an die äußersten Festungswerke vorgeschoben. Stärkere Abtheilungen stehen rückwärts von den Arbeitern unter dem Gewehr bereit, jedem Ausfall aus der Festung sofort mit Bajonnet u. Salve entgegen zu treten. Auf ein bestimmtes Zeichen beginnt die Arbeit. Jeder sucht sich so schnell wie möglich in die Erde einzugraben u. wirft die ausgehobene Erde als Brustwehr vor sich auf. Die Parallele erhält eine Tiefe von 1, eine Sohlbreite von 1,60, eine Brustwehrhöhe von 1,30 m. Ergänzungen u. Verbesserungen werden am folgenden Tage ausgeführt; auch werden dann an einzelnen Stellen Ausfallsstufen angebracht, um der Laufgrabenwache das Vorbrechen bei der Abwehr feindlicher Ausfälle zu erleichtern.

Die Erdarbeit, in welcher nach der eben beschriebenen Art die erste Parallele ausgehoben wird, heißt die gemeine Sappe. Wo die Arbeiter zur schnelleren Erreichung einer Deckung einen Sappenkorb mitnehmen, den sie vor sich hinstellen u. mit Erde füllen, heißt sie die flüchtige Sappe. Bei dem Arbeiten im wirksamsten Gewehrfeuer wendet man die völlige Sappe an, bei welcher jeder Korb einzeln, einer nach dem anderen, gesetzt wird, wobei sich die Arbeiter an der Spitze gegen die Festung durch einen schweren Roll- od. Wälzkorb decken, der jedesmal, sobald ein neuer Sappenkorb gesetzt wird, mit Haken u. Stangen um etwa 1 m. breit vorgeschoben wird.

Gleichzeitig mit dem Bau der ersten Parallele wird auch mit dem Bau der Batterien begonnen. Dieselben werden gewöhnlich einige hundert Schritt hinter derselben angelegt u. in einer der nächstfolgenden Nächte armirt. Die Eröffnung des Feuers erfolgt am Tage, möglichst gleichzeitig aus allen Batterien, um keine Ueberlegenheit der Festungsartillerie aufkommen zu lassen. Die Batterien heißen Enfilirbatterien, wenn sie ganze Festungsfronten od. mehrere hinter einander liegende Werke der Länge nach bestreichen, Demontirbatterien, wenn sie gegen die feindlichen Geschütze u. Scharten, Contrebatterien, wenn sie gegen die Festungsgeschütze, welche den Graben bestreichen (in den Bastionsflanken, Caponnièren), gerichtet sind, Breschbatterien, wenn sie in den Bekleidungsmauern Lücken hervorbringen sollen, Wurf- od. Mörserbatterien, wenn sie gegen das Innere der Werke od. gegen die Hohlbauten in der Festung wirken sollen. Bei früheren Belagerungen wurden die Breschbatterien erst auf dem Glacis nahe vor dem äußeren Grabenrande angelegt, weil das Mauerwerk durch vorliegende Erdwerke gedeckt u. aus größerer Entfernung nicht sichtbar ist. Bei Straßburg 1870 legten die Belagerer schon hinter der ersten Parallele Breschbatterien an, welche mittels des „indirekten Schusses", indem sie im Bogen über die deckenden Erdwerke hinweg feuerten, eine Bresche im Mauerwerke erzeugten.

Der Vertheidiger hat in dieser ersten Periode der Belagerung zunächst die Aufgabe, den Bau der ersten Parallele u. der Batterien durch größere Ausfälle von Infanterieabtheilungen mit Geschützen zu hindern u. den Angreifer möglichst fern zu halten. Den Artilleriekampf nimmt er mit seinen Geschützen in den Außenwerken u. auf dem Hauptwall mit ganzer Kraft auf u. sucht nam. den Bresch- u. Contrebatterien entgegen zu treten. Später richtet er das Feuer seiner gezogenen Geschütze auch gegen die fortschreitenden Erdarbeiten des Belagerers.

Aus der ersten Parallele geht der Angreifer mit seinen Approchen (d. h. Laufgräben in Zickzackform, um nicht der Längenbestreichung aus der Festung ausgesetzt zu sein) weiter vor u. legt auf etwa 400 Schritt von der Festung die zweite Parallele an. Dieselbe wird mit der flüchtigen Sappe u. in stärkerem Profil als die erste gebaut u. nimmt in der Regel nur Wurfbatterien auf. Das Feuer der Batterien aus der ersten Parallele wird lebhaft fortgesetzt, auch ein Theil derselben weiter nach vorne verlegt.

In gleicher Weise erfolgt das Vorgehen zur dritten Parallele, wenn nicht das Infanteriefeuer des Gegners schon hier zur Anwendung der völligen Sappe zwingt. Zwischen der zweiten u. dritten Parallele werden neue Mörserbatterien erbaut u. diese zuweilen durch eine sog. halbe Parallele verbunden.

Die dritte Parallele wird am Fuße des Glacis in der völligen Sappe in stärkeren Verhältnissen als die früheren erbaut. Sie nimmt nur Mörserbatterien auf u. bildet die Position, von der aus die Infanterie zur Eroberung des gedeckten Weges vorgeht.

Der Vertheidiger sucht in dieser Periode durch häufige kleinere Ausfälle den Fortgang der Erdarbeiten aufzuhalten; einen kurzen Erfolg benutzt er, um Sappenkörbe niederzureißen, das Arbeitszeug zu zerstören, in die Batterien einzudringen u. einzelne Geschütze zu vernageln; gegen die anrückenden Verstärkungen des Gegners treten dann die ausgefallenen Abtheilungen unter dem Schutze des Artilleriefeuers der Festung ihren Rückzug nach den Waffenplätzen des gedeckten Weges an. Ein energischer Kommandant geht wol auch mit Schützengräben, Contreapprochen u. kleinen Feldschanzen aus der Festung heraus, den Erdarbeiten des Belagerers entgegen u. macht ihm die Herrschaft des Vorterrains streitig. Ehe der Angreifer aus der dritten Parallele weiter vorgeht, hat er das Minensystem der Festung zu untersuchen, u. es entspinnt sich dann häufig der langwierige u. gefahrvolle Minenkrieg (vgl. das.).

Die Eroberung des gedeckten Weges bildet entweder den Ausgang des Minenkrieges, od. sie erfolgt durch weiteres Vorgehen mit der Sappe — auch unter Anwendung der doppelten Sappe, d. h. mit Brustwehr nach beiden Seiten od. der Würfel-, Traversen-, Schlangensappe &c. — od. endlich mittels des gewaltsamen Angriffs. Letzterer Weg als der kürzeste ist der gewöhnliche, doch müssen vorher die Reduits im gedeckten Wege durch Wurffeuer so zugerichtet sein, daß die Besatzung keinen Rückhalt mehr in denselben findet. Oft schließt sich der gewaltsame Angriff unmittelbar an einen zurückgeschlagenen Ausfall des Vertheidigers an, indem die Reserven aus den Trancheen bei der Verfolgung der Ausfallstruppen gleichzeitig mit diesen in die Waffenplätze des gedeckten Weges einzudringen suchen. Den Sturmkolonnen folgen Arbeiter mit Sappenkörben, welche sich sogleich nach der Einnahme des gedeckten Weges entlang dem Kamme des Glacis ausbreiten, um die Krönung od. das Couronnement (vgl. das. Bd. III. S. 561) auszuführen, d. h. eine dem Kamme des Glacis entlang laufende Deckung von Schanzkörben u. Erde herzustellen, welche die letzten Batterien des Angreifers, nämlich direkte Bresch- u. Contrebatterien, aufzunehmen hat. In manchen Fällen wird sich die Anlage von Breschbatterien in der Glaciskrönung als überflüssig heraus stellen, wenn die indirekten Breschbatterien aus der ersten Parallele schon so weit vorgewirkt haben, daß eine gangbare Bresche entstanden ist, wie dies z. B. bei Straßburg 1870 der Fall war. Während die Breschbatterien in Thätigkeit sind, wird aus dem Couronnement der Grabenniedergang od. die Descente (s. das. Bd. III. S. 839) auf die Grabensohle hinabgeführt u. von dieser mittels der doppelten Sappe ein gedeckter Grabenübergang bis an den Fuß der Bresche gebaut. Bei nassen Gräben wird es nöthig, einen Faschinendamm zu bauen (wie bei Straßburg, Lunette 33) od. eine Brücke über den Graben zu werfen (Tonnenbrücke bei Lunette 52).

Wenn der Vertheidiger die Ausführung dieser Arbeiten nicht zu hindern vermochte, so wird es von der Energie des Kommandanten, dem Muthe der Besatzung u. dem Zustande der Festung abhängen, ob er, nachdem eine gangbare Bresche geschossen ist, Kapitulationsverhandlungen anknüpfen od. es auf den Sturm ankommen lassen will. In letzterem Falle wird er die Bresche durch Hindernißmittel ungangbar zu machen suchen, er wird einige glatte Geschütze bereit stellen, um die Sturmkolonnen des Angreifers mit Kartätschen zu empfangen u. sie mit Gewehrsalven u. Bajonnetkampf wieder in den Graben zurückzuwerfen. Der Angreifer aber sucht sich auf der Bresche möglichst schnell eine feste Position zu schaffen, zu welchem Zwecke Arbeiter mit Schanzkörben u. s. w. den Sturmkolonnen auf dem Fuße folgen. — Das Vorhandensein von retirirten Positionen u. Abschnitten, insbes. das einer Citadelle, macht es dem Belagerten möglich, auch nach Erstürmung der Bresche die Vertheidigung noch fortzusetzen od. wenigstens eine ehrenvolle Kapitulation zu erlangen. — Ueber die große Bedeutung der detachirten Forts im F. vergleiche man das. Bd. III. S. 850. — Noch schwieriger wird die Belagerung, wenn die Festung mit einer Feldarmee od. einem verschanzten Lager in Verbindung steht (Sebastopol 1855) od. wenn die Terrainverhältnisse eine vollständige Einschließung unmöglich machen. Der Angriff auf die befestigte, volkreiche Hauptstadt Frankreichs mit einer gemauerten Enceinte von 94 Bastionen, mit einem Gürtel von 15 detachirten Forts, die im Umkreise von 8 Meilen die Stadt umgeben, u. mit Vertheidigungsmitteln aller Art versehen, gehört zu den großartigsten Aufgaben, welche im F. vorgekommen sind. Die Einnahme erfolgte nach einer viermonatlichen, fast ununterbrochenen Blockade, verbunden mit einem Bombardement gegen mehrere Forts, vorzüglich der Südfront.

Festungsstrafe wird durch kriegsgerichtlichen Spruch gegen gemeine Soldaten u. gegen Unteroffiziere, die gleichzeitig zu Gemeinen degradirt werden, erkannt u. zwar entweder auf Lebenslänge od. auf eine Zeit zwischen 3 Monaten u. 15 Jahren. Sie wird durch Einstellung in eine Strafabtheilung vollstreckt, indem die Sträflinge unter militärischer Bewachung mit Festungs- u. sonstigen militärischen Arbeiten beschäftigt u. außer der Arbeitszeit eingeschlossen gehalten werden. Verschieden von der F. ist der Festungsarrest, welcher nur gegen Offiziere, gegen Portepeeunteroffiziere u. Fähnriche, wenn nicht die Degradation verwirkt ist, sowie gegen Offizieraspiranten u. einjährig Freiwillige, wenn nicht die Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes eintritt, erkannt wird; derselbe wird entweder lebenslänglich od. auf eine Zeit zwischen 6 Wochen u. 15 Jahren erkannt.

Festus, Sextus Pompejus, röm. Grammatiker, dessen Lebenszeit nicht fest steht, bekannt als Verfasser eines Auszugs aus den Schriften des bedeutenden Grammatikers Verrius Flaccus, der unter Augustus lebte. Diesen für die Sprach- u. Alterthumskunde sehr

wertvollen Abriß, der den Titel „De verborum significatione" trug u. alphabetisch geordnet war, kannte man im Mittelalter nur unter der wesentlich verkürzten Bearbeitung eines Priesters Paulus (aus dem 8. Jahrh.). Erst später kam ein Theil des Originals in einer freilich sehr schlecht erhaltenen Handschrift wieder zum Vorschein, die sich gegenwärtig in Neapel befindet u. die K. O. Müller seiner Ausgabe dieses Werkes (Gött. 1839) zu Grunde gelegt hat.

Feti, Domenico, ital. Maler, geb. 1589 zu Rom, kam sehr jung nach Mantua, wo er die Werke des Malers Giulio Romano studirte, dann nach Venedig, wo er sich im Kolorit noch bedeutend ausbildete. Dort starb er schon 1624. Seine äußerst zahlreichen Werke, großentheils Oelgemälde, sind kleine Darstellungen von biblischen Parabeln, od. von biblischen, mythischen u. legendarischen Begebenheiten, meistens in genreartiger Auffassung u. warmem Kolorit.

Fétis (spr. Fehtih), François Joseph, bedeutender Musikgelehrter u. Komponist, geb. 25. März 1784 zu Mons in Belgien, erhielt den ersten musikalischen Unterricht von seinem Vater Antoine F., der in genannter Stadt Organist, Musiklehrer u. Dirigent eines Konzertvereins war. Im J. 1800 endlich wurde er zu fernerer Ausbildung nach Paris geschickt, trat hier ins Konservatorium u. studirte die Harmonielehre unter Rey u. das Klavierspiel unter Boieldieu u. Pradher. Im J. 1803 begab er sich auf Reisen u. brachte von denselben eine gründliche Einsicht in die kirchliche u. weltliche Musik der Deutschen u. Italiener zurück. In den folgenden Jahren lebte er, durch mißliche Vermögensverhältnisse gezwungen, in stiller Zurückgezogenheit u. widmete sich philosophischen Studien u. tonwissenschaftlichen Untersuchungen, bis er 1813 als Organist u. Musiklehrer nach Douai ging. Hier verweilte er bis zum J. 1818 u. begab sich dann wieder nach Paris, wo er zunächst, außer Instrumentalsachen, einige ernste u. komische Opern lieferte, welche aber keinen Erfolg hatten. Im J. 1821 wurde er als Kompositionslehrer am Konservatorium angestellt. Sein Verweilen in der franz. Hauptstadt dauerte bis Ende des J. 1832. Während dieser Zeit entfaltete er eine unermüdliche Thätigkeit, von welcher u. A. Zeugniß ablegten: die Gründung der „Revue et Gazette musicale", die Einrichtung der sog. historischen Konzerte (in denen Stücke aus den verschiedenen Epochen der musikalischen Kunst in chronologischer Folge vorgeführt wurden), Vorlesungen über Geschichte u. Philosophie der Musik &c. Im J. 1833 wurde er als königlicher Kapellmeister u. Direktor des Konservatoriums nach Brüssel berufen, wirkte auch in dieser Stellung vielseitig u. rastlos u. starb zu Brüssel 26. März 1871. F. hat die Musiklehre durch eine große Menge theoretisch-didaktischer, historischer u. kritischer Schriften gefördert. Sein Hauptwerk, die „Biographie universelle des musiciens et Bibliographie générale de la musique" (Brüss. u. Par. 1830—1840, in einer zweiten Auflage 1860 fg.), ist eine vom staunenswerthesten Fleiße u. von der umfassendsten Belesenheit zeugende Arbeit. — Als Komponist ist F. gründlich u. solid, aber nicht frei von Steifheit u. Trockenheit. Von seinen tonsetzerischen Arbeiten kennt man viele größere u. kleinere Kirchensachen, Stücke für Harmoniemusik, Klavier-, Orgel- u. Kammermusiksachen &c. u. endlich eine Anzahl von Opern („L'amant et le mari", „Marie Stuart en Ecosse", „Phidias" &c.). — Seine Söhne Edouard Louis François u. Adolphe Louis Eugène haben sich ebenfalls musikalisch bethätigt. Edouard **F.**, geb. 16. Mai 1812 zu Bouvignes an der Maas, machte in Paris wissenschaftliche Studien u. ging 1835 nach Brüssel, wo er Redakteur des Feuilletons im „Indépendant" (der nachmaligen „Indépendance belge") u. nachher Konservator der königl. Bibliothek u. Mitglied der Akademie wurde. Als musikalischer Schriftsteller hat er sich durch das Buch „Les musiciens belges" (Brüss. 1848) bekannt gemacht. — Adolphe **F.** wurde 20. Aug. 1820 zu Paris geb., machte zuerst musikalische Studien auf dem Konservatorium zu Brüssel u. ging dann zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris. Dort starb er 1873. Er schrieb hauptsächlich Romanzen u. Klaviersachen.

Fetisch, Fetischismus. Das Wort Fetisch wurde 1760 durch eine Schrift de Brosse's eingeführt, zunächst in der französischen Form fétiche, ist aber verdorben aus dem portugiesischen fetisso, d. i. Zaubergegenstand, mit welchem Worte die Portugiesen die Götzen der afrikanischen Völker benannten. Fetischismus ist darnach die religiöse Verehrung irgend eines willkürlich gewählten leblosen Gegenstandes. Mit Recht gilt derselbe als die niedrigste Stufe religiösen Lebens, vorausgesetzt, daß das leblose Ding selbst als Gott betrachtet wird u. nicht (wie dies in dem Bilderdienst der Griechen, Römer, Orientalen u. s. w. der Fall war) nur als sinnliche Darstellung der anderswo lebenden, unsterblichen Gottheit gilt. Demgemäß finden wir den Fetischismus auch nur bei den Wilden auf der niedersten Stufe, vor allen bei den Negervölkern. Die Arten der Fetische u. ihrer Verehrung sind außerordentlich mannichfaltig. Neben zufällig aufgegriffenen Gegenständen, als Steinen, Thierhörnern, Hölzern, finden sich auch bestimmte Thiere zum Fetisch erhoben, wie der Tiger, der Bär, die Schlange. Schon höher steht der künstlich gefertigte, oft phantastisch zusammengesetzte Fetisch. Hinsichtlich der Verehrung unterscheidet sich die einmalige Anrufung eines Fetisch zur Abwendung von Gefahr u. Unglück von der dauernden Anbetung. In letzterem Falle steht der Fetisch oft nicht blos als Privatgötze, sondern als die Gottheit eines ganzen Stammes da, dessen Verehrung man durch eine Art von Priestern, die Fetischmänner, besorgen läßt u. den man, bes. durch Menschenopfer od. tägliche Opfergaben, zu gewinnen od. zu versöhnen sucht. Aber auch für diese höhere Stufe des Fetischismus ist es charakteristisch, daß der Fetisch, wie er willkürlich gewählt wurde, im Falle seiner Unwirksamkeit leicht wieder verworfen wird.

Nr. 2746. Nr. 2747.
Fetische der Dahomehneger in Westafrika.

Fettammer, s. „Ortolan".

Fettbildung, s. „Ernährung".

Fette. Hierunter versteht man im Pflanzenreich u. Thierkörper vorkommende kohlenstoff- u. wasserstoffreiche Verbindungen, die in Wasser vollkommen unlöslich, wenig löslich in Alkohol, leicht löslich in Aether, Schwefelkohlenstoff, Benzol, spez. leichter als Wasser u. verseifbar sind. Ihre physiologische Rolle im Thierkörper ist leichter zu erklären als die, welche sie im Pflanzenorganismus spielen; es sind Vorrathsnahrungsmittel, welche die Natur bei reichlicher Ernährung aufspeichert, um zur Zeit des Mangels dem verzehrenden Einfluß des Luftsauerstoffs Material darzubieten. Da übrigens die Fettstoffe bei den Pflanzen sich in den Früchten u. Samen vorzugsweise konzentriren, so scheinen sie zu einer ähnlichen Rolle bestimmt, nämlich dem sich entwickelnden Keime Nahrung zu liefern, so lange die eigentlichen Ernährungsorgane, Wurzeln u. Blüten, fehlen. Vom chemischen Standpunkte sind die echten Fette dadurch charakterisirt, daß sie als gemeinsamer Bestandtheil bei ihrer Verseifung Glycerin (s. d.) od. Oelsüß liefern. Dieses ist nun in den Fetten mit verschiedenen fetten Säuren (s. „Fettsäuren") verbunden, welche ihrerseits wieder zwei sog. homologe Reihen bilden, in welchen jedes folgende Glied die Atomengruppe $C^{2} H^{2}$ mehr enthält als das vorhergehende. Die eine Reihe der eigentlichen Fettsäuren, welche nach der allgemeinen Formel $C^{2n} H^{2n} O^{4}$ zusammen gesetzt sind, beginnt mit der Ameisensäure $C^{2} H^{2} O^{4}$ u. enthält u. A. die Buttersäure $C^{8} H^{8} O^{4}$ (s. d.), die Palmitinsäure $C^{32} H^{32} O^{4}$ (im Palmöl), die Stearinsäure $C^{36} H^{36} O^{4}$ (im Talg) u. schließt mit der Cerotinsäure $C^{54} H^{54} O^{4}$ im Wachs vorläufig ab. Die andere Reihe, die der eigentlichen Oelsäuren, $C^{2n} H^{2n-2} O^{4}$, enthält als hervorragendes Glied die Oelsäure $C^{36} H^{34} O^{4}$. Die gewöhnlich vorkommenden Fette lassen sich in einen festeren Bestandtheil, Palmitin, Stearin, Margarin, u. in einen beim Erkalten flüssig bleibenden, gewöhnlich Elain, trennen. Solche Gemische bilden das Baumöl, Rüb- u. Rapsöl, der Thran der Seethiere, Menschenfett, Gänse- u. Schweineschmalz, Palmöl, Palmkernöl, Kokosnußöl, Rinds- u. Hammeltalg u. s. w. Abweichend davon sind die sog. trockneren Oele, Lein- u. Hanföl, Mohnöl u. s. w., welche statt der Elainsäure die sog. Oleïnsäure enthalten u. in der Luft mit der Zeit zu einer zähen, elastischen Haut austrocknen. Dieselben werden theils nach bloßem Ablagern, theils nach dem Kochen zu Firniß, was häufig unter Zugabe von Bleioxyd erfolgt, zu Anstrichen verwendet. Sie lösen auch geschmolzenen Kopal od. Bernstein auf u. liefern so ungemein widerstandsfähige Lacke. Die festen Fette, wie Talg, werden meist durch Ausschmelzen über freiem Feuer od. mittels Hochdruckdampf, manchmal unter Zusatz von etwas Schwefelsäure od. Alkali gewonnen. Im ersteren Falle entstehen leicht sehr stinkende Gasarten, die man am besten dadurch besei-

tigt, daß man sie in die Feuerung leitet. Auch bei dem Speck der Walfische, dem Fruchtfleische der Palmölfrüchte bedient man sich des Ausschmelzens, in letzterem Falle über heißem Wasser. Bei den meisten Oelsamen bedient man sich nach genügender Zerkleinerung u. starkem Erwärmen des Ausquetschens unter starken, jetzt meist hydraulischen Pressen, doch wird auch die Methode der Extraktion mit Schwefelkohlenstoff (s. d.) hier u. da in Anwendung gebracht.

Fettgänse, s. „Pinguine".

Fettsäuren. Den schon im J. 1811 begonnenen Studien des berühmten französischen Chemikers Chevreul (s. d.) verdanken wir neben der Erkenntniß der eigentlichen Zusammensetzung der Fette auch die jetzt zu sehr hoher praktischer Wichtigkeit gelangte Fabrikation der Fettsäuren, vor Allem der sog. Stearinsäure. Chevreul versuchte, nachdem er erkannt, daß die meisten natürlichen Fette aus schwerer u. leichter schmelzbaren Bestandtheilen gemischt seien, erstere in reinerer Form abzuscheiden, um so ein verbessertes Kerzenmaterial zum Ersatz des Talges zu erhalten, u. fand bei seinen Arbeiten endlich, daß diese Trennung am leichtesten u. vollkommensten vor sich gehe, wenn er die Neutralfette erst verseifte u. die aus der Seife abgeschiedenen Fettsäuren dann durch Krystallisation u. Auspressen in den festen u. den flüssigen Bestandtheil zerlegt wurden. Durch die Verseifung wird nämlich einerseits die Krystallisation erleichtert sowie der Schmelzpunkt des festen Antheils wesentlich erhöht, andererseits aber der konstante Bestandtheil der Fette, das Glycerin, entfernt, der durch das bei seiner trockenen Destillation entstehende Acroleïn den üblen Geruch der Talgkerzen verschuldet. Für die Kerzenfabrikation sind nam. die festen Fettsäuren von Wichtigkeit. Chevreul u. Gay-Lussac haben im Wesentlichen die Wege vorgezeichnet, welche später die Fabrikation zur Herstellung derselben einschlug u. die zum Theil noch heute im Gebrauche sind. Man hat dabei einmal die Verseifung mit Kalk u. zwar mit viel (11 %) u. mit wenig Kalk (3—4 %) zu unterscheiden. In ersterem Falle erhält man schon bei gewöhnlichem Druck eine neutrale Kalkseife, die indessen zu ihrer nachherigen Zerlegung ca. 16—20 % Schwefelsäure in Anspruch nimmt. Im zweiten Falle gewinnt man eine saure Kalkseife, freilich erst unter einem Druck von ca. 8 Atmosphären, u. die Verseifung muß daher in großen, dickwandigen kupfernen Dampfkesseln, die mit Rührwerk versehen sind od. langsam rotiren, vorgenommen werden. Man spart dafür aber sehr beträchtlich an Chemikalien, bes. an Schwefelsäure, u. außerdem ist es dabei möglich, das Glycerin, welches jetzt so vielfach in der Technik verwendet wird, in ziemlich konzentrirtem Zustande zu erhalten. Unter sehr hohem Druck will Telyhmann selbst mit reinem Wasser die Zerlegung der Fette in Fettsäuren u. Glycerin erzielt haben, ohne daß indessen bis jetzt sein Verfahren für die Praxis besondere Bedeutung gewonnen hätte. Weichere Fette, besonders allerlei Fettabfälle, werden andererseits mit Schwefelsäure direkt verseift. Es bildet das Fett, mit konzentrirter Schwefelsäure erhitzt, eigenthümliche Verbindungen von Fettsäure u. Glycerin mit Schwefelsäure, die sich durch Kochen mit Wasser zerlegen in ausgeschiedene Fettsäure u. glycerinhaltige Schwefelsäure. Die erhaltenen Fettsäuren sind zwar meist dunkel gefärbt, fast schwarz, aber relativ sehr hart u. krystallinisch. Durch Destillation im Sand- od. Bleibade, am besten mit Zuhülfenahme stark überhitzten Dampfes, gehen sie indessen fast farblos über. Die Fettsäuren sind nämlich in höherer Temperatur flüchtig. Erfolgt die Kondensation dabei successiv, z. B. in mit einander verbundenen Uförmigen Röhren, so schlägt sich in der ersten derselben eine Fettsäure nieder, welche unmittelbar zum Lichtguß (zu sog. Kompositionskerzen) verwendet werden kann, während nur die späteren Antheile der Pressung bedürfen, um in feste u. flüssige Fettsäuren zerlegt zu werden. Diese Schwefelsäuremethode liefert zwar im Ganzen eine etwas geringere Ausbeute als das Kalkverseifungsverfahren, auch geht alles Glycerin verloren; dafür aber giebt sie einen nicht unbedeutenden Mehrertrag an festen Fettsäuren, die höher als die flüssigen bezahlt werden. Man hat auch bei der Verseifung mit Schwefelsäure an Chemikalien sparen gelernt u. wendet, statt wie früher 60 %, jetzt nur noch 6—10 % Schwefelsäure an, u. es erscheint nach dieser Verbesserung das Verfahren besonders für weiche u. unreine Fettsorten recht geeignet, während man den reinen Talg besser nach dem Hochdruck-Kalkverfahren bearbeitet, wobei das vorzügliche Produkt eine hohe Ausbeute, eine besser zur Verseifung geeignete Oelsäure u. als Nebengewinn Glycerin liefert. Das erhaltene Gemisch fester u. flüssiger Fettsäuren wird in flache Kuchen gegossen, diese mit Wolltüchern od. Kokosmatten umhüllt u. in sehr kräftigen hydraulischen Pressen erst kalt, dann zwischen mit Dampf geheizten hohlen Platten warm gepreßt. Was hierbei abläuft, krystallisirt beim Erkalten aufs Neue u. muß gleich frischer Fettsäure nochmals kalt gepreßt werden. Nach dem Umschmelzen mit etwas verdünnter Schwefelsäure od. Oxalsäure (um etwa anhängenden Kalk od. Eisenoxyd zu lösen) kann die reine Stearinsäure zum Gießen von Lichtern benutzt werden. Die Oelsäure, welche sich sehr leicht verseift, wird mit Aetznatron auf feste, mit Aetzkali auf Schmierseife versotten.

Fettschabe, s. „Fettzünsler".

Fettsucht (adipositas, pimelosis) nennt man die übermäßige u. deshalb krankhafte Bildung von Fett auf Kosten anderer Körperbestandtheile. Die Korpulenz, das Dickwerden infolge vermehrter Fettbildung, ist an sich nicht pathologisch, da es nicht nothwendig ist, daß dabei andere Bestandtheile schwinden. Erst wenn dies der Fall ist, tritt F. ein. Die F. ist allgemein od. partiell. Im ersteren Falle ist sie eine der unangenehmsten Affektionen, die große Schwerfälligkeit zur Folge hat. Die partielle F. ist je nach der Dignität der befallenen Organe von verschiedener Wichtigkeit. Verfettung der Leber kann sehr gut u. zuweilen leicht ertragen werden. Verfettung des Herzens vermindert die Energie des Organs u. macht es unfähig, die früheren Mengen Blutes durch den Körper zu treiben. Verfettung der Gefäße macht dieselben zu Blutungen (Apoplexien) geneigt. Verfettung der Muskeln macht zur Arbeit untauglich ꝛc. Die Ursachen der F. sind verschieden: Mangel an Bewegung u. Muskelthätigkeit, Genuß von Fetten od. Fettbildnern (Zucker, Stärke u. s. w.), reichlicher Genuß alkoholhaltiger Getränke, das Genießen kleiner Dosen von Arsenik u. s. w. können F. bewirken, obwol die Neigung zum Fettwerden häufig angeboren ist u. sich in einem gewissen Alter entwickelt. Es giebt Gifte, die ein rapides, in wenigen Stunden zu Stande kommendes Verfetten bewirken (Phosphor). Die Behandlung der F. ist meist eine diätetische (s. Bantingkur), Bewegung, schmale Kost, Entziehung von Fett ꝛc.

Fettvogel, s. „Guachero".

Fettzünsler, Fettschabe (Pyralis pinguinalis), ein kleiner, fettglänzender Schmetterling (Familie der Zünsler od. Lichtmotten) mit dunkelbraunen Wellenlinien auf den bräunlich-grauen Vorderflügeln; seine 16füßige braune Raupe lebt in Speise- u. Vorrathskammern von Talg, Fett, Butter ꝛc.; verschluckt kann sie Kolik erzeugen, aber nicht im Magen fortleben, sondern wird ausgebrochen.

Feuchtersleben, Freiherr Eduard von, medizin. u. philosoph. Schriftsteller, geb. zu Wien 29. April 1806, habilitirte sich nach Vollendung seiner Studien an der medizin. Fakultät seiner Vaterstadt, wurde 1847 Vizedirektor der medizin.-chirurgischen Studien u. im folg. Jahre Unterstaatssekretär im Unterrichtsministerium, starb aber bereits 3. Sept. 1849. Von seinen fachwissenschaftlichen Arbeiten wird nam. sein „Lehrbuch der ärztlichen Seelenkunde" (Wien 1845) geschätzt. Ein reiches u. vielseitiges Wissen, gepaart mit einer geläuterten Lebensanschauung u. einem anmuthigen Darstellungstalent, bekundete er in seiner lange Zeit sehr beliebten u. häufig aufgelegten Schrift „Zur Diätetik der Seele" (Wien 1838). Seine „Gedichte" (Stuttg. 1836) bewegen sich mehr auf didaktischem als auf rein lyrischem Gebiete; doch befinden sich darunter einige volksthümlich gewordene Lieder (z. B. „Es ist bestimmt in Gottes Rath"). F.'s gesammelten Werke gab Hebbel heraus (7 Bde., Wien 1851—53).

Feuchtigkeit nennt man in der Meteorologie das Vorhandensein von Wasserdämpfen in der atmosphärischen Luft. Da die letztere in der Wärme weit größere Mengen Wasserdampf aufgelöst enthalten kann als in der Kälte, so unterscheidet man die absolute F., das heißt die wirklich zu einer bestimmten Zeit in einem Raume, etwa 1 Kubikmeter, vorhandene Wasserdampfmenge, u. die relative F., d. i. das prozentische Verhältniß derjenigen Wasserdampfmenge, welche gerade vorhanden ist, zu derjenigen, welche bei der herrschenden Temperatur in demselben Raume aufgelöst vorhanden sein könnte. Die Instrumente zur Bestimmung der F. sind Hygrometer u. Psychrometer (s. d.).

Feuchtigkeitsmesser, s. „Hygrometer".

Feuchtwarze, s. „Feigwarze".

Feudalwesen, Feudum, s. „Lehn" u. „Lehnwesen".

Feuer nennt man die bei gewissen chemischen Vorgängen (Oxydationen, Verbrennungen) auftretenden heftigen gleichzeitigen Licht- u. Wärmeentwicklungen, bes. wenn dabei entweichende Gase unter Lichterscheinung verbrennen. Früher hielt man das Feuer selbst für einen Stoff u. rechnete ihn zu den fälschlich sog. vier Elementen (s. d.).

Feueranbeter heißen in populärer Sprachweise die noch vorhandenen Anhänger der altpersischen Religion des Zoroaster, welche das Feuer als Sinnbild des Lichtgottes Ormuzd verehren. Als im 7. Jahrh. n. Chr. Persien von den Arabern erobert u. von diesen die mohammedanische Religion gewaltsam eingeführt wurde, widerfuhr den Jüngern Zoroaster's die grausamste Unterdrückung, so daß die dieser Lehre treu Gebliebenen in alle Länder Asiens vertrieben u. ähnlich den Juden zerstreut wurden. Sie selbst nennen sich noch immer Parsi (Perser); die Mohammedaner sprechen von ihnen verächtlich als Ghebern (Ungläubigen); in Europa nennt man sie F. Ihre bedeutendste Kolonie blüht zu Bombay in Ostindien u. in dessen Umgebung, wo sie sich unter englischem Schutze

zu hohem Wohlstand u. großer Achtung emporgeschwungen haben. Noch immer bewahren sie den Zendavesta u. verehren das Feuer als Ormuzd's Bild. Eben daher gehören die Erdöl- u. Naphthaquellen von Baku (s. Abb. Nr. 980) am Ostkaukasus u. Kaspi-See im russ. Kaukasien zu den hauptsächlichsten Kultusstätten der F. Aber auch auf mohammedanischem Boden, zu Yezd u. an anderen Orten in der persischen Wüste, haben sich auffallender Weise bis heute Gemeinden von F. erhalten.

Feuerbach, Name einer bedeutenden deutschen Gelehrtenfamilie. — Paul Johann Anselm von **F.**, hochverdienter deutscher Rechtslehrer, geb. zu Jena 14. Nov. 1775, führte sich nach Beendigung seiner jurist. u. philos. Studien durch eine scharfsinnige Untersuchung „Ueber das Verbrechen des Hochverraths" (Erf. 1798) in die wissenschaftliche Welt ein u. trat 1799 als Lehrer des Strafrechts an der Universität seiner Vaterstadt auf, an welcher er 1801 zum ord. Professor ernannt wurde. Nachdem er 1802 einem Rufe an die Universität Kiel, 1804 an die Universität Landshut gefolgt war, wurde er 1805 ins bayerische Justizministerium berufen, in welchem er die Ausarbeitung eines bürgerlichen Gesetzbuches für Bayern auf Grund des „Code Napoléon" (1807) u. eines Strafgesetzbuches für Bayern übernahm (letzteres trat 1813 in Kraft). Im J. 1814 zum Vizepräsidenten des Appellationsgerichts in Bamberg, 1817 zum Präsidenten des Appellationsgerichts in Ansbach ernannt, setzte er neben dieser anstrengenden praktischen Thätigkeit sein wissenschaftliches Wirken unermüdlich bis zu seinem Tode fort, der 29. Mai 1833 zu Frankfurt a. M. erfolgte. Schon in seinen ersten kriminalistischen Schriften „Ueber die Strafe als Sicherungsmittel vor künftigen Beleidigungen des Verbrechers" (Chemnitz 1799) u. „Revision der Grundsätze des positiven peinlichen Rechts" (2 Thle., Gieß. 1800) u. in der von ihm herausgegebenen „Bibliothek für die peinliche Rechtswissenschaft" hatte F. der Kant'schen Theorie von der Strafe eine neue gegenübergestellt, nach welcher als Zweck der Strafe u. als hauptsächliche Richtschnur für das Strafrecht die Abschreckung zu betrachten sei. Diese Theorie, bekannt unter dem Namen der F.'schen Abschreckungstheorie, fand ihre weitere systematische Ausführung in seinem „Lehrbuch des gemeinen, in Deutschland geltenden peinlichen Privatrechts" (Gieß. 1801, 13. Aufl. von Mittermaier, 1840). In seiner „Sammlung merkwürdiger Kriminalrechtsfälle" (2 Bde., Gieß. 1808, 3. Aufl. 1839) setzte er zuerst an Stelle der abstrakten u. trockenen Art, in welcher solche Fälle bisher dargestellt worden waren, eine geistvolle Behandlungsweise, die nam. die psycholog. Momente berücksichtigte u. tiefer auf Eigenart u. Geschichte eines jeden Verbrechens einging. In einer großen Anzahl größerer u. kleinerer Schriften nahm er zu den wichtigsten Reformfragen, welche seine Zeit bewegten, in entschieden fortschrittlichem Sinne Stellung. Seine „Betrachtungen über das Geschworenengericht" (Landsh. 1802), die einen heftigen Federkrieg erregten, waren zwar gegen die Verpflanzung der franz. Jury nach Deutschland, nicht aber gegen die Heranziehung des Laienelements zur Rechtsprechung überhaupt gerichtet, wie später seine „Erklärung über meine angeblich geänderte Ueberzeugung in Ansehung der Geschworenengerichte" (Erl. 1819) darthat. Sehr energisch trat er für Oeffentlichkeit u. Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens in den „Betrachtungen über die Oeffentlichkeit u. Mündlichkeit der Gerechtigkeitspflege" (Gieß. 1821) u. in der Schrift „Ueber die Gerichtsverfassung u. das gerichtliche Verfahren Frankreichs" (ebd. 1825) ein. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch den warmen Eifer, mit dem er sich des unglücklichen Kaspar Hauser (s. d.) annahm in seiner Schrift „K. Hauser, ein Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben" (Ansb. 1832). Sein „Leben u. Wirken" beschrieb mit Benutzung von Briefen u. Aufzeichnungen sein Sohn, der Philosoph Ludwig F. (2 Bde., Lpz. 1852). Dieser war es auch, der von allen Söhnen des großen Kriminalisten den bedeutendsten Ruf erlangte. — **Ludwig** Andreas **F.** war 28. Juli 1804 zu Landshut geboren. Er bezog 1822 die Universität Heidelberg, um unter Daub u. Paulus Theologie zu studiren, u. begab sich 1824 nach Berlin, wo er zu den Füßen Hegel's saß, sich an dessen System mit Begeisterung anschloß u. bald die Theologie gänzlich mit der Philosophie vertauschte. Von Hegel'schen Ideen war denn auch seine erste philosoph. Abhandlung „De ratione una, universali, infinita" durchzogen, mit der er sich 1828 in Erlangen habilitirte. Als unabhängiger u. kühner Denker zeigt sich F. aber schon in seinen 1830 erschienenen „Gedanken über Tod u. Unsterblichkeit", in welchen der Unsterblichkeitsglaube mit rücksichtsloser Kritik zergliedert, das Denken als eine physiologische, mit dem Tode des menschlichen Organismus erlöschende Funktion hingestellt, der Kant'sche Satz, daß die Unsterblichkeit ein Postulat (eine nothwendige Forderung) der praktischen Vernunft sei, verworfen, jene vielmehr als ein Postulat des menschlichen Gemüthes dargestellt wird, welches die Verkörperung seiner Wünsche in ein geträumtes Jenseits versetzt. In mehr aphoristischer, theilweise sogar humoristischer Darstellung kehrten dieselben Ideen wieder in einer kleineren Schrift „Abälard u. Heloise od. der Schriftsteller u. der Mensch", die er 1834 herausgab, nachdem er im vorher gehenden Jahre in seiner „Geschichte der neueren Philosophie von Baco von Verulam bis Baruch Spinoza" frühere Systeme mit

Nr. 2748. Ludwig Feuerbach (geb. 28. Juli 1804, gest. 13. Sept. 1872).

selbständigem kritischen Blicke gemustert hatte. An diese reihten sich 1835 „Kritiken auf dem Gebiete der Philosophie", 1837 eine „Darstellung, Entwicklung u. Kritik der Leibnitz'schen Philosophie", 1838 eine Schrift über „Pierre Bayle". Alle diese Arbeiten zeichnen sich durch geniale Charakteristik u. scharfe Kritik aus. In seiner Streitschrift „Ueber Philosophie u. Christenthum in Beziehung auf den der Hegel'schen Philosophie gemachten Vorwurf der Unchristlichkeit" (Manh. 1839) erklärte er nicht nur der positiven Religion, sondern allen Vermittelungsversuchen zwischen dieser u. der Philosophie den Krieg, indem er deren Unvereinbarkeit aufs Schroffste hervor kehrte. Seine eigene Weltanschauung legte er zuerst umfassend u. in systematischer Darstellung nieder in seinem großen Werke „Das Wesen des Christenthums" (Lpz. 1841). Nach diesem Werke wurzelt der Glaube allein im Gemüthe, das nicht blos für ihn empfänglich ist, sondern ihn selbst schafft; das Göttliche u. Alles, was über dieses u. seine Beziehungen zur Welt u. zur Menschheit gelehrt worden, war nur Gebilde des menschlichen Geistes u. hat nur in ihm existirt; der absolute Geist schrumpft zur subjektiven u. endlichen Denkkraft zusammen; die Religionslehre verflüchtigt sich in Psychologie u. Anthropologie. Derselbe Gedankengang zieht sich durch seine „Grundsätze der Philosophie der Zukunft" (Zür. 1843), in denen F. völlig mit der Idealphilosophie, wie sie Hegel gelehrt hatte, brach u. eine Philosophie des Realen aufzubauen suchte. Nach dieser Zukunftsphilosophie ist nur das Sinnliche wirklich, nur die Sinnlichkeit Wahrheit; ein Wesen ohne sinnliche Existenz existirt überhaupt nicht; daher giebt es auch keine Natur als allgemeines Wesen, diese ist nur ein Begriffswort zur Bezeichnung der einzelnen sinnlichen Dinge; daher giebt es auch keinen Gott. Wohl aber existirt das menschliche Ich; es ist der sich selbst empfindende, seiner selbst bewußte Leib. Idealismus u. Religion entfernen von der Wahrheit, indem sie die konkrete Wirklichkeit u. ein gedachtes Sein

einander gegenüber stellen; der gottgläubige Mensch denkt sich im Gegensatze zu einem Wesen, das doch nur er selbst ist; er ist also mit sich selbst entzweit u. kann nicht sittlich sein, da die Sittlichkeit nur in der Wahrheit, d. h. in der Wirklichkeit, in der durch keine Fiktionen u. Illusionen getrübten Sinnlichkeit beruht. Eben diese Ansichten finden sich dann weiter ausgesponnen in seinen Schriften „Das Wesen des Glaubens im Sinne Luther's" (Lpz. 1844), „Das Wesen der Religion" (Lpz. 1845; u. in seinen „Vorlesungen über das Wesen der Religion" (Lpz. 1849), er hatte dieselben 1848 vor einem größeren Hörerkreise in Heidelberg gehalten). Seine letzten größeren Werke waren die „Theogonie nach den Quellen des klassischen, hebräischen u. christlichen Alterthums", ein werthvoller Beitrag zur Religionsgeschichte, in welchem F. große Belesenheit in der Literatur des Alterthums zeigt,

Nr 2749. Anselm Feuerbach (geb. 1828).

u. „Gott, Freiheit u. Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie" (Lpz. 1866). Das äußere Leben des jedenfalls geist- u. charaktervollen, wenn auch isolirt u. ohne Schule dastehenden Philosophen verlief karg u. freudlos. Schon 1830 hatte er sich von der akademischen Thätigkeit zurückgezogen. Er lebte seitdem, mit wenigen Unterbrechungen, in ländlicher Abgeschlossenheit zu Bruckberg bei Ansbach u. später auf dem Rechenberge bei Nürnberg, wo er in kümmerlichen Verhältnissen 13. Sept. 1872 starb. Seine „Sämmtlichen Werke" erschienen in 10 Bänden zu Leipzig (1845—66). — Von seinen Brüdern haben sich nam. Anselm u. Karl Wilhelm F. rühmlich bekannt gemacht. Letzterer, geb. 30. Mai 1800, gest. 12. März 1834 zu Erlangen, veröffentlichte mehrere scharfsinnige mathemat. Abhandlungen, von denen bes. der „Grundriß zu analytischen Untersuchungen der dreieckigen Pyramide" (Nürnb. 1827) Erwähnung verdient. — Anselm F., geb. 9. Sept. 1798, gest. 8. Sept. 1851 zu Freiburg, schrieb ein vortreffliches archäolog. Werk „Der Vatikanische Apollo" (Nürnb. 1833, 2. Aufl. Stuttg. 1855), ferner eine „Geschichte der griech. Plastik" u. „Kunstgeschichtliche Abhandlungen" (herausgeg. von Hettner, 4 Bde., Braunschw. 1853). — Anselm F., ein Sohn des Vorigen, erwarb sich als Maler bedeutenden Ruf. Geb. 1828 zu Freiburg im Breisgau, bildete er sich zuerst unter Schadow in Düsseldorf, später in München unter Genelli; 1856 ließ er sich in Rom nieder. F. arbeitet in einem Stile, der sich streng an die alten Meister, bes. an die venetianische Schule, hält. Seine Zeichnung ist nicht frei von Fehlern, sein Kolorit oft matt u. stumpf. Die bedeutendsten seiner Bilder sind: ein Hexenprozeß, eine Madonna mit dem Kinde u. das vielbesprochene Gastmahl des Plato.

Feuerbesprechen nennt man die größtentheils geschwundenen abergläubischen Gebräuche, kraft welcher man die Häuser vor Feuersgefahr schützen zu können glaubte. Verschiedene Pflanzen, wie Johanniskraut, Dachwurz, Beifuß, Haselzweige, dann Holzscheiter vom Johannisfeuer, Nester von Störchen, Schwalben, Rothschwänzchen u. s. w., eine dreifarbige Katze, ein gefundenes Hufeisen u. andere Sachen sollten dazu dienen, das Feuer abzuhalten. Auch wurden „Feuerkugeln" ins Haus eingemauert. Ließ man glühende Kohlen im Hause zurück, so machte man mit der Hand ein Kreuz über sie u. meinte hierdurch das Feuer bannen zu können. Dem bereits ausgebrochenen Feuer begegnete man mit dem Feuersegen (z. B.: „Jesus Christus ging über Land, begegnet ihm ein Feuerbrand; Brand, du sollst verlöschen, sollst nicht weiter fressen, das zähl' ich dir zu Gute im Namen Gottes" u. s. w.). Auch indem man dreimal um das Haus herum ging od. ritt, glaubte man den Brand löschen zu können.

Feuerfeste Geldschränke. Die Feuerfestigkeit der zur Aufbewahrung von Werthpapieren u. anderen kostbaren Objekten bestimmten Behälter wird dadurch erreicht, daß zwei der Form nach ähnliche, in der Größe aber verschiedene eiserne Kästen so mit einander verbunden werden, daß allseitig (mit Ausnahme der Seite, wo die Thüröffnung sich befindet) ein ziemlich weiter Zwischenraum gebildet wird, welcher mit einem für die Wärme undurchdringlichen od. doch sehr schwer durchdringbaren Materiale ausgefüllt ist. Die Thür, welche in breite Fugen einschlägt, ist in ganz ähnlicher Weise, wie die Schrankseiten, aus doppelten von einander abstehenden Platten konstruirt. Zur Füllung des erwähnten Raumes zwischen den Doppelwänden werden Asche, Knochenstaub od. Sägespäne verwendet, wozu am zweckmäßigsten noch eine Beimischung von krystallisirtem Alaun, Soda od. Potasche in gepulvertem Zustande kommt. Die Wirkung der genannten Salze beruht auf ihrem Gehalt an Krystallwasser, welches in der Wärme ausgetrieben u. in Dampf verwandelt wird. Dabei bindet es aber so viel Wärme, daß das Innere des Schrankes lange Zeit vor dem Eindringen äußerer Hitze gewahrt bleibt, wenn dieselbe auch noch so heftig ist. Neben der Feuerfestigkeit verlangt man von derartigen Geld- u. Dokumentenschränken od. Kassen auch Sicherheit gegen diebischen Einbruch, weshalb man deren Wände u. Thür aus sehr dicken, oft noch verstählten u. in komplizirter Weise verstärkten Eisenplatten herstellt u. sie mit Sicherheitsschlössern (s. d.) versieht.

Feuerkröte, s. „Unke". **Feuerkugeln,** s. „Meteore".

Feuerland (engl. Fuegia), die südl. der Magelhaens-Straße gelegene südamerikanische Inselgruppe, besteht aus einer Hauptinsel, dem eigentlichen F., 5—6 größeren u. vielen kleinen felsigen Eilanden u. hat seinen Namen von dem Entdecker Magelhaens wegen der vielen Feuer erhalten, die er auf den Bergen erblickte u. irrthümlicher Weise von Vulkanen herleitete. Diese Inseln, welche zwischen dem 52. u. 56.° s. Br. u. 46. u. 58.° w. L. liegen, durch die Magelhaens-Straße vom Festlande getrennt werden u. zwischen sich eine Unzahl größerer u. kleinerer, meist schwer passirbarer Kanäle haben, nehmen einen Flächenraum von etwa 1500 □M. ein, sind durch zahlreiche Fjorde, welche ruhige u. sichere Ankerplätze darbieten, zerstückelt u. haben im Innern Gebirge, die oft in 3—500 m hohen Absätzen steil in das Meer abfallen, an den unteren Abhängen an Wald u. Wasser reich sind, auf ihren Gipfeln aber, die sich theilweise bis 2300 m. über das Meer erheben, entweder immer od. doch wenigstens den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt sind; die Schneegrenze liegt in einer Höhe von 1100 m. Zahlreiche Gletscher senken sich in wilden Thälern bis an das Meer u. schließen häufig die Fjorde nach dem Innern ab. Das Klima verräth die Nähe des südl. Eismeeres; es ist feucht, u. nur selten bricht die Sonne durch den dichten Nebel, welcher, verbunden mit den häufigen Stürmen, die Schiffahrt hier sehr gefährlich macht. Doch mildert das Meer die Kälte, u. da, wo das Land vor den Stürmen Schutz hat, dehnen sich herrliche Wälder u. grüne Wiesen aus; Birken u. Buchen bilden den Hauptbestandtheil der Waldungen; die höher liegenden Landstriche zeigen in ihrer Vegetation einen alpinen Charakter. Die Thierwelt ist arm an Arten; das größte Thier ist das Guanaco, das in kleinen Herden auf den Bergwiesen vorkommt; daneben erscheinen Füchse, Fledermäuse, Mäuse, Robben, Wale u. Seeottern als Vertreter der Säugethiere. Von den Vögeln sind am zahlreichsten die Wasservögel, besonders Fettgänse. Reptilien fehlen ganz; Insekten sind sehr selten. Dagegen ist das Meer außerordentlich reich an Fischen. — Die Bewohner des F.s sind auf den nördl. Inseln den Indianern Patagoniens ähnlich, dunkelrothbraun von Farbe, plump u. häßlich; die Männer kleiden sich trotz der Ungunst des Klimas fast nur in Fellstücke, die sie über den Oberkörper werfen, od. umschlingen sich nur mit einer Binde aus Fell die Hüften. Die südl. Feuerländer (auch Pescherähs, d. h. Freunde, nach dem Worte, mit dem sie die ersten Fremden angeredet haben, unter sich aber Yoranha genannt) sind ein überaus ärmliches, häßliches u. schmuziges Volk von kleinem Körperbau u. sehr niedriger Kultur; selbst Menschenfresserei soll noch unter ihnen vorkommen. Sie leben meist vom Fischfang. Als Waffen dienen ihnen Spieße u. Dolche von Walfischknochen, Steinmesser, Keulen u. Schleudern, Bogen u. Pfeile. Ihre Hütten sind ärmlich u. klein u. bestehen aus Zweigen, die mit ihren oberen Enden zu-

sammen gebunden u. mit Häuten, Baumrinden, Gras od. Laub bedeckt sind. Europäische Ansiedelungen hat man im F. nie zu gründen versucht; Staatenland, die östlichste Insel, beanspruchen die Engländer. — Die größte dieser Inseln, König Karls-Südland, ungefähr 900 □ M. groß, hat die Gestalt eines Dreiecks, das seine längste Seite dem Atlantischen Ozean zukehrt u. seine Spitze halbinselförmig nach SO. vorschiebt; die nördl. u. die vielfach zerrissene westl. Seite wird von dem Gewässer der Magelhaens-Straße bespült. Im S. u. SW. erheben sich hohe, schneebedeckte, wilde Gebirge, die als Ausläufer der südamerikanischen Anden anzusehen sind. Westl. liegt Desolations-Land, das Land der Einöde, wegen seines trostlosen, felsigen Charakters so benannt, ferner die Dawson- u. Clarence-Insel, südl. von dem romantischen Beagle-Kanal u. durch diesen von König-Karls-Südland getrennt die Inseln Hoste u. Navarin. Die östlichste Insel ist Staaten-Land, die südlichste die nur 3/4 □ M. große Insel Hoorn mit dem wegen seiner Stürme u. seiner Brandung verrufenen u. gefürchteten Kap Hoorn, dessen Felsenmasse, 130 m. hoch, fast senkrecht aus der Meeresbrandung emporsteigt. Es hat seinen Namen nach dem Geburtsort des Holländers Wilhelm Schouten erhalten, der es 1616 zum ersten Male umschifft hat

Nr. 2750 Nr. 2751

Typen der Feuerländer (Mann u. Frau).

Feuerlilie, s. „Lilie“.

Feuerlöschdosen, ein vom sächs. Oberbergrath Kühn erfundenes, von Bucher in Leipzig fabrizirtes Feuerlöschmittel, das aus einer in Papphülsen eingeschlossenen schießpulverähnlichen, aber langsam verbrennenden Masse besteht. Die Zusammensetzung dieser Masse nach Prof. Heeren ist in Gewichtstheilen: 63,73 Salpeter, 28,93 Schwefel, 3,8 Kohle u. 3,54 Eisenoxyd, wovon der letztere Bestandtheil wol nur den Zweck hat, die Masse röthlich zu färben. Die Verbrennung dieser fein gepulverten, fest in die runden, flachen Pappbüchsen eingestampften Masse erfolgt langsam mit einer starken weißen Flamme u. unter Bildung eines weißen, sehr stark u. erstickend nach brennendem Schwefel riechenden Rauches. Die dabei sich bildende schweflige Säure ist es besonders, welche erstickend auf das Feuer wirkt, indem sie den Zutritt von sauerstoffhaltiger Luft hindert. Es ist aber vorausgesetzt, daß der Raum nicht zu groß u. gegen allen Luftzug abgesperrt ist. Von ganz ausgezeichneter Wirkung sind diese Feuerlöschdosen unter obigen Bedingungen auch auf brennende Flüssigkeiten, dagegen wirken sie bei brennendem Holzwerk nur auf Unterdrückung der Flamme, nicht aber des Glühens, so daß bei Zutritt frischer Luft die Flammen in solchem Falle wieder zum Ausbruch kommen können. Bucher selbst giebt an, daß für je 15 Kubikmeter Zimmerraum 1 Kilogramm seines Löschmittels nöthig ist, u. daß man bei Anwendung desselben die Thüre ein wenig geöffnet lassen soll, weil sonst durch den infolge der Erhitzung der Zimmerluft entstehenden starken Luftdruck die Fensterscheiben gesprengt werden können u. alsdann die Wirkung des Mittels illusorisch wird. Infolge der massenhaften Entwicklung erstickender Gase, mit welcher die Wirkung dieses Mittels verknüpft ist, soll man dasselbe nicht in bewohnten Gebäuden, mit Ausnahme des Falles eines Schornsteinbrandes, zur Anwendung bringen. Sehr zu empfehlen ist dasselbe aber für Waarenlager, nam. wenn sich daselbst brennbare Flüssigkeiten befinden.

Feuerlöschwesen. Die Organisation eines tüchtigen, gut disziplinirten F. ist für jede Gemeinde, der die öffentliche Wohlfahrt als Pflicht u. Nothwendigkeit zugleich erscheint, ein dringendes Bedürfniß. Obschon auf diesem Gebiete in neuerer Zeit viel verbessert u. geleistet worden ist, so bleibt trotzdem noch sehr viel zu thun übrig, so daß wiederholt u. mit Nachdruck dort auf die Nothwendigkeit entsprechender Einrichtungen hinzuweisen ist, wo solche noch fehlen. In erster Linie hat allerdings der Staat vorwiegendes Interesse daran, die einzelnen Gemeinden anzuhalten, diesen wichtigen Zweig der öffentlichen Wohlfahrt zu kultiviren u. solche Maßregeln zu treffen, welche im Stande sind, dem schnell hereinbrechenden, heimtückischen Feind mit Entschiedenheit zu begegnen. Wenn dieses nun schon durch Gesetze, hier u. da wol auch durch Zwangsmaßregeln geschieht, so ist damit dennoch nur wenig gewonnen, falls nicht die Gemeinde selbst in dieser Hinsicht hinreichende Thätigkeit entfaltet u. sozusagen nicht auch einen Ehrenpunkt darein setzt, aus sich selbst heraus etwas Tüchtiges auf diesem Gebiete zu schaffen u. zu leisten. Es soll gleich hier vorweg bemerkt werden, daß die Feuerwehren aus sog. gezwungenen Mannschaften (d. h. solchen, welche durch irgend ein Gesetz zur Uebernahme des Feuerwehrdienstes verpflichtet sind, aus freiwilligen Mannschaften u. aus Berufsfeuerwehren (ständigen Feuerwehren) bestehen. Die zuerst genannten kann man als die ältesten Feuerwehren überhaupt betrachten; denn infolge der vor ca. 200 Jahren immer allgemeiner werdenden Einführung der Feuerspritzen in den Gemeinden wurden die Bürger, beziehentlich Zünfte, mit ihren Angehörigen seitens der Behörde zum Feuerwehrdienst verpflichtet. Aus jenen Zeiten stammen auch die ersten feuerpolizeilichen Vorschriften, soweit dies besonders den mit den sonstigen, bei einer Feuersbrunst zu treffenden Maßregeln verbundenen Spritzendienst betrifft. Sogenannte Feuerordnungen waren schon vor Einführung der Spritzen vorhanden, so z. B. in Paris 1371, in Augsburg 1447, in Frankfurt a. M. 1460. Diese Organisation hat sich einer sehr langen Zeitdauer zu erfreuen gehabt, u. es giebt noch heute Gemeinden, welche mit wenig Abänderungen noch am Alten hängen. Es würde gehässig erscheinen u. wie Selbstüberhebung aussehen, wollte man das, was unsere Vorfahren als Feuerwehrmänner leisteten, bespötteln od. gar verdammen. Daß sich aber jene Organisation vollständig überlebt hat, läßt sich nicht leugnen. Ueber die ehemalige Feuerwehr Berlins, die erst 1851 zu Grabe getragen wurde, sagte der bekannte Branddirektor Scabell, es sei „eine wilde, zuchtlose Masse“ gewesen, „die auf der Brandstätte that, was ihr gut dünkte“. Dieser in jeder Beziehung wahre Ausspruch charakterisirt treffend die alte Organisation u. bricht über sie vollständig den Stab.

Die freiwilligen Feuerwehren sind eine Schöpfung der neuern Zeit. Besonders war es Süddeutschland (Magirus in Ulm), welches in dieser Hinsicht voranging, u. in diesem Augenblicke erfreuen sich diese nützlichen Institute einer allgemeinen Verbreitung nicht nur über ganz Deutschland, sondern auch über andere Länder, besonders Oesterreich u. Ungarn. Diese Korporationen, zu denen besonders die Turnvereine ein großes Kontingent stellen, sind nach dem Muster der Berufsfeuerwehren (s. weiter unten) organisirt, tragen entsprechende Uniformen u. sind mit den nöthigen Ausrüstungsgegenständen u. Geräthen versehen, welche meistens auf Kosten der Gemeinde angeschafft werden u. deren Eigenthum sind. Sie besitzen selbstgeschaffene Grund- u. Disziplinargesetze, Exerzirreglements, die in der Regel ebenso wie die aus ihrer Mitte zu erwählenden Führer von der vorgesetzten Behörde bestätigt werden müssen. Zur Förderung der Interessen des Feuerwehrwesens bilden sie Kreis- u. Landverbände, u. in gewissen Zwischenräumen werden zu dem gleichen Zweck große Zusammenkünfte in irgend einer größern Stadt, sog. Feuerwehrtage, veranstaltet. Alle diese Versammlungen sind meistens (die größern Feuerwehrtage stets) mit einer Ausstellung von Feuerwehrgeräthen verbunden, die bei dieser Gelegenheit einer speziellen Besichtigung u. Prüfung unterworfen werden. Als Preßorgan der Feuerwehren dienen, außer der „Deutschen Feuerwehrzeitung“ (Stuttgart) verschiedene ähnliche, in einzelnen deutschen Ländern erscheinende Fachblätter. Die bis jetzt abgehaltenen Feuerwehrtage fanden in folgenden Orten statt: Plochingen 1853, Ulm 1854, Stuttgart 1855, Karlsruhe 1857, Mainz 1860, Augsburg 1862, Leipzig 1865, Braunschweig 1868, Linz a. Donau 1870. — Der Dienst dieser Mannschaften wird in den meisten Fällen unentgeltlich geleistet; einzelne Leistungen, wie z. B. wirkliche od. länger dauernde Brände, Wachen 2c., werden indessen auch sehr häufig von der Gemeinde entsprechend vergütet. In einzelnen Ländern, wie z. B. in den Königreichen Württemberg u. Sachsen, sind von Regierungswegen Unterstützungskassen für im Dienste verunglückte Feuerwehrleute, beziehentlich für deren Hinterbliebene, gegründet worden, u. es kann dieses anzuerkennende Vorgehen nicht genug zur Nachahmung empfohlen werden. Die immer größere Verbreitung der freiw. Feuerwehren ist im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt in jeder Weise zu wünschen u. zu fördern. Hierbei darf aber die Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß die Leistungen einer freiwilligen Feuerwehr nur dann tüchtig u. anerkennungswerth sein werden, wenn sie mit Ernst bestrebt ist, frei von aller Renommisterei, sich mit Hingebung ihrem Dienst zu widmen, u. so viel als nur immer möglich diejenigen Eigenschaften sich anzueignen, welche die Berufsfeuerwehr als Basis ihrer Thätigkeit u. Wirksamkeit aufgestellt hat. Freiwillige Feuerwehren (pompiers) waren auch schon früher in Frankreich organisirt, u. man hat dort besonders mit Uebernahme dieses Dienstes gewisse Vortheile, wie Korporationsprivilegien 2c., in Ver-

bindung gebracht. Es ist wol möglich, daß dieses Vorbild auch auf Deutschland, besonders auf den Süden, eingewirkt hat; trotzdem kann man mit Fug u. Recht behaupten, daß gerade Deutschland, hauptsächlich im Hinblick auf die Art u. Weise der Organisation, die Stätte der freiwilligen Feuerwehren genannt werden muß. In England haben sich diese Institute wenig verbreitet, u. es existirt dort meistens die mit Geldvergütung verbundene Zwangspflicht. Die Londoner Feuerwehr, Feuerbrigade genannt, besteht aus ca. 200 Mann u. ist mit Dampfspritzen versehen. Bei ausgebrochenen größeren Schadenfeuern, wo die Kräfte zur Dämpfung desselben nicht hinreichen, werden Leute aus dem Publikum zu dem entsprechenden Dienst aufgefordert, beziehentlich dazu gezwungen. Dafür wird pro Mann u. pro Stunde eine Entschädigung von 1 Schilling gezahlt. Außerdem besteht seit dem Jahre 1843 eine „Königl. Gesellschaft zur Rettung von Menschenleben in Feuersgefahr", die in vielen Stationen über London vertheilt ist u. seit ihrem Bestehen eine sehr wohlthätige Wirksamkeit entfaltet hat. In allen übrigen Ländern Europa's liegen die Verhältnisse ähnlich, doch hat man dort in fast allen größeren Städten Berufsfeuerwehren organisirt. Die wirklich freiwilligen Feuerwehren sollen ihren Ursprung in den nordamerikanischen Freistaaten haben, wo sie indessen schon seit längerer Zeit infolge verschiedener Mißbräuche in Rückgang begriffen sind, so daß dort viele Städte an ihrer Stelle besoldete Feuerwehren, die meist mit Dampfspritzen versehen sind, organisirt haben.

Im Allgemeinen sei noch erwähnt, daß man hier u. da freiwillige, besoldete u. durch das Gesetz zum Feuerwehrdienst verpflichtete Mannschaften kombinirt hat, die, je nach Befinden, gemeinsam zu operiren haben, u. daß in fast allen Gemeinden Gesetze existiren, welche im Nothfall die erwachsenen männlichen Einwohner sammt u. sonders zum Feuerwehrdienst verpflichten. Diese Gesetze können sofort von der Behörde geltend gemacht werden, ein Fall, der allerdings nur bei außerordentlichen Umständen eintreten wird. Besondere Aufmerksamkeit sollte übrigens allerwärts der Organisation, beziehentlich Reorganisation der Dorffeuerwehren, die fast überall im Argen liegen, gewidmet werden, u. es dürfte sich hier nach Lage der Sache vorzugsweise empfehlen, im Wege der zwangsweisen Verpflichtung vorzugehen. Es sei hier noch des Feueralarms gedacht, welcher in Ermangelung eines anderen Hülfsmittels (ständige, in telegraphischer Verbindung stehende Wachen) mittels Glocken-, Trommel- u. Hornsignale stattfindet. Obgleich diese, seit langer Zeit übliche Zusammenrufung der Feuerwehrmannschaften mit großen Unzuträglichkeiten verknüpft ist, so wird in den meisten Fällen eine Beseitigung kaum möglich sein, da nur Berufsfeuerwehren infolge ihrer Organisation im Stande sind, schnell u. ohne jenen Lärm an den bedrohten Platz zu eilen.

Zu denjenigen Institutionen, welche den gestellten Anforderungen am meisten entsprechen, gehören unstreitig die Berufsfeuerwehren. Die erste dieser Feuerwehren wurde im J. 1716 in Paris von Dumourier-Duperrier gegründet. Letzterer erhielt als Kommandant ein königl. Privilegium u. bezog ein Gehalt von 6000, späterhin von 20,000 Livres aus der Staatskasse. Das Privilegium wurde bis zum Jahr 1789 auf D.'s Nachkommen übertragen. Das Corps hat seit jener Zeit mehrfache Reorganisationen erfahren u. wurde im J. 1850 ganz neu formirt, gleichzeitig aber auch dem Kriegsminister unterstellt, infolge dessen es ein noch militärischeres Gepräge als bisher erhielt. Der Etat des Corps mag gegenwärtig 1000 Mann, die ebenso wie früher kasernirt sind, betragen. Gegenwärtig haben fast alle größeren Städte besoldete Corps, welche kasernirt u. in verschiedenen Stadttheilen in Feuerwachen vertheilt sind, die unter einander in telegraphischer Verbindung stehen, eingerichtet, u. besonders mag die Berliner Feuerwehr als ein Musterinstitut dieser Art hier näher betrachtet werden. Die Gründung dieses Corps erfolgte nach mancherlei Schwierigkeiten im J. 1851 durch den jetzt noch an der Spitze desselben stehenden Branddirektor Scabell u. den damaligen Polizeipräsidenten von Hinckeldey.

Nr. 2753. Nr. 2755. Nr. 2756. Nr. 2757. Nr. 2754. Nr. 2758. Nr. 2752. Nr. 2759. Nr. 2760.

Nr. 2752. Feuerwehrmann in voller Ausrüstung. 2753. Steigergurt mit Beil, Rettungstau u. Karabinerhaken (älterer Konstruktion). 2754. Berliner Karabinerhaken. 2755 Beil. 2756. Knotenstrick. 2757. Nothhaken. 2758. Helm der Berliner, 2759. desgl. der Danziger, 2760. desgl. der Leipziger Feuerwehr.

Die Basis der Tüchtigkeit der Berufsfeuerwehr beruht auf folgenden Grundsätzen: strenge militärische Disziplin, Manövrirfähigkeit, Taktik, u. alle diese Eigenschaften werden in der penibelsten Weise bei der Berliner Feuerwehr gehandhabt. Das Corps ist gleichmäßig uniformirt u. steht unter dem Befehle eines Branddirektors, mehrerer Brandmeister u. einer entsprechenden Anzahl Oberfeuermänner. Der Etat beträgt ca. 800 Mann, incl. einer nicht unbeträchtlichen Anzahl Spritzenmänner, welche als Straßenfeger gleichzeitig jenen Dienst mit zu übernehmen haben. In allen Theilen der Stadt sind Feuerwachen u. Depots eingerichtet, die telegraphisch in Verbindung stehen, so daß in kürzester Frist eine genügende Anzahl Mannschaften mit den nöthigen Geräthen, die sämmtlich mit Pferden bespannt sind, an den betreffenden Punkt dirigirt werden können. Die Mannschaften, zu denen man, was die Feuermänner betrifft, fast nur Bauhandwerker (frühere Militärs), die nicht über 40 Jahr alt, dabei gesund u. kräftig sind, nimmt, werden sorgfältig an den verschiedenen Geräthen (Spritzen, Wasserwagen, Hakenleitern ꝛc.) einexerzirt, sowie in den sonstigen Verrichtungen gehörig unterwiesen, u. es wird hauptsächlich auch turnerischen Fachübungen eine hervorragende Aufmerksamkeit geschenkt. Einfache Pfeifensignale ersetzen, besonders auf dem Brandplatze, die Kommandos, u. die Hin- u. Rückfahrt nach u. von letzterem mit den Geräthen, sowie die Aufstellung daselbst, wird stets streng nach den vorgeschriebenen Regeln bewerkstelligt. Das Sprechen im Dienst ist strengstens untersagt, so daß

die tüchtig geschulten Mannschaften ihr Werk mit eiserner Ruhe verrichten, was auf dem Brandplatze von der größten Wichtigkeit ist. Bezüglich der Bekämpfung eines ausgebrochenen Schadenfeuers ist für die einzelnen Fälle eine besondere Taktik entworfen, welche stets streng eingehalten wird, u. es sind in dieser Beziehung die verschiedenen Brände zunächst in Klein-, Mittel- u. Großfeuer eingetheilt. Zur Bekämpfung von Keller-, Schornstein- u. Theaterbränden sind besondere Vorschriften entworfen. Jede Feuerwehr muß eigentlich den Grundsatz aufstellen, große Feuersbrunste zu verhüten, d. h. selbe, noch ehe sie große Ausdehnung erlangt haben, zu dämpfen. Diesen eminenten Nutzen haben nun allerdings in hervorragender Weise die Berufsfeuerwehren, weil sie vermöge ihrer Organisation schnell in Wirksamkeit treten können. Kommen trotzdem dort, wo hinreichend starke Berufsfeuerwehren organisirt sind, große Brände vor, so liegt dies zumeist, außerordentliche Umstände natürlich abgerechnet, an der zu späten Meldung der Hülfesuchenden. Es kann deshalb diesen nicht genug empfohlen werden, selbst bei der kleinsten Gefahr Feuerwehrmannschaften zu requiriren u. sich nicht lediglich auf die eigene Kraft u. Umsicht zu verlassen, was sich gar häufig bitter gerächt hat. Den Grundsatz, große Feuersbrünste zu verhüten, befolgt die Berliner Feuerwehr, so weit dies an ihr liegt, in hervorragender Weise, so daß in Berlin große Feuer zu den Seltenheiten gehören.

Nr. 2761. Einholmige Hakenleiter neuester Konstruktion

Nr. 2762. Zweiholmige Berliner Hakenleiter.

Zur Bekämpfung von Schadenfeuern gehört unter allen Umständen, wenige Fälle ausgenommen, hinreichendes Wasser, u. diejenigen Feuerwehren, denen dasselbe zu Gebote steht, sind solchen gegenüber, die daran Mangel leiden, in großem Vortheil. Von außerordentlicher Wirkung sind in dieser Beziehung die Wasserleitungen, die in vielen größeren wie auch kleinern Gemeinden eingerichtet sind. Wenn diese Wasserleitungen den nöthigen Druck besitzen, u. dies ist wol meistens der Fall, so bedarf es häufig nur des Anschraubens des mit Strahlrohr versehenen Schlauches, od. auch mehrerer dergleichen, an den betreffenden Wasserposten, um das Feuer wirksam zu bekämpfen. Vor allen Dingen muß aber eine Feuerwehr, nach welchen Prinzipien sie auch organisirt sein mag, mit guten Feuerspritzen (s. d.) u. den sonstigen Ausrüstungsgegenständen versehen sein. Die wirksamsten Feuerspritzen sind die Dampfspritzen, indessen ist ihre Anschaffung ziemlich theuer, so daß wol nur größere Gemeindewesen im Stande sein werden, die Kosten dafür zu bestreiten.

Was die Ausrüstung des Feuerwehrmannes anbelangt, die er nöthig hat, um dem Feuer auf den Leib zu rücken, od. um bedrohte Menschenleben zu retten, was ja als erste Pflicht gilt, so besteht dieselbe zunächst aus einem festen Lederhelm (auch Metallhelm), einer Blouse od. Jacke (Leinen od. Tuch), Steigergurt mit Beil, Steigerleine od. Knotenstrick. Um schnell in höhere, vielleicht schon vom Feuer ergriffene od. zerstörte Stockwerke, beziehentlich auf das Dach des betreffenden Gebäudes zu gelangen, bedienen sich die Feuerwehrmänner der Hakenleitern (ein- od. zweiholmig), Schiebeleitern, Gesimsleitern, u. zur Rettung von Menschenleben, außer diesen Geräthen, des Rettungssackes, Rettungsschlauches u. des Sprung- od. Fangtuches. Die Anwendung dieser Geräthe ist meist sehr verschieden, u. es sei hier nur hervorgehoben, daß deren gehörige Handhabung eine besonders sorgfältige Einübung der betreffenden Mannschaften erfordert.

Zur Dämpfung des Feuers in geschlossenen Räumen verwendet man auch die Bucher'schen Feuerlöschdosen (s. „Feuerlöschdosen"), bei ausgebrochenen Schadenfeuern wol auch den sogenannten Extincteur (s. „Feuerlöschdosen"). Diese Hülfsmittel sind indessen nur bedingungsweise anwendbar u. wirksam, so daß in der Hauptsache hinreichendes Wasser das unfehlbarste Mittel zur Dämpfung einer Feuersbrunst bleibt.

Um den Mannschaften den Aufenthalt in solchen Räumen, welche mit dichtem Rauch angefüllt sind, zu ermöglichen, werden hier u. da Rauchhauben od. sogenannte Rauchapparate angewendet, durch welche der Kopf, bei vollkommneren Apparaten (der Paulin'sche Apparat) der ganze Oberkörper, den Einwirkungen des Rauches entzogen ist, u. es haben sich diese Apparate in vielen Fällen sehr tüchtig bewährt.

Endlich sei noch hervorgehoben, daß namentlich größere Etablissements, Fabriken, Brauereien ꝛc., in neuerer Zeit zum eigenen Schutz aus ihrem Personal vollständig uniformirte, mit den nöthigen Ausrüstungen u. Geräthen versehene Feuerwehren errichtet haben, u. daß diese nützlichen Einrichtungen immer mehr Verbreitung finden. Empfehlenswerth bleibt endlich die Anschaffung kleiner Handspritzen, die man jetzt sehr praktisch u. billig anfertigt, sowie einer Anzahl Feuereimer von Seiten der Hausinhaber. Mit diesen Requisiten ist man im Stande, die erste Hülfe zu leisten u. so die Ausdehnung des Feuers zu hindern, bis wirksamere Unterstützung eintrifft, od. dieselbe möglicher Weise auch ganz zu löschen. Ebenso empfiehlt sich, besonders für Bewohner höherer Stockwerke, die Anschaffung eines hinreichend langen Knotenstrickes mit Karabinerhaken, 1—2 Nothhaken u. eines Spitzbeiles, um im Nothfall mittels deren Anwendung eine Selbstrettung vornehmen zu können. Die Ausgaben für diese Gegenstände würden 5—6 Thlr. nicht übersteigen.

Schließlich wollen wir noch vor allem übereilten Retten von Mobilien ꝛc. warnen. Dies soll nur dann geschehen, wenn diese möglichst unbeschädigt geborgen werden können, ohne dabei das eigentliche Löschen des Feuers zu hindern, was meistens bei etwaiger Vornahme durch Verstopfung der Treppen u. Hausfluren in den brennenden Gebäuden geschieht. Wie häufig übrigens infolge derartigen übergroßen Eifers, u. falls die Mobilien versichert waren, Konflikte mit den betreffenden Versicherungsgesellschaften stattfinden, wollen wir nur beiläufig erwähnen. Dahingegen ist es geboten, feuergefährliche Gegenstände, wenn irgend möglich aus dem Bereiche des Brandes zu entfernen. — Schriften: Magirus „Alle Theile des Feuerlöschwesens" (Stuttgart). — Röhlig, „Die Landfeuerwehr" (Jena 1857). — Vogelsang, „Das Feuerlöschwesen in kleinen und Mittelstädten" (Annaberg 1859). — Scabell, „Das Feuerlöschwesen in Berlin" (2 Thle., Berlin 1853—54). — Dr. F. G. Kapff, „Feuerlöschregeln für Jedermann" (Stuttgart 1863). — Ottomar Fiedler, „Die deutsche freiwillige Feuerwehr" (Chemnitz 1870). — O. Faber, „Die freiwilligen Feuerwehren" (Lpz. 1864). — Schüller, „Die Schule des Feuerlöschwesens" (Leipz. 1865). — R. Schumann, „Die Taktik der Berufsfeuerwehr" (Berl. 1868).

Feuermeteore, s. „Meteore". **Feuermolch**, s. „Salamander".

Feueropal, s. „Opal". **Feuerprobe**, s. „Ordalien".

Feuerschwamm. Vor Erfindung der Zünd- u. Streichhölzer allgemein im Gebrauch als Zunder. Man gewinnt ihn aus einigen Polyporus-Pilzen, unter denen P. fomentarius an Buchen u. anderen Laubhölzern in Form eines bräunlich-grünen Roßhufes erscheint u. besonders zu F. verarbeitet wurde, während P. igniarius, der an Weiden u. Eichen vorkommt, trotz seines Namens weniger in Gebrauch war, weil er viel härter ist als jener. Ersterer kam nam. aus Böhmen u. Ungarn. Man zerschnitt die Pilze in dünne Scheiben u. klopfte sie mit hölzernen Schlägeln weich, worauf sie mit Salpeterlösung behandelt wurden. Bei uns geschah dies nam. im Thüringerwalde, von wo viele Schwammschläger ihr Fabrikat auf Karren in den Handel brachten. In Frankreich verwendete man dazu P. soloniensis u. P. Ribis, in Sibirien P. borealis von weißer Farbe u. großer Elastizität (Abb. s. Nr. 2772).

Feuerspeiende Berge, s. „Vulkane".

Feuerspritze, ein transportables, nach dem System der vereinigten Druck- u. Saugpumpen konstruirtes Pumpwerk, welches den Zweck hat in fortdauernder Weise einen starken Wasserstrahl bis nach einem verhältnißmäßig hoch od. weit gelegenen Punkte hin zu treiben, um ein ausgebrochenes Schadenfeuer zu löschen od. dessen Umsichgreifen zu verhüten. Die F. sollen bereits über 100 Jahre v. Chr. bekannt gewesen sein u. zwar soll Ktesibios in Alexandrien, Vater des bekannten Hero, die ersten gebaut haben. Diese Erfindung, wenn sie überhaupt je bestanden hat, ist aber im Laufe der Zeit wieder verloren gegangen; denn in Deutschland wenigstens stellte man zuerst in Augsburg zu Anfang des 16. Jahrh. Feuer-

spritzen auf Rädern her. Im J. 1582 wurde nach Vollendung der Maurice-Wasserwerke in London zum Erstaunen des Volkes ein Wasserstrahl über den St. Magnusthurm geschleudert. Entschiedene Fortschritte wurden zu Anfang des 17. Jahrh. gemacht, u. in einem Werke aus damaliger Zeit sind 7 Arten davon beschrieben. Im J. 1657 besaß man zu Nürnberg eine derartige Maschine, welche einen Wasserstrahl von 2½ cm. Durchmesser 25 m. hoch schleuderte, wenn sie von 20 Mann betrieben wurde. Die Einrichtung einer gewöhnlichen F. ist in Nr. 2763 im Vertikaldurchschnitt in den wesentlichsten Theilen dargestellt. Die Maschine besteht aus zwei einfachen, abwechselnd wirkenden Druckpumpen, die in einem Kasten angebracht sind, welcher während der Arbeit fleißig mit Wasser versorgt werden muß. Wird der eine von den beiden Kolben mittels des Hebels L gehoben, so öffnet sich das darunter befindliche Saugventil, u. das aus dem Kasten eindringende Wasser füllt den Pumpencylinder od. Stiefel P; währenddeß ist der andere Kolben niedergegangen u. hat, weil sein Saugventil sich sofort schloß, das unter ihm befindliche Wasser durch eine Klappe in den zwischen beiden Stiefeln liegenden Behälter A, den Windkessel, getrieben. Letzterer erhält also von der einen od. anderen Seite fortwährend Wasser zugepumpt u. drückt dasselbe infolge der in seinem oberen

Nr. 2763. Durchschnitt einer Feuerspritze.

Raume befindlichen, vom zuströmenden Wasser stark zusammen gepreßten Luft durch das Steigrohr u. den mit demselben verbundenen u. mit engem Mundstück versehenen Schlauch in einem ununterbrochenen Strahle heraus. Die größeren, für allgemeinen Dienst bestimmten F. sind auf vierräderigen Wagen angebracht u. heißen deshalb Wagenspritzen. Es sind davon zwei Gattungen in allgemeinere Anwendung gekommen, nämlich solche, wo die Stiefel nach der Längenachse der Spritze neben einander aufgestellt sind, u. solche, wo die Stiefel nach der Breite der Spritze über der hinteren Wagenachse neben einander stehen. Erstere (in Deutschland besonders gebräuchliche) Gattung hat den Vortheil, daß sie leichter in engen Gassen u. anderen Räumen aufgestellt u. gehandhabt werden kann; wogegen letztere (in England vorzugsweise benutzte) es möglich macht, eine größere Anzahl von Arbeitern neben einander aufzustellen. Vor etwa 25 Jahren wurden vom Mechaniker Eitel in München F. mit einer einzigen, doppelt wirkenden Pumpe ausgeführt, wobei letztere außerhalb des Wasserkastens liegt, damit man leichter zu den Ventilen gelangen kann; außerdem soll dadurch erreicht werden, daß man die Pumpe im Winter durch ein Feuer zu erwärmen vermag, um das Einfrieren zu verhüten. Um die Wirkung der F. von Menschenarbeit unabhängig zu machen u. möglichst zu verstärken, konstruirte man Dampffeuerspritzen, d. h. Spritzen, bei welchen die Pumpenkolben durch eine Dampfmaschine betrieben werden. Diese Dampfspritzen sind zuerst in Amerika in Gebrauch gekommen. Die meisten bisher in Verwendung gekommenen F. haben doppeltwirkende Kolbenpumpen, theils ein-, theils zweicylindrige, mit Kautschuk- od. Metallventilen. Sie litten an zwei wesentlichen Nachtheilen, einmal, daß die Ventile fast ganz unzugänglich sind, u. dann, daß sie einen sehr unruhigen u. stoßweisen Gang hatten, wodurch der Mechanismus Schaden leidet u. leicht in Stockung kommen kann. Dennoch sind die Vortheile der Dampfspritzen, welche gegenüber den gewöhnlichen F. sehr geringe Bedienungsmannschaften benöthigen, so groß, daß sie rasch Verbreitung fanden; sie sind neuerdings durch Leyser u. Knaust in Wien wesentlich verbessert worden. Außer diesen großen, für den allgemeinen Dienst bestimmten Feuerlöschmaschinen hat man sich auch bestrebt, kleinere Apparate zu demselben Zwecke für den Hausdienst herzustellen, da durch sofortigen Angriff sehr häufig ein Schadenfeuer schon im Keime zu ersticken ist. Besonders haben in dieser Hinsicht eine Art selbstthätiger, durch Luftdruck wirkender Apparate, die sog. „Extincteurs“ od. „Gasspritzen“ neuerdings viel von sich reden gemacht. Dieselben bestehen im Wesentlichen aus einem luftdicht geschlossenen cylindrischen Gefäß aus Metall, in welchem durch Einwirkung von Säure (Weinsteinsäure od. Schwefelsäure) auf doppeltkohlensaures Natron Kohlensäure entwickelt u. bis zu einem Drucke von 10—15 Atmosphären komprimirt angesammelt wird. Diese Kohlensäure preßt auf die im Gefäße alsdann enthaltene Lösung von weinsteinsaurem od. schwefelsaurem Natron u. treibt dieselbe, sobald ein Hahn geöffnet wird, durch ein Mundstück als kräftigen Strahl heraus, der durch seine Beschaffenheit sehr wohl geeignet ist, eine noch nicht zu stark gewordene Feuersbrunst zu löschen.

Nr. 2765. Wagenspritze mit Stiefeln nach der Längenachse der Spritze aufgestellt.

Nr. 2764. Schlauch und Schlauchrolle.

Feuerstein od. **Flint** ist, zwischen Quarz u. Opal mitten innestehend, ein leicht zu äußerst scharfkantigen Stücken zersprengbares, meist in Form von Knollen u. als Versteinerungsmaterial vorzugsweise im Kreidegebirge (Insel Rügen) vorkommmendes Mineral. Es besteht seiner chemischen Natur nach fast aus reiner Kieselsäure u. wurde früher zu besonders scharfkantigen Stücken zugerichtet, um zum Feueranmachen od. als Funkenreißer in den alten Flintenschlössern zu dienen. Die Herstellung der sog. Flintensteine war nam. in Frankreich zu Hause.

Feuerversicherung. Die Versicherung gegen Feuersgefahr bildet den hauptsächlichsten Zweig des Versicherungswesens (s. d.), wie sie denn auch nächst derjenigen gegen Seegefahren für kaufmännische Güter u. überhaupt der Transportversicherung die älteste ist. Schon zu Anfang des 16. Jahrh. gab es in England u. Frankreich Gesellschaften, welche die Linderung der durch Brandschäden herbei geführten Vermögensverluste bezweckten; nur geschah dies mehr im Sinne der Wohlthätigkeit als in dem der Selbsthülfe u. ohne eine streng geschäftliche Organisation. Auch die in Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege zahlreich ins Leben gerufenen staatlichen „Feuersozietäten“ für Gebäude- (Immobiliar-) Versicherung huldigten meistentheils insofern noch dem sog. Unterstützungsprinzipe, als die Beiträge wie eine Steuer in gleichmäßigen Werths-

prozentsätzen erhoben u. die Verschiedenheiten der Gefahr nicht berücksichtigt wurden. Die Schäden eines Jahres wurden von den Anstalten auf alle Gebäudebesitzer nach gleichem Maßstabe pro rata des Taxpreises ihrer Versicherungsobjekte vertheilt. Die Repartitionsquote bildete die Prämie u. wurde gewöhnlich unter dem Namen **Brandsteuer** erhoben. Hiermit ist zugleich das Wesen einer ganzen Kategorie von noch heutzutage in Deutschland, der Schweiz u. anderwärts bestehenden staatlichen Feuerversicherungsinstituten charakterisirt. Das älteste ist das 1718 für die Stadt Berlin gegründete. Besondere Institute für **Mobiliarversicherung** kamen zuerst in England mit der 1710 gegründeten „Sun, Fire-Office" auf, u. durch Errichtung eines Zweiggeschäftes in Hamburg verschaffte eine solche engl. Gesellschaft, der „Phönix", diesem Versicherungszweige auch in Deutschland Eingang. Die erste deutsche Gesellschaft dieser Art war die 1812 errichtete Berliner F.s-Anstalt, die bei einem Grundkapital von 2 Mill. Thlr. Ende 1870 eine Werthsumme von 185 Mill. Thlrn. versichert hatte; dann folgte 1819 die Leipziger F.s-Anstalt, deren Grundkapital blos 1 Mill. Thlr. beträgt, bei der aber trotzdem Ende Juni 1871 eine Werthsumme von 462 Mill. Thlrn. versichert war; für beide war, trotz der bedeutend gestiegenenen Ausgaben für den Betrieb u. für die Verzinsung des Aktienkapitals, das Jahr 1871 das beste; denn in diesem betrug die Dividende für die erstgenannte Gesellschaft 25, für die zweitgenannte Gesellschaft sogar 90½ %; letztere Dividende ist überhaupt bisher die höchste, welche eine F.s-Gesellschaft in Deutschland erzielt hat. Sämmtliche in Deutschland im Gebiete der F. thätigen Anstalten zerfallen in zwei Hauptgruppen. Die eine bilden diejenigen Anstalten, welche als Privatunternehmungen unter Privatleitung stehen u. den allgemeinen gesetzlichen Vorschriften unterworfen sind (**Privatgesellschaften**); ihnen stehen die von öffentlichen Korporationen (Staat, Provinz, weiterer od. engerer Kommunalverband) verwalteten u. gewisse Exemtionen u. fiskalische Vorrechte genießenden Anstalten (**öffentliche Anstalten**) gegenüber. Bei den Privatgesellschaften sind wiederum 2 Gruppen zu unterscheiden: solche, welche dem Versicherungsuchenden gegenüber die Gefahr auf eigene Rechnung übernehmen, für ihre Verpflichtung mit einem gewissen Kapital (**Grundkapital**) Garantie leisten u. sich dafür von dem Versicherungsuchenden einen im Voraus bestimmten Betrag (**Prämie**) zahlen lassen (**Gesellschaften mit festen Prämien**), u. andererseits solche, deren Theilnehmer die Gefahr gemeinschaftlich tragen u. den Bedarf unter sich aufbringen (**Gesellschaften auf Gegenseitigkeit**). Von der ersteren Art, zu welcher die vorhin genannten Privatgesellschaften gehören, bestehen jetzt im Ganzen 26. Nur die älteren derselben aber erfreuen sich eines mehr od. weniger blühenden Standes. Einige Gesellschaften übernehmen auch Versicherungen außerhalb des Deutschen Reiches. Die betreffenden Summen werden aber ziemlich ausgeglichen durch diejenigen, welche von außerdeutschen Privatgesellschaften mit festen Prämien in Deutschland versichert sind, so daß man die Gesammtversicherungssumme von ca. 8000 Mill. Thlrn. als diejenige betrachten kann, welche heute von Privatgesellschaften mit festen Prämien überhaupt innerhalb des Deutschen Reiches versichert sind. Das von den Gesellschaften aufgebrachte Garantie- (Grund-) Kapital ist in der Regel nur zu einem Theil baar eingezahlt, während der Rest von den Theilhabern in sofort liquiden, persönlichen Schulddokumenten, gewöhnlich in Wechseln, zahlbar nach Sicht, hinterlegt ist. Eine spezielle Gattung von Privatgesellschaften mit festen Prämien bilden die **Rückversicherungsgesellschaften**. Dieselben schließen indeß nur Verträge mit anderen Versicherungsgesellschaften u. stehen mit dem Publikum in keiner unmittelbaren Verbindung. Gegenwärtig bestehen deren 9. Von der großen Zahl der Privatgesellschaften auf Gegenseitigkeit (250 mit einer Versicherungssumme von ca. 1500 Mill. Thlrn.) beschränken sich bei weitem die meisten auf sehr kleine Bezirke, häufig nur auf wenige Dörfer od. Kirchspiele. Eine wirkliche Verbreitung über ganz Deutschland hat nur die älteste, die seit 1819 bestehende „F.s-Bank für Deutschland", zu Gotha erlangt, deren Umfang demjenigen sämmtlicher übrigen Anstalten dieser Kategorie nahezu gleichkommt. Die meisten Anstalten dieser Art haben ihren Sitz in Norddeutschland. Was die öffentlichen Anstalten anbelangt, deren es 73 mit einem angesammelten Fonds von im Ganzen ca. 7½ Mill. Thlrn. u. einer Versicherungssumme von etwa 6000 Mill. Thlrn. giebt, so entspricht jede derselben einem bestimmt abgegrenzten Bezirke. Auch sind sie einerseits infolge ihrer amtlichen Organisation wol nicht immer im Stande, den vielseitigen Anforderungen der modernen wirthschaftlichen Entwicklung so zu entsprechen, wie die beweglicheren Privatgesellschaften; andererseits jedoch gewährt ihnen gerade ihr amtlicher Charakter wegen der damit verbundenen ausgesprochenen u. unausgesprochenen Vorrechte (wie die vielfach noch bestehende ausschließliche Berechtigung zur Gebäudeversicherung) ein Uebergewicht über die Privatgesellschaften. Bei vollständiger Freiheit des F.s-Gewerbes würden die Versicherungssummen gewiß weit beträchtlicher sein. In England u. Nordamerika ist daher auch das F.sgeschäft viel mehr ausgebildet, als in Deutschland. Die F. gehört, wie das Versicherungswesen überhaupt, zu den heilsamsten u. fruchtbarsten Institutionen der modernen Volkswirthschaft; sie schützt den Einzelnen vor dem wirthschaftlichen Ruin, welchem er ohne diese Hülfe in der Regel unfehlbar ausgesetzt sein würde, sobald seine durch Feuer zerstörbaren Kapitalien plötzlich von diesem Element ergriffen u. zerstört werden. Eine vollständige Abwehr u. Verhütung solcher Schäden ist selbst durch die größte Vorsicht nicht zu erreichen. Daher müssen sie auf Viele vertheilt werden, u. dies ist es, was die F. auf dem Wege der Vergesellschaftung leistet.

Feuerwaffen heißen diejenigen Waffen, welche ihre Geschosse durch die Kraft expansibler Gase unter einer durch die plötzliche Entwicklung dieser Gase entstehenden Detonation u. Feuererscheinung forttreiben. Der Gasträger für unsere heutigen F. ist, wie vor Jahrhunderten, das unter dem Namen **schwarzes Schießpulver** (s. d.) bekannte Gemenge von Salpeter, Schwefel u. Kohle. Trotz der nicht zu verkennenden Mängel unseres Pulvers hat es selbst der Chemie unserer Tage noch nicht gelingen wollen, ein Produkt an seine Stelle zu setzen, welches Kraft u. Biegsamkeit der Gase mit Schonung der Waffe u. mit der für unsere heutigen Feldzüge so nothwendigen Aufbewahrungs- u. Transportfähigkeit vereinigt. Ueber die Erfindung des Pulvers wissen wir nur so viel, daß der Mönch Bartholdod. Berthold Schwarz es **nicht** erfunden hat. Barthold wird in die Mitte des 13. u. den Anfang des 14. Jahrh. versetzt. Das Schießpulver war aber bereits im 7. Jahrh. den Türken bekannt, u. seine im Wesentlichen von der heutigen nicht verschiedene Zusammensetzung findet sich in einem arabischen Werke aus der Zeit der Kreuzzüge beschrieben. — Der Anwendung der F. im Kriegswesen begegnen wir im Anfang des 14. Jahrh. Im J. 1308 sollen die Spanier vor Gibraltar Feuergeschütze gebraucht haben, ebenso soll die Festung Le Quesnoi zwischen Valenciennes u. Landrecy sich mit Feuergeschütz vertheidigt haben. In Amberg in Bayern wurde 1301 ein Geschütz verfertigt, u. Augsburg hatte um 1340 eine Pulvermühle. Der Gebrauch von Geschützen in der Schlacht bei Crecy im J. 1346 ist historisch nicht erwiesen. So viel steht fest, daß der Gebrauch des groben Geschützes demjenigen der Handfeuerwaffen, wenn auch um kurze Zeit, vorausging. Wenn auch der Gedanke, an Stelle von Schleuder, Bogen u. Armbrust ein Feuerrohr zu setzen, eben so nahe lag als die Einführung der Feuergeschütze an Stelle der Katapulten u. Ballisten, so stand doch die Wirkung der genannten alten Fernwaffen keineswegs so tief unter derjenigen der ersten Handfeuerrohre, daß ein sofortiger Ersatz der ersteren durch die letzteren erwartet werden konnte. Weit verschieden von einander ist der Zeitpunkt der Einführung der großen u. kleinen Feuerwaffen nicht. Neben der letzteren blieben Bogen u. Armbrust noch lange im Gebrauch. Die engl. Bogenschützen spielen noch in den englisch-französischen Kriegen eine große Rolle. Sie trafen auf 250 Schritte Entfernung — beiläufig gesagt, die wirksamste Schußweite der Musketen noch zu Anfang unseres Jahrhunderts — sicher u. schossen sechsmal in der Minute, während man damals mit der F. in derselben Zeit nur **einen** Schuß thun konnte. — Als erste europäische F. treten uns im 14. u. zu Anfang des 15. Jahrh., neben unbehülflichen mörserähnlichen Geschützen, nam. sog. **Donnerbüchsen, Bombarden** u. **Standrohre** entgegen, welche, auf rohen Gestellen od. auch auf Karren befestigt, in der Mitte zwischen Geschützen u. Handfeuerwaffen stehen. Wir finden deren auch mehrere auf einem Gestelle befestigt, also den Ursprung der heutigen Mitrailleusen. Die Deutschen nannten sie **Orgelgeschütze**, die Franzosen ribaudequins. Die Geschosse der F. bestanden in großen Kugeln von Stein u. in kleineren von Eisen u. Blei. Bei der Belagerung von Ivrea 1376 durch die Venetianer sollen schon **Bomben**, also eiserne mit Pulver gefüllte Hohlgeschosse, verwendet worden sein. — Die Aufgabe, ein mit bequemer Schaftung versehenes, zum Gebrauche für einen Mann eingerichtetes Feuergewehr zu schaffen, scheint von deutschen u. niederländischen Waffenschmieden zu Ende des 15. Jahrh. gelöst worden zu sein. Das Resultat war zunächst die sog. **Arkebuse** um 1480. Sie wurde mit der linken Hand angeschlagen u. festgehalten, während die rechte die Zündung mittels einer brennenden Lunte besorgt. Die leichtere Gattung schoß Kugeln von dem heutigen Kaliber mit schwacher Ladung u. sehr unpräzis. Sie war weniger geschätzt als die sog. **Hakenbüchse**, der **Doppelhaken**, welche 66—120 g. Blei schoß, einen unter der Mündung vorstehenden Haken hatte, mittels dessen man sie gegen eine Mauerkante od. sonstige Brustwehr, später gegen eine in die Erde gepflanzte **Gabel**, zur Brechung des Rückstoßes u. zum sicheren Abkommen anstemmte od. auflegte. Statt des Zündens mit der Handlunte, kam man schon im 15. Jahrh. auf die Zündung mit dem **Luntenschloß** od. **Serpentinschloß**, bei welchem ein schlangenartig gestalteter eiserner Hebel die Lunte trägt u. mittels eines Drückers auf die nunmehr neben dem seitlichen Zündloch angebrachte Pfanne bewegt wird, um daselbst das Pulver, **Zündkraut**, zu entzünden. Zu Ende des 16. Jahrh. tritt das von einem Nürnberger Uhrmacher erfundene deutsche **Radschloß** auf. Ein mittels Kette, Feder u. Schlüssel aufgezogenes Stahlrad mit geripptem Rande greift in die Pfanne ein, um sodann, durch den Drücker

losgelöst, in rascher Rotationsbewegung an dem mit Schwefelkies od. Feuerstein versehenen Hahn herzulaufen u. durch die so erzeugten Funken die Entzündung zu bewirken. Gleichzeitig damit ist die spanische Erfindung des Schnapphahnschlosses (platine à miquelet), dessen Hahn gegen die gerippte Stahlfläche des Pfanndeckels getrieben wurde, u. welches den um 1650 in Italien auftretenden eigentlichen Stein- od. Flintenschlössern schon näher kommt. Das Luntenschloß herrschte noch während des 30jährigen Kriegs bei den Musketen vor u. überdauerte das etwas zu künstliche Radschloß. Herzog Alba führte schon 1507 bei seinen Schützen zu Pferde den Karabiner ein, ein kürzeres Feuergewehr, eine Pistole, auch Faustrohr genannt, u. Karabiner, von 0,30 m., beziehungsweise 0,60 m. Lauflänge führte die Reiterei des berühmten Moritz von Oranien. In Frankreich soll man infolge der Schlacht von Steenkerke 1692 beschlossen haben, die Luntenschloßgewehre sowie die Piken abzuschaffen u. dafür das Steinschloßgewehr (fusil, von focile, Feuerstein) mit Bajonnet einzuführen. Diese, zum Aufpflanzen auf den Lauf Anfangs mit Holzpfropf, später mit der noch jetzt bestehenden Dillen- u. Ringbefestigung versehenen Stahlklinge soll zu Bayonne 1640 erfunden u. durch den berühmten Vauban 1687 verbessert worden sein. In Deutschland kannte man die Einrichtung ebenfalls, wie sich aus franz. Werken u. aus den Schriften des deutschen Ingenieurs Georg Andreas Böckler zur Genüge ergiebt. Pike u. Luntenschloßgewehre, welche im 30jährigen Kriege u. den ersten Kriegen Ludwig's XIV. geherrscht hatten, verschwinden, u. wir sehen vom span. Erbfolgekriege, also vom Beginnn des 18. Jahrh. an, die Muskete (italienisch moschetta) mit Bajonnet u. Steinschloß als die Hauptwaffe der Infanterie. Die Muskete, schon von Gustav Adolf wesentlich erleichtert, von dem Alten Dessauer unter Friedrich Wilhelm I. mit dem eisernen, später cylindrisch gestalteten Ladestock zur Vermeidung des Umwendens versehen, kommt allmählig zu dem noch heute üblichen Gewichte von etwa 5 kg., das Kaliber betrug bis in unsere Zeit etwa 18 mm., die Kugel wog 5 gr. Die wesentlichsten Verbesserungen waren auf Steigerung des Massenfeuers gerichtet u. sind fast alle dem seit den Schlesischen Kriegen maßgebend werdenden Einfluß von Preußen zu verdanken. Nach den Napoleonischen Kriegen, zum Theil noch von diesem gewaltigen Kriegsfürsten veranlaßt, sann man auf Steigerung der Feuergeschwindigkeit u. der Präzision des Treffens u. suchte die bereits seit früheren Jahrhunderten bekannte Einrichtung, die Rohre von hinten zu laden u. sie mit Zügen zu versehen, in die Heere einzuführen. Die gezogenen Büchsen u. Gewehre (franz. carabine) sind eine deutsche Erfindung u. werden von Einigen dem Kaspar Zollner in Wien 1480, von Anderen dem August Kotter in Nürnberg 1520 od. Wolf Danner ebendaselbst zugeschrieben.

Nr. 2766. Musketiere aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrh.

Nr. 2767. Nr. 2768. Nr. 2769.
Nr. 2767—69. Arkebusen u. Musketen mit Luntenschloß (2767), Radschloß (2768) u. Schnapphahnschloß (2769).

Ihr eigentlicher Vortheil, durch die spiralförmige Windung dem Geschosse eine rotirende Bewegung um seine Längenachse u. hierdurch Beharrungsvermögen in seiner anfänglichen Richtung mitzutheilen, wurde erst in unserer Zeit erkannt u. führte folgerichtig zur Abschaffung der Kugelgestalt der Geschosse u. Einführung der cylindrisch gestalteten sog. Langgeschosse, welche heutzutage üblich sind u. ihre Ueberlegenheit in den Kriegen der letzten Jahrzehnte an Hekatomben von Menschenopfern dargethan haben. Die Zeit von 1815 bis etwa 1850 vergeht mit mehr od. weniger gelungenen Versuchen, das bei den alten Büchsen unvermeidliche, sehr umständliche Einkeilen u. Einpflastern der Kugel in die Züge durch Einrichtungen zu ersetzen, welche bei leichtem Laden, im Momente des Abfeuerns, das Geschoß in die Züge eingepreßt finden od. einpressen. Nachdem die Vorschläge der Franzosen Delvigne u. Thouvenin, welche die Kugel leicht in den Lauf hinabgleiten ließen u. durch Ladstockstöße auf einen ringförmigen Absatz od. hervorstehenden Stift in der Pulverkammer aufkeilten, so daß sie in die Züge eindrang, nach kurzer Einführung verworfen waren, gelang es dem Franzosen Minié, die Explosion der Ladung selbst zum Eintreiben des Geschosses in die Züge zu verwerthen. Er schaffte die tiefen Züge ab, führte ganz flache u. breite Züge ein, höhlte sein Langgeschoß etwas aus an der Bodenfläche u. erzeugte so ein Geschoß mit dünnen Cylinderwänden, welches leicht in das Rohr glitt. Um den Cylinder nicht zu zerreißen, setzte er ein Hütchen von Eisenblech ein, welches Spätere, wie der Belgier Timmerhans u. der geniale W. v. Plönnies, durch sternförmige Gestaltung der Geschoßhöhlung entbehrlich machten. Die Gase drangen beim Abfeuern in die Höhlung ein u. expandirten das Geschoß, so daß es in die Züge eintrat u. sicher geführt wurde (Expansionsgeschoß). Die Schweizer verlängerten den Geschoßcylinder, machten das Geschoß ganz massiv u. fast cylindrisch mit kurzer Spitze, nachdem man den unwesentlichen Einfluß der Geschoßspitze auf Ueberwindung des Luftwiderstandes konstatirt hatte. Das verhältnißmäßig lange Geschoß stauchte sich durch die Explosion des Pulvers u. trat dadurch in die Züge ein (Kompressionsgeschoß). Eine nam. von der Schweiz ausgehende u. von Plönnies wissenschaftlich begründete Verkleinerung des Kalibers bis auf 11 u. 10 mm. führte zu einer besseren Verwerthung der Ladung u. zur Möglichkeit der Wiedereinführung der alten, relativ starken Ladung von $^1/_4$ Geschoßgewicht u. somit zur Wiedererreichung der gestreckten Bahnen der alten Musketenkugel. Die beharrliche Ueberwindung des Luftwiderstandes durch das Langgeschoß, welches großes Gewicht mit kleinem Querschnitt vereinigt, erhöhte gleichzeitig die Tragweite zu der gegenwärtigen bis über 1600 Schritte sicheren Entfernung. Die riesig gesteigerte Leistungsfähigkeit unserer Industrie ermöglicht die Konstruktion von Hinterladungsgewehren u. so das längst ersehnte Schnellfeuer. Das Zündnadelgewehr von Dreyse war die erste Hinterladungswaffe, welche in eine europ. Heer (1840 in die preuß. Armee) eingeführt wurde. Seine eminenten Erfolge in unseren Tagen, bes. 1866, entschieden die allgemeine Einführung der Hinterladungsgewehre. Der Feldzug 1870 u. 71 war der erste, der auf beiden Seiten mit dergleichen Gewehren ausgefochten wurde. Die Fortschritte der Technik schufen, nam. in Amerika während des Sezessionskrieges, alsbald sehr wesentlich verbesserte Hinterlader. Die Verlängerung der Patrone infolge des kleinen Kalibers machte Metallhülsen für die Transportfähigkeit der Patronen nothwendig. Die zu Anfang des 19. Jahrh. entdeckten Knallpräparate hatten die alte Zündpfanne durch den Zündkegel, den Hahn mit Feuerstein durch einen hammerartig gestalteten Hahn ersetzt u. das Zündhütchen von Kupfer, dessen Knallpräparat durch den Schlag des Hahnes auf dem Zündkegel zur Entzündung gebracht wurde, eingeführt. Diese Perkussionsschlösser waren ausschließlich in den Kriegen der Vierziger Jahre in Gebrauch, bis heutzutage das Knallpräparat entweder durch den Stich der Nadel od. durch den Eindruck eines durch das Perkussionsschloß eingetriebenen Stiftes entzündet wird. Die neuen Patronen enthalten nämlich ihre Zündung in Gestalt von Pille od. Hütchen in der Mitte des Patronenbodens (Centralzündung), od. sie enthalten sie in dem Rande des Bodens (Randzündung). Das Laden ist dadurch wesentlich vereinfacht, indem die bei Kälte u. in der Nacht umständliche Aufsetzung des Hütchens wegfällt. Die Metallpatrone gestattet einen sicheren Transport der Munition, sie bildet ferner einen hermetischen Abschluß der Gase, der bei jedem Schusse neu ist, u. erlaubt somit eine einfachere Konstruktion des Verschlußmechanismus. Wir müssen uns mit Charakteristik der Hinterladungssysteme im Allgemeinen begnügen u. verweisen bezüglich des Hauptsächlichsten auf die besonderen Artikel, wie Chassepot u. andere. Sämmtliche bestehende Kriegshandfeuerwaffen neuester Konstruktion, unter Festhaltung des oben erwähnten Gesammtgewichtes von 4—5 kg. u. des Kalibers von 10—11 mm., führen Metallpatronen mit meist massivem Langgeschoß von Blei od. Hartblei, u. zwar Einheitspatronen, d. h. solche, welche zugleich die Zündung enthalten. Ihr Verschluß ist entweder dem alten Zündnadelgewehr nachgebildet (Hülsen- od. Kolbenverschluß), od. er

besteht in einem massiven Stück, welches seitwärts od. auf- u. rückwärts auf- u. zugeklappt wird (Klappenverschluß, Verschluß à la tabatière), od. dessen Bewegung, wie bei den meisten amerikanischen Modellen, mittels des Bügels, der den Drücker schützt, bewirkt wird (Blockverschluß). Die Bewegung der Nadel zum Zünden wird durch eine Spiral- od. eigentlich Wurmfeder, des Stiftes zum Zünden meist durch das alte Perkussionsschloß bewirkt. Mit der Manipulation des Oeffnens ist meist zugleich diejenige des Auswerfens der alten Patronenhülse verbunden. Die neuesten Gewehre bedürfen zu ihrer Handhabung kaum 4 Griffe, wodurch Laden u. Fertigmachen zum Schießen bewirkt wird. Im deutschen Heere besteht noch das verbesserte Zündnadelgewehr. Die Beschaffung der neu eingeführten sog. Mausergewehre (s. d.), deren Konstruktion den oben angeführten Prinzipien entspricht, ist im Gange. Sämmtliche von den Franzosen erbeuteten Chassepotgewehre sind zum Gebrauch hergerichtet u. führen dieselbe Patrone wie das Mausergewehr u. wie das in Bayern bestehende, dem Prinzip des Amerikaners Peabody in genialer Weise nachgebildete Werdergewehr (s. d.). — Der Wunsch nach noch größerer Steigerung des Schnellfeuers führte zu den Magazingewehren, welche in einer Röhre unter dem Laufe (Henry) od. im Kolben (Spencer) mehrere Patronen enthalten, die durch einen Mechanismus dem Laufe zugeführt werden u. die Abgabe mehrerer Schüsse unmittelbar hinter einander gestatten. Sie waren im amerikanischen Secessionskriege im Gebrauch u. müssen als vollkommen kriegstüchtig bezeichnet werden. In europäischen Heeren begegnen wir ihnen bis jetzt noch nicht. Nur die Schweiz hat das nam. von Vetterli wesentlich verbesserte Repetirgewehr von Henry als Füsiliergewehr eingeführt. Indem wir betreffs der artilleristischen Feuerwaffe auf den Artikel „Artillerie“ verweisen, fügen wir hier nur einige ergänzende Worte über die Herstellung der gezogenen Geschütze u. über die Erfahrungen an, welche im letzten Deutsch-französischen Kriege gemacht worden sind. Die gezogenen Kanonen Napoleon's III., mit denen derselbe auf den Schlachtfeldern Italiens debutirte, waren bronzene. Der günstige Erfolg des neuen Systems brachte die bereits seit längerer Zeit auch in Preußen u. England im Gang befindlichen Versuche schnell zum Abschlusse, u. es erschien das engl. Geschütz von William Armstrong u. das preuß. 9 cm. gezogene Geschütz. Ersteres war von Schmiedeeisenstäben zusammengeschweißt, letzteres aus Gußstahl gegossen. Die Möglichkeit, die Kohleneisenverbindung in ihren zähesten u. dauerhaftesten Produkten, dem Schmiedeeisen u. dem Stahl, zu Rohren zu verwenden, war schon von frühesten Zeiten an versucht worden. Erst unserer Zeit aber war es möglich, das Problem zu lösen, so daß England heutzutage seine Rohre aus einzelnen Rohrstücken, den aus spiralförmig gewundenen u. unter Dampfhämmern zusammengeschweißten coils, welche, je nach der Schwere des Rohres, in mehreren Lagen über einander geschoben werden, herstellt. Während man in Deutschland die ganz schweren Rohre in ähnlicher Weise aufbaut, od. sie auch aus Gußeisen gießt u. dann mit fest an einander geschobenen Stahlringen verstärkt, fertigt man die Feldgeschützrohre fast ausschließlich aus Stahl, u. zwar werden in den weltberühmten Krupp'schen Werkstätten in Essen die Blöcke zu den Rohren gegossen u. die Rohre selbst in Spandau fertig gemacht. Frankreich verwendet mehrfach Bronze, welche auch in Deutschland bis zur Einführung der gezogenen Rohre das ausschließliche Material für Feldgeschützrohre bildete. Preußen u. England nahmen das auch in früheren Jahrhunderten schon versuchte Prinzip der Hinterladung an, welches bei eisernen od. stählernen Geschützen eine große Zahl von Zügen u. dadurch eine sichere Führung des mit Bleimantel umgebenen Langgeschosses gestattet. Frankreich u. Oesterreich behielten Vorderlader, welche das Geschoß mittels Zapfen in wenigen flachen Zügen schlotterig u. unsicher führen. Oesterreich wandte bald das Prinzip der Keilbohrung (dreieckförmig im Querschnitt gestaltete Züge) an u. erreichte dadurch bessere Resultate, wenn auch keineswegs die Präzision der Hinterlader. England hat, veranlaßt durch das Verhalten der östereichischen Artillerie, welche im Feldzuge 1866 der nur zur Hälfte mit gezogenen Geschützen versehenen preuß. Artillerie erhebliche Konkurrenz machte, den falschen Schluß gezogen, daß Vorderladung besser sei, u. ist zu dieser zurückgekehrt. Die Unrichtigkeit dieses Schlusses wurde den Engländern 1870/71 an der franz. Artillerie nachgewiesen. Sie zeigte sich mit ihren Bronzevorderladern von vornherein als entschieden der deutschen Artillerie, die durchweg mit Stahlhinterladern ausgerüstet war, nicht gewachsen. Frankreich führt deshalb gleichfalls ein Hinterladungsgeschütz ein. Die Verschlüsse sind sehr verschiedener Art. Der in Deutschland eingeführte Verschluß ist für 9 cm. Feldgeschütze der Kolbenverschluß (Kolben, der von rückwärts eingeschoben u. durch einen von seitwärts durchgesteckten Cylinder gehalten wird), für 8 cm. Geschütze der Doppelkeilverschluß, der von der Seite eingeschoben wird. Die schweren deutschen Rohre haben entweder den Doppelkeil od. einen einfachen Keil. Der Armstrongverschluß bestand in einem schweren, mit Zündloch versehenen Stahlstück, welches von oben in das entsprechend ausgeschnittene Rohr eingesetzt u. durch eine von hinten in der Länge des Rohrs eingeschraubte Hohlschraube fest angedrückt wurde. Die meisten Artillerien Europa's, nam. die französische, befinden sich gegenwärtig im Stadium des Versuchs auf Grund der Erfahrungen von 1870/71. Die deutsche Artillerie, obwol im Besitze eines bewährten Materials, mit welchem sie allen Ereignissen getrost entgegen gehen kann, ruht keineswegs auf ihren Lorbeeren, sondern beschäftigt sich eifrig mit einschneidenden Verbesserungen. Die Bezeichnung der gezogenen Geschütze geschieht in England nach dem wirklichen Gewicht der Langgeschosse, in den meisten übrigen Staaten, nam. in Deutschland, nach dem Mündungsdurchmesser des Rohres. — Wie bei den Handfeuerwaffen den Repetirgewehren, so ist auch im Bereiche der Geschütze dem Massenfeuer Aufmerksamkeit zugewendet worden. Die im franz. Heere eingeführten Mitrailleusen (s. d.) sowie die in Rußland eingeführten Gatlinggeschütze sind indessen nur ihres Transportes auf Laffeten wegen der Artillerie zuzuzählen, während sie eigentlich nur das Massenfeuer der Infanterie mit etwas schwereren Geschossen ersetzen. Für Bestreichung solcher Annäherungswege, welche der Feind durchaus passiren muß, sind diese Maschinen von mörderischer Wirkung, in ihrer allgemeinen Verwendbarkeit aber keineswegs der Artillerie an die Seite zu stellen.

Feuerwehr, s. „Feuerlöschanstalten“.

Feuerwerkerei bezeichnet im Allgemeinen die Herstellung u. das Abbrennen leicht entzündlicher, mehr od. weniger explodirbarer Gemenge. Insofern die Herstellung solcher Körper, wie z. B. Patronen, Raketen, Torpedos, für die Zwecke der Kriegführung erfolgt, spricht man von grober od. Kriegsfeuerwerkerei, u. es führen z. B. auch die Unteroffiziere der Artillerie die Namen Feuerwerker u. Oberfeuerwerker; dagegen belegt man die Bereitung u. das Abbrennen von Feuerwerksgegenständen zur Belustigung gewöhnlich mit dem Namen Lustfeuerwerk od. Kunstfeuerwerkerei. Die meisten u. schönsten Erfindungen im Gebiet der letzteren verdankt man dem berühmten Ruggieri u. seinem Sohne in Paris u. Rom. Die Hauptmaterialien zu fast allen F.en sind die Bestandtheile des Schießpulvers; Schwefel, Salpeter, Kohle, sowie dieses selbst, ferner Feilspäne (von Eisen, Stahl, Zink, Kupfer), Harz, Lycopodium, chlorsaures Kali u. solche Körper, die der Flamme besondere Färbungen ertheilen, wie z. B. salpetersaurer Strontian, chlorsaurer Baryt u. dgl. (s. „flammenfarbig“). — Gewöhnlich theilt man die mancherlei verschiedenen F. in 3 Hauptklassen, in solche, die ihre Wirkung auf der Erde, solche, die sie in der Luft, u. solche endlich, die sie auf dem Wasser machen (Wasserfeuerwerk). Die ersteren zerfallen wieder in fest stehende u. bewegliche Stücke. Fast alle bestehen aus einer äußeren papiernen od. pappenen Hülse u. der darin befindlichen brennbaren Mischung (Satz). Dieser Satz, dessen Mischung je nach den verschiedenen Zwecken sehr verschieden sein kann, wird in der Regel, um das zu rasche Abbrennen zu mildern, durch gewaltsames Schlagen stark verdichtet, u. die Enden werden nach dem Einfüllen des Satzes gewöhnlich zugewürgt u. fest verschlossen, damit beim Abbrennen der Feuerstrahl mit großer Heftigkeit hervor sprühen muß. Die Selbstbereitung von Feuerwerkskörpern ist in Anbetracht der großen Feuergefährlichkeit nicht anzurathen, zumal diese Sachen von den Feuerwerks-Laboratorien ganz erstaunlich billig geliefert werden. Die wichtigsten u. bekanntesten Feuerwerkskörper sind: Raketen, Girandolen, Leuchtkugeln, Feuerräder, Sterne, Petarden, Schwärmer u. a.

Feuerwurm, s. „Leuchtkäfer“.

Feuerzeuge sind Vorrichtungen, die dazu dienen, Feuer hervorzubringen. Die ältesten beruhen auf dem Prinzipe der Wärmeentwicklung durch Reibung; so bestand u. besteht vielleicht auch noch bei vielen unkultivirten Völkern das gewöhnliche, sehr mühsame Verfahren des Feueranmachens darin, daß man zwei Stücke Holz, ein hartes u. ein weiches, an einander reibt, bis die Erhitzung sich zur Entzündung steigert. Auf demselben Prinzipe beruhen die bekannten Schlagfeuerzeuge mit Stahl, Stein u. Zunder od. Lunte. Von allen den vielen im Laufe der Zeit erfundenen F. haben sich nur die Streichzündhölzchen, Reibzündhölzchen, Streichhölzchen, als praktisch bewährt und erhalten; die übrigen F. haben nur noch ein kulturhistorisches Interesse od. können zur Erklärung physikalischer od. chemischer Vorgänge dienen. So z. B. die Brenngläser u. Brennspiegel, die nur bei Sonnenschein wirken, das pneumatische od. Kompressionsfeuerzeug (Nr. 2773), aus einem unten geschlossenen Metallrohre AB besteht, in das ein gut schließender Stempel C kräftig hinein gestoßen wird; durch die hierdurch bewirkte Kompression der Luft wird so viel Wärme frei, daß ein im Innern befindliches Stückchen Schwamm ins Glühen geräth; ferner das Döbereiner'sche Platinfeuerzeug (Nr. 2755); es beruht darauf, daß fein vertheiltes Platinmetall (Platinschwamm) der sich in der Kapsel f befindet, ins Glühen geräth, sobald ein Strom Wasserstoffgas darauf wirkt, wobei letzteres sich entzündet. Das Wasserstoffgas wird aus Wasser, Schwefelsäure u. Zink entwickelt, sammelt sich in einer kleinen Glasglocke b über der Flüssigkeit u. kann durch

Druck auf einen Hahn c ausströmen. Der Platinschwamm hat das Vermögen, eine große Menge des Sauerstoffs der Luft in sich zu verdichten; trifft nun der Wasserstoffstrom auf diesen verdichteten Sauerstoff, so vereinigen sich beide zu Wasserdampf; hierdurch wird so viel Wärme frei, daß der Platinschwamm ins Glühen geräth. Ein Vorläufer des Döbereiner'schen Platinf. ist das elektrische F., 1770 von Fürstenberg in Basel konstruirt. Es ist wie jenes ein Wasserstofffeuerzeug, u. zwar wird das Gas in dem unteren Gefäße A (Nr. 2774) entwickelt; durch den vermehrten Druck wird die Säure in das Gefäß A' getrieben, aus dem sie erst wieder auf das Zink gelangt, wenn der Gasdruck in A nachläßt. Wenn man einen vorn ersichtlichen kleinen Hebel anzieht, so strömt das Gas aus einem feinen Hahne aus, in demselben Momente schlägt aber bei c zwischen den beiden Spitzen c u. g, die mit einem Elektrophor o in Verbindung stehen, ein elektrischer Funke über u. entzündet das Gas. — Lange Zeit waren die *Tunkfeuerzeuge* (Nr. 2776) gebräuchlich; dieselben bestanden aus einem Glasfläschchen, in welchem mit rauchender Schwefelsäure befeuchteter Asbest sich befand; die hierzu nöthigen Tunkhölzchen enthielten an dem einen ihrer beiden Enden eine Mischung von Schwefel, chlorsaurem Kali und Zucker; sobald diese Mischung mit wenig rauchender Schwefelsäure in Berührung kommt, entsteht eine Entflammung. Diese F. hatten den Uebelstand, daß man sie ebenso, wie die vorigen, nicht mit sich in der Tasche führen konnte, u. daß sie infolge der starken, wasseranziehenden Kraft der Schwefelsäure bald unwirksam wurden. Die allbekannten *Phosphorzündhölzchen* sind jetzt die verbreitetsten u. billigsten F.; ihre Entzündung

Feuillants (spr. Följang') nannte sich eine fromme Brüderschaft, die sich 1577 von den Cisterciensern abzweigte. Dieser Name wurde auf einen polit. Klub übertragen, der während der Franz. Revolution in dem Kloster der F. zu Paris tagte. Der von Lafayette u. Sieyès gestiftete Klub, der einem gemäßigt liberalen Konstitutionalismus huldigte, suchte den ausschweifenden Bestrebungen der Jakobiner entgegenzuwirken, wurde aber eben darum von diesen fanatisch angefeindet. Am 28. März 1791 drangen bewaffnete Volkshaufen, die von den Jakobinern angestiftet waren, in das Kloster u. sprengten den eben zu einer Sitzung versammelten Klub.

Feuillet (spr. Fölljeh), *Octave*, beliebter franz. Romandichter u. Dramatiker, geb. 11. Aug. 1812 zu St.-Lo im Depart. Manche, machte seine Studien in Paris u. vereinigte sich 1845 mit zwei anderen Schriftstellern zur Abfassung eines Romans („Le grand vieillard"), der seinen Namen rasch in Gunst brachte. Dieser Erstlingsarbeit ließ er rasch nach einander eine Reihe größerer u. kleinerer Romane folgen, die einen großen Leserkreis fanden. Noch weit größere Erfolge errang er, als er sich später der Bühne zuwandte, für die er die damals noch neue Gattung des „Proverbe" (Sprüchwörterspieles) mit besonderem Glück anbaute. F.'s Proverbes sind pikant gezeichnete Bilder, in denen sich das Treiben der vornehmen Welt, nam. das Pariser Salonleben, mit seinen Reizen u. Gefahren scharf, lebhaft u. nicht ohne verführerischen Schimmer spiegelt. Ein Theil dieser Bühnenspiele, von denen bes.

Nr. 2770. Aelteste Methode Feuer anzuzünden.

Nr. 2773. Das pneumatische od. Kompressionsfeuerzeug.

Nr. 2774. Das elektrische Feuerzeug.

Nr. 2775. Das Döbereiner'sche Platinfeuerzeug.

Nr. 2771. Schlagfeuerzeug.

Nr. 2772. Feuerschwamm.

Nr. 2776. Chemisches Feuerzeug.

beruht darauf, daß schon die durch eine geringe Reibung erzeugte Wärme genügt, den Phosphor zu entzünden, welcher dann wieder den langsamer brennenden Schwefel u. endlich das Holz selbst zur Entflammung bringt. Die Giftigkeit dieser Phosphorzündhölzchen bei unvorsichtigem Gebrauche, die Nachtheile, denen die Arbeiter bei der Fabrikation derselben ausgesetzt sind, haben schon lange das Bestreben wach gerufen, *phosphorfreie Zündhölzchen* herzustellen, u. in der That ist dies auch gelungen; es kommen jetzt schon vielfach solche Hölzchen in den Handel, die sich ebenso leicht entzünden lassen, wie die Phosphorhölzchen, ohne deren Giftigkeit zu besitzen. Es existiren zahlreiche Vorschriften zur Bereitung solcher Zündhölzchen; der Hauptbestandtheil derselben ist gewöhnlich chlorsaures Kali mit salpetersaurem Bleioxyd od. mit Bleihyperoxyd. Die sog. *schwedischen Zündhölzer* enthalten zwar keinen Phosphor, sie entzünden sich aber, wenn sie auf einer besonderen Fläche gestrichen werden, die mit einer Mischung überzogen ist, die amorphen Phosphor enthält.

„Le pour et le contre", „Dalila" u. „Un jeune homme pauvre" Anklang fanden, ist in der Sammlung „Scènes et proverbes" (5 Bde., Par. 1853—55) enthalten. Im J. 1863 wurde F. in die Franz. Akademie aufgenommen.

Feuilleton (franz., spr. Föllj'tong, d. h. Blättchen, Beiblatt) nennt man diejenige Abtheilung einer polit. Zeitung, welche die Tagesneuigkeiten nichtpolit. Inhaltes, Berichte u. kritische Besprechungen aus dem Gebiete der Kunst, der Literatur u. des geselligen Lebens, Aufsätze, Erzählungen u. Novellen, kurz allerlei belehrenden u. unterhaltenden Stoff von mehr od. minder zeitgemäßem Interesse enthält. Das F. ist dem Hauptblatte manchmal als Beilage angefügt; in der Regel aber erscheint es mit diesem verschmolzen u. vom polit. Theile nur durch einen Strich abgesondert. Wie der Inhalt des F. sich als ein stets wechselndes buntes Durcheinander darstellt, so ist es auch bezüglich der Form nicht auf eine erschöpfende, ernst in den Gegenstand eindringende, sondern auf eine die

Hauptpunkte leicht u. schlagend berührende, zierlich von Thema zu Thema flatternde, pikant plaudernde Behandlung abgesehen. Die Franzosen sind die Erfinder u. noch immer die Meister des F. u. des F.-Stiles, der nam. von Jules Janin mit großer Virtuosität gehandhabt wurde; doch haben sie in England, in neuester Zeit auch in Deutschland, geschickte Nachahmer gefunden. Der gleichfalls in Frankreich aufgekommene Gebrauch, das F. zur Veröffentlichung von Romanen u. sonstigen literar. Produkten von größerem Umfange in stückweisen Fortsetzungen zu benutzen, hat in Deutschland mit Recht nur sehr vereinzelt Anklang gefunden.

Féval, Paul Henri Corentin, franz. Romanschriftsteller, geb. 27. Sept 1817 zu Rennes, studirte Anfangs die Rechte, wandte sich später dem kaufmännischen Fache zu, vertauschte dieses aber nach der günstigen Aufnahme, den einige journalistische u. theatralische Arbeiten aus seiner Feder fanden, mit dem literarischen Berufe. Seinen Novellen u. Romanen „Le club des Phoques", „Les chevaliers du firmament" u. „Le Loup blanc" ließ er 1844 den elfbändigen Sensationsroman „Les mystères de Londres" (unter dem Namen Francis Trollope) folgen, in welchem eine feurige Phantasie sich sehr glücklich mit einem beweglichen Schilderungstalent verbindet. Der Roman erregte großes Aufsehen, wurde häufig aufgelegt, ins Englische, Deutsche u. s. w. übersetzt u. von F. selbst mit Erfolg für das Theater bearbeitet. Auch den Stoff seines Romans „Le fils du diable" (1847) beutete F. für die Bühne aus, die ihm indeß selbständige Leistungen von Ruf nicht verdankt. Von seinen späteren Romanen, die er meist auf Bestellung für die Feuilletons viel gelesener Journale schrieb, sind nam. „Les amours de Paris" (1847) u. „Madame Gil Blas" (1856 bis 57) zu nennen. F. hat sich auch als Historiker versucht; so gab er 1851 eine „Histoire des tribunaux secrets" heraus (8 Bde., Par.).

Fexen od. **Vexen**, s. v. w. Kretinen.

Feydeau (spr. Fedoh), Ernest Aimé, franz. Romanschriftsteller, geb. 16. März 1821 zu Paris, gelangte nach einem wechselvollen Leben als Dichter, Börsenspekulant u. Journalist durch seinen 1858 veröffentlichten Roman „Fanny", der im Laufe von 10 Monaten 16 Auflagen erlebte, schnell zu großer Popularität. Weniger Gunst fanden seine späteren Romane („Daniel", 1859, „Catherine Overmeire" 1860, „Sylvia", 1861, u. s. w.), obwol sie in demselben lebhaften, aber freilich auch grobsinnlichen u. schlüpfrigen Ton gehalten waren. F. schrieb auch ein archäolog. Werk, „Histoire générale des usages funèbres et des sépultures des peuples anciens" (5 Bde., Par. 1858, mit 100 Kupfern) u. einige Theaterstücke, die jedoch keinen Erfolg hatten. Er starb 29. Okt. 1873 zu Paris.

Feyerabend, eine aus Hall in Schwaben stammende Familie, von der sich im 16. Jahrh. mehrere Glieder zu Frankfurt a. M. in der Holzschneide- u. Buchdruckerkunst hervorgethan haben. Am bedeutendsten u. verdienstvollsten war Sigmund **F.**, geb. zu Frankfurt a. M. 1527, gest. das. 1590. Ausgerüstet mit einem tüchtigen Wissen u. großem Geschick u. selbst ein ausgezeichneter Formschneider, hat derselbe in seinem mit einer Buchdruckerei verbundenen ausgedehnten Verlagsgeschäft eine beträchtliche Zahl vortrefflich illustrirter Werke erscheinen lassen, die noch heute von Kennern u. Liebhabern gesucht sind; so z. B. eine deutsche Bibel mit Holzschnitten in Folio (1. Ausg. 1564), Amman's Trachtenbücher, ein Augsburger Geschlechterbuch, Fronsperger's Kriegsbuch, Reineke Fuchs u. a. m. Vgl. Gwinner, „Kunst u. Künstler in Frankfurt a. M." (Frankf. 1862).

Fez (Fês od. Fâs), früher ein selbständiges Sultanat in Nordafrika, gehört jetzt zum Kaiserthum Marokko u. umfaßt die Bezirke (Amalete) von Theza, Tetuan, Rif, Tanger, Mekines, el Gharb und F. Das Land steigt von der Küste des Atlantischen Ozeans wie des Mittelmeeres terrassenförmig an, ist wohlbewässert u. bes. in den Thälern des Maluja u. des Sebu, der beiden Hauptflüsse, sehr fruchtbar. In den Zeiten der Römerherrschaft, der Völkerwanderung u. der Eroberungszüge der Araber war das Gebiet abwechselnd der Schauplatz wilder Kämpfe, hoher Blüte u. trostlosen Verfalles. – Die gleichnamige Hauptstadt des ehemaligen Sultanates, **F.**, ist jetzt eine der Residenzen des marokkanischen Kaisers, liegt in einem reich bewachsenen, schönen Thale u. besteht aus der von Edris II. 808 erbauten alten u. der im 13. Jahrh. von Jussuf Yakub el Manhur gegründeten neuen Stadt. Die Befestigungswerke von F. sind armselig u. verfallen, dagegen noch heute die einzelnen Stadttheile durch hohe Mauern von einander geschieden. An Moscheen zählt man 360, unter ihnen die prächtige Hauptmoschee del Karubin, an zum Theil ausgedehnten Karavansereien 200; daneben finden sich zahlreiche Hospitäler, Bäder u. s. w.. Die Universität Dar-el-Ibu, d. i. Haus der Weisheit) stand im Mittelalter in hohem Ansehen. Die Bevölkerung wird auf 100,000 angegeben; sie besteht zu drei Viertheilen aus Arabern u. Mauren, zu denen etwa 10,000 Berber, 9000 in einen besonderen Stadttheil verwiesene Juden u. 4000 Neger kommen. In der Zeit der größten Blüte, als F. eine der prächtigsten u. blühendsten Städte der mohammedanischen Welt war, soll dasselbe nicht weniger als 90,000 Häuser gezählt haben. Der Gewerbfleiß der Bewohner liefert wollene Mäntel, weltberühmtes Leder, seidene Tücher, rothe wollene Mützen (s. „Feß"), schöne Teppiche u. gutes Leinen; der Handel ist noch immer ziemlich bedeutend.

Fezzan (Fessan), eine zu Tripolis gehörende Landschaft am Nordrande der östl. Sahara, grenzt im S. bei dem Brunnen Meschru an das Land der Tibu; seine größte Breite beträgt 80 M. Es besteht aus einer Reihe kleiner Oasen, die sich in einer rings von gelbsandiger Wüstenfläche umgebenen Thalmulde ausbreiten, Dattelpalmen u. dürftiges Getreide hervor bringen u. von trocken-heißen Wüstenstürmen u. empfindlich kaltem Nordwinde heimgesucht sind. Oede Bergzüge von zerklüfteten, versteinerungsreichen Kalken u. dunklen Sandsteinen, sowie Reihen von bis 150 m. hohen Triebsandhügeln durchziehen das Gebiet, welches fast keine wild wachsenden Pflanzen, dagegen an wilden Thieren Strauße, Büffel, Gazellen, Leoparden, Hyänen u. Schakale besitzt. Die einzige Zierpflanze von F. ist die Sonnenblume. Der fruchtbarste Theil ist das Wadi Gharbi, der wildeste der nördl. von demselben sich hinziehende Wüstenstrich, in welchem eine Anzahl von Natronseen liegen, die eine reiche Ausbeute an Salz gewähren. In diesen lebt der rothe Fezzanwurm, der mit Dattelteig vermengt gegessen wird. Oestlich von den Seen finden sich merkwürdige Ruinen u. zahlreiche Pyramidengräber. Die auf 26,000 Köpfe geschätzte, zum größten Theil aus Berbern, im N. auch aus nomadisirenden Arabern, im S. u. W. aus Tebus u. Tuarigs bestehende Bevölkerung ist dunkel gefärbt, von unfreundlichem, engherzigem u. unzuverlässigem Charakter u. zeigt sehr geringen Gewerbfleiß; dagegen treibt sie, bes. in Murzuk, lebhaften Sklavenhandel.

Fiaker (franz. fiacres), Miethkutschen, die in größeren Städten an bestimmten Plätzen bereit stehen, um Jedermann gegen Entrichtung des durch die Fahrtaxe festgesetzten Preises nach einem beliebigen Punkte innerhalb der Stadt u. ihres Weichbildes zu befördern. Ihren Namen haben diese Fuhrwerke vom heil. Fiacrinus, dessen Bildniß an dem Wirthshause angebracht war, wo die ersten Wagen dieser Art (die unter Ludwig XIV. in Paris aufkamen) ihren Halteplatz hatten. Solche F., für die man auch die aus dem Russischen entlehnte Bezeichnung Droschke (s. d.) braucht, findet man jetzt in jeder größeren Stadt.

Fiammingo od. **Flamingo**, d. h. Vlaming, Niederländer, ist ein Beiname, den die italien. Schriftsteller niederländischen Künstlern ertheilten, deren eigentlicher Name ihnen unbekannt war. Am meisten werden genannt: Dionisio F., eigentlich Dionys Calvaert aus Antwerpen, ein manieristischer Maler, der 1619 in Bologna starb, u. der Bildhauer François Duquesnoy (s. d.).

Fiasco (ital., d. h. Flasche), ein auch in die deutsche Sprache übergegangener Theaterausdruck, mit welchem das Mißfallen od. Durchfallen einer Theatervorstellung, eines Konzertes od. eines einzelnen Künstlers bezeichnet wird (F. machen, s. v. w. durchfallen). Die Entstehung der Redensart wird von Manchen auf eine alte Anekdote zurück geführt, nach welcher einst ein deutscher Graf, der in Italien einem Glasbläser zusah, Lust bekam, sich gleichfalls in dieser feinen Kunst zu versuchen, aber durch ungeschicktes Blasen fort u. fort nur birnenförmige Hohlformen (Fläschchen) herausbrachte, also unter dem Gelächter der Zuschauer im buchstäblichen Sinne des Wortes F. machte.

fiat (lat.), d. h.: es geschehe.

Fibel (von dem griech. βιβλίον = Buch) od. A-B-C-Buch nennt man die ersten Lesebücher der Kinder, welche gewöhnlich noch zum Behuf des leichteren Lesenlernens mit Bildern versehen sind. Das Mittelalter kannte derartige Uebungsbücher schon deshalb nicht, weil damals der Volksunterricht fehlte. Die erste F., die eine ungewöhnliche Verbreitung erlangte u. noch jetzt neu aufgelegt wird, ließ Martin Luther 1525 erscheinen; sie enthielt das Alphabet, das Vaterunser, den Glauben u. einzelne Gebete. Die Nachahmungen derselben fügten auf der Schlußseite noch das sog. kleine u. große Einmaleins hinzu. Mit Bildern wurden die F.n erst im Anfang des 18. Jahrh. ausgestattet; dieselben sollten das Interesse der Kinder erwecken u. die Buchstaben dem Gedächtniß fester einprägen. Den einzelnen Buchstaben wurden Abbildungen von Gegenständen hinzugefügt, deren Namen mit dem betreffenden Buchstaben begann; über A stand also das Bild eines Affen, über B das einer Birne. Gewöhnlich waren diese Bilder noch von möglichst geistlosen Versen begleitet. Die verschiedenen Lesemethoden haben natürlich auch den Charakter u. die innere Einrichtung der F.n vielfach umgestaltet.

Fibern, s. „Fasern".

Fibrin wird der **Blutfaserstoff** genannt; er ist im Blute, so lange sich dieses noch im lebenden Organismus befindet, im aufgelösten Zustande enthalten, gerinnt aber, wenn das Blut der lebenden Gefäßwand u. damit dem Lebenseinflusse entzogen wird. Man kann das F. leicht erhalten, wenn man frisch gelassenes Blut mit einem Stabe od. besser einem Ruthenbesen rührt; es hängt sich dann an letzteren in Form langer Fasern an, die, wenn sie von den übrigen Bestandtheilen des Blutes durch Auswaschen getrennt worden sind, weiß erscheinen. Das F. gehört zu den eiweißartigen Stoffen (Albuminaten), löst sich nicht in reinem Wasser, wol aber in salpeterhaltigem, sowie in Essigsäure u. Alkalien (s. „Blut").

Fibroin ist der Hauptbestandtheil der Seide (s. d.).

Ficaria ranunculoides, Scharbock u. Scharbockkraut, kleines Schöllkraut u. Schöllwurz, wildes Löffelkraut, Feigwarzenkraut u. Feigwarzenwurz, Blatter-, Mayen- u. Marienkraut, Sternblümelein, Schmalzsternblume, Goldsternblume, Pfennigsalat, Mäusebrot, Erdgerste, Gesselblume, Biber- u. Pfaffenhödchen, Lämmerblume, Schwalbenkraut u. Schwalbenwurz, Feigblattern, Eppich, in der Nordschweiz: Glinzali, Sonnen- u. Goldblüamli. Ein vom Volke zu Gemüse u. Salat u. auch sonst noch vielfach verwerthetes Frühlingskraut, wie seine vielen Volksnamen andeuten. Besonders auffallend sind seine kleinen, länglich-kartoffelartigen Wurzelknollen; sie enthalten Stärkmehl u. können genossen werden. Sie auch sind es, welche der Pflanze den Namen Erd- od. Himmelsmanna verschafft haben; nicht selten werden sie durch starke Regen von den lockeren Gehängen in großer Menge herab gewaschen od. durch kräftige Winde im getrockneten Zustande selbst durch die Luft getragen. Daher die Sage vom Getreideregen. Am Ende der 40. Jahre geschah das Letztere in der Nordschweiz, so daß man die Knöllchen massenhaft sammelte u. als kleine Kartoffeln verpflanzte. Daher auch die Sage vom Kartoffelregen. Manche haben in ihnen sogar die Manna des Alten Testaments erblicken wollen. Jedenfalls ist die Pflanze mit ihren fettglänzenden u. fleischigen Blättern von schildartiger Form u. mit ihren Wurzelknollen eine recht gesunde Frühlingsnahrung, die deshalb wol den Scharbock zu heilen vermag.

Fichte, Johann Gottlieb, einer der größten deutschen Philosophen, geb. zu Rammenau in der Oberlausitz 19. Mai 1762, erhielt seine Vorbildung zu Schulpforte u. begann 1780 an der Universität Jena das Studium der Theologie, das er später in Leipzig fortsetzte. Seine Beschäftigung mit der Philosophie, nam. mit dem System Spinoza's, in das er sich frühzeitig einlebte, entfremdete ihn jedoch bald den herrschenden theolog. Lehrmeinungen, u. da er aus seiner freien Denkweise kein Hehl machte, so sah er seine Bewerbung um eine Pfarrstelle in Sachsen (1787) zurückgewiesen u. mußte einen Hauslehrerposten in Zürich annehmen, wo er Pestalozzi und die Schwestertochter Klopstock's kennen lernte, die er später als Frau heimführte. Das Studium der Kant'schen Philosophie machte den Wunsch in ihm rege, den großen Denker persönlich zu sehen u. zu hören; er begab sich 1791 nach Königsberg u. führte sich bei Kant durch die Schrift „Kritik aller Offenbarung" ein. Diese scharfsinnige Schrift, in welcher F. die Offenbarung als ein Postulat (eine nothwendige Forderung) der praktischen Vernunft, nämlich als die von Gott auf sinnlichem Wege bewerkstelligte Wiedereinführung des Sittengesetzes in die demselben entfremdete Menschheit darstellte, ihren Inhalt aber auf Gott, Freiheit u. Unsterblichkeit einschränkte, erregte sofort nach ihrem Erscheinen (Königsb. 1792) allgemeines Aufsehen u. wurde, da sie anonym herauskam, allgemein Kant selbst zugeschrieben. Ihr verdankte F. seine Berufung als ord. Prof. der Philosophie nach Jena. Dieser folgte er 1794, nachdem er kurz vorher seine unabhängigen Ansichten über die große franz. Umwälzung in den gleichfalls anonym herausgegebenen „Beiträgen zur Berichtigung der Urtheile über die franz. Revolution" kundgegeben hatte. In Jena war es, wo F. sein neues, an den Kant'schen Kritizismus anknüpfendes, aber über diesen hinausgehendes System des Idealismus begründete, vor einer Schar begeisterter Jünger lehrte u. in einer Reihe bedeutender Schriften ausbaute. Aus diesem schönen Wirkungskreise wurde er 1799 durch einen für ihn u. seine Lehre sehr folgenreichen Zwischenfall heraus gerissen. Ein freimüthiger Aufsatz „Ueber die Bestimmung des Begriffs der Religion", den F. in das unter seiner Mitredaktion erscheinende „Philos. Journal" aufgenommen u. mit nicht minder freimüthigen Vorbetrachtungen begleitet hatte, brachte ihn in den Verdacht eines Atheisten, zog ihm (auf die Requisition des kursächs. Konsistoriums hin) eine unangenehme Untersuchung zu u. führte, nachdem er sich in einer „Appellation an das Publikum" gegen die Anklage des Atheismus vertheidigt, zugleich aber der Regierung gegenüber in sehr schroffer Weise mit Amtsniederlegung gedroht hatte, seine Entlassung herbei. Er wandte sich nach Berlin, wo sich unter dem Eindrucke der Jenaer Katastrophe u. des Umganges mit Schleiermacher u. Schlegel eine Umwandlung in seinen philosoph. Ueberzeugungen u. deren Zurücklenkung zur Religion vollzog, mit der er sein System auszusöhnen suchte. Im J. 1805 folgte er einem Rufe als Prof. der Philosophie nach Erlangen, brachte jedoch auch weiterhin den Winter in Berlin zu, wo er vor einem großen Kreise von Freunden der Philosophie Vorträge hielt. Von letzteren hat nam. ein Cyklus, bekannt unter dem Namen der „Reden an die deutsche Nation", Ruhm u. geschichtliche Bedeutung erlangt. F. hielt diese von gewaltigem Freiheitsgefühle u. hehrer, fast prophetischer Begeisterung durchwehten Reden im Winter 1807—8, während die Franzosen die Hauptstadt besetzt hielten u. der feindliche Trommelwirbel oft die Stimme des Redners übertönte. Im J. 1810 wurde F. als Professor an die neue Universität Berlin berufen, an deren Gründung er eifrig theilgenommen hatte.

Nr. 2777. Johann Gottlieb Fichte (geb. 19. Mai 1762, gest. 27. Jan. 1814).

In dieser Stellung förderte er unverdrossen durch Wort, Schrift u. Beispiel den nationalen Aufschwung, aus welchem der Freiheitskampf von 1813 hervorging. Er erlebte noch die glückliche Wendung des Krieges, starb aber bereits 27. Jan. 1814 an den Folgen eines Fiebers, das er sich durch seine aufopfernde Thätigkeit im Lazareth zugezogen hatte. — Von den beiden Phasen, welche die F.'sche Philosophie durchlaufen hat, ist die erste u. ursprüngliche zugleich die reinere, eigenartigere u. konsequentere. Dieser ersten, Jenaer Periode gehören folgende Werke an: „Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre" (Weim. 1794), „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre" (Weim. 1794) u. „Grundriß des Eigenthümlichen der Wissenschaftslehre" (Jena 1795). „Wissenschaftslehre" nannte F. nämlich sein neues System, welches man als die Lehre vom subjektiven Idealismus bezeichnen kann u. dessen Grundgedanke die alleinige Realität des Ich, des nicht nur sich selbst, sondern durch u. aus sich selbst auch das Nicht-Ich (die Welt der Objekte) setzenden Ich ist. Unter dem Ich, das hier zum Prinzip gemacht u. aus dem alles Uebrige abgeleitet wird, ist aber nicht etwa das einzelne, das Individuum, sondern das allgemeine Ich, die allgemeine Vernunft zu verstehen. Diese stellt sich das Nicht-Ich, die Welt, die Natur, gegenüber, um an ihm zur Selbstentfaltung u. Selbstthätigkeit gelangen zu können. Das auf diese Weise durch das Nicht-Ich bestimmte Ich ist demnach zugleich leidend, anschauend (theoretische Wissenschaftslehre), u., als das Nicht-Ich bestimmend, thätig, handelnd (praktische Wissenschaftslehre). Das allein Reale, das geistige u. sittliche Gesetz der Welt ist in fortwährender absoluter u. freier Selbst-

entfaltung begriffen, die im Nicht-Ich weniger ihre hemmende Schranke, als die Anstöße u. Objekte für diese freie Selbstthätigkeit findet — ein Grundsatz, den F. auch auf seine Rechts- u. Sittenlehre anwandte. Diese legte er nieder in den Werken: „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten" (Jena 1794), „Grundlage des Naturrechts" (2 Bde., Jena 1796—97), „System der Sittenlehre" (Jena 1798) u. „Ueber die Bestimmung des Menschen" (Berl. 1800). Grundlage des Rechts ist nach F. die freie Selbstthätigkeit des Individuums, welche sich beschränken muß, um der Freiheit der anderen Individuen Raum zu lassen. Vom Rechte wesentlich verschieden ist die Moral. Jenes beruht auf der äußeren Nöthigung, Etwas zu thun od. zu lassen, um die Freiheit Anderer nicht zu stören; dieses auf dem innerem Drange Etwas zu thun od. zu lassen um seiner selbst willen, ohne jede Rücksicht auf äußere Zwecke. Dort ist der Konflikt, der zwischen dem Freiheitstriebe des einen Individuums u. dem der anderen entsteht, ein äußerlicher; anders der sittliche Konflikt, der sich im Menschen selbst zwischen zwei in ihm zusammengeschlossenen Gegensätzen, dem reinen, geistigen u. dem nach Genuß strebenden Naturtriebe, entsteht. In dem Ankämpfen des Vernünftigen gegen das Sinnliche, in dem Streben, das Nicht-Ich unter das Ich zu beugen, frei zu handeln, um immer freier zu werden, in der fortschreitenden Beherrschung der Natur durch die Vernunft bethätigt sich der aus beiden Trieben gemischte sittliche Trieb. — In den Schriften der späteren Periode verwandelt sich der subjektive Idealismus F.'s in eine Art von objektivem Pantheismus, theilweise mit mystischer Einkleidung. An die Stelle des Ich, das hier zum bloßen Gedanken Gottes degradirt wird, rückt Gott selbst ein, der das Prinzip der Welt, das Eins u. Alles ist. Wissen heißt hier: Gott denken u. anschauen; Sittlichkeit: sich selbst überwinden, um in Gott aufzugehen, sein endliches Ich vernichten, um in Gott zu leben. Diese Anschauungen lehren seine „Anweisung zum seligen Leben od. Religionslehre" (Berl. 1806), „Die Wissenschaftslehre in ihrem allgemeinen Umrisse" (Berl. 1810) u. die nach seinem Tode erschienenen Vorlesungen über „Die Thatsachen des Bewußtseins". Die F.'sche Lehre der ersten Periode war von der weittragendsten Bedeutung für die fernere Entwicklung der deutschen Philosophie; nam. knüpften Schelling u. Hegel an sie an. Mehr an die Lehren der zweiten Periode lehnten sich u. A. an: Weiße, Chalybäus, Ulrici, nam. aber F.'s eigener Sohn, Immanuel Heinrich F. — Dieser war 18. Juli 1797 zu Jena geboren, machte seine Studien in Berlin u. erhielt, nachdem er längere Zeit als Gymnasiallehrer thätig gewesen u. sich durch einige größere philosoph. Arbeiten in die wissenschaftliche Welt eingeführt hatte, 1836 einen Ruf als außerord. Professor an die Universität Bonn. Diese Stellung vertauschte er 1842 mit einer ordentlichen Professur an der Universität Tübingen. Schon in seinen ersten Schriften: „Sätze der Vorschule zur Theologie" (Stuttg. 1826), „Beiträge zur Charakteristik der neueren Philosophie" (Sulzb. 1829) u. „Grundzüge zum System der Philosophie" (3 Bde., Heidelb. 1853 fg.) hatte F. sich in entschiedenen Gegensatz zu der damals zur Herrschaft gelangten Hegel'schen Philosophie u. ihrer Identitätslehre gestellt u. das System seines Vaters in seiner zweiten Gestalt selbständig fortzuentwickeln gesucht. Das Prinzip der Welt ist auch beim jüngeren F. Gott od. das Ur-Ich, der ewig wirksame Weltzweck, auf den alles Wissen, alles sittliche Verhalten u. alle Liebe zurückzuführen u. hinzulenken ist. Diese Grundgedanken fanden weitere Ausführung u. Anwendung im „System der Ethik" (2 Bde., Lpz. 1850—53), in der „Anthropologie, neubegründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte u. wissenschaftlich Gebildete überhaupt" (Lpz. 1856; 2. Aufl. 1860), in welchem Werke er die Ergebnisse der modernen Naturwissenschaft in enge Beziehung zur Philosophie setzte, u. in der „Psychologie als Lehre vom bewußten Geiste des Menschen od. Entwicklungsgeschichte des Bewußtseins" (2 Bde., Lpz. 1856). In letzterem Werke bekämpft er sowol das einseitige Prinzip des Spiritualismus als das des geisttödtenden Materialismus u. stellt die eigenthümliche Lehre von einem aus unzerstörbarem u. unendlich feinem Stoffe gewebten „Seelenleibe" auf. F. gab ferner heraus: „J. G. F.'s (des Aelteren) Leben u. literarischer Briefwechsel" (2 Bde., Sulzb. 1830—31; 2. Aufl. 1862) u. veranstaltete eine Gesammtausgabe der Werke seines Vaters („F.'s sämmtliche Werke", 8 Bde., Berl. 1845—46).

Fichte (Pinus Abies *L.*, Abies excelsa *DC.*), auch Fiechte, Feuchte, norwegische Tanne, Schwarz-, Roth-, Kreuz-, Ficht-, Feucht-, Harz- u. Pechtanne, Pech- u. Grünbaum, Grünenholz u. Grünenfichte, Grün- u. Grämenholz. Ist der verbreitetste Nadelbaum des Gebirges, wo er im Mittel bis etwa 1700 m. aufsteigt, obgleich er bei niedrigeren Höhen schon bei 1100 m. aufhört u. verkrüppelt, während er in seiner horizontalen Verbreitung an der Westseite von Skandinavien bis zum 67.°, an der Ostseite bis zum 69.° n. Br. reicht. Ueberall zusammen hängende Wälder bildend, zeichnet er sich sofort vor allen anderen Nadelhölzern dadurch aus, daß er bei schnurgeradem Stamme, welcher in günstiger Lage 40—50 m. hoch wächst, diesen mit regelmäßig quirlförmig gestellten Aesten umgiebt u. sie in seinem Gipfel allmählig derartig verkürzt, daß die gothische Baukunst gerade hiervon das Muster ihrer Thürmchen entlehnte. Von der Tanne (P. Picea), die der F. äußerlich am nächsten steht, weicht er sofort durch rothen Stamm, regelmäßiger u. mehr wagerecht gestellte Aeste, durch meist vierkantige u. stachelspitzige, mehr um den Zweig herumstehende Nadeln u. hängende Zapfen aus, wohingegen die Tanne einen weißen, oft mit schwarzen Lebermoosen u. Flechten bedeckten Stamm, ein mehr hängendes u. gewöhnlich auch zerzaustes Astwerk, flache Nadeln, welche unterseits mit zwei weißen Linien geziert sind u. mehr zweireihig sich anordnen, sowie durch aufwärts stehende Zapfen aus, die aber bei beiden walzenförmig sind. Die Schuppen dieser Zapfen werden bei der F. ausgebissen gezähnelt, bei der Tanne sehr stumpf u. angedrückt; die Zapfen selbst fallen bei der F., nachdem der Same ausgefallen, ab, wogegen sie bei der Tanne als Spindeln stehen bleiben, da hier die Schuppen allein abfallen. In der Regel treibt der Baum jährlich nur einen Sproß u. Quirl, so daß man aus der Anzahl seiner Glieder nahezu sein Alter errathen kann, so lange er noch jung ist. Diese Sprossen verwendet man ihres balsamischen Harzes wegen zu dem bekannten „Sprossenbier". Die Blütezeit fällt in den Frühling, wie bei allen Nadelhölzern. Zu dieser Zeit entwickelt auch der Baum vorzugsweise sein Harz, das man in tiefen Rillen des Stammes sich ansammeln läßt, um es als sog. gemeinen od. Straßburger Terpentin in den Handel zu bringen. Durch Destillation desselben gewinnt man das Terpentinöl; der Rückstand ist das Kolophonium. Doch leidet durch wiederholtes Anzapfen die Holzbildung empfindlich. Das Holz selbst giebt destillirt den Theer, durch Schleifen unter Wasserzusatz oder durch Verarbeitung zu Spänen u. nachherige Mazeration in Dampfkesseln ein vortreffliches Surrogat der Hadern, den besten Papierstoff. Auch giebt das Harz, mit Alkalien zu einer Art Seife (Harzseife) umgewandelt, dem Papier den besten Kitt, während man früher den theuren thierischen Leim dazu verwendete. Die weitere Verwendung des Baumes ist bekannt genug, um sie nur kurz anzudeuten: seine Rinde ist eine vorzügliche Gerberlohe, sein Holz ein vortreffliches Bau-, Brenn- u. Tischlerholz, sowie es auch die besten Kohlen für Schmieden liefert. Der Stamm selbst erreicht ein Dickenwachsthum von $1\frac{1}{2}$ bis 2 m., damit ein Alter von etwa 400 Jahren.

Nr. 2778. Fichtenzweig mit Zapfen.

Fichtelgebirge, der centrale Gebirgsknoten Deutschlands, von welchem nach NO. das Erzgebirge, nach SO. der Böhmerwald, nach NW. der Frankenwald u. nach SW. der fränkische Jura sich erstrecken, liegt im bayerischen Kreise Oberfranken u. besteht aus der etwa 500 m. hohen Hochebene von Wunsiedel u. drei dieselbe nach NW., SO. u. SW. abschließenden Gebirgen. Die höchsten Erhebungen befinden sich im westl. Theile, wo der Schneeberg zu 1055 m., der Ochsenkopf zu 1017 m. u. der Nußhart zu 976 m. ansteigt; der bedeutendste Berg des nördl. Zuges ist der mit ausgedehnten Burgtrümmern bedeckte Waldstein, 876 m. hoch. Die Hochebene ist wellenförmig, wasserreich, theils mit Wald od. Torfmooren, theils mit Getreidefeldern u. einer großen Anzahl von Dörfern u. kleineren Städten bedeckt, u. öffnet sich im Egerthale nach O. Die Berge sind kuppelförmig, zum Theil mit riesigen Felsentrümmern bedeckt, wie der Waldstein u. die Luisenburg, u. reich an Wald u. nutzbaren Gesteinen, von denen verschiedene Marmor-, Granit- und Syenitarten (bes. die von Weißenstadt) zu monumentalen Zwecken verarbeitet werden. Die zahlreichen

Bewohner des F.s nähren sich von spärlichem Ackerbau, Viehzucht, Handel mit Holz u. Steinen u. der Gewinnung von Torf, Holzkohlen u. Kienruß. Die Industrie besteht in Weberei, Spinnerei u. Hüttenbetrieb. Die bedeutendste Stadt ist Wunsiedel mit 3593 E., der Geburtsort Jean Paul Friedr. Richter's. In der Nähe desselben liegt das früher viel besuchte Alexanderbad, das jetzt aber durch den Kurort Berneck überflügelt worden ist. — Vier bedeutende Flüsse, Main, Saale, Eger u. Nahe, entspringen auf dem F., so daß hier die Stromgebiete der Elbe, des Rheines u. der Donau zusammen stoßen.

Fichtenharz, gemeines Harz (Resina Pini). Mit diesem Namen belegt man im Handel nicht blos das Harz der eigentlichen Fichte (Picea excelsa), sondern häufig auch dasjenige anderer Nadelbäume. — Theils durch zufällige Verletzungen der Rinde, theils durch absichtlich in dieselbe gemachte Einschnitte fließt das Harz als dicke, zähflüssige Masse aus, welche, in diesem Zustande gesammelt u. in den Handel gebracht, allgemein als Terpentin bekannt ist; von diesem unterscheidet man jedoch je nach der Abstammung verschiedene Arten. Läßt man diesen Terpentin am Stamme eintrocknen, so erhält man das gewöhnliche F. od. das rohe Harz von gelblichweißer od. röthlichgelber Farbe; es ist Anfangs noch weich, wird aber später hart. Vom Kolophonium unterscheidet es sich dadurch, daß es noch Terpentinöl enthält; daher gewinnt man dieses letztere u. zugleich das Kolophonium, wenn man den Terpentin od. das F. einer vorsichtigen Destillation unterwirft; das Terpentinöl geht hierbei über u. das Kolophonium bleibt in der Destillirblase zurück. Das aus Frankreich kommende Harz stammt von einer Kiefer, der Strandkiefer (Pinus maritima), u. wird meist Galipot genannt. Durch Zusammenrühren des geschmolzenen F. mit etwas Wasser wird ersteres heller, aber undurchsichtig; man verkauft solches unter dem Namen weißes Harz. Vergl. „Harze“.

Fichtennadelbäder. Die jungen Sprossen u. Nadeln der Fichten u. Kiefern werden vielfach als Zusatz zu Bädern gebraucht, u. es giebt in waldreichen Gegenden besondere Anstalten, welche gewöhnlich auch neben Dampf- u. Wannenbädern solche F. gewähren. Die erste derartige Anstalt wurde im J. 1845 zu Zuckmantel in Oesterreichisch-Schlesien gegründet, seit dieser Zeit sind zahlreiche solche Anstalten nam. in Thüringen, im Harze, Erzgebirge u. Franken entstanden. In diesen Anstalten werden die frischen, zerkleinerten Fichten- od. Kiefernadeln (letztere wendet man wegen ihres größeren Harz- u. Oelgehaltes jetzt lieber an als erstere) in einem Dampfkessel mit Wasser ausgekocht, indem man die zerkleinerten Nadeln fest in ein kupfernes Sieb eindrückt u. letzteres in den Kessel einsenkt. Das ätherische Oel entweicht mit den Wasserdämpfen, u. diese mit Oel beladenen Dämpfe werden zu den **Fichtennadeldampfbädern** benutzt, die in dem Kessel befindliche braune Abkochung dagegen zu den gewöhnlichen Fichtennadelbädern verwendet. Diese Abkochung (Nadelbrühe) zeigt eine deutlich sauere Reaktion u. kräftig harzigen Geruch; man dampft sie auch, insoweit man sie nicht zu Bädern gebraucht, bis zur Extraktdicke ein u. verkauft das so erhaltene Präparat unter dem Namen Fichtennadelbalsam od. Waldwollextrakte als Zusatzmittel für gewöhnliche Warmwasserbäder. — Die F. zeichnen sich durch ihre hautreizende Wirkung aus.

Fichtennadelöl. Die Nadeln der Fichten enthalten ein feines, balsamisch riechendes ätherisches Oel in geringer Menge; dasselbe wird zuweilen in den Fichtennadelbadeanstalten bereitet, indem man die dem Dampfkessel (s. „Fichtennadelbad“) entweichenden ölhaltigen Wasserdämpfe durch Abkühlung verdichtet. Im Handel dürfte es wol selten echt u. unverfälscht zu haben sein, da in der Regel gewöhnliches Terpentinöl dafür substituirt wird.

Fichtenschwärmer (Föhren- od. Kiefernschwärmer, Sphinx pinastri), ein 7 cm. breiter grauer Schmetterling (Familie der Dämmerungsfalter od. Sphingiden), der auf den Vorderflügeln drei kurze schwarze Mittelstriche u. am Hinterleibe schwarze u. weiße Binden trägt; seine grün u. gelb gestreifte, mit rother Rückenlinie gezeichnete Raupe nährt sich von den Nadeln der Kiefer, seltener der Fichte u. Weymouthskiefer, u. kann diesen unter Umständen schädlich werden.

Fichtenspanner (Kiefernspanner, Fidonia piniaria), ein in Nadelwäldern häufiger Schmetterling aus der Familie der Spanner (Geometridae), dessen Fühler beim Männchen zweireihig gekämmt, beim Weibchen fadenförmig sind, u. dessen schwarzbraune Flügel beim Männchen ein hellgelbes od. weißliches, beim Weibchen ein rothes, braungesprenkeltes Mittelfeld tragen. Die grüne, gelb u. weiß gestreifte Raupe wird bes. den Kiefern, seltener den Fichten u. nam. dem Stangenholze verderblich, läßt sich im Oktober an Fäden herab u. verpuppt sich unter Moos, wo man sie am Besten durch Eintreiben von Schweinen vertilgen kann.

Fichtenspinner (Fichtenglucke, Nonne, Liparis [Lymantia] monacha), neben dem bisweilen auch Fichtenspinner genannten Kiefernspinner (Lasiacampa pini) (s. d.) einer der forstschädlichsten Nachtschmetterlinge, aus der Familie der Spinner (Bombycidae), dessen Vorderleib u. die etwa 5 cm. spannenden Vorderflügel weiß mit schwarzbrauner Zeichnung versehen, dessen Hinterflügel bräunlichgrau gefärbt sind; der Hinterleib trägt schwarze u. rosenrothe Querbinden. Die etwa 3 cm. langen, mit behaarten Knopfwarzen besetzten Raupen, die an einer dunkeln, einen hellen Fleck einschließenden Rückenbinde kenntlich sind, fressen die Blätter der verschiedensten Wald- u. Obstbäume, gehen aber am liebsten an Fichten u. Kiefern u. werden durch Gefräßigkeit, große Lebenszähigkeit u. massenhaftes Auftreten sehr verderblich. Nur das Calosoma (s. d.) sowie ein sorgliches Schützen der insektenfressenden Vögel u. Ablesen der Eierhaufen vom September bis Ende April aus den Ritzen der Borke vermag die Verwüstungen des gefährlichen Waldverderbers zu hemmen.

Fichtenwickler. 1. Fichtennestwickler (Coccyx Hercyniana), ein kleiner Schmetterling aus der Familie der Wickler (Tortricidae) mit hellbraunen, weißgefleckten Vorderflügeln u. braungrauen, hellgefransten Hinterflügeln, dessen Raupe die Nadeln junger Fichten ausfrißt, so daß deren Oberhaut bis auf die Eingangsöffnung unversehrt bleibt. Sie verräth sich, indem sie mehrere Nadeln nestartig zusammenspinnt. 2. Fichtenrindenwickler (Grapholitha dorsana), ein kleiner Schmetterling derselben Familie, braun mit silberfarbener u. schwarzer Zeichnung, dessen blaßröthliche Raupe sich in die Rinde junger Fichten bohrt u. nach Art der Borkenkäfer vom Baste lebt, so daß die Bäume eingehen.

Fichtner, Karl Albrecht, deutscher Schauspieler, geb. zu Koburg 7. Juni 1805, folgte schon als Knabe seiner Neigung zum schauspielerischen Berufe, schloß sich einer wandernden Truppe an, fand 1822 eine Anstellung am Theater an der Wien u. wurde bereits 1824 ans Burgtheater berufen, dessen Zierde er 40 Jahre hindurch blieb. Er glänzte eben so sehr als jugendlicher Held u. Liebhaber wie als Salonspieler. Noch in vorgerücktem Lebensalter stellte er feinere komische u. Charakterrollen mit jugendlicher Frische dar. Er starb im Aug. 1873 zu Gastein. Auch seine Gattin Elisabeth **F.**, geborene Koberwein (geb. zu Wien 1809), war ein gewandtes u. beliebtes Mitglied des Burgtheaters.

Fickler, Josef, deutscher Demokrat, geb. im März 1808 zu Konstanz, schloß sich der liberalen Opposition an, in deren Sinne er seit 1836 die in seiner Vaterstadt erscheinenden „Seeblätter“ leitete, u. schürte mit Schrift u. Wort die Gährung, die sich nach dem Ausbruche der Februarrevolution der bad. Bevölkerung bemächtigte, u. befürwortete eifrig die Errichtung einer demokrat. Republik. Seine Beziehungen zur Provisorischen Regierung in Paris, die Mathy als landesverrätherisch erschienen, veranlaßten diesen, im April 1848 seine Verhaftung herbei zu führen. Nach seiner Freilassung im Mai 1849 in den bad. Landesausschuß gewählt, bot er seinen Einfluß vergebens auf, um dem Terrorismus Struve's u. der Unschlüssigkeit Brentano's entgegenzuwirken. Als er am 3. Juni im Auftrage der bad. Provisor. Regierung, in die er einige Tage vorher gewählt worden war, mit reichen Geldmitteln in Stuttgart erschien, um die revolutionäre Bewegung dorthin zu verpflanzen, wurde er alsbald daselbst fest genommen u. auf den Asperg geschickt; erst nach der Niederwerfung der bad. Republik durch die Preußen ward er seiner Haft entlassen. F. wandte sich zunächst nach der Schweiz, dann nach England u. ließ sich endlich in Nordamerika nieder, wo er sonderbarer Weise als begeisterter Fürsprecher der Sklaverei auftrat. Die Besiegung des Sonderbundes veranlaßte ihn 1865, von der vom Großherzog von Baden erlassenen Amnestie Gebrauch zu machen u. in seine Vaterstadt zurückzukehren, wo er jedoch krank anlangte u. bereits im Spätherbst desselben Jahres starb.

Ficquelmont (spr. Fickelmong), Graf Karl Ludwig von, österr. Staatsmann, geb. 1777 auf dem Schlosse Dieuze bei Nancy, dem Stammsitze des alten lothring. Adelsgeschlechts F., trat in früher Jugend ins österr. Heer u. zeichnete sich in den Kämpfen gegen Napoleon aus. Später ging er zur diplomat. Laufbahn über, leistete nam. als Gesandter in Petersburg der Politik Metternich's hervorragende Dienste u. ward auf dessen Betrieb 1839 ins Ministerium berufen. Im März 1848 wurde ihm das Portefeuille des Auswärtigen im ersten verantwortlichen Ministerium unter Kolowrat übertragen, nach dessen Rücktritt F. selbst trotz der kritischen Lage, in welcher sich die von revolutionärer Gährung erfüllte Monarchie befand, den Vorsitz übernahm. Infolge drohender Bewegungen in der Hauptstadt, die sich gegen F. als ein ehemaliges Mitglied der Metternich'schen Regierung richteten, mußte er jedoch schon 4. Mai 1848 seine Entlassung nehmen. Den

Rest seines Lebens, während dessen er dem öffentlichen Leben fern blieb, brachte er größtentheils in Wien u. Venedig zu; in letzterer Stadt starb er 7. April 1857. Seine diplomat. u. staatsmännischen Erfahrungen u. Ansichten legte er in einer Anzahl von Schriften nieder, von denen wir nennen: „Aufklärungen über die Zeit vom 20. März bis zum 4. Mai 1848" (2. Aufl., Lpz. 1850), „Deutschland, Oesterreich u. Preußen" (Wien 1851), „Lord Palmerston, England u. der Kontinent" Bd. 1, Wien 1852), „Rußlands Politik u. die Fürstenthümer" (Wien 1854).

Ficus, s. „Feigenbaum" u. „Feige".

Ficus infernalis, die schwarze Brechnuß, ist der Same von Curcas purgans, des „großen amerikanischen Purgirnußbaumes" auf Cuba u. in Neugranada, einer höchst giftigen Euphorbiacee von strauchartigem Wuchse mit einem ätzend scharfen Milchsafte, welcher Leinwand unauslöschbar besudelt u. sogar Silber angreift. Die Samen, auch als „große Purgirnüsse" od. als „große Ricinussamen" bekannt, schmecken Anfangs mandelartig, erregen dann aber einen brennend scharfen Geschmack u. wirken außerordentlich heftig purgirend u. brechenerregend; ihr ausgepreßtes Oel steht in seinen Wirkungen dem Krotonöl gleich u. hat sich deshalb den Namen Höllenöl erworben. Man verwendete es bei verschiedenen Krankheiten als durchschlagend u. erweichend.

Fideikommiß (Anwartschaft) nannten die römischen Juristen eine Art der Vermächtnisse. Eine letztwillige Verfügung, durch welche der Nachlaß gemindert u. einem Erben aufgegeben wird, den Nachlaß ganz oder theilweise an einen Dritten herauszugeben, nennt man Vermächtniß. War ein solches in befehlenden Worten abgefaßt, so hieß es bei den Römern Legatum; stellte es dagegen die Erfüllung eines letzten Wunsches der Ehrenhaftigkeit des Erben anheim (fidei heredis committebat), so hieß es F. Gegenstand des letzteren konnte u. kann noch heute entweder die gesammte Verlassenschaft (Universalfideikommiß) oder ein einzelner Gegenstand (Singularfideikommiß) sein. Das Gleiche wird in vielen neueren Gesetzbüchern durch die Worte „Erbanwartschaft" und „Vermächtnißanwartschaft" ausgedrückt. Der Fideikommissar, d. i. der durch ein derartiges Vermächtniß Berechtigte, wird in vielen Beziehungen wie ein Erbe behandelt;

Nr. 2779. Fidschidorf Levuka auf Ovalau.

er haftet für die Erbschaftsschulden u. hat eine Erbschaftsklage. Von ganz besonderer Wichtigkeit sind die Familienfideikommisse, die durch eine Stiftung oder einen Vertrag begründet werden. Sie bezwecken die Erhaltung des Glanzes einer Familie dadurch, daß Einer, der Familienrepräsentant, das gesammte Familienvermögen erhält u. den übrigen Familiengliedern nur einen Beitrag zu standesmäßigem Unterhalt (Apanagen, Sustentationsquantum, Witthum) gewährt. Das Familienfideikommißgut ist in der Regel unveräußerlich u. wird nicht nach den gewöhnlichen Grundsätzen der Erbfolge, sondern nach den Bestimmungen der Stiftungsurkunde oder des Grundvertrages vererbt. Begründung u. Auflösung eines F. unterliegt in der Regel der landesherrlichen Prüfung und Genehmigung. Es ist ein Irrthum anzunehmen, Familienfideikommisse könnten nur beim Adel vorkommen: es giebt eine große Anzahl von dergleichen Stiftungen auch in bürgerlichen Familien. Die Erbfolge pflegt beim Familienfideikommiß in vier verschiedenen Formen vorzukommen: Seniorat, Minorat, Primogenitur u. Majorat. Beim Seniorat erhält das Vermögen unter allen Verwandten schlechthin der Aelteste, beim Minorat schlechthin der Jüngste ohne Berücksichtigung des Verwandtschaftsgrades u. der Verwandtschaftslinie. Bei der Primogenitur erbt zunächst der älteste Sohn des ersten Berechtigten u. nach ihm stets wieder der älteste Sohn des Erstgeborenen, selbst wenn Personen vorhanden sind, die Abkömmlinge des ersten Berechtigten u. dem Grade nach näher mit diesem verwandt sind. Bei dem Majorat erbt unter den Kindern u. Kindeskindern des letzten Fideikommißinhabers jedesmal der Aelteste, u. sind solche nicht vorhanden, unter den Kindern u. Kindeskindern des verstorbenen vorletzten Fideikommißinhabers der Aelteste u. s. f. Ist über die Art der Erbfolge bei Familienanwartschaften Nichts bestimmt, so greifen die Grundsätze der gewöhnlichen Civilerbfolge Platz. Ausgeschlossen sind stets von der Erbfolge die an Kindesstatt Angenommenen. Wenn der Inhaber einen Gegenstand der Familienanwartschaft an einen Dritten oder an ein Familienglied, welches nicht der nächste Anwärter ist, veräußert, so sind die übrigen zur Anwartschaft berechtigten Familienglieder, falls sie nicht Erben des Veräußerers geworden sind, von der Zeit an, wo sie in die Anwartschaft eintreten, zur Rückforderung des Gegenstandes von jedem Besitzer berechtigt.

fidēl (lat.), treu, redlich, heiter, vergnügt.

Fidelio, Titel der einzigen Oper Beethoven's (s. d.).

fidemiren (vom lat. fides, Treue, Glauben), beglaubigen, die Richtigkeit des Protokolls einer Verhandlung bekräftigen. Dies geschieht dadurch, daß der Protokollführer nach beendigter Verhandlung das darüber aufgenommene Protokoll vorliest u., wenn es allerseits als richtig anerkannt worden ist, unter dasselbe die Signatur „Beglaubigt" u. seine Namensunterschrift setzt.

Fides (lat., d. i. Treue) hieß bei den Römern die Göttin der Treue, die mit verschlungenen Händen, mit Aehren u. Mohnköpfen, zuweilen auch mit einem epheuumrankten Stabe, einem ihr zur Seite sitzenden Hunde, Turteltauben u. dgl. dargestellt wurde. — **F.** ist ferner der Name eines der kleinen, zwischen Mars u. Jupiter kreisenden Planeten (37), dessen Umlaufszeit 3 Jahre u. 361 Tage beträgt.

Fidibus, ein Papierstreifen zum Anzünden einer Tabakspfeife, Tabakszunder, Zündstreifen. Das Wort ist wahrscheinlich aus einer Zusammenziehung der lat. Worte „Fid(elibus fratr)ibus, d. i. für lustige Brüder, entstanden — eine Formel, unter welcher man zur Zeit, als das Tabakrauchen aufkam, zu einer geheimen Tabaksgesellschaft einzuladen pflegte u. die auf einen Papierstreifen geschrieben wurde, welcher nachher als Zunder diente.

fidiren (vom lat. fides, Treue, Glauben), anvertrauen, Kredit geben.

Fidschi, oder richtiger **Viti-Inseln,** heißt eine Inselgruppe Polynesiens zwischen dem 16.° 20.' u. dem 20.° südl. Breite u. dem 182.° 1.' u. dem 177.° 4.' östl. Länge (von Greenwich), die aus mehr als 200 Inseln besteht, welche zusammen einen Flächeninhalt von 377,87 □M. haben. Die beiden größten Inseln heißen Vanua Levu u. Naviti Levu. Sie sind sämmtlich vulkanischen Ursprungs u. bergig, obwol thätige Vulkane nicht mehr vorhanden sind. Eine Höhe von 1200 m. übersteigen die Berge nirgends. Korallenriffe von bedeutender Ausdehnung umgeben fast jede dieser Inseln u. machen die Schiffahrt zwischen ihnen gefährlich. Die Bewässerung ist sehr reichlich, das Klima infolge dessen feucht, aber gesund, der Boden äußerst fruchtbar. Dichte Waldungen bedecken die Berge, u. die Ufer der Flüsse prangen in üppigem Pflanzenschmuck. Auch die Thierwelt ist sehr mannichfaltig ausgestattet.

Die Bevölkerung wird für 1871 auf etwa 148,000 geschätzt, wovon auf Naviti-Levu 70,000 Eingeborne u. etwa 450 Weiße, auf Vanua-Levu 33,000 Eingeb. u. 500 Weiße, auf die kleineren Inselantheile aber 43,000 Eingeborene u. 1090 Weiße zu rechnen sind. Leider sind diese von der Natur so verschwenderisch ausgestatteten Inseln von einer zwar gutmüthigen, kräftigen u. intelligenten, daneben aber barbarischen u. dem Kannibalismus ergebenen Bevölkerung bewohnt, die erst in den letzten Jahrzehnten durch die Einführung des von protestantischen Missionären verkündeten Christenthums zu milderen Sitten hingeleitet worden ist, dem Gelüst nach Menschenfleisch jedoch noch immer nicht gänzlich hat entsagen können. Der Kannibalismus war früher eine so herrschende Gewohnheit, daß man, blos um Gefangene machen u. sie verspeisen zu können, Kriege anfing; konnte der einzelne Eingeborene der verlockenden Speise nicht länger widerstehen, so erschlug er entweder irgend einen Andern, oder

auch wol sein eigenes Weib, um seinen Appetit zu stillen. Bei größeren Feierlichkeiten traf über 100 Frauen u. Mädchen (deren Fleisch für wohlschmeckender galt) das grausame Schicksal der Verzehrung durch ihre Landsleute. Die Hautfarbe der Fidschi-Insulaner ist dunkel, aber nicht schwarz; dunkel ist auch die Farbe ihres dichten, drahtähnlichen Haares, das mit Sorgfalt gepflegt u. in Locken gekräuselt wird. Die Häuptlinge bedecken das Haar turbanartig mit dem Sala, einem feinen weißen Gewebe; der gemeine Mann trägt das Haupt unbedeckt. Das Gesicht wird, mit Ausnahme der Nase, verschiedentlich mit weißer, rother u. schwarzer Farbe bemalt; der weibliche Theil der Bevölkerung läßt sich tätowiren. Die Bekleidung besteht bei den Männern im Seavo, einem weißen Leibgürtel aus Tapatuch, der gewöhnlich 6—9 m., bei reicheren Leuten fast 90 m. lang ist. Bei den Frauen beschränkt sich die Bekleidung auf den Liku, einen Gürtel mit Fransen. Die Waffen der Fidschianer sind Keulen, Axt, Bogen, Schleuder u. Wurfspieß; jedoch haben sie in neuerer Zeit auch den Gebrauch der Feuerwaffen erlernt. Sie sind keineswegs ungeschickt in der Töpferei, im Schiffsbau, sowie im Häuserbau; die Frauen verstehen sich auf das Flechten von Körben, die Verfertigung von Matten aus Kokosnußbast, das Schlagen und Färben des Tapatuches. Trotz ihrer Geschicklichkeit und Unentbehrlichkeit leben die Weiber jedoch in großer Unterwürfigkeit u. sind harten Mißhandlungen ausgesetzt. Jeder Fidschianer nimmt sich so viel Frauen, als er ernähren kann, u. da er sie gewöhnlich um einen Walfischzahn od. um eine Muskete erkauft, so glaubt er auch das Recht zu haben, sie wieder zu veräußern, zu tödten od. zu verzehren.

Die religiösen Gebräuche der Fidschianer sind nur geeignet, alle sanfteren Gefühle zu unterdrücken u. das Gemüth für unbarmherzige Grausamkeit empfänglich zu machen. Sie verehren eine große Anzahl Götter von größerer oder geringerer Macht unter der Gestalt eines Habichts, eines Baumes, einer Krabbe u. dgl. Der Hauptgott ist Ové, der Schöpfer aller Menschen, der im Himmel oder im Monde wohnt. Nächst diesem ist Wengai der am allgemeinsten anerkannte Gott, der in Form einer Schlange eine Höhle auf der Insel Naviti Levu bewohnen soll. Vor seinem Richterstuhl muß die Seele sofort nach dem Tode erscheinen, um gereinigt zu werden oder ihr Urtheil zu empfangen. Außer dem wohlthätigen Ratumaimbula, der den Brotbaum zur Blüte bringt, zeichnen sich fast alle Götter durch blutdürstige Grausamkeit aus. Ein jedes Dorf hat wenigstens ein Bure (Mbure) oder Geisterhaus, das zu öffentlichen Versammlungen, zu geselligen Zusammenkünften u. zur Beherbergung der Fremden dient. Vor jeder wichtigen Unternehmung wird ein Priester (Mambetti) im Bure zu Rathe gezogen, der dann sofort in Verkehr mit der Gottheit tritt u. sich in eine Art Verzückung versetzt. Was er in diesem Zustande murmelt, gilt für unmittelbare Eingebung des Gottes. Sehr häufig ist bei den Fidschianern der Verwandtenmord aus religiösen Gründen. Werden sie altersschwach, so bitten sie selbst ihre Kinder, sie zu erwürgen od. lebendig zu begraben. Diese sind dazu sogleich bereit, aber nicht etwa aus Lieblosigkeit, sondern weil der Glaube herrscht, daß der Zustand des Menschen nach dem Tode genau dem im Leben entspreche. Die Kinder wünschen nicht, daß ihre Eltern in der andern Welt mit geschwächtem Körper erscheinen, u. bringen sie daher aus lauter Liebe um. Aus gleichem Grunde erdrosseln sich die Lieblingsweiber u. Diener eines gestorbenen Häuptlings, damit es diesem nicht an Begleitung fehle.

Die bedeutendsten Königreiche der F. sind die von Takanova, Bau od. Mbau u. Lakemba. Takanova, jetzt Vanua-Levu genannt, ist die zweitgrößte Insel der Gruppe. Sie liefert kostbares Sandelholz. Südwestlich von ihr liegt die größte Insel der Gruppe, Naviti-Levu, östlich von dieser Lakemba, gleichfalls eine der größeren Inseln, die deshalb merkwürdig ist, weil hier die Bekehrung zum Christenthum zuerst unternommen wurde. Im J. 1820 begann hier der berühmte Apostel Williams das Bekehrungswerk, das sich schnell über die Nachbarinseln ausbreitete. Schon 1848 befanden sich auf den F. außer den engl. Missionären 60 polynesische Prediger u. 105 Lehrer; viele von den kleineren Inseln waren schon gänzlich bekehrt, u. in den Schulen wurden 2064 Zöglinge im Lesen u. Schreiben unterrichtet. Die Gesammtzahl der Christen auf sämmtlichen Inseln beträgt jetzt über 55,000, ungefähr ein Drittel der Gesammtbevölkerung. Thakombau, der König von Naviti-Levu, der mächtigste Herrscher auf den F. u. früher einer der grausamsten Kannibalen, trat 1854 selbst zum Christenthum über u. übte dadurch den wohlthätigsten Einfluß aus. Er suchte sich fortan in Kleidung u. Lebensart europ. Sitten anzupassen; ja er gab 5. Juni 1871 seinem Reiche eine Konstitution. Hauptstadt u. Sitz der Regierung ward Levuka. Das Ministerium zählt 7 Mitglieder, 5 Engländer u. 2 Eingeborene. Im Okt. 1871 ward das erste Parlament eröffnet, das u. A. die Proklamirung des Freihandelssystems, die Einrichtung von Freihäfen u. die Einführung einer festen Besteuerung beschloß.

In neuerer Zeit forderte die nordamerikan. Union von den F. für allerhand Unbilden, die einigen ihrer Bürger auf denselben widerfahren sein sollten, einen Schadenersatz von 45,000 Dollars, welche Summe sie auf 80,000 Dollars erhöhte, nachdem sie die reichen Naturschätze der Inseln genauer kennen gelernt hatte. Die Fidschianer sahen sich außer Stande, jene bedeutende Summe aufzubringen, u. boten deshalb England die Oberherrschaft über die Inseln u. das Eigenthumsrecht an 200,000 Acker guten Landes unter der Bedingung an, jene Schuld an Nordamerika abzutragen. Die engl. Regierung ging jedoch hierauf nicht ein; dagegen fand sich später (1868) in Melbourne eine Gesellschaft, Polynesian Company, bereit, die Abtragung der Schuld zu übernehmen; sie schloß mit Thakombau einen Vertrag, nach welchem sie dem Könige u. nach dessen Tode seinem Rechtsnachfolger jährlich 200 Pf. Sterl. gewährt, dafür aber 200,000 Acker Landes als Eigenthum u. das Vorkaufsrecht auf das ganze Gebiet Thakombau's erhielt. Nachdem das europäische Element u. das Christenthum so mächtig sich auf den F. ausgebreitet, hat auch die Einwanderung bedeutend zugenommen. Man hat gefunden, daß Gold, Kupfer, Steinkohlen, Petroleum u. eine Cementart von vorzüglicher Güte vorhanden sind; die Fruchtbarkeit des Bodens begünstigt den Anbau der Baumwolle, des Zuckerrohrs, der Kaffeepflanze u. anderer Handelsgewächse. Demnach sind die F. berufen, dereinst eine sehr wichtige Rolle im Weltverkehr zu spielen u. eine ähnliche Stellung zu Australien einzunehmen, wie z. B. Westindien zu Amerika u. Europa. Näheres s. Christmann u. Oberländer, „Ozeanien" (Lpz. 1873).

Fiducia (lat., abgekürzt Fiduz), Vertrauen, Zuversicht.

Fiducit (vom lat. fiducia, s. o.), wird bei den Studenten als Antwort auf den Trinkgruß „Schmollis" gebraucht.

Fieber nennt man einen die meisten schweren Krankheiten begleitenden Komplex von Symptomen, deren hauptsächlichste darin bestehen, daß sich die Körpertemperatur erhöht, der Puls beschleunigt, der Athem häufiger, das Bewußtsein entweder geschwunden oder vermindert ist, ferner sich der Appetit verringert, Zunge u. Mundschleimhaut trocken werden u. die Verdauung unregelmäßig vor sich geht.

Nr. 2780. Fidschi-Insulaner mit bemalten Gesichtern.

Von diesen vielen Symptomen können einzelne fehlen, in manchen Fällen treten noch andere (z. B. Schüttelfröste) hinzu. Das wichtigste u. konstanteste Symptom des F. ist die erhöhte Körpertemperatur (color mordax). Im Allgemeinen bestimmt die Höhe der Temperatur die Schwere der Krankheit, das Steigen derselben die Fortentwicklung, das Fallen, das Erlöschen einer Krankheit (Krisis u. Lysis). Je nach der Art der Krankheit ist auch das sie begleitende F. ein anderes, so daß es in manchen Fällen möglich ist, aus dem Verlaufe der Temperaturänderungen allein eine sichere Diagnose zu machen. Das F. ist entweder konstant, od. es wechselt mit fieberlosen Zeiten ab (Wechselfieber). Selten bleibt der Zustand im Verlaufe der ganzen Krankheit auf derselben Temperaturhöhe, vielmehr erleidet er Schwankungen, die bald ganz regelmäßig, bald weniger regel-

mäßig auf- u. absteigen. Diese Schwankungen richten sich gewöhnlich nach den Tageszeiten, so daß, wie bei dem gesunden Körper, des Morgens im Allgemeinen die Temperatur am niedrigsten, Abends am höchsten ist. Endlich kann das F. innerhalb dieser Schwankungen auf der Höhe der Temperatur schwinden, um nach fieberfreien Intervallen von einigen bis 14 Tagen plötzlich wieder in der früheren Weise anzusteigen (Febris recurrens). Es stellen sich demnach 3 Typen des F. dar: das konstante, das intermittirende, das remittirende F. Die Fieberursachen sind mannichfaltiger Natur, in den meisten Fällen nimmt man an, daß es von Giften hervorgerufen wird, die ins Blut gelangt sind. Diese Annahme scheint sich um so mehr zu bestätigen, als eine Anzahl von Stoffen bereits bekannt ist, deren Uebergang ins Blut sofort Fieber verursacht. Jedoch ist die Art u. Weise ihrer Wirkung noch nicht erklärt, u. deswegen sind noch verschiedene andere Fiebertheorien im Gange, von denen jedoch keine alle Verhältnisse ohne Weiteres aufdeckt. Traube u. A. nehmen an, daß die Wärmeregulirung des Körpers unter dem Einflusse gewisser Nervenapparate stehe, den das Fieber lähmt od. in seiner Wirkung gänzlich vernichtet, in welchem Falle die Verbrennung, der Stoffwechsel, so energisch wird, daß der Tod eintritt. Umgekehrt meint Schiff, daß das F. nicht die Folge der Lähmung, sondern der größeren Aktivität des Wärmeregulators sei. Nach Traube entsteht die höhere Temperatur beim Fieber dadurch, daß der Verbrennungsprozeß gesteigert wird, od. dadurch, daß die Abkühlung des Körpers, die im normalen Organismus stattfindet, wegfällt od. langsamer vor sich geht. Die Abkühlung des Körpers findet gewöhnlich an der Haut u. Lungenschleimhaut statt. Je mehr Blut nun an diese Theile in einer gewissen Zeit strömt, desto schneller wird die Bluttemperatur resp. der Körper abgekühlt. Das F. beginnt nun mit einer energischen Kontraktion der peripheren Blutgefäße, dadurch mit einer bedeutenden Verengerung derselben. Die Folge davon ist, daß nicht mehr so viel Blut der Körperperipherie zuströmen u. abgekühlt werden kann als vordem, naturgemäß muß sich die Temperatur des ganzen Organismus summiren u. höher werden. Die Annahme einer Verengerung der kleinsten Kapillaren erklärt auch andere Symptome des Fiebers, als z. B. „die trockene Zunge", ferner Appetitlosigkeit, Verdauungsschwäche (Folgen von zu großer Trockenheit der Magen- u. Darmschleimhäute), Benommenheit des Gehirnes (Folge einer vorübergehenden Blutarmuth des Gehirnes rc.) u. s. w. Die Temperatur, die man als fieberhaft bezeichnet, beginnt mit 38,5° C. Die höchste Temperatur, bei welcher ein Mensch leben kann, ist 42° C., darüber hinaus ist noch keine Temperatur am lebenden Menschen beobachtet worden. Die Mittel, welche gegen das F. im Allgemeinen angewendet werden, sind sehr mannichfaltig. In erster Reihe steht das Chinin, fast unfehlbar Wechselfiebern gegenüber, außerdem Digitalin (s. d.), Veratrin (s. d.), Arsen u. s. w. In neuester Zeit ist eine Pflanze, „Eucalyptus globulus", als gutes antifebriles Mittel empfohlen. Am rationellsten erscheint in den meisten Fällen eine energische Wärmeentziehung mittels kalter Bäder. Die in früherer Zeit als Gegenmittel sehr gebräuchliche Blutentziehung durch Aderlasse ist jetzt mit Recht nicht nur als unnütz, sondern sogar als schädlich verworfen. — Unter F. im engeren Sinne wird meist eine Art des Fiebers, das Wechselfieber od. das kalte F., verstanden.

Fieberklee, s. „Bitterklee".

Fieberrindenbaum, s. „Chinabaum" u. „Chinarinde".

Fieberwurzel, s. „Gentiana".

Field (spr. Fihld), John, berühmter Klavierspieler, geb. 1782 zu Dublin, war ein Schüler Clementi's, den er auf der großen Kunstreise begleitete, welche dieser 1802 durch Frankreich, Deutschland u. Rußland unternahm. F. blieb in Petersburg zurück, wo er bald, als Ersatzmann Clementi's, ein vielgesuchter Lehrer u. beliebter Virtuos wurde, aber auch in einen äußerst unsoliden Lebenswandel hinein gerieth. Seine Ehe mit einer Französin war keine glückliche u. mußte schon nach kurzer Zeit wieder gelöst werden. Im Jahre 1820 siedelte F. von Petersburg nach Moskau über, wo er den günstigsten Boden fand u. ihm von allen Seiten Schüler zuströmten. Da er aber nicht Haus zu halten verstand, so gelangte er nicht dazu, sich eine sichere Lebensstellung zu schaffen. Später besuchte er England wieder, durchzog Frankreich, die Schweiz, Oesterreich u. Italien, wo er überall mit großem Erfolg auftrat. Der übermäßige Genuß starker Weine u. seine ungeordnete Lebensweise warfen ihn 1834 in Neapel aufs Krankenlager; er kehrte nach Moskau zurück, wo er freundlich aufgenommen wurde, aber sich nicht mehr erholte u. 11. Jan. 1837 seinem Leiden erlag. Das Klavierspiel F.'s war musterhaft in Bezug auf die Fingerausausbildung, den Anschlag u. die Feinheit des Vortrags. Von seinen Kompositionen sind seine Notturni mit Recht beliebt.

Nr. 2781. Karte der Fidschi-Inseln.

Fielding (spr. Fihlding), Copley, vortrefflicher engl. Landschaftsmaler, geb. zu London 1787, gest. 1855, studirte nam. die Natur seines Vaterlandes u. brachte es in der Darstellung derselben zu großer Meisterschaft. Seine fast in allen Privatgalerien Englands zerstreuten Bilder tragen daher ein recht nationales Gepräge.

Fielding, Henry, hervorragender engl. Romandichter, geb. 22. April 1707 zu Sharpham-Park in Somersetshire, machte seine Studien in Eton, später in Leyden u. trat nach seiner Rückkehr in die

Heimat (1727) mit einigen dramat. Versuchen hervor, die mit Beifall gegeben wurden u. ihn rasch bekannt machten. Von den zahlreichen Lustspielen u. Schwänken, die er im folgenden Jahrzehnt verfaßte, fanden jedoch nur wenige dauernde Gunst. Durch wiederholte Mißerfolge von der dramat. Thätigkeit abgeschreckt, wandte er sich der Romandichtung zu u. errang mit seinem „Joseph Andrews" (1742) einen durchschlagenden Erfolg. Diesem reihten sich an: „History of Jonathan Wild", „Tom Jones", „Amelia" u. a. Eine ungewöhnliche Kraft der Darstellung u. psychologische Feinheit der Charakterzeichnung, die auf scharfer u. vielseitiger Beobachtung des Lebens fußt, stempeln diese Romane zu gehaltvollen u. fesselnden Kunstwerken. F. endete sein zwischen Glanz u. Entbehrung hin- u. herschwankendes Leben 8. Okt. 1754 zu Lissabon, wohin er sich zur Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit begeben hatte. Seine gesammelten Werke wurden mehrfach herausgegeben, zuletzt in der Edinburgher „Novelist's Library" (mit biograph. Einleitung von Walter Scott, 1811).

Fierabras ist der Titel eines zum Sagenkreise Karl's d. Gr. gehörigen, in Alexandrinern abgefaßten Heldengedichtes; es schildert die Abenteuer des riesenhaften Heiden F., seine Kämpfe namentlich mit Olivier, einem der Paladine Karl's, u. seine schließliche Bekehrung zum Christenthum. Das Original des Gedichtes ist altfranzösisch (herausg. von Kröber u. Servois in „Anciens Poètes de France", Par. 1860); eine alte provençalische Bearbeitung (herausg. von Imm. Bekker, Berlin 1829) war zuerst bekannt u. galt lange fälschlich für das ursprüngliche Werk. Außerhalb Frankreichs wurde der F. durch eine prosaische Bearbeitung bekannt; auf diese gründen sich der spanische Roman, welchen Calderon in seinem Drama „La Puente de Mantrible" benutzte, sowie den italien. „Fierabracia ed Ulivieri" u. das deutsche Volksbuch von F. (ältester bekannter Druck, Simmern 1533; neuer Abdruck bei Büsching u. v. d. Hagen, „Buch der Liebe", 1839). Auch giebt es eine engl. Bearbeitung dieser Dichtung; hier heißt der Held Sir Ferumbras. Vgl. Groeber, „Die handschriftl. Gestaltungen der Chanson de Geste Fierabras" (Lpz. 1869).

Fieranten (ital.), Meßbesucher, die Messe besuchende Kaufleute.

Fieschi (spr. Fiëski), Joseph Marco, bekannt durch sein Attentat auf Ludwig Philipp, geb. zu Murato auf Korsika 3. Dez. 1790, gerieth durch ein wüstes Leben, das er theils im Gefängniß, theils auf der Landstraße u. in Schenken als Bettler u. Polizeispion zugebracht, in die tiefste Noth u. Verwilderung u. kam in dieser Lage auf den Gedanken eines Attentats auf den König Ludwig Philipp, durch das er sich berühmt machen wollte u. zu dessen Ausführung er den Plan einer Höllenmaschine mit 22 Gewehrläufen entwarf. Er fand in einem Sattlermeister Morey u. einem Gewürzkrämer Pepin Helfershelfer, die ihn mit Geld u. Rath unterstützten, bezog 8. März 1835 das 3. Stockwerk eines Hauses auf dem Boulevard du Temple u. fertigte dort die Mordmaschine an, die auch von jenem Hause aus bei der nächsten Revue des Königs über die Nationalgarde gegen diesen abgefeuert werden sollte. Dies geschah wirklich, als Ludwig Philipp 28. Juli 1835 auf dem genannten Boulevard vorbeiritt. Ein Zufall wollte jedoch, daß er nur ganz leicht an der Stirn gestreift ward, während an 20 Personen des Gefolges (darunter der Marschall Mortier), Nationalgarden u. Zuschauer tödlich getroffen wurden. F., durch das Springen mehrerer Gewehrläufe selbst bedeutend verletzt, ward gleich darauf ergriffen u. 16. Febr. 1836 mit seinen Mitverschworenen in Paris hingerichtet.

Fiesco, Giovanni Luigi, Graf von Lavagna, bekannt als Anstifter einer Verschwörung gegen die genuesische Dogenfamilie Doria (s. d.), geb. 1524 zu Genua als der Sproß einer alten Patrizierfamilie, war kaum den Knabenjahren entwachsen, als er durch den frühen Tod seines Vaters der Erbe eines großen Vermögens wurde, u. gelangte theils hierdurch, theils durch seine glänzende Erscheinung, durch Geist u. einnehmende Sitten bald zu großem Einfluß unter seinen Mitbürgern. Dagegen erlitt die Beliebtheit, deren sich der berühmte Doge Andrea Doria zu erfreuen gehabt, durch die Gunst, die er seinem hochfahrenden u. gewaltthätigen Großneffen, Gianettino, zuwandte, erhebliche Einbuße. F., der Gianettino persönlich feind war, erfaßte mit leidenschaftlichem Ehrgeize den Plan, die Doria u. mit ihnen die spanisch-kaiserliche Partei zu stürzen u. sich selbst zum Beherrscher der Republik aufzuschwingen, wobei er sich auf die franz. Partei zu stützen dachte. Er vergewisserte sich der Mitwirkung einer Anzahl angesehener Bürger, vergrößerte langsam u. vorsichtig die Zahl der Verschworenen u. warb insgeheim Mannschaften an, die er theils in seinem Palaste verborgen hielt, theils am festgesetzten Tage (2. Jan. 1547) in den Hafen von Genua einlaufen ließ. In der Nacht vom 2. zum 3. Jan. gab ein Kanonenschuß das Zeichen zum Aufruhr; die Thore u. Hauptplätze der Stadt wurden besetzt, der Hafen u. die Galeren Doria's überrumpelt u. der herbeieilende Gianettino niedergestoßen; Andrea rettete sich nur durch schnelle Flucht vor dem Tode. F. selbst aber, der die ganze Nacht hindurch vergeblich von den Verschworenen gesucht worden war, ward am nächsten Morgen unweit des Hafen als Leiche aus dem Wasser gezogen. Er hatte sich allein an den Hafen begeben u. über ein Bret hinweg eine Galere besteigen wollen, war aber gestrauchelt u. von seiner schweren Rüstung in den Schlamm hinabgezogen worden, ohne daß sein Hülferuf in dem allgemeinen Getümmel vernommen worden wäre. Hierdurch war der versuchten Umwälzung die Spitze abgebrochen, die ernüchterte Menge ging ruhig auseinander, der Senat trat alsbald zusammen u. rief Andrea Doria zurück. Die Rädelsführer u. alle Glieder der Familie F.'s wurden in die Verbannung geschickt; ihre Güter fielen dem Staate anheim. — F.'s Gemahlin, Eleonora Cybo, eine durch Geist u. Schönheit ausgezeichnete Frau, war die Schwester des ersten Fürsten von Massa-Carrara, zu dem sie nach dem Tode ihres Gatten floh. Sie heirathete später den toscan. General Chiappino Vitelli u. starb 1594 zu Florenz. — Schiller hat die Geschichte des F. bekanntlich in sehr wirksamer Weise auf die Bühne gebracht.

Fiesole, ital. Stadt in der Landschaft Toscana (das Fäsula der Römer), 3/4 M. nordöstl. von Florenz, Hauptort einer Gemeinde von 12 Ortschaften mit 12,000 E., hat ein Seminar, ein Kapuzinerkloster u. eine alte Kathedrale (S. Alessandro) mit 15 antiken Cipollinsäulen.

Fiesole, Fra Giovanni Angelicò da, gewöhnlich schlechtweg Fiesole genannt, einer der Hauptwiederhersteller der Malerei in Italien, geb. 1387 als Sohn eines Landmannes bei dem Castell Vicchio in der florentinischen Landschaft Mugello, erhielt bei der Taufe den Namen Guido. Mit seinem gleichfalls künstlerisch begabten Bruder trat er 1407 zu Fiesole bei Florenz in den Dominikanerorden, wo er den Namen Giovanni annahm. Neben den frommen Uebungen, denen er im Kloster zu Fiesole oblag, entwickelte sich hier sehr bald sein Talent für die Malerkunst, das er in stiller u. emsiger Arbeit immer mehr ausbildete. Erst 1436 vertauschte er diesen Aufenthalt auf die Bitte Cosmo von Medici's mit dem Kloster S. Marco in Florenz. Von hier rief ihn 1445 Papst Nikolaus V. nach Rom, wo er nach einem Jahrzehnt fleißigen Schaffens 1454 starb. Daß F. einen bestimmten Maler zum Lehrer gehabt hat, ist nicht wahrscheinlich, weil seine ganze Kunstweise so eigenthümlich ist, daß sie schwerlich von der eines Anderen hergeleitet werden kann. Sie ist aus seinem Naturell unter dem wohlthätigen Einfluß der älteren florentinischen Kunst hervorgewachsen. Eben so wenig läßt sich bei ihm ein bestimmter Entwicklungsgang nachweisen, denn er fing gleich in einer bestimmten Malweise an u. legte eine gewisse Unvollkommenheit u. Unbeholfenheit in der Zeichnung des menschlichen Körpers nicht ab, weil dieser nur bis zu einem gewissen Grade für ihn Berechtigung hatte. Die Seele u. die persönliche Belebung der einzelnen Gestalt war bei ihm Alles; mit dem feinsten Gefühle wußte er die mannichfaltigsten Stimmungen u. zartesten Begegnungen der Seele in den menschlichen Gesichtsformen auszudrücken. Damit verband er einen aufs Mannichfaltigste abgestuften Ausdruck fast überirdischer Reinheit u. Schönheit u. wußte in seinen Werken den Frieden seines eigenen Gemüthes, die gläubige Hingebung seiner eigenen Seele treu auszuprägen (daher seine Beiname Beato, der Selige, u. Angelico, der Engelgleiche). Den Kampf mit den menschlichen Leidenschaften u. die Ueberwindung derselben kannte er nicht u. blieb daher, wo er dergleichen darzustellen hatte, stets zaghaft u. befangen. Nie soll er an die Arbeit gegangen sein, ohne vorher zu beten; seine Arbeiten sind gewissermaßen in Bilder übersetzte Gebete. Sie machen einen visionären Eindruck, wie er denn Alles, was er malte, für unmittelbare göttliche Eingebung hielt, die zu überarbeiten u. nachzubessern sündhaft wäre. Das Kolorit seiner Bilder ist licht u. rosig; er liebte Farben von leuchtender Kraft, ohne besondere Abtonung, führte aber dabei seine Bilder meist sehr sorgfältig aus. Die zeitliche Reihenfolge seiner Hauptwerke beginnt mit einem Altarwerke, das die Madonna mit dem Kinde nebst Heiligen darstellt. Diesem dürfte das jetzt in der

Nationalgalerie zu London befindliche wundervolle Sockelbild eines Altarwerkes mit Christus als König des Himmels gefolgt sein. Wie dieses, so sind auch die herrliche Krönung der Maria mit dem Sockelbilde aus dem Leben des heil. Dominicus (im Louvre), ein 1433 gemaltes Triptychon, das eine thronende Madonna mit dem Kinde u. 12 Engel enthält, u. eine ebenfalls durch unvergleichliche Engelgestalten ausgezeichnete Krönung der Maria (beide in den Uffizien zu Florenz) im Kloster zu Fiesole entstanden. Obgleich das Leben F.'s im Kloster S. Marco zu Florenz nur die Hälfte der Zeit seines Aufenthalts in Fiesole umfaßt, hat es doch viel zahlreichere Arbeiten aufzuweisen; denn dieses Kloster wurde durch ihn zu einem Museum der italien. Malerei gestaltet, wie es kein zweites giebt. Jeden Raum schmückte er mit tief empfundenen Bildern, meistens Freskomalereien, aus. Unter den übrigen Bildern des Meisters erwähnen wir noch die seinen Höhepunkt bezeichnende Kreuzabnahme in der Akademie zu Florenz u. eine jetzt im Besitz des Lord Dudley in London befindliche Darstellung des Jüngsten Gerichts, eines seiner figurenreichsten u. interessantesten Bilder, voll des herrlichsten Zaubers in der Gruppe der Seligen. Vgl. Ernst Förster, „Leben u. Werke des F." (Regensb. 1859).

Fiesole, Mino di Giovanni da, ein tüchtiger Florentiner Bildhauer des 15. Jahrh., geb. 1400 zu Fiesole, gest. 1486, war ein Schüler des Desiderio di Settignano in Florenz u. führte in Rom eine große Anzahl von Grabmälern, marmornen Altären u. dekorativen Arbeiten aus. In diesen ist er voll Reiz u. Schönheit, weniger in seinen Figuren u. in seinen Reliefs. Die besten Arbeiten von ihm sind in der Kirche der Badia in Florenz, in den Domen zu Fiesole u. Prato sowie in mehreren Kirchen Roms.

Fife (spr. Feif), Grafschaft im S. Schottlands mit 24 □M. u. 154,770 E., im S. vom Firth of Forth, im O. von der Nordsee, im N. u. W. von den Grafschaften Perth, Clackmannan u. Kinroß begrenzt, ist im W. u. NW. gebirgig, flacht sich jedoch nach den Küsten zu ab. Der Boden ist äußerst fruchtbar u. sorgfältig kultivirt, das Klima sehr mild; das Mineralreich bietet Eisen, Blei, Marmor u. Steinkohlen. Hauptbeschäftigungen der Bevölkerung sind außer der sehr einträglichen Landwirthschaft u. Viehzucht: Schiffahrt, Schiffbau u. Fischerei. Hauptstadt der Grafschaft ist Cupar (15,000 E.).

Fife (spr. Feif), altes schott. Geschlecht, das angeblich von Macduff, Than von Fife, dem von Shakespeare verherrlichten Gegner Macbeth's, abstammt. Der Erste, der zum Grafen von F. erhoben wurde (26. April 1759), war William Duff von Balverie-Castle, gest. 30. Sept. 1763. Dessen Enkel, James Duff, Viscount Macduff, vierter Graf **v. F.**, geb. 6. Okt. 1776, war zuerst diplomatisch thätig, nahm dann mit Auszeichnung an den Kämpfen der Spanier gegen die Franzosen Theil, wurde 1827 Peer von England u. starb 9. März 1857.

Figaro, bekannte Theaterfigur, ein verschlagener, in allerlei lustigen Streichen gewandter Barbier, dann Kammerdiener, der zuerst von Beaumarchais (s. d.) in dessen „Mariage de Figaro" (1774) u. im „Barbier de Seville" (1775) auf die Bühne gebracht u. durch die berühmten Opern von Mozart u. Rossini in der ganzen gebildeten Welt populär u. zum Typus drolliger Verschmitztheit wurde.

Figueras (spr. Figehras), Stadt in der span. Provinz Gerona (Catalonien), mit etwa 10,400 E., besitzt eine schöne Kirche u. eine unter Ferdinand VI. erbaute, sehr umfangreiche Citadelle. In den Kämpfen von 1794—1813 fanden hier wiederholt heiße Treffen statt. F. ist ein Hauptschlüssel Spaniens von den östl. Pyrenäen her.

Figueras, Estanislao, span. Staatsmann, studirte die Rechte, ließ sich in Madrid als Advokat nieder u. ward in die Cortes gewählt, in denen er sich durch seine Schlagfertigkeit u. glänzende Beredsamkeit bald zu einer führenden Stellung innerhalb der republikanischen Partei aufschwang. Nach der Abdankung des Königs Amadeo wurde er 12. Febr. 1873 von den Cortes zum Präsidenten einer neuen republikanischen Regierung ernannt; doch mußte er schon nach wenigen Monaten, nachdem er sein Ideal einer bundesstaatlichen Republik vergebens zu verwirklichen versucht u. der durch radikale u. karlistische Erhebungen fortwährend genährten Anarchie nicht zu steuern vermocht hatte, die Ministerpräsidentschaft in die Hände der Versammlung niederlegen (7. Juni 1873), die Pi y Margall zu seinem Nachfolger wählte.

Figueroa, Francisco de, genannt der „span. Pindar", geb. um 1540 zu Alcala de Henares, bildete sich an der Universität seiner Vaterstadt, diente lange Zeit im span. Heere, in welchem er sich durch Tapferkeit auszeichnete, u. starb um 1620. Seine melancholischen Sonette stehen zu seinen heitern Canzonen in einem merkwürdigen Gegensatze. Cervantes feiert ihn in seiner „Galatea" unter dem Namen „Tirsi", den eine berühmte Ekloge F.'s trägt. Er dichtete mit gleicher Gewandtheit in italien. wie in span. Sprache; in einigen seiner Gedichte sind sogar beide Sprachen gemischt. — Ein anderer Dichter dieses Namens, Christoval Suarez de **F.**, geb. um 1580, gest. 1650 zu Valladolid, schrieb den zu seiner Zeit berühmten Schäferroman „Constante amarilis" (Valenc. 1609). — Als Staatsmann machte sich bekannt Garcia de Sylva y **F.**, geb. um 1574 zu Badajoz. Dieser ging 1614 im Auftrage der span. Regierung als Gesandter an den Hof des Schah Abbas von Persien, um mit demselben einen Handelsvertrag abzuschließen. Ueber diese Mission, die mit mancherlei Gefahren u. Abenteuern für ihn verbunden war, berichtete er in seiner „Epistola de rebus Persarum" (Antw. 1620). Er starb um 1628. Kurz nach seinem Tode erschien von ihm „Breviarium historiae hispanicae" (Lissab. 1628).

Figur (vom lat. fingere, bilden), nennt man in der Raumlehre (Geometrie) jedes räumliche Gebild, jedes aus dem an u. für sich unendlich zu denkenden Raume irgendwie abgegrenzte Raumstück ohne Rücksicht auf allen u. jeden irgendwie hinein denkbaren stofflichen Inhalt. Die Versinnlichungen dieser Figuren durch Zeichnungen od. Modelle sind selbst keine wirklichen geometrischen Figuren, weil sie sich nur mit Hülfe von Stoffen herstellen lassen, während die geometrischen Figuren selbst nur Gedankendinge, reine Begriffe sind. — In übertragener Bedeutung spricht man von **logischen Figuren** u. versteht darunter die mannichfachen Gestalten, die ein Schluß durch verschiedenartige Stellung des Mittelbegriffs erhält; ferner von **rhetorischen Figuren** od. **Redefiguren**, worunter man die ungewöhnlichen u. feierlichen Ausdrucksformen versteht, durch welche der Redner od. Dichter seinem Vortrage Anschaulichkeit, Eindringlichkeit u. Schmuck zu verleihen sucht. Dieselben können entweder in dem ungewöhnlichen Gebrauche einzelner Worte od. Wortformen bestehen (wie bei der Wiederholung, der Alliteration, der Ellipse, s. d.), od. in einer eigenthümlichen, von der gewöhnlichen Redeweise abweichenden Anordnung u. Gruppirung ganzer Wortreihen (wie bei der Frage, dem Ausruf, der Antithese, Apostrophe, Hyperbel, s. d.). — **Musikalische Figuren** nennt man diejenigen Tongruppen, welche entstehen, wenn entweder eine melodische Hauptnote in kleinere Theile zerlegt wird u. man diese Theile in einem bestimmten Metrum angiebt, od. wenn mit einer Hauptnote auf einer u. derselben harmonischen Grundlage Neben- u. Wechselnoten vereinigt werden. Die erstere Art kann man rhythmische, die zweite melodische F. nennen; als dritte Art sind diejenigen Gruppen, welche aus bloßen Brechungen von Akkorden entstehen, mit dem Namen harmonische F. zu bezeichnen. Die Vereinigung der angegebenen Arten ergiebt die Figurirung od. Figuration im Großen u. Ganzen (figurirte Setz- od. Schreibart). Gewisse rhythmische u. melodische Gruppen, die einen aus ihrer Beschaffenheit hergeleiteten bestimmten Namen erhalten haben, z. B. die Triolen, Quintolen, Sextolen u. s. w., die Synkopen, das Tremolo, der Triller, Doppelschlag, Vorschlag u. deren Abarten, werden im Allgemeinen gleichfalls mit dem Ausdruck F. benannt. — **Lichtenberg'sche Figuren** nennt man in der Physik die eigenthümlichen Zeichnungen, in denen sich beim Herabstäuben eines Pulvergemisches von Schwefelblumen u. Mennige auf einen durch einen Funken elektrisirten Harzkuchen die feinen Pulvertheilchen anordnen. Beim Durchbeuteln durch den Musselinverschluß des Pulverbüchschens wird der Schwefel durch Reibung negativ u. setzt sich an allen positiv elektrisirten Stellen der Platte nieder, die positiv elektrisch gewordene Mennige aber an den negativen Stellen. Durch einen positiv elektrischen Funken entsteht ein mehr strahliger Stern auf der Platte, durch einen negativen ein mehr wolkiger. Zuerst dargestellt wurden sie von Lichtenberg. In neuerer Zeit ist ihre Theorie durch v. Bezold entwickelt worden. — **Widdmannstätt'sche Figuren** heißen nach ihrem Entdecker die krystallinischen Zeichnungen, welche man auf eben geschliffenen, polirten Platten von Meteoreisen durch Aetzen mit Salz- od. Salpetersäure hervorrufen kann. Sie sind eine Folge der krystallinischen Struktur des Meteoreisens u. dienen zur Unterscheidung desselben von gewöhnlichem irdischen Eisen.

Figuralgesang (lat. Cantus figuralis) nennt man die in Noten von verschiedenem Werthe sich bewegende mehrstimmige, im 12. Jahrh. aufgekommene Setzart (auch Mensuralgesang, Cantus mensuralis genannt) zum Unterschiede von dem durchaus in Noten von gleicher Zeitdauer fortschreitenden Choralgesang (Cantus planus od. choralis).

Figuranten od. Statisten (stumme Personen) heißen in der Bühnensprache Mitglieder des Ballets, des Chores od. sonstige Personen, welche

während der Darstellung nur durch ihre Figur od. Erscheinung wirken, nicht aber selbstthätig in die Darstellung eingreifen. So wird z. B. bei Doppel- u. Verkleidungsrollen häufig eine Person eingeschoben, welche, während der eigentliche Darsteller sich umkleidet, das Publikum durch ihre demselben möglichst ähnliche Figur, Kleidung u. Haltung täuschen soll. Man braucht das Wort auch bildlich von unbedeutenden Personen, die nur mit ihrer äußern Erscheinung wirken.

figurirte Musik, s. v. w. figurirte Setz- od. Schreibart, s. „Figuren".

figurirte Zahlen nennt man in der Arithmetik Zahlen, die durch Summirung der Glieder gewisser Zahlenreihen entstehen. Addirt man aus der natürlichen Zahlenreihe 1, 2, 3, 4, 5 u. s. w. allmählig eine Zahl nach der anderen zu den vorhergehenden, so erhält man folgende Reihe:

1, 3, 6, 10, 15, ...

Dieselben Zahlen finden sich auch wieder, wenn man in folgender Art immer gleichweit abstehende Punkte zu Dreiecken ordnet:

.   .:.   .:.:.   .:.:.:.   .:.:.:.:.

Daher nennt man auch die Zahlen der Reihe 1, 3, 6 u. s. w. Dreiecks- od. Trigonalzahlen (s. „Dreieckszahlen"). Addirt man wieder allmählig die Zahlen dieser Reihe, so erhält man die Reihe der Pyramidalzahlen 1, 4, 10, 20, 35 u. s. w. Verfährt man wieder mit dieser Reihe so, dann erhält man die zweiten Pyramidalzahlen, ähnlich die dritten u. s. w.

Analog wie die Trigonalzahlen aus der natürlichen Reihe 1, 2, 3, 4 &c. bekommt man aus der durch Ueberspringen einer Zahl gebildeten Reihe 1, 3, 5, 7, 9 u. s. w. die Quadratzahlen 1, 4, 9, 16, 25 u. s. w., aus der durch Ueberspringen zweier Zahlen gebildeten Reihe 1, 4, 7, 10, 13 die Fünfecks- od. Pentagonalzahlen 1, 5, 12, 22, 35 u. s. w. Man bekommt aus diesen figurirten Zahlen auch Vielecks- od. Polygonalzahlen, u. man kann für dieselben ebenfalls solche (hier viereckige, fünfeckige u. s. w.) Punktschemata bilden, wie oben für die Dreieckszahlen. Die Pyramidalzahlen können eine Anwendung finden beim Auszählen pyramidal aufgesetzter Kugelhaufen.

Fiktion (lat.), Erdichtung, nennt man im Rechtswesen eine auf gesetzliche Bestimmung gegründete Annahme von dem Vorhandensein einer Thatsache, die nicht geschehen ist, od. auch umgekehrt von dem Nichtvorhandensein einer Thatsache, die stattgefunden hat. Eine solche F. greift in gewissen Fällen zur Milderung von Unzulänglichkeiten u. Härten des Gesetzes Platz.

Filangieri (spr. Filandschehri), Gaetano, ital. Staatsrechtslehrer, geb. zu Neapel 18. Aug. 1752, studirte die Rechte u. gelangte bald als beredter Advokat wie als scharfsinniger u. freimüthiger Publizist zu hohem Ansehen unter seinen Mitbürgern. Sein Hauptwerk „La scienza della legislazione" (8 Bde., Neap. 1781—88), in welchem er sein Staats- u. Gesetzgebungsideal eingehend darstellte, trug seinen Namen weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus u. wird, obwol seitdem in vieler Beziehung veraltet, stets als ital. Seitenstück zu Montesquieu's „Esprit des lois" von großem kulturgeschichtlichen Interesse bleiben. Eine deutsche Uebersetzung dieses Werkes erschien von Link (8 Bde., Ansb. 1784—93); eine franz. Bearbeitung mit Erläuterungen gab Benjamin Constant heraus (6 Bde., Par. 1822). F. starb, nachdem er bereits nach dem Erscheinen der ersten Bände seiner Arbeit herbe Anfeindungen von Seiten der Geistlichkeit u. des Adels erduldet u. dieselbe nur unter schweren Hindernissen hatte zu Ende führen können, 21. Juli 1788. — Sein Sohn Carlo **F.**, Fürst von Satriano u. Herzog von Taormina, geb. 10. Mai 1784 zu La Cava bei Salerno, hat sich als General u. Staatsmann bekannt gemacht. Er trat als Jüngling in die franz. Armee, nahm an mehreren Feldzügen unter Bonaparte mit Auszeichnung Theil u. kehrte später nach Neapel zurück, wo er Murat als dessen Generaladjutant auf militärischem wie auf diplomatischem Gebiete nützliche Dienste leistete; infolge seines tapferen Vorgehens beim Angriff auf die Brücke über den Panaro (14. Apr. 1815) avancirte er zum Generalleutnant. Nach der Restauration berief ihn König Ferdinand in den Kriegsrath, in welchem er besonderen Eifer für die Reorganisation der Armee entwickelte. Im J. 1848 wurde er mit der Niederwerfung des in Sizilien ausgebrochenen Aufstandes betraut u. erhielt nach glücklicher Lösung dieser Aufgabe den Titel eines Herzogs von Taormina. Weniger erfolgreich war seine Thätigkeit als Kriegsminister u. Ministerpräsident, welche Stellungen er im Juni 1859 übernahm u. bereits im März 1860 niederlegte. Er starb 14. Okt. 1867 zu Portico.

Filaria, vielfach gespaltene Gattung der Fadenwürmer (s. d.); fadenförmig gestreckte Würmer mit endständiger, kleiner, runder Mundöffnung leben parasitisch außerhalb der Eingeweide, meist im Bindegewebe, häufig unter der Haut anderer Geschöpfe, namentlich der Menschen. Besonders bemerkenswerth ist Filaria medinensis, der bis 75 cm. lange, aber blos 2 mm. dicke Guineawurm (Medinawurm, Dracunculus Persarum älterer Schriftsteller), dessen Weibchen (das Männchen ist gegenwärtig noch unbekannt) im Bindegewebe zwischen der Muskulatur u. unter der Haut der Tropenbewohner der Alten Welt schmarotzt u. von außen wie eine Saite fühlbar ist. Dieser Wurm ist lebendig gebärend, sein Aufenthalt erzeugt ein Geschwür, mit dessen Inhalt die Brut nach außen entleert wird, wo sie, im Wasser, ihre ersten Entwicklungszustände durchzumachen hat. Der Guineawurm muß mit größter Vorsicht herausgezogen werden, wenn nicht gefährliche Entzündungen die Folge sein sollen. Einzelne Negerstämme haben dafür ganz besondere Vorrichtungen, wie die nebenstehende Abbildung zeigt. Der Brakwasserwurm, Urolabes palustris, soll nach Carter der Jugendzustand des Guineawurms sein, der erst befeuchtet aus dem Wasser in die Haut der Badenden, Wassertragenden &c. sich einbohrt. Von den zahlreichen anderen Filarien lebt die 2—12 mm. lange Filaria lentis in der Linsenkapsel des menschlichen Auges u. zwischen den Augenhäuten der Neger der 4—5 Centim. lange, gewaltige Schmerzen verursachende Loawurm (Filaria Loa).

Nr. 2782. Das Herauswinden des Guineawurms (Filaria) bei den Dahomehnegern in Westafrika.

Filder, ein oberhalb der Weinsteig bei Stuttgart auf der Höhe liegender Landstrich von etwa 3 □M., sehr fruchtbar u. bekannt wegen der daselbst in vorzüglicher Güte wachsenden Kohlart, Filderkraut genannt.

Filet (franz., spr. Fileh), ein von Seiden-, Wollen-, Leinen- od. Baumwollenfäden netzartig gestricktes Flechtwerk. Die Größe der Maschen desselben wird durch die runde oder flache Filetnadel bestimmt, über welcher der Filet gestrickt wird. Den gleichen Namen führen gewisse, auf Büchereinbänden mittels Stempel angebrachte feine Verzierungen; ferner ein in der Nähe der Nieren des Hirsches abgelöstes od. aus der Lende des Rindes geschnittenes Stück Fleisch.

filial (vom lat. filius, filia, Sohn, Tochter), dem Verhältniß der Kinder zu den Eltern entsprechend; übertragen: von einem Andern abhängig u. diesem untergeordnet. Demnach nennt man eine Kirche ohne eigenen Prediger, die von dem Prediger der Mutterkirche verwaltet wird, eine Filialkirche; ebenso heißt ein von einem älteren u. größeren Geschäft abgezweigtes, aber derselben Oberleitung unterstelltes Geschäft od. sonstiges Institut ein Filialgeschäft, Filialinstitut od. schlechtweg eine Filiale.

Nr. 2783. Mailänder Filigran.

Filigran od. **Filigranarbeit** ist eine besondere Art der Verwendung der Edelmetalle zu Schmuckgegenständen, bei welcher die Verzierung oder auch das ganze Geräth aus feinen Drähten hergestellt wird, welche nach der Zeichnung des Musters in einer Fläche gebogen u. durch Verlöthen befestigt werden. Anderer Mittel als etwa noch kleiner Metallkörner be-

dient sich die F.arbeit nicht u. sie hat davon auch ihren Namen (filo der Faden u. grana das Korn) erhalten. Dieser einfachen Vorbedingungen wegen hat sich die Kunst bei den meisten Völkern selbständig entwickelt u. sie wird auf dieselbe Weise bei den Indiern, in Norwegen, von den Aegyptern wie in Italien betrieben, ja bis zu gewissem Grade haben die F.arbeiten der verschiedensten Völker gewisse Stileigenthümlichkeiten gemein, die in der Natur des Materials u. des Verfahrens bedingt sind. Meister in F. sind jetzt noch die orientalischen Völker, in Europa werden die besten Arbeiten in Italien (Genua), Rußland u. Dänemark gemacht.

Filipepi, Alessandro, ital. Maler, geb. 1446 zu Florenz, gewöhnlich Sandro Botticelli genannt nach dem Goldschmied Botticelli, bei dem er Anfangs in die Lehre kam, den er aber bald wieder verließ, um Maler zu werden. Als solcher wurde er Schüler des Filippo Lippi u. wahrscheinlich auch des Antonio Pollajuolo. In den ersten Jahren seines künstlerischen Schaffens war er ungemein fleißig; er lieferte Altargemälde, mythologische u. allegorische Figuren, Scenen aus griechischen od. italienischen Dichtern, Madonnenbilder in Medaillenform u. a. m. Um das Jahr 1480 wurde er vom Papste Sixtus IV. nach Rom berufen, um die Kapelle des Vatikan mit Fresken zu schmücken. Hier führte er bis 1484 drei große Bilder aus: zwei aus der Geschichte des Moses, eins aus der Geschichte Christi (die Versuchung in der Wüste), in denen er ohne großen Schönheitssinn die eigenthümliche Darstellungsweise befolgte, die einzelnen Scenen in denselben Raum, wie die Verse eines Kapitels der Bibel, neben einander zu stellen. Vom Papst reichlich belohnt, kehrte er nach Florenz zurück, wo er 17. Mai 1510 starb. Gegen das Ende seines Lebens war er in seinen Arbeiten immer nachlässiger u. handwerksmäßiger geworden. Der Werth seiner Werke ist je nach der Zeit ihrer Entstehung sehr verschieden. Selbst seine besten Arbeiten hinterlassen selten einen völlig reinen Eindruck; bei allem Ernst der Konzeption, bei aller Großartigkeit in Stil u. Zeichnung, sind sie oft mangelhaft im Ausdruck, unharmonisch u. grell in der Färbung.

Filippino Lippi, ital. Maler, natürlicher Sohn Filippo Lippi's, geb. um 1460, gest. 1505, bildete sich unter Botticelli, dem Schüler seines Vaters, u. nahm Manches von den hastigen Bewegungen u. den manierirten Formen seines Lehrers an, arbeitete sich aber vermöge seiner hohen Begabung zu großer Freiheit u. Unabhängigkeit durch. Seine bedeutendsten Arbeiten sind: eine bereits 1480 gemalte Altartafel in der Kirche der Badia zu Florenz mit dem heil. Bernhard, dem die Madonna erscheint, die Fresken in der Brancacci-Kapelle der dortigen Kirche del Carmine (Darstellungen aus dem Leben des Petrus), ferner das 1489 in der Kirche Santa Maria Sopra Minerva in Rom von ihm ausgeführte Freskobild „Der Triumph des St. Thomas über die Irrlehrer“ u. die in der Kapelle des Filippo Strozzi von Santa Maria Novella zu Florenz gemalten Geschichten aus dem Leben der Apostel Johannes u. Philippus, Bilder von reicher dramatischer Handlung u. großer Lebendigkeit.

Filippo Lippi, Fra, ital. Maler, geb. um 1412 in Florenz, verlor seine Eltern früh u. trat schon als 7jähriger Knabe in das florentin. Kloster S. Carmine. Ueber sein romanhaftes, von sinnlichen Begierden beherrschtes Leben wissen wir nur wenig Zuverlässiges. In seinem 17. Lebensjahre verließ er das Kloster u. ging nach Ancona, wo er von Seeräubern aufgegriffen u. in die Sklaverei geschleppt wurde. Als Gefangener malte er einst seinen Herrn so täuschend ähnlich mit Kohle an die Wand, daß dieser aus Achtung vor seinem Talent ihn mit reichen Geschenken entließ. Später soll ihn der Herzog Cosmo von Medici, als er in dessen Hause malen mußte, sogar eingesperrt haben, um ihn nur bei der Arbeit fest zu halten; aber F. machte sich aus zerschnittenen Betttüchern ein Seil u. ließ sich daran aus dem Fenster ins Freie herab. Wichtiger für sein späteres Leben ist eine wahrscheinlich ins 36. Jahr seines Lebens fallende Begebenheit. Als er nämlich für die Nonnen zu Santa Margherita in Prato ein Altarbild malte, porträtirte er dort im Kloster die schöne Lucretia (richtiger Spinetta) Buti u. entbrannte so sehr in Liebe für sie, daß er sie entführte. Sie gebar ihm den nachmaligen Maler Filippino Lippo (s. d.). Er selbst blieb dem Namen nach Mönch, wurde aber von dieser Zeit an in seiner Lebensführung immer ungebundener u. ausschweifender u. starb in bedrängten Verhältnissen 8. Okt. 1469 zu Spoleto. Seine Bilder athmen eine fröhliche Lebensanschauung, Wohlbehagen an dem weltlichen Treiben der Menschen u. eine liebenswürdige Anmuth u. Naivetät. Zu seinen anmuthigsten Bildern gehört eine im Museum zu Berlin befindliche Madonna in einer heitern Waldlandschaft.

Fillmore (spr. Fillmohr), Millard, Präsident der nordamerikan. Union, geb. 7. Jan. 1800 in Locke (dem jetzigen Summerhill, im Staate Newyork), wuchs unter kümmerlichen Verhältnissen auf, ergänzte aber später mit großem Lerneifer die Lücken seiner Bildung, studirte die Rechte u. machte sich seit 1823 als schlagfertiger u. beredter Sachwalter bekannt. Im J. 1828 wurde er in die Legislatur seines Staates, 1833 als Vertreter für Newyork in den Kongreß gewählt. Nachdem er hier lange Zeit als hervorragender Wortführer der Whigs geglänzt, stellten diese ihn 1848 als Kandidaten für die Würde eines Vizepräsidenten auf, zu welchem er im Nov. jenes Jahres gewählt wurde. Infolge des bald darauf eintretenden Todes des Präsidenten Taylor (9. Juli 1850) fiel F. jedoch die Präsidentschaft selbst zu, bei deren Antritt ihm allgemeines Vertrauen entgegengebracht wurde. Dieses täuschte er aber durch die Halbheit, mit der er gegenüber dem damals heftig entbrannten Entscheidungskampfe zwischen Sklavenhalter- u. Emanzipationspartei, zwischen Süden u. Norden Stellung nahm. Während er sich früher für völlige Abschaffung der Sklaverei ausgesprochen hatte, nährte er jetzt durch schwächliche Kompromißmaßregeln den Trotz der Südstaaten u. ließ sich sogar zur Unterzeichnung eines Auslieferungsgesetzes gegen flüchtige Sklaven herbei. Nachdem er es mit beiden Parteien verdorben hatte, zog er sich nach Ablauf seiner Amtszeit (4. März 1853) vom öffentlichen Kampfplatze zurück, welchem er seitdem fern blieb, da er es zu einer Wiederwahl nicht bringen konnte.

Fillmore, fruchtbare County (Grafschaft) im Süden des Unionsstaates Minnesota, mit 850 engl. □M. u. 24,887 E.

filtriren, durchseihen, bezeichnet die Trennung einer Flüssigkeit von darin enthaltenen festen, ungelösten Stoffen mittels Durchlaufens durch einen porösen Körper. Ist es hierbei nur auf die Flüssigkeit abgesehen, so ist das F. eine Klärung; oft will man andererseits nur die ungelösten, festen Theilchen durch das F. zurückhalten (z. B. bei Fällungen die Niederschläge), od. aber es sollen Flüssigkeit u. feste Theilchen für sich nutzbar gemacht werden. Als trennende, poröse Körper werden verschiedene Stoffe angewendet, z. B. ungeleimtes Papier, Asbest, Bimsstein, Sand od. Glaspulver; bei Verwendung von Leinwand, Flanell, Filz, Hanf od. Werg gebraucht man gewöhnlich die Bezeichnung **koliren**; doch wird häufig zwischen f. u. koliren kein so scharfer Unterschied gemacht. Der poröse Körper, durch welchen man filtrirt, wird bei den eigentlichen Filtrationen **Filter** od. **Filtrum**, bei der Operation des Kolirens dagegen **Kolatorium** od. Seihetuch genannt; die durchgelaufene Flüssigkeit heißt in ersterem Falle **Filtrat**, im zweiten **Kolatur**. Das F. beruht darauf, daß die Flüssigkeit vermöge der Adhäsionskraft den porösen Körper benetzt u. infolge der Schwere durch die Poren desselben nach unten dringt, während die in der Flüssigkeit schwebenden festen, ungelösten Theilchen wegen der Feinheit der Poren nicht mit hindurch gehen, sondern zurück gehalten werden. Nur in der Flüssigkeit wirklich aufgelöste Theilchen gehen durch die Poren des Filters hindurch. — Die Papierfilter legt man, dütenartig zusammengefaltet, gewöhnlich in Glastrichter, die Tücher spannt man auf **Tenakel**, d. i. quadratische Holzrahmen mit überragenden Enden u. spitzen Nägeln, welche zum Festhalten des Tuches dienen. Für Filtrationen im Großen, im Fabrikbetrieb, hat man ganz besondere Vorrichtungen, die je nach den Umständen verschieden eingerichtet sind, so z. B. die Dumont'schen u. Taylor'schen Filter der Zuckerfabriken; auch im Kleinen, in chemischen Laboratorien u. Apotheken, bedient man sich verschiedener Hülfsapparate, z. B. Filtrirgestelle, Nachfüllvorrichtungen, Wasserluftpumpen u. s. w.

Filz nennt man eine aus lauter einzelnen unregelmäßig in einander verstrickten Fasern od. faserartigen Körpern gebildete Masse, die durch die Reibung der einzelnen Theile an einander Zusammenhang u. Festigkeit bekommt. Der gewöhnliche F. wird durch Zusammenschlagen von Thierhaaren erhalten, u. die Nomadenvölker machen auf sehr primitive Art ihre Filzdecken, indem sie eine entsprechende Quantität Kameelhaare zwischen zwei Tücher geben, die an den Rändern zusammengenäht werden, u. diese Masse sich gegenseitig hinüber u. herüber zuwerfen. Durch die dabei stattfindenden Stöße erfolgt die Verfilzung. In unserer Technik, wo der F. besonders in der Hutmacherei eine große Rolle spielt, wird seine Herstellung vielfach durch Maschinen unterstützt, obwol sie im Prinzip sich von der Methode der Kalmücken nicht unterscheidet. Eine besonders feine Sorte ist der zum Belegen der Hämmer im Pianofortebau viel gebrauchte **Hämmerfilz**, aus der feinsten Merinowolle bereitet. Dachfilze sind

ganz grobe Sorten, die mit Theer u. Asphalt getränkt werden. Filze heißen auch diejenigen Partien der Moore, an denen die gruppenweise wachsenden Moor- u. Heidepflanzen in jahrelanger Vegetation feste, deckenartige Gebilde durch Verfilzung der abgestorbenen Wurzeln u. Zweige haben entstehen lassen, wie man in manchen Gegenden (z. B. im Bayrischen Walde) davon auch die Moore selbst Filze od. Filzmoore nennt.

Filzlaus, s. „Laus".

Filzmalz, ein Malz, dessen Wurzelkeime man zu einer ungewöhnlichen Länge hat auswachsen lassen, u. die infolge des Ineinandergreifens zu einer filzartigen Masse sich vereinigt haben. Man erreicht dies durch Aufschichten der eingeweichten Gerste zu höheren Haufen, als bei der gewöhnlichen Malzbereitung, wodurch die Temperatur mehr gesteigert wird u. die Wurzelkeime die doppelte Länge des Korns erreichen, während sie bei gewöhnlichem Malze nur eben so od. höchstens $1^1/_2$ mal so lang wie jenes werden. Man wendet die Bereitung des F. nur an, wenn man es mit einer sehr speckigen, glutinreichen Gerste zu thun hat.

Filzwurm, s. „Borstenwurm".

Fimmel, s. „Cannabis".

Finale nennt man in der Musik den letzten Satz eines größeren Instrumentalstückes, einer Sonate, eines Quartetts, eines Konzerts, einer Symphonie &c., od. das Schlußstück eines Opernaktes. In letzterer Beziehung besteht das F. gewöhnlich aus mehreren vielstimmigen Sätzen von verschiedenem Charakter, bei denen die Handlung fortrückt, zu irgend einer Katastrophe drängt u. also nicht, wie bei den Arien, durch eine breite Darlegung der individuellen Empfindung aufgehalten wird. Eingeführt — u. zwar zuerst in der Opera buffa — wurde das F. durch Piccini (s. d.).

Finanzen (vom lat. finis in der mittelalt. Bedeutung von Zahlungstermin) nennt man die einem Gemeinwesen, also insbes. einer Stadt od. einem Staate zur Bestreitung seiner Ausgaben zu Gebote stehenden Mittel. Die dem Staate od. der Regierung zur Aufbringung dieser Mittel naturgemäß zustehende Befugniß heißt **Finanzhoheit** (potestas cameralis). Da nun eine höhere Kultur nothwendig auch für den Staat immer mehr neue Aufgaben hinzubringt, als alte (nam. durch Ueberlassung gewisser Thätigkeiten an Private) fortfallen, u. daher auch der Staatsbedarf bei fortschreitenden Völkern im Ganzen in regelmäßiger Vermehrung begriffen ist, so ist auch die Beschaffung u. die Verwaltung der Staatsmittel od., mit einem Worte, das **Finanzwesen** von steigender Wichtigkeit. Die Aufgabe, nach allgemeinen Grundsätzen für dasselbe zu suchen u. ein oberstes Prinzip desselben aufzustellen, fällt der **Finanztheorie** zu. Jene Grundsätze betreffen vor Allem die Bestimmung des Staatsbedarfes u. der Staatsausgaben; ersterer ergiebt sich aus dem bestehenden Umfange der Staatszwecke u. aus der Art der Staatsverwaltung, d. h. aus dem System von Einrichtungen u. Mitteln, durch welches die Staatszwecke verwirklicht werden; letztere bildet die Verwendung von wirthschaftlichen Gütern im Staatshaushalte (s. d.), um die dem Staate obliegenden Leistungen hervorzubringen. Als einzig denkbares oberstes Prinzip des Finanzwesens gilt der Satz, daß sich im Staatshaushalte (zum Unterschiede vom Privathaushalte) die Einnahmen nach den Ausgaben richten müssen. Die Lehre vom Staatshaushalte ist Sache der **Finanzwissenschaft** od. **Finanzkunde.** Dieselbe gehört zu den praktischen Wissenschaften u. unterscheidet sich zwar wesentlich von der Volkswirthschaftslehre (s. d.), steht aber mit letzterer in innigem Zusammenhange, insofern die Nationalökonomie die theoretische Grundwissenschaft der Finanzwissenschaft bildet. Eine Versündigung gegen die Gesetze der Volkswirthschaft rächt sich durch den Mißerfolg der betr. finanziellen Maßregeln. Als systematische Darlegung der Staatshaushaltsgrundsätze zählt die Finanzwissenschaft natürlich zu den jüngsten Wissenschaften; denn erst die Entwicklung des Staatsbegriffes u. der Volkswirthschaftslehre machten sie möglich. Das klass. Alterthum brachte es nicht über vereinzelte theoret. Betrachtungen hinsichtlich einzelner finanzieller Punkte hinaus. Bis ins 17. u. 18. Jahrh. galt das Domänenwesen als Mittelpunkt des Staatshaushaltes, u. wenn man auch schon, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrh., nam. in Deutschland, anfing, das Finanzwesen mit Vorliebe theoretisch zu untersuchen u. die Lehre davon als Theil der sog. Kameralwissenschaft systematisch auszubilden, so führte doch erst der Epoche machende Umschwung in den Staatswissenschaften u. in der Volkswirthschaftslehre, welcher sich an die Namen eines Montesquieu, Quesnay, Turgot, Hume, Adam Smith u. ihrer Zeitgenossen u. Nachfolger knüpfte, zu einer wahrhaften Finanzwissenschaft. Diese dann als eine selbständige Wissenschaft weiter ausgebildet zu haben, ist das Verdienst der Deutschen. Freilich aber haftete bisher gerade der deutschen Finanzwissenschaft eine gewisse Enge des Gesichtskreises an, welche der Einfluß der Kleinstaaterei u. die aus letzterer entsprungene, in manchen Punkten immer noch von der Privatwirthschaft ausgehende Auffassung des Finanzwesens mit sich brachte. Damit hing auch die der deutschen Schule noch bis vor Kurzem eigenthümliche besondere Berücksichtigung des Domänenwesens zusammen. Die Domänen bilden aber nur eine der drei Hauptquellen des öffentl. Einkommens; die beiden anderen sind die Regalien u. die direkten u. indirekten Abgaben od. Steuern. Zu letzteren gehören auch die sog. **Finanz-** od. **Steuerzölle.** So werden diejenigen Zölle genannt, welche ohne alle anderen Nebenzwecke der Staatskasse als Einnahmequelle dienen u. in solcher Weise veranlagt sind, daß sie den überhaupt zu erreichenden höchsten Ertrag gewähren. Wie es für die Finanzwissenschaft im Allgemeinen eine der wichtigsten Fragen ist, auf welche Weise die Steuern am zweckmäßigsten veranlagt u. erhoben werden, um die Zahler weder zu stark noch zu ungleichmäßig zu belasten u. doch den höchsten Ertrag zu geben, so gilt dies insbesondere auch von den Finanzzöllen, bei denen man lange im Unklaren war. Heute ist es allerdings durch die Erfahrung erwiesen, daß niedrige Zollsätze meist höheren Ertrag gewähren, als sehr hohe Tarife, die hindernd einwirken u. den Verkehr nur von den Grenzen scheuchen. Von besonderer Wichtigkeit ist ferner für die Finanzwissenschaft die Lehre vom öffentlichen Kredit. Außerdem hat sie sich auch mit der technischen u. formellen Seite der Finanzwirthschaft zu beschäftigen, also mit der Einrichtung der Finanzbehörden, dem Kassen- u. Rechnungswesen, der Buchführung, dem Voranschlag, dem Ausweis über das Resultat der Finanzgebahrung u. A. m. Als das anerkannt beste deutsche Werk über F. sind K. H. Rau's „Grundsätze der Finanzwissenschaft" (2 Bde. Lpz. u. Heidelb. 6. Aufl. 1871) zu nennen.

Findelhäuser, das sind Anstalten zur Aufziehung von Findelkindern (Kindern, die von den Eltern ausgesetzt u. ihrem Schicksal od. dem Mitleid anderer Menschen überlassen worden), sind eine Einrichtung, die dem Alterthum unbekannt waren. Bei den alten Römern stand dem Vater kraft seiner väterlichen Gewalt geradezu das Recht zu, seine Kinder auszusetzen. Erst im Mittelalter entstanden vereinzelt solche Häuser unter dem Schutze der Kirche, nam. in Zeiten u. Gegenden, in denen Kinder unehelicher Geburt u. deren Aussetzung aus Gründen der Scham od. Armuth sich mehrten. Der Strenge der Sitte u. des Gesetzes gelang es, in german. Ländern Zustände herbeizuführen, denen gegenüber man das Bestehen von F. nicht für nöthig u. räthlich hielt. Dagegen entwickelten diese sich in den roman. Ländern u. im Osten Europa's (in neuerer Zeit auch in Amerika) u. sind bes. dort, wo die Rechtsanschauung herrscht, daß man dem Vater eines unehelichen Kindes nicht nachforschen dürfe u. daß dieser zur Aufziehung eines solchen Kindes nicht verpflichtet sei (wie in Frankreich), zu einem fast unentbehrlichen Bestandtheil der sozialen Ordnung geworden. In solchen Ländern mögen die F. wohlthätig wirken, indem sie dem Verbrechen der Kindesaussetzung u. Kindestödtung vorbeugen; immerhin werden sie auch dort nur als ein nothwendiges Uebel zu betrachten sein. Die Statistik weist nach, daß überall, wo F. bestehen, wo sich also die Eltern ihrer unehelichen Kinder leicht, unbemerkt u. ohne allzu große Gewissensbisse entledigen können, die Zahl der unehelichen Geburten in erschreckendem Verhältniß gewachsen ist; daß ferner die Sterblichkeit unter den in solchen Anstalten untergebrachten Kindern, die der elterlichen Sorgfalt entbehren, eine äußerst große ist, u. daß selbst diejenigen, die sich zu reiferem Lebensalter durcharbeiten, selten zu gesunden u. brauchbaren, geistig u. sittlich tüchtigen Menschen heranwachsen, sondern meist dem Proletariat, der Prostitution od. dem Verbrechen anheimfallen. Vgl. Hügel, „Die F. u. das Findelwesen Europa's" (Wien 1863).

Fingal, Fin Mac Coul, Fürst von Morven, ist nach der schott. Volkssage der Vater des Ossian (s. d.) u. soll zu Selma (im heutigen Thale Glenco, in der schott. Grafschaft Argyle) residirt haben. In vielen Gegenden Schottlands u. Irlands, in denen F. gehaust haben soll, sind noch heute Berge u. Höhlen nach ihm benannt (s. den folgenden Art.).

Fingalshöhle, eine wunderbare schöne Grotte an der Südwestküste der Hebrideninsel Staffa. Die Wände der 116,5 m. langen, am Eingang 16,63 m., am inneren Ende 6,28 m. breiten u. am Eingang 36,73 m., im Hintergrunde 21,97 m. hohen Höhle werden durch prächtige, perspektivisch sich verkürzende Basaltpfeiler gebildet, auf denen ein mächtiges, 70,62 m. langes Gewölbe ruht. Der Grund der Höhle ist vom Meere ausgefüllt, das in ihr von geringer Tiefe ist, aber wahrscheinlich die Schäfte jener Säulen wegriß, aus deren oberen Enden jenes Gewölbe besteht. Der Anblick des imposanten Gewölbes, der hochanstrebenden Basaltpfeiler, der fast stets wogenden, in bunten Farben spielenden, von Seegewächsen mannichfaltig belebten Meeresflut ist ein wundervoller, mit Nichts vergleichbarer. Bei den Bergschotten u. den Bewohnern der Hebriden geht die Sage, daß die F. durch Riesen dem Helden Fingal (s. d.) erbaut worden, u. daß in dem Gemurmel der Wellen u. dem melodischen Getön der von der Wölbung herabfallenden Tropfen die Stimme von Ossian's Geist zu hören sei. (S. auch den Art. „Basalt" u. Abb. Nr. 1252).

Finger heißen die Endabschnitte der Vordergliedmaßen, u. zwar im eigentlichen Sinne derer des Menschen, bei dem durch Ausbildung eines,

den vier anderen gegenüberstellbaren Fingers (des Daum) der Fuß zur Hand (s. d.) geworden ist. Die 5 Finger setzen sich an die (im Handteller eingeschlossenen) 5 Mittelhandknochen an; der erste Finger (Daum) ist aus zwei Gliedern und denen entsprechenden Knochenstücken, den Phalangen, die vier anderen Finger (Zeigefinger, Mittelfinger, Ringfinger, Kleinfinger) sind aus je 3 zusammengesetzt, das Endglied ist auf der Rückseite mit dem Nagel bekleidet (Nagelglied). Unter einander sind die Phalangen durch Charniergelenk verbunden, können also nur gebeugt u. gestreckt werden, während sie, mit Ausnahme des Daum, der hier ebenfalls ein Charniergelenk hat, mit den Mittelhandknochen durch freies Gelenk (Arthrodie) verbunden sind, u. deshalb gebeugt, gestreckt, gespreizt u. gegen einander bewegt werden können. Die große Beweglichkeit der F. u. die Empfindlichkeit der nervenreichen Fingerspitzen macht sie zu wichtigen, zur mannichfaltigsten Verwendung kommenden Werkzeugen. Indem bezüglich des Weiteren auf „Hand" verwiesen wird, sei hier nur an die Fingerfertigkeit des Klavierspielers, an das Lesen des Blinden mit den Fingerspitzen erinnert. Lange Finger, wie die Affen, haben Neger u. Hottentotten. Bei den Säugethieren sinkt die als Norm geltende Fünfzahl der F. in den meisten Fällen, indem zunächst der Daum, dann der fünfte (kleine) F., dann der vierte, endlich der zweite, verkümmert, so daß schließlich bei den Einhufern nur der dritte (Mittelfinger) übrig bleibt. Die Vögel haben blos einen (ein- od. zweigliedrigen) Daum, einen (zwei-, selten dreigliedrigen) Mittelfinger u. einen (eingliedrigen) Kleinfinger. In den Brustflossen der Fische entsprechen die zahlreichen Strahlen den F., ähnlich bei den Fischsäugethieren.

Fingerfische (Polynemus, Familie Polynemiden), den Barschen verwandte Seefische der heißen Zone, die vor den Brustflossen mehrere freie, fadenförmige, lange Strahlen haben (nema, Faden, daher der Name). — Fünffingerfisch dagegen heißt wegen seiner fünf die Beute fassenden Strahlen ein Seestern (Asterias glacialis) [s. d.]. — Fingerschnecke (Pteroceras), Seespinne, heißt eine Gattung Seeschnecken mit einem Gehäuse, dessen Außenlippe lange, fingerförmige Fortsätze trägt. — Fingerthier endlich heißt ein den Halbaffen beizuzählendes Säugethier (Chiromys, Ayeaye s. d.).

Fingerhut, s. „Digitalis".

Fingersprache, s. „Geberdensprache".

Finiguerra, Maso (eigentl. Tommaso) di, ein durch seine Nielloarbeiten bekannter Goldschmied, dem die Italiener die Erfindung des Kupferstichs zuschreiben. Geb. 1406 zu Florenz, erhielt er von seinem Vater Unterricht in der Goldschmiedekunst u. zeichnete sich bald in getriebenen Gold- u. Silberarbeiten u. noch mehr in der Kunst des Niello (s. d.) aus, womit er Kirchengeräthe, Waffen u. dgl. schmückte. Diese Nielloarbeiten drückte er in Thon ab, goß darüber zerlassenen Schwefel u. nahm davon (von der Schwefel- od. von der Silberplatte) Abdrücke auf Papier. Von einem solchen Niello, das eine Krönung der Maria darstellt, existiren noch zwei Abgüsse in Schwefel u. ein Abdruck auf Papier, der wahrscheinlich von der jetzt in der Sammlung der Uffizien in Florenz befindlichen Originalplatte genommen ist. F. starb um 1464.

Finis coronat opus (lat.), d. h.: Das Ende krönt das Werk.

Finissage (franz., spr. Finissahsch), auch Finisirung, die Bearbeitung, welche zuletzt an einer neuen Uhr, nach ihrer vollständigen Zusammensetzung, vorgenommen wird.

Finisseur (franz., spr. Finissöhr), Musterzeichner u. Modelleur, welcher die ihm vorgelegten Entwürfe u. Skizzen als Muster ausführt.

Finisterre, auch Finistère (spr. Finistähr), d. i. Landsende, ein am äußersten Westende Frankreichs liegendes Departement (daher der Name), auf 3 Seiten vom Atlantischen Ozean u. im O. von den Dep. Côtes du Nord u. Morbihan begrenzt. Es umfaßt 122,49 □M. mit einer Bevölkerung von 662,485 E. (1866), die zum größten Theil Ackerbau, aber auch Handel u. Gewerbe betreiben. Das Departement, das ziemlich fruchtbar ist, produzirt außer Getreide viel Hanf u. Lein u. ist reich an Silber u. Blei.

Finisterre (Cabo Finisterre, d. i. Landsende), Vorgebirge an der nordwestlichsten Spitze Spaniens in der galizischen Provinz Coruña, das alte Promontorium Nerium. Es wird gebildet durch einen Ausläufer der Sierra de Muros. Am 3. Mai 1748 erfochten hier im Oesterreichischen Erbfolgekriege die Engländer unter Anson u. Warren einen glänzenden Seesieg über die Franzosen unter Jonquière u. St.-George.

Fink, Friedrich August von, ein General Friedrich's d. Gr., geb. 1718 zu Strelitz in Mecklenburg, diente zuerst in Rußland, dann (seit 1743) in Preußen, wo ihn Friedrich II. zu seinem Flügeladjutanten machte u. seine Tüchtigkeit ein schnelles Aufrücken zur Folge hatte. Im J. 1759 zum Generalleutnant ernannt, wurde F. in demselben Jahre dem mit der Vertheidigung Sachsens beauftragten Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs, zu dessen Unterstützung beigegeben. Es gelang, die Oesterreicher unter Daun zum Rückzug zu zwingen, als aber F. auf ausdrücklichen u. wiederholten Befehl Friedrich's, der am 14. Nov. aus Schlesien nach Sachsen gekommen, über Dippoldiswalde auf Maxen zu marschirte, um dort der österreich. Armee in die Flanke zu fallen, ward er selbst von dem übermächtigen Gegner auf allen Seiten angegriffen u. mit dem Reste seines Corps (etwa noch 2000 Mann) gefangen genommen. Auf Ehrenwort freigelassen, sah er sich nach dem Hubertusburger Frieden von einem Kriegsgericht noch zu zweijähriger Festungsstrafe u. zur Entlassung aus dem Heere verurtheilt. Dieses allzu harte Schicksal vermochte er nicht lange zu ertragen. Nachdem er seine Haft verbüßt, trat er 1764 als General der Infanterie in dän. Dienste, starb aber schon 24. Febr. 1766 zu Kopenhagen.

Fink, Gottfried Wilhelm, deutscher Komponist u. Musikschriftsteller, geb. 17. Mai 1783 im weimarischen Städtchen Sulza an der Ilm, studirte von 1804—1809 zu Leipzig Theologie, beschäftigte sich daneben fleißig mit Musik u. Poesie u. wurde 1810 Vikar bei der Reformirten Gemeinde in Leipzig; ebendort gründete er 1812 eine Erziehungsanstalt, der er bis 1827 vorstand. Im J. 1827 übernahm er die Redaktion „der Leipziger Allgemeinen Musikzeitung" u. führte dieselbe bis zum J. 1841 in gewissenhafter u. ehrenvoller Weise. Von 1842 an hielt er an der Leipziger Universität musiktheoretische Vorlesungen, die wegen ihrer Klarheit u. geistvollen Darstellung sehr geschätzt waren. Er starb 27. Aug. 1846. Seit 1806 waren von F. mehrere Kompositionen für Klavier u. Violine u. zahlreiche ein- u. mehrstimmige Gesangssachen (sehr viele darunter mit von ihm selbst gedichtetem Texte) erschienen; manche von F.'s Weisen leben im Munde des Volkes fort. Besonderes Verdienst hat er sich durch seine Sammelwerke, wie „Musikalischer Hausschatz" (1000 Lieder u. Gesänge enthaltend) u. „Die deutsche Liedertafel" (100 vierstimmige Männergesänge) erworben. Von seinen musikgeschichtl. u. theoretisch-didaktischen Werken sind zu nennen: „Wesen u. Geschichte der Oper" (Lpz. 1838), „Musikalische Grammatik" (Lpz. 1836), „System der musikalischen Harmonielehre" (Lpz. 1842).

Finken (Familie Fringilliden), eine artenreiche Familie meist kleiner Singvögel mit gedrungenem Körper, mittellangen Flügeln mit 9 Handschwingen u. Gangfüßen. Ihr kurzer, an der Wurzel verdickter Kegelschnabel macht sie geschickt zum Zerbeißen harter Körner, von denen sich die Alten nähren, während die Jungen mit Insekten gefüttert werden. Die F. bewohnen buschige Gegenden, Gärten, Wiesen u. Felder, lieben die Geselligkeit u. schließen sich gern dem Menschen an, der einige von ihnen wegen ihres melodischen Gesanges bes. schätzt. Viele sind Zug- u. Strichvögel, sie leben monogamisch u. bauen kunstvolle Nester. Zu den bekanntesten Gliedern der Finkenfamilie gehört vor allen der Blut-, Buch- od. Edelfink (Fringilla caelebs), ein in Deutschland häufiger Strich- u. Standvogel, der auch viel in Stuben gehalten wird. Er ist sperlingsgroß, mit einer weißen u. einer gelben Binde über die Flügel u. grünlichem Unterrücken u. Bürzel; das Männchen mit mennigerothem, das Weibchen mit röthlichgrauem Unterleib. — Im November kommt in großen Zügen aus dem Norden nach Deutschland der Bergfink (Kothfink, Niegewitz, Bergnachtigall, Fring. montifringilla) mit weißem, seitlich schwarzem Unterrücken u. Bürzel, u. einer gelbrothen u. einer weißlichen Binde über die Flügel, die äußeren Federn des schwarzen Schwanzes aber wie bei dem Blutfink mit weißem Keilfleck auf der Innenfahne. — Düstere Nadelwälder liebt der als Zug- u. Strichvogel in Deutschland häufige grün u. gelb gefärbte Erlenfink od. Zeisig (Fring. spinus); ähnlich gefärbt ist der etwas größere Citronenzeisig (Fring. citrinella) der südl. Alpen, der nur selten bis Deutschland kommt, u. der bei uns überall als Strichvogel bekannte Grünfink (Grünling, Grünhänfling, Gelbartsche, Fring. chloris). — Der bunteste Vogel Europa's ist der als gelehriger Stubenvogel beliebte Distelfink (Stieglitz, Fring. carduelis); sein Schwanz u. die Flügel sind schwarz, letztere mit breiter, hochgelber Binde, Ober- u. Hinterkopf ebenfalls schwarz, Gesicht u. Kinn karminroth, die Unterseite ist weißlich, mit rostrother Oberbrust. Der Schneefink (Fring. nivalis) der Alpen sieht oben braun aus, mit schwarzen Flecken, die Unterseite ist weißlichgrau, Flügel u. Schwanz sind weiß. — Weiter gehören hierher die Hänflinge (Linota) mit sehr spitzem, vorn stark zusammengedrücktem Schnabel, z. B. der Karminhänfling (L. linaria), der Berghänfling (L. flavirostris), der Bluthänfling od. Leimfink (Artsche, L. cannabina).

Der letztere, ein häufiger Strichvogel, hat einen braunen Rücken, schwarze, weißgeränderte Schwanzfedern, u. die Brust des Männchens ist bis Mitte Sommers blutroth, im Herbste weißlich od. gelblichgrau wie beim Weibchen. Der grüne Girlitz od. Kanarienzeisig (Serinus hortulanus), grün u. gelb, mit kurzem, dickem Schnabel, u. der **Kanarienvogel** (Crithagra canaria), in gelber Varietät als Stubenvogel beliebt, schließen sich an. Auch zählen noch dazu die **Webervögel** (Ploceus) des tropischen Afrika u. Asien, welche durch ihren kunstvollen Nestbau berühmt sind. — Der **Gimpel** (Pyrrhula rubricilla, Dompfaff, auch Blutfink) mit kurzem, rundlichem, gewölbtem Schnabel, u. die **Spatze** (Pyrgita od. Passer) mit etwas längerem, nur schwach gebogenem Schnabel gehören ebenfalls in die Finkenfamilie. Der in Deutschland seltene **Steinsperling** (Pyrgita petronia) heißt auch **Graufink**. — Durch den kreiselförmigen, großen u. dicken Schnabel endlich zeichnet sich der **Kirschfink** (Kernbeißer, Coccothraustes vulgaris) aus, ein von Buchnüssen u. Kirschkernen lebender, dickköpfiger, lärmender Vogel, oben kastanienbraun, mit weißer Binde über die Flügel, am Nacken grau, das Männchen mit sammetschwarzer Kehle u. rosenrothem Bauche. — Mit den Lerchen endlich wird die Finkenfamilie verbunden durch die **Ammer** (Emberiza). — Wegen **Dornfink** u. **Kothfink** s. „Fliegenschnäpper".

Finne, mitteldeutsches Gebirge, welches in einer Höhe von 250 bis 350 m. sich auf der linken Seite der Unstrut von der Wipper bis an die Saale in der Richtung nach SO. hinzieht u. das nordöstl. Hügelland Thüringens mit dem Kyffhäusergebirge verbindet, ein bewaldetes Plateau mit einzelnen Erhebungen, von denen die Schmücke 373 m. hoch ist. — Seine Flüsse, unter ihnen die Hasel u. die Losse, sendet dieses Gebirge in die Unstrut.

Finnen bilden einen zu der großen Gruppe des uralisch-altaischen Sprachstammes gehörigen Volksstamm, welcher im nördl. u. östl. Rußland, im Großfürstenthum Finnland u. in geringen Bruchtheilen auch in einzelnen östl. Gegenden Schwedens u. Norwegens wohnt u. etwa 4,800,000 Seelen zählt. Ursprünglich über den größten Theil des nördl. u. östl. Europa's u. über den Norden Asiens verbreitet, ist dieses Volk durch die eingedrungenen Slaven in mehrere Stämme gespalten u. an Zahl bedeutend verringert worden. Außer den eigentlichen F., welche Finnland bewohnen, gehört diesem Volke der größte Theil der Nichtrussen auf dem Gebiete des europ. Rußlands an, mit Ausnahme der tatarischen u. mongolischen Stämme im SO., der Rumänen im SW. u. der Deutschen; vor allen anderen die **Tschuden** in den Gouvernements Nowgorod u. Olonez, die **Esthen** u. **Liven** in den nach ihnen benannten Ländern, die **Karelier** in den Gouvernements Archangelsk, Jaroslaw, Nowgorod, Olonez, St. Petersburg u. Twer, die **Syrjanen** in den Gouvernements Archangelsk, die **Permier** u. **Wotjaken** in den Gouvernements Perm, Kasan u. Wjatka, die **Tscheremissen**, **Mordwinen** u. **Tschuwaschen** an beiden Seiten der Wolga zwischen Kasan u. Sarepta, u. die **Lappen** im Gouvernement Archangelsk u. in den nördl. Theilen Schwedens u. Norwegens. In Rußland selbst lebten nach der letzten Nationalitätenzählung 1867: 3,158,000, d. i. 5 Proz.; in Finnland: 1,608,000, d. i. 94 Proz.; in Schweden 1871: 23,500, d. i. $^1/_2$ Proz.; in Norwegen 1870: 28,600 Menschen finnischen Stammes, d. i. $1^1/_3$ Proz. der Gesammtbevölkerung. Die eigentlichen F. scheiden sich in den Stamm der Tavasten im südwestl. u. in den der Karden im östl. Finnland.

In den ältesten Zeiten wohnten die F. zwischen Ural u. Altai u. erstreckten sich im N. bis zum Eismeer. Dies war das Volk der Tschuden, dessen Grabhügel u. Schanzen auf den weiten Ebenen Sibiriens u. dessen Bergwerksanlagen im Ural u. Altai auf eine ziemlich entwickelte Kultur schließen lassen. Sie lebten von Ackerbau und Viehzucht und verstanden die Bereitung des Metalles. Wahrscheinlich dehnten sich stammverwandte Völker auf der westl. Seite des Urals nach S. bis an den Kaspischen See aus. Durch die Völkerwanderung wurden die F. weiter nach W. gedrängt u. in den südl., den uralisch-wolgaischen, u. den westl., den baltischen Zweig gespalten. Ihre Reiche, wie Permien, Udorien u. Jugorien, hatten bis in das 14. Jahrh. Bestand, fielen aber dann an die Russen. Später eroberten die Schweden ganz Finnland, von dem schon am Ende des 13. Jahrh. ein Theil ihnen zugefallen war. Die Russen bemächtigten sich im Anfang des 18. Jahrh. der Ostseeprovinzen u. ließen sich 1808 das gesammte Finnland von Schweden abtreten. Gegenwärtig erfreut sich kein Stamm der F. mehr einer politischen Selbständigkeit; zum Theil haben sie sogar ihre Nationalität durch die Berührung mit anderen Völkern aufgeben müssen. Die an der südl. Wolga wohnenden F. haben viele mongolische Elemente in sich aufgenommen, die Stämme an der mittleren Wolga sich mit den Russen vermischt u. die eigentlichen F. wie die Lappen sich vielfach den Norwegern u. Schweden genähert. Am reinsten haben sich die F. dort erhalten, wo sie in großen, kompakten Massen zusammensitzen, in Finnland selbst. Sie sind ein kräftiges Volk von durchschnittlich mittlerem Körperbau, einem eckigen Schädel u. stark vortretenden Backenknochen; gerühmt wird ihre Gastfreundschaft, Arbeitsamkeit, Redlichkeit u. Religiosität; doch sind sie auch zu Eigensinn u. Widersetzlichkeit geneigt u. ihr Glauben verschwimmt häufig in Aberglauben. Die Landwirthschaft ist ihre Hauptbeschäftigung; doch sind sie auch tüchtige Handwerker u. Schiffer.

Nr. 2784—2788. Finken.
Nr. 2784. Edelfink (Fringilla coelebs). Nr. 2785. Stieglitz (Carduelis elegans).
Nr. 2786. Gimpel (Pyrrhula). Nr. 2787. Zeisig (Spinus).
Nr. 2788. Bergfink (Fr. Montifringilla).

Finnische Sprache u. Literatur. Die Sprache der Finnen, verwandt mit der ungarischen, gehört zu dem sog. altaischen Sprachstamm u. bildet ein Glied der agglutinirenden Sprachen (s. „Sprachen"). Sie ist reicher an Lauten als die deutsche u. weit wohlklingender als die slavischen. Auch in ihren Formen zeigt sie eine größere Mannichfaltigkeit als diese; so hat ihre Deklination nicht weniger als 15 Kasus, durch welche die verschiedensten Raum- u. Zeitverhältnisse mit großer Feinheit bezeichnet werden; in ihrer Konjugation finden sich 5 Infinitivformen u. eine große Anzahl selbständiger Modi u. Tempora, durch welche die einzelnen Beziehungen des Zeitwortes mit einer Genauigkeit wiedergegeben werden, die andere Sprachen nicht besitzen. Die hauptsächlichsten Mundarten der Finnen sind die südfinnische in der Gegend von Helsingfors u. Abo, aus der die jetzige Schriftsprache hervorgegangen ist, die karelische u. die tawastische im Westen. — Die finnische Literatur ist, soweit sie poetisch ist, durchaus volksthümlich; bei der Abgeschlossenheit des Volsstammes u. der Sprache ist es leicht

erklärlich, daß in den zahlreichen Volksliedern eine Menge heidnischer Elemente sich jetzt noch erhalten haben. Diesen mythischen Charakter haben die Zauberlieder am stärksten ausgeprägt u. am treuesten bewahrt. Außer diesen ist aber das sangeslustige Volk noch reich an Liebesliedern u. Balladen. Letztere sind ebenfalls zum Theil uralt; sie reichen hinauf in die Zeit vor dem Christenthum u. spiegeln die Heldenpoesie vergangener Jahrhunderte ab. Zu einer Einheit zusammengefaßt, ist eine Anzahl dieser Balladen von Lönnrot als „Kalewala“ das nationale Epos der Finnen, herausgegeben worden. In Hunderten von Sprüchwörtern u. Räthselliedern äußert sich der Witz u. Humor dieses Volkes. Die Form solcher Lieder ist meist trochäisch; der Reim fehlt u. wird durch die Alliteration (s. d.) ersetzt. Die prosaische Literatur der Finnen ist geringfügig, sie reicht nicht über das 16. Jahrh. zurück, in welchem Mich. Agricola, der spätere Bischof von Abo, 1544 das erste Buch in finnischer Sprache erscheinen ließ; 1548 gab derselbe Gelehrte das Neue, 1552 einen Theil des Alten Testaments in Uebersetzung heraus. Unter der schwedischen Herrschaft hat die finnische Literatur dadurch sehr verloren, daß die finnische Sprache aus dem offiziellen Verkehr verdrängt wurde u. das Schwedische sich zur Umgangssprache der gebildeten Klassen der Bevölkerung erhob. Das Streben, die nationale Literatur zu heben, ging in der neuesten Zeit vorzüglich von Helsingfors aus, wo sich eine finnische Literaturgesellschaft (Finsk Literatur Sälskap) bildete, zahlreiche Volksschriften in finnischer Sprache erschienen u. diese auch für gelehrte Werke zur Verwendung kam. Der hervorragendste Gelehrte auf dem Gebiete der finnischen Literatur ist unstreitig Lönnrot. Als Dichter haben sich in den letzten Jahrzehnten Oksanen, Kiljander, Kivi, Suomro u. Savotata einen Namen gemacht.

Finnen, Krankheit der Schweine, s. „Blasenwürmer“.

Finnfisch, Finnwal, Bezeichnung für Walfische, Familie der Balänopteriden (mit der Gattung Balaenoptera u. anderen), welche lanzettförmige Brustflossen, sowie eine den Glattwalen fehlende Rückenflosse (od. „Finne“) u. kurze Barten haben. Zu nennen ist der langflossige Finnfisch (Balaenoptera longimana) Grönlands, Islands ꝛc. mit sehr langen Brustflossen, der bis zu 24 m. lang wird, der Schnabelwalfisch (la Jubarte, Balaenoptera boops *L.*), der sogar eine Länge von 30 m. erreicht u. bisweilen an den norddeutschen Küsten strandet, ferner der 23 m. lange, großmäulige Finnfisch (le Rorqual, Balaenoptera musculus) der Nordsee u. des Mittelmeeres, endlich der Zwergfinnfisch (Balaenoptera rostrata od. physalus) des nördl. Atlantischen Meeres, nur 9 m. lang. Abb. s. „Wal“.

Finnischer Meerbusen, der am weitesten nach O. sich erstreckende Busen der Ostsee, liegt zwischen dem Großfürstenthum Finnland u. den russ. Gouvernements Esthland u. St. Petersburg u. hat eine Breite von 3—17 M. u. eine Länge von ungefähr 50 M.; seine größte Breite liegt zwischen den Städten Wiborg u. Narwa, wo er tiefe Buchten bildet; am schmalsten ist er in seinem östlichsten Ende, an dessen Spitze St. Petersburg liegt. Die Küsten sind durch Halbinseln u. Buchten reich gegliedert u. bieten eine Menge trefflicher Hafenplätze dar; ungünstig auf den Verkehr wirken aber die zahllosen Felseninseln ein, die bes. die nördliche, die finnische Uferseite begleiten; die größte von ihnen ist Björtö, die wichtigste Kronstadt, in einer Inselgruppe gelegen, welche sich vor die Newamündung vorgeschoben u. sich zur Anlage der größten nordrussischen Seefestung u. zur Vertheidigung St. Petersburgs außerordentlich eignet. Im S. strömen diesem Meerbusen die Narowa u. Luga, im O. die Newa, im N. der Kymmene zu. Für den Handel hat der F. M. eine sehr große Bedeutung. Auf ihm hat sich der größte Verkehr zwischen Schweden u. Rußland entwickelt, da hier das Meer am tiefsten in Rußland eindringt. Seine südl. Handelsstädte sind die Seestapelplätze für die nördl. Aus- u. Einfuhr des Innern Rußlands, u. eine gerade Linie, welche die Hauptstädte dieses Reiches u. Schwedens verbindet, bildet seine Längenachse. St. Petersburg, Narwa, Reval, Helsingfors u. Wiborg sind die wichtigsten Städte an seinen Küsten.

Finnland, ein zum russ. Reiche gehöriges Großfürstenthum, mit 6342 □M. Flächeninhalt u. 1,732,621 E. (1870), grenzt im N. an Norwegen u. Schweden, im W. an den Bottnischen, im S. an den Finnischen Meerbusen u. das Gouvernement St. Petersburg, im O. an die Gouvernements Olonez u. Archangelsk. Der größte Theil des Landes besteht aus einem 100—200 m. hohen Granitplateau, das nahe an den Finnischen Meerbusen herantritt, je nördlicher um so weiter sich vom Meere entfernt u. im N. von einzelnen Gebirgen u. isolirten Bergen unterbrochen wird, die mit dem norwegischen u. schwedischen Berglande in Verbindung stehen. Zwischen diesem Plateau u. dem Bottnischen Meerbusen ziehen sich ausgedehnte Sumpflandschaften hin; das Plateau selbst ist aber mit einer großen Menge von Seen bedeckt; die Seen u. Sümpfe nehmen ein volles Drittel des gesammten Flächenraumes des Landes ein. Im SO. gehört noch der Ladogasee zur Hälfte zu F.; außer diesem sind zu nennen der Saima-, Päijanne-, Pihtaja-, Enoyes-, Pielis-, Ulea- u. der Enarasee. Diese Seen sind sehr inselreich, verzweigen sich weit in das Land u. gehen häufig in so breiten Flächen in einander über, daß man ihre Grenzen nicht genau bestimmen kann. Die Flüsse, welche diesem Gewirr von Seen entströmen, haben im S. keinen langen Lauf. Die größten Flüsse gehören dem nördl. Theile F.s an u. fließen, wie der Ulea, Ijojoki, Kemijoki u. der die Grenze nach Schweden zu bildende Tornea-Elf, in den Bottnischen Busen od., wie der Paswig-Elf, der Ausfluß des Enara-Sees, in das nördl. Eismeer. Im N. herrscht Polarklima; in den sumpffreien Gegenden ist das Land aber ziemlich fruchtbar u. eignet sich eben so wohl zum Ackerbau wie zur Viehzucht. Weizen gedeiht nur in den südl. Regionen u. wird wenig angebaut; dagegen erntet F. viel Roggen, Gerste, Hafer u. Kartoffeln u. führt große Mengen von Butter aus. Eben so wichtig sind aber auch die Produkte der Wälder u. der Gewässer; Holz, Pelzwerk u. Fische bilden wichtige Ausfuhrartikel; die Berge sind außerdem reich an Eisenerzen. Der Handel ist bedeutend; Ende 1870 betrug die Handelsflotte in den Hafenstädten 426 Segelschiffe u. 78 Dampfer mit 5742 Mann, im Landgebiete 1109 Fahrzeuge mit 4199 Mann. Die Ausfuhr, welche hauptsächlich in Holz- u. Waldprodukten, Vieh, Getreide, Butter, Fischen u. Pelz bestand, repräsentirte 1870 einen Werth von 46,150,000 Mark Silber, die Einfuhr einen Werth von 43,560,000 Mark (4 Mark = 1 Rubel). Die Eisenbahnen hatten eine Länge von 65 M.

Die Bevölkerung besteht zu 94 Proz. aus Finnen (s. d.). Zu diesen kommen noch ungefähr 125,000 Schweden, 8000 Russen, 1000 Zigeuner u. 400 Deutsche. Die herrschende Religion ist die protestantische; das Land hat nur etwa 36,000 Griechisch-Orthodoxe u. 1000 röm. Katholiken aufzuweisen. F., seit dem Frieden von Frederikshamm 1809 mit Rußland vereinigt, steht mit diesem Reiche in Personalunion, so daß der russische Kaiser in demselben nur als Großfürst regiert. Die Staatsverfassung von 1772 mit ihrer Ergänzung vom J. 1789 ist noch in Kraft u. von den einzelnen Kaisern seitdem bestätigt worden; nach derselben besteht eine Volksvertretung, zusammengesetzt aus den Abgeordneten der Ritterschaft, des Adels, der Geistlichkeit, der Städte u. der Bauern; über dieser Ständekammer steht der kaiserliche Senat mit 16 Mitgliedern, welche der Kaiser ernennt, an der Spitze der Regierung der Generalgouverneur, welcher zugleich Oberbefehlshaber über die im Lande stehenden Truppen ist. F. wird in 8 Provinzen (Läne) eingetheilt: Abo-Björneborg (465 □M., 319,784 E.), Kuopio (773 □M., 226,670 E.), Nyland (209 □M., 174,388 E.), St. Michel (418 □M., 161,936 E.), Tavastehus (326 □M., 170,264 E.), Uleaborg (2787 □M., 184,758 E.), Wasa (731 □M., 313,109 E.) u. Wiborg (632 □M., 279,944 E.). Ueber diese Provinzen sind Gouverneure gesetzt. Die höchste Kirchenbehörde bilden der Erzbischof von Abo u. die Bischöfe von Borga u. Kuopio. Die oberste Instanz in Rechtssachen sind die Hofgerichte zu Abo, Wasa u. Wiborg. Die hauptsächlichsten Bildungsanstalten sind: die Universität zu Helsingfors, 6 Gymnasien, 1 Kadettenhaus, 8 Damenschulen; das niedere u. höhere Volksschulwesen ist gut eingerichtet. In dem Budget für 1871 waren die Einnahmen mit 17,864,628 Mark, die Ausgaben mit 17,103,491 Mark Silber angesetzt; die Staatsschuld betrug 11,554,293 Mark. Die Hauptstadt von F. ist Helsingfors (19,658 E.).

Finnmarken, das nördlichste u. größte Amt Norwegens, liegt zwischen dem 68.° u. 71.° n. Br., grenzt an das norweg. Amt Tromsö, an Rußland u. an das Eismeer u. hat auf 861 □M. 20,329 E. (1865), ist also nicht blos im Verhältniß zu den anderen Aemtern, sondern an sich die am dünnsten bevölkerte Provinz des Landes. F. besteht aus einem Plateau von durchschnittlich 300 m. Höhe, welches nach O. niedrig wird u. von einzelnen Bergen, die bis 850 m. ansteigen, überragt wird. Trotz dieser geringen Höhe sind diese Berge mit ewigem Schnee bedeckt; gewaltige Gletscher bedecken die muldenförmigen Thäler u. strecken sich an vielen Stellen bis an das Meer, u. da die Durchschnittstemperatur nur 5° R. beträgt u. im Winter ungeheuere Stürme über die Hochflächen brausen, so beschränkt sich die Vegetation auf die tiefer liegenden, geschützteren Flußthäler u. auf die Küstenlandschaften. Die Küste ist außerordentlich zerrissen; denn F. hat im Varanger-, im Tana-, Laxe- u. Porsanger-Fjord die größten Meerbusen Norwegens. Der Porsanger-Fjord erstreckt sich 18 M. tief in das Land. Zahlreiche Inseln lagern sich dem Festlande vor, von diesem nur durch schmale Sunde getrennt u. wiederum durch Fjorde zerschnitten u. zerklüftet. Von ihnen sind die größten Magerö, Kvalö, Seiland, Sorö u. Stjernö. F. ist gut bewässert, da die Schneefelder des Inneren eine Menge Flüsse, darunter die Tana-Elv, den Börs-Elv u. den Alten Elv speisen, die in steilen Thälern mit zahlreichen Katarakten dem Eismeere zuströmen. Die Vegetation hat einen entschieden alpinen Charakter; erst im August vergeht der Schnee an den tieferen Lagen, dann kommen die Pflanzen zu einer schnellen u. kurzen Blüte, u. ungeheuere Mückenschwärme überziehen das Land; die Bäume sind nur durch vereinzelte Exemplare verkrüppelter Birken u. durch niedrige, am Boden sich hin-

ziehende Alpenweiden vertreten. Getreide kann nicht mehr gebaut werden. Brennmaterial liefern dagegen ausgedehnte Torflager. Bären, Wölfe, Hermeline, Füchse, Renthiere, Wale, Robben, Fische u. Seevögel sind die Hauptrepräsentanten der Thierwelt. Der weitaus größte Theil der Bevölkerung besteht aus Lappen u. Finnen, welche mit ihren Renthierherden ein Nomadenleben führen. Am Meere wird die Fischerei in bedeutendem Umfange betrieben; auch liefert das Sammeln von Eiderdunen wie die Jagd auf Pelzthiere einen guten Ertrag. Der Hauptort ist **Altengaard** am Alten Fjord, mit dem benachbarten Orte Elvebakken ein Hauptandelsplatz für getrocknete Fische; Talvik an demselben Fjord ist Dampfschiffahrtsstation; Kaafjord, ebenfalls Dampfschiffsstation, treibt neben dem Handel u. Fischfang noch Kupferbergbau; Hammerfest auf der Insel Kvalö ist die nördlichste Stadt (70° 38′ n. Br.), Vardöhuus die nördlichste Festung Europa's; im östl. Theile F's ist Vadsö am Varanger Fjord der lebhafteste u. bevölkertste Ort.

Finsteraarhorn, die höchste, aus mächtigen Gletschern emporragende Spitze der Berner Alpen (4275 m. hoch) an der Walliser Grenze, von den Wallisern **Schwarzhorn** u. wegen der außerordentlich spitzen Form seines Gipfels an einigen Orten auch die **Nadel** genannt. Das F. ist seit 1829 mehrfach, 1861 von Dr. Roth aus Bern u. einem Engländer, 1862 sogar von einer 18jährigen Engländerin, Lady Walker, bestiegen worden.

Nr. 2789. Finsteraarhorn.

Finstermünz, Paß u. Dorf in Tirol am Inn, unweit der schweizerischen Grenze gelegen, ist schon im Mittelalter befestigt u. in neuerer Zeit mit einem Fort versehen worden, das die Straßen am Inn u. die Verbindungsstraße nach Nauders, der Malserheide u. dem Etschthale deckt. Die alten Trümmer der Festungswerke stammen aus dem Jahre 1079, wo Herzog Welf diesen wichtigen Engpaß befestigte; über ihnen hängen am Felsen die Ruinen von Sigmundsegg, einer von Herzog Sigmund angelegten Burg. Auf der linken Seite ist bei Niklausmauer ein starkes Werk angebracht, das die Straße vollständig beherrscht. Eine Brücke führt über den Strom, in dessen schäumenden Fluten sich ein alter Thurm erhebt, nach beiden Seiten hin den Weg sperrend. Mehrmals ist um diesen wichtigen Grenzpaß gekämpft worden; zuletzt 1799 zwischen den Franzosen unter Lecourbe u. den Oesterreichern unter Bellegarde (Abb. Nr. 2594).

Finte, s. „Fechtkunst“.

Finte (**Flammender, Venth**, im Gardasee **Sardena**, Alosa finta), ein 40 cm. Länge, 1 Kg. Schwere erreichender Fisch der Heringsfamilie (Clupeiden), steigt wie der verwandte Maifisch (od. die Alse), von dem sie sich durch Zahl u. Form der Bezahnung der Kiemenbögen unterscheidet, von der Ost- u. Nordsee zum Laichen in die Flüsse herauf, aber vier Wochen später als dieser; ihr Fleisch ist nicht besonders beliebt.

Fioravanti, Valentino, fruchtbarer u. beliebter ital. Opernkomponist, geb. 1770 zu Rom, machte daselbst seine ersten Studien u. erhielt seine höhere Ausbildung auf dem Konservatorium zu Neapel. Seinen Ruf begründete er 1797 durch die Opern „Il furbo contro il furbo“ u. „Il fabro Parigino“. Diesen folgte eine Reihe von Opern, die meist dem komischen Genre angehören u. sich durch gesunde Laune u. anmuthige Heiterkeit auszeichnen. Als die erfolgreichsten unter ihnen können „I Virtuosi ambulanti“ u. ganz. bes. „Le Cantatrici villane“ (als die „Dorfsängerinnen“ früher auch in Deutschland beliebt) bezeichnet werden. Seit 1816, in welchem Jahre F. vom Papste zum Kapellmeister an der St. Peterskirche in Rom ernannt wurde, beschäftigte er sich fast nur noch mit der Komposition von Kirchensachen; er starb 16. Juni 1837.

Fiorillo, Johann Dominicus, bekannter Kunstschriftsteller, geb. zu Hamburg 13. Aug. 1748, bildete sich als Maler auf der Akademie zu Bayreuth, später in Rom unter Batoni u. von 1765 bis 1769 in Bologna aus. Nach Deutschland zurückgekehrt, ließ er sich in Braunschweig als Historienmaler nieder, fand aber als solcher nur schwer sein Fortkommen. Er wurde daher (1781) Zeichenlehrer in Göttingen, dann Aufseher der dortigen Kupferstichsammlung, endlich Professor der Universität, an welcher er bis zu seinem Tode (10. Sept. 1821) wirkte. Wichtiger als in der Malerei ist er in der Kunstliteratur. Seine beiden Hauptwerke „Geschichte der zeichnenden Künste von ihrer Wiederstellung bis auf die neueste Zeit“ (5 Bde., Gött. 1798—1808) u. „Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland u. den Niederlanden“ (4 Bde., Hannov. 1815—20) sind durch ihre vielen Notizen über die Kunst des Mittelalters verdienstvoll, in kritischer Beziehung aber jetzt von ziemlich geringem Werthe.

Fioringras (Agrostis vulgaris) ist das bekannte gemeine Straußgras, ein mittelmäßiges Futtergras, welches unter dem ersten Namen in den Handel gebracht u. hoch gepriesen wurde.

Firdusi (d. i. der Paradiesische) ist der Beinamen eines berühmten persischen Dichters, der gewöhnlich Abul-Kasém-Mansur genannt wird, aber eigentlich Hassan ben Ishak ben Scherefschah hieß. Um 930 im Distrikte der Stadt Tus in Khorassan geboren, erscheint er später, nachdem er mit dem Hofdichter Anssari bekannt geworden war, an dem glänzenden Hofe des Sultans Mahmud von Ghasna. Von diesem zur Fortsetzung des von Dakiki begonnenen Epos über die pers. Könige aufgefordert, unternahm er die Ausarbeitung seines großen Königsbuches (Schahnameh), das in ungefähr 60,000 Versen die Thaten der pers. Herrscher von der Weltschöpfung bis zum Untergange der Dynastie der Sassaniden besingt. Im Verlaufe seiner Arbeit war F. beim Sultan in Bezug auf seine religiösen Ansichten verdächtigt worden, so daß dieser ihm statt der versprochenen 60,000 Dinare od. Goldstücke nur eben so viele Dirhom od. Silberstücke zahlte. Der hierdurch schwer gekränkte F. schrieb eine bittere Satire auf den Sultan u. floh nach Ispahan u. von da nach Bagdad. Gegen Ende seines Lebens kehrte F., nachdem er sich mit dem Sultan ausgesöhnt hatte, nach Tus zurück, wo er um 1020 starb. Das „Königsbuch“, dessen Grundlage alte, mit nationalen Sagen angefüllte Chroniken bilden, ist für die Geschichte der oriental. Poesie von größter Wichtigkeit; als Geschichtsquelle ist es dagegen nur sehr vorsichtig zu benutzen. Eine vollständige Ausgabe besorgte Turner Macan (4 Bde., Kalkutta 1829), eine franz. Uebersetzung versuchte Jul. von Mohl in seiner kritischen Ausgabe (4 Bde., Par. 1855); eine freie deutsche Bearbeitung gab Görres im „Heldenbuch von Iran“ (2 Bde., Berl. 1820); einzelne Stücke sind von Schack in den „Heldensagen des F.“ bearbeitet. Außer diesem Königsbuche schrieb F. noch eine Sammlung lyrischer Gedichte unter dem Namen „Diwan“ (s. d.) u. ein romantisches Epos über die Liebe des Jussuff u. der Suleicha.

Firma ist der kaufmännische Name einer Person, unter dem sie Handel treibt. Dieser Name muß fixirt sein u. unverändert bleiben; regelmäßig wird die F. dem bürgerlichen Namen entsprechen, der in einer ein- für allemal maßgebenden Weise bei einer bestimmten Behörde gezeichnet werden muß. Dieser Grundsatz, daß die F. dem bürgerlichen Namen des Kaufmanns entsprechen müsse, wird jedoch nicht streng durchgeführt. Vielmehr ist es gestattet, eine bereits bestehende F. fortzuführen, dafern man das Recht hierzu durch Vertrag od. durch Erbgang erworben hat. Denn eine F. von anerkanntem Ruf hat an sich einen Werth; es läßt sich daher sehr wohl ein rechtliches Interesse an der Beibehaltung einer solchen wohlberufenen u. guten F. denken. Daraus hat sich die Thatsache entwickelt, daß, weil dergleichen Firmen veräußert u. vererbt worden sind, viele Firmen mit dem bürgerlichen Namen ihrer Inhaber nicht übereinstimmen. Die Handelsgerichte haben jedoch das Firmenwesen zu überwachen, alle Firmen, die neu entstehen od. bezüglich deren Veränderungen vor sich gehen, im Handelsregister zu verlautbaren u. durch öffentliche Bekanntmachung zu Jedermanns Kenntniß zu bringen. Ist aber dem genügt worden, so muß Jeder den Inhalt des Eintrags u. der Bekanntmachung gegen sich gelten lassen; er könnte denn beweisen, daß er den Inhalt nicht

gekannt habe, noch habe kennen müssen. Damit das Firmenwesen sich immer in Ordnung befinde, ist das Handelsgericht nach dem Deutschen Handelsgesetzbuch ermächtigt, die Betheiligten durch Ordnungsstrafen (meist Geldstrafen) anzuhalten, die betr. Anmeldungen behufs deren Eintragung im Handelsregister zu bewirken. Mit Ordnungsstrafen sind auch Diejenigen zu belegen, die sich einer ihnen nicht zustehenden F. bedienen. Derjenige endlich, der sich durch den unbefugten Gebrauch seiner F. Seitens eines Dritten verletzt glaubt, kann diesen auf Unterlassung der weiteren Führung der F. u. auf Schadenersatz belangen. Die Geltendmachung des letzteren Anspruches ist dadurch erleichtert, daß über das Vorhandensein u. die Höhe des Schadens das Handelsgericht nach seinem freiem Ermessen zu entscheiden hat. Auch kann der Verletzte von dem Handelsgerichte die Veröffentlichung des Erkenntnisses auf Kosten des Verurtheilten fordern.

Firmament, vom lat. firmus „fest", die Feste des Himmels, das scheinbare Himmelsgewölbe, an welchem, während es selbst nach der Vorstellung der Alten fest u. unbeweglich stand, die Gestirne ebenfalls fest u. unbeweglich standen.

Firmelung od. **Firmung** (vom lat. firmare, festigen) heißt in der kathol. Kirche das Sakrament der Salbung u. Handauflegung, durch welches der Bischof die heran gewachsenen Täuflinge feierlich nochmals in den Schoß der Kirche aufnimmt. Schon in der ältesten Zeit bestand die Taufe selbst aus drei Stücken, der Untertauchung od. Besprengung, der Salbung mit dem heiligen Oele u. der Handauflegung als Zeichen der Mittheilung des heiligen Geistes. Bei der Masse der Täuflinge, die in größeren Sprengeln bald die Einsegnung aller durch den Bischof unmöglich machte, kam es schließlich zu einer Zerlegung der Taufhandlung in zwei Sakramente, deren zweites, die F., dem Bischof allein vorbehalten blieb. Die endgiltige Festsetzung erfolgte erst auf der Synode zu Florenz (1439). Der Bischof firmt je nach Gelegenheit alle Kinder eines Sprengels od. einer Gemeinde, die wenigstens das 7. Jahr zurückgelegt haben u. durch Fasten, Haarabschneiden u. s. w. vorbereitet sind, indem er nach einem Gebet mit dem heiligen Oele (dem Chrisma, das hierzu am Gründonnerstag geweiht ist) das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn des Kindes macht. Dazu spricht er lateinisch die Worte: „Ich zeichne dich mit dem Zeichen des Kreuzes u. kräftige dich mit dem Oele des Heiles." Daran reiht sich ein leichter Schlag auf die rechte Wange des Kindes u. der Friedensgruß. In der Regel steht dem Kinde ein Firmungspathe zur Seite, u. ebenso bekommt es einen besonderen Firmungsnamen. In der evangelischen Kirche hat sich aus der F. die Konfirmation (vor dem ersten Abendmahlsgenuß) entwickelt, aber ohne andere Gebräuche als die der Handauflegung.

Firmenich, Johannes Matthias, geb. 5. Juli 1808 zu Köln, machte sich als Herausgeber einer werthvollen Sammlung von Volksliedern u. sonstigen Dichtungen verschiedener deutscher Mundarten u. d. Tit. „Germaniens Völkerstimmen" (3 Bde., Berl. 1843—65), sowie als Verfasser selbständiger, zum Theil sehr populär gewordener Lieder bekannt. Auch geißelte er bereits in den Vierziger Jahren die Ausschreitungen der Frauenemanzipation in seinem Lustspiel „Nach hundert Jahren, od. Die emanzipirten Frauen" (mit einem Vorspiel „Die Studentinnen").

Firmian, Graf Karl Josef von, österr. Staatsmann, geb. 6. Aug. 1716 zu Deutschmetz in Tirol, ein Mann von ausgezeichneter Bildung, feinem Kunstsinn u. edlem Streben, der, nachdem er schon von Kaiser Franz I. mit mehreren wichtigen Missionen betraut worden, von Maria Theresia als bevollmächtigter Minister nach der Lombardei gesandt wurde u. sich dort um die Hebung des Volksunterrichts u. um die Förderung von Kunst u. Wissenschaft durch Errichtung von Schulen u. Bibliotheken, durch Herstellung der Universität Pavia u. durch Unterstützung von Gelehrten u. Künstlern verdient machte. Er starb 20. Juli 1782 zu Mailand. — Weniger vortheilhaft machte sich sein Oheim, Graf Leopold Anton von F., bekannt. Geb. 27. Mai 1679, betrat derselbe die geistliche Laufbahn, ward 1718 Bischof von Lavant, 1723 von Seckau (Steiermark) u. 1727 Erzbischof von Salzburg, als welcher er 22. Okt. 1744 starb. Unter ihm erfolgte im Winter 1731—32 die Auswanderung von 30,000 protestant. Salzburgern, die er nicht blos aus relig. Fanatismus, sondern auch aus Habsucht vertrieb, da sie ihren Abzug meistentheils mit ihrem Vermögen bezahlen mußten.

Firmung, s. „Firmelung."

Firn (névé) nennt man den durch Schmelzung u. Zusammensinken eigenthümlich veränderten Schnee der Schneedecke des Hochgebirges, besonders der Alpen. Er bildet dann erbsengroße, abgerundete Körner, die Firnkörner. Diese Veränderung tritt jedoch nur in einer bestimmten Höhe ein, die z. B. im Berner Oberlande nur zwischen 2570 u. 2800 m. schwankt. Man nennt diese Höhe die Firnlinie. Sie ist weit beständiger als die Schneegrenze, welche nach den Jahreszeiten u. Jahren zwischen 2000 u. 4000 m. Höhe schwankt.

Firnewein, auch firnsiger Wein, alter Wein, der infolge jahrelanger Ablagerung eine dunklere Färbung u. einen eigenthümlichen Geschmack angenommen, den man die Firnse nennt. — In der Umgangs- u. Dichtersprache heißt F. jeder alte, edle Wein.

Firniß ist Leinöl, welches man mit einem Zusatz von etwas Bleiglätte (Bleioxyd) längere Zeit gekocht hat. Anstatt Leinöl kann man auch Mohnöl od. Nußöl verwenden. Diese Oele erlangen durch jene Behandlung die Eigenschaft, auf eine Fläche aufgestrichen, leicht trocken zu werden u. einen festen, glänzenden Ueberzug zu geben. Noch mehr wird dieses Eintrocknen beschleunigt, wenn man etwas Sikkativ zusetzt, wozu man gewöhnlich borsaures Manganoxydul benutzt. Der F. wird theils für sich allein, theils mit Erdfarben (Bleiweiß, Ocker, Umbra u. s. w.) vermischt, zu Anstrichen auf Holz, Mauerwerk, Eisen u. s. w. gebraucht; gewöhnlich werden die gefirnißten Gegenstände noch lackirt, d. h. mit einem Ueberzug von Kopallack, Dammarlack od. Bernsteinlack versehen, wodurch sie eine glättere, härtere u. glänzendere Oberfläche bekommen. — F., die mit irgend einer Harzlösung gemengt sind, od. in denen man schmelzendes Harz gelöst hat, nennt man Lackfirnisse.

Firnißbaum. Unter diesem Namen kennt man verschiedene Bäume, welche sämmtlich zu der Familie der Anakardiaceen od. Sumachartigen gehören u. einen Milchsaft erzeugen, welcher an der Luft in einen schönen schwarzen Firniß übergeht. Der berühmteste ist der japanische F. (Vernix vernicia, Rhus Vernix *Thbg.* od. Rh. verniciferum *DC.*), eine Sumachart, welche sich von Nepal aus ins nördliche China u. nach Japan verbreitet, wo sie im Gebirge von Jasino, in der Landschaft Jamito auf Nippon, wächst. Der von ihm gewonnene Milchsaft wird in Japan mit Oel, Zinnober u. s. w. vermischt; an sich selbst wird er an der Luft braun u. schwarz. Im J. 1845 führte v. Siebold diesen Lackbaum aus Japan in Deutschland ein, wo er mehrere Winter hindurch auf St. Martin bei Boppard am Rhein aushielt, bis er im Winter von 1852—53 bei — 15° R. bis auf den Wurzelstock erfror, im folgenden Jahre jedoch wieder ausschlug. Vielleicht wäre es möglich, in dem Klima der Olive u. Orange den Baum kultiviren zu können. Einen ganz ähnlichen Firniß liefert der amerikanische F. (Rhus venenatum *DC.*, R. Vernix *L.*), welcher, dem vorigen sehr ähnlich, von Canada bis nach Carolina wächst. Ein dritter Sumach, Rh. succedaneum *L.*, kommt ebenfalls in Japan vor, giebt aber nur geringe Firnißausbeute. In China u. Java bereitet man einen Firniß aus den gestoßenen u. mit Wasser ausgekochten Beeren des Rh. semialatum. Ebenso bekannt ist der birmanische F. (Melanorrhoea usitatissima *W.*) u. der malayische F. (Gluta Benghas *L.*), jener in Birmanien u. den sog. Firniß von Montaban liefernd, dieser auf den Malayischen Inseln. Der chinesische F. ist Augia chinensis *Lour.*, eine Klusiacee aus der Gruppe der Kalophylleen. Man gewinnt durch Ritzen der Rinde den Saft, welcher als eine sehr zähe Substanz ausfließt, an der Luft von selbst schwarz wird u. getrocknet einen natürlichen Glanz entwickelt. Doch vermischt man ihn auch mit Zinnober, um aus ihm einen rothen F. zu machen.

Firste, in der Baukunst die scharfe, durch das Zusammenstoßen von zwei Dachflächen gebildete Kante; ferner der Gipfel eines Berges; im Bergwesen die Decke einer Grube, der obere Theil eines Stollens, eines Minenganges od. einer Strecke.

Fischaar, s. „Adler".

Fischart, Johann, einer der merkwürdigsten u. originellsten deutschen Schriftsteller, nächst Luther wol der bedeutendste Prosaist des 16. Jahrh. Ueber sein Leben haben wir nur dürftige Nachrichten, vielleicht aus dem Grunde, weil F. es liebte, seinen Namen mit immerfort wechselnden Verhüllungen zu umgeben, wie z. B. Mentzer, Reznem, Hartfisch, Huldrich Elloposkleros, Ulrich Mansehr von Treubach, Jesuwalt Pickhart ꝛc. Er ward um 1550 geb., wahrscheinlich in Straßburg; denn obwol er sich gern „Mentzer", d. h. Mainzer, nannte, ist doch seine Geburt od. auch nur ein längerer Aufenthalt in Mainz nicht nachweisbar. In Worms von seinem Gevatter Kaspar Scheid erzogen, studirte er wahrscheinlich 1567 in Tübingen, bereiste dann, obgleich unbemittelt, Deutschland, die Niederlande, England, Frankreich u. Italien u. wurde 1574 zu Basel immatrikulirt u. in demselben Jahre ebendort Doktor der Rechte. Nachdem er 1581—82 als Advokat am Reichskammergericht zu Speier thätig gewesen, fand er endlich eine Anstellung als Amtmann in Forbach bei Saarbrücken; doch starb er schon wenige Jahre darauf, im Winter 1589—90. F.'s Schriften, von denen wir etwa 60 besitzen, zeigen ihn als einen Mann

von der umfassendsten Bildung, gründlich vertraut mit dem klassischen wie dem heimischen Alterthum u. von erstaunlicher Kenntniß der Zeitereignisse. Dabei war er von warmer vaterländischer Gesinnung beseelt, ein Pfleger der Volksliteratur u. ein eifriger Freund der damals noch vielfach vernachlässigten deutschen Sprache, die er wie Wenige vor u. nach ihm in der Gewalt hatte u. der er die kühnsten u. überraschendsten Bildungen u. Formen abzugewinnen wußte. Dem Protestantismus war F. mit Entschiedenheit zugethan u. der damals noch vielbekämpften Reformation ein streitbarer Genosse. — In F.'s Werken, prosaischen wie poetischen (letztere herausg. von Kurz in seiner „Deutschen Bibliothek", Bd. 8—10, Leipz. 1866—67), spielen die Gelegenheitsschriften eine große Rolle. Ganz besonders gilt dies von seinen Gedichten, von denen viele nur dem Augenblicke dienen, durch ein zufälliges Ereigniß, ein momentanes Bedürfniß hervorgerufen sind od. lediglich dem leidigen Broterwerb ihren Ursprung danken. Diese Erzeugnisse haben ganz untergeordneten Werth. Aber auch an Gelegenheitsdichtungen in weiterem Sinne fehlt es nicht. Zu dem neuen Straßburger „Gesangbüchlin" (1576) steuerte F. 30 geistliche Lieder; die Reise der Züricher Schützen, welche an Einem Tage (20. Juni 1576) zu Schiff von Zürich nach Straßburg fuhren u. einen vor der Abfahrt gekochten Brei noch warm nach Straßburg brachten, feiert er in seinem schönen „Glückhaften Schiff"; besonders fühlte er sich veranlaßt, das Wort zu ergreifen in dem Streite, den die Anhänger der Reformation gegen die Vorkämpfer des Papstthums, namentlich gegen die Jesuiten in Ingolstadt u. unter diesen insbesondere gegen den Pater Joh. Naß od. Nasus führten, der sein Schneiderhandwerk mit der Franziskanerkutte vertauscht hatte. Gegen diesen richtete F. das satirische

Nr. 2790. Johann Fischart (geb. um 1550, gest. um 1590).

Gedicht „Von St. Dominici, des Predigermünchs, u. St. Francisci Barfüssers artlichem Leben u. grossen Greweln" (1571) mit dem köstlichen Motto: „Sie haben Nasen u. riechen nichts", u. gegen den ganzen Jesuitenorden das bittere u. heftige, aber künstlerisch sehr bedeutende Reimwerk: „Die wunderlichst unerhörtest Legend des abgeführten, quartirten, gevierten u. viereckechten, vierhörnigen Hütleins 2c." (1580), gewöhnlich das „Jesuiterhütlein" genannt. Daneben aber stehen andere Gedichte, die, von der Gelegenheit des Augenblicks unabhängig, der dichterischen Initiative F.'s entsprangen, wie die treffliche „Ernstliche Ermanung an die lieben Teutschen" (1581), nam. aber sein „Eulenspiegel Reimensweiß" (1572) u. die „Flöhhatz" (1573), ein Werk von reichster Erfindung u. voll prickelnden Humors. Indessen lag F.'s eigentliche Größe in seinen prosaischen Schriften. Diese sind fast alle nicht Originale im strengeren Wortsinn, wie auch schon das „Jesuiterhütlein" auf einem französischen, 1576 erschienenen Gedichte „Blason du bonnet carré" beruht; aber es sind ganz freie, mit wahrhafter Genialität u. Sprachgewalt ausgeführte Umarbeitungen u. Erweiterungen, alle, wie F. selbst sagt, „auf den teutschen Meridian visirt". Das „Podagrammisch Trostbüchlein" (1577) enthält zwei Reden zu Schutz u. Ehren des Podagras, in denen Ironie u. Humor aufs Feinste verquickt sind. Voll praktischer Lebensweisheit ist „Philosophisches Ehezuchtbüchlein" (1578), großentheils nach dem Plutarch gearbeitet. Der „Bienenkorb des heil. Römischen Immenschwarms" (1579), Erweiterung eines niederländischen Werkes, ist gleich dem „Jesuiterhütlein" der Bekämpfung der Gesellschaft Jesu gewidmet. Vor allen Dingen aber sind zu nennen als F.'s Hauptwerke, sprudelnd von Geist u. Witz u. zu ihrer Zeit viel gelesen, „Aller Practick Großmutter" (1572 u. öfter), eine Parodie der Kalendermacherei, u. das bedeutendste von allen, die „Geschichtklitterung" od., wie der ursprüngliche Titel hieß, „Geschichtschrift" (1575 u. oft). Ersteres Werk ist angeregt durch François Rabelais' „Prognostication pantagrueline", letzteres beruht gleichfalls auf Rabelais, u. zwar auf dem ersten Buche von dessen satirisch-humoristischem Roman „Gargantua u. Pantagruel", welcher das Leben eines riesenhaften, von sinnlicher Fülle strotzenden Geschlechtes schildert. Aber beide Werke, besonders das letztere, stellen sich dem Original so selbständig gegenüber, daß sie nur als die Rahmen zu betrachten sind, in denen sich F.'s eigenartiger Geist ganz frei bewegt. — Es ist zu vermuthen, daß mehrere von F.'s Schriften für uns heute verloren sind; dagegen sind ihm andere wol nur mit Unrecht zugeschrieben. Das Gedicht „Die Gelehrten, die Verkehrten" hat er höchstens überarbeitet, zu der Erneuerung des romantischen Epos „Der Ritter von Staufenberg" schwerlich mehr als die Vorrede beigetragen, u. der Lügenroman „Der Finkenritter" ist ganz u. gar nicht von ihm. (Vgl. W. Wackernagel, „Johann F. von Straßburg 2c.", Basel 1870.)

Fisch, südlicher (Astron.), ist ein südlich vom Himmelsäquator gelegenes Sternbild, welches sich besonders durch einen sehr hellen Stern erster Größe (Nr. 2791), der Fomalhaut (arab., zu deutsch Fischmaul) auszeichnet. Derselbe ist bei uns im August u. September am Nachthimmel gegen Süden zu sehen, aber nur bei sehr klarem Horizonte, da er nur wenige Grade über denselben sich erhebt.

Nr. 2791. Das Sternbild des südlichen Fisch.

Fischasseln, Familie der Cymothoiden der Krusterordnung der Asseln (Isopoden); Seethiere, die theils frei leben, theils auf Fischen schmarotzen (Cymothoa etc.). Sie haben entwickelte Fühler, alle od. nur die vorderen Füße mit Krallen, deckelförmige Kieferfüße, an den letzten Postabdominalfüßen zwei bewegliche Endblätter.

Fischbein, ein wegen seiner Leichtigkeit, Biegsamkeit, Elastizität u. Festigkeit zu mannichfaltiger Verwendung sich eignender Stoff, der durch die immermehr überhand nehmende Ausrottung der Wale immer seltener u. daher auch immer theurer wird. Der Name F. ist ein falscher. Die Wale haben im Oberkiefer lange, sensenartige Barten, die sich in die Vertiefungen des Unterkiefers einsenken, wenn der Wal eine Menge Wasser sammt den kleinen Seethieren, die ihm zur Nahrung dienen, in seinen Rachen aufgenommen hat. Das Wasser entweicht dann durch die Zwischenräume, die mit borstigen Fasern versehenen Barten dagegen halten die lebendige Beute zurück. Die Zahl dieser Barten beträgt beim einzelnen Thiere 6—700 u. ihre Größe $2^1/_2$—$4^1/_2$ m. Man benutzt jedoch nur die mittleren u. größeren. Nach Erlegung des Thieres werden dieselben ausgehauen, vom anhängenden Speck befreit u. in Packeten von 10—12 Stck. nach den See- od. größeren Fabrikstädten geschickt, wo sie auf die erforderliche Länge (gewöhnlich $1^2/_3$ m.) zugestutzt werden. Dann erweicht man sie in heißem Wasser u. spleißt sie mit einem zweigriffigen, zu einem Bogen geformten Messer zu den verschiedenen Nutzstücken, zu Schirmen, zu Schneiderfischbein, zu Blankscheiten, dünnen Ruthen zu Einlagen in Damenhüte 2c. Die feinen Schabspäne werden wie Roßhaare zum Polstern benutzt. Das F. läßt sich auch in heißen Wasserdämpfen u. heißem Sande wie Horn erweichen u. dann durch Pressen zu Dosen, Stocknöpfen 2c. ver-

arbeiten; als Putzmittel benutzt man mit Wasser angemachtes Bimssteinpulver, das man mit Filz aufreibt, u. an der Luft zerfallenen Kalk. Der fortwährend steigende Preis des F.s machte selbstredend bald ein Ersatzmittel wünschenswerth, u. in dem Wallosin, d. i. präparirtem u. mit Theer getränktem spanischen Rohre, gab man vor, ein solches gefunden zu haben. Doch ist das Resultat nicht das erwartete gewesen.

Fische (Pisces), eine Klasse kaltblütiger, wasserlebiger Wirbelthiere mit beschuppter Haut, Kiemenathmung u. einem Herzen, das eine einfache Vorkammer u. Kammer hat. Wegen ihrer gleichen Entwicklungsweise (ohne Amnios u. Allantois) vereinigt man sie mit den Amphibien als niedere Wirbelthiere. — Ihre Gestalt ist im Allgemeinen eine spindelförmige, seitlich zusammen gedrückte, zum Durchschneiden des Wassers geeignete, doch giebt es auch platt gedrückte, wie den Flunder, schlangenähnliche, wie den Aal, selbst kuglige Formen. Der Kopf sitzt ohne Hals unmittelbar dem Rumpfe auf. Hauptbewegungsorgan ist der kräftige Schwanz mit seiner senkrecht gestellten, meist zweizackigen Schwanzflosse,

Nr. 2792. Skelet des Barsch.

während die übrigen Flossen, sowol die unpaaren (die einfache od. doppelte Rückenflosse u. die Afterflosse) wie die paarigen, als Gliedmaßen zu deutenden Brust- u. Bauchflossen hauptsächlich nur zum Halten des Gleichgewichts dienen. Unter der schleimigen Oberhaut liegt die Lederhaut, in deren Falten, wie in Taschen, Schuppen von verschiedener Gestalt u. Größe stecken, die man als blattförmige, verknöcherte Hautpapillen, als Hautknochen, anzusehen hat. Man bezeichnet die kreisförmigen, glattrandigen als Cykloid- od. Rundschuppen, während die Ktenoid- od. Kammschuppen Spitzen am freien Theile des Randes haben. Hautverknöcherungen in größerer Dicke liefern theils kleinere, unregelmäßig verbreitete Knochenkörner (Chagrin der Haifische), theils größere Platten (Placoidschuppen), die sich als fester Panzer zusammenfügen, u. oft ohne Epidermis frei zu Tage liegen. Ganoid- od. Schmelzschuppen endlich sind rautenförmige bis rundliche, knöcherne Schuppen, die an ihrer Oberfläche mit einer Schmelzlage überzogen sind, sich nur wenig decken u. einzelne Reihen bilden. Agassiz versuchte die Fische hiernach in Ktenoide, Cykloide, Ganoide u. Plakoide zu ordnen, hat aber, wie sich herausstellte, die Bedeutung des Eintheilungsgrundes überschätzt. — Die zum Theil prächtigen Färbungen der F. haben ihren Sitz in Farbzellen der Lederhaut, theilweise auch der Oberhaut; der Metallglanz kommt von kleinen Blättchen u. irisirenden Flitterchen her, die wesentlich Kalkablagerungen sind. Als Seitenlinie bezeichnet man Reihen von Poren, die man früher für Schleimdrüsen hielt, während es vielmehr nach Leydig Tastorgane sind, nervenreiche Säcke, Röhren, Blasen. Ihre Stellung giebt ein wichtiges Merkmal bei der Beschreibung der F.

Nr. 2793. Schwimmblase des Karpfen.

Das Skelet der F., beim Lanzettfisch (Amphioxus) blos aus der Rückensaite bestehend, von der die Skeletbildung überhaupt ausgeht, ist knöchern (Knochenfische) od. fast ganz knorplig (Knorpelfische). Der Schädel wird aus einer großen Zahl einzelner Knochenstücke zusammengesetzt. Vom Rückgrat bildet die größere Zahl der (17 bis 200) bikonkaven Wirbel den Schwanz, die kleine Bauchhöhle wird meist von Rippen umschlossen, aber ohne Brustbein; an Rippen u. Wirbeln hängen Yförmige Knochen, die Gräten (od. Artedi'schen Knochen), die man als Verknöcherungen der sehnigen Ausbreitungen zwischen den Muskelbündeln anzusehen hat. Die den Vorderextremitäten entsprechenden Brustflossen sitzen an dem (nur bei Knochenfischen vollständig entwickelten) aus Schlüsselbein, Schulterblatt u. oft noch einem dritten Knochen gebildeten Schultergürtel. Sie sind in verschiedenem Grade entwickelt u. fehlen den Aalen u. Neunaugen ganz. Am Becken, zwei dreieckigen, in der Mittellinie des Bauchs mit einander verbundenen Knochen sitzen die Strahlen der Bauchflossen, die den Neunaugen ebenfalls fehlen, u. nach deren Stellung bald am Bauche, bald unterhalb der Brustflossen, bald vor diesen, man Bauch-, Brust- u. Kehlflosser unterscheidet. Die Schwanzflosse ist meist an eine aus den letzten Wirbeln gebildete dreieckige Platte geheftet. Die unpaare Rücken- u. Afterflosse, die beide oft fehlen, sind durch Charniergelenk mit kurzen platten, dreieckigen Knochen verbunden, deren Spitzen gegen die Wirbelsäule gekehrt sind, ohne mit dieser sich zu verbinden. Flossen, deren von der Flossenhaut verbundene Strahlen steif sind, heißen Stachelflossen dergl. Fische Stachelflosser, Acanthopterygii), solche mit gegliederten Strahlen Weichflossen (Weichflosser, Malacopterygii); bloße Hautfalten, die von Strahlen nicht gestützt sind, heißen Fettflossen od. falsche Flossen (z. B. bei Lachsen, beim Zitterwels).

Nr. 2794. Eingeweide des Karpfen.
a. Kiemen. b. Schwimmblase. c. Darm. f. Leber. h. Herz. m After. o. Eierstock. o'. Geschlechtsöffnung. u u'. Harnleiter.

Die meist blaßrothe, selten etwas dunklere, od. wie bei den Lachsen orangegelbe Muskulatur des Rumpfes besteht aus zweien, die Körperseiten der ganzen Länge nach einnehmenden Massen, die wiederum in eine obere u. eine untere Hälfte zerfallen, welche durch sehnige Blätter in einzelne Abschnitte getheilt werden. Die Flossen werden durch besondere Muskeln bewegt. Bezüglich des Verdauungsapparates der F. ist zu bemerken, daß ihre Zähne nicht blos auf die Kiefern beschränkt, sondern auch auf Gaumen u. Schlundknochen, Pflugscharbein u. Zunge vertheilt sind; an Gestalt sind dieselben sehr verschieden (Fang- u. Mahlzähne). Der Magen hat oft blinddarmähnliche Anhänge, der Darm ist gerade (Raubfische) od. gewunden, bei Knorpelfischen durch eine an der Innenwand verlaufende schraubenförmige Leiste, die „Spiralklappe", ausgezeichnet. Der After liegt vor der Mündung der Harn- u. Geschlechtswege. Von den Drüsen ist die große, fettreiche Leber, das Pankreas u. die Milz entwickelt. — An das ganz vorn, oberhalb der Brustflossen liegende Herz, durch dessen Vorkammer u. Kammer das aus dem Körper kommende Venenblut getrieben wird, schließt sich der an der Basis zwiebelartig angeschwollene, mit Klappen besetzte Arterienstamm, der sich jederseits in 4—5 Bogenäste (Kiemen-

arterien) theilt, in denen das Blut zu den in der Kiemenhöhle befindlichen Kiemen gelangt, aus ihnen durch ein Rückengefäß wieder in den Körper. Die Kiemen sind kammförmig in zwei Reihen stehende, ein dichtes Gefäßnetz tragende Blättchen, die nach außen durch den Kiemendeckel geschützt sind; hinter ihnen fließt das sie umspülende, eingeschluckte Athemwasser bei geschlossenem Maule wieder ab. Bei den Plagiostomen (Rochen, Haie) u. Cyklostomen (Neunaugen) liegen infolge von Scheidewandbildungen die Kiemen in beutelförmigen Organen. Manche Fische haben in eigenthümlichen labyrinthförmigen Behältern Hülfsathemorgane, die das Wasser lange zurück halten u. einen zeitweiligen Aufenthalt auf dem Trocknen ermöglichen. Ein merkwürdiges, den Fischen eigenthümliches Organ ist die einfache od. doppelte, mit Luft gefüllte Schwimmblase zwischen Wirbelsäule u. Darmkanal, ein hydrostatischer Apparat, der den Fisch an gewisse Grenzen der Tiefe bindet, manchen guten Schwimmern (den Haifischen) aber fehlt u. der morphologisch als eine ganz vereinfachte Lunge zu deuten ist, bei Gymnarchus in der That eine solche wurde. Die Dipnoer od. Doppelathmer (Lungenfische) haben Kiemen u. Lungen zugleich, bei manchen F. endlich kommt auch noch eine Art Darmathmung vor. Die F. haben nur ein kleines Hirn u. stehen dem entsprechend auf niederer Stufe des Seelenlebens. Als Tastorgane sind außer der Seitenlinie noch die Lippenhaut und fadenförmige Anhänge derselben (Bartfäden) zu nennen; Geschmacksorgan ist die nervenreiche Gaumenschleimhaut; die Nasenhöhle ist nur bei den Myxinoiden u. Dipnoern nach hinten durchbohrt; daß ihr Gehörorgan funktionirt, beweist die Anlockbarkeit von Teichfischen durch die Futterglocke, eigene Töne aber können nur wenige hervorbringen (s. „Knurrhahn"). Das große, meist liderlose, platte Auge mit der metallisch glänzenden Iris ist durch die Knorpelhülle u. das Verhalten der Gefäßhaut merkwürdig; nur selten sind die Augen von der Haut od. selbst der Muskulatur bedeckt. Nervöse Apparate ganz eigenthümlicher Art finden sich bei den elektrischen F.n.

Die F. sind getrennten Geschlechts, nur Serranus ist Zwitter u. gelegentlich der Karpfen. Zur Zeit der Geschlechtsreife zeichnen sich bes. die Männchen durch Färbung u. Hautwucherungen aus (Hochzeitskleid), dem Weibchen des Bitterlings entwickelt sich periodisch eine Legröhre, um damit die Eier zwischen die Schalenklappen der Teichmuschel bringen zu können. Die bandförmigen Geschlechtsdrüsen sind nur zur Zeit der Reife deutlich unterscheidbar (Rogener u. Milchener, vgl. „Hering"), Eier (Laich, Rogen) u. Same (Milch) treten gewöhnlich durch Ei- u. Samenleiter aus, bei manchen (z. B. Aal, Lachs) aber erst in die Leibeshöhle u. von da durch Geschlechtsporen hinter dem After nach außen. Die Befruchtung erfolgt außen, im Wasser (u. kann deshalb auch künstlich vollzogen werden, behufs künstlicher Fischzucht); nur bei den Rochen u. Haien findet Begattung u. innere Befruchtung statt, sie legen hartschalige Eier, u. einige gebären lebendige Junge. Zum Absetzen ihrer Eier (Laichen) wandern viele Seefische die Flüsse hinauf (z. B. Lachs), ebenso geht der Flußaal ins Meer; Nestbau u. Schützen der Brut wird beim Stichling beobachtet. Von einigen Gattungen kennt man Bastarde, fruchtbare von Salmoniden.

Von den 13,000 bekannten Arten sind die meisten Seefische; von den Süßwasserfischen gehören, wie Agassiz neuerlich gefunden, die meisten Arten dem Stromsysteme des Maranon an, wo fast alle Familien vertreten sind. Allmählige Gewöhnung läßt Seefische im Süßwasser gedeihen. Im Norden giebt es wenige Arten, aber enorme Massen von F.n, im hohen Norden relativ wenig F. Parasitismus kommt bei ihnen ganz vereinzelt vor (Fierasfer, Myxine), desto mehr sind sie ihrerseits von Würmern geplagt. Einzelne (Flugfische) können sich mit Hülfe ihrer vergrößerten Brustflossen in die Luft erheben, andere vermöge der Einrichtung ihrer Athemorgane zeitweilig aufs Land gehen (Anabas 2c.).

Reste fossiler F. finden sich aus allen geologischen Perioden; in den paläozoischen bilden ihre wunderlichen Gestalten (Schildköpfe od. Cephalaspiden) die ältesten Vertreter der Wirbelthiere überhaupt; Knochenfische finden sich erst im Jura.

Die Systematik der Fischklasse wurde nach G. Cuvier, der Knochen- u. Knorpelfische trennte u. diese ersteren nach den Flossen, die letztern nach den Kiemen weiter eintheilte, bes. durch Joh. Müller bearbeitet, welcher, seine Eintheilung nam. auf das Verhalten der Kiemen u. des Arterienstiels gründend, Dipnoer od. Lungenfische, Teleostier od. Knochenfische, Ganoiden od. Schmelzschupper, Elasmobranchier od. Plagiostomen (Quermäuler), Marsipobranchier od. Cyklostomen (Rundmäuler) u. Leptocardier (Röhrenherzen, Amphioxus) unterschied.

Bezüglich der ichthyologischen Literatur (vom griech. ἰχθύς, Fisch) ist zu nennen: Peter Artedi, Ichthyologia (Lugd. Bat.) 1738. — Marcus Elieser Bloch, „Allgemeine Naturgeschichte der Fische", 12 Thle., Berl. 1782—95, mit 432 kol. Tafeln. — Louis Agassiz, „Recherches sur les poissons fossiles, 1832 ff., 5 Bde. mit 394 Tafeln. B. G. F. von Lacépède (1756—1825), „Histoire naturelle des poissons, 6 Thle. mit 129 illum. Tafeln, 1798—1805. — Endlich G. Cuvier u. A. Valenciennes, „Histoire naturelle des poissons", 22 Bde., 1828—49, wichtiger Einzelschriften anatomischen, systematischen u. faunistischen Inhalts von Johann Müller, Hyrtl, Heckel, Kner, v. Siebold u. Anderen nicht zu gedenken.

Nr. 2795. 1. Hecht. 2. Karpfen. 3. Kaulkopf.

Der Nutzen der Fische für den menschlichen Haushalt ist ein sehr bedeutender. Ganze Völker ernähren sich ausschließlich vom Ertrage des Fischfanges. Nicht allein das Fleisch fast aller F. wird in verschiedener Zubereitung genossen, auch der Rogen ist geschätztes Nahrungsmittel (der der Störe ist als Kaviar bekannt), das Fett dient zur Beleuchtung u. als wichtiges Heilmittel (Leberthran); in Java bereitet man Fischfleischextrakt (Petis), bei Massenfischereien (Hering, Kabeljau 2c.) werden die Abfälle als Fischguano, ebenso die Rückstände (Tangrum) nach dem Thranpressen der Heringe od. die F. selbst, als Dünger werthvoll. Die Schwimmblase der Störe liefert Fischleim od. Hausenblase (s. d.) 2c.

Nr. 2796. 1. Aal. 2. Plötze. 3. Aesche. 4. Rothfeder. 5. Stockfisch. 6. Barbe.

Uneigentlich werden nach Form u. Lebensweise gewisse Säugethiere als

Fischsäugethiere (Walfisch, Pottfisch, Schwertfisch u. s. w.) bezeichnet; sie wurden zuerst von Linné's Freund, Peter Artedi, von den F.n unterschieden. Nach dem bloßen Wasserleben dagegen heißen die Sepien (Weichthiere) Tintenfische, Seesterne Fünffingerfische, wie man Fischen auch das Fangen von Wasserthieren überhaupt nennt (Austernfischerei, Perlfischerei, Schwammfischerei, Korallenfischerei). Fischchen endlich od. Silberfischchen nennt der Laie wegen seines Silberglanzes, seiner Schlankheit u. Geschwindigkeit ein kleines, ungeflügeltes (orthopteres) Insekt aus der Familie der Borstenschwänze, den Zuckergast (s. d.).

Fische, (Astr.) 1. Unbedeutendes Sternbild zwischen Andromeda, Widder, Walfisch, Wassermann u. Pegasus (s. Astronomie, Karte des nördl. Sternenhimmels). 2. Das letzte Zeichen des Thierkreises od. Zodiakus (s. Astronomie, S. 1171).

Fischeidechse, s. „Ichthyosaurus".

Fischer, Ferdinand August, Bildhauer u. Medailleur, geb. zu Berlin 17. Febr. 1805, gest. das. 2. April 1866, gehörte zu den selten gewordenen Künstlernaturen, die sich gegen die allgemeine Kunstbewegung abschließen u. eine gewisse isolirte Stellung einnehmen; daher trat sein Talent im Ganzen wenig an die Oeffentlichkeit; doch hinterließ er eine Menge herrlicher Werke. Er kam zuerst bei einem Goldschmied in die Lehre, bildete sich dann an der Berliner Akademie unter Schadow's Leitung u. trat später in Rauch's Atelier, wo er sich in der Rundplastik ausbildete u. die herrliche Figur einer röm. Wasserträgerin schuf. Nachdem er Mitglied der Akademie u. des akademischen Senats geworden, begann er die vier Kriegergruppen, in denen die Hauptmomente der Schlacht bei Belle-Alliance versinnbildlicht werden, u. deren Modelle er zwar vollendete, deren Ausführung er aber nicht mehr erlebte. Der Schwerpunkt seiner Thätigkeit liegt jedoch mehr in den Werken der Kleinkunst u. der Kleinindustrie. Dahin gehören außer der Rauch-Medaille auch der Glaubensschild für den Prinzen von Wales (nach Cornelius' Zeichnung), der Ehrenschild für den Kronprinzen von Preußen u. der Gaeta-Schild für Franz II. von Neapel. — Sein älterer Bruder Johann Karl **F.**, geb. in Berlin 1802, gest. 1865, hat sich gleichfalls als trefflicher Medailleur, Elfenbein- u. Steinschneider bekannt gemacht. Seine Medaillen verbinden Zartheit u. Feinheit der Durchbildung mit echt künstlerischer Freiheit u. zeigen in den dargestellten Persönlichkeiten eine edle, naturgetreue Auffassung. Ebenso meisterhaft beherrschte er die Technik der Elfenbeinschnitzerei.

Fischer, Friedrich Christoph Jonathan, deutscher Publizist u. Geschichtschreiber, geb. 12. Febr. 1750 zu Stuttgart, studirte in Tübingen u. wirkte, nachdem er eine Zeit lang in nicht sehr glücklicher Weise diplomatisch thätig gewesen, seit 1779 als Prof. des Staatsrechts an der Universität zu Halle, wo er 30. Sept. 1797 starb. Von seinen zahlreichen Werken, die sich mehr durch interessante Behandlung als durch sorgfältige Sichtung des Stoffes auszeichnen, nennen wir den „Versuch einer Geschichte der deutschen Erbfolge" (2 Bde., Memmingen 1778), die mit besonderer Beziehung auf den bayer. Erbfolgestreit verfaßte „Erbfolgsgeschichte des Herzogthums Bayern" (2 Bde., Lpz. 1778—80), „Die Erbfolgsgeschichte unter Seitenverwandten in Deutschland" (Lpz. 1782), „Probenächte der deutschen Bauernmädchen" (Berl. 1780), „Geschichte des Despotismus in Deutschland" (Halle 1780), „Geschichte Friedrich's II., Königs von Preußen" (2 Bde., Halle 1787) u. nam. die „Geschichte des deutschen Handels" (4 Bde., Hannov. 1791—97).

Fischer, Hannibal, der bekannte Versteigerer der deutschen Flotte, war 1788 zu Hildburghausen geb. Er trat 1831 in den oldenburg. Staatsdienst, mußte aber infolge der Bewegung des J. 1848 seine Stelle als Regierungspräsident des Fürstenthums Birkenfeld niederlegen, zog sich in den folgenden Jahren zurück u. gab sich 1852 dazu her, im Auftrage des Bundestages die deutsche Flotte (in Bremerhafen) zu versteigern. Nachdem er seit 1853 an der Spitze eines reaktionären Kabinets in Lippe gestanden, wurde er 1855 wegen einer früher gegen den Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha verübten Majestätsbeleidigung in einen Prozeß verwickelt, der indeß mit seiner Freisprechung endigte. Seitdem hielt er sich vom öffentlichen Leben fern. Er starb 8. Aug. 1868 zu Rödelheim.

Fischer, Johann Georg, schwäbischer Dichter, geb. 25. Okt. 1820 zu Groß-Süssen in Württemberg, machte seine Studien in Tübingen u. wirkt seit 1857 als Lehrer der deutschen Sprache, Literatur u. Geschichte an der Oberrealschule in Stuttgart. Seine von warmem Naturgefühle durchwebten Lieder, die er in den Sammlungen „Gedichte" (2. Aufl., Stuttg. 1858) u. „Neuere Gedichte" (ebd. 1865) veröffentlichte, machen in ihrer schlichten Herzigkeit u. Schalthaftigkeit häufig den Eindruck von Volksliedern. Seine Dramen: „Saul" (ebd. 1862), „Friedrich der Zweite von Hohenstaufen" (ebd. 1863), „Florian Geyer" (ebd. 1866) u. „Kaiser Maximilian von Mexiko" (ebd. 1868), die sämmtlich die verderblichen Wirkungen der Priesterherrschaft schildern, haben trotz vieler lyrischer Schönheiten nicht auf der Bühne Fuß zu fassen vermocht.

Fischer, Josef Anton, deutscher Maler, geb. 28. Febr. 1814 in einem Dorfe des Algau, bildete sich auf der Münchner Akademie, schuf nach seiner Rückkehr von einer ital. Reise fünf große u. mehrere kleinere Cartons für die berühmten Glasfenster im südl. Seitenschiff des Kölner Domes. Von 1848 an wandte er sich entschieden der Oelmalerei zu u. schuf eine Reihe stimmungsvoller u. durch kräftige Färbung ausgezeichneter Werke biblischen u. religiösen Inhalts. Dahin gehört nam. seine „Grablegung Christi" in der neuen Pinakothek zu München. Er starb bereits 20. März 1859 zu München.

Fischer, Kuno Ernst Berthold, namhafter philosophischer Lehrer u. Schriftsteller, geb. 23. Juli 1824 zu Sandewalde in Schlesien, studirte in Leipzig u. Halle Philologie, Theologie u. Philosophie u. habilitirte sich 1850 als Lehrer der Philosophie an der Universität Heidelberg, nachdem er sich vorher in seiner ästhetischen Schrift „Diotima. Die Idee des Schönen" (Pforzh. 1849) als geistreichen Anhänger u. Fortbildner Hegel'scher Lehren bekundet hatte. Die seltene Klarheit u. feine Beredsamkeit, mit der er in seinen Vorträgen die schwierigsten philosophischen Probleme zu behandeln wußte, scharte bald einen großen Kreis von Hörern um ihn. Doch mußte er schon 1853, vom badischen Oberkirchenrathe der Verbreitung schädlicher Lehren beschuldigt, seine Lehrthätigkeit einstellen. Diese Maßregelung u. der heftige Streit, in welchen er infolge derselben mit dem Heidelberger Theologen Schenkel verwickelt wurde, machte F.'s Namen auch im größeren Publikum bekannt. Bereits vor seiner Entlassung hatte er seine schriftstellerischen Arbeiten auf Grund des Hegel'schen Systems fortgesetzt u. nam. einen Abriß der Hegel'schen Logik unter dem Titel „Die Logik u. Metaphysik od. Wissenschaftslehre" (Stuttg. 1852, 2. Aufl. 1868) herausgegeben. Die unfreiwillige Muße, in die er sich nunmehr versetzt sah, benutzte F. zur Förderung seines Hauptwerkes, einer umfassenden Darstellung der Geschichte der neueren Philosophie in einer Reihe von Monographien mit Analysen der bedeutendsten Systeme (Cartesius, Spinoza, Leibniz, Kant u. dessen Nachfolger). Dieses Werk, das unter dem Titel „Geschichte der neueren Philosophie" erschien (Bd. 1—4, Mannh. 1852—60; 2. Aufl., Heidelb. 1865; 5 Bde., ebd. 1868) zeichnet sich eben so sehr durch Fülle des Materials als durch elegante Gruppirung u. reizvolle Darstellung aus. Besonders erschien die sich diesem Werke anschließende philosophische Biographie „Baco von Verulam" (Lpz. 1856). Seine akademische Wirksamkeit nahm F., nachdem er sich vergebens um eine Professur in Berlin beworben hatte, 1856 an der Universität Jena wieder auf, wo ihm seitens der Studentenschaft dieselbe Theilnahme entgegen gebracht wurde wie früher in Heidelberg. Eben so beifällig wurden die Vorträge aufgenommen, die er häufig vor größeren Kreisen über philosophische u. ästhetische Gegenstände hielt, u. von denen ein Theil veröffentlicht wurde (über Schiller, Kant, Fichte, Spinoza, Lessing's „Nathan", Shakespeare's „Richard III."). Zu Ostern 1873 folgte er einem Rufe an die Universität Heidelberg, wo er gegenwärtig noch wirkt.

Fischer von Erlach, Johann Bernhard, geb. 1650 zu Prag, gest. 5. April 1723 zu Wien, ein Baumeister, der unter der prunksüchtigen Regierung Karls' VI. zu hohem Ruhme gelangte u. sich in Rom den damals beliebten ausschweifenden Barockstil aneignete. Er machte eine glänzende Laufbahn u. genoß ein ungetrübtes Glück; aber sein Geschmack überlebte seine Zeit nicht. Nachdem er in Wien, Salzburg u. Prag mehrere Kirchen u. Paläste errichtet hatte, wurde 1716 nach seinem Plane sein Hauptwerk, die Karlskirche in Wien, begonnen, ein für den Zopfstil äußerst charakteristischer Bau, den Karl VI. infolge eines Gelübdes aufführen ließ u. dem heil. Karl Borromäus weihte

(eine hohe Kuppelkirche mit römisch-korinthischer Vorhalle, nach Art der Minarette flankirt von zwei säulenartigen Thürmen, die mit Reliefs aus der Geschichte des Kirchenheiligen spiralförmig umwunden sind). F. gab auch ein architektonisches Werk heraus unter dem Titel: „Entwürfe historischer Baukunst" (1712—21).

Fischerei, eines der ältesten Gewerbe, das Menschen je betrieben, von dessen Ertrage jetzt noch ganze Völker leben, ist trotzdem in ihrer wirthschaftlichen Bedeutung noch nicht in genügendem Grade erkannt. Man unterscheidet nach dem Aufenthalt der Fische Fluß- (u. Teich-) Fischerei u. Meerfischerei, so daß Wanderfische, wie z. B. die Lachse, in beide Kategorien fallen. Bezüglich der ersteren, den Fang der Süßwasserfische betreffenden Fischerei unterscheidet man von der „wilden" („freien", „natürlichen") Flußfischerei die zahme Fischerei, bestehend im Besetzen eines Teiches mit Fischen, im Ausfischen desselben mittels Ablassens u. bes. in der Wartung der Fische. Besonders geeignet zum Halten in Teichen sind Karpfen. Gewöhnlich legt man drei Fischteiche an, Streich-, Streck- u. Fettteiche. Der Streichteig, der für die Brut bestimmt ist, muß flach auslaufen u. bewachsene Ufer zum Ablegen des Laichs haben, u. so lange die Brut klein ist, darf das Wasser nicht abfließen; aus ihm werden die einjährigen Jungen (der Kuller od. Strich) im Spätherbst in den Streck- od. Winterteich gebracht, worin sie 3—6 Jahre bleiben, um dann in die Haupt- od. Fettteiche versetzt zu werden. Man füttert mit Schafmist, Erbsen, Bohnen, Kartoffeln, Obst, Oelkuchen 2c. Das Ausfischen geschieht theils im Herbste, theils im Frühjahr. Winterhaltungen heißen besondere Behälter der Fische für den Winter. Bei der Fehmelwirthschaft begnügt man sich mit einem Teiche, dem Fehmelteich, worin die Fische zugleich laichen, wachsen, gedeihen u. reifen; er muß in seinen Theilen die Bedingungen des Streich-, Streck- u. Fettteiches vereinigen: warme freie Lage, sandige Verflachungen nach der geschützten Nordseite, auf welche die Sonne den ganzen Tag scheinen kann, weiches Wasser, lehmigen Boden. Der Fehmelteich wird im Herbste ganz abgelassen, ausgefischt, gereinigt u. aufs Neue besetzt. — Die wilde Flußfischerei ist zunächst die für kleinere u. mittle Fische geeignete Angelfischerei (s. „Angel"). Außerdem bedient sich der Fischer verschiedener Netze od. Garne. In älteren Fischereiordnungen wurde zu Gunsten der Fischschonung die Maschenweite der großen u. kleinen Netze durch sogenannte „Brittelmaße" festgesetzt, gestempelte Bretchen, die als Modell für jene Bretchen galten, mit welchen die Fischer ihr verschiedenes Fischzeug stricken.

Nr. 2797—99. Netze und Reusen.

Fische von noch nicht „brittelmäßiger" Größe gehen durchs Netz. An seichten Stellen u. zum Herauflangen von Fischen aus kleinen Behältern bedient man sich der Hamen, kegelförmiger Netzsäcke, die durch einen Bügel an einer weiten hölzernen Gabel befestigt sind. An Stellen, die auf andere Weise nicht zugänglich sind, legt man, oft reihenweise, Reusen, mit der trichterförmigen Oeffnung dem Strome entgegen, durch Steine am Boden gehalten. Es sind dies aus Binsen od. Weidenruthen geflochtene Körbe, die das Wasser durchlassen, aber die durch die Oeffnung eingedrungenen Fische zurückhalten. In flachen Flüssen wird von geflochtenen Horden ein Fischzaun quer durchs Wasser gezogen, der nur für die Reuseneingänge durchbrochen ist. Als „beständige Fischfänge" bringt man an Stellen, wo Flüsse aus einem Graben od. Bache Wasser aufnehmen, häufig Kästen an. Uebrigens sind für viele Fischarten besondere Fangmethoden in Gebrauch, die auf die eigenthümlichen Lebensgewohnheiten der Thiere sich gründen. Die zum Laichen aus dem Meere in die Flüsse wandernden Lachse 2c. werden theils in Netzen gefangen, theils geangelt, an Fischzäunen u. Wehren, od. mit Speeren (so in Wales) gestochen, od. durch Ruthen ans Ufer geschleudert (so am Falle des Willamette, eines der Columbia-Zuflüsse). Störe u. Hausen werden in der Wolga im Winter, wo sie sich reihenweis ruhig auf dem Grunde halten, mit langen Stangen, an deren Ende sich scharfe Eisenhaken befinden, durch ins Eis gehauene Löcher gestochen u. s. w. Als ganz besondere Fangmethode ist noch zu erwähnen das Vergiften des Wassers durch Einlegen narkotischer Pflanzen, wie dies an verschiedenen Orten Südamerika's u. Afrika's geschieht, bei uns zuweilen durch Kokkelskörner („Fischkörner") oder Kalk, wodurch die Fische betäubt od. getödtet werden, der Fang der Zitteraale durch ins Wasser getriebene Pferde, endlich der Fischfang bei den Chinesen mit Hülfe von hierzu abgerichteten Kormoranen, denen ein um den Hals gelegter Ring es unmöglich macht, den gefangenen Fisch zu verschlucken, u. in Skandinavien mit abgerichteten Fischottern. Wichtiger noch als die Flußfischerei, sowol als ein reich lohnendes Gewerbe, zumal seit Eisenbahnverbindungen den Transport weit ins Binnenland hinein ermöglichen, wie als die beste Seemannsschule ist die Seefischerei, die leider von Deutschland noch nicht in dem Maße getrieben wird, wie von Holländern, Amerikanern, Franzosen u. Engländern. Noch immer ernten z. B. die Letzteren jährlich mit 5—600 Schiffen im deutschen Meere für $1\frac{1}{2}$ Million Thaler Kabeljaus u. Schellfische! Erst neuerdings hat man sich auch in Deutschland geregt, indem sich nach dem Vorbilde der englischen Fischereigesellschaften 1866 in Hamburg u. Bremen „Deutsche Nordsee-Fischereigesellschaften" bildeten, die namentlich bessere Fahrzeuge u. statt der Angel das Grund- od. Schleppnetz einführten, ein etwa 40 m. langes Beutelnetz, dessen weiter Eingang durch zwei senkrecht gestellte, von den Enden eines wagerechten 12 m. langen Balkens herabragende Eisenbügel („Schuhe") offen erhalten wird u. das vom Schiffe gezogen über den Meeresgrund hinschleift. Von den auf diese Weise gefangenen Fischen sind bes. Steinbutt u. Schollen zu erwähnen. Obgleich die genannten Fischereigesellschaften theils in Ermangelung einer der englischen gleichkommenden Fischereibevölkerung, theils infolge verschiedener Unfälle, wie nam. der Engherzigkeit der Eisenbahnverwaltungen, die den Tranport ins Binnenland nicht hinreichend förderten, selbst keinen Bestand hatten, gaben sie doch Anstoß zur Gründung des 1870 zusammentretenden „Deutschen Fischereivereins", der Hebung der See- u. Binnenfischerei, künstliche Fischzucht, Krebszucht, Transporterleichterung u. Fischereigesetzgebung erstrebt. Auf seinen Betrieb wurde die Ostsee von Fachmännern auf dem deutschen Kriegsschiffe „Pomerania" hinsichtlich ihres Thierlebens untersucht, u. in Emden rief er nach dem Muster der holl. Fischereigesellschaften eine „Heringsfischerei-Aktiengesellschaft ins Leben, die 1872 ihren Betrieb mit 6 Loggschiffen begann. In der Ostsee freilich liegt, gedrückt durch Regale, die Fischerei noch arg darnieder, und während in der Danziger Bucht die jährliche Ernte, besonders an Lachsen, auf 145,000 Thaler geschätzt wird, könnte sie, mit den nöthigen Mitteln betrieben, sich auf eine Million belaufen. Unter den wirthschaftlich wichtigsten Seefischen stehen obenan die Heringe. Die ehemals hochberühmte holländische Fischerei ist durch englische u. französische Konkurrenz sehr gesunken; am bedeutendsten ist die englische Heringsfischerei, die, unter Aufsicht der Regierung stehend, in Yarmouth, Wick u. Dunbar ihre Haupthäfen hat. (Wick allein liefert mit über 2000 Booten u. 10,000 Mannschaften etwa 1 Million Fässer, u. 400,000 dergl. für die Ausfuhr.) Auch in der Ostsee wird die Heringsfischerei in ziemlicher Ausdehnung betrieben. In den Fünfziger Jahren lieferte Stralsund allein 33 Millionen Stück, ähnlich Greifswald, ohne freilich damit den deutschen Bedarf auch nur entfernt zu decken. Zum Fangen der in ungeheuern Zügen vereinigten Heringe benutzt man Treibnetze von 33 m. Länge u. 20 m. Breite. Der Kabeljau (Laberdan, Stock-, Klippfisch) wird dagegen an Angeln gefangen, deren viele an einem 200 Klafter langen Seile befestigt sind, das durch Gewichte versenkt wird, während an langen Tauen befestigte Tonnen seine Lage bezeichnen, od. das wol auch an Kähnen befestigt wird. Dieser Fang wird an den Orkneys u. anderen schottischen Inseln mit Erfolg betrieben (jährlich an 100,000 Centner), hauptsächlich aber an der Neufundlandsbank. Von hier holten an 10,000 englische Boote in einem Jahre über 1 Million Centner Stockfisch, an 12 Mill. Quart Seehundsöl u. Fischthran, 16,000 Faß Heringe u. gegen 400,000 Seehundsfelle. Die Makrelenfischerei findet bes. an den Küsten von Kent u. Sussex statt, theils mit schwimmenden Angelleinen, theils in Treibnetzen von 40 m. Länge u. 7 m. Breite, die 7 m. tief unter der Wasserfläche ausgespannt u. durch Taue mit einander zu $1\frac{1}{2}$ M. langen Mauern verbunden werden, in deren Maschen die Fische mit den Flossen hängen bleiben. (4 Boote fingen in einer Nacht vor Hastings 10,800 Stück.) Der Schellfischfang, dessen Ertrag sich für Norderney u. Neuharlingersiel jährlich auf 50,000 Thlr. beläuft, wird hier u. anderwärts in der Nordsee mit Angeln ausgeführt, deren das 3—4 Mann haltende Fahrzeug 3000 führt, von denen je 75 an eine Leine befestigt ausgeworfen werden. Für Ost- u. Nordsee bildet der Sprottenfang einen Hauptgegenstand der Winterfischerei, für das Mittelmeer aber, bes. für die Bewohner Siziliens u. der

Provence, haben wir noch des Thunfischfangs zu gedenken, der theils mit Angeln, theils aber u. vorzüglich mit großartigen Netzen (Tonaren) betrieben wird. Dieselben bestehen aus einem Labyrinth von sieben Kammern, deren Boden durch schwere Steine am Grunde des Meeres befestigt wird. Nach u. nach werden dieselben abgesperrt; die in die letzte od. „Todeskammer“ gelockten Fische sticht man schließlich mit Lanzen ab u. zieht sie auf die Schiffe. Bedeutender jedoch, als alle genannten Formen der Seefischerei, ist in wirthschaftlicher wie seemännischer Beziehung die ebenfalls zur Fischerei gerechnete u. als Großfischfang bezeichnete Jagd auf Seesäugethiere, wie Wale, Robben 2c., deren Haupthelden die Amerikaner in Zahl der Fahrzeuge sowol wie in Kühnheit der Unternehmungen sind. Für die Walfischjagd besteht das Geräthe in der zum Festmachen des Wales bestimmten, an einer 350 Faden langen Leine befestigten Harpune von verschiedenartiger Konstruktion, u. zum Tödten des angeworfenen Seeriesen in Handlanzen u. neuerdings in Explosivgeschossen, worüber das Weitere unter „Walfisch“ zu lesen ist. Die Robben od. Seehunde u. Walrosse werden theils auf dem Eise mit Keulen todtgeschlagen (s. „Robbenschlag“), theils mit Lanzen getödtet. — Ebenfalls uneigentlich zur „Fischerei“ gezählt wird schließlich die Auster- u. Muschelfischerei, die Perlen-, Korallen-, Schwammfischerei u. der Hummer-, Garneelen- u. überhaupt Krebsfang. Näheres über Art u. Methoden des Betriebs s. die einzelnen Artikel.

So dargestellter F. ist eine fein krümlige od. blättrige, gelblichgraue Masse, die sich, an trockenen Orten aufbewahrt, unverändert hält. Fabriken, die bedeutende Massen solchen F. liefern, sind namentlich in Norwegen (bei Wadsoe über dem Nordkap u. auf den Lofodeninseln). Man benutzt ihn als vortreffliches Düngemittel, um dem Boden namentlich Stickstoff u. Phosphorsäure zuzuführen; Peruguano wirkt zwar schneller, weil er diese beiden Substanzen in leichter assimilirbarer Form enthält, ist aber auch theurer als F. u. nicht so nachhaltend. Man bestimmt den Werth des F. nach seinem Gehalt an Stickstoff u. Phosphorsäure; guter Fischguano muß 8—10 % Stickstoff u. 12—15 % Phosphorsäure enthalten.

Fischläuse (Ichthyophthiren, Siphonostomen, Schmarotzerkrebse), ehemals als besondere Krusterordnung aufgestellte, neuerlich den Copepoden (s. d.) zugesellte Gruppe, in ihrer Gestalt zum Theil wurmartiger Kruster mit weichem, nur ganz unvollständig gegliedertem Körper, einem in einen Saugrüssel verlängerten u. mit zwei zu Borsten verkümmerten Kiefern ausgerüsteten Munde, mit Haken od. Saugnäpfen an den Vorderfüßen, womit sie sich äußerlich an Fischen od. Krebsen fest setzen, auf denen sie schmarotzen. Im Jugendzustande schwimmen sie mit lang behaarten Füßen umher. Die Weibchen der F. tragen ihre Eier in zwei Schnüren od. Säcken mit sich, die Männchen sind oft unverhältnißmäßig klein (Pygmäen- od. Zwergmännchen). Hierher gehören die scheibenförmig platt gedrückten Karpfenläuse (Argulus), die Flunderläuse od. eigentlichen Fischläuse (Caligus), die Störläuse (Dichelestium), die Barschläuse od. Lernäen (Anchorella, Brachiella etc.), die wurmförmigen, mit feder- od. pinselartigem Hinterleibsanhang ausgerüsteten Federläuse (Penella); ferner die Lernaeonema, welche an den Heringen schmarotzt 2c.

Nr. [illegible]. Thunfischfang an der italienischen Küste.

Fischerring, neben dem Krummstab u. der Bischofsmütze das wichtigste Stück der Amtstracht für den Papst u. die Bischöfe der kathol. Kirche. Ursprünglich ein Zeichen der Erinnerung an den Fischer Petrus als den ersten Bischof u. an das Wort Christi von den Menschenfischern (Matth. 4. 19), diente der F. später als das Sinnbild der Vermählung mit der röm. Kirche. Auf dem päpstlichen F. ist der Fischzug Petri als Siegel eingeschnitten; daher wurden seit dem 13. Jahrh. die mit diesem Siegel versehenen offiziellen Erlasse des Papstes (die Breves) als „unter dem F.“ erlassene bezeichnet.

Fischguano, unter diesem Namen kommt eine Substanz in den Handel, die eigentlich den Namen Guano gar nicht verdient, da zu ihrer Bereitung allerhand Seefische, die zu anderen Zwecken nicht zu verwerthen sind, wie z. B. Haifische, sowie die Abfälle derjenigen Fische, die eingepökelt u. geräuchert od. sonstwie benutzt werden, so namentlich die Abfälle bei der Stockfischbereitung, das Fleisch der Walfische u. s. w., verwendet werden. Die Fischmassen werden in verschlossenen Kesseln mittels Dampf gekocht, Wasser u. Thran od. Fett ablaufen gelassen, die rückständige Masse gepreßt, getrocknet u. mittels passender Maschinen zerkleinert.

Fischlurche od. Schuppenmolche, s. „Lungenfische“ (u. vgl. „Fische“).

Fischmehl u. **Fischbrot**, ein werthvolles Nahrungsmittel, das aus den von den Gräten befreiten, hart getrockneten u. zermahlenen Fleischtheilen des Dorsches besteht. Zur Entfernung des unangenehmen Geruchs erhitzt man das gewonnene Mehl in Pfannen bis zur Siedetemperatur des Wassers, wodurch es zugleich bei fleißigem Umrühren den widerlichen Stockfischgeschmack verliert u. einen süßlichen Geschmack annimmt. Man bäckt das Mehl in Form der englischen Biscuits, in der Größe von Zweithalerstücken (Fischbrot).

Fischmolche od. **Kiemenmolche** (Sireniden, Perennibranchiaten), eine Familie der geschwänzten Amphibien od. der Molche, mit lang gestrecktem, geschwänztem Körper u. 4, selten 2 Füßen. Sie haben im entwickelten Zustande neben Lungen auch jederseits drei äußere, gefranste, persistirende Kiemen. Zu diesen, durchweg wasserlebigen Amphibien gehört außer

dem meterlangen Armmolch (Siren) der Wässer Südcarolina's, der blos Vorderbeine hat, u. dem merkwürdigen, 30 cm. langen Olm (Proteus) der unterirdischen Wässer der Karsthöhlen in Krain u. Dalmatien der ungefähr 40 cm. lange Axolotl od. Kolbenmolch (Stegoporus od. Siredon pisciformis) Mexiko's, der von den dortigen Landleuten gegessen wird. Wie neuerdings beobachtet worden ist, ist dieses Thier blos der, allerdings geschlechtsreife, Jugendzustand eines Salamanders (Ambystoma). Der Axolotl ist auch ausgezeichnet durch Wiedererzeugung abgeschnittener Füße u. Kiemen.

Nr. 2801—2808. Fischläuse.
a. Herpyllobius. b. Lernanthropus. c. Pennella. d. Brachiella. e. Karpfenlaus (Argulus). f. Lernaeonema. g. Haemobaphes. h. Caligus.

Fischotter (Lutra), fleischfressende Säugethiere, Familie der Marder, mit lang gestrecktem, etwas plattem Körper, kurzen Beinen u. Schwimmhäuten, mit je 5 Backzähnen u. sehr großem oberen Reißzahn. Sie leben in Höhlen an den Ufern der Flüsse u. Teiche u. werden als gefräßige Räuber u. gewandte Schwimmer u. Taucher der Fischerei schädlich. Der (od. die) gemeine Fischotter (Lutra vulgaris), welche 68 cm. lang wird, ist von Europa bis Kamtschatka u. Persien verbreitet, in Skandinavien wird sie zum Fischfange abgerichtet. Andere Arten leben in Amerika u. Afrika. Sie liefern alle ein geschätztes Pelzwerk, das kostbarste aber der verwandte, dunkelbraune bis schwarzglänzende, 1 m. lange Seeotter (Enhydris marina) der Westküsten von Nordamerika u. Kamtschatka.

Nr. 2809. Der Fischotter (Lutra vulgaris).

Fischreiher, s. „Reiher."

Fischsäugethiere (Natantia), eine zuerst von Peter Artedi im vorigen Jahrh. von den Fischen abgetrennte Ordnung der Säugethiere, mit fischähnlichem Körper, fehlenden Hintergliedmaßen, zu Brustflossen umgewandelten Vordergliedmaßen u. einer kräftigen Schwanzflosse, die aber nicht senkrecht gestellt ist wie bei den Fischen, sondern wagerecht. Man unterscheidet Wale (s. d. u. Cetacea), bei denen die Nasenlöcher sich auf dem Scheitel öffnen u. zu Spritzlöchern umgestaltet sind, u. Seekühe (s. d.) (Sirenia), deren Nasenlöcher vorn an der Schnauze liegen. Erstere nähren sich von animaler, letztere von vegetabilischer Kost.

Fischsee, der größte der Karpathenseen am Nordfuße des Hruby in Galizien. Ueber 1314 m. hoch über der Meeresfläche, 59,95 m. tief, auf 3 Seiten von steil abfallenden Felsen eingeschlossen, umfaßt derselbe in seinem Flächeninhalt 35 Hekt. Seinen Abfluß auf der flacheren Nordseite bildet die Belanska (Bialka). Er ist sehr reich an Forellen u. anderen Fischen, wegen seiner bedeutenden Tiefe jedoch ziemlich schwer zu befischen. Unter den Felsgebilden der Umgebung zieht der an der Südwestseite des Sees aufragende „Mönch" seiner phantastischen, menschenähnlichen Gestalt halber den Blick auf sich.

Fischzucht (künstliche). Obgleich die außerordentliche Fruchtbarkeit der Fische (ein Karpfen z. B. produzirt 700,000 Eier) den Verfolgungen, die sie zu leiden haben, Widerstand leistet, so ist doch die Abnahme, der Süßwasserfische wenigstens, an kultivirten Stellen, wo namentlich Laich u. Brut durch Uferbauten, Dampfschiffe, Baggermaschinen u. wo der ganze Fischstand durch giftige Ausflüsse aus Fabriken, durch ungeregelten Fischereibetrieb u. s. w. gefährdet wird, eine so merkliche, daß künstliche Fischzucht (Piscikultur) das Gleichgewicht wiederherstellen muß, um dem Volkswohlstande ein so gutes u. gesundes Nahrungsmittel, wie die Fische, u. einen so lohnenden Erwerbszweig, wie die Fischerei, in genügendem Maße zu erhalten. Spuren künstlicher Fischzucht finden sich schon im Alterthum, bei den Chinesen, die noch heute den Laich von künstlich hergerichteten Laichplätzen sammeln u. zur Zucht in geeignete Behälter u. s. w. übertragen, auch nicht unbedeutenden Handel mit den Fischeiern treiben. (Der Schwede C. F. Lund hat im 18. Jahrhundert im See von Koxen mit gutem Erfolg dergl. künstliche Laichplätze eingerichtet.) Von den alten Römern weiß man, daß sie große Sorgfalt auf Zucht von Fischen in Behältern (Piscinen) u. Teichen wandten, die zum Theil selbst mit dem Meere in Verbindung standen u. kostbare, aus weiten Entfernungen verschriebene Seefische bargen. Berühmt waren u. a. Muränen; Vadius Pollio fütterte sie mit dem Fleische seiner Sklaven. Obschon die Römer auch Seefischlaich (von Doraden) in ihre Piscinen übertrugen u. die junge Fischbrut mit Schnecken auffütterten, haben sie doch von einer künstlichen Befruchtung noch keine Kenntniß gehabt. Im Mittelalter wurde das Halten von Fischen in Teichen als Fastenspeise zunächst seitens der Klöster, dann wegen guten Absatzes allgemein gepflegt. Aus jenen Jahrhunderten datirt noch die großartige Zuchtanstalt für Aale in der Lagune von Comacchio am Adriat. Meere, die einen jährl. Reinertrag von mindestens 100,000 Thalern abwirft. Bei Aalen kann eine künstliche Befruchtung nicht vorgenommen werden, da sie eben im Meere laichen, wol aber bei anderen Fischen, wie namentlich Lachsen, die zum Laichen in die Flüsse steigen. Die Erfindung der künstlichen Fischbefruchtung ist mehrmals u. zwar ganz selbständig gemacht worden, u. jeder Erfinder wurde durch Beobachten in der freien Natur auf die nämliche Methode geführt. Die Möglichkeit aber gründet sich darauf, daß die Befruchtung der Fischeier eine äußerliche ist, indem nämlich das Fischweibchen seinen Laich ins Wasser, sei es auf sandigen Grund (z. B. Lachs, Forelle), sei es zwischen Wasserpflanzen, an denen er fest klebt (z. B. Karpfen), absetzt, worauf der männliche Fisch (Milchner) alsbald darüber hinschwimmt, um seinen Samen darüber zu spritzen u. so die Eier zu befruchten. Nach einer Urkunde von 1420 hat der Mönch Dom Pinchon in Frankreich zuerst die künstliche Befruchtung von Forelleneiern ausgeführt, die er durch Streichen des am Kopfe über ein Wassergefäß gehaltenen Rogeners mit der Hand diesem ausdrückte, worauf er durch ähnliche Manipulation den Samen eines Milchners dazubrachte u. das Wasser mit dem Finger umrührte. Die so befruchteten Eier brachte er in einen vergitterten Kasten, den er ins fließende Wasser setzte, u. ließ so die Forellenbrut sich entwickeln. Die Erfindung blieb ohne Beachtung u. wurde 1763 vom Lippe-Detmoldischen Fischzüchter Jacobi ganz selbständig noch einmal gemacht u. mit sehr günstigen Erfolgen angewandt. Jacobi vervollkommnete namentlich die Brutkästen, in denen er die Fischchen 5 Wochen hielt, um sie dann in seine Behälter zu bringen; er richtete mehrere Fischzuchtanstalten ein, zuerst in Hamburg, u. in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrh. entstanden dergleichen im Waldeck'schen u. Lippe'schen; Ende der 30er Jahre führte John Shaw Jacobi's Methode zur Abwehr gegen merkliche Verminderung der Lachse in England mit Erfolg ein, u. Drummond u. Boccius verbreiteten sie daselbst weiter. Bei alledem blieb die Sache doch so isolirt, daß es allgemeines Aufsehen erregte, als 1848 Joseph Remy, ein Fischer im Vogesendorfe la Bresse, durch Abnahme der Forellen zu deren sorgsamer Beobachtung geleitet, abermals ganz selbständig die künstliche Befruchtung erfand, u. das Verfahren mit seinem Freunde Gehin weiter ausbaute. Nach einem verunglückten Versuch, ihrer Erfindung Geltung zu verschaffen, erreichten sie durch Dr. Haxo bei der Akademie, daß Fachmänner wie Milne Edwards u. Quatrefages sich ihrer annahmen, worauf die Regierung Versuche im Großen anstellen ließ u. die Erfinder belohnte.

Während vordem schon in den 30er u. 40er Jahren Rusconi, Vogt u. Agassiz künstliche Befruchtung von Fischen zu wissenschaftlichen Zwecken ausgeübt hatten, ließ sich nun die Wissenschaft die Ausbildung der künstlichen Fischzucht auch für die Praxis angelegen sein. Namentlich wurde Professor Coste (aus Castries bei Montpellier) Hauptförderer u. Verbreiter eines Erwerbszweiges, der, seit 1852, Frankreich außerordent-

lichen Nutzen brachte, indem verödete Küsten u. Wasserläufe sich in fruchtbare Produktionsstätten des kostbarsten Nährstoffes umwandelten. Zunächst wurde (1852) auf Coste's Veranlassung in **Hüningen**, wo die Ingenieure Berthot u. Detzem bereits Remy's Methode übten, eine großartige Fischzuchtanstalt (zunächst mit einem Kapitale von 30,000 Francs) von der Regierung eingerichtet. Die wegen der ebenen Lage u. deswegen ungenügenden Wassergefälles nicht besonders günstige Ortswahl wurde durch die Nähe des Rhein-Rhonekanals bestimmt; von hier aus wurden Flüsse, Bäche u. Teiche mit Milliarden nützlicher Fische bevölkert. Die Hüninger Anstalt ist durch den letzten Krieg an Deutschland übergegangen u. steht mit zahlreichen kleineren Instituten in Deutschland, Oesterreich u. der Schweiz in Verbindung. Ihre Hauptthätigkeit liegt im Sammeln, Anbrüten u. Versenden der Eier, deren jährlich Millionen unentgeltlich abgegeben wurden, neuerdings besonders nach Ostpreußen. Die Anstalt selbst besteht aus 3 großen Gebäuden, 2 Wärterhäusern, einem Wirthschaftsgebäude u. mehreren Teichen u. Weihern zur Aufzucht von Edelfischen u. Futterfischen. In der Vorhalle des Mittelgebäudes stehen 130 Brutgefäße, in denen 250,000 Eier an- u. ausgebrütet werden können; ein Seitengebäude enthält den Brutsaal mit 680 Brutgefäßen, worin gleichzeitig etwa $1\frac{1}{2}$ Million Eier ausgebrütet werden können. Nach Belieben kann Quell- u. Flußwasser gemischt od. jedes besonders zugeführt werden.

Forellen bedürfen 4—8°, Frühlingsfische wie der Hecht 8—10°, Sommerfische wie Karpfen, Schleie 20—25°. Weiter ist Sorgfalt zu verwenden auf die Entfernung kranker, die anderen ansteckender Eier, ebenso auf frisches Wasser. Die **Brutapparate**, wie sie nach Coste eingeführt sind, bestehen theils in durchlöcherten Jacobi'schen Kästen, in welchen der Laich auf Sand gebracht wird, u. die man ins fließende Wasser stellt, theils in etagenweise über einander gebauten, thönernen, emaillirten Rinnen od. Trögen, in denen durch Abflußöffnungen am Einen Ende u. Zuleitung von Wasser, das je nach Befinden erst ein Filter passirt, zum obersten ein stetiger schwacher Wasserstrom erzeugt wird, u. in welchen man den befruchteten Laich auf eine Unterlage von Glasstäbchen bringt. Die **Brutzeit** ist verschieden, bei Lachs u. Forelle 6, beim Hecht 4, beim Karpfen 3 Wochen, u. eben so lange währt dann die Zeit, wo die junge **Fischbrut** (der **Satzfisch**) noch keine Nahrung bedarf, sondern sich von dem ihm anhängenden Dottersacke erhält, bis dieser aufgesaugt ist. Dabei sind manche, wie Lachs u. Forelle, sehr träge u. ziehen sich gern ins Verborgene zurück, so daß man ihnen in den Behältern geeignete stürzenartige Vorrichtungen, kleine künstliche Höhlen 2c., bieten muß. Arbeitet man im Großen, so setzt man nun die jungen Satzfische in einen vorher sorgfältig gereinigten Teich, der Zufluß von Quellwasser hat; operirt man aber im Kleinen, wo Verluste schon ins Gewicht fallen, so muß die Brut noch

Nr. 2810. Nr. 2811. Nr. 2812. Nr. 2813. Nr. 2814. Nr. 2815. Nr. 2816.

Nr. 2810—2816. Künstliche Fischzucht.
2810. 2811. Behälter für junge Fische mit künstlichen Höhlen. 2812. Künstliche Befruchtung. 2813. 2816. Brutapparat nach Coste. 2814. Jacobi's Brutkasten. 2815. Künstlicher Laichplatz

Die künstliche Befruchtung, deren Manipulation bereits beschrieben wurde, ist am leichtesten bei solchen Fischen vorzunehmen, die ihren Laich — wie Forelle, Lachs — frei absetzen, während man bei solchen, die wie Karpfen zwischen Wasserpflanzen laichen, Bündel von dgl. in das Wassergefäß bringen muß, welches Eier u. Milch aufnehmen soll, öfter aber die Befruchtungsarbeit von den Fischen selbst in dem Teiche vornehmen läßt, in welchem man, nach vorhergegangener sorgfältiger Reinigung, künstliche Laichplätze in Form von Rahmen od. Körben mit Bündeln von Wurzelwerk, Heide u. dgl. anbringt. Diese dienen dem Laich als Sammelort, von dem er dann in die Brutapparate gebracht werden kann. Da jeder Fisch eine bestimmte **Laichzeit** hat (der Hecht im März, der Karpfen im Mai u. Juni, die Forelle vom Sept. bis Novbr., der Lachs vom Okt. bis Dez.), so ist bei der künstlichen Befruchtung u. bei der ganzen Entwickelungszeit genau auf die Wassertemperatur zu achten: Winterfische wie

längere Zeit unter besonderem Schutze gehalten u. gefüttert werden. Das Futter besteht zunächst in gehacktem Fleisch, später in Kaulquappen, Fischbrut, Küchenabfällen.

Der **Transport** behufs Uebertragung in ferne Gewässer ist bei der Fischbrut nur schwer ausführbar, leicht dagegen bei befruchteten Eiern, am besten in der Zeit, wo man eben schon die Embryos erkennen kann, u. geschieht in feuchtem Moos, bei weiteren Touren, von 8—10 Tagen, auch zwischen Sandschichten. Aalbrut transportirt man in Stroh verpackt in engmaschigen Körben, die ihrer $1—1\frac{1}{2}$ Kg. (4—5000 Stück) fassen.

Die künstliche Fischzucht, welche wirthschaftlich die größten Vortheile darbietet, hat aber noch manches Problem zu lösen u. dazu die Lebensweise der Fische auf das Sorgfältigste zu studiren. Erst neuerdings hat man in England, Schottland u. Irland, später auch in Frankreich u. Nordamerika, zur Hebung der Lachszucht sogenannte **Fischwege** angelegt.

Diese bestehen in verschiedenartig konstruirten Leitern, die den zum Laichen in die Gewässer aufsteigenden Lachsen das Passiren sonst unübersteiglicher Hindernisse (Wehre, Wasserfälle) ermöglichen. Berühmt sind die von Edward Cooper im Ballisodarefluß in Irland angebrachten Lachsleitern, durch welche der wegen seiner Wasserfälle unzugängliche obere Fluß, der 1856 noch keine Lachse hatte, bereits 1870 eine Ernte von 9750 Lachsen abwarf. Ins weitere Gebiet der Piscikultur fällt auch die Zucht von Seethieren, wie **Hummern**, **Muscheln** u. namentlich **Austern**, worin die Franzosen, hauptsächlich durch Coste's Bemühungen, für den bei Cancarneau in der Bretagne an einer stillen, fischreichen Bucht ein besonderes Musterinstitut u. Laboratorium errichtet wurde, allen andern Nationen ein nachahmenswürdiges Beispiel geben.

Fiscus, s. „Fiskus".

Fisetholz, Fustelholz, Fustikholz, ist das Holz des im südlichen Europa wachsenden Perrückenbaumes (Rhus cotinus); es kommt in Stöcken von kurzem od. langem Schnitt im Gewichte von ein u. mehreren Kg. bis zu ½ Centner in den Handel; äußerlich ist es bräunlich, auf der frischen Schnittfläche grünlichgelb. Das F. enthält einen gelben Farbstoff, Fisettin, der in Wasser u. Weingeist löslich ist u. in glänzenden Krystallen erhalten werden kann; seine Zusammensetzung ist durch die Formel $C_{15} H_{10} O_6$ ausgedrückt. Man benutzt das F. nur wenig, da es keine schönen u. dauerhaften Farben giebt, meistens nur zu Modefarben u. in Verbindung mit Cochenille zu Orange u. Scharlach. Seine hauptsächlichste Verwendung findet es noch in der Wollfärberei u. zum Färben des Leders.

Fisher (spr. Fischer), John, engl. Prälat, geb. 1459 zu Beverley (Yorkshire), seit 1504 Bischof von Rochester, wollte die Ungiltigkeit der ersten Ehe Heinrich's VIII. nicht anerkennen, ward in den Tower geworfen u. verlor die Einkünfte seines Bisthums. Seine Erhebung zum Kardinal durch Papst Paul III. verdächtigte ihn noch mehr beim Könige. Dieser klagte ihn daraufhin an, die geistliche Oberherrschaft der Krone bestritten zu haben; infolge dessen als Hochverräther verurtheilt, wurde F. 22. Juni 1535 in London enthauptet.

Fiskus (lat.) bedeutet so viel als Staatskasse. In der röm. Kaiserzeit gab es zwei öffentliche Kassen. Die eine, die Staatskasse im eigentlichen Sinne, hieß aerarum; aus ihr wurden die allgemeinen Bedürfnisse befriedigt. Die andere nannte man fiscus (eigentlich s. v. w. Korb); in sie flossen die Einkünfte des Kaisers aus den ihm zugetheilten Provinzen. Später bemächtigten sich die röm. Kaiser aller Staatseinkünfte ohne Unterschied; daher führt seitdem die Staatskasse den Namen F. — Unter F. versteht man ferner den Staat in allen seinen vermögensrechtlichen Beziehungen. Der F. als solcher wurde früher mit vielfachen, oft völlig ungerechtfertigten Privilegien ausgestattet; das neuere Recht hat jedoch die meisten derselben beseitigt. In Kraft geblieben sind hier u. da nur das Recht auf erblose Verlassenschaften; ferner die Befugniß des F., sich wegen etwaiger Ansprüche, die ihm wider seine Vermögensadministratoren zustehen, durch Auferlegung von Pfandrechten od. sonstige Maßregeln zu sichern; endlich das Vorzugsrecht wegen rückständiger Abgaben im Konkurse. Der verfassungsmäßige Vertreter des F. in seinen vermögensrechtlichen Verhältnissen ist das Finanzministerium; in Prozessen läßt sich dasselbe meist durch besondere Bevollmächtigte (Aktuare, Finanzprokuratoren, Syndici) vertreten.

Fissurella (Spaltschnecke), eine Gattung Seeschnecken aus der Ordnung der Kammkiemer (Ktenobranchier) mit sehr komplizirt gebauter Zunge (Fächerzüngler) u. einem napf- od. mützenförmigen Gehäuse, das in der vor der Mitte gelegenen Spitze ein längliches Loch hat, welches in die vom Mantel gebildete Athemhöhle führt, in der die beiden symmetrischen Kiemen liegen. Häufig im Mittelmeere u. an den Küsten von England ist Fissurella graeca, deren ovales, ca. 3 cm. großes, röthlichgraues Haus durch erhabene Höckerlinien stark gegittert ist. Andere Fissurelliden haben statt des Lochs einen vorderen Ausschnitt zur Einführung in die mit zwei systematischen Kiemen versehene Athemhöhle.

Fistel (musik.), s. „Falsett."

Fistel (vom lat. fistula, die Röhre) ist der chirurgische Ausdruck für einen schmalen Kanal, dessen eine Mündung durch die äußere Haut od. Schleimhaut zu Tage geht, dessen andere Oeffnung mit einer tiefer liegenden Höhle od. Röhre kommunizirt. So giebt es Thränenfisteln, Zahnf., Magenf., Darmf. u. s. w. Durch die F. tritt die Flüssigkeit an die Oberfläche, die ihren Ursprung in der damit kommunizirenden Höhle hat. So strömt aus einer Eiterfistel Eiter aus, aus einer Speicheldrüsenf. Speichel, aus Darmfisteln Koth u. s. w. Fisteln bilden sich öfters nach Operationen, wo sie die gute Wirkung dann in der Regel sehr beeinträchtigen. In vielen Fällen, wo die F. sehr belästigende Erscheinungen sind, sucht man sie auf operativem Wege zu beseitigen, indem durch Aetzung, Spaltung u. s. w. ein Zusammenkleben der gegenüberliegenden Fistelwandungen bewirkt wird. Jedoch gelingt die Kur nicht immer. Andererseits kommen Fälle vor, wo künstliche F. angelegt werden müssen; so z. B. bei Operationen, bei denen man aus irgend einem Grunde dem Sekrete den normalen Abfluß nicht gestatten darf, od. in Fällen, wo man in eine Körperhöhle hineingelangen will u. auf natürlichem Wege es nicht thun kann. So werden bei Verschluß des Magenausganges Magenfisteln angelegt, um durch dieselben Speisen in den Magen gelangen zu lassen.

Fitz, ein altnormann., vom lat. filius (Sohn) u. franz. fils (Sohn) abzuleitendes Wort, welches, wie das „Mac" der Schotten, das „O'" der Irländer, das „Ben" der Orientalen od. das „Witsch" der Slaven, mit einem Eigennamen verbunden wird, um einen Abkömmling des Genannten anzuzeigen (Fitzgerald, Fitzgibbon, Fitzmaurice u. s. w.). Zwar bedeutete es auch schon in früherer Zeit s. v. w. Bastard, da man es bisweilen den Namen der natürlichen Söhne der Könige von England beifügte, woher noch heute die Namen Fitzroy, Fitzjames 2c. kommen; in neuerer Zeit aber wurde dies ausschließlicher Brauch.

Fitzherbert, geb. **Smythe**, Mary Anne, eine am 26. Juli 1756 geborene irische Katholikin, die seit 21. Dez. 1785 in dritter Ehe mit dem Prinzen v. Wales, dem nachmaligen König Georg IV., heimlich vermählt war. Diese Verbindung, die um so mehr Aufsehen erregte, als in England jeder Prinz durch die Heirath mit einer Katholikin seines Anrechtes auf den Thron verlustig geht, ward durch des Königs Vermählung mit Karoline von Braunschweig 1793 wieder getrennt. Die Lady starb zu Brighton 27. März 1837.

Fitzroy, Robert, engl. Meteorolog, geb. als jüngster Sohn des Generals Lord Charles F. 5. Juli 1805, diente seit 1819 in der engl. Marine u. leitete 1831—36 als Kapitän die Expedition zu den hydrograph. Vermessungen in Südamerika u. auf den Inseln des Großen Ozeans. Im J. 1841 ward er für Durham ins Parlament gewählt u. war 1843—46 Gouverneur von Neu-Seeland, wo er sich bes. durch seine menschenfreundliche Behandlung der Eingeborenen auszeichnete. Später lebte er in England den Wissenschaften u. benutzte seine Muße hauptsächlich dazu, seine vieljährigen meteorol. Erfahrungen u. Forschungen für die Seefahrer nutzbar zu machen. Nachdem er 1857 zum Contre- u. 1863 zum Vizeadmiral aufgerückt war, starb er 1. Mai 1865 durch Selbstmord auf seinem Landsitze Norwood in Surreyshire. Mit Unrecht war F. als „Wetterprophet" steten Verspottungen in der engl. Presse ausgesetzt, während er sich doch wesentlich von den Wetterpropheten gewöhnlichen Schlages unterschied, da seine Theorie über die Vorausbestimmung des Wetters (nur für zwei Tage!) auf einem durchaus wissenschaftl. Grunde beruhte. Für den zuverlässigsten Rathgeber der Seefahrer hielt er den Barometer. In ihrem Interesse erwirkte er auch die Einrichtung von Sturmsignalen an der großbritann. Küste. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Remarks on New Zealand" (Lond. 1846) u. „Weatherbook" (ebd. 1862). Seit 1857 gab er ferner alljährlich „Meteorological observations" heraus.

Fiume, kroatisches Komitat, mit 30⅓ □M. u. 79,331 E. (1869), umfaßt das kroatische Küstenland; das Innere wird ausgefüllt von den Hochflächen der südl. Ausläufer des Karstgebirges u. trägt denselben Charakter wie das Kalkgebirge Istriens: unfruchtbare, felsige Plateaux mit tiefen Einschnittsthälern, geringem Baumwuchs, Wassermangel u. starken Winden. In dem 700 m. hohen Randgebirge Vinodol fällt dieses Hochland schroff zum Meere ab. Die Flüsse haben zum größten Theile einen nur kurzen Lauf zum Meere. Das Klima ist auf den Höhen ziemlich rauh, weit milder in den geschützten Thälern, wo auch der Boden fruchtbar ist u. Mais, Wein u. Südfrüchte hervorbringt. Handel u. Schiffahrt bilden die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung, unter welche sich an der Küste viele deutsche u. italienische Elemente gemischt haben. — Die gleichnamige Hauptstadt des Komitates, **F.**, zugleich die bedeutendste Seestadt in den ungarischen Kronländern (18,314 E., 1869), liegt am Einflusse der Fiumara in den Adriatischen Golf von Quarnero u. besteht aus der winkligen Altstadt u. der schöner gebauten Neustadt. Ueber der Stadt auf felsiger Höhe liegt ein altes Kastell. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus die Hauptkirche Mariä Himmelfahrt, die ehemalige Jesuitenkirche St. Veit, welche der Stadt auch den deutschen Namen St. Veit am Flaum (d. i. an der Fiumara) gegeben hat, der Gouvernementspalast u. das Rathhaus. Von höheren Bildungsanstalten sind das Obergymnasium, das Kadettenhaus u. die Seeschule nennenswerth. Die Bewohner beschäftigen sich vorzugsweise mit Handel, Schiffahrt u. Industrie. Auf der Schiffswerft herrscht ein reges Leben. F., das durch Kaiser Karl VI. 1717 zum Freihafen erklärt wurde, ist der Hauptstapel-

platz für die Quarnerischen Küsten u. Inseln zwischen Pola u. Zengg geworden u. besitzt jetzt zwei geräumige, wohlgeschützte Häfen.

fix (lat.), fest, bestimmt. **Fixe Idee** nennt man eine Wahnvorstellung, die sich im Geiste eines Menschen derart fest gesetzt hat, daß sie immer wiederkehrt u. durch keine Beweise von der Irrigkeit u. Widersinnigkeit der betr. Vorstellung, noch durch sonstige ableitende Mittel zu bannen ist (so z. B. wenn Jemand sich in den Kopf gesetzt, er werde von zahllosen Feinden verfolgt u. dgl.). Mit einer solchen Idee kann auch ein im Uebrigen gesunder Mensch behaftet sein; doch ist sie immer eine krankhafte Erscheinung u. läßt auf eine Störung der Geisteskräfte schließen. — **Fixiren**, fest setzen, bestimmen, befestigen, Jemanden festen Blicks ansehen; **Fixirung**, Festsetzung, feste Bestimmung, Umwandlung von etwas Flüssigem, Vorübergehendem in ein Festes, Dauerndes. **Fixum**, ein Festes, insbesondere ein fester Gehalt. — **Fixa vincta** nennt man in der Rechtssprache Alles, was an einem Grundstücke zu dauernder Verbindung befestigt ist (was band-, wand-, klammer-, niet-, nagel-, erd- u. wurzelfest ist), im Gegensatze zu dem, was zu vorübergehendem Gebrauche daran befestigt ist. — Ueber **Fixen** u. **Fixer** in der Börsensprache s. „Börse". — **Fixe Luft**, s. v. w. Kohlensäure, s. d. — **Fixsterne**, s. „Astronomie".

Nr. 2817. Fiume.

Fizeau (spr. Fisoh), Hippolyte Louis, ein namhafter französischer Physiker der Jetztzeit, Mitglied des Instituts, ist geb. 24. Sept. 1819 zu Paris als Sohn eines berühmten Mediziners, der zur Zeit der Restauration den Lehrstuhl an der Sorbonne inne hatte. Ein unabhängiges Vermögen gestattete dem Sohne, als Privatmann seinen wissenschaftlichen Forschungen zu leben. Er hat zahlreiche Arbeiten u. bes. auf dem Gebiete der Optik geliefert, die meist in den Annales de physique et de chimie u. in den Comptes rendus erschienen sind. Besonders bekannt ist er geworden durch seine sinnreiche Methode, die Lichtgeschwindigkeit nicht, wie bis dahin nur geschehen, in planetaren Entfernungen, sondern schon auf ganz kurzen irdischen Distanzen zu bestimmen (s. „Licht"), welche Arbeit die Akademie durch Verleihung des großen Preises auszeichnete. Auch über Geschwindigkeit der Elektrizität hat er im Verein mit Gounelle Untersuchungen angestellt.

Fjord (dän.) nennt man einen sehr schmalen, mehrere Meilen tief in das Land hineinreichenden, häufig sich verzweigenden u. mit steilen, felsigen, senkrecht abfallenden Küsten versehenen Meerbusen. Die F. sind nur der gemäßigten u. kalten Zone eigenthümlich u. erscheinen dort vorzugsweise an der Westküste von Halbinseln u. Inseln, am ausgebildetsten in Norwegen, Dänemark, Schottland, Irland, Grönland, ferner in Patagonien, dem Feuerlande u. auf Neuseeland. In Norwegen ist der Sogne-F. 30 M., der Throndhjems-F. 20 M. lang; viele von ihnen sind so schmal, daß die steilen Felswände ihrer Ufer kaum dem vollen Tageslichte gestatten, bis auf die Wasserfläche zu gelangen; seltener bilden sie geräumige Wasserbecken, die von saftigen Wiesen u. Aeckern u. im Hintergrunde von schön bewaldeten Bergen umgeben sind. Zerspaltet sich, wie in Norwegen, die Küste nur in F.e, so daß diese Küste selbst bei einer geraden Länge von 360 M. eine Entwicklung von mehr als 2000 M. zeigte, treten die F.e nahe neben einander auf u. verzweigen sich im Innern; so vereinigen sich manchmal die Arme zweier F.e u. bilden Inseln, welche nur durch schmale Sunde unter einander u. vom Festlande getrennt sind (so an der norweg. u. an der patagon. Küste). Die Vortheile, welche diese tief in das Festland hinein reichenden Meeresbuchten bieten könnten, werden zum größten Theil durch die Unwegsamkeit ihrer Ufer aufgehoben. Die südlichsten F.e Europa's weisen die westlichen Küsten der Ostsee u. die W.-Seite Irlands auf. In Dänemark ist der Liim-F. der bedeutendste; südlich von diesem zieht sich an der O. Küste der jütischen Halbinsel eine Reihe von F.en hin, welche in Schleswig-Holstein den Namen Förden führen u. für den Seeverkehr schon deshalb von außerordentlicher Bedeutung sind, weil ihre Küsten nur eine geringe Erhebung haben; die südlichste dieser Förden ist die Bucht von Lübeck. Eine ähnliche F.-Bildung, wie auf den dän. Inseln, findet sich auch auf Rügen. Diese Meereseinschnitte sind eigentlich meist nichts weiter als schroffe Querthäler; daß sie in den nördlichen Ländern der gemäßigten u. in der kalten Zone so häufig vorkommen, erklärt sich aus der Einwirkung der Gletscher während der Eiszeit wie auch noch in der Gegenwart.

Fl., Abkürzung für Gulden (Florins).

Fl., chemisches Zeichen für Fluor.

F. l. a., Abkürzung auf Rezepten für Fiat lege artis, d. h.: „es geschehe nach dem Gesetze der Kunst".

Fläche nennt man in der Raumlehre (Geometrie) jede Begrenzung eines Körpers. Ist sie so beschaffen, daß eine auf sie gelegte gerade Linie in allen Richtungen völlig mit ihr zusammenfällt, so nennt man sie eine ebene Fläche, kurz Ebene; ist dies nicht der Fall, so heißt sie krumm, gekrümmte Fl. Manche krumme Flächen, wie die Kugelfläche, können in gar keiner Richtung eine darauf gelegte Gerade in sich aufnehmen; andere, wie die Cylinder- u. Kegelflächen, können es in manchen Richtungen u. heißen dann Regelflächen. Auch die windschiefen Flächen gehören zu diesen. Flächen, welche man sich geometrisch durch Umdrehung einer geraden od. krummen Linie um eine angenommene Achse entstanden denken kann, heißen Umdrehungs- od. Rotationsflächen.

Flächeninhalt, s. „Flächenraum".

Flächenmaß ist diejenige Fläche, welche bei Ermittelung eines Flächenraumes (s. d.) als Maßeinheit dient. Man wählt dazu ein Quadrat, dessen Seiten, je nachdem man größere od. kleinere Flächenräume zu messen hat, einer entsprechenden Längeneinheit gleich sind. Man erhält so Quadratmeile, Quadratruthe, Quadratfuß u. s. w., die bei uns jetzt durch Quadrathektometer (Hektar), Quadratdekameter (Ar), Quadratmeter, Quadratdezimeter 2c. verdrängt worden sind. Auch Morgen, Acker, Joch sind solche (zuweilen rechteckig gedachte) Maßeinheiten.

Flächenraum od. Flächeninhalt ist die Größe od. Ausdehnung einer Fläche; man ermittelt (mißt) den F. durch Vergleichung mit der Maßeinheit, dem Flächenmaße (s. d.). Ist dieses z. B. (Nr. 2818) gleich ein Quadratcentimeter, so findet man den Inhalt einer Rechteckfläche (Nr. 2819) dadurch, daß man Grundlinie u. Höhe (od. Höhe u. Breite) mit der Längeneinheit, dem □cm., mißt und die Maßzahlen multiplizirt. Ist erstere etwa gleich 3, letztere gleich 2 cm., so ergiebt sich der Inhalt, wie durch Punktirung angedeutet, gleich 6 □cm. Der Inhalt des Parallelogrammes (Nr. 2820) ist stets dem eines Rechteckes von gleicher Grundlinie u. Höhe gleich, d. h. gleich dem Produkte aus Grundlinie u. Höhe. In Nr. 2821 ist durch Punktirung angedeutet, wie durch Abschneiden eines Dreiecks rechts u. Ansetzen desselben links sofort ein gleich großes Rechteck entstehen würde. Ein Dreieck ist, wie aus Nr. 2821 ersichtlich, stets gleich der Hälfte eines Rechteckes von gleicher Grundlinie u. Höhe, daher ist seine Fläche gleich dem halben Produkt aus Grundlinie u. Höhe. Das Trapez (Nr. 2822) mit zwei parallelen Seiten läßt sich durch eine (hier punktirte) Diagonale in zwei Dreiecke von gleicher Höhe (= Abstand der Parallelen) zerlegen, deren Grundlinien die beiden Parallelen sind. Darum ist der Flächeninhalt des Trapezes gleich dem halben Produkt aus der Summe der beiden Parallelen mit der Höhe des Trapezes. Um den Flächenraum eines beliebigen unregelmäßigen Vielecks (Nr. 2823) zu ermitteln, zerlegt man dasselbe in der durch Punktirung angedeuteten Weise zunächst in lauter Dreiecke u. Trapeze, die man jedes für sich mißt u. berechnet. Der Flächenraum des Kreises ist gleich dem vierten Theile des Produktes, welches man erhält, wenn man den Durchmesser mit sich selbst u. dann noch mit der Ludolf'schen Zahl (3,14159, annähernd $3^1/_7$, welche das Verhältniß von Durchmesser zu Umfang angiebt) multiplizirt. Der Flächenraum der Ellipse endlich ist gleich dem vierten Theile des Produktes der großen mit der kleinen Axe u. mit der Ludolff'schen Zahl.

Nr. 2818—25. Flächenräume.
Nr. 2818. Flächenmaßeinheit: Quadratcentimeter. 2819. Rechteckfläche. 2820. Parallelogrammfläche. 2821. Dreieckfläche. 2822. Trapezfläche. 2823. Unregelmäßig vieleckige Fläche. 2824. Kreisfläche. 2825. Ellipsenfläche.

Flachfisch, s. „Stockfisch".

Flachs (Linum) od. Lein, Pflanzengattung der Leinartigen od. Lineen mit zahlreichen Arten, welche sämmtlich eine spinnbare Pflanzenfaser erzeugen, soweit sie krautartig bleiben u. nicht strauchartig werden. Ebenso kommen sie alle in einer leicht erkennbaren Form überein, die sich durch schlanke Stengel, kurze Blätter, geringe oder fehlende Verzweigung, sowie durch eine mehr od. weniger große, glockenförmig aufgerichtete, fünfblätterige Blume von blauer, rother, weißer u. gelber Farbe auszeichnet. Man kennt sie in der gemäßigten Zone aller Erdtheile. Mitteleuropa zählt allein gegen 15 Arten. Ihrer spinnbaren Fasern wegen baut man L. usitatissimum in Nord- u. Mitteleuropa, L. austriacum in Frankreich u. Sibirien, L. maritimum in Südeuropa, L. hirsutum u. L. gallicum in Griechenland, L. Levisii und L. americanum album in Nordamerika. Die erstgenannte dieser Arten war auch die zuerst gebaute. Nach O. Heer stammt sie aus dem Mittelmeergebiete u. zwar von L. angustifolium *Huds.*, welche bereits die alten Pfahlbauern besaßen. Ebenso soll sie schon von den alten Aegyptern kultivirt worden sein. Wir lassen diese Artverwandlung dahingestellt sein u. bemerken nur, daß L. usitatissimum bis zum 65.° n. Br. in Norwegen, bis zum 64.° in Schweden u. Rußland, bis 1800 m. über dem Meere in den Alpen vorkommt. Man baut es in drei Abarten: als Schließ- oder Dreschlein (L. sativum *L.*, arvense *Neck.*), als zweijährigen Winterflachs (L. bienne *Mill.*) u. Klang- od. Springlein (L. humile *Mill.*). Der erste, sog. Rigaer Lein, trägt geschlossene Kapselfrüchte u. muß gedroschen werden. Der zweite charakterisirt sich durch seinen Namen. Der dritte trägt von selbst aufspringende Früchte u. hellere Samen u. reift diese früher als der erste, welcher dafür um so höher wird. Außerdem kennt man noch eine ganze Menge von Abarten, wie dies bei einer so lange kultivirten Pflanze selbstverständlich ist. Sie liebt einen mergelichten lockeren, mit Sand gemischten, also einen Boden, welcher Humus, Thon u. Kalk enthalten muß; eine Düngung mit Kochsalz erzeugt eine besonders werthvolle Faser. Die Verrichtungen zur Gewinnung derselben sind vielfach. Abgesehen von den landwirthschaftlichen Vorarbeiten verlangt diese Faserpflanze eine sehr umständliche u. verschiedenartige Behandlungsweise

Nr. 2826. Lein (Linum usitatissimum).

(s. Flachsbereitung), welche ihren Anbau nur in Gegenden mit billiger Arbeitskraft vortheilhaft erscheinen läßt. Die Flachsfaser selbst zeichnet sich durch ihre Länge, ihren stielrunden, dichten (nicht hohlen) Faden aus, womit sie sich der Hanffaser nähert, während die Baumwollenfaser kurz, kantig, hohl u. spiralartig gedreht ist. Infolge dessen hält die Leinfaser bei Weitem länger aus als Baumwolle; da der Schweiß der Haut von ihr nicht aufgesogen werden kann, wie von der hohlen Baumwollenfaser, so wirken leinene Unterkleider kühlend u. passen daher nicht in heiße Gegenden, wo eine Erkältung der Haut gefährliche tropische Fieber hervorrufen würde. Der Same des Leins ist ölreich. Das Leinöl dient als Speiseöl, obschon es leicht Durchfälle veranlaßt; ganz besonders aber, da es leicht austrocknet, zu Firnissen. Im griech. Alterthum diente der Same mit Honig u. Pfeffer vermischt als Nahrungsmittel; auch in der Arzneikunde verwandte man ihn vielfach, wie er noch heute vom Volke als erweichendes u. reizmilderndes Mittel verwandt wird. Das Alles zusammen genommen verlieh dem F. schon bei unseren ältesten Vorfahren eine solche Bedeutung, daß man sich nicht wundern kann, wenn er selbst in die altgermanische Mythologie hinüberspielte, in welcher bekanntlich Wodan's Gemahlin die Pflegerin u. Beschützerin des F. wurde.

Flachsbaumwolle od. **Flachswolle**. Dieses vor einigen Jahrzehnten zuerst von Claußen dargestellte Präparat war eine kurzfaserige baumwollartige Substanz u. wurde als Surrogat für Baumwolle empfohlen. Durch Behandlung mit Soda u. Säurelösungen werden die Fasern von rohem Flachsstroh od. Werg in der Art aufgelockert u. gebleicht, daß sie sich wie Baumwolle krempeln u. weiter verarbeiten lassen. Es hat sich jedoch dieser Erfindung kein praktischer Nutzen abgewinnen lassen.

Flachsbereitung. Der etwa ein Vierteljahr nach der Aussaat im Juli bis September geerntete Flachs, dessen Reife durch gelbliche Farbe der Stengel u. Abfall der Blätter erkennbar ist, wird mit den Wurzeln ausgezogen u. zunächst dem Riffeln, d. h. der Trennung der Samenkapseln durch den Riffelkamm, unterworfen. Der letztere besitzt eine Reihe

Nr. 2827. Handflachsbreche.

eiserner, 30 cm. langer u. nach oben stumpf zulaufender Zähne u. ist auf einer Bank od. unter einem Baum befestigt. Der Arbeiter erfaßt eine Partie der Flachsstengel u. zieht solche durch den Riffelkamm. In den abgestreiften Kapseln ist der Leinsame noch nicht ganz zur völligen Reife gediehen, weshalb, wenn die Gewinnung eines guten Saatleinens beabsichtigt wird, der Flachs bis zur völligen Sonnenreife stehen bleiben muß. Die eigentliche Bereitung od. Bearbeitung des Flachses besteht nun in dem Rotten od. Rösten, in dem Brechen und Schwingen u. in dem Hecheln desselben. Das Rotten bezweckt mittels einer durch Feuchtigkeit hervorgerufenen Gährung eine Lösung der klebrigen Substanz des Bastes, so daß dessen Fasern gelockert werden. Je nachdem man diesen Zweck schneller od. langsamer erzielen will, bedient man sich der Wasserröste, der Thau- od. Luftröste, der gemischten u. der Warmwasserröste. Bei der Wasserröste werden die durch Strohseile locker gebundenen Flachsbündel schichtenweise in das Wasser gelegt od. gestellt, mit Stroh u. Bretern bedeckt u. mit Steinen belastet, damit sie sich untergetaucht erhalten. Bei nicht zu niedriger Temperatur fängt sehr bald die Gährung an, bei welcher das Wasser schmuzig gefärbt, Essigsäure darin gebildet u. kohlensaures Gas entwickelt wird. Nach mehreren Tagen tritt durch chemische Zersetzung des Klebers faulige Gährung unter Entwicklung starkriechender, ungesunder Gase ein. Da der Flachs bei fortgehender Fäulniß an Festigkeit verlieren würde, so wird das Rotten bald nach eingetretener Fäulniß unterbrochen. Der Prozeß kann in stehendem od. besser noch in langsam sich erneuerndem od. fließendem Wasser geschehen, u. es wird in letzterem Falle die Gefahr des Ueberrottens

(d. i. Mürbewerden der Bastfaser vermieden. Nach dem Rotten wird der Flachs in reinem Wasser abgespült u. an einem luftigen, sonnigen Orte getrocknet. Der frische, rohe Flachs hat nach dem Trocknen 70—80% an Gewicht verloren. Bei der Thauröste wird der Flachs auf Wiesen od. Stoppelfeldern reihenweise u. sehr dünn ausgelegt u. zeitweise gewendet. Nach Beendigung der Röste, welche sich aus der Zerbrechlichkeit des Holzes u. der leichten Trennung der Faser erkennen läßt, wird der Flachs in Büscheln zum Trocknen aufgestellt. Feuchte Luft, starker Thau u. Regen unterstützen die Röste, wogegen warmer Sonnenschein sie hemmt. Bei allerdings größerem Zeitaufwande sind die Vortheile der Thauröste solche: Wegfall der ungesunden Ausdünstung, weit geringere Gefahr des Ueberrottens u. die Erzielung einer weißeren Flachsfaser. Bei der gemischten Rotte, die man am häufigsten anwendet, wird die Hauptwirkung durch die voran gehende Wasserrotte erzielt u. der Schluß durch die Thauröste gemacht; nur nimmt man den Flachs etwas früher, als bei der Wasserröste gebräuchlich, aus dem Wasser u. breitet ihn auf dem Felde aus.

Nr. 2828. Flachshechel.

Für fabrikmäßige Flachsbereitung hat man die Warmwasserröste (Schenk'sche od. amerikanische) empfohlen. Der Flachs wird in Bottichen od. ausgemauerten Gruben auf einem Lattenboden aufgestellt, etwa 15 cm. hoch mit Wasser von 25° C. bedeckt, in welchem der Röstprozeß 80—96 Stunden erfordert. Der zerrottete F. wird hiernach durch zugeleitetes reines Wasser gespült u. im Sommer auf dem Rasen, im Winter aber in luftigen Schuppen oder geheizten Darrräumen getrocknet. Nachdem der lufttrockene Flachs noch einer stärkeren Austrocknung durch Dörren in besonderen Oefen od. auch in Backöfen nach dem Herausnehmen des Brotes ausgesetzt worden ist, erfolgt das Brechen desselben, welches durch die Handbreche od. durch die Flachsbrechmaschine geschieht. Die aus hartem Holze hergestellte Handbreche besteht aus der zwei Längenspalte enthaltenden Lade u. aus dem daran verzapften u. mit zwei messerartigen Theilen in die Längenspalte eingreifenden Deckel. Die büschelweise u. quer über die Lade gelegten Flachsstengel werden bei wiederholtem Aufschlagen des Deckels geknickt u. gebrochen, wobei sich großentheils die holzigen Theile der Stengel von der Faser als Schäben trennen. Bei der Flachsbrechmaschine wird dieser Zweck durch kannelirte hölzerne od. eiserne Walzen erzielt, zwischen welchen der Flachs hindurch geführt wird. Da die Operation des Brechens gewaltsam auf die Bastfaser wirkt u. ein Theil davon zerrissen wird, so läßt man dem Brechen auch ein Stampfen (Pocken, Pockmühle) od. ein Schlagen od. Hämmern (Botthammer) voran gehen. Um die an u. zwischen den Fasern des gebrochenen Flachses noch anhängenden Schäben zu entfernen, erfolgt ein Abstreifen od. Reiben des Flachses an einem zugeschärften od. messerartigen Körper. Diese Arbeiten heißen das Risten, das Schwingen u. das Ribben u. werden in verschiedenen Kombinationen unter sich u. mit dem Hecheln in Anwendung gebracht. Für fabrikmäßigen Betrieb dienen Schwingmaschinen. Ueber einen Radkranz hinausgehende Speichen tragen die Schwingmesser, welche bei Drehung des Radkranzes an dem nahe stehenden Schwingstocke u. dem darüber gelegten Flachs vorbei streichen. Das hierauf folgende Hecheln des Flachses hat sowol den Zweck, die feinen Bänder desselben zu spalten u. in einzelne Fasern aufzulösen, als auch den letzteren noch mehr eine gerade u. parallele Lage zu geben. Man bedient sich hierzu der Hechelkämme, durch deren eiserne od. stählerne zugespitzte Zähne der nahezu in der Mitte mit der Hand gefaßte Büschel Flachs mehrfach gezogen wird. Ist auf diese Weise die halbe Länge des Büschels bearbeitet, so kehrt man letzteren um u. verfährt mit der anderen Hälfte auf gleiche Weise. Zur Schonung der Fasern u. zur Verminderung des zwischen den Hechelzähnen verbleibenden Abfalls (Werg, Hede) trägt es wesentlich bei, diese Arbeit zunächst auf der groben u. hiernach auf der feineren, d. h. mit enger stehenden Zähnen versehenen Hechel vorzunehmen. Nöthigenfalls wendet man auch eine dritte u. vierte Hechel an. Das Hecheln erheischt große Aufmerksamkeit u. Geschicklichkeit des Arbeiters, um gut gereinigten Flachs ohne zu großen Abfall zu erlangen. Dennoch ist es gelungen, diese Arbeit mit Maschinen zu verrichten, u. es machen gegenwärtig fast alle Flachsspinnereien davon Gebrauch. Ueber einem wie ein Tuch ohne Ende beweglich angeordneten Systeme von Hechelkämmen werden Zangen mit dem eingespannten Flachs geführt u. diese abwechselnd gehoben u. gesenkt; im letzteren Falle greifen die Hechelzähne in den Flachs u. bearbeiten ihn. Der gehechelte Flachs wird hierauf weiter zu Gespinnsten od. zu Seilerwaaren u. in diesen zu Geweben od. Geflechten verarbeitet.

Flacius (eig. Flacich), Matthias, von seinem Geburtslande Illyrien Illyricus benannt, der Begründer der protestant. Kirchengeschichtschreibung u. eifriger Förderer der deutschen Reformation, wurde 2. März 1520 zu Albona in Illyrien geboren. Nachdem er seine Vorbildung in Venedig erhalten hatte, begab er sich, auf Anregung eines evangelisch gesinnten Verwandten, zur Fortsetzung seiner Studien nach Deutschland, u. zwar zunächst nach Tübingen, dann nach Wittenberg, wo er bald zu den Häuptern der Reformation, nam. zu Luther selbst, in ein näheres Verhältniß trat u. ein begeisterter Anhänger der neuen Lehre wurde. Im J. 1545 erhielt er eine Anstellung als Prof. der Exegese; der später ausbrechende Kampf um das sog. Leipziger Interim, dessen Vereitelung F. mit allen Mitteln gegen Melanchthon durchzusetzen suchte, verbitterte ihm aber seine Stellung dermaßen, daß er sich zuerst nach Hamburg, dann nach Magdeburg wendete, aber nur, um von dort aus ungestörter den Kampf für seine strengeren Lehrmeinungen fortzusetzen. Mitten in diesen Streitigkeiten reifte der Entschluß in ihm, durch eine großartige Darstellung der Kirchengeschichte den Beweis zu liefern, daß die reine evangelische Lehre zu allen Zeiten ihre Vertreter gehabt habe. So entstand zuerst sein „Catalogus testium veritas" od. „Liste der Wahrheitszeugen" (1556) u. sodann 1559—74 die „Magdeburger Centurien". (Näheres über dieselben s. in dem Art. „Centurien".) Unterdeß war F. 1557 an die neu gestiftete Universität Jena berufen worden u. stand hier an der Spitze der strengen Lutheraner gegenüber der milderen Wittenberger Partei unter Melanchthon. Sein rücksichtsloser Eifer hatte indeß auch hier Ende 1561 seinen Abgang zur Folge. Seine letzte Schrift war der „Schlüssel der heiligen Schrift", ein umfassend angelegtes biblisches Wörterbuch. Schließlich der Ketzerei angeklagt u. aus Straßburg, wohin er sich nach längeren Irrfahrten gewandt hatte, vertrieben, starb er in tiefem Elend 11. März 1575 im Spital zu Frankfurt a. M.

Flacon (franz., spr. Flakong), ein kleines Fläschchen von Glas od. Porzellan, meist zur Aufbewahrung wohlriechender Essenzen.

Fladenkrieg heißt eine Fehde, die in der Charwoche 1542 zwischen dem Kurfürsten Johann Friedrich u. dem Herzog Moritz von Sachsen entstand u. noch in derselben Woche friedlich zum Ausgleiche kam, so daß die Kriegsleute beider Parteien, ohne im Treffen gewesen zu sein, ihren Osterfladen ruhig verzehren, d. h. sich des Osterfestes ungestört erfreuen konnten.

Flagellanten ist der Name einer Sekte von Fanatikern im Mittelalter, welche sich bis auf das Blut geißelten, um hierdurch ihre Absicht, Buße zu thun, an den Tag zu legen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der 1231 gestorbene heilige Antonius von Padua zu diesem Wahnsinn Veranlassung gegeben; öffentlich aufgetreten ist aber derselbe erst seit 1260 in Italien unter der Anführung des Einsiedlers Rainer von Perugia. Mit entblößtem Oberleib u. verhülltem Haupte zogen die F., Psalmen singend u. sich geißelnd, unter Anführung von Priestern u. Vorantragung von Kreuz u. Fahnen, von Ort zu Ort. Obwol Papst u. Bischöfe, Könige u. Fürsten sich dem Unfuge abgeneigt zeigten u. ernstlich gegen denselben einschritten, verbreitete sich derselbe auch über die Alpen, zuerst nam. nach Böhmen u. Polen. In Deutschland wurde er erst im nächstfolgenden Jahrhundert allgemein, u. zwar zu der Zeit, da (1348—1350) die verheerende epidemische Krankheit, der „schwarze" od. „große Tod" genannt, Alles in Furcht u. Schrecken setzte u. zur Buße stimmte. Diese Erscheinung ist als ein Ausfluß jenes Mystizismus zu betrachten, der im spätern Mittelalter, durch die Sittenlosigkeit des höhern u. niedern Klerus empört, sich selbst zu helfen u. ohne Priester zur Seligkeit zu gelangen suchte. In manchen Gegenden dauerte das Treiben der F. noch lange fort. Im J. 1414 wurden zu Sangerhausen in Thüringen 91 F. verbrannt. Auch das Konzil von Konstanz trat gegen den Wahn auf, der sich gleichwol hartnäckig behauptete, so nam. in Frankreich, Spanien u. Deutschland. In letzterem finden sich seine Spuren bis in das 18. Jahrh. hinein; noch 1706 mußte der Rath von Köln den F., welche „die Vorbeigehenden mit ihrem unsaubern Blut bespritzen", die Theilnahme an der Wallfahrt nach Rom untersagen.

Flagellaria indica, eine in Ostindien heimische, unter dem Namen Peitschenstrauch bekannte grasartige Pflanze aus der Familie der Binsengewächse od. Juncaceen, Gruppe der Flagellarieen. Ihre Blätter wirken adstringirend od. zusammenziehend u. werden deshalb bei Wunden ebenso wie gegen das Ausfallen der Haare verwendet.

Flageolet, auch flagioletta, od. im Deutschen Flaschinet (Vogelflöte) hieß das kleinste der älteren Flöteninstrumente.

Flageolettöne sind diejenigen Obertöne, welche entstehen, wenn eine mit dem Bogen gestrichene Saite veranlaßt wird, nicht in ihrer ganzen Länge, sondern in einzelnen gleich langen Theilen zu schwingen. Diese

Belgien. K. u. H.	Frankreich. K. u. H.	Griechenland. K. u. H.	Dänemark. H.	Dänemark. K.
Grossbritannien. K.	Grossbritannien. H.	Italien. K. u. H.	Niederlande. K. u. H.	Norwegen. K.
Norwegen. H.	Schweden. H.	Oesterreich. H.	Deutsches Reich. H.	Portugal K. u. H.
Guatemala. H.	Haiti. H.	Spanien. H.	Deutsches Reich. K.	Tripolis. K.
Russland. K.	Schweden. K.	Spanien. K.	Türkei. K.	Russland. H.
Brasilien. K. u. H.	Chile. K. u. H.	Peru. K. u. H.	Vereinigte Staaten. K. u. H.	Buenos-Aires.
China. K. u. H.	Japan. K. u. H.	Persien. K. u. H.	Siam. K. u. H.	Rumänien. H.
Paraguay.	Uruguay.	Mexiko.	Birma.	Aegypten. H.

Die wichtigsten Kriegs- und Handelsflaggen seefahrender Staaten.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Theile können $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$ u. s. w. der ganzen Länge nach betragen, u. demzufolge entstehen die F. auch nach der Ordnung der Oktave, Duodezime u. zweiten Oktave. Man bringt sie hervor, indem man die Saite an einem solchen Theilpunkte leise mit dem Finger berührt, so zwar, daß sich an dieser Stelle ein ruhender Punkt (Knotenpunkt) bilden muß, ohne daß die Saite auf das Griffbret niedergedrückt u. in dem übrigen Theile stumm gemacht wird. Die F. kommen in der ausübenden Musik viel vor u. nicht blos bei den Streichinstrumenten, sondern entsprechend auch bei den Blasinstrumenten, sowie beim Pianoforte die sog. Harmonikatöne.

Flagge, von den Schiffen zur Bekundung ihrer Nationalität geführt, ist das Palladium des Seemannes u. von diesem eben so hoch in Ehren gehalten, wie vom Soldaten die Fahne seines Truppenkörpers. Sie wird aus leicht gewebtem, buntwollenem Zeuge (Flaggentuch) mehr breit als hoch angefertigt; ihre schmälere Seite, an der sie aufgehißt wird, ist mit Segeltuch eingefaßt, in welches eine dünne Leine eingenäht ist, mittels der sie am Flaggenfall befestigt wird. Jede Nation hat ihre eigene F. Die Kriegsflagge ist von der Handelsflagge bei den meisten Nationen verschieden. Die Flaggenkarte, welche an Bord jedes Kriegsschiffs geführt wird, enthält die Muster der Flaggen aller Nationen. Unsere Tafel Nr. LXI giebt eine Uebersicht der wichtigsten Kriegs- u. Handelsflaggen der seefahrenden Nationen. Der gebräuchlichste Platz für die F. ist an der Spitze der hintersten (Besans-) Gaffel. Auf hoher See wird die F. im Allgemeinen nicht gehißt, sondern nur beim Einlaufen in den Hafen u. auf der Rhede. Kriegsschiffe begrüßen einander auf hoher See durch

Nr. 2829. Flaggen zum Marryat'schen Signalsystem.

einmaliges Auf- u. Niederziehen der F. Jeder Kauffahrer hat im Kriege wenigstens die Verpflichtung, angesichts eines Kriegsschiffes seine F. zu hissen, u. wird im Unterlassungsfalle durch einen Kanonenschuß, zunächst einen blinden, daran erinnert. Im Bereich von Festungswerken, auf denen eine Nationalflagge weht, haben alle Schiffe die gleiche Verpflichtung. Beim Einlaufen in einen fremden Hafen wird die F. der bezüglichen fremden Nation am Vortop gehißt u. das Land mit 21 Kanonenschüssen begrüßt. Im Hafen wird von Kriegsschiffen statt der großen Nationalflagge eine kleine, die Gösch od. Bugflagge, auf dem Flaggenstocke des Bugspriets aufgezogen; dieselbe ist in einzelnen Staaten nach Farbe u. Zeichnung von der großen unterschieden, in anderen ihr gleich. Als Zeichen der Trauer wird die F. auf halber Höhe (Halbstocks) gehißt; als Nothzeichen wird sie verkehrt aufgezogen od. in der Mitte zusammengebunden; bei der Uebergabe wird die F. gänzlich eingenommen, d. h. gestrichen. — Das Admiralschiff sowie das Commodoreschiff führen außer der großen Nationalflagge noch die Admiralsflagge, bez. den Commodore-Stander am Top des großen Mastes; sämmtliche anderen Kriegsschiffe führen an derselben Stelle einen Wimpel, welcher das Kommandozeichen des das Schiff kommandirenden Offiziers u. das Unterscheidungszeichen zwischen Kriegs- u. Handelsschiffen ist. Kommandoflaggen, Stander u. Ehrenflaggen werden von allen Kriegsschiffen, welche dergleichen F.n nicht führen, nach Rang u. Reglement salutirt. Außer den genannten führen die Schiffe noch Signalflaggen, um sich zur See aus der Ferne zu verständigen. Die Signalflaggen unterscheiden sich sowol durch ihre Form als durch ihre Farbenstellung von einander. Man hat viereckige F.n, dreieckige Stander u. Wimpel; letztere sind noch einmal so lang, aber nur halb so breit wie die F.n u. laufen in eine spitze Zunge aus. Mittels der Signalflaggen können die Schiffe eine besondere Telegraphie unterhalten u. einander auf 8 bis 9 Seemeilen, also auf eine Entfernung, die 50mal weiter als eine Verständigung durch das Sprachrohr möglich ist, Mittheilungen machen. Bis vor Kurzem war das sog. Marryat'sche Signalsystem (Nr. 2829) bei den meisten Seemächten eingeführt. Dasselbe beruht auf den Kombinationen von 10 F.n, welche die Zahlen 1—9 u. 0 bedeuten, dazu 1 Telegraphenflagge u. eine Rendezvousflagge, sowie 4 Wimpel. Mit diesem System ließen sich 5850 Signale geben. Im J. 1864 ist ein noch vollkommneres Signalsystem zwischen Frankreich u. England vereinbart worden, das 1870 von Deutschland u. jetzt von fast allen Staaten angenommen ist. Dasselbe beruht auf den Kombinationen von 18 F.n, welche die Konsonanten von B bis W bezeichnen (vgl. Nr. 2830), u. bietet 78,642 verschiedene Zusammenstellungen, wobei nie mehr als 4 F.n zu einem Signal nöthig sind. Die am häufigsten vorkommenden Signale lernt der Seemann sehr bald aus der Uebung, alle anderen ersieht man aus dem an Bord geführten Nachschlagebuch (Codex). Zur Erläuterung diene folgendes Beispiel: 1870 begegnete im Atlantischen Ozean in der Nähe des Aequators ein von Europa kommendes Schiff einer neutralen Macht einem deutschen, das von Ostindien kam, nach Hamburg bestimmt war u. vom Kriege zwischen Deutschland u. Frankreich nichts wußte. Der Kapitän des ersteren konnte dem des anderen signalisiren: „IN — Krieg zwischen — BGLP — Frankreich — BDCQ — Deutschland — NVM — Sie laufen Gefahr, aufgebracht zu werden — MHP — ändern Sie Kurs — BPDH — Pernambuko — DSHK — sicher." Sieben Signale hatten wichtige Belehrung gegeben u. Verlust von Schiff u. Ladung verhindert. — Für seine Kriegsmarine hat jedes Land noch ein eignes Signalsystem, das vor anderen Nationen geheim gehalten wird u. mittels dessen der Kommandirende während der Schlacht seine Befehle den übrigen Schiffen bekannt giebt. Auch giebt es für jedes Schiff ein besonderes Namenszeichen, um dasselbe einzeln zur Empfangnahme eines Befehls anzurufen. Bei Dunkelheit u. Nebel, wenn die Flaggensignale nicht erkennbar sind, bedient man sich auf Kriegsflotten an Stelle derselben der sog. Nachtsignale mittels Laternen, Raketen, Bunt- u. Blickfeuern u. Kanonenschüssen.

Nr. 2830. Flaggen zum gegenwärtig giltigen Signalsystem.

Flamänder, s. „Vlamänder".

Flambeau (franz., spr. Flangboh), Fackel, Leuchter.

Flamboyant (franz., spr. Flamboajang), Flammenstil, wird wegen des darin vorherrschenden flammenähnlichen Maßwerkes der spätgothische Baustil (im 15. u. in der ersten Hälfte des 16. Jahrh.) genannt.

Flamen (lat., d. i. Feueranblaser, Mehrz. flamines), Name der Opferpriester in Rom, deren jede Gottheit ihren eigenen hatte u. die, je nachdem sie im Priesterkollegium Sitz u. Stimme hatten od. nicht, in höhere u. niedrigere zerfielen. Die erste Klasse (majores) bildeten der F. des Jupiter (Dialis), des Mars (Martialis) u. des Quirinus (Quirinalis). Der F. Jupiter's war mit seinem ganzen Hause seinem Gotte zugeeignet u. von allen bürgerlichen Pflichten entbunden, aber auch einem sehr strengen Ceremoniell unterworfen. Obgleich er die Ehre des Curulischen Stuhls u. einen Sitz im Senate hatte, durfte er kein Staatsamt bekleiden, kein bewaffnetes Heer sehen, kein Pferd besteigen, keinen Schwur leisten, keine Nacht außer dem Hause zubringen. Seine Frau (Flaminica) wie auch seine Kinder unterstützten ihn bei seinen gottesdienstlichen Verrichtungen. Seine Amtskleidung bestand in einem spitzen Hute, an dem ein Oelzweig befestigt war, u. in einer mit Purpur verbrämten Toga. Ein Lictor ging ihm voraus, auf dessen Zuruf Jedermann seine Arbeit niederlegen mußte, die der F. nicht sehen durfte. Er durfte nichts Unreines berühren u. keine Fessel an seinem Körper haben, weshalb seine Kleider mit Spangen zusammengenestelt waren; ein Gefesselter, der sein Haus betrat, ward seiner Banden ledig. Die Flaminica trug ihr mit einem purpurnen Bande durchflochtenes Haar hoch auffrisirt, einen Schleier u. ein Kopftuch von tiefgelber Farbe, außerdem ein langes wollenes u. mit Wolle genähtes Gewand. Aehnlichen Beschränkungen waren auch die übrigen Flamines ausgesetzt. Da es im Laufe der Zeit immer schwieriger wurde, Bürger zu finden, die sich diesem peinlichen Dienst unterwarfen, so wurden später einige Erleichterungen eingeführt.

Fläming, mitteldeutscher Höhenzug zwischen Wittenberg u. Jüterbogk auf dem rechten Ufer der Elbe, ist unfruchtbar, wasserarm u. nur stellenweise mit dünnen Nadelholzwaldungen bedeckt; seine bedeutendste Höhe erreicht er im Hagelsberge (183 m.) u. im Golmberge bei Baruth (179 m.). Der Name kommt von den vlämischen Ansiedlern her, die unter Albrecht dem Bären diese Gegenden zu kultiviren begonnen haben.

Flamingo (Phoenicopterus antiquorum), ein sehr langbeiniger u. langhalsiger, an Gewässern Südeuropa's u. Nordafrika's lebender Vogel,

der am richtigsten zu den Schwimmvögeln in die Familie der Blätterschnäbler Lamellirostren zu zählen ist. Er hat einen hohen, in der Mitte geknickten u. innen mit dichten Lamellen bedeckten Schnabel, Schwimmhäute an den Füßen, schön rosenrothes Gefieder u. rothe Flügel mit schwarzen Schwungfedern. Sein hohes, pyramidenförmiges Nest baut er aus Aesten auf dem Boden; die Zunge des F. galt den alten Römern als Leckerbissen.

Nr. 2831. Flamingo (Phoenicopterus antiquorum).

Flamininus, Titus Quinctius, röm. Feldherr, wurde nach Ueberspringung der niederen Staatsämter wegen seiner Verdienste im Kriege gegen Hannibal im J. 198 v. Chr., noch nicht 30 Jahre alt, zum Konsul gewählt. Das Loos wies ihm den Krieg gegen Philipp III. von Makedonien zu. Diesen besiegte er in der Schlacht bei Kynoskephalä in Thessalien (197), brachte dann den Winter in Athen zu u. erklärte die durch den Friedensschluß von der Gemeinschaft mit Philipp getrennten Griechen bei den Isthmischen Spielen für frei u. unabhängig, wofür er von den kurzsichtigen Griechen beinahe vergöttert wurde. Nachdem sein Oberbefehl noch auf ein Jahr verlängert worden war, bekriegte er noch den spartanischen Tyrannen Nabis. Wegen seiner diplomatischen Gewandtheit u. persönlichen Liebenswürdigkeit wurde er später mehrere Male vom Senate bei Gesandtschaften verwendet. So ging er 183 nach Bithynien, um dort vom König Prusias die Auslieferung Hannibal's zu verlangen, u. bewirkte dadurch den Tod des greisen Römerfeindes.

Flaminius, Cajus, aus einer plebejischen Familie entsprossen, brachte als Volkstribun im J. 232 v. Chr. gegen den Willen des Senats u. der Aristokratie ein Gesetz durch, zufolge dessen das den sennonischen Galliern abgewonnene Gebiet unter die Plebejer vertheilt wurde. Im J. 223 besiegte er als Konsul mit seinem Kollegen Furius die Insubrer an der Adda. Die Adelspartei hatte unterdessen seine Wahl für ungesetzlich erklärt u. ihm das Kommando entzogen. F. ließ aber das Dekret bis nach der Schlacht uneröffnet u. legte sein Amt erst nach dem ihm vom Volke bewilligten Triumphe nieder. Als Censor (220) machte er sich verdient durch den Bau des im Marsfelde liegenden Circus Flaminius u. der von Rom bis Ariminum führenden Straße, Via Flaminia. Auf das J. 217 zum zweiten Male zum Konsul u. Feldherrn erwählt, ließ er sich in den Bergen am Trasimenischen See von Hannibal in einen Hinterhalt locken, wo er mit dem größten Theile des Heeres umkam.

Flämisch, s. „Vlämisch".

Flamländer, auch **Flamänder,** s. „Vlamänder".

Flammarion (spr. Flammariong), Camille, franz. Astronom, geb. 25. Febr. 1842 zu Montigny le Roi im Dep. Haute-Marne, war für den geistlichen Beruf bestimmt u. begann seine Studien im Seminar zu Langres, folgte aber 1858 seiner Neigung zur Astronomie, trat als Zögling in das Pariser Observatorium ein u. wurde nach vierjähriger Lehrzeit Assistent am „Bureau des longitudes". Später übernahm er die Redaktion der astronom. Zeitschrift „Cosmos", 1865 die Leitung des wissenschaftlichen Theils am „Siècle" u. wurde 1868 Mitglied der Akademie. Von seinen zahlreichen Werken, die sich durch glänzende u. schwungvolle Darstellung auszeichnen u. viel zur Verallgemeinerung der Liebhaberei an astronom. Beschäftigungen beigetragen haben, aber stofflich nicht immer zuverlässig u. nicht frei von mystischem Beiwerk sind, wurden „La pluralité des mondes habités" (Paris 1862, 15. Aufl. 1869) u. „Dieu dans la nature" (ebend. 1866) auch in das Deutsche übersetzt.

Flammenspektrum, s. „Spektrum".

Nr. 2832. Flandrische Volkstrachten aus dem XV. u. XVI. Jahrh. Originalzeichnung von Alb. Kretschmer.

Flandern (vlämisch Vlaenderen), Landschaft an der Nordsee, gegenwärtig getheilt unter Frankreich (Norddepartement u. Dep. Pas de Calais), Belgien (Provinz Ost- u. Westflandern) u. Holland (der südl. Theil der Provinz Seeland), bildete unter den Karolingern einen Gau, der, vergrößert durch deutsche u. franz. Besitzungen, 864 zu einem Markgrafenthum erhoben wurde u. dessen erster Inhaber Graf Balduin der Eiserne war; unter Balduin IV. dem Bärtigen (988—1036) ward F. deutsches Reichslehen; 1384 wurde das Land mit Burgund vereinigt. Als aber Karl der Kühne gestorben war u. seine Länder an Habsburg fielen, wurde F., obgleich Frankreich seine Erbansprüche geltend machte, wiederum ein Bestandtheil des Deutschen Reiches u. dem Burgundischen Kreise desselben zugetheilt. Die nördl. Landschaften kamen im Westfälischen Frieden an die Generalstaaten, Ludwig XIV. riß den Süden (Cambray u. Artois) an sich; 1794 ward F. der franz. Republik u. später dem Kaiserreiche unter dem Namen der Departements Lys u. Schelde einverleibt, dann durch den Wiener Kongreß dem Königreich der Niederlande zugesprochen, bei welchem es bis zur Lostrennung Belgiens verblieb. — Der belg. Antheil F.'s, der noch gegenwärtig diesen Namen führt u. in die Provinzen Ost- u. Westflandern zerfällt, grenzt im N. an die holländ. Provinz Seeland, im O. an die belg. Provinzen Antwerpen, Südbrabant u. Hennegau, im S. an das franz. Norddepart. u. im W. an das Meer. Das ganze Land ist eine Tiefebene, die nur im S. u. O. einen wellenförmigen Charakter annimmt. Die Küste ist unentwickelt, ohne Busen, Halbinseln u. breite Flußmündungen u. hat nur wenig sichere Hafenplätze. Der Hauptstrom, die Schelde, bildet einen Theil der Ostgrenze von Ostflandern, nimmt hier den Lys, den Dender u. die Durme auf u. steht durch zahlreiche Kanäle mit dem Meere in Verbindung; der bedeutendste Küstenfluß ist die Yser. Der fruchtbare Boden, die Nähe des Meeres, die trefflichen Wasserwege u. die fleißige Bevölkerung haben den Wohlstand dieser Provinzen außerordentlich ge-

hoben; sie sind reich an Getreide, Obst, Flachs, Hopfen, Lein u. Tabak; Schlachtvieh u. Pferde werden in großer Zahl ausgeführt; die Weberei, durch welche sich die Städte F.s schon im Mittelalter einen Weltruf erworben hatten, blüht noch jetzt, bes. in Leinen u. Wolle; bedeutend ist die Spitzenfabrikation. Die Orte am Meere nähren sich von der Schiffahrt u. von einer sehr ergiebigen Fischerei. Die Bewohner gehören durchgängig dem niederdeutschen Sprachstamme an; es sind Vlamänder, welche nur in den großen Städten u. Industrieorten mit einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Wallonen u. Franzosen vermischt sind. 1. **Ost-F.** ($54\frac{1}{2}$ □M. mit 884,319 E. — 1870 —), ein fruchtbares, industriereiches Land, der Hauptsitz der belgischen Baumwollen- u. Leinenmanufaktur, zerfällt in 6 Arrondissements: Gent, Oudenaarde, Dendermonde, Aelst, St. Nikolaes u. Eecloo. Hauptstadt ist Gent (121,469 E.); andere namhafte Städte sind:

Nr. 2833. Trachten der heutigen Flandern.
Originalzeichnung von Alb. Kretschmer.

St. Nikolaes (24,056 E.) mit großem Getreidehandel u. ausgedehnter Textilindustrie; Aelst am schiffbaren Dender (19,698 E.) mit starkem Hopfenbau u. nicht unbedeutendem Handel, Lokeren an der Durme (17,215 E., Flachsbau, Bleicherei u. Kornhandel). — 2. **West-F.**, die einzige Küstenprovinz Belgiens, mit $58\frac{3}{4}$ □M. u. 668,976 E. (1870) wird in 8 Arrondissements getheilt: Brügge, Courtray, Roulers, Thielt, Ypern, Ostende, Dixmude, Furnes. Schiffahrt, Fischfang, Getreidebau, Viehzucht u. Weberei bilden die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung. Die Hauptstadt der Provinz, Brügge (47,621 E.), trägt ein alterthümliches Gepräge u. ist reich an großartigen Denkmälern der Baukunst u. an industriellen Unternehmungen; neben ihr: Ostende, die zweite Seestadt Belgiens mit 17,449 E., einem stark besuchten Seebad, lebhaftem Schiffverkehr u. bedeutender Fischerei; Courtray, Stadt an der Lys mit 23,594 E., die großartige Leinenindustrie treiben.

Tracht. In der Geschichte der Trachten fängt F. schon im 12. Jahrh. an, sich besonders bemerkbar zu machen. Durch die Handelsverbindungen der Niederländer, durch Einführung englischer Naturprodukte entstanden damals schon bedeutende Werkstätten für Webereien in Brügge u. Gent. Die flandrischen Tücher waren ein gesuchter Artikel. Der Einfluß der Kreuzzüge, der die orientalische Webekunst zuerst im „Hôtel de tiraz" in Palermo seßhaft gemacht u. nachdem über ganz Italien verbreitet hatte, brachte italienische Lehrmeister u. ihren Kunstsinn auch in die Werkstätten der Flamänder, u. im 13. Jahrh. gingen aus denen zu Brügge u. Gent die berühmten Satins, Sammtstoffe u. Teppiche damaliger Zeit hervor. Die Weberzunft von Brügge soll im 14. Jahrh. die Zahl von 50,000 Köpfen erreicht haben. Diese Stadt bildete den Handelsmittelpunkt der Flamänder, die ihre Waaren mit den Erzeugnissen des Südens austauschten. Die Produktivität des Landes, sowie auch der große Markt, der durch die Einfuhr von Italien aus hier stattfand, führte ein Sinken der Preise dieser Waaren mit sich u. infolge dessen einen Luxus in der Bekleidung, dem nicht nur die höheren Stände huldigten u. dem beispielsweise der burgundische Hof in seltenem Maße ergeben war, sondern der auch im niederen Volke Platz griff. Der blühende Wohlstand u. ihre Privilegien machten die flandrischen Städte bald so übermüthig, daß sie streitsüchtig mit Philipp dem Guten u. später mit Maximilian von Oesterreich sich verfehdeten; aus beiden Kriegen gingen sie nicht nur sehr unglücklich hervor, sondern das Geschick wendete seine Gunst, die F. einen so hohen Rang in Handel u. Industrie seit Jahrhunderten verliehen hatte, nun dem nicht minder intelligenten Antwerpen zu, von dem es im Anfange des 16. Jahrh. völlig überflügelt wurde.

In der Form hat sich die flandrische Tracht stets dem allgemein Zeitüblichen angeschlossen od. doch mindestens den in den ganzen Niederlanden beliebten Eigenthümlichkeiten, zu welchen nam. die bei dem Mittelstande sowie auch bei der dienenden Klasse gebräuchlichen dachförmigen Frauenhüte gehören, welche man im 16. Jahrh. trug. Im vorhergehenden Jahrhundert fand besonders die steife u. starre burgundische Hoftracht in F. Eingang. In derselben Weise hat sich diese Gleichartigkeit mit der Tracht benachbarter Provinzen auch bis in die Neuzeit fortgesetzt, u. wie in Nordbrabant ist in F. der Kapuzenmantel der Frauen das charakteristischste Kleidungsstück.

Flandrin (spr. Flangdräng), Jean Hippolyte, einer der bedeutendsten Vertreter der religiösen Malerei in Frankreich, geb. 23. März 1809 in Lyon, kam nach kurzem Unterricht in seiner Vaterstadt 1829 nach Paris in das Atelier von Ingres, wo er bald dessen bedeutendster Schüler wurde. Schon 1832 gewann er mit einem Bilde „Theseus wird von seinem Vater wiedererkannt" den ersten Preis u. sah sich dadurch in den Stand gesetzt, seine Studien in Rom unter Ingres fortzusetzen, der 1834 Direktor der dortigen franz. Akademie geworden war. An diesen erinnert auch F.'s idealer Stil lebhaft. Seine Komposition ist stets streng geregelt, seine Zeichnung höchst korrekt; aber seiner Farbe fehlen die glänzenden Eigenschaften der mit ihm gleichzeitigen Schule der Romantiker. Zuerst widmete er sich fast ausschließlich der Malerei der profanen Historie, seit 1847 dagegen vorwiegend der religiösen, später auch dem Fache des Porträts. Großen Anklang fanden seine Wandgemälde im Chor der Kirche St. Germain des Prés (1842—44), nam. der Einzug in Jerusalem, worin sich eine große Innigkeit des Gefühls u. Vollendung der Form zeigt. Diesen Bildern fügte er 1846—48 noch die höchst edlen Gestalten der 12 Apostel hinzu. In eben diese Periode seines Glanzes fällt auch der unter Beihülfe anderer Künstler ausgeführte malerische Schmuck der neuen Kirche St. Paul in Nimes, worin er sich sehr an den Stil Giotto's u. Fiesole's anlehnte, vor Allem aber sein Meisterwerk, die beiden großen Friese der Kirche St. Vincent de Paul in Paris, darstellend eine Prozession von Aposteln, Märtyrern, Kirchenvätern u. Nationalheiligen, die zur Anbetung des Sakraments dahinziehen (1850—54). Dieses Werk ist an Würde u. Feierlichkeit wie an Gediegenheit des Kolorits das schönste, was er geschaffen. F.'s Porträts zeichnen sich zwar durch große Schärfe der Auffassung aus; doch fehlt es ihnen an Wärme des koloristischen Ausdrucks. Er starb zu Rom 21. März 1864. — Sein jüngerer Bruder Jean Paul **F.**, geb. 1811, ist ein talentvoller Landschaftsmaler, dem es aber in seinen Schilderungen des heiteren, idyllischen Lebens in der Natur an Frische u. Naivetät fehlt.

Flanell, ein Wollzeug von verschiedenem Feinheitsgrade, entweder leinwandartig gewebt od. geköpert, nur wenig gewalkt, auf der rechten Seite einmal gerauht u. entweder gar nicht od. nur einmal geschoren. Die Kette ist in der Regel Kammgarn, zuweilen auch Baumwollgarn, der Einschuß immer Streichwolle. Man fertigt Futterflanell, $1\frac{1}{4}$ m. breit, tuchartig gewebt aus Kammgarn u. Streichgarn, Gesundheitsflanell, köperartig gewebt (die beste Flanellsorte), u. frisirten F., bei dem die langen Haare in Knötchen gedreht sind. Die F. werden theils weiß gelassen, theils gefärbt, einfarbig od. gestreift. Boy ist ein F. aus geringerer Wolle, tuchartig gewebt, von schwarzer, weißer od. bunter Farbe. Andere Arten sind Moll u. Molton.

Flaneur (franz., spr. Flanöhr), Müßiggänger, Pflastertreter; flaniren, müßig umhergehen.

Flanken bedeuten in der Taktik die Seiten einer Kolonne od. tiefen Truppenaufstellung; sie bilden die schwachen Stellen derselben, da eine Entwicklung der F. zum Gefecht schwierig ist, u. werden daher oft die Angriffsobjekte des Gegners; bes. bei Kavallerieattaken sucht man dem Gegner überraschend in die F. zu fallen (Flankenangriff) od. dieselbe zu umgehen (Flankenumgehung). In der Befestigungskunst bedeuten F. die beiden kurzen Seiten eines Bastions (s. „Befestigung").

flankiren. 1. Das zerstreute Gefecht der Kavallerie durch Bildung einer vor der Front blänkernden Flankeurlinie, hinter welcher sich eine geschlossene Abtheilung als Unterstützungstruppe befindet. Das F. wird bes. bei der leichten Kavallerie geübt; zu den Flankeurs werden gewandte Reiter ausgesucht, die auch in der Führung der Feuerwaffe zu Pferde geübt sind (vgl. „blänkern"). 2. Ein Objekt von der Seite her unter Feuer nehmen; der Hauptgraben einer Festung wird durch Caponnièren u. ähnliche Werke flankirt.

Fläsch, ein Nagelfluegebirge im schweizerischen Kanton Appenzell mit einer 45,20 m. tiefen, 31,39 m. breiten, 2,82 m. hohen Grotte, der Fläscherhöhle, an seiner südl. Seite. Den gleichen Namen führt ein Dorf im Kanton Graubündten am Rhein u. am Fuße der 1102 m. hohen Fläschefluh, in deren Nähe sich ebenfalls eine Tropfsteinhöhle, das Fläscheloch, 33,90 m. lang und 15,69 m. hoch, befindet.

Flasche, ein längliches Gefäß mit engerem Halse, das, in verschiedenen Formen und aus verschiedenartigen Materialien, Thon, Glas, Metall ꝛc., hergestellt, zum Aufbewahren von Flüssigkeiten dient. Aus diesem Gebrauche schreibt sich auch die Anwendung als Maß für Getränke her. Als solches von keinem genau bestimmten Inhalt (in Deutschland ca. ¾ preuß. Quart), wird sie in halbe F.n (Schoppen), Viertel u. Achtel getheilt. — In der Mechanik nennt man F. die Verbindung zweier od. mehrerer Rollen in einem Gehäuse, dem Kloben od. der Schere (s. „Flaschenzug"). — Die Physik kennt Bologneser Flaschen od. Fläschchen, birnförmige hohle Glasmassen mit sehr starker Wandung u. geringem Inhalte, deren Elastizitätsverhältnisse infolge plötzlicher Abkühlung so gespannt sind, daß die oberflächliche Ritzung, welche ein darin umgeschütteltes Sandkorn hervorbringt, genügt, um ein sofortiges Zerspringen der ganzen Flasche zu bewirken, während starke Stöße von außen keine Zertrümmerung zu bewirken vermögen. Die elektrische, Kleist'sche od. Leydner, auch Verstärkungsflasche ist eine Vorrichtung zur Verstärkung u. Ansammlung der durch Elektrisirmaschinen erzeugten Elektrizität. Sie besteht aus einem weithalsigen Glasgefäße (Nr. 2834), welches außen u. innen etwa bis zur Höhe ab mit Stanniol überklebt ist, während von da an der freie Rand des Gefäßes zur besseren Isolirung mit Schellack od. Siegellack lackirt ist. Durch den lackirten Holzdeckel cd geht ein Metallstab, welcher oben mit einer Metallkugel, unten mit herabhängenden, die innere Metallbelegung berührenden Kettchen od. Drähten versehen ist. Nähert man den oberen Knopf der F. dem positiv geladenen Konduktor einer Elektrisirmaschine, während die äußere Belegung ableitend berührt ist, so wird dadurch die innere Belegung positiv elektrisch geladen, auf der äußeren dagegen negative Elektrizität gebunden, während freigewordene positive abfließt. Verbindet man dann durch die ausgespreizten Finger od. durch den sog. Entlader (s. d.) den äußeren Belegrand ab mit der aus dem Innern kommenden Metallstange, so neutralisiren sich durch diese Verbindung hier die Elektrizitäten beider Belegungen durch heftigen Schlag u. Funken. Man kann mehrere F.n zu einer elektrischen Batterie (s. d.) verbinden. Ist die F. zu enghalsig, als daß man sie inwendig mit Stanniol bekleben könnte, so bestreut man die klebrig gemachte Innenfläche dicht mit Eisen- od. Messingfeilspänen. Die Konstruktion der elektrischen F. wurde 1745 vom Domherrn Kleist zu Cammin in Pommern zuerst aufgefunden, als er Wasser in einer F. elektrisiren wollte. Bald darauf wurde der Versuch auch von Leydener Physikern wiederholt. — Woulf'sche Flaschen heißen nach ihrem Erfinder die bei chemischen Versuchen vielfach gebrauchten F.n mit zwei od. drei Hälsen, welche mit Korken verschlossen werden, durch die man Glasröhren, Trichter u. s. w. einführen kann.

Nr. 2834. Die Leydner Flasche.

Flaschenkürbis, s. „Calebassenbaum".

Flaschenzug, auch Rollenzug, Polyspast od. Kloben nennt man eine Verbindung von festen u. beweglichen Rollen (s. „Rolle") zur besseren Vertheilung der Arbeitskraft bei Hebung von Lasten. Die Theorie der F.e läßt sich wie die der Rolle aus den Hebelgesetzen ableiten, daß die Produkte aus Kraft u. Weg gleich sein müssen, wenn Gleichgewicht stattfinden soll. In Nr. 2835—37 sind drei verschiedene Konstruktionen von F.en dargestellt. Bei den ersten beiden Arten von F. (Nr. 2835 u. 36), welche aus zwei Systemen von je drei Rollen bestehen, deren eines fest, das andere aber beweglich ist, vertheilt die Last ihre Wirkung gewissermaßen auf 6 Seile, die freilich zusammen nur ein einziges bilden. Die am Ende des Seiles wirkende Kraft braucht, um so der Last das Gleichgewicht zu halten, nur das Sechstel so groß zu sein. Bei dem dritten F. endlich (Nr. 2837) überträgt die unterste Rolle auf die zweite nur die Hälfte der Last, die zweite auf die dritte wieder nur die Hälfte von der Hälfte, u. die dritte auf die obere feste od. Richtungsrolle wieder davon nur die Hälfte od. ein Achtel der ganzen Last L, so daß das Gegengewicht G nur ein Achtel der Last L zu sein braucht. Will man die Last aber wirklich heben, so ist etwas mehr Kraft aufzuwenden, denn es muß noch die Reibung in den Rollenachsen u. die Steifigkeit der Seile überwunden werden. Mit Hülfe der F. kann man zwar durch eine geringere Kraft eine bei Weitem größere Last bewegen, indessen vermag man trotzdem auf diese Weise nicht an Kraft wirklich zu ersparen od. gar zu gewinnen. Man muß nämlich die Kraft auf einem entsprechend längeren Wege wirken lassen, als die Last zurücklegt. Um z. B. die Last p von sb nach sa zu heben, muß man beim ersten F. die ganze zwischen sa u. sb befindliche Seillänge aufziehen, entsprechend bei den anderen; 1 kg. um 1 m. gehoben ist aber dieselbe Arbeit, wie $\frac{1}{6}$ kg. um 6 m. gehoben u. s. w. Nutzbar dagegen ist für schwächere Arbeitskräfte die zweckmäßigere Vertheilung, welche sie durch die F. erfahren.

Nr. 2835. Flaschenzug mit drei festen u. drei beweglichen Rollen.

Nr. 2836. Flaschenzug mit neben einander stehenden Flaschen.

Nr. 2837. Flaschenzug mit einer festen u. zwei beweglichen Rollen.

Fläscher- od. St. Luzienberg im schweiz. Kanton St. Gallen, Ragaz gegenüber, am rechten Ufer des Rheins, 1141 m. hoch.

Flatheads (engl., spr. Flätthedds), d. i. Flachköpfe, od. Selish, ein am oberen Oregon u. an dessen Nebenflüssen wohnender nordamerikan. Indianerstamm, eine der 10 Gruppen, in welche nach den Forschungen von Hor. Hale u. Buschmann die Indianervölker des Oregongebietes eingetheilt werden. Die Sprache dieses nomadenhaft lebenden Indianerstamms ist noch wenig bekannt; 1870 soll ihre Zahl 1450 betragen haben.

Flatteur (franz., spr. Flattöhr), Schmeichler; flattiren, schmeicheln.

flau nennt man in Marktberichten den Stand einer Waare od. Waarenbranche, wenn das Angebot derselben die Nachfrage übersteigt.

Flaum, die dicht an der Haut liegenden weichen, wolligen Federn am Körper der Vögel, bei den Wasservögeln Dunen genannt. Eine andere Bedeutung hat F. in der Jägersprache, welche damit die Borsten auf dem Rücken des Wildschweines bezeichnet.

Flaus, auch Flausch, ein langhäriges, meist zu Winteranzügen verwendetes, dickes, dem Kalmuck ähnliches Wollenzeug.

Flavius, ein bei den alten Römern häufig vorkommender Name. Zu erwähnen ist nam. Cajus F. Fimbria, ein Zeitgenosse u. Helfershelfer von Marius u. Cinna. Derselbe ging als Legat mit dem Konsul Valerius Flaccus nach Asien, stiftete aber eine Meuterei gegen diesen

an u. tödtete ihn (85 v. Chr.). F. führte hierauf den Krieg gegen Mithridates auf eigene Faust u. besiegte den König in mehreren Treffen. Als aber Sulla im J. 84 in Asien eingetroffen war u. mit dem Könige von Pontus Frieden geschlossen hatte, wurde er von demselben in seinem Lager bei Thyatira in Lydien eingeschlossen, flüchtete sich nach Pergamus u. endigte dort durch Selbstmord. Die Flavier, welche den röm. Kaiserthron eingenommen haben, s. unter „Vespasianus", „Titus" u. „Domitianus".

Flaxman (spr. Fläxmän), John, ein bekannter engl. Bildhauer, der in der Plastik die Anschauungen der antiken Welt zu neuem Leben erweckte u. als der erste Wiederhersteller des griech. Reliefstils zu bezeichnen ist. Geb. 6. Juli 1755 zu York, bildete er sich von seinem 15. Jahre an auf der Akademie in London, errichtete aber später ein eigenes Atelier, machte ohne Lehrer große Fortschritte u. schuf mehrere Statuen u. Reliefs, zu denen er den Stoff aus der griech. u. röm. Geschichte nahm. Im J. 1787 trat er seine Studienreise nach Italien an u. ließ sich in Rom nieder, wo seine Arbeiten allgemeine Anerkennung fanden. Dort erhielt er auch die Anregung zur Zeichnung seiner Umrisse zu Homer's Odyssee (1793) u. Ilias (1795), denen später infolge anderer Aufträge die zu Dante u. Aeschylos folgten (die ersteren von Piroli, Parker u. Neagle gestochen, die beiden letzteren von Piroli), Arbeiten, die durch die Reinheit ihres Stils u. ihre wahrhaft klassische Gruppirung auch in Deutschland großes Aufsehen machten u. einen entschiedenen Einfluß auf den neuen Aufschwung der Kunst ausübten. Nach London zurückgekehrt, schuf er 1795 sein erstes monumentales Werk, das figurenreiche Grabdenkmal des Grafen von Mansfield (Westminster-Abtei), dem dann noch andere Grab- u. Ehrendenkmale folgten, wie die der Admirale Howe u. Nelson (beide in der Paulskirche in London). Nachdem er sich bereits Jahre lang mit dem Zeichnen u. Modelliren des Achilles-Schildes nach Homer's Ilias beschäftigt hatte, vollendete er diese Arbeit 1818 im Auftrage von zwei Londoner Goldschmieden, die 4 Abgüsse in vergoldetem Silber davon machen ließen. Es ist ein mit unsäglichem Fleiße durchgeführtes Werk, das, wenn auch seine ganze Auffassung der Antike nachmals durch Thorwaldsen u. Schwanthaler übertroffen wurde, doch viel Geist u. Schönheitssinn entwickelt. Nicht minder berühmt als die genannten Arbeiten sind der über den Satan triumphirende Erzengel Michael, die Statue Pitt's in Glasgow u. a. F. starb 7. Dez. 1826. Nach seinem Tode erschienen von ihm „Lectures on Sculpture" (Lond. 1829), geistreiche Vorlesungen, die er in der Akademie zu London gehalten hatte.

Fléchier (spr. Flehschieh), Esprit, franz. Kanzelredner, geb. 1. Juni 1632 zu Pernes in der Grafschaft Venaissin, machte sehr sorgfältige Studien u. ward in den Jesuitenorden aufgenommen, schied jedoch aus diesem wieder aus u. trat in Paris mit großem Erfolg als Kanzelredner auf. Seit 1673 Mitglied der Akademie, seit 1687 Bischof von Nismes, starb er 16. Febr. 1710 zu Montpellier. Seine feingeformten Leichenreden, von welchen nam. die auf Bossuet u. Turenne zu ihrer Zeit großen Eindruck machten, erschienen gesammelt unter dem Titel „Oraisons funèbres" (Par. 1681, mehrfach aufgelegt). Ferner schrieb er eine „Histoire de Théodose le Grand" (Par. 1679), „Vie du cardinal Ximenès" (Par. 1693) u. s. w. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke erschien zu Nismes (10 Bde., 1782).

Flechsen, Volksausdruck für Sehnen (s. d.).

Flechte, volksthümliche Bezeichnung für sehr verschiedene Hautkrankheiten. Bald versteht man darunter eine Schuppenkrankheit (Psoriatis, Ichthiosis), bald einen nässenden Hautausschlag (Ekzem), bald irgend eine Hautabschieferung aus inneren Ursachen u. s. w. Die Ursachen für diese krankhaften Erscheinungen der Haut können sehr mannichfacher Art sein, so daß Diagnose u. Behandlung jeden einzelnen Fall für sich ins Auge zu fassen haben.

Flechten (lichenes), eine große kryptogamische Pflanzenfamilie, deren Glieder als reine Zellenpflanzen den Algen nahe verwandt sind u. von diesen gleichsam die Landform darstellen. Sie haben entweder ein angedrücktes, weit ausgebreitetes, ein fadenförmig verlängertes u. verästeltes od. ein säulchenartiges Laub (thallus). Ihre Früchte erscheinen an den Spitzen der letzten beiden Gruppen od. auf dem Laube der ersten Gruppe in Form von Tellerchen, Schüsselchen, Knöpfchen u. heißen bei den Botanikern apothecia. Im Inneren liegen die Samen (Sporen) zwischen sog. Saftfäden (paraphyses) in birnförmigen Beutelchen od. weberschiffartigen Behältern als mikroskopische Bläschen (Zellen). S. Nr. 2838—42.

So einförmig die F. hiernach erscheinen müßten, bilden sie doch ein stattliches Heer theilweis sehr charakteristischer, oft schön gefärbter Formen. Die gewöhnlichste ist die unserer Wandflechte od. der Felsenwandflechte (s. Nr. 2842): ein niederliegendes, an Felsen u. Wände angedrücktes laubartiges Gebilde. Im Gebirge giebt es dagegen sehr stattliche Flechten, welche in der Gestalt verzweigter Lappen die Form der Lungenflechten, in Gestalt von bartartig herabhängenden, fadenförmig verzweigten Polstern die Form der Bartflechten u. s. w. darstellen. Die Form der säulenartigen F. spiegelt sich in den Cladonien ab, von denen die Renthierflechte (Cladonia rangiferina) auf unsern Heiden u. in trocknen Kieferwäldern das beste Beispiel liefert (s. Nr. 2841). — Viele von den Flechtenarten dienen auch dem Menschen. Obenan steht in dieser Beziehung das sog. isländische Moos (s. d. Art. „Cetraria"), eine F., welche, wie viele andere, ein genießbares Stärkemehl enthält. Zu diesen anderen Arten gehört nam. die Mannaflechte (Lecanora esculenta) in den Steppen der Tartarei, Algeriens u. s. w., ein kaum im Boden fußendes, leicht vom Winde bewegtes Gebilde, das fast wie eine granulöse anorganische Masse erscheint. Hierher gehört auch Chlorangium Jussufii in denselben Steppen. Selbst die Renthierflechte od. das Renthiermoos gehört hierher, die Hauptnahrung des Rens im Winter. In den Alpenländern ist es wohlbekannt, daß manche Flechtenarten, nam. Evernien, den Milchthieren außerordentlich vortheilhaft sind. In den nordpolarischen Ländern, bes. den amerikanischen, bilden manche auf Felsen wachsende, gleich einem Stück Leder erscheinende Arten oft die letzte Nahrung der Pelzjäger u. A., nämlich Gyrophora-Arten, unter dem Namen Tripe de roche bekannt. Eben so bedeutsam sind die F. als Farbepflanzen. Viele liefern eine gelbe, andere eine rothe, purpurne od. violette, andere eine blaue Farbe. Gelb liefert z. B. die oben genannte gemeine Wandflechte, Roth die Umbilicaria pustulata od. Blatter-Nebelflechte, Purpur die gemeine Porenflechte (Pertusaria communis), Blau die Orseille (Roccella tinctoria, s. d. Art. „Färberflechte"). Auch in der Arzneikunde sind die F. nicht unbekannt; bes. durch ihren Bitterstoff (z. B. isländisches Moos, Wandflechte, Lungenmoos u. A.). Selbst im Haushalte der Natur nehmen die F. einen hohen Rang ein. Sie sind auf Felsen die ersten Ansiedler, welche den übrigen Pflanzen gleichsam als Pioniere vorausgehen, um ihnen den ersten Humus zu bereiten, worin sie die Laubmoose übertreffen. Auf dem Vesuv, auf dem Aetna und auf den Phlegräischen Feldern überzieht z. B. Stereocaulon Vesuvianum die Anfangs unfruchtbare Lava als die erste Pflanze. Wegen dieser außerordentlichen Genügsamkeit u. ihrer ebenso großen Lebenszähigkeit reicht das Gebiet der F. bis an den Pol alles organischen Lebens: gegen die Pole hin wie auf den höchsten Bergspitzen sind sie die letzten Bürger des Gewächsreiches, so daß man auch von einem Reiche der Moose u. F. für die höchste Region der Pflanzen spricht.

Nr. 2838.

Nr. 2839.

Nr. 2840.

Nr. 2838. Durchschnitt einer Flechtenfrucht. 2839. Ein Stückchen derselben stark vergr. mit den Fruchtschläuchen. 2840. Ein Flechtensame tausendfach vergrößert.

Nr. 2841. Die Renthierflechte (Cladonia rangiferina).

Nr. 2842. Gemeine Wandflechte.

Flechtwerke od. Geflechte im engeren Sinne heißt eine Reihe von Erzeugnissen, welche insofern zu den Geweben gestellt werden, weil die Fäden od. Litzen, woraus sie bestehen, nur durch eine Verdrehung od. Verflechtung mit den benachbarten Fäden, aber nicht wie die Kettenfäden bei den Geweben durch besondere Einschlag- od. Schlußfäden verbunden sind. Hierher gehören die meist durch einfache mechanische Hülfsmittel od. Maschinen u. aus verschiedenen Materialien hergestellten Seile, Bänder u. Schnuren ꝛc. Die Schnuren können gedrehte od. geflochtene u. diese wieder flache, viereckige, runde u. hohle sein. Im weiteren Sinne zählt man zu den Flechtwerken auch die Arbeiten des Korbmachers, sowie die aus Weiden- u. anderen Ruthen ausgeführten Bekleidungen an Uferwänden, bei Wasserbauten u. Verschanzungen. Dergleichen F. hat man bei den in der Schweiz entdeckten Pfahlbauten vielfach aufgefunden.

Nr. 2843. Nr. 2844

Nr. 2843. Gemeine Fledermaus. 2844. Langohrige Fledermaus.

Fleck, Johann Friedrich Ferdinand, ausgezeichneter deutscher Schauspieler, geb. 10. Juni 1757 zu Breslau, studirte Anfangs Theologie, folgte aber bald seiner Neigung zur Schauspielkunst, für die ihn sein feuriges Temperament, seine ebenmäßige u. bewegliche Gestalt u. ein wohlklingendes Organ in hohem Grade befähigten. Unter der Leitung des Theaterdirektors Brand in Leipzig machte er 1777 seine ersten Versuche. Zu glücklicher Entwicklung gelangte sein Talent aber erst in Hamburg, wo er sich unter Ackermann u. Schröder bildete. Nachdem er seit 1783 der Döbbelin'schen Gesellschaft in Berlin angehört, verfiel er trotz der Triumphe, die er dort feierte, in eine tiefe Schwermuth, die ihn Jahre lang von der Bühne fernhielt. Erst 1786 erwachte seine angeborne Kraft u. Freudigkeit wieder; er folgte einem Rufe an das Nationaltheater in Berlin, an welchem er 1790 das Amt eines Regisseurs übernahm u., seit 1796 im glücklichen Wettstreite mit Iffland, eine glänzende Wirksamkeit entfaltete. Dieser wurde er jedoch durch eine schwere Krankheit entrissen, der er 20. Dez. 1801 erlag. F., der mehr den Eingebungen seines Genies als künstlerischen Erwägungen folgte, gehörte zu den hinreißendsten Heldenspielern des deutschen Theaters; doch leistete er auch im Charakterfache u. in der Darstellung komischer Rollen Vorzügliches. Als seine Glanzrollen werden Lear, Shylock, Karl Moor, Götz u. Wallenstein gerühmt.

Flecke, Konrad, einer der bessern deutschen Epiker des Mittelalters, stammte aus einem ritterlichen Geschlechte Schwabens, das etwa in der Nähe des Bodensees seinen Sitz hatte, u. dichtete um 1220. Er ist der Verfasser zweier Epen, von denen das eine die im Mittelalter weit verbreitete, anmuthige Geschichte von „Flore u. Blanscheflur" (s. d.) nach franz. Vorlage behandelte; im zweiten, dem „Clies", bearbeitete er den „Cliges" des Chrestien von Troyes, einen Roman, der die Artussage mit byzantinischen Sagenkreisen in Verbindung brachte. Ersteres Werk ist uns erhalten (herausg. von Sommer, Quedlinb. 1846), der „Clies" aber bis heute nicht aufgefunden; es scheint, daß der Dichter vor der Vollendung dieser Dichtung starb.

Flecken, Mittelort zwischen Stadt u. Dorf; hat ein solcher Ort Marktgerechtigkeit, so heißt er Marktflecken.

Flederhund, s. „Flug".

Fledermäuse (Fledertbiere, Flatterthiere, Handflügler, Chiroptera), eine Ordnung von Säugethieren, deren Vordergliedmaßen zu wirklichen, den Vogelflügeln analogen Flugorganen umgestaltet sind, indem eine, meist unbehaarte, Flughaut (patagium) die außerordentlich verlängerten Vorderextremitäten mit den hinteren verbindet, durch die sehr langen Finger ausgespannt erhalten wird u. wie ein Vogelflügel gegen den Leib zurückgeschlagen werden kann. Die Vorderfüße haben nur am kurzen, frei vorragenden Daum eine Kralle, dagegen haben die kurzen, sämmtlich frei vorragenden Hinterzehen sämmtlich Krallen. Beide Hinterbeine sind meist unter sich durch eine Schenkelflughaut verbunden. Die F. haben alle drei Arten Zähne, ein großes Maul, große Ohren, kleine Augen, einen weichen Pelz u. den Flugorganen entsprechend starke Schlüsselbeine u. starke Brustmuskulatur. Ehemals rechnete man zu den F. auch die Pelzflatterer (Dermoptera), welche aber den Halbaffen (Prosimiern) zugehören. Die F. sind gesellige, nächtliche Thiere mit feinem Tastsinn, der ihnen im Dunkeln den Weg zeigt, so daß Spallanzani, der mit geblendeten Thieren experimentirte, ihnen einen besonderen Sinn zuschrieb. Sie fliegen gewandt, klettern mit dem Daum, hängen sich zur Ruhe an den Hinterfüßen auf u. halten Winterschlaf. Gewisse Arten in Afrika u. Indien werden gejagt u. gegessen. Man unterscheidet die F. in insektenfressende (Insectivora), wie unsere einheimischen, die sich dadurch nützlich erweisen, u. früchtefressende (Frugivora), zu denen der Flughund (fliegende Hund, Flatterhund, Rousette, „Vampyr", Pteropus) Asiens, Afrika's u. Australiens gehört. Bezüglich der Insektivoren ist von den durch höchst abenteuerliche blattartige Aufsätze auf der Nase charakterisirten Blattnasen (Istiophora, Istiorhina) außer unserer Hufeisennase (Rhinolophus) bes. der südamerikanische Vampyr (Phyllostoma) zu nennen, der, mit dicker, fleischiger Zunge ausgerüstet, als Blutsauger für Vieh u. selbst für Menschen gefährlich werden kann. Zu den Glattnasen (Gymnorhina) gehören die in Deutschland gemeinen, bes. nach Ohren u. Gebiß unterschiedenen „Speckmäuse", wie Vesperugo noctula, pipistrellus, serotinus etc., Vespertilio murinus, Daubentonii etc. u. Plecotus auritus mit den großen, über dem Scheitel zusammengewachsenen Ohren.

Fledermausfisch (Malthaea vespertilio), ein abenteuerlich gestalteter, stachelflossiger Fisch der Atlantischen Küste Südamerika's, zur Familie der Armflosser od. Chironekten gehörig. Er ist von gedrungenem Körperbau, hat eine höckerige Haut, einen hornartigen Höcker auf dem großen Kopfe, kleine, kehlständige Bauchflossen u. als Hauptmerkmal lange, stielförmige Handwurzelknochen, die den Brustflossen zum Kriechen auf dem Meeresboden als Stütze dienen.

Nr. 2845. Fledermausfisch (Malthaea vespertilio).

Flegel, J. G., ein geschickter Holzschneider in Leipzig, aus dessen Atelier eine große Anzahl tüchtiger Arbeiten auf dem Gebiete der Holzschneidekunst hervorgegangen sind, unter denen die Bilder nach Zeichnungen von Ludwig Richter (z. B. „Erbauliches u. Beschauliches") die bekanntesten sind.

Flegelkrieg heißt der Feldzug, den Friedrich der Streitbare 1412 gegen die Flegler führte, d. h. gegen die wilden Volkshaufen, die sich damals im Harz zusammengerottet hatten u., mit Dreschflegeln u. ähnlichen Werkzeugen bewaffnet, unter Führung einiger Ritter u. Edlen, nam. des Grafen Günther von Schwarzburg u. des abenteuer- u. rauflustigen

Friedrich von Heldrungen, plündernd u. mordend durch Mitteldeutschland zogen, indem sie Freiheit von Steuern u. Abgaben, gleiche Güter-vertheilung u. dgl. forderten. Sie wurden nach hartnäckigem Kampfe besiegt u. zersprengt, die Rädelsführer grausam bestraft.

Flegler, s. „Flagellanten" u. „Flegelkrieg".

Fleisch ist die Gesammtheit der aus Bündeln von Fleischfasern, einhüllenden sehnigen Theilen u. Fett gebildeten, von Blutgefäßen u. Nerven durchzogenen Muskeln, welche durch einen dem Blutfarbstoff identischen Farbstoff (bei höheren Thieren) mehr od. weniger roth gefärbt sind. Das F. ist vermöge seines Reichthums an stickstoffreichen Verbindungen für den Menschen u. einen großen Theil der Thiere ein überaus wichtiges Nahrungsmittel. Wir unterscheiden daran die Fleischfasern (s. „Muskeln") u. den zwischen denselben enthaltenen, dem F. seinen Geruch u. Geschmack verleihenden Fleischsaft. Beide sind als Nährstoffe von höchster Wichtigkeit, da sie in ihrer Gesammtheit als F. sowol in den Eiweißkörpern stickstoffhaltige Verbindungen (Faserstoff, Eiweiß, Käsestoff, Gallert) enthalten, als in dem Zucker u. Fett solche stickstofffreie Körper, Kohlenwasserstoffe, die man als Respirationsmittel bezeichnet, weil sie es sind, welche die thierische Wärme unterhalten; endlich ist auch der Gehalt an anorganischen Salzen, vorwiegend Phosphaten u. Kalisalzen, außerdem Natron-, Chlor- u. Eisenverbindungen, werthvoll. Die nach Alter u. Art des Thieres dickere od. dünnere, weichere od. festere, röthere od. blässere Fleischfaser besteht aus einem Kalkphosphat enthaltenden Eiweißstoffe, dem Fleischfibrin (Muskelfaserstoff od. Syntonin). Obschon den eigentlich nahrhaften Theil des F. bildend, kommt uns der Nahrungswerth der Faser, nam. wenn sie nicht gehörig gekaut wird, nur theilweis zu Gute, da sie vom Magen- u. Darmsaft keineswegs unter allen Umständen vollständig gelöst wird. — Der Fleischsaft od. die Fleischflüssigkeit (Muskelsaft), die man durch Auspressen des F. gewinnt u. als Fleischbrühe (Bouillon) dem F. durch Kochen entzieht, enthält als stickstoffhaltige Substanzen Eiweißstoffe, welche durch Kochen gerinnen, ferner den Fleischstoff (od. das Kreatin) u. die (alkalische) Fleischbasis (das Kreatinin), endlich die Fleischsäure (Inosinsäure). Das Kreatin ist ein krystallisirbarer Körper [von der chemischen Zusammensetzung $C_8H_9N_3O_4 + 2aq.$], der sich als Produkt der Muskelthätigkeit aus dem Faserstoffe bildet u. durch Säuren in das Kreatinin $[C_8H_7N_3O_2 + 2HO]$ übergeht; beide wie die ebenfalls aus der Zersetzung des thätigen Muskels hervorgehende Fleischsäure werden allmählig in Harnstoff umgewandelt, in diejenige Form, in welcher der Stickstoff hauptsächlich den Organismus wieder verläßt. — Unter den stickstofffreien Bestandtheilen des Fleischsaftes steht obenan die Fleischmilchsäure (od. Paramilchsäure), die von gewöhnlicher Milchsäure nur durch ein etwas anderes Verhalten ihrer Salze abweicht, dann zwei Zuckerarten, der vom Traubenzucker wahrscheinlich gar nicht verschiedene Fleischzucker u. der Inosit, endlich Fett u. von Salzen bes. phosphorsaure. Der feste Rückstand des Fleischsaftes besteht zu 82,2 % aus anorganischen Salzen. Der Fleischsaft (also die Fleischbrühe od. Bouillon) wirkt weniger nährend als vielmehr aufs Nervensystem anregend, namentlich durch seine phosphorsauren u. milchsauren Salze, u. ist anderen Reizmitteln weit vorzuziehen. In dieser seiner Zusammensetzung enthält das F. fast alle Stoffe, aus denen unser Körper sich aufbaut, u. in Bezug auf Nährkraft kann ihm nur die Milch an die Seite gestellt werden. Völker, die vorzugsweise von Fleischkost leben, zu der man neben dem eigentlichen Muskelfleische auch Eingeweide, die eine ähnliche Zusammensetzung haben, wie Gedärme, Leber, Bröschen, Nieren, Blut, Hirn rechnet, überragen, den Vegetariernern zum Trotz, die hauptsächlich von Pflanzenkost lebenden an Thatkraft u. Ausdauer, an Muskel- u. Nervenkraft. F. kräftigt besser u. schneller als vegetabilische Nahrung. Die stickstoffreichen Verbindungen darin brauchen geringere Umwandlungen durchzumachen, um zu Fleisch u. Blut zu werden, als die pflanzlichen Nahrungsmittel, bei denen auch zur Deckung des Stickstoffbedarfs große Mengen unnützer Stoffe mit aufgenommen werden müssen. Gleichwol ist der Mensch, schon der ganzen Einrichtung seines Gebisses u. Verdauungsrohres nach, nicht auf eine ausschließliche Fleischkost angewiesen: sie würde, umgekehrt wie eine ausschließliche Pflanzenkost, zu viel Eiweiß- u. zu wenig Fettstoffe liefern. Die diätetische Kur gegen Fettleibigkeit (s. „Banting") gründet sich hierauf. Der Mensch muß neben Fleisch noch stickstofflose Nahrung, wie Amylaceen u. Fett, genießen. Hiernach ist fettes Fleisch nahrhafter als mageres, kann aber bei Uebermaß von Fett schwer verdaulich werden, weil der Magensaft gehindert wird, in das Fleisch zu dringen. Genossen wird das F. sehr verschiedener Thiere. Der verschiedene Geschmack der Fleischarten beruht theils auf noch unvollständig bekannten flüchtigen Stoffen, die sich bei Erhitzung des Fleischsaftes vielleicht theilweise erst bilden, theils auf der bei den verschiedenen Thieren verschiedenen Beschaffenheit u. Menge des Fleischsafts. Beispielsweise hat in 1000 Theilen Kalbfleisch 166, Schweinefleisch 171, Rindfleisch 174, Rehfleisch 187 Theile Eiweißgehalt. Obenan steht unter den verschiedenen Fleischarten das der Säugethiere, nam. der Herbivoren (Rind, Schaf, Ziege). Schweinefleisch kann durch Trichinen u. Finnen gefährlich werden u. erheischt deshalb eine **Fleischschau**, eine mikroskopische Untersuchung einer dem frischgeschlachteten Thier entnommenen Probe. Vogelfleisch ist reich an Eiweißstoffen, aber arm an leimgebendem Gewebe; das weiße, wasserreiche (85 %) Fischfleisch ist reich an phosphorhaltigem Fett. Das Fleisch ist aber nicht blos nach der Art des Thieres verschieden, sondern auch nach der Race, dem Alter, der Ernährungsweise, den verschiedenen Körperstellen, der Tödtungsart u. s. w. Kalbfleisch hat 80 % Wasser, gewöhnliches Ochsenfleisch 60 %, dagegen solches eines guten Mastochsen nur 30 %; Fische aus Schlammwasser sind eben so unschmackhaft wie thranige Sumpfvögel; Lendenfleisch ist zarter als das einer anderen Körperstelle, ebenso beim Geflügel der Brustmuskel. Der thätige wie der sich zersetzende todte Muskel bildet Milchsäure, die den Geschmack des Fleisches verbessert; deshalb ist das Fleisch solcher Thiere, die sich viel bewegten, schmackhafter, geht aber auch leichter in Zersetzung über. Auch Kastration übt einen Einfluß auf die Güte des F. (Kapaunen u. Poularden). Die Verdaulichkeit des F. liegt in der Weichheit seiner Fasern, in der stärkeren od. schwächeren Durchwebung mit Fett u. Sehnen („Durchwachsen") sowie in der relativen Durchtränkung mit Fleischsaft u. Blut. Wie Fisch- u. Krebsfleisch ist das F. von alten Thieren schwerer verdaulich als von jungen (Kalbfleisch), rohes (Beefsteaks), geräuchertes, gepökeltes, gedörrtes schwerer verdaulich als gut gekochtes u. gebratenes F., sehr fettes u. durchwachsenes schwerer als mageres, grobgeschnittenes schwerer als feinzertheiltes (klargekautes), Säugethierfleisch schwerer als Vogelfleisch. Leichtverdaulich, aber, wie schon erwähnt, nicht von entsprechendem Nährwerth, ist Fleischbrühe. Sache der Kochkunst ist es, das F. schmackhafter, verdaulicher u. nahrhafter zu machen; mageres F. wird daher gespickt u. s. w. Da in den Fasern der größte Theil der nahrhaften Substanzen liegt, so gilt es, sie mürbe, dem lösenden Magen- u. Darmsaft zugänglicher zu machen. Deshalb hängt man F. an die Luft, legt es in Essig od. saure Milch ꝛc. Am nahrhaftesten u. verdaulichsten ist das F., wenn alle seine Bestandtheile in ihm zurückgehalten bleiben, wie das beim Braten u. Dämpfen geschieht. Durch Ausziehen der Bouillon ausgekochtes F. ist der Unlöslichkeit seiner Fasern wegen ein schlechtes Nahrungsmittel. Eine gute Fleischbrühe („Kraftbrühe") erhält man, indem man das F. in kleine Würfel zerschnitten mit kaltem Wasser ansetzt, od. durch Kochen im Papin'schen Digestor; die käuflichen Bouillontafeln geben keine gute Fleischbrühe, indem sie fast nur aus Leim bestehen. Das Fleischextrakt (s. d.) dagegen (Liebig'sches u. Buschenthal's) vermag zwar aus Mangel an Eiweißstoffen das F. nicht zu ersetzen, ist aber wegen seines Gehaltes an Salzen u. Kreatin ein ganz vorzügliches, den Stoffwechsel anregendes Belebungsmittel. Um F. für längere Zeit brauchbar zu erhalten u. zum Versenden in weite Entfernungen als solches geeignet zu machen, wird es auf verschiedene Weise konservirt (geräuchert, gepökelt od. eingesalzen, gedörrt od. bukanirt), verliert aber an Verdaulichkeit, das Pökelfleisch auch an Nahrhaftigkeit, indem hier ein großer Theil des Fleischsaftes in die Salzlake übergeht.

Fleisch, wildes (Caro luxurians), ist ein falscher Ausdruck für ein pathologisches Gebilde, welches nur oberflächliche Aehnlichkeit mit dem Fleische hat. Man versteht darunter die bei heilenden Wunden zuweilen in übermäßiger Weise wuchernden Wärzchen (Granulationen), die über den Rand der Wunde herüberragen u. die definitive Heilung derselben hindern. Das w. F. ist etwas höchst Lästiges u. weicht selbst auf tiefe Aetzungen, ja sogar auf das Ausschneiden u. Brennen mit dem Glüheisen nicht immer, u. obwol gegen dasselbe eine Unzahl von Mitteln angewandt werden, kann einem bestimmten davon doch kein Vorzug eingeräumt werden.

Fleischbrühe, s. „Fleisch".

Fleischer, Heinrich Leberecht, berühmter Orientalist, geb. 21. Febr. 1801 zu Schandau in Sachsen, bezog 1819 die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren, wandte sich aber bald den orientalischen Sprachen, vorzüglich dem Arabischen, zu, hörte von 1824 an den berühmten Sylvestre de Sacy u. Caussin de Perceval in Paris u. sammelte Material für spätere Arbeiten in den Handschriften der königlichen Bibliothek. Der Umgang mit mehreren jungen Aegyptern verschaffte ihm zugleich Uebung im mündlichen Gebrauch des Neuarabischen. 1828 nach Sachsen zurückgekehrt, erhielt er 1831 eine Anstellung als Oberlehrer der Kreuzschule zu Dresden. 1835 folgte er einem Rufe als Prof. der orientalischen Sprachen an der Universität Leipzig. In dieser Stellung hat F., bis in sein Alter durch außerordentliche Geistesfrische u. Arbeitskraft unterstützt, als Lehrer u. Schriftsteller im Geiste einer streng wissenschaftlichen Methode Bedeutendes geleistet, so daß er den Fachgenossen weit über Deutschlands Grenzen hinaus, bes. auf dem Gebiete der arabischen, persischen u. türkischen Sprachkunde, unbestritten als eine der höchsten Autoritäten gilt. Sehr verdient machte er sich außer-

dem durch Stiftung der Deutsch-morgenländischen Gesellschaft (1845). Seinen literarischen Ruf begründete F. 1831 durch die Herausgabe von Abulfeda's „Vorislamitischer Geschichte" (arab. u. latein., Lpz.). Ihr folgte der werthvolle Katalog der orientalischen Handschriften in Dresden (1831), die Ausgabe von Samachschari's „Goldenen Halsbändern" (Lpz. 1835), der Katalog der oriental. Handschriften auf der Rathsbibliothek zu Leipzig (1838) u. die Vollendung der Habicht'schen (arabischen) Ausgabe von „Tausend und eine Nacht" (Bd. 9—12, 1842—43). Das Hauptwerk F.'s ist die Herausgabe von Baidhawi's großem Koran-Kommentar (2 Bde., Lpz. 1846—48). Die reifste Frucht seiner Sprachstudien sind wol die „Beiträge zur arab. Sprachkunde" in den Sitzungsberichten der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften (seit 1862 4 Hefte, Lpz.).

Fleischextrakt (Extractum carnis) wird nach Liebig's Vorschrift folgendermaßen bereitet: sehr fein gehacktes Fleisch wird mit der ungefähr 10fachen Menge Wasser höchstens eine halbe Stunde lang gekocht, die von dem Fleische getrennte Flüssigkeit von allem Fett befreit u. dann im Wasserbade so lange eingedampft, bis eine dicke, kaum noch fließende, braune Masse zurückbleibt. Dieses F. hat einen sehr aromatischen, intensiven Fleischgeschmack u. läßt sich, ohne Veränderung zu erleiden, aufbewahren. Ein Theil davon, in etwa 32 Theilen heißem Wasser gelöst, giebt nach Zusatz von etwas Fett u. Kochsalz eine vortreffliche Fleischbrühe. Nicht allein für Hospitäler, zur Verproviantirung von Schiffen u. Armeen, sondern auch für den gewöhnlichen Küchengebrauch leistet das F. ausgezeichnete Dienste. Das F. wird jetzt, nam. in den La Plata-Staaten (Fray Bentos) u. Australien, fabrikmäßig in großen Massen bereitet, um die ungeheuren Fleischmassen der dortigen Rinderherden zu verwerthen (s. „Fleisch").

Fleischfliege, s. „Fliegen".

Nr. 2846. Das Gebiß eines Fleischfressers (Löwe).

Fleischfresser, fleischfressende Thiere, Carnivoren od. Raubthiere heißen 1. diejenigen Thiere verschiedener Klassen u. Ordnungen, die sich ausschließlich od. fast ausschließlich von Fleischkost nähren. Man unterscheidet von den eigentlichen F., die sich vom Fleische lebender Thiere nähren, die Aasfresser; 2. F., Carnivora, Rapacia, Ferae, Raub(säuge)thiere, eine Säugethierordnung mit freien Bauchzitzen, Krallen u. drei Arten Zähnen (Vorderzähnen, Eckzähnen, Backzähnen), wobei die Backzähne je nach der Nahrung verschieden gebaut sind: bei den Insektenfressern spitzhöckerig, bei den auch Pflanzenkost nehmenden (omnivoren) Bären stumpfhöckerig, bei den eigentlichen „reißenden" F.n zusammengedrückt, schneidend. Ein großer, meist durch einen Höckeransatz ausgezeichneter Backzahn heißt der Reiß- od. Fleischzahn, hinter ihm stehen die „Mahl- od. Höckerzähne", vor ihm (u. hinter den Eckzähnen) die „Lückenzähne".

Fleischmehl. Das nicht anders zu verwendende Fleisch gefallener Thiere, nam. der Pferde, wird jetzt, nachdem es durch Kochen mit Dampf in geschlossenen Kesseln weich gemacht u. vom Fette befreit worden ist, ausgetrocknet u. zu einem groben Pulver gemahlen, welches unter dem Namen F. in den Handel gebracht u. als Düngemittel verkauft wird. Sein Gehalt an Stickstoff u. Phosphorsäure ist nicht immer ganz gleichmäßig u. schwankt zwischen 4 bis 6 Proz. Stickstoff u. 7 bis 10 Proz. Phosphorsäure. Der hohe Gehalt an letzterer erklärt sich dadurch, daß man gewöhnlich kleinere Knochen in verschiedener Menge mit darunter mahlt.

Fleischzwieback (Meat-Biscuit) wurde zuerst von Gail Borden in Texas fabrizirt u. in Form länglich viereckiger Kuchen von hellbrauner Farbe in den Handel gebracht. Die Bereitung dieses Präparates soll darin bestehen, daß man die durch Auskochen von Rindfleisch erhaltene Brühe vom Fett befreit, bis zur dünnen Sirupkonsistenz eindampft, den Rückstand mit Weizenmehl mengt u. die aus diesem Teiche geformten Kuchen im Ofen scharf austrocknet. Man zerstößt diesen F. u. verwendet ihn, mit Salz u. Gewürz vermischt, zur Bereitung von Suppen.

Fleming, Paul, hervorragender deutscher Dichter, geb. 5. Okt. 1609 zu Hartenstein, einem fürstl. Schönburgischen Städtchen im sächs. Erzgebirge, besuchte die Schule zu Mittweida, seit seinem 14. Jahre die Leipziger Thomasschule u. begann 1628 zu Leipzig das Studium der Arzneiwissenschaft. Schon hier gab er (1630—31) Gedichte in lat. u. deutscher Sprache heraus, hauptsächlich auf Anregung schlesischer Freunde, durch die er zuerst Opitz' Schriften kennen lernte, auch mit Opitz selbst vorübergehend persönlich bekannt gemacht wurde. Im J. 1633 bewogen die Kriegsunruhen F., Leipzig zu verlassen. Er begab sich nach Holstein u. fand hier eine Anstellung bei der Gesandtschaft, die damals im Auftrage des Herzogs Friedrich von Holstein zu handelspolitischen Zwecken nach Persien abging. Von Moskau zurückkehrend, um sich weitere Instruktionen zu holen, ließen die Gesandten 1635 einen Theil des Gefolges, darunter auch F., in Reval zurück. Hier knüpfte der Dichter ein Verhältniß an mit Elsabe Niehusen, der Tochter eines deutschen Kaufmanns; aber während F. die inzwischen wieder angelangte Gesandtschaft nach Ispahan begleitete, wo sie am 3. Aug. 1637 eintraf, löste Elsabe das Verhältniß u. vermählte sich.

Nr. 2847. Paul Fleming (geb. 5. Okt. 1609, gest. 2. April 1640).

Im April 1639 wieder in Reval eingetroffen, verlobte sich F. mit Anna Niehusen, der jüngeren Schwester Elsabe's. Er gedachte sich als Arzt in Hamburg niederzulassen, vorher aber seine in Leipzig unterbrochenen Studien zum Abschluß zu bringen. Zu diesem Zwecke begab er sich nach Leyden, wo er 23. Jan. 1640 promovirte. Die großen Beschwerden u. Gefahren der Reise aber hatten seine Gesundheit zerrüttet; kurz nach seiner Ankunft in Hamburg erkrankte er u. starb dort 2. April 1640. — F.'s poetische Begabung war sehr bedeutend; seine Gedichte, von denen viele verloren gegangen sind, Oden, Sonette, Epigramme, Gelegenheitsgedichte rc., sind zum Theil von großer Schönheit u. machen es begreiflich, daß schon jüngere Zeitgenossen, wie Zesen, F.'s Ueberlegenheit über Opitz anerkannten. Von seinen geistlichen Liedern ist wol das bekannteste: „In allen meinen Thaten rc." (dasselbe ist auf der Reise nach Persien entstanden). Eine Sammlung seiner Gedichte besorgte nach seinem Tode der Vater seiner Braut, doch erschien zunächst nur ein „Prodromus" (Hamb. 1641), die versprochene Gesammtausgabe erst fünf Jahre später in Lübeck. (Neue treffliche Ausg. der lat. Gedichte F.'s von Lappenberg, Stuttg. 1863, der deutschen von demselben, 2 Bde., Stuttg. 1866; Auswahl von Tittmann im 2. Bde. von „Deutsche Dichter des 17. Jahrh." Lpz. 1870.)

Flemming, eine altadlige, jetzt in der preuß. Provinz Sachsen, Brandenburg u. Pommern begüterte, seit 1721 in den Reichsgrafenstand erhobene Familie, aus welcher mehrere bedeutende Feldherren u. Staatsmänner hervorgegangen sind. So insbesondere: Claes **F.**, der, von Erich XIV. von Schweden zum Ritter geschlagen u. von Johann III. 1569 zum Freiherrn erhoben, als Admiral 1570 die Dänen schlug u. 1581 Narwa zur Uebergabe zwang; später Reichsmarschall u. unter König Sigismund Statthalter von Finnland, starb dieser hervorragendste Sproß der schwed. Linie zu Stockholm 13. Mai 1597. — Graf Haino Heinrich von **F.**, geb. 8. Mai 1632, diente

bis 1681 dem Kurfürsten von Brandenburg, trat dann in sächs. Dienste u. nahm als Generalfeldmarschall mit dem Kurfürsten Johann Georg 1683 an der Entsetzung Wiens Theil. Im J. 1690 ging er wieder nach Brandenburg, ward Geh. Staats- u. Kriegsrath u. Gouverneur von Berlin, später Statthalter in Hinterpommern u. Kamin u. starb 1. März 1706 auf seinem Schlosse Buckow. — Graf Karl Georg Friedrich von F., geb. zu Iven 17. Nov. 1705, vertrat Sachsen als Gesandter in Turin, London u. Wien, wurde dann Kabinetsminister, Wirkl. Geh. Rath u. Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten u. starb zu Dresden 19. Aug. 1767. — Gegenwärtiges Familienhaupt ist Graf Albert Georg Friedrich von F., geb. 14. Okt. 1813 zu Hannover, preuß. Gesandter in Karlsruhe. — Graf Jakob Heinrich von F., geb. 3. März 1667, trat 1689 in brandenburg., 1694 in sächs. Dienste, verhalf dem Kurfürsten Friedrich August zur poln. Königskrone u. wurde dafür zum Generalmajor, Geh. Kriegsrath u. Erbgeneralpostmeister in Sachsen ernannt. Im Kriege gegen den Schwedenkönig Karl XII. machte er diesem so viel zu schaffen, daß derselbe im Altranstädter Frieden die Auslieferung F.'s verlangte; doch konnte Letzterer noch rechtzeitig nach Brandenburg flüchten, von wo er später nach Sachsen zurückkehrte. Seit 1707 General der Kavallerie u. Gouverneur von Dresden, vom Königstein u. Sonnenstein, ward F. 1710 poln. Generalfeldzeugmeister u. Befehlshaber der sächs. Garden, dann, nach abermaligem Ausbruche des Krieges mit Schweden, Generalfeldmarschall, Kriegsrathspräsident u. dirigirender Staatsminister. Obgleich er nicht blos gegen Karl XII., sondern auch gegen die inzwischen aufgestandenen poln. Konföderirten siegreich war, gelang es ihm doch nicht, dem Kurfürsten von Sachsen auch Livland zu verschaffen u. dessen königl. Macht in Polen zu erweitern. Der ehrgeizige, aber tapfere, energische u. unermüdlich thätige Mann starb als Gesandter an Kaiser Karl's VI. Hofe zu Wien 30. April 1728.

Nr. 2848. Flensburg.

Flensburg, Stadt in der preuß. Provinz Schleswig an einer tief einschneidenden Bucht der Ostsee, der Flensburger Föhrde, mit lebhaftem Handel (21,325 E.). Die Bevölterung ist theils dänischer, theils deutscher Nationalität. Der Verkehr ist ein sehr reger; 1869 liefen 2211 Schiffe im Hafen von F. ein.

Fletcher (engl. Dichter), s. „Beaumont, Francis".

Fleuret (spr. Flörett), s. „Fechtkunst".

Fleurus (spr. Flörüh), Städtchen in der belg. Provinz Hennegau, wo 1690 der franz. Marschall v. Luxembourg die Deutschen u. Holländer, 1794 (26. Juni) der franz. General Jourdan die Oesterreicher unter dem Prinzen von Koburg schlug; auch in der nach dem Dorfe Ligny benannten Schlacht (Blücher gegen Napoleon 16. Juni 1815) bildete F. einen der Hauptbrennpunkte des Kampfes.

Fleury (spr. Flörih), André Hercule de, franz. Kardinal u. Staatsmann, geb. 22. Juni 1653 zu Lodève in Languedoc, machte seine Studien im Jesuitenkollegium zu Paris u. erhielt durch vornehme Gönner Zutritt zum Hofe, an welchem er seiner feinen Bildung u. seiner gesellschaftlichen Talente halber bald eine angesehene u. beliebte Persönlichkeit wurde. Ludwig XIV. zeichnete ihn durch besondere Gunstbezeigungen aus, ernannte ihn 1698 zum Bischof von Fréjus u. vertraute ihm die Erziehung seines Enkels, des späteren Königs Ludwig XV., an. Letzteren wußte er so innig an sich zu fesseln, daß auch der Herzog von Orleans, der nach dem Tode Ludwig's XIV. (1715) die Regentschaft übernahm, es für gerathen fand, F. seine Gunst zuzuwenden. Dieser lehnte jedoch das ihm angebotene Erzbisthum Rheims ab u. zog es vor, in der Nähe seines königlichen Schülers zu bleiben. Nachdem Ludwig XV. 1723 selbst die Zügel der Regierung ergriffen hatte, erhielt F. den Kardinalshut u. begann durch Vermittlung des Herzogs von Bourbon, den der König auf den Rath seines Erziehers zum Premierminister ernannt hatte, leitend in die politischen Geschäfte einzugreifen. Im J. 1726 trat endlich der Kardinal selbst, der damals schon 73 Jahre zählte, in diese Stellung ein, die er bis zu seinem Tode (29. Jan. 1743) mit Geschick u. seltener Geistesfrische verwaltete. Sein Bestreben ging dahin, das durch die kriegerischen u. glanzvollen Unternehmungen der vergangenen Regierungen erschöpfte Reich durch eine friedliche Politik zu kräftigen, die zerrütteten Finanzen durch Ordnung u. Sparsamkeit zu regeln. Dennoch wurde er nach dem Tode des Königs August II. von Polen (1733), zu dessen Nachfolger Ludwig XV. seinen Schwiegervater Stanislaus Leszczynski erkoren hatte, in einen Krieg mit dem Deutschen Reiche verwickelt, da Kaiser Karl VI. für die Wahl des Kurfürsten von Sachsen eintrat. Obwol der Krieg einen für Frankreich ehrenvollen Verlauf nahm, gelang es F. doch nicht, die Wahl Leszczynski's durchzusetzen, dagegen erhielt er für diesen im Wiener Frieden (31. Dez. 1735) den Besitz des Herzogthums Lothringen, das später mit Frankreich vereinigt wurde. Die Einmischung in den Oesterreichischen Erbfolgekrieg (1740) ist gleichfalls weniger dem Einflusse F.'s als demjenigen des Marschalls Belleisle zuzuschreiben, der dem Könige den Plan einer Zertrümmerung der habsburgischen Hausmacht als leicht ausführbar geschildert u. F. durch schnelle Einleitung der ersten Schritte unmerklich in die Aktion hineingezogen hatte. Der Kardinal erlebte den Ausgang des Kampfes nicht. Nach anderen Richtungen hin waren seine friedlichen Bemühungen mit besserem Erfolg gekrönt. Die inneren Zustände waren unter seiner Amtsführung weit weniger drückend u. unerquicklich, als unter der seiner Vorgänger u. Nachfolger.

Fleury, Claude, franz. Prinzenerzieher u. Kirchengeschichtschreiber, geb. 6. Dez. 1640 zu Paris, studirte die Rechte u. fungirte einige Zeit beim Parlamentsgerichtshofe, ging aber später zum geistlichen Beruf über u. leitete nach einander die Erziehung des Prinzen von Conti, des Grafen von Vermandois (eines natürlichen Sohnes Ludwig's XIV.) u. der Prinzen von Bourgogne, Anjou u. Berri (letztere gemeinschaftlich mit Fénélon, s. d.). Ludwig XIV. ernannte ihn zum Prior von Argenteuil, Ludwig XV. zu seinem Beichtvater. Von den Schriften F.'s, der als Gelehrter wie als Charakter in großem Ansehen stand, ist bes. werthvoll seine Darstellung der Kirchengeschichte: „Histoire ecclésiastique" (20 Bde., Par. 1691—1720, fortgeführt von Fabre u. Lacroix, deutsche Uebers. in 14 Bdn., Frankf. a. M. 1752). Ein Abriß dieses Werks („Abrégé de l'histoire ecclésiastique de F.", 2 Bde., Bern 1766) soll von Friedrich d. Gr. herrühren.

Fleury de Chaboulon (spr. Schabulong), Edouard, Kabinetssekretär Napoleon's I., geb. 1779, nahm schon unter der Republik an den öffentlichen Geschäften Theil u. ward unter Napoleon Unterpräfekt im Meurthe-Departement, 1815 Präfekt von Rheims, als welcher er sich durch die Unerschrockenheit u. Geistesgegenwart hervorthat, mit der er in der Bevölkerung seines Departements den Widerstand gegen die siegreich vordringenden Alliirten organisirte. Nach dem Sturze des Kaisers entfloh er nach Italien, eilte jedoch nach dessen Wiederkehr ins Vaterland zurück u. stellte sich Napoleon zur Verfügung, der ihn zu seinem Kabinetssekretär ernannte. Während der zweiten Restauration hielt er sich größtentheils in London auf. Nach der Julirevolution griff er noch einmal in das öffentliche Leben ein u. ward in die Deputirtenkammer gewählt. Die Memoiren F.'s, der 28. Sept. 1835 starb, sind ein werthvoller Beitrag zur Geschichte jener Zeit („Mémoires pour servir à l'histoire du retour et du règne de Napoléon en 1815", Lond. 1820; deutsch Lpz. 1820).

flexibel (lat.), biegsam.

Flexion (lat.), d. h. Beugung, bezeichnet in der Grammatik die Umwandlung eines Wortes, durch welche besondere Verhältnisse ausgedrückt

werden. Diese Veränderung geschieht durch die Veränderung des Stammvokales z. B. geben: gab, gieb, od. durch Anhängung besonderer Endungen (z. B. Wort: Wort-es, Wört-er), die dann Flexionsendungen genannt werden. Die F. des Verbums heißt Konjugation (s. d.), die des Substantivums, Adjektivums u. Pronomens Deklination (s. d.).

Flibustier (franz. flibustiers, engl. filibusters) hießen die Seeräuberbanden, die im 17. Jahrh. die westind. Gewässer unsicher machten u. eine Zeitlang eine gefürchtete Macht waren, welche durch den verwegenen Kleinkrieg, den sie ununterbrochen unterhielt, nam. den Spaniern großen Schaden zufügte. Ihr Name wird von den Schnellfahrern od. Flugbooten (engl. fly-boat, franz. flibot, holl. vlyboot) abgeleitet, auf denen diese Freibeuter ihre Raubzüge zu unternehmen pflegten. Die erste Flibustiervereinigung, größtentheils aus franz. u. engl. Abenteurern bestehend, bildete sich um 1625 auf der Insel St. Christoph u. machte von dort aus auf die span. Schiffe Jagd. Die Mehrzahl derselben setzte sich später auf der Schildkröteninsel fest u. ernährte sich theils durch Seeraub, theils durch Streifzüge nach der Insel San-Domingo, wo sie die Büffel, die sich dort in großen Herden umhertrieben, einfingen, um deren Häute u. geräuchertes Fleisch auf den benachbarten Inseln zum Verkauf anzubieten. Von dieser letzteren Beschäftigung soll ihr Name **Bukanier** (Boucaniers) herrühren („Bukan" heißt im Karaib. ein Rost zum Räuchern des Fleisches). Unter dem Schutze von Frankreich u. England, die in den F. ein willkommenes Werkzeug u. Gegengewicht wider die Seemacht Spaniens sahen, breiteten diese sich immer mehr aus, u. da sie in der Aufnahme neuer Spießgesellen nicht wählerisch waren, so wuchs ihre Zahl durch die fortwährend herzuströmenden Verstärkungen aus aller Herren Ländern rasch an. Um die Mitte des 17. Jahrh. traten die F., die bis dahin nur in vereinzelten Banden kapernd umhergestreift waren, als geschlossene Macht mit gemeinsamer Flotte unter der Führung des Engländers Mansfield auf. Noch kühner u. umfassender ging Morgan vor, ein aus der Schweiz stammender Abenteurer, der 1668 an die Spitze der F. trat, wichtige Seestädte überfiel u. auf einem tollen Plünderungszuge nach Panama vordrang, das er zerstörte. Neben ihm erwarb sich bes. der Franzose l'Olonnais (François Nau) durch die Wildheit u. Grausamkeit, mit der er gegen die span. Küstenbewohner wie gegen seine eigenen Leute verfuhr, einen gefürchteten u. berüchtigten Namen. Auch im Innern erhielt der Freibeuterverband, dem damals außer der Schildkröteninsel ein großer Theil von San-Domingo u. Jamaica botmäßig war, unter jenen Häuptlingen eine feste Organisation. Es war eine Art von Föderativrepublik, deren Glieder während der von den erwählten Oberen angeordneten Züge der härtesten Zucht unterworfen waren, im Uebrigen aber in völliger Verwilderung, Anarchie u. Gütergemeinschaft lebten u. sich infolge des gänzlichen Mangels an Weibern den schlimmsten Ausschweifungen hingaben. Die Macht der F. begann zu sinken, als gegen das Ende des 17. Jahrh. Frankreich ihre Hülfe gegen England in Anspruch nahm; nachdem letzteres ihnen seinen Schutz entzogen hatte, beutete Frankreich sie zwar noch einige Zeit aus (so noch 1697 bei der Eroberung von Cartagena), verband sich aber später selbst mit den übrigen Seemächten zu einem Vernichtungskampfe gegen sie, dem sie zu Anfang des 18. Jahrh. erlagen. Vgl. Archenholtz, „Geschichte der F." im 2. Bde. seiner „Historischen Schriften" (Tüb. 1803). — In neuerer Zeit erhielten in Amerika den Namen F. abenteuernde Banden, die nach Beendigung des Mexikanischen Krieges unter allerlei politischen u. sozialen Vorwänden Streifzüge in die centralamerikan. Republiken unternahmen u. dabei hauptsächlich den Zweck verfolgten, den Sklavenhandel dorthin zu verpflanzen.

Flieder (Sambucus), Pflanzengattung der Lonicereen od. Geisblattartigen, mit strauch- u. baumartigen Gliedern, von denen bei uns drei Arten vorkommen. 1. Der gemeine Flieder (S. nigra), auch Hollunder, Holder, Holler, Quebeken, Quebeten, Schibiken, Zypiken u. Zibken, Keskeu, Alhorn, Quesbirne, Riechholder, Schwarzholder, Schwarzbeere, Zerbstblume, Zwirken; ein in der Volksmystik hochangesehener Baum, welcher eine Höhe von etwa 6—10 m. erreicht u. einen Stamm mit weißlicher, im Alter borkiger u. zerrissener Rinde ausbildet. Seine jüngeren Aeste sind hohl u. mit einem elastischen Marke erfüllt, weshalb sie auch Knaben gern zu sog. Knallbüchsen verwenden. Die Blätter sind gefiedert u. bergen einen abführenden u. brechenerregenden Stoff, so daß man den Schatten des Baumes hier u. da für giftig hält. Die in großen hängenden Dolden erscheinenden weißen Blumen hauchen einen starken, Vielen angenehmen, Anderen widerlichen Geruch aus. Sie sind ein sehr schweißtreibendes, darum echtes Volksmittel (Fliederthee). Die schwarzen Beeren kocht man in Thüringen unter das Pflaumenmus; anderwärts bereitet man Branntwein aus ihnen. Vielen Vögeln, nam. Singvögeln, wie Rothkehlchen, sind sie ein angenehmes Nahrungsmittel. Aus dem Samen kann man ein Oel pressen, das sonst gebräuchlich war. Die Blattknospen verspeist man hier u. da mit Essig u. Oel. Auch sonst ist der Baum dem Volk ein hochverehrlicher. Das Holz des F. ist fein, so daß es zu vielen Drechsler- u. Tischlerarbeiten gern verwendet wird. — 2. Der Zwerg- od. Krauthollunder (S. Ebulus), auch Kraut- u. Feldholder, Attich, Hattich, Ottich, Achtenstaude, Aktenbeere, Ahk u. s. w. Während die vorige Art bes. in Dorfgärten od. in schattigen Laubwäldern vorkommt, erscheint diese in den Mittelgebirgen auf steinigen, quelligen Lehnen. Sie treibt nur krautartige Stengel, welche alljährlich absterben, und angenehm duftende Trugdolden. — Dasselbe gilt von der dritten Art, dem Traubenhollunder (S. racemosa), auch Berg-, Hirsch-, Wald-, Steinholder, Schalaster, Zwitschenstaude, Wandelbaum, Kelken, Kestken, Reskeu u. s. w. Sie trägt schöne rothe Beeren u. ist, gleich der vorigen, darum ein beliebtes Ziergewächs geworden, welches strauchartig bleibt. In manchen Gegenden bezeichnet man als F. die Pflanzengattung der Syringen (s. „Syringia"), wie überhaupt zwischen den deutschen Namen F. und Hollunder vielfach Verwechselung vorkommt.

Nr. 2849. Der gemeine Flieder (Sambucus nigra).
a. Blutenzweig, b. Fruchtstand, 1/3 nat. Größe, c. ausgebreitete Blute von oben; d. unreife Frucht, 4mal vergr., e. Staubgefäß, f. Samen, durchschnitten 8mal vergr.

Fliege bezeichnet 1. allgemein das Insekt, wie es im entwickelten, ausgebildeten Zustande aus der Puppe hervorgeht (Imago). — 2. Die Insektenordnung der Zweiflügler od. Diptera (s. d.). — 3. Die Dipterenunterordnung der Brachycera, charakterisirt durch die kurzen Fühler, deren Endglied eine Borste od. einen Griffel trägt; u. 4. speziell die Familie der Musciden, benannt nach der Gattung Musca. Bei diesen Insekten trägt das Fühlerendglied eine einfache od. gefiederte Borste, der einziehbare häutige Saugrüssel ist an der Spitze zweilippig. Die weichen, farblosen Larven (Fliegenmaden) haben zwei einstülpbare Fortsätze (Lippen) am Munde, dazwischen zwei hornige Haken (Kiefern), leben von Mist, Aas, auch in Pflanzengallen, schmarotzen in Insekten; viele werden den Feldfrüchten, andere unsern Speisevorräthen schädlich. Die entwickelten Thiere, die F., gehören zu dem Ungeziefer u. durchaus nicht zu dem ungefährlichen, denn außer daß sie Haus und Wände besudeln, stechen sie, legen ihre Eier an Wunden u. übertragen Krankheitsstoffe. — Besonders anzuführen sind folgende: Die sehr weit verbreitete, selbst am Kap, in Surinam rc. anzutreffende Stubenfliege (Musca domestica) der menschlichen Wohnungen, die mit Hülfe ihrer klebrigen Fußballen an Fensterscheiben u. an der Zimmerdecke umherzulaufen vermag. Sie sieht aschgrau aus mit 4 schwarzen Striemen auf dem Bruststück u. schwarzgewürfeltem Hinterleibe u. hat einen blaßgelben Bauch; ihre Maden kriechen schon nach 24 Stunden aus den Eiern u. verpuppen sich nach 14 Tagen, worauf nach abermals 14 Tagen die Fliege aus der Puppe kriecht. Außer ihr halten sich jedoch auch noch andere Fliegenarten in unsern Zimmern auf; z. B. die blaue Schmeißfliege (Brechfliege, Brummer, Musca vomitoria), deren glänzend blauer Hinterleib schwärzliche Querbinden trägt; sie legt ihre Eier (Geschmeiß) auf Aas u. unsre Fleischwaaren, durch den Geruch getäuscht auch

Nr 2850. Die Schmeißfliege (Musca vomitoria) mit Eiern u. Larve.

an die stinkende Aaspflanze (Stapelia), u. beschleunigt durch Begeifern seitens der Larven die Fäulniß des Fleisches. Eben so groß, aber grauweiß gewürfelt, ist die Fleischfliege (Sarcophaga carnaria), die sich ungeheuer schnell vermehrt, da die von Aas u. Fleisch lebenden Larven schon nach 5- bis 8tägigem Fressen ausgewachsen sind. An menschliche Leichen legt Sarcophaga mortuorum ihre Eier, die Larven sind die „Leichenwürmer". Gleichfalls auf Aas u. manchmal in Wunden leben die Larven der schönen, glänzendsmaragdgrünen Goldfliege (Musca [Lucilia] Caesar) mit den rostgelben Tastern u. vorn röthlichbraunen Flügeln, ferner die ebenfalls goldgrüne, bisweilen röthliche od. bläuliche

Nr. 2851. Die Tsetsefliege (Glossina morsitans) in ihrer nat. Größe, daneben in dreifacher Vergrößerung, sowie der Stechapparat in zwanzigfacher Vergrößerung.

Aasfliege (Musca cadaverina) mit glashellen Flügeln u. schwarzen Tastern. Im franz. Guayana legt eine andere metallischblaue F. (Lucilia hominivorax) ihre Eier in die Nasenlöcher der Menschen, die Maden kriechen in die Nasenhöhlen u. verursachen Beschwerden (Kopfweh 2c.) von mitunter tödlichem Ausgang. Von einer ähnlichen (vielleicht der nämlichen) F. hatten die franz. Truppen in Mexiko zu leiden. — Die Larven der Mordfliegen (Tachina, deren schon Meigen 324 europäische Arten kannte) u. anderer Gattungen leben parasitisch in Raupen u. anderen Insektenlarven; in Bienen z. B. die der Gattung Phora u. s. w. Der Gerste schädlich ist die Fritfliege (Oscinis frit), dem Weizen die Weizenfliege (Chlorops lineata), die Made der Kornfliege (Chlorops taeniopus) frißt Gänge in Getreidehalme, die sich später verdicken („Gichthalme"); die Bohrfliegen (Trypeta stylata) verursachen durch ihren

Nr. 2852. Die Stubenfliege (Musca domestica), 50mal vergr.

Stich an Disteln Gallen, Trypeta (Dacus) Oleae zerstört die Oliven, die Kirschfliege (Trypeta cerasi) lebt als Made in Herzkirschen u. s. w. Auf Exkrementen der Menschen u. Rinder finden wir Dung- od. Mistfliegen (Scatophaga stercoraria) mit gelbem Hinterleibe; gleichfalls im Dünger lebt die Made der Stechfliege (Stomoxys calcitrans), sie ist kleiner als die Stubenfliege u. sticht empfindlich. Die Larven der glänzend schwarzen, an Fühlern u. Beinen rothgelben Piophila casei sind die bekannten Käsemaden. Zu nennen ist schließlich noch aus der Familie der Musciden die den Rindern in Südafrika gefährliche Tsetsefliege (Glossina morsitans) u. die wahrscheinlich mit ihr identische, den Kameelen im Sennaar lästige Jharafliege u. s. w.

Uneigentlich F.n heißen verschiedene Insekten anderer Ordnungen, so die Eintagsfliegen, Florfliegen, Frühlingsfliegen und die spanische Fliege od. der Pflasterkäfer (s. „Canthariden").

Als Mittel gegen die lästigen F.n sind mehrere sog. Fliegengifte in Anwendung, wie freilich nur betäubend wirkende Abkochungen von Quassienholz (Fliegenholz, zerkleinert Fliegenpulver); ferner Abkochungen des giftigen Fliegenpilzes (s. „Agaricus"); am besten wirkt der freilich dem Menschen ebenfalls schädliche Fliegenstein, grauer pulverisirter Scherbenkobalt, den man mit warmem Wasser übergießt. Fliegenpapier („Fliegentod") ist mit dergleichen Giften getränktes u. dann wieder getrocknetes Löschpapier, welches angefeuchtet den Fliegen zum Fraß hingesetzt wird.

Fliegen, das (die Bewegung), s. „Flug".

fliegende (Flug-) Fische, s. „Flughund".

fliegender Buchhändler (Colporteur), ein Buchhändler, der keine feste Verkaufsstelle hat, sondern sich mit seinen Büchern, nam. mit Flug- od. Zeitschriften, von Ort zu Ort bewegt u. sie je nach Bedarf u. Gelegenheit zum Verkauf anbietet.

Fliegender Holländer, ein Schiffer, der nach einer holländ. Sage im 17. Jahrh. gelebt haben u. zur Strafe für seine Sünden auf ein Schiff gebannt worden sein soll, mit dem er ruhelos die Meere durchirrt, ohne je den Hafen erreichen zu können. Fahrzeuge, die das schwarze Geisterschiff aus der Ferne zu erblicken glaubten, suchten ihm auszuweichen, da seine Nähe für gefahrdrohend galt. Richard Wagner hat diese Sage in seiner gleichnamigen Oper sehr stimmungsvoll behandelt.

fliegender Hund, s. „Flughund".

fliegendes Corps, ein Corps aus leichten Truppen, bes. Kavallerie u. reitende Artillerie, welches entfernter liegende Gegenden des Kriegsschauplatzes zu durchstreifen u. unsicher zu machen, Kontributionen einzutreiben, auch die unruhige Bevölkerung im Zaume zu halten u. die Bildung von Freischaren u. s. w. zu verhüten hat.

fliegendes Lazareth, s. „Ambulance".

Fliegenfalle, s. „Dionaea".

Fliegenpilz, s. „Agaricus".

Nr. 2853. Der große Fliegenfänger (Muscicapa grisola).

Fliegenschnäpper, od. Fliegenfänger, Familie der Muscicapiden, „zahnschnäbelige" Singvögel mit starken Bartborsten am Grunde des breiten, kurzen, niedergedrückten Schnabels, der vor der hakig gebogenen Spitze des Oberschnabels eine deutliche Kerbe trägt. Sie haben lange, abgerundete Flügel, von deren zehn Handschwingen die dritte die längste ist. Nach Schwalbenart im Fluge Insekten jagend, werden diese vorwiegend waldbewohnenden, doch auch Baumgärten besuchenden, in Deutschland als Zugvögel bekannten Thiere der Landwirthschaft nützlich. Der große Fliegenfänger od. Kothfink (Muscicapa grisola) ist 15 cm. lang, oben mäusegrau, unten schmuzigweiß, auf Brust u. Scheitel dunkelgefleckt. Weniger in Gärten kommt der schwarzgraue Fliegenschnäpper od. Dornfink (Mohrenköpfchen, Muscicapa luctuosa od. atricapilla), dessen Männchen oben schwarz od. schwarzgrau aussieht, unten u. an der Stirne weiß u. auf den Flügeln mit weißem Schilde gezeichnet ist, während Weibchen u. Junge oben braungrau, unten schmuzigweiß aussehen. Die drei äußeren Schwanzfedern haben weiße Außenfahne. — Ausländische, zum Theil mit schönem Federschmuck, Federbüschen 2c. gezierte F. fressen auch kleine Vögel.

Fliegenschwamm, s. „Agaricus".

Fliegenstein, s. „Arsen".

Flimmern, Cilien, Wimpern, nennt man härchenartige, schwingende Fortsätze gewisser Zellen, der Flimmerzellen. Ihre Bewegung, die meist in einem pendelartigen Hin- u. Herschwingen mit Vorwiegen der einen Seite besteht, nur selten eine wirbelnde, einen Trichter beschreibende ist, wird als eine im mechanischen Stoffwechsel der Zellsubstanz, des Protoplasma (s. „Zelle"), als dessen Fortsätze man die F. aufzufassen hat, begründete Erscheinung angesehen. Dergleichen Flimmerzellen bilden bei höheren Thieren das Flimmerepithel, dessen Bewegung noch nach dem Tode eine Zeit lang anhält. Es finden sich Flimmerepithelien bei Wirbelthieren nam. auf der Schleimhaut der Athemwege (also z. B. in unserer Nasenhöhle), zuweilen auch auf der Darmschleimhaut. Bei wirbellosen Thieren, besonders bei Mollusken u. Würmern, sehen wir Darm, Lebergänge, Höhlen aller inneren Organe meist mit Flimmerepithel bedeckt, bei vielen wasserlebigen auch die äußere Haut. Gliederthieren (Arthropoden) fehlt dergleichen ganz. — Diese F. dienen zur Fortbewegung kleiner Körperchen, die entweder dem Organismus unnütz od. schädlich u. deshalb zu entfernen sind (wie bei unserer Nasenschleimhaut z. B.), od. die umgekehrt durch den erregten Wasserstrom als Nahrung in den Körper hineingeschafft werden sollen; sie spielen ferner bei der Bewegung der inneren Körperflüssigkeiten eine große Rolle u. vermitteln bei den niedersten Thieren geradezu die Ortsbewegung.

Flinders-Gebirge in Südaustralien, beginnt mit dem Mt. Arden am nördl. Ende des Spencer-Golfes u. zieht sich dann an der östl. Seite des Torrens-Sees nach NO. in einer Durchschnittshöhe von 800 m., welche von einzelnen bis zu 1000 m. ansteigenden Bergen (z. B. Mt. Mac Kinlay) überragt wird; seinen Namen hat dieses zum südaustralischen Berglande gehörige Gebirge von dem Entdeckungsreisenden Flinders (gest. 1814) erhalten.

Flint, s. „Feuerstein". **Flinte**, s. „Feuerwaffen".

Flintglas ist eine früher nur in England, jetzt auch in Deutschland u. Frankreich zu optischen Zwecken gefertigte Glassorte. Außer den gewöhnlichen Bestandtheilen des Glases, der Kieselsäure u. dem Natron, enthält es noch Bleioxyd (Bleiglätte), welches seines hohen spezifischen Gewichtes wegen beim Schmelzen sich nur schwer gleichartig mischt, daher größere Stücke optisch brauchbares F. äußerst schwierig herzustellen sind. Wegen seiner starken Farbenzerstreuung (s. d.) braucht man es zur Herstellung achromatischer Linsen (s. „Achromatisch").

Flissen, auch Tschimken, nennt man jene polnischen Holzflößer, die mit Beginn des Sommers mit getreidebeladenen Flößen u. Kähnen, Vetinnen genannt, den Strom hinab gleiten. Es sind wilde, abenteuerliche, gebräunte Gestalten mit bärtigem Antlitz, nothdürftig gekleidet u. genügsam. Nach zurückgelegter Fahrt kehren sie nach der Heimat zurück, wo sie in niederen Höhlen am Ufer der Weichsel die Wiederkehr des Frühlings abwarten, um neue Fahrten anzutreten. Als beim letzten Befreiungsversuche der Polen die Nationalregierung alle kämpffähigen Polen zu den Waffen rief, da folgten auch die F. diesem Rufe, um sich als Sensenmänner in den Kampf zu stürzen.

Flockseide, s. „Floretseide".

Flögel, Karl Friedrich, geb. 3. Dez. 1729 zu Jauer in Schlesien, gest. als Prof. der Philosophie an der Ritterakademie zu Liegnitz 9. Dez. 1788, hat sich durch eine Reihe von Werken zur Geschichte des Humors u. der humoristischen Literatur verdient gemacht. Er schrieb eine „Geschichte der komischen Literatur" (4 Bde., Liegn. 1784 bis 1787), „Geschichte des Groteskkomischen" (ebend. 1788) u. „Geschichte des Burlesken" (ebend. 1794), Werke, in denen ein fleißig u. gründlich gesammelter, aber leider ohne Geschmack u. künstlerische Gruppirung behandelter Stoff aufgespeichert ist. Ein interessanter Beitrag zur Kulturgeschichte ist ferner seine „Geschichte der Hofnarren" (Liegn. 1789). Neben diesen noch heute werthvollen Quellenwerken erscheinen seine „Geschichte des menschlichen Verstandes" (Bresl. 1765) u. seine „Geschichte des gegenwärtigen Zustandes der Literatur in Deutschland" (Jauer 1771) veraltet.

Floh, Pulex, Hauptgattung der Familie der Pulicidae, eine Familie ungeflügelter Insekten, die man als Aphaniptera od. Siphonaptera, als eine Unterordnung der Dipteren od. als eine selbständige Insektenordnung auffaßt, indem sie sich von den Fliegen durch Trennung der Brustringe unterscheiden. Die Flöhe haben einen seitlich zusammengedrückten Körper, einfache, kleine, runde Augen u. kurze Fühler in einer Grube. Die stark verdickten Hinterschenkel befähigen zu den kühnsten Sprüngen. Die F. sind meist Schmarotzer an Warmblutern, von deren Blute sie leben; sie bestehen eine vollkommene Verwandlung, ihre fußlosen, wurmförmigen Larven leben in Moderstoffen. Der gemeine Menschenfloh (Pulex irritans) legt 10—12 Eier in Kehricht, Dielenritzen u. s. w. Die verschiedenen Säugethiere haben ihre besonderen Floharten, die größten der Igel. Im tropischen Amerika wird der Sandfloh (Chigoe, Bicho, Pique, Nigua, Jigger; Tunga, Pulex [Sarcopsylla] penetrans) zur fürchterlichen Plage; das Männchen sticht wie andere Flöhe, aber das Weibchen bohrt sich in die Haut der Thiere u. des Menschen, nam. gern unter dessen Zehennägel, wo sein Hinterleib zu einer 3—4 mm. dicken Kugel anschwillt u. schließlich die Eier durch die Bohröffnung nach außen entleert. Schneidet man diesen Parasiten nicht bei Zeiten aus, so veranlaßt er bösartige Geschwüre.

Nr. 2854.

Nr. 2855.

Nr. 2854 u. 2855. Der Menschenfloh (Pulex irritans), Männchen u. Weibchen.

Flohiade, ein komisches Gedicht von unbekanntem Verfasser, welches in niederdeutsch-macaronischen Versen von den Flöhen, ihrer Erzeugung u. Beschaffenheit, ihrem Treiben u. der Art der Plagen handelt, welche sie den Menschen bereiten. Der vollständige Titel lautet: „Floia, cortum versicale, de flois, swartibus illis deiriculis, quae omnes fere Minschos, Mannos, Weibras, Jungfras etc. behuppere et spitzibus suis snafflis stekere et bitere solent, auctore Gripholdo Knickknackio ex Floilanda" (o. O. 1593 u. öfter). Einen neuen Abdruck des Gedichts enthält Genthe's „Geschichte der macaronischen Poesie" (Halle u. Lpz. 1829) u. das „Weimarische Jahrbuch" (Bd. II.), eine Uebersetzung das „Magazin für Industrie" (Lpz. 1827).

Flohkrebse (Amphipoda), Kruster mit bogenförmig gekrümmtem, seitlich zusammengedrücktem Leibe, haben einen mit dem ersten Thoraxringe verwachsenen Kopf, zwei sitzende facettirte Augen, 3 Paar Kiefer u. 1 Paar Kieferfüße, die eine 3- od. 4lappige Unterlippe bilden. Von den 7 Fußpaaren ist das erste od. zweite ein Grab- od. Greiffuß, der 2. bis 6. Leibesring tragen Kiemen. Es gehören hierher die Quallenflöhe (Hyperiden), die sich an Seethieren, wie Quallen u. Fischen, festheften (Hyperia, Phronima), u. die eigentlichen Flohkrebse (Gammariden), deren viele im Meere auf Tang od. am Ufer auf Wasserpflanzen u. thierischen Körpern leben. Im Süßwasser lebt der 15 mm. lange Gammarus pulex. Von manchen Forschern werden die Kehlfüßler (Laemodipoda, s. d.) mit den Cyamiden u. Caprelliden auch zu den Flohkrebsen gezogen u. diese in dieser Fassung mit den Asseln (Isopoden) u. den Cumaceen als Ringelkrebse (Arthrostraka) zusammengefaßt.

Flohsame (Plantago Psyllium), eine Wegbreite-Art aus Südeuropa u. Nordafrika, deren flohartig kleine, braune u. glänzende Samen eine Fülle von schleimiger Substanz entwickeln, wenn sie mit heißem Wasser überbrüht werden. Darum verwendete man sie gern zu Umschlägen bei Entzündungen aller Art, bes. der Augen u. Brustwarzen. Früher benutzte sie auch der Tuchmacher, um neue Tuche zu dekatiren, die er über die

Dämpfe hielt, welche aus dem schleimigen F. aufstiegen. Natürlich waren diese das Glanz bringende Prinzip, u. nicht der F. Wäscherinnen verwenden ihn zum Steifen zarter Gewebe, bes. der Spitzen.

Flor od. Krepp, lose, gitterartig gewebte u. daher durchsichtige Zeuge aus Kammgarn od. Seide u. von einer krausen Beschaffenheit, welche sie durch ein besonderes Verfahren, das Kreppen, erhalten.

Flora, eine altitalische Göttin der Blumen u. des Frühlings, die in Rom einen eigenen Oberpriester u. zwei Tempel hatte. Ihre Feste wurden mit ausgelassener Fröhlichkeit begangen, u. dieselbe mit derben Späßen gewürzte Lustigkeit herrschte während der Spiele, die dieser Göttin zu Ehren 238 v. Chr. gestiftet u. später in einem besonderen Cirkus abgehalten wurden (Floralia). — F. ist ferner der Name eines der kleinen, zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisenden Planeten. Derselbe wurde 18. Okt. 1847 von Hind in London entdeckt; sein Zeichen ist (8).

Gedicht „Flos unde Blankflos“ (herausg. von Bruns, „Romantische u. andere Gedichte in altplattdeutscher Sprache“, Berl. 1798), sowie ein der ersten Hälfte des 14. Jahrh. angehöriges Bruchstück (bei Hartshorne „Ancient metrical tales“, Lond. 1829) u. das auf Befehl der Königin Euphemia (gest. 1312) übersetzte schwedische Gedicht „Flores och Blanzeflor“ (herausg. von Klemming, Stockh. 1844). Auf letzterer Uebersetzung beruht ein dänisches Gedicht u. eine isländische Prosabearbeitung. Alle diese Bearbeitungen zeigen dieselbe Gestalt; in abweichender Form jedoch erscheint die Sage bei Boccaccio in seinem „Filocopo“ (1339), der wahrscheinlich verschiedene Ueberlieferungen verschmolz, sowie in zwei italien. Bearbeitungen in Ottaven, deren eine den Ludovico Dolce zum Verfasser hat; Abweichungen zeigen ferner ein neugriech. Gedicht (herausg. von Bekker in den Abhandlungen der Akad. d. Wissensch. zu Berlin, 1845) u. eine spanische Prosaerzählung, „Historia de Flores y Blancaflor“, gedruckt 1512.

Nr. 2856. Florenz.

Flore u. Blanscheflur (d. h. Blume u. Weißblume) sind die Hauptpersonen einer der anmuthigsten mittelalterlichen Liebessagen. Zwei Kinder, Flore, der Sohn eines heidnischen Königs, u. Blanscheflur, die Tochter einer christl. Sklavin, an Einem Tage geboren, lieben einander seit ihren ersten Jahren. Der darüber besorgte König schickt den Sohn an eine fremde Schule und läßt das Mädchen als Sklavin verkaufen, indem er vorgiebt, sie sei gestorben. Flore will sich an ihrem angeblichen Grabstein tödten, seine Mutter aber enthüllt ihm das Geheimniß, u. der Vater giebt ihm nun selbst die Mittel, die Geliebte zu suchen. Flore findet sie am Hofe des Amiral in Babylon. Mit Hülfe eines Thorwärters gelangt er, unter Blumen versteckt, in den Thurm, wo Blanscheflur weilt, wird aber entdeckt u. soll mit der Geliebten den Feuertod leiden; doch die Proben ihrer Liebe erweichen schließlich den Emir, der sie freigiebt. Die Tochter dieses Liebespaares, so heißt es zum Schluß, sei die Mutter Karl's des Großen. — Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Sage auf altgriech. od. byzantinischer Unterlage ruht. Erwähnt wird sie zuerst bei den Troubadours der Provence; ihre Ausbildung erhielt sie in den Ländern des Mittelmeers, bei Spaniern, Italienern, Neugriechen, überall mit eigenthümlichen Zügen. Die ältesten bekannten Aufzeichnungen rühren aus Nordfrankreich her, u. zwar sind zwei Bearbeitungen erhalten, eine in höfischem Tone u. eine rohere, volksmäßigere (beide herausg. von Edélestand du Méril, „Floire et Blanceflor“, Par. 1856). Auf französ. Bearbeitungen gründen sich das schöne Gedicht von Konrad Flecke (herausgeg. von Sommer, Quedlinb. 1856), das etwa 50 Jahre später von Diederic van Assenede verfaßte niederl. Epos „Floris ende Blancefloer“ (herausg. von Hoffmann von Fallersleben in „Horae Belgicae“, Bd. 3, Lpz. 1836), das gegen Ende des 14. Jahrh. von einem Niederdeutschen geschriebene

Das deutsche Volksbuch: „Ein gar schone newe histori der hochen lieb des kuniglichen fürsten Florio vnnd von seiner lieben Bianceffora“ (zuerst Metz 1499) beruht auf der französischen Ueberlieferung; die hier gebrauchten Namensformen sind dieselben wie in der Komödie von Hans Sachs (gedruckt Nürnb. 1591). Eine böhmische Prosabearbeitung, Prag 1519, ist nur Uebersetzung des deutschen Volksbuches. Eine neuhochdeutsche poetische Bearbeitung in Ottaven lieferte Frau v. Knorring, Berl. 1822.

Floreal, der Blumen- u. Blütenmonat, der zur Zeit der ersten franz. Republik dem Zeitraum vom 20. April bis 19. Mai beigelegte Name.

Floren (lat. florenus, ital. fiorino, franz. florin), eine im 11. Jahrh. zu Florenz von feinem Golde geprägte, dukatengroße Goldmünze, 3,05 Gramm schwer. Sie trug das Bild einer Lilie od. das von Johannes dem Täufer u. wurde sehr bald auch in anderen Ländern (in Deutschland als Goldgülden) geprägt. Später entstand daraus der Gulden, den man noch jetzt mit den beiden Anfangsbuchstaben des F. bezeichnet.

Florence (franz., spr. Florangs), ein schlicht gewebtes Seidenzeug, das sich vom Taffet nur durch seinen stärkeren Glanz unterscheidet, der theils von der sorgfältigen Appretur, theils von der zu dem Gewebe verwandten ganz gekochten Seide herrührt. Man fertigt meist nur dünne u. leichte Sorten, gewöhnlich zu Glanzfutterzeugen, an; eine dichtere u. schwerere Sorte heißt Marcelline.

Florens, Pseudonym des deutschen Dichters Josef von Eichendorff.

Florentinerlack od. Karminlack, Pariser- od. Wienerlack, entsteht durch die Verbindung des rothen Farbstoffes der Cochenille mit Thonerde. Er wird dargestellt durch Fällen einer Cochenilleabkochung mit Alaun. Früher von Florenz aus in den Handel gebracht, wird er jetzt von allen Farbefabriken eben so gut verfertigt.

Florentinische Schule ist der Gesammtname einer Reihe von Malern aus Florenz, die zu Anfang des 14. Jahrh. von Giotto eingeleitet, dann von Fiesole, Masaccio u. den Schülern des Letzteren während des 14. u. 15. Jahrh. glänzend fortgeführt wurde, bis sie in den ersten Dezennien des 16. Jahrh. durch Michel Angelo u. dessen Zeitgenossen ihren würdigen Abschluß erhielt. Der Charakter dieser Schule besteht im 14. Jahrh. darin, daß die Künstler auf das menschliche Leben in seinen mehrfach wechselnden Erscheinungen eingehen u. das Verhältniß des Irdischen zum Geistigen u. Himmlischen in reichen dichterischen und allegorischen Darstellungen aussprechen. Sie streben mehr nach Gedankenreichthum in der Komposition u. nach Charakteristik der einzelnen Gestalten, während die mit ihnen gleichzeitige Schule von Siena mehr eine tiefe Innerlichkeit des Gefühls offenbart u. an den ihr überlieferten Gebilden festhält. In Giotto's (1276—1336) Fußtapfen traten eine Menge von Schülern u. Nachfolgern, unter denen wir wenige mit sicherem Namen kennen, so nam. Taddeo Gaddi. Zu den mittelbaren Nachfolgern gehören auch Agnolo Gaddi, Francesco da Volterra, Spinello Aretino. Das Element, welches Masaccio (1403—1443) der Schule verleiht, ist eine freiere, naturgemäßere Durchbildung der menschlichen Gestalt u. eine Begeisterung, welche in der Schönheit den Ausdruck des Maßes u. Gesetzes, in der Ruhe u. Bewegung den Ausdruck einer harmonischen Entwicklung der Kräfte des Menschen sieht. Nach ihm bildeten sich Fra Filippo Lippi, dessen Schuler Sandro Botticelli (s. „Filipepi") war, der wiederum des Filippo Sohn, Filippino (s. d.), zum Schüler hatte. Durch sie erhielt die Schule eine Neigung zur Weltlichkeit u. heiteren Auffassung des Lebens, während der ältere Zeitgenosse Masaccio's, Fiesole (s. d.), die Tiefe u. Innerlichkeit des Gefühls beibehält u. hierin den Malern von Siena verwandt ist. Als spätere Meister dieser Schule sind zu nennen: Benozzo Gozzoli, Dom. Ghirlandajo, Luca Signorelli. Sie alle überragt der formengewaltige Michel Angelo, dessen Erhabenheit freilich sein Schüler Daniel da Volterra nicht erreicht. Die bedeutendsten der letzten Ausläufer der Schule sind Fra Bartolommeo u. Andrea del Sarto, von denen jener die Seite religiösen Ernstes, dieser die der Heiterkeit u. Weltlichkeit vertritt.

Florenz (ital. Firenze), Hauptstadt der gleichnamigen Provinz in der italien. Landschaft Toskana mit 167,093 E. (1872), führt wegen ihrer reizenden Lage am Arno, der sie in zwei durch 4 Brücken verbundene Theile scheidet, den Beinamen la bella (die Schöne). Doch nicht blos die anmuthigen Umgebungen des toskan. Hügellandes, sondern noch weit mehr die großartigen Bauwerke im Innern u. die Fülle von bedeutenden historischen Erinnerungen, die sich an die Straßen, Plätze u. Gebäude heften, machen es zu einer der interessantesten Städte Italiens. Die große, im 14. Jahrh. erbaute Ringmauer ist zwar zum größten Theile niedergelegt, um neuen Straßen Platz zu machen; doch stammen aus der Blütezeit der Stadt noch viele Bauwerke, die von der größten Bedeutung für die Kunstgeschichte sind; selbst sehr enge, krumme Straßen des Innern weisen prachtvolle Paläste auf. Nicht weniger als 18 Plätze, 172 Kirchen u. 160 öffentliche Statuen schmücken F. Unter den Plätzen zeichnet sich die Piazza dell' Indipendenza durch ihre Große, die Piazza della Signoria durch ihre Kunstwerke aus: die David-Statue von Michel Angelo, ein Herkules von Bondinelli, ein großer Brunnen von Ammanati u. a.; auf dem Domplatz ist 1865 ein großes Dante-Standbild errichtet worden. Von den Kirchen sind die bedeutendsten die Domkirche Sta. Maria del Fiore mit einer riesigen, im Anfang des 16. Jahrh. von Brunelleschi erbauten Kuppel u. einem herrlichen Glockenthurm, den Giotto u. Gaddi im 14. Jahrh. errichtet u. mit zahlreichen Statuen verziert haben, das Batisterio San Giovanni, dem Dome gegenüber mit den herrlichen Erzthüren Ghiberti's u. Pisano's, u. Sta. Croce mit den Grabmälern Dante's, Michel Angelo's, Machiavelli's, Galilei's u. a. berühmter Florentiner. Neben den Kirchen ziehen die Paläste von F. die Aufmerksamkeit auf sich; die schönsten von ihnen stammen aus der Zeit der Renaissance u. sind meist in einfachem, fast schmucklosem Stile gehalten, imponiren aber durch die Harmonie ihrer Verhältnisse u. durch die Großartigkeit ihrer Anlage, so vor allen anderen der Palazzo Pitti, ein aus dem 15. Jahrh. stammendes, nach seinem ersten Besitzer genanntes Bauwerk von einer mehr als 100 Schritt langen Front, der in seinen 900 Zimmern u. Sälen eine der bedeutendsten Gemäldesammlungen der Welt birgt; ebenfalls reich an Gemälden u. Skulpturen ist der Palazzo Vecchio mit einem der größten Säle Europa's. Die Uffizien, welche an letzteren stoßen u. aus dem 16. Jahrh. stammen, enthalten eine äußerst werthvolle Bibliothek, das Archiv, u. in 22 Sälen die Galleria degli Uffizi, eine Sammlung von Gemälden, Zeichnungen u. Bildwerken, wie sie keine Stadt der Welt aufweisen kann; fast alle bedeutenden Maler Italiens, bes. aber die der toskan. Schule, sind hier durch vorzügliche Werke vertreten, u. außerdem befinden sich in dieser Galerie noch antike Bildwerke von unschätzbarem Werthe, wie die Mediceische Venus, die Gruppe der Niobiden, der beckenschlagende Faun u. a. Außer diesen Kunstsammlungen sind aber noch in vielen anderen Palästen Meisterwerke der bildenden Kunst in bedeutender Anzahl vorhanden, so daß F. für das Studium der Geschichte der italien. Kunst mehr bietet als irgend eine andere Stadt. Von der 1438 gegründeten Universität besteht gegenwärtig noch die theolog. Fakultät, daneben besitzt F. ein Lyceum u. ein Gymnasium, ein vorzügliches naturhistorisches Museum, die für die Entwickelung der italien. Sprache außerordentlich wichtige Academia della Crusca, eine medizinische u. chirurgische Klinik u. 5 öffentliche Bibliotheken; ferner 9 Theater, ein Findelhaus, ein Irrenhaus u. a. F. ist der Mittelpunkt des toskan. Landhandels u. ein sehr bedeutender Industrieort; die wichtigsten Zweige seines Gewerbfleißes sind die Fabrikation von seidenem Sammt, Porzellan u. Kunstblumen, die Strohflechterei u. die Goldschmiedekunst. Sehr bedeutend ist das Kunstgewerbe entwickelt; vorzüglich schöne Arbeiten werden in Marmor, Alabaster, Terracotta u. Mosaik geliefert. — Der Aufschwung von F. fällt in das 11. Jahrh., nach der Zerstörung von Fiesole, einer Stadt, von der F. wahrscheinlich kurze Zeit vor Chr. Geb. gegründet worden ist. In den langen Kämpfen zwischen Papstthum u. Kaiserthum stand F. an der Spitze der kaiserfeindlichen, guelfischen Partei in Mittelitalien, u. es gelang ihm, viele der kleineren ghibellinischen Städte seiner Macht zu unterwerfen u. sich von der kaiserlichen Herrschaft unabhängig zu erhalten. Die auf aristokratischer Grundlage errichtete Republik blieb aber von inneren Parteikämpfen nicht verschont; allmählig gelangte die politische Macht fast ganz in die Hände der Medici, welche zwar die republikan. Formen beibehielten, aber doch ziemlich unumschränkt regierten; dreimal vertrieben, wußte dieses ursprünglich dem Kaufmannsstande angehörige Geschlecht sich immer wieder seine alte Stellung zu erobern; 1531 wurde Alexander Medici sogar förmlich zum Herzog von F., 1567 Cosmus I. zum Großherzog ernannt. Die Periode der Mediceerherrschaft bezeichnet für F. die Zeit der Kunstblüte u. des größten Wohlstandes. Seitdem theilte die Stadt die Geschicke des Landes, dessen Hauptstadt sie bis 1859 war u. mit dem sie in genanntem Jahre dem italienisch-piemontesischen Staate einverleibt wurde. Von 1865—71 war F. die Haupt- u. Residenzstadt des Königreichs Italien.

Floretseide, Flockseide, Filoselle, Strazze, ist eigentlich Abfallseide, d. h. sie besteht aus solchen Fäden, die nicht abgehaspelt werden konnten u. nun wie Baumwolle aufgelockert u. gekrempelt im Gemisch mit anderen Fasern versponnen werden. Man nennt das daraus dargestellte Gespinnst Phantasiegarn od. Schappe.

Florian, christlicher Märtyrer u. Heiliger, ein röm. Krieger, der wegen des standhaften Festhaltens an seinem Glauben zur Zeit der Diocletianischen Verfolgung in der Enns ertränkt wurde. Dargestellt wird F. in röm. Kriegsrüstung, mit einem Wassergefäß die Flammen eines brennenden Hauses löschend (denn er wird auch als Schutzheiliger gegen Feuersgefahr verehrt). An alten Häusern in Oesterreich findet man nicht selten unter seinem Bilde die naive Bitte:

Ach lieber, heil'ger Florian,
Schon' unser Haus, zünd' andre an!

Florian (spr. Flohriang), Jean Pierre Claris de, franz. Dichter u. Schriftsteller, geb. 6. März 1755 auf dem Schlosse Florian bei Sauve (Dep. Gard), ward 1768 Page des Herzogs v. Penthièvre, dem er später auch als Kammerjunker diente. Diese Stellung gestattete ihm, der Dichtkunst u. dem Studium der span. Sprache leben zu können, für welche er eine besondere Vorliebe hatte. Hervorragend durch seine Tugenden, wie durch seinen Geist, ward er 1788 in die Akademie aufgenommen. Während der Revolution eine Zeit lang verhaftet, lebte er nach seiner Freilassung zu Sceaux, wo er aber schon 13. Sept. 1794 starb. Von seinen zahlreichen Werken sind zu nennen: „Estelle" (Par. 1788, deutsch von Mylius, Berl. 1787), die „Nouvelles" (deutsch von Meißner, Lpz. 1786, u. von Müchler, Berl. 1793), „Numa Pompilius" (deutsch, Gotha 1787), „Guillaume Tell" (deutsch, Pirna 1808, die beiden letzteren sehr oft zum Schulgebrauch herausgegeben), die „Fables" (1792), die meist nach span. Originalen abgefaßten Rittergedichte, u. von seinen Lustspielen „Les deux billets" (deutsch von A. Wall, Lpz. 1789). F.'s „Oeuvres complètes" erschienen in 24 Bdn. zu Paris (zuerst 1784); seine „Oeuvres inédites" gab Pirérécourt heraus (Par. 1825).

Florida, der südlichste der Vereinigten Staaten von Nordamerika, besteht aus einem durchschnittlich 15 M. breiten Küstenstrich am Mexikanischen Meerbusen, der sich westl. bis zur Perdibobai erstreckt, u. aus der gleichnam. Halbinsel, hat 2787¾ □M. Flächenraum u. wird im O. vom Atlantischen Ozean, im S. vom Mexikanischen Meerbusen, im W. vom Staate Alabama u. im N. von den Staaten Alabama u. Georgia begrenzt. Die Halbinsel macht vier Fünftel des Gesammtareals aus; sie hat eine Breite von 20—30 M., eine Länge von etwa 80 M. u. erstreckt sich in

ihrer Südspitze (Kap Sable) fast bis zum 25.° nördl. Br. Die Küsten, deren Gesammtlänge 255 M. beträgt, sind wegen der Untiefen, Sandbänke u. Korallenklippen nur an sehr wenigen Stellen nahbar; die östl. Hafenplätze können nur von kleinen Schiffen besucht werden, auf der Westseite dringen aber mehrere Busen tief in das Land ein. Besser für den Seeverkehr eignet sich die Nordwestküste. Von dem Kap Florida an der Ostküste zieht sich in weitem Bogen um die Südspitze der Halbinsel F. ein gewaltiges Korallenriff nach SW. u. endet in den nach den zahlreichen Schildkröten benannten Tortugasinseln; östl. von diesen u. im S. des Kap Sable liegen die Pine-Inseln, ein wirres Durcheinander von größeren u. kleineren Koralleneilanden, von denen Key-West deshalb die wichtigste ist, weil sie der Sitz von Wrackers ist, die verpflichtet sind, verunglückten Schiffen Beistand zu leisten. Die Oberfläche F.'s ist durchaus eben, nur in der Mitte etwas wellenförmig geschwellt; der Boden besteht im O. aus Thon mit Sand, im W. aus verwittertem Kalk. Das Land ist reich bewässert. Im S. der Halbinsel dehnt sich die ungeheuere Sumpflandschaft Everglades aus, die während der Regenzeit vollständig unpassirbar ist u. im N. in den Macacosee übergeht. Auf der Westseite ist der größte Fluß der Savanne, auf der Ostseite der St. Johns-Fluß, welcher dem St. George-See entströmt u. in seenartigen Erweiterungen seine Gewässer dem Meere zuführt; der wichtigste Strom des Nordens ist der Appalachicola. Eine große Menge bedeutender Seen ist über das Innere der Halbinsel ausgebreitet. Merkwürdig sind die Sinks, unterirdische Kalksteinhöhlen, die oft mehrere Morgen Ausdehnung haben u. denen zahlreiche Quellen theilweise mit solcher Gewalt entströmen, daß sie Mühlen treiben könnten; in diesen Höhlen verschwinden einzelne Flüsse, um in weiter Entfernung wieder zum Vorschein zu kommen. Das Klima F.s ist ein durchaus tropisches; in den sumpfigen Gegenden sind Fieber häufig; doch ist in den trockenen Savannen (Wiesengründen an den Flußufern) die Luft gesund. Der Boden eignet sich für den Anbau von Baumwolle, Kaffee, Kakao, Zuckerrohr, Tabak, Reis, Mais, Arrow-root, Hanf rc. Die Wälder liefern in ihren Fichten u. Eichen treffliches Schiffsbauholz. Auf den schönen Wiesen weiden große Viehherden u. in den Gärten wird sehr gutes Gemüse gebaut. Wild giebt es in Menge; Seesalz liefern die Koralleninseln.

F. ist schwach bevölkert, denn auf die □M. kommen nur 66 Seelen; von den 187,748 Bewohnern (1870) sind 96,057 (mehr als die Hälfte) Weiße, 91,689 Farbige; die indian. Urbevölkerung ist ausgerottet. Ackerbau u. Viehzucht bilden die Hauptbeschäftigung der Bewohner; doch ist die Landwirthschaft durch die Aufhebung der Sklaverei außerordentlich in Verfall gerathen, da die freien Neger zu träge sind, um nun freiwillig die Arbeiten gegen Lohn zu verrichten, die ihnen früher als Sklaven oblagen. Baumwolle, Zucker, Tabak, Reis, Schwämme u. Holz machen die Ausfuhrartikel aus. Der verwahrloste geistige Zustand der Bewohner erklärt sich aus dem Mangel an Schulen. F. ist im Kongresse der Vereinigten Staaten durch 2 Senatoren u. 2 Repräsentanten vertreten; sein Sonderkongreß zählt 24 Senatoren u. 52 Repräsentanten. Die Hauptstadt Tallahassee liegt auf der Nordseite der Appalacheebai u. hat etwa 2000 E. Der wichtigste Hafenplatz ist Pensacola mit 3000 E. in Westflorida an der gleichnamigen Bai. — F. wurde von Ponce de Leon am Palmsonntage (Florida) 1512 entdeckt u. nach jenem Tage benannt; 1565 bauten die Spanier an der Stelle, wo Ponce de Leon gelandet war, ein Fort, aus dem sich der Ort St. Augustine entwickelte; 1762 trat Spanien F. u. das ganze Land bis an den Mississippi gegen Cuba an England ab; es erhielt es aber 1783 wieder zurück. Ein langwieriger Grenzstreit mit den Vereinigten Staaten begann, als Napoleon 1803 Louisiana an die Union abgetreten hatte; er endigte 1819 mit dem Verkaufe F.s an die Vereinigten Staaten durch Ferdinand VII. von Spanien (um 5 Millionen Dollars); 1822 wurde das Land als Unionsgebiet organisirt, 1845 als selbständiger Staat anerkannt. Nachdem es sich 1861 der Secession angeschlossen hatte, trat es 1865 in die Union zurück.

Florideen, auch Rothalgen, eine Gruppe der meerbewohnenden Algen, welche ihre Früchte auf den Spitzen von Zweigen in Form knopfartiger Kapseln tragen, während die Stengel sich meist strauchartig verzweigen u. häufig prachtvoll roth färben. Sie bilden verschiedene Familien: Ceramieen mit fadenartigen, gegliederten Verzweigungen, Cryptoremeen mit bandartigen Verästelungen, Lomentarieen mit gegliederten bandartigen Verzweigungen, Rhodomoleen mit fadenförmigem, ungegliedertem Astwerk, Sphärococcoideen mit gegliederten, meist kalkig inkrustirten Aesten, u. Delesserieen mit breitem, zungenförmigem Laube, od. flachgedrückten laubartigen Astbildungen von schöner Karminfärbung.

Florin, s. „Floren" u. „Gulden".

Floris (auch Ende, Mandgerei, Mandjerei), eine der kleinen Sunda-Inseln im Ind. Archipel, im N. von der Javasee, im O. von der Florisstraße, im S. vom Indischen Ozean u. im W. von der Straße von Mandjerei umflossen, enthält nach Einigen 360, nach Anderen 422 □M. Die der Zahl nach unbekannte Bevölkerung lebt zwar in patriarchalischer Verfassung, ist aber der Seeräuberei sehr ergeben. Im O. befindet sich ein noch häufig thätiger Vulkan, im NO. ein Kap, die eiserne Spitze genannt. Reis, wilder Zimmt, Sandelholz, Schwefel, Salpeter sind Haupterzeugnisse der Insel.

Floris, Franz, ein niederländischer Maler, dessen eigentlicher Name Franz de Vriendt war, geb. zu Antwerpen 1520, gest. das. 1570. Er eignete sich in Italien mit großer Geschicklichkeit die Formen u. Stellungen der Gestalten Rafael's u. Michel Angelo's an u. lernte von den Florentinern die Pinselführung u. den Farbenauftrag. Da aber dieser äußerlichen Kunstfertigkeit die Beseelung fehlt, so lassen seine Gemälde in ihrer gezwungenen Idealität den Beschauer kalt. Viel ansprechender sind seine Porträts. Nach Antwerpen zurückgekehrt, eröffnete er dort eine große Malerschule u. lieferte mehrere Bilder für die Kirchen der Stadt. Als sein Hauptbild erscheint der Sturz der gefallenen Engel (1554, jetzt im Museum zu Antwerpen).

Florus, Lucius Annäus, der Verfasser eines auf uns gekommenen Abrisses der röm. Geschichte von Anfang der Stadt bis ungefähr 30 v. Chr. („Epitome rerum Romanarum"). Der sonst unbekannte Verfasser, in dem man mit einiger Wahrscheinlichkeit einen zu Hadrian's Zeit lebenden Dichter F. hat erkennen wollen, theilt die röm. Geschichte nach den vier menschlichen Lebensaltern ein u. rechnet als ihre Kindheit die Zeit bis zur Vertreibung der Könige, als ihr Jünglingsalter die bis zum ersten Punischen Krieg, als ihr Mannesalter die bis zur Herrschaft des Augustus. Die vierte Periode hat er nicht bearbeitet. Das Ganze zerfällt in 4 Bücher; die Darstellung ist phantasievoll u. nicht frei von Schwulst u. allerlei Irrthümern. Das Werk erschien zuerst im Drucke zu Paris 1470. Neuere Ausgaben lieferten Jahn (Berl. 1852), Halm (Lpz. 1854) u. a.

Flos u. Blancflos, s. „Flore u. Blanscheflur".

Flöße u. Flößerei ist der Transport von Holz in Klötzen od. Scheiten auf fließendem Wasser. Dieses Mittel, das Material waldreicher Gegenden an holzbedürftige Orte zu schaffen, empfiehlt sich wegen seiner Wohlfeilheit. Zum Flößen eignen sich kleinere u. mittlere Flüsse, welche nicht zu viele u. zu kurze Krümmungen haben u. die nöthige Tiefe besitzen. Die beste Flößzeit ist das Frühjahr, weil zu dieser Zeit in der Regel die Flüsse am reichlichsten mit Wasser versehen u. noch keine Ueberflutungen durch heftige Gewitterregen zu befürchten sind. Zur Herbeischaffung des auf den Flößgehauen, Flößhieben od. Flößwänden gefällten Holzes nach dem Flusse, sowie zur etwa nöthigen Verbindung zweier Flüsse od. auch zum Abschneiden großer Flußkrümmungen werden Flößgraben angelegt, welche unter Umständen aus besonderen Flößteichen od. durch Stauungen gespeist werden. Zur Schonung der Wehre versieht man dieselben mit Flößgassen, welche aus zwei auf dem Wehre aus Balken gezimmerten Wänden bestehen, zwischen denen der Wehrboden mit Pfosten schräg ausgelegt ist, so daß das Flößholz auf der so gebildeten schiefen Ebene allmählig hinabgleitet. Das Recht zur Anlegung von Flößereien (die Flößgerechtigkeit od. das Flößregal) haben sich in der Regel die Landesherren reservirt; Privatpersonen dürfen der Ausübung desselben kein Hinderniß in den Weg legen, doch können sie betreffenden Falls eine Entschädigung beanspruchen. Wird in den bergigen Waldgegenden das Holz ohne Weiteres in einzelnen Klötzen u. Scheiten dem fließenden Wasser zur Weiterbeförderung übergeben, so verlangt die Flößerei da, wo der Wasserlauf langsamer wird u. in den reicher angebauten Gegenden eine Beaufsichtigung des Materials sich nöthig macht, die Vereinigung der einzelnen Hölzer zu einem zusammenhängenden u. steuerbaren Ganzen, dem man auch den Namen Flöße od. Floß giebt.

Dasselbe ist ein aus neben einander angeordneten u. auf einfachste Weise verbundenen Baumstämmen hergestelltes flaches Wasserfahrzeug, welches in gewissen Fällen auch zum Uebersetzen od. Flußabwärtsfahren von Truppen, zum Fortschaffen von Kriegsmaterial u. s. w., zumeist aber zum Transport des dasselbe bildenden Holzes u. vielleicht noch außerdem aufgeladenen Kleinholzes dient. Von besonderer Bedeutung für den Holzhandel sind die Rheinflöße, welche aus den Stämmen der großen Wälder des Schwarzwaldes, Spessarts, Thüringerwaldes u. des Hundsrück gebaut werden u. zur Verfrachtung dieses Holzes nach Holland, insbesondere nach Amsterdam u. Dortrecht, benutzt werden. Auch die Weser dient einem bedeutenden Holzhandel durch den Flößtransport aus Thüringen, wobei nur allein aus dem Hennebergischen jährlich gegen 2000 Flöße auf der Werra nach Münden gehen; ferner liefern der Solingerwald u. der Harz viel Material hierzu; von letzterem aus wird das Holz auf der Ocker u. Aller der Weser zugeführt. Früher berechnete sich der Werth des jährlich auf der Weser verflößten Bau- u. Stabholzes auf mehr als

eine Million Thaler. Weniger bedeutend ist die Flößerei auf der Elbe u. Oder. Die Ostseestädte Stettin, Danzig, Memel, Elbing u. Königsberg bilden Ausgangspunkte für die Flößerei u. halten große Holzlager, wovon früher sehr viel nach England für den Schiffsbau ging. Das für Danzig u. Stettin bestimmte Holz, das aus den russ. u. poln. Wäldern kommt, wird auf der Sau u. dem Bug der Weichsel zugeführt, von wo es durch die Kanäle, die Netze, Warthe u. Oder nach Stettin gelangt. Nach Königsberg u. Memel kommt das Holz aus der Gegend von Nowgorod, Wollinsk u. Ostrog; es wird auf dem Horyn, Styr u. der Slutsch in den Prypiet geflößt, welcher es dem Oginski'schen Kanale zuführt; dieser mündet in die Scharra, aus welcher das Holz auf dem Niemen im Kurischen Haff ankommt. Auf der Donau ist die Flößerei unbedeutend, weil fast alle von ihr durchflossenen Gegenden reichlich mit Holz versehen sind. — Die Herstellung der F., welche später den Rhein hinabfahren, geschieht im Schwarzwald gewöhnlich auf die Weise, daß je 3 der geschälten, nach der Größe sortirten u. gezeichneten Stämme parallel neben einander gelegt u. mit Weidenruthen fest, aber biegsam zusammen verbunden u. schließlich eine Anzahl solcher Verbindungen (Tafeln od. Gestöre) in gleicher Weise der Länge nach mit einander verkuppelt werden, so daß daraus ein bis 100 m. langes, schlangenartig bewegliches Ganze, das Floß, gebildet wird, mit welchem eine Anzahl tüchtiger, das Lenken besorgender Männer durch die Krümmungen und über die Fälle u. Strudel des Wildwassers eine rasch von Statten gehende Thalfahrt macht. So gelangt das Holz auf einem der Nebenflüsse, wie Murg, Neckar, Mosel od. Main u. s. w., endlich in den Rhein. Auf der Murg allein wird jährlich für etwa 500,000 fl. Holz geflößt. In der Gegend von Mannheim, Andernach u. Koblenz werden die großen Rheinflöße gebildet, die aus vielen Hunderten u. Tausenden von Stämmen bestehen, 220—280 m. lang u. etwa 22 m. breit sind. Dieselben, welche mit vielen Rudern u. selbst einem Steuer versehen sind, werden mit Bretern belegt u. mit Hütten für Aufenthalt u. Schlafstelle der Mannschaft, die oft mehr als hundert Ruderknechte u. Arbeiter zählt, versehen. Der Hauptstapelplatz der großen Rheinflöße ist Dortrecht, u. die Fahrt dahin dauert z. B. von Bingen aus 6—8 Tage. Zum Transport von Scheitholz werden auf großen Flüssen u. Seen sog. Karinen od. Kiepenflöße benutzt, welche in der Art hergestellt werden, daß man zwei starke Stangen od. schwache Stämme in solcher Entfernung mit einander verbindet, daß die quer darüber gelegten Scheite eben noch eine geringe Auflage haben. Es werden mehrere Lagen von Scheiten etwa 1 m. hoch u. darüber auf einander gepackt u. mittels biegsamer Stangen u. Wieden befestigt u. dann durch darauf befindliche Leute an ihren Bestimmungsort gerudert; kleinere derartige F. läßt man wol auch ohne Führer forttreiben.

Flossen (pinnae), wol auch „Floßfedern", heißen eigenthümliche Körperanhänge bei Wasserthieren, welche denselben als Gleichgewichtshalter u. als Ruder beim Schwimmen dienen. Namentlich entwickelt sind die F. bei den Fischen, wo man sie der Stellung nach als unpaare (senkrecht gestellte), wie die einfache od. getheilte Rückenflosse, die Afterflosse, die Schwanzflosse, u. als paarige: die (den Vorderextremitäten entsprechenden) Brustflossen u. die (den Hinterextremitäten entsprechenden) Bauchflossen unterscheidet. Dem Baue nach unterscheidet man, je nachdem die stützenden Flossenstrahlen gegliedert sind od. nicht od. ganz fehlen, Weichflossen, Stachelflossen u. Fettflossen. Die bedeutend vergrößerten Brustflossen dienen den fliegenden Fischen als Flugwerkzeuge (s. „Flug"). Die Fischsäugethiere haben eine wagerecht gestellte Schwanzflosse, auch sind ihre Vorderextremitäten zu F. umgestaltet. Die bis über das Nagelglied durch dicke Schwimmhäute verbundenen Füße der Walrosse u. Robben heißen Flossenfüße u. diese Seesäugethiere deshalb Flossenfüßer (Schwimmfüßer, Pinnipedia).

Nr. 2857. Hyalea tridentata (Flossenfüßer).

Flossenfüßer. 1. Die Pinnipedier unter den Säugethieren (s. „Flossen"), 2. so viel als Ruderfüßer, Ruderschnecken, Flügelfüßer, Pteropoda, eine zuerst von Cuvier aufgestellte Klasse kleiner, im Meere lebender Weichthiere (Mollusken) mit deutlichem, fühlertragendem Kopf, rudimentärem Fuß u. symmetrischen Flossen- od. flügelartig ausgebreiteten Bewegungsorganen. Ihr Körper ist entweder nackt (wie bei Clio), od. es wird eine innere weichknorpelige od. eine äußere glasigbrüchige, kalkige, einkammrige, aber verschieden gestaltete (bei Limacina gewundene, bei Cymbulia u. Hyalea kahnförmige 2c.) Schale abgesondert. Die massenhaft im Eismeere schwimmende Clio borealis, das „Walfischaas", bildet mit Limacina helicinalis die Hauptnahrung der Walfische u. vieler Seevögel. Da sie ihre Flossen wie Schmetterlinge die Flügel bewegen, so heißen die größeren Arten bei den italien. Fischern farfalle di mare (Seefalter). Man kennt 84 lebende Arten u. bezieht fossile Reste auf 136 andere, nicht mehr existirende Arten.

Flöte (ital. flauto, flauto traverso, franz. flûte, flûte traversière, Querflöte), bekanntes Holzblasinstrument, welches in mehreren Arten ausgeführt wird. Die gewöhnliche Flöte steht in C u. hat einen Umfang von drei vollen Oktaven, vom eingestrichenen bis zum viergestrichenen c. Sie besteht aus der Röhre u. der Pfropfschraube u. hat für die einzelnen Töne besonders gebohrte Tonlöcher, die zum Theil mit den Fingern, zum Theil mit Klappen verschlossen werden. Die Röhre selbst ist oben auch verschlossen, unten offen, von runder, etwas verjüngt zulaufender Bohrung u. wird aus verschiedenem Material, in Buchsbaum (früher am meisten gebräuchlich), Königsholz, Elfenbein, Silber, Ebenholz (jetzt am meisten verwendet), Messing und sogar Krystall, hergestellt. Die Röhre ist aus vier Stücken, die aus einander gelegt werden können — dem Kopfstücke, zwei Mittelstücken, u. dem Fuß — zusammengezapft (früher wurde die F. aus einem einzigen Stücke gebohrt). Im Kopfstück befindet sich das Mundloch, aber an der Seite, daher die F. beim Blasen nicht wie die veraltete Flûte à bec oder die Klarinette und Oboe geradaus, sondern quer an den Mund gehalten wird. Das Mundloch ist ganz einfach ausgeschnitten, am vortheilhaftesten eirund. Oberhalb desselben befindet sich in der Röhre ein Pfropf, der mittels einer Schraube (Pfropfschraube) weiter in die Röhre hinein u. zurückbewegt werden kann u. zur Regulirung der Stimmung dient. Auch im Fuße hatte man zu ähnlichem Zwecke früher eine bewegliche kleine Röhre, das Register genannt, die beim Wechsel der Mittelstücke heraus- od. hineingeschoben werden konnte. Zuweilen hat das Kopfstück einen Auszug, um die Stimmung etwas vertiefen zu können; doch macht man nicht gern Gebrauch davon, weil die Reinheit der Tonleiter darunter leidet. Die Anzahl der offenen Tonlöcher beläuft sich gegenwärtig auf sieben, drei im untern Mittelstück für die drei mittlern Finger der rechten, drei im obern Mittelstück für dieselben Finger der linken, u. eins unterhalb dieses Mittelstücks für den Daumen der nämlichen Hand. Die Anzahl der von Klappen geschlossenen Tonlöcher ist verschieden. Die ältere D-Flöte hatte nur eine einzige Klappe. Quantz brachte 1726 noch eine zweite Klappe für das eingestrichene es an, wodurch das Instrument auch für die B-Tonarten brauchbar wurde. Jetzt sind auch für die chromatischen Töne bis zu fünfzehn Seitenlöcher mit Klappen vorhanden, wodurch nun manche stumpfe Töne in der tieferen Oktave mehr Schärfe, überhaupt alle chromatischen Töne mehr Stärke u. die ihnen früher mangelnde gleichmäßige Reinheit gewonnen haben. Die ersten Vervollkommnungen der Querflöte datiren ungefähr aus dem zweiten Decennium des 17. Jahrh. u. sind wahrscheinlich franz. Ursprungs; unter Lully trat die F. bereits ins Orchester. Um 1700 kam die F. nach Deutschland, 1726 erfand Quantz die Pfropfschraube, weiterhin machten sich Gerhard Hoffmann in Rastenberg (um 1727), Tromplitz u. Tacet in London (um 1770) um die Verbesserung des Instrumentes verdient. Ihre gegenwärtige Vollkommenheit aber hat die F. dem neuen Klappensystem von Theobald Böhm in München (1832) zu verdanken. Die F. gehört unter den Blasinstrumenten und speziell den Rohrinstrumenten zu den beliebtesten u. ausgebildetsten; ihr schmelzender Ton macht sie zum Ausdruck reiner u. zärtlicher Gefühle geschickt, u. die große Beweglichkeit, deren sie fähig ist, läßt eine beträchtliche Mannichfaltigkeit von Figuren u. Passagen zu, die sie auch zum Bravourinstrument geeignet macht. Für die volle Orchestermusik ist die F. unentbehrlich, theils wegen der schönen Klangfarbe, die sich durch die Mischung mit den Streich- u. anderen Rohrinstrumenten ergiebt, theils wegen der Möglichkeit, Melodien selbständig zu führen od. melodieführende Stimmen im Einklang od. in der Oktave zu verstärken. In älteren Musikwerken bis gegen die Mitte des 18. Jahrh. ist unter dem Namen flauto übrigens nicht die Querflöte, sondern stets die mittels eines Schnabels intonirte flûte à bec (Block- od. Plochflöte) zu verstehen; jene ist immer mit flauto traverso od. mit traversa bezeichnet (welche in ganz frühen Zeiten auch Schweizerpfeife hieß u. in drei Arten — als Diskant-, Alt- u. Baßflöte — vorkam). — 2. Nebenarten der F. sind außer der schon erwähnten D-Flöte: a) die Terzflöte (F-Flöte), eine kleine Terz höher als die D-Flöte, mit einem Umfange von F_1 chromatisch bis c_4 u. d_4; b) die Flûte d'amour, um eine Terz tiefer stehend, die Quartflöte, um eine Quart höher als die in D. In Konzertorchestern ist unter den Nebenarten nur d) die kleine od. Oktavflöte (flauto piccolo, Pickelflöte, ottavino) gebräuchlich. Sie hat mit der C-Flöte gleichen Umfang, klingt aber eine Oktave höher als

diese u. als die Notirung u. kann vermöge ihrer gellenden Klangschärfe von großem Effekt sein. e) Die kleine Nonenflöte (Es-Flöte) steht um einen halben Ton, u. f) die kleine Decimenflöte um eine Terz höher als die Oktavflöte. Die beiden letzteren, wie auch die Terz- u. Quartflöte, kommen nur in Militärorchestern vor. — In der Orgel ist F. eine Labialstimme, 8 u. 4 Fuß, von sanftem, angenehmem Klange; kommt auch im Pedal vor (Flötenbaß). Ist sie von besonderer Art, so wird dies durch ein Beiwort näher bestimmt (Hohlflöt, Sifflöt, Koppelflöt, Kützialflöt ꝛc.).

Flotow, Friedrich von, beliebter Opernkomponist unserer Zeit, geb. 27. April 1812 auf dem seiner Familie gehörenden Rittergute Teutendorf in Mecklenburg-Schwerin. Anfänglich für die diplomatische Laufbahn bestimmt, wußte er während eines Aufenthaltes in Paris im J. 1827 seinen Vater zu bewegen, ihn die Musik, welche er schon als Kind mit Neigung u. Erfolg gepflegt hatte, als Lebensberuf ergreifen zu lassen. Demzufolge blieb er in der franz. Hauptstadt u. förderte seine musikalische Ausbildung nach allen Seiten hin; dort war es auch,

Nr. 2858. Friedrich v. Flotow (geb. 27. April 1812).

wo er seine ersten Opern „Pierre et Cathérine", „Rob Roy" u. „La Duchesse de Guise" zur Aufführung brachte. Im J. 1839 errang er im Théâtre de la Renaissance mit seiner Oper „Le Naufrage de la Méduse" einen großen Erfolg (später u. d. Tit. „Die Matrosen" auf deutschen Bühnen aufgeführt). Ihr folgten zunächst 1840 „Le Forestier" (umgearbeitet später als „L'Ame en peine" u. in Deutschland als „Der Förster" gegeben), 1843 „L'Esclave de Camoëns", 1844 „Alessandro Stradella". Diese letztere Oper, zuerst in Hamburg gegeben, begründete F.'s Ruf in Deutschland; zu allgemeinerer Beliebtheit gelangte er aber erst durch die im J. 1847 in Wien zuerst aufgeführte „Martha, od. der Markt zu Richmond". Diese beiden Opern bilden aber zugleich die Gipfelpunkte von F.'s bisherigem Schaffen; wenigstens zeigen die nachher geschaffenen Opern keinen Fortschritt. Diese Opern sind „Die Großfürstin", „Indra", „Rübezahl", „Albin, od. der Müller von Meran", „Zilda", „La Veuve Grapin", „Naïda", „L'Ombre". Zu den Lebensumständen F.'s ist noch zu bemerken, daß er beim Ausbruch der Februarrevolution von 1848 nach seinem Heimatlande Mecklenburg ging, von 1856—60 als Intendant des Hoftheaters in Schwerin fungirte u. nach dieser Zeit meist wieder in Paris lebte. In F.'s Opern bekunden sich Reichthum an melodischer Erfindung, Frische der Harmonik u. Rhythmik, Pikanterie der Instrumentation u. Gefälligkeit der Formen. Dabei ist er jedoch von den Vorwürfen der Oberflächlichkeit, Trivialität u. Unselbständigkeit nicht freizusprechen; die franz. Muster Auber, Adam ꝛc. schimmern in seinen Arbeiten mitunter gar zu deutlich durch. F. schrieb außerdem noch eine Musik zu Shakespeare's „Wintermärchen" u. viele kleinere Stücke.

Flotte nennt man eine Anzahl unter gemeinsamer Leitung stehender, zu einem bestimmten Zwecke vereinigter Schiffe. In engerem Sinne versteht man unter F. die Kriegsmacht eines Staates zur See, also nur die Kriegsschiffe, wogegen die Gesammtheit der Handelsschiffe als Handelsflotte bezeichnet wird. Die F. beschützt den Seehandel; sie vermittelt den Verkehr zwischen dem Mutterlande u. den Kolonien; sie wacht über die Aufrechthaltung der Verträge mit fremden Staaten u. über das Interesse der Staatsangehörigen in fremden Ländern. Im Kriege übernimmt die F. den Schutz der Küsten; sie unterstützt die Angriffsunternehmungen der Landmacht u. sucht dem Handel des Gegners durch Blockade seiner Häfen u. Wegnahme seiner Schiffe Abbruch zu thun. Man unterscheidet in der F. je nach ihrem Zwecke u. ihrer Bauart Schlacht-, Vertheidigungs- u. Expeditionsschiffe, ferner Transport- u. Avisoschiffe, Uebungs-, Wacht- u. Kasernenschiffe, Dampf- u. Segelschiffe, hölzerne u. Panzerschiffe ꝛc. (vgl. „Deutsche Marine", Bd. III, S. 977). Eine kleine, selbständige Abtheilung der F. od. auch die geringe Zahl von Schiffen einer Seemacht niederen Ranges nennt man auch Flottille.

Flottwell, Eduard Heinrich, preuß. Minister, geb. 23. Juli 1786 zu Insterburg, studirte die Rechte u. betrat 1805 die Staatscarrière, in welcher er allmählig bis zum Wirkl. Geh. Rath aufrückte. Im J. 1844 übernahm er das Finanzministerium, das er jedoch nach zweijähriger Verwaltung wieder niederlegte. Nachdem er hierauf längere Zeit als Oberpräsident von Westfalen, seit 1850 in gleicher Stellung in der Provinz Brandenburg fungirt hatte, erhielt er im Okt. 1858 in dem neugebildeten Ministerium Auerswald das Portefeuille des Innern, das er aber bereits im Juli des nächsten Jahres wieder mit der Oberpräsidentschaft von Brandenburg vertauschte. Er zog sich 1862 vom öffentlichen Leben zurück u. starb 24. Mai 1865 zu Berlin.

Flötz ist — zum Unterschiede von denjenigen festen Theilen unserer Erdrinde, welche wir ihrer Form nach massig od. abnorm u. ungeschichtet, ihrer Entstehung nach plutonisch, eruptiv, vulkanisch zu nennen pflegen — eine Minerallagerstätte, welche zwar rücksichtlich ihres chemischen Bestandes an u. für sich wie rücksichtlich ihrer accessorischen Gemengtheile (Beimengungen von selbständigen Mineralien, Erzen) aus anderem Mineralstoffe zusammengesetzt erscheint, als derjenige es ist, aus welchem die unmittelbar darunter, u. wenn beide vorhanden sind, auch die darüber liegenden Gesteinsarten bestehen, dabei niemals innerhalb massiger od. plutonischer Gebirgsbildungen auftritt, sondern in ihrer Flächenausdehnung unter allen Umständen jenen Richtungen folgt, welche die Schichten des Nebengesteins, d. h. das überlagernde u. unterteufende Gesteinsmaterial desselben sedimentären Ursprungs, beobachten lassen, demnach auch meist als ein bestimmtes Mittel- od. Verbindungsglied in der Auflagerung des letztern erscheint u. unter einem mehr od. weniger flachen Winkel mit selten wechselnder Mächtigkeit der Teufe zuzufallen pflegt, daher auch von den ältern Schriftstellern als vena dilatata bezeichnet wurde.

Flötzformation ist der Inbegriff der Flötzschichten, welche, so oft sie auf od. in der Erdrinde beobachtet wurden, immer als dieselbe, auf- od. abwärts bestimmt auf einander folgende Lagerungsreihe erkannt worden sind, dergestalt, daß sie nicht blos zusammen vorzukommen pflegen, sondern immer nach Entstehung u. Alter, die einen niemals über, sondern immer unter den andern Nebengliedern auftreten, wonach ihre geologische Zusammengehörigkeit, ihre Schöpfung, ihre Formation während einer bestimmten Erdepoche angenommen werden zu müssen scheint. So liegt z. B. von den zur Zechstein- u. Kupferschieferformation gehörigen Gliedern das Grau- u. Weißliegende nie zu oberst, sondern stets zu unterst der Formationsglieder. Die durch die umfassendsten Studien der Geologen auf allen bis jetzt näher erforschten Theilen der Erde als gesetzmäßig nachgewiesene Reihenfolge der Schichten in einer Formation gilt aber auch von den Formationen selber. So ist z. B. die Steinkohlenformation noch nie über Muschelkalk od. Buntsandstein od. über Zechstein, sondern immer als älteste u. unterste der Formationen befunden worden. Aus der Erklärung ihrer Entstehung darf nicht gefolgert werden, daß die F. in hohen Gebirgen gänzlich fehlen; im Gegentheil lassen dieselben z. B. in den Alpen sich bis auf den höchsten Höhen nachweisen, wohin sie freilich erst nach ihrer Ausbildung durch seitliche od. von unten wirkende Druckkräfte gehoben worden sind (s. „Geologie").

Flötzgebirge ist das nicht aus plutonischen od. vulkanischen, ganz unregelmäßig sich erstreckenden Gesteinsmassen, sondern aus Schichtgesteinen bestehende Gebirge. Die letzteren, in welchen eine bestimmte Reihenfolge herrscht, welche vorzugsweise aus Sand- u. Kalksteinen, Thon u. Mergel zusammengesetzt sind u. fast ohne Ausnahme Versteinerungen enthalten, sind höchster Wahrscheinlichkeit nach mechanisch aus Wasser abgelagert, u. man nennt deshalb F. auch zusammengeschwemmtes Gebirge u. die die einzelnen Schichten konstituirenden Gesteinsarten normale Schichtgesteine.

Flüe, Nikolaus von der, schweizerischer Eremit, hieß eigentlich mit seinem Familiennamen Löwenbrucker u. erhielt den Beinamen, unter welchem er allgemein bekannt ist, von seinem Wohnorte im Kanton Unterwalden. In seinen jüngeren Jahren soll er als Krieger die Feldzüge seiner Landsleute mitgemacht u. in der Schlacht bei Ragaz (1446) sowie bei der Eroberung des Thurgaues (1460) mitgefochten haben. Später kam — wie die Chroniken seiner Zeit erzählen — der Geist der Buße über ihn; er verließ seine Frau u. seine zehn Kinder u. bezog eine Einsiedelei in der rauhen Felsengegend am Ranft in Obwalden, wo er nach der Legende zwei u. zwanzig Jahre ohne alle Speise, das Abendmahl ausgenommen, gelebt haben soll. Als nach Beendigung des Burgunderkrieges, in welchem die Schweizer Karl den Kühnen bezwungen hatten, ein ernster Streit zwischen den drei Stadt- u. den fünf Landkantonen der damaligen Eidgenossenschaft ausgebrochen war, wurde Nikolaus von den Parteien als Schiedsrichter angerufen u. führte durch sein Ansehen eine Versöhnung der Kantone herbei (22. Dez. 1481). Nikolaus starb in seiner Einsiedelei u. wurde vom Papste selig gesprochen. Seitdem hat sich der Kanton Unterwalden rastlos bemüht, auch die Heiligsprechung seines Landsmannes herbeizuführen; aber das arme Ländchen konnte die dazu erforderliche Gebühr von fünf tausend Thalern nicht erschwingen. Des Friedensstifters Leichnam, von welchem jeder katholische Kanton eine Reliquie erhielt, ruht auf dem Altar zu Sachseln in Unterwalden.

Nr. 2859. Der Alpenfluevogel (Accentor alpinus).

Flüevogel od. Flurvogel (Accentor, Familie der Accentoridae, Flüevögel), pfriemenschnäblige Singvögel mit starkem, kegelpfriemförmigem Schnabel mit breiter, eingedrückter Wurzel, mittelhohen, kurzzehigen Füßen u. kurzem, breitem Schwanze, die sich von Insekten u. Sämereien nähren. Man unterscheidet zwei Arten, das Graukehlchen (Baumnachtigall, Braunelle, od. nach dem Locktone Isserling, Accentor modularis), welches braun aussieht, an Kopf, Vorderhals u. Brust schieferblau, mit weißgespitzten Flügeldeckfedern, schön singt, ein wohlschmeckendes Fleisch hat u. in Wäldern u. Hecken deutscher Gebirgsgegenden lebt, u. den Alpenflüevogel od. die Flüelerche (Accentor alpinus), den vorzüglichsten Sänger der Alpen Südeuropa's, aschgrau mit weißer, schwarzgetüpfelter Kehle u. rostroth geflecktem Bauche.

Flug. Flug ist die Bewegung durch die Luft, verschiedenen Thieren möglich u. eigenthümlich durch den Besitz von Flugwerkzeugen. Am vollkommensten ausgebildet sehen wir die Flugfähigkeit bei den Vögeln, ihnen ist der F. die eigenthümlichste Bewegungsart. Ausgeführt wird er durch die zu Flügeln entwickelten Vordergliedmaßen, deren Abschnitte verlängert u. nur in einer Ebene gegen einander beweglich sind, wobei zwischen Oberarm u. Rumpf u. zwischen Ober- u. Unterarm Flughäute ausgespannt sind, mit elastischen Bändern am Rande, während am innern Rande des Unterarms u. der mehr od. weniger säbelförmigen Hand Federn sitzen, durch deren reihenförmige Ausbreitung die beim Fliegen benutzte Fläche vervollständigt wird. Man unterscheidet bei dem Vogelflügel die an der Hand sitzenden, großen starken Federn als Handschwingen od. Schwingen (Schwungfedern) erster Ordnung, die am Unterarm befestigten als Armschwingen (Schwingen zweiter Ordnung), die an beiden Stellen die Wurzeln der Schwingen deckenden kleineren Federn als Deckfedern; die den eingelegten Flügel von obenher bedeckenden Federn des Oberarms heißen Schulterfedern; Eckflügel endlich das Büschel kleiner, vom Daumen getragener Contourfedern. Die langen Federn der Flügel sind durch Sehnen unter einander verknüpft, so daß sie gleichzeitig, ohne aus ihrer Ordnung zu kommen, aufgerichtet u. niedergelegt werden können. Sehr ausgebildet ist am Vogelflügel die für seine Bewegung wichtige Einrichtung, daß der Schwerpunkt dem Drehpunkte (im Schultergelenk), also dem Körper, recht nahe liegt, daß also alle Muskelmassen so weit als möglich nach dem Körper zu gerückt sind u. ihre Wirkungen auf die weiter hinausliegenden Theile durch lange Sehnen vermittelt werden. Ueberhaupt zeigt der ganze Vogelkörper das Bestreben, in allen seinen Theilen möglichst leicht zu sein u. sein Hauptgewicht nach der Brust zu zu konzentriren. — Will der Vogel fliegen, so springt er in die Luft od. stürzt sich dies thun besonders die langflügeligen u. kurzbeinigen — von oben in dieselbe hinab, der Oberarm wird erhoben, Unterarm u. Hand werden gestreckt, der so ausgebreitete Flügel schlägt nach unten, Unterarm u. Hand werden angezogen, worauf der Flügel wieder gehoben wird. Beim Vorwärtsfliegen wird der Flügel nicht nach unten, sondern nach unten u. hinten geschlagen. Das Lenken nach der Seite bewirkt die stärkere Bewegung des gegenseitigen Flügels, wogegen der Schwanz das Heben u. Senken des Vorderkörpers, damit die vertikale Bewegung, gleichzeitig aber auch die Geschwindigkeit beeinflußt. Die Ausdauer mancher Vögel im F. ist eine außerordentliche, durch die Leichtigkeit ihres Körpers bedingt, welche ein Schweben mit ausgebreiteten Flügeln im Luftmeere gestattet, wodurch die Muskeln Ruhe erhalten. Auch die Schnelligkeit des Flugs ist sehr bedeutend, durchschnittlich 12 bis 20 m. in der Sekunde.

Nr. 2860. Bau eines Sperlingsflügels mit den Federn.

Nr. 2861. Pterodactylus rhamphorhynchus.
Nach der phot. Aufnahme eines zu Solingen im J. 1873 gefundenen Originals.

Außer den Vögeln sind zahlreiche Säugethiere mit Flugwerkzeugen ausgerüstet; obenan steht die ganze Ordnung der Fledermäuse (s. d.) od. Handflügler (Chiroptera), bei welchen aber nicht Federn, sondern hauptsächlich die zwischen den Fingern u. Extremitäten ausgespannte Haut die Flugfläche bildet. Ober- u. Vorderarm sind schlank ausgebildet, daran schließt sich eine kleine Handwurzel, von welcher Mittelhand u. Fingerknochen wie lange Strahlen aus einander gehen, die Flughaut (patagium) zwischen sich nehmend, den kleinen, bekrallten Daum ausgenommen. Dieses Patagium ist auch zwischen hinterer u. vorderer Extremität jeder Seite ausgespannt, sowie zwischen den beiden Hinterextremitäten, die bis zu den Füßen in dasselbe eingehüllt sind. — Weit unvollkommener u. blos aus seitlichen Hautfalten bestehend, die als Fallschirm gebraucht werden, sind die Flugwerkzeuge anderer Säugethiere, so gewisser Beutelthiere, der **Flugbeutler** (Gattung Petaurus etc.), nächtlicher Thiere Neuhollands u. Neu

guinea's, welche von Früchten u. Insekten leben. Dann sind die **Flughörnchen** zu nennen, die Nagergattung Pteromys (Familie der Eichhörnchen), deren eine Art (Pt. volans) im europ. Rußland zu Hause ist; andere Arten leben in Amerika u. Asien. Während bei ihnen die Flughaut zwischen dem Hand- u. Fußwurzelgelenk ausgespannt ist, reicht sie bei anderen Flughörnchen (Anomalurus) nur vom Oberarme zum Oberschenkel. — Merkwürdige Flugthiere gab es unter den Reptilien der Vorzeit. Die **Flugeidechsen** (Vogeleidechsen, Pterodactyli, Pterosauria), deren Reste man im Jura u. in der Kreide findet u. früher für die Reste von Vögeln (Blumenbach) od. Fledermäusen (Sömmerring) deutete, waren Thiere mit großem Kopfe, langen Kiefern u. kegelförmigen Zähnen, langem Hals u. kurzem Schwanze. Ihre sehr langen Vorderarme u. die ebenfalls sehr langen äußeren Finger dienten vielleicht als Kletterorgan, wahrscheinlich aber u. worauf auch die nach Art der Vogelknochen hohlen, pneumatischen Knochen hinweisen, einer Flughaut zur Stütze. Diese Flügeleidechsen sind ganz ausgestorben, dagegen giebt es unter den jetzt lebenden Eidechsen auch eine fliegende, den sog. kleinen indischen Drachen (Draco volans), bei dem die Flughäute als seitliche Hautfalten zwischen den an den Seiten abstehenden falschen Rippen ausgespannt sind (s. „Drache", S. 1161 Nr. 2487, wo es übrigens statt Baumapamen heißen muß Baumaganien). — Etwas vollkommnere Flugorgane besitzen in ihren vergrößerten Brustflossen gewisse Fische, die **Flugfische** (od. fliegenden Fische). So können die „Seeschwalben" od. „Meerschwalben" (Trigla hirundo), über $^2/_3$ m. lange Fische aus der Familie der Panzerwangen od. Kataphrakten, deren vierseitiger Kopf mit rauhem Knochenpanzer bedeckt ist u. die vor den großen Brustflossen drei freie Strahlen haben, sich flatternd über das Wasser erheben. Der **Flughahn** (Dactylopterus volitans), ein 0,3 m. langer Fisch derselben Familie, mit halbirten Brustflossen, deren vordere Hälfte sehr schmal, deren hintere breit u. fast von Körperlänge ist, die Meerschwalbe des Plinius, fliegt auf, um der Verfolgung von Raubfischen (Boniten u. Doraden) zu entgehen, wird aber dabei oft eine Beute der Fregattvögel u. Albatrosse. Ebenso ergeht es dem Springfisch od. fliegenden Hering des Mittelmeeres (Exocoetus exiliens der Hechtfamilie Esocini) u. anderen Arten der Gattung (wie Exocoetus volitans der südlichen Meere), die sich bis 5 m. hoch erheben u. an 200 m. weit fliegen können.

Nr. 2862. Der Flughecht.

Unter den wirbellosen Thieren sind die Insekten mit Flügeln ausgerüstet, die in ihren Verschiedenheiten wichtige Merkmale für die Systematik bieten u. nach deren Verhalten sogar die einzelnen Insektenordnungen benannt sind. Diese Flügel, der Zahl nach vier, sind paarweise an den beiden letzten Thoraxringen an der Rückenfläche des Körpers eingelenkt u. bestehen aus zwei über einander liegenden, an den Rändern in einander übergehenden, mit ihrer Innenseite fest an einander haftenden Membranen, entstanden als sackartige Ausstülpungen der Körperhaut. Sie zeigen ganz allgemein ein Netz von sog. „Adern" (od. „Nerven", od. „Venen", od. „Rippen"), hornigen Röhren, in welchen Luftkanäle verlaufen u. die dem Flügel als Stütze dienen. Die Muskeln, welche die Insektenflügel bewegen, befinden sich im Thorax an sehnenartigen, in dessen Innenraum hineinragenden Fortsätzen der Flügel befestigt. In der Regel sind die meist glasartig durchscheinenden Vorder- u. Hinterflügel gleich entwickelt u. beide Paare in gleicher Weise beim Fliegen thätig. Die Flügel der Schmetterlinge sind mit Schuppen bedeckt (daher Schuppenflügler, Lepidoptera), bei den Käfern sind die Vorderflügel zu mehr od. weniger hornigen Decken u. Schutzorganen der Hinterflügel u. des Hinterleibes, zu Flügeldecken (Elytren) umgestaltet, die in der Mittellinie des Hinterleibes an einander stoßen u. in manchen Fällen, so bei Laufkäfern, denen die Hinterflügel fehlen, sogar verwachsen sind (Deckflügler, Coleoptera). Bei den Wanzen sind die Vorderflügel bis zur Hälfte verhornt (Halbflügler, Ungleichflügler, Hemiptera, Heteroptera), bei den Heuschrecken sind sie ganz lederartig. Bisweilen verkümmert ein Paar, u. dann meist das hintere, so bei Laufkäfern. Bei den Fliegen (Zweiflügler, Diptera) sehen wir statt der Hinterflügel Schuppen od. gestielte Knöpfchen (Schwingkölbchen, Halteren), die sie indeß auch beim Fliegen nicht entbehren können; bei den Strepsipteren (Fächerflügler) sind die Vorderflügel zu kleinen, gerollten Stummeln verkümmert. Verschieden ist das Verhalten der Flügel in der Ruhe; bei den einen bleiben sie ausgestreckt u. werden nur an einander gelegt (Schmetterlinge, Libellen), bei den andern die Hinterflügel verschiedentlich zusammengefaltet. (Weiteres s. unter „Insekten".)

Flügel, Gustav Leberecht, ausgezeichneter Arabist, geb. 18. Febr. 1802 zu Bautzen, studirte seit 1821 zu Leipzig Theologie u. Orientalia. Nachdem er 1829 das arabische Sammelwerk des Thaalibi herausgegeben, ging er nach Paris, um den Unterricht Sylvestre de Sacy's zu genießen. Eine Professur, die er 1832 an der Fürstenschule zu Meißen erhielt, mußte er 1850 Krankheit halber wieder aufgeben. Seit 1851 fesselte ihn die Bearbeitung des Katalogs der königl. Bibliothek in Dresden an diese Stadt, in welcher er seitdem bis zu seinem Tode (5. Juli 1870) blieb. Von den zahlreichen Werken F.'s nennen wir als eines der wichtigsten zuerst die Stereotypausgabe des „Arab. Koran" (Lpz. 1834, seitdem dreimal wieder aufgelegt), der sich 1842 die „Konkordanz zum Koran" (Lpz.) anschloß. Schon 1835 hatte F. auf englische Kosten die Herausgabe von Haji Khalfa's arab. Wörterbuch, einer encyklopädischen u. bibliographischen Darstellung der Wissenschaften, begonnen; er vollendete dieses bedeutende Werk mit der latein. Uebersetzung 1858 (zusammen 7 Bde., Lpz.). Ein von ihm ausgearbeiteter Katalog der arabischen, persischen u. deutschen Handschriften wurde zu Wien 1865 u. 67 in drei Bdn. ausgegeben. Nach seinem Tode erschien noch von ihm seine Ausgabe des arab. „Fihrist", gleichfalls eines bibliographischen Wörterbuchs (2 Bde., Lpz. 1871 u. 72).

Flügel, Johann Gottfried, geb. 22. Nov. 1788 in Barby, lebte längere Zeit als Kaufmann in Amerika, eignete sich dort eine umfassende Kenntniß der engl. Sprache an, wurde 1824 Lektor der engl. Sprache in Leipzig, 1838 Konsul der Nordamerik. Union daselbst u. starb 24. Juni 1855. F. hat sich als Verfasser eines viel gebrauchten u. mehrfach aufgelegten „Engl.-deutschen u. Deutsch-engl. Wörterbuchs" (zuerst Lpz. 1830, 2 Bde.) bekannt gemacht.

Flügel heißen in der Botanik die blattartigen Einfassungen an Stängeln, stielartigen Theilen, Früchten u. Samen; in militär. Bedeutung die beiden Enden einer Truppenlinie; in der Fischerei die an beiden Seiten des Sacknetzes befindlichen Verlängerungen; in der Architektur die an ein Hauptgebäude unter einem Winkel anstoßenden Seitengebäude; im Festungsbau die langen Schenkel, die das Werk mit dem dahinter liegenden verbinden; an einem Altar die beiden Thüren, mit denen das Altarbild verschlossen wird; an den Windmühlen die 4 od. 6 Blätter, welche der darauf einwirkende Wind in drehende Bewegung setzt; an Fenstern u. Thüren die beweglichen Theile; im Seewesen die kleinen Fahnen am Topmast, durch welche die Windrichtung angezeigt od ein Signal gegeben werden kann. Ferner führen die an einer Drehbank angebrachte Arschiene u. am Spinnrade zwei krumme, mit Häkchen versehene Hölzer den Namen F.

Flügel; als musikalisches Instrument, s. „Pianoforte".

Flügeldecken, s. „Flug".

Flügelfrucht, s. „Dipterocarpeen".

Flügelfüßer, s. „Flossenfüßer".

Flügelhorn (auch Buglehorn, Bügelhorn, Signalhorn), ein in seiner Wesenheit der Trompete ähnliches Instrument, aber von weiterer Mensur u. von weicherem u. vollerem Klange. Außer dem einfachen od. Naturflügelhorn hat man in neuerer Zeit auch Kappen- u. Ventilflügelhörner. Am häufigsten findet man die Flügelhörner in den Stimmungen C, B u. Es; sie sind vornehmlich in Militärorchestern in Gebrauch, wo sie oft melodieführend od. melodieverstärkend auftreten.

Flügelnuß (Pterocarya), Pflanzengattung aus der Familie der Juglandeen od. Walnußartigen. Bekannt ist Pt. caucasica, deren Früchte genossen u. deren Holz als Nutzholz in den kaukasischen Ländern hoch geschätzt wird.

Flügelschnecken (Strombidae), eine Familie von Seeschnecken u. zwar Kammkiemer (Ktenobranchier) mit zwei kammförmigen Kiemen in der Athemhöhle. Ihr Gehäuse hat ein spitzes, konisches Gewinde u. eine flügelförmig ausgebreitete Außenlippe mit Ausschnitt neben einem meist ge-

krummten Kanal. Sie haben lange, mit den Augenstielen verwachsene Tentakeln, sehr vollkommene Augen, leben von Aas u. bewegen sich oft springend, indem die hintere Abtheilung des Fußes gegen die vordere umgeschlagen wird. In diese Familie gehört nam. Strombus gigas, eine bis 2½ kg. schwere Schnecke des Antillenmeeres, deren Gehäuse massenhaft z. B. nach England ausgeführt wird u. bei der Porzellanbereitung dient; ferner Pterocera, die Skorpionschnecke Südasiens, deren Außenlippe lange, fingerförmige Fortsätze trägt.

Flugfisch, s. „Flug".

Flüggen, Gisbert, einer der bedeutendsten Genremaler der Münchener Schule, geb. 1811 in Köln, besuchte anfangs die Akademie in Düsseldorf, ließ sich aber dann in München nieder u. entwickelte hier eine reiche, glänzende Thätigkeit. In der Weise des engl. Genremalers Wilkie schildert er die Konflikte der menschlichen Gesellschaft wie die Gebrechen der Gegenwart u. weiß diesen Schilderungen einen historischen Charakter zu verleihen; dabei ist seine Komposition klar u. der Ausdruck der Gestalten lebend u. sprechend. Zu seinen Hauptbildern gehören „Der unterbrochene Heirathskontrakt" (1840), „Die unglücklichen Spieler" (1841), „Die Mißheirath" (1844), „Die Prozeßentscheidung" (1847), „Der Börsenspekulant" (1848), „Die betrogenen Erbschleicher" (1848), „Die Auspfändung" (1854) u. „Das Vorzimmer eines Fürsten" (1858). Er starb 2. Sept. 1859 zu München. — Auch sein Sohn Joseph **F.**, geb. 1842 in München, ein Schüler von Karl Piloty, hat sich als tüchtiger Genre- u. Porträtmaler bekannt gemacht.

Flughörnchen, s. „Flug".

Nr. [illegible]. Der Flughund (Pteropus edulis).

Flughund od. **fliegender Hund** Flederhund, Flatterhund, Pteropus heißt eine gewisse Art von Fledermäusen, bei welcher nicht blos der Daum, sondern auch der Zeigefinger einen Krallnagel trägt u. die sich durch langgestreckten Kopf u. eine stumpf abgeschnittene Hundsschnauze auszeichnet. Sie leben in Südasien, Australien u. Aegypten von Früchten u. werden dadurch den Pflanzungen schädlich, in welchen sie sich in großen Gesellschaften einfinden, während sie keine Blutsauger sind u. nur uneigentlich „Vampyre" heißen. Die größte Art ist der Kalong (Roussette, Pteropus edulis) des indischen Archipels, dessen Fleisch gegessen wird. Auch der Pelzflatterer (Galeopithecus), der zu den Halbaffen gehört, heißt wegen seiner Kopfbildung „fliegender Hund". Bei ihm ist die Flughaut dicht behaart u. nur zwischen den Extremitäten jeder Seite ausgespannt, während die kurzen Zehen gar nicht mit in die Flughaut aufgenommen sind.

Flugmaschine. Das Bestreben, den Flug der Vögel nachzuahmen, hat sehr zeitig die Menschen erfaßt u. zur Projektirung vieler Apparate geführt, durch die auf künstliche Weise die Wirkung der Vogelflügel auch für den ungleich schwereren menschlichen Körper erreicht werden sollte. Die Mythe von Ikaros zeigt das Alter wenigstens des Wunsches, fliegen zu können, denn weiter ist die Sache in der That auch nicht gediehen. Die meisten F.n, wenn sie sich nicht auf das Prinzip des Luftballons (s. d.) stützen, sind Projekte geblieben od. haben in der Ausführung ihre Erfinder schmählich im Stiche gelassen. Und diejenigen, welche wirklich in Thätigkeit getreten sind u. eine Zeit lang in der urtheilslosen Menge von sich reden zu machen wußten, waren entweder nur geeignet, in Art des Fallschirmes ein langsames Herabschweben zu gestatten, wie der rohe Apparat, den der sog. fliegende Bosnier, ein Schlosser aus Sablé in Frankreich, erfunden hatte; od. aber sie ermöglichten mit Hülfe eines Gegengewichtes, an welchem Flieger u. Apparat hingen, das Herumschweben in einem Raume; solcher Art war die von Blanchard konstruirte F. (Nr. 2865). Eine Maschine, die ein freiwilliges Erheben vom Boden in die Luft u. ein Verweilen u. Fortbewegen darin ohne Zuhülfenahme des Luftballons lediglich mittels Flügel od. flügelähnlicher Apparate ermöglicht, eine solche F. ist noch nicht erfunden worden u. wird auch nicht erfunden werden. Das zu bewältigende Gewicht ist unter allen Umständen zu groß für die Kräfte, welche zur Ueberwindung herangezogen werden können, u. die Mechanik des Vogelflügels schon um deswillen für eine F. nicht zu gebrauchen, weil das große zu hebende Gewicht entweder ungeheuer große Flügel, die doch nur von einem verhältnißmäßig kurzen Hebelarme aus in Bewegung gesetzt werden könnten, od. so rasche Schläge derselben verlangt, daß keine dieser Anforderungen mit den zu Gebote stehenden Kräften erfüllt werden kann. Am ehesten würde noch das Prinzip der Schiffsschraube Aussicht gewähren, wenn hier nicht andere Umstände hindernd entgegenträten.

Flugsand, ein feiner, zuweilen mit Kalk u. Thontheilen vermischter Quarzsand, so leicht, daß ihn der Wind aufnimmt u. weithin über Felder u. Wiesen führt u. deren Oberfläche mit einer unfruchtbaren Schicht überdeckt. Ganze Feldmarken können durch solche Ueberschüttungen werthlos gemacht werden, u. man sucht deshalb die Entstehung solcher Sandwehen sehr sorgfältig zu verhüten, indem man die losen Stellen mit Fichtenzweigen überdeckt u. sog. Coupirzäune anlegt, d. h. 1 bis $1\frac{1}{4}$ m. hohe, locker geflochtene Zäune quer vor den losen Stellen, auf schiefen Flächen 9—12 m., auf der Ebene 25—30 m. von einander entfernt; auch sucht man die losen Sandschollen durch Anpflanzung von Kiefern, Sandhafer, Riedgräsern 2c. zu befestigen.

Flugschriften od. Broschüren nennt man kleinere Druckschriften, welche die Besprechung irgend einer Zeit- u. Streitfrage von augenblicklichem Interesse zum Gegenstand haben u. behufs größerer Handlichkeit u. schneller Verbreitung in kleinem Format gedruckt u. nicht gebunden, sondern leicht geheftet (broschirt) werden. Solche F., deren Stoff den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens entnommen sein kann, verfolgen den Zweck, den betr. Kreisen die in Rede stehende Frage nahe zu legen u. sie für deren Lösung nach einer bestimmten Richtung hin einzunehmen. Philosophische, theologische, literarische od. sonstige Fragen der Wissenschaft u. Kunst können in dieser Form abgehandelt werden. Am reichsten ist jedoch die Literatur der polit. F., die meist in Zeiten des sich lebhaft regenden, aber noch unentwickelten polit. Lebens ganz od. theilweise an Stelle der Zeitungspresse auftaucht, od. in Zeiten, in denen auf letzterer der Druck eines unfreien Regierungssystems lastet, ergänzend neben ihr thätig ist. Daher hat diese Literatur in Frankreich, früher auch in Deutschland u. Oesterreich, eine weit größere Rolle gespielt als in England, wo eine frühzeitig entwickelte Tagespresse dieses Surrogat entbehrlich machte. In Deutschland blühte die Literatur der polit. F. nam. kurz vor Ausbruch u. im Beginne der großen Franz. Revolution, ferner 1830 u. 1848, in Frankreich zur Zeit der Freiheitskriege, der Verfassungswehen, die der Julirevolution folgten, der Revolutionsjahre 1848 u. 49, des preuß. Verfassungskonflikts, der nationalen Bewegung von 1859—66 (von der Gründung des Nationalvereins bis zu der des Norddeutschen Bundes). In neuester Zeit ist neben dem Kampfe zwischen Staat u. Kirche u. den verschiedenen Reformfragen in Kirche u. Schule vorzugsweise die soziale Frage u. die mit dieser in Verbindung stehende Frauenfrage Gegenstand von F. geworden. Von hohem kulturgeschichtlichen Interesse sind die F., welche das Reformationszeitalter, die Wirren des Dreißigjährigen Krieges u. die literar. Fehden des 18. Jahrh. in Deutschland hervorgerufen. Eine Sammlung von F., die sich mit den wichtigsten Fragen der Gegenwart beschäftigen, giebt Fr. v. Holtzendorf u. d. Titel „Zeit- u. Streitfragen" heraus (Berl. 1870 fg.).

Fluhe od. **Nagelfluhe** ist ein zur sog. Molassegruppe gehöriges, meist graues, dick u. undeutlich geschichtetes Konglomerat allerhand großer u. kleiner Geschiebe mit kalkig-sandigem Bindemittel. Besonders in der Schweiz setzt die F. die nördlichen u. nordwestlichen Vorgebirge der Alpen zusammen, mit Unterbrechungen von Lindau bis Bonneville in Savoyen, u. erhebt sich bis 2000 m. Meereshöhe. Der schweizerische Name soll eine Aehnlichkeit der rundlichen äußern Massenoberflächen der F. mit den Köpfen großer Nägel bezeichnen.

Fluid od. **Fluidum** (zu deutsch Flüssigkeit), eine Bezeichnung für gewisse hypothetische, ja vielmehr geradezu nur irrthümlich als existirend angenommene Flüssigkeiten. Um gewisse Naturerscheinungen zu erklären, sprechen Manche z. B. von Licht- u. Wärmef., magnetischem u. elektrischem F., ja wol gar von thierisch magnetischem od. odischem F., ohne daß für diese Ausdrücke eine sachliche Unterlage existirte. Die exakte Naturforschung hat die Nichtexistenz dieser Fluida nachgewiesen.

Fluktuation (vom lat. fluctus, die Woge), das Wogen, Schwanken, Auf- u. Niederwallen; in figürlichem Sinne braucht man es z. B. von den Veränderungen der Preise u. s. w.

Nr. 2864. Der Flunder (Platessa flesus).

Flunder (Platessa flesus), ein 20—25 cm. langer Fisch der Ost- u. Nordsee aus der Familie der Schollen (s. d.), mit seitlich stark zusammengedrücktem, unsymmetrischem Körper, dessen beide Augen auf einer u. derselben Seite stehen. Die Rückenflosse nimmt die ganze Rückenkante, die Bauchflosse die ganze Bauchkante ein, beide aber erreichen nicht den Schwanz. Die F. hält sich gern auf dem Grunde des Wassers auf u. schwimmt, die olivengrüne od. bräunliche, die Augen tragende Seite nach oben, die ungefärbte andere Seite nach unten, steigt auch in die Flüsse, so in England, Belgien, die Mosel hinauf bis Trier u. noch weiter, u. würde nach v. Siebold's Vorschlag sich ihres schmackhaften Fleisches wegen zur Zucht in Teichen u. Seen eignen.

Fluor od. Fluorine (chem. Zeichen F od. Fl), ein gasförmiger chemischer Grundstoff, ein Element, das sich jedoch in der Natur nicht im freien Zustande, sondern nur in Verbindung mit anderen Körpern vorfindet. Die am häufigsten vorkommenden Verbindungen des F. sind der Flußspath (fluorcalcium) u. der Kryolith (fluoraluminium, fluornatrium), es bildet aber auch einen Bestandtheil einiger seltener vorkommender Mineralien, z. B. des Topases u. Pyknites; in geringer Menge findet es sich in Form von Fluorcalcium in vielen Mineralwässern, in den Knochen, im Schmelz der Zähne, der Asche, der Milch u. nach neueren Untersuchungen auch im Gehirne. Die Eigenschaften des reinen F. sind noch wenig bekannt, da es schwierig ist, dieses Element im freien Zustande abzuscheiden; denn schon die geringste Menge Feuchtigkeit in der Luft genügt, um das F. in Fluorwasserstoff zu verwandeln. Reines F., aus ganz trockenem Fluorsilber u. trockenem Jod durch Erwärmen in zugeschmolzener Glasröhre dargestellt, ist ein farbloses Gas von eigenthümlichem Geruch; es greift das Glas nicht an (nur feuchtes F. greift das Glas an), bildet an feuchter Luft weiße Nebel, entfärbt organische Farbstoffe infolge seiner großen Verwandtschaft zum Wasserstoff, welchen sie diesen entzieht. Reines F. verbindet sich mit den meisten Metallen direkt, auch mit Quecksilber u. Silber. Die Verbindungen der Metalle mit dem F. heißen **Fluoride**, sie entsprechen hinsichtlich ihrer Zusammensetzung den Oxyden u. Chloriden derselben Metalle. Die wichtigsten Fluoride sind: Fluorkalium (KaF) u. Fluornatrium (NaF), beides weiße, feste, leicht Feuchtigkeit anziehende, in Wasser lösliche Körper, ferner das Fluorcalcium (CaF), künstlich dargestellt, ein weißes, in Wasser so gut wie unlösliches Pulver, kommt in der Natur krystallisirt als Flußspath (s. d.) vor. Die Fluoride der Erdmetalle sind ebenfalls weiße, in Wasser unlösliche Pulver; Fluornickel (NiF) ist grün, Fluorkobalt (CoF) rosenroth, beide enthalten Krystallwasser; Fluorkupfer (CuF) ist blau u. Fluorquecksilber (Hg_2F) gelb u. krystallinisch. Eine sehr große Verwandtschaft hat das F. einestheils zum Wasserstoff u. anderntheils zum Silicium, zum Boron u. Titan; mit dem Sauerstoff kann es sich dagegen gar nicht verbinden. Die Wasserstoffverbindung (HF) ist unter dem Namen Flußsäure (s. d.) bekannt; die Siliciumverbindung, das Siliciumfluorid od. Fluorsilicium (SiF_2), Fluorkiesel, ist ein farbloses, stechend riechendes Gas, welches durch starken Druck auch flüssig gemacht werden kann. Mit Wasser zersetzt sich das Fluorsilicium sofort, es scheidet sich gallertartige Kieselsäure ab, u. der hierbei sich bildende Fluorwasserstoff verbindet sich mit noch unzersetztem Fluorsilicium zu Kieselfluorwasserstoff, gewöhnlich Kieselflußsäure genannt. Dies ist eine stark saure Flüssigkeit, die, mit Basen gesättigt, die **Fluorkieselsalze** bildet. In denselben spielt das Fluorsilicium den basischen Fluoriden gegenüber die Rolle der Säure. Die bekanntesten dieser Fluorkieselsalze sind: Kieselfluorkalium = KaF, SiF_2, das Kieselfluornatrium. Die Kieselflußsäure wird auch schon im Großen dargestellt, indem man eine Mischung von Flußspath, Kieselsäure (Quarzpulver) u. Kohle in einem Schachtofen bis zum Schmelzen erhitzt u. das entweichende Fluorkieselgas in Wasser leitet. Verwenden läßt sich die Kieselflußsäure zur Abscheidung des Kalks aus dem Rübensafte in der Zuckerfabrikation, zur Abscheidung der Weinsäure aus dem Weinstein, zur Darstellung von Soda u. Aetznatron, zum Weißsieden der Stecknadeln u. zu vielen anderen Zwecken.

Fluorescenz nennt man, nach dem Vorgange des engl. Physikers Stokes, eine eigenthümliche Farbenerscheinung, die man zuerst an Krystallen des Flußspath (Fluorcalcium, daher der Name) beobachtet hat. Sie zeigt sich auch bei dem durch Uranoxyd gelb gefärbten, grün schillernden Uran- od. Kanarien- od. Annaglas, bei den Krystallen des Kaliumplatincyanür, bes. auch bei einer Anzahl Flüssigkeiten, wie bei Petroleum, schwefelsaurer Chininlösung, Lösung von Chlorophyll od. Blattgrün (durch Schütteln grüner Blätter mit Schwefeläther erhalten), Aufguß von Roßkastanienrinde (Aeskulinlösung), alkoholischer Lackmus- u. Kurkumalösung u. s. w. Hält man ein Stück der festen Substanzen od. ein mit einer der genannten Flüssigkeiten gefülltes Gefäß aus farblosem Glas in das prismatische Farbenspektrum (s. d.) u. bewegt es langsam vom rothen Ende des Spektrums nach dem violetten hin u. darüber hinaus, so fängt plötzlich, wenn man in das Blau u. Violett kommt, noch mehr über dem Violetten, wo das Auge sonst gar kein Licht mehr wahrnimmt, der Gegenstand an, in einem eigenthümlich gefärbten Lichte zu leuchten, u. zwar der Flußspath meist blau, das (beim Durchsehen nur hellgelbe) Uranglas prächtig grün, Petroleum, Chinin- u. Aeskulinlösung blau, die grüne Chlorophylllösung blutroth, die blaue Lackmuslösung orange u. die gelbe Kurkumalösung schmuziggrün: die Körper fluoresciren. Dieselben Fluorescenzfarben zeigen die genannten Substanzen außer ihren eigentlichen Farben auch schon im hellen Tages- od. Sonnenlicht, aber nur in gewisser Richtung u. nur als oberflächlichen Schimmer. Schöner aber stellen sie sich dar, wenn man mit Hülfe eines Brennglases die Sonnenstrahlen auf ihnen zu einem hellen Brennpunkte vereinigt, u. am auffallendsten, wenn man in einem sonst ganz finstern Zimmer die Sonnenstrahlen nur durch eine im Fensterladen eingesetzte blaue Glasscheibe auf fluorescirende Stoffe fallen läßt. Diese strahlen dann hell in ihrer Fluorescenzfarbe, während alle anderen Objekte nur blau beleuchtet sind. Aus diesem u. dem zuerst angeführten Versuche (im Spektrum) geht hervor, daß die F. durch das brechbarere Ende des Spektrums, also durch Blau u. Violett, ja sogar noch mehr durch Licht erregt wird, welches noch stärker brechbar als Violett (daher Ultraviolett), aber für unser Auge (wegen zu schneller Schwingungen) unsichtbar ist. Jedenfalls werden diese (für uns zu) schnellen Schwingungen der Aethertheilchen durch die trägeren Stoffatome gehemmt u. in langsamere, einer unserem Auge wahrnehmbaren Farbe entsprechende verwandelt.

Nr. 2865. Flugmaschine nach Blanchard.

Nicht alle Lichtquellen enthalten genügend viel ultraviolette Strahlen, um starke F. zu erregen. Bei Lampen-, Kerzen- u. Gaslicht sieht man die Fluorescenzfarben so gut wie gar nicht, dagegen stark im Sonnen-, Magnesium- u. elektrischen Lichte, u. sogar sehr stark bei dem schwach leuchtenden, bläulichen Lichte des brennenden Schwefels. Eine Lichtquelle, welche starke F. erregt, enthält auch viel photographisch wirksames (blaues, violettes u. ultraviolettes) Licht.

Fluoride, s. „Fluor".

Fluorit od. Flußspath, ein aus 48,1 Fluor u. 51,9 Calcium bestehendes, tesseral krystallisirendes, sprodes, in weißen, grünen, blauen, gelben, rothen Farben vorkommendes, glasglänzendes Mineral von allen Graden der Pellucidität u. Härte = 4 bei 3,1 bis 3,2 spezifischem Gewicht. Fast alle Arten des F. phosphoresciren in der Hitze. Er krystallisirt im tesseralen System, am häufigsten in den Formen des Würfels u. den Kombinationen zwischen Würfel u. Oktaeder. Schön gefärbter F. findet sich auf den Zinnerzlagerstätten Zinnwald u. Schlaggenwald im Erzgebirge u. in Derbyshire, die seltenen Oktaeder zu Andreasberg, am Gotthard u. s. w., Würfel mit Zuschärfung der Ecken im Münsterthale u. s. w. Der derbe F. wird bei Hilmersdorf in Sachsen, Gieshübel u. Kleinschmalkalden in Thüringen 2c. gewonnen u. nicht blos als Flußmittel bei metallurgischen Prozessen u. in der Probirkunst, zur Darstellung der Flußsäure, zum Aetzen des Glases u. bei der Bereitung gewisser Glasuren u. Emails verwendet, sondern schon gefärbte u. stark durchscheinende Stücke werden in England auch zu Ornamenten, Tassen, Tellern, Knöpfen 2c. verarbeitet.

Nr. 2866. Nr. 2867. Nr. 2868.

Nr. 2869. Nr. 2870. Nr. 2871.

Nr. 2866–2871. Krystallformen des Fluorit od. Flußspath.

Fluorkiesel, s. „Fluor". **Fluorwasserstoff,** s. „Flußsäure".

Flur, die zu einer Stadt od. einem Dorfe gehörigen Felder, Wiesen, Aenger u. Weiden, welche in dem sog. Flurregister (Kataster) bezeichnet sind. Eine gemeinschaftliche Grenze schließt sie ein, u. ihr Anfang u. Ende sind gewöhnlich mit einem größeren Stein od. einem Erdhügel bezeichnet. Die Richtigkeit dieser sog. Marksteine wird von Zeit zu Zeit durch sog. Flurzüge untersucht. Der zur Bewachung der Feldfrüchte einer F. angestellte Wächter heißt Flurschütz. — Außerdem führt diesen Namen der Vorraum in einem Wohngebäude, in welchen man durch die Hausthür tritt; an den Wassermühlen das Gerinne, in welchem die Räder laufen.

Fluß nennt man die Vereinigung mehrerer Bäche, deren Gewässer er in den meisten Fällen einem Strome u. erst durch diesen dem Meere zuführt; strömt er unmittelbar in die See, so bezeichnet man ihn als Küstenfluß. In seinem Verhältniß zum Strome wird der F. Nebenfluß genannt, wenn er direkt in jenen mündet; Beifluß aber, wenn er seine Gewässer erst mit einem anderen F. vereinigt. Während der Strom seinen Namen gewöhnlich von der Quelle bis zur Mündung beibehält, verliert der F. den seinigen bei seiner Vereinigung mit dem Strome. Bei der Frage, welcher von den vielen Nebenflüssen des Stromes den Namen des letzteren zu führen, demnach als Quellfluß anzusehen sei, kommt es nicht allein auf die Wassermenge, sondern auch auf den Abstand von der Quelle bis zur Mündung u. auf die mehr od. minder übereinstimmende Richtung des F.es mit der des ganzen Stromes an. Der Inn ändert bei Passau die Richtung seines Laufes, während die Donau dieselbe beibehält; deshalb heißt die Vereinigung der beiden Gewässer Donau, nicht Inn, u. letzterer gilt nicht für einen Strom, sondern nur für einen Nebenfluß, dessen Beifluß die Salzach ist. Bleibt es zweifelhaft, welcher von zwei den Strom bildenden Flüssen der Hauptfluß ist, so nimmt wol auch die Vereinigung einen neuen Namen an, wie die aus Werra u. Fulda entstehende Weser. Nicht immer hat der F. auf dem ganzen Laufe denselben Namen; in Afrika verändern die größeren Flüsse sofort denselben, wenn sie in das Gebiet eines anderen Stammes eintreten. Ergießt sich ein F. weder in einen Strom noch unmittelbar in das Meer, sondern in einen See ohne sichtbaren Abfluß, od. versickert er im Sande, indem er sich verzweigt u. einen Sumpf bildet, so heißt er Steppenfluß; reich an solchen sind vorzüglich die Hochländer Innerasiens. Die Rinne, in welcher der Fluß seine Gewässer thalwärts führt, wird Flußbett genannt; es besteht aus der Grundfläche u. den beiden Uferrändern u. ist durch Ausschwemmung entstanden. Während die Ufer durch Abspülung u. Einstürze zurücktreten u. sich auf diese Weise die Oberfläche des F.es verbreitert, erhebt sich der Grund durch die Anhäufung des von den Fluten mitgeführten Gerölles u. Schlammes, so daß an vielen Stellen, bes. an Krümmungen, Untiefen u. Sandbänke entstehen. Die fortschaffende Kraft der Flüsse ist sehr bedeutend; in den Alpen haben plötzlich eintretende Fluten oft Felsen von über hundert Kubikmetern Inhalt fortbewegt, ja sogar in die Höhe gehoben. Gewöhnlich bringen die Wasser des F.es Sand u. Geröll, welches aus der Zertrümmerung von Felsblöcken entstanden ist, u. lassen dasselbe bei langsamerem Laufe auf den Boden sinken; sind diese Schuttmassen sehr beträchtlich, so kann es vorkommen,

Nr. 2872. Tiberinus, der Gott der Tiber.

daß sich schließlich das ganze Bett mit denselben ausfüllt. Bei einer so ungewöhnlichen Erhebung müssen dann, wie beim Po in Oberitalien od. bei der Talfer in der Nähe von Botzen (Südtirol), künstliche Ufer in der Gestalt von Dämmen u. Mauern aufgeführt werden. Ein Durchbruch dieser Uferdämme bei Ueberschwemmungen ist immer von den furchtbarsten Verheerungen begleitet gewesen. Hat der F. eine so starke Strömung, daß er dieses Geröll mit in das Meer nimmt u. dort vor seiner Mündung ablegt, so entsteht eine Barre, durch welche die Einfahrt in den F. außerordentlich erschwert wird. Je mehr ungelöste erdige Bestandtheile das Wasser eines F.es mit sich führt, um so trüber erscheint dasselbe. Die Gletscherflüsse sehen grauweiß, ihr Wasser vollständig undurchsichtig aus; in ihrem unteren Laufe nehmen sie eine grüne Färbung an; viele von den Flüssen Südamerika's haben von ihrer dunkeln Farbe den Namen Rio Negro; die Zuflüsse des Nil erscheinen roth. Man unterscheidet bei einem F.e Oberlauf, Mittellauf u. Unterlauf. Der Oberlauf kennzeichnet sich durch das starke Gefälle, d. h. durch die starke Neigung des Flußbettes, Wasserfälle, ungeregelten Lauf und Unterbrechung des Bettes durch Felsblöcke; Ufer sind mitunter gar nicht vorhanden, u. der F. fließt dann breit über Felsen, oder die Ufer sind ungemein hoch u. erheben sich senkrecht über den durch die Felsen eingeengten F. Der Mittellauf hat geringeres Gefälle, anstatt der Wasserfälle nur Strudel u. Stromschnellen, u. statt der Felsblöcke Sand, Geröll u. Schlamm auf seinem Grunde; der F. wird jetzt für die menschliche Thätigkeit nutzbar; er trägt Schiffe u. treibt Mühlen u. ist in seinen Zerstörungen minder furchtbar. Nachdem er die letzten Gebirge durchbrochen hat u. in die Tiefebene eintritt, sich also seiner Mündung nähert, beginnt der Unterlauf mit sehr geringem Gefälle, vielfachen Verästelungen, todten Armen u. ununterbrochener Schiffbarkeit. Nur bei Küstenflüssen treten diese drei Theile in mehr oder minder scharfer Scheidung auf; Nebenflüsse u. Beiflüsse haben in den meisten Fällen nur einen Ober- u. Mittellauf, ihr Unterlauf fällt mit dem des Stromes zusammen. — Flußsystem nennt man den F. mit seinen sämmtlichen Zuflüssen, Beiflüssen, Bächen u. Wasseradern; die Zeichnung eines solchen heißt ein Flußnetz; das Areal, das er beherrscht u. aus dem in ihn alles Wasser zusammenströmt, das Flußgebiet u. die Grenze des letzteren

Nr. 2873. Der Flußkrebs (Astacus fluviatilis).

mit einem benachbarten die Wasserscheide. Die äußere Zone, in welcher die Mehrzahl der Quellen liegt, wird als der Quellenbezirk bezeichnet. Nur die Küstenflüsse haben selbständige Systeme; das Flußgebiet eines Nebenflusses bildet einen Theil des Stromgebietes. Die Wasserscheiden folgen nicht immer den höchsten Gebirgsketten, sondern werden sehr häufig durch geringe Höhen gebildet. Wird die Wasserscheide künstlich durchbrochen, indem zwei Flußsysteme durch einen Wasserlauf verbunden werden, so nennt man dies einen Kanal; ist die Verbindung eine natürliche, so entsteht eine Bifurkation. Diese ist nur in Tiefländern möglich, wo bei großen Wassermassen die Flüsse ihr Bett noch nicht vollständig ausgearbeitet haben u. gleichsam in dieser Ebene noch umherirren. Seltener sind die Quellbezirke zweier Flüsse durch eine solche Flußgabelung verbunden, für welche der Casiquiare in Brasilien, die Verbindung des Orinoco mit dem Rio Negro (Amazonenstrom), das durch A. v. Humboldt klassisch gewordene Beispiel darbietet. Die Bildung eines Delta (s. d.) tritt nicht blos bei der Mündung eines Stromes, sondern häufig schon bei der kleinerer Flüsse auf, also bei ihrer Einmündung in ihren Strom od. in einen See (z. B. die Maggia bei ihrem Einfluß in den Lago Maggiore).

In der Medizin versteht man im weiteren Sinne unter F. jede stärkere krankhafte Absonderung einer Schleimhaut od. einer oberflächlichen Drüse. So nennt man die eitrige, fließende Absonderung des Ohres den Ohrenfluß (Otorrhoe), der Augen Augenfluß (Blennorrhoe u. Gonorrhoe), der Speicheldrüsen Speichelfluß u. s. w.; im engeren Sinne ist F. eine häufig vorkommende Absonderung der weiblichen Geschlechtsorgane, welche ein weißes, milchiges Aussehen hat, viel Schleim u. Eiter, zuweilen etwas Blut enthält (weißer F., fluor albus, od. rother F.). — Im Volksmunde hat der Ausdruck F. verschiedene Bedeutung. Bald versteht man darunter einen Abszeß, z. B. in der Wange (Fluxion), bald Rheumatismus, bald die wässrige Absonderung eines Fußgeschwüres (Salzfluß). — In der Technik bezeichnet F. im engeren Sinne gewisse glasartige Verbindungen, welche bei manchen, nam. metallurgischen Vorgängen künstlich hervorgerufen werden. Daher Flußmittel, solche Stoffe, welche glasartige Verbindungen (Schlacken, Email u. dgl.) leichter schmelzbar machen.

Flußaal, s. „Aal". **Flußadler**, s. „Adler".

Flußbarsch, s. „Barsch".

Flußgallen, s. „Gallen".

Flußgötter, in der alten Mythologie die Beschützer der Flüsse od. die als Götter gedachten Flüsse selbst, erscheinen bei den Griechen theils als Schlangen, die man sich als die Hüter der unterirdischen Quellen dachte, od. als Stiere (Symbole der Kraft u. Fruchtbarkeit), zuweilen auch mit bärtigem u. gehörntem Menschenantlitz, u. werden ihrem Ursprunge nach sämmtlich auf Okeanos u. Thetis zurückgeführt. In Rom galten Janus u. bes. sein Sohn Fons od. Fontus für die Urheber der Quellen u. Flüsse, denen im Oktober ein besonderes Fest, die Fontinalien, gefeiert wurde. Die Römer hatten überhaupt vor den in Quellen u. allem fließenden Wasser wirkenden göttlichen Wesen eine heilige Scheu, u. deshalb schien ihnen selbst jede Ueberbrückung eines Flusses bedenklich. Gewöhnlich dachten sie sich die Götter der Flüsse als königliche u. väterliche Greise, die im Bette des Flusses hausten. Besondere Verehrung genoß der Tibergott, Tiberinus.

Flüssigkeit, od. Fluidität, bezeichnet denjenigen Aggregationszustand der Stoffe, bei dem die kleinsten Theilchen derselben sich leicht u. ohne Widerstand nach allen Richtungen neben einander verschieben lassen, also den Gegenstand zur Festigkeit. Dann aber benennt der Sprachgebrauch auch alle flüssigen Stoffe selbst als Flüssigkeiten u. unterscheidet demnächst zweierlei Arten derselben, nämlich die tropfbar flüssigen, wie Wasser, Oel, Quecksilber, Spiritus u. s. w., u. die gasförmig od. expansibel (ausdehnsam) flüssigen, wie Luft, Leuchtgas, Kohlensäure, Wasserstoffgas rc.

Flußkrebs (Astacus fluviatilis), ein zu den langschwänzigen Dekapoden, speziell in die Familie der Hummer od. Astaciden gehörender Kruster von 15 cm. Länge. Kopf- u. Bruststück sind verschmolzen u. von dem kalkigen Rückenschilde (der sog. Krebsnase) bedeckt; von den zwei Paar Fühlern hat das mittlere zwei Geißeln, die Augen sind gestielt. Das erste der fünf großen Fußpaare hat eine große, am Innenrand gezähnte Schere, kleinere Scheren tragen die beiden folgenden Paare. Der siebenringlige Hinterleib (Schwanz) endet mit dem aus flossenförmigen Anhängen gebildeten Fächer, an den fünf ersten Ringen trägt er Afterfüße. Der F. lebt in Uferlöchern der Bäche u. Flüsse Europa's von Schnecken u. Gewürm, todten Fischen, Fröschen rc., geht bes. Nachts auf Raub aus, häutet sich zwischen Juli u. September, u. heißt dann, so lange seine Schale noch weich ist, Butterkrebs; verlorene Glieder, wie Fühler u. Scheren, reproduzirt er schnell. Er soll 20 Jahre alt werden. In den Monaten ohne r ist er eine beliebte Speise, beim Kochen wandelt sich seine grünlichbraune Färbung in Roth um. Die kalkigen „Krebssteine" (od. „Krebsaugen") in seinen Magenhäuten wurden ehemals in der Heilkunde angewendet.

Nr. 2871. Lauflänge der bedeutendsten Flüsse der Erde.

Flußpferd (Nilpferd, Hippopotamus amphibius), ein über 3000 Pfund schwer werdendes, plumpes, dickhäutiges, zu den Dickhäutern (Familie Obesa) zählendes u. fast ganz unbehaartes Säugethier mit vierzehigen Füßen, breiter, dicker Schnauze u. gewaltigem Gebiß. Das F. nährt sich von Pflanzenwurzeln u. lebt in den großen Flüssen Mittel- u.

Südafrika's, früher war es bis zum Delta des unteren Nil verbreitet („Bemoth" der Bibel). Den Namen hat es von seiner wiehernden Stimme, sein Fleisch u. Speck werden gern gegessen, die dicke Haut wird zu Peitschen geschnitten, die Eckzähne als Elfenbein verarbeitet. Fossile Reste von F.en wurden in einem großen Theile Europa's gefunden.

Flußsäure, Fluorwasserstoff (HF), im wasserfreien Zustande ein farbloses Gas, das sich durch eine Kältemischung zu einer tropfbaren Flüssigkeit verdichten läßt; gewöhnlich erhält man jedoch die F. in wasserhaltigem Zustande, sie ist dann eine farblose, an der Luft stark rauchende Flüssigkeit, die äußerst ätzend wirkt. Man erhält die F. durch Uebergießen von gepulvertem Flußspathe (s. d.) mit seinem doppelten Gewichte engl. Schwefelsäure in einer Retorte von Blei od. Platin; die F. destillirt schon bei schwachem Erwärmen über u. kann in einer gut abgekühlten Vorlage von Platin, Blei od. Guttapercha aufgefangen werden. In Glasgefäßen läßt sich die F. nicht unverändert aufbewahren, da sie sich mit den Bestandtheilen des Glases verbindet u. das Glas angreift. Man benutzt daher auch die F. od. deren Dämpfe zum Aetzen des Glases. Hierbei werden diejenigen Stellen, die nicht geätzt werden, sondern blank u. durchsichtig bleiben sollen, mit einem Ueberzug von Wachs od. Paraffin versehen.

Flußschwein, 1. ein dem Warzenschwein verwandtes Schwein Südwestafrika's, Potamochoerus (Sus) penicillatus, mit einem knorpeligen, harten Höcker an jeder Seite des Gesichts unterhalb der Augen, u. zwei knöchernen Vorsprüngen am Oberkiefer, oberhalb der Nasenlöcher; 2. F. od. Wasserschwein, das größte Nagethier, Hydrochoerus capybara, ein bis 1,2 m. großes und centnerschwer werdendes, gelbbraunes, ungeschwänztes Säugethier mit halben Schwimmhäuten an den Hinterbeinen; es lebt gesellig an den Flußufern Südamerika's, schwimmt gut u. hat schmackhaftes Fleisch, welches gern gegessen wird u., weil sich das Thier viel im Wasser aufhält, als Fastenspeise gilt.

Flußspath, s. „Fluorit".

Flut u. Ebbe nennt man das abwechselnde, in 24 Stunden 49 Minuten sich zweimal wiederholende Steigen u. Fallen der Meeresoberfläche. Die Höhe der F. ist ungleich; am höchsten steigt dieselbe in den Springfluten, welche im Allgemeinen einen od. zwei Tage nach dem Neu- od. Vollmonde eintritt; am niedrigsten ist die Nippflut, welche in gleicher Zeit den Mondvierteln folgt. Hat die F. ihren höchsten Stand erreicht, dann fällt das Wasser 6 Stunden 12 Minuten lang; dies ist die Ebbe. Wenige Minuten nach der Erreichung ihres tiefsten Standes beginnt die F. wieder u. dauert abermals 6 Stunden 12 Minuten; zuerst macht sich das Steigen nur langsam bemerklich, am schnellsten findet es in der Mitte der F. statt. Die Höhe der F. richtet sich zum Theil nach örtlichen Verhältnissen; sehr schwach ist sie in Meerestheilen, die auf mehreren Seiten vom Land eingeschlossen sind; während man im Mittelländischen Meere noch eine schwache F. u. E. bemerken kann, fehlt dieselbe der Ostsee u. dem Schwarzen Meere gänzlich. Den Zusammenhang der F. u. E. mit dem Stande des Mondes erkannte schon Kepler; doch gelang es erst Newton u. Laplace, diese eigenthümliche Erscheinung u. ihre Ursachen vollständig zu erklären. Sonne u. Mond wirken in ähnlicher Weise auf die Wasseroberfläche der Erde ein. Von der Sonne werden diejenigen Theile der Erde am kräftigsten angezogen, welche der ersteren am nächsten liegen. Das feste Land giebt dieser Attraktionskraft nicht nach, wohl aber das Wasser, u. es bildet sich daher auf der der Sonne zugewandten Seite c ein Wasserberg, dessen höchste Erhebung in der Linie liegen wird, welche die Schwerpunkte der Sonne A u. der Erde B mit einander verbindet. In analoger, aber wegen der größeren Nähe noch verstärkter Weise wirkt auch der Mond. Es ist aber die Bildung eines Wasserberges auf der dem anziehenden Gestirn zugewendeten Seite c nicht die einzige Wirkung. Denn es entsteht eine Anschwellung auch auf der entgegengesetzten Seite d, weil durch die erste Anschwellung der Schwerpunkt der Erde sich nach A zu verlegt u. dadurch die Erdanziehung auf die Erdhälfte, welche von dem anziehenden Gestirn, Sonne od. Mond, entfernt liegt, eine schwächere wird als an den dazwischen liegenden, ebenso wie am Aequator die Erde sich ausgebaucht hat dadurch, daß die Schwerkraft durch die Centrifugalkraft in der Wirkung vermindert wird. Das zur Bildung der Wasserberge von O u. P erforderliche Wasser strömt naturgemäß von den Punkten M u. N ab; es wird dort also das Wasser sinken. So tritt bei M u. N Ebbe, bei O u. P Flut ein. Hieraus folgt nun, daß die unter derselben Länge gelegenen Orte zu gleicher Zeit F. haben müssen u. daß die F. am Aequator am stärksten, gegen die Pole zu aber um so schwächer ist. Die Wirkung des Mondes verhält sich zu der der Sonne etwa wie 5 : 2. Die lunare (Mond-) u. die solare (Sonnen-) Flut umkreisen als ungeheuere Wellen die Erde; diese, weil die Erde unter dem mit seinem Gipfel der Sonne zugekehrten Wasserberge sich gleichsam fortwälzt, jene, weil der durch die Anziehungskraft des Mondes erzeugte Flutberg der Bewegung dieses Trabanten der Erde folgt. Die lunare Flutwelle umkreist die Erde in 24 Stunden 54 Min.; die solare braucht dazu nur 24 Stunden; da nun aber beide sich verbinden, so ist die Dauer der wirklichen F. das Ergebniß dieser beiden Zeiten, beschränkt außerdem noch durch die örtlichen Verhältnisse, welche das Eintreten der F. zu verzögern geeignet sind. Wenn der Mond 90 Grad von der Sonne absteht, so trifft die Mondflut auf die Sonnenebbe od. umgekehrt, u. es entstehen die Nippfluten von geringer Höhe; Springfluten treten aber dann ein, wenn zur Zeit des Neu- od. Vollmondes die lunare F. mit der solaren zusammenfällt. Am höchsten steigen die F.en, wenn zu dieser Zeit die Sonne im Aequator u. der Mond in der Erdnähe steht. Der Unterschied zwischen dem Momente der F. u. dem der Kulmination des Mondes u. der Sonne für einen bestimmten Hafen heißt die Hafenzeit, deren Beobachtung für die Schiffahrt von großem Werthe ist. S. auch den Art. „Isorachien".

Nr. 2575. Mechanische Erklärung von Ebbe und Flut.

Flüte, auch Flütschiff od. Pinke, ein flaches, vorn u. hinten abgerundetes, großes Fahrzeug mit hohem Bord, von einer Tragfähigkeit bis zu 900 Lasten.

Fluxion ist eine von Isaak Newton in der höheren Mathematik eingeführte Bezeichnung für gewisse Größenbeziehungen. Zur Erläuterung möge folgendes Beispiel dienen. Bei Betrachtung von Naturvorgängen finden wir immer Beziehungen von Größen zu einander, so z. B. bei dem ganz einfachen Vorgange der Abkühlung eines erwärmten Körpers die beiden Größen: Zeit u. Temperatur, von denen ja die letztere in einem gewissen Verhältnisse abnimmt, wenn die erstere zunimmt. Nun verglich Newton diese Größenveränderungen mit einem Fließen. Er nannte die beiden Größen selbst (hier die Zeit u. die Temperatur) Fluenten, d. h. Fließende, u. die Geschwindigkeiten, mit denen sie gleichzeitig ihre Beträge ändern, die Fluxionen od. das Fließen, Verfließen derselben. Die eine Fluente u. ihre F. (hier die Zeit) ist immer unabhängig von der anderen, während die andere nebst ihrer F. (hier die Temperatur nebst ihrer Veränderung) abhängig von der ersteren ist. Die Ermittlung dieser F. u. ihrer Beziehungen zu einander nennt man Fluxionsrechnung. Man kann mit Hülfe derselben unzählige, höchst verwickelte Probleme lösen, deren Lösung dem gewöhnlichen elementaren Rechnen völlig unmöglich ist. Durch einen ganz ähnlichen Gedankengang kam gleichzeitig mit Newton, aber völlig unabhängig von ihm, Leibniz zu seiner Differenzialrechnung (s. d.), indem er die von Newton F. genannten, immer in Beziehung zu einander stehenden kleinen Zunahmen zweier Größen als Differenzen auffaßte u. Differenziale nannte, während sie Lagrange Ableitungen nannte. Die Leibniz'sche Auffassung u. Bezeichnungsweise ist später die allgemeine geworden.

Flygare-Carlén, s. „Carlén".

Flyns, Gottheit der Slaven, dargestellt als alter Mann auf einem Kieselfelsen, auf der linken Schulter einen Löwen, in der Rechten einen Stab mit aufgeblasener Schweinsblase tragend.

Fo, Name des Buddha bei den Chinesen.

Fock, der Vordertheil des Schiffes; als Vorsilbe Bezeichnung für alle zum Vordertheil eines Schiffes gehörigen Gegenstände, wie z. B. Fockmast, der vordere Mast, Focksegel ꝛc.

Focus, lat., s. v. w. Brennpunkt, s. „Linse".

Föderalismus (vom lat. foedus, Bündniß) heißt in einem Staate, der eine Anzahl kleinerer Staaten u. Stämme in sich schließt, diejenige Parteirichtung, welche eine bundesstaatliche Verbindung der einzelnen Theile mit möglichster Schonung ihrer Selbständigkeit anstrebt od. zu erhalten sucht, im Gegensatze zu denjenigen Richtungen, welche diese Verbindung entweder gänzlich zerreißen wollen, od. umgekehrt auf eine möglichst straffe Zusammenfassung der Theile in Form eines stark centralisirten Bundes- od. Einheitsstaates hinwirken. In Nordamerika bezeichnet man mit dem Ausdrucke F. die der Union u. deren einheitlicher Verfassung freundliche Richtung, während sich Diejenigen, die eine Lockerung dieses Bundesverhältnisses u. eine selbständigere Stellung der Einzelstaaten anstrebten, Demokraten nannten. In Europa verknüpft man jedoch mit diesem Ausdrucke meist einen anderen Sinn. So heißen in Deutschland

gerade die Gegner einer einheitlichen, in einer starken Centralgewalt gipfelnden Bundesverfassung, also die eifrigsten Vorkämpfer einer möglichst unverkürzten Selbstherrlichkeit der Einzelstaaten, Föderalisten. Diese arbeiten entweder zu Gunsten der kleinen Dynastien, die durch Errichtung des neuen Reiches Einbuße in ihren Souveränetätsrechten erlitten haben u. vom Fortgange der Centralisation weitere Einschränkungen befürchten, od. sie steuern auf die Herstellung einer **Föderativrepublik**, eines Bundesstaates mit loser Verbindung der Einzelstaaten u. republikanischer Verfassung, etwa nach dem Muster der Schweizer Kantonalverfassung, los. Die reichsfeindlichen Bestrebungen dieser Richtung werden von den Klerikalen unterstützt. — Auch in **Oesterreich** giebt es eine föderalistische Partei, welche die Selbständigkeit, wie sie durch die dualistische Verfassung Ungarn der Gesammtmonarchie gegenüber eingeräumt ist, für die übrigen Länder u. Stämme des Reiches gleichfalls in Anspruch nimmt. Auch hier stehen die Klerikalen auf Seiten der Föderalisten (od. „Nationalen"), die vor Allem darauf hinarbeiten, das Uebergewicht des deutschen Elements in den cisleithanischen Ländern zu brechen, u. daher lebhaft von der deutschen Verfassungspartei bekämpft werden. Vgl. auch die Art. „Bundesstaat" u. „Centralisation u. Decentralisation".

Nr. 2876. Das Flußpferd (Hippopotamus amphibius).

Föderation (lat.), Bund; föderativ, bundesmäßig; Föderativstaat, Bundesstaat; Föderirte, Verbündete.

Foeniculum, s. „Fenchel".

Fogelberg, Benedikt, ausgezeichneter schwed. Bildhauer, geb. 1787 zu Gothenburg, bildete sich großentheils in Rom aus u. schuf mit entschiedener Meisterschaft eine Menge von Götter- u. Heldengestalten aus der griechischen u. (was kaum ein Bildner vor ihm gethan hatte) aus der nordischen Mythologie. Dahin gehören Philoktet, Amor in einer Muschel, Venus mit dem Apfel, Eros u. Hymen, u. aus der nordischen Mythologie die Gestalten des Odin, des Thor, des Baldur u. der Freia. Von seinen monumentalen Porträtstatuen ist nam. das herrliche Bronzestandbild Gustav Adolf's (in zwei Exemplaren zu Gothenburg u. Bremen) zu erwähnen. F. starb 21. Dez. 1854.

Foggia (spr. Fodscha), Hauptstadt des gleichnam. Kreises (65,74 □M. mit 141,230 E.) u. der apulischen Provinz Capitanata im Königreich Italien (32,500 E.), Sitz eines Bischofs, eines Präfekten, eines Handelstribunals, einer Handelskammer. Die Stadt treibt bedeutenden Getreide- u. Viehhandel. Alljährlich findet hier vom 8.—20. Mai eine sehr besuchte Messe statt.

Fohi, od. Fu-hi, mythischer Gründer des chines. Reiches, s. „China" Bd. III, S. 296.

Fohlen od. **Füllen**, ein junges Pferd von der Geburt an bis zu seiner vollständigen körperlichen Entwicklung, demnach eigentlich bis zum Alter von $4\frac{1}{2}$ Jahren, zu welcher Zeit der Wechsel der Milchzähne gegen Pferdezähne beendet ist. Man gewöhnt indessen die F. meist schon im Alter von $2\frac{1}{2}$—3 Jahren an die Arbeit u. nennt sie nach Vollendung des 3. Jahres schon Pferd.

Föhn od. **Föhnwind**, ein in den mittleren Gegenden der Schweiz auftretender heiß-feuchter Wind, bildet die Fortsetzung des italienischen Sirocco, tritt am stärksten in der Gegend vom Ortles bis zum Montblanc auf, wüthet ganz besonders im Gebiete des St. Gotthard u. macht sich häufig selbst bis in die Main- u. Rheingegenden geltend; er erscheint gewöhnlich als ein auf Nordwind folgender Südwind, der Regen bringt; sein Auftreten ist oft eben so plötzlich wie sein Verschwinden, u. gerade dadurch wird er auf den Alpenseen für die Schiffahrt sehr gefährlich, wie denn auch in den Schneeregionen infolge des durch den F. plötzlich eintretenden Thauwetters Lawinenstürze sehr häufig sind.

Fohr, Karl Philipp, geistvoller Landschaftsmaler, geb. 1795 zu Heidelberg, bildete sich in München u. Rom, faßte eine begeisterte Vorliebe für die romantische Poesie u. lebte sich mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit in die Traumwelt der Romantik ein. Noch glänzender zeigte sich sein Talent in der Landschaft, die er oft sehr großartig behandelte. Leider bereitete der Tod seinem bedeutenden Streben ein frühes Ende. Er ertrank 1818 beim Baden in der Tiber. — Auch sein jüngerer Bruder Daniel **F.**, geb. 1801 in Heidelberg, gest. 1862, hat sich als Landschaftsmaler bekannt gemacht. In seinen großartigen Gebirgslandschaften zeigte er eine gesunde Naturanschauung u. eine schöne poetische Stimmung.

Föhr (Föhrde), Insel an der Westküste Schleswigs, ungefähr $1\frac{1}{4}$ M. vom Festlande, $1\frac{1}{2}$ M. lang, 1 M. breit, mit etwa 5000 E. Die Insel theilt sich in Wester- u. Osterland. Im Westerland liegt der Badeort Wyk, seit 1819 eingerichtet u. besonders unter Christian VIII. viel besucht, seitdem in Abnahme. Außerdem liegen auf Föhr noch die Dörfer Nieblum u. Böldixum. Die Föhringer haben eine eigenthümliche Tracht. Die Tracht der Männer gleicht dem Sonntagsanzuge der Matrosen: blaue Jacke mit Sammtkragen u. zwei Reihen Messingknöpfe, eine schwarze Atlasweste, Beinkleider von schwarzem od. blauem Tuche u. eine Mütze von Wachstaffet. Die Frauen tragen hellrothe, eng anschließende Kappen, über welchen ein dickes schwarzes Tuch turbanartig, mit den aufrecht stehenden Zipfeln nach vorn, um den Kopf gebunden wird; Kinn, Mund u.

Wangen werden mit einem anderen, gleichfalls schwarzen Tuche umhüllt, so daß nur ein kleiner Theil des Antlitzes frei bleibt; Wittwen tragen statt der rothen schwarze Kappen, Mädchen gewöhnlich das bloße Haar, aber gleichfalls die Gesichtsverhüllung; außerdem besteht der Anzug der Frauen in einer schwarzen od. dunkelblauen Jacke, einem dunkelblauen od. dunkelgrauen Rocke mit einem lichtblauen od. lichtgrünen, handbreiten Saume u. einem schwarzen Tuch, um Hals u. Brust geschlungen. Trotz der dunkeln Farben zeigen die Föhringerinnen auch Sinn für Putz- u. Schmuckgegenstände. Ein silbernes Gürtelschloß hält gewöhnlich die Schürze zusammen, das Jäckchen ist an der Brust u. an den Aermelschlitzen mit Silberknöpfen besetzt, u. bei besonderen Gelegenheiten schmücken schwere silberne Ketten, an denen Münzen u. Medaillen hängen, die Brust. Lustig geht es auch zu, wenn z. B. ein „Ausbringen" stattfindet u. das verlobte Paar unter Flaggenschwingen u. Schießen zur Kirche geht u. am Nachmittage das mit Fahnen u. Laternen verzierte Boot, auf dem der Bräutigam heimkehrt, vor die Thüre gefahren wird. In dem Bau u. der inneren Einrichtung der Häuser erkennt man den seemännischen Zug der Bevölkerung. Ueber der Hausthüre od. an der Decke des Vorsaals sieht man oft ein kleines Fahrzeug mit Segeln, Wimpeln, Raaen, Masten u. Tauen als Wahrzeichen hängen; die Wandbetten sind ganz ähnlich den Schiffskojen, u. in den Glasschränken sieht man ganze Museen mit Andenken aus allen fünf Welttheilen: ausgestopfte Vögel, Straußeneier, chinesische Götzen, Trinkgeschirre, Tabakspfeifen u. s. w. Die Bevölkerung gehört zum friesischen Stamme; neben Schiffahrt u. Ackerbau bildet der Fang der Krückenten in den bes. hergerichteten Entenkögen ihren Haupterwerbszweig. Im J. 1864 bewachte der dän. Schiffskapitän Hammer die friesischen Inseln u. unterdrückte alle nationalen Kundgebungen. Im Juni desselben Jahres setzten jedoch die österreichischen Jäger vom Festlande mit Unterstützung einiger preußischer Kriegsdampfer nach den Inseln über u. brachten ihnen die ersehnte Befreiung von der dän. Herrschaft. (Abb. d. Tracht s. unter „Friesen".)

Nr. 2877. Abbildung der Föhre.

Föhre (Pinus sylvestris), ursprünglich aus dem Nordalbingischen von Bar u. Fur, wie im Slavischen, wo (in Böhmen) der Kieferwald bor, die Kiefer borovice heißt. Daraus: Fure u. Fuhre, Forr u. Fohre, Föhre, Fähre, Feuren, Forche, Ferge, Ferche, Farche, Perge, Werge, Forent, Forle u. Förling. Der Name Kiefer fur Fohre ist abzuleiten von Kienfore, da der Baum auch Kinne, Kien- u. Kühnbaum hieß. Neueren Ursprungs sind: Mändelbaum, Harz, Nadel, Festen u. Wirbelbaum, Krähen- u. Krätzfichte, Kern-, Grau, Grün- u. Ziegenholz, Schlaisholz u. Schleißföhre, Spanbaum, Span- u. Sponholz, Spiegeltanne; im Alemannischen erscheinen die Namen Dale, Däle u. Thäle. Der Zapfen heißt in der Nordschweiz Fohr mauch, Hoppeln am Rhein, Kienäpfel in Thüringen. Dieser wichtige Waldbaum vertritt eine ganze Reihe von Arten, die als Kiefern ihre Nadeln büschelförmig zu zweien od. mehreren rund um den Zweig stellen. Er bewohnt den Sandboden bis in die Alpen u. ist darum für die Heideländer der „König der Bäume", ohne welchen unendliche Strecken gänzlich Wüste sein würden. Hier erlangt er, wenn der Boden mit Lehm vermischt ist, sein größtes Wachsthum, etwa 30 m. Höhe, u. einen Stammdurchmesser von durchschnittlich $\frac{2}{3}-1$ m., eine Krone bildend, die sich nicht nur durch einen einzigen Gipfelsproß, wie die Fichte u. Tanne, sondern durch mehrere verbreitert. Der später rissige Stamm entwickelt in seiner Jugend eine glatte, kupferhelle Rinde von spiegelndem Glanze, welche er gleich der Birke in mehr od. minder dünnen Blättchen abwirft. Die Nadeln stehen zu zweien in einem Bündel u. bilden auf der Unterseite eine tiefe Rinne. Die verhältnißmäßig kleinen Zapfen hängen von den Zweigen herab. Im hohen Norden, wo die F. an der norwegischen Seite bis zum 70.° n. Br. geht, während sie an der Ostseite von Skandinavien nur bis zum 69.° reicht u. am Weißen Meere schon beim 66.°, im Ural schon beim 64.° zurückbleibt, nimmt sie eine starre Form an, die Krone wird flacher u. damit schirmförmig; die Nadeln werden kürzer u. breiter, steifer u. sparriger. Ueberall aber erzeugt sie ein vortreffliches Nutz- u. Brennholz, das sich durch seinen Harzreichthum — darum Kien, u. kienig — auszeichnet. Man gewinnt das Harz wie bei der Fichte. In neuerer Zeit verwendet man die Kiefernadeln auch zu Bädern u. zu sog. Waldwolle wie Fichtennadeln (s. d.). Die jungen Kiefersprossen werden unrechtmäßigerweise ihres Bitterstoffes wegen in der Bierbrauerei verwandt (Sprossenbier). Selbst für die Bienenzucht ist die F. von Bedeutung; denn die Bienen wissen sogar den in den Gipfeln an den jüngsten Zweigen od. in den Blüten gebildeten Zucker zu finden u. gehen deshalb gern „auf Tracht" in die Kiefernwälder. Arten der Kiefer sind: die Schwarzkiefer (P. nigra od. austriaca) od. Spierken in Tirol, das harzreichste Nadelholz Europa's, die Zirbelkiefer (P. Cembra), die Zwerg- od. Krummholzkiefer (P. Mughus u. P. Pumilio), im Süden von Deutschland die Pinie (P. Pinea) u. die aus Nordamerika eingeführte Weymouthskiefer (P. Strobus). Andere giebt es noch in der gemäßigten Zone vieler Länder, bes. in Nordamerika, Mexiko u. Asien.

Foix (spr. Foa), altfranz. Grafengeschlecht, das seinen Namen vom Lande Foix im heutigen Dep. Ariège erhielt. Am berühmtesten sind: Gaston III. F., wegen seiner Schönheit Phöbus genannt, Sohn des im Kampfe gegen die Mauren 1343 in Spanien gefallenen Gaston II. F. geb. 1331, wurde für seine dem Könige in den Kriegen gegen die Engländer geleisteten Dienste zum Gouverneur von Languedoc u. Gascogne ernannt, machte 1356 einen Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen mit u. befreite 1358 die königliche Familie aus den Händen der Jacquerie (s. d.). Dann behauptete er sich gegen Karl VI., der ihm das Gouvernement von Languedoc nehmen wollte, mit Waffengewalt. Er starb 1391 ohne Erben, da er seinen Sohn aus Argwohn hatte einsperren u. verhungern lassen. Auch hatte er seine Gemahlin, eine Prinzessin von Navarra, verstoßen. Er hinterließ ein Gedicht über die Jagd (Par. 1620), dessen Stil so schwülstig war, daß man noch heute die Schwulst im Franz. Phebus nennt (faire du Phébus). — Gaston IV. Graf v. F. that sich gleichfalls im Kriege gegen die Engländer hervor, ward von seinem Schwiegervater, Johann II. von Navarra, 1455 zu dessen Nachfolger erklärt u. starb 1472, worauf seine Wittwe Eleonore das Königreich Navarra in Besitz nahm. Später kam seine Enkelin Katharina auf den Thron von Navarra. Dieselbe vermählte sich 1486 mit dem Herrn v. Albret. Beiden machte zwar Gaston v. F., Herzog v. Nemours, ein Enkel Gaston's IV., den Thron streitig; derselbe fiel aber als letzter männlicher Sproß seiner Familie 1512 in der Schlacht von Ravenna, u. das Parlement von Paris entschied, daß nach Katharina's u. Albret's Tode Navarra u. die Besitzthümer des Hauses F. an deren Sohn Heinrich fallen sollten. Des Letzteren Tochter, Johanna v. Albret, ward durch ihre Heirath mit Anton v. Bourbon, dem Herzog v. Vendôme (s. d. Art. „Bourbon"), die Mutter des nachmaligen Königs Heinrich IV. von Frankreich.

Fokschan, Fokschani, rumänische Stadt an der Milkow u. durch diese in 2 Theile geschieden, auf der Grenze der Moldau u. Walachei, mit über 20,000 E., vormals Sitz der Centralkommission der vereinigten

Fürstenthümer, treibt lebhaften Handel mit Getreide u. Vieh. In ihrer Nähe, auf der moldauischen Seite, wächst ein Wein von besonderer Güte. Am 1. Aug. 1789 fand hier zwischen den Russen u. Oesterreichern einerseits u. den Türken andrerseits eine Schlacht statt, nach welcher die Russen die Stadt auf längere Zeit besetzten.

Folengo od. **de Folenghi,** Teofilo, der glänzendste Vertreter, wenn auch nicht der Erfinder, der macaronischen Poesie (s. d.), geb. 8. Nov. 1491, stammte aus einer alten, unweit Mantua angesessenen Familie. Sein Taufname war Girolamo; den Namen Teofilo nahm er erst an, als er nach Beendigung seiner in Ferrara u. Bologna gemachten Studien im J. 1507 in ein Benediktinerkloster ging. Um 1516 jedoch entfloh er aus demselben in Begleitung der schönen Girolama Dedia u. führte nun ein wildes, umherschweifendes Leben in den verschiedensten, meist wenig glänzenden Verhältnissen, bis er 1527 von Neuem in das Kloster trat. Nicht lange darauf aber finden wir ihn in Ancona, Brescia u. Neapel, überall mit poetischen Arbeiten beschäftigt, u. seit 1537 in Sizilien, wo der inzwischen berühmt gewordene Dichter bei seinem Gönner, dem Vizekönig Don Ferrante de Gonzaga, gute Aufnahme fand. Hier stand F. kurze Zeit einem kleinen Kloster unweit Palermo vor, dann nahm er seinen Aufenthalt in der Abtei Santi Martini a Scalis, verließ aber 1543, mehr u. mehr Ueberdruß am weltlichen Treiben empfindend, Sizilien u. ging in das Kloster Santa Croce di Campese, wo er 9. Dez. 1544 starb. — F. begann seine dichterische Laufbahn mit einem großen lateinischen Heldengedicht, in welchem er ausgesprochenermaßen Virgil übertreffen wollte. Da er den gehofften Beifall nicht fand, vernichtete er das Werk u. warf sich nun zunächst auf die macaronische Poesie, in der er unerreicht ist. Seine vorzüglichsten Werke in dieser Art, im Kloster gedichtet, aber erst nach seiner Flucht unter dem Namen Merlinus Coccajus veröffentlicht, sind die „Moschea“, der Mücken- u. Ameisenkrieg, ein Gegenstück zur Batrachomyomachie, u. sein großes Gedicht „Macaronicon“ von den Thaten des Baldo da Cipada, ein Heldengedicht moralisch-satirischen Charakters, in einzelnen Episoden eine Parodie Virgil's u. Dante's (erste Ausg. Venedig 1517; die vollständigste Tusculani apud Lacum Benacensem 1521). Außer diesen Hauptwerken schrieb F. noch italienisch einen „Orlandino“ (Venedig 1526 u. öfter), ein komisches Gedicht von Roland's Kinderjahren, vielleicht eine Parodie des 1515 erschienenen, übrigens von F. selbst hochgeschätzten „Orlando furioso“ des Ariost; „Chaos del Triperuno“, ein Werk, dessen bizarrer Titel u. Inhalt noch vielfach der Erklärung bedarf u. welches, gemischt aus Versen u. Prosa, aus Lateinisch, Italienisch u. Macaronisch, eine allegorische Erzählung seiner drei Lebensperioden, ein Bekenntniß seiner Verirrungen enthält (Venedig 1527 u. öfter); „La Humanità del Figliuolo di Dio“, ein Leben Christi (Venedig 1533 u. öfter); ferner verfaßte er auf Antrieb des Vizekönigs einige Tragödien, als „La Cecilia“, „La Cristina“, „La Catterina“, zu denen Maurus Chiaulus, ein Mönch von Monte Cassino, die musikalische Begleitung verfertigte, u. nicht lange vor seinem Tode ein Gedicht in lat. Herametern, „Hagiomachia“, welches die Kämpfe der heil. Märtyrer besingt. (Ausführlicheres über F. s. bei Genthe, „Gesch. der macaronischen Poesie“, Halle u. Leipzig 1829.)

Foley (spr. Foleh), John Henry, engl. Bildhauer, geb. zu London 24. Mai 1818, that sich vorzugsweise auf dem Gebiete der monumentalen Porträtstatue hervor, worin er eine naturwahre Auffassung mit künstlerischem Idealismus zu vereinigen weiß u. ein großes Gefühl für Schönheit der Formen darlegt.

Folge, ein Begriff od. Urtheilssatz, der sich mit Nothwendigkeit aus einem anderen bereits feststehenden ergiebt; dieser andere Satz, auf den sich die Folge gründet, heißt **Grund;** z. B.: Da bei Mondfinsternissen die Erde stets einen kreisförmigen Schatten auf den Mond wirft, ein kreisförmiger Schatten aber nur von einer Kugel nach allen Richtungen hin geworfen werden kann (Grund), so muß die Erde eine Kugel sein (Folge). Wer auf diese Weise vom Grund zur F. fortschreitet, der folgert; dieser Gedankengang selbst od. auch der durch ihn sich ergebende Schluß- od. Folgesatz heißt **Folgerung.** Man nennt ein Urtheil, eine Lehre u. s. w. **folgerichtig** (konsequent), wenn die Folgerung eine richtige ist, wenn das Gefolgerte sich wirklich u. mit Nothwendigkeit aus dem Grunde ergiebt. Im entgegengesetzten Falle, d. h. wenn kein logisches Band od. gar ein Widerspruch zwischen Grund u. Folge vorhanden ist, ist der Satz, die Lehre u. s. w. **folgewidrig** (inkonsequent). Man wendet diese letzteren Ausdrücke auch auf das praktische Leben, nam. auf das sittliche Verhalten an u. spricht z. B. von einer konsequenten od. folgerichtigen, d. h. einheitlichen, stetigen, in sich geschlossenen Handlungsweise, im Gegensatze zu einer inkonsequenten od. folgewidrigen, d. h. widerspruchsvollen.

Foliant, ein Buch in Folio, in der Form eines halben Bogens.

Folie (vom lat. folium, das Blatt), dünn geschlagenes od. gewalztes Zinn, Kupfer, Silber od. Gold, auch blos farbige Stoffe, welche durchsichtigen Körpern untergelegt werden, entweder um deren Glanz, Farbe u. Spiegelung zu erhöhen, wie es z. B. nicht nur bei unechten, sondern auch bei echten Edelsteinen geschieht, od. bei den geschliffenen Glasplatten, die man durch Belegen mit Zinnfolie in Spiegel umwandelt.

Folkunger, ein mit Waldemar 1250 beginnendes u. mit Magnus II. 1374 endendes schwedisches Fürstengeschlecht.

Follen (Follenius), August, später Adolf Ludwig, deutscher Schriftsteller, geb. zu Gießen 21. Jan. 1794, studirte an der Universität seiner Vaterstadt, nahm als Freiwilliger 1814 am Kampfe gegen Frankreich Theil u. leitete seit 1817 in Elberfeld die dortige „Allgemeine Zeitung“. Nachdem er wegen angeblicher demagogischer Umtriebe von 1819—21 im Gefängniß zugebracht, wanderte er nach der Schweiz aus, wurde in Zürich in den Großen Rath gewählt, sah sich aber auch dort allzu radikaler Bestrebungen bezichtigt u. genöthigt, sich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen. Er starb 26. Dez. 1855 zu Bern. F. hat sich als Dichter gelungener Lieder („Freie Stimmen frischer Jugend“, Jena 1819), als Herausgeber des „Bildersaals deutscher Dichtung“ (2 Bde., neue Aufl., Brandenb. 1847) u. als gewandter Uebersetzer bekannt gemacht. Auch besitzen wir von ihm Bruchstücke einer Bearbeitung von „Tristan u. Isolde“ u. den „Nibelungen“ (Zür. u. Winterth. 1842). — Auch sein Bruder **Karl F.,** geb. 3. Sept. 1795 zu Gießen, gest. 13. Jan. 1841, hatte als Student den Feldzug von 1814 mitgemacht u. später, durch politische Verfolgungen gedrängt, dem Vaterlande den Rücken gekehrt. Er wandte sich zunächst nach der Schweiz, später nach Amerika. F. ist der Dichter mehrerer volksthümlich gewordener politischer Lieder.

Folter, s. „Tortur“.

Foltz, Philipp, deutscher Maler, geb. 1805 in Bingen, bildete sich in München, wo er Schüler von Cornelius wurde u. bald so große Fortschritte machte, daß er an dessen Fresken in der Glyptothek mitarbeiten konnte u. unter den Bildern der Arkaden des Hofgartens die „Gründung der Akademie der Wissenschaften unter Maximilian Josef III.“ ausführte. Später malte er auch im dortigen Königsbau eine Reihe von Bildern zu Schiller's Gedichten, in denen er, ohne bes. in die Eigenthümlichkeit der Dichtungen einzugehen, das dekorative Element vorherrschen ließ, u. gemeinschaftlich mit seinem Freunde Lindenschmit 20 enkaustische Bilder zu Bürger's Gedichten. Mit besonderer Virtuosität wußte er die Wirkung des Sonnenlichts auf farbigen Flächen wiederzugeben, z. B. in dem Bilde „Boccaccio in der Gesellschaft des Decamerone“. Weniger glücklich als in seinem großen historischen Bilde „Demüthigung Kaiser Friedrich Barbarossa's vor Heinrich dem Löwen“ (1854) war er in dem für das Maximilianeum bestimmten „Perikles u. seine Zeit“. 1865 wurde F. Direktor der Gemäldegalerie der Pinakothek u. machte als solcher bedeutende Verbesserungen, hat aber als Maler seitdem wenig geschaffen. — Sein jüngerer Bruder, Ludwig **F.,** geb. zu Bingen 1809, gest. 10. Nov. 1867, hat sich als Architekt u. Bildhauer bekannt gemacht. Er baute nam. die Villa des Königs Max II. auf der Ostenbastei bei Regensburg, leitete den Restaurationsbau des Münchener Hoftheaters, war für das Kunsthandwerk außerordentlich thätig u. schuf außerdem noch eine Reihe sehr gelungener plastischer Werke.

Folz, Hans, der sich auch einmal Hans Zapf nennt, war zu Worms geb. u. lebte als Barbier u. Meistersänger in Nürnberg; als Zeit seiner dichterischen Thätigkeit werden etwa die Jahre 1450—80 angenommen. F. schrieb außer Meisterliedern noch Spruchgedichte, Priameln, Schwänke in großer Zahl u. Fastnachtsspiele. Letztere, bei den Zeitgenossen sehr beliebt, sind in Bezug auf ihre Form nicht ohne Werth, stoßen aber ab durch ihre bis zur Unfläthigkeit gesteigerte Lascivität. Ein Theil seiner Werke findet sich zerstreut gedruckt in Keller's „Fastnachtsspielen“ (Bd. 3, Stuttg. 1853), in dessen „Erzählungen aus altdeutschen Handschriften“ (Stuttg. 1855) u. im „Weimarischen Jahrbuch“ (Bd. 2, Hannov. 1855).

Fond (franz., spr. Fong), Grund, Grundlage, Boden, Hintergrund eines Gemäldes, Hintersitz eines Wagens. — **Fonds** (Pluralform des Wortes Fond) nennt man das einem Unternehmen zu Grunde liegende Kapital, aber auch letzteres im Allgemeinen. — **Oeffentliche Fonds** heißen in Großbritannien vorzugsweise diejenigen Staatseinnahmen, welche zur Tilgung der Zinsen u. des Kapitals von Staatsanleihen bestimmt sind. Seit Wilhelm III. erhielt jede Anleihe ihren besonderen Fond. Später legte man verschiedene Fonds zusammen, um aus ihrem gemeinschaftlichen Ertrage die betreffenden Zahlungen zu machen. So entstanden 1715 der Gesammtfond (Aggregate fund), 1716 der Südseefond, dann der Allgemeine F., der von Pitt gegründete Amortisationsfond (Sinking fund) u. endlich aus allen diesen 1786 der Konsolidirte F., aus dem auch die Civilliste, alle Pensionen, Gehälter u. einige andere regelmäßige Staatsbedürfnisse gedeckt werden. Da nun die Zinsen jeder Staatsschuld ursprünglich auf einen gewissen F. angewiesen (fundirt) wurden, so übertrug man den Namen F. auch auf die Staatsschuldscheine (die Staatspapiere) selbst, bis man schließlich alle Kreditpapiere, gleichviel ob von Staaten od. Privatgesellschaften, F. nannte; daher spricht man von Fondshandel u. Fondsbörse im Gegensatz zu Waarenhandel u. Waarenbörse.

Fonseca-Bai, einer der schönsten Meerbusen an der Westseite Centralamerika's unter dem 13.° nördl. Br., gehört mit seiner Ostküste zu Honduras, mit seiner Südseite zu Nicaragua u. mit seinem Nordgestade zu San Salvador; zwei Vorgebirge, die Punta Candadillo u. die Punta Coseguina, bilden die Eingangspforte u. zugleich die Enden einer Küstengebirgskette, welche das Meer durchbrochen hat, um sich hinter demselben in einem Busen auszubreiten, der an trefflichen Hafenplätzen selbst die berühmte Bai von San Francisco übertrifft; vorgelagerte Inseln schützen das Innere vor dem Wellenschlage. Die Einfahrt ist 18 Seemeilen breit, die Bai selbst im Durchschnitt 50 Seemeilen lang u. 30 Seemeilen breit. San Salvador hat an derselben den heißen u. ungesunden Hafen La Union; Nicaragua den Hafenplatz Estero real u. Honduras den 1838 entstandenen Platz Amapala auf der Tigre-Insel, nach welchem wol auch die Bai genannt wird. Eine Eisenbahn verbindet die F.-B. mit Puerto Caballos am Golf von Honduras. Die Küstenlandschaften sind fruchtbar u. mit gutem Trinkwasser versehen. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich aus Indigo, Häuten, Tabak, Edelmetallen, Erzen u. Hölzern.

Fontaine (frz., spr. Fongtähn'), Quelle, Brunnen, bes. Springbrunnen.

Nr. 2578. Schloß Fontainebleau.

Fontainebleau (spr. Fongtän'bloh), Hauptstadt des gleichnamigen Arrondissements im franz. Dep. Seine-Marne, im Walde gleiches Namens, 8 M. südöstl. von Paris an der Eisenbahn nach Lyon (12,870 E.), mit einem berühmten, von Ludwig dem Jüngeren gegen Ende des 11. Jahrh. begründeten, später wiederholt erweiterten u. verschönerten, von herrlichen Parkanlagen umgebenen Schlosse, in welchem Ludwig XIV. die Aufhebung des Edikts von Nantes, Napoleon I. seine Thronentsagung unterzeichnete, in welchem ferner die Könige Heinrich III. u. Ludwig XIII. geboren, Monaldeschi 1657 auf Befehl der Königin Christine (s. d.) hingerichtet u. der Friede von F. 1762 geschlossen wurde. Die Umgegend von F. ist fruchtbar u. gut angebaut, erzeugt nam. guten Wein u. besitzt reichhaltige Schieferbrüche.

Fontana, Domenico, ein durch seine Bauten unter Sixtus V. berühmter ital. Baumeister, geb. 1543 am Comersee, kam in seinem 20. Jahre nach Rom u. widmete sich mit solchem Erfolge der Baukunst, daß Kardinal Montalto ihn sehr begünstigte u., als er Papst geworden war, ihm die Ausführung zahlreicher Bauten übertrug. Dahin gehören die Kapelle Sixtus' V. (1584), ein griech. Kreuz von eleganter Form u. großer Schönheit der Verhältnisse u. die Kapelle der heiligen Krippe in S. Maria maggiore (1586), dann einige Jahre später der ganze Lateranpalast u. die große Vorhalle der Laterankirche. F. gelang es auch 1586 mit unsäglicher Mühe u. durch ungeheure Maschinen, den großen, fast 1 Million Pfund wiegenden Obelisk auf dem Petersplatz unbeschädigt aufzustellen, eine Arbeit, der dann noch die Aufstellung kleinerer Obeliske u. die der Dioskuren von Monte Cavallo sowie die Restauration der Trajans- u. Antoninssäule folgte. Dies Alles führte F. während der kurzen Regierungszeit Sixtus' V. aus. Nach dessen Tode ging F., durch Neider gestürzt, 1592 nach Neapel, wo er noch viele hydraulische Arbeiten u. größere Bauten ausführte, unter denen der Palazzo reale der bedeutendste ist. Dort starb er im J. 1607. — Auch sein älterer Bruder Giovanni F., geb. 1540, gest. 1614, war Baumeister in Rom, hat sich aber mehr durch seine hydraulischen Arbeiten als durch Monumentalbauten hervorgethan.

Fontanelle, ein zum Auffangen von Wasser der Umgebung u. dessen Abführung durch Ableitungsgräben an der tiefsten Stelle einer Entwässerungsanlage angelegter, ausgemauerter Raum. — Die älteren Chirurgen verstehen unter F. eine durch fremde Körper offen gehaltene, zum Zwecke der Ableitung angelegte Wunde. Zu diesem Zwecke brachte man Erbsen, Nelken, Wolle, Leinwand 2c. in die Wunde, die durch diese Körper in fortwährender Eiterung erhalten wurde. Der Eiter sollte ableitend auf Krankheiten, als z. B. auf Augenleiden, chronische Katarrhe 2c., wirken. Daß diese Methode der Heilung aber sich theoretisch nicht rechtfertigen läßt, ist jetzt allgemein anerkannt. — F. heißen in der Anatomie jene Stellen am Schädel eines Kindes, die noch nicht verknöchert sind. Die F.en sind demnach dünne, plattenartige Ausbreitungen, die zwischen die Schädelknochen eingelagert sind. Man unterscheidet am menschlichen Schädel 2 F.en: die große F. am vorderen Ende des Schädels, dort, wo Stirn- u. Scheitelbeine zusammenstoßen, u. die kleine F. an der Stelle, wo Hinterhauptsbein u. Scheitelbeine grenzen. Die F.en haben Wichtigkeit für die Geburtshülfe, da man nach ihnen die Lage des Kindes (bei Schädellagen) vor der Geburt erkennt.

Fontanes (spr. Fongtahn'), Marquis Louis de, franz. Staatsmann u. Schriftsteller, geb. 6. März 1757 zu Niort in Languedoc, machte sich nach dem Ausbruche der Revolution als Publizist bekannt, warnte in den von ihm geleiteten Blättern „Mercure français“ u. „Modérateur“ vor allzu wilden Ausschreitungen der Masse u. mußte, infolge seiner Angriffe auf den Konvent proskribirt, 1794 ins Exil wandern. Napoleon I. berief ihn nach Frankreich zurück u. setzte ihn in die früher bekleideten Stellungen eines Professors der Centralschule u. Mitglieds des Instituts wieder ein. Große Beredsamkeit u. Gewandtheit in den parlamentarischen Geschäften bekundete er sowol im Gesetzgebenden Körper, zu dessen Präsidenten er 1804 ernannt wurde, als im Senat, dem er seit 1810 angehörte. Seit 1808 Großmeister der Universität, machte er in dieser Stellung einige vergebliche Versuche zur Umgestaltung des höheren Unterrichtswesens. Unter Ludwig XVIII. wurde er Marquis, Präsident der Société des bonnes lettres, Vizepräsident der Akademie u. s. w. Er starb 17. März 1821. Von seinen poetischen Arbeiten ist nam. das Fragment eines Epos „La Grèce sauvée“ zu erwähnen. Eine Sammlung seiner Schriften besorgte Sainte-Beuve (2 Bde., Par. 1837).

Fontanges (spr. Fongtangsch), Marie Angélique de Scoraille de Roussille, Geliebte Ludwig's XIV., geb. 1661, ward in ihrem 17. Lebensjahre Ehrendame der Königin Mutter, verdrängte durch ihre Schönheit die herrschsüchtige u. launenhafte Montespan aus dem Herzen des Königs, der sie 1681 zur Herzogin erhob, starb aber bald darauf, 28. Juni 1681, im Wochenbett. Ihre Verschwendungssucht war grenzenlos; unter den Moden, die durch sie aufkamen, verbreitete sich bes. ein nach ihr „Fontange“ genannter Kopfputz.

Fontenelle (spr. Fongt'nell), Bernard le Bovier, früher le Bouvier de, franz. Schriftsteller, ein Neffe Corneille's, geb. 11. Febr. 1657 zu Rouen, widmete sich zuerst der Rechtswissenschaft, wandte sich aber bald ausschließlich der Literatur zu, war 1699—1741 Sekretär der Akademie der Wissenschaften u. starb zu Paris 9. Jan. 1757. Er dichtete Tragödien, Lustspiele, Operntexte, Fabeln 2c., die seinerzeit sehr

beliebt, jetzt aber großentheils veraltet sind. Von seinen prosaischen Arbeiten sind zu nennen: „Entretiens sur la pluralité des mondes“ (1686), „Histoire des oracles“ (1687), „Histoire du théâtre français jusqu'à Pierre Corneille“. Die umfassendste Ausgabe seiner „Oeuvres complètes“ erschien in 3 Bdn. 1818 zu Paris.

Fontevrault (franz., spr. Fongt'wroh), früher Fons Ebraldi, kleine Stadt im franz. Dep. Maine-Loire, mit etwa 3400 E. Der Ort entstand, nachdem 1094 Robert von Arbrissel daselbst eine Klostergesellschaft für Büßende beiderlei Geschlechts (bes. für gefallene Mädchen) gegründet hatte, welche den Namen des Ordens von F. erhielt u. sich sehr bald in Frankreich u. Spanien ausbreitete. Auch die Mönche dieses Ordens waren der Aebtissin (meist aus sehr vornehmem Geschlechte) unterworfen, die ihrerseits nur unter dem Papste stand u. als Generalsuperiorin regierte. Zu Gunsten der Nonnen wurde die anfänglich sehr strenge Ordensregel später gemildert, infolge dessen jedoch große Unordnungen in den Klöstern dieses Ordens entstanden, die sämmtlich während der Franz. Revolution aufgehoben wurden. Die Gebäude der früheren Abtei F. wurden 1804 zu einer großen Korrektionsanstalt und einem Centralgefängniß für 11 Departements eingerichtet; doch sind daselbst noch die Gräber Heinrich's II. von England, seines Sohnes Richard Löwenherz, seiner Gemahlin Eleonore von Poitou u. der Elisabeth, der Gemahlin Johann's ohne Land, erhalten.

Foote (spr. Fuht'), Samuel, engl. Schauspieler u. Theaterschriftsteller, geb. 1720 zu Truro in Cornwall, studirte Anfangs Theologie, dann die Rechte, gerieth aber durch Ausschweifungen in Dürftigkeit u. folgte nun seiner unwiderstehlichen Neigung zum Theater. Er eröffnete 1747 ein Theater in der Straße Haymarket, wo er in kleinen Stücken auftrat, in denen er lebende Londoner Originale mit höchster Virtuosität kopirte. Der Erfolg war glänzend; doch kam F. nie aus den finanziellen Verlegenheiten heraus. Im J. 1760 richtete er ein Sommertheater ein, das großen Zuspruch fand u. für das er auch nach 1766, in welchem Jahre er wegen eines Beinbruchs der Darstellung entsagen mußte, noch manches Lustspiel schrieb. Diese Lustspiele u. Possen sind weder in der Anlage noch in der Ausführung ausgezeichnet, ersetzen aber diese Mängel durch Witz u. ungemeine Lebhaftigkeit. Viele komische u. pikante Anekdoten von F. stehen in W. Cooke's „Memoirs of Sam. F.“ (Lond. 1805). Er starb 21. Okt. 1777 zu Dover.

fop (engl.), das deutsche foppen, zum Besten haben; als Hauptwort ein Narr, Zieraffe, Geck, Laffe.

Foppa, Vincenzio (der Aeltere), Maler aus Brescia, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. in Mailand blühte, wo er die ältere Malerschule gegründet haben soll. Nach dem Zeugniß der ital. Schriftsteller galt er in Brescia für einen ausgezeichneten Maler; aber das Wenige, was wir von ihm kennen, steht den Arbeiten der gleichzeitigen Maler aus Padua nach. Von diesem F. verschieden ist Vincenzio **F.** der Jüngere, sein Schüler u. wahrscheinlich sein Sohn, ein Maler, von dem sich in Brescia noch viele Werke finden.

Forbach, Kreisstadt in Deutsch-Lothringen, mit 4860 E., an der Eisenbahn Saarbrücken-Metz gelegen, hat in der Nähe bedeutende Steinkohlengruben u. Eisenwerke u. ist selbst ein sehr gewerbfleißiger Ort, welcher Brennerei, Gerberei, die Fabrikation von Metallnetzen, Pfeifen, Tabaksdosen, Zündhölzern, Seife u. Glas u. die Zucht von Merinoschafen betreibt. Am 6. August 1870 wurde F. nach der Schlacht von Saarbrücken von den Deutschen genommen.

Forbes, Edward, ausgezeichneter engl. Naturforscher im Gebiete der Zoologie u. Paläontologie, geb. 12. Febr. 1815 zu Douglas auf der Insel Man, gest. 18. Nov. 1854. Mit ausgezeichnetem Zeichnertalent begabt, kam er im Frühjahr 1832 nach London, um sich zum Künstler auszubilden, ließ sich aber schon nach einem Halbjahr von Freunden zum Studium der Medizin bereden u. ging nach Edinburgh, wo er drei Jahre mit großem Eifer Naturgeschichte trieb u. mit seinen ihm eng verbundenen Lehrern Graham u. Jameson die Umgebungen Edinburghs durchforschte. Den Winter 1836/37 verbrachte er in Paris, um die Vorlesungen am Jardin des Plantes u. an der Sorbonne zu hören, nachdem, wie er von Schottland aus seine Exkursionen bis Norwegen erstreckt hatte, er im Herbste 1836 auch das südliche Frankreich u. Algier, um zu forschen u. zu sammeln, durchzogen hatte. Zahlreiche Journalartikel geben von seinen Beobachtungen Zeugniß. Nach Edinburgh zurückgekehrt, veröffentlichte er 1838 seine Malacologia Monensis, einen Katalog der Mollusken der Insel Man u. der angrenzenden See, welchem Werke er 1841 seine vortreffliche, durch eigene Zeichnungen sehr schön illustrirte Geschichte der britischen Seesterne u. anderen Echinodermen, mit Beschreibung vieler von ihm entdeckter neuer Arten, folgen ließ. In der Zwischenzeit hatte er während des Winters in verschiedenen Städten populäre Vorlesungen, u. A. auch einen Kursus für die Edinburgher Studenten, gehalten. Im Frühjahr 1841 aber nahm er auf Einladung des Kapitän Graves als Naturforscher Theil an der archäologische Zwecke verfolgenden Expedition des „Beacon“ nach Syrien, auf welcher F. in Gemeinschaft mit Daniel u. Leutnant Spratt die Küsten Lykiens sorgfältig untersuchte, die Lage von 18 alten, bisher unbekannten Städten auffand, die Züge Alexander's des Großen, des Konsul Manlius, die von Paulus in Kleinasien besuchten Orte bestimmte &c. Den naturwissenschaftlichen Theil des später von F. mit Spratt herausgegebenen Reisewerkes enthält der zweite Band, den F. bearbeitete. Hauptergebniß der Reise aber sind seine, später auch für die Untersuchung der geographischen Verbreitung fossiler Seethiere wichtig gewordenen, 1843 veröffentlichten Forschungen über das Thierleben in verschiedenen Meerestiefen, das Ergebniß von 100, in verschiedenen Tiefen von 1—130 Faden ausgeführten Netzuntersuchungen zwischen den Inseln des Griechischen Archipels im Aegeischen Meere, das er 1842 durchforschte. Im J. 1843 eben nach England zurückgekehrt, wurde er zum Professor der Botanik im Kings-College ernannt, neben welcher Stellung er noch das Amt als Bibliothekar u. Kurator der Geologischen Gesellschaft in London versah. Letztere Stellung vertauschte er indessen schon 1845 mit der eines Professors der Naturgeschichte an der School of Mines,

Nr. 2879. **Eduard Forbes** (geb. 12. Febr. 1815, gest. 18. Nov. 1854). (Nach einer Photographie.)

zugleich lehrte er im Kings-College u. hielt auch noch hier u. da populäre Vorlesungen, für die ihn sein schlagfertiges Rednertalent ganz bes. befähigte. Während dieser Zeit gab er zahlreiche wichtige Schriften heraus, u. a. in den Memoiren der Landesvermessung (Geological Survey), für Großbritannien eine höchst werthvolle Arbeit über die Vertheilung der jetzigen Fauna u. Flora der britischen Inseln u. den geologischen Wechsel, der ihr Gebiet betroffen. Die Ray Society veröffentlichte 1848 seine Monographie der britischen nacktäugigen Medusen, ein für seine Zeit erschöpfendes Werk, mit 13 von F. gezeichneten Foliotafeln. Mit Hanley zusammen verfaßte er ein großes Werk über die Geschichte der britischen Mollusken (Lond. 1853, 4 Bde. mit zahlreichen Tafeln). Ferner ist F. das Ordnen des Museums von Jermyn Street u. die Aufstellung der im Krystallpalast zu Sydenham ausgestellten naturhistorischen Sammlungen zu danken. An der Ausstellung von 1851 hat er regen Antheil genommen; der Bericht über die Erzeugnisse aus dem Pflanzenreich entstammt seiner Feder. Im geselligen Umgange glänzte F. ebenso durch sein reiches

Wissen wie durch seinen feinen Geschmack im Felde der Literatur u. Kunst, u. durch einen köstlichen Humor. Im J. 1848 verheiratet mit der jüngsten Tochter des General Ashuart, siedelte F. im Frühjahr 1854 nach Edinburgh über, um den ihm übertragenen Lehrstuhl für Naturgeschichte einzunehmen, ein Wunsch, den er stets gehegt, um hier, wo er seine Studien gemacht, ein Museum zu gründen, in welchem das große, während seines ganzen Lebens gesammelte Material aufgestellt werden sollte. Kaum begonnen, sollte aber seine Thätigkeit bald wieder aufhören. Nachdem F. im Herbst in London noch zur Uebersiedlung seiner Privatsammlungen Verfügung getroffen u. die British Association in Liverpool ihn zum Präsidenten der geologischen Sektion ernannt hatte, erkrankte er in Edinburgh u. starb, erst 39 Jahre alt. Seine Sammlungen erbte die Edinburgher Universität. Ein Naturforscher von Neigung u. Beruf, der mit enormer Detailkenntniß die Fähigkeit zum Generalisiren verband, war F. zugleich durch seine vielseitige Geistesbildung befähigt, Arbeiten auf den verschiedensten Gebieten zu würdigen; seine humane, milde Gesinnung aber machte seinen Charakter den ihm Nahestehenden eben so werthvoll, wie es sein Forschergenie der Wissenschaft war.

Forcade-Laroquette (spr. Forkad'-Larokett'), Jean Louis Victor Adolphe de, franz. Minister, geb. 1820 zu Paris, studirte die Rechte, betrat unter dem Kaiserreiche die Beamtenlaufbahn u. wurde nach einander Generaldirektor der kaiserl. Forsten, Requetenmeister, Staatsrath u. Generaldirektor der Zölle. Im Nov. 1860 übernahm er an Magne's Stelle das Finanzministerium, dem er jedoch nicht gewachsen war. Zwar zeigte er sich dem Kaiser in der Herbeischaffung von Geldmitteln sehr willfährig, doch trugen seine gewagten u. völlig systemlosen Maßnahmen nur dazu bei, die Staatsschuld unverhältnißmäßig zu erhöhen u. die Zerrüttung der Finanzen zu steigern. Nach kaum einjähriger Wirksamkeit mußte er sein Amt an Fould abtreten. Erst als Rouher 1867 ein neues Kabinet bildete, trat F. wieder in die Regierung ein; er übernahm zunächst das Portefeuille des Handels, das er später mit dem des Inneren vertauschte. In dieser Stellung behauptete er sich bis zu dem Augenblicke, in welchem Ollivier an die Spitze der Geschäfte trat (im Jan. 1870); seitdem blieb er dem öffentlichen Leben fern.

Force (franz., spr. Forß'), Stärke, Macht, Zwang.

Forcé (franz., spr. Forßeh), erzwungen; gewisse Spiele im L'hombre-, Solo- u. Bostonspiel führen diese Benennung.

Forchhammer, Johann Georg, geb. 1794 zu Husum in Schleswig, wurde 1835 Professor der Chemie u. Mineralogie an der Polytechnischen Schule zu Kopenhagen u. Professor der Mineralogie an der Universität daselbst. Er schrieb meist geognostische Abhandlungen in dänischer Sprache. Bekannt machte er sich nam. auch durch seine Untersuchungen über die Zusammensetzung der Porzellanerde u. ihre Entstehung aus dem Feldspathe. Er starb 14. Dez. 1865 zu Kopenhagen. – **F.**, Peter Wilhelm, verdienter Alterthumsforscher, geb. 23. Okt. 1810 zu Husum, machte seine Studien in Kiel, bereiste Italien, Griechenland u. Kleinasien u. wurde 1836 außerordentl., 1843 ordentl. Professor der Philologie in Kiel. Er schrieb: „Hellenika" (Berl. 1837), „Die Athener u. Sokrates" (ebd. 1837), „Topographie von Athen" (Kiel 1841), „Die kyklopischen Mauern" (ebd. 1847), „Beschreibung der Ebene von Troja" (Frankf. 1850). Unter seinen Schriften über Aristoteles ist hervorzuheben „De Aristotelis arte poetica ex Platone illustranda" (Kiel 1847).

Forckenbeck, Max von, langjähriger Präsident des preuß. Abgeordnetenhauses, geb. 21. Okt. 1821 zu Münster, studirte die Rechte, betrat die richterliche Laufbahn u. ließ sich, nachdem er sich an der Bewegung des J. 1848 betheiligt, als Rechtsanwalt zu Mohrungen in Ostpreußen nieder. Von dort aus wurde er 1858 ins Abgeordnetenhaus gewählt, wo er sich der Linken anschloß u. 1861 die Fortschrittspartei begründen half. Durch die einschneidende Schärfe u. Sachkenntniß, die seine Kommissionsarbeiten auszeichneten, schwang F. sich bald zu einem der geachtetsten Mitglieder der Partei auf. Nach der Umwälzung des J. 1866 rieth er zu einer Versöhnung mit der Regierung u. war in hervorragender Weise bei der Begründung der nationalliberalen Partei thätig. Im Aug. 1866 zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt, füllte er diesen schwierigen Posten mit Kraft u. Würde bis zum J. 1872 aus, in welchem er zum Oberbürgermeister von Breslau gewählt wurde u. als Vertreter dieser Stadt seinen Sitz im Herrenhause einnehmen mußte. Auch in den Verhandlungen des Deutschen Reichstags, wie früher in denen des Norddeutschen Reichstags u. des Zollparlaments, hatte F. wiederholt Gelegenheit, seine ausgezeichneten parlamentarischen Fähigkeiten zu bekunden.

Nr. 2880. Max v. Forckenbeck (geb. 21. Okt. 1821).

Foreigner (engl., spr. Forrener), s. v. w. Ausländer; foreign office (spr. forrin offiß), das Fremdenbureau in London; foreign department (forrin depahrtment), das Ministerium des Aeußern in Großbritannien.

Forelle, Trutta (Salmo) fario, ein beliebter Süßwasserfisch der Lachsfamilie (Salmoniden), von den Lachsen durch die Bezahnung des Pflugscharknochens unterschieden. Er ist gedrungen gebaut u. mehr od. weniger seitlich zusammengedrückt, hat kurze, sehr stumpfe Schnauze, breite u. abgerundete Bauch- u. Brustflossen, sowie eine sehr wenig, bei alten Fischen gar nicht ausgeschnittene Schwanzflosse. Auf dem olivengrünen Rücken u.

Nr. 2881. Die Rittelforelle (Salmo Umbla).

den gelbgrünen Seiten trägt die F. schwarze u. orangerothe, bisweilen bläulich umrandete Flecken; von den durch schwarzes Pigment getrübten Flossen haben Bauch- u. Afterflosse einen milchweißen Rand, Schwanz- u. Rückenflosse oft rothe Flecken. Nach der schwankenden Färbung unterscheidet man Alpen-, Bach-, Berg-, Gold-, Schwarz-, Stein-, Wald-, Weiß-Forellen. Auch die Farbe des Fleisches variirt von Rosenroth bis Weiß. Die F. leben bes. in kleinen, schnellen Bächen ganz Europa's; sie werden hier bis zu 40 cm. lang, aber selten ¾ kg. schwer; in größern Wässern, Teichen u. Seen aber u. bei reichlicher Nahrung erreichen sie ein Gewicht bis 10 u. mehr kg., u. werden dann wol betrügerisch als „Lachsforellen" verkauft. Sie laichen vom Oktober bis Dezember. Forellenzucht durch künstliche Befruchtung der erbsengroßen Eier ist Hauptgegenstand der künstl. Fischzucht (s. d.). Von anderen Arten

der Gattung Trutta ist bes. die oben grünlichgraue, an den Seiten silberglänzende u. schwarzfleckige Seeforelle (Tr. lacustris) der europäischen Alpenseen zu nennen, die im Bodensee **Grundforelle**, im Chiemsee **Lachsforelle** heißt, u. die ihr sehr ähnliche eigentliche **Lachsforelle** od. **Meerforelle** (Tr. Trutta), die 5, ja 15 kg. schwer wird u. wie der Lachs die Nord- u. Ostsee bewohnt, aus der sie zum Laichen in die Flüsse steigt. Eine sterile Form der Seeforelle heißt am Bodensee **Schwebforelle**, in den oberösterr. Seen **Maiforelle**. Der Saibling (Salmo Salvelinus) der Alpenseen, dessen Leibesseiten runde weißliche od. blaßrothe Flecken tragen u. dessen Bauch oft orange gefärbt ist, heißt auch **Rothforelle**; von ihm ist die **Ritterforelle** (Salmo Umbla) spezifisch nicht verschieden.

Forey (spr. Foreh), Elie Frédéric, franz. General, geb. 10. Jan. 1804 zu Paris, hielt 1848 zur republikan. Partei, ging aber später zu der des Prinz-Präsidenten über u. unterstützte die Staatsstreichspolitik. Nachdem er sich als Divisionsgeneral im Krimkrieg hervorgethan, focht er im Ital. Krieg siegreich bei Montebello (20. Mai 1859) u. zeichnete sich dann nam. noch in der Schlacht bei Solferino (24. Juni) aus. Im J. 1862 zum Oberbefehlshaber der franz. Truppen in Mexiko ernannt, mußte er diese Stellung, nachdem er Puebla u. Mexiko erobert, im Herbst 1863 wegen Krankheit niederlegen. Aus demselben Grunde konnte er im Deutsch-franz. Kriege kein Kommando annehmen. Er starb 20. Juni 1872 zu Paris.

Forfar (spr. Forfähr), auch **Angus** genannt, eine der reichsten u. blühendsten Grafschaften Mittelschottlands, an der Nordsee, enthält 46½ □M. mit 204,425 E. Im Norden gebirgig, flacht sich die Landschaft allmählig zu einer sorgfältig angebauten u. fruchtbaren Küstenebene ab. Hauptflüsse sind der Nord- u. der Südesk, sowie der Isla. Fischerei, Schiffahrt, Handel u. Industrie sind beträchtlich; bes. blüht die Leinenfabrikation. Im J. 1860 waren hier in 85 Leinenfabriken an 5108 mechan. Stühlen 21,174 Arbeiter beschäftigt. Die gleichnamige Hauptstadt **F.** ist alterthümlich, aber hübsch gebaut u. hat etwa 9300 E., die Vieh- u. Leinwandhandel treiben. In dieser Grafschaft liegt ferner die drittgrößte Stadt Schottlands, Dundee (s. d., vgl. auch „Angus").

Forgách (spr. Forgatsch), ein altes ungar. Geschlecht, das in eine gräfl. u. eine freiherrl. Linie zerfällt. Erstere theilt sich wieder in eine ältere, seit 20. März 1647 gräfliche Linie mit dem Prädikate v. **Ghymes**, u. in eine jüngere, seit 12. März 1719 gräfliche Linie mit dem Prädikate v. **Ghymes** u. **Gács**. Letztere, die sich **Forgatsch** v. **Forgatsch** schreibt, ward 6. März 1651 in den Freiherrenstand erhoben u. ist in Mähren ansässig. Aus dem Geschlechte sind mehrere Feldherren u. Prälaten hervorgegangen. **Blasius F.** spaltete als Obermundschenk der Königin Maria v. Ungarn dem König Karl v. Durazzo, Neapel u. Ungarn 1386 bei der Tafel den Kopf, wofür er später von dessen Anhängern getödtet wurde. Seitdem hatten die Könige von Ungarn bei der einem F. ertheilten Audienz stets ein blankes Schwert auf dem Tische liegen.

Forke, niederdeutsche Benennung einer großen 2- od. 3zinkigen Gabel mit langem u. kurzem Stiel, die vielfältig in landwirthschaftlichen Gebrauch kommt.

Forkel, Johann Nikolaus, deutscher Musikgelehrter, geb. 22. Febr. 1749 zu Meeder bei Koburg als der Sohn eines Schuhmachers, erhielt den ersten musikalischen Unterricht durch den Kantor seines Geburtsorts, wurde 1763 beim Chor der Hauptkirche in Lüneburg angestellt u. ging 1769 nach Göttingen, um Jurisprudenz zu studiren. Dieses Studium betrieb er zwei Jahre lang, um sich dann wieder ausschließlich der Musik zuzuwenden. Zunächst wurde er Organist an der Universitätskirche zu Göttingen, dann 1778 Universitäts-Musikdirektor daselbst; inzwischen hatte er angefangen, musikalische Vorlesungen zu halten, u. 1780 ertheilte ihm die philosoph. Fakultät die Doktorwürde, wie er auch in ebengenanntem Jahre die Direktion der Göttinger großen Winterkonzerte übernahm, die er bis 1815 führte. Er starb zu Göttingen 17. März 1818. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten, die für ihre Zeit viel Verdienstliches hatten, sind als Hauptwerke anzuführen: „Musikalisch-kritische Bibliothek" (3 Bde., Gotha 1778—1779), „Allgemeine Geschichte der Musik" (2 Bde., Lpz. 1788—1801), „Allgemeine Literatur der Musik" (Lpz. 1792), „Ueber Joh. Seb. Bach's Leben" (Lpz. 1802).

Forli, ital. Provinz in der Emilia, im O. vom Adriat. Meere, im S. von den Provinzen Pesaro u. S. Marino, im W. von Florenz u. im N. von Ravenna begrenzt, enthält 33⅔ □M. mit 224,463 E. Die gleichnamige Hauptstadt F. (früher Forum Livii), schön gelegen zwischen den Flüssen Ronca u. Montone, umgeben von Gartenanlagen u. Alleen, hat 17,723 E. (mit den dazu gehörigen Gemeinden 38,646 E.), ist der Sitz eines Präfekten, eines Bischofs, eines Civil- u. Korrektionstribunals, einer Handels- u. Gewerbekammer u. s. w. Unter den Kirchen der Stadt ist die mit Fresken geschmückte Kathedrale bemerkenswerth. In der Nähe von F. befinden sich die Trümmer eines Jupiter- u. eines Junotempels.

Form, im Allgemeinen die äußere Gestalt einer Sache od. eines Gegenstandes, bezeichnet in der Technologie ein Geräth, in welchem ein Körper seine Gestalt sowie die Beschaffenheit seiner Oberfläche erhält, z. B. eine Gießform für Gips-, Kalk- od. Metallgebilde, od. eine F. zum Bedrucken der Zeuge; in der Lichtgießerei die zinnernen od. blechernen Cylinder, in welche die Kerzenmasse gegossen wird; in der Goldschlägerei eine bestimmte Anzahl lose auf einander liegender Blätter von Goldschlägerhaut od. Pergament, zwischen welche die zu schlagenden Metallblättchen gelegt werden, u. s. w. In der Buchdruckerei bezeichnet F. die nach Beschaffenheit des Formats in eine gewisse Zahl von Kolumnen getheilten, in einen Rahmen gespannten Typen; in der Grammatik die durch Flexion, Ableitung 2c. bewirkte Gestalt der Stammwörter; in der Rhetorik die Ausdrucksweise. Außerdem nennt man in übertragener Bedeutung F. die Art u. Weise, in welcher Etwas geschieht.

formal, der Form entsprechend u. angemessen, im Gegensatz zu **real** u. **materiell**. Naturgeschichte, Chemie u. andere die Gegenstände darstellende Wissenschaften sind reale u. materielle Wissenschaften u. stehen als solche den formalen, wie Logik u. Mathematik, die gewisse Verhältnisse jener Gegenstände darstellen, gegenüber.

Formalien, Formalitäten, Förmlichkeiten, Dinge u. Handlungen, die sich ausschließlich auf die Form beziehen.

Format bezeichnet die Art, in welcher die Bogen einer Druckschrift gedruckt u. gebrochen werden, sowie die Größe, in welcher eine Abbildung, ein Kupferstich od. sonst ein Gegenstand dargestellt wird. Das größte F. bei Druckschriften ist **Folio**, mit einmal gebrochenem Druckbogen; auf dieses folgt **Quart**, wobei der Bogen übers Kreuz gebrochen wird; bei **Sextoformat** kommen auf einen Bogen 6 Blätter; bei **Oktav** wird der wie bei Quart gebogene Bogen nochmals gebrochen, so daß 8 Blätter entstehen; **Duodez** giebt 12, **Sedez** 16, **Oktodez** 18, **Vierundzwanzigerformat** 24, **Zweiunddreißigerformat** (Trigesimo secundo) 32 Blätter aus dem Bogen. Außerdem giebt es noch Unterabtheilungen: Royalfolio u. Royalquart, Großfolio u. Großquart, Großoktav u. Großduodez 2c., Langfolio u. Langquart, Langoktav u. Langduodez 2c., dem Querfolio, Querquart, Querduodez 2c. entgegengesetzt.

Formation, mit diesem Ausdruck bezeichnet man in der Geognosie den Inbegriff aller derjenigen Gebirgsglieder, welche durch ihre Struktur u. Lagerungsfolge sowie durch ihre anderweitigen charakteristischen Eigenschaften sich als gleichzeitige Produkte gleichartiger Bildungsprozesse zu erkennen geben. Es können daher verschiedene Gesteine zu einer F. gehören, wenn sie nur den angeführten Bedingungen der Gleichartigkeit u. der Gleichzeitigkeit des Bildungsvorganges entsprechen. Man theilt die F.en unserer Erde ein in die **primitive** od. **Urformation**, die **sedimentären** u. die **eruptiven F.en**. Die primitive od. Urformation umfaßt die ältesten bekannten Gesteinsarten, diejenigen, auf welchen die jüngeren sich abgelagert haben, od. welche von letzteren durchbrochen wurden. Es gehören zu dieser primitiven F. der **Urgneiß**, **Urglimmerschiefer** u. **Urthonschiefer**. — Die sedimentären F.en od. Flötzformationen sind solche, die aus Schichten bestehen, welche in Form von schlammartigen od. sandigen Massen aus dem Wasser sich abgesetzt haben u. allmählig fest geworden sind; man kann dieselben wieder in zwei wichtige Abtheilungen bringen, nämlich in die **marinen F.**, od. diejenigen, welche aus Meerwasser sich abgesetzt haben, u. in die **limnischen**, d. i. diejenigen, welche Süßwasserbildungen sind. Dieser Unterschied der Entstehung zeigt sich in den versteinerten Ueberresten verschiedener Wasserthiere, indem die aus Salzwasser stammenden Schichten andere Arten enthalten als die aus Süßwasser entstandenen. Da man von denjenigen ältesten Schichten an, in denen man überhaupt noch organische Ueberreste findet, bis zu deren neuesten eine fortwährende Vervollkommnung der organischen Welt beobachten kann, so hat man gewisse für einzelne Schichten dieser Flötzformation charakteristische Pflanzen- u. Thierüberreste als sog. **Leitfossilien** aufgestellt, weil, wenn sie in irgend einer noch nicht bekannten Schicht aufgefunden werden, sie ein Merkmal für das relative Alter einer solchen Schicht abgeben. Ueber das wirkliche, absolute Alter einer Gebirgsschicht ist natürlich nichts bekannt; man kann nur von einem **relativen Alter** derselben sprechen, d. h. man nimmt z. B. an, daß, wenn eine Schicht A über einer Schicht B lagert u. keine Ueberstürzung der Schicht B wahrzunehmen ist, daß dann die Schicht A die jüngere u. die Schicht B die ältere ist. — In umstehendem Schema, Nr. 2882, sind die verschiedenen, bis jetzt unterschiedenen sedimentären F. nebst der Urformation in der Reihenfolge ab-

gebildet, wie sie sich ihrem Alter nach abgelagert haben, so daß die unteren die ältesten, die oberen die jüngeren sind. — Man darf jedoch nicht glauben, daß an allen Orten der Erde sämmtliche hier verzeichnete Schichten auch wirklich über einander liegen; dies ist nicht der Fall; vielmehr fehlen in der einen Gegend diese, in der anderen jene Schichten. Da, wo in einer Gegend eine bestimmte Flötzformation bei. mächtig ausgebildet ist und Verschiedenheiten in ihrer Ausbildung u. in ihren organischen Ueberresten zeigt, theilt man eine solche F. häufig auch noch in Unterabtheilungen, welche man theils mit besonderen Namen belegt, theils mit der Bezeichnung **obere, mittlere** u. **untere Etage** versieht. — Die Feststellung des relativen Alters einer sedimentären Gebirgsschicht ist oft von ganz besonderer Wichtigkeit, nam. wenn es sich um die Auffindung nutzbarer Stoffe, wie Steinkohlen, Braunkohlen, Steinsalz u. s. w., handelt. Die eruptiven F.en sind, wie schon oben bemerkt, solche, welche sowol die Urformationen als auch verschiedene sedimentäre Formationen durchbrochen haben, sei dies nun in Form feuerflüssiger geschmolzener Massen, od. in Form bereits festgewordener Gebirgsmassen, od. endlich in Form heißer, wässriger Schlammmassen geschehen. Man unterscheidet in der Regel folgende eruptive F.en (von den ältesten beginnend): **Granulit** od. **Weißstein**, **Granit-**, **Syenit-**, **Grünstein-**, **Ophiolit-**, **Porphyr-**, **Melaphyr-**, **Basalt-** u. **Trachytformation**. Den Schluß bildet die **Lavaformation** unserer noch thätigen Vulkane. Als besondere F. faßt man auch sehr häufig die **Erzgangzüge** auf, welche verschiedene F.en durchsetzen können od. als Ausfüllungen von Spalten auftreten; man bezeichnet sie in ihrer Gesammtheit als **Gangformation**.

Erratische Blöcke und Alluvium — Diluvium — Quartärformation
Pliocän — Miocän — Eocän — Tertiärformation — Kanozoische Formation.
Obere Kreide — Quadersandstein — Untere Kreide — Kreideformation
Weißer Jura und Wealden — Brauner Jura — Lias, schwarzer Jura — Juraformation
Keuper — Muschelkalk — Buntsandstein — Triasformation — Mesozoische Formation
Zechstein — Rothliegendes — Permische Formation
Jüngere Steinkohlen — Aeltere Steinkohlen — Steinkohlenformation
Devonisch — Silurisch — Cambrisch — Uebergangformation — Paläozoische Formation
Krystallinische Silikatgesteine — Urformation

Nr. 2882. Uebersicht der Gesteinsformationen.

Formel (vom lat. formula, d. i. kleine Form) bezeichnet den möglichst kurzen, knappen Ausdruck irgend einer Regel, eines Naturgesetzes u. dgl. Die Kürze der F. wird gewöhnlich erreicht durch Abkürzungen od. verabredete Zeichen (Symbole) für die Worte, welche die dabei vorkommenden Begriffe ausdrücken. Wenn z. B. die Mathematik lehrt, daß der Flächeninhalt eines Rechteckes gleich dem Produkte aus Länge u. Breite des Rechteckes ist, so kann man auch, sobald f den fraglichen Flächeninhalt, l die Länge, b die Breite u. = das Gleichsein bezeichnet, diese Regel kurz ausdrücken durch die F.: $f = l \times b$. Die angewendeten Symbole brauchen nicht gerade die Anfangsbuchstaben der bezüglichen Worte zu sein, es können beliebige Buchstaben od. Zeichen gewählt werden, wenn nur deren Bedeutung vorher festgestellt ist. Aehnlich wie in der Mathematik braucht man die F. auch in der Chemie, Rezeptirkunst u. s. w. Es leuchtet ein, daß der Nutzen der F. in der Mathematik ein ganz gewaltiger ist.

Formenlehre (Geometrie) ist die Wissenschaft von den verschiedenen im Raume denkbaren Formen (Raumgestalten, Raumgrößen) u. deren Beziehungen zu einander. Oft bezeichnet man auch mit Formenlehre eine bloße Einleitung in die Geometrie, in welcher die Benennungen der wichtigsten einfachen Formen u. deren einfachste Beziehungen (dies Letztere in der Regel noch ohne strenge Beweisführung für ihre Giltigkeit) angegeben werden (s. „Geometrie").

Formentera, s. „Balearen".

Formey, Johann Heinrich Samuel, deutscher Schriftsteller franz. Abkunft, geb. 31. Mai 1711 zu Berlin, ward 1737 Professor der Beredsamkeit, 1739 Professor der Philosophie am franz. Gymnasium in Berlin, 1748 Sekretär der dortigen Akademie der Wissenschaften. Bei Friedrich d. Gr. stand der überaus thätige Mann, der seit 1778 auch noch als Sekretär bei der Prinzessin Henriette Marie fungirte, in hoher Achtung. F. starb zu Berlin 7. März 1797. Von der großen Menge seiner Schriften sind anzuführen: die seit 1733 mit Beausobre u. später mit de Mauclerc herausgegebene „Bibliothèque germanique" (25 Bde.) u. „Nouvelle bibliothèque germanique" (25 Bde.), das mit Pérard herausgegebene „Journal littéraire de l'Allemagne" (2 Bde.), „Le philosophe chrétien" (4 Bde., Leyd. 1750—56) u. „Mélanges philosophiques" (ebd. 1744, 2 Bde.).

Formiä, eine latinische Stadt, die im Golfe von Gaeta an der Appischen Straße lag. Die reizende Umgebung derselben bewog viele vornehme Römer, sich dort Landhäuser zu erbauen. Auch Cicero besaß dort eine Villa (sein „Formianum"); im Parke derselben ereilten ihn die Schergen der Triumvirn. Noch heute zeigt man in der Villa Marsana bei Castiglione einige Ueberreste dieses Landhauses.

Formikation (Ameisenkriechen), eine prickelnde, stechende Empfindung, deren Art durch den Namen sehr gut bezeichnet wird und die in den Fällen entsteht, wo ein Körpertheil, z. B. ein Arm od. Fuß, „eingeschlafen" ist u. wieder belebt wird, also durch plötzliches Zuströmen des Blutes zu einer Körperstelle, an welcher der Blutumlauf vorher gehemmt war. Am häufigsten wird die F. in den Extremitäten, u. hier wiederum in den Finger- u. Zehenspitzen empfunden. Zuweilen tritt sie als Symptom einer Hirn- od. Nervenkrankheit auf.

formiren, gestalten, bilden; militär. aufstellen. **Formirung**, Gestaltung, Aufstellung.

Formosa, chines. Taï Wan (Thurmbai), eine etwa 700 □M. große Insel, 18 M. von der chinesischen Küste entfernt, liegt vom 21.° 53.' 30." bis zum 25.° 18.' nördl. Br. u. wird von N. nach S. von dem zum Theil vulkanischen Gebirge Ta-Schan durchzogen, welches im Yu-Schan (Morrisongipfel) sich bis zu 3900 m. erhebt. Der westl. Theil der Insel hat eine sandige, für Schiffe schwer nahbare Küste, fruchtbaren Boden, der Getreide, Reis, Zucker, Kampher, Thee, Erdnüsse u. feines Obst liefert, ist von chines. Auswanderern der Provinz Fu-kjan besetzt u. wird von dem Statthalter von Fu-tschëu verwaltet. Eine der Insel eigenthümliche Pflanze ist die Aralia papyrifera, aus deren Mark das sog. Reispapier verfertigt wird. Außerdem finden sich Pflanzen der tropischen Zone vor, wie die Areka-Palme u. Baumfarren. Steinkohlenflötze u. Schwefellager sind nachgewiesen. Die den Europäern geöffneten Städte Tai-wan u. Takau haben schlechte Rheden; nur die Stadt Ki-long im Norden der Insel besitzt einen guten Hafen. Der östl., durchaus gebirgige u. reich bewaldete Theil von F. fällt steil zum Meere ab u. ist den Europäern so gut wie unbekannt. Die Bewohner sollen malayischen Ursprungs sein, sind den Fremden äußerst feindselig, führen ein sehr rohes Leben u. sollen außer dem Glauben an Dämonen nichts von Religion wissen.

Formsand, ein zu Gießformen verwendeter feiner weißer Sand. Er wird durch ein Haarsieb gesiebt, mit Ruß vermischt u. mit Bier u. Wasser so lange durchknetet, bis er die nöthige Bildsamkeit erlangt hat.

Formschneidekunst, Formstecherei od. auch **Modelstecherei** heißt die Thätigkeit, welche sich mit der Herstellung der mit Reliefsiguren versehenen **Druckformen** od. **Modeln** zum Aufdrucken der farbigen Muster auf Kattun u. andere Webstoffe, sowie auf Wachstuch, Papiertapeten, Buntpapier, Spielkarten u. s. w. befaßt. Im Grunde genommen ist dieses Geschäft ein Zweig der Holzschneidekunst, liefert aber im Allgemeinen nur Erzeugnisse von weniger feiner u. zarter Ausführung als der für die Buchdruckpresse arbeitende Holzschnitt; auch ist die Methode der Herstellung der Druckformen od. Druckmodeln in einzelnen Fällen eine andere. Die zu Druckmodeln bestimmten Holztafeln werden gewöhnlich

aus drei, zusammen etwa 7—8 cm. dicken Platten verleimt, von denen die unterste u. mittelste aus Tannen- od. Lindenholz (mit sich kreuzendem Faserverlauf auf einander gelegt), die oberste aus Birnbaumholz besteht. Nachdem die oberste Schicht sorgfältig geglättet u. mit weißer Leimfarbe dünn überstrichen worden ist, wird der sog. Dessin durch Abpausen (Kalkiren) von einer Zeichnung übertragen, worauf alle Linien mit Bleistift nachgezogen werden. Dann werden die Stellen zwischen den Strichen theils mittels eines feinen, spitzen Messers, theils mit verschiedenen meißelartigen Stecheisen herausgestochen, so daß die zum Abdruck bestimmten Theile der Zeichnung erhaben stehen bleiben. Feine Linien, kleine Punkte u. manche andere Theile des Modeldessins, welche im Holze entweder zu mühsam auszuführen, od. zu wenig haltbar sein würden, bildet der Formstecher durch Einschlagen von geraden od. erforderlich gebogenen Messingblechstreifen od. Stiften aus Messingdraht, welcher zu diesem Zwecke nicht nur rund, sondern auch halbrund, sternförmig, halbmondförmig, oval u. s. w. gezogen wird. Neuerdings wird zur Herstellung komplizirter, feiner Zeichnungen auch noch ein anderes Verfahren in der Formstecherei zur Anwendung gebracht, darin bestehend, daß man mittels einer bes. für diesen Zweck konstruirten Maschine eine Art Stichel od. Bohrer in glühendem Zustande auf Lindenhirnholz einwirken läßt. In Fig. 2883 ist eine solche Maschine mit dem daran beschäftigten Arbeiter abgebildet. Dabei wird durch ein Pedal das mit Gasflamme erhitzte Werkzeug auf- u. abbewegt, der Holzstock läßt sich seitlich verschieben, so daß alle Theile der Zeichnung nach u. nach unter den Stichel gebracht werden können u. dieser das Muster vertieft in das Holz einbrennt. Von dieser vertieften Form wird mittels einer leichtflüssigen Metallegirung (aus Blei u. Antimon) ein Abguß genommen, der also das Muster erhaben zeigt u. nur eben geschliffen zu werden braucht, um als Druckform dienen zu können.

Nr. 2883. Herstellung von Druckformen durch Ausbrennen des Musters.

Formular (lat.), Vorschrift, feststehende Vorlage zur Einrichtung von Reden, Schriftstücken u. s. w. Man benutzt solche F. bes. in Geschäftsbureaux, indem man, um die Ausfertigung von Schriftstücken zu beschleunigen, die in dem ein- für allemal fertig gestellten, meist gedruckten F. leer gelassenen Stellen, mit besonderer Beziehung auf den vorliegenden Fall, mit der Feder ausfüllt.

Formyl, ein bis jetzt in isolirtem Zustande noch nicht dargestelltes organisches Radikal, welches man nach der Radikaltheorie in der Ameisensäure (Acidum formicicum) als vorhanden annehmen zu müssen glaubt. Hiernach wäre die Ameisensäure das Oxydhydrat dieses F.s (C_2 HO_2=F.; C_2 HO_2, O, HO=Ameisensäure). In dem Chloroform, Jodoform u. s. w. nimmt die Radikaltheorie das Radikal Formonyl=C_2 H an u. ist hiernach z. B. das Chloroform das Trichlorid dieses Radikals (=C_2 HCl_3).

Forseti, Forsete, Sohn des Baldur u. der Nanna, in der deutschen Mythologie der Gott der Eintracht u. des Friedens.

Forskalia, nach dem Schweden Peter Forskal (1736 63) benannte Röhrenqualle, Familie der Agalmiden, im Meere schwimmende Thierstöcke mit vielzeiliger Schwimmsäule u. spiralgedrehten, zahlreiche über einander gelagerte Deckschuppen u. an ihren Enden die Polypen tragenden Seitenanhängen des langgestreckten, spiralgewundenen Stammes.

Forstakademie ist eine höhere Bildungsanstalt, auf welcher jene wissenschaftlichen Disziplinen gelehrt werden, deren Kenntniß einem Forstverwaltungsbeamten nothwendig ist. Die Studien umfassen, außer den zur technischen Ausbildung von gründlich gebildeten Wirthschaftern erforderlichen Wissenschaften, auch die staatswirthschaftliche u. meistens auch die juridische Seite des Forstwesens (s. d. Art. „Forstwissenschaft"). Die Vorbedingungen zum Besuche der deutschen Forstakademie sind: Maturitätszeugniß eines humanistischen od. Realgymnasiums u. in mehreren Staaten eine kurze Praxis auf einer Oberförsterei. Die Studienzeit beträgt zwei bis drei Jahre. — Die F.n sind isolirte Fachschulen, wie z. B. die Bergakademien od. die landwirthschaftlichen Hochschulen, doch giebt es in Deutschland auch forstliche Unterrichtsanstalten, die mit einer Universität od. einem Polytechnikum vereinigt u. als selbständige Abtheilungen dieser organisirt sind.

Zur Zeit bestehen in Deutschland folgende F.n: in Preußen Neustadt-Eberswalde u. Münden, in Oesterreich Mariabrunn, in Bayern Aschaffenburg, in Württemberg Hohenheim (mit einer landwirthschaftlichen Akademie vereinigt); in Baden ist eine forstliche Abtheilung am Polytechnikum in Karlsruhe, in Sachsen zu Tharand; im Großherzogthum Hessen ist eine forstliche Abtheilung an der Universität Gießen; für die thüringischen Staaten in Eisenach, für Braunschweig am dortigen Polytechnikum. Ferner hat Frankreich eine Forstakademie in Nancy, Italien in Vallembrosa (Provinz Florenz), die Schweiz eine forstliche Abtheilung am Polytechnikum in Zürich.

Forstbann ist ein Rechtsbegriff, der schon aus dem 8. Jahrh. herstammt u. das königliche Hoheitsrecht über die großen, damals noch herrenlosen Waldungen, soweit solche noch nicht von einzelnen Privaten od. von Markgenossenschaften in Besitz genommen waren, bezeichnet. Diese Besitzergreifung durch den König nennt das Salische u. das Longobardische Gesetz „einforsten" od. „bannen", u. die Waldungen selbst, in welchen der König bei Strafe des „Königsbannes" die freie Waldbenutzung u. Jagdausübung verbot, hießen „Forste" (foresta). Von den fränkischen Königen, nam. Karl dem Großen, wurde das Recht des Forstbannes in großem Maßstabe auch in dem jetzigen Deutschland ausgeübt, u. aus jener Zeit rühren schon die Rechte der Krone über ausgedehnte Wälderstrecken („Bannforste") her, die dann im Laufe der späteren Jahrhunderte durch Schenkung u. Belehnung meistens in die Hände von weltlichen u. geistlichen Großen od. von Städten übergingen. Mit dem Zerfall der kaiserlichen Macht in Deutschland erlangten die einzelnen Fürsten u. Reichsstände mit dem Rechte der Gesetzgebung auch die forstliche Obrigkeit über die Privat- u. Gemeindewaldungen u. konnten deren Benutzung durch Forstordnungen regeln. Nach der Auflösung des Deutschen Reiches (1806) kamen die ehemaligen Bannwaldungen, soweit sie nicht im Besitze einzelner standesherrlichen Familien u. ehemaliger Reichsstädte verblieben, durch Mediatisirung u. Säkularisation in den Besitz der souverän gewordenen deutschen Bundesstaaten u. werden seitdem von den einzelnen Regierungen als Staats- od. Domanialwaldungen verwaltet, ihre Erträgnisse unter Kontrole der konstitutionellen Landesvertretungen zu Staatszwecken verwendet, während anderseits die Gemeinde-, Körperschafts- u. Privatwaldungen unter der forstlichen Obrigkeit der einzelnen Staaten stehen.

Förstenbau, s. „Bergbau".

Forster, François, franz. Kupferstecher, geb. 22. Aug. 1790 zu Locle in der franz. Schweiz, gest. 29. Juni 1872 in Paris, gehört zu den gewandtesten u. vielseitigsten Meistern in seiner Kunst. Seine zahlreichen Blätter zeugen von der geschicktesten Führung des Grabstichels u. tiefem Verständniß der Originale, obgleich er in manchen Blättern zu sehr nach der Wiedergabe des glänzenden Kolorits im Originale strebt. Mehrere seiner vorzüglichsten Blätter sind nach Rafael u. Paul Veronese, aber auch nach neueren franz. Malern gestochen.

Forster, Johann Reinhold, berühmter Reisender, geb. zu Dirschau bei Danzig 22. Okt. 1729, war der Sprößling einer nach Deutschland ausgewanderten schottischen Adelsfamilie, wurde in Berlin vorgebildet u. studirte in Halle Theologie. Im J. 1753 nahm er eine kleine Predigerstelle in Nassenhuben an, die ihm Muße gewährte, seinem Wissensdrange Genüge zu thun. Dieser wandte sich mehr u.

mehr von der Theologie hinweg u. philosophischen, philologischen u. ethnographischen Studien zu. Mit Freuden ergriff er 1765 die Gelegenheit zu einer Forschungsreise nach dem asiatischen Rußland, welche ihm die russische Regierung bot, indem sie ihn mit der Prüfung der sozialen u. administrativen Zustände in der Kolonie Saratow beauftragte. Er reiste nach Niederlegung seines geistlichen Amtes im März des genannten Jahres in Begleitung seines Sohnes Georg dorthin ab u. entledigte sich seiner Mission so gründlich u. gewissenhaft, daß er in unangenehme Konflikte mit der dortigen Verwaltung gerieth, deren Schäden er freimüthig bloßlegte. Man wußte ihn bei der kaiserlichen Regierung anzuschwärzen, u. diese erwies sich weder für die Opfer, die er auf seiner Reise gebracht, noch für die Berichte, in denen er die Ergebnisse seiner Untersuchungen niedergelegt, noch für die Vorschläge, die er zu einer Neugestaltung der Verhältnisse in Saratow machte, dankbar. Gänzlich mittellos begab er sich 1766 nach London, wo er sich mit Hülfe von schriftstellerischen Arbeiten, Uebersetzungen u. dgl. kümmerlich durchschlug. Später lebte er längere Zeit als Lehrer der Naturgeschichte u. der modernen Sprachen zu Warrington in Lancashire. Einen bedeutsamen Abschnitt in seinem Leben bezeichnet das Jahr 1772, in welchem er als Begleiter des Kapitäns Cook eine Reise um die Welt antrat. Eine Schilderung dieser dreijährigen Reise gab sein Sohn Georg heraus; F. selbst legte später die für die Naturwissenschaften sehr werthvollen Beobachtungen u. Entdeckungen, die er während derselben gemacht, in seinen „Observations made during a voyage round the world" (Lond. 1778, deutsch von G. Forster, 2 Bde., Berl. 1779—80) nieder. Diese Publikation brachte ihn in eine mißliche Stellung zur engl. Regierung, der er versprochen hatte, neben dem offiziellen Berichte nichts über die Reise zu veröffentlichen, u. die sich, durch manche seiner Ausführungen verletzt, gleichfalls der Pflicht der Dankbarkeit gegen F. entboben glaubte. Seine finanzielle Lage wurde immer gedrückter; er mußte schließlich sogar in den Schuldthurm wandern, aus welchem er nur infolge hoher Vermittlung wieder befreit wurde. Erst nach seiner Rückkehr ins Vaterland sah F. bessere Tage. Er wurde 1780 Professor der Naturgeschichte in Halle, in welcher Stellung er fast bis zu seinem Tode (9. Dez. 1798) unausgesetzt thätig blieb. Neben einem die verschiedensten Gebiete menschlicher Forschung umfassenden Wissen besaß F. seltene formelle Fertigkeiten; er handhabte mit großer Sicherheit eine Anzahl alter u. neuer Sprachen in Wort u. Schrift. Außer dem genannten Werke sind nam. noch von Werth seine „Introduction into mineralogy" (Lond. 1768), „Flora Americae septentrionalis" (ebd. 1771), „Liber singularis de bysso antiquorum" (Lond. 1776), „Zoologia Indica" (Halle 1781) u. „Geschichte der Entdeckungen u. Schiffahrten im Norden" (Frankf. a. d. O. 1784). — Sein Sohn, **Johann Georg Adam F.**, hat sich gleichfalls in der Geschichte der Wissenschaft u. der deutschen Kultur einen rühmlichen Namen erworben. Geb. 26. Nov. 1754 zu Nassenhuben, erhielt er unter der Leitung seines Vaters eine sorgfältige u. vielseitige Erziehung. Er begleitete jenen schon als Knabe nach Saratow; später machte er mit ihm von Warrington aus die große Cook'sche Entdeckungsreise mit. Mit heißem Wissensdurste verband F. ein tiefes Gemüth u. einen edlen, beharrlichen Charakter. Als sein Vater in bedrängte Verhältnisse gerieth, setzte der dankbare Sohn alle Hebel in Bewegung, die Noth der Familie zu lindern. Nach deren Rückkehr nach Deutschland nahm F. die Stelle eines Lehrers der Naturgeschichte in Kassel an. Diese war aber so karg besoldet, daß er sich genöthigt sah, das Vaterland wieder zu verlassen u. einem Rufe als Professor an der Universität Wilna zu folgen; 1788 wurde er vom Kurfürsten von Mainz als erster Sekretär u. Professor in Mainz angestellt. Von dort aus unternahm er 1790 mit Alexander von Humboldt eine Reise nach den Niederlanden, Frankreich u. England. Als er von dieser Reise zurückkehrte, hatten sowol die Ideen der Franz. Revolution, denen auch F. sich alsbald mit Begeisterung angeschlossen, als auch die Heere der Republik bereits große Fortschritte am Rhein gemacht. Nachdem der Kurfürst von Mainz u. sein ganzer Anhang geflohen u. die Stadt in die Gewalt der Franzosen gefallen war, wurde unter deren Schutz eine neue republikanische Regierung eingerichtet, in die auch F. eintrat. Im J. 1793 ging er als Deputirter nach Paris, um vom Konvent die Vereinigung des Rheinlandes mit Frankreich zu erbitten. Während er noch in Paris unterhandelte, gelang es den Preußen, Mainz zurückzuerobern. F. wurde als Vaterlandsverräther geächtet, seiner Habe für verlustig erklärt u. mußte, da er seinen republikanischen Ueberzeugungen nicht untreu werden wollte, unter den dürftigsten Verhältnissen im Exil ausharren. Dazu kam noch um dieselbe Zeit die Trennung von seiner Gattin Therese, einer Tochter des berühmten Philologen Heyne, die sich nach seinem Tode mit seinem Freunde Huber vermählte

Nr 2884 Johann Georg Adam Forster (geb. 26. Nov. 1754, gest. 12. Jan. 1794).

(s. „Huber, Therese"), u. ein schleichendes (skorbutisches) Fieber, das schon seit der großen Cook'schen Seereise an ihm gezehrt hatte u. ihm das Leben verbitterte. F. erlag endlich diesen von allen Seiten auf ihn einstürmenden Leiden in einem Alter von noch nicht vierzig Jahren 12. Jan. 1794 zu Paris. Schon sein erstes Werk, „Johann Reinhold F.'s Reise um die Welt" (2 Bde., Berl. 1778—80), zeichnet sich eben so sehr durch den Ernst der Forschung, durch Tiefe u. Feinheit der Beobachtung, als durch Anmuth u. Klarheit der Schilderung aus. Dieselben Eigenschaften kehren in erhöhtem Maße wieder in seinem Hauptwerke „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England u. Frankreich im April, Mai u. Juni 1790" (3 Thle., Berl. 1790—91), in denen F. eine Fülle der Bildung, eine Weite des Blicks, eine Schärfe des Urtheils über politische u. soziale Zustände zeigt, wie sie in der damaligen deutschen Literatur sehr vereinzelt dastehen. Eine Reihe werthvoller Aufsätze zur Naturgeschichte u. Politik, zur Länder- u. Völkerkunde enthalten seine „Kleinen Schriften" (Berl. 1789—96). F. war ferner der Erste, der den Deutschen das ind. Drama „Sakuntala" durch eine Uebersetzung zugänglich machte. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften mit einer biographischen Einleitung besorgte Gervinus (9 Bde., Lpz. 1843—44). Heinrich König hat F.'s Leben in seinem historischen Roman „Die Klubisten in Mainz" u. in einer besonderen Biographie, „F.'s Leben in Haus u. Welt", behandelt.

Förster, Ernst Joachim, einer der bedeutendsten Kunstschriftsteller der Gegenwart, geb. 8. April 1800 zu Münchengosserstädt an der Saale, widmete sich Anfangs den Wissenschaften u. studirte in Jena u. Berlin, wandte sich aber bald zur Malerei u. wurde in Düsseldorf einer der ersten Schüler des Cornelius, mit dem er auch nach München übersiedelte. Dort führte er in den Arkaden des Hofgartens das Frescobild der Befreiung des deutschen Heeres in der Veroneser Klause durch Otto von Wittelsbach aus. Durch den Umgang mit Jean Paul Friedrich Richter, dessen Tochter er heirathete, wurde er wieder auf literarische Arbeiten hingeführt; er gab seines Schwiegervaters Briefwechsel u. literarischen Nachlaß, sowie die letzten Bände von „Wahrheit aus Jean Paul's Leben" heraus (Bresl. 1827—33). Im J. 1832 bekam er von dem damaligen Kronprinzen von Bayern den Auftrag, in Italien eine Sammlung von Zeichnungen nach altitalienischen Meisterwerken zu veranstalten. Dies regte ihn zu kunstwissenschaftlichen Studien an, als deren erste Früchte seine „Beiträge zur neueren Kunst-

geschichte" (Lpz. 1835) erschienen. Zwar nahm er später noch an der Ausmalung des Königsbaues Theil, wo er mehrere Bilder nach Kaulbach's Kompositionen ausführte; doch blieb er fortan der Kunstwissenschaft treu. Auf einer seiner wiederholten Reisen nach Italien, als deren Ergebniß sein häufig aufgelegtes „Handbuch für Reisende in Italien" (München) erschien, fand er (im März 1837) die für die Kunstgeschichte wichtigen, sehr vernachlässigten Malereien in der St. Georgskapelle zu Padua u. gab Nachbildungen derselben 1841 heraus. Auf diese Arbeiten ließ er eine Uebersetzung von Vasari's „Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer u. Meister" (6 Bde., Stuttg. 1843—49), ein viel benutztes „Handbuch über München" (München), ein seiner Zeit sehr geschätztes „Handbuch für Reisende in Deutschland" (Münch.) u. seine vortreffliche „Geschichte der deutschen Kunst" (5 Bde., Lpz. 1851—60) folgen. Vom J. 1855 an bis 1869 gab er das zwölfbändige Prachtwerk „Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei u. Malerei" (Lpz.) heraus u. daneben sein „Leben des Fiesole" (Regensb. 1859) u. des „Rafael" (1862). In jüngster Zeit begann er, trotz seines hohen Alters immer noch jugendlich rüstig, seine „Geschichte der italien. Kunst" (3 Bde., Lpz. 1870—72) u. das Prachtwerk „Denkmale der italien. Malerei" (bis jetzt 2 Bde.), die sich den erwähnten Geschichts- u. Sammelwerken über deutsche Kunst ebenbürtig zur Seite stellen. — Sein Bruder Friedrich F., geb. 24. Sept. 1791 zu Münchengosserstädt, hat sich als Geschichtschreiber bekannt gemacht. Er bezog die Universität Jena, um sich für den theologischen Beruf vorzubereiten, widmete sich aber bald mit Vorliebe kunst- u. kulturgeschichtlichen Studien. An der Erhebung des Jahres 1813 betheiligte er sich an der Seite Theodor Körner's, mit welchem er sich der Lützow'schen Freischar anschloß, mit Leier u. Schwert. Nach der Restauration wurde er, wie viele seiner Gesinnungsgenossen, demagogischer Umtriebe beschuldigt u. mußte die akademische Laufbahn, die er in Berlin zu betreten versucht, wieder verlassen. Er wandte sich jetzt der journalistischen Thätigkeit zu; von 1823—26 leitete er die „Voß'sche Zeitung"; von 1827—30 nahm er an der Redaktion des „Berliner Konversationsblattes" Theil. Später trat er in die Direktion des königl. Museums in Berlin, wo er 8. Nov. 1868 starb. Von seinen vielgelesenen u. öfters aufgelegten historischen Volksbüchern, aus denen eine gesunde Auffassung, kräftiger Sinn u. warme Vaterlandsliebe sprechen, sind zu nennen: „Leben u. Thaten Friedrich's d. Gr." (2 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1842), „Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst" (4. Aufl., Berl. 1855), „Friedrich d. Gr. als Mensch, Regent u. Feldherr" (4. Aufl., Berl. 1860), „Geschichte der Befreiungskriege" (3 Bde., 7. Aufl., Berl. 1865). Aus strenger u. sorgfältiger Forschung gingen hervor: „Albrecht von Wallenstein" (Potsd. 1834), „Wallenstein's Prozeß" (Lpz. 1844), „Geschichte Friedrich Wilhelm's I., Königs von Preußen" (3 Bde., Potsd. 1834 u. 1835), „Die Höfe u. Kabinete Europa's im 18. Jahrh." (3 Bde., Potsd. 1836—39).

Förster, Heinrich, Fürstbischof von Breslau, geb. 24. Nov. 1800 zu Großglogau, machte seine Studien an der Universität zu Breslau, wurde 1837 Domherr u. erster Domprediger daselbst u. folgte 1853 Diepenbrock als Fürstbischof von Breslau. F. hat sich sowol in seiner amtlichen Stellung, wie als Schriftsteller u. Kanzelredner, als welcher er eines ausgezeichneten Rufes genießt, stets als eifrigen Vertreter des Papstthums gezeigt. Dieselbe Haltung nahm er 1848 als Mitglied des Frankfurter Parlaments ein. Auch in dem Kampfe, der seit 1870 nach der Proklamirung des Unfehlbarkeitsdogmas zwischen der preuß. Regierung u. der Kurie entbrannte, stellte er sich entschieden auf die Seite der letzteren.

Förster, Karl, geb. 3. April 1784 zu Naumburg a. d. Saale, seit 1806 Lehrer am Kadettenhause in Dresden, gest. das. 18. Dez. 1841, hat sich als Dichter sinniger Lieder u. als glücklicher Uebersetzer von Petrarca, Tasso u. Dante bekannt gemacht. Auch führte er die von Wilhelm Müller begründete „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh." fort. Der nach seinem Tode erschienenen Sammlung seiner Gedichte (2 Bde., Lpz. 1842) hat Tieck eine Einleitung über F. vorausgeschickt.

Forstkultur heißt der künstliche Anbau u. die Erziehung von Holzgewächsen auf leeren Flächen (Aufforstung) od. auf unvollkommen bestockten Waldtheilen, — im Gegensatze zur natürlichen Besamung des Bodens durch die samentragenden Waldbäume od. auch zur natürlichen Verjüngung der Laubhölzer mittels Stock- u. Wurzelausschlages. Man unterscheidet bei der F. die Saat von der Pflanzung; im ersteren Falle wird die zu kultivirende Fläche durch Bearbeitung mit Hacke, Spaten od. Pflug hergerichtet und der Holzsamen auf passende Art untergebracht; im zweiten Falle aber werden schon erzogene Holzpflanzen von ein- od. mehrjährigem Alter zum Versetzen in die Kulturfläche benützt, welche letztere löcherweise bearbeitet wurde. Die Erziehung der zum Verpflanzen geeigneten Holzpflanzen geschieht in eigenen Beeten od. Pflanzgärten. Die F. überhaupt, nam. aber die Pflanzung, hat seit dem Beginn dieses Jahrhunderts außerordentliche Fortschritte gemacht, u. es sind sowol die dazu erforderlichen Werkzeuge als die verschiedenen Methoden sinnreich verbessert worden, so daß jetzt in vielen Gegenden die künstliche Aufforstung der Schlagflächen zur Regel, die natürliche Verjüngung zur Ausnahme geworden ist; auch sind ausgedehnte Flächen, welche früher Oedung od. Heide waren, durch Kultur in Waldland umgeschaffen worden.

Forstschutz. Schon von früher Jugend an sind die Holzbestände der Wälder verschiedenen schädlichen od. zerstörenden Einflüssen ausgesetzt, theils sind es Naturereignisse (Sturmschaden, Schnee und Duftbruch, Waldbrände), theils massenhafte Vermehrung schädlicher Insekten, die den Wald oft auf großen Flächen in seiner Existenz bedrohen. Oft aber trägt der Mensch selbst durch Habgier od. Unachtsamkeit zum Ruine der Wälder bei, indem sowol das Holz als die schützende Laub- u. Moosdecke des Waldbodens (Streu), dann das Waldgras, das Harz der Nadelhölzer u. andere Produkte des Waldes der Entwendung od. einer schrankenlosen Ausnutzung ausgesetzt sind. Allen diesen zahlreichen Waldbeschädigungen möglichst vorzubeugen, od. wenigstens ihre Folgen zu mäßigen, ist Aufgabe des vom Waldbesitzer zum Schutze der Waldungen aufgestellten Forstpersonals, u. die Ausübung dieses Dienstes nach organisirtem Plane u. mit Benutzung aller durch Wissenschaft u. Erfahrung gebotenen Hülfsmittel nennt man F.

Forstwirthschaft nennt man die ökonomische Verwaltung u. Benutzung der Wälder; — sie ist jener Zweig der Produktion, welcher sich mit der Erziehung, Gewinnung u. Verwerthung der wichtigsten Walderzeugnisse (Holz u. Gerberrinde, dann Harz, Streu, Gras, Weide u. s. w.) befaßt. Wie bei jeder andern Art von Gütererzeugung, so muß auch in der F. dem Verhältnisse zwischen dem Aufwand an Produktionskosten (Boden- u. Holzkapital, Kultur-, Verwaltungs-, Gewinnungskosten, Steuern ꝛc.) u. dem Werthe der zu hoffenden Erträge eine unausgesetzte Aufmerksamkeit zugewendet werden, um möglichst hohe Reineinnahmen zu erzielen. Beim Forstbetriebe muß also eben so gut, wie in jedem geordneten Haushalte, jene Klarheit über das Verhältniß von „Soll" u. „Haben" vorhanden sein, welche der Begriff „Wirthschaft" bedingt. Da aber die verschiedenen örtlichen Verhältnisse des Bodens u. Klimas, der Holzpreise u. Absatzgelegenheiten, ferner die Höhe der Arbeitslöhne u. s. w. von außerordentlichem Einfluß auf die Rentabilität der verschiedenen forstlichen Betriebsarten u. einzelnen wirthschaftlichen Operationen sind, so muß die F. unter sorgfältiger Erwägung aller dieser Einflüsse bestrebt sein, möglichst nutzbare u. werthvolle Erträge zu erzielen u. alle Auslagen zweckentsprechend, also rentirend zu machen. Häufig zwingen indessen auch Rücksichten auf die Bedeutung eines Waldes als Schutzmittel gegen Naturereignisse (Lawinen, Erdrutsche ꝛc.) den Wirthschafter, solche Waldungen ausschließlich im Interesse ihrer intakten Erhaltung zu behandeln.

Forstwissenschaft ist der Inbegriff aller Kenntnisse, welche ein gründlich gebildeter Forstmann in seinem Berufe nöthig hat. Sie ist also keine abstrakte, sondern eine angewandte Wissenschaft (wie Medizin, Ingenieurwissenschaft ꝛc.) u. schlägt in verschiedene wissenschaftliche Disziplinen ein, z. B. in die Mathematik, Physik, Chemie, Naturgeschichte, welche als Hülfswissenschaften bezeichnet werden, — im Gegensatze zu den eigentlichen Fachwissenschaften, die selbst wieder in folgende Gruppen zerfallen: 1. Forstwirthschaftslehre od. Wissenschaft von der ökonomisch zweckmäßigsten Waldbehandlung u. Benutzung; dahin gehört die Lehre vom Waldbau od. der Holzerziehung (begründet durch Pflanzenphysiologie, Bodenkunde u. Botanik); die Lehre vom Forstschutz mit ihrer Hülfswissenschaft Forstinsektologie; die Forsttaxation, Betriebsregulirung u. Waldwerthberechnung bilden zusammen die mathematische Basis der Forstwirthschaft; die Forstbenutzung u. forstliche Technologie nebst forstlicher Maschinenkunde lehren die zweckmäßigste Gewinnung, Verwendung, Verwerthung und die verschiedenen Transportarten der wichtigsten Waldprodukte, welche man in Hauptnutzungen (Holz u. Rinde) u. in Nebennutzungen (Streu, Gras, Weide, Harz, Holzsamen, Torf, Steine, Erden ꝛc.) unterscheidet. 2. Die staats- u. rechtswissenschaftlichen Lehren über das Verhältniß der Waldungen zum Staat u. zur Volkswirthschaft: Staatsforstwirthschaftslehre u. Forstpolizeiwissenschaft. 3. Forstrecht, d. i. die Kenntniß der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen des Straf- u. Civilrechtes bezüglich der Waldungen.

Fort (franz., spr. Fohr), kleine Festung zum Schutze eines wichtigen Punktes, s. die Art. „Befestigung" (Bd. II, S. 275 fg.) u. „detachirte Forts" (Bd. III, S. 850).

Fortbildungsschulen nennt man solche Anstalten, Kurse, Unterrichtsabtheilungen, die dem Schüler sowol zur Befestigung des bereits Erlernten als auch zur Vervollkommnung der erlangten Bildung behülflich sind. Ihre Vorläufer haben diese Anstalten in dem religiösen Fortbildungsunterricht, der schon in früheren Jahrhunderten in protestantischen Ländern vielfach für die konfirmirte Jugend eingerichtet war; ferner in den Sonntagsschulen, die der reiferen männlichen Jugend Gelegenheit boten, im Lesen, Schreiben, Zeichnen, Rechnen u. anderen gemeinnützigen Kenntnissen weiter fortzuschreiten. Hier u. dort traten zur Vorbildung für gewisse Berufsarten Unterrichtsstunden hinzu, welche sich auf Technik, Mechanik, Landwirthschaft 2c. bezogen. Solche Sonntagsschulen bestanden in Württemberg seit 1695, in Baden seit 1754, in Preußen seit 1763, in Bayern u. Sachsen seit 1803. Die Einwürfe, welche man dagegen machte (daß sie sich nicht mit der Heiligung des Sonntags vertrügen, daß sie den Lehrer überbürdeten, nicht nöthig seien, wenn die Schule ihre Pflicht thue 2c.), sind stets gründlich widerlegt worden u. haben dem Aufblühen dieser Anstalten nicht schaden können. Einen Aufschwung nahmen sie in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts, in welcher Zeit sie ihre Wirksamkeit an vielen Orten erweiterten u. auch auf Wochenabende ausdehnten. Zu diesen Schulen traten später die gewerblichen F., die zuletzt ihren Unterricht über die ganze Woche ausdehnten u. dann außer den gewöhnlichen Fächern auch Modelliren, Mathematik, Maschinenzeichnen 2c. pflegten. In Preußen gab es 1854 220 solcher Schulen; auch in Oesterreich (die älteste F. ist die zu Brünn, welche in eine vorbereitende Abtheilung u. in eine Fachabtheilung zerfällt), Bayern (wo in Nürnberg schon 1823 eine technische Schule entstand, welcher die Anstalten zu München, Augsburg, Würzburg u. A. nachfolgten), Sachsen, Hannover bürgerten sich diese Institute unter verschiedenen Namen: polytechnische Schulen, Sonntagsgewerbschulen, Lehrlingsschulen 2c. ein. Fast alle deutschen Staaten weisen jetzt solche Anstalten auf, u. zwar nicht blos in Städten, sondern auch auf dem Lande. Neben diesen allgemeinen gewerblichen F. entstanden solche, die für einen ganz bestimmten Lebenskreis vorbereiten, wie z. B. Handwerkerschulen, die namentlich die nothwendigsten Erfordernisse zu einem rationellen Betrieb der technischen Gewerbe berücksichtigen (1864 bestanden in Preußen 445 Handwerker-Fortbildungsanstalten, die von 29,000 Schülern besucht wurden), kaufmännische F. (eine derartige befindet sich z. B. in Stuttgart), welche Korrespondenz, Buchführung, Handelsrecht u. dergl. treiben, u. landwirthschaftliche F., die an Winterabenden Belehrungen über das Nothwendigste bei der Landwirthschaft geben (Württemberg besaß 1868 drei wohlorganisirte Ackerbauschulen, eine Weinbauschule bei Weinsberg, 305 obligatorische Winterbauschulen, 124 freiwillige landwirthschaftliche F.). Alle diese F. haben ihre besondern Schwierigkeiten, theils weil die Schüler oftmals wegen Berufsarbeit ermüdet od. nicht genug vorbereitet in die Stunden kommen, theils weil dieselben sehr ungleich in den bereits erworbenen Kenntnissen sind; auch ist die Handhabung der Disziplin u. Ordnung in solchen Schulen bes. schwer. Der Besuch ist in der Regel ein erfreulicher: 1855 besuchten in Preußen 20,000 Zöglinge die F.; die Nürnberger Schule hatte 1856 schon 1600 Schüler; im Neckarkreise hatten die 29 Winterabendschulen 800 Theilnehmer; auch die Fortbildungskurse für Lehrlinge u. Gesellen in Hannover, Leipzig u. a. O. erfreuten sich der lebhaftesten Theilnahme. In der neuern Zeit hat man diese Wohlthat der Fortbildung auch dem weiblichen Geschlecht zugänglich gemacht. An gewissen Gewerbeschulen bestehen Abtheilungen für Mädchen, die sich in den Kenntnissen für das Leben vervollkommnen wollen; man hat Lehranstalten für erwachsene Töchter gegründet (in Berlin, Leipzig, Dresden 2c.), die für den kaufmännischen Geschäftsbetrieb vorbereiten od. im Allgemeinen eine höhere Bildung der jungen Töchter anstreben, auch besondere Kurse für das Putzmachergeschäft, für die Setzerkunst, für die Kindergärtnerei; ja es haben sich besondere Vereine zur Errichtung von F. für Mädchen konstituirt.

Aber alle diese Bestrebungen waren vereinzelt u. wurden nicht immer vom Staate unterstützt. In der neuesten Zeit ist jedoch das Fortbildungsschulwesen in ein ganz anderes Stadium getreten. Während früher die F. nur für eine gewisse Anzahl von Zöglingen eingerichtet waren u. besonders auf die Berufsbildung hinsteuerten, sollen sie jetzt, vom Staat in die Hand genommen, allen Schülern zu Gute kommen (ja es soll sogar der Zwang dabei eintreten) u. allgemeine Bildung pflegen, d. h. die bereits erworbenen Schulkenntnisse befestigen, erweitern u. vervollständigen. Das neue Volksschulgesetz für das Königreich Sachsen (1872) hat die Einrichtung dieser Institute für Stadt u. Land angeordnet; in andern Ländern geht man in derselben Richtung vor. Sollen die Lücken der Volksschule — welche dieselbe beim besten Willen im Wissen des Kindes lassen muß — ausgefüllt werden, soll die Ueberbürdung der Volsschule aufhören, soll man derselben ein ruhiges, natürliches Entwickeln der Kindesnatur gönnen, soll die Jugend in einem Alter, in welchem der Lerntrieb erst recht bewußt auftritt, nicht unbeschäftigt sein u. in Tagen, welche sittliche Gefahren nahe genug legen, nicht des moralischen Haltes entbehren, soll überhaupt die Generation in Bildung u. Gesittung vorwärts schreiten u. davor behütet werden, der Verflachung u. dem Materialismus anheim zu fallen, so ist vor Allem auf Einrichtung obligatorischer, wohl organisirter F. zu achten. Ueber Lehrziele, Lehrgegenstände u. Einrichtung dieser Schulen läßt sich eine allgemeine Norm nicht aufstellen. Die Hauptsache ist, daß in den F. die Jugend beiderlei Geschlechts so gebildet u. erzogen werde, daß sie nicht nur in ihrem künftigen Berufe sich leicht zurecht finde, sondern auch eine allgemeine Bildung sich aneigne u. in allen Kreisen, in welche sie das Leben führt, mit Ehren bestehe. Daß der Unterricht in diesen Schulen namentlich die Naturwissenschaften, die Nationalliteratur u. das Zeichnen berücksichtigen muß, ist selbstverständlich. Zu den Schriften, welche diesen Gegenstand näher beleuchten, gehört: Beutler, „Der Fortbildungskursus" (Langen 1868), Reichmann, „Fortbildungsunterricht im Anschluß an die Volksschule" (Berl. 1869), Zimmermann, „Ein offnes Wort über Fortbildungsanstalten" (Lpz. 1868), Jahn, „Die Fortbildungsschule unserer Jugend" (Dresd. 1873), Richter, „Schule und Leben" (Lpz. 1873).

Fortepiano, s. „Pianoforte".

Fortes fortuna adjuvat (lat. Sprüchwort), d. h.: den Tapfern hilft das Glück.

Forth, ein in Schottland in der Grafschaft Stirling an der Nordseite des Ben-Lomond aus zwei Quellenarmen entspringender Fluß. Nachdem er rechts die Flüsse Carron u. Avon, links den Goodie, Leith, Allan u. Devon aufgenommen, mündet er, bis Stirling für Schiffe von 70 Tonnen schiffbar, in die Nordsee, wobei er den Mündungsbusen Frith of F. bildet.

Forth- u. Clydekanal, ein die Nordsee mit dem Atlant. Ozean verbindender Kanal in Schottland, der sich $7\frac{3}{4}$ M. lang vom Eisenwerke Carrion am Forth bis zum Clyde bei Glasgow erstreckt.

Fortia d'Urban (spr. Fortja d'Uerbang), Marquis Agricole Josephe von, franz. Geschichtschreiber, geb. 18. Febr. 1756 zu Avignon, gest. 4. Aug. 1843 zu Paris, lieferte umfassende Beiträge zur Geographie, Chronologie, Inschriften- u. Alterthumskunde, von denen zu nennen sind: „Mémoire sur l'histoire des Celtes" (Par. 1803), „Histoire antédiluvienne de la Chine" (2 Bde., ebd. 1840).

Fortifikation, s. „Befestigung".

Fortlage, Arnold Rudolf Karl, deutscher Philosoph, geb. 1806 zu Osnabrück, habilitirte sich 1826 in Heidelberg, später in Berlin, u. ist seit 1846 Professor an der Universität Jena. Sowol in seiner akademischen als in seiner schriftstellerischen Thätigkeit nimmt F., ein ausgezeichneter Kenner u. Fortbildner der Kant'schen Philosophie, den neueren Systemen gegenüber eine selbständige, scharf kritisirende Stellung ein; so nam. schon in einer seiner ersten Schriften: „Die Lücken des Hegel'schen Systems" (Heidelb. 1832), in seinem Hauptwerke „Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant" (Lpz. 1852) u. im „System der Psychologie" (2 Bde., Lpz. 1855). Die Musikgeschichte förderte er durch die Schrift „Das musikalische System der Griechen" (Lpz. 1847), die Literaturgeschichte durch seine „Vorlesungen über die Geschichte der Poesie" (Stuttg. 1838) u. „Friedrich Rückert u. seine Werke" (Frankf. a. M. 1867).

Fortpflanzung eines Zustandes der Materie nennt man in der Physik die Ausbreitung desselben von einem Punkte im Raume nach anderen Punkten. Alle Zustände der Materie (des Stoffes) sind nur verschiedene Bewegungszustände entweder größerer Massen od. der kleinsten Stofftheilchen (Atome, Moleküle) u. sind von einem Bestreben der betreffenden Stoffmassen begleitet, diese Zustände auf andere Stofftheile zu übertragen. Solche sich fortpflanzende Zustände der Materie sind Elektrizität, Licht, Schall, Wärme, Wellenbewegungen tropfbarer Flüssigkeiten u. s. w. Ueber die Art u. Weise u. die Geschwindigkeit der Fortpflanzung derselben siehe „Elektrizität", „Licht", „Schall", „Wärme", „Wellen".

Fortschrittspartei, preußisch-deutsche Oppositionspartei, deren Entstehung sich an den durch die Militärreorganisationsfrage hervorgerufenen preuß. Verfassungskonflikt knüpft. Der Keim dieses Konflikts zeigte sich bereits in der ersten Landtagssession, die unter der Regierung Wilhelm's I. stattfand (1861). Unmittelbar nach dem Schlusse derselben traten die Vertreter der entschieden liberalen Partei im Abgeordnetenhause mit einem Programme der „Deutschen Fortschrittspartei in Preußen" hervor (9. Juni). Die Partei verlangte eine starke deutsche Centralgewalt, ein deutsches Parlament, für Preußen selbst eine Anzahl einschneidender Reformen, Ministerverantwortlichkeit, Trennung der Kirche vom Staate, obligatorische Civilehe, Umgestaltung des Herrenhauses, strenge Kontrole des Budgets u. in

Nr. 2885. Das Forum in Rom.

1. Triumphbogen des Septimius Severus, 2. S. Adrian, 3. Tempel des Antonin u. der Faustina, jetzt Kirche S. Lorenzo (die Via sacra bildet den Mittelpunkt der Ansicht). 4. Tempel des Remus 5. Tempel des Friedens, 6. Kirche S. Francesco, 7. Tempel der Venus u. Roma, 8. Colosseum, 9. Triumphbogen des Konstantin; 10. Triumphbogen des Titus, 11. Farnesische Garten, 12 S. Maria liberatrice, gegenuber Tempel des Kastor u. Pollux, 13. Tempel des Jupiter stator, 14. Curia, 15. Tempel des Romulus, 16. Tempel der Fortuna; 17 Tempel des Jupiter tonans, 18 Phocas Saule 19. Tempel der Concordia, 20. Tempel der Minerva medica, 21. Bäder des Titus 22. Wasserleitung des Claudius 23. Lateran, 24. Tusculum, 25. Via Appia, 26. Bader des Caracalla, 27. Monte Aventino, 28. Monte Palatino. 29. Ruinen der Kaiserpalaste; 30. Forum.

militärischer Beziehung die größtmögliche Sparsamkeit für den Friedensetat. Die Regierung wollte jedoch in letzterer Beziehung durchaus nicht nachgeben und hielt namentlich beharrlich an der dreijährigen Dienstzeit fest — eine Forderung, für die der König mit seiner ganzen Autorität eintrat und die vom Herrenhause unterstützt wurde, während die F., die infolge der Neuwahlen die überwiegende Mehrheit im Abgeordnetenhause erhalten hatte, eine zweijährige Dienstzeit für ausreichend erklärte und die Geldmittel für die ohne die Zustimmung der Kammer unternommene Heeresorganisation nicht bewilligte. Durch den Eintritt v. Bismarck's (s. d.) in die Regierung wurde der Konflikt fürs Erste nur verschärft. Das Abgeordnetenhaus mußte wiederholt vertagt und aufgelöst werden; gegen die oppositionelle Presse ward mit Strenge verfahren; Beamte, die sich zur F. bekannten, wurden gemaßregelt. Die hierdurch immer mehr anwachsenden Wirren fanden endlich durch die Umwälzung des J. 1866 ihre Lösung. Unter dem Eindrucke des siegreich geführten Krieges mit Oesterreich und der Entschiedenheit, mit welcher die Regierung nunmehr die Bahn einer nationalen Politik betrat, kam ein Abgeordnetenhaus zu Stande, welches der Regierung, die den seitherigen budgetlosen Zustand ausdrücklich als ungesetzlich anerkannte, versöhnlich entgegenkam und die von dieser geforderte Indemnität gewährte. Da zudem das Kriegswesen in der Hauptsache dem Nordbunde zufiel, so war hiermit der Konflikt abgeschlossen. Das bisher von der F. behauptete Uebergewicht ging sowol im preuß. Abgeordnetenhause als im Norddeutschen Reichstage auf die neue nationalliberale Partei über, die sich aus den gemäßigten Elementen der F. bildete und zum großen Theile aus liberalen Abgeordneten der annektirten Länder (Hannover, Nassau u. s. w.) verstärkte. Ein Theil der F. beharrte jedoch nach wie vor auf seinem prinzipiellen und oppositionellen Standpunkt und hielt auch am alten Parteinamen fest. Beide Parteien bekämpfen sich bei den Wahlen oft sehr heftig, halten jedoch in der Kammer in den wichtigsten Fragen zusammen. Ein ähnliches Verhältniß besteht im Deutschen Reichstage. Als Hauptsprecher der F. haben sich hervorgethan: Schulze-Delitzsch, Virchow, Löwe, Duncker, E. Richter. — Auch in nichtpreuß. Bundesländern, wie in Sachsen, hat sich eine F., nach dem Muster u. in Fühlung mit der preußischen, gebildet, die gleichfalls in Fragen der innern Gesetzgebung mit den Nationalliberalen Hand in Hand geht, in Fragen der nationalen Politik aber nicht immer mit jenen harmonirt.

Fortuna (lat.), die Göttin des dunkel waltenden Zufalls u. des Glückes, genoß bereits in der ältesten Zeit in Italien eine weit verbreitete Verehrung. In Rom hatte sie zwei Tempel, deren Stiftung man dem Servius Tullius zuschrieb. Auch eine besondere F. des römischen Volkes gab es, die mit zwei Tempeln bedacht war, sowie eine F. der Frauen, eine F. der Männer u. speziell der Ritterschaft. In der bildlichen Darstellung waren ihre gewöhnlichen Attribute das Füllhorn und das Steuerruder. Das Veränderliche ihres Wesens wurde durch einen Federaufsatz auf ihrem Haupte u. durch eine Kugel unter ihren Füßen u. ein hinzugefügtes Rad ausgedrückt. Zu Präneste und Antium gab es zwei berühmte Tempel, in denen F. durch Loostäfelchen auf Befragen Antwort ertheilte. — F. heißt auch einer der kleinen, zwischen Mars u. Jupiter kreisenden Planeten (19), der 22. August 1852 von Hind entdeckt wurde.

Nr. 2886. Fortuna.

Fortunatus ist der Held eines weitverbreiteten Volksromans. Zu Famagusta auf Cypern geboren, verläßt F. heimlich das Haus seiner armen Eltern, um auf eigene Hand sein Glück zu versuchen. Nach mancherlei Fahrten erhält er von einer Fee einen unerschöpflichen Säckel, der ihn in den Stand setzt, als großer Herr alle Lande zu durchreisen; durch List geräth er endlich in den Besitz eines Hütleins, welches seinen Besitzer im Nu an jeden gewünschten Ort bringt. Beide Kleinode hinterläßt er sterbend seinen Söhnen Ampedo u. Andolosia, von denen der letztere vom Säckel wie vom Hütlein den ausgiebigsten Gebrauch macht und die wunderbarsten Abenteuer erlebt. Schließlich aber geräth er in Gefangenschaft. Ampedo hält ihn für todt und stirbt vor Gram, nachdem er zuvor das Wünschhütlein verbrannt hat. Andolosia muß auf der Folter das Geheimniß seines Reichthums bekennen und wird erwürgt; damit aber ist auch die Kraft des Säckels dahin, der nur in der Familie des F. sich vererben sollte. — Dieser Roman, dessen Grundzüge schon in den „Gesta Romano-

rum" zu erkennen sind, der aber in seiner ausgebildeten Gestalt wol nordfranzösischen Ursprungs ist, wurde um 1440, vielleicht aus dem Spanischen, ins Deutsche übersetzt. Den ältesten deutschen Druck, dem zahlreiche andere folgten, veranstaltete Joh. Heybler (Augsb. 1509); eine neuhochdeutsche Nacherzählung bietet der 3. Bd. von Simrock's „Deutschen Volksbüchern" (Frankf. 1846). In genauem Anschluß an das Volksbuch dichtete Hans Sachs 1553 seine fünfaktige Tragödie „Der Fortunatus mit dem Wunschsäckel", ein übrigens flüchtig gearbeitetes u. rohes Stück. Auch Tieck fand sich durch den Stoff angezogen und verfaßte seine eigenthümlich schöne dramatische Umdichtung (im 3. Bde. des „Phantasus", Berlin 1816); Uhland's epische Bearbeitung ist leider unvollendet geblieben. Aus dem Deutschen unmittelbar oder durch Vermittelung der auf ihm beruhenden franz. Uebersetzung („Histoire de Fortunatus", Rouen 1670 u. öfter) ist der Roman in andere Literaturen übergegangen; so giebt es eine italienische, eine niederländische, eine dänische, eine schwedische Uebersetzung, zwei isländische (die eine in Versen, die andere prosaisch) u. eine englische. In England fand der Stoff auch eine dramatische Bearbeitung mit moralischem Zuschnitt durch Thomas Decker (geb. 1578). Eine deutsche Bearbeitung dieses engl. Stückes, 1620 zuerst erschienen, ist mehr von literarhistorischem als poetischem Werthe.

Fortune (spr. Fortsch'n), Robert, geb. zu Berwickshire 1813, berühmter engl. Gärtner, der sich durch seine Reisen in China u. die dort für die europ. Gärten gesammelten Pflanzen ein großes Verdienst um die Gartenkultur sowie um die Kenntniß von China überhaupt erworben hat. Er schrieb: „Three years' wanderings in the northern provinces of China, including a visit to the Tea, Silk and Cotton Countries" (Lond. 1847) u. „A Journey of the Tea Countries of China" (Lond. 1852).

Forum (lat.), Versammlungsplatz des römischen Volkes für Geschäfte verschiedener Art, nam. für Gerichte u. Märkte. Das Hauptforum in Rom selbst, das eigentliche Forum Romanum, lag zwischen dem Capitolinischen u. Palatinischen Berg u. hatte die Gestalt eines länglichen Dreiecks, das sich nach dem Palatin zu etwas verengerte. Während der ganzen republikanischen Zeit bildete dieses F. den Mittelpunkt des städtischen u. politischen Verkehrs. Dort lag die Curie, in welcher der Senat seine Sitzungen hielt, u. vor derselben das Comitium, ein etwas erhöhter freier Raum zu Bürgerversammlungen mit dem Tribunal des städtischen Prätors und der Rednerbühne (Rostra); dort befand sich das Reichsarchiv mit dem Staatsschatze im uralten Saturntempel, dort der Vestatempel mit dem Staatsherde neben den Heiligthümern Minerva's u. der Dioskuren, dort die von Besuchern wimmelnden Basiliken, während die an den Seiten hinführenden Straßen mit herrlichen Triumphbögen geschmückt waren u. die Mitte von Denkmälern und Statuen erglänzte. In der Kaiserzeit entstanden noch mehrere solcher Plätze, die mehr dem steigenden Civilrechtsverkehr als dem öffentlichen Leben dienten. Dem Marktverkehr gewidmet war das F. olitorium (Gemüsemarkt), F. boarium (Ochsenmarkt), F. cupidinis (Naschmarkt), F. piscarium (Fischmarkt). Auf dem Lande u. in den Provinzen haben die Gerichtsplätze oft zur Entstehung von Städten u. Marktflecken Veranlassung gegeben, die dann auch Fora hießen, z. B. F. Appii, F. Cornelii, F. Julii u. s. w. — Endlich bezeichnet F. auch, wie theilweise noch heute, den Gerichtsstand, welchem die Parteien im Civil- od. Kriminalprozeß unterworfen waren.

Forzando, s. v. w. Sforzando.

Foscolo, Niccolò Ugo, ital. Patriot u. Schriftsteller, stammte aus einer venetian. Familie u. ward 1778 auf Zante geboren. Seine trügerischen Hoffnungen auf Frankreich veranlaßten ihn, als Offizier in die Armee der Cisalpin. Republik einzutreten u. 1805, nachdem er inzwischen kurze Zeit Professor der Literatur in Pavia gewesen, mit dem franz. Heere nach Boulogne zu gehen. Von dort kehrte er nach Mailand zurück, mußte aber dasselbe wegen seines patriotischen Trauerspiels „Ajace" verlassen u. ging nach Florenz. Auch dort wegen seiner polit. Agitation zur Flucht genöthigt, wandte er sich zuerst nach der Schweiz u. dann (1817) nach England, wo er in Turnhamgreen bei London 11. Sept. 1827 starb. Am 24. Juni 1871 wurde seine Leiche im nationalen Pantheon zu Florenz zwischen den Gräbern Michel Angelo's und Alfieri's feierlich beigesetzt. Am meisten charakterisiren ihn die „Ultime lettere di Jacopo Ortis" (Mail. 1802 u. ö.; deutsch von H. Luden, Gött. 1807; von Lautsch, Leipz. 1829, 2. Aufl. 1849), u. das didakt. Gedicht „Gli sepolcri". Außer diesen u. andern Originalwerken lieferte er Uebersetzungen und eine Ausg. der „Divina commedia" (Lond. 1825).

Fossilien sind solche im Innern der Erdrinde sich findende Stoffe, die aus mehr od. weniger umgewandelten Pflanzen- u. Thierstoffen bestehen, also z. B. versteinerte Thiere u. Pflanzen, Knochen vorhistorischer Thiere, Bernstein, Steinkohlen, Braunkohlen u. s. w. — Früher nannte man so überhaupt alle Mineralien; es ist dies jedoch nicht zweckmäßig.

Fotheringhai (spr. — heh), Dorf in der engl. Grafschaft Northampton (gegen 500 E.), mit den Trümmern des gleichnam. Schlosses, in welchem Maria Stuart gefangen gehalten u. 8. Febr. 1587 hingerichtet ward.

Fötus, s. „Embryo".

Foucault (spr. Fukohl), Jean Bernard Léon, franz. Physiker, geb. als Sohn eines Buchhändlers 18. Sept. 1819 zu Paris, studirte zuerst Medizin, wandte sich aber bald der Physik zu u. arbeitete bis 1847 gemeinschaftlich mit Donné und Hipp. Fizeau. Seine erste große Erfindung bestand in einer Vorrichtung, welche die praktische Verwendung des elektrischen Lichts ermöglichte (1844); diese Erfindung verbesserte er 1856 durch seinen elektromagnet. Regulator. Daneben förderte er die Photographie durch erhebliche Verbesserungen. In den weitesten Kreisen machte sich F. 1851 durch seine Pendelbeobachtungen zum Beweis für die Achsendrehung der Erde (s. Foucault'scher Versuch) bekannt. Für seine Arbeiten über die Wärme- und magnetischen Erscheinungen erhielt er die Copley-Medaille u. den Titel als Physiker des Observatoriums 1855; 1862 wurde er Astronom beim Längenbureau. Er verbesserte die Spiegelteleskope, indem er die Metallspiegel durch geschliffene, auf der Oberfläche mit einer dünnen, gleichförmigen Silberschicht überzogene Glasspiegel ersetzte, u. hat zur Messung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes sehr scharfsinnige Apparate u. Methoden angegeben. Alle seine Arbeiten tragen den Stempel der Erfindung. Größere Werke hat F. nicht verfaßt; die meisten seiner Abhandlungen veröffentlichte er in den „Annales de chimie et de physique" u. den „Comptes rendus" der franz. Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er seit Januar 1865 war. Er starb zu Paris 13. Febr. 1868.

Nr. 2887. Nr. 2888. Nr. 2889. Nr. 2890.

Nr. 2887—2890. Foucault's Pendelversuch.

Foucault's Pendelversuch. Es ist eine bekannte Erscheinung schwingender u. rotirender Körper, daß sie bei ihrer Bewegung die Ebene, in welcher jene stattfindet, immer beibehalten, wenn sie nicht mit Gewalt aus derselben abgelenkt werden. Im Jahre 1851 kam Foucault (s. d.) auf die Idee, die Beharrung der Schwingungsebene eines Pendels zur Demonstration der Achsendrehung der Erde zu benutzen. Um die Möglichkeit hiervon begreiflich zu machen, sei der für die Erklärung einfachste Fall angenommen, daß man sich dabei gerade über einem der Pole, z. B. dem Nordpole, befinde u. daselbst ein Pendel, bestehend in einer 5—10 Kilogr.

schweren Metallkugel, an einem mindestens 20 m. langen Faden aufgehängt sei. Ein Pendel von solcher Schwere und Länge kann nämlich, einmal angestoßen, tagelang fortschwingen, ehe es vom Luftwiderstande endlich zur Ruhe gebracht wird. Die Säule des zur Aufhängung nöthigen galgenartigen Gestelles stehe (Nr. 2887) unweit des Poles auf dem 90. Meridian (von Ferro aus gerechnet) und das Pendel schwinge in der Richtung vom 0. bis zum 180. hin u. her. Bei dieser Annahme denke sich der Leser als Beobachter des Pendels an die Säule gelehnt, welche das Pendel trägt. Nach Zeit von 6 Stunden ist nun die Erde mit dem Pendelgestell in die aus Nr. 2888 ersichtliche Lage gekommen. Die Schwingungsebene des Pendels nimmt an dieser Drehung keinen Theil, sie bleibt immer dieselbe und die Kugel schwingt daher jetzt gegen den an die Säule gelehnten Beobachter zu zwischen den Meridianen 270° u. 90° hin und her. Nach 12 Stunden, von der ersten Schwingung an, ist die Erde mit dem Pendelgestell in die Stellung Nr. 2889, nach 18 Stunden in die Stellung Nr. 2890 gekommen, nach 24 Stunden endlich wieder in die Stellung Nr. 2887 zurückgelangt, so daß nach 12 Stunden das Pendel wegen der Beharrung in seiner Schwingungsebene wieder am Beobachter vorbei, nach 18 Stunden wieder auf ihn zu schwingt. In den 24 Stunden also, während welcher der Beobachter dem Pendel zugesehen hat, hat sich scheinbar die Schwingungsebene desselben einmal durch den ganzen Kreis oder durch 360° gedreht. Scheinbar, sagen wir, denn die Thatsache steht fest, daß das Pendel immerfort in derselben Ebene schwingt. Wenn sich aber die Schwingungsebene nicht gedreht hat, so kann nur die Drehung der Erde seine Abweichung hervorgebracht haben. Das wird durch das Experiment ganz zweifellos bewiesen, wenn man dasselbe nicht über einem der Pole, sondern an irgend einem andern Orte anstellt. Es dreht sich dann zwar die Pendelebene scheinbar noch, aber langsamer, weil hier auch der Aufhängungspunkt des Pendels einen Theil der Drehung übernimmt, nur um so langsamer, je weiter man sich vom Pole entfernt. Am Aequator ist endlich die Drehung der Pendelebene geradezu Null. Die Größe der Abweichung läßt sich für jeden Breitengrad berechnen, für Leipzig z. B. braucht die scheinbare Drehung der Pendelebene durch 360° ungefähr 31 Stunden, in dem noch südlicher gelegenen Paris schon 32 Stunden u. s. w. Diese Betrachtungen wurden, wie gesagt, zuerst von Foucault angestellt u. ihre Richtigkeit durch den Versuch mit einem in der Kuppel des Pantheon zu Paris aufgehängten Pendel nachgewiesen. Seitdem hat man den interessanten Versuch, bei dem man die Erde sich gleichsam unter der Pendelebene wegdrehen sieht, auch anderwärts vielfach wiederholt.

Fouché (spr. Fuscheh), Joseph, Herzog v. Otranto, geb. 29. Mai 1763 bei Nantes, war in dieser Stadt Advokat, als er 1792 in die Nationalversammlung gewählt wurde, wo er für des Königs Tod stimmte. Ende 1793 gehörte er zu den Kommissaren, die der Wohlfahrtsausschuß nach Lyon sandte. Zwar trug auch F. 1794 zu Robespierre's Sturz bei, ward aber trotzdem als sog. Schreckensmann im Aug. 1795 aus dem Konvent gestoßen u. bis zum 4. Brumaire (26. Okt.) gefangen gehalten. Im Sept. 1798 ging er als franz. Gesandter bei der Cisalpinischen Republik nach Mailand u. von dort zu Anfang des nächsten Jahres in gleicher Eigenschaft nach Holland. Im Juli desselben Jahres wurde er zum Polizeiminister ernannt. Nachdem er zunächst die politischen Klubs geschlossen und die Presse gezügelt, unterstützte er den Staatsstreich vom 18. Brumaire (9. Nov.) u. verstärkte dann die Polizeiherrschaft durch ein ganzes Heer geheimer Agenten. Damit ward aber F. auch dem Ersten Konsul hinderlich, so daß dieser ihn nach kaiserlicher Belohnung für seine Dienste im Dez. 1802 entließ. F. war es gewesen, der hinsichtlich der Hinrichtung des Herzogs von Enghien das geflügelte Wort ausgesprochen: „C'est bien pis qu'un crime, c'est une faute (das ist weit schlimmer als ein Verbrechen, das ist ein Fehler)!" Schon 1804 aber ernannte ihn Napoleon wieder zum Polizeiminister; später machte er ihn zum Grafen u. zum Herzog v. Otranto. Da sich aber F. dadurch nicht abhalten ließ, das Schrankenlose in Napoleon's Planen zu bekämpfen, so fiel er beim Kaiser in Ungnade. Diesmal verbannte dieser ihn sogar aus Paris u. bediente sich seiner erst 1813 wieder, indem er ihn zur Ueberwachung Murat's nach Rom u. Neapel schickte. Ihm kam der Sturz Napoleon's nicht unerwartet, wie er auch nach dessen Rückkehr von Elba, da der Kaiser für seine Rathschläge taub blieb, den Ausgang der Dinge voraussah. F. selbst betrieb die zweite Abdankung Napoleon's, stellte sich an die Spitze der Provisorischen Regierung u. vermittelte die Kapitulation von Paris. Auch von Ludwig XVIII. auf Wellington's Veranlassung zum Polizeiminister ernannt, trat er als entschiedener Feind des Ultraroyalismus im Sept. 1815 zurück, um als franz. Gesandter nach Dresden zu gehen. Doch verlor er diese Stelle durch das auch ihn betreffende Verbannungsdekret vom 12. Jan. 1816 gegen die sog. Königsmörder. Er starb 26. Dez. 1820 zu Triest. Seine „Mémoires" (Paris 1828–29, 4 Bde.; deutsch von Dambmann, Darmst.) enthalten authentische Mittheilungen.

Foulards (spr. Fulahrs), sind ursprünglich ostindische buntgedruckte seidene Hals- u. Taschentücher. Gegenwärtig bezeichnet dieser Name wenigstens Kleiderstoffe aus ungezwirnter Rohseide mit floretseidenem Schuß od. auch ganz aus Seide gewebt, die sich schon länger in Gunst halten, dabei aber natürlich einen mannichfachen Wechsel der Druckdessins zeigen, auch streifig, carrirt, einfarbig u. s. w. vorkommen. Sie werden in französischen, englischen u. deutschen Seidenmanufakturen angefertigt.

Fould (spr Fuhl), Achille, franz. Finanzminister, geb. 31. Okt. 1800 zu Paris aus jüd. Familie, war bereits als gewandter Finanzmann (Chef des Bankhauses F. u. Oppenheim in Paris) bekannt, als er 1842 in die Kammer gewählt wurde, wo er sich in der Behandlung kommerzieller u. wirthschaftlicher Fragen hervorthat. Nachdem er in der Nationalversammlung u. in der Legislative zur Rechten gehalten, übernahm er 1849 in dem vom Prinz-Präsidenten gebildeten Kabinet das Finanzministerium, in welcher Stellung er mancherlei geschickte Operationen zuwege brachte u. die Gründung des Crédit-Mobilier anregte. Nach der Konfiskation der Orleans'schen Güter im Jan. 1852 schied er aus der Regierung aus, trat jedoch im Okt. desselben Jahres wieder als Staats- u. Hausminister ein. Seine Denkschrift vom 29. Sept. 1862, in welcher er sich sehr scharf über die zerrüttete Lage der franz. Staatsfinanzen aussprach, hatte seine Wiederernennung zum Finanzminister zur Folge, als welcher er bis zum 19. Jan. 1867 thätig war. Seine bewegliche, aber in den Mitteln durchaus nicht wählerische Finanzverwaltung war eine Hauptstütze der Politik des zweiten Kaiserreiches. Er starb 5. Okt. 1867 zu Tarbes.

Fouqué (spr. Fukeh), Heinrich August, Baron de la Motte, geb. 1698 im Haag, stammte aus einer franz. Emigrantenfamilie der Normandie u. gehörte zu den geachtetsten Generalen Friedrich's d. Gr. während der Schlesischen Kriege. Im Feldzuge von 1760 übertrug der König, während er selbst Dresden belagerte, F. die Behauptung Schlesiens u. die Vertheidigung des Landshuter Passes gegen Laudon. F. vertheidigte diese Stellung auf den ausdrücklichen Befehl des Königs gegen die beinahe dreifache Uebermacht in der blutigen Schlacht bei Landshut (23. Juni) mit außerordentlichem Heldenmuthe u. trat erst dann, als der Infanterie die Munition ausging, den Rückzug an. Dieser aber wurde sehr gefahrvoll, weil die feindliche Reiterei die Stellung bereits umgangen hatte, so daß fast das ganze F.'sche Corps bei dem Versuche, sich durchzuschlagen, aufgerieben wurde od. in Gefangenschaft gerieth. F. selbst stürzte schwer verwundet mit dem Pferde u. gerieth in Gefangenschaft. Nach dem Kriege zum Gouverneur von Glatz u. General der Infanterie ernannt, starb er 2. Mai 1774. — Heinrich Karl **F.**, Baron de la Motte, Enkel des Vorigen, geb. 12. Febr. 1777 zu Brandenburg, trat 1794 als Kornet in das preuß. Kürassierregiment „Herzog von Weimar" u. machte den Feldzug gegen Frankreich mit. Seine Neigung führte ihn mehr u. mehr zu poetischer Beschäftigung, besonders nachdem er 1802 in Weimar Schiller u. Goethe kennen gelernt u. sich vom Militärdienste zurückgezogen hatte. Seitdem lebte er, anhaltend mit dichterischen Arbeiten beschäftigt, auf seinem Gute Nennhausen bei Rathenow. Später übersiedelte er nach Halle, wo er Vorlesungen über Poesie u. Geschichte der neueren Zeit hielt. Diese Thätigkeit setzte er auch in Berlin fort, wohin er 1842 durch Friedrich Wilhelm IV. berufen wurde; er starb aber schon 23. Jan. 1843 infolge eines Schlagflusses. In seiner Dichtweise zeigt sich F. ganz von den Ideen der romantischen Schule erfüllt. Seine Werke gehören zu dem Lebens- u. Empfindungsvollsten, was die Romantik hervorgebracht, u. fanden Anfangs viel Gunst. Nachdem jedoch die ritterliche Begeisterung der Befreiungskriege mit dem Sturze Napoleon's verrauscht war, trat ein Umschwung im öffentlichen Urtheil ein. Seine Werke stellten sich mehr u. mehr in Gegensatz zur Zeitströmung u. waren von feudal-aristokratischen Tendenzen getragen. Die Stoffe zu seinen Dramen u. Romanen wählte er theils aus der nordischen Sage, wie in seiner Trilogie „Der Held des Nordens" („Sigurd der Schlangentödter", Heldenspiel in 6 Abenteuern, „Sigurd's Rache", gleichfalls in 6 Abenteuern, u. „Aslanga" in 3 Abenteuern), theils

aus der phantastischen Zauberwelt u. aus den Sagenkreisen des Ritterzeitalters wie in der Erzählung „Undine", dem Ritterroman „Der Zauberring" u. in dem Rittergedicht „Corona". Von seinen Gedichten „Vor u. während dem Kriege" (1813) ist das „Kriegslied für die freiwilligen Jäger" („Frischauf zum fröhlichen Jagen, Es ist nun an der Zeit" u. s. w.) volksthümlich geworden. Eine Sammlung seiner Werke gab F. selbst heraus (12 Bde., Halle 1841).

Nr. 2891. Heinrich Karl Fouqué Baron de la Motte
geb. 12. Febr. 1777, gest. 23. Jan. 1843.

Fouquier-Tinville (spr. Fukieh-Tengwill'), Antoine Quentin, geb. 1747 zu Hérouelles im Dep. Aisne, gehörte vor der Revolution zur geheimen Polizei, schloß sich später Danton an u. wurde 1792 von Robespierre zum öffentlichen Ankläger des Revolutionstribunals ernannt. Zu den Henkerdiensten, welche diese Stellung mit sich brachte, war er durch seine servile Gesinnung u. seine kaltblütige Rohheit besonders geeignet. Nachdem er sogar Robespierre u. dessen Anhänger auf die Guillotine gebracht, fiel er dieser 7. Mai 1795 selbst zum Opfer.

Fourcroy (spr. Furkrŏa), Antoine François de, franz. Chemiker, geb. 15. Juni 1755 zu Paris, war der Sohn eines Apothekers u. widmete sich zuerst der Medizin; 1784 wurde er Professor der Chemie in Paris. F. hat viele wichtige Arbeiten auf dem Gebiete der Chemie geliefert, theils für sich, theils in Gemeinschaft mit Vauquelin, so namentlich über die phosphorige Säure, meteophosphorige Säure, schweflige Säure, Kohlenoxydgas u. s. w. Er starb 16. Dez. 1809 u. wurde an seinem Todestage von Napoleon zum Reichsgrafen ernannt.

Fourcroya, Pflanzengattung der Amaryllideen, Gruppe der Agaveen, wie diese nur dem amerikanischen tropischen Festlande angehörig sind, u. von der Tracht der Agave, darum für das Landschaftsbild sehr charakteristisch. Einige Arten wie F. gigantea in Mexiko u. F. Cubensis in Cuba, Venezuela u. Brasilien finden Verwendung als Gespinnstpflanzen, da sie höchst dauerhafte Fasern haben. Die F. Cubensis giebt gleich der Agave ein dem „Pulgur" ähnliches geistiges Getränk, indem sich, wenn ihr die Gipfelknospe ausgebrochen ist, in der Höhlung ein zuckerreicher Saft ansammelt, den man gähren läßt.

Fourichon (spr. Furischong), Martin, franz. Vizeadmiral, geb. 10. Jan. 1809, wurde 1848 Linienschiffskapitän u. in dieser Eigenschaft nach dem Staatsstreich Napoleon's III. zum Generalgouverneur von Cayenne ernannt, wo er sich durch seine gewaltthätige Behandlung der politischen Gefangenen viele Feinde zuzog. Im J. 1859 wurde er Vizeadmiral, 1862 Großoffizier der Ehrenlegion. Im J. 1870 erhielt er den Oberbefehl des franz. Nordseegeschwaders, dessen Thätigkeit sich bekanntlich auf die Blokade der Elb- u. Wesermündungen u. auf das Wegkapern einiger Handelsschiffe beschränkte. Nach dem Sturze des Kaiserreichs an die Spitze des Marineministeriums berufen u. später auch mit der Verwaltung des Kriegsministeriums beauftragt, leitete er die Organisation der Streitkräfte des republikanischen Frankreich ein, legte aber diese Stellen nach kurzer Amtsführung, infolge von Zerwürfnissen mit seinen republikanischen Kollegen, nieder.

Fourier (spr. Furieh), Charles, franz. Sozialist, geb. 7. April 1772 zu Besançon, widmete sich nach dem Wunsche seiner Eltern dem Kaufmannsstande, hatte jedoch kein besonderes Glück damit u. blieb sein ganzes Leben hindurch in abhängiger Stellung. Sein eigener schwerer Kampf mit den bestehenden Verhältnissen u. sein Abscheu vor den Verstößen gegen menschliches Gefühl u. Gewissen, denen er in der Handelswelt begegnete, regte in ihm den Plan zu einer radikalen Umgestaltung der Gesellschaft an. Schon in seiner ersten Schrift „Théorie des quatre mouvements" (Par. 1808) legte er die Grundzüge einer neuen Organisation der Arbeit, wie er sie sich dachte, nieder. Diese führte er später in den Werken „Traité de l'association domestique agricole" (Par. 1822) u. „Nouveau monde industriel" (Par. 1829) weiter aus. Sein System — der **Fourierismus** — strebt eine wirthschaftliche Organisation an, in welcher die Fähigkeiten sich völlig ungehemmt entfalten u. die Leistungen eines jeden Individuums seinen Neigungen angepaßt sein sollen. Das Mittel zur Erreichung dieses Zweckes ist die Bildung von sog. Phalangen, d. h. von freien Genossenschaften, welche die Vorzüge der Familie mit denen der Gemeinde, die beide aufzulösen sind, verbinden u. eben so sehr die Exklusivität der ersteren wie den mangelhaften Zusammenhalt der letzteren vermeiden sollen. Jede Phalanx, die aus (etwa 12—1800) Personen verschiedenen Alters u. Geschlechts besteht, welche sich durch freie Wahl zusammenfinden, besitzt ein gemeinsames Genossenschaftsgebäude (Phalanstère) mit allem Zubehör u. mit gemeinsamen Räumen, in welchen die Mitglieder der Phalanx zusammen wohnen u. speisen, arbeiten, berathen u. gesellig verkehren. Die Wahl des Beitritts zu den verschiedenen Serien u. Gruppen der Phalanx, die sich mit der Erledigung der verschiedenen wirthschaftlichen Aufgaben beschäftigen, steht den Mitgliedern frei, denen sogar die Füglichkeit gegeben ist, abwechselnd in dieser od. jener Gruppe zu arbeiten, um so jedem Einzelnen die Gelegenheit zur Entfaltung etwaiger vielseitiger Neigungen u. Fähigkeiten zu eröffnen u. der Arbeit den Stempel größter Freiheit u. lebendigster Mannichfaltigkeit zu verleihen. Ein aus der Mitte der Gesellschaft heraus gewählter Vorstand wird mit der Vertheilung des Einkommens betraut, das sich nach dem eingeschossenen Betrage an Kapital, Arbeit u. Talent richtet; jedem Mitgliede ist ein Minimaleinkommen gesichert. Privateigenthum an beweglichen Sachen u. Erbrecht sind nicht aufgehoben, u. selbst für das Grundeigenthum, das von der Genossenschaft erworben wird, werden die Besitzer durch Aktien entschädigt — Punkte, in denen sich die Lehre F.'s sehr wesentlich vom eigentlichen Kommunismus unterscheidet. Den Idealstaat stellte sich F. als eine Gesellschaft vor, die in eine Reihe von Phalangen aufgelöst ist, welche unter einander zusammenhängen u. von einer aus ihnen hervorgegangenen Oberbehörde geleitet werden sollen. Die Bemühungen F.'s u. seiner Anhänger, dieses künstliche System, das in den genannten Werken noch mit allerlei wunderlichen Schnörkeln u. Schrullen umgeben ist, ins Leben zu führen, blieben ohne Erfolg. F., der in der Kritik der sozialen Schäden einen schärferen Blick bekundet als in seinen positiven Vorschlägen zu ihrer Heilung, starb 10. Okt. 1837 zu Paris.

Fourier (spr. Furieh), Baron Jean Baptiste Joseph, einer der geistreichsten franz. Mathematiker, wurde als der Sohn eines Schneiders 21. März 1768 zu Auxerre geboren. Nachdem er seine mathematischen Studien gemacht, erhielt er in seinem 18. Jahre (1796) bereits eine Professur an der Kriegsschule u. bald darauf an der Polytechnischen Schule zu Paris. Er folgte Bonaparte auf dem Feldzuge nach Aegypten, wo er Mitglied u. Sekretär des Institut d'Egypte wurde, u. war nach seiner Rückkehr einige Zeit lang Präfekt des Isèredepartements; später lebte er als Privatmann zu Paris. Im J. 1808 wurde er geadelt. Von 1817 an war er Mitglied der Akademie, deren beständiger Sekretär er bis zu seinem Tode, 16. Mai 1830, blieb. Seine wichtigsten mathematischen Untersuchungen sind die über die Art u. Weise der Wärmefortpflanzung.

Fouriere heißen die den auf dem Marsche befindlichen Truppen zum Quartiermachen vorausgeschickten Mannschaften. Dieselben be-

stehen bei jedem Bataillon, bez. Kavallerieregiment od. Artillerieabtheilung, aus einem Fourieroffizier sowie aus einem Fourierunteroffizier u. einigen Mannschaften od. Fourierschützen von jeder Compagnie, bez. Escadron od. Batterie. Dieselben gehen in der Regel um 24 Stunden den Truppen voraus u. lassen sich von den Ortsbehörden der in der Marschroute angegebenen Ortschaften die Quartiere anweisen, welche demnächst einzutheilen u. zu besichtigen sind. Ein Fourierschütz bleibt für jede Compagnie &c. zurück, erwartet dieselbe mit den Quartierbillets u. geht dann den übrigen Fourieren nach. In der Garnison besorgt bei jeder Compagnie ein Fourierunteroffizier die Quartier- u. Verpflegungsverhältnisse, den Brotempfang u. s. w.

Fourierismus, s. Fourier".

Fourniere nennt man dünne Blätter von Holz, im Besonderen aus den schönen u. kostbaren Holzarten, welche man zum Bekleiden der aus geringem Holze angefertigten Möbel verwendet. Ihre Befestigung auf dem sog. Blindholze — das sog. Fournieren — erfolgt durch Aufleimen, wobei zur Bekleidung gekrümmter Flächen insbes. mancherlei Kunstgriffe u. Hülfsvorrichtungen nöthig sind, um die erforderliche Biegung der Holzblätter zuwege zu bringen. Eine Hauptsache beim F. liegt auch in der geschmackvollen Zusammenstellung der Masern. Die allgemeine Gewohnheit, seine Möbel durch Fournirung herzustellen, hat ihren Grund nicht allein in der durch Holzsparung erreichten Wohlfeilheit, sondern wesentlich auch darin, daß die von Natur mit schönen Zeichnungen versehenen Holzpartien häufig nur in kleinen Stücken vorkommen, weshalb man, um sie gehörig auszunutzen, zur Zertheilung in eine möglichst große Anzahl Blätter seine Zuflucht nehmen muß. Die sog. Naturholztapeten werden ebenfalls mittels F., die man auf Papier aufleimt, hergestellt. Mahler u. Segesser in Luzern waren es, welche zuerst (1854) auf einer besonderen Maschine Hölzer zu papierdicken Blättern von 50 cm. Länge u. 12 cm. Breite schnitten u. sie auf Papier so zusammensetzten u. befestigten, daß dadurch unterbrochene Rollen von gleichem Format wie die gewöhnlichen Tapeten erzeugt wurden. Die Herstellung der F. geschieht mittels der Fourniersschneidmaschine, welche ähnlich einem Sägewerk od., was neuerdings mehr in Aufnahme gekommen ist, einer Hobelmaschine entsprechend eingerichtet ist. Als die neuesten u. besten Fournierhobelmaschinen sind die von Garand, ferner die von Bernier u. Dusargues in Paris zu erwähnen. Bei der von Garand (1855) konstruirten Maschine wird das vorher mit Dampf erweichte Holz auf einem Tische befestigt, der nach Belieben gehoben werden kann, u. zwei Zahnstangen führen ein mit einem 1,5 m. langen, schräg zur Schnittrichtung gestellten Messer versehenes Gestell über den Tisch hin. Bei jedem Gange wird ein F. abgeschnitten. Bei der von dem zuletzt genannten Mechaniker konstruirten Maschine ist sowol der Klotz als auch das Messer beweglich u. zwar das letztere in schräger Richtung gegen die Vorschubbewegung des Holzes, ähnlich einer Säge hin- u. herfahrend. Da der Messerhalter zwei Hobeleisen trägt, von welchen eines vor- u. das andere rückwärts gerichtet ist, so liefert die Maschine sowol beim Vor- als beim Rückgange des Tisches ein F. Das Färben der F., welches früher bes. in Paris zu großer Vollkommenheit gebracht worden war, wird neuerdings auch in Deutschland, nam. in Nürnberg, mit Erfolg geübt.

Fourrage (spr. Furrahsch') heißt das Futter der Pferde. Man unterscheidet Rauhfutter od. Gräser u. Kräuter u. Hartfutter od. Samenkörner. Das beste Hartfutter ist der Hafer, welcher mit etwas Häckfel vermischt gegeben wird; weniger gut sind Gerste u. Roggen, welche vor dem Einstreuen in die Krippe grob geschrotet u. angefeuchtet werden müssen. Vom Grünfutter verdient das Heu, welches von trockenen, hochgelegenen Wiesen kommt, den Vorzug. Fourragiren heißt der Empfang der F. aus dem Magazin od. das Beitreiben derselben in Feindesland. In letzterer Beziehung unterscheidet man trockene u. grüne Fourragirung, je nachdem die F. von Scheunen u. Böden abgeholt od. auf dem Felde erst gemäht wird. Die Fourragirungen im Kriege müssen durch besondere Kommandos gedeckt werden.

Fox, Charles James, berühmter brit. Staatsmann, geb. 24. Jan. 1749 in Wiltshire, war ein Sohn des Lord Holland (Henry F.), der Staatssekretär unter Georg II. war, u. mütterlicherseits ein Urenkel des Königs Karl II. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, trat in sehr jugendlichem Alter ins Unterhaus ein, wo er sich den Tories anschloß, u. lenkte bald durch sein geistreiches u. feines Wesen die Aufmerksamkeit auf sich. Schon als 23jähriger Jüngling ward er vom Minister North zum Lord des Schatzes ernannt. Da er jedoch seit 1774 sehr merklich zu den Whigs hinüberneigte u. deren Opposition offen unterstützte, so wurde ihm das genannte Amt wieder entzogen. Hierdurch tief verletzt, stellte F. sein öffentliches Wirken ein u. ließ seinem leichtlebigen u. genußsüchtigen Temperament die Zügel schießen, wodurch er seine Vermögensverhältnisse in arge Zerrüttung brachte u. viel von seiner schnell erworbenen Beliebtheit einbüßte. Zum Eingreifen in die politischen Angelegenheiten veranlaßte ihn erst wieder der Konflikt Englands mit den nordamerikan. Kolonien, für deren Autonomie F. mit warmer Ueberzeugung u. glänzender Beredsamkeit im Unterhause eintrat. North wurde gestürzt (1782), u. F. erhielt seinen Platz im neugebildeten Kabinet Rockingham Shelburne als Staatssekretär. Zwar mußte er nach kurzer Zeit wieder ausscheiden, da seine Bemühungen, einen Frieden mit den Amerikanern zu Stande zu bringen, erfolglos blieben. Doch führte er den Kampf gegen die Regierung, nam. gegen den in seine Stellung eingerückten jüngeren Pitt, so glücklich, daß er schon 1783 mit dem früher von ihm bekämpften North ein neues Ministerium bilden konnte, welches den Friedensschluß durchsetzte. Dies geschah freilich auf Grundlagen, die F. u. seine Anhänger früher zurückgewiesen u. um deren willen er seine Vorgänger gestürzt hatte. Sein eifriges Eintreten für die India-Bill, kraft deren die Ausbeutung der ostindischen Kolonien durch die Ostind. Compagnie aufhören u. die Verwaltung derselben unmittelbar auf die Regierung selbst übergehen sollte, führte aber noch in demselben Jahre seine Ablösung durch seinen Nebenbuhler Pitt herbei. Nur mit Mühe gelang es ihm 1784, seine Wahl ins Unterhaus durchzusetzen, in welchem er nunmehr an der Spitze der whigistischen Opposition einen genial u. energisch geführten Feldzug gegen die Politik Pitt's eröffnete. Er beugte dem Ausbruche eines Krieges mit Rußland vor, kämpfte für Beseitigung der Sklaverei u. begrüßte die Franz. Revolution sympathisch. Dieser letztere Punkt gab zu einer Spaltung unter den Whigs Anlaß, deren größere Mehrzahl sich unter Führung Burke's von F. trennte, während dieser beharrlich einer friedlichen Haltung gegen die junge Republik das Wort redete. Diesen Standpunkt verfocht er sieben Jahre lang unter immer schwieriger werdenden Verhältnissen u. unter wachsender Vereinsamung gegen eine erdrückende Majorität. Erst 1797 sah er die Vergeblichkeit seiner Bemühungen ein u. zog sich auf längere Zeit vom Kampfplatze zurück. Im J. 1804 nahm er den Kampf gegen Pitt von Neuem auf, konnte aber die von ihm angestrebte Lossagung Englands von der Koalition gegen Napoleon nicht erwirken, die seiner Ueberzeugung nach die Widerstandskraft Frankreichs nur stärkte. Nach dem Tode Pitt's im Jan. 1806 selbst wieder an die Spitze der Regierung gestellt, ging F. schleunig an eine gründliche Revision der von seinem Vorgänger geschaffenen Thatsachen, unter denen England in wirthschaftlicher Beziehung sehr viel gelitten hatte; an einer Verwirklichung seiner eigenen Pläne hinderte ihn jedoch sein plötzlicher Tod (13. Sept. 1806). F.' meisterhafte Parlamentsreden sind in einer 6bändigen Ausgabe gesammelt („Speeches in the House of Commons", Lond. 1815). Außerdem besitzen wir von ihm das Bruchstück einer Vertheidigungsschrift über die engl. Revolution („History of the early part of the reign of James II.", Lond. 1808; deutsch von Soltau, Hamb. 1810). Sein Leben beschrieb Lord Russell („Life and times of F.", 2 Bde., Lond. 1856—59). Den merkwürdigen Kontrast, in welchem das sanguinische Temperament u. die zwanglose Anmuth von F. zu dem tiefen Ernst u. der Sittenstrenge seines Nebenbuhlers Pitt stand, hat Rudolf Gottschall in seinem Lustspiel „Pitt u. Fox" sehr glücklich gezeichnet.

Nr. 2892. Charles James Fox (geb. 21. Jan. 1749, gest. 13. Sept. 1806).

Fox, George, der Stifter der Quäkersekte, geb. 1624 zu Drayton in der engl. Grafschaft Leicester als Sohn eines Leinewebers, war als Knabe Schafhirt u. sollte später das Schusterhandwerk erlernen, vertiefte sich aber frühzeitig in religiöse Fragen u. las fleißig in der

Bibel, die sein schwärmerisches, zur Einsamkeit neigendes Gemüth mächtig anregte. Er glaubte schließlich in unmittelbarem Verkehr mit der Gottheit selbst zu stehen u. hatte die wunderlichsten Gesichte. Im J. 1648 folgte er einem vermeintlich an ihn ergangenen höheren Rufe u. sammelte, als Prediger umherziehend, bald eine Schar treuer Anhänger um sich. Er erklärte den Krieg, die Rechtsstreitigkeiten der Bürger unter einander, die Ablegung eines Eides, jede Form der Verehrung u. Höflichkeit von Mensch gegen Mensch für sündhaft u. gotteslästerlich. Wiederholte Verfolgungen, die er um dieser Lehren willen zu erdulden hatte, entmuthigten ihn nicht, sondern vermehrten nur seinen Anhang. Er wurde als Aufwiegler verhaftet, dann für toll ausgegeben u. in einem Irrenhause untergebracht, später wiederum ins Gefängniß geworfen, aber immer wieder freigelassen. Selbst Cromwell hielt es für gerathen, ihn zu schonen, u. nahm ihm nur das Versprechen ab, daß er nichts gegen die Staatsgewalt unternehmen wolle. Eben so erfolglos blieben die Hindernisse, welche die Regierung Karl's II. seiner Lehre entgegenstellte, die vielmehr sowol in England als in Amerika, wohin er 1671 eine Missionsreise unternahm, mehr u. mehr an Boden gewann. Später bereiste er Holland u. Norddeutschland, um auch dort Mitglieder für seine Sekte zu werben, die bereits 1658 auf der ersten allgemeinen Quäkerversammlung fest begründet worden war. Er starb 16. Jan. 1691 zu London. Sein Leben beschrieb er selbst („Historical account of the life of George F.“, Lond. 1864); vgl. ferner die Biographie von Watson (Lond. 1860).

Foyer (franz., spr. Foajeh), d. i. Brennpunkt, Sammelpunkt, ist in der Theatersprache der Name eines von der Bühne wie vom Zuschauerraume abgesonderten Vorsaales im Theatergebäude, wo das Publikum sich in den Zwischenakten in zwangloser Unterhaltung ergeht. Die F.s der großen Pariser Theater sind förmliche Salons od. Konversationshallen, die mit Glanz, oft mit künstlerischem Schmucke ausgestattet u. in den Pausen von einem sich in buntem Wechsel auf u. nieder bewegenden Publikum erfüllt sind. In neuerer Zeit hat diese Einrichtung auch in Deutschland Nachahmung gefunden.

Fraas, Karl, deutscher Agronom u. Botaniker, geb. 6. Sept. 1810 zu Rattelsdorf bei Bamberg, studirte in München Medizin u. Botanik u. ging 1835 als Arzt u. Lehrer mit der gräflich Saperta'schen Familie nach Griechenland; dort wurde er Professor der Botanik an der Universität in Athen u. Inspektor der königl. Gärten, als welcher er den ersten Botanischen Garten in Athen anlegte. Im J. 1842 nach Bayern zurückgekehrt, wirkte er zuerst als Professor an der Gewerbschule in Freising, seit 1845 als Inspektor u. Professor der Chemie u. Technologie an der Centrallandwirthschaftsschule in Schleißheim u. seit 1847 als Professor der Landwirthschaft an der Universität München. Im J. 1851 ward er als Direktor der bayerischen Centralthierarzneischule in München mit der Reformirung derselben betraut. Von diesen Aemtern zog sich F. 1866 ins Privatleben zurück, um die Landwirthschaft auf seinem Gute zu Neufreimann bei München in größerem Maßstabe selbst zu betreiben. F. ist ein Gegner der von Liebig aufgestellten Lehre von der Bodenerschöpfung (s. d. seine Schrift „Bavaria rediviva“, Münch. 1865); er trat daher aus dem Generalcomite des „Landwirthschaftlichen Vereins“ aus, gründete zur Vertretung seiner Grundsätze u. Ansichten den „Verein praktischer Landwirthe in Bayern“ u. „Die Schranne“, eine landwirthschaftliche Wochenschrift. Er schrieb „Historisch-encyklopädischen Grundriß der Landwirthschaftslehre“ (Stuttg. 1848), „Geschichte der Landwirthschaft (Prag 1851), „Die Schule des Landbaues“ (Münch. 1851, 5. Aufl. 1871), „Die künstliche Fischerzeugung“ (2. Aufl. ebd. 1854), „Buch der Natur für Landwirthe“ (ebd. 1860); „Geschichte der Landbau- u. Forstwissenschaft“ (ebd. 1865); „Ackerbaukrisen“ (Lpz. 1866) u. „Das Wurzelleben der Kulturpflanzen“ (ebd. 1870).

Fraas, Oskar, namhafter Geognost u. Paläontolog, geb. 17. Jan. 1824 zu Lorch im württembergischen Jartkreise, studirte seit 1841 in Tübingen neben Philosophie u. Theologie auch Geognosie u. Petrefaktenkunde, ward 1845 Vikar u. ging 1847 mit Hülfe eines Staatsstipendiums nach Paris, wo er in der Sorbonne dem Studium seiner Lieblingswissenschaften oblag u. von wo aus er geognosirend halb Frankreich durchwanderte. Nach seiner Rückkehr im Febr. 1848 trat er als Pfarrer in Laufen wiederum in die praktische theologische Laufbahn ein. Im J. 1850 entdeckte F. das Paläotheriumlager von Frohnstetten mit einem Skelett des Palaeotherium minus, dem ersten in Deutschland gefundenen, u. 1853 die Juraschiefer von Nusplingen (württembergischer Schwarzwaldkreis). Im folgenden Jahre vertauschte er seine Pfarrerstelle mit einer Professur der Mineralogie, Geognosie u. Petrefaktenkunde, sowie mit dem Amt eines Konservators der betreffenden Abtheilungen im königl. Naturalienkabinet zu Stuttgart, wo er in einem neuen Hause eine mustergiltige Sammlung aufstellte. Daneben war er seit 1859 mit für die geognostische Landesaufnahme thätig. Im J. 1864 trat er eine Reise nach Aegypten, den Nilländern, Arabien u. Syrien an. Eine Frucht seines halbjährigen Aufenthalts daselbst ist das treffliche Werk „Aus dem Orient“ (Stuttg. 1867), welches insbes. über die geologische Gestaltung Palästina's ganz neue Aufschlüsse gegeben hat. Im J. 1866 erlangte F. durch einen Fund im Schussenthale (württemb. Donaukreis) die erste sichere Bestätigung, daß auch in Deutschland der Mensch noch mit dem Renthier u. Höhlenbären zusammen gelebt hat. Dieser u. ähnliche Funde gaben seinen Studien u. seiner Sammelthätigkeit eine neue Richtung, die mehr in komparativer Anatomie besteht. Seit 1872 gehört er dem Vorstand der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft an. F. hat noch folgende Werke veröffentlicht: „Die nutzbaren Mineralien Württembergs“ (Stuttg. 1860) u. „Vor der Sündflut“ (ebd. 1866). Auch ist ihm eine auf topographische Untersuchungen u. historische Quellenforschung begründete Beschreibung der „Nördlinger Schlacht von 1632“ zu verdanken.

Fra Bartolommeo di San Marco, s. „Bartolommeo“.

Fracht ist die Vergütung für den Transport von Gütern zu Lande od. zu Wasser. Frachtführer ist Derjenige, der gewerbmäßig u. gegen Entgelt diesen Transport zu Lande od. auf Flüssen u. Binnengewässern, Schiffer Derjenige, der ihn zur See ausführt. Frachtvertrag ist das Abkommen zwischen dem Absender des Gutes u. dem Frachtführer, Inhalts dessen letzterer den Transport übernimmt. Der Seefrachtvertrag (s. d.) steht unter ganz eigenthümlichen u. abweichenden Grundsätzen, die sich theils aus der größeren Gefahr, der das Gut beim Transporte auf dem Meere ausgesetzt ist, theils aus der Größe u. Menge der Frachtgüter erklärt. Bei Schiffen hingegen, welche Flüsse u. Binnenseen befahren, finden nicht die Grundsätze des Seerechtes, sondern die des Landgüterverkehrs Anwendung. — Ganz eigenthümlichen Grundsätzen ist der Transport von Gütern durch die Postanstalten unterstellt. Während früher die Post die Fortschaffung gewisser kleinerer Colli gegen Entgelt ausschließlich als ihr Recht, als Regal, beanspruchte, ist neuerdings der Transport von Packeten u. kleineren Frachtgütern gegen Entgelt u. gewerbmäßig Jedermann freigestellt; es haben sich daher vielfach Packetbeförderungsanstalten gebildet, die jedoch zufolge ihrer ungemeinen Kostspieligkeit u. geringeren Kreditwürdigkeit dem Staate meist ohne Erfolg Konkurrenz zu machen versucht haben. Die Eisenbahnen sind bezüglich der ihnen zum Transport übergebenen Güter privilegirt u. haben sich dieser Begünstigungen vielfach in ungebührlicher Weise bedient, um sich den ihnen als Frachtführern obliegenden Verpflichtungen zu entziehen. Zwar hat das Betriebsreglement für die Eisenbahnen im Norddeutschen Bunde vom 10. Juni 1870, welches am 1. Okt. dess. J. in Kraft getreten ist, dem Uebel einigermaßen zu steuern versucht; doch beugt es nur allzu weit gehenden Ausnützungen des Publikums vor. Thatsächlich haben die meisten Eisenbahnen ein Frachtverkehrsmonopol auf einer bestimmten Strecke, so daß die Absender sich ihrer beim Transporte von Gütern bedienen müssen. Wenn nun die Bahn in der Regel die Unterwerfung unter ihr Reglement od. das Bundesreglement zur Bedingung der Uebernahme der Beförderung des Gutes macht, so ergiebt sich daraus, daß der einzelne Absender nicht freiwillig, sondern gezwungen die im Reglement enthaltenen, der Bahn selbstverständlich in den meisten Fällen günstigen Bestimmungen genehmigt. — Für den Begriff des Frachtgeschäftes ist es völlig gleichgiltig, auf welche Weise die Beförderung vorgenommen wird, ob mittels Fuhrwerks od. Lastthiers, ob die Fuhrwerke durch Thiere, Maschinen, Wasserlauf od. durch Menschenkraft bewegt werden, od. ob die Beförderung ohne Fuhrwerk lediglich durch Menschenkraft erfolgt. Als Beweis über den zwischen dem Frachtführer u. dem Absender abgeschlossenen Vertrag dient der **Frachtbrief**. Die Ausstellung eines solchen von Seiten des Absenders kann der Frachtführer verlangen. Zweck desselben ist, dem Empfänger, Destinatär, über den Inhalt des Frachtvertrages Nachricht zu geben, daher auch die Fassung: „Sie empfangen“ ꝛc. Dagegen ist es zur Giltigkeit des Frachtvertrages keineswegs erforderlich, daß ein Frachtbrief ausgestellt werde. Der Frachtführer kann dem Absender einen Ladeschein, d. i. eine Urkunde, durch welche er sich zur Aushändigung des Gutes verpflichtet, ausstellen. Meist wird derselbe an Ordre gestellt u. hierdurch Derjenige der Gläubiger, der dem Frachtführer den Ladeschein

präsentirt; hat der Frachtführer einen solchen Ladeschein ausgestellt, so darf er späteren Anweisungen des Absenders wegen Zurückgabe od. Auslieferung des Guts an einen anderen als den durch den Ladeschein legitimirten Empfänger nur dann Folge leisten, wenn ihm der Ladeschein zurückgegeben wird. Handelt er dieser Bestimmung entgegen, so ist er dem rechtmäßigen Inhaber des Ladescheins für das Gut verpflichtet. Der Empfänger tritt in den Frachtvertrag erst durch Empfang des Frachtbriefes od. des Ladescheines ein. Der Frachtführer haftet ihm alsdann, wie zuvor dem Absender, für allen Schaden, der durch Verlust od. Beschädigung des Frachtgutes entstanden ist, sofern er nicht beweist, daß der Verlust od. die Beschädigung durch höhere Gewalt (vis major, force majeur) od. durch die natürliche Beschaffenheit des Guts od. durch äußerlich nicht erkennbare Mängel der Verpackung entstanden ist. Der Frachtführer hat nam. auch für die nachfolgenden Transporteure u. der letzte Frachtführer für seine Vormänner einzustehen. Durch vorbehaltlose Annahme des Guts u. Bezahlung der F. erlischt jeder Anspruch wider den Frachtführer, eine Bestimmung, die leider nur allzu häufig von den Empfängern übersehen wird. Eine Ausnahme erleidet dies lediglich bei äußerlich nicht erkennbaren Mängeln u. Schäden. Sind die betreffenden Entschädigungsansprüche binnen Jahresfrist, von erlangter Kenntniß an gerechnet, nicht im Wege der Klage geltend gemacht worden, so sind dieselben als verjährt anzusehen, u. ist alsdann der Frachtführer in der Regel von jeder Haftpflicht frei.

Frack, ein vorn in der Mitte des Leibes ausgeschnittener, hinten mit etwas langen Schößen versehener Rock, welchen man bei festlichen Gelegenheiten, Galavisiten, Galavorstellungen, auf Bällen u. dgl. anlegt. Der F. entstand zuerst in Frankreich zu Anfang des 18. Jahrh., indem man die Schöße eines Oberrocks nach innen zurückschlug. In Deutschland hat man den Gebrauch dieses geschmacklosen Kleidungsstückes in jüngster Zeit mehr u. mehr beschränkt.

Fra Diavolo (d. i. Bruder Teufel), eigentl. Michaël Pezza, ein besonders durch die Auber'sche Oper gleichen Namens, die aber in die Lebensgeschichte F. D.'s viel Sagenhaftes u. Phantastisches einmischt, bekannt gewordener Abenteurer, wurde 1760 in Calabrien geboren, war anfangs Strumpfwirker, nach Andern Ziegenhirt und dann Mönch unter dem Namen Fra Angelo. So viel steht fest, daß er Ausschweifungen beging, dann zu einer Räuberbande in der Gegend von Itri in Terra di Lavoro entfloh u. bald ihr Hauptmann wurde. Wegen seiner Unthaten in contumaciam zum Tode verurtheilt, wurde er 1799, als er sich bei der Ankunft der Franzosen für den König erklärte, vom Kardinal Ruffo begnadigt u. erhielt sogar Oberstenrang in seiner militärisch organisirten Bande, mit der er am Feldzuge im römischen Gebiet Theil nahm. Als die Franzosen 1806 wieder in Neapel einrückten, fügte er ihnen von Itri aus vielen Schaden zu, wurde dort von ihnen angegriffen und zog sich nach Gaëta zurück, von wo ihn aber der Prinz von Hessen-Philippsthal wegen seiner Zuchtlosigkeit fortschickte. Er insurgirte darauf Calabrien unter Mitwirkung des Commodore Sidney Smith, wurde durch Verrätherei bei San Severino gefangen u. im Nov. 1806 in Neapel gehängt. F.'s abenteuerliches Leben hat zu vielen Sagen und Liedern Anlaß gegeben.

Frage, ein Satz, der zu einer Antwort herausfordert. Durch letztere wird das in der F. ungelöst oder unbestimmt Gelassene entschieden, näher bestimmt, vervollständigt. Grammatisch wird ein Fragesatz durch Vorsetzung eines der Fragewörter (z. B. wer? wie?) od. durch die Wortstellung bezeichnet. Man unterscheidet die direkte, geradezu gestellte F. (z. B. was ist die Liebe?) von der indirekten, mittelbaren, von einem andern Satze abhängig gemachten F. (z. B.: Weißt du, was Liebe sei?) In der Rede ist die F. oft nur eine rhetorische Figur, die als Mittel gebraucht wird, um die Aufmerksamkeit der Hörer zu spannen, u. bei der die Antwort so selbstverständlich ist, daß sie gar nicht erst hinzugefügt od. erwartet wird (z. B.: Kann ich Armeen aus der Erde stampfen?). — In der wissenschaftlichen od. polit. Diskussion nennt man F. einen streitigen Fall, eine Angelegenheit, die noch nicht zum Austrage gekommen ist, die noch einen Gegenstand des Kampfes zwischen den verschiedenen Schulen od. Parteien (Staaten, gesetzgebenden Faktoren u. s. w.) bildet (wie z. B. die oriental. F., die Diätenfrage, die Kirchenfrage).

Fragment (lat.), Bruchstück, insbes. erhaltener Theil einer Schrift. — „**Wolfenbüttler F.e** (eines Ungenannten)" war der Titel eines Werkes, das 1777 u. 78 von Lessing herausgegeben wurde u. ungeheures Aufsehen erregte. Lessing wollte diese Bruchstücke auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel vorgefunden haben; spätere Untersuchungen haben über den Ursprung derselben Folgendes festgestellt. Sie sind das Bruchstück eines größeren Werkes, welches der Hamburger Professor Hermann Samuel Reimarus (gest. 1768) unter dem Titel „Apologie od. Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" um 1746, zum Theil wol auch später, verfaßte u. nur handschriftlich hinterließ. Trotz der sorgfältigen Geheimhaltung desselben muß Lessing (jedoch erst nach dem Tode des Verfassers) eine theilweise Abschrift zugekommen sein, wie denn außer den beiden von Reimarus selbst geschriebenen u. erst 1768 vollendeten Exemplaren (jetzt in Hamburg u. Göttingen) noch zwei andere Abschriften, eine vollständige u. ein Bruchstück, in Hamburg existiren. Den Inhalt bildet der Nachweis, daß sowol die alttestamentliche wie die neutestamentliche Religion im Wesentlichen auf Priesterbetrug beruhen, durch welchen die Menschen zum Schaden wahrer Gottesverehrung so viele Jahrhunderte irre geführt worden sind. Zu diesem Behufe werden sämmtliche Erzählungen des Alten u. Neuen Testaments entweder auf eine natürliche Art erklärt od. zu wissentlichen Erdichtungen gestempelt. Lessing theilte nicht die Anschauungen des Verfassers, sondern bezweckte mit seiner Herausgabe, eine gründlichere Vertheidigung der christlichen Religion hervorzurufen; doch gesteht er selbst, daß er gleichzeitig die orthodoxen Theologen habe ärgern wollen. Ein vollständiger Abdruck des Manuskripts wurde in Niedner's Zeitschrift für historische Theologie von Klose begonnen, reicht jedoch nur bis zum vierten Kapitel des dritten Buches von Theil I.

Fraktionen (lat.), d. i. Spaltungen, heißen kleinere Gruppen einer großen parlamentar. Partei, von der sie sich, trotz der Uebereinstimmung im Großen u. Ganzen u. des Zusammenhaltes mit den übrigen Gruppen der Partei, in gewissen Punkten unterscheiden.

Fraktur heißt die eckige deutsche Druckschrift im Gegensatz zur latein. (Antiqua u. Kursiv), in der Kalligraphie die der deutschen Druckschrift nachgebildete Kanzleischrift.

Franc, eine französische, in 100 Centimen (20 Sous) eingetheilte Silbermünze im Werth von 8 Sgr. preuß. Sie ist seit 1795 in Frankreich die Einheit des franz. Münzfußes, seit 1833 in Belgien, seit 1849 in der Schweiz u. in neuerer Zeit auch im Königr. Italien in gleicher Eigenschaft unter der früheren Bezeichnung „Lira" als Landesmünze angenommen. Man prägt in Silber $^1/_4$-, $^1/_2$-, 1-, 2- u. 5F.-Stücke, in Gold 10-, 20-, 40- u. 100F.-Stücke.

Française (spr. Frangßähs), s. „Contretanz".

Francesca (spr. Frantschesska) **da Rimini**, bekannt aus Dante's „Hölle", Tochter des Guido da Polenta, Herrn von Ravenna, ward zu Ende des 13. Jahrh. dem häßlichen Malatesta da Rimini zur Gemahlin gegeben, während sie dessen schönen Stiefbruder Paolo liebte. Mit diesem von ihrem Gemahl überrascht, wurde sie nebst ihrem Buhlen von Letzterem auf der Stelle getödtet. Diese von Dante zuerst benutzte Geschichte bildet den Gegenstand mehrerer neuerer Dichtungen, so des Drama's „F. da R." von Silvio Pellico (deutsch von Max Waldau) u. eines gleichnamigen Trauerspiels von Paul Heyse.

Franche-Comté (spr. Frangsch-Kongteh), die ehemalige Freigrafschaft Burgund, umfaßt die franz. Departements Doubs (mit Ausnahme des einst württembergischen Montbéliard), Jura u. Obersaône mit 914,255 E. auf 282'$_2$ □M. Im O. bildet der Jura die Grenze nach der Schweiz hin, im N. reichen die südl. Ausläufer der Vogesen u. des lothringischen Berglandes in die Freigrafschaft hinein; im W. u. S. dacht sie sich sanft gegen die Saône ab. Die F.-C. gehört vollständig zum Flußgebiet der Saône-Rhone. Die Saône entspringt selbst in ihrer nördlichen Berglandschaft, verläßt sie aber, nachdem sie den auf den südlichen Vorbergen entspringenden Oignon aufgenommen hat; der Hauptfluß ist der Doubs, dessen Oberlauf zum Theil die Ostgrenze bildet und dessen breites Thal die F.-C. in eine nördl. u. südl. Hälfte scheidet; letztere durchströmt die Aine. Mit dem Rheine steht die F.-C. durch den Rhein-Rhonekanal in Verbindung. In ihren Niederungen ist sie fruchtbar an Getreide u. Wein, in den Gebirgsgegenden nährt sie treffliche Rinder. Die wichtigsten Städte sind: Besançon mit 46,951 E. am Doubs, Vesoul mit 7614 E., Lons-le-Saulnier mit 9943 E. u. Dôle mit 11,093 E. — Das von dem keltischen Volksstamme der Sequaner bewohnte Land wurde in der Zeit der Völkerwanderung von den Burgundern in Besitz genommen, durch Chlodwig's Nachfolger mit dem Frankenreiche vereinigt u. 887 dem transjuranischen Burgund einverleibt. Durch Erbschaft fiel das Land 1156 an Friedrich Barbarossa, 1200 kam es durch Heirath an Otto II., den Grafen von Meran, 1248 an die Grafen von Chalons. König Philipp V. von Frankreich brachte die F.-C. 1316 durch Heirath an sich; nach seinem Tode fiel sie aber 1322 an die Herzöge von Burgund u. nach deren Aussterben 1361 an Margarethe von Flandern. Durch deren Tochter kam die F.-C. an Philipp den Kühnen, den Stifter des neuburgundischen Hauses. Als dieser starb (1477), nahm Maximilian von Oesterreich, als Gemahl der burgundischen Erbtochter, sie in Besitz u. schlug sie zum burgundischen Reichskreise. Durch Karl's V. Thronentsagung u. infolge der Theilung der habsburgischen Monarchie gelangte die spanisch habsburgische

Linie in ihren Besitz, bis sie durch den Frieden von Nymwegen 1678 an Frankreich abgetreten wurde.

Francia (spr. Frantscha), Francesco, eigentl. Francesco Raibolini, einer der bedeutendsten Maler der Umbrischen Schule, der zugleich Goldschmied u. Stempelschneider war. Geb. um 1450 zu Bologna, beschäftigte er sich Anfangs mit der Anfertigung von Münzstempeln u. Goldschmiedarbeiten. Erst im vorgerückten Alter soll er sich der Malerei zugewandt haben. Er erregte zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit durch eine 1490 gemalte Madonna mit 6 Heiligen (Pinakothek in Bologna), die, den Arbeiten des Perugino sehr nahe stehend, in Ausdruck und Kolorit höchst vollendet ist. Sie hatte zur Folge, daß der mächtige Giovanni Bentivoglio ihm für den Altar seiner Kapelle in Bologna die Darstellung einer Madonna mit Heiligen auftrug, die des Meisters herrlichstes Werk ist. Ebenso vollendet, wenn auch weniger im Stile des Perugino, sind die von F. mit andern Künstlern ausgeführten Fresken in der dortigen Kirche S. Cäcilia aus dem Leben dieser Heiligen. In Deutschland besitzt man von ihm: eine Madonna, die das in einem Rosenhag liegende Kind anbetet (Pinakothek in München), u. eine thronende Madonna mit dem Kinde u. 6 Heiligen (Berliner Museum). — Gewiß ist, daß F. im J. 1517 starb; aber eine bloße Sage ist es, daß er vor Neid über die hohe Vollendung der heil. Cäcilia von Rafael gestorben sei.

Nr. 2893. José Gaspar Rodriguez Francia (geb. 1764 gest. 10. Sept. 1840).

Francia (spr. Fransia), José Gaspar Rodriguez, Diktator von Paraguay, einer der merkwürdigsten Männer der Neuzeit, den man den „Cromwell Amerika's“ nennen kann, stammt aus einer Kreolenfamilie. Geb. 1764 zu Assumption, bezog er die Universität zu Cordova (in den heutigen La Plata-Staaten), um zuerst Theologie, dann die Rechte zu studiren. F. ließ sich als Advokat in Assumption nieder, ward aber später zum Alcalden (Oberrichter) daselbst ernannt. Als 1811 Paraguay sich für unabhängig erklärte, wurde F. in Gemeinschaft mit Don Fulgencio Yegros, einem der reichsten Gutsbesitzer des Landes, an die Spitze der Republik gestellt. Beide erhielten den Titel „Konsul“. Nach Ablauf ihrer dreijährigen Amtszeit, welche nicht ohne mancherlei Reibung u. gegenseitigen Widerspruch gewesen war, verstand F. es sehr wohl, dem Volke das Unpraktische des Doppelregiments klar zu machen, u. ward nun zum Diktator auf 3 Jahre gewählt. Seitdem verdoppelte er seinen Eifer und beschäftigte sich fleißig mit Geschichte, Geographie u. andern Wissenschaften, nam. auch mit der Kriegskunst. 1817 wurde seine Diktatur für eine lebenslängliche erklärt; kaum aber hatte er das erreicht, so entpuppte er sich als grausamer Tyrann. Die Spanier bes., sowie die Geistlichkeit, ließ er seine ganze Strenge fühlen. Hunderte von Verdächtigen wurden oft auf den kleinsten Anlaß hingerichtet; sein Mißtrauen ging so weit, daß er nicht blos allnächtlich sein Schlafzimmer wechselte, sondern auch die krummen Straßen der Stadt Assumption, da sie Meuchelmördern zum Hinterhalte dienen konnten, niederreißen, ja 1821 sogar die ganze Stadt verwüsten ließ, um sie neu aufzuführen. Dabei hob er allerdings den Gewerbfleiß u. den Anbau des Landes durch verschiedene, wenn auch vielfach gewaltsame Gesetze u. Maßregeln. Erst die vollständige Unterwerfung von ganz Paraguay machte ihn milderen Gesinnungen zugänglich. Das Volk gewöhnte sich allmählig an das tyrannische Regiment F.'s, zumal derselbe von Eigennutz frei war; persönlich von größter Einfachheit, verwaltete er auch die Finanzen Paraguay's mit aller Sparsamkeit, so daß er das Land bei seinem Tode in geordneteren Verhältnissen zurückließ, als die der meisten Staaten Südamerika's. F. starb kinderlos zu Assumption 10. Sept. 1840.

Francien, s. „Isle de France“.

Francisca da Rimini, s. „Francesca d. R.“

Franciscaner, s. „Franziskaner“.

Franciscus, der Heilige, s. „Assisi, Franz v.“

Franck, Adolphe, franz. Philosoph, geb. 9. Okt. 1809 zu Liocourt im Dep. Meurthe von jüdischen Aeltern, studirte an den Kollegien von Nancy u. Toulouse u. war dann als Lehrer der Philosophie nach einander zu Douai, Nancy u. Versailles thätig, bis er 1840 an das Collegium Karl's des Großen nach Paris berufen wurde. Dort hielt er zugleich an der Sorbonne öffentliche Vorlesungen, wurde jedoch 1843 durch eine Kehlkopfkrankheit genöthigt, seine Thätigkeit zu unterbrechen u. nach Italien zu gehen. Nach seiner Rückkehr trat er 1847 wieder an der Sorbonne auf, wirkte seit 1849 als Prof. der Philosophie am College de France, seit 1852 als Bibliothekar an der kaiserl. Bibliothek. 1854 wurden ihm die Vorlesungen über Natur- u. Völkerrecht am College de France übertragen. Den deutschen Gelehrten ist F. bekannt geworden durch sein Werk „La Kabbale“ (Par. 1843), deutsch u. d. Tit. „Die Kabbala od. Religionsphilosophie der Hebräer“ (v. Ad. Jellinek 1844), eine sehr gelehrte Behandlung dieses schwierigen Themas. Außer seiner „Philosophie des Kriminalrechts“ und der „Philosophie des Kirchenrechts“ (beide 1864) verdient vor Allem das von ihm herausgegebene „Dictionnaire des sciences philosophiques“ (6 Bde., Par. 1844—52) Erwähnung.

Franck, Sebastian, einer der vorzüglichsten Schriftsteller des 16. Jahrh., stammte aus Wörth (Donauwörth); sein Geburtsjahr ist unbekannt, doch darf es um 1490 angenommen werden. In den 20er Jahren des 16. Jahrh. lebte er bei u. in Nürnberg, mit schriftstellerischen Arbeiten, zunächst Uebersetzungen, beschäftigt. Seine Hinneigung zu den Wiedertäufern u. der mystische Zug seines Geistes kamen schon hier zum Ausdruck, wie denn auch in Nürnberg die Verfolgungen der strenggläubigen Lutheraner begannen, die ihn bis zu seinem Tode von Ort zu Ort scheuchten. In Nürnberg hatte er sich 1528 verheirathet, aber 1530 mußte er aus der Stadt weichen u. begab sich nach Straßburg, wo 1531 seine „Chronica, Zeytbuch u. Geschychtbibel von Anbegyn 2c.“ gedruckt wurde. Auf Grund der darin enthaltenen Ketzereien ausgewiesen, zog er nach Eßlingen, wo er 1532 bis 33 als Seifensieder sich nährte, verließ aber diese Stadt, diesmal freiwillig, um nach Ulm überzusiedeln, wo er 1534 als Bürger u. Buchdrucker aufgenommen wurde. Während seines Ulmer Aufenthaltes erschienen sein „Weltbuch, Spiegel u. Bildniß des gantzen Erdbodens 2c.“ (Tüb. 1534), sodann kleinere theologische Schriften, wie die „280 Paradora“, ein kleines Büchlein, welches aber seine eigensten Anschauungen enthält; ferner das „Lob der Narrheit“, eine Uebersetzung von des Erasmus berühmtem Werke; auch im Spottgedicht versuchte er sich mit dem „Lobgesang des großen Nothhelfers und Weltheiligen S. Gelts od. S. Pfennigs.“ Das Jahr 1538 brachte aus seiner Feder die „Chronica. Des gantzen Teutschen Lands, aller Teutschen Völker Herkommen 2c.“ (Augsb. 1538), zugleich aber das Ende seines Wirkens in Ulm, denn in demselben Jahre wurde er vertrieben. Aus dem J. 1539 datirt seine „Chronik der Franken“ (aus Trithemius übersetzt u. in Bern gedruckt); im folgenden Jahre finden wir ihn in Basel. Aber 1540 erschien eine von Melanchthon verfaßte Erklärung der in Schmalkalden versammelten evangelischen Theologen gegen F., infolge deren er aus Basel u. nach kurzer Frist auch aus Straßburg verjagt wurde. Indessen nahm ihn 1542 Basel wieder als Buchdrucker auf, aber schon im folgenden Jahre, Ende 1543, starb er daselbst. F. gehört zu den besten Stilisten; in der „Geschychtbibel“ wie in der „deutschen Chronik“ läßt sich am

deutlichsten erkennen, welche Bildung infolge von Luther's Verdienst um die deutsche Prosa auch die Geschichtschreibung erlangte. Dieser Vorzug wie sein wirklich große Auffassung der Geschichte zwangen selbst Luther, der F. als „Schwarmgeist" verfolgte, zu dem Lobe: „Er hat das Grifflein erfunden, daß er gewußt, wie die Historienbücher vor andern sonderlich gern gelesen werden u. lieb gehalten sind." In gleicher Weise werthvoll, stilistisch wie wissenschaftlich, ist sein geographisches „Weltbuch", welches nicht mehr, wie frühere ähnliche Werke, beglaubigte Nachrichten mit den fabelhaftesten Geschichten u. Sagen vermischt. Schließlich sei erwähnt, daß wir F. die vorzüglichste Sprüchwörtersammlung verdanken, wahrscheinlich zuerst 1532 als einfacher Auszug aus Agricola's Sprüchwörtern, sicher 1541 in eigener Ausführung u. d. Tit.: „Sprüchwörter, schöne, weise, herrliche Cluogreden und Hoffsprüch" (2 Thle., Frankf. a. M.); eine Bearbeitung gab Guttenstein heraus (Frankf. 1831). (Vgl. Hase, „Sebastian F. von Wörd", Lpz. 1869.)

Francke, August Herrmann, der Gründer der unter seinem Namen bekannten Anstalten u. Stiftungen in Halle, war 23. März 1663 in Lübeck geboren. In Gotha vorgebildet, begab er sich 1679 nach Erfurt, um sich dort auf den theolog. Beruf vorzubereiten. Diese Studien setzte er später in Kiel u. Leipzig fort, in welcher letzteren Stadt er das Collegium philobiblicum ins Leben rufen half (1685). Nachdem er seinen Aufenthalt mehrmals gewechselt, kehrte er 1689 nach Leipzig zurück, wo er sich als Lehrer der praktischen Exegese habilitirte.

Nr. 2894. August Hermann Francke (geb. 23. März 1663, gest. 8. Juni 1727).

Seine Vorlesungen fanden großen Zulauf, da er in ihnen lehrte, daß nicht das starre Festhalten am Buchstaben der heiligen Urkunden, nicht der Dogmenzwang, sondern allein der Glaube, die religiöse Innerlichkeit beseligen könne. Aber eben um dieser Richtung willen wurde er von den orthodoxen Theologen als Pietist verketzert u. auf ihren Betrieb an der Fortsetzung seiner Vorträge verhindert (1689). Sein Wirken als Diakonus an der Augustinerkirche zu Erfurt, wo er in demselben Geiste lehrte, hatte noch schlimmere Folgen. Er wurde beschuldigt, daß er, vom wahren Glauben abgefallen, eine neue Sekte stiften wolle, u. mußte die Stadt verlassen. Im J. 1691 zum Prof. der griech. u. oriental. Sprachen in Halle u. zum Pastor an der dortigen Georgskirche ernannt, gelangte er daselbst, trotz vielfacher Angriffe, zu großem Einflusse u. trug, seiner Ueberzeugung wandellos treu bleibend, durch Wort u. Schrift, auf dem Katheder wie auf der Kanzel, überaus viel zur Läuterung des religiösen Sinnes u. zur Hebung des Erziehungswesens bei. Seit 1699 Prof. der Theologie, seit 1715 Pfarrer an der St. Ulrichskirche, starb er zu Halle 8. Juni 1727. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „Observationes biblicae" (Halle 1695), „Praelectiones hermeneuticae" (ebd. 1717), „Methodus studii theologici" (ebd. 1723). Sein Hauptwerk besteht aber in den von ihm gestifteten Erziehungs- u. Wohlthätigkeitsanstalten, die noch heute u. d. Namen der Francke'schen Stiftungen eine Zierde der Stadt Halle bilden. Den Grundstein zu diesem großartigen Komplex von Bildungsanstalten legte er in einer 1695 errichteten Armenschule, an die sich nach einander ein Waisenhaus, ein Lehrerseminar, eine Lateinschule u. ein Pädagogium (Vorläufer unserer heutigen höheren Bürgerschulen) anschlossen. Hierzu kamen dann noch die Canstein'sche Bibelanstalt, eine Buchhandlung u. Druckerei u. eine Apotheke. Diese Anstalten, die sich im Laufe der Zeit immer mehr erweiterten u. verzweigten, bilden ein geschlossenes Ganzes, das in einem gemeinsamen Raume vereinigt ist. Am 200. Geburtstage F.'s (1863) zählten die Lateinschule 620, das Pädagogium etwa 180, die Bürgerschulen für Knaben u. Mädchen 1300, die höhere Töchterschule 330, die Realschule 450, die Volksschule 650 Schüler u. Schülerinnen, zusammen ca. 3500. Die Zahl der Lehrkräfte belief sich auf 130. Auch die übrigen Institute, namentlich die Buchhandlung u. Druckerei, entfalten nach wie vor eine rege Thätigkeit. — Das Leben F.'s, dessen Standbild (ein Werk Rauch's) in der Waisenhausanstalt aufgestellt ist) beschrieb Guericke (Halle 1827); vgl. ferner: „Die Stiftungen Aug. Hermann F.'s in Halle" (Halle 1862).

Francke, Karl Philipp, Schleswig-Holstein'scher Patriot, geb. 17. Jan. 1805 zu Schleswig, führte 1848 den Vorsitz in der provisor. Regierung der Elbherzogthümer u. vertrat deren Interessen auch im Frankfurter Parlament, wo er sich zu den gemäßigten Liberalen hielt u. für das preuß. Erbkaiserthum stimmte. Nach dem Scheitern der Bewegung mußte er sein engeres Vaterland verlassen u. fand in Koburg Aufnahme, wo ihn Herzog Ernst zum Regierungsdirektor u. Geh. Staatsrath ernannte. Nach dem Tode des Königs Christian VIII. (s. d.) von Dänemark trat er mit an die Spitze der Agitation für den Herzog von Augustenburg, der ihn Ende 1863 in sein Ministerium berief. Im J. 1867 wurde er ins preuß. Abgeordnetenhaus gewählt, wo er in den Reihen des linken Centrums Platz nahm. Er starb 23. Febr. 1870 zu Kiel.

Francmaçon (franz., spr. Frangmassong), Freimaurer; **Francmaçonnerie,** Freimaurerei (s. d.).

franco (ital.), frei, portofrei.

Franctireurs (spr. Frangtiröhrs), d. i. Freischützen, nannte man in Frankreich Compagnien von Bürgerschützen, welche gemeinsame Schießübungen abhielten. Im Deutsch-franz. Kriege erhielt aber der Name F. eine andere Bedeutung. Er wurde die Bezeichnung für solche Individuen, welche sich auf eigene Hand bewaffneten u. uniformirten, zu kleineren od. größeren Trupps ansammelten u. dann einen Guerillakrieg führten, indem sie kleine Truppenabtheilungen des deutschen Heeres in den Hinterhalt zu locken suchten, über vereinzelte Soldaten herfielen, die Eisenbahn- u. Telegraphenverbindungen im Rücken der Heere schädigten, hier u. dort eine Feldpost auffingen u. s. w. Diese Franctireurbanden trieben in verschiedenen Gegenden des Kriegsschauplatzes, bes. in waldigen u. gebirgigen Landschaften, wie in den Vogesen, ihr Wesen, bis sich später die Mehrzahl derselben im südöstl. Frankreich um Garibaldi sammelte. Das Auftreten dieser schlecht organisirten u. undisziplinirten Trupps führte wiederholt zu Exzessen, welche die Deutschen zu strengen Gegenmaßregeln nöthigten.

Francucci (spr. Frankutschi), Innocenzio, ital. Maler, geb. um 1494 zu Imola, gest. 1549 zu Bologna, war ein Schüler Francesco Francia's (s. d.) u. eifriger Verehrer u. Nachahmer Rafael's. In letzterer Beziehung ging er so weit, daß er in einem seiner Bilder (Pinakothek in Bologna) ganze Figuren Rafael's kopirte. Uebrigens sind seine Werke nicht blos äußere Nachahmungen, sondern verrathen ein tiefes Eingehen in den Geist u. Stil des großen Meisters.

Frangipani (spr. Frandschipani), altes röm. Adelsgeschlecht, dessen Mitglieder nam. in den Parteikämpfen des 11. u. 12. Jahrh. eine Rolle spielten. Auch schon im J. 987 trat ein Crescentio **F.** als Konsul in Rom für die Souveränetät des röm. Volkes gegen den Papst Johann XV. auf. Seit dem 13. Jahrh. verlor die Familie mehr u. mehr an Ansehen; unter ihren letzten Abkömmlingen sind zu nennen: Giovanni **F.,** der Verräther Konradin's von Hohenstaufen nach dessen Niederlage bei Tagliacozzo (1268), u. Latino **F.,** der als Großinquisitor u. Kardinalbischof von Ostia u. Velletri 1279 die Beilegung der polit. Parteikämpfe bewirkte; derselbe starb zu Perugia 2. Aug. 1294. — Einen Zweig dieser Familie bilden die F. in Kroatien, welche vom Ungarnkönig Bela III. mit Fiume belehnt wurden.

Zu diesen gehörten: Johann F., welcher 1390 Ban von Kroatien, Dalmatien u. Slavonien ward; Franz F., Graf v. Szlun (gest. 1572), der sich um 1566 im Kriege gegen die Türken berühmt machte, u. Graf Franz Christoph v. F., geb. um 1630, der als Theilnehmer an der Verschwörung Ragoczy's u. Zriny's gegen Kaiser Leopold I. 30. April 1671 zu Wiener-Neustadt enthauptet wurde.

Frangulaceen, Pflanzengruppe der Rhamneen, welche die eigentl. Wegdorne (Rhamnus) u. Kreuzdorne (Frangula) enthält. Sie wird aus den Untergruppen der Paliureae, Franguleae, Colletieae, Phyliceae, Pomaderreae u. Gouanieae gebildet.

Frank, Johann Peter, berühmter Arzt u. Begründer der wissenschaftl. Sanitätspolizei. Geb. im Baden'schen zu Rotalben 19. März 1745, besuchte er die Schulen in Rastatt, Baden, Metz u. Pont à Mousson, wo er 1762 Doktor der Philosophie wurde, u. studirte dann Medizin in Heidelberg u. Straßburg. Nachdem er in Bitsch, Pont à Mousson u. Pirmasens bereits praktizirt, ging er 1769 als markgräflicher Hofmedikus nach Rastatt, sodann als Stadt- u. Landphysikus nach Bruchsal. 1784 folgte er dem Rufe als Professor der medizinischen Polizei nach Göttingen. Im folgenden Jahre ging er als Prof. der Klinik nach Pavia, wo er das Medizinalwesen der Lombardei völlig reformirte. 1795 wurde er Direktor des Allgemeinen Krankenhauses zu Wien, 1804 Prof. der Medizin zu Wilna u. bald darauf Leibarzt des Kaisers Alexander, kehrte jedoch aus Rußland 1808 als praktischer Arzt nach Wien zurück, woselbst er 1821 starb. Sein größtes Werk ist das durch Voigt aus den hinterlassenen Handschriften F.'s ergänzte „System einer vollständigen medizinischen Polizei", ein Werk von klassischem Werthe. — Sein Sohn Josef F., geb. 1771 zu Rastatt u. in Göttingen, Pavia u. Mailand gebildet, hat sich als gediegener u. geistreicher Vertheidiger des Brownianismus Ruf erworben. Er starb 1842 zu Como.

Frank, Michael Sigismund, der Wiederhersteller der Kunst der Glasmalerei, geb. 1770 zu Nürnberg, erlernte Anfangs die Porträtmalerei, war aber von früher Jugend an unablässig bemüht, die verloren gegangene Technik der farbigen Glasbereitung wieder zu entdecken. Viele Versuche blieben fruchtlos, bis er 1804 den Beweis ablegte, daß er der Technik der alten Glasmalerei auf die Spur gekommen sei. Anfangs beschränkte er sich auf Wappen, bis ihn König Max I. in den Stand setzte, in Nürnberg seine Kunst großartiger zu betreiben u. wirkliche Bilder auf Glas auszuführen. Im J. 1826 berief ihn König Ludwig nach München u. betraute ihn mit der Leitung eines Instituts für Glasmalerei. Das erste bedeutende Werk, das daraus hervorging, waren die Fenster für den Dom zu Regensburg. Nachdem er eine Reihe jüngerer Kräfte in seine Kunst eingeführt hatte, starb er zu München 1847.

Frank, Münze, s. „Franc".

Frankel, Zacharias, hervorragender jüdischer Theolog, geb. 18. Okt. 1801 zu Prag, wurde daselbst nach altjüdischer Sitte erzogen u. in die bibl. u. rabbin. Literatur eingeführt, ergänzte diese einseitige Bildung später durch akademische Studien u. ward 1831 zum Kreisrabbiner in Leitmeritz, 1836 zum Oberrabbiner in Dresden ernannt. Seine Schrift „Die Eidesleistung der Juden" (Dresd. u. Lpz. 1840) bewirkte die Abschaffung der drückenden Formalitäten, mit denen die Eidesleistung der Juden in Sachsen damals noch umgeben war. Im J. 1854 wurde ihm die Einrichtung u. Leitung des jüdisch-theologischen Seminars in Breslau übertragen, an welchem er seitdem als Direktor wirkt. Sowol in dieser Stellung als in seiner wissenschaftlichen u. schriftstellerischen Thätigkeit wirkte er in maßvoll zurückhaltender Weise auf eine organische Fortentwickelung des rabbin. Judenthums hin, so nam. in seiner „Zeitschrift für die religiösen Interessen des Judenthums" (Berl. 1844—46) u. in der „Monatsschrift für Geschichte u. Wissenschaft des Judenthums" (seit 1851). Von seinen größeren Arbeiten sind zu erwähnen: „Der gerichtliche Beweis nach mosaisch-talmudischem Recht" (Berl. 1841), „Vorstudien zur Septuaginta" (Lpz. 1841), „Ueber den Einfluß der palästinensischen Exegese auf die alexandrin. Hermeneutik" (Lpz. 1851), „Hodegetica in Mischnam" (Lpz. 1859), ferner seine kritische Ausgabe des Jerusalemischen Talmud (Bresl. 1870 fg.).

Franken war ursprünglich der Name einer Anzahl deutscher, am Niederrheine seßhafter Völker, wie der Tenchterer, Sigambrer, Brukterer, Chatten u. a., welche sich in der Mitte des 3. Jahrh. zu dem Bunde der F. vereinigten, von dem dann später der Name auch auf andere, diesem Bündnisse beitretende Stämme übertragen wurde. Schon unter dem röm. Kaiser Valerianus (253—260) drangen die F. weiter nach Westen vor u. verheerten die nordöstl. Theile Galliens. Indem sie aber von allen andern deutschen Stämmen am längsten dem röm. Reiche Kriegsdienste leisteten, gelangten sie zur Besetzung röm. Gebietes, das sie dann für sich behielten. In der ersten Hälfte des 5. Jahrh. erstreckte sich ihre Herrschaft bereits über die ganze röm. Provinz Niedergermanien, den größten Theil beider Belgien u. beträchtliche Striche des nördl. Gallien. Schon hundert Jahre früher hatten sich die F. in die beiden Zweige der salischen u. ripuarischen F. getheilt — Namen, deren Ursprung noch nicht vollständig erklärt ist. Erstere saßen zwischen dem Rhein u. der Schelde, letztere dehnten sich in glücklichen Kriegszügen gegen Alemannen u. Burgunder auf beiden Seiten des Mittelrheins bis zur Lauter u. Murg aus u. entrissen slavischen Stämmen die Lande bis an die Quellen des Mains. Beide Völkerschaften unterschieden sich sowol durch die Sprache als durch ihr Recht. Unter dem ziemlich sagenhaften König Chlodio scheinen sie ein Reich gebildet, bei seinem Tode (um 450) sich jedoch wieder getrennt zu haben. Die Herrschaft über die salischen F. erhielt Meroväus, der Stammvater des Merovingischen Hauses. Bei dem Einfalle Attila's standen die Ripuarier auf der Seite der Hunnen, während die Salier die Römer unterstützten. Chlodwig I. (481—511) vereinigte alle salischen und ripuarischen F. unter seinem Scepter u. bildete so ein großes **fränkisches Reich**, aus welchem später Frankreich u. Deutschland hervorgegangen sind (s. „Frankreich, Geschichte"). Während die auf gallischem Boden angesiedelten F. nach u. nach die Sprache der besiegten Römer annahmen u. zu Franzosen wurden, behielten die dem Deutschen Reiche durch den Vertrag zu Verdun (843) hinzugefügten F. ihre Nationalität, ihre Sprache u. ihr altes Recht. Die Landschaft F. bildete nun ein großes deutsches Reichsland, das im NO. vom Thüringer Walde begrenzt wurde, im SO. bis an die Rednitz u. im S. fast bis an die Schwäbische Alp reichte, u. im W. die Bayerische Pfalz u. den nördl. Theil des Elsaß u. Badens umfaßte. Als Herzog Konrad (911) zum deutschen König gewählt worden war, wurde die Territorialgewalt mit der Reichsgewalt auf kurze Zeit vereinigt. Unter Kaiser Heinrich II. kam die Herzogswürde an Konrad von Worms, der 1024 deutscher König wurde. Die Einheit des Landes litt vor Allem dadurch, daß die großen geistlichen Herrschaften, wie Bamberg, Würzburg, Speier u. Mainz, sich immer größere Selbständigkeit zu verschaffen wußten u. ihr Gebiet immer mehr erweiterten. Es zerfiel in Rhein- u. Ostfranken; ersteres erhielt 1155 Konrad mit der Pfalzgrafenwürde, u. als nun die Pfalzgrafschaft zu einem größeren Staate erwuchs, da verblieb der Name F. allein noch dem östl. Theile. Die Politik der Hohenstaufen begünstigte die Zersplitterung F.'s in eine Menge größerer u. kleiner, weltlicher u. geistlicher Territorien, deren Besitzer nun selbständige Landesherren wurden. Maximilian I. bildete bei der neuen Kreiseintheilung aus den Territorien Ostfrankens einen fränkischen Kreis, der aus 27 Landesherrschaften, 1 Reichsstift, 25 Reichsgrafschaften, 8 Reichsstädten u. Reichsdörfern bestand. Erneuert wurde der seit 1806 verschwundene Name 1837 von Ludwig I. von Bayern, welcher die Regierungsbezirke Ober-, Mittel- u. Unterfranken schuf.

Oberfranken umfaßt 127 □M. mit 540,963 E. (1871), darunter $^2/_3$ Protestanten. Es grenzt im N. an die herzogl. sächs. u. fürstl. reußischen Lande u. an das Königreich Sachsen, im O. an Böhmen u. an die bayer. Provinz Oberpfalz, im S. an Mittelfranken u. im W. an Unterfranken. Das Fichtelgebirge, der Frankenwald u. die fränkische Schweiz nehmen den östl., die Hochebenen des Steigerwaldes u. der Haßberge den westl. Theil ein. Nur der NO. gehört durch die Saale u. Eger zum Gebiete der Elbe, der überwiegend größere Theil von Ostfranken zu dem des Maines. Oberfranken ist eine der fruchtbarsten Provinzen Bayerns. Die Berge sind mit großen Waldungen bedeckt, deren Holz, auf den Flüssen herabgeflößt, einen wichtigen Ausfuhrartikel bildet; Marmor, Granit u. andere treffliche Bausteine finden sich in den Gebirgen, vorzüglich im Fichtelgebirge. Die Industrie ist beträchtlich; Wollen- u. Leinweberei, Baumwollenspinnerei, Porzellan u. Glasfabrikation, die Verfertigung von Holzwaaren u. Bierbrauerei sind die vorzüglichsten Zweige der Gewerbthätigkeit. Außerdem hat sich Oberfranken wegen seiner Wasserkurorte in der fränkischen Schweiz u. im Fichtelgebirge, wie auch wegen seiner Naturschönheiten, eines großen Fremdenbesuches zu erfreuen. Die Hauptstadt des Bezirks, der zumeist aus dem ehemals brandenburgischen Lande Bayreuth u. aus bambergischem Gebiete zusammengesetzt worden, ist Bayreuth mit 17,837 E.; der Mittelpunkt des kirchlichen Lebens der Katholiken ist Bamberg mit 25,748 E., die Residenz eines Erzbischofs; Hof mit 16,010 E. ist die bedeutendste Fabrikstadt der Provinz.

Der Regierungsbezirk **Mittelfranken**, mit 137¼ □M. u. 583,417 E., wird umschlossen im N. von Unter- u. Oberfranken, im O. von der Ober-

pfalz, im S. von Schwaben u. im W. von Württemberg. Die Oberfläche ist ein von dem fränkischen Jura gebildetes Plateau, das von tief eingeschnittenen Flußthälern u. einzelnen bewaldeten Höhen unterbrochen wird. Der westl. von diesen Höhenzügen gelegene Landstrich gehört durch die Tauber, der weitaus größte Theil durch die Rednitz zum Maingebiet. Mittelfranken ist das Hopfenland Bayerns; doch führt es auch viel Gemüse u. Getreide aus. Bedeutend ist die Industrie (Bierbrauerei, Leinenspinnerei, Weberei, Holzwaaren- u. Porzellanfabrikation u. s. w.). Die Provinz ist die gewerbfleißigste Provinz Bayerns; deshalb ist auch in ihr das jüdische Element (durch 10,522 Seelen) am stärksten vertreten; mehr als drei Viertel der Bevölkerung sind protestantisch. Den Kern von Mittelfranken bildet der größte Theil des Fürstenthums Ansbach. Die Hauptstadt Nürnberg (82,929 E.) ist die größte Stadt der Provinz, die zweite des Königreiches; neben dieser ist Fürth mit 24,569 der bedeutendste Industrieort, Erlangen mit 12,511 E. die Universitätsstadt u. Eichstädt mit 7011 E. der Bischofssitz.

Der Regierungsbezirk **Unterfranken,** mit $152\frac{1}{2}$ □M. u. 586,422 E. (1871), darunter $\frac{5}{6}$ Katholiken, grenzt im S. an Württemberg u. Baden, im W. an das Großherzogthum Hessen, im N. an Preußen u. die Herzogthümer Sachsen-Weimar u. Sachsen-Meiningen, im O. an Mittelfranken, u. schließt vier Enklaven von Weimar u. Koburg-Gotha ein. Am fruchtbarsten sind die östl. Gegenden u. das Mainthal, minder ergiebig die hochgelegenen Landschaften im W. u. N., welche vom Spessart u. Rhöngebirge durchzogen werden. Holz liefern die großen Waldungen der westl. Gebirge in Menge, die Thäler reichliches Getreide, Obst u. trefflichen Wein, der in der Gegend von Würzburg in ausgezeichneten Sorten gedeiht. Die Industrie ist minder reich entwickelt als in Unter- od. Mittelfranken; hervorragend ist die Fabrikation von Papier, Farben, Leder u. Bier. Den Kern von Unterfranken bildet das Areal des Hochstiftes Würzburg u. das ehemalige Fürstenthum Aschaffenburg. Würzburg, die Hauptstadt mit 40,000 E., ist Sitz des Fürstbischofs u. einer Universität.

Frankenhausen, Hauptstadt der Unterherrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt an der Wipper mit etwa 5600 E., fürstlichem Schlosse, Saline u. Solbad. Am 15. Mai 1525 wurden hier am Fuße des Schlachtberges die aufrührischen Bauern unter Thomas Münzer von den sächs., braunschw. u. hessischen Truppen geschlagen. Unweit von F. ist das fürstl. Jagdschloß Rathsfeld, in etwas größerer Entfernung sind die Ruinen der Rothenburg u. der alten Kaiserburg Kyffhausen u. im Kyffhäuserberge die Barbarossahöhle.

Frankfurt am Main, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, mit 90,922 E. (1871), liegt in einer angenehmen hügeligen Gegend am rechten Ufer des Maines, über welchen zwei Brücken die Verbindung mit dem gegenüberliegenden Sachsenhausen herstellen, u. ist umgeben von zahlreichen Gärten, Weinbergen u. Landhäusern. Die innere Stadt, welche trotz des Abbruchs der winkeligsten u. engsten Gassen noch viele schmale Straßen enthält, ist durch Anlagen, die an die Stelle der 1806—12 abgetragenen alten Festungswerke getreten sind, von den meist elegant gebauten Vorstädten getrennt. Von den alterthümlichen Bauwerken der Stadt zeichnet sich bes. die katholische Domkirche aus, welche im 9. Jahrh. gestiftet worden sein soll, in ihrem größten Theile aus dem 14. u. 15. Jahrh. stammt u. seit 1711 als Krönungsort der deutschen Kaiser gedient hat; in der 1833 eingeweihten Paulskirche tagte 1848—49 die Deutsche Nationalversammlung, während der Deutsche Bundestag von 1816—66 in dem Thurn u. Taxis'schen Palais in der Eschenheimer Gasse seine Sitzungen gehalten hat; unter den 16 Kirchen u. Bethäusern F.s befinden sich zwei für die Reformirten u. zwei Synagogen. Das in gothischem Stile aufgeführte, seit 1403 benutzte Rathhaus, „der Römer", sah in seinen Räumen seit 1558 die Festlichkeiten, mit denen die deutsche Kaiserkrönung begangen wurde, u. sein Saal ist mit den Bildnissen sämmtlicher deutschen Kaiser von Konrad I. bis Franz II. geschmückt (s. „Deutschland, Geschichte", Bd. III, S. 873 fg.); in dem dort befindlichen Archiv wird die Goldene Bulle Karl's IV. vom J. 1356 aufbewahrt. Andere bemerkenswerthe Gebäude sind die Stadtbibliothek, das an Werken der bildenden Kunst reiche Städel'sche Kunstinstitut, das Senkenberg'sche Stift, ein treffliches Hospital mit großen Sammlungen u. einem medizinischen Institut, das neue Waisenhaus, Goethe's Geburtshaus am Großen Hirschgraben u. der Bethmann'sche Antikensaal mit der Ariadnegruppe von Dannecker (s. Fig. Nr. 762). Goethe ist 1844 auf dem Theaterplatze, Schiller auf dem Schillerplatze, Karl dem Gr. auf der Mainbrücke, Gutenberg auf dem Roßmarkte u. den 1792 bei der Eroberung von F. gebliebenen Kriegern vor dem Friedberger Thore ein Denkmal errichtet worden. An wissenschaftlichen Anstalten besitzt F. ein 1530 gegründetes Gymnasium, eine Realschule, eine polytechnische Schule, ein Handelsinstitut u. eine bedeutende Stadtbibliothek; unter den Vereinen sind nennenswerth die Polytechnische, die Naturforschende u. die Geographische Gesellschaft, der Verein für Geschichte u. Alterthumskunde, der Kunstverein u. das Freie Deutsche Hochstift.

F. ist weit mehr Handels- als Industriestadt; wegen der hohen Arbeitslöhne haben sich manche Zweige der Gewerbthätigkeit von F. weg u. nach Hanau u. Offenbach gewendet. Doch giebt es noch bedeutende Fabriken für Bronze- u. Metallvergoldung, Bijouterie- u. Juwelierarbeiten, Chemikalien, Eisen- u. Messinggußwaaren, Tabak u. s. w. Sehr wichtig ist F.

Nr. 2895. Der Römer zu Frankfurt a. M.

als Meß- u. Börsenplatz; für den Wein ist es einer der wichtigsten Exportplätze Deutschlands. Der Buchhandel, für welchen F. im 17. Jahrh. Mittelpunkt war, hat außerordentlich abgenommen; ebenso sind die Messen (Ostermesse u. Herbstmesse) weit hinter denen Leipzigs zurückgeblieben. Dagegen behauptet F. immer noch seine hohe Stellung im Geldverkehr. Im Ganzen zählt man über 1000 Handelshäuser, darunter 460 jüdische, u. gegen 100 Wechselgeschäfte.

Sagen verlegen den Ursprung F.'s in ein sehr hohes Alterthum; nach der einen Ueberlieferung soll es von Helenus, dem Sigambrerfürsten, 310 v. Chr., nach einer anderen aber erst von dem Frankenkönig Chlodwig gegründet worden sein, dem auf seinem Zuge gegen die Alemannen eine Hirschkuh die Furt durch den Main gezeigt habe. Sicher ist F.'s Bestand in der karolingischen Zeit, denn Karl d. Gr. hielt hier in einem Palaste 794 ein Konzil, Ludwig der Fromme ließ die Stadt 838 mit Mauern umgeben; Ludwig der Deutsche erhob sie 843 zur Hauptstadt des Ostfränkischen oder Deutschen Reiches, erweiterte sie u. machte sie zum Marktplatz für Austrasien. Hierdurch sollen die Messen entstanden sein; doch wurden die ausgedehnten Handelsrechte F. erst 1330 durch Ludwig den Bayer verliehen. Nachdem schon Friedrich I. 1152 hier zum Deutschen König erwählt worden war, ward F. durch die Goldene Bulle 1356 offiziell zur Krönungsstadt erhoben. Die Streitigkeiten zwischen Geschlechtern u. Zünften hemmten die Entwicklung der durch den ausgedehnten Handel

Nr. 2896. Die Paulskirche in Frankfurt a. M.

zu großem Wohlstand gelangenden Stadt nur vorübergehend. Im 16. Jahrh. wurde F. das Centrum der Thurn u. Taxis'schen Postverwaltung; 1615 erschien dort die erste deutsche Zeitung. Napoleon hob 1806 die reichsstadtische Verfassung auf, machte F. zur Bundesstadt des Rheinbundes u. erhob es zur Hauptstadt des Großherzogthums F., das sich in die vier Departements F., Aschaffenburg, Hanau u. Fulda schied. Nach dem Sturze Napoleon's erhielt es seine republikanische Verfassung wieder, ward 1816 Sitz des Deutschen Bundestages u. trat 1836 dem Zollverein bei. Am 16. Juli 1866 ward es von Vogel von Falckenstein für Preußen in Besitz genommen, welchem es durch Patent vom 18. Okt. dess. Jahres einverleibt wurde. Am 10. Mai 1871 ward hier der Friede zwischen Deutschland u. Frankreich — der Friede von F. — geschlossen.

Nr. 2897. Frankfurt a. M. in der Mitte des 18. Jahrh., von der Mainbrücke aus gesehen. Nach Sal. Kleiner.

Nr. 2898. Frankfurt a. M.

Frankfurter Attentat heißt ein Anschlag, den eine Schar aufgeregter junger Männer aus den gebildeten Kreisen von Frankfurt a. M. in Verbindung mit Studenten u. Bauern unter dem Eindrucke der freiheitsfeindlichen Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 am 3. April 1833 auf die Stadt Frankfurt, die Residenz der Bundesbehörden, versuchten. Der Plan des Komplots war, durch einen Handstreich einige wichtige Punkte der Stadt zu überwältigen, dann das Volk zum Aufruhr zu entflammen u. die Bundesversammlung gewaltsam aufzulösen. Es gelang den Aufständischen, sich der Hauptwache u. der Konstablerwache zu bemächtigen. Vor letzterer aber wurden sie von dem schleunigst gegen sie aufgebotenen Militär erreicht, das sie nach kurzem Kampfe, bei welchem die Bevölkerung theilnahmlos blieb, theils auseinander sprengte, theils gefangen nahm.

Frankfurt an der Oder, Hauptstadt des gleichnamigen preuß. Regierungsbezirkes, Kreisstadt des Lebuser Kreises mit 43,211 E. (1871), liegt an dem linken Ufer der Oder, über welche eine 260 m. lange Holzbrücke nach der Dammvorstadt führt, in anmuthiger, gut angebauter, ebener Gegend, ist in den Vorstädten meist schön u. modern gebaut, hat 5 evangelische Kirchen, darunter die im 14. Jahrh. in gothischem Stile erbaute Marienkirche, eine katholische u. eine Synagoge, eine Provinzialgewerbeschule, ein Gymnasium u. eine Realschule, die sich in den Räumen der 1506 gegründeten, 1811 nach Breslau verlegten Universität befindet. F. ist reich geworden durch den Oderhandel, der durch den 1688 eröffneten, oberhalb der Stadt mündenden Friedrich-Wilhelmskanal zwischen Elbe u. Oder einen bedeutenden Aufschwung genommen hat; jährlich passiren etwa 2000 Schiffe die Stadt. Die drei zu Reminiscere, Margaretha u. Martini abgehaltenen Messen haben für den deutschen Osten eine gleiche Bedeutung, wie die von Frankfurt a/M. für den Westen. Die vorzüglichsten Erzeugnisse der Industrie sind Steingut, Töpferwaaren, Senf, Tabak, Zucker u. s. w.; in der Nähe der Stadt befinden sich Braunkohlengruben. F. wurde 1253 zur Stadt erhoben u. trat dem Hansabunde bei, dessen Zeichen, eine von einer kürzeren unterstützte eiserne Stange mit einem eisernen Ringe, der Giebel des alterthümlichen Rathhauses noch heute trägt. Kaiser Karl IV. belagerte es 1348 vergeblich; 1432 wurde es von den Hussiten, 1631 von Gustav Adolf erstürmt u. 1759 von den Russen besetzt. Letztere siegten 12. Aug. 1759 in dem eine halbe M. östl. von F. gelegenen Kunersdorf über Friedrich d. Gr., in welcher Schlacht auch der durch sein Gedicht „Der Frühling" bekannte Major Ewald von Kleist verwundet wurde, der darauf am 24. Aug. in F. starb u. dort 1779 ein Denkmal erhalten hat. In der Dammvorstadt befindet sich das Denkmal des am 27. April 1785 in der Oder ertrunkenen Herzogs Leopold von Braunschweig, dessen Todestag alljährlich durch ein Schulfest gefeiert wird. F. ist auch Geburtsort des unglücklichen Dichters Heinrich von Kleist. — Der Regierungsbezirk F. umfaßt die Osthälfte der Provinz Brandenburg, liegt auf beiden Seiten der Oder, Warthe, Neiße u. Spree u. hat auf 348½ □M. 1,034,914 E. (1871), unter denen 60,000 der slavischen Nationalität angehören; derselbe zerfällt in den Stadtkreis F. u. in 16 Landkreise. In den Städten ist die Tuchfabrikation der hervorragendste Industriezweig.

frankiren, einen Brief portofrei machen.

Fränkische Kaiser, die deutschen Kaiser aus fränkischem Stamme (von Konrad II. bis Heinrich V., 1024—1125); s. „Deutschland, Geschichte" (Bd. III., S. 876).

Fränkische Schweiz wird das zwischen den bayerischen Städten Lichtenfels, Bayreuth, Bamberg u. Nürnberg gelegene, im Durchschnitt 500 m. über das Meer sich erhebende Gebirgsland genannt, welches den nördl. Ausläufer des fränkischen Jura bildet. Es ist eine Hochebene, die im O. u. N. zum Mainthal, im W. zur Regnitz u. im S. zur Pegnitz abfällt u. von der forellenreichen Wiesent durchflossen wird. Die Berge bestehen aus Kalkstein; die höchsten Erhebungen aus Dolomit. Die Natur dieser Gesteinsarten bedingt die seltsamen Felsformationen u. den Reichthum an Höhlen, von denen einzelne, wie die Gailenreuther Höhle, durch ihre Ueberreste urweltlicher Thiere, andere, wie die Kapps- u. Sophienhöhle, durch ihre Tropfsteingebilde merkwürdig sind. Die Romantik der schönen, wasserreichen Thäler mit ihren Ruinen, Wallfahrtskirchen u. Schlössern, sowie der Ruf ihrer Kaltwasserheilanstalten, haben dieses Gebirgsland zu einem sehr besuchten Reiseziel gemacht.

Fränkischer Bund heißt das Bündniß, welches die Bischöfe Friedrich von Bamberg u. Johann von Würzburg u. die Markgrafen Friedrich u. Johann von Bamberg mit den fränkischen Grafen u. Rittern 1423 schlossen u. durch das sich alle vertragschließenden Theile zu gemeinsamer Wahrung des Landfriedens u. zu friedlicher Ausgleichung von Streitigkeiten, die etwa unter den Verbündeten entstehen sollten, verpflichteten.

Fränkischer Jura, s. „Jura".

Fränkisches Reich, s. „Franken" u. „Frankreich".

Frankl, Ludwig August, deutscher Dichter, geb. von jüdischen Eltern 3. Febr. 1810 zu Chrast in Böhmen, wuchs unter kümmerlichen Verhältnissen heran, bezog 1828 die Universität Wien, um Medizin zu studiren, fühlte sich aber weniger zu dieser als zur Kunst u. Literatur hingezogen u. veröffentlichte bereits 1832 eine größere epische Dichtung, „Das Habsburgslied". Diesem reihte sich nach mehreren kleineren Epen u. Balladensammlungen seine groß angelegte, von reicher Phantasie u. Gestaltungskraft zeugende Dichtung „Christophoro Colombo" (Stuttg. 1836) an. Von einer italien. Reise nach Wien zurückgekehrt, verwaltete er daselbst seit 1838 das Amt eines Sekretärs der israelitischen Gemeinde. Im J. 1842 gründete er die „Sonntagsblätter", eine geschmackvoll u. freisinnig geleitete Wochenschrift, die nach der Niederwerfung der Revolution unterdrückt wurde. Ein drittes größeres Gedicht schuf er 1846 in seinem Epos „Don Juan d'Austria". Episoden aus der jüdischen Sage u. Geschichte behandeln gemüthvoll u. in edler Form seine „Ahnenbilder" u. das Gedicht „Der Primator". Sein satirisches Talent bekunden die Gedichte „Hippokrates u. die moderne Medizin", „Die Charlatane" u. „Die Cholera".

Nr. 2899. Benjamin Franklin (geb. 17. Jan. 1706, gest. 17. April 1790).

Franklin (spr. Fränklin), Benjamin, amerikan. Freiheitsmann, geb. 17. Jan. 1706 auf Governor's-Island (Insel in der Rhede von Boston), war der Sohn eines Seifensieders, dessen Handwerk er als Knabe erlernte, trat aber später bei seinem Bruder, einem Buchdrucker, in die Lehre. Im J. 1728 gründete er selbst zu Philadelphia eine Buchdruckerei, mit der er bald eine Papier- u. eine Buchhandlung, nam. aber den Verlag einer Zeitung verband. Da er selbst sich durch eigene Kraft emporgearbeitet hatte und den wirthschaftlichen u. moralischen Segen der Bildung an sich empfand, so erfaßte er mit großem Eifer den Beruf, durch die Presse, durch Volksschriften, Bildungsvereine, Bibliotheken u. andere gemeinnützige Anstalten das geistige Streben seiner Landsleute zu fördern u. ihren Ideenkreis zu erweitern. Zu unmittelbarer Theilnahme an den öffentlichen Geschäften gelangte er 1737, in welchem Jahre er zum Oberpostmeister von Pennsylvanien ernannt ward. Seine Studien, die er trotz dieser umfassenden Thätigkeit für das praktische Leben nicht unterbrochen, hatten ihn auf eingehende Untersuchungen über Elektrizität u. auf die Erfindung des Blitzableiters u. des elektrischen Drachens geführt, deren Bedeutung man aber erst später würdigte. Nachdem er 1753 zum Generalpostmeister sämmtlicher engl. Kolonien in Nordamerika ernannt worden war, ging er 1767 als Vertreter von Pennsylvanien nach London, wo er vor dem Parlamente furchtlos für die Autonomie seines Vaterlandes eintrat. Nachdem der Bruch zwischen England u. den Kolonien unheilbar geworden u. der neue Freistaatenbund, an dessen Konstituirung

F. als Mitglied des Kongresses hervorragenden Antheil genommen, von Frankreich anerkannt war, ging der greise Patriot als Gesandter der Republik nach Versailles, wo er 1778 den Abschluß eines Allianzvertrages gegen England bewirkte. Hiermit war die Politik des alten Pitt gebrochen, u. das stolze England mußte sich endlich in dem von F. mitunterzeichneten Frieden zu Paris 1782 dazu verstehen, die Unabhängigkeit der Freistaaten von Nordamerika anzuerkennen. Bei seiner Rückkehr ins Vaterland mit Begeisterung begrüßt, fuhr er rastlos fort, für das Gemeinwohl zu wirken, u. schmückte seinen Lebensabend durch eine Reihe verdienstlicher Werke, unter denen die Gründung eines Vereins zur Abschaffung der Sklaverei obenan steht. Nachdem er noch in hohem Alter die Stelle eines Präsidenten im Kongreß von Pennsylvanien würdig u. thätig ausgefüllt u. die Schmerzen einer schweren Krankheit mit stoischer Ruhe ertragen, starb er zu Philadelphia 17. April 1790. Auf seinem Grabstein wurde die von ihm selbst verfertigte Inschrift angebracht: „Hier liegt der Leib Benjamin F.'s, eines Buchdruckers, als Speise für Würmer, gleich dem Deckel eines alten Buches, aus welchem der Inhalt herausgenommen u. der seiner Inschrift u. Vergoldung beraubt ist. Doch wird das Werk selbst nicht verloren sein, sondern einst wieder erscheinen in einer neuen, schöneren Ausgabe, durchgesehen u. berichtigt vom Autor." Die Ergebnisse seines Lebens u. Nachdenkens legte der schlichte Weise in einer Anzahl trefflicher Volksschriften nieder; von diesen sind nam. die „Sprüchwörter des alten Heinrich, od. die Weisheit des guten Richard" (Philad. 1757) bezeichnend für seine praktische Philosophie, die von metaphysischer Ueberspekulation eben so weit entfernt ist wie von der Plattheit des Alltagslebens. Eine Sammlung seiner Schriften — darunter seine Selbstbiographie — gab Sparks heraus (10 Bde., Bost. 1840; neue Aufl. 1850), der auch sein Leben beschrieb. Biographien lieferten ferner Parton (2 Bde., Newyork 1864) u. Venedey (Freib. i. Breisg. 1863).

Nr. 2900. Sir John Franklin, geb. 16. April 1786, gest. 11. Juni 1847.

Franklin, Sir John, engl. Seefahrer, geb. 16. April 1786 zu Spilsby in der Grafschaft Lincoln, ging frühzeitig zur See u. nahm 1803 an der Reise des Kapitäns Flinders nach der Südsee, 1805 an der Schlacht bei Trafalgar, 1818 an der Nordpolexpedition unter Kapitän Buchan Theil. Im J. 1819 unternahm er selbst als Kapitän von der Hudsonsbai aus eine Landexpedition längs des Kupferminenstromes, während gleichzeitig Parry auf demselben zu Schiffe vordrang. Nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten kehrte er 1822 ins Vaterland zurück, wo er zum Marinekapitän ernannt wurde. Auf einer zweiten Expedition (1825—27) erforschte er, weiter vorrückend, das Innere des Küstenlandes zwischen dem Kupferminen- u. dem Mackenzieflusse. Nachdem er 1836—43 das Amt eines Gouverneurs von Vandiemensland bekleidet hatte, trat er im Mai 1845 zum dritten Male an die Spitze einer Nordpolexpedition u. steuerte kühn seinem Ziele, der Auffindung einer nordwestl. Durchfahrt, entgegen. Von dieser Reise sollte jedoch weder er selbst noch irgend einer seiner Genossen wiederkehren. Die engl. Regierung unterließ kein Mittel, um F., von dem schon wenige Jahre nach seiner Abfahrt die Nachrichten ausblieben, auf die Spur zu kommen, u. seine treue Gattin selbst, Lady Jane F. (geb. Griffin), setzte fast ihr ganzes Vermögen an die Auffindung des Verschollenen. Erst 1859 wurde festgestellt, daß die Expedition bereits 1846 ins Stocken gerathen, daß alle ihre Mitglieder den Schrecken der Elemente u. dem Hunger erlegen u. daß F. nach einem qualvoll verlebten Winter 11. Juni 1847 gestorben war. Seine früheren Reisen sind beschrieben in „Narrative of a journey to the shores of the Polar Sea, in the years 1819—22" (2 Bde., Lond. 1824; deutsch, 2 Bde., Weim. 1824) u. „Narrative of a second expedition to the shores of the Polar Sea, 1825—27" (3 Bde.; deutsch, Weim. 1829); vgl. „Franklin-Expeditionen u. ihr Ausgang"; 3. Aufl., Lpz. 1873.

Franklinit, ein vorzugsweise aus Eisenoxyd mit Mangan- u. Zinkoxyd bestehendes, eisenschwarzes, tesseral u. fast nur in Oktaedern krystallisirendes Mineral, deren Kanten u. Ecken gewöhnlich abgerundet erscheinen; mit Rothzinkerz u. Kalkspath von Franklin in New-Jersey.

Franklin'sche Tafel ist eine von Benj. Franklin ersonnene Abänderung der Kleist'schen od. Leydner Flasche (s. „Flasche"). Ebenso wie bei letzterer die innere u. die äußere Seite einer Glasflasche od. Glasbüchse bis zu einer gewissen Entfernung vom oberen Rande mit einem metallischen Leiter, z. B. Stanniol, beklebt sind, belegt man bei der F. T. die beiden Seiten einer ebenen viereckigen Glasplatte mit Stanniol, jedoch mit Freilassung eines mehrere cm. breiten Randes, der, wie bei der Flasche, der besseren Isolirung wegen, lackirt wird. Ladet man, während die eine Belegung der Tafel durch Berührung mit der Hand od. sonstwie abgeleitet ist, die andere Belegung durch den Konduktor einer Elektrisirmaschine positiv, so wird auf der abgeleiteten negative Elektrizität gebunden, positive dagegen durch den Leiter abfließen. Verbindet man dann beide Belegungen durch einen Metallbügel, so neutralisiren sich die entgegengesetzten Elektrizitäten derselben durch heftige Funkenerscheinung.

Frankreich. Geographie. F. (franz. la France), zur Zeit eine Republik mit 9599 1/2 □M., bildet den südwestl. Theil am Rumpfe des europ. Kontinentes; auf drei Seiten, im N., W. u. S., wird es vom Meere umgeben, nach SW. von Spanien, nach O. auf seiner breitesten Fläche von Belgien, dem Deutschen Reiche, der Schweiz u. Italien begrenzt. Schon seine Lage macht F. zu einem von der Natur außerordentlich begünstigten Lande. Eine reiche Küstenentwicklung, unterstützt durch die breiten Flußmündungen, die vorspringenden Halbinseln der Bretagne u. Normandie, die Nähe von England, das von F. nur durch den Kanal u. die Straße von Calais getrennt ist, u. im S. der Golfe du Lion, in welchem das Mittelländische Meer tief in das Land eindringt u. sich dem Busen von Biscaya des Atlantischen Ozeans nähert, verleihen F. eine wichtige Stellung auf dem Meere. Eben so vortheilhaft ist aber auch die Beschaffenheit seiner Landoberfläche. F. ist eins jener glücklichen Länder, in welchen nicht *eine* Form der Bodenverhältnisse vorherrscht, sondern sich ein vortheilhafter Wechsel der verschiedensten Formen zeigt; es besitzt weder die Einförmigkeit der span. Hochebenen noch die der sarmatischen Tiefebene; es ist kein ausschließliches Alpenland od. Mittelgebirgsland, sondern zeigt an der Meeresküste meist Tiefebene, in der Normandie u. der Champagne Plateaux, in der Auvergne u. den Cevennen Mittelgebirge u. in den Alpen u. Pyrenäen Hochgebirge.

Die Pyrenäen bilden die Grenze zwischen Spanien u. F.; sie ziehen sich von W. nach O., zwischen dem Atlantischen u. dem Mittelländischen Meere, u. bezeichnen gerade die schmalste Stelle F.'s u. hiermit auch Europa's. Man unterscheidet die Westpyrenäen, welche sich vom Golf von Bayonne bis zur Rolandsbresche erstrecken, die Centralpyrenäen von dieser bis zum Pic de Corlette im Dep. Ariège u. die Ostpyrenäen, die ihre Ausläufer bis zum Mittelländischen Meere aussenden. Weder an Höhe noch an Großartigkeit den Alpen gleich, tragen die Pyrenäen doch durchaus den Charakter eines Hochgebirges mit seinen über die Schneegrenze emporragenden Gipfeln, seinen steilen Abstürzen, Gletschern u. Wasserfällen. Nur die ausgedehnten Alpenweiden u. die Seen fehlen ihnen; auch mangeln ihnen die gewaltigen Gebirgsknoten u. Massengebirge der schweizerischen u. Tiroler Alpen; steil fallen ihre Berge zu den Thälern ab u. ihr Rücken trägt nur wenige Hochflächen von größerer Ausdehnung. So ist es gekommen, daß die Pyrenäen an Wasserreichthum u. auch an Menge des Schnees u. Eises den Alpen beträchtlich nachstehen u. daß auf ihren Höhen nur stellenweise sich eine ähnliche Viehwirthschaft hat entwickeln können, wie in der Schweiz u. anderen Alpenländern. Die höchsten Gipfel liegen zwar auf span. Seite, doch

haben die franz. Pyrenäen noch eine ansehnliche Anzahl von Erhebungen über 3000 m. Der westl. Theil erreicht diese Höhe noch nicht vollständig, denn der Pic du Midi de Pau mißt nur 2967 m.; dagegen erheben sich die Granitmassen der Centralpyrenäen im Mont Calm 3250 m., im Pic Long 3193 m., im Vignemale 3298 m. u. im Tour de Machoré 3006 m. Gerade dieser Theil des Gebirges ist der malerischste; die größten Naturreize konzentriren sich im Gavernie-Thale mit seinem großartigen Gletscherhintergrunde u. einem 422 m. hohen Wasserfalle. Die sich vielfach verzweigenden Ostpyrenäen sind niedriger; der Pic Canegou ist 2785 m., der Pic de Castabone 2421 m. hoch. Das diesem Gebirge vorgelagerte Bergland geht im westl. Theile strahlenförmig vom Pic du Midi aus, erstreckt sich bis zur Garonne u. bedingt durch seine radienförmige Gestaltung die eigenthümliche Richtung der Nebenflüsse dieses Stromes des Adour. Höher sind die begleitenden Ketten der Mitte u. des Ostens, u. hier liegen mehrmals auf ihnen die höchsten Gipfel, nicht auf der Hauptkette. Verhältnißmäßig zahlreiche Pässe führen über dieses Hochgebirge, doch kein einziger, welcher für einen Schienenweg Verwendung hätte finden können. Die bedeutendsten Uebergänge sind die durch den sagenhaften Tod Rolands berühmt gewordene Rolandsbresche, der Col de St. Jean de Luz, über den die Straße von Bayonne nach Madrid führt, der Port de Gavernie (2241 m.), der Port Viel d'Estaube (2561 m.) u. der Port Pinède (2499 m.); einer der höchsten Pässe ist der Port d'Oo (3002 m.), der in das Thal der patriarchalischen Republik Andorra führt. Der größte Verkehr zwischen Spanien u. F. herrscht aber auf den Straßen zwischen Bayonne u. St. Sebastian im W., welche beiden Städte auch durch eine Eisenbahn verbunden sind, u. zwischen Perpignan u. Figueras im O. über den Paß von Bellegarde.

Das andere Hochgebirge F.s sind die Alpen zwischen dem Genfer See u. dem Mittelmeere, die Meeralpen u. die westl. Verzweigungen der Westalpen umfassend. Im SO. des Genfer Sees erhebt sich der riesige, 5 M. lange, mit ungeheuren Gletschern bedeckte Gebirgsstock des Montblanc, den die Grenzen zwischen F., Italien u. der Schweiz durchschneiden, dessen zahlreiche Gipfel sich größtentheils über 4000 m. erheben u. der in Einem bis 4810 m. ansteigt. Vom Montblanc läuft die Grenze zwischen F. u. Italien auf dem höchsten Kamme der Grajischen Alpen über den Mont Iséran (4045 m.) u. den Mont Cenis (3584 m.) u. wird durchschnitten von den Pässen des Kleinen St. Bernhard (3000 m.) u. des Mont Cenis (2065 m.); die südl. Fortsetzung des Mont Cenis, der Mont Fréjus, wird von der Eisenbahn durchschnitten. Die westl. Ausläufer dieser Grajischen Alpen erfüllen das franz. Savoyen mit Gebirgszügen, die sich im N. bis zum Genfersee, im W. bis zur Rhone vorschieben u. durch das Thal dieses Stromes von den südl. Ausläufern des Jura getrennt werden; im Mont Buet erheben sich diese savoyischen Alpen bis zu 3108 m., fallen aber nach N. u. W. bis zu 1500 m. ab. Die Verbindung zwischen den Grajischen u. den Seealpen bilden die Cottischen Alpen mit dem Mont Tabor (3172 m.), dem Mont Genèvre (3592 m.) u. dem Monte Viso (3836 m.); von ihnen zweigen sich nach W. zwei riesige Aeste ab, die bedeutend höhere Gipfel als der Stamm tragen; das sind die Alpen von Maurienne, die sich vom Mont Tabor nach dem Flußthale der Isère zu ziehen u. in den Trois Ellious bis zu 3882 m. ansteigen, u. die Alpen der Dauphiné mit dem Mont Pelvoux (4097 m.), Ollan (4212 m.) u. Arsine (4105 m.), die im S. zum Thale der Durance abfallen u. im Mont Ventoux (1959 m.) sich am meisten dem Rhonethale nähern. — Die Seealpen beginnen beim Monte Viso, umgeben das Land in einem Halbkreise u. zweigen sich in den Basses Alpes ab. Ihre höchsten Gipfel sind die Cima dei Gelas (3178 m.) u. der Mont Louget (3153 m.). Ihre Ausläufer erfüllen das Land zwischen der Rhone u. der italien. Grenze u. fallen theilweise steil zum Meere ab; im O. gehen sie in das Apenninen-Gebirge über. Westl. von den Alpen, zwischen deren Vorbergen u. den Verzweigungen der Cevennen, liegt die Tiefebene des Rhonethales, deren schmaler Streif sich in der Nähe des Meeres dreieckartig verbreitert u. zumeist durch das Delta des Stromes ausgefüllt wird.

In der Mitte des südl. F. dehnt sich das Hochland der Auvergne, dessen Kegelberge mit ihren deutlich zu erkennenden Kratern u. Lavaströmen dieses Gebirge als eine Stätte ehemaliger starker vulkanischer Thätigkeit bezeichnen. Es streicht in der Hauptrichtung von S. nach N., scheidet sich in drei Theile nach den höchsten Gipfeln, dem Plomb du Cantal (1858 m.), dem Mont Dore mit dem Puy de Sancy (1886 m.) u. dem Puy de Dôme (1465 m.), bildet in seinen westl. Ausläufern, den Limousiner Bergen (Mont Odouze, 1364 m.), die Wasserscheide zwischen Loire, Garonne u. Charente u. steht durch einen zwischen den Flüssen Allier u. Lot sich hinziehenden Gebirgszug mit den Cevennen in Verbindung. Dieses Bergland beginnt bei der durch den Canal du Midi bezeichneten Senke, in der Nähe der Quellen des Aude-Flusses mit den Schwarzen Bergen bei Castelnaudary (durchschnittlich 800 m. hoch), schließt dann in einem weiten, nach NW. geöffneten Bogen die südfranz. Tiefebene nach N. ab, steigt in den Lozèrebergen zu einer Höhe von 1500 m. an u. begleitet im W. das Rhonethal mit den Gebirgen von Lyonnais (Mont Jones 1562 m., Mont Mézin 1774 m.) u. von Charolais (La Haute-Joux 994 m.), in dem er mit der Senke des Canal du Centre endigt. Das Thal der Loire, welche am Mont Jones entspringt, trennt hiervon die Monts Forez, die sich zwischen der Loire u. dem Allier von S. nach N. hinziehen, eine mittlere Höhe von 1000 m. haben u. in dem St. Pierre sur Haute sich zu 1634 m. erheben.

Nördl. vom Canal du Centre verlieren die Höhen bald ihren Gebirgscharakter; die Hügelreihen der Côte d'or haben nur eine Durchschnittshöhe von 500 m. u. flachen sich bald zu dem flußreichen Plateau von Langres ab, das im N. mit dem Plateau von Lothringen, im NW. mit dem der Champagne in Verbindung steht. Diese Höhen begleiten das rechte Ufer der Saône, zu ihrem linken schieben sich die plateauartigen Vorberge des Jura vor. Dieses aus mehreren Parallelketten bestehende Gebirge wird im S. durch den weiten Bogen der Rhone von den Gebirgen Savoyens getrennt; auf ihm hin läuft die Grenze zwischen F. u. der Schweiz. In seinem südl. Theile sind 6 parallele Ketten zu unterscheiden, deren Längenthäler den Lauf der Flüsse bestimmen; weiter nördl. verbreiten sich die Gebirge in Hochflächen u. fallen terrassenförmig nach W. ab, während der Abfall nach O. nach den schweizerischen Seen steil erfolgt. Die mittlere Höhe des franz. Jura ist 1400 m., über diese steigt der Molesson zu 2007 m. u. der Col de la Faveille zu 1925 m. empor.

Auf den Vogesen läuft seit 1871 die Grenze zwischen F. u. Deutschland. Der Grand Ballon d'Alsace (1429 m.) u. der Grand Ventron (1209 m.) bilden jetzt die gewaltigen Grenzsteine zwischen diesen beiden Reichen. Nach W. senden die Vogesen eine große Menge von Aesten, die in der Hügelgruppe der Faucilles zu dem Plateau von Langres abfallen u. im NW. in das lothringische Plateau übergehen. Die strategisch wichtige Senke von Belfort trennt Vogesen u. Jura. Das lothringische Plateau stellt eine wellenförmige Hochebene dar, die von tiefen Flußthälern u. einzelnen bewaldeten, niedrigen Bergzügen unterbrochen wird. Die Durchschnittshöhe beträgt 250 m., nur zwischen der Maas u. der Aisne finden sich Erhebungen von 350 m. u. dort, wo sich das Plateau an die Vorberge der Vogesen anlehnt, Höhenzüge von 500 m. Diese Höhen, unter denen der Argonnerwald (300 m. hoch) westl. von der Maas der bekannteste ist, begleiten gewöhnlich die Flußläufe. Im N. setzen sich die Ardennen fort, nur zum kleinen Theile F. zugehörig.

Isolirte Gebirgsgruppen weisen die Halbinseln der **Bretagne** u. der **Normandie** auf; erstere wird von den Monts d'Arrée von O. nach W. durchzogen, letztere von einer wellenförmigen Hochebene erfüllt. Die Insel **Corsica**, welche nach ihrer Lage, Bevölkerung u. Geschichte zu Italien gehört, seit 1768 aber F. einverleibt ist, wird von einem Hochgebirge durchzogen, das seine höchste Höhe im Monte Rotondo (2763 m.) erreicht.

Die wichtigsten Berge Frankreichs (über 1400 m.):

Montblanc	4810 m.	Mt. Calm	3250 m.	Mt. Ventoux	1959 m.
Mt. Ollan	4202 „	Pic Long	3193 „	Col de la Faveille	1925 „
Mt. Arsine	4105 „	Cima dei Gelas	3178 „	Puy de Sancy	1886 „
Mt. Pelvoux	4097 „	Mt. Louget	3153 „	Plomb de Cantal	1858 „
Mt. Iséran	4045 „	Mt. Buet	3108 „	Mt. Mezin	1774 „
Trois Ellious	3882 „	Tour de Machoré	3006 „	St. Pierre sur Haute	1634 „
Mt. Viso	3836 „	Pic du Midi	2967 „	Mt. Jones	1562 „
Mt. Genèvre	3592 „	Pic Canegou	2785 „	Puy de Dôme	1465 „
Mt. Cenis	3584 „	Pic de Castabone	2421 „	Ballon d'Alsace	1429 „
Vignemale	3298 „	Mt. Molesson	2007 „		

Die **Bewässerung** F.s ist eine außerordentlich glückliche. Zahlreiche Ströme u. Flüsse durchziehen das Land fast nach allen Richtungen, den Boden reichlich befruchtend u. Handel u. Verkehr fördernd. Mit Ausnahme des wüsten Striches der Landes, die sich zwischen den Mündungen der Garonne u. des Adour an der Küste des Atlantischen Ozeans hinziehen, entbehrt kein Theil dieses Landes des befruchtenden Nasses; kein anderer wiederum hat dessen zu viel, außer dem Deltalande der Rhone mit seinen Sümpfen u. Strandseen. Zwei Meere nehmen die Gewässer F.s auf, der Atlantische Ozean mit dem Kanal u. der Nordsee u. das Mittelländische Meer; nach N., S. u. W. führen die Wasserstraßen, welche die großen, schiffbaren Ströme darstellen, u. die günstigen Bodenverhältnisse haben die Anlage vieler Kanäle gestattet, durch welche alle Stromsysteme F.s mit einander in Verbindung gesetzt sind. Nur ein einziger Strom, die Rhone, hat seine Quelle im Auslande, alle übrigen sind französisch vom Ursprung bis zur Mündung — wenn wir absehen von der Maas, der Schelde u. der Mosel, die französischen Gebirgen entspringen u. fremden Gebieten zueilen. Den SW. F.s beherrscht die Garonne, welche von den Centralpyrenäen herabströmt, bis Toulouse in der Richtung nach NO. fließt, sich dann nach NW. wendet, von Cazères an schiffbar wird u. sich unterhalb Bordeaux nach einem Laufe von 90 M. in den Meerbusen von Biscaya ergießt. Die Hauptzuflüsse kommen ihr von der rechten Seite zu: Tarne, Lot u. Dordogne. Nach ihrer Vereinigung mit letzterer erhält sie den

Namen Gironde, die $\frac{1}{2}$—2 M. Breite hat, in einer seenartigen Erweiterung in das Meer übergeht u. Seeschiffen erlaubt, bis Bordeaux aufwärts zu segeln. Ebenfalls ein Pyrenäenstrom ist der Adour, der, 44 M. lang, auf $\frac{2}{3}$ seines Laufes schiffbar ist u. in den Golf von Gascogne mündet. Der größte Strom F.s ist die Loire; sie entspringt im Herzen des Landes, im Hochlande der Cevennen, wendet sich, nachdem sie in einer nordwestl. Hauptrichtung geflossen ist, bei Orleans nach W. u. strömt in den Atlantischen Ozean unterhalb Nantes, bis wohin Seeschiffahrt getrieben wird; schiffbar ist sie überhaupt auf $\frac{4}{5}$ ihres 130 M. langen Laufes. Links nimmt sie die Nebenflüsse Cher u. Vienne auf, rechts die Maine mit der Sarthe u. dem Loir. Zwischen der Loire u. Gironde nimmt das Meer noch die 40 M. lange Charente auf, die auf dem Berglande von Limousin entspringt u. von Angoulême schiffbar ist. In den Kanal fließt die Seine, der wichtigste Strom für den franz. Binnenhandel; sie entspringt auf dem Plateau von Langres, hält die Hauptrichtung nach NW. ein, nimmt links die Yonne u. Eure, rechts die Aube u. Marne auf, hat Kanalverbindungen mit der Loire, der Maas, der Schelde u. dem Rheine u. mündet nach einem vielgewundenen unteren Laufe bei Havre in außerordentlicher, für die Seeschiffahrt günstiger Breite; $\frac{3}{4}$ ihres 100 M. langen Laufes ist schiffbar, der Seeverkehr reicht bis Rouen. Die Rhone od. richtiger der Rhone ist der einzige große franz. Strom, der sich in das Mittelmeer ergießt, der einzige auch, dessen Lauf zum größten Theil von N. nach S. gerichtet ist u. der bei seiner Mündung ein Delta bildet. Auf dem St. Gotthard entsprungen, tritt die Rhone unterhalb Genf auf franz. Gebiet, durchbricht eine Kette des Jura, umschreibt die anderen in einem großen, nach S. gerichteten Bogen u. wendet sich, nachdem sie bei Lyon die von N. kommende Saône aufgenommen, nach S.; von den Alpen empfängt sie die Isère, die Drôme u. die Durance, kleinere Zuflüsse von den Cevennen. Bei Arles beginnt sie sich zu theilen in die kleine u. große Rhone, welche wiederum sich spalten u. in versandeten Mündungen sich ergießen. Durch einen wichtigen Kanal steht die Saône mit dem Rheine, durch einen anderen mit der Loire in Verbindung; ein dritter führt von Arles nach Martigues, ein vierter von Beaucaire nach Cette. Wenn wir die Maas als einen selbständigen Strom betrachten, so nimmt F. an dem Gebiete des Rheines jetzt nur noch durch den Oberlauf der Mosel Antheil. — Die Zahl der **Landseen** ist unbedeutend; der Genfersee, der größte von ihnen, ist nur auf einen Theil seiner südl. Küste französisch. In Savoyen liegen die Seen von Annecy u. Bourget, im Jura der von St. Point; zahlreiche Strandseen ziehen sich an der Küste der Landes u. am Mittelmeer hin.

Die wichtigsten Flüsse Frankreichs.

Name.	Mündet in:	Länge des Laufes.	Stromgebiet.	Schiffbar von
Adour	Golf v. Gascogne	44 M.	300 □M.	St. Sevèr
Charente	Golf v. Biscaya	40 M.	360 □M.	Angoulême
Cher	Loire	50 M.	380 □M.	St. Amand
Dordogne	Gironde	50 M.	400 □M.	Souillac
Durance	Rhone	40 M.	250 □M.	
Garonne	Golf v. Biscaya	90 M.	1400 □M.	Cazères
Isère	Rhone	43 M.	210 □M.	Grenoble
Loire	Golf v. Biscaya .	130 M.	1960 □M.	Roanne
Maas	Nordsee	121 M.	690 □M.	Verdun
Marne	Seine	57 M.	420 □M.	St. Dizier
Mosel	Rhein	71 M.	527 □M.	Pont à Mousson
Oise	Seine	35 M.	210 □M.	Compiègne
Rhone	Mittelmeer	175 M.	2000 □M.	Le Parc
Saône	Rhone	52 M.	480 □M.	Gray
Seine	Canal la Manche	95 M.	1260 □M.	Méry
Vienne	Loire	55 M.	400 □M.	Chauvigny
Yonne	Seine	30 M.	200 □M.	Joigny

Nr. 2901. Französische Armee. Zeichnung von A. Beck.
Jäger zu Pferde. Turko. Infanterie-Offizier. Spahis-Offizier. Lancier. Dragoner. Infanterist.

Das **Klima** F.s zeigt den für die Vegetation außerordentlich günstigen Uebergang des kontinentalen zum ozeanischen; beider Extreme sind ausgeglichen, u. F. kann wol in klimatischer Hinsicht als das am meisten bevorzugte Land Europa's gelten. Die Winterkälte des Nordens mindert der Golfstrom, welcher die Westküste bespült, u. die Sommerhitze des Südens wird durch die Nähe des Meeres abgekühlt. Dünkirchen hat eine Durchschnittstemperatur von + 10,3° C., Paris + 10,6°, Nantes + 12,6°, Bordeaux + 13,6°, Marseille + 15°, Montpellier + 15,2°, Toulon + 16,7°. Im Ganzen ist das Innere kühler als die Küstengegenden. In Brest überwintert die Myrte in offenem Felde, während sie 60 M. südlicher, fern vom Ozean, des Schutzes bedarf; der Feigenbaum, der in Havre ohne besondere Pflege gedeiht, verlangt in Paris recht sonnige Lagen. Doch dauert auch im Innern der Frost nicht lange, u. Regentage herrschen auch im Winter vor. Im S. ist der Winter meistens nur eine lange Regenzeit u. Schnee eine Ausnahme. Andere Verhältnisse walten natürlich in den Berggegenden ob; die hochgelegenen Ortschaften im Jura, in den Cevennen, der Auvergne u. den Alpen haben gewöhnlich einen langen, rauhen Winter. Das Klima bedingt die Produkte der **Pflanzenwelt**. Man hat F. in vier Zonen eingetheilt, je nach bestimmten Nutzpflanzen, die denselben eigenthümlich sind. Den Süden nimmt die Region des Oelbaumes ein; in den Thälern der östl. Pyrenäen, in den Niederungen südl. von den Cevennen u. in den Thälern der Alpen bis zum 45.° nördl. Br. gedeiht dieser Baum u. liefert

in seiner Frucht das Material zu dem vortrefflichen Provenceröl; neben ihm gedeihen aber auch die verschiedensten Arten von Südfrüchten, Orangen, Citronen, Granaten, Lorber, Myrte, eine wunderbare Fülle von Blumen, trefflicher Wein, Mais u. an geschützten Stellen des Meeresufers selbst die Dattelpalme, freilich ohne Früchte zu zeitigen. Eine Linie von der Mündung der Gironde über die Stadt Nevers an der Loire bis nach Nancy bezeichnet die Nordgrenze der Zone des Mais, als Getreidepflanze; mehrere Meilen weiter nördlich geht die Zone des Weines, von dem F. allein 250 Varietäten kultivirt. Jenseit derselben in der vierten u. letzten Region verdrängt das Obst den Weinbau. Im Ganzen ist F. sehr fruchtbar an Getreide, Obst, Gemüse u. Wein, am fruchtbarsten natürlich in den Tiefebenen des Südens. In Betreff der Thierwelt zeigt sich in F. der schädliche Einfluß der Ausrottung der Wälder in einzelnen Departements. Wild ist in größerer Menge nur in den Ardennen u. Argonnen, in den Vogesen, den Waldgebirgen des Inneren u. den Alpen zu finden, nur das Kaninchen ist auch über die waldlosen Gegenden F.s verbreitet. Die Hochgebirge hegen noch Bären u. Luchse, Gemsen u. Steinböcke; in den Ardennen u. den lothringischen Wäldern sind Wölfe nicht selten; den Biber findet man bisweilen in der Rhone; selten ist der Hirsch geworden. Von den Vögeln sind bes. bemerkenswerth der Flamingo u. der Bienenwolf in den Landschaften am Mittelmeer, dort kommt in Morästen auch die Schildkröte u. auf dem trockenen Lande die Tarantel, der Skorpion u. die gefräßige gelbe Ameise vor. Die Meere sind reich an Fischen; der Atlantische Ozean liefert die Steinbutte, die Sardelle, den Hering, Lachs, Kabeljau u. die Makrele; das Mittelmeer den Thunfisch. Pottfische kommen manchmal an die Küsten des Biscayischen Meerbusens. Der Kanal ist bes. reich an Austern, die einen sehr wichtigen Handelsartikel bilden.

Ethnographie u. Statistik. In diesem glücklichen Lande, das der Franzose mit Recht la belle France nennt u. das mit Einschluß Corsica's 9599½ □M. umfaßt, wohnten 1866: 36,469,836 Menschen. Im J. 1872 war diese Zahl auf 36,102,921 gesunken (s. umstehende Tabelle) — eine Abnahme, die nicht nur dem dazwischen fallenden Deutsch-franz. Kriege, sondern weit mehr den entvölkernden Wirkungen der sittlichen u. sozialen Zustände F.s zuzuschreiben ist. Uebrigens ist die Bevölkerung in Bezug auf ihre Nationalität durchaus nicht so einheitlich, wie offiziell behauptet wird. Sie scheidet sich in zwei Haupttheile, die einander in Sprache, Sitte u. Geschichte schroffer gegenüberstehen als die Nieder- u. Oberdeutschen. Es sind dies die Provençalen od. Occitanier im S. u. die Franzosen im N. Zieht man eine Linie von Bordeaux bis Genf, so hat man dadurch etwa die Grenze dieser beiden Sprachgebiete bezeichnet. Die Provençalen, welche demnach viel weiter nördl. wohnen, als die Grenzen der Provence reichen, mögen mit den Catalanen etwa 10,885,000 Seelen zählen; sie bewohnen vorzugsweise die Provence, einen Theil der Seealpen, Vaucluse u. einen Theil der Dauphiné, Ober- u. Nieder-Languedoc, den nördl. Theil der Grafschaft Foix, Auvergne, Marche, Guyenne, Gascogne, einen Theil von Navarra, Saintonge, Angoumois, Limousin u. die Grafschaft Roussillon. In ihren Adern fließt sehr wenig germanisches Blut; dagegen hat das aus Kelten u. Iberern entstandene Volk griechische, römische u. arabische Elemente in sich aufgenommen. Die Sprache, welche als Langue d'oc bezeichnet wird, läßt noch theilweise diese Mischung erkennen; ihre Literatur ist älter als die nordfranzösische, die Lieder der Troubadours sind in ihr geschrieben, u. gegenwärtig macht sich wieder im S. F.s eine starke literarische Bewegung im Zusammenhang mit ähnlichen Bestrebungen in Catalonien u. im starken Gegensatze zu dem Franzosenthume des Nordens geltend. Die Südfranzosen sind kleiner, lebhafter, leidenschaftlicher u. weniger ausdauernd als die Bewohner des nördl. F.s. In letzterem Theile des Landes ist die Bevölkerung durch eine Vermischung der Kelten u. Germanen entstanden. Noch jetzt ähneln sie in ihrem Charakter den Galliern, welche Cäsar schildert; sie sind noch immer so heiter u. frivol so liebenswürdig im Umgange u. rasch im Entschluß, so putzsüchtig u. eitel, so stolz auf ihr Vaterland u. ihre Freiheit, so muthig im Angriff u. verzagt im Unglück u. so wenig fähig, den Werth anderer Völker zu beurtheilen, weil sie den ihrigen überschätzen. Vom Süden ging die mittelalterliche Kultur F.s, vom N. die moderne aus. — Nicht alle jene Franzosen, welche nördl. von der Linie zwischen Bordeaux u. Genf wohnen, gehören dem nordfranz. Stamme an, sondern neben demselben treten in zusammenhängenden Massen noch 200,000 Flaminger in den nördl. Departements, welche früher einen Bestandtheil von Flandern bildeten, 1,100,000 Celten in der Bretagne u. 1,800,000 Wallonen in den nordöstl. Departements auf; im SW. erscheinen noch 250,000 Basken in der Gegend von Bayonne, welche mit ihren Stammesgenossen jenseit der Pyrenäen im Zusammenhange stehen. Außerdem lebten vor dem Kriege in F. 275,888 Belgier, 106,606 Deutsche, 99,642 Italiener, 42,270 Schweizer, 32,650 Spanier, 29,856 Engländer verstreut als Fremde.

Nr. 2902. Französische Armee (Szene aus dem Lager zu Chalons). Zeichnung von A. Beck.

Was die Vertheilung der Bevölkerung über das Land betrifft, so wohnen durchschnittlich 3805 Menschen auf einer □M.; das ist weniger als im Deutschen Reich, wo sich die Zahl auf 4184 stellt, selbst weniger als in Preußen, wo 3906 Seelen auf die □M. kommen. Von den 86 Departements, in welche F. eingetheilt ist, erreichen u. übertreffen nur 27 diese Durchschnittszahl, 59 bleiben hinter ihr zurück. Am dünnsten wird natürlich die Bevölkerung in Gebirgsgegenden sein, die eben so große Schwierigkeiten dem Handel wie dem Ackerbau bereiten. So stehen denn auch die

beiden Alpendepartements mit 1132 u. 1202 E. auf der □M. am tiefsten, nur um Weniges stärker ist die Volksdichtigkeit in den gebirgigen Dep. Lozère u. Corsica u. in den wasserarmen, wüsten Landes. Am stärksten wird die Bevölkerung in jenen Gegenden sein müssen, wo der Boden sich durch Fruchtbarkeit auszeichnet, bequeme Wasser- u. Landstraßen den Handel beleben u. die Industrie — sei es durch die geographische Lage, sei es durch andere örtliche Verhältnisse (Steinkohlen ꝛc.) — bes. gehoben worden ist. Haben sich in diesen Landschaften noch durch historische Verhältnisse große Städte entwickeln können, so werden sie das Maximum der Bevölkerungsdichtigkeit eines Landes zeigen, so, wenn wir von Paris absehen, das Dep. Nord mit 13,492 E., das Dep. Rhone (mit Lyon) mit 13,391 E., das Dep. Seine inferieure (mit Rouen) mit 7235 E., das Dep. Loire (mit Etienne) mit 6213 E., das Dep. Pas de Calais mit 6249 E. u. das Dep. Bouche du Rhone mit 5910 E. auf der □M. Am dichtesten sind die Departements an der Nordküste bevölkert, wo die Einwohner an Ackerbau, Fischerei, Industrie u. Handel gleich werthvolle Nahrungsquellen besitzen.

Die französischen Departements mit ihrem Flächeninhalt und der Bevölkerungszu- oder Abnahme von 1866 bis 1872.

(Nach dem Goth. Hofkalender v. J. 1874.)

Departements u. deren Hauptstädte.	Geogr. □Meilen.	Bevölkerung 1866.	Bevölkerung 1872.	Zu- od. Abnahme auf 1000.
Ain. Bourg en Bresse	105,32	371,643	363,290	—23
Aisne. Laon	133,52	565,025	552,439	—23
Allier. Moulins	132,73	376,164	390,812	+39
Alpes (Basses). Digne	126,30	143,000	139,332	—27
Alpes Hautes. Gap	101,51	122,117	118,898	—27
Alpes maritimes. Nizza	69,72	198,818	199,037	+ 1
Ardèche. Privas	100,37	387,174	380,277	—18
Ardennes. Sedan	95,03	326,864	320,217	—21
Ariège. Foix	88,88	250,436	246,298	—17
Aube. Troyes	109,00	261,951	255,687	—24
Aude. Carcassonne	114,66	288,626	285,927	— 9
Aveyron. Rodez	158,79	400,070	402,474	+ 6
Belfort (Territorium). Belfort	11,04	56,971	56,781	— 3
Bouches du Rhône. Marseille	92,71	547,903	554,911	+13
Calvados. Caen	100,26	474,909	454,012	—46
Cantal. Aurillac	104,27	237,994	231,867	—26
Charente. Angoulême	107,92	378,218	367,520	—29
Charente inférieure. La Rochelle	123,96	479,529	465,653	—30
Cher. Bourges	130,75	336,613	335,392	—36
Corrèze. Tulle	106,53	310,843	302,746	—27
Corse. Ajaccio	158,86	259,861	258,507	— 5
Côte d'or. Dijon	159,11	382,762	374,510	—22
Côtes du Nord. St. Brieuc	125,05	641,210	622,295	—30
Creuse. Guéret	101,13	274,057	274,663	+ 2
Dordogne. Périgueux	166,76	502,673	480,141	—47
Doubs. Besançon	94,94	298,072	291,251	—23
Drôme. Valence	118,14	324,231	320,417	—12
Eure. Evreux	108,20	394,467	377,874	—44
Eure et Loire. Chartres	106,68	290,753	282,622	—29
Finistère. Quimper	122,06	662,485	642,963	—30
Gard. Nimes	105,98	429,747	420,131	—23
Garonne (Haute). Toulouse	114,23	493,777	479,362	—30
Gers. Auch	114,06	295,692	284,717	—39
Gironde. Bordeaux	176,89	701,855	705,149	+ 5
Hérault. Montpellier	112,56	427,245	429,878	+ 6
Ille et Vilaine. Rennes	122,15	592,609	589,532	— 5
Indre. Châteauroux	123,40	277,860	277,693	— 1
Indre et Loire. Tours	111,03	325,193	317,027	—26
Isère. Grenoble	150,51	581,386	575,784	—10
Jura. Lons le Saulnier	90,70	298,477	287,634	—38
Landes. Mont de Marsan	169,19	306,693	300,528	—21
Loir et Cher. Blois	115,34	275,757	268,801	—26
Loire. St. Etienne	86,44	537,108	550,611	+52
Loire (Haute). Le Puy	90,12	312,661	308,732	—13
Loire inférieure. Nantes	124,83	598,598	602,206	+ 6
Loiret. Orléans	122,97	357,110	353,021	—12
Lot. Cahors	94,65	288,919	281,404	—27
Lot et Garonne. Agen	97,23	327,962	319,289	—27
Lozère. Mende	93,89	137,263	135,190	—15
Maine et Loire. Angers	129,35	532,325	518,471	—27
Manche. Cherbourg	107,67	573,899	544,776	—53
Marne. Châlons sur Marne	148,57	390,809	386,157	—12
Marne (Haute). Chaumont	112,96	259,096	251,196	—31
Mayenne. Laval	93,90	367,855	350,637	—49
Meurthe. Nancy	95,24	366,617	365,137	—49
Meuse. Bar le Duc	113,11	301,653	284,725	— 5
Morbihan. Lorient	123,16	501,084	490,352	—23
Nièvre. Nevers	123,80	342,773	339,917	— 8
Nord. Lille	103,17	1,392,041	1,447,764	+40
Oise. Beauvais	106,33	401,274	396,804	—11
Orne. Alençon	110,73	414,618	398,250	—41
Pas de Calais. Arras	119,97	749,777	761,158	+15
Puy de Dôme. Clermont-Ferrand	144,39	571,690	566,463	— 9
Pyrénées (Basses). Pau	138,53	435,486	426,700	—21
Pyrénées (Hautes). Tarbes	82,26	240,252	235,156	—22
Pyrénées orientales. Perpignan	74,86	189,490	191,856	+12
Rhône. Lyon	50,68	678,648	670,247	—13
Saône (Haute). Vesoul	96,98	317,706	303,088	—48
Saône et Loire. Mâcon	155,31	600,006	598,344	— 3
Sarthe. Le Mans	112,72	463,619	446,603	—38
Savoie. Chambéry	104,59	271,663	267,958	—14
Savoie (Haute). Annecy	78,10	273,768	273,027	— 3
Seine. Paris	8,64	2,150,916	2,220,060	+32
Seine inférieure. Rouen	109,57	792,768	790,022	— 3
Seine et Marne. Melun	104,18	354,400	341,490	—38
Seine et Oise. Versailles	101,77	533,727	580,180	+87
Sèvres (Deux-). Niort	108,96	333,155	331,243	— 6
Somme. Amiens	111,89	572,640	557,015	—28
Tarn. Albi	104,28	355,513	352,718	— 8
Tarn et Garonne. Montauban	67,56	228,969	221,610	33
Var. Draguignan	110,18	308,550	293,757	—50
Vaucluse. Avignon	64,13	266,091	263,451	—10
Vendée. Napoléon-Vendée	121,74	404,473	401,446	— 8
Vienne. Poitiers	126,59	324,527	320,598	—12
Vienne (Haute). Limoges	100,19	326,037	322,447	—11
Vosges. Epinal	106,59	397,981	392,988	—13
Yonne. Auxerre	134,90	372,589	363,608	—25
	9599,44	36,469,836	36,102,921	—12

Kolonien und Schutzstaaten.

I. Kolonien.	Geogr. □M.	Einwohner.
Asien. Indien: Pondichéry, Chandernagor, Karikal, Mahé, Yanaon (1868)	9,2	259,981
Französisches Cochinchina (1868)	1022	1,204,287
Asiatische Besitzungen	1031,2	1,464,268
Ozeanien. Neukaledonien	315	29,000
Loyalitätsinseln	39	15,000
Markesasinseln (1864)	22,5	10,000
Ozeanische Besitzungen	376,5	54,000
Afrika. Senegambien	4540	209,012
Insel Réunion (1868)	45,6	209,737
Inseln Mayotte u. Nossi-Bé (1869)	9,74	16,000
Insel Sainte-Marie (1869)	3,16	5979
Algerien (1872)	12,150	2,414,218
Afrikanische Besitzungen	16,748,5	2,854,946
Amerika. St. Pierre, Miquelon u. s. w. (1866)	3,8	3971
Martinique (1868)	17,91	153,334
Guadeloupe u. Dependenzen (1868)	29,88	152,910
Guayana (1868)	1650	25,151
Amerikanische Besitzungen	1701,62	335,366
Sämmtliche Kolonien	19,858	4,708,580
II. Schutzstaaten.		
Asien. Königreich Kambodscha	1523	1,000,000
Ozeanien. Tahiti, Moorea, Tetuaroa, Maïtea (1864)	21,3	13,847
Inseln Tabuai, Vavitu, Rapa	2,6	675
Tuamotu-Inseln (79)	121	8000
Gambier-Inseln (6)	0,54	1500
Sämmtliche Schutzstaaten	1668	1,024,022
Kolonien u. Schutzstaaten	21,526	5,732,602

Größere Städte Frankreichs (Bevölkerungszahl aus dem J. 1866).

Paris	1,825,274 E.	Brest	79,847 E.	Nizza	50,180 E.
Lyon	323,954 „	Toulon	77,126 „	Nancy	49,993 „
Marseille	300,131 „	Le Havre	74,900 „	Rennes	49,231 „
Bordeaux	194,241 „	Roubaix	65,091 „	Orléans	49,100 „
Lille	154,749 „	Amiens	61,063 „	Besançon	46,961 „
Toulouse	126,936 „	Reims	60,734 „	Le Mans	45,230 „
Nantes	111,956 „	Nimes	60,240 „	Versailles	44,021 „
Rouen	100,671 „	Montpellier	55,606 „	Tours	42,450 „
St. Etienne	96,620 „	Limoges	53,022 „	Caen	41,564 „

Grenoble 40,484 E. Boulogne 40,251 E.

Der Religion nach sind die Franzosen zu 982 pro Mille Katholiken, d. h. 35,803,000 im ganzen Lande, 597,500 Protestanten, so viel als 16 pro Mille, 46,000 Israeliten, d. h. 1 pro Mille. Mehr als je 100,000 Protestanten wohnen in den Dep. Seine u. Gard (mit Nîmes); bes. stark sind dieselben dann noch in den Dep. an der Rhone u. Garonne vertreten; fast gar nicht in den centralen Landestheilen F.s. Der Beschäftigung nach finden wir 53%, die sich von Ackerbau, u. 34%, die sich von Industrie u. Handel ernähren.

In den bevölkertsten Distrikten werden auch die größten Städte zu finden sein; hierbei ist aber bemerkenswerth, daß F. keine bedeutende Anzahl großer Städte aufzuweisen hat u. in dieser Hinsicht weit hinter England, Belgien u. Holland zu stehen kommt. So gab es 1866 unter 36,826 Gemeinden (Städten u. Dörfern) nur 65 mit mehr als 20,000, 108 mit 10—20,000, 309 mit 5—10,000 E.

Die physische Kultur des Landes ist sehr entwickelt; 48 % des Bodens ist für den Ackerbau verwendet, 3,7 % zu Weinbergen; 9,7 % sind Wiesen, 17,8 % Weiden, 16,8 % Wälder u. 3,5 % unbebauter Boden; etwa 29 % der ganzen Bodenoberfläche nimmt der Getreidebau für sich in Anspruch. Doch nimmt dieser ab, denn die städtische Industrie entzieht dem Lande außerordentlich viele Arbeitskräfte u. ein großer Theil des früher mit Getreide bestandenen Bodens wird für andere Kulturarbeiten verwendet; so kann F. nur in sehr fruchtbaren Jahren Getreide ausführen. Unter den Cerealien nimmt der Weizen die erste Stelle ein, denn der Franzose ißt, wenn möglich, nur Weizenbrot; 1869 wurden 107,941,558 Hektoliter erbaut; an zweiter Stelle steht Hafer mit 76,300,000 Hktl., dann kommt Roggen mit 26,925,000 Hktl., Gerste mit 20,544,000 Hktl. u. Mais mit 10,304,000 Hktl. Weizen baut man in allen Departements, wo nicht das Klima ihm entgegensteht; Roggen vorzugsweise in den centralen Provinzen, Mais im S., Gerste dient in der Bretagne als Brotfrucht u. wird in den nordöstl. Departements zur Bierbereitung u. als Viehfutter angebaut. Einen ausgedehnten Gemüsebau, dessen Produkte jährlich einen Werth von etwa 550 Millionen Francs repräsentiren, treiben die nördl. Departements; berühmt sind nam. die Bohnen von Soissons, die Artischocken u. der Blumenkohl von Laon, die Rüben von Amiens. — In der Weinproduktion ist F. das erste Land Europa's; 1869 wurden 70 Millionen Hektoliter gewonnen. Nur 11 nördl. u. nordwestl. Departements haben keine Weingärten, sonst ist die Rebenkultur über das ganze Land verbreitet; hervorragend durch die Güte der Sorten ist dieselbe im Rhonethal, im S. der Cevennen, in den Ostpyrenäen, in der Umgegend von Bordeaux, in Burgund u. in der Champagne. Einzelne Distrikte, z. B. an der Charente, produziren Wein fast ausschließlich zur Branntweinbereitung, für welche 1869 ca. 4,300,000 Hktl. verwendet worden sind. Diejenigen Gegenden, welchen das Klima den Anbau des Weinstockes versagt, bereiten dafür den Aepfelwein od. Cider, so die Normandie, Bretagne, Picardie; in denselben Provinzen ist auch der Obstbau beträchtlich. — Das im S. F.s gewonnene Olivenöl repräsentirt jährlich ungefähr einen Werth von 38, der Tabak von 17 Millionen Francs.

Die Viehzucht ist nur in den nördl. Landestheilen bedeutend, in den südl. von der Loire gelegenen nur noch in der Auvergne. Die besten Rinder liefern die Normandie, Flandern, Artois u. die Picardie; in den Loiregegenden werden Pferde für den schweren Zug gezüchtet; Maulthiere führt vornehmlich der W. F.s aus. Die Schafzucht ist im S. bedeutend. Sehr wichtig für den kleinen Grundbesitzer ist die Geflügelzucht nam. in den südwestl. von Paris gelegenen Gegenden; es werden jährlich gegen 100 Millionen Dutzend Eier produzirt u. davon die Hälfte ausgeführt. — Der Seidenbau hängt ab von der Kultur des Maulbeerbaumes u. beschränkt sich auf die südl. Departements, vorzüglich im Gebiete der Rhone. Nach der 1851 aufgetretenen Seidenraupenkrankheit hat er von Jahr zu Jahr abgenommen; das Gewicht der Cocons betrug 1869 nur den dritten Theil von dem 1850 gewonnenen, während der Werth von 60 Millionen Francs $^{3}/_{5}$ von jenem ausmachte. — An Produkten des Bergbaues ist F. nicht bes. reich; Eisenerze finden sich in verschiedenen Theilen des Landes, am beträchtlichsten im Gebiete des Cher; 1868 wurden für 10 Millionen Francs gewonnen; minder bedeutend ist die Ausbeute von Kupfer, Blei u. Silber; die wichtigsten Steinkohlenbecken sind das an der Loire bei St. Etienne, das Nordbecken bei Valenciennes, das von Creusot u. das des Gard. Die Gesammtausbeute hatte 1868 den Werth von 154 Millionen Francs. — Die Fischerei wird bes. an den Nordküsten in großem Umfange betrieben; mehrere hundert Schiffe gehen alljährlich auf den Stockfischfang nach Newfoundland; nicht minder ergiebig ist die Heringsfischerei, der Austernfang, die Fischerei auf Sardellen u. Thunfische.

Die Industrie, durch die große Revolution vom Jahre 1789 von ihren Fesseln befreit, begünstigt durch die natürlichen Verhältnisse des Landes u. gefördert durch die Weltausstellungen in der Hauptstadt, stellt F. in manchen Beziehungen in die erste Reihe der europäischen Kulturstaaten; was die Kunstgewerbe anbelangt, so wird F. kaum von einem anderen Lande übertroffen. In industrieller Hinsicht überragt der N. weit den S. Die Eisenindustrie hat sich bes. entwickelt; die Produktion der Hüttenwerke hatte 1868 einen Werth von 295 Millionen Francs für Eisen, 43 Millionen Francs für Stahl, 51 Millionen Francs für Kupfer u. 13 Millionen Francs für Blei. Bedeutende Maschinenfabriken sind in Creusot, Roubaix, Oullins (Rhone), Paris, Indret (bei Nantes), Lille, Havre, Marseille. Der Schiffsbau wird an allen Seeplätzen betrieben, vorzüglich zu Havre, Cherbourg, Nantes, Bordeaux, Marseille u. Toulon; die Waffenfabrikation hat ihre Hauptsitze in St. Etienne, Chatellerault (Vienne), Paris, Bourges u. Ruelle. Die Wollenindustrie ist die älteste F.s, hat aber durch die Abtretung des Elsaß (Mülhausen) außerordentlich an Umfang verloren; für diese bleiben von größter Bedeutung noch die Städte Lille, Roubaix, Tourcoing, Reims, Amiens u. Paris; den größten Theil der Tuche liefern Sedan, Louviers (Eure), Elbeuf, Abbeville, Orleans u. a. In der Baumwollenmanufaktur ist der Norden vorzüglich vertreten durch Lille, Roubaix, Amiens, St. Quentin u. vor allen Rouen; Valenciennes glänzt durch seine Spitzen u. die Bretagne durch die Leinenwaaren. Die franz. Seidenindustrie, die bedeutendste des Kontinentes, hat ihren Mittelpunkt in Lyon, ist aber auch in Paris, Tours, St. Etienne u. St. Chamond sehr stark vertreten. Für die Lederindustrie sind Paris, Rouen, Tours u. Angers die Hauptplätze; das Centrum der Fabrikation von Bijouteriewaaren, Kleidungsstücken u. Modewaaren ist Paris. Der größte Theil der Seifenfabrikate fällt auf Marseille; Grasse, Cannes u. Nizza sind berühmte Bezugsquellen für ätherische Parfümerieöle. Großartige chemische Fabriken bestehen in Paris, Chauny (Aisne), Lille, Lyon, Conquet, Rouen, Montpellier; die bedeutendsten Papierfabriken sind zu Angoulême u. Essonne; in der Tapetenfabrikation behauptet Paris den ersten Platz. Sèvres bei Paris, Limoges, Mehun, Vierzon liefern ausgezeichnete Porzellane, Maubeuge, Folembray, Epinac, Givors große Mengen von Glas, Paris, Nevers u. Tours Töpfergeschirre. — Dies sind nur die hauptsächlichsten Industriezweige F.s, deren Aufzählung beweist, daß sich dies Land in sehr vielen Branchen vollständig unabhängig vom Auslande behaupten könnte, wenn die politischen Verhältnisse der Gewerbsthätigkeit eine ruhige Entwicklung gestatteten. Der Bodenreichthum des Landes u. die industrielle Thätigkeit seiner Bewohner sind die Ursachen des franz. Nationalwohlstandes, der nicht wie in England u. Belgien vorzugsweise durch den Besitz einer Minderheit großer Kapitalisten repräsentirt wird, sondern viel gleichmäßiger über das Land vertheilt ist.

Der Handel F.s muß bei seiner günstigen maritimen Lage, bei seiner großartigen Gewerbthätigkeit, dem Reichthum seiner Bodenprodukte u. seinen wichtigen Kolonien ein sehr bedeutender sein; unterstützt wird er im Innern durch die große Anzahl schiffbarer Flüsse, die Menge von Kanälen, guten Landstraßen, Eisenbahn- u. Telegraphenlinien. F. berechnet den Werth seiner Ein- u. Ausfuhr nach einem jetzt veralteten Tarif vom Jahre 1827; der wirkliche Werth betrug 1869 für die Einfuhr 3155, für die Ausfuhr 3074 Millionen Francs; an der Einfuhr nahmen den größten Antheil England, nach ihm Italien, Belgien, der Zollverein u. die Verein. Staaten; die Ausfuhr erstreckte sich vorzugsweise auf England, das fast das Doppelte bezog, als es ausführte, auf Belgien, die Schweiz, den Zollverein u. Italien. Die Handelsmarine hatte 1869: 15,324 Segelschiffe von 931,714 Tonnen u. 454 Dampfer von 142,942 Tonnen, die Küstenfischerei 8892 Schiffe von 67,077 Tonnen. Der Schiffsverkehr desselben Jahres zählte 53,806 Schiffe von 10,954,000 Tonnen. Die Gesammtlänge der 1872 in Betrieb befindlichen Eisenbahnen betrug 2213 M.; die Länge der Telegraphendrähte 1869: 2080 M., die der submarinen Kabel 77 M. Am Kanal bildet Le Havre den Hauptplatz für den Verkehr mit Nordeuropa u. Amerika, Calais u. Boulogne mit England; Nantes u. Bordeaux sind im W. die Haupthäfen nach Amerika, Spanien u. Portugal; bedeutend ist auch Bayonne durch den Verkehr mit Spanien. Im Mittelmeer nimmt Marseille den ersten Platz ein durch seinen Handel mit Rußland, der Levante, den Hafenplätzen am Mittelmeer u. am Indischen u. Stillen Ozean; in zweiter Linie steht Cette. Die größten Handelsstädte des Binnenlandes sind Paris, Rouen, Lille u. Lyon.

Die geistige Kultur F.s steht, wenn auch hoch über den anderen romanischen Völkern, doch bei Weitem nicht auf der Höhe, welche das begabte Volk der Franzosen hätte erreichen können. Die Ursachen der mangelhaften Volksbildung sind verschiedener Art: vor allen Dingen fehlt der obligatorische Schulunterricht; sodann ist die Zahl der Volksschulen zu gering, die Lehrerbesoldung zu niedrig, der Einfluß einer bigotten Geistlichkeit zu groß u. die Gelehrtenschulen mehr auf eine oberflächliche Aneignung gewisser Disziplinen als auf eine gründliche klassische Bildung berechnet. Zu Ende 1865 ermangelten noch 694 Gemeinden jeder Schule, u. bei der Volkszählung von 1866 konnte mehr als ein Drittel der ganzen Bevölkerung weder lesen noch schreiben, u. nur die Hälfte war im Besitz dieser beiden Fertigkeiten. Betrachtet man die einzelnen Departements nach der Volksbildung, so ergiebt sich ein bedeutendes Uebergewicht des Nordens über die

mittleren Landschaften. In den Dep. Jura, Obermarne, Vogesen, Doubs, Meurthe können doch 90 u. mehr von 100 E. lesen u. schreiben, während im Gebiet der oberen u. mittleren Loire, in den Dep. Allier, Nièvre, Loir u. Cher, Indre u. Loire, in der Vendee, an der untern Sarthe, in den Seealpen u. an dem mittleren Laufe der Nebenflüsse der Garonne kaum die Hälfte der Bevölkerung dies vermag u. in der Bretagne, den Ostpyrenäen u. den Dep. Indre, Cher u. Ober-Vienne nur 30—40% Schulbildung genossen haben (s. Nr. 2903 u. 2904). Unseren deutschen Universitäten entsprechen einigermaßen die franz. Fakultäten, welche eingetheilt sind in die der Theologie (8), Rechte (8), Medizin (2), allg. Wissenschaften (15) u. Literatur (15); für die protestantische Theologie besteht nur in Montauban eine Fakultät.

Staatliche Verhältnisse. F. ist seit dem 4. Sept. 1870 wiederum Republik: an ihrer Spitze steht der Marschall Mac Mahon als Präsident u. eine Nationalversammlung aus 738 Mitgliedern. Eingetheilt ist das Land in 86 Provinzen od. Departements, welche infolge des Dekretes vom 15. Jan. 1790 an die Stelle der alten historischen Landschaften getreten sind. An der Spitze dieser Departements stehen Präfekten, welche vom Ministerium des Innern ernannt werden u. in deren Händen die vollziehende Gewalt liegt. Für die Verwaltung ist das Departement wieder in Arrondissements eingetheilt, über welche Unterpräfekten gesetzt sind. Die Gemeinden werden von Maires (Bürgermeister) u. ihnen beigegebenen Adjunkten verwaltet. — Die Rechtspflege beruht auf dem Code Napoléon, den großen von Napoleon I. eingeführten Rechtsinstitutionen, auf Oeffentlichkeit u. Mündlichkeit. Das oberste Gericht ist der hohe Gerichtshof, welcher vorzugsweise über Hochverrath urtheilt. — Die Finanzen werden in einem alljährlichen Budget festgestellt. Für das J. 1873 waren die Ausgaben auf 2388,312,943 Fr., die Einnahmen auf 2406,461,671 Fr. berechnet. Die Totalsumme der franz. Staatsschuld beträgt 23 Milliarden Fr., also etwa 630 Fr. auf jeden Kopf der Bevölkerung. Diese ungeheure Schuldenlast, welche jährlich über 1 Milliarde Fr. an Zinsen beansprucht, ist zu einem großen Theil das Resultat der Herrschaft Napoleon's III. u. der unter ihm geführten Kriege gewesen. Nimmt man dazu die bedeutenden Departemental- und Gemeindeschulden, so hat man einen Maßstab, in welcher Weise die Steuerkraft des franz. Volkes angespannt ist. Die Steuern selbst werden zum größten Theil auf indirektem Wege eingebracht; wie bedeutend diese sind, mögen einige Posten aus dem Budget von 1873 zeigen; die Steuer auf Pferde u. Wagen bringt da ein: 2,112,300 Fr., die auf geschlossene Gesellschaften u. Billards 2,000,000 Fr., auf Kaffee, Kakao u. Thee 62,328,000 Fr., auf Zucker 57,317,000 Fr., auf Spirituosen u. Liköre 83,000,000 Fr., auf Eisenbahnbillets 30,000,000 Fr., auf Tabak 40,000,000 Fr., auf Streichhölzchen 15,000,000 Fr. Daß F. durch diese Schuldenlast u. dieses Finanzwesen nicht in Verarmung gerathen ist, sondern daß vielmehr Ackerbau, Handel u. Industrie sich auf ihrer früheren Höhe behaupten, ist ein Beweis für den außerordentlich großen Reichthum F.s an Bodenprodukten u. für den Fleiß seiner Bewohner.

Das Heerwesen, welches früher auf der Konskription beruhte, ist durch ein neues Rekrutirungsgesetz vom 16. Aug. 1872 vollständig umgestaltet worden; dadurch ward die allgemeine Wehrpflicht eingeführt u. alle Prämien u. Handgelder abgeschafft.

Nr. 2903. Karte des Bildungszustandes der männlichen Bevölkerung von Frankreich. Nach amtlichen Erhebungen vom J. 1866.

Farben …										
Mit Unterricht …	99—90	89—80	79—70	69—60	59—50	49—40	39—30	29—20	19—10	9—0
Ohne Unterricht …	1—9	10—19	20—29	30—39	40—49	50—59	60—69	70—79	80—89	90—99
Zahl der Depart. je der Kategorie …	3	13	15	19	17	17	6	„	„	„

21 Dep. haben weniger als ein Viertel Ununterrichtete. — 45 Dep. haben von ein Viertel bis zur Hälfte Ununterrichtete. — 23 Dep. haben von der Hälfte bis zu drei Viertel Ununterrichtete.

66 Dep. haben weniger als die Hälfte, — 23 Dep. haben mehr als die Hälfte, die nicht lesen und schreiben können.

Jeder diensttaugliche Franzose muß 20 Jahre dienen, davon 9 Jahre in der aktiven Armee u. 11 Jahre in der Landwehr. Die Infanterie umfaßt 569 Bataillone, die Kavallerie 63 Regimenter, die Artillerie 43 Regimenter, dazu noch 1 Regiment Pontonniers, 10 Compagnien Handwerker, 5 Compagnien Feuerwerker u. 2 Regimenter Train, die Genietruppen 26 Compagnien. Der gegenwärtige Effektivbestand der Truppen beträgt 425,000 Mann. — Kein Land der Welt besitzt so viele Festungen wie F., man zählte im früheren Gebietsumfange deren 119; davon sind aber nicht weniger als 12 feste Plätze an Deutschland abgetreten worden. Sechs sind ersten Ranges: Paris, Lyon, Lille, Toulon, Brest u. Cherbourg; zwölf zweiten Ranges: Gravelines, Mezières, Givet, Charlemont, Soissons, Belfort, Besançon, Perpignan, Bayonne, Rochefort, Valenciennes u. Calais; 22 sind dritten u. die übrigen vierten Ranges. Nur die erstgenannten 6 Festungen sind aber den heutigen Anforderungen der Befestigungskunst entsprechend; die übrigen, meist von Vauban im 17. Jahrh. erbaut und später nur nothdürftig erweitert, vermögen den Belagerern nur einen vorübergehenden Widerstand zu leisten. Die Befestigung von Cherbourg hat 170 Mill., die von Paris, dessen Forts so weit hinausgerückt werden sollen, daß die Stadt selbst nicht mehr den Geschossen ausgesetzt sei, 200 Mill. Fr. gekostet; Belfort wird zu einer Festung ersten Ranges erweitert.

Auch für die Umwandlung der Kriegsflotte ist nach dem Kriege eine rege Thätigkeit entwickelt worden. Vor demselben war sie zusammengesetzt aus 1. Schraubendampfern: 55 Panzerschiffen mit 1032 Kanonen u. 233 nicht gepanzerten Schiffen mit 2618 Kanonen; 2. 51 Raddampfern mit 116 Kanonen u. 3. 100 Segelschiffen mit 914 Kanonen. Der Bestand der Flotte soll aber in Zukunft gebracht werden auf 12 Panzerschiffe 1. Klasse, 12 Panzerschiffe 2. Klasse, 20 Panzer-Kanonenboote, 8 Fregatten, 8 Korvetten, 38 Avisos, 25 Transportdampfer u. 32 Kanonenboote, ungerechnet die Schulschiffe, Servitutsschiffe, Tender u. s. w. Der gesammte Bestand der Mannschaft auf der Kriegsmarine ward auf 72,500 Mann berechnet, ohne die 4 Regimenter Marine-Infanterie mit 18,000 Mann. Die Hauptkriegshäfen sind Cherbourg, Brest u. Toulon, in zweiter Reihe Lorient und Rochefort.

Geschichte. I. F. unter den Römern. Die ältesten Bewohner Galliens, wie das heutige F. zur Zeit der Römer genannt wurde, gehörten wahrscheinlich, wenigstens im Süden, einem Volke an, das mit der Urbevölkerung Spaniens, den Iberern, eine große Verwandtschaft besaß; wenigstens zeigt die Sprache der Provençalen viele Elemente, die mit der Sprache der Basken, den Nachkommen der alten Iberer, übereinstimmen. In welcher Periode der Geschichte sich über diese Urbevölkerung die Kelten gelagert u. mit ihr sich vermischt haben, ist unbestimmt; es bildeten sich nun viele kleinere Reiche, die nur durch die gemeinsame Religion zu einer gewissen nationalen Einheit u. — zur Abwehr drohender Gefahren — theilweise zu Sonderbündnissen vereinigt wurden. An der Südküste gründeten daneben die hellenischen Phokäer Massilia (Marseille), das bald zur größten griechischen Handelsstadt im Westbecken des Mittelmeeres emporblühte u. sich früh mit Rom verbündete. Der Schutz, den letzteres dieser Kolonie gegen die räuberischen Nachbarstämme angedeihen ließ, war der Grund, daß 123 im südlichen Gallien die erste römische Kolonie Aquae Sextiae

Nr. 2904. Karte des Bildungszustandes der weiblichen Bevölkerung von Frankreich. Nach amtlichen Erhebungen vom J. 1866.

Farben ..										
Mit Unterricht ..	99—90	89—80	79—70	69—60	59—50	49—40	39—30	29—20	19—10	9—0
Ohne Unterricht .	1—9	10—19	20—29	30—39	40—49	50—59	60—69	70—79	80—89	90—99
Zahl der Depart. jeder Kategorie	1	7	6	12	11	12	17	11	3	Nichts

12 Dep. haben weniger als ein Viertel Ununterrichtete. — 25 Dep. haben ein Viertel bis ein Halb Ununterrichtete. — 45 Dep. haben ein Halb bis drei Viertel Ununterrichtete. — 7 Dep. haben mehr als drei Viertel Ununterrichtete.

37 Dep. haben weniger als die Hälfte Ununterrichtete. — 52 Dep. haben mehr als die Hälfte Ununterrichtete.

Aix angelegt u. das Land als Provincia (Provence) dem römischen Reiche einverleibt ward. Die vollständige Unterwerfung des ganzen Gallien erfolgte erst unter Julius Cäsar durch die entscheidende, blutige Schlacht bei Alesia 51 v. Chr. Vier Jahrhunderte blieb Gallien unter der Herrschaft der Römer; elende Dörfer erhoben sich zu glänzenden Städten, wie Augustodunum (Autun), Lugdunum (Lyon), Burdigala (Bordeaux); Sprache, Bildung, Handel u. Gewerbsthätigkeit der Römer verbreiteten sich vorzugsweise in den südlichen Landestheilen, u. in den Hauptstätten römischer Kultur faßte auch das Christenthum frühzeitig Wurzel. Ein pannonischer Krieger, der heilige Martin, wurde der Apostel Galliens. Da gelang es 378 n. Chr. den deutschen Stämmen, die Grenzen des römischen Weltreichs zu durchbrechen. Am Oberrhein drangen die Alemannen über den Rhein u. besetzten das Land bis zu den Vogesen; am Niederrhein machten die Franken in Gallien verheerende Einfälle; 406 kamen Vandalen, Sueven u. Alanen, nach ihrem Abzuge 409 die Burgunder, welche ein großes Reich zwischen der Rhone u. Durance gründeten, darauf die Westgothen, die den südwestl. Theil Galliens in Besitz nahmen u. Toulouse zu ihrer Hauptstadt machten. Die Bretagne ward von den Briten besetzt, welche, vor den Angelsachsen flüchtend, auf gallischem Boden einen neuen keltischen Staat gründeten. Als nun 451 noch die Hunnen unter Attila einbrachen, da war den Römern von dem großen gallischen Reiche nichts übrig geblieben, als das Land zwischen Seine, Somme u. Maas. Den vereinten Anstrengungen der Römer u. der in Gallien angesiedelten germanischen Völker gelang es in der Schlacht auf den Catalaunischen Feldern, die Macht der Hunnen zu brechen; als aber der römische Statthalter Aëtius gestorben war, dehnten die Westgothen ihre Herrschaft bis an die Seealpen aus, die Burgunder bis an den Zusammenfluß der Loire u. Allier, u. die römische Herrschaft wurde endlich 486 von dem Frankenkönig Chlodwig vernichtet.

II. **Unter den Merovingern** (481—752). Chlodwig (481—511) aus dem Hause der Merovinger, thatkräftig u. in seinen Mitteln rücksichtslos, vereinigte das Gebiet der Franken, besiegte den letzten römischen Statthalter Syagrius u. verlegte seine Residenz von Tournay nach Soissons u. von da nach Paris; nach O. dehnte er das Gebiet seines Reiches infolge der gegen die Alemannen gewonnenen Schlacht bei Zülpich über das heutige Elsaß, Rheinbayern, Rheinhessen, Nassau u. das nördl. Baden aus, zwang die Burgunder zum Tribut u. beschränkte nach siegreichem Kampfe die westgothische Herrschaft auf einen schmalen Küstenstrich zwischen der Rhone u. den Pyrenäen. Durch den Uebertritt Chlodwig's zum Christenthume gewann dieses eine immer wachsende Ausdehnung im fränkischen Reiche; als er 511 starb, waren sämmtliche fränkische Stämme vereinigt u. ein Staat geschaffen, der fast das ganze ehemalige Gallien u. bedeutende Strecken des jetzigen Deutschland umfaßte. Die vorherrschend von Germanen bewohnten östlichen Landschaften traten aber als Austrasien in einen nationalen Gegensatz zu dem romanischen Südwesten, der den Namen Neustrien erhielt. Unter Chlodwig's Söhnen theilte sich zwar das Reich, so daß nun Metz, Paris, Orleans u. Soissons die Königssitze wurden; doch wurde die Herrschaft der Franken (534) über Burgund, über den größten Theil des thüringischen Reiches, über die noch freien Alemannen auf dem rechten Rheinufer u. über die Provence ausgedehnt. Vorübergehend vereinigte der jüngste von Chlodwig's Söhnen, Chlotar I., das Reich seines Vaters wieder; als aber nach seinem Tode dasselbe wieder unter seine vier Söhne zerfiel, begann die entsetzliche Zeit des Verfalles, in der nicht nur alle Nachkommen Chlotar's bis auf Chlotar II. hingemordet wurden, sondern auch die Sittlichkeit, das Recht u. der Glaube dahinsanken. Die Vereinigung des fränkischen Reiches unter Chlotar II. hatte keine Dauer; wiederholte Theilungen folgten u. brachten das ganze Staatswesen an den Rand des Abgrundes, da die Araber, welche sich 711 des spanischen Westgothenreiches bemächtigt hatten, das Frankenreich u. mit diesem auch das Christenthum mit Vernichtung bedrohten. Was die schwachen, von Kirche u. Adel abhängigen Könige nicht vermochten, das gelang den Hausmaiern (Majores domus), den ersten Beamten des Reiches. Diese, ursprünglich Aufseher des Hofwesens, Verwalter der Krongüter u. Anführer der Gefolgschaften, waren an Macht in gleicher Weise gestiegen, als das Ansehen des Königthums gesunken war. Da gelang es Pipin von Heristal (687), das Majordomat der drei Reiche Austrasien, Neustrien u. Burgund, in welche das Frankenreich zerfallen war, in seiner Hand zu vereinigen, ein kräftiges Regiment herzustellen u. fast die ganze königliche Gewalt auf sich zu übertragen. Sein Sohn Karl Martell war es, der 732 zwischen Tours u. Poitiers die Araber schlug u. das Frankenreich u. das Christenthum rettete; dessen Sohn Pipin der Kleine stürzte endlich 751 das Schattenkönigthum u. erhob sich selbst auf den Thron.

III. **Unter den Karolingern** (752—987). Pipin (752—768) mußte aber seine Herrschaft mit dem Schwerte in der Hand gegen die Aufstände der Großen in der Bretagne u. in Aquitanien behaupten; er vertrieb die Araber aus Südfrankreich, vermochte aber nicht die Sachsen u. Bayern zu unterwerfen. Dies blieb seinem Sohne u. Nachfolger Karl d. Gr. (768—814) überlassen; dieser regierte erst drei Jahre gemeinsam mit seinem Bruder Karlmann, der den südl. Theil des Reiches geerbt hatte, brachte aber dann dessen Land an sich u. begann nun mit Erfolg die Sachsen in Norddeutschland zu bekriegen u. das Christenthum unter diesen zu verbreiten, vernichtete das Longobardenreich, das er seiner Herrschaft hinzufügte, eroberte die Spanische Mark, machte die ganze italienische Halbinsel mit Ausnahme des Kirchenstaates u. einiger griechischen Besitzungen von sich abhängig, demüthigte den Herzog Thassilo von Bayern u. ließ sich 800 die Kaiserkrone in Rom aufs Haupt setzen. Nachdem noch die Avaren geschlagen waren u. die Sachsen sich unterworfen hatten, bezeichneten der Ebro u. die Raab, die Eider u. die Tiber die Grenzen des fränkischen Reiches. Dieser gewaltige Staat trug aber in sich die Keime des Unterganges; in blutigen Kriegen zusammenerobert, war er aus zwei Nationalitäten, der deutschen u. romanischen gebildet, die nicht blos nach Sprache u. Sitte, sondern noch weit mehr durch Recht u. Geschichte sich schieden. Unter der eisernen Herrschaft Karl's zerbrach die Einheit nicht; als ihm aber sein, wenn auch frommer, doch unfähiger Sohn Ludwig (814—840) folgte u. die Zwietracht im Herrscherhause selbst sich in wilden Kämpfen äußerte, da zerriß das Band, das die verschiedenen Völker umschlungen hatte, u. im Vertrag von Verdun (843) trennten sich die deutschen Landestheile von den romanischen. Wie sich von diesem Jahre erst ein deutsches Reich entwickelte, so konnte sich von nun an auch erst ein national-französisches Staatswesen entfalten, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß noch lange Zeit das germanische Element in den nördl. Landestheilen sich Geltung zu verschaffen gewußt hat. Den Westen erhielt Karl der Kahle, den Osten Ludwig der Deutsche, den mittleren Theil (von der Rhone, Saone, Maas u. Schelde bis an den Rhein) u. Italien Lothar (s. „Deutschland, Geschichte"). Dieses letztere Land, das aus romanischen u. germanischen Theilen bestand, wurde unter die beiden anderen Reiche nach dem Erlöschen von Lothar's Geschlecht 870 im Vertrage zu Meersen getheilt, so daß die Lande zwischen Rhein, Vogesen u. Ardennen an Deutschland, das Uebrige an Frankreich fiel u. nun im Großen u. Ganzen die politischen u. die nationalen Grenzen zusammentrafen. Die Verwickelungen, unter denen das Deutsche Reich zu jenen Zeiten litt, blieben auch in Frankreich nicht aus, zumal da dessen Bevölkerung noch lange nicht einen vollständig einheitlichen Charakter trug, im N. die Bretonen, im S. die Aquitanier nach staatlicher Selbständigkeit trachteten u. die Küsten von den seeräuberischen Normannen wiederholt auf das Furchtbarste verwüstet wurden. Karl der Kahle (843—877) war eben so wenig fähig, diesen Uebelständen dauernde Abhülfe zu verschaffen, als sein Sohn Ludwig der Stammler (877—878); wol schlug dessen Sohn Karlmann die Normannen, sein früher Tod (884) vernichtete aber alle Hoffnungen, die das franz. Volk auf ihn gesetzt hatte, u. das Reich siechte um so schneller hin, als der unfähige Karl der Dicke (884—887) in seinen schwachen Händen das ganze Erbe Karl's d. Gr. vereinigte. Als er durch Arnulf von Kärnthen vom Throne gestoßen wurde, gerieth F. in vollständige Auflösung. Niederburgund u. Hochburgund wurden selbständige Reiche, u. von den vielen Thronbewerbern wurde der Graf Odo von Paris zum König von Westfranken (887—898) erhoben; seine Herrschaft war ein fortwährender Kampf gegen widerspenstige Vasallen u. gegen die Normannen, deren Einfälle bei der Schwäche des Reiches sich häufig wiederholt hatten. Nach Odo's Tode gelangte Karl der Einfältige auf den Thron (893—923), ein Fürst, der weder Ordnung im Innern stiften noch sein Land nach außen vertheidigen konnte. Die Araber plünderten die Küsten des Mittelmeeres, die Basken u. Bretonen machten sich selbständig, u. die großen Vasallen standen fortwährend gegen den König in Waffen. Da suchte sich Karl bei den Normannen eine Stütze zu verschaffen; der Normannenhäuptling Rollo besetzte (911) einen Theil des Landes an der unteren Seine u. gründete nun hier ein Reich, in dem bald sich eine große politische Macht entwickelte. Karl endigte sein Leben im Gefängnisse; nachdem sich der Bruder Odo's, Robert, gegen ihn empört hatte u. in der Schlacht gefallen war, bemächtigte sich der Schwiegersohn desselben, Rudolf, Herzog von Burgund, des Königs, behauptete sich (924—936) im Besitz der Krone u. zwang Karl's Sohn, Ludwig, zur Flucht nach England (daher der Name d'outre mer). Nach Rudolf's Tode bestieg dieser den Thron (936—954), um fast während seiner ganzen Regierung mit den Großen des Reiches, nam. mit Richard von der Normandie u. Hugo d. Gr., Herzog von Francien, Krieg zu führen. Unter des Letzteren Vormundschaft regierte sein Sohn u. Nachfolger Lothar (954—986) in der ersten Zeit; Hugo d. Gr. starb 956 u. hinterließ drei Söhne, von denen der ältere, Hugo Capet, das Herzogthum Francien erbte u. mit diesem später noch Paris u. Orleans vereinigte, während der jüngere, Otto, Burgund erhielt. Das Uebergewicht der großen Territorialherren beschränkte des Königs Gewalt fast nur auf seine Residenz Laon. Als Lothar's Bruder, Karl, Niederlothringen vom deutschen Kaiser Otto II. zu Lehen erhielt,

unternahm jener 978 einen Kriegszug nach Deutschland, drang bis Aachen vor, mußte aber im Frieden auf Lothringen verzichten. Mit seinem Sohne Ludwig V. endete 987 das Geschlecht der franz. Karolinger.

IV. Unter den Capetingern (987—1328). Unter der schwachen Regierung der vorhergegangenen Könige war F. in eine große Anzahl fast vollständig unabhängiger, sich vielfach befehdender Territorien zerfallen, unter denen Francien, das Reich Hugo Capet's, eins der bedeutendsten war; es umfaßte die Länder zwischen Seine, Oise, Marne u. Loire; außerdem war aber Hugo noch Graf von Paris u. Orleans u. Herr reicher Besitzungen in der Picardie u. der Champagne. Es galt nun, die königliche Macht zu befestigen, u. dies konnte nur geschehen, indem sich die Capetinger auf die Geistlichkeit u. die Städte stützten. Hugo Capet (987—996) ließ außerdem schon im zweiten Jahre seiner Regierung seinen Sohn Robert als seinen Nachfolger in Reims salben. Nachdem er mit Hülfe Richard's I. von der Normandie den Herzog Karl von Niederlothringen, der mit Thronansprüchen auftrat, besiegt u. Paris zum Mittelpunkte des Reichs gemacht hatte, hinterließ er das Reich Robert I. (996—1031), der aber wie sein Vater mit den Großen zu kämpfen hatte. Nicht glücklicher war Heinrich's I. (1031—1060) Regierung, obgleich dieser Fürst mit Hülfe der Geistlichkeit den Gottesfrieden in fast allen Theilen F.s zur Geltung zu bringen bestrebt war; der Verfall machte unter dem eben so trägen als sinnlichen Philipp I. (1060—1108) immer größere Fortschritte; zu den Adelsfehden kamen Kämpfe zwischen einzelnen Gliedern des königlichen Hauses; Deutschland riß die Herrschaft über Flandern, Brabant u. Lothringen vollständig an sich u. in Süd-F. gründete Graf Wilhelm VIII. von Aquitanien ein großes selbständiges Reich. Erst unter Ludwig VI., dem Dicken (1108—1137), hob sich das Reich wieder, da der Landfrieden mit Strenge aufrecht erhalten, den Städten korporative Rechte verliehen, die Leibeigenschaft auf den Gütern der Krone aufgehoben u. das Nationalgefühl in dem drohenden Kriege mit Deutschland gestärkt wurde. Geleitet von dem weisen Abt Suger von St. Denys, stand Ludwig im Investiturstreite auf päpstlicher Seite. Obgleich weder er noch Ludwig VII. (1137—1180) ihren Plan, die Normandie wieder mit F. zu vereinigen, durchführen konnten — letzterer schon deshalb nicht, weil er mit dem Hohenstaufen Konrad ein Kreuzheer nach dem Morgenlande führte —, so bahnten sie doch den Weg dazu. Erst dem hochgebildeten u. thatkräftigen Philipp II. Augustus (1180—1223) gelang es, die Macht der Vasallen zu beschränken u. die Normandie (1204) wieder an die franz. Krone zu bringen. Als König Johann von England vom Papste seines Landes für verlustig erklärt wurde, trat Philipp selbst als Prätendent auf und schlug Johann bei Bouvines (1214), wodurch die Oberhoheit F.s über Flandern wiederhergestellt wurde. Im Innern stattete er die Städte mit neuen Rechten aus u. stellte in dem Pairshofe eine politische Körperschaft auf, die über die Streitigkeiten des Adels entscheiden u. die Sicherheit des Reiches bewahren sollte. Zugleich befestigte u. vergrößerte er Paris und verhinderte den Papst, die Gerichtsbarkeit der Kirche noch weiter auszudehnen. Unter ihm war das Königthum so befestigt worden, daß sein Nachfolger Ludwig VIII. (1223—1226) es nicht mehr für nöthig hielt, die Anerkennung der Großen sich zu erwirken. In dem Kriege mit England eroberte Ludwig La Rochelle u. erzwang die Huldigung der Großen von Aquitanien. Doch wurden weitere Reformen durch die Albigenserkriege verhindert, die den Süden F.s auf das Schrecklichste verwüsteten. Ludwig IX. der Heilige (1226—1270), der Frömmigkeit u. Gerechtigkeit mit Klugheit u. Tapferkeit paarte, regierte minderjährig bis 1336 unter dem Einflusse seiner Mutter; volljährig geworden, sprengte er zuerst einen Bund, den Heinrich III. von England, Raimund VII. von Toulouse u. die Könige von Aragonien u. Castilien gegen ihn geschlossen hatten, schlug die Engländer bei Taillebourg (1242) an der Charente u. zwang Heinrich III., als Herzog von Guienne dem franz. König zu huldigen. Erfolglos war sein Kreuzzug (1248—1252), während dessen nun auch das niedere, vielfach gedrückte Landvolk in Aufständen seine schlimme Lage zu erleichtern suchte. Aus dem Morgenlande zurückgekehrt, legte Ludwig die Streitigkeiten mit England bei, indem er im Vertrage von Abbeville (1259) an dieses Périgord, Limousin, Agénois u. Theile von Quercy u. Saintonge abtrat, wofür dieses auf die Normandie, Touraine, Maine, Anjou u. Poitou verzichtete. Im S. aber gewann F. jetzt die meisten Landschaften der Provence. In dem Gesetzbuche der „Etablissements" wurde nun auf Grund des röm. Rechtes ein geordneter Rechtszustand begründet, das Recht der Selbsthülfe beschränkt u. der gerichtliche Zweikampf verboten. Die Verwaltung der Städte wurde geordnet u. mit vielen Freiheiten ausgestattet, dagegen trotz der frommen Gesinnung des Königs den Uebergriffen der Kirche erfolgreicher Widerstand entgegengestellt. Doch weder er noch sein Nachfolger Philipp III. der Kühne (1270—1285) vermochten Tunis zu erobern u. dadurch die franz. Seeherrschaft auf dem Mittelmeer zu begründen; dafür kamen jetzt die Grafschaften Toulouse, Poitou u. Valois in den unmittelbaren Besitz der Krone. Im Innern schritt F. auf dem Wege der Reformen weiter, den Ludwig der Heilige eingeschlagen. Andere Mittel als seine Vorgänger wandte aber Philipp IV. der Schöne (1285 bis 1314) an, um die Staatseinheit zu befestigen. Er ordnete das Kirchenthum dem Staate unter u. traf das Feudalwesen empfindlich durch die Begünstigung bürgerlicher Freiheiten, die Aufhebung der Leibeigenschaft u. die feste Einrichtung der Parlamente, der königlichen Gerichtshöfe. Flandern ward als erledigtes Kronlehen eingezogen; doch erregte der Steuerdruck u. das nationale deutsche Bewußtsein die sog. Flandrische Vesper (1302), in der 3000 Franzosen erschlagen wurden. Philipp wurde bei Courtray geschlagen u. im Frieden das jenseit der Lys gelegene Flandern wieder selbständig, während F. das diesseitige mit den Städten Lille, Douay u. Béthune als Unterpfand für die Kriegsentschädigung erhielt. Durch Heirath wurden noch Navarra, Champagne u. Brie erworben. Im Kriege mit England gezwungen, auch die Geistlichkeit zu besteuern, zerfiel Philipp mit dem Papste Bonifaz VIII., stellte die weltliche Macht unabhängig der päpstlichen gegenüber u. berief, um sein Reich für den Kampf mit der Kirche zu festigen, die Reichsstände nach Paris, indem er in denselben auch dem dritten Stande, den städtischen Bürgern, Vertretung zugestand — ein bedeutsamer Bruch mit dem alten Feudalsystem. So erstarkt, trotzte Philipp dem Banne, ließ den Papst in Italien verhaften u., als dieser gestorben war, den Sitz des Papstthums nach Avignon verlegen. Die Geldnoth, in welche das Reich durch den flandrischen Krieg gestürzt war, bereitete dem reichen Orden der Tempelherren den Untergang. So bereitete Philipp den modernen Staat dadurch vor, daß er keine andere souveräne Gewalt im Staate duldete als die königliche. Unter seinen Söhnen Ludwig X. (1314—16), Philipp V. (1316—22) u. Karl IV. (1322—28) steigerte sich die Macht des Königthums, das nunmehr nur noch im Mannsstamme erblich blieb u. dessen Güter unveräußerlich wurden; wichtig war der Sieg des röm. Rechtes in den Parlamenten, in denen die gelehrten Juristen an die Stelle der ungelehrten geistlichen u. weltlichen Pairs traten.

V. Unter den Valois (1328—1589). Als Karl IV. kinderlos gestorben war, vererbte sich die Herrschaft nach dem sog. Salischen Gesetze auf Philipp VI. (1328—50), dessen Vater Karl von Valois ein Bruder Philipp's IV. gewesen; zugleich machte aber auch Englands König Eduard III. als ein Enkel Philipp's IV. Erbansprüche, u. es begann der Krieg, welcher über ein Jahrhundert dauern sollte (1339—1453). In diesem Kampfe stützte sich Philipp VI. vornehmlich auf den Adel u. vernachlässigte das Bürgerthum, während Eduard III. die Sache Flanderns zu der seinigen machte u. die Befreiung des Papstthums von dem franz. Einfluß auf seine Fahne schrieb. Das franz. Adelsheer ward bei Crécy (1346) vollständig geschlagen, Calais von den Engländern erobert u. dann ein Waffenstillstand geschlossen. Einigermaßen wurden die Verluste im N. ausgeglichen durch die Erwerbung der Herrschaft Montpellier u. der Dauphiné, nach welcher von nun an die franz. Thronerben den Titel eines Dauphins führten. Als nach Ablauf des Waffenstillstandes (1355) der Krieg mit England in sehr unglücklicher Weise fortgesetzt wurde, berief Johann II. (1350—64) die Reichsstände nach Paris, deren Macht um so mehr wuchs, als der König in die Gefangenschaft der Engländer gerieth; sie forderten Antheil an der Verwendung der Steuern u. das Recht, über Krieg u. Frieden mitzuentscheiden. Die Leitung des ganzen Königreiches fiel an die Gemeinde von Paris, u. in der Jacquerie erhob sich nun auch der vierte Stand, um mit Waffengewalt sich Freiheit zu erringen. Der Dauphin aber nahm Paris ein, strafte die Häupter der Opposition mit dem Tode u. schloß mit dem ebenfalls durch den Krieg erschöpften England (1360) den Frieden von Bretigny, in dem England von seinen Ansprüchen auf die franz. Krone, auf die Normandie, Bretagne, Anjou, Maine, Touraine u. Flandern zurücktrat, dagegen Calais, Gascogne, Guienne u. Poitou mit 3 Millionen Goldgulden zugesichert erhielt; da aber das Lösegeld nicht aufgebracht werden konnte, blieb Johann bis zu seinem Tode in engl. Gefangenschaft. Als 1361 die ältere Linie von Burgund erlosch, wurde dieses Land als Kronlehen eingezogen u. der jüngste Sohn Johann's, Philipp, mit demselben belehnt. Glücklicher für das Reich war die Regierung Karl's V. des Weisen (1364—80), der den Adel durch Freigebigkeit, die Städte durch Freiheiten u. die Kirche durch milde Stiftungen für sich gewann u. wegen Guienne's den Krieg mit England erneuerte, das nun alle Besitzungen außer Calais, Cherbourg, Bordeaux u. Bayonne verlor. Karl VI. (1380—1422), ein wahnsinniger Fürst, stürzte das Land in neue Wirren. Furchtbare Aufstände brachen in den verschiedenen Provinzen, die durch die Steuerlasten bes. bedrückt waren, aus, u. das durch Flandern u. Charolais vergrößerte Burgund fing an, in schroffen Gegensatz zu F. selbst zu treten; endlich gelang es dem Herzog Philipp von Burgund, sich gegen die Orleans die Oberleitung des Staates zu erkämpfen. Nach dessen Tode (1407) theilte sich F. in die Parteien der Armagnacs u. Bourguignons; entsetzliche Kriege begannen; Hinrichtung u. Mord räumten unter den edlen Geschlechtern auf. Zugleich landete Heinrich V. von England an der franz. Küste, schlug die Franzosen bei Azincourt (1415) u. verband sich mit dem Herzoge von

Burgund, der Paris eroberte, aber von den Leuten des Dauphin, mit dem er sich schon versöhnt hatte, ermordet wurde (1419). Dessen Sohn, Philipp, erneuerte nun das Bündniß mit Heinrich V. von England; dieser zog (1420) in Paris ein u. vereinigte zwei Jahre lang die Kronen von England u. F. Kurz nach einander starben (1422) Heinrich V. u. Karl VI., u. der Dauphin nahm als Karl VII. (1422—61) den Königstitel an; er gebot aber nur in den Ländern südl. von der Loire, der ganze Norden war im Besitz der Engländer u. Burgunder. Um sich auch den Süden zu unterwerfen, erschienen die Engländer (1428) vor Orleans, das heldenmüthigen Widerstand leistete u. durch die Jungfrau von Orleans entsetzt wurde. An dieser Heldengestalt erhob sich das franz. Nationalgefühl, der engl. Feldherr Talbot ward bei Patay (1429) geschlagen, u. Karl VII. konnte zur Krönung in Reims einziehen. Auch nach Johanna's Untergang blieb das Kriegsglück den Franzosen treu; F. u. Burgund söhnten sich aus, Paris ward erobert, die Normandie u. Guienne genommen, u. den Engländern blieb nur noch Calais, als der Krieg ohne eigentlichen Friedensschluß endete. Wichtig war, daß die unheilvolle Söldnerwirthschaft durch ein stehendes Heer ersetzt ward u. daß die 1438 zu Bourges festgesetzte pragmatische Sanktion die franz. Nationalkirche gegen päpstliche Uebergriffe sicher stellte. Dagegen sank die Macht der immer seltener zusammenberufenen Reichsstände. Es bahnte sich die absolute Monarchie an, welche Ludwig XI. (1461—83) mit Kraft, Klugheit u. Rücksichtslosigkeit förderte; die Empörung der königlichen Prinzen u. des Adels, der sich in der „Ligue du bien public" geeinigt hatte, ward bekämpft, 1477 nach Karl's des Kühnen von Burgund Tode dieses Land wieder mit der Krone vereinigt und die Grafschaften Provence u. Forcalquier sowie Anjou u. Maine als heimgefallene Lehen eingezogen. Grausame Strenge hielt die Ordnung im Innern aufrecht. Karl VIII. (1483—98) fand den Staat in festen Formen; die Begünstigung der Stände bot ein Uebergewicht der Krone gegen den Adel, u. mit der Erwerbung der Bretagne schloß die Vereinigung der großen Lehen mit der Krone ab. Die Beendigung dieser inneren Einigung hatte aber die Verwicklung in auswärtige Kriege im Gefolge; F. betrat den Weg der Eroberungspolitik. Karl erneuerte die Ansprüche auf Neapel, das er zwar zu erobern, aber nicht zu behaupten vermochte. Italien bildete auch den Mittelpunkt der auswärtigen Politik Ludwig's XII. (1498—1515), der Mailand u. Genua (1500) eroberte, Neapel aber gegen die Spanier nicht vertheidigen konnte u. schließlich auch durch die „heilige Liga" zum Verzicht auf Mailand gezwungen ward. Franz I. (1515—47) besetzte dagegen nach der Schlacht bei Marignano (1515) diese wichtige Stadt u. erhob abermals Ansprüche auf Neapel, wogegen der deutsche Kaiser Karl V. Burgund zurückverlangte. Die vier darauf folgenden Kriege, in denen Franz (1525) nach der Schlacht bei Pavia in die Gefangenschaft Karl's gerieth, endeten im Frieden von Crespy (1544), in dem Franz für immer auf Italien, Karl auf Burgund verzichtete u. Karl's Sohn Philipp mit Mailand belehnt ward. Unterdessen hatte die Lehre Calvin's weite Verbreitung in F. gewonnen, zumal da sie sich auf Ueberreste der mittelalterlichen Sekten der Waldenser u. Albigenser stützen konnte, u. da ihr demokratischer Geist in der Unzufriedenheit der Masse reiche Nahrung fand. Franz verfolgte daher auch die Calvinisten, hob aber auf der anderen Seite Wissenschaft u. Kunst, indem er Gelehrte an sich zog u. nach italien. Mustern die höheren Güter des Geistes pflegte, freilich auch mehr für den Glanz der Krone als für den Nutzen des Volkes. Paris wurde Mittelpunkt des geistigen Lebens des Reiches u. der König selbst durch den Beinamen „père des lettres" geehrt. Auch die Regierung Heinrich's II. (1547—59) war von dem Gedanken beherrscht, nach außen die drohende Macht Habsburgs zu bekämpfen u. nach innen das Königthum durch die Beschränkung der ständischen Freiheiten u. der protestantischen Bewegung zu stärken. Ihm gelang es im Bunde mit den protestantischen Fürsten Deutschlands, die Bisthümer Metz, Toul u. Verdun zu erwerben u. Boulogne u. Calais den Engländern zu entreißen; im Frieden von Chateau-Cambresis (1559) mußte er aber auf die im Kriege mit Spanien eroberten niederländischen Besitzungen u. auf Italien verzichten. Nach seinem Tode brach über F. ein unglückseliger, halb religiöser, halb politischer Kampf herein, der die Regierung der Könige Franz II. (1559—60), Karl IX. (1560—74) u. Heinrich III. (1574—89) ausfüllte. Die streng katholische Partei der Guisen hatte sich der Regierung bemächtigt; ihr gegenüber stand das Haus der Bourbons, verbündet mit dem Protestantismus, den Hugenotten. Katharina von Medici, die Mutter Karl's X., war die Seele der katholischen Partei. Die entsetzliche Bartholomäusnacht, die Pariser Bluthochzeit (1572), in der das Haupt der reformirten Partei Coligny u. mehrere Tausende seiner Anhänger ermordet wurden, machte alle Ausgleichungsversuche erfolglos; nach fünf Aufständen nöthigten endlich die Protestanten Heinrich III. zum Vertrage von Beaulieu (1576), der den Hugenotten freie Religionsübung, gleiche Rechte mit den Katholiken u. acht Sicherheitsplätze zusicherte. Da begann die „heilige Liga" unter Heinrich v. Guise, der selbst nach der Krone strebte, den Krieg von Neuem, der das Land mit vollständiger Zersplitterung in unabhängige Provinzen bedrohte. Als auf des Königs Anstiften, der sich der Gegenpartei zugewendet hatte, Heinrich von Guise ermordet worden war, fiel er selbst durch den Dolch des Dominikaners Jakob Clement. So endete der letzte Valois.

VI. **Unter den Bourbons bis zur großen Revolution** (1589 bis 1789). Heinrich IV. (1589—1610), der König von Navarra, dessen Erbrecht von seinem Vorgänger bestätigt worden war, gehörte der protestantischen Partei an, trat aber, um den inneren Frieden herzustellen, zum Katholizismus über u. wurde erst dann, nachdem er die Liga geschlagen hatte, allgemein als König anerkannt. Das Edikt von Nantes (1598), das den Protestanten freie Religionsübung zugestand, beendete die Bürgerkriege. Die innere Verwaltung unter dem Herzog von Sully hob die Finanzen, den Ackerbau, Gewerbe u. Handel; der Dolch Ravaillac's, der sein Leben endete, verhinderte die Einmischung F.s in die deutschen Angelegenheiten u. das Streben nach dem Rheine, als der natürlichen Ostgrenze des Reiches. Ludwig XIII. (1610—43) kam als 9jähriger Knabe auf den Thron; für ihn führte Maria von Medici die Regierung, beeinflußt von ihrem Günstling Concini, der auf Anstiften des Königs (1617) ermordet wurde; sein Einfluß erbte auf Luynes, von diesem auf den Kardinal Richelieu, der von 1624—42 an der Spitze der Regierung stand, in einem dreimaligen Kriege die Hugenotten niederwarf, den übermüthigen Adel züchtigte, an Stelle der provinziellen u. städtischen Selbstverwaltung den königlichen Willen setzte u. die Parlamente zu gefügigen Werkzeugen der Hofpolitik machte. Nach außen verfolgte Richelieu den alten franz. Plan, die Uebermacht Habsburgs zu brechen, u. nahm deshalb an dem 30jähr. Kriege erfolgreich als Bundesgenosse der Schweden Antheil. Zugleich hob er aber auch die franz. Land- u. Seemacht, das Kolonialwesen u. den Binnenhandel, förderte den Straßenbau, schuf die franz. Akademie u. begünstigte die Literatur, welche jetzt vollständig der Hofmode huldigte. Unter Ludwig XIV. (1643—1715) wirkte Mazarin in Richelieu's Geiste fort; während der Minderjährigkeit des Königs regierte seine Mutter Anna; F. setzte seine Theilnahme an den deutschen Wirren fort u. gewann im Westfälischen Frieden die Landgrafschaft Ober- u. Unterelsaß; es erhielt den Sundgau, Breisach, das Besatzungsrecht der Festungen Philippsburg u. Pignerol, sowie die förmliche Verzichtleistung des Reiches auf Metz, Toul u. Verdun. Im Pyrenäischen Frieden (1659) erwarb es nach langen Kriegen mit Spanien den größten Theil von Artois, einige Theile von Flandern, Hennegau u. Luxemburg, das Fürstenthum Bar, sowie ganz Roussillon mit Conflans u. Cerdagne. So war das Ziel erreicht, Habsburg im O. u. W. niedergehalten u. F. zur bestimmenden Macht Europa's erhoben. Im Innern hatten die Gewaltmittel Mazarin's, das Königthum zu einer absoluten Macht zu erheben, den Krieg der Fronde (1648—54) erregt, einen Aufstand des Adels, der damit endete, daß den Parlamenten jede Theilnahme an Steuererlassen wie an der Politik entzogen u. der Adel in vollständige Abhängigkeit vom Königthume gebracht ward. Als Mazarin (1661) gestorben war, übernahm Ludwig XIV. selbst die Leitung der inneren u. äußeren Politik nach seinem bekannten Worte: „L'État c'est moi" (Der Staat bin ich). Unter ihm standen hochbedeutende Minister, bes. Louvois, der Kriegsminister, u. Colbert, der Minister der Finanzen, u. glänzende Feldherren, wie Condé, Turenne, Catinat, Villars u. Vauban. Ein Heer von 120,000 M. hielt den franz. Kriegsruhm aufrecht, u. eine freigebige Unterstützung des Hofes förderte die Literatur u. Kunst. Neue Eroberungen sollten den Glanz des franz. Namens u. die Macht u. Größe des Reiches vermehren. In dem Streben, seinem Hause die Krone Spaniens zu erwerben, gerieth Ludwig (1667—68) in Krieg mit diesem Reiche u. gewann durch den Frieden von Aachen (1668) zwölf niederländische Grenzfestungen, wogegen er die Franche-Comté zurückgab. Darauf stürzte er sich auf die Niederlande, die zuerst nur in dem Großen Kurfürsten Wilhelm von Brandenburg einen Vertheidiger fanden. Als auch Spanien u. Oesterreich der Ausdehnung der franz. Gewalt entgegentraten, rief Ludwig die Schweden zu Hülfe, die aber von dem Großen Kurfürsten bei Fehrbellin (1675) geschlagen wurden, wofür Turenne u. Louvois die Pfalz verwüsteten. Durch den Frieden von Nymwegen (1679) gelangte F. in den Besitz der Franche-Comté u. von zwölf Plätzen an der niederländ. Grenze. Durch die Reunionskammern ließ Ludwig nun untersuchen, welche Gebiete früher zu den ihm abgetretenen Städten gehört hätten, u. besetzte nun mitten im Frieden das Herzogthum Luxemburg, Weißenburg, Straßburg (1681) u. andere wichtige Plätze. Weder der von den Türken in Wien bedrängte Kaiser noch der ohnmächtige Reichstag in Regensburg konnten diese schamlose Verletzung alles Völkerrechtes strafen. Bald darauf (1685) erhob er auch Ansprüche auf die Pfalz, die zu einem neuen, noch furchtbareren Kriege (1688) führten, in welchem die Pfalz entsetzlich zu leiden hatte, u., wie beabsichtigt war, in eine Wüste verwandelt ward; erst 1697 endete der Rysswiker Frieden, der die Reunionen bestätigte, den Krieg. Der Spanische Erbfolgekrieg (1700—14) war Ludwig's letztes großes Unternehmen; es gelang ihm, seinen Enkel Philipp auf den Thron Spaniens zu erheben.

GALLIEN
zur Zeit der Römer

I. Gallia Narbonensis
II. Gallia Aquitanica
III. Gallia Lugdunensis
IV. Gallia Belgica
V. Germania superior
VI. Germania inferior

FRANKREICH
unter der englischen Herrschaft und der Capetingern bis 1180 Regierungsantritt Philipp II August

Länder d. Capetinger
unter englischer Gewalt
unabh. Grafschaften im Süden
Königreich Arelat

FRANKREICH
zur Zeit der durch die Völkerwanderung entstandenen Reiche. Beginn des VI. Jahrhunderts.

FRANKREICH
1180–1461.
Regierung antritt Ludw. XI.

Venaissin Avignon, päpstlich
englischer Besitz
Capetingischer Besitz
Burgund unter Philipp dem Kühnen 1363 bis zum Tode Karl d. Kühnen 1477
Grafschaft Provence
Frankreichs Ostgrenze

FRANKREICH
zur Zeit Karls des Grossen u. nach dem Theilungsvertrage von Verdun 843.

Reich Lothar I
Reich Karls d. Kahlen
Reich Ludwigs d. Deutschen

FRANKREICH
1815–1871

Savoyen u. Nizza erwo. bis 1859 v. Italien
Deutsch Lothring. u. Elsass 1871 an Deutschland abgetreten
äusserste Grenze der Occupation der deutschen Armeen 1870–1871

Im Innern war die Aufhebung des Ediktes von Nantes (1685) und die darauf folgende Protestantenverfolgung ein schwerer Schlag für das durch die fortwährenden Kriege erschöpfte Land, das Tausende von fleißigen u. intelligenten Einwohnern dadurch verlor. Nach dem Tode Ludwig's XIV. ergriff für den minderjährigen Ludwig XV. der Herzog Philipp von Orleans (1715—23) als Regent die Regierung; die Sittenlosigkeit des Hofes untergrub die Sittlichkeit des Volkes, u. die schwindelhaften Aktienoperationen Law's hatten ein verderbliches Börsenspiel u. schließlich die Verringerung des Nationalwohlstandes zur Folge. Hierdurch verschärften sich die Gegensätze zwischen der Armuth u. dem Reichthum, dem Adel u. der Geistlichkeit einer- u. dem Bürger- u. Bauernstande andererseits; es bildete sich im Geheimen eine oppositionelle Partei gegen den Hof, der die Achtung der Nation verloren hatte, u. den Adel, der nur ein willenloses Werkzeug der Monarchie geworden war. Genährt wurde diese Mißstimmung noch durch die Werke der engl. Freidenker, deren Grundsätze bald auch in die franz. Literatur (s. d.) Eingang fanden u. den Autoritätsglauben des Volkes erschütterten. Ludwig's XV. (1723—74) Privatleben u. Regierungsgrundsätze waren nicht dazu angethan, den drohenden Sturm noch zu beschwören, obgleich die Finanzverwaltung Fleury's dem Volke einige Erleichterung verschaffte. Die Theilnahme an dem Polnischen Erbfolgekriege (1733—38) fügte Lothringen zu F., die letzte große Landerwerbung auf Deutschlands Unkosten, abgesehen von den vorübergehenden Eroberungen Napoleon's I. Die Erbfeindschaft gegen das Haus Habsburg stellte im Oesterreichischen Erbfolgekriege (1741—48) F. natürlich auf die Seite Bayerns; doch brachte der Aachener Frieden nur eine ungeheuere Vermehrung der Staatsschuld ohne irgend einen Machtzuwachs; zugleich waren die Abmachungen zwischen England u. F. in Betreff der nordamerikan. Kolonien so unklar, daß nothwendig daraus neue Verwickelungen entstehen mußten. Dies bedingte die Stellung F.s im Siebenjährigen Kriege auf Seiten Oesterreichs gegen das mit Preußen verbündete England; die Erfolge des Landkrieges waren vollkommen nichtig, der Seekrieg u. die Kämpfe in den Kolonien führten nun gar den Verlust der amerikanischen Besitzungen herbei. Der Pariser Friede (1763) vernichtete F.s Kolonialmacht in Nordamerika u. Westindien, in Ostindien u. Afrika. Einer der glänzendsten Erfolge der franz. Politik war aber die Erwerbung der Insel Corsica (1768). Doch sank der Staat immer tiefer durch die Maitressenwirthschaft des Hofes, die Demoralisation in der Verwaltung, die Willkür in der Rechtspflege, durch Steuerdruck u. Despotismus. Ludwig XVI. (1774—93) hatte den guten Willen, aber nicht die Kraft, diesen Uebelständen abzuhelfen.

Der König empfand sehr wohl die Nothwendigkeit einer Reformpolitik, ließ sich jedoch bei der Wahl der Männer, denen er die Anbahnung der umgestaltenden Maßregeln anvertraute, mehr durch äußere Einflüsse als durch die Kraft der eigenen Ueberzeugung leiten. Zur Bildung eines neuen Kabinets berief er Maurepas, einen schlauen u. in den Künsten der Intrigue erfahrenen, aber sehr gealterten Mann, dem es an staatsmännischem Blick u. an schöpferischen Ideen fehlte. Schon der erste größere Schritt des neuen Premierministers, die Wiederherstellung der „Parlamente" (1774), war ein politischer Fehler von gefährlicher Tragweite. Jene gerichtlichen Körperschaften, die sich aus dem vornehmen Bürgerstande rekrutirten u. dessen Interessen vertraten, hatten zwar durch die Opposition, die sie der Krone, zuweilen auch dem Adel gemacht, sich mit dem Scheine der Unabhängigkeit umgeben u. eine Art von Popularität erworben; doch war es ihnen hierbei nur um ihre eigenen Privilegien zu thun gewesen, über deren Wahrung sie eben so eifersüchtig nach unten wie nach oben hin wachten. Als daher die unter Maurepas in die Regierung eingetretenen Minister Turgot u. Malesherbes auf ernsthafte Reformen drangen, als nam. Turgot zur Befreiung von Handel u. Gewerbe auf die Beseitigung drückender Zölle u. Frohnden, auf die Aufhebung der Zünfte hinzuarbeiten begann, da waren es ganz bes. die Parlamente, die sich dieser Politik widersetzten u. im Bunde mit der Hofpartei u. dem Adel, die Maurepas ins Schlepptau nahmen, Turgot u. Malesherbes zu Falle brachten (Mai 1776). Die Nachfolger Turgot's in der Finanzverwaltung, Clugny u. Tabureau, experimentirten unglücklich; erst Necker, der 1777 eintrat, gelang es, durch das Vertrauen, das seiner persönlichen Leistungsfähigkeit entgegengebracht wurde, u. durch maßvolle Operationen den Kredit F.s zu heben. Schon begann dieses wieder in den Gang der Weltbegebenheiten einzugreifen; ja, es vermochte nachhaltig den Freiheitskampf der nordamerikan. Kolonien gegen England zu unterstützen. Doch führte die Energie, mit der Necker die Abstellung der volkswirthschaftlichen Schäden u. die Abschaffung der Steuerprivilegien verlangte, 1781 den Sturz des ohnehin in den Hofkreisen verhaßten bürgerlich-protestantischen Ausländers herbei. Große Hoffnungen setzte man auf Calonne, der 1783 die Leitung der Finanzen in die Hand nahm, Anfangs durch Anleihen u. allerlei künstliche Mittel einigen Glanz um sich u. den Hof zu breiten wußte, aber nicht auf gründliche Abhülfe bedacht war u. den Ruin des Staates nur beschleunigte. Nach dreijähriger Amtsführung mußte er vor der auf seinen Betrieb vom König einberufenen Versammlung der Notabeln (eröffnet am 22. Febr. 1787) erklären, daß die öffentliche Schuldenlast in dieser Zeit um 700 Mill. Livres gewachsen, das jährliche Defizit auf 140 Mill. gestiegen sei. Er konnte keine Einigung mit den Notabeln erzielen, welche die von ihm geforderten Opfer, insbes. eine allgemeine Grundsteuer, nicht bewilligten, u. mußte dem Erzbischof Loménie de Brienne das Feld räumen. Dieser löste die Notabelnversammlung auf u. erwirkte ein Dekret des Königs, welches die Einführung einer Grundsteuer verfügte. Hiergegen protestirte das Parlament von Paris, indem es erklärte, daß derartige Beschlüsse nur unter Zustimmung allgemeiner Reichsstände erfolgen könnten, deren Berufung es verlange. In dem heftigen Streite, der nun zwischen dem Parlament u. der Regierung entbrannte u. zu aufregenden Gewaltschritten führte, trat das Volk fast überall für ersteres ein. Drohend erhob es sich in Paris u. in den Provinzen u. forderte die Entlassung Brienne's, die denn auch erfolgte. Necker nahm seine Stelle ein u. berief die Reichsstände auf den 25. Mai 1789 nach Versailles. In dieser Versammlung war nach der Anordnung Necker's der dritte Stand (Bürgerstand) doppelt so stark vertreten als jeder der beiden anderen Stände (Adel u. Klerus). Hier lag der Keim zu einem Zwist über die Art der Abstimmung, der sich sofort nach dem Zusammentritt der Versammlung entspann. Adel u. Geistlichkeit drangen auf Abstimmung nach Ständen; der dritte Stand dagegen verlangte Abstimmung nach Köpfen u. erklärte sich 17. Juni auf den Antrag des Abbé Sieyès für die rechtmäßige Vertretung der Nation unter dem Titel einer Nationalversammlung, indem er den Deputirten der anderen Stände anheimstellte, sich diesem Beschlusse zu fügen u. als einzeln stimmende Mitglieder der Versammlung anzuschließen. Der Drohungen der Regierung ungeachtet tagte die Versammlung fort; sie leistete 20. Juni — in der epochemachenden Sitzung im Ballhause — unter dem Vorsitze Bailly's den Schwur, sich nicht eher wieder zu trennen, als bis die Verfassung u. die Volksrechte festgestellt seien, setzte 23. Juni der persönlichen Aufforderung des Königs, aus einander zu gehen, Widerstand entgegen u. stimmte der begeisterten Erklärung des zum dritten Stande übergetretenen Grafen Mirabeau, daß die versammelten Vertreter des Volkes nur der Gewalt der Waffen weichen würden, in feierlicher Einmüthigkeit zu. Hiermit war die Revolution ausgebrochen.

VII. Franz. Revolution (1789—99). Auch der Adel u. die Geistlichkeit, welche letztere sich in ihrer Mehrheit bereits aus eigenem Antriebe dem dritten Stande angeschlossen hatte, mußten sich nunmehr auf den Befehl des Königs in ihrer Gesammtheit mit der Nationalversammlung vereinigen. Da jedoch gleichzeitig eine starke Truppenmasse vor Paris zusammengezogen wurde, so wuchs die Erregung, die nach der Entlassung Necker's (12. Juli) zu einem vollständigen Aufstande führte. Derselbe gipfelte in der Erstürmung der Bastille (14. Juli). Um das Volk zu beruhigen, berief der König Necker von Neuem u. ernannte Lafayette zum Kommandanten der Nationalgarde, Bailly zum Maire von Paris. Die königlichen Prinzen u. ein Theil des Hofadels gingen theils aus Groll über diese Neuerungen, theils aus Furcht ins Ausland (u. bildeten den Kern der sog. Emigration, s. „Emigranten"). Hierdurch sowie durch Einschüchterungen aller Art u. durch freiwillige Uebertritte schrumpfte die Adelspartei in der Nationalversammlung zusammen, die mit großer Majorität 4. August die Abschaffung aller Standesvorrechte, 10. Aug. die der geistlichen Zehnten beschloß, hierauf die Menschenrechte aufstellte u. zur Berathung einer Verfassung schritt, welche den Schwerpunkt der gesetzgebenden Gewalt in das Parlament verlegen u. dem Könige nur ein suspensives Veto einräumen sollte. Inzwischen schürten ehrgeizige Demagogen, eine in Paris ausgebrochene Hungersnoth benutzend, die revolutionäre Stimmung der hauptstädtischen Arbeiterbevölkerung. Fanatisirte Pöbelhaufen zogen (5. Okt.) in drohender Haltung nach Versailles, drangen in den Palast des Königs ein u. zwangen diesen, seine Residenz in Paris aufzuschlagen, wohin ihm bald auch die Nationalversammlung folgte. Diese Uebersiedlung hatte zur Folge, daß die radikalen Tendenzen der Majorität offener u. schärfer hervortraten, während der Rest der konservativen Elemente mehr u. mehr zusammenschwand. Um einem etwaigen Widerstande der Provinzen u. deren Beharren auf hergebrachten Besonderheiten entgegenzuwirken, wurde die alte Provinzialeintheilung abgeschafft u. dafür eine neue, centralisirende u. gleichmachende Eintheilung des Landes in (83) Departements eingeführt. Zur Hebung der Finanzkalamität wurden alle Kirchengüter eingezogen u. für das aus der Veräußerung derselben zu lösende Kapital Anweisungen im Betrage von 400 Mill. (Assignaten) ausgegeben, die einen Zwangskurs erhielten. Da diese Maßregel der Geldnoth nicht steuerte, so wurde später ein neues Papiergeld, gleichfalls mit Zwangskurs, kreirt. Der Protest des Klerus gegen jenen ersteren Schritt ward mit der Aufhebung aller geistlichen Orden u. Körperschaften beantwortet, woran sich die definitive u. formelle Abschaffung des Erbadels anschloß.

Der terrorisirende Einfluß, den die in fast allen Bezirken der Hauptstadt gebildeten Klubs auf die Berathungen der Nationalversammlung gewannen, trat immer merklicher hervor, und Necker, dessen maßvoller Liberalismus bereits längst durch die hochgehenden Wogen der Bewegung überholt war, nahm seine Entlassung (4. Sept. 1790). Von hervorragenden Mitgliedern der Nationalversammlung trat nur noch Mirabeau mit dem ganzen Gewicht seiner imponirenden Persönlichkeit u. seiner Beredsamkeit für die Gestaltung der Verfassung nach dem Vorbilde der englischen u. für die Erhaltung einiger Vorrechte der Krone in die Schranken. Doch konnte auch dieser, obwol der König seinen versöhnlichen Rathschlägen Gehör gab u. in feierlicher Versammlung auf dem Marsfelde (14. Juli 1790) die Grundzüge der Verfassung beschwor, den Umtrieben der Klubs u. der Presse, die offen die völlige Beseitigung des Königthums forderte, nicht steuern. Vielleicht hätte er, wenn er die Leitung der Staatsgeschäfte selbst übernommen, den Fortgang der republikan. Strömung durch eine zugleich freisinnige u. energische Politik aufhalten können. Auch war der König bereits entschlossen, sich Mirabeau anzuvertrauen, als dieser plötzlich 2. April 1791 starb. Ludwig, durch diesen Schlag völlig entmuthigt, faßte jetzt den Plan, sich durch Flucht ins Ausland zu retten u. dort die Hülfe befreundeter Höfe in Anspruch zu nehmen. Er gelangte auch glücklich bis nach St. Menehould, wurde aber dort 22. Juni vom Postmeister Drouet entdeckt, zu Varennes festgehalten u. unter militärischer Bedeckung nach Paris zurückgebracht. Nur mühsam vermochte Lafayette einen vom königsfeindlichen Klub der Jakobiner angezettelten Aufstand, der direkt gegen den König selbst gerichtet war, zu unterdrücken (17. Juli), u. unter heftigen Kämpfen vollendete die Nationalversammlung die Verfassung, auf welche Ludwig 14. Sept. den Eid leisten mußte u. auf Grund derer am 1. Okt. die Gesetzgebende Versammlung zusammentrat. Diese größtentheils im Sinne der Jakobiner gewählte Körperschaft hatte ein weit radikaleres Gepräge als ihre Vorgängerin. Ihre Rechte, meist aus dem Klub der Feuillants (einer Abzweigung der Jakobiner) hervorgegangen, nahm etwa den Standpunkt ein, den in der Nationalversammlung die gemäßigte Linke vertreten hatte. Die große Mehrheit aber war entschieden republikanisch, sowol die auf prinzipiell demokratischem Boden stehenden Girondisten (die sich um die begabten Vertreter der Gironde gruppirten u. daher ihren Namen hatten) als die vorläufig noch mit diesen zusammengehenden, aber lediglich auf Umsturz u. Massenherrschaft hinarbeitenden eigentlichen Jakobiner (äußerste Linke). Die Versammlung erklärte alsbald mit großer Mehrheit die prinzlichen Emigranten u. ihren gesammten Hofstaat u. Anhang, die eifrige Anstrengungen machten, die Hülfe des Auslandes gegen die Revolution in F. herbeizuführen, für Hochverräther; sie legte gegen die militärischen Vorbereitungen, die jene unter dem Schutze u. mit Hülfe deutscher Regierungen vornahmen, Verwahrung ein u. zwang den König, dieser Verwahrung beizutreten u. umfassende Rüstungen zur Vertheidigung des Landes anzuordnen. Ein schnell zusammengezogenes Heer von 160,000 Mann eilte nach erfolgter Kriegserklärung an Oesterreich (21. April 1792) an die Grenzen, wurde aber in den ersten Zusammenstößen mit dem Feinde geschlagen. Die Gesetzgebende Versammlung verdoppelte ihren Eifer u. beschloß eine schleunigst ins Werk zu setzende allgemeine Volksbewaffnung. Das aus der Kammermehrheit hervorgegangene Ministerium war hiermit einverstanden; der König aber verweigerte seine Zustimmung. Hierdurch wuchs das Mißtrauen u. die Erbitterung gegen die Krone, deren Gegner den Massen einredeten, Ludwig unterhandle im Stillen mit dem Feinde. Als vollends die Kunde von dem Vordringen der Alliirten in der Champagne nach Paris gelangte, wurde es den Jakobinern, die in den vorstädtischen Klubs das Wort führten, leicht, den Pöbel zum Sturm auf die Tuilerien aufzuwiegeln (10. Aug.). Diese gelangten durch einen Handstreich in die Gewalt der Aufrührer; die Besatzung wurde niedergemetzelt, die Umgebung des Königs getödtet od. verjagt; dieser selbst mußte mit seiner Familie bei der Gesetzgebenden Versammlung Schutz suchen. Letztere sistirte die Gewalt des Königs, erklärte dessen Zustimmung zu den Kammerbeschlüssen für nicht mehr erforderlich u. ließ ihn sammt seinen Angehörigen als Gefangene im Temple einschließen. Gleichzeitig rissen die Jakobiner — nachdem sie Lafayette vertrieben — den Oberbefehl über die Nationalgarde u. die Herrschaft in der Pariser Commune (s. d.) an sich. Diese war es, die fortan, des Sträubens der Gesetzgebenden Versammlung ungeachtet, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten übernahm u. ein schrankenloses Massen- u. Schreckensregiment einführte. Zu ihren ersten Thaten gehörten die Septembermetzeleien, die in der grausamen Hinschlachtung der in den Gefängnissen eingeschlossenen (7000) Royalisten durch eine Rotte bezahlter Meuchelmörder bestand (2. Aug.). Unter dem Eindrucke dieser Greuelthaten gingen die Wahlen zum Nationalkonvent vor sich, der 21. Sept. an die Stelle der Gesetzgebenden Versammlung trat u. sofort die definitive Absetzung des Königs u. die Verkündigung der Republik beschloß.

VIII. Die erste Republik (1792—1804). Der Schwerpunkt des Konvents lag in der mit der Commune in engster Verbindung stehenden Partei der Jakobiner, die von den erhabenen Sitzen, welche ihre Führer (Danton, Robespierre u. s. w.) einnahmen, den Namen „Bergpartei" (Montagnards) erhielten. Diese betrieb den Krieg gegen die Verbündeten mit fanatischem Eifer u. zog aus dem siegreichen Vordringen der Armee immer neue Kraft. Die zur Mäßigung mahnenden Girondisten, die sich nun streng von den Jakobinern sonderten, konnten trotz ihres geistigen Uebergewichts wenig gegen diese ausrichten, zumal da die schwankenden Mittelparteien den Stimmungen der Tribüne u. den Einschüchterungen der Bergpartei sehr zugänglich waren. So setzte diese es durch, daß der König 11. Dez. 1792 als Angeklagter vor dem Konvent erscheinen mußte, 19. Jan. 1793 von letzterem zum Tode verurtheilt u. 21. Jan. auf der Guillotine hingerichtet wurde. Jetzt traten auch England, Spanien u. das Deutsche Reich dem Vorgehen Oesterreichs u. Preußens gegen die Republik bei, der auch im Inneren — in der royalistischen Vendée — bewaffnete Gegner erstanden. Die Bergpartei bewirkte neben energischer Fortsetzung der Rüstungen die Einsetzung eines Revolutionstribunals zur Bestrafung aller des Royalismus Verdächtigen u. eines mit diktatorischer Gewalt bekleideten Wohlfahrtsausschusses. Da der Konvent den Anträgen Marat's u. Robespierre's gegen die noch immer hochgeachteten Girondisten keine Folge gab, vielmehr Miene machte, sich der brutalen Bevormundung durch die Commune zu entledigen, u. deren Haupträdelsführer Hébert verhaften ließ, so rief diese die Nationalgarde zu Hülfe, welche bewaffnet in den von Kanonen umstellten Sitzungssaal des Konvents eindrang u. letzteren zwang, die Girondisten des Hochverraths anzuklagen. Ein Theil derselben wußte zu entkommen, ein anderer aber wurde der Guillotine überliefert, die unter der nun hereinbrechenden wüsten Demagogenherrschaft eines Robespierre, Danton, St. Just u. Hébert — nachdem der Wütherich Marat von Charlotte Corday ermordet worden war — täglich neue Opfer forderte. Zu diesen gehörte nam. auch die unglückliche Königin Marie Antoinette, die ihren Gemahl allerdings in seiner Abneigung gegen die Bewegung u. in seinen Hoffnungen auf die Einmischung der fremden Mächte bestärkt hatte; ferner aber auch der Herzog Philipp von Orleans, gen. Egalité, der gegen den Hof intriguirt hatte, um sich selbst ans Ruder zu bringen — sowie sämmtliche Führer der orleanistischen Partei. Die christliche Kirche u. der Glaube an ein göttliches Wesen wurden abgeschafft, u. nachdem der Erzbischof von Paris den katholischen Glauben öffentlich hatte abschwören müssen, ward von der Commune u. vom Konvent der Kultus der Vernunft proklamirt. Die christliche Zeitrechnung wurde durch eine neue republikanische — angefangen vom 21. Sept. 1792 — ersetzt. Der Keckheit der Schreckensmänner, die jede Gegenregung in den Provinzen gewaltsam erstickten, leistete das siegreiche Vordringen der republikan. Heere am Rheine Vorschub. Dagegen entstand bald unter den Machthabern selbst Mißtrauen u. Zwist. Der Klub der Cordeliers suchte unter Führung Hébert's den Jakobinern den Rang abzulaufen. Diese stürzten jedoch, geleitet von Robespierre u. Danton, Hébert u. seine Helfershelfer, die dem Blutgerüst überliefert wurden. Aber auch Danton wurde auf diesem Wege bei Seite geräumt u. zwar auf Anstiften seines Genossen Robespierre, der nun allein die Gewalt übernahm, unterstützt von seinen Kreaturen, St. Just, Couthon, dem Ankläger Fouquier de Tinville — u. der Guillotine. Diese arbeitete jetzt mit einer entsetzlichen Schnelligkeit u. beförderte in den Monaten April bis Juli (1794) gegen 3000 Angeklagte, die das Revolutionstribunal meist ohne Verhör verurtheilte, vom Leben zum Tode. Am 26. Juli erlangten endlich die Gegner Robespierre's die Mehrheit im Konvent u. im Wohlfahrtsausschusse, u. schon am 28. Juli ward der Diktator hingerichtet; die Heißsporne der Commune u. des Jakobinerklubs, die ihn zu befreien versucht hatten, wurden von gleichem Schicksal ereilt. Von diesem Zeitpunkte an trat eine Wendung zum Besseren ein, u. die Partei der Ordnung, die der Thermidoristen (der 28. Juli führte im republikan. Kalender die Bezeichnung 10. Thermidor), gewann mehr u. mehr die Oberhand über die Terroristen, die nur aus Herrsch- u. Rachsucht den Sturz Robespierre's herbeigeführt hatten. Collot d'Herbois, Billaud de Varennes, Barrère u. andere Rädelsführer wurden verbannt, die entflohenen od. noch im Kerker schmachtenden Girondisten zurückberufen, die konfiszirten Güter wiedererstattet, die Freiheit der Religionsübung wieder hergestellt u. endlich eine gemäßigt liberale Konstitution erlassen, welche die gesetzgebende Gewalt zwischen zwei Kammern (Rath der Alten u. Rath der Fünfhundert) theilte u. die Exekutive in die Hände von fünf, durch die Kammern zu wählenden Direktoren legte. Das erste Direktorium wurde gebildet durch Barras, Rewbell, Larevellière, Letourneur u. Carnot (seit 28. Okt. 1795). Dieses machte den letzten Resten der Schreckensherrschaft in den Provinzen u. den Aufständen der sich wieder regenden Royalisten (General Hoche gegen die Vendéer Stofflet u. Charette) schnell ein Ende. Nach außen setzten die franz. Heere ihren Siegeslauf fort. Holland war in der Gewalt der Republik; Preußen u. Spanien mußten Frieden schließen; in Süddeutschland drangen Moreau u. Jourdan, in Italien u. Oesterreich Bonaparte glücklich vor.

Im Innern konnte jedoch eine ruhige Entwicklung noch nicht aufkommen; vielmehr brach alsbald wieder Zwiespalt in den herrschenden Kreisen aus. Im Rathe der Fünfhundert gewannen die Royalisten wieder an Boden; der Präsident dieser Versammlung, Pichegru, schien diese Strömung zu unterstützen. Im Direktorium sekundirten ihm Carnot u. Barthélemy (der mittlerweile für Letourneur eingetreten war), indem sie gegen die Herrschaftsgelüste Barrat's ankämpften. Dieser entledigte sich durch einen Staatsstreich mit Hülfe Bonaparte's, der die Generale Bernadotte u. Augereau zu seiner Unterstützung abordnete, der lästigen Kollegen. Barthélemy u. Carnot wurden nebst einer großen Anzahl von Deputirten verbannt; an die Stelle der ersteren traten Merlin u. François ins Direktorium (Revolution des 18. Fructidor). Bonaparte selbst, der nach dem Abschlusse des ruhmreichen Feldzuges in Italien durch den Frieden von Campo-Formio, 17. Okt. 1797, nach Paris eilte, wurde vom Direktorium, das ihm nicht traute, alsbald wieder von dort entfernt u. mit der Führung eines neuen Krieges betraut, der der Eroberung Aegyptens galt. Als Bonaparte 4. Okt. 1799 als Sieger in Paris einzog, hatte trotz der Erfolge der Republik nach außen (Einverleibung des linken Rheinufers, sowie von Mülhausen, Piemont u. Genf in F., Errichtung der Helvetischen, Römischen u. Neapolitanisch-Parthenopäischen Filialrepubliken) die Verwirrung im Innern, genährt durch die Finanznoth u. die Mißstimmung über das willkürliche Gebaren des Direktoriums, den höchsten Grad erreicht. Der ehrgeizige u. überaus populäre Feldherr glaubte jetzt den Moment gekommen, sich an die Spitze des Staates zu schwingen. Er verabredete mit einem der neugewählten Direktoren, Sieyès, den Plan einer neuen Verfassung, setzte dem Absetzungsdekret, das vom Direktorium über ihn verhängt ward, Widerstand entgegen u. trieb den Rath der Fünfhundert, als dieser ihn eben als Hochverräther verurtheilen wollte, mit Waffengewalt aus einander (18. Brumaire = 9. Nov.). Hierauf übernahm er, unter Zustimmung der eingeschüchterten Kammern, im Verein mit Sieyès u. Ducos die provisorische Führung der Staatsgeschäfte. Die neue Verfassung, die 27. Dez. in Kraft trat, trug ein scheinrepublikanisches Gepräge. Als oberste Regierungsbehörde wurde ein Kollegium von drei, zunächst auf 10 Jahre zu wählenden Konsuln eingesetzt. Die Volksvertretung wurde durch einen Senat gebildet, dessen Mitglieder auf Lebenszeit gewählt wurden; diese Körperschaft hatte wiederum nicht nur die Konsuln, sondern auch die Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers u. des Tribunats zu bestimmen. Thatsächlich war Bonaparte, mit welchem Cambacérès u. Lebrun zu Konsuln gewählt wurden, Träger der höchsten Gewalt. Er stellte sofort die Ruhe im Innern her, bildete die von der Republik geschaffene Departementalverwaltung noch mehr im Sinne der Centralisation aus (durch Errichtung einer bureaukratischen Stufenleiter von Präfekten, Unterpräfekten u. Maires), engte die Presse ein, gab der kathol. Kirche einen großen Theil ihrer Rechte zurück u. schritt, nachdem er mit den Verbündeten u. mit England Frieden geschlossen, zu einer Reorganisation des Heeres. Auf Grund einer allgemeinen Volksabstimmung (Plebiscit) ernannte der Senat ihn 2. Aug. 1802 zum lebenslänglichen Konsul u. übertrug ihm nunmehr auch formell — durch eine Verfassungsänderung — die oberste gesetzgebende u. richterliche Gewalt, so daß die Befugnisse der repräsentativen Körperschaften sehr zusammenschrumpften. Ein nochmaliges Plebiscit endlich, unterstützt durch Beschlüsse des Senats u. Tribunats, erhob Bonaparte zum erblichen Kaiser der Franzosen (18. Mai 1804).

IX. Das erste Kaiserreich (1804—1814). Obwol Napoleon sich mit großem Glanz umgab, die höheren Kreise der alten Gesellschaft, Adel u. Geistlichkeit, an sich zu fesseln suchte u. eifrig bemüht war, alle Einrichtungen zu beseitigen od. umzugestalten, die an die Republik erinnerten, konnte er die Anerkennung des Kaiserreiches durch das Ausland nicht erlangen u. sah sich 1805 einer neuen Koalition der europ. Mächte (England, Rußland u. Oesterreich) gegenüber. Im Fluge rückte er in Deutschland ein, bezwang Oesterreich, das große u. wichtige Gebietstheile verlor, sprengte durch Stiftung des Rheinbundes das Deutsche Reich u. breitete seine Macht durch ein schlau in einander gefügtes Vasallensystem über Süd- u. Westdeutschland, Holland u. Italien aus. An England, das seiner Flotte bei Trafalgar eine empfindliche Niederlage beibrachte, rächte er sich durch das sog. Kontinentalsystem, eine ins Große getriebene Handelssperre, die er auf alle F. botmäßigen od. befreundeten Gebiete ausdehnte. Rußland u. Preußen, das sich der Koalition angeschlossen hatte, wurden nach den Schlachten bei Jena, Eylau u. Friedland zum Frieden von Tilsit (7. und 9. Juli 1807) gezwungen u. mußten sich zur Anerkennung des Napoleonischen Vasallenkönigreiches Westfalen u. zur Unterstützung des Kontinentalsystems verstehen. Im folgenden Jahre errichtete Napoleon ein neues Vasallenreich in Spanien, das sich jedoch, von Portugal u. England ermuntert, gegen den ihm aufgezwungenen Militärkönig Josef Bonaparte — einen Bruder Napoleon's — auflehnte u. nach langem, hartnäckigem Befreiungskampfe das Fremdenjoch abschüttelte. Oesterreich rückte 1809 von Neuem gegen Napoleon ins Feld, wurde aber von diesem, der Rußland in sein Interesse zu ziehen wußte, wiederum geschlagen u. ging mit neuen Gebietsverlusten aus dem Kriege hervor. Während Napoleon noch mit der Bekämpfung der span. Revolution beschäftigt war, vollzog sich eine Annäherung zwischen England u. Rußland, das dem Handel des Inselreiches keine Hindernisse mehr in den Weg legte. Um der Aktion dieser Mächte zuvorzukommen, drang der Kaiser im Winter 1812 mit einem großen Heere in Rußland ein, wo es jedoch der Härte des Klima's u. den Strapazen erlag. Auch Preußen u. Oesterreich erhoben sich jetzt wieder gegen den Gewaltherrscher. In Preußen nahm der Kampf die Gestalt eines nationalen Befreiungskrieges an, u. die Völkerschlacht bei Leipzig (18. Okt. 1813) brach die Macht Napoleon's, der nach der Einnahme von Paris durch die Verbündeten (1. April 1814) zu Fontainebleau abdanken mußte (11. April 1814) u. die Insel Elba als alleiniges Besitzthum angewiesen erhielt.

X. Die Restauration (1814—30). Unter dem Schutze der Alliirten ergriff König Ludwig XVIII., der Bruder Ludwig's XVI., die Zügel der Regierung über F., das im Frieden von Paris (30. Mai 1814) in seinen alten, vor 1792 bestandenen Grenzen wiederhergestellt wurde. Nach der neuen Verfassung vom 4. Juni 1814 (Charte) sollte F. ein konstitutionelles Königreich bilden, in welchem die Macht der Krone durch das Gesetzgebungs- u. Budgetrecht zweier Kammern beschränkt sein, Gleichheit Aller im Genusse der bürgerlichen Rechte, Preß- u. Religionsfreiheit herrschen sollte. Da jedoch mit der Verwirklichung dieser Verfassung nicht Ernst gemacht wurde u. die unter dem Kaiserreiche großgezogene Armee sich gleichgiltig od. feindselig zu der wiedereingesetzten Dynastie verhielt, so wurde es Napoleon, der plötzlich 1. März 1815 in F. landete, leicht, den König zu vertreiben u. Thron u. Land wieder in seinen Besitz zu bringen (20. März). Doch konnte er dem vereinten Andringen von Preußen, Rußland u. Oesterreich nur kurzen Widerstand entgegensetzen, wurde bei Waterloo geschlagen u. mußte, nachdem seine zweite Herrschaft kaum 100 Tage gedauert, 21. Juni 1815 abdanken. Er bestimmte seinen Sohn Napoleon II. zu seinem Nachfolger; die Verbündeten setzten jedoch Ludwig XVIII. wieder als König ein u. ließen Napoleon nach der Insel Helena abführen, wo er bis zu seinem Tode (1821) als Gefangener lebte. König Ludwig legte die Regierung in die Hände streng royalistischer Minister, welche die Versprechungen der Charte gar nicht od. nur sehr unvollkommen verwirklichten, die Wahlen beeinflußten, die Presse beschränkten, sich (1823) gewaltsam in die polit. Wirren Spaniens einmischten u. dort die Bourbonen wieder einsetzten. Noch schroffer war die Reaktion, die nach Ludwig's XVIII. Tode (16. Sept. 1824) unter der Regierung seines Bruders, Karl's X., Platz griff, so daß die Opposition in der Deputirtenkammer u. in der Presse immer stärker anwuchs. Auswärtige Unternehmungen, wie die Theilnahme F.s an der Losreißung Griechenlands von der türk. Herrschaft (1827), konnten die Mißstimmung im Innern nur vorübergehend ableiten. Die Kammer, in der die Liberalen mit jeder Neuwahl eine immer imposantere Majorität erlangten, mußte wiederholt aufgelöst werden, u. das ultrareaktionäre Ministerium Polignac schritt endlich zur Oktroyirung eines neuen Wahlgesetzes u. der Aufhebung der Preßfreiheit. Der Erlaß der betreffenden Verordnungen (Juliordonnanzen) führte 27. Juli 1830 den Ausbruch der Julirevolution herbei, infolge derer die Bourbonen vertrieben u. Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, zum König der Franzosen („Bürgerkönig") ausgerufen wurde (8. Aug. 1830).

XI. Das Bürgerkönigthum (1830—48). Der neue König gab dem Lande eine Verfassung, welche die Krone weit mehr beschränkte als die alte Charte, indem sie das Gesetzgebungsrecht der Kammern ausdehnte, Ministerverantwortlichkeit herstellte u. s. w., ließ das Ministerium Polignac für seinen Verfassungsbruch zur Rechenschaft ziehen u. vertauschte das legitimistische Lilienbanner mit der republikan. Trikolore. Das Ministerium Perrier verfolgte eine gemäßigt liberale Politik u. suchte sich, indem es die Reste der alten feudalen Ordnung zurückdrängte, auf den Bürgerstand zu stützen. Dennoch gelang es sowol den Royalisten als den Republikanern, in Paris u. in den Provinzen Unruhen zu erregen, die mit Waffengewalt unterdrückt werden mußten. Das folgende Kabinet, in welchem der Kriegsminister Soult den Vorsitz, Broglie das Auswärtige, Thiers das Innere, Guizot den Kultus inne hatten, schritt Anfangs auf derselben Bahn fort, gerieth jedoch infolge allzu häufiger persönlicher Einmischung des Königs in die Regierungsgeschäfte in Schwankungen u. Zwistigkeiten, die durch das wiedererwachende Mißtrauen u. Fraktionswesen in der Kammer verschärft wurden. Auch unter einem neugebildeten Kabinet Broglie, in welchem Thiers u. Guizot den Haupteinfluß erlangten, änderte sich dies Verhältniß nicht. Wiederholte Anschläge auf das Leben des Königs führten sogar einen Rückschlag in der liberalen Politik der Regierung, nam. eine Beschränkung der Presse durch die Septembergesetze, herbei. Die Halbheit in den herrschenden Kreisen, die Intriguen der Republikaner u. Legitimisten u. das Schwanken der sehr gemischten Kammermehrheiten zogen immer wieder Kabinetswechsel nach sich, die keine ruhige

Entwicklung aufkommen ließen. Dazu kamen auswärtige Verlegenheiten. Thiers, der eine Zeit lang in der Opposition gewesen war u. 1. März 1840 an die Spitze eines neuen Ministeriums trat, erlitt in der Oriental. Frage eine diplomatische Niederlage u. hatte im Sinne, diese Scharte durch einen Krieg gegen Deutschland auszuwetzen, dessen Zweck die Wiedereroberung der Rheingrenze war. Der König verweigerte jedoch seine Zustimmung zu diesem Unternehmen, u. das Ministerium Thiers mußte 21. Okt. 1840 wieder zurücktreten. Das konservative Ministerium Guizot griff zur Friedenspolitik zurück u. wirkte Anfangs beruhigend, vermochte aber dem Anwachsen der republikan. u. sozialistischen Opposition nicht zu

Nr. 2911.

steuern. Die regierungsfreundliche Mehrheit in der Kammer sank zusehends, u. außerhalb derselben machte die demokratische, bes. auf Erweiterung des Wahlrechts gerichtete Agitation, geschürt durch die Reformbankette (1847 u. 1848), bedenkliche Fortschritte. Das gewaltsame Einschreiten der Regierung gegen diese Protestversammlungen, das eine Verletzung des Vereinsrechtes enthielt, hatte den Ausbruch der Februarrevolution (22.–24. Febr. 1848), den Rücktritt Guizot's, die Abdankung des Königs Ludwig Philipp u. die Wiederaufrichtung der Republik zur Folge.

XII. Die zweite Republik (1848–52). Die Mitglieder der Provisorischen Regierung, welche zunächst die Leitung der neuen Republik übernahm, gehörten sämmtlich der republikanischen Linken an (Lamartine, Crémieux, Ledru-Rollin u. s. w.). Dieselbe Richtung herrschte in der Exekutivkommission vor, welche von der aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen, 4. Mai eröffneten Nationalversammlung gewählt wurde (Arago, Garnier-Pagès, Marie, Lamartine, Ledru-Rollin). Vertreter der rothen (sozialistisch-kommunistischen) Republik fanden keinen Zutritt zur Regierung, u. die Anhänger dieser Partei sahen sich nun genöthigt, ihrerseits zu einer Revolution gegen die Bürgerrepublik zu schreiten. Ihre Anstrengungen scheiterten jedoch an der Energie u. Wachsamkeit des mit der militärischen Oberleitung u. der provisorischen Diktatur bekleideten Generals Cavaignac, der den Arbeiteraufstand vom 23. bis 26. Juni unterdrückte. Die von der Nationalversammlung ausgearbeitete Verfassung, die 4. Nov. zum Gesetz erhoben ward, legte die gesetzgebende Gewalt einer aus allgemeinen u. direkten Wahlen zu bildenden Versammlung (Legislative), die ausübende Gewalt einem gleichfalls durch allgemeine Volksabstimmung zu wählenden Präsidenten bei. Zu der letzteren Würde ward mit überraschend großer Mehrheit Prinz Ludwig Napoleon Bonaparte berufen (10. Dez.), der ehrgeizige Neffe des ersten Napoleon, der bereits unter Ludwig Philipp einige verunglückte Versuche zur Wiederherstellung des Kaiserreichs gemacht hatte u. nunmehr diesem Ziele mit schlauer Berechnung zustrebte. Die Gesetzgebende Versammlung, die 28. Mai 1849 zusammentrat, war in eine legitimistisch-orleanistische Rechte u. in eine sozialistische Linke gespalten, denen die eigentlich republikan. Mittelpartei nur ein schwaches Gegengewicht bieten konnte. Aus diesem Mißverhältniß zog der Prinzpräsident Nutzen. Er drängte die ultrademokratischen Hitzköpfe in eine revolutionäre Opposition gegen Regierung u. Parlament, ließ einen von ihnen erregten Aufstand (Juniaufstand) durch den an Cavaignac's Stelle getretenen General Changarnier unterdrücken, erwirkte von der Kammer eine Anzahl das Vereinsrecht u. die Presse beschränkender Bestimmungen u. bildete aus Ueberläufern der verschiedenen Parteien eine große bonapartistische Partei heran, aus der er bereits im Okt. ein neues Ministerium rekrutirte. Dem Widerstreben der mißtrauisch u. stutzig gewordenen Kammer trug er zum Schein Rechnung, indem er sein Ministerium zwar mehrfach wechselte, aber immer aus bonapartistischen Kreisen zusammensetzte; nebenher säuberte er allmählig den Beamtenapparat von altmonarchischen u. strengrepublikanischen Elementen. An Stelle Changarnier's, der sich weigerte, auf die usurpatorischen Gelüste des Präsidenten einzugehen, wurden die Generale Perrot u. Baraguay d'Hilliers mit den wichtigsten militärischen Posten betraut. Am 2. Dez. 1851 wurden die Spitzen der Opposition (darunter Changarnier, Cavaignac, Thiers, Leflo) verhaftet, der Sitzungssaal der Legislative von Truppen umstellt u. diese selbst, nachdem sie den Präsidenten für abgesetzt erklärt hatte, gesprengt. Dieser Staatsstreich rief einen Aufstand hervor, der jedoch vom Militär in wenigen Tagen gedämpft wurde. Eine Volksabstimmung sprach sich mit großer Mehrheit (7,481,231 gegen 647,292 Stimmen) für die Fortdauer der Präsidentschaft Ludwig Napoleon's aus, der nun „im Namen der Ordnung" u. „als Retter der Gesellschaft" eine neue, zum Schein republikanische, in Wahrheit aber auf eine Militärdespotie im Sinne des Kaiserreiches hinauslaufende Verfassung erließ. Dem mit monarchischer Autorität ausgerüsteten Präsidenten, dessen Amtsdauer zunächst auf 10 Jahre festgesetzt war, wurde ein Staatsrath, ein Senat u. ein Gesetzgebender Körper mit sehr beschränkten Befugnissen beigegeben; letzterer sollte durch allgemeine Wahlen gebildet werden. Zur Einengung der Presse u. des Vereinsrechts wurden Verfügungen u. Einrichtungen getroffen, die lebhaft an das Kaiserreich erinnerten. Die Güter der Familie Orleans, deren Anhang u. Einfluß dem Prinzen noch immer bedenklich erschien, wurden konfiszirt. Die repräsentativen Körperschaften erwiesen sich sehr gefügig, u. auf Antrag des Senats erfolgte endlich durch Volksabstimmung (21. u. 22. Nov. 1851) auch formell die Wiederherstellung des Kaiserreiches u. die Ernennung des Prinzpräsidenten zum Kaiser der Franzosen. Als solcher nahm Ludwig Napoleon den Namen Napoleon III. an (wobei der nicht zur Regierung gelangte Sohn Napoleon's I., zu dessen Gunsten dieser abgedankt hatte, als Napoleon II. gezählt wurde).

XIII. Das zweite Kaiserreich (1852–70). Napoleon III., der seine Regierung 2. Dez. 1852 antrat, beschritt Anfangs mit vielem Glücke den Weg einer den veränderten Zeitverhältnissen angepaßten Nachahmung des ersten Kaiserreiches, indem er den empfänglichen Sinn der Nation durch äußeren Glanz u. durch erfolgreiche Unternehmungen von den inneren Angelegenheiten abzulenken u. damit zugleich ihrer Ruhmsucht u. Eitelkeit zu schmeicheln suchte. England gegenüber befolgte er eine sehr entgegenkommende, also von der seines Oheims wesentlich abweichende Politik. Dieser Großstaat war auch am schnellsten zur Anerkennung seiner Regierung bereit; Oesterreich u. Preußen folgten bald nach; nur zögernd dagegen schloß sich Rußland an. Hierfür rächte sich der Kaiser durch seine Theilnahme am russisch-türkischen (Orientalischen) Kriege (1853–56), in welchem er im Bunde mit England auf Seiten der Türkei stand. Rußland ging gedemüthigt u. geschwächt aus diesem Kriege hervor, während Napoleon, unter dessen Aegide der zweite Pariser Friede (30. März 1856) zu Stande kam, die Machtstellung F.'s stärkte, ohne dessen Gebiet zu erweitern, u. hierdurch einen Nimbus um seine Person u. seine Dynastie breitete. Die Herrschaft in Algier wurde durch Bezwingung der Kabylen befestigt (1857), dem Handel durch die erfolgreichen Operationen der Expedition gegen China ein neues weites Gebiet erschlossen (1858). Demokratische Regungen u. Anschläge auf das Leben des Kaisers (14. Jan. 1858) veranlaßten freilich um dieselbe Zeit strenge Gewaltmaßregeln im Inneren u. ein festeres Bündniß mit dem Klerus. Der damals von Neuem entbrannte Streit zwischen Sardinien u. Oesterreich gab Napoleon willkommene Gelegenheit, den franz. Einfluß wieder in einer Frage der auswärtigen Politik geltend zu machen, u. im ital. Feldzuge, den er im Sommer 1859 im Vereine mit Sardinien siegreich gegen Oesterreich führte, die Einigung Italiens unter dem Schutze F.s anzubahnen (Friede von Villafranca 11. Juli 1859). Oesterreich mußte die Lombardei an Sardinien abtreten, welchem im weiteren Verlaufe der Bewegung auch die kleinen Vasallenstaaten Oesterreichs in Norditalien zufielen u. das seinerseits F. für die gewährte Unterstützung Savoyen u. Nizza überließ. Unglücklicher intervenirte Napoleon in Mexiko, wo er 1863 ein neues Kaiserreich unter dem Schutze F.s begründete u. zu dessen Oberhaupt den Erzherzog Maximilian von Oesterreich einsetzte, das jedoch schon 1867 – nach dem Abzuge der franz. Okkupationstruppen aus Mexiko – zusammenbrach. Im J. 1866 ließ er sich durch die Schnelligkeit, mit der Preußen Oesterreich überwand, überraschen u. konnte die Errichtung des Norddeutschen Bundes nicht hindern. Diese u. andere Mißerfolge nährten die Unzufriedenheit im Innern u. zogen Unruhen u. ein stärkeres Wiedererwachen des Liberalismus nach sich, dem Napoleon einige Konzessionen machte. Das Ministerium Ollivier, das 2. Jan. 1870 die Geschäfte übernahm, war jedoch ebenfalls nur ein scheinkonstitutionelles. Zwar sprach ein Plebiszit vom 8. Mai 1870 die Zustimmung zur Politik des Kaisers aus, dennoch ließ dieser sich durch die republikan. Opposition in einen neuen Krieg hineintreiben, durch welchen er seinen wankenden Thron wieder befestigen zu können glaubte.

Es war dies der von der Regierung Napoleon's heraufbeschworene Deutsch-französische Krieg, der statt der Befestigung den Sturz des zweiten Kaiserreiches – infolge der Niederlage und Kapitulation von Sedan – und sodann die Proklamirung der Republik herbeiführte (4. Sept. 1870).

XIV. Die dritte Republik (seit 1870). Die Provisor. Regierung der neuen Republik, gebildet aus den Führern der bisherigen Opposition (Jules Favre, Gambetta, Simon, Crémieux, Picard, Rochefort u. s. w., Trochu Präsident), nahm die Fortsetzung des Krieges gegen Deutschland auf, war aber nicht glücklicher als das Kaiserreich (s. „Deutsch-franz. Krieg") u. legte seine Gewalt in die Hände einer im Febr. 1871 nach Bordeaux berufenen Nationalversammlung nieder, die Thiers zum Chef der Exekutivgewalt ernannte. Dieser brachte – unter der Bedingung einer Kriegsentschädigung von 5 Milliarden u. der Abtretung von Elsaß-Lothringen an Deutschland – den Abschluß des Friedens zu Stande, verlegte den Sitz der Regierung nach Versailles, bewältigte den Aufstand der Pariser Commune und war, nachdem er 31. Aug. 1871 den Titel eines Präsidenten der Republik erhalten hatte, bemüht, die „konservative Republik" (eine Republik mit zwei Kammern, beschränktem Stimmrecht u. anderen konservativen Institutionen) zu begründen. In diesem Streben wurde er jedoch durch die monarchistische Mehrheit der Nationalversammlung gehindert, die ihn im Mai 1873 stürzte u. den Marschall Mac Mahon zum Präsidenten ernannte. Das Ministerium Broglie, mit welchem sich dieser umgab, knüpfte Unterhandlungen mit dem Grafen von Chambord, dem Erben des Hauses Bourbon (Heinrich V.), wegen Uebernahme der Krone an; diese verliefen aber resultatlos u. die Nationalversammlung verlängerte nunmehr die Gewalten des Marschall-Präsidenten auf sieben Jahre. Das im Amte gebliebene Ministerium Broglie setzte die Bekämpfung der republikan. Partei u. die Begünstigung legitimistisch-klerikaler Tendenzen fort. Der bereits unter Thiers wegen der Kapitulation von Metz vor ein Kriegsgericht gestellte Marschall Bazaine wurde zum Tode verurtheilt, von Mac Mahon jedoch zu 20jähriger Gefängnißstrafe begnadigt. Der Exkaiser Napoleon war bereits 9. Jan. 1873 im Exil (zu Chislehurst) gestorben.

Zeittafel zur französischen Geschichte.

125—118 v. Chr. Erste Eroberungen der Römer im südl. Gallien.
58—51 „ Cäsar erobert Gallien.
409 n. Chr. Die Burgunder im Rhonethal.
412 Westgothisches Reich mit der Hauptstadt Toulouse.
451 Attila's Einfall u. Niederlage bei Chalons an der Marne.
481—752 Herrschaft der Merovinger.
481—511 Chlodwig, Stifter des fränkischen Reiches.
486 Syagrius, der römische Statthalter, bei Soissons geschlagen.
496 Sieg bei Zülpich über die Alemannen.
507 Sieg bei Vouglé über die Westgothen.
511 Theilung des Reiches unter die 4 Söhne Chlodwig's.
530 Unterjochung der Thüringer.
534 Einverleibung des Burgunderreiches.
558—561 Chlotar I. vereinigt wiederum das Frankenreich.
561 Neue Theilung des Reiches.
613 Dritte Vereinigung unter Chlotar II.
687 Pipin von Heristal, durch die Schlacht von Testri alleiniger Majordomus.
717—741 Karl Martell, Majordomus.
732 Sieg über die Araber bei Tours u. Poitiers.
741—752 Pipin der Kleine, Majordomus.
752—987 Herrschaft der Karolinger.
752—768 Pipin der Kleine.
768—814 Karl der Große.
814—840 Ludwig der Fromme.
843 Vertrag zu Verdun.
843—877 Karl der Kahle.
870 Vertrag zu Meersen.
877—878 Ludwig II., der Stammler.
878—882 Ludwig III.
882—884 Karlmann.
884—887 Karl der Dicke vereinigt wieder das Reich Karls des Großen.
887—898 Odo, Graf von Paris, König.
898—923 Karl III., der Einfältige.
911 Rollo erhält die Normandie.
924—936 Rudolf, Herzog von Burgund, König der Westfranken.
936—954 Ludwig IV.
954—986 Lothar.
986—987 Ludwig V., der Faule.
987—1328 Herrschaft der Capetinger.
987—996 Hugo Capet.
996—1031 Robert.
1031—1060 Heinrich I., Einführung des Gottesfriedens.
1060—1108 Philipp I.
1087 Krieg gegen Wilhelm von England.
1108—1137 Ludwig VI., der Dicke. Suger, Abt von St. Denis.
1137—1180 Ludwig VII.
1180—1223 Philipp II.
1214 Philipp's Sieg bei Bouvines.
1223—1226 Ludwig VIII.
1226 Albigenserkrieg.
1226—1270 Ludwig IX., der Heilige.
1248 Kreuzzug gegen Aegypten.
1259 Friede zu Abbeville mit England.
1270 Kreuzzug gegen Tunis.
1270—1285 Philipp III., der Kühne.
1285—1314 Philipp IV., der Schöne. Kämpfe mit England u. Flandern. Papst Bonifaz VIII.
1303 Erste Berufung der Reichsstände.
1305 Papst Clemens V. in Avignon.
1312 Aufhebung des Templerordens.
1314—1316 Ludwig X., der Zänker.
1316—1322 Philipp V., der Lange.
1322—1328 Karl IV., der Schöne.
1328—1589 Herrschaft der Valois.
1328—1350 Philipp VI. Beginn der Kriege mit England.
1346 Sieg der Engländer bei Crécy.
1347 Die Engländer erobern Calais.
1350—1364 Johann II., der Gute.
1356 Johann in der Schlacht bei Maupertuis geschlagen u. gefangen.
1360 Friede zu Bretigny.
1361 Johann belehnt seinen jüngsten Sohn Philipp mit Burgund.
1364—1380 Karl V., der Weise.
1380—1422 Karl VI. Kämpfe der Armagnacs u. Bourguignons.
1415 Sieg Heinrich's V. von England bei Azincourt.
1420 Vertrag von Troyes.
1422—1461 Karl VII. Stehendes Heer.
1429—1431 Jungfrau von Orleans.
1438 Gründung einer franz. Nationalkirche durch die pragmatische Sanktion.
1453 Der Krieg mit England erlischt.
1461—1483 Ludwig XI. Befestigung der Monarchie. Kämpfe um Burgund.
1483—1498 Karl VIII. Erwerbung der Bretagne.
1498—1515 Ludwig XII.
1498 Eroberung Mailands.
1501 Eroberung Neapels.
1508—1516 Die Liga von Cambrai.
1515—1547 Franz I.
1515 Wiedergewinnung Mailands.
1521—1526 Erster Krieg mit Karl V.
1525 Schlacht bei Pavia. Gefangennahme Franz' I.
1526 Friede zu Madrid.
1527—1529 Zweiter Krieg mit Karl V. Friede zu Cambrai.
1536—1538 Dritter Krieg mit Karl V. Waffenstillstand zu Nizza.
1542—1544 Vierter Krieg mit Karl V. Friedensschluß zu Crespy.
1547—1559 Heinrich II.
1552 Die Bisthümer Metz, Toul u. Verdun kommen an Frankreich.
1556—1559 Krieg mit Spanien u. England.
1559—1561 Franz II. Die Guisen.
1561—1574 Karl IX. Katharina von Medici.
1562—1598 Hugenottenkriege.
1572 Die Bartholomäusnacht.
1574—1589 Heinrich III.
1589—1793 Herrschaft der Bourbonen.
1589—1610 Heinrich IV.
1598 Edikt von Nantes.
1610—1643 Ludwig XIII.
1624—1642 Kardinal Richelieu.
1635 Theilnahme Frankreichs an dem 30jähr. Kriege.
1635—1659 Krieg mit Spanien.
1642—1661 Kardinal Mazarin.
1643—1715 Ludwig XIV.
1648 Der Elsaß Frankreich einverleibt.
1648—1653 Erster Bürgerkrieg der Fronde.
1661 Colbert, Finanzminister.
1667—1668 Niederländischer Krieg.
1668 Friede zu Aachen.
1672—1678 Zweiter Krieg gegen die Niederlande.
1675 Schlacht bei Saßbach. Turenne fällt.
1678 Friede zu Nymwegen.
1680 Reunionskammern.
1681 Straßburg an Frankreich.
1685 Aufhebung des Ediktes von Nantes.
1688—1697 Krieg gegen die Koalition von Augsburg.
1697 Friede zu Ryswick.
1701—1714 Spanischer Erbfolgekrieg.
1702 Aufstand in den Cevennen.
1704 Schlacht bei Höchstädt.
1708 Schlacht bei Oudenarde.
1709 Schlacht bei Malplaquet.
1713 Friede zu Utrecht.
1715—1774 Ludwig XV.
1715—1723 Philipp von Orleans, Regent.
1716 Law's Aktienschwindel.
1744 Friede zu Aachen.
1755 Feindseligkeiten mit England in den nordamerikan. Kolonien.
1756 Bündniß mit Oesterreich.
1756—1763 Krieg mit England.
1763 Friede zu Paris.
1768 Erwerbung Corsica's.
1774—1793 Ludwig XVI.
1789 (25. Mai) Versammlung der Generalstaaten.
(14. Juli) Erstürmung der Bastille.
(4. Aug.) Erklärung der Menschenrechte in der Nationalversammlung.
1791 (20.—22. Juni) Flucht u. Zurückführung des Königs.
(14. Sept.) Der König beschwört die Konstitution.
(1. Okt.) Eröffnung der Legislative.

1792 (13. Aug.) Verhaftung des Königs.
(2–4. Sept.) Septembermetzeleien.
(25. Sept.) **Republik.**

1793 (21. Jan.) Hinrichtung des Königs. Beginn des ersten Revolutionskrieges u. der Schreckensherrschaft.

1794 Sturz Hébert's, Danton's u. Robespierre's.

1795 Einsetzung der Direktorialregierung.

1796 Siege der republikan. Heere. Bonaparte.

1797 Staatsstreich vom 18. Fructidor (5. Sept.). Friede von Campo-Formio.

1798 Zug Bonaparte's nach Aegypten. Zweiter Revolutionskrieg.

1799 Staatsstreich vom 18. Brumaire (9. Nov.). Das Konsulat.

1802 Friede von Amiens. Bonaparte lebenslänglicher Konsul.

1804 **Napoleon I., Kaiser der Franzosen.**

1806 Der Rheinbund.

1807 Friede von Tilsit. Kontinentalsperre.

1809 Wiener Friede.

1812 Russischer Feldzug.

1813 Freiheitskrieg. Schlacht bei Leipzig.

1814 Einzug der Verbündeten in Paris. Napoleon's Abdankung u. Verweisung nach der Insel Elba. **Die Restauration.** Ludwig XVIII., König von Frankreich (–24), giebt eine Charte. Erster Pariser Friede.

1815 Rückkehr Napoleon's. Die 100 Tage. Schlacht bei Waterloo. Rückkehr Ludwig's XVIII. Zweiter Pariser Friede. Napoleon auf St. Helena.

1823 Einsetzung der Bourbonen in Spanien durch franz. Hülfe.

1824 1830 Karl X., König von Frankreich.

1830 Juliordonnanzen; Julirevolution. Abdankung Karl's X. **Ludwig Philipp,** Herzog von Orleans, wird **König der Franzosen** (–1848).

1835 Attentat Fieschi's auf den König. Preßmaßregelungen.

1840 Kriegerische Politik u. Rücktritt des Ministeriums Thiers. Friedenspolitik des Ministeriums Guizot. Sozialistische Bewegung.

1848 Reformbankette; Februarrevolution; Sturz des Bürgerkönigthums.

1848 1852 **Die zweite Republik.** Nationalwerkstätten; Juniaufstand, von Cavaignac unterdrückt. Ludwig Napoleon, Präsident der Republik.

1849 Eröffnung der Legislative.

1850 Beschränkung der Presse u. des Vereinsrechts.

1851 Staatsstreich vom 2. Dez. Plebiszit

1852 1870 **Napoleon III., Kaiser der Franzosen.**

1854 Oriental. Krieg.

1855 Pariser Weltausstellung

1856 Friede zu Paris.

1857 Expedition nach China.

1858 Attentat Orsini's auf Napoleon III.

1859 Italienischer Krieg. Friede von Villafranca.

1861 Franz. Expedition nach Mexiko.

1863 Errichtung des Mexikanischen Kaiserreiches.

1866 Kompensationsforderungen an Preußen.

1867 Abzug der Franzosen aus Mexiko.

1868 Annexionsabsichten auf Luxemburg.

1869 Unruhen in Paris u. in den Provinzen.

1870 Scheinkonstitutionelles Ministerium (Ollivier). Plebiszit. Deutsch-franz. Krieg. Sturz des Kaiserreichs (4. Sept.). **Die dritte Republik.**

1871 Nationalversammlung zu Bordeaux. Thiers Chef der Exekutivgewalt, später Präsident der Republik. Der Aufstand der Commune. F. tritt im Frankfurter Frieden (18. Mai) Elsaß-Lothringen an Deutschland ab.

1873 Mac Mahon Präsident der Republik. Scheitern der Verhandlungen mit dem Grafen von Chambord (Heinrich V.). Mac Mahon's Gewalten auf 7 Jahre verlängert. Marschall Bazaine wird vom Kriegsgericht zu Versailles zum Tode verurtheilt u. zu 20jähriger Gefängnißstrafe begnadigt.

Sprache u. Literatur. 1. Die franz. Sprache gehört zur Familie der romanischen Sprachen, d. h. sie ist eine Tochtersprache der lateinischen, welche durch die römischen Heere, Beamten, Handelsleute u. Kolonisten zuerst in den Städten des Südens, später aber auch in denen des übrigen Landes Eingang gefunden u. sich nach u. nach auch über die Landbevölkerung verbreitet hat. Diese Landsprache (lingua rustica) nahm bald manche Elemente von der Sprache der heimischen Bevölkerung an, im S. von den Iberern, in der Mitte u. im N. von den Kelten; sie bildete neue Worte, löste die grammatikalischen Formen auf, veränderte die Laute u. schleifte die Endungen ab od. zog sie zusammen. So entstand eine neue Sprache, die französische. Nachdem nun die Franken, Burgunder u. Gothen von Frankreich Besitz genommen, pflegten diese wol auch in der Sprache ihrer Heimat zu verkehren; da sie aber als minder gebildetes Volk die Kultur der romanischen Bevölkerung auf sich einwirken ließen, das römische Recht u. die römische Stadtverfassung annahmen, so bequemten sie sich endlich auch zu der Sprache der Besiegten, zumal dadurch erst die Einheit ihrer Reiche ermöglicht wurde. Es war natürlich, daß im Norden die germanischen Elemente die franz. Sprache in weit stärkerem Grade durchdrangen als im Süden; denn dort wurden dieselben noch durch die Festsetzung der Normannen verstärkt. Nur an zwei Stellen Frankreichs erhielten sich Ueberreste der alten Sprachen: in der Bretagne das Keltische, unterstützt durch die im 5. Jahrh. eingewanderten Briten, u. in der Gegend von Bayonne, an der Spitze des Biscayischen Meerbusens, die Sprache der Basken, des letzten Restes der Urbevölkerung der Iberer. Im 9. Jahrh., wie wir aus dem Eide Karl's beim Vertrag von Verdun (843), dem ältesten Denkmal der franz. Sprache ersehen, hatte sich die Umwandlung der germanischen Bevölkerung in eine romanische vollzogen; zugleich trat aber auch die Scheidung zwischen der nordfranz. u. südfranz. od. provençalischen Sprache ein. Erstere gewann durch das aufsteigende Königthum um so größern Einfluß; obgleich das Provençalische im Mittelalter eine weit reichere Literatur hervorgebracht hat, so ward dasselbe doch nach u. nach aus dem offiziellen Verkehr verdrängt, in demselben Maße, als die südfranz. Lande ihre Selbständigkeit verloren. Als unter Franz I. die nordfranz. Sprache zur Nationalsprache erhoben wurde, gewöhnten sich bald die Gebildeten des Südens auch an diese, welche nicht blos in den Gerichten u. Parlamenten, sondern auch in der Literatur zur Alleinherrschaft gelangte. Das Studium des Lateinischen gab der franz. Sprache eine festere grammatische Gestaltung, vermehrte den Wortschatz u. schuf endlich auch eine auf wissenschaftlichen Grundlagen beruhende Orthographie. Die größten Verdienste erwarb sich nach dieser Seite hin die französische Akademie zu Paris. Die Centralisationsbestrebungen des franz. Königthums bewirkten nun auch, daß der Dialekt der Isle de France u. insbesondere der von Paris nicht nur in der Literatur die Einwirkungen der anderen Mundarten beseitigte, sondern auch für die Sprache der Gebildeten mustergiltig wurde. Von der größten Bedeutung wurde hierfür das Pariser Theater, in welchem sich die klassische Periode der franz. Literatur unter Ludwig XIV. gleichsam verkörperte. Seit dieser Zeit hat das Französische nur geringe Veränderungen erfahren. Es ist die Sprache des diplomatischen Verkehrs für die meisten Länder Europas geblieben, u. wenn es auch der engl. Sprache an Verbreitung nachsteht, so behauptet es doch neben dieser die nächsthöchste Stellung im großen Weltverkehr. Für die Umgangssprache ist das Französische wegen der feststehenden Formen seiner Grammatik, der Durchsichtigkeit u. Leichtigkeit seines Satzbaues u. seiner logischen Präzision ganz besonders geeignet. — Die Pariser Mundart gilt noch immer als mustergiltig für die Aussprache, hat aber die übrigen Dialekte des Landes keineswegs zu vernichten vermocht. Man unterscheidet folgende Hauptmundarten des Nordfranzösischen: die der Normandie, der Champagne, von Lothringen, von Burgund, von Orleanais, das Wallonische in Belgien, den Dialekt von Auvergne, von Poitou, von der Vendée, von Berri, von Bordeaux u. endlich die Mundarten von Franche-Comté, vom Waadtlande, von Savoyen, von Lyon u. von der Dauphiné. Die literarische Bedeutung, welche einzelne dieser Dialekte im Mittelalter gehabt haben, ist jetzt fast vollständig verschwunden. Im Ganzen sprechen etwa 37,700,000 Menschen in Europa das Französische als Muttersprache; hiervon kommen auf Frankreich selbst 34,330,000, auf Belgien 2,320,000, auf die Schweiz 638,000, auf Italien 140,000 Seelen. Außerhalb Europa's ist diese Sprache noch über einzelne Theile von Missouri, Louisiana, Canada u. Hayti, über Guadeloupe, Martinique, die Städte des franz. Guayana, die afrikanischen Besitzungen am Senegal, die Inseln Bourbon u. Mauritius, Algier u. Cochinchina, Neucaledonien u. die übrigen Kolonien Frankreichs verbreitet.

2. Literatur. Wie sich die franz. Sprache in die nord- und südfranzösische scheidet, so auch die Nationalliteratur dieses Landes, deren klassische Periode des Mittelalters vorzugsweise durch die Dichter der Langue d'oc gebildet wurde, während der Höhepunkt der modernen Poesie F.s mit jenem geschichtlichen Abschnitt zusammenfällt, in welchem Paris zum Mittelpunkte des Reiches geworden, der französische Norden den Süden sich einverleibt hatte: dies ist die Zeit Ludwig's XIV. Die altfranzösische Periode reicht bis zum Eindringen der Renaissance in Frankreich unter Franz I.; sie zeigt bis zum 12. Jahrh. die Kindheit der franz. Literatur, die sich, wie die Sprache u. die Nation selbst, erst aus vielen verschiedenen, neben einander liegenden Elementen zu einer Einheit gestalten mußte; die Blütezeit fällt in das 13. Jahrh.; die folgenden Zeiten bereiten den Uebergang zur modernen Richtung vor.

I. Zeitraum. Bis zum 12. Jahrhundert. Die Volkspoesie belebte schon zu Cäsar's Zeiten die religiösen u. weltlichen Feste der Gallier; eine eigene Sängerkaste der Barden verherrlichte die Götter in heiligen Gesängen, u. noch lange mögen die alten Heldenlieder unter der keltischen Bevölkerung fortgeklungen haben, als schon die Freiheit durch die Römer vernichtet worden war u. die Sprache der Sieger von den Städten aus sich immer weiter auf das Land verbreitete. Auch die Germanen, die sich auf gallischem Boden niederließen, brachten dorthin ihre heimischen Lieder mit, die aber mit der Sprache aus dem Gedächtnisse des Volkes verschwinden mußten. Die ältesten schriftlichen Denkmäler der franz. Literatur sind in lat. Sprache verfaßt; das war die Sprache der großen Städte, der Gebildeten, der Gelehrten, des Rechtes u. der Kirche. Die ersten Schriftsteller waren Geistliche, ihre Produkte kirchlicher Natur. Als sich aber nun das durch germanische u. keltische Elemente versetzte Volkslatein zu einer neuen romanischen Sprache umgebildet hatte, die sich wiederum in den südl. u. den nördl. Zweig schied, da wandelte sich auch das Latein der franz. Literatur der ältesten Zeit nach dieser um. Heiligenlegenden u. Kirchenlieder des 10. u. 11. Jahrh. zeigen diese eigenthümliche Umwandlung zuerst. In einzelnen dieser geistlichen Dichtungen blieb aber die antike Form noch bestehen u. bewirkte, daß der volksthümliche Inhalt zeitig in streng metrische Formen gegossen ward.

II. Zeitraum. Das 12. u. 13. Jahrhundert. Als nun aber die franz. Nationalität aus den Trümmern anderer Nationen sich herausgearbeitet hatte, als das Königthum erstarkte, das Feudalwesen u. das Ritterthum die höheren Stände mit neuen Ideen erfüllte u. dem gesellschaftlichen Leben ganz andere Formen verlieh, als durch den Aufschwung des Handels u. der Gewerbe wie durch die Theilnahme an den Kreuzzügen der geistige Horizont des franz. Volkes sich erweiterte, da entwickelte sich auffallend schnell die Blüte der mittelalterlichen franz. Literatur. Im Süden zeitigte die Provence in der Ritterpoesie der Troubadours die älteste neueuropäische Kunstlyrik, die, obwol in der Form noch vielfach abhängig von der lateinischen Hymnendichtung der Kirche, im Inhalte doch schon die weltlichen Interessen mit großer Entschiedenheit vertrat u. Krieg u. Liebe in den glühendsten Liedern besang. Mit dem Ritterthume hob sich u. sank diese Dichtung; an den Höfen der Grafen von Toulouse u. von Provence u. der aragonischen Könige fand sie eine rege Pflege; als aber in blutigen Kriegen die Macht des südfranz. Ritterthums gebrochen war, da verlor auch sie den Boden. Es fehlten die Dichter u. der Stoff zu Dichtungen. Der hervorragendste der Troubadours war Bertran de Born (gest. 1195) gewesen. — Anders gestaltete sich der Entwicklungsgang der nordfranz. Poesie in diesem Zeitraume. Dort war das germanische Element, verbunden mit dem keltischen, bei Weitem mächtiger als das romanische; dort hatte auch das Ritterthum mit seinem Frauendienst u. seinen höfischen Sitten bei Weitem nicht jene Ausbildung u. jenen Einfluß auf die Gesammtkultur gewonnen, wie im S.; dagegen hatte sich die Geistlichkeit immer noch ihren Einfluß auf die Bildung gewahrt u. das Volk eine mehr naturwüchsige Kraft u. größere Individualität. Wenn auch jetzt im N. ebenfalls die Kunstpoesie zum Siege kam, so blieb die volksthümliche Dichtung doch immer noch ein bedeutsamer Bestandtheil der franz. Literatur. Deshalb finden wir hier große, aus dem nationalen Boden erwachsene Epen, während die Provence fast ausschließlich die Lyrik pflegte. Die Dichtungen, welche aus dem karolingischen, bretonischen u. normannischen Sagenkreise hervorgingen, spiegelten das Denken u. die Anschauungen des Volkes ab; die älteren zeigen noch jene Stufe politischer Gestaltung, in der der germanische Geist den König nur als Ersten unter Gleichen betrachtete; die späteren schildern uns das von christl. Ideen getragene Ritterthum, u. beweisen, welchen Einfluß die Kreuzzüge auf die Gedankenwelt der Nation ausgeübt haben. Erst die Epen der letzten Hälfte des 13. Jahrh. gebrauchen romantisches Beiwerk, athmen ganz Hofluft, rücken die Minne, den Frauendienst in die erste Reihe der ritterlichen Tugenden u. ordnen den Ritter dem Könige unter. Heldensagen, halbmythische Geschichtserzählungen, abenteuerliche Märchen waren Stoffe, welche mit Vorliebe behandelt wurden. Karl d. Gr. u. seine Helden spielen in den Epen des karolingischen Sagenkreises die Hauptrolle; eine der berühmtesten der darauf bezüglichen Dichtungen ist die „Chanson de Roland ou de Roncevaux“. Die Dichter des bretonischen Sagenkreises verherrlichten das christliche Ritterthum, sowol in größeren Epen als in kleineren Dichtungen (Lais); sie waren die eigentlichen Vertreter der höfischen Dichtung, der mythische König Artus u. die Ritter seiner Tafelrunde der Mittelpunkt vieler ihrer Poesien. Noch weit mehr in das Phantastische verlief sich die Graalsage, die theilweise einen durchaus legendenhaften Charakter annahm u. deren vorzüglichster Bearbeiter Chretien von Troyes (um 1190) war; an sie lehnte sich die Sage von Tristan an. Der Einfluß des Keltenthums machte sich in der phantastischen, abenteuerlichen Ausmalung der Begebenheiten geltend, u. dieser Charakterzug der Epen des bretonischen Sagenkreises hat auf die deutsche Literatur des Mittelalters, welche von der französischen außerordentlich abhängig war, einen nicht geradezu günstigen Einfluß ausgeübt. Am frühesten verloren gerade diese Epen den volksthümlichen Charakter; die Tugenden, Thaten u. Gedanken ihrer Helden waren dem Volke mehr od. weniger unverständlich, die Sprache bewegte sich in Formen, die fast nur den höfischen Kreisen geläufig waren; dazu kam noch im 13. Jahrh. der Einfluß der Kirche u. der Gelehrten. Gerade aus dem Kreise dieser Dichter gingen viele Epen hervor, welche biblische Stoffe behandelten u. die Mitte hielten zwischen den Legenden u. der Heldendichtung; so die Epen „Barlaam u. Josaphat“, „Judas Makkabäus“ u. a. Daß daneben auch der Orient seinen Einfluß auf die franz. Literatur ausübte, war in dem Zeitalter der Kreuzzüge natürlich; neben maurischen Sagen (Flos et Blanceflos) wurden aber auch aus der antiken Literatur Stoffe entlehnt, doch so, daß die Helden derselben vollständig in mittelalterlicher Tracht auftraten; Alexander d. Gr. wurde ein vielbesungener Held. Die Iliade u. Aeneide gaben Stoff zu mehreren größeren Dichtungen. — Der normännische Sagenkreis trug weit mehr german. Gepräge als die beiden anderen. Als sich an der Küste des Kanales ein normännischer Staat entwickelt hatte, trat das Volk desselben wol unter den Einfluß der höheren romanischen Kultur, doch nicht so weit, daß es sich seines Nationalcharakters vollständig entäußerte, sondern derart, daß es sich den neueren Formen auch in der Poesie nur anbequemte, dabei aber doch im Grunde seine Eigenart bewahrte. Das Meer, Seefahrten u. Thaten sagenhafter Stammkönige kehren immer wieder. Als dieses germanische Reckenthum in ein franz. Ritterthum sich umwandelte, da spiegelten auch die Epen des normannischen Sagenkreises diesen Prozeß ab. Der Hauptvertreter der normannischen Dichtung ist R. Wace (gest. 1184).

Der Einfluß der Gelehrsamkeit u. der Kirche machte sich bes. in der Pflege der didaktischen Poesie bemerklich. Die Geistlichkeit befleißigte sich, die scholastische Gelehrsamkeit in Gedichten den Laien genießbarer zu machen u. Epen mit moralischer Tendenz, die nur allzu häufig die Poesie ertödtete, zu verfassen (Roman de charité); daneben griff sie auch mit Vorliebe die Fabel auf, wie sie Aesop behandelt hatte, u. schuf eine große Anzahl von Nachbildungen. Die Thierfabel, insbes. die von Reinecke Fuchs, kam von Deutschland herüber u. wurde mehrfach, theils in Flandern, theils in den nordöstl. Landschaften Frankreichs, bearbeitet (Roman du Renard). Echt französisch ist dagegen der Zug zur Satire u. Allegorie, die vielfach gepflegt ward u. selbst in die scholastisch-theologischen Dichtungen der sog. „Disputaisons“ eindrang. Zeitfragen der Wissenschaft wurden auf diese Weise in ein poetisches Gewand gekleidet; in dem berühmten „Roman de la Rose“ ward ein Zeitspiegel gegeben, der uns jetzt noch einen tiefen Einblick in die Kulturzustände F.s im Mittelalter gewährt. Auf der einen Seite ging diese allegorisch-didaktische Richtung in Sinngedichte aus, die sich nach den Vorbildern antiker Epigramme u. der sog. Sprüchwörter Salomo's bildeten; auf der anderen Seite verlor sie sich in leere Reimereien von theologischen u. naturhistorischen Abhandlungen, von Klosterregeln, sogar von Abschnitten aus den Justinianischen Institutionen u. mittelalterlichen Gesetzbüchern. — Die nordfranz. Lyrik entwickelte sich erst, als die Liederpoesie der südfranz. Troubadours sich dem Untergange zuneigte, u. auch dann nur durch Anregung der letzteren, von der wenigstens im Anfange die künstlichen Formen entlehnt wurden. In der ersten Hälfte des 13. Jahrh. fand aber diese Dichtungsart gerade unter den höchsten Ständen Nordfrankreichs eine Menge hervorragender Vertreter; sie ward ebensowol auf den Burgen des Adels wie an den Höfen der Könige gepflegt. Johann von Brienne, Thibaut IV. von Champagne, Heinrich III., Herzog von Brabant, selbst Karl von Anjou, der despotische König von Neapel, haben sich als Lyriker ausgezeichnet u. in ihrer Umgebung die Dichtkunst zu einer Art ritterlicher Uebung zu machen gewußt. Die Dramatik reicht wenigstens in ihren Anfängen noch in diesen Zeitraum; auch in Frankreich entstand sie aus geistlichen Aufführungen, die zuerst in den Räumen der Kirche selbst, später vor den Gotteshäusern u. auf öffentlichen Plätzen zu Festtagen veranstaltet wurden, um den Laien die Bedeutung des Festes zu veranschaulichen u. ihnen einzelne Abschnitte aus den biblischen Erzählungen u. den Lebensgeschichten der Heiligen vorzuführen. So entwickelten sich die „Miracles“, in denen Wundersagen dargestellt wurden, u. die „Mystères“, welche ihren Stoff aus der Bibel entlehnten. Als sie einen weltlichen Charakter annahmen, wurden sie „Jeux“ genannt. Die Anfänge der franz. Prosa schlossen sich an die Epen an. Als die dichterische Produktion erlahmte, wurden die vorhandenen Epen in Prosa umgesetzt, vorzüglich diejenigen, welche die Sagen vom Graal, dem König Artus u. verwandte Stoffe behandelt hatten; daneben erscheinen Prosadarstellungen geschichtlichen Inhaltes, u. schon im 13. Jahrh. begann die lange u. glänzende Reihe von Memoiren mit den Werken des Marschalls Villehardouin (gest. 1213) u. des Jean de Joinville (gest. 1318).

III. Zeitraum. Das 14. u. 15. Jahrhundert. Mit dem Ritterthume schwand auch die ritterliche Dichtung. Der in wilden Parteikämpfen

entsittlichte u. verarmte Adel hatte weder Geist noch Sinn zu poetischen Schöpfungen. Durch die Macht des Königthums u. der Städte gebrochen, lebte er wol noch in den alten Formen; doch diese Formen entbehrten des lebendigen Inhaltes, u. ihr Ausdruck war selten mehr als eine Nachäffung früherer Zustände. Damit ging auch der epischen Dichtung die Kraft aus, es fehlte die Originalität in der Behandlung neuer Stoffe; die alten wurden hervorgesucht u. entweder mit allerhand Erdichtungen umkleidet u. verziert, um sie dadurch der veränderten Geschmacksrichtung anzupassen, od. zu prosaischen Ritterromanen umgebildet, die schon die vorhergegangene Periode angebahnt hatte. Am meisten behielten noch die großen Epen des bretonischen Sagenkreises („Roman d'Artus“) ihren ursprünglichen Charakter bei; die des karolingischen u. normännischen Kreises verwandelten sich in prosaische „Volksbücher“, von denen die „Schöne Magelone“, die „Melusine“ u. a. auch in Deutschland in Uebersetzungen u. Bearbeitungen Jahrhunderte hindurch einen großen Leserkreis gefunden haben. Die kleineren Epen, die Fabliaux u. Contes, nahmen die Gestalt von Novellen an, in Form u. Inhalt häufig an die Novellendichtungen der Italiener erinnernd. Das Bürgerthum trat auch in der Literatur die Erbschaft des Ritterthums an; die Prosa nahm zu, u. in derselben gewann auch der Witz u. die Satire einen kräftigen Ausdruck. In den Novellen wurde das unlebendige Formenwesen der ritterlichen Gesellschaft verspottet u. von A. de Lasalle in der Mitte des 15. Jahrh. der Ritterroman von „Petit Jehan de Saintré“ geschrieben, um das Ritterthum lächerlich zu machen. Die großartige Umwandlung, die sich in dem politischen Leben u. Denken des franz. Volkes vollzog, förderte nam. die Memoirenliteratur zu schneller Blüte; die Werke Froissard's (gest. 1401) u. Philipp de Comines' (gest. 1509) sind hervorragende Denkmäler der franz. Geschichtsliteratur. — Die didaktische Poesie gewann immer breiteren Boden, zumal da die brennenden kirchlichen Fragen jetzt auch im Volke mehr Theilnahme und Verständniß fanden u. jene Uebergangsperiode zum 16. Jahrh. ihres Gegensatzes zur mittelalterlichen Weltanschauung sich immer mehr bewußt wurde. Der Zug zum Lehrhaften war auch der Lyrik eigen; nur wenige Nachklänge der höfischen Kunstlyrik des 13. Jahrh. finden wir in den Gedichten des Herzogs Karl von Orleans. Wie in Deutschland, so zog auch in Frankreich die Lyrik aus den Burgen in die Zunftstuben, wo bürgerliche Meistersänger, hier „Rhetoriciens“ genannt, mehr auf die Form als auf den Inhalt achteten u. in ihren massenhaften Gedichten sehr oft nur ein leeres Reimgeklingel hören ließen. Die geschulten Dichter verwendeten ihre Talente zur Verherrlichung der Großen des Reiches, des Adels u. des Königthums u. lieferten Mengen von Gelegenheitsgedichten, die mit künstlichen Formen u. einer oft ekelhaften Gesinnungslosigkeit sich brüsteten. Im Gegensatz zu dieser Abart höfischer Dichtung förderte das erstarkende Volksbewußtsein die Volkspoesie, welche in den Trinkliedern des normännischen Walkmüllers Olivier Basselin (1350–1419) den schönsten Ausdruck fand. — Volksthümlich wurde jetzt auch das Theater; es ging nach und nach aus den Händen der Geistlichkeit vollständig an die Laien über, u. die Aufführungen entzogen sich der Kirche. Neben der Passionsbrüderschaft war auf diesem Felde bes. die Narrengesellschaft der „Enfans sans souci“ thätig; sie pflegte das weltliche Drama, indem sie im Freien satirische Stücke aufführte, deren ungezügelter Witz nicht blos die Censur seitens der Regierung, sondern später sogar ihre Unterdrückung zur Folge hatte. Indem sich diese Gesellschaft mit der Passionsbrüderschaft zum Zwecke dramatischer Aufführungen verband, wurden die „Sottises“ mit den „Mystères“ nach Art der altgriechischen Satyrspiele vereinigt. Die Stoffe zu den Mysterien u. den Mirakeln wurden nun nicht mehr blos der Bibel, sondern auch dem Alterthume u. der Nationalgeschichte entlehnt. Als das geistliche Schauspiel zum Spektakelstück herabgesunken war, war sein Ende nahe; es entwickelte sich aus ihm das historische Drama und das Lustspiel, die Tragödie aber erwuchs aus den neuerwachten klassischen Studien.

IV. Zeitraum. Von Franz I. bis Ludwig XIV. (1515–1643): Das Zeitalter Franz' I. bezeichnet die Renaissance in Frankreich, das Wiedererwachen der Studien des klassischen Alterthums u. des Einflusses derselben auf Wissenschaft u. Kunst. Die Eroberung Konstantinopels hatte zur Folge gehabt, daß sich griechische Gelehrte nach Italien wandten u. dort die Kenntniß der altgriechischen Literatur verbreiteten. Zu gleicher Zeit drangen dort auch die alten Schriften der Römer in das Volk, u. es bildete sich im Gegensatz zu der scholastischen Gelehrsamkeit des Mittelalters eine neue Wissenschaft, die der Philologie u. Alterthumskunde, heraus, die von dem größten Einflusse auf das öffentliche wie geistige Leben des Volkes wurde. Schon Ludwig XII. war bestrebt gewesen, die Kenntniß der griechischen Sprache auch in Frankreich zu verbreiten; doch erst Franz I. vermochte die neuen Studien in seinem Reiche einzubürgern u. für dieselben an der Pariser Universität Platz zu schaffen, wie er denn auch die neue Richtung in der Malerei, Bildhauerei u. Baukunst in Frankreich nach Kräften förderte. Dies war von großem Einflusse auf die Poesie, denn diese brach jetzt mit den überlieferten Formen, nahm aus der Welt der Lateiner u. Griechen neue Gedanken, neue Stoffe, neue Formen u. wandte sich in der Pflege des Altklassischen von dem Volksthümlichen u. Nationalen ab. Dadurch aber, daß die Förderung der neuen Geistesrichtung gerade vom Könige u. von Paris ausging, wurde die Literatur in eine zum Theil sehr unvortheilhafte Abhängigkeit vom Hofe gebracht u. gewann Paris immer mehr u. mehr eine bestimmende Macht in der Literatur. Zugleich blieb die Pflege derselben vorzugsweise in den Händen der Gelehrten, obgleich man durch zahlreiche Uebersetzungen altklassischer Werke auch in der großen Masse des Volkes Theilnahme für die neuen Studien zu erwecken beabsichtigte. Unterstützt durch die lateinischen Sprachstudien, erhielt jetzt auch die nordfranz. Sprache ein entscheidendes u. erdrückendes Uebergewicht über die Dialekte u. die südfranz. Sprache, zumal jene sich zur Gerichts- u. Verkehrssprache erhob. So entstand eine neue Periode höfischer Kunstpoesie, als deren hervorragendster Vertreter Clement Marot (gest. 1544) betrachtet werden muß; seine in leichtflüssiger Sprache u. vielfach in italienischen Formen geschriebenen Gedichte waren maßgebend für seine Nachfolger, unter denen sich auch eine nicht unbedeutende Anzahl von Edelleuten befand; selbst Karl IX. dichtete; da jetzt auch unter den hochgestellten Frauen die Poesie zur Modesache wurde, so finden wir eine Margarethe von Valois u. selbst eine Maria Stuart unter den Dichterinnen, von denen jedoch Louise Labé aus Lyon (1526—66) ohne Zweifel die bedeutendste war. Die klassischen Studien gelangten zur vollständigen Herrschaft über die Poesie durch das sog. franz. Siebengestirn, eine Dichtergenossenschaft, zu welcher Jodelle, Ronsard, Baïf u. Dubellay gehörten u. deren Haupt Ronsard war. Die Produktionen dieser Dichter erheben sich nur bei Ronsard über die Mittelmäßigkeit; allen ist aber eine große Formgewandtheit eigen, die, großgezogen an den antiken Mustern, nun auch in der folgenden Zeit in der franz. Poesie herrschend blieb. Gefühl u. Phantasie verschwand hinter Verstandesschärfe u. Gelehrsamkeit; natürlich war es daher, daß die didaktische Richtung viele Anhänger fand; nur wenige Dichter kamen hierin aber dem gelehrten Guillaume de Salluste, Sieur du Bartas (1544—90), dem Protestanten Agrippa d'Aubigné (1550 bis 1630) u. dem originellen Mathurin Regnier (1573—1613), dem Begründer der klassischen Satire in Frankreich, gleich. Eine Reaktion gegen die Ueberwucherung der Form führte François de Malherbe (1555—1628) herbei, dessen Dichtungen die sog. klassische Periode der franz. Literatur einleiten u. der noch jetzt als Muster eines Stilisten angesehen wird; als Idyllendichter erfreute sich der Marquis de Racan (1589—1670) verdienten Rufes, während Pierre de Godolin (1579—1649) einer der wenigen Schriftsteller war, welche noch die provençalische Sprache pflegten.

Mehr als eine andere Dichtungsart ward das Drama durch die altklassischen Studien umgestaltet. Ausgaben u. Uebersetzungen antiker Tragödien verbreiteten sich schon in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrh. über Frankreich; bes. sprach aber die deklamatorische Art Seneca's an, u. dieser röm. Dichter bestimmte den Charakter der neuen Periode der franz. Dramatik, welche durch Etienne Jodelle's (1532—73) „Cléopatre“ eröffnet wurde. Das tragische Pathos, das den mittelalterlichen Schauspielen fehlte, schlug durch; der Alexandriner wurde zum tragischen Verse u. die nach antikem Muster gebildeten Chöre vertraten die didaktische u. lyrische Seite. Jodelle's Nachfolger, nam. Robert Garnier (1534—90), bildeten die an antike Muster sich anlehnende dramatische Dichtkunst weiter aus, so daß ein Kunstdrama entstand, das wenig nationale u. gar keine volksthümlichen Elemente besaß u. seine Stoffe zum großen Theil der alten Geschichte entlehnte. Das Furchtbare wurde nach dem Vorgange Seneca's für das Pathetische gehalten u. die Wirkung eines Trauerspieles nach der Anzahl der Morde u. Hinrichtungen, die auf der Bühne vorkamen, abgemessen. Hierzu eignete sich nun außerordentlich gut der zeitgemäße Inhalt der türkischen Geschichte, die nach der Mitte des 16. Jahrh. reichlichen Stoff für dramatische Behandlung liefern mußte. Auch die Komödie wurde nicht vernachlässigt; doch verstand auch sie es nicht, einen volksthümlichen Charakter zu gewinnen.

Einen breiten Raum nahm der Roman ein; die Vorliebe Franz' I. u. einzelner seiner Nachfolger verlieh dem Ritterroman neue Pflege, bes. nachdem Herberay Desessarts den „Amadis“ bearbeitet hatte. Doch hielt er sich nicht lange u. wich bald den Nachahmungen ital. u. span. Vorbilder. Als Honoré d'Urfé (gest. 1625) in seiner „Astrée“ den ersten franz. Schäferroman geliefert hatte, fand diese Gattung unzählige Nachahmer; daneben erfreute sich aber auch der politische Roman, welchem Jean Barclay (1583—1621) durch seine lateinisch geschriebene „Argenis“ Bahn gebrochen hatte, einer überaus regen Theilnahme u. Pflege. Der bedeutendste Vertreter des satirischen Romanes ist François Rabelais (1483—1553), dessen politischer Roman „Gargantua et Pantagruel“ wegen seines Witzes u. seiner versteckten Satire das verbreitetste Buch seiner Zeit gewesen sein soll u. nicht blos in Frankreich zahlreiche Nachahmer fand, sondern auch in Deutschland durch den genialen Fischart (s. d.) in höchst

origineller u. geistreicher Weise bearbeitet wurde. Die im Anfang des 17. Jahrh. aufgekommene Art des Romanes in Briefen, welche Guez de Balzac (gest. 1654) in vorzüglicher Weise bearbeitete, blieb auch für die folgende Zeit Mode.

Die Lehrprosa gewann durch die klassischen Studien entschieden an Durchsichtigkeit u. Schönheit des Stiles; in ihr glänzte der Philosoph Michel de Montaigne (1533–92) durch seine „Essais" u. der Reformator Calvin durch seine theologischen Schriften. Die Geschichtschreibung erlangte eine kunstvolle Behandlung vorzüglich durch das große lat. Werk des Jacq. Aug. de Thou (1553–1617), welcher die Geschichte seiner Zeit schrieb. Ueberaus zahlreich waren die Memoiren, von denen diejenigen Lenoue's, Brantome's, Sully's u. Duplessis-Mornay's als historische Quellenschriften einen großen Werth besitzen.

V. Zeitraum. Die Zeit Ludwig's XIV. (1643–1715). Durch Richelieu war das absolute Königthum in Frankreich selbst u. das Uebergewicht dieses Reiches über die anderen Staaten Europa's vollendet worden; die franz. Sprache herrschte überall an den Höfen u. in der höheren Gesellschaft. Paris war der Mittelpunkt des geistigen Lebens des franz. Volkes; hier gab die von Richelieu (1635) gestiftete Akademie der Sprache u. Literatur Gesetz u. Regel, u. von hier ging denn auch jenes höfische, formell feine, inhaltlich aber doch zum großen Theil leere Wesen der franz. Literatur aus, das diesen Zeitraum charakterisirt. Die Literatur wurde, indem sie auf dem seit Franz I. eingeschlagenen Wege weiterging, ein treues Spiegelbild der höfischen Sitten, Formen u. Anschauungen u. verlor den letzten Rest des Volksthümlichen, während sie an Feinheit u. Glätte gewann. Der Pariser Hofton wurde maßgebend auch für die Provinz. Der Einfluß des Hofes mußte in erster Linie jenen Zweig der Dichtkunst heben, der vor allen anderen geeignet war, die Hoffeste zu verschönern, die Dramatik; für diese wurde die Zeit Ludwig's XIV. die klassische Periode durch Pierre Corneille (1606–84) u. Jean Racine (1639–99), welche es verstanden, trotz aller Abhängigkeit von der antiken Tragödie, in ihren Dichtungen auch das Allgemein-Menschliche in unübertrefflich schöner Form zur Darstellung gelangen zu lassen, freilich aber auch bewirkten, daß ihre Nachahmer, indem sie schwungvoll wie jene sein wollten, in Schwulst verfielen. Am meisten überwand den lähmenden Einfluß des Hoftones das Lustspiel, dessen klassischer Vertreter Molière (1620–73) an den Komikern der alten u. modernen Literaturen u. an Rabelais seinen Witz u. seine Darstellungskraft geschult hatte. Unter seinen Nachahmern ist Jean François Regnard (1647–1709), unter seinen Gegnern der durch seine Schubladenstücke (Pièces à tiroir) bekannte Boursault (1638–1701) der bedeutendste. Die franz. Oper, nach ital. Vorbildern geschaffen, wurde durch Lully's Musik u. die Texte Quinault's (gest. 1688) außerordentlich gehoben. Daneben entstanden jetzt auch Vaudevilles, welche bes. auf den kleineren Bühnen gepflegt wurden. — Der Lyrik war die herrschende Zeitströmung ungünstig, denn die glatte Form galt mehr als Phantasie u. Gemüth, u. wo sich erstere entfaltete, da entging sie nur selten der Gefahr, sich in Unsittlichkeit zu verlieren, über welche in den höheren Kreisen sehr tolerante Begriffe herrschten. Um die Sprache der Lyrik erwarb sich Jean Baptiste Rousseau (1670–1741) große Verdienste. Die Didaktik hatte ihren klassischen Repräsentanten in Nic. Boileau-Despréaux (1636 bis 1711), welcher ebensowol durch seine Satiren u. Episteln als durch seine Horaz u. Ronsard nachgebildete „Art poétique" u. sein ästhetisches Urtheil in ähnlicher Weise, wie Gottsched in Deutschland, auf die franz. Literatur bestimmend eingewirkt hat; zugleich lieferte er in seinem „Lutrin" ein Meisterwerk des komischen Epos. Auf den Roman wirkte die Erinnerung an die Ritterzeit immer noch ein, nur daß jetzt mit Vorliebe antike Helden zu modernen Romanfiguren verwendet wurden, so vorzüglich von Gautier de Costes de la Calprenède (gest. 1663) u. von dem viel bedeutenderen Fénélon (1651–1715). Die Frauenwelt betheiligte sich lebhaft an der Romanschriftstellerei u. hatte in Madeleine de Scudéry (gest. 1701) u. in der Gräfin d'Aunoy geistreiche Vertreterinnen. Spanische Novellen, Feenmärchen u. Schelmenromane gelangten in Uebersetzungen unter das Volk u. fanden einen solchen Anklang, daß Charles Perrault (gest. 1703) in seinen „Contes de ma mère l'Oye", Hamilton (gest. 1720) in seinen „Contes" u. vor Allem der große Sittenmaler René Lesage (1668–1748) in seinem „Diable boiteux" diese Gattungen mit großem Glücke in Frankreich einführten. Der komische Roman wurde in genialer Weise von Paul Scarron (1598–1660) gepflegt.

Die Epik zeigte theils Eleganz u. Schlüpfrigkeit, theils steife Würde; doch fehlte ihr, wenn auch nicht der Witz, so doch die Anschaulichkeit der Schilderung, Lebendigkeit u. Wahrheit. Schulgemäße Epen dichteten Chapelain (gest. 1673: „Pucelle"), Le Moine (gest. 1672: „St. Louis"), G. Scudéry (gest. 1667: „Alaric"); die Fabel u. Schwankerzählung wurde dagegen durch den geistreichen Jean de Lafontaine (gest. 1695) mit Kunst ausgebildet. — Die Kunst, schöne Briefe zu schreiben, ward jetzt, entsprechend dem höfischen Charakter der ganzen Zeit, immer mehr gepflegt; die Schriftsteller veröffentlichten häufig ihre Korrespondenz, u. bes. ließen in solchen Briefsammlungen Frauen ihren Geist, Stil u. Geschmack leuchten, vor Allen Babet, die Geliebte Boursault's, die Marquise de Maintenon u. die Marquise de Sévigné.

Mehr als die Geschichte, für welche die Zeitströmung nicht günstig war u. die nur in Bossuet einen durch philosophische Bildung ausgezeichneten Vertreter fand, gedieh die Philosophie, sowol in der Form strenger wissenschaftlicher Forschung, die in Descartes (gest. 1650) ihren Gipfel erreichte, als auch in populärer Darstellung, in welcher sie durch Pascal (gest. 1662) u. vor Allen durch Bayle (gest. 1706) einen großen Einfluß auf das Denken der gebildeten Stände gewann. Unter dieser Einwirkung hob sich auch die franz. Kanzelberedsamkeit in Fénélon, Bossuet, Massillon u. Saurin zu einer später nicht mehr erreichten Höhe.

VI. Zeitraum. Von Ludwig's XIV. Tode bis zum Beginn der Revolution (1715–89). Der Bruch mit der mittelalterlichen Weltanschauung, die bisher in Religion, Philosophie u. Literatur geherrscht hatte, erfolgte zuerst in England durch den Philosophen Locke im Beginn des 18. Jahrh., welcher Erfahrung u. Beobachtung als alleinige Quelle der Erkenntniß hinstellte. Hieraus ergab sich sehr bald ein Zwiespalt zwischen Glauben u. Wissen, zwischen Religion u. Wissenschaft. Die Franzosen bildeten diese Popularphilosophie weiter, indem sie die von England überkommenen Ideen mit Witz u. Spott zu umkleiden wußten u. den Gegensatz zu den kirchlichen Anschauungen noch verschärften. Dieser Geist der Verneinung beherrschte nun nicht blos die Literatur, sondern auch die gebildete Gesellschaft u. drang selbst tief in das Volk ein, hier in frivolen Spott, dort in einen vollständigen Materialismus ausartend. In der Poesie suchte die neue Richtung die Abhängigkeit von den Klassikern zu beseitigen, in der Religion den Autoritätsglauben zu stürzen, in der Politik eine demokratische Regierungsform vorzubereiten. Verkörpert wurden diese neuen Anschauungen in Voltaire (1694–1778), dessen klarer u. kalter Verstand, Witz u. Spott, Gelehrsamkeit u. Darstellungsgabe die Aufklärung des sog. philosophischen Jahrhunderts am meisten gefördert, zugleich aber auch mit dem unhaltbaren Alten viel Gutes vernichtet hat. Durch seine „englischen Briefe" ward die damals in England herrschende Philosophie u. Lebensansicht auch in Frankreich eingebürgert; durch seine übrigen philosophischen Schriften wurden in den höheren Kreisen, bes. in den Salons, deren Einfluß von Jahr zu Jahr mehr stieg, jene Grundsätze, nach welchen bis dahin Staat u. Kirche geleitet worden waren, lächerlich gemacht u. der Haß gegen das Christenthum auch in die tieferen Schichten des Volkes getragen. Die Ansichten des Materialismus fanden vorzüglich durch die Encyklopädisten Verbreitung, zu denen Diderot, Holbach, Helvetius u. d'Alembert gehörten. Diesem Kreise stand auch Jean Jacques Rousseau (1712–78) nahe; doch suchte dieser nicht blos niederzureißen, sondern auch aufzubauen, u. befürwortete eine Reform des Staates u. der Erziehung auf den von der Natur gegebenen Grundlagen, freilich so, daß er hierbei die historisch gegebenen Verhältnisse außer Acht ließ u. seine Theorien auf dem Phantasiegebilde eines Naturzustandes aufbaute, welchen es nie gegeben hat. Auch Montesquieu (gest. 1755) erschütterte die alte Rechtsanschauung durch seine Schriften; doch stellte er die engl. Verfassung als Muster auf u. kämpfte wol gegen den Despotismus u. die Priesterherrschaft, aber nicht für die Anarchie u. den Unglauben. Durch ihn kam auch ein neuer Geist in die Geschichtschreibung, durch welche jetzt die politischen u. sozialen Theorien illustrirt werden sollten. Im Uebrigen waren die popularphilosophischen Studien der objektiven Geschichtsforschung nicht günstig; man trachtete mehr nach glänzender Darstellung als nach der Wahrheit. Die hervorragendsten Historiker dieses Zeitraumes waren außer Voltaire u. Montesquieu: Condorcet, Barthélemy, Bonnet de Mably u. Raynal. Während die Kanzelberedsamkeit sank, hob sich die akademische u. parlamentarische Beredsamkeit, gefördert durch die Popularisirung der Wissenschaften u. durch das Erwachen des politischen Bewußtseins im Volke.

Das Drama ging von der Höhe zurück, auf welche es durch Racine, Corneille und Molière gehoben worden war; denn ebensowol für das Trauerspiel als für das Lustspiel fehlte der sittliche Ernst; dafür machte sich die Sentimentalität breit u. schuf das Rührstück. Die bedeutendsten Leistungen waren die Tragödien Voltaire's, in denen man den Verfasser aber mehr als Redner denn als Dichter bewundern muß. Nur mit geringem Erfolg suchte nebst Voltaire bes. Diderot das bürgerliche Drama nach engl. Muster einzubürgern. Das Lustspiel pflegte den frivolen Witz u. fand in Beaumarchais (gest. 1799, „Barbier de Seville", „Mariage de Figaro") seinen bedeutendsten Vertreter.

Die Lyrik ging in alten Bahnen u. machte sich von dem akademischen Stile noch nicht frei, um sich der Natur zuzuwenden; als Odendichter zeichnete sich Lebrun, durch Epigramme u. Episteln Voltaire, durch Heroiden Colardeau aus. Treffliche Lehrgedichte lieferte Louis Racine (gest. 1763); Nicolas Gilbert (gest. 1780) leistete Bedeutendes als Satiriker, Léonard (gest. 1793) bearbeitete mit Glück die Idylle, Florian (gest. 1794)

ahmte als Fabeldichter Lafontaine nach. An der Spitze der Epiker stehen Voltaire („Henriade“, „Pucelle“), Parny (gest. 1814) u. Gresset (gest. 1777, „Vert-Vert“).

Der Roman spaltete sich in eine philosophische u. eine sentimentale Richtung; beide aber arteten vielfach in Frivolität aus u. trugen zur Entsittlichung des Volkes nicht wenig bei. Wie in der Philosophie, so wahrte England auch im Roman seinen Einfluß. Voltaire, Rousseau u. Diderot wählten auch diese Dichtungsart, um ihren politischen u. philosophischen Ideen ein der großen Masse angenehmes Gewand anzulegen. Bernardin de St. Pierre (gest. 1814) schuf dagegen in seinem „Paul et Virginie“ ein Werk voll tiefen Gemüthes, durchaus sittlichen Charakters u. glänzender Naturschilderungen. Durch Anmuth des Stiles zeichneten sich die historischen Romane von Fr. Marmontel (gest. 1799) aus.

VII. Zeitraum. Von der Franz. Revolution bis zur Gegenwart 1789—1873). 1. Die Revolutionszeit. Es ist bezeichnend für den romanischen Geist, daß die große Staatsumwälzung am Ausgange des vorigen Jahrh., so tief sie auch den Geist u. die Leidenschaften des Volkes aufregte, in den Formen der Dichtkunst doch wenig änderte, wenn sie auch in diese Formen einen theilweise neuen Inhalt goß. Die eigentliche Revolutionsliteratur hat wenig Großes hervorbringen können, denn die stürmischen Zeiten waren zu einer ruhigen Kunstentwicklung nicht geeignet. In Gegensatz zu dem politischen u. kirchlichen Radikalismus stellten sich Joseph u. André Chénier, ersterer als Odendichter, letzterer als Satiriker u. Elegiker, als welcher er einen bedeutenden Ruhm noch jetzt genießt. Als Typus der revolutionären Lyrik muß aber die von Rouget de Lisle (gest. 1835) 1792 gedichtete „Marseillaise“ gelten. Hoch gefeiert wurde seiner Zeit als Revolutionsdichter auch Ecouchard Lebrun (gest. 1807), bes. wegen seiner Oden Lebrun-Pindar genannt. Das Drama, schon vorher zu politischen Zwecken verwendet, schien in der Revolutionszeit ganz geeignet, für die neuen Ideen Anhang zu werben. Die Geistlichkeit u. das Königthum waren die Ziele seiner Angriffe. Einer der begabtesten Dichter von Revolutionstragödien war Marie Joseph Chénier, der blutdürstigste Silvain Maréchal („Le dernier jugement des rois“). Einzelne Dramen, wie die der Olympe de Gouges, grenzen an Wahnsinn. Daneben machte sich aber auch das Rührstück breit, wie denn auch einzelne Dramen von Kotzebue in das Französische übersetzt wurden. Die politische Beredsamkeit war bes. in der ersten Zeit der Revolution glänzend vertreten; Mirabeau war einer der größten Redner aller Zeiten; später verloren sich die Volksredner in eine cynische Behandlung der politischen Fragen, wie auch die schrankenlos freie Presse neben einzelnen Artikeln, welche stilistische Meisterwerke waren, die niedrigsten Schmähungen brachte u. sich alles Anstandsgefühles entledigte.

2. Die Zeit des Kaiserreiches u. der Restauration. Die Hemmnisse, unter welchen die franz. Literatur während der Revolutionszeit litt, dauerten auch unter Napoleon's Herrschaft fort. Zwar hoben sich Naturwissenschaften, Mathematik u. Alterthumskunde, theilweise durch die Unterstützung des Staates; die Dichtkunst aber entbehrte der schöpferischen Kraft, denn der Kaiser trat selbst einer freien Entwicklung der Literatur entgegen, u. wie in der vorhergegangenen Zeit die inneren, so nahmen jetzt die äußeren Kämpfe das Interesse der Nation allzu sehr in Anspruch, ohne doch den Volksgeist mit neuen Ideen zu erfüllen u. die nationalen Leidenschaften zu entflammen. So versiechte vor Allem die Lyrik; sie lehnte sich entweder an den Klassizismus an, pflegte die Form u. verlor sich dabei in eine phantasieleere Didaktik, od. sie diente der herrschenden Gewalt; Ant. Désaugiers (gest. 1827) hatte noch den meisten nationalen Charakter. Dagegen schlug Lamartine (gest. 1869) einen durchaus frommen Ton an, der in der romantischen Schule, welche er begründete, fortklang u. noch Victor Hugo in seinen Erstlingswerken eigen war. Bald aber gab letzterer diese katholisirende Richtung auf u. mit ihm die anderen Dichter der Romantik, vor Allem der bedeutendste franz. Lyriker der neuesten Zeit, Béranger (gest. 1857), sodann die Brüder Em. u. Ant. Deschamps, St. Beuve, Alfred de Musset u. Alfr. de Vigny. Am schroffsten vollzog sich aber die Scheidung zwischen der romantischen u. klassischen Schule in der Dramatik; die Mittelstellung, welche Soumet u. Delavigne einnahmen, hatte weder Bestand noch Einfluß; auf Seiten der romantischen Stürmer u. Dränger war unstreitig die größere dichterische Kraft, u. bald gewannen diese auch die Bühne des Théâtre Français, auf der sich der Klassizismus am längsten hat behaupten können. Der Einfluß der deutschen u. engl. Dramatik unterstützte die neue Richtung, welche in Victor Hugo, Alfr. de Vigny u. Scribe — letzterer ausschließlich als Lustspieldichter — die bedeutendsten Vertreter hatte. Die beiden erstgenannten Schriftsteller bahnten auch dem Roman, der sich bei Chateaubriand (gest. 1848) u. der Frau von Staël (gest. 1817) in eine süßliche Sentimentalität verloren hatte, neue Wege, indem sie dieser Dichtungsart einen großen historischen Hintergrund zu geben versuchten. Paul Courier (gest. 1825) ist als Sittenmaler bedeutend.

3. Die Zeit des Julikönigthums. Als durch die Julirevolution die alte Herrschaft zertrümmert worden war, vollzog sich auch in der Literatur eine bedeutsame Umwandlung dadurch, daß die letzten Ueberreste der klassischen Dichtkunst über Bord geworfen wurden u. die Romantik zur Alleinherrschaft gelangte; nur das bedeutende Talent der Schauspielerin Rachel vermochte noch das Publikum mit Dramen Racine's u. Corneille's zu fesseln. Die Romantik, an ihrer Spitze Victor Hugo, gab aber nur allzu bald alle Kunstformen preis, um einem regellosen Subjektivismus zu huldigen, u. das Drama verwilderte immer mehr, obgleich einzelne Dichter, wie Ponsard u. Augier, an die klassischen Traditionen anknüpfend, dieser unkünstlerischen Willkür entgegenzuarbeiten suchten. Ungünstig wirkte außerdem auf die Entwicklung der franz. Literatur in diesem Zeitraume der Umstand ein, daß viele bedeutende Schriftsteller sich der Politik zuwandten und entweder als Kammerredner sich hervorzuthun bestrebten, od. der Tagespresse, die zu immer größerem Einflusse gelangte, ihre Kräfte widmeten. Das Feuilleton machte auch die Dichtkunst zu einem Theile der periodischen Literatur, in erster Linie den Roman, der der Volksmeinung Rechnung tragen mußte u. auf Bestellung geliefert ward. Selbst begabte Romanschriftsteller, wie George Sand, Alex. Dumas, Eugène Sue, Honoré de Balzac u. Frédéric Soulié, verschwendeten ihr Talent in der massenhaften Erzeugung von Romanen, die weit mehr auf den Effekt als auf den Kunstgenuß berechnet waren. Die Sucht nach zeitgemäßen Stoffen u. spannenden Situationen beeinträchtigte ebensowol die äußere Form wie die Charakteristik.

4. Die Zeit nach der Februarrevolution. Die franz. Literatur hat an den Revolutionen immer einen sehr bedeutenden Antheil genommen; sie hat sie eingeleitet u. gefördert. In dem Roman u. dem Drama während des Julikönigthums gährten die Ideen, welche 1848 zum Ausbruch kamen u. Gestalt zu gewinnen suchten. Selbst der Sozialismus hatte durch George Sand u. Victor Hugo Förderung erfahren. Kein Wunder, daß diese Schriftsteller nun direkt durch die Tagespresse auf das Volk einwirkten. Die Lyrik verlor sich selbst in Victor Hugo's Dichtungen sehr oft in Wortschwall u. Phrasengeklingel, wenn sie das Gemüth ansprechen wollte. Bezeichnend ist, daß sowol während der Herrschaft Napoleon's III. als in der Zeit des letzten großen Krieges kein nationaler Lyriker in F. von irgendwelcher Bedeutung auftrat, obgleich das franz. Volk gerade in diesen Zeiten so außerordentlich viel von seinem Nationalgefühl gesprochen hat. Die neueste franz. Literatur wird vom Drama u. dem Roman beherrscht. Das Drama verfolgte den Weg, den es schon unter dem Julikönigthum eingeschlagen hatte, indem es einer einseitig realistischen Richtung anheimfiel. Feine Beobachtung des Lebens, eine wenn auch meist lockere, doch gewöhnlich spannende Komposition u. ein lebendiger Dialog haben das franz. Drama zu einer fast internationalen Herrschaft erhoben. Diese Vorzüge bedingen aber auch die einseitige Beschränkung auf das Lust- u. Schauspiel u. die Vernachlässigung der höchsten Gattung der dramatischen Dichtkunst, der Tragödie, u. außerdem legte der Realismus die Gefahr nahe, daß die Dramatik die sittliche Grundlage verlor, da das Laster vielen Menschen interessanter als die Tugend ist. Alexandre Dumas der Jüngere, Victorien Sardou, Théodore Barrière sind diejenigen Schriftsteller, welche diesen extremen Realismus zuerst mit Geschick gepflegt u. die Damen der „Halbwelt“ auf der Bühne salonfähig gemacht haben. Eine decentere Richtung vertreten außer Ponsard: Octave Feuillet, Henri Meilhac, Camille Doucet. Die realistische Tendenz, am meisten auf den kleineren Pariser Theatern gepflegt, hat nicht verfehlt, ihren demoralisirenden Einfluß auf die Posse, die Vaudevilles u. die Operetten auszuüben. Mit ihr schwand auch das Drama in Versen, dessen letzter bedeutender Vertreter Ponsard gewesen zu sein scheint. Mehrere von diesen Dichtern, nam. A. Dumas der Jüngere u. Octave Feuillet, haben in demselben Geiste auch den Roman behandelt, der mit Vorliebe jetzt soziale Probleme heikler Natur zu lösen unternimmt u. als getreues Sittenbild der Pariser Zustände einen gewissen historischen Werth besitzt, dabei aber die Sittlichkeitsbegriffe des Volkes sehr stark beeinträchtigt. Das Laster, das bei Paul de Kock mit einer gewissen Naivetät erscheint, tritt dort mit der Sicherheit einer Weltdame, mit dem Bewußtsein des Sieges u. seiner Berechtigung auf. Unter die in jeder Hinsicht besten Romandichter der neuesten franz. Literatur gehört unzweifelhaft das seltsame Dichterpaar Erckmann-Chatrian.

In der wissenschaftlichen Prosa nimmt in Frankreich die Geschichte die hervorragendste Stelle ein, denn die Franzosen sind keine großen Philosophen u. haben es außer Descartes in dieser Wissenschaft entweder nur zur populären Darstellung oder zu einem Eklektizismus gebracht, dessen bedeutendster Vertreter Victor Cousin (gest. 1868) ist. Dagegen weist der häufige Wechsel in der geschichtlichen Entwicklung Frankreichs die Franzosen naturgemäß auf die Pflege der Geschichte hin, u. gerade dieses Jahrhundert hat darin glänzende Namen aufzuweisen. Besonders vielseitig wurde die Franz. Revolution behandelt, am besten von Thiers, Mignet u. Louis Blanc. Ersterer wirkt durch die Kraft seiner Schilderung, wenn

auch die Forschung selbst viel zu wünschen übrig läßt u. sein Werk über die Zeiten Napoleon's I. gerade am meisten zur Beförderung des Napoleonskultus beigetragen hat. Mignet ist groß in der Gruppirung u. Beleuchtung des Stoffes, Louis Blanc zeigt sich überall als ein sozialistisch angelegter Demokrat. Einer mehr philosophischen Behandlungsweise huldigt Guizot, der seine historischen Werke fast wie Lehrbücher des angewandten Staatsrechtes geschrieben hat. Ein streng objektiver, gründlicher Forscher u. dabei doch auch eleganter Darsteller ist Thierry, dessen Studien sich vorzugsweise auf das Mittelalter erstrecken. Michelet u. Henri Martin haben sich durch ihre Gesammtdarstellungen der franz. Geschichte Ruhm erworben. Unter den Literarhistorikern sind Ampère, Magnin, Philarète Chasles bedeutend.

Französische Kunst. Wie von wirklicher Kunstübung in Deutschland vor der Zeit Karl's d. Gr. nicht die Rede sein kann, so lassen sich auch die in F. vorhandenen Denkmale der Kelten, ihre Grabhügel, ihre Reste von Mauern u. Heiligthümern, nicht für wirkliche Kunstdenkmale erklären. Eben so wenig gehören aber auch die in Frankreich noch zahlreich vorhandenen röm. Bauten der franz. Kunst an. Dieser röm. Kunstübung, insbes. der Baukunst, schlossen sich wahrscheinlich die Bauten der Merovinger an, von denen uns nur schriftliche Nachrichten, keine Denkmale geblieben sind. Nicht viel besser sieht es mit der karolingischen Zeit aus. Erst über das Auftreten u. die Entwicklung der romanischen Baukunst (vom Beginn des 11. bis gegen das Ende des 12. Jahrh.) ist uns nach den noch vorhandenen Werken ein Urtheil gestattet. Sie zeigt uns je nach der Verschiedenheit der Provinzen eine sehr verschiedene Ausbildung. Während die südlichen, die zuerst den romanischen Kirchenbau erhielten, noch vielfach an der antiken Tradition festhielten, bildeten die nördlichen den romanischen Stil ganz selbständig aus, so daß die in der Mitte liegenden von beiden manche Eigenthümlichkeiten haben. Charakteristisch für den romanischen Stil im südlichen F. ist, daß die Kirchen fast nie eine flache Holzdecke, wie in Deutschland, haben, sondern ein Tonnengewölbe, daß neben der Hauptnische des Chores kleinere Nischen angebracht sind und daß das Aeußere mit Ausnahme der durch plastischen Schmuck ausgezeichneten Portale sehr einfach u. wenig gegliedert ist. Der Hauptsitz dieses Stiles ist das Rhonethal, wo sich bes. die Kirche S. Trophime in Arles (12. Jahrh.) durch das architektonisch u. plastisch reiche Portal ihrer sonst so kahlen Façade hervorthut. Viel entwickelter ist das Innere der Kirchen in der Auvergne, wo über den Seitenschiffen eine Empore mit eigener Beleuchtung angeordnet ist, die Seitenschiffe Kreuzgewölbe haben u. der Chor sich dadurch reicher gestaltet, daß er als Fortsetzung der Seitenschiffe einen Umgang hat, an den sich ein Kranz von kleinen, halbrunden Apsiden od. Kapellen anschließt, zu denen dann noch zwei Nischen an der Ostseite der Kreuzarme kommen. Als Repräsentanten dieser Bauweise gelten die Kathedrale in Clermont (1. Hälfte des 12. Jahrh.) u. die in der Anlage noch reichere Kirche St. Sernin in Toulouse (Ende des 11. Jahrhunderts). In freierer, kühnerer Weise behandelt das nordöstl. daran grenzende Burgund die antiken Formen: es hat die Tonnengewölbe, aber mit einschneidenden Stichkappen, über den Seitenschiffen Emporen, die auch an der Westseite eine zweistöckige Vorhalle bilden, ebenso den Chorumgang mit Kapellenkranz u. als Belebung der Pfeiler häufig kanellirte Pilaster. Ganz anders dagegen zeigt sich der romanische Stil im südwestl. F., wo in einer Menge von Kirchen der byzantinische Kuppelbau mit zum Theil griech. Kreuzform herrscht, z. B. in der Kirche St. Front in Périgueux (Ende des 11. Jahrh.), die eine merkwürdig treue, wenn auch sehr einfache, schwerfällige Kopie der Markuskirche in Venedig ist.

Ganz anders entwickelte sich die romanische Baukunst im nördl. F., unter dem germanischen Volksstamm der Normannen. Hier sind die Kirchen im Grundplan den gleichzeitigen des nördl. Deutschland verwandt (neben dem Hauptchor Seitenchöre als Verlängerung der Seitenschiffe, auf der Kreuzung gewöhnlich ein viereckiger Thurm u. an der Westseite zwei schlankere viereckige, dagegen kein solcher Reichthum an Thürmen, wie in der roman. Baukunst am Rhein). So einfach die Anlage der Kirchen hier erscheint, so reich ist ihre Ornamentik, die aber nicht der Pflanzenwelt entnommen, sondern nur ein Spiel reich verschlungener Linien ist. Hauptbeispiele dieses normannisch-romanischen Stils sind die beiden Kirchen St. Etienne u. St. Trinité in Caën.

Viel bedeutsamer noch bekundet sich der germanische Geist in den während der 2. Hälfte des 12. Jahrh. im nördl. Frankreich erscheinenden Anfängen der Gothik. Denn hier war es, wo dieser neue Stil sich allmählig gestaltete u. in den verschiedenen Stadien seiner Entwicklung ausprägte. Im Anfang zeigte sich das Detail noch ganz romanisch, während in der Konstruktion sich schon die Gesetze der Gothik offenbaren. Eine Verbindung beider stellt die höchste aller gothischen Kirchenbauten, der Chor der Abteikirche in St. Denis, dar (um 1150), der noch die reiche romanische Anlage hat, aber an Arkaden, Gewölben u. Fenstern schon den Spitzbogen herrschen läßt. Schon ganz gothisch, zum Theil noch massenhaft u. schwerfällig, aber von großartiger Anlage, ist Notre-Dame in Paris (erbaut von 1163—1257), die im Chor u. in seinem runden Abschluß (zum ersten Male bei einem gothischen Bau) die fünfschiffige Anlage des Langhauses u. in ihrer Façade das von jetzt an bei den franz. Kathedralen herrschende System durchführt (nämlich drei reiche Portale, darüber eine horizontale Galerie, ein prachtvolles Radfenster, ein mächtiger viereckiger Aufbau, der wie seine Thürme horizontal abschließt u. so das Prinzip des Horizontalen sehr entschieden betont). Diese Façadenbildung, sowie die Beibehaltung der Säulen als Träger des Mittelschiffs, die hohen Galerien zwischen den unteren Arkaden u. den oberen Fenstern, der Kapellenkranz um den Chor u. die mehr äußerliche als konstruktive Ausbildung der Details bilden die charakteristischen Merkmale der franz. Gothik u. insbes. der Kathedralen. Als Hauptbeispiele nennen wir die prachtvolle Kathedrale von Amiens sowie die von Beauvais u. die zierliche Sainte Chapelle in Paris. In den südlicheren Provinzen dagegen bildete sich die Gothik in etwas abweichender Weise aus. Die Formen sind massenhafter, die Verhältnisse streben weniger in die Höhe, sondern zeigen vorwiegend horizontale Linien, die Façaden sind viel einfacher behandelt. Auch die gothische Privatarchitektur ist in F. durch bedeutende Denkmale vertreten, wie z. B. das Hotel de Cluny in Paris u. a.

Eine nicht minder glänzende Periode der Baukunst bietet in Frankreich die Renaissance, die von allen Baustilen der dem franz. Geiste entsprechendste ist. Sie äußert sich zunächst in einer Verschmelzung der gothischen Formen mit antiken Ornamenten, wie z. B. bei dem Schlosse Chambord (von 1523 an erbaut). In der Zeit nach Franz I. wird die Renaissance u. zwar der ital. Charakter derselben entschieden durchgeführt, z. B. in der herrlichen Westfaçade des Louvrehofes von Pierre Lescot (Illustration s. „Baukunst" Nr. 1339), der als der beste Vertreter der Renaissance in Frankreich anzusehen ist, im Schlosse zu Fontainebleau u. in den Tuilerien. Viel nüchterner u. unerfreulicher erscheint die Baukunst unter Ludwig XIV., z. B. in der Hauptfaçade des Louvre, in dem von Mansard erbauten Schlosse von Versailles, dem dessen Dom der Invaliden als ein viel geschmackvollerer Bau gegenübersteht. Gleichzeitig aber u. zwar schon gegen das Ende des 17. Jahrh. tritt die Entartung der Renaissance in den Rococostil ein, der bes. unter Ludwig XV. in Frankreich seine Glanzperiode hat u. die eigentliche Verkörperung des von F. aus die Sitten der vornehmen Stände verderbenden frivolen u. üppigen Hoflebens ist. Einen besseren Weg schlug die Baukunst erst nach der Mitte des 18. Jahrh. ein: sie kehrte zur Antike zurück und zwar gewissenhafter als beim Beginn der Renaissance. Dieser Umschwung zeigt sich deutlich in dem infolge eines Gelübdes des Königs Ludwig XV. als Kirche Ste. Geneviève erbauten Pantheon. Dieselbe Neigung zur Antike u. ihrer Nachahmung beherrschte die Kunstthätigkeit zur Zeit des ersten Kaiserreiches. Napoleon I. ließ fast nur Werke dieser Art u. dieses Geschmacks errichten. Kein Jahr ist als Geburtsjahr solcher Schöpfungen inhaltreicher als das für Deutschland verhängnißvolle 1806. Damals wurden Percier u. Fontaine, zwei Hauptmeister dieser Richtung, mit dem Bau des Arc du Carrousel beauftragt, einem Werke zur Verherrlichung der franz. Armee, das sie nach dem Muster des Septimius-Severus-Bogens in Rom ausführten; zu ähnlichem Zwecke begannen Raymond u. Chalgrin den viel kolossaleren Triumphbogen an der Barrière de l'Etoile, die freilich erst 1836 durch Abel Blouet vollendet wurde; u. eben damals begann, wiederum zu demselben Zwecke, sich die (von der Commune 1871 zerstörte) Vendômesäule zu erheben. In demselben Jahre 1806 wollte Napoleon auch den kurz vorher als Magdalenenkirche begonnenen Bau als Ruhmestempel für seine „große Armee" fortsetzen lassen. Der Baumeister Vignon aber unternahm seinen von Grund auf neuen Bau, der nach dem Sturze des Kaiserreiches wieder der heil. Magdalena geweiht u., so unähnlich es auch einem christlichen Gotteshause ist, als Kirche Ste. Madeleine 1842 vollendet wurde (Nr. 1337, 1338). Fast alle diese Bauten, zu denen sich in den ersten Decennien des Jahrhunderts noch die Börse gesellte, lenkten das Studium der franz. Baumeister immer mehr zur Renaissance, in deren Geist sie jetzt, mit gründlicherer Kenntniß der Antike ausgestattet, viel besser eindrangen. Eine Frucht dieses Studiums war der herrliche Um- od. Neubau des Pariser Stadthauses (hôtel de ville). Daneben aber zeigt sich in der kirchlichen Baukunst, ganz wie in Deutschland, ein Umhertappen in verschiedenen Stilarten. Daß aber im Allgemeinen hierin nach mustergiltigen Vorbildern entworfen u. gebaut wird, hat man bes. den seit einigen Jahrzehnten auch in F. wieder erwachten archäologischen Bestrebungen zu verdanken, die darauf ausgehen, nicht nur die Denkmale der Vorzeit zu erforschen, sondern sie auch im ursprünglichen Zustande zu erhalten od. wiederherzustellen.

Auch die Bildnerei beginnt in Frankreich ihre eigentliche Thätigkeit erst nach der Zeit der Karolinger. Was wir aus dem 10. u. 11. Jahrh. besitzen, beschränkt sich auf Elfenbeintafeln, Buchdeckel, rohe Steinskulpturen od. auf Säulenkapitäle mit geschichtlichen Darstellungen. Im 12. Jahrh. dagegen tritt eine große Fülle plastischer Werke hervor, die als Schmuck architektonischer Werke dem byzantinischen Stile sehr nahe stehen

u., wo es Reliefs sind, sich der Komposition antiker Sarkophage anschließen. In den mittleren Provinzen des Landes muß sich im 12. Jahrh. bereits eine weitverzweigte Schule der Plastik gebildet haben; davon zeugen die großartige, trefflich erhaltene Ausschmückung der Façade der Kathedrale in Chartres, die weniger gut erhaltenen Skulpturen an der Façade der Abteikirche von St. Denis, das Südportal der Kathedrale von Le Mans, wol das reichste u. prachtvollste der romanischen Bildnerei, das in üppiger Ornamentik glänzende Sudportal der Kathedrale von Bourges u. s. w. Freier entwickelte sich die Skulptur mit dem Beginn des 13. Jahrh., als die Künste u. nam. die Architektur aus den Händen der Klostergeistlichen in die der Laien überging. Von dem ritterlichen Geiste ihrer Zeit erfüllt, befreien sie die Skulptur von ihrer früheren Strenge, führen sie auf den Weg der Naturwahrheit u. streben demnach auch in der Ornamentik zur Nachbildung der ganzen Laub- u. Blätterpracht. Das erste bedeutende Denkmal dieser Art ist der in neuerer Zeit sehr überarbeitete Schmuck der Westfaçade von Notre-Dame in Paris (begonnen 1215).

Auf dies glänzende 13. Jahrh., den Höhepunkt der mittelalterlichen Skulptur, folgt eine lange Zeit des Stillstandes, der Erschöpfung u. des allmähligen Rückschrittes. Die eigentliche kirchliche Skulptur hat sich fast ausgelebt; nur in den Grabdenkmalen äußert sich noch ein wirklicher Kunstgeist, u. zwar ein Fortschritt zum Realismus, der, in den Niederlanden entstanden, sich großentheils durch niederländische Meister der franz. Bildnerei mittheilt u. insbes. in Dijon, der Residenz der Herzoge von Burgund, seinen Wohnsitz aufschlägt. Diese in der deutschen Bildnerei gegen den Schluß des Mittelalters zu so reicher Blüte gekommene Richtung brachte in F. weniger bedeutende Werke hervor. Das erste Verlassen des kirchlichen Geistes macht sich um diese Zeit in den Grabdenkmalen bemerklich, die, dem aus Italien herübergekommenen Geschmacke huldigend, die Kunst verweltlichen. Erst von der Mitte des 16. Jahrh. an, als die weltlich gewordene Plastik eine Lieblingskunst des glänzenden Hofes der franz. Könige geworden war, nimmt F. in der Geschichte der Skulptur wieder eine bedeutende Stelle ein, u. diese verdankt sie in erster Linie dem erfindungsreichen, architektonisch durchgebildeten Jean Goujon. Ihm nahe stehend, aber schon viel manieristischer, ist Germain Pilon (gest. 1590) u. A., welche, die sog. Schule von Fontainebleau bildend, in die Fußtapfen ihres aus Italien dorthin berufenen Vorgängers Primaticcio treten. Nicht minder glänzend ist die dann von der Mitte des 17. Jahrh. folgende Periode Ludwig's XIV., die sich bis in die Mitte des 18. Jahrh. hin erstreckt; aber ihr Glanz ist ein äußerlicher, kokettirender, der, die feinen, zierlichen Formen der ital. Renaissance verschmähend, sich ins Theatralische u. ins hohle Pathos verliert. Dazu kommt das unglückliche Zeitkostüm, das Zopf- u. Perrückenwesen, das der Kunst höchst ungünstig war, wenn es auch von einzelnen Meistern mit großem Geschick behandelt wurde.

Wie in der Baukunst, so ist auch in der Bildnerei das Zeitalter der Revolution u. des ersten Kaiserreichs durch ein Streben nach strenger Klassizität charakterisirt. Letzteres ist aber, dem Charakter des Franzosen ganz entsprechend, nur ein formales Streben nach äußerer Vollendung, das der Empfindung u. dem Gedanken nur insoweit Raum gestattet, als die Form dadurch nicht beeinträchtigt wird u. mehr u. mehr in die Neigung zu leerem Pathos u. theatralischem Effekt ausartet. Ein noch ohne dieses Pathos, aber in strenger Klassizität u. kalter Würde schaffender Künstler war Chaudet, in dessen Fußtapfen mehr od. weniger Bosio, Cortot u. der glückliche Darsteller weiblicher Reize James Pradier treten. Weniger der strengen Seite der Klassizität, als dem freien, an der Antike geläuterten Naturgefühl huldigten François Rude, Francisque Duret u. eine Menge Anderer, bis Pierre Jean David auftrat, der vom Studium der Antike ausging, sich aber später einem Naturalismus in die Arme warf, der ihn oft zur gemeinen Wirklichkeit herniederführte. Seine noch jetzt lebenden u. wirkenden Schüler, unter denen wir nur den geschicktesten aller Thierbildner, Antoine Louis Barye, nennen, gehen in ihren Richtungen weit aus einander; ihr gemeinsamer Charakterzug ist jedoch bei unverkennbarem, gründlichem Naturstudium das Streben nach malerischen Motiven u. malerischer Behandlung des Gegenstandes, aber auch ein forcirtes, alle Naivetät verleugnendes Wesen.

Von dem, was auf dem Gebiete der Malerei während des Mittelalters in F. hervorgebracht wurde, besitzen wir fast nur Bilder in Handschriften, Glasgemälde u. Schmelzmalereien. Von großen monumentalen Malereien ist uns mit Ausnahme der Wandgemälde in der Kirche zu St. Savin (Dep. Vienne), die vermuthlich dem 11. Jahrh. angehören u. fast nur Umrißzeichnungen sind, nichts erhalten. Von höchster Wichtigkeit sind uns aber sowol in kultur- wie in kunstgeschichtlicher Beziehung die vielen Miniaturmalereien, eine Kunst, die sich Anfangs nur auf die Bibel u. insbes. die Evangelien, nachher aber auch auf viele andere, geistliche u. weltliche, Bücher erstreckte u. in F. nam. von der Zeit Karl's d. Gr. an mit besonderem Eifer u. hoher Vollendung betrieben wurde. Die große Zahl dieser Bilderhandschriften vergegenwärtigt uns alle Stufen der Entwicklung, welche diese Kunst durchmachte. Seit dem 12. Jahrh. scheint die Glasmalerei mit figürlichen Darstellungen betrieben worden zu sein. Aus dem 13. u. 14. Jahrh. besitzen wir eine reiche Menge von Glasgemälden, bes. in den Kathedralen von Clermont, Bourges, Rheims, in der genannten Abteikirche in St. Denis u. in der Sainte Chapelle in Paris. Sie zeigen auf ihren ziemlich kleinen Scheiben zwar nur eine beschränkte Zahl von fast immer ungebrochenen Farben, aber eine gewaltige Tiefe u. Glut des Kolorits. Den Grund bildet gewöhnlich ein Teppichmuster, das gleichsam einen durchsichtigen Fenstervorhang bildet, u. auf diesem erscheinen entweder in lauter Medaillons die heiligen Geschichten u. Legenden, od. auch wol ganze lebensgroße Figuren von Heiligen, Propheten, Patriarchen &c., so daß zwischen 2 Fensterpfosten nur je eine Gestalt zu stehen kam u. der übrige Raum von einem auf dem Teppichgrunde hervortretenden prachtvollen Baldachin ausgefüllt wurde. Erst später drängte man mehrere Figuren in eine Abtheilung, bis endlich — durchaus gegen das architektonische Prinzip — eine ganze größere Komposition das Fenster einnahm, wobei die steinernen Fensterpfosten so gut wie möglich berücksichtigt wurden.

Die Schmelz- od. Emailmalerei (s. „Email") beschränkte sich damals auf die Kopien bereits vorhandener Bilder u. schuf selten eigene Kompositionen. Die höchste Ausbildung dieses Zweiges der Malerei fällt übrigens erst ins 16. Jahrh., als Franz I. in dem seit dem 13. Jahrh. durch seine Emailarbeiten berühmten Limoges eine große Fabrik gründete, für welche die bedeutendsten Künstler arbeiteten.

Da demnach das ganze Mittelalter hindurch weder die Wand- noch die Tafelmalerei in F. zur Blüte gelangte, so war es nicht zu verwundern, daß der kunstliebende König Franz I. vorzugsweise zu den Italienern griff, als er seine Paläste mit Malereien ausschmücken wollte, u. daß erst diese Italiener (Lionardo da Vinci, Andrea del Sarto u. A.) es waren, welche die eigentliche franz. Malerei im 16. Jahrh. begründeten. Erst zu Anfang des 17. Jahrh. nahm die Malerei, insbes. durch Simon Vouet (1582—1641), der sich nach den Werken der späteren Venetianer u. des Caravaggio bildete, eine selbständigere Richtung an. Aus seiner Schule gingen Le Sueur (1617—55) u. Pierre Mignard u. Charles le Brun (1619 bis 1690) hervor, der der künstlerische Abdruck der Zeit Ludwig's XIV. ist. Letzterer gründete eine Schule, deren theatralische Manier den tiefen Verfall der damaligen franz. Kunst kennzeichnet. Eine isolirte Stellung nehmen die Maler Nicolas Poussin u. Claude Lorrain ein. Jener hielt sich als Historienmaler vollständig an die Antike u. behandelte in eben diesem antikheroischen Sinne auch die Landschaft, worin ihm sein Schwager Caspar Dughet, gen. Caspar Poussin (1613—75), später auch in der Marinemalerei Joseph Vernet (1714—89) nachfolgten. Ungleich höher als diese steht der in seiner ganzen künstlerischen Entwicklung viel mehr Italien als Frankreich angehörende, in der Malerei unerreichte Claude Lorrain. In seinem Fache vereinzelt u. zwar auf hoher Stufe der Vollendung erscheint auch Jacques Callot, bedeutender als Kupferstecher denn als Genremaler.

Das Verdienst, durch einen naturgemäßeren Stil die Malerei der Entartung entrissen zu haben, gebührt Jacques Louis David, der den Geist des klassischen Alterthums in sich aufzunehmen strebte, wenn er ihn auch nicht ganz hehr u. rein erfaßte, vielmehr bei der klassischen Kompositionsweise, bei den blos äußerlichen Bewegungen der Gestalten u. ihrem leidenschaftlichen Pathos stehen blieb. In seine Fußtapfen traten als Hauptvertreter dieser klassischen Richtung Girodet, Gérard, Gros, der eigentliche Maler des ersten Kaiserreichs, Regnault u. dessen Schüler Pierre Narcisse Guérin, zu dessen völlig kaltem, seelenlosem Klassizismus die leuchtende Wärme u. Zartheit der klassischen Bilder Prudhon's einen merkwürdigen Gegensatz bildet. Mit dem Sturze des Kaiserreichs trat in der Kunst dieselbe Spaltung hervor wie in der Literatur: der klassischen Richtung stellten sich andere gegenüber, welche die Rückkehr zur Romantik des Mittelalters u. zur Renaissance sowie die Darstellung der ganzen modernen Welt in ihren historischen Begebenheiten wie in ihrem bürgerlichen Leben u. ihren gesellschaftlichen Zuständen erstrebten u. gar bald zur Herrschaft gelangten. Als ihre Begründer u. Hauptvertreter sind der naturalistische Géricault, die Romantiker Eugen Delacroix, Decamps, Ary Scheffer zu nennen, denen eine Reihe anderer Meister folgten, die das moderne Geschichtsbild (Paul Delaroche), die Darstellung des Kriegs- u. Soldatenlebens (Horace Vernet), des ital. Volkslebens (Leopold Robert) u. andere Zweige zu hoher Vollendung ausbildeten. Der Einzige, welcher sich weder der klassischen Schule David's noch diesen Naturalisten u. Romantikern anschloß, sondern, durch das Studium der Werke Rafael's gebildet, eine von diesen Extremen unabhängige Stellung einzunehmen suchte, war Auguste Dominique Ingres, welcher der Begründer der monumentalen u. insbes. der religiösen Malerei in F. wurde u. eine bedeutende Schule stiftete, aus welcher Meister wie Hippolyte Flandrin, Amaury-Duval, Jules Ziegler, Henri Lehmann u. eine große Reihe anderer hervorgingen. Es konnte nicht fehlen, daß ein so reges Streben sich gar bald auf alle Fächer der Malerei erstreckte u. daß eine Kunstübung entstand, wie sie kein anderes Volk aufzuweisen hat.

Gallien.

Franken.

Heinrich IV

Karolingen.

Kreuzzüge.

XV. Jahrh.

Franz I

A Kretschmer

Ludwig XIV. Ludwig XV. Convent.

Nr. 2912. Französische Trachten. Originalzeichnung von Alb. Kretschmer.

Je näher wir der Gegenwart rücken, desto umfangreicher, desto weiter gespannt wird der Kreis der Darstellungen. Nur die Historienmalerei beginnt allmählig zu sinken; die Genremalerei dagegen richtet ihr Augenmerk auf alle Lagen des menschlichen Lebens, auf Edles u. Hohes, Gemeines u. Sinnliches — überall mit dem Streben nach einer glänzenden, bestechenden Technik. Auch die Landschaft u. die ihr verwandten Fächer der Seemalerei u. der Darstellungen des Thierlebens gelangten zu einem hohen Grade technischer Ausbildung.

Französische Musik. Die eigenthümliche Musik, welche die zum großen Völkerverbande der Kelten gehörigen, in das Land eingewanderten Gallier mitgebracht hatten u. die von ihren Druiden u. Barden gepflegt wurde, hat nach der Unterjochung der Gallier durch die Römer u. wiederum nach Besitzergreifung Galliens durch die Franken gewiß ganz wesentliche Beeinflussung u. Umgestaltung erfahren. Ueber die Art aber dieser Veränderungen lassen sich ebenso nur Vermuthungen aufstellen wie über die Beschaffenheit der altgallischen Musik selbst. Die erste Spur, daß die Musik bei den Franken aus der Roheit herausgetreten u. einigermaßen kunstmäßig gepflegt worden ist, datirt aus dem Ende des 5. Jahrh., wo König Chlodwig, der nach der Schlacht bei Zülpich zum Christenthum übergetreten war, von Theodorich dem Großen einen Musiker geschickt erhielt, der vorzüglich zur Einrichtung des Kirchengesanges verwendet wurde. Weitere Spuren von der Hebung des Kirchengesanges (natürlich nach römischer Norm) zeigen sich unter Pipin, dem Vater Karl's d. Gr., der von dem griechischen Kaiser Konstantin 757 eine Orgel zum Geschenk erhielt u. diese in einer Kirche zu Compiègne aufstellen ließ; ferner unter Karl d. Gr. selbst, welcher im Verein mit Alcuin Gesänge sammelte, römische Sänger kommen ließ u. Singschulen anlegte. Die zunehmende Menge der Klöster in Frankreich machte mit der Zeit den dem Volkscharakter der Franken im Grunde wenig angemessenen Kirchengesang allgemeiner, während die eigentlich volksthümliche Musik sich erst durch Einwirkung von der Provence aus hob, nachdem lange schon die eigentlichen Franken sich von ihrem deutschen Stammvolke zu trennen u. in Sitten u. Sprache ein eigenes Volk, die Franzosen, zu bilden angefangen hatten. Man pflegt die Vermählung des Königs Robert mit Konstanze, der Tochter des Grafen Wilhelm von Provence, im ersten Viertel des 10. Jahrh. als eine Epoche zu bezeichnen, die den musikalischen Geschmack des Volkes hob. Noch zuverlässiger u. gründlicher aber war die Hülfe, welche der weltlichen Musik durch die späteren Troubadours aus der genannten südlichen Provinz wurde. Dieselben setzten die von ihnen gedichteten Lieder der Liebe u. Ritterschaft auch in Musik u. sangen sie unter Begleitung von mancherlei Instrumenten an den Fürstenhöfen u. Edelsitzen, während die Jongleurs od. Menétriers, fahrende Sänger u. Spielleute, die theils die Troubadours begleiteten, theils selbständig im Lande umherzogen, die Kunst der Troubadours, od. doch etwas derselben Aehnliches, unter die geringeren Volksklassen brachten. Unter der Regierung Ludwig's IX. od. des Heiligen (1226–1270) machte sich, besonders durch den Einfluß dieses Fürsten selbst, wiederum ein Uebergewicht der kirchlichen Musik geltend, das indeß nur vorübergehend war u. nicht zu verhindern vermochte, daß selbst die von der Geistlichkeit begünstigten Mysterienspiele zur Verweltlichung der letztern mit beitrugen. Im 14. Jahrh. fing man in Frankreich auch an, die Mensuralmusik, diejenige figurirte Musik, aus der sich der Kontrapunkt entwickelte, zu beachten, u. war nach dieser Richtung hin nam. der Doktor der Sorbonne Johannes de Muris thätig. Als wirklich ausgebildete, an niederländischen Mustern großgezogene Kontrapunktisten sind im 15. Jahrh. zu nennen Piéton, Eloy, Faugues &c.; doch waren die politischen und sozialen Zustände in diesem Jahrhundert im Ganzen der französischen Musik nicht günstig. Diese fing erst mit dem Regierungsantritt Franz' I. (1515), der eine eigene Kapelle errichtete, an, sich wieder etwas zu heben, u. machte noch weitere Fortschritte kraft des Einflusses italienischer Musiker, welche Katharina von Medici 1533 mit nach Frankreich gebracht hatte. Die unter den Nachfolgern Franz' I. am französischen Hofe immer mehr einreißende Ueppigkeit begünstigte auch die Aufnahme der Ballets, von denen das erste glanzvolle zur Vermählung Karl's von Lothringen mit der Halbschwester Heinrich's III. aufgeführt wurde u. zu dem Beaulieu u. Salmon die Musik geliefert hatten. Ernstere französische Meister waren u. A.: Carpentras, Certon, Clément Jannequin, Claudin Sermisy, Bourgogne, Goudimel u. s. w. — Eine neue Aera für die französische Musik datirt dann von der Zeit, als unter Kardinal Mazarin's Ministerschaft die gegen Ende des 16. Jahrh. in Florenz entstandene Oper nach Paris verpflanzt wurde, u. besonders als während der Regierung Ludwig's XIV. der Italiener Lully die französisch-nationale Oper, speziell die nachgehends sogen. Große Oper begründete. In dieser hatten die Franzosen eine Kunstgattung, die ihrem ganzen Volkscharakter u. ihrer natürlichen Anlage konform war u. in der sie fortan qualitativ u. quantitativ den anderen Kunstgattungen, nam. der Kirchen- u. Instrumentalkomposition, Voranstehendes zu leisten bestimmt waren. Zunächst war es Rameau, welcher, außerdem daß er tüchtiger Theoretiker, Orgel- u. Klavierspieler war, (seit 1732) die Große Oper weiter führte u. welchen, nebst seinem Vorgänger Lully, ein großer Theil der Franzosen sogar den italienischen Opernkomponisten bei Weitem überlegen hielt. Gegen diese Meinung trat jedoch schon Rousseau als Verfechter der ital. Musik in die Schranken, wie von ihm auch noch zu bemerken ist, daß er selber als Opernkomponist sich mit Glück versuchte u. außerdem in seinem „Pygmalion" den Franzosen das erste Melodram gab. Die bedeutsamste Förderung wurde der französischen Oper durch den großen Gluck zu Theil, der seit 1774 seine schon früher begonnene musikalisch-dramatische Reform auf den Boden von Paris verpflanzte mit seiner „Iphigénie en Aulide" u. mit der Tauris-Iphigenie siegreich zu Ende führte, siegreich einestheils gegen die Anhänger der Lully-Rameau'schen Richtung, andererntheils gegen die Verfechter der italienischen, damals hauptsächlich durch Piccini vertretenen Weise. Inzwischen war nach dem Muster der italienischen Opera buffa die französische Komische Oper entstanden. Hier war es vor Allen Grétry, der zuerst das französisch-nationale Element — in musikalisch-formalistischer Beziehung ist hier besonders die Romanze und das Chanson als Gegensatz zu der ausgeführten Arie zu verstehen — nachdrücklich zur Geltung brachte und in dessen Fußtapfen zunächst Philidor, Monsigni, Duni &c., dann aber Dalayrac, Della Maria, Nicolo Isouard u. v. A. traten. — Das 19. Jahrh. brachte zuvörderst die hervorragenden Leistungen von noch aus dem 18. Jahrh. herüber reichenden Komponisten, wie Méhul, Cherubini, Gossec, Lesueur, Spontini u. s. w. Dann aber sind zu nennen: Boieldieu u. Auber (als spezifische Weiterbildner der komischen u. sog. Spieloper), der gleich Cherubini seiner künstlerischen Wesenheit nach mehr Deutschland als F. angehörende Instrumentalkomponist Onslow; ferner Herold, Adam, Halevy u. der mehr F. als Deutschland angehörende Meyerbeer (des in seinen letzten Opern sich französirt zeigenden Rossini zu geschweigen); endlich Berlioz, Félicien David u. die in neuerer u. neuester Zeit emporgekommenen Gounod, Ambr. Thomas sowie der die allermodernste französische Fäulniß wiederspiegelnde, glücklicherweise seinem deutschen Vaterlande völlig entfremdete Offenbach. — Schließlich ist noch zu bemerken, daß auf die moderne Entwicklung der französischen musikalischen Kunst das 1793 errichtete Pariser Konservatorium von nicht zu unterschätzender Wirkung gewesen ist. Aus dieser nach einem großartigen Plane angelegten Anstalt sind vortreffliche Lehrbücher für alle Zweige der Kunst sowol wie fast alle bedeutenden Sänger, Instrumentalisten u. Komponisten F.s hervorgegangen.

Französisches Theater. Wie das deutsche u. englische Theater (s. d.), so knüpft auch das französische in seiner Entstehung an die Mysterienspiele an. Diese erhielten im 15. Jahrh. von einer zur Darstellung solcher Spiele privilegirten Brüderschaft, den Passionsbrüdern zu Paris, eine Art von kunstmäßiger Ausbildung. Von einem Theater im heutigen Sinne des Wortes kann aber erst seit der Mitte des 16. Jahrh. die Rede sein, zu welcher Zeit der Lustspieldichter Jodelle eine Truppe von eigentlichen Schauspielern (Comédiens) bildete, der die Passionsbrüder (1548) das Aufführungsrecht in dem ihnen eingeräumten Schauspielhause übertrugen. Aus diesen Anfängen entwickelte sich das noch heute bestehende Théâtre français, das erste Pariser Theater für Schauspiel, Tragödie u. feineres Lustspiel. Daneben trat, in Anlehnung an die wandernden Jahrmarktsbühnen, ein anderes stehendes Theater ins Leben, welches bes. das Volksschauspiel u. die niedere Komödie pflegte (Théatre du Marais). Mit diesem wurde 1673 eine dritte Truppe, mit der Molière seine Vorstellungen im Palais-Royal gegeben hatte, verschmolzen, u. endlich ging das Théâtre du Marais selbst 1780 in das Théâtre français auf. Dieses ist seit dem 17. Jahrh., seit Molière, Corneille u. Racine für dasselbe schrieben u. wirkten, das mustergiltige Schauspieltheater F.s geblieben, u. die bedeutendsten Bühnenkünstler der Nation, ein Larive, Talma, Montrose, eine Dumesnil, Mars, Rachel haben dort ihre Ausbildung erhalten u. ihre Triumphe gefeiert. Eine nicht minder hohe Stellung nimmt in der Geschichte der Kunst die Große Oper ein. Beide Bühnen werden vom Staate unterstützt. Großer Popularität erfreut sich die nach einer anderen Richtung hin thätige Komische Oper. Würdig behauptet sich neben der Großen Oper die Italienische Oper. (Das Nähere s. unter „Französische Musik".) Außerdem giebt es in Paris noch eine große Zahl von Theatern, die, wenn auch ohne solch künstlerische Bedeutung, gerade für den Franzosen charakteristisch sind, so die Vaudevilletheater Gymnase dramatique, Variétés, Vaudeville, die Porte Saint-Martin u. Gaîté für Melodramen u. Feerien, das Théâtre lyrique u. die Bouffes parisiens für Opern u. Operetten. Die Provinzialbühnen sind meist nur schwache Kopien der Pariser Theater. Die geistigen Eigenthumsrechte u. die finanziellen Interessen der dramatischen Autoren u. Komponisten sind durch die Gesetzgebung u. durch genossenschaftliche Organisation in F. besser geschützt als in irgend einem andern Lande.

[Zur Erläuterung der beifolgenden Illustrationstafel **„Französische Trachten“** sei hier noch Folgendes über dieselben beigefügt. Schon die alten Gallier beschäftigten sich eifrig mit der Fabrikation von Kleidungsstoffen verschiedener Art. Im nördl. Gallien fabrizirte man vorzugsweise gefilzte Wollenstoffe; die zottigen Lagerdecken der Gallier waren auch außerhalb des Landes gesucht u. wurden besonders nach dem Süden ausgeführt; neben diesen sind die gewürfelten gallischen Stoffe vorzugsweise charakteristisch für die gallische Tracht selbst. Außerdem war aber auch die einer Moderichtung zuführte, die im Laufe der Zeit zwar viele Wandlungen durchgemacht, sich aber in wesentlichen Grundzügen bis zur Gegenwart erhalten hat. Nur die Landbevölkerung hat viele Eigenthümlichkeiten der mittelalterlichen National- u. Provinzialtrachten bewahrt, die zwar unter einander u. mit den Trachten der Nachbarvölker (der Spanier, Italiener u. s. w.) häufig übereinstimmen, dabei aber doch der trennenden, durch die Verschiedenheit der Abstammung, der geschichtlichen Entwicklung, der Bodenbeschaffenheit u. des Klimas erzeugten Besonderheiten nicht entbehren.]

Nr. 2913. Gegenwärtige Trachten der Landbevölkerung von Frankreich. Originalzeichnung von Alb. Kretschmer.
1. Umgegend von Paris. 2. 9. 10. 13. 14. 16. 18. Normandie. 3. 7. Bretagne. 4. 5 8. Oberpyrenäen. 6. Oberalpen. 11. 12. Hirten in der Champagne (pouilleuse). 15. 17. Orleans. 19. Provence. 20. Languedoc. 21. Umgegend von Lyon. 22. Marche.

Thierfell- u. die Metallbearbeitung bei ihnen sehr ausgebildet. Die Franken unter Chlodwig, obwol im Allgemeinen verfeinerter, zeigten noch vieles an diese Urzustände Erinnernde. Das Haar wurde aufgeschürzt, von den Vornehmen dagegen in lang herabwallender Form getragen. Das niedere Volk hatte eng anliegende Bekleidung, die nackten Beine wurden mit Lederriemen umwickelt; die Tracht der Könige dagegen war weit, lang herabwallend u. kostbar geschmückt. Karl der Große führte eine größere Einfachheit in der Tracht ein; seine Nachfolger aber waren wieder beflissen, sie zu größerer Pracht zu entfalten. Die größte Umwandlung in der franz. Tracht riefen die Kreuzzüge hervor. Die Zufuhr von gewebten Stoffen aus dem Orient, deren Anfertigung später auch im Abendlande Nachahmung fand, übte auf die Entwicklung der franz. Tracht bedeutenden Einfluß, die im späteren Mittelalter besonders luxuriös wurde; in der Form der Bekleidung gingen die Franzosen allen Nachbarvölkern voran. Die absonderlichen Frauenkopfputze des 14. u. 15. Jahrh. sind größtentheils franz. Ursprungs.

Wenn demnach schon im Mittelalter die Franzosen den lebhaftesten Einfluß auf die gesammte abendländische Tracht ausgeübt haben, so wurden sie für diese seit der Zeit Ludwig's XIV. geradezu beherrschend. Von dieser Zeit an gab Frankreich in der Tracht den Ton an. Alle Höfe Europa's nahmen mit der franz. Sprache, als der Umgangssprache der feinen Gesellschaft, zugleich die Sitten, die Tracht u. allen Zubehör in der Wohnlichkeit der Franzosen an.

Die Franz. Revolution, die mit allem Bestehenden brach, führte natürlich auch in der Tracht eine Umwälzung herbei. Eine neue Aera begann, welche die Ueberfeinerung, die unter dem Einflusse einer Pompadour ihre höchste Blüte erreicht hatte, völlig abstreifte u. die Tracht im Allgemeinen

Fransecky, Eduard Friedrich von, preuß. General, geb. 16. Nov. 1807 zu Gedern im Großherzogthum Hessen, trat 1825 als Leutnant in das preuß. 16. Infanterieregiment, wurde längere Zeit in Adjutantenstellungen verwendet, 1844 als Hauptmann in den Generalstab versetzt u. als Lehrer der Taktik an der Kriegsschule (jetzigen Kriegsakademie) angestellt. Im J. 1848 machte er im Stabe des Oberbefehlshabers der Bundesarmee, General v. Wrangel, den Feldzug gegen Dänemark mit, wurde 1849 zum Major befördert u. bald darauf zum Dirigenten der historischen Abtheilung des Generalstabs befördert. Im Juli 1855 wurde er Chef des Generalstabs des III. Armeecorps, 1858 Oberst u. Regimentskommandeur u. führte 1860—64 den Oberbefehl der oldenburgisch-hanseatischen Truppenbrigade. Im Nov. 1864 wurde er zum Kommandeur der 7. Division, im Juni 1865 zum Generalleutnant befördert. Während des Feldzuges von 1866 nahm er mit seiner Division am Gefecht bei Münchengrätz Theil u. trug durch die siegreiche Behauptung des Waldes von Sadowa gegen die Angriffe mehrerer österr. Armeecorps viel zum Gewinn der Schlacht bei Königgrätz bei. Im weiteren Fortgang des Krieges erhielt F. die Führung des IV. Armeecorps u. lieferte mit demselben das glänzende Gefecht bei Blumenau. Zum kommandirenden General des II. (pommer'schen) Armeecorps ernannt, zeichnete F. sich während des Krieges 1870 besonders in der Schlacht bei Gravelotte (18. Aug.) aus. Später nahm er mit seinem Corps an der Cernirung von Metz u. Paris Theil. Als dann Bourbaki seinen Feldzug gegen das Werder'sche

Corps bei Belfort begann, wurde das II. Corps der Südarmee unter General v. Manteuffel zugetheilt, welche die letzte franz. Feldarmee zum Uebertritt über die Schweizer Grenze zwang. Nach dem Frieden von 1871 ward F. zum General der Infanterie u. zum Kommandirenden General des XV. Armeecorps (Elsaß u. Lothringen) ernannt.

Nr. 2914. Eduard Friedrich v. Fransecky, geb. 16. Nov. 1807.

Franz v. Assisi, s. „Assisi".

Franz Xavier, einer der bedeutendsten Jesuiten u. der größte Missionar der neueren Zeit, wurde 7. April 1506 auf dem Schlosse Xavier bei Pampelona in Spanien geboren, trat nach Beendigung seiner Studien in Paris als Lehrer auf u. wurde von Ignatius von Loyola, mit dem er zusammenwohnte, für den Bund der sechs Jünglinge auf dem Montmartre gewonnen, aus dem nachmals der Jesuitenorden hervorging. Gemäß ihrer Verabredung trafen sie sich später in Venedig, um zu Missionszwecken nach Palästina zu gehen. Da der Krieg zwischen Venedig u. den Türken die Abreise verhinderte, dienten sie in den Spitälern Venedigs als Krankenpfleger, u. schon hier bewies Xavier in der Behandlung der ekelhaftesten Kranken eine großartige Selbstverleugnung. Nachdem er 1537 zum Priester geweiht worden war, trat er in Padua als Bußprediger auf, wurde aber nach der wirklichen Gründung des Jesuitenordens (1540) zum Missionar u. Apostolischen Nuntius in Indien ausersehen. Sein Wirken in der portugiesischen Kolonie Goa war von großen Erfolgen begleitet; später stiftete er auch außerhalb Goa's zahllose Gemeinden, so daß die Zahl der Getauften sich in einem Monat oft auf viele Tausende belief. Gehören auch die von ihm erzählten Wunder der Legende an, so muß doch der Eindruck seiner Persönlichkeit u. die Macht seines Beispiels jedenfalls bedeutend gewesen sein. Im J. 1549 begann er die Predigt des Evangeliums in Japan, fand aber hier solchen Widerstand, daß er sich 1552 nach China zu wenden beschloß. Doch noch unterwegs wurde er 2. Dez. 1552 auf der Insel Santhian vom Tode ereilt. Papst Gregor XV. sprach ihn 70 Jahre später heilig.

Franz I., Stephan, Kaiser von Deutschland u. Oesterreich, geb. 8. Dez. 1708, erbte 1729 von seinem Vater, dem Herzog Leopold Josef Karl, die Würde eines Herzogs von Lothringen u. Bar, trat dieselbe jedoch 1735 an Stanislaus Leszczynski, den Schwiegervater Ludwig's XV. von Frankreich, ab (infolge dessen Lothringen später an Frankreich fiel) u. tauschte dafür das Großherzogthum Toscana ein. Seit 1740 als Gemahl der Kaiserin Maria Theresia (mit welcher er sich 1736 vermählt hatte) Mitregent über die österr. Erbstaaten, bestieg er nach dem Tode Karl's VII. 13. Sept. 1745 den deutschen Kaiserthron (vgl. hierüber „Deutschland, Geschichte"). In Lothringen folgte ihm sein Sohn Leopold nach. F. starb 18. Aug. 1765. Von seinen Söhnen trugen Josef (II.) u. der genannte Leopold (II.) die deutsche Kaiserkrone. — **Franz II.** (Josef Karl), Sohn Leopold's II., geb. 12. Febr. 1768, betheiligte sich 1788 am Türkenkriege, übernahm 1792 die Herrschaft über die österr. Lande u. wurde in demselben Jahre zum Deutschen Kaiser ausgerufen. Er nahm von 1792 bis 1815 fast an allen Kriegen gegen Napoleon Theil; nur im Russ. Feldzuge von 1812 stand er auf Napoleon's Seite. Nachdem durch Stiftung des Rheinbundes ein beträchtlicher Theil der deutschen Staaten vom Reiche abgefallen war, dankte F. 6. Aug. 1806 als deutscher Kaiser ab u. legte sich fortan den Titel eines Kaisers von Oesterreich bei (als solcher nannte er sich **F. I.**). Unter seiner Herrschaft führte nach 1815 der Minister Metternich, dem F. die Leitung der Staatsgeschäfte fast ausschließlich überließ, ein streng reaktionäres Regiment in Oesterreich ein, dessen Einflüsse sich über den gesammten Deutschen Bund erstreckten (vgl. „Deutschland, Geschichte" u. „Oesterreich, Geschichte"). F. starb 2. März 1835 zu Wien. Von seinen Söhnen bestieg Ferdinand I. (s. d.) den österr. Kaiserthron.

Franz Josef I., Kaiser von Oesterreich, geb. 18. Aug. 1830 als Sohn des Erzherzogs Franz Karl u. der Prinzessin Sophie von Bayern, erhielt eine streng katholische Erziehung, war 1848 eine kurze Zeit lang Statthalter in Böhmen u. machte in demselben Jahre die militärische Aktion mit, durch welche der Aufstand in den ital. Provinzen unterdrückt ward. Nachdem sein Oheim Ferdinand I. (s. d.) 2. Dez. 1848 abgedankt, sein Vater Franz aber (gleichfalls ein Sohn Franz' I. von Oesterreich) zu Gunsten seines Sohnes auf die Krone verzichtet hatte, bestieg Franz Josef den österr. Thron. Seine Regierung erfüllte Anfangs nur spärlich die Erwartungen, die man allgemein in sie gesetzt hatte. Der Geist der Milde, mit welcher der Kaiser nach Niederwerfung der ungar. Revolution u. der Unruhen in Böhmen u. anderen Provinzen seinen Völkern entgegen kam, wich bald einem auf peinliche Centralisirung gerichteten, bureaukratisch-klerikalen Ueberwachungssystem (unter dem Ministerium Bach-Thun). Nur in Handel u. Gewerbe wurde dem entfesselnden Zuge der Zeit Rechnung getragen. Ein Anschlag, den ein exaltirter Ungar, Johann Libenyi, 18. Febr. 1853 auf das Leben F. J.'s machte, mißlang u. führte zur Festnehmung des Verbrechers, den der Kaiser begnadigte.

Nr. 2915. Franz Josef I. geb. 18. August 1830.

Durch die bewaffnete Neutralität, welche seine Regierung während des Krimkriegs 1854—56 beobachtete, machte sich dieselbe beiden Parteien verdächtig u. gerieth in eine mißliche Isolirtheit, die im Ital. Feldzuge, den Sardinien 1859 im Bunde mit Napoleon III. gegen Oesterreich eröffnete, zu Tage trat. Oesterreich ging geschlagen u. mit dem Verluste der Lombardei (die an Sardinien fiel) aus dem Kriege hervor. Jetzt beschritt F. J. die Bahn der inneren Reformen, die durch das neue Ministerium Rechberg-Goluchowski ins Werk gesetzt werden sollten. Die im Oktoberdiplom vom J. 1860 angekündigte Verfassung erschien im folgenden Jahre im sog. Februarpatent, demzufolge eine parlamentarische Ver-

tretung der Monarchie, der Reichsrath, bereits 1. Mai 1861 zusammentrat. Doch hielten sich die Länder der ungar. Krone fern u. beharrten eifersüchtig auf der Forderung autonomer Institutionen. Der Versuch, den F. J. im August 1863 auf den Rath des Ministers Schmerling zur Lösung der deutschen Frage vom österreichisch-großdeutschen Standpunkt aus machte, indem er den deutschen Fürstentag nach Frankfurt a. M. berief, schlug gleichfalls fehl, da König Wilhelm von Preußen nicht zur Theilnahme an dieser Versammlung zu bewegen war. In seinem eigenen Reiche mußte er bereits 1865 die Verfassung sistiren. Das neue Ministerium Belcredi suchte vergebens eine Neugestaltung der Monarchie auf föderalistischer Grundlage anzubahnen. Oesterreich gerieth vielmehr durch die schleswig-holstein'sche Angelegenheit in eine Verwicklung mit Preußen, die 1866 den Ausbruch des Deutschen (Preußisch-österreichischen) Krieges herbeiführte. Oesterreich verlor durch diesen Krieg seine Machtstellung in Deutschland, das sich selbstständig u. mit Ausschluß Oesterreichs konstituirte, u. mußte Venetien Italien überlassen, das als Verbündeter Preußens am Kriege theilgenommen. Erst jetzt kam (unter dem Ministerium Beust, s. d.) der Ausgleich mit Ungarn zu Stande; das Reich nahm eine dualistische Gestalt an; F. J. ließ sich 1867 als König von Ungarn krönen. Das cisleithanische Bürgerministerium (Herbst, Giskra u. s. w.) ging entschieden im Ausbau der Februarverfassung u. in der Durchführung administrativer u. kirchenpolitischer Reformen vor, mußte aber nach mehrfachen inneren Krisen dem Ministerium Potocki weichen, welches den Forderungen der Polen u. Czechen, die eine ähnliche Autonomie wie die Ungarn verlangten, entgegenzukommen suchte. Noch entschiedener vertrat diese Richtung das feudal-klerikale Kabinet Hohenwart-Habietinek-Jirecek (seit Febr. 1871), das jedoch schon im Nov. 1871 von dem verfassungstreuen Ministerium Adolf von Auersperg abgelöst wurde. Das Ministerium des Auswärtigen ging von Beust auf den seitherigen ungar. Ministerpräsidenten Andrassy über. Mit Preußen hatte sich F. J. längst wieder ausgesöhnt; er stattete dem Kaiser Wilhelm 1872 einen Besuch in Berlin ab, den jener 1873 — während der Wiener Weltausstellung — erwiederte. Ebenso wurde die Annäherung an Rußland durch eine Reise nach Petersburg befördert, die F. J. im Febr. 1874 unternahm. Der Kaiser ist seit 24. April 1854 mit der Prinzessin Elisabeth von Bayern vermählt; aus dieser Ehe gingen hervor: die Erzherzoginnen Sophie (geb. 5. März 1855, gest. 29. Mai 1857) u. Gisela (geb. 12. Juli 1856) u. der Kronprinz Rudolf (geb. 21. Aug. 1858). — Weiteres s. unter „Oesterreich, Geschichte". (Abb. s. Nr. 2915.)

Franz I., König von Frankreich, geb. 12. Sept. 1494, bestieg 1515 als Nachfolger Ludwig's XII. den Thron, war ein Mann von unruhigem Temperament u. kühn ausgreifendem Ehrgeiz, der ihn auf die Eroberung Italiens hindrängte. In diesem Unternehmen fand er jedoch hartnäckigen Widerstand seitens des deutschen Kaisers Karl V., mit dem er fast ununterbrochen in Fehde lebte. Der Kampf nahm einen für Frankreich ungünstigen Verlauf; F. selbst wurde sogar in der Schlacht bei Pavia, in welcher die Kaiserlichen Sieger blieben, 1525 gefangen genommen u. erst im folgenden Jahre unter der Bedingung freigelassen, daß er seine Absichten auf Italien aufgeben u. das unter Ludwig XI. an Frankreich gelangte Burgund wieder herausgeben wolle. Dieses Versprechen hielt F. nicht, eröffnete vielmehr bald nach seiner Freilassung von Neuem die Feindseligkeiten, konnte aber trotz mancher Erfolge seinen Zweck, sich in Italien festzusetzen, nicht erreichen (vgl. „Frankreich, Geschichte"). Ihm folgte nach seinem Tode (21. März 1547) sein Sohn Heinrich II. in der Regierung nach. — **Franz II.**, König von Frankreich, geb. 19. Jan. 1544 zu Fontainebleau, Sohn Heinrich's II. u. der Katharina von Medici, heirathete bereits als 14jähr. Knabe Maria Stuart, die nachmalige unglückliche Königin von Schottland, u. wurde im folgenden Jahre König. Unter seiner kurzen Regierung gelangten die Guisen, die streng katholischen Oheime der Königin, in den Besitz der Gewalt u. erregten durch ihr fanatisches u. herrisches Gebaren den Zorn der protestantischen Prinzen. Die Verschwörung derselben gegen die Guisen (Verschwörung zu Amboise) wurde jedoch verrathen (März 1560) u. eine große Anzahl der Verschworenen, an ihrer Spitze Prinz Ludwig I. Condé (s. d.), zum Tode verurtheilt. König F. starb plötzlich 5. Dez. 1560; ihm folgte sein Bruder Karl IX.

Franz II., König beider Sizilien, geb. 16. Jan. 1836, folgte seinem Vater Ferdinand II. (s. d.) 22. Mai 1859 in der Regierung nach, verlor jedoch schon im folgenden Jahre durch den unter Garibaldi ausbrechenden Aufstand Thron u. Land u. nahm nach der Kapitulation von Gaeta, wohin er sich zuletzt noch zurückgezogen hatte — 13. Febr. 1861 — seinen Aufenthalt in Rom.

Franz, Julius, deutscher Bildhauer, geb. 1824 zu Berlin, studirte auf der dortigen Akademie u. bildete sich in den Ateliers von Rauch, Tieck u. Wredow weiter aus. Seine erste Arbeit war eine in Zink ausgeführte Schäfergruppe (1850), der er andere Gruppen idealen u. mythologischen Inhalts folgen ließ. Nach einer in Italien gemachten Kunstreise wurde er mit der Ausführung der beiden kolossalen Marmorgruppen „Preußen u. Hannover" nach dem Entwurfe seines Lehrers Ferd. Aug. Fischer beauftragt. Ferner schuf er einen für eine Fontaine bestimmten „Apollino den Schwanengesang lehrend" u. einen Friedensgenius mit dem Löwen für das königl. Palais (1867).

Franz, Robert, bedeutender deutscher Liederkomponist unsrer Zeit, geb. zu Halle a. d. Saale 28. Juni 1815. Erst in seinem 14. Jahre fing er an, mit Musik sich zu beschäftigen, u. zwar ohne alle lehrende Beihülfe; später erhielt er einigen nothdürftigen Unterricht, und noch später, nachdem seine Eltern nach vielem Widerstreben eingewilligt hatten, ihn die Musik als Lebensberuf wählen zu lassen, ging er behufs Studiums der Tonsetzkunst nach Dessau auf die Musikschule Friedrich Schneider's. Nach beendetem Kursus kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wirkte später daselbst als Organist an der Marktkirche, Dirigent der Singakademie u. der Sinfoniekonzerte sowie als Lehrer (auch an der Universität, die ihn vor einer Reihe von Jahren zum Ehrendoktor der Philosophie ernannte) u. lebt auch gegenwärtig noch in Halle, jedoch durch Taubheit fast ganz in seiner nach außen gehenden Thätigkeit behindert. F.'s stimmungsvolle u. feinsinnige Lieder für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung sind in ca. fünfzig u. einigen Heften vereinigt erschienen, außerdem hat er mehrstimmige Lieder u. einige a capella-Kirchenchöre geliefert, sowie endlich auch ein großes Verdienst sich erworben durch instrumentale, dem Geschmacke unserer Zeit mehr Rechnung tragende Neubearbeitungen Bach'scher, Händel'scher ꝛc. Kirchentonwerke.

Franzband, in der Buchbinderei der Einband eines Buches in ganz Leder.

Franzbranntwein, s. „Cognac".

Franzensbad, eigentlich Kaiserfranzensbad und Egerbrunnen, zuweilen fälschlich Franzensbrunnen genannt, berühmter böhmischer Badeort, 3¾ km. nördl. von Eger u. 492 m. über dem Meere. Der Ort ist seiner Quellen wegen, die von dem nahen Dorfe Schladen auch Schladner Säuerlinge genannt wurden, 1793 von Kaiser Franz II., dem daselbst eine Erzstatue errichtet ist, zum Badeort erhoben worden. Es giebt 5 Quellen daselbst: der Franzensbrunnen od. die Franzensquelle, deren Wasser, stark perlend u. von säuerlich-prickelndem Geschmack, vorzugsweise getrunken wird; die Luisenquelle, seit 1806 bekannt u. nach der Kaiserin Luise benannt; die Salzquelle, bekannt seit 1819; der kalte Sprudel u. die Gasquelle des schon Agricola bekannten, später absichtlich verschütteten Polterbrunnens. Ihren Mischungen und Wirkungen nach gehören die Wasser dieser Quellen 3 verschiedenen Klassen an, enthalten jedoch alle vorzugsweise schwefelsaures u. kohlensaures Natron. Zur kräftigen Unterstützung der Bäder dient auch noch der Mineralschlamm aus dem nahe bei den Quellen befindlichen Moorlager, sowol in ganzen Schlammbädern wie in Umschlägen u. Einreibungen angewandt.

Franzensfeste, eine sehr starke Festung an der Eisack in Tirol im Kreise Brixen (im sog. Kläusel), am Eingang des Pusterthales, wo die Straßen aus Italien u. Kärnten zusammenkommen. Sie ist 1833—38 zur Vertheidigung des Brennerüberganges nach Nordtirol angelegt worden u. besteht aus einer Citadelle auf dem westlichen, steilen Gebirgsabhange u. dem Hauptfort in der Mitte des Thales. Außerdem befindet sich im Rücken des Forts ein Blockhaus zur Deckung der hohen Brücke. Jetzt führt die Brennerbahn an der F. vorüber.

Franzenskanal, im ungar. Kreise Bacs, verbindet die Theiß mit der Donau u. hat eine Länge von 14½ Meilen. Begonnen 1793, wurde er 1801 vollendet; sein Fall ist so gering, daß die Schiffe auch stromabwärts gezogen werden müssen.

Franziskanerorden, Mönchsorden, dessen Stiftung in das Jahr 1210 fällt, in welchem Franz von Assisi (s. d.) seinen elf Anhängern eine Regel gab. Dieselbe war eine strenge Ausführung der drei alten

Mönchsgebote: Armuth, Keuschheit u. Gehorsam; zum Erweis ihrer Demuth nannte sich diese erste Vereinigung die der „minderen Brüder". Papst Innocenz III. bestätigte diese Regel vorläufig mündlich. Die weitere Verbreitung des Ordens, bes. in Frankreich u. Spanien, begann nach der ersten Generalversammlung (1216); die von 1219 soll schon von 5000 Brüdern besucht worden sein. Franciscus beseitigte glücklich eine Spaltung, die durch die mildere Praxis seines Vikars Elias 1220 zu entstehen drohte, u. erlangte endlich 1223 von Papst Honorius die förmliche Bestätigung seiner Ordensregel. Im J. 1266 zählte der Orden bereits 8000 Klöster mit 200,000 Mönchen. Sie erfreuten sich der ausgedehntesten Privilegien, durften überall predigen u. Beichte hören u. selbst an Orten, die mit dem Interdikt belegt waren, bei verschlossenen Thüren Gottesdienst halten. Die Folge war, daß sie sich überall eindrängten u. ungeheure Reichthümer sammelten. Das Gebot des Stifters umgingen sie mit der Ausflucht, daß nicht der Einzelne, sondern der Orden die Güter besitze. Schon um die Mitte des 13. Jahrh. hatten sie auch an der Universität Paris trotz des Widerspruchs derselben Eingang gefunden; der große Scholastiker Bonaventura verlieh dem Orden als dessen General neuen Glanz, versuchte aber vergeblich, der zunehmenden Verwilderung seiner Bettelmönche Einhalt zu thun. Erst 1441 gelang es nach endlosen Streitigkeiten, ihre Ausschließung von der Pariser Universität durchzusetzen. Unausgesetzt hatte unterdeß im Orden selbst der Streit zwischen den milderen u. den strengeren Franziskanern (Spiritualen) gewährt; fast ein Jahrh. lang widersetzten sich die letzteren selbst den Anordnungen der Päpste. Der Gegensatz schärfte sich noch, seitdem die strengeren Brüder (jetzt Observanten genannt) besondere Kongregationen schlossen, deren erste die der Clarentiner in der Mark Ancona war (1302). Ihnen gegenüber standen die Konventualen, die die mildere Richtung vertraten. Durch eine Bulle Leo's X. (1517) wurden schließlich beide Parteien ganz getrennt; jede erhielt einen eigenen Superior (Oberen). Seine Hauptstütze im Volke hatte der Orden jedoch in einer Abzweigung, den sog. Tertiariern, d. h. Gliedern des dritten Ordens. Ihnen war gestattet, in ihrem bisherigen Beruf u. Leben zu verbleiben; nur mußten auch sie sich einer gewissen Regel unterwerfen, die ihnen schon der heilige Franciscus gegeben hatte. Die äußere Einrichtung des ganzen Ordens war dieselbe, wie bei den Dominikanern. An der Spitze steht ein General, der seinen dauernden Wohnsitz in Rom hat. In jeder einzelnen Provinz führt der Provinzial die Oberleitung; der Vorsteher eines einzelnen Klosters heißt Guardian. Ihre Kleidung ist die braune Kutte mit Kapuze, statt des Gürtels ein Strick (Abb. s. „Geistliche Orden"). Die Franziskaner waren auch die ersten Barfüßermönche, obschon sie in kälteren Ländern wenigstens Sandalen trugen. — Zwei Jahre nach der Gründung des F.s (1212) wurde auch der weibliche Orden der Franziskanerinnen von der heiligen Clara von Assisi gestiftet. Derselbe erhielt 1224 von Franciscus eine eigene Regel u. verbreitete sich rasch auch in andern Ländern. Nach seiner Stifterin heißt er auch der Orden der Clarissinnen. Auch dieser Orden hatte eine weltliche Abtheilung von Laienschwestern od. Tertiariern u. spaltete sich wie der Mönchsorden später in strengere u. mildere Parteien. — Gegenwärtig ist der gesammte Orden, der Ende des vorigen Jahrhunderts noch gegen 9000 Klöster zählte, sehr zusammengeschmolzen, indem die meisten seiner Klöster in Deutschland u. Frankreich aufgehoben, in andern Ländern ihm wenigstens die Stiftung neuer Klöster verboten wurde. Die jetzt von der ital. Regierung vollzogene Expropriation der Klöster u. selbst der Generalatshäuser in Rom hat den Orden auch in Italien auf den Aussterbe-Etat gesetzt.

Franz-Josef-Fjord. In diesen eine tief einschneidende Wasserstraße bildenden u. zwischen dem Kap Franklin (73° 16' n. Br.) u. Kap Humboldt mündenden F. drang die zur Erforschung der nördl. Polargegend 1869 unternommene zweite deutsche Nordpolexpedition mit der „Germania" unter Kapitän Koldewey's Führung 10. Aug. 1870 ein. Seine Breite beträgt durchschnittlich von der Mündung bis zum Fuße des Waltershausen Gletschers 12 Seemeilen. Beim letzteren findet die erste große Abzweigung statt, von welcher ein Arm nach W. u. dann nach SW. sich wendet u. an manchen Stellen sich bis auf 5—6 Seemeilen erweitert. Aus diesem zweigt sich wieder ein Arm nach SO. ab. Auf der Nordseite des Fjord erhebt sich ein über 1255 m. hohes Gebirge, aus dessen Schluchten u. Thälern Bäche in reißender Eile dem F. zuströmen. Die „Germania" drang in gerader Linie 66 Seemeilen bis zum 73.° 12.' n. Br. in den Fjord ein, wo man von der Spitze eines Berges den Lauf des F. bis zum 28.° w. L. verfolgen konnte. Copeland u. Payer erstiegen den Waltershausen-Gletscher bis zu 310 m. über der 1098 m. hoch liegenden Firngrenze, wo sich ihnen überall nach innen zu zahlreiche, steil bis zur Wasserfläche herabfallende Gletscher zeigten, von denen ohne Zweifel die vielen, den F. füllenden Eisberge herrühren.

Franzobst, Früchte der sog. Franzbäume, solcher Obstbäume, die durch den Schnitt niedrig gehalten werden u. meist auf Rabatten stehen, so genannt, weil die Art, sie zu ziehen, aus Frankreich zu uns kam.

Franzosenholz (Lignum sanctum), das Holz einer Zygophyllee Westindiens und seiner Nachbarländer, nämlich des Guajakbaumes (Guajacum officinale), auch unter dem Namen Pockenholz (fälschlich Bockholz), Heiligen- od. Lebensholz bekannt. Die Pflanze ist ein stattlicher Baum mit gabelförmig getheilten, grünen, fast gliedartigen Zweigen, abgebrochen gefiedertem, glänzendgrünem Laube, u. hat am Ende der Zweige kleine blaue Blumen in doldenartigen Büscheln u. verkehrt-herzförmigen, flachgedrückten Fruchtkapseln. Durchdrungen von einem bitteren Extraktivstoff (Guajacin), von Guajaksäure u. Guajaköl, wird das Holz geraspelt in dem sog. Holzthee gegen syphilitische u. andere Krankheiten verwendet. Es scheidet auch ein eigenthümliches Harz, sog. Guajakharz, freiwillig ab. Das Holz ist so schwer, daß es im Wasser sinkt, eine Folge der dichten Holzfasern, von denen jede Schicht diagonal zur vorhergehenden steht. Es kommt in centnerschweren Klötzen zu uns u. wird bes. zu Kegelkugeln verwendet, deren eigenthümlicher Geruch in dem Vorhandensein der genannten Stoffe beruht.

Französische od. Französisch-katholische Kirche, s. v. w. Gallikanische Kirche (s. d.).

Französische Revolution, s. „Frankreich, Geschichte (VII)".

Franzweine heißen in Deutschland alle franz. Weine, nam. die weißen Weine aus der Provence, aus Charente, Languedoc, Orléans u. Anjou.

Fra Paolo, s. „Sarpi".

frappant (franz.), überraschend, befremdend; **frappiren,** überraschen.

Fräse, ein entweder hobeleisenartig od. sägen-, feil- od. bohrartig gestaltetes Werkzeug, das durch äußerst rasche Rotation wirkt u. zu vielerlei Arbeiten in Holz, Metall u. anderen Materialien benutzt wird, da sich mit demselben sehr komplizirte u. künstliche Formen äußerst schnell u. genau ausführen lassen. Eine F. soll womöglich so eingerichtet sein, daß man ihre Schneiden auf einem gewöhnlichen Schleifsteine schärfen kann. Die Wirksamkeit u. Ausdauer einer F. hängt ab von der Geschwindigkeit, mit welcher sie arbeiten kann, ohne durch Heißwerden ihre Härte einzubüßen. Besteht eine F. nur aus einigen od. gar nur aus einem rotirenden Zahne, wie dies bei einer Art zum Zahnradschneiden benutzter F. der Fall ist, so muß die Umdrehungsgeschwindigkeit verhältnißmäßig größer sein, als wenn Zahn dicht hinter Zahn zum Angriff kommt. F.n der letzteren Art sind die gewöhnlichen u. stellen gewissermaßen Zahnräder mit scharfen u. nach dem zu formenden Ausschnitt gestalteten Zähnen dar. Das Arbeiten mit den F., das Fräsen, geschieht mit der **Fräsmaschine,** einer drehbankartigen Vorrichtung, welche unter den neueren Werkzeugmaschinen einen wichtigen Platz einnimmt. Die F. ist bei derselben auf der rasch rotirenden Spindel befestigt, u. wird das Arbeitsstück in geeigneter Weise dem Werkzeuge entgegengeführt. Ein Uebelstand bei den Fräsmaschinen liegt in der Schwierigkeit, die Spindel so sicher zu lagern, daß sie infolge der stoßweisen Wirkung des Werkzeuges nicht zum Zittern kommt, wodurch der Schnitt nicht mehr glatt, sondern wollig wird. Nr. 2916 zeigt eine einfache Fräsmaschine, wie solche zum Schneiden kleinerer u. bes. messingener Zahnräder benutzt wird. Das zuerst aus einer genau abgedrehten Scheibe gebildete Rad R wird auf einer horizontalen Welle O befestigt u. zwischen die Spitzen einer Drehbank eingespannt. Auf derselben Welle O befindet sich eine Theilscheibe P, in deren gleichweit von einander abstehende Löcher man einen an dem um A schwingenden Hebel befindlichen Stift B einstecken u. so Scheibe u. Rad feststellen, nach jedem Schnitte der F. F beliebig verdrehen u. wieder feststellen kann. Die Achse der F. F ist mit einer Schnurrolle p versehen u. auf einem mittels der Kurbeln m u. M nach zwei Richtungen hin verschiebbaren Support I angebracht u. kann von einem größeren sich drehenden Schnurrade aus in schnellste Rotation versetzt werden, wobei sie sich mittels der Kurbel m der Achse O nähern u. mittels der Kurbel M längs derselben verschieben läßt. Je nachdem man den Querschnitt der Zähne f formt, u. je nachdem man das Arbeitsstück der F. entgegenführt, kann man die verschiedenartigsten Arbeiten damit ausführen, Nuthen, Schraubengänge, Aussägungen, auch Flächenbearbeitung, Hobelung ꝛc.

Nr. 2916. Räderfräsmaschine.

Fraser (spr. Frehser) **River**, auch Frazer River, ein in Britisch Columbia, am westl. Abhange der Rocky Mountains entspringender, in seinem Oberlaufe goldhaltiger Strom. Wegen heftiger Stromschnellen für Dampfschiffe nur bis Hope Town fahrbar, mündet er nicht fern von der Grenze der Vereinigten Staaten in den Stillen Ozean.

Frater (lat.), Bruder, bes. Ordens- od. Klosterbruder; fraternisiren, sich verbrüdern; Fraternität, Brüderschaft, Genossenschaft.

Fraudation (lat.), Betrügerei, Uebervortheilung.

Frauenfisch (Leuciscus Meidingeri), auch Weiß- od. Maifisch, ein bis 66 cm. langer u. bis 5 kg. schwer werdender Fisch des Chiemsees u. der österreichischen Seen. Bei cylindrischem, sehr langgestrecktem Körper hat er einen niedrigen Rücken, eine aufgetriebene Schnauze u. kleine Schuppen. Seine Färbung ist unansehnlich, oben schwarzgrün, an den Seiten blasser, an den Flossen grau, nur After- u. Bauchflosse sind blaßroth. Denselben Namen führt 2. auch der Frauen-Nerfling (Leuciscus Virgo), ein durch herrlichen Metallglanz der großen Schuppen ausgezeichneter, 30 bis 36 cm. langer Fisch der Donau u. ihrer größeren Seitenflüsse. Er hat einen gestreckten, seitlich zusammengedrückten Körper, eine übers Maul vorragende stumpfe Schnauze, kleine Augen, orangegelbe Bauch-, After- u. Schwanzflosse, schwarze Rückenflosse u. meist farblose Brustflossen. Sein Fleisch wird wenig geschätzt, weshalb ihn Würtemberger Fischer Halbfisch nennen; die männlichen Fische erhalten im Frühjahr zur Laichzeit einen eigenthümlichen Hautausschlag dorniger Spitzchen auf den Schuppen, u. heißen dann Dornlinge od. Perlfische; das letztere gilt auch von den brünstigen Männchen des erstgenannten F.

Frauen u. Frauenfrage. Die Natur weist dem weiblichen Geschlecht einen vorzugsweise familienhaften Beruf zu. Dem Manne, der durch seine erwerbende Thätigkeit in der Regel außerhalb des Hauses u. in das öffentliche Leben geführt wird, tritt das Weib ergänzend zur Seite, indem es dem Haushalte vorsteht u. die Arbeiten, die sich auf die innere Gestaltung des Familienlebens beziehen, leitet od. selbst besorgt. Diese Aufgaben sind theils materielle u. wirthschaftliche (Pflichten der Hausfrau), theils moralische, auf die Pflege u. Erziehung der Kinder gerichtete (Pflichten der Mutter). Diese Theilung der Arbeit unter den beiden Geschlechtern hat denn auch bei allen Völkern u. zu allen Zeiten unbestritten als das einzig natürliche u. normale Verhältniß bestanden. Erst in neuester Zeit hat die in unverhältnißmäßigem Grade zunehmende Schwierigkeit der Eheschließung — ein Nothstand, der mit unseren unnatürlich emporgeschraubten wirthschaftlichen u. industriellen Verhältnissen überhaupt zusammenhängt — eine Bewegung hervorgerufen, die bei unvorsichtiger Leitung von jenem durch die Natur festgesetzten, durch die Gewohnheit der Jahrtausende geheiligten, durch die Erfahrung erprobten Wege abzuführen, den häuslichen Beruf des Weibes zu verwischen u. damit eine der wesentlichsten Grundlagen der Gesellschaft umzuwälzen droht. Es ist dies die sog. **Frauenbewegung.** Leugnen läßt sich allerdings nicht, daß sich durch jenen noch immer wachsenden Nothstand eine immer größer werdende Anzahl lediger Frauen auf die Erringung einer wirthschaftlichen Selbständigkeit hingedrängt sieht, u. die Bestrebungen, die auf Beseitigung od. Einschränkung dieses weiblichen Proletariats, auf Hebung der Erwerbsfähigkeit u. auf eine gesündere, zweckmäßigere Erziehung des weiblichen Geschlechts gerichtet sind, haben ihre volle Berechtigung. In dieser Beziehung haben die zuerst in England aufgetauchten Frauenarbeitsvereine, in Deutschland nam. der 1865 von Lette begründete Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts (Berliner Lette-Verein) u. die diesem nachgebildeten Vereine eine sehr segensreiche Thätigkeit entwickelt. Das Streben dieser Vereine geht nam. dahin, erwerbsbedürftigen Frauen eine Anzahl von Arbeitsgebieten zu erschließen, die an die Stelle der durch die moderne Maschinenindustrie verdrängten Handarbeiten treten sollen. Neben den gewerblichen Beschäftigungen giebt es auch einige höhere Berufsarten, in denen Frauen vermöge der ihnen eingeborenen Neigungen u. Fähigkeiten mit den Männern in Wettkampf treten können, so ganz bes. der pädagogische, in zweiter Linie wol auch der ärztliche Beruf. Am weitesten ist man in dieser Beziehung in Nordamerika gegangen. Der Volksschulunterricht ist dort zum größten Theil auf die Frauen übergegangen; im Staate Newyork giebt es neben 8000 Lehrern gegen 20,000 Lehrerinnen. Im J. 1865 waren in der Union über 300 weibliche Aerzte thätig; medizinische Frauenkollegien bestehen zu Newyork, Boston u. Philadelphia. In Europa fand dieses Beispiel in größerem Stile nur in der Schweiz Nachahmung. Seit 1867 beziehen Frauen u. Mädchen, zum Theil aus weiter Ferne (aus Rußland u. England), die Universität Zürich, um daselbst Medizin zu studiren. Die größte Zurückhaltung hat man auf diesem Gebiete bisher in Deutschland bewahrt, wo die Frauen zwar zur organisirten Krankenpflege in großartigem Maßstabe herangezogen worden sind, Frauenuniversitäten aber od. die Theilnahme von Damen in größerer Zahl an den öffentlichen Universitätsstudien nicht aufkommen konnten. Dagegen fehlt es auch in Deutschland nicht an Anstalten zur Heranbildung von Volksschullehrerinnen u. Kindergärtnerinnen; es giebt deren in Berlin, Breslau, Hamburg, Dresden, Leipzig, Stuttgart u. s. w. Eine besondere Stellung in dieser Bewegung, an der sich begabte Männer u. Frauen (Holtzendorff, Schultze-Delitzsch, Virchow, Emminghaus, Jenny Hirsch, Luise Büchner) gemeinsam betheiligen, u. deren Organ der von Jenny Hirsch redigirte „Frauenanwalt" ist, nimmt der Leipziger Frauenbildungsverein u. der aus diesem hervorgegangene Wanderkongreß des Frauentages ein (vertreten durch Luise Otto-Peters, Henriette Goldschmidt u. A., u. durch die von ersterer geleitete Zeitschrift „Neue Bahnen"). Dieser betont nicht so sehr die ökonomische als die pädagogische Seite der Frage, das Streben des Weibes nach geistiger Ebenbürtigkeit mit dem Manne, mit welchem jenes im Verein u. um die Wette „die großen Kulturaufgaben" zu lösen habe. Diese Richtung schließt bereits vielfach ein Heraustreten der Frau aus dem häuslichen Kreise in das öffentliche Leben in sich u. nähert sich mehr den Emanzipationsbestrebungen in Amerika, England u. Frankreich, die aus der Noth eine Tugend machen, die Ausnahmen zur Regel erheben u. eine Kalamität, die ganz anderswo ihren Grund hat als in dem bisherigen Verhältniß der Geschlechter, zur Grundlage einer Neugestaltung dieses Verhältnisses machen wollen. Dies ist die gefährliche Seite der Bewegung, die in den genannten Ländern bereits offen zu Tage getreten ist. In der ersten Französischen Revolution wurde zuerst der Ruf nach politischer Gleichberechtigung der Frauen mit den Männern laut (1792); derselbe erhob sich auch in den folgenden Revolutionen immer wieder. Ernsthafte Versuche zur Verwirklichung dieser überspannten Forderung wurden in Amerika u. England gemacht. In diesen Ländern ist eine eifrige u. weitgreifende Agitation ins Werk gesetzt worden, an der sogar namhafte Männer wie John Stuart Mill theilgenommen haben u. deren Ziel die Zulassung der Frauen zu Gemeinde- u. Parlamentswahlen, zu allen öffentlichen Aemtern u. Würden ist. Die betreffenden Anträge u. Petitionen sind zum Glück bis jetzt ohne Erfolg geblieben; nur in einzelnen entlegenen Staaten Nordamerika's ist es den emanzipationslustigen Frauen gelungen, einige ihrer Wünsche in Erfüllung gehen zu sehen (vgl. auch die Art. „Ehe", „Emanzipation" u. „Familie").

Frauenhaar, s. „Capillus Veneris".

Frauenlob, eigentlich Heinrich von Meißen, ein fahrender Sänger, führte seinen Beinamen wahrscheinlich daher, daß er im Gegensatze zu älteren und gleichzeitigen Dichtern von den beiden Benennungen „Frau" u. „Weib" erstere als würdiger pries. F. war bürgerlicher Herkunft u. verlebte seine Jugend in Dürftigkeit; später besuchte er in Ausübung seiner Kunst verschiedene Höfe nord- u. süddeutscher Fürsten, war 1278 in König Rudolf's von Habsburg Heere auf dem Marchfelde gegenwärtig, hielt sich 1286 in Prag auf, als Wenzel II. zum Ritter geschlagen wurde, wohnte 1311 einem Ritterfeste Waldemar's von Brandenburg vor Rostock bei u. verlebte seine letzten Lebensjahre in Mainz, wo er der Mittelpunkt einer Singschule war, der ersten charakteristischen Gestaltung der späteren Meistersängerschulen, die sein Andenken in höchsten Ehren hielten. F. starb 29. Nov. 1318 in Mainz; er wurde der Sage nach von Frauen zu Grabe getragen. Im J. 1842

Nr. 2917. Frauenlob's Grabmal im Dome zu Mainz (F. geb. um 1260, gest. 29. Nov. 1318).

haben ihm die Mainzer ein Denkmal errichtet. — F.'s Gedichte, unter denen viele geistliche, verrathen eine ungewöhnliche Gelehrsamkeit; so mochte es kommen, daß eine spätere Zeit ihn irrthümlich zu einem Doktor der Theologie machte. Das Prunken mit dieser Gelehrsamkeit, schwülstige Sprache, überkünstlicher Strophenbau u. geschmacklose Reimspielereien thun der Wirkung seiner Gedichte starken Eintrag; sie wurden herausgegeben von Ettmüller, „Heinrichs von Meißen, des Frauenlobes, Leiche, Sprüche, Streitgedichte u. Lieder" (Quedlinb. 1843).

Frauenmantel, s. „Alchemilla".

Frauenschuh, s. „Cypripedium".

Frauenstädt, Christian Martin Julius, eifriger Anhänger Schopenhauer's, geb. 17. April 1813 zu Bojanowo in der preuß. Provinz Posen, machte seine Studien in Berlin, schloß sich Anfangs der Hegel'schen Philosophie an, vertiefte sich aber später, nachdem er 1847 Schopenhauer persönlich kennen gelernt u. mit ihm Freundschaft geschlossen hatte, mit großem Eifer in dessen System. Von seinen Schriften, die Schopenhauer's Lehre theils vertheidigen, theils näher erläutern u. in nähere Beziehung zu den Kulturfragen der Gegenwart bringen, nennen wir: „Aesthetische Fragen" (Dessau 1853), „Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie" (Lpz. 1854), „Der Materialismus" (Lpz. 1856), „Briefe über natürliche Religion" (Lpz. 1858), „Arthur Schopenhauer. Lichtstrahlen (Sammlung bedeutsamer Sentenzen) aus dessen Werken" (Lpz. 1861) u. die Biographie „Arthur Schopenhauer. Von ihm, über ihn u. s. w." (Berl. 1863). Ferner veranstaltete er eine Gesammtausgabe der Werke Schopenhauer's mit biographischer Einleitung (6 Bde., Lpz. 1873 u. 74).

Fraunhofer, Josef, einer der berühmtesten Optiker, wurde 6. März 1787 zu Straubing in Bayern als Sohn eines Glasers geboren. Frühzeitig verwaist, kam er schon in seinem 12. Jahre zu dem Hofspiegelmacher und Glasschleifer Weichselberger nach München. Beinahe wäre er 1801 bei dem Einsturze von dessen Wohnhause getödtet worden. Seine glückliche Rettung lenkte das Interesse des Königs Maximilian Josef auf ihn. Durch königliche Geschenke wurde F. in den Stand gesetzt, sich selbst eine Maschine zum Schleifen optischer Gläser zu kaufen. Nebenbei studirte er aufs Eifrigste Mathematik u. theoretische Optik, so daß er schon 1806 die technische Direktion des von v. Utzschneider, v. Reichenbach u. Liebherr in München gegründeten mathematischen Institutes übernehmen konnte; 1809 gründete er mit den beiden Erstgenannten zu Benediktbeuern das weitberühmte optische Institut, dessen Direktion er 1818 allein übernahm u. das er 1823 nach München verlegte. Dort wurde F. bald zum Professor u. zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften sowie zum Konservator des physikalischen Kabinets der Akademie ernannt; aber schon am 7. Juni 1826 setzte der Tod seinem Wirken ein Ziel. Die Resultate seiner Untersuchungen hat er theils in den Denkschriften der münch. Akademie, theils in Gilbert's „Annalen der Physik" niedergelegt. Groß sind bes. seine Verdienste um die Herstellung brauchbarer optischer Instrumente, Fernröhre sowol wie Mikroskope. Aber auch astronomische Meßinstrumente, wie das Heliometer, das Kreismikrometer u. s. w., erfand u. verbesserte er. Vor Allem stellte er auch das zur Anfertigung der achromatischen Linsen nöthige Flintglas (s. d.) in weit vorzüglicherer Qualität her als die engl. Optiker. Besonders wichtig für die Wissenschaft waren seine Untersuchungen über die nach ihm benannten dunklen Linien des Spektrums (s. „Fraunhofer'sche Linien"). Die Direktion des optischen Instituts übernahm nach F.'s Tode sein früherer Werkführer Georg Merz, der es auch noch, in letzter Zeit mit seinen beiden Söhnen (G. Merz u. Sohn), mit Geschick u. Erfolg fortführt. Von den von F. gelieferten Fernröhren ist der Riesenrefraktor zu Dorpat der größte u. schönste, während von Merz die großen Refraktoren für Berlin, Bogenhausen bei München, Pulkowa bei Petersburg u. Cambridge in Nordamerika geliefert wurden.

Nr. 2918. Fraunhofer's Denkmal in München, errichtet 1865 (F. geb. 6. März 1787, gest. 7. Juni 1826).

Fraunhofer'sche Linien. Wenn man das prismatische Farbenspektrum in der unter „Farbenspektrum" angegebenen Weise erzeugt u. zwar mittels eines möglichst gut geschliffenen Prismas aus die Farben stark zerstreuendem Glase, am besten Flintglas, so nimmt man bei genauer Betrachtung eine Anzahl dunkler, mit der brechenden Kante des Prismas parallel laufender Linien wahr, welche in der aus Nr. 2919 ersichtlichen Weise über die Farben des Spektrums vom Roth bis zum Violett hin vertheilt sind. Der engl. Physiker Wollaston hatte sie schon vor Fraunhofer bemerkt, doch wurden sie von letzterem unabhängig von Wollaston im J. 1814 entdeckt, aufs Gründlichste untersucht u. in ihrer Lage bestimmt.

A B C D E F G H

Nr. 2919. Die hauptsächlichsten Fraunhofer'schen Linien.

Die hauptsächlichsten derselben wurden von Fraunhofer mit den auch in der Figur angegebenen Buchstaben bezeichnet. Besser kann man die F. L. wahrnehmen, wenn man, wie Fraunhofer lehrte, das Spektrum nicht auf eine Wand, sondern in ein Fernrohr fallen läßt. Fraunhofer zählte schon über 500 solcher Linien, während in neuerer Zeit von Kirchhoff u. Andern durch Anwendung stärkerer Vergrößerung des Fernrohrs od. mehrerer Prismen mit unsäglicher Mühe die Lage von Tausenden solcher Linien festgestellt worden ist. Diese dunklen Linien markiren gewisse Stellen im Spektrum genau, u. man kann sich daher mit ihrer Hülfe leicht über die Lage einer bestimmten Farbe im Spektrum verständigen u. die dazu gehörige Wellenlänge scharf bestimmen.

Da die Stellen, an denen sich die F. L. im Spektrum befinden, lichtlos sind, so zeigt sich dadurch, daß Licht von der jeder Linie entsprechenden Farbe od. Wellenlänge von der Sonne überhaupt nicht ausgesendet wird. Den Grund dieser Erscheinung hat zuerst Kirchhoff in seinen klassischen Untersuchungen aufgehellt. Er hat sowol durch theoretische Gründe als auch durch praktische Versuche nachgewiesen, daß die glühenden Dämpfe der Sonnenatmosphäre, wenn allein leuchtend, uns ein Spektrum liefern würden, in welchem gerade umgekehrt alle F. L. leuchtend, der Grund des Spektrums aber dunkel sein würde, daß aber diese Dämpfe von dem vom hellleuchtenden Sonnenkern kommenden Lichte alle die Farben (Wellenlängen) absorbiren, welche sie selbst aussenden, alle übrigen aber hindurchlassen. Wir erfahren so zugleich, an welchen Stellen die Dampfatmosphäre der Sonne helle Linien zeigen würde, u. da das Vorhandensein bestimmter heller Linien im Spektrum eines glühenden Dampfes uns, wie die Spektralanalyse (s. d.) zeigt, immer auf das Vorhandensein bestimmter chemischer Elemente in ihm schließen läßt, so geben uns die F. L. den so wichtigen Aufschluß über die chemische Zusammensetzung der Sonne od. jedes anderen Weltkörpers, dessen Spektrum man so untersucht (vgl. „Spektralanalyse").

Fraxinus (Esche), Pflanzengattung der Oleaceen, Gruppe der Fraxineen, mit vielen stattlichen Baumarten, von denen bei uns nur die gemeine F. (Fr. excelsior *L.*) einheimisch ist. Sie kommt auch unter den Namen Aesche, Asche, Ascher, Eschbaum, Stein- u. Hocheiche, Loosespe, Gaisbaum, Mundbaum, Gerichen, Eschern, Wundholzbaum, Escha in der Nordschweiz, Fessen im Slavischen, woher noch viele Ortsnamen, z. B. Feßnitz, Fessen 2c., vor. Der Stamm erlangt unter Umständen eine Höhe von 40 m., bes. an Flußufern od. auf Sumpfland, wo die Esche am besten gedeiht, u. bildet ein für Tischler, Drechsler u. Stellmacher werthvolles Holz aus. Er hat bis zum 30. Jahre eine glatte, aschgraue Rinde, von da ab wird er immer rissiger, so daß er mit der Eiche wetteifert u., ein wahrhaft majestätischer Baum, dann vielleicht das Urbild der mythologischen großen Weltesche der Skandinavier od. die Ygdrasil ist. Wahrscheinlich erklären sich hierdurch mancherlei abergläubische Gebräuche, die sich an die Esche knüpfen, von der man z. B. glaubt, daß ein am Char-

freitag vor Sonnenaufgang abgehauener Ast jede Wunde heilt, wenn man ihn auflegt. Bes. schön ist der Baum durch seine gefiederten Blätter, wodurch er in einem Waldverbande, bes. an dessen Saume, durch Abwechslung angenehm wirkt. Die bitterschleimige Rinde enthält einen eigenen Bitterstoff,

Nr. 2920. Die Manna-Esche (Fraxinus Ornus L.).

das Fraxinin, den man, wie früher die Rinde selbst, gegen Wechselfieber wirksam fand; außerdem enthält sie hinreichend Gerbstoff zum Gerben, sowie zum Schwarz- u. Blaufärben. Man verwendete sie früher auch als Wurmmittel, während man die Samen gegen Nierenleiden gebrauchte. — Berühmt ist auch die Manna-Esche (Fr. Ornus *L.*) Südeuropa's, ein Baum, der nach Einschnitten in seinen Stamm eine klare Flüssigkeit ergießt, welche sich später zu Manna erhärtet, die man als Purgirmittel verwerthet, während man sie frisch als Zucker gebraucht. Das ist die sog. Manna calabrina, weil man den Baum vorzüglich in Calabrien u. Sizilien kultivirt. Meist schwitzt derselbe die Manna von selbst aus Aesten und Blättern od. durch die Manna-Cicade veranlaßt, welche an dem Baume nagt. — In Nordamerika vertritt Fr. americana gänzlich die Stelle unserer gewöhnlichen Esche, ebenso Fr. monophylla, caroliniana (blaue Esche), acuminata (rothe Esche). Außerdem giebt es in den entsprechenden Ländern noch einige Arten, die man mehr od. weniger in gleicher Weise benutzt.

Fray Bentos, in der südamerikan. Republik Uruguay mit 2000 E., ist bes. durch die Fabrik Liebig'schen Fleischextraktes, welche 1864 von dem deutschen Techniker Gilbert hier begründet wurde, berühmt. Es wurden bereits Ende der sechziger Jahre täglich 500 Ochsen in den großartigen Schlächtereien, Saladero's, geschlachtet u. auf Fleischextrakt verarbeitet.

Fredegunde, fränkische Königin, war, wie der Geschichtschreiber Gregor von Tours erzählt, eine unter den mehreren Frauen, welche Chilperich, König von Soissons im getheilten Frankenreiche der Merovinger, heirathete, obwol er sich zum Christenthum bekannte. Nachdem derselbe sich mit der westgothischen Königstochter Galsuintha, einer Schwester der berühmten Brunihild, der Gattin seines Bruders Sigibert, vermählt, dieselbe aber nach kurzer Zeit hatte ermorden lassen, erhob er F. im J. 568 zur Königin. Sie begann ihre Unthaten damit, ihren Schwager Sigibert ermorden zu lassen, während er mit ihrem Gatten Krieg führte (im J. 575), ließ in der Folge mehrere der angesehensten Franken, welche ihrer Herrschsucht im Wege standen, ebenfalls tödten u. war auch nicht unschuldig an dem Meuchelmorde ihres grausamen Gatten im J. 584. Als Vormünderin ihres u. seines jungen Sohnes Chlothar II., trachtete sie auch ihrer Feindin Brunihild u. dem Sohne derselben, Childebert, nach dem Leben u. führte fortwährend blutige Kriege gegen ihre Verwandten, bis sie 598 in Paris starb.

Fredericia, s. „Fridericia".

Frederiksborg, ein auf Seeland, 30 km. von Kopenhagen entfernt, 1734 in gothischem Stil neu erbautes Lustschloß des Königs von Dänemark. Es enthält einen schönen Rittersaal, die prachtvolle Krönungskapelle der Könige u. ist von großen Park- u. Gartenanlagen umgeben. In der Nähe befindet sich das berühmte königliche Gestüt mit 600 Pferden.

Free-Church (engl., spr. Frih-Tschöhrtsch), d. h. „Freikirche", ist der Name einer Kirchenpartei, die sich 1843 auf der Generalversammlung der schott. Staatskirche von derselben abtrennte, weil sie die herkömmliche Wahl der Pfarrer durch die Gutsbesitzer nicht länger dulden wollte. Sie heißen daher auch Nonintrusionisten, d. h. solche, welche die Aufdrängung (intrusion) der Geistlichen nicht wollen. Die neue, Anfangs 200 Mitglieder zählende Kirche wurde von dem trefflichen Dr. Chalmers (gest. 1847) so glücklich organisirt, daß sie sich rasch unter dem Volke verbreitete u. in jeder Beziehung segensreich erwies. In der gegenwärtig brennenden Frage der Trennung von Staat u. Kirche ist auf die schottische F. mit Recht als auf einen Beweis für die Möglichkeit u. Ersprießlichkeit einer solchen Trennung hingewiesen worden. Diese Kirche, die ihren Kultus u. die Besoldung der Pfarrer völlig aus eignen Mitteln bestreitet u. sich durch eine sehr rege Theilnahme ihrer Glieder an den religiösen Fragen auszeichnet, dürfte jetzt nahezu eine Million Seelen zählen.

Fregatte, ein größeres Kriegsfahrzeug, unterscheidet sich von der Korvette (vgl. das.) durch ihre größeren räumlichen Verhältnisse u. durch die volle Batterie, welche sie unter Deck führt, gewöhnlich für 20—30 Geschütze; erst unter dem Batteriedeck befindet sich das Zwischendeck zum Aufenthalt der Mannschaften. Außerdem führt die F. aber auch noch einige Geschütze auf dem Oberdeck. In den früheren großen Seeschlachten, wo hauptsächlich die Linienschiffe zur Geltung kamen, hatte die F. im Allgemeinen nur eine untergeordnete Bedeutung; sie diente mehr zum Ausspähen des Gegners, als „das Auge der Flotte" (nach Nelson's Ausdruck). Die gegenwärtigen gepanzerten F. übertreffen in den räumlichen Verhältnissen die größten der früheren Linienschiffe u. sind zum Theil an deren Stelle getreten. Bei dem großen Gewicht der jetzigen Marinegeschütze ist aber auch die Armirung der F. gegen früher bedeutend verringert worden (Panzerfregatte „König Wilhelm" 23 Geschütze, „Friedrich Karl" u. „Kronprinz" je 16 Geschütze). Abbildung s. unter „Kriegsschiffe".

Nr 2921. Die Esche Ygdrasil.
(Aus Wägner's „Nordisch germanische Vorzeit".)

Fregatte, Fregattvogel (Tachypetes aquila), ein 1 m. großer, rothschnäbliger, an Kehle u. Hals weißgescheckter, schwarzer Seevogel aus der Familie der Ruderfüßer od. Pelekaniden, mit sehr langen Flügeln u. Gabelschwanz. Er lebt zwischen den Wendekreisen, bes. von fliegenden Fischen, u. ist unter allen Wasservögeln der beste Flieger, indem er schon 400 Meilen vom Lande angetroffen wurde, Tag u. Nacht, bei Sturm u. Wetter über dem Meere dahin zieht, nie auf dem Wasser ruhend, höchstens

auf Klippen; die Seefahrer nennen ihn Schneider wegen der scherenartigen Bewegungen, die er mit seinem Schwanze ausfuhrt.

Freia (nord. Myth.), nächst Frigg (s. d.) die vorzüglichste der Asinnen, Tochter des Niord u. der Skade, war ursprünglich die Mondgöttin, später die Göttin der Liebe. Kunstreiche Zwerge fertigten für sie den blitzenden Halsschmuck Brisingamen; nur mußte sie, um in seinen Besitz zu kommen, eine Nacht hindurch den Arbeitern den Genuß ihrer Liebe gewähren. Vermählt war F. mit Odur, dem sie zwei Töchter gebar, Hnos u. Gersemi. Doch einst machte Odur sich auf eine Reise u. kehrte nicht zurück. Suchend nach dem Gemahl durchzog F. die Lande, goldhelle Thränen vergießend (Bernstein); aber sie fand den Verlorenen nicht. Seitdem weilt sie einsam in ihrem Palast Sesrumnir od. in ihrer himmlischen Burg Folkvangur, hier die edlen Frauen empfangend, wie Odin die gefallenen Helden in Walhalla aufnahm. — Der Dienst der F. hatte seine Stätte in den Nordlanden u. bei den Sachsen. Der fünfte Wochentag, Freitag, war ihr geheiligt, u. das Wort „freien" hängt mit ihrem Namen zusammen. Dargestellt wurde sie in weiblicher Kleidung, aber mit Helm u. Harnisch, mit Bogen u. Schwert bewaffnet. — Bei den südl. Germanen erscheint F. in der Regel identisch mit Frigg.

Nr. 2922 Freiberg in Sachsen.

Freiberg, alte Bergstadt im sächs. Regierungsbezirk Dresden, unweit der Mulde auf einer Hochebene zwischen Chemnitz u. Dresden gelegen, mit 21,673 E. (1871), ist Sitz der obersten Bergbehörden Sachsens, einer Amtshauptmannschaft, einer Bergakademie, die bes. viel von Ausländern besucht wird, eines Gymnasiums u. einer Realschule. Die Stadt selbst trägt in ihrem Innern noch einen alterthümlichen Charakter, wenn auch die Stadtmauern schönen Promenaden haben Platz machen müssen. Die Domkirche, in ihren ältesten Theilen aus dem 12. Jahrh. stammend, hat in ihrem Portale, der sog. „Goldenen Pforte", eins der schönsten Denkmäler des romanischen Baustiles in Deutschland u. ist von Heinrich dem Frommen bis Georg IV. Begräbnißstätte der sächs. Fürsten gewesen, deren Grabmäler von großem kunstgeschichtlichen Werthe sind. Die Orgel ist ein Meisterwerk des berühmten Orgelbauers Silbermann; die kunstvolle Kanzel stammt von einem unbekannten Meister. Das stattliche Rathhaus auf dem Obermarkte wurde im Anfang des 15. Jahrh. erbaut. F., das im 12. Jahrh. von Bergleuten aus dem Harze gegründet, 1187 mit Mauern umgeben u. unter Heinrich dem Frommen zur Residenz erhoben wurde, verdankt seinen Ursprung wie seine Blüte dem Bergbau auf Silber, welcher mit den Hüttenwerken gegen 7700 Arbeiter beschäftigt. Nur wenige Gruben, bes. Himmelfahrt Fundgrube u. Himmelsfürst Fundgrube, bringen reichen Ertrag, viele erfordern Zuschüsse; deshalb ist auch die Existenz mehrerer dieser Werke durch das Zurückgehen der Silberpreise in Frage gestellt worden. Die Ausbeute bestand 1871 in 564,109 Ctnr. Erzen, vorzüglich Silber u. Bleierzen; außer diesen wurden für den Hüttenbetrieb, welcher 1270 Arbeiter beschäftigte, noch 588,173 fremde Erze angekauft; verkauft wurden 109 Pfd. Feingold, 62,143 Pfd. Silber, 88,274 Ctnr. Bleiprodukte, 204,372 Ctnr. Schwefelsäure, 22,516 Arsenikalien, außerdem geringere Quantitäten von Nickel, Zinn, Zink, Kupfer u. a. m. Die bedeutendsten Hütten liegen östl. von F. an der Mulde. Bergbau u. Bergakademie F.s verdanken ihren großartigen Aufschwung vorzüglich der Wirksamkeit des großen Geologen Werner, dem in den Promenaden 1851 ein Denkmal gesetzt worden ist.

Freibodenmänner (engl. Freesoilers; spr. Frihsoilers) nannte sich eine Abzweigung der demokrat. Partei in Nordamerika, die 1848 mit einer Anzahl von Forderungen hervortrat, durch welche sie sich von der Hauptpartei trennte. Die F. verlangten nam. die unentgeltliche Ueberlassung einer gewissen Strecke unbebauten Landes an Jeden, der es zu bebauen wirklich fähig u. bereit sei (daher der Name, u. die Abschaffung der Sklaverei. Sie vereinigten sich später mit der republikan. Partei, die ihren Grundsätzen Geltung verschaffte.

Freiburg im Breisgau, die Hauptstadt des bad. Kreises Breisgau mit 24,599 E. (1871), liegt an der Ausmündung des Dreisamthales in die oberrheinische Tiefebene, an einer alten Handelsstraße, welche die Donauquellen über den Höllenpaß hinweg mit dem Rheine verbindet, in einer reizenden Vorlandschaft des Schwarzwaldes, am Fuße des 130 m. hohen Schloßberges, ist Sitz eines Erzbischofes, der Kreisregierung sowie einer 1456 gestifteten Universität u. hat in seinem Münster, das 1122—1252 erbaut u. 1354 mit einem neuen Chore versehen ist u. einen herrlichen, 121 m. hohen Thurm besitzt, eins der schönsten Denkmäler der gothischen Kirchenbaukunst in Deutschland. An letzterem sind die Pyramide des Thurmes, das fein mit Bildhauerarbeit verzierte Portal, die Glasgemälde u. das Flügelbild hinter dem Hochaltar bes. beachtenswerth. Außer der Universität, mit welcher eine bedeutende Bibliothek verbunden ist, hat F. noch höhere Unterrichtsanstalten in einem Lyceum u. einer Gewerbeschule. Die Bewohner, von denen nur $\frac{1}{8}$ protestantisch ist, nähren sich vorzugsweise von der Landwirthschaft u. einem ausgedehnten Weinbau; die Gewerbthätigkeit erstreckt sich auf Cichorien- u. Papierfabrikation, Gerberei, Seidenzwirnerei, Hanfweberei, Schaumweinfabrikation. Der Handel mit dem oberen Schwarzwald ist beträchtlich. Nördlich von F. in halbstündiger Entfernung liegt das Dorf Zähringen, mit den Ruinen der Stammburg der badischen Fürsten. — F. ist 1093 von Berthold von Zähringen gegründet worden, dessen Standbild den Fischmarkt ziert; 1120 erhielt es die Rechte einer freien Stadt, 1219 kam es an die Grafen von Urach u. 1368 an Habsburg. Die stark befestigte Stadt wurde im 30jähr. Kriege dreimal (1632, 1634 u. 1638) von den Schweden, einmal (1644) von den Bayern erobert; von 1677—97 u. dann wieder von 1713—14 u. 1744—48 war sie in französischem Besitz; 1849 wurde die Stadt von den Preußen besetzt.

Freiburg, Kanton der Schweiz, mit $30\frac{1}{3}$ □M., liegt zwischen den Kantonen Bern u. Waadt u. dem Neuenburger See, gehört im N. der schweizerischen Hochebene an, enthält im S. die nördl. Ausläufer des westl. Theiles der Berner Alpen u. wird von der Saane, einem Nebenfluß der

Aar, durchflossen. Die höchsten Berge, z. B. der Moléson, erheben sich nur 2000 m. über das Meer. Die 110,832 Bewohner (1870) sind zu 85% katholisch, zu 15% evangelisch; 6056 Haushaltungen sind deutsch, 16,682 französisch, 24 italienisch. Die deutsche u. franz. Nationalität wird etwa durch eine Linie geschieden, welche man sich vom Nordende des Neuenburger Sees über die Kantonshauptstadt F. nach SO. gezogen denkt. Der nördl. Theil des Landes ist deutsch, der südliche französisch. Die Bewohner treiben in den niederen Landstrichen Ackerbau u. Weinbau, in den Gebirgsgegenden Viehzucht; die Industrie ist wenig entwickelt, bedeutend ist nur die Produktion von Käse, von dem die beste Sorte die Stadt Greyerz (franz. Gruyère) ausführt. Der Kanton ist ein Theil des Uechtlandes, d. h. ödes Land, so genannt wegen des geringen Anbaues des Bodens, gehörte im Mittelalter zu Kleinburgund und kam mit diesem 1032 unter der Landvoigtei der Zähringer an Deutschland; 1481 trat er der Eidgenossenschaft bei. Die Herrschaft lag in den Händen einzelner Geschlechter, u. es bildete sich eine Oligarchie aus, die zu fortwährenden Kämpfen der demokratischen u. aristokratisch-hierarchischen Partei führte. Erst 1830 wurde das aristokratische Regiment geschwächt u. 1831 dem Lande eine freiheitliche Verfassung errungen; doch war die Partei der alten Geschlechter, verbunden mit den Klerikalen, stark genug, 1847 den Beitritt des Kantons zum Sonderbunde zu erzwingen, u. wurde erst durch die in demselben Jahre erfolgte Besetzung mit eidgenössischen Truppen vollständig gestürzt. Die neue Verfassung von 1848 führte zu wiederholten Aufständen der ultramontanen Partei, bes. in den Jahren 1848, 1850, 1851 u. 1853. Die neue Verfassung von 1857 brachte den sog. Konservativen großen Einfluß ein, den dieselben zur Wiederherstellung aufgehobener Klöster u. zur Rückberufung der Jesuiten benutzten. Die höchste souveräne Gewalt übt der aus 100 Mitgliedern bestehende Große Rath aus, die vollziehende der aus 13 Mitgliedern zusammengesetzte Staatsrath. Hauptstadt ist Freiburg (s. d.) im Uechtlande.

Nr. 2923. Westseite des Domes zu Freiburg im Breisgau.

Freiburg im Uechtland (franz. Fribourg), Hauptstadt des gleichnamigen schweiz. Kantons mit 10,904 E. (1870), theils im Thale der Saane gelegen, über welches eine prachtvolle, 1834 erbaute, 266 m. lange Kettenbrücke führt, theils auf dem felsigen Ufer steil ansteigend, macht mit seinen hochragenden Mauern, Thürmen u. Kirchen einen sehr malerischen Eindruck; die Stadt ist Sitz der Kantonalregierung u. des Bischofs von Lausanne u. hat 6 Klöster, 4 Kirchen, unter denen die Hauptkirche St. Nicolai den höchsten Thurm der Schweiz hat, ein Seminar ꝛc. Die Bevölkerung ist gemischt, in dem oberen Theile der Stadt französisch, in dem unteren deutsch. F. ist 1175 von Berthold V. von Zähringen gegründet worden.

Freicorps sind Truppen, welche sich für die Dauer eines Krieges aus Freiwilligen bilden, die Bestätigung der Landesobrigkeit erhalten und sich der Führung des Feldherrn u. den Kriegsgesetzen unterwerfen. Dieselben eignen sich bes. für die Unternehmungen des kleinen Krieges u. können nam. im eigenen Lande, wo sie mit den Terrainverhältnissen bekannt sind u. auf die Unterstützung der Bevölkerung rechnen können, den kriegführenden Armeen gute Dienste leisten (wie das Lützow'sche F. 1813, die Garibaldi'schen F. 1859 u. s. w.).

Nr. 2924. Freiburg in der Schweiz.

Freidank, mittelhochdeutsch Vridanc, der Verfasser eines vorzüglichen u. weitverbreiteten Spruchgedichtes mit dem Titel „Bescheidenheit", d. h. Weisheit, Lebensklugheit. Daß der Name F. ein angenommener sei, daß hinter ihm kein Geringerer als Walther von der Vogelweide sich verberge, war die Ansicht von W. Grimm, die er mit größtem Scharfsinn zu begründen suchte u. um so zäher festhielt, je allgemeiner sie bekämpft wurde. Heute dürfte als ausgemacht gelten, daß F. der wirkliche Name des Dichters war; ja es liegt Grund zu der Annahme vor, daß er Bernhard F. hieß. Doch wissen wir nur sehr wenig über sein Leben. Aus zerstreuten Notizen u. aus dem Charakter seines Werkes kann geschlossen werden, daß F. bürgerlichen Standes war u. das Leben eines Fahrenden führte, daß seine Kenntnisse u. Belesenheit eine Bildung verrathen, die nach damaligen Begriffen eine gelehrte war. Er scheint längere Zeit im Elsaß gelebt zu haben, wenn er nicht gar dort geboren war, kannte Rom u. nahm Theil an Kaiser Friedrich's II. Kreuzzuge. Ein Theil seines Werkes scheint in Syrien entstanden zu sein; die zeitlichen Grenzen seiner dichterischen Thätigkeit dürften zwischen 1225 u. 1240 liegen. Vielleicht starb er in Treviso; wenigstens berichtet der Nürnberger Arzt Hartmann Schedel, der 1466 in Treviso war, von dem mit Inschrift versehenen Grabstein eines deutschen Dichters Freydank. Doch ist der Nachweis versucht worden, daß das Grabmal einem spätern Dichter F. gehöre. Die „Bescheidenheit", das einzige uns erhaltene Werk des Dichters — denn daß er auch ein Gedicht von Kaiser Friedrich's I. Meerfahrt u. Tod verfaßt habe, ist unerwiesen — enthält einen reichen Schatz von Sprüchen. Nur Weniges ist eigene Erfindung, vielmehr bietet F. eine „Blütenlese des Besten, was er an Maximen u. Reflexionen aus alter u. neuer Zeit vorfand", aber von ihm überarbeitet u. mit Eigenem in gleicher Form versetzt. Seine Quellen waren dabei eben so wol die Bibel, die Kirchenväter u. die damals am meisten gelesenen lat. Autoren, als die Dichter seiner Zeit u. die im Volke in lebendiger Uebung umgehenden Sprüche. Eine vielgelesene Bearbeitung der „Bescheidenheit" veranstaltete Sebastian Brant (zuerst 1508 gedruckt). Neue kritische Ausgaben lieferten W. Grimm, „Vridankes Bescheidenheit" (Gött. 1834, 2. Aufl. 1860), u. Bezzenberger, gleicher Titel (Halle 1872), eine Uebersetzung Simrock (Stuttg. 1867).

Freidenker od. **Freigeist** nennt man Denjenigen, der sich in offenem Widerspruche mit den von Alters her überkommenen, durch Autorität u. Ueberlieferung geheiligten Ansichten u. Bräuchen befindet, die Verbindlichkeit einer positiven (geoffenbarten) Religion in Abrede stellt u. sich auf Grund selbstgewonnener philosophischer u. ethischer Ueberzeugungen ein eigenes Religionssystem aufbaut. Solche F. sind in größerer Zahl nam. während

des 18. Jahrh. des Zeitalters der Aufklärung in England, Frankreich u. Deutschland aufgetreten. Die Versuche, die F. zu einer Genossenschaft mit Feststellung gewisser gemeingiltiger Sätze — zu einer Art von Sekte — zu vereinigen, mußten schon darum scheitern, weil die Gegner des Offenbarungsglaubens zwar in der Negation übereinstimmen, dafür aber in ihren eigenen Ansichten u. Vorschlägen über das, was an die Stelle des Bestehenden treten soll, um so weiter aus einander gehen. Einer der neuesten Versuche dieser Art war der von Löwenthal behufs Errichtung einer Freidenkerakademie angeregte Freidenker- od. Kogitantenkongreß.

Freie Frilinge hießen bei den alten Deutschen Diejenigen, die, durch keine Dienstpflicht gegen Andere gebunden, im Besitze eines eigenen, nicht lehnspflichtigen Gutes u. damit des vollen Bürgerrechts waren. Von dieser Hauptklasse des Volkes unterschied man einerseits die Unfreien (Dienst- u. Lehnspflichtigen), andererseits die in gewissen Beziehungen bevorrechteten Edeln od. Edelinge. Während des Mittelalters sank die Mehrzahl der Freien im Drange der Verhältnisse allmählig in den Stand der Unfreien hinab; ein anderer Theil ging in dem sich bildenden Bürgerstande auf; nur ein kleiner Rest erhielt sich als freier Bauernstand.

Freie Gemeinden, auch Lichtfreunde, nach ihrer eigenen Benennung aber „Protestantische Freunde“, hießen die Vereinigungen von Protestanten, die sich seit 1841 zunächst in Preußen im Gegensatz zu der Staatskirche zur Pflege eines freieren Christenthums bildeten. Durch den Einfluß der Philosophie, bes. der Hegel'schen, war immer mehr die Unhaltbarkeit des alten Rationalismus erkannt worden, ohne daß mit dieser Erkenntniß eine Rückkehr zu den Bekenntnißschriften des 16. Jahrh. denkbar gewesen wäre. So fand der Drang nach einer religiösen Neubildung immer mehr Anhänger. Als nun 1840 das Konsistorium in Magdeburg gegen den dortigen Prediger Sintenis einschritt, weil er gegen die Anbetung des Christusbildes (u. indirekt Christi selbst) geeifert hatte, trat am 29. Juni 1841 eine Konferenz von freigesinnten Geistlichen zu Gnadau zusammen, an ihrer Spitze Leberecht Uhlich, damals Pfarrer zu Pommelte bei Magdeburg, ein Mann, der mit allen Eigenschaften eines Volksredners u. religiösen Agitators ausgerüstet war. Die zweite Versammlung zu Halle (20. Sept. 1841), die von 56 Geistlichen u. Laien auch aus Sachsen u. Anhalt besucht war, einigte sich bereits über die Annahme von 9 prinzipiellen Sätzen. Rasch bildeten sich allenthalben neue Vereine von „Protestantischen Freunden“ (Lichtfreunde galt bald als Spottname), u. die Leipziger Versammlung (1842) schuf in den „Blättern für christliche Erbauung“ ein Organ, das von Archidiakonus Fischer in Leipzig redigirt wurde, meist aber Aufsätze Uhlich's enthielt. Die vierte Versammlung in Köthen (1842) wurde bereits von einer Anzahl weitergehender Anhänger der neuern Philosophie besucht, so von Niemeyer u. dem hallischen Pfarrer Wislicenus. Letzterer bewirkte auf der siebenten Versammlung zu Köthen (1844), in welcher zu etwa 130 Geistlichen schon gegen 500 Laien getreten waren, durch einen Vortrag über die Frage „Ob Schrift, ob Geist“ (d. h. ob Bibel od. Menschengeist in Glaubenssachen richten solle), daß die Kirchenbehörden auf die Tragweite der Bewegung aufmerksam wurden. Professor Guerike in Halle gab dem Unwillen der strenger Gesinnten in einem Bericht der evangelischen Kirchenzeitung über die Köthener Versammlung Ausdruck. Ein heftiger Schriftenwechsel begann. Wislicenus, der den von ihm geforderten freiwilligen Austritt aus der Landeskirche verweigerte, wurde 23. April 1846 seines Amtes entsetzt. Dies führte 26. Sept. 1846 zur Begründung der ersten Freien Gemeinde in Halle. Unterdeß aber hatte die Bewegung anderwärts eine Hemmung erfahren, indem die sächs. Regierung 17. Juli 1845 die Abhaltung freigemeindlicher Versammlungen verbot u. dadurch auch die preuß. Regierung zu energischerem Einschreiten anspornte. Aber dieses hatte nur die Bildung weiterer, völlig abgetrennter Gemeinden zur Folge, so die des Pfarrers Ed. Baltzer zu Delitzsch u. des Pfarrers Ad. Wislicenus (Bruders des oben Genannten) zu Halberstadt (beide 1847). Uhlich, unterdeß zum Prediger der Katharinenkirche in Magdeburg erwählt, wurde nach vielfältigen Maßregelungen doch erst im Sept. 1847, trotz der begeisterten Verwendung der Magdeburger Bürger für ihn, vom Amte suspendirt u. gründete gegen Ende dieses Jahres die Freie Gemeinde zu Magdeburg, die Anfang 1848 bereits 7000 Mitglieder zählte. Aber nun war auch der Höhepunkt der Bewegung überschritten; es bewährte sich die alte Erfahrung, daß mit bloßen Verneinungen, mögen sie zum Theil noch so berechtigt scheinen, nie eine Kirche gegründet werden kann; an einem irgendwie klaren Ausdruck ihres Glaubens aber fehlte es der Freien Gemeinde. Die Verbindung mit dem unterdeß aufgetauchten Deutschkatholizismus vermehrte nur die Unklarheit, u. schon fanden sich auch Elemente beigemischt, die den religiösen Streit zum Deckmantel des politischen Umsturzes zu benutzen gedachten. Die Vermengung der freigemeindlichen Bewegung mit der politischen Revolution des J. 1848 brachte der ersteren nur Schaden, u. nach dem Siege der Reaktion lastete deren Druck bes. schwer auf den Freien Gemeinden. Infolge beständiger polizeilicher Bedrängnisse erloschen bald die meisten von den etwa 30 freien Gemeinden Deutschlands, u. auch die übrigen führten nur ein kümmerliches Dasein. Wislicenus wanderte, mit Gefängniß bedroht, 1853 aus, u. mit dem Tode Uhlich's (der übrigens auch in der Preisgebung früher noch festgehaltener Glaubenssätze immer weiter fortschritt) am 23. März 1873 ist die einst so viel versprechende Bewegung zu Grabe gegangen.

Freie Künste (artes liberales, artes bonae) hießen bei den Alten die Künste u. Wissenschaften, die von den freien Bürgern u. nur von diesen getrieben wurden, während die Handwerke u. sonstige untergeordnete Thätigkeiten (die sog. unfreien Künste, artes illiberales) den Sklaven zugewiesen waren. Zu diesen freien Künsten, die auch im Mittelalter als Haupterforderniß einer allgemeinen höheren Bildung festgehalten wurden, zählte man nam. Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Grammatik, Dialektik, Rhetorik u. Musik (die „sieben F. K.“). Im Mittelalter kam an den Universitäten für Diejenigen, die ihren Studiengang absolvirt, d. h. sich die Kenntniß u. Uebung der sieben F. K. angeeignet hatten, der Ehrentitel „Magister artium liberalium (od. bonarum)“, d. h. Meister der F. K., auf. Dieses Prädikat wird noch jetzt an manchen philosophischen Fakultäten als Anhängsel zum Doktortitel verliehen.

Freienwalde, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg (Hauptort des Kreises Oberbarnim), etwa 7 M. nordöstl. von Berlin, an der Oder, mit einem vom Großen Kurfürsten errichteten Schlosse u. eisenhaltigen Quellen (5119 E.).

Freiesleben, Johann Karl, hochverdienter Berg- u. Hüttenmann, geb. 11. Juni 1774 zu Freiberg, widmete sich, gleich seinen Vorfahren, dem Bergwesen u. wurde in seiner Geburtsstadt ein Schüler des berühmten Werner. Von 1792—94 studirte F. in Leipzig auch die Rechte, machte mit Leopold v. Buch u. Alex. v. Humboldt verschiedene Reisen in wissenschaftlichem Interesse u. ward 1796 als Bergamtsassessor in Marienberg angestellt. Nachdem er 1799 als Bergmeister in den Revieren Johanngeorgenstadt, Schwarzenberg u. Eibenstock u. seit 1800 als Bergkommissionsrath u. Direktor des Mansfelder u. Thüringer Bergbaues in Eisleben fungirt hatte, kehrte er 1808 nach Freiberg zurück u. war seitdem als Assessor, sowie seit 1818 als Rath beim Oberberg- u. Oberhüttenamt thätig. Im J. 1838 wurde F. zum Oberberghauptmann ernannt u. an die Spitze des gesammten Berg- u. Hüttenwesens in Sachsen gestellt. Seit 1842 im Ruhestand, starb er 20. März 1846 zu Nieder-Auerbach im Voigtlande. Seine hauptsächlichsten Werke sind: eine „Bergmännisch-mineralogische Beschreibung des Harzes“ (Lpz. 1795, 2 Thle.); die klassischen „Geognostischen Arbeiten“ (Freib. 1807—18, 6 Bde.); eine „Uebersicht der Literatur der Mineralogie“ (ebd. 1822, 2. Aufl.) u. das „Magazin für die Oryktographie in Sachsen“ (ebd. 1828—45, Heft 1—12). — Sein älterer Sohn, Karl Friedrich Gottlob **F.**, geb. 12. Aug. 1801 zu Eisleben, gest. 2. Juni 1836 als Bergschreiber u. Bergamtsassessor zu Freiberg, war der Verfasser der von Bülau herausgegebenen Schrift „Der Staat u. der Bergbau, mit vorzüglicher Rücksicht auf Sachsen“ (Lpz. 1837; 2. Aufl., 1839). Der jüngere Sohn, Johann Wilhelm Otto **F.**, ist Geh. Rath u. Direktor der zweiten Abtheilung des königl. sächs. Finanzministeriums.

Freie Städte, d. h. Städte, die sich selbständig regieren u. besondere kleine Staaten für sich bilden, bestanden in Deutschland seit alten Zeiten. Zu Macht u. Ansehen gelangten sie aber erst im Mittelalter, in der Zeit des Fehdewesens u. Faustrechts, in der sie sich häufig zu gemeinsamem Schutz u. Trutz verbanden (so nam. der rheinische Städtebund). Zu universeller Bedeutung schwang sich der Bund der freien Seestädte, die Hansa, auf. Bei der Konstituirung des Deutschen Bundes auf dem Wiener Kongreß (1815) wurden Hamburg, Bremen u. Lübeck, die einst der Hansa angehört hatten, sowie Frankfurt a. M., in ihrer Eigenschaft als Freie Stadt bestätigt. Auf demselben Kongreß wurde Krakau als Freie Stadt unter dem Schutze der heiligen Allianz (Oesterreich, Preußen u. Rußland) erklärt. Krakau ward jedoch nach dem poln. Aufstande von 1846 mit dem österr. Königreich Galizien vereinigt; Frankfurt wurde 1866 Preußen einverleibt. Hamburg, Bremen u. Lübeck blieben dagegen nach wie vor, im Norddeutschen Bunde wie im neuen Deutschen Reiche, F. S., die nur den Bund (Kaiser u. Reich) über sich erkennen, im Uebrigen aber nach Art kleiner Republiken sich selbständig regieren.

Freifallbohrer, s. „Bohrer“.

Freigraf hieß der Vorsitzende im Femgericht (s. d.); ein Femgerichtssprengel hieß Freigrafschaft.

Freigut heißt im Lehnswesen ein Gut, auf dem keine Lehnspflichten, Frohnden od. sonstige besondere Lasten u. Abgaben ruhen; der Besitzer eines solchen Gutes wird Freibauer, Freisasse genannt. — Im Handel heißt F. eine Waare, die von gewissen Abgaben frei ist.

Freihafen, ein Hafen, wo Handelsschiffe aller Nationen zollfrei od. gegen einen nur mäßigen Zoll ein- u. auslaufen können. Die einlaufenden Waaren finden in einer besonderen Niederlage, Entrepot (s. d.), zollfreie Aufnahme u. setzen von dort aus entweder gegen Erlegung eines Durchgangszolles ihren Seeweg fort, od. gelangen nach Entrichtung eines Eingangszolles in den inländischen Verkehr.

Freihandel, uneingeschränkter Austausch der Natur- u. Industrieerzeugnisse unter den handeltreibenden Nationen, freie Konkurrenz der ausländischen Industrie mit der inländischen. Den Anhängern dieses Systems, den Freihändlern, stehen die Schutzzöllner gegenüber, welche die heimische Industrie durch Zölle gegen den Andrang der fremden schützen zu müssen glauben. Weiteres s. unter „Handel".

Freiheit heißt die dem Menschen gegebene Möglichkeit u. Füglichkeit, sein Denken, Wollen u. Handeln nach eigenem Ermessen einzurichten, sich selbst zu bestimmen, nicht auf eine äußere Nöthigung hin, sondern kraft eigener Wahl dieses od. jenes zu thun, dieses od. jenes zu lassen. Diese Gabe der Selbstbestimmung ist ein wesentliches Recht, das jedem Menschen als solchem zusteht, ein sog. Urrecht; sie erst drückt einer guten Handlung den Stempel der Sittlichkeit auf, da es ja Demjenigen, der sie ausgeführt, kraft der ihm angeborenen F. der Wahl zwischen Gutem u. Bösem zugestanden hätte, jene Handlung zu unterlassen od. das Entgegengesetzte zu thun — vorausgesetzt, daß er seine Wahl nicht infolge von Drohungen u. zwingenden Umständen, sondern kraft eigener Entschließung u. Ueberzeugung getroffen. — Hiernach versteht man auch unter politischer F. die Unabhängigkeit eines Volkes nach außen u. innen, die einem Volke zustehende Befugniß, sich, ungehindert durch äußeren u. inneren Druck, selbst zu bestimmen u. zu entwickeln. In einem wahrhaft freien Staate nehmen alle Bürger direkt od. indirekt an der Leitung u. Verwaltung der öffentlichen Geschäfte theil (Selbstverwaltung). Dieses Recht der Selbstregierung, welches zugleich eine Summe von Pflichten in sich schließt, sieht man zumeist in den german. Ländern (in England, Deutschland, Nordamerika) als den Hauptinhalt der politischen F. an, während man in den roman. Ländern, nam. in Frankreich, mehr dazu neigt, die F. als etwas Negatives zu betrachten u. mit völliger Ungebundenheit, Schrankenlosigkeit u. Willkür zu identifiziren. — Das Wort „Freiheit" bildete eines der drei Hauptstichwörter der Franz. Revolution. — Vgl. Mill, „Ueber die F." (deutsch, Frankf. 1860), u. Treitschke, „Historische u. politische Aufsätze" (Bd. 1, 4. Aufl., Lpz. 1871).

Freiheitsbäume, Bäume, die zuerst in Nordamerika während des Freiheitskrieges gegen das engl. Mutterland als Sinnbild der emporwachsenden Freiheit gepflanzt wurden. Die Sitte, zur Ehre der Freiheit solche Bäume, od. baumähnliche, meist mit der Freiheitsmütze gezierte Stangen auf öffentlichen Plätzen zu errichten, ward nam. in Frankreich zur Zeit der ersten Republik nachgeahmt, unter welcher fast jede Gemeinde ein derartiges Wahrzeichen errichtete. Ebenso pflanzten die republikanischen Heere in den von ihnen besetzten Gebieten F.

Freiheitskrieg, ein Kampf, den ein Volk, das von einem anderen unterdrückt ist, zu seiner Befreiung unternimmt. Diesen Namen führt bes. der Unabhängigkeitskampf der Nordamerikaner gegen England (1773 bis 1783) u. die Erhebung Deutschlands gegen die Napoleonische Fremdherrschaft (1812—15).

Freiheitsmützen finden sich als Abzeichen der Freiheit bei verschiedenen Völkern. In England ist eine blaue, meist umsäumte, mit dem Worte „Liberty" gezierte Mütze das Sinnbild der konstitutionellen Volksrechte. In der Franz. Revolution wurde die spitze, rothwollene Mütze, welche die in Marseille befreiten Sträflinge trugen, von den Jakobinern als Zeichen der Freiheit eingeführt.

Freiherr, s. „Baron".

Freikiemer (Eleutherobranchii) heißen nach Cuvier's System zum Unterschied von den Haftkiemern (Plectobranchii) diejenigen Knorpelfische, deren Kiemen am Außenrande frei beweglich sind, wie bei den Grätenfischen, u. welche jederseits nur eine Kiemenspalte mit Kiemendeckel haben. Hierher gehören z. B. die Störe.

Freikugeln u. Freischützen sind Ausgeburten der abergläubischen Phantasie des Volkes, welche indessen auf dem ehemaligen heidnischen Glauben desselben beruht. Sonne u. Mond wurden bei den heidnischen Germanen (wie in Griechenland Apollon u. Artemis) wegen ihrer weithin reichenden Strahlen als fernhin treffende Schützen personifizirt. Nach dem Volksaberglauben, wie er noch gegenwärtig besteht, schließen Jäger, um mit ihren Schüssen nicht zu fehlen, mit dem Teufel einen Bund, laut dessen sie die Hostie beim H. Abendmahl nicht genießen, sondern im Munde verborgen halten, sie dann an einen Baum kleben u. hindurchschießen, wobei sie Blutstropfen zeigt. Diese letzteren werden mit einem Tuche aufgefangen, sammt diesem verbrannt u. die Asche unter das geschmolzene Blei beim Kugelgießen gemischt. Nach anderer Sage ladet der betreffende Jäger die Hostie in das Gewehr u. schießt damit, od. er legt, während der Priester bei der Messe die Monstranz erhebt, auf dieselbe an, ohne zu schießen; dann verfehlt die Büchse keinen Schuß. Auch kommen Sagen vom Schießen nach der Sonne od. dem Monde vor. Freikugeln, welche immer treffen, werden in der Weihnachtsmitternacht schweigend auf einem Kreuzwege gegossen, wobei die „wilde Jagd" u. allerlei Teufelsspuk ihr Wesen treiben. Der wilde Jäger selbst, ursprünglich Wodan, der Himmelsgott, der im Sturme einherfährt, ist nach vielen Sagen ein frevelhafter Jäger gewesen und muß nach dem Tode zur Strafe ewig jagen. Zu nichtfehlenden Schüssen gehören nach anderen Sagen allerlei mythische Kräuter, Thiere od. animalische Stoffe, welche zu Asche verbrannt u. unter das Pulver od. Blei gemischt werden. Der Leichnam eines Freischützen kann nicht mit den Füßen nach Osten beerdigt werden, sondern dreht sich immer wieder mit dem Sarge nach Westen um. Die bekannte Weber'sche Oper „Der Freischütz" (Text von Friedrich Kind) ist genau nach der Volkssage bearbeitet.

Nr. 2925. Ferdinand Freiligrath (geb. 17. Juni 1810).

Freiligrath, Ferdinand, deutscher Dichter, geb. 17. Juni 1810 zu Detmold, mußte sich auf den Wunsch seines Vaters, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht, dem Kaufmannsstande widmen, kehrte diesem jedoch 1839 den Rücken, um ganz seiner Lieblingsneigung, den literarischen Studien u. der Poesie, leben zu können. Nach seiner Verheirathung ließ er sich in Darmstadt nieder. Um ihm den Kampf um die materielle Existenz zu erleichtern, bewilligte ihm König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 1842 ein Jahrgehalt, der ihm erlaubte, sich in St. Goar niederzulassen. Doch verzichtete er 1844 auf diese königliche Unterstützung, um sich der demokratischen Bewegung, der er schon längst im Stillen angehörte, mit größerer Unabhängigkeit u. Offenheit anschließen zu können. Doch gelang es ihm weder in Deutschland noch in der Schweiz, wohin er sich 1845 wandte, eine gesicherte Lebensstellung zu erwerben, u. er sah sich 1846 genöthigt, einen Posten in einem Londoner Bankhause anzunehmen, der ihn der drückendsten Nahrungssorgen enthob. Der Ausbruch der Revolution im März 1848 veranlaßte ihn zur Rückkehr nach Deutschland, wo er in Düsseldorf seinen Wohnsitz nahm u. in Wort u. Schrift eifrig für die Demokratie thätig war. Eines seiner Gedichte führte seine Verhaftung u. eine unerquickliche Untersuchung herbei, die jedoch mit seiner Freisprechung endigte. Im J. 1850 wiederholt in politische Untersuchungen verwickelt, ging er freiwillig ins Exil u. nahm wiederum in London eine ziemlich einträgliche Stellung in einem Handlungshause an, der er bis 1866 vorstand. Eine in Deutschland für ihn veranstaltete Ehrensammlung ermöglichte ihm, 1868 ins Vaterland zurückzukehren u. sich in Stuttgart anzusiedeln, wo er seitdem in sorgloser Existenz lebt. Schon die erste Sammlung seiner „Gedichte" (Stuttg. 1838, 27. Aufl. 1872) zündete durch den feurigen Schwung der Phantasie, die üppige Farbenpracht u. die ungewöhnliche Sprachgewalt,

mit welcher der Dichter die fremdartigsten Landschaften, die Wunder u. Reize des Morgenlandes eben so sehr wie die der neuen Welt hervorzuzaubern u. in bunten Bildern lebendig zu machen wußte. Diese beschreibende Poesie od. poetische Malerei ist aber auch F.'s eigentliches Element; die Lyrik im engeren Sinne, die Poesie der Empfindung, liegt ihm ferner, wiewol er auch nach dieser Seite manchen glücklichen Wurf gethan hat. Hervorragendes hat F. aber ganz bes. noch als politischer Dichter geleistet, wie seine von innigem Vaterlands- u. Freiheitsgefühl durchwehten, mit großer Energie u. hinreißender Wärme geschriebenen Liedersammlungen „Mein Glaubensbekenntniß" (Mainz 1844), „Ça ira" (Herisau 1846) u. „Neuere politische u. soziale Gedichte" (Köln u. Braunschw. 1849 u. 1850) bekunden. Einige Kriegslieder, die er beim Ausbruch des Deutsch-franz. Krieges dichtete, schließen sich jenen älteren Gedichten würdig an u. haben große Beliebtheit erlangt. Außerdem hat sich F. auch als trefflicher Nachdichter ausländischer Poesien, nam. der „Oden" des ihm geistesverwandten Victor Hugo (Frankf. 1836), der Lieder von Robert Burns, der Longfellow'schen Dichtung „Hiawatha" (Stuttg. 1857) verdient gemacht. Eine Sammlung seiner Werke erschien in Stuttgart (6 Bde., 1870; 2. Aufl. 1871).

Freimaurerei ist der Inbegriff der Lehren u. Gebräuche einer Gesellschaft, welche seit ihrem Bestehen viel von sich reden gemacht, aber in ihrem wahren Wesen von Nichtmaurern selten richtig aufgefaßt worden ist. – Irrthümlicherweise wurde die F. sowol von Mitgliedern als von Nichtmitgliedern von den geheimen Gesellschaften des Alterthums abgeleitet, mitunter auch vom Orden der Tempelritter; diese Annahmen sind aber irrig u. rühren blos daher, daß die F. von jenen älteren Instituten einige Symbole entlehnt hat, od. mit ihnen in ihren Gebräuchen einige zufällige Aehnlichkeit darbietet. In Wahrheit stammt die F. einzig u. allein von den mittelalterlichen Korporationen der Maurer u. Steinmetzen, welche zuerst mit den Klöstern in Verbindung standen, sich aber nach u. nach von der Autorität der Geistlichkeit freimachten. Die Mitglieder dieser Korporationen versammelten sich in den bei den Bauten nam. der Münster u. Kirchen errichteten Bauhütten, welche in der engl. Sprache „lodges", Logen, hießen. Dort wurden den angehenden Bauleuten unter Anwendung besonderer Ceremonien die Geheimnisse der Baukunst u. Steinbearbeitung mitgetheilt u. ihnen darüber strenges Stillschweigen auferlegt. Die deutschen Bauhütten standen unter der Leitung von vier Haupthütten zu Straßburg, Köln, Zürich u. Wien, unter welche das Deutsche Reich, mit Ausnahme Sachsens, vertheilt war. Die Bauleute des letzteren Landes bildeten wieder einen besonderen Bund (Rochlitzer Hütte). Der Meister der Haupthütte zu Straßburg hatte die Oberleitung der deutschen Hüttenbünde; als aber Straßburg unter französische Herrschaft gerieth, untersagte der Reichstag den deutschen Bauleuten die Verbindung mit jener Bauhütte; 1731 sprach der Kaiser sogar die Aufhebung sämmtlicher Bauhütten im Reiche aus. Dennoch existiren noch jetzt Reste derselben mit ihren alten Gebräuchen. Indessen hatte sich die deutsche Baukunst auch nach anderen Ländern verbreitet; aber nirgends erhielten sich die Maurerkorporationen als in England u. Schottland, wo auch der Name Free-Mason (Freimaurer) entstand, was einen „freien", d. h. mit Privilegien ausgestatteten Maurer, od. nach deutschem Sprachgebrauch einen „Steinmetz" (mason = metz) bezeichnet, während unsrer „Maurer", d. h. der, welcher die Steine blos zusammenfügt, nicht bearbeitet, schlechtweg „Mason" hieß. Die engl. „Freimaurer" im alten Sinne des Wortes hatten viel mit der Regierung zu kämpfen, welche ihre Versammlungen wiederholt verbot, ohne jedoch damit ihre Auflösung zu bewirken. Mit der Zeit nahm aber die Bedeutung der Baukunst u. die Sorgfalt, welche man ihr früher gewidmet, ab; die Bauleute von Fach zerstreuten sich u. gingen auf Reisen, um Arbeit zu suchen, u. die Bauhütte entleerte sich von Kunstgenossen. Neben diesen hatten sich indessen auch zahlreiche Kunstfreunde, Adelige, Gelehrte u. Gönner der Baukunst, in beträchtlicher Zahl in die Logen aufnehmen lassen. Diesen war es mehr um die Pflege geistiger Güter u. um die Verkörperung der philanthropischen, aufgeklärten Ideen der Zeit, als um wirkliches Bauen zu thun. Namentlich war dies in London der Fall, wo im J. 1717 die damals noch vorhandenen Logen behufs engerer Gemeinschaft zu einer Großloge zusammentraten u. die Maurerei nicht mehr materiell, sondern geistig u. moralisch (symbolisch) aufzufassen begannen. Sie erklärten, einen Tempel der Menschheit errichten zu wollen, in welchem alle Menschen sich als Brüder betrachten u. sich bestreben sollten, ihr Leben nach dem Winkelmaß der Rechtlichkeit einzurichten, alle Mitmenschen in den Zirkel ihrer Bruderliebe einzuschließen u. den rohen Stein ihres Innern mit dem Hammer der Beharrlichkeit zu behauen, bis er würdig wäre, zu dem Bau des Tempels verwendet zu werden. Das war die Geburt des gegenwärtigen, nicht mehr handwerksmäßigen, sondern moralischen Freimaurerbundes. Derselbe fand in kurzer Zeit eine staunenswerthe Verbreitung. Schon wenige Jahre nach der Gründung der engl. Großloge war Großbritannien mit Logen erfüllt, u. binnen weniger Jahrzehnte breiteten sich solche über Frankreich, die Niederlande, Deutschland u. Nordamerika aus; ja es entstanden sogar Logen in Italien, Spanien u. Portugal, wo sie jedoch, da mehrere Päpste den Bannfluch über sie aussprachen, von der Inquisition verfolgt u. unterdrückt wurden. Der Grund des Bannfluches ist aber gerade der Punkt, welcher der F. am meisten zur Ehre gereicht, nämlich der Umstand, daß sie Leute jeder Religion in ihren Bund aufnimmt u. den inneren, wahren Werth des Menschen über seine Herkunft, seinen Stand u. seinen Glauben setzt. Diese Verfolgungen von Seiten der römischen Kirche dauerten bis in die neueste Zeit fort; ja der gegenwärtige Papst Pius IX. hat den Bund öfter verflucht als seine Vorgänger zusammengenommen, u. die fanatischsten Schriftsteller der ultramontanen Partei haben ihn unablässig geschmäht u. verleumdet. — Weit klüger aber haben die Jesuiten im vorigen Jahrhundert zu verfahren gesucht. Agenten u. Beauftragte dieses mächtigen Ordens wußten sich gegen die Mitte des 18. Jahrh. in die Logen einzuschleichen u. benutzten die Neigung vieler Mitglieder zu Geheimnissen, Symbolen u. Ceremonien dazu, die Gründung sog. höherer Grade zu veranlassen. Bis dahin hatten die Freimaurer blos die drei Handwerksgrade des Lehrlings, Gesellen u. Meisters gekannt, u. zwar nicht einmal als Unterschied in der Berechtigung, sondern blos als Bezeichnung der Neuaufgenommenen, der eigentlichen Mitglieder u. der Vorsteher. Nach u. nach wurden daraus drei besondere Stufen der Einweihung mit besonderen Gebräuchen u. Erkennungszeichen; der jesuitische Einfluß aber pflanzte denselben weitere Auswüchse des Ehrgeizes u. der Eitelkeit ein, welche in England zunächst den Zweck hatten, für die Wiedereinsetzung der vertriebenen schottischen Königsfamilie, der Stuarts, auf den Thron zu wirken u. daher „schottische Grade" genannt wurden. Dieser Hochgradwahn hatte unzählige Auswüchse, deren tollster die sog. „neuen Rosenkreuzer" waren, in deren Organisation der Jesuitismus vollends deutlich hervortritt. Mit der Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIV. im J. 1773 hörte dessen Einwirkung auf die F. auf; aber die Hochgrade blieben, u. erst die neueste Zeit hat ihnen, wenigstens in Deutschland, wesentlichen Abbruch gethan; in vielen andern Ländern sind sie fortwährend ein Sammelplatz der Eiteln, Geheimnißsüchtigen u. Ehrgeizigen. Frankreich u. Amerika sind die Hauptsitze dieser Krankheit; in Deutschland aber hat der Freimaurerbund bedeutende Fortschritte gemacht, durch welche frühere Verirrungen beseitigt u. der Bund für seine Mitglieder selbst u. für die Menschheit im Allgemeinen nützlicher u. wohlthätiger zu werden im Begriff steht, als er je früher hatte sein können. Die Tendenz der F. besteht nach allgemeiner Annahme, wenigstens in Deutschland, in der Pflege der Humanität, d. h. in dem Wirken für das materielle, sittliche u. geistige Wohl der Menschen. Diesen seinen Zweck sucht der Freimaurerbund zu erreichen: 1. durch Arbeit, d. h. durch Anstrengungen zu sittlicher Vervollkommnung u. geistiger Ausbildung seiner selbst, 2. durch Wohlthätigkeit gegen Unglückliche jeder Art u. 3. durch Geselligkeit, d. h. Vereinigung seiner Glieder zu gegenseitiger Belehrung u. Veredlung. Die Freimaurer bilden zu diesem Zwecke einen Bund. Es ist falsch, ihre Vereinigung einen Orden zu nennen, da zu dem Begriffe eines solchen die wahren freimaurerischen Tendenzen in keiner Weise passen. Der Freimaurerbund besteht nur aus Männern, welche zwar die Frauen ehren u. achten, ihnen aber keinen über die Familie hinausgehenden Beruf zuerkennen. Nachahmungen der F. mit Aufnahme u. Einweihung von Frauen sind von allen ernsten u. würdigen Freimaurern stets als verwerflich angesehen worden. Zur Aufnahme in den Freimaurerbund gehört die Eigenschaft eines „freien Mannes von gutem Rufe", d. h. unabhängige Lebensstellung, volljähriges Alter u. untadelhafte Sitten. Im Uebrigen aber soll nach den Grundsätzen der wahren F. weder auf Stand u. Beruf, noch auf Religion, Vaterland u. Rasse des Aufzunehmenden gesehen werden. Der Freimaurer soll zwar jede aufrichtige religiöse Ueberzeugung achten, aber es wird ihm kein bestimmter Glaube vorgeschrieben; er soll sein Vaterland lieben u. dessen Gesetzen gehorsam sein, aber seine politischen Ansichten Niemand aufdrängen. In den freimaurerischen Versammlungen sind daher alle Verhandlungen über politische Partei- u. religiöse Glaubensfragen ausgeschlossen. Wo es noch vorkommt, u. es ist dies leider hier u. da der Fall, daß Logen Jemand um seines Glaubens od. seiner Rasse willen zurückweisen od. im Interesse einer politischen Partei arbeiten, da ist die wahre F. noch nicht eingedrungen u. zu Fleisch u. Blut geworden. Wo die Freimaurer thun, was sie sollen, sind sie weder dem Staat noch der Kirche gefährlich, u. es ist sowol für den Staat als für die Kirche, welche den Bund verfolgt u. unterdrückt, ein schlechtes Zeichen, weil es ein böses Gewissen u. eine grobe Unkenntniß des Bundes verräth.

Der Freimaurerbund wird gewöhnlich eine geheime Gesellschaft genannt. Richtiger ist es, ihn als geschlossene Gesellschaft zu bezeichnen, denn seine Gesetze u. Grundsätze, seine Mitglieder u. seine Ge-

schichte werden nicht geheim gehalten. Geheim ist an dem Bunde nichts, als was überall in das Bereich der Diskretion gehört u. was nothwendig geheim sein muß, um das Eindringen Unberechtigter in die Versammlungen u. deren Theilnahme an den Wohlthaten des Bundes zu verhindern. Dazu gehören die Erkennungsmittel der Freimaurer, welche in einem Zeichen, einem Worte u. einer gewissen Art die Hand zu drücken bestehen, u. die bei den Aufnahmen beobachteten Gebräuche, welche von denen der alten Steinmetzen hergenommen sind, aber im Laufe der Zeit manche Veränderungen u. Ausschmückungen erfahren haben. Eine Anzahl von Freimaurern, welche gemeinsam arbeiten u. zeitweise Versammlungen halten, heißt eine Loge. Der Ort, an welchem eine od. mehrere Logen bestehen, heißt Orient. Die Mitglieder einer Loge gliedern sich nach den drei Graden des Lehrlings, Gesellen u. Meisters, durch welche nach u. nach jedes Mitglied, welches dies wünscht u. verdient, befördert wird. Aus den Meistern werden die Beamten genommen, deren Zahl sich nach den Bedürfnissen der Loge richtet. Der Leiter der Loge heißt „Meister vom Stuhle". Jede Loge führt entweder einen Namen, der von einer menschlichen Tugend, einer geschichtlichen od. allegorischen Persönlichkeit od. einem Sinnbilde hergenommen ist (z. B. „Minerva", „Sokrates", „Zur Hoffnung", „Zu den drei Zirkeln"), od. auch nur eine Zahl, wie in England u. Amerika, Nr. 1, 2 u. s. w. Bilden mehrere Logen einen Verein od. engeren Bund, so wird die oberste Behörde desselben „Großloge" u. deren oberster Beamter „Großmeister" genannt. Eine Großloge besteht in der Regel für ein gewisses Land, richtet sich aber nach historischen Thatsachen od. nach der Zahl der Brüder u. Logen. Es besteht je eine Großloge od. deren zwei in jedem der folgenden Länder: England, Schottland, Irland, Frankreich (2), Belgien (2), Niederlande, Schweiz, Italien, Dänemark, Schweden, Ungarn (2), Griechenland, Spanien, Portugal, Brasilien, dann je eine in jedem der nordamerikanischen Vereinsstaaten, in jeder der dortigen britischen Provinzen, und in jeder der mittel- u. südamerikanischen Republiken. In den übrigen europäischen Kolonien stehen die Logen unter der Großloge des Mutterlandes, in der Türkei u. in andern asiatischen u. afrikanischen Ländern unter den Großlogen verschiedener Staaten. In Deutschland giebt es acht Großlogen, von denen drei in Berlin, u. je eine in Sachsen, Hamburg, Frankfurt, Darmstadt u. Bayreuth ihren Sitz haben, welche aber zusammen einen Großlogenverein unter dem Schutze des Deutschen Kaisers bilden. Die Zahl der Mitglieder der deutschen Logen wird auf 30,000, die Zahl der Freimaurer der ganzen Erde auf eine Million geschätzt, von denen indessen kaum die Hälfte aktiv sein dürfte. Verboten ist die F. nur noch in Rußland; in Deutsch-Oesterreich ist sie blos unter der Form „nichtpolitischer Vereine" gestattet.

Die Verhandlungen der Freimaurer in ihren Zusammenkünften, welche gleich den Versammlungshäusern u. Einzelvereinen „Logen" od. auch „Arbeiten" genannt werden, unterscheiden sich, wenn sie nicht Aufnahmen od. Beförderungen zum Zwecke haben, nicht von den Verhandlungen anderer Gesellschaften. Nur hat bei feierlichen Gelegenheiten die Kleidung der Freimaurer etwas Besonderes. Zum Andenken an den Ursprung des Bundes werden nämlich über der gewöhnlichen Kleidung ein kurzer weißer Schurz u. von den Beamten Bänder mit Abzeichen, von den Mitgliedern einer bestimmten Loge überdies ein besonderes Zeichen an einem Bande getragen. Zum Andenken an verstorbene Brüder hält man Trauerlogen, zur Pflege der Geselligkeit Tafellogen, zur Ehre der Frauen u. Töchter der Mitglieder, welche dabei anwesend sind, Schwesternlogen. Es giebt auch besondere Lehrlings-, Gesellen- u. Meisterlogen; bei den ersteren sind auch die Gesellen u. Meister, bei den zweiten auch die Meister anwesend. Alljährlich, am Feste Johannis des Täufers od. kurze Zeit darnach (weil derselbe der Schutzpatron der Steinmetzen gewesen war), wird von den Logen aller Länder eine erhebende Feier begangen.

In jeder Logenversammlung wird überdies für die Armen gesammelt, u. in demselben Geiste wird von den Freimaurern Vieles für wohlthätige Anstalten u. Einrichtungen gethan, doch ohne daß sie sich damit brüsten. Namentlich gegenwärtig findet unter den deutschen Brüdern eine starke Bewegung zu Gunsten größerer „Werkthätigkeit" statt, u. dafür arbeitet sowol der „Verein deutscher Freimaurer", welcher jährliche Wanderversammlungen hält, als die maurerische Zeitschrift, die „Bauhütte", welcher übrigens die „Freimaurerzeitung" u. das Jahrbuch „Latomia" zur Seite stehen. Der Freimaurerbund ist daher keineswegs veraltet u. ein überwundener Standpunkt, wie Viele meinen; er ist dies nur, wo er sich selbst aufgiebt u. von seinen Prinzipien abfällt. Für seine fortdauernde Lebensfähigkeit spricht die Thatsache, daß der Bund in neuester Zeit überall, wo seine Unterdrückung aufhörte, rasch wieder auflebt u. sich stark verbreitet, wie z. B. seit 1860 in Italien, seit 1867 in Ungarn, seit 1868 in Spanien. Neue Gebiete hat er in jüngster Zeit erobert in Griechenland, der Türkei, in Aegypten, Tunis, China, Japan u. s. w. — Vgl. „Allgemeines Handbuch der F." (2. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1861 fg.) u. Findel, „Geschichte der F." (2. Aufl., Lpz. 1866).

Freir od. Frey (nord. Myth.), Sohn des Niord u. der Skade, Freia's Bruder, ist der Sonnengott. F. liebte des Bergriesen Gymir anmuthige Tochter Gerdur, in der das Nordlicht personifizirt erscheint. Sein Diener u. vertrauter Freund Skirnir unternahm es, für ihn zu werben, wenn F. ihm sein Zauberschwert, welches Zwerge ihm geschmiedet hatten, mitgäbe. F. gab es hinweg u. wird deshalb dereinst beim Weltuntergange unbewaffnet gegen die Söhne von Muspelheim kämpfen müssen. Skirnir's Werbung war von Erfolg, u. mit Gerdur wohnt F. in Alfheim, welches die Götter als Angebinde beim Sichtbarwerden des ersten Zahnes (Tannfä) ihm geschenkt hatten. Dem F. gehört der goldborstige Eber Gullinbursti und ein kunstvolles Wolkenschiff, Skidbladnir genannt. Sein heiliges Thier war der Eber; noch in christlicher Zeit wurde zum Julfest ein solcher auf die Tafel gebracht, u., das Idol berührend, thaten die Helden ein Gelübde zu Ehren des F., bei dessen Namen auch die heiligsten Eide geschworen wurden.

Nr. 2926. Freir u. Skirnir. (Aus Wägner's „Nordisch germanische Vorzeit".)

Freischaren sind bewaffnete Truppen, welche freiwillig in den Krieg ziehen, ohne sich dem Oberbefehl des Feldherrn unterzuordnen. Ihr Nutzen ist daher ein verhältnißmäßig sehr geringer. Die leidenschaftliche Begeisterung für eine Sache kann die mangelnde Ausbildung u. militärische Zucht nicht ersetzen. Die deutschen F., welche sich 1848 gegen Dänemark bildeten, wurden in dem Treffen bei Bau (9. April) fast vernichtet. Die vielen F. der Franz. Republik, welche während des Krieges 1870/71 gegen die Deutschen auszogen, zum Theil unter den abenteuerlichsten Namen (die „Tirailleure der Republik", die „Schar der Todtengräber", die „Legion der Schweiger"), hatten sich nicht eines kriegerischen Erfolgs zu rühmen (vergl. auch „Franctireurs").

Freising, auch Freysing u. Freisingen, das von den Römern gegründete Fruxinia, Fruxinium od. Frixinia, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern an der Isar, ist der Sitz eines Bezirks- u. Landgerichts, des Erzbischofs von München-Freising, hat einen 1160 erbauten, mit Kunstwerken u. Denkmälern geschmückten Dom nebst 5 andern

Kirchen, 1 königl. Schloß, 2 Seminare, 1 Lyceum mit theolog. Fakultät, lateinische, Landwirthschafts- u. Gewerbeschulen, ein Blindeninstitut u. etwa 7850 E., welche Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Salpetersiederei, Tabaks- u. Essigfabrikation, Leinwand- u. Wachsbleicherei betreiben. F. war früher der Hauptort eines Fürstbisthums, welches 1802 säkularisirt wurde. Auf einem nahen Berge liegt die in ein königl. Oekonomiegut mit einer Musterwirthschaft und einer landwirthschaftlichen Centralschule verwandelte Benediktinerabtei Weihenstephan.

Freisprechung (absolutio) ist derjenige gerichtliche Akt, durch welchen ein Angeschuldigter für unschuldig od. ein wider den Beklagten erhobener Anspruch für unbegründet erklärt wird. Dieselbe erfolgt regelmäßig durch Erkenntniß (s. d.), sog. sententia absolutoria. Im Civilprozesse braucht man für F. meist den Ausdruck: Entbindung u. Loszählung von der Klage. Die F. kann eine bedingte od. unbedingte sein; erstere nam. dann, wenn der Ausgang von einem Eide des Angeklagten od. eines Zeugen abhängig gemacht wird. Die F. ist entweder a. eine Straffreisprechung, wenn sie erfolgt, weil eine strafrechtliche Verfolgung überhaupt nicht od. nicht in dem beantragten Maße zulässig ist, od. b. eine Klagfreisprechung, wenn dem Angeschuldigten die That nicht od. nicht vollständig nachzuweisen war. Diese letztere, sog. beschränkte Klagfreisprechung ist in den meisten neueren Strafprozeßordnungen beseitigt.

Freistaat, s. „Republik".

Freistätte, s. „Asyl".

Freitag, der sechste Wochentag (lat. dies Veneris, Tag der Venus), ist nach der altgerman. Göttin Freia (s. d.) benannt. Bei den Mohammedanern vertritt der F. od. Dschuma als wöchentlicher Feiertag die Stelle des christl. Sonntags u. des jüdischen Sabbaths; letzterer beginnt mit dem Sonnenuntergang am F. Ueber den stillen F. od. Charfreitag s. d.

Freiwillige nennt man junge Leute, die sich schon vor Eintritt ihrer gesetzlichen Dienstpflicht zum Militärdienst melden. Um die wissenschaftliche u. gewerbliche Ausbildung so wenig wie möglich durch die allgemeine Wehrpflicht zu stören, ist es nach der deutschen Heeresverfassung jedem jungen Manne überlassen, schon nach vollendetem 17. Lebensjahre, wenn er die nöthige moralische u. körperliche Befähigung hat, freiwillig in den Militärdienst einzutreten (vergl. §§ 10 u. 11 des Gesetzes, betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienste vom 9. Nov. 1867, sowie Illustr. Konv.-Lexikon Artikel „Deutsches Heer", Bd. III, S. 965). Die Annahme von dreijährig F. hängt von dem Truppentheil ab, bei welchem die Anmeldung zum Diensteintritt erfolgt. Für die Einstellung als einjährig F. sind noch gewisse Bedingungen in Bezug auf die eigene Bekleidung, Ausrüstung u. Verpflegung zu erfüllen; auch haben die Betreffenden in einem Examen von ihren Kenntnissen Zeugniß abzulegen. Dieses Examen muß vor dem 1. April des Kalenderjahres gemacht u. bestanden werden, in welchem der Aspirant 20 Jahre alt wird, u. wird vor einer besonderen „Prüfungskommission für einjährig F." (bestehend aus 1 Stabsoffizier, 1 Regierungsrath u. 2—3 Gymnasiallehrern) abgelegt. Diejenigen, welche ein Jahr die Sekunda eines Gymnasiums od. einer Realschule erster Ordnung besucht haben, sind von dem Examen dispensirt. Wer so den Berechtigungsschein zum einjährig freiwilligen Dienst erwirbt, kann im Frieden seinen Dienstantritt bis zum 1. Oktober des Kalenderjahres, in dem er 23 Jahre alt wird, aussetzen. Wer nach dem ersten halben Jahre seiner Dienstleistung Qualifikation zum Offizier der Reserve u. Landwehr zeigt, wird Gefreiter u. thut Unteroffiziersdienst; er wird dann nach Ablauf seiner Dienstzeit praktisch u. theoretisch geprüft u. beim Bestehen als überzähliger Unteroffizier mit dem Qualifikationsattest zum Reserveoffizier entlassen. Zur Beförderung zum Reserveoffizier ist es nöthig, daß der Aspirant noch 6—8 Wochen bei demjenigen Linientruppentheil Dienst thue, bei dem er Reserveoffizier zu werden wünscht. Wenn er sich hier bewährt, so wird er nach den ersten 3—4 Wochen seiner Dienstleistung zum Vizefeldwebel bez. Vizewachtmeister befördert u. thut von da an Offiziersdienst. Erlangt er sodann ein von sämmtlichen Offizieren der Compagnie, dem Bataillons- u. Regimentskommandeur unterschriebenes Attest, daß er sich nach seiner dienstlichen u. außerdienstlichen Qualifikation (d. h. auch nach seiner bürgerlichen Lebensstellung) zum Reserveoffizier eigne, so kann er auf Grund desselben im Offiziercorps seines heimatlichen Landwehrbataillons zur Wahl gestellt u. nach erfolgter Wahl dem Könige zum Reserveoffizier in Vorschlag gebracht werden. — Nach Vollendung der einjährigen Dienstzeit gehören die einj. F. noch 6 Jahre der Reserve an. — Außer mit der Waffe kann der einj. freiwillige Dienst auch als Militärarzt, als Unterroßarzt u. als Militärpharmazeut abgeleistet werden. — Die Einrichtung der einj. F. ist in Preußen aus den sog. freiwilligen Jägern hervorgegangen, welche sich infolge des Aufrufs des Königs Friedrich Wilhelm III. vom 3. Febr. 1813 zum Kriegsdienst freiw. meldeten u. in besonderen Detachements den Infanteriebataillonen u. Kavallerieregimentern beigegeben wurden. Es sollte dadurch auch denjenigen jungen Leuten, welche bisher vom Militärdienst befreit waren, Gelegenheit zur Leistung desselben in einer ihren Verhältnissen u. ihrer Bildung entsprechenden Form geboten u. die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht angebahnt werden; gleichzeitig hoffte man aus den freiw. Jägerdetachements die Verluste in den Offiziercorps ersetzen zu können. Für ihre Bekleidung hatten sie selbst Sorge zu tragen; die Waffen lieferte der Staat, wenn sie nicht mitgebracht wurden. Der Aufruf hatte einen über alle Erwartung günstigen Erfolg, u. die freiw. Jäger wirkten nicht nur durch ihr moralisches Beispiel auf die übrigen Soldaten, sondern aus ihren Reihen ging auch eine Anzahl begabter u. tüchtiger Offiziere hervor. — Mit dem Ausdrucke F. bezeichnete man auch solche Mannschaften, die sich zur Ausführung besonders schwieriger u. gefahrvoller Aufträge, z. B. an der Spitze einer Sturmkolonne auf die Bresche, auf den ergangenen Aufruf bereit erklärten.

freiwillige Gerichtsbarkeit, d. i. nichtstreitige Civilsachen (jurisdictio voluntaria), nennt man diejenigen Rechtssachen, die entweder die Beurkundung eines Rechtsgeschäfts od. die Sicherung gegen künftige Rechtsstörungen bezwecken. Mit deren Erledigung sind in Deutschland meist die Gerichte beauftragt. Zu den Handlungen der f. G. gehören: die Testaments-, Vormundschafts-, Nachlaß-, Hypotheken- u. Depositensachen, neuerdings die Führung der Geburts-, Ehestands- u. Sterberegister, sowie die Führung der Handels- u. Genossenschaftsregister, ingleichen die Beglaubigung von Unterschriften (Rekognitionen) u. von Abschriften u. Bücherauszügen. Seit dem vorigen Jahrh. haben sich diese Geschäfte der Gerichte ungemein vermehrt, sie nehmen meist die Hälfte der in den Gerichten vorhandenen Arbeitskräfte in Anspruch u. erfordern sämmtlich große Gewissenhaftigkeit.

Freizügigkeit heißt das Recht einer Person: 1. an jedem Orte sich aufzuhalten od. niederzulassen, wo sie eine eigene Wohnung od. ein Unterkommen sich zu verschaffen im Stande ist. Hiermit ist verbunden 2. das Recht, an jedem Orte Grundeigenthum aller Art zu erwerben, u. 3. das Recht, umherziehend od. am Orte des Aufenthaltes Gewerbe aller Art zu betreiben, jedoch unter den für Einheimische geltenden gesetzlichen Bestimmungen. — Dieses Recht pflegt — so auch nach dem Norddeutschen Bundesgesetze vom 1. November 1867 — nur dem Staatsunterthanen (Bundesangehörigen) eingeräumt zu werden. In dessen Ausübung darf er jedoch weder durch die Obrigkeit seiner Heimat noch durch die Obrigkeit des Orts, in welchem er sich aufhalten od. niederlassen will, gehindert od. durch lästige Bedingungen beschränkt, es darf auch keinem Bundesangehörigen um des Glaubensbekenntnisses willen od. wegen fehlender Landes- od. Gemeindeangehörigkeit der Aufenthalt, die Niederlassung, der Gewerbebetrieb od. der Erwerb von Grundeigenthum verweigert werden.

Fremde, d. h. Personen, die in einem Lande, in welchem sie nicht geboren, ansässig od. heimatsberechtigt sind, vorübergehend leben. Ihre Rechtsverhältnisse sind durch das **Fremdenrecht** geregelt, welches im Alterthum und Mittelalter große Härten enthielt, die aber in neuerer Zeit in den europ. Kulturländern mehr u. mehr humanen Prinzipien gewichen sind. In der freisinnigen Gestaltung des Fremdenrechts ging England voran, wo frühzeitig der Grundsatz durchdrang, daß F. den Schutz der Gesetze genießen, so lange sie gegen diese nicht verstoßen. Seinem Beispiele folgten Nordamerika, die Schweiz u. Belgien, wo die Ausweisung von F. nur in besonderen Ausnahmefällen — wenn es die Sicherheit des Staates erheischt — gestattet ist. In Deutschland und Frankreich ging man von der Anschauung aus, daß Personen, welche der Souveränität des Staates, in welchem sie sich aufhalten, nicht unterstellt sind, in demselben auch nur eine geduldete Stellung einnehmen, die jederzeit durch Ausweisung aufgehoben werden könne. Doch hat auch dort die neuere Gesetzgebung die aus jener Anschauung entspringenden Härten größtentheils beseitigt.

Fremdenlegion, eine Truppenart, deren man sich zur Aushülfe nam. in Frankreich u. England bediente. 1. Die französische F. wurde zu dem Feldzuge in Algier 1830 aus Angehörigen aller Nationen gebildet u. leistete dort gute Dienste. 1835—39 wurde sie der Königin Isabella von Spanien zum Kampfe gegen die Karlisten überlassen u. später zu einem Regiment mit 6 Feld- u. 2 Depotbataillonen formirt. In sittlicher Beziehung hatte die F. einen sehr üblen Ruf, sie wurde stets nach den ödesten Gegenden Afrika's gelegt u. durfte die größeren Städte nicht betreten. 2. Die englische F. wurde während des Orientalischen Krieges 1855 in den am Kriege nicht betheiligten Ländern geworben u. in Helgoland gesammelt; 3 Regimenter wurden nach dem Orient geschickt, kamen aber nicht mehr in Thätigkeit, weil der Frieden eintrat.

Fremont (spr. Fremong), John Charles, amerikan. Entdecker, Politiker u. Offizier, geb. in Savannah (Staat Georgia) 21. Jan. 1813, studirte Mathematik, wurde zuerst bei den Mississippivermessungen beschäftigt u. 1838 zum Ingenieurleutnant ernannt, als welcher er 1842—45 den Westen Nordamerika's bis Californien unter großen Mühseligkeiten u. vielen Gefahren durchforschte. Nach der auf seinen Antrieb erfolgten Annexion Californiens zum Gouverneur daselbst er-

nannt, ward er 1850 von den Californiern als erster Senator in den Kongreß geschickt u. 1856 von der republikan. Partei als Präsidentschaftskandidat aufgestellt, unterlag aber gegen den Demokraten Buchanan. Seit Juli 1861 als Generalmajor mit dem Kommando in Missouri betraut, erließ F. 31. Aug. dess. J. eine Proklamation zu Gunsten der Sklavenbefreiung in den sezessionist. Staaten; diese ward aber von Washington aus nicht gebilligt und hatte seine Abberufung zur Folge.

Frenzel, Karl Wilhelm Theodor, deutscher Roman- u. Feuilletonschreiber, geb. 6. Dez. 1827 zu Berlin, studirte an der dortigen Universität Philosophie und Geschichte, war dann längere Zeit als Lehrer thätig und ist seit 1861 Feuilletonredakteur der Nationalzeitung. In den J. 1863—64 u. 1866—67 leitete er die literarisch-belletristischen Wochenschriften „Unterhaltungen am häuslichen Herd" (gegründet von Gutzkow) u. „Deutsches Museum" (gegründet von Robert Prutz), die jedoch seitdem eingegangen sind. F. hat sich als Verfasser einer Anzahl von kulturhistorischen Romanen bekannt gemacht, die, aus guten Studien hervorgegangen, sich mehr durch anschauliche Schilderung des Zeitkolorits, sinnvolle Reflexion und feine Darstellung, als durch energische Charakterzeichnung od. spannende Handlung auszeichnen („Ganganelli", „Charlotte Corday", „Freier Boden", „Im goldenen Zeitalter" u. a.). Seine elegant geschriebenen Schauspielkritiken (in der Nationalzeitung) u. seine Essays — vereinigt in den Sammlungen „Dichter u. Frauen" (3 Bde., Hannover 1858, 60 u. 61), „Büsten u. Bilder" (Hannover 1864) u. „Neue Studien" (Berlin 1868) — gehören zu dem Besten, was die neueste deutsche Literatur auf diesem Gebiete besitzt.

frequent (lat.), häufig, zahlreich. **Frequenz,** zahlreicher Besuch, Zulauf.

Frère-Orban (spr. Frähr-Orbang), Hubert Josef Walter, belg. Staatsmann, geb. 22. April 1812 zu Lüttich, studirte die Rechte u. ließ sich in seiner Vaterstadt als Advokat nieder. In der Kammer, in die er 1847 eintrat, gehörte er zu den begabtesten Bekämpfern der klerikalen Partei, nach deren Sturz er wiederholt (1848—52, 1857 bis 1861 u. 1862—68) als Finanzminister mit Erfolg thätig war. Im J. 1868 übernahm er den Vorsitz im Ministerium, in welcher Stellung er 1869 im belg.-franz. Eisenbahnstreit den Zumuthungen Frankreichs energisch u. glücklich entgegentrat. Der Sieg der Ultramontanen in den Wahlen des J. 1870 führte seinen Rücktritt herbei.

Frerichs, Friedrich Theodor, Professor der Medizin u. dirigirender Arzt der Charité in Berlin, einer der berühmtesten Aerzte u. medizinischer Schriftsteller, ist zu Aurich 24. März 1819 geboren. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, besuchte F. die Universität Göttingen, wo er sich mit Medizin u. Naturwissenschaften beschäftigte. Nachdem er 1840 promovirt hatte, ging er nach Berlin, um die Vorlesungen Schönleins zu hören, worauf er, nach Göttingen zurückgekehrt, sich unter Wöhler's Leitung mit chemischen Arbeiten beschäftigte. Von 1842 an wirkte F. in Aurich mehrere Jahre und erlangte besonders als Augenarzt großes Ansehen; wissenschaftliche Reisen nach Prag, Wien, Belgien u. Frankreich fallen in diese Zeit, 1846 aber habilitirte er sich als Privatdozent für Medizin in Göttingen u. wurde bald darauf als Assistent am physiologischen Laboratorium angestellt. In dem Kriege gegen Dänemark 1848 war er als Oberarzt der schleswig-holsteinischen Armee thätig. 1850 nach Kiel berufen, übernahm er hier die Direktion der Polyklinik, später auch die des akademischen Hospitals. 1851 wurde F. Prof. der Pathologie u. Therapie zu Breslau u. 1864 als Nachfolger Schönlein's nach Berlin berufen. Hier hat er den Lehrstuhl für innere Medizin inne, außerdem aber leitet er die medizinische Klinik in der Charité u. ist vortragender Rath im Ministerium für Medizinalangelegenheiten. Als praktischer Arzt nimmt F. unbedingt eine der ersten Stellen unter den Lebenden ein; als Schriftsteller hat er sich einen nicht minder berühmten Namen gemacht. Von seinen Arbeiten, die sich über alle Abschnitte der Medizin verbreiten, sind diejenigen physiologischen u. pathologisch-anatomischen Inhalts meist in wissensch. Zeitschriften abgedruckt. Hierher gehören: „Ueber chemische Zusammensetzung der Knochen", „Ueber die menschliche Galle", „Ueber Kataraktbildung" u. „Ueber Staphylom der Hornhaut". Wagner's Handwörterbuch der Physiologie enthält Abhandlungen über die „Synovia", über „Thränenabsonderung", „die Verdauung" u. s. w. Andere Aufsätze von F. stehen in Liebig's, Poggendorff's u. Wöhler's Handwörterbuch der Chemie ꝛc. Selbständig erschienen die klassischen Arbeiten über „Leberkrankheiten", „Nierenkrankheiten", „Gallert- u. Calloidgeschwülste". Als Lehrer klar u. gedrängt, scharf u. logisch zugespitzt, verschmäht F. jeden überflüssigen oratorischen Schmuck, wirkt aber durch die demosthenische Art seiner Beredsamkeit in der überzeugendsten Weise. Der streng naturwissenschaftlichen Methode, die F. in seinen Vorlesungen befolgt, hat er in den medizinischen Wissenschaften entschiedenen Eingang verschafft.

Frescomalerei, oder Malerei a fresco, d. h. auf der noch nassen oder frischen Mauer, ist diejenige Art der Wandmalerei, welche auf einer frischen Mörtelunterlage mit Wasserfarben ausgeführt wird. Da also der Farbenauftrag geschehen muß, solange die Wand noch feucht ist, so darf keine größere Wandfläche mit Mörtel beworfen u. abgeputzt werden, als der Maler in einem Tage bemalen kann. Denn der im nassen Mörtel aufgelöste Kalk hat die Eigenschaft, sich während des Austrocknens an die Oberfläche zu ziehen u. sich dort zu einem feinen, durchsichtigen Email zu krystallisiren, das die damit in Verbindung gebrachten Farben durchdringt u. fixirt. Die mit Kalkwasser anzureibenden Farben müssen derart sein, daß der Kalk sie nicht verändert, z. B. darf kein Bleiweiß angewandt werden, dagegen wol Ocher, Röthel (rubrica), Zinnober, Indigo, echtes Ultramarin, Schwarz aus Kohlensubstanz, Terra di Siena, Umbra u. s. w. Bei dieser eiligen u. stückweisen Ausführung kann der Maler nicht frei nach seiner Skizze arbeiten, sondern muß vermittels einer Pause nach seinem in der Originalgröße angefertigten Carton die Umrisse u. Schattirungen auf den Kalk übertragen, wobei ihm die Farbenskizze die Farben angiebt. Da aber auf der nassen Wand die Farben stets mehr od. weniger dunkel erscheinen, als auf der trocken gewordenen, so gehört ein sehr geübtes Auge dazu, um von vornherein die richtige Farbe zu treffen; denn alles wesentliche Nachbessern ist blos dann möglich, wenn der alte Mörtelbewurf abgekratzt u. neuer aufgetragen wird; nur einzelne Kleinigkeiten lassen sich mit Temporafarben retouchiren. Bei diesem Zwange, den das Material dem Farbenauftrage auferlegt, ist es begreiflich, daß es dem Maler nicht möglich ist, die zarten Uebergänge von Licht u. Schatten hervorzubringen, deren die Oelmalerei fähig ist, u. daß die Farben auch nicht die Durchsichtigkeit u. Saftigkeit der Oelfarben haben. Aber die F. hat, wenn sie nicht allzusehr den Einflüssen der Witterung ausgesetzt ist, eine große Dauerhaftigkeit u. eignet sich vorzugsweise für die höhere, monumentale Historienmalerei. Erst in neuerer Zeit hat die Erfindung der sog. Stereochromie (s. d.) das Mittel an die Hand gegeben, diese Uebelstände zu beseitigen, ohne auf die Vortheile des Verfahrens zu verzichten. Schon das Alterthum hat uns F. hinterlassen, noch mehr das Mittelalter, während dessen, nam. in Italien u. Deutschland, diese Kunst in ausgedehnter Ausübung war. Besonders waren Ober- u. Mittelitalien im 16. Jahrh. fruchtbare Pflegstätten. Michel Angelo nennt die F. den großartigsten Zweig der Malerkunst. Von ihm rühren die Worte her: „Ich aber sage es, Oelmalen ist Weiberwerk, Fresco aber Mannesarbeit." Im Verfall dagegen finden wir sie im 17. u. 18. Jahrh., wo sie durch die perspektivischen Künsteleien der Deckengemälde u. die Stuckornamentirungen verdrängt war. Erst im 2. Dezennium unseres Jahrhunderts kam sie in Rom durch deutsche Künstler wieder zur Anwendung, als Cornelius mit seinen Freunden ein Zimmer in der Casa Bartholdy mit Fresken schmückte. Nachdem nun noch die Bemalung der Villa Massimi u. als erstes Kirchengemälde das Rosenwunder des h. Franciscus in der Kirche S. Maria degli Angeli bei Assisi gefolgt war, wurde auf Veranlassung König Ludwig's 1820 die Kunst der F. nach München verpflanzt, wo eine Menge von kirchlichen u. profanen Gebäuden mit Fresken geschmückt wurden. Bald darauf wurde sie auch von Düsseldorfer, Berliner u. Wiener Malern betrieben. Doch sind zwei der größten Cyklen von Wandgemälden neuester Zeit, Kaulbach's Bilder im Berliner Neuen Museum u. Bendemann's Bilder im Schlosse zu Dresden, nicht a fresco, sondern stereochromisch ausgeführt. Von den außerdeutschen Ländern kommen in der Anwendung der F. vorzugsweise Belgien u. Frankreich in Betracht, ungleich weniger England (Parlamentsgebäude) u. Italien. Neben der Krönung Homer's im Louvre vom Maler Ingres verdient die allegorische Darstellung der Künste von Paul Delaroche im Palais des beaux arts den ersten Rang unter den Fresken Frankreichs.

Fresenius, Karl Remigius, geb. 28. Dez. 1818 zu Frankfurt a/Main, woselbst er das Gymnasium besuchte, um darauf sich der Pharmazie zu widmen. Von 1840—41 studirte er in Bonn und ging in letztgenanntem Jahre nach Gießen, wo er sehr bald, nachdem er erst bei Liebig als Privatassistent gearbeitet hatte, eine Anstellung als Assistent am Universitätslaboratorium erhielt. 1843 habilitirte er sich, ging aber im Herbste 1845 als Professor der Chemie, Physik u. Technologie an das Landwirthschaftliche Institut zu Wiesbaden, wo er gegenwärtig noch lebt u. ein eigenes von ihm gegründetes chemisches Labora-

terium leitet. F. hat sich berühmt gemacht durch seine zahlreichen u. exakten Analysen vieler Mineralwässer sowie durch seine „Anleitung zur qualitativen u. quantitativen chemischen Analyse", Braunschweig

Nr. 2927. Karl Remigius Fresenius geb. 28. Dez. 1818.

bei Vieweg & Sohn, von denen der erste Band 12, der zweite 6 Auflagen erlebte. F. redigirt auch die „Zeitschrift für analytische Chemie".

Fresnel (spr. Fräbnel), Augustin Jean, ist einer der Hauptbegründer der neueren Undulations-(Wellen-)Theorie des Lichtes gegenüber der älteren Newton'schen Emissionstheorie. Er wurde 10. Mai 1788 zu Broglie in Frankreich (Dep. de l'Eure) geb. u. erhielt seine Bildung auf der Polytechnischen Schule zu Paris. Als Ingénieur des Ponts et Chaussées war er der Reihe nach in verschiedenen Departements beschäftigt u. stieg zuletzt bis zum Ingénieur en Chef des Ponts et Chaussées. Er starb 14. Juli 1827 zu Ville d'Avray bei Paris.

Frettchen, Mustela (Foetorius) furo, ein dem Iltis sehr ähnliches, semmelgelbes, rothäugiges Thier aus der Familie der Marder (Musteliden), das aus Nordafrika stammt und nach Strabo zur Vertilgung der Kaninchen in Spanien eingeführt wurde. Seitdem wird es in einem großen Theil Europa's zur Kaninchen-, auch zur Rattenjagd (zum Frettiren) gezüchtet, ist aber gegen Witterungseinflüsse sehr empfindlich u. hat ein sehr bissiges Naturell.

Freund, Wilhelm, deutscher Lexikograph, geb. 27. Jan. 1806 zu Kempen, 1848—51 Rektor in Hirschberg, seit 1855 Direktor der höheren Gemeindeschule in Gleiwitz, ist der Verfasser eines aus gründlichen Studien hervorgegangenen „Wörterbuchs der lat. Sprache" (4 Bde., Lpz. 1834—45), eines „Lat.-deutschen u. deutsch-lat.-griech. Schulwörterbuches" und anderer verdienstvoller lexikograph. Arbeiten.

Freundschaftsinseln (Tongainseln), eine Inselgruppe, welche sich östl. vom australischen Festlande im Stillen Ozean zwischen dem 18. u. 22.° s. Br. hinzieht u. 32 größere u. 150 kleine Eilande zählt, die nur einen Flächenraum von 19 □M. enthalten. Nur vier von diesen Inseln, Fonnackei, Late, Tofua u. Kao, sind vulkanischen Ursprungs u. mit Bergen erfüllt, die sich auf der letztgenannten bis zu einer Hohe von 1500 m. erheben; die übrigen alle bestehen aus Korallenkalk, zeigen die eigenthümliche runde Form dieser Bildung, sind nur wenige m. uber die Meeresoberfläche erhaben u. ermangeln alles fließenden Wassers. Der Boden ist fruchtbar, bei der geringen Bewässerung aber keineswegs mit jener üppigen Vegetation bedeckt, welche den Inseln der Tropenwelt eigenthumlich zu sein pflegt. Die Nutzpflanzen, wie Pisang, Brotfruchtbäume, Zuckerrohr, Gewurzsträucher, Sago u. Kokospalmen, Papiermaulbeerbäume &c., sind von Indien eingeführt; die Thierwelt ist auch hier, wie auf allen Koralleninseln, arm an Arten u. hauptsächlich vertreten durch Schweine, Hunde, Papageien, Tauben, Hühner, Wildenten u. andere Wasservögel; reich ist nur das Meer an Fischen. Das Klima ist gesund u. die Hitze durch die Seewinde gemäßigt. Die Bewohner der F., deren Zahl sich kaum auf 20,000 beläuft, gehören der Rasse der Polynesier an; sie zeigten sich den Europäern, welche zuerst diese Eilande besuchten, als ein gutes, offenherziges u. verhältnißmäßig kultivirtes Volk, das den Ackerbau fleißig betrieb, in der Verfertigung von Booten u. Häusern, von Waffen u. Geräthen eine ungewohnliche Geschicklichkeit bewies u. den Bewohnern der benachbarten Inseln an Geist u. Gemuth weit uberlegen war. Ihr Staatswesen, an dessen Spitze ein König stand, war auf ein eigenthümliches Vasallenverhältniß gegründet u. hatte eine einfache, aber doch festbestimmte Verfassung. Zuerst wurden die F. von Tasman 1643 entdeckt, aber erst von Cook 1777 erforscht; letzterer gab ihnen den Namen wegen der freundschaftlichen Aufnahme, die er bei ihrer Bevolkerung gefunden hatte. — Die F. zerfallen in drei, durch schmale Straßen geschiedene Gruppen. Die südliche wird gebildet von der größten aller Inseln, Tongataba, dem heiligen Tonga, nach dem der ganze Archipel auch benannt worden ist, mit der Hauptstadt Nitualofa. Daneben liegt eine kleinere Insel Eua. Die mittlere Gruppe setzt sich aus einer großen Anzahl von Riffen umgebener, kleiner Inseln, den Hapaïinseln u. den vulkanischen Eilanden Tofua u. Kao zusammen; in der nördlichen ist Vavau die bedeutendste Insel, die zweitgrößte des ganzen Archipels. Vavau hat einen sehr schönen Hafen, während die Schiffahrt zwischen den übrigen Inseln wegen der Unzahl von Korallenklippen nicht ohne Gefahr ist. Als der Tongastaat im vorigen Jahrhundert durch Empörung einzelner Vasallenfürsten zerstört ward, entstand auf Vavau ein neues Reich, dessen König von englischen Missionären zum Christenthume bekehrt wurde; so verbreitete sich der Protestantismus über die beiden nördlichen Gruppen; auf der südlichen haben katholische Sendboten das Bekehrungswerk fortzusetzen versucht, doch mit geringerem Erfolg, denn der größte Theil der Eingeborenen hat sich mit der politischen Selbständigkeit auch das Heidenthum zu bewahren gewußt. Fur den europäischen Handel hat die Gruppe der F. nur eine geringe Bedeutung; der einzige Ausfuhrartikel ist Kokosöl. Vgl. Christmann u. Oberländer, „Ozeanien", Lpz. 1873.

Nr. 2928. Haushalt der Freundschafts-Insulaner.

Freytag, Georg Friedrich Wilhelm, verdienstvoller Arabist, geb. zu Lüneburg 19. Sept. 1788, studirte in Göttingen Theologie u. Philosophie, begleitete 1815 das preuß. Heer als Feldprediger nach Paris u. hielt sich dort auch nach dem Frieden auf, um unter de Sacy die oriental. Sprachen zu studiren. 1819 kehrte er als Prof. der orientalischen Sprachen nach Bonn zurück u. verblieb in dieser Stellung bis

zu seinem Tode (16. Nov. 1861). Von den Arbeiten F.'s ist das große arabische Lexikon (4 Bde., Halle 1830—37) am weitesten verbreitet; obwol wegen der Fülle des Stoffs allen Arabisten unentbehrlich, ist es doch ohne alle wissenschaftliche Methode gearbeitet. Ein Auszug daraus erschien 1836. Verdienstlich sind von den andern Arbeiten F.'s noch die „Darstellung der arab. Verskunst" (Bonn 1831) u. seine Ausgaben arabischer Schriftsteller, wie die der Liedersammlung „Hamasa" (1. Theil [Text], Bonn 1828; 2. Theil [Uebersetzung u. Kommentar], 1847) u. der Sammlung arabischer Sprüchwörter, mit Uebersetzung u. Erklärung (2 Thle., Bonn 1838—39).

Freytag, Gustav, deutscher Dichter, geb. 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Schlesien, studirte in Breslau u. Berlin (unter Lachmann) deutsche Sprachwissenschaft u. Literatur u. habilitirte sich 1839 als Lehrer der deutschen Literatur an der Universität Breslau. Im J. 1848 übersiedelte er nach Leipzig, wo er mit Julian Schmidt die Redaktion der „Grenzboten" übernahm, von der er jedoch 1870 zurücktrat. F., der von Herzog Ernst von Gotha zum Geh. Hofrath ernannt wurde, bringt die Sommermonate meist auf seiner Besitzung bei Gotha zu, während er den Winter hindurch nach wie vor in Leipzig lebt. Nachdem er sich 1839 mit einer Abhandlung über die altdeutsche Dichterin Hroswitha („De Hrosuitha poetria") in die Literatur eingeführt, wandte er sich der Bühne zu u. errang hier mit seinen Schauspielen „Die Valentine" (Lpz. 1847) u. „Graf Waldemar" (Lpz. 1850) die ersten nachhaltigen Erfolge. Diese Stücke wirkten nicht allein durch den modernen Charakter der darin behandelten Konflikte,

Nr. 2929. Gustav Freytag (geb. 13. Juli 1816).

die jedoch stets eine milde u. freundliche Lösung finden, sondern auch durch die Klarheit der Behandlung u. durch ihre ungekünstelte, dabei aber stets feine u. anmuthige Form. Dieselben Vorzüge zeichnen in erhöhtem Maße „Die Journalisten" (1854) aus, eines der besten u. populärsten deutschen Lustspiele, welches das damalige politische und journalistische Treiben in Deutschland im Lichte eines überlegenen u. behaglichen Humors darstellt. In seinen Romanen betrat er, abweichend von den meisten seiner Vorgänger in Deutschland, eine entschieden realistische Bahn, indem er den Zweck verfolgte, „das Volk bei seiner Arbeit aufzusuchen". In seinem vielgelesenen Roman „Soll u. Haben" (3 Bde., Lpz. 1855; 19. Aufl. 1873) entrollt er ein humor- u. gemüthvolles Gemälde des deutschen Kaufmannslebens. „Die verlorene Handschrift" (3 Bde., Lpz. 1864, gleichfalls häufig aufgelegt) schildert in ähnlicher Weise die deutsche Gelehrtenwelt. Die deutsche Kulturgeschichte machte er in einem Cyklus klar u. anschaulich gezeichneter Bilder lebendig, die nach einander erschienen u. d. Tit.: „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" (2 Bde., Lpz. 1859; 4. Aufl. 1863), „Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes" (Lpz. 1862), „Aus dem Mittelalter" (Lpz. 1866), „Vom Mittelalter bis zur Neuzeit" (Lpz. 1867), u. die später zu einer Sammlung vereinigt wurden u. d. Tit.: „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" (4 Bde., 6. Aufl., Lpz. 1871 fg.). Die dramaturgische Literatur bereicherte F. durch das treffliche Handbuch „Die Technik des Dramas" (Lpz. 1863), die biographische durch das politische Lebensbild „Karl Mathy" (Lpz. 1870). In neuester Zeit hat er es unternommen, die Hauptphasen der deutschen Geschichte in einer großen Reihe von Romandichtungen unter dem Gesammttitel „Die Ahnen" darzustellen. Bis jetzt (1874) sind hiervon zwei Theile erschienen: „Ingo und Ingraban" (Lpz. 1872) u. „Das Nest der Zaunkönige" (Lpz. 1874, beide wiederholt aufgelegt).

Friant (spr. Friang), Graf Louis, franz. General, geb. 20. Sept. 1758 zu Morlincourt in Lothringen, that sich in den Revolutionskriegen hervor, unterstützte als Brigadegeneral mit einem Corps von 12,000 Mann die Belagerung von Mastricht, nahm an der Expedition nach Aegypten Theil, erhielt in dem von ihm unterworfenen Oberägypten den Oberbefehl, bewältigte 18. April 1800 das aufgestandene Kairo, wofür er zum Generalleutnant aufrückte, u. wurde, nach Frankreich zurückgekehrt, Generalinspektor der Infanterie. Für seine Verdienste in den Schlachten der Jahre 1805 u. 1806, bei Austerlitz u. Auerstädt, machte ihn Napoleon 1808 zum Grafen. 1809 entschied seine Division den Sieg bei Wagram. 1812 in der Schlacht bei Moskwa schwer verwundet, konnte er erst während des Waffenstillstandes im Feldzuge von 1813 ein Kommando wieder übernehmen, u. zwar das über eine Gardedivision. Bei Waterloo wurde der Held nochmals verwundet. Seit der zweiten Restauration außer Dienst, starb F. 29. Juli 1829 auf seinem Landgute Gaillonnet bei Meulan.

Friaul, im Mittelalter ein selbständiges Herzogthum, welches unter den Karolingern die jetzige Provinz Venetien u. die österr. Lande Görz, Gradiska, den Kreisbezirk Idria u. Istrien umfaßte, unter den Hohenstaufen aber die Grafschaft Görz u. die Markgrafschaft Istrien verlor, hat seinen Namen von der altrömischen Kolonie Forum Julii, der heutigen italienischen Stadt Cividale. Gegenwärtig wird es gebildet von der italienischen Provinz Udine in dem österr. Görz u. Gradiska. Der Boden ist zum größten Theil Tiefebene, reich bewässert von den Flüssen, welche die Alpen in das Adriatische Meer senden, unter denen der Isonzo und Tagliamento die größten sind. Durch die Anschwemmung dieser Gebirgsströme sind die alten Häfen verschlammt, die Küste ist weiter in das Meer vorgeschoben worden u. ausgedehnte Lagunen begleiten dieselbe. Im N. greift das Gebiet von F. in die Kärntischen u. Julischen Alpen ein. Im Ganzen ist das Land fruchtbar an Getreide, Wein u. Maulbeerbäumen. Die fast durchgängig katholische Bevölkerung, Furlaner genannt, gehört zu den Romanen, hat aber viele keltische u. slavische Elemente in sich aufgenommen u. spricht einen von der italienischen Sprache abweichenden Dialekt. Ursprünglich von den Karniern bewohnt, kam F. nach der Völkerwanderung unter die Herrschaft der Longobarden; Karl d. Gr. zwang das Land nach der Besiegung des Longobardenkönigs Desiderius zur Unterwerfung u. setzte im J. 775 Grafen ein, die, weil ihnen die Markgrafschaft Treviso untergeben war, von dieser den Titel führten. Eine selbständige Markgrafschaft wurde F. erst 820 unter Lothar, der durch dieselbe den Einfällen der Slaven wehren wollte; 827 ward sie in vier Grafschaften getheilt. Später nannten sich die Markgrafen von F. Herzöge, u. einer von diesen, Berengar I., erhob sich sogar 888 zum König von Italien. Nach seiner Ermordung 924 ward F. nach Abtrennung der Mark Verona u. Istriens wieder zur Grafschaft u. blieb Reichslehn, bis Kaiser Konrad II. das sog. venetianische F. 1028 dem Patriarchen Poppo von Aquileja überließ. Dieser geistlichen Herrschaft entzogen sich 1385 die Bürger von Udine unter dem Beistande der Republik Venedig, die sich 1420 das Land aneignete u. trotz wiederholter Kämpfe im 16. Jahrh. bis 1797 zum Frieden von Campo Formio behielt, in welchem F. mit dem ganzen Gebiete der Republik an Oesterreich kam. Der östl. Theil von F. gehörte im Mittelalter den Grafen von Tirol, wurde nach dem Aussterben der görzischen Linie dieses Geschlechtes 1500 von Maximilian als Erbe besetzt u. 1809 zu den illyrischen Provinzen geschlagen; 1814 fiel ganz F. wieder an Oesterreich, 1866 der venetianische Theil an das Königreich Italien.

Fricandeaux (franz., spr. Frikangdoh), gespickte u. gedämpfte Stücke Kalbfleisch, die mit einer Sardellensauce servirt werden.

Fridericia, Stadt in Jütland auf einer Landzunge am nördlichen Eingang zum Kleinen Belt, mit Ueberfahrt nach Middelfart in Fünen, 6261 E., wurde 1652 zur Festung gemacht, 1657 von den Schweden, 1659 (im Mai) von den Brandenburgern unter dem Großen Kurfürsten eingenommen. Im Sommer 1849 belagerten die schleswig-holsteinischen Truppen

unter Bonin die Festung, wurden aber von den Dänen unter Rye, nachdem sie von Fünen heimlich Verstärkungen herangezogen hatten, bei nächtlichem Ausfall den 6. Juli vollständig geschlagen u. zur Aufhebung der Belagerung gezwungen. Im März 1864 wurde F. von der preußischen Gardedivision cernirt u. am 20. u. 21. März aus Feldgeschützen beschossen. Nachdem die preuß. Gardedivision nach Düppel abmarschirt war, setzten die Oesterreicher die Einschließung fort. Am 26. April wurde die Festung von den Dänen mit Hinterlassung von 206 Geschützen geräumt u. darauf von den Oesterreichern besetzt. In einem Bastion von F. befindet sich das Standbild des „tappern Landsoldaten“ in Erz, welches von den Dänen zur Erinnerung an jenen Sieg über die Schleswig-Holsteiner errichtet wurde.

Fridthiof, ein sagenhafter nordischer Held. Er wirbt um König Beli's hinterlassene Tochter Ingebiörg, wird aber von deren Brüdern höhnisch abgewiesen; Ingebiörg muß dem greisen König Hring ihre Hand reichen. F., schwer gekränkt u. noch dazu landflüchtig wegen des durch ihn verursachten Brandes des Baldurheiligthumes, durchzieht nun abenteuernd u. als gefürchteter Seeheld die Meere. Endlich findet er Zuflucht bei König Hring; vielfach versucht durch seine Liebe zu Ingebiörg, dem König die Treue zu brechen, widersteht er mannhaft u. wird nach Hring's Tode dessen Erbe u. Ingebiörg's Gemahl. Ihre Brüder besiegt er im Kampfe u. gewinnt auch deren Reich. — Das ist der Inhalt der altnordischen **Fridthiofssaga**, welche wahrscheinlich im 14. Jahrh. schriftliche Aufzeichnung fand (herausg. von Björner in dessen „Nordiska kämpedatr“, Stockholm 1737, u. von Rafn in „Fornaldar-Sögur“, Bd. 2, Kopenhagen 1829; deutsch von Mohnike, Stralsund 1830). Eine schöne Nachdichtung der Saga verfaßte der schwed. Dichter Esaias Tegnér.

Friedberg, Emil Albert, deutscher Kirchenrechtslehrer, geb. 22. Dez. 1837 zu Konitz in Westpreußen, studirte in Berlin u. Heidelberg die Rechte, habilitirte sich 1862 an erstgenannter Universität als Lehrer des Kirchenrechts u. nahm 1865 eine außerord. Professur in Halle, 1868 eine ord. Professur zu Freiburg i. Br. an. Seit 1869 wirkt er als ord. Professor des Kirchenrechts an der Universität Leipzig. Seine Arbeiten verfolgen hauptsächlich den Zweck, die Ausschreitungen der Kirche, insbesondere der römisch-katholischen, dem Staate gegenüber vom kirchenrechtlichen Standpunkte aus scharf zu beleuchten u. die Nothwendigkeit einer festeren Sicherstellung der staatlichen Souveränetät nach dieser Richtung hin nachzuweisen; so die Schriften: „Ehe u. Eheschließung im deutschen Mittelalter“ (Berl. 1864), „Das Recht der Eheschließung in seiner geschichtlichen Entwicklung“ (Lpz. 1865), „Das Veto der Regierungen bei Bischofswahlen u. s. w.“ (Halle 1869), „Geschichte der Civilehe“ (Berl. 1871), „Der Staat und die Bischofswahlen“ (2 Bde., Lpz. 1874), „Aktenstücke zur Geschichte der altkatholischen Bewegung“ (Tüb. 1874). Viele seiner Forderungen wurden in den preuß. Kirchengesetzen von 1873 (den sog. Maigesetzen) erfüllt, an deren Abfassung F. hervorragenden Antheil hat.

Friedberg in der Wetterau, Stadt in der hessischen Provinz Oberhessen, Sitz eines Kreis- u. eines Landgerichts, hat zwei gothische Kirchen, eine Synagoge, ein Prediger- u. Schullehrerseminar, Schulanstalten u. eine Taubstummen- u. Blindenanstalt, sowie 4733 E., die Wollen- u. Leinweberei u. Gerberei betreiben. Einen Theil der Stadt bildet die alte Kaiserburg (Burg Friedberg). Von Kaiser Friedrich I. gegründet u. von Friedrich II. 1211 zur Reichsstadt erhoben, war F. häufig der Aufenthalt der Hohenstaufen. Die von Friedrich II. hier gestiftete Burgmannschaft erwarb in der Umgegend bedeutende Güter u. hob dadurch das Ansehen der Stadt. Im 13. u. 14. Jahrh. stand sie in höchster Blüte. Streitigkeiten mit den öfters wechselnden Burgherren sowie ferner ihre Abhängigkeit durch Verpfändung u. mehrere große Feuersbrünste ruinirten ihren Wohlstand, so daß sie zuletzt gezwungen war, sich der Botmäßigkeit des Burggrafen vollständig zu unterwerfen. Im J. 1806 kam F. an den Großherzog von Hessen u. 1817 trat auch der letzte Burggraf, Graf von Westphalen-Fürstenberg, gegen eine baare Entschädigung seine Rechte an den Staat ab.

Frieden nennt man den Zustand ungestörter Rechtsordnung u. Sicherheit, in welchem sich ein Staat befindet, der weder mit einem anderen Staate noch mit seinen eigenen Bürgern im Kriege lebt. Im mittelalterlichen Staate, der Rechtsverletzungen gegenüber das Recht der Selbsthülfe nicht ausschloß, in den Zeiten des Faustrechts u. des Fehdewesens (s. d.) bezeichnete man mit dem Ausdrucke F. auch den Schutz, der diesem Fehderechte gegenüber gewissen Personen od. Dingen, Oertlichkeiten od. Zeiten beigelegt wurde (Hausfriede, Gottesfriede). Die Nichtbeachtung dieser Gerechtsame, der **Friedensbruch**, galt als schweres, mit strengen Strafen bedrohtes Verbrechen. — Ist das freundschaftliche Einvernehmen u. der freie Verkehr zwischen zwei od. mehreren Staaten durch einen unter denselben ausgebrochenen Krieg gestört worden, so kann die Wiederherstellung des früheren geordneten Verhältnisses nur durch einen **Friedensschluß** erfolgen. Dieser wird durch den Abschluß eines Friedensvertrages begründet, welchem meist die Festsetzung von **Friedenspräliminarien** vorangeht, d. h. von vorläufigen schriftlichen Abmachungen, in denen die Hauptresultate der vorangegangenen Friedensverhandlungen in einer für beide Theile bindenden Form fixirt werden. Als geschlossen gilt der Frieden aber erst durch die Ratifikation des Friedensvertrags, die in der Unterzeichnung der den Vertrag enthaltenden Urkunde, des Friedensinstrumentes, durch die Fürsten od. sonstigen völkerrechtlichen Vertreter der vertragschließenden Staaten besteht.

Friedensfreunde ist der Name einer vom engl. Staatsmanne Cobden, dem Quäker Elihu Burrit (s. d.) u. A. ins Leben gerufenen Gesellschaft, welche die Abschaffung des Krieges u. der stehenden Heere u. die Herbeiführung eines allgemeinen und ewigen Friedens unter den Völkern anstrebt. Die Wirksamkeit der Gesellschaft ist aber bisher fast nur auf die Agitation in der Presse, auf die Stiftung von Filialvereinen in den verschiedenen Ländern Europa's u. auf die Einberufung internationaler Friedenskongresse (deren erster 1848 zu Brüssel stattfand) beschränkt geblieben.

Friedensfürst, s. „Alcudia“.

Friedenspfeife (Calumet), eine lange hölzerne Tabakspfeife, deren sich die wilden Völker Nordamerika's als Symbol der Aussöhnung u. friedlichen Einvernehmens bedienen. Der Häuptling raucht die Pfeife an, die dann unter den um ihn versammelten Vornehmen u. Unterhändlern des feindlichen Stammes im Kreise herumgereicht wird.

Friedensrichter (judges of peace) heißen in England die Beamten, die in der Provinz die Rechtspflege in kleineren bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, Straf-, Polizei- u. Verwaltungssachen üben u. theils als Einzelrichter, theils in periodisch wiederkehrenden Kollegialversammlungen Recht sprechen. Das Amt der F. ist ein Ehrenamt u. bildet eine wesentliche Stütze der Selbstverwaltung in England. Eine Nachbildung dieses Instituts ist das der F. in Frankreich, denen gleichfalls geringe Civil- u. Strafsachen zur vorläufigen Behandlung bez. Ausgleichung obliegen, ehe sie an die eigentlichen Gerichte gehen; ihre Thätigkeit ist jedoch mehr eine bureaukratische u. bildet einen Bestandtheil des Civil- u. Strafprozesses. Die in mehreren deutschen Ländern eingeführten F. haben in der Regel nur die Aufgabe, Vergleiche in Civilsachen herbeizuführen.

Friedland, Wallenstein's Herzogthum in Böhmen, umfaßte die Städte Friedland, Reichenberg, Arnau, Weißwasser, Münchengrätz, Böhm.-Leipa, Böhm.-Aicha, Turnau u. Gitschin, sowie 57 Dörfer u. Schlösser, u. setzte sich zusammen aus den Gütern, die Wallenstein von seinem Oheim geerbt hatte, u. aus den Ankäufen der den aufständischen böhm. Edelleuten konfiszirten Güter; diese Ländereien wurden 1623 zu einem Herzogthum erklärt, das seinen Namen von dem im nordöstl. Theile Böhmens gelegenen Schlosse u. Städtchen F. erhielt. Letzteres hat 4300 E., 2 Kirchen u. mehrere Fabrikanlagen; über ihm erhebt sich auf steilem, 60 m. über dem Thale ansteigendem Basaltfelsen das alterthümliche Schloß, in dessen Rüstkammer ein wohlgetroffenes Bildniß des Herzogs hängt. Nach Wallenstein's Tode wurden die Besitzungen desselben zersplittert; F. selbst mit einem großen Theile des Herzogthums kam in den Besitz der Grafen Gallas.

Friedländer, Ludwig, verdienstvoller Archäolog u. Geschichtschreiber, geb. 1824 zu Königsberg, habilitirte sich nach Absolvirung seiner philologischen u. archäologischen Studien an der Universität seiner Vaterstadt, wo er seit 1859 als ordentl. Professor der Philologie u. Alterthumskunde wirkt. Sein Hauptwerk sind die „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms“ (3 Bde., Lpz. 1862 fg.), ein werthvoller, mit großem Fleiß u. Geschmack gearbeiteter Beitrag zur Kulturgeschichte. Von seinen Schriften über Homer u. die Homerliteratur ist nam. zu nennen: „Die Homerische Kritik von Wolf bis Grote“ (Berl. 1853).

Friedrich I., Barbarossa (der Rothbart, so genannt von seinem langen röthlichen Barte), deutscher Kaiser aus dem Geschlechte der Hohenstaufen (1152—90), geb. 1121, folgte seinem Vater, dem Herzog Friedrich dem Einäugigen von Schwaben, 1147 als Herzog u. wurde nach dem Tode seines Oheims, Konrad's III., 1152 zum deutschen Kaiser erwählt. Bald nach seinem Regierungsantritte nahm er die Aufgabe in Angriff, Italien in seine Gewalt zu bringen u. dorthin den Schwerpunkt der kaiserlichen Macht zu verlegen, da er in Deutschland selbst die dem Reiche untergebenen Fürsten bereits zu weit in dem Streben nach Unabhängigkeit vorgeschritten sah. Hierdurch kam er in Konflikt mit den gleichfalls nach Freiheit strebenden lombardischen Städten u. mit den weltlichen Machtgelüsten des Papstthums. Zwar beugte er auf seinem ersten Zuge nach Italien (1154) sehr bald den von der Kurie aufgestachelten Trotz des stolzen Mailand, dem bald auch die

übrigen lombardischen Städte folgten, so daß er noch in demselben Jahre die lombardische Krone, ja im folgenden Jahre aus den Händen des Papstes selbst die Kaiserkrone erhielt. Doch kaum war er nach Deutschland zurückgekehrt u. dort an die Ordnung inzwischen ausgebrochener Zwistigkeiten gegangen, als ein Aufstand der Mailänder ihn wieder nach Italien rief (1158). Er bezwang sie u. ihre Parteigänger (Brescia, Tortona, Crema u. s. w.) nach hartnäckigem Kampfe von Neuem, befreite Lodi, Como u. a. Städte, die sich Mailand hatten unterwerfen müssen u. die nun unter die unmittelbare Reichsgewalt zurückkehrten, berief nach dem Tode Hadrian's IV. eine Kirchenversammlung, die Victor IV. zum Papste wählte, u. bestätigte diesen, während er die Wahl des von einem großen Theil der Kardinäle aufgestellten Gegenpapstes Alexander III. für ungiltig erklärte (1160). Mailand, das trotzdem in seinem Widerstande verharrte, wurde von einem dritten kaiserlichen Heere, das 1161 nach Italien zog, erobert u. fast gänzlich in Asche gelegt. Nunmehr schaltete F. fast uneingeschränkt in Italien, das die Schwere seines Zornes empfinden mußte. Nichtachtend des Bannstrahles, den der nach Frankreich entflohene Papst Alexander wider den Kaiser schleuderte, stellte dieser nach dem Tode Victor's einen neuen Gegenpapst, Paschalis III., auf. Dieser wurde jedoch infolge einer neuen Empörung, die nach dem Abzuge des Kaisers ausbrach, vertrieben; die lombard. Städte traten zu einem Bunde zusammen (1167); Mailand begann sich wieder zu erheben. Zum vierten Male mußte F. die Alpen überschreiten, wurde jedoch diesmal durch eine Seuche, welche die Reihen seines Heeres lichtete, in seinem Siegeslaufe aufgehalten u. zur schleunigen Rückkehr gezwungen. Auch sein fünfter Zug nach Italien, den er 1174 antrat, nahm Anfangs einen glücklichen Verlauf; doch verlor er, von Heinrich dem Löwen treulos verlassen, am 29. Mai 1176 die Entscheidungsschlacht bei Legnano und mußte nun nicht nur die Freiheit u. den Verband der lombard. Städte, sondern auch Alexander III. als Papst anerkennen. Nach Deutschland zurückgekehrt, nahm er furchtbare Rache an Heinrich dem Löwen, dem er, nachdem die Acht über ihn ausgesprochen war, Bayern u. Sachsen entriß, so daß die vor Kurzem noch so drohende welfische Hausmacht nunmehr auf Braunschweig u. Lüneburg beschränkt war (1180). Obwol F. sich zum Schein mit den lombard. Städten ausgesöhnt hatte u. 1183 zu Konstanz einen Frieden mit ihnen schloß, der ihnen unter der nominellen Oberhoheit des Kaisers völlig freie Selbstverwaltung zusicherte, hatte er doch den Plan einer Unterwerfung Italiens noch immer nicht aufgegeben. Er glaubte sich der Verwirklichung desselben durch die Vermählung seines Sohnes Heinrich mit Constantia, der einzigen Tochter u. Erbin des Königs Roger von Sizilien, wieder zu nähern (1186). Die Kunde von der Rückeroberung Jerusalems durch Saladin (1187) rief jedoch den Entschluß in ihm hervor, sich an die Spitze eines Kreuzzuges zu stellen u. die heilige Stadt wieder aus den Händen der Ungläubigen zu erlösen. Er machte sich 1189 mit einem Heere von 100,000 Mann auf, eilte über Griechenland nach Kleinasien u. erfocht schnell nach einander zwei große Siege (bei Philomelium u. bei Ikonium 1190), fand aber beim Uebersetzen über den Fluß Kalykadnos (bei Seleukia in Syrien) in den Wellen desselben einen jähen Tod (10. Juni 1190). Dieser war die Veranlassung, daß im Volke die Sage entstand, der tapfere u. hochsinnige Kaiser, der sich trotz seines Ehrgeizes großer Beliebtheit zu erfreuen hatte, sei gar nicht gestorben, sondern nur zu langem Schlafe in das Innere des Kyffhäuserberges gebannt, aus dem er einst wieder erstehen u. das Reich zu neuem Glanz u. Ruhm erheben werde (Abb. s. Bd. III, Nr. 2309).

Friedrich II., der Hohenstaufe, deutscher Kaiser (1209 bis 1250), Enkel des Vorigen, Sohn Kaiser Heinrich's VI. u. der Constantia von Sizilien (s. „Friedrich I. Barbarossa"), geb. 26. Dez. 1194 zu Jesi in der Mark Ancona, erfaßte mit Begeisterung u. Thatkraft den Plan seines Großvaters, Italien u. das Papstthum unter die Macht des Kaiserthums zu beugen. Nachdem er als Knabe unter der Vormundschaft des Papstes Innocenz III. gestanden, trat er 1209 die Regierung in Sizilien an, wurde vom Papste selbst an die Stelle des diesem mißliebig gewordenen Kaisers Otto IV. als Kaiser bestätigt u. begab sich 1212 nach Deutschland, wo er 1215 zu Aachen die Kaiserkrone empfing. Die erste Zeit seiner Regierung wurde durch die Ordnung der Wirren in Deutschland u. Sizilien in Anspruch genommen. Die Mailänder benutzten diesen Umstand, um ihre Widersetzlichkeit gegen das Reich wieder aufzunehmen u. den Lombard. Bund wieder herzustellen (1226). Der Kaiser konnte jedoch nicht sofort zu ihrer Züchtigung schreiten, da der Papst (Gregor IX.) ihn unter Androhung des Bannes zur Ausführung des bei seiner Krönung gelobten Kreuzzuges ermahnte. Durch schwere Hindernisse, die sich demselben entgegenstellten, glaubte F. sich seines Gelübdes entbunden, sah sich aber, als der Papst nun wirklich den Bann über ihn aussprach, schließlich doch genöthigt, den Krieg zu unternehmen (1228). Trotz der Störungen, die der Papst offen u. insgeheim ihm u. seinem Heere entgegenstellte, drang F. siegreich in Palästina vor, zwang den Sultan (Kamel) zur Herausgabe von Jerusalem, zog als König in die heilige Stadt ein (1229) u. erwirkte nach seiner Rückkehr die Aufhebung des Bannes, den der Papst über ihn verhängt hatte (1230). Dieser setzte aber im Stillen desto eifriger seine aufreizende Thätigkeit gegen F. fort, ermunterte die lombard. Städte in ihrem rebellischen Verhalten gegen das Reich u. wußte sogar F.'s Sohn, König Heinrich, dem jener während seiner Abwesenheit die Regentschaft in Deutschland anvertraut hatte, zur offenen Empörung gegen den Kaiser anzutreiben. F. eilte nach Deutschland, setzte Heinrich unter Zustimmung eines nach Mainz berufenen Reichstages (1235) ab, ließ ihn gefangen nach Apulien abführen u. ernannte seinen zweiten Sohn Konrad zum Könige. Dann kehrte er nach Italien zurück, brachte den zu hartnäckigem Widerstande gerüsteten Lombarden 27. Nov. 1237 bei Cortenuova am Oglio eine entscheidende Niederlage bei, drang in den Kirchenstaat ein u. rückte, während sein Sohn Enzio (s. d.) die genues. Flotte schlug, bis an die Mauern Roms vor (1241). Der neue Papst Innocenz IV. bestätigte, obwol unter dem Schutze F.'s gewählt, den von Gregor IX. wiederholt über den Kaiser ausgesprochenen Bann, ließ von einem Konzil (zu Lyon) seine Absetzung aussprechen u. bewirkte in Deutschland selbst die Aufstellung eines Gegenkönigs, des Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspe (1246), an dessen Stelle nach seinem bald darauf erfolgenden Tode 1247 Wilhelm von Holland trat. F. wehrte sich mit heroischer Entschlossenheit, Ausdauer u. Vielthätigkeit gegen das von allen Seiten über ihn hereinbrechende Mißgeschick. Der Papst blieb unversöhnlich; die Dinge in Oberitalien gingen schlecht; sein Sohn Enzio wurde von den Bolognesern geschlagen u. gefangen genommen. Nichtsdestoweniger blieb F.'s Muth ungebeugt, u. eben war er im Begriff, sich den Lombarden gegenüber wieder Luft zu machen, als er plötzlich 13. Dez. 1250 zu Fiorentino starb. F. war einer der genialsten Fürsten des Mittelalters. Mit Tapferkeit u. Edelsinn verband er große Herrschergaben, eine für jene Zeit außerordentlich vielseitige Bildung, einen feinen Kunstsinn, ein anmuthiges poetisches Talent. Sein Kampf gegen das Papstthum u. sein verhängnißvoller Zug zu Italien, dem er infolge eines schweren Irrthums Deutschland zum Opfer brachte, machen ihn zu einer der größten tragischen Gestalten deutscher Geschichte (Abb. s. Bd. III, Nr. 2313).

Friedrich III., der Schöne, deutscher König, geb. 1286 als Sohn des deutschen Königs Albrecht I., kämpfte nach dem Tode Heinrich's VII. (1313) lange Zeit mit seinem Vetter Ludwig IV. von Bayern, mit dem er früher eng befreundet gewesen, später in heftigen Zwist gerathen war, um die deutsche Krone. Der Kampf ließ sich Anfangs für F. günstig an, nahm jedoch eine unglückliche Wendung durch die Schlacht bei Morgarten, die F.'s tapferer Bruder u. Vorkämpfer 15. Nov. 1315 verlor. Ludwig nahm den Kampf entschlossen wieder auf u. brachte seinem Vetter nach längerem Ringen in der Schlacht bei Mühldorf auf der Ampfinger Heide (28. Sept. 1322) eine vernichtende Niederlage bei. F. selbst wurde umzingelt u. gefangen nach der Burg Trausnitz abgeführt, wo er drei Jahre lang zubrachte. Erst 1325 wurde er freigelassen, unter der Bedingung, daß er F. als Kaiser anerkenne u. seine Angehörigen und Parteigänger (die habsburgische Partei) gleichfalls zur Anerkennung F.'s bewegen, falls letzteres aber nicht möglich sei, wieder als Gefangener zurückkehren wolle. F. konnte jedoch die versprochene Aussöhnung nicht herbeiführen u. stellte sich daher, seinem Worte getreu, bei Ludwig wieder ein, der, durch solche Ehrenhaftigkeit gerührt, F. sein volles Vertrauen schenkte u. ihm eine Theilnahme an der Reichsregierung vorschlug. Dieser Plan fand jedoch nicht die Billigung der Reichsfürsten. F. zog sich später in ein von ihm gestiftetes Kloster zu Mauerbach zurück, wo er 13. Jan. 1330 starb (Abb. s. Bd. III, Nr. 2318).

Friedrich IV., deutscher König (1440—93, als römisch-deutscher Kaiser Friedrich III.), geb. als Sohn Herzog Ernst's des Eisernen 21. Sept. 1415 zu Innsbruck, trat 1435 mit seinem Bruder, Albrecht dem Verschwender, die Herrschaft über Steiermark, Krain und Kärnten an, wurde nach dem Tode Albrecht's II. 1439 zum König erwählt u. empfing 1442 zu Aachen die Kaiserkrone. Unter F.'s schwacher Regierung drangen, nachdem er einen Krieg gegen seinen Bruder Albrecht zu bestehen gehabt, die Ungarn in das Reich ein, gerieth Mailand in die Gewalt der Sforza, mußte die sehr unzuverlässige Hülfe der Armagnac's in Anspruch genommen werden, nahm das Fehdewesen u. Faustrecht überhand u. kam das Wiener Konkordat von 1448 zu Stande, das der Macht des Papstthums Vorschub leistete. Zum Dank hierfür ward er von Papst Pius II. gekrönt; er war der letzte deutsche Kaiser, der in Rom die Krone empfing (1452). In seinen späteren Jahren zog F. sich gänzlich von den Regierungsgeschäften zurück, die er seinem Sohn u. Nachfolger Maximilian hinterließ, während er selbst sich frommen Uebungen u. dem Studium der Alchemie u. Astrologie hingab. Er starb 19. Aug. 1493 zu Linz (Abb. s. Bd. III, Nr. 2326).

Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, genannt der Große Kurfürst (1640—88), geb. als Sohn des Kurfürsten Georg Wilhelm u. der Elisabeth Charlotte von der Pfalz 16. Febr. 1620 im kurfürstl. Schlosse zu Köln an der Spree, wird mit Recht der eigentliche Gründer des brandenburgisch-preußischen Staats genannt. Die Knabenjahre des Kurprinzen fielen in die drangvollste Zeit der Mark Brandenburg während des Dreißigjährigen Krieges. In seinem 15. Lebensjahre besuchte der Kurprinz die Hochschule zu Leyden u. betrieb mit besonderem Eifer das Studium der Geschichte u. der alten Sprachen. Von Leyden durch die ausbrechende Pest vertrieben, weilte er bald zu Arnheim in der Nähe der beiden großen Feldherren u. Staatsmännner, Friedrich v. Oranien u. Moritz von Nassau, bald im Lager von Schenkenschanz, wo er Zeuge der Waffenthaten der Niederländer war u. seine ersten kriegswissenschaftlichen Kenntnisse sammelte. Im April 1638 verließ der Prinz auf den Befehl seines Vaters die Niederlande, um sich nach Brandenburg zurückzubegeben. Auf einer Reise nach Königsberg, wohin er seinen Vater im Winter 1640 begleitete, erkrankte sowol dieser als der Kurprinz; aber während der Letztere genas, verstarb Georg Wilhelm (1. Dez. 1640), die schwere Last der Regierung seinem damals noch nicht zwanzigjährigen Sohne überlassend.

Die Lage des Landes bei seinem Regierungsantritt war eine in hohem Grade traurige. Die Mark war von schwedischen u. kaiserlichen Heeren verwüstet, der Kleve'sche Erbfolgestreit noch nicht vollständig geschlichtet u. die Kleve'schen Lande selbst der Schauplatz des holländisch-spanischen Krieges; Pommern war in den Händen der Schweden. Des Kurfürsten Streben war dahin gerichtet, sich der Abhängigkeit vom Kaiser zu entledigen, ohne sich auf die Seite Schwedens zu stellen, also zwischen beiden kriegführenden Parteien eine starke wehrhafte Stellung einzunehmen. Vor allen Dingen mußte er deshalb suchen, Herr in seinem eigenen Lande zu werden. Er sandte Bevollmächtigte in die Mark, um das gesammte brandenburgische Kriegsvolk, insbesondere die Besatzungen der Festungen u. ihre Befehlshaber, für ihn allein in Eid zu nehmen. Diejenigen, welche den Eid verweigerten, wurden entlassen. Von allen Truppen behielt der Kurfürst nur 2000 Mann zu Fuß u. 200 Reiter im Solde, die er in der Stille bis auf 8000 Mann vermehrte. Nachdem er einen Waffenstillstand mit Schweden geschlossen u. von Polen feierlich mit Preußen belehnt worden war, nahmen die zu Osnabrück u. Münster angeknüpften Friedensunterhandlungen die Thätigkeit des Kurfürsten in Anspruch, welcher sich, um ihnen aus größerer Nähe folgen zu können, nach Kleve begab. Nach langwierigen, unerquicklichen Verhandlungen kam es endlich zu einem Theilungsvertrage, in welchem Brandenburg Hinterpommern, mit Ausnahme von Stettin u. den Odermündungen, sowie das Bisthum Kammin erhielt u. für den übrigen Theil von Pommern durch die Bisthümer Halberstadt u. Minden u. das Erzbisthum Magdeburg entschädigt wurde. Der entschiedenen Sprache des Kurfürsten bei den Verhandlungen war es auch zu danken, daß beim Friedensschluß den Reformirten gleiche Rechte mit den Lutheranern eingeräumt wurden. Obgleich der Frieden die Grenzen des brandenburgischen Staats festgestellt hatte, verging doch noch längere Zeit, ehe der Kurfürst den ungekränkten Besitz seiner Lande antreten konnte. Erst im Sept. 1666 legte der Vergleich zu Kleve den langwierigen Erbfolgestreit bei, indem Brandenburg die Länder Kleve, Mark u. Ravensberg für alle Zeiten zugesprochen erhielt.

Die kurze Zeit der Ruhe, welche nach dem Westfälischen Frieden eintrat, benutzte der Kurfürst, um das von ihm begonnene Werk, die Gründung eines stehenden Heeres, fortzusetzen. In seinen Organisationsarbeiten wurde er durch Otto Christoph von Sparr u. durch Derfflinger unterstützt. Mit Strenge wachte er über die Erhaltung der Manneszucht u. über die regelmäßige Ausübung des Gottesdienstes im Heere.

Der Kurfürst hatte bereits über ein ansehnliches u. wohlgerüstetes Heer zu gebieten, als die Erbstreitigkeiten zwischen den beiden Wasalinien, der protestantischen, vertreten durch Karl X. Gustav, König v. Schweden, u. der katholischen, vertreten durch Johann Kasimir, König v. Polen, den Ausbruch des schwedisch-polnischen Krieges (1655 bis 1660) herbeiführten. Der Kurfürst war Willens, gestützt auf seine neugebildete Heeresmacht, zwischen den beiden kriegführenden Theilen eine starke vermittelnde Stellung zu behaupten. Er verfolgte dabei insgeheim das Ziel, die polnischen Lehnsfesseln abzustreifen u. die Souveränetät über Preußen zu erlangen.

Das Kriegsglück des jungen Schwedenkönigs vermehrte Anfangs die schwierige Lage des Kurfürsten. Er mußte sich im Vertrage zu Königsberg (17. Jan. 1656) bequemen, Preußen, sowie vorher von Polen, jetzt von Schweden als Lehn zu nehmen. Als aber Johann Kasimir, gestützt auf die von den Geistlichen erregte katholische Bevölkerung seines Landes, den Feldzug unter günstigeren Aussichten wieder eröffnete u. in Warschau einzog, gestand Karl Gustav dem Kurfürsten im Vertrage zu Marienburg (25. Juni 1656) wesentlich leichtere Lehnsbedingungen zu, wogegen ihn der Kurfürst zu unterstützen versprach. Er führte den Schweden ein Heer von 18,000 Mann mit 30 Geschützen zu. Das vereinigte brandenburgisch-schwedische Heer rückte gegen Warschau u. lieferte daselbst dem polnischen die dreitägige siegreiche Schlacht (18.—20. Juli), welche den Kriegsruhm des jungen brandenburgischen Heeres begründete. F. W. aber, der nicht Willens war, das von ihm herangebildete Heer den Zwecken eines Fremden zu opfern, trennte dasselbe nach dem Siege wieder von demjenigen seines Bundesgenossen, wozu ihm der verheerende Einfall eines polnisch-litthauischen Heeres in Preußen die nächste Veranlassung gab. Karl Gustav erkannte, daß er Brandenburg ohne neue u. größere Zugeständnisse nicht bei dem Bündniß mit Schweden werde halten können, u. schloß deshalb mit dem Kurfürsten den Vertrag zu Labiau (20. Nov. 1656), in welchem er seiner Lehnshoheit über Preußen völlig entsagte. Bald darauf söhnte sich jedoch F. W. ganz unerwartet auch mit Polen aus. Durch die Vermittelung des neu gewählten deutschen Kaisers Leopold I. (1657 bis 1705), der seine Wahl hauptsächlich den Bemühungen des Kurfürsten zu danken hatte, wurde zwischen Brandenburg u. Polen der Vertrag zu Wehlau (19. Sept. 1657) geschlossen, in welchem auch Joh. Kasimir die volle Landeshoheit des Kurfürsten über Preußen anerkannte. In dem darauffolgenden Friedensschluß zu Bromberg (6. Nov. 1657) wurde der Vertrag bestätigt u. außerdem die Herrschaften Bütow u. Lauenburg in Hinterpommern u. Draheim an Brandenburg abgetreten. Um sich vor der Rache der Schweden zu sichern, schloß darauf F. W. (10. Nov. 1657) ein Schutz- u. Trutzbündniß mit Dänemark u. drei Monate später auch ein enges Bündniß mit Kaiser Leopold ab, nahm den Schweden in einem schnellen Feldzuge ganz Schleswig u. Jütland ab, eroberte Fridericia u. ließ einen Theil des Heeres nach Fühnen übersetzen, welcher die Schweden bei Nyborg angriff u. in die Flucht schlug. Inzwischen kam es durch die Vermittlung der anderen Mächte zu Friedensverhandlungen, u. am 3. Mai 1660 wurde im Kloster Oliva bei Danzig der Frieden unterzeichnet, demzufolge Schweden ebenso wie Polen die unbeschränkte Landeshoheit des Kurfürsten über Preußen anerkannte. Zwar verweigerten die preußischen Stände dem neuen Landesherrn Anfangs die Huldigung. Der Kurfürst beugte jedoch bald ihren Widerspruch u. nahm (18. Okt. 1663) im Schlosse zu Königsberg die Huldigung des Adels u. der Städte entgegen.

Dennoch dauerte die Unzufriedenheit noch längere Zeit fort u. wurde durch die Steuerauflagen des Kurfürsten zur Unterhaltung des Heeres noch gesteigert. Der Oberst v. Kalkstein knüpfte sogar im Namen der preuß. Stände Verbindungen mit dem polnischen Reichstage an, wurde

aber verhaftet, wegen Eidbruchs u. Hochverraths zum Tode verurtheilt u. endete auf dem Schaffot.

Zu den auswärtigen Fürsten, welche sich um die Bundesgenossenschaft des Kurfürsten bewarben, gehörte insbesondere Ludwig XIV. von Frankreich, der damals seine Absichten auf Holland gerichtet hatte. F. W. wies jedoch alle Anerbietungen Frankreichs zurück, bot Holland seine Hülfe an u. wußte sogar den Kaiser zu bestimmen, 12,000 Mann Hülfstruppen zu stellen, welche sich mit den Brandenburgern vereinigen sollten. Insgeheim erhielt aber der Befehlshaber des österreichischen Hülfscorps, General Montecuculi, Befehl, sich im Laufe des Jahres in kein Gefecht einzulassen u. den Kurfürsten von allen ernsteren Unternehmungen zurückzuhalten. Als der Kurfürst bei Koblenz den Rhein überschreiten wollte, weigerte Montecuculi sich förmlich, ihm zu folgen; F. W. zog sich darauf mißmuthig nach Westfalen zurück u. knüpfte mit Frankreich Friedensverhandlungen an, welche zum Separatfrieden zu Vossem (bei Löwen in den Niederlanden, 16. Juni 1673) führten. Als indessen die von Frankreich übernommenen Zahlungen ausblieben u. im Febr. 1674 ein franz. Heer verwüstend u. plündernd in die Pfalz eindrang, erklärte der Kurfürst, daß er sich seinen Verpflichtungen als Reichsfürst nicht entziehen werde, u. trat dem zwischen dem Kaiser, Spanien u. Holland abgeschlossenen Bündniß gegen Frankreich bei. Er marschirte mit seinem Heere durch Thüringen geraden Weges auf Straßburg u. überschritt im Okt. daselbst den Rhein, mußte aber, da die Kaiserlichen ihm nicht rechtzeitig u. nachhaltig zu Hülfe kamen, im Januar über den Rhein zurückgehen u. Winterquartiere beziehen. Schon auf dem Marsch in die Winterquartiere erhielt F. W. die Nachricht von dem Einfall der Schweden in die Mark. Dem Drängen Ludwig's XIV. war es gelungen, die Schweden zu diesem Vorgehen zu veranlassen. Nachdem sich der Kurfürst gegenüber dieser neuen Gefahr der Unterstützung der anderen Mächte, insbesondere Hollands, Dänemarks u. des Wiener Hofes, versichert hatte, brach er (im Mai 1675) mit seinem Heere in Eilmärschen auf. Feldmarschall Derfflinger eröffnete am 13. Juni den Feldzug mit Glück. Als bald darauf die Nachricht einlief, daß der Feind von allen Seiten den Rückzug angetreten habe, entschloß sich der Kurfürst, ihn mit seiner Reiterei schleunigst zu verfolgen u. womöglich zur Annahme einer Schlacht zu nöthigen. Am 18. Juni Morgens hatte der Prinz von Hessen-Homburg mit der Vorhut die schwedische Hauptmacht unter Wrangel bei Linum, ½ M. vor dem Städtchen Fehrbellin, erreicht. Obgleich dieselbe 7000 Mann Fußvolk, 4000 Reiter u. 38 Geschütze zählte, während von den Brandenburgern erst 5600 Reiter mit 13 Geschützen zur Stelle waren, drang doch im Kriegsrath die Stimme des Kurfürsten durch, welcher auf sofortigen Angriff bestand. Der Kurfürst setzte sich während der Schlacht persönlich den größten Gefahren aus u. erschien im dichtesten Kampfgewühl, wo er zufolge einer unbeglaubigten Ueberlieferung durch den Opfertod seines treuen Stallmeisters Froben vor den feindlichen Kugeln bewahrt blieb. Um 10 Uhr Morgens war der Sieg entschieden, die schwedische Hauptmacht in voller Flucht nach Fehrbellin; sie hatte gegen 3000 Mann an Todten u. Verwundeten, die Brandenburger nur 500 verloren. Vier Tage darauf stand kein Schwede mehr auf brandenburgischem Boden. Auch in der Folge setzte der Kurfürst den Krieg gegen die Schweden mit Glück fort. Noch im J. 1675 nahm er die Städte Wolgast, Wollin u. Greifenhagen in Vorpommern; 1676 eroberte er Anklam. Schwieriger wurde im J. 1677 die Belagerung u. Einnahme von Stettin, welches sich trotz großer Verluste bis 12. Dez. hielt. Im folgenden Jahre eroberte der Kurfürst Rügen u., nachdem auch Stralsund u. Greifswald sich ergeben, war ganz Pommern in der Gewalt des Kurfürsten. Dennoch war seine Lage noch ernst genug. Während auf der einen Seite die Franzosen sich anschickten, seine westlichen Besitzungen im Kleve'schen anzugreifen, bereiteten die Schweden einen Hauptschlag gegen die östlichen vor. Ein schwedisches Heer überschritt im Nov. 1678 die ostpreußische Grenze u. marschirte auf Memel. Sogleich ließ er den General Görtzke mit 3000 Mann in Eilmärschen nach Preußen aufbrechen, um Königsberg zu decken. Außerdem sammelte er in aller Stille aus den kriegstüchtigsten Mannschaften des letzten Feldzuges ein Heer von 5000 Mann Fußvolk u. 5,500 Reitern unter Derfflinger, welches in Gewaltmärschen von 6—7 Meilen täglich bei tiefem Schnee u. ungewöhnlich strengem Winter bereits zu Anfang des Jan. 1679 Marienwerder erreichte. Schon auf die bloße Nachricht von der Annäherung der Brandenburger hatten die Schweden den Rückzug angetreten. Vom kurfürstlichen Heere verfolgt, eilten die Schweden in voller Auflösung der Grenze zu, aber von dem vorher 16,000 Mann starken Heere erreichten nur 3000 die Grenze. Unterdessen waren die Friedensverhandlungen zwischen Frankreich u. den anderen Mächten ohne Rücksicht auf Brandenburg fortgesetzt worden, u. obgleich die Verbündeten sich verpflichtet hatten, nur gemeinschaftlich über den Frieden zu unterhandeln, war doch (10. Aug. 1678) zu Nymwegen der Friede Frankreichs mit Holland, bald darauf (5. Febr. 1679) auch mit dem Kaiser abgeschlossen worden. Der Kurfürst, welcher die meisten Opfer gebracht u. seine Ansprüche auf ganz Pommern, das er jetzt mit Waffengewalt in seinen Besitz gebracht hatte, beim Friedensschlusse zur Geltung zu bringen hoffte, sah sich von seinen Bundesgenossen im Stiche gelassen u. dadurch genöthigt, unter den bestmöglichen Bedingungen, welche seine Gegner ihm gewähren würden, Frieden zu schließen. So wurde (29. Juni 1679) der Friede zu St. Germain en Laye zwischen Brandenburg einerseits, Frankreich u. Schweden andererseits abgeschlossen, in welchem der Kurfürst seine Eroberungen in Pommern

Nr. 2930. Statue von Friedrich Wilhelm (der Große Kurfürst) auf der Langenbrücke in Berlin (F. W. geb. 16. Febr. 1620, gest. 29. April 1688).

wieder an Schweden herausgeben mußte u. nur einen schmalen Streifen am rechten Oderufer erhielt. Die Franzosen räumten Kleve u. verpflichteten sich zur Zahlung von 300,000 Thalern. Diese Behandlung des Kurfürsten seitens seiner Bundesgenossen erzeugte im Herzen des Kurfürsten tiefe Erbitterung, welcher er auch bei der Unterzeichnung des Friedensdokuments mit dem Virgil'schen Verse Ausdruck gab: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!“ (So möge denn ein Rächer aus unseren Gebeinen erstehen!) Die Mißgunst des Wiener Hofes gegen den schnell aufblühenden Staat F. W.'s zeigte sich bald darauf noch deutlicher, als der Kurfürst sein klares Recht auf das 1623

widerrechtlich eingezogene Herzogthum Jägerndorf, sowie zufolge der Erbverbrüderung des Kurfürsten Joachim II. von Brieg, Liegnitz u. Wohlau (1537) auch auf diese Herzogthümer, da der Mannesstamm der schlesischen Herzöge 1675 erloschen war, zur Sprache brachte. Erst nach langen Verhandlungen kam (im April 1686) ein Vertrag zu Stande, demzufolge der Kurfürst für seine Ansprüche auf die schlesischen Herzogthümer mit dem Schwiebuser Kreise entschädigt wurde u. dafür die Stellung eines Hülfscorps von 8000 Mann gegen die Türken versprach. Insgeheim aber knüpfte der Wiener Hof Verbindungen mit dem Kurprinzen Friedrich an u. überredete denselben, die Herausgabe des Schwiebuser Kreises nach seinem Regierungsantritt zu versprechen, wofür ihm der Kaiser seine Anerkennung als Nachfolger in den sämmtlichen brandenburgischen Landen gegenüber einem vielfach angefochtenen Testamente des Kurfürsten, das auch den Söhnen aus seiner zweiten Ehe Antheile an Land aussetzte, zusicherte. Das brandenburgische Hülfscorps im Türkenkriege hatte an dem Feldzuge des Prinzen Eugen, nam. an der Belagerung u. Erstürmung von Ofen (1686), ruhmvollen Antheil. Die Regierungsthätigkeit des Großen Kurfürsten war auch nach innen eine außerordentlich vielseitige. Wie er in der Gründung u. Unterhaltung eines stehenden Heeres eine wesentliche Bedingung für die zukünftige Entwicklung des brandenburgisch-preußischen Staats erkannte, so suchte er auch durch die Gründung einer Seemacht die Wehrkraft u. Bedeutung desselben zu erhöhen u. den brandenburgischen Handel zu fördern. Zur Anknüpfung von Handelsverbindungen ließ der Kurfürst (1682) ein Geschwader nach der Küste von Guinea segeln. In demselben Jahre wurde zu Pillau eine Handelsgesellschaft unter dem Schutze des Kurfürsten gegründet, um Handel nach den afrikanischen Küsten zu treiben. Die Mißgunst der Holländer hinderte jedoch die Weiterentwicklung der kleinen Kolonie. Für die Erleichterung des Verkehrs im Lande sorgte F. W. durch Verbesserung der Land- u. Wasserstraßen. Im J. 1646 wurde die erste brandenburgische Post eingeführt. Im J. 1668 fand die Eröffnung des auf seinen Antrieb angelegten Müllroser od. Friedrich-Wilhelms-Kanals statt, welcher die Oder mit der Spree verbindet. Zur Hebung der Wissenschaften u. Künste trug er bei durch Gründung von Bücher- u. Kunstsammlungen, aus welchen später die königliche Bibliothek u. die Kunstkammer (jetzt ein Theil des Neuen Museums) sich entwickelten. Zu den Landesuniversitäten zu Frankfurt u. Königsberg kam eine dritte zu Duisburg für die rheinischen Besitzungen hinzu. Die Religionsangelegenheiten, insbesondere der Streit zwischen Reformirten und Lutheranern in seinem Lande, gingen F. W. sehr zu Herzen. Er erließ (im Sept. 1664) eine Verordnung, in welcher er den Geistlichen beider Konfessionen „alles unchristliche Verketzern u. Verlästern, sowie alle Consequenzmacherei" bei Strafe der Amtsentsetzung untersagte. Wie sehr dem Kurfürsten das Interesse seiner Glaubensgenossen am Herzen lag, bewies er auch durch sein Einschreiten zum Schutze der durch die berüchtigten Dragonerbekehrungen unter Ludwig XIV. u. durch die Aufhebung des Edikts von Nantes (1683) aus Frankreich vertriebenen Hugenotten, denen er in seinen Staaten Zufluchtsstätten öffnete. Nahe an 20,000 Verfolgte fanden Schutz u. Aufnahme in den brandenburgischen Landen u. brachten den Segen des Fleißes u. der Gewerbthätigkeit mit. F. W.'s erste Gemahlin war die schöne, kluge u. tugendhafte Luise Henriette von Oranien (bekannt als Dichterin des Liedes: „Jesus meine Zuversicht" u. s. w.). Nach ihrem (18. Juni 1666 erfolgten) Tode vermählte sich der Kurfürst (im Juli 1668) mit der verwittweten Herzogin Dorothea v. Braunschweig-Lüneburg, geb. Prinzessin von Holstein, u. erhielt von ihr noch sieben Kinder. Ein auf Betrieb seiner zweiten Gemahlin niedergesetztes Testament, nach welchem auch ihren Söhnen Erbansprüche zustehen sollten, ward nicht anerkannt. F. W. starb 29. April 1688. Er hinterließ einen Staat von 2013 □M. mit 1½ Mill. E., 2½ Mill. Thaler jährl. Einkünften, einem Staatsschatz von 600,000 Thalern u. einem stehenden Heere von 26,000 Mann.

Friedrich I., erster König von Preußen 1701—13 (als Kurfürst von Brandenburg Friedrich III. seit 1688), Sohn u. Nachfolger des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, dessen Werk er insofern fortführte, als er das Ansehen seines Staates nach außen zu fördern suchte. Geb. 22. Juli 1657 zu Königsberg, sollte er nach dem Willen seines Vaters diesem nur in der Kurwürde folgen, während die übrigen Besitzungen seinen Brüdern zugedacht waren. Diese fand er jedoch bei seinem Regierungsantritt (30. April 1688) mit Apanagen ab u. übernahm die Herrschaft über den gesammten Staat, wie ihn der Große Kurfürst hinterlassen, unter ausdrücklicher Zustimmung des Kaisers. Zum Danke hierfür unterstützte er den Kaiser schon im folgenden Jahre gegen Ludwig XIV., indem er 20,000 Mann zur Reichsarmee stoßen ließ, ebenso 1691 im ungar. Feldzuge. Nachdem die Grenzen seines Landes sich durch mehrere Erbschaften, sowie durch geschickt abgeschlossene Kaufverträge schnell erweitert hatten, ging er eifrig daran, die Erhebung des Hauses Hohenzollern zur Königswürde, einen Lieblingsplan seines Vaters, zur Ausführung zu bringen. Kaiser Leopold selbst war ihm hierzu behülflich; er erkannte den Kurfürsten im sog. Kronentraktat vom 6. Nov. 1700 als König von Preußen an (dieser Name wurde in Anknüpfung an die souveräne, der Reichshoheit nicht unterstellte preuß. Herzogswürde gewählt), bedang sich aber hierfür eine kräftige militärische Unterstützung für den damals bevorstehenden Span. Erbfolgekrieg wie für die folgenden Kriege aus, in die der Kaiser verwickelt werden würde. Die zur Erfüllung dieses Vertrages erforderliche Vermehrung der Streitkräfte u. das erhöhte Gepränge, mit welchem der prunkliebende Monarch sich seit seiner Krönung (18. Jan. 1701) umgab, verlieh dem neuen Königreiche zwar dem Auslande gegenüber einen größeren Nimbus, steigerte aber die Steuerlast in drückender Weise. Verdienste um die Kultur erwarb sich F. durch die Gründung der Universität Halle, sowie durch den Schutz, den er den aus Frankreich vertriebenen Protestanten, ferner Thomasius, Aug. Hermann Francke u. anderen von den orthodoxen Theologen verketzerten Männern gewährte. Er starb 25. Febr. 1713. Vermählt war F. dreimal: mit Elisabeth von Hessen-Kassel (gest. 1683), mit Sophie Charlotte von Hannover (der Mutter Friedrich Wilhelm's I., gest. 1708) u. mit Sophie Luise von Mecklenburg.

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen (1713—48), Sohn König Friedrich's I. u. der Sophie Charlotte von Hannover, geb. 2. Aug. 1688, folgte dem Ersteren 25. Febr. 1713 in der Regierung nach u. richtete, seinen entschieden militärischen Neigungen folgend, von vornherein sein Augenmerk darauf, die Wehrfähigkeit Preußens zu stärken. Allem überflüssigen Glanze abhold, verbannte er den am Hofe eingerissenen Luxus, scheute aber keine Kosten, um sein Heer zu vermehren, Elitetruppen, wie die große Potsdamer Garde, heranzubilden und die Widerstandsfähigkeit des Staates durch Errichtung von Festungsbauten (zu Magdeburg, Stettin, Memel u. s. w.) zu heben. Den Geist strenger Zucht u. Ordnung, der in seiner Umgebung u. im Heere herrschte, übertrug er auch auf die Verwaltung, das Justizwesen u. die Pflege der wirthschaftlichen Interessen. Die Steuerkraft des Volkes hob sich, ohne übermäßig angespannt zu werden (F. W. tilgte nicht nur die von seinem Vater hinterlassene Schuldenlast, sondern hinterließ noch einen Staatsschatz von 9 Mill. Thalern); Ackerbau, Handel u. Gewerbe blühten empor. Weit weniger lag ihm die Förderung von Kunst u. Wissenschaft am Herzen. Der schlichte Mann brachte seine Abende meist in dem sog. Tabakskollegium zu, einer Gesellschaft, die sich in zwangloser Unterhaltung, biertrinkend u. tabakrauchend um den König versammelte. Unter seinen auswärtigen Unternehmungen ist bes. der Krieg mit Schweden (1715—20) zu erwähnen, der ihm den Besitz der Inseln Wollin u. Usedom u. eines großen Theils von Vorpommern einbrachte (Frieden von Stockholm 1. Febr. 1720). F. W., der mit der Prinzessin Sophia Dorothea von Hannover vermählt war, starb 31. Mai 1740. Ihm folgte sein Sohn Friedrich II. (der Große); ein zweiter, dieser Ehe entsprossener Sohn, Prinz August Wilhelm, war der Vater des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II.

Friedrich II., der Große, König von Preußen (1740—86), geb. 24. Jan. 1712, dritter Sohn König Friedrich Wilhelm's I. u. der Sophie Dorothea von Hannover, wurde, da die beiden früher geborenen Söhne dieser Ehe bereits in ihrem ersten Lebensjahre gestorben waren, Thronerbe. Seine erste Erzieherin war eine Französin, Frau von Roccoulles. Mit seinem siebenten Jahre wurden General von Finkenstein u. Oberst von Kalkstein seine Gouverneurs, Duhan de Jandun sein Lehrer. Der Vater ließ es sich mehr angelegen sein, ihn zu einem tüchtigen Soldaten, sparsamen Hauswirth u. guten Christen zu erziehen, als ihm eine hohe wissenschaftliche Bildung zu

Theil werden zu lassen; der Kronprinz aber zeigte frühzeitig Neigung für Musik, Dichtkunst u. Hang zum Putze. Von ungünstigem Einflusse war in dieser Beziehung die Bekanntschaft des üppigen Hoflebens König August's II., welche der Prinz in Begleitung seines Vaters bei einem Besuch in Dresden (1728) machte. Der Mangel an Sparsamkeit auf Seiten des Sohnes, seine Abneigung gegen das steife Militärwesen u. gegen den kirchlichen Zwang führte zu einem unglücklichen Verhältniß zwischen Vater u. Sohn, wodurch diesem ein großer Theil seiner Jugendzeit verbittert wurde. Die harte Behandlung, welche der Prinz von seinem Vater bei einem Besuche des Lustlagers von Mühlberg (1730) erfuhr, weckte in ihm den Plan, sich der Strenge der väterlichen Gewalt durch eine Flucht nach England zu entziehen. Von einem Dorfe unweit Mannheim sollte die Flucht (8. Aug. 1730) ins Werk gesetzt werden; die Leutnants von Katte in Wesel u. von Keith in Berlin waren mit in dem Geheimniß u. hatten ihre Unterstützung zugesagt. Aber der König erhielt durch einen aufgefangenen Brief Kenntniß davon u. ließ den Kronprinzen in Festungshaft nach Küstrin bringen (4. Sept.). Keith war es gelungen, nach England zu entkommen; über Katte verhängte der König, indem er den Spruch des Kriegsgerichts verschärfte, das Todesurtheil. Erst am 21. Nov. wurde der Prinz aus der Haft entlassen u. als jüngster Kriegs- u. Domänenrath bei der neumärkischen Kammer in Küstrin eingeführt. Seine völlige Verzeihung erhielt er erst (im Aug. 1731) bei einem Besuche seines Vaters in Küstrin; im Febr. 1732 wurde F. nach Berlin zurückberufen u. zum Obersten ernannt. Dem Willen seines Vaters gemäß vermählte sich der Kronprinz — obgleich gegen seine Neigung — im Juni 1733 mit Elisabeth Christine, Tochter des Herzogs von Braunschweig-Bevern. Das junge Paar nahm seinen Aufenthalt in Ruppin, wo ein Theil von F.'s Regiment sein Standquartier hatte, übersiedelte jedoch später in das für sie erworbene Rheinsberg, wo F. sich mit einem Kreise von geistvollen Männern, Künstlern u. Gelehrten umgab u. seine Abhandlung „Ueber den gegenwärtigen Zustand des europ. Staatensystems" (1736) sowie seinen „Antimacchiavell" (1740) schrieb.

Am 31. Mai 1740 starb König Friedrich Wilhelm I., nachdem er wenige Stunden vor seinem Tode die Regierung mit voller Souveränetät seinem Nachfolger übertragen hatte. König Friedrich II. übernahm die Regierung mit der festen Absicht, — unabhängig von dem Hause Oesterreich — dem Auslande gegenüber eine selbständige preuß. Politik zu führen. Als Gegenstand derselben konnte er entweder die Erwerbung der rheinischen Länder Jülich u. Berg ins Auge fassen, — wo er jedoch außer dem Widerspruch Oesterreichs auch den Frankreichs zu gewärtigen hatte, — od. er konnte die alten Anrechte seines Hauses auf die schles. Herzogthümer Brieg, Liegnitz, Wohlau u. Jägerndorf zur Geltung bringen. Zur Begründung der letzteren diente ihm eine Erbverbrüderung, welche Kurfürst Joachim II. von Brandenburg 1537 mit dem Herzoge Friedrich II. von Brieg, Liegnitz u. Wohlau geschlossen hatte, wonach beim Aussterben der schles. Herzöge deren Länder an Brandenburg fallen, dagegen beim Aussterben der Hohenzollern die brandenb. Lehngüter der Krone Böhmen (nämlich Kottbus, Peiz, Teupitz, Zossen u. s. w.) an die schles. Herzöge fallen sollten. König Ferdinand von Böhmen hatte als Lehnsherr den Erbvertrag nicht anerkannt, u. als im J. 1675 der schles. Herzogsstamm erlosch, zog Kaiser Leopold I. die böhmischen Lehen in Schlesien ein, ohne auf den Widerspruch Brandenburgs zu achten. Außerdem hatten die Hohenzollern Ansprüche auf das Herzogthum Jägerndorf, welches (seit 1523) durch Kauf an ihr Haus gekommen u. vom Kurfürsten Joachim Friedrich nebst den Herrschaften Beuthen u. Oderberg (1607) seinem jüngeren Sohne Johann Georg mit der Bestimmung übergeben war, daß nach dem Absterben seiner Linie die genannten Länder wieder an Brandenburg zurückfallen sollten. Nachdem jedoch Herzog Johann Georg für seine Unterstützung des Winterkönigs nach der Schlacht am Weißen Berge in die Acht erklärt worden, wurden auch diese Länder als verwirkte Lehen von Oesterreich eingezogen (1621). Zwar ließ Kurfürst Friedrich Wilhelm sich dazu bewegen, für die Abtretung des Schwiebuser Landes (1686) seinen Ansprüchen auf die schles. Herzogthümer zu entsagen; aber noch vor Abschluß dieses Vertrages hatte Oesterreich den damaligen Kurprinzen Friedrich durch gewisse Vorspiegelungen zu dem Versprechen überredet, auch dieses Land nach Antritt seiner Regierung wieder an Oesterreich zurückzugeben. Durch die Wiederherausgabe des Schwiebuser Kreises an Oesterreich (1694) traten mithin die alten brandenburgisch-preuß. Ansprüche auf die schles. Herzogthümer wieder in Kraft.

Die Zeitereignisse schienen F.'s Pläne in Bezug auf Schlesien zu begünstigen. Mit dem am 20. Okt. 1740 erfolgten Tode Kaiser Karl's VI. war der Mannsstamm des Hauses Habsburg erloschen. Obgleich die pragmatische Sanktion Karl's VI., welche die Erbfolge in den österr. Staaten zu Gunsten seiner ältesten Tochter Maria Theresia ordnete, von sämmtlichen Großmächten anerkannt war, traten doch sogleich nach seinem Tode mehrere Bewerber für die österr. Erbschaft auf, in erster Linie Karl Albert, Kurfürst von Bayern, Philipp V. von Spanien u. August III. von Sachsen. Die Verlegenheiten, in welche

Nr. 2931. Friedrich der Große und seine Generale. Originalzeichnung von A. Menzel.

Maria Theresia dadurch gerieth, benutzte F., um seine Ansprüche auf Schlesien geltend zu machen. Hierbei kamen ihm eine kriegstüchtige, schlagfertige Armee von 80,000 Mann u. ein gefüllter Staatsschatz von 9 Millionen Thaler, die sein Vater ihm hinterlassen hatte, zu statten. Ehe noch die übrigen Gegner der Maria Theresia sich zu einem gemeinschaftlichen Handeln geeinigt, rückte bereits F. in Schlesien ein (Dez. 1740) u. hatte in kurzer Zeit das ganze flache Land von Schlesien besetzt. Gleichzeitig ließ er der Maria Theresia eröffnen, daß er geneigt sei, Oesterreich mit seiner ganzen Macht sowie mit Geldmitteln beizustehen u. dem Gemahl der Maria Theresia, dem Großherzog Franz von Lothringen-Toscana, seine Stimme bei der Kaiserwahl zu geben, sobald ihm Schlesien abgetreten würde, auf das er gegründete Ansprüche habe u. das er einstweilen in Verwahrsam nehme. Die Zurückweisung seiner Anerbietungen seitens Maria Theresia hatte den ersten Schlesischen Krieg (1740—42) zur Folge (s. „Preußen, Geschichte"). Durch die Friedensschlüsse zu Breslau und Berlin, welche diesen Krieg beendigten, trat Maria Theresia Nieder- u. Oberschlesien nebst der Grafschaft Glatz mit voller Souveränetät an Preußen ab. Der König benutzte die folgende kurze Friedenszeit, um die Verwaltung der neu erworbenen Provinz nach preuß. Muster zu ordnen. Der Tod des letzten Fürsten von Ostfriesland, Karl Edzard (25. Mai 1744), mit welchem Ländchen schon König Friedrich Wilhelm I. (1732) für den in Rede stehenden Fall belehnt worden war, bot F. Gelegenheit

zu einer Gebietsvergrößerung im Frieden. Unterdessen folgte der König mit Aufmerksamkeit den Begebenheiten des Oesterr. Erbfolgekrieges, in welchem Maria Theresia ihr Erbrecht in den österr. Gesammtstaaten gegen Karl Albert von Bayern (seit 1742 Deutscher Kaiser) u. dessen Verbündete mit Glück vertheidigte. Die Waffenerfolge der Oesterreicher gegen Bayern u. Franzosen, die Unterstützung, welche Maria Theresia von Seiten Englands zu Theil wurde, sowie der Uebertritt Sachsens u. Sardiniens auf Oesterreichs Seite, machten F. für den Besitz von Schlesien besorgt. Außerdem hielt er es im preuß. Interesse begründet, dem gewählten Kaiser Karl VII. gegen Oesterreich, das ihm wegen der bei der Wahl ausgefallenen Kurstimme Böhmens die Anerkennung versagte, beizustehen u. zu verhindern, daß sich die Kaiserkrone auf das Haus Oesterreich vererbe. F. schloß deshalb bereits am 5. Juni 1744 ein Offensivbündniß mit Frankreich, durch welches beide Mächte sich verpflichteten, die Sache Karl's VII. zu vertheidigen u. ihm zum Wiederbesitz seiner Länder zu verhelfen; gleichzeitig wurde der Besitz Schlesiens für Preußen gewährleistet.

Nr 2932. Friedrich der Große in seinem Arbeitszimmer. Originalzeichnung von A. Menzel.

Im Aug. 1744 eröffnete F. den **zweiten Schlesischen Krieg** (1744—45), dessen glückliche Beendigung im Frieden zu Dresden ihm die Bestätigung des Besitzes von Schlesien brachte; dagegen erkannte er den nach Karl's VII. Tode (20. Jan. 1745) gewählten Franz I., den Gemahl der Maria Theresia, als Kaiser an; Sachsen zahlte 1 Mill. Thlr. Kriegskosten. So hatte F. seinen Staat um ein Gebiet von 680 □M. mit 1½ Mill. Einw. vergrößert u. sein Ansehen unter den übrigen Mächten gehoben; aber die siegreiche Bekämpfung des alten Hauses Oesterreich durch einen deutschen Fürsten war etwas so Ungewohntes, das Eintreten Preußens in die Reihe der europ. Mächte so neu u. neiderregend, daß es des ganzen staatsmännischen Genies König F.'s bedurfte, um die für Preußen errungene Stellung zu behaupten u. zu befestigen. Die Kaiserin Maria Theresia aber setzte alle Mittel daran, um das Aufkommen eines Oesterreich ebenbürtigen Staates in Deutschland zu verhindern u. sich wieder in den Besitz von Schlesien zu setzen. Zu diesem Zwecke verbesserte sie das österreich. Heerwesen nach preuß. Vorbilde u. knüpfte bald nach der glücklichen Beendigung des Erbfolgekrieges durch den Frieden zu Aachen (Okt. 1748) durch ihren Minister Graf Kaunitz Unterhandlungen mit anderen Mächten an. Dem geschickten Staatskanzler gelang es, nicht blos Rußland, Schweden u. Sachsen für ein österr. Bündniß zu gewinnen, sondern auch eine Aussöhnung mit dem Kabinet von Versailles zu Stande zu bringen u. Frankreich zum Abschluß eines Defensivbündnisses mit Oesterreich (1. Mai 1756) zu vermögen. F. aber hatte keinen anderen Bundesgenossen als Georg II. von England, welcher mit Frankreich wegen der Kolonien in Nordamerika in Streit gerathen war u. von diesem einen Angriff auf sein deutsches Kurfürstenthum Hannover besorgte. Trotzdem beschloß F., welcher von allen geheimen Unterhandlungen Oesterreichs Kenntniß erhalten, seinen Feinden zuvorzukommen. Er rückte in Sachsen ein, ließ die im Dresdner Archiv vorgefundenen Originalakten von seinem Minister v. Herzberg in einer „Denkschrift über die gefährlichen Anschläge des sächs. u. kaiserlichen Hofes gegen Preußen" zur Rechtfertigung seines Vorgehens veröffentlichen u. begann den **dritten Schlesischen od. Siebenjährigen Krieg** (1756—63).

Nach den mannichfachen Wechselfällen dieses langen Krieges kam es (15. Febr. 1763) zum Frieden zu Hubertsburg, in welchem die früheren Friedensschlüsse zu Breslau, Berlin u. Dresden bestätigt wurden, wogegen F. sich verpflichtete, bei der röm. Königswahl seine Kurstimme dem Erzherzog Josef, dem Sohne Franz' I. u. der Maria Theresia, zu geben. Durch die Ausdauer des Königs im Kampfe gegen die ersten Mächte Europa's u. das Genie, welches er als Feldherr u. Staatsmann dabei entfaltete, durch die Waffenthaten seines Heeres u. die außerordentlichen Leistungen des gesammten preuß. Volkes war Preußen in die Reihe der europ. Großmächte eingetreten, so daß seine Stimme fortan in allen wichtigen politischen Fragen gewürdigt werden mußte. Eine solche Frage wurde (1772) durch die Verwirrungen im polnischen Wahlkönigreiche herbeigeführt, welche den Bürgerkrieg u. die Einmischung Rußlands heraufbeschworen hatten. Die Eifersucht auf Rußland, in dessen Vergrößerungsplänen u. wachsendem Einfluß F. eine Gefahr für das europ. Gleichgewicht erblickte, veranlaßte ihn, mit Rußland u. Oesterreich bezüglich Polens einen Theilungsvertrag zu schließen (5. Aug. 1772), demzufolge Preußen bei der sog. ersten Theilung Polens das poln. Preußen — d. h. den Theil von Preußen, welchen der Deutsche Orden im Thorner Frieden (1466) an Polen hatte abtreten müssen, od. das jetzige Westpreußen mit Ausnahme von Danzig u. Thorn — sowie das Bisthum Ermland in Besitz nahm. — Die Ansprüche, die Oesterreich bei dem Aussterben des Bayern-Wittelsbachischen Hauses 1777 u. dem Uebergang der Erbfolge in Bayern an das Haupt der älteren Wittelsbacher Linie, Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach, auf Niederbayern und Theile der Oberpfalz erhob, veranlaßten F., zu Gunsten des Letzteren Protest zu erheben u. nach erfolglosen Unterhandlungen den **Bayerischen Erbfolgekrieg** (1778 bis 1779) gegen Oesterreich zu beginnen. Das preuß. u. das österr. Heer standen sich in festen Stellungen in Böhmen gegenüber, ohne daß es zu entscheidenden Waffenthaten kam. Die Bemühungen Frankreichs u. die Drohungen Rußlands gegen Oesterreich führten (13. Mai 1779) den Frieden zu Teschen herbei, durch welchen Oesterreich seine Ansprüche fallen ließ u. sich mit dem Gebiete auf dem rechten Ufer des Inn u. der Salza, dem sog. Innviertel begnügte, dafür aber in die Vereinigung von Ansbach u. Bayreuth mit der preuß. Monarchie nach dem Tode des letzten Markgrafen Chr. Friedr. Karl Alexander willigte (sie erfolgte 3. Jan. 1792 noch vor dem Tode des Markgrafen durch Abtretung). Als Kaiser Joseph in dem Wunsche, Bayern an sein Haus zu bringen, in späterer Zeit den kinderlosen Kurfürsten Karl Theodor zu einem Tausche zu überreden suchte, wonach dieser für Bayern die österr. Niederlande unter dem Namen eines Königreichs Burgund erhalten sollte, bewog F. den Erbfolger Karl August von Pfalz-Zweibrücken zum Einspruch gegen diesen Ländertausch u. stiftete 1785 den Deutschen Fürstenbund (s. d.). Der König warf sich dadurch zum Schirmherrn der alten Reichsordnung gegenüber Oesterreich auf u. bezeichnete so die Bahn, auf welcher seine Nachfolger den Einfluß Preußens in Deutschland gegenüber Oesterreich erweitern sollten.

Wie König F. durch seine großen Eigenschaften als Feldherr u. Staatsmann seinen Staat zu einer Macht ersten Ranges erhob, so verstand er es auch als Regent, demselben die festen Grundzüge zu sichern, vermöge deren er sich dauernd auf dieser Höhe erhalten sollte. Die glänzendste Periode seiner Regierungszeit bilden in dieser Beziehung die zehn Friedensjahre zwischen dem zweiten u. dritten Schlesischen Kriege

(1746—56), während deren F., damals im kräftigsten Mannesalter, sich mit staunenswerther Thätigkeit seinem Regentenberufe u. der Fürsorge für das Wohl des Staates widmete. Besondere Sorgfalt verwandte der König auf die Hebung des Ackerbaues. Um geldbedürftigen adligen Grundbesitzern die nöthigen Mittel zur Verwaltung ihrer Güter zu gewähren u. sie vor Verschuldung zu bewahren, führte F. die landschaftlichen Kreditbanken ein. — Einen ähnlichen Zweck erfüllte für den Kaufmannsstand die (1765 errichtete) Königliche Bank zu Berlin, bei welcher der Kaufmann u. Gewerbtreibende gegen mäßige Zinsen Kapitaldarlehne erhalten konnte. Zur Beförderung des überseeischen Handels wurde (1773) die Seehandlungsgesellschaft in Berlin gegründet. Für die Belebung des Verkehrs sorgte F. durch die Anlegung neuer Wasserstraßen u. durch den Hafenbau von Swinemünde (1746). In gleicher Weise begünstigte er die Gewerbthätigkeit u. gab selbst bedeutende Summen zur Beförderung des Gewerbfleißes her. Insbesondere hob sich durch die Errichtung von Spinnschulen in Schlesien die Spinnerei u. Weberei; auch die Wollenmanufaktur u. Tuchfabrikation schwangen sich auf, und die Kattundruckerei, Baumwollspinnerei u. Spitzenklöppelei wurden eingeführt. Um die Industrie des eigenen Landes zu heben, suchte F. die Einführung fremder Erzeugnisse durch hohe Steuern zu erschweren; am höchsten wurden die Luxusartikel versteuert; den Vertrieb des Kaffees u. des Tabaks nahm er als Monopol der Regierung in Anspruch. Um bei der allgemeinen Erschöpfung der Staatskassen die Zölle ergiebiger zu machen, setzte F. unter der Leitung von größtentheils aus Frankreich übernommenen Beamten eine besondere „Generaladministration der Königlichen Gefälle“ ein, welche Einrichtung im Volke unter dem Namen „Regie“ bekannt u. wegen ihrer drückenden Maßregeln sehr verhaßt wurde. — In der Verbesserung der Rechtspflege stand ihm der berühmte Rechtsgelehrte v. Cocceji zur Seite, nach dessen Vorschlägen der Entwurf zu einer neuen Gerichtsordnung ausgearbeitet u. (1748) als Corpus Fridericianum bekannt gemacht wurde. Nach Cocceji's Tode wurde derselbe von dem Großkanzler v. Carmer in Verbindung mit anderen berühmten Justizbeamten nochmals umgearbeitet u. als „Allgemeines Landrecht für die preuß. Staaten“ veröffentlicht. Dasselbe wurde jedoch erst 1794, also 8 Jahre nach dem Tode des Königs, mit Rechtskraft eingeführt. — Wie F. seine Erfolge über die Feinde Preußens vorzugsweise den Waffen verdankte, so glaubte er dieselben auch durch ein kriegstüchtiges Heer am besten sicher zu stellen u. widmete daher bis an das Ende seiner Regierung dem Heerwesen stets eine besondere Sorgfalt. Unter Benutzung der in seinen Kriegen gemachten Erfahrungen sorgte er insbes. für Vermehrung der leichten Truppen durch Errichtung der Husarenregimenter bei der Kavallerie u. der Jäger bei der Infanterie; ebenso führte er die reitende Artillerie ein. Gegen das Ende seiner Regierung belief sich die Armee auf beinahe 200,000 Mann, darunter 40,000 Mann Kavallerie u. 12,000 Mann Artillerie; ihre Unterhaltung kostete dem Staate jährlich 12—13 Millionen Thaler, d. h. mehr als die Hälfte der Gesammteinnahmen des Staates. Für die Ergänzung u. die wissenschaftliche Ausbildung des Offiziercorps sorgte F. durch Vermehrung der Kadettenhäuser sowie durch die Errichtung der Militärakademie u. der Ingenieurschule, für seine verwundeten Krieger durch den Bau des Invalidenhauses zu Berlin. — Das Finanzwesen erhielt F. trotz seiner vielen Kriege durch weise Sparsamkeit in der günstigsten Lage. Nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges hatte er noch 30 Millionen Thaler bereit, um davon die Kosten des nächsten Feldzuges bestreiten zu können. Als er dieser Nothwendigkeit enthoben war, vertheilte er davon mehrere Millionen an die Provinzen, welche am meisten gelitten; auch ließ er das Getreide aus seinen reich gefüllten Magazinen als Saatkorn vertheilen. Er hinterließ einen Staatsschatz von 55 Mill. Thaler mit etwa 20 Millionen jährlicher Einkünfte. — In der Pflege der Wissenschaft und Kunst war F. durch zu geringe Mittel beschränkt; dennoch stellte er alsbald nach dem Antritt seiner Regierung die Akademie der Wissenschaften zu Berlin wieder her u. verschönerte seine Hauptstädte Berlin u. Potsdam durch manche bedeutende Bauwerke, wie das Opernhaus, das Universitätsgebäude, die katholische Kirche u. königliche Bibliothek, die Thürme auf dem Gensdarmenmarkt (jetzigen Schillerplatz), den Dom im Lustgarten, das Neue Palais in Potsdam u. das Schloß Sanssouci. — In religiöser Beziehung sah F. mehr

Nr. 2933. Friedrich der Große als Flötenspieler. Originalzeichnung von A. Menzel.

Nr. 2934. Der „Alte Fritz“ in Berlin. Originalzeichnung von A. Menzel.

auf reine Sitten u. rechtschaffenen Wandel als auf kirchliche Strenggläubigkeit; er war gerecht u. duldsam gegen alle Bekenntnisse u. wollte dem preuß. Volke die Gewissens- u. Religionsfreiheit unverkümmert erhalten. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war die Abschaffung der Folter beim Gerichtsverfahren für den ganzen Umfang der preuß. Staaten. Gleichfalls aus seinem ersten Regierungsjahre schreibt sich der berühmte Erlaß, in welchem die Stelle vorkommt: „Die Religionen müssen alle tolerirt werden u. muß der Fiskal nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch thut; denn hier muß ein Jeder nach seiner Façon selig werden.“ Als protestantischer Fürst gewährte er den aus katholischen Ländern flüchtigen Protestanten in

Nr. 2935. Das Denkmal Friedrich's des Großen zu Berlin.

Preußen Aufnahme u. Schutz; aber auch als Papst Clemens XIV. den Jesuitenorden aufhob (1773), nahm F. keinen Anstand, die Jesuiten in seinen Staaten noch ferner zu dulden, u. ließ die päpstliche Auflösungsbulle nicht verkündigen. — Bei der Bedeutung, die F. als Fürst erlangt hat, werden seine großen Verdienste in anderen, rein menschlichen Lebenskreisen nicht immer genug gewürdigt. Sein kühner, umfassender Geist, sein scharfes, freies Urtheil, seine vielseitige Begabung als Schriftsteller u. Philosoph, als Dichter u. Tonkünstler würden ihm, auch wenn er nicht den Thron eingenommen hätte, für immer einen hervorragenden Platz neben den größten Männern der deutschen Nation sichern. Trotz seiner angestrengten Regierungsthätigkeit fand F. doch Zeit zu einem ausgedehnten u. lebhaften Briefwechsel mit Voltaire, d'Alembert u. A., sowie zu den genußreichen Abenden in Sanssouci, wo er im Kreise von ausgezeichneten gelehrten Männern u. bewährten Freunden Anregung für Geist u. Herz fand. Hier widmete sich F. in Mußestunden seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Flötenspiel, u. komponirte auch selbst Konzertstücke für die Flöte; hier schrieb er seine Werke: „Geschichte meiner Zeit“, „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des brandenburgischen Hauses“, sowie eine große Anzahl kleinerer Schriften u. Gedichte, großentheils politischen u. satirischen Inhalts. Diese Neigungen erhielten ihm aber auch unter den schweren Sorgen seines hohen Berufs die geistige Frische, u. sowie er die Flöte mit in sein Kriegszelt nahm, so fand er selbst nach der Unglücksnacht von Hochkirch den Humor zu seinen satirischen Flugschriften: „Breve des Pabstes an den Mann mit der geweihten Mütze“, worin er mit herbem Spott in kirchenfürstlichem Stile jener Zeit dieses Geschenk des Papstes an Daun verspottet, sowie zu dem „Dankbrief Daun's an den Pabst“ u. „Glückwunschschreiben des Prinzen Soubise an Daun“, welche in ganz Deutschland u. selbst von den Feinden F.'s mit Begierde gelesen wurden. Wenn F. seine meisten Werke in franz. Sprache schrieb u. das Französische in Kunst u. Wissenschaft mit besonderer Vorliebe, das Deutsche mit Geringschätzung behandelte, so lag der Grund dafür theils in der Pedanterie, welche dem deutschen Gelehrtenthum zu jener Zeit noch anhaftete, theils in den Vorurtheilen, welche F. aus der Zeit der Unselbständigkeit u. Armuth der deutschen Nationalliteratur in seiner Jugend auch in die Zeit mit hinübernahm, als für das geistige Leben in Deutschland bereits ein neuer Zeitabschnitt begann, während er selbst dem Grabe entgegenging. F. selbst hatte durch seine Großthaten dem deutschen Nationalgefühl einen mächtigen Aufschwung gegeben. Er erkannte auch, daß die deutsche Literatur einer neuen Entwicklung entgegenging; denn in einer Abhandlung über die deutsche Literatur sagt er unter Anderem: „Erst seit Kurzem haben die gebildeten Männer Muth gewonnen, in ihrer Muttersprache zu schreiben, u. erröthen nicht, Deutsche zu sein. Man sieht, daß in den Geistern sich eine Umwandlung vorbereitet; man hört wieder von dem Ruhme des Volkes sprechen; man bestrebt sich, die Nachbarn zu erreichen; man will sich den Weg zum Parnaß, wie den Weg zur Unsterblichkeit bahnen.“ — In seinen letzten Lebensjahren viel von Gicht u. körperlichen Leiden heimgesucht, starb König F. 17. Aug. 1786. Die Mit- u. Nachwelt hat ihm den Namen „der Große“ u. „der Einzige“ beigelegt, u. Poesie u. bildende Kunst haben gewetteifert, das Andenken des großen Königs der Nachwelt zu überliefern (Reiterstatue in Berlin, Standbild in Breslau, Siegesdenkmal in Leuthen). — Die vollständigste Sammlung seiner Werke gab die Berliner Akademie heraus (30 Bde., Berl. 1846—57). Sein Leben beschrieben Kolb (4 Bde., Lpz. 1828), Kugler (4. Aufl., Lpz. 1856), der Engländer Carlyle (Lond. 1857 fg., deutsch Berl. 1858 fg.) u. A.

Friedrich Wilhelm II., König von Preußen (1786—97), Neffe u. Nachfolger Friedrich's des Großen (Sohn von dessen jüngerem Bruder August Wilhelm), geb. 25. Sept. 1744, begann seine Regierung, die er 1786 antrat, anscheinend im Geiste seines Vorgängers, lenkte aber bald in eine falsche Richtung ein u. überließ die Leitung der Staatsgeschäfte ränkesüchtigen Maitressen u. unfähigen Günstlingen, wie Bischofswerder, Lucchesini u. Wöllner. Das von Letzterem entworfene, pietistische Religionsedikt vom 9. Juli 1788 brach vollständig mit dem System der Duldung u. Gewissensfreiheit, welches Friedrich der Große in seinem Staate einzubürgern gesucht hatte, u. verbreitete viel Unfrieden u. Mißstimmung im Lande. Auch seine auswärtige Politik entbehrte der großen staatsmännischen Gesichtspunkte u. führte zu mancherlei argen Mißgriffen. Ohne hinlängliche Vorbereitung machte er 1792 — infolge des mit Kaiser Leopold II. im Aug. 1791 zu Pillnitz abgeschlossenen Vertrages — gegen die Franz. Revolution Front. Der unglückliche Verlauf des Feldzuges (unter Führung des Herzogs Karl Ferdinand von Braunschweig) nöthigte den König zur Unterzeichnung des nicht sehr ehrenvollen Friedens zu Basel (5. Aug. 1795). Dagegen betheiligte er sich, trotz der freundschaftlichen Erklärungen u. Versprechungen, die er den Polen wiederholt gemacht, mit Rußland u. Oesterreich an der Theilung Polens (1794). Durch freiwillige Abtretung hatte er bereits vorher (1791) die fränk. Fürstenthümer Ansbach u. Bayreuth erworben.

Nr. 2936. Kurfürst Friedrich I.
(geb. 1372, gest. 1440).

Nr. 2938. Kurfürst Friedrich Wilhelm
(geb. 6. Febr. 1620, gest. 29. April 1688).

Nr. 2942. König Friedrich Wilhelm II.
(geb. 25. Sept. 1744, gest. 16. Nov. 1797).

Nr. 2945. Friedrich Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reiches u. von Preußen (geb. 18. Okt. 1831).

Nr. 2940. König Friedrich Wilhelm I.
(geb. 2. Aug. 1688, gest. 31. Mai 1740).

Nr. 2941. König Friedrich II.
(geb. 24. Jan. 1712, gest. 17. Aug. 1786).

Nr. 2943. König Friedrich Wilhelm III.
(geb. 3. Aug. 1770. gest. 7. Juni 1840).

Nr. 2937. Kurfürst Friedrich II.
(geb. 1413, gest. 1470).

Nr. 2939. König Friedrich I.
(geb. 22. Juli 1657, gest. 25. Febr. 1713).

Nr. 2941 König Friedrich Wilhelm IV.
(geb. 15. Okt. 1795, gest. 2. Jan. 1861).

Nr. 2946 Friedrich Karl, Prinz von Preußen
(geb. 20. März 1828).

Durch diese Erweiterungen war das Gebiet des preuß. Staates, als F. W. 16. Nov. 1797 starb, um 2200 □M. gewachsen; desto mehr hatte derselbe an innerem Zusammenhalt, an solider Kraft u. an Ansehen eingebüßt. Aus seiner Ehe mit Luise von Hessen-Darmstadt ging sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm III., hervor.

Friedrich Wilhelm III., König von Preußen (1797—1840), Sohn u. Nachfolger des Vorigen, geb. 3. Aug. 1770, beseitigte bald nach seinem Regierungsantritte die unter seinem Vater eingerissene Günstlingswirthschaft, hob die unter deren Einflusse getroffenen unfreisinnigen u. drückenden Maßregeln auf u. war ehrlich bemüht, den Staat in die vom Großen Kurfürsten u. seinen Nachfolgern betretenen Bahnen zurückzulenken. Da er vor Allem die innere Festigung Preußens anstrebte, so suchte er dem Auslande, u. nam. Frankreich gegenüber, nach Möglichkeit eine friedliche Haltung zu bewahren, wurde aber trotzdem 1806 in einen Krieg mit Napoleon verwickelt, der zur Katastrophe von Jena u. Auerstädt, zur Flucht des Königs nach Memel, zum Einzuge des Franzosenkaisers in Berlin u. — nach den Schlachten bei Eylau u. Friedland — zum Frieden von Tilsit führte (9. Juli 1807). Letzterer kostete Preußen eine Gebietsabtretung von 2700 □M. u. gab den größten Theil der Monarchie auf Jahre hinaus dem Drucke der franz. Okkupation preis. Erst im Dez. 1809 konnte der König wieder nach Berlin zurückkehren. Nur gezwungen ließ er sich 1812 herbei, mit Napoleon ein Schutzbündniß abzuschließen, infolge dessen er das Vorgehen Frankreichs gegen Rußland unterstützen sollte. Kaum war die Kunde von dem für Napoleon ungünstigen Ausgang des Russ. Feldzuges nach Deutschland gedrungen, als er sich von dem Bündniß mit dem Kaiser lossagte u. von Breslau aus, wo er seit dem Anfang des J. 1813 seinen provisorischen Wohnsitz nahm, das Volk zum Freiheitskampfe gegen den Erbfeind unter die Waffen rief (Aufruf „An mein Volk“ 17. März 1813). Der König nahm persönlich am Feldzuge Theil, zog an der Spitze seiner Truppen mit den übrigen verbündeten Fürsten in Paris ein u. erhielt durch die Verhandlungen des Wiener Kongresses u. den Pariser Frieden außer den während des Krieges verloren gegangenen Provinzen mehrere neue wesentliche Gebietserweiterungen zugesprochen. Das innige Bündniß, das er nach der Schlacht bei Waterloo mit den Monarchen von Oesterreich u. Rußland schloß (Heilige Allianz 26. Sept. 1815), sicherte den europ. Frieden auf längere Zeit, wurde aber verhängnißvoll für die Machtstellung u. innere Fortentwicklung Preußens. Die Regierung F. W.'s folgte in allen Hauptpunkten dem reaktionären Zuge der Metternich'schen Politik, erfüllte die Hoffnungen auf eine Einigung Deutschlands nicht, hielt vielmehr die nationalen Regungen als „Demagogenumtriebe“ nieder (s. „Deutschland, Geschichte“) u. gewährte in Preußen selbst statt der versprochenen parlamentarischen Institutionen nur die Errichtung feudaler Provinzialstände (seit 1823). Von hoher Wichtigkeit war jedoch die Gründung des Zollvereins, sehr verdienstlich die Thätigkeit des Königs für die Hebung des Unterrichtswesens (Gründung der Universitäten Berlin u. Bonn). Mit großem Eifer betrieb er ferner das schwierige Werk der protestantischen Union (Verschmelzung der Lutherischen u. Reformirten Kirche) u. Einführung einer neuen Agende. F. W. starb 7. Juni 1840. Seine Ehe mit der durch Seelenadel u. Vaterlandsliebe ausgezeichneten Prinzessin Luise von Mecklenburg, der er in treuer Liebe zugethan war (seit 1793), wird als das Muster einer Fürstenehe geschildert. Aus ihr gingen hervor: die nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm IV. u. Wilhelm I. (jetziger deutscher Kaiser). Nachdem die Königin Luise 19. Juli 1810 gestorben war, ging der König 9. Nov. 1834 eine morganatische Ehe mit der zur Fürstin von Liegnitz erhobenen Gräfin Auguste von Harrach ein.

Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen (1840—61), geb. 15. Okt. 1795, erhielt unter der Leitung seiner Mutter, der trefflichen Königin Luise, eine sorgfältige, seiner Begabung u. seinen wissenschaftlichen u. künstlerischen Neigungen entsprechende Erziehung, nahm persönlich am Freiheitskampfe gegen Frankreich Theil u. leitete später die Verhandlungen, aus denen die Ständeverfassung von 1823 hervorging (s. „Friedrich Wilhelm III.“). Schon bei dieser Gelegenheit trat seine Vorliebe für das Mittelalter hervor, die durch seine künstlerischen Beschäftigungen, durch seine Sympathie für die romantische Richtung in der Literatur Nahrung erhielt u. für die Entwicklung seines Staates u. des deutschen Vaterlandes verderblich werden sollte. Nachdem er 7. Juni 1840 die Regierung angetreten hatte, schlug er zwar in seinen ersten Kundgebungen u. Maßregeln einen entschieden nationalen Ton an, zeigte aber nur zu bald, daß er die Wiederbelebung des germanischen Volksthums nur im Sinne einer rückläufigen, von den Ideen moderner Staatsentwicklung völlig abgewandten Bewegung verstanden wissen wollte. Wohl sah er sich 1847 genöthigt, dem immer dringender gewordenen Verlangen nach Einführung der längst versprochenen ständischen Verfassung nachzugeben; doch erklärte er 11. April 1847 bei der Eröffnung des „Vereinigten Landtages“, daß er dem Konstitutionalismus keine Berechtigung zuerkennen, das Recht des Königthums, an leitender Stelle u. persönlich in die Staatsgeschäfte einzugreifen, nicht aufgeben könne. In diesem Widerstande gegen die Zeitströmung verharrte er bis zur Revolution des J. 1848, die ihn zu zeitweiligem Eingehen auf die Forderungen der Demokratie u. zur Entfaltung der deutschen Trikolore zwang (mit welcher der König selbst 21. März 1848 die Straßen von Berlin durchritt). Doch kaum begann sich die Bewegung wieder zu verlaufen, als er wieder in die alten Bahnen einlenkte, der Verkündigung u. Ausführung der vom Frankfurter Parlament berathenen Reichsverfassung Hindernisse entgegensetzte u. die ihm angebotene deutsche Kaiserkrone ablehnte. Nach dem Scheitern des Radowitz'schen Unionsprojekts wurde trotz der 5. Dez. 1848 erlassenen, 31. Jan. 1850 revidirten Verfassung unter scheinbar konstitutionellen Formen das persönliche Regiment des Königs in Preußen wieder eingeführt, welches nun mit Oesterreich gemeinsam den alten Bund wieder herstellte u. der Reaktion in ganz Deutschland zum Siege verhalf (s. „Deutschland, Geschichte“). Nachdem F. W. im Sommer 1857 infolge schwerer Erkrankung die Regentschaft auf seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, hatte übertragen müssen, starb er 2. Jan. 1861 zu Sanssouci. Da seine Ehe mit der Prinzessin Elisabeth von Bayern (seit 29. Nov. 1823, gest. 15. Dez. 1873) kinderlos geblieben, so folgte ihm sein Bruder Wilhelm (I.) in der Regierung nach.

Friedrich Wilhelm, Nikolaus Karl, Kronprinz des Deutschen Reichs u. von Preußen (Sohn des Prinzen u. nachmaligen Königs u. Kaisers Wilhelm I.), geb. 18. Okt. 1831, erhielt eine sehr sorgfältige u. vielseitige Erziehung, nahm 1864 am Schleswig-Holsteinischen Kriege Theil u. wurde 1866 beim Beginn des Preußisch-österr. Krieges an die Spitze der zweiten Preuß. Armee gestellt, mit welcher er 28. Juni bei Nachod u. Trautenau, am folgenden Tage bei Skalitz u. Schweinschädel siegte u. 3. Juli durch rechtzeitiges Eingreifen in den Kampf den Ausschlag zum Siege bei Königgrätz gab. Noch größeren Ruhm erntete er im Deutsch-franz. Kriege, in welchem er den Oberbefehl über die III. Armee führte u. die glänzende Reihe der deutschen Triumphe durch die Siege bei Weißenburg (4. Aug. 1870) u. Wörth (6. Aug.) eröffnete. Nachdem er sich dann in Verbindung mit der Maasarmee zwischen Bazaine u. den zu dessen Entsatz herbeieilenden Marschall Mac Mahon geschoben, wurde Letzterer 1. Sept. von den Armeen der Kronprinzen von Preußen u. Sachsen (Albert) unter dem Oberbefehl des Königs Wilhelm bei Sedan geschlagen, in diese Festung eingeschlossen u. zur Kapitulation gezwungen. Hierauf trat F. W. mit seiner Armee den Vormarsch auf Paris an u. sicherte durch die siegreichen Gefechte bei Villeneuve u. Montrouge (19. Sept.) die Cernirung der Weltstadt. Am 28. Okt. ward er — zugleich mit seinem Vetter, dem Prinzen Friedrich Karl — vom König zum Generalfeldmarschall ernannt. Seit der Erhebung seines Vaters zum Deutschen Kaiser (18. Jan. 1871) führt der im Heere wie im Volke, in Nord- u. Süddeutschland allgemein beliebte Prinz den Titel eines Kronprinzen des Deutschen Reiches. Vermählt ist er seit 25. Jan. 1858 mit der Prinzeß-Royal Victoria (der Tochter der engl. Königin gleichen Namens).

Friedrich Karl Nikolaus, Prinz von Preußen, Generalfeldmarschall, geb. 20. März 1828, einziger Sohn des Prinzen Karl, Bruders des jetzigen Kaisers Wilhelm u. der Prinzessin Marie Luise Alexandrine von Sachsen-Weimar (einer Schwester der Kaiserin), zeigte von Jugend auf besondere Neigung für das Kriegswesen. Mit seinem sechzehnten Jahre wurde er der Erziehung des Hauptmanns v. Roon (des späteren Kriegsministers) übergeben, von dem er insbesondere in den Kriegswissenschaften u. in der Geographie unterrichtet wurde. Im J. 1848 wohnte er im Stabe des General v. Wrangel dem Kriege

gegen Dänemark bei. Im folgenden Jahre machte der Prinz, der inzwischen zum Major befördert worden war, im Stabe des Prinzen Wilhelm von Preußen den Feldzug in Baden mit. In den nachfolgenden Friedensjahren stieg er allmählig zum Kommandirenden General des III. (brandenburgischen) Armeecorps auf und erwarb sich durch sein freimüthiges Urtheil u. sein ritterliches Auftreten die allgemeinste Anerkennung. Er folgte mit Aufmerksamkeit den Begebenheiten des Orientalischen u. des Oesterreichisch-französischen Krieges u. pflegte seine Ansichten in lithographirten Denkschriften zur Kenntniß der Offiziere gelangen zu lassen. Auf diese Weise kam 1860 eine Schrift unter dem Titel: „Die Kampfweise der Franzosen, militärische Denkschrift von P. F. C.", welche eigentlich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, zur Verbreitung im Buchhandel u. erregte nicht blos in den Kreisen deutscher Offiziere, sondern nam. auch in Frankreich großes Aufsehen. Die Grundsätze, welche der Prinz in derselben aussprach über die Art, wie der Kampfweise der Franzosen von deutschen Truppen entgegenzutreten sei, sollten zehn Jahre später in der Anwendung sich glänzend bewähren. Seit 1861 zum General der Kavallerie befördert, erhielt der Prinz beim Ausbruch des Krieges gegen Dänemark 1864 den Oberbefehl über das kombinirte preuß. Armeecorps, welches auf dem rechten Flügel der Armee operirte u. am 6. Febr. durch den Uebergang über die Schlei bei Arnis die Danewerkstellung auf dem linken Flügel umging. Darauf leitete er die Belagerung u. den Sturm der Düppeler Schanzen (18. April). Nach dem Waffenstillstand erhielt F. K. an Wrangel's Stelle den Oberbefehl der verbündeten Armee u. brachte durch die Eroberung von Alsen sowie durch die Besetzung des Festlandes von Dänemark den Krieg zur Entscheidung. Beim Ausbruch des Krieges 1866 wurde er zum Oberbefehlshaber der ersten Armee ernannt; er erreichte nach mehreren glücklichen Gefechten durch die Schlacht bei Münchengrätz die Vereinigung mit der Elbarmee des General Herwarth von Bittenfeld, siegte (29. Juni) bei Gitschin u. behauptete am 3. Juli in der Schlacht bei Königgrätz so lange das Feld, bis durch das Eintreffen des Kronprinzen die Entscheidung herbeigeführt wurde. Im Kriege 1870 erhielt F. K. den Oberbefehl der zweiten Armee. Er verhinderte durch die Schlacht bei Mars-la-Tour od. Vionville (16. Aug.) den Abmarsch der Armee Bazaine's von Metz auf Paris u. leitete darauf die schwierige u. langwierige Einschließung der franz. Hauptarmee in Metz bis zur Kapitulation Bazaine's (27. Okt.). Nach diesem großen Erfolge zum Feldmarschall ernannt, trat der Prinz mit der zweiten Armee den Vormarsch über Troyes gegen die neugebildete franz. Loirearmee an, der er nach einer dreitägigen siegreichen Schlacht Orleans entriß (4. Dez.). Hierauf ging er gegen die franz. Westarmee vor u. half durch die Schlacht bei Le Mans (12. Jan. 1871) auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes das Ende des Krieges herbeiführen. Nach dem Frieden erhielt der Prinz, der inzwischen auch vom Kaiser Alexander zum russ. Generalfeldmarschall ernannt worden, die dritte Armeeinspektion (VIII., XII., XIV. u. XV. Corps). Durch seine ritterliche Erscheinung u. seine Liebe zum Soldatenthum hat der Prinz sich bei Offizieren u. Soldaten Liebe u. Ansehen in seltenem Grade erworben. — Vermählt ist der Prinz (seit 29. Nov. 1854) mit Marie Anna von Anhalt-Dessau (geb. 14. Sept. 1837).

Friedrich der Gebissene od. mit der gebissenen Wange, auch der Freudige genannt, Markgraf zu Meißen u. Landgraf in Thüringen, ward als zweiter Sohn des thüring. Landgrafen Albrecht des Unartigen 16. Nov. 1257 geboren. Im Trennungsschmerz soll ihn seine Mutter, eine Tochter Kaiser Friedrich's II., welche einem Mordanschlage ihres treulosen Gemahls 24. Juni 1270 durch die Flucht von der Wartburg zu entgehen suchte, in den Backen gebissen haben; daher sein Beiname. Ihn wie seinen Bruder Diezmann nahm der Oheim väterlicherseits, Dietrich der Weise, Markgraf von Meißen u. der Lausitz, zu sich. Im Kriege Albrecht's gegen seine Söhne aus erster Ehe, die er von der Erbfolge ausschloß u. sogar darben ließ, ward F. 1281 gefangen genommen u. in einen Thurm der Wartburg gesperrt; erst nach Jahresfrist ward er gewaltsam befreit. Ein neuer Krieg zwischen dem Vater und seinen Söhnen brach aus, als letztere 1291 von ihrem Vetter, Friedrich dem Stammler, das Meißner- u. das Osterland geerbt hatten; diesmal gerieth Albrecht in Gefangenschaft u. erhielt nur durch Vermittlung Kaiser Rudolf's seine Freiheit wieder. Aus Rache verkaufte er 1293 die ganze Verlassenschaft Friedrich's des Stammlers mit Einschluß von Thüringen um 12,000 Mark an Adolf von Nassau, u. dieser zog im Herbste 1294 gegen die beiden Markgrafen zu Felde, da sich dieselben weigerten, ihm ihre Länder zu übergeben. Nachdem er lange Zeit unglücklich gekämpft, besiegten endlich F. u. Diezmann das feindliche Heer 31. Mai 1307 bei Lucka. Diezmann ward aber Ende Dez. dess. J. ermordet, u. so sah sich F. im Alleinbesitz derjenigen Länder und Landestheile, die den Gegenstand des Kampfes gebildet hatten.

Nr. 2147. Friedrich der Gebissene (geb. 16. Nov. 1257, gest. 17. Nov. 1324).

Er vereinigte damit die Reichsstädte Altenburg, Chemnitz u. Zwickau u. ward 1310 von Kaiser Heinrich VII. in allen Besitzungen bestätigt. Im J. 1312 in eine Fehde mit dem Markgrafen Otto von Brandenburg verwickelt u. bei Großenhain gefangen genommen, konnte er sich nur durch Zahlung von 32,000 Mark Silber u. die Abtretung der Niederlausitz loskaufen. F. regierte noch bis 1322, in welchem Jahre er heftig erkrankte u. die Regierung seiner Gemahlin überlassen mußte; er starb zu Eisenach 17. Nov. 1324.

Friedrich I. od. der Streitbare, erster Herzog von Sachsen aus dem Hause Wettin u. erster Kurfürst, ältester Sohn des Land- u. Markgrafen Friedrich II. od. des Strengen v. Meißen, geb. zu Altenburg 29. März 1369, erhielt 13. Nov. 1382 bei der zu Chemnitz vorgenommenen Theilung der wettin. Länder das Osterland mit der Mark Landsberg, das Pleißnerland, ein Stück des Voigtlandes u. die Pflege Koburg. Nachdem er schon 1388 dem Burggrafen von Nürnberg im deutschen Städtekrieg zur Seite gestanden, unternahm er 1391 mit dem Deutschen Orden einen Zug gegen die Lithauer u. betheiligte sich dann am Kampfe gegen den abgesetzten Kaiser Wenzel. Kaum hatte F. sich 1402 mit Katharina von Braunschweig vermählt, als ihn verschiedene innere Streitigkeiten in Anspruch nahmen, wie nam. die über den Nachlaß seines 1407 kinderlos verstorbenen Oheims Wilhelm. Diese fanden 31. Juli 1410 dadurch ihre Erledigung, daß F. u. sein Bruder Wilhelm den nördlichen, ihr Vetter Friedrich der Friedfertige von Thüringen dagegen den südl. Theil Meißens erhielt. Aus Anerkennung für die thatkräftige Unterstützung, welche F. dem Kaiser Sigismund im Hussitenkriege gewährte, belehnte dieser ihn 1423 mit der erledigten Kur u. dem Herzogthum Sachsen. So stieg F. u. mit ihm sein Land zu einer ungleich höheren politischen Bedeutung empor. Auch erbte er 1425 die Länder seines kinderlos verstorbenen Bruders. Dafür schien aber Kaiser Sigismund die ganze Last des Hussitenkrieges ihm allein aufbürden zu wollen. Von den anderen Reichsfürsten im Stich gelassen, wurden die Sachsen 1425 bei Brür u. 1426 bei Aussig von den Hussiten geschlagen. F. starb 4. Jan. 1428 zu Altenburg. Unter seiner Regierung wurde 1409 die Leipziger Universität gegründet.

Friedrich II. od. der Sanftmüthige, Kurfürst u. Herzog zu Sachsen, Sohn des Vorigen u. nächster Stammvater der Ernestinischen u. Albertinischen Linie, geb. 24. Aug. 1411, regierte seit 1421 zugleich im Namen seiner erbberechtigten Brüder Sigismund, Heinrich u. Wilhelm. Ersterer wurde wegen meuterischer Unternehmungen gegen die Brüder 1437 in Gewahrsam gebracht u. bis an sein Ende (1463) gefangen gehalten. Heinrich starb schon 1435. Mit Wilhelm aber gerieth F. nach dem Tode des kinderlosen Friedrich des Friedfertigen 1445 über die Erbtheilung in Streit, infolge dessen der Bruderkrieg ausbrach. Trotz der versöhnlichen Gesinnung F.'s dauerte derselbe bis 1451, in welchem Jahre ihm das Dazwischentreten des Kaisers ein Ende machte. F. behielt sämmtliche wettinische Lande. Mit Margarethe, einer Schwester Kaiser Friedrich's III., lebte er in glücklicher u. musterhafter Ehe. Er starb 7. Sept. 1464.

Friedrich III. od. der Weise, Kurfürst u. Herzog zu Sachsen, Enkel des Vorigen u. Sohn des Kurfürsten Ernst, geb. zu Torgau 17. Jan. 1463, folgte seinem Vater 1486 in der Kur u. dem Herzogthum Sachsen u. verwaltete die übrigen Ernestinischen Lande gemeinschaftlich mit seinem Bruder Johann dem Beständigen. Im J. 1493 unternahm er eine Reise ins Gelobte Land. Im J. 1502 gründete der den Wissenschaften mit großer Liebe zugethane Fürst die Universität Wittenberg, wie er denn auch, obgleich er sich nicht öffentlich zur lutherischen Lehre bekannte, durch den Schutz, den er Luther angedeihen

Nr. 2948. Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen
geb. 17. Jan 1463 gest. 5. Mai 1525.

ließ, sich wesentlich um die Reformation verdient machte. Zwar führte er dreimal das Reichsvikariat; die ihm nach Maximilian's I. Tode angetragene Kaiserkrone schlug er aber aus. Er starb 5. Mai 1525. Seiner Liebe zur Musik ist die Gründung des ersten deutschen Volksgesangvereins zu verdanken.

Friedrich August I. od. der Gerechte, König von Sachsen, geb. zu Dresden 23. Dez. 1750 als ältester Sohn des Kurfürsten Friedrich Christian, dem er 17. Dez. 1763 unter Vormundschaft seines Oheims, des Prinzen Xaver, folgte. Im J. 1768 übernahm er die Regierung selbständig. Gestützt auf die Ansprüche seiner Mutter auf die Verlassenschaft ihres Bruders, des Kurfürsten von Bayern, nahm er 1778 an der Seite Friedrich's d. Gr. am Bayerischen Erbfolgekriege gegen Oesterreich Theil. Die ihm 1791 angebotene Krone Polens schlug er aus. Nach der Auflösung des Deutschen Reichs verband er sich mit Preußen gegen Frankreich; die Schlacht bei Jena nöthigte ihn jedoch zu Unterhandlungen mit Napoleon I., u. nachdem er (nach dem Posener Frieden, 11. Dez. 1806) den Königstitel angenommen hatte, trat er mit in den Rheinbund ein. Durch den Tilsiter Frieden (1807) erhielt er das Herzogthum Warschau. Im Kriegsjahre 1813 begab sich F. erst nach Plauen i. V., von dort nach Regensburg u. schließlich nach Prag; nach der Schlacht bei Lützen aber mußte er auf Napoleon's Verlangen nach Sachsen zurückkehren. Er blieb diesem bis zur Schlacht bei Leipzig treu, wo seine Truppen zu den Verbündeten übergingen. Er selbst gerieth in Gefangenschaft, wurde zwar wieder freigelassen u. als König wieder eingesetzt, mußte aber auf dem Wiener Kongresse die Hälfte seines Landes an Preußen abtreten. Am 7. Juni 1815 nach Dresden zurückgekehrt, starb er daselbst 5. Mai 1827. Dort u. in Leipzig sind ihm Monumente errichtet.

Friedrich August II., König von Sachsen, ältester Sohn des Prinzen Maximilian u. Neffe Friedrich August's I., geb. 18. Mai 1797, erhielt mit seinen Brüdern Clemens (gest. zu Pisa 4. Jan. 1822) u. Johann (dem späteren König von Sachsen) eine ausgezeichnete Erziehung, erwarb sich gründliche juristische u. staatswissenschaftliche Kenntnisse u. widmete seine Mußezeit der Kunst u. den Naturwissenschaften, insbes. der Botanik (s. die „Flora Marienbadensis, od. Pflanzen- u. Gebirgsarten, gesammelt u. beschrieben von dem Prinzen Friedrich, Mitregenten von Sachsen, u. von J. W. v. Goethe", Prag 1837). Von diesem wissenschaftlichen Interesse getrieben, unternahm er wiederholt größere u. kleinere Reisen. Am 30. Sept. 1830 zum Mitregenten des Königs Anton ernannt, vereinbarte er eine konstitutionelle Verfassung mit den Ständen des Landes u. bahnte die Reorganisation der Justiz u. Verwaltung sowie andere Reformen im Sinne der Neuzeit an. In gleichem Sinne regierte er nach seiner Thronbesteigung (6. Juni 1836) fort, vermochte indeß nicht die stürmische Bewegung der J. 1848 u. 49 von Sachsen fern zu halten. Der mit preuß. Hülfe unterdrückte Maiaufstand zu Dresden (1849) hatte eine heftige Reaktion zur Folge. F. A. verunglückte 9. Aug. 1854 auf einer Reise durch Tirol bei Brennbüchl, wo sein Wagen umstürzte. In Dresden wurde ihm ein Standbild errichtet. Vermählt war F. A. seit 1819 mit der Erzherzogin Karoline von Oesterreich (gest. 22. Mai 1832) u. seit 1833 mit der Prinzessin Maria von Bayern. Beide Ehen blieben kinderlos.

Friedrich I. Wilhelm Karl, König von Württemberg, Sohn des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg aus dessen Ehe mit der hochgebildeten Sophie Dorothea von Brandenburg-Schwedt, geb. zu Treptow (Hinterpommern) 6. Nov. 1754, trat zuerst in preußische, dann in russische Dienste u. wurde in letzteren zum Generalleutnant u. Generalgouverneur von Finnland befördert. Er folgte 23. Dez. 1797 seinem Vater als Herzog v. Württemberg, erhielt 1803 die Kurwürde u. durch den Reichsdeputationshauptschluß eine Entschädigung für den Landverlust am linken Rheinufer (Neu-Württemberg) u. nahm nach seinem Beitritt zum Rheinbunde 1. Jan. 1806 den Königstitel an. Um den durch ihn auf 368 □M. mit 1,400,000 E. gebrachten Staat absolutistisch regieren zu können, hob er 1806 die von ihm beschworene Verfassung auf; nach außen verfolgte der ganz nach franz. Art gebildete Monarch bei entsprechend prunkvoller Hofhaltung eine kostspielige Großmachts-Politik. Die Schlacht bei Leipzig veranlaßte auch ihn, sich den Verbündeten zu nähern, worauf ihm durch den Vertrag von Fulda 6. Nov. 1813 sein Länderkomplex wie seine fürstliche Unabhängigkeit gewährleistet wurde. Dem Deutschen Bunde trat er jedoch erst 1. Sept. 1815 bei. Als er dann durch Ordonnanz wieder eine Verfassung in seinem Lande einführen wollte, ward dieselbe zu seiner Ueberraschung von den Ständen einstimmig verworfen, u. kaum hatte er denselben einen neuen Verfassungsentwurf vorgelegt, als er 30. Okt. 1816 starb.

Friedrich I., der Siegreiche, auch „der böse Fritz" genannt, Kurfürst von der Pfalz, Sohn Ludwig's III. (des Bärtigen), geb. 1. Aug. 1425, übernahm nach seines älteren Bruders, Ludwig's IV. Tode als Vormund des von diesem hinterlassenen unmündigen Sohnes 1449 die Verwaltung des Kurfürstenthums, ließ sich aber, um den Angriffen der fehdelustigen Nachbarn besser begegnen zu können, 1452 von den Ständen des Landes zum selbständigen Regenten auf Lebenszeit erwählen. Kaiser Friedrich III. erklärte ihn jedoch in die Acht u. schickte ein Heer gegen ihn aus. So kam es zum sog. Pfälzer Krieg, in welchem F. seine Gegner bei Seckenheim schlug (1462), so daß F. im Besitz der Regierung blieb. Er ließ das von ihm segensreich regierte Kurfürstenthum ansehnlich vergrößert zurück, als er am 12. Dez. 1476 starb.

Friedrich V. von der Pfalz, König von Böhmen, geb. 1596, folgte seinem Vater, dem Kurfürsten F. IV. von der Pfalz, 1610 in seinen Erblanden nach, wurde 28. Aug. 1619 von den gegen Oesterreich aufgestandenen Böhmen zum König gewählt, büßte aber durch die Schlacht am Weißen Berge (8. Nov. 1620), die einen unglücklichen Ausgang für ihn nahm, die Krone wieder ein, irrte seitdem unstet u. als „Winterkönig" verspottet umher u. starb frühzeitig 19. Nov. 1632 zu Mainz.

Friedrich I. Wilhelm Ludwig, Großherzog von Baden, zweiter Sohn des Großherzogs Leopold aus dessen Ehe mit der Prinzessin Sophie von Schweden, geb. zu Karlsruhe 9. Sept. 1826, erhielt eine sorgfältige Erziehung, studirte seit 1843 in Heidelberg u. Bonn u. ward 21. Febr. 1852 von seinem Vater zum Stellvertreter in der Regierung ernannt. Auch nach dessen Tode (24. April 1852) leitete er statt seines geisteskranken Bruders Ludwig die Regierungsgeschäfte als Prinzregent u. nahm, bevor er sich 20. Sept. 1856 mit der Prinzessin Luise von Preußen, einer Tochter des jetzigen Deutschen Kaisers Wilhelm I., vermählte, 5. Sept. dess. J. den großherzoglichen Titel an. Als Großherzog ließ er einer ausgedehnten Amnestie die Aufhebung des Kriegszustandes folgen, entließ 2. April 1860 die

Nr. 2949. Friedrich I. Wilhelm Ludwig, Großherzog von Baden (geb. 9. Sept. 1826).

Minister, welche 1859 mit dem päpstlichen Stuhle ein diesem günstiges Konkordat abgeschlossen hatten, u. berief ein neues Ministerium aus der liberalen Opposition. Mit demselben trat er, am Rechte des Staates festhaltend, ultramontanen Angriffen energisch entgegen, ordnete aber auch die weltlichen Angelegenheiten derart neu, daß die bureaukratische Vielregiererei dem System der Selbstverwaltung Platz machen mußte, u. gab der neuen Verwaltung den Charakter entschiedener Freisinnigkeit. Auch für die materiellen Interessen Badens ist unter seiner Regierung sehr viel geschehen, so daß unter seiner Leitung Baden das Muster eines deutschen Kleinstaates geworden ist. F. war es auch, welcher die Pflicht der Dynastien u. der Einzelstaaten, dem deutschen Gesammtvaterlande Opfer zu bringen, als einer der Ersten offen anerkannt u. mit nachhaltigem Ernst für die nationale Einigung unter Preußens Führung gewirkt hat. Nur widerwillig nahm er 1866 am Kriege wider Preußen Theil. Desto eifriger erstrebte er dann, nach der Ausscheidung Oesterreichs, die Aufnahme Badens in den Norddeutschen Bund u. war 1870 für das Zustandekommen der deutschen Reichsverfassung thätig.

Friedrich Franz, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin seit 7. März 1842 (geb. 28. Febr. 1823), hat sich mehr durch militär. Vorzüge als durch Hebung der inneren Zustände seines Landes hervorgethan. Nachdem er bereits 1864 als preuß. General der Infanterie ehrenvoll am Schleswig-Holsteinischen Kriege theilgenommen, erhielt er 1866 den Oberbefehl über das bei Leipzig konzentrirte II. preuß. Reservearmeecorps. Im Deutsch-franz. Kriege wurde er an die Spitze des 13. Armeecorps gestellt, mit welchem er 23. Sept. 1870 als Sieger in die Festung Toul einzog. Später übernahm er die Leitung einer neugebildeten Armeeabtheilung, welche die Operationen des

Nr. 2950. Friedrich Franz, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin (geb. 28. Febr. 1823).

Prinzen Friedrich Karl gegen die Loirearmee kräftig unterstützte, den General Chanzy bei Vendôme (15. Dez. 1870) u. Le Mans (12. Jan.) schlug u., den Feind immer weiter an die Küste drängend, bis über Rouen hinaus vorrückte. Nach Beendigung des Krieges wurde F. F. zum Generalinspecteur der zweiten Armeeinspektion u. 1873 zum General-Obersten der Infanterie ernannt.

Friedrich Wilhelm, regierender Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, geb. 17. Okt. 1819, folgte seinem Vater Georg 1860 in der Regierung, die er seitdem mit nur geringen Schwankungen fast durchweg im Sinne der feudalen Partei u. der orthodoxen Theologie führte. Selbst der Eintritt seines Landes in den Norddeutschen Bund (1867) u. in das Deutsche Reich (1870) hatten keine wesentlichen Reformen in der Landesverfassung zur Folge.

Nr. 2951. Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Oels (geb. 9. Okt. 1771, gest. 16. Juni 1815).

Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Oels, geb. 9. Okt. 1771, Sohn des bei Auerstädt tödlich verwundeten, von

Napoleon seines Herzogthums beraubten Feldmarschalls Herzogs Ferdinand v. Braunschweig. Von dem Wunsche beseelt, das Erbe seiner Väter zurückzuerobern, sammelte er während des Oesterreichisch-franz. Krieges 1809 in Schlesien u. Böhmen eine berittene Freischar, welche sich die „Schwarze Schar“ od. die „Schar der Rache“ nannte. Sie war schwarz gekleidet u. trug auf dem Tschako das Zeichen des Todtenkopfes, um anzudeuten, daß sie Pardon weder nehmen noch geben wolle. Durch österreich. u. hessische Hülfstruppen unterstützt, drang F. W. in Sachsen ein, besetzte Dresden, Leipzig u. Meißen, mußte sich aber vor dem sächsischen Corps unter Thielmann zurückziehen u. wandte sich nach Franken, wo er mit Erfolg gegen die Franzosen unter Junot kämpfte. Da er in den Waffenstillstand zu Znaym, den Oesterreich mit Frankreich abschloß, nicht mit einbegriffen war, so mußte er sich nach demselben mit seiner etwa noch 2000 Mann starken Schar von Thüringen aus durch Sachsen, das damalige Königreich Westfalen u. Hannover einen Weg zur Nordseeküste bahnen, um sich von da nach England einzuschiffen. Während der Befreiungskriege kehrte F. wieder in sein Herzogthum zurück u. ordnete die Verwaltung des Landes. Beim Wiederausbruch des Krieges gegen Napoleon führte F. die braunschweigischen Truppen nach den Niederlanden, wo sie zur Armee Wellington's stießen. An ihrer Spitze fand der Herzog in der Schlacht bei Quatrebras (16. Juni 1815) tapfer kämpfend den Tod.

Friedrich Leopold Franz Nikolaus, regierender Herzog von Anhalt, geb. 29. April 1831, nahm 1864 im Stabe seines Schwagers, des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, am Schleswig-Holstein'schen Kriege Theil, wurde zum Generalleutnant ernannt u. machte als solcher den Deutsch-franz. Krieg mit. Im J. 1871 folgte er seinem Vater, dem Herzog Leopold Friedrich, in der Regierung nach.

Friedrich Wilhelm I., Kurfürst von Hessen, geb. 20. Aug. 1802, Sohn des Kurfürsten Wilhelm II., dem er 1847 folgte, nachdem er die Regierung thatsächlich bereits seit 1831 unter dem Namen eines Mitregenten seines Vaters geführt hatte. Das System brutaler Reaktion, das er mit Hülfe des Ministeriums Hassenpflug in seinem Lande einführte, brach zwar unter den Stürmen des J. 1848 zusammen, wurde aber nach der Bewältigung der revolutionären Bewegung in ganz Deutschland 1850 in noch drückenderer Form wieder aufgerichtet. Die Einmischung Preußens zu Gunsten der von F. W. verletzten Verfassung scheiterte an dem Widerstande Oesterreichs u. des Deutschen Bundes. Im J. 1852 schritt der Kurfürst sogar zu einer völligen Aufhebung der Konstitution von 1831 u. beschwor hierdurch einen langwierigen Verfassungsstreit herauf. Seinen Versuchen, die alte Konstitution durch neue oktroyirte Verfassungen zu ersetzen (1853 u. 1860), stellten die Stände hartnäckigen Widerstand entgegen, der jedoch den Kurfürsten zu immer schrofferen Maßregeln reizte. Erst 1862 bewog ihn die drohende Haltung Preußens, welches zwei Armeecorps mobilisirte, zur Wiederherstellung der Verfassung von 1831. Da er sich 1866 beim Ausbruche des Krieges zwischen Preußen u. Oesterreich letzterem anschloß, so wurde er nach dem Einrücken der Preußen in Kurhessen 23. Juni 1866 als Gefangener nach Stettin abgeführt. Aus dieser Haft wurde er zwar später wieder entlassen, doch ging er seines Landes für immer verlustig; dasselbe ward unter Zustimmung Oesterreichs (durch den Prager Frieden) in den preuß. Staat einverleibt. Vermählt ist F. W. seit 1831 morganatisch mit Gertrude Lehmann, einer geschiedenen Offiziersfrau, die von ihm zur Fürstin von Hanau erhoben wurde.

Friedrich Christian August, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Sohn des Herzogs Christian Karl Friedrich August, geb. 6. Juli 1829, erhob nach dem Tode Friedrich's II. von Dänemark Ansprüche auf den Thron von Schleswig-Holstein, wurde hierbei vom Deutschen Bunde unterstützt u. legte sich den Namen Friedrich VIII. bei. Infolge der Intervention Preußens u. Oesterreichs gingen jedoch die Elbherzogthümer in den gemeinsamen Besitz der Großmächte über. Da F. sich weigerte, sich zu den von der preuß. Regierung geforderten Beschränkungen seiner Souveränetät zu verstehen, so faßte jene den Plan einer Annexion Schleswig-Holsteins ins Auge, den Oesterreich jedoch zu durchkreuzen suchte. Der aus diesem Konflikt entstandene Preußisch-österreichische Krieg von 1866 brachte Schleswig-Holstein denn auch endgiltig u. mit Zustimmung Oesterreichs (im Prager Frieden) in die Gewalt Preußens, ohne daß F. sein Erbe jemals thatsächlich angetreten hat.

Friedrich Wilhelm Karl, Prinz der Niederlande, Sohn des Königs Wilhelm I., geb. zu Berlin 28. Febr. 1797, verzichtete 1816 sowol auf seine Ansprüche auf die nassau-oran. Erblande, als auch auf die Nachfolge in Luxemburg, indem er sich durch Domänen in Nordbrabant entschädigen ließ, erhielt den Titel „Prinz der Niederlande“ u. ward Generalkommissär des Kriegsdepartements. Im J. 1829 wurde er zum Admiral erhoben. In der Folge organisirte er das holl. Heer u. leitete die gegen Belgien gerichteten militär. Maßregeln. Als sein Vater abtrat, zog er sich auf längere Zeit ins Privatleben zurück, um sich ganz seiner Familie u. den Künsten des Friedens zu widmen. Später ward er niederl. Feldmarschall u. Admiral der Flotte.

Friedrich, Name folgender 7 Könige von Dänemark: **F. I.**, der Friedliebende, jüngerer Sohn König Christian's I., geb. 3. Sept. 1471, ward nach der Vertreibung Christian's II. 1523 von den dän. Ständen zum König gewählt, hob den Wohlstand des Landes u. begünstigte die Reformation; er starb zu Gottorp 10. Apr. 1533. — **F. II.**, Sohn Christian's III. u. Enkel des Vorigen, geb. 1. Juli 1534, folgte seinem Vater 1559 in der Regierung nach. Er war ein Förderer des Handels u. Ackerbaues, unterwarf die Dithmarsen, führte aber einen erfolglosen Krieg gegen Schweden. Er starb 4. April 1588. — **F. III.**, Sohn Christian's IV. u. Enkel des Vorigen, geb. zu Hadersleben 18. März 1609, war seit 1623 Bischof von Verden u. seit 1635 Erzbischof von Bremen, succedirte 1647 seinem verstorbenen Bruder, dem Kronprinzen Christian, in Schleswig-Holstein, u. wurde 28. Febr. 1648 König von Dänemark u. Norwegen. Er starb zu Kopenhagen 9. Febr. 1670. — **F. IV.**, Sohn Christian's V. u. Enkel des Vorigen, geb. zu Kopenhagen 12. Okt. 1671, bestieg nach seinem Vater 25. Aug. 1699 den Thron, stand bis zum Frieden von Travendal (18. Aug. 1700) mit Aug. II. von Polen u. Peter I. von Rußland im Bündniß gegen Karl XII. von Schweden, erneuerte dasselbe 1709, erhielt durch den Frieden von Friedrichsburg (3. Juli 1720) den gottorp. Antheil von Schleswig u. machte sich durch die Aufhebung der Leibeigenschaft verdient. Er starb zu Odense 12. Okt. 1730. — **F. V.**, Sohn Christian's VI. u. Enkel des Vorigen, geb. 31. März 1723, regierte seit 6. Aug. 1746 kräftig u. im Sinne des damaligen aufgeklärten Despotismus u. starb zu Kopenhagen 14. Jan. 1766. — **F. VI.**, Sohn Christian's VII. u. Enkel des Vorigen, geb. zu Kopenhagen 28. Jan. 1768, ward 14. April 1784 Mitregent seines geistesschwachen Vaters, folgte diesem 13. März 1808 u. starb zu Kopenhagen 3. Dez. 1839. Ihm wurde 1845 auf der Schloßinsel bei Skanderborg ein Denkmal errichtet, obwol die seit 1815 von ihm befolgte innere Politik, im Gegensatz zu seiner früheren, dem Lande wenig Segen gebracht hat. Vgl. Gießing, „Zur Regierungsgeschichte F.'s VI.“ (1855, 2 Bde.). — **F. VII.**, Sohn Christian's VIII., geb. zu Kopenhagen 6. Okt. 1808, succedirte seinem Vater 20. Jan. 1848, worauf bald die Erhebung Schleswig-Holsteins erfolgte, ernannte das sog. Kasinoministerium, berief eine national-dänische Reichsversammlung u. gab die Verfassung vom 5. Juni 1849. Von seinen beiden ersten Gemahlinnen, der Prinzessin Wilhelmine Marie von Dänemark (Tochter Friedrich's VI.) u. der Prinzessin Karoline Charlotte Mariane von Mecklenburg-Strelitz, ließ er sich scheiden; seit 1850 war er morganatisch vermählt mit Luise Rasmussen, die zur Gräfin Danner (s. d.) erhoben wurde. F. starb 15. Nov. 1863 im Schlosse von Glücksburg. Mit ihm erlosch das Haus Oldenburg auf dem dän. Throne.

Friedrich, Andreas, ein deutscher Bildhauer der Gegenwart, der, 1798 zu Rappoltsweiler im Elsaß geb., seine künstlerische Ausbildung in Straßburg begann u. in Wien u. Dresden fortsetzte. 1819 restaurirte er auf Gottfried Schadow's Veranlassung die Bildwerke des Zeughauses in Berlin; dann ging er nach Paris, wo er in Bosio's Atelier arbeitete, u. nach Rom, wo er Thorwaldsen's Schüler wurde. 1826 nach Straßburg zurückgekehrt, fand er vielfache Gelegenheit zu bildnerischer Thätigkeit, sowol in Straßburg selbst wie an anderen Punkten des linken u. rechten Rheinufers. Dahin gehören die Statue Erwin's von Steinbach in Steinbach, die kolossale Statue des Bischofs Wernher (gest. 1029) im Straßburger Münster, die kolossale Statue des Erz-

bischofs Boll (gest. 1836) im Münster zu Freiburg, das Standbild des Dichters Pfeffel in Kolmar. Sein gleichfalls kunstbegabter, durch zierliche Nachbildungen monumentaler Bauten in Elfenbein bekannter Bruder Josef F. starb, 85 Jahre alt, 12. Febr. 1873.

Friedrich, Caspar David, ein talentvoller Künstler, der in der Zeit des verderbten Geschmackes in der Landschaftsmalerei sich Verdienste um die Hebung derselben erwarb. Geb. 1794 zu Greifswald, bildete er sich ohne eigentlichen Lehrer fast nur auf Reisen aus und verbrachte den größten Theil seines Lebens in Dresden, wo er als Prof. an der Kunstakademie 1835 starb. In seinen Bildern herrscht ein tiefer Ernst u. eine gewisse Melancholie, aber dabei durchgehends eine lebendige Empfindung.

Friedrichsd'or, eine preuß. Goldmünze, das goldene Fünfthalerstück, hat in der preuß. Monarchie einen gesetzlichen Werth von 5⅔ Rthlr. Silber. Man prägte diese Münze in ½ u. ¹/₁ u. ²/₁ Stücken.

Friedrichshafen, Hafenstadt u. Haupthandelsplatz am nördlichen Ufer des Bodensees im württembergischen Donaukreise, hat 2827 E. u. ist wegen seiner reizenden Lage berühmt. Von dem Schlosse (dem früheren Kloster Hofen) genießt man eine schöne Aussicht auf den See, dessen südliche Ufer und die Alpenketten im Hintergrunde. F. bildet den Hauptstapelplatz des von Oberschwaben über Rorschach nach der Schweiz u. Italien ausgeführten Getreides. Der frühere Name des Ortes war Buchhorn u. der Ort selbst die Residenz der mächtigen Grafen von Buchhorn, die 1089 ausstarben. Im J. 1802 verlor es die unter Kaiser Rudolf erhaltene Reichsfreiheit, fiel an Bayern u. 1810 an Württemberg, von dessen König, Friedrich I., es mit dem Hafen den jetzigen Namen erhielt u. rasch zur lebhaften Handelsstadt emporwuchs.

Friedrichshall, Saline im Herzogthum Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, an der Kreck. Schon seit 1151 im Betriebe, wurde sie von Hussiten zerstört, u. man fand erst zu Anfang des 18. Jahrh. die Quelle wieder. Das Wasser derselben, das Friedrichshaller Bitterwasser, ist so reich an Bitter- u. Glaubersalz, daß man es zur Gewinnung beider Stoffe benutzt. Hell, klar, farblos u. ohne Geruch, von salzig-bitterem Geschmack, ist es eines der wirksamsten Wässer in Europa u. steht mit Recht in ausgebreitetem Ruf. — Den gleichen Namen führt eine Saline im württemb. Neckarkreise bei Jaxtfeld, die jährl. gegen 10 Mill. kg. Salz erzeugt.

Friedrich-Wilhelmskanal, auch Müllroser Kanal genannt, im Lebuser Kreise des preuß. Regierungsbezirks Frankfurt a. O. Er ist 22,5 km. lang, 15,69 m. breit, 2 m. tief, verbindet mittels 10 Schleußen die Spree mit der Oder u. wurde 1669 vom Großen Kurfürst Friedrich Wilhelm eröffnet u. auch nach demselben benannt. Bei Neubrück aus der Spree tretend, mündet er bei Briesekow in die Oder.

Fries bedeutet in der antiken Baukunst den zwischen dem Architrav u. dem Kranzgesims liegenden Theil des Gebälkes, welcher in der dorischen Ordnung aus den Triglyphen u. Metopen besteht (s. Band II, Tafel XXVIII, Nr. 7), in der ionischen u. korinthischen Ordnung an der glatten Fläche mit Reliefs aus Metall od. Stein geschmückt ist (ebendas. Nr. 8); dann auch im Allgemeinen jedes band- od. streifenförmige Feld, das zur Begrenzung od. Einfassung einer Fläche dient, mag es verziert sein od. nicht; daher auch an den antiken Tempeln der sich oben an der Außenseite der Cellamauern herumziehende, mit Reliefs geschmückte Streifen.

Fries, ein grobes u. starkes, nicht sehr fest geschlagenes u. nur wenig gewalktes Wollenzeug mit langem Haar auf der Oberseite, das glatt u. geköpert aus geringer Landwolle u. groben Kämmlingen gefertigt wird. Zum Einschlag nimmt man gewöhnlich doppelt so starkes Garn als zur Kette. Die Appretur nach dem Rauhen besteht im Bürsten u. Pressen. Die besseren Sorten werden stärker gewalkt und mehr oder weniger geschoren. Coating, Biber, Kalmuck u. Düffel sind verschiedene Arten Fries.

Fries, Elias Magnus, schwed. Botaniker, geb. zu Femsjö im Stifte Weriö 15. Aug. 1794, wurde 1828 Professor der Botanik an der Universität Lund, welche Stellung er 1834 mit einer Professur der Oekonomie u. später der Botanik in Upsala vertauschte; seit 1851 war er auch Direktor des botan. Museums und botan. Gartens an letztgenannter Universität, die er in den Reichsversammlungen von 1844—45 u. 1847—48 als Deputirter vertrat; als Fachgelehrter hat sich F., der in Schweden zuerst die morphologische Behandlung der Botanik einführte, durch seine Forschungen einen Namen erworben. Dieselben sind von ihm in zahlreichen Schriften niedergelegt, von denen zu nennen sind: „Systema mycologicum" (3 Bde., Greifsw. 1821 bis 1829; Suppl. 1830); „Lichenographia Europaea reformata" (Lund u. Greifsw. 1831); „Symbolae ad historiam hieraciorum" (Upſ. 1848), „Summa vegetabilium Scandinaviae" (2 Bde, ebend. 1846—48). In seinem „Herbarium normale" (ebd. 1847 ff.) stellte er Exemplare der seltensten Pflanzen aus ganz Skandinavien zusammen.

Fries, Ernst, ein ausgezeichneter früh verstorbener Landschaftsmaler, der 22. Juni 1801 in Heidelberg geboren ist. Nachdem er den ersten Zeichenunterricht von Rottmann dem Vater genossen, kam er nach Darmstadt u. 1818 auf die Akademie nach München. Von 1823—27 verweilte er in Italien u. erregte damals schon dort durch seine italienischen Landschaften großes Aufsehen. Zurückgekehrt ließ er sich wieder in München, später aber (1831) in Karlsruhe nieder, wo er als Hofmaler bereits 11. Okt. 1833 starb. Er war einer der größten Künstler seines Faches, der mit ernster Liebe u. treuer Ausdauer, wie kaum ein Anderer, die Schönheit der landschaftlichen Formen studirte, so daß man bei der tiefen Poesie der Auffassung u. der Gewissenhaftigkeit der Zeichnung die oft etwas schwerere Farbe leicht verzeiht. — Auch sein viel jüngerer, noch lebender Bruder, Bernhard F., geb. 16. Mai 1820 zu Heidelberg, Anfangs Schüler von Coopmann in Karlsruhe, von 1835—37 der Münchener Akademie, ist ein tüchtiger Landschaftsmaler, der sich die Werke seines Bruders zum Vorbilde nahm u. sich besonders bekannt machte durch einen Cyklus von 40 italienischen Landschaften von echt historischer Auffassung u. edler Einfachheit, wenn auch nicht gleich vollkommenem Kolorit

Fries, Jakob Friedrich, deutscher Philosoph, geb. zu Barby im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg 23. Aug. 1773, studirte in Leipzig u. Jena, ward 1815 Professor der Philosophie u. Elementarmathematik in Heidelberg u. 1816 Professor der theoretischen Philosophie in Jena. Diese Stelle mußte er aber nach dem Wartburgsfeste, der Theilnahme an „demagogischen Umtrieben" verdächtigt, niederlegen u. durfte fortan nur noch Physik u. Mathematik vortragen; er starb zu Jena 10. Aug. 1843. Durch eine analyt. Naturlehre vom menschlichen Geiste (philosophische Anthropologie) erstrebte F. eine Vervollkommnung der kritischen Methode Kant's. Die von diesem auf dem Wege der Spekulation gefundenen Grundformen der Erkenntniß sollten einer psycholog. Begründung u. Zergliederung unterworfen werden. Dieses System des Anthropologismus, welches die Kant'schen Lehren in vielen Punkten selbständig fortbildete, ist eingehend dargelegt in seinem Hauptwerke: „Neue od. anthropologische Kritik der Vernunft" (3 Bde., Heidelb. 1807; 2. Aufl. 1828—31). Von seinen übrigen Schriften sind hervorzuheben: „Philosoph. Rechtslehre" (Jena 1803), „System der Logik" (Heidelb. 1811), „Handbuch der prakt. Philosophie" (2 Bde., Leipzig 1817—32), „Handbuch der psychologischen Anthropologie" (2 Bde., Jena 1820—21; 2. Aufl. 1837—39), „Geschichte der Philosophie, dargestellt nach den Fortschritten ihrer Entwicklung" (2 Bde., Halle 1837—40), „Versuch einer Kritik der Prinzipien der Wahrscheinlichkeitsrechnung" (Braunschw. 1842) und der philosoph. Roman: „Die Lehren der Liebe, des Glaubens u. der Hoffnung" (Heidelb. 1823).

Friesel (Miliaria) ist eine Hautkrankheit, die dadurch entsteht, daß sich die Schweißkanäle mit Schweiß füllen, den sie infolge einer beliebigen Verstopfung ihrer Ausgänge nicht entleeren können. Da die Schweißdrüsen so beschaffen sind, daß sie ein Zurückströmen des Schweißes in den Körper nicht gestatten, so schwellen die Schweißkanäle an u. erheben die Oberhaut ihrer Umgebung zu hirschhornähnlichen Bläschen. Streicht man mit der Hand über dieselben, so platzen sie u. entleeren Schweiß. Zuweilen trocknen die F. auch ein, nachdem ihr wässriger Inhalt abgedunstet ist; in manchen Fällen schuppt sich dann die Oberhaut in ihrer Umgebung ab. Dieselbe kann aber auch zu kleinen Entzündungen angeregt werden, u. man unterscheidet nach diesen Eigenthümlichkeiten nässende F., rothe F., weiße F. u. s. w. Die F. sind übrigens in der Regel nicht selbständige Krankheiten, sondern nur begleitende Erscheinungen anderer Krankheiten (des Typhus u. s. w.) u. haben für die praktische Medizin, auch der geringen Konsequenzen wegen, nur eine nebensächliche Bedeutung.

Friesen, german. Volksstamm an den Küsten u. auf den Inseln der Nordsee, der ursprünglich im heutigen Nordholland zwischen dem Rhein u. der Ems saß u. in den Kämpfen gegen die Römer seine republikanischen Freiheiten bewahrte. Als die Franken nach Südwesten rückten, breiteten sich die F. nach Osten aus u. nahmen auch die Inseln an der Küste Schleswigs ein. Die südwestl. Theile des F.-Volkes kamen zuerst mit Pipin von Heristal 689 in Kampf; sie wurden geschlagen u. theilweise dem Christenthum u. mit diesem dem Bisthum Utrecht gewonnen; sie vereinigten sich allmählig in Dörfern u. Städten u. machten die sumpfigen Wälder ihres

Landes urbar. Karl Martell setzte den Kampf fort, griff sie 737 von der Seeseite an u. verheerte das Land mit Feuer u. Schwert; zu gleicher Zeit verbreiteten auch irische Mönche, unter ihnen vorzüglich Bonifacius (s. d.), die christliche Religion unter den weiter östl. wohnenden Stämmen; doch gelang es erst Karl d. Großen, das Land der F., die sich mit den Sachsen

Nr. 2952. Trachten der alten Friesen (Originalzeichnung von Alb. Kretschmer).
15. Jahrhundert. 16. Jahrhundert. 17. Jahrhundert.

verbunden hatten, dem Frankenreiche einzuverleiben. Im Vertrage zu Verdun (843) wurde es mit den Ländern Lothar's vereinigt; nur die östl. Theile blieben Ludwig dem Deutschen. In den jetzigen holländischen

Nr. 2953. Friesische Trachten (Originalzeichnung von Alb. Kretschmer).
Westfriesen. Ostfriesen. Nordfriesen.

Provinzen Seeland u. Holland verloren die F. zuerst ihre eigenthümliche Verfassung, indem sich dort schon im 10. Jahrh. erbliche Grafschaften entwickelten; zugleich verschmolz ihre Sprache auch mit der niederdeutschen. Der Name Friesland beschränkte sich nunmehr auf die Länder zwischen dem Zuydersee u. der Wesermündung; Ostfriesland wurde das Küstenland zwischen Weser u. Ems, Westfriesland das westl. von der Ems gelegene Gebiet genannt. In letzterem Theile vertheidigten die F. mit Erfolg bis in das 15. Jahrh. ihre Freiheit gegen die Uebergriffe des Bisthums Utrecht, bis dieses das Land von Drenthe bis Gröningen gewann; der übrige Theil unterwarf sich dem Deutschen Reiche u. wurde von Karl V. (1523) zu seinem Burgundischen Erbe geschlagen. In Ostfriesland herrschten einzelne Häuptlinge über freie Bauernschaften; zum Anführer ihres Bundes erhob sich 1430 Edzard Cirtsena, dessen Bruder Alberich 1454 vom deutschen Kaiser als Reichsgraf von Ostfriesland bestätigt wurde u. dessen Geschlecht erst 1744 erlosch. Die friesischen Bewohner des Festlandes haben größtentheils ihre Sprache aufgegeben u. die niederdeutsche angenommen; nur auf einigen Inseln wird dieselbe noch, allerdings auch dort stark mit sächsischen Elementen versetzt, gesprochen (s. „Deutschland, Mundarten").

Friesische Trachten. Die Trachten der alten F. haben sich Jahrhunderte hindurch in den verschiedenen Abzweigungen des Stammes mit geringen Veränderungen erhalten. So finden sich Darstellungen von niedersächsischen Frauentrachten aus dem 15. Jahrh., welche, wie sich im Bilde zeigt, eine große Aehnlichkeit mit der holländischen Friesinnentracht des 17. Jahrh. zeigen, wohingegen in der Brauttracht der Sylterinnen von 1650 mit den kurzen Röcken, der breiten Leibbinde u. der hohen, nach oben breiten Kopfbedeckung schon eine Eigenart in der Bekleidungsweise zu erkennen ist. Die Männer, sofern sie nicht Seeleute waren, sondern die bürgerlichen Geschäfte der Stadt versahen, wichen in ihrer Kleidung wenig von der im Allgemeinen üblichen bürgerlichen Tracht ab; auch dafür zeigen sich im Bilde zwei Belege. Nur das scheint noch erwähnenswerth, daß die Friesen schon damals wie bis in die Neuzeit die rothe Farbe bei ihrer Tracht bevorzugt haben, sowie auch daß die grobstoffigen „friesischen Tücher" schon unter Karl d. Großen bekannt waren. Die heutige Tracht zeigt eine weit größere Mannichfaltigkeit. Hier haben wir es nicht mehr mit dem gesammten Volksstamm der Friesen, sondern mit den Einzelbevölkerungen zu thun, welche dem Stamme der Friesen angehören: zunächst also mit den Bewohnern der Westküste Schleswigs, der davor gelegenen Inseln u. Helgolands, den Nordfriesen, ferner mit den Bewohnern Ostfrieslands u. den Westfriesen in Holland. Von Männertracht ist dabei freilich nicht viel zu sprechen. Nur der Fischer, der Seemann kennzeichnet sich in seiner Standes-

tracht, welche beim Helgoländer gewissermaßen der Trachtentypus des Nordseeschiffers geworden ist, mithin nur eine Berufsart, keine Eigenthümlichkeit eines bestimmten Volksstammes charakterisirt. Diese zeigen sich in der Frauentracht in großer Mannichfaltigkeit. Die Westfriesinnen sind kenntlich durch die zierliche Spitzenhaube, welche im Nacken in einer langen Gardine ausläuft u. über den Schläfen durch zwei Schmuckrosetten gehoben ist, durch das weiße Kantenbrusttuch u. die Schoßjacke, zuweilen auch durch einen längeren Ueberwurf. Es ist die oft u. gern gesehene Tracht der Holländerinnen, die sich in ihrer Originalität immer mit der modernen Tracht vermischt. Die Ostfriesinnen, welche noch die alte Tracht beibehalten haben, sind viel bäurischer gekleidet (kurzer rother Rock, rothes Brusttuch, blaue Strümpfe u. schwere Holzschuhe, auf dem Kopfe das rothe Käppchen, u. über diesem der gelbe Strohhut mit rothen Bändern). Die Nordfriesinnen haben bei gemeinsamer Tracht unter sich wieder viele kleine Unterschiede; jede Insel hat besondere Eigenthümlichkeiten, doch sind im Ganzen das Kopftuch von buntem Stoff, turbanartig gewickelt, das mit Knöpfen u. Ketten besetzte Mieder, die breite Schürze u. das farbig gemusterte Brusttuch, welches im Nacken geknüpft wird, das Charakteristische. Gegen die Einwirkung der rauhen Seeluft bedienen sie sich häufig zur Umhüllung eines Tuches, dessen enge Wickelung um Kopf u. Hals an den russischen Bashlik erinnert.

Friesen, Freiherr Richard von, königl. sächs. Staatsmann, geb. 9. Aug. 1808 zu Thürmsdorf bei Königstein, studirte in Göttingen u. Leipzig, war seit 1835 bei der Kreisdirektion in Leipzig thätig, wurde 1846 vortragender Rath im Ministerium des Innern u. übernahm nach dem Maiaufstande 1849 die selbständige Leitung dieses Ministeriums, die er bis 1852 inne hatte. Im J. 1858 wurde er mit der Verwaltung des Finanzministeriums betraut, mit der er nach dem Abschlusse des Friedens vom 23. Okt. 1866 (bei welchem er die sächs. Regierung als Friedensunterhändler in Berlin vertrat) die Führung der auswärtigen Angelegenheiten verband. In dieser Stellung nahm er als Kommissar an den Berathungen des Norddeutschen Bundesrathes, nach der Aufrichtung des Deutschen Reiches (1871) an denen des Deutschen Bundesrathes Theil. Seit dem Rücktritte des Kultusministers v. Falkenstein (1871) hat er den Vorsitz im sächs. Ministerium.

Friesische Inseln wird jene Reihe von Inseln der Nordsee genannt, welche sich vom Zuydersee bis zum Jahdebusen u. dann an der Westseite Schleswigs parallel mit der Küste hinziehen. Erstere bilden die westfriesischen Inseln u. bestehen aus den zu Holland gehörigen Eilanden: Texel, Vlieland, Ter Schelling, Ameland, Schiermonnikoog, Bosch u. Rottum, sowie aus den hannöver'schen Borkum, Juist, Norderney, Baltrum, Langeroog, Spiekeroog u. dem oldenburgischen Wangeroog. Nur schmale Meeresstraßen trennen die einzelnen Inseln von einander; tritt Ebbe ein, so legt sich der Meeresgrund zwischen den Inseln u. dem Festlande bloß u. die Bewohner von einigen derselben können nach der gegenüberliegenden Küste gehen. Es sind dies Ueberreste des vom Meere verschlungenen Festlandes; sie sind Inseln geworden durch Springfluten, welche die Dünenreihen u. Deiche durchbrochen u. das hinter diesen unter dem Meeresspiegel gelegene Land zum Meeresgrund gemacht haben, der eben nur in der Zeit der Ebbe wieder zum Festlande wird. Aehnlich sind die ostfriesischen Inseln: Nordstrand, Pelworm, Hogbe, Amrom, Föhr, Sylt u. Römö entstanden; auch sie haben ursprünglich einen Theil des Festlandes gebildet. — Die F. J. gehören der norddeutschen Tiefebene an; ihr Boden ist eben u. unfruchtbar. Der Fischfang nährt die Bewohner, die, ursprünglich dem Volke der Friesen (s. d.) angehörig, jetzt sich der niederdeutschen Mundart anbequemt haben. Einige Inseln, wie Norderney, Föhr, Sylt, haben vielbesuchte Seebäder.

Frigg od. **Frigga** (nord. Myth.), Tochter des Joten Fiörgynur, ist die Gattin des Götterkönigs Odin, dem sie Thor, Balder, Braga, Hermode u. Tyr gebar. F. thront mit Odin in Asgard, im Palast Wingolf; sie selbst bewohnt darin den Prunksaal Fensaler, bedient von der lieblichen Fylla, der Hüterin des Schmuckes, von Gna, welche sie zu Göttern u. Menschen mit Botschaften sendet, u. von Hlyn, die im Auftrage ihrer Herrin Unglückliche aus Gefahren errettet. F. schaut in die Tiefen der Zukunft, wie sie auch Balder's (s. d.) Tod voraussah. Sie fährt einher auf goldenem Wagen, vor welchen zwei weiße Katzen gespannt sind. F.'s Rocken nannte man im Norden das Sternbild, welches uns Gürtel des Orion heißt; denn F., die mütterliche Erdgöttin, ist auch Spinnerin u. Weberin, der Flachs ist ihr Geschenk. — Nach der Aussage des tückischen, verleumderischen Loke (s. d.) hätte F. mit Wile u. We, den Brüdern Odin's, unerlaubten Umgang gehabt; auch warf er ihr vor, von einer goldenen Bildsäule Odin's ein Stück gestohlen u. zu ihrem Schmucke verwendet zu haben.

Friktion (lat.), s. v. w. Reibung.

Frimaire (franz., spr. Frimähr), Reifmonat, der dritte Monat nach der in der franz. Revolution aufgestellten Zeitrechnung. Er umfaßte den Zeitabschnitt vom 22. Nov. bis mit 21. Dez.

Frimont (spr. Frimong), Graf Johann Philipp von, österreich. Feldmarschall, geb. 3. Jan. 1759, trat im lothringischen Orte Finstringen 1776 als franz. Emigrant in österreich. Dienste, nahm als Feldmarschallleutnant an den Feldzügen 1812 gegen Rußland, 1814 u. 15 in Italien gegen Murat Theil u. drang von dort 1815 in Südfrankreich bis Lyon vor. 1825 wurde er Feldmarschall u. Oberbefehlshaber in der Lombardei. Er starb 26. Dez. 1831 als Hofkriegsrathspräsident in Wien.

Frischen, das, bezeichnet einige ihrer Natur u. ihrem Zwecke nach verschiedene hüttenmännische Prozesse. So ist z. B. das F. des Eisens wesentlich ein Oxydationsprozeß, durch welchen Kohlenstoff u. einige andere Beimengungen aus dem Roheisen entfernt werden u. letzteres in Schmiedeeisen verwandelt wird; daher **Frischeisen** (vergl. Eisen). Beim F. der Glätte beabsichtigt man deren Umwandlung in metallisches Blei. Beim **Saigerprozeß** besteht das F. in einem Zusammenschmelzen des bleihaltigen Silbers mit Blei; endlich wird auch das Zusammenbringen von geschmolzenem Blei mit geschmolzenem silber- u. kupferhaltigen Roheisen F. genannt.

Nr. 2954. Frigg aus Wägner's „Nordisch-germanische Vorzeit“.

Frische Nehrung, s. „Frisches Haff“.

Frisches Haff, das Wasserbecken, welches den Pregel, die östl. Mündungsarme der Weichsel, u. zwischen diesen Strömen die Passarge aufnimmt, wird von der Ostsee durch die Frische Nehrung, einen 9½ M. langen, etwa ½ M. breiten Landstreifen u. durch die Halbinsel von Pillau getrennt; steht mit derselben nur durch die Straße von Pillau in Verbindung u. gehört zu ⅔ zu Ost-, zu ⅓ zu Westpreußen. Den größten Theil der südl. Küste bildet Ermeland, die nordöstl. Samland. Pillau, der Vorhafen von Königsberg, ist befestigt.

Frischlin, Nikodemus, Philolog u. Dichter in lat. u. deutscher Sprache, wurde 22. Sept. 1547 zu Balingen im Württembergischen geboren, auf dem Tübinger Stift gebildet u. war seit 1568 Lehrer an demselben. Die erste Anerkennung für seine poetischen Schöpfungen erhielt er 1575, wo er während des Reichstages zu Regensburg dem Kaiser Maximilian II. seine Komödie „Rebecca“ vorlas u. dafür zum Poeta laureatus u. später zum Pfalzgrafen ernannt wurde. Zwistigkeiten mit seinen Kollegen u. Verfeindung mit dem Adel, den er durch eine Rede „Das Lob des Landlebens“ beleidigt hatte, bewogen ihn

1582, einen Ruf als Rektor der Schule zu Laibach in Krain anzunehmen. Doch schied er schon nach zwei Jahren aus dieser Stellung wieder aus u. führte nun ein unstetes Schriftstellerleben, bald in Tübingen, bald am Rhein, bald in Sachsen; 1588 war er kurze Zeit Rektor der Braunschweiger Schule, ging dann nach Marburg und wieder an den Rhein. Inzwischen hatte er sich wegen Erbschaftsangelegenheiten mit der württembergischen Regierung überworfen u. diese durch Pasquille gereizt; die Folge war, daß er in Mainz verhaftet u. als Gefangener nach Hohenurach gebracht wurde. Hier im Gefängnisse schrieb F. das Gedicht „Hebrais“ (Straßb. 1599), eine Geschichte der jüdischen Könige. In der Nacht vom 29. auf den 30. Nov. 1590 machte er einen Fluchtversuch, fand aber dabei seinen Tod durch einen Sturz von dem Felsen der Festung. — Als Philolog hat sich F. ausgezeichnet durch Anmerkungen zu den Satiren des Persius sowie zu den „Bucolica“ u. „Georgica“ Virgil's; lat. Uebersetzungen verfaßte er von Kallimaches u. Aristophanes. Seine Tragödien sind von geringem Werthe, von um so größerem dagegen seine zum Theil deutsch gedichteten Komödien, die sich durch lebhaften Witz auszeichnen. Vergl. D. Strauß, „Leben u. Schriften des Dichters u. Philologen N. F.“ (Frankf. a. M. 1856); Strauß hat auch F.'s deutsche Dichtungen, 7 Dramen, herausgegeben (Stuttg. 1857).

Frischling, ein junges Wildschwein.

frisiren (franz.), die Haare kunstmäßig ordnen, kräuseln; daher Frisur, eine kunstgemäß geordnete Haartracht. Friseur ist der Haarkünstler, der das Haar kunstgemäß ordnet, Haarkräusler. — In der Tuchmacherei heißt f. die Haare auf der rechten Seite des Tuches, die zu diesem Zwecke etwas lang gelassen werden, entweder mit der Hand od. der sogen. Frisirmühle zu kleinen Knötchen zusammenreiben; in der Kochkunst: Aepfel u. rübenartige Gemüse künstlich ausschneiden.

Frist (dilatio, dies ad quem), bezeichnet im Prozesse einen Zeitraum, innerhalb dessen eine Prozeßhandlung vorzunehmen ist. Die F. werden entweder durch Vereinbarung der Parteien (kompromissorische F.) od. durch den Richter (richterliche F.) od. ein- für allemal durch das Gesetz bestimmt (gesetzliche od. Nothfristen). Die letzteren zerfallen, je nachdem durch das Gesetz Anfangspunkt u. Dauer od. nur letztere angeordnet ist, in absolute Nothfristen u. relative Nothfristen. Je nachdem die Versäumniß an der Vornahme der Prozeßhandlung während der F. den Verlust eines prozessualischen od. materiellen Rechts (Verlust eines Zeugenbeweismittels, einer Prozeßschrift, des ganzen Anspruches) od. nur eine Strafe od. nur die Verbindlichkeit zur Tragung der vergeblich aufgelaufenen Kosten nach sich zieht, unterscheidet man: peremtorische, Straf- u. dilatorische Fristen. Will man die Nachtheile, mit denen der Ablauf der F. bei Nichtvornahme der gebotenen Prozeßhandlung verbunden sein kann, vermeiden, so hat man, u. zwar rechtzeitig, d. i. jedenfalls vor Ende der Frist, um Fristverlängerung nachzusuchen. Erhält man auf ein Gesuch der Art vom Richter keine Antwort, so darf man nicht annehmen, die erbetene Fristverlängerung sei gewährt, vielmehr gilt dieselbe alsdann als abgelehnt.

Frithjofssage, s. „Fridthiofssage“.

Fritillaria, eine den Liliengewächsen zugehörige Pflanzengattung, die ihren Namen vom lat. fritillus, das Bretspiel, wegen der schachbretähnlichen Zeichnung ihrer Blumenblätter erhalten hat. Ihr Hauptrepräsentant ist die als Kaiserkrone (F. imperialis) bekannte u. beliebte Zierblume, welche aus Persien stammt u. seit dem 16. Jahrh. bei uns eingeführt ist. Sie zeichnet sich aus durch ihr frühzeitiges Erscheinen im Frühling, durch ihren Blätterschopf am Gipfel des Stengels u. die glockenförmigen, zwischen den Blättern herabhängenden Tulpenblumen von durchdringendem Geruch u. mit honigreichen Nektarien im Innern der Blumenblätter. Es giebt neben den gewöhnlichen braunrothen Blumen auch gelbe. An u. für sich ist die Pflanze jedoch eine Giftpflanze. Denn der Honigsaft, welcher gleich Wassertropfen in den weißen Nektarien auftritt, ist brechenerregend, ebenso die Zwiebel; trotzdem kann letztere, ihres Mehlreichthums wegen, im gekochten Zustande genossen werden. Eine zweite Art ist die Schachblume od. das Kibitzei (Fr. Meleagris), mit damenbretartiger Zeichnung auf der gelblichen od. fleischfarbigen Einzelblume. Sie gehört der Flora von Deutschland an, wo sie hier u. da auf Bergwiesen oder in Gebüschen selbst Nordddeutschlands vorkommt. Eine dritte Art ist Fr. Montana vom österreich. Littorale mit grünlichgelber, schachbretartig gewürfelter Einzelblume.

Fritzsche, Christian Friedrich, einer der Vertreter der sogen. historisch-kritischen Theologie, geb. 17. Aug. 1776 zu Nauendorf bei Zeitz, studirte zu Leipzig Theologie und trat 1827 als Professor in die theologische Fakultät zu Halle ein, die damals durch Gesenius u. Wegscheider der blühendste Sitz der rationalistischen Theologie war. Dieser Richtung schließen sich auch die Arbeiten F.'s an, deren bedeutendste neben der Abhandlung über den biblischen Offenbarungsbegriff (Lpz. 1828) das dreibändige Werk über „die Sündlosigkeit Jesu“ ist (Halle 1835—37). Mit seinen Söhnen, Karl Friedr. Aug. (geb. 1801, starb als Professor der Theologie zu Gießen 6. Dez. 1846) u. Otto Fridolin (geb. 1812, Prof. der Theologie zu Zürich), gab er 1838 eine Sammlung akademischer Gelegenheitsschriften heraus, welcher 1846 eine zweite folgte. F. starb 19. Okt. 1850 in Zürich. — Eben so bedeutend, wie seine beiden Brüder, ist als Gelehrter auch der zweitälteste Sohn F.'s, der Philolog Franz Volkmar **F.**, geb. zu Steinbach bei Borna 26. Jan. 1806, seit 1822 ein Schüler des großen Philologen Joh. Gottfr. Hermann zu Leipzig. Nachdem er mehrere Jahre an der Thomasschule zu Leipzig gewirkt, übernahm er 1828 eine Professur in Rostock u. entfaltete dort besonders als Erklärer des Lukian u. Aristophanes eine umfassende Thätigkeit.

frivol, (lat.) eitel, nichtig, leichtfertig, schlüpfrig; **Frivolität,** Tändelei, Leichtfertigkeit, Schlüpfrigkeit.

Nr. 2[illegible]. Friedrich Fröbel geb. 21 April 1782 gest. 21. Juni 1852

Fröbel, Friedrich, der Begründer der deutschen Kindergartenpädagogik, wurde 21. April 1782 zu Oberweißbach in Schwarzburg-Rudolstadt geboren. Zum Landwirth bestimmt, studirte er Anfangs zu Jena Naturwissenschaften u. Cameralia, trat aber nach kurzer Thätigkeit als Sekretär auf einem mecklenburgischen Gute, 1803 in Frankfurt als Lehrer ein u. blieb von nun an seiner Hinneigung zur Pädagogik getreu. Seine Wirksamkeit an Pestalozzi's Institute zu Yverdun (1808 bis 1810) entschied die Richtung seiner Thätigkeit zu Gunsten der Ideen Pestalozzi's. Er studirte nun aufs Neue zu Göttingen u. Berlin, nahm als Lützower an den Befreiungskriegen Theil u. begründete 1816 zu Griesheim bei Stadt-Ilm ein Erziehungsinstitut, welches 1817 nach Keilhau bei Rudolstadt übersiedelte u. noch jetzt in hoher Blüte steht. Er überließ dasselbe jedoch anderen Händen, um in der Schweiz anderweitige Anstalten zu gründen. 1837 nach Deutschland zurückgekehrt, war er unermüdlich für einen Gedanken thätig, in dessen Verwirklichung sein eigentlicher Beruf lag, die Beschäftigung der Kinder vor dem schulpflichtigen Alter. Schon vor seinem Abgang in die Schweiz hatte er zu diesem Behuf einen Kindergarten zu Blankenburg gegründet; nach seiner Rückkehr gelang es ihm, der Idee des belehrenden Spiels in zweckmäßiger Abwechslung trotz verschiedener Anfeindungen allgemeinen Eingang zu verschaffen. F. starb 21. Juni 1852 zu Marienthal bei Liebenstein, wo er eben eine Anstalt zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen errichten wollte. Seine „Gesammelten pädagogischen Schriften“ wurden 1862 u. 63 von Wichard Lange zu

Berlin herausgegeben (Theil I in 2 Bdn., die Selbstbiographie Fröbel's u. die Ideen der Menschenerziehung enthaltend, Theil II die Pädagogik des Kindergartens).

Fröbel, Julius, deutscher Publizist, Neffe des Vorigen, geb. 1806 zu Griesheim, studirte in Jena u. Berlin (unter der Leitung Ritter's u. A. v. Humboldt's) Geographie u. Geologie u. habilitirte sich als Prof. der Mineralogie an der Universität Zürich, ging aber später zur Journalistik über u. gründete ein Literarisches Comptoir, das sich mit dem Verlag u. Vertrieb radikal-demokratischer Flugschriften befaßte. Im J. 1845 nach Deutschland zurückgekehrt u. 1848 ins Frankfurter Parlament gewählt, schloß er sich dort der äußersten Linken an u. ging als deren Vertreter mit Robert Blum nach Wien, wo er gleich jenem verhaftet u. zum Tode verurtheilt, dann aber wider Erwarten begnadigt u. freigelassen wurde. Nachdem er sich hierauf noch am Aufstande in der Pfalz betheiligt, entfloh er nach der Schweiz u. siedelte 1849 nach Amerika über, von wo er erst 1857 nach Europa zurückkehrte. Seit 1862 lebte er als Schriftsteller in Wien, wo er jedoch vergeblich für eine Einigung Deutschlands im Sinn der großdeutschen Partei zu wirken suchte. Nach der Umwälzung des J. 1866 schloß er sich der nationalen Partei an und gründete in München die „Süddeutsche Presse", die entschieden für die preuß. Hegemonie eintrat. Seit 1872 ist er deutscher Konsul in Smyrna. Von seinen früheren Werken sind zu nennen: „System der sozialen Politik" (2 Thle., Manh. 1847) u. „Theorie der Politik" (Wien 1861), von seinen späteren: „Die Wirthschaft des Menschengeschlechts" (Lpz. 1870).

Frobisher (spr. Frohbisch'r), Sir Martin (auch Forbisher), engl. Seefahrer, geb. zu Doncaster in der Grafschaft York, unternahm 1576 eine Seereise zur Auffindung einer nordwestl. Durchfahrt nach China, landete an mehreren Inseln im nördl. Eismeere u. entdeckte die nach ihm benannte **Forbisherstraße,** welche die Davisstraße mit der Hudsonsbai verbindet. Zwei weitere Expeditionen, die in den folgenden Jahren unter seiner Leitung u. mit Unterstützung der engl. Regierung vorgenommen wurden, führten zur Auffindung einiger Länder, deren Identität jedoch jetzt nicht sicher festzustellen ist. Die angeblichen Goldsteine, die er aus jenen Gegenden mit nach England brachte, erwiesen sich als ziemlich werthlose Mineralien. Nachdem er Drake nach Westindien begleitet (1585) u. am Kampf gegen die span. Armada Theil genommen hatte (1588), wurde er 1594 mit einer kleinen Flotte dem König Heinrich IV. von Frankreich zu Hülfe gesandt u. starb an den Wunden, die er in der Seeschlacht bei Brest erhalten, 7. Nov. 1594.

Frohnden od. **Frohnen** bezeichnen Arbeitsleistungen von Menschen allein od. unter Zuhülfenahme ihres Viehes u. ihrer Geräthschaften, die im Interesse des Frohnberechtigten (meist des Gutsherrn) auf dessen Hofe od. Feldern vorgenommen werden. Die Entstehung dieser Verpflichtungen ist sehr verschieden; meist sind sie eine Folge od. ein Ueberbleibsel der Leibeigenschaft u. Gutsunterthänigkeit. Sie wurden eingetheilt in gemessene u. ungemessene, je nachdem sie ein- für allemal bestimmt waren od. im einzelnen Falle von der Entschließung od. Willkür des Frohnberechtigten abhingen. Die F. sind fast überall durch Aufhebung der Leibeigenschaft u. durch die Ablösungsgesetze beseitigt, u. dürfen derartige Verhältnisse auch durch Verträge nicht neu begründet werden.

Frohschammer, Jakob, kathol. Philosoph, geb. 6. Jan. 1821 zu Illkofen an der Donau, studirte in München Philosophie u. kathol. Theologie u. erhielt 1847 die Priesterweihe. 1850 habilitirte er sich in München für Religionsphilosophie u. ward 1854 außerordentlicher Professor der Theologie, 1855 ordentl. Professor der Philosophie daselbst. Seine Hinneigung zu der von Günther vertretenen philosoph. Durchdringung und Klärung der kathol. Kirchenlehre hatte 1854 die päpstliche Verdammung seiner Schrift „Ueber den Ursprung der menschl. Seelen" (München 1854) zur Folge. Charaktervoller, als Günther u. viele andere Anhänger desselben, bat F. zwar um Revision des päpstl. Urtheils, da er sich keines Verstoßes gegen die Kirchenlehre bewußt sei, lehnte aber entschieden die geforderte Unterwerfung ab. Vielmehr fuhr er fort, das Recht freier Forschung für die Philosophie in Anspruch zu nehmen, bes. in der Schrift „Ueber die Freiheit der Wissenschaft" (München 1861), u. gründete sogar in der Zeitschrift „Athenäum" (1862—64) ein Organ für freie katholische Wissenschaft. Dies zog ihm neue Verdammung zu, u. 1863 wurde er sogar vom Erzbischof in seiner Eigenschaft als katholischer Priester suspendirt; den Theologen

ward der Besuch seiner Vorlesungen verboten. An dem Kampfe gegen die Lehren des päpstlichen Syllabus von 1864 u. gegen das Unfehlbarkeitsdogma hat F. sich durch mehrere treffliche Flugschriften betheiligt.

Frohsdorf od. **Froschdorf** (früher Crottendorf), niederösterreich. Dorf mit Schloß u. Park, 7 M. südl. von Wien, Besitzung u. Wohnort des Grafen von Chambord (s. d.), der von hier aus wiederholt unter dem Namen „Heinrich V." Proklamationen an die franz. Nation erließ. Die Verhandlungen, die hier 1873, nachdem eine Aussöhnung des Prätendenten mit den Prinzen von Orleans stattgefunden, zwischen ersterem u. den Vertretern der monarchischen Mehrheit in der Nationalversammlung wegen Uebernahme der Krone seitens des Grafen von Chambord geführt wurden, verliefen resultatlos.

Froissart (spr. Froassahr), Jean, einer der bedeutendsten franz. Schriftsteller des 14. Jahrh., wurde 1337 zu Valenciennes geboren, wo sein Vater das Gewerbe eines Wappenmalers betrieben haben soll. Zum geistlichen Stande bestimmt, beschäftigte sich der Knabe doch lieber mit dem Lesen von Ritterromanen, welche seinem Hange zu glänzendem, abenteuerlichem Leben neue Nahrung boten, und mit dem Abfassen von Liebesgedichten, zu denen eine frühe Liebschaft mit einer vornehmen jungen Dame ihm Stoff u. Anregung gab. Bald verließ er seine Heimat und begab sich nach England an den glänzenden Hof Eduard's III. u. seiner Gemahlin, der vielgefeierten Philippa von Hennegau, wo eine Empfehlung des Grafen von Hennegau ihm gute Aufnahme verschaffte. Von England aus besuchte F. seine Vaterstadt, bei welcher Gelegenheit er mit seiner Jugendgeliebten brach; er verweilte in Avignon, Narbonne, Paris u. kehrte nach Jahresfrist an den engl. Hof zurück, wo ihn Philippa zu ihrem Privatsekretär (Clerk) machte. Hier in England entstanden sein „Maienhof" u. das „Jugendwäldchen", allegorische Liebesgedichte; hauptsächlich aber beschäftigte ihn der Plan zu seinen „Chroniken", einem großartigen zeitgeschichtlichen Werke, unternommen zur Verherrlichung des höfischen Lebens u. der Ritterschaft, zum Beispiel u. Vorbild für kommende Geschlechter. Ebenso begann er aufzuzeichnen, was er an Erzählungen an dem bewegten Hofe vernahm, u. Philippa setzte ihn in den Stand, Länder u. Höfe zu bereisen, um aus eigener Anschauung die Orte u. Menschen kennen zu lernen, von denen er berichten sollte. Von nun an war sein Leben eine stete Wanderschaft im Interesse seines Werkes. Er bereiste Schottland, Flandern, Aquitanien; 1368 begleitete er Eduard's III. zweiten Sohn, den Herzog Lionel von Clarence, zu seiner Vermählung mit Jolante, Galeazzo's II. von Mailand Tochter, u. soll auf dieser Reise mit Petrarca u. Chaucer bekannt geworden sein; von Mailand aus besuchte er Rom, u. in Bologna traf er mit Peter von Lusignan, dem ritterlichen König von Cypern, zusammen, von dem er sich über das Morgenland berichten ließ. Indessen Clarence starb nach wenigen Monaten u. am 14. Aug. 1369 auch Philippa. Nun weilte F. hauptsächlich bei Guido von Blois, am Hofe u. auf den Burgen von Brabant u. Lothringen. Von Guido erhielt er die Pfründe von Lestines, einem Orte in Hennegau, u. begann hier die Ausarbeitung seines Werkes, folgte aber nach wenigen Jahren einem Rufe an den Hof des prachtliebenden u. sangeskundigen Grafen Wenzel von Luxemburg, half diesem bei seinen dichterischen Arbeiten u. vermehrte sie mit seinen

Nr. 2956. Jean Froissart (geb. 1337, gest. um 1400). Nach einem Manuscripte in der Bibliothek zu Amiens.

eigenen Produkten; die Frucht dieser gemeinsamen Thätigkeit war der Roman „Meliador od. der Ritter von der goldenen Sonne“. Nach Wenzel's Tode war F. wieder bei Guido († 1390), der ihm die Stelle eines Schatzmeisters u. Kanonikus zu Chimay in Hennegau verschaffte; 1388 sehen wir ihn auf neuer Wanderung, zuerst in Orthez am Hofe des ritterlichen Grafen Gaston III. Phöbus von Foix, dann an andern Orten, um sich von Augenzeugen über die englisch-franz. Kriege u. die Vorgänge auf der Pyrenäischen Halbinsel berichten zu lassen. 1395 unternahm er noch einmal die Reise nach England zu König Richard II., dem er seine Liebesgedichte überreichte, u. bald nach 1400 scheint er gestorben zu sein. Nach alter Ueberlieferung wurde er in der St. Annakapelle in Chimay begraben. — Von F.'s poetischen Werken sind viele verloren; die erhaltenen sind durchaus im Stile seiner Zeit gehalten, nicht ohne Anmuth, aber leicht, sinnlich u. ohne tiefern Ernst (herausg. von Buchon, Paris 1829). Von größtem Werthe aber sind seine von 1326—1400 reichenden „Chroniques de France, d'Angleterre, d'Ecosse, d'Espagne, de Bretagne“ (herausg. von Buchon, 15 Bde., Par. 1824—26, u. im „Panthéon littéraire“, 3 Bde., Par. 1836), nam. dadurch, daß F. viele der handelnden Personen gekannt, die meisten Orte selbst gesehen hat; nur bei den Partien, die vor seiner Zeit lagen, hielt er sich an die Chroniken seines Landsmannes u. Standesgenossen Jean le Bel, Kanonikus von Lüttich. Freilich richtet er seine Aufmerksamkeit nur auf das, was mit der Ritterschaft in Verbindung gebracht werden konnte; einen andern Maßstab als den der Ritterlichkeit kennt F. nicht. — Eine besonders kostbare Handschrift des Werkes besitzt die Bibliothek in Breslau, bekannt dadurch, daß die Stadt bei der Kapitulation 1806 sich in einem besonderen Artikel ausbedang, diese Handschrift behalten zu dürfen. — (Vgl. Weber, „Jean F. u. seine Zeit“, in Raumer's historischem Taschenbuch, 5. Folge, Jahrg. I.)

Fromentin (spr. Fromangtäng), Eugen, geb. 1819, ein im Fache des orientalischen Sittenbildes höchst bedeutender franz. Maler. Als Schüler des Landschaftsmalers Cabat versteht er es, wie kein Anderer, in seinen Bildern sowol das dumpf hinbrütende wie das thätig angespannte Wesen der Menschen des Orients, andererseits auch den feinen u. leichten Luftton der ihn umgebenden Natur wiederzugeben. Zu seinen besten Bildern gehören eine Audienz bei dem Khalifen (1859), der Hirt in den kabylischen Bergen, ein arabisches Bivuak bei Tagesanbruch (1863) u. s. w. Auch seine literarischen Schilderungen der Wüste sind von leicht poetischer Auffassung.

Frommann, Georg Karl, verdienter Germanist, geb. 31. Dez. 1814 zu Koburg, studirte in Heidelberg u. Berlin klassische u. german. Philologie u. führte sich durch seine kritische Ausgabe von Herbert's von Fritzlar „Liet von Troye“ (Quedlinb. 1837) ehrenvoll in die wissenschaftliche Welt ein. Nachdem er längere Zeit als Lehrer in seiner Vaterstadt thätig gewesen, wurde er 1853 Archivar u. Bibliothekar am germanischen Museum in Nürnberg, 1865 zweiter Vorsteher dieses Museums. Durch seine Arbeiten, die er größtentheils in der von ihm geleiteten Zeitschrift „Die deutschen Mundarten“ (6 Bde., Nürnb. u. Nördl. 1854—59) niederlegte, hat F. sich namhafte Verdienste um die Kenntniß u. wissenschaftliche Bearbeitung der deutschen Mundarten erworben. Derselben Richtung gehören seine Ausgaben von Grübel's u. Weikert's Gedichten (in Nürnberger Mundart) mit Grammatik u. Glossar an. Ferner schrieb er: „Vorschläge zur Revision von Luther's Bibelübersetzung“ (Halle 1862) u. „Das Verhältniß zwischen dem christl. Glauben u. unserer heutigen wissenschaftl. Bildung“ (Petersb. 1865).

Frommel, Karl Ludwig, Landschaftsmaler, Kupferätzer u. Stahlstecher, geb. 29. April 1789 zu Schloß Birkenfeld bei Pforzheim, kam schon 1798 nach Karlsruhe, wo er nach vielen dringenden Bitten es von seinem Vater erlangte, Künstler werden zu dürfen. Nachdem er 4 Jahre lang bei dem Kupferstecher Haldenwang gelernt hatte, ging er 1809 nach Paris u. von da 1813 nach Italien, wo er bis 1817 in lebhaftem Verkehr mit den damals dort lebenden deutschen Malern u. mit den Architekten Gärtner u. Ohlmüller stand. 1818 wurde er als Professor in Karlsruhe angestellt u. gab die seinen Ruf als Kupferstecher begründenden Blätter italienischer Ansichten heraus. Dann erlernte er in Paris u. London die Kunst des Stahlstiches, verbreitete diese auch in Deutschland u. bildete zahlreiche Schüler darin aus. Das größte Verdienst erwarb er sich in seiner Stellung als Direktor der Galerie in Karlsruhe, ein Amt, das er bis zum J. 1858 bekleidete. Hierauf zog er sich in den Ruhestand zurück u. starb am 6. Febr. 1863 in Ispringen bei Pforzheim. Sein nicht mit ihm zu verwechselnder Neffe u. Schüler ist Karl Lindemann-F., geb. 1819 zu Markirch im Elsaß, der sich als Lithograph u. Zeichner, besonders durch seine „Skizzen aus Rom u. seiner Umgebung“, einen Namen gemacht hat.

Fronde (spr. Frongd') hieß die große franz. Oppositionspartei, die während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. einen heftigen Kampf gegen die Regentin Anna u. den mächtigen Premierminister Kardinal Mazarin führte. Die Bewegung war in ihrem Ursprunge durchaus nicht volksthümlich, sondern ging vielmehr von den Prinzen, dem Parlament (dem höchsten Gerichtshofe zu Paris u. den Großen des Reiches aus, die sich durch die gewaltsam durchgreifende Politik Mazarin's in ihren alten Gerechtsamen u. Privilegien bedroht sahen. Am Hofe unterschätzte man Anfangs den Widerstand dieser Partei, deren Treiben man verspottete u. mit dem damals bei der Pariser Straßenjugend so beliebten Schleuderspiel (fronde = Schleuder) verglich. Die Anhänger der Partei acceptirten diese Benennung u. brachten als Parteisymbol Cordons in Form von Schleudern an ihren Hüten an. Mazarin glaubte die Bewegung durch Verhaftung der einflußreichsten Parlamentsmitglieder ersticken zu können, erregte aber durch diese Gewaltmaßregel einen Aufstand (27. Aug. 1648), der die Regierung zur Freilassung der Verhafteten u. zur Einräumung einiger Zugeständnisse an die Opposition zwang. Da jedoch die letztere trotzdem fortgesetzt wurde u. die Unruhe in Paris wuchs, so ließ Mazarin ein Heer vor der Stadt aufstellen, nachdem der Hof sich heimlich entfernt hatte (6. Jan. 1649). Jetzt traten die Prinzen Conti, Longueville, Beaufort u. Orleans, die Herzöge von Bouillon, Vendôme, Nemours u. andere Große offen auf die Seite des Parlaments, welches das Volk zu den Waffen rief. Der Vertrag von Ruel, zu welchem der Hof sich in dieser Zwangslage verstehen mußte (11. März 1649), führte nur zu einem kurzen Waffenstillstand. Mazarin sann nach wie vor auf die Unterdrückung der ihm verhaßten F. u. ließ 18. Jan. 1650 die Prinzen Conti, Condé u. Longueville gefangen nehmen. Dies war das Signal zu einem Aufstande, der nun gleichzeitig an verschiedenen Punkten des Reiches losbrach. Marschall Turenne, der die Führung der aufständischen Truppen übernahm, machte schnelle u. bedeutende Fortschritte, erlitt aber 15. Dez. 1650 bei Rethel eine entscheidende Niederlage. Die drohende Haltung von Paris nöthigte jedoch Mazarin zur Flucht. Die Prinzen wurden auf freien Fuß gesetzt u. statt des vom Parlament verbannten Kardinals übernahm der Prinz von Condé die Führung der Staatsgeschäfte. Dieser wurde aber nunmehr von einem Theile der F. selbst im Stich gelassen u. durch Intriguen gestürzt. Er sammelte in der Provinz ein Heer u. setzte den Widerstand gegen den Hof u. den zu diesem übergetretenen Marschall Turenne selbst dann noch fort, als Ludwig XIV. bereits mündig geworden (7. Sept. 1651) u. den inzwischen zurückgekehrten Mazarin auf das Verlangen der Stadt Paris wieder entfernt hatte. Doch fand er keine Unterstützung u. mußte, als Hochverräther angeklagt, in die Verbannung wandern. Mazarin wurde im Nov. 1652 zurückberufen, u. die meisten Führer der F. unterwarfen sich der Krone, die nur gestärkt aus diesem Kampfe hervorging.

Frondsberg, s. „Frundsberg“.

Fronleichnam, von dem altdeutschen „Fron“, Herr, bedeutet den Leib Christi, sofern er Gegenstand der Anbetung im **Fronleichnamsfest** ist. Da sich nämlich nach katholischer Lehre die Abendmahlshostie durch priesterliche Weihe thatsächlich in den Leib u. das Blut Christi verwandelt, obschon das äußere Ansehen der Hostie dasselbe bleibt, so lag es nahe, der Hostie selbst als dem Leibe Christi göttliche Ehre zu erweisen u. sie durch ein besonderes Fest zu verherrlichen. Dieses soll zuerst in Lüttich 1247 eingeführt worden sein, wurde aber erst 1264 durch Papst Urban IV. im Abendland allgemein angeordnet, 1311 durch Clemens V. zu Vienne bestätigt u. kam seit 1316, verbunden mit feierlichen Prozessionen, überall in Gebrauch. Als Jahrestag des Festes wurde der Donnerstag nach dem Trinitatisfeste festgesetzt. An diesem Tage pflegt die katholische Kirche „zur Beschämung der Ketzer“ u. zur sichtbaren Darstellung der Herrlichkeit der Kirche ihren größten Glanz zu entfalten; den Mittelpunkt des Festes bildet die große Prozession, in welcher das „Allerheiligste“ (die Hostie) von den höchsten Würdenträgern (dem Kardinal, Erzbischof od. Bischof) umhergetragen wird.

Front (vom lat. frons, die Stirne), die Vorderseite sowie bei einem Gebäude die Hauptseite. In der Militärsprache ist F. die dem Feinde zugekehrte vordere Seite einer Truppe, zum Unterschiede von Flanken u. Queue; je nach der Ausdehnung der F. spricht man von Zug-, Compagnie- u. Escadronsfront u. s. w. Im weiteren Sinne nennt man F. auch die dem Feinde zugekehrte Seite einer Gefechtsstellung u. unterscheidet daher Frontalangriffe (gegen die F. der Stellung) u. Flankenangriffe (gegen eine Flanke derselben). Die F. einer Festung umfaßt diejenigen Festungswerke, welche vor einer Seite des den Grundriß bildenden Vielecks gelegen sind.

Frontispice (franz., spr. Frongtispihs) od. Fronton (spr. Frongton), eine den Sims des Hauses überragende Giebelfläche, welche von zwei Dachseiten eines Satteldachs gebildet wird u. gewöhnlich die Mitte der Façade einnimmt; auch übertragen von einem prächtigen Einleitungsschmuck.

Froriep, Friedrich Ludwig v., verdienter Arzt u. medizinischer Schriftsteller. Geb. 15. Juni 1779 zu Erfurt, besuchte er die Gelehrtenschulen zu Bückeburg u. Wetzlar, u. bezog 1796 als Student der Medizin die Universität Jena; später studirte er auch noch in Wien. Nachdem er 1799 die medizin. Doktorwürde erhalten, trat er 1801 in Jena als akademischer Lehrer auf. In demselben Jahre gab er als Frucht seiner durch Gall angeregten phrenologischen Studien seine „Darstellung der neuen, auf Untersuchung der Verrichtungen des Gehirns gegründeten Theorie der Physiognomik des Dr. Gall" heraus. Sein Hauptfach aber war die Geburtshülfe, über welche er ein Lehrbuch schrieb, das 9 Auflagen erlebte. Auf Grund desselben wurde F. 1806 als Prof. nach Halle berufen, woselbst er ein Entbindungshaus einrichtete. F. widmete sich von jetzt ab besonders auch der vergleichenden Anatomie, der Chirurgie sowie der Naturgeschichte, u. gab mit Merkel zusammen die deutsche Bearbeitung von Cuvier's „Vorlesungen über vergleichende Anatomie" heraus. Im J. 1808 als Prof. der Chirurgie u. Geburtshülfe nach Tübingen berufen, wo er ebenfalls eine Klinik für Geburtshülfe einrichtete, wurde er 1811 zum Leibarzt des Königs von Württemberg ernannt u. ging als solcher 1814 nach Stuttgart. Jedoch schon nach zwei Jahren verließ er diese Stellung, um sich in Weimar niederzulassen u. die Leitung des Landes-Industrie-Comptoirs mit zu übernehmen, das er nach dem Tode seines Schwiegervaters Bertuch (1822) für eigne Rechnung weiterführte. Von seinen literarischen Arbeiten sind besonders hervorzuheben die „Notizen aus dem Gebiete der Natur- u. Heilkunde", welche er seit 1837 unter dem Titel „Neue Notizen" mit seinem Sohne fortsetzte; ferner seine „Bearbeitung von Cooper's Handbuch der Chirurgie" u. A. — In hervorragender Weise hat F. auch dem politischen Leben seines engeren Vaterlandes, erst als Mitarbeiter am „Oppositionsblatte", sodann als Abgeordneter im Landtage, seine Kräfte gewidmet. Er starb 28. Juli 1847 zu Weimar. — Robert F., Sohn des Vorigen, berühmter Anatom u. anatomischer Zeichner, geb. 1804 zu Jena, promovirte 1828 zu Bonn, wurde 1830 Prof. der Heilkunde zu Jena u. 1833 Prof. u. Prosektor des Patholog.-anatomischen Museums der Charité zu Berlin. Bald darauf, 1835, zum Medizinalrath sowie zum Ministerialrath für Medizinalangelegenheiten ernannt, verließ er doch 1846 den preuß. Staatsdienst, um wieder nach Weimar zurückzukehren u. hier mit seinem Vater das Landes-Industrie-Comptoir zu leiten. Unter den großartigen anatomischen Kupferwerken, durch deren Herausgabe er sich Verdienste erworben hat, sind besonders zu nennen „Chirurgische Tafeln" (Weim. 1820), „Klinische Kupfertafeln" (Weim. 1828), sowie sein Hauptwerk „Atlas anatomicus" (Weim. 1852). Außerdem aber erschienen von ihm wissenschaftliche Schriften über verschiedene Disziplinen der Medizin; an der von seinem Vater begründeten Zeitschrift „Notizen aus dem Gebiete der Natur- u. Heilkunde" betheiligte er sich seit 1836 als Mitherausgeber. F. starb 15. Juni 1861.

Frösche (Ranidae), neben den Unken od. Erdfröschen, zu denen auch der Fesselfrosch od. die Geburtshelferkröte gehört, eine Familie der ungeschwänzten Amphibien, Anuren, Batrachier od. Froschlurche. Die F. sind glatthäutige, gedrungen gebaute, vierbeinige Thiere, deren lange, zum Sprunge wie zum Schwimmen geeignete Hinterbeine meist ganze Schwimmhäute haben, mit Zähnen im Oberkiefer u. Gaumen, selten im Unterkiefer, kreisförmiger od. querovaler Pupille, hinter dem Auge freiliegendem od. mit Knorpelhaut überzogenem Paukenfell. Sie nähren sich von Insekten u. Gewürm; aus ihrem klumpenweise im Wasser abgesetzten Laich (Froschlaich) entwickeln sich fischähnliche, fußlose, mit hornigem Schnabel u. äußern Kiemen ausgerüstete Kaulquappen (Mollenköpfe, Roßnägel), die sich von Wassergewächsen nähren u. zuerst Hinter-, dann Vorderbeine ansetzen, Kiemen, Schwanz u. Schnabel abwerfen u. sich so allmählig zu Fröschen entwickeln (vgl. Abb. unter Amphibien Bd. 1, Nr. 461—69). Von unsern einheimischen Arten, die sich zur Winterruhe in Schlamm od. unter den Erdboden zurückziehen, ist zuerst zu nennen: der braune Grasfrosch (Rana temporaria), der das Wasser nur im März, zur Laichzeit, aufsucht u. von dem man eine spitzschnauzige u. eine stumpfschnauzige Form (Rana oxyrhina u. platyrhina) od. „Art" unterscheidet. Derselbe quakt weniger als der grüne Wasserfrosch (R. esculenta) mit schwarzen Flecken u. gelben Längsstreifen, der im Mai od. Juni laicht. Für die Wissenschaft, besonders für die Anatomie, Physiologie u. Physik, haben die F. als ebenso bequem zu erlangende wie passend organisirte Versuchsthiere (stromprüfender Froschschenkel, vgl. Galvanismus 2c.) eine große Wichtigkeit erlangt; sie werden auch verspeist (Froschkeulen) u. eine besondere Art (R. ocellata) wird in Indien deshalb in Teichen gehegt. Von ausländischen F. ist noch anzuführen der kaninchengroße Ochsenfrosch (R. mugiens) der nordamerikanischen Brunnenquellen, der wie ein Ochse brüllt, der brasilianische

Nr. 2957. Der stumpf- u. spitzschnauzige Grasfrosch (Rana oxyrhina u. platyrhina).

Hornfrosch (Ceratophrys) mit Hörnchen über den Augen, der südamerikanische Jaki od. Trugfrosch (Pseudis paradoxa), der als Larve eine Länge von 3 cm. erreicht. — Eine besondere Familie der Froschlurche, die durch kreisrunde Pupille, zahnlose Unterkiefer, blos halbe Schwimmhäute an den Hinterfüßen u. besonders durch Haftscheiben an der Unterfläche der Zehenspitzen charakterisirt ist, die sie zum Klettern auf Bäumen geschickt machen, sind die Laubfrösche (Hylidae), von denen bei uns die bekannte grüne Art (Hyla arborea) einheimisch ist und als Wetterprophet in Ansehen steht. Das Männchen hat an der Kehle eine Schallblase. In den Tropen leben zahlreiche, oft bunte, Laubfroscharten, zu denen auch der Beutelfrosch (Notodelphys od. Opisthodelphys) Mexiko's u. Venezuela's gehört, dessen Weibchen die Eier während der ersten Zeit der Entwicklung in einer nach hinten sich öffnenden Rückentasche trägt.

Froschfisch (Batrachus grunniens), ein schuppenloser, fußlanger Fisch des Indischen Meeres, aus der Familie der durch die gestielten Brustflossen kenntlichen Armflosser od. Froschfische (Chironekten), hat einen platten Froschkopf mit weitem Maul, doppelreihigen spitzen Zähnen, dornige Kiemendeckel, Bartfäden am Unterkiefer, schmale, an der Kehle befestigte Brustflossen u. zwei Rückenflossen, deren erste nur von drei Stacheln getragen wird. Angegriffen stößt er einen grunzenden Ton aus (daher der Name). F. heißt auch der Meerteufel (Lophius piscatorius), ein 4 bis 5 Fuß großer bräunlicher, europäischer Seefisch, mit gewaltigem flachen Froschkopf, mit weitem Maul, Zähnen auf Kiefern, Gaumen- u. Pflugscharbein, der, im Uferschlamm lauernd, Fische durch einen eigenthümlichen Angelapparat, die vor die Augen gerückten, gelenkig beweglichen Strahlen der vordern Rückenflosse, die er spielen läßt, abfängt, indem sie diese für Würmer halten.

Froschlöffel, s. „Alisma".

Frosch- u. Mäusekrieg, s. „Batrachomyomachie".

Frossard (spr. Frossahr), Charles Auguste, franz. General, geb. 26. April 1807, nahm 1832 an der Belagerung von Antwerpen Theil u. wurde 1833 als Kapitän nach Afrika geschickt. 1846 dem Befestigungsdepot von Paris zugetheilt, ward er bald darauf Ordonnanzoffizier Ludwig Philipp's u. Major. Im Krimkriege leitete er einen Theil der Belagerungsarbeiten von Sebastopol u. wurde im Mai 1855 zum General befördert. Als General des Geniewesens während des Italienischen Krieges fand F. nicht die Gelegenheit zu neuer Auszeichnung, da es nicht zum Angriff auf das Festungsviereck kam. Nach der Schlacht bei Solferino wurde er zum Adjutanten des Kaisers Napoleon III. u. später zum Gouverneur des kaiserlichen Prinzen ernannt. Beim Ausbruch des Krieges 1870 erhielt er auf seinen besonderen

Wunsch den Oberbefehl über das II. Corps, leitete 2. Aug. den vielbesprochenen Angriff von drei Divisionen gegen die drei Compagnien starke Besatzung von Saarbrücken, erlitt aber 6. Aug. durch Truppen der ersten u. zweiten deutschen Armee die schwere Niederlage von Spichern u. Forbach, durch welche sein Corps für längere Zeit gefechtsunfähig wurde u. erst hinter den Mauern von Metz neu geordnet werden konnte. Hier machte er die ganze Periode der Einschließung mit durch. Nach erfolgter Kapitulation von Metz brachte F. seine Kriegsgefangenschaft in Kassel zu.

Frostballen od. Frostbeulen nennt man gewisse Stellen am Fuße, die einmal erfroren gewesen sind u. seit der Zeit die Neigung haben, sich bei niedriger Temperatur wieder zu entzünden. Der anatomische Vorgang beim Erfrieren hinterläßt eine dauernde Lähmung, infolge dessen eine Erweiterung der Venen, so daß die F. auch für gewöhnlich sich durch eine etwas bläuliche Färbung von den übrigen Theilen des Fußes abheben. Bei Personen, welche an schweißigen Füßen, od. solchen, die an Plattfüßen leiden, stellt sich das Uebel am leichtesten ein, es wird aber auch befördert durch drückendes, unbequemes Schuhwerk. Zur Vermeidung der F. ist demnach Trockenhalten der Füße sowie bequemes Schuhwerk die Hauptbedingung.

Frostschmetterling, kleiner Frostspanner (Winterspanner, Acidalia brumata), ein Schmetterling, dessen besonders den Obstbäumen sehr schädliche, indeß auch andere Laubhölzer heimsuchende Raupe, Anfangs grau, später grün u. gelb gestreift u. in den gelben Streifen roth punktirt, die Bäume ganz kahl frißt, sich dann an Fäden herunterläßt u. Mitte Juni in die Erde verpuppt, um erst im November od. Dezember als schmuzig braungrauer Schmetterling mit welligen dunklen Querlinien auf den Vorderflügeln u. helleren Hinterflügeln auszufliegen. Das mit nur kurzen Flügelstummeln ausgerüstete, weißbestäubte u. schwarzbraun quergebänderte Weibchen ist flugunfähig u. kriecht nach der Begattung hoch auf die Bäume, wenn man es nicht durch mit Leinöl flüssig erhaltene Theerringe um die Stämme davon abhält. Es klebt seine kleinen, hellgrünen Eier an die Knospen, bei deren Aufbrechen im Frühjahr die Räupchen (wegen ihrer Kleinheit Spaniol genannt) auskriechen u. ihre Zerstörungsarbeit beginnen. Sehr ähnlich in der Lebensweise u. ebenfalls äußerst schädlich ist der Blatträuber od. **große Frostspanner** (Fidonia defoliaria), ein röthlich braungelber Schmetterling, dessen Vorderflügel ein helleres, beiderseits von dunkelröthlichbrauner, breiter, hell eingefaßter Zackenbinde eingeschlossenes Mittelfeld haben u. dessen Hinterflügel bräunlichgelb u. schwarz gesprenkelt sind. Das Weibchen ist ungeflügelt; die Raupe ist braunroth, an den Seiten schwefelgelb, u. hat auf jedem Gelenke einen rothbraunen Strich.

frottiren (franz.), d. i. reiben, besonders bei der Behandlung von Körpertheilen gebraucht, wenn dieselben entweder mit der Hand, mit Bürsten od. wollenen Tüchern gerieben werden, um Wärme zu erzeugen u. die Lebensthätigkeit an diesen Stellen zu erhöhen.

Frucht (fructus), das Endprodukt alles Pflanzenlebens, heißt in der Botanik der mit seinen Samenknospen u. Fruchtblättern zu einem eigenthümlichen Samenbehälter umgewandelte Fruchtknoten der Blume. Außer den Fruchtblättern nehmen häufig auch noch die Kelchblätter an der Fruchtbildung Theil, indem sie, wie bei Apfel, Birne, Hagebutte, Heidelbeere 2c., zu Fruchtfleisch werden, also mit dem Fruchtknoten zu einem Ganzen verwachsen. Mitunter wird selbst der ganze Blütenboden, auf welchem die Fruchtknoten stehen, fleischig u. bildet mit letzteren ein gemeinschaftliches Ganze, z. B. bei der Erdbeere u. Brombeere. Man unterscheidet deshalb auch wahre u. Scheinfrüchte. Es können aber sogar mehrere Blumen sich zu einem einzigen Ganzen vereinigen; solche Früchte nennt man Sammelfrüchte, z. B. bei Maulbeere, wo sie eine fleischige, od. bei dem Zapfen der Nadelhölzer, wo sie eine trockene Sammelfrucht erzeugen. Bei der wahren F. unterscheidet man in der Regel eine äußere, eine mittlere u. eine innere Fruchthaut. Alle drei vereinigt treten in den verschiedensten Formen auf: als Trockenfrüchte, Beeren- u. Steinfrüchte. Die ersteren treten auf: als Schalfrucht (caryopsis, z. B. bei den Gräsern), als Schließfrucht (achaenium, z. B. bei den Compositen), welche auch als Nußfrucht bei Haselnüssen, Buchen, Eichen u. s. w. erscheint, als Flügelfrucht (samara, z. B. bei Rüstern, Ahornen u. a.), als Balgfrucht (folliculus, z. B. beim Rittersporn), ferner als Hülse (legumen, z. B. bei Hülsengewächsen), Schote (siliqua, z. B. bei Kreuzblütlern: Raps, Dotter u. a.) u. Kapselfrucht (capsula, z. B. beim Mohn). Die Beerenfrüchte sind stets fleischig u. haben im Innern meist haut-, seltener pergamentartige Fächerwände; letztere z. B. bei Apfel u. Birne, erstere bei Stachel- u. Johannisbeeren. Man unterscheidet die ächte Beeren-, die Apfel- u. die Kürbisfrucht. Die Steinfrüchte tragen unter einer fleischigen Fruchthülle eine besondere Steinschale, d. i. die steinartig verhärtete innere Fruchthaut: Pflaumen, Kirschen, Mandeln, Pfirsiche, Wallnuß u. a. Diese sind nur mit **einem** Steinkerne versehen; es giebt aber auch mehrsteinige, z. B. die Mispeln. Eine andere Art von Steinfrüchten sind die Brombeeren, bei denen die einsamigen Steinfrüchte auf einem fleischigen Blumenboden liegen. (In den Nrn. 2958 bis 2967 geben wir einige Hauptarten dieser Früchte in Abbildungen.)

Fruchtäther od. Fruchtessenzen nennt man künstlich nachgemachte Mischungen verschiedener Aetherarten, die annähernd den Geruch derjenigen Früchte besitzen, deren Namen sie führen. Man verwendet hierzu hauptsächlich essigsaures, buttersaures u. baldriansaures Amyloxyd, sowie auch Essigäther u. Butteräther, u. verdünnt diese Mischungen mit der 8- bis 10fachen Menge von Weingeist. Sie werden gewöhnlich benutzt, um den sog. Fruchtbonbons (engl. Drops) den ihnen eigenthümlichen Geruch u. Geschmack zu geben.

Fruchtbarkeit, die jährlich erzeugte Nachkommenschaft, schwankt bei Thieren der nämlichen Art in engen, bei solchen verschiedener Art in desto weiteren Grenzen. Während beispielsweise das menschliche Weib jährlich (möglicherweise) 1 Mal einen Nachkommen (nur in seltenen Fällen Zwillinge od. Drillinge) erzeugt, hat

	der Elefant alle 3—4 Jahre .	1	Junges,
	das Pferd „ 2 „ .	1	„
	die Katze jährlich 2 Mal	3—6	Junge,
	der Hund „ 2 „	4—9	„
	das Schwein jährlich 2 Mal . .	6—12	„
	der Hase jährlich 2—3 Mal . .	2—5	„
	das Kaninchen jährl. 5—8 Mal	4—7	„
	die Maus jährlich 4—6 Mal .	4—10	„
es legt ferner	der Kondor jährlich 1 Mal . .	2	Eier,
	der Staar jährlich 2 Mal . . .	5—7	„
	der Sperling jährlich 2—3 Mal	4—6	„
	das Haushuhn jährlich	100	u. mehr Eier;
es legt	das Krokodil jährlich 1 Mal . .	40—70	Eier,
	die Seeschildkröte jährl. 1 Mal	100—180	„
es laicht	der Frosch jährlich 1 Mal . . .	2500—2800	„
	der Hausen jährlich	3 Millionen	„
	der Lachs jährlich	27,000	„
	die Schleihe jährlich	290,000	„
	der Stichling jährlich	200	„

Finden sich schon im Bereich der Wirbelthiere bedeutende Unterschiede, so noch weit größere in den niederen Thierklassen. Während z. B. die Gartenschnecke nur 30—70 Eier legt, produzirt die Auster 1 Million; u. während unter den Gliederthieren der Seidenschmetterling 300—400 Eier legt, produzirt die Bienenkönigin 10,000, die gemeine Krabbe 3 Millionen.

Das auf die Nachkommenschaft verwandte Bildungsmaterial ist vom individuellen Haushalte des Mutterthiers erübrigter Stoff. Hiernach hängt die Größe der Fruchtbarkeit zunächst ab von dem mehr od. weniger günstigen Verhältniß zwischen Erwerb — d. h. also dem zunächst zur Erhaltung des Individuums aufgenommenen Nahrungsmaterial — u. Verbrauch. Es sei hier bemerkt, daß Bewegung als eine der kostspieligsten Ausgaben des individuellen Haushaltes zu bezeichnen ist, indem Ernährung u. Wiederersatz der Muskeln das meiste Material beanspruchen u. mittelbar die Größe der meisten übrigen Ausgaben bestimmen. Große Thiere und solche, die sich lebhaft bewegen, werden weniger fruchtbar sein als kleine u. solche, die sich wenig anzustrengen haben; endlich auch als solche, denen stets eine reichliche Nahrung geboten ist (die in der Domestikation gebotenen günstigen Verhältnisse erhöhen die F.). Ein anderer Faktor der F. ist „die Größe der embryonalen Bedürfnisse“ d. h. die Höhe der Ausgabe des Mutterorganismus für je einen Nachkommen. Bei eierlegenden Thieren ist diese selbstverständlich geringer als bei lebendig gebärenden, u. vollends beim Säugethiere, dessen Junges noch nach der Geburt vom mütterlichen Körper zehrt. So berechnet sich für das menschliche Weib von 55,000 Grammen Körpergewicht, bei jährlicher Produktion von 1 Nachkommen von 4000 Gramm Gewicht, die jährliche Zeugungsausgabe auf 7,3 %, beim Schweine dagegen von 90,000 Gramm Körpergewicht bei jährlich 20 Jungen à 2400, in Summa also 48,000 Gramm Gewicht, auf 53%, u. beträgt bei der Maus diese jährl. Ausgabe 295 %, beim Leghuhn (von 900 Gr. mit jährl. 100 Eiern à 44 Gr.) sogar 500 %, während der Frosch trotz jährl. Erzeugung von 2800 Eiern doch nur 15,5 % ausgiebt! Das Abhängigkeitsverhältniß der F. (F) von der Menge des produzirten Bildungsmaterials (m) u. der Größe der embryonalen Bedürfnisse (n) drückt Leuckart durch die Formel $F = \frac{m}{n}$ aus.

Unter F. der Pflanze versteht man die Zahl der an ihr reifenden Früchte u. der in der Frucht enthaltenen Samen, die sehr verschieden ist, indem zufällig od. regelmäßig eine größere od. geringere Menge verkümmern. Gräser, Eicheln, Haselnüsse 2c. bringen nur 1 Samen zur Reife, die Mohnkapsel enthält 8000, die Vanillenfrucht 25,000 Samen 2c. u. für eine ganze Tabakspflanze berechnet Ray im Ganzen in allen

Früchten zusammen 360,000 Samen. Noch größer ist die Zahl der als Sporen bezeichneten einzelligen Samen der Kryptogamen, die z. B. beim Bovist nach Millionen zu berechnen ist. Fruchtbar wird nicht blos eine durch besondern Frucht- bezüglich Samenreichthum ausgezeichnete Pflanzenart, Abart, od. ein besonders günstig gediehenes Individuum derselben genannt, sondern auch eine besonders günstige Bodenmischung, eine besonders günstige Ortslage, endlich ein durch besonders günstige Witterungsverhältnisse ausgezeichneter Jahrgang, der dem Bauer „Scheune u. Faß" füllt, wobei außer den Früchten u. Samen auch andere technisch od. ökonomisch wichtige Pflanzentheile in Betracht kommen (Futtergewächse, Klee, Heu, grünes Gemüse, Wurzeln, Knollen). Wie bei den Thieren wird auch bei den Pflanzen durch Kultur die F. erhöht.

Fruchtbringende Gesellschaft od. Palmenorden war die erste jener deutschen Gesellschaften des 17. Jahrh., welche sich nach dem Vorgange der Florentiner Academia della Crusca eine Reinigung der deutschen Sprache u. die Pflege der heimischen u. fremden Dichtkunst zum Zwecke gesetzt hatten. Gestiftet zu Weimar am 24. Aug. 1617 (vom Fürsten Ludwig von Anhalt-Köthen im Verein mit den zur Leichenfeier für die Herzogin Dorothea Maria versammelten Fürsten u. Herren), nahm die Gesellschaft zur Andeutung ihres Strebens den Namen der „Fruchtbringenden", als Symbol den „indianischen Palmbaum" u. als Sinnspruch die Worte „Alles zu Nutzen" an. Jedes Mitglied erhielt einen Beinamen, z. B. Herzog Wilhelm von Weimar den des „Schmackhaften" mit dem Wahlspruch „Erkannte Güte" u. dem Sinnbilde einer Birne mit einem Wespenstich. Die Würde des Oberhauptes wurde Kaspar von Teutleben, dem „Mehlreichen", übertragen. Zuerst war Köthen, dann Weimar, endlich Halle (bis 1680) Sitz der Gesellschaft. Die Aufnahme geschah unter allerhand Scherzen, u. den Zusammenkünften fehlte es keineswegs an leiblichen Genüssen. Doch waren die Mitglieder fast ausschließlich aus den höchsten Ständen der damaligen Gesellschaft genommen. Bis 1668 waren der Gesellschaft beigetreten: 1 König, 3 Kurfürsten, 49 Herzöge, 4 Markgrafen, 10 Landgrafen, 8 Pfalzgrafen, 19 Fürsten, 60 Grafen, 35 Freiherren u. 600 gewöhnl. Adelige u. Gelehrte. Von bekannten Dichtern waren Mitglieder: Sigmund v. Birken, Andreas Gryphius, Fr. v. Logau, Moscherosch, Martin Opitz, Ph. Zesen. Daß die F. G. sich nur aus exklusiven Kreisen rekrutirte, verminderte ihren Einfluß auf das Volk, hatte aber doch den Vortheil, daß die sog. höheren Stände, welche so viel beigetragen hatten, die deutsche Sprache durch Wörter aus allen möglichen anderen Sprachen zu verunreinigen, solchen literarischen Bestrebungen sich anschlossen, die der äußeren Form der deutschen Literatur von großem Vortheile werden mußten. Wenn auch Vieles in dem Treiben der F. G., die 1708 einging, leere Spielerei u. eitle Selbstberäucherung war, so zeigten doch die aus ihrer Mitte hervorgegangenen Werke in sprachlicher Hinsicht einen außerordentlichen Fortschritt gegenüber der Mischsprache in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrh.

Nr. 2967. Kapselfrüchte durchschnitten, um die Anheftungsweise der Eier zu zeigen. a b beim Johanniskraut (Hypericum), c. beim Sonnenröschen (Helianthemum), d. e. beim Sandkraut.

Fruchtfolge bezeichnet das landwirthschaftliche System, nach welchem man die Früchte auf dem Acker nach einander folgen läßt. Man muß bei der Aufstellung dieses Systems ganz bes. die Verträglichkeit der Früchte mit sich selbst ins Auge fassen u. jeder Frucht eine solche vorangehen lassen, die nicht gleichartige Stoffe, wie ihre Nachfolgerin, aus dem Boden zieht, sondern durch ihre Bearbeitung u. die Rückstände, die sie im Acker zurückläßt, das Gedeihen ihrer Nachfolgerin befördert. Weiteres s. „Landw. Systeme".

Fruchtknoten (germen, ovarium); die Fruchtanlage in der Blume, welche sich in derselben schon früh als ein knotenartig anschwellendes Gebilde bemerklich macht. Er besteht aus einer ganz bestimmten Zahl von sog. Fruchtblättern od. Karpellen, durch deren Verwachsung u. Verlängerung der Stempel od. das Pistill gebildet wird. Dieses läuft in den sog. Staubweg od. Griffel aus, auf dessen Spitze die Narbe zur Aufnahme des befruchtenden Blumenstaubes ruht. Im Innern liegen die Eierchen (ovula) od. Samenknospen, je nach der Anzahl der Fächer an deren Samenleisten od. Placenten, welche durch Verwachsung zweier Fruchtblätter an der

Nr. 2958. Hülsenartige Trockenfrüchte. 1. Schote der Kreuzblume. 2. Flügelfrucht der Eiche. 3. Balgfrucht der Dotterblume. 4. Flügelfrucht der Birke. 5. Hülse. 6. Gliederhülse.

Nr. 2960. Flügelfrucht des Ahorn.

Nr. 2962. Steinfrucht der Himbeere.

Nr. 2964. Sammelfrucht der Erdbeere.

Nr. 2965. Steinfrucht der Pfirsiche im Längsdurchschnitt.

Nr. 2961. Sammelfrucht der Maulbeere.

Nr. 2963. Kapselfrucht des Bilsenkrautes.

Nr. 2959. Apfelfrucht der Orange im Querdurchschnitt.

Nr. 2966. Schließfrüchte (Achenen) der Kompositen. a. Kamille, b. Rainfarrn, c. Sonnenblume, d. Alant, e. Kornblume, f. Löwenzahn, g. Gänsedistel.

Vereinigungsstelle gebildet werden, in den verschiedensten Figuren angeheftet (s. Abb.). Der F. ist entweder ein- od. mehrfächerig, u. an jeder Samenleiste können sich die Eier in einer einzigen od. in mehreren Reihen anheften. Er ist fernerhin entweder ein ober- od. ein unterständiger, je nachdem er über od. unter den Blumenblättern steht.

Fruchtschiefer, auch Fleck- u. Knotenschiefer, heißen gewisse Abarten von Grauwacken von weißgrauer, grünlicher od. bläulicher Farbe mit Flecken u. Knoten, die offenbar durch den metamorphosirenden Einfluß benachbarter Gesteine entstanden sind. Gewöhnlich bilden die F. um Granitkerne od. um Grünsteinmassen herum förmliche konzentrische Zonen u. gehen in einiger Entfernung in unveränderte Thon- u. Grauwackenschiefer wieder über, so daß es wahrscheinlich ist, daß sie durch physikalische 2c. Einwirkungen seitens dieser eruptiven Kernmassen ihre Ausbildung erlangt haben mögen. Die F. kommen z. B. bei Altmannsgrün und Lengefeld im Voigtlande vor. Ihrer oft sehr angenehmen Zeichnung wegen werden die F. geschliffen u. zu Tischplatten, Fußböden u. s. w. verarbeitet.

Nr. 2968. Georg v. Frundsberg.

Fruchtstück nennt man die Bilder, deren Gegenstand die Garten- u. Baumfrüchte ausmachen; sie sind eigentlich ein Theil der Malerei des Stilllebens, das sich damit begnügt, beliebige unbelebte Gegenstände in malerischer Gruppirung zusammengestellt vorzuführen. Unter diesen unbelebten Gegenständen bilden die Früchte u. die häufig damit verbundenen Blumen den dem gebildeten Schönheitssinne entsprechenderen Theil. Nachdem schon Jan Breughel (s. d.), der sog. Blumenbreughel, die Blumen zum Hauptgegenstande mehrerer Bilder gemacht hatte, folgten ihm im 17. Jahrh. mehrere Niederländer mit Fruchtstücken, wie Joh. David de Heem (1600—74) u. Abraham Mignon (1640—79). Nachdem diese Gattung der Malerei lange geruht hatte, kam sie in unserem Jahrhundert bes. durch den Düsseldorfer Joh. Wilhelm Preyer (geb. 1803) u. einige Holländer wieder in Aufnahme, obgleich die Zahl der dieses Fach kultivirenden Maler immer gering ist.

Fruchtwein, s. v. w. Cider.

Fructidor (franz., spr. Früktidohr), d. i. Fruchtmonat, der 12. Monat nach der von der ersten Franz. Republik aufgestellten Zeitrechnung. Er umfaßte den Zeitraum vom 18. Aug. bis 16. Sept.

frugal (vom lat. frux, die Frucht), eigentl. Nutzen bringend, daher: wirthschaftlich, sparsam, mäßig. Frugalität, Genügsamkeit, Mäßigkeit.

Fruges consumere nati (lat.), die nur zum Verzehren Geborenen; unthätige Verzehrer.

Frugivoren (d. i. Früchtefresser) heißt 1. eine Abtheilung der Fledermäuse, zu der der Flughund gehört, mit ihrer Ernährungsweise entsprechenden stumpfhöckerigen Backenzähnen u. einem Krallnagel an Daum u. Zeigefinger; 2. eine Abtheilung der Beutelthiere, deren Gebiß dem der Nager ähnelt, indem sie entweder wie diese keine Eckzähne haben u. oben wie unten nur je zwei Vorderzähne (so der Wombat, Phascolomys, Vandiemenslands), od. nur kleine Eckzähne u. oben 6 Vorderzähne, von denen aber die beiden mittleren die größern sind (hierher gehören die Flugbeutler, Petaurus, Neuhollands, der austral. Bär od. Koala, Phascolarctos, der neuholländ. Beutelwolf od. Kusu, Phalangista, u. die ebenfalls austral. Känguruhs, Halmaturus u. Hypsiprymnus).

Frühling nennt man in den beiden gemäßigten Zonen diejenige Jahreszeit, welche zwischen dem längsten Tage u. der vorhergehenden Tag- u. Nachtgleiche (Aequinoctium) liegt; also in der nördlich-gemäßigten Zone vom Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widders (s. „Erdbahn") am 21. od. 22. März bis zum Eintritt in das des Krebses, am 21. od. 22. Juni, od. vom Frühlingsäquinoctium bis zum Sommersolstitium. Auf der südlich-gemäßigten Zone erstreckt sich der F. vom Eintritt der Sonne in die Wage am 22. od. 23. Sept. (unserem Herbstäquinoctium) bis zum Eintritt in den Steinbock am 21. od. 22. Dez. (unserem Wintersolstitium). Man vergleiche auch im Art. „Astronomie" Figur 952. Dieser astronomische F. fällt mit dem meteorologischen, welcher dem Witterungswechsel entspricht, nicht ganz zusammen. Der letztere umfaßt in der nördlich-gemäßigten Zone etwa die Monate März, April, Mai, in der südlich-gemäßigten die Monate September, Oktober, November.

Frühlingspunkt ist derjenige Punkt der Ekliptik od. Erdbahn (s. d.), an welchem die Frühlingsnachtgleiche stattfindet. Er bleibt nicht immer an einer Stelle der Ekliptik, sondern durchwandert dieselbe infolge des Vorrückens der Nachtgleichen (s. d.) einmal vollständig in einem Zeitraume von 25,800 Jahren.

Frundsberg, Georg von, geb. 24. Sept. 1473 zu Mindelheim in Schwaben, dem alten Wohnsitz seiner Ahnen, ward früh zum Waffenwerk erzogen u. nahm schon im Alter von 19 Jahren an dem Feldzuge Kaiser Maximilian's u. des Schwäbischen Bundes gegen Bayern Theil. In der Schlacht bei Regensburg (1504) ertheilte ihm der Kaiser zur Anerkennung seiner Tapferkeit noch auf dem Schlachtfelde den Ritterschlag. In dem Kriege der Ligue von Cambray gegen Venedig (1508) übertrug der Kaiser ihm die selbständige Führung eines Haufens von 5000 Landsknechten. Er nahm mit demselben an verschiedenen Schlachten u. Belagerungen ruhmvollen Antheil u. half dann, nach Deutschland zurückgekehrt, dem Kaiser Maximilian den von ihm geschaffenen Landsknechten ihre eigenthümliche Organisation u. taktische Ausbildung geben. Nachdem es in Italien zum offenen Bruch zwischen dem Kaiser u. Frankreich gekommen war, ging F. mit einem neu geworbenen Heere abermals über die Alpen, drang siegreich bis Venedig vor, bildete, als er in Gefahr gerieth, durch venetianische Heerhaufen abgeschnitten zu werden, am 7. Okt. 1513 bei Creazzo mit seinen 7000 Landsknechten die berühmte Geviertordnung u. schlug sich mit den Worten: „Es steht noch Alles zum Glück, viel Feind', viel Ehr'!" durch die dreifach überlegene Zahl seiner Feinde hindurch, deren 5000 als Leichen auf dem Schlachtfelde zurücklassend. Abermals siegreich nach Deutschland zurückgekehrt, ward F. in der Württemberger Fehde Generaloberst über 20,000 Mann Fußvolk, mit denen er nach u. nach alle schwäbischen Städte unterwarf, auch Götz von Berlichingen bei der Eroberung von Möckmühl gefangen nahm. Von Maximilian's Nachfolger, Karl V., wurde F. gleichfalls in hohen Ehren gehalten u. sogar zum Kaiserlichen Rath ernannt, in welcher Eigenschaft er am Reichstage zu Worms Theil nahm u. dem in den Sitzungssaal eintretenden Dr. Martin Luther die bekannten Worte zurief: „Mönchlein, Mönchlein, Du gehst einen schweren Gang u. s. w." An den Kriegen Karl's V. gegen Franz I. von Frankreich in Italien nahm F. hervorragenden Antheil u. trug insbes. in der Schlacht bei Pavia (24. Febr. 1525) durch die Mannszucht u. Tapferkeit seiner Scharen zur Erkämpfung des Sieges bei. Weniger glücklich war F. in dem zweiten Kriege Karl's V. in Italien.

Nachdem er 1526 mit 25 Fähnlein (12,000 Landsknechten) unter Drangsalen aller Art die Alpen überschritten u. (31. Jan. 1527) seine Vereinigung mit dem Heere des Connetable von Bourbon bewirkt hatte, führte die unter den Landsknechten schon lange gährende Unzufriedenheit wegen des ausbleibenden Soldes im Lager von Bologna zur offenen Empörung. F. war von dem Ungehorsam seiner Landsknechte so betroffen, daß er mitten unter den Empörern, vom Schlage gerührt, auf eine Trommel niedersank. Bald darauf kehrte er nach Deutschland zurück, wo er nach schweren Körper- u. Seelenleiden 12. Aug. 1528 auf seiner alten Stammburg Mindelheim starb.

Fry (spr. Frei), Elizabeth, gen. der „Engel der Gefängnisse", geb. als Tochter des Gutsbesitzers u. Quäkers Gurney zu Norwich 21. Mai 1780, gründete auf dem väterlichen Gute Cartham-Hall (Norfolkshire) eine Freischule für arme Waisenmädchen, heirathete 1800 den reichen Londoner Kaufmann Joseph F. u. widmete sich fortan, getrieben durch ihr mitleidsvolles, freilich zum Mystizismus neigendes Gemüth, rastlos allen menschenfreundlichen Bestrebungen. Sie besuchte Gefängnisse, Kranken- u. Irrenhäuser, errichtete in London eine Schule für die Kinder der Gefangenen in Newgate, gründete einen Frauenverein zur Besserung weiblicher Gefangenen, dessen Wirksamkeit sich bald über ganz Großbritannien erstreckte, u. machte zu den erwähnten philanthropischen Zwecken Reisen nach Amerika, Frankreich u. Deutschland. In letzterem Lande wurde 1826 auf ihre Anregung die erste u. bedeutendste Gefängnißgesellschaft, die rheinisch-westfälische, gegründet. Als man in England den Tod der F. erfuhr — sie starb zu Ramsgate 12. Okt. 1845 — ließen die Seeleute u. Küstenwächter die Flaggen herab, wie beim Tode einer Königin. Vgl. „Leben u. Denkwürdigkeiten der Frau F." (deutsch Hamb. 1848).

Fuad Pascha, Mehemed, türk. Staatsmann, geb. 1814 zu Konstantinopel als Sohn des Dichters Izzet Molla Kischedji-Zadeh u. Neffe der Dichterin Leila Hanym, ward 1840 Botschaftssekretär in London, 1845 erster Dolmetscher u. Großreferendar (Amedschi), und im Dez. 1849 unter Reschid Pascha Minister des Innern (Musteschar). Im J. 1850 ging er als Botschafter nach Petersburg; 1852 übernahm er das Ministerium des Auswärtigen, trat aber im März 1853 von diesem Posten zurück, um ihn 1855 abermals auf zwei Jahre zu übernehmen. Seit Jan. 1858 zum dritten Male Minister des Auswärtigen, vertrat er die Pforte auf den Pariser Konferenzen, stellte 1860 u. 61 im Libanon u. in Damaskus die durch die Christenverfolgungen gestörte Ruhe wieder her u. ward im Nov. 1861 vom neuen Sultan Abd-ul-Aziz zum Großwessier erhoben. Die von der türk. Reformpartei auf ihn gesetzten Hoffnungen vermochte er jedoch nicht zu erfüllen, da er nicht die nöthige Kraft u. Energie besaß, um den Mängeln in der Verwaltung abzuhelfen. Im Mai 1866 abgesetzt, erhielt er im Febr. 1867 wiederum das Ministerium des Auswärtigen übertragen. Er zwang den nach Unabhängigkeit strebenden Vizekönig von Aegypten zur Unterwerfung u. selbst zur Hülfeleistung gegen die aufständischen christlichen Kretenser, beschwichtigte den durch diese heraufbeschworenen Sturm u. wußte im Sommer 1867 den Sultan sogar zu einer Reise in das christliche Ausland zu bereden. Bald darauf erkrankte er u. mußte sich zurückziehen; er starb 3. Febr. 1869 in Nizza. F. ist auch der Verfasser einer „Grammatik der türkischen Sprache" (deutsch Helsingfors 1858).

Fucaceen, s. „Algen".

Fuchs. 1. Eine Gattung Raubsäugethiere aus der Hundefamilie, die man entweder als Canis vulpes mit zahlreichen Unterarten zusammenfaßt, od. als selbständige artenreiche Gattung Vulpes betrachtet. Die Füchse haben einen langen, buschigen Schwanz, eine spitze Schnauze, senkrecht gestellte, ovale Pupille u. eine Schwanzdrüse, die in der Jägersprache wegen des Veilchengeruchs ihrer Absonderung Viole od. Violdrüse heißt; ihrem Schädel fehlt der scharfe Scheitelkamm der Wölfe. Nützlich wegen ihres weichen Pelzes, u. schädlich als schlaue Verfolger von Hasen, Hofgeflügel 2c., sind die Füchse, von deren Thaten die Thiersage („Reinecke") berichtet, ein eifriger Gegenstand der Jagd, die auf verschiedene Weise betrieben wird. Man fängt sie in Eisen (Fuchseisen), läßt sie in ihren unterirdischen Bauen (Fuchsbau, „Malepartus" der Thiersage), die aus mehreren Kammern (Kesseln) bestehen u. verschiedene Eingänge (Röhren) haben, von Hunden aufsuchen u. gräbt sie aus, um sie dann mit der Fuchsgabel od. am Schwanze herauszuziehen, hetzt sie auch mit Hunden (Fuchshetze). Ein widerwärtig Spiel ehemaliger Jägerei war das „Fuchsprellen", wo von der aus Cavalieren u. Damen gebildeten Gesellschaft ein schmales Netz („Prellnetz") angefaßt wurde, auf welches man einen Fuchs (ebenso Dachs od. Hasen) legte u. durch Anziehen wiederholt in die Höhe schnellte, bis das Thier durch öfteres Niederfallen seinen Tod fand. Man unterscheidet (mit Wagner) folgende Abarten, die sich der Hauptsache nach nur auf Farbenunterschiede begründen, 1. der **gemeine Fuchs** (C. Vulpes vulgaris) od. **Birkfuchs**, dessen Pelz hellrostroth (fuchsroth), am Bauch u. an der Spitze des langen buschigen Schwanzes weiß, u. dessen Beine schwärzlich sind; derselbe heißt **Brandfuchs** bei schwarzer Schwanzspitze, oder **Kreuzfuchs** mit schwarzem Kreuz auf dem Rücken, bei blaugrauer Färbung im Winter **Blaufuchs**, ferner bei schwarzer Färbung mit weißer Schwanzspitze **Schwarzfuchs** od., wenn fast ganz weiß, **Weißfuchs**; 2. in Italien lebt der **schwarzbauchige Fuchs** (C. melanogaster);

Nr. 2969. Der Fuchs (Canis vulpes).

3. in Afrika der graurothe, unten braunschwarze, an der Schwanzspitze weiße **Nilfuchs** (C. niloticus); 4. in Amerika der goldigfuchsrothe, am Bauche u. an der Schwanzspitze weiße, an den Beinen schwarze nordamerikanische **Rothfuchs** (C. fulvus), von dem man noch unterscheidet einen amerikanischen **Kreuzfuchs** u. einen amerikanischen **Silber- od. Schwarzfuchs** mit weiß melirtem, schwarzem Fell, welches als kostbares Pelzwerk hoch im Preise steht. Als besondere Arten hat man ferner noch zu bezeichnen 5. den röthlichgrauen, am Schwanze schwarzgefleckten **Korsak** od. **gelben F.** (C. corsac) Mittelasiens, ein Pelzthier der Kirgisen; 6. den **brasilianischen F.** (C. Azarae), dessen gelblichgrauer, schwarz u. weiß melirter Pelz für werthlos gehalten wird; 7. den nordamerikanischen **Grisfuchs** od. **Kitfuchs** (C. cinereo-argentatus) mit dreifarbigem Pelze, u. 8. den oben wie am Bauch gleichfarbig braunen od. grauen, im Winter weißen, nach Jahreszeit u. Oertlichkeit veränderlichen **Blaufuchs** (Eisfuchs, Polarfuchs, C. lagopus) der nördlichen Polarzone, der den Fuchsinseln (Aleuten), auf denen er jetzt ausgerottet ist, den Namen gab.

F. heißt auch II. das rothbraune Pferd, u. wird nach Farbenton u. Glanz der Haare als Roth-, Gold-, Kupferfuchs unterschieden; der Schweißfuchs hat helleren Schweif u. helle Mähne.

Endlich führen denselben Namen zwei Schmetterlinge. III. Der **große F.** (Vanessa polychloros), ein in ganz Europa häufiger rothgelber Tagschmetterling aus der Gattung der Eckflügler, dessen Vorderflügel am Vorderrande mit 3 großen u. in der Mitte mit 4 kleineren schwarzen Flecken besetzt sind. Er fliegt von Mai bis August, überwintert auch schon

im April u. hat, wie der Baumweißling, schon mehrfach Anlaß zu „Blutregen" (s. d.) gegeben. Seine blau- od. braungrauen, gelbgestreiften Dornraupen leben von April bis Juli auf Obstbäumen, Weiden, Ulmen, u. können Gärten wie Forsten schädlich werden, sind aber, da sie gesellig in großen Gespinnstnestern leben, mit diesen leicht zu vertilgen. — IV. Der kleine F. (Vanessa Urticae, Nesselfalter), ein ähnlicher, aber kleinerer Schmetterling mit nur 3 schwarzen Flecken auf den Vorderflügeln, fliegt häufig vom März bis in den Oktober hinein; seine schwarze, gelblich gestreifte Dornraupe lebt von Juli bis September auf Brennnesseln. — Wegen Aehnlichkeit in der Gestalt, bes. des Kopfes, bezeichnet man auch verschiedene Säugethiere so; z. B. Fuchsaffen den Halbaffen (s. d.), Fuchskusu (Phalangista) (Abb. s. Bd. II, Nr. 1565) ein Beutelthier, fliegenden F. den Flattermaki od. Pelzflatterer. — Figürlich nennt man F. auch einen schlauen Menschen, u. speziell in der Studentensprache den angehenden Studenten.

Nr. 2970. Der große Fuchs (Vanessa polychloros).

Fuchs, Johann Nepomuk von, geb. 15. Mai 1774 zu Mattenzell bei Brennburg im Bayerischen Walde, studirte in Heidelberg, Wien, Berlin und später in Paris Chemie, wurde 1805 Docent u. 1807 Professor der Chemie in Landshut, von wo aus er 1826 mit der Universität nach München übersiedelte. In München hatte er den Lehrstuhl der Mineralogie inne; 1835 bekam er das Amt eines Oberberg- u. Salinenrathes; 1852 trat er in den Ruhestand. Er starb 5. März 1856. Er hat sich nam. durch die Erfindung des Wasserglases u. dessen Verwendung zur Wandmalerei bekannt gemacht u. außerdem zahlreiche Arbeiten auf den Gebieten der Mineralogie, Chemie u. Technologie geliefert. Seine Schriften wurden von Dr. Cajetan von Kaiser herausgegeben (Münch. 1856).

Fuchseisen, zum Fangen der Füchse sowie auch anderer dem Wildstande u. den kleineren Hausthieren schädlichen Raubthiere dienendes Geräthe. Die gebräuchlichsten Formen desselben sind der Schwanenhals od. das Berliner Eisen, das Teller- od. Tritteisen mit einer Feder od. noch einer zweiten, um die Gewalt des Zuschlags zu vermehren, u. die Fuchsangel. Die beiden erstgenannten Eisen bestehen aus 2 Bügeln, die im aufgestellten Zustande einen Kreis bilden u. bei dem Schwanenhalse bei der leisesten Berührung einer kleinen Zunge, an welcher die Lockspeise befestigt ist, infolge der Gewalt einer dadurch freigewordenen starken Feder zusammenschlagen, bei dem Tellereisen jedoch durch Betreten des innerhalb aufgestellten Bügelkreises befindlichen Tellers. Der Schwanenhals wird vorgezogen, weil der Fuchs od. das sonstige Raubthier meist hinter dem Kopfe gefangen wird u. sich nicht befreien kann, während beim Zusammenschlagen des Tellereisens meist nur ein Fuß hineingeräth, den er sich mitunter abbeißt. Die Fuchsangeln bestehen aus 2 od. 4 mit Widerhaken versehenen Spitzen, auf welche die Lockspeise gesteckt wird u. die, wenn der Fuchs anbeißt u. die Lockspeise abziehen will, durch Federkraft auseinander schnellen u. so denselben festhalten. Schwanenhals u. Tellereisen werden auf der Erde, die Angeln jedoch so hoch aufgestellt, daß der Fuchs sich auf die Hinterläufe erheben od. wol gar etwas springen muß, um die Lockspeise zu erreichen. Vor dem Gebrauche der beiden erstgenannten Eisen müssen dieselben sehr sorgfältig gereinigt u. verwittert werden, um das Raubthier nicht mißtrauisch zu machen.

Fuchsia, Pflanzengattung der Onagrarieen, zu Ehren des berühmten Botanikers Leonhard Fuchs, geb. 1501, gest. 1565 in Tübingen, von Plumier so benannt. Sie enthält eine Menge von Arten, welche größtentheils Zierpflanzen geworden sind u. allgemeine Verbreitung, selbst bis in die Bauernstuben, gefunden haben. Die erste Art, welche am Ende des 17. Jahrh. nach Europa kam, war F. triphylla, jetzt F. coccinea, die Plumier aus Amerika mitbrachte. Dort wachsen die F. strauchartig in den Waldungen äußerst artenreich, nämlich in Mexiko, Peru, Chile u. Patagonien; selbst auf Neuseeland, das so Vieles mit Chile gemein hat, kommt die Gattung noch vor. Die meisten Arten beschrieben zuerst Ruiz u. Pavon. Durch Kultur gelang es sogar, gefüllte Blumen herzustellen. Jedenfalls sind die F. ein außerordentlicher Gewinn für unsere Gärten u. Stuben, da die Blumenform eben so elegant wie prächtig gefärbt ist u. alle Arten leicht zu ziehen sind. Schon hat man auf diese Art ein ganzes Heer von Abarten gezogen, welches sich alljährlich vergrößert u. auch wieder verschwindet. Bleibende Formen sind die älteste, 1788 aus Chile eingeführte F. coccinea, F. fulgens, corymbosa, gracilis u. s. w.

Fuchsin, Anilinroth, s. „Anilin" (I. 660).

Fuchsinseln, s. „Aleuten".

Fuchsschwanz, s. „Amarantus".

Fucus, Tang, Pflanzengattung der Algen, Gruppe der Fucoideen, mit zahlreichen Arten, von denen F. vesiculosus (der Blasentang, Seeeiche) der bekannteste bei uns ist. Er bewohnt unsere nordischen Meere in großer Menge u. stellt ein olivenbraunes, flaches und bandartiges, gabelig verzweigtes Gebilde dar, welches an den Zweigen aufgetriebene Räume, sog. Schwimmblasen, hervorbringt. An den Enden der Zweige pflegt die Oberfläche höckerig zu werden, indem sich hier kleine Erhabenheiten bilden. In denselben liegen die Fortpflanzungswerkzeuge sowie folglich die Sporen. Diese Höcker (Konzeptakeln) sind männlicher u. weiblicher Art; d. h. jene enthalten den Befruchtungsstoff in eigenen Werkzeugen (Antheridien), diese die weiblichen Organe (Oogonien), welche durch Keimung die Art fortpflanzen. Der Tang selbst ist der Typus einer großen Reihe ähnlicher Formen, welche sich auch auf ähnliche Weise vermehren; man nennt sie die Fucoideen od. Höckertange. Hierher gehören: der Riementang (Himanthalia) mit vollkommen riemenförmigem Laube, der Schotentang (Cystoseira) mit schotenähnlichen Schwimmblasen, das Tanggras (Sargassum) mit beerenartigen Auftreibungen u. a. — Diese Fucoideen bilden gemeiniglich das, was man die „Wälder des Meeres" genannt hat, obgleich hierzu auch noch Algen zu rechnen sind, die der Gruppe der Laminarieen zugezählt werden. Früher indeß, selbst lange noch nach Linné, faßte man unter dem Namen F. fast Alles zusammen, was von Algen im Meere lebte. Der Blasentang selbst ist kein unnützliches Gewächs. Wo er, wie an den Inseln der nordischen Meere, häufig wächst, erntet man ihn förmlich ein, z. B. auf Jersey, in der Bretagne ꝛc., um mit ihm die Felder zu düngen, denen er eine Menge mineralischer Salze zuführt. Aus diesem Grunde verbrennt man ihn auch in einigen Gegenden, um aus seiner Asche den sog. Kelp od. Varec, eine jodhaltige Soda, zu bereiten. Es geschieht das bes. auf den schottischen Orkneyinseln u. den Hebriden. Früher war das die einzige Soda, die man kannte. Diese Asche war ihres Jodgehaltes wegen auch in der Heilkunde gebräuchlich, u. zwar als Aethiops vegetabilis gegen Skropheln u. Kropf. In Norwegen kocht man den Blasentang zu Viehfutter, bes. für Schweine, u. auf Oeland deckt man Dächer damit, wie anderwärts mit Stroh. Im Meere bewohnt die Pflanze nur die oberen Regionen, also mehr die Untiefen, nicht die tieferen Gewässer. An einigen Orten heißt sie Meereiche, unter welchem Namen sie auch offizinell war.

Nr. 2971. Fuchsia galanthiflora.

Nr. 2972. Der gemeine Blasentang (Fucus vesiculosus).

Fuder, im Allgemeinen ein beladener Wagen, bezeichnet an manchen Orten Deutschlands ein gewisses Getreidemaß u. außerdem ein Flüssigkeitsmaß von verschiedener Größe, schwankend zwischen 6 u. 10 Ohm. In Rußland werden auch die Erze nach Fudern berechnet u. in Württemberg enthält das F. Stroh 80 Bunde zu 10 kg.

Fugato, fugirter Satz, ein fugenartiges Tonstück, in dem die einzelnen Theile mehr od. weniger frei u. willkürlich behandelt werden.

Fuge (ital. Fuga, franz. Fugue [spr. Fügh']), eine polyphone Tonform, der im Wesentlichen nur ein musikalischer Hauptsatz, welcher das ganze Stück hindurch von allen daran betheiligten Stimmen, in einer gewissen Ordnung abwechselnd u. nach bestimmten Regeln nachahmend vorgetragen wird, zu Grunde liegt. Jede Stimme ist, dem Wesen der Polyphonie gemäß, Hauptstimme, allen übrigen gleichberechtigt u. bei Durchführung des Themas gleichbetheiligt. Ein bedeutendes Unterscheidungsmerkmal der F. von den freien Formen ist die immer wiederkehrende u. in die Stimmen derart verwebte Nachahmung des Hauptsatzes, daß das ganze Tonstück ohne Periodengliederung (im Sinne freier Formen) dahinströmt, bis alle Stimmen zu einem gemeinsamen Schlusse sich neigen. Von dieser Eigenschaft schreibt sich auch der Name F. her, abgeleitet vom lat. fugere, fugare, fliehen, verfolgen, weil, wie Mattheson (in seinem Werke „Der vollkommene Kapellmeister") sagt, „eine Stimme von der anderen gleichsam wegflieht, u. auf solcher Flucht, welche lat. fuga heißt, auf eine angenehme Art verfolgt wird." Eine andere ebenfalls hie u. da zu findende Wortableitung, von „fügen", also ein Tongefüge, hat keine Bedeutung, weil die Fugenform keine Unterscheidung von anderen Formen dadurch erfährt. — Die wesentlichen Theile der F. sind: a) das Thema, od. der Führer, Hauptsatz (dux, Subjekt, Sujet, soggetto), der einer F. zu Grunde liegende u. dieselbe anhebende melodische Hauptgedanke; b) die Antwort, od. der Gefährte (riposta, reponse, comes), die dem Thema od. Führer sich anschließende, von einer andern Stimme in einer gewissen höhern od. tiefern Tonreihe vollzogene Nachahmung des Hauptsatzes; c) der Gegensatz, od. die Gegenharmonie, das Contrasubjekt, ein dem Hauptthema bei seinem Eintritt in die nächste Stimme, von derjenigen Stimme, in welcher es zuletzt gewesen ist, entgegengesetzter Contrapunkt; d) die Zwischensätze, od. Zwischenspiele, Zwischenharmonien, kürzere od. längere Verbindungssätze zwischen den verschiedenen, durch Führer u. Gefährten gebildeten Durchführungsgruppen des Fugensatzes; e) der Wiederschlag (repercussio), die Ton- u. Stimmenordnung, in welcher das wiederholte Auftreten des Führers u. Gefährten (des Thema's u. der Antwort) im Verlauf der F. erfolgt. Zwei zur F. nicht unumgänglich nothwendige Theile sind: 1. die Engführung, od. das Stretto (eng, gedrängt), eine enge (kanonische) Nachahmung, welche mehrere od. sämmtliche an dem Fugensatz betheiligte Stimmen mit dem Hauptsatze vornehmen. Die Nachahmung hebt an, wie es eben möglich ist, kürzere od. längere Zeit nachdem das Thema selbst begonnen, jedenfalls aber bevor es zu Ende ist; 2. der Orgelpunkt, die angehaltene Cadenz, auf dem Baß der Dominante od. Tonika, od. beider nach einander; hat seine eigentliche Stelle am Schluß der F. — Je nach der betheiligten Stimmenzahl kann die F. 2-, 3-, 4- u. mehrstimmig sein. Die häufigste u. vollkommenste ist die vierstimmige für die vier Grundstimmen Sopran, Alt, Tenor u. Baß. In Anbetracht der thematischen Arbeit theilt sich die F. in strenge F. (obligata) u. freie F. (libera, sciolta, soluta). Wird nur ein Thema in der F. durchgeführt, so ist sie eine einfache, wenn mehrere, zwei, drei ꝛc., eine mehrfache, Doppel-, Tripel- ꝛc. F.; im Allgemeinen mit mehreren Themen, auch wenn sie mehr als zwei haben, schlechtweg Doppelfugen. Nach dem Klangmaterial scheidet sich die F. in zwei Hauptgattungen, in die Vokal- u. Instrumentalfuge.

Fugger, altberühmtes Handelshaus in Augsburg, dem ein gräfliches u. ein fürstliches Geschlecht desselben Namens entstammt. Der älteste Sohn des mit Anna Meißner aus Kirchheim verheiratheten Webermeisters Johannes **F.** im Dorfe Graben bei Augsburg, der gleichfalls Johannes hieß u. dasselbe Gewerbe trieb, erhielt 1370 nach seiner Verehelichung mit Klara Widolph das Augsburger Bürgerrecht u. legte auch einen Leinwandhandel an. Zum Wittwer geworden, heirathete er 1382 Elisabeth Gfattermann, die Tochter eines Rathsherrn, kam in den Zwölferrath der Weberzunft, wurde Freischöffe der westfälischen Fehme u. starb 1409. Von seinen 5 Söhnen setzten Andreas u. Jakob I. **F.** das Geschäft mit Glück fort. — Der erstere u. ältere, vorzugsweise „der reiche F." genannt, stiftete mit seiner Gemahlin Barbara Stammler vom Ast die seit 1583 wieder ausgestorbene adelige Linie der **F. vom Reh** (so genannt nach dem von Kaiser Friedrich II. 1452 den Söhnen gegebenen Wappen). — Der zweite (gest. 14. März 1469) hinterließ 7 Söhne, von denen Ulrich, Georg u. Jakob II. **F.** es verstanden, ihren Handelsgeschäften eine immer größere Ausdehnung zu geben, u. damit den großen Glanz ihres Hauses begründeten. Ihre Frauen gehörten den edelsten Geschlechtern an und sie selbst wurden von Kaiser Maximilian geadelt. Auch vermehrten sie ihren Reichthum derart, daß die F. gegen 70,000 Goldgulden die

Nr. 2973. Fresken am Fuggerhause in Augsburg.

Grafschaft Kirchberg u. die Herrschaft Weißenhorn vom Kaiser in Pfand nehmen, demselben später im Auftrage Papst Julius' II. 170,000 Dukaten Hülfsgelder zum Kriege gegen Venedig zahlen u., als Maximilian 1518 daran dachte, zu Gunsten seines Enkels Karl abzudanken u. seine Tage in Neapel zu beschließen, zu diesem Projekte 93,585 Goldgulden vorschießen konnten. Die Nachkommen des Ulrich F. (geb. 9. Dez. 1441, gest. 19. April 1510), der sich hauptsächlich auf den Handel mit Oesterreich gelegt, starben 1536 aus, u. Jakob II. F. (geb. 6. März 1459, gest. 30. Dez. 1525), der die Bergwerke in Tirol gepachtet u. dort auch das Schloß Fuggerau erbaut hat, hinterließ gar keine Kinder. So fiel das ganze ungeheuere Vermögen an die Kinder Georg F.'s (geb. 10. Mai 1453, gest. 14. März 1506) aus dessen Ehe mit Regina Imhof, von denen Raymund **F.** (geb. 14. Okt. 1489, gest. 3. Dez. 1535) u. Anton **F.** (geb. 10. Jan. 1493, gest. 14. Sept. 1560) die Familie fortpflanzten. — Beide standen bei Kaiser Karl V. in hohem Ansehen. Während des Reichstags zu Augsburg (1530) wohnte derselbe in dem Prachthause Anton F.'s, verlieh am 14. Nov.

dess. J. beiden Brüdern den Grafen- u. Pannerstand, ließ ihnen das noch verpfändete Kirchberg u. Weißenhorn als Erb- u. Eigenthum, gab ihnen Sitz u. Stimme unter den Reichsständen auf der schwäb. Grafenbank u. räumte ihnen fürstliche Gerechtsame sowie das Recht ein, Gold- u. Silbermünzen zu schlagen. Hierfür ließ sich der Kaiser von ihnen mit Geld unterstützen. Von Anton F., der außer Kostbarkeiten u. Juwelen nebst Besitzungen in fast allen Ländern Europa's u. beider Indien 6 Millionen Goldkronen baar hinterließ, wird erzählt, er habe nach der Rückkehr Karl's V., als dieser ihn in Augsburg besuchte, ein Feuer von Zimmetholz im Kamin mit der kaiserlichen Schuldverschreibung angezündet. — Die folgenden Kaiser, wie nam. Ferdinand II., vermehrten noch die Vorrechte u. Freiheiten der F., ohne daß diese den Handel aufgaben. So unermeßlich ihre Reichthümer waren, so groß war auch die Förderung, welche sie den Wissenschaften u. Künsten angedeihen ließen, so rühmenswerth ihr Wohlthätigkeitssinn, der sich u. A. darin bethätigte, daß sie in der Jakober Vorstadt zu Augsburg die aus 108 kleinen Häusern bestehende **„Fuggerei“** zum Besten armer Bürgerfamilien bauen ließen. Dagegen blieben sie der Reformation feindlich gesinnt u. wandten vielmehr den Jesuiten ihre Gunst zu. — Die Hauptlinien des Hauses: die **Raymundus-** u. die **Antoniuslinie**, blühen noch heute. Erstere besitzt die bayer. Herrschaften Weißenhorn, Wullenstetten, Pfaffenhofen u. Morstetten u. die württemb. Grafschaft Kirchberg nebst einigen großen Rittergütern. Jetziger Senior der Raymunduslinie ist der erbliche Reichsrath Graf Franz v. **F.-Kirchberg**, geb. 2. Aug. 1843. — Die Antoniuslinie zerfällt in den Hans'schen u. den Jakobsast, von denen wiederum der erstere sich jetzt noch in einen Johann-Ernestinischen Zweig zu Glött u. einen Otto-Heinrich'schen Zweig zu Kirchheim theilt. Jener besitzt die Herrschaften Glött, Oberndorf u. Blumenthal, dieser Eppishausen, Kirchheim, Hasselbach ꝛc. in Bayern. Senior der gesammten Antoniuslinie ist der erbliche Reichsrath Graf Philipp v. **F.-Kirchheim**, geb. 9. Nov. 1820. Außerdem sind aus dieser Linie bes. hervorzuheben: Graf Markus v. F., geb. zu Augsburg 14. Febr. 1529, gest. das. 18. Juni 1597, wurde Rath Kaiser Rudolph's II. u. Stadtpfleger in Augsburg, hielt es mit den Gelehrten u. verfaßte das merkwürdige Buch: „Wie u. wo man ein Gestüt von gutten edeln Kriegsrossen auffrichten ꝛc. soll“ (Augsb. 1578; 3. Aufl., Frankf. 1611; neu herausgeg. von Wolstein, 2 Bde., Wien 1788). Graf Franz v. F., ein Enkel des Vorigen, ward Generalfeldzeugmeister u. fiel als Befehlshaber der Reichsarmee in der Schlacht bei St. Gotthard (1. Aug. 1664). Graf Otto Heinrich v. F., geb. 1592, gest. 1644, stieg gleichfalls bis zum kaiserlichen Generalfeldzeugmeister auf, als welcher er im Dreißigjährigen Kriege vielfach thätig war. Graf Anselm Maria v. F., geb. 1. Juli 1766, gest. 22. Nov. 1821, ward nebst seiner männlichen Nachkommenschaft nach dem Erstgeburtsrechte von Kaiser Franz II. 1. Aug. 1803 in den Reichsfürstenstand erhoben, indem zugleich aus den Herrschaften Babenhausen, Boos u. Kettershausen in Bayern das Reichsfürstenthum Babenhausen gebildet wurde. Letzteres verlor indeß schon 1805 seine Souveränetät an die Krone Bayern. Gegenwärtiges Haupt dieser fürstl. Linie sowie auch Subsenior des ganzen fürstlichen u. gräflichen F.'schen Hauses ist der bayer. Kronoberstmarschall u. erbliche Reichsrath Fürst Leopold v. **F.-Babenhausen**, geb. als Enkel des Vorigen 4. Okt. 1827. S. die „Pinacotheca Fuggerorum“ mit 139 Porträts (Ulm 1754).

Fughetta (fughetta), eine Art kleiner Fuge, in welcher der Hauptsatz nicht so häufig u. streng durchgeführt wird wie in der regulären Fuge.

Fühlung bezeichnet in der vorgeschriebenen Aufstellung der Soldaten in Reih' u. Glied die lose Berührung mit dem Nebenmanne u. zwar bei der Infanterie Ellenbogen an Ellenbogen, bei der Kavallerie Bügel an Bügel (zur Zeit Friedrich's des Großen Knie an Knie). Die F. richtet sich in der Regel nach der Fahne bez. Standarte. „F. mit dem Feinde behalten“ heißt: sich in solcher Nähe des Feindes halten, daß man über seine Bewegungen u. Unternehmungen in Kenntniß bleibt.

Führich, Joseph, einer der Hauptvertreter der heutigen strengkatholischen Richtung in der Historienmalerei, geb. 9. Febr. 1800 zu Kratzau in Böhmen, bildete sich zuerst unter seinem Vater, der Bildschnitzer war, dann unter der Leitung des Akademiedirektors Bergler, u. malte, kaum 17 Jahre alt, einige historische Bilder, die großes Aufsehen erregten. Als er aber die Bekanntschaft der ersten Werke von Cornelius u. Overbeck machte u. als er Albrecht Dürer zu studiren begann, wandte er sich mit Entschiedenheit der romantischen Richtung zu u. schuf Kompositionen zur böhmischen Geschichte, das Vaterunser in 8 radirten Blättern u. als Hauptwerk dieser Richtung die Illustrationen zu Tieck's „Genovefa“. Eine abermalige u. für sein ganzes künstlerisches Schaffen entscheidende Wendung führte seine Reise nach Rom (1826) herbei. Nachdem er sich dort 3 Jahre lang mit der Ausmalung des von Overbeck unvollendet gelassenen Tassozimmers in der Villa Massimo beschäftigt hatte, kehrte er nach Prag zurück, um sich fortan ausschließlich religiösen Gegenständen zu widmen. Er begann mit einer später als Oelbild wiederholten Sepia-Zeichnung „Jakob u. Rahel“ u. ließ dann den Cyklus „Der Triumph des Erlösers“ folgen. Hieran schlossen sich sieben Freskobilder, mit denen er die Kirche des heiligen Johann von Nepomuk in Wien schmückte (Stationen des Leidens Christi). Eine bedeutende Arbeit aber wurde ihm u. seinem Freunde Kupelwieser in der vollständigen Ausmalung der neuen (1853 vollendeten) Kirche zu Altlerchenfeld (einer Vorstadt Wiens) zu Theil. Nach seinem schon früher gehegten Plane sollte dieser Bildercyklus symbolisch ausdrücken, „wie die Kirche als weltgeschichtliche Heilsanstalt den ganzen Prozeß der weltlichen Dinge von ihrer Schöpfung bis zur Verklärung umfaßt“. Unter diesen von 1854—61 entstandenen Bildern führte er selbst die des Chores aus, welche die bis zur Gegenwart fortdauernde unsichtbare Wirksamkeit des Erlösers durch die Kirche u. ihre Gnadenmittel darstellen. In fast allen Bildern F.'s herrscht eine Vorliebe für das Idyllische u. Familienhafte der heiligen Geschichte u. für das Beseligende u. Trostreiche des Christenthums; fast nie malte er die Sünde selbst, sondern die Erlösung von derselben. Lebhafte Handlung haben daher auch seine Gestalten selten, sondern vielmehr innerliche religiöse Beschaulichkeit. Unter seinen neuesten Arbeiten sind die „Bleistiftzeichnungen zur Geschichte des verlorenen Sohnes“ u. eine „Mater Dolorosa“ zu nennen.

Nr. 2974. Das Sternbild des Fuhrmanns.

Fuhrmann (Auriga) ist ein Sternbild am nördl. Himmel zwischen den Sternbildern der Zwillinge, des Stiers, des Perseus, der Giraffe u. des Luchses. Im Arme hält er die Ziege (capella) mit den Zicklein. Quer durch das Sternbild läuft die Milchstraße. Der F. zeichnet sich aus durch einen glänzenden Stern 1. Größe, α od. Capella genannt. Außer den beiden Sternen 2. Größe (β u. γ) gehören noch viel kleinere Sterne dazu.

fuimus Troes (lat.), d. i. „wir Troer sind gewesen!“ So ruft Panthus in Virgil's Aeneide in seiner Erzählung von der Eroberung Troja's aus; daher sprüchwörtlich in der Bedeutung: Es ist Alles verloren.

Fulah, Volksstamm in Centralafrika, s. u. „Fellata“.

Fulda, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Kassel mit 9490 E. (1871), in einem anmuthigen Wiesenthal am rechten Ufer der Fulda, bietet mit ihren zahlreichen u. stattlichen Thürmen u. Klostergebäuden von S. aus einen imposanten Anblick. Zu den vorzüglichsten Gebäuden der Stadt gehört der Dom, der nach dem Muster der Peterskirche in Rom u. auf derselben Stelle erbaut ist, auf welcher der Ueberlieferung nach der Apostel

der Deutschen, Bonifacius, die erste christliche Kirche in Deutschland gründete. Er enthält das Grab des Bonifacius in einer mit schönen Skulpturen ausgeschmückten Krypta. An seiner Vorderseite erheben sich zwei 56 m. hohe Thürme. Das schöne eherne Standbild des Bonifacius (von Henschel 1842 errichtet) schmückt den Platz vor dem Schlosse. F. ist der Sitz eines Bischofs, mehrerer Verwaltungs- u. Gerichtsbehörden, eines katholischen Priesterseminars, eines Gymnasiums u. anderer Unterrichtsanstalten.

Nr. 2975. Fulda.

Die industrielle Thätigkeit F.s beschränkt sich in der Hauptsache auf die Fabrikation von Baumwollenwaaren u. auf Gerberei u. Leinweberei. F. spielt in der Geschichte des Mittelalters eine hervorragende Rolle. Seit 744 war es Sitz einer von Bonifacius gestifteten Abtei, die nebst der später mit ihr verbundenen Gelehrtenschule zu großem Rufe gelangte u. 1752 zu einem Bisthum erhoben wurde. Im J. 1803 säkularisirt, wurde das Bisthum 1829 wieder hergestellt. 1871 fand zu F. eine Konferenz der deutschen Bischöfe statt, in welcher unter feierlicher Bekräftigung des Unfehlbarkeitsdogma's gegen die kurz vorher vom Altkatholikenkongresse zu München gefaßten Beschlüsse Protest erhoben wurde. — Der Fluß F., der 3½ M. südöstl. der Stadt F. am Fuße der Kleinen Wasserkuppe (Rhöngebirge, Bayern) entspringt, bei Rönshausen das Gebiet der preuß. Provinz Hessen-Nassau betritt u. bei Hersfeld schiffbar wird, vereinigt sich nach einem Laufe von 24 M. bei Hannoverisch-Münden mit der Werra zur Weser.

Fulguriten od. Blitzröhren entstehen, wenn der Blitz in eine Sandfläche einschlägt u. dieselbe durchdringt, um nach den tiefer liegenden feuchten Schichten zu gelangen. Dabei schmilzt der Blitz längs seiner Bahn den Sand, der dadurch zu einer zusammenhängenden, innerlich verglasten Wandung zusammensintert. Die Blitzröhren liegen zuweilen senkrecht, oft aber auch in einem Winkel geneigt in dem Sandlager eingebettet u. sind gewöhnlich vielfach verästelt. Sie reichen mitunter bis zu beträchtlicher Tiefe hinab; man hat schon solche von 10 m. Länge gefunden. Die innere Fläche ist häufig so hart, daß sie Glas ritzt, u. besteht, je nach der Zusammensetzung des Sandes, entweder nur aus geschmolzener Kieselsäure, od., wenn der Sand thonig u. kalkhaltig war, aus geschmolzenen Silikaten. Ihre äußere Oberfläche ist infolge anhängender Sandkörner meist sehr rauh. Die erste Aufmerksamkeit auf diese interessanten Gebilde lenkte Henzen, welcher sie in den Sandhügeln der Senner Heide in Westfalen fand und nebst Blumenbach sogleich für Produkte des Blitzschlages erklärte. Hagen hat F. auf einer Düne der samländischen Küste unmittelbar nach dem Einschlagen des Blitzes ausgegraben. Am ausführlichsten sind die F. von Fiedler beschrieben worden.

Fuller, Sara Margaret, eine der interessantesten unter den berühmten Frauen des 19. Jahrh., geb. 23. Mai 1810 als die älteste Tochter des Rechtsgelehrten u. Politikers Timothy F. zu Cambridge-Port (Massachusetts), wurde unter strengster Disziplin erzogen u. erhielt frühzeitig einen rein gelehrten, ihre körperliche Gesundheit störenden und das geistige Gleichgewicht verrückenden Unterricht. Schon als junges Mädchen wußte sie, obwol nicht schön, eine Schar von Freunden an sich zu fesseln, über welche sie durch ihren philosophisch geschulten Verstand eine fast unumschränkte Herrschaft ausübte. Sie gründete 1839 in Boston einen Frauenverein zur Erörterung interessanter u. schwieriger Fragen auf den Gebieten der Religion, Philosophie u. Kunst. Sie selbst übernahm die Leitung des Vereins; daneben war sie schriftstellerisch thätig u. redigirte eine Zeitung („The Dial", die Sonnenuhr). Im J. 1844 folgte sie einem Rufe Horace Greeley's nach New-York, um für dessen „Tribune" über Literatur u. Kunst zu schreiben; die betreffenden Artikel erschienen gesammelt unter dem Titel: „Papers on literature and art" (Lond. 1846). Im J. 1846 reiste sie über England u. Frankreich, wo sie die persönliche Bekanntschaft Carlyle's, der George Sand, Béranger's u. A. machte, nach Italien, wo sie gleichfalls schnell zu großem Ruf und Einflusse gelangte. In Rom vermählte sie sich 1848 mit dem Marchese Giovanni Angelo Ossoli. Als dieser wegen seiner Betheiligung an der Revolution nach dem Sturze der röm. Republik von der päpstlichen Regierung geächtet wurde, begleitete sie ihn zunächst nach Florenz; dann schiffte sie sich mit ihm im Mai 1850 auf der Bark „Elisabeth" nach der Heimat ein, kam aber, da das Schiff während eines furchtbaren Sturmes vor New-York scheiterte, 18. Juli mit Mann u. Kind um. Ihre originellen, aber nicht selten excentrischen Ansichten über den Beruf des Weibes in der modernen Zeit sind niedergelegt in dem Buche: „Woman in the nineteenth century" (Lond. 1850). Ihre „Memoirs" gaben Clarke, Emerson u. Channing heraus (3 Bde., Lond. 1852).

Füllhorn, ein mit Blumen u. Früchten gefülltes, gewundenes Horn, das Attribut der Glücksgöttin Fortuna, das Symbol des Reichthums (in der griech. Mythe das Horn der Amalthea od. das Horn, das von Herkules dem Achelaos abgebrochen wurde, welcher sich in einen Stier verwandelt hatte, um jenen zu besiegen).

Füllung, die Sprengladung der Granaten (vgl. „Geschoß").

Fulton (spr. Fölt'n), Robert, Erfinder des Dampfschiffs u. der Torpedos, geb. 1765 zu Little-Britain in der Grafschaft Lancaster (Pennsylvanien), legte als Goldschmiedslehrling ein großes Zeichentalent an den Tag, ward daher von einigen Gönnern nach London zu seinem Landsmanne, dem berühmten Maler Benj. West, geschickt, gab aber nach 2 Jahren das Kunststudium wieder auf, um sich fortan der Mechanik zu widmen. Bald darauf wurde F. veranlaßt, in Paris die Panoramen einzuführen. Er begab sich 1796 nach der Weltstadt, erhielt dort Gelegenheit, seine mechanischen Studien fortzusetzen, erfand eine Marmorschneide- u. Polirmühle, ein unterseeisches Boot, einen Torpedo (s. d.) u. — was seinen Namen auf die späteste Nachwelt bringen wird — eine Maschine für die Benutzung des Dampfes zum Fortbewegen von Schiffen. Seine ersten Versuche mit einem von ihm konstruirten Dampfschiffe auf der Seine gelangen noch nicht so vollkommen, um die ganze Bedeutung der Erfindung erkennen zu lassen; selbst Napoleon I. besaß so wenig Scharfblick, daß er F. einen Charlatan nannte. Auch in England fand dieser wenig Anklang damit. So kehrte er denn nach Amerika zurück u. verhalf seinem Vaterlande zu dem Verdienste, die Verkehrsmittel um eines der wichtigsten vermehrt zu haben. An einem der ersten Augusttage des J. 1807 ließ F. zu New-York auf dem Hudson das erste Dampfschiff („Clermont") vom Stapel laufen. Dasselbe legte den Weg nach Albani in 36, die Heimfahrt in 30 Stunden zurück. 14 Tage später begann der „Clermont" den regelmäßigen Postdienst zwischen New-York u. Albani zu verrichten. F. erhielt nun ein Patent zur alleinigen Dampfschiffahrt auf den bedeutendsten Flüssen Amerika's. Da aber dasselbe in mehreren Staaten ihm streitig gemacht ward, so sah er sich in langwierige u. kostspielige Prozesse verwickelt, so daß er, als er 24. Febr. 1815 starb, mehr als 100,000 Dollars Schulden hinterließ. Indeß trug der Kongreß der Vereinigten Staaten den gebührenden Dank später wenigstens seinen Kindern gegenüber ab. Vgl. Colden, „Memoirs of the life of R. Fulton" (New-York 1817).

Fumaria, s. „Erdrauch".

Nr. 2976. Robert Fulton (geb. 1765, gest. 24. Febr. 1815).

Fumarolen nennt man die nam. in vulkanischen Gegenden sich findenden Wasserdampf- u. Gasquellen. Aus zahlreichen Ritzen u. Spalten der Erde kommen dort heiße Dämpfe u. Gase hervor, die theils aus Kohlensäure u. Kohlenoxydgas, theils aus Wasserdampf, schwefliger Säure, Schwefelwasserstoff u. anderen Gasen bestehen. Die bekanntesten dieser F. sind die im ehemaligen Großherzogthum Toskana befindlichen Borsäurefumarolen, deren Exhalationen aus mit Borsäure beladenen Wasserdämpfen bestehen, u. die Solfatara bei Neapel; doch giebt es auch an zahlreichen anderen Punkten der Erde solche F.

Fumarsäure, eine im Pflanzenreiche ziemlich verbreitete organische Säure; sie findet sich nam. in den Fumariaarten, in Corydalis bulbosa, Glaucium, in vielen Flechten u. Pilzen. Sie besteht aus weißen, sehr sauer schmeckenden Krystallen, die in Wasser schwer, in Alkohol u. in Aether leicht löslich sind. Künstlich läßt sich die F. durch Erhitzen der Aepfelsäure (s. d.) auf 150° C. bereiten.

Fumbina, s. „Adamana".

Funchal (spr. Funschahl), Hauptstadt der Insel Madeira, an deren Südküste schön gelegen, baut sich um eine unsichere Rhede amphitheatralisch bis zu 200 m. Höhe auf; darüber hinaus aber erheben sich bis zu 650 m. an der über 1100 m. hohen Berglehne allenthalben Landhäuser u. zerstreute Hütten inmitten grünen u. blütenreichen Gartenlandes. Die Bewohner, an Zahl 19,000, sprechen meist portugiesisch; doch gewinnt unter den Gebildeten die engl. Sprache mehr u. mehr an Herrschaft, seitdem F. eine bes. von Engländern, daneben aber auch von Deutschen viel besuchte Gesundheitsstation für Brust- u. Lungenleidende geworden ist. Die Temperatur beträgt im Mittel 15,5° R. u. ist außerordentlich gleichmäßig; dabei ist die Luft stets feucht, wiewol es vom Mai bis zum Oktober nicht regnet. Die schönste Zeit des Jahres fällt in die Monate Oktober bis Dezember. Gegen 400 Schiffe besuchen jährlich die Rhede u. ankern hauptsächlich bei einem isolirten Riffe, das das Fort Ilheo trägt.

Fund bezeichnet eine bewegliche Sache, die verloren worden u. deren Eigenthümer unbekannt, auch auf erlassene Bekanntmachung nicht zu ermitteln gewesen ist. Derselbe gehört regelmäßig dem, der ihn zuerst in seinen Besitz gebracht hat. Wer aber, nachdem sich der Eigenthümer der verlorenen Sache gemeldet hat, den F. verleugnet od. die Sache, ohne deren Auffindung der Obrigkeit angezeigt zu haben, sich aneignet, begeht das Vergehen der Fundunterschlagung. Das deutsche Strafgesetzbuch kennt dieses Vergehen als ein besonderes nicht mehr u. wird die Fundunterschlagung daher als gewöhnliche Unterschlagung zu bestrafen sein.

Fundament (lat.), Grund, Grundlage; fundamental, grundlegend, zu Grunde liegend; Fundamentalartikel, Grund- u. Hauptartikel einer Religionslehre, eines wissenschaftlichen Systems u. s. w.; Fundamentalbedingung, Grundbedingung, wesentliche Bedingung; Fundamentalphilosophie, grundlegende Philosophie, allgemeine Elementarphilosophie.

Fundj (Fundsch), ein Negerstamm, der am oberen Sennaar vom Fuße des abessinischen Berglandes über den Bahr el Azrek hin bis zum Bahr el Abiad wohnt. Die F. ähneln mit ihrem wohlgebauten Körper, dem langen, gekräuselten Haar u. ihren regelmäßigen, nicht selten angenehmen Gesichtszügen mehr den Nuba als den eigentlichen Negern, reden aber eine eigenthümliche äthiopische, nur noch im Fassoklgebiet erhaltene Sprache. Männer u. Frauen tragen das Haar in Flechten, welche mit Butter getränkt werden; die Lippen werden blau tätowirt, Schläfe u. Wangen mit schrägen Schnittnarben gezeichnet, was für bes. schön gilt. Die F. sind stets bewaffnet u. führen Schwerter, Schilde, Dolche, zackige Wurfeisen, Holzkeulen u. Lanzen. Die zur Leibgarde der Häuptlinge gehörenden Reiter tragen Stahlhelme mit Straußfedern u. Behängen von Panzerringen, Panzerhemden, über welche noch meist dick wattirte Kaftane gezogen werden, auch wol eiserne Armschienen, während ihre Rosse durch metallene Nasenschienen u. eine dick wattirte Decke geschützt sind. Die Wohnungen bestehen in Tokuls (runden Hütten mit Kegeldach). Die Nahrung wird meist dem Pflanzenreiche entnommen; doch bilden rohes Rindfleisch u. rohe, schlecht gesäuberte u. mit Salz bestreute Viehdärme Lieblingsgerichte. Die Fungi-Berun, in der Dschesireh seßhaft u. dem von Aegypten dem Namen nach abhängigen Melik el Dschebal (Könige der Berge) unterworfen, sind gutmüthig, heiter u. gastfrei, dabei tapfer u. voll Nationalstolz; sie sind fleißige Ackerbauer, sorgsame Viehzüchter u. im Spinnen der Baumwolle, im Mattenflechten, in der Lederbearbeitung u. Waffenverfertigung wohl erfahren. Der größere Theil von ihnen zahlt an Aegypten Tribut u. bekennt sich zum Islam; der kleinere, die Berun-Assin, ist noch heidnisch u. unabhängig. Zu den F. gehören außerdem noch die Hammek am Ostufer des Bahr el Azrek, die Dschebelawin in Fassokl, die Bewohner des Dar-Takla u. die Schilluk an der Mündung des Gazellenflusses.

Fünen (dän. Fyen), dän. Insel, 55½ □M. mit 182,816 E. umfassend, wird durch den Großen Belt von Seeland u. durch den Kleinen Belt von Jütland u. Schleswig getrennt. Die östl. Küste ist wenig gegliedert; dagegen schneiden im N. der Odensee-Fjord, im W. u. S. eine Menge Buchten u. Baien tief in das Land ein; im S. lagern sich ihr viele Inseln vor, die durch Meeresengen unter einander u. von den Hauptinseln getrennt sind. Die größte Halbinsel ist Hindsholm im N., das nur durch eine schmale Landenge mit F. zusammenhängt. Der Boden ist eine wellenförmige Ebene, deren höchste Hügel wenig über 100 m. sich erheben; an den Flüssen breitet sich ein außerordentlich fruchtbares Marschland aus. Der größte Fluß ist die Odense-Aa. Unter den stehenden Gewässern hat der im S. der Insel liegende Arresko-See den größten Umfang. Landwirthschaft, Fischfang, Handel, bes. Kornausfuhr, Schiffsbau u. Rhederei, sind die Haupterwerbszweige der Bewohner. F. ist sehr gut angebaut u. die Wälder im Innern bis auf geringe Ueberreste ausgerodet; Getreide u. Obst sind wichtige Exportartikel. Die Städte liegen sämmtlich an der Küste: Odense mit 16,970 E., Nyborg mit 4812 E., Svendborg mit 6421 E., Faaborg mit 3440 E., Assens mit 3461 E. (1870). Eine Eisenbahn durchschneidet die Insel von W. nach O. u. verbindet Middelfart, den Ueberfahrtsplatz nach Jütland am Kleinen Belt über Odense mit Nyborg am Großen Belt. Odense ist zugleich die Hauptstadt des Stiftes F., welches mit den Inseln Langeland, Taasinge, Arrö u. etwa zwanzig kleineren Eilanden auf 61½ □M. 236,311 E. enthält u. in die drei Aemter Odense, Wendborg u. Arrö zerfällt.

Funeralien (lat.), die bei Begräbnissen gebräuchlichen Ceremonien, Leichenfeierlichkeiten.

Fünfkirchen (ungar. Pécs), alte königliche Frei- u. Hauptstadt des ungar. Komitats Baranya mit 23,863 E. (1869), Sitz eines Bischofs, der Komitatsbehörden u. s. w., besitzt eine der ältesten u. prächtigsten Kathedralen Ungarns. Haupterwerbszweige sind Wein- u. Tabaksbau; in der Nähe befinden sich Steinkohlen- u. Marmorlager.

fungiren (aus dem Lat.), verwalten, eines Amtes walten, daher Funktion, amtliche Thätigkeit, Verwaltung eines Amtes. — **Funktion** (math.) bedeutet in der Sprache der alten Algebraisten dasselbe, was auch „Potenz" od. „Dignität" bezeichnet, nämlich ein Produkt aus gleichen Faktoren, z. B. $1000 = 10 \times 10 \times 10 = 10^3$ od. irgendwie allgemein: $y = x^n$. Seit Johann Bernoulli u. Descartes hat der Begriff F. aber eine bedeutende u. wichtige Erweiterung erfahren, indem man darunter im Allgemeinen bei zwei sich gleichzeitig ändernden Größen (x u. y) das Gesetz versteht, nach welchem die Veränderungen der abhängigen Veränderlichen (etwa y) von denen der unabhängigen Veränderlichen (etwa x) abhängen. Allgemein drückt man dies so aus: $y = f(x)$, d. h. y ist F. von x.

Fungus (lat.), Schwamm, Pilz, Fleischgewächs.

Funke, elektrischer, s. „Elektrizität".

Furien, s. „Alekto".

furioso (ital.), wüthend, leidenschaftlich. Als musikalische Bezeichnung schreibt f. einen leidenschaftlichen Vortrag der damit bezeichneten Notenstellen vor.

Furka, Gebirgspaß in der Schweiz, von 2533 m. Höhe über dem Meere, führt aus dem oberen Rheinthal in das Thal der Rhone, die am westl. Fuße des Passes dem großartigen Rhonegletscher entströmt. Der Name (furca = Gabel) ist eine Bezeichnung der steil zu beiden Seiten dieses Sattels ansteigenden Berge. Seit 1852 steht ein Gasthaus unweit der Paßhöhe, eine über die F. führende gute Fahrstraße verbindet die beiden wichtigsten Thäler der Schweiz.

Furlaner, Name der Bewohner von Friaul.

Furnesund, Durchfahrt durch die Skären (Scheeren) u. Holme an der schwed. Ostküste, nebst gleichnamigem Orte u. einer Zollstätte.

Furor (lat.), Wuth, Wahnsinn, Begeisterung. Bei den alten Römern führte eine Gottheit diesen Namen, die in Friedenszeiten gefesselt, in Kriegszeiten frei von Ketten, in der Rechten eine brennende Fackel, in der Linken einen mit Pfeilen gespickten Schild haltend abgebildet wurde.

Furore (ital.), begeisterter Beifall; F. machen, begeisterten Beifall ernten.

Fürst (althochdeutsch Furisto, engl. first, d. i. der Vorderste, der Erste) war im alten Deutschen Reiche die gemeinsame Bezeichnung für alle reichsunmittelbaren Herrscher, d. h. für Diejenigen, die ihre Gewalt ohne Vermittlung einer ihnen übergeordneten Zwischenperson von Kaiser u. Reich empfingen u. diesen direkt unterstellt waren. Es waren dies insbes. die Herzoge, Land-, Mark- u. Pfalzgrafen, u. zwar sowol Diejenigen, die ihre Herrschaft kraft des Erbrechts angetreten (weltliche F.), als diejenigen Träger geistlicher Würden, mit denen ein weltliches Herrschaftsrecht, ein Herzogthum od. eine Grafschaft, verknüpft war (geistliche F.). In der späteren Zeit des Mittelalters unterschied man zwischen den eigentlichen Reichsfürsten u. den vom Kaiser in den Fürstenstand erhobenen Titularfürsten. Nur erstere durften bei den Reichstagen auf der Fürstenbank Platz nehmen; nur sie standen unter einem besonderen Fürstenrechte, nach welchem sie nur von einem aus Fürsten zusammengesetzten u. vom Kaiser geleiteten Gerichtshofe abgeurtheilt werden konnten — ein Privilegium, das freilich mehrmals von starken u. eigenmächtigen Kaisern verletzt wurde. Den fürstlichen Familien stand außerdem die Befugniß zu, die Normen, die innerhalb ihrer Grenzen in familien- u. erbrechtlicher Beziehung gelten sollten, durch Hausgesetze, Familienverträge u. sonstige Festsetzungen selbständig zu bestimmen. Nach der Auflösung des Deutschen Reiches mußten die Reichsfürsten natürlich den Charakter der Reichsunmittelbarkeit verlieren. Der Landeshoheit untergeordnet, behielten sie nach der deutschen Bundesverfassung nur als Standesherren gewisse Privilegien u. nam. die Ebenbürtigkeit mit den regierenden Häusern bei, während die Titularfürsten (die ihren Fürstentitel von einer Ernennung durch den Kaiser od. einem der Landesfürsten herschreiben) vollends keine andere Sonderstellung einnehmen, als daß sie als eine höhere Klasse des Adels angesehen werden. Dies Verhältniß hat sich auch in der norddeutschen Bundes- u. neuen deutschen Reichsverfassung nicht geändert. Als Bezeichnung für eine wirkliche Herrscherwürde hat sich der Fürstentitel, der in diesem Falle den Rang nach dem Herzogstitel einnimmt, nur in wenigen regierenden Häusern erhalten (wie in den deutschen Reichsländern Lippe, Reuß, Schwarzburg, Waldeck u. im ehemaligen deutschen Bundeslande Liechtenstein). Der allgemeine Sprachgebrauch wendet allerdings das Wort F. im weitesten Sinne auf Herrscher jeder Art u. jeden Ranges an. — Als Zeichen fürstlicher Würde gilt der Fürstenhut, eine rothe, mit Hermelin besetzte Mütze, bei regierenden Fürsten eine offene Krone.

Fürst, Julius, verdienstvoller Orientalist, geb. von jüdischen Eltern 12. Mai 1805 zu Zerkowo im Großherzogthum Posen, bildete sich in seiner Heimat für den rabbinischen Beruf vor, eignete sich später durch mühsamen Selbstunterricht die Elemente allgemeiner Bildung an u. studirte in Berlin, Breslau u. Halle orientalische Philologie, der er sich bald ausschließlich widmete, da seine freisinnigen Anschauungen vielfach mit den Forderungen des Rabbinismus in Widerspruch geriethen. Im J. 1833 siedelte er nach Leipzig über, wo er sich als Lehrer der morgenländischen Sprachen an der Universität habilitirte, 1839 den Titel eines Lector publicus, 1864 den eines Professors erhielt. Sein erstes größeres Werk, „Lehrgebäude der aramäischen Idiome“ (Lpz. 1835) war ein Versuch, die vergleichende Methode auf die semitischen Sprachen anzuwenden. Ein interessanter Beitrag zur Literaturgeschichte waren die „Perlenschnüre aramäischer Gnomen u. Lieder“ (Lpz. 1836), eine Frucht schwerer Arbeit seine „Hebräisch-Chaldäische Bibel-Konkordanz“ (das. 1837—40). Seine Hauptwerke, die sich theils durch Gründlichkeit, Scharfsinn u. feines Sprachgefühl, theils durch Lebhaftigkeit u. Klarheit der Darstellung auszeichnen, sind: „Kultur- u. Literaturgeschichte der Juden in Asien“ (Lpz. 1849), „Bibliotheca judaica“ (eine Bibliographie der jüdischen Literatur, 3 Bde., Lpz. 1849—63), „Hebräisches u. Chaldäisches Handwörterbuch über das Alte Testament“ (2 Bde., Lpz. 1851 fg.; 2. Aufl. 1863, ins Englische übersetzt von Davidson, ebd. 1864 fg.), „Geschichte des Karäerthums“ (ebd. 1862—65), „Geschichte der biblischen Literatur“ (3 Bde., ebd. 1867—70). Ein werthvolles Magazin für jüd. Geschichte u. Literatur ist die von ihm geleitete Zeitschrift „Der Orient“ (ebd. 1840—52). In seiner „Illustrirten Prachtbibel für Israeliten mit deutscher Uebersetzung u. Kommentar“ (ebd. 1869 fg.) suchte er die Ergebnisse der neueren Bibelkritik u. Exegese durch faßliche Darstellung dem Volke nahe zu bringen. F., dessen literarische Thätigkeit auch für die Reformbewegung im deutschen Judenthum von Bedeutung ist, starb zu Leipzig 9. Febr. 1873.

Fürstenberg, deutsches Fürstenthum im südl. Schwaben, das 1806 mediatisirt wurde u. seitdem der Landeshoheit von Baden, Württemberg u. Preußen unterstellt ist. Das Geschlecht F. leitet seinen Ursprung von den Grafen von Urach her, deren Nachkommen seit 1237 die Burg F. (im jetzigen bad. Seekreise) bewohnten, sich nach dieser benannten, im 16. Jahrh. die Grafschaft Heiligenberg hinzu erwarben u. 1664 vom Kaiser Leopold I. den Fürstenrang erhielten. Das Haus theilte sich 1559 in zwei Hauptlinien, die **Kinzigerthaler** u. die **Heiligenberger Linie**. Aus letzterer ging hervor: Graf Egon VIII. von F., geb. 21. März 1588, der in der Schlacht bei Leipzig 1631 unter dem Oberbefehl Tilly's den rechten Flügel der Kaiserlichen führte, zum Generalfeldzeugmeister ernannt wurde u. 24. Aug. 1635 starb. Einen traurigen Ruf erwarben sich seine drei Söhne Franz Egon (geb. 10. April 1625, gest. 1. April 1682 als Erzbischof von Straßburg), Hermann Egon (geb. 5. Nov. 1627, gest. 10. Sept. 1674) u. Wilhelm Egon von F. (geb. 2. Dez. 1629), indem sie, obwol 1664 vom Kaiser in den Fürstenstand erhoben, den Eroberungsabsichten Ludwig's XIV. auf deutsche Lande Vorschub leisteten u. ihr Vaterland an den Feind verriethen. Nam. war der Letztere 1674, als es sich um den Frieden mit Holland handelte, als intriguanter Unterhändler im franz. Interesse thätig. Auf Befehl des Kaisers gefangen genommen u. als Landesverräther zum Tode verurtheilt, wurde er nur auf Verwendung des Papstes begnadigt u. 1679, laut einer von Ludwig XIV. ausbedungenen Bestimmung des Nimwegener Friedens, freigelassen. Seit 1682 Erzbischof von Straßburg, seit 1686 Kardinal, wußte er 1688 seine Wahl zum Nachfolger des Kurfürsten Maximilian Heinrich von Köln zu bewirken, wurde jedoch vom Kaiser nicht anerkannt u. lebte während des bald darauf ausbrechenden Krieges zwischen Frankreich u. Deutschland am franz. Hofe. Er starb 10. April 1704 zu Paris. — Sein Neffe Anton Egon von F., geb. 22. April 1656, Günstling des Kurfürsten August des Starken, der ihm nach seiner Ernennung zum König von Polen die Statthalterschaft in Sachsen übertrug. Mit seinem Tode (10. Okt. 1716) erlosch die Heiligenberger Linie. — Der Fürstentitel ging auf die Kinzigerthaler Linie über, welcher u. A. angehören: Fürst Karl Egon Eugen von F., geb. 2. Nov. 1665, gest. als kaiserl. Feldmarschallleutnant 14. Okt. 1702, u. Karl Egon von F., geb. 28. Okt. 1796, gest. 22. Okt. 1854, bekannt durch seine eifrige Theilnahme an der Entwicklung des bad. Verfassungslebens. — Von den verschiedenen Seitenlinien, in welche sich das Geschlecht im Laufe der Zeit verzweigte, blühen gegenwärtig noch drei fürstliche u. eine landgräfliche (fürstliche Hauptlinie: Wohnsitz Donaueschingen in Baden; Linie Pürglitz: Wohnsitze Wien, Prag, Lana in Böhmen; Linie Königshof: Wohnsitze Prag u. Königshof in Böhmen; landgräfliche Linie Weitra: Wohnsitz Wien). Die Hauptlinie ist noch jetzt im Besitze des Fürstenthums F., die übrigen Linien sind in Oesterreich begütert.

Fürstenberg, altes, in Westfalen u. in den Rheinlanden ansässiges Adelsgeschlecht, mit dem Stammschlosse gleichen Namens an der Ruhr, blüht gegenwärtig in zwei Linien, der älteren westfälischen (seit 1843 gräflich) u. der jüngeren rheinländischen (seit 1840 gräflich). Der ersteren Linie gehörte an: Frhr. Friedrich Wilhelm Franz von F., geb. 7. Aug. 1729, gest. 16. Sept. 1870, der als Minister des Kurfürsten von Köln u. des Fürstbischofs von Münster eine ungewöhnliche staatsmännische Begabung zeigte u. sich um die Errichtung u. das Gedeihen der Universität Münster verdient machte. Der jüngeren Linie entstammte: Graf Franz Egon von F., geb. 24. März 1797, gest.

20. Dez. 1859, der sich als eifriger Kunstfreund, Förderer des Kölner Dombaues, Erbauer der Apollinariskirche bei Remagen u. s. w., sowie durch seine politische Thätigkeit im preuß. Herrenhause bekannt machte.

Fürstenbund, ein Bündniß, welches Friedrich der Große mit einer Anzahl deutscher Fürsten, zunächst mit den Kurfürsten von Sachsen u. Hannover, zum Schutze der Reichsverfassung gegen die Eroberungspläne Kaiser Josef's II. schloß. Die Veranlassung zur Gründung dieses Bundes, der 27. Juli 1785 geschlossen wurde u. dem bald darauf Kurmainz, Kurtrier, Zweibrücken, Braunschweig, Mecklenburg, Weimar, Gotha, Ansbach, Baden, Hessen Kassel u. Anhalt beitraten, war die Absicht des Kaisers, Bayern durch einen Tausch mit den österr. Niederlanden für Oesterreich zu erwerben. Es gelang auch, diesen Plan zu vereiteln. Doch fiel der Bund, in welchem Friedrich ein Gegengewicht gegen Oesterreich schaffen wollte u. den man nicht mit Unrecht einen Vorläufer des Norddeutschen Bundes genannt, nach dem im nächsten Jahre erfolgenden Tode des Königs auseinander. Vgl. Dohm, „Ueber den deutschen Fürstenbund" (Berl. 1784), Joh. Müller, „Darstellung des Fürstenbundes" (Lpz. 1787; 2. Aufl. 1789).

Fürstenschulen heißen die Gymnasien zu Schulpforta bei Naumburg, Meißen (seit 1543) u. Grimma (seit 1550), welche der Kurfürst Moritz von Sachsen aus eingezogenen Kirchengütern gegründet hat. Sie besitzen keine Progymnasien, dagegen ein Alumnat, in welches viele Schüler infolge der reichen Stiftungen theils unentgeltlich, theils gegen mäßige Entschädigung aufgenommen werden können. Die F., von denen die Meißner den Beinamen St. Afra führt, haben sich von jeher durch die Pflege echter Wissenschaftlichkeit u. ganz bes. der alten Sprachen ausgezeichnet.

Fürstentag, ein Kongreß der deutschen Fürsten, die sich im August 1863 auf Einladung des Kaisers Franz Josef I. von Oesterreich in Frankfurt a. M. versammelten, um über eine Reform der deutschen Bundesverfassung zu berathen, der aber resultatlos verlief, da König Wilhelm, unter Hinweis auf die Unzulänglichkeit der österreich. Reformvorschläge, die Theilnahme an den Berathungen ablehnte.

Fürth, Stadt in der bayr. Provinz Mittelfranken mit 24,569 E., am Zusammenfluß der Rednitz u. Pegnitz gelegen, ist schnell zu einem der ersten Industrieplätze Bayerns emporgeblüht. Im vorigen Jahrh. siedelten sich dort mehrere Gewerbtreibende an, die in Nürnberg keine Aufnahme gefunden hatten, u. wurden von dem Markgrafen von Ansbach mit vortheilhaften Rechten ausgestattet; 1818 ward der Marktflecken zur Stadt erhoben. Jetzt hat F. ein prächtiges Rathhaus, ein Lyceum u. eine Handels- u. Gewerbeschule. Die hauptsächlichsten Erzeugnisse der Industrie sind die sog. Nürnberger Waaren, Spiegel, Goldschlägerfabrikate, optische Instrumente, Metallwaaren, Drechslerarbeiten 2c. Außerdem treibt F. einen bedeutenden Handel mit Hopfen. Die 1835 zwischen Nürnberg u. F. angelegte Eisenbahn ist die erste in Deutschland gewesen.

Furunculus, Blutschwär, ist eine partielle Entzündung u. brandiger Zerfall des Unterhautzellgewebes, welcher dadurch entsteht, daß die Fortsätze des Unterhautzellgewebes, welche in die Maschen der über ihm liegenden, straffen u. unnachgiebigen Lederhaut (cutis) eingreifen, durch die Entzündung anschwellen u., indem sie von den Maschen der Lederhaut fest umschlossen u. abgeschnürt werden, auf die Nachbartheile einen starken Druck ausüben, wodurch einerseits Stauungen in der Blutcirkulation, andrerseits aber auch heftige Schmerzen in den Nervenenden der nächsten Umgebung verursacht werden. Die unmittelbare Umgebung des Bindegewebepfropfes erscheint geröthet, angeschwollen u. mit der dünnen Epidermis (Oberhaut) bedeckt, kugelartig erhoben; in ihrer Mitte die Ursache der Entzündung, den Bindegewebepfropf, als weiße Spitze durchschimmernd. Die F. sind verschieden groß, meist von der Größe einer Bohne bis zu der eines Taubeneies, doch kommen auch kleinere, selten größere vor. Sie treten am häufigsten an dem Rücken u. den Streckseiten der Extremitäten auf. In der Nähe eines großen F. erscheinen häufig mehrere kleine, zuweilen aber treten nach einander so viele F. auf, daß man eine allgemeine Krankheit, die **Furunculosis**, annehmen muß. Die Veranlassungen der F. sind oft gar nicht nachzuweisen, in vielen Fällen sind sie Folge von Krankheiten, wie Typhus, Wochenbettfieber u. s. w. In manchen Gegenden treten sie besonders häufig auf u. bei manchen Leuten wiederholen sie sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit. Oft sind sie mit Fieber begleitet. Man behandelt sie durch Mittel, welche den Verlauf der Entzündung abkürzen; bei starken Schmerzen jedoch ist ein ergiebiger Einschnitt, welcher die Spannung der Haut aufhebt, das beste Mittel. Ist der Furunkel einer nachweisbar giftigen Ursache zu verdanken, z. B. dem Milzbrand, dem Rotz, so nennt man ihn einen **Carbunkel**; derselbe kann durch Eitervergiftung zum Tode führen.

Fuselöl, mit diesem eigentlich unpassenden Namen belegt man gewisse Nebenprodukte der geistigen Gährung, die sich durch ihren unangenehmen Geruch u. ihre ölige Beschaffenheit von dem Hauptprodukte der Gährung, dem Alkohol, unterscheiden; sie sind die Ursache des sog. fuseligen Geruchs des rohen Branntweins. Man gewinnt sie bei der Rektifikation des rohen Branntweins durch fraktionirte Destillation u. durch Behandlung mit frisch ausgeglühter Holzkohle, welche das F. aufnimmt, während die Dämpfe des reinen Spiritus unverändert durch die Kohle hindurchgehen. Wird dann die mit F. beladene Holzkohle mit Wasserdampf behandelt, so nimmt dieser das F. auf; letzteres verdichtet sich bei Abkühlung zugleich mit dem Wasser u. schwimmt auf demselben als eine ölige Schicht, welche abgenommen werden kann. Je nachdem der Branntwein aus Roggen, Kartoffeln, Mais, Rüben u. s. w. gewonnen wurde, zeigt auch das F. einen etwas verschiedenartigen Geruch; im Allgemeinen ist es eine farblose od. schwach gelblich gefärbte Flüssigkeit von höchst unangenehmem, lange anhaftendem Geruche. Trotz seines Namens hat es mit den Oelen weiter nichts gemein als die Eigenschaft, sich von dem Wasser abzusondern u. auf diesem zu schwimmen; in chemischer Hinsicht zeigt es vielmehr eine von den Oelen völlig verschiedene Zusammensetzung. Es besteht nämlich aus einer Mischung verschiedener, dem gewöhnlichen Alkohol in chemischer Hinsicht ganz ähnlicher Flüssigkeiten, die jedoch höhere Siedepunkte u. höhere Atomgewichte besitzen. Daher führen auch diese Gemengtheile des rohen F. in der Chemie den Namen Alkohol; die wichtigsten derselben sind der Propylalkohol, Butylalkohol u. Amylalkohol; letzterer bildet den Hauptbestandtheil des Kartoffelfuselöles. In dem F. des Weines ist das pelargonsaure Aethyloxyd der Hauptbestandtheil. Fuselölhaltige Getränke haben, wenn sie eine zu große Menge von diesem F. enthalten u. zu häufig genossen werden, entschieden eine nachtheilige Wirkung auf die Gesundheit, reines F. ist sogar giftig. Von den einzelnen Gemengtheilen des rohen F. hat nur der Amylalkohol (s. d.) in der chemischen Technik einige Verwendung gefunden. Das F. selbst, das in den Spiritusraffinerien in ziemlich beträchtlichen Mengen gewonnen wird, hat man lange Zeit höchstens etwa zur Beleuchtung in Stallräumen u. dgl. benutzt, zu welchem Zwecke man es in besonders konstruirten Lampen verbrannte. Neuerdings gehen große Quantitäten F. nach England, wo es wahrscheinlich zur Verfälschung von Petroleum dient.

Füsiliere bilden mit Jägern u. Schützen die leichte Infanterie des deutschen Heeres, wogegen Grenadiere u. Musketiere zur schweren gerechnet werden. Die F. tragen ein leichteres Gewehr mit Haubajonnet (vgl. „Deutsches Heer", Bd. III, S. 973). Füsiliren ist die Strafe des Erschießens; vgl. „Todesstrafe".

Fuß, das unterste Endglied des Beines, ist mit seiner Wurzel an einer Aushöhlung des Unterschenkels eingelenkt (Fußgelenk, dessen obere Seite Fußbeuge) u. bewegt sich zwischen den beiden Knöcheln. Mit seiner unteren, zum Schutze der Muskeln, Nerven u. Gefäße etwas ausgehöhlten Fläche, der Fußsohle, ist er bei vertikaler Stellung wagerecht auf den Boden gerichtet, während der Fußrücken nach oben sieht u. mit seinem hintern Theile das Gewicht des Körpers aufnimmt. Die natürliche, von unpassender Fußbekleidung nicht verunstaltete Form des Fußes ist die eines Dreiecks, dessen Spitze von der Ferse, dessen Basis von den Zehenspitzen gebildet wird. Theile des Fußes sind: die Fußwurzel (tarsus), deren Grundlage sieben in zwei Reihen gruppirte Knochen (Fußwurzelknochen) bilden, in hinterer Reihe der Knöchel od. das Sprungbein (astragalus), u. das Fersenbein (calcaneus), in vorderer das Kahnbein, die Keilbeine u. der Würfel; sie ist hinter- u. oberwärts mit dem Unterschenkel verbunden, vorwärts dagegen mit den fünf, von der gemeinschaftlichen Hautdecke umkleideten Knochen des Mittelfußes (metatarsus), an welchen als die Endglieder des Fußes fünf Zehen eingelenkt sind, ähnlich den Fingern der Hand. Diese Zehen werden wie die Finger aus je drei Gliedern (Phalangen) gebildet, nur die große Zehe besteht blos aus zwei Gliedern, u. wie die Finger sind sie auch mit Nägeln bekleidet, ohne daß jedoch die große Zehe der Beweglichkeit des Daumens entspräche. — Der ganze Bau des F. u. die Art seiner Einlenkung am Unterschenkel macht den Menschen zum aufrechten Gange geschickt, der F. giebt ihm eine feste, hinlänglich breite u. sich leicht bewegende Grundlage, welche sich ohne Schwierigkeit der verschiedenen Bodenneigung anpaßt. — In der Reihe der Säugethiere, wo wir den F. gemeinlich als Hinterfuß, den der menschlichen Hand entsprechenden Endabschnitt der Vorderextremität als Vorderfuß bezeichnen, u. außer bei den fliegenden u. schwimmenden, wo beide mehr od. weniger gleichgebildet sind, finden wir zwar im Allgemeinen dieselbe Gliederung des Fußes, indeß zeigen sich wesentliche Unterschiede in der Art des Auftretens, das mit ganzer Sohle (Sohlengänger, z. B. der Bär), od. mit aufgerichtetem Fuße auf den Zehen geschehen kann. Thiere der letztern Art heißen Zehengänger u. ihre Füße gewöhnlich Pfoten; weitere Unterschiede finden sich in der Zehenzahl (u. hiermit der Zahl der Mittelfuß- u. der Fußwurzelknochen), die zunächst bei den Hinterfüßen auf 4 (Hund), dann bei beiden Fußpaaren auf 4, 3, 2, ja bei den Einhufern auf eine einzige sinkt; endlich in der Art der Bewaffnung mit Nägeln, Krallen, Hufen, im Vor-

handensein von Schwimmhäuten zwischen den Zehen der Wasserthiere. — Am **Vogelfuße** ist die Fußwurzel mit dem Mittelfuß zu einem einzigen Röhrenknochen verschmolzen, dem „Lauf", welchen man für den Unterschenkel halten könnte; seinem Unterende sind an 3 Gelenkrollen die bekrallten Zehen eingelenkt, die 3-, 4- u. 5gliedrig sind; bisweilen kommt noch eine innere, nur 2gliedrige vierte Zehe hinzu, welche meist höher od. tiefer als die andern am Laufe sitzt. Nach Richtung u. etwaiger Verwachsung der Zehen unterscheidet man (s. „Anatomie") Spalt-, Wandel-, Schreit-, halb u. ganz geheftete, Sitz-, Klammer-, Lauf-, Kletter- u. Wendezehfüße, nach dem Vorhandensein von Schwimmhäuten u. Hautsäumen Schwimm-, Spaltschwimm-, Lappen- u. Ruderfüße. Der F. der **Reptilien** u. **Amphibien** schließt sich in Anordnung u. Zahlenverhältniß seiner Theile vielfach an den der Vögel an, bei den Schildkröten sehen wir Schwimmfüße mit gesonderten bekrallten Zehen innerhalb der Schwimmhaut, od. Ruderflossen, in denen höchstens 1 od. 2 Krallen sichtbar sind; auch bei den Landschildkröten sind die Zehen theilweise verdeckt, so daß ein Klumpfuß mit schwieliger Sohle entsteht, aus dem 4 od. 5 Krallen hervorragen, während die nackten Zehen der Frösche durch Schwimmhäute verbunden sind u. bei Laubfröschen od. Geckos saugnapfartige Gebilde an den Zehen diesen das Festhaften an senkrechten Wänden ermöglichen. — Bei **wirbellosen Thieren** werden verschiedene, der Ortsbewegung dienende Theile als Füße bezeichnet. Da sind es zunächst die **Gliederthiere**, die ihrer gegliederten Anhänge wegen Gliederfüßer, Arthropoda, heißen. Unter diesen haben die Insekten drei Paar, den drei Brustringen eingelenkte Füße (od. Beine) — daher Sechsfüßer, Hexapoda —, auf deren Theile man mehr od. weniger unpassende Ausdrücke aus der Anatomie der Wirbelthiere übertragen hat. Angepaßt verschiedener Lebensweise u. in ihrer Form mehr od. weniger verändert sind die Füße der Insekten: Lauf-, Gang-, Schreit-, Schwimm-, Sprung-, Greif-, Raub-, Klammer- od. Grabfüße.

Nr. 2977. Füße.
1. Hinterfuß des Löwen. 2. Hinterfuß des Bären. 3. Fuß eines Gorilla. 4. Menschenfuß. (Vgl. übrigens Bd. I, S. 589, 590.)

Wo ihre Larven nicht fußlos sind, haben sie außer den, den Füßen des entwickelten Insektes entsprechenden Brustfüßen oft Bauchfüße od. Afterfüße. Während die Brustgliedmaßen bei den Insekten der Ortsbewegung dienen, sind sie bei den Crustaceen noch Freßwerkzeuge, u. dafür Füße als Bewegungsorgane an den Bauchgliedern entwickelt. An den oft allein entwickelten Bauchfüßen lassen sich dieselben Theile unterscheiden wie am Insektenfuß. Wie die eigentlichen lokomotorischen Füße zugleich Stützen der Respirationsorgane (Kiemen), sind die unvollkommenen Füße der letzten Leibesringe bei den Weibchen Eierträger. Nach Bau, Stellung, Zahl der Füße sind die Crustaceenordnungen benannt. Auch bei den verschiedenen **Weichthieren** (Mollusken) findet sich ein F. So haben zunächst die Muscheln, die deshalb Beilfüßer (Pelecypoda) oder Strunkfüßer (Cormopoda) heißen, einen, nur bei den festsitzenden Arten verkümmerten, bei den freilebenden oft ansehnlich großen u. stark ausdehnbaren, muskulösen, meist seitlich zusammengedrückten „Fuß", der aus der Bauchseite des Thieres schief nach vorn hervortritt u. ihnen beim Kriechen auf dem Grunde des Wassers od. zum Eingraben in Sand u. Schlamm dient. Verkümmert ist der eigentliche F. bei den Flügelfüßern (Pteropoda). Der F. der Schnecken (Bauchfüßer, Gastropoda) ist eine länglich runde, muskulöse Platte, durch deren wellenförmige Kontraktionen sie sich bewegen. Einen zusammengedrückten, flossenähnlichen, an seinem mittlern Theile mit einem Saugnapfe versehenen Fuß haben die Kielfüßer (Heteropoda) am Kopfe sitzen endlich die Fangarme od. F. bei den Kopffüßern (Cephalopoda), den Polypen (d. i. Vielfüßern) des Alterthums. — Der „Fuß" od. die „Fußscheibe" der **Cölenteraten**, als die scheibenförmige Basis ihres mehr od. weniger becherförmigen Körpers, dient einigen, wie den Seeanemonen, den Glockenpolypen (Lucernaria) u. s. w., als Bewegungsorgan zum Fortrutschen auf dem Boden. — Der menschliche F. hat seit alter Zeit u. wol bei allen Völkern als natürliche Maßgröße für Längen- und Flächenmaße gedient. Da aber die Füße der Menschen sehr verschieden sind, so sind auch die davon abgeleiten Maße unter sich durchaus nicht gleich, u. Deutschland allein hat mehrere hundert verschiedene Fußmaße innerhalb seiner Grenzen in Geltung gesehen, Eigenthümlichkeiten, die jetzt dem rationellen Metermaßsystem gewichen sind. Eingetheilt wurde der Fuß in Zoll (10 od. 12) u. Linien (1 Zoll = 10 od. 12 Linien). (S. „Maß u. Maßsystem".)

Fußangeln dienen als Hindernißmittel in der Befestigungskunst zum Ungangbarmachen eines Terrains, z. B. glacisförmigen Auswurfs vor den Feldschanzen od. der Bresche im Festungswall. Sie bestehen aus eisernen Körpern, an welche vier spitze Zacken in der Weise angesetzt sind, daß, wenn man die Fußangel auf die Erde wirft, eine der vier Zacken in die Höhe ragt, während sie auf den drei übrigen ruht. Zum Ersatz der F., welche kostspielig u. schwer zu beschaffen sind, bedient man sich auch der Eggen, welche für diesen Zweck durch Pfähle u. Stricke an dem Erdboden zu befestigen sind.

Fußkuß, ein im Orient gebräuchliches Zeichen der Unterwürfigkeit, Huldigung u. Verehrung. Im Occident kommt diese Steigerung des Handkusses zuerst bei den spätern römischen Kaisern vor, ferner bei den Bischöfen, die das auf ihren Schuhen angebrachte Kreuzeszeichen von den in die Kirche Eintretenden küssen ließen. Seit dem Anfang des 8. Jahrh. verlangten bes. die Päpste den F. als Zeichen der Suprematie der geistlichen Macht; seit Gregor VII. wurde derselbe zu einem bei päpstlichen Audienzen gewöhnlichen Ceremoniel, welchem sich übrigens regierende Fürsten u. Protestanten nicht unterwarfen.

Füßli, Name einer Künstlerfamilie aus Zürich, die bes. im 18. Jahrh. weitverzweigt war u. sich bis an das Ende des 16. Jahrh. hinauf verfolgen läßt. Ein Glied derselben, Hans Rudolf **F.** (1709—1793), hat sich durch ein „Allgemeines Künstlerlexikon" (1762 ff.) bekannt gemacht, zu welchem sein Sohn, Hans Heinrich **F.** (1744—1832 bekannt als freisinniger Politiker u. Freund Johann v. Müller's u. Bonstetten's), Nachträge lieferte. Als Künstler ist am bekanntesten der Bruder des Letzteren, Johann Heinrich **F.**, der, geb. 7. Febr. 1741 zu Zürich, in Rom studirte u. sich später in London niederließ (die Engländer nennen ihn Fuseli), wo er in sehr hoher Achtung stand u. Präsident der Kunstakademie wurde. Seine meistens durch den Stich bekannt gewordenen Bilder aus Shakespeare, Milton, Dante u. anderen Dichtern sind seltsame Erzeugnisse einer aufgeregten, wild umherschweifenden Phantasie, Schauerscenen aus alten Volkssagen u. Gespenstermärchen, denen aber poetische Kraft nicht abzusprechen ist. F., der sich auch als Kunstschriftsteller bekannt machte, starb 16. April 1825 zu Puttney bei London.

Fußwaschen, eine im Orient noch gegenwärtig, im Alterthum auch in Griechenland u. Rom, gewöhnliche Sitte, Fremden nach ihrem Eintritte in das Haus od. Gästen vor Beginn der Mahlzeit die Füße zu waschen od. von Sklaven waschen zu lassen. Man bezweckte dabei die Reinigung od. Erfrischung der Füße, da man im Hause meist barfuß ging u. auf der Straße nur Sandalen trug. In der christlichen Kirche hat das Fußwaschen od. Pedilavium infolge der symbolischen Handlung Jesu bei Einsetzung des heiligen Abendmahls (bei welcher Jesus seinen Jüngern zum Zeichen der Demuth die Füße wusch) eine höhere Bedeutung gewonnen. Auf der Synode zu Toledo (694) wurde der Grüne Donnerstag für diese Ceremonie festgesetzt, welche die griechische Kirche sogar als Sakrament auffaßte. In der römischen Kirche wird das F. nicht als Sakrament betrachtet, aber ebenfalls am Grünen Donnerstag vom Papste, von Bischöfen, Aebten u. auch von weltlichen Fürsten (z. B. am Kaiserhofe zu Wien) gewöhnlich an 12 armen, alten Personen vollzogen. Die Hauptceremonie der päpstlichen Fußwaschung findet in der Clementinischen Kapelle zu Rom statt. (Weil die Antiphonie „Mandatum do vobis" dabei abgesungen wird, heißt das F. selbst bisweilen Mandatum.) Auch in der Anglikanischen Kirche war die Ceremonie früher üblich, sie wird noch heute von den Wiedertäufern u. in der Evangelischen Brüdergemeinde vollzogen.

Fust, s. „Faust".

Fustanella, neugriech. Fustáni, eigentlich Zeug aus Fostat, einer Vorstadt von Kairo, auch **Albaneserhemd** genannt, ist jetzt ein Theil der griech. Nationaltracht der Männer. Die von der Taille bis an die Kniee reichende, glänzend weiße, baumwollene F. wird über den Hüften zusammengehalten u. erweitert sich am Knie zu einer Menge Falten. Sie erinnert an den altgriech. Chiton, aus dem sie auch wol entstanden ist.

Füterer od. **Fürterer**, Ulrich, ein bayer. Maler u. Dichter, aber in keiner der beiden Künste hervorragend, lebte zu Ende des 15. u. zu Anfang des 16. Jahrh. Von seinen Gemälden ist nur eines erhalten, eine wenig gelungene Kreuzigung (befindlich in Schleißheim). Als Schriftsteller machte er sich bekannt durch eine prosaische „Beschreibung vom Herkommen des Hauses Bayern" (stückweise gedruckt im „Oberbayer. Archiv", Bd. 5, München 1844) u. durch sein „Buch der Abenteuer", eine höchst umfängliche cyklische Dichtung, welche in siebenzeiligen Strophen den Argonautenzug, den Trojanischen Krieg u. die Helden der Tafelrunde behandelt (zum Theil gedruckt in Aretin's „Beiträgen", 1807, im „Neuen literar. Anzeiger", 1808, u. bei Hofstätter, „Altdeutsche Gedichte aus den Zeiten der Tafelrunde", 2 Bde., Wien 1811). Ein weitläufiger Prolog enthält die Widmung des Werkes an Herzog Albrecht IV. von Bayern (gest. 1508).

Futter, unter Futter versteht man alle diejenigen Substanzen, welche die Thiere zur Erhaltung ihres Lebens, u. zum Wachsthum od. zur Arbeitsleistung, zur Fleisch- sowie zur Fetterzeugung aufnehmen. Dieselben können vegetabilischer od. animalischer Natur sein, bei einigen auch aus beiden bestehen. Zu ersteren gehören alle unsere Hausthiere; das an dieselben verabreichte Futter, d. h. das naturgemäßeste, besteht in dem auf den natürlichen Wiesen u. Weiden wachsenden Gras, resp. im getrockneten Zustande aus dem gedörrten Grase, dem Heu. Dieses vereinigt im richtigen Verhältnisse alle diejenigen Substanzen, welche der thierische Körper zu seinem Wachsthum u. seiner Erhaltung bedarf, ausgenommen in frühester Jugend, wo die Milch das allein Naturgemäße ist. Da jedoch nur in seltenen Fällen so große Wiesenflächen vorhanden sind, um eine bestimmte Stückzahl von Vieh reichlich zu ernähren, gelangte man bald dazu, das bei dem Anbau der landw. Kulturgewächse, bes. der Cerealien u. Hülsenfrüchte, nebenbei gewonnene Stroh mit zu verfüttern, welches allerdings von erheblich geringerem Nährwerth ist, als das in der Jugend gewonnene Gras resp. Heu. Man suchte nach anderen, besseren Surrogaten u. fand verschiedene, zur Familie der Schmetterlingsblütler gehörige Pflanzen, nämlich die Kleearten, besonders den Kopf- od. rothen Klee, die Luzerne u. Esparsette (der Anbau des Kopfklees in Deutschland eingeführt durch Schubart von Kleefeld Mitte des vorigen Jahrh.). Man gelangte so zum künstlichen Futterbau im Felde, u. bald darauf mit dessen Hülfe zur Durchführung der Sommerstallfütterung. Der Hauptvortheil derselben besteht in der Produktion einer größeren Menge Futter auf einer bestimmten Fläche, natürlich mit Hülfe der Düngung, sowie in einer reichlicheren Stallmisterzeugung, welche wiederum dem Ertrage der Körnerfrüchte zu Gute kommt. Für die Winterfütterung liefert neben dem disponiblen Heu u. Stroh hauptsächlich der Anbau der saftigen Hackfrüchte (Runkel- u. Kohlrüben, Möhren, Kartoffeln 2c.) ein billiges u. angenehmes, bes. für die Milchabsonderung wichtiges Futter. Um das richtige Verhältniß herzustellen, bieten die sogen. Kraftfuttermittel, namentlich die Raps- u. Leinkuchen, Kleien, sowie die geschrotenen Körner der Cerealien u. Leguminosen, in neuerer Zeit sogar das Fleischmehl aus Südamerika (letzteres bes. bei der Mast), passende Surrogate. Außer diesen kommen in großer Zahl die Rückstände der landw. technischen Gewerbe, die Preß- u. Diffusionsrückstände bei der Runkelrübenzuckerfabrikation, die Rückstände der Bierbrauerei (Treber, Sei), der Spiritus- u. Branntweinfabrikation aus Kartoffeln u. Getreide (Schlämpe), sowie die der Stärkefabrikation aus Kartoffeln u. Getreide (Reibsel, Pülpe), in Verbindung mit den Kraftfuttermitteln, zur Verwendung. In gleicher Weise gelangen auch die bei der Obstmostbereitung zurückbleibenden Treber od. Trester zur Benutzung.

Futterpflanzen sind alle diejenigen Pflanzen, welche behufs Ernährung der Hausthiere auf den Feldern angebaut od. in wildwachsendem Zustande auf Wiesen u. Weiden vorkommen. In engerem Sinne versteht man daher hierunter alle grün — vor u. während der Blüte — abgemähten od. abgeweideten Pflanzen, um sie zu verfüttern; in weiterem Sinne begreift man auch Hackfrüchte, bes. Rüben, Kartoffeln u. Kohl, hierunter. Zu jenen gehören in erster Linie die Gräser, soweit sie im Felde angebaut werden, vornehmlich die Raigräser, Timotheegras 2c., dann die verschiedenen Getreidearten, vornehmlich aber die Kleearten, nämlich der rothe Klee, Luzerne u. Esparsette u. die Hülsenfrüchte, Erbsen, Bohnen, Wicken, Lupinen u. der Mais. Weniger angebaut werden die Serradella, der Spörgel, Buchweizen, Sorgho od. Zuckerrohr, die Topinambours od. Erdäpfel u. a. m. Fast alle F. gehören zu den sogen. bereichernden Gewächsen, da sie durch ihre breiten Blätter viel Nahrung aus der Luft nehmen u. durch ihre kräftige Beschattung den Boden locker u. feucht erhalten, somit dessen physikalische Beschaffenheit verbessern, zum Theil ihre Nahrung tief aus dem Untergrunde nehmen u. die entnommenen Bestandtheile in erheblicher Menge dem Boden in der Form von Wurzel-, Stoppel- u. Blätterabfällen hinterlassen.

Fütterung. Soll die Fütterung der landw. Nutzthiere einen richtigen Erfolg haben, d. h. einen Nutzen gewähren, so müssen die Futtermittel in einer mit der Größe der Thiere in Verhältniß stehenden Quantität u. Qualität gereicht werden. Beides ist bedeutenden Schwankungen unterworfen, nach Art u. Gattung der Thiere, sowie nach Alter, Geschlecht u. — bei den Nutzthieren — Art der Benutzung. Noch nicht ausgewachsene Thiere bedürfen mehr, sowol nach Quantität wie nach Qualität, als ausgewachsene, ebenso Thiere, welche gemästet werden; endlich ist der Nahrungsbedarf höher organisirter Thiere geringer als der niedriger organisirter. Das Rind z. B. befriedigt in seinen Leistungen noch bei einem täglichen Futterquantum, welches in festen u. flüssigen Nahrungsmitteln $^1/_6$ seines Körpergewichts ausmacht, das Kaninchen $^1/_4$, während andere Thiere täglich ein Quantum gleich ihrem eigenen Körpergewicht, ja manche weit darüber (wie z. B. der Maulwurf u. verschiedene Insektenfresser), verzehren. In Bezug auf die Zusammensetzung der Nahrung bedarf der thierische Körper aller der Grundsubstanzen, aus welchen er selbst zusammengesetzt ist. Bei Fleisch- wie bei Pflanzenfressern sind es 2 Gruppen von Nährstoffen: organische u. anorganische od. mineralische, u. Wasser. Erstere zerfallen wieder in stickstoffhaltige u. stickstofffreie Bestandtheile, welche in einem bestimmten Verhältniß zugegen sein müssen. Bei den Pflanzenfressern sind es demnach dieselben Bestandtheile, aus welchen diese zusammengesetzt sind. Die Pflanze hat diese Bestandtheile dem Boden u. der Luft entnommen, der thierische Körper empfängt dieselben in einem aufnahmefähigen Zustande u. assimilirt sie im Verdauungskanale, d. h. verwandelt sie in Blut, Fleisch, Haut, Knochen, Haare, Milch 2c. Da indeß die Hauptmasse des Thierkörpers — nächst dem Gehalt an Wasser — aus stickstoffhaltigen Substanzen besteht, so geht daraus schon hervor, daß die durch den Stoffwechsel zerstörten Gewebe nur durch angemessene Zufuhr von stickstoffhaltigen Pflanzentheilen (bes. den Samen der Pflanzen) wieder hergestellt werden können.

Futurum (lat.) heißt die grammatikalische Form, durch welche die Zukunft einer Thätigkeit ausgedrückt wird. Wenn die Handlung in die Zukunft überhaupt verlegt wird (z. B. ich werde schreiben), so nennt man diese Form das einfache F. (lat. Futurum simplex); wird die Handlung aber als eine in der Zukunft schon vollendete gedacht, wenn eine andere eintritt (z. B. ich werde geschrieben haben, wenn er kommen wird), so wird dies als das vollendete F. (lat. Futurum exactum) bezeichnet. Nur wenige Sprachen haben für das F. selbständige Verbalformen; die deutsche braucht dazu das Hülfszeitwort „werden" u. verwendet häufig auch die Form der Gegenwart, das Präsens, zur Bezeichnung einer zukünftigen Handlung.

Fyt (spr. Feit), Jan, niederländischer Maler, geb. 1625 (nach Anderen 1606) zu Antwerpen, gest. 1700 (n. A. 1662), nächst Snyders der beste Thiermaler der flämischen Schule. Er arbeitete häufig mit Jacob Jordaens zusammen, so daß dieser die menschlichen Figuren, F. die Thiere, Früchte u. Blumen malte. In der Zeichnung steht F. dem Snyders zwar nach; in den Wirkungen des Lichtes aber ist er ihm überlegen. Seine Bilder sind meistens Jagdthiere, vorzüglich gelangen ihm die Windhunde gut. Die besten derselben besitzen das Belvedere in Wien u. die Pinakothek in München. Er radirte auch 16 Blätter, unter denen die Hundedarstellungen höchst ausgezeichnet sind.

Ende des Buchstaben F.

G

G, g, G, g, der 7. Buchstabe in den Alphabeten der abendländischen Sprachen u. der 5. Konsonant, in den meisten orientalischen Sprachen jedoch der 3. Buchstabe. Als Zahlzeichen bedeutet G. im Hebräischen 3, ist ein Doppelpunkt darüber, 3000; im Griechischen $\gamma = 3$, $,\gamma = 3000$; im Lateinischen g = 400, G = 400,000 u. in der Rubrizirung 7. Auf den modernen Kurszetteln bedeutet G. Geld; in der Medizin Gummi, in der Chemie Gallussäure; auf französischen Münzen die Münzstätte Poitiers; auf österreichischen Nagy-Banya in Ungarn; auf deutschen Reichsmünzen Karlsruhe; auf schweizerischen Genf. — In der Musik ist G der Buchstabenname der fünften diatonischen Stufe, od. des achten Tons unsres von C aus gerechneten Tonsystems. In Bezug auf Tonart ist G die Tonica od. der erste Ton der Leiter von Gdur u. Gmoll.

Gäa (griech., lat. Tellus), die Göttin der Erde, ist in der griech. Mythe die Tochter des Chaos u. gebiert aus sich den Uranus (Himmel), den Pontos (Meer) u. die Gebirge. Uranus zeugt dann mit ihr die hunderthändigen Riesen (Hekatoncheiren, Centimanen), die Kyklopen u. die Titanen. Der jüngste der letzteren, Kronos (Saturnus), stürzt seinen Vater Uranus vom Weltenthrone, wird aber seinerseits wieder von Zeus, einem Enkel der G., entthront.

Gaabense (spr. Gobense), Hafen auf der Nordküste der dän. Insel Falster, Ueberfahrtspunkt nach Seeland.

Gaal, Georg v., ungar. Dichter in deutscher Sprache, geb. zu Preßburg 21. April 1783, war seit 1811 Bibliothekar in Eisenstadt, später in Wien, u. hat außer eigenen „Gedichten" (Dresden 1812; 2. Aufl. Zerbst 1825) nam. auch Uebersetzungen aus dem Ungar. veröffentlicht, so: „Theater der Magyaren" (Brünn 1820); „Märchen der Magyaren" (Wien 1822); „Sagen u. Novellen nach dem Magyarischen" (ebd. 1834) u. a. Er starb zu Wien 7. Nov. 1855. — Bedeutender war, bes. als Lustspieldichter, Josef **G.**; geb. 1811 zu Nagy-Karoly, studirte derselbe die Rechte, erhielt 1833 eine Anstellung bei der Statthalterei in Ofen u. 1848 beim Finanzministerium u. starb zu Pest 27. Febr. 1866. Sein histor. Roman „Szirmay Ilona" (Ofen 1837, 2 Bde.) veranlaßte seine Aufnahme in die Ungar. Akademie. Sein Lustspiel „Peleskei notarius" (1838) war lange Zeit sehr beliebt.

Gabbro (Gabbroit, Euphotide), ein Name, der schon seit langer Zeit in Italien für Serpentin u. ihm ähnliche Gesteine gebraucht wird, u. den zuerst Leopold von Buch in die deutsche geologische Wissenschaft eingeführt. Es werden damit alle diejenigen Gebirgsarten bezeichnet, die aus Gemengen von Labrador od. von Saussurit einerseits u. von Diallag od. von Smaragdit andererseits bestehen. Der Labrador erscheint in diesem Gesteine meist als grobkörnige Masse von weißer od. grauer, seltener violetter Farbe, der Saussurit als dichte, weiße od. grünliche Grundmasse, während Smaragdit in perlmutterglänzenden, grasgrünen Krystallagen, der Diallag in grauen bis bräunlichgrünen Krystallen, von oft beträchtlicher Größe, auftritt. Das Gestein erlangt durch diese verschiedene Färbung seiner Gemengtheile u. die meist grobkörnige Ausbildung derselben ein buntes Aussehen; es wird daher auch vielfach zu architektonischen u. Kunstgegenständen verarbeitet, nam. die von Corsica stammende Varietät Verde di Corsica; der Gabbro rosso der Italiener dagegen ist ein sowol vom eigentlichen G. als auch vom Serpentin ganz verschiedenes Gestein, u. dürfte wol den Melaphyren zuzuzählen sein. — Der G. findet sich in vielen Gegenden der südlichen u. südwestlichen Alpen (Monte Rosa, Veltlin, Briançon u. s. w.), bei Genua, in Cornwall, im Harze, bei Roßwein u. Siebenlehn in Sachsen u. s. w. — Naumann faßt den G., den Hypersthenit u. Eklogit zu einer Gesteinsfamilie zusammen, welche er die Familie des G. nennt.

Gabel nennen wir die bei den Laubhölzern häufig vorkommende Bildung zweier von einem Punkte ausgehender u. mehr u. mehr aus einander laufender, gleich starker Zweige. Dieser Bildung entsprechend heißt der Punkt, in welchem sich ein Hauptthal in zwei Thäler theilt, od. ein Seitenthal vom Hauptthal abzweigt, der Gabelpunkt. Ebenso spricht man von dem Gabelpunkt zweier Straßen u. von der Gabelung od. Bifurkation der Flüsse. Ein Beispiel dieser Gabelung bietet der Orinoko in Südamerika, der den Cassiquiare zum Rio Negro u. durch diesen zum Amazonenstrom sendet. Die Furka, Paß aus den Berner Alpen in das Rhonethal, verdankt ihren Namen gleichfalls der Gabelgestalt, „Forke" heißt noch heutzutage die Gabel in einigen plattdeutsch redenden Gegenden Deutschlands. — Auch im Thierreiche kommt die Gabelgestalt vor. Der Jäger versteht unter Gabler- od. Gabelhirsch einen jungen Hirsch, dessen Geweihe nur je eine Gabel aufweisen kann. — Die ursprüngliche zweizinkige Gabelgestalt findet sich an vielen Geräthen, nam. als Stütze zum Auflegen von Stangen, als Waffe in der zweispitzigen Pike der Orientalen, in Harpunen 2c. Hierher können wir auch die G. rechnen, die der Hakenschütze zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges nöthig hatte, um sein schweres Schießgewehr beim Zielen u. Abfeuern aufzulegen. Gabeldeichsel nennen wir die doppelte Deichsel, zwischen welcher das Einspänner- u. Karrenpferd am sichersten geht. Unter G. versteht ferner der Artillerist den Raum zwischen einem Schusse, der vor dem Ziele, u. einem solchen, der hinter dem Ziele aufschlägt. Das Ziel befindet sich dann „innerhalb der G." — Als mehrzinkige G. haben wir schließlich noch unser Eßgeräth anzuführen, das jedenfalls viel später aufkam, als Messer u. Löffel; vorher vertrat das Messer seine Stelle. Die Griechen hatten Fleischgabeln, κρεάγραι genannt, mit denen die Köche das Fleisch aus den Töpfen nahmen. Die lat. Worte furca u. fuscina bedeuten Ofen- od. Heugabeln, u. das mittelalterliche gabalus, jedenfalls das Stammwort unserer G., bezeichnete einen Galgen. Ein viertes Wort, ligula, welches man auch mit „Gabel" übersetzt hat, war die Bezeichnung für ein, wol mehr spatenförmiges od. theelöffelartiges als zinkiges Instrument. Indessen haben die Römer sicher schon Löffel gehabt, an welchen der Stiel in eine solche ligula ausging; der Dichter Martial (XIV, 120) beschreibt ein solches Instrument von Silber. Im 16. u. 17. Jahrh. waren in Deutschland Taschenbestecke sehr gewöhnlich, wo der Stiel des Löffels zur G. diente u. umgeschlagen werden konnte. Da die Speisen bei den Römern sehr klein geschnitten wurden, ehe man sie den Gästen vorlegte, so konnten sie dieselben recht gut mit den Fingern fassen u. zum Munde führen, wie dies ganz genau von Ovid beschrieben wird (Ars am. III. 755). Deswegen hat man auch G. in unserem Sinne bei Ausgrabungen noch nicht gefunden. Allerdings bildet der bekannte Archäolog Caylus in seinem Recueil d'antiquités eine angeblich im Schutte der Appischen Straße

aufgefundene röm. Eßgabel ab, die sehr schön aus Silber gearbeitet, zweizinkig ist u. mit einer Hirschklaue endigt; aber möglicherweise ist dies gar keine antike G., sondern eine zu Ende des 15. Jahrh. in Italien verfertigte. Hier kam nämlich schon vor dieser Zeit der Gebrauch der G. auf. Der bekannte Humanist Philelphus beschreibt schon im J. 1446 in seinen Briefen ein gabelförmiges Instrument u. sagt, es würden diese zu Genua nach türkischen Mustern gefertigt, u. Peter von Amiens erzählt, daß die Schwester des byzantinischen Kaisers Romanus Argylus, welche einen Sohn des Dogen von Venedig, Pietro Orseolo, im J. 91 geheirathet hatte, statt der Hände, wie andere Damen, sich kleiner G. u. vergoldeter Löffelchen bediente, um mit ihrer Hülfe die Speisen zum Munde zu führen. Dies hielt aber Peter für einen außerordentlichen Luxus, der den göttlichen Zorn auf das Haupt jener Frau herabgezogen habe, denn zur Strafe habe sie mit ihrem Manne an der Pest sterben müssen. Im J. 1379 kommt eine G. im Inventar des Silberzeuges des Königs Karl V. von Frankreich vor. Der Italiener Galeottus Martius, der am Hofe des Königs Matthias Corvinus lebte u. dessen Leben beschrieben hat, rühmt dem Könige nach, daß er, obgleich es in Ungarn damals noch nicht Sitte gewesen, G. bei Tische zu brauchen, sondern Jeder die Speisen mit den Fingern ergreife, sich nie die Finger mit den Speisen besudelt habe. Auch in Frankreich war selbst bei Hofe der Gebrauch der G. zu Ende des 16. Jahrh. noch ziemlich neu; der Verfasser einer politischen Satire aus dieser Zeit, „L'isle des Hermaphrodites", spottet sogar noch darüber. Ebenso war es in England; die Angelsachsen aßen mit den Fingern u. noch zur Zeit Jacob's I. pflegte man dies zu thun; höchstens spießte man die Speisen mit dem Messer an. Deshalb wird der Dichter Thomas Coryate, der im J. 1608 die G. in Italien zum ersten Mal gesehen u. sodann auch nach England gebracht hatte, scherzweise von seinen Landsleuten „Furcifer" (Gabelbringer, mit spöttischem Hinweis auf die Bedeutung furca = Galgen) genannt. In Schottland kam der Gebrauch der G. erst im 18. Jahrh. auf. In Spanien sind noch heute an vielen Orten auf dem Lande Trinkgläser, G. u. Löffel Seltenheiten, u. der Gast muß sie sich selbst mitbringen. Die Chinesen bedienen sich bis heute noch nicht der G., deren Stelle bei ihnen die Eßstäbchen vertreten.

Gabelentz, Hans Conon von der, altenburg. Staatsmann u. ausgezeichneter Sprachforscher, geb. 13. Okt. 1807 zu Altenburg, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, seit 1825 die Universitäten Leipzig u. Göttingen, u. trat 1829 in den Staatsdienst seines Heimatlandes, den er aber 1847 verließ, um einer Wahl zum Landmarschall im Großherzogthum Weimar Folge zu leisten. Im J. 1848 betheiligte er sich am Vorparlamente in Frankfurt u. war kurze Zeit interimistischer Bundestagsgesandter bis zur Auflösung des Bundestags im Juli 1848. Wenige Monate darauf wurde G. zum Ministerpräsidenten in Altenburg ernannt, aber schon 1849 gab er seine Entlassung. Zum Erfurter Parlamente ging er 1850 als Mitglied des Staatenhauses für Altenburg; 1851 wählte ihn die altenburgische Landschaft zu ihrem Präsidenten. – Mit seinem Freunde, dem Pastor J. Löbe, verband sich G. zu einer kritischen Ausgabe der goth. Bibelübersetzung des Ulfilas (2 Bde., Leipzig 1843—46); abgesehen von diesem Werke wandte aber G. seine Thätigkeit der Erforschung außereuropäischer Sprachen zu. Er ist einer der genauesten Kenner der ural-altaischen Sprachen, aber auch für die afrikanischen u. amerikanischen, dann nam. für die des malayisch-polynesischen Sprachstammes, hat er durch grammatische Darstellung wie durch Anfertigung von Wörterbüchern Bedeutendes geleistet. Seine zahlreichen Schriften, die nicht selten sich vom Besondern zum Allgemeinen erheben, sind leider meist zerstreut in Fachzeitschriften; so schrieb er für die „Zeitschrift der Deutschen Morgenländ. Gesellschaft" über die Sprache der (afrikanischen) Suaheli u. das Ki-Suahili (Bd. I), eine Samojedische Grammatik (Bd. V) u. über die Formosanische Sprache (Bd. XIII); die „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes" enthält seine Grammatik des Mordwinischen (Bd. II), eine mandschu-sinesische (Bd. III) u. eine Darstellung der Tscheremissischen Dialekte (Bd. IV); in Höfer's „Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache" finden wir die Syrjänische (Bd. I) u. die Tscherkessische Grammatik (Bd. III); endlich stehen in den „Berichten der königl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften", welcher G. seit 1845 als Mitglied angehört, Grammatik u. Wörterbuch der (hinterindischen) Kassiasprache (Bd. X), u. die treffliche Abhandlung „Die melanesischen Sprachen nach ihrem grammat. Bau 2c." in den Abhandlungen derselben Gesellschaft (Bd. III); eine zweite Abtheilung dieser Untersuchungen erschien selbständig 1873 in Leipzig. Seine „Beiträge zur Sprachenkunde" (3 Hefte, Leipzig 1852) enthalten Grammatiken der Dajak-, Dakota- u. Kiririsprache; der allgemeinen Sprachwissenschaft ist gewidmet seine Schrift „Ueber das Passivum" (Lpz. 1860).

Gabelsberger, Franz Xaver, Erfinder einer nach ihm benannten deutschen Schnellschrift, geb. zu München 9. Febr. 1789, bildete sich auf dem Gymnasium u. an der Universität seiner Vaterstadt, wurde 1810 als Kanzlist der königl. Kreisregierung in München, 1813 als Kanzlist der Centralstiftungskasse angestellt u. 1823 zum Sekretär u. geheimen Kanzlisten im Ministerium des Innern befördert. Bei der nach dem Regierungsantritt des Königs Ludwig I. eintretenden Reorganisation der Behörden wurde er zwar pensionirt, jedoch bald wieder reaktivirt u. war von dieser Zeit an bis zu seinem plötzlich infolge eines Schlagflusses am 4. Januar 1849 erfolgten Ableben im statistischen Bureau des Finanzministeriums thätig. Als sich G. 1817 mit der Idee vertraut machte, eine Schnellschrift zu ermitteln, geschah es zunächst nur in der Absicht, vermittels einer solchen Schrift einem höheren Beamten dienstlich zu werden, um dessen Elaborate gleich vom Munde weg aufzunehmen od. bei minder wichtigen Sachen schnell das Wesentlichste seiner Ansichten zu notiren, eine Idee, die damals noch keinen Anklang in den betreffenden Kreisen fand.

Nr. 2970. Franz Xaver Gabelsberger (geb. 9. Febr. 1789, gest. 4. Jan. 1849).

Die Einberufung der bayerischen Stände im J. 1819 ermuthigte ihn, seine Idee weiter zu verfolgen. Er war nunmehr bemüht, durch seine Kunst ein Mittel zur wortgetreuen Aufnahme der ständischen Verhandlungen zu bieten. Sprachliche Vorstudien u. die Bekanntschaft mit der Pasigraphie, Kryptographie u. Dechiffrirkunst unterstützten ihn in seinem Unternehmen. Mit den Grundlagen seines Systems war er bereits im Reinen, ehe er an das Studium der vorzüglichsten engl. u. französ. Stenographiesysteme ging. Schon im J. 1819 stenographirte er allein die Verhandlungen der Reichsräthe in München, und wenngleich seine Leistungen damals ihn selbst noch nicht befriedigten, gewann er doch die Ueberzeugung, daß der von ihm betretene Weg ihn sicher zum Ziele führen werde. Seine Schnellschrift bewährte sich denn auch bald, nachdem er inzwischen Schüler herangebildet, die ihm bei Aufnahme der Kammerverhandlungen hülfreich zur Seite standen. Solche Erfolge ermunterten G., besonders nachdem die bayrische Akademie der Wissenschaften über seine Schöpfung ein überaus günstiges Urtheil gefällt, sie als ein neues, einfaches u. sicheres System, das den bisher gebrauchten, nam. den englischen Methoden weit vorzuziehen sei, gekennzeichnet hatte, an die Herausgabe eines Lehrbuchs seiner Erfindung zu gehen. 1834 erschien seine „Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst od. Stenographie", ein Werk, dem ein ehrenvoller Platz für immer in der stenographischen Literatur gesichert ist. Ferner veröffentlichte G.

1838 eine von seiner Hand meisterhaft lithographirte „Stenographische Lesebibliothek" u. endlich im J. 1843 „Neue Vervollkommnungen der deutschen Redezeichenkunst od. Stenographie", mit Erläuterungen über das von ihm wieder aufgefundene Prinzip des Abbreviaturverfahrens der römischen Stenographen, bekannt unter dem Namen „Tironische Noten", ein für die Fortbildung seines Systems epochemachendes u. zugleich neue Streiflichter auf die von Ulrich Kopp erschlossenen Tironischen Noten werfendes Werk. Gleichzeitig gab G. beachtenswerthe Winke zur Anwendung seiner Kunst auf das Russische u. Dänische. Vgl. Gerber, „Gabelsberger's Leben u. Streben" (München 1868).

Nr. 2980. Schriftprobe der Stenographie von Gabelsberger. (Uebertragung der auf Sp. 452 gesperrt gedruckten Zeilen.)

Gabinius. Aus dem plebejischen Geschlechte der Gabinii ist der bekannteste Aulus G., welcher während der Zeit des Verfalls der röm. Republik eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Er wird als Militär gerühmt, von seinem politischen Gegner Cicero aber als ein Mann vom allerschlimmsten Charakter geschildert. Als Volkstribun (67 v. Chr.) war er der Urheber des Gesetzes, durch welches Pompejus in dem Kriege gegen die Seeräuber den Oberbefehl auf drei Jahre erhielt; als Legat unter Pompejus nahm er längere Zeit an dessen Kriegführung in Asien gegen Mithridates Theil. Nachdem er während seines Konsulats (58) den damaligen Tribun Clodius bei seinen Umtrieben zur Verbannung Cicero's unterstützt hatte, schließlich aber nach der Entzweiung des Clodius mit Pompejus als treuer Anhänger des Letzteren gegen Clodius aufgetreten war, erhielt er als Prokonsul die Verwaltung der Provinz Syrien, während welcher er mehrfache Aufstände in Judäa zu unterdrücken hatte, u. gegen den Willen des Senats durch einen Zug nach Aegypten den von dort vertriebenen König Ptolemäus Auletes wieder einsetzte. Nach Rom zurückgekehrt, wurde er von seinen zahlreichen Freunden dreifach angeklagt, wegen Majestätsverbrechens, wegen Erpressung u. wegen Bestechung; zwar ward er von der ersteren Anklage freigesprochen, allein der zweite Prozeß endete mit seiner Verurtheilung u. Verbannung. Von Cäsar 49 zurückgerufen, war er auf dessen Seite im Bürgerkrieg thätig, starb aber schon 48 zu Salona, nachdem er zuletzt noch unglücklich gegen die Dalmatier gekämpft hatte.

Gabelweihe (Weihe, Schwalbenschwanz, Milvus regalis), ein oben braunrother, unterseits ziegelrother, an Kopf u. Hals weißlicher Raubvogel, mit rostfarbigem Gabelschwanz, lebt im mittlen u. südlichen Europa u. findet sich in Norddeutschland als Zugvogel gemein.

Gabii war in alter Zeit eine bedeutende Stadt in Latium (angebliche Kolonie von Alba) u. lag östl. von Rom, fast in der Mitte zwischen Rom u. Präneste (j. Palestrina). Es gerieth schon früh in ein abhängiges Verhältniß zu Rom. Im Beginn der Kaiserzeit war G. zu einem kleinen Ort herabgesunken, dessen Verödung fast sprüchwörtlich geworden war. Doch besaß es von Kranken besuchte kalte Bäder, u. vielleicht ist es dadurch, daß diese mehr in Aufnahme kamen, in den nächsten Jahrhunderten wieder zu größerer Bedeutung gelangt; auf eine solche läßt wenigstens die reiche Ausbeute der vom Fürsten Borghese 1792 unternommenen Ausgrabungen schließen. Die bei G. befindlichen Steinbrüche, in denen Peperin gebrochen wird, lieferten schon im Alterthum das Material zu vielen Bauten. — Gabinische Gürtung hieß bei den Römern eine besondere, bei bestimmten Kulthandlungen gebräuchliche Art, die Toga ohne Anwendung eines Gürtels zu schürzen.

Gablenz, Freiherr Ludwig Karl Wilhelm von, österr. General, geb. 19. Juli 1814 zu Jena, war der Sohn des sächs. Generals Freiherrn Heinrich Adolf von G. (geb. 25. Okt. 1764, gest. 11. Mai 1843), der sich in den Napoleonischen Feldzügen u. im Freiheitskriege ausgezeichnet hatte. Ludwig von G. trat, nachdem er mehrere Jahre bei der sächs. Kavallerie gedient, in die österr. Armee ein, in welcher er sich 1848 unter Radetzky hervorthat. Im ital. Feldzug 1859 kämpfte er tapfer an der Spitze seiner Division bei Solferino. Im J. 1863 zum Feldmarschallleutnant befördert, wurde er 1864 beim Ausbruche des Krieges gegen Dänemark zum Kommandeur des 6. österr. Armeecorps ernannt, mit welchem er bei Oberselk siegte, den Königsberg erstürmte, Schleswig besetzte u. die Dänen bei Oeversee u. Veile schlug. Nachdem er infolge der Gasteiner Konvention vom Aug. 1865 bis zum Juni 1866 die Statthalterschaft in Holstein verwaltet hatte, übernahm er im Preußisch-österr. Kriege das Kommando des 10. österr. Corps. Der Sieg, den er 28. Juni bei Trautenau über das 1. preuß. Corps (unter Bonin) davontrug, war der einzige, der 1866 auf österr. Seite erfochten wurde. Im J. 1867 wurde er ins Herrenhaus berufen, wo er zur Verfassungspartei hielt. In den folgenden Jahren war er nach einander Kommandirender von Croatien u. Slavonien, Chef der Militärgrenze u. — nachdem er zum General der Kavallerie ernannt worden — Kommandirender von Ungarn. Im Nov. 1871 in den Ruhestand versetzt, gerieth er durch unglückliche Börsenspekulationen in pekuniäre Verlegenheiten, die seinen Sinn verdüsterten u. ihn zu dem Entschlusse antrieben, seinem Leben freiwillig ein Ende zu machen. Er erschoß sich 28. Jan. 1874 zu Neumünster bei Zürich.

Gabler, Johann Philipp, deutscher Theolog, geb. 4. Juni 1753 zu Frankfurt a. M., besuchte bis 1772 das Gymnasium daselbst u. studirte dann bis 1778, bes. unter Eichhorn u. Griesbach, zu Jena. Nachdem er sodann Lehrstellen zu Frankfurt, Göttingen u. Dortmund bekleidet hatte, wurde er 1785 Diakonus u. ordentl. Professor der Theologie zu Altorf, 1804 in gleiche Stellung nach Jena berufen u. starb als weimarischer Konsistorialrath 17. Febr. 1826. Seiner theolog. Richtung nach gemäßigter Rationalist, war G. dabei von warmem religiösen Gefühl u. unerschütterlicher Ehrenhaftigkeit des Charakters. Sein Hauptwerk ist die neue Bearbeitung von Eichhorns „Urgeschichte" (2 Bde., Altorf 1790 bis 93). Außer einer großen Zahl von Programmen, von denen das über den Unterschied der bibl. und dogmat. Theologie (1787, Antrittsrede in Altorf) die wissenschaftliche Grundlage der bibl. Theologie geworden ist, schrieb er zahlreiche Aufsätze zur Kirchengeschichte, Dogmatik u. neutest. Exegese in das „Neueste theolog. Journal", welches er 1798—1800, u. das „Journal für theolog. Literatur", welches er 1801—11 redigirte.

Gabler, nach der Gestalt des Geweihes der zweijährige Hirsch (s. d.).

Gabriel (hebr., d. i. „Mann Gottes") erscheint als einer der oberen Engel, Daniel 8, 16 u. 9, 21, im Neuen Test. Luc. 1, 19 u. 26, beidemale als Verkündiger wichtiger Rathschlüsse Gottes. Gewöhnlich zählt man ihn zu den 7 Erzengeln (vergl. den Art. „Engel").

Nr. 2981. Der Erzengel Gabriel. Nach einem Altarbilde von Meister Wilhelm (1440).

Gabrieli, Andrea u. Giovanni, zwei berühmte altitalienische Tonsetzer. Andrea G. wurde etwa 1512 zu Venedig geb. (in dem Canareggio od. Canareio geheißenen Theile dieser Stadt, daher er auch unter dem Namen Andrea del Canareggio od. Canareio vorkommt), stammte aus der früher Cavobelli geheißenen Nobilifamilie der Gabrieli u. war ein Schüler des berühmten Kapellmeisters an der Markuskirche, Hadrian Willaert. 1536 trat er als Sänger in die Kapelle des Dogen, wurde 1566 zweiter, dann erster Organist an der Markuskirche; er starb 1586. Kirchliche u. weltliche Gesangssachen u. Orgelstücke sind in ziemlicher Zahl von ihm bekannt. — Giovanni G., der fast noch berühmtere Neffe des Vorgenannten u. Schüler desselben, wurde zu Venedig im J. 1557 geb. u. genoß als Jüngling bereits eines großen Ansehens. 1585 wurde er neben seinem Oheim als Organist an der Markuskirche angestellt; er starb 12. Aug. 1613. Seine Hauptstärke bestand in der genialen Bewältigung der Vielstimmigkeit. Von ihm sind auch Orgelstücke vorhanden.

Gabrieli, Caterina, eine der gefeiertsten Sängerinnen des 18. Jahrh., geb. 12. Nov. 1730 zu Rom. Ihr Vater war Koch bei dem Fürsten Gabrieli, von welchem letzteren, der sie ausbilden ließ, sie später den Namen G. annahm, während die Italiener sie, nach dem Gewerbe ihres Vaters, „La Cuochettina" nannten. Ihre Gesangslehrer waren Garcia (mit dem Beinamen „Lo Spagnoletto") u. Porpora, u. ihr erstes Auftreten auf der Bühne geschah mit glänzendstem Erfolge zu Lucca im J. 1747. Nachdem sie in der nächsten Folgezeit noch auf verschiedenen anderen Theatern Italiens gesungen u. ihren Ruf vermehrt u. befestigt hatte, ging sie nach Wien, wo sie zur kaiserl. Kammersängerin ernannt wurde, u. 1765 nach Palermo, wo sie, wie überall, das Publikum bezauberte, aber auch durch ihre Launenhaftigkeit manchen Anstoß erregte. Ihr capriciöses u. widerspenstiges Benehmen veranlaßte sogar den Vizekönig einmal, sie zwölf Tage ins Gefängniß sperren zu lassen; doch berührte das sie nur wenig; vielmehr gab sie während ihrer Einschließung glänzende Mahlzeiten, bezahlte die Schulden ihrer Mitgefangenen u. beging allerhand sonstige Extravaganzen. 1767 verließ sie Palermo u. begab sich nach Parma, wo sich der Infant Don Philipp heftig in sie verliebte, sie aber auch durch seine Eifersüchteleien so weidlich quälte, daß sie 1768 heimlich aus Parma entwich. Nun ging sie nach Petersburg, wohin sie schon lange durch Katharina II. eingeladen worden war. Ihre Gageforderung — Einige geben dieselbe auf 5000 Dukaten an — kam der Kaiserin so ungeheuer vor, daß sie sich der Aeußerung, „so viel bekäme ja nicht einmal ihr Feldmarschall" — nicht enthalten konnte, worauf seitens der Sängerin die Erwiederung erfolgte: „die Kaiserin möge doch einmal ihren Feldmarschall in der Oper singen lassen." Lachend bewilligte die Monarchin nun die Forderung u. die G. verweilte verschiedene Jahre in Petersburg, bis sie um 1777 wieder nach Italien zurückkehrte, wo sie bis ins Jahr 1780 auf verschiedenen Theatern sang, u. zwar trotz ihres vorgerückten Alters immer noch mit glänzendstem Erfolg. Hierauf zog sie sich nach Rom zurück u. starb hier im April des Jahres 1796. — Eine andere vortreffliche ital. Sängerin dieses Namens war die zum Unterschied von der Vorhergehenden „La Gabrielina" od. „La Ferrarese" (nach ihrem Geburtsorte Ferrara) genannte Francesca G. Im J. 1755 geb., erhielt sie von 1770 ab ihre Ausbildung im Konservatorium zu Venedig, betrat 1774 in genannter Stadt zum ersten Male die Bühne, sang dann auf verschiedenen anderen ital. Bühnen u. war von 1786 ab mehrere Jahre in London. Sie starb 1795 zu Venedig.

Gabun, ein weites, großes Aestuar von 3 M. Breite, 10 M. Länge u. 13 m. Tiefe, mit reinem, hellem Wasser, liegt an der Westküste Afrika's, unmittelbar nördl. vom Aequator, u. hat gesunde, von dem intelligenten Volke der Pongo dichtbevölkerte Ufer. 5 schiffbare, doch nur gegen 12 M. lange Ströme, deren Quellen auf dem Krystallgebirge liegen, u. deren bedeutendster der Orombo ist, münden in die Bucht. Früher befand sich dort eine französische Niederlassung, die jedoch seit 1871 aufgehoben ist.

Gad d. i. „Glück", Sohn Jakob's u. der Silpah, der Magd Leah's (1. Mos. 30, 9 ff.), u. somit Stammvater des israelitischen Stammes G. Der Stamm G. erhielt nach der Eroberung Kanaans seine Wohnsitze in der Mitte des Ostjordanlandes zwischen Ruben u. Manasse, trieb meist Viehzucht, wurde aber von den benachbarten Ammonitern öfters hart bedrängt. Seine Glanzzeit hatte er unter dem Richter Jephtah. Er wurde um 734 mit den übrigen Stämmen des Ostjordanlandes von dem assyrischen König Tiglath-Pilesar ins Exil geführt. — G. ist auch der Name eines hebr. Propheten zur Zeit des Königs David.

Gaddi, eine Malerfamilie aus Florenz, die sich bes. durch drei Glieder in der Kunstgeschichte einen Namen gemacht hat. Es sind: Gaddo **G.**, geb. um 1260, gest. nach 1327. Er war Freund des Cimabue, zugleich Mosaicist, u. führte als solcher manche Arbeiten aus, von denen aber nur noch wenige erhalten sind. — Bekannter ist sein ältester Sohn Taddeo **G.**, geb. um 1300, gest. nach 1366, der Pathe u. bedeutendste Schüler Giotto's u. zugleich Baumeister. Von ihm hat nam. Florenz noch sehr interessante Werke aufzuweisen, unter denen das älteste wol der Freskencyklus von Scenen aus dem Leben der Maria u. aus dem Neuen Testamente in der Baroncelli-Kapelle von S. Croce sein möchte, die er auch noch in anderen Kapellen mit Werken seiner Hand schmückte. Er soll in Florenz nach einer Ueberschwemmung des Arno im J. 1333 mehrere Brücken gebaut, nach Giotto's Tode den Bau des Glockenthurmes geleitet haben u. beim Bau der Kirche Or San Michele thätig gewesen sein. — Als Dritter der Familie ist zu nennen Taddeo's zweiter Sohn Angelo **G.**, Schüler seines Vaters. Die älteste, vielleicht auch die beste der von ihm noch erhaltenen Arbeiten stellt die Legende von dem heiligen Gürtel der Jungfrau Maria dar, den sie dem Apostel Thomas schenkt (Capella della Cintola im Dom zu Prato). Er starb um 1390.

Gade, Niels Wilhelm, einer der begabtesten Tonsetzer unserer Zeit, geb. zu Kopenhagen 22. Okt. 1817 als der Sohn eines Instrumentenmachers. Schon in seiner frühen Jugend bekundete er entschiedene Neigung zur Musik. Zeitig so weit vorgebildet, daß er in die königl. Hofkapelle zu Kopenhagen als Violinist eintreten konnte, wandte er sich auch eifrig der Komposition zu. Aus dem J. 1841 datirt seine preisgekrönte Ouverture „Nachklänge von Ossian", dieser folgte bald seine erste Sinfonie (Cmoll), die von Mendelssohn ausnehmend günstig beurtheilt u. auch im Leipziger Gewandhause unter ungewöhnlichem Beifall zur Aufführung gebracht wurde. G. selber, vom dän. König Christian VIII. mit einem ansehnlichen Reisestipendium versehen, ging im Herbst 1843 nach Leipzig, brachte dort den Winter des genannten Jahres zu u. begab sich im Frühjahr 1844 nach Italien. Im Herbst desselben Jahres kam er wieder nach Leipzig u. übernahm daselbst während Mendelssohn's Verweilen in Berlin u. Frankfurt a. M. die Direktion der Gewandhauskonzerte, worauf er den Sommer 1845 in seiner Heimat verlebte, um im Winter 1845/46 neben Mendelssohn wieder an die Spitze des Leipziger Gewandhausorchesters zu treten.

Nr. 2982. Niels Wilhelm Gade (geb. 22. Okt. 1817).

Nach dem Tode des genannten Meisters fungirte er als alleiniger Leiter der Gewandhauskonzerte, bis er im Frühjahr 1848 nach Kopenhagen zurückkehrte, wo er die eine Organistenstelle u. die Leitung der Konzerte des dortigen Musikvereins übernahm, 1861 interimistisch als Kapellmeister am Hoftheater fungirte u. auch gegenwärtig noch lebt u. wirkt. G. gehört zu den musikalischen Neuromantikern und neigt sich in den Grundzügen seines Schaffens speziell Mendelssohn zu, ohne daß man ihn jedoch einen direkten Nachahmer dieses Meisters nennen könnte. Vielmehr zeigt er in den meisten u. besten seiner Sachen eine bestimmte Eigenthümlichkeit, die als eine *nordische* (od. speziell *skandinavische*) u. auch wol *ossianische* zu bezeichnen ist, indem er sich ganz augenscheinlich von Vorstellungen u. Bildern aus der altnordischen u. ossianischen Welt beeinflußt zeigt, auch wo er nicht direkt mit Stoffen aus derselben sich befaßt. Aus dieser Eigenthümlichkeit entspringt die ganze Art seiner orchestralen Farbengebung, seiner Harmonik u. Melodik, welche bei seinem Auftreten einen großen Zauber ausübte u. eine Zeit lang sogar die Schwächen vieler seiner Werke in Bezug auf die Verarbeitung der Gedanken u. auf das Fakturistische

überhaupt übersehen ließ. Gedruckt sind von G.'s Erzeugnissen unter anderen 8 Sinfonien; die Ouverturen „Nachklänge von Ossian", „Im Hochland", „Hamlet", „Michel Angelo", „Comala" (ein Gedicht nach Ossian, für Soli, Chor u. Orchester komponirt), „Erlkönigs Tochter" (eine Ballade, aus dän. Volkssagen zusammengesetzt u. für Soli, Chor u. Orchester komponirt), „Die Kreuzfahrer" u. „Kalanus" (zwei größere Kompositionen für Soli, Chor u. Orchester); „Frühlingsbotschaft" u. „Frühlingsfantasie" (kleinere Stücke für Soli, Chor u. Orchester); ein Quintett, ein Sextett, ein Octett für Streichinstrumente, eine Sonate für Klavier u. Violine, zwei- u. vierhändige kleinere Klavierstücke, ein- u. mehrstimmige Lieder ꝛc.

Gades, im Alterthum Name der Stadt Cadix.

Gadhelisch, d. i. ein Ast des keltischen Sprachstammes, welcher das Irische, das Gaëlische u. das Manks (die Sprache der Bewohner der Insel Man) umfaßt.

Gadmenthal, Nebenthal der Aare in den Vierwaldstätter Alpen; liegt zwischen dem Titlis u. dem Sustenhorn; eine Kunststraße führt über den Sustenpaß in das Meyenthal, aus dem Gebiete der Aare in das der Reuß; der Hauptort ist Bühl.

Gadolinit, ein Mineral, welches als glänzende, rabenschwarze Masse in einzelnen Partien in Granit eingewachsen ist u. zu den Seltenheiten der Mineralogie gerechnet wird; man hat es bisher nur in Schweden u. Norwegen (Fahlun, Ytterby, Hitteröe) u. im Riesengrunde bei Schreibershau gefunden. In chemischer Hinsicht ist der G. ein kieselsaures Salz (Silicat) der seltenen Yttererde, des Didym-, Lanthan- u. Ceroxyduls, welches seine schwarze Farbe einem Gehalte von circa 10 % Eisenoxydul (ebenfalls in Verbindung mit Kieselsäure) verdankt. Der G. hat bis jetzt kein praktisches, sondern nur ein wissenschaftliches Interesse.

Gads-Hill, ein in der engl. Grafschaft Kent nordwestl. von Rochester gelegener Hügel, der in Shakespeare's „Heinrich IV." eine Rolle spielt.

Gaëlisch (auch gälisch) wird zuweilen in weiterem Sinne als gleichbedeutend mit Gadhelisch (s. d.) gebraucht; in der Regel aber bezeichnet man mit G. nur die Sprache der Hochschotten. Das Gebiet des G., welches übrigens vom Englischen mehr u. mehr zurückgedrängt wird u. langsam ausstirbt, umfaßt den schottischen Norden u. Westen u. reicht sogar ein wenig nach Irland hinüber; dagegen bleibt die Nordspitze der schott. Grafschaft Caithneß germanisch, wie auch die Orkney- u. Shetlandinseln von Germanen bewohnt werden. Nach R. Andree's ungefährer Schätzung wird das G. noch von 200,000 Menschen gesprochen. Die literarischen Denkmäler des G. sind nicht zahlreich. Eine Anzahl älterer Dichtungen sammelte im 16. Jahrh. der Dekan von Lismore, James Macgregor (in Auswahl u. mit Uebersetzungen ins Englische u. das heutige G. herausgeg. von Skene unter dem Titel „The Dean of Lismore's Book" (Edinb. 1862); von neueren Dichtern sind bemerkenswerth Rob. Calder Mackay („Poems", Inverneß 1829) u. Duncan Ban M'Intyre von Glenorchy („Poems", Glasg. 1834), beide im 18. Jahrh. lebend. Religionsschriften sind seit dem 16. Jahrh. mehrfach in gaëlischer Sprache gedruckt, die Bibel noch 1855 zu London. Grammatiken lieferten u. a. Ahlwardt (in Vater's „Vergleichungstafeln der europ. Sprachen", Halle 1822) u. Forbes (Lond. 1843), Wörterbücher Armstrong (mit Gramm., Lond. 1825) u. die zum Zwecke der Sammlung u. Veröffentlichung von gaëlischen Sprachdenkmälern gegründete „Highland Society" (Edinb. 1828, 2 Bde.). Eine Sammlung von gaëlischen Märchen u. Sagen veranstaltete Campbell („Popular tales of the Western Highlands", 3 Bde., Edinb. 1860—62).

Gaëta, das Cajeta des Alterthums, Hafenstadt u. Festung in der ital. Provinz Terra di Lavoro, auf einem felsigen Vorgebirge am gleichnamigen, durch das Tyrrhenische Meer gebildeten Golf gelegen, zählt mit den Vorstädten über 14,000 E., die Handel u. Fischfang treiben, u. ist Sitz eines Bischofs. Hierher flüchtete 1848 der aus Rom vertriebene Papst Pius IX., 1860 König Franz II. von Neapel, der mit dem Reste seines Heeres von den Piemontesen eingeschlossen u. nach harter Belagerung zur Kapitulation gezwungen wurde (13. Febr. 1861).

Gaffel ist der ehemals, wesentlich am Niederrhein, gebräuchliche Name für Gilde, Zunft; man erklärt es aus gaffel (lat. gabella), Zins, Steuer, an einigen Orten bes. das Abzugsgeld. Gaffelbruder, Gildebruder, Zunftmitglied; Gaffelherr, Rathsabgeordneter zur Zunftversammlung; Gaffelknecht, Zunftdiener; Gaffelmeister, Zunftältester.

Gaffel, s. v. w. Gabel, auf Schiffen eine Raa.

Gagarin, Name einer russ. Fürstenfamilie, aus der viele hohe u. einflußreiche Staatsmänner u. Offiziere hervorgegangen sind. Am bemerkenswerthesten sind: Fürst Matwej **G.**, seit 1711 Generalgouverneur von Sibirien, das er bei günstiger Gelegenheit von Rußland losreißen wollte, um sich selbst zum unabhängigen Herrscher aufzuwerfen. Da aber sein Plan vorzeitig Peter dem Gr. verrathen ward, ließ dieser ihn festnehmen u. 1721 in Petersburg hinrichten. — Fürst Alexei Iwanowitsch **G.**, zeichnete sich im Kaukasus aus, befehligte 1853 die Milizen an der türk. Grenze, wurde sowol in der Schlacht bei Tscholock (16. Juni 1854) als auch beim Sturm auf Kars (29. Sept. 1855) verwundet u. erhielt 1857 den Posten eines Generalgouverneurs von Kutais. Er starb an den Folgen eines Mordanfalls zu Kutais 6. Nov. 1857. — Fürst Paul Pawlowitsch **G.**, wurde Anfang 1858 Mitglied des Comité zur Aufhebung der Leibeigenschaft, im Febr. 1864 Präsident des Ministerraths u. des Reichsraths u., als Großfürst Konstantin 1. Jan. 1865 letztern Posten erhielt, dessen Stellvertreter; er starb 4. März 1872 zu Petersburg. — Fürst Iwan Sergiewitsch **G.**, geb. 1815 zu Petersburg, war seit 1837 Legationsrath in Wien, dann in Paris; verließ 1842 den russ. Staatsdienst, trat zur römisch-katholischen Kirche über u. schloß sich dem Jesuitenorden an. Seitdem hat er sich in Wort u. Schrift bemüht, seine Landsleute in den Schoß der röm. Kirche zurückzuführen.

Gagat ist eine besonders dichte u. schwarzgefärbte Art von Braunkohle, die durch starken Glanz u. muschligen Bruch ausgezeichnet ist u. sich besonders im Thale Hers (Arrondissement Pamiers) findet, woselbst sie in dem Städtchen Bastide sur l'Hers seit undenklichen Zeiten zu allerlei kleinen Schmucksachen, Knöpfen, Armbändern, Kreuzen u. s. w. verarbeitet wird. Es soll jedoch die dortige Industrie, ebenso wie die in Whitby in England, bedeutend abgenommen haben, seitdem dergleichen Gegenstände aus schwarzem Glase od. aus bei hoher Temperatur vulkanisirtem Kautschuk (Ebonit) billiger u. haltbarer verfertigt werden.

Gage (franz., spr. Gasch'), Pfand, Besoldung.

Gagel (Myrica Gale *L.*), auch Pors, wie im Schwedischen u. Dänischen, ein merkwürdiger Strauch aus der Familie der Myriceen, einheimisch auf torfigem Untergrunde von Westfalen durch die ganze Nordseeniederung, Holstein u. Mecklenburg bis Danzig, vereinzelt auch in der Niederlausitz, sowie in den bottnisch-finnischen Ländern ostwärts, durch Holland, Belgien, England, Nordfrankreich u. das spanische Galizien bis nach Nordportugal westwärts, folglich auf einer Linie verbreitet, deren Vegetationspunkte in fast ununterbrochenem Zusammenhange stehen. Der Strauch ähnelt der Birke u. giebt wie diese bei der Entfaltung seiner Blätter, welche später als die kätzchenartigen Blumen kommen, seiner Umgebung einen intensiv-balsamischen Geruch. Aus diesem Grunde verwerthet man Laub u. Beeren in Schweden u. Norwegen als Hopfensurrogat, das Laub auch als Tabak, die Blütenknospen zum Gelbfärben, die Rinde zum Gerben. Mit der Myrthe hat der Strauch gar keine Aehnlichkeit; wahrscheinlich hat man ihn seines Wohlgeruches halber mit dieser verglichen. Aus gleichem Grunde benutzt man ihn auch als Insektenmittel. Die Blätter haben auf der Untenseite eine Rostfarbe, weshalb man sie vielleicht mit dem Sumpfporst verwechselt, der gleichfalls gegen Wanzen u. andere Insekten angewendet wird.

Gagern, Freiherr Hans Christoph Ernst von, Staatsmann u. Publizist, geb. 25. Jan 1766 zu Kleinniederheim bei Worms, betrat in seinem Heimatlande die diplomatische Laufbahn u. begab sich 1812 nach Oesterreich, um eine nochmalige Erhebung Tirols vorzubereiten. Da jedoch seine Pläne an Napoleon verrathen wurden, so mußte er nach England fliehen. Erst nach dem Sturze des Kaisers kehrte er zurück, nahm 1815 als Vertreter der Niederlande an den Berathungen des Wiener Kongresses Theil u. war bis 1818 Gesandter der Niederlande beim Deutschen Bunde. Sowol in dieser Stellung wie später als Mitglied der Ersten Kammer des Großherzogthums Hessen (1848) hatte er oft Gelegenheit, seinen Patriotismus u. seine freisinnigen Grundsätze zu bekunden. Er starb 22. Okt. 1852 zu Hornau. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Die Resultate der Sittengeschichte" (6 Bde., Frankf., Wien u. Stuttg. 1808 fg.), „Mein Antheil an der Politik" (Bd. 1—4, Stuttg. 1823—33; Bd. 5, Lpz. 1847), „Kritik des Völkerrechts" (Lpz. 1840) u. „Civilisation" (Lpz. 1847). — Freiherr Friedrich Balduin von **G.**, Sohn des Vorigen, ein tapferer General, der 1848 im Kampfe gegen die badischen Insurgenten ein frühes Ende fand, war 24. Okt. 1794 zu Weilburg geb. Er focht 1813 in den Reihen der Oesterreicher, 1815 im niederländ. Heere gegen Napoleon, avancirte in letzterem zum General, war 1847 Provinzialkommandant in Holland u. wurde 1848 auf Veranlassung der Centralregierung in Frankfurt a. M. mit der Dämpfung des in Baden ausgebrochenen Aufstandes betraut. Nachdem seine Versuche, die Insurgenten zu einem friedlichen Vergleiche zu bewegen, gescheitert waren, ging er rasch gegen sie vor, wurde aber 20. April bei Kandern, noch vor dem eigentlichen Beginne eines Gefechts, das er

ihnen liefern wollte, erschossen. — Freiherr **Heinrich Wilhelm August von G.**, deutscher Staatsmann, jüngerer Bruder des Vorigen, geb. 20. August 1799 zu Bayreuth, focht als Jüngling tapfer bei Waterloo, studirte in Heidelberg, Göttingen u. Jena die Rechte u. unterstützte während seiner Universitätszeit eifrig die patriotischen Bestrebungen der Burschenschaften. Er trat 1820 in den großherzogl. hessischen Staatsdienst u. rückte in demselben zum Regierungsrath auf, wurde aber 1833 wegen der freisinnigen Haltung, die er als Mitglied der Zweiten Kammer einnahm, entlassen u. beschränkte nun seine öffentliche Thätigkeit auf die Betheiligung an den Kammerverhandlungen, an welchen er sich nach wie vor in oppositioneller Richtung betheiligte.

Nr. 2983. Heinrich Wilhelm August Freiherr v. Gagern (geb. 20. Aug 1799

Die Bewegung des J. 1848 führte auch in Hessen den Sturz des alten Systems herbei u. brachte G. an die Spitze der Regierung. Gleichzeitig griff er energisch in die nationale Strömung ein. Sein Programm, das auf Herstellung eines deutschen Bundesstaates mit einer starken, durch ein Gesammtparlament zu kontrolirenden Centralgewalt ausging, fand schon im Vorparlament zu Frankfurt a. M. (31. März 1848) großen Anklang, u. die am 28. Mai zusammentretende deutsche Nationalversammlung wählte ihn zu ihrem Präsidenten. Da die Unterhandlungen mit den Regierungen kein Ergebniß hatten, so that G. den bekannten „kühnen Griff“, indem er die Einsetzung einer provisorischen Centralgewalt u. die Wahl eines Reichsverwesers durch das Parlament selbst vorschlug u. durchsetzte (s. „Deutschland, Geschichte“). Die auch von ihm noch festgehaltene Hoffnung, daß Oesterreich in dem zu errichtenden deutschen Nationalstaat eine Stelle werde finden können, erwies sich bald als eine trügerische. Die rückläufige Bewegung in Oesterreich führte zu einer tiefgehenden Spaltung in der bundesstaatlichen Partei des Frankfurter Parlaments u. in der Reichsregierung, deren Leitung nach dem Rücktritt Schmerling's G. selbst übernahm (15. Dez. 1848). Sein neues Programm (Bildung eines engeren Bundes mit Ausschluß Oesterreichs u. in zweiter Linie eines weiteren Verbandes mit Oesterreich) wurde im Jan. 1849 von der Nationalversammlung genehmigt, fand aber bei den Regierungen u. nam. bei Preußen selbst kein Gehör, so daß G. sich nach wiederholten vergeblichen Anstrengungen genöthigt sah, seine Entlassung zu nehmen u. bald darauf gänzlich aus der Nationalversammlung, in der die extremen Parteien die Oberhand gewannen, austrat (20. Mai 1849). Doch unterstützte er die Anläufe, welche die preuß. Regierung nunmehr selbst zu einer theilweisen Einigung Deutschlands nahm, u. betheiligte sich in hervorragender Weise an den Berathungen des Erfurter Unionsparlamentes (März 1850). Nachdem er dann noch den Schleswig-Holsteinischen Krieg mitgemacht hatte, zog er sich vom öffentlichen Schauplatz zurück, um erst 1862, und zwar nunmehr als Anhänger der großdeutschen Partei, wieder hervorzutreten. Im J. 1864 ging er als großherzogl. hessischer Gesandter nach Wien; 1866 wurde er in die hessische Kammer gewählt, wo er sich den mit der Neugestaltung der deutschen Zustände unzufriedenen Elementen anschloß. Im J. 1870 trat er sogar zur katholischen Kirche über; bei den Wahlen des J. 1871 wurde er von den Ultramontanen in zwei Wahlkreisen als Kandidat für den Reichstag aufgestellt, erlitt jedoch in beiden eine Niederlage. — Freiherr **Maximilian von G.**, der jüngste Bruder des Vorigen, hat sich gleichfalls als Staatsmann bekannt gemacht. Geb. 1810 zu Weilburg, trat er zuerst in den niederländischen, später in den nassauischen Staatsdienst u. stieg in letzterem zum Ministerialrath auf. Im J. 1848 unterstützte er in der Nationalversammlung die Politik seines Bruders Heinrich u. war einige Zeit Unterstaatssekretär im Departement des Auswärtigen; auch dem Erfurter Unionsparlament gehörte er an. In der Reaktionszeit fiel er mehr u. mehr von seinen früheren Grundsätzen ab u. ging zur katholischen Kirche über. Im J. 1854 trat er in den österr. Staatsdienst, in welchem er 1867 Chef des Handelsdepartements wurde. Seit 1871 ist er in den Ruhestand versetzt.

Gagny (spr. Ganji), Dorf im franz. Dep. Seine et Oise, 1¼ M. südl. von der Enceinte von Paris mit 1347 E.; daneben südöstl. das Schloß Maison blanche (am 21. Dez. 1870 im Deutsch-franz. Kriege von den Deutschen genommen).

gähnen ist ein tiefes Einathmen, bei welchem alle Athemmuskeln betheiligt sind, u. welches bes. bei starker Ermüdung od. Abspannung stattfindet. Mund u. Stimmritze werden dabei weit geöffnet, das Gaumensegel hebt, die Nasenflügel erweitern sich u. der Brustkasten dehnt sich auf sein Maximum aus. Es entspricht das G. also jedem tiefen Einathmen, nur daß auf das erstere eine plötzliche stoßende, zuweilen unter deutlichem Geräusche sich vollziehende Ausathmung folgt, während dieses plötzliche Ausstoßen der Luft bei der gewöhnlichen Athmung fehlt. Die unmittelbare Ursache des G.s ist eine übermäßige Anhäufung von Kohlensäure im Blut od. ein Mangel an Sauerstoff („Sauerstoffhunger“). Da jede Ermüdung nach Krankheiten, nach verschiedenen Medikamenten od. Genußmitteln (Morphium, geistigen Getränken), nach Blutverlusten, nach geistigen od. körperlichen Erschöpfungen, ein Sinken der Herzthätigkeit bedingt, somit das Blut langsamer cirkuliren macht u. dies seltener durch die Lunge getrieben wird, um daselbst sich seiner Kohlensäure zu entladen u. Sauerstoff einzunehmen, so tritt nach allen diesen angeführten Momenten oft Sauerstoffhunger ein, der durch den Gähnakt gestillt wird. Sofort nach dem G. fühlt man sich erfrischt u. neu belebt, bis die fortwirkende Schlaffheit des Herzens wiederum eintritt, um aufs Neue durch G. ausgeglichen zu werden. Das G. kann bei verschiedenen Gelegenheiten so häufig auftreten, daß man von einem Gähnkrampf spricht, ein unrichtiger Ausdruck, da jedes G. eigentlich ein Krampf der Athemmuskeln ist.

Gahnit (Automolith), ein Mineral, welches im Wesentlichen aus 56 Proz. Thonerde (Aluminiumoxyd) u. 44 Proz. Zinkoxyd besteht, stets jedoch noch kleine Beimengungen von Eisenoxydul u. Magnesia enthält, die einen Theil des Zinkoxydes ersetzen. Der G. krystallisirt tesseral, in einzelnen eingewachsenen Krystallen von schwärzlich-grüner od. entenblauer Farbe; ist undurchsichtig od. kantendurchscheinend, hat ein spezifisches Gewicht von 4,31 u. zeigt eine oktaëdrische Spaltbarkeit. Vor dem Löthrohre ist er unschmelzbar. Man findet ihn in Fahlun (in Talkschiefer eingewachsen), in Nordamerika u. bei Querbach in Schlesien.

Gährbottiche sind Gefäße, in denen die gekühlte Maische (Brennerei) od. die gekühlte Würze (Brauerei) in Gährung versetzt wird; dieselben sind gewohnlich von Holz (Eiche, Kiefer od. Lärche) u. haben eine cylindrische Form. In neuerer Zeit hat man auch G. von emaillirtem Eisen u. solche, die aus Platten von dickem Glas zusammengesetzt sind; letztere haben eine viereckige Gestalt.

Gährung (Fermentation) ist eine eigenthümliche Zersetzung organischer Verbindungen durch den Einfluß od. die Lebensthätigkeit eines niedrig organisirten Wesens, des Gährungserregers od. Fermentes. Solche Fermente sind gewisse, auf der untersten Stufe der Organisation stehende, mikroskopisch kleine Pflanzen- (Hefepilze) u. in einigen Fällen auch Thierformen (Vibrionen), welche durch unmittelbare Berührung innerhalb gewisser Temperaturgrenzen u. bei Gegenwart von Wasser die Zersetzung od. Spaltung mancher organischer Verbindungen veranlassen können, ohne daß sie dabei selbst in weitere Mitleidenschaft gezogen werden. Die Keime dieser kleinen Pflanzen- u. Thierformen finden sich stets in großer Menge in der atmosphärischen Luft; fallen sie auf geeigneten Boden, auf dem sie die Bedingungen zu ihrer weiteren Entwicklung treffen,

so fangen sie an zu sprossen u. sich zu vermehren u. zersetzen durch diese ihre Lebensthätigkeit die betreffende organische Substanz, d. h. sie veranlassen die G. — Bedingungen für das Eintreten der G. sind außer einer gewissen Temperatur u. der Gegenwart von größeren od. geringeren Mengen von Wasser das Vorhandensein eines gährungsfähigen Körpers, der hierbei zersetzt wird, u. gewisser anorganischer u. organischer Verbindungen, die dem Fermente als Nahrung dienen. Solche Nahrungsmittel (z. B. bei der geistigen G. für die Hefezellen) sind kleine Mengen phosphorsaurer Kalk- u. Talkerde, Ammoniaksalze u. in Zersetzung begriffene Proteïnkörper, nam. Eiweißstoffe, die den nöthigen Stickstoff liefern. Früher glaubte man, daß diese in der Zersetzung begriffenen Eiweißstoffe selbst die Ursache der G. seien, u. nannte sie daher Fermente; man nahm an, daß ein in der Zersetzung begriffener Stoff einen anderen noch unzersetzten Stoff durch die bloße Berührung anstecken könne, so daß dieser dadurch sich auch zersetze (Liebig's Kontakttheorie, katalytische Kraft); diese Anschauung hat sich jedoch, wie zahlreiche Versuche, die man in dieser Hinsicht angestellt hat, beweisen, nicht bewährt. Die sich zersetzenden Eiweißkörper sind nicht die unmittelbare Ursache der G., sondern unterhalten dieselbe nur als Nährmittel für die Fermente. Wie die Einwirkung des Fermentes auf den gährungsfähigen Körper stattfindet, ist jedoch noch nicht bekannt. Man kann verschiedene Arten von G. unterscheiden, je nach der Natur der gährenden Körper, od. nach den Produkten, die bei der G. entstehen; es kann auch ein u. derselbe Körper bald nach der einen, bald nach der andern Art vergähren; so geht z. B. der Traubenzucker, mit Wein- od. Bierhefe versetzt, in die geistige G. über u. liefert Alkohol, während derselbe Zucker mit Kreide u. etwas Käse in die Milchsäuregährung übergeht u. dann keinen Alkohol, sondern Milchsäure u. bei fortgesetzter G. Buttersäure liefert. Die hauptsächlichsten Arten der G. sind: 1. die geistige od. alkoholische G., jedenfalls die wichtigste u. am genauesten studirte, welche bei der Wein-, Bier- u. Branntweinbereitung in Betracht kommt. Der gährungsfähige Körper ist hier der Traubenzucker (Glykose), das Ferment die Hefe (Wein- od. Bierhefe). Die Produkte der G. sind je nach der Temperatur u. der Konzentration der gährenden Flüssigkeit verschieden, immer entstehen jedoch hierbei Alkohol (Spiritus) u. Kohlensäure als Hauptprodukte. Die Zersetzung od. Spaltung des Traubenzuckers findet dabei nach folgender Gleichung statt:

$C_{12}H_{12}O_{12}$ (180 Thle.) geben: { 2 Aequival. Alkohol $= 2(C_4H6O_2) = 92$ Thle.
(Traubenzucker) { 4 „ Kohlensäure $= 4(CO_2) = 88$ „
180 Thle.

Es geben also 100 Theile Traubenzucker 51,1 Theile Alkohol u. 48,9 Thle. Kohlensäure. Bei der gewöhnlichen Wein- u. Biergährung, die bekanntlich bei niederer Temperatur stattfinden, werden auf solche Weise aber nur 94—95 Proz. des vorhandenen Zuckers zersetzt, die übrigen 5–6 Proz. verwandeln sich in andere Produkte, namentlich:

3,2 bis 3,6 % Glycerin ($= C_6H_8O_6$),
0,6 „ 0,7 % Bernsteinsäure ($= C_8H_6O_8$),
1,2 „ 1,5 % Fett u. Cellulose (neue Hefe),
0,6 „ 0,7 % Kohlensäure,
5,6 bis 6,5 %.

Kleine Mengen Glycerin u. Bernsteinsäure sind daher stets im Wein u. Biere enthalten. Wenn dagegen die G. in sehr konzentrirten Flüssigkeiten u. bei höherer Temperatur demnach auch rascher verläuft, wie es z. B. bei der Branntweinbereitung in der Brennerei der Fall ist, so bilden sich außer den angeführten Produkten noch andere, auch zur Klasse der Alkohole gehörige Körper, die sog. Fuselöle (s. d.), nam. Butylalkohol u. Amylalkohol. Die Bildung dieser Körper erklärt sich durch folgende Gleichungen:

a) $4(C_{12}H_{12}O_{12}) = 4(C_8H_{10}O_2) + 12(CO_2) + 8(HO)$ und
Traubenzucker = Butylalkohol + Kohlensäure + Wasser.
b) $5(C_{12}H_{12}O_{12}) = 1(C_{10}H_{12}O_2) + 20(CO_2) + 12(HO)$.
Traubenzucker = Amylalkohol + Kohlensäure + Wasser.

Gewöhnlicher Zucker, sowie auch einige andere Zuckerarten, sind nicht direkt gährungsfähig, sondern müssen erst in den Traubenzucker übergeführt werden, ehe sie in die G. übergehen. Die Temperaturgrenzen, innerhalb deren die G. stattfindet, sind 1° u. 40° (Lagerbier läßt man noch bei 3 bis 4° gähren); bei niedriger Temperatur findet die G. langsam statt u. die Hefe setzt sich größtentheils unten ab (Unterhefe), bei höherer Temperatur gähren die Flüssigkeiten rascher u. die Hefe sammelt sich größtentheils auf der Oberfläche der Flüssigkeit (Oberhefe). Der Eintritt der G. macht sich durch eine Bewegung der Flüssigkeitstheilchen, Aufsteigen von Gasbläschen u. Trübewerden, kenntlich; im ferneren Verlaufe der G. findet ein Aufschäumen, starke Gasentwicklung (Kohlensäure) u. bei größeren Mengen u. höherer Temperatur ein plätscherndes Geräusch statt; es bildet sich eine starke Schaumdecke. Das Ende der G. erkennt man an dem Klarwerden der Flüssigkeit u. der Verminderung der Gasentwicklung, sowie auch (bei den Branntweinmaischen) an dem Eintreten eines gewissen geringeren spezifischen Gewichtes der gegohrenen Maischen. — Die geistige G. wird eingeleitet entweder dadurch, daß man bereits fertiges Ferment (Stellhefe) der zuckerhaltigen Flüssigkeit zusetzt, wie es in der Brennerei u. Brauerei geschieht, od. dadurch, daß man die betreffende Flüssigkeit sich selbst überläßt (Selbstgährung), z. B. bei der Weinbereitung u. einigen belgischen Bieren. Im Falle der Selbstgährung liefern die atmosphärische Luft od. bei Weinbeeren auch die Schalen der Beeren genügende Mengen von Pilzsporen (mikroskopisch kleine Keime der Schimmelpilze u. s. w.), aus denen sich die Hefepflanze in der Flüssigkeit bildet. — Traubenzuckerlösungen, welche man zuvor zum Kochen erhitzt hat, um die Keimkraft aller vorhandenen Pilzsporen zu zerstören, können, wenn sie noch warm verschlossen werden, nach dem Erkalten nicht gähren; auch wenn man durch glühende Röhren geleitete Luft zuführt, tritt die G. nicht ein, eben so wenig, wenn man Luft von gewöhnlicher Temperatur durch eine lange, mit Baumwolle gefüllte Röhre zuleitet, weil dadurch die Pilzsporen zurückgehalten werden; bringt man dann Etwas von solcher Baumwolle in dieselbe Zuckerlösung, welche erst nicht zum G. zu bringen war, so tritt die G. alsbald ein u. dauert, wenn Hefenährstoffe in genügender Menge vorhanden sind, bis zur Zersetzung sämmtlichen vorhandenen Zuckers fort. Die geistige G. kann unter gewissen Umständen leicht u. fast unmerklich in 2. die Essiggährung übergehen. Diese tritt ein, sobald sich in einer verdünnten alkoholischen Flüssigkeit der Essiggährpilz, die Essigmutter, Mycoderma aceti (s. „Essigsäure"), gebildet hat. Der Alkohol wird durch diese Art der G. zunächst in Aldehyd u. dann in Essigsäure verwandelt. Daß auch Alkohol in Essigsäure umgewandelt werden kann, ohne daß G. dabei stattfindet, ist schon im Art. „Essig" (s. d.) erwähnt worden. Die Bildung der Essigsäure aus dem Alkohol beruht auf einer Aufnahme von Sauerstoff; letzterer entzieht dem Alkohol zunächst zwei Aequivalente Wasserstoff u. bildet Aldehyd ($C_4\ H_6\ O_3 - H_2 = C_4\ H_4\ O_2$) u. Wasser. Das Aldehyd aber nimmt noch zwei Aequivalente Sauerstoff auf und bildet Essigsäure ($C_4\ H_4\ O_2 + O_2 = C_4\ H_4\ O_4$) (vgl. „Essig" u. „Essigsäure"). 3. Die Milchsäuregährung wird ebenfalls durch ein besonderes Ferment, welches in seiner Erscheinung unter dem Mikroskope dem Essigsäurefermente sehr ähnlich ist, hervorgebracht; als gährungsfähige Substanzen können hier Milchzucker, Traubenzucker od. Dextrin auftreten, als Nährmittel für die Milchsäurehefe außer den Erdphosphaten nam. Caseïn; Produkte dieser Gährungsart sind Milchsäure, Mannit u. wahrscheinlich auch Bernsteinsäure. Mannit tritt nur auf, wenn die Flüssigkeit sauer bleibt; neutralisirt man dieselbe während der G. mit Kreide od. Soda, so wird der Mannit immer wieder zersetzt. Wird die Temperatur auf 30—35°C. erhöht, so geht die Flüssigkeit, welche den milchsauren Kalk enthält, bald in 4. die Buttersäuregährung über; diese verläuft viel stürmischer als die Milchsäuregährung; die Masse steigt, schäumt stark u. entwickelt viel Kohlensäure u. Wasserstoffgas; das Produkt ist buttersaurer Kalk. Bei dieser G. treten immer Vibrionen auf. Man hat noch mehrere andere Gährungsarten unterschieden, die jedoch von nur geringem allgemeinen Interesse sind, auf deren genauere Beschreibung wir daher verzichten: es sind dies die Harngährung, Amygdalingährung, Bernsteinsäuregährung, Pectinsäuregährung u. a. Besonderes Interesse hat nur noch die faulige G. od. Fäulniß (s. d.). Ueber das Technische der G. bei den sog. Gährungsgewerben, unter denen man die Weinbereitung, die Spiritusfabrikation u. die Bierbrauerei versteht, s. die betr. Art.

Gährungserreger od. Fermente, s. „Gährung".

Gail, größter Nebenfluß der oberen Drau, entspringt im östlichsten Theile Tirols, hart an der ital. Grenze, durchströmt das 15 M. lange Gailthal, parallel mit dem Hauptfluß nach Osten fließend, u. mündet unterhalb Villach. Das Gailthal selbst bildet ein in seinem unteren Theile breites Längenthal der Ostalpen. Der Gebirgszug, welcher dasselbe im Norden begleitet u. sich zwischen der G. u. der Drau hinzieht, führt den Namen Gailthaler Alpen; ihre höchste Erhebung ist der Kreuzkofel (2737 m.); am weitesten nach O. schiebt sich die Gruppe der Villacher Alpe, auch Dobracz genannt, von der man eine herrliche Aussicht auf die Thäler der Drau u. G. u. die Seen Kärntens genießt.

Gail (spr. Gähl), Jean Baptiste, verdienstvoller Philolog, geb. 4. Juli 1755 zu Paris, seit 1791 Professor der griech. Literatur am Collége royal de France, starb 5. Febr. 1829. Er veröffentlichte eine Reihe kommentirter Ausgaben griech. Klassiker (des Homer, Herodot, Thukydides u. s. w.); von seinen sonstigen Arbeiten verdient nam. die „Géographie d'Hérodot" (2 Bde., Par. 1823, mit Atlas) Erwähnung. — Seine talentvolle Gattin Sophie G. (geb. 1776, gest. 1829) hat mehrere beliebt gewordene Opern komponirt.

Gail, Wilhelm, Architektur- u. Landschaftsmaler, geb. 1804 in München, bildete sich auf der dortigen Akademie (nam. unter Peter

Heß) aus, machte dann eine größere Reise nach Italien, wo er Natur u. Kunst, Land u. Volk studirte. Die Früchte dieser Studien legte er in Skizzen, ausgeführten Oelbildern und lithographirten Blättern nieder. Von 1830 an besuchte er Paris u. das nördl. Frankreich, Oberitalien u. Spanien u. kehrte bes. aus dem letzteren Lande mit reicher künstlerischer Ausbeute zurück, die er in 30 lithographirten Abbildungen, betitelt „Erinnerungen aus Spanien", u. in vielen Oelbildern veröffentlichte, von denen einige sich in öffentlichen Galerien (Neue Pinakothek in München, Kunsthalle in Karlsruhe) befinden.

Gailenreuther Höhle, eine der bedeutendsten Höhlen des Jurakalkes der sog. fränkischen Schweiz, liegt in der Nähe des Städtchens Gößweinstein im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, hat weniger durch ihre Tropfsteingebilde als durch ihren Reichthum an Knochen urweltlicher Thiere, besonders von Bären u. Hyänen, eine europäische Berühmtheit erlangt. Sie besteht aus drei bis vier Stockwerken, welche sich übereinander wölben u. wieder sich in verschiedene Kammern theilen.

Gainsborough (spr. Gehnsböro), Thomas, geb. 1727 zu Sudbury (Suffolk), gest. 2. Aug. 1788 in London, ein hochbegabter Porträtmaler u. zugleich der eigentliche Begründer der Landschaftsmalerei, wie sie noch jetzt in England die allgemein herrschende ist. Seine Landschaften, meistens englische Gegenden darstellend, sind von kräftigem, saftigem Kolorit, aber nicht frei von Manierirtheit.

Gais, s. v. w. „Geis".

Gaisberg, 1) Berg in der Nähe von Salzburg, 1287 m. hoch, von dessen freiem Gipfel man eine entzückende Aussicht auf die Voralpen u. Seen des Salzburger u. Berchtesgadener Landes genießt. – 2) Berg bei Weißenburg im nördl. Elsaß, der in der nach diesem Orte benannten Schlacht 4. Aug. 1870 von den Deutschen erstürmt wurde.

Nr. 2984. Der Kuhbaum (Galactodendron utile).

Gaj, Ljudevit, Haupt der Südslaven in ihren nationalliterar. Bestrebungen, geb. 1810 in der kroat. Landschaft Krapina, studirte die Rechte u. gründete in Agram 1835 zuerst die in der Provinzialmundart geschriebene „Kroatische Zeitung", die er ein Jahr später unter dem Titel „Illyr. Nationalzeitung" im serbisch-damaltin. Dialekt u. mit einer für alle südslav. Stämme gemeinschaftlichen, vereinfachten Orthographie erscheinen ließ. Hierdurch, wie durch Errichtung einer Nationalbuchdruckerei in Agram, gab er den Anstoß zu einer höheren geistigen Regsamkeit seiner Landsleute. Seiner Agitation in Serbien ward 1853 durch seine Verhaftung ein Ende gemacht. Nachdem er dann wieder frei gelassen worden, zog er sich mehr und mehr aus dem öffentlichen Leben zurück.

Gajus, einer der bedeutendsten röm. Rechtslehrer, lebte im 2. Jahrh. n. Chr., unter den Kaisern Hadrian, Antoninus Pius u. Marc Aurel. Seine Lebensumstände sind ganz unbekannt; wahrscheinlich aber ist, daß er aus dem Osten des röm. Reichs stammte u. in Rom lehrte. Von seinen zahlreichen Schriften ist uns nur ein einziges Werk erhalten, die „Institutiones", eine wissenschaftlich geordnete Darstellung des röm. Privatrechts in 4 Büchern, die als brauchbares Lehrbuch allgemeine Verbreitung gefunden hat u. auch bei der Abfassung der Institutionen Justinians zu Grunde gelegt worden ist. Auch dieses Werk war lange nur in Bruchstücken und auszugsweise in des Westgothenkönigs Alarich II. „Lex Romana Visigothorum" bekannt, bis Niebuhr 1816 in einem Palimpsest der Kapitelsbibliothek zu Verona das Original entdeckte. Ausg. besorgten Göschen (zuerst 1820) u. Böcking (beide wiederholt aufgelegt).

Gala (span., verwandt mit dem althochd. geil, üppig), Ueppigkeit, Pracht; en gala (frz., spr. ang—) od. in G., im Prachtanzuge; Galatag, Prunktag; Galawagen, Prachtwagen.

Galabât, Land im westl. Habesch, zwischen dem Gebirge Ras-el-Fil u. dem oberen Atbara, ist etwa 70 □M. groß u. wird hauptsächlich von Takruris bewohnt, den Nachkommen von Negern, die aus dem westl. Sudan eingewandert sind. Der Schech ist meist dem abessinischen Herrscher, stets Aegypten tributär. Die Haupterzeugnisse sind Durra u. Baumwolle; der Handel erstreckt sich auf Sklaven, Vieh, Elfenbein, Baumwolle, Weihrauch. Der aus spitzigen Strohhütten bestehende Hauptort Metemme ist der bedeutendste Handelsplatz und evangel. Missionsstation, doch durch Fieber außerordentlich ungesund.

Galacz, wichtige Handelsstadt Rumäniens (Fürstenthum Moldau), hat ungefähr 26,000 E., liegt unweit des Einflusses des Sereth in die Donau am Bratyschsee, welcher mit dem Pruth in Verbindung steht, auf einer Anhöhe, welche sich gegen die Donau absenkt. Sie besteht aus der unregelmäßig gebauten Altstadt und der auf der Anhöhe gelegenen Neustadt. Es besitzt 15 Kirchen, einen großen Bazar, Schiffswerfte, eine Kaserne u. einen schönen Kai; sie ist der Sitz der Kreisbehörden u. eines Kriminal- u. Landgerichtes. Die größte Bedeutung dieser Stadt liegt aber im Donauhandel. Schon durch seine Lage ist G. für den Handelsverkehr sehr begünstigt. Zwischen den beiden schiffbaren Flüssen Sereth u. Pruth u. unweit der Deltatheilung der Donau gelegen, vermittelt G. nicht blos den Handel zwischen Bulgarien und der Moldau, sondern ist ein eben so wichtiger Ausfuhr- als Einfuhrplatz für die Walachei, Moldau, Siebenbürgen u. Bulgarien u. gleichsam der Binnenhafen für die Donaumündungen, weil bis dorthin die Seeschiffe von Sulina stromaufwärts fahren können. G. ist außerdem mit Bukarest durch eine Eisenbahn verbunden, die am Pruth aufwärts bis Roman geführt ist. Die Bodenprodukte bilden den Hauptbestandtheil der Ausfuhr, nam. Mais, Weizen, Roggen u. anderes Getreide, doch macht seit einigen Jahren die benachbarte Stadt Braila G. bedeutende Konkurrenz. Dieser bedeutende Handel hat der Bevölkerung von G. einen eigenthümlich gemischten Charakter verliehen; Moldauer, Walachen, Bulgaren, Griechen, Russen, Franzosen, Engländer, Deutsche, Italiener u. Türken halten sich hier auf. Unweit der Stadt befinden sich die Ruinen einer alten Festung, welche die Einwohner Ziglira nennen. Um diesen wichtigen Platz ist mehrmals zwischen Türken u. Russen gekämpft worden, so in den Jahren 1769 u. 1789.

Galactodendron, Kuhbaum. Unter den verschiedenen Bäumen, welche eine genießbare Milch erzeugen, ist der G. utile, der in der Küsten-Cordillere von Caracas als Milchbaum (Palo de leche) bekannt ist, einer der merkwürdigsten. Zu der Familie der Artocarpeen od. Brotfruchtartigen gehörig, wächst er auf kahlen Felswänden, in die er seine dicken holzigen Wurzeln sendet, während er auf dem geraden Stamme ein trocknes, lederartiges Laub entwickelt. Dieser Stamm ist in Wahrheit eine milchende vegetabilische Kuh (daher auch Palo de Vaca), indem er, selbst mehrere Monate ohne Regen u. mit abgefallenen Blättern, jahraus jahrein eine Milch liefert, die man durch Anzapfen des Baumes gewinnt. An der Luft wird sie sehr rasch gelb u. dick an der Oberfläche, weshalb sie auch die Eingeborenen augenblicklich unter dem 30 m. hohen kräftigen Baum

mit 8 m. langen Aesten trinken. Ihre Eigenschaften stellen sie in Wahrheit dicht neben die Kuhmilch, obgleich sie sich in mehreren Punkten wesentlich von thierischer Milch unterscheidet. Sie enthält einen eigenthümlichen Stoff, das Galactin, welches von fettartiger Beschaffenheit u. schmelzbar ist, während mit ihm ein Faserstoff vorkommt, welcher ganz u. gar dem thierischen gleicht (Fibrin). Dieser vertritt den Käsestoff der thierischen Milch, wie das Galactin die Butter od. den Talg vertritt, so daß in Bezug auf den Nährwerth diese Pflanzenmilch mit der thierischen sich sehr wohl in Parallele stellen läßt.

Galactometer, Milchmesser, sind Instrumente, welche dazu dienen, den Gehalt der Milch an Butterfett od. überhaupt die Güte der Milch zu bestimmen (s. Milch).

Galactoskope sind Instrumente, mit denen man die Güte der Milch auf optischem Wege bestimmt; sie beruhen auf dem Prinzipe, daß eine Milch um so durchsichtiger wird, je weniger Rahmtheile sie enthält. G. sind von Donné u. von Vogel konstruirt worden (vergl. Milch).

Galago, s. „Halbaffen".

Galam od. Kadschaaga, Landschaft am Falemeflusse u. dem Senegal im nördl. Theile von Westafrika, nördl. von Bambuk gelegen, bergig u. holzreich, im Senegalthale überaus fruchtbar, mit 100,000 mohammedanischen E. Diese gehören dem Negerstamme der Soninke od. Serrakollets an, sind zu den intelligentesten Bewohnern Senegambiens zu rechnen u. treiben lebhaften Handel mit den Mauren, Franzosen u. Negern der benachbarten Staaten. Das Land zerfällt in zwei durch den Faleme getrennte selbständige Theile, in Kamera (Obergalam) mit der gleichnamigen Hauptstadt am Faleme, u. Guoy (Untergalam) mit dem reizend am Senegal gelegenen, von herrlichen Dattelpalmen- u. Tamarindenhainen umgebenen Hauptorte Tuabo. Seit dem Verkaufe der als Handelsplatz wichtigen Stadt Bakel an die Franzosen steht G. unter deren Einflusse.

Galambutter (Bamboucbutter), ein Pflanzenfett, welches aus den Früchten einiger zur Familie der Sapoteen gehörigen Bäume, nam. der Bassia obovata u. Bassia longifolia, theils in Senegambien, theils auf den Südseeinseln, gewonnen werden soll. Es hat einen milden, schwach gewürzhaften Geschmack, schmilzt schon bei 29°, löst sich leicht in Aether u. kochendem Alkohol u. läßt sich vollständig verseifen.

Galan (frz., spr. Galang, vom span. Gala, s. d.), Liebhaber, Damenfreund, Schönthuer, Buhler; **galant,** artig, gefällig gegen das schöne Geschlecht, schönthuerisch; **Galanthomme** (spr. Galangtömm'), Weltmann, Mann von gefälligen u. zierlichen Lebensformen, bes. gegen die Frauen; **Galantin** (spr. Galangtäng), süßlicher, fader Liebhaber; **Galanterie,** Artigkeit gegen Frauen, die jedoch oft nur auf oberflächliche u. frivole Liebelei hinausläuft. Die Galanterie in diesem letzteren Sinne ist nam. in der höheren franz. Gesellschaft seit der Zeit Ludwig's XIV. heimisch. — **Galanteriewaaren,** Putzartikel; **Galanteriehändler,** Putzhändler.

galant u. **Galanterie,** s. „Galan".

Galant-homme, s. „Galan".

Galantin, s. „Galan".

Galápagos od. Schildkröteninseln bilden eine Gruppe vulkan. Eilande an der Westküste Südamerika's, welche vom Aequator durchschnitten wird, zwischen dem 74.° u. 70.° westl. Länge liegt, u. aus fünf größeren, sechs kleineren Inseln u. einer Menge von Riffen, sogen. „Islotes" (Inselchen), besteht. Sie bedecken zusammen einen Flächenraum von 139 □M. u. gehören politisch zu dem Staate Ecuador, der auf diesen Besitz aber kein Gewicht legt, weil sie unbewohnt sind u. nur bisweilen von Walfischfängern besucht werden, die dort Schildkröten jagen. Albemarle, 19 M. lang u. 3¾ M. breit, ist die Hauptinsel; sie trägt einen durchaus vulkanischen Charakter, die Küsten sind bedeckt mit gewaltigen schwarzen Lavaströmen, welche von den ungeheuren Kratern, die sich im Innern der Inseln befinden, herabgeflossen sind; am Strande erhebt sich eine Anzahl kleinerer Krater, von denen einzelne Steinsalzlager umschließen. Von Ausbrüchen dieser Krater der G., deren Zahl von Darwin, dem wir die genauesten naturwissenschaftlichen Untersuchungen dieses merkwürdigen Archipels verdanken, auf 2000 geschätzt wird, wissen wir nichts; doch sah dieser englische Naturforscher, als er an Albemarle landete, eine Rauchsäule über dem höchsten Gipfel der Insel schweben. Die anderen größeren Eilande heißen Chatam, Infatigable, James u. Narborough. Alle Inseln bestehen aus Laven, vulkanischen Tuffen und einem Konglomerat vulkanischer Asche, welches dem Sandstein ähnelt; selbst die Granitblöcke, die sich hier u. da finden, sind durch vulkanische Kräfte an ihren Ort geschleudert u. durch unterirdisches Feuer an ihrer Oberfläche verglast worden. Obgleich dieser Archipel unter dem Aequator liegt, so hat er doch ein verhältnißmäßig kühles Klima. Die Regenzeit dauert zwar vom November bis Januar, doch sind Gewitter selten, unregelmäßig u. wasserarm, u. deshalb leiden die Inseln außerordentlich unter der Trockenheit. Die Zahl der Quellen ist gering u. die Vegetation spärlich. Am Strande kommen vorzüglich Kakteen, strauchartige Euphorbiaceen u. Akazien vor. Auf den Hochebenen des Inneren sind Bäume häufiger anzutreffen, doch ist auch hier die Opuntia, ein merkwürdiger Palmenkaktus, die charakteristische Form der Pflanzenwelt. Eigenthümlicher noch ist das Thierreich vertreten; von den Säugethieren finden sich nur Mäuse u. Ratten vor; die meisten Arten der Vögel sind denen der benachbarten Festlandsküste gleich, die Reptilien sind aber zum größten Theile den G. eigenthümlich. Unter ihnen sind besonders merkwürdig eine große Landeidechse (Amblyrhynchus subcristatus), die 5—8 kg. schwer wird u. deren Fleisch gegessen werden kann, u. außerdem zahllose Schildkröten, von denen dieser Archipel auch seinen Namen empfangen hat. Die Mannschaft einer Fregatte, welche kurz vor Darwin dort gelandet war, hat an einem Tage deren 200 erschlagen. Diese riesigen Thiere nähren sich vorzugsweise von den fleischigen Kakteen u. wandern Tage lang auf festgetretenen Pfaden, die überall die Inseln durchziehen, vom Strande auf die Berghöhen, um in den spärlichen Quellen ihren Durst zu löschen. Ihr Fleisch ist sehr wohlschmeckend u. wird theils eingesalzen, theils getrocknet. Dieser Thierwelt ist der Mensch noch fremd; die Vögel sind so furchtlos, daß sie sich auf die Hüte u. Schultern setzen u. mit einem Stocke erschlagen werden können. In den Gebüschen auf den Bergen kommen auch viele verwilderte Ziegen, Schweine u. Schafe vor, welche von Seefahrern ausgesetzt u. von Ansiedlern zurückgelassen worden sind. — Das Jahr der Entdeckung der G. ist unbestimmt; sie sind aber schon 1570 den Spaniern bekannt gewesen. Genauer wurden sie von engl. Seefahrern untersucht; von diesen stammen auch die Namen der einzelnen Inseln. Zu verschiedenen Zeiten sind auf ihnen Ansiedelungen versucht worden; 1832 wurde ihre Kolonisation von dem General Villamil aus Louisiana in die Hand genommen u. mehrere Hundert Menschen auf der Charlesinsel angesiedelt. Doch hatte diese Niederlassung eben so wenig Erfolg als die Strafkolonie, welche die ecuadorische Regierung 20 Jahre später auf der Charlesinsel anlegen ließ, später aber wieder aufhob.

Galata, Stadttheil von Konstantinopel.

Galatea, in der griech. Mythologie eine Meernymphe, eine der Nereïden (Töchter des Nereus), bekannt durch die von Dichtern u. Künstlern oft behandelte Sage von der unglücklichen Liebe des Kyklopen Polyphem zu ihr, dem sie einen sizilischen Hirten, Akis, vorzog; dieser ward von seinem Nebenbuhler mit einem Felsblock zerschmettert, aber von G. in eine Quelle verwandelt. — **G.** heißt auch einer der kleinen zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisenden Planeten. Er ward 1862 von Luther entdeckt, hat einen unbedeutenden Durchmesser, eine Umlaufszeit von 1689 Tagen 23 Stunden, u. führt als Zeichen die Zahl 74.

Galater, Bewohner der Landschaft Galatia in der Mitte Kleinasiens, die angeblich aus Gallien stammten u. nach längerer Wanderung um 250 v. Chr. jene Landschaft in Besitz genommen hatten. Noch lange schieden sie sich in die Stämme der Trokmer, Tlistoboier u. Tektosagen, behielten ihre Sprache u. Sitten bei u. dienten als gefürchtete Krieger den Königen Vorderasiens um Sold. Nach einer glaubhaften Nachricht des Hieronymus war ihre Sprache eine germanische; der Name G., Gallier, wäre dann ungenau auf sie als Deutsche übertragen. Ihrer alten Stammesverfassung unter 4 Tetrarchen wurde 26 v. Chr. durch den Kaiser Augustus ein Ende gemacht u. ihr Gebiet in eine röm. Provinz (das größere Galatien) umgewandelt. Ein Theil dieser Provinz wurde um das Jahr 51 n. Chr. durch den Apostel Paulus zum Christenthum bekehrt.

Galaterbrief, einer der vier unbestreitbar echten Briefe des Apostels Paulus u. als solcher eine der wichtigsten Urkunden des ältesten Christenthums. Geschrieben nach einem zweimaligen Besuch in Galatien, wahrscheinlich um das Jahr 55 od. 56 von Ephesus aus, bekämpft er in nachdrücklichster Weise jüdische Irrlehrer, welche nach des Apostels Entfernung die galatischen Heidenchristen zur Annahme der Beschneidung u. des Mosaischen Gesetzes nöthigen wollten u. dabei den Apostel verdächtigten. Der mehr praktische Theil ermahnt zum Glauben im Gegensatz zu den Werken des Gesetzes, zur Beständigkeit u. rechten christlichen Liebe. — Die Verwandtschaft des Inhalts mit dem des Römerbriefes, nam. die Betonung der Lehre von der Rechtfertigung, verschaffte dem Briefe bes. in der evangelischen Kirche seit Luther hohes Ansehen.

Galathea (Hipparchia Galathea, „Damenbret"), ein in Deutschland gemeiner, mitteleuropäischer Tagschmetterling von graubrauner Färbung mit weißlichen od. gelblichen Flecken, hat auf der Unterseite der Vorderflügel je 1, auf der der hinteren je 5—6 Augen; die Raupe nährt sich von Gräsern. — **G.** heißt auch ein Krebs des Mittelmeeres.

Galatien, eine durch Fruchtbarkeit ausgezeichnete Landschaft im Innern Kleinasiens, im N. durch das Orminiongebirge von Bithynien u. Paphlagonien geschieden, im O. an Pontus grenzend, im S. an Kappadokien u. Lykaonien, im W. an Phrygien, u. von dem Halys u. dem Sangarios (j. Sakarja) durchströmt. Ihren Namen erhielt sie von den Galatern, keltischen Stämmen, welche nach dem mißglückten Einfall des

Brennus in Griechenland (279 v. Chr.) durch Thrakien nach Kleinasien hinübergegangen waren. Sie wurden hier längere Zeit von verschiedenen Herrschern zur Führung ihrer Kriege gebraucht; als sie dann aber versuchten, sich selbst zu Herren von Kleinasien zu machen, ward das bes. wegen seiner vorzüglichen Reiterei gefürchtete kriegerische Volk von Attalos I. von Pergamos besiegt u. auf jene Landschaft beschränkt. Infolge der Hülfe, welche die Galater Antiochos dem Gr. gegen die Römer leisteten, kamen sie mit diesen in Berührung. Nach dem Friedensschlusse mit Antiochos 189 v. Chr.) zog ein röm. Heer unter C. Manlius Vulso zur Züchtigung der Galater nach G., und brachte ihnen schwere Niederlagen bei. Doch ließen die Römer G. damals noch als äußerlich selbständiges Land bestehen; erst unter Augustus ward es röm. Provinz (25 v. Chr.).

Galaxias, griech. Name für „Milchstraße".

Galba, Servius Sulpicius, röm. Kaiser, geb. 5 v. Chr., stammte aus vornehmer Familie, wurde 32 n. Chr. Konsul u. war nach einander Statthalter von Aquitanien, Germanien, Afrika u. Spanien. In allen diesen Stellungen zeigte er Muth u. Energie. Der mehrfach an ihn ergangenen Aufforderung, sich des Thrones zu bemächtigen, leistete er erst Folge, als er erfuhr, daß Nero, von Eifersucht getrieben, ihm nach dem Leben trachte. Kurz nach seinem Auftreten gegen Nero starb dieser, u. G. bestieg nun unter dem Schutze der Prätorianer den Thron (Juni 68). Die Grausamkeit, die er alsbald hervorkehrte, u. die freche Günstlingswirthschaft, die sich mehr als je breit machte, waren aber nicht geeignet, ihm die Liebe des Volkes zu erwerben, während sein hochmüthiges u. geiziges Gebahren gegen die verwöhnten Prätorianer auch diese gegen ihn einnahm. Die Ernennung des Piso zum Mitregenten kränkte dessen ehrgeizigen Nebenbuhler, Otho (Statthalter von Lusitanien), aufs Tiefste. Dieser reizte die Prätorianer zur Empörung wider G., ließ ihn 15. Jan. 69 auf offenem Markte ermorden u. nahm statt seiner den Thron ein.

Galbanum od. Mutterharz, ein sehr bekanntes Gummiharz, welches von einer Doldenpflanze (Ferula erubescens Boiss.) in Persien kommt u. vielfach Anwendung in der Heilkunde findet. Es wird in doppelter Form in den Handel gebracht: als G. in Thränen, aus festen Körnern von weißer Farbe bestehend, die ins Gelbliche bis Röthliche übergehen, u. als leicht zerfließende Masse, welche aus den Körnern entsteht. Das G. enthält ein ätherisches Oel, welches ihm einen eigenthümlichen balsamischen Geruch giebt, Harz, Gummi u. einige zufälligere Beimischungen.

Galeasse, eine Schiffsgattung aus dem Mittelalter, in deren Bau die Venetianer besonders erfahren waren. Der Bucentauro od. das Dogenschiff der Venetianer gehörte zu dieser Gattung. Eine G. hatte, wie die übrigen Schiffe zu jener Zeit, ein Kastell am Vorder- u. ein solches am Hinterdeck. Das Kastell des Vorderdecks führte zwölf Kanonen in drei Lagen, dasjenige des Hinterdecks zehn Kanonen in zwei Lagen übereinander. Zur Bewegung der G. dienten 32 Ruderbänke u. 3 Masten.

Nr. 2985. Venetianische Galeere vom Stern gesehen.

Galeere war der Name kleiner Ruderfahrzeuge, welche bei einer Länge von 130—140 Fuß u. einer Breite von 16—20 Fuß auf jeder Seite 22—26 Ruder führten. Jedes Ruder wurde von 5 Ruderknechten bewegt. Zwei niedrige Masten mit dreispitzigen Segeln u. wenig Tauwerk unterstützten Fortbewegung u. Lenkung. An dem Vordertheile befand sich ein langer Schnabel. Ein daselbst angebrachtes Verdeck enthielt 3 Geschütze, von denen eines schweren Kalibers war. Das Hintertheil führte gewöhnlich 2 leichte Geschütze. Schon im Alterthum bei den Griechen bekannt, war die G. das einzige Kriegsschiff des Mittelalters, dessen sich nam. die Kreuzfahrer bedienten. Im 16. Jahrh. erscheinen G. auch in der Ostsee, u. im 17. Jahrh. machen sie nach u. nach anderen Schiffsgattungen Platz. Zu den Ruderern wurden vielfach Kriegsgefangene, bei den Türken nam. Christensklaven verwendet. In den Seestaaten benutzte man den Ruderdienst auf den G. auch als Strafmittel (Galeerensträflinge). Später verstand man unter diesen Letzteren überhaupt die Strafgefangenen, welche in Häfen arbeiteten. Napoleon I. schaffte die Benennung „Galeerenstrafe" ab u. wandelte sie in Travaux forcés um. Napoleon III. setzte an Stelle dieser Strafe die Deportation nach außereuropäischen Kolonien.

Galeerenqualle (Physalia), s. „Cölenteraten" Abb. Bd. III, Tab. XLVII, Nr. 9.

Galega, s. „Geisklee".

Galen, Christoph Bernhard von, Fürstbischof von Münster, geb. 15. Okt. 1600 zu Bisping in Westfalen, wurde 1650 zum Bischof von Münster gewählt. Seiner strengen Regierung widersetzte sich die Stadt Münster, so daß er gezwungen wurde, dieselbe zu belagern; erst 1661 eroberte er die Stadt. Seine besondere militärische Befähigung, welche er hierbei an den Tag gelegt hatte, war die Veranlassung, daß er 1664 im Verein mit dem Markgrafen Friedrich von Baden zum Leiter der gegen die Türken gesandten Reichsarmee ernannt wurde. In den folgenden Jahren führte er im Verein mit England Krieg gegen Frankreich, mußte indessen 1666 mit Ludwig XIV. Frieden schließen. Nach glücklicher Beendigung eines Streites mit Braunschweig kämpfte er mit Frankreich gegen die Niederlande, kehrte infolge einer Bedrohung seiner eigenen Lande durch Brandenburg in diese zurück u. drang in die Mark Brandenburg ein, schloß 1675 Frieden u. erwarb durch ein Bündniß mit Dänemark u. Kurbrandenburg gegen Schweden das Herzogthum Bremen. Er starb 19. Sept. 1678 zu Nimwegen.

Galen, Philipp, Pseudonym des Romanschriftstellers Lange.

Galēnos, Claudius, nach Hippokrates der berühmteste unter den Aerzten des Alterthums, der auf die ganze Entwickelung der Medizin mehr als ein Jahrtausend den bedeutendsten Einfluß ausgeübt hat, indem er ein auf anatomischen u. physiologischen Grundlagen beruhendes, in sich abgerundetes u. dabei philosophisch durchdachtes System der Medizin schuf, das bis zum Ende des Mittelalters allgemein anerkannt u. in Geltung geblieben ist. Zu Pergamon in Kleinasien 131 n. Chr. geboren u. von seinem Vater, dem Architekten Nikon, sorgfältig erzogen, wandte er sich nach zweijähriger Beschäftigung mit der Philosophie, im Alter von 17 Jahren, der Heilkunde zu, erst in Pergamon, dann nach seines Vaters Tode in Smyrna, Korinth u. Alexandrien, worauf er 158 in seiner Vaterstadt eine Anstellung als Gladiatorenarzt erhielt. 164 siedelte G. nach Rom über, wo er sich bald großen Ruf erwarb, aber auch mit Neid u. Mißgunst zu kämpfen hatte, so daß er es nach drei Jahren wieder verließ u. nach einer wissenschaftlichen Reise in seine Heimat zurückkehrte. Doch schon ein Jahr später ging G. auf Veranlassung der Kaiser Marc Aurel u. Lucius Verus wieder nach Italien u. wurde nun in Rom Leibarzt des jungen Commodus. Wann u. wo er gestorben, ist nicht bekannt. — Von den Schriften dieses fruchtbarsten mediz. Schriftstellers des Alterthums besitzen wir nur einen Theil. Seine nichtmedizin. Schriften, 125 an der Zahl, meist philosophischen Inhalts, gingen sämmtlich verloren; von den medizinischen sind 100 echte erhalten (nebst vielen untergeschobenen), 49 untergegangen; manche sind nur in lat., andere nur in arab. od. hebr. Uebersetzung vorhanden. G.'s Werke sind zuletzt von Kühn herausgegeben worden (20 Bde., Lpz. 1821—33).

Galenstock, Gebirgsstock in der Centralschweiz, in seinem höchsten Gipfel 3597 m. hoch, liegt nördl. von dem Furkapaß, welcher zwischen dem G. u. Mutthorn hinführt u. das obere Rhonethal mit dem Reußthal verbindet. Eine dicke, weithin leuchtende Firnlage bedeckt den Gipfel des G.es; terrassenförmig senkt sich von ihm in das Wallis der 6 Stunden lange Rhonegletscher, aus welchem die Rhone ausströmt.

Galeōne od. **Galione,** ein schnellsegelndes Schiff, welches man zum Schleudern des griech. Feuers verwendete. Die G. entstand aus den im 12. Jahrh. aufkommenden Galeen, die für rasche Fahrten gebaut u. nur mit einer Ruderbank u. einem Maste im Vordertheile des Schiffes versehen waren. Aus ihnen entwickelte sich zunächst die Galeone, dann die Galea grossa, ein breites u. bauchiges Schiff, u. die Galeere, welche aus den im 13. Jahrh. feiner u. schlanker gebauten Galeen entstand u. im 14. Jahrh. als schnellfahrende Schiffsgattung allgemein üblich wurde. Eine solche Galeere führte auf beiden Seiten 24—26 Ruder u. war bis zu

100 Fuß lang. Galionen wurden auch die Schiffe genannt, in welchen die Spanier die Schätze aus den neu entdeckten Ländern nach der Heimat überführten. — Unter Gallion versteht man einen Vorsprung am Vordertheil des Schiffes. Er soll das Durchschneiden des Wassers befördern u. dem am Vordertheil befestigten Segel- u. Takelwerk mehr Stetigkeit geben. Außerdem dient er als Postament für eine daselbst aufgestellte, auf den am Hintertheil angebrachten Namen des Schiffes Bezug habende Figur (das Gallionbild).

Galeote od. **Galiote** bezeichnet ein kleines Schiff, welches wie die Galeere mit Rudern und Segeln bewegt werden konnte. Unter G. versteht man auch den Galeerensträfling.

Galerie bezeichnet einen Saal, der wenigstens dreimal so lang ist als breit, ferner einen langen, schmalen Gang. Auch versteht man darunter häufig das Geländer, welches eine Terrasse, ein Schiffsverdeck abschließt. Im Kriegswesen kommt der Ausdruck G. beim Festungsbau vor. Man nennt den langen Gang, welcher unter dem, dem Feinde zunächst liegenden Ufer des Festungsgrabens hinläuft u. aus welchem die Minengänge dem Feinde entgegengetrieben werden, Minengalerie. Diese G. ist öfters nach dem Graben zu mit Schießscharten für Gewehre versehen, um den in den Graben eingedrungenen Feind zu beschießen.

Galerius, Cajus Valerius Maximianus, Schwiegersohn u. Mitkaiser Diocletian's; s. d. u. „Maximianus".

Galfried von Winesalf (lat. de Vino Salvo), Dichter u. Geschichtschreiber, wurde in England von normannischen Eltern geboren u. lebte zu Ende des 12. u. Anfangs des 13. Jahrh. G. begleitete Richard Löwenherz auf dessen Zuge nach Palästina u. war nach seiner Rückkehr, von Innocenz IV. berufen, als Lehrer der schönen Wissenschaften in Bologna thätig. Wir besitzen von ihm ein Gedicht in elegischen Versen: „De statu curiae Romanae (gedr. bei Leyser, „Historia poematum medii aevi") u. eine „Historia captionis Damietae 1218—19" (gedr. bei Gale, „Script. hist. Angl.", bei Michaud, „Bibliothèque des Croisades", u. in besonderer Ausgabe von Giles, London 1846). Bei dem ihm mehrfach zugeschriebenen Werke, „Historia Hierosolymitana seu itinerarium Richardi Anglorum regis in Terram sanctam" (gedr. bei Bongars, „Gesta Dei per Francos" Bd. I. u. bei Gale a. a. O.) ist seine Autorschaft nicht sicher.

Galgacus, Held der Caledonier, der Ureinwohner Schottlands, der sich als Heerführer seiner Stammesgenossen im Kampfe gegen die Römer auszeichnete, jedoch 84 n. Chr. von Agricola beim Berge Grampius geschlagen wurde.

Galgant, Galantwurzel, Galanga, s. „Alpinia.

Galgen, die Vorrichtung zur Vollziehung der Todesstrafe, nam. derjenigen durch den Strang, spielte in der Zeit der barbarischen Körper- u. Lebensstrafen im Mittelalter u. bis gegen Ende des 18. Jahrh. eine große Rolle. Er bestand meist aus einem steinernen oder hölzernen Gerüste von einem bis drei Pfeilern mit Querbalken am oberen Ende. Als „Hochgericht" stand dasselbe auf einer runden, gemauerten Erhöhung u. galt als Zeichen der Befugniß, über Leben u. Tod zu richten. Solche G. gab es in den Hauptorten aller besonderen Territorien, meist etwas entfernt von der Stadt; gewöhnliche G. aber an beliebigen Orten, wo immer es Gelegenheit zu Vollstreckungen gab. Im Mittelalter verfiel dem G. jeder Dieb, der mehr als drei Schillinge (nach volksthümlicher Redeweise den „Werth eines Strickes") gestohlen hatte. Die Urtheile empfahlen den Gehängten den Vögeln in der Luft, u. oft war vorgeschrieben, er solle so hoch gehängt werden, daß ein Reiter mit aufrechtem Spieße unter ihm hindurch reiten könne. Unter dem G. wurden auch andere Todesarten, nam. die Enthauptung u. das Rädern, vollzogen. Die Leichname ließ man in der Regel hängen, bis sie verwesten. Mit der Beseitigung der barbarischen Todesarten in unserem Jahrhundert verschwanden auch die G. In England u. Amerika, wo der Strang noch angewendet wird, geschieht dies nicht an einem ständigen G., sondern auf einem besonders errichteten Bretergerüste, in welchem eine Fallthüre angebracht ist, durch deren Oeffnung der Delinquent hinabfällt u. dadurch den Strick anzieht.

Galgenmännchen heißt in einer mittelalterlichen Sage ein in ein Krystallfläschchen eingeschlossenes „Teufelchen", dessen Besitz die Erfüllung aller Wünsche verbürgt, dessen man sich aber nicht entledigen kann, wenn man es nicht um einen geringeren Preis losschlägt, als um welchen man es erworben. Der letzte Käufer, der das G. um die kleinste Münze erwirbt, es also nicht mehr verkaufen kann, ist dem Teufel verfallen. Adolf Böttger hat die Sage seiner phantastischen Märchendichtung „Das G." (Lpz. 1870) zu Grunde gelegt. — **G.** war früher auch der volksthümliche Name für Alraun (Atropa mandragora *L.*). Ein im Mittelalter verbreiteter Aberglaube nahm an, daß diese Pflanze nur unter dem Galgen vorkomme u. mit zauberischen Kräften ausgestattet sei.

Galicien, die nordwestlichste Landschaft Spaniens, führt den Titel eines Königreiches und hat einen Flächenraum von 533,5 □M. und 1,937,792 E. (1867). Im N. u. W. begrenzt es der Atlantische Ozean, im O. Asturien u. Leon, im S. das Königreich Portugal. Es zerfällt in die Provinzen Orense, Pontevedra, La Coruña u. Lugo; von diesen liegt nur die erstere im Binnenlande. G. ist ein sehr gebirgiges Terrassenland, welches von den Ausläufern des asturisch-cantabrischen Gebirges erfüllt wird u. stufenförmig zum Meere abfällt. Diese Gebirge streichen in der Mitte in der Richtung von N. nach S., im südl. Theile von O. nach W., erreichen an der Grenze von Leon in der Peña Trevinco eine Höhe von 2800 m., erheben sich im Durchschnitt aber nur 1000—1500 m. über das Meer. Die eigenthümliche Zerrissenheit des Bodens, hervorgerufen durch die labyrinthartig sich verzweigenden Bergketten, spiegelt auch die Küste wieder. Kein Theil Spaniens hat so viele u. so tief in das Land eindringende Buchten aufzuweisen als G.; einzelne erinnern durch ihre im Verhältniß zur Länge sehr geringe Breite an die norwegischen Fjords. Die bedeutendsten Buchten an der Nordküste sind die Ria de Viviero u. der Golf von Coriño; westl. von letzterem liegt das Kap Ortegal, der nördlichste Punkt Spaniens. Zwischen diesem u. dem Kap Finisterre, der NW.-Spitze der Pyrenäischen Halbinsel, liegt der weite Golf von La Coruña mit dem Nebenbusen von Ferrol, an der W.-Küste die Busen von Noya, Arazo, Pontevedra u. Vigo; die meisten Buchten (Rias) sind aber für die Schiffahrt nur von geringer Bedeutung; die Einfahrt ist vielfach durch kleine Felseninseln, Klippen u. Untiefen für größere Schiffe gesperrt. G. ist reich bewässert; die meisten seiner Flüsse haben aber nur einen kurzen Lauf u. tragen ganz den Charakter wilder Bergströme. Selbst der größte von ihnen, der Minho, hat in seinem Oberlaufe ein außerordentlich starkes Gefälle, u. seine zwischen steilen Bergen in engem Thale dahinbrausenden Gewässer beruhigen sich erst in dem weiten Thalkessel von Orense. Dieser Strom, der nach einem Laufe von 35 M. in den Atlantischen Ozean mündet, hat seine Quelle in den nordöstl. Gebirgen G.'s u. im Sil, der ihm auf der linken Seite zuströmt, seinem größten Nebenfluß. Erst 5 M. vor seiner Mündung wird er für kleinere Fahrzeuge schiffbar. Das Klima ist im südl. Theile des Landes äußerst angenehm. Frost u. Schnee ist selten; dagegen hat G. die größte Regenmenge von allen span. Landschaften. Weniger glücklich sind die klimatischen Verhältnisse auf den Hochebenen (Parameros). Diese haben 4 5 Monate lang im Jahre Schnee u. werden in jeder Jahreszeit häufig von Stürmen gepeitscht. Die Verschiedenheit des Klimas bedingt auch eine Verschiedenheit der Vegetation in den einzelnen Theilen des Landes. Im Allgemeinen ist derselben die Feuchtigkeit der Luft günstig; die Bergabhänge sind mit schönen Laubwaldungen bedeckt u. auf den Hochebenen breiten sich herrliche Wiesen aus. Während an dem Meeresufer u. in den geschützten Thälern Oelbäume, Cypressen u. Orangen bis zum Kap Finisterre gedeihen u. der Weinstock noch guten Ertrag giebt, eignen sich die höher gelegnen Distrikte nur noch für den Anbau der mitteleuropäischen Getreidearten, u. in der Bergregion folgen den aus immergrünen Eichen u. Kastanien bestehenden Laubwäldern die Föhren u. endlich auf den höchsten, der Schneeregion sich nähernden Gipfeln eine vollständige Alpenvegetation. Die Bevölkerung gehört zu den besten Stämmen des span. Volkes. Die Galicier werden als fromm, genügsam u. ausdauernd geschildert; ihre Bildung soll aber sehr dürftig sein. Ackerbau u. Fischfang sind ihre Haupterwerbszweige. Hanf, Lein, Kartoffeln, Gemüse u. Getreide bilden die haupsächlichsten Ausfuhrartikel der Landwirthschaft; die galicischen Rinder, Maulthiere, Pferde u. Schafe sind berühmt. Das Meer ist reich an Fischen, deren Fang, Einräuchern u. Einsalzen den größten Theil der Küstenbewohner beschäftigen; der Sardinen- u. Thunfischfang wird vorzüglich in den südl. Gegenden stark betrieben. Der Handel ist bedeutend, bes. der von Ferrol u. La Coruña, die Industrie dagegen noch wenig entwickelt. Schiffswerften, Maschinenfabriken u. Segeltuchwebereien befinden sich in den Seestädten; im Innern wird aber nur noch die Gerberei u. Weberei in größerem Umfange betrieben. Zinnbergwerke u. Goldwäschen besitzt die Provinz Orense. Die Hauptstadt des Königreichs G. ist Santiago (23,773 E.), die größte Stadt aber La Coruña (30,132 E.); außer diesen sind Ferrol (21,120 E.), Lugo (21,298 E.) u. Orense (10,775 E.) die bedeutendsten Städte des Landes. Der Hauptkriegshafen u. die stärkste Festung ist Ferrol. G. war ein besonderes Königreich unter der Herrschaft der Sueven bis 585, sodann wieder selbständig von 1060—1071; darauf kam es wieder an die Krone von Leon u. Castilien, der es schon seit der sehr früh erfolgten Vertreibung der Mauren angehört hatte.

Galiläa (von dem hebr. galîl, d. i. Kreis, Bezirk) hieß die nördlichste der drei Provinzen, aus denen Palästina zur Zeit Jesu bestand. Die Grenzen waren allezeit unbestimmt (im N. der Leontes, im W. Phönizien das Mittelmeer u. das Gebirge Karmel, im S. Samarien, im O. der Jordan u. der See Genezareth). G. war vorzugsweise vom Stamme Naphthali, außerdem von Sebulon, Issaschar u. Asser bewohnt. Um 734

v. Chr. u. dann 722 wurde das Land durch die Assyrer entvölkert, die Bewohner durch heidnische Kolonisten ersetzt. Diese bildeten noch die Mehrzahl, als die Juden unter Kyros aus dem Exil zurückkehrten, u. so erklärt sich die mißachtete Stellung der Galiläer zur Zeit Jesu; auch die verderbte Sprache derselben trug zu dieser Verachtung bei. Das Land umfaßte damals etwa 50 □M., war reich bevölkert u. (bes. die fruchtbare Ebene Jesreel im S.) sehr gut angebaut. Man theilte es in Obergaliläa (vorwiegend Hochland) u. Untergaliläa mit den Gebirgen Gilboa u. dem kleinen Hermon, sowie der schlachtenberühmten Ebene Jesreel, die der Kisonbach durchfließt. Die wichtigsten älteren Städte sind Hazor, Megiddo, Jesreel u. Endor; durch Jesus wurden berühmt Nazareth sowie Kapernaum, Bethsaida, Chorazin u. Magdala am See Genezareth. Die Hauptstadt u. Residenz des Vierfürsten Herodes Antipas war das nach dem Kaiser Tiberius genannte, gleichfalls am See gelegene Tiberias (noch jetzt Tabarije, während jene anderen Städte außer Nazareth verschollen sind). Die vornehmsten Apostel Jesu, Petrus, Jacobus u. Johannes, waren galiläische Fischer. Neue Bedeutung erhielt G., als Sepphoris, später Tiberias, nach dem Falle Jerusalems (70 n. Chr.) Sitz des jüdischen Synedrion u. einer blühenden Gelehrtenschule wurde, aus deren Arbeiten u. Diskussionen der Talmudismus hervorging.

Nr. 2086. Galileo Galilei geb. 18. Feb. 1564, gest. 8. Jan. 1642.

Galilei (Galileo), einer der größten Physiker, die je gelebt haben, wurde 18. Febr. 1564 zu Pisa in Italien als Sohn eines unbemittelten Edelmannes, Vincenzo G. geboren. Er genoß eine gute Erziehung u. besuchte schon von seinem 17. Jahre an die Universität zu Pisa, um Medizin u. Philosophie zu studiren. In ihrer damaligen Gestalt stieß ihn jedoch die letztere Wissenschaft bald ab u. G. wandte sich daher mit besonderer Vorliebe der Mathematik zu u. entwickelte ein vorzügliches Talent in der Naturbeobachtung. Erst 25 Jahre alt übertrug man ihm die Professur der Mathematik an der Universität zu Pisa, doch mußte er schon nach zwei Jahren, seiner Lehren wegen, den Verfolgungen der Philosophen weichen. Ein Jahr später berief ihn der Senat von Venedig nach Padua zur Uebernahme einer Professur der Mathematik. Dort lehrte er mit großem Erfolge vor einem aus ganz Europa zusammengeströmten Zuhörerkreise, u. zwar bis 1609, wo er wieder die Professur in Pisa übernahm. Von 1610 an war G. zugleich erster Mathematiker u. Philosoph des Großherzogs Cosimo II. von Toskana u. später auch dessen Nachfolgers, Ferdinand's II. Aus dieser Zeit, bis hierher, stammen seine wichtigsten Arbeiten, von denen viele epochemachend geworden sind. So die Untersuchungen über die Mechanik, eine Wissenschaft, deren Schöpfer man geradezu G. nennen kann, denn sie verdankt ihm den Nachweis der so wichtigen Gesetze des Falles, der Pendelbewegung, des Wurfes, u. s. w.; dem großen Publikum ist G. bekannt geworden durch seine zwar auch verdienstvollen, jedoch keineswegs mit den genannten Erfolgen gleichwerthigen astronomischen Arbeiten, näml. die durch die Nacherfindung des holländ. Fernrohrs (s. d.) ermöglichte Entdeckung der Mondberge, der Sonnenflecke, der Jupitersmonde (von ihm Mediceische Sterne genannt) u. des Saturnringes, den er nach dem Aussehen für ein Paar Henkel an der Saturnskugel hielt. Die Bemühungen G.'s um die Verbreitung des damals noch neuen Kopernikanischen Weltsystems, welches die Bewegung der Erde um die Sonne lehrte, zog ihm wegen des Widerspruchs dieser Lehre mit der Bibel heftige Verfolgungen seitens der Kirche zu. 1616 wurde die neue Lehre geradezu für schriftwidrig erklärt u. G. zur Verantwortung nach Rom geladen, nachdem er schon vorher verwarnt worden war. Es gelang ihm nur durch das Versprechen, die neue Lehre weder schriftlich noch mündlich zu verbreiten, seine Feinde zu beschwichtigen. Bedeutend später, 1632, erschien von ihm, trotz seines Versprechens, wieder eine Schrift über diesen Gegenstand, sein meisterhaft geschriebener „Dialog über das Ptolemäische u. Kopernikanische Weltsystem“, in welchem die Sache zwar scheinbar unentschieden gelassen wurde, aber doch das Ptolemäische System in seiner ganzen Unhaltbarkeit hingestellt erschien. Diese Schrift erfuhr sofort die heftigsten Angriffe u. wurde von einer Kongregation von Kardinälen u. höheren Geistlichen als höchst gefährlich verdammt, G. selbst aber (1632) vor das Inquisitionsgericht gefordert. Der körperlich gebrochene, von Gliederschmerzen gequälte, halb blinde Greis mußte 22. Juni kniefällig seine als ketzerisch erklärte Meinung abschwören u. versprechen, nie wieder über diesen Gegenstand zu schreiben. Gefoltert worden ist er nicht, sowie auch die Sage, daß er nach dem Aufstehen vom Schwure voll Ingrimm gerufen habe: „E pur si muove!“ (Und sie bewegt sich doch) falsch ist. G. hat seinem Glauben die Ueberzeugung geopfert, das ist nicht von ihm wegzudisputiren, allein man muß den alten Mann, der Ruhe des Gemüthes haben u. kein Ketzer sein wollte, aber die Kraft nicht mehr besaß, den Zwiespalt in sich auszugleichen, anders beurtheilen als den, der im Vollbesitz seiner Waffen feige den Kampf aufgiebt. Am 3. Juli aus dem Kerker entlassen, lebte er darauf in Siena, später auf seinem Landsitze in der Nähe von Arcetri. In den letzten Jahren fast völlig erblindet u. taub, aber doch nicht müßig, starb er 8. Jan. 1642 in den Armen seiner Schüler u. Freunde, die sich bemüht hatten, sein Leben zu erheitern. Er wurde in der Kirche St. Croce zu Florenz beigesetzt u. ihm dort 1757 von Michel Angelo ein Denkmal errichtet. Von seinen Werken wurden viele erst nach seinem Tode gedruckt; später mit den bei seinen Lebzeiten erschienenen vereinigt, sind sie wiederholt aufgelegt worden; die vollständigste Gesammtausgabe erschien in 16 Bänden 1842—56 zu Florenz. G. hat zahlreiche Biographen gefunden, die vorzugsweise sein Verhältniß zur Inquisition beleuchtet haben. Nelli (Lausanne 1793), Brewster (Lond. 1841), Libri (Paris 1841), Chasles (Paris 1862), Marini (Rom 1850), Caspar (Stuttg. 1854) u. Madden (Lond. 1863) haben biograph. Werke über G. veröffentlicht. Durch das 1864 gefeierte dreihundertjährige Jubiläum sind viele Gelegenheitsschriften hervorgerufen worden. Vgl. Vosen, „G. u. die röm. Verurtheilung des Kopernik. Systems“ (Frankf. 1865). Auch die Romanliteratur (Mathilde Raven) u. die dramatische Dichtkunst haben sich des dankbaren Stoffes bemächtigt.

Galilei'sches Fernrohr, s. „Fernrohr“.

Galione, s. „Galeone“.

Galipot, unreines Terpentinharz, s. „Fichtenharz“.

Galitzenstein, s. v. w. Zinkvitriol.

Galitzin, russisches Fürstengeschlecht, s. „Golyzin“.

Galizien, österr. Kronland, hat einen Flächenraum von 1425,58 □M. mit 5,444,689 E. (1869) u. umfaßt die Königreiche G. u. Lodomirien, die Herzogthümer Zator u. Auschwitz u. das Großherzogthum Krakau. Im N. u. O. grenzt es an die russ. Provinzen Polen, Wolhynien u. Podolien, im SO. an das österr. Herzogthum Bukowina, im S. an das Königreich Ungarn u. im W. an Oesterr.- u. Preuß.-Schlesien. Die südl. Grenze bilden die Karpathen, welche hier im Durchschnitte bis zu 1300 m. ansteigen; doch reicht G. im W. bis zu den 2200 m. hohen Ausläufern des Tatra-Gebirges heran. Mehrere Parallelketten begleiten dieses wald- u. erzreiche Gebirge im N., u. eine große Anzahl von Aesten entsendet es in die sarmatische Tiefebene, zu welcher schon der nördlichste Theil G.'s gehört. Das Land ist reich bewässert; im NW. gehört es zum Stromgebiet der Weichsel, welche einen Theil der Grenze gegen Rußland bildet u. von den Karpathen

die Flüsse Raba, Donajec, Wysloka u. San empfängt, im NO. zum Gebiet des Bug, der in G. selbst seinen Ursprung hat, im O. zum Gebiet des Dnjester, der ebenfalls in G. entspringt u. auf beiden Seiten zahlreiche Zuflüsse aufnimmt, u. im SO. zum Gebiet des Pruth, dessen Quelle an der Czerna-Gora in den Karpathen liegt. Während die größte Anzahl von Nebenflüssen nur für die Holzflößerei benutzt werden kann, sind doch die Hauptflüsse schon wenige M. von ihrer Quelle aus schiffbar, so die Weichsel von Krakau an, der San von Jaroslau, der Bug von der russisch-galizischen Grenze, der Dnjester von Mikojalow. Größere Seen besitzt G. nicht; die kleinen Karpathenseen, „Meeraugen" genannt, tragen einen durchaus alpinen Charakter. Der N. G.s ist nicht fruchtbar; hier befinden sich weite, theils mit Sand, theils mit Morästen bedeckte Landstrecken. Das Klima ist kalt u. ähnelt dem kontinentalen des mittleren Rußland. G. hat die niedrigste Durchschnittstemperatur von allen österr. Kronländern; doch ist der Boden gut angebaut. Die Bevölkerung gehört zum slavischen Stamme u. scheidet sich in *Polen* u. *Ruthenen*. Erstere, mit einer Volkszahl von etwas über 2 Mill. Seelen, wohnen im W. bis zum San; Letztere, welche etwa 2,300,000 Seelen zählen, sitzen in der Mitte u. im O. des Landes. Die Ruthenen, deren Nationalitätsbewußtsein in dem letzten Jahrzehnt im Gegensatz zu den Polen gewachsen ist, sind echte Kleinrussen u. unterscheiden sich wesentlich in Sprache u. Sitte von ihren westlichen Nachbarn; sie sind eine reine Bauernbevölkerung ohne Adel, aber auch ohne Bürgerthum. Die Zahl der *Deutschen* wird auf 165,000 geschätzt; die ersten Deutschen haben sich in der Mitte des 13. Jahrh. in den westl. Theilen angesiedelt, wo sie sich Ortschaften gründeten, deren Namen an ihre Heimat erinnern; so Lancut (Landshut), Krosno (Krossen), Lanckrona, Pilzno (Pilsen); stärker wurde die Einwanderung unter Kasimir d. Gr. Festen Fuß faßte das deutsche Element, als 1430 Krakau Hansastadt wurde; in späterer Zeit war nam. der Zuzug deutscher Kolonisten unter Joseph II. beträchtlich. Gegenwärtig zählt man 134 deutsche Ansiedelungen, die meisten im Lemberger Kreise. Sie bilden Oasen sowol im polnischen als im ruthenischen Sprachgebiet. Sehr stark ist die *jüdische* Bevölkerung G.'s; 1869 wurden 575,918 Juden gezählt — mehr als 2/3 der gesammten israelitischen Bevölkerung des cisleithanischen Oesterreich. Der Rest der Bevölkerung wird gebildet von Magyaren, Zigeunern, Armeniern u. Rumänen. Der *Konfession* nach gehören 2,509,015 zur römisch-katholischen, 2,315,782 zur griechisch-katholischen Kirche; jene sind vorzugsweise Polen, diese Ruthenen; 33,992 sind augsburgische, 5711 sind helvetische Protestanten, 1369 Griechen, 2102 Armenier. G. hat 3 Erzbischöfe (je einen für die römischen, die griechischen u. die armenischen Katholiken), welche sämmtlich in Lemberg residiren, 5 Bischöfe, u. einen evangelischen Superintendenten (zu Lemberg). Die *Volksbildung* steht auf einer sehr niedrigen Stufe; von allen Ländern der österr.-ungarischen Monarchie steht nur noch Dalmatien tiefer; 1868 konnten von 16,588 ausgehobenen Rekruten nur 1,155, d. i. noch nicht ganz 7 %, schreiben. Die beste Bildung findet man bei den Deutschen u. Juden. Das wissenschaftliche Leben repräsentiren die beiden Universitäten zu Lemberg u. Krakau u. 17 Gymnasien. Die *Hauptbeschäftigung* der Bewohner G.'s bildet der Ackerbau. Getreide wird viel mehr produzirt, als das Land selbst braucht, u. große Mengen gelangen zur Ausfuhr. Das nächstwichtigste Produkt der Landwirthschaft sind die Kartoffeln; außerdem werden Flachs, Hanf, Tabak, Raps u. s. w. erbaut. Die Viehzucht hat große Ausdehnung. Für den Bergbau ist G. ein sehr gesegnetes Land; doch sind die Bodenschätze noch lange nicht genügend ausgebeutet. Hauptprodukt des Bergbaues ist Steinsalz, nam. bei Wieliczka und Bochnia gewonnen. Zahlreiche Petroleumquellen warten noch einer rationellen Bewirthschaftung. Eisenerze liefern die Karpathen, Zink die Umgegend von Krakau in großer Menge; auch wird Schwefel gewonnen. Die Wälder der Karpathen sind reich an Holz. Die Industrie ist gering u. besteht meist in landwirthschaftlichen Gewerben; in der Branntweinbrennerei nimmt G. den ersten Rang in der österreichisch-ungar. Monarchie ein. Der Handel, der zum überwiegend größeren Theil in den Händen von Juden u. Armeniern ist, besteht meist in dem Transitohandel zwischen der Ostsee u. dem Schwarzen Meer; Hauptartikel sind Salz, Vieh, Getreide; der wichtigste Platz für den Handel nach Rußland ist Brody. — Von den 95 Städten des ganzen Kronlandes haben nur 7 mehr als 10,000 E., darunter Lemberg mit 87,105 u. Krakau mit 49,834 E. (1869). — In Betreff der *Verwaltung* gehört G. zu den cisleithanischen Kronländern Oesterreichs; es ist im Reichstage zu Wien durch 38 Abgeordnete, auf seinem Provinziallandtage zu Lemberg durch 151 Deputirte vertreten. Der Statthalter des Kaisers residirt in Lemberg. Die beiden Hauptverwaltungsgebiete dieses Kronlandes sind Ost- u. West-G., mit den Hauptstädten Lemberg u. Krakau; diese zerfallen wiederum in Kreise u. Bezirke. — Der Sanfluß, welcher die Grenze der beiden Nationalitäten G.'s bildet, scheidet auch die Geschichte des polnischen u. ruthenischen Theiles. Letzterer hat auch historisch Jahrhunderte hindurch zu Rußland gehört, während der westl. Theil zur poln. Herrschaft gehörte; nur vorübergehend dehnte sich diese auch über die östl. vom San gelegenen Lande aus. Dort bildeten sich die Fürstenthümer Halicz u. Wladimirien aus, deren Namen sich noch in G. u. Lodomirien erhalten haben; ihr Wohlstand, der bes. durch den Handel wuchs, litt aber außerordentlich infolge der Kämpfe mit den Polen u. Ungarn, welche sich in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. dieser wichtigen Grenzlande bemächtigen wollten u. sich auch wirklich mehrmals, aber nie für die Dauer, in ihren Besitz zu setzen wußten. Als nun der Mongolensturm (1241) die Lande vollständig vom russischen Großfürstenthum Kiew trennte, traten die Fürsten derselben in ein abhängiges Verhältniß zu Ungarn u. Polen, das endlich zur vollständigen Unterwerfung unter die polnische Königskrone (1349) führte. Bei dieser verblieb es bis 1772. Bei der ersten Theilung Polens (1772) kam das Land als Königreich G. u. Lodomirien an Oesterreich, das mit jenem auch noch die späteren Erwerbungen von 1795 unter dem Namen Westgalizien vereinigte. Letzteres wurde 1809 mit Krakau durch Napoleon dem Herzogthum Warschau hinzugefügt u. zum Theil 1815 mit Krakau zu einer kleinen Republik umgewandelt. Diese ward aber bald ein Herd der poln. Revolutionen, u. als Insurgentenscharen von Krakau selbst 1846 in G. einfielen, annektirte Oesterreich unter Zustimmung der Schutzmächte das Gebiet der kleinen Nachbarrepublik, fügte dasselbe zu G. u. verlieh 1849 dem Krakauer Gebiete den Namen eines Großherzogthums.

Nr. 2987. Galizischer Edelmann und Bauer.

Gall, Franz Josef, berühmter Phrenolog und Arzt, wurde 9. März 1758 zu Tiefenbrunn in Württemberg geboren. Seine Studien machte er bei den medizinischen Fakultäten der Straßburger u. Wiener Universität. Nach Vollendung derselben lebte er eine Zeit lang als praktischer Arzt in Wien u. hielt hier seine ersten Vorträge über die „Schädellehre" (s. d.). Da diese ihm in Wien untersagt wurden, ging er auf Reisen u. erlangte durch seine Vorlesungen, die er in größeren deutschen Städten u. Universitätsorten hielt, bald eine große Berühmtheit. Natürlich fanden seine Ansichten u. Lehren, die heute durch Erfahrung längst als unhaltbar u. auf rein individuellen hypothetischen Voraussetzungen beruhend widerlegt sind, eben so viel Anhänger als Gegner. Im J. 1807 ging G. nach Paris, um seiner Lehre auch hier Boden zu verschaffen, durch Vorträge, wie er deren auch in London hielt. In Paris gab er auch mit Spurz sein großes Werk „Anatomie et physiologie du système nerveux en général et du cerveau en particulier" (4 Bde., 1810—20; 2. Aufl. 6 Bde., 1822—25, nebst einem Atlas mit 100 Kupfertaf.) heraus. In literarischer Beschäftigung u. nur nebenbei als Arzt thätig, lebte er die letzte Zeit auf seinem Landsitze Montrouge bei Paris, wo er 22. Aug. 1828 starb. G. hat außer den angeführten noch eine Anzahl anderer philosophisch-medizinischer Werke geschrieben, deren wirklicher Werth indessen vielfach überschätzt worden ist. Nichtsdestoweniger sind aber seine

Forschungen über die Anatomie u. Physiologie des Gehirns auch für die Wissenschaft gewinnbringend gewesen u. seine philosophischen Auslassungen haben zum mindesten höchst anregend gewirkt.

Nr 2988. Franz Josef Gall (geb. 9. März 1758, gest. 22. Aug. 1828).

Gall, Heinrich Ludwig Lambert, ein durch mancherlei Erfindungen u. nam. durch das von ihm erdachte Verfahren der Weinverbesserung bekannter Techniker u. Schriftsteller, ist geb. 28. Dezember 1791 in Aldenhoven bei Jülich u. nach einem vielbewegten Leben 1863 in Trier gest. G. begann seine Laufbahn als Untergerichtsschreiber in Cleve u. Düsseldorf, wurde nach der Schlacht von Leipzig erster Commis in den Bureaux des inspecteurs aux revues im Generalstabe von Macdonald in Cleve, dann Generalsekretär in Luxemburg u. in Kreuznach, wo er in der österreichisch-bayer. Administrationskommission arbeitete. Als Regierungssekretär in Trier erwarb er sich durch Linderung der Hungersnoth während der Getreidetheuerung 1816 u. 1817 große Verdienste. Zu dieser Zeit trat er zuerst als Techniker auf, er beleuchtete sein Haus mit Gas u. konstruirte eine Dampfbrennerei. Nachdem er ein Jahr in Nordamerika gewesen, wurde G. 1823 Kreissekretär in Trier u. später in Wetzlar; 1826 legte er sich auf die Verbesserung der Weinbereitung u. erfand die Methode der verschlossenen Gährung mittels Gasröhren, sowie das nach ihm benannte Verfahren der Weinverbesserung (s. Gallisiren). Dies Verfahren, später von ihm noch vervollkommnet, wurde nach ihm **„Gallisiren"** genannt. 1834 ging G. nach Galizien u. 1836 nach Ungarn, wo er auf dem Gute des Baron Ghillany eine Versuchs- u. Lehranstalt mit Werkstätten zur Anfertigung von Destillirgefäßen errichtete; nachdem er von 1839 an die Stelle als Oberinspektor der landwirthschaftlich-technischen Gewerbe beim Baron Eötvös bekleidet hatte, kehrte er 1849 nach Trier zurück u. beschäftigte sich von da an, als Privatmann lebend, mit schriftstellerischen Arbeiten.

Gallaecia hieß im Alterthum der nordwestlichste Theil Spaniens (s. Galicien, s. d.), nach den diese Landschaft bewohnenden keltischen Gallaeci, einem der unkultivirtesten Stämme Hispaniens.

Gallait (spr. Galläh), Louis, unstreitig der bedeutendste belgische Maler der Gegenwart, geb. 10. Mai 1810 in Tournay, studirte Anfangs die Rechte u. war bereits Advokat, als er den Entschluß, seiner angeborenen Neigung für die Kunst zu folgen, kund gab u. trotz des Widerstrebens seiner Angehörigen zur Ausführung brachte. Unter dem akademischen Maler Hennequin begann er seine neue Laufbahn, die er später in Paris fortsetzte. Dort malte er 1834 seinen „Herzog Alba in den Niederlanden" u. die „Herumziehenden Musikanten", die den ungetheiltesten Beifall ernteten. Dort war es auch, wo er sich an Paul Delaroche anschloß, der einen großen Einfluß auf ihn ausübte. Nun folgte ein bedeutendes Bild nach dem andern, bis er 1841 mit der für die belgische Regierung gemalten „Abdankung Karl's V." auftrat, die seinen Ruhm begründete. Das (jetzt im Justizpalast in Brüssel befindliche) von großer historischer Auffassung u. dramatischer Kraft belebte Bild ist von meisterhafter Zeichnung u. Modellirung u. von wunderbarer Klarheit u. Tiefe des Kolorits. Diesem Werke reihten sich würdig an: „Egmont's letzte Augenblicke" (1848, jetzt in der Nationalgalerie in Berlin) u. die „Exequien der Leichen Egmont's u. Hoorn's" (1850). Außerdem schuf er eine Anzahl meisterhafter Genrebilder u. Porträts (Papst Pius IX. u. a.).

Galläpfel, s. „Gallen".

Galläpfelgerbsäure, s. „Gerbsäure".

Gallas, Volksstamm im nordöstl. Theile der Südhälfte von Afrika, dessen Wohnsitze sich von der Mitte Abessyniens bis zum 4.° südl. Breite erstrecken. Die südl. Steppengebiete gegen den Aequator hin sind wol ihre eigentliche Heimat, von der aus sie allmählig nach N. vorgedrungen sind u. sich seit 1537 in das südöstl. Habesch eingedrängt haben, wo jetzt bes. die Edschau- u. Wollo-Galla wohnen. Von dort aus rückten sie mehr u. mehr im Somalilande u. im Gebiete der Danakil gegen die Küste vor, in welchen Landstrichen bes. die Asubo- u. Kurtschassi-G. sich ausgebreitet haben. In neuerer Zeit drängen sie auch im Suahelilande nach dem S. der Küste zu u. haben dieselbe zwischen den Flüssen Djuba u. Sabaki besetzt. Nach W. hin erstreckt sich ihr Gebiet bis an den Kiri (oberen Nil) u. den Ukerewe-See. Der Name G., schon in griech. Inschriften der Ptolemäerzeit vorhanden, soll „Angreifer" bedeuten, ist ihnen aber von Fremden auferlegt worden; sie selbst nennen sich Ilm Orma, d. i. Söhne der Männer, od. nur Orma. Die G. gehören nach ihren körperlichen wie geistigen Eigenschaften zu den besten Völkerrassen Afrika's. Die Hautfarbe ist bei den meisten kaffeebraun; die Haare sind theils glatt, theils gekräuselt, u. werden in lange, stark mit Fett gesalbte Zöpfe geflochten; die Stirn ist hoch, die Nase meist gebogen, die Gesichtszüge ausdrucksvoll, der Körperbau kräftig, bei den Frauen zierlich. Ihrem Charakter nach werden sie als energisch u. ehrlich, tapfer u. zäh, ihrer geistigen Befähigung nach als sehr intelligent geschildert; sie scheinen sonach den Uebergang von der Negerrace zu der kaukasischen zu bilden. Die in den Steppen des Südens wohnenden Stämme leben als Nomaden, treiben neben der Viehzucht Jagd u. Sklavenhandel, haben eine eigene, selbständige Sprache, huldigen einem heidnischen Naturdienste u. sind als kühne u. grausame Räuber gefürchtet; die Stämme im nördl. Hochlande haben dagegen meist die Religion u. Sprache ihrer Nachbarn angenommen u. treiben neben der Viehzucht Ackerbau. Ein gemeinsames Reich der G. existirt nicht; sie zerfallen vielmehr in zahlreiche, durchaus selbständige Stämme, die sich fortwährend befehden, um Menschen u. Vieh zu rauben.

Gallas, böhm. Adelsgeschlecht, s. „Clam".

Gallate sind gallussaure Salze, s. „Gallussäure".

Gallatin (spr. Gallatäng), nordamerikanischer Staatsmann, geb. 29. Jan. 1761 zu Genf, wanderte 1780 nach Amerika aus, wo er am Befreiungskampfe Theil nahm, die polit. Laufbahn betrat, 1793 in den Senat gewählt u. 1801 zum Sekretär der Schatzkammer ernannt wurde. Von 1816—23 war er Gesandter der Union in Paris; später fand er als Präsident der Nationalbank (bis 1839) von Neuem Gelegenheit, seine seltenen finanziellen Fähigkeiten zu verwerthen. Er starb 12. Aug. 1849. Die amerikan. Ethnographie u. Alterthumskunde förderte er durch mehrere ausgezeichnete Arbeiten, nam. durch die „Synopsis of the Indian tribes within the United States etc." (Cambr. 1836).

Gallaudet (spr. Gallohdeh), Thomas Hopkins, verdienstvoller Taubstummenpädagog, geb. 10. Dez. 1787 zu Philadelphia, studirte die Rechtswissenschaft u. Theologie u. eröffnete, von Reisen durch Frankreich u. England zurückgekehrt, 1817 das erste Taubstummeninstitut in Nordamerika, nach dessen Muster bald eine ganze Reihe ähnlicher Anstalten in den Vereinigten Staaten gegründet wurde. G. starb 9. Sept. 1851 zu Hartford.

Galle, eine in der Leber (s. d.) aus dem Pfortaderblut bereitete Flüssigkeit von neutraler od. schwachalkalischer Reaktion, gelber, grüner od. brauner (an der Luft stets grüner) Farbe u. bitterem Geschmack, enthält 1. die als Gallensäuren bezeichneten beiden Säuren, die stickstoffhaltige Glycocholsäure u. die neben Stickstoff auch Schwefel enthaltende Taurocholsäure, auf deren Nachweis Pettenkofer's Gallenprobe beruht, ferner 2. den als ein Umwandlungsprodukt des Blutfarbstoffs anzusehenden Gallenfarbstoff (Bilirubin), auf dessen Nachweis (z. B. im Harne Gelbsüchtiger) die Gmelin'sche Gallenprobe beruht, endlich 3. einen durch eigenthümliche Krystallform kenntlichen, fettähnlichen Körper, das Cholestearin, der, für gewöhnlich von den Gallsäuren in Lösung gehalten, sich

manchmal als Gallenstein ablagert. Die Gallensteine bilden sich durch noch unbekannte Ursachen; sie haben gewöhnlich eine konische Form mit geschliffenen konkaven Seitenwänden u. rufen beim Passiren des Gallenganges die heftigsten Schmerzen hervor. Gegen die Krankheit, die Gallensteinkolik, wird in erster Reihe die Karlsbader Kur empfohlen, doch sind auch andere rasch u. mild wirkende Abführmittel von gutem Erfolg. Die Gallenkanälchen der Leber vereinigen sich zu einem gemeinschaftlichen Ausführungsgange (dem Lebergang), der, wie der Ausführungsgang der Bauchspeicheldrüse, in den (Zwölffinger-)Darm mündet, in seinem Verlauf aber einen Anhang, die Gallenblase trägt, in welcher die G. zeitweilig aufbewahrt wird. Die Hauptbedeutung der G. als Verdauungsflüssigkeit beruht auf ihrer Eigenschaft, sich sowol mit Fett als mit Wasser mischen zu können, so daß sie also die Fettverdauung ermöglicht; daneben hindert sie die faulige Zersetzung des Kothes, der ihr seine eigenthümliche Färbung verdankt. Der Gang, durch welchen die G. in den Darm fließt, ist ziemlich eng u. mit einer Schleimhaut austapezirt, die sich in die Schleimhaut des Darmes fortsetzt. Daher kommt es, daß Katarrhe der letzteren leicht die ersteren mit ergreifen u. so zu Schwellungen Veranlassung geben, welche den Gallenausfluß hindern. Die Gallenabsonderung geht aber immer weiter vor sich, nur daß von da ab die G., statt in den Darm, in die zahlreichen dünnwandigen Blutgefäße der Leber übertritt. Die G. mischt sich hier dem Blute bei u. der Gallenfarbstoff bewirkt eine Färbung der durchsichtigen Partien der Haut, Schleimhäute u. s. w., welche ein charakteristisches Symptom der als Gelbsucht (Icterus) bekannten Krankheitserscheinungen ist. — Bezüglich der Gallenblase ist noch zu bemerken, daß sie unter den Fischen den Neunaugen, unter den Vögeln dem Kukuk, vielen Papageien, den Tauben, dem Strauß u. unter den Säugethieren vielen Nagern, z. B. dem Biber u. dem Wasserschwein, ferner den Walen, Kamelen, Hirschen, mehreren Antilopen, den Einhufern, endlich auch dem Elefanten fehlt, dessen Leber durch ausnehmende Erweiterung der Gallengänge ausgezeichnet ist.

Galle, eine niederländ. Künstlerfamilie, die sich bes. in der Zeichen- u. Kupferstecherkunst hervorgethan hat. Der erste derselben ist Philipp **G.**, geb. zu Haarlem 1537, gest. zu Antwerpen 1612; er führte seine Stiche mit großer Leichtigkeit, aber ohne eigentliche harmonische Wirkung aus. — Sein älterer Sohn, Theodor **G.**, geb. zu Antwerpen um 1570, war seines Vaters Schüler, bildete sich aber in Italien durch das Studium der Antike u. der italien. Meister selbständig fort. Bedeutender als Beide war Philipp's jüngerer Sohn, Cornelius **G.** (geb. zu Antwerpen 1576, gest. nach 1648), der eine Reihe von Blättern meistens nach zeitgenössischen Malern ausführte. Auch der Sohn dieses letzteren, Cornelius **G.**, der Jüngere, geb. zu Antwerpen 1600, war Kupferstecher u. als solcher der Lehrer des berühmten Edelinck.

Galle, Johann Gottfried, sehr verdienter Astronom der Jetztzeit. Am 9. Juni 1812 zu Pabsthaus bei Gräfenhainichen unweit Wittenberg geb., begann er seine wissenschaftliche Laufbahn als Gehülfe an der Berliner Sternwarte. Im J. 1851 wurde er zum Professor der Astronomie u. Direktor der Sternwarte zu Breslau ernannt. Er entdeckte drei Kometen u. war der Erste, der den Neptun nach den von Leverrier berechneten Elementen auffand (23. Sept. 1846). Auch der dunkle innere Ring des Saturn wurde zuerst von ihm (1838) beobachtet. Eine vieljährige unermüdliche Thätigkeit widmete er den Berechnungen für das Berliner astronomische Jahrbuch u. die neuen Sternkarten der Berliner Akademie.

Gallen, Pflanzengallen, nennt man durch Insektenstiche an gewissen Pflanzen od. Pflanzentheilen erzeugte Auswüchse sehr verschiedener Gestalt. Dieselben sind bald behaart (Blatt-, Knospen-, Stengel-, Fruchtgallen) bald glatt, apfelähnlich (Galläpfel, Saftgallen, Mehlgallen) u. im Innern bald ein- bald mehrkammerig. Die sie erzeugenden Insekten (s. „Gallinsekten") leben in ihren einzelnen Arten in der Regel nur auf einer bestimmten Pflanzenart u. bringen hier die eigentlichen Formen von G. hervor. So z. B. erzeugt Rhodites rosae an den Zweigen der Hundsrose die altbekannten moosartigen Auswüchse (**Schlafröschen** od. Bedeguar der Alten, welche als Spongia cynasbati in Apotheken gehalten wurden u. noch jetzt von Abergläubischen als Schlafmittel unter die Kissen gelegt werden), Rh. centifoliae auf den Blättern der Centifolie erbsengroße Kugeln, Rh. rosarum auf dem Blatte der Hunds- u. Ackerrose zusammengedrückte, gehörnte od. höckerige G., Rh. spinosissimae vielkammerige G. auf Blatt, Frucht u. Zweig der Pimpinellrose u. s. w. Besonders häufig wird die Gattung der Eiche von Gallwespen heimgesucht, meist jede Art von einer besonderen Gallwespe od. selbst von mehreren Arten, welche verschiedene Theile derselben Eiche bewohnen u. auch verschieden geformte G. veranlassen. Am bekanntesten bei uns sind die kugelrunden sog. **Galläpfel.** So erzeugt Cynips Quercus folii auf der Unterseite der Blätter unsrer einheimischen Eichen die bekannten weichen, oft prächtig gefärbten Gallenkugeln, während C. corticis becherförmige G. meist an der Eichenrinde u. Biorrhiza aptera unterirdische G. an den Eichenwurzeln hervorruft. Sämmtliche G. der Eichenarten enthalten eine Fülle von Gerbsäure od. Tannin, gleich der Rinde des Stammes, nur noch intensiver damit angefüllt. Da man sie um dieses wichtigen Stoffes willen, den man zum Gerben, Schwarzfärben u. zur Tintenbereitung verwerthet, allgemein benutzt, so hat man auch frühzeitig die verschiedenen Galläpfel der Eichen klassifizirt. Obenan stehen in ihrer Wirkung die asiatischen, kugeligen schweren G. mit mehr od. weniger warzig stachliger Oberfläche, von der Färber- od. Galleneiche (Quercus infectoria); nach ihrer Güte ordnen sie sich folgendermaßen: mossulische, aleppische, Smyrnaer, tripolitanische. Dann folgen die europäischen, nämlich: Morea-G. mit runzliger Oberfläche, von der Zerreiche stammend; ungarische von der Quercus austriaca, die entweder eine runzlige u. warzige od. kantigrunde mit Warzen besetzte Oberfläche haben; italienische von der Zerreiche; französische von Quercus Ilex mit runder Form u. harter Struktur; deutsche, durch Cynips Quercus ramuli an den Zweigen unsrer deutschen Eichen hervorgebracht, wohl zu

Nr. 2989. Gallen.
a. Galle eines Eichenblattstiels. b. Dieselbe im Durchschnitt. c. Durchschnitt einer Eichenwurzelgalle mit vielen Fächern. d. Becherförmige Eichengallen. e. Scheibenförmige Eichengallen. f. Einzelne junge Bedeguar-Galle vor der Vereinigung.

unterscheiden von den werthlosen, leicht hinfälligen fleischigen Galläpfeln auf den Eichenblättern, durch C. Quercus folii hervorgebracht. Eine ganz eigenthümliche Form von Galläpfeln bilden die sog. **Knoppern**, nämlich die durch den Stich eigenthümlicher Gallwespen (C. Quercus calycis) zu kantiggeflügelten Formen veränderten Fruchtbecher der Quercus sessiliflora u. Robur in Ungarn. Hieran reihen sich die **Valonen** od. Wallonen (von Valoniae, aus dem Griechischen von βάλανοι = Eicheln) od. orientalischen Knoppern od. Eckerdoppen. Sie sind die halbkugligen, mit sparrig abstehenden, dicken u. harten Schuppen bedeckten Fruchtbecher der Quercus Valonea in Kleinasien. So eigenthümlich auch alle diese G. erscheinen mögen, so weicht doch ihre Struktur nicht wesentlich ab von jener der Knospenachse. Sie bestehen aus mehreren konzentrischen Gallenschichten, von denen die äußere dickwandige u. abgeplattete Oberhautzellen besitzt. Auf sie folgt eine Schicht polyedrischer, chlorophyllhaltiger Zellen, dann eine Schicht von unregelmäßigen schwammigen Zellen, dann eine Schicht von spindelförmigen od. konischen Formen. Im Centrum, wo die Larven der Gallwespen leben, erscheinen stärkemehlhaltige u. stärkemehllose zarte Zellen. Eine ganz verschiedene Form der G. stellen die sog. Carobben dar. Es sind das hohle Auswüchse, welche durch Aphis Pistaciae auf Pastacia Terebinthus in Südeuropa, u. zwar auf verschiedenen Theilen derselben, hervorgebracht werden. Auf den Aesten erscheinen sie hülsenförmig, cylinderisch od. breitgedrückt, bisweilen auch hornförmig, auf den Blättern wulstig, auf den Blumenstielen kuglig. Aehnlich werden auch die erst neuerdings bei uns eingeführten chinesischen G.: gestielte, zweispaltige u. zackig ausgehackte hohle Auftreibungen, welche von Aphis Chinensis auf einer chinesischen Sumachart (Rhus semialatum) erzeugt werden. Sie enthalten an 70 % Gerbstoff. Außerdem giebt es noch eine große

Menge von Formen der verschiedensten Pflanzen auf den Blättern der Buchen, wo sie konische, dicke u. knorpelharte Gebilde sind, u. der Rüstern, wo sie hohle, große, gekröseartige Auftreibungen darstellen, u. s. w. Auch giebt es eßbare G., z. B. auf der Gundelrebe (Glechoma hederacea) u. auf einer Salbeiart (Salvia pomifera). — **G.** heißen ferner gewisse äußere Schäden an den Füßen der Pferde, u. zwar unterscheidet man Steingallen u. Flußgallen. Erstere sind rothe, blaue od. schwärzliche Flecken in den Ecken der Hornsohle bei dem Ballen zwischen der Wand u. dem Strahl, meist an der inneren Seite der Vorderfüße, welche dem Pferde beim Auftreten Schmerzen verursachen, so daß sein Gang zaghaft wird. Sie entstehen durch allzustarkes Auswirken des Hufes nach den Ecken u. durch häufige Benutzung des Pferdes auf hartem, steinigem Boden. Die Flußgallen sind wässerige Geschwülste von der Größe einer Haselnuß bis zu der eines Hühnereies, entweder an den Fesselgelenken der Vorder- u. Hinterfüße od. am Spatknochen u. in den Sprunggelenken. Sie hindern den freien Gang des Pferdes, verursachen ihm jedoch keine Schmerzen u. sind in der Regel eine Folge zu großer Anstrengung. Mit demselben Namen bezeichnet man auch beim Pferde einen krankhaften bohnengroßen Auswuchs unter der Zunge u. eine Anschwellung des Gaumens um die Vorderzähne. Eine **Naßgalle** heißt in der Landwirthschaft eine feuchte Stelle eines Ackers, wie **Sandgalle** ein vereinzelter sandiger Fleck. **Wassergalle** ist ein unvollkommener Regenbogen u. **Windgalle** ein heller, dunstiger Schein am Himmel, der Sonne gegenüber, der stürmisches Wetter zur Folge haben soll.

Gallenblase, s. „Galle".

Gallengrün od. Biliverdin ist einer der beiden Farbstoffe der Galle, der andre ist das Gallenbraun od. Cholepyrrhin. Für sich dargestellt bildet das Gallengrün ein dunkelgrünes amorphes Pulver, welches unlöslich in Wasser, dagegen in Aether mit rother Farbe löslich ist.

Gallenstein, s. „Galle".

Gallerte nennt man jeden durchsichtigen Saft, welcher beim Erkalten zu einer durchsichtigen, elastischen, zitternden Masse erstarrt. Es giebt viele Stoffe, welche Gallerte geben: Galatine, geraspeltes Hirschhorn, isländisches Moos, Caraghenalge, viele Früchte, Fleisch u. s. w. Zur Herstellung solcher G. werden die betreffenden Stoffe mit Wasser gekocht, die Flüssigkeit trennt man von dem Ungelösten u. dampft sie so weit ein, bis sie beim Erkalten jene oben beschriebene Konsistenz annimmt. In einigen Fällen setzt man der G. vor ihrem Festwerden auch noch andere Stoffe, wie Zucker od. Gewürze, Citronensaft u. s. w. zu.

Galletti, Johann Georg August, verdienstvoller Geschichtschreiber u. Geograph, geb. 19. Aug. 1750 zu Altenburg, wirkte seit 1783 als Professor der Geschichte am Gymnasium zu Gotha u. starb als herzogl. gothaischer Hofrath u. Historiograph 16. März 1828. Von seinen zahlreichen, aus emsigen Studien hervorgegangenen Schriften seien hier genannt: „Geschichte Deutschlands" (10 Bde., Halle 1785—96; dieselbe bildet einen Theil der großen Hallischen „Weltgeschichte"), „Allgemeine Weltkunde" (Lpz. 1807, häufig aufgelegt, neu bearbeitet von Brachelli u. Falk, Pest 1859—61). „Allgemeine Kulturgeschichte der drei letzten Jahrhunderte" (2 Bde., Goth. 1814).

Galli heißen die Priester der phrygischen Göttin Kybele, der großen Göttermutter, deren Kult von Phrygien aus bei den Griechen Eingang fand u. später (191 v. Chr.) auch nach Rom übertragen wurde. Charakteristisch ist bei ihnen die wilde Raserei, der sie sich am letzten Tage des dreitägigen Festes ihrer Göttin hingaben u. in welcher sie sich selbst verwundeten u. verstümmelten. Das Festlied der G., der **Galliambus**, war in einem bestimmten Versmaß abgefaßt, das danach das galliambische hieß.

Gallicismus nennen wir die falsche Nachahmung spezifisch französischer, dem Geiste anderer Sprachen fremdartiger Wort- u. Satzbildungen.

Gallien. Mit diesem Namen bezeichneten die Römer 1. das von gallischen (keltischen) Völkerschaften in Besitz genommene Oberitalien, näher bestimmt als das cisalpinische, diesseit der Alpen gelegene G. (Gallia cisalpina od. citerior), das wieder in G. diesseit und jenseit des Po (Gallia cispadana u. transpadana) eingetheilt wurde; 2. das ganze Ländergebiet von den Pyrenäen bis zu dem Rheine u. den Alpen, das zum Unterschiede von jenem das transalpinische, jenseitige G. hieß (Gallia transalpina od. ulterior). Ueber das cisalpinische G. vgl. den Art. „Italien". Das **transalpinische**, eigentliche G. umfaßte außer dem heutigen Frankreich noch einen Theil der Schweiz, das linksrheinische Deutschland, Belgien u. einen Theil der Niederlande. Nach den drei Hauptvölkern zerfiel es in drei Theile, deren einen, von den Pyrenäen bis zur Garumna (Garonne), die mit den Iberern verwandten Aquitanier bewohnten; den andern, von der Garumna bis zur Sequana (Seine) u. Matrona (Marne), hatte das im engeren Sinne „Gallier" genannte keltische Volk inne, den dritten von da bis zum Rheine die wahrscheinlich ebenfalls keltischen Belgen. Wie Aquitanier u. Belgen zerfielen auch die eigentlichen Gallier wieder in eine große Zahl von Völkerschaften. So saßen zwischen Sequana u. Liger (Loire) an der Küste die Armorici, hinter ihnen nach Osten die Aulerci, dann die Carnutes mit der Hauptstadt Genabum od. Cenabum, später Civitas Aurelianorum (Orleans), und die Parisii mit Lutetia Parisiorum (Paris), die Senones, deren Hauptstadt Agendicum od. Civitas Senoni (Sens) war, am obern Lauf der Seine die Tricasses, zwischen diesen u. den Parisii an der untern Marne die Meldi u. s. w.

Der ursprünglichen Eintheilung nach der Nationalität entsprach die politische Eintheilung G.'s unter röm. Herrschaft nur zum Theil. Denn als gegen Ende des 2. Jahrh. v. Chr. das südl. G. röm. Provinz ward, entstand hierdurch zunächst 1. Gallia Narbonensis, von der 118 v. Chr. gegründeten Kolonie Narbo Marcius (Narbonne) so genannt (Provincia Romana, daher der heutige Name Provence), od. auch wegen der bei den Bewohnern gebräuchlichen Hosen (braccae) als Gallia braccata bezeichnet, während im Gegensatz dazu das übrige G. nach der Sitte der Einwohner, die Haare lang wachsen zu lassen, Gallia comata hieß. Nach der Unterwerfung des ganzen Landes durch Cäsar erfolgte dann unter August die Eintheilung desselben in weitere drei Provinzen, so daß zu dem jetzt durch keltisches Gebiet vergrößerten narbonensischen G. hinzukamen 2. Aquitania, im N. bis an den Liger ausgedehnt, 3. Gallia Belgica, alles zwischen Sequana, Arar, Rhodanus u. Rhein bis an das Meer sich erstreckende Land umfassend, 4. Gallia Lugdunensis, das übrige Land zwischen G. Belgica u. Aquitania. Das Gebiet längs des linken Rheinufers vom südl. Elsaß bis Cleve, in das schon seit Cäsar germanische Völkerschaften eingewandert waren, bildete dann noch seit Tiberius 5. das obere u. 6. das untere Germanien. — An Stelle dieser Eintheilung trat im 4. Jahrh. eine andere in 17 Provinzen. Damals wurde aus dem narbonensischen G. 1. Narbonensis I, 2. Narbonensis II., 3. Alpes Maritimae, 4. Provincia Viennensis, 5. Alpes Graiae u. Penninae. G. Aquitania zerfiel in 6. Novempopulana, 7. Aquitania I., 8. Aquitania II. Das lugdunensische G. ward zerlegt in 9. Lugdunensis I., 10. Lugdun. II., 11. Lugdun. III., 12. Lugdun. IV. od. Senonia. Aus G. Belgica ward gebildet 13. Belgica I., 14. Belgica II., 15. Germania I., 16. Germania II., 17. Maxima Sequanorum. Karte s. unter „Frankreich".

G., nam. der südl. Theil desselben, wird schon im Alterthum als ein fruchtbares Land gerühmt, das viel Getreide, Hirse, Wein, Obst aller Art hervorbrachte u. durch gutes Weideland die Viehzucht begünstigte, dabei auch große Waldungen besaß u. sich durch Reichthum an Metallen auszeichnete. Infolge der großen Zahl schiffbarer Flüsse entstand schon früh ein reger Handelsverkehr, wie denn die von den Phokäern 600 v. Chr. gegründete griech. Kolonie Massilia (Marseille) zu solcher Blüte gelangte, daß sie lange eine der bedeutendsten Handelsstädte des Alterthums war. Auch einige Zweige der Industrie, vorzüglich Metall- u. Glasarbeiten, gelangten zu größerer Entwickelung. — Die Gallier, die bis zur Unterwerfung durch die Römer auf einer ziemlich niedrigen Kulturstufe standen, werden uns von den Alten als den Germanen im Ganzen ähnlich geschildert, von kräftigem Körperbau, weißer Hautfarbe u. blondem Haar, das sie aber mit einer besonderen Seife roth zu färben pflegten. Kühn u. verwegen, hatten sie kriegerischen Sinn; doch fehlte ihnen die rechte Ausdauer. Der Mangel an Beständigkeit zeigte sich auch darin, daß sie stets nach Neuerungen begierig waren. Ihr leidenschaftliches, anmaßendes u. händelsüchtiges Wesen, das häufig zu Zweikämpfen führte, ließ im politischen Leben das Parteitreiben stark hervortreten. Die Lebensweise war eine einfache; dagegen gaben sie viel auf Putz u. schmückten sich gern mit Ketten, Ringen u. Spangen. An der Spitze der einzelnen Völkerschaften, welche unter sich durch keinen engeren Verband zusammengehalten wurden, standen gewählte Häuptlinge (Könige), mit denen sich aber der Adel u. die Priester (Druiden) in die Macht theilten. Ein allgemeiner Gerichtstag ward jährlich im Lande der Carnuten abgehalten. Ueber die Religion der Gallier vgl. den Art. „Druiden", über ihre Sprache den Art. „Kelten".

Geschichte. Schon aus sehr früher Zeit wird uns von Zügen der Gallier nach Italien berichtet. Doch kommen diese Züge für die Geschichte G.'s wenig in Betracht; denn wenn auch die Alten dieselben so darzustellen pflegen, als seien sie von G. selbst ausgegangen, so entspricht das nur der im Alterthum gewöhnlichen Annahme, daß die Gallier Urbewohner ihres Landes waren, u. es läßt sich eben so gut annehmen, daß jene Einfälle von keltischen Völkerschaften gemacht wurden, die auf der großen Wanderung von O. nach W. begriffen waren. Die eigentliche Geschichte G.'s beginnt für uns, wenn man von Hannibal's Zuge von Spanien durch Südgallien nach Italien (218 v. Chr.) absieht; erst mit dem Ende des 2. Jahrh. v. Chr., als die Römer, die schon hundert Jahre vorher durch den Sieg des Marcellus bei Clastidium (222) die Unterwerfung der Gallier Oberitaliens vollendet hatten, die erwünschte Veranlassung fanden, im eigent-

lichen G. festen Fuß zu fassen. Von dem ihnen verbündeten Massilia 125 gegen die Salluvier herbeigerufen, besiegten sie unter dem Prokonsul C. Sextius die letzteren u. gründeten Aquä Sextiä (123), unterwarfen dann die Allobroger u. Arverner (121) u. machten das südl. G. zur röm. Provinz. Der kurz darauf folgende Zug der Cimbern u. Teutonen (113—101), denen sich auch einzelne gallische Stämme gegen die Römer anschlossen, brachte zwar diese in große Bedrängniß. Da aber durch denselben der größte Theil G.'s schwer heimgesucht worden war, so hatte er für die schließlich siegreichen Römer zugleich die Folge, daß sie den Besitz der neuen Provinz um so mehr vor Angriffen der Gallier gesichert sahen. Diese kamen vielmehr durch ihren inneren Parteihader beinahe in die Lage, in einem Theile ihres Landes auch noch eine dauernde germanische Fremdherrschaft entstehen zu sehen, indem der 71 v. Chr. von den Sequanern gegen die Aeduer aus Germanien herbeigerufene Ariovist zwar die erbetene Hülfe leistete, dann aber im Lande blieb u. sich zum Herrn desselben zu machen suchte. Seine Pläne wurden durch Cäsar vereitelt, welcher im J. 58 als Prokonsul nach dem narbonensischen G. kam; denn nachdem dieser die nach Westen aufgebrochenen Helvetier durch den Sieg bei Bibracte (wol das spätere Augustodunum, j. Autun) zurückgeworfen hatte, wandte er sich gegen Ariovist, besiegte auch diesen u. brachte damit das mittlere G. in röm. Gewalt. Nach seinen weiteren siegreichen Kämpfen in den folgenden Jahren bis 51 mußte sich ganz G. in die Fremdherrschaft fügen.

Nr. 2990. Gallische Waffen.
Nach einem Relief auf der Abendseite des Triumphbogens von Orange. (Nach Caristie.)

Erst unter Tiber hören wir wieder von einem Aufstand unter dem Trevirer Julius Florus u. dem Aeduer Sacrovir (21 n. Chr.); er war aber eben so erfolglos wie der des südl. G. unter Vindex zur Zeit Nero's u. wie der bei Gelegenheit der batavischen Erhebung unter Claudius Civilis (69) unternommene letzte Befreiungsversuch. Fortan genoß G. bis gegen Ende des 2. Jahrh. eines langen Friedens, während dessen das Land zu großem Wohlstande gelangen u. röm. Bildung sich überall verbreiten konnte, u. dem erst die Kämpfe zwischen Septimius Severus u. Albinus ein Ende machten. Im 3. Jahrh. ward dann G. nicht nur durch die Kriege zwischen Aurelian u. Tetricus (274) u. zwischen Probus u. seinen Gegenkaisern Proculus u. Bonosus (281) heimgesucht, sondern es begannen auch bereits die Germanen das Land zu beunruhigen. Zwar wurden die um die Mitte dieses Jahrhunderts eindringenden Franken von dem nachmaligen Kaiser Aurelian zurückgeworfen, u. von Probus die eingefallenen Germanen wieder vertrieben u. in ihrem eigenen Lande angegriffen; aber immer von Neuem wiederholten sich die verheerenden Einfälle, denen auch späterhin die Siege Julian's (355—357) u. Valentinian's I. (366) nur zeitweise Einhalt thun konnten. Unter Honorius erfolgte dann 406 der Zug der Alanen, Vandalen u. Sueven, die bis nach Spanien gelangten, u. wenige Jahre später (412) kamen die Westgothen aus Italien nach Südgallien, wo sie Aquitania II. erhielten u. das westgothische Reich (mit der Hauptstadt Toulouse) gründeten. Im O. setzten sich die Burgunder am Oberrhein fest, von wo aus sie zunächst noch Savoyen in Besitz nahmen, während die Franken sich im NO. ausbreiteten. Nur vorübergehend vereinte die gemeinsame Gefahr die eingedrungenen germanischen Völkerschaften mit den Römern unter Aëtius gegen die Hunnen, welche 451 in G. einbrachen, aber in der Schlacht auf den Catalaunischen Gefilden (Châlons an der Marne) unterlagen. Nach der Ermordung des Aëtius dehnten die verschiedenen Stämme ihre Herrschaft immer weiter aus, so die Burgunder nach S. u. nach W. bis zur oberen Loire, die Westgothen von S. her ebenfalls bis zur Loire u. bis zur Rhone, während Briten, die vor den Angeln u. Sachsen geflohen waren, den Nordwesten besetzten (die Bretagne), die Gegenden am Oberrhein aber von Alemannen eingenommen wurden. So war, als Odoaker 476 dem weström. Reich ein Ende machte, die röm. Herrschaft in G. auf das kleine Gebiet zwischen Oise, Marne u. Loire beschränkt, u. auch dieser letzte Rest des röm. G.'s bestand nur noch wenige Jahre, da er schon 486 durch den Sieg Chlodwig's über den Statthalter Syagrius an die Franken kam. Vgl. Walckenaer, „Géographie des Gaules cisalpine et transalpine“ (Thl. 1—3, Par. 1839, Atl. 1859); Thierry, „Histoire des Gaulois jusqu'à l'entière soumission de la Gaule à la domination romaine“ (4. Aufl., 2 Bde., Par. 1857) u. desselben „Histoire de la Gaule sous l'administration romaine“ (3 Bde., Par. 1840—47).

Gallienus, Publius Licinius, röm. Kaiser, bestieg 259 n. Chr. den Thron, nachdem er schon unter seinem Vater u. Vorgänger Valerianus als Mitkaiser an der Regierung Theil genommen hatte. Schon kurz nach seinem Antritt wurde ihm die Herrschaft in den Provinzen von einer Menge von Gegenkaisern streitig gemacht, die sich auf die ihnen untergebenen Legionen stützten und sich mit wechselndem Glücke fast während seiner ganzen Regierung behaupteten, so daß diese sich in der Hauptsache nur auf Italien erstreckte (Zeitalter der „30 Tyrannen“). Die Bekämpfung seiner Nebenbuhler wurde ihm um so schwerer gemacht, als das Reich gleichzeitig von außen heftige Angriffe zu erdulden hatte, im Westen von den Germanen, im Osten von den Persern. Die Zurückweisung der Letzteren mußte er dem von ihm selbst ernannten Cäsar Odenathus u. dessen Gemahlin Zenobia überlassen. Während er im Begriffe war, den von Aureolus in Illyrien erregten Aufstand zu dämpfen, wurde er 268 von seinen eigenen Offizieren ermordet. Ihm folgten Claudius u. Aurelianus.

Gallikanische Kirche heißt die katholische Kirche Frankreichs (Galliens), sofern sie sich als Nationalkirche gewisser uralter Privilegien gegenüber dem Papstthum erfreute. Verschiedene Eigenthümlichkeiten des französischen Katholizismus reichen schon bis ins 3. Jahrh. nach Chr. hinauf, wurden bes. durch Karl d. Großen u. die Bischöfe dieses Zeitalters siegreich gegen Rom vertheidigt u. 1270 durch Ludwig den Heiligen in der „Pragmatischen Sanction“ zum Gesetz erhoben. Dieselbe sichert den Königen das Recht der bischöflichen Obergewalt, sowie sie durch die allgemeinen Kirchenversammlungen näher bestimmt wird. Vergeblich trachteten die Päpste diese Grundsätze, die übrigens auf den großen Konzilien zu Pisa, Kostnitz u. Basel als die allgemein giltigen angesehen wurden, zu erschüttern: Bonifacius VIII. unterlag in dem Streit gegen Philipp IV. von Frankreich. Obgleich Franz I. 1516 in die Abschaffung der Pragmatischen Sanction einwilligte, behauptete doch das Parlament u. die Universität Paris die Giltigkeit derselben. Dies hatte zur Folge, daß auch von den Beschlüssen des Konzils zu Trident nur die anerkannt wurden, welche der Pragmatischen Sanction nicht widersprachen. Ja, der Bischof Bossuet erlangte von Ludwig XIV. 1682 die Bestätigung der vier sog. Gallikanischen Artikel: 1. Die Macht des Papstes erstreckt sich nur auf geistliche Dinge; 2. er steht unter der Autorität der allgemeinen Konzilien; 3. er ist außerdem beschränkt durch die alten französischen Kirchengesetze u. 4. die Aussprüche des Papstes sind nur in Uebereinstimmung mit der ganzen Kirche unfehlbar. Vergebens protestirten die Päpste dagegen; die Artikel blieben trotz aller Streitigkeiten u. Schwankungen in Kraft, u. erst die Verkündigung des Dogmas von der Unfehlbarkeit des Papstes (1870) hat die Sachlage geändert. Im weiteren Sinn nennt man Gallicanismus jedes Streben nach nationaler Selbständigkeit der katholischen Kirche gegenüber dem päpstlichen Stuhl.

Gallimatthias, Wortgewirre, verwirrtes Gerede. Die Bezeichnung soll daher entstanden sein, daß einst ein Sachwalter bei einem Rechtsstreit über einen einem gewissen Matthias gestohlenen Hahn in seiner Vertheidigungsrede die Worte „gallus Matthiae“, d. i. der Hahn des Matthias, fortwährend in „galli Matthias“, d. i. der Matthias des Hahnes, verdrehte.

Gallinaceen, s. „Hühner“.

Gallinsekten (Gallicolae) nennt man gewisse Insektenarten, die ihre Eier in die Blätter od. sonstigen Theile mancher Pflanzen legen u. durch die dabei hervorgebrachte Verwundung die Bildung der als Gallen (s. d.) bekannten Auswüchse bewirken. Zu ihnen gehören: 1. Die Gallmücken,

den Mücken (Tipularien) zugehörige kleine, zarte Dipteren mit perlschnurförmigen Fühlern u. behaarten, breiten Flügeln; sie bilden die Gattung Cecidomyia, deren man über 70 europäische Arten kennt, u. deren einige durch ihr massenhaftes Erscheinen den Saaten schädlich werden. So der seit 1778 in Nordamerika berüchtigte, in Deutschland nur seltene, **Weizenverwüster** (Cecidomyia destructor), eine nur etwa zwei Linien große schwarze Mücke, die auch **Hessenfliege** (the Hessian Fly) heißt, weil sie von den nach Amerika verkauften hessischen Soldaten (1776) im Stroh eingeschleppt worden sein soll. Die von ihr angestochenen Halme verlieren durch die in den untern Knoten sich einnistenden Larven die Kraft, die Aehre zu tragen, u. knicken um. In Europa schadet Cecid. tritici dem Weizen, Cecid. secalina dem Roggen, und erzeugt Cecid. rosaria die „Rosen" an den Weiden. Von besonderem Interesse ist die Vermehrungsweise der Cecidomyien durch Generationswechsel (s. d.). — 2. Die **Gallwespen**, eine Familie kleiner Hautflügler (Hymenopteren) mit langen, dünnen, geraden Fühlern u. wenig geaderten Flügeln ohne Randmal. Sie legen im Frühjahr ihre schlauchförmigen Eier ins Zellgewebe gewisser, je nach der Art verschiedener Pflanzen u. Pflanzentheile, die sie mit ihrem versteckten Legestachel anstechen, worauf durch Einfließen einer scharfen Flüssigkeit in die Wunde ein Saftandrang entsteht u. dadurch eine Galle gebildet wird, deren es an Eichen allein schon an 50 verschiedene Arten giebt. Die Made verpuppt sich in der Galle, aus der sich später die entwickelte Wespe herausfrißt. Man unterscheidet **echte G.** u. **bloße Einmiether** od. **Inquilinen**, die in fremden Gallen wohnen. Zu den erstern, die selbst Gallen erzeugen, gehört die **Färbergallwespe** (Cynips tinctoria), welche auf der Färber- od. Galleneiche (Quercus infectoria) die **levantinischen Galläpfel** erzeugt (s. Gallen); unsre gemeine **Eichenblattgallwespe** (Cynips quercus folii) u. die in Ungarn heimische Knoppernwespe (Cynips calycis). Die Feigengallwespe lebt in Südeuropa u. befördert durch Anstechen der (wilden) Feigen (Caprificus) deren Saftreichthum. Man benutzt das u. überträgt Zweige mit solchen Gallwespen auf Feigenbäume, deren Früchte nun ebenfalls angestochen u. saftreicher werden (Caprification). Die **Rosengallwespe** (Rhodites rosae) erzeugt an der Hundsrose den haarigen, moosähnlichen **Bedeguar**, **Rosen-** od. **Schlafapfel** (s. Gallen). Von den Inquilinen lebt einer (Aylax) häufig in solchen Schlafäpfeln. Die ungeflügelte Biorrhiza erzeugt unterirdische Gallen an den Wurzelfasern der Eiche. Da man von den meisten Gallwespenarten blos Weibchen kennt, hielt sie Hartig für Zwitter, während v. Siebold nachwies, daß sie sich durch Parthenogenese (s. d.) fortpflanzen. Auch gewisse **Aphidier** od. **Blattläuse** (s. d.), die sog. **Gallenläuse**, veranlassen die Bildung von Gallen; so die **Rüsterhaargallenlaus** (Schizoneura lanuginosa) große, weichhaarige Blattblasen (**Beutelgallen**) an Rüstern, die schwarzgrüne, wollige **Pappelblasenblattlaus** (Pemphigus bursarius) die bekannten grünen, roth angelaufenen, gedrehten Gallen an den Blattstielen der Pappeln, die **Zwetschenblattlaus** (Tetraneura pruni) die Taschen- od. Hungerzwetschen, u. die verschiedenen **Tannenläuse** (Chermes) Gallen auf Nadelhölzern. — Auch ein **Rüsselkäfer** (Apion minimum) erzeugt Gallen, u. zwar an den Blattstielen der Espen. Die kleinen, von **Gallmilben** (Phytoptus u. a.) erzeugten **Milbengallen** auf Blättern, z. B. des Weinstockes, der Linde ꝛc., wurden ehemals für Pilzbildungen gehalten u. Erineum genannt. Gallinsecta endlich heißt nach Linné die Familie der Coccina od. Scharlachschildläuse (s. d.).

Nr. 2991. Eichenblattgallwespe (Cynips quercus folii). a Die Gallwespe. b Made. c Puppe. d Galläpfel durchschnitten, in seiner Mitte die Made.

Gallipoli (türkisch Galipolu), lebhafte Handelsstadt am Hellespont, an der Ostküste der gleichnamigen Halbinsel im türkischen Ejalet Adrianopel, hat neben zahlreichen Ruinen aus der Zeit der Griechen u. Römer u. sehr vernachlässigten Gassen zahlreiche Moscheen, schön verzierte Brunnen u. ausgedehnte Bazars; es zählt etwa 30,000 E., zumeist Türken, Griechen, Armenier u. Juden. Kallipolis (schöne Stadt), wie es die Griechen nannten, wurde unter den spätern makedonischen Königen gegründet u. als Schlüssel des Hellespont von den byzantinischen Kaisern stark befestigt. Zur Zeit der Kreuzzüge kam es zeitweilig in die Hände der Venetianer; 1356 wurde es von Suleiman Pascha erobert, dessen merkwürdiges Grabmal sich in G. befindet, u. blieb seitdem den Türken. Von Interesse ist, daß bei G. Friedrich Barbarossa im 3. Kreuzzuge mit seinem Heere über die Meerenge setzte. — **G.** ist auch der Name einer Stadt in der italien. (neapolitan.) Provinz Terra d'Otranto, auf einer Felseninsel im Meerbusen von Taranto, die mit dem Festlande durch eine Brücke verbunden ist, 6600 E. hat u. als Hauptstapelplatz für Baumöl gilt.

gallisiren nennt man das von Dr. Ludwig Gall (s. d.) empfohlene Verfahren zur Weinbereitung aus nicht reif gewordenen od. geringen Sorten von Trauben. Nur der Saft (Most) von ganz reifen Trauben enthält alle Bestandtheile in einem zur Erzeugung eines guten Weines günstigen Mengenverhältnisse, der Saft unreifer Trauben od. der Trauben schlechter Jahrgänge enthält im Verhältnisse zu dem darin enthaltenen Wasser zu viel Säure u. zu wenig Zucker, so daß daraus durch die Gährung ein zu saurer u. weingeistarmer Wein entsteht. Das G. besteht nun darin, daß man zunächst die Menge von Säure u. Zucker, die ein solcher geringer Most enthält, genau bestimmt, alsdann so viel Wasser u. so viel Zucker zusetzt, als nöthig ist, um eine Flüssigkeit von möglichst gleicher Zusammensetzung mit dem Moste zu erhalten, der aus derselben Traubensorte, derselben Weinbergslage unter günstigen Umständen gewonnen wird. Alsdann läßt man diese Flüssigkeit auf gewöhnliche Weise in Gährung übergehen. Durch das G. lassen sich zwar die geringen Moste noch verwenden u. in ein leidliches Getränk verwandeln, solche Weine haben aber niemals den Werth guter Jahrgänge, weil die übrigen Bestandtheile der Traube, nam. die eiweißartigen u. diejenigen, welche das Bouquet od. die Blume geben, sich nicht künstlich zufügen lassen u. in schlechten Jahrgängen natürlich auch in geringerer Menge in den Trauben enthalten sind.

Gallmücken, s. „Gallinsekten".

Gallomanie (lat.-griech.), übertriebene Liebe zum Französischen (Gallischen), Franzosensucht, Französelei.

Gallon, englisches Hohlmaß, s. „Maß".

Gallus, Cornelius, aus Forum Julii (Fréjus) in Gallien, ein Freund des Virgil, dessen 10. Ekloge ihm gewidmet ist. Er war selbst als Dichter von Bedeutung, indem er zuerst die erotische Elegie nach dem Muster der alexandrinischen Dichter in die röm. Literatur einführte, u. gelangte, von Augustus begünstigt, auch im öffentlichen Leben zu hohen Stellungen, verlor aber später durch eigene Schuld die Gunst des Kaisers u. nahm sich selbst das Leben. Von seinen Gedichten ist nichts erhalten.

Gallus, der Heilige, Apostel der Alemannen, eigentl. **Gallun** od. **Gilian**, wurde um 560 in Irland geboren u. im Kloster Bangor von dem heil. Columbanus erzogen. 590 machte er sich mit diesem zu einer Missionsreise nach dem Osten auf, blieb aber dann mit ihm bei den Franken u. Burgundern. Er gründete 614 an der Steinach eine Kapelle, aus welcher nachmals die auch wissenschaftlich hochbedeutende Abtei St. Gallen erwuchs. G. starb 16. Okt. (daher dieser sein Gedächtnißtag in der Kirche) wahrscheinlich 655.

Gallussäure (Acidum gallicum), eine eigenthümliche organische Säure, die sich in vielen verschiedenen Pflanzen in geringer Menge findet, nam. aber in den Galläpfeln neben der Gerbsäure vorkommt. Man kann sie auch aus Gerbsäure durch Kochen derselben mit verdünnter Salzsäure bereiten od. dadurch, daß man Galläpfelpulver mit Wasser angerührt der Gährung überläßt. — Die G. erscheint in gereinigtem Zustande in farblosen, seidenglänzenden Krystallen, ist geruchlos u. schmeckt schwach säuerlich; sie löst sich in kaltem, leichter in heißem Wasser, sowie auch leicht in Alkohol u. in Aether. Bei 100° C. verliert sie ihr Krystallwasser, bei 210—215° C. zersetzt sie sich u. zerfällt in Kohlensäure u. **Pyrogallussäure** (s. d.). — Die G. besteht aus Kohle, Wasserstoff u. Sauerstoff, ihre Zusammensetzung läßt sich durch die Formel $C_{14}H_6O_{10} + 2HO$ ausdrücken. Mit den Basen bildet die G. Salze (**Gallate**), die jedoch nur wenig beständig sind; die mit Alkalien ziehen schnell Sauerstoff aus der Luft an und färben sich erst gelb, dann grün, blau, roth und endlich braun unter Bildung von Huminsäuren. Gold- u. Silbersalze werden durch die G. reduzirt, daher ihre Anwendung in der Photographie, wo sie jedoch jetzt meist durch die Pyrogallussäure ersetzt wird.

Gallwespe, s. „Gallinsekten".

Galmei (Kieselzinkerz, Hemimorphit, Lapis calaminaris) ist das wichtigste Zinkerz, da es am häufigsten vorkommt u. man deshalb daraus, sowie aus dem Zinkspathe, das Zinkmetall des Handels produzirt. Der G. enthält 67,0 % Zinkoxyd, 25,5 % Kieselsäure u. 7,5 % Wasser,

ist demnach kieselsaures Zinkoxyd ($2ZnO, SiO_2+HO$); er findet sich theils in dichten, feinkörnigen od. erdigen Massen, theils in Krystallen, welche seltener frei auskrystallisirt, häufiger zu trauben= od. nierenförmigen Gruppen vereinigt sind, auch feinstänglige u. fasrige Aggregate bilden. Das spezifische Gew. ist 3,35 bis 3,50; die Härte = 5; die Farbe grau, weiß, gelb od. braun; die reinsten Varietäten sind weiß, die Färbung rührt nur von Beimengungen her. G. findet sich hauptsächlich in Oberschlesien, Belgien, bei Aachen und Iserlohn. G. wird auch zuweilen der Zinkspath, kohlensaures Zinkoxyd genannt.

Nr. 2992. Der Redop (Schulgalop).

Galonen, bandartige, mit echtem od. unechtem Gold u. Silber durchwirkte Gewebe von Seide od. Zwirn, mit denen man Kleidungsstücke, Hüte u. Mützen verziert. In Berlin werden sie in ausgezeichneter Qualität angefertigt.

Galop nennen wir den springenden Gang des Pferdes zum Unterschiede von den schreitenden Gängen, dem Schritt u. Trabe. Dieser Ausdruck wird auf das altdeutsche Wort „gählop" (gählauf, jäh-lauf) zurückgeführt. Die Geschwindigkeiten des Galops sind sehr verschieden. Der berühmte Renner Eclips legte im Renngalop eine englische Meile in einer Minute zurück. Dagegen rühmte sich ein Stallmeister Ludwig's XIV., daß er, um die 150 Schritte von der Reitbahn in Versailles zum Marmorhofe zurückzulegen, im Schulgalop $^3/_4$ Stunden brauche, was auf die Minute $3^5/_7$ Schritte ergiebt. Diese Angabe bezeichnet wol die Grenzpunkte der verschiedenen Galopbewegungen. Während bei den schreitenden Gangarten stets ein Vorder= u. ein Hinterbein sich in gleicher Aktion unterstützen, sekundiren sich im G. beide Nebenbeine. Den Wechsel der Funktionen des Ganges von Vorder= zu Hinterbeinen finden wir nur im vollen Laufe des Pferdes, in der Carrière, rein. In allen anderen Galoptempos treten Elemente der schreitenden Gänge ein, so daß sich auch bisweilen ein Vorder= u. ein Hinterbein gleichzeitig in ihren tragenden Funktionen unterstützen. Dieses Verhältniß entsteht durch das Vorgreifen eines Vorder= u. eines Hinterbeines. Geschieht dieses Vorgreifen von den Beinen der rechten Seite, so haben wir den Rechtsgalop, geschieht es von denjenigen der linken Seite, so erhalten wir den Linksgalop; greifen gleichzeitig ein Paar diagonal gegenüberstehende Beine vor, so entsteht der für jede Fortbewegung nachtheilige u. für den Reiter sehr unbequeme Kreuzgalop. Oberst von Krane unterscheidet nach den Tempos, wie sie sich dem Ohre darstellen: Zweitempo=, Dreitempo= u. Viertempogalop. Zu ersteren gehört die Carrière u. der Renngalop. Mit dem Ausdruck Canter bezeichnet man den verkürzten Renngalop. Zu der zweiten Art des Galops, dem Dreitempogalop, gehört der Exerzirgalop, Mittelgalop u. kurze Galop. Die letzte Gattung, der Viertempogalop, findet sich am reinsten bei dem Schulpferde (Redop auch Schulgalop). Zur Zeit der höchsten Blüte der Schulreiterei, im vorigen Jahrh., lehrte man sogar einen G. rückwärts. Diese Gangart ist als höchste Stufe der Abrichtekunst in neuerer Zeit nur bei Kunstreitern vereinzelt gezeigt worden. G. od. Galopade heißt auch ein seit 1824 üblicher u. seitdem wesentlich modifizirter Gesellschaftstanz in $^2/_4$ Takt. Der Tänzer umfaßte, als der Tanz aufkam, die Dame nur mit einem Arm u. so schritt das Paar im pas chassé als Grundschritt stets mit einem Fuß, den andern nachziehend, vorwärts. Gelegentlich wurde der vorschreitende Fuß u. zugleich der umfassende Arm vor dem Walzen gewechselt, auch noch andere Allemandentouren eingemischt. Später ging der G. in einen völligen Walzer in $^3/_4$ Takt mit lebhafter, heiterer Melodie über; die Pas werden aber nicht wie beim Ecossaisenwalzer gehüpft, sondern geschliffen. Auf der Bühne ist dieser weder graziöse noch charakteristische Tanz nur selten, etwa in niedrig komischen Scenen, anzuwenden.

Galopin (franz., spr. Galopäng), eigentlich ein Lauf=, Küchen= oder Postjunge, heißt auch ein einem General auf einen Schlachttag od. für ein Manöver beigegebener Ordonnanz=Offizier.

Nr. 2993. Der Jagdgalop rechts.

Galuppi, Baldassarre, berühmter ital. Komponist des vorigen Jahrh., geb. 18. Okt. 1706 auf der unweit Venedigs gelegenen Insel Burano (daher auch Buranello genannt), machte seine Studien in Venedig u. brachte dort 1722 seine erste Oper „Gli amici rivali" aufs Theater, welche aber leider durchfiel. Glänzenden Erfolg hatte dagegen 1729 seine Oper „Dorinda". Im J. 1741 ging er nach London u. brachte daselbst während eines dreijährigen Aufenthaltes die Opern „Penelope", „Scipione in Cartagine", „Enrico" u. „Sirbace" zur Aufführung. In sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er 1762 Kapellmeister an der Markuskirche in Venedig. 1765 folgte er einem Rufe als erster kaiserl. Kapellmeister nach Petersburg; später kehrte er nach Venedig u. zu seiner ihm offen gehaltenen Stelle an der Markuskirche zurück, welche er bis an seinen im Januar des J. 1785 erfolgten Tod bekleidete. — Die Zahl von G.'s Opern wird im Ganzen auf einige 70 angegeben; die komischen wurden besonders hochgehalten. Auch komponirte er zahlreiche Kirchensachen.

Galvani, Luigi Aloisio, ital. Anatom u. Physiolog, geb. zu Bologna 9. Sept. 1737; hatte Anfangs Theologie studirt, wandte sich aber später der Medizin zu u. erhielt, nachdem er seit 1762 Dozent gewesen, 1775 die Professur der prakt. Anatomie an der Universität (dem Archiginnasio) seiner Vaterstadt. Zugleich war er Mitglied des Instituts daselbst (seit 1765) u. an demselben Prof. der Anatomie (seit 1766) sowie von 1782 an auch Prof. der Geburtshülfe. Bei seinen Untersuchungen über die Nervenreizbarkeit entdeckte er, halb zufällig (6. Nov. 1780), die galvanische Elektrizität od. den Galvanismus (s. d.). Weil er der Cisalpinischen Republik den Bürgereid verweigerte, wurde er 1797 seiner Aemter u. Einkünfte beraubt, nach kurzer Zeit jedoch wieder eingesetzt. Er starb zu Bologna 4. Dez. 1798. Seine schriftstellerischen Arbeiten über seine Versuche erschienen vereinzelt. Die erste Gesammtausgabe kam zu Bologna 1841 heraus.

galvanische Batterie, s. „Batterie" u. „Galvanismus".

galvanische Vergoldung u. Versilberung gründet sich auf die chemischen Wirkungen des elektrischen Stromes (s. „Galvanismus"). Der mit dem edlen Metalle zu überziehende metallische Gegenstand wird in eine Auflösung von Chlorgold od. Chlorsilber in Cyankaliumlösung ein=

getaucht u. mit dem negativen Poldraht einer galvanischen Batterie in Verbindung gebracht, während eine ebenfalls, aber gesondert eintauchende Gold- od. Silberplatte mit dem positiven Poldrahte verbunden ist. Der galvanische Strom scheidet dann aus der Lösung auf der Oberfläche des ein[illegible]tauchten Objektes eine fest anhaftende Gold- od. Silberschicht aus, während gleichzeitig an der Gold- od. Silberplatte eine genau gleiche Menge wieder aufgelöst wird. Man kann auch ohne Batterie durch ein einziges galvanisches Element vergolden u. versilbern, wenn man [illegible] mit dem Gegenstande ein ihn berührendes Stück Zink [illegible] verunreinigt sich dabei die Lösung [illegible] Ueberzug nicht matt, sondern [illegible] erhalten.

[illegible] Sept. 1737, gest. 4. Dez. [illegible]

Galvanismus [illegible] von Galvani (s. d.) entdeckte eigenthümliche [illegible] Elektrizität durch Berührung heterogener Metalle mit einander od. auch mit Flüssigkeiten. Galvani entdeckte diese elektr. Wirkung zweier Metalle durch die Zuckungen, in welche Froschschenkel, die mit einem Kupferhaken an einem Eisengeländer hingen, allemal geriethen, sobald die Schenkel zugleich auch das Eisen berührten. Der Versuch läßt sich am besten so anstellen, daß man den Frosch, nach Abziehen der Haut, in der aus der Abb. Nr. 2998 ersichtlichen, von Volta angewendeten Weise präparirt, so daß nach Entfernung der übrigen Theile ein Stück des Rumpfes mit den beiden Schenkeln nur durch die beiden, neben dem Rückgrat hinlaufenden Nervenstränge zusammenhängt. Berührt man dann Rumpf u. Schenkel durch einen Drahtbogen aus Kupfer (C) und Zink (Z), so tritt sofort eine Zuckung des Schenkels in der durch Punktirung angedeuteten Weise ein. Die an der Berührungsstelle zweier Metalle hierbei thätige Kraft nennt man die **elektromotorische Kraft**. Die durch sie erzeugte elektrische Spannung ist um so größer, je edler das eine u. je unedler das andere Metall ist. Das letztere wird dabei positiv, das erstere negativ elektrisch. Es lassen sich alle Metalle so in eine Reihe ordnen (die **Spannungsreihe**), daß, vom positivsten begonnen, jedes folgende gegen jedes vorhergehende negativ, letzteres dagegen positiv elektrisch wird. Diese Reihe ist: Zink, Blei, Zinn, Eisen, Quecksilber, Kupfer, Silber, Gold, Kohle, Platin. Die Kohle verhält sich wie ein Metall. Am stärksten würden hiernach wirken Zink mit Platin od. Zink mit Kohle, nur sehr schwach dagegen Zink mit Zinn, Eisen mit Kupfer, od. Kohle mit Platin u. s. w. Viele Flüssigkeiten wirken zwar in Berührung mit einander od. mit Metallen auch elektromotorisch, lassen sich aber nicht dieser Spannungsreihe einordnen. Ein einziges solches elektromotorisch wirkendes Plattenpaar nennt man ein galv. **Element** (s. d.), u. verbindet man zur Verstärkung der Wirkung mehrere Elemente mit einander, so erhält man eine Volta'sche galv. **Batterie** (s. d.). Man muß bei Konstruktion einer solchen, wie Volta gezeigt hat, zwischen je einem Plattenpaare einen feuchten od. flüssigen Leiter einschalten, weil bei direkter Berührung der Elemente alle Berührungsstellen Zink-Kupfer, die Wirkung aller Berührungsstellen Kupfer-Zink neutralisiren würden. Die einfachste, schon von Volta angegebene Form der Batterie bietet die sog. **Volta'sche Säule** (s. d.). Die einzelnen zwischen Glasstäben aufgeschichteten Zinkkupfer-Elemente sind getrennt durch Filz- od. Pappscheiben, welche mit einer verdünnten Säure oder Salzlösung getränkt werden; an den beiden Enden, den **Polen** der Säule, befestigt man Leitungsdrähte, um die elektrische Wirkung an einen gewünschten Ort hinleiten zu können. Bequemer ist der auch schon von Volta angegebene **Becherapparat** (Abb. Bd. II, Nr. 1276), weil hier die Flüssigkeit nicht wie bei der Säule aus den Tuchscheiben herausgepreßt werden kann, da die Elemente (KZ) in mit verdünnter Säure gefüllte Gläser eintauchen. In diesen Apparaten wird durch die unten zu beschreibende chemische Wirkung des Stromes sehr bald die elektrische Wirkung äußerst geschwächt. Man hat, um dies zu vermeiden, konstant wirkende Elemente (s. d.) ersonnen u. daraus konstante Batterien (s. d.) zusammengesetzt.

Die galvanische Elektrizität unterscheidet sich nicht wesentlich von der auf anderen Wegen erregten (s. „Elektrizität") u. wirkt eben so wie z. B. die durch Reibung erregte anziehend od. abstoßend auf ungleichnamig od. gleichnamig elektrische, leichte Körper, z. B. auf die Goldblättchen eines Elektroskops (s. d.). Besonders deutlich tritt diese Wirkung hervor an den Polen einer galvanischen Batterie (s. „Batterie") aus sehr vielen Elementen, wie sie z. B. die (nur uneigentlich so genannten) **trocknen Zamboni'schen Säulen** in zu diesem Versuche bequemster Form darbieten. Dieselben enthalten in engem Raume mehrere tausend Plattenpaare (Elemente) aus unechtem Gold- u. Silber- (Messing- u. Zink-)papier, wobei das scheinbar trockene, nur luftfeuchte Papier den feuchten Leiter bildet. Eine an einem Seidenfaden zwischen den genäherten Poldrähten aufgehängte kleine Metallkugel wird, so lange die Säule wirkt, von den Polen abwechselnd angezogen u. abgestoßen (sog. Elektrisches Perpetuum mobile), wobei im Dunkeln jedesmal ein Fünkchen sichtbar wird. Man kann diesem Apparate auch die in Nr. 3002 abgebildete Gestalt geben. Die Anziehung wird hier durch die [illegible]wankungen der Balancirstange des kleinen Seiltänzers sichtbar. Hängt man statt der Kugel ein isolirtes leichtes Goldblattstreifchen genau in der Mitte zwischen beiden Polen auf, so erhält man das **Bohnenberger'sche** (Fechner'sche) Elektrometer (in Bd. III unter **Elektrometer** ist das Bennet'sche fälschlich als Bohnenberger'sches bezeichnet). Die geringste dem Blättchen mitgetheilte Spur von Elektrizität läßt dasselbe nach dem einen od. anderen Pol hingehen u. so erkennen, ob u. welche Elektrizität ihm mitgetheilt worden. Zu Stromwirkungen läßt sich die Zamboni'sche Säule des großen Widerstandes im Papiere wegen nicht brauchen. Verbindet man die Pole eines Elementes od. einer Säule durch eine metallische od. flüssige Leitung, so tritt in der Richtung vom Zink durch die Flüssigkeit zum Kupfer ein elektrischer **Kreislauf** (**elektrischer Strom**) ein, dessen Anwesenheit man an verschiedenen in u. neben dem Kreislaufe auftretenden Wirkungen erkennt. Diese Wirkungen im Strome sind 1. **physiologische**, 2. **thermische**, 3. **chemische**, die neben dem Strome aber 4. **magnetische** u. 5. **induzirende**.

I. Die **physiologischen** Wirkungen beobachtete schon Galvani an den Zuckungen der Froschmuskel u. Nerven. Sie zeigen sich nur beim Schließen u. Oeffnen des Stromes. In den Zungennerven erregt der Strom Geschmacksempfindung, in den Sehnerven Lichtempfindung. II. Die **thermischen** od. Wärmewirkungen zeigen sich in einer Erwärmung des Leitungsdrahtes, die, wenn starke Ströme durch dünne u. schlechtleitende Drähte fließen, bis zum Glühen u. Schmelzen dieser Drähte geht. Das Glühen wird zum Entzünden von Sprengladungen benutzt bei Minen, Torpedos, beim Tunnelbau u. s. w. Endigen die Poldrähte in zwei Kohlenspitzen, so erglühen diese bei Berührung, od. wenn sie in geringer Entfernung von einander gehalten werden, bleibt ein blendender Lichtstrom dazwischen (elektrisches Kohlenlicht, **elektrisches Licht**). Da durch das Verbrennen der Kohlenspitzen der Zwischenraum endlich so groß wird, daß der Strom u. also auch das Licht ganz aufhört, hat man sog. **elektrische Lampen** konstruirt, in denen die richtige Einstellung der Kohlenspitzen durch die Hand oder wie in dem Dubosq'schen (Nr. 3003) durch den elektrischen Strom selbst geschieht. Der Strom tritt hier bei P+ ein, geht von der Kohlenspitze C nach der anderen C′ u. von da durch einen in der unteren Büchse befindlichen Elektromagneten und durch N— wieder zur Batterie zurück. Der Elektromagnet hält den verschiebbaren Ständer, welcher die obere Spitze trägt, fest. Wird aber durch zu weites Abbrennen das Licht u. zugleich auch der Elektromagnet schwächer, so läßt dieser den Ständer herabsinken u. die Spitzen nähern sich wieder. Ein starkes elektrisches Licht ist wegen des bedeutenden Säure- u. Zinkverbrauchs in der Batterie ziemlich kostspielig. III. Die **chemischen** Wirkungen des galvanischen Stromes treten auf, wenn flüssige Leiter die Kette schließen. Die meisten chemischen Verbindungen werden dann zerlegt, indem sich ihre Bestandtheile an den beiden Polen ausscheiden. Die am + Pole auftretenden nennt man elektronegative, die am − Pole dagegen elektropositive Stoffe. Die galvanische Wasserzersetzung fanden schon 1801 Nicholson u. Carlisle. Salze zersetzen sich in der Art, daß am − Pole das Metall, am + Pole das Säureradikal ausgeschieden wird; in der Regel wird dabei die Substanz des + Poles durch eine Säure aufgelöst. Auf dieser Metallausscheidung am − Pol beruht die Galvanoplastik (s. d.), die Galvano-

graphie, galv. Vergoldung (s. d.) u. s. w., auf der Auflösung am + Pol dagegen die Galvanokaustik (s. d.). IV. Ueber die so wichtigen magnetischen Wirkungen des G. s. „Galvanomagnetismus". V. Unter den induzirenden Wirkungen des galvanischen Stromes versteht man die Erscheinung, daß in einem in sich geschlossenen, ganz stromlosen Leitungsdrahte plötzlich ein oft sehr kräftiger Strom (Induktionsstrom) entsteht, wenn dieser Leiter rasch einem schon stromführenden Drahte genähert od. von ihm entfernt wird, od. wenn plötzlich in dem zweiten, benachbarten Drahte ein Strom entsteht od. verschwindet (s. „Induktionsapparat", „Induktionsstrom").

Galvanographie, ein besonderer Zweig der Galvanoplastik (s. d.), ist eine Darstellung der Kupferdruckplatten für Tuschmanier auf galvanischem Wege dadurch, daß man erst das Bild mit etwas körperlichen Farben auf eine Metallplatte aufträgt u. dann eine Kupferschicht galvanisch darauf niederschlägt. Diese enthält dann die Zeichnung in zum Drucke geeigneter Weise vertieft. Dies von Kobell erfundene Verfahren ist indeß in der Praxis nur wenig angewendet worden.

Galvanokaustik ist eine Manier, die mit einem Aetzgrund überzogenen u. durch die Nadel stellenweise bloßgelegten Kupferplatten statt mit Scheidewasser durch den galvanischen Strom zu ätzen u. zum Kupferdrucke fertig zu machen. Sie beruht auf der auflösenden Wirkung, welche der galvanische Strom auf die + Polplatte ausübt, wenn dieselbe aus Kupfer besteht u. gegenüber der — Polplatte u. zugleich mit dieser in eine Lösung von Kupfervitriol getaucht ist.

Galvanomagnetismus oder allgemeiner **Elektromagnetismus** umfaßt die Erscheinungen, welche durch die Einwirkung galvanischer od. überhaupt elektrischer Ströme auf Magnete hervorgerufen werden, sowie auch die Entstehung von Magneten durch solche Ströme. Man ahnte schon längst den innigen Zusammenhang zwischen Magnetismus u. Elektrizität, hatte auch schon beobachtet, daß Magnetnadeln durch vorbeigehende Blitzschläge ihre Polarität umgekehrt hatten. Aber erst Oerstedt (zu Kopenhagen) entdeckte Anfangs 1820 den wahren Sachverhalt. Er fand, daß, wenn ein stromdurchflossener Draht über od. unter eine Magnetnadel u. parallel mit ihr gehalten wird, diese sofort sich nach Ost od. West herumdreht, je nach der Richtung des Stromes. In Nr. 3005 ist die Ablenkung einer Magnetnadel durch den Strom dargestellt, welcher in dem an ihr vorbeilaufenden Leitungsdrahte des daneben aufgestellten galv. Elementes cirkulirt. Die Abhängigkeit der Ablenkung der Nadel von der Richtung des Stromes drückte Ampère durch die nach ihm benannte Regel aus (s. „Ampère'sches Gesetz"). Läßt man den die Pole der Batterie verbindenden Leitungsdraht nicht blos einmal an der Magnetnadel vorbei, sondern in mehrfachen Windungen über u. unter der Nadel hin u. her laufen, so wird dadurch die ablenkende Wirkung bedeutend verstärkt u. man nennt daher den durch diese Windungen gebildeten Apparat, mit dessen Hülfe man die schwächsten elektrischen Ströme noch durch die Ablenkung der Magnetnadel nachweisen u. in ihrer Richtung bestimmen kann, einen Multiplikator. Nr. 2999 zeigt die Einrichtung dieses von Schweigger erfundenen wichtigen Instrumentes. Jede Windung des Multiplikators muß freilich von der anderen durch einen isolirenden Ueberzug von Baumwolle od. Seide getrennt sein. Steckt man quer durch die Windungen des Multiplikators in die Lage, wie sich die Nadel durch den Strom gedreht haben würde, ein Stück weiches Eisen, so wird dies, sobald der Multiplikator mit der Batterie verbunden wird, ein Magnet, aber nach Lösung dieser Verbindung sofort wieder unmagnetisch. Die Stärke eines solchen sog. **Elektromagneten** hängt von der Stärke des Stromes u. der Anzahl der das weiche Eisen umkreisenden Drahtwindungen ab. Eine wichtige Anwendung finden die Elektromagnete in der Telegraphie (s. d.), denn sie bieten das Mittel, bei vorhandener Drahtleitung eine zur Signalgebung geeignete Kraft auf die weiteste Entfernung hin zu übertragen. Eine besondere Anwendung der elektrischen Telegraphie sind die sog. elektrischen Uhren, in denen die Zeiger durch Elektromagnete fortgeschoben werden, so oft diese Magnete durch den von einer Normaluhr in gleichen Zeitintervallen (Minuten od. Sekunden) bewirkten Schluß des Stromes

Nr. 2995. Elektrische Beleuchtung.

ihre Kraft erlangen. Auch zum Betriebe von Kraftmaschinen (Motoren) hat man den Elektromagnetismus verwenden wollen, doch steht der praktischen Verwendung in dieser Hinsicht die große Kostspieligkeit der so erzeugten Kraft entgegen. Um eine Idee von derartigen Apparaten zu geben, mag die Nr. 3000 dargestellte elektromagnetische Kraftmaschine des Amerikaners Page dienen. Der horizontale Rahmen CC′ trägt die beiden weichen Eisenstäbe F u. F′, so daß sich diese in der inneren Höhlung der Drahtrollen B u. B′ hin u. her bewegen können. Geht ein Strom durch

die Rolle B, so wird sofort mit großer Kraft der Eisenkern F hineingezogen. Dadurch wird aber die Stromleitung (hier nicht ersichtlich) so gestellt, daß der Strom nicht mehr durch B, sondern durch B' cirkulirt. Sofort wird dann F' hereingezogen. Dieser abwechselnde Hinundhergang des Rahmens CC' setzt durch die Kurbelstange TM das an der Achse A sitzende Schwungrad V in Bewegung, so daß die Achse A ihrerseits die Kraft auf irgend welche Arbeitsmaschinen übertragen kann. Eine die Erscheinungen gut zusammenfassende Theorie des Elektromagnetismus hat Ampère gegeben. Auf die von ihm gefundene Thatsache gestützt, daß ein in einem kreisförmigen Drahte cirkulirender Strom einen andern, in einem eben solchen, aber drehbar aufgehängten Drahte laufenden Strom bei Annäherung zwingt, sich mit ihm parallel u. gleichgerichtet zu stellen, nahm er an, daß jedes Eisen- u. Stahlatom von einem sog. Elementarstrome unaufhörlich umkreist wird. Durch die Einwirkung des Stromes der das Eisen umgebenden Drahtwindungen werden nun alle Elementarströme parallel u. gleichgerichtet; dadurch addiren sich ihre Wirkungen, das Eisen ist magnetisch. Hört der äußere Strom auf, so fallen die Elementarströme in ihre ungeordnete Lage zurück. Im magnetischen Stahle sind alle Strömchen schon parallel gestellt u. durch die Koerzitivkraft in der Lage erhalten. Darum dreht sich auch gleich die ganze Stahlnadel, wenn sie so steht, daß ihre Elementarströme noch nicht parallel u. gleich gerichtet mit denen des Multiplikators sind.

Galvanometer ist eine Vorrichtung zu dem Zwecke, die Stärke od. Intensität eines galvanischen Stromes zu messen. Man bedient sich dazu am bequemsten der magnetischen Wirkungen des Stromes (s. „Galvanomagnetismus"), indem man aus der Weite der Ablenkung einer Magnetnadel aus dem magnetischen Meridiane einen Schluß auf die Stärke des ablenkenden Stromes macht. Schon ein einfacher Drahtbügel, der in einiger Entfernung über u. unter einer, in ihrer Mitte aufgehängten od. horizontalen, auf einer Spitze schwebenden Magnetnadel herumläuft, kann, sobald er in den Strom mit eingeschaltet wird, als Galvanometer dienen.

Nr. 2996. Herstellung galvanoplastischer Gegenstände in Hohlform.

Für schwächere Ströme bedient man sich aber statt nur einer Drahtwindung des von Schweigger erfundenen Multiplikators (s. „Galvanomagnetismus"), u. man hat diesem Apparate dadurch eine große Empfindlichkeit u. Genauigkeit gegeben, daß man mit der Nadel einen kleinen Spiegel verband, der an allen Bewegungen derselben Theil nimmt, u. die geringsten Abweichungen der Nadel auf ihre Größe zu messen erlaubt. Das ist um so wichtiger, als das Gesetz, daß die Stärke des ablenkenden Stromes im direkten Verhältniß zur Größe der Ablenkung steht, nur für geringe Ausschläge gilt. Die Stellung des Spiegels beobachtet man mit Fernrohr u. Skala. Nr. 2997 zeigt die Haupttheile eines solchen Spiegelgalvanometers, das auch Magnetometer heißt, wenn es mit Hinweglassung des Multiplikators zur Untersuchung der Aenderungen des Erdmagnetismus gebraucht wird! Auf dem hölzernen Tische G steht, von dem dreifüßigen Messingstativ F getragen, der auf ovalen Rahmen gewickelte Multiplikator m. Das an einem feinen Coconfaden od. Drahte t aufgehängte Stäbchen c trägt zunächst den nach dem Fernrohr v gewendeten Spiegel d u. an seinem unteren Ende (welches durch eine Oeffnung in den Multiplikator ragt) in einer Hülse e den Magnetstab ns. Skala u. Fernrohr sind in einigen Metern Entfernung auf einem Stativ q aufgestellt. Die Skala xy ist in 1000 mm. getheilt. Das Fernrohr zeigt bei normaler Stellung des Spiegels d an einem hinter dem Okularglase v senkrecht ausgespannten Faden im Spiegel d den mittleren Skalenstrich 50 gespiegelt gerade hinter dem Okularfaden stehend. Leitet man den Strom irgend einer Elektrizitätsquelle p durch die Leitung ll in die Enden ab des Multiplikatordrahtes, so dreht sich der schwebende Magnet ns u. mit ihm der Spiegel d nach rechts od. links, u. schon der geringste Strom verschiebt dann das Spiegelbild der Skala im Fernrohre um einen od. mehrere Striche nach links od. rechts. Die Zahlen der Skala müssen der Betrachtung durch Spiegel u. Fernrohr wegen verkehrt geschrieben sein. Solche Apparate sind für die Bestimmung der Stromstärke in telegraphischen, nam. submarinen Leitungen sehr wichtig. Apparate, bei denen man nicht die magnetischen, sondern die chemischen Wirkungen des galvanischen Stromes zur Messung der Stromintensität benutzt, nennt man gewöhnlich **Voltameter**. Aus den auf irgend eine Weise gemessenen Stromintensitäten läßt sich sowol die im Stromkreise thätige elektromotorische Kraft (s. „Galvanismus") als auch die Größe der **Leitungswiderstände** berechnen.

Nr. 2997. Spiegelgalvanometer.

Galvanoplastik nennt man das Verfahren, Metalle, bes. Kupfer, durch den galvanischen Strom in fester Form zu technischen od. künstlerischen Zwecken aus ihren Lösungen auszuscheiden. In dickeren ablösbaren Schichten wird in der Regel nur Kupfer ausgeschieden; Gold, Silber, Zinn, Zink werden nur als dünne, zu Schutz od. Verschönerung dienende Ueberzüge erzeugt (s. „galvanische Vergoldung"). Diese Metallausscheidungen beruhen auf der chemischen Wirkung des galvanischen Stromes (s. „Galvanismus" u. „Elektrolyse"). Zuerst wurde die Kupferausscheidung am Pol bemerkt durch den deutschen Physiker Wach 1830, aber erst 1838 von Jakobi in Petersburg u. fast gleichzeitig von Spencer in Liverpool zur plastischen Ausscheidung von Kupfermassen auf Unterlagen von gegebener Form, z. B. Medaillen, Statuen u. s. w. benutzt, um von diesen Objekten Abdrücke zu erhalten. Jakobi erhielt für seine ersten gelungenen Versuche eine Belohnung von 25,000 Rub. von der russ. Regierung. Da die Metallausscheidung bei der Elektrolyse immer am negativen Pole erfolgt, so hat man das Objekt, auf welchem z. B. der Kupferniederschlag erfolgen soll, innerhalb einer Lösung von schwefelsaurem Kupferoxyd (Kupfervitriol) mit dem —Pol eines einfachen Elementes od. einer Batterie aus mehreren Elementen zu verbinden. In ersterem Falle bildet der Apparat, den die Abb. Nr. 3001 in sehr praktischer Form zeigt, gewissermaßen ein Daniell'sches Element. In ein weiteres Glasgefäß ragt durch einen Holzdeckel ein zweites, unten offenes, aber mit Blase verbundenes. Im unteren befindet sich Kupfervitriollösung, im oberen Wasser mit ein paar Tropfen Schwefelsäure.

Nr. 2998. Galvani's Froschschenkelversuch.

Nr. 2999. Schweigger's Multiplikator.

Nr. 3000. Page's elektromagnetische Kraftmaschine.

Nr. 3001. Einfacher galvanoplastischer Apparat.

Nr. 3002 Elektrisches Perpetuum mobile mit Zamboni'scher Säule.

Nr. 3003. Dubosq's elektrische Lampe.

Nr. 3005. Ablenkung der Magnetnadel durch den galvanischen Strom.

Nr. 3004. Galvanoplastischer Apparat zur Erzeugung größerer Kupferplatten.

Nr. 3006. Apparat zur galvanischen Versilberung.

In den Kupfervitriol taucht eine Kupferplatte, auf welcher der zu kopirende Gegenstand (z. B. eine Münze od. Medaille) liegt; in die verdünnte Schwefelsäure taucht eine verquickte (amalgamirte) Zinkplatte. Werden die von beiden Metallen ausgehenden Drähte durch eine metallene Klemmschraube verbunden, so ist der Strom geschlossen u. es beginnt eine Kupferablagerung auf der Münze, die nach einigen Tagen so dick ist, daß sie abgesprengt werden kann. Alle Stellen jedoch, an denen sich kein Metall niederschlagen soll, müssen, bevor man die Form in die Lösung bringt, durch eine zusammenhängende, nicht leitende Schicht (z. B. von Wachs, Schellackauflösung od. dgl.) geschützt worden sein. Will man sogleich einen erhabenen Abdruck erhalten, so nimmt man erst einen vertieften Abdruck des Objektes in Wachs, Guttapercha od. nachher noch mit Stearin zu tränkendem Gips, u. bringt diesen Abdruck, nachdem er vorher mit Bronzepulver od. Graphit eingerieben, unten in den Apparat. Zur Erzeugung größerer Kupferplatten (etwa zur Vervielfältigung von Kupferstichplatten u. s. w.) giebt man dem Apparate die aus vorstehender Figur ersichtliche Form. Die beiden Flüssigkeiten befinden sich dann in den Trögen neben einander, durch poröse Scheidewände getrennt. In allen größeren typographischen Anstalten, Landkartenfabriken u. s. w. wird die G. vielfach benutzt, in Druckereien bes., um die wenig Abzüge aushaltenden Holzstöcke galvanoplastisch zu vervielfältigen. Zum Niederschlag in Hohlformen bedient man sich am besten statt des einfachen Elementes der Batterie. Zur Erläuterung diene der Durchschnitt in Fig. 2996. Die inwendig leitend gemachte Hohlform ist durch c metallisch dem −Pol a der Batterie verbunden, während der +Pol b durch den Draht k mit in das Innere hineinhängenden Kupferdrähten zusammenhängt. Diese letzteren losen sich in demselben Maße auf, als sich das Kupfer an den Wänden der Höhlung niederschlägt.

Galvanopunktur ist ein Heilverfahren, bei welchem die gewöhnliche Akupunktur (das Einstechen von Nadeln in leidende Weichtheile) mit der Anwendung des galvanischen Stromes verbunden wird. Man sticht zwei Nadeln in passender Entfernung in die leidende Stelle u. verbindet sie dann mit den Polen einer galvanischen Batterie, so daß der Strom den leidenden Theil durchlaufen muß. Es sollen auf diese Weise in der That manche Uebel, wie Pulsadergeschwülste, grauer Staar u. s. w., mit Erfolg bekämpft worden sein.

Galveston (spr. Galwest'n), wichtige Hafen- u. Handelsstadt im nordamerikan. Unionsstaate Texas, auf der Insel Galveston an der Bai gleichen Namens, mit 13,818 E. (1870), darunter über 5000 Deutsche. — Die Insel G. hat sich seit ihrer Entdeckung (1686) nahezu um das Doppelte vergrößert; die Bevölkerung der erst seit 1816 bewohnten Insel ist in stetem Zunehmen.

Galway (spr. Gäueh), nach Cork die größte Grafschaft Irlands, umfaßt 110 □M. u. zählt 248,257 E. (1871). Sie grenzt im W. an das Atlantische Meer, im S. an die Grafschaften Clare u. Tipperary, im O. an Roscommon u. im N. an Mayo. Die Küste ist vielfach durch Buchten zerrissen, welche fjordartig in das Land eindringen u. deren bedeutendste, der Galwaybusen im südl. Theile des Landes, mehrere gute Häfen besitzt. Im N. dieses breiten Meerbusens liegen die schönen Baien von Kilkieran, Birterbuy, Ballycomelly, Ardbear u. Killery; alle haben tiefes Wasser u. bieten Schiffen jeder Größe sicheren Schutz. Eine Menge kleinerer Inseln u. Klippen lagert sich der Küste vor. Der 1¼ M. lange u. 2¼ M. breite Lough-Corrib, einer der größten irischen Seen, welcher in den Galwaybusen abfließt, scheidet G. in einen westl. u. östl. Theil. Jener wird durch die herrliche Berglandschaft Connamara gebildet, dessen öde Berggipfel sich bis zu 800 m. erheben. Der östl. Theil gehört dem Tieflande an u. hat den Charakter einer wellenförmigen, fruchtbaren Ebene. Unter den Flüssen ist der bedeutendste der schiffbare Shannon, welcher mit seinem großen u. ebenfalls schiffbaren Nebenfluß Suck die Ostgrenze bildet. Die Bewohner gehören zu dem ärmsten Theil der Bevölkerung Irlands. Viehzucht, Ackerbau u. Fischerei bilden ihre Hauptbeschäftigung. Bleigruben befinden sich bei dem Marktflecken Oughterard; außerdem giebt es auch noch an verschiedenen Stellen Marmor- u. Kalksteinbrüche. Ausgeführt wird bes. Vieh u. Wolle. — G., Hauptstadt der Grafschaft, Munizipalstadt u. Parlamentsborough, hat 13,184 E. (1871), während die Einwohnerzahl 1851: 23,787 betrug; so stark hat diese für den Verkehr u. Handel äußerst günstig am gleichnamigen Busen gelegene Stadt durch die Auswanderung gelitten. G. war einst eine der stärksten irischen Festungen u. ist jetzt noch als Kriegshafen u. Garnisonplatz von Bedeutung. Es befinden sich hier große Docks, eine lat. Schule u. eine Universität. Auch ist die Stadt Sitz eines Bischofs. Nach G. ist die zweitgrößte Stadt der Grafschaft Tuam (4542 E.).

Galyzin od. **Galizyn** (russ. Golizyn), auch Galizin, Galitzin u. Gallitzin geschrieben, eine der hervorragendsten fürstl. Familien Rußlands, die ihren Ursprung bis auf Gedimin, den Großfürsten von Litthauen u. den Stammvater der Jagellonen, zurückführt. Zu nennen sind: Wassilij Wassiljewitsch **G.**, gen. der Große, geb. 1633, ward 1680 Minister, regierte seit 1682 als Günstling der Zarin Sophia, der Schwester Peter's d. Gr., fast unumschränkt. Er machte sich als Freund der Kultur des Westens hochverdient um sein Vaterland, ward aber, da er die Zarin heirathen u. neben ihr den Thron einnehmen wollte, von Peter nach Jarensk an der sibir. Grenze verbannt, während Sophia in ein Kloster gehen mußte; er starb 17. März 1713. — Sein Vetter, Boris Alexejewitsch **G.**, geb. 1641, war Lehrer Peter's d. Gr. u. rettete diesem in der von der Zarin Sophia gegen ihn gerichteten Verschwörung das Leben. Er verwaltete das Reich während Peter's erster Reise ins Ausland, wurde Gouverneur von Kasan u. Astrachan u. starb 10. Okt. 1710. — Dmitri Michailowitsch **G.**, ein ausgezeichneter Staatsmann, stand längere Zeit an der Spitze der Partei der G. u. Dolgoruki's, welche nach Peter's II. Tode die kaiserl. Macht beschränken wollte; da dieser Plan fehlschlug, wurden beide Familien verbannt u. Dmitri selbst starb 1738 auf der Festung Schlüsselburg. — Michail I. Michailowitsch **G.**, Bruder des Vorigen, geb. 1. Nov. 1675, zählte zu den berühmtesten Heerführern Rußlands, begleitete Peter d. Gr. auf allen seinen Feldzügen, eroberte 1714 Finnland u. starb als Reichsfeldmarschall zu Petersburg 21. Dez. 1730. — Dmitri Alexejewitsch **G.**, geb. 21. Dez. 1738, war seit 1765 Vertreter Rußlands in Paris u. seit 1773 im Haag, zog sich nach dem Ausbruch der Franz. Revolution nach Deutschland zurück u. starb zu Braunschweig 21. März 1803. Ein Freund Voltaire's u. der Encyklopädisten, war er auch selbst schriftstellerisch thätig; er schrieb eine „Description physique de la Tauride“ (Lyon 1788) u. einen „Traité de minéralogie“ (Mastricht 1792; neue Ausg., Helmst. 1796). Sein Leben beschrieb H. Lemcke (Münster 1861). Bekannter noch ist seine Gemahlin, Fürstin Amalie **G.**, eine Tochter des preuß. Generals Grafen v. Schmettau, mit der er sich 10. Aug. 1768 verheirathete. Diese durch ihre hohe Geistesbildung wie durch ihre Anmuth ausgezeichnete, aber auch stark zum Pietismus hinneigende Frau, geb. zu Berlin 28. Aug. 1748, sammelte in Münster, ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, einen Kreis der angesehensten Gelehrten ihrer Zeit um sich, zu dem hauptsächlich Hemsterhuis u. Hamann gehörten, u. trug viel zum Konfessionswechsel Stolberg's u. seiner Familie bei. Sie starb 24. Aug. 1806 zu Angelmodde bei Münster. Sie ist die Diotima, an die Hemsterhuis seine „Lettres sur l'athéisme“ (1785) richtete. Ihr Sohn, Dmitri Dmitrijewitsch **G.**, ging auf ihren Antrieb als katholischer Missionär nach Amerika, wo er 1840 starb. Vgl. Katerkamp, „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Amalie v. G.“ (Münster 1828). — Alexander Nikolajewitsch **G.**, war 1817—24 Minister der öffentlichen Aufklärung, dann Generaldirektor der Posten, u. starb in der Krim 4. Dez. 1844. — Dmitri Wladimirowitsch **G.**, geb. 1772, wurde General der Kavalerie, als welcher er 1812—14 die Kriege gegen Napoleon mitmachte, u. erwarb sich seit 1821 als Generalgouverneur von Moskau große Verdienste um diese Stadt; er starb 8. April 1844 zu Paris. — Sergei Michailowitsch **G.**, geb. 1769, Mitglied des Reichsraths, verwendete sein großes Vermögen zur Beförderung der Kunst u. Kultur in seinem Vaterlande; er starb zu Moskau 19. Febr. 1859. — Emanuel Michailowitsch **G.**, geb. zu Paris 4. Jan. 1804, gest. das. 1. Febr. 1853, erwählte die Geographie zu seinem Lieblingsstudium, übersetzte Wrangel's „Der Norden von Sibirien“ ins Französische (2 Bde., Par. 1843) u. gab eine Schrift über Finnland (ebd. 1852) heraus. — Jurj (Georg) Nikolajewitsch **G.**, geb. zu Petersburg 1823, bekannt als Komponist u. Konzertdirigent, wurde wegen seiner liberalen Gesinnungen aus Rußland verbannt u. unternahm große Konzertreisen durch Großbritannien u. Deutschland. Erst spät durfte er nach Rußland zurückkehren; er starb 16. Sept. 1872 zu Petersburg.

Gama, Vasco de, der Entdecker des Seewegs nach Ostindien, war um 1469 zu Sines, einer Stadt in der portug. Provinz Alemtejo, geboren und bereits als tüchtiger Seemann bekannt, als König Emanuel d. Gr. von Portugal ihm den Auftrag ertheilte, den durch die Fahrten von Bartholomäus Diaz (s. d.) bereits eröffneten Weg nach Indien weiter zu verfolgen, u. ihn zu diesem Zwecke an die Spitze einer kleinen Flotte stellte, die aus 4 Schiffen mit 160 Soldaten u. Seeleuten bestand. G. ging 8. Juli 1497 in See. In den ersten Monaten seiner Reise wurde er durch heftige Passatwinde aufgehalten u.

von seinem Ziele abgelenkt. Die mißtrauisch u. unruhig gewordene Mannschaft stand mehrmals im Begriffe, ihm den Gehorsam aufzukündigen. Doch bot er diesen Hindernissen muthig Trotz, langte 20. Nov. an der Südspitze von Afrika an, umschiffte dieselbe in nordöstl. Richtung u. fuhr, an der Küste von Sofala entlang, nach Mozambique, Mombazza u. Melinde. Den Verfolgungen, mit denen die mohammedanische Küstenbevölkerung ihn bedrohte, konnte er sich nur mühsam u. nur mit Hülfe des Königs von Melinde entziehen. Dieser gewährte ihm gastfreundlichen Schutz u. gab ihm einen kundigen Lootsen mit, unter dessen Leitung G. nach einer Reise von 700 Meilen 20. Sept. 1498 in den Hafen von Calicut an der Malabarischen Küste einlief. Hiermit war der nächste Zweck der Reise erfüllt, Indien auf einem ununterbrochenen östl. Seewege erreicht. Nach mancherlei Fährlichkeiten traf G. im Sept. 1499 wieder in Lissabon ein, wo er dem König Emanuel über seine Entdeckungen Bericht erstattete. Es wurde alsbald ein größeres Geschwader ausgerüstet, das unter der Führung des Cabral (s. d.) nach Indien abging u. dort portug. Kolonien anzulegen suchte. Diesen Bemühungen setzte indeß die Bevölkerung schroffen Widerstand entgegen. Glücklicher war eine zweite Expedition, die 1502 unter dem Kommando von G. selbst zu diesem Zwecke nach Indien

Nr. 3007. Vasco de Gama (geb. 1469, gest. 24. Dez 1524).

abgesandt wurde. Nachdem er an der Ostküste von Afrika die portug. Ansiedlungen zu Mozambique u. Sofala gegründet, segelte er nach Indien, bezwang nach kurzer Belagerung die Hauptstadt Calicut u. sicherte, theils durch Zwang u. Einschüchterung, theils auf friedlichem Wege, durch günstige Verträge die Handelsverbindung mit dem neu erschlossenen Lande. Dann kehrte er nach Portugal zurück, wo er 20. Dez. 1503, mit großer Beute beladen, ankam. Den ersten Vizekönigen, die im Namen Emanuel's die Verwaltung der portug. Besitzungen in Indien führten, gelang es, das von G. Errungene festzuhalten u. zu erweitern. Unter dem fünften Vizekönig, Eduard de Menezes, entstanden jedoch bedenkliche Wirren, zu deren Dämpfung G. von König Johann III. 1524 mit einem Geschwader nach Indien abgeschickt wurde. Er legte die Reise rasch zurück, griff sofort energisch ein und stellte die Ordnung her. Leider erfaßte ihn plötzlich eine heftige Krankheit, der er noch in demselben Jahre 24. Dez. 1524 (zu Cochin) erlag.

Gamal, s. „Dromedar".

Gamaliel, pharisäischer Lehrer zur Zeit Jesu; wird von den Juden als Enkel des großen Hillel u. berühmter Gesetzeslehrer, von den Christen als Lehrer des Apostel Paulus (Apostelgesch. 22, 3) u. wegen seines eben so milden wie weisen Urtheils über das Christenthum (Apostelgesch. 5, 34 ff.) gefeiert. Eine alte kirchliche Sage machte ihn sogar zu einem heimlichen Christen; aber auch die jüdische Ueberlieferung preist seine Humanität. Er soll 88 n. Chr. gestorben sein.

Gamasche, ein Theil der Fußbekleidung des Infanteristen. Die Infanterieregimenter Friedrich's d. Gr. trugen G.n über die Schuhe bis an die Kniee. Napoleon führte kürzere G.n ein, welche nur bis zur halben Wade reichten u. unter den Anfangs unseres Jahrhunderts allgemein üblich werdenden u. dann in die Uniformirung der Truppen übergehenden langen Hosen od. Pantalons getragen wurden. Im Winter trug der Soldat G.n von Tuch, im Sommer solche von Leinwand. Die franz. Armee hat die G.n am längsten u. bis in die neueste Zeit beibehalten. Einzelne Truppentheile, nam. Jäger, hatten lederne G.n. Die Schwierigkeit, die G.n für Paraden gut u. stramm sitzend anzuziehen, machte dieses Kleidungsstück häufig zum Kriterium eines guten Anzuges. Die Sorgfalt, die vielleicht hier u. da im Uebermaße dem Sitze der G.n zugewendet wurde, führte zu den Ausdrücken „Gamaschendienst", „Gamaschenknöpfe". Man bezeichnet damit einen Dienst, welcher dem Kleinlichen mehr Aufmerksamkeit schenkt, als nothwendig u. für das Ganze ersprießlich ist.

Gambade (franz., spr. Gangbad', wahrscheinlich vom ital. gamba, Bein), ein Luft-, Bocks- od. Freudensprung; man bezeichnet aber damit auch einen schnellen, etwas extravaganten Entschluß od. eine Ausflucht; gambadiren, Luftsprünge machen, Narrenspossen treiben.

Gambara, Veronica (nicht Vittoria, wie mehrfach fälschlich angegeben wird), italien. Dichterin, geb. zu Prat' Albuino bei Brescia 29. Nov. 1485, gest. zu Correggio 13. Juni 1550. Ihre formgewandten, durch zarte Gesinnung und feines Schönheitsgefühl sich auszeichnenden Gedichte, meist Sonette, finden sich großentheils in den „Fiori della rime dei poeti illustri" (Vened. 1558). Eine Sammlung ihrer Werke veranstaltete Rizzardi unter dem Titel: „Rime e lettere di V. G." (ebd. 1759).

Gambe, eigentl. Viola da gamba (Kniegeige), ein nunmehr veraltetes Bogeninstrument, welches wie das Violoncello, von dem es verdrängt worden ist, beim Spielen zwischen den Knieen gehalten wurde. In Ansehung der Größe des Baues ist die G. nicht merklich von dem Violoncell verschieden; sie hat aber einen weniger scharfen u. mehr näselnden Ton u. ist mit sechs (zuweilen auch mit sieben) Saiten bezogen, die in D, G, c, e, a u. d gestimmt sind. — Eine Abart der G. war die sog. Viola bastarda, welche sich von der ersteren blos durch ein längeres u. schmaleres Corpus unterschied u. deren 6 Saiten in C, F, c, e, a u. d gestimmt waren. — Auch hat man ein Register in der Orgel, welches G. od. Viola di gamba heißt u. den Ton der genannten Instrumente nachahmen soll.

Gambenwerk, auch Geigenwerk od. Geigenclavicymbel genannt, ein von Hans Heyden in Nürnberg um das J. 1600 erfundenes Instrument, äußerlich einem Flügel älterer Art ähnlich, auch wie ein solcher mit Saiten bezogen u. mit einer Klaviatur versehen, doch wesentlich dadurch unterschieden, daß die Saiten nicht durch den Anschlag von Tangenten, Rabenkielen od. Hämmern, sondern durch Streichen schnell umlaufender runder Scheiben zum Klingen gebracht werden. Der Klang war geigenartig u. dauerte, so lange die Tasten niedergedrückt u. die Scheiben in Umschwung erhalten wurden, ununterbrochen fort. Die verschiedenen Grade der Stärke u. Schwäche ließen sich dadurch erzeugen, daß die Tasten kräftiger od. gelinder niedergehalten, die Saiten also fester od. leichter an die Scheiben gedrückt wurden. Das Instrument war nur für langsame Stücke in gebundenem Stil geeignet. Gegen Mitte des 18. Jahrh. nahm man die Idee dieser Klangerregungsart an Klaviersaiteninstrumenten wieder auf; es wurden wiederum Gambenwerke von Matth. Risch zu Ilmenau angefertigt; auch der Hohlfeld'sche Bogenflügel (1754), das von Greiner in Wetzlar (1779) gebaute Klavier, in dem Bogenflügel u. Fortepiano verbunden waren, sowie auch die von Carl Andreas von Meyer (1794) u. Kunz in Prag (1799) verfertigten Bogenflügel od. Bogenklaviere, sind sämmtlich näher od. entfernter verwandte Abkömmlinge des Heyden'schen Gambenwerkes.

Gamberelli, s. „Antonio" u. „Bernardo" (gen. Rossellino).

Gambetta, Léon, der bekannte Diktator der Franzosen während des Deutsch-franz. Krieges, stammt aus einer genues. Familie. Geb. 30. Okt. 1838 zu Cahors, studirte er die Rechte u. ließ sich als Advokat in Paris nieder, wo er sich der republikan. Partei anschloß u. durch feurige Vertheidigungsreden in polit. Prozessen hervortrat. Im J. 1869 von Paris aus in den Gesetzgebenden Körper gewählt, machte er sich hier an der Seite von Favre u. Crémieux als leidenschaftlicher Gegner des Kaiserreichs bemerklich. Nach der Niederlage u. Gefangennehmung Napoleon's III. bei Sedan stellte G. sich an die Spitze der unblutigen Erhebung, welche den Sturz des Kaiserreiches u. die Aufrichtung der Republik proklamirte (4. Sept. 1870); er selbst trat in die provisorische „Regierung der nationalen Vertheidigung" als Minister des Innern ein. Nach der Einschließung von Paris begab er

sich 8. Okt. 1870 mittels Luftballon, von den Deutschen unbemerkt, aus der Stadt u. eilte nach Tours, um die Delegation der provisorischen Regierung, die dort ihren Sitz hatte, zu größerer Thatkraft zu entflammen. Er nahm neben dem Departement des Inneren auch die

Nr. 3008. Leon Gambetta, geb. 30 Okt. 18[illegible].

Leitung des Kriegswesens in die Hand u. schaltete fortan mit diktatorischer Gewalt, indem er jeden Widerstand gegen den von ihm gepredigten „Krieg bis aufs Aeußerste" schonungslos niederhielt u. die Anspannung aller Kräfte der Nation zur Fortsetzung des Kampfes mit fanatischer Energie betrieb. Dennoch vermochte er keine günstige Wendung herbeizuführen; er mußte vielmehr im Dez. 1870 vor den immer näher an Tours heranrückenden Deutschen mit seinen Kollegen nach Bordeaux entfliehen u. konnte nach dem Falle von Paris den Abschluß eines Waffenstillstandes u. die Einberufung einer Nationalversammlung nicht mehr hindern. Nachdem er vergeblich versucht hatte, die Wahlen zu dieser Versammlung in republikanischem Sinne zu beeinflussen, legte er 6. Febr. 1871 seine Diktatur nieder. In der Nationalversammlung, in die er als Abgeordneter für Paris eintrat, steht er an der Spitze der republikanischen Linken.

Gambia, Ba Dimma od. Fura (Fluß), der südlichere der beiden großen Ströme Senegambiens; ist kürzer als der Senegal (215 M.), doch wasserreicher als dieser u. hat seine Quelle am Berge Tonturu bei Labe. In seinem Oberlaufe macht er einen Bogen nach O. u. durchfließt schöne, fruchtbare u. gesunde Landschaften; dann durchbricht er, etwa 100 M. von der Mündung, bei Barraconda in mehreren Stromschnellen das Gebirge u. durchfließt mit westl. Hauptrichtung das flache Küstenland zum Atlantischen Ozeane. Unterhalb der Katarakte, bis wohin die aufsteigende Flut Seeschiffe trägt, hat der Fluß 100 m. Breite u. während der trockenen Jahreszeit 4—6 m. Tiefe, steigt jedoch in der Regenperiode um 12—16 m. Während dieser Zeit überschwemmt er das Niederland u. bedeckt es gleich dem Nile mit fruchtbarem Schlamme. Die Ufer seines Unterlaufes sind auf 30 M. hin mit fast undurchdringlichen Mangrovewäldern bedeckt, sumpfig u. ungesund; wo sie über dem höchsten Wasserstande liegen, befinden sich Eichen, Brotbäume, Tamarinden u. Palmen. Alligatoren u. Flußpferde beleben die Wasserfläche, über welcher Myriaden von Moskito's spielen. Ueber die Zuflüsse des G., den Nerico u. den Vintain, ist noch wenig bekannt. Die Flußverbindung zwischen Senegal u. Gambia, welche man früher annahm, gehört ins Reich der Fabel; doch soll während der Regenzeit das Wasser aus einem Sumpfe im Berglande nach beiden Strömen abfließen.

Gambit, ein im Schachspiel gebräuchlicher Kunstausdruck zur Bezeichnung verschiedener Eröffnungsweisen od. Partieanfänge, bei welchen

es darauf ankommt, mittels Aufopferung eines Steines, meist eines Bauern, Positionsvortheile zu erringen. Der Ausdruck stammt aus dem italien. dare il gambetto, d. h. ein Bein stellen, bedeutet also, daß sich der Spieler absichtlich eine Blöße gebe, um dadurch den Gegner um so sicherer zu Fall zu bringen. Die Gambitspiele gehören zu den schönsten u. geistreichsten Spielweisen im Schach u. sind zum Theil schon, wie das Königs- u. Damengambit, im 16. Jahrh. von italien. Meistern geübt worden; in neuester Zeit ist vornehmlich das nach dem engl. Seekapitän D. W. Evans benannte, um 1830 zuerst eingeführte Evansgambit (eine Abzweigung der sog. ital. Eröffnung) zu einem sehr beliebten Modespiel geworden.

Gambogegummi, s. v. w. „Gummigutti".

Gambrinus hieß nach dem (freilich ziemlich jungen) Zeugniß des bayer. Chronisten Aventinus in seinen Annales Bojorum I, 6, 11., dem dann andere Geschichtschreiber dieselbe Sage nacherzählt haben, der Erfinder des Bierbrauens. Er soll 1730 v. Chr. G. od. 2234 nach Erschaffung der Welt gelebt haben u. der Sohn des fabelhaften deutschen Königs Marsus gewesen sein. Als Gattin giebt ihm die Sage die ägyptische Göttin Isis, wahrscheinlich darum, weil schon die Alten den Aegyptern das Verdienst zuschrieben, das erste Bier gebraut zu haben. Sonst gilt er auch als der angeblich siebente König der Tuisker u. Gründer der Städte Cambray u. Hamburg (nach ihm neulat. Gambrivium genannt). Desselben Aventinus „Bayerischer Chronica" (Frankf. a. M. 1580) ist auch sein Phantasie-Portrait beigegeben. Er heißt dort schon König von Flandern u. Brabant, trägt aber röm. Rittertracht; auf dem Haupte hat er einen Aehrenkranz u. mit dem einen Arm hält er einen mit einer Krone geschmückten Helm. Die spätere Zeit stellte ihn jedoch in der Tracht eines flandrischen Ritters des Mittelalters, geschmückt mit einer Königs- od. Herzogskrone u. in der Hand einen Becher voll schäumenden Bieres haltend, dar. Das älteste Bild, welches ihn so auffaßte, hing ehedem zu Stendal in der Baumann'schen Brauerei (in J. J. Winckelmann's Geburtshause), ist aber im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts leider von dort weggekommen. Es trug die bekannte Unterschrift in Versen:

> Gambrinus im Leben ward ich genannt,
> Ein König in Flandern u. Brabant.
> Aus Gersten hab' ich Malz gemacht
> Und das Bierbrauen daraus erdacht.
> Drum können die Herr'n Brauer mit Wahrheit sagen,
> Daß sie einen König zum Meister haben.
> Trotz komm' ein ander Handwerk her
> Und zeig' uns dergleichen Meister mehr!

Wie er freilich dazu kommt, als König von Flandern u. Brabant zu figuriren u. als solcher der erste Bierbrauer genannt zu werden, ist noch nicht ermittelt worden. Nur das weiß man, daß auf den ältesten bildlichen

Nr. 3009. Gambrinus nach einem alten Bilde.

Darstellungen sein Gesicht dem des Herzogs Johann I. von Brabant (geb. 1250, gest. 1294), wie man dasselbe noch heute auf seinem Grabdenkmale zu Brüssel sieht, ähnelt. Man glaubt nun, daß dieser od. sein Sohn Johann II. (geb. 1281, gest. 1312), welcher letztere der Löwener Brauergilde das Privilegium ertheilte, allein im Umkreise von einer Stunde Bier

brauen zu dürfen, unter diesem G. zu verstehen sei, u. begründete diese Behauptung noch darauf, daß bis auf den heutigen Tag viele belgische Brauereien u. Bierkneipen sein Portrait mit der Unterschrift „Au duc Jean de Brabant“ als Aushängeschild tragen. Sonst giebt es noch mancherlei Sagen von ihm, die man in Gräße's „Bierstudien“ (1872) zusammengestellt findet. (In beifolgender Figur geben wir das Portrait des G. nach Aventinus.)

Gamelion, im attischen Kalender der 7. Monat (Mitte Januar bis Mitte Februar), den Ehegottheiten geweiht.

Gamin (franz., spr. Gamäng), eigentlich Küchen- od. Lehrjunge, ist die spezielle Bezeichnung für den Pariser Straßenjungen, einen Typus des Pariser Volkslebens, der in dem geistreichen Lustspiele „Le gamin de Paris“ (von Bayard) vortrefflich charakterisirt ist. Auch kecke, vorlaute junge Männer, denen es an Haltung u. gutem Tone fehlt, nennt man G.

Gamla Upsala (d. h. Alt-U.), schwed. Bauerndorf, 1 Stunde von Upsala entfernt, war der Hauptsitz des Asendienstes. Die Kirche dieses Ortes ist auf den Fundamenten des Nationaltempels erbaut, welcher hier dem Odin, dem Thor u. der Freia errichtet war; in der Nähe erheben sich die 3 runden, von Menschenhänden errichteten Königshügel (Kunghögar), die größten Grabhügel in Schweden, 20 m. hoch u. 80 m. im Durchmesser, sowie der Thingshügel, auf welchem in alten Zeiten bei den Gerichtsversammlungen der Thron des Königs stand.

Gammaeule (Ypsiloneule, Plusia gamma), ein nach der silber- od. goldglänzenden Zeichnung auf den graubraunen Vorderflügeln benannter, in ganz Europa, Nordafrika, Neuholland u. Amerika verbreiteter, im Sonnenschein fliegender Nachtschmetterling, dessen nur zwölfbeinige, den Spannerraupen ähnliche, nackte grüne Raupe fast auf allen Kräutern u. Gräsern lebt u. bei starker Vermehrung Gärten u. Feldern schädlich werden kann.

Gammarus, s. „Flohkrebs“.

Gamskarkogl, Berg in den Salzburger Alpen, auf dem Scheiderücken zwischen dem Großarler u. Gasteiner Thale gelegen, hat eine Höhe von 2462 m., ist von Hof-Gastein aus sehr leicht zu besteigen u. gewährt eine weite Aussicht auf die schnee- u. eisbedeckte Tauernkette.

Gamsspitze, einer der höchsten Berge des gemsenreichen Zillerthales in Tirol an der salzburgischen Grenze, welcher den Wimmergrund mit seinen Gletschern abschließt u. seine mit ewigem Schnee bedeckte Spitze 3550 m. hoch erhebt.

Ganaschen im engeren Sinne nennt man den hinteren Rand der Kinnladen des Pferdes, im weiteren Sinne diesen Rand u. die zwischen ihm u. den Halswirbeln liegenden Weichtheile, Ohrdrüsen-Muskel u. Ohrdrüsen. Ist die Gestaltung von Knochen u. Weichgebilden derart, daß letztere durch Annähern der erstern gedrängt u. gequetscht werden, so entsteht ein Schmerz, welcher die Bereitwilligkeit des Pferdes hindert, die vom Reiter geforderte Kopfstellung u. Beizäumung anzunehmen. Gestaltungen des Halses u. der Kiefern, welche diesen Schmerz herbeiführen, bezeichnet man mit dem Ausdruck Ganaschenzwang. Die Arbeiten, welche der Bereiter vornehmen muß, um diesem Zwang Abhülfe zu leisten, faßt man in der Reitersprache unter dem Namen Ganaschenarbeit zusammen.

Gandersheim, braunschweig. Kreisstadt, in den westl. Vorbergen des Harzes u. an der Gande, einem Nebenflüßchen der Leine, gelegen (2560 E.). Die einst reichsfürstliche Abtei G., gegründet im 9. Jahrh. vom Herzog Ludolf von Sachsen, war schon in der ersten Zeit ihres Bestehens eine Pflanzschule gelehrter Bildung, welche bes. unter der siebenten Aebtissin, Gerberga, der Schwester Kaiser Otto's II., gepflegt ward u. ihre Hauptvertreterin in Hroswitha, der berühmten Nonne v. G., gefunden hat. Auch als diese Abtei 1568 protestantisch geworden war, blieb sie ein Reichsfürstenthum u. war mit vielen Privilegien ausgestattet, bis der Herzog von Braunschweig 1803 das Fürstenthum einzog. Die Stiftskirche ist ein schönes Gebäude in gothischem Stile.

Gandharwa ist in der ind. Mythologie der Name zahlreicher göttlicher Wesen im Himmel des Indra, die durch den Besitz göttlicher Pferde, die Gabe der Weissagung u. nam. durch Liebe zur Musik ausgezeichnet sind, wie sie denn auch geradezu als Sänger des Indra erscheinen.

Ganerbschaft, eine Art der Erbschaft, die durch eine unter einer Anzahl Personen getroffene u. für deren Abkömmlinge bindende Vereinbarung entsteht, nach welcher gewisse Güter (Grundstücke, Rittergüter, Schlösser) auf alle Zeit ungetheilt u. gemeinschaftliches Eigenthum der betreffenden Familie bleiben sollen. Seinen Antheil kann der Einzelne regelmäßig nur in „echter Noth“ u. nur dann, wenn seine Mitberechtigten von dem ihnen gesetzlich zustehenden Vorkaufsrecht keinen Gebrauch machen wollen, veräußern.

Gang, im Allgemeinen die mittels der Füße bewirkte Bewegung der Menschen u. Thiere von einer Stelle zur anderen, bezeichnet in der Fechtkunst das Fechten bis zu einem Ruhepunkt; bei einem Mittags- od. Abendessen die auf einmal aufgetragenen Gerichte; im Mühlwesen die Zusammenstellung der zum Mahlen des Getreides erforderlichen, durch je ein Wasserrad in Bewegung gesetzten Vorrichtungen; das Aufschütten u. einmalige Durchgehen des Getreides durch die Steine selbst; im Jagdwesen den gewöhnlichen Weg des Wildes aus u. nach dem Walde (Wechsel), sowie des Wassergeflügels zu seiner Höhle durch das Schilf; im Seewesen beim Laviren den Weg, den das Schiff, ohne zu wenden, in gerader Linie macht (Schlag); in der Musik das Fortschreiten der Intervalle; in der Bauwissenschaft eine außerhalb eines Gebäudes von Holz angebaute Galerie; im Schiffsbauwesen eine auf die Seiten des Schiffs der Länge nach genagelte, fortlaufende Reihe von Planken; in der Technologie die Windung einer Schraube od. Schnecke; in der Geognosie ein auf Spalten u. Klüften im Muttergestein zur Ausbildung gelangtes Nebengestein (Erzgänge, s. „Bergbau“); außerdem auch die scheinbare Bewegung der Gestirne, den in Bewegung gesetzten Mechanismus von Uhren u. anderen Maschinen, sowie auch die Aufeinanderfolge der Ereignisse in der Geschichte u. s. w.

Ganganelli, Familienname des Papstes Clemens XIV. (s. d.).

Ganges od. Gangâ, der berühmteste Strom Indiens, entspringt an der Südseite des Himalaja aus den beiden Quellenflüssen Bhagirathi u. Alakananda. Der letztere ist der größere, der Bhagirathi aber wird für heiliger gehalten u. mehr von Pilgern besucht. Seine Quelle liegt im Distrikt von Garwal unter einem 100 m. dicken Gletscherende zwischen 3 gegen 7000 m. hohen Bergspitzen in 4347 m. Höhe; von dort aus stürzt er sich breit durch eine unwegsame Felsenschlucht nach NW. auf einer Strecke von 2 M. 1000 m. hinab u. erreicht bei dem kleinen Tempel Gangavatari die Baumgrenze, nimmt weiterhin den wilden Jahnavi auf u. durchbricht, nach W. u. SW. umbiegend, bei Sukhi den Himalaja, in 2397 m. Höhe. Auf seinem weiteren Laufe nimmt er zunächst die Zuflüsse Julkar, Tiri u. Bhillung u. dann bei Deoprag den Alakananda auf, der aus Wischnu-Ganga u. Dhavali entsteht u. bei der Einmündung mächtiger als der Bhagirathi ist, von wo an der Fluß G. heißt. Nach S., dann nach W. u. wiederum nach S. fließend, erhält er noch den Neiar u. den Suswa u. tritt bei Hardwar in 324 m. Höhe aus dem Gebirge in das Flachland, läuft noch 30 M. weit, bis Anopschuhur, nach S. u. wendet sich dann nach SO. Nachdem er von NW. her den wasserreichen Ramaganga u. rechts den Kalli- u. Isun-Nuddi aufgenommen, trifft er bei Allahabad mit der ihm an Größe gleichen Dschamna zusammen, deren krystallhelles Wasser sich in den trüben Fluten des G. verliert. Diese Mündungsstelle, die den Namen Praga führt (d. i. Opfer, weil Brahma daselbst ein großes Pferdeopfer verrichtet haben soll), ist die heiligste in ganz Indien. Mit vielen Windungen nach O. fließend, erhält der Strom unterhalb Benares, wo er bei der trockenen Jahreszeit 450 m. breit ist, den Gomati, bei Mandji den bedeutenden Gogra, ebenfalls von NW. her, dann auf der linken Seite den wasserreichen Bergfluß Sona u. von N., Patna gegenüber, den ansehnlichen Gandaki u. weiterhin den Kösi. Bald darauf wendet sich der Strom, bei Sikrigali, nach SO.; er ist daselbst gegen 1700 m. breit, doch infolge der starken Verdunstung u. der Ausdehnung in die Breite höchstens $1\frac{1}{2}$ m. tief, so daß die zwischen Kalkutta u. Allahabad fahrenden Schiffe nur sehr geringen Tiefgang haben dürfen. 13 M. unterhalb Sikrigali sendet der G. nach S. den großen Bhagirathi ab, welcher sich später mit einem zweiten Arme bei Jellinghi vereinigt u. von da an Hugli heißt, bei Tschandranagar (27 M. von der Küste) für Seefahrzeuge schiffbar wird u. unterhalb Kalkutta mündet. Diese Stelle wird von den Brahmanen als die eigentliche Mündung des G. angesehen. Der Gangesarm, welcher auch Podda genannt wird, erhält von N. her starke Zuflüsse, sendet aber nach S. u. SO. weitere Mündungsarme, bes. die Chundna, ab. Diese Mündungsarme des G. sind wiederum durch zahlreiche Verzweigungen mit einander verbunden u. durchkreuzen das mächtige Deltagebiet, das, etwa 50 M. lang u. 45 M. breit, alle anderen Delta's der Erde an Größe übertrifft. Das eigentliche Mündungsgebiet bilden die Sunderbunds (tausend Mündungen), ein wunderbares Labyrinth zahlloser, von Stromadern umflossener Sand- u. Schlamminseln u. daran landeinwärts anschließende, sumpfige, im höchsten Grade ungesunde Dschungelgebiete, die Heimat u. sichere Zufluchtsstätte der Tiger. Mehr als 20 flache Buchten u. zahllose Nebenmündungen öffnen sich nach dem Meere; doch sind nur die drei größten, der Hugli, Huringota u. Podda, für die Schiffahrt verwendbar. Die Masse des Schlammes, welchen der G. jährlich dem Meere zuführt, würde eine Fläche von 5 □M. mit einer Schicht von 1 m. Dicke bedecken. Das Wasser des G. beginnt gegen Ende Mai zu steigen u. wächst zur Zeit der größten Höhe (im September) bei Allahabad um 29—45, bei Jellinghi um 25—32, bei Kalkutta um 7 engl. Fuß; dann ist das ganze untere Delta überschwemmt, soweit es nicht durch die über 200 M. langen künstlichen Dämme geschützt ist. Im Oktober kehrt das Wasser in die Strombetten zurück. Die Länge des G. wird auf 350 M., sein Stromgebiet auf mehr als 27,000 □M. berechnet; sein Wasser führt Edelsteine

u. Gold u. birgt zahlreiche Fische, Schildkröten u. Krokodile; seine Uferlandschaften sind im Gebirge großartig erhaben, im Flachlande üppig, fruchtbar u. mit blühenden u. volkreichen Städten besetzt. In Fülle gedeihen außer dem Reis, der jährlich 2—4 Ernten giebt, Baumwolle, Zuckerrohr, Bananen, zahlreiche Palmenarten u. die edelsten Gewürzsträucher; unendliche Schlingpflanzen verketten die riesigen Bäume des Urwaldes u. auf den langsam fließenden Gewässern schwimmt die Lotosblume. Seit alter Zeit ist man bemüht gewesen, den Segen des heiligen Stromes durch Kanäle zu verbreiten; das größte Unternehmen dieser Art ist der erst in den letzten Jahrzehnten geschaffene, 148 M. lange Gangeskanal, der vom G. zum Dschamna führt, in einem Nebenarme aber in den G. zurückführt. Nach den in dem altindischen Heldengedichte „Ramajana" enthaltenen Sagen entstand der G. dadurch, daß sich die Ganga, des Siwa Lieblingsgemahlin u. Herrscherin über alle Flüsse, durch das Gebet des frommen Baghiratha bewogen, von dem Götterberge Meru herab auf die Erde begab; deshalb sind religiöse Handlungen, die an seinen Ufern vollbracht werden, bes. aber das Baden in seinen Fluten, von besonderer Wirkung u. wunderbarer Kraft. Im Anblicke des G. od. gar in ihm selbst zu sterben verschafft nach dem Glauben der Hindu die Seligkeit; deshalb trägt man die Kranken an seine Ufer u. legt sie so nieder, daß sie der Strom ergreifen kann, wirft die Leichen der Verstorbenen in den Fluß od. sucht wol auch selbst, unter lärmender Musik u. lautem Beifallsrufen von Zuschauern, den Tod in seinen Wellen. An den Quellen des G. u. längs seiner Ufer sind zahlreiche Wallfahrts- u. Badeorte, zu denen jährlich aus allen Theilen Hindostans Hunderttausende pilgern; ja das Wasser des Flusses wird, in Gefäße verschlossen u. mit Echtheitsbescheinigungen versehen, weithin versendet u. von den Gläubigen theuer bezahlt.

Ganglien, Gangliensystem, Ganglienkörper, s. „Nerven".

Gangspill heißt in der Marine eine Winde auf dem Schiffe mit stehender Welle, in welche ringsherum Hebebäume zum Angriff für die Arbeiter eingesteckt werden. Gewöhnlich versteht man unter G. die große eiserne Ankerwinde, deren unterer Zapfen unten im Kielschweif — schwerer Balken auf dem Kiel zur unteren Befestigung der Masten ꝛc. — eingelassen ist.

Gangur (nord. Mythol.), Name eines Riesen. Nach dem Tode seines Vaters Oelwald hatte G. mit seinen Brüdern Thiassi u. Idi dessen hinterlassene Schätze zu theilen. In Ermangelung eines Gefäßes zum Messen theilten sie so, daß jeder so viel Gold nahm, als er auf einmal im Munde halten konnte, daher in nord. Gesängen das Gold zuweilen „Des Riesen Rede" genannt wird.

Ganoiden od. Schmelzschupper, eine Ordnung der Fische mit (meist) knorpligem Skelet, freien Kiemen mit Kiemendeckel, deren Körper meist mit rautenförmigen Schmelzschuppen, bei manchen mit reihenweisen Knochenschildern (Stör) bedeckt od. (wie der Löffelstör, Spatularia) ganz nackt ist, u. deren Darm mit einer Spiralklappe versehen ist. Sie finden sich in fossilen Resten in zahlreichen Formen schon in den ältesten Erdschichten, bes. im Oolith, nehmen aber später rasch ab u. haben heutzutage nur etwa noch 30 lebende Arten (gegen 600 fossile) aufzuweisen.

Nr. 3010. Bernikelgans (Anser bernicla).

Gans, ein durch sein Fleisch, Fett, seine zu Bett- u. Schreibfedern benutzten Federn u. Dunen wie durch seine Eier nützlicher u. deshalb schon vor alten Zeiten domestizirter Schwimmvogel, der allerdings in der Gefangenschaft ein vom freilebenden sehr abweichendes u. geradezu der Dummheit zum Stichwort dienendes Naturell angenommen hat. Im röm. Alterthum war die G. der Juno geheiligt. Bekanntlich dankt man ihrer Wachsamkeit die Rettung des von einem Ueberfall bedrohten Kapitols; im Mittelalter weihte man sie dem heil. Martin (daher noch jetzt Martinsgans). Die **Wildgans** od. **Graugans** (Anser cinereus) Mittel- u. Nordeuropa's, von der die zahme **Haus-** od. **Hofgans** (Anser domesticus) abstammt, hat wie diese einen orangegelben Schnabel mit weißlichem Nagel, gelblich-fleischfarbene Beine u. ein grauliches Gefieder; im Sept. zieht sie südl. u. kehrt im Febr. od. März zurück, um im Norden zu nisten. Eben so verhält sich die **Saatgans** (Anser segetum) mit dem kürzern Schwanze u. dem an der Wurzel u. am Nagel schwarzen Schnabel. Alljährlich kommt an die deutschen Küsten, bisweilen auch ins Innere Deutschlands, die am Schnabel, Kopf, Hals u. Schwanz schwarze, dunkelbeinige, hochnordische **Bernikelgans** (Anser bernicla, Bernicla torquata), höchst selten jedoch nur die rothbeinige u. rothschnäbelige, hochnordische **Schnee-** od. **Polargans** (Anser hyperboreus).

Gans, Eduard, deutscher Rechtslehrer, geb. von jüd. Aeltern 22. März 1798, studirte in Göttingen u. Heidelberg u. habilitirte sich 1820 als Lehrer der Rechte in Berlin, wo er mit Hegel in engen Verkehr trat u., der von Savigny vertretenen historischen Schule der Rechtswissenschaft gegenüber, mit vielem Glücke den Versuch machte, philosophische Prinzipien, nam. Ideen der Hegel'schen Philosophie, auf diese Wissenschaft anzuwenden. Diese Richtung schlug er schon in seinen 1810 erschienenen „Scholien zum Gajus" ein; in umfassender Weise legte er seinen Standpunkt dar in seinem Hauptwerke „Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung" (4 Bde., Berl. u. Stuttg. 1824 bis 35). Von seinen sonstigen juristischen Werken ist bes. die Arbeit „Ueber die Grundlage des Besitzes" (Berl. 1839) zu nennen, eine geistvolle Kritik der Savigny'schen Theorie vom Besitze. Fast noch mehr als durch seine Schriften fand G., der bereits 1825 zum Professor befördert worden war, durch seine akademische Lehrthätigkeit Anklang. Diese erstreckte sich nicht allein auf juristische, sondern auch auf staatswissenschaftliche, geschichtliche u. ästhetische Gegenstände. Seine Vorlesungen über neuere Geschichte, die er vor einem größeren Publikum hielt, mußte er wegen ihrer scharfen u. freisinnigen Beurtheilung politischer Zustände einstellen. Sie wurden theilweise abgedruckt in Raumer's „Historischem Taschenbuch" (Lpz. 1833 u. 34). Ferner erschienen von ihm „Vermischte Schriften" (2 Bde., Berl. 1834); auch gab er die Vorlesungen Hegel's über „Philosophie der Geschichte" heraus u. rief die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" ins Leben. Er starb zu Berlin 5. Mai 1839.

Gänsbacher, Johann Baptist, fruchtbarer u. verdienter Komponist, geb. zu Sterzing in Tirol 7. Mai 1778, erhielt von seinem Vater, einem Schullehrer, den ersten musikalischen Unterricht. Nachdem er 1796 als Kommandirender einer Landsturmabtheilung den Feldzug gegen die Franzosen mitgemacht, begab er sich nach Wien, wo er die Unterweisung des Abts Vogler genoß. In den nächsten Jahren lebte er theils in seiner Heimat, theils in Ungarn u. Böhmen. Im J. 1810 hielt er sich in Darmstadt auf, wo er mit C. M. von Weber u. Meyerbeer innige Freundschaft schloß. Im Befreiungsjahre 1813 trieb ihn sein Patriotismus, wieder zu den Waffen zu greifen. Im J. 1823 wurde er Kapellmeister an der Stephanskirche zu Wien; dieses Amt bekleidete er bis zu seinem Tode (13. Juli 1844). Von seinen Kompositionen sind die für die Kirche die verdienstlichsten; er hat deren eine große Zahl verfaßt; außerdem kennt man von ihm ein Liederspiel „Des Dichters Geburtsfest", Militärmusikstücke, eine Symphonie, zahlreiche ein- u. mehrstimmige Gesangstücke u. s. w.

Gänseblümchen, Maßlieb, s. „Bellis".

Gänsefuß, s. „Chenopodium".

Gänsehaut (cutis anserina). Auf gewisse Einflüsse hin stellt sich auf unserer Haut Kältegefühl ein, welches mit gleichzeitigem Spannungsgefühl unsern ganzen Körper momentan überrieselt. Dies ist die sog. G. (cutis anserina). Nach Virchow's Untersuchungen sind in der Lederhaut (Cutis) zahlreiche Muskelzellen vorhanden, die die Schweißdrüsen u. Haarbälge umlagern u. die Fähigkeit haben, sich zusammenzuziehen. Bei der G. tritt dieser Akt ein. Die Muskelzellen ziehen sich zusammen, dadurch wird die Haut gespannt, ferner werden die kleinsten Gefäße so zusammengepreßt, daß kein Blut in sie einströmt, somit keine Wärme an die Oberfläche ausgestrahlt werden kann, woher das Kältegefühl entsteht. Die G. ist ein begleitendes Anfangssymptom der meisten Fieber (s. d.), doch tritt sie vorübergehend ein infolge von Kälte, von Schreck, Schauder u. s. w.

Gänsemarsch ist diejenige Art des Marschirens, bei welcher je ein Mann nach Art der Gänse hinter dem andern geht. Man nennt so (oder Gänsereihe) auch die ununterbrochene Reihe der einzelnen 15 Steine im Puffspiele, ohne Bänder.

Gant ist gleichbedeutend mit Konkurs (s. d.), Gantmasse mit Konkursmasse, Gantmann mit Gemeinschuldner.

Ganymēdes (griech. Mythologie), der Mundschenk u. Liebling des Zeus. Nach der gewöhnlichen Sage war er ein Sohn des Tros, Königs von Troja, u. der Kallirrhoë, u. ein Bruder des Ilos u. Assarakos. Er war ein Jüngling von so großer Schönheit, daß, als er einst auf dem Berge Ida jagte, Zeus einen Adler abschickte, od. auch sich selbst in einen Adler verwandelte u. ihn in den Olymp entführte, wo er ihn zu seinem Mundschenk machte. Wie für diesen Dienst der Adler unter die Sterne des Himmels versetzt wurde, so ist auch G. der Wassermann unter den Zeichen des Thierkreises. Seit dem Bildhauer Leschares (um 340 v. Chr. blühend), der den Raub des G. durch den Adler in Erz darstellte, wovon uns noch eine sichere Marmornachbildung im Vatikan (galleria de' Candelabri) erhalten ist, hat die spätere griech. u. die röm. Kunst das Verhältniß des Zeus od. des Adlers zum G. in Statuen od. in Malereien auf eine nicht immer decente Art dargestellt.

Nr. 3011. Ganymedes.

Gaon (hebr., d. i. Hoheit, Eminenz), Titel der jüd. Patriarchen, welche die religiösen Angelegenheiten der Juden im babylonischen Exil leiteten.

Gap (spr. Gah), Hauptstadt des franz. Dep. Hautes-Alpes, liegt, 10 M. südöstl. von Grenoble, malerisch in einer von Bergen umschlossenen Ebene, ist Sitz eines Bischofs, eines Gerichtshofes u. s. w. (8200 E.). Unter den Gebäuden ragt die im Spitzbogenstil aufgeführte Kathedrale hervor.

gar nennt man einen Körper, wenn er durch eine gewisse Zubereitung in den zu seiner Verwendung erforderlichen Zustand (die Gare) versetzt worden ist, z. B. Eisen und Kupfer, wenn es durch Schmelzen und Schmieden vollkommen rein u. geschmeidig geworden ist; Erze, wenn sie gehörig geröstet; Leder, wenn es durch die Behandlung des Gerbers zur Benutzung brauchbar gemacht worden ist; Kohlen, wenn sie völlig gebrannt sind; Speisen, wenn sie durch Zubereitung in genießbaren Zustand versetzt worden sind u. s. w.

Garancin ist ein im Handel vorkommendes Präparat aus der Krappwurzel, welches die bei der Färberei wirkenden Bestandtheile in einer konzentrirteren u. leichter ausziehbaren Form enthält. Behufs Darstellung des G. übergießt man fein gemahlenen Krapp mit einer Mischung von 1 Theil konzentrirter Schwefelsäure u. 2 Theilen Wasser, erhitzt das Gemenge ungefähr eine Stunde lang zum Sieden, befreit die Masse dann durch Auswaschen von aller Säure, preßt u. trocknet sie. Durch diese Behandlung mit Schwefelsäure werden gewisse, der Färberei hinderliche Bestandtheile des Krapp zerstört, während der eigentliche Farbstoff der Wurzel dabei nicht angegriffen wird. Ein Theil des so gewonnenen G. färbt so stark, wie 3 bis 4 Theile rohe Krappwurzel. — Ein an Farbstoff bedeutend ärmeres Präparat ist das Garanceux; es wird aus den Rückständen gewonnen, die man nach dem Ausfärben der Stoffe mit Krapp erhält, indem man dieselben noch mit $\frac{1}{3}$ ihres Gewichtes engl. Schwefelsäure behandelt, dann auswäscht u. trocknet. Der Krapp verliert nämlich beim Ausfärben seine färbenden Bestandtheile nicht vollständig u. der rückständige Farbstoff läßt sich so noch zu Nutze machen.

Garantie (franz.), Bürgschaft, Sicherstellung. In politischer Beziehung spricht man nam. von Friedensgarantien (Bestimmungen, durch welche die Erfüllung der Friedensbedingungen sicher gestellt wird) u. von konstitutionellen Garantien (Einrichtungen, durch welche einer Verletzung der Verfassung vorgebeugt wird).

Garavaglia (spr. Garawalja), Giovita, einer der besten Kupferstecher der neueren Zeit, geb. zu Pavia 18. März 1790, bildete sich in seiner Kunst nach Anderloni u. Longhi. Wie diese, erkannte auch er die Schönheit der Zeichnung als erstes Erforderniß der Kupferstecherkunst an, räumte aber dabei dem Glanze des Stiches große Rechte ein. Zu seinen bedeutendsten Blättern gehören nach Rafael die „Madonna della Sedia" (1828) in Florenz u. die „Ruhe auf der Flucht nach Aegypten", „Jakob u. Rahel" (nach Appiani), „Die heilige Magdalena mit dem Salbengefäß" (nach Carlo Dolci). G. starb 27. April 1835 als Professor der Kupferstecherkunst zu Florenz.

Garāy, Johann, ungar. Dichter, geb. 10. Okt. 1812 zu Szekßárd (Komitat Tolna), studirte seit 1829 in Fünfkirchen u. Pest, betrat die journalistische Laufbahn, redigirte 1838—39 den Preßburger „Hirnök" u. starb zu Pest 5. Nov. 1853. Seiner reichen Begabung u. seiner tüchtigen Bildung, die er sich nam. auch durch das Studium deutscher Meisterwerke erworben hatte, verdankt die ungar. Literatur eine Anzahl ganz vorzüglicher Dichtungen. Zu diesen gehören hauptsächlich die Epen „Csatár" (1834) u. „Szent Laszló" (2 Bde., Erlau 1850; 2. Aufl., Pest 1853), die Dramen „Arbocz" (1836), „Országy Ilona" (1837) u. der unter dem Titel „Arpádok" (Pest 1847; 2. Aufl. 1848) erschienene Cyklus historischer Balladen. Eine Auswahl seiner Gedichte in deutscher Uebersetzung gab Kertbény heraus (ebd. 1854; 2. Aufl. 1857).

Garcia, Manoel del Popolo Vicente, berühmter Sänger u. Komponist, geb. 22. Jan. 1775 zu Sevilla, machte seine ersten musikalischen Studien bei den Kapellmeistern Antonio Ripa u. Juan Almarcha u. erwarb sich bereits von seinem 17. Jahre an als Tenorsänger Ruhm. Nebenbei fand er aber frühzeitig auch als Komponist Beifall (z. B. durch die Opern „El Preso" u. „El Poeta calculista"). Von 1808—11 sang er an der Ital. Oper zu Paris, dann bis 1816 in Italien (u. a. in Neapel, wo er 1812 vom König Murat zum Kammersänger ernannt wurde u. seine Oper „Il Califfo di Bagdad" mit Erfolg auf die Bühne brachte), kehrte darauf nach Paris zurück, von wo aus er 1817 nach London ging. Dann wandte er sich wieder nach Paris, wo er nunmehr 5 Jahre blieb u. neben seiner bühnlichen Wirksamkeit auch als Gesanglehrer in bedeutsamer Weise thätig war. Im J. 1824 sang u. unterrichtete er wieder in London mit ungemeinem Erfolg, ging aber schon 1825 als Direktor einer Operntruppe nach Amerika u. kehrte gegen Mitte des J. 1829 nach Paris zurück, wo er mit sehr herabgekommenen Stimmmitteln noch einige Male in der Ital. Oper auftrat, dann aber sich ausschließlich dem Gesangsunterricht u. der Abfassung seiner Gesangsschule („Metodo de canto, o arte de apprender a cantar") widmete, bis er 2. Juni 1832 starb. — Manoel **G.**, Sohn u. Schüler des Vorigen u. als Gesanglehrer noch berühmter als sein Vater, geb. zu Madrid 17. März 1805, erhielt seine erste musikalische Erziehung zu Neapel, bildete sich in Paris weiter aus u. widmete sich seit 1829 ausschließlich dem Gesangsunterricht, zuerst in Paris, wo er auch Professor am Konservatorium war, u. seit 1850 in London. Er gilt als der erste Gesanglehrer der Neuzeit, u. für sehr werthvoll gelten seine physiologischen Untersuchungen über Stimmbildung u. Gesangmechanismus (u. A. niedergelegt in seiner Schrift „Sur la voix humaine" (Par. 1841) u. in seiner großen Gesangschule „Traité sur l'art du chant" (Par. 1847); auch ist er der Erfinder des Kehlkopfspiegels. — Ueber die Schwestern des Vorgenannten, Maria u. Pauline **G.**, s. d. Art. „Malibran" u. „Viardot-Garcia".

Garcia Gutierrez, Antonio, span. Dramendichter, geb. 1812 in Chiclana, widmete sich, nachdem er Medizin studirt hatte, der Poesie; da indeß nicht alle seine Stücke denselben Beifall fanden, wie der 1836 erschienene „Trovador", den später Verdi zum Libretto seiner gleichnamigen Oper benutzte, so ging er 1844 nach Cuba; nachher lebte er zu Merida in Yucatan, von wo er nach Spanien zurückkehrte, um in Madrid Mitglied der obersten Theaterjunta zu werden. Außer seinen Dramen, von denen noch „El Page", „El Rey Monge", „Magdalena" u. „Venganza catalana" hervorzuheben sind, hat er auch lyrische Gedichte geschrieben.

Garcinia, Pflanzengattung der Clusiaceen mit stattlichen Bäumen, die in zweifacher Beziehung nützlich sind: einmal durch einen gummiharzigen Saft, der, wenn er gelb ist, das Gummigutti darstellt, das andere Mal durch ihre herrlichen Früchte, wodurch sie die kostbarsten Obstbäume der Welt werden. In letzter Beziehung stellt sich die Mangostane (G. Mangostana *L.*) obenan. Ihre Früchte stellen eine Art Pomeranzen dar, welche ein Fleisch von solchem Wohlgeschmacke einschließt, daß man dies Obst zu den feinsten aller tropischen Früchte rechnet. Der Mangustan, wie der Baum auch heißt, kommt bes. auf den westl. Inseln Indiens vor. Nach Osten hin tritt er nur vereinzelt auf u. hat außer diesem Verbreitungsbezirke noch nirgends kultivirt werden können. Er ist mittelgroß

u. bildet eine länglich-runde Krone, ein dichtes Laubdach von lederartigen, glänzend grünen Blättern, während die Blumen meist einzeln an der Spitze der viereckigen Zweige auftreten u. 4—5 Blumenblätter in einem dicken, lederartigen Kelche erscheinen. Die Frucht hängt als glänzend

Nr. 3012. Die echte Mangostane (Mangifera indica). a blühender Zweig (½ nat. Gr.). b Blüte (5mal vergr.). c Frucht. d Steinkern. e Same.

brauner Apfel an dem Zweige u. trägt selbst noch Reste der Narbe als 6strahligen Stern auf der Spitze. Die Schale selbst ist zerbrechlich u. entleert beim Aufritzen einen gelben Saft, Gummigutti; das Innere hat nur eine Höhlung mit einem angenehmen weißlichen Fleische, in welcher, den Strahlen des Sternes entsprechend, 6 Kerne liegen. Außer dieser Art giebt es noch verschiedene andere Arten, welche ebenfalls eßbare Früchte liefern, ohne aber mit der vorigen konkurriren zu können; z. B. G. javanica, celebica, pedunculata, paniculata, Kydia, lanceolata, purpurea, elliptica, sämmtlich in Ostindien u. theilweise (celebica) auch auf die Antillen verpflanzt. — Diesen Arten stehen andere gegenüber, welche mehr um ihres Gelbstoffes willen benutzt werden. Welche Art vorzugsweise Gummigutti liefere, ist zweifelhaft; wahrscheinlich kommt das Meiste von G. cochinchinensis aus Cochinchina u. Siam, welche Pflanze schon bei dem geringsten Einschnitte in Zweige u. Blätter den gelben harzigen Saft ergießt. Man ätzt deshalb die Rinde od. macht Einschnitte in dieselbe u. steckt schmale Bambusstäbe in dieselbe, worauf sich der ausgeflossene Saft in ihnen verdickt. Das ist das sog. Röhren-Gutti (pipe gambage). Sonst kommt der Gelbstoff auch in großen runden Kuchen, in rinnenförmigen Stücken, in Cylindern u. Stangen in den Handel, u. zwar seit dem J. 1603. Es liefert eine vortreffliche Malerfarbe, die man auch zu Lacken u. Firnissen sowie als Heilmittel (purgirend) verwendet.

Garçon (franz., spr. Garßong), Junggesell, Bursche, unverheiratheter Mann, Kellner, Aufwärter.

Gard (spr. Gahr), franz. Departement, benannt nach dem gleichnamigen Flusse, welcher auf den Cevennen entspringt u. auf der rechten Seite der Rhone zwischen Avignon u. Tarascon mündet, bildet einen Theil der Languedoc u. liegt an der rechten Seite der unteren Rhone. Es wird von diesem Strome im O., vom Mittelländischen Meere im S., von den Cevennen im W. begrenzt u. von den Dep. Hérault, Aveyron, Lozère, Ardèche, Vaucluse u. Bouches du Rhone umschlossen. Es umfaßt 106 □M., auf welchen 420,131 Menschen wohnen (1872). Die Oberfläche des Landes ist im S. eben u. besteht dort aus den Anschwemmungen der Rhone, in den mittleren Theilen hügelig, im W. gebirgig. Die Bewässerung ist reichlich; das ganze Departement gehört zum Flußgebiet der Rhone, der es den Nebenfluß Gard zuschickt. Das Klima ist mild, doch nicht frei von schroffen Temperaturwechseln u. scharfen Winden. Das Land ist gut angebaut; sehr bedeutend ist die Kultur von Wein, Oliven, Kastanien u. Obst; die Seidenzucht bildet einen hervorragenden Erwerbszweig. Zahlreiche Schafheerden weiden auf den Bergwiesen der Cevennen. Wichtig ist auch der Bergbau u. Hüttenbetrieb. Die Strandseen am Mittelmeer liefern große Mengen von Salz. Die Industrie ist nicht unbedeutend; hervorragend vor allen anderen Departements des südl. Frankreich ist das Dep. G. durch die Seiden- u. Wollenmanufaktur. An der Meeresküste beschäftigt sich ein großer Theil der Bevölkerung mit dem Fischfang. Der Seehandel wird vorzugsweise durch den Kanal von Beaucaire vermittelt. Die Bevölkerung gehört dem südfranzösischen Sprachstamme an; etwa 120,000 sind Protestanten, die übrigen Katholiken, welche zum Bisthum Nimes gehören. Das Dep. G. wird in 4 Arrondissements: Nimes, Alais, Uzès u. Le Vigan eingetheilt. Die größten Städte sind: Nimes mit 62,394 E. (1872), bedeutender Fabrikthätigkeit, lebhaftem Handel u. ausgezeichneten römischen Alterthümern, Sitz der Departements-Behörden, eines Bischofs u. eines protestantischen Konsistoriums; Alais mit 20,257 E., hervorragender Seidenindustrie u. nicht unbedeutendem Bergbau in der Umgegend, u. Beaucaire mit 9544 E., der wichtigste Meßplatz in Südfrankreich. Das jetzige Dep. G. gehörte zu dem narbonensischen Gallien u. bildete einen wichtigen Bestandtheil der römischen Provincia. Der Pont du Gard (nördl. von Nimes) ist der Rest einer gewaltigen, unter Augustus aufgeführten Wasserleitung.

Gardafui (Ras Asir), Vorgebirge von 300 m. Höhe im Somalilande an der Ostseite von Afrika, südl. am Eingange in den Meerbusen von Aden, der östlichste Punkt Afrika's, liegt unter 68° 54′ 15″ östl. L. von Ferro u. 11° 51′ nördl. Br.

Gardasee (Lago di Garda, der Lacus Benacus der Römer), der größte See Norditaliens u. nach dem Boden- u. Genfersee der größte Alpensee, bedeckt einen Flächenraum von 6,6 □M. u. ist 7½ M. lang; seine Breite wächst von N., wo sie ½ M. beträgt, nach S. bis zu 2½ M. Er liegt 69 m. über dem Meere, seine größte Tiefe beträgt 290 m. Unter allen Alpenseen hat er die tiefste Lage. Im N. greift er noch in österreichisches Gebiet hinein; das Westufer gehört zur Lombardei, das Ostufer zu Venetien, der größte Theil seiner Uferlandschaften gehört der Alpenregion an; steil fallen die Kalksteinwände der Alpen Judicariens im W. zum Seespiegel hinab, während sich im O. sanfter die waldlosen, mit Matten bedeckten Abhänge des Monte Baldo erheben, dessen langer Rücken die Wasserscheide zwischen Etsch u. Po bildet. Am Nordende, bei dem tirolischen Städtchen Riva, strömt die reißende Sarca ein, die in den Gletschern des Adamello ihren Ursprung hat und der wasserreichste Zufluß des G.s ist. Die Ufer sind reich angebaut; nette, weiße Dörfer u. Landhäuser wechseln mit Anpflanzungen von Limonen, Orangen u. Oelbäumen, Wein- u. Maisfeldern. Der südliche, breiteste Theil des Sees, welcher durch die ½ M. vorspringende u. nur durch eine schmale Landenge mit dem Festlande zusammenhängende Halbinsel Sermione in zwei breite Buchten geschieden wird, reicht schon in die nordital. Tiefebene hinein.

Nr. 3013. Der Gardasee.

Hügel bilden die malerische Uferlandschaft. Hier strömt der Mincio bei der Festung Peschiera aus, ein Nebenfluß des Po. An dem südwestlichen Gestade, der sog. Riviera, wird der Citronenbau am stärksten getrieben; am westlichen Ufer ist das Dorf Limone berühmt durch die nach ihm benannte Citronensorte. Der bedeutendste Ort am ganzen See ist Garda, ein Städtchen am Ostufer mit 3000 E., das in der Geschichte der Römerzüge der deutschen Kaiser eine Rolle gespielt u. dem See den Namen gegeben hat. Der G. hat große Naturschönheiten besonders im N., wo die wohlkultivirten Fluren des Mündungslandes der Sarca, die herrlich gelegenen Orte Riva u. Torbola mit ihren Oelbäumen, Cypressen u. Orangen, die von Festungswerken gekrönten, mit Wein bepflanzten Vorberge in großartiger Weise mit der wilden Natur der südlichen Kalkalpen kontrastiren u. über das schöne Bild südlichen Lebens der Adamello in der Ferne sein weißschimmerndes Haupt erhebt. Das Wasser des Sees ist dunkelblau u. durchsichtig; beim Schneeschmelzen wird es aber trübe u. steigt 1—2 m. Wie jeder Alpensee hat auch der G. seine regelmäßigen Winde. Stürme sind häufig u. vorzüglich in der Gebirgsspalte, welche der nördl. Theil des Sees ausfüllt, ebenso großartig als gefährlich. Die Schiffahrt ist bedeutend, bes. zwischen Riva und Desenzano, der Eisenbahnstation an der südwestl. Bucht des Sees; zwischen diesen beiden Orten besteht auch eine regelmäßige Dampfschiffverbindung. Die Einfuhr in die Alpen über den See besteht hauptsächlich in Getreide, nam. Weizen u. Mais; die Ausfuhr in Holz. Die größeren Segelschiffe brauchen bei günstigem Winde durch die ganze Länge des Sees nur 4 Stunden. Der G. ist reich an herrlichen Fischen, bes. werden seine Lachsforellen gerühmt. Hauptort für die Fischerei ist Torbole, ein tirolisches Dorf. Das Klima an den Ufern des G.'s ist prächtig; Schnee ist selten u. die vor den kalten Nordwinden geschützten Strecken zeigen die ganze Pracht u. Ueppigkeit der Mittelmeerflora. Der Oelbaum bringt selbst in der Gegend von Riva seine Früchte noch zum Reifen. Letzterer Ort, vorzüglich begünstigt durch gesunde Lage u. die Schönheit seiner Umgebung, ist wie das benachbarte, im Sarcathale gelegene Arco in der letzten Zeit ein beliebter Winteraufenthaltsort für Brustleidende geworden. — Der G. hat eine reiche Geschichte; auf der Halbinsel Sermione, welche zu der Römer Zeit Sirmio hieß, hatte der berühmte römische Dichter Catullus ein Landhaus, von dem noch eine Reihe Pfeiler sich erhalten haben. Bei Peschiera hatte Desiderius, der Longobardenkönig, eine Burg. Auf dem Schlosse von Garda wurde Adelheid, die Wittwe Lothars u. nachmalige Gemahlin Kaiser Otto's I., von Berengar gefangen gehalten. Vielfach wurde auf den Gewässern des Sees um den Besitz der angrenzenden Lande gekämpft; noch 1866 fand auf der Höhe von Riva ein Seegefecht zwischen ital. u. österr. Kanonenboten statt u. noch jetzt liegen solche in dem befestigten Hafen der Kaserne von Riva, um die Stadt zu vertheidigen, deren ital. Bewohner lebhafte Sympathien für das neue ital. Reich zur Schau tragen.

Garden, Gardes du Corps, allgemein gebräuchlicher Ausdruck für ausgewählte Truppen, speziell für die Leibwache der Fürsten. In der jetzigen Zeit bilden die G. besonders ausgewählte Truppentheile, welche entweder direkt rekrutirt werden od. sich aus bereits gedienten Truppen ergänzen. In ersterem Falle giebt die körperliche Qualifikation, in letzterem neben dieser die bewährte gute Führung den Maßstab zur Auswahl für die G. Als Beispiel von direkt rekrutirten Gardetruppen nennen wir das Königl. Preuß. Gardecorps, ein aus der ganzen Monarchie ergänztes Armeecorps aller Waffen. Aus gedienten Mannschaften waren die G. Napoleon's formirt. Beide Gardecorps haben sich jederzeit im Kriege wie im Frieden ausgezeichnet. Manche Armeen, wie die österreichische, besitzen zwar keine G. im eigentlichen Sinne, doch hat es von jeher Regimenter in der Armee gegeben, welche als solche angesehen wurden od. sich selbst als solche ansahen. Die großen Feldherren aller Zeiten hatten ihre Gardetruppen; die heilige Schar (ἱερὸς λόχος) der Thebaner zu Epaminondas' u. Pelopidas' Zeit ist als solche zu betrachten. Alexander der Große, dessen kriegerische Bildung auf die Lehren der vorgenannten Feldherren sich stützt, führte verschiedene Gardetruppen ein, insbesondere die Argyraspiden, ein Elite der Hopliten (Schwerbewaffneten) mit silberbeschlagenen Schilden. Die königlichen Leibwächter Alexander's (die σωματοφύλακες) waren mehr als eine Art Generalstab zu betrachten. Aus ihnen gingen die höheren Führer hervor. Cäsar hatte seine 10. Legion, welche, obwol das Heerwesen der römischen Republik keine G. kannte, doch eine bevorzugte Stellung einnahm. Kaiser Augustus errichtete eine Leibwache, die Prätorianer. Sie arteten bekanntlich aus u. beherrschten später die Kaiser, anstatt sie zu bewachen. Im Mittelalter begegnen wir den Gardetruppen hauptsächlich als den Pflanzschulen u. den Stämmen für die stehenden Heere. Dahin gehören die Janitscharen (Jenetschjeri, d. i. neue Krieger) des Sultan Murad 1362, die Strelitzen (Strielzi, d. i. Schützen) des Czaren Iwan Wassiljewitsch, die Ordonnanzcompagnien u. Gardetruppen in Frankreich unter Karl VII., die unter dem Namen schwarze Garde bekannte erste ungarische Infanterie, mit welcher Matthias Hunyad, genannt Corvinus, die Türken schlug u. Schrecken verbreitete, wohin er kam. Wallenstein besaß außer einer speziellen Leibwache keine G., wol aber bevorzugte Truppentheile, wie Pappenheim's Kürassiere. Leibwachen in engerem Sinne waren die aus Schweizern bestehenden G. der Bourbonen. Sie haben in der ersten Revolution redlich ihre Pflicht gethan u. sind, ihrem Eide treu, bei der Vertheidigung der Tuilerien gefallen. Zu den Leibwachen gehören ferner die k. k. Arcierenleibgarde in Wien, die Hatschierenleibgarde in München zc. —

Nr. 3014. Die Riesengarde Friedrich Wilhelm's I. von Preußen.

Garde du Corps heißt ein Kürassierregiment des kgl. Preuß. Gardecorps, dessen Mannschaften indessen ebenso zum Felddienst bestimmt sind u. keinen höheren Rang einnehmen als ihre Kameraden in der Armee, während die Mannschaften der vorgenannten österr. u. bayer. Leibgarden den Offiziersgrad haben u. nicht zum Felddienst bestimmt sind. Die russischen Gardetruppen stehen in ähnlichem Verhältniß, wie die preußischen. Die Engländer besitzen in ihren Horse-guards u. Life-guards prachtvolle Kürassierregimenter, welche auch zum Dienst im Felde bestimmt sind.

Gardelegen, Kreisstadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen (6266 E.), Geburtsort Tiedge's. In der gleichnamigen Heide siegte 1343 Markgraf Ludwig I. über Otto den Milden von Braunschweig.

Garderobe (franz.) ist zunächst ein Behälter für Kleider, gewöhnlich ein Schrank mit verschiedenen Fächern, dann auch ein Zimmer zum Ankleiden (wie es deren nam. für das Bühnenpersonal bei jedem Theater giebt) u. zum Aufbewahren der Kleidungsstücke, bes. derartige Räumlichkeiten, wo man Mäntel, Ueberröcke zc. ablegt u. Garderobedienern übergiebt. Auch der Aufbewahrungsort aller Theaterkostüme heißt G. Ferner versteht man darunter auch die Gesammtheit der beim An- und Auskleiden fürstlicher Personen behülflichen Diener. Aber auch die sämmtlichen Kleidungsstücke außer der Wäsche, besonders die Gesammtheit der zum Inventar einer Bühne gehörenden Kostüme, heißt G. Die G. ist in der Regel Eigenthum der Direktion od. der Hofbühne u. wird dann dem Schauspieler zu jeder Rolle geliefert; die Anschaffung, Erhaltung u. Vervollständigung der G. ist einer der schwierigsten u. kostspieligsten Zweige der Bühnenverwaltung. Geschickte Garderobiers u. Garderobièren (Aufseher u. Aufseherinnen der G.) müssen mancherlei Kenntnisse besitzen, sowol in Bezug auf Stoff, Form u. Farbenwirkung, als bezüglich der Geschichte, der Moden u. Trachten. An den großen Hofbühnen ist man jetzt mehr als früher bemüht, die G. dem Charakter u. der Mode des betreffenden Volkes u. Zeitalters streng anzupassen.

Gardine, ein Vorhang vor Fenstern, Thüren, Betten, Toiletten zc., von verschiedenfarbigem, meist leichtem baumwollenen Stoffe.

Gardiner, Stephen, engl. Priester u. Staatsmann, geb. 1483 zu St. Edmundsbury in der Grafschaft Suffolk, spielte unter Heinrich VIII. als Bischof von Winchester u. Mitglied des Staatsraths eine bedeutsame Rolle. Obwol er 1528 vom Könige als Vertrauensmann nach Rom gesandt worden war, um die Erlaubniß zur Scheidung Heinrich's von Katharina von Aragonien zu erwirken, stellte sich

doch hinterher heraus, daß er im geheimen Einvernehmen mit den Gegnern des Königs stand u. dessen kirchliche Reformationsbestrebungen zu durchkreuzen suchte. Er wurde daher aus dem Staatsrathe ausgestoßen, unter Eduard VI. sogar ins Gefängniß geworfen (1551). Unter der Königin Maria gelangte er wieder zu großem Einflusse, nahm als Großkanzler die Leitung der Staatsgeschäfte in die Hand u. eröffnete nun eine grausame Verfolgung der Protestanten. Er starb 12. Nov. 1555.

Gargano, ein Gebirge Süditaliens, welches sich halbinselförmig in das Adriatische Meer vorschiebt, von der lagunenreichen Küste mit schroffen Wänden emporsteigt u. seine höchsten Gipfel nahe an das Meer schiebt, während es sich nach W. zu plateauartig ausbreitet, auf seinem Rücken ausgedehnte Weiden trägt u. terrassenförmig zum Flußthal des Candelaro abfällt. Der Monte Jocovizzo od. Calvo erhebt sich bis zu 1560 m.

Garibaldi, Giuseppe, ital. General u. Freiheitsmann, geb. 4. Juli 1807 zu Nizza, schloß sich 1833 der von Mazzini entzündeten ital. Einheitsbewegung an u. mußte im folgenden Jahre, als Mitverschworener Mazzini's, aus Italien entfliehen. Er nahm zuerst in Frankreich Dienste u. begab sich dann nach Südamerika, wo er sich

Nr. 3015. Giuseppe Garibaldi (geb. 4. Juli 1807).

tapfer am Kampfe der Republik Rio Grande do Sul gegen Brasilien betheiligte. Die nationale Erhebung Italiens im J. 1848 rief ihn in die Heimat zurück. Da er in Oberitalien, von Sardinien nur schwach unterstützt, wenig ausrichten konnte, so trat er 1849 in den Dienst der röm. Republik u. hielt die Stadt mit glänzender Ausdauer gegen die Franzosen u. Neapolitaner, mußte sich aber 3. Juli vor der Uebermacht Oudinot's zurückziehen u. nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen, den Norden Italiens zu revolutioniren, nach Amerika einschiffen. Dort lebte er längere Zeit als Privatmann, um erst 1854 ins Vaterland zurückzukehren, wo er sich bis 1859 auf ein von ihm angekauftes Grundstück auf der Insel Caprera zurückzog. Beim Ausbruch des Ital. Krieges von der sardin. Regierung zum General ernannt, erfocht er mit dem von ihm gebildeten Corps der Alpenjäger die ersten Siege über die Oesterreicher u. fachte den Aufruhr in der Lombardei an. Nach dem Frieden von Villafranca sammelte er Freischaren in Mittelitalien, um von dort aus in den Kirchenstaat einzudringen, wurde jedoch von Sardinien in diesem Vorhaben gehindert. Dagegen handelte er 1860 bei seiner Expedition auf Sizilien im Einvernehmen mit der Regierung Victor Emanuel's, in deren Namen er, nachdem er Palermo (27. Mai) u. Reggio (21. Aug.) überwältigt, die Diktatur über beide Sizilien übernahm u. in Neapel einzog (7. Sept.). Nach der Proklamirung Victor Emanuels zum König von Italien kehrte G. 9. Nov. zu seinem stillen Besitzthum auf Caprera zurück. Erst im Sommer 1862 trat er wieder aktiv hervor; er sammelte von Palermo aus Freischaren mit der ausgesprochenen Absicht, auf Rom zu marschiren, rückte auch trotz der Hindernisse, die ihm von Turin aus in den Weg gelegt wurden, siegreich vorwärts, nahm Catania u. landete in Calabrien, wurde aber bei Aspromonte gefangen genommen u. verwundet u. kehrte nach seiner Freilassung nach Caprera zurück. Im J. 1866 stellte G. sich dem Könige von Italien wieder zur Verfügung u. übernahm den Oberbefehl über die Freischaren, welche die Oesterreicher in Tirol angriffen, aber bei Monte Suello am Gardasee geschlagen wurden (3. Juli) u. sich zurückziehen mußten. Im folgenden Jahre machte er einen neuen Versuch, Rom aus den Händen der Kurie zu befreien. Zwar ließ die ital. Regierung ihn, auf Anstiften Napoleon's III., schon nach den ersten Schritten, die er in dieser Angelegenheit that, festnehmen u. nach Caprera zurückbringen, doch wußte G. heimlich zu entkommen; er rückte an der Spitze seiner Freischärler, unter denen sich auch sein Sohn Menotti befand, in den Kirchenstaat ein u. trieb die Päpstlichen vor sich her, wurde aber von den herbeieilenden franz. Okkupationstruppen (unter Failly) 3. Nov. bei Mentana geschlagen. Bei dieser Gelegenheit war es, wo das neue franz. Chassepotgewehr zum ersten Male erprobt wurde. G. mußte sich mit dem schwachen Rest seiner Streitkräfte zurückziehen u. dem ital. General Ricotti ergeben, der ihn nach Caprera entließ. Im Deutsch-franz. Kriege bot G. nach dem Sturze des Kaiserreiches der jungen Republik seine Dienste an u. wurde zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Freischaren ernannt. Doch waren die kecken Handstreiche, die sowol er als seine tapferen Söhne Menotti u. Riciotti mehrmals gegen die deutschen Truppen ausführten, nicht geeignet, deren Siegeslauf zu hemmen. Nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes wurde er in die Nationalversammlung gewählt, fand aber in dieser keine sehr sympathische Aufnahme, trat alsbald wieder aus u. zog sich in sein Asyl zurück. G. hat seine nationaldemokratischen Gesinnungen u. seinen Haß gegen die Kurie auch schriftstellerisch bekundet in den Tendenzromanen „Clelia ovvéro il governo del Monaco" (Mailand 1870; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1870) u. „Cartoni il volontario" (Mailand 1870; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1870).

Garigliano (spr. Gariljano), Fluß in Süditalien, der Liris der Römer, entsteht aus zwei Quellflüssen: dem Liri, welcher westl. vom Fucinersee, auf dem Plateau von Arezzano im O. Roms entspringt, u. dem Sacco, der in den Albaner Bergen seine Quellen hat; fließt zuerst parallel mit der Küste in einem Längenthale der Apenninen nach SO., biegt dann in der Nähe von S. Germano nach S. um u. mundet in den Golf von Gaeta, östl. von dieser Stadt bei Traetto. Dort führt bei den Ruinen von Minturnä die älteste Kettenbrücke Italiens über den Fluß; bis dorthin, 1/2 M. von seiner Mündung, ist der Fluß schiffbar. An der Mündung dehnen sich große Sumpflandschaften aus, die Maremme de G., deren Schilf einst den Marius den Blicken seiner Feinde entzog.

Garizim, ein ca. 2500 Fuß hoher Berg im S. des alten Sichem in der Mitte Palästina's, gegenüber dem Berge Ebal, genoß hohes Ansehen als „Berg der Segnungen" (5 Mos. 11, 29 ff.) u. als Träger des Nationalheiligthums der Samaritaner nach dem jüdischen Exil. Der Tempel wurde zwar um 128 v. Chr. durch Johannes Hyrcanus zerstört, aber der G. ist trotzdem den Samaritanern bis auf diesen Tag heilig geblieben.

Garn bezeichnet die aus verschiedenen Faserstoffen u. Haaren durch Verspinnung erzeugten Fäden, sowie auch die daraus durch Weitervereinigung mittels Zwirnung gewonnenen. Das Material dazu bieten die Fasern verschiedener Pflanzen u. die Haare mehrerer Thiere. Man hat demnach Baumwollen-, Leinen-, Hanf-, Jute- u. Schafwollengarne, woran sich die aus Ziegen-, Kameel- u. Kuhhaaren, sowie die aus Wolle u. Baumwolle gemischten — sog. **Vicognegarne** — anschließen. Die Herstellung der Garne geschah früher lediglich durch Handspinnen mit Spille, später häufig durch das Hand- u. das Trittrad, gegenwärtig aber weit überwiegend, ja fast ausschließlich, durch Maschinenspinnerei. Das Handrad besitzt eine horizontal gelagerte u. durch Wirtel sich schnell bewegende Spindel, durch welche neben dem Ausziehen des Spinnmaterials durch Hand auch gleichzeitig dessen Drehung u. hiernach das Aufwinden des Fadens erfolgt. Bei dem von Johann Jürgens im Dorfe Watenbüttel bei Braunschweig 1530 erfundenen Trittrade ist die Spindel noch mit Spule u. Flügel versehen, die mit verschiedener Geschwindigkeit umlaufen, wodurch mit dem Ausziehen nicht nur die Drehung des Fadens regulirt, sondern auch dessen gleichzeitiges Aufwinden verrichtet werden kann. Das Handspinnen mit Spille bedingt drei auf einander folgende Manipulationen:

das Ausziehen des Spinnmaterials, das Drehen u. das Aufwickeln des Fadens. Es lassen sich daher diese Vorrichtungen als die Grundlagen der so wichtigen Erfindungen für die beiden jetzigen Spinnereisysteme, der Mulespinnerei von James Hargreave (1767) u. der Waterspinnerei von Richard Arkwright (1768), betrachten. Die weniger stark gedrehten Mulegarne dienen vorzugsweise für den Einschuß, die Watergarne für die Kette von Geweben. Sieht man bei dem mechanischen Spinnereiprozesse von den Abweichungen der Operationen bei den verschiedenen Faserstoffen ab, so bestehen sie im Allgemeinen: 1. in der Reinigung u. Auflockerung des Spinnmaterials (durch Whipper, Schlagmaschine, Wolf); 2. in der Parallellegung der Fasern (durch Krempeln od. Hechel-, Anlege- od. Zugmaschinen); 3. in dem Strecken od. Ausziehen u. Dubliren der vorher gebildeten Bänder (durch Streckmaschinen); 4. in dem Vorspinnen (theils schon durch Krempeln od. Mulemaschinen u. Fleyer); 5. in dem Feinspinnen (durch Mule- od. Watermaschinen), woran sich das Haspeln, Sortiren u. Verpacken anschließt. Nächst dem Material u. der Drehung sind die Garne wesentlich durch ihre Feinheit verschieden. Letztere wird durch die Numerirung derart festgestellt, daß von der auf eine Gewichtseinheit fallenden Fadenlänge die Feinheitsnummer abgeleitet ist, indem sich letztere umgekehrt wie das Gewicht verhält. Man bezeichnet daher die Feinheit des Garnes nach der Anzahl der Strähne od. Stränge (Einheit der Fadenlänge), welche auf ein Pfund gehen, u. indem diese Anzahl die Feinheitsnummer ausdrückt. Das englische System ist hierfür am allgemeinsten angenommen. Der Umfang des engl. Haspels hat 1½ Yard oder 54 engl. Zoll; 80 Fadenlagen um den Haspel sind ein Gebind u. 7 Gebind (hank) ein Strähn od. Schneller. Demnach hat der Strähn 2520 engl. Fuß od. 840 Yards od. 760,7 m. Ein Pfund von Nr. 10 hat demnach eine Länge von 8400 u. ein Pfund von Nr. 60 eine Länge von 50,400 Yards. Der französische Haspel hat 1³/₇ m. Umfang; 70 Fadenumwindungen sind ein Gebind von 100 m. Länge; 10 Gebind sind ein Strähn von 1000 m. Länge. Auch bei andern Gespinnsten wird die Feinheitsnummer aus der auf ein Pfund gehenden Fadenlänge (Anzahl der Strähne od. Gebinde) bestimmt; doch ist dafür das Haspelmaß im Allgemeinen, wie auch in verschiedenen Ländern u. Fabriken verschieden. Bei Leinengarnen giebt in England die Anzahl der Gebinde à 300 Yards, welche auf ein Pfund gehen, die Feinheitsnummer an, u. es richten sich die deutschen Flachsspinnereien nach der engl. Haspelung. Die Feinheit der Streichgarne wird in gleichem Sinne bestimmt, doch ist das Haspelmaß sehr abweichend. In preußischen Tuchfabriken hat ein Strähn 20 Gebind à 44 Fäden von 2½ Ellen Länge, demnach 2200 preuß. Ellen Gesammtlänge. Ein Pfund Garn hat demnach jedesmal eine Länge von so viel mal 2200 Ellen, als es Strähne od. Stücke enthält, z. B. ein Pfund achtstückiges Garn 17,600 Ellen Länge. In Oesterreich hat der Strähn 7 Gebind à 50 Fäden von 2¼ Wiener Ellen, demnach 787½ Wiener Ellen. In Sachsen wird häufig auch ein Haspel von 3 Leipziger Ellen benutzt. 80 Fäden sind ein Gebind, wovon 5 auf einen Strähn gehen, der somit 1200 Leipziger Ellen enthält. Für Kammgarne stimmt das deutsche Numerirungssystem mit dem engl. für Baumwolle überein, und man haspelt Strähne von 7 Gebind à 80 Fäden u. 1½ Yard Umfang, somit 840 Yards od. 2520 engl. Fuß Länge. In England dagegen hat der kurze Haspel nur ein Yard Umfang (der mittlere 1½, der lange 2 Yards) u. ein Strähn daher 560 Yards Länge. Hiernach muß eine deutsche Kammgarnnummer mit 1½ multiplizirt werden, um der eine gleiche Feinheit bezeichnenden engl. zu entsprechen. In Frankreich hat der Strähn meist 660 Aunes od. 785 m. = 858 Yards, u. die auf ein Kilogramm gehende Zahl der Strähne giebt die Feinheitsnummer. Man hat daher die französischen Nummern mit 1,16 u. resp. mit 1,44 zu dividiren, um sie in deutsche od. engl. zu verwandeln. Zur Bestimmung der Feinheitsnummer bedient man sich der Wägung mehrerer od. nur eines Strähnes auf einer genauen Wage u. leitet aus dem gefundenen Gewichte nach bereits berechneten Tabellen (Garntafeln) die Feinheitsnummer ab. Oder man hat bereits jeder Garnnummer entsprechende Gewichte, od. man benutzt eine eigene Garn- od. Garnsortirwage, die entweder eine Schnell- od. Zeigerwage sein kann, wobei das am Balken eingestellte Laufgewicht od. der Zeiger die Nummer anzeigt. In Bezug auf die Verwendung der theils einfachen, theils gezwirnten Garne werden solche als Weber- u. Strumpfgarne, als Näh-, Strick-, Stick- u. Spitzengarne ꝛc. bezeichnet.

Garnat, Garneele, im Volke auch „Granat“, „Rat“ od. „Knat“ (Crangon vulgaris), zarte, kaum 12 cm. große, blaßblaugrüne, grau punktirte, durchscheinende Krebschen der Nordsee, die auf dem Rücken schwimmen, massenweise eine Beute der Fische u. Seevögel werden, ihres Wohlgeschmackes wegen aber in zahllosen Mengen in Netzen u. Körben gefangen, in Salzwasser abgekocht u., bes. die Dangaster u. Vareler, nach Oldenburg, Bremen u. Hannover versandt, außerdem aber auch bei Varel in einer Guanofabrik verwerthet werden, auch als Fischköder dienen.

Garnerin (spr. Garn'räng), berühmte franz. Luftschifferfamilie. Jean Baptiste Olivier G. (geb. 1766, gest. 1849), während der Revolution Verwaltungsbeamter, insbes. Kommissar bei der Rhein- u. Moselarmee, u. sein Bruder André Jacques G. (geb. zu Paris 31. Jan. 1769, gest. daselbst 18. Aug. 1823), der in ähnlicher Eigenschaft bei der Nordarmee thätig gewesen, vereinigten sich, um das Problem der Luftschiffahrt zu lösen. Das erste Unternehmen beider Brüder (16. Juni 1797) mißglückte, dagegen gelang es dem jüngeren, den Fallschirm derart zu vervollkommnen, daß er sich schon im Okt. dess. J. aus einer Höhe von 1200 Fuß herablassen konnte. Auch die Tochter des älteren Bruders, mit dem übrigens der jüngere wegen der Priorität der Erfindung eines verbesserten Fallschirmes in Streit gerieth, Elisa G., geb. 1791, hat sich als glückliche Aëronautin bekannt gemacht.

Garnhaspel, s. „Garn“.

Garnier-Pagès (spr. Garnjeh-Paschch), Etienne Joseph Louis, franz. Politiker, geb. 27. Dez. 1801 zu Marseille, studirte die Rechte, ließ sich als Advokat in Paris nieder u. nahm 1830 an der Julirevolution Theil. In der Kammer, in die er im folgenden Jahre gewählt wurde, gehörte er zu den charaktervollsten u. beredtesten Wortführern der republikan. Opposition. Er bekämpfte die Regierung u. die Kammermehrheit nam. wegen der wiederholten Verletzungen des Vereinsrechts u. arbeitete unausgesetzt auf eine Erweiterung des polit. Stimmrechts hin. Er starb 23. Juni 1841. — Louis Antoine G., Stiefbruder des Vorigen, geb. 16. Juli 1803 zu Marseille, betheiligte sich gleichfalls an der Julirevolution u. gehörte in der Kammer, wie sein Bruder, zur republikan. Opposition. Nach dem Sturze des Bürgerkönigthums, den er als Mitförderer der Reformbankette herbeiführen half, wurde er zum Maire von Paris u. zum Mitglied der Provisorischen Regierung ernannt. Er fungirte einige Zeit als Finanzminister, trat aber dann in die Kammer zurück. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1852 hielt er sich länger als ein Jahrzehnt vom öffentlichen Leben fern. Im J. 1864 in den Gesetzgebenden Körper gewählt, schloß er sich hier der republikan. Linken an. In der verhängnißvollen Sitzung vom 15. Juli 1870 war er einer der wenigen Deputirten, die gegen den Krieg mit Deutschland stimmten. Nach der Katastrophe von Sedan wurde er 5. Sept. 1870 in die Provisorische Regierung aufgenommen, hatte jedoch als Minister ohne Portefeuille keine Gelegenheit zu hervortretender Thätigkeit. Unter seinen histor. Arbeiten ist bes. die „Histoire de la Révolution de 1848“ (8 Bde., Paris 1860—62, mit einem Nachtrage, Paris 1869) bemerkenswerth.

Garnison nennt man die in einer offenen Stadt liegenden Truppen in ihrer Gesammtheit. Die G. einer Festung heißt Besatzung. Man braucht den Ausdruck G. fast ausschließlich im Friedensverhältniß. Im Kriege bezeichnet man die Truppen, welche längere Zeit an einem Orte liegen, mit dem Ausdrucke Okkupationstruppen. Unter G. versteht man häufig auch den Garnisonsort selbst.

Garnitur (vom franz. garnir, ausrüsten, besetzen), was zur vollständigen Ausstattung eines Gebrauchsgegenstandes gehört, der Besatz eines Kleidungsstückes; der Beschlag an Feuergewehren, sowie an Zäumen, Sattelzeug u. Pferdegeschirren; die Gesammtheit der einzelnen Theile eines Schmuckes, eines Speise-, Waschapparates u. dgl. Garniren, besetzen, einfassen, mit dem erforderlichen Zubehör ausrüsten; chambre garnie, ein vollständig möblirtes Zimmer.

Garnmaß, Garnnummer, Garnspinnerei, s. „Garn“.

Garōfālo, Benvenuto, eigentlich Benvenuto Tisio, ital. Maler, geb. 1481, zu Garofalo bei Ferrara, bildete sich zuerst in Ferrara, später in Rom, an den Mustern Rafael's u. Michel Angelo's. Seit 1531 theilweise, seit 1550 völlig erblindet, starb er 1559. Die Arbeiten G.'s, deren Mehrzahl sich in der Gemäldegalerie zu Ferrara befindet, sind von sehr verschiedenem Werthe; neben anmuthigen, durch feine Charakteristik ausgezeichneten Werken im Geiste der Schule Rafael's brachte er auch manche ungenießbare, manieristische Arbeiten hervor. Zu seinen besten Werken, die sich außerhalb Ferrara's befinden, gehören eine Grablegung Christi in der Galerie Borghese zu Rom u. eine Madonna im Palast Doria zu Rom.

Garonne, der größte Fluß des südwestl. Frankreichs, entspringt auf spanischem Gebiete, im Aranthale der Centralpyrenäen zwischen dem Montvallier u. Maladetto 2833 m. über dem Meere, durchbricht bei St. Béat die Kette der Pyrenäen u. wendet sich dann bald nach NO. Bei Toulouse verändert sie diese Richtung in eine nordwestliche, die sie bis zu

ihrer Mündung in den Meerbusen von Biscaya beibehält. Unterhalb Bordeaux, 10½ M. vom Meere, erweitert sich dieser Strom seeartig u. bildet ein großes, an Inseln reiches Aestuar, welches eine Breite von ½—2 M. hat u. den Namen Gironde führt. Die Länge des Laufes beträgt 80 M., das Stromgebiet umfaßt 1500 □M., die Schiffbarkeit beginnt bei Cazères. Große Seeschiffe können bis Bordeaux aufwärts fahren, wo die G. ein großes, fast 1000 m. breites Becken bildet, das Raum für mehrere hundert Schiffe bietet. Wasserreiche Nebenflüsse strömen der G. auf beiden Seiten zu: rechts der Salat, der Lers von den Pyrenäen, der Tarn vom Lozèregebirge, welcher den Agout u. Aveyron aufnimmt, unterhalb Moissac mündet u. 18 M. schiffbar ist; der 22 M. schiffbare Lot von den Cevennen, u. die Dordogne, welche an dem Mont d'Or entspringt, unterhalb Bordeaux einströmt u. von Souillac an auf 35 M. ihres Laufes schiffbar ist. Die Nebenflüsse zur Linken sind kürzer u. weniger wasserreich; der größte ist die Gers. Von den Kanälen, welche von den Gewässern der G. gespeist werden, ist der längste u. wichtigste der Kanal du Midi, welcher von Toulouse nach Cette führt, die tiefe Einsenkung zwischen den Pyrenäen u. Cevennen durchschneidet u. einen Wasserweg zwischen der oberen G. u. dem Mittelmeer bildet. Da der mittlere Lauf der G. vielfach durch Untiefen u. Sandbänke unterbrochen wird, so ist mit dem Flußbett parallel ein anderer Kanal angelegt worden, der auch bei Toulouse beginnt u. stromabwärts bis unterhalb La Réole führt. Die G. durchfließt die Departements Haute-G., Tarn G., Lot G. u. Gironde.
Das Departement **Haute-G.** od. Ober-G. reicht im S. bis an die span. Grenze, umfaßt das Gebiet des oberen Stromlaufes u. wird umschlossen von den Dep. Ariège, Aude, Tarn, Tarn G., Gers u. Hautes-Pyrénées. Sein Flächenraum beträgt 114,23 □M.; auf denselben wohnen 479,362 Menschen (1872). Die Alpennatur der Pyrenäen entwickelt sich gerade in diesem Departement in ihrer höchsten Großartigkeit; die Berge steigen über 3000 m. empor, so besonders der im S. von Bagnères de Luchon liegende Col de Portillon (3216 m.) u. der Pic du Port d'Oo (3102 m.); Gletscher, Gebirgsseen, Wasserfälle u. gewaltige Felsabstürze vereinigen sich, um über den südl. Theil des Departements eine große Fülle von Naturreizen auszubreiten. Die Niederungen sind reich an gutem Getreide; dagegen ist der Wein nur mittelmäßig. Unbedeutend ist der Bergbau, der sich eigentlich nur auf Eisenerze verlohnt. An mehreren Stellen wird Marmor, Granit u. Schiefer gebrochen. Viel umfangreicher ist die Industrie in Gespinnsten, Webwaaren, Leder, Fayence, Uhren, Schmelztiegeln u. Metallwaaren. Mehrere Heilquellen des Departements gehören zu den besuchtesten Badeorten Frankreichs. Das Dep. Haute-G. bildet einen Theil des ehemaligen Aquitaniens und kam schon 1271 an Frankreich. Die Bewohner gehören dem südfranz. Sprachstamm an; mit Ausnahme von etwa 3500 Protestanten sind alle katholisch. **Toulouse**, die Hauptstadt des Departements, Sitz eines Erzbischofs u. eines protestantischen Konsistoriums mit bedeutender Industrie, hat 124,852 E. (1872); der besuchteste Pyrenäenbadeort ist **Bagnères de Luchon**.

Garotta, ein früher in Spanien gebräuchliches, an einem Pfahle befindliches Halseisen, mittels dessen die Verbrecher erwürgt wurden, jedoch nur die zum Adel gehörigen, zu dessen Vorrecht diese Todesart gehörte. Diese selbst führte gleichfalls den Namen G.

Garret, João Baptista de Almeida-, bedeutender portug. Dichter u. Staatsmann, geb. zu Oporto 4. Febr. 1799, betheiligte sich 1820 an der demokrat. Bewegung in Lissabon u. übernahm dann die Leitung des öffentl. Unterrichtes. Infolge der Restauration 1823 verbannt, ging er zuerst nach England und lebte seit 1824 zu Havre. Von dort kehrte er 1826 in sein Vaterland zurück, um hier publizistisch thätig zu sein, bis er 1828 verhaftet wurde. Er entfloh indeß wieder nach England, schloß sich später der Expedition Dom Pedro's an u. wurde nach dessen Landung Minister des Innern in Portugal. Von 1834—36 Gesandter in Brüssel, erlangte er nachher als Mitglied der Cortes durch seine Beredsamkeit großen Einfluß; er starb zu Lissabon im Jan. 1854. Von seinen Tragödien gehört „Catão" (1821) zu den besten der portug. Literatur; er gab dem portug. Theater zuerst wieder eine volksthümliche Richtung. Ebenso befreite er durch seine romantischen Epen „Magriço" (1824), „Camões" (1825), „Dona Branca" (1826), „Adozinda" (1829) u. „Lyrica de João Minimo" (1829) die Poesie seines Vaterlandes aus den Fesseln des Klassizismus u. der ausländischen Muster. Sehr verdienstlich ist die von ihm veranstaltete Sammlung portug. Volksromanzen („Romanceiro", 3 Bde. Lissab. 1851). Seine zahlreichen Werke erschienen gesammelt in 16 Bdn. zu Lissabon (1854—56).

Garrick (spr. Gärrick), David, berühmter Schauspieler, geb. 20. Febr. 1716 zu Hereford in England, war der Sohn eines engl. Kapitäns, unter dessen Leitung er eine gute Erziehung erhielt u. auf dessen Wunsch er sich nach London begab, um die Rechte zu studiren. Aber weder diesem Studium noch der kaufmännischen Laufbahn, in die er später einlenkte, blieb er treu. Er widmete sich vielmehr seit 1740 ausschließlich dem schauspielerischen Berufe, für den er schon als Knabe seltene Neigung u. Begabung gezeigt hatte. Nachdem er seine Lehr- u. Wanderzeit bei einer umherziehenden Truppe durchgemacht, trat er seit 1741 in einem Londoner Privattheater auf u. erhielt hierdurch Gelegenheit, sein eigenartiges Talent an dem Urtheil eines kundigen Publikums zu entfalten. Seit 1745 gehörte er dem Drury-Lane-Theater an, dessen Leitung er 1747 selbst in die Hand nahm. In dieser Stellung behauptete er sich bis 1776, sowol als Direktor wie als Schauspieler mit glänzendem Erfolge, u. mit Recht hat man die drei Jahrzehnte seiner Wirksamkeit an dieser Bühne die Glanzperiode des engl. Theaters genannt. Sein beispielloses Nachahmungs- u. Verwandlungstalent wurde durch eine markige u. bewegliche Stimme, lebhaftes Mienenspiel u. Natürlichkeit des Vortrags unterstützt. Die Töne tiefgreifender Leidenschaften standen ihm eben so sehr zur Verfügung, wie die des flüchtig spielenden Humors u. der einschneidenden Satire. Doch wirkten seine komischen Gestalten meist noch packender als seine

Nr. 3016. David Garrick (geb. 20. Febr. 1716, gest. 20. Jan. 1779).

tragischen. Als Theaterdirektor wirkte er läuternd durch seine Bekämpfung u. konsequente Fernhaltung der Flachheiten u. Unfläthigkeiten, in denen sich damals die engl. Komödie gefiel, u. durch den Eifer, mit welchem er Shakespeare wieder zu Ehren brachte. Er selbst hat 27 Lustspiele verfaßt, von denen sich „The lying valet", „Miss in her teens", „The clandestine marriage" noch auf dem engl. Theater erhalten haben (eine Sammlung seiner Lustspiele in 3 Bänden erschien zu London 1798). G. starb 20. Jan. 1779 auf seinem Landhause bei London. — Vgl. „The correspondance of David G." (2 Bde., Lond. 1831—32) u. Davies, „Memoirs of David G." (2 Bde., Lond. 1780, deutsch Lpz. 1782).

Gartenkunst, Gärtnerei. Garten nennt man jedes eingefriedigte Stück Land, welches ausschließlich mit der Hand, mittels Spaten, Harke u. Hacke bearbeitet wird. Je nach dem Zweck theilt man die Gärten in Gemüse-, Zier-, Blumen- u. Obstgärten, auch von Weingärten spricht man. Der Gartenbau kann betrieben werden zum eigenen Nutzen, wie meist bei der Landwirthschaft u. in Städten von den Hausbesitzern; aus Liebhaberei, besonders in Zier- u. Blumengärten, u. als Erwerbszweig. Letzterer Betrieb pflegt Handelsgärtnerei genannt zu werden; man unterscheidet ihn wieder als Kunst- u. Gemüsegärtnerei. Die Handelsgärtner, welche meist Kunstgärtner sind, beschäftigen sich mit der Zucht, Vermehrung u. Veredlung schöner u. seltener Zierpflanzen u. Blumen entweder im freien Lande, od. in während des Winters geheizten Häusern (sog. Warm- od. Kalthäusern). Außerdem betreibt die Mehrzahl den Samenbau der gewöhnlichen Haus- und Gartengemüse, sowie von

Blumen u. auch von manchen Feldgewächsen. In größerem Maßstabe ausgeführt findet der Samenbau auch häufig auf Feldern, welche einer gartenmäßigen Kultur unterworfen werden, statt. In dieser Beziehung sind die Gegenden um Quedlinburg u. Erfurt als Pflanzstätten ersten Ranges zu nennen. Die erstgenannte Stadt hat für den Gartenbau z. B. eine Fläche von 190 Hect. in Kultur, welche von 37 Handelsgärtnereien ausgenutzt wird, u. wovon auf die Kultur von Blumensamen allein 56 Hect. kommen, während die Gewächshäuser, Mistbeete 2c. gegen 25,000 □m. bedecken. — Der Gemüsebau wird in größerem Umfange, bes. als Feldgemüsebau, meist nur in der Nähe größerer Städte betrieben, od. wo ein schneller Absatz der Erträgnisse durch Eisenbahnen nach solchen möglich ist. Neben dem Gemüsebau in freiem Lande bedient sich auch der Gemüsegärtner der Mistbeete (s. d.), theils zur Anzucht der Pflanzen, um sie später in das freie Land zu verpflanzen, theils zur Zucht des frühen Gemüses, z. B. Kartoffeln, Salat, Melonen 2c. Während der Gemüsegärtner nur eine rein praktische Bildung zu besitzen pflegt, haben die größeren Handelsgärtner, sowie die Vorsteher der fürstlichen u. größeren Privatgärten, eine an Universitäten od. besonderen Lehranstalten zu erlangende wissenschaftliche Bildung nöthig. — Außer den genannten Zweigen des Gartenbaues bildet für den Kunstgärtner die Landschaftsgärtnerei ein besonderes Feld der Thätigkeit. Ein gewisses künstlerisches Talent u. ein ausgebildeter Geschmack sind hier erforderlich, um Ersprießliches zu leisten. Die Anlagen der Landschaftsgärtnerei werden bei größerem Umfange Parks genannt u. bestehen im Wesentlichen in einer künstlerischen Nachahmung der Natur. Größere u. kleinere Waldpartien, von geraden u. gekrümmten Wegen durchschnitten, abwechselnd mit einer zwanglosen Anordnung wohlgepflegter Rasenflächen, einzelnen schönen Baumgruppen verschiedener Holzarten, Teiche u. Wasserläufe, bilden im Allgemeinen die wesentlichen Bestandtheile eines größeren Parkes. In der Umgebung des Wohnhauses od. Schlosses pflegen Gruppen schön blühender od. immergrüner Gesträuche mit Blumenbeeten, Fontainen u. ähnlichen Wasserkünsten sowie aufgestellte Statuen dazu zu dienen, um dem Ganzen einen heiteren u. schönen Anblick zu verleihen. Der hiermit charakterisirte Geschmack heißt der englische, weil er in dem rasenüppigen Insellande hauptsächlich seine Ausbildung erhielt. Im Gegensatz zu ihm steht der jetzt mit Recht verpönte steife Zopfgeschmack der französischen Schule aus der Zeit Ludwig's XIV., welcher sich in der Darstellung sich kreuzender, schnurgerader Alleen, gebildet von haushohen, sorgsam beschnittenen Hecken, äußert. Parks der ersteren Art finden sich in fast allen Hauptstädten Europas, sowie besonders zahlreich auf den großen Landsitzen der engl. Aristokratie. In Deutschland sind durch Größe u. Schönheit der Anlagen die königl. Parks von Potsdam berühmt, welche allerdings in der Anlage durch die Natur besonders begünstigt wurden, ferner die Parks von Kassel, Wiesbaden u. vor Allem von Muskau. Letzterer ist die Schöpfung des Fürsten Pückler-Muskau, eines der genialsten Künstler auf diesem Gebiet, der die bedeutendsten Anlagen dieser Art in Deutschland durch seine Rathschläge unterstützt hat. Nächst ihm hat sich Lenné in Berlin großen Ruhm als Landschaftsgärtner erworben. — Was den Boden u. die Lage der Gärten anbelangt, so richtet sich Beides nach der Lage des Wohnhauses; bei der erforderlichen steten Aufmerksamkeit ist entfernte Lage vom Hause nicht statthaft. Hat man jedoch bei der Anlage die Wahl, so ist die passendste Lage eine gegen rauhe Winde, also besonders gegen Nordwinde, geschützte u. nach S. od. O. offene. Vom Boden wähle man einen nicht zu schweren, sondern einen milden, tiefgründigen, warmen Lehmboden, der erforderlichen Falles durch Drainage zu entwässern ist. Meist ebenso gut ist humoser Sandboden, bes. wenn es nicht an Gelegenheit zum Düngerankauf fehlt. Auf in der Nähe befindliches Wasser, am besten solches aus Teichen u. fließenden Gewässern, ist bes. Gewicht zu legen. Der Gartenbau erfordert, wenn er einträglich sein soll, viel Dünger, sowol zur Herstellung der Mistbeete als zur Düngung des Landes selbst; es ist solcher daher entweder durch Haltung einer gewissen Anzahl von Vieh zu produziren, od. es muß Gelegenheit zum Düngerankauf vorhanden sein, was indessen meist nur in größeren Städten od. in solchen, welche Kavalleriegarnison haben, der Fall ist. Bei Obstgärten od., wenn sie in größerem Umfange angelegt sind, Obstplantagen findet eine Kultur des Bodens nicht weiter statt, als daß rings um die Stämme der Bäume ein zeitweises Umgraben und Düngen vorgenommen wird. Die Gemüsegärten pflegen oft zugleich auch Obstgärten zu sein. Dies ist jedoch nur dann statthaft, wenn die Entfernung der Bäume eine so große ist, daß sie das Land nicht zu stark beschatten. — **Blumengarten** ist in der Regel mehr od. weniger jeder größere Garten, da den freundlichen Kindern der Flora in der Umgebung jedes Hauses gern ein Quartier eingeräumt wird. Ausschließlich der Blumenkultur dienen die kleinen Vorgärten vor den eleganteren Häusern der größeren Städte; solche sollten in ihrer Anlage geschmackvoll mit dem Aeußeren des Hauses u. dessen Einrichtung harmoniren, u. da sie zugleich zur Verschönerung der Straße beitragen sollen, so ist auch auf ihre Einfriedigung entsprechende Rücksicht zu verwenden.

Gartenlaube, die beliebteste u. verbreitetste unter den illustrirten Zeitschriften in Deutschland (erscheint allwöchentlich in Leipzig, im Verlage von Ernst Keil). Dies Blatt, das 1853 gegründet u. zuerst von Ferdinand Stolle (dem bekannten Redakteur des Witzblattes „Der Dorfbarbier") geleitet wurde, zeichnet sich durch freimüthige u. nationale Haltung u. durch geschickte Abwechslung in der Gruppirung des belehrenden u. unterhaltenden Stoffes aus. Eines seiner wesentlichsten Verdienste ist die regelmäßig fortgesetzte Popularisirung der neuesten Fortschritte auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. Zu seinen eifrigsten Mitförderern nach dieser Richtung hin gehörten bes. Bock, Roßmäßler, Brehm 2c.

Gärtner, Friedrich von, der unter König Ludwig I. von Bayern am meisten beschäftigte Architekt, der, die Formen des Alterthums modifizirend, seine Werke meistens im Anschluß an den italienisch-romanischen Stil ausführte. Geb. 1792 zu Koblenz, als Sohn des Architekten Johann Andreas G., bildete er sich in dessen Berufe auf der Akademie in München aus, bereiste dann von 1812—18 Frankreich u. die bedeutendsten Städte Italiens u. Siziliens. Die Frucht der dort gemachten Studien war das Werk: „Ansichten der meist erhaltenen Monumente Siziliens". Als er sich 1820 in England befand, wurde er als Professor an die Akademie in München berufen, wo er, da ihm auch die Leitung der königl. Porzellanfabrik u. der Anstalt für Glasmalerei übertragen wurde, eine sehr vielseitige Thätigkeit begann. Sein erster größerer Bau war die 1829 begonnene, 1843 vollendete Ludwigskirche, in welcher er bereits als die ihm eigenthümliche Richtung den mittelalterlich-italien. Stil kund gab, dem er gewöhnlich einen sehr malerischen Effekt, wenn auch nicht immer ein klares organisches Leben, zu verleihen wußte. Das großartigste seiner zunächst folgenden Gebäude in München ist unstreitig die Bibliothek (von 1832 bis 1842), die in ihrer Façade u. insbes. in ihrem Treppenhause ein wahres Meisterwerk ist. An diesen Bau schloß sich in den folgenden Jahren eine Reihe von Prachtgebäuden der Ludwigsstraße an, die vor der Anlage der Maximiliansstraße den architektonischen Glanzpunkt Münchens bildeten. Dahin gehören das Blindeninstitut, das Universitätsgebäude u., als die beiden äußersten Enden der Straße, die der Loggia dei Lanzi in Florenz nachgeahmte Feldherrnhalle u. das nach G.'s Tode von Ed. Metzger vollendete Siegesthor im Stil der röm. Triumphbogen. Anderer Art ist der mit deutschen, englischen u. venetianischen Motiven vermischte Wittelsbacher Palast. Auch außerhalb Münchens übernahm G. die Leitung od. Ausführung einer großen Anzahl von Prachtbauten, unter denen wir nur als die bekanntesten die später von Denzinger (s. d.) fortgesetzte Restauration des Doms zu Regensburg, das Pompejanische Haus bei Aschaffenburg, die nach G.'s Tode von Klenze beendigte Befreiungshalle bei Kelheim, die Restauration des Doms in Speier u. den Palast des Königs Otto in Athen nennen. Als Cornelius 1840 von München schied, wurde G., der sich stets der besonderen Gunst des Königs Ludwig erfreute, Direktor der Akademie u. erwarb sich auch als solcher große Verdienste. Er starb 21. April 1847 mit Hinterlassung einer großen Menge architektonischer Entwürfe.

Gärtner, Karl Christian, deutscher Schriftsteller, geb. 24. Nov. 1712 zu Freiberg, studirte in Leipzig Literatur u. schöne Wissenschaften u. schloß sich Anfangs an Gottsched an, machte sich aber später von diesem unabhängig u. schlug im Verein mit seinen Freunden Cramer, Schlegel u. Rabener eine selbständige Richtung ein. Aus diesem Kreise, dem sich noch Zachariä, Gellert, Klopstock u. A. zugesellten, gingen die unter dem Namen der „Bremischen Beiträge" bekannten „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes u. Witzes" hervor (Brem. 1745 bis 1748), die unter G.'s umsichtiger Leitung ein anregender Sammelpunkt für die jüngeren literarischen Kräfte waren. Seit 1747 Professor der Beredsamkeit am Collegium Carolinum in Braunschweig, starb G. daselbst 15. Febr. 1791.

Gärtnerei, s. „Garten".

Garve, Christian, deutscher Popularphilosoph, geb. 7. Jan. 1742 zu Breslau, studirte erst in Frankfurt a. d. O., dann in Halle Philosophie u. Mathematik u. nahm nach Vollendung seiner Studienjahre seinen Aufenthalt in Leipzig, wo er mit Gellert u. Weiße Freundschaft schloß. Nach dem Tode des Ersteren 1769 erhielt G. dessen philosophische Professur an der Leipziger Hochschule, mußte diese

aber wegen Kränklichkeit 1772 wieder aufgeben. Seitdem lebte er zurückgezogen in seiner Vaterstadt, von wo aus er einen lebhaften Briefwechsel mit seinen philosophischen u. literarischen Freunden unterhielt u. theils durch selbständige Schriften, theils durch verdienstliche Bearbeitungen bedeutender fremdsprachlicher Werke fördernd in die deutsche Kulturentwicklung eingriff. Unter diesen Bearbeitungen verdient außer denen von Ferguson's „Moralphilosophie", von Smith's „Untersuchungen über die Natur u. Ursache des Nationalreichthums" (4 Bde., Bresl. 1794—96) u. von Aristoteles' „Ethik" u. „Politik" (nach seinem Tode erschienen in je 2 Bdn., Bresl. 1799—1802) nam. die Uebersetzung von Cicero's Buch „Ueber die Pflichten" Erwähnung, die G. auf Anregung Friedrich's d. Gr. anfertigte u. mit einer großen Anzahl anregender Bemerkungen ausstattete (4 Bde., Lpz. 1783; wiederholt aufgelegt). Seine eigenen Schriften haben die spekulative Philosophie nicht gefördert; G. war aber überhaupt nicht bemüht, diese anzubauen. Ihm war es nur um die praktische Philosophie, die Lebensweisheit, zu thun, u. er verstand es, die Ergebnisse seines Nachdenkens u. Beobachtens, anknüpfend an wichtige Fragen aus dem wissenschaftlichen od. geselligen Leben, mit einer Klarheit u. Anschaulichkeit darzustellen, in der es ihm höchstens Moses Mendelssohn zuvorthat. Wir nennen von seinen Schriften folgende: „Ueber die Verbindung der Moral mit der Politik" (Bresl. 1788), „Ueber Gesellschaft u. Einsamkeit" (2 Bde., Bresl. 1797—1800), „Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, Literatur u. dem gesellschaftlichen Leben" (5 Bde., Bresl. 1792—1802). G., der sich unter seinen Zeitgenossen auch als Mensch allgemeiner Achtung erfreute, starb 1. Dez. 1798 zu Breslau. Seine Briefe an Weiße u. Zollikofer erschienen zu Breslau (2 Bde., 1803 u. 1804).

Gärung, s. „Gährung".

Gas ist die zuerst durch van Helmont (s. d.) in die Wissenschaft eingeführte Bezeichnung für alle luftartigen Körper. Früher kannte man eigentlich von diesen nur die atmosphärische Luft, während jetzt die Zahl der Gasarten, womit die Chemie uns bekannt gemacht hat, äußerst groß ist. So verschieden dieselben nun auch in mancher Hinsicht sind, so stimmen sie doch sämmtlich in zwei Eigenschaften überein. Alle G.e sind nämlich (wie jeder Stoff überhaupt) der Schwere unterworfen u. alle sind expansibel; dies Letztere heißt: sie haben das Bestreben, sich so weit auszudehnen, als ihnen nur irgend Raum gestattet wird. Von selbst gehen sie nie wieder auf einen kleineren Raum zurück, deshalb dürfen sie im eigentlichen Sinne des Wortes nicht elastisch, sondern eben nur expansibel genannt werden. Der Druck, den man nöthig hat, um ein G. auf immer kleinere Räume zusammenzupressen, muß genau in demselben Verhältnisse größer werden, als der Raum des Gases kleiner werden soll, so daß also durch einen doppelten, dreifachen od. zehnfachen Druck ein bestimmtes Gasquantum auf die Hälfte, den dritten od. zehnten Theil seines Volumens zusammengepreßt wird. Dabei wird aber die Dichte des G.s in demselben Maße größer, als der auf dasselbe geübte Druck größer genommen wird. Dieses Naturgesetz wurde zuerst 1660 von Boyle (s. d.) aufgefunden, wird aber gewöhnlich, wenn auch mit Unrecht, das Mariotte'sche genannt. Den Druck, der auf einem G.e lastet u. also auch von ihm wieder zurückgegeben wird, mißt man durch das Barometer (s. d.) u. Manometer. Für die meisten G.e giebt es eine Grenze des Druckes, über welche hinaus sie dem Boyle'schen Gesetze nicht mehr gehorchen. Jede Vermehrung des Druckes bedingt dann nicht mehr eine Verdichtung des G.s, sondern eine theilweise u. endlich eine gänzliche Verwandlung desselben in eine tropfbare Flüssigkeit. Auch durch starke Abkühlung kann man eine solche Kondensation erzeugen. Derartige G.e, wie Chlor, Kohlensäure, Cyangas, schweflige Säure u. s. w., nennt man koërzible, während diejenigen, wie Sauerstoff, Stickstoff u. Wasserstoff, die trotz allem bis jetzt versuchten Komprimiren u. Abkühlen ihre Gasform beibehalten, permanente G.e heißen. Vielleicht gelingt es aber auch noch, diese zu kondensiren. Auch die Dämpfe der Flüssigkeiten kann man als koerzible Gase ansehen, deren Kondensationspunkt schon unter der gewöhnlichen Temperatur liegt. Besonders verdient gemacht um die Untersuchung der G.e in Bezug auf ihre Kondensirbarkeit u. um die Methoden u. Apparate hierzu haben sich Faraday, Thielorier u. Natterer. Die G.e haben noch die Eigenthümlichkeit, sich an den Oberflächen fester u. flüssiger Körper infolge der Anziehung (Adhäsion) zu verdichten und daselbst eine dem Volumen nach zwar dünne, aber in sich bedeutend verdichtete Schicht zu bilden. Bei festen Körpern kann diese fest anhaftende Schicht des G.s, in dem der Körper sich gerade befindet, nur durch gründliches Putzen od. Glühen auf kurze Zeit entfernt werden. Legt man auf eine frisch geputzte Glas- od. Metallplatte eine Münze, einen Stempel od. dgl., so wirken die erhöhten Partien auf die gegenüberstehenden Stellen der Platte derart, daß sich an denselben die Luft anders kondensirt als an Stellen, denen eine tiefere Gravirung gegenüber lag, u. man erkennt dies, wenn man nach Hinwegnahme der Münze u. s. w. die Platte anhaucht; es erscheint dann ein mehr od. weniger deutliches Bild des Objektes. Diese Thau- od. Hauchbilder wollte Moser, der sie zuerst untersuchte, durch Annahme einer latenten (unsichtbaren) Lichtwirkung erklären. Manche Metalle verdichten G.e nicht blos an der Oberfläche, sondern absorbiren sie in ihrer Masse. So kann, wie Graham (s. d.) gezeigt hat, eine Palladiumplatte das 200fache ihres Volumens an Wasserstoff absorbiren, ja, sehr dünn u. bis 100° erwärmt, gar das 982fache, Platin nur das Doppelte. Glühendes Eisen absorbirt leicht das Kohlenoxydgas, geschmolzenes und glühendes Silber den Sauerstoff. Besonders stark ist die Gasabsorption bei porösen Stoffen, wie Holzkohle, Platinschwamm u. s. w. Die dabei stets sich bildende Wärme geht dann oft bis zum Glühen u. Entzünden dieser Stoffe (Selbstentzündung fein pulverisirter Holzkohle); die Einrichtung von Döbereiner's Feuerzeug (s. „Feuerzeuge") gründet sich auf diese Erscheinung. Auch Flüssigkeiten absorbiren die G.e mehr od. weniger. So verschluckt Wasser bei 18° Wärme $^{6}/_{100}$ seines Volumens an Sauerstoff, od. $^{2}/_{100}$ an Stickstoff, dagegen sein 682faches Volumen an Ammoniakgas, sein 69faches an schwefligsaurem Gas, Weingeist von letzterem sein 329faches Volumen.

Eigenthümlich ist das Verhalten der G.e zu einander. Füllt man den unteren Theil eines Gefäßes mit Kohlensäure, den oberen mit dem über 20mal leichtern Wasserstoff u. läßt das verschlossene Gefäß einige Minuten ruhig stehen, so bleiben die G.e nicht in getrennten Schichten, das schwere unten, das leichte oben, wie etwa Quecksilber u. Wasser, sondern sie haben sich bald ganz gleichmäßig gemischt. Man nennt diese Erscheinung die Diffusion der G.e. Trennt man die beiden G.e in dem Gefäße durch eine poröse Scheidewand (einen Korkpfropfen od. trockenen Gipspflock), so dringt, wie Graham gezeigt hat, das leichtere Gas schneller hindurch als das schwerere. — Was die innere Konstitution der G.e betrifft, so hat man sich dieselben, wie alle anderen Stoffe, aus kleinsten Theilchen (Atomen, Molekulen) bestehend zu denken, die aber sehr weit von einander entfernt u. in sehr heftiger Bewegung begriffen sind, so daß der Druck eines eingeschlossenen G.es dadurch entsteht, daß die Gasatome fortwährend mit Heftigkeit gegen die Gefäßwände schlagen. — Im gewöhnlichen Leben begreift man unter G. schlechthin gewöhnlich das Leuchtgas (s. „Gasbeleuchtung").

Gasäther nannte man früher eine Mischung von rektifizirtem Terpentinöl u. Spiritus, die in Lampen gebrannt wurde u. zwar so, daß der Docht nicht selbst brannte, sondern nur die Flüssigkeit in die Höhe saugte; letztere wurde dann durch die Wärme der Flamme verdampft u. brannte wie Gas zu kleinen Oeffnungen heraus. Der G. ist schon seit längerer Zeit durch das Petroleum vollständig verdrängt worden.

Gasbäder. In manchen Gegenden entströmen der Erde häufig mit einem Wasserstrahle kohlensaure od. schwefelwasserstoffhaltige Gase. Diese Gasquellen werden zu Bädern, Gasbädern, verwandt, u. sind in Deutschland als solche nam. Rehme und Franzensbad berühmt. Bezüglich ihrer Wirkung ist jedoch noch unentschieden, ob in den G.n das Gas etwas Unwesentliches, etwas Wichtiges od. gar das Wirksamste ist, wie denn überhaupt über die Heilwirkung des Gases allein noch wenig feststeht.

Gasbeleuchtung. Die leuchtende Flamme, welche sich bei der Verwendung der gebräuchlichen Brennmaterialien in unsern Feuerungen zeigt, besteht im Wesentlichen aus verbrennenden Kohlenwasserstoffen, aus denselben Gasen, welche auch bei den gewöhnlichen Leuchtstoffen, Talg, Oel, Petroleum &c., die lichtspendende Flamme liefern. Wenn man nun die Erhitzung solcher Brennstoffe in geschlossenen Gefäßen (Retorten) unter Fernhaltung des Luftzutrittes vornimmt, so erhält man einerseits den nicht flüchtigen Kohlenstoffantheil als Holzkohle od. Koks, anderseits Wasser, Theer u. Leuchtgas. Nach der Abscheidung der ersteren durch Abkühlung u. nach der chemischen Bindung schädlicher Bestandtheile bleibt reines Leuchtgas zurück, das endlich im Gasbehälter aufgespeichert u. nach dem Orte des Gebrauchs durch Röhren geleitet wird. Dies ist das Wesentliche der G. Ihre Geschichte reicht ziemlich weit zurück. Das allbekannte heilige Feuer zu Baku ist nichts Anderes als ein natürliches brennbares Gas (Grubengas), das durch Beimengung von Petroleumdampf seine Leuchtkraft erhält. In England hat Becher schon 1680 Gas aus Steinkohlen abgeschieden; es folgten ihm verschiedene Gelehrte, Hales, Clayton, Bischof, Watson, dann Lord Dundonald, der im Jahre 1786 mit dem Gase aus seinen Koksöfen sein Landhaus zu beleuchten versuchte. Endlich führte W. Murdoch den regelmäßigen Gasbetrieb im J. 1792 für sein Wohnhaus u. im J. 1805 für die Werkstätten von Watt u. Boulton (Sohofoundry bei Birmingham) ein. Winzler, ein genialer Abenteurer aus Oesterreich, brachte in London die erste Gasbeleuchtungs-Aktiengesellschaft im J. 1810 zusammen u. beleuchtete im J. 1814 zuerst das

Kirchspiel St. Margareth. Accum u. Samuel Clegg waren die ersten Gasingenieure; dem Letzteren verdankt die Praxis der Gasindustrie die wichtigsten Verbesserungen, wie Retorten, Oefen, Reinigungsverfahren, Hähne, Gasmesser 2c. Zu erwähnen ist, daß fast gleichzeitig mit Murdoch der Franzose Lebon in Petersburg seine Thermolampe erfand, wobei aus Holz in Retorten Gas erzeugt u. die Zimmer durch denselben Apparat erwärmt u. beleuchtet werden sollten. Später ist die Gaserzeugung aus Holz durch Pettenkofer in München wesentlich verbessert worden, welcher durch scharfes Trocknen des feingespaltenen Holzes, u. indem er das durch die Destillation gebildete Gas- u. Dampfgemisch über stark glühende Flächen leitete, ein viel besseres Licht erhielt. Die Erzeugung dieses Holzgases hat wegen der überall steigenden Holzpreise dem Steinkohlengas wieder weichen müssen; ein Gleiches ist auch in Betreff des aus Torf, Braunkohlen, Weintrestern, sogar aus menschlichen Exkrementen erzeugten Gases der Fall. Nur dort, wo eine möglichst wohlfeile Anlage, wie z. B. bei isolirten Fabriken, ins Gewicht fällt, hat die Gaserzeugung aus Harz, Fettabfällen, Petroleumrückständen, Braunkohlentheer u. s. w. die Konkurrenz des Steinkohlengases aushalten können. Das aus den eben genannten Materialien dargestellte Gas ist zwar wesentlich theurer als das Steinkohlengas, indessen da es auch viel schwerer ist, so leuchtet es dafür entsprechend besser; man braucht sehr wenig davon, kommt mit einer geringen Zahl von Retorten, oft mit einer einzigen, ebenso mit kleinem Gasometer u. engen Röhrenleitungen aus u. erspart endlich die umständliche Reinigung u. dadurch vielen Arbeitslohn. Mindestens 95 Proz. alles konsumirten Gases stammen jedoch von der Steinkohle, u. soll daher diese Art der Gaserzeugung vorzugsweise besprochen werden. Die Menge hierzu verbrauchter Kohlen ist sehr bedeutend; so in London jährlich allein 1,5 Million Tons, für die ganze Erde vielleicht 20 Millionen Tons, etwa $^1/_{10}$ des ganzen Kohlenkonsums. Da per Ton etwa 10,000 Kubikfuß Gas erzeugt werden, so ergiebt dies eine Produktion von über 5000 Millionen km. Gas, die eine Fläche von 1 □M. mehr als 100 m. hoch bedecken würden. Im Durchschnitt kann man annehmen, daß 100 kg. Steinkohle 60 kg. Koks, 5 kg. Theer, 15 kg. Ammoniakwasser mit 1 kg. Ammoniak u. 20 kg. Gas geben. Von den Koks wird etwa der dritte Theil zur Heizung der Retorten verbraucht.

Als Rohmaterial für die Gasbereitung wählt man möglichst gasreiche, daneben aber noch backende Steinkohlen, damit man auch aus der billigen Kleinkohle zusammenhängende werthvolle Koks erhält. Kannelkohle u. Bogheadkohle, die bes. in Schottland vorkommen, liefern freilich viel u. stark leuchtendes, vortreffliches Gas, aber nur schlechte, wenig u. unbrauchbare Koks, u. kommt es daher auf das Verhältniß der Preise von Gas u. Koks an, ob man um des bessern Gases willen auf den Nebengewinn aus den Koks verzichten kann. Dieses Rohmaterial wird nun in geschlossenen Retorten der Destillation unterworfen. Früher bediente man sich gußeiserner Retorten, jetzt fast ausschließlich solcher von Chamotte. Die Form der Retorten ist die von 6—8 langen Röhren von rundem, ovalem, rechteckigem od. auch halbkreisförmigem Querschnitte. Nr. 3017 u. Nr. 3018 zeigen eine Retortenanlage für eine größere Gasanstalt, u. zwar giebt Nr. 3017 die Ansicht im Durchschnitt, Nr. 3018 von vorn; die gleichen Buchstaben beziehen sich auf dieselben Theile. In diesen Abbildungen sind die Retorten mit R bezeichnet. Die eisernen Retorten hielten freilich gasdichter, durften aber nur bei mäßiger Rothglut betrieben werden, brannten leicht durch u. dauerten im Betriebe höchstens 6 Monate bis 1 Jahr. Bei den Chamotteretorten kann man die Erhitzung ohne Anstand bis zur Orangeglut steigern, sie halten bis 2 Jahre aus, liefern mehr, wenn auch etwas schlechteres Gas u. kommen bedeutend billiger zu stehen. Da sie starkem Gasdrucke nur schlecht widerstehen, so erfordern sie die Mitwirkung eines sog. Exhaustors, der das Gas in dem Maße ansaugt, als es sich entwickelt; auch muß man sie, um ihr Brechen zu vermeiden, im Ofenraume möglichst allseitig unterstützen. Auch aus Steinen gemauerte Retorten od. eine Art Koksöfen mit äußerer Heizung sind zur Gaserzeugung verwendet worden; das Gas daraus soll etwas schlechter, die Koks dafür aber viel besser ausfallen. Jede Retorte ist mit einem sog. Kopf von Eisenguß verbunden, der ins Mauerwerk eingebettet ist. An ihm ist einerseits das aufsteigende Ableitungsrohr r, durch welches das Gas fortgeführt wird, andererseits der Verschlußdeckel (D Nr. 3017) angepaßt. Der letztere wird nach dem Einbringen der Kohlenladung mittels Lehm u. durch eine Druckschraube gedichtet u. eben so leicht zum Ausziehen der Koks entfernt. In 24 Stunden werden durchschnittlich 4 Beschickungen abdestillirt. Die Ableitungsröhren rr aller Retorten münden in die gemeinsame Theervorlage C u. tauchen etwas in die dort angesammelte Flüssigkeit ein. Durch diese hydraulische Absperrung wird es möglich, die einzelnen Retorten zu öffnen, ohne daß Gas aus den anderen entweicht. In der Vorlage kondensiren sich Theer u. Wasser, deren Ueberschuß durch ein Sförmiges Rohr in die sog. Theercisterne abläuft. Der Rest der kondensirten Dämpfe schlägt sich in besonderen **Kühlapparaten** (Nr. 3020), gewöhnlich eine Reihenfolge zusammenhängender vertikaler Röhren nieder, welche blos durch die umgebende Luft gekühlt werden. Durch eine intensive Wasserkühlung könnten auch die flüchtigsten Kohlenwasserstoffe ausgeschieden werden, denen das Gas einen guten Theil seiner Leuchtkraft verdankt. Schließlich geht das Gas durch sog. Scrubber, d. h. weite, cylindrische Kammern, welche mit

Nr. 3017. Gasbereitungsofen (Durchschnitt).

Koks gefüllt sind, um einerseits eine Art Theernebelbläschen zurückzuhalten, andererseits durch einen die Koks befruchtenden feinen Wasserregen die chemische Reinigung einzuleiten. Hinter den Scrubbern wird meistens der Exhaustor eingeschaltet, der durch eine Art Glockenpumpe od. Cylindergebläse, am häufigsten eine rotirende Pumpe, in neuester Zeit auch wol einfach durch einen saugenden Dampfstrahl gebildet wird. Durch ihn wird der Ueberdruck in den Retorten bis auf 0 herabgebracht u. werden auch die Widerstände überwunden, die das Gas bei seiner Bewegung durch die

Nr. 3018. Gasbereitungsofen (Vorderansicht).

Röhren hindern u. ohnedies auf den Retorten lasten würden. Eine zu große Druckverminderung ist zu vermeiden, weil sonst Luft durch die Retortenfugen eingesaugt werden könnte, die mindestens die Leuchtkraft wesentlich beeinträchtigen würde.

Das erzeugte Gas enthält neben den eigentlichen werthvollen Theilen, dem Licht liefernden ölbildenden Gase C_4H_4, dem Acetylen C_4H_2 und den wärmespendenden Lichtträgern, Gruben-, Wasserstoff- u. Kohlenoxydgas, nicht unbedeutende Mengen Verunreinigungen, wie Kohlensäure, Ammo-

Nr. 3019. Der Retortenraum.

niak, Schwefelwasserstoff, Schwefelkohlenstoff, Cyanwasserstoff u. Schwefelcyanwasserstoff, die schon wegen ihres üblen Geruchs, ihrer Giftigkeit u. wegen der nachtheiligen Eigenschaften ihrer Verbrennungsprodukte beseitigt werden müssen, während die Kohlensäure wenigstens den Lichteffekt sehr wesentlich vermindert. Die Reinigung von allen diesen Verunreinigungen

Nr. 3020. Die Kondensatoren.

erfolgt in verschiedener Art. So weit die genannten Bestandtheile zu den Säuren gehören, lassen sie sich durch starke Basen, wie z. B. Kalkhydrat, der Schwefelwasserstoff u. Cyanwasserstoff aber auch durch andere Metalloxyde binden; das Ammoniak wird durch Wasser, Gips, Eisenvitriol, Schwefelsäure rc. beseitigt. Am vortheilhaftesten erscheint es, das Gas systematisch, zuletzt stets mit reinem Wasser zu waschen. Es löst sich dann das Ammoniak darin auf, das selbst als Basis wirkt u. Kohlensäure, Schwefelwasserstoff rc., ja sogar den Schwefelkohlenstoff wenigstens zum Theil aufnimmt. Das Produkt ist schließlich eine konzentrirte Ammoniaksalzlösung, die mit dem ersten Kondensationswasser vereinigt auf Ammoniak abgesondert verarbeitet wird.

Der diesem Waschprozeß entgangene Schwefelwasserstoff wird allgemein durch Eisenoxydhydrat beseitigt. Früher wurde dies aus Eisenvitriol durch Kalk gefällt (Laming's Mittel); jetzt wendet man das als Braun- od. Raseneisenstein in der Natur vorkommende Eisenoxydhydrat an. Mit Schwefelwasserstoff bildet es Anderthalbschwefeleisen; wird dieses der Luft ausgesetzt, so wird die ursprüngliche Verbindung unter Abscheidung von Schwefel regenerirt, u. man kann daher das Reinigungsmittel so oft aufs Neue anwenden, bis die Anhäufung von Schwefel es verbietet. Dann ist es noch immer als ein werthvolles Material für Schwefelsäurefabriken zu verwerthen.

Die Londoner Gasanstalten vermögen so, wenn wir nur 1 Proz. Schwefel in den Steinkohlen annehmen, Material für 45,000 Tonnen Schwefelsäure zu liefern. Das Gas muß so vollständig gereinigt werden, daß es weder auf Lackmus noch auf Bleipapier reagirt. Ehe es endlich in den Gasbehälter od. Gasometer gelangt, passirt es den Stationsgaszähler, eine kolossale Gasuhr (s. d. Art.). Das letzte Rad derselben trägt eine eingetheilte Papierscheibe, auf der durch einen Bleistift, der am Minutenzeiger einer soliden Uhr angehängt ist, Kurven gezogen werden, welche die Gasproduktion jeder Stunde angeben u. so die Arbeiter kontroliren und es z. B. gleich verrathen, wenn dieselben in der Nacht, statt zu heizen, geschlafen haben. Die Gasbehälter (s. d. Art.) sind mit einem Gaszuführungs- u. einem Gasabführungsrohre versehen, die durch Schieber od. Glockenventile abgesperrt werden können. Sehr vortheilhaft ist die Anwendung von wenigstens 2 Gasbehältern, von denen der eine gefüllt wird, während der andere sein Gas an die Straßenleitung abgiebt. Ehe es dahin gelangt, passirt es noch die wichtige Regulator- u. Kontrolstube. Damit es mit möglichst günstigem Lichteffekt verbrenne, muß es wenigstens, wenn es nicht ungewöhnlich kohlenstoffreich ist, in der Brennermündung mit höchstens 2–3 Linien Wasserdruck anlangen. Bei höherem Drucke reißt das ausströmende Gas zu viel Luft mit u. brennt dann blau.

Schon die Last der Gasometerglocke erklärt den dort herrschenden allzuhohen Gasdruck. Ein Theil desselben geht freilich durch die Reibung in langen u. verhältnißmäßig engen Leitungsröhren verloren. Auch die Höhenlage der Brenner in verschiedenen Stadttheilen, sowie der Mehrverbrauch des Gases in den Abendstunden bis Mitternacht, muß berücksichtigt werden. Die Ausgleichung wird eben durch den Regulator bewirkt. Dies ist eine kleine, in einem Bottich schwimmende Gasometerglocke mit Zu- u. Ableitungsrohr, durch welche das Gas, das für einen bestimmten Röhrenstrang bestimmt ist, passiren muß. Steigt der Druck zu sehr, so verschließt die sich hebende Glocke den Zufluß vom Gasometer in stärkerem Grade, wo dann bald durch den Gaskonsum die Ausgleichung erfolgt. Durch Auflegen od. Abnehmen von Gewichtsscheiben auf die Regulatorglocke kann man den beabsichtigten Druck erhöhen od. vermindern. Auch hier ist ein Druckregistrirapparat vorhanden, eine Kombination einer Uhr, die einen Cylinder dreht, u. eines Stiftes, der von einer kleinen Gasometerglocke getragen wird u. den Stand derselben auf dem Cylinder markirt. Die Leitungsröhren liegen im Boden und bestehen meist aus Gußeisen. Nur selten wird für die Hauptröhren genietetes Eisenblech verwendet (etwa bei Brückenübergängen rc.); die Röhren sind meistens mittels Muffen verbunden u. durch getheerte Hanfstränge u. eingetriebene Bleiringe gedichtet. Durch Anbohrung derselben od. durch besondere Kniestücke werden davon die Brennerleitungen abgezweigt, die aus

gewalzten schmiedeeisernen od. auch gepreßten Bleiröhren bestehen. Auf diesen werden endlich die **Brenner** aus Messing, Stahl, Graphitmasse, Speckstein od. Porzellan befestigt. Der einfache Strahlbrenner, der nur selten verwendet wird, der Schnittbrenner od. Fledermausflügel, der Fischschwanzbrenner, aus zwei gegen einander geneigten Gasstrahlen durch Abplattung sich bildend, der Argandbrenner u. s. w. sind bekannt genug. Auch vor dem Brenner sind zweckmäßig Regulatoren od. wenigstens feine, stellbare Hähne anzubringen, um den Konsum und die Lichtentwicklung zu regeln. Bezahlt wird das Gas bei den Straßenbrennern meist nach der Stunde (Brenndauer), bei den Privatflammen nach dem Gaskonsum, der durch die sog. Gasuhr (s. d.) bei jedem Konsumenten ermittelt wird. Die Güte des Gases sowie der dadurch zu erzielende Lichteffekt ist von der Zusammensetzung des Gases wesentlich abhängig.

In Beziehung hierauf ist vor Allem die Menge schwerer Kohlenwasserstoffe (C_4H_4, C_4H_2, $C_{12}H_6$) maßgebend, die aus dem Gase durch konzentrirte Schwefelsäure absorbirt werden u. etwa 10—15 Proz. (Vol.) betragen. Wegen ihres höheren spez. Gewichtes kann man auch die Güte des Gases nach seinem spez. Gewichte beurtheilen. Das sicherste Resultat erzielt indessen die Photometrie, d. h. die Ermittelung, wie viel Gas per Stunde zur Erzielung des Lichtes einer Normalkerze nöthig ist.

Gascogne (spr. Gaskonj'), südfranzösische Landschaft zwischen den Pyrenäen, der Garonne u. dem Meerbusen von Biscaya, umfaßt die jetzigen Dep. Landes, Hautes-Pyrénées, Gers u. die südl. Theile der Dep. Haute-Garonne, Tarn-Garonne u. Lot-Garonne. Im W. ist das Land Tiefebene; hier dehnt sich zwischen dem Adour u. der unteren Garonne das unfruchtbare Gebiet der Landes aus mit den weiten Sandflächen, den dürren Kiefernwaldungen u. den öden Heidegegenden; nur etwa $\frac{1}{5}$ ist ertragsfähiger Boden. Die Osthälfte der G. am Adour u. Gers ist gut bewässertes u. dichtbevölkertes Gebirgsland. Die Bewohner gehören theils dem baskischen, theils dem provençalischen Sprachstamme an. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau, dessen vorzüglichste Produkte Wein u. Getreide sind. In den Berggegenden ist die Rindvieh- u. Schafzucht bedeutend. Die wichtigsten Industriezweige sind Weberei u. Spinnerei, Fabrikation von Leder- u. Metallwaaren, Eisengießerei u. Kupferwerke. Der Boden bietet Eisen- u. Kupfererze, Marmor, Granit, Schiefer, Kohlen u. Mineralwässer, welche vorzüglich in den Thälern der Hochpyrenäen viel besuchte Badeorte haben entstehen lassen. Auf einem Flächenraum von etwa 365 □M. wohnen gegen 850,000 Menschen, welche viele Eigenthümlichkeiten in Sitten, Sprache u. Tracht bewahrt haben. In den Niederungen sind die Gascogner von kleiner Gestalt u. mager, von Gemüth lebhaft u. leicht erregbar; im Gebirge ernster, kräftiger u. ruhiger. Gleich anderen Bewohnern von Gebirgsgegenden traten auch die Gascogner in früheren Jahrhunderten häufig in fremde Kriegsdienste u. waren berüchtigt durch ihre harmlose, naive Aufschneiderei, die man deshalb auch mit dem Namen **Gasconnade** bezeichnet. — Unter den Römern wurde das Land Novempopulonia genannt; als die Basken aber in der Mitte des 6. Jahrh. von den Westgothen aus den Sitzen am Südabhange der Pyrenäen nach N. gedrängt wurden u. sich in dem Lande zwischen der oberen Garonne u. dem Meere niederließen, erhielt dieser Distrikt den Namen Vasconia, d. h. das Baskenland. Die Franken siegten 602 über diesen kräftigen u. tapferen Gebirgsstamm u. vereinigten sein Gebiet mit Aquitanien; doch behauptete er bis auf Karl d. Großen in wiederholten Kämpfen eine gewisse Unabhängigkeit. Dieser Fürst gab der G. eigene Herzöge; als deren Geschlecht aber ausgestorben war, fiel die G. 1054 an Guyenne u. mit diesem Lande später für immer an Frankreich.

Gasconnade, s. „Gascogne".

Gasfeuerung ist wie die Gasbeleuchtung ein Kind unseres Jahrhunderts. Sie hat für viele Industriezweige, wo hohe Temperaturen zur Ausführung gewisser Prozesse nöthig sind, eine große Bedeutung, indem durch ihre Anwendung nicht nur Brennmaterial gespart u. die beste Verwerthung sehr geringer Brennmaterialsorten (wie klare Stein- u. Braunkohle, Sägespäne, Lohe u. s. w.) ermöglicht wird, sondern auch die höchsten, auf andere Art gar nicht zu erreichenden Temperaturen erzielt werden können, die für manche praktische Zwecke von Wichtigkeit sind. Voraussichtlich wird ihre Benutzung für alle Arten von Heiz- u. Feuerungsvorrichtungen immer allgemeiner werden. Der berühmte Chemiker Sainte-Claire-Deville bewirkte zuerst (1857—60) durch die Verbrennung einer Mischung von Leuchtgas u. atmosphärischer Luft in einem Ofen die Schmelzung größerer Platinmassen, wozu man früher nicht die nöthige Hitze erzeugen konnte. Einige Jahre später gelang es sogar, in einem solchen Ofen 110 kg. Platin auf einmal zu schmelzen. Die eigentlichen, für industrielle Zwecke benutzbaren Gasöfen wurden von C. W. Siemens in London schon ums Jahr 1856 erfunden u. zwar zuerst mit Bezug auf ihre Verwendung für den Glashüttenbetrieb. Ihre Verbreitung u. Verwendung für andere Zwecke fand wenigstens außerhalb Englands nur langsam statt, weil aus Mangel an genügenden Erfahrungen in der Konstruktion u. Handhabung solcher Feuerungen öfter Mißerfolge eintraten. — Die Feuerung (Gasfeuerung) wird in den Siemens'schen Gasöfen in der Weise zur Ausführung gebracht, daß der feste Brennstoff in einem besonderen Raume nur sehr unvollständig verbrannt, od. vielmehr einer trockenen Destillation unterworfen u. so in brennbares Gas umgewandelt wird. Dieses Gas wird durch Kanäle nach dem eigentlichen Heiz- od. Feuerraume geleitet u. auf diesem Wege mit so viel sauerstoffhaltiger (atmosphärischer) Luft gemischt, als zur vollständigen Verbrennung gerade nothwendig ist. Auf diese Weise erreicht man einen Vortheil, der mit gewöhnlichen Feuerungen, in denen festes Brennmaterial verbrannt wird, nie erreicht werden kann, weil hier zur guten Unterhaltung des Feuers stets vielmehr Luft durch den Rost gelassen werden muß, als zur vollständigen Verbrennung erforderlich ist. Durch die überschüssige Luftmenge wird aber die Temperatur im Feuerraume erniedrigt u. infolge dessen die vollständige Verbrennung verhindert. Wesentlich für den Siemens'schen Gasofen sind die sog. **Regeneratoren**, welche aus besonderen, vom Heizraume getrennten, feuerfesten Kammern, die gitterartig mit feuerfesten Steinen ausgesetzt sind, bestehen. Diese Regeneratoren kommen stets paarweise zur Wirkung u. kommunizieren mit der entsprechenden Seite des Heizraumes. Ihre Wirkung ist folgende: Die aus dem Feuerraume entweichenden, bereits verbrannten, noch sehr heißen Gase durchziehen die Ziegelgitter des ersten Regenerators od. Regeneratorpaares u. geben ihre Wärme zum größten Theil an die Ziegelgitter ab, so daß diese Gitter stark erhitzt werden. Sobald dies geschehen, werden die aus dem Feuerraume abziehenden Heizgase in das andere Regeneratorpaar geleitet, was einfach durch Drehen einer Klappe geschieht, u. die in dem Heizraum zur Verbrennung des Gases dienende atmosphärische Luft wird durch das erste erhitzte Regeneratorpaar nach dem Feuerraum geführt, so daß diese Luft stark erhitzt dort ankommt u. sofort mit dem Gase im Verbrennungsprozeß sich verbindet. Sobald das erste Regeneratorpaar seine Wärme verloren hat, wird wiederum mit den Regeneratoren gewechselt; die Luft streicht durch das zweite Paar, die heißen Verbrennungsprodukte strömen durch das erste Paar u. so fort in stetem Wechsel. Gasöfen sind überall da anwendbar, wo große Hitzegrade gefordert werden, als: zum Glasschmelzen, Puddeln, Schweißen u. Erhitzen des Eisens u. Stahles; zum Brennen von Porzellan, Steingut u. Ziegeln, zum Schmelzen der Metalle u. s. w. Für alle diese Zwecke sind die Oefen nach denselben Grundprinzipien konstruirt, u. nur die Form des eigentlichen Heizraumes ändert sich nach der Art der Benutzung. Leider hat sich das Gas für die Wohnräume noch nicht das Feld des Heizmaterials erobert, u. doch würde gerade die Gasheizung die rationellste sein, wenn analog der Gasbereitung für Leuchtzwecke auch das Heizgas, welches selbstverständlich ein andres sein würde als unser gewöhnliches Leuchtgas, in großen Centralanstalten bereitet u. den einzelnen Haushaltungen durch Röhrenleitungen zugeführt würde.

Gasolin nennt man jetzt denjenigen Theil der beim Rektifiziren von Petroleum übergehenden Oele (Kohlenwasserstoffe), welcher ein spezifisches Gewicht von 0,60 bis 0,65 besitzt. Man benutzt dieses Petroleumpräparat jetzt zur Speisung einer neuen Art von Gasapparaten (Luftgasapparate), die darauf beruhen, daß ein Luftstrom durch dieses G. gepreßt wird; die Luft beladet sich hierdurch mit den Dämpfen dieser leicht verdampfbaren Flüssigkeit u. läßt sich dann wie Leuchtgas entzünden.

Gasometer, Gasholder, dienen zur Aufbewahrung der Gase. Sie werden vielfältig in den Laboratorien u. in der Technik, z. B. zum Auffangen der Kohlensäure in den Sodawasserfabriken u. zur Aufnahme des Leuchtgases, benützt. Im Kleinen werden vorzugsweise die Gefäßgasometer angewendet, welche aus einem cylindrischen Gefäß von Blech od. Glas bestehen. Das Gefäß wird zunächst mit Wasser gefüllt u. dann erst das Gas durch ein schiefes Ansatzrohr am Boden, das sonst durch einen Deckel verschlossen ist, eingeleitet. So viel wie hier Gas eindringt, so viel läuft Wasser neben dem Gaszuführungsrohre ab. Ueber dem Sammelgefäß befindet sich dann noch ein Wasserreservoir, das durch ein bis nahe an den Boden reichendes Rohr mit dem Innern des Sammelgefäßes in Verbindung steht; ein Hahn gestattet die Verbindung herzustellen und zu unterbrechen. Indem man nun hierdurch Wasser in das Sammelgefäß eintreten läßt, kann man eine entsprechende Menge des eingeschlossenen Gases durch eine Ableitungsröhre hinauspressen. — Die Glockengasometer (Nr. 3021), die in der größeren Praxis allein angewandt werden, bestehen aus einem mit Wasser gefüllten Bassin (3) von Eisen (Blech od. Guß) od. aus wasserdichtem Mauerwerke. In dieses Bassin taucht eine aus verhältnißmäßig dünnem Eisenblech gearbeitete Glocke (1), welche bei großen Dimensionen durch Spann- u. Sprengstangen (2) im Innern versteift ist u. sich in äußern Leitungen mittels Rollen u. mit möglichst geringer Reibung auf- u. abbewegt. Bei kleineren Gasometern muß man das Gewicht der Glocke häufig durch über Rollen laufende Gegengewichte ausgleichen. Unter der Glocke münden zwei über den Spiegel des Wassers reichende Röhren (4 u. 5), deren eine (4) zum Zuführen, die andere (5) zum Ab-

leiten des Gases bestimmt ist. Auch finden sich Einrichtungen, wo die Rohren am Gewölbe der Glocke befestigt sind, was mindestens eine umständliche Gelenkverbindung nöthig macht. Natürlich müssen diese Rohren durch Hähne sich absperren lassen und durch Mannlöcher im Glockendeckel zugänglich sein. Um auf einer und derselben Grundfläche möglichst viel Gas aufspeichern zu können, ohne ein allzutiefes Bassin zu brauchen, wendet man jetzt vielfach sog. Teleskopgasometer an, die aus einer inneren Glocke und 1—2 umgebenden Ringen bestehen. Der untere Rand der Glocke u. der obere des folgenden Ringes sind derart umgebogen, daß sie in einander eingreifen. Das in der gebildeten kreisförmigen Rinne stehen bleibende Wasser liefert den gasdichten Abschluß.

Nr. 5021. Gasometer im Durchmesser

Beim Füllen hebt sich die Glocke zuerst u. nimmt successive die Ringe mit sich, beim Entleeren sinken dagegen die Ringe zuerst. Das Innere des Bassins wird häufig durch eine Erdschüttung mit Mauerwerk bedeckt eingenommen, um Wasser zu sparen.

Gasparis, Annibale de, namhafter ital. Astronom, der, 9. Nov. 1819 zu Bugnara in Abruzza ultra secunda geboren, hauptsächlich als Schüler von Capocci sich bildete u. jetzt als Astronom an der königl. Sternwarte auf dem Capo de Monte bei Neapel lebt. Außer durch geistreiche Abhandlungen über die Berechnung von Planeten- u. Kometenbahnen hat er sich bes. durch Entdeckung von neuen kleinen Planeten (Hygiea, Parthenope, Egeria, Eunomia, Psyche, Massalia, Themis, Ausonia u. Beatrix) bekannt gemacht.

Gasquellen. Aus Spalten u. Rissen der festen Gesteine treten an sehr vielen Stellen der Erde Gase in größerer od. geringerer Menge hervor u. bilden so die Erscheinung der G. Es sind bes. zwei Gase, nämlich Kohlensäure und Kohlenwasserstoffgas, welche am häufigsten angetroffen werden; da nun das letztere Gas brennbar ist, so kommt es zuweilen vor, daß solche G., die Kohlenwasserstoffgas aushauchen, durch Zufall entzündet wurden u. so Veranlassung zur Bildung von Feuerquellen od. Erdfeuern geben. In einigen Gegenden, wo sie reichlich u. ununterbrochen ausströmen, hat man daher eine vortheilhafte Benutzung derselben zur Beleuchtung od. Heizung eingeleitet. Bekannt sind die Erdfeuer von Baku am Kaspischen Meere, die ewigen Feuer von Merapi auf Java, die Feuerberge (Hoschan) in der Provinz Schansi in China u. s. w. — Die G., welche Kohlensäure aushauchen, sind jedoch viel häufiger als die vorigen; hierher gehören die bekannte Hundsgrotte bei Neapel, die Dunsthöhle bei Pyrmont, das Thal des Todes auf Java u. s. w. Da die Kohlensäure in ziemlicher Menge vom Wasser verschluckt wird, u. sich Wasser in fast allen Spalten u. Höhlungen des Erdinneren ansammelt, so tritt gewöhnlich anstatt der G. eine Sauerquelle od. ein Säuerling hervor, d. h. ein Wasser, welches freie Kohlensäure enthält, u. infolge davon auch noch viele kohlensaure Salze aufgelöst hat, die in reinem Wasser nicht löslich sein würden. Solche Säuerlinge entwickeln erstaunlich viel kohlensaures Gas, so z. B. der große Sprudel bei Nauheim in jeder Minute $2^{7}/_{12}$ kbm. od. jährlich $2^{1}/_{2}$ Mill. kg. Kohlensäure; das Bohrloch von Neusalzwerk bei Minden giebt nach Bischof's Messungen jährlich 49,275 kbm. freies Kohlensäuregas u. $711{,}531^{1}/_{4}$ kbm. vom Wasser absorbirte Kohlensäure, was zusammen $760{,}806^{1}/_{4}$ kbm. od. 1,400,000 kg. jährlich beträgt. — In einigen vulkanischen Gegenden giebt es auch G., welche Schwefelwasserstoffgas ausgeben, wie z. B. die Solfatare bei Neapel. Die thätigen Vulkane liefern ebenfalls, sowol vor als auch während der Eruptionen, große Mengen verschiedener Gase u. Dämpfe.

Gaß, Wilhelm, protestant. Theolog, geb. 28. Nov. 1813 zu Breslau, habilitirte sich 1840 daselbst für historische Theologie, siedelte 1847 als Prof. der Theologie nach Greifswald, 1861 nach Gießen, 1868 nach Heidelberg über. G. hat sich durch zahlreiche Schriften zur christlichen Dogmengeschichte einen sehr geachteten Namen gemacht, bes. durch sein Hauptwerk, die „Geschichte der protestantischen Dogmatik" (4 Bde., Berl. 1854—67).

Gasse ist ein auf beiden Seiten eingeschlossener schmaler Weg, eine schmale Straße. Deshalb nannte man auch den auf beiden Seiten von Soldaten eingeschlossenen Weg, den ein zum Spießruthen Verurtheilter mehrmals auf- u. abgehen mußte, um die vorschriftsmäßige Anzahl Ruthenstreiche von seinen Kameraden auf den bloßen Rücken zu erhalten, die „Gasse" u. die ganze zu Anfang unsres Jahrh. abgeschaffte Prozedur das „Gassenlaufen". Dieser höchste Grad der körperlichen Züchtigung, der häufig gleichbedeutend mit Todesstrafe war, kam zur Zeit der Landsknechte auf, ging dann in die stehenden Heere über, u. verschwand erst mit dem Uebergang der geworbenen Truppen in die auf Grund allgemeiner Wehrpflicht aufgestellten Heere unserer Zeit.

Gassen, Gottlieb, deutscher Historienmaler, geb. zu Koblenz 1805, erwarb sich unter den Schülern von Cornelius durch seine Malereien in München einen ehrenvollen Namen. Dort übte er schon 1827 die Freskomalerei u. führte z. B. unter den Arkaden des Hofgartens die „Erstürmung des Godesberges bei Bonn durch die Bayern im J. 1588" aus. Dann schmückte er im Königsbau ein Vorzimmer der Königin mit Fresken aus den Gedichten Walther's von der Vogelweide, u. betheiligte sich bei der Ausführung der Fresken von Cornelius in den Loggien der neuen Pinakothek. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, malte er dort in der neuerbauten Kirche zu Weißenthurm Fresken u. für andere Kirchen mehrere Altarbilder. In allen seinen Werken zeigte er ein großes Talent für Zeichnung u. Stil, weniger dagegen für die Feinheit des Ausdruckes u. die Wärme des Kolorits.

Gassendi, Petrus (eigentl. Pierre Gassend), namhafter franz. Physiker, Mathematiker u. Philosoph, wurde 22. Jan. 1592 zu Champtercier bei Digne als Sohn armer Eltern geboren, studirte Theologie und Philosophie und trat in den Minoritenorden. Schon im 16. Jahre wurde er Lehrer der Rhetorik zu Digne, später Probst des Kapitels zu Avignon u. 1613 Professor der Theologie zu Aix. Doch zog er der Theologie die Beschäftigung mit Astronomie, Physik u. Anatomie vor. Auch trat er gegen die herrschende aristotelische Philosophie auf u. vertheidigte die mit seinen Naturanschauungen übereinstimmende epikuräische, weshalb man auch, wiewol vergeblich, seine Rechtgläubigkeit zu verdächtigen suchte. 1645 wurde er Professor der Mathematik am Collége royale zu Paris, wo er 24. Okt. 1655 starb. Er hinterließ verschiedene gut geschriebene Werke über Philosophie u. Astronomie, auch treffliche Lebensbeschreibungen von Tycho, Copernikus, Peurbach u. Regiomontan. Kepler u. Galilei waren ihm nahe befreundet.

Gassenhauer wird eine vom Volke häufig auf den Straßen und an öffentlichen Orten gesungene Melodie genannt, welche im Gegensatz zu den Weisen der Volkslieder nur einer vorübergehenden Beliebtheit sich zu erfreuen hat u. gewöhnlich außerhalb der Kreise des niederen Volkes entstanden ist. Der Name findet sich zuerst bei Hans Sachs, der jedoch damit Gedichte bezeichnet; er stammt aus dem bayer. Dialekt, wo „hauen" s. v. w. „laufen" bedeutet.

Gasser, Hans, österr. Bildhauer, geb. 2. Okt. 1817 im Dorfe Eisentratten bei Gmünd in Kärnten, machte seine Studien an den Akademien zu Wien und München und entwickelte sich in letzterer Stadt unter dem anregenden Einflusse von Kaulbach, Schnorr u. Ludwig Thiersch. In rascher Folge schuf er in München eine Reihe von Skizzen und Entwürfen, sowie von Statuetten (Kaulbach, Jenny Lind), nam. das herrliche Modell eines Faustkämpfers. Im J. 1847 kehrte er nach Wien zurück, wo er die allegorischen Statuen für die Façade des neuen Karltheaters lieferte, die großen Beifall fanden u. ihm eine Professur an der Akademie einbrachten. Aber nur kurze Zeit wirkte er an dieser; er zog das ungebundene Künstlerleben vor u. fand bei der plastischen Ausschmückung vieler Monumentalbauten reiche Beschäftigung. Dazu kamen manche Aufträge für monumentale Portraitstatuen, wie das Weldendenkmal in Gratz (1853), das Maria-Theresia-Monument in Wiener-Neustadt, u. die weniger gelungenen Statuen Wieland's für Weimar, Adam Smith's für Oxford u. s. w.

Glücklicher als in diesen war er nicht nur in den meisten Statuen allegorischen Inhalts, wie man sie von seiner Hand an vielen neuen Prachtbauten Wiens erblickt, sondern auch in Portraitbüsten, deren er eine große Menge schuf. Trotz dieser günstigen Erfolge fand er in seiner Lage keine Befriedigung; sein Hang nach einer Sammlung von Alterthümern stürzte ihn in Geldverlegenheiten, die seine Gemüthsstimmung trübten. Dazu kam ein körperliches Leiden, das ihn in Pest am 24. April 1868 hinwegraffte.

Gasser, Joseph, Bildhauer in Wien, geb. 1818 zu Prägraten im Bezirk Windisch-Mattrein in Tirol, lernte seine Kunst Anfangs bei seinem Vater, der Holzschnitzer war, u. kam 1839 nach Wien, wo er 1844 mit einer holzgeschnitzten Statuette des Herzogs Leopold des Glorreichen von Oesterreich einen Erfolg hatte, der ihm einen längeren Aufenthalt in Rom (von 1845—49) möglich machte. Nach seiner Rückkehr arbeitete er zunächst für den Dom in Speier 5 kolossale Portalstatuen u. 7 große Medaillons. Statuen historischer Persönlichkeiten lieferte er für das Arsenal in Wien, für die Palais der Erzherzoge Wilhelm u. Ludwig Victor u. für die Elisabethbrücke, andere allegorischen Inhalts für das neue Opernhaus, Statuen biblischen Inhalts für den Stephansdom u. andere Kirchen Oesterreichs. Seine Arbeiten zeigen ein lebendiges Gefühl für die schlichte Innigkeit der mittelalterlichen Plastik u. eine große Sorgfalt in der Ausführung.

Gaßner, Johann Joseph, kathol. Pfarrer, bekannt als Teufelsbanner, geb. 20. Aug. 1727 in Bratz bei Pludenz in Tirol, studirte in Innsbruck u. Prag u. wurde 1758 Pfarrer zu Klösterle im Bisthum Chur. Als es ihm 1773 gelungen war, ein hartnäckiges Kopfleiden, welches ihn quälte u. das er der Besessenheit vom Teufel zuschrieb, durch Beschwörung im Namen Jesu Christi zu beseitigen, begann er, auch Andere auf diese Weise zu heilen, u. galt bald als Wunderthäter. Nachdem er an verschiedenen Orten als solcher aufgetreten war, untersagte ihm Kaiser Joseph II. die Teufelsaustreibungen; dazu kam auch die Mißbilligung des Papstes Pius VI. G. zog sich infolge dessen 1776 zurück u. starb als Dechant zu Bondorf 4. April 1779. Er hat in verschiedenen Schriften die Methode seiner Teufelsbannungen dargelegt. Er erklärte, nur übernatürliche Krankheiten (Besessenheit) heilen zu können; der feste Glaube des Kranken war dabei Voraussetzung, daher er weder Kinder noch Wahnsinnige behandelte. Gewisse Aeußerlichkeiten in seinem Verfahren legten den Verdacht des Betrugs nahe; doch ist ein bestimmtes Urtheil darüber nicht zu fällen.

Gastein, Name eines Thales u. mehrerer Orte im österr. Herzogthum Salzburg. Das Thal **G.** ist ein Nebenthal der Salzach, das größte von den südl. Seitenthälern, von Lend bis zum Fuße der Malnitzer Tauern 10 Stunden lang. Der einst durch seinen Goldreichthum berühmte Radhausberg trennt das obere Thal in zwei Aeste; links geht es durch das Anlaufthal zum Ankogl u. Hohen Tauern, rechts durch das Naßfeld zum Malnitzer Tauern. Gewaltige, vergletscherte Bergmassen schließen den Hintergrund des Thales ab, unter ihnen die höchsten der Schareck (3129 m.) u. der Ankogl (3261 m.). Eingefaßt wird das Thal von 2000—2500 m. hohen Gebirgsästen, welche die Tauernkette nach N. sendet. Gleich den übrigen Seitenthälern der Salzach ist auch das Thal G. in verschiedene Thalböden getrennt, d. h. in Terrassen, welche ziemlich steil zu einander abfallen. Der oberste dieser Thalkessel ist das Naßfeld (1650 m. über dem Meer), eine weite grüne Grasfläche, umgeben von den Schnee- u. Eisgipfeln der Tauern, aus deren Gletschern die Gasteiner Ache ihre Gewässer sammelt. Ruhig gleitet der Fluß durch die grünen Wiesen, um dann in gewaltigen Fällen (den sog. Bärenfällen) zum Böckſteiner Boden (1100 m.) hinabzustürzen. Bei Böckstein vereinigt sich

Nr. 3022. Wildbad Gastein.

die Ache mit dem Anlaufbach; nach einer Stunde ruhigen Laufes hat sie auch diesen Thalkessel durchschnitten, dessen Ende sie bei Wildbad-**G.** erreicht; dieser berühmte Badeort, 1048 m. hoch am Rücken des Graukogl gelegen, besteht nur aus 45 Häusern u. hat außerhalb der Kurzeit nur 400 Bewohner; doch steigt die Zahl der Badegäste in einzelnen Jahren auf 3—4000. Die Heilquellen brechen am Fuße des Reichebengebirges aus lockerem Steingeröll hervor; sieben von ihnen sind gefaßt, die reichhaltigste ist die Hauptquelle, zugleich auch die wärmste; denn ihre Temperatur beträgt 38,2° R. Das Wasser ist außerordentlich klar, ohne Geruch u. Geschmack; ½ Kg. Wasser enthält nur 2,6 g. feste Bestandtheile, darunter vorzugsweise schwefelsaures Natron. Die Bäder sind besonders bei chronischen Nervenkrankheiten u. gichtischen u. rheumatischen Beschwerden von großer Heilkraft; das Wasser wird auch getrunken. Das Klima ist sehr kühl u. feucht. Am 14. Aug. 1865 erfolgte hier die Unterzeichnung des sog. Gasteiner Vertrages zwischen dem preuß. König Wilhelm u. dem Kaiser Franz Joseph, durch welchen die Verwaltung Schleswig-Holsteins geregelt wurde. Bei Wildbad-G. stürzt die Ache in zwei schönen Fällen in den Thalboden von **Hofgastein.** In furchtbarer Wildheit bahnt sich das tobende Gletscherwasser seinen Weg durch die enge Schlucht. Ein über-

raschend schöner Anblick der Wasserstürze bietet sich von der oberen Brücke dar. Der Boden von Hofgastein hat eine Durchschnittshöhe von 850 m.; auf beiden Seiten erheben sich bis zum Gipfel bemattete Berge, die Sohle hat nur eine geringe Neigung nach N. Der Mittelpunkt dieses Thalkessels ist der Marktflecken Hofgastein mit 352 Häusern u. 2112 E., im 16. Jahrh. nach der Hauptstadt die reichste Gemeinde in Salzburg. Seit 1831 besteht hier ein Filialbad von Wildbad-G. Schon in vorrömischer Zeit war das Thal G. besiedelt. Kelten scharrten oben an den schneebedeckten Bergen nach Gold, die Römer setzten den gewinnbringenden Bergbau fort, bis die Völkerwanderung auch diese Thätigkeit lahm legte. Als aber wieder Ruhe eingetreten war, begann der Bergbau im Thale G. von Neuem; besonders lebhaft wurde er, als 1297 die Herzöge von Bayern diese Goldbergwerke an den Erzbischof von Salzburg verkauften; die Blütezeit derselben fällt in die Jahre 1450—1560. Das Lutherthum fand gerade in diesem Thale zahlreiche Anhänger; mit der Verfolgung derselben wurden aber auch die Gewerke schwer geschädigt, am schwersten 1731, als 700 glaubenstreue Gasteiner auswandern mußten.

Gasteromyceten, Balg- od. Bauchpilze; eine große Abtheilung der Pilze, welche ihre Sporen im Innern ihres Fruchtgehäuses u. zwar in einem eigenen Samensacke erzeugt, welcher aus einer leder- od. papierartigen Masse besteht u. in der Regel kugelartig erscheint. In diesem Samensacke bilden sich die Sporen an den Enden zarter Fäden aus u. zersprengen endlich ihr Gehäuse bei der Reife, wobei sie als ein feines Pulver heraustreten. Allbekannt z. B. ist der Bovist u. die Trüffel, welche beide hierher gehören.

Gasteropacha (d. h. Dickbauch), Glucke, eine Gattung von Nachtschmetterlingen, deren mehrere Arten durch ihre gefräßigen, büschligbehaarten Raupen sehr schädlich werden: die Kupferglucke (G. quercifolia) u. der Ringelspinner (G. neustria) auf Obstbäumen, der Kiefern- od. Fichtenspinner (G. pini) in Nadelwäldern, der Kirschenspinner (G. lanestris), der Eichenspinner (G. quercus), der bes. auf Eichen lebende Prozessionsspinner (G. processionea). Den Namen Glucke erhielten diese Schmetterlinge, weil sie im Sitzen die Flügel wie eine brütende Gluckhenne herabhängen lassen.

Gasteropoda, s. „Schnecken".

Gastfreundschaft, die schöne Sitte unentgeltlicher Beherbergung u. Bewirthung von Fremden u. Durchreisenden, ist, wie einst im Alterthume, so noch heute bei den uncivilisirten Völkern mehr od. weniger allgemein üblich, während mit der fortschreitenden Entfaltung u. Verzweigung des Verkehrswesens Gasthäuser, Anstalten zu gewerbsmäßiger Ausübung der G., entstehen. Bei den afrikan. Negern wird die G. überall als selbstverständlich erwartet u. man dankt daher nicht für dieselbe. Bei den Kaffern besteht sie in der umfassendsten Weise, u. Niemand nimmt auf Reisen Proviant mit sich, da er sicher ist, in jedem Hause freie Unterkunft zu finden. Bei den Korjäken u. Tschuktschen in Nordasien geht die G. so weit, daß sie den Gastfreunden ihre Weiber od. Töchter anbieten u. sich beleidigt finden, wenn hiervon kein Gebrauch gemacht wird. Ohne diesen Zug zu theilen, sind auch die Eskimo's höchst gastfreundlich. Bei den Polynesiern hat sich die G. infolge des schlimmen Einflusses der Europäer in das Gegentheil verwandelt. Und so ist es überall; wo die Civilisation eindringt, schwindet die G. u. beginnen die Gasthäuser aufzutauchen. Beide Einrichtungen zusammen kommen zwar bei den civilisirten Völkern in den älteren Perioden ihrer Geschichte vor; es nimmt jedoch die G. ab u. die Gasthäuser nehmen zu, je weiter man von Osten nach Westen vorschreitet. Berühmt durch ihre Gastlichkeit sind von jeher die semitischen Völker. Bei den alten Hebräern wurde der Gast mit der größten Freundlichkeit aufgenommen u. reichlich bewirthet. Bei Antritt der Weiterreise begleitete man ihn, gleichsam zum Schutze, eine Strecke weit u. versah ihn zugleich mit Lebensmitteln. Bei den Arabern wird das Gastrecht jetzt noch in hohem Maße heilig gehalten. Es giebt auch bei ihnen keine anderen Gasthäuser als die Karawanserais, welche den Reisenden blos ihre kahlen Mauern darbieten. Die ersten eigentlichen Gasthäuser, in welchen Bewirthung stattfand, gab es im alten Griechenland, nam. in Seehäfen u. bei den Stätten der großen Festspiele, doch nur für Solche, welche keinen Gastfreund hatten; denn die Gastfreundschaft der alten Griechen war in hohem Grade ausgebildet, u. alle Familien, welche auf gute Sitte u. Bildung Anspruch erhoben, hatten in allen Städten von Bedeutung Verbindungen mit anderen Familien, in denen sich die Aufnahme der Gastfreunde vererbte u. als eine heilige Pflicht galt; das Symbol derselben bestand in ausgewechselten Ringen. Dieselbe Sitte herrschte auch im alten Rom, doch nicht in solcher Ausdehnung, u. hier häuften sich daher, nam. seit der Vergrößerung des Reiches, die Gasthäuser an den Straßen, in welchen ganz ähnliche Einrichtungen herrschten wie in den heutigen, selbst in Bezug auf die Schilder. In Rom selbst gab es nur Speise- u. Weinhäuser. Bei den alten Deutschen war die G. höchst ausgedehnt; keinem Menschen durfte, nach Tacitus, ein Obdach verweigert werden, u. war der Vorrath des Wirthes erschöpft, so begleitete er den Gast zu einem Landsmann, wo er ihn eben so bereitwillig aufgenommen wußte. Den größten Theil des Mittelalters hindurch waren Gasthäuser in Deutschland u. dem übrigen christlichen Europa unbekannt. Die Reisenden fanden stets in den Klöstern u. in den Burgen gastliche Aufnahme. Erst seitdem die Kreuzzüge dem Handel neuen Aufschwung gaben u. der Verkehr sich vergrößerte, entstanden sog. Herbergen, u. zwar zuweilen für einen bestimmten Stand od. für ein Handwerk, nam. für die reisenden Handwerksburschen, u. dort kamen auch die Berufsgenossen zusammen, um in Gesellschaft zu zechen. Die Regierungen u. Stadtobrigkeiten errichteten auch selbst solche Trinkstuben, nam. in den Kellern der Rathhäuser u. s. w. Seit der Entdeckung u. Kolonisirung Amerika's kamen neben den Wein-, Bier- u. Speisehäusern nach u. nach die Kaffeehäuser auf, nach dem Vorgange Englands in Frankreich, erst gegen Ende des 17. Jahrh. in Deutschland (zuerst in Wien 1683). Diesen folgten die Wirthschaften geschlossener Gesellschaften. Die Gewohnheit, den Abend in einem Wirthshause zuzubringen, nahm bes. in Süd- u. Mitteldeutschland u. in der Schweiz überhand. Seitdem aber die Reiselust sich immer mehr verstärkte, etwa seit der Mitte des 18. Jahrh., entstanden nach u. nach größere Gasthöfe, die sich nam. in den großen Städten u. in Gegenden, die durch ihre Naturschönheiten berühmt sind, nam. in der Schweiz u. am Rheine, immer großartiger entwickelten. Mit dem Fortschreiten des Handels u. Verkehrs u. der Civilisation wich stufenweise das gemüthliche, patriarchalische Leben in den Gasthäusern einem frostigen u. gemessenen Ton, u. neben den Bequemlichkeiten, die sich immer mehr verfeinerten, wuchsen die Preise. Die großartigsten Gasthöfe hat Amerika u. speziell New-York mit Umgebung aufzuweisen; der Gasthof im dortigen Badeorte Cape-May zählt nicht weniger als 3500 Zimmer. In der Schweiz sind auf den früher unzugänglichsten Bergspitzen u. Alpenpässen Gasthöfe mit der luxuriösesten Einrichtung entstanden. Die Namen der Gasthäuser, welche im Mittelalter meist von Thieren od. anderen Naturgegenständen (Sonne, Stern u. s. w.) od. Symbolen (z. B. Kreuz) hergenommen waren, weichen immer mehr der Benennung nach den Namen des Besitzers od. nach Ländern u. Städten. — **Gastmähler** (d. h. die gemeinsamen Mahlzeiten bei Ausübung der G.), die in der neuesten Zeit ebenfalls häufig in die Gasthäuser verlegt werden, fanden in den Zeiten der G. nur in Privatwohnungen statt. Die Aegypter saßen mit untergeschlagenen Füßen vor niedrigen Tischen, die mit Speisen beladen von den Dienern in das Speisegemach getragen wurden. Bei größeren Gastmählern aber, an denen Männer u. Frauen theilnahmen, saß man auf höheren Stühlen, u. es wurden Wein, Salben u. Blumen herumgereicht. Bei dem Trinkgelage, das der Mahlzeit folgte, brachte man eine Todtenmaske herein, um die Gäste an ihr Lebensende zu erinnern. Bei den Griechen u. Römern entwickelten sich die Gastmähler („Symposien") zum größten Luxus in Speise u. Trank, u. zur Zeit der Verweichlichung begann man bei Tische auf Polstern zu liegen. Die Griechen unterhielten sich bei den dem Essen folgenden Trinkgelagen durch Gespräche u. Flötenspiel, die Römer gleichfalls durch Musikvorträge, Schaustellungen, Tänze, Gladiatorenkämpfe u. dgl. Toaste wurden fleißig ausgebracht u. meist auf die Gesundheit der Einzelnen so viel Becher geleert, als dessen Name Buchstaben hatte. Der Fußboden wurde oft sehr dicht mit Rosen bestreut. Als Mittel gegen die Ueberladung des Magens nahm man Vomitive, sogar bei Tische, u. begann dann von Neuem wieder zu essen u. zu trinken. Die alten Deutschen waren, so weit ihr Name bekannt ist, große Freunde von Gelagen, u. zwar so sehr, daß sie diese, als das höchste Maß von Seligkeit, den gefallenen Helden in Walhalla zuschrieben. Schon früh kam bei ihnen das Zu-, Für- u. Wetttrinken auf, sowie Gruß- u. Scheidetrünke. Seit der Zeit der Kreuzzüge machte die Einfachheit u. Rauheit der Sitten, welche die Deutschen auch nach ihrem Bekanntwerden mit dem röm. Luxus festgehalten hatten, einer mehr u. mehr überhandnehmenden Verfeinerung Platz. Gegen Ende des Mittelalters u. im Beginn der neuen Zeit (Reformationszeitalter) war der Aufwand bei Kindtaufen, Hochzeiten, Leichenbestattungen u. anderen festlichen Gelegenheiten im Mittelstande oft nicht geringer als an Höfen u. unter dem Adel. Auch ohne festliche Anlässe wurden Bankette u. sog. „Schlaftrünke" veranstaltet. Dabei wurden Speise u. Trank in Quantitäten vertilgt, mit denen sich die Leistungen anderer Zeiten kaum messen können. Als Herzog Ulrich von Württemberg 1511 sein Beilager mit der bayerischen Prinzessin Sabine hielt, wurden in Stuttgart zur Bewirthung von 7000 Gästen 736 Ochsen u. 1800 Kälber geschlachtet, 6000 Scheffel Früchte verbacken, u. Tag u. Nacht sprang aus zwei Brunnenröhren rother u. weißer Wein. Im 18. Jahrh. hatte der feinere Luxus bei Gastmählern einen hohen Grad erreicht; Lady Montague wurde 1716 zu Wien bei Gastmählern des hohen Adels mit mehr als 50 silbernen Schüsseln u. einem entsprechenden Nachtisch auf feinstem Porzellan bewirthet, wozu von 18 feinen Weinsorten getrunken ward. Unter Ludwig XV. wurden in der Küche des Prinzen Condé wöchentlich 120 Fasanen zubereitet. Der Revolutionsmann Danton gab Diners, bei denen das Gedeck auf

400 Francs zu stehen kam, u. der Direktor Barras ließ eßbare Pilze mit Extrapost von der Rhonemündung nach Paris kommen. Im 19. Jahrh. ist das Benehmen bei Tafel angemessener, anständiger u. steifer, der Tafelluxus dagegen raffinirter geworden. Der Weltverkehr hat sich so sehr ausgedehnt, der Transport ist im Vergleiche zu früheren Zeiten so billig geworden, daß Speisen und Getränke aus den fernsten Weltgegenden gar nicht mehr als besonderer Luxus gelten.

Gastrilog, s. v. w. „Bauchredner".

gastrische Krankheiten (von gaster, der Magen) sind solche, die ihren Ausgang von Verdauungserkrankungen nehmen. Ihre leichteste Form ist der einfache Magenkatarrh (gastritis), der, wenn er mit erhöhter Temperatur verbunden ist u. mehrere Tage dauert, zum gastrischen Fieber wird. Dasselbe nimmt oft einen schweren Verlauf; kombinirt es sich dabei gleichzeitig mit großer Abgeschlagenheit der Glieder u. Benommenheit der Sinne, so hat man ein gastrisch nervöses, od. gastrisch typhöses Fieber vor sich. Letzteres wird oft mit dem eigentlichen Typhus verwechselt. — Während der Verlauf des gastrischen Katarrhs, der Gastritis simplex, meist ein kurzer ist, nach einigen Tagen die Appetitlosigkeit wieder schwindet u. sich völliges Wohlbefinden wieder einstellt, kann der Verlauf des gastrisch typhösen od. gastrisch nervösen Fiebers Wochen lang dauern u. sogar zum Tode führen. Die Mittel gegen gastrische Beschwerden sind höchst mannichfach; es ist indeß jeder spezielle Fall nach Ursache, Intensität u. Verlauf zu ergründen, bevor dagegen ein besonderes Mittel angewandt werden kann.

Gastronomie od. **Gastrologie** (griech., wörtlich Bauchlehre) ist die Kunst, gut zu essen u. zu trinken; ist diese in ein verfeinertes System gebracht, so nennt man sie **Gastrosophie;** artet sie zur leidenschaftlichen Ueppigkeit aus, so ist dies **Gastromanie.** Von der G. kann nur bei civilisirten Völkern die Rede sein, da die vielen u. barbarischen Völker blos zur Stillung des Hungers u. Durstes essen u. trinken. Auch die ältesten civilisirten Völker, wie z. B. die Aegypter, aßen noch sehr einfach u. überschritten die Mäßigkeit nur in ihrer späteren Zeit im Weintrinken. Zuerst ist die Rede von G. bei den Griechen, welche in älterer Zeit noch außerordentlich mäßig waren, zur Zeit ihres Verfalles aber die Zubereitung der Speisen zur eigentlichen Kunst erhoben. Archestratos aus Sizilien u. A. schrieben Bücher über G. Auch die Römer zeichneten sich lange durch Genügsamkeit aus, bis sie seit dem Verfall der Republik in eine Ueppigkeit u. Schwelgerei verfielen, die indeß von den Geschichtschreibern arg übertrieben worden ist. Der Name des Lucullus galt bekanntlich sprüchwörtlich für den eines Schlemmers; aber gerade das Aufsehen, welches üppige Mahle damals noch erregten, spricht gegen ihre Häufigkeit, ebenso auch der Verruf, in welchem die schwelgerischen Kaiser Vitellius u. Heliogabalus standen. Ohnehin sind die Südländer mäßiger als die Nordländer. Bei diesen, nam. den alten Deutschen, wurde lange mehr auf die Quantität als auf die Qualität der Speisen u. Getränke Rücksicht genommen. Erst seit den Kreuzzügen finden wir Spuren einer Verfeinerung des Geschmacks u. damit auch einer G. (vgl. den Art. „Gastfreundschaft"). Die Klöster gingen darin voran, u. seit dem 11. Jahrh. kommen in denselben Speisezettel mit ausgesuchten Gerichten vor, nam. Fleischspeisen von Wild, Geflügel u. Fischen. Im 15. Jahrh. entstand das erste bekannte Kochbuch, welches 169 Rezepte enthielt. Weitere Fortschritte in der G. brachte die mit der Entdeckung von Amerika u. des Seeweges nach Ostindien verbundene Einführung früher unbekannter Speisen u. a. Genußmittel mit sich. An die Stelle der im Mittelalter aufgekommenen Honig- u. Lebkuchenbäckerei trat seit dem 16. Jahrh., als der Zucker Eingang fand, die Konditorei u. Zuckerbäckerei, welche sich nam. durch die Kunst, Früchte einzumachen, zu einer wichtigen Gehülfin der G. aufgeschwungen hat u. dieselbe durch kunstartige Leistungen verschönert. Die Fortschritte der Technik u. nam. der Gartenkunst, sowie des Weinbaues, trugen ihrerseits ebenfalls dazu bei, die Rücksichtnahme auf die Qualität der Speisen und Getränke selbst auf Kosten der Quantität zu steigern, die G. immer allgemeiner zu machen, stets neue Leckerbissen aufzubringen u. die Nomenklatur der Kochkunst zu bereichern. Wie in allen Modeartikeln gingen hierin die Franzosen voran, wie denn auch bis in die neueste Zeit die franz. Küche in allen feineren Kreisen die vorherrschende u. die franz. Restaurants die Vorbilder aller übrigen geblieben sind. Ein interessantes Lehrbuch über „Gastrosophie" gab Baron Vaerst heraus (2 Bde., Lpz. 1851).

Gasuhr. Um die Menge des von den einzelnen Konsumenten verbrauchten Gases zu ermitteln, sind äußerst sinnreiche Meßapparate, sog. G., im Gebrauche, welche man in trockene u. nasse G. theilt. Die ersteren bestehen im Wesentlichen aus zwei expandirbaren Schläuchen nach Art der Blasebälge, aus Kautschukzeug u. Blechplatten konstruirt, die abwechselnd mit Gas gefüllt u. entleert werden. Die Endplatten beider sind derart mit einander verbunden, daß der eine Schlauch sich entleert, während der andere sich füllt. Hat letzterer die Grenze seines Laufs erreicht, so wird vermittels eines Hebels der Zu- resp. Ableitungshahn so verstellt, daß beide Schläuche ihre Funktion wechseln. Diese Umstellung wird gleichzeitig durch eine Sperradvorrichtung markirt u. auf ein Zeigerwerk übertragen. Bei solchen Apparaten fällt freilich die Gefahr des Einfrierens weg, der die nassen G. unterworfen sind; dagegen treten leichter Gasverluste u. andere Störungen ein. Die weit mehr verbreiteten nassen G. verdanken ihre sinnreiche Konstruktion dem ausgezeichneten Gasingenieur S. Clegg u. bestehen im Wesentlichen aus drei Theilen: Meßtrommel, Vorkammer und Zeigerwerk (Nr. 3023 und 3024). Die Meßtrommel, aus Zinnblech od. Britanniametall, besteht aus einer gemeinsamen Abtheilung u. vier daran anschließenden, eigenthümlich geformten Kammern, die zu einer Art cylindrischer Walze vereinigt sind, welche mittels einer horizontalen Achse sich leicht in dem umschließenden Gehäuse B′ (Nr. 3024) dreht. Jede dieser Kammern hat vorn nach der gemeinsamen Abtheilung hin u. ebenso hinten nach dem umschließenden Gehäuse B einen Schlitz. Durch den ersteren nimmt sie das Gas auf, durch den andern läßt sie es entweichen. Beide Schlitze stehen senkrecht auf einander, u. die radialen Scheidewände der Kammern sind in einer Schraubenfläche gebogen. Die Trommel taucht bis WW etwas über die Hälfte in das Wasser des Gehäuses ein; das durch das Rohr l zunächst durch i nach E u. von da durch das Rohr n in die gemeinsame Abtheilung geleitete Gas füllt aus der letzteren eine Kammer nach der anderen, indem es bei seinem Aufsteigen die Drehung der Trommel bewirkt; und zwar füllt sich allemal nur eine der Kammern auf einmal in dem Maße, als der vordere Schlitz über Wasser kommt. Das Gas in der vorhergehenden Kammer dagegen wird durch das infolge der Drehung eindringende Wasser gezwungen, durch den zugehörigen hintern Schlitz in das Gehäuse und von dort durch das Rohr q nach den Brennern zu entweichen. Die Meßtrommel wirkt also wie eine archimedische Schraube, nur daß sie anstatt Wasser bei ihrem Umgange Gas schluckt. Die Druckdifferenz vor u. hinter der Meßtrommel wird zur Bewegung derselben konsumirt. Um stets dieselbe Menge Gas durch die Drehung zu messen, ist ein konstanter Wasserstand im Gehäuse unentbehrlich. Bei zu niedrigem Stande könnte das Gas passiren, ohne gemessen zu werden. Dem hilft die Einrichtung der Vorkammer ab. Zu dem Ende ist sie durch eine horizontale Scheidewand in einen obern u. untern Theil getrennt. Das in den ersteren eintretende Gas strömt in den letzteren durch ein rundes Loch, das aber durch ein Ventil verschlossen wird, sobald ein damit verbundener Schwimmer mit sinkendem Wasserstande zu tief zu stehen kommt. Um aber auch die Konsumenten gegen zu hohen Wasserstand zu decken, fließt der Ueberschuß durch ein unten u. oben offenes Rohr ab, dessen oberer Rand mit dem normalen Wasserspiegel abschneidet. Dieses Rohr trägt außerdem eine seitliche Abzweigung, die sich nach aufwärts krümmt u. in den Vorraum der Meßtrommel mündet. Die Drehung der letzteren wird endlich durch eine stehende Achse mit Schraube auf das Zeigerwerk übertragen, das aus einer Reihe in einander greifender, im Verhältniß 1 : 10 verzähnter Räder besteht. Die Gasuhren werden gleich anderen Meßapparaten geaicht, indem man z. B. aus einem genau graduirten Gasometer ein bestimmtes Volumen Luft durch die Gasuhr treibt u. die dabei stattfindende Umdrehung der Zeiger notirt; wenn nöthig, wird der Stand des Schwimmers u. des Ueberfallrohres entsprechend abgeändert. Die Gasuhren sind gewöhnlich nach engl. Kubikfußen od. nach

Nr. 3023. Meßtrommel der Gasuhr.

Nr. 3024. Gasuhr im Durchschnitt.

Kubikmetern graduirt. Zur Füllung wird jetzt statt des Wassers, das leicht gefriert u. verdunstet, mäßig verdünntes rohes Glycerin verwendet, das beiden Uebelständen nicht unterworfen ist.

Gatschina, Stadt im russ. Gouvernement St. Petersburg (8337 E., 1867) mit einem großen kaiserlichen Schlosse, an welches sich ein schöner Park schließt. Hier wurde 1799 ein Bündnißvertrag zwischen Rußland u. Schweden abgeschlossen. G. ist Sitz einer Gartenbauschule, einer Porzellanfabrik u. einer Abtheilung des Petersburger Findelhauses.

Gatterer, Johann Christoph, deutscher Geschichtschreiber, geb. 13. Juli 1727 zu Lichtenau bei Nürnberg, machte seine Studien in Altdorf, wirkte seit 1759 als Professor der Geschichte in Göttingen u. starb daselbst 5. April 1799. G. nimmt unter den Historikern seiner Zeit den ersten Rang ein, indem er zuerst den Gang der weltgeschichtlichen Ereignisse in ihrem Nebeneinander u. ihrem inneren Zusammenhange (nach der synchronistischen Methode) darzustellen bemüht war, so in seinen Werken „Die Weltgeschichte in ihrem ganzen Umfange" (2 Bde., Gött. 1785—87, leider unvollendet) u. „Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte bis zur Entdeckung von Amerika" (Nürnb. 1792). Wie er durch diese Werke ungemein viel zur Erforschung u. Auffassung der Weltgeschichte in ihrer Gesammtheit beitrug, so förderte er auch die historischen Hülfswissenschaften durch seinen „Abriß der Diplomatik" (Gött. 1798), die „Praktische Diplomatik" (Gött. 1799), den „Abriß der Genealogie" (Gött. 1788), den „Kurzen Begriff der Geographie" (2. Aufl., Gött. 1793). Sehr verdienstlich ist auch sein „Ideal einer Weltstatistik" (Gött. 1773), in welchem er die Bedeutung der Statistik und die Nothwendigkeit einer umfassenden u. wissenschaftlichen Behandlung derselben anschaulich darlegte. — Sein Sohn, Christoph Wilhelm Jakob **G.**, hat sich als Kameralist u. Technolog bekannt gemacht. Geb. zu Göttingen 2. Dez. 1759, ward er 1787 in Heidelberg Prof. der Kameralwissenschaften u. Technologie, 1795 auch Prof. der Diplomatik u. 1805 Oberforstrath; er starb zu Heidelberg 11. Sept. 1838. Er schrieb u. A.: „Anleitung, den Harz u. andere Bergwerke zu bereisen" (3 Bde., Gött. 1785—90); „Beschreibung des Harzes" (2 Bde., Nürnb. 1792—93), „Technologisches Magazin" (3 Bde., Memmingen 1790—94); „Allgemeines Repertorium der gesammten Bergwerksliteratur (2 Bde., Gießen 1798—99) u. „Literatur des Weinbaues aller Nationen" (Heidelb. 1832).

Gatti, Bernardino, genannt il Sojaro (der Böttcher), ein Maler aus Cremona u. Schüler des Correggio, den er bes. im zarten Ausdruck der Gesichter u. in einer eigenthümlichen Süßigkeit des Kolorits nachahmte. Gegen das Ende des 15. Jahrh. geboren, starb er um 1575. Seine Bilder, fast alle biblischen od. legendarischen Inhaltes, darunter auch mehrere Fresken, finden sich in den Kirchen von Parma, Piacenza u. Cremona. Sein Schüler u. Neffe, Gervasio **G.**, malte theils nach dem Vorbilde seines Lehrers, theils nach dem der Caracci.

Gattung (genus, Sippe, Geschlecht) als naturgeschichtlicher Begriff bezeichnet die Gesammtheit der nächstverwandten Arten; die Merkmale, auf denen deren Zusammengehörigkeit beruht, bilden den Gattungscharakter. Der Gattungsbegriff ist ein künstlicher u. daher nicht ganz feststehender, so daß manche Forscher „zur Gattung erheben", was Anderen höchstens als Untergattung (subgenus) gilt (s. auch den Artikel „Art").

Gattungsname, s. „Appellativum".

Gätuler, im Alterthum der Name eines großen Volks im nordwestl. Afrika, dessen eigentliches Gebiet wahrscheinlich die Gegenden an den Syrten u. südl. von Numidien waren, das sich aber von dort aus weiter nach W. u. N. ausbreitete. Von den Alten wird die Pferdezucht der G. u. der Reichthum ihres Landes an wilden Thieren hervorgehoben, u. der gätulische Purpur hatte große Berühmtheit. In der Geschichte treten die G. bes. im Jugurthinischen Kriege hervor.

Gau (goth. gavi), Gegend, Landschaft, bedeutete im engeren Sinne bei den alten Germanen einen politisch abgegrenzten Theil eines Landes, einen Bezirk. An dessen Spitze stand meist ein Graf (Gaugraf, gravio, comes); daher heißt der G. auch lat. comitatus. Jeder G. bestand aus einer Anzahl Dorfschaften (vici) od. Hundertschaften (centenae, Cent, s. d.) u. hatte eine besondere Verfassung, Gauverfassung; eine Versammlung, in der die wichtigeren politischen u. gerichtlichen Sachen unter Vorsitz des Grafen erledigt wurden, das sog. Echteding, wurde regelmäßig dreimal im Jahre abgehalten; es mußten in ihr sämmtliche zum G. gehörige Personen erscheinen. Mit der Entwicklung der Städte ist die Gauverfassung mehr u. mehr verschwunden.

Gau, Franz Christian, Architekt u. Archäolog, geb. zu Köln 15. Juni 1790, studirte seit 1809 die Baukunst in Paris, bereiste später Italien u. Sizilien, Aegypten, Nubien u. Syrien u. gab, nach Paris zurückgekehrt, die mit einem Text von Niebuhr u. Letronne begleiteten „Antiquités de la Nubie" (Par. 1821—28; deutsch Stuttg. 1821—28) heraus. Seit 1825 in Frankreich naturalisirt u. seit 1826 Baumeister der Stadt Paris, stellte er mehrere alte merkwürdige Gebäude, wie die Kirche St. Julien le Pauvre, das Gefängniß La Roquette u. a. wieder her u. führte auf dem Place Bellechasse im Faubourg St. Germain den Bau einer neuen Kirche im goth. Stile des 13. Jahrh. aus; er starb zu Paris 31. Dez. 1853. Von seinen Werken sind noch hervorzuheben: „Les ruines de Pompéi" (Par. 1813), in welchem (von Mazois angefangenen) Werke G. seine Ansichten über den fortlaufenden Zusammenhang zwischen den Epochen der Architektur u. den Stadien der Kultur bei den alten Völkern niedergelegt hat.

Gaudeamus igitur (lat.), d. h. „So laßt uns denn fröhlich sein!" Anfang eines bekannten Studentenliedes. **Gaudium**, Lust, Freude.

Gaudy, Freiherr Franz Bernhard Heinrich Wilhelm von, deutscher Dichter, geb. 19. April 1800 zu Frankfurt a. d. O., als der Sohn eines preuß. Generalleutnants, der aus einer schottischen Familie stammte. Auf der Landesschule Pforta vorgebildet, trat G. später in die preuß. Armee, der er bis 1833 angehörte. Er starb 6. Febr. 1840 zu Berlin. In der ersten Periode seines dichterischen Schaffens lehnt

Nr. 5025. Franz Bernhard Heinrich Wilhelm v. Gaudy (geb. 19. April 1800, gest. 6. Febr. 1840).

G. sich merklich an Heine'sche Vorbilder an („Erato", 1829, „Schildsagen", 1834, „Korallen", 1834). Ein selbständigerer Zug spricht aus seinen „Kaiserliedern" (1835), in denen Napoleon verherrlicht wird. Aber erst später entfaltete sich sein Talent in eigenartiger Kraft, so nam. in den „Liedern u. Romanzen" (Lpz. 1837), die durch ihre Lebhaftigkeit u. Volksthümlichkeit sowie durch ihren oft epigrammatisch zugespitzten Humor an die Béranger'schen Lieder anklingen. Von letzteren lieferte er auch gelungene Uebersetzungen. Eine leichte Schilderungsgabe bekundet er in seinen ital. Reiseskizzen „Mein Römerzug" (3 Bde., Berl. 1836), sein Erzählertalent in der Novelle „Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen" (Lpz. 1836), den „Venetianischen Novellen" (2 Bde., Bunzlau 1838) u. den „Novelletten" (Berl. 1837). Eine Sammlung seiner Dichtungen gab Arthur Müller heraus (2 Bde., Berl. 1845).

Gauermann, Friedrich, ausgezeichneter Landschafts- u. Thiermaler, geb. 20. Sept. 1807 zu Miesenbach bei Guttenstein in Niederösterreich (als Sohn des Malers u. Kupferstechers Jakob G.), machte seine Studien an der Wiener Akademie, bildete sich aber eigentlich ohne Lehrer nur durch das Studium der Natur der Alpenwelt. Er verstand es, die heitere Wirklichkeit der Landschaft, des Bergvolkes u. des Bergviehes in lebendigen Zügen u. Farben zu schildern. Zu seinen schönsten

Bildern gehören: „Der pflügende Ackersmann", die „Einschiffung der Herden am Königsee", „Ein Hirsch von Bären überwältigt", „Der Brunnen in Zell am See". G., der auch Thierstudien auf etwa 15 Blättern radirte, starb 7. Juli 1865.

gaufriren, Einpressen von Mustern in verschiedene Stoffe, nam. in Plüsch, Sammt u. Sammtbänder (abgeleitet von gaufre, „Honigwabe"). Man bedient sich zum G. einer Art Heißmange, welche 3 Walzen besitzt, eine gravirte u. zu heizende Kupferwalze u. zwei sie einschließende Holzwalzen, welche von oben u. unten durch Schraubendruck entsprechend angepreßt werden können. Der Flor des Gewebes wird von der glatten, gegen das vertiefte Muster erhabenen Walzenfläche niedergedrückt, wogegen er an den vertieften Musterstellen unverändert stehen bleibt.

Gaugamela, Ort in Assyrien, in der Nähe von Arbela. Hier erfocht Alexander d. G. (s. d.) 331 v. Chr. einen Sieg über Darius Codomannus.

Gaukler (von „gaukeln", blenden), Jemand, der Blendwerk treibt u. die Menge damit belustigt, der öffentlich als Taschenspieler, Seiltänzer, Possenreißer u. dgl. auftritt. Die G. gehören zu der ehemals sehr zahlreichen Klasse der „fahrenden Leute" (s. d.).

Gault od. Galt (spr. Gohlt) nennt man ein der Kreideformation angehöriges Gebirgsglied, welches zwischen den Schichten der Neocombildung u. dem oberen Grünsand u. Quadersandstein lagert, demnach der unteren Etage der Kreideformation angehört. Der G. besteht aus verschiedenen Gebirgsarten, so daß er z. B. in England als fetter, versteinerungsreicher Thon auftritt, in Frankreich aus Thon u. glaukonitischem Sande, am Teutoburger Walde aus Flammenmergel, am Harze aus denselben Gebirgsarten u. aus Sandstein, in den Alpen aus Kalkstein, grünem u. schwarzem Sandstein gebildet wird. Trotz dieser Verschiedenartigkeit der Gesteine, welche den G. in den genannten Gegenden zusammensetzen, faßt man sie doch unter dem gemeinschaftlichen Namen G. zusammen, weil sie durch gewisse darin vorkommende versteinerte Seethiere (nam. Ammoniten, Belemniten u. Conchiferen) sich als Produkte gleichzeitiger u. gleichartiger Bildungsprozesse zu erkennen geben.

Gaultheria, eine vielgenannte Pflanzengattung der Heidekrautartigen, in Nordamerika als Theebeerenstrauch od. auch als Wintergrün bekannt u. ausgezeichnet durch eßbare Beeren, wie auch durch aromatisches Laub, das man deshalb zu Thee verwendet. Von den verschiedenen Arten giebt G. procumbens in den Vereinigten Staaten das bekannte u. grünlichgelbe, zum Färben der Sirupe u. zu Parfümerien benutzte Wintergrünöl (G. Shallon), hat sehr wohlschmeckende Beeren, wie auf Neuseeland G. antipoda, auf Vandiemensland G. hispida; die Früchte der letzteren sind unter dem Namen Wachstrauben (Waxcluster) bekannt u. sollen den Stachelbeeren ähnlich schmecken. Selbst in der Region der Sträucher auf Java kommt die Gattung mit gleichen Eigenschaften vor. Sie gehört übrigens in die Gruppe der Gränke (Andrómeda) u. ist ein Gegenstück zu den vielfachen Heidelbeergewächsen der gemäßigten u. kalten Zone. — Das schon genannte Gaultheriaöl besteht seiner chemischen Zusammensetzung nach aus einer Mischung zweier ganz verschiedener Körper, aus einem Kohlenwasserstoff, der jedoch nur in geringer Menge darin enthalten ist, u. eine farblose, leichte Flüssigkeit darstellt, u. aus salicylsaurem Methyloxyd, welches, schwerer als Wasser, in reinem Zustande ebenfalls farblos ist u. den Hauptbestandtheil des Gaultheriaöls ausmacht.

Gaumen, das Dach der Mundhöhle u. somit die quere Scheidewand zwischen dieser u. der Nasenhöhle, wird in seinem vorderen Theile (harter Gaumen) aus den Gaumenfortsätzen der Oberkieferbeine u. den sich hinterwärts an diese ansetzenden horizontalen Theilen der Gaumenbeine gebildet u. nach der Nasenhöhle zu von der Nasenschleimhaut, nach der Mundhöhle zu von der Mundschleimhaut überkleidet, die am Rande mit dem Zahnfleische der oberen Zahnreihe zusammenhängt. Als weicher G., Gaumensegel, Gaumenvorhang, ragt schräg nach unten vom Hinterrande des harten G.s eine Falte der Mund- u. Nasenschleimhaut u. läßt von der Mitte ihres bogenförmigen Randes einen kegelförmigen Vorsprung, das Zäpfchen, herabhängen, zu dessen beiden Seiten dieser Rand in je zwei bogig herablaufende Falten, die Gaumenbögen, ausläuft, zwischen denen die Mandeln liegen (s. „Mundhöhle"). Der (weiche) G. ist nicht allein für Geschmackseindrücke empfänglich (man spricht von „Gaumenkitzel" 2c.), sondern auch beim Kauen u. Schlingen thätig, u. seine eigenthümliche Stellung bedingt den besonderen Klang der Gaumenbuchstaben, sowie gewisser Töne beim Singen, die man deshalb Gaumentöne (s. d.) nennt.

Gaumenton, auch Kehlton od. Gurgelton genannt, eine schlechte Eigenschaft beim Singen, die ihren Grund in demjenigen fehlerhaften Tonansatz hat, vermöge dessen bei der Intonation der Vokale die Zungenwurzel, welche durch Bänder mit dem Stimmorgan in Verbindung steht, nach dem Schlunde hinuntergedrückt wird. Durch diese Art des Ansatzes erhält der Klang der Stimme etwas unangenehm Gepreßtes.

Gauner sind gewerbsmäßige u. unter sich verbundene Diebe u. Betrüger. Der Name soll aus einer Abkürzung u. Entstellung von „Zigeuner" entstanden sein, nach Anderen mit „Jauner" od. „Joner", einer Korruption aus „Jedionen" (Inhaber der jüdischen kabbalistischen und mystischen Kenntnisse) zusammenhängen. Als geschlossene Gesellschaft erscheinen die G. seit dem Anfange des 15. Jahrh., zu welcher Zeit sie sich aus den herumziehenden Bettlern entwickelten, die durch das verkehrte Almosengeben zu einer gefährlichen Macht herangewachsen waren. Schon damals machten sie unter den Benennungen „Landfahrer", „Schlepper", „Schnalzer" u. s. w. das Land unsicher u. waren in Banden organisirt, die sich einer eigenen Sprache bedienten u. in eine Menge verschiedener Klassen mit besonderer Bethätigung zerfielen. Vergebens schritten Kaiser u. Reich gegen sie ein. Schon frühe befanden sich zahlreiche Juden unter ihnen. Daher u. zum Zwecke möglichster Abgeschlossenheit u. Unverständlichkeit fanden hebräische u. jüdisch-deutsche Worte in großer Menge Eingang in die Gaunersprache. Letztere, auch Rotwelsch genannt (franz. argot, engl. slang), heißt bei den G.n selbst „Jenisch"; sich selbst nennen sie in derselben „Kochemer" (vom hebr. chochom, kundig). Schon im 15. Jahrh. gab es Grammatiken u. Wörterbücher der Gaunersprache, in welche mit der Zeit immer mehr neue Elemente aufgenommen wurden, doch ohne ihren jüdischen Grundcharakter zu verändern. Neben derselben bedienen sich die G. aber auch der Zeichensprache, gemeinsamer Erkennungszeichen, die in Handbewegungen, in der Art zu klopfen und in schriftlicher Darstellung bestehen. Besonders günstig war für die Entwicklung des Gaunerthums der Dreißigjährige Krieg, nach dessen Ende es sich nam. aus den Reihen der entlassenen Soldaten rekrutirte. Es bestanden bereits genaue Verbindungen zwischen den deutschen, französischen u. englischen G.n, u. das Land ihres gegenseitigen Stelldicheins war Holland. Sie machten solches Aufsehen u. erwarben sich zugleich bei gedankenlosen Schwärmern so große Sympathien, daß ihre Lebensgeschichten gleich solchen von Helden gedruckt u. gelesen wurden u. ein besonderer Zweig der Literatur, der sog. Schelmenroman, entstand, der nam. in Spanien u. Frankreich blühte u. in Deutschland durch die Dichter Grimmelshausen („Simplicissimus") u. Moscherosch vertreten war. Vergeblich wüthete die grausame Justiz des 17. u. 18. Jahrh. mit ihren barbarischen Strafen gegen die G. Im Anfange des 18. Jahrh. war der G. Lips Tullian (1715 in Dresden hingerichtet) bes. verrufen, gegen Ende desselben der Hundssattler, Hannickel, der „bayrische Hiesel" u. A. Eine neue Begünstigung erhielt das Gaunerthum durch die erste Franz. Revolution u. die ihr folgenden Kriege, während welcher Räuber- u. Diebsbanden mit den Armeen in Aussaugung u. Verwüstung des Landes wetteiferten. Der Mittelpunkt der Gaunerbanden war das Dorf Mersen in der niederländ. Provinz Limburg, wo große Magazine geraubter Waaren bestanden. Die berüchtigtsten Anführer waren die Juden Picard u. Bosbeck, sowie „Schinderhannes" u. der „schwarze Peter", welche gegen ihre Opfer mit der entsetzlichsten Grausamkeit verfuhren. Ihre Zufluchtsorte waren in der Regel die Bordelle. Besonders unsicher waren der Spessart, Odenwald u. andere Gebirgsgegenden. Außerdem bildeten neben den eigentlichen G.n auch die Zigeuner besondere Diebsbanden. Infolge der strengen Organisation der Justiz in unserem Jahrhundert zog sich das Gaunerthum mehr in die Verborgenheit zurück, ohne indeß im Mindesten an Verbreitung u. Gemeingefährlichkeit nachzulassen. Es durchsäuert u. vergiftet in den mannichfachsten Formen, wie Avé-Lallemant, der Verfasser des trefflichen Werkes „Das deutsche Gaunerthum" (4 Bde., Lpz. 1858—62), sagt, alle Stände, vom verdrängten Thronerben bis zum elendesten Bettler. 1840 schätzte Thiele die Zahl der G. in Deutschland auf 10,000. Die größeren Städte sind bes. von ihnen heimgesucht, u. unter denselben steht in dieser Hinsicht Berlin im übelsten Rufe, wird aber ohne Frage von London, Paris u. New-York weit übertroffen. Die G. zerfallen immer noch in eine Menge von Klassen, deren jede sich einem besonderen Zweige des „Handwerks" widmet. Dazu gehört z. B. das „Vertußmachen", d. h. den Genossen die Gelegenheit zum Diebstahl verschaffen, das „Schrekenen", d. h. die Kunst, die Aufmerksamkeit der Bestohlenen vom Diebe abzulenken, das „Baldowern", d. h. Auskundschaften der Gelegenheit zum Diebstahl u. s. w. Die G. sind ferner Schränker (Einbrecher), Trararumgänger (Postdiebe), Schottenfeller (Ladendiebe), Cheilefzieher (Taschendiebe), Hochstapler (Betrüger unter vornehmer Maske), Linkemesummemelochner (Münzfälscher), Spieße (Gaunerwirthe u. Kuppler) u. s. w. Das Gaunerthum hat ein umfassendes System für seine Unthaten, in welchem bes. das „Makkenen" (Gebrauch falscher Schlüssel) eine große Rolle spielt. Allen Bemühungen der Polizei u. der vorschreitenden Bildung hat es bisher Trotz geboten. Wir schließen hier eine Auswahl der merkwürdigsten u. bezeichnendsten Ausdrücke aus der deutschen **Gaunersprache** in alphabetischer Reihenfolge an; dieselben sind dem genannten Werke von Avé-Lallemant entlehnt, welches im 4. Bande ein ausführliches Wörterbuch der Gaunersprache enthält:

abkochen, verabreden, bestimmen; abgekocht, pfiffig.
acheln, essen, speisen; Achelpeter, Mitesser, abgelebter Gauner, der sich ernähren läßt.
Amtsschauter, Gerichtsdiener, Aufseher.
Arbeit, Stehlen, Betrügen.
Asosel, Sündenbock, Teufel; geh Lasosel! geh zum Teufel!
assern, verbieten.
Aules, Wirthshaus.
ausbaldowern, auskundschaften.
ausfegen, ausplündern, ausräumen.
ausjoschnen, ausschlafen.
ausschabbern, ausbrechen.
bacheln, zechen.
Bäckerling, Gebratenes od. Gebackenes.
Bahnherr, Anführer bei einem Diebstahl.
Bammelmann, Leiche des Gehängten; einen B. machen, erhangen.
Barmherzige Schwester, Freudenmädchen.
bauen, kommen, herankommen.
begaseln, bestehlen, berauben.
Beged, Tuch, Zeug.
berappen, bezahlen.
besamen, mit Gift versehen.
betuach, sicher, zuverlässig.
Bilbul, Wirrsal, Intrigue, Prozeß.
Bimm, Bimbam, Glocke; bimmeln, sich hin u. her bewegen.
Bimmler, Bummler, Landstreicher.
blättern, fliehen, flüchten.
Blaukragen, Gendarm.
Blinde, Fensterladen; B. machen, Terrain sondiren, Probe zu einem Diebstahl machen.
Brändling, Schnaps.
Breitfuß, das Stadtthor; die Gans.
Bretzen, Handschellen.
brummen, im Arrest sitzen.
chalfen, beim Wechseln stehlen.
Challe backen, einen Diebstahl nicht ganz ausführen.
Chassimehandel, Vertauschung von Behältnissen mit Werthsachen, welche versiegelt zur Aufbewahrung ubergeben werden, mit Behältnissen gleichen Ansehens u. Siegels, aber mit werthlosem Inhalte.
Cheluke halten, Theilung machen.
Chenneter, ein Gauner, der sich in höheren Kreisen zu benehmen weiß.
Chomez, gemeiner, niederträchtiger Mensch.
dabbern, in der Gaunersprache reden.
Dalles ist Rittmeister, die Noth ist groß.
Ed, linker, falscher Zeuge.
einnähen, einsperren.
Ennewotenne, gleichbedeutend mit Chassimehandel (s. d.).
Erbsien, Strafanstalt (vom hauptsächlichsten Nahrungsmittel, Erbsen).
eseln (sich), sich bei einem Diebstahl täuschen, Dummheiten machen.
Fehmerer, Gerichtsschreiber. Fehmerschwärze, Tinte.
Fiesel, Bummler, Strolch (bes. freche Gattung vagabundirender Spitzbuben in Wien).
Fleischmann, Polizeidiener.
Fleppe, linke, falscher Paß.
Fleppenmelochner, Urkundenfälscher.
Freikäufer, Markt u. Messendieb.
Frost im Magen, Hunger.
Gannew, Dieb.
gaufen, stehlen.
gaseln, rauben.
Geistwerk, Verstand, Vernunft.
Geschäft, Gaunergewerbe.
Geseere, Noth; G. machen, jammern, Aufhebens machen.
Glucke mit Küken (Küchlein), der Suppenlöffel mit den Eßlöffeln.
Greiferei, Polizei.
Greifenberger, Taschendieb.
Gutenmorgenwünscher, Diebe, welche frühmorgens stehlen.
Gymnasium, Kriminalgefängniß.
Hackelbackel, Alles in Allem, Allerlei, Wirrwarr, gemischte Gesellschaft.
Haleinesspritzer, Dieb, der durchs Fenster einbricht.
Hemdenschnorrer, abgelebter, gewerbsunfähiger Gauner.
Hinterschieber, Nachschlüssel.
Hin-u.-wieder, Uhr od. Säge.
Hochstapler, betrügerischer Bettler oder Schwindler, welcher vorgiebt, daß er von besserem Stande sei.
Honorist, feiner Gauner.
Horcher, das Ohr.
Kalches machen, im Verhör das Gestandene widerrufen.
Kalle, Braut, daher: Messe, Jahrmarkt (als Geliebte des Gauners).
kaspern, heucheln, täuschen, sich heimlich bereden.
Kelosim mollen, Karten zum Betrug beschneiden.
Ken (hebr.), richtig! so ist es! das wegen seiner leichten Aussprache beliebte Erkennungswort der Gauner.
Kißler, Taschendieb.
Krachen gehen, untergehen, sterben.
krank sein, gefangen sitzen.
Kuttelche melochnen, Taschendiebstahl begehen.
Lailegänger, Dieb zur Nachtzeit.
Lamden (hebr.), Gelehrter, ausgelernter Gauner, auch ein durch schlechte Erfahrungen bei Gaunern Gewitzigter, Störer einer Gaunerei.
Lampen bekommen, beim Unternehmen gestört werden; Lampen abtreiben, Störung beseitigen.
Lederzeug, weißes, Gendarm.
Leidengänger, der am Tage umherschleichende Dieb.
Lekiche machen, stehlen.
lewaien, Jemand durchprügeln.
Liechtenstein sein, Geld haben, bei Kasse sein.
link, unrecht, falsch; Linkwechsler, Falschwechsler, der beim Geldwechseln stiehlt; Linkstapler, Betrüger, der auf falsche Papiere bettelt, für milde Zwecke zu sammeln vorgiebt.
Luppe zupfen, Taschenuhr stehlen.
Massematten, Handel, Geschäft, Gaunergeschäft; M. baldowern, Diebstahlsgelegenheit auskundschaften; M. stehen haben, eine Diebsgelegenheit wissen.
Messinumpflanzer, Banknotenfälscher.
molichen, heimliche Wege gehen.
muddeln, Karten spielen, täuschen.
Nachtfuhre, nächtlicher Transport gestohlener Sachen.
Nelle, Galgen.
Neschome nehmen, hinrichten, tödten.
Nuscher, Untersucher, Spürer.
Obermann, Hut; Boden des Hauses.
Padde klopfen, Geldbörse stehlen; Paddenzupper, Taschendieb.
pfeffern, ein Gewehr laden.
Pflanz setzen, einen, Jemandem Etwas vorlügen.
Pille schnurren, auf die, als simulanter Epileptiker betteln.
platte Leute, Vertraute, Helfer der Gauner.
platte Penne machen, im Freien schlafen.
poter kommen, freigelassen werden.
Prinzerei, Gerichtshaus, höhere Instanz.
Pulver, das lose getragene Geld.
Ramsch, das gestohlene Durcheinander vor der Theilung.
Rebmosche (Herr Moses), das große Brecheisen (nach dem großen Gesetzgeber Moses benannt).
Regierung, Strick zum Knebeln.
Rewach, Gewinn; Rewachsetzer, Beutelschneider (der Anderen den Gewinn abschneidet).
Ribbis, Zinsen, Profit, vortheilhafter Diebstahl.
Rosenkranz, Hand- u. Fußschellen.
rutschen, zum Geständniß gebracht werden.
Sänftrich, Bett.
Sandhase, Infanterist.
schanzen, essen.
schärfen, gestohlene Sachen zum Verkauf ankaufen.
Scharfhandel, Raub.
Schautenpicker, Gauner, welcher beim Kaufen stiehlt.
Schazmaz, Faktotum einer Gaunergruppe.
Scheinspringer, Diebe, welche bei Tage stehlen.
Scheiner, Blendlaterne.
Schere machen, mit Daumen u. Zeigefinger in die Tasche fassen.
Schlepper, Anlocker zum Spiel.
schmadden (sich), sich taufen lassen, vom Gaunergewerbe abfallen.
Schnallendrücker, Bettler.
Schneeschaufler, Wäschedieb.
schnorren, betteln, eigentlich mit schnarrender Stimme Bitten oder Gebete hersagen.
schofel, schlecht, gemein.
Schule, Sammlung von Diebsschlüsseln.
schuppen, beschuppen, ausplündern, ausziehen.
schwarz sein, kein Geld haben; schwarz werden, Geld verlieren.
Schwarzfärber, der Geistliche.
schwarzer Dragoner, Floh.

Schwarzenberg sein, kein Geld haben.
Schwaßbruder, Industrieritter.
Schwindel, Noth; im S. sein, in Noth sein; schwindeln, gaunern; der ganze S., die ganze Beute.
Seifensieder, Taschendieb.
sicher bearbeiten, auf, beim Spiel betrügen.
Speck u. Blaukohl, körperliche Züchtigung.
Stand, Stelle, wo der Gauner od. Bettler Posto faßt. Standjunge, Gauner od. Bettler, der seinen bestimmten Platz hat.
Staub, kleines Geld.
Stiegenläufer, Hausdieb.
stippen, stupfen, durch heimliches Zülangen stehlen; Stippruthe, dünne, mit klebriger Masse bestrichene Fischbeinstange, mittels welcher in die Geldritzen der Ladentische u. Opferstöcke gelangt wird.
Stoßenspieler, Hehler.
Stradekehrer, Straßenräuber.
Stradefüßler, Straßendieb.
Tofes, der Gefangene; Tofeskeiwe, die Frau eines gefangenen Gauners, die von der Gaunerbande ernährt wird.
tulerischer (transponirt für „lutherischer") Kaffer, Lutheraner.
unterkabbern, unterschlagen bei Diebstählen.
verdienen, stehlen, rauben.
vertussen (vertuschen), Handlungen vornehmen, um die Aufmerksamkeit von einem Gauner, der ein Opfer gefunden, abzulenken.
Wand machen, den Taschendieb decken, seinen Diebstahl vertuschen (durch Vortreten, Vorhalten einer Sache u. dgl.).
Wasserratte, Schiffsdieb.
Wegweiser erhalten, ausgewiesen werden.
Zefirschieber, Dieb am frühen Morgen.
Zenserer, Polizeikommissar.
Zieher, Taschendieb.
zingeln, schwätzen, zureden; Zingeler, Macher beim Kartenspiel.
Zinkplatz, Gaunerrendezvous.
Zwackling, Wink mit den Augen.

Gaupp, Ernst Theodor, ein um die Erforschung des deutschen Rechts verdienter Gelehrter, geb. 31. Mai 1796 zu Kleingaffron in Niederschlesien, nahm an den Freiheitskriegen Theil u. habilitirte sich nach Vollendung seiner Universitätsstudien als Dozent der Rechte in Breslau. Dort wurde er 1821 außerord., 1826 ord. Prof.; er starb daselbst 10. Juni 1859. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: „Ueber Städtegründung, Stadtrecht u. Weichbild im Mittelalter" (Jena 1824), „Das alte Magdeburger u. Hallische Recht" (Bresl. 1826), „Das schlesische Landrecht" (Lpz. 1828), „Die deutschen Stadtrechte des Mittelalters" (2 Bde., Bresl. 1851—53), „Von den Femgerichten" (Bresl. 1857) u. seine kritischen Ausgaben der „Lex Frisiorum" (Bresl. 1832), der „Lex Saxonum" (Bresl. 1837) u. anderer alter Volksrechte.

Gaur (Bos gaurus), eine ostindische Rinderrasse (vgl. die Artikel „Banteng" u. „Rind").

Gaurisankar (von „Gauri", d. i. die Strahlende, einem Beinamen der Gemahlin des Schiwa, u. Sankar, einem Namen des Schiwa), von den Engländern Mount Everest genannt, in der Salpukette des Himalaja gelegen, ein nach den Messungen von Waugh (1856) 8834 m. hoher Berg, der jetzt als der höchste der Erde angesehen wird. Riesenhafte Firn- u. Gletschermassen überlagern seinen domartigen Gipfel u. senken sich tief an seinen Abhängen herab.

Gauß, Karl Friedrich, einer der größten Mathematiker, welche jemals gelebt haben, wurde 30. April 1777 zu Braunschweig geboren. Nachdem er daselbst von 1792—95 das Collegium Carolinum besucht, studirte er bis 1798 zu Göttingen, unterstützt durch den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, dessen Aufmerksamkeit er schon auf der Schule durch Beweise seines großen Genies erregt hatte. Im J. 1807, bis wohin er zu Braunschweig durch fürstliche Huld unterstützt u. privatim der Wissenschaft lebte, wurde er Professor der Mathematik an der Göttinger Universität u. Direktor der Sternwarte daselbst, später auch Mitglied der Berliner u. Pariser Akademie. G. starb zu Göttingen 23. Febr. 1855. — Von seinen zahlreichen u. alle Gebiete der Mathematik betreffenden Untersuchungen wurde seine Arbeit über die Zahlenlehre „Disquisitiones arithmeticae" (Lpz. 1801) epochemachend, ebenso wie die durch die Entdeckung der kleinen Planeten veranlaßte „Theoria motus corporum coelestium", worin G. neue Methoden zur Berechnung der Planetenbahnen mit Hülfe der von ihm entdeckten Theorie der kleinsten Fehlerquadrate lehrte. Groß sind ferner seine Verdienste um die Geodäsie, die er durch die Erfindung des Heliostops um eins der nützlichsten Hülfsinstrumente vermehrte. Die große, durch bis dahin unerreichte Genauigkeit ausgezeichnete Gradmessung im Königreich Hannover, die er von 1820 an leitete, dankt ihre glänzenden Resultate vorzugsweise den von ihm erfundenen Methoden. Nicht minder bewundernswerth sind die Aufschlüsse, welche die in Gemeinschaft mit Wilh. Weber ausgeführten Untersuchungen über die Natur des Erdmagnetismus gegeben haben, Untersuchungen, in deren Verlaufe der elektromagnetische Telegraph von den beiden deutschen Forschern erfunden u. zuerst auch praktisch angewendet wurde.

Nr. 3026. Karl Friedrich Gauß (geb. 30. April 1777, gest. 23. Febr. 1855).

Gautama, s. „Budda".

Gautier (spr. Goht'jeh), Théophile, franz. Dichter u. Kritiker, geb. zu Tarbes 31. Aug. 1811 (nicht 1808), erhielt seine Vorbildung am Colleg Charlemagne zu Paris u. wollte sich Anfangs der Malerei widmen, wandte sich aber bald der Poesie zu u. schloß sich mit Begeisterung an Victor Hugo u. die romantische Schule an. Im J. 1830 veröffentlichte er einen ersten Band „Gedichte" („Poésies"), dem 1832 die Legende „Albertus" folgte. Außerdem war er als Essavist u. Kritiker für den „Figaro", die „Revue de Paris" u. andere Journale, seit 1836 vorzugsweise für die Pariser „Presse" thätig, für die er 20 Jahre hindurch geistreiche Theater- u. Kunstkritiken schrieb. Eine Reihe trefflicher Arbeiten über die franz. Dichter zur Zeit Ludwig's XIII., die er für „La France littéraire" verfaßte, vereinigte er 1844 zu einer Sammlung „Les Grotesques" (2 Bde., Par.). Eine seiner eigenthümlichsten Dichtungen ist die 1838 erschienene „Comédie de la mort". Von seinen pikant geschriebenen Romanen hat nam. „Mademoiselle de Maupin" (2 Bde., Par. 1835) durch ihren kecken u. schlüpfrigen Ton Aufsehen gemacht. Ebenso gelesen waren „Les Jeunes Francs" (1833), „Une Larme du Diable" (1839), „Les Roués innocents" (1847) u. die „Nouvelles" (1845). Seine Dramen u. Vaudevilles hatten wenig Glück, desto mehr die nach seinen Angaben inscenirten Ballette („Giselle", „La Péri", „Sacountala"). Lebhafte Phantasie u. die Gabe anschaulicher u. prickelnder Schilderung bekundete er in seinen Reisebüchern „Tra los montes" (2 Bde., 1843), „Zigzags" (1845) u. „Constantinople" (1854). Als Früchte seiner russ. Reisen gab er im Verein mit Richebourg das verdienstliche Sammelwerk „Trésors d'art de la Russie ancienne et moderne" (5 Hfte., 1860 bis 1863) u. das Reisebuch „Voyage en Russie" (2 Bde., 1866) heraus. Nachdem er 1856 die Feuilletonredaktion am „Moniteur"

übernommen, trat in seiner Schreibart eine Mäßigung u. Zurückhaltung hervor, die von der Zügellosigkeit, in der er sich früher gefallen hatte, merklich abstach. Im J. 1858 ward er von Napoleon III. zum Ritter der Ehrenlegion ernannt; 1863 trat er in die Redaktion des „Journal officiel". Mittheilungen über sich selbst legte er in der Schrift „Ménagerie intime" (Par. 1869) nieder. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien 1855. Er starb 23. Okt. 1872 zu Neuilly bei Paris.

Gauting, Eremit von, s. „Hallberg-Bruich".

Gavarni, Paul, so genannt von einem Dorfe in den Pyrenäen, eigentlich Sulpice Paul Chevalier, genialer franz. Zeichner, geb. 1801 in Paris von armen Eltern, erlernte Anfangs die Mechanik, bis es ihm 1835 gelang, sich durch seine Zeichnungen sein Brot zu verdienen. Zunächst schuf er für das Journal „Les gens du monde" eine große Anzahl von Entwürfen zu Lithographien, die in kecker, geistvoller Weise die Zügellosigkeit und die weltmännischen Formen des Pariser Lebens schildern. Später schlug er eine ernstere Richtung ein und gab sich mehr der Darstellung tragischer Konflikte hin; so insbes. in seinen „Invalides du sentiment" und in den „Lorettes vieillies". Dann zog er auch die Schwächen u. Thorheiten, die Lügen u. Gebrechen der sittlichen Welt in seinen Gesichtskreis u. lieferte eine Menge von Blättern dieser Tendenz. Bei einem Aufenthalte in London kam er leider auch zur Schilderung des verworfensten Lebens, wodurch er seine frühere Heiterkeit völlig einbüßte u. seinem künstlerischen Untergange sichtbar entgegenging, so daß er sich gegen das Ende seines Lebens wieder der früheren Beschäftigung mit der Mechanik hingab. In seinen letzten Jahren viel mit Versuchen zur Vervollkommnung der Luftschiffahrt beschäftigt, starb er 23. Nov. 1866 zu Auteuil. G. war ein geistvoller Darsteller der Sitten u. Gebrechen seiner Zeit u. seines Volkes, der sich nie ins Possenhafte u. Groteske verirrte, sondern stets eine richtige Linie zwischen Karikatur u. ernster Sittenschilderung zu beobachten wußte.

Gavazzi, Alessandro, katholischer Geistlicher, geb. 1809 zu Bologna, that sich zuerst als Professor der Rhetorik zu Neapel durch seine glänzende Beredsamkeit hervor. Begeistert von den Reformen Pius' IX. (1846), entfaltete er als Feldprobst der röm. Armee in Venedig u. Florenz eine reiche politische Thätigkeit. Als er sich jedoch in Bologna an die Spitze der Aufständischen gestellt hatte, wurde er von den Päpstlichen gefangen genommen. Zwar befreite ihn das Volk von Viterbo, u. die republikanische Regierung ernannte ihn nach der Flucht des Papstes abermals zum Oberfeldprediger; er mußte aber nach der Eroberung Roms durch die Franzosen Italien verlassen u. lebte seitdem in England u. Schottland (1851) als Agitator gegen das Papstthum u. für die nationale Sache Italiens. Zu gleichem Zwecke ging er auch nach Amerika, mußte aber in Canada den durch Irländer veranlaßten Tumulten weichen. Die italien. Erhebung 1859 bewog ihn zur Rückkehr in sein Vaterland; er begleitete 1860 Garibaldi auf dem Zuge gegen Sizilien und war seitdem unermüdlich als Volksredner gegen den im Vatikan zur Herrschaft gelangten Jesuitismus thätig.

Gavial od. Schnabelkrokodil, Rhamphostoma gangeticum, das 20 Fuß lange Krokodil des Ganges u. seiner Nebenflüsse, von den Indern verehrt, ist von den anderen Krokodilen durch die sehr schmale u. lange Schnauze u. durch die gleichgroßen Zähne, sowie durch die (halbe) Schwimmhaut an den Vorderfüßen unterschieden.

Gavotte (ital. Gavotta, franz. Gavote), eine ältere, jetzt außer Gebrauch gekommene Tanzweise von gemäßigt munterem Charakter, im Allabrevetakt u. in zwei achttaktigen Reprisen gesetzt, doch mit der Eigenthümlichkeit, daß diese Reprisen mit zwei Viertelnoten als Auftakt beginnen, u. daß im zweiten Takt immer ein fühlbarer Einschnitt vorkommen sollte. Die G. als Tanz war hauptsächlich in den Balleten der franz. Oper gebräuchlich, auch kam sie als Tanzstück öfter in mehrsätzigen Werken vor, wo sie alsdann eine freiere Behandlung erfuhr. Nach Einigen schreibt sich der Name G. von den Gavots her; so hießen ehemals die Bewohner eines Theils der franz. Provinz Dauphiné, deren Nationaltanz wahrscheinlich das Vorbild für die G. gewesen ist.

Gay (spr. Geh), John, engl. Dichter, geb. 1688 zu Barnstaple in Devonshire, wurde infolge seiner vielversprechenden Erstlingsgedichte („Rural sports", 1711) mit Pope bekannt, der sich seiner mit freundschaftlichem Wohlwollen annahm u. ihm eine Anstellung als Sekretär bei der Herzogin von Monmouth verschaffte. Schnell entwickelte sich sein eigenartiges Talent für Naturschilderung u. parodirende Satire, das sich in seinen nächsten Dichtungen „Trivia or the art of walking the streets of London" (1712), „The shepherd's week" u. „Town eclogues" (1714) glänzend bekundete. Eine 1720 erschienene Sammlung seiner Gedichte zeigte die Vielseitigkeit seiner poetischen Fähigkeit u. Formbegabung. Ein neues Gebiet betrat er mit seinen 1726 veröffentlichten Fabeln, die in der engl. Literatur unerreicht dastehen (sorgfältigste Ausgabe von Owen, Lond. 1856). Von seinen dramatischen Arbeiten hatten bes. „The captives" (1724) u. „Beggar's opera" (1727) Erfolg. Letzteres hat sich bis in die jüngste Zeit auf der engl. Bühne erhalten; G. schrieb eine Fortsetzung zu diesem Stücke „Polly", das jedoch wegen der scharfen Schlaglichter, die es auf die damaligen polit. Zustände warf, nicht zur Aufführung gelangte. G. starb 4. Dez. 1732 u. wurde zu London in der Westminsterabtei beigesetzt. Eine Gesammtausgabe seiner „Poetical works" erschien zu London (2 Bde., 1806).

Gayal (Bos frontalis), Stirnbandochse, eine ostind. Rinderrasse (vgl. „Banteng" u. „Rind").

Gay-Lussac (spr. Gäh-Lüssak), Louis Josephe, einer der verdientesten franz. Chemiker u. Physiker, geb. 6. Dez. 1778 zu St. Leonard in Limousin. Er erhielt seine Bildung an der École polytechnique u. an der École des Ponts et Chaussées. Schon 1802 wurde er an der ersteren Repetent u. 1809 Professor der Chemie, zugleich auch (von 1808—32) Professor der Physik an der Sorbonne, u. darauf Professor der allgemeinen Chemie am Jardin des Plantes;

Nr. 3027. Gay-Lussac (geb. 6. Dez. 1778, gest. 9. Mai 1850).

daneben war G. auch Mitglied u. Sachverständiger mehrerer gewerblichen u. technischen Behörden, Mitglied der Akademie, sowie mehrmals Deputirter u. seit 1839 Pair von Frankreich. G. starb 9. Mai 1850 zu Paris. Besonders wichtig sind seine Untersuchungen über die Ausdehnung der Gase u. Dämpfe durch die Wärme sowie über das spezifische Gewicht u. die Wärmekapazität dieser Stoffe, ferner über die Natur des Cyan, Chlor, Jod, sowie der Alkalimetalle. Viele seiner chemischen Arbeiten führte er gemeinschaftlich mit Thénard aus, die über die Zusammensetzung der atmosphärischen Luft mit Alexander von Humboldt.

Gaza, uralte Stadt in Palästina, an der Grenze nach Aegypten zu, in fruchtbarer Ebene (eigentlich azza, d. h. „die Starke"). Sie widerstand der Eroberung durch Josua u. trat nachmals als eine der 5 Hauptstädte in den philistäischen Städtebund. Simson fand hier sein Ende. Erst 728 v. Chr. kam die Stadt durch den König Hiskiah unter jüdische Oberhoheit. Um 615 wurde sie von dem Pharao Necho, um 610 von dem babylonischen König Nebukadnezar erobert. 525 fiel sie in die Hände der Perser; 322 wurde sie von Alexander d. Gr. zerstört. Wieder aufgebaut, wurde sie bei ihrer Wichtigkeit als Schlüssel Aegyptens der Zankapfel zwischen den ägyptischen

u. syrischen Königen. Letztere behaupteten sie zwar seit 200 v. Chr., aber in den Makkabäerkriegen wurde sie gründlich zerstört u. erst 58 v. Chr. von den Römern (südl. von den Ruinen des alten G.) neu gegründet; blühte trotz neuer Zerstörung durch die Juden (66 n. Chr.) als Handelsstadt mächtig empor u. verödete erst nach der Eroberung durch die Mohammedaner (634). Die Kreuzfahrer fanden sie in Ruinen u. erbauten an ihrer Stelle 1152 eine Festung, die bereits 1170 von Saladin zerstört wurde. Aber aufs Neue blühte die Stadt im 17. Jahrh. als Sitz eines türkischen Pascha auf u. hat sich mit etwa 15,000 E. als Handels- und Fabrikstadt bis heute behauptet.

Gaze (spr. Gahs) nennt man im Allgemeinen jedes dünne u. durchsichtige Gewebe, dessen Fäden entweder die gewöhnliche Leinwandbindung, od. auch eine solche mit gekreuzter Kette besitzen, in welchem Falle man das Gewebe als Drehergaze bezeichnet. Die Herstellung der letzteren, deren Verbindung Nr. 3028 zeigt, beruht auf der Bildung eines Kreuzfaches. Es muß daher ein Kettenfaden über od. unter dem benachbarten hinweggezogen u. diese Verschlingung durch Schuß festgehalten werden. Von den beiden sich kreuzenden Fäden heißt der rechter Hand in der Kette liegende (in Nr. 3028 schraffirt) der Dreher- od. Polfaden und es fällt dieser stets in das Unterfach; der linker Hand liegende heißt der Stückfaden u. fällt stets in das Oberfach. Die Gesammtheit der Polfäden (Polkette) befindet sich auf einem Kettenbaume mit geringerer Spannung als der der Stückkette, da erstere der Umschlingung ihrer Fäden um die Stückfäden halber größerer Nachgiebigkeit bedarf. Ein Kreuzfach läßt sich auf verschiedene Weise herstellen. Es kann dazu ein Stab mit Nadeln dienen, welche Häkchen, Gabeln u. Oehre besitzen, durch welche die Dreherfäden gefaßt u. über die Stückfäden gezogen werden. Oder man bedient sich eines besonders eingerichteten Schaftes dazu.

Nr. 3028. Kreuzfächer der Gaze.

Gazelle (arab. gazal, Bezeichnung für gewisse Antilopen (s. d.) Afrika's, die wegen ihres zierlichen Wuchses u. ihrer schönen Augen als Sinnbild weiblicher Schönheit gelten (zebi der heil. Schrift). Die gemeine G. (Antilope dorcas, Linné's Capra gazella) hat leierförmig gebogene Hörner u. sieht röthlichbraun, unten scharf abgesetzt weiß aus.

Géant (spr. Scheeang), Aiguilles du, d. h. Riesennadeln, ist eine 4225 m. hohe Bergspitze in der Montblanc-Gruppe, südl. von dem Dorfe Chamounix, oberhalb des Mer de glace gelegen, des größten nach N. zu abfallenden Gletschers, welcher in seinem obersten Theil als Glacier du G. bezeichnet wird.

Gebangpalme, s. „Corypha“.

Gebäudesteuer nennt man diejenige Steuer, deren Objekt vom Gebäudekapital gebildet wird; ihre Veranlagung erfolgt entweder auf Grund einer Schätzung durch die Steuerbehörde bez. Steuerkommission, od. einer Selbsteinschätzung von Seiten des betreffenden Eigenthümers. Als einzige Steuer ist die G. in keinem Staate zu finden, dessen Steuerbedarf einigermaßen erheblich ist. Meist ist sie (wie die Einkommensteuer mit der Klassensteuer) mit der Grundsteuer verbunden, z. B. in Preußen; in Sachsen heißt sie daher auch selbst Grundsteuer. In Berlin wird die kommunale G., die nebst der Miethssteuer eine besondere Modifikation der dortigen kommunalen Grundsteuer bildet, zum Unterschied von der Staatsgebäudesteuer, die Haussteuer genannt. Während letztere nur nach einem Prozentsatze des Miethsertrages des dem Steuerjahre vorhergehenden Jahres erhoben wird, ist die Staatsgebäudesteuer in Preußen nach dem erst alle 15 Jahre einer Revision unterworfenen Nutzungswerthe veranlagt. Ueberhaupt ist die G. eine prozentarische Abgabe, u. richtet sich die Höhe der Prozente danach, ob der Wohnungszweck od. die gewerbliche Nutzung der Räumlichkeiten vorherrscht. Befreit von der G. sind die landwirthschaftlichen, nicht zur Bewohnung dienenden Gebäude, sowie diejenigen gewerblichen, welche in Verbindung mit sonstigen gewerblichen Anstalten zur Aufbewahrung von Roh- u. Brennmaterialien od. als Stallungen für das zum Gewerbebetrieb erforderliche Zugvieh dienen. Außerdem finden ähnliche Befreiungen wie bei der eigentlichen Grundsteuer statt, so daß also Grundstücke des Staates, Kirchen, öffentliche Unterrichtsanstalten ꝛc. der G. nicht unterworfen sind.

Geber od. Giafr (mit seinem vollständigen Namen Abu-Mussah-Djafar-al-Sofi), der berühmteste unter den arabischen Chemikern, soll zu Ende des 8. od. Anfangs des 9. Jahrh. gelebt haben. Ueber sein Leben ist durchaus nichts Zuverlässiges bekannt, selbst seine Heimat ist zweifelhaft, da er nach Abulfeda zu Hauran in Mesopotamien, nach Anderen zu Thus in der persischen Provinz Khorassan geboren sein soll. Nach diesen hätte er in Sevilla gelebt und sei dort 765 gestorben; Leo Africanus endlich giebt ihn für einen zum Islam übergetretenen Griechen aus. G. ist hervorragend als scharfer Beobachter, nicht minder aber auch durch die geniale Anwendung, die er aus seinen Erfahrungen machte. Er bestimmte die Eigenschaften der bekannten Körper weit genauer, als es vor ihm geschehen war; er entdeckte eine große Zahl neuer Verbindungen u. lehrte sie nach eigenthümlichen Methoden herstellen. Durch Erhitzen der Metalle stellte er deren Oxyde dar; er wußte Schwefel mit den Metallen zu verbinden u. lehrte u. A. die Bereitung des Zinnobers; Potasche verwandelte er durch gebrannten Kalk in Aetzlauge; er soll die Destillation erfunden haben u. dadurch zuerst Schwefelsäure, Salpetersäure u. Essigsäure in konzentrirtem Zustande dargestellt haben. Die Auflösung des Goldes in Königswasser wurde ebenfalls von ihm erfunden u. für die Reindarstellung löslicher Körper wandte G. das Filtriren u. Umkrystallisiren an. Von seinen Schriften sind mehrere ins Lateinische übersetzt u. gedruckt worden.

Geberden, äußere Bewegungen des menschlichen Körpers. Zu diesen gehören die Mienen, Gesichtsbewegungen, Gesichtszüge (als Ausdruck von Empfindungen u. seelischen Vorgängen). Das Vermögen, sich Anderen durch G. u. Mienen, also durch bestimmte Bewegungen des Körpers, nam. der Hände u. des Gesichtes, verständlich zu machen, heißt Geberdensprache (griech. Pantomime). Die Geberdensprache ist im eigentlichsten Sinne des Worts Universalsprache; sie wird in einem gewissen Grade von allen Menschen verstanden u. ist deshalb für Alle, welche in ein fremdes Land kommen, ohne dessen Sprache zu verstehen, oft das einzige Mittheilungsmittel. Manche Völker haben sogar eine sehr ausgebildete Geberdensprache. Die Buschmänner z. B. sollen sich unter einander mehr durch G. als durch Reden verständigen. Von europ. Völkern bedienen sich die Süditaliener, bes. aber die Sizilianer, dieser Mittheilungsweise mit großer Lebhaftigkeit. Nicht überall bezeichnet man jedoch mit derselben Körperbewegung dasselbe. Oskar Peschel erzählt in seiner „Völkerkunde“ (Lpz. 1874): „Es giebt eine Mehrzahl solcher Körperbewegungen, deren Sinn keineswegs von allen Menschenstämmen übereinstimmend gedeutet wird; es sind sogar Zweifel verstattet, ob in dem Ballen der Faust überall auf Erden eine Drohung, im Stampfen mit dem Fuße ein Ausbruch des Unwillens erkannt werden dürfe. Wird doch bei den Basutonegern ein glücklicher Volksredner durch Zischen belohnt, also von den Zuhörern nicht ausgezischt, sondern bezischt. Viele G. haben nur durch gegenseitige Verständigung ihren Sinn erhalten. Unter anderen bejahen die Türken durch Kopfschütteln u. verneinen durch Nicken. Im alten Griechenland wurde ein Bittender durch Zurückwerfen des Hauptes abgewiesen, u. in Süditalien winkt man heran, wenn die Hand mit dem Rücken an die Brust gelegt wird u. die Finger nach dem Herbeizuziehenden spielen. Dennoch schlummert in jedem Menschen die Gabe, sich durch Zeichen zu verständigen, u. überall auf Erden ist der Mensch auf diese Geberdenmalerei zum Ausdruck seiner Gedanken gefallen.“ Am meisten ist die Geberdensprache bei Taubstummen ausgebildet, nam. bei denen, die in keiner deutschen Taubstummenanstalt — in diesen lernen bekanntlich alle Taubstummen sprechen — erzogen u. gebildet worden sind. Man unterscheidet eine natürliche u. eine künstliche Geberdensprache. Erstere bedient sich solcher G., die ein möglichst treues Abbild der darzustellenden Sache geben; die letztere wendet willkürliche Zeichen an, die infolge gegenseitiger Uebereinkunft etwas Bestimmtes ausdrücken. Unterabtheilungen der künstlichen Geberdensprache sind die Fingersprache (Daktylologie) u. das Fingeralphabet. Beim span. Fingeralphabet bedient man sich nur einer Hand, beim englischen dagegen beider Hände. Man hat sogar durch besondere Stellungen der Füße sich gegenseitig zu verständigen gesucht u. diese Art der Geberdensprache Podologie genannt. Weiter gehört hierher als Unterabtheilung die Mimik, bei welcher vorzugsweise die Veränderung der Gesichtszüge zur Anwendung kommt. In Verbindung mit anderen G. findet diese auf dem Theater besondere Verwendung u. wird deshalb von Schauspielern ganz bes. studirt u. ausgebildet.

Gebet (verwandt mit Bitte, bitten) ist die Hinwendung des Herzens zu Gott, sei es in Gestalt der Bitte (Bittgebet) od. zu Lob u. Dank gegen Gott (Dankgebet). Das G. ist darnach ein einzelner Akt der Anbetung, der geistigen Gottesverehrung überhaupt. Voraussetzung ist dabei immer ein persönlich gedachter Gott: zu dem Schicksal od. der blinden Naturnothwendigkeit kann man nicht beten. Daß hingegen der Götzen- u. Bilderdienst das G. nicht ausschließt, lehrt das Beispiel der Griechen u. Römer, von denen uns (z. B. schon im Homer) schöne Gebete überliefert sind. Im weitern Sinne heißt G. jede längere od. kürzere Rede, die zum Zweck des Gebetes in bestimmte Form gebracht ist (das sog. formulirte G., wie es bes. in kirchlichen Gebetbüchern zum Gebrauche beim Gottesdienste enthalten ist). An sich ist eine solche Gebetsformel, auch das Vaterunser, nicht G. zu nennen: sie wird es erst, indem das gläubige, betende Gemüth

die Worte der Gebetsformel zu den seinigen macht, so daß sie als ein Ausfluß innerer Andacht gelten können. Von jeher hat man freilich das wirkliche G. mit dem gedankenlosen Hersagen der Gebetsformeln verwechselt; häufig ist es zu einem gänzlich mechanischen Werkdienst herabgesunken, so in den Gebetstrommeln der Feueranbeter (durch deren Umdrehung das G. verrichtet wird) u. in den Rosenkränzen der Mohammedaner u. Katholiken. Im Alten Testament tritt das G. (als Anrufung Jehovas) als eine uralte Einrichtung auf; Zeugniß für die lebendige Entwicklung des Gebetes bei den Israeliten legen vor Allem die Psalmen ab, in denen sich unerreichte Muster innigen u. kräftigen Gebetes finden. Aber auch hier drang frühzeitig Mißbrauch u. todter Werkdienst ein. Das große G. „Höre Israel" u. s. w. (5. Mos. 6, 4 ff.) wurde zu einer typischen Formel; in buchstäblicher Befolgung von 5. Mos. 6, 8 band man mit Gebeten beschriebene Riemen od. Papierstreifen auf die Hand u. vor die Stirn (**Gebetriemen**), hielt sich an bestimmte Gebetszeiten, betrachtete nur das G. im Tempel als wahrhaft wirksam od. wendete sich wenigstens mit dem Gesicht gegen denselben (ähnlich beten die Mohammedaner in der Richtung gegen Mekka). Dieser äußerlichen Auffassung des G. traten schon die Propheten u. sehr nachdrücklich das Christenthum entgegen, welches als das Ziel der wahren Religion nicht das G. an einem bestimmten Ort, sondern die Anbetung „im Geist u. in der Wahrheit" hinstellte (Ev. Joh. 4, 24), dabei jedoch in mancherlei Gleichnissen die Nothwendigkeit des G.s einschärfte. Von Christus selbst wird berichtet, daß er mit tiefster Inbrunst oft u. lange gebetet habe (wie z. B. sein Mustergebet, das Vaterunser, bezeugt). Es hat sich bisher noch in allen Religionen das G. als der natürliche u. selbstverständliche Ausdruck der Gottesverehrung geltend gemacht.

Gebetriemen, s. „Gebet".

Gebhard, Kurfürst u. Erzbischof von Köln, geb. daselbst als ein Sproß aus dem gräflichen Hause Truchseß v. Waldburg 10. Nov. 1547, ward schon 1562 Domherr in Augsburg, 1570 in Köln, 1574 Dechant in Straßburg, 1576 Domprobst in Augsburg u. 1577 Erzbischof von Köln. Nicht die Neigung zum Protestantismus allein, sondern eben so sehr die zu der schönen Gräfin Agnes v. Mansfeld, mit der er sich nachmals auch vermählte, bestimmte ihn 1582, Protestant zu werden. Infolge dessen abgesetzt u. vom Papst Gregor XIII. in den Bann gethan (1583), mußte er schließlich auch das weltliche Kurfürstenthum seinem Nachfolger, dem Herzog Ernst von Bayern, überlassen u. suchte 1584 in Holland eine Zuflucht. Als er aber weder beim Prinzen von Oranien noch bei den prot. Fürsten Deutschlands Hülfe fand, zog er sich nach Straßburg zurück, wo er 21. Mai 1601 starb. Vergl. Köler, „Dissertatio de actis et fatis Gebhardi" (Altdorf 1745) u. Barthold's Aufsatz in Raumer's „Historischem Taschenbuch" (Lpz. 1840).

Gebhardt, Eduard von, deutscher Historienmaler, geb. 1818 in Estland, bildete sich auf der Akademie in Petersburg, wo er drei Jahre blieb, ging dann auf die Kunstschule in Karlsruhe u. machte Reisen in Belgien u. Holland, bis er 1860 seinen Wohnsitz in Düsseldorf nahm, wo er zunächst mit einem „Einzug Christi in Jerusalem" auftrat, der die Begebenheit in seiner von der bisherigen Auffassung völlig verschiedenen Weise darstellte, die durch ihre Naturwahrheit u. tiefe Charakteristik fesselte, aber auch durch eine gewisse Trivialität verletzte. In demselben Charakter ist sein „Abendmahl" gehalten (in der Nationalgalerie zu Berlin), das freilich eben wegen seiner Natürlichkeit die Tiefe des Gegenstandes nicht ergründet, aber eine Reihe von interessanten Charakterstudien enthält. Die geistig bedeutendste seiner bisherigen Schöpfungen ist wol sein Genrebild „Aus der Reformationszeit".

Gebinde, ein Garnmaß in verschiedenen Ländern von verschiedener Länge, das durch ein einheitliches Maß jetzt in Wegfall gebracht wird; außerdem heißt G. auch jedes größere, zur Versendung von Flüssigkeiten bestimmte Faß, woraus in einigen Ländern ein festgesetztes Hohlmaß geworden ist.

Gebirge nennt man eine zusammenhängende Reihe od. eine Gruppe von Bergen (s. d.), deren Höhe mindestens 300 m. beträgt. Fehlt der Zusammenhang, so bildet eine Anzahl von Bergen nur ein Bergland. Das G. ist also ein selbständiges Ganze, in welchem der Gebirgsrücken od. Kamm als gemeinsamer Stamm u. die darüber sich erhebenden Gipfel zu unterscheiden sind. Der Punkt, von welchem die Steigung des G.s beginnt, heißt der Fuß; die Theile, welche zwischen dem Kamm u. dem Fuß liegen, die Abfälle; die Linie aber, welche die nach der einen Seite abfließenden Gewässer von denen der anderen Seite trennt u. die nicht mit der Kammlinie zusammenfallen muß, die Wasserscheide. Die tiefsten Einschnitte des Kammes werden Pässe od. Joche genannt (z. B. Brennerpaß, Stilfser Joch); haben dieselben nur eine geringe Breite und eine starke Steigung u. sind sie auf beiden Seiten von steilen Bergen begrenzt, so führen sie den Namen Engpässe od. Scharten. Der höchste Punkt des Passes u. hiermit auch der niedrigste des Kammes od. wenigstens eines Theiles desselben heißt die Paßhöhe od. Scheideck. Diese Pässe sind um so wichtigere Uebergangsstellen, je geringer die Steigung des Abfalles ist, je tiefer der Einschnitt in den Kamm des G.'s ist u. je größere Bedeutung die auf beiden Seiten desselben gelegenen Thäler haben. Die mittlere Kammhöhe bezeichnet die durchschnittliche Erhebung der Fußpunkte der einzelnen Gipfel eines G.'s über die Meeresoberfläche; die mittlere Gipfelhöhe giebt dagegen den Durchschnitt der extremen Höhe des G.'s an. G., in denen — wie z. B. im Thüringer Walde — die mittlere Kammhöhe mit der mittleren Gipfelhöhe ziemlich zusammenfällt, werden Kammgebirge genannt. Der Unterschied zwischen Kamm- u. Gipfelhöhe ist besonders bedeutend bei den Alpen u. dem Kaukasus; in jenen verhalten sich beide wie 1:2, da der Kamm eine mittlere Höhe von 2340 m., der höchste Gipfel dagegen eine Höhe von 4796 m. hat. Im Kaukasus beträgt die mittlere Kammhöhe sogar nur 2592, während der höchste Gipfel 5660 m. mißt. Der Physiognomie nach unterscheidet man Kettengebirge u. Massengebirge. Erstere erscheinen als eine langgestreckte, meist in einer Richtung fortlaufende Reihe von Bergen; ihre Länge übertrifft bei weitem die Breite, so bei den Anden, dem Kaukasus, dem Teutoburger Walde. Massengebirge treten entweder als Plateaux auf, die mit einer Gruppe von Bergen besetzt sind, od. als ein von einer Anzahl niederer Berge umgebener Hauptgipfel, so der Harz, der Montblanc, das Fichtelgebirge; sie sind häufig von tief einschneidenden Thälern in mehrere Theile getrennt; bisweilen gehen diese Thäler, wie beim Vogelsberge in Hessen, radienförmig vom Hauptberge aus. Gehen von einem Massengebirge mehrere Kettengebirge strahlenförmig aus, so nennt man ersteres einen Gebirgsknoten. Sind parallele Gebirge durch querliegende Gebirgsäste mit einander verbunden, so werden letztere als Querriegel bezeichnet; am deutlichsten treten letztere in den Cordilleren Nordamerika's auf. Die Vereinigung mehrerer Gebirge zu einem geographischen Ganzen, z. B. die Alpen, ist ein Gebirgssystem. Am häufigsten zeigen dieselben eine Quergliederung, so daß von einem gewöhnlich nach einer Hauptrichtung streichenden Gebirgsrücken nach beiden Seiten Aeste auslaufen, welche meist rechtwinklig auf der Hauptachse desselben stehen u. durch Querthäler von einander getrennt werden. Diese Form findet sich in den Alpen in der größten Ausdehnung; gewöhnlich sind die Nebenäste niedriger als die Hauptkette, doch findet auch das Gegentheil statt; so liegen die höchsten Erhebungen der Westalpen nicht auf dem Hauptkamme, auf welchem die Grenze zwischen Frankreich u. Italien hinläuft, sondern in den westlichen Ausläufern, in der Gruppe des Grand Pelvoux. Seltener gliedert sich ein Gebirgssystem in Parallel-G., in Gebirgsketten, welche in gleicher Richtung streichen u. durch Hochebenen mit einander verbunden werden. Letztere werden dann als Längenthäler bezeichnet. In Europa zeigen diese Form am ausgeprägtesten der schweizerische Jura u. der mittlere Apennin. Treten diese Parallelketten aber so weit aus einander, daß die Hochebene als vorherrschende Form der Bodengestaltung erscheint u. durch jene G. nur in mehrere Theile geschieden wird, wie die Hochebene Innerasiens durch den Thian-Schan u. Küen-Lün, so werden letztere Scheide-G. od. Scheitel-G. genannt, weil sie sich über den Scheitel des Plateau hinziehen. Rand-G. bezeichnen den Abfall von Hochebenen; der letzterer zugewandte Abhang ist naturgemäß kürzer u. meist weniger steil als der entgegengesetzte. Nach der Form der Berge, welche ein G. bilden, theilt man letztere ein in Zacken-G., deren Rücken zickzackförmig ausgeschnitten ist, also eine bedeutende Differenz zwischen der Kammhöhe u. Gipfelhöhe zeigt u. diese sehr bezeichnend von den Spaniern Sierra d. h. Säge genannt werden, in Wall-G. mit geringer Erhebung der Gipfel über den verhältnißmäßig hohen Kamm (Erzgebirge), Plateau-G., deren Rücken sich zu Hochebenen verbreitert (Kyölen in Norwegen, deutscher Jura) u. in Kegel-G., welche auf ihrem plateauartigen Rücken eine Anzahl pyramidaler u. kegelförmiger Gipfel tragen (Mittelgebirge in Böhmen, Hochland der Auvergne) u. meist aus vulkanischen Gesteinen bestehen. Nach der Höhe unterscheidet man Nieder-G. (300—600 m.), Mittel-G. (600 bis 1600 m.) u. Hoch-G. — Die Lehre von den Gebirgen heißt Orographie. Die orographische Entwicklung eines Landes hat einen außerordentlich großen Einfluß auf dessen Kultur. Denn durch die G. wird nicht blos die Pflanzen- u. Thierwelt desselben theilweise bedingt, sondern auch der Lauf der Flüsse bestimmt, die Richtung der Verkehrswege, die Anlage der Städte beeinflußt, die Grenzen der Städte gesichert, Volksstämme von einander getrennt, die klimatischen Verhältnisse beherrscht, ganz abgesehen von der Einwirkung auf den Volkscharakter u. die Industrie. Am günstigsten sind jene Länder für die Entwickelung der Kultur gestaltet, in denen das Hoch-G. einen möglichst kleinen Raum einnimmt, Tiefebene u. Mittel-G. abwechselt u. keine einzelne Form der G. vorherrscht, wie Frankreich u. Deutschland. (Ueber die Höhe der bedeutendsten G. der Erde s. „Berg".)

Die längsten Gebirge der Erde.

Gebirge	Länge
Die Cordilleren von Nord- u. Südamerika	1900 Meilen
Der Himalaja u. seine Fortsetzungen	1200 „
Die Anden von Südamerika	980 „
„ „ „ Nordamerika	800 „
Der Ural	525 „
Der Küen-Lün } in Asien	350 „
Der Himalaja } in Asien	350 „
Der Thian-Schan } in Asien	330 „
Die Gebirge Skandinaviens	320 „
Die Alleghanies in Nordamerika	290 Meilen
Das Jablonoigebirge in Sibirien	230 „
Der Altai in Nordasien	200 „
Das Vyndhyagebirge in Vorderindien	200 „
Die West-Ghats	178 „
Die Karpaten	160 „
Der Balkan	150 „
Die Alpen	150 „
Die Apenninen	140 „
Der Kaukasus	116 „
Die Pyrenäen	58 „

Die bedeutendsten Gebirge der Erde.

Breite.	Gebirge. Lage.	Höchster Gipfel.	Höchster Paß.	Schneegrenze.	Baumgrenze.	Höchster Wohnort.
Nordl. Br.						
76.° 55.′	Spitzbergen.	Horn-Sund-Pik. 1387 m.	—	450 m.	Keine Bäume.	Unbewohnt.
74.°	Grönländische Alpen.	Petermann-Spitze. 4270 m	—	600 „	Keine Bäume.	Unbewohnt.
64.°	Island.	Öraefa-Jökull. 1959 m.	822 m.	936 „	500 m.	Isholl. 470 m.
63.° 47.′	Ural.	Töll-Poss. 1655 m.	Paß Njer. 930 m.	1458 „	555 „	—
61.° 38.′	Jötun-Fjeld. Norwegen.	Ymes-Fjeld. 2604 m.	Jostedal-Lom. 1487 m.	1447 „	1132 „	Mörk. 668 m.
60.° 17.′	Küstengebirge Nordamerika's.	St. Eliasberg. 4576 m.	—	1500 „	600 „	—
56.° 48.′	Grampians. Schottland.	Ben Nevis. 1342 m.	692 m.	*	640 „	Carour. 530 m.
56.°	Kamtschatka.	KliutschewskerVulkan. 4804 m.	755 „	1603 „	905 „	—
52.° 30.′	Felsengeb. Britisch Nordam.	Mount Hooker. 5100 m.	1938 „	2620 „	1500 „	—
51.° 48.′	Harz.	Brocken. 1140 m.	892 „	*	1040 „	Brockenhaus. 1140 m.
50.° 44.′	Riesengebirge.	Schneekoppe. 1601 m.	1514 „	*	1300 „	Gr. Wiesenbaude.
49.° 45.′	Altai. Sibirien.	Bjelucha. 3354 m.	2212 „	2140 „	1950 „	Fykalka, Dorf. 1295 m.
49.° 10.′	Tatra. Ungarn.	Gerbsdorfer Spitze. 2647 m.	2177 „	*	1548 „	Zajonczine Polane. 1077 m.
49.° 7.′	Böhmerwald.	Arber. 1472 m.	1335 „	*	1300 „	Buchwald. 1178 m.
47.° 54.′	Vogesen. Elsaß.	Sulzer Belchen. 1432 m.	1170 „	*	1300 „	—
46.° 16.′	Jura.	Crêt de la Neige. 1723 m.	Passage de Gralet. 1486 m.	*	1500 „	Gittes-Dessus. 1292 m.
45.° 50.′	Alpen.	Montblanc. 4810 m.	Weißthor. 3576 m.	2900 „	1980 „	Hospiz St. Bernhard. 2472 m.
45.° 12.′	Mont d'Or. Auvergne.	Puy de Sancy. 1886 m.	1775 m.	*	1500 „	Montgrelier. 1237 m.
44.° 15.′	White Mountains. Verein. St.	Mt. Washington. 1915 m.	1650 „	*	1330 „	Observatorium. 1914 m.
43.° 21.′	Kaukasus.	Elbrus. 5660 m.	3540 „	3345 „	2500 „	Kurusch. 2544 m.
42.° 38.′	Pyrenäen.	Pic d'Anethou. 3404 m.	Brecha de Roldan. 2804 m.	2730 „	2000 „	Mt. Louis. 1588 m.
42.° 25.′	Apenninen.	Gran Sasso. 2909 m.	2340 m.	2800 „	1800 „	Assergi. 1040 m.
40.° 5.′	Thian-Rhan. Turkestan.	Chan Tengri. 6067 m.	Artusch-Paß. 4000 m.	4130 „	3280 „	—
39.° 42.′	Ararat. Armenien.	Gr. Ararat. 4915 m.	2683 m.	4230 „	2500 „	St. Jakobskloster. 1944 m.
39.° 20.′	Felsengebirge. Ver. Staaten.	Lincoln Pik. 4314 m.	Cooche-to pa-Paß. 3057 m.	3300 „	2600 „	Breckenridge. 3057 m.
38.° 33.′	Argäus-Geb. Kappadokien.	Erdschisch-Dagh. 3841 m.	--	3450 „	2900 „	Melgob. 1874 m.
37.° 45.′	Aetna. Sizilien.	Monghibello. 3307 m.		2950 „	2150 „	Kloster Nicolosi. 692 m.
37.° 5.′	Sierra Nevada. Andalusien.	Mulahacem. 3554 m.	Collada de Veleta. 3300 m.	3050 „	1700 „	Hato de Gualchos. 2426 m.
36.° 25.′	Kuen-Luen. Tibet.	6830 m.	5800 m.	4700 „	2780 „	Buschia. 2832 m.
36.°	Elburs. Persien.	Demawend. 5528 m.	Hasardschal. 3735 m.	4282 „	2600 „	New. 2760 m.
35.° 50.′	Karakorum. Tibet.	Dapsang. 8619 m.	Tschang-Lang. 6120 m.	5638 „	4000 „	Tankſi. 4031 m.
28.° 16.′	Tenerifa.	Pico de Teyde. 3715 m.	Paso de Ucanca. 3012 m.	*	1800 „	Chasna. 1203 m.
28.°	Himalaja.	Gaurisankar. 8739 m.	Ibi-Gamin. 6235 m.	5500 „	3600 „	Dartschi. 3497 m.
19.°	Hochland von Mexico.	Popocatepetl. 5391 m.	3594 m.	4600 „	4000 „	Rancho Ilamacas. 3900 m.
13.° 10.′	Hochland von Abessinien.	Abba Jared. 4578 m.	Selki. 3870 m.	4287 „	2150 „	Entschetkab. 3165 m.
10.° 57.′	Sierra Nevada de Sta Marta. Columbia.	Horqueta. 5500 m.	—	4687 „	—	—
8.° 49.′	Cordillere von Mittelamerika.	Vulkan Chiriqui. 3433 m.	Desengaño-Paß. 2436 m.	*	3200 „	—
4.° 14.′	Cannrun-Geb. Afr. Westküste.	Mt. Albert. 3998 m.	—	*	2125 „	Mapomya. 837 m.
Sudl. Br.						
3.° 7.′	Dschagga-Gebirge. Ostafrika.	Kilimandscharo. 6115 m.	3657 m.	5000 „	2900 „	Madschame. 1482 m.
8.° 8.′	Java.	Semeroe. 3733 m.	2584 „	*	2850 „	Simpungan. 2100 m.
15.° 52.′	Cordillere von Südamerika.	Sorata. 7562 m.	Paß von Guasaco. 4792 m.	5260 „	4600 „	Sta. Anna. 4913 m.
43.° 36.′	Alpen von Neuseeland.	Mount Cook. 4028 m.	Schneepaß. 2297 m.	2300 „	1500 „	—
54.° 27.′	Feuerland.	Mount Sarmiento. 2073 m.	—	1100 „	450 „	—

Gebläse. Zur Erzielung hoher Temperaturen, wie solche insbesondere zur Produktion u. Verarbeitung der Metalle erforderlich sind, bedient man sich schon seit den ältesten Zeiten gewisser Blasvorrichtungen od. G., durch welche das Feuer energisch angefacht wird. Die älteste, noch heute in Schmiedewerkstätten sehr übliche Vorrichtung dieser Art ist der Blasebalg, der in seiner vervollkommneten Form anstatt der dreieckigen Gestalt des uralten Spitzbalges eine cylindrische od. vierseitige prismatische Gestalt erhalten hat, wobei das Steigen u. Fallen mit paralleler Bewegung statt mit Winkelbewegung stattfindet u. ein größerer Nutzeffekt erzielt wird. Im Allgemeinen kann man die jetzt bekannten G. od. Gebläsemaschinen in trockne u. nasse eintheilen, je nachdem ihre Wirkung ohne od. mit Dazwischenkunft von Wasser erfolgt. Zu den trocknen G. gehört mit der Blasebalg, aus welchem im vorigen Jahrhundert das Kastengebläse hervorging, das aus einem viereckigen stehenden od. liegenden Kasten mit einem innerhalb desselben beweglichen Kolben besteht, der beim Hin- u. Hergange Luft einsaugt und fortstößt. Aus diesem Kastengebläse haben sich die für den Hohofenbetrieb jetzt allgemein üblichen, durch Wasser, od. noch häufiger durch Dampf betriebenen Cylindergebläse entwickelt, indem man den hölzernen Kasten durch einen gußeisernen, sauber ausgebohrten, mit dicht schließenden Kolben versehenen Cylinder ersetzte. Das erste Cylindergebläse dieser Art wurde 1760 von Smeaton für ein Eisenwerk in Schottland gebaut. Wo es sich um die Erzeugung von Gebläsewind in mäßiger Menge u. von geringer Pressung handelt, also nam. für Schmiedefeuer, für die Kupolöfen der Gießereien u. s. w., da benutzt man die sog. Centrifugal- od. Ventilatorgebläse, welche aus einem schnell rotirenden, in einem Gehäuse eingeschlossenen Flügelrade bestehen. Wir haben ihre Vorläufer in gewissen, schon seit langer Zeit in Gebrauch befindlichen Vorrichtungen zum Reinigen von Getreide, sie sind aber erst seit 1830 allgemeiner als Feuergebläse in Anwendung gekommen. Was die nassen Gebläse betrifft, so haben diese nur noch eine sehr untergeordnete Bedeutung, indem sie im verbesserten Hüttenbetriebe durch die Cylinder- od. Ventilatorgebläse verdrängt worden sind. Für die Wirkung der G. sehr erfolgreich ist die seit 1828 durch Neilson in Glasgow eingeführte Erhitzung des Windes; zu diesem Zwecke wird die vom Gebläse kommende Luft vor ihrem Eintritt in das Feuer durch einen besonders konstruirten Heizapparat geführt.

Gebot im weitern Sinne ist jeder Ausspruch, der als Richtschnur des Handelns hingestellt wird. Im engern Sinne verstehen wir unter den „Geboten Gottes" die göttlichen Sittengesetze, vor Allem die sog. zehn

Gebote ursprünglich „die 10 Worte", vergl. 2. Mos. 34, 28), welche den Kern des mosaischen Gesetzes ausmachen u. nach der Erzählung von Mose, auf zwei steinernen Tafeln verzeichnet, in der Bundeslade niedergelegt wurden. Obschon die Zehnzahl derselben feststeht, so ist doch die Eintheilung bis heute streitig. Die Juden selbst (u. so noch jetzt die Reformirte Kirche) nahmen das Verbot des Bilderdienstes als besonderes G. und zogen darnach die Lust nach dem Hause u. die nach dem Weibe u. s. w. des Nächsten in eins zusammen. Luther dagegen behielt die Zählung der katholischen Kirche bei, welche das Verbot der Bilderverehrung ausscheidet und das Begehren nach des Nächsten Haus als besonderes G. nimmt. Schon in dem alttestamentlichen Text der Gebote ist die Anordnung des Schlusses verschieden (vergl. 2. Mos. 20, 17 mit 5. Mos. 5, 18). Die Anlage des Ganzen ist deutlich die, daß die erste Tafel die Pflichten gegen Gott enthielt, mit Fortschreiten von der feineren zur gröberen Pflicht (Gottes Person, Name, Tag, Stellvertreter), die zweite Tafel die Pflichten gegen den Nächsten, mit Fortschritt von der gröberen zur feineren Pflicht (gegen des Nächsten Leben, Ehe, Hab u. Gut, Ehre, Verbot der bösen Lust).

gebrochen, ein in den bildenden Künsten u. ihren Hülfswissenschaften vorkommender Ausdruck. In der Baukunst: gebrochene Ecke, s. v. a. abgeschrägte Ecke; gebrochenes Dach s. v. a. Mansardendach; gebrochene Treppe, eine Treppe, die durch Absätze od. nach innen schmäler werdende Stufen ihre Richtung verändert; in der Malerei: gebrochene Farben, solche, die durch Beimischung von Grau unbestimmt geworden sind; in der Heraldik: ein Heroldsbild, von welchem ein Theil abgebrochen ist.

gebundene Rede heißt im Gegensatz zur prosaischen od. ungebundenen die an metrische u. rhythmische Regeln gebundene Ausdrucksweise, deren sich der Dichter bedient.

Geburt. Unter G. versteht man denjenigen Vorgang, durch welchen eine Mutter sich ihrer Leibesfrucht entledigt. Man spricht im Allgemeinen von G., wenn es sich um Menschen u. Säugethiere handelt. Der analoge Vorgang bei der übrigen Thierwelt wird verschieden benannt (Eierlegen 2c.). Die menschliche Frucht (Embryo, Fötus) findet im Mutterleibe ihre Entwickelung in der Gebärmutter, welche einen aus Muskelfasern bestehenden Sack darstellt, der, dem Herzen analog, die Fähigkeit hat, sich so zusammenzuziehen, daß sein Inhalt ausgepreßt werden kann. Die Frucht, die aus ursprünglich mikroskopisch kleinen Zellen sich allmählich im Mutterleibe vergrößert, regt, wenn sie eine bestimmte Ausbildung erlangt hat, gewöhnlich am Ende der 40. Woche nach begonnener Schwangerschaft, auf bisher noch unerklärte Weise, die Gebärmutter zu den vorhin erwähnten Zusammenziehungen an, welche sich dann unter heftigen Schmerzen, den sog. Geburtswehen (dolores), vollziehen. Der Beginn der Zusammenziehungen ist der Beginn der Geburt, bei der nun infolge jener Kontraktionen die Frucht vorwärts getrieben wird. Die Frucht selbst schwimmt in einer mit Wasser gefüllten Blase, welche bei der Geburt den Zweck hat, den Gebärmuttermund so zu erweitern, daß der zuerst folgende Fruchttheil, gewöhnlich der Kopf u. dann die übrige Frucht, leicht durchgehen können. Bei dieser Erweiterung springt die Blase, das Wasser (Fruchtwasser) fließt ab u. der erste Theil der Geburt (die erste Geburtsperiode) ist vollendet. Im 2. Abschnitt haben die Wehen den Kopf der Frucht so zu gestellen, daß er durch das unnachgiebige knöcherne Becken hindurchgeht. Dies thut er, indem er sich dem Becken anpaßt u. mit seinem größten Durchmesser stets in die größten Durchmesser des Beckens eingeht. Da in den einzelnen Beckenquerschnitten der größte Durchmesser einmal von rechts nach links, dann schräg von rechts vorne nach links hinten od. von links vorne nach rechts hinten, endlich von vorn gerade nach hinten liegt, so wird der Kopf mit seinem größten Durchmesser sich demgemäß auch drehen müssen. Er macht eine Art Schraubenwindung. Der Augenblick, in welchem der Kopf das knöcherne Becken verläßt u. vor die Schamtheile tritt, beendet diese zweite Geburtsperiode. Die dritte Periode hat den Zweck, mit dem voranrückenden Kopfe den Scheideneingang, der bei Erstgebärenden sehr straff u. empfindlich ist, zu dehnen, bis er ihn durchläßt; sobald dies geschehen, schlüpft nach wenigen Wehen auch der übrige Körper des Kindes nach. Dies ist das Ende der eigentl. Geburt, der die Nachgeburt folgt. Die Gebärmutter zieht sich noch einige Mal zusammen u. löst dadurch den Zusammenhang zwischen ihr u. dem Mutterkuchen (der Placenta), einem fleischig aussehenden, gefäßreichen Gebilde, um ihn sodann ebenfalls auszustoßen. Der regelmäßige Verlauf der G. dauert bei Erstgebärenden 6—12 Stunden, auch noch länger, bei wiederholter G. nur 3—6 Stunden. Indessen kommen von dem geschilderten Vorgange oft Abweichungen vor. Vor Allem kann die G. erfolgen, bevor das Kind ausgetragen worden ist. Geschieht dies in den ersten 6 Schwangerschaftsmonaten, so nennt man die G. Abortus od. Fehlgeburt (s. d.); später, vom 7. Monat an, jedoch immer noch vor Ablauf der 40. Woche, heißt die G. eine Frühgeburt. Die G. kann ferner dadurch von der Norm abweichend werden, daß die Lage der Frucht eine unregelmäßige ist u. statt des Kopfes ein anderer Theil des Kindes vorn liegt. Von den verschiedenen Geburtslagen, die überhaupt vorkommen, sind die gewöhnlichen die Kopfendlagen, u. unter diesen die Schädellagen; dann folgen einander nach der Häufigkeit ihres Auftretens die Gesichtslagen, sodann die Becken-, Fuß- u. Knielagen, endlich die seltensten u. gefährlichsten, d. h. die Querlagen, die sowol als Bauch- wie als Rückenlagen, endlich als Schulterlagen, unterschieden werden. Außer diesen häufiger vorkommenden Unregelmäßigkeiten giebt es auch noch viele andere, gegen welche die zweckmäßigsten Mittel zu ergreifen, um den Verlauf der G. für Mutter u. Kind gefahrlos zu machen, Sache der Geburtshülfe ist. — **Geburtshülfe** ist ein Zweig der Heilkunde u. befaßt sich mit den Kenntnissen u. Fähigkeiten, die in den Stand setzen, nicht blos beim Gebären, sondern auch in der Schwangerschaft u. im Wochenbett den nöthigen Beistand zu leisten. Sie hat die Aufgabe, bei regelmäßigem Verlaufe der Geburt, welche durch die Naturkräfte allein erfolgt, durch zweckmäßige Anordnungen Mutter u. Kind vor Schaden zu bewahren, bei unregelmäßigem Geburtsverlaufe hingegen die Störungen zu entfernen, den gesunden Zustand wiederherzustellen u. wenn nöthig den Geburtsprozeß durch künstliche Mittel zu beschleunigen od. zu beenden. Wissenschaftlich u. praktisch hat es demnach die Geburtshülfe zu thun theils mit den Regeln für die diätetische Behandlung der G., theils mit den Regeln für die Hülfe bei fehlerhaften G. Sie hat aber nicht blos den eigentlichen Geburtsvorgang, sondern auch die ihm vorausgehenden u. nachfolgenden Zustände, Schwangerschaft u. Wochenbett, zu überwachen, indem sich durch erstere die G. vorbereitet, durch letzteres sich der Rückbildungsprozeß in den weiblichen Geschlechtsorganen vollzieht. Ohne genauere Kenntniß der Physiologie u. des Mechanismus der normalen sowie der Pathologie der abnormen G. ist es nicht möglich, einer Gebärenden diätetisch od. therapeutisch in angemessener Weise beizustehen. Deshalb ist denn auch zur Ausbildung für die Geburtshülfe ein theoretischer und praktischer Unterricht unbedingt nöthig, u. demgemäß hat der Staat auch dafür gesorgt, daß in geburtshülflichen Anstalten nicht blos Schwangeren u. Gebärenden die ihnen sonst fehlende Hülfe gewährt wird, sondern daß in denselben auch Unterricht in der Geburtshülfe ertheilt wird; man hat zu diesem Zwecke theils Hebammenschulen, theils geburtshülfliche Kliniken errichtet, indem das Personal, welches sich praktisch mit Geburtshülfe beschäftigt, Hebammen u. Aerzte, in solchen geschlossenen Anstalten wie auch in geburtshülflichen Polykliniken Gelegenheit haben, wissenschaftlich u. praktisch die Grundsätze der Geburtshülfe kennen zu lernen. Während jedoch die Hebammen nur für die diätetische Leitung der normalen G. u. höchstens für Vornahme kleinerer Operationen ausgebildet werden, müssen die sich zu Geburtshelfern ausbildenden jungen Aerzte in dem ganzen Gebiete der Geburtshülfe unterrichtet werden. — Bei der Ausübung der Geburtshülfe steht in erster Linie die geburtshülfliche Untersuchung, die kunstgemäß angestellt werden muß u. in eine innere u. äußere, sowie in eine manuelle (mit der Hand) u. in eine instrumentelle (mit Sonden u. andern Apparaten) zerfällt. Die geburtshülfliche Diätetik hat das normale Verhalten der Schwangeren, die Lagerung der Kreißenden, die Unterstützung des Dammes, das Empfangen des Kindes, die Unterbindung u. Durchschneidung der Nabelschnur, die Entfernung der Nachgeburt, die Ueberwachung des Wochenbettes u. die Pflege des Neugeborenen zu besorgen. Die geburtshülfliche Therapie hat theils durch innere, theils durch äußere u. mechanische Mittel bei Störungen einzugreifen. Die geburtshülflichen Operationen, welche am häufigsten vorkommen, sind: Ausziehung des Kindes mit der Hand, mit der Zange (einem von Chamberlen in England um 1647 ersonnenen, doch geheim gehaltenen, dann von Levret u. Smellie allgemein eingeführten Instrumente) od. mit dem Haken; die Wendung des Kindes zur Verbesserung seiner Lage, die künstliche Frühgeburt zur Zeitigung des Eintrittes der Entbindung, das Accouchement forcé, d. h. die künstliche Erweiterung der weichen Geburtswege, die Craniotomie od. die Zerkleinerung, und die Cephalotrypsie oder Zertrümmerung des kindlichen Schädels, die Embryotomie od. die Zerstückelung des Kindes, der Kaiserschnitt od. die künstliche Eröffnung der Bauchdecken und der Gebärmutter. Sämmtliche Operationen erlernt der junge Arzt zunächst an sog. geburtshülflichen Phantomen (d. h. Apparaten, die in möglichst treuer Nachbildung Körper von Gebärenden darstellen). — Die Geschichte der Geburtshülfe zeigt, daß die wissenschaftliche Behandlung dieser Kunst sich ziemlich spät Bahn brach. Im Alterthum befand sie sich lediglich in den rohen Händen ungebildeter Hebammen. Werke über Geburtshülfe besitzen wir aus alter Zeit nur von Soranus u. Moschion in griechischer Sprache (um 220 n. Chr.). Unter den arabischen Aerzten gaben sich Rhazes, Abulkasem u. A. mit Geburtshülfe ab. Einen noch sehr unvollkommnen Unterricht in der Hebammenkunst gab im J. 1513 Eucharius Rößlin in seinem Werke „Der Frawen Rosengarten". In einigen Städten Deutschlands gab es schon im 15. Jahrh. vom Stadtphysikus unterrichtete u. geprüfte Hebammen. Im 16. Jahrh. verschrieben die Großen u. Vornehmen in Deutschland für ihre Frauen gute Hebammen aus weiter Ferne. Die berühmtesten Geburtshelferinnen des

17. Jahrh. waren die Bourgeois u. die Siegemundin. Das Vorurtheil gegen die Ausübung der Geburtshülfe durch Männer schwand erst, nachdem Ludwig XIV. den Wundarzt Clément d'Arles zur Entbindung der Lavallière hatte rufen lassen. Von da an nahmen sich französische Aerzte der Geburtshülfe an (Mauriceau, Portal 2c.), u. große Verdienste erwarb sich im Anfang des 18. Jahrh. der holländische Geburtshelfer van Deventer. Dann förderte die Erfindung der obenerwähnten Geburtszange durch Chamberlen, dessen Geheimniß Palfyn veröffentlichte, die Geburtshülfe, deren weitere Ausbildung sich in Frankreich Levret, in England Smellie, in Deutschland Röderer u. Stein zur Aufgabe machten. Durch ihren Einfluß entstanden Entbindungsschulen zum Hebammenunterricht zunächst unter Fried zu Straßburg 1728, dann in Berlin u. Göttingen 1751, erst später in London 1765. Eine schlimme Richtung schlug die Geburtshülfe durch Osiander (Göttingen) ein, der die Kunsthülfe zu hoch anschlug, während eine gesunde Opposition gegen dessen Lehren durch Boër in Wien u. Jörg in Leipzig den Naturkräften wieder zu ihren Rechten verhalf. Die jüngste Entwickelung der Heilkunde brachte auch die Geburtshülfe in der Neuzeit auf eine hohe Stufe. Nägele, Wigand, Busch, Kiwisch, von Ritgen, Dubois, dann die Schulen zu Wien u. Prag, Edinburgh u. Dublin wurden berühmt. Von den in jetziger Zeit lebenden namhaften Geburtshelfern nennen wir: Scanzoni von Lichtenfels zu Würzburg, Martin in Berlin, C. Braun u. Späth in Wien, Hecker in München, Credé in Leipzig, Veit in Bonn, Schwarze in Göttingen u. Spiegelberg in Breslau.

Geburtsadel, s. „Adel". **Geburtshülfe**, s. „Geburt".

Gecko's (Haftzeher, Ascalaboten), Eidechsen aus der Unterordnung der Dickzüngler, kleine plumpe Thiere der heißen Zone u. des südlichen Europa, mit großem, flachem Kopfe, warziger od. kleinschuppiger Haut.

Nr. 3029. Der Gecko (Platydactylus murorum)

Sie klettern mit Hülfe von Haftlappen an den Zehen (wonach die Gattungsnamen Platy dactylus, Phyllo dactylus 2c.), nach Art der Stubenfliege an senkrechten Wänden u. sind harmlose nächtliche Insektenjäger, obschon sie für giftig gehalten werden. Den indischen Namen „G." haben sie nach ihrem Geschrei bei nahendem Regen. Der in Italien u. Griechenland gemeine Gecko, Platydactylus murorum, nach Tarent auch Tarantola genannt, ist der „Stellio" des Alterthums u. „Letaah" der heiligen Schrift.

Gedächtniß heißt das dem menschlichen Geist eigenthümliche Vermögen, empfangene Eindrücke od. Vorstellungen zu bewahren, sich später ihrer wieder bewußt zu werden, sie wieder wachzurufen (zu reproduziren). Das G. ist gut od. schlecht, stark od. schwach, je nach der Schnelligkeit u. Treue, mit welcher es diese reproduzirende Thätigkeit ausführt. Dieses ist eine mehr passive, wenn die Wiedererweckung früherer Vorstellungen willkürlich hervorgerufen wird (sich besinnen), u. eine mehr aktive, wenn sie scheinbar unwillkürlich erfolgt (sich erinnern). Nach den Gegenständen, auf welche das G. hingelenkt wird, unterscheidet man Orts-, Zeit-, Personen-, Sachen-, Zahlengedächtniß u. s. w., deren Stärke bei Verschiedenen verschieden geartet u. ausgebildet sein kann; es kann Jemand ein vortreffliches Ortsgedächtniß, aber ein sehr schwaches Zeitgedächtniß haben, u. umgekehrt. Die Ausbildung des Gedächtnisses ist eine der Aufgaben der Elementarpädagogik; die Wichtigkeit derselben wurde jedoch früher überschätzt, so daß der Elementarunterricht zum großen Theil in Gedächtnißübungen aufging, die erst in neuerer Zeit durch den Anschauungsunterricht verdrängt worden sind (vergl. den Art. „Elementarunterricht"). In der Aufgabe, ferner liegende Vorstellungen od. größere Vorstellungsreihen zu reproduziren, kann das G. durch künstliche Mittel unterstützt werden (in ersterer Beziehung nam. durch Zuhülfenahme näherliegender verbindender Vorstellungen, in letzterer gleichfalls durch Einfügung verbindender Vorstellungen od. durch Vereinfachung, durch Gliederung des Stoffes in übersichtliche, leicht zu merkende und an einander zu schließende Theile). Die Kunst, sich solcher Mittel zu bedienen u. durch sie die Leistungsfähigkeit des G. bis zu einem gewissen Grade zu steigern, heißt Gedächtnißkunst od. Mnemonik.

Gedanke, s. „Denken".

Gedärme, s. „Baucheingeweide" u. „Verdauungsorgane".

gedeckter Weg, s. „Befestigung".

gediegen nennt man die Metalle, wenn sie in reinem Zustande, wie häufig das Gold u. das Platin, nur mechanisch, aber nicht chemisch mit fremden Körpern verbunden in der Natur vorkommen. Die übrigen Metalle werden selten gediegen vorgefunden. Im übertragenen Sinne nennt man g. auch das, was vortrefflich u. nicht durch tadelnswerthe Zusätze entstellt ist, z. B. ein Kunstwerk, einen Charakter, Kenntnisse 2c.

Gedike, Friedrich, verdienstvoller Pädagog, geb. 15. Jan. 1755 zu Boberow in der Mark Brandenburg, wurde 1776 Subrektor, 1779 Direktor des Friedrichswerder Gymnasiums in Berlin; 1787 ins Oberschulkollegium berufen, übernahm er 1793 die Leitung des Kölnischen Gymnasiums zu Berlin. Er starb daselbst 2. Mai 1803. G. verfaßte eine Reihe trefflicher Lehr- u. Lesebücher zum Schulgebrauche, übertrug die Oden des Pindar ins Deutsche (Berl. 1777 bis 1779), lieferte kommentirte Ausgaben des Sophokles u. a. klassischen Autoren u. leitete im Verein mit Biester die „Berlinische Monatsschrift" (17 Bde., Berl. 1783 fg.) im Geiste der damaligen Aufklärung. Seine pädagogischen Aufsätze sind unter dem Titel „Gesammelte Schulschriften" (2 Bde., Berlin 1789 u. 1795) zusammengestellt. — Sein Bruder, Ludwig Friedrich Gottlob Ernst **G.**, hat sich gleichfalls als Schulmann bekannt gemacht. Geb. 22. Okt. 1761 zu Boberow, wirkte er längere Zeit als Lehrer in Berlin u. Breslau, wurde 1791 Rektor des Gymnasiums in Bautzen u. übernahm 1803 die Organisation der ersten Bürgerschule in Leipzig, deren Direktion er bis zu seinem Tode (8. Juli 1839) mit Erfolg führte.

Geding hieß im alten deutschen Recht die Ermiethung gemeiner (niederer) Dienste u. Arbeiten um Lohn. Als G. wird das Verhältniß des Gutsherrn zu seinen Tagelöhnern, des Handwerksmeisters zu seinen Gesellen bezeichnet. Dasselbe begründete eine persönliche Unterwerfung des Arbeiters unter die Willkür seines Herrn, die darin ihren Grund hatte, daß die Arbeiter häufig nicht nur Lohn, sondern auch Wohnung u. Kost erhielten, daher von dem Herrn u. dessen Zu- od. Abneigung weit abhängiger waren als dies heutzutage bei den Arbeitern der Fall ist. Das G. ist meist verschwunden; ein Ueberbleibsel jenes Verhältnisses findet sich noch bei den Dienstboten (Gesinde) u. bei den Lehrlingen, sofern Letztere vom Lehrherrn Kost u. Wohnung gewährt erhalten.

Geefs, eine belgische Künstlerfamilie, deren Haupt u. ältestes Mitglied Willem **G.** ist. Geb. 10. Sept. 1806 zu Antwerpen, bildete er sich auf der Akademie seiner Vaterstadt aus u. begab sich, nachdem er 1822 durch sein Erstlingswerk, eine Statue des Achilles, den ersten Preis errungen hatte, nach Paris. Nach einer ital. Reise ließ er sich 1834 in Brüssel nieder, wo er eine Reihe von monumentalen Portraitstatuen, allegorischen, kirchlichen u. genreartigen Werken schuf u. durch diese einer der Hauptvertreter der mordernen Plastik wurde. Zu seinen bedeutendsten Arbeiten, die eine edle Auffassung u. feines Formgefühl verrathen, gehören das Denkmal für die Gefallenen der Revolution von 1830, die Marmorstatue des Generals Belliard, das Denkmal des Grafen Friedrich von Merode in Brüssel u. die herrliche holzgeschnitzte Kanzel mit 5 Marmorstatuen in der Kirche St. Paul zu Lüttich. — W.'s Gattin, Isabella Marie Françoise, geb. 1814 in Brüssel, lieferte im Fache der religiösen Historien- u. der Genremalerei einige bedeutende Werke. Ferner haben sich als Bildhauer bekannt gemacht seine drei Brüder u. Schüler: Joseph, Aloysius u. Jan (gest. 1860 zu Brüssel). Josef **G.**, geb. 1808, gest. 1860, schuf eine Reihe von Standbildern u. mehrere Genreskulpturen. Aloysius **G.**, geb. 1816, gest. 1841, betrieb mit großem Glück neben der Plastik auch die Historienmalerei.

Geel, auch Gheel, Stadt in der belg. Provinz Antwerpen mit 12,000 E., bekannt als Sitz einer Irrenanstalt u. als Aufenthaltsort einer großen Anzahl von Wahnsinnigen, die aus den benachbarten Provinzen hierher u. bei einzelnen Familien untergebracht werden.

Geel, Jakob, holl. Philolog, geb. zu Amsterdam 1789, ward 1823 zweiter Bibliothekar, 1833 Oberbibliothekar u. Professor in

Leyden, wo er 11. Nov. 1862 starb. Er machte sich einen angesehenen Namen durch die Ausgaben des Theokrit mit den Scholien (Amst. 1820), der „Excerpta Vaticana" des Polybios (Leyd. 1829), des „Olympicus" von Dio Chrysostomus (ebd. 1840) u. der „Phoenissae" des Euripides (ebd. 1846). Ferner schrieb er eine „Historia critica sophistarum Graecorum" (Utrecht 1823), gründete mit Bake, Peerlkamp u. Hamaker die „Bibliotheca critica nova" (Leyd. 1825 ff.), welche die klassischen Studien in den Niederlanden wiederbeleben half, u. erwarb sich ein großes Verdienst durch seinen „Catalogus codicum manuscriptorum, qui inde ab anno 1741 Bibliothecae Lugduni Batavorum accesserunt" (ebd. 1852).

Geelong (spr. Dschihleng), australische Stadt in der engl. Kolonie Viktoria am Ende der Coriobai, mit dem nordöstl. davon gelegenen Melbourne u. mit Ballaarat durch die Eisenbahn verbunden, blühte seit Entdeckung der Goldfelder von Ballaarat (s. d.) schnell empor u. treibt lebhaften Ausfuhrhandel mit Gold, Wolle u. selbstfabrizirten Tuchen 23,000 E.

Geerts, Karel Hendrik, belg. Bildhauer, geb. 1808 zu Antwerpen, gest. 1855 als Professor an der Akademie zu Löwen, erntete großen Beifall durch eine kolossale Gruppe der Sindflut u. einen kreuztragenden Christus, mehr aber noch durch die in Holz geschnitzten Chorstühle gothischen Stils in der Kathedrale zu Antwerpen, die zu den vorzüglichsten Schnitzwerken der Neuzeit gehören. Sowol hierin wie in seinen Statuen zeigte er eine meisterhafte Technik.

Geest, Heidekraut, s. „Calluna vulgaris".

Geeste, rechter Nebenfluß der Weser, mit der er sich bei Geestemünde (s. d.) vereinigt, nachdem er die Landdrostei Stade (preuß. Provinz Hannover) in nordwestl. Richtung durchflossen.

Geestemünde, Flecken in der Landdrostei Stade (preuß. Provinz Hannover), am linken Ufer der Geeste, an deren Mündung in die Weser, von der hannoverischen Regierung als Konkurrenzhafen für den gegenüber am rechten Ufer gelegenen Bremerhafen errichtet u. 1863 mit einem neuen Hafen versehen, der jedoch, der Verschlammung u. Versandung ausgesetzt, die an ihn geknüpften Erwartungen nicht erfüllt hat.

Geestlande, kleine, zum Hamburger Stadtgebiete gehörige Landschaft von 2½ □M., bestehend aus 5 im Holsteinischen zerstreut liegenden Parzellen mit den Dörfern Eppendorf, Barmbeck, Ham u. Horn.

Gefälle der Flüsse, bezeichnet die Abweichung des Grundes des Bettes von der Horizontalen; durch dasselbe wird, zusammen mit dem Widerstande, welchen das Strombett dem Wasser entgegensetzt, die Geschwindigkeit eines Flusses bedingt; diese wächst also ziemlich in demselben Verhältnisse wie der Winkel, welchen das Flußbett zur Horizontalen bildet, u. wird im Oberlaufe am größten, an der Mündung am schwächsten sein. Eine Folge des starken G.s ist eine geringere Tiefe des Wassers, das bei verminderter Geschwindigkeit an Höhe zunimmt u. in Ebenen sich seeartig ausbreitet. 7 cm. Fall auf die Meile geben in einem engen, glatten Kanale schon eine Geschwindigkeit von über 3 M. in der Stunde. Die mittlere Geschwindigkeit der Wildbäche ist bei einem G. von 6:100=14 m. in der Sekunde. Das G. der Elbe z. B. nach ihrem Eintritte in Sachsen bis zur Mündung ist:

von	Höhe über dem Meer.	Entfernung in M.	Gefälle für die M. in m
Herrnkretscham	124 m.		
Dresden	108 „	6 M.	2,67 m.
Riesa	92 „	7 „	2,2 „
Wittenberg	63 „	13 „	2,5 „
Roßlau	54 „	5 „	1,8 „
Magdeburg	42 „	8 „	1,5 „
Pavey	32 „	7 „	1,3 „
Werben	22 „	7 „	1,3 „
Wittenberge	16 „	4 „	1,25 „
Dömitz	11 „	7 „	0,68 „
Harburg	2 „	16 „	0,58 „
Kuxhafen	0 „	16 „	0,15 „

Je stärker das G. eines Flusses ist, desto größer ist auch seine fortbewegende Kraft; während er also in seinem oberen eine Menge Steine u. Geröll mit sich fortreißt, läßt er dieses in seinem mittleren u. unteren Laufe, wo das G. bei weitem geringer ist, sich auf dem Grunde des Bettes ablagern, dadurch erhöht sich dieses u. der Fluß verflacht sich allmählich, wenn nicht künstliche Vorkehrungen Abhülfe schaffen. Die Thatsache, daß das relative G. durch die Windungen eines Flusses vermindert wird, hat bei Regulirungen von Flußläufen häufig zu einer Geradlegung des Bettes geführt. Auf kurze Strecken läßt sich das relative G. durch Wehre u. Schleußen verstärken.

Gefälle, steuerähnliche Privateinnahmen, nam. aus Grundstücken (Zehnten, Grundzins in Geld od. Naturalien, Kanon u. dgl.). Die G. wurden früher in verschiedenen Staaten neben dem sonstigen Einkommen besonders besteuert; doch ist diese Gefällsteuer, schon wegen der Schwierigkeit u. unverhältnißmäßigen Kostspieligkeit ihrer Erhebung, fast überall außer Gebrauch gekommen.

Gefängniß, der Ort, wo solche Personen in obrigkeitlichem Gewahrsam gehalten werden, denen „von Rechtswegen" der Gebrauch der Freiheit entzogen worden ist, u. zwar bezeichnet man damit sowol einen ganzen Komplex von dazu bestimmten Räumlichkeiten (Gebäude, Anstalt), als auch die einzelne Räumlichkeit (Zimmer, Zelle). Dem Zwecke der Einschließung nach sind zu unterscheiden: a) das Polizei-G., in welches entweder Personen, die ans Gericht abzuliefern sind, nur vorläufig gebracht werden, od. welches dazu dient, obdachlose u. liederliche Umhertreiber, Ruhestörer, Arbeitsscheue, Trunkenbolde, Personen, die sich gegen die öffentliche Sittlichkeit vergangen haben, überhaupt solche, deren Vergehungen u. Uebertretungen in die Sphäre der polizeilichen Strafkompetenz fallen, aufzunehmen u. in Haft zu halten; b) das Untersuchungs-G., wo man Diejenigen detinirt, gegen welche eine gerichtliche Untersuchung anhängig ist u. gegen deren etwaige Fluchtversuche es keine andere Sicherheit giebt, od. die im Verdachte, bez. unter der Anklage eines so schweren Verbrechens stehen, daß sie füglich nicht auf freiem Fuße zu lassen sind; c) das eigentliche Straf-G., das zur Aufnahme solcher Individuen bestimmt ist, an denen ein auf Freiheitsentziehung lautendes richterliches Erkenntniß zu vollstrecken ist. Beim Straf-G. unterscheidet man wieder zwischen G. im engeren Sinne (leichteste Art der Freiheitsstrafe), Festungshaft (wie jene, ohne Entziehung der bürgerlichen Ehrenrechte), Arbeitshaus u. Zuchthaus. Bis auf die neueste Zeit gab es auch noch eine vierte Art: das Schuld-G. für Personen, deren Gläubiger sie durch Arrest (Wechselarrest) zur Zahlung einer Wechsel- od. sonstigen Geld- u. Werthforderung zwingen wollten; das Schuld-G. ist jedoch in vielen europäischen Staaten, namentlich in Deutschland, Oesterreich und Frankreich, mit Aufhebung der Schuldhaft in Wegfall gekommen.

Im Alterthume waren Freiheitsstrafen ziemlich beschränkt u. selbst da, wo die Gesetze nicht mit drakonischer Strenge geschrieben wurden, waren Todes-, Geld- und Verbannungsstrafen vorherrschend. In Athen gab es ein Gefängniß für böswillige Schuldner, eine Art von Korrektionshaus (das Sophronisterion) u. für Staatsverbrecher die Timoria. In Rom ward von Ancus Marcius das erste G. (Carcer publicus) erbaut, bestimmt für bürgenlose Schuldner; nach der Vergrößerung desselben durch Servius Tullius brachte man auch schwere Verbrecher, gefährliche Kriegsgefangene u. andere hinein, um sie aber gewöhnlich bald darauf zu tödten; ein zweites G. legte der Decemvir Claudius (451 vor Chr.) an. Außerdem war in Rom Hausarrest mit Bewachung durch Soldaten gebräuchlich, u. durften vornehme Angeklagte im Hause eines angesehenen Bürgers ihre Freiheitsstrafe abbüßen (freie Haft, custodia libera). Im Mittelalter befanden sich die G. hauptsächlich in den Thürmen von Burgen; dort litten die Gefangenen, wenn die G. unterirdisch waren, durch Nässe u. Kälte, od. aber, wenn die G. oben gelegen waren, durch die Hitze des Sommers aufs Qualvollste. („Bleikammern" von Venedig, Pariser Bastille, s. d.)

Als sich mit der vorschreitenden Humanität die Freiheitsstrafen mehr u. mehr in den Vordergrund drängten, fing man auch an, sich mit den Grundsätzen zu beschäftigen, nach denen die G. am zweckmäßigsten einzurichten und zu verwalten wären. Lange Zeit richtete jedoch die Gefängnißkunde ihr Augenmerk fast ausschließlich auf die Mittel, das Entkommen der Gefangenen zu verhindern. Im Uebrigen nahm man keine Rücksicht auf Alter u. Geschlecht der Gefangenen, oft nicht einmal auf den verschiedenen Strafgrund, gab ihnen keine Beschäftigung, überließ sie dem körperlichen u. sittlichen Schmutze, kurz, man dachte nicht daran, daß in der Strafzeit auch noch ein höherer Zweck zu erstreben ist, als der der Strafe. So ward der Zustand der G. ein Schimpf für den Staat, ein Verbrechen an der Menschheit, eine Gefahr für die Gesellschaft. Vereinzelten praktischen Bemühungen, das Loos der Gefangenen zu verbessern, begegnen wir zwar schon zu Ende des 16. u. zu Anfang des 17. Jahrh. in den Zuchthäusern zu Amsterdam, Hamburg, Bremen u. an anderen Orten der protestantischen Länder; allgemeiner aber ward mit der Erkenntniß von den entsetzlichen Uebelständen im Gefängnißwesen das auf dessen Reform gerichtete Bestreben erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Man fing an die G.e gesunder zu bauen, nicht allein die Geschlechter, sondern auch Jugend und Alter, entschiedene Verbrecher und Neulinge, korrektionelle Sträflinge u. Kriminalgefangene zu sondern u. auch durch Unterricht u. eine angemessene Beschäftigung für die möglichste Besserung der Inhaftirten zu sorgen. Den amerikanischen Quäkern erschien jedoch dies Alles ungenügend; sie hielten vielmehr mit Recht eine gründliche Systemänderung für nothwendig und stellten zuerst den Grundsatz der Einsamkeit jedes einzelnen Gefangenen auf, wobei es sich um das Fernhalten aller äußeren Einwirkungen auf ihn, außer den in der nothwendigen Beaufsichtigung, dem Unterricht u. dem religiösen Zuspruch liegenden, handeln sollte. Auf diesem Gedanken beruhte das sogenannte **ältere pennsylvanische**

od. **Pönitentiar-** oder **Isolirsystem,** nach welchem die Quäker 1790 ein Straf-G. in Philadelphia bauen ließen. Dasselbe bestand aus lauter Einzelzellen, an deren jede ein Höfchen zum Luftschöpfen grenzte u. deren Insassen einander nie zu Gesicht bekamen. Abgesehen davon, daß die Gründer und Leiter der betreffenden Anstalt die Religion als Besserungsmittel viel zu einseitig auffaßten, hatte dieses System ganz besonders den Mangel, daß zu wenig Gewicht auf die Arbeit gelegt wurde; diese gestattete man vielmehr den Gefangenen nur als Vergünstigung. Das ältere pennsylvanische System stellte sich überdies als sehr kostspielig heraus. Infolge dessen ward die praktische Ausführung des Grundsatzes von der Vereinzelung des Gefangenen auf eine andere Art, d. i. durch das sog. **Auburn'sche System,** versucht, das diesen Namen erhielt, weil es 1823 zu Auburn im Staate New-York zur Anwendung kam. Bei diesem findet die Isolirung der Gefangenen blos des Nachts statt, während sie den Tag über gemeinschaftlich in Sälen, meist gruppenweise, unter der Aufsicht von Beamten arbeiten. Auch die Spaziergänge im Hofe finden gemeinschaftlich statt; aber sowol hierbei als bei der Arbeit sind die Sträflinge zu beständigem Schweigen verpflichtet (Schweigsystem). Dieses absolute, vielen Naturen gänzlich widerstrebende Stillschweigen bei zahlreichem Beisammensein kann aber nur durch die härtesten, dem Zwecke der Besserung geradezu entgegenarbeitende Mittel erzwungen werden; daher ist in den betreffenden G. Amerika's noch die Peitsche in Gebrauch; auch die kalte Douche, selbst die Eisenmütze und das Joch sind noch nicht ganz verschwunden. Anders beim **neuen philadelphischen System,** welches 1829 im Strafhause bei Philadelphia an Stelle des älteren eingeführt wurde. Auch dieses beruht im Wesentlichen wiederum auf einer nur durch Besuche der Anstaltsbeamten u. Gefängnißvereinsmitglieder unterbrochenen Sonderung der einzelnen Gefangenen bei Tag und Nacht, sucht aber deren Besserung mehr durch Arbeit als durch direkte religiöse Einwirkung anzustreben u. dürfte unter Berücksichtigung der in neuerer Zeit verbesserten Einrichtungen der G. sich am meisten empfehlen. Während die gemeinsame Haft zur Folge hat, daß die Verbrecher trotz aller noch so strengen Zucht gegen das Drückende ihrer Lage durch Unterhaltung, Entwürfe, Pläne, Hoffnungen u. s. w. eine Erleichterung suchen u. hierdurch zu neuen Verbrechen angereizt werden, hat sich die Einzelhaft nicht blos als eine energisch auf das Gemüth wirkende Strafart, sondern auch als ein höchst wirksames Hülfsmittel für die moralische Besserung erwiesen. Daß aber die Einzelhaft bei richtiger Einrichtung auch die leibliche Gesundheit der Gefangenen weniger schädigt als die gemeinsame Haft, ergiebt sich nicht allein daraus, daß erstere viel leichter eine gesundheitsgemäße Athmungsluft herzustellen gestattet; es ist auch durch die Statistik festgestellt, daß bei der Einzelhaft die Sterblichkeit viel geringer ist als bei der Gemeinschaftshaft, indem sie auf je 100 Köpfe der täglichen Durchschnittsbevölkerung bei gemeinsamer Haft 4,14, bei der Einzelhaft dagegen nur 2,40 beträgt. Ebenso haben die statistischen Ergebnisse vollständig die Besorgniß beseitigt, daß in der Einzelhaft die Gefangenen mehr von Geisteskrankheiten bedroht seien. Kurz, bei einer Einzelhaft, welche die Sträflinge in gesundheitsgemäß beschaffenen Zellen gegen den verderb-

Nr. 3030. Grundriß der Strafanstalt zu Leiden (mit gemeinsamer u. Einzelhaft).

Nr. 3031. Die neue Strafanstalt (Zellengefängniß) in Moabit. (Aus der Vogelschau.)

lichen Umgang mit anderen Gefangenen sicher stellt u. ihnen dagegen den Verkehr mit den Anstaltsbeamten, den Geistlichen u. Lehrern u. eine für sie passende Arbeit, sowie die Erholung in einem kleinen Spazierhofe gewahrt, lassen sich alle der Vorbereitung der Sträflinge für die Freiheit entsprechenden Maßregeln leichter und wirksamer durchführen. Die G. müssen so beschaffen sein, daß der Entlassene mit möglichst wenig geschwächtem Körper und Geist in die Freiheit wieder zurückkehren kann. Gute Luft, Reinlichkeit, ausreichende Räumlichkeit und Ventilation sind Hauptbedingungen. Die Zellenflügel oder Abtheilungen müssen in der

Nr. 3032. Plan des Zellengefängnisses zu Bruchsal (1848 eröffnet).

Weise mit dem Mittelpunkt verbunden sein, daß das gesammte Innere der Anstalt u. die Thür jeder Zelle vom Mittelpunkte aus übersehen werden kann. Auch jede Bewegung eines Beamten od. Gefangenen muß innerhalb des G. der beständigen Beobachtung u. Kontrole seitens des Vorstandes unterliegen können. Die verschiedenen Abtheilungen der Anstalt sind von einander völlig getrennt zu halten. Diesen Gesichtspunkten läßt sich am besten bei dem vom englischen Baumeister George Ainslie statt des sog. **Kreisplans** od. **Schachtelbaues** zuerst empfohlenen **Strahlenplan** Rechnung tragen.

Arbeitszelle im Zellengefängniß zu Bruchsal. (Breite des innern Raums 2³/₄ m, Höhe des innern Raums 3 m.
Nr. 3033. Querdurchschnitt gegen das Fenster. Nr. 3034. Querdurchschnitt gegen die Thüre.

Bei jenem ist das G. mit einer Mauer umgeben, an welcher die Wohnungen der Beamten u. s. w. angebracht sind, während sich in dem zwischen der Mauer u. dem eigentlichen G. (Schacht) befindlichen überdeckten Zwischenraum Gänge befinden. Der Strahlenbau dagegen hat in der Mitte ein Gebäude für die Wohnungen der Oberbeamten; von hier gehen strahlen- od. fächerförmig nach der äußeren, das Ganze umgebenden Mauer mehrere lange Gebäude aus, die dergestalt von Korridoren durchzogen sind, daß dieselben vom Centralbau aus bis zum äußersten Punkte übersehen werden können; zu beiden Seiten der Korridore liegen die Zellen der Gefangenen.

Doch selbst die zweckmäßigsten baulichen Einrichtungen und die besten Hausordnungen werden niemals die geistige Kraft zu ersetzen vermögen, welche Strafanstalten innewohnt, die ein in jeder Hinsicht tüchtiges Beamtenpersonal besitzen. Bei der Auswahl desselben ist mit größter Vorsicht zu verfahren. Besonders muß der Direktor ein Mann sein, der, erfüllt von seiner Aufgabe, mit der Liebe zu seinem Wirkungskreise den festen Willen, diesem nach Kräften nachzukommen, Ehrenhaftigkeit, Sittenreinheit u. Charakterstärke verbindet. Auch in den ihm untergebenen Beamten muß der Direktor das Gefühl der Zusammengehörigkeit, des Arbeitens an einem u. demselben Werke zu wecken u. zu erhalten wissen. Ein sehr wichtiger Faktor für die Erfüllung der Aufgaben einer Strafanstalt ist nam. der Verwalter, welcher unter Aufsicht des Direktors das gesammte Rechnungswesen besorgt, dem die Verwaltung der Magazine u. Vorräthe der Anstalt, die Anschaffung der Bedürfnisse für die Haushaltung sowie der erforderlichen Arbeitsstoffe u. Werkzeuge für die Beschäftigung der Sträflinge u. die Sorge für den Absatz der Anstalts-Fabrikate anvertraut ist.

Was die Disziplin anbetrifft, so hat deren Hauptgrundlage die industrielle Beschäftigung der Sträflinge zu bilden. Die Sträflinge sind (mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage) zu ununterbrochener Arbeit anzuhalten u. ist hierbei auf ihre Berufsstellung, Arbeitsfähigkeit u. seitherige Beschäftigungsweise, sowie auf den Unterricht in einem Gewerbe, thunlichst Rücksicht zu nehmen. Der Erwerb, welcher durch die Arbeit der Sträflinge gewonnen wird, kommt dem Staate, dem Sträflinge selbst u. event. dessen in Freiheit sich befindenden Angehörigen zu Gute. Wie einerseits Erwerbsfähigkeit u. Arbeitslust, so hat andererseits der den Gefangenen regelmäßig zu ertheilende Unterricht, bez. die Gelegenheit zur Weiterbildung u. geistige Anregung zu wirken. Auch sie bekämpfen eine Hauptursache der Verbrechen: die Unwissenheit. Von nicht zu übersehender Wichtigkeit ist es, die Gefangenen Bücher belehrenden u. anregenden Inhalts lesen zu lassen, wie überhaupt ihnen zu gestatten, daß sie in gewissen Fristen sich nach eigener Wahl beschäftigen, von Zeit zu Zeit ihren Angehörigen schreiben, von ihnen Briefe erhalten, sie sehen u. sprechen. Dagegen sollte die Unterbringung von männlichen u. weiblichen Gefangenen in einem u. demselben Gebäude überall möglichst vermieden werden. Ebenso sind 12—18jähr. Personen, die zu Freiheitsstrafen verurtheilt sind, in besonderen Anstalten unterzubringen.

In jüngster Zeit ist in Amerika auch noch ein zu dem neuern pennsylvanischen Systeme in schroffstem Gegensatze stehendes System, das **Massachusettser G.-System,** aufgekommen, so genannt, weil es zuerst im Massachusettser Staatsgefängnisse durch dessen früheren Direktor Gideon Hayes eingeführt wurde. Bei diesem Systeme wird blos der erste Tag im G. in Einzelhaft verbracht u. überliefert nur ein wiederholter Verstoß gegen die Anstaltsgesetze den betreffenden Gefangenen der dunklen Isolirzelle, worin derselbe verbleibt, bis er einfach erklärt, das Gesetz nicht wieder verletzen zu wollen. Die Haft in der Dunkelzelle ist die einzige Strafe, welche das System gestattet, u. auch gegen diese erklärt sich Hayes, weil er überhaupt von Strafe nichts wissen will, sondern an deren Stelle lieber Belohnungen in das G.-System eingeführt sehen möchte (Feier- und Rasttage, allmähliche Erleichterung und Abkürzung der Haftzeit).

In England bildete lange Zeit die Abhängigkeit der G.-Anstalten von den Grafschaften od. städtischen Korporationen ein großes Hinderniß für die G.-Reform, doch seit 1839 ist viel für die Verbesserung der G. gethan worden, u. zwar hat man dabei im Allgemeinen der Einzelhaft den Vorzug gegeben. Am umfassendsten ist bis jetzt das neuere pennsylv. System in Belgien (durch Ducpetiaux) und den Niederlanden durchgeführt worden, insbesondere auch mit Trennung der Gefangenen in Kirche und Schule, sowie im Spazierhofe durch Bedeckung des Gesichts mit Kappen (Masken). Ganz das Gegentheil ist in Frankreich der Fall, wo man sich seit 1853 von jedem Isolirungssysteme entschieden wieder abgewendet hat u. nur bestrebt ist, das frühere G.-System durch Einführung von Klassifikationen der Sträflinge 2c. zu verbessern; die Einzelhaft wird nur noch ausnahmsweise angewendet; die Bagnos (Travaux forcés) sind neuerdings ganz abgeschafft, statt dessen erfolgt bei schwereren Bestrafungen (namentlich auch für politische Verbrechen) die Deportation. In der Schweiz stehen gegenwärtig auf der höchsten Stufe die mit großen Kosten erbauten Anstalten von Lenzburg u. Baselstadt, in denen eine stufenweise fortschreitende Pönitentiarhaft nach irischem Vorbild durchgeführt wird; der Kanton St. Gallen besitz eine anerkannt gute Anstalt nach Auburn'schem Systeme in St. Jakob. In Italien, wie in Schweden u. Norwegen, hat man sich für die Einzelhaft entschieden, während man in Oesterreich im Allgemeinen bei der Gemeinschaftshaft stehen geblieben ist u. nur erst kleine Anfänge mit der Zellenhaft gemacht hat.

Nr. 1. Menschenschädel (austr. Trinkgef.). Nr. 2. Trinkhorn (Ostafrika). Nr. 3. Kalebassen. Nr. 4. Irdene Gefäße (Südamerika).

Nr. 5. Assyrische und babylonische Gefäße. Nr. 6. Altindische Gefäße.

Nr. 7. Griechische Gefäße aus der klassischen Zeit.
a. Hydria. b. Preisamphora c. Epichysis. d. Olpe u. Thränenflasche.
e. Kyathos, Schöpfbecher.

Nr. 8. Griechische Gefäße aus der klassischen Zeit.
a. Lekythenform b. Kelchförmiger Krater. c. Lukanischer Krater.
d. Kantharos. e. Kylix. f. Rhyton, Keras.

Nr. 9. Die Portlandvase, altrömisches Glasgefäß.

Nr. 10. Altrömisches Mischgefäß aus dem Hildesheimer Silberfunde.

Nr. 11. Antike Vase aus dem Schatz in St. Denis.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Nr. 12. Hostienbehälter aus dem 12. Jahrh. romanisch.

Nr. 13. Altdeutsche Krüge (16. Jahrh.).

Nr. 14. Romanisches Trageräuchfaß aus vergoldetem Kupfer (12. Jahrh.).

Nr. 15. Renaissance-Ziergefäß (16. Jahrh.).

Nr. 16. Onyxvase aus dem Grünen Gewölbe (17. Jahrh.).

Nr. 17. Nautilusgefäß aus dem Grünen Gewölbe (17. Jahrh.)

Nr. 18. Chinesische Vase.

Nr. 19. Arabische Gefäße.
a Wärmebehälter (Az'ki). b Räucherbecken (Mankal). c Räucherbecken (Mibkhar'ah). d Räucherflasche (Kumkum).

Nr. 20. Russischer Kelch (17. Jahrh.).

Die größte Verschiedenheit herrscht noch im Deutschen Reiche; es wird indeß die einheitliche gesetzliche Regelung der Vollstreckung der Freiheitsstrafen, mit Feststellung der Verwaltungsbefugnisse u. des Beschwerderechtes der Gefangenen, sowie die Einsetzung einer Reichsbehörde vorbereitet, welcher die oberste Aufsicht über die sämmtlichen Angelegenheiten der Straf- u. Besserungsanstalten obliegt, u. es ist kein Zweifel, daß man sich, während das Reichsstrafgesetzbuch (§ 22) nun erst die Zulässigkeit der Einzelhaft ausspricht, für deren Nothwendigkeit entscheiden wird. In Preußen ward unter Friedrich Wilhelm IV. die Strafanstalt zu Moabit ganz nach den Grundsätzen des Isolirungssystems eingerichtet, u. ebenso, wie in Bruchsal (Baden) schon seit 25 Jahren, hat man auch in Moabit so entschieden günstige Resultate erzielt, daß seitdem ein immer größerer Drang nach Einzelzellen entstanden ist. Mustergefängnisse sind in dieser Beziehung auch die zu Nürnberg u. zu Vechta (Oldenburg). In Moabit wird der eintretende Sträfling zunächst dem Anstalts-Direktor vorgeführt, der zugleich für ihn die künftige Zelle u. Arbeit bestimmt, dann vom Hausvater nach einem bestimmten Formular vernommen, u. nachdem ihm hierauf gleich die wesentlichsten Hausgesetze mitgetheilt worden, vom Polizeiinspektor dem Stationsaufseher übergeben; dieser weist ihn in die bestimmte Zelle, welche von da an seine Wohnung u. Arbeitsstätte ist, orientirt ihn u. ist zu seiner Hülfe überall bereit. Alsbald treffen der Arbeitsinspektor u. der Werkmeister die nöthigen Anordnungen zur regelmäßigen Beschäftigung des neuen Zellenbewohners. Die Arbeitszeit dauert, mit den nöthigen Unterbrechungen für das Frühstück, Mittags- u. Abendbrot, den Unterricht &c., von 1/2 6 (im Winter 6 Uhr) Morgens bis 7 Uhr Abends, u. zwar werden gegenwärtig in Moabit folgende Arbeitsbranchen für fremde Rechnung betrieben: Castorin- u. Plüschweberei, Schneiderei, Schuhmacherei, Metalldreherei, Holzschnitzerei, Rouleauxmalerei, Nadlerarbeit, Korkschneiderei, Stöckefabrikation, Notenstechen, Blumen-, Cartonnage- u. Peitschenstockfabrikation, Blechschleiferei und Lackiren. In Bruchsal wird für eigene Rechnung gearbeitet. In Vechta gehören die Arbeitskräfte der Gefangenen u. der Arbeitsertrag dem Staate. Ein Theil des Ertrags aber kann den Gefangenen bei gutem Betragen zur Ermunterung u. Belohnung des Fleißes, sowie zur Erleichterung des Fortkommens nach der Entlassung, ausgezahlt werden.

Was überhaupt die Sorge um die Entlassenen anbelangt, so bildet auch diese eine höchst wichtige Frage. Es ist nicht genug, daß der Staat den Verbrecher aufrichtet, indem er ihm Arbeit verschafft u. ihn ermuthigt, seinen guten Ruf wiederherzustellen und sich die verlorene Stellung in der Gesellschaft zurück zu erobern; dem Gebesserten muß auch weiter geholfen werden. In Moabit wird die Unterbringung der zur Entlassung kommenden Gefangenen schon drei Monate vorher vorbereitet. Für solche Gefangene, welche nach Berlin entlassen werden, bemühen sich die Geistlichen u. Beamten persönlich, auch wird nöthigenfalls die Vermittelung der inneren Mission (Brüder des Rauhen Hauses) in Anspruch genommen. Für solche Gefangene, welche außerhalb Berlins unterzubringen sind, werden Fragebogen an die betr. Ortsbehörden gesandt. Aus der Beantwortung geht hervor, in welche Verhältnisse der zu Entlassende tritt u. was noch zur Unterbringung u. Beschäftigung zu thun ist. Durch weitere Korrespondenz mit der betr. Ortsbehörde, dem Ortsgeistlichen oder mit Vertrauenspersonen werden die noch vorhandenen Mängel beseitigt u. die nöthige Ausstattung des zur Entlassung kommenden Gefangenen mit Kleidern und Arbeitsgeräth veranlaßt. Aehnliche Einrichtungen bestehen in Bruchsal. Da es aber stets eine Anzahl unter den Entlassenen geben wird, die einer fortgesetzten Einwirkung bedürfen, um nicht rückfällig zu werden, so ist die Sorge nicht dem Staate allein zu überlassen. In richtiger Erkenntniß dieses Bedürfnisses haben sich an vielen Orten Vereine zur Fürsorge für entlassene Gefangene gebildet, die eine lebendige Verbindung u. Gemeinschaft unter einander anstreben u. die Privatwohlthätigkeit nach dieser Richtung hinlenken. Wie diese Vereine gegen den Rückfall zu wirken suchen, so giebt es auch Anstalten zur Verhütung einer Verbrecherlaufbahn. Dies sind die Besserungs-(Korrektions-)Anstalten, die theils Erwachsene, theils verwahrloste Kinder aufnehmen. Indem der Staat in diesen Anstalten liederliche, arbeitsscheue Umhertreiber, Trunkenbolde &c. mehrere Jahre einer strengen Zucht unterwirft, lichtet er die Reihen einer Menschenklasse, aus welcher die Rekruten des Verbrechens gewöhnlich hervorzugehen pflegen, u. schreitet gegen das Laster (hauptsächlich bei den jugendlichen Vagabunden) zu einer Zeit ein, wo Besserung noch leichter zu ermöglichen ist. Endlich giebt es G.-Gesellschaften, deren Reformbestrebungen das ganze Gefängnißwesen, also auch einschließlich der letzterwähnten Punkte, umfassen; dergl. Gesellschaften zählt man jetzt (1874) in Deutschland 27, in Oesterreich 5 u. in der Schweiz 2.

Aus der reichen Literatur über das Gefängnißwesen sind außer dem von Julius, Nöllner u. Varrentrapp herausgegebenen „Jahrbuch des Gefängnißwesens" (1842—48) u. den „Blättern für Gefängnißkunde" (Berl.) hervorzuheben: Mittermaier, „der neueste Zustand der G.-Einrichtungen in England" (Heidelb. 1850); Ders., „Die G.-Verbesserung" (Erl. 1858); Corvin, „Die Einzelhaft u. das Zellen-G. in Bruchsal" (Hamb. 1857), Röder, „Die Verbesserung des Gefängnißwesens mittels der Einzelhaft" (Prag 1856); Diez, „Ueber Verwaltung u. Einrichtung der Strafanstalten mit Einzelhaft" (Karlsr. 1857); die Werke von Füßlin über Bruchsal (1854), von Wilke über Moabit (1873) u. von Schück über Moabit u. Bruchsal; Kühne, „Grundzüge für Ordnung des Pönitentiarwesens in der Schweiz" (1873); Fulda, „die Reform des Gefängnißwesens in Deutschland" (Kassel 1872); Beaumont und Tocqueville, „Du système pénitentiaire aux États unis" (ebd. 1833) u. Ducpétiaux, „Des conditions de l'application du système de l'emprisonnement séparé" (Brüss. 1857).

Gefäße. Die Gefäßbildnerei ist beinahe so alt als das Menschengeschlecht; das Bedürfniß rief die G. ins Leben als Sammelgeräthe für feste u. flüssige Körper, deren Aufbewahrung u. Transport ohne solche nicht ausführbar war. Die hohle Hand zunächst, dann zahlreiche natürlich vorkommende Hohlkörper, gaben das Modell für ihre künstliche Bildung, u. man erkennt selbst in den durch vieltausendjährige Kultur veredelten Formen noch oft genug die Gestalt des Eies od. die Schale der Frucht, das gehöhlte Rohr od. das Thierhorn, welche zuerst als G. benutzt wurden. — Sind auch die Grundformen für das Gefäß sehr einfache u. von der Natur gegebene, so hat doch der verschiedene Zweck u. ebenso das verschiedenartige Material eine großartige Mannichfaltigkeit in den Gefäßformen hervorgerufen, die, weil sich an ihnen die ersten Kunsttriebe geltend machten, eine hohe kulturhistorische Bedeutung beanspruchen dürfen. Aus der dienenden Stellung des bloßen Geräthes schwangen sich die G. bald zu eignen Kunstobjekten auf, deren Bildung u. Verzierung die besten Kräfte der Plastik u. Malerei beschäftigten. Obgleich aber schon in frühesten Zeiten kostbare Steine u. edle Metalle zu G. verarbeitet wurden, so ist doch das eigentliche u. älteste Rohmaterial für Gefäßbildnerei der Thon, dessen Eigenschaften u. Behandlungsweise denn auch für die Gefäßformen maßgebend geworden sind.

Die ältesten Thongefäße hat man in Mesopotamien entdeckt, sie waren bereits bemalt und zum Theil glasirt. Die Aegypter kannten die Fabrikation der Thongefäße auch, allein die Manipulation ihrer Töpfer war eine andere als bei uns: der Töpfer setzte die Drehscheibe nicht wie bei uns mit den Füßen, sondern mit der Hand in Bewegung. Die Masse, welche sie verarbeiteten, war von dreifacher Gattung, entweder grün, röthlich u. fast schwarz, od. grau mit einer Art Lustre, od. eine weiße sandige Erde, die aber mit einer grünlich-blau gefärbten Glasur überzogen war. Die Aegypter arbeiteten übrigens nicht blos für den Hausbedarf, sondern auch für Luxus u. Dekoration; die Juden aber, welche nicht blos die Form ihrer G. von ihnen entlehnt hatten, sondern sogar die blau od. grün glasirte Silexmasse selbst, machten Luxusgefäße lieber aus Metall u. bedienten sich der Thongefäße nur für den Gebrauch in der Küche u. der Hauswirthschaft.

Viel wichtiger u. interessanter ist die Geschichte der Gefäßbildnerei im eigentlichen klassischen Alterthum, denn sie gehörte hier zu den ältesten gewerblichen Thätigkeiten, u. aus ihren Produkten läßt sich hauptsächlich der alle gestaltungsfähigen Gebiete des Lebens durchdringende Formensinn der Griechen u. Römer erkennen. Alle nur denkbaren zweckmäßigen u. zugleich schönen u. anmuthigen Gefäßformen hat die sinnige Mikrotechnik des klassischen Alterthums erschöpft, die bunteste Mannichfaltigkeit der Formen, von dem hohen, reichverzierten Krater u. der schön gewölbten Amphore bis zu dem kleinsten Alabastron herab, zeigt die gelungenste Symmetrie u. Harmonie der Form gegenüber dem Zweck des Gefäßes, u. vom Fuße bis zur Mündung derselben können wir das symmetrische Verhältniß des Umfangs u. der Höhe bei der größten Abstufung der Dimensionen verfolgen. Zu diesem Formenreichthum der gebrannten Gefäße kommt nun aber bei den Griechen noch ein zweites Hauptelement, nämlich die vielseitigsten u. reichhaltigsten Gemälde, welche ein Panorama des gesammten antiken Lebens vor uns aufrollen u. durch die wir unzählige Stellen der alten Dichter erst verstehen lernen. Aus diesem Grunde ist nun auch das Studium der griechischen Gefäßbildnerei namentlich in den letzten vierzig Jahren zu einem ganz besondern, bevorzugten Zweige der Archäologie geworden, hauptsächlich seitdem die Benutzung der antiken Vasensammlungen zu Wien, Berlin, München, Paris, London u. Neapel eine allgemeinere als früher sein konnte.

Bei den alten Griechen, von denen die Römer ihre Formen entlehnten, hatte man außer den gewöhnlichen Gebrauchsgefäßen, deren es eine sehr große Zahl gab, noch ganz besonders drei Gattungen von Thongefäßen, auf deren Herstellung große Kunst u. Sorgfalt verwendet wurde: Grabgefäße, die bei den Bestattungsfeierlichkeiten, Hochzeitsgefäße, die bei den Hochzeitsfeierlichkeiten gebraucht, u. G., die als Kampfpreise bei den Spielen den Siegern gegeben wurden. Ihrer Form nach hat man die griech. G. in ganz bestimmte Klassen getheilt, u. hat die Angeiologie od. Gefäßlehre ein vollständiges System der verschiedenen Formen aufgestellt. Uebrigens sind den Katalogen von Vasensammlungen einzelner Museen Formentafeln

beigegeben, z. B. Levezow, „Galerie der Vasen im Berliner Museum", Berlin 1834, u. Gerhard, „Nachträge" ebd. 1836; Stephani, „die Vasensammlung der K. Eremitage". St. Petersburg 1869. Bd. II, Taf. I—VI u. A. Was die noch auf uns gekommenen G. des griechischen Alterthums selbst anlangt, so bezeichnet man dieselben jetzt mit dem allgemeinen Namen „Vasen", ohne dabei an den Zweck und die Gestalt zu denken, die wir gewöhnlich mit dieser Bezeichnung verbinden. Der diesen Gefäßen früher beigelegte Name „etruskische Gefäße" ist dagegen mit Recht abgekommen, weil man jetzt weiß, daß ihr Ursprung nicht etwa blos in Etrurien (früher glaubte man sogar, die Malereien auf ihnen seien das Werk etruskischer Künstler), Sizilien u. Großgriechenland od. Unteritalien, sondern namentlich in Griechenland selbst zu suchen sei.

Als die ältesten bezeichnet man die aus einem gelben oder bräunlichen glanzlosen Thone geformten, welche steife, groteske Menschen- od. Thierfiguren zeigen, u. in schwarzer, rother od. gelber Farbe mit trefflichem Firniß in einem Stile, den man bald für ägyptisch, bald für assyrisch, bald für dorisch gehalten hat, ausgeführt sind. Der Zeit nach folgen dann diejenigen, welche schwarze Figuren auf rothem od. weißem Grunde bringen; dann kommen die, welche rothe Figuren auf schwarzem Grunde haben; sie sind weit besser gezeichnet als die vorhergehenden, und endlich machen die, welche zwar noch rothe Figuren auf schwarzem Grunde, aber mit weit schwächerem Firniß u. in weit blässerem Roth aufweisen, dabei aber weichere u. komplizirtere Zeichnungen haben, den Beschluß. Letztere Klasse stammt zwar auch aus Griechenland, ist aber in Etrurien nachgeahmt worden. National etrurisch sind dagegen nur die auf demselben Boden gefundenen Gefäße aus schwarzer, brauner, rother u. gelber Masse mit Reliefverzierungen, keineswegs aber die gemalten. Die zu Vulci ausgegrabenen, allerdings allen Phasen der griechischen Kunst angehörigen Gefäße waren gewiß zum allergrößten Theile importirt, nicht in Etrurien gearbeitet.

Die eigentlichen römischen, d. h. auf römischem Boden von römischen Töpfern gefertigten G. zerfallen ebenfalls in vier Klassen. Die besten u. gesuchtesten sind die aus dem rothen Thon von Arezzo gearbeiteten, die für Nässe unzugänglich waren u. sich durch metallischen Klang auszeichneten, die einst so berühmten Aretinischen Gefäße. Die zweite Klasse besteht aus weniger fein geschlämmtem, mehr dunkelrothem, oft schwärzlich od. grau aussehendem Thon, die dritte aus röthlich-grauer od. schwarzer, unglasirter, aber etwas Lustre zeigender Masse, u. die vierte aus grobem, schmuziggelbem, etwas ins Rothe spielendem Thone, vorzüglich nur zu größeren Gefäßdimensionen verarbeitet. Im Uebrigen nahmen aber die prunkliebenden Römer in viel ausgedehnterem Maße als die Griechen auch andere Materialien zu ihrer Gefäßbildnerei, besonders zu den Prunkgefäßen, die hier eine große Rolle spielten: Gold, Silber, Bronze, Marmor, Glas, Alabaster u. dgl. dienten zu ihrer Herstellung. Eine sehr übersichtliche u. erschöpfende Darstellung der G. der Griechen u. Römer mit Abbildungen gab Dr. Krause in seiner „Angeiologie" (Halle 1854).

Die Germanen, Kelten, Slaven ꝛc. haben ebenfalls frühzeitige Thongefäße fabrizirt, allein ihre Formen sind unschön, mehr als einfach, oft sogar ganz roh; die Färbung wechselt vom hellsten Weißgelb bis zum Dunkelbraun u. Schwarz durch alle Nüancen des Braun. In der Regel sind diese G. weder im Ofen gebrannt noch auf der Drehscheibe gemacht, sondern aus freier Hand geformt u. mit einem Stein geglättet. Eigentliche Thongefäße in unsrem Sinne haben die alten Chinesen u. Japanesen nicht gehabt, sondern das, was man so bezeichnet, sind eher Halbporzellane zu nennen. Die arabischen Töpfer des Mittelalters scheinen ihre Kunst der Nachbildung altägyptischer Gefäße zu verdanken; sie waren es auch, die sie nach Persien u. durch die Mauren nach Spanien u. Italien verpflanzten. Die in Südamerika, Guatemala, Peru, Mexiko u. Bolivia ausgegrabenen alten Gefäße erinnern durch ihre geschmackvollen Formen u. schwunghafte Ornamentation an griechische u. ägyptische Kunst u. zeugen von einer hohen Kulturstufe dieser Volksstämme, was man von den Gefäßen der Neger in Afrika u. der nordamerikanischen Indianer nicht sagen kann.

Die mittelalterliche Gefäßtechnik hatte von dem Formenreichthum der Alten so gut wie nichts gerettet; andere Lebensgewohnheiten, andere Kultur, anderes Klima, dazu das Hereinbrechen fremder Elemente (Araber) u. dgl. hatten mit den klassischen Kunstüberlieferungen aufgeräumt, u. die G. theilten den allgemeinen Verfall. Die Kunst war ohnedies nur kirchlich und von einer eigentlich künstlerischen Gefäßbildnerei kommt nur in Betracht, was sich auf die Herstellung von Kirchengefäßen bezieht. In denselben zeigt sich natürlich der Stil der Zeit, der sich in der Architektur ausspricht. Erst als mit der Renaissance ein neues Blut zu pulsiren begann, entwickelte sich Hand in Hand mit den andern Kunstrichtungen auch die Gefäßbildnerei. Die Gold- und Silberschmiede von Paris, Rom, Genua, Venedig, Regensburg, Nürnberg, Bremen, die Plattner von Augsburg, die Majolikakünstler von Urbino, Florenz, die deutschen u. holländischen Töpfer, die venetianischen u. böhmischen Glasbläser haben Werke hervorgebracht, die jetzt noch als unübertroffne Muster gelten. Der Verfall, der nach dem Dreißigjährigen Kriege eintrat, wurde in künstlerischer Beziehung selbst durch die Anfangs des 18. Jahrh. gemachte Erfindung des Porzellans nicht gehoben, und erst die neueste Zeit beginnt in bewußter Weise ihre Aufmerksamkeit der künstlerischen Seite der Gefäßbildnerei wieder zuzuwenden, als demjenigen Theile der Kunstgewerbe, bei welchem das Formgefühl zum reinsten Ausdruck gebracht werden kann (hierzu die Tafeln LXII u. LXIII).

Gefäße, im anatom. Sinne, sind häutige, durch den thierischen Körper verbreitete, vielfach verzweigte, untereinander zusammenhängende Röhren, die bestimmte, zur Erhaltung des Lebens dienende Flüssigkeiten, die Nahrungssäfte, allen Körpertheilen zuleiten u. die unbrauchbaren Stoffe von ihnen wegführen, um sie an bestimmten Stellen zur Ausscheidung zu bringen. Die Gesammtheit der Gefäße bildet das **Gefäßsystem** u. der Theil der Anatomie, welcher sich mit ihrem Bau, ihrer Vertheilung, ihrem Inhalt beschäftigt, heißt **Gefäßlehre** (Angiologie).

Nr. 3035. **Das arterielle Gefäßsystem des Menschen.**
1. Korperpulsader (Aorta). 2. Schlüsselbeinpulsader (Subclavia). 3. Achselpulsader (Axillararterie). 4. Armpulsader (Brachialarterie). 5. Speichenpulsader (Radialarterie). 6. Wirbelpulsader (Vertebralarterie). 7. Kopfpulsader (Carotis). 8. Schläfenpulsader (Temporalarterie). 9. Eingeweidepulsader (Coeliaca). 10. Nierenpulsader (Renalis). 11. Hüftpulsader (Iliaca). 12. Schenkelpulsader (Femoralis). 13. Vordere Schienbeinpulsader (vordere Tibialarterie). 14. Hintere Schienbeinpulsader (hintere Tibialarterie). 15. Wadenbeinpulsader (Peronaea). 16. Fußarterie.

Ihrem Inhalte nach unterscheidet man die Gefäße als Blutgefäße (Adern) u. Lymphgefäße, welche den Chylus (s. d.) oder die Lymphe führen; bei den niedern Thieren finden wir auch noch ein Wassergefäßsystem. Das Blutgefäßsystem setzt sich zusammen aus den Arterien (Schlag- od. Pulsadern), Venen (Blutadern) u. Capillaren (od. Haargefäßen), welche jene beiden verbinden. Ein hohler Muskel, das Herz (s. d.), vermittelt durch rhythmische Zusammenziehungen die Bewegung des Blutes in den G.n (s. „Kreislauf"), die zugleich durch verschiedene Klappenvorrichtungen (in Herz und Venen) regulirt wird.

Die im großen Ganzen symmetrische Anordnung der G. beim Menschen und den höheren Wirbelthieren ist im Allgemeinen folgende. Ein arterieller Hauptgefäßstamm, die Körper-Schlag- od. Pulsader (Aorta), führt das Blut vom (linken) Herzen, indem sie zunächst umbiegt (Aortenbogen), sodann längs der Wirbelsäule durch die Brust- und Bauchhöhle, zum Becken verlaufend, sich hier in die beiden Hüftschlagadern theilt, von denen jede sich wiederum in eine Becken- und Schenkelpulsader spaltet. Die erstere versorgt die Bauchorgane, letztere die Beine, indem diese Gefäßstämme sich in Aeste u. Zweige auflösen. Aus dem Aortenbogen treten rechts wie links die Kopfpulsadern (Carotiden) für Kopf u. Hals u. die Schlüsselbein- (Achsel-) Pulsader, die sich über die Brust u. die Oberextremitäten ausbreitet. Die genannten Pulsadern sind bei im Allgemeinen gestrecktem Verlaufe stellenweise durch Queräste (Anastomosen) verbunden u. bilden, zur Regulirung des Blutlaufs, hie u. da Netze, Geflechte 2c., ihre feinsten Zweige aber lösen sich in das Capillarnetz auf, das alle Körpertheile durchzieht, u. durch welches die Arterien mit ganz ähnlich angeordneten Venen od. Blutadern verbunden sind. Die Venen führen das Blut wieder dem Herzen zu und ergießen sich schließlich zur obern und untern Hohlvene vereinigt in dasselbe. Außer den genannten, dem sogenannten großen oder Körper-Kreislauf angehörenden Blutgefäßen, enthält das Gefäßsystem noch solche des kleinen od. Lungen-Kreislaufs, bestehend in den das venöse (durch die Venen dem rechten Herzen zugeführte) Blut vom Herzen in die rechte u. linke Lunge führenden Lungenarterien u. den von dort wieder zum (linken) Herzen zurückleitenden Lungenvenen.

Das (ganz abgesehn vom Herzen) schon bei Reptilien (z. B. durch die Fußlosigkeit vieler) vereinfachte Gefäßsystem wird bei den Fischen noch einfacher, indem deren der rechten Herzhälfte der höhern Wirbelthiere entsprechendes Herz nur das Venenblut aufnimmt, um es in die Athmungswerkzeuge, die Kiemen, zu treiben, von denen das arteriell gewordene Blut direkt in die Rückenschlagader gelangt, durch welche es nach allen Theilen des Körpers geführt wird. Außer dem Blutgefäßsystem kommt den Wirbelthieren allgemein auch noch das Lymphgefäßsystem zu, dessen mit zahlreichen Klappen versehene G. (Lymphgefäße od. Saugadern) einen milchigen Saft, den Chylus (s. d.) od. die Lymphe führen, u. ein fast alle Organe durchziehendes, dem Capillarnetz ähnliches Netz darstellen, das sich in größere, in die Venenstämme einmündende Stämme (Milchbrustgang, Ductus thoracicus) sammelt. Bei Fischen, Amphibien und gewissen Vögeln hat das Lymphgefäßsystem auch erweiterte, rhythmisch pulsirende Stellen, sog. Lymphherzen; die Frösche haben deren 4, der Strauß nur eins, während das Lymphgefäßsystem der Säugethiere reich an gewissen knotigen Anschwellungen, sog. Lymphdrüsen, ist. Aehnlich wie bei den Fischen verhält es sich mit dem Blutgefäßsystem bei der Mehrzahl der Mollusken (Weichthiere), doch passirt bei ihnen nicht das venöse, sondern das arterielle Blut das Herz, das also kein venöses, sondern ein arterielles ist, u. verbreitet sich im Körper, um dann venös geworden in die Athmungsorgane zu treten. Der venöse Theil des Gefäßsystems aber ist mehr od. weniger unvollständig, es fehlen theilweise od. ganz und gar die Gefäßwände u. das venöse Blut fließt nur in Lücken (Sinus, Lakunen) zwischen den Organen des Körpers. Solche Gefäßsysteme bezeichnet man als ungeschlossene, lakunäre, im Gegensatze zu dem geschlossenen höherer Thiere. — Die Insekten haben ein die Mittellinie des Hinterleibsrückens einnehmendes Herz od. Rückengefäß, das durch quere Einschnürungen in eine den Hinterleibsringen entsprechende Zahl von Kammern getheilt ist u. aus dessen vorderem Ende eine röhrenförmige Verlängerung (Aorta) in Brustraum u. Kopf sich erstreckt u. da öffnet. In das Rückengefäß tritt durch seitliche Klappen das Blut, das nicht in geschlossenen Adern, sondern ausschließlich in lakunären Bahnen die Körpertheile umspült, wird durch successive Kontraktion der einzelnen Kammern von hinten nach vorn getrieben u. tritt durch das offne Vorderende der Aorta aus, um sich lakunär zu verbreiten. Bei denjenigen Arachniden, bei welchen die Athmungsorgane als Lungen entwickelt sind (Skorpione, Spinnen), ist auch das Rückengefäß ein wahres arterielles Herz, das nicht nur aus seinen beiden Enden, sondern auch an beiden Seiten Arterien aussendet, u. welchen das venöse Blut zuweilen selbst durch besondere Venen zugeführt wird; bei den niederen Arachnidenformen verhält es sich dagegen ähnlich wie bei den Insekten. Bei den Krustern sind die Athmungsorgane sehr verschiedenartig ausgebildet, dem entsprechend denn auch das Gefäßsystem. Unter den Würmern haben nur die Ringelwürmer ein entwickelteres Gefäßsystem. Die Echinodermen (Stachelhäuter, z. B. Seesterne, Seeigel) haben einen den Mund umgebenden Gefäßring, der mit einem am Darm gelegenen Herzen in Verbindung steht, von welchem auch ein Gefäß an die Darmwände tritt. — Auf der tiefsten Stufe aber stehen die Cölenteraten, denen mit dem Darme auch ein eigentliches Gefäßsystem fehlt. Ersetzt wird es ihnen durch Faltungen der Wand der Körperhöhle, in welcher sich das Blut (die Nährflüssigkeit) befindet, u. bei den Quallen durch Verengung dieser Höhle in Form von Kanälen, welche die Körpersubstanz durchsetzen u. bogig umbiegend mit einem Ringgefäße des Mundrandes in Verbindung stehen (Gastrovasculärsystem).

Nr. 3036. Blutgefäße des Vogels.

Nr. 3037. Blutgefäße der Insekten.

Das Wassergefäßsystem der niederen Thierklassen besteht aus wasserführenden, u. deshalb mit dem das betreffende Thier umgebenden Wasser — denn lediglich um Wasserthiere handelt es sich — in Verbindung stehenden Kanälen, welche in verschiedener Weise angeordnet sind. Es hat dasselbe einmal den Zweck, dem Organismus Wasser zuzuführen, u. dadurch tritt es zur Athmung in Beziehung, dann aber gewisse ausgeschiedene Stoffe aus dem Körper zu entfernen, od. endlich zugleich die Ortsbewegung zu vermitteln, wie das Ambulacral-Gefäßsystem der Echinodermen, das ihrem strahligen Bau entsprechend aus einem Gefäßringe um den Schlund u. strahlig von ihm abtretenden Gefäßstämmen mit blasigen Anhängen u. schwellbaren, nach außen tretenden Füßchen besteht (Näheres s. „Stachelhäuter"). Die ersten Anfänge eines Wassergefäßsystems finden sich bei den Infusorien.

Nr. 3038. Blutgefäße des Hummer.

Zur Erforschung des Gefäßsystems größerer und kleinerer Thiere wird das ganze Röhrensystem von einem seiner Hauptstämme aus injicirt, d. h. mittels einer Spritze mit einer gefärbten, heißen, später erstarrenden Wachsmasse, od. mit ebenfalls erstarrenden gefärbten Leimlösungen od. mit Quecksilber bis in seine kleinsten Verzweigungen angefüllt u. dadurch sichtbar gemacht, wobei für Arterien u. Venen verschieden gefärbte Injektionsmassen gewählt werden. Die so erhaltenen Gefäßinjektionen machen es dem Anatomen möglich, über Verlauf u. Zusammenhang der G. Klarheit zu erhalten.

Gefecht nennt man die Anwendung der Waffen zweier Truppentheile gegen einander. Derjenige, welcher den Gegner zwingt, sich seinem Willen zu fügen, ist der Sieger. Je nachdem es sich bei einem G. um Gewinnung od. Festhaltung eines Ortes, eines Waldes 2c. handelt, unterscheidet man Orts-, Wald- 2c. G.e. Das G. „steht", so lange beide Gegner die eingenommenen Stellungen nicht verlassen. Derartige stehende G. sind heutzutage nur Feuergefechte, d. h. beide Theile machen nur von der Feuerwaffe Gebrauch. Die endliche Entscheidung eines G. liegt entweder darin, daß der Gegner durch überlegene Feuerwirkung od. durch die blanke Waffe od. durch Bedrohen von Flanke u. Rücken zum Verlassen der Stellung gezwungen wird. Für jeden der Gegner kann das G. wiederum ein Angriffs- od. ein Vertheidigungsgefecht sein. Es kann für beide Theile mit einem Angriffsgefecht beginnen u. sich in seinem Verlaufe für den einen wie für

den andern abwechselnd zum Vertheidigungsgefecht gestalten. G.e, welche die Vortruppen — die Avantgarde — einer Armee mit denjenigen einer andern führen, nennt man Avantgarden-G.e. Eine Armee, welche behufs Sicherung ihres Rückzuges einen Theil ihrer Truppen, die Arrièregarde, dem nachdrängenden Feinde entgegenstellt, läßt von der Arrièregarde ein Arrièregarden-G. führen; man nennt solche G.e auch Rückzugs-G. Feindliche Patrouillen, welche aufeinander stoßen, führen Patrouillen-G. aus. Jede Waffengattung, Infanterie, Kavallerie, Artillerie, hat ihre bestimmten Gefechtsformationen, d. h. Formationen, in welchen sie von ihren Waffen u. von ihrer Eigenthümlichkeit den besten u. ausgiebigsten Gebrauch machen kann. Ein G., welches zu dem Zwecke geführt wird, den Gegner zur Entwickelung seiner eigenen Kräfte zu zwingen, um Kenntniß von derselben zu erlangen, heißt Rekognoszirungs-G. Die Erreichung desjenigen Grades von Aufmerksamkeit der Truppe auf die Leitung ihres Führers, welche es diesem gestattet, sie jederzeit sowol zum Einsetzen ihrer letzten Kräfte als auch zum Aufgeben eines Kampfes zu bringen, ist das Streben der militärischen Erziehung im Frieden. Eine Truppe, welche den erwähnten Grad von Aufmerksamkeit u. Gehorsam erreicht hat, besitzt Gefechtsdisziplin.

gefiedert nennt man alle Pflanzenblätter, welche an einem gemeinschaftlichen Blattstiele ihre einzelnen Blättchen (Fiederchen) so anordnen, daß diese sich mehr od. weniger gegenüberstehen, folglich den Grundriß einer Feder nachahmen. Man spricht deshalb auch wol von einem zusammengesetzten Blatte, dessen Blättchen sich längs der Mittellinie anheften. In diesem Falle befinden sich die meisten Hülsengewächse (Erbse, Wicke, Linse, Akazie u. s. w.). So lange der gemeinschaftliche Blattstiel einfach bleibt, bringt er das einfach gefiederte Blatt hervor; sobald er sich aber verästelt, erscheint das doppelt, dreifach und vierfach gefiederte Blatt; daher ein folium pinnatum, sowie ein f. bi-, tri-, quadri-pinnatum, wie wir es häufig unter den Farrnkräutern, den Doldengewächsen u. an anderen Familien beobachten.

Gefion, nach der nord. Mythologie eine Asenjungfrau, Beschützerin der Jungfrauen u. ihrer Tugend u. allwissend wie Odin selbst. Mit dessen Sohne, Skiold, vermählt, ward sie der Sage nach die Stammmutter der dänischen Könige. — Denselben Namen führte eine dänische Fregatte von 46 Kanonen u. 480 Mann unter dem Befehl des Kapitän Meyer, die am 5. April 1849 vor Eckernförde von den deutschen Strandbatterien gezwungen wurde, die Flagge zu streichen. Nach Bremerhafen geführt, wurde sie nach Auflösung der deutschen Flotte 1850 von Preußen erworben.

Gefle (spr. Jäwle), Hauptstadt der schwed. Provinz Gefleborgs-Län, mit 15,613 E. (1872), am Ausfluß des Gefle-Å in den Bottnischen Meerbusen, durch eine Eisenbahn mit Fahlun verbunden, ist der Stapelplatz für Dalarna. Die Bevölkerung treibt beträchtliche Industrie, Handel u. Fischerei. Die Schiffswerften sind bedeutend. Das hochgelegene Schloß ist merkwürdig durch den im Febr. 1792 während des hier abgehaltenen Reichstages an Gustav III. verübten Mordversuch. — Gefleborgs-Län hat einen Flächenraum von 351 □M., von denen 30 □M. von Wasser bedeckt sind, u. 153,784 E. (1872); es liegt am Bottnischen Meerbusen, umfaßt die beiden Landschaften Gestrikland u. Helsingland u. steigt von der schmalen Tiefebene an der Ostsee zu dem 3—400 m. hohen Plateau im Innern an. Der Boden ist nicht sehr fruchtbar, doch lohnt der Ackerbau, die Jagd, der Fischfang u. der Bergbau auf Kupfer u. Eisen.

Gefolgschaften hießen bei den alten Deutschen einzelne Kriegsscharen, welche sich in Zeiten, in denen die Völkerschaft als Ganzes keinen Krieg führte, zu einer besonderen Unternehmung an einen tapferen Führer anschlossen. Solche G. blieben indessen auch längere Zeit vereinigt u. nahmen in diesem Verhältniß auch an den Kriegen ihres eigenen Volkes od. befreundeter Völker Theil. Zur Zeit, wo noch die Volksversammlungen über Krieg u. Frieden zu entscheiden hatten, diente das Verhältniß der G. zur Aufbringung des Heeres bei den germanischen Völkern, u. es ist dasselbe ein sehr bedeutendes Element im germanischen Volksleben vor Chlodwig. Aus dem Verhältniß der G. entwickelte sich das Lehenswesen, der Feudalismus, der in Deutschland von der Ausbildung der fränkischen Monarchie an die Stelle eines eigentlichen Staatsorganismus vertreten mußte. Nach Zöpfl's „Deutscher Staats- u. Rechtsgeschichte" gingen die G. aus der Verbindung zwischen einem Anführer (meist aus altem, hochberühmtem Geschlecht) u. seinen Waffengefährten zu wechselseitigem Beistand in Kampf u. in Gefahr hervor. Zwei Grundzüge des deutschen Volkscharakters wirkten hierbei mit: ein hoher kriegerischer Ehrgeiz, verbunden mit einem gewissen Hang zu Abenteuern, u. eine zum Anschluß an hervorragende Persönlichkeiten geneigte Gemüthlichkeit. Das Gefolge erhielt ursprünglich Theil an der Beute, auch wol Unterhalt am Hofe des Dienstherrn. Freytag's „Ingo u. Ingraban" beruht auf genauen Studien über die G.

Gefreiter ist der Titel des Soldaten auf der ersten Stufe der militärischen Laufbahn. Auf ihn folgt aufwärts der Unteroffizier. Die Einführung dieses Grades stammt aus der Zeit der Landsknechte und hat sich bis in die Gegenwart erhalten. Der Name rührt wol daher, daß ein G. von verschiedenen Diensten u. Arbeiten des gemeinen Mannes entbunden, befreit ist. Heutzutage zählt der G. zu den Gemeinen, ist aber von verschiedenen Diensten, z. B. Postenstehen, für gewöhnlich entbunden, fungirt vielmehr als Aufführer der Posten &c., ist der nächste Stellvertreter des Unteroffiziers u. in diesem Verhältniß Vorgesetzter des Soldaten.

Gefrierpunkt nennt man die für verschiedene Flüssigkeiten verschiedene Temperatur, bei welcher sie erstarren und natürlich umgekehrt beim Erwärmen wieder flüssig werden. Der G. des Wassers liegt bei 0° C, der des Quecksilbers bei —39°, der des reinen Alkohols bei etwa —79°, der des flüssigen Stickstoffoxyduls gar erst bei —100°. Ein Gemisch von 3 Theilen Schnee u. 1 Theil Kochsalz hat seinen Gefrier- od. Schmelzpunkt bei —21°. An der Thermometerskala von Fahrenheit ist der Gefrierpunkt des Wassers der +32. Grad, während er bei Reaumur, ebenso wie bei Celsius, mit 0 bezeichnet ist (vgl. Thermometer). G.e, welche über 0° liegen, nennt man gewöhnlich Schmelzpunkte.

Gefühl. Die Frage nach dem Wesen des G.s u. der Gefühle gehört theils in die Anthropologie (Menschenkunde überhaupt), theils in die Psychologie (Seelenkunde); in die erstere dann, wenn unter G. die sinnliche Empfindung, z. B. das G. der Haut für Wärme u. dgl., das G. in den Fingerspitzen (der Tastsinn) verstanden wird. In dieser Anwendung des Wortes wird das G. unter die fünf Sinne gerechnet, zu denen die neuere Anthropologie als sechsten noch das „Gemeingefühl", das Bewußtsein der ungestörten Existenz, hinzufügt. Die Psychologie dagegen versteht unter G. den Inbegriff der geistigen Zustände u. stellt nach Kant das Gefühlsvermögen als das dritte Seelenvermögen dem Denken u. Wollen gegenüber. Das G. äußert sich theils als Empfindung des Behagens, der Freude, des Mitleids u. s. w., theils als Empfindung der Abneigung, des Mißvergnügens u. Hasses. Eine stichhaltige Eintheilung der G.e hat indeß bei der außerordentlichen Mannichfaltigkeit u. gegenseitigen Verknüpfung derselben noch nicht gelingen wollen. Das G. durchläuft alle möglichen Stufen, von dem rohesten sinnlichen Behagen (der Wollust) bis zur reinsten geistigen Empfindung (G. für Seligkeit). Auch die Eintheilung in subjektive (zufällige, dem Einzelnen angehörige) u. objektive (bei Allen gleichmäßige) G. ist nicht durchschlagend; denn sowol das ästhetische G. (für das Schöne in Kunst, Literatur u. dgl.) wie das religiöse sind je nach dem Bildungsgrad u. der Gemüthsanlage der einzelnen Menschen außerordentlich verschieden. — Vgl. auch den Art. „Empfindungen".

Gegenbeweis bezeichnet diejenige Thätigkeit einer Partei im Prozesse, welche die durch den Beweis (s. d.) gewonnene Ueberzeugung des Richters von der Wahrheit einer Parteibehauptung wieder aufzuheben und zu entkräften sucht. Den G. führt der Gegenbeweisführer (Reproduzent) u. zwar entweder zu dem Zwecke, um die Mängel der gegnerischen Beweisführung u. die Unwahrheit der gegentheiligen Behauptungen darzulegen (direkter G.), od. um andere Thatsachen in rechtliche Gewißheit zu setzen, bei deren Vorhandensein die vom Gegner (Reprodukten) dargelegten Verhältnisse einen für diesen günstigen Erfolg nicht herbeizuführen vermögen (indirekter G.). Das Gelingen einer dieser beiden Arten des G.es vernichtet die Wirkungen des Beweises. Ein G. ist nur gegen den indirekten G., nicht aber gegen den direkten G. statthaft. Im Uebrigen gelten dieselben Grundsätze wie beim Beweis (s. d.).

Gegenfüßler, s. „Antipoden". **Gegengift**, s. „Antidotum".

Gegenschein, s. „Aspekten".

Gegenseitigkeit (Reciprocität) nennt man die für das menschliche Verkehrsleben charakteristische Eigenschaft, nach welcher gewöhnlich eine Leistung eine Gegenleistung bedingt. Je vielfacher die Bedürfnisse der Menschen wurden, desto mehr sahen diese sich auf G. angewiesen u. genöthigt, ihre persönlichen Kräfte (Arbeit) u. ihre sachlichen Wirthschaftsmittel (Kapitalien) nach einer sich meist auf den Marktpreis gründenden Werthabschätzung auszutauschen. Dies geschieht entweder nach Herkommen od. nach einem ausdrücklichen Vertrage (Kauf-, Mieth-, Pacht-, Dienstvertrag u. a. m.). Eine ganz besondere Rolle spielt die G. im Versicherungswesen. Während beim Institut der Privatversicherung der einzelne Kaufmann u. bei der sog. reinen Assekuranzcompagnie die Gesellschafter (solidarisch od. pro rata) mit ihrem ganzen Vermögen für alle Verluste haften, giebt es in den sog. **Gegenseitigkeitsanstalten** eine neuere Form des Versicherungswesens, bei der die Schäden von der Gesammtheit der Versicherten getragen werden, u. demnach die Versicherten zugleich auch die Versicherer sind. Wohl zu unterscheiden von der privatwirthschaftlichen G. ist die G. im Verkehr zwischen den Völkern u. Staaten. Beim Austausche der Arbeitsleistungen u. Wirthschaftsmittel der letzteren macht sich schon insofern eine Verschiedenheit geltend, als nur höchst selten die Wirkung einer solchen G. auf jeden Einzelnen im Volke die gleiche ist. Es ist hier eine Parität, die dem Einzelnen die natürlichen Grundlagen u. Hülfsmittel der privatwirthschaftlichen G. verschafft, überhaupt so lange unmöglich, als bei dem

Verkehr zwischen den betreffenden Völkern nicht die freieste Konkurrenz ausgleichend wirken kann.

Gegensonnen u. Nebensonnen sind gewöhnlich gleichzeitig sich bildende, eigenthümliche, durch das Sonnenlicht veranlaßte Lichterscheinungen am Himmel. Dieselbe Erscheinung zeigt sich zuweilen auch beim Monde. Ueber die genaue Erklärung dieser Meteore s. den Art. „Höfe um Sonne u. Mond", denn die G. u. N. od. Monde werden durch das Zusammentreffen dieser „Höfe" genannten hellen Ringe mit einem meist zugleich erscheinenden hellen Horizontalstreifen veranlaßt.

Nr. 3039. Am Nordpole beobachtete Gegensonnen.

Gehe, Eduard Heinrich, geb. 1. Febr. 1793 in Dresden, war seit 1827 in seiner Vaterstadt als Advokat, seit 1832 als Censor für die schönwissenschaftliche Literatur thätig u. schrieb eine Anzahl von Novellen, Theaterstücken u. Operntexten, von welchen letzteren nam. der zu Spohr's „Jessonda" bekannt geworden ist. G. starb 13. Febr. 1850.

Gehege, im Forstwesen gewisse Flächen, die von der Behütung ausgeschlossen sind, damit das Vieh an den jungen Holzbeständen keinen Schaden verursache; im Jagdwesen ein Revier, in welchem das Wild geschont u. gepflegt wird.

geheime Fonds nennt man gewisse Summen im Budget eines konstitutionellen Staates, die von der gesetzgebenden Körperschaft nur als Ganzes bewilligt werden, in ihren Details aber der parlamentarischen Kontrole entzogen sind. Diese Fonds werden zur Verfolgung diplomatischer Zwecke, deren öffentliche Diskussion unzweckmäßig ist, zur Beeinflussung der in- u. ausländischen Presse zu Gunsten der Regierung u. zur Unterhaltung der geheimen Polizei gebraucht.

geheime Gesellschaften, d. h. solche, welche aus ihrem Bestand, ihrem Zweck od. aus ihren Gebräuchen ein Geheimniß machen, hat es seit den ältesten Zeiten u. bei den verschiedensten Völkern gegeben. Die ältesten Gesellschaften dieser Art hatten einen religiösen Charakter. Es treten uns in dieser Beziehung zuerst die ägyptischen Mysterien entgegen, d. h. die Verbindungen der ägyptischen Priester, deren Lehren vor dem Volke u. allen Uneingeweihten streng geheim gehalten wurden. Es ist auch niemals mit Sicherheit bekannt geworden, worin diese Lehren bestanden; ohne Zweifel enthielten sie eine aufgeklärtere Auffassung der Religion, als die des Volkes war. In demselben Verhältnisse zur uneingeweihten Menge standen die griechischen Mysterien. Es gab deren ziemlich viele; ihre Eingeweihten hatten sie nicht nur unter den Priestern, sondern unter allen Ständen u. Klassen. Die Mysterien der Griechen unterschieden sich von der öffentlichen Religion derselben, so viel man davon weiß, durch eine mystische Auffassung des Verhältnisses zwischen Gottheit u. Menschheit im Gegensatze zur heitern u. lebenslustigen des echten Griechenthums. Unter den griech. Mysterien waren die zu Eleusis bei Athen die bedeutendsten u. die Zahl ihrer Eingeweihten sehr groß. Andere Mysterien hatten auf den Inseln Samothrake und Kreta ihren Kultus; zu den verbreitetsten Mysterien gehören ferner die Dionysien, welche in Rom als Bacchanalien zur vollendetsten Unsittlichkeit führten, dann die Mysterien der Kybele, des Mithras u. s. w. Aus dem Gottes- od. Götterdienste traten die g. G. zum ersten Male heraus im Bunde der Pythagoreer, d. h. der Schüler des Philosophen Pythagoras, welcher sich zu Kroton in Unteritalien bildete u. neben Vervollkommnung in der Wissenschaft nam. politische Zwecke hatte, die auf eine Aristokratie der Bildung hinausliefen. Der Bund erfuhr zwar eine frühe Auflösung durch Gewalt von Seiten seiner politischen Feinde, aber seine Ueberreste vereinigten sich mit Verzweigungen der griech. Mysterien, u. es entstanden daraus die Orphiker u. andere mystische Verbindungen, die endlich der größten Verkommenheit anheimfielen. Aus einer Verbindung der griechischen mit den ägyptischen Mysterien entstand ferner unter den ägyptischen Juden die Sekte der Therapeuten, u. mit diesen verwandt waren in Palästina die Essäer (s. d.), in deren Ideen man vielfach pythagoreische Einwirkung findet u. selbst den Ursprung des Christenthums vermuthet hat. Die Christen selbst bildeten in der ältesten Zeit ihres Bestehens infolge der Anfeindungen, unter denen sie zu leiden hatten, eine Art geheimer Gesellschaft. Dasselbe gilt von mehreren Sekten des Mittelalters aus dem gleichen Grunde. Eine prinzipiell geheim gehaltene Gesellschaft von Bedeutung bildeten aber erst wieder die Tempelritter, über deren sonderbaren geheimen Gottesdienst aber keine vollkommen zuverlässigen Nachrichten vorliegen. Eine geheime Verbindung waren auch die Mitglieder der Fehmgerichte (s. d.), deren Form eine nothwendige Folge der Rechtsunsicherheit im Mittelalter war. G. G. waren in gewisser Beziehung auch die Handwerkskorporationen des Mittelalters, welche die Regeln ihrer Kunst geheim hielten u. unter welchen, infolge der Wichtigkeit der Kirchenbauten, die Maurer u. Steinmetzen die hervorragendsten waren, aus denen sich zu London im J. 1777 der Bund der Freimaurer (s. „Freimaurerei") entwickelte. G. G. von geringerer Bedeutung waren die Kalandsbrüder, die Brüder vom Gemeinsamen Leben, die Brüder vom Freien Geist, dann der Bund Thomas Münzer's, der die besseren Elemente der Wiedertäufer u. der aufständischen Bauern vereinigte, aber blutig vernichtet wurde. Zu einer geheimen Gesellschaft, in Bezug auf gewisse Punkte der Organisation und Thätigkeit, wurde ferner der mächtige Orden der Jesuiten (s. d.). Im Dunkeln blieb völlig die Gesellschaft der Rosenkreuzer, deren Zwecke lediglich dem Aberglauben, bes. der Alchemie, dienten. Im 18. Jahrh. vermischten sie sich auch mit den Jesuiten u. Freimaurern zum Zwecke unlauterer Umtriebe. Eine politische Wirksamkeit, ähnlich der der Pythagoreer, bezweckten die im Gegensatze zu den Jesuiten aus Zweigen der Freimaurerei rekrutirten Illuminaten, die aber kurz vor der franz. Revolution ein furchtbares Ende nahmen. In der neuesten Zeit häuften sich bes. die politischen u. sozialistischen Geheimbünde. In Italien entstanden die revolutionären Carbonari (s. d.), ihnen gegenüber die reaktionären Calderari (s. d.), in Deutschland der Tugendbund, dann die Burschenschaft, in Griechenland die „Hetärie", in Rußland der Bund des Heils, in Frankreich der Bund der Saint-Simonisten, die Gesellschaft „Aide-toi", der Verein der Menschenrechte, die Marianna u. a. Eben hierher gehören die seit den 30er Jahren entstandenen Bündnisse des politischen Radikalismus unter den Namen das „Junge Italien", das „Junge Deutschland", das „Junge Polen" u. s. w. In China bildete sich der revolutionäre Geheimbund der Hung gegen die herrschende Dynastie. Neuere Nachahmungen der Freimaurerei sind die „Sonderbaren Gesellen" (Odd fellows) u. die Druiden in England u. Nordamerika, die sich beide in jüngster Zeit auch in Deutschland niedergelassen haben. Viele andere Geheimbünde verschiedener Art sind keiner Erwähnung werth.

Geheimer Rath (Geheimes Kabinet) war früher in vielen deutschen Staaten der Titel der obersten Regierungs- u. Verwaltungsbehörde, die jedoch seit der Einführung verantwortlicher Ministerien verschwand. Ein einzelnes Mitglied einer solchen Behörde hieß ebenfalls G. R. Gegenwärtig ist diese Benennung in der Regel ein bloßer Titel, dessen Träger in manchen deutschen Staaten über, in manchen unter dem Regierungsrathe steht. Hat ein G. R. Sitz u. Stimme im Ministerium, so führt er den Titel „Wirklicher G. R.".

Geheimmittel, Arcana, sind solche Arznei- od. Schönheitsmittel, deren Zusammensetzung von ihren Erfindern oder Verfertigern geheim gehalten wird, weil ihr Preis gewöhnlich ein viel höherer (oft der 10- bis 100fache) ist, als ihr wirklicher Werth. Von den zahlreichen G.n, die täglich in allen Zeitungen, mit einer ganzen Reihe von Empfehlungen oft gar nicht existirender Personen versehen, ausgeboten werden, besitzen die wenigsten nur die Wirkung, die ihnen zugeschrieben wird, die meisten sind unwirksam, einige sogar direkt schädlich. Alle aber sind dies indirekt im höchsten Grade insofern, als sie eine rationelle Behandlung durch den Arzt ausschließen. Der einzige, aber in allen Fällen sichere Rath ist: man vermeide jedes Geheimmittel. Leider hat man bis jetzt vergebens gegen diesen Geheimmittelunfug gekämpft u. haben sogar seit einigen Jahren viele Apotheker angefangen, nebenbei von Anderen gefertigte G. auszubieten u. zu verkaufen, weil sie daran mehr verdienen als an ihren Arzneien. Wir geben im Nachstehenden eine alphabetisch-tabellarische Zusammenstellung einiger der bekanntesten G. nebst ihrer Zusammensetzung; bei der schreckenerregend großen Zahl konnten unmöglich alle berücksichtigt werden. Wir sprechen aber nochmals ganz bes. aus, daß die nicht aufgeführten deswegen durchaus nicht etwa eine bessere Beurtheilung verdienen als die genannten. Um die Aufdeckung des Geheimmittelschwindels haben sich nam. die Doktoren Wittstein in München u. Hager u. Jakobsen in Berlin besondere Verdienste erworben.

Tabelle einiger der bekanntesten Geheimmittel nebst ihren Analysen,

zusammengestellt nach Wittstein, „Vierteljahrsschrift für praktische Pharmazie"; Hager, „Pharm. Centralblatt"; Jacobson, „Industrieblätter"; „Archiv der Pharmazie" u. a. Quellen.

Namen der Geheimmittel.	Namen der Verfertiger.	Angebliche Wirkung.	Verkaufspreis.	Herstellungspreis.	Besteht aus	Bemerkungen.
1. Algophon.	Apoth. Bernhard in Salzburg.	gegen Zahnschmerzen.	?	$1\frac{1}{2}$ Sgr.	ca. 15 gr. Spiritus, 9—10 Tropfen Senföl, mit Safran u. Lackmus grün gefärbt.	Längst bekanntes Mittel, hilft nur momentan u. nicht immer.
2. Ameisen-Balsam Dr. Livingston's.	A. Ahnelt in Charlottenburg.	Stärkende u. belebende Einreibung.	$1\frac{1}{6}$ Thlr.	$\frac{1}{4}$ Thlr.	72 gr. Ricinusöl, 2 gr. Perubalsam, 5 Tropfen Bergamottenöl.	Verfertiger benutzt des Afrikareisenden Livingstone Namen (unter Weglassung des e) als Aushängeschild.
3. Anadoli.	Carl Kreller in Nürnberg.	Zahnreinigungs- u. Athmungerfrischungsmasse.	1 fl. 12 kr. südd.	2 3 Sgr.	42% Seife, 44% Stärkemehl, 12% Seifenwurzelpulver, 2% ätherische Oele.	Ist unschädlich, aber enorm theuer.
4. Anosmin.	Apotheker Weiß in Wien.	Mittel gegen Fußschweiß.	2 fl. österr.	$\frac{1}{2}$ Sgr.	$3\frac{1}{2}$ Loth Alaunpulver, $\frac{1}{6}$ Loth Maismehl.	Wirkung zweifelhaft, Preis enorm.
5. Anticholerasäure.	H. Ludwig in Wien.	Heil- u. Vorbeugungsmittel gegen die Cholera.	1 fl. 30 kr.	10 kr. oder 2 Sgr.	Die Flasche enthält 5 Loth Wein, 10 Loth Wasser u. 1 Loth konzentrirte Schwefelsäure.	Würde durch Unterlassung der Anwendung anderer bewährter Mittel entschieden schädlich wirken.
6. Antiepilepticum, Wepler's Krampfpulver.	Wilhelm Wepler in Berlin, durch die Louisenstädtische Apotheke daselbst.	gegen Epilepsie.	$1\frac{2}{3}$ Thlr.	ca. 5 Sgr.	Pulver von Diptam, Zittwer- u. Beifußwurzel, Magnesia, Glanzruß, Zucker u. einigen Tropfen Baldrianöl u. Cajeputöl.	Wirkung zweifelhaft.
7. Antispasmatischer Sirup.	Apotheker Desaga in Straßburg.	gegen Keuchhusten.	?	gering.	Zuckersirup, etwas kohlensaures Alkali, mit Rosanilin schwach gefärbt.	Wirkung zweifelhaft.
8. Asthmathee.		gegen Athmungsbeschwerden, Brust- u. Halsleiden.	200 gr. 1 Thlr.	$\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ Thlr.	8 Thle. Süßholzwurzel, 6 Thle. Eibischwurzel, 5 Thle. Isländisch Moos, 2 Thle Bitterklee (?) und 2 Thle. Andornkraut.	Wirkungslos oder nur vorübergehend wirkend.
9. Balsam Bilfinger.	Angeblich: Apoth. Mondet in Paris, kommt aus Leipzig von F. Riebel, Universitätsstr. 1.	gegen Gicht u. Rheumatismus.	$\frac{3}{4}$ Thlr.	3 5 Sgr.	Schwarze Seife, Spiritus, Wasser, Kampher, Salmiakgeist, spanische Pfeffertinktur.	Wirkung fraglich.
10. Barterzeugungstinktur.	Bergmann in Rochlitz.	Bart erzeugend.	10 Sgr.	$\frac{1}{2}$ Sgr.	Ein spirituöser Auszug einer Rinde, parfümirt mit etwas Rosmarinöl u. Thymianöl.	Wirkungslos.
11. Bleichsuchtpulver.	M. A. Gerzabeck.	gegen die Bleichsucht.	8 Sgr.	1 Sgr.	Zucker, Eisenfeile u. Anissamenpulver.	Kann schon helfen; die medizinische Wissenschaft hat aber bessere Mittel.
12. Brama-Elixir.	Ch. Rama Ayen, früher in Madras, jetzt in Hamburg.(?)	Magenstärkungsmittel.	11 Loth 8 Sgr.	2—3 Sgr.	Ein spirituöser Auszug von Ingwer, Pfeffer, Nelken, Galgant u. Zimmt mit einigen Tropfen Wermuthöl.	
13. Bullrichsalz.	Parfümeriefabrikant Bullrich in Berlin.	gegen fast alle Krankheiten.	?	Das Kilo 8 Sgr.	Ist unreines doppelkohlensaures Natron.	Längst bekanntes Mittel, aber nicht gegen alle Krankheiten.
14. Busma.	Friseur Edmund Bühligen in Leipzig.	Enthaarungsmittel.	1 Thlr.	1 Sgr.	2- 3 Thle. Schwefelarsenik und 15 Thle. gebrannter Kalk.	Schon seit 1000 Jahren bekannt (Rhusma), wirkt, ist aber sehr giftig.
15. Croß' Pillen.	Chemist W. Croß in Cardiff.	gegen Gicht u. Rheumatismus.	1 Thlr.	10 Sgr.	Gummigutt, Jalappenharz, schwefelsaures Chinin und wenig Rhabarber.	Wirkung zweifelhaft, gefährlich.
16. Daubitz' Brust-Gelée.	Daubitz in Berlin.(?)	gegen Brustleiden.	10 Sgr.	$2\frac{1}{2}$ Sgr.	Gelatine u. Zucker, mit einer Abkochung von Isländisch. Moos, Anis, Bittersüß u. schwarzem Thee.	
17. Dermasot.	Apotheker Bertschinger in Baden (Schweiz).	gegen Fußschweiß.	20 Sgr.	2 Sgr.	Essigsaure Thonerde, Wasser, parfümirt mit Butteräther, gefärbt mit Anilinroth.	Wirkung zweifelhaft.
18. Eau capillaire progressive pour rétablir la couleur naturelle des cheveux.	Brimmeyer in Echternach (Luxemburg).	Haarfärbemittel.	$1\frac{1}{3}$ Thlr.	5 Sgr.	100 gr. Rosenwasser, 4 gr. unterschwefligsaures Bleioxydnatron u. ein wenig Wismuthnitrat.	Färbt, ist aber sehr schädlich.
19. Eau de Cythère.	? Paris.	Haarfärbemittel.	10 Frcs.	$2\frac{1}{2}$ Sgr.	Unterschwefligsaures Natron, Chlorblei u. Wasser.	Sehr schädlich.
20. Eau de Lys.	Lohse in Berlin.	die Reize der Haut zu erhöhen.	1 Thlr.	$\frac{1}{4}$ Thlr.	Rosenwasser, Glycerin, Zinkweiß, Talksteinpulver.	Schadet nichts, nützt aber auch nichts.
21. Eau de Chinine.	A. Heinrich in Leipzig.	zur Kräftigung der Haare.	$\frac{2}{3}$ Thlr.	$2\frac{1}{2}$ Sgr.	Rum 60 gr., Wasser 35 gr., Chinatinktur 5 gr., Perubalsam 2 gr., Ricinusöl 6 gr.	Wirkt genau wie das vorige.

22. Epilepsiemittel.	Apotheker Rigotti in Fiume.	gegen Epilepsie u. alle Arten Nervenkrankheiten.	6⅔ Thlr.	⅔ Thlr.	Pulver aus 10 Baldrianwurzel, 2 Päonienwurzel, 2 Haselwurzel, 2 Aronwurzel, 2 Beifußwurzel, 1 Zimmt, 30 Zucker u. 1 baldriansaures Ammoniak.	Hilft in 100 Fällen vielleicht 5mal — vielleicht gar nicht.
23. Epilepsiemittel.	J. H. Hösch in Köln.	gegen Epilepsie.	6 Thlr.	½ Thlr.	Auflösung von Zucker in Oel.	Wirkt nicht.
24. Epilepsiemittel: Poudre unique de Godermaux.	v. Grimault u. Co. in Paris.	gegen Epilepsie.	6 Thlr. (für 12 Pulver).	2½ Sgr.	8 Gran unreines Calomel (Quecksilberchlorür) pro Pulver, ohne jeden weiteren Zusatz.	Gefährlich, giftig.
25. Gesundheitsspeisegewürz.	J. H. Redecke in ?	gegen viele Krankheiten.	18 Sgr.	½ Sgr.	Schwefelblumen 3,4 gr., Enzianpulver 2,5 gr., schwarzes Senfpulver 3,1 gr.	Längst bekannte Mittel, die aber auch nicht immer helfen.
26. Dr. Gräfe's Augenwasser.	L. Roth in Berlin.	gegen Augenschwäche.	1 Thlr.	2 Sgr.	100 gr. Fenchelwasser, 1,5 gr. Zinkvitriol und etwas Fenchelsamentinktur.	Seit langer Zeit bekanntes Mittel.
27. Hieng-fong-Tinctur.	Dr. ph. Schöpfer in Leipzig.	gegen alle Krankheiten.	?		Eine dünne Tinktur aus Lorbeerfrüchten u. Blättern, mit etwas Aether, Kampher, Fenchelöl, Anisöl, Lavendelöl, Pfeffermünzöl u. Rosmarinöl.	Schöpfer hat auch unter chinesischen Namen verschiedene andere nutzlose Thees zu horrenten Preisen verkauft.
28. Iriswasser.	Buchhändler Mode in Berlin.	Hautverschönerungsmittel.	1 Thlr.	½ Sgr.	Wasser, Kochsalz, Schwefelblumen, einige Tropfen Citronenöl u. Lavendelöl.	Hilft nichts.
29. Kaiserbalsam.	J. Zimmermann in Berlin.	gegen Rheumatismus.	1 Thlr.	5 Sgr.	Rosmarinsalbe, Kampher u. etwas Jodkalium.	Wirkung zweifelhaft.
30. Königstrank.	Karl Jacobi in Berlin.	gegen fast alle Krankheiten.	16—17 Sgr.	2½ Sgr.	Tamarindenabkochungen mit Weinstein u. s. w.	Jacobi fertigt 7 verschiedene Sorten seines Tranks, die jedoch alle nichts nützen.
31. Kräuterthee von Le Roi.	Ohme u. Müller in Braunschweig.	soll gegen 75 Krankheiten Wunder thun.	20facher Werth.		Mehr als 20 verschiedene Pflanzentheile, sinnlos durch einander gemischt.	Ohne Wirkung.
32. Kummerfeld'sches Waschwasser.	Dr. Carl Schwabe in ?	gegen Hautkrankheiten.	2⅙ Thlr.	3—5 Sgr.	Schwefel, Kampher u. Brunnenwasser.	Wirkungslos.
33. Lilionese.	? in Hamburg.	Schönheitsmittel.	25 Sgr.	2½ Sgr.	Eine parfümirte konzentrirte Potaschenlösung.	Reinigt die Haut wie Seife, nur nicht so billig.
34. Mittel gegen Krämpfe der Säuglinge.	?	gegen Krämpfe.	1 Thlr.	1 Sgr.	Zucker, Beifußwurzel, Zinkoxyd.	Gefährlich, entschieden abzurathen.
35. Morison's Pillen.	?	Blutreinigungsmittel.	?		Pillen aus Aloë, Gummigutt, Coloquinten u. s. w.	Gefährlich, sehr stark abführend.
36. Nervengeist von Antoni Tonossi.	Gustav Hantscheck in Berlin.	gegen Gicht, Krampf u. s. w.	16 Sgr.	4 Sgr.	Spiritus 100 gr., Lavendelöl 2 gr., Rosmarinöl 2 gr.	
37. Original-Pasta Pompadour.	Dr. A. Rix Wittwe in ?	gegen Sommersprossen, Leberflecken u. s. w.	1 Thlr.	2½ Sgr.	Fein geriebene, entschälte bittere Mandeln und Goldcrême, zusammen 25 gr.	Unwirksam.
38. Pate pectorale.	Apotheker Georgé in Epinal.	gegen Husten, Heiserkeit u. s. w.	?		Zucker, Gummi arabicum, Süßholz, Althäawurzel u. etwas Morphium.	Kann in einzelnen Fällen lindern.
39. Quintessence balsamique du Harem.	?	zur Erhaltung der Schönheit des Körpers.	6 Frcs.	5 Sgr.	Spiritus 8 Loth, Lavendelöl ⅙ Loth, Perubalsam ⅓ Loth u. sehr wenig Kampher.	
40. Royer'sche Bartererzeugungstinktur.	?	soll den Bartwuchs erzeugen u. befördern.	1 Thlr.	2½ Sgr.	Künstlicher Franzbranntwein, Kochsalz u. etwas Muskatblütentinktur.	Ganz unwirksam.
41. Restitutor.	Reinhardt in ?	gegen Ruhr, Cholera u. s. w.	36 Kr.	3 Kr.	Zucker, Stärke, Veilchenwurzel, Pflaumenmus.	Unwirksam.
42. Revalenta arabica od. Revalescière.	Barry Du Barry.	soll stärken u. ernähren.	?	?	Eine Mischung von Linsen- u. Bohnenmehl.	Nährt, wie Linsen u. Bohnen nähren.
43. Schutz, der persönliche.	Ehemaliger Buchhändler Laurentius in Leipzig.	Mittel gegen syph. Ansteckung u. für Erhaltung der Kraft.	40 Thlr. für ca. 3½ Kilo.	2—3 Thlr.	Wein, Wasser, Chloreisen u. schwefelsaures Chinin.	Außerdem ein Buch für 1 Dukaten.
44. Schutzmittel.	A. Wiedner, Apotheker und Naturarzt.	gegen geheime Krankheiten.	1 Thlr.	1½ Sgr.	Wasser 180 gr., schwefelsaures Blei 4 gr.	Wirkungslos; schädlich durch Unterlassung der Anwendung ärztlicher Verordnungen.
45. Sel des opilans.	?	zum Abführen.	1 Frc.	3 Pfennige.	Verwittertes Glaubersalz.	
46. Spiritus Bohemi.	Franz Cardini in Frankfurt a. M.	gegen Zahnschmerz in einer Minute.	1 Thlr.	3 Sgr.	Eine Auflösung von Kampher u. Nelkenöl in Alkohol.	Längst bekannt, hilft in 100 Fällen 90mal nicht u. dann nur für kurze Zeit.
47. Stypticum.	Prof. (?) Dr. Cohn in ?	gegen alle inneren u. äußeren Krankheiten, hauptsächlich Geschlechtsleiden.	1 Thlr.	2 Sgr.	Zinkvitriol 1 gr., Gummi arabicum 5 gr., Wasser 120 gr.	Kann innerlich sehr schädlich wirken.
48. Victoria-Aether-Water.	C. Gorgas in Berlin.	gegen Sommersprossen, gelbe Flecken u. s. w.	⅔ Thlr.	5 Sgr.	100 gr. Orangeblütenwasser, 20 gr. Glycerin, 3 gr. Borax.	Unschädlich, hilft aber auch nicht.
49. Prof. Dr. Wagner's Einspritzung.	?, zu beziehen durch J. L. Holz in Berlin.	gegen Geschlechtskrankheiten.	1⅔ Thlr.	1 Sgr.	180 Thle. Wasser, 1 Theil Zinkvitriol u. 1 Theil Bleizucker.	Längst bekanntes u. verwendetes Mittel.
50. Zahnkißchen, Heim's.	Jansen in Weimar.	gegen Zahnschmerzen.	2 Thlr.	ca. 5 Sgr.	Die Kissen enthalten nur Tausendgüldenkraut u. Moschus aromatisirt.	Unwirksam.
51. Zahnpillen, Schreyer'sche.	Schreyer u. Co. in München.	gegen Zahnschmerzen.	5 Sgr.	5 Pf.	Zwei Stück Pillen aus Gummi arabicum, Zimmt, Nelken, Pfeffer u. Kochsalz bestehend.	Zweifelhaft, jedenfalls nur momentan wirkend.
52. Zahnseife, Bergmann's.	Bergmann in Rochlitz.	zur Konservirung der Zähne.	3 Sgr.	5 Pf.	Natronseife, Zucker, Katechu, Zimmt- u. Pfeffermünzöl.	Unschädlich, nur etwas zu theuer.

Geheimschrift, das Schreiben mit verabredeten, nur von Eingeweihten zu entziffernden Geheimzeichen, s. „chiffriren“.

gehen besteht in der horizontalen Fortbewegung des Körpers bei stetiger Unterstützung seines Schwerpunktes durch die Beine, indem ein Bein ums andere den Rumpf fortschiebt u. stützt. Es geschieht dies durch Streckung der in entgegengesetzter Richtung gebogenen Gelenke: des Knie- u. des Fußgelenkes, wodurch das Bein wesentlich länger u. dadurch der Rumpf vorwärts geschoben wird, worauf ihm durch ein Vorwärtsschwingen des andern Beins (in seinem Hüftgelenke) sogleich eine Stütze untergestellt wird. Beide Extremitäten wechseln mit dem Tragen u. Bewegen der Last ab, immer schwebt ein Bein am Rumpfe hängend in der Luft (als passives Bein), während das andere, aktive, auf dem Boden angestemmt ist. Während die Schrittlänge von der Höhe der Beine abhängt — die größte beträgt für mittlere Menschen etwa $2^1/_2$ Fuß — hängt die Schrittdauer von der Dauer der Vorwärtsschwingung des Beines ab u. von der Zeit, während welcher beide Beine den Boden gleichzeitig berühren, u. ist das schnellste Gehen dann vorhanden, wenn das eine Bein in dem Moment auf den Boden auffällt, wo das andere von demselben gelöst wird. Zum Laufen wird das Gehen, wenn eine Zwischenzeit existirt, wo keines der beiden Beine den Boden berührt. Auf 1 Minute kommen beim schnellsten Gehen 180 Schritte, im eilendsten Laufe werden in der Sekunde 18–20 Fuß zurückgelegt. Bei vierfüßigen Thieren, die man nach dem Auftreten als Zehengänger u. Sohlengänger unterscheidet, erleidet das Gehen mehrfache Modifikationen. Als Schritt bezeichnet man es, wenn ein Vorderbein mit dem andersseitigen Hinterbein abwechselt; gleichzeitiges Vorrücken eines Vorderbeins mit dem andersseitigen Hinterbeine wird als Trab, mit dem Hinterbeine derselben Seite als Paßgang bezeichnet, während beim Galop das Vorderpaar mit dem Hinterpaar wechselt. — Die wichtigsten Untersuchungen über die menschlichen Gehbewegungen haben die Gebrüder Eduard u. Wilhelm Weber angestellt („Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge 1836“).

Längsspalt geschiedenen u. nur durch den „Balken“ mit einander verbundenen, in je drei „Lappen“ getheilten Halbkugeln od. „Hemisphären“ gebildet, die etwa $^6/_7$ der ganzen Gehirnmasse betragen; es ist der vordere u. obere, halbeiförmige Theil des Gehirns mit einer von unregelmäßigen, darmähnlichen Windungen (Gyren), die durch 1—3 cm. tiefe Furchen begrenzt werden, bedeckten Oberfläche. Jede Halbkugel birgt in ihrem Innern eine Höhle (Hirnhöhle, Seitenventrikel), deren Wände von besondern Organen reliefartig begrenzt werden (dem Streifenhügel, Sehhügel, Hornstreif, Seepferdefuß 2c.), u. die mit der Höhle der anderen Seite durch eine vom „Balken“ herabragende Scheidewand bis auf eine Spalte von einander geschieden sind u. mit einer zwischen den beiden Hemisphären liegenden dritten Hirnhöhle in Verbindung stehen. Hinter dieser liegen, in der Mittellinie des G.s, zwischen den Sehhügeln die Vierhügel u. auf ihnen die Zirbeldrüse, die man früher einmal als den vorzugsweisen Sitz der Seele angesprochen hat. Die Vierhügel bilden mit der Varolsbrücke u. dem aus den (vorderen) Pyramiden, den (seitlichen) Oliven u. den (hinteren) strangförmigen Körpern gebildeten verlängerten Marke das 2. Mittelhirn (Mesencephalon) als die Verbindung des Großhirns mit dem Rückenmarke (Hirnstiele) und dem dritten Hauptabschnitte des G.s, dem 3. Kleinhirn (kleinen Gehirn, Cerebellum), welches (beim Menschen ganz, bei Thieren nur zum Theil) unter den hinteren Lappen des Großhirns im hintern untern Theil der Schädelhöhle liegt u. durch zahlreiche quere Einschnitte in viele Blätter gespalten ist (Lebensbaum). Es besteht ebenfalls aus zwei symmetrischen Hälften u. einem Mittelstück (Wurm). An seiner unteren Fläche liegt zwischen dem kleinen u. dem Mittelhirn die vierte Hirnhöhle. — An der Unterseite des Gehirns, in seiner Mittellinie, treten 12 Gehirnnervenpaare hervor u. durch Oeffnungen am Boden der Schädelkapsel aus der Schädelhöhle heraus, u. verbreiten sich größtentheils am Kopfe u. Halse. Sie sind theils Sinnesnerven, wie der Geruchsnerv (olfactorius, 1. Nervenpaar), der Sehnerv (opticus, 2. Paar), mit dem der andern Seite sich vor dem Eintritt in die

Nr. 3040. Nr. 3041. Nr. 3042. Nr. 3046. Nr. 3045. Nr. 3044. Nr. 3043.

Nr. 3040—3046. Gehirne. — Nr. 3040. Gehirn des Menschen (Profil). 3041. Desgl. (Vertikaldurchschnitt). 3042. Des Orang-Utang. 3043. Des Pferdes. 3044. Des Aguti. 3045. Des Truthahns. 3046. Der Schildkröte.

Gehirn (Encephalon), der von der Schädelkapsel umschlossene Centraltheil des Nervensystems des Menschen u. der höheren Thiere, wird von drei wie Zwiebelschalen umeinander lagernden Häuten, den Hirnhäuten, umhüllt (der sehnigen „harten Hirnhaut“, der dünnen, serösen „Spinnwebenhaut“ u. zu innerst der auch in die Hirnhöhlen eindringenden u. hier die Adergeflechte bildenden Gefäßhaut od. „weichen Hirnhaut“) u. aus grauer Rinden- u. weißer Marksubstanz gebildet. Es hat bei Menschen u. Thieren einen verschiedenen Grad der Ausbildung u. wird, wenn wir zunächst das des Menschen betrachten, das gegen $1^1/_2$ kg. wiegt u. beinahe den 50. Theil seiner Körpermasse beträgt, eingetheilt in: 1. Großhirn, 2. Mittelhirn, 3. Kleinhirn. — 1. Das Großhirn (große Gehirn, cerebrum, Vorderhirn) wird aus den beiden, durch einen tiefen

Augenhöhle kreuzend (Chiasma), der Hörnerv (acusticus, 8. Paar), der Geschmacksnerv (glossopharyngeus, 9. Paar); theils sind es Bewegungsnerven, u. zwar des Auges (der gemeinschaftl. Augenmuskelnerv, oculomotorius, 3. Paar; der Rollmuskelnerv, trochlearis, 4. Paar; der äußere Augenmuskelnerv, abducens, 6. Paar), der Zunge (hypoglossus, 12. Paar), der Gesichtsmuskeln (Gesichtsnerv, facialis, 7. Paar), während der dreigetheilte Nerv (trigeminus, 5. Paar) theils die Empfindungen fast am ganzen Kopfe vermittelt, theils Bewegungsnerv für die Kaumuskeln ist, der herumschweifende Nerv (vagus, 10. Paar), die Athmungsorgane, die Speiseröhre u. den Magen theils mit Bewegungsfasern, theils mit sensiblen dgl. versorgt. Zu den Hirnnerven rechnet man endlich auch den aus dem oberen Theile des Rückenmarks tretenden Willis'schen Beinerv (accessorius,

11. Paar), weil er sich zum größern Theil mit dem 10. Paar verbindet. — Während die genaue Substanz des Gehirns vorwiegend aus Nervenzellen besteht, ist die weiße Substanz aus Nervenfasern zusammengesetzt; die letzteren verbreiten sich z. Th. im Hirne selbst, um die ersteren unter einander zu verbinden, z. Th. treten sie als centrifugale (Bewegungs-) Fasern u. centripetale (Empfindungs-) Fasern in obengenannten 12 Hirnnervenpaaren aus, od. strecken sich durch das Rückenmark hindurch in die Rückenmarksnerven, u. zwar ziehen diese letzteren Fasern zum großen Theil aus der einen Hirnhälfte in die entgegengesetzte Seite des Rückenmarkes. Durch die aus dem Hirne aus- u. in dasselbe eintretenden Fasern wird der Rapport mit der Außenwelt vermittelt, u. durch eine komplizirte Verbindung der Fasern untereinander u. mit den Nervenzellen wird das Gehirn der Mittelpunkt für die zweckmäßigen Bewegungen u. für die Empfindungen u. ist zugleich der Sitz der geistigen Thätigkeiten, des Bewußtseins, Denkens, Fühlens, Wollens. Bei keinem Thier steht das Gehirn seiner relativen Massenentwicklung u. seiner Ausbildung nach auf so hoher Stufe wie beim Menschen, es vereinfacht sich vielmehr gradweise u. hiermit stehen auch seine Leistungen im Verhältniß. Am meisten dem menschlichen Gehirne nähert sich das der Säugethiere, doch ist bei ihnen nam. das Großhirn noch nicht in so hohem Maße entwickelt, es überragt das Kleinhirn nur noch bei einigen alten Affen, u. die Windungen, deren Entwicklungsgrad zur Größe des Thieres sowol wie zu seiner Intelligenz in Beziehung steht, fehlen den Nagern u. Insektenfressern ganz. Bei den meisten Säugethieren sind außerdem die Austrittstellen der Geruchsnerven als „Riechkolben" ausgebildet. Bei den Vögeln überwiegt zwar noch das Großhirn an Masse, doch fehlt seinen glatten Halbkugeln noch der verbindende Balken; das Mittelhirn (die hohlen Vierhügel od. „Sehlappen") ist bedeutend entwickelt u. ragt stets hinter dem Großhirn vor; eine Varolsbrücke fehlt, u. vom Kleinhirn ist das auf der Oberfläche vielfach quer eingeschnittene Mittelstück (Wurm) vorwiegend entwickelt. Weit tiefer noch steht das G. der Reptilien, hinter den kleinen Hemisphären liegen unbedeckt die großen Sehlappen (Mittelhirn), hinter ihnen das nur wenig entwickelte Kleinhirn. Und bei den Amphibien u. Fischen endlich tritt die Entwickelung des G.s auf eine Reihe hinter einander liegender, paariger u. unpaariger Anschwellungen zurück. — Bei den wirbellosen Thieren, Würmern, Gliederthieren, Schnecken, bezeichnet man als G. oder „Gehirnganglien" den in der Nähe des Schlundes u. des Nackens liegenden centralen Theil des Nervensystems. — Ueber die Verrichtungen des G.s s. „Nervensystem" u. „Seele".

Gehirnkrankheiten (Encephalopathien). Je wichtiger das Gehirn als Organ der sog. geistigen Thätigkeit u. als Centralorgan des gesammten Nervensystems für den menschlichen Körper ist, um so bedeutsamer sind auch die Erkrankungen desselben. Dazu kommt, daß sich das Gehirn sehr häufig bei allgemeinen Erkrankungen des Körpers betheiligt zeigt. Auch bietet schon an u. für sich die Erkennung der G. (die Diagnostik) selbst den gediegensten Aerzten manche Schwierigkeiten dar, die theils darin begründet sind, daß das Organ in einer festen Kapsel, dem knöchernen Schädel liegt, u. daher den Untersuchungsmethoden (Palpation, Inspektion, Mensuration, Auskultation u. s. w.) ungünstige Verhältnisse entgegenstellt, theils aber in dem Umstande begründet sind, daß man nicht immer entscheiden kann, ob der eigentliche Sitz des Leidens im Gehirn selbst zu suchen ist, od. ob dieses Organ nur mitleidend ist im Gefolge verschiedener anderweitiger Erkrankungsformen. So ist das Gehirn bei heftigerem Fieber stets in Mitleidenschaft gezogen (Delirien, Phantasiren), ohne daß eine organische G. vorliegt.

Die Erscheinungen der G. sind zweifach: entweder werden sie vom Kranken selbst als im Kopfe sitzend bezeichnet, od. es werden Unregelmäßigkeiten in den Funktionen von Theilen wahrgenommen, die unter der Herrschaft des Gehirns stehen. Zu diesen Symptomen gehören: Kopfschmerz, Schwindel, Neigung zum Schlafe od. Schlaflosigkeit, schreckhafte Träume, Störungen der geistigen Funktionen (Gedächtnißschwäche, Delirien, Bewußtlosigkeit, Manie, Blödsinn), ferner krankhaft erhöhte od. verminderte Reizbarkeit der vom Gehirn entspringenden Empfindungsnerven, Lähmungen od. Krämpfe der Bewegungsnerven, schließlich mannichfache Störungen der Ernährungsorgane (Erbrechen, Verstopfung u. s. w.). Dagegen läßt sich keineswegs immer mit Genauigkeit ermitteln, in welchem Theile des Gehirns sich der eigentliche Krankheitsherd befindet. So läßt sich aus dem Sitze des Kopfschmerzes, aus der Art der Krämpfe od. Lähmungen, aus dem Verlaufe des Leidens nicht immer ein giltiger Schluß darauf ziehen, ob vorzugsweise das kleine od. große Gehirn, ob die Sehhügel od. andere besondere Theile des Gehirns ergriffen sind. Dennoch haben neuere Untersuchungen eine größere Sicherheit auf diesem Gebiete angebahnt. Als Spezialisten im Fache der G., die in der Neuzeit sich einen beachtenswerthen Namen machten, führen wir unter Anderen auf: Prof. Meynert in Wien, Prof. Westphal u. Dr. Mendel in Berlin, Prof. Hasse u. Dr. L. Meyer in Göttingen, Prof. Gudden in München, Prof. Nothnagel in Freiburg i. Br., Prof. Erb in Heidelberg.

Es giebt akut (d. h. hitzig) auftretende, verhältnißmäßig rasch verlaufende G., zu welchen die Entzündungen, die Blutergüsse, die Verstopfungen der Gehirnblutgefäße durch Gerinnsel, die Blutüberfüllung (Hyperämie), die Blutarmuth (Anämie) u. die plötzlichen Ausschwitzungen von Flüssigkeit in die Hirnmasse gehören; auf der anderen Seite verlaufen einige Krankheiten chronisch (langsam): die Hirnabscesse u. die Hirngeschwülste. Mit Fieber verbinden sich meist die Entzündungen der Hirnhäute, sowie die nach Apoplexie (Blutschlagfluß) sich einstellende Entzündung der Hirnmasse.

Die Blutüberfüllung (Hyperämie, Kongestion) des Gehirns, d. i. vermehrter Blutgehalt der Gehirngefäße, führt nicht selten zu Gefäßzerreißungen (Blutschlagfluß od. Apoplexie) od. zu Ausschwitzungen von Blutwasser aus den Gefäßen (Hirnödem) u. kann einestheils durch vermehrten Blutzufluß infolge von Gehirnerschütterung, Einwirkung der Sonnenstrahlen, Geistesanstrengung, Alkoholgenuß, Kopfrose u. s. w. od. auch durch behinderten Abfluß des Blutes, z. B. durch Druck auf die Halsvenen, durch enge Bekleidung u. im Gefolge von Herz- u. Lungenkrankheiten entstehen. Ihre Symptome sind: Kopfschmerz, Ideenjagd, Empfindlichkeit des Gesichts- u. Gehörsinns, Brechneigung, Stuhlverstopfung, Muskelunruhe, Aufgeregtheit, Beschleunigung des Pulses, erhöhte Wärme des Kopfes ꝛc. Die Behandlung erfordert körperliche u. geistige Ruhe, Enthaltung von Excessen im Trinken u. Essen, Kaltwasser- od. Eisaufschläge auf den Kopf, Blutegel, Abführmittel, Essigklystiere; bei längerem Verlaufe Bitterwasserkur.

Die Entzündung der weichen Hirnhaut (Meningitis) ist meist beschränkt entweder auf die Konvexität od. auf die Basis des Gehirns, kommt nicht selten als Folge von Schädelverletzungen od. von Entzündungen am Schädel vor u. führt bisweilen eine eitrige Ausschwitzung herbei. Heftiger Kopfschmerz, hohes Fieber, psychische Reizbarkeit, Zuckungen, Erbrechen, im weiteren Verlaufe jedoch psychische Depression, Konvulsionen, Nackenstarre u. Pupillenerweiterung, sind die begleitenden Erscheinungen. Fast nur bei Kindern kommt die tuberkulöse Entzündung der weichen Hirnhaut an der Basis des Gehirns vor; sie zeigt sich hier unter dem Bilde des „hitzigen Wasserkopfs" (akuter Hydrocephalus); ihre charakteristischen Symptome sind: Aufschreien im Schlafe, bedeutender Kopfschmerz, Erbrechen, Verstopfung, Pupillenverengerung, Nackenkontraktur, Konvulsionen, dann Lähmungen, Schielen, u. meist tritt unter tiefer Bewußtlosigkeit der Tod ein. Kräftige, entzündungswidrige Mittel, Blutentziehungen, Eisblase auf den Kopf, Abführmittel, dann spanische Fliegen in den Nacken u. s. w. können bisweilen noch zur Heilung führen. Eine besondere Erkrankungsform ist der epidemisch vorkommende sog. „Genickkrampf" (Cerebrospinalmeningitis), eine Entzündung der Hirn- u. Rückenmarkshäute, welche außer durch Delirien, Bewußtlosigkeit, abnorme Verengerung, später Erweiterung der Pupillen, Kopf- u. Rückenschmerz sich bes. durch krampfhafte Zusammenziehung der Nacken- u. Kaumuskeln charakterisirt.

Die Entzündung der harten Hirnhaut (Pachymeningitis) tritt entweder im Gefolge hitziger Krankheiten, z. B. fieberhafter Hautausschläge, Lungenentzündungen u. akuten Gelenkrheumatismus auf, od. sie kommt im höheren Alter u. bei Geisteskranken unter Lockerung u. Durchfeuchtung der dem Gehirn zugekehrten Schicht der harten Hirnhaut, sowie unter Bildung von Blutherden (Hämatomen) vor, die, wenn sie älter geworden sind, sich als Cystengeschwülste darstellen. Die Krankheit macht sich durch die mannichfachen Reizungserscheinungen des Gehirns bemerklich (unruhiger Schlaf, Kopfweh, Delirien, Schwindel u. s. w.) u. geht bei chronischem Verlauf gern abwechselnd mit Lähmungserscheinungen (Abnahme der Intelligenz, des Gedächtnisses, Stumpfsinn, allgemeine od. einseitige Lähmung) einher, u. es kommt nach u. nach oft zu vollständigem Blödsinn.

Der Gehirnschlagfluß (Apoplexia, Haemorrhagia cerebri) besteht in einem Bluterguß in die Substanz des Gehirns durch Berstung eines entarteten Blutgefäßes. Die Ursache ist meist Blutandrang nach dem Gehirn, Verdünnung od. Verknöcherung der Wände der größeren od. kleineren Arterien, starke Erschütterungen od. Verletzungen des Kopfes. Die Blutung erfolgt fast immer aus kleinen Gefäßen (kapilläre Apoplexie) u. es entstehen dann im Gehirn entweder kleine, punktförmige Extravasate (Blutergüsse) od. es bildet sich an einer Stelle im Gehirn ein hühnerei- bis faustgroßer weicher Brei, der aus dem ausgetretenen Blut u. zertrümmerten Hirnfasern besteht (apoplektischer Herd). Bisweilen kapselt sich eine solche Stelle allmählich ein u. stellt sich fernerhin als „apoplektische Cyste" dar, od. es kommt unter Eiterbildung zu einer Umwandlung dieser Erweichungsherde in einen Hirnabsceß. — Infolge der Zerstörung eines Hirntheils u. durch den Druck, welchen der Bluterguß auf die ihn umgebende Hirnmasse ausübt, entstehen als charakteristische Symptome des Schlagflusses Lähmungen der willkürlichen Beweglichkeit in den Muskeln der Extremitäten, zuweilen auch des Gesichtes u. der Zunge auf der entgegengesetzten Seite, so daß eine linksseitige Lähmung wahrgenommen wird,

wenn der Bluterguß sich in der rechten Hirnhälfte befindet. Zunächst jedoch erzeugt der plötzlich eingetretene Hirndruck meist sofort Bewußtlosigkeit (Schlaganfall) mit schnarchendem Athem, langsamem Puls, Pupillenverengerung, Erbrechen. Wenn sich Patient, bei dem der Tod hiermit alsbald od. in den nächsten 24 Stunden erfolgen kann, wieder aus diesem Zustande erholt, so kehrt unter fieberhaften Erscheinungen das Bewußtsein wieder zurück, u. jene halbseitige Lähmung mit od. ohne Sprachstörung u. Gedächtnißschwäche besteht dann mehr od. weniger lange Zeit, bis eine Besserung der Bewegungsfähigkeit, von unten nach oben im Körper fortschreitend, den Gebrauch der Gliedmaßen wieder gestattet, od. bis sich der Schlaganfall über kurz od. lang, wie es häufig geschieht, wiederholt. — Gewisse Konstitutionen, nam. vollblütige Personen von gedrungenem Körperbau (apoplektischer Habitus), neigen bes. zum Schlagfluß. Vermeidung von Diätfehlern, des Genusses geistiger Getränke, starker Geistesanstrengungen u. heftiger Gemüthsbewegungen verhüten den Schlagfluß; Aderlaß, drastische Abführmittel, Eisblase auf den Kopf, Senfpflaster auf die Füße sind bei Eintritt des Anfalls anzuwenden. Ueber die nachfolgenden Bewegungsstörungen s. den Art. „Lähmung".

Die **Gehirnentzündung** (Encephalitis), die man auch als „Gehirnabsceß" bezeichnet, betrifft nie das ganze Gehirn, sondern erscheint in einzelnen Herden als eine zu „Erweichung" des Gehirns führende Entzündung, indem die Hirnfasern infolge des Entzündungsprozesses an der betroffenen Stelle zu einem weichen Brei zertrümmert werden. Die Krankheit tritt meist als Wirkung von Verletzungen od. Erschütterungen des Gehirns od. im Gefolge von Entzündungen u. Eiterungsprozessen der das Gehirn umgebenden Theile (z. B. Knochenfraß der Schädelknochen) auf, auch kann sie durch allgemeine Erkrankungen (Syphilis, Quecksilber- u. Bleivergiftung) sowie durch eine Verstopfung der Blutgefäße (mit dem Blute eingewanderte Gerinnsel u. Pfropfe) entstehen. Es zeigen sich bei dieser Krankheit Lähmungen einzelner Muskeln, mit zeitweiliger Besserung u. Verschlimmerung; am häufigsten findet man zuerst eine Beschwerde beim Sprechen, Stammeln, Schielen, Taubheit, dann allgemeine Schwäche; wenn dann im Verlaufe der Krankheit Gehirnschlagfluß eintritt, so findet eine plötzliche Zunahme der Lähmungserscheinungen, ein Anfall von Bewußtlosigkeit u. halbseitige Lähmung statt. Als **Gehirnerweichung** wird das Uebel dann aufzufassen sein, wenn Schwinden des Gedächtnisses, Schlafsucht, Unbesinnlichkeit für bestimmte Wörter u. mehr u. mehr sich entwickelnder Stumpfsinn beobachtet werden. Nur im Anfange des Uebels kann ein entzündungswidriges Verfahren etwas leisten.

Die **Verstopfung der Gehirnarterien** (Embolia u. Thrombosis cerebralis) ist dadurch bedingt, daß ein aus anderen Gegenden des Körpers in den Blutstrom mit fortgerissenes Körperchen, ein sog. Pfropf (Embolus) durch die zum Gehirn führenden großen Schlagadern (Arterien) in eine kleinere Hirnarterie eingeschwemmt wird u. hier stecken bleibt, od. es bildet sich auch ein solcher Pfropf als Gerinnsel selbständig in einer Hirnarterie (Thrombose). In beiden Fällen ist die Folge dieselbe, nämlich Blutarmuth der von der verstopften Arterie mit Blut versorgten Hirnpartie. Meist ist Vorbedingung dieser Affektion, daß irgendwo zwischen Herz u. Gehirnarterien eine Gerinnselbildung stattfindet, z. B. bei Herzfehlern, Pulsadergeschwülsten. Die Einschwemmung eines Pfropfes geschieht fast ausnahmslos in die linke Arterie der sog. Sylvischen Grube (Fossa Sylvii). Die hiermit eintretende Blutarmuth des großen Gehirns der einen Seite bringt plötzlich ausgebreitete Funktionsstörungen hervor: Lähmungen der entgegengesetzten Körperhälfte (Hemiplegie) u. Sprachlähmung, welche nur zum Theil wieder schwinden. Es treten also ähnliche Erscheinungen auf, wie bei einem Schlaganfall. Herzkranke sind der Krankheit am häufigsten ausgesetzt. Da der eingeschwemmte Pfropf nicht weggeschafft werden kann, so handelt es sich bei der Rettung des Patienten um die Möglichkeit, daß sich der Blutlauf nach der blutarmen Hirnstelle neue Bahnen schafft, indem der Kranke andernfalls an Hirnerweichung zu Grunde geht. Die Aerzte verordnen deshalb im Anfalle erregende Mittel, welche die Herzbewegung beschleunigen: Kampher, Arnika, Moschus.

Die **Geschwülste** im Gehirn u. in den Hirnhäuten sind Neubildungen verschiedener Art: Krebs, Tuberkel, Sarkom, Syphilom, Blasenwürmer, Pulsadergeschwülste ꝛc. Die Erscheinungen, welche sie hervorrufen, sind: anhaltender Kopfschmerz, Erbrechen, Schwindel, epileptische Anfälle, Krämpfe einzelner Muskelgruppen, Schielen, unartikulirte Sprache, allmählicher Eintritt von Lähmung einzelner Körpertheile. Charakteristisch für die in der Basis des Gehirns sitzenden Geschwülste ist das Entstehen ungleichseitiger Lähmungen, nämlich Lähmungen einzelner Nerven auf der der Hirngeschwulst entsprechenden Körperseite u. Lähmungen einzelner Nerven der entgegengesetzten Seite. Im Allgemeinen ist die Erkennung der Gehirngeschwülste, deren Verlauf stets sehr langsam ist, ziemlich schwierig, u. es läßt sich nur vermuthen, welche Geschwülste im Gehirn vorhanden sind. Auch bei Thieren treten nicht selten Gehirngeschwülste auf, z. B. bei Schafen die Blasenwürmer, die in der Regel die sog. **Drehkrankheit** erzeugen.

Der **Schwund der Hirnmasse** (Gehirnatrophie) kommt in früher Kindheit, d. h. angeboren unter den Erscheinungen des Blödsinns (**Kretinismus**) vor, auch zeigt sich im Gefolge einer Entzündung der weichen Hirnhaut Schwund der Hirnrinde bei **Irren**, die dann außer den anfänglichen Reizungserscheinungen Delirien, Konvulsionen, falsche Vorstellungen, insbes. Größenwahn zeigen, worauf schließlich progressiv Blödsinn u. Lähmungen, zwischendurch aber Anfälle von Tobsucht, auftreten. Der **Altersschwund** des Gehirns entwickelt sich sehr langsam unter allmählicher Abnahme der Intelligenz u. des Gedächtnisses bis zum vollständigen Kindischwerden der Greise.

Die **chronische Wasseransammlung in den Hirnhöhlen**, der sog. „**Wasserkopf**" (Hydrocephalus chronicus), ist nicht selten angeboren. Eine farblose, bis über 5 kg. wiegende Flüssigkeit füllt die Hirnventrikel aus; der hierdurch erzeugte große Umfang des Schädels, an dem meist die Fontanellen u. Nähte weit von einander stehen, kontrastirt mit dem kleinen Gesichte; der Patient zeigt Schwäche aller geistigen Funktionen. Man hat hier die Punktion, Kompression, Jodeinreibungen, Blasenpflaster versucht, doch gewöhnlich ohne Erfolg, denn der Kranke geht meist an Entkräftung zu Grunde.

Gehlenit, ein Mineral, welches bis jetzt nur am Monzoniberge im Fassathal in Tirol gefunden worden ist u. zu den Silicaten gehört. Es besteht der Hauptsache nach aus kieselsaurer Thonerde u. kieselsaurem Kalk nebst kleinen Mengen von Magnesia, Eisenoxyd u. Wasser. Der G. erscheint in kurz säulenförmigen od. dick tafelartigen Krystallen des tetragonalen Systemes, besitzt eine grüne bis braune Farbe, fettartigen Glanz u. ist undurchsichtig od. kantendurchscheinend; sein spez. Gewicht ist = 2,98 bis 3,1, seine Härte 5,5 bis 6. Mit Salzsäure behandelt wird er zersetzt u. Kieselgallerte abgeschieden.

Gehorsam (von „hören") heißt die Unterordnung des Willens unter den Willen eines Andern. Die Sittenlehre rechnet ihn unter die Pflichten u. Tugenden u. zwar theils als Pflicht gegen Gott (gegen die Gebote Gottes), theils als solche gegen die menschliche Ordnung (G. gegen die Gesetze des Staates, die Eltern u. s. w.). Hierher gehört auch der militärische G., einer der Grundpfeiler des Heerwesens u. deshalb eine der drei Haupttugenden, die jeder Soldat haben soll. Als solche bezeichnete Friedrich der Große Treue, G. u. Tapferkeit. Man unterscheidet ferner den freien G., der auf Grund der klaren Erkenntniß der Pflicht freiwillig u. gern geübt wird, von dem äußerlichen G., der sich dem Zwange ohne innere sittliche Neigung fügt.

Geibel, Emanuel von, deutscher Dichter, geb. 18. Okt. 1815 zu Lübeck, begann seine philolog. u. literar. Studien in Bonn u. setzte dieselben in Berlin fort, wo er mit Chamisso, Gaudy u. Kugler befreundet wurde. Ein mehrjähriger Aufenthalt in Griechenland (als Erzieher beim russischen Gesandten in Athen) wirkte fördernd auf seine klassischen Studien. Nach seiner Rückkehr in die Heimat wandte er sich mit Vorliebe der roman., nam. der span. Literatur zu. Ein Jahrgehalt, das er seit 1843 vom König von Preußen bezog, ermöglichte ihm, in sorgenfreierer Existenz den Musen zu leben. Nachdem er hierauf seinen Aufenthalt mehrmals gewechselt, wurde er 1852 vom König Maximilian II. von Bayern als Professor der Aesthetik nach München berufen u. später in den Adelsstand erhoben. Im J. 1868 nahm er seinen Aufenthalt wieder in seiner Vaterstadt. Schon seine erste Liedersammlung („Gedichte", zuerst Berl. 1840; 1871 bereits in 69. Aufl.) zeichnete sich durch ungewöhnliche Sprachbeherrschung, Grazie u. Klangfülle aus. Eine besondere Kraft der Empfindung od. irgend welche kräftige Eigenart sprach sich nicht darin aus. Aber eben darum mußten diese Lieder eine Zeit, die von den vorangegangenen Erregungen ermüdet war u. sich nach ruhiger Entwicklung sehnte, sympathisch berühren; nam. zogen sie durch ihre weiche u. passive Stimmung die Frauen an (G. selbst sagte, daß diese Lieder so lange nicht vergessen werden würden, als es „Backfische" auf der Welt gebe). Zu größerer Kraft u. Gedankenschärfe erhob sich der Dichter in den „Juniusliedern" (Stuttg. 1848; 18. Aufl. 1870). Seine „Neuen Gedichte" (Stuttg. 1857; 12. Aufl. 1870) stehen an Wärme der Empfindung nicht hinter den früheren zurück, lassen diese aber an Tiefe, Klarheit u. Gestaltungskraft weit hinter sich. Neben dem rein lyrischen Element ist hier auch die epische u. didaktische Poesie durch glücklich geformte Balladen u. sinnreiche Sprüche vertreten. Seine „Gedichte u. Gedenkblätter" (Stuttg. 1864, 5. Aufl. 1868) knüpfen zum Theil wieder an die erste Zeit seines poetischen Schaffens an (so nam. die „Jugendlieder"), enthalten aber in formeller Beziehung u. auf dem Gebiete der politischen Tendenzpoesie manches Neue u. Wohlgelungene. Während des

Deutsch-franz. Krieges gab er eine Sammlung warm u. tüchtig empfundener Kriegs- u. Vaterlandslieder unter dem Titel „Heroldsrufe" heraus (von der in einem Jahre 4 Auflagen erschienen, Stuttg. 1871). Auch auf dramatischem Gebiete hat G. sich versucht; doch vermochten seine Nibelungentragödie „Brunhild" (Stuttg. u. Augsb. 1857) u. die mit dem Schillerpreise gekrönte Tragödie „Sophonisbe" (Stuttg. 1868; 2. Aufl. 1870) trotz großer lyrischer Schönheiten nicht auf der Bühne Boden zu fassen. Sein romantisches Bühnenspiel „Loreley" (Hannover 1861) ist als Operntext benutzt worden (von Max Bruch).

Nr. 3047. Emanuel v. Geibel (geb. 18. Okt. 1815).

Geier, Raubvögel mit kleinem, mehr od. weniger nacktem Kopfe, geradem, am Ende hakigem Schnabel u. stumpfen Krallen. Sie sind gesellig lebende, gefräßige Thiere, die sich hauptsächlich vom Aase nähren. Ihre Bälge geben Federpelze, die Federn mancher von ihnen sind zum Schmuck gesucht; so werden die Federn der brasilianischen G. als Straußenfedern verkauft. Die G. sind ausgezeichnete Flieger u. vermögen sich zu bedeutenden Höhen zu erheben; den Kondor der Anden sah Humboldt in einer Höhe schweben, die auf 16,000 m. geschätzt wurde. In Afrika u. Südeuropa lebt der gelblich-weiße, schwarzbeschwingte Aasgeier (ägyptische od. heilige G., Cathartes (Neophron) percnopterus, ferner der durch eine braune Federkrause um den weißlichen Hals charakterisirte bräunliche „weißköpfige" G. (Vultur fulvus), der sich bisweilen auch nach Deutschland verfliegt, u. endlich der geöhrte, schwarzbraune, „graue" Mönchs- od. Kuttengeier (Vultur cinereus). Amerika hat den schwarzen, an Kopf u. Hals fleischfarbenen Urubu (A. ura, Cathartes aura). Durch einen hohen Hautkamm auf der Stirne ist der Anfangs schwarzbraune, später rostgelbe, schwarz geschwänzte u. beschwingte Geierkönig (Königsgeier, Sarcorhamphus papa) Süd- u. Mittelamerika's u. der blauschwarze, weißhalsige Kondor (Kuntur, Vogel Greif, Sarcorhamphus gryphus) der südamerikanischen Anden charakterisirt.

Den Geierschnabel zwar, aber einen befiederten Kopf u. Hals, hat endlich der kastanienbraune, im Alter bleichere Geieradler (Gypaëtos barbatus), der nach einem Federborstenbüschel am Grunde des Unterschnabels auch „Bartgeier" heißt, u. der größte Raubvogel der alten Welt (er spannt 3,32 m.), nächst dem Kondor der Anden (der 3,65 m. spannt) der größte fliegende Vogel überhaupt ist. Er raubt Rehe, Schafe, Gemsen u. wird selbst dem Menschen gefährlich, während die G. im Allgemeinen, indem sie übelriechende Thierleichen hinwegschaffen, zu den nützlichen Thieren zu zählen sind.

Geige, Geschlechtsname aller derjenigen Saiteninstrumente, bei welchen der Spieler die Saiten durch Anstreichen mit einem Bogen in Schwingung versetzt, während er den gewünschten Tonhöhen entsprechende Theile von der Saite durch Aufsetzen der Finger abgrenzt. Der fremde Name ist Viola u. die verschiedene Beschaffenheit derselben wird durch Vergrößerungs- u. Verkleinerungssilben (z. B. Violino, Violone, Violoncello) u. durch Zusatzwörter angegeben (z. B. Viola d'amore, Viola da Gamba, Viola da braccio etc.). Das Wort G. selbst ist roman. Ursprungs (gigue, guigua heißt Schenkel) u. erst ums J. 1200 im Mittelhochdeutschen an die Stelle des deutschen Ausdrucks Fiedel getreten. Die gegenwärtig allein noch gebräuchlichen Arten der G. sind: 1. Diskantgeige, Violine (Violino, Violon); 2. Altgeige, Bratsche, Armgeige (Viola, Viola alta, auch blos Alto, Viola da braccio); 3. Tenorgeige (kleine Baßgeige), Violoncello; 4. große Baßgeige, Contrabaßgeige, Contrabaß, Contraviolon (Violone, Basse de Violon). Aeltere, jetzt ganz außer Gebrauch gekommene Arten sind u. a. die Liebesgeige (Viola d'amore, Viole d'amour), die Kniegeige (Viola da Gamba, Gambe), Viola bastarda, Viola pomposa, Viola di spala (Schultergeige) 2c. In ihren Bestandtheilen u. ihrer Bauart kommen sämmtliche Geigenarten überein; sie unterscheiden sich von einander nur durch ihre Größenverhältnisse. Ihr Körper besteht aus einer in der Mitte ausgeschweiften Resonanzplatte, die als der obere Theil die Decke od. das Dach genannt wird, auf deren Beschaffenheit für den Ton das Meiste ankommt; dann aus dem Boden (dem untern Theile), der wie die Decke gewölbt (bei manchen Contrabässen jedoch auch flach), oval geformt, oben u. unten etwas abgeplattet und mit der Decke von gleicher Größe ist. Die Decke wird von völlig ausgetrocknetem Fichtenholz, dessen Adern in der Längenrichtung der Saiten laufen, der Boden von Ahornholz verfertigt. Diese Haupttheile des Körpers werden durch die Zarge — einen dünnen, auf hoher Kante stehenden Span von Ahornholz — mit einander verbunden. Nahe den des Spiels wegen (damit nämlich der Bogen, indem er die höchste u. tiefste Saite in Angriff nimmt, nicht an der Decke anstreiche) nothwendigen Ausschweifen des Resonanzkörpers befinden sich in der Decke einander gegenüber die F-Löcher — zwei lange u. schmale, in der Form von ſ ausgeschnittene Löcher — welche die Luft im Innern des Körpers mit der äußern in Verbindung setzen u. zum Ansetzen u. Richten der Stimme od. des Stimmstockes nothwendig sind. Die Stimme ist ein der Höhe nach genau abgemessenes, aus Resonanzholz verfertigtes Stäbchen, auf dessen Beschaffenheit u. Stellung viel ankommt, wenn auch nicht so viel als auf Wölbung u. Dicke der Decke, u. das, die Decke u. den Boden verbindend, die Schwingungen fortsetzt und dem Ton die eigentliche Kraft u. Lebendigkeit giebt (weshalb es auch die Franzosen sehr bezeichnend l'âme, d. h. die Seele, nennen). Diese Stimme wird bei regelmäßig gebauten Instrumenten ½ Zoll hinter dem rechten Fuß des Steges (s. weiter unten) in der Gegend der schwächsten Saite eingesetzt. Um dem entgegengesetzten Theile der Decke, worauf die starken Saiten drücken, einen Gegendruck zu geben, wird auf der innern Seite der Decke ein schmales Stückchen Holz fast der ganzen Länge des Corpus nach aufgeleimt, das in der Mitte, wo der andere Fuß des Steges steht, am stärksten ist, rechts u. links sich allmählich verringert u. ins Ebene ausläuft u. der Balken od. Träger genannt wird. Zwischen Decke u. Boden wird nach oben der Hals eingesetzt, ein nach unten zu halbovales Holz, auf dem nach oben das Griffbret — ein etwas gewölbtes, schmales, von da an, wo der Hals an den Körper ansetzt, frei über dem letztern liegendes u. bis in die Nähe der F-Löcher hinabreichendes Bret — aufgeleimt ist. Ueber das Griffbret laufen die Saiten,

Nr. 3048. Rebekspieler vom Portal der Kirche St. Julien des Ménétriers in Paris.

Nr. 3049. Crout aus dem 9. Jahrh. (Nach einer alten Miniaturmalerei.)

welche der Spieler — je nachdem er einen höheren od. tieferen Ton hervorrufen will — in geringerer od. größerer Entfernung vom Stege mittels der fest aufgesetzten Finger an das Griffbret drückt, um ihren klingenden Theil abzugrenzen. Am Ende des Griffbretes nach oben ist ein Stückchen Holz angebracht, mit Rinnen od. Einschnitten, in denen die Saiten laufen, damit sie nicht auf dem Griffbret aufliegen u. frei schwingen können. Dieses Stückchen Holz, od. dieses Leistchen, wird der **Sattel** genannt. Der Kopf des Instruments, welcher am obern Ende des Halses und Griffbretes ansetzt und ein wenig rückwärts gebogen ist, besteht aus einem ausgestochenen Kästchen, der **Wirbelkasten** (auch Lauf od. **Wendel**) genannt, worin die Wirbel laufen, um welche die Saiten geschlungen sind. Mittels Umdrehung der Wirbel kann die Saitenspannung innerhalb gewisser Grenzen vermehrt u. vermindert, folglich die Tonhöhe verändert u. das Instrument rein gestimmt werden. Der obere Theil des Wirbelkastens trägt meist eine schneckenförmige Verzierung, mitunter auch einen geschnitzten Löwenkopf. Am untern Ende des Instruments sind die Saiten mittels eines Knotens in Löcher eines gewölbten Bretchens, welches an einem in der untern Zarge eingelassenen Knopf befestigt ist, u. den Namen **Saitenfessel** od. **Saitenhalter** führt, eingehängt. Vom Saitenhalter aus laufen sie eben über den Steg, das Griffbret und den Sattel in den Wirbelkasten. Der eben erwähnte Steg (ital. ponticello, franz. chevalet) ist ein, unfern vom Saitenhalter, mitten zwischen den F-Löchern auf der Decke des Resonanzkörpers auf hoher Kante stehendes, mannichfach durchbrochenes u. mit zwei Füßchen versehenes dünnes Bretchen, über welches die Saiten vom Halter zum Sattel hinweglaufen. Die eigenthümliche Form des Steges ist kein Zufall od. bloßer Zierrath, sondern sie hat sich durch vielfache Versuche als die einzig zweckentsprechende herausgestellt u. bedingt wesentlich die Wirkungen der Stimme. Die Violine giebt fast keinen Klang, wenn man den Steg durch ein einfaches, etwa nur der äußern Form nach ihm ähnlich gestaltetes Holzblättchen ersetzt. Er muß aus trocknem alten u. festen Holze verfertigt, sowie dem Bau u. allen übrigen Eigenschaften eines jeden einzelnen Instrumentes bes. angemessen werden. Um daher den besten Klang herauszufinden, muß man mehrere, bald höhere, bald niedere, stärkere u. schwächere Stege versuchen. Ein zu hoher Steg schwächt den Klang, ein zu niedriger macht ihn spitzig u. nimmt ihm das Körnige; zu schwere Stege geben ferner einen dumpfen u. zu schwer ansprechenden Ton, zu leichte dagegen einen scharfen u. harten. — Die im Rohbau fertigen Geigeninstrumente werden gebeizt u. dann mit Lack überstrichen. Bernsteinlack ist der beste, weil er den Einflüssen der Luft am meisten widersteht u. nam. die schädliche Feuchtigkeit fernhält. —

Nr. 3050. Die klassische Form der Geige

Nr. 3051. Alte Geigen nebst Bogen

Nr. 3052. Verschiedene Formen des Bogens.

Aeußerliche Kennzeichen der Vortrefflichkeit eines Geigeninstruments lassen sich mit Sicherheit nicht angeben; der Klang selbst muß den Werth zeigen. Doch hat man beim Ankauf noch nicht alter Instrumente darauf zu sehen, daß die Decke nicht zu dünn ausgearbeitet (ausgeschabt) sei, weil in diesem Falle der Klang in der Folge, statt besser zu werden, gemeinhin schlechter wird. — Als erstes Urbild unsrer heutigen Geigeninstrumente mag wol das Rebek (Rebab, Erbeb) angesehen werden, ein Tonwerkzeug wahrscheinlich arabischen Ursprungs, bald mit zwei, bald mit drei Saiten bezogen, bei den Völkern an der Nordküste von Afrika gebräuchlich, welches mit dem verwandten Crout wahrscheinlich im 9. od. 10. Jahrh. nach Europa herüberkam. Unsere zuverlässigen Kenntnisse vom Gebrauch der Bogeninstrumente im Abendlande reichen jedoch nicht über das 11. Jahrh. hinaus; Anfangs des 17. Jahrh. hatten sie, auch den Stimmenmechanismus der Baßgeige mit eingeschlossen, im Wesentlichen schon ihre heutige Form, wenngleich ihre letzte Vervollkommnung durch ital. Meister um jene Zeit noch nicht lange begonnen hatte. Von Kennern am höchsten geschätzt sind noch heutzutage die G.n von **Antonio Amati** (zwischen 1592 u. 1619); dessen Neffen **Nicolo Amati** (1662—92); **Andrea Guarneri**, Lehrmeister des Antonio Stradivari, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. (man findet Violinen u. Violoncello's von ihm noch aus den J. 1662 u. 1679); **Giuseppe Guarneri** zu Cremona (1690—1707); **Pietro Guarneri** aus Mantua (zu Anfang des 18. Jahrh.; weniger geschätzt). Von **Antonio Stradivari** findet man noch G.n mit der Jahreszahl 1724; außerdem gab es einen älteren, nicht minder berühmten **Stradivari** zu Cremona. Der Tiroler **Jakob Steiner** zu Absam, hochberühmter Geigenbauer, blühte von 1650—72. — Die Geigeninstrumente bilden den Grundcharakter der Klangmasse im Orchester u. nehmen daher auch die vornehmste Position in demselben ein. Ihr gesammter, vom E des Contrabasses bis zum es der Violine auf beinahe sieben Oktaven sich erstreckender Umfang, der durchdringende u. edle Klang, die leichte Einstimmung u. der Vortheil, daß auf ihnen ohne Wechsel u. Umstimmung des Instrumentes aus allen Tonarten gespielt werden kann, die ungemeine Beweglichkeit, rhythmische Accentuationskraft u. der Gesangreichthum im getragenen Spiel, ferner die Fähigkeit, ebensowol begleitend sich unterzuordnen als zu dominiren — alle diese Vorzüge u. noch manche andere berechtigen die Geigeninstrumente zu der Stellung, welche ihnen in der heutigen Musik eingeräumt ist.

Geigenholz, s. „Citharexylon".

Geiger, **Abraham**, hervorragender jüd. Theolog, geb. 24. Mai 1810 zu Frankfurt a. M., wurde von früher Jugend auf in die rabbinische Wissenschaft eingeführt, studirte in Heidelberg u. Bonn klassische u. orientalische Philologie u. machte sich schon 1833 durch seine Preisschrift „Was hat Mohammed aus dem Judenthum aufgenommen?" (Bonn 1833) in weiteren Kreisen bekannt. Nachdem er eine Rabbinerstelle in Wiesbaden angenommen, wirkte er neben seiner wissenschaftlichen Thätigkeit eifrig auf eine zeitgemäße Umgestaltung des in veralteten Formen erstarrten jüd. Gottesdienstes hin. Nach dieser Richtung hin war die von ihm geleitete „Zeitschrift für jüdische Theologie" (6 Bde., Frankf., Stuttg., Grünberg u. Lpz. 1835—47) von entscheidender Bedeutung. Seit 1838 Rabbiner in Breslau, begann er seine Reformbestrebungen in ausgedehnterem Maße zu verwirklichen u. wurde in heftige Fehden mit den Orthodoxen verwickelt. Es gelang ihm auch, eine Anzahl gleichgesinnter Berufsgenossen um sich zu scharen, die auf den Rabbinerversammlungen zu Braunschweig, Frankfurt a. M. u. Breslau (seit 1844) die Säuberung des jüd. Ceremonials von überlebten Bräuchen u. nationaljüd. Erinnerungen beschlossen u. diese in ihren Gemeinden ins Werk setzten. Im J. 1863 folgte er einem Rufe als Rabbiner in seiner Vaterstadt; seit 1869 wirkt er in gleicher Eigenschaft zu Berlin. An den Arbeiten der jüd. Reformsynode, die 1869 zuerst in Leipzig tagte, hat er lebhaften Antheil genommen. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Lehr- u. Lesebuch zur Sprache der Mischna" (Bresl. 1845), „Divan des Jehuda-ha-Levy" (ebd. 1851), „Jüdische Dichtungen der span. u. ital. Schule" (Lpz. 1855), vor Allem aber: „Urschrift u. Uebersetzungen der Bibel in ihrer Abhängigkeit von der inneren Entwicklung des Judenthums" (Breslau 1857), ein Werk von scharf zergliedernder, oft auch kühn ausgreifender Kritik, u. „Das Judenthum u. seine Geschichte" (2 Bde., Bresl. 1864 u. 65, 2. Aufl. 1865), eine freisinnige u. fesselnde Darstellung der jüd. Kulturgeschichte. Werthvolle Aufsätze enthält auch die seit 1862 von ihm geleitete „Jüdische Zeitschrift für Wissenschaft u. Leben" (Bresl.).

Geiger, **Eduard Lazarus**, bedeutender Sprachforscher, geb. als Sohn eines jüd. Privatgelehrten zu Frankfurt a. M. 21. Mai 1829, studirte in Bonn, Heidelberg u. Würzburg Philologie, übernahm 1861 eine Stelle als Lehrer der deutschen Sprache, der mathemat. Geographie u. des Hebräischen an der israelitischen Real- u. Volksschule in seiner Geburtsstadt u. starb daselbst 29. Aug. 1870. Seine Hauptwerke sind: „Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft" (2 Bde., Stuttg. 1868—72) u. „Ursprung der Sprache" (ebd. 1869). In diesen Werken machte G. den kühnen Versuch, eine Geschichte der Begriffe, der Bedeutungen, zu schreiben u. damit zugleich eine Lehre von

der Entwicklung der Bedeutungen, von dem in der Sprache auftretenden Denken u. Empfinden. Den Organismus der Sprache zergliederte er bis in seine feinsten Theile, u. indem er die verschiedenen Sprachen

Nr. 3053. Eduard Lazarus Geiger (geb. 21. Mai 1829, gest. 29. April 1870).

mit einander verglich, entdeckte er nicht blos die Gesetze für die Entwicklung der Bedeutungen, sondern fand auch, daß dieselben bei allen Sprachen übereinstimmen. Die bahnbrechenden Hauptergebnisse seiner Forschungen sind: Zwischen Laut u. Begriff besteht kein nothwendiger Zusammenhang, beide entwickeln sich für sich; die Sonderbedeutung, die im Laufe der Zeit schließlich ein Laut erlangt, ist immer ein Resultat des Zufalls od., mit anderen Worten, eben der Entwicklung, indem bei der Sprache der Zufall zum Sprachgebrauch wird; die Sprache ist primär, sie ist die Quelle der Vernunft, vor ihr war der Mensch vernunftlos; der erste Sprachlaut war ein thierischer Schrei, dem noch keinerlei Absicht irgend einer Mittheilung zu Grunde lag, u. diese allererste Regung des Sprachlautes ist nicht auf Nachahmung eines hörbaren Objekts, sondern auf eine Gesichtswahrnehmung zurückzuführen; von dem einen Urlaut entwickeln sich sodann die sämmtlichen Worte der Sprache durch Vervielfältigung u. Verwandlung des Lautes; zugleich spaltet sich sein vermehrter Inhalt in Gruppen, die sich auf die vervielfältigten Laute vertheilen. Mit einem eminenten Wissen u. scharfen, durchaus selbständigen Denken verband G. die ausgezeichnetsten Charaktereigenschaften. Seine Vorträge „Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit" gab sein Bruder Alfred G. heraus (Stuttg. 1871). Vgl. E. Peschier, „L. G., sein Leben und Denken" (Frankf. a. M. 1871).

Geiger, Philipp Lorenz, Dr. phil. u. med., berühmter Chemiker, geb. 30. Aug. 1785 in Freiesheim bei Frankenthal in Rheinbayern, gest. 19. Jan. 1836 in Heidelberg als Prof. der Chemie und Pharmacie; war zuerst Apotheker in Karlsruhe, dann in Heidelberg, habilitirte sich daselbst 1816 u. wurde 1824 Professor. Bis zu seinem Tode gab er mit Liebig zusammen die „Annalen der Pharmacie" heraus. Es erschien ferner von ihm „Handbuch der Pharmacie" (2 Bde., 1824; in 5. Aufl. von Liebig 1843); unter seinen zahlreichen chemischen Arbeiten sind namentlich die über neue giftige Alkaloide u. über das Cyankalium und Cyaneisenkalium hervorzuheben.

Geijer, Erik Gustaf, schwed. Geschichtschreiber, geb. zu Ransetter (Wermland) 12. Jan. 1783, ward 1810 Dozent der Geschichte in Upsala, 1817 Professor daselbst, 1824 Mitglied u. später Präsident der königl. Akademie. Als Vertreter der Universität nahm er an den Reichstagen von 1828—30 u. 1840—41 Theil. Er starb zu Upsala 13. April 1847. Von seinen histor. Werken sind zu nennen: „Svenska folkets historia" (Bd. 1—3, Örebro 1832—36; deutsch von Leffler, Hamb. 1832—36, in 3 Bdn., welche einen Theil der von Heeren u. Ukert herausgegebenen „Geschichte der europ. Staaten" bilden); „Konung Carl's XIV. Johan historia" (Stockh. 1844; deutsch von Dieterich, ebd. 1844) u. „Konung Gustaf III.'s efterlemnade of femtio år efter hans död öppnade papper" (3 Bde., Ups. 1843—45, deutsch von Creplin, 3 Bde., Hamb. 1843—46). Mit Fant u. Schröter gab er die „Scriptores rerum Suecicarum medii aevi" (2 Bde., Stockh. 1818—25) heraus. Auch als Dichter u. Komponist hat er sich bekannt gemacht. Eine Ausgabe seiner gesammelten Werke erschien zu Stockholm (12 Bde., 1849—55).

Geiler von Kaisersberg, Johann, berühmter Kanzelredner, ein Vorläufer der Reformation, wurde 16. März 1445 zu Schaffhausen geboren; den früh verwaisten Knaben erzog sein zu Kaisersberg im Elsaß wohnender Großvater, daher blieb ihm der Beiname „von Kaisersberg". Schon 1460 bezog G. die Universität Freiburg, wurde 1462 Baccalaureus, 1463 Magister der Philosophie, 1469 Dekan, ging dann aber, um Theologie zu studiren, 1470 nach Basel. Nachdem er dort 1475 Doktor geworden, lehrte u. predigte er in Freiburg u. Würzburg, bis er 1478 als Prediger nach Straßburg (seit 1486 an das Münster) berufen ward, wo er bis zu seinem, am 10. März 1510 erfolgten, Tode fast ununterbrochen verweilte. G., im vollen Besitze der scholastischen Bildung, ist doch eine echte Volksnatur, unbefangen u. einfach bei allem Geistesreichthum, freimüthig bis zur Rücksichtslosigkeit, dabei sprachgewaltig wie Wenige zu seiner Zeit. Unter seinen zahlreichen deutschen Schriften („Der Pilgrim", Augsb. 1499; „Der Seelen Paradies", Straßb. 1510; „Das Buch Granatapfel", Augsb. 1510; „Das irrig Schaf", Straßb. 1510; „Die Emeis", Straßb. 1516; „Postille", Straßb. 1522 2c.) bilden die Hauptmasse seine Predigten, die er deutsch hielt u. lateinisch niederschrieb; von Freunden wurden sie dann zum großen Theil zurückübersetzt. Sie tragen alle einen der Volksthümlichkeit des Mannes entsprechenden Charakter: daher die vielen Vergleiche u. Bilder, daher das häufige Einflechten von Legenden, Fabeln, Anekdoten u. Witzworten, die aus allen möglichen alten u. neuen Büchern, aber auch aus dem Volksmunde geschöpft sind. Eine besondere Berühmtheit haben diejenigen gewonnen, die er 1498 über Seb. Brant's „Narrenschiff" hielt (gesammelt von Jakob Other, „Navicula sive speculum fatuorum", Straßb. 1510; deutsch von Joh. Pauli, „Narrenschiff", Straßb. 1520). Vgl. v. Ammon, „Geiler's von Kaisersberg Leben, Lehren u. Predigten" (Erlangen 1826).

Nr. 3054. Johann Geiler v. Kaisersberg (geb. 16. März 1445, gest. 10. März 1510). Nach Boissard's Bibliotheca chalcograph.

Geinitz, Hans Bruno, Professor der Mineralogie u. Geologie an der Polytechnischen Schule zu Dresden, wurde 16. Okt. 1814 in Altenburg geboren, widmete sich seit 1830 daselbst der Pharmacie, studirte 1834—37 in Berlin u. dann in Jena die Naturwissenschaft. 1838 begann er seine Lehrthätigkeit in Dresden als Hülfslehrer für Chemie und Physik und wurde 1846 Inspektor am kön. Mineralienkabinet. Seit 1850 bekleidet er die oben erwähnte Professorstelle. G. hat sich durch mehrere bedeutende Arbeiten auf dem Gebiete der Paläontologie u. Geognosie einen Namen gemacht; die wichtigsten derselben sind: „Charakteristik der Schichten u. Petrefakten des sächsisch-böhm. Kreidegebirges" (1839—43), „Gäa von Sachsen" (1843),

„Grundriß der Versteinerungskunde“ (1844—46), „Die Versteinerungen des deutschen Zechsteingebirges“ (1848), „Das Quadergebirge od. die Kreideformation in Sachsen“ (1850), „Darstellung der Flora des Hainichen-Ebersdorfer u. des Flöhaer Kohlenbassins“ (1854), „Geognostische Darstellung der Steinkohlenformation in Sachsen, mit besonderer Berücksichtigung des Rothliegenden“ (1856).

Geisel nennt man eine Person, die als Sicherheit dafür gegeben wird, daß von dem Geber eine dem Empfänger gemachte Zusage erfüllt werden wird. Bleibt das Versprechen unerfüllt, so kann der Empfänger mit der G. nach seinem Gutdünken verfahren. Es ist dies eine althergebrachte Einrichtung, die insbesondere bei den Völkern des Alterthums nicht nur im privatrechtlichen Verkehr, sondern nam. auch zur Bekräftigung politischer Verträge angewandt wurde. Die G.n waren meist hochstehende od. den Versprechenden nah verwandte Personen. Die eigenmächtige Ergreifung von G.n ist sowol privatrechtlich wie völkerrechtlich unstatthaft. Aber noch im J. 1871 nahm die Pariser Commune (s. d.) eine Anzahl ihrer angesehensten Gegner in Paris als G.n fest, die sie nach dem Siege der Regierungstruppen grausam erschießen ließ.

Geisenheim, Marktflecken im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, im Rheingau gelegen, hat etwa 2600 E., welche bes. Weinbau treiben, eine im gothischen Stile des 15. Jahrh. erbaute Kirche mit modernen Thürmen, ein Rathhaus u. s. w. Die Weinlage G.s ist nicht minder gut als die der nahen Orte Rüdesheim, Aßmannshausen u. Johannisberg. Der G.er Wein gilt für eine der edelsten Sorten des Rheingaues. Doch sind nicht alle Lagen des Ortes gleich günstig; die theuersten u. gesuchtesten Sorten sind der G.er Rothenberg u. Kosakenberg. Es wird in G. fast ausschließlich Weißwein produzirt.

Geiser, s. „Geyser.“

Geisfuß, s. „Aegopodium“.

Geiß, s. v. w. „Gemse“.

Geißberg (bei Weißenburg im Elsaß) od. Gaisberg (s. d.).

Geißblatt, s. „Caprifolium“.

Geißelbrüder, s. „Flagellanten“.

Geist. Eine Uebersicht über den sehr vielseitigen Gebrauch des Wortes G. gewinnt man am besten, wenn man von der frühesten Vorstellung über das Wesen des G.es ausgeht. Auch der flüchtigsten Betrachtung drängt sich alsbald der ungeheuere Unterschied zwischen einem leblosen, also rein stofflichen, u. einem belebten, willkürlich sich bewegenden Körper auf. Da nun z. B. der menschliche Körper unmittelbar nach dem Tode noch dieselben Stoffe hat, wie vor dem Tode, so schloß man, daß das, was ihn belebte, etwas von ihm Unabhängiges sein müsse. Da ferner dieses unsichtbare Etwas offenbar mit dem letztem Athemzuge sich vom Körper trennte, so lag die Vorstellung nahe, daß das Wesen jener belebenden Macht in dem Athem, also in einem Lufthauche, zu suchen sei. So erklärt sich, wie die alten Sprachen fast ohne Ausnahme den G. od. die Seele mit demselben Wort bezeichnen, wie den Athem, den Lufthauch u. selbst den Wind. So bezeichnet beides das indische átman, das hebräische rûach, das griechische πνεῦμα, das lateinische spiritus. Die Verbindung des G.es mit dem Leibe dachte man entweder als von Anfang an bestehend mit der Erzeugung des Leibes gegeben) od. durch einen besonderen Einhauch vermittelt. Letzteres ist die Lehre des Alten Testaments. Der „Lebensodem“ in Mensch u. Thier stammt unmittelbar von Gott; die Zurückziehung desselben hat den Tod des Leibes zur Folge. Dabei unterscheidet das Alte Testament zwischen G. u. Seele so, daß der Mensch durch die Einhauchung des göttlichen G.es zur lebendigen Seele, d. h. zum belebten Wesen wird; die Seele ist somit der Sitz des G.es u. löst sich auf, wenn der G. entschwindet. Dem entspricht auch die Lehre des Neuen Testaments, welches gleichfalls eigentlich nur eine Zweitheilung in Geist u. Materie kennt, zwischen denen die Seele das Band bildet. Allerdings wird im Sprachgebrauch nicht so streng geschieden u. dieses Schwanken in der Wahl der Bezeichnungen, welches aus der Schwierigkeit der Sache leicht erklärlich ist, findet sich ebenso in den philosophischen Systemen aller Zeiten. Eine besondere Aufmerksamkeit wendeten schon die griech. Philosophen der Frage nach dem Wesen des G.es seit Sokrates (gest. 99. v. Chr.) zu. Am großartigsten hat dessen Schüler Plato aus der Einfachheit des G.es (d. h. dessen Nichtzusammengesetztsein aus verschiedenen Bestandtheilen) u. aus dem Zuge des G.es zum Uebersinnlichen dessen göttlichen Ursprung u. damit seine Unsterblichkeit zu erweisen versucht. Ueberaus vielseitig sind die Untersuchungen über den menschlichen G. in der neueren Philosophie seit Cartesius (gest. 1650). Die Frage nach dem Wesen des G.es bildet einen Theil der Metaphysik, d. i. der Lehre von den übersinnlichen Dingen; die Frage nach den Aeußerungen u. Kräften des Geistes, seinem Zusammenhang mit Seele u. Leib ist Gegenstand der Psychologie od. Seelenkunde. Von höchster Wichtigkeit für die Religion, bes. für die Lehre von der Unsterblichkeit, ist die Hauptfrage: ob überhaupt ein selbstbewußtes Wesen, losgelöst von jeder Verbindung mit Stoff, gedacht werden könne. Auf diese Frage ist im Wesentlichen eine dreifache Antwort gegeben worden. Entweder bejahte man sie schlechthin u. definirte den G. als „körperloses, selbstbewußtes Wesen“ (in welchem Sinne dann auch Gott als der absolute G. bezeichnet wurde), bei dem Menschen zwar an die Leiblichkeit gebunden u. von derselben eingeschränkt, aber doch zugleich zur Herrschaft über den Leib u. nach seiner Loslösung von letzterem zu selbständiger Fortdauer bestimmt. Dies ist die Antwort der meisten Religionsphilosophen u. zugleich die allein mit dem Christenthum verträgliche. Dagegen lehrte die Hegel'sche Philosophie (u. überhaupt der Pantheismus), daß allerdings der G. etwas durchaus von der Materie Verschiedenes sei, aber nur in der Verbindung mit dem Stoffe (im endlichen G.) seiner selbst bewußt werde. Der Materialismus endlich leugnet die Selbständigkeit des G.es durchaus u. erklärt ihn für eine Eigenschaft des Stoffes (eine von Ewigkeit her im Stoffe liegende Kraft), die in jeder Beziehung von dem Stoffe, d. h. von der Masse u. Beschaffenheit des Gehirns, abhängig sei. So viel Richtiges auch an letzterer Behauptung ist, indem alle Geistesstörungen durch Störungen des Gehirns bedingt sind, so wenig hat doch der Materialismus andere Geheimnisse des Geisteslebens, vor Allem die Willkürlichkeit des Denkprozesses, zu erklären vermocht. Bei der Annahme einer völligen Abhängigkeit des G.es von der Bewegung (Reibung) der Gehirntheilchen wäre die Hervorrufung beliebiger Vorstellungen u. vor Allem ihre Verknüpfung zu Vernunftschlüssen ein unlösbares Räthsel. — In besonderem Sinne braucht man das Wort G. auch von einem gesteigerten Grade des Scharfsinns u. der geistigen Gewandtheit (in den Ausdrücken „geistreich“ u. „Jemand hat G.“ im Sinne des franz. esprit); ferner auch von dem sog. Alkohol od. Weingeist (daher auch der Ausdruck „geistige Getränke“). — Der Aberglaube versteht unter G. sowol das mit Sinnen wahrnehmbare unsterbliche Theil der verstorbenen Menschen, als eigenthümliche Wesen, welche eine Stufe zwischen Gottheit u. Menschheit einnehmen, sogenannte Dämonen (s. „Dämon“). In letzterem Sinne spricht man daher von einer Geisterlehre, von **Geisterseherei, Geistererscheinungen u. Geisterbeschwörungen.** Die Voraussetzung des Glaubens an Geister in diesem Sinne ist der Glaube an eine persönliche Unsterblichkeit, dessen Karikatur der erstere bildet. Je ausgebildeter der Unsterblichkeitsglaube, desto häufiger ist auch der Geisterglaube, u. weil der erstere im Alterthum höchst unklar u. verworren war, finden sich in demselben auch wenig Spuren vom letzterem. Der Geisterglaube früherer Zeiten, wie auch derjenige weniger civilisirter Völker, ist ziemlich farblos u. gewinnt erst mit der Zunahme der Kultur an Mannichfaltigkeit. Der Geisterglaube ist aber nichts weniger als Ideal, sondern beruht auf den krassesten materialistischen Anschauungen; denn er setzt eine materielle Existenz u. Fortexistenz der Geister voraus, ohne welche ihr Hereinwirken in die Sinnenwelt nicht denkbar wäre. Im Mittelalter u. zu Anfang der neueren Zeit beschäftigte der Hexenglaube die Gemüther so sehr, daß daneben für eigentlichen Geisterglauben wenig Raum war. Im Reformationszeitalter knüpfte sich der Glaube an einen Verkehr mit abgeschiedenen Geistern vielfach an die Person des vielgenannten Dr. Faust (s. d.); doch verschwand er beinahe ganz gegenüber den diesem Nekromanten od. Schwarzkünstler zugeschriebenen Beschwörungen von Teufeln u. a. Dämonen. Jene Zeit war auch reicher an Teufels- u. Engels-, als an menschlichen Gespenstererscheinungen. Als hingegen das Hexenwesen u. zugleich auch die Astrologie u. Alchemie abnahmen, breitete sich — etwa seit dem 17. Jahrh. — der Geisterglaube aus. Die beiden Aerzte von Helmont, Vater und Sohn, waren als Geisterseher bekannt, betrieben diesen Wahn jedoch noch nicht methodisch. Der Theolog Kaspar Lavater aus Zürich (im 18. Jahrh.) war der Erste, welcher ein systematisches Vorgehen auf diesem Gebiete versuchte. Ihm reihte sich Franz Anton Mesmer an, der Erfinder des sog. thierischen Magnetismus. Dieser sprach zuerst von dem verhängnißvollen sog. Fluidum, auf welches sich die späteren Geisterseher zur Erklärung ihrer Wahngestalten beriefen. Auf seine Lehre baute Puysegur den Somnambulismus, welcher mit dem Geisterglauben eng zusammenhängt. Daneben spukte aber noch immer die Teufelsbeschwörung, durch welche sich nam. der Tiroler Pater Gaßner bemerkbar machte, indem er Kranke durch Austreibung der in ihnen hausenden bösen Geister zu heilen vorgab. Zu derselben Zeit (seit 1750) trat auch der Elsässer Jude Simon Wolff unter dem Titel eines Grafen Saint-Germain als Geisterseher auf. Ihn übertraf an Ruf der berüchtigtere Giuseppe Balsamo aus Palermo, genannt Cagliostro (s. d.), der die aufgeklärte Gesellschaft der Zeit zu blenden wußte. Noch deutlicher trat aber die eigentliche Geisterseherei hervor bei dem schwed. Visionär Emanuel von Swedenborg, welcher in großer räumlicher Entfernung vor sich gehende Ereignisse mittels des inneren Gesichts betrachten zu können behauptete u. um den sich merkwürdige Sagen bildeten. Ein System der Geisterkunde schuf zuerst der deutsche Arzt Heinrich Jung, gen. Stilling. Seine „Theorie der Geisterkunde“, welche bereits in das gegenwärtige

Jahrhundert fällt (1808), geht von einem „Aether" od. „Nervensaft" aus, welcher die Schöpfung erfülle u. von den abgeschiedenen Geistern benutzt werde, um sich sichtbar zu machen. Die Folge war, daß sich der schon im 18. Jahrh. ausgebrochene Kampf zwischen Aberglauben u. Aufklärung in noch heftigerem Maße erneuerte. Ersterer erhielt neue Nahrung durch das von überspannter Phantasie erfüllte Buch des Dichters Justinus Kerner, „Die Seherin von Prevorst". Die Seherin, deren Visionen in diesem Buche vorgeführt werden, sah nach Kerners Behauptung sogar Geister von Thieren, u. diejenigen von Menschen, die als Kinder gestorben, in herangewachsenem Zustande! Für Kerners Sache trat u. A. der Prof. Eschenmayer auf, während Strauß u. A. ihm scharf entgegentraten. In neuester Zeit sind die Geister weniger sichtbar, als vielmehr hörbar u. fühlbar geworden, in dem aus Amerika importirten u. dort aus dem Aberglauben der Indianer entlehnten **Spiritismus**, dem sog. Tischrücken u. Geisterklopfen, womit der Geisterwahn auf die höchste erreichbare Stufe gestiegen ist. Man hat es bis zur Handschrift u. Photographie, ja sogar zu Handzeichnungen von Geistern gebracht! Ohne Absicht von seiner Seite unterstützte diesen Wahn Baron Reichenbach in seiner Lehre vom Od u. vom sensitiven Menschen. In Wahrheit ist die Geisterbeschwörung nichts als Betrug, als welcher sie denn auch meistens entlarvt worden ist. Geisterseherei ist entweder ebenfalls Betrug od. krankhafte Vision, die Etwas zu sehen glaubt, was nur im Gehirne des krankhaft erregten Geistersehers existirt, u. die Geisterlehre ist demnach ein zum System gewordener Aberglaube od. Wahn.

Geistchen, s. „Federmotte".

Geisteskrankheit, auch Seelenstörung od. psychische Krankheit, nennt man eine Anomalie der geistigen Thätigkeiten, die durch Erkrankung des Gehirns bedingt ist. Während man früher annahm, daß der Geist od. die Seele, ein von den Zuständen des Körpers ziemlich unabhängiges Wesen sei, hat man in unseren Tagen mehr u. mehr die Ueberzeugung gewonnen, daß alle die geistigen Funktionen, welche man als Aeußerungen der Seele zu betrachten sich gewöhnt hat, an die regelmäßige Beschaffenheit des Gehirns geknüpft sind, daß insbesondere die graue Rindensubstanz des Hirns die Vermittlerin aller seelischen Akte ist, indem die verschiedenen Eindrücke, welchen das Gehirn ausgesetzt ist, durch Uebertragung seitens der Nerven in der grauen Substanz desselben zu Bildern u. Vorstellungen verarbeitet werden. Da beim gesunden Menschen jede Reizung der Hirnrinde mit einer Reproduktion früherer Eindrücke u. Bilder verbunden ist, so hat man wol das Recht anzunehmen, daß auch die gesammte Geistesthätigkeit nicht etwas Selbständiges sei, sondern vielmehr den mannichfachen Zuständen des Körpers unterworfen, insbes. vom normalen Befinden der äußeren (Rinden-) Schicht des Gehirns abhängig ist. Wir müssen also gewissermaßen den Sitz der G. im Gehirn lokalisiren; doch weiß man auch, daß das Hirn hinsichtlich seiner spezifischen Thätigkeit, demnach auch der Zustand der Seele mit dem Wohlbefinden des Gesammtorganismus, nam. mit dem des ganzen Nervensystems, in direkter Beziehung steht. Jede übermäßige Reizung der grauen Hirnsubstanz kann G. herbeiführen. Hierauf beruht die Beobachtung, daß jedes excentrische, unharmonische Hervortreten des Geistes nach irgend welcher Richtung die Gefahr der G. involvirt. Im Allgemeinen ist nun aber „geisteskrank" der Ausdruck für denjenigen Zustand der Seele, in welchem dieselbe mit bald kleineren, bald größeren Unterbrechungen und unter dem Eintritt einer Reihe konstanter Erscheinungen der bisherigen Selbstbestimmung über ihr Thun u. Wirken verlustig geht. Unter den **Ursachen** der G.en steht eine Disposition durch Erblichkeit obenan; ferner bieten eheloses Leben, nam. aber nicht naturgemäße Erziehung u. Leidenschaftlichkeit des individuellen Charakters, besondere Anlage zu G. Die jetzige Zeit mit ihrem Jagen nach Sinnesreizen, nach Besitz u. Reichthum, nach Ehre u. Ansehen, mit ihren Täuschungen u. Kränkungen des Selbstgefühls förderte die Entstehung von G.en; vor Allem ist das Aufregende fortgesetzter Spekulation von großer Wirkung auf die krankhafte Anspannung der Nerven u. den „geistigen Bankrott". Jeder plötzliche Verlust, mag er das Gemüth od. den Geldbeutel treffen, kann Anlaß zum Ausbruch der Seelenstörung werden. Aber auch Ausschweifungen, besonders geschlechtliche, begünstigen einen solchen Ausbruch, ebenso Excesse im Gebrauche der Spirituosen u. Mißbrauch des Tabaks. Schließlich giebt es einen angeborenen Blödsinn, den Kretinismus (s. d.). In der Regel geht hinsichtlich des Verlaufes dem Ausbruche der G. als Vorstadium eine physische Gereiztheit voraus: Argwöhnisch, mißtrauisch, launisch, wird das Individuum in seinem Thun u. Handeln gegen das Urtheil Anderer theils gleichgiltiger, theils empfindlich. So geräth es Schritt für Schritt in das erste Hauptstadium der G., das der **Melancholie**, deren hervorstechende Symptome Verfolgungswahn, Nahrungsverweigerung, Selbstmordversuche sind. Auf dieses Stadium folgt das der **Manie** od. **Tobsucht**, deren mildester Grad die maniakalische Verstimmung, deren heftigster Grad, die Furibunde, bis zur thierischen Raserei gesteigerte Manie ist, und deren Hauptsymptom mit dem Ausdruck „Gedankenflucht" bezeichnet wird. Hieraus entwickelt sich die „partielle Verrücktheit" od. **Monomanie** (s. d.), die sich oft in der Form des Größenwahns (Monomanie des Grandeurs), auch als religiöser od. Liebeswahn, als Sucht zu stehlen (Kleptomanie), Feuer anzulegen (Pyromanie) u. s. w. zeigt. Das vierte Stadium endlich ist das der **allgemeinen Paralyse** (Lähmung), mit den Vor- u. Uebergangsstadien der verschiedenen **Narrheitsarten**. Es giebt aber eine schwermüthige Form der Narrheit u. eine exaltirte (heitere). In diesem Stadium gehört der Kranke zu den Unheilbaren u. verfällt dem **Blödsinn**. Unter den **Erscheinungen** bei Geisteskranken sind mehrere besonders hervorstechend: die Sinnestäuschungen od. **Hallucinationen** (s. d.) u. die charakteristische **Physiognomie der Irren**, indem der Ausdruck des Gesichts u. vorzüglich der des Auges die geistige Störung anzeigt. Man unterscheidet jene Stadien auch als besondere **Formen** von G. u. bezeichnet die Melancholie, die Hypochondrie, den Stumpfsinn als geistige Depressionszustände, die Tobsucht u. den Wahnsinn als geistige Exaltationszustände, die allgemeine u. partielle Verrücktheit, den apathischen Blödsinn, den Kretinismus u. Idiotismus als geistige Schwächezustände.

Die Behandlung der G. ist Aufgabe der **Irrenheilkunde** (s. d.) od. Psychiatrie. Mehr u. mehr hat sich herausgestellt, daß der größte Nachtheil für den Geisteskranken aus dem Verbleiben desselben am Orte und unter denselben Verhältnissen seiner Erkrankung erwächst. Vielmehr gewährt die baldige Unterbringung des Patienten in eine gut organisirte **Irrenanstalt** (s. d.) die beste Aussicht zu seiner Genesung. — Für Fachmänner schrieben über G. Pinel, Esquirol, Guislain, Ideler, Griesinger u. A.; für Laien empfiehlt sich Dr. H. Goullon's „Grundriß der Geisteskrankheit" (Sondershausen 1867).

Geistesschwäche ist derjenige psychische Zustand, in welchem die normale Gedankenreproduktion u. Kombination mangelt. Diese Energielosigkeit des Vorstellens kommt häufig im Greisenalter infolge des eintretenden Hirnschwundes, doch auch bisweilen als ein Fehler vor, welchem das Individuum schon in der frühesten Jugend infolge unvollkommener Entwickelung der Gehirnthätigkeit anheimfällt. In solchen Fällen ist es Aufgabe der Erziehung u. eines bes. sorgfältigen pädagogischen Verfahrens, das Seelenleben zu wecken. Andere Male ist die G. eine nach u. nach erworbene u. bisweilen durch körperliche Ausschweifung od. Anstrengung, auch durch geistige übermäßige Arbeit, sowie durch Gehirnaffektionen entstandene krankhafte Störung, deren höherer Grad sich als Stupidität u. eigentlicher Blödsinn ausspricht; in diesem Falle ist die G. gleichsam nur ein Symptom der Geisteskrankheit, welche mit Abschwächung od. völligem Verlust des Willens u. des Gemüthslebens u. mit großer Armuth an Vorstellungen einhergeht. Die **Imbecillität** u. der **Idiotismus** sind die höchsten Grade einer solchen Verödung des Geistes. Alle Formen psychischer Lähmung bieten wenig Aussicht auf Genesung.

geistige Getränke nennt man diejenigen, welche als Hauptbestandtheil ihrer Zusammensetzung Alkohol enthalten, der in der Regel aus der Gährung von Zucker od. Stärkemehl sich erst darin gebildet hat, in einzelnen Fällen auch erst später zugesetzt worden ist. In ersterem Falle wird der Ausdruck g. G. mit dem ebenfalls gebräuchlichen „gegohrene Getränke" gleichbedeutend, wenn die Gährung selbst in dem Stadium der Alkoholbildung stehen blieb u. nicht bis zur sauren Gährung sich fortsetzte, da im weitesten Sinne unter gegohrenen Getränken auch solche verstanden werden können, in denen die Umbildung des Zuckers bis in Essig-, bez. Milchsäure stattgefunden hat. Die g. G., deren Genuß man bei allen Völkern der Erde verbreitet findet, sind so verschieden, wie die Materialien, Erzeugnisse des Pflanzenreiches, verschieden sind, die zu ihrer Bereitung dienen. Aus dem Safte der Aepfel, Birnen u. s. w. macht man bei uns den Apfelwein, Obstwein, Cider; Stachelbeeren u. Johannisbeeren geben Stachelbeer- od. Johannisbeerwein; der gegohrene Saft des Zuckerrohres giebt das in Mexiko beliebte Getränk **Tepache**, die **Pulque** wird dagegen aus dem Safte einer Agavenart (Agave mexicana) gewonnen, den Saft der Birken verwandelt man in **Birkenwein**, der nam. in Nordamerika noch viel bereitet wird, **Meth** wird aus gegohrenem Honig gemacht, **Toddy** ist Palmenwein, zu dessen Darstellung man verschiedene Palmenarten (Saguerus saccharifer, Cocos nucifera, Borassus, Phoenix dactylifera, die Dattelpalme, deren Saft den **Dattelwein** od. **Lagmi** giebt, Elais guieensis, Caryota urens u. A.) anbohrt. Vor Allem aber ist der **Traubenwein** hervorzuheben. Weiterhin ist es die große Reihe der stärkemehlhaltigen Körnerfrüchte, durch deren Gährung g. G. erzeugt werden, die Getreidearten stehen unter ihnen obenan — Mais, einfach gekaut u. mit Speichel in einen Napf gespuckt, wo der Brei bald in die gewünschte Zersetzung geräth, verwandelt sich in die **Chica**, welcher der südamerikanische Indianer leidenschaftlich zugethan ist; aus geschrotenem Hirse wird am Himalaja die **Murva**, aus Roggenschrot in Rußland der **Quaß** bereitet. Wird die gegohrene Masse der Destillation unterworfen, so entstehen die **Branntweine**, welche nach der Natur ihres Rohmateriales od. ihrer Herstellung ebenfalls Verschiedenheiten zeigen können; der

Kornbranntwein wird aus Roggen, der Genevre (Gin) aus Gerstenmalz u. Roggen, der Sliwowitz aus Zwetschen, das Kirschwasser aus der kleinen schwarzen Waldkirsche, die man zum Theil sammt ihren Kernen zerstoßt, aus Wachholderbeeren der Borovicska, aus Reis der Arak, der Rum aus Melasse, der Cognak aus Wein wie der Franzbranntwein bereitet 2c., eine Reihe, die sich in das Unbegrenzte erweitern ließe, zumal wenn man auch noch die durch allerhand aromatische Zusätze erzeugten Schnäpse u. zuckerreichen Liköre mit hineinziehen wollte. Eine dritte Klasse der g. G. aber, die sehr wichtig ist, wird gewonnen durch Verkochen der aus geschrotenem Malz bestehenden Gährmasse (Maische) mit narkotischem Bitterstoffe vor der Gährung, das sind die Biere — ihre Zahl ist wieder Legion. Wir können also im großen Ganzen die g. G. unterscheiden: als weinartige, die außer Alkohol in der Regel noch eine Pflanzensäure, Weinsäure, Aepfelsäure od. dgl. enthalten, in branntweinartige, die keine Säure enthalten u. auf dem Wege der Destillation dargestellt werden, und in Biere, welche sich durch ihren Gehalt an narkotischem Bitterstoff auszeichnen. Außerdem giebt es noch manche, wie Kumiß, gegohrene Stutenmilch der Tartaren, die man den weinartigen zuzählen kann u. a. — Der ganz allgemeine Genuß der g. G. ist der belebenden und erheiternden Wirkung des in ihnen enthaltenen Alkoholes zuzuschreiben, alle anderen Bestandtheile kommen gegen diesen wichtigsten nur ganz nebensächlich in Betracht. Blos die Biere machen durch ihren Gehalt an narkotischen Stoffen eine Ausnahme, aber auch sie sind in erster Reihe g. G. Daß der mäßige Genuß g. G. nichts Schädliches hat, wenn nicht für den Geldbeutel, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden; unmäßig genossen wirken jedoch alle solche Getränke giftig, u. die Fälle, wo der Alkoholismus, d. i. die Vergiftung durch g. G., sogar zum Tode führt, sind leider nicht selten.

Geistliche, geistliches Amt, geistlicher Stand. In allen Religionen, die zu einer äußeren Gemeinschaft ihrer Anhänger, einer Kirche, geführt haben, machte sich das Bedürfniß geltend, besondere Personen mit der Leitung des Gottesdienstes, der Darbringung der Opfer u. Gebete 2c. zu beauftragen. So entstand das Priesterthum, mochte dasselbe Allen offen stehen (wie bei den Griechen u. Römern) od. an bestimmte Kasten u. Geschlechter geknüpft sein (wie bei den Aegyptern, den indischen Brahmanen, den Leviten des Alten Testamentes). Das Neue Testament verwarf das kastenmäßige Priesterthum u. wollte jedem Gläubigen das Recht priesterlicher Verrichtungen zugestehen (Lehre vom allgemeinen Priesterthum). Doch schon in der apostolischen Zeit machte sich die Aufstellung geistlicher Aemter um der Ordnung willen nöthig; der priesterliche Charakter war von der Handauflegung (Ordination) abhängig, als Symbol der Mittheilung des heiligen Geistes, ohne daß jedoch zwischen den so Geweihten ein Rangunterschied stattfand. Aber schon im 2. Jahrh. trat der geistliche Stand wieder als ein besonderer, vor dem weltlichen ausgezeichneter hervor; es bildete sich ein Klerus. Für diesen gewann die Kirche nach u. nach die ausgedehntesten Privilegien, als Befreiung von Kriegsdienst u. Abgaben, von weltlicher Gerichtsbarkeit u. s. w. Im 10. Jahrh. wurde auch den Mönchen, die bis dahin als religiöse Laien gegolten hatten, geistlicher Charakter zuerkannt. Die besondere Stellung der G.n wurde noch hervorgehoben durch die Lehre von dem unzerstorbaren Charakter der geistlichen Würde, d. h. auch Todsünden des Priesters vermögen seine geistliche Würde u. die Giltigkeit seiner Verrichtungen nicht aufzuheben. So bildete sich allmählich die Anschauung von der tiefen Verschiedenheit des Adels u. Bürgerstandes auf der einen u. der Geistlichen auf der anderen Seite. Zwar mußte die katholische Kirche infolge der franz. Revolution auf zahlreiche Privilegien der G.n verzichten, hielt aber an der besonderen Würde derselben u. ihrer Befreiung von der weltlichen Gerichtsbarkeit (außer bei schweren Verbrechen) fest. Die evangelischen Kirchen dagegen gaben jene Lehre von der dauernden Wirkung der priesterlichen Weihe auf. Als G. gilt ihnen jeder gesetzmäßig Ordinirte, so lange er wirklich ein geistliches Amt verwaltet u. sich desselben nicht durch irgendwelche Vergehungen unwürdig gemacht hat. Dagegen sind alle Privilegien dieses Standes, selbst die Befreiung vom Militärdienst, in der Gegenwart aufgehoben.

geistliche Fürsten hießen im Mittelalter diejenigen deutschen Bischöfe u. Erzbischöfe, die als Regenten eines Landes zugleich reichsunmittelbar, d. h. abgesehen von ihrer Lehenspflicht gegen den Kaiser, souverän waren. Das Ansehen derselben steigerte sich, als Otto IV. den Erzbischöfen von Köln, Mainz u. Trier als Trägern sog. Erzämter die Kurwürde, d. h. das Recht der Kaiserwahl im Verein mit vier weltlichen Kurfürsten, verlieh. Dieses Recht wurde ihnen durch die Goldene Bulle Karl's IV. 1356 bestätigt. Zur Zeit der Reformation wurden bereits viele der geistlichen Fürstenthümer säkularisirt, d. h. in weltliche verwandelt. Doch war ihre Zahl noch zur Zeit des Westfälischen Friedens 1648 eine sehr große, da selbst einzelne Klöster die Reichsunmittelbarkeit besaßen. Erst der Wiener Kongreß 1815 hat die gänzliche Säkularisation dieser Fürstenthümer bewirkt, meist unter Einverleibung derselben in andere Staaten.

geistliche Gerichtsbarkeit, d. h. die Befreiung der Geistlichen von dem weltlichen Gerichtsstand u. Unterstellung unter das Gericht des Bischofs, wurde der Kirche schon bei ihrer staatlichen Anerkennung durch Konstantin den Großen im Anfang des 4. Jahrh. zugestanden. Aber die Bischöfe dehnten diese Befugniß noch viel weiter aus. Sie entschieden auch über solche Fälle, die von streitenden Parteien freiwillig vor sie gebracht wurden, mischten sich auf Verlangen der Verurtheilten auch in die weltlichen Gerichte (die sog. bischöfliche Intercession) u. nahmen das ganze Gebiet der Ehe, des Eides, überhaupt Alles, was religiösen Charakter hatte, für sich in Anspruch. Trotz des häufigen Widerspruchs des Staates erhielten sich diese Privilegien zum Theil bis in die Gegenwart. Selbst die evangelische Kirche hat, obschon sie die g. G. übrigens nur als einen Theil der Kirchenzucht beansprucht, doch die Ehegesetzgebung in vielen Ländern behauptet, die ihr, wie der katholischen Kirche in andern Ländern, in Frankreich, der Schweiz, seit 1874 auch in Preußen, durch Einführung der Civilehe entzogen ist. Die katholische Kirche hat sich zwar in zahlreichen Verträgen mit Fürsten u. Staaten in die stärksten Beschränkungen der g. G. fügen müssen, hält aber dieselbe im Prinzip noch heute auf Grund des kanonischen (Kirchen-)Rechtes aufrecht.

geistliche Orden (Mönchsorden). Der Gedanke einer gänzlichen Lossagung von der Welt, um sich entweder einsam od. im Verein mit Gleichgesinnten religiösen Uebungen hinzugeben, ist nicht erst mit dem Christenthum aufgetaucht, sondern in der menschlichen Natur begründet, u. hat daher überall, wo eine Religion wirklich gemeinschaftbildend auftrat, Verwirklichung gefunden. Schon der Buddhismus schuf zahlreiche Klöster; ebenso bestanden im späteren Judenthum die g. O. der Essäer (s. d.) u. der Therapeuten in Aegypten. Die schweren Verfolgungen, die das Christenthum in den ersten Jahrhunderten zu erdulden hatte, nährten den Hang zu einem zurückgezogenen Leben. Der eigentliche Begründer des Mönchthums aber wurde der heil. Antonius, der zu Anfang des 4. Jahrh. die Gründung zahlreicher Einsiedlervereine in den Einöden Aegyptens veranlaßte. Die erste geordnete Vereinigung gründete Pachomius (gest. 1348) auf der Nilinsel Tabennä. An ihrer Spitze stand ein Abt (von abbas, d. i. Vater), der die Beobachtung der „Regel" zu beaufsichtigen hatte. Der Hauptinhalt derselben war eine geordnete Abwechslung zwischen Gebet u. Arbeit. Bald stand Tabennä an der Spitze zahlreicher Klöster mit ca 50,000 Mönchen. Nach derselben Regel stiftete Hilarion von Gaza Klöster in Palästina u. Syrien. Gleichzeitig hatte Pachomius auch ein Nonnenkloster mit fester Regel unter Leitung seiner Schwester gestiftet (nonna bedeutet im Koptischen „die Keusche"). Als Zufluchtsstätten für Unterdrückte u. Arme gewannen die Klöster bald großes Ansehen, ebenso als Sitze der Gelehrsamkeit. Aber nicht selten bewog auch die Furcht vor Steuern u. Kriegsdienst, die Befreiung von der weltlichen Gerichtsbarkeit zur Flucht ins Kloster. Mit dem zunehmenden Reichthum nahm Ueppigkeit überhand, wozu sich Fanatismus u. geistlicher Hochmuth gesellten. Mehrere vorzügliche Kirchenlehrer arbeiteten eifrig an einer würdigeren Gestaltung des Mönchslebens, so bes. Basilius der Große (gest. 379); seine Regel, die wissenschaftliche Beschäftigung mit Gebet u. Handarbeit zu verbinden suchte, nahm der Orden der Basilianer an, der, 362 gegründet, eine große Verbreitung erhielt u. noch jetzt den Kern des griechisch-katholischen Mönchthums bildet. Anfangs stand der Austritt aus dem Kloster frei, obschon er für schimpflich galt. Seit dem Ende des 5. Jahrh. aber galt das Gelübde für unwiderruflich; zum Ersatz forderte man ein bestimmtes Alter u. gab längere Prüfungs- u. Bedenkzeit (das sogenannte Noviziat). Uebrigens aber galten die Mönche bis zum 10. Jahrhundert als Laien, jedoch als geistliche Laien (religiosi) im Gegensatz zu den rein weltlichen. Große Berühmtheit erlangte im Morgenlande das von dem Römer Studius gegründete Kloster Studion bei Konstantinopel, dessen Mönche Akoimeten hießen (die nie Ruhenden), weil in ihren Klöstern Tag u. Nacht Gottesdienst war. Neben diesen Orden mit fester Regel bildeten sich allerdings auch ungeordnete u. zum Theil ketzerische Vereinigungen, wie die der Remoboth in Syrien, der Euchiten od. Messalianer, der Eusthatianer u. a. — Das Abendland war Anfangs den geistlichen Orden nicht günstig; doch brachte hier der Eifer des heil. Hieronymus (gest. 420), der seine Freundin, die heilige Paula, zur Gründung mehrerer Klöster bei Bethlehem veranlaßte, einen Umschwung hervor. Im mittleren Gallien stiftete Martin von Tours um 380 mehrere Klöster, im südlichen Honoratus das nachmals berühmte Kloster Lerinum, Joh. Cassianus (gest. 432) das Kloster Massilia. Doch die Blüte der geistlichen Orden wurde in dem folgenden Jahrhundert durch die Völkerwanderung zerstört; die feste Regel lockerte sich u. der Zusammenhang zwischen den einzelnen Klöstern hörte auf. Der Neubegründer des abendländischen Mönchthums wurde der edle Benedikt von Nursia (gest. 543), der Stifter des Benediktinerordens. Seine 529 den Mönchen von Monte-Cassino in Campanien gegebene Regel wurde die Grundlage fast aller übrigen Mönchsregeln u. zeichnete sich ebenso durch weise Berücksichtigung der

menschlichen Natur, wie durch strenge Verfolgung der Zwecke des Mönchthums aus. Ihre 73 Kapitel fordern vor Allem Gehorsam gegen den (von den Brüdern gewählten) Abt, stete Beschäftigung, besonders mit Ackerbau, mäßiges Leben u. Keuschheit, endlich Verzicht auf eignen Besitz. Der Orden kam 543 durch den heil. Maurus nach Frankreich u. glänzte hier später unter dem Namen der **Mauriner** besonders durch seine Gelehrsamkeit. Der Benediktinerorden hat für die Bekehrung Deutschlands u. Frankreichs, die Kultivirung des Bodens u. Volkes, die Pflege der Wissenschaft u. selbst der Kunst Unvergängliches geleistet. Mißbräuche rissen erst wieder ein, als die Merovingischen Könige reiche Abteien an Günstlinge u. Heerführer zum Genuß der Einkünfte vergaben od. dieselben für sich u. ihre Familien mit Beschlag belegten. Erst Karl der Große schaffte Abhülfe, indem er vor Allem die Pflege der Wissenschaften durch Klosterschulen förderte. Ludwig der Fromme beauftragte Benedict von Aniane (gest. 821) mit einer Reformation des Ordens im ganzen Reiche. Er veranstaltete zu diesem Behufe eine Sammlung aller bisherigen Mönchsregeln. Die berühmtesten Klöster waren damals Bobbio in Norditalien, St. Denys bei Paris u. Altcorbie in der Picardie; Jona u. Bangor in Britannien; St. Gallen, Reichenau, Hirschau, Fulda, Herzfeld u. Fritzlar in deutschen Landen. Als Beweis für den Reichthum der Klöster mag dienen, daß zu Ende des 7. Jahrh. ein volles Drittheil von Frankreich in den Händen der Kirche u. der Klöster war; zu Anfang des 9. Jahrh. besaß das Kloster Luxovium 15,000 Bauerngüter. — Ein mächtiger Umschwung trat wiederum im 10. Jahrh. ein, indem sich jetzt die reformirten Benediktinerklöster zu großen **Kongregationen des Ordens** zusammenschlossen. Die wichtigste derselben war die **Cluniacenser-Kongregation**, die ihren Mittelpunkt in dem 910 von dem burgundischen Grafen Berno gestifteten Kloster Clugny hatte. Sie entstand durch Berno's Nachfolger, den Abt Odo (gest. 942), u. übte bis über das 12. Jahrh. hinaus an der Spitze von 2000 französischen Klöstern einen großen Einfluß aus. In Italien wurde 1018 von Romuald die Kongregation der **Camaldulenser** zu Camaldoli in den Apenninen gestiftet, zu der auch Nonnenklöster gehörten; 1038 von dem Florentiner Joh. Gualbertus der **Vallombroserorden**, gleichfalls in den Apenninen, der zuerst Laienbrüder zur Besorgung der weltlichen Geschäfte aufnahm. — In Deutschland waren schon im 10. Jahrh. von irischen u. schottischen Mönchen die sogenannten Schottenklöster gestiftet worden (zuerst St. Martin zu Köln). Aus diesen ging die **Kongregation der 12 Schottenklöster** hervor, die 1215 von Innocenz III. bestätigt wurde u. an deren Spitze das 1067 von dem Schotten Marianus gestiftete Kloster St. Jakob zu Regensburg stand. Anfangs durch strenge Zucht u. Wissenschaftlichkeit ausgezeichnet, standen die Schottenklöster zur Zeit der Reformation im übelsten Ruf. — Um 1098 entstand in Südfrankreich der Orden der **Antonierherren** (so genannt zu Ehren des heil. Antonius); er ging aus einer Vereinigung von Laien hervor, die ein französischer Edelmann, Namens Gaston, zum Dank für die Genesung seines Sohnes von einer schweren Krankheit gestiftet hatte. Er erbaute für dieselbe ein Hospital, 1208 eine Kirche u. erhielt 1228 von Honorius III. die Bestätigung der Hospitalbrüder als eines Mönchsordens. Nachdem sie Bonifacius VIII. in regulirte Kanoniker umgewandelt hatte, hießen sie Antonierherren u. verbreiteten sich besonders in Italien, Frankreich u. Deutschland. Zur Zeit der Reformation war der Orden arg verwildert u. wegen seiner Bettelhaftigkeit überall berüchtigt. — In demselben Jahr (1098) wurde in Frankreich durch Robert von Citeaux (lat. Cistercium) bei Dijon die **Cistercienser-Kongregation** gegründet, die zu den prachtliebenden Cluniacensern im Gegensatz stand u. im Volke von ihrer Ordenstracht den Namen der „weißen Mönche" führte. Zu dieser Genossenschaft gehörte auch das Kloster Clairvaux; der berühmteste Abt desselben, Bernhard von Clairvaux, erhob den Orden seit 1115 zur ersten geistlichen Macht des Zeitalters. Ihm zu Ehren hießen die Cistercienser auch **Bernhardiner**. Im 13. Jahrh. umfaßte der Orden 2000 Mönchs- u. 6000 Nonnenklöster. — Daneben bestand noch eine große Zahl anderer Orden. Die bedeutenderen sind: der **Orden von Grammont**, 1073 von Stephan von Tigrano in Frankreich gestiftet; der **Orden von Fontevraux**, 1096 von Robert von Arbrissel in Poitou für Frauen gestiftet; die **Guilbertiner**, welche in England 21 Klöster mit umfassenden Armen- u. Krankenhäusern besaßen, gestiftet von einem Geistlichen Namens Guilbert; der **Karthäuserorden**, gestiftet 1084 durch Bruno von Köln, damals Rektor der Domschule zu Rheims (seinen Namen hatte er von einer Schlucht bei Grenoble, der Chartreuse, wo Bruno ein Kloster mit sehr strenger Regel stiftete); der **Prämonstratenserorden**, durch Robert von Xanten (bei Köln) 1121 bei Laon in dem Thale Premontré gestiftet; der **Karmeliterorden**, 1156 von einem Kreuzfahrer Berthold aus Calabrien auf dem Berge Karmel gestiftet (1238 durch die Sarazenen vertrieben, reihte sich dieser Orden im Abendlande den **Bettelorden** an u. behauptete seitdem, von dem Propheten Elias gestiftet zu sein); der **Trinitarierorden**, von Innocenz III. gestiftet, machte sich die Loskaufung christlicher Sklaven zur Aufgabe; der Orden der **Clarissinnen**, gegründet 1212 von der heil. Clara von Assisi.

Die große Ueberhandnahme der Mönchs- und Nonnenorden bewog Papst Innocenz III., 1215 die Stiftung neuer Orden zu verbieten. Dennoch begünstigte er das Emporkommen der beiden Bettelorden, der **Franziskaner** od. **Minoriten** u. der **Dominikaner** (s. d.), die später alle andern an Bedeutung überragten. Zu ihnen u. den Karmelitern gesellte sich als vierter Bettelorden 1256 der **Augustinerorden**, durch Papst Alexander IV. gestiftet. Aus diesem Orden ging später Luther hervor. — Eine Mittelstellung zwischen den eigentlichen Mönchsorden u. weltlichen Vereinen nahmen die **Beguinen** u. **Begharden** ein (s. d.).

Zu den bisher genannten Orden gesellten sich im 14. Jahrh. noch die **Olivetaner**, eine Abzweigung der Benediktiner, 1313 von Bernard Tolemei aus Siena auf dem Monte Oliveto (d. i. Oelberg) gestiftet, u. die **Clareniner** (Clareni fratres), eine 1302 von Angelo di Cordona am Bach **Clarene** gestiftete Abzweigung der Franziskaner; ferner der **Cölestinerorden**, gest. von Peter von Murrhone, dem nachmaligen Papst Cölestin V., in Apulien (um 1290) mit Benediktinerregel; die **Hieronymiten** (so genannt nach dem heil. Hieronymus) in Spanien u. Italien seit dem 14. Jahrh.; die **Jesuaten** (so genannt, weil sie den Namen Jesu als Gruß brauchten) in Italien, um 1360 von Johannes Colombini zum Zwecke der Askese u. Krankenpflege gestiftet. Von Nonnenorden entstanden noch die **Elisabetherinnen**, durch die heil. Elisabeth von Thüringen (gest. 1231) veranlaßt, als Orden für Armen- u. Krankenpflege jedoch erst im 14. Jahrh. organisirt; die **Brigittinnen**, durch eine schwedische Fürstentochter, die heil. Brigitte, zu gleichem Zweck in Schweden gestiftet. — Den Begharden entsprechen in diesem Zeitraum die **Brüder vom gemeinsamen Leben**, von Gerhard Groot 1384 zu Deventer in Holland gestiftet. Von hier aus verbreitete sich der Orden ohne eigentliche Regel u. aus Geistlichen u. Laien gemischt über ganz Norddeutschland, mit der Förderung frommen Lebens u. mit Jugendunterricht beschäftigt. Die berühmtesten dieser Brüdervereine waren die **Kugel-** od. **Kappelherren** zu Windesheim bei Zwoll (seit 1386) u. die Klosterbrüderschaft auf dem Agnesberge bei Zwoll, aus dem Thomas von Kempen hervorging. Der Orden schloß sich später größtentheils der Reformation an u. erlosch im 17. Jahrh.

Einen gewaltigen Stoß erlitt das Klosterwesen durch die Reformation. Die sprüchwörtlich gewordene Faulheit, Dummheit u. Ueppigkeit der meisten Orden ließ die gänzliche Beseitigung derselben in den evangelischen Ländern als eine Pflicht erscheinen. Die Fürsten und Städte, die nach dem reichen Klostergut lüstern waren, boten dazu gern die Hand. So wurden bis in die Mitte des 16. Jahrh. die Klöster fast ganz Nordeuropa's säkularisirt, d. h. für weltlich Gut erklärt. Die meisten Fürsten versprachen zwar, das Klostergut für Schulzwecke u. milde Werke, seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß, verwenden zu wollen; aber in den langen Religionskriegen kam dieses Versprechen meist in Vergessenheit. Auch die katholische Kirche erkannte, daß jetzt an der Reformation des Ordenswesens energisch gearbeitet werden müsse. Aus der Erkenntniß, daß die alten Formen sich überlebt hätten, ging zunächst der **Jesuitenorden** (s. d.) 1540 hervor, daneben aber auch eine Anzahl neuer Orden mit wahrhaft segensreichem Erfolg. Hierher gehören die **Barnabiten** (so genannt nach der Barnabaskirche zu Mailand), von Antonio Maria Zaccaria um 1530 gestiftet; der Frauenverein der **Angeliken**, gestiftet von der Gräfin Guastalla um dieselbe Zeit u. bestimmt, die Barnabiten in Werken der Barmherzigkeit u. in der Seelsorge bei den Frauen zu unterstützen; die **Ursulerinnen**, 1537 von Angela von Brescia zu Werken der Barmherzigkeit u. bes. für Mädchenerziehung gestiftet; die **barmherzigen Brüder**, 1550 in Portugal für Krankenpflege ohne Ansehen des Glaubens gestiftet. — Mehr der alten Ordensart gehörte an der **Orden des Oratoriums** (auch **Orden der heiligen Dreieinigkeit**), 1548 von Philipp Neri in Florenz für Krankenpflege u. zugleich für die Pflege der Gelehrsamkeit gestiftet. — Aber auch die älteren Orden suchte man zu strengerer Beobachtung ihrer Regel zurückzuführen. So entstand aus den Franziskanern die Abzweigung der **Kapuziner**, 1525 von Matthäus de Bassi in Italien gestiftet u. seitdem weit verbreitet; aus den Karmelitern die Abzweigung der **unbeschuhten Karmeliter**, 1562 in Spanien gestiftet u. gleichfalls für Liebeswerke u. Jugendunterricht bestimmt (zur großen Klasse der **Barfüßer** gehörend, deren Fußbekleidung nur aus Sohlen od. Sandalen von Leder, Holz od. Stricken besteht), aus den Cisterciensern die **Kongregation der Feuillanten**, durch den Abt Johann vom Kloster Feuillans organisirt (1586), und die **Piaristen**, 1600 in Rom für Jugendunterricht gestiftet von dem Spanier Joseph Calasanze. Aus dem 17. Jahrh. sind zu nennen: die neue **Benediktinerkongregation von St. Vanne** zu Verdun, gestiftet 1604 von Abt Didier de la Cour u. bald über das ganze westliche Frankreich verbreitet; der **Maurinerorden** (seit 1618) in Frankreich, berühmt durch eine Reihe der ausgezeichnetsten Gelehrten; die **Salesianerinnen**, gleichfalls 1618 von

Franz von Sales für Krankenpflege u. Unterricht gestiftet. Der Orden der barmherzigen Schwestern (od. Damen von der christlichen Liebe u. den armen Kranken), der noch jetzt durch seine Krankenpflege in verdientem Ansehen steht, wurde 1633 durch den heil. Vincenz von Paula gegründet. Derselbe hatte 1627 den Orden der Lazaristen od. Missionspriester für innere Mission) gestiftet. Bald darauf begann ein anderer Nonnenorden, der der Damen der christlichen Liebe od. Unserer lieben Frauen von der christlichen Liebe, gestiftet 1640 vom Pater Eudes Mezeray in Caen zur Besserung entarteter Frauen, seine Wirksamkeit zu entfalten. Der Armen- u. Krankenpflege diente der 1652 gegründete Borromeusverein, dem Unterrichte der niederen Volksklassen der Orden der Bethlehemiten (seit 1655) u. ganz besonders der seit 1680 bestehende Orden der christl. Schulbrüder, sowie die englischen Fräulein (s. d.). Eine eigenthümliche Erneuerung der altchristlichen Strenge ist der Trappistenorden (1664 von Jean le Bouthillier de la Rancé in dem Cistercienserkloster la Trappe in der Normandie gestiftet). Den Mönchen ist außerhalb des Gottesdienstes stetes Schweigen, harte Arbeit u. äußerste Entsagung auferlegt. — Im 18. Jahrh. schlossen sich noch an: der Orden der Mechitaristen, zu Anfang des Jahrh. von katholischen Armeniern gegründet u. noch jetzt auf der Insel St. Lazaro bei Venedig u. in dem Collegium zu Wien für Verbreitung orientalischer Literatur u. für Jugendunterricht thätig; der Orden der Liguorianer od. Redemptoristen, 1732 von Alfons de Liguori aus Neapel (zugleich Verfasser zahlreicher Erbauungsschriften) für Unterricht u. Seelsorge in den niedersten Volksschichten gestiftet. Dieser Orden wurde nach der Aufhebung des Jesuitenordens die Zuflucht zahlreicher Jesuiten. Das Ende des 18. Jahrh. brachte nur noch wenige neue Orden (noch kurz vor dem Schlusse des Jahrh. den Orden der Damen des heiligen Herzens Jesu — du sacré coeur —, gestiftet 1799 von der Erzherzogin Marianne von Oesterreich u. hauptsächlich für die Erziehung der Jugend bestimmt), führte vielmehr die Auflösung eines großen Theiles der alten Orden herbei. Zwar hatte die von Kaiser Joseph II. in Oesterreich dekretirte Aufhebung aller Klöster, die nicht dem Unterricht od. der Barmherzigkeit dienten, keinen Bestand, wohl aber fiel 1790 durch einen Beschluß der französ. Nationalversammlung alles Klostergut in Frankreich an den Staat u. wurde von diesem verkauft, theilweise schamlos verschleudert. Dasselbe Schicksal traf die Orden zum Theil auch in anderen Ländern in den Revolutionen des 19. Jahrh. (so in Portugal 1834, in Spanien 1837). — Der schwerste Schlag für das Ordenswesen aber war die von dem geeinigten Italien seit 1860 in Angriff genommene allmähliche Aufhebung der Orden, soweit sie nicht Schulzwecken od. Liebeswerken dienen. Ja, Pius IX. mußte erleben, daß nach der Einnahme Roms auch zur Expropriation der Klöster von Rom selbst geschritten wurde (1873). Da mit derselben auch die Besitznahme der Generalatshäuser verbunden ist, von denen aus die einzelnen Provinzen der großen Orden durch die Ordensgenerale regiert wurden, so dürfte die Bedeutung der alten Orden für immer dahin sein. Zwar ist es den Jesuiten gelungen, noch bis in die neueste Zeit die Stiftung neuer Klöster selbst in evangelischen Ländern (z. B. in Preußen, England u. s. w.) oder die Wiederherstellung alter (z. B. in Frankreich, Spanien u. Portugal) zu erlangen; fast überall aber haben sich jetzt die Staaten ein Oberaufsichtsrecht vorbehalten und die Ablegung dauernd bindender Ordensgelübde verboten. Nicht minder ist auch in der griechisch-katholischen Kirche das Ordenswesen einer starken Beschränkung unterworfen worden, während es früher (bes. am Berge Athos, in Palästina, auf dem Sinai) große Ausdehnung besaß. In Rußland sind die Klöster auf eine gewisse Zahl beschränkt, in Griechenland die Nonnenklöster bis auf drei (für ältere Frauen) aufgehoben. Fast unbeschränkt hat sich dagegen das Ordenswesen bis auf die neueste Zeit in Amerika, bes. auch in Nordamerika, entfaltet.

geistliche Ritterorden. Die Entstehung derselben fällt noch in die Zeit vor den Kreuzzügen, obschon sie erst durch diese höhere Bedeutung gewannen. Der älteste derselben ist der Orden der Johanniter (Rhodiser, Malteser). Im J. 1048 begründeten eine Anzahl Kaufleute von Amalfi in Unteritalien einen Verein zum Schutze der Pilger, die das heil. Grab besuchten. Zu diesem Behufe erbauten sie bei dem heil. Grabe eine Kirche u. ein Kloster. Mit diesem wurde bald ein Hospital für kranke Pilger verbunden, u. nach der St. Johanniskapelle desselben hießen die Mönche Johanniter. Der Orden erhielt 1099 von Papst Paschalis II. eine besondere Verfassung u. durch Gottfried von Bouillon nach der Eroberung Jerusalems bedeutende Besitzungen. Zum Ritterorden wurde er jedoch erst 1118, indem jetzt zu den drei alten Mönchsgelübden (Armuth, Keuschheit, Gehorsam) noch das vierte des Kampfs gegen die Ungläubigen hinzugefügt wurde. Er zerfiel nun in drei Klassen: Ritter, Priester u. dienende Brüder (Letztere zur Pflege der Pilger). Durch seine Tapferkeit gewann der Orden bald Ruhm, ausgedehnte Privilegien u. ungeheure Reichthümer in allen Ländern. Damit schwand aber auch bald die alte Hochherzigkeit des Ordens; schon zu Ende des 12. Jahrh. war er entartet u. in stetem Streit mit den verwandten Orden. Nach der Eroberung Jerusalems 1187 siedelten die Johanniter nach Ptolemais über; nach dem Fall dieser Festung (1291) nach der Insel Cypern. 1309 eroberten sie unter dem Großmeister Fulco von Villaret Rhodus (daher auch Rhodiser-Ritter) u. vertheidigten die Insel tapfer gegen die Türken, zumal 1311 die Reste des Templerordens mit ihnen vereinigt worden waren. Nach dem Fall von Rhodus durch Verrath (1522) erhielten die Rhodiser nach längeren Irrfahrten von Karl V. Malta u. die umliegenden Inseln zu Lehen (1530) unter der Bedingung steten Kampfes gegen Türken u. Seeräuber. Seitdem führten sie den Namen Malteserritter. Schwere Verluste brachte ihnen die Reformation. Heinrich VIII. von England zog 1537 ihre Güter ein; dasselbe geschah fast in allen evangelisirten Ländern. Nur in Thüringen, Sachsen u. Brandenburg ließ man ihre Güter als protestantische Provinzen der deutschen Abtheilung des Ordens bestehen. Der Orden zerfiel nämlich vor der Reformation in acht Nationen, aus deren Abgeordneten das Kapitel bestand; dieses wählte den Großmeister. Jede Nation zerfiel wieder in Prioreien, Balleien u. Komthureien. — 1798 wurde ihnen von Napoleon auf seinem Zuge nach Aegypten Malta entrissen. Der letzte Großmeister, Ferdinand von Hompesch, verzichtete auf seine Würde u. der Orden wählte nun Kaiser Paul I. von Rußland zum Großmeister. Er vermochte jedoch den Zerfall des Ordens nicht zu hindern; 1799 hob ihn der Kurfürst von Bayern auf u. entzog ihm seine Güter; 1800 besetzten die Engländer Malta; 1811 hob ihn auch Preußen auf u. ließ nur eine Ordensdekoration für Adlige als Erinnerung bestehen (der sog. preußische Johanniterorden). Erst 1853 wurde der eigentliche Orden in Preußen wiederhergestellt u. hat, seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß, durch Krankenpflege u. Sorge für Verwundete in den Kriegen von 1866 u. 1870/71 nützliche Dienste gethan. Das Johanniterkreuz (weiß in rothem Felde) ist das Merkzeichen der den Kriegsgesetzen nicht unterworfenen Anstalten für Verwundete geworden. Nach dem Vorgange Preußens wurden auch in Oberitalien (von Oesterreich) die Balleien wiederhergestellt; außerdem bestehen Reste noch in Rußland. — An die Johanniter reiht sich der Orden der Tempelherren od. Templer, gestiftet 1119 von Hugo von Payens u. 8 andern Rittern zu Jerusalem, mit denselben Gelübden wie die Johanniter. König Balduin II. gab ihnen Wohnung in seinem Palast neben dem Tempel Salomo's (daher der Name Templer). 1128 von Papst Honorius bestätigt, gewannen auch sie, die bis dahin ganz ärmlich gelebt hatten, bald ungeheure Reichthümer. Ihre Ordenstracht war das rothe Kreuz auf weißem Felde. Sie zerfielen in Ritter und dienende Brüder (Waffenbrüder u. Handwerksbrüder), zu denen nach 1172 noch die Kaplane kamen. Um 1270 zählte der Orden ca. 20,000 Ritter in 9000 Besitzungen u. bezog aus denselben gegen 15 Millionen Thaler an Einkünften. Nach dem Fall Jerusalems gingen auch sie nach Cypern, dann nach Frankreich, um hier den Hauptsitz des Ordens aufzuschlagen. Die Eifersucht der Johanniter, der Neid der Bischöfe wegen ihrer geistlichen Privilegien u. ihre eigene Ueppigkeit zogen ihnen jedoch so viele Feinde zu, daß Philipp IV. von Frankreich ihr Verderben beschloß. Mit Einwilligung des schwachen Papstes Clemens V. lockte er 1306 den edlen Großmeister Jakob von Molay mit 60 Rittern nach Frankreich, ließ an einem Tage alle Templer im Lande verhaften, ihre Güter einziehen u. übergab die Gefangenen einem Inquisitionsgericht unter Leitung seines Beichtvaters Wilhelm, eines erbitterten Dominikaners. Nachdem man durch die Folter (an der allein 36 starben) von Etlichen Geständnisse auf die lächerlichsten Anklagen hin erzwungen hatte (Verleugnung Christi, Anbetung des Götzen Baffomet, unnatürliche Wollust, Bund mit dem Teufel u. s. w.), wurden alle Andern für überführt erachtet, 1311 zuerst 54 verbrannt, weil sie die früheren Geständnisse zurückgenommen hatten, 1312 der Orden von Clemens V. aufgehoben u. seine Güter den Johannitern zugesprochen, wobei freilich Philipp IV. u. andere Fürsten das Beste für sich behielten. Jakob von Molay wurde noch 1314 in Paris zu ewigem Gefängniß verurtheilt, u. als er heldenmüthig die früher erpreßten Geständnisse zurücknahm, noch an demselben Abend (11. März 1314) auf Befehl Philipp's IV. verbrannt. Mögen auch einzelne Glieder des Ordens von gewissen Vergehen nicht freizusprechen sein, so ist doch der Prozeß gegen die Templer einstimmig von der Geschichte als eine scheußliche Gewaltthat verurtheilt worden u. die Namen Philipp's IV. und Clemens' V. sind für immer durch ihn gebrandmarkt. — Ueber den hier anzureihenden, 1190 gestifteten Deutschen Orden s. d. Art. — Im Anschluß an diese drei großen Orden ist noch der Cosmas- und Damianus-Orden zu erwähnen, so genannt zu Ehren eines heiligen Brüderpaars aus dem Anfang des 4. Jahrh. u. gleichfalls zur Beschützung der Palästinapilger im 11. Jahrh. gestiftet. Hierher gehört ferner noch der Orden der Kreuzherren (nicht zu verwechseln mit den Kreuzherren des Deutschen Ritterordens) od. der bethlehemitische Orden, der neben dem rothen Johanniterkreuz einen rothen Stern auf schwarzem Mantel trug, nach dem Fall Palästina's nach Aquitanien u. 1217 nach Böhmen, Mähren, Schlesien u. Polen übersiedelte, um sich der Krankenpflege zu widmen.

Nr. 3055. Geistliche Ordenstrachten. Originalzeichnung von Alb. Kretschmer, nach Helyot und Schwan.

Mönche. 1. Weißer Büßender in Rom. 2. Benediktiner. 3. Cisterzienser. 4. Karthäuser. 5. Dominikaner. 6. Franziskaner. 7. Augustiner. 8. Kapuziner. 9. Prämonstratenser. 10. Barmherziger Bruder. 11. Karmeliter. 12. Jesuit. 13. Augustiner (Haustracht). 14. Väter des Todes. 15. Religioser von La Trappe (Haustracht). 16. Derselbe (bei der Arbeit). — Nonnen. 17. Beguine. 18. Ursulinerin. 19. Benediktinerin (im Ceremonienkleide, wenn sie Profeß thut). 20. Clarissin. 21. Annonciade. — Ritter in Ordenstracht. 22. Stephansorden. 23. Großmeister des Deutschen Ordens. 24. Templer. 25. Erster Großmeister der Johanniter. 26. Goldenes Vließ. — Einzelne Ordenszeichen. 27. Stern des Schwarzen Adlerordens. 28. Christorden. 29. Seraphinorden. 30. Orden St. Jakob. 31. Calatravaorden. 32. Heil. Geistorden.

1238 von Papst Gregor IX. bestätigt, erwarb auch dieser Orden große Güter u. hat noch jetzt als „Ritterlicher Kreuzorden mit dem rothen Stern“ seinen Sitz in Prag.

Die Idee geistlicher Ritterorden zum Kampfe gegen die Ungläubigen fand aber auch außerhalb Palästina's Anklang. So wurde 1145 von König Alfons I. der **Avisorden** zum Kampfe gegen die Mauren im Süden Portugals gegründet; seit der Eroberung von Evora (1166) nannten sich die Ritter „**Bruder der heiligen Maria von Evora**“; die Schenkung der Stadt Avis (1211) führte zur Umwandlung in den Namen Avisorden. Derselbe besteht seit 1789 noch als militärischer Verdienstorden. — Der **Orden von St. Jago de Compostella**, 1161 an dem altberühmten spanischen Wallfahrtsort von Pedro Fernandez gestiftet, hatte Anfangs die Beschützung der Pilger, dann den Kampf gegen die Mauren zur Aufgabe, erlangte großen Reichthum u. Einfluß in Spanien u. wurde erst 1835 aufgehoben. — Der **Orden von Calatrava**, um 1150 zur Beschützung der Grenzstadt Calatrava gegen die Mauren gestiftet, wurde 1164 von Papst Alexander III. bestätigt. Nach der Vertreibung der Mauren fiel die Würde des Großmeisters den Königen von Spanien zu; seit 1808 bestand der Orden nur noch als Verdienstorden. Aus ihm ging der ehemals durch seinen Reichthum berühmte **Orden von Alcantara** hervor, indem sich die Ritter dieser Stadt von dem Calatravaorden, dem die Stadt eigentlich gehörte, unabhängig machten. Der letzte Großmeister vertauschte 1495 seine Würde mit der des Erzbischofs von Sevilla, u. das Großmeisteramt fiel nun an die Könige von Spanien. Der Orden wurde 1835 aufgehoben; aber noch jetzt nennen sich die Könige von Portugal u. der Kaiser von Brasilien Fürsten von Alcantara. Ebenso wurde der 1317 von dem portugiesischen König Dionysius zum Kampfe gegen die Mauren gestiftete Christorden (eig. „Ritter Jesu Christi“), der um 1500 bereits 450 Komthureien u. ungeheure Güter besaß, 1550 von Papst Julius III. der Krone von Portugal zugesprochen. — Unter den **Ritterorden des heiligen Geistes** ist der 1178 gestiftete Orden des Heiligen Geistes von di Sassia in Rom, auch Orden von Montpellier genannt, der bedeutendste; er bestand als geistlicher Ritterorden für Hospitalzwecke bis 1700, in welchem Jahre Papst Clemens XI. ihn in einen rein geistlichen Orden verwandelte. Daneben gab es auch mehrere weltliche Ritterorden des heiligen Geistes. Die älteren (1352 von König Ludwig von Tarent, 1360 von Johann I. von Castilien, 1574 von Heinrich III. von Frankreich gestifteten) sind jetzt erloschen; der letztgenannte, der nur an die höchsten Würdenträger verliehen wurde u. große Vorrechte u. Einkünfte mit sich brachte, wurde zwar nach der Revolution von Ludwig XVIII. erneuert, aber von Louis Philipp wieder aufgehoben, da ihn Napoleon I. durch den Orden der Ehrenlegion ersetzt hatte.

geistliche Spiele. Mit diesem Namen bezeichnet man die aus der kirchlichen Liturgie hervorgegangene älteste Form des Drama's bei den abendländischen Völkern. Für die einzelnen, nam. die Hauptfeste der Kirche gab es besondere Feiern liturgisch-dramatischer Art, zusammengesetzt aus symbolischen Handlungen, Bibelworten u. Hymnen, ausgeführt von Priestern in ihren Festgewändern. Aus diesen einfachsten Anfängen haben sich die g. S. entwickelt: aus der Darstellung der Geburt Christi das Weihnachtsspiel; das Osterspiel, wahrscheinlich das älteste, jedenfalls das am reichsten ausgebildete der g. S., daraus, daß am Charfreitage ein Kruzifix in eine Art von Grab unter dem Altar gelegt u. am Ostertage unter feierlichem Gesange aus dem Grabe gehoben wurde. Allmählich aber erweiterten sich diese Feierlichkeiten: in den Kreis der Weihnachtsliturgie zog man die Weisen aus dem Morgenlande, die Flucht nach Aegypten u. den bethlehemitischen Kindermord 2c.; der Osterfeier gab man als Vorspiel den sog. Planctus Mariae od. die Marienklage, d. h. eine Darstellung der Jungfrau unter dem Kreuz, u. fügte die Hauptmomente aus Christi Leben hinzu, u. indem man so immer weiter zurückgriff, gelangte man stellenweise schließlich dazu, die ganze Lebensgeschichte des Heilands zu einem dramatischen Gesammtbilde zusammenzufassen, dessen Darstellung zuweilen mehrere Tage erforderte. Auch an die Feste des späteren Kirchenjahres schlossen sich g. S. an, wie die Himmelfahrts-, Fronleichnams- u. die sog. Antichrist- u. Weltgerichtsspiele, wie auch dem Kultus der Jungfrau Maria u. einzelner Heiliger g. S. gewidmet wurden (sog. Legendenspiele, engl. Miracle-plays). — Das erste Auftreten der g. S. ist für das 11. Jahrh. u. für Frankreich bezeugt, wo sie „Mystères“ genannt wurden; bald aber verbreitete sich ihre Pflege über alle germanischen wie romanischen Länder. Ursprünglich waren diese Stücke alle lateinisch, indessen nach u. nach drangen die Landessprachen ein, bis sie endlich überwogen. Nur die sog. Spielordnung, d. h. das, was wir heute etwa Bühnenanweisungen nennen würden, blieb lateinisch. Dies erklärt sich daraus, daß es durchweg die Geistlichkeit war, welche die Aufführungen leitete, auch dann noch, als die g. S. aus den Kirchen auf die Straßen u. Plätze heraustraten, wo dann die Bühne dreistöckig für Himmel, Erde u. Hölle erbaut wurde; selbst dann noch blieb die Regie in den Händen der Geistlichkeit, als im Weihnachtsspiel die Hirten auf dem Felde u. die Hebammen u. Mägde, im Osterspiel Scharen von Teufeln, die Grabeswächter, die Juden, Marktschreier u. Possenreißer u. nicht am wenigsten Maria Magdalena, eine Lieblingsfigur des Osterspiels, auf der Bühne ihr Wesen trieben u. Reden führten u. Scenen darstellten, die mit dem Ernste des eigentlichen Gegenstandes seltsam kontrastirten. — Hie u. da thaten sich geistlich-weltliche Brüderschaften zusammen, welche die Aufführungen der g. S. in die Hand nahmen; so in Antwerpen die Brüderschaft des heil. Lukas, in Rom die del Gonfalone, in Frankreich die Confrérie de la Passion. Diesem Umstande genossenschaftlicher Betheiligung u. dem ferneren, daß ja nichts Neues zu erfinden war, die Spielmotive in der Sache selbst gegeben waren u. es sich meist nur um die Redaktion der schon früh traditionell gewordenen Scenen handelte, dürfte es zuzuschreiben sein, daß nur bei sehr wenigen der vielen erhaltenen Stücke die Namen der Verfasser überliefert sind. — Im 15. Jahrh. standen die g. S. auf ihrer Höhe; von da ab entarten sie bedenklich, so daß ihnen schon im 16. Jahrh. die Staatsgewalt entgegen zu treten beginnt. In Frankreich wurden sie 1548 durch Parlamentsbeschluß verboten, u. 1589 wurde in England den Geistlichen die Betheiligung an denselben untersagt; das letzte Mystery wurde in England 1604 vor Jakob I. aufgeführt, während in Spanien, trotz gleicher Ausartung, den g. S. (Autos) erst in der Mitte des 18. Jahrh. durch königl. Befehl ein Ende gemacht wurde. In Italien u. nam. in den katholischen Strichen des südl. Deutschland hat die Tradition der Weihnachts-, Dreikönigs- u. Passionsspiele sich zum Theil bis heute erhalten. Verwandt den Mystères, welche ihre Stoffe der heil. Schrift entnahmen, sind die franz. Moralités, allegorisch-moralische Schauspiele, in denen Tugenden u. Laster personifizirt dargestellt wurden. Diese Moralitäten, Vorbilder der engl. Moralities od. Moral plays, wurden bes. im 15. Jahrh. ausgebildet, als das Königreich der Bazoche (s. d.), durch die Erfolge der Confrérie de la Passion gereizt, auch ernstere Stücke aufzuführen unternahm, aber wegen des Privilegs jener Genossenschaft sich der Mystères enthalten mußte. Den Schluß der Moralität bildete in der Regel ein lustiges Nachspiel, die Farce, wie auch in Deutschland die g. S. sich schließlich nicht selten mit den Fastnachtsspielen (s. „Fastnacht“) berührten. Die letzte Aufführung der immer zügelloser werdenden Moralitäten fand in Frankreich 1582 statt. Vgl. Hase, „Das geistliche Schauspiel“ (Lpz. 1858), u. Wilken, „Geschichte der g. S. in Deutschland“ (Gött. 1872).

Geiz u. Geitz, die überflüssigen Schößlinge in den Blattwinkeln am Weinstock, an den Tabakspflanzen, am Mais 2c., die man durch Ausbrechen entfernt, da sie der Hauptpflanze die Nahrung entziehen (s. „Ausgeizen“).

gekrönter Dichter, ein Poet, der im Wettkampfe mit anderen Dichtern den Preis davongetragen hat und dem als Symbol der Auszeichnung ein Kranz aufs Haupt gesetzt wird. Die Sitte rührt von den alten Griechen her, bei denen — nam. am Schlusse von dramatischen Aufführungen gelegentlich der großen Nationalspiele — der Preisdichter (der nach dem Spruche der erwählten Richter als Sieger aus dem poetischen Wettstreite hervorging) feierlich eingeholt u. mit einem Epheukranze, als dem Zeichen der dichterischen Herrscher- u. Priesterwürde, geschmückt wurde. Die Römer ahmten den Brauch nach u. krönten Preisdichter in der Regel mit einem Lorberkranze (poeta laureatus). Die deutschen Kaiser, die sich auch in dieser Beziehung als Rechtsnachfolger des römischen Reiches betrachten, nahmen seit dem 12. Jahrh. die Krönung von Dichtern als ihr Vorrecht in Anspruch. Doch gerieth die Sitte in Deutschland bald wieder in Vergessenheit, während sie sich in Italien erhielt (Krönung Petrarca's auf dem Kapitol zu Rom 1341). Erst Kaiser Friedrich III. nahm die Dichterkrönungen wieder auf; so krönte er 1442 den Aeneas Sylvius, 1491 auf dem Reichstage zu Nürnberg Konrad Celtes. Unter seinem Sohne Maximilian I. wurden u. A. Thomas Murner (1506) u. Ulrich von Hutten (1517) gekrönt. Dieser Kaiser gestattete bereits den Pfalzgrafen, in seinem Namen Dichter zu krönen, u. da auch den Universitäten dies Recht eingeräumt wurde, so nahmen die Dichterkrönungen zwar an Häufigkeit zu, sanken aber an Bedeutung immer mehr herab, bis sie völlig wieder verschwanden. Die Universitäten krönten noch im 18. Jahrh. meist nur Solche, die in lateinischer Sprache dichteten; von unseren klassischen Dichtern ward daher keinem diese Ehre zu Theil. — In England hat sich die unter Eduard IV. eingeführte Würde des gekrönten Hofpoeten bis zur Gegenwart erhalten; noch 1850 wurde Tennyson zum „Poet Laureate“ erwählt. — **Gekrönte Preisschriften, Preisdramen** u. dgl. sind solche, die bei einer Wettbewerbung nach dem Ausspruche der dazu niedergesetzten Preisrichterkommission über die konkurrirenden Schriften, Dramen u. s. w. den Sieg davongetragen haben.

Gekröse (mesenterium), die durch Aneinanderlegen der die Gedärme umhüllenden Faltungen des Bauchfellsackes (Peritonäum) gebildeten häutigen Platten, denen Fettmassen u. Lymphdrüsen („Gekrösdrüsen“) eingebettet sind, welche die aus dem Dünndarm („Gekrösdarm“) aufgenommene Lymphe auf ihrem Wege zum Milchbrustgange zu passiren hat.

Gela, griech. Kolonie auf der Südküste Siziliens, am gleichnamigen Flusse gelegen, ward 690 v. Chr. von Rhodiern u. Kretensern gegründet u. blühte bald zu einer bedeutenden Stadt auf. Nachdem sie um 505 v. Chr. ihre Selbständigkeit verloren, indem sich Kleandros zum Herrscher aufwarf, stieg zwar unter dessen Bruder u. Nachfolger Hippokrates ihre Macht noch mehr; als aber Gelon (s. d.), der seit 491 als dritter Tyrann herrschte, 485 seinen Sitz nach Syrakus verlegte, war es mit ihrer Blüte vorbei. G. stand nun lange in einem Abhängigkeitsverhältniß zu Syrakus, bis es von den Karthagern eingenommen u. diesen tributpflichtig ward (405). Zu Anfang des 3. Jahrh. v. Chr. wurden seine Bewohner durch Phintias, den Tyrannen von Akragas, nach der von diesem erbauten Stadt Phintias verpflanzt, so daß G. bald ganz verödete (Ruinen bei dem j. Terra Nuova). Zu erwähnen ist noch, daß Aeschylos in G. starb u. begraben wurde.

Gelasius, Name zweier Päpste. St. **G. I.**, 492—96, Nachfolger Felix' I., war der erste röm. Bischof, der den Primat des röm. Stuhles u. dessen oberste Gewalt über die gesammte Christenheit, selbst mit Einschluß des Kaisers, unter Berufung auf die Einsetzung des Petrus durch Jesus selbst, entschieden in Anspruch nahm. — **G. II.**, 1118—19, Nachfolger Paschalis' II., wurde bald nach seiner Ernennung auf Anstiften der kaiserlichen Partei während des Gottesdienstes in der Kirche festgenommen u. ins Gefängniß geworfen. Zwar befreiten ihn die Römer wieder u. führten ihn mit feierlichem Geleite zurück. Doch mußte er bald darauf vor dem heranrückenden kaiserlichen Heere die Flucht ergreifen. Er wandte sich zunächst nach seiner Vaterstadt Gaeta, später nach Frankreich, wo er sich ins Kloster zu Clugny zurückzog u. daselbst schon 29. Jan. 1119 starb. — Von den Bischöfen dieses Namens verdient nam. noch Erwähnung **G.**, Bischof von Cäsarea, 367—95; er setzte die Kirchengeschichte des Eusebius fort.

Gelatine ist eine feine Sorte Leim, welche aus Abfällen von Handschuhleder u. anderen feinen Häuten, Knorpeln u. s. w. bereitet wird. Die durch Kochen mit Dampf hergestellte, durchgeseihte u. geklärte Leimlösung wird auf Glasplatten dünn ausgebreitet u. in luftigen Räumen getrocknet. Man hat im Handel verschiedene Sorten von G., je nachdem dieselbe vollständig farblos od. mehr od. weniger gelblich ist. Zu manchen Zwecken wird sie auch gefärbt. Gute G. muß ganz klar u. durchsichtig sein. Sie wird vielfach verwendet, nam. in der Küche u. Konditorei zur Bereitung von Gallerten, zur Herstellung von Gelatinekapseln (d. s. kleine runde oder eiförmige, innen mit Arzneimitteln gefüllte, aus G. gefertigte Körper, die verschluckt den unangenehmen Geschmack jener Arzneimittel nicht empfinden lassen), ferner zum Klären von Wein u. Bier, in der Photographie, in der Buntpapier- u. Cartonnagenfabrikation u. s. w.

gelb ist die Bezeichnung für eine bekannte Farbe; doch ist wohl zu bemerken, daß dadurch eigentlich, wie auch durch den Namen aller anderen Farben (s. d.), immer nur ein Vorgang in unseren Sehnerven und eine dadurch in uns erregte Vorstellung bezeichnet ist. Man bezeichnet aber in der Regel auch die äußere Ursache unsrer Empfindung als gelb, trotzdem diese, wie die Physik nachweist, irgend eine Aehnlichkeit mit der Empfindung des Gelb selbst nicht hat, sondern in einer Reizung des Sehnervs durch Aetherwellen von ungefähr $^{56}/_{100000}$ mm. Wellenlänge, od., was dasselbe ist, durch Lichtstrahlen, welche im Farbenspektrum (s. d.) zwischen den Fraunhofer'schen Linien D u. E liegen. Hauptsächlich aber bezeichnet man mit G. die Stoffe, welche vermöge ihrer chemischen od. physikalischen Beschaffenheit im Stande sind, Lichtstrahlen (Aetherschwingungen) von der oben angegebenen Natur auszuschicken. Sind die Stoffe zugleich geeignet, auf der Oberfläche anderer Stoffe befestigt zu werden, so nennt man sie gelbe Farbstoffe. Die wichtigsten gelben Farbstoffe sind: Gelbholz, Fisetholz, Quercitronrinde, Kreuzbeeren, Wau, Safran, Kurkumewurzel, Orleans, Gummigutt, Pikrinsäure, Ocker, Gelberde, Operment, Kadmiumgelb, Kasslergelb, Neapelgelb, Chromgelb, Anilingelb.

Gelbbeeren, die Früchte des Färberkreuzdorns (Rhamnus infectoria) des südl. Europa, reif u. unreif eingesammelt, um sie als Gelbstoff zu benutzen. Sie enthalten nämlich drei verschiedene Farbstoffe: Xanthin, Rhamnin u. Chrysorhamnin, u. zwar so reichlich, daß man aus ihrer Abkochung mit Thonerde das bekannte Sitt- od. Schüttgelb darstellt. Durch Alkalien wird diese Abkochung pomeranzengelb, durch Eisenvitriol olivengrün, durch Zinnsalz grüngelb niedergeschlagen. Darum bilden die pfefferkerngroßen Beeren einen wichtigen Handelsartikel, den man auch als Avignon- od. persische Beeren kennt. Uebrigens liefern auch andere Rhamnusarten dergleichen gelbfärbende Früchte: Rh. cathartica od. unser einheimischer gemeiner Kreuzdorn, Rh. saxatilis aus dem Süden, Rh. tinctoria od. Färberkreuzdorn aus Ungarn, u. Rh. Alaternus aus Südeuropa. Man unterscheidet daher: Avignonbeeren, spanische, italienische, ungarische, persische u. levantische Gelbbeeren, von denen die persischen am höchsten stehen.

Gelbbleierz, Wulfenit, ein ziemlich seltenes Mineral, aus molybdänsaurem Bleioxyd (61,5 Bleioxyd u. 38,5 Molybdänsäure) bestehend, erscheint in meist gelben Krystallen mit starkem Glanz u. 6,3 bis 6,9 spezif. Gew. — Die Härte ist = 3. Man hat das G. bisher gefunden: zu Zinnwald und Berggießhübel in Sachsen, Przibram in Böhmen, Bleiberg, Badenweiler, Mexiko u. Pennsylvanien.

Gelbes Fieber, eine Krankheit, die im Süden Europa's, am Meeresgestade, einige Male sehr verheerend auftrat u. im südl. Amerika endemisch ist. Die Krankheit tritt mit einer stark ausgesprochenen Gelbsucht auf u. hat davon auch den Namen. Die übrigen Symptome des G. F. sind starkes, hohes Fieber, heftiges Erbrechen von Anfangs gelben, sodann blutigen Massen; dünne, choleraartige Stühle mit heftigen Unterleibsschmerzen, schneller Verfall der Kräfte u. endlich Tod. Selten geht das G. F. in Genesung über. Obwol die Krankheit nur unter ungünstigen Umständen in heißem Sommer an Meeresküsten, die von sumpfigem Untergrund durchzogen sind, ausbricht, so kann sie aus diesen Gegenden auch auf Schiffe verschleppt und von hier aus selbst in Hafenstädte gebracht werden, die anscheinend dem Entstehen dieser Krankheit nicht günstig sind. Die Therapie ist ihr gegenüber eben so ohnmächtig, wie sie es bei der Cholera ist; u. es ist daher ganz besonders Aufgabe der Sanitätspolizei, Vorkehrungen zu treffen, um die Krankheit im Keime zu ersticken. Umfassende Entwässerungen des Erdbodens, Decentralisation der Wohnungen, Absperrung der schon Erkrankten, sind jedenfalls Maßregeln, die viel zur Beschränkung dieser Epidemie beitragen.

Gelbes Meer (chines. Hoang-hai), ein mächtiger, nach Barrow 7842 □M. großer Busen des Ostchinesischen Meeres, ist im O. von der Halbinsel Corea, im N. u. W. von China begrenzt u. läuft nach NW. in den Golf von Pe-tschi-li aus, von dem sich wiederum nach N. der Meerbusen von Liao-tong abzweigt. Im Ufergebiete des G. M.s liegen die den Europäern geöffneten Handelsstädte Niu-tschhuan, Tengt-tscheu, Tsching kiang u. an seinem Eingange das wichtige Shang-hai; durch den Golf von Pe-tschi-li fließen ihm die Gewässer des Hoang-ho u. des Peho zu, welcher letztere den Weg nach der Hauptstadt Peking bildet.

Gelbgießerei, s. „Gießerei".

Gelbholz, Sarcozygium, s. „Brasilienholz".

Gelbsucht (icterus), s. „Galle".

Gelbwurz od. **Gilbwurz,** s. „Curcuma".

Geld nennt man 1. im wirthschaftlichen Leben alle Güter, welche für die Dienste der Preisausgleichung benutzt werden. Das G. bildet somit gewissermaßen den gegenständlichen Ausdruck der ihm zu Grunde liegenden Idee der Arbeitstheilung u. kommt naturgemäß vor Allem dem Handel zu statten, mit dessen Entwicklung daher auch theils der engere Begriff des G.es sich erst ausgebildet hat, theils neue Zahlmittel, wie insbes. Kredit- od. Papiergeld, aufgekommen sind, die man im weiteren Sinne gleichfalls dazu rechnet. In der Kindheit des Verkehrs tritt in der Regel nur die Waare der Waare entgegen; jedes Geschäft — Kauf u. Verkauf — ist ein Tauschhandel. Bei Homer z. B. werden die Preise in Ochsen bestimmt. Das latein. pecunia (von pecus) deutet darauf hin, daß auch bei den alten Römern das Viehgeld üblich war. Nach deutschen Urkunden aus dem 7. u. 8. Jahrh. wurden damals Pferde als Kaufpreis gezahlt. Noch heute bedeutet das isländ. Wort „Fe" (Vieh) Vermögen. Das alte russ. Wort für Geld: „Kung", bedeutet eigentl. „Marder". Mit dem esthn. Worte „Raha" (Geld) wird in der verwandten Sprache der Lappländer „Pelzwerk" bezeichnet. Diesen rein wirthschaftlichen Charakter behielten die Preisausgleichungsmittel auch dann noch, als schon goldene u. silberne Geräthe od. nur Gewichtsmengen von Gold u. Silber zur Grundlage des Geschäftsverkehrs, d. h. eben noch immer des Tauschhandels, gemacht worden waren; man nahm u. gab Gold od. Silber, rechnete nach gewissen Gewichtsmengen dieser Metalle, statt nach Vieh, Getreide u. anderen Produkten; aber es geschah dies aus einfacher wirthschaftlicher Uebereinkunft; es gab keinerlei den Privatwillen beherrschende Norm des Verkehrs. Allerdings boten sich Gold u. Silber durch ihre ausgezeichneten Eigenschaften wie von selbst als die geeignetsten Ausgleichungsmittel dar; aber lange Zeit bestand kein absolutes Recht, welches zur Annahme des Gold- od. Silber-G.es verpflichtete. Dieses Recht wurde erst geschaffen, als die Staaten Metallstücke eines bestimmten Gehaltes, von ihnen selber od. mit ihrer Genehmigung geprägt, zum gesetzlichen Zahlungsmittel erklärten. In diesem engeren Sinne ist das G. 2. eine allgemein als Zahlmittel geltende Waare, d. h. es ist diejenige Metallmenge, deren einzelne Stücke auf Grundlage ihres, übrigens den wirthschaftlichen Gesetzen unterworfen bleibenden Werthes mit einem giltigen, gesetzlich autorisirten Gepräge versehen sind. Diesem gemünzten G. steht das Papiergeld gegenüber. Jenes hat seinen Werth in sich u. ist zugleich Faustpfand, erhält daher als bloße Waare, als bloßes Metall, sofort einen vielseitigen Gebrauchswerth (seinen Tauschwerth) wieder, sobald es aufhört, auch zugleich

Zahlmittel, also G. zu sein, als welches es nur einen einseitigen Gebrauchswerth besitzt. Das Papiergeld dagegen hat nur einen Nennwerth, dient nur als Geldzeichen zum Zahlungsmittel, giebt blos eine ideale, keine reale Sicherheit u. ist werthlos, sobald es nichts mehr gilt. Dem Staats- od. Privatpapiergeld, bez. den Banknoten (s. den Art. „Bank"), ist ihrem Wesen nach die Scheidemünze ähnlich, d. h. das sog Kleingeld, dessen Preis höher ist als der Preis seines unedlen Metalls an sich. Die Einführung der Scheidemünzen ward veranlaßt durch die Unthunlichkeit der Verwendung der Edelmetalle überhaupt, od. ohne starke Legirung, zur Ausgleichung ganz geringfügiger Preise, sowie durch die Unverwendbarkeit des Papiergeldes zu diesem Zwecke. Ihre volle Geltung können aber auch sie nur bei einer, dem Bedürfniß entsprechenden Ausgabe u. bei gut begründetem Kredit des Staates bewahren; sie verlieren dieselbe u. behalten nur als Waare ihren geringen Stoffwerth, sobald sie nicht stets bei den Staatskassen od. Münzstätten gegen grobe Münze Kurantgeld, aus Gold od. Silber bestehend) umgewechselt werden können. In England bildet übrigens auch das Silbergeld nur eine Art von Scheidemünze; das Gold beherrscht den ganzen Verkehr. Gold in großer Menge, hinreichend um ein allgemeines Zahlmittel abgeben zu konnen, besitzen nur reiche Völker, unkultivirte u. arme müssen sich vorzugsweise des Silbers bedienen. Bei den Juden kamen Goldmünzen erst unter David auf. Auch in Griechenland wurde Gold viel später üblich, als das angeblich von König Pheidon von Argos um die Mitte des 8. Jahrh v. Chr. eingeführte Silber G., u. die Römer schlugen gleichfalls zuerst Silber-G. 269 v. Chr.), ehe sie Goldmünzen prägten (seit 207 v. Chr.). Von den neueren Staaten scheint zuerst Venedig mit bedeutenden Goldprägungen vorgegangen zu sein. In England schlug Heinrich III. (gest. 1272) die ersten Goldmünzen, aber mit so wenig Erfolg, daß man später lange Zeit Eduard III. (gest. 1377) für den ersten Goldpräger hielt. Bei isolirten Völkern richtet sich der Stoff der Münzen auch danach, mit welchen Metallen sie durch die geognost. Beschaffenheit ihres Landes am meisten versehen sind. Daher ist bei den Malayen u. Chinesen das Zinn G. ebenso natürlich, wie bei den Senegambiern das Eisen-G., welches nach Plutarch auch in Griechenland das früheste allgemeine Zahlungsmittel gewesen ist. In dem kupferreichen Italien kam das Kupfer- od. Bronze G. sehr früh auf. In Griechenland dagegen wurden die ersten Kupfermünzen erst kurz vor Philipp, dem Vater Alexander's d. Gr., geprägt. Bei den neueren Völkern ist in der Regel das Kupfer-G. erst nach dem Silber-G. üblich geworden: so z. B. in England nicht vor Jakob I., in Schweden erst 1625. Im Deutschen Reiche bringt man jetzt auf Grund des Münzgesetzes v. 9. Juli 1873 auch Nickel zur Verwendung, indem man die Zehn- u. Fünfpfennigstücke aus einer Legirung von 25 Thln. Nickel u. 75 Thln. Kupfer prägt (Nickelmünzen), während die neuen Zwei- und Einpfennigstücke (Kupfermünzen) aus einer Mischung von 95 Thln. Kupfer, 4 Thln. Zinn u. 1 Thl. Zink bestehen. Nickelgeld wurde übrigens vordem schon von der Schweiz u. von Belgien geprägt. Blos als sog. Rechnungs-G. endlich sind die port. u. bras. Reïs wie die ostind. Lack Rupie anzusehen früher auch die engl. Pfd. Strl.), da deren G.-Werth nicht durch einzelne Münzstücke dargestellt werden kann.

Die **Geldwirthschaft**, d. h. diejenige Wirthschaftsform, bei der das G. nicht nur als Werthmaß aller wirthschaftlichen Güter, sondern auch als allg. Kaufmittel gilt, bildet das Mittelglied der drei wirthschaftlichen Entwickelungsformen der Völker, deren erste die Naturalwirthschaft u. deren dritte die Kreditwirthschaft ist. Die Geldwirthschaft setzt einen Ueberfluß an Arbeit od. Arbeitsprodukten voraus, um das Metall zu gewinnen od. zu kaufen. Sie kann sich daher erst entwickeln, wenn bereits Wohlstand eingetreten ist, wenn die Völker mehr produziren als sie bedürfen. Die genannten drei Wirthschaftsformen folgen bei allen civilisirten Völkern (im Alterthum nur die beiden ersten) in gleicher Ordnung stufenweise auf einander; nur sind sie nicht streng chronologisch von einander geschieden, sondern entwickeln sich durch allmähliche Uebergänge aus einander. Während die Geldwirthschaft in einzelnen Brennpunkten des Verkehrs, nam. in den Städten, schon während des Mittelalters ausgebildet war, dauerte in vielen gesellschaftlichen Kreisen u. Verhältnissen der Naturalumsatz fort, u. Fruchtgefälle, Fruchtzehnten u. Naturalbesoldungen waren in Frankreich auf dem Lande noch beim Beginn der ersten Franz. Revolution herrschend; ja in vielen deutschen Staaten sind ihre letzten Reste erst in der allerneuesten Zeit zu Grabe getragen worden. Durch Einführung des G.es wird zugleich ein aufbewahrungsfähiges Gut erworben, in welches Jeder die Früchte seines Fleißes umsetzen kann. Das G. dient als Sparmittel, insofern die Ueberschüsse der Arbeitsprodukte, über den eigentlichen Bedarf in G. umgelegt, für eine zukünftige Verwendung aufgesammelt werden können. Dadurch wird es Grundlage u. Hebel zur Entwickelung eines Nationalkapitals u. fügt somit zu den beiden nationalen Produktivkräften, welche in der Naturalwirthschaft ausschließlich herrschen, der Natur- u. der menschlichen Arbeitskraft, als dritte die Kapitalkraft hinzu, welche mit der fortschreitenden Ausdehnung der Geldwirthschaft im großen Produktionsprozesse der Völker immer einflußreicher u. mächtiger wird. Zugleich entwickelt sich neben den beiden vorhandenen Klassen der Bevölkerung (den Grundherren u. den Arbeitern) eine dritte, die der „Kapitalisten". Außerdem führt die Geldwirthschaft eine Veränderung auch in der Lage der Arbeiter herbei; diese werden aus Hörigen freie Bauern od. freie Knechte u. Tagelöhner, die nicht mehr an den Boden gekettet sind, sondern nach Belieben ihren Brotherrn wechseln u. diejenige Arbeit aufsuchen können, die ihren Fähigkeiten, Neigungen ꝛc. am besten entspricht. Und wie damit der Ungebundenheit u. Unbeweglichkeit der Arbeitskräfte ungehemmte Cirkulation u. freie Konkurrenz derselben folgen, führt andererseits die Geldwirthschaft zur Aufhebung des Lehnswesens u. zur Einführung der Theilbarkeit des Grundbesitzes. Auch auf den Staat äußert sich die Macht des G.es; die Geldwirthschaft läßt an die Stelle der Lehnsstände politische Körperschaften mit Vertretung auch des beweglichen Vermögens u. der gewerbl. Stände, an die Stelle der Kriegspflicht der Vasallen den Söldnerdienst od. die allg. Wehrpflicht, an die Stelle der Geburtsrechte beim Staatsdienste die Rechte der persönlichen Tüchtigkeit, an die Stelle der Standesgerichte allg. Staatsgerichte u. an die Stelle der Domänenwirthschaft u. der Naturalabgaben Steuersysteme treten, welche jeden Bürger zu regelmäßigen Geldleistungen an den Staat verpflichten; infolge dessen wiederum wachsen u. erweitern sich die Zwecke u. Aufgaben des Staates. Diesen Lichtseiten der Geldwirthschaft stehen aber auch Schattenseiten gegenüber, welche sich auf dem sozialen Gebiete geltend machen u. um so stärker hervortreten, je mehr diese Wirthschaftsform ihre Herrschaft ausdehnt.

Die für die Geldwirthschaft vor Allem charakteristische Belebung des Güterumlaufes darf man übrigens nur als eine indirekte Wirkung des G.es auffassen; denn diese bringt es nur dadurch hervor, daß es erst eine beschleunigte Preisausgleichung vermittelt. Das G. selbst ist so wenig ein Mittel des Umlaufes, als der Löffel, womit dem Kranken Medizin gereicht wird, ein Mittel der Heilung ist. Das wahre Umlaufsmittel ist die gesammte wirthschaftliche Thätigkeit der Völker; der Gegenstand des Umlaufes ist das umlaufende Kapital, das G. dagegen nur ein Werkzeug dieses Umlaufes. Es ist nicht identisch mit dem Kapital, bildet vielmehr nur einen sehr kleinen, obschon äußerst wichtigen Theil des letzteren. Es ist Gesammteigenthum einer bürgerlichen Gesellschaft, eines Staates. Der Staat ist es, der sich mit der Ausprägung des G.es befaßt, dieses zum gesetzlichen Zahlungsmittel erklärt, Fälschungen u. unbefugte Ausmünzungen verbietet u. bestraft, für den Ersatz verbrauchter Stücke sorgt, kurz, auf dem Wege der Gesetzgebung u. Verwaltung das Institut des G.es als eines volkswirthschaftlich unentbehrlichen Ausgleichungsmittels regelt. Wenn der Einzelne Geld verleiht, so ist es ihm nicht darum zu thun, dieselben od. nur gleich schöne, wenn nicht bessere Stücke, sondern nur die Geldsumme, bez. die nach den gesetzl. Normen durch sie dargestellten Werthmengen in der Form eines dem seinigen gleichen Rechtstitels zurückzuerhalten. Die einzelne Zahlung innerhalb eines Landes ist blos die Form, unter der zwei wirthschaftliche Vorgänge abgeschlossen u. ausgeglichen werden. Das G. an u. für sich tritt nicht in unser Vermögen u. eine wirkliche Ausgabe des G.es findet nur statt, wenn es dem wirthschaftlichen Verbande, wo es Giltigkeit hat, entzogen wird, also bei Ankäufen im Auslande gegen klingende Münze; dann aber wird es zur Waare u. damit aus einem stehenden zu einem umlaufenden Kapital. Aus dem Gesagten erklärt es sich auch, daß die Summe der Münzen, die Masse des G.es, den Verkehrsbedürfnissen gleich bleiben muß, wenn ihr Werth sich nicht gegen den anderer Waaren verändern soll, so daß also eine Vermehrung des G.es keine Vermehrung des Volkswohlstandes hervorruft. Uebrigens ist die Frage nach dem Maße des Geldbedarfes eines Volkes eben so wenig zu beantworten, wie der Geldvorrath eines Landes zu ermitteln ist. Welche bedeutende Summen an Baarschaften sich aber allein in den Banken sammeln, erhellt daraus, daß z. B. die Bank von England am 19. Febr. 1874 einen Baarvorrath von 22,781,383 Pfd. Sterl., die Preuß. Bank am 14. Febr. dess. Jahres einen Vorrath von 236,291,000 Thlrn. (708,873,000 Mark) an geprägtem Geld u. Barren, die österr. Nationalbank am 7. Jan. dess. Jahres einen Metallschatz von 143,836,768 Fl. u. die Bank von Frankreich am 12. Febr. dess. Jahres eine Zunahme des Baarvorraths um 13,898,000 Frcs. gegen den der Vorwoche hatte.

Als sicherster und üblichster Preisausgleicher hat das G. zwar selbst einen im Verhältniß zum Preise der meisten anderen Güter wenig schwankenden Preis; doch ist der Preis des G.es, also sein eigenes Werthsverhältniß zu allen anderen Gütern, zu verschiedenen Zeiten u. bei verschiedenen Völkern ein verschiedenes. Der Preis des G.es richtet sich nämlich nach dem Preise seines Stoffes. Das Gold hat einen höhern Preis als das Silber, weil zur Hervorbringung einer gewissen Menge Gold gewöhnlich weit mehr Aufwand an Zeit und Kapital erforderlich ist, als zur Hervorbringung einer gleichen Menge Silber. Aus demselben Grunde ist der Preis des Silbers höher als der des Kupfers. Da übrigens die Produktionskosten des Goldes sich

vermehren od. vermindern können, ohne daß dasselbe auch beim Silber der Fall ist, u. umgekehrt, so kann auch eine gewisse Menge Gold nicht unter allen Umständen mit einer gleichbleibenden Menge Silber im Tauschwerthe übereinkommen. Deshalb kann, streng genommen, nur das eine der beiden Metalle, Gold od. Silber, die eigentliche Norm, der wahre Maßstab der Preise, die **Währung** od. **Valuta** eines Landes sein (**Gold**- od. **Silberwährung**). Das zweite Metall nimmt dem in dieser Rücksicht bevorzugten gegenüber den Charakter der anderen Waaren an. Gleichwol aber bedienen sich viele Länder des Goldes u. des Silbers als G. (**Doppelvaluta**, **Doppel**- od. **Alternativwährung**). Hieraus folgt mit Nothwendigkeit, daß daselbst die eine Geldart nur dem Namen nach G. ist u. eigentlich, wie alle übrigen Waaren, dem bevorzugten Metall gegenüber einen veränderlichen Preis hat. Dem suchen nun die betreffenden Regierungen dadurch zu begegnen, daß jede diesen Preis für die von ihr geprägten Münzen fixirt, ihnen einen gesetzlichen Zwangskurs giebt. Dies ist z. B. in der gegenwärtigen Periode der Münzreform (1874) im Deutschen Reiche der Fall, wo die Reichsgoldmünzen, statt eines bloßen Kassenkurses, einen gesetzlichen Zwangskurs erhalten haben u. das Verhältniß zwischen Gold u. Silber auf 1 : 15,50 gesetzt worden ist. Natürlich läßt sich eine solche Doppelwährung auf die Dauer nicht aufrecht erhalten; sie kann vielmehr nur einen Uebergang bilden, u. so ist denn auch für das Deutsche Reich die alleinige Goldwährung das Ziel der Münzreform. Auch behandelt der große Handel das nicht maßgebende zweite Metall lediglich wie eine Waare, u. dasselbe verschwindet aus dem gewöhnlichen Verkehr, sobald es in der gesetzlichen Feststellung unterschätzt ist. Wenn da, wo die Valuta Gold ist, das Silber-G. blos die untergeordnete Rolle der Scheidemünze annimmt, so ist das Verhältniß ein anderes; in dieser Funktion bleibt das Silber-G. so unentbehrlich, wie für die kleinsten Preisausgleichungen das Kupfergeld, und man pflegt ihm dann zugleich in der Gestalt der einheimischen Münze, zur Deckung der einheimischen Fabrikationskosten (**Schlagschatz**) u. zur Verhütung der Ausfuhr, einen geringern Werth zu geben, als den, welchen es dem laufenden Preise des ungeprägten Silbers nach haben müßte. So prägt z. B. England sein Silber-G. um etwa 6 % geringer aus als nach dem Börsenpreise des Silbers; dasselbe thun die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Aenderung des Geldtauschwerthes überhaupt kennzeichnet sich durch die Aenderung der in G. ausgedrückten Preise der übrigen Waaren; vergrößertes G.-Angebot (verminderte Produktionskosten der Edelmetalle, vermehrte Metallausbeute) mindert den Preis des G.es, was sich durch ein Steigen der Waarenpreise in G. kund giebt, u. umgekehrt. Ein drastisches Beispiel liefert die Wirkung des Goldstromes, der sich nach dem Deutsch-franz. Kriege dadurch über das Deutsche Reich ergoß, daß die von Frankreich zu zahlenden 5 Milliarden Kriegsentschädigung großentheils in Gold herübergeschafft wurden, was zugleich die Veranlassung zu dem vorher von Preußen hartnäckig abgelehnten Währungswechsel bildete. Weder bei vermehrter Einfuhr noch bei vermehrter Produktion des Edelmetalls jedoch pflegt sich der Preis des G.es in gleichem Maße mit dieser Vermehrung zu erniedrigen; denn ein Theil des Metalls dient dem sich nun mehrenden Luxus in Schmuck u. Geräthen; auch wird die Waarenproduktion vermehrt, mit andern Worten: der Bedarf pflegt fast in dem gleichen Maße wie die Produktion der Edelmetalle zu steigen. Obgleich sich daher seit der Entdeckung von Amerika der Vorrath an Edelmetall in Europa vielleicht verzwölffacht hat, so ist doch dessen Preis, gegen andere Waaren gehalten, nur um etwa ein Drittel gesunken. Ebenso findet man, daß wenn man die Preise der edlen Metalle mit einander vergleicht, das Preisverhältniß derselben keineswegs in den nämlichen Verhältnissen sich verändert hat, wie das Produktionsverhältniß. Während insbesondere die Goldproduktion seit Ende des 15. u. seit Anfang des 16. Jahrh. einen bedeutenden Aufschwung genommen u. wiederum die Entdeckung der kaliforn. Goldlager seit 1849 die Menge des Goldes in überaus beträchtlichem Maße gesteigert hat, hat sich die Silberproduktion schon seit Jahrhunderten, wenn auch viel regelmäßiger, so doch nur ganz allmählich vermehrt. Jene großen Produktionsschwankungen des Goldes spiegeln sich aber in dem Preisverhältniß zwischen Gold u. Silber kaum entsprechend wieder. In Rom stieg es von 1:15 um 268 v. Chr. auf 1:17,14 um 210 v. Chr., war 1:10 um 190, stand unter Julius Cäsar einige Zeit lang wie 1:7,50 u. ward vom Kaiser Theodosius 367 u. von Justinian 534 auf 1:14,40 festgesetzt. Dagegen war das Preisverhältniß des Goldes u. Silbers:

im J. 1522 wie 1 : 10,50
„ „ 1559 „ 1 : 11,44
„ „ 1623 „ 1 : 11,99
„ „ 1665 „ 1 : 14,30
„ „ 1690 „ 1 : 14,80
„ „ 1710 „ 1 : 15,23
„ „ 1750 „ 1 : 14,47
im J. 1780 wie 1 : 14,69
„ „ 1800 „ 1 : 15,64
1816—47 zwischen 1 : 15,11 und 1 : 16,20 (Durchschnitt 1 : 15,65),
im J. 1852 wie 1 : 15,43
„ „ 1859 „ 1 : 15,21
„ „ 1860 „ 1 : 15,27.

(Weiteres s. unter „Münzen“.)

Geld u. Brief. Auf den Kurszetteln werden die Kurse in zwei verschiedenen Rubriken notirt, von denen die eine mit G. (abgek. für Geld) od. mit A. (abgek. für Argent, franz.), die andere mit Br. (abgek. für Brief), bisweilen auch mit P. (abgek. für Papier) od. mit L. (abgek. für Lettre, franz.) überschrieben ist. Die Ueberschrift der ersten Rubrik besagt, daß die betreffenden Börsenpapiere od. Geldsorten zu dem angegebenen Kurse **gesucht** waren, daß die Nachfrage das Angebot überstieg; die Ueberschrift der anderen Rubrik bedeutet, daß die betreffenden Papiere od. Geldsorten zu dem angegebenen Kurse **angeboten** waren, d. h. daß das Angebot die Nachfrage überstieg.

Geldern, die zweitgrößte Provinz des Königreichs der Niederlande, hat 92,38 □M. u. 437,778 E. (1872) u. wird begrenzt im N. von Overyssel, im O. von Westfalen, im S. von Brabant, im W. von Holland u. Utrecht u. im N. vom Zuidersee. Waal, Neder-Rijn u. Jjssel durchfließen das Land u. die Maas bildet die südl. Grenze. Der von Jjssel u. Neder-Rijn eingeschlossene Theil dieser Provinz ist eine der unfruchtbarsten Landstrecken der Niederlande. Der Boden steigt dort zu einem niedrigen Plateau an, der Veluwe, die in den Woldbergen im N.O. der Provinz hügelig wird. Am reichsten bevölkert u. besten angebaut ist das fruchtbare Marschland der Betuwe zwischen Maas u. Waal. Im Ganzen ist G. eine arme Provinz, denn nicht weniger als 33 % des Bodens ist sandige Heide. Ackerbau u. Viehzucht bilden die Hauptbeschäftigung der fleißigen Bewohner, Obst u. Pferde die wichtigsten Ausfuhrprodukte. In einzelnen Theilen wird auch nicht unbedeutender Flachs- u. Tabaksbau getrieben. Die Industrie hat nur eine geringe Ausdehnung; es giebt Eisengießereien, Papierfabriken, Gerbereien u. Ziegelbrennereien; dagegen ist der Handel mit Holz, Getreide, Obst, Fischen u. Vieh auf den großen Strömen u. dem Zuidersee beträchtlich, vorzüglich nach England. Von den Bewohnern gehören 62 % zur reformirten, 37 % zur katholischen Kirche. Die Provinz zerfällt in die vier Gerichtsdistrikte **Arnhem**, **Nijmegen**, **Zütfen** u. **Tiel**. Die größte Stadt ist **Arnhem** mit 34,064 E. (1872). — Die jetzige Provinz G. bildet den Hauptbestandtheil des ehemaligen Herzogthums G. Im 9. Jahrh. war dasselbe eine kaiserliche Landvogtei; 1061 kam es an Otto von Nassau u. wurde 1079 zu einer Grafschaft erhoben, mit der später die Grafschaft Zütfen vereinigt ward. Die Ohnmacht des Deutschen Reiches benutzten die Grafen von G., um ihre Macht auszudehnen u. sich 1248 die freie Reichsstadt Nymwegen (Nijmegen) zu unterwerfen. Ludwig der Bayer ertheilte 1339 dem Grafen Reinhold die Herzogswürde. Als der nassauische Herzogsstamm ausstarb, kam G. 1379 an Jülich; 1472 an Karl den Kühnen von Burgund verkauft, gelangte es später als Theil des burgundischen Erbes an Kaiser Maximilian und ward 1543 von Karl V. mit den Niederlanden vereinigt; 1815 wurde G. zwischen Preußen u. dem Königreich der Niederlande getheilt, so daß ersteres den jetzigen **Kreis G.** mit der **gleichnamigen Kreisstadt G.** (5096 E.) im **Regierungsbezirke Düsseldorf** erhielt.

Geldstrafe, die gelindeste Strafart, die auch das Deutsche Strafgesetzbuch bei Verbrechen, Vergehen u. Uebertretungen kennt. Bei letzteren bildet sie das regelmäßige Strafmittel. Uebrigens kommen G.n nicht nur im Strafrechte, sondern auch in Verwaltungs-, Steuer- und Zollsachen vor. Die G. ist ihrem Mindestbetrage nach bei Uebertretungen auf 1 Mark, bei allen anderen Vergehen u. Verbrechen auf 3 Mark, ihrem Höchstbetrage nach bei Kriminalverbrechen auf 6000 Mark festgesetzt. Höhere G.n kommen in Steuer- u. Zollstrafsachen vor. Nicht beizutreibende G.n sind in Gefängniß u., wenn sie wegen Uebertretungen erkannt worden, in Haft umzuwandeln. Die Zahlungsunfähigkeit des Schuldigen steht an sich nicht der Auflegung einer G. entgegen; nur wenn sich bei der Vollstreckung herausstellt, daß der Schuldige nicht zahlen kann, pflegt die G. in der Weise verwandelt zu werden, daß bei Verbrechen u. Vergehen der Betrag von 3—15 Mark, bei Uebertretungen der Betrag von 1—15 Mark, einer eintägigen Freiheitsstrafe gleichgeachtet wird. Die Geldstrafe wird im Deutschen Strafgesetzbuch bald allein, bald an erster Stelle oder wahlweise mit einer Freiheitsstrafe, bald als Nebenstrafe neben einer Freiheitsstrafe erkannt. Es ist irrig, die G. als ein besonderes Strafmittel für Wohlhabende od. Hochgestellte anzusehen; nur wo das Gesetz die Schuld wahlweise mit Geld- od. Freiheitsstrafe bedroht, wird der Richter auf die besonderen Standes- u. Berufsverhältnisse des Schuldigen Rücksicht nehmen u. insbesondere bei Personen, die öffentliche od. Gemeindeämter bekleiden, im Zweifel auf G. erkennen müssen. Auch in den Nachlaß des verstorbenen Schuldigen kann die G. vollstreckt werden, jedoch nach dem Deutschen Strafgesetzbuch nur dann, wenn das Urtheil bei Lebzeiten des Schuldigen rechtskräftig geworden war. — Mit der G. ist nicht zu verwechseln die **Geldbuße**. Diese tritt an die Stelle eines Schadenersatzanspruches u. schließt letzteren aus; hier tritt im Falle der Zahlungsunfähigkeit eine Verwandlung in Freiheitsstrafe nicht ein. Eine derartige Geldbuße kommt nam. bei Beleidigungen, Körperverletzungen u. Verletzungen der

Urheberrechte vor. Die Verwandlung einer erkannten Freiheitsstrafe in G. kann nur im Wege der Begnadigung erfolgen.

Gelehrtenschulen nennt man gegenwärtig in Deutschland alle diejenigen Schulen, welche ohne Rücksicht auf einen bestimmten praktischen Beruf (wie ihn die sog. Fachschulen im Auge haben) den Schüler für jedes beliebige wissenschaftliche Fach im Allgemeinen vorzubereiten streben. Im weitesten Sinne zählt man zwar bisweilen auch die Universitäten unter die G., aber insofern mit Unrecht, als die Universitäten nur zum Theil die allgemeine Bildung, in der Hauptsache aber das Studium bestimmter Fachwissenschaften zu fordern haben. Dazu kommt, daß den Universitäten ihrer ganzen Einrichtung nach die wesentlichsten Merkmale der Schule (zwangsweiser Unterricht, Schulzucht, eine bestimmt vorgeschriebene Stufenleiter von Abtheilungen u. s. w. fehlen. Richtiger zählt man also zu den G. nur diejenigen, welche den Schüler zum Besuch einer höheren wissenschaftlichen Anstalt (Universität od. Akademie) durch die Mittheilung der allgemein wissenschaftlichen Bildung zu befähigen streben. Die G. stehen so in der Mitte zwischen den niederen Fachschulen einerseits u. den höchsten Bildungsanstalten andererseits.

In der Geschichte der G. lassen sich im Ganzen drei Abschnitte unterscheiden: die Schulen des klassischen Alterthums, die Kloster- u. Domschulen des Mittelalters u. die Staatsschulen der Neuzeit seit der Reformation. Die G. der Griechen gingen aus den **Gymnasien** hervor, in denen nackt (γυμνός) geturnt wurde. Der Name blieb, als man im Laufe der Zeit v. Chr. neben den Leibesübungen auch die Künste des Geistes zu pflegen begann, u. er hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Diese Gymnasien der Griechen, die auch von den Römern viel besucht wurden, hatten fast ausschließlich die formelle Bildung des Schülers im Auge, die Ausbildung in Philosophie, Grammatik, Mathematik u. s. w. Es waren nicht Schulen im heutigen Sinne, sondern berühmte Lehrer sammelten einen Schülerkreis um sich, dem sie lehrend u. disputirend ihre Wissenschaft mittheilten. Die Schüler waren nicht selten reiferen Alters u. weniger auf künftigen Erwerb als auf allgemeine Ausbildung des Geistes bedacht. Solche Gymnasien waren die Akademie zu Athen, in der Plato lehrte, das Lykeion (Lyceum) des Aristoteles, das Gymnasium Kynosarges u. a. Für die eigentliche Fachbildung sorgte entweder der Umgang mit berühmten Fachvertretern (so namentlich bei den Juristen), od. besondere Schulen, z. B. für Redner die Rhetorenschulen. In Rom haben sich die G. erst viel später entwickelt (seit dem 1. Jahrh. n. Chr.) u. auch dann erst durch griechische Lehrer. Doch finden sich in dieser Zeit bereits die Anfänge von Staatsschulen mit besoldeten Lehrern.

Bis um die Mitte des 4. Jahrh. pflegten christliche Jünglinge noch auf diesen heidnischen Schulen zu studiren; daneben aber gab es bereits christliche Schulen zur wissenschaftlichen Vorbereitung für den priesterlichen Beruf, so die berühmte Katechetenschule zu Alexandrien, an der u. A. Origenes wirkte. In der Barbarei der Völkerwanderung gerieth das Gelehrtenschulwesen im Abendland in tiefsten Verfall, zumal seit der Kirchenspaltung im 7. Jahrh., die den gelehrteren Osten von dem Westen trennte. Nur in den Klöstern, bes. denen der Benediktiner u. der irischen Mönche, wurden die Wissenschaften nothdürftig gepflegt. Aber an die Stelle der fast vergessenen Klassiker waren die Kirchenväter getreten, an die Stelle wahrer Wissenschaft geistlose Spitzfindigkeit. Großen Eifer verwandte bes. Karl der Große auf die Hebung u. Begründung von Klosterschulen, worin ihn namentlich der gelehrte Alcuin unterstützte. Zu einem vollständigen gelehrten Kursus gehörte damals die Erlernung der 7 freien Künste (Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie). Die Schulsprache war Lateinisch, Griechisch nur Wenigen bekannt. Doch haben trotz aller Unvollkommenheit etliche dieser Klosterschulen, bes. auch in deutschen Ländern (Fulda, Reichenau, St. Gallen), Bedeutendes geleistet. Fürsten u. Adlige empfingen meist in ihnen ihre Erziehung. Das Bedürfniß nach ordentlichen G. trat aber erst dann lebhafter hervor, als seit dem 13. Jahrh. die Universitäten aufzublühen begannen, zu deren Besuch man einer wissenschaftlichen Vorbereitung bedurfte. Allenthalben entstanden jetzt an den Bischofssitzen u. in größeren Städten, die über eine größere Zahl gelehrter Priester u. Mönche zu gebieten hatten, Dom- u. Klosterschulen unter Leitung der Bischöfe od. Aebte. Fast alle älteren Gymnasien Deutschlands sind aus diesen Schulen des 13. Jahrh. hervorgegangen. Das eigne Interesse trieb Fürsten u. Städte, diese Schulen nach Kräften zu unterstützen u. mit Privilegien zu versehen. Die Reformation fand diese Schulen meist in arger Verwilderung. Auf ihnen herrschte noch die alte scholastische Methode, während sonst überall der Humanismus, d. i. die Rückkehr zu der Wissenschaft u. Methode des klassischen Alterthums, Wurzel geschlagen hatte. Wo die Reformation siegte, da erneuerte sie auch die Schulen nach den Grundsätzen der Humanisten. Nach diesen noch heute geltenden Grundsätzen wird als Hauptzweck der G. die formale Bildung angesehen, vor welcher die Rücksicht auf die Fülle des zu Lernenden zurücktritt. Die formale Bildung des Geistes wird vor Allem durch das Studium der klassischen Sprachen erreicht, welches zugleich der Jugend die Herrlichkeit des klassischen Zeitalters der Kunst u. Literatur aufschließt. So wurde denn in der ersten Blütezeit der deutschen Gymnasien fast nur Griechisch u. Lateinisch getrieben, daneben Religion u. Philosophie; Deutsch u. die sogenannten Realien wurden ganz vernachlässigt. In jene Zeit fällt die Stiftung der drei berühmten sächsischen Fürstenschulen (Pforta, Meißen, Grimma) u. die Stiftung einer großen Zahl von Stadtschulen, sogenannten Lyceen. Die Geschichte dieser Anstalten seit der Reformation dreht sich um das Bestreben, neben der wissenschaftlichen Förderung auch die Erziehung u. Charakterbildung des Schülers stärker zu berücksichtigen, nicht minder seine körperliche Ausbildung; ferner setzte man die Muttersprache allmählich in ihr Recht ein u. nahm auch Mathematik, Naturwissenschaften u. neuere Sprachen in den Unterrichtsplan auf. Der Streit über die Ausdehnung des Unterrichts in diesen Fächern führte in den vierziger Jahren zu der Abtrennung der **Realschulen**, welche vor Allem die sogen. Realien pflegen, später zur Errichtung von „modernen Gymnasien", welche neuere Sprachen u. Literatur bevorzugt wissen wollten (Modernes Gesammtgymnasium zu Leipzig, gegründet 1849). Daneben dauert noch immer der Streit fort, ob die formale od. materiale Bildung die Hauptsache im Gymnasialunterricht sei. — Die Zahl der staatlich anerkannten G. beläuft sich jetzt im Deutschen Reiche auf 322, wovon 218 auf Preußen, 28 auf Bayern, 13 auf Sachsen, 7 auf Württemberg, 10 auf Baden kommen. Daneben existirt jedoch noch eine sehr große Zahl von Privatgymnasien, niederen Lateinschulen, Lyceen, Progymnasien u. s. w. Als vollberechtigt gelten nur diejenigen, welche Reifezeugnisse zum Besuch der Universität ausstellen dürfen. Dieselben sind jetzt fast überall nach preußischem Muster gleich organisirt u. bestehen in der Regel aus drei Vorklassen (dem Progymnasium) u. sechs Gymnasialklassen (von denen bei geringerer Schülerzahl oft mehrere vereinigt sind). Der ganze Kursus umfaßt somit 9 Jahre (gewöhnlich vom 10.—19. Lebensjahr). — Die meiste Aehnlichkeit mit dem deutschen Gelehrtenschulwesen hat das englische; nur tritt dort neben dem Studium der klassischen Sprachen die körperliche Ausbildung ganz anders in den Vordergrund. Sehr verschieden von den deutschen Gymnasien sind dagegen die französ. Collegien, die eher mit unsern Fachschulen zu vergleichen sind.

Geleise nennt man die Auseinanderstellung der Räder an einer Achse. Auch die von den Rädern gezogene Spur auf der Straße heißt G., weshalb man auch die beiden Schienen der Eisenbahn das Schienengeleise nennt. In den verschiedenen Staaten sind meistens die Geleisebreiten für die Fuhrwerke aller Art vorgeschrieben, weil davon wesentlich die Schonung u. die Benutzbarkeit der Straßen abhängt. Die gleiche G.-Breite der Eisenbahnen verschiedener Staaten erleichtert den Verkehr, indem damit die Benutzung durchlaufender Waggons ermöglicht u. ein häufigeres Umladen der Last od. Umsteigen der Reisenden vermieden wird.

Geleit, zur Zeit des Faustrechtes die vom Landesherrn od. von mächtigen Rittern (Geleitsherren) den Reisenden, bes. Kaufleuten, zum Schutz gegen räuberische Anfälle gegebene Begleitung bewaffneter Männer (Geleitsmänner). Da hierfür eine gewisse Abgabe (gleichfalls G. genannt) zu entrichten war, so machten manche Geleitsherren ein förmliches Gewerbe daraus u. erhoben oft nur die Abgabe, ohne wirklich die Geleitsfolge zu leisten. Nach Herstellung des allg. Landfriedens wurde das lebendige G. durch das todte od. schriftliche G., d. h. durch einen Geleitsbrief, ersetzt, welcher die Sicherheit des Reisens verbürgen sollte. Auch hierfür ward eine Abgabe (Geleitsgeld) erhoben. In den meisten Staaten war das Geleitswesen durch eine Geleitsordnung geregelt. Auch als das G. längst überflüssig geworden, mußte in einzelnen Staaten das Geleitsgeld noch neben dem Chausseegeld entrichtet werden, bis es endlich der Zollverein überall abschaffte u. mit diesem verschmolz. Freies od. sicheres G. hieß im Mittelalter der einem Angeklagten von der Obrigkeit gewährte gesetzliche Schutz, unter welchem derselbe ungefährdet vor Gericht erscheinen u. wieder abziehen durfte.

Gelenke (Gelenkverbindungen, Diarthrosen, vom griech. ἄρθρον, Gelenk) sind die beweglichen Verbindungen der Skelettheile, wobei die glatten, überknorpelten Gelenkenden der Knochen mittels eines serösen Sackes (Synovialkapsel), dessen Inneres (die Gelenkhöhle) mit einer klebrigen, gelblichen, eiweißreichen Flüssigkeit, der Gelenkschmiere (Synovia), erfüllt ist, aneinander verschiebbar erhalten, durch ein Kapselband mit einander in Verbindung gehalten, durch sehnige Bänder (Ligamente) aber, welche sich außen ansetzen, u. durch Knochenvorsprünge in ihrer Bewegung eingeschränkt werden. Die Formen der Gelenkbewegungen sind bedingt durch die Beschaffenheit der auf einander wirkenden Gelenkflächen. Beim straffen Gelenke sind zwei platte Gelenkflächen durch kurze, straffe Bänder an einander gehalten u. können sich nur wenig an einander verschieben; so zwischen den Wirbeln, an der Hand- u. Fußwurzel. Beim Dreh- od. Rollgelenk kann sich ein Knochen nur im Halb- od. Drittelkreise um sich selbst od. um einen parallel neben ihm liegenden anderen Knochen bewegen, so der erste Halswirbel (Atlas) um den 2. Halswirbel,

ferner die Speiche am Vorderarm. Beim Winkelgelenk bewegt sich ein langer Knochen mit seinem Ende am Ende eines andern Knochens nur in einer Richtung, die Seitenbewegung ist durch Seitenbänder verhindert. Dergl. Winkelgelenke sind: das Gelenk zwischen Atlas u. Kopf, das Elnbogengelenk, die Gelenke zwischen den Fingergliedern, das Kniegelenk. —

Nr. 3056. Die Gelenke an den Arm- und Beinknochen des Menschen.
1) Fingergelenk, schematisch im Durchschnitt. a Knochen, b Gelenkknorpel, c Knochenhaut, d Synovialkapsel. 2) Elnbogengelenk schematisch in größter Beugung u. Streckung. e Oberarmbein, f Elnbogenbein (Ulna) gestreckt, f' gebeugt. 3) Schema der Bewegungen des Unterarms, sie erfolgen um die beiden gezogenen Achsen.

Beim freien Gelenk kann sich ein Knochen am andern nach allen Richtungen hin bewegen. Das Unterkiefergelenk, das Handgelenk (zwischen Handwurzel u. Vorderarm), die Fingergelenke sind Beispiele davon. — Durch Verbindung des freien Gelenkes mit dem Drehgelenk entsteht das Kugelgelenk. Hier kann der Knochen nicht nur die Bewegungen nach vier Richtungen hin ausführen, sondern sich auch um seine Achse od. eine derselben parallele Linie drehen. Das Ende des sich bewegenden Knochens ist kugelförmig gestaltet (Gelenkkopf) u. das des andern Knochens bildet eine Grube. Hieher gehört das Schulter- od. Oberarmgelenk, das freieste Gelenk des Körpers. Vertieft sich die Gelenkgrube zur Pfanne, die fast den ganzen Kopf umfaßt, wie die Pfanne des Beckens den Gelenkkopf des Oberschenkels, so nennt man das Kugelgelenk ein Nußgelenk.

Gelenkrheumatismus, s. „Rheumatismus".

Gelimer, der letzte König der Vandalen in Afrika, ein Sohn des Gelar u. Urenkel des Genserich, stieß seinen Vorgänger Hilderich vom Throne, wurde aber 534 unter dem Kaiser Justinian von dessen Feldherrn Belisar geschlagen u. gefangen nach Konstantinopel geführt. G. starb als ohnmächtiger Vasall des Justinian in Galatien.

Gellert, Christian Fürchtegott, deutscher Fabel- u. Liederdichter, geb. 4. Juli 1715 zu Haynichen bei Freiberg, war der Sohn eines armen Pfarrers, das dritte von dessen 13 Kindern. Auf der Fürstenschule zu Meißen (seit 1729) vorbereitet, studirte er seit 1734 unter Ernesti zu Leipzig Theologie. Doch hinderte ihn an der Uebernahme eines geistlichen Amtes sowol seine schwache Brust als seine Aengstlichkeit. Nachdem er zwei Jahre als Erzieher zweier Edelleute (von Lüttichau) bei Dresden gewirkt, kehrte er als Erzieher seines Neffen nach Leipzig zurück u. machte sich zuerst durch sinnige Fabeln u. Erzählungen in Schwabe's „Belustigungen des Verstandes u. Witzes" bekannt. Im J. 1744 gründete er in Verbindung mit Gärtner (s. d.) u. A. die sog. „Bremer Beiträge" u. trat gleichzeitig, zum Magister promovirt, als Docent an der Leipziger Universität auf. Im J. 1745 ließ er sein Lustspiel „Die Betschwester", 1746 seine „Fabeln u. Erzählungen", sowie den seltsamen Roman „Leben der schwedischen Gräfin von G.", 1748 die „Lust- u. Schäferspiele" erscheinen. Was uns an diesen Schriften jetzt sentimental u. sogar trocken erscheint, war gerade im Geschmacke jenes Zeitalters; G. wurde bald der Liebling des Volkes, wozu seine innige u. doch volksthümliche Religiosität nicht am wenigsten beitrug. Die hervorragendsten Zeitgenossen suchten mit dem bescheidenen Manne in persönlichen od. brieflichen Verkehr zu treten. Seine philosoph. u. literar. Vorlesungen wirkten überaus anregend auf die akademische Jugend (1751 wurde er ohne sein Zuthun zum außerord. Professor ernannt). Großen Beifall erntete er auch in weiteren Kreisen durch seine Vorlesungen über Moral. Dabei setzte er seine schriftstellerische Thätigkeit emsig fort. Im J. 1751 erschienen seine „Briefe über den guten Geschmack", 1754 seine „Lehrgedichte", 1757 seine „Geistlichen Oden u. Lieder". Diese letzteren vor Allem haben, neben seinen leicht

u. launig gehaltenen u. noch immer beliebten Fabeln, seinen Namen auf die Nachwelt gebracht. Obschon sie hinter dem Bekenntnißliede der Reformatoren u. dem Erbauungsliede, z. B. Paul Gerhardt's, als Andachtslieder (oft sogar als bloße Lehrlieder) meist zurückstehen, so haben sie doch durch ihre warme Frömmigkeit u. das praktische Christenthum, das sie lehren, vielen Tausenden zur Förderung u. Erbauung gereicht. Von der unbegrenzten Verehrung, die dem kindlich reinen Charakter G.'s von allen Seiten gezollt wurde, legt auch Goethe, der 1768 zu seinen Schülern gehörte, im 7. Buch von „Wahrheit und Dichtung" ein schönes Zeugniß ab. Friedrich d. Gr. erklärte ihn für den ehrenwerthesten Gelehrten Deutschlands u. hatte 1760 bei seinem Aufenthalte in Leipzig eine längere Unterredung mit ihm. Seit 1762 erhielt er von dem Grafen Brühl, später vom sächs. Hofe, ansehnliche Gnadengehalte. Fortwährend kränklich und schwer von Hypochondrie geplagt, starb G. 13. Dez. 1769. Im J. 1865 wurde ihm im Rosenthale bei Leipzig (an Stelle eines älteren Denkmals auf dem Schneckenberge) ein schönes Denkmal, in Gestalt einer Statue von Knaur, gesetzt. Neuere Ausgaben seiner Werke erschienen zu Leipzig (10 Bde., 1856) u. Berlin (in der „Nationalbibliothek deutscher Klassiker", 1867 fg.). — Sein Bruder, Christlieb Ehregott **G.**, hat sich als Metallurgist bekannt gemacht. Geb. zu Haynichen 11. Aug. 1713, ging er 1736 nach Petersburg, wo er Gymnasiallehrer wurde u. als Adjunkt der Akademie der Wissenschaften mit dem berühmten Euler in anregendem Verkehre stand. Im J. 1746 nach Sachsen zurückgekehrt, widmete er sich in Freiberg der Metallurgie, wurde dann Inspektor beim Bergwesen u. Prof. an der Bergakademie, errichtete das dortige Amalgamirwerk u. starb daselbst 13. Mai 1795.

Nr. 3057. Christian Fürchtegott Gellert (geb. 4. Juli 1715, gest. 13. Dez. 1769).

Gellius, Aulus, röm. Schriftsteller aus der Mitte des 2. Jahrh. n. Chr., genoß in Rom den Unterricht des Grammatikers Sulpicius Apollinaris u. des Philosophen Favorinus, mit dem er dauernd in einem freundschaftlichen Verhältniß blieb, u. bekleidete dann dort das Amt eines Richters. Später hielt er sich längere Zeit in Athen auf. Sein daselbst begonnenes u. deshalb von ihm „Attische Nächte" („Noctes Atticae") genanntes Werk in 20 Büchern ist mit Ausnahme des 8. Buches erhalten. Es besteht aus einer bunten Sammlung fleißig u. sorgfältig zusammengetragener Notizen über die verschiedenartigsten Gegenstände aus dem Gebiete der röm. Sprache, Literatur u. Alterthümer, des Rechts u. der Philosophie, selbst der Naturwissenschaft, u. bildet eine werthvolle Fundgrube für die Kenntniß des Alterthums, zumal da es viele Exzerpte aus später verlorenen Schriftstellern enthält. Ausgaben lieferten Gronovius (Leyden 1706 u. Lpz. 1762), Lion (Gött. 1824) u. Hertz (2 Bde., Lpz. 1853).

Gelnhausen, Kreisstadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau mit 3798 E. (1871), $2\frac{1}{2}$ M. im NO. von Hanau in der Wetterau an der Kinzig gelegen. Die aus dem 13. Jahrh. stammende, halb romanische, halb gothische Pfarrkirche mit einer Kuppel u. vier Thürmen ist sehenswerth, Weinbau u. Industrie nicht unbedeutend. In der Nähe der Stadt liegen am Fuße einer Bergkette, auf einer Insel des Flusses, die Ruinen der großartigen Kaiserburg, welche Friedrich Barbarossa erbauen ließ. Noch ist von ihr das Reichssaalgebäude, der sog. Meßthurm u. eine Halle übrig; auch spätere Kaiser hielten dort mehrmals Hof. G. war im Mittelalter freie Reichsstadt; 1803 ward die Stadt Kurhessen einverleibt.

Gelobtes Land, s. v. w. Palästina.

Gelon, Tyrann von Gela (s. d.), bemächtigte sich nach dem Tode des Hippokrates der Herrschaft über Gela (491 v. Chr.) u. brachte 485 auch Syrakus in seine Gewalt, welches er dadurch, daß er die Einwohner einiger anderen sizilischen Städte dorthin verpflanzte, zur größten u. angesehensten Stadt Siziliens machte. G.'s Macht war so bedeutend, daß Griechenland ihn um Hülfe anging, als es von Xerxes bedroht ward; doch konnte er keinen Beistand leisten, da er sich selbst gegen die Karthager vertheidigen mußte, die einen Angriff auf Sizilien unternahmen. Es gelang ihm, denselben zurückzuschlagen, indem er durch seinen ruhmvollen Sieg bei Himera 480 das Heer der Karthager gänzlich vernichtete. Wegen seiner gerechten und milden Regierung allgemein geachtet, starb G. 478.

Geltthier, die alte unfruchtbare Hirschkuh; gelt, güst, s. v. w. unfruchtbar, so in Norddeutschland die sterilen Karpfen, die der süddeutsche Fischer „Laimer" nennt.

Gelübde (von geloben) heißt im Allgemeinen jedes Versprechen, durch welches sich Jemand verbindlich macht, Etwas zu thun od. zu unterlassen. Im engeren Sinn (als religiöses G.) ist es ein feierliches Versprechen Gott gegenüber, mag es sich nun auf eine einmalige Handlung (z. B. eine Schenkung zu frommen Zwecken im Fall der Errettung aus Gefahr ꝛc.) od. auf das ganze Leben beziehen. Zu der letzteren Art gehört im Alten Testament das sog. Nasiräatsgelübde, das sich auf Enthaltung von geistigen Getränken u. Nichtscheren des Haupthaares erstreckte; in der christlichen Kirche das sog. Klostergelübde, welches zu Armuth, Keuschheit u. Gehorsam verpflichtete. Schon das ältere Kirchenrecht beschäftigte sich mit der Frage, in welchen Fällen ein religiöses G. als nicht bindend anzusehen sei. Es gestattete Dispensation (Befreiung) von einem G., das in unzurechnungsfähigem Zustande abgelegt ward od. sich auf eine unerlaubte Handlung bezog, erklärte aber das G., das ein Vater für seine Kinder ablegte (z. B. sie in ein Kloster zu geben), für bindend. Für wichtigere G. kann höchstens der Papst noch Dispensation ertheilen. Das neuere Staatsrecht hat indeß fast einstimmig das dauernd bindende G. verworfen, u. in etlichen Ländern ist daher vom bürgerlichen Recht selbst die Zurücknahme des Klostergelübdes gestattet worden.

Gelzer, Johann Heinrich, deutscher Schriftsteller, geb. zu Schaffhausen 17. Okt. 1813, wurde 1839 Prof. der Geschichte zu Basel, wirkte seit 1844 in gleicher Stellung zu Berlin u. kehrte nach einem längeren Aufenthalte in Italien 1852 zu dauerndem Aufenthalte nach Basel zurück. Hier begründete er die (1869 eingegangenen) „Protestantischen Monatsblätter für innere Zeitgeschichte", die lange Zeit eines der geschätztesten Organe für politische u. religiöse Fragen blieben. Dabei war er bis in die neueste Zeit durch die Ausführung besonderer Missionen im Interesse der preuß. Regierung thätig, so 1856 in der Beilegung des Konflikts zwischen Preußen u. dem Kanton Neuschatel, 1859 als Rathgeber des Ministers Bethmann-Hollweg u. noch 1872—73 in Italien. Von seinen Schriften heben wir hervor: „Die deutsche Literatur seit Klopstock u. Lessing nach ihren ethischen u. religiösen Gesichtspunkten" (2 Bde., 1847 u. 1849, 3. Aufl. 1858).

Gemälde im weitern Sinne des Wortes heißt jede Darstellung wirklicher od. gedachter Gegenstände, welche durch Farbe auf einer Fläche ausgeführt ist. Diese Fläche kann aus Holz od. Stein, aus Leinwand, Papier, Pergament, oder auch aus gebrannter Erde oder aus Metall bestehen. Die Darstellung selber aber kann entweder in bloßen Umrissen erscheinen, die vermittels eines farbigen Stiftes od. eines Pinsels ausgeführt sind, od. die Umrisse können ausgefüllt werden, sei es nun mit einer u. derselben Farbe (Monochromie) od. mit mehreren Farben (Polychromie). Im engeren Sinne versteht man unter G. gewöhnlich die beweglichen, auf Holz (selten auf Metallplatten) vermittels des Pinsels ausgeführten Bilder (Staffeleibilder). Ueber die Gattungen der G. in Bezug auf den Inhalt der Darstellungen u. in Bezug auf das bei der Ausführung der Darstellung angewandte technische Verfahren s. d. Art. „Malerei". — G. heißt auch die mündliche od. schriftliche Schilderung einer Begebenheit od. eines Vorganges, die so lebhaft u. anschaulich ist, daß der Hörer od. Leser sich danach ein klares Bild der Begebenheit entwerfen könnte.

Gemara (aram., d. i. Lehre), die Erläuterung u. weitere Ausführung der Mischna, bildet mit dieser zusammen den Talmud (s. d.).

Gemeinde (Kommune) heißt im öffentlichen Recht eine Vereinigung von Personen, die durch gemeinsamen Wohnsitz u. durch die sich hieraus ergebende Gemeinsamkeit der Interessen u. Aufgaben mit einander verbunden sind. Die G.n treten sowol den Individuen u. Familien, aus denen sie bestehen, als dem Staate, der sich aus ihnen zusammensetzt, als geschlossener Verband mit den Rechten einer juristischen Körperschaft gegenüber. Ihre Zwecke u. Aufgaben sind naturgemäß an die Oertlichkeit gebunden, aber auch innerhalb derselben nicht so umfassender u. tiefgreifender Art wie die des Staates. Meist beschäftigt die G. die Erreichung wirthschaftlicher Aufgaben, die über den Kreis häuslicher u. gewerblicher Einzelthätigkeit hinausgehen. Doch zeigen die G.n in ihrer äußeren Erscheinung manche Verwandtschaft mit dem Staate. Sie haben ihre besonderen Verfassungen, Gemeindeverfassungen (Gemeindeordnungen), die insbesondere die Grundsätze über Verwaltung des Gemeindevermögens enthalten. Sie verpflichten ihre Mitglieder zu besonderen Dienstleistungen u. Abgaben, verleihen ihnen aber auch besondere Bevorzugungen vor denen, die, ohne Mitglieder der G. zu sein, in ihr sich aufhalten (Gemeinderechte). Das Gemeindevermögen wird entweder im Interesse der G. als solcher verwendet (Kämmereigut) od. es kommt den einzelnen Gemeindemitgliedern zu Gute (Allmendgut), wie dies früher nam. bei Wäldern u. Wiesen der Fall war, die entweder von sämmtlichen Gemeindeangehörigen od. nur von den früher ansässig gewesenen Grundstücksbesitzern (Alt- od. Realgemeinden) benutzt wurden. In Deutschland hat sich seit der Preuß. Städteordnung von 1808 die Selbstverwaltung der G.n durch frei aus ihrer Mitte gewählte Vertreter Bahn gebrochen u. sich sowol als sorgsame Pflegerin der wirthschaftlichen u. geistigen Lokalinteressen wie als politische Bildungsschule vortrefflich bewährt, während in Frankreich die Gemeindeverwaltung zum Schaden der politischen Charakterbildung vom Mittelpunkte des Staates aus u. durch Beamte, die in dessen Namen u. unter seiner Oberaufsicht fungiren, bevormundet wird. Die G.n zerfallen in Stadt- u. Landgemeinden. Die Stadtgemeinden genießen in Deutschland eine große Selbständigkeit. Ihre Angelegenheiten werden durch selbstgewählte Magistrate (Bürgermeister u. Stadtrath) verwaltet. Die Verwaltung selbst wird theils von der Regierungsbehörde, theils von einem gleichfalls durch die Bürger erwählten Kollegium (Stadtverordnete, Bürgerausschuß) kontrolirt. Die Mitglieder der Stadtgemeinde sind die Bürger (s. d.); sie allein sind zur Bekleidung von Gemeindeämtern befähigt; früher war das Bürgerrecht meist auch die Vorbedingung des Betriebes eines Gewerbes od. Handelsgeschäftes in der betreffenden G. Die Landgemeinden, Dörfer, d. i. eine Vereinigung verschiedener Bauergüter zu einem politischen u. rechtlichen Ganzen, werden meist gleichfalls durch gewählte Vertreter (Gemeinderath, Gemeindevorstand) verwaltet, doch genießen diese meist nur geringere Rechte als die Verwalter von Stadtgemeinden. Bei kleineren Gemeinden erfolgt die Verwaltung durch sämmtliche angesessene Dorfbewohner, oft auch nur durch die Bauergutsbesitzer.

Gemeindeordnung heißt die Gesammtheit derjenigen Vorschriften, welche die Verwaltung von Stadt- od. Landgemeinden regeln. Meist ist durch Gesetz im Allgemeinen festgestellt worden, wie die Verwaltung u. Erreichung der Gemeindezwecke zu erfolgen habe; doch ist hie u. da den Gemeinden verstattet, hierüber nach eigenem Ermessen Bestimmungen zu treffen, sog. Lokalstatuten. In neuerer Zeit sind die älteren G.n vielfach revidirt und ist der Kreis der freien Regierungsgewalt der Städte meist erheblich erweitert worden. Die erwähnenswerthesten G.n aus den ersten Jahrzehnten dieses Jahrh. sind:

die preußische Städteordnung	von 1808,	revidirt	1831,
„ sächsische	„ „ 1832,	„	1873,
„ bayerische	„ „ 1818,	„	1834,
„ württembergische	„ „ 1818,	„	1822,
„ badische	„ „ 1831,	„	1835.

Wo die Gemeindeordnungen nicht ausreichen, werden Beschlüsse entweder von sämmtlichen Gemeindemitgliedern oder durch von diesen gewählte Gemeindevertreter gefaßt. Vergl. Weiske, „Die Gemeinde als Korporation" (1848), Gaupp, „Die Stadtrechte des Mittelalters" (2 Bde., Bresl. 1851—53), Maurer, „Geschichte der Dorfverfassung" (1865).

Gemeines Recht nennt man im Gegensatz zum partikulären (einem Staate eigenthümlichen, nur für ihn geltenden) Rechte ein Recht, das für eine Mehrheit politischer Organismen gilt; u. zwar als absolutes G. R., indem es die Anwendung jedweden Partikularrechtes in seinem Gebiete ausschließt, od. als subsidiäres G. R., insofern es nur dann Platz greift, wenn das Partikularrecht keine Normen über die betreffenden Rechtsverhältnisse enthält. Zur ersteren Gattung gehören die Vorschriften des deutschen Reichsrechts, zur letzteren die in Deutschland rezipirten Grundsätze des römischen u. kanonischen Rechtes (s. auch „Deutsches Recht"). Verschieden vom G. R. ist das gemeinsame Recht, d. h. ein solches, welches nur thatsächlich, ohne innern rechtlichen Zusammenhang mit dem Rechte eines anderen Staates, übereinstimmt.

Gemeinplatz (lat. locus communis), ein allgemein gefaßter, in einer großen Anzahl von Fällen anwendbarer Spruch od. Erfahrungssatz, aber auch in tadelndem Sinne ein — eben wegen seiner Allgemeinheit u. allgemeinen Anwendung — nichtssagender u. abgedroschener Satz.

Gemischte Ehen. Versteht man darunter eine Ehe zwischen Christen u. Nichtchristen, so galt hinsichtlich dieser bis vor Kurzem der Grundsatz, daß dieselbe nichtig u. verboten sei, weil die Ehe fordere, daß die Ehegatten durch Einheit des christlichen Bewußtseins verbunden sein sollen. Diese Auffassung stand im Widerspruche mit den klaren Aussprüchen des Neuen Testamentes u. im letzten Jahrzehnte hat man daher nam. eine Eheschließung zwischen Christen u. Juden zugelassen. Versteht man darunter aber eine Ehe zwischen Christen verschiedener Konfessionen, so läßt sich deren Zulässigkeit nach den Bestimmungen des neueren Kirchenrechts nicht bestreiten. Das Verfahren des römischen Stuhles ist nach den Verhältnissen u. Zeiten ein verschiedenes gewesen. Anfangs galten dergleichen Ehen als nichtig u. strafbar. Später gestattete die katholische Kirche Dispensation, diese aber nur dann, wenn die Erziehung aller Kinder im katholischen Glauben vor der Einsegnung gesichert wurde. Dem sind neuerdings vielfach die Staatsgesetze entgegen getreten; einige Gesetzgebungen lassen zunächst die zwischen den Brautleuten od. Eltern getroffenen Vereinbarungen entscheiden; in deren Ermangelung werden entweder alle Kinder in der Konfession des Vaters od. nur die Söhne in der Konfession des Vaters, die Töchter aber in der Konfession der Mutter erzogen. Andere Staatsgesetze schließen jeden Vertrag aus, manche begünstigen die herrschende Kirche des Landes, indem sie die Erziehung der Kinder in der Konfession der Landeskirche anordnen. Der richtige Standpunkt dürfte der sein, daß es der Vater ist, dem die Bestimmung der Religion u. Konfession seiner Kinder obliegt. Bei der Trennung gemischter Ehen pflegt für den protestantischen Theil Scheidung, für den katholischen Theil nur immerwährende Trennung von Tisch u. Bett ausgesprochen zu werden. Viel bestritten ist endlich noch die Frage, ob ein Katholik mit einer geschiedenen Person protestant. Bekenntnisses sich verheirathen dürfe. Die katholische Kirche verneint dies, jedoch mit Unrecht; denn ein geschiedener Protestant muß als ledig angesehen werden. Dergleichen Ehen sind in Oesterreich, Bayern u. Sachsen verboten, in Preußen u. Weimar erlaubt.

Gemmen (lat. gemmae) sind geschnittene, d. h. vom Steinschneider mit Bildwerken versehene (Edel=)Steine. Sie können entweder vertieft gearbeitet sein, indem die Darstellung in den Stein hineingegraben ist, u. werden dann Intaglio's (ital. intagli) genannt, od. erhaben, so daß das Dargestellte aus dem Steine hervortritt, in welchem Falle sie Kameen (ital. camei) heißen. Zu den ersteren finden sich meist der Amethyst, Hyacinth, Achat, Karneol verwendet, zu den Kameen verschiedenfarbige, Schichten bildende Chalcedone (bei den Alten Onyx u. Sardonyx genannt). Die schon von den Babyloniern u. Phönikiern geübte Steinschneidekunst war bei den Griechen wol schon zur Zeit der Perserkriege infolge der häufigen Anwendung gravirter Steine zum Siegeln ziemlich entwickelt; in der Zeit bis zu Alexander d. Gr. zu großer Vollkommenheit gebracht (Pyrgoteles, der Verfertiger von Alexander's Siegelringen), erreichte sie in den beiden nächsten Jahrhunderten die höchste Stufe der Vollendung, bes. auch in der Verfertigung der nicht zum Siegeln, sondern zum Schmuck von Bechern u. s. w. bestimmten Kameen, wie damals auch die ganz aus edlen Steinen geschnittenen Gefäße (Onyxgefäße) aufkamen. Aus dieser Zeit stammt der schönste von allen erhaltenen, der fast 15 cm. hohe Cameo Gonzaga in der kaiserl. Sammlung in Petersburg, welcher die Köpfe eines Fürsten u. seiner Gemahlin (Ptolemäos I. u. Eurydike [?]) darstellt; ferner die Kamee des kaiserl. Antikenkabinets zu Wien mit den Köpfen von Ptolemäos II. u. Arsinoe (?). In Italien, wo auch die Etrusker die Steinschneidekunst pflegten u. sich dabei durch Feinheit in der Ausführung auszeichneten (berühmte Gemme der fünf Helden gegen Theben, in Berlin), ward dann von der röm. Kunst bis in die Kaiserzeit hinein noch Treffliches geleistet, sowol in Intaglio's (Dioskorides unter August berühmt) als in Kameen. Aus der Zahl der letzteren sind bes. die Wiener Kamee mit Augustus als irdischem Jupiter neben der Göttin Roma u. die 32 cm. hohe Pariser Kamee mit Tiberius als irdischem Jupiter neben seiner Mutter Livia als Ceres. Die neuere Kunst weist erst zu Anfang des 16. Jahrh. wieder tüchtige Gemmenschneider auf, wie die Italiener Giovanni Bernardi da Castel Bolognese, Matteo del Nassaro, Maria di Pescia u. A., welche die antiken Vorbilder mit großer Meisterschaft nachahmten. Ihnen schließen sich im 18. Jahrh. die beiden Deutschen Lorenz Natter u. Josef Pichler an. — Sammlungen von Gemmenabdrücken (Pasten) nennt man Daktyliotheken (s. d.).

Gemmipaß führt über die Berner Alpen aus dem Kanton Bern ins Wallis, aus dem Rheingebiet ins Rhonegebiet. Der Abstieg im Wallis (zum Leukerbad) ist sehr steil u. daher der Weg im Zickzack in die Felsen gehauen (Paßhöhe 2126 m.).

Gemse (Capella rupicapra), ein Glied der Antilopenfamilie, von der Größe unserer Ziegen, mit drehrunden, nach rückwärts gekrümmten Hörnern, von dunkelbrauner Färbung, am Kopfe weißlich, mit einer vom Auge bis zur Schnauze ziehenden dunkelbraunen Binde. Die G. bewohnt rudelweise die europäischen Alpen bis zur Schneegrenze. Dort lebt sie von Alpenkräutern u. jungen Trieben strauchartiger Gewächse. Wegen ihres Fleisches sowie wegen ihres ein schönes Hosen= u. Handschuhleder liefernden Felles u. der zu Stockgriffen zu verarbeitenden Hörner (Krickel) ist sie ein Gegenstand eifriger Jagd, die eben so interessant als gefährlich ist, da die scheuen Thiere, die an ihren Weideplätzen eine wachthaltende „Vorgeiß" ausstellen, schwer zu beschleichen sind u. verfolgt die tiefsten Abgründe überspringen. — Gemsballen, Gemskugeln sind Haarballen, die sich in ihrem Magen vorfinden u. früher offizinell waren. Namen berühmter Gemsjäger sind die Schweizer Heitz, Infanger, bes. aber Colani im Engadin.

EDUARD KRETZSCHMAR

Nr. 3058. Die Gemse (Capella rupicapra).

Gemüsepflanzen nennt man die mit ihren Blättern od. Blüten zur Nahrung des Menschen dienenden Kulturpflanzen. Man gliedert sie in 1=, 2= u. mehrjährige od. perennirende, besser aber in eigentliche G., in Salate, Küchenkräuter und Gewürzpflanzen. Zu den ersteren gehören vorzugsweise Bohne, Erbse, Spinat, Melde, Blumenkohl, Brokkoli, Kopfkohl, Wirsing=, Rosen= u. Krauskohl, Kohlrabi u. Kohlrübe, Schnittkohl, weiße Rübe, Mangold, Möhre, Pastinake, Kerbelrübe, Seekohl, Sauerampfer, Rhabarber, Kartoffel, Zucker= u. Schwarzwurzel, Spargel, Artischocke, Cardone, Meerrettig, Brunnenkresse, Sauerklee. Zu den Salaten gehören: Salat, Rapunze, Gartenkresse, Portulak, Boretsch, Radischen, Gurke, Sellerie, rothe Rübe, Rettig, Rapontika, Endivie, Löffelkraut.

Zu den Gewürzpflanzen gehören: Kerbel, Dill, Bohnenkraut, Majoran, Zwiebel, Lauch, Petersilie, Fenchel, Schalotte, Knoblauch, Rokkambole, Winterzwiebel, Schnittlauch), Estragon. Endlich kann man dazu auch die Melone zählen.

Gemüth ist der der deutschen Sprache eigenthümliche Ausdruck für den Inbegriff der Stimmungen, Empfindungen u. Neigungen, die als unmittelbares Verhalten der Seele der Reflexion, der nüchtern beobachtenden u. erwägenden, urtheilenden u. schließenden Thätigkeit des Verstandes entgegengestellt werden. Dem in besonderem Grade mit G. begabten, gemüthvollen Menschen steht der gemüthlose gegenüber, bei welchem die zarteren Regungen der Seele, wie Liebe, Treue, Dankbarkeit, Mitleid u. dergl., gar nicht od. nur mangelhaft ausgebildet sind. Gemüthlichkeit ist nicht mit G. identisch, sondern nur ein erhöhter Grad der Geselligkeit, eine gewisse Heiterkeit u. Behaglichkeit, durch welche der damit Begabte auch Andere in eine behagliche Stimmung zu versetzen vermag; ein gemüthlicher Mensch als solcher braucht nicht immer zugleich ein gemüthvoller, durch ungewöhnliche Eigenschaften des Herzens, besondere Güte, liebevolle Gesinnung u. s. w., ausgezeichneter Mensch zu sein. — Auch die Art eines Menschen, zu empfinden u. gegen die Eindrücke der Außenwelt zu reagiren, die Grundstimmung der Seele, nennen wir G., u. unterscheiden demnach zwischen starkem u. schwachem, ruhigem u. reizbarem, ernstem u. leichtem, finsterem u. heiterem G. Die Gemüthsrichtung wird durch natürliche Anlage, Erziehung u. Gewohnheit bestimmt, kann jedoch, auch nachdem sie eine bestimmte Festigkeit erlangt, durch sorgfältige Selbstprüfung u. Selbsterziehung bis zu einem gewissen Grade umgebildet werden. — Heftige Erregungen, durch welche der Mensch aus dem gewohnten Gleichmaße seiner Empfindungen u. Neigungen herausgerissen wird, so daß eine derselben, zum Affekt od. zur Leidenschaft angewachsen, die Oberhand über alle anderen erhält, nennen wir Gemüthsbewegungen. Letztere können sich bisweilen, bes. wenn sie plötzlich u. mit erschütternder Gewalt auftreten, bis zu Gemüthskrankheiten steigern — mit welchem Worte man in der Regel diejenigen Geisteskrankheiten bezeichnet, die aus Ueberreizungen des G.s, aus einseitig überspannten, durch kein Gegengewicht in Schranken gehaltenen Leidenschaften hervorgehen, wie überschwängliche u. unbefriedigte od. gekränkte Liebe, Eifersucht, krankhaftes Selbstgefühl, krankhafte Unzufriedenheit mit sich selbst u. dgl.

Genappe (franz., spr. Schenapp'), früher Stadt, jetzt Marktflecken in der belg. Provinz Brabant mit etwa 1600 E. Vor u. nach der Schlacht von Belle Alliance (17. u. 18. Juni 1815) fanden hier zwischen den Franzosen u. den Alliirten heftige Gefechte statt.

Genast, Franz Eduard, berühmter Schauspieler u. Sänger, geb. 15. Juli 1797 zu Weimar als Sohn des Schauspielers Anton G. (gest. 4. März 1832), der unter Goethe's Oberleitung als einsichtiger Regisseur am dortigen Hoftheater thätig war. Eduard G., mit sehr reichen Mitteln, nam. mit einer klangvollen, modulationsfähigen Stimme begabt, bildete sich gleichfalls nach den Anweisungen Goethe's u. nach den Mustern der klassischen Schule von Weimar, erhielt dann eine feste Anstellung am Hoftheater zu Dresden u. begründete seinen Ruf als vielseitiger Sänger u. Schauspieler in Leipzig, wo er von 1818—28 unter der Direktion Küstner's glänzte. Nachdem er ein Jahr lang das Theater zu Magdeburg geleitet, trat er als lebenslängliches Mitglied in die Hofbühne zu Weimar ein, wo er bis 1852 als Sänger, bis in sein hohes Alter als Schauspieler thätig war u. die Traditionen der idealistischen Richtung gegen den vordringenden Realismus aufrecht erhielt. Von seinen Gesangsleistungen werden bes. gerühmt: Figaro, Masaniello, Don Juan, Vampyr (den Marschner für ihn komponirt), von seinen schauspielerischen der Wallenstein. G. hat auch eine Anzahl von Liedern komponirt; seine Oper „Der Verräther in den Alpen" hatte nur vorübergehende Erfolge. Eine Schilderung seiner Erlebnisse gab er selbst unter dem Titel: „Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers" (4 Bde., Lpz. 1863—65). Er starb 4. Aug. 1866 zu Wiesbaden. — Auch seine Gattin, Karoline Christine G., hat sich als bedeutende Schauspielerin bekannt gemacht. Geb. 31. Jan. 1798 zu Kassel als Tochter des vortrefflichen Schauspielers Wilhelm Böhler, ging sie frühzeitig zur Oper, bildete sich dann in der Schule von Sophie Schröder zur Schauspielerin aus u. feierte an der Seite ihres Gatten (seit 1820) an den Bühnen zu Leipzig u. Weimar in der Tragödie wie im Konversationsstück, als Liebhaberin wie als Salondame Triumphe. Zu ihren besten Rollen werden Minna von Barnhelm, Thekla, Donna Diana gezählt. Sie starb zu Weimar 14. April 1860. — Karl Albert Wilhelm G., der Sohn der beiden Vorgenannten, geb. 30. Juli 1822 zu Leipzig, seit 1852 Staatsanwalt zu Weimar, gehört zu den Stimmführern der dortigen nationalliberalen Partei, die er auch auf dem Weimar. Landtage vertritt, u. wurde 1867 in den Norddeutschen, 1870 in den Deutschen Reichstag gewählt. Für die Bühne dichtete G. die Trauerspiele „Bernhard von Weimar" (Weim. 1853) u. „Florian Geyer" (Weim. 1857); ferner schrieb er Romane u. Novellen („Das hohe Haus", „Der Köhlergraf" u. a.).

Gêne (franz., spr. Schähn'), Unbequemlichkeit, Zwang, Pein; **gênant** (spr. schänang), beengend, störend.

Genealogie (v. Griech.), Geschlechterkunde od. die Wissenschaft vom Ursprung, der Folge u. Verwandtschaft der Geschlechter u. Familien, eine wichtige Hülfswissenschaft der Geschichte u. des Rechts. Theoretisch lehrt sie die Grundsätze überhaupt, nach welchen die Folge u. die gegenseitigen Beziehungen der Geschlechter zu ermitteln sind; praktisch stellt sie die Geschlechter selbst durch Stammbäume od. genealog. (Geschlechts- od. Stamm-) Tafeln dar. Bei letzteren werden die Haupt-, Neben- u. Seitenlinien, die älteren u. jüngeren Linien, die auf- u. absteigende Geschlechtsfolge, die ganz od. im Mannesstamm ausgestorbenen („erloschenen") und noch bestehenden („blühenden") Linien, u. diese wieder nach ihrer verschiedenen Rangordnung (als königliche, fürstliche, gräfliche ꝛc.) unterschieden. Da es sich bei solchen Stammtafeln um alle bekannten Personen männl. u. weibl. Geschlechts aus einer Familie handelt, so haben erstere eine andere Einrichtung als die Ahnentafeln (vgl. den Art. „Adel"). Von Interesse u. Wichtigkeit sind die Stammtafeln nicht blos für die betr. einzelnen Familien (bes. in Erbschaftsangelegenheiten), wie für den Heraldiker, sondern auch für den Geschichtsforscher. Die ältesten Spuren der G. findet man in den Stammverzeichnissen der Helden des Alterthums, wie denn überhaupt die älteste (mythische) Geschichte der meisten Völker genealogisch ist. Bei den Israeliten gab es sogar schon eigene Beamte (Schoterim), welche Geschlechtsregister anzufertigen u. weiter zu führen hatten. Mit der Ausbildung der Staaten u. der Gliederung der Staatsbürger in verschiedene, zum Theil mit besonderen erblichen Vorrechten ausgestattete Klassen (Edle, Nobiles, Notables — Gemeine, Ignobiles) erweiterte sich das Feld der G. u. im Mittelalter waren ihrer Ausbildung bes. die Turniere förderlich. Zur Zeit der letzteren traten auch die ersten genealog. Schriftsteller auf, die aber, da sie die Geschichte noch ohne alle Kritik behandelten und den Großen zu schmeicheln suchten, die G. mit den unsinnigsten Fabeln vermengten u. in der Erfindung von Stammeltern das Unmöglichste leisteten (vgl. Rüxner's „Turnierbuch", Simmern 1527). Keine der bestehenden Familien vermag nämlich ihren Ursprung weiter als bis zur Mitte des 11. Jahrh. zurückzuführen, weil erst um diese Zeit Familiennamen aufkamen u. diese nur nach u. nach gewöhnlicher wurden. Eine wirklich historische Behandlung erfuhr die G. erst im 17. Jahrh. durch die Franzosen Duchesne, St. Marthe, Hozier, Chifflet, Lancelot le Blond ꝛc., den Engländer Dugdale und die Deutschen Rittershusius und Spener, welche Letztere die G. auf die urkundliche Beweisführung gründeten u. mit ihr die Heraldik verbanden. Seitdem ist die wissenschaftliche G. immer weiter ausgebaut worden u. hat sich die genealog. Literatur beträchtlich vermehrt. Vgl. Hübner, „Genealog. Tabellen" (4 Bde., Lpz. 1725—33; neue Aufl., 1737—66), zu denen Lenz „Erläuterungen" (ebd. 1756) u. die Königin Sophia von Dänemark „Supplementtafeln" (6 Lief., Kopenh. 1822—24) erscheinen ließen; Gatterer, „Abriß der G." (ebd. 1788); Koch, „Tables généalogiques des maisons souveraines d'Europe" (deutsch, Berl. 1808); Hopf, „Genealog. Atlas" (Bd. 1 u. 2, Gotha 1858—61) u. die „Gothaischen Genealog. Taschenbücher", von denen 1874 ein 111. Jahrg. des „Hofkalenders", ein 47. Jahrg. des „Taschenbuches der Gräfl. Häuser" u. ein 24. Jahrg. des „Taschenbuches der Freiherrl. Häuser" erschienen. Reiches genealog. Material enthält schließlich der von Oettinger gegründete u. von Schramm-Macdonald fortgesetzte „Moniteur des Dates" (Inhalt in deutscher Sprache; Dresd. u. Lpz. 1866—69; Suppl., Lpz. 1873 ff.).

Genelli, Bonaventura, einer der genialsten Zeichner u. Maler der Neuzeit, der in der Großartigkeit der Konzeption dem Michel Angelo u. Cornelius mit Recht an die Seite gestellt worden ist. Sein Großvater Franz G., der, ein Römer von Geburt, Maler u. Hofsticker war, lebte eine Zeit lang in Kopenhagen u. siedelte später nach Berlin über, wo er 1792 starb. Seine Söhne James, Hans u. Friedrich wurden alle drei für die Kunst bestimmt; der Erstere, der Vater des Bonaventura, ein namhafter Landschaftsmaler, der sich in Rom ausbildete, stellte gern die Natur von ihrer düsteren Seite dar; Hans (od. Johann Christian) wurde Architekt u. starb 1823, Friedrich wandte sich der Kupferstecherkunst zu, starb aber sehr jung in Konstantinopel. — Bonaventura G., der erstgeborene Sohn des James, wurde 28. Sept. 1798 in Berlin geboren. Nach dem schon 1813 erfolgten Tode seines

Vaters, der ihn in den Anfangsgründen des Zeichnens unterrichtet hatte, besuchte der Sohn die Akademie seiner Vaterstadt u. trat mit Bildern aus der schwäbischen Geschichte von lebendiger, phantasiereicher Auffassung, korrekter Zeichnung u. treffender, wenn auch zuweilen etwas übertriebener Charakteristik, jedenfalls aber von meisterhafter Färbung hervor. Dazu kamen einige Jahre später an der Decke im Weißen Saal des Schlosses zu Berlin eine Darstellung Apollo's mit dem Sonnenwagen u. eine Anzahl von Oelbildern, darunter auch mehrere Portraits. 1822 wurde G. durch ein Reisestipendium in den Stand gesetzt, eine Reise nach Rom zu unternehmen und 10 Jahre lang daselbst zu bleiben, während welcher Zeit er, zum Theil im Verkehr mit Cornelius, Koch, Reinhardt, Friedrich Müller u. unter dem Einflusse der Zeichnungen von Carstens, eine Schöpferkraft entwickelte, die ihm nicht die Zeit gönnte, seine Oelskizzen sorgfältig auszuführen, ihn vielmehr zu einer Fülle von großartigen Zeichnungen im Geiste der antiken Welt drängte. 1832 wandte er sich nach Leipzig, um in einem Saale des Härtel'schen Hauses einen Cyklus von Fresken aus dem Mythus des Bakchos u. der Musen zu malen; doch kamen davon nur die 12 kleineren Bilder über den Fenstern zur Ausführung, während das größere Deckenbild Skizze blieb. Im J. 1836 zog G. nach München, hatte aber dort, so lange er fast nur Zeichnungen entwarf, die er mit der Feder od. mit Wasserfarben ausführte, mit Mangel an Anerkennung, daher auch mit Enttäuschung u. Noth zu kämpfen. Erst als der kunstliebende Freiherr von Schack ihn bewog, den „Raub der Europa" in Oel zu malen,

Nr. 3059. Bonaventura Genelli (geb. 28. Sept. 1798, gest. 13. Nov. 1868).

u. ihn darauf selber reichlich beschäftigte, gelangte er zu dem Rufe, den er verdiente, u. hatte die Genugthuung, daß auch seine früheren Zeichnungen immer gesuchter wurden. Als die bedeutendsten derselben nennen wir den „Triumphzug des Bakchos und der Ariadne", „Herkules die Leier spielend", den „Raub des Goldenen Vließes", „Simson u. Delila", „Umrisse zu Homer u. zu Dante", u. vor Allem „Das Leben eines Wüstlings" u. „Das Leben einer Hexe". Seine besten Oelbilder befinden sich in der Schack'schen Galerie zu München, die außer dem Raube der Europa noch fünf seiner späteren Hauptwerke besitzt. Diese letzteren entstanden sämmtlich in Weimar, wohin er 1859 übersiedelte u. wo er 13. Nov. 1868 durch eine tödliche Krankheit hinweggerafft wurde. G.'s Werke sind die Erzeugnisse einer ungemein fruchtbaren Phantasie u. einer Fülle von Gedanken, die er mit gewaltiger Großartigkeit u. Majestät u. mit antiker Anmuth u. Schönheit darzustellen wußte, die ihn aber im Ueberwallen der Begeisterung auch hin u. wieder zu Uebertreibungen u. Unschönheiten fortriß.

General (lat.) bezeichnet in Zusammensetzungen etwas Allgemeines, Umfassendes, Großes; **generaliter**, im Allgemeinen, im Großen u. Ganzen.

General ist die Rangbezeichnung eines Führers, welcher Truppen aller Waffengattungen zu befehligen hat. Diese Bezeichnung finden wir bereits im 16. Jahrh. Vor der Mitte dieses Jahrhunderts hieß der Befehlshaber eines Heeres „Oberster Feldhauptmann", nach diesem Zeitpunkt bald „Generalhauptmann", bald „Feldoberst", bald „Feldherr", bald „Generalissimus". Mit der Annahme des Systems stehender Heere wurden auch die militärischen Rangbezeichnungen für höhere Führer fest geregelt, so daß sich mit denselben zugleich der Begriff des damit verknüpften Kommandos näher verbindet. So bestehen heutzutage in den Heeren Europa's folgende Rangbezeichnungen, für die Generalität, von unten nach oben fortschreitend: Generalmajor, Generalleutnant, General der Infanterie od. Kavalerie, je nachdem der Betreffende aus der Infanterie od. Kavalerie hervorgegangen ist. Die nächsthöhere Charge ist der Feldmarschall od. Generalfeldmarschall. Der Generalmajor kommandirt mindestens eine Brigade, d. h. 2—3 Regimenter Infanterie od. eben so viel Kavalerie od. eben so viel Feldartillerie, höchstens eine Division, d. h. mehrere Brigaden Infanterie mit entsprechender Kavalerie u. Feldartillerie. Der Generalleutnant kommandirt mindestens eine Division, höchstens ein Armeecorps, d. h. 2 od. mehrere Divisionen. Der G. der Infanterie od. Kavalerie kommandirt ein Armeecorps od. eine Armee, d. h. mehrere Armeecorps. Der Generalfeldmarschall kann nur eine Armee kommandiren. Dem Generalleutnant entspricht in Frankreich der général de division, in Oesterreich Feldmarschallleutnant. Ist der G. aus der Infanterie od. Artillerie hervorgegangen, so heißt die nächsthöhere Charge in Oesterreich Feldzeugmeister; ist er aus der Kavalerie hervorgegangen, ebenfalls G. der Kavalerie. Der maréchal de France entspricht nicht ganz dem deutschen Generalfeldmarschall, indem der Marschall von Frankreich auch als Kommandeur eines Armeecorps fungiren kann. Unter der Benennung „kommandirender G." versteht man in der deutschen Armee speziell den G., welcher ein Armeecorps kommandirt. Außerdem giebt es noch eine Menge militärischer Titel, welche mit G. zusammengesetzt sind. Sie bedeuten sämmtlich höhere Chargen entweder in der fechtenden Truppe od. im Administrations-, Sanitäts- u. Justizdienst. So haben als besondere Auszeichnung einzelne hohe G.e den Titel „Generaloberst der Infanterie", desgl. „der Reiterei" od. „Generalfeldzeugmeister". Ferner giebt es Generalintendanten, Generalärzte, Generalauditeure. — Auch in einigen geistlichen Orden führt der oberste Leiter den Namen G., so nam. bei den Jesuiten.

Generalbaß, s. „Bezifferung".

Generalbeichte, s. „Beichte".

Generalitätslande hießen ehemals in Holland die reichsunmittelbaren Lande, die — wie Brabant, das holländ. Limburg u. Geldern — nicht zu einer der sieben vereinigten Provinzen gehörten, sondern unmittelbar unter den Generalstaaten standen.

Generalprokuratoren heißen in Frankreich u. in den Ländern des franz. Rechts die Beamten, die an Gerichtshöfen höherer Instanz (Appell- u. Kassationshöfen) als Vertreter des Staates fungiren, also etwa die Stelle unserer Generalstaatsanwälte einnehmen.

Generalstaaten, gegenwärtig der Name für die Landesvertretung im Königreich der Niederlande, war früher die Bezeichnung für die Gesammtvertretung der Republik der Niederlande, die aus Abgeordneten der Provinzialstände (Provinzialstaaten) gebildet wurde u. als Träger der Souveränetät der ganzen Republik die gemeinsamen Angelegenheiten regelte, während die innere Verwaltung in den einzelnen Provinzen von den Provinzialstaaten mit fast unbeschränkter Gewalt geleitet wurde.

Generalstab, früher der Name für die höheren Offiziere, die sich in der Umgebung des Feldherrn befinden, ist jetzt die Bezeichnung für den festorganisirten Stamm bes. ausgebildeter Offiziere, der den Zweck hat, die höheren Befehlshaber in der Leitung des Heeres, nam. in strategischer u. taktischer Richtung, zu unterstützen. Schon in den Zeiten des Alterthums befanden sich unter der Leibwache des Fürsten od. Feldherrn Offiziere, welche diejenigen Geschäfte besorgten, welche wir heutzutage mit dem Namen „Generalstabsgeschäfte" bezeichnen. Die Römer leisteten in dieser Richtung schon Bedeutendes. Während des Mittelalters verfällt die eigentliche Kriegskunst. Erst in der neueren Zeit, seit dem Uebergange zu geordneteren Kriegen mit klar vorgesteckten höheren politischen od. sozialen Zielen, tritt auch die Nothwendigkeit einer geordneten Heeresleitung wieder hervor u. führt zur Bildung von Generalstäben. Moritz von Oranien u. nach ihm Gustav Adolf wirkten in dieser Beziehung grundlegend, allerdings noch vielfach nach römischen Vorbildern. Wallenstein hatte stets eine Anzahl älterer u. jüngerer Offiziere in seiner Umgebung, die seine Anordnungen ausarbeiteten u. an die Truppenkommandeure besorgten, auch während der Schlacht seine Befehle mündlich übermittelten. Was Gustav Adolf bezüglich der Generalstabsverhältnisse vorbereitet hatte, vollendete Friedrich der Große. Er gab 1757 eine Instruktion für die

Generalquartiermeisterleutnants heraus. Bald nach dem Siebenjährigen Kriege trat seine Akademie zur Ausbildung von Offizieren u. Diplomaten ins Leben, aus welcher die jetzt noch bestehende u. zur Ausbildung von Generalstabsoffizieren dienende Kriegsakademie hervorging. Der G. der preußischen, jetzt deutschen Armee besteht aus dem sog. Großen G. u. aus den bei den Armeecorps u. Divisionen verwendeten Generalstabsoffizieren. Der Große G. zerfällt in mehrere Abtheilungen, welche einestheils über Organisation, Stärke u. sonstige Heeresverhältnisse der Nachbarstaaten stets Material sammeln u. sichten, anderntheils die Kriegsgeschichte bearbeiten, ferner das Eisenbahnwesen in militärischer Beziehung behandeln u. schließlich für topographische Aufnahme des ganzen Landes sorgen u. die vorhandenen Karten kurrent halten. Die Generalstabsoffiziere bei den Armeecorps u. Divisionen haben die Befehle u. Anordnungen der betreffenden Kommandeure auszuarbeiten u. an die Truppen zu befordern, auch einen Theil der Bureaugeschäfte zu führen. Aehnlich ist der G. bei sämmtlichen heutigen Armeen organisirt. In Verbindung damit stehen die großen Sommlungen von Karten des In- u. Auslandes, welche in sog. Plankammern aufbewahrt werden. Das Feld der militärischen Topographie u. Kartographie wurde hauptsächlich kultivirt, seitdem Feldherren, wie Turenne, Eugen u. Friedrich II, mehr Werth auf die taktische Würdigung des Terrains legten. In Preußen erwarb sich der als Großmeister der preuß. Artillerie u. Direktor der Akademie der Wissenschaften im J. 1751 verstorbene Graf von Schmettau große Verdienste um die Kartographie. Die bei Generalstabsoffizieren naheliegende Gefahr, der Praxis entfremdet zu werden, vermeidet die Organisation des deutschen G.es durch zeitweise Versetzung der Offiziere in den Truppendienst der verschiedenen Grade.

Generalvikar heißt in der katholischen Kirche (seit dem 13. Jahrh.) der Stellvertreter eines Bischofs od. Erzbischofs in allen Dingen, die sich auf die geistliche Gerichtsbarkeit erstrecken. Er wird vom Bischof ernannt u. übt seine Befugnisse nur während der Amtsführung desselben aus, da nach der Erledigung des Bischofsstuhls der G. vom Kapitel bestellt wird.

Generatio (lat.), Zeugung; G. aequivoca od. spontanea, auch Urzeugung, die elternlose Zeugung od. mechanische Entstehung von Organismen aus unorganischer Materie od. zersetzten organischen Stoffen.

Generationswechsel (Metagenese), die Art der Fortpflanzung bei niederen Thieren verschiedener Klassen (bes. Würmern, Strahlthieren), bei welcher nicht wie im gewöhnlichen Falle gleichentwickelte Generationen auf einander folgen, sondern erst die dritte od. selbst vierte Generation der ersten, geschlechtlichen, wiederum gleicht, während die zweite (bezüglich zweite u. dritte) als ungeschlechtlich sich fortpflanzende, sogenannte Ammengeneration, dazwischen geschoben ist. Aus den Eiern des Geschlechtsthiers gehen hier zunächst Wesen hervor, die zeitlebens von den Eltern verschieden bleiben, sich aber als sog. „Ammen" (u. bei zwei auf einander folgenden dergleichen Generationen als „Großammen" u. Ammen) auf ungeschlechtlichem Wege fortpflanzen u. zwar durch Knospen (wie die Bandwürmer u. dgl.) od. durch Keime (wie die Trematoden, deren Ammenbrut man Cercarien nennt). Aus diesen Ammen geht dann erst diejenige Generation hervor, die der ursprünglichen geschlechtlichen Form entspricht u. ihrerseits wiederum Eier hervorbringt. Die Entwicklung kann hierbei entweder direkt od. mit Hülfe einer mehr od. weniger komplizirten Metamorphose erfolgen. Eines der bekanntesten Beispiele des G. bieten die Bandwürmer, aus deren Eiern zunächst die Finne (die Großamme) wird; aus der Finne geht der „Bandwurmkopf" od. Scolex (die Amme) hervor, an welchem durch Knospung die kettenartig mit ihm verbunden bleibenden Bandwurmglieder od. Proglottiden (das sind die geschlechtlich entwickelten, Eier produzirenden Einzelthiere) hervorsprossen. Ein andres Beispiel liefern die Medusen. Aus ihrem Ei entwickelt sich ein infusorienartiges Thierchen (die Planula), das sich festsetzt u. in einen Polypen umwandelt (die Amme). Der Polyp wächst in ein durch Quereinschnitte markirtes, tannenzapfenartiges Geschöpf (die Strobila) aus (der Ammenstock), von welchem sich durch Quertheilung successive eine junge Meduse nach der andern (als Ephyra) ablöst. — Im Pflanzenreiche ist der G. bei den Kryptogamen in einer den Thieren ganz analogen Weise zu finden. Aus dem einzelligen Samen (der Spore) des Farnkrauts z. B. entwickelt sich zunächst der Vorkeim (als 1. Generation), auf welchem die Fortpflanzungsorgane hervorknospen, deren weibliches nach der Befruchtung erst zur 2. Generation, dem Farnkraut, auswächst, seine Wedel tragen ihrerseits wiederum Sporen. Faßt man den Begriff etwas weiter, so findet sich der G. bei allen höheren Pflanzen. Denn bei den Phanerogamen sehen wir, wie sich die die Achsenorgane der Pflanze zusammensetzenden Individuen (— indem wir die ganze Pflanze als eine Kolonie von Einzelwesen anzusehen haben —) ungeschlechtlich, durch Theilung u. Knospung, fortpflanzen, u. am Schlusse einer Reihe von Generationen (die eine gesetzlich normirte ist) die Geschlechtsindividuen (Blüten) erzeugen, aus denen nun abermals eine neue, ungeschlechtliche Generation ihren Ursprung nimmt, welche zahlreiche fortpflanzungsfähige Individuen hervorbringt, ehe die geschlechtliche Blüte erscheint. Ernst Häckel unterscheidet die bei den Phanerogamen auftretende (und auch im Thierreich vertretene) Form der Fortpflanzung als Generationsfolge (Strophogenesis).

Generatorgase. Der Kohlenstoff verbindet sich bekanntlich mit einem Aequivalent Sauerstoff zu Kohlenoxyd u. mit zwei Aequivalenten Sauerstoff zu Kohlensäure. Ersteres ist ein brennbares Gas u. entsteht, wenn Kohlenstoff in hohen Schichten bei ungenügendem Luftzutritt verbrennt, od. was dasselbe sagt, wenn die unmittelbar über dem Roste entstandene Kohlensäure durch stark glühende Kohlenschichten aufsteigt; ebenso auch, wenn Wasserdampf in geringer Menge die glühenden Kohlen passirt, nur daß dann auch gleichzeitig Wasserstoff, ebenfalls ein brennbares Gas, gebildet wird. Die bläuliche Flamme, die wir häufig über glühenden Kohlen bemerken, ist nichts Anderes als verbrennendes Kohlenoxydgas. Falls rohe Brennstoffe, z. B. Stein- od. Braunkohlen, verwendet werden, mischen sich noch Destillationsprodukte, Leuchtgas ꝛc., bei. Das Kohlenoxydgas ist nun der Hauptbestandtheil der G., die man absichtlich zu Verbrennungszwecken darstellt, da ihre Verwendung in vielen Fällen wesentliche Vorzüge bietet. Man gewinnt zwar mit ihnen, theoretisch genommen, weder an Wärmemenge noch an Temperatur. Dafür aber ist es möglich, selbst mit sehr geringen, aschen- u. schwefelhaltigen, sehr lockern, ja nassen Brennmaterialien gutheizende Gase zu erhalten, die sich leicht von schädlichen Bestandtheilen reinigen lassen, ferner dem Gase gerade nur die nöthige Menge Verbrennungsluft zuzuführen u. eine nicht oxydirende, ja sogar eine reduzirende Flamme zu erhalten. Die gewöhnlichen Feuerungen liefern ein Gasgemisch, das oft 50% u. mehr überschüssige Luft enthält. Dies und die bedeutende Wärmemenge, die der immer sich bildende Wasserdampf absorbirt, bringt sie gegen die **Generatorgasfeuerungen** in Nachtheil, u. es hat besonders das Regenerationssystem von W. Siemens, welches das Gas u. ebenso die Verbrennungsluft vor der Vereinigung fast zur Rothglut erhitzen läßt, dieser Art von Feuerung große Verbreitung geschaffen. Selbst die schwierigsten Schmelzoperationen, beim Glase od. Stahl, das Puddeln u. Schweißen des Eisens, das Brennen des Porzellans, lassen sich mit G. aus Torf u. Braunkohle auf das Beste durchführen, wo bei direktem Feuer kaum die beste Steinkohle genügte. Nebenbei wird das Produkt besser u. die Oefen leiden weniger. Als Erzeugungsapparate, Gasgeneratoren, benützt man meistens nahezu cylindrische Schachtöfen, die von oben gefüllt, dann aber durch eine leicht zu schließende hydraulische Absperrung verschlossen werden. Die Brennmaterialien werden von einem Roste (Stangen- oder Treppenrost) getragen, die Luft entweder durch den natürlichen Luftzug od. ein Gebläse in den dann natürlich geschlossenen Aschenfall geführt. In den verschiedenen auf einander folgenden Schichten wird zuerst Kohlensäure gebildet, diese aber sowie der Wasserdampf sodann durch Aufnahme von Kohlenstoff in brennbare Gase verwandelt; weiterhin werden die rohen Brennstoffe abdestillirt, endlich getrocknet und vorgewärmt. Das Gas zieht durch einen seitlichen Kanal nach dem Orte der Verbrennung ab. Schwierigkeiten entstehen bei der Darstellung der G. nur durch die Anhäufung der Asche, wodurch eine häufige Reinigung des Rostes nöthig wird, sowie durch die Möglichkeit, daß sich bei Zutritt der Luft explosive Gasgemische bilden können; endlich durch die Giftigkeit des Kohlenoxyds, falls es irgendwo unverbrannt entweichen sollte. Mit den G. haben die aus der Gicht der Hohöfen entweichenden Gichtgase in der Art der Bildung, der Zusammensetzung und der Verwendung die größte Aehnlichkeit. Sie unterscheiden sich nur durch ihren Charakter als Nebenprodukt des Schmelzprozesses.

generös (frz., spr. schenerö̱s), großmüthig, hochherzig, freigebig.

Genĕsis (griech., d. h. Schöpfung) heißt in der griechischen Bibelübersetzung das erste Buch Mosis. Es erzählt die Geschichte des Volkes Israel in 50 Kapiteln von der Schöpfung (daher der Name) bis zum Tode des Patriarchen Jakob u. zerfällt in zehn Abschnitte mit besonderen Ueberschriften. Die neuere Kritik nimmt an, daß das Buch aus der Verbindung von mindestens zwei großen Urkunden entstanden sei, deren eine unter Benutzung älterer Quellen etwa zur Zeit des Saul od David (11. Jahrh. v. Chr.) fixirt worden, während die andere der Zeit des Salomo angehöre.

genetisch (vom griech. Genesis, s. d.), was sich auf die Entstehung eines Gegenstandes bezieht. Genetische Methode, dasjenige wissenschaftliche Verfahren, welches der Entstehung u. Entwicklung eines Gegenstandes nachgeht u. hieraus seine gegenwärtige Beschaffenheit erklärt.

Genette, Genettkatze (Viverra genetta), ein Viverre von gelbgrauer Färbung mit 3—4 Längsreihen schwarzer Flecken jederseits u. schwarzgeringeltem Schwanze, lebt in Afrika u. Südeuropa, wo sie als Mäusejäger gehalten wird. Im Pelzhandel sind ihre Felle als „Genetten", „Genotten" od. „Janotten" beliebt, werden aber sehr oft durch (schweizerische) Katzenfelle ersetzt.

Genever (Geniever, Gin), ein nam. in Holland beliebter starker Branntwein; derselbe wird aus Roggenmehl und Gerstenmalz durch

Einmaischen u. Gähren bereitet; die gegohrene Masse wird in einer Destillirblase abdestillirt u. der so erhaltene rohe Branntwein (Lutter) nochmals mit einer gewissen Menge Wachholderbeeren der Destillation unterworfen. Der G. wird jetzt in Deutschland u. anderen Ländern vielfach nachgemacht, indem man Wachholderöl in starkem Branntwein auflöst.

Genezarethsee, der Schauplatz der ersten Wirksamkeit Jesu, bildet die Westgrenze der Provinz Galiläa in Palästina und wird vom Jordan durchflossen. Er hieß in alter Zeit das Meer von Kinnereth; erst im Neuen Testamente heißt er „See Gennesareth" nach einem kleinen Bezirke dieses Namens am westlichen Ufer des Sees. Heutzutage führt er den Namen „See von Tiberias" (nach der anliegenden Stadt dieses Namens). Er hat eine fast ovale Gestalt, eine Länge von 6 Stunden und eine Breite von kaum 3 Stunden. Die größte Tiefe beträgt 55 m. Die Ufer mit ihren nackten Klippen sind romantisch, doch nicht gerade lieblich. An die Stelle der ehemals dichten Bevölkerung, besonders in der kleinen Ebene am Nordwestufer, ist jetzt meist traurige Verödung getreten.

Genf (frz. Genève, spr. Schenähw'), der westlichste Kanton der Schweiz, liegt am südwestlichen Ende des Genfersees u. auf beiden Seiten der denselben verlassenden Rhone; wird im NO. vom Kanton Waadt und vom See, sonst überall von Frankreich (Dep. Ain u. Hochsavoyen) begrenzt, u. hat auf 5,2 □M. 93,239 E. (1870), worunter 47,868 Katholiken, 44,410 Protestanten u. 961 Juden. Die Bevölkerung gehört zum größten Theile der französischen Nationalität u. Sprache an. Dieselbe beschäftigt sich auf dem Lande mit Garten-, Wein- u. Ackerbau, in der Stadt u. Umgebung mit Handel und Industrie, deren Hauptzweig die Uhrmacherei u. Bijouterie ist. Der Boden des Kantons ist meist eben od. mäßig ansteigend. Die Umgebung der Stadt bietetet die schönsten Scenerien dar u. wird daher viel von Fremden besucht. — Die Geschichte des Kantons fällt in den älteren Zeiten mit derjenigen der Stadt dieses Namens zusammen. Dieselbe ist sehr alten Ursprungs u. war den Römern als Hauptstadt der Allobrogen (Savoyen) bekannt; Cäsar errichtete dort Befestigungen gegen Einfälle der Helvetier in Gallien. Später war G. eine der Hauptstädte des burgundischen Reichs, mit welchem es zum Frankenreiche kam. Die politischen Rechte waren im Mittelalter zu G. zwischen dem im 5. Jahrh. gestifteten Bisthum, der Bürgerschaft u. später auch dem Hause Savoyen streitig, bis sich die Stadt durch einen Bund mit den Schweizern von letzterem, durch Annahme der Reformation von ersterem unabhängig machte. Die Reformation wurde durch Calvin's strenges u. oft blutiges Regiment befestigt. Nachdem im J. 1794 eine der französischen nachgeahmte Revolution gesiegt, vereinigten die Franzosen 1798 G. mit Frankreich u. machten es zur Hauptstadt des Departements Leman. Die siegreichen Alliirten stellten 1813 die Unabhängigkeit G.s wieder her, welches, durch franz. u. savoyische Gebietstheile vergrößert, 1815 als Kanton in die schweiz. Eidgenossenschaft aufgenommen ward. Die Verfassung des Kantons G. hat nach wiederholten heftigen Stürmen u. Unruhen eine wesentlich demokratische Gestalt angenommen. Sowol die repräsentative Körperschaft (Großer Rath) als die Exekutive (Staatsrath) werden (ein Jahr um das andere) vom Volke gewählt. Ein Appellationsgericht, Schwurgericht u. Friedensrichter verwalten das Recht nach den franz. Gesetzbüchern, die in G. eingeführt sind. In neuerer Zeit hat infolge zahlreicher Einwanderung von Franzosen u. Savoyarden die kathol. Bevölkerung im Kanton stark zugenommen; aber der Plan des Papstes, den kathol. Pfarrer Mermillod zum Bischof von G. zu ernennen, wurde durch die Behörden vereitelt; vielmehr nahm die altkatholische Bewegung überhand, so daß nach der Vertreibung Mermillod's der freisinnige Pater Hyacinthe (s. d.) zum kathol. Pfarrer in G. ernannt wurde. Die Stadtbevölkerung ist übrigens nach wie vor überwiegend protestantisch; doch ist der calvinistische Rigorismus längst überwunden u. die freiere prot. Richtung im Zunehmen. — Die Stadt **G.**, die größte der Schweiz, am Ausflusse der Rhone aus dem Genfersee auf beiden Ufern u. zwei Inseln prachtvoll gelegen (der ältere Theil auf einem Hügel, der neuere in der Ebene), hat mit den vorstädtischen Gemeinden Eaux-vives, Plainpalais u. Carouge 67,357 E. Merkwürdige Gebäude sind: die alte Peterskirche, das große Rathhaus, die neue kathol. Kirche, griech. Kirche, Synagoge, das Wahlgebäude. Oberste Lehranstalt ist die Akademie (eine Universität ohne medizin. Fakultät); außerdem wird die Wissenschaft gefördert durch eine bedeutende Bibliothek, das Genfer Institut, Museen aller Art, den botan. Garten, die Sternwarte 2c. Herrliche Straßen u. Anlagen, Quais u. Brücken zieren die neuen Stadttheile. Bei der Montblancbrücke steht seit 1869 das Nationaldenkmal zur Erinnerung an die Vereinigung mit der Schweiz. G. ist der Geburtsort J. J. Rousseau's, der Gelehrten Bonnet, Decandolle, Pictet, Sismondi, des Ministers Necker, des Generals Dufour, des Malers Calame u. A.

Nr. 3060. Ansicht von Genf.

Genfer Konvention ist der Name eines am 22. Aug. 1864 zu Genf abgeschlossenen Vertrags zwischen den europäischen Staaten, zu dem Zwecke, die unvermeidlichen Uebel des Krieges möglichst zu lindern, vorzüglich durch Pflege der kranken u. verwundeten Krieger u. durch den gegenseitigen Schutz der mit dieser Aufgabe beschäftigten Sanitätspersonen. Die ersten beitretenden Staaten waren die Schweiz, die Niederlande, Belgien, Dänemark, Preußen, Hessen, Baden, Württemberg, Italien u. Frankreich. Nachher schlossen sich auch sämmtliche übrige europäische Staaten an. Preußen war der erste Staat, welcher die Konvention im Kriege von 1866 ins Werk setzte. Dagegen hat sie Frankreich im Kriege von 1870—71

offen verletzt. Durch die Zusatzartikel vom 20. Okt. 1868 ist die G. K. auch auf den Seekrieg ausgedehnt worden. Das Zeichen, durch welches die mit der Ausführung der Grundsätze der Konvention beauftragten Personen u. die denselben gewidmeten Lokalitäten erkennbar sind, ist das rothe Malteserkreuz auf weißem Felde, welches die Ersteren als Armbinde, die Letzteren als Flagge führen. Alle Verbandplätze u. Krankendepots u. die in denselben beschäftigten Sanitätspersonen (Aerzte, Krankenwärter u. s. w. genießen im Kriege vollständige Neutralität. Die Konvention hat zahlreiche neue Vorrichtungen zur Ausführung ihrer Grundsätze ins Leben gerufen; dieselben waren auf den Weltausstellungen zu Paris 1867 u. zu Wien 1873 in glänzender Weise vertreten; nam. auf letzterer hat der „Sanitätspavillon" allgemeine Anerkennung gefunden. Hierzu gehören vorzüglich zweckmäßige Tragbahren u. Ambulancen, Wagen für Straßen u. Eisenbahnen zur Aufnahme u. zum Transport kranker u. verwundeter Krieger. Dieselben sind mit den schönsten u. bequemsten Unterlagen für die unglücklichen Opfer des Krieges versehen u. mit allen nothwendigen Requisiten, als: Küche, Apotheke, Verbandmagazin u. s. w., ausgestattet. Auch ist gegen Erschütterung u. a. Störungen jede irgend zulässige Vorsorge getroffen.

Genfersee (lat. Lacus Lemanus, franz. Lac Leman od. Lac de Genève), im SO. der Schweiz, zwischen dem Kanton Waadt u. Savoyen, ist 19 Stunden lang u. 3 Stunden breit u. mißt 577,84 □km. Der Spiegel des Sees hat 375 m. Meereshöhe, der Grund nur 75 m; die größte Tiefe beträgt demnach 300 m. Das rechte Ufer bildet einen Halbkreis von Villeneuve, wo die Rhone einmündet, bis Genf, wo sie ihn wieder verläßt. In seine Ufer theilen sich das franz. Savoyen u. die drei schweiz. Kantone Genf, Waadt u. Wallis. Genf u. Lausanne sind die großen Städte am See, der sich nach Genf hin sehr verengt. Daneben sind noch erwähnenswerth Vivis, Vevey (Morsen), Nyon 2c. Die einzige Insel ist nahe der Rhonemündung hart am Lande, sie trägt das von Byron besungene Schloß Chillon (s. d.). Die östl. Ufer sind von außerordentlicher Schönheit u. locken alljährlich zahlreiche Besucher herbei. Das Wasser des Sees, der von O. nach W. von der Rhone durchflossen wird, hat eine wundervolle tiefblaue Farbe. Längs des ganzen rechten Ufers geht eine Eisenbahn u. zu Wasser vermitteln die Dampfschiffe den Verkehr.

Gengenbach, Pamphilus, Bürger u. Buchdrucker zu Basel u. als Dichter nicht ohne Bedeutung, war in den Jahren 1509—23 literarisch thätig; genauere Nachrichten über sein Leben fehlen. G. hat eine Reihe von etwa 24 Schriften hinterlassen, darunter historische Lieder, Meistergesänge, Satiren u. Fastnachtsspiele. Letztere, „Die zehn Alter", „Der Nollhart" u. „Die Gauchmatt", sind insofern von den Fastnachtsspielen des 15. Jahrh. wesentlich verschieden, als sie, obwol für die Faschingszeit bestimmt, doch durchaus ernst gehalten sind. Sein „Liber Vagatorum", welches eine genaue Kenntniß des Volkslebens in den niedrigsten Schichten bekundet, ist die Grundlage der rothwelschen Literatur geworden. Auf die Seite der Reformation stellt sich G. zuerst in dem satirischen Gedichte „Die Todtenfresser", unter welchem Titel die Geistlichen u. ihr Anhang gemeint sind, die von den Todtenmessen Unterhalt u. Wohlleben gewinnen (vgl. Goedeke, „Pamphilus Gengenbach", Hannov. 1856).

Gengenbauer, Anton von, deutscher Historienmaler, geb. 1800 zu Wangen (Königreich Württemberg), erhielt seine erste künstlerische Ausbildung auf der Akademie in München unter Robert von Langer, wo er von 1815—23 verweilte. Dann setzte er bis 1826 seine Studien in Rom fort u. malte dort mehrere Bilder, die von großem koloristischen Talent zeugen. Nach seiner Rückkehr wurde er zunächst mit der Ausführung von Fresken im königl. Lustschlosse Rosenstein (bei Stuttgart) beauftragt, wo er Bilder aus dem Mythus von Amor u. Psyche ausführte. Von 1829—35 war er wieder in Rom mit Bildern religiösen u. mythologischen Inhalts beschäftigt, bis er, zum Hofmaler ernannt, 1836 den Auftrag erhielt, 5 Säle des Residenzschlosses in Stuttgart mit einem Cyklus von Fresken aus der württembergischen Geschichte zu schmücken. Diese Hauptarbeit seines Lebens, die ihn bis 1854 beschäftigte, zeichnet sich durch glückliche Komposition, Anmuth der Gestalten u. blühendes Kolorit, weniger durch Feinheit u. Schärfe der Charakteristik aus.

genial, geistvoll, mit schöpferischem Geiste, mit Genie (s. d.) begabt.

Genick, Nacken, der obere, beim Menschen also wegen seiner aufrechten Stellung hintere, Theil des Halses zwischen Hinterhaupt u. Rücken.

Genickkrampf, auch Nickkrampf, ist eine Krankheit, die in dem 11. Nervenpaare (s. „Gehirn") auftritt. Wie bei allen Krämpfen kann die Affektion erst in den von den Nerven versorgten Muskeln (dem Halsbeuger u. Halsstrecker) auftreten u. sich sodann auf die benachbarten Theile ausdehnen, so daß erst eine Beugung u. Streckung des Kopfes eintritt, dem dann Verzerrung des Gesichtes, schnelles Beugen u. Strecken der Arme, schließlich Krampf sämmtlicher Muskeln des Rumpfes u. der Extremitäten folgen. Das Bewußtsein kann hierbei bestehen od. auch geschwunden sein. In den meisten Fällen bleibt jedoch der Krampf auf die Beuger des Kopfes beschränkt, indem entweder beim einseitigen G. der Kopf seitwärts geneigt wird, wobei das Hinterhaupt sich der einen Schulter u. das entsprechende Ohr dem Schlüsselbein nähert, od. indem beim doppelseitigen G. das Hinterhaupt nach der Wirbelsäule u. das Kinn an das Brustbein gezogen wird. Diese Anfälle dauern im Anfange wenige Minuten, im Verlaufe der Krankheit nehmen sie an Länge zu u. wiederholen sich öfter, so daß in einer Minute bis 30 Anfälle stattfinden können. Es giebt aber außer diesen Krämpfen mit schnellen Bewegungen auch einen G., der stationär bleibt, u. bei dem der Kopf in einer bestimmten Stellung fixirt steht, aus welcher er nicht ohne erhebliche Schmerzen gebracht werden kann (Torticollis od. Caput obstipuum). — Ueber die Ursache aller der genannten Formen des G. herrscht, wie über das Wesen aller Nervenkrankheiten, noch sehr viel Unklarheit. G. können infolge des Zahnens auftreten, u. sollen infolge derselben Ursache auch wieder schwinden. Andere Ursachen sind Rheumatismus u. wahrscheinlich in vielen Fällen Gehirnkrankheiten. Die Heilung des G. gelingt zuweilen auf blos diätetischem Wege, zuweilen hat auch die örtliche Anwendung von Elektrizität gute Erfolge gezeigt. Das letzte Mittel ist Durchschneidung der krampfhaft zusammengezogenen Muskeln.

Genie (spr. Schenieh, vom lat. genius, s. d.) nennt man die gesteigerte Geisteskraft und außergewöhnliche Leistungsfähigkeit, die hochbegabten Menschen eigen ist. Das Kennzeichen des G.s ist das Vermögen, das Wahre, Richtige, Musterhafte unmittelbar zu finden u. gleichsam aus sich selbst zu schöpfen, die Originalität u. schöpferische Kraft (G. ist nach Goethe „diejenige Kraft des Menschen, welche durch Handeln u. Thun Gesetze u. Regeln giebt"). Diese Kraft geht dem bloßen Talent ab. Letzterem ist lediglich die Gabe eigen, bereits Geschaffenes u. Gefundenes glücklich zu erfassen, wiederzugeben, um- u. fortzugestalten. Das G. (denn auch den Menschen selbst, der mit der Gabe des G.'s ausgerüstet ist, nennt man so) kann auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Thätigkeit auftreten; fast jedes große Kulturvolk hat in größerer od. geringerer Zahl sowol künstlerische G.'s (poetische, musikalische, plastische) als wissenschaftliche (philosophische, mathematische u. s. w.) u. praktische G.'s (politische, wirthschaftliche, technische u. s. w.) hervorgebracht. Dem einzelnen G. ist es jedoch nur selten gegeben, mehrere von einander getrennte Gebiete zugleich zu umfassen; künstlerische Genialität schließt nicht auch wissenschaftliche Genialität ein, u. umgekehrt; ja, beide scheinen sich in der Regel auszuschließen. Das G., das in den Schranken der ihm eigenen Begabung eine große Fülle u. Vielseitigkeit entfaltet, erweist sich oft als einseitig, wenn es über diese Schranken hinausgreift. Erziehung u. äußere Umstände können das G. in seiner Entwicklung beeinflussen, ohne jedoch die Richtung, die ihm durch die natürliche Anlage gegeben ist, wesentlich ändern zu können. Universalgenie's (die alle Zweige menschlichen Wissens u. Könnens schöpferisch durchdringen) hat es nie gegeben u. kann es nicht gegeben haben, u. selbst die Zahl der Erscheinungen, die in verschiedenen, aber mit einander verwandten Gebieten geglänzt haben, ist eine geringe.

Geniecorps heißt diejenige Truppengattung, welche sich mit den speziell technischen Vorrichtungen befaßt, die auf Befestigungswerke aller Art, Brücken- u. Wegbau 2c., Bezug haben. Die in den heutigen Staaten bestehenden G. od. auch Ingenieurcorps theilen sich in den Geniestab u. die Genietruppen. Der erstere besteht vorzugsweise aus Offizieren u. seine Beschäftigung gilt der Landesvertheidigung im Großen u. Ganzen u. sodann der Leitung u. Ausbildung der Genietruppen. Letztere sind in Bataillone u. Compagnien, unter Umständen auch in Regimenter, Bataillone u. Compagnien formirt. Während die Offiziere des Geniestabes je nach ihrem Rang u. nach ihrer Diensterfahrung die Pläne zur permanenten Befestigung großer Plätze entwerfen od. bei der Ausführung u. Erhaltung großer Festungsbauten Verwendung finden, erziehen die bei den Genietruppen befindlichen Offiziere ihre Mannschaften in dem Dienste des Sappeurs (Erdbauten im Allgemeinen, Annäherungsgänge — Sappen, Parallelen — bei Belagerungen, Blockhäuser 2c.), des Mineurs (Minenkrieg zum Angriff u. zur Vertheidigung), des Pontonniers (Schlagen von Brücken über Flüsse u. Ströme) u. des Pionniers (Wegbau, Wegbesserung, Eisenbahnherstellung u. -zerstörung, Barrikadenbau u. -zerstörung 2c.). Die Mannschaften zu diesen Bataillonen werden meist aus denjenigen Berufsklassen des bürgerlichen Lebens ausgehoben, welche den vorgenannten technischen Beschäftigungen entsprechen. Heuzutage beginnt man auch, den Fortschritten der Zeit Rechnung tragend, Truppen speziell für den Eisenbahndienst, sog. Eisenbahnbataillone, zu errichten u. aus der täglich wachsenden Zahl von Leuten zu rekrutiren, welche sich mit dem Eisenbahndienste beschäftigen. Die Ausbildung der Eisenbahnbataillone

geht bis zur vollständigen Anlage von Eisenbahnstrecken zu bestimmten momentanen Kriegszwecken, z. B. Umgehung eines zerstörten Tunnels durch Anlage einer neuen Bahnstrecke, Verbindung zweier Bahnlinien (wie dies während der Belagerung von Metz geschah). Kein heutiges Heer marschirt ohne Brückenequipagen, die je nach dem zu erwartenden Kriegstheater Brücken von verschiedener Länge in kürzester Zeit zu schlagen gestatten. An Stelle des Holzes findet das Eisen von Jahr zu Jahr mehr Verwendung, sowol als Deckungsmittel für Feldwerke, wie auch als Material zu Pontons 2c. Vgl. auch „Befestigung" u. „Festungen".

Genista, Ginster, Pflanzengattung der Hülsengewächse mit vielen Arten, welche überall als Charakterpflanzen der Landschaft auftreten. Bis zum Adriatischen Meere besitzt die deutsche Flora etwa 14 Arten, die sich sämmtlich durch schwefelgelbe Schmetterlingsblumen, oft dorniges Strauchwerk od. auch durch bandartig verflachte Aeste (G. sagittalis) auszeichnen und gerne das Sandland, folglich das Heideland, bewohnen. Die kleeartigen Blätter einiger ausländischen Arten (G. purgans) wirken purgirend, während einige einheimische und ausländische Arten gerade zur Stillung von Durchfällen benutzt wurden (G. germanica, acanthoclada). Die Blätter des Färberginsters (G. tinctoria) waren ehemals in großem Rufe gegen Wasserscheu. Diese Art, welche die verschiedensten Volksnamen trägt (Ginst, Genist, Genister, Gilbe, Gelster, Gester, Geister, Gast, Glösen, Färbegenst, Färbekraut, Färberpfriemen, Färberblume, Gelbkraut, Wetschen, Grünholz u. Grünspan) u. in unsern Laubwäldern od. auf trocknen Weiden lebt, giebt eine vortreffliche grüne u. gelbe Farbe auf Zeuge; auch verfertigt man aus dem Gelbstoffe ihrer Blumen u. jungen Zweige mit Thonerde ein ähnliches Schitt- od. Schüttgelb, wie aus den Gelbbeeren (s. d.). Die ansehnlichste Art des Ginsters ist der Besenginster (s. d.).

Nr. 3061. Der gemeine Ginster (Genista tinctoria). a Zweig, 1/4 nat. Größe. b Blumentheile aus einander gelegt, nat. Gr. c Kelch, 2mal vergr. d Hülse, nat. Gr. e Samen. f Samen im Längsdurchschnitt. g Samen im Querdurchschnitt, 4mal vergr.

Genitiv, der zweite Casus der Deklination, bezeichnet ursprünglich die Herkunft u. die Abhängigkeit eines Begriffes von dem anderen, z. B.: die Frucht des Baumes, d. h. die Frucht, welche von dem Baume stammt. Als subjektiver G. bezeichnet er den Gegenstand, von dem eine Handlung ausgeht, z. B. die Liebe der Eltern, als objektiver denjenigen, auf welchen sich die Handlung bezieht, z. B. die Strafe des Verbrechers; der possessive G. drückt den Besitz aus, z. B. das Geld des Reichen, der partitive G. den Theil eines Ganzen, z. B. das Stück der Herde. In den indogermanischen Sprachen wurde der G. durch bestimmte Endsilben gebildet, in der lat. z. B. durch die an den Stamm gehängten Silben ae, i, is, us, ei im Singular u. arum, orum, um im Plural. Die deutsche Sprache bildet ihn in der starken Deklination durch die Endsilbe es im Singular u. er im Plural, z. B. des Mann-es, der Männ-er, in der schwachen dagegen lautet der G. entweder wie der Nominativ, z. B. der Frau, der Frauen; od. er bekommt die Endung en (n), z. B. des Knab-en. Die romanischen Sprachen haben den reinen G. verloren u. gebrauchen statt seiner eine Präposition (z. B. die französische das Wörtchen „de").

Genius heißt in der röm. Mythologie der Schutzgeist, von dem jeder einzelne Mensch durch das Leben begleitet wird, den aber nach dem Glauben der Römer ebenso nicht nur ganze Familien, Städte, Provinzen u. Völker haben, sondern auch die einzelnen Häuser, Straßen, Plätze, Theater u. s. w. Die Genien, deren Kultus auch bei den Etruskern sehr entwickelt war, sind den Laren u. Penaten (Haus- u. Schutzgöttern) nahe verwandt. Den griech. Dämonen können sie ungefähr gleichgestellt werden; doch faßte der röm. Volksglaube den G. nur als guten Schutzgeist auf, der freilich nicht immer die Macht hatte, den Menschen vor Bösem zu bewahren; denn die Vorstellung, daß Jeder zwei Genien habe, einen guten und einen bösen, gehört erst späterer Zeit an. Als Festtag seines G. betrachtete man seinen Geburtstag, an welchem demselben daher Gaben dargebracht wurden, Wein, Weihrauch, Salben, Kränze u. dgl. Allen gemein war in Rom der Kultus des G. der Stadt. Neben ihm kam später die Verehrung des G. des jedesmaligen Kaisers auf. Die Ortsgenien pflegte man unter dem Bilde einer Schlange darzustellen. — Mit dem Namen G. werden dann auch ganz allgemein in der Archäologie die auf Münzen, Gemmen, Vasen, Reliefs häufig dargestellten Flügelgestalten bezeichnet.

Genossenschaft (engl. cooperation, franz. association), die Vereinigung von Lohnarbeitern od. kleinen Unternehmern (Handwerkern od. Landwirthen), mit Hülfe derer dieselben nach dem Prinzip der sozialen Selbsthülfe sich einen „Antheil am nationalen Kapital" zu erobern u. gleichzeitig, der Uebermacht des Großkapitals gegenüber, den gewerblichen Mittelstand zu stützen u. vorwärts zu bringen suchen. Von diesem, in Deutschland zuerst durch V. A. Huber empfohlenen und durch Schulze-Delitzsch ins Leben gerufenen und eigens organisirten Genossenschaftswesen handeln bereits die Artikel „Arbeit" u. „Assoziation", auf welche also zu verweisen ist. Hier möge nur das dort Mitgetheilte noch durch Folgendes ergänzt werden: Die Schulze'schen Erwerbs- u. Wirthschaftsgenossenschaften, deren Wachsthum in ganz spontaner und geräuschloser Weise vor sich geht, haben durch ein am 4. Juli 1868 für die Staaten des Norddeutschen Bundes zu Stande gekommenes u. nun auch für das übrige Deutschland geltendes Gesetz kaufmännische Rechte u. Pflichten erhalten. Das betreffende Gesetz stellt jeder G. frei, ob sie sich durch die Protokollirung ihrer Firma als eingetragene G. dem Gesetze unterordnen od. sich als gewöhnlicher Verein ohne die Rechte u. Pflichten einer eingetragenen G. konstituiren will. Es verlangt aber die Solidarbürgschaft für jede eingetragene, dem Gesetze unterstehende G. Durch diese Haftpflicht erst wird der mit den Rechten einer Handelsgesellschaft ausgestatteten G. dem Publikum gegenüber eine solide Basis gegeben. Am wichtigsten ist dieselbe, wie das ganze Gesetz, natürlich für die Kreditvereine, in denen die deutsche G. ihren Hauptwirkungskreis hat.

Daß an den G.en der Arbeiterstand nur wenig betheiligt sei, ist neuerdings durch eine nach Berufsständen aufgestellte Statistik widerlegt worden. Diese hat nämlich ergeben, daß allein schon in den 5—600 Kreditvereinen, welche 1872 die Fragebogen ausfüllten, sich etwa 26,000 Lohnarbeiter befanden, während die Gesammtzahl der Kreditvereine 2221 betrug. Ferner gehörten in 120 von 907 Konsumvereinen mehr als 30,000 Mitglieder dem Arbeiterstande an, was, wenn man nach dem Gesetz der großen Zahl annehmen darf, daß die Zahlenverhältnisse der 787 übrigen Vereine ungefähr die gleichen sind, eine Gesammtsumme von ca. 220,000 betheiligten Arbeitern ergeben würde. Dazu kommen noch 133 Produktivgenossenschaften (Cooperative societies), über deren Mitgliederverhältniß zwar nichts Genaues bekannt ist, die aber ihrer Mehrzahl nach gewiß gleichfalls aus Arbeitern bestehen. Dies ist ein großer Segen, denn die Betheiligten werden durch die Praxis auf den Gegensatz, der zwischen den genossenschaftlichen Bestrebungen u. denjenigen der Sozialdemokratie besteht, direkt hingewiesen, u. ohne es selbst zu wollen u. zu wissen, wird jeder Arbeiter, der an G.en theilnimmt, zu einem Vertreter gesunder sozialökonomischer Anschauungen. Diese Ergebnisse zu Gunsten des sozialen Friedens bilden ein Hauptverdienst der G.en. Was insbes. die Produktivgenossenschaft anbetrifft, so haben die neueren Erfahrungen (vgl. u. A. die gekrönte Preisschrift von A. Fläxl, „Die Produktivgenossenschaft u. ihre Stellung zur sozialen Frage", Münch. 1874, u. Dr. V. Böhmert's „Bericht über die Arbeiterverhältnisse u. Fabrikeinrichtungen der Schweiz", erstattet im Auftrage der eidgenössischen Generalkommission für die Wiener Weltausstellung, 2 Bde., Zür. 1873) allerdings bestätigt, daß sie durchaus kein Universalheilmittel sind. In einzelnen Fällen mögen alle Bedingungen gegeben sein, um eine prosperirende G. zu gründen; aber als Institution für alle Fälle ist die Produktivgenossenschaft nicht zu empfehlen, weil zu viele materielle u. persönliche Hindernisse entgegenstehen. In erster Linie sind alle Betriebsarten von vornherein ausgeschlossen, welche ein kolossales Anlagekapital erfordern, od. bei denen das Anlagekapital die Hauptsache ist, also z. B. Eisenbahnen, Kanäle, Bergwerke, Hütten, Schiffahrtslinien, Handels- u. Baugesellschaften. Hierzu kommt dann noch die Schwierigkeit, die Einigkeit der Genossen aufrecht zu erhalten, da nam. die Mitglieder einer Produktivgenossenschaft ja als solche mehr arbeiten müssen als gewöhnliche Arbeiter, ohne doch mehr zu verdienen. In jüngster Zeit hat übrigens das Genossenschaftsprinzip durch einige neue eigenthümliche Arten der G. eine weitere Anwendung erfahren. Zu diesen gehört die gewerbliche Schutzgenossenschaft, wie sie bes. durch die Aufhebung der Schuldhaft in Deutschland Bedürfniß geworden ist. Bereits einige Jahre vorher war in Dresden der Verein „Gewerbliche Schutzgemeinschaft" entstanden, welcher Hebung u. Schutz des Gewerbestandes in seinen materiellen Interessen, Förderung der Reellität im Geschäftsverkehr u. Inkasso gewerblicher Forderungen für die Vereinsmitglieder bezweckt. Dieser Verein fand Anklang u. bald wurden an anderen Orten gleiche Vereine gegründet. Sämmtliche Vereine dieser Art gehören zum „Verband der Schutzgemeinschaften für Handel u. Gewerbe in Deutschland", dessen Direktion ihren Sitz in Dresden hat. Jedes Vierteljahr erscheint ein vom Verbandsdirektorium herausgegebener Vereinsbericht als Organ für die

Vereinsangelegenheiten. Ferner hat die krassirende Spekulationswuth im Häuserkauf u. Häuserbauwesen, verbunden mit einer enormen Steigerung der Miethpreise, eine größere Ausdehnung des Genossenschaftsprinzips auch auf diesem Gebiete veranlaßt. Wie in England haben sich neuerdings auch in den meisten größeren Städten Deutschlands Baugenossenschaften gebildet, deren Zweck darin besteht, einen Fond, gewöhnlich durch monatliche Beiträge, anzusammeln, von welchem entsprechende Wohnungen für Vereinsmitglieder gebaut werden sollen. Auch auf dem landwirthschaftlichen Gebiete hat das Genossenschaftswesen Fortschritte gemacht, so insbes. durch Bildung von G.n zur Beschaffung landwirthschaftlicher Maschinen, von Melkereigenossenschaften rc. Unter den Bauern ist dem Genossenschaftswesen neuerdings gleichfalls Bahn gebrochen worden. Interessant ist endlich, daß sich 1873 auch unter den farbigen Landarbeitern in Südcarolina G.n gebildet haben; diese Negergenossenschaften lassen sich etwa mit unseren Rohstoffgenossenschaften vergleichen, da sie den Zweck verfolgen, eine ganze Plantage, d. h. den Grund u. Boden en gros, u. deshalb vortheilhafter anzukaufen.

Genoveva (franz. Geneviève), die Heilige, Schutzpatronin der Stadt Paris, geb. um 423, war nach der Legende die Tochter von Leuten geringen Standes u. selbst eine arme Schäferin; sie führte ein strenges Büßerleben, wurde himmlischer Erscheinungen gewürdigt u. that zahlreiche Wunder. Bekannt ist, daß sie, als Attila im J. 451 Paris bedrohte u. die Bürger zu flüchten begannen, denselben voraussagte, der Feind werde der Stadt nicht nahen dürfen, — eine Prophezeiung, welche durch die inzwischen erfolgte Niederlage der Hunnen bei Chalons sich erfüllte. Als Jahr ihres Todes wird bald 499 od. 501, bald 512 od. 515 angegeben; ihren Sterbetag feiert die katholische Kirche am 3. Jan. Nach dem Abbruch der ihr geweihten Kirche (1807) ging ihr Kultus in die Kirche St. Etienne und später (1822) in das Pantheon über. Die beste unter den vielen Biographien der Heiligen lieferte der Pater Charpentier (Par. 1687).

Genoveva od. richtiger Genovefa, die Pfalzgräfin, ist die Heldin einer schönen, weit verbreiteten Sage folgenden Inhalts: G. war die fromme Tochter des Herzogs von Brabant u. dem Pfalzgrafen Siegfried vermählt. Dieser unternahm einen Kreuzzug u. ließ seine Gemahlin, welche in der Nacht vor dem Aufbruche von ihm schwanger geworden war, in der Obhut eines seiner Vasallen, Golo genannt, zurück. Golo aber entbrannte in sinnlicher Liebe zu G., u. da er bei ihr kein Gehör fand, ließ er sie einkerkern; den zurückkehrenden Pfalzgrafen bewog er durch die Angabe, G. habe in Buhlschaft mit dem Koch gelebt u. diesem ein Kind geboren, zu dem Befehl, Mutter u. Kind ohne Säumen zu ertränken. Die mit der Ausführung des Befehls betrauten Diener aber tödteten ihre Herrin nicht, sondern führten sie in einen wilden Wald u. nahmen ihr das Versprechen ab, denselben nicht zu verlassen. So lebte G. in der Wildniß; die Jungfrau Maria sandte dem Kinde eine Hirschkuh, die es säugte. Nach sechs Jahren aber traf der Pfalzgraf bei einer Jagd auf die Hirschkuh u. entdeckte bei deren Verfolgung G. u. den Knaben, die er als die Seinen anerkannte. Golo büßte seine Verleumdung mit qualvollem Tode. G. aber starb bald u. ward in der Kapelle beigesetzt, die sie am Orte des Wiederfindens hatte erbauen lassen. Als diese Kapelle galt beim Volke die Waldkapelle Frauenkirchen, einige Meilen von Koblenz; am 2. April, dem Todestage der G., wurden in der Folgezeit jährlich Wallfahrten zu ihrem Grabe unternommen, G. selbst ward als Heilige verehrt, wenngleich ihre Heiligkeit niemals offiziell anerkannt gewesen zu sein scheint. — Niedergeschrieben wurde die Sage zuerst 1472 in lat. Sprache durch den Karmelitermönch Matthias Emichius (gedr. bei Freher, „Origines Palatinae", Bd. 2, Heidelb. 1612), aber wenig beachtet, bis sie um die Mitte des 17. Jahrh. der franz. Jesuit René de Cerisiers zu einer Novelle erweiterte, welche großen Beifall fand u. eine Menge von Bearbeitungen, zunächst in franz. Sprache, in Erzählungsform, in Versen u. in dramatischer Gestalt hervorrief. Aus Frankreich gelangte Cerisiers' Novelle in die Niederlande, wo sie zuerst als Volksbuch behandelt wurde, u. aus diesem niederländ. Werke ging das deutsche Volksbuch hervor (gedr. u. a bei Simrock, „Die deutschen Volksbücher", Bd. 1, Frankf. 1845). Die trefflichen Eigenschaften, welche dasselbe auszeichnen, nam. die anspruchslose Natürlichkeit u. Schlichtheit des Tones, sind freilich in den dramatischen Bearbeitungen, welche der Stoff auch in Deutschland, durch Tieck, den Maler Müller, Raupach u. Hebbel erfahren hat, fast ganz verloren gegangen. Hebbel's Tragödie wurde später die Grundlage zu dem Libretto von Schumann's Oper „Genovefa".

Genre (franz., spr. Schangr'), Geschlecht, Gattung.

Genremalerei (od. auch kurzweg Genre) heißt die Malerei, welche das menschliche Leben in seinen verschiedenen Situationen, insbes. die Scenen u. Begebenheiten des täglichen Lebens der Menschen, zur Darstellung bringt. Sie hat ihren Namen davon, daß sie sich lediglich an die Gattung (genre) als solche, an die Menschheit hält, ohne daß ein bestimmtes Individuum seinen Namen zu der Darstellung herzuleihen braucht, während die Historienmalerei nicht die ganze Gattung der Menschheit, sondern bestimmte Personen u. Ereignisse darstellt, die in der Geschichte der Welt od. eines Volkes Bedeutung erlangt haben. Wenn also die G. menschliche Zustände u. Situationen im Allgemeinen schildert, insofern sie allen Menschen od. doch gewissen Klassen derselben eigen sind, so muß sie vor allen Dingen nach der Wahrheit ihrer Darstellungen streben, also ihren Gestalten nicht allgemein menschliche, blos idealisirte Züge verleihen, sondern individuelle u. persönliche, der jedesmaligen Situation od. Handlung angemessene. Je nach den verschiedenartigen Situationen u. Beziehungen des menschlichen Lebens verfolgt die G. natürlich sehr verschiedene Ziele. Sie begnügt sich nämlich entweder damit, das Leben zu erfassen, wo u. wie es sich zeigt, im Hause u. im Zimmer, auf dem Markt u. auf den Straßen, in Dorf u. Stadt, in Wald u. Feld, od. sie geht insbes. auf das die einzelnen Stände u. Beschäftigungen der Menschen Charakterisirende ein; sie hält sich also, wo die höhere Bildung das Individuelle u. Charakteristische im äußeren Erscheinen des Menschen beschränkt, od. auch ganz aufhebt, vorzugsweise an die niederen Stände u. unteren Schichten der menschlichen Gesellschaft, an die Bauern u. Tagelöhner, od. auch an die Tagediebe u. Bettler, Gauner u. Räuber; ja sie scheut sich nicht vor dem Häßlichen, weil dies gar oft das am meisten Charakteristische ist. Zu den Genremalern dieser Art gehören im 17. Jahrh. Teniers, Ostade, Jan Steen u. A. und manche Maler der Neuzeit. Andere Künstler halten sich zwar auch an die niederen Stände, machen aber dabei die Schönheit zur Grundbedingung der Darstellung; andere hingegen nehmen den Verkehr der gebildeten u. der vornehmen Stände zum Thema ihrer Bilder u. machen diese dann zu bloßen Konversationsstücken.

Bei dieser großen Verschiedenheit des Inhalts der Genrebilder ist es begreiflich, daß die meisten Künstler sich auch auf bestimmte Gegenden u. Volksstämme od. auch auf bestimmte Perioden der Geschichte beschränken. Während nämlich allerdings die meisten derselben ihre jedesmalige Umgebung u. die ihrer eigenen Zeit angehörigen Begebenheiten u. Zustände schildern, halten sich andere, durch das Malerische des Kostüms od. des Schauplatzes veranlaßt, mehr an die Sitten u. den Verkehr früherer Jahrhunderte u. insbes. des Mittelalters; andere stellen die Bewohner des Flachlandes, andere die des Hochgebirges, andere die der nördlichen od. der südlichen Völker Europa's od. auch der außereuropäischen Völker dar, widmen sich also dem sog. ethnographischen Genre. Ebenso selbstverständlich ist es, daß einige Künstler sich vorzugsweise an mehr od. minder gleichgiltige Zustände u. Handlungen des Alltagslebens, andere an die heiteren u. komischen, wieder andere an die ernsten u. tragischen Situationen u. Konflikte halten.

Den Uebergang zur Historie bildet das sog. historische Genre, d. h. dasjenige, welches bestimmte geschichtliche Personen darstellt, aber nicht in einer geschichtlich bedeutungsvollen, sondern in irgend einer ihrem Privatleben entlehnten Handlung od. Situation.

Obwol der Malerei des klassischen Alterthums u. insbes. der Wandmalerei nicht ganz fremd, verdankt das Genre seine eigentliche Entstehung u. Ausbildung der deutsch-niederländischen Kunst, u. zwar der von den Brüdern van Eyck um die Mitte des 15. Jahrh. eingeschlagenen realistischen Kunstrichtung. Diese Richtung versetzte die Heiligen u. Märtyrer sowie die biblischen Personen in die unmittelbare Gegenwart, bildete sie dem wirklichen Leben nach u. verlieh ihnen nur eine gewisse feierliche Stimmung u. Haltung. Dieser Realismus führte allmählich zur Darstellung aller Freuden u. Leiden des täglichen Lebens, aber auch eben so sehr zur möglichst großen Naturtreue in der Scenerie u. aller ihrer Details, u. gerade in dieser Naturtreue, in der besonderen Berücksichtigung der charakteristischen Scenerie, unterscheidet sich die G. auch wesentlich von der Historienmalerei. Auf eine hohe Stufe der Ausbildung wurde sie bereits durch die Niederländer des 17. Jahrh. gehoben; nachdem sie dann während des 18. Jahrh. in sichtbaren Verfall gerathen war, kam sie erst in unserem Jahrhundert, seit dem Anfange der dreißiger Jahre, vorzugsweise durch die Düsseldorfer Schule, wieder in Aufnahme.

Gens u. Gentilität. Die Entstehung u. Bedeutung der in dem römischen Staatswesen ein wichtiges Glied der ganzen staatlichen Organisation bildenden gentes (Geschlechter) ist verschieden aufgefaßt worden. Nach Niebuhr's Vorgang hat man die Gentes für ein künstlich zu poli-

tischen Zwecken geschaffenes Institut gehalten, für Unterabtheilungen der Kurien, indem bei der Einrichtung der letzteren 10 Familien ohne Rücksicht auf Verwandtschaft zu einer Gens vereinigt worden seien. Größere Wahrscheinlichkeit hat die andere Ansicht für sich, welche für die G. das Vorhandensein einer ursprünglichen Verwandtschaft als wesentliche Bedingung festhält u. sie einfach als die im Mannesstamme im Laufe der Zeit bis zu dem Grade erweiterte Familie auffaßt, daß für ihre Mitglieder die in Wirklichkeit bestehende gemeinsame Abstammung von demselben Stammvater nicht mehr nachweisbar u. nur der gemeinsame Name noch das äußerliche Kennzeichen derselben ist. Diese bei den Ramnes u. Tities schon vorhandenen Gentes machten dann bei der durch die Vereinigung jener beiden Stämme bewirkten Gründung des röm. Staates in ihrer Gesammtheit das souveräne röm. Volk, den populus Romanus aus. Mit den unter Tullus Hostilius hinzugetretenen Gentes der Luceres zusammen wurden sie, als durch Tarquinius Priscus die Aufnahme einer Zahl plebejischer Familien unter die patrizischen Gentes erfolgt war, als höhere Geschlechter (gentes majores) von jenen neu aufgenommenen niederen Geschlechtern (gentes minores) unterschieden. Vermöge ihrer G. hatten die patrizischen Gentes Antheil am Staate. In privatrechtlicher Hinsicht gab es dann noch besondere Normen, die sich auf Erbschaft u. Vormundschaft bezogen. Nur diese privatrechtliche G., nicht die staatsrechtliche, stand ursprünglich den plebejischen Gentes zu — ein Unterschied, der sich aber im Laufe der Zeit gänzlich verwischte, so daß schließlich zwischen patrizischen u. plebejischen Gentes so gut wie gar kein Unterschied bestand. Auch das privatrechtliche Gentilrecht ward durch die neu entstehenden Rechtsformen mehr u. mehr verdrängt u. war schon im 2. Jahrh. gänzlich außer Gebrauch.

Gensdarmerie (spr. Schang-) nennt man fast in allen civilisirten Staaten bestehende, militärisch organisirte Polizeimannschaft. Der Name Gensd'armes (d. h. bewaffnete Leute) stammt aus der Zeit, in welcher Karl VII. von Frankreich seine compagnies d'ordonnance errichtete, die ersten Anfänge eines stehenden Heeres. Dasselbe sollte zunächst nur ein Reiterheer sein, vereinigte aber bald alle Waffengattungen der damaligen Zeit (erste Hälfte des 15. Jahrh.) in sich. — Der schwerbewaffnete, vollständig geharnischte Lanzenreiter dieser Ordonnanzcompagnie hieß Lanzier od. Gensd'arme; in Deutschland nannte man diese Schwerbewaffneten Kürisseer. Das heutige Kürassierregiment der Garde du Corps im Königlich Preußischen Gardecorps hatte bis zu Anfang unseres Jahrh. noch den Namen Gensd'armes. Die Errichtung militärisch organisirter Polizeimannschaften ging ebenfalls von Frankreich aus. Unter der Oberaufsicht des Connétable wurde der Schutz der innern Sicherheit den Marschällen übertragen u. unter ihnen durch ein eigenes Corps, die „Maréchaussée", gehandhabt; diese erhielt unter Ludwig XVI. 1778 eine streng geregelte Einrichtung. Zwar verschwand diese Einrichtung im Sturme der Revolution; aber schon nach wenigen Jahren, im Jahre VI der Republik, wurde sie neu formirt u. zugleich unter dem Namen G. wieder in Thätigkeit gesetzt. Auch in Deutschland hatte man zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit Reiter angestellt, die aber bloße bürgerliche Beamte ohne militärische Organisation waren. Erst zu Anfang des 18. Jahrh. wurde die G. nach französischem Muster auch in den deutschen Staaten — in Preußen 1812 — eingeführt. Die heutige G. rekrutirt sich, sowol in Offizieren als auch in Mannschaften, aus dem Heere. Gediente Unteroffiziere u. Soldaten finden in der G. Anstellung. Aus der G. werden im Falle des Krieges die Offiziere u. Unteroffiziere der Feldgensd'armerie entnommen. Frankreich hat seine G. im Kriege von 1870/71 mit Nutzen zur Zeit der Gambetta'schen Feldzüge verwendet.

Genserich od. Geiserich, König der Vandalen, ein wilder, raubsüchtiger Tyrann, hatte beim Tode seines Bruders Gunderich die Regierung gewaltsam an sich gerissen u. Gunderich's Witwe ermorden lassen; verließ 429 mit seinen Scharen Spanien, um in Afrika dem Statthalter Bonifacius, welcher sich selbst von der röm. Herrschaft selbstständig machen wollte, beizustehen. Dort hauste er in der schrecklichsten Weise, bemächtigte sich vollständig der Provinz Afrika u. gründete ein Vandalenreich (439) mit der Hauptstadt Karthago. Von hier aus verwüstete G. Sizilien, Sardinien u. Gallien u. erschien (455) auf den Ruf der Kaiserin Eudoria in Rom, das mit einer sprüchwörtlich gewordenen Barbarei (Vandalismus) geplündert u. verwüstet wurde. Vergebens suchte der röm. Kaiser Majorian (461) u. der byzantinische Kaiser Leo die Seeräubereien der Vandalen zu verhindern; ihre Flotten wurden geschlagen u. es trat erst dann größere Sicherheit auf dem Mittelländischen Meere ein, als G. (477) gestorben war.

Gensonné (spr. Schangsonneh), Armand, franz. Revolutionsmann, geb. 10. Aug. 1758 zu Bordeaux, lebte als Advokat in seiner Vaterstadt, als die Revolution ausbrach, der er sich alsbald begeistert anschloß. In der Gesetzgebenden Versammlung, in die er vom Departement Gironde gewählt wurde, schwang er sich schnell zu einem der angesehensten Redner der Girondisten auf. Auf seinen Vorschlag wurde 1792 das Gesetz votirt, auf Grund dessen die Brüder des Königs u. ihre vornehmsten Anhänger als Hochverräther angeklagt wurden; mit schonungslosem Eifer überwachte er die Schritte der auf die Hülfe des Auslandes spekulirenden Hofpartei. Doch widersetzte er sich mit derselben Energie dem überhandnehmenden Terrorismus der Bergpartei u. verfeindete sich mit Robespierre u. Danton, die ihn fälschlich des Einverständnisses mit dem verrätherischen General Dumouriez (s. d.) bezichtigten u. gleich den übrigen Führern der Gironde vor das Revolutionstribunal stellten; er wurde 31. Okt. 1793 hingerichtet.

Gent (franz. le Gand), Hauptstadt der belgischen Provinz Ostflandern, mit 121,469 E. (1869), an der Schelde gelegen, welche mit der Lys, Lieve u. Moere u. den Kanälen 26, vielfach durch Brücken verbundene Inseln bildet, hat 2. M. im Umfange u. über $^1/_2$ M. im Durchmesser. Man zählt 309 Brücken, 13 öffentliche Plätze u. 55 Kirchen. Die große Bedeutung G.s im Mittelalter zeigt sich bes. in den öffentlichen Gebäuden, in der Kathedrale, welche hinsichtlich der inneren Ausstattung eine der reichsten Kirchen Europa's ist, im gothischen Rathhause u. in dem, einen besonderen Stadttheil bildenden Beguinenhof, welcher mit Mauern u. Gräben umschlossen ist, Straßen u. Plätze enthält u. für mehr als 600 Beguinen (s. d.) Wohnung bot. Bemerkenswerthe Gebäude sind außerdem das prächtige Universitätsgebäude, das Theater, der Justizpalast u. das Kasinogebäude. G. ist durch eine Citadelle befestigt, hat eine Universität, eine öffentliche Bibliothek, eine Gemäldegalerie u. s. w. In industrieller Beziehung ist die Stadt durch den schiffbaren Strom u die Nähe des Meeres begünstigt, mit welchem noch eine kürzere Verbindung durch zwei Kanäle hergestellt ist. Schon im Mittelalter ward die Leinenindustrie hier in einer Ausdehnung betrieben, wie in keiner anderen Stadt Mitteleuropa's, u. noch jetzt ist G. der wichtigste Platz für die belgische Webwaarenmanufaktur. Die Stadt hat großartige Baumwollen- u. Flachsspinnereien, Leinenwebereien u. Spitzenfabriken. G.s Ursprung liegt noch vor dem 7. Jahrh., doch gewann der Ort erst Bedeutung, als er unter die Grafen von Flandern kam, welche um das Jahr 1000 die kaiserlichen Burggrafen von dort vertrieben. Die Industrie u. der Reichthum hob sich u. mit diesen der Unabhängigkeitssinn der Bürgerschaft, der sich während des Mittelalters häufig in erfolgreichen Aufständen Luft machte. Die letzte große Empörung erfolgte 1539 gegen die Statthalterin Maria, welche G. zur Zahlung einer der Grafschaft Flandern auferlegten Steuer zwingen wollte. Karl V. (der selbst in G. geboren worden war) dämpfte den Aufruhr, ließ die Rädelsführer hinrichten u. von

Nr. 3062. Am Kanal in Gent.

der großen Strafsumme, welche die Stadt zu zahlen hatte, die Citadelle bauen. 1576 ward in G. die sog. G.er Pacifikation geschlossen, ein Vertrag, durch welchen sich Holland, Seeland u. die südlichen Provinzen der Niederlande zur Schilderhebung gegen Spanien verpflichteten. Als sich die Stadt 1584 den Spaniern wieder unterwerfen mußte, war ihr Wohlstand für lange Zeiten gebrochen. In den Kriegen des 18. Jahrh. hat G. wiederholte Belagerungen aushalten müssen. Ludwig XVIII. von Frankreich diente sie als Aufenthaltsort während der „Hundert Tage". Jetzt ist sie die zweite Stadt des Königreichs Belgien.

Gentiana, s. „Enzian". **Gentile**, s. „Fabriano".

Gentleman (spr. Dschentlmänn) heißt in England jede zum niederen Adel od. unabhängigen Mittelstande zur Gentry, s. d. gehörige männl. Person, dann aber insbesondere jeder wahrhaft gebildete und ehrenhafte, durch Wohlanständigkeit u. gesellschaftlichen Takt ausgezeichnete Mann.

Gentry (spr. Dschentri) heißt in England der niedere Adel od. die besitzende Klasse überhaupt, soweit sie nicht zum hohen Adel gehört, also etwa unser unabhängiger u. gebildeter Mittelstand im Gegensatze zum Kleinbürger-, Bauern- u. Arbeiterstand.

Gentz, Friedrich von, berühmter deutscher Publizist, geb. 2. Mai 1764 zu Breslau, studirte in Frankfurt u. Königsberg die Rechte u. wurde an letztgenannter Universität ein eifriger Anhänger der Kant'schen Philosophie. Durch seine vielseitigen Kenntnisse, seine Anstelligkeit u. gesellige Beweglichkeit erregte er bald die Aufmerksamkeit der herrschenden Kreise, u. schon als 22jähriger Jüngling (1786) wurde er als Geh. Sekretär ins Generaldirektorium zu Berlin berufen; 1793 erfolgte seine Ernennung zum Kriegsrath. G. begrüßte die Franz. Revolution Anfangs mit Begeisterung u. trat in Schrift u. Wort für ihre Tendenzen ein; diese Sympathie verwandelte sich aber schon nach kurzer Zeit in kühle Gleichgiltigkeit, ja sie schlug nach den Ausschreitungen des J. 1792 in unversöhnliche Feindschaft um. Mit derselben Beredsamkeit, mit der er vorher die Revolution vertheidigt, trat

Nr. 3063. Friedrich v. Gentz, geb. 2. Mai 1764, gest. 9. Juni 1832.

er nun, wetteifernd mit Burke u. a. eifrigen Widersachern der Bewegung, gegen sie in die Schranken. Schon diese erste gewaltsame Wandlung seines unsteten Charakters verstand er mit der ihm eigenen keckèn Sophistik zu umschleiern. Als später, nach der Bändigung der Schreckenswirthschaft in Frankreich, die Mißstimmung gegen die Revolution wieder zurücktrat, nahm G. sein früheres liberales Programm wieder auf u. forderte die Errichtung demokratischer u. parlamentarischer Institutionen auch für die deutschen Staaten. In einem Manifest, das er 1797 an Friedrich Wilhelm III. richtete, trat er als Wortführer der Nation mit dem Rufe nach absoluter Preßfreiheit in die Schranken. Ferner stellte er in seiner „Neuen deutschen Monatsschrift" (Berl. 1795), im „Historischen Journal" (Berl. 1799—1800) u. in anderen Zeit- u. Flugschriften das Verlangen an Preußen u. Oesterreich, die Einigung Deutschlands in die Hand zu nehmen u. einen lebensfähigen Staat an Stelle des abgestorbenen alten Reiches zu setzen. Die Haltlosigkeit seines Wesens spiegelte sich freilich wiederum in den unzusammenhängenden, stets wechselnden u. sich widersprechenden Vorschlägen, die er zu diesem Zwecke machte. Seine Geschichtsanschauung war schon damals romantisch angekränkelt, u. durch seine verächtliche Auffassung der Reformation, die er einseitig als die unglücklichste Katastrophe der deutschen Geschichte verdammte, reichte er bereits der Reaktion die Hände. Seit 1800 wühlte er im Solde Englands gegen die früher von ihm verfochtene Friedenspolitik, u. 1802 schied er aus dem preuß. Staatsdienst aus, um als Hofrath in die österr. Hof- u. Staatskanzlei zu treten u. seitdem mit rastloser Schreibfertigkeit der Kriegspolitik u. der sich bildenden Koalition gegen Napoleon zu dienen. Diesen bekämpfte er jedoch nicht so sehr aus freier Begeisterung u. mit den Waffen sittlicher Ueberzeugung, als aus Liebedienerei u. mit den Künsten diplomatischer Intrigue, indem er alle Wechselfälle u. Querzüge der Metternich'schen Kabinetsweisheit, selbst im Widerspruche mit seinen besseren Einsichten, mit durchmachte. Schon 1810 stellte er sich selbst das Armuthszeugniß der Apathie u. Stumpfheit aus, der ihn sogar die große Erhebung des J. 1813 nicht zu entreißen vermochte. Und doch war er es gewesen, der diese große Erhebung mit am eifrigsten hatte vorbereiten helfen, der das preuß. Kriegsmanifest von 1806, die österr. von 1809 u. 1813 verfaßt hatte. Wie er an den Grundlagen des neuen Restaurationsbaues, die 1815 auf dem Wiener Kongreß gelegt wurden, einen hervorragenden Antheil hatte, so blieb er auch in der Folge ein williges Werkzeug Metternich's, dem er auf den Kongressen zu Aachen, Karlsbad, Troppau, Laibach u. Verona als Rathgeber u. Schriftführer zur Seite stand u. dessen Rückschrittstendenzen er auch als Publizist im „Oesterr. Beobachter" und in den „Wiener Jahrbüchern der Literatur" mit gleißnerischer Trugrede bemäntelte u. verherrlichte. Mit seinen früheren Kundgebungen für die Preßfreiheit stand das Votum, das er 1819 für die Nothwendigkeit u. Heilsamkeit des Censursystems abgab, im grellsten Widerspruche, u. nicht minder widerlich war die Dreistigkeit, mit der er nunmehr den früher von ihm gefeierten Parlamentarismus verhöhnte, u. die Verdrehungskunst, mit der er die konstitutionellen Verheißungen der deutschen Bundesakte in feudalreaktionärem Sinne umdeutelte. Dabei verschloß er sich der Erkenntniß nicht, daß der Siegeslauf der modernen Ideen durch die polizeistaatlichen Beschränkungen u. kleinlichen Ränke, bei denen er Handlangerdienste leistete, nicht aufgehalten werden könne; dennoch setzte er sein Treiben feil u. charakterlos, wenn auch mit wachsender Erschlaffung, fort. Als die Julirevolution von 1830 die Morschheit des reaktionären Systems bloßlegte, mußte G. in seinen vertraulichen Aufzeichnungen bekennen, daß er seine Kraft an eine verlorene Sache vergeudet; Eitelkeit, Genußsucht u. noble Passionen hatten den edleren Ehrgeiz, mit dem er einst als Jüngling in die Kampfbahn getreten war, entmannt, u. zu spät raffte er sich zu dem Versuche auf, die alte Ordnung durch Zugeständnisse an die Forderungen der Demokratie zu retten. Er starb, sowol von den Anhängern der Legitimität wie von denen der Revolution verurtheilt, 9. Juni 1832. Seine Schriften, die glänzende Proben publizistischer Stilistik u. interessante Beiträge zur Zeitgeschichte enthalten, erschienen gesammelt von Weick (Stuttg. 1836—38) u. Schlesier (5 Bde., Manh. 1838—40); Letzterer gab auch eine Sammlung seiner Briefe u. Memoiren heraus (Stuttg. 1841). Das reichste Material zu seiner Kennzeichnung hat er selbst niedergelegt in seinen „Tagebüchern" (herausgegeben aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense, 4 Bde., Lpz. 1873 u. 1874).

Genua (ital. Genova, franz. Gênes), norditalienische Provinz von 74,71 □M. u. 716,284 E. (1871), umfaßt das Küstenland des Golfes von Genua von dem Cap della Mele im W. bis zum Golf von Spezia, den diese Küste begleitenden Apennin u. zum größten Theil auch den nördl. Abfall desselben u. zerfällt in die fünf Distrikte Genua, Albenga, Savona, Chiavari u. Levanto. **G.**, die Hauptstadt der Provinz mit 130,269 E. (1872), liegt an dem Meerbusen von G. u. erhebt sich amphitheatralisch an den im N. aufsteigenden Vorbergen des Apennin. Der Hafen, den die Stadt im Halbkreise umgiebt, ist im O. durch den gewaltigen Steindamm des alten Molo, im W. durch den neuen Molo abgeschlossen. An jenem befindet sich der Leuchtthurm u. die Quarantäne. Der Kriegshafen mit dem Zeughause u. dem Marinearsenal nimmt den nordöstl., der Freihafen mit den Zollgebäuden den östl. Theil ein. Die palastreiche Stadt mit

den hohen Gebäuden u. der belebte Hafen machen von den Höhen der Umgebung einen überraschend schönen Eindruck, der aber durch den Anblick des Innern einigermaßen abgeschwächt wird. Die meist bergan steigenden Straßen sind eng u. krumm. Die schönsten Straßen sind die Strada Balbi, welche eine Länge von $^3/_4$ Stunden hat, die Strada Giulia u. die am Hafen sich hinziehende Strada Carlo Felice. Marmorpaläste fassen diese Straßen ein; neben Venedig giebt es keine Stadt in Norditalien, welche so reich an großartigen Privatbauten ist, wie G. Jeder dieser Paläste, von denen die meisten aus der schönsten Zeit der italienischen Renaissance stammen, bildet in der Regel ein abgeschlossenes Ganze u. wendet seine Hauptfaçade gewöhnlich dem herrlichen Garten zu, der nicht selten terrassenförmig angelegt ist u. manchmal eine herrliche Aussicht auf das blaue Meer gestattet. Säulenhallen, Baltone, Erker, schön ornamentirte Galerien u. große, reich mit Marmor ausgestattete Säle, welche häufig

Nr. 3061. Genua.

sehr werthvolle Sammlungen von Gemälden italienischer Meister enthalten, lassen auf den Reichthum G.'s in jenen Zeiten schließen, als seine Flotten einen großen Theil des Mittelmeers beherrschten. Als die schönsten Paläste gelten der Palazzo Ducale, der ehemalige Dogenpalast, der ganz aus weißem Marmor erbaut ist, der Palazzo Brignole, wegen seiner rothen Marmorbekleidung auch Palazzo Rosso genannt, der kostbar eingerichtet ist u. eine der bedeutendsten Gemäldegalerien G.'s umschließt, der durch seine herrlichen Stukkaturen berühmte Palazzo del Principe Doria, den Andreas Doria 1529 erbaute, der Palazzo Durazzo, das jetzige königliche Schloß, u. der Palazzo Pallavicini. G. hat nicht weniger als 82 Kirchen, darunter viele kunstgeschichtlich merkwürdige u. durch ihren Baustil ausgezeichnete; davon sind besonders nennenswerth: die Kathedrale S. Lorenzo, welche innen u. außen mit wechselnden Streifen von Serpentin u. carrarischem Marmor bekleidet ist u. eine Anzahl kunstvoller Grabmäler enthält, die in ihren ältesten Theilen aus dem 10. Jahrh. stammende Kirche San Siro, die ehemalige Kathedrale, in welcher die Volksversammlungen und Dogenwahlen abgehalten wurden, die reich ausgestattete Jesuitenkirche S. Ambrogio, die nach dem Plane des Petersdoms in Rom erbaute Sta. Maria di Carignano, deren Kuppelgalerie eine entzückende Aussicht gewährt, u. die von der Familie Lomellini 1487 prachtvoll aufgeführte u. ausgestattete Kapuzinerkirche Sta. Annunziata. Zu der Kirche Sta. Maria di Carignano gelangt man auf einer kühnen, 30 m. hohen, aus der Tiefe aufgemauerten steinernen Brücke, von welcher aus man einen großen Theil der Stadt überblickt. G. besitzt eine Universität in einem früheren Jesuitenkollegium mit einer bedeutenden Bibliothek, eine technische Hochschule, eine Kunstakademie, Marineschule 2c. Eine großartige Wasserleitung bringt das Trinkwasser der Stadt 3$^1/_2$ M. weit aus den Bergen.

G. ist ferner eine der bedeutendsten Festungen Italiens und wird von doppelten Mauern umgeben, von denen die eine die innere Stadt umschließt, während die andere sich in größerer Entfernung am Gebirge hinzieht, auf den höchsten Stellen mit befestigten Thürmen versehen ist u. mit den Außenforts in Verbindung steht. — Der Handel G.'s ist sehr bedeutend u. nach der Eröffnung der Eisenbahn, welche den Apennin durchschneidet, beträchtlich gestiegen. Im Hafen liegt stets eine große Anzahl von Schiffen vor Anker; im J. 1867 waren 62,177 Segelschiffe mit 615,686 Tonnen u. 2344 Dampfschiffe mit 563,493 Tonnen eingelaufen. Auch die Industrie hat sich in den letzten Jahrzehnten außerordentlich entwickelt. — G. ist eine alte ligurische Stadt, die vor dem zweiten Punischen Kriege in den Besitz der Römer gelangte u. rasch zu einer bedeutenden Handelsstadt aufblühte. Nach dem Sturze des römischen Reiches wechselte in der Zeit der Völkerwanderung die Herrschaft mehrmals, bis dieselbe 774 auf die fränkischen Kaiser überging. Unter der schwachen Regierung der letzten Karolinger machte sich G. von deren Herrschaft fast unabhängig u. wurde 958 in seiner republikanischen Selbständigkeit durch Berengar von Italien bestätigt. In den nächsten 3 Jahrhunderten unterwarf G. sich Corsica, Sardinien, Elba u. s. w. Sehr glücklich waren die Genuesen im 13. Jahrh. im Kampfe gegen Venedig; sie erhielten von dem griech. Kaiser Pera und Galata, die Vorstädte Konstantinopels, rissen die Krim u. den Handel auf dem Schwarzen Meere an sich u. trieben einen lebhaften Handel nach Innerasien. Im 14. Jahrh. sank aber die Macht G.'s. Sardinien u. mehrere griech. Inseln gingen verloren u. die Eroberungen der Türken vernichteten sein Uebergewicht im Orient. Zugleich brachen häufige Aufstände in der Stadt selbst aus; G. kam mehrmals unter fremde Herrschaft, bis der Doge Andreas Doria 1528 die Unabhängigkeit wiederherstellte u. die streng aristokratische Verfassung einführte, welche bis an das Ende der Republik bestanden hat. An der Spitze stand der Doge, neben ihm der Geheime Staatsrath, aus 12 Mitgliedern bestehend, u. die 8 Procuratori, der Große Rath von 300 u. der Kleine Rath von 100 Mitgliedern. Corsica, die letzte genuesische Besitzung, ging 1768 an Frankreich verloren; G. selbst kam 1797 als Hauptstadt der neubegründeten Liguríschen Republik in Abhängigkeit von Frankreich u. wurde 1805 von diesem Staate annektirt. Im J. 1815 erfolgte die Einverleibung G.'s an Sardinien, dessen Geschicke es von dieser Zeit an theilte.

Genus, s. „Gattung". **Geocores**, s. v. w. „Landwanzen".

Geodäsie, s. v. w. „Feldmeßkunst".

Geoden sind meist kugelförmige Körper von der Größe eines Eies bis zu der eines Kopfes, die sich in verschiedenen Gebirgsarten, nam. in Melaphyren, Porphyren, Phonolithen u. s. w., finden und dadurch entstanden

sind, daß hohle Räume (Blasenräume) der Gesteine durch Absatz u. Einsickerung anderer Substanzen allmählich ausgefüllt wurden. Diese Hohlräume der Gesteine sind durch den Druck eingeschlossener Gase od. Dämpfe in den noch geschmolzenen, feuerflüssigen Massen entstanden. Die G. bestehen gewöhnlich aus einem System konzentrischer Lagen von Quarz od. anderen Mineralien, welche die innere Wand des Blasenraumes bis zu einer gewissen Dicke hin auskleiden, und deren Durchschnitte dadurch, daß die einzelnen u. oft verschiedenfarbigen Schichten die äußere Form markiren, häufig sehr schöne Zeichnung zeigen (Onyx, Festungsachat u. dgl., Abb. s. u. Achat). Das Innere der G. ist entweder noch hohl od. in den meisten Fällen mit Krystallen verschiedener Mineralien angefüllt, die mit ihren Spitzen nach innen gerichtet sind, demnach deutlich eine Bildung von außen nach innen erkennen lassen u. nicht, wie bei den Konkretionsmassen, von innen nach außen.

Geoffroy-Saint-Hilaire (spr. Schoffroa-Sängt-Illähr), Etienne, einer der bedeutendsten franz. Naturforscher, Sohn eines Juristen zu Etampes, wurde geb. 15. April 1772 und sollte nach dem Willen des Vaters dessen Beruf wählen. Die Vorträge des Mineralogen Hauy u. des Botanikers L'Homond, die er zu Paris im College des Kardinal Lemoine hörte, sowie durch den Unterricht des Zoologen Daubenton, der eine lebhafte Zuneigung zu G. faßte, bestimmte aber dessen Richtung, und Daubenton war es auch, der dem jungen Forscher neben Lamarck die zweite Professur der Zoologie am Museum verschaffte. Hier mußte der kaum einundzwanzigjährige G., wie er selber gesteht, die Elemente der Naturgeschichte erst beim Aufstellen u. Ordnen der ihm anvertrauten Sammlungen sich erwerben. Gleichwol wußte er seine Stelle als ebenso anregender Lehrer wie als Vorsteher der Sammlungen trefflich auszufüllen, die bei seiner enormen Thätigkeit reißend schnell zunahmen. —

Nr. 3065. Etienne Geoffroy-Saint-Hilaire (geb. 15. April 1772, gest. 19. Juni 1844).

1798 ging G. mit der Napoleonischen Expedition nach Aegypten, von wo er mit reichen Schätzen für das Museum u. für die Wissenschaft beladen 1802 nach Paris zurückkehrte u. Mitarbeiter der „Description de l'Egypte" wurde, auch einen Auszug, die „Zoologie d'Egypte", in drei Bänden lieferte. — Im Auftrage Napoleon's ging G. 1810 nach Lissabon, um aus dem dortigen, an brasilianischen Naturalien reichen Museum alles für Paris Interessante auszuwählen; es ist anzuerkennen, daß er gegen die von seinen Landsleuten sonst geübte Praxis das, was er für Frankreich erwarb, mit Doubletten des Pariser Museums bezahlte. Aus dieser Zeit schreiben sich schon die Hauptideen seiner wichtigsten Arbeit, die er selbst „anatomische Philosophie" nannte. Die „Einheit des Thierreichs" (unité du règne) war ihm in der Zoologie herrschender Gesichtspunkt, u. er suchte diese Einheit in der vergleichenden Anatomie durch das bereits von Buffon angedeutete Prinzip der Einheit des Baues nachzuweisen. Schon 1807 übertrug er die vergleichende Betrachtung der Glieder auf die Schädelknochen, aber erst 1818 wagte er es, die Einheit des Baues als Grundgesetz für das gesammte Thierreich auszusprechen in seiner „Theorie der Analogen", wonach sich dieselben Theile, wenn auch in verschiedener Form u. Ausbildung, bei allen Thieren finden sollten. — Soweit die „Philosophie anatomique" nur die Wirbelthiere umfaßte, fand sie ungetheilten Beifall, die spätere Anwendung des Einheitsprinzips aber auf die Gliederthiere (1820) und gar auf die Mollusken (1830) erregte den Widerspruch Cuvier's (s. d.), der seine Lebensarbeit durch G.'s Ideen bedroht sah. Cuvier war 1795 nach Paris gekommen u. lebte seither in inniger Freundschaft mit G., der Wohnung u. Sammlungen mit ihm theilte u. ihn, obgleich er sein Rival war, in Allem förderte. Denn wie G. mit rührender Pietät u. Aufopferung an seinen Lehrern hing, so ließ er allezeit im glühenden Drange, die Wissenschaft gefördert zu sehen, fremdes Verdienst neben sich gelten u. verschaffte ihm neidlos u. mit Selbstverleugnung Anerkennung. Hatten beide Forscher lange Zeit freundschaftlich zusammen gearbeitet (Klassifikation der Mammiferen, Geschichte der Maki's), so führten die widersprechenden Ansichten allmählich zu einem Gegensatz, der 1830 in der Franz. Akademie von beiden Gegnern mit einer in dieser gelehrten Körperschaft unerhörten Leidenschaftlichkeit ausgefochten wurde. Cuvier blieb damals Sieger, er war ein entschiedener Gegner der „Einheit des Bauplans" u. der „Veränderlichkeit der Art", durch deren Annahme sich G. (Abhandlungen in den „Mémoires du Muséum" von 1828 u. 1833) als einer der Vorläufer Darwin's dokumentirt. Goethe verfolgte jenen Streit der Beiden mit höchstem Interesse u. gab, für G. Partei nehmend, unter dem Titel „Principes de Philosophie zoologique par M. Geoffroy de St. Hilaire" eine Darstellung dieses Streites, die zugleich die letzte Arbeit seines Lebens ist, indem er sie im März 1832, wenige Tage vor seinem Tode, beendet hat. Seit 1807 gehörte G. der Akademie an, deren Präsident er später wurde; an Ehren u. Auszeichnungen war sein Leben reich. Er hielt aber auch schon seit früher Jugend auf den Ruhm, u. hat das, wie Voltaire, offen bekannt. Die letzten 4 Jahre seines in angestrengter wissenschaftlicher Arbeit verbrachten Lebens war er erblindet, doch beglückte ihn die Liebe seiner treuen Lebensgefährtin u. seiner Kinder u. Enkel u. besonders der Ruhm seines Sohnes Isidor, dem er 1841 seine Professur abtrat u. der ihm das schönste Denkmal gesetzt hat in der Schrift: „Vie, travaux et doctrine scientifique d'Etienne Geoffroy-St.-Hilaire". G. starb zu Paris 19. Juni 1844. — Isidore **G.-S.-H.**, geb. zu Paris 13. Dez. 1805, Sohn des Vorhergehenden und 1841 dessen Amtsnachfolger, nachdem er schon früher Mitglied der Franz. Akademie geworden u. regen Antheil an des Vaters Arbeiten genommen, für die er bereits als Knabe begeistert war. 1832 publizirte er, seine Arbeiten mit denen des Vaters vereinend, als ein wichtiges u. vollständiges Werk über Bildung u. Klassifikation der Monstren: „Histoire générale et particulière des anomalies d'organisation ou Traité de Tératologie"; 1841 erschien seine „Zoologie générale". Wie sein Vater nahm er eine (begrenzte) Veränderlichkeit der Art an. Er starb 10. Nov. 1861.

Geoffroya, Pflanzengattung der Hülsengewächse, Gruppe der Dalbergieen, mit stattlichen Bäumen, deren Rinden od. Samen als Wurmmittel dienten, aber ihrer drastischen Wirkungen halber außer Gebrauch gekommen sind. Die G. spinosa in Brasilien od. der Umari liefert das Arzneimittel in seinem Samen, während G. retusa u. jamaicensis die Rinde als solches geben. Von diesen beiden letzteren giebt die erstere, welche in Surinam wächst, den sog. Cortex Geoffroyae Surinamensis, die andere den C. G. jamaicensis, da sie auf Jamaika wächst.

Geogenie, vergl. „Geologie".

Geognosie, s. „Geologie".

Geographie od. Erdkunde heißt die Wissenschaft, welche die Erde als selbständiges Individuum auffaßt u. die gesetzmäßigen Beziehungen des leblosen Erdkörpers zu seinen lebendigen Bewohnern, den Pflanzen, Thieren u. Menschen, untersucht u. darstellt. Die mathematische G. betrachtet die Erde als Weltkörper u. sein Verhältniß zu den anderen Planeten unseres Sonnensystems; sie berichtet also von der Gestalt, der Größe, den Bewegungen, den Ursachen der Tages- u. Jahreszeiten; sie umzieht die Erdkugel mit gedachten Linien, den Längen- u. Breitengraden, bestimmt nach diesen die Lage der einzelnen Punkte auf der Erdoberfläche u. mißt

mit Hülfe derselben den Umfang, Durchmesser u. Oberflächenraum unsers Planeten aus. Die physikalische od. physische G. untersucht die einzelnen Naturgesetze, welche den verschiedenen Naturerscheinungen auf der Erde zu Grunde liegen, u. den Einfluß, welchen die Gestaltung der Oberfläche auf die lebende Welt ausübt; sie hat es also vorzugsweise mit dem Lande u. Wasser zu thun; als Ozeanographie behandelt sie die zusammenhängenden großen Wassermassen der Erde, ihre Tiefe, die Strömungen, den Meeresboden, die Inseln u. die Küste des Festlandes, Ebbe u. Flut, Eisfelder u. Seewege; als Hydrographie betrachtet sie überhaupt die flüssigen Theile der Erdoberfläche, die Quellen, Flüsse u. Seen, Flußgebiete u. Wasserscheiden u. die Abhängigkeit der Gewässer von der Gestaltung ihres festen Grundes. Streng genommen gehört in die physische G. auch die Geologie u. Geognosie, insofern als diese Theile der Naturwissenschaft die Erde mit Ausschluß der organischen Welt untersuchen, die Gesetze erforschen, nach welchen die Oberfläche derselben sich gestaltet hat, u. sich mit der Natur, den Bestandtheilen u. der Anordnung der festen Theile der Erdrinde beschäftigen. Die Orographie zeigt uns die vertikale Entwickelung der festen Erdoberfläche, die Gebirge, Hochebenen u. Tiefländer. Die Atmosphärologie beschäftigt sich mit der Lufthülle unseres Planeten, mit den Eigenschaften, der Zusammensetzung u. der Gestalt der Atmosphäre, den Winden, den Wolken u. dem Regen, die Klimatologie mit der Vertheilung der Wärme über die Erde. — Die genannten Unterabtheilungen der G. haben zunächst, von den lebenden Organismen auf unserem Planeten abgesehen, doch die Bedingungen dargestellt, unter welchen solche sich in verschiedener Art entwickeln können. Da nun aber die G. die Erde als einen belebten Weltkörper betrachtet, so hat sie in der Pflanzengeographie die Vertheilung der Vegetation über die Erdoberfläche, den Einfluß des Bodens u. des Klimas auf die Pflanzenwelt, die charakteristischen Vegetationsformen der verschiedenen Länder, Kontinente u. Zonen zu schildern; in der Thiergeographie die Einwirkung der physischen Verhältnisse, wie des Bodens, der Temperatur, der Luft u. der Nahrung auf die Fauna, die Verbreitungsbezirke u. Grenzen u. bestimmte Mittelpunkte der Entwickelung der hauptsächlichsten Thierarten zu untersuchen, u. in der Anthropologie, Ethnologie u. Ethnographie in ähnlicher Weise den Zusammenhang zwischen dem Boden u. den Menschen, die Verschiedenheit der letzteren nach Rassen, Nationen u. Stämmen, ihre Verbreitung über die Erde, die Bedingungen ihres individuellen u. gesellschaftlichen Lebens, ihre Sprache, Sitte, Lebensweise, geistige u. materielle Kultur, ihre Geschichte, soweit dieselbe durch den Boden, auf welchem die einzelnen Völker leben, bedingt ist, in den Kreis ihrer Forschung zu ziehen. Theilt die G. die Erdoberfläche nach den Staatengebilden ein, in denen sich die verschiedenen Völker entwickelt haben, so wird sie zur politischen G., zur Topographie, wenn sie auf die Wohnsitze der Menschen besonderes Gewicht legt. Schildert sie die politischen Verhältnisse der verschiedenen Völker, die Grenzen u. Eintheilungen einzelner Staaten in vergangenen Zeiten, so wird sie zur geschichtlichen od. historischen G. u. zerfällt demnach, entsprechend der Eintheilung der Geschichte, in eine alte, mittlere u. neuere G. Während also der Umfang der Erdkunde die Grenzen der verschiedensten Wissenschaften durchschneidet, vorzüglich der Naturwissenschaften in allen ihren Theilen, der Sprachkunde u. der Geschichte, so gewährt sie auf der anderen Seite doch wiederum allen diesen Wissenschaften durch ihre Entdeckungen u. Beobachtungen eine Fülle von Material u. Beweisen. Am wichtigsten ist aber die Beziehung der G. zur Geschichte; die wissenschaftliche G. wird es stets als ihre Hauptaufgabe anzusehen haben, die Einwirkung darzulegen, welche die physischen Verhältnisse der Erde auf die Entwickelung ihrer Bewohner ausgeübt hat, die Naturbedingtheit der Geschichte zu untersuchen.

Die Geschichte der G. zeigt, wie spät sich die Erdkunde erst dieses Ziel gestellt u. hiermit den Charakter einer Wissenschaft angenommen hat. Reisen, durch welche unbekannte Theile der Erdoberfläche für die Zwecke der G. entschleiert werden sollten, kommen zwar schon im Alterthum vor; doch fehlte ihnen der systematische Zusammenhang u. die wissenschaftliche Grundlage. Erst die neueste Zeit geht, unterstützt durch die mächtigsten Verkehrsmittel, durch das Zusammenwirken aller großen Kulturvölker u. durch die Hülfsmittel, welche andere Wissenschaften den Entdeckungsreisenden gewähren, der Lösung dieser Aufgabe mit Riesenschritten entgegen. Die Zeit liegt nicht mehr fern, in welcher alle Theile der Erdoberfläche entschleiert sein werden. — Die Naturvölker haben nur eine Heimatskunde, keine Erdkunde; ihr Wissen von der Erdoberfläche geht nur so weit, als ihre materiellen Bedürfnisse gehen. Am frühesten scheinen die Aegypter sich mit G. beschäftigt zu haben. Die Ueberschwemmungen des Nils, welche die Grenzen der Felder, Gemeinden u. Provinzen häufig verwischten, zwangen sie zur Vermessung u. Aufnahme des Landes; daraus entwickelte sich eine Topographie, welche von den Priestern gepflegt wurde u. nach u. nach zu einer wirklichen Erdkunde führte. Die Eroberungszüge ihrer Könige erweiterten die geographischen Kenntnisse, u. die Granittafeln der Palastwände des alten Thebens, welche von den Heldenthaten ägyptischer Fürsten erzählen, beweisen, daß dieses begabte Volk verstand, nicht nur die Unterschiede einzelner Menschenrassen richtig aufzufassen u. bildlich wiederzugeben, sondern auch, daß es die verschiedenen Länder nach ihren wichtigsten Kulturprodukten zu charakterisiren wußte. Hier liegen also die Anfänge der physischen u. politischen G., der Ethnographie u. Pflanzen- u. Thiergeographie. Von den Aegyptern erhielten die Hebräer bestimmte Begriffe von der G. Das erste Buch Mosis giebt uns eine merkwürdige Völkertafel, welche die Ausbreitung der Geschlechter der Menschen nach den drei Söhnen Noah's, Sem, Ham u. Japhet, auseinander setzt, u. Josua ließ eine Vermessung des Landes Kanaan veranstalten, um danach den Grund

Nr. 3066. Die Erde nach der Vorstellung der Inder.

u. Boden unter die einzelnen Stämme zu vertheilen. Wahrscheinlich wurde bei dieser Gelegenheit die erste Landkarte verfertigt, welche die Geschichte kennt. Mit Ausnahme der Route von Aegypten nach dem Gelobten Lande war aber den alten Hebräern nur wenig von den Ländern jenseit der Grenzen Kanaans bekannt. Ueber die Landeskunde hinaus ward die G. erst durch die Phönizier erweitert. Diese gruppirten zuerst die Küstenländer am Mittelländischen Meer nach den drei Erdtheilen, Asien, Europa u. Libyen (Afrika), deren Namen wir bis jetzt noch beibehalten haben, u. erweiterten auf ihren Handelsreisen die Kenntniß vom

Nr. 3067. Das Weltall. Nach Kosmas Indikopleustes.

Morgen- u. Abendlande. Indem die Phönizier die Straße von Gibraltar durchsegelten, lernten sie zuerst den Unterschied zwischen dem Ozean u. einem Binnenmeer kennen u. bezeichneten ersteren als „Allumfasser“, „Og“, wovon das Wort Ὠκεανός (Ozean) gebildet worden ist. Die Karthager setzten die Entdeckungsreisen dieses Seevolkes fort; sie wagten zuerst eine vollständige Umsegelung des afrikan. Kontinentes u. drangen weit in den Atlantischen Ozean vor. Phönizier u. Karthager sind die Begründer der maritimen G. gewesen; die erste Bearbeitung der geographischen Wissenschaft verdanken wir aber den Griechen. Sie versuchten das Erkannte systematisch zu ordnen; die Erde, als Individuum, ward der Gegenstand ihrer Forschungen, die freilich bei ihren unzulänglichen Kenntnissen meist einen

phantastischen Charakter behielten. Die Erde war dem Homer eine große runde Scheibe, mit erhabenem, nach Norden ansteigendem Rande, umflossen vom Ozean u. getheilt in eine Tag- u. Nachtseite. In der Mitte derselben lag Griechenland, dessen Mitte wiederum der Götterberg, Olymp, bildete. Der Handelsverkehr brachte aber bald den geographischen Kenntnissen Erweiterung; die Anfänge der Wissenschaft der Geometrie führten zur ersten griech. Landkarte durch Anaximander von Milet (611—546 v. Chr.), und die großen Reisen des Pytheas von Massilien, eines Zeitgenossen Alexander's d. Gr., der zugleich auch als Mathematiker, Physiker und Astronom bedeutend war, waren die Ursache erfolgreicher Entdeckungen auf dem Gebiete der physischen G. Er erreichte Thule, wahrscheinlich eine der Shetlands-Inseln, bestimmte zuerst durch die Sterne die Lage des

Nr. 3068. Erdtafel des Herodot.

Nr. 3069. Die Erde nach den Anschauungen des Eratosthenes.

Nordpols der nördlichen Breiten u. den nördl. Polarkreis u. erklärt die Ursache der Ebbe u. Flut. Hekatäos von Milet (um 500 v. Chr.) u. nach ihm Herodot (um 450 v. Chr.) halten schon vor ihm die allgemein verbreitete homerische Weltanschauung erschüttert u. lächerlich gemacht; Letzterer bes., der auf großen Reisen eine erstaunliche Fülle von Beobachtungen gewonnen hatte, führte in die G. den Begriff der natürlichen Grenzen ein u. bahnte die historische Erdkunde an; doch dachte er sich die Erde noch scheibenförmig u. etwas ausgehöhlt nach dem Mittelmeer zu. Der Philosoph Pythagoras nahm zuerst aus geometrischen Schicklichkeitsgründen die Kugelgestalt der Erde an; den Beweis lieferte aber erst Parmenides aus Elea (um 460 v. Chr.). Daß die Erde sich bewege, u. die Bewegung des Himmels nur eine scheinbare sei, hat zuerst Philolaos, ein Schüler des Pythagoras, geahnt, aber erst Aristarch aus Samos (um 260 v. Chr.) bewiesen. Die Eroberungen Alexander's d. Gr. hatten den geistigen Horizont der Griechen nach allen Seiten erweitert u. der G. ganz neue Gebiete erschlossen. Neue Klimate, neue Produkte u. Menschen traten in den neuentdeckten Ländern vor das Auge der Griechen, u. wie Aristoteles für die Naturwissenschaften mannichfache Anregungen aus den neu erworbenen Ländern schöpfte, so ward auch die geographische Kenntniß durch diese Eroberungen bedeutend gefördert. Auf dem Boden des alten Aegyptens erblühte eine neue griech. Wissenschaft. Eratosthenes (276—190 v. Chr.), der alexandrinische Philosoph, wagte zuerst den Versuch, aus der Messung eines Breitengrades zwischen Alexandria u. Syene den Umfang der Erde zu bestimmen u. die erste systematische, ausführliche Universalgeographie zu verfassen. Bald nach ihm vervollständigte Hipparch aus Nikäa in Kleinasien sein System durch Eintheilung der Erdoberfläche nicht blos nach Breitengraden, sondern auch nach Längengraden. Auf deren Schultern standen Strabo u. Claudius Ptolemäos. Strabo, ein Zeitgenosse der Kaiser Augustus u. Tiberius, hat eine große G. in 17 Büchern geschrieben, welche zuerst in großen Zügen den Zusammenhang der natürlichen Verhältnisse der Länder mit der Geschichte ihrer Bewohner vor Augen führte; er war der Begründer der historischen Erdkunde. Der alexandrinische Gelehrte Claudius Ptolemäos (um 150 n. Chr.) hat uns ein überaus werthvolles, nach den Längen- und Breitengraden geordnetes Verzeichniß geographischer Namen hinterlassen, welches uns zeigt, daß selbst das Innere Afrika's damals weit mehr bekannt war, als in der Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts. Als Aegypten zur röm. Provinz wurde, gingen auch die geographischen Kenntnisse der Alexandriner auf die Römer über, die indeß die G. nur indirekt erweiterten, indem sie durch ihre Eroberungen bisher unbekannte Länder erschlossen und zum Theil kartographisch aufnahmen. Am selbständigsten hat Tacitus gearbeitet, dessen Schriftchen „Germania“ als ein Meisterwerk ethnographischer Darstellung zu betrachten ist. Die Werke des Pomponius Mela und des älteren Plinius erheben sich nicht über den Standpunkt gelehrter Kompilationen.

Mit der Völkerwanderung u. der Verbreitung des Christenthums geschah ein großer Riß in die antike Wissenschaft. In der Geschichte der G. bezeichnet das christl. Mittelalter eine Periode tiefsten Dunkels. Die griech. Schriftsteller wurden vernachlässigt u. endlich gar nicht mehr verstanden; einige Gelehrte schöpften geographische Kenntnisse aus Plinius, Mela u. deren Ausschreibern; die meisten gefielen sich in einem wirren Truggewebe oft kindischer Phantasien. Die G. schrumpfte wieder zur Heimatskunde zusammen, u. selbst die Handelsfahrten der italien. Republiken u. die Kreuzzüge vermochten nicht nachhaltige Anregungen zu dieser Wissenschaft zu geben, die wie jede andere in den Händen der Geistlichkeit lag. Armselig waren die mittelalterlichen Begriffe der astronomischen u. mathematischen G. Die Kugelgestalt der Erde ward geleugnet; der Geograph Kosmas glaubte, daß Engel die Gestirne am Himmel herumtrügen u. die Sonnen- u. Mondfinsternisse besorgten u. daß die Erde glockenförmig in einem sie rings umflutenden Ozean säße. Die Weltkarten der ersten Jahrhunderte des Mittelalters zeigen zwei konzentrische Kreise, deren Zwischenraum den Ozean darstellte. Der innere Kreis war in zwei Hälften getheilt durch eine Linie, deren eine Seite den Nil, deren andere den Don bezeichnete. Die eine Hälfte stellte Asien, die andere Europa und Afrika dar; Jerusalem lag in der Mitte dieses Erdbildes. Weit vorurtheilsloser als die christlichen Geographen des Mittelalters behandelten die Araber die Erdkunde. Eroberungen haben immer diese Wissenschaft gefördert, bei den Arabern kamen aber noch hinzu die Wallfahrten nach Mekka, die großen Handelsreisen gebildeter Kaufleute, die Unterstützung der Gelehrsamkeit durch die Fürsten u. die Kenntniß griech. Schriftsteller. Afrika u. Asien wurden der G. wiedergewonnen; die Erde galt bei den Arabern als Kugel u. wieder wurden Erdbogenstücke gemessen, um den Umfang derselben festzustellen u. das Ergebniß der Forschungen des Eratosthenes zu kontroliren. Die Karten des Ptolemäos wurden ergänzt. Die ethnographischen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Völker faßten die arabischen Schriftsteller mit einer seltenen Genauigkeit auf. Die bedeutendsten von diesen sind Masudi im 10. Jahrh., Edrisi, welcher 1153 in Sizilien seine „geographischen Ergötzlichkeiten“ schrieb, und Abulfeda, ein syrischer Fürst, der 1331 starb, und Leo von Granada (um 1500). Erst als diese arabische Bildung in das christliche Abendland eindrang, als infolge des Mongolensturmes ein lebhafter Handelsverkehr mit dem äußersten Osten Asiens sich entwickelte, ein atlantischer Seeweg zwischen den italienischen Handelsstädten u. Flandern eröffnet wurde u. das wiedererwachte Studium der Schriften des klassischen Alterthums die Stützen der scholastischen Weltanschauung des Mittelalters brach, wuchs auch unter den abendländischen Christen die geographische Kenntniß. Marco Polo's Reisen in Asien (1271—1295) entschleierten Gebiete der Erdoberfläche, von denen vorher kaum sagenhafte Berichte vorhanden gewesen waren, u. doch war der Einfluß dieser Entdeckungen auf die beschreibende G. sehr gering; das geographische Wissen bewahrte seinen kindlichen Charakter nach wie vor, bis die arabische Gelehrsamkeit in die Schriften der Scholastiker eindrang u. der Gebrauch des Kompasses (seit dem 13. Jahrh.) die Fahrt auf der offenen See erleichterte. Mit der Entdeckung der Kanarien durch venetianische Schiffer am Ende des 13. od. am Anfange des 14. Jahrh. beginnt jenes 3 Jahrhunderte dauernde Zeitalter der Entdeckungen, welches von außerordentlichem Einfluß auch auf die beschreibende G. gewesen ist; zu gleicher Zeit geben die ersten Kompaßkarten, zum größten Theil nach arabischen Quellen bearbeitet, Bilder von den Erdtheilen, denen man das Streben nach Wahrheit ansehen kann. Italiener, Portugiesen u. Spanier wetteiferten während des 15. u. 16. Jahrh. in der Entschleierung des afrikanischen, ostasiatischen u. amerikanischen Festlandes; nach ihnen kamen die Holländer u. Briten. Die geographischen Anschauungen erlitten eine totale Umgestaltung.

Nr. 3070. Erdtafel nach Homer.

Mit dieser Periode beginnt die Neuzeit in der Geschichte der Erdkunde. An ihrer Spitze steht Kopernikus (1473—1543), welcher die mittelalterliche Anschauung vom Stillstand der Erde vernichtete, unsern Planeten aus dem Mittelpunkte des Weltalls herausrückte u. eine vollständig neue Mechanik des Himmels aufstellte. Die Deutschen wurden die Begründer der astronomischen Ortskunde u. der wissenschaftlichen Kartographie durch Keppler (s. d.) u. Mercator (s. d.); auch die physische G. gewann durch die Fortschritte der Naturwissenschaften im 16. Jahrh. Doch blieben die

Erdbeschreibungen noch sehr dürftig u. mangelhaft u. zogen nur selten die Resultate aus dem Erforschten u. Entdeckten, indem sie sich meist auf die Topographie beschränkten u. nicht streng Geschichte u. G. zu unterscheiden wußten.

Nr. 3071. Erdtafel nach Ptolemäos.

Die Handbücher wurden bis in die Mitte des 17. Jahrh. nach dem Muster bearbeitet, das der geistreiche Sebastian Münster (1489--1552, s. d.) in seiner „Cosmographia" gegeben hatte. Während die großen Entdeckungsreisen des 17. Jahrh. die östl. Kontinente bis auf geringe Bruchstücke enthüllten (s. „Entdeckungsreisen") u. die Hydrographie der Erde vollendeten, erscheint die gleichzeitige geographische Literatur nur wie eine wüste, unverarbeitete Masse von Gelehrsamkeit; die G. entbehrte noch der festen Grundsätze, die sie doch hätte aus Strabo's Werken entlehnen können. Die politische G. stand im Vordergrunde der Behandlung u. die Erdbeschreibungen bestanden aus weiter nichts, als aus einer Aufzählung von allerhand Merkwürdigkeiten. Höhenangaben fehlen noch in der sonst sehr verdienstlichen „Neuen Erdbeschreibung" von Anton Friedr. Büsching (gest. 1793). Als Achenwall die Statistik begründet hatte, ward die G noch

Nr. 3072. Die Erde nach Strabo.

dazu als der Rahmen angesehen, in welchen man die Zahlen dieser Wissenschaft einfügen könnte. Schon 1789 hatte Johannes von Müller in seinem „Versuch über das Ideal einer Erdbeschreibung" als solches diejenige hingestellt, welche „den Eindruck der Natur auf uns (die Menschen) u. von uns auf sie nachweise". Doch lösten dieses Problem erst Alexander v. Humboldt in seinen „Ansichten der Natur" (1808) u. Zeune in seinem Werke „Gäa, Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung" (1808). Diese beiden Gelehrten leiteten die neue Richtung der G. ein, welche in Karl Ritter ihren Meister fand. Die Behandlung der physischen Verhältnisse der Erdoberfläche bildet von nun an das Wesen der G.; diese sind feststehend, während die politische G. sich nur mit wechselnden Verhältnissen beschäftigt, also streng genommen eine historische Disziplin ist. Die G. ward jetzt zum Knotenpunkte der Naturkunde u. Geschichte; sie betrachtet den Menschen als Naturprodukt, seine Entwicklung als bedingt durch örtliche u. klimatische Verhältnisse. Sie sucht nach Naturgesetzen, wo frühere Zeiten nur den Zufall wirken sahen, u. wendet diese Gesetze auf die Entwickelung der Erdoberfläche selbst, wie auf die Welt der Pflanzen u. Thiere u. auf die Menschheit an. — Für die G. von größter Bedeutung sind die geographischen Gesellschaften, welche nicht allein durch Vorträge u. Publikationen geographische Kenntnisse in weite Kreise verbreiten, sondern auch zum Theil selbst Entdeckungsreisen ausgerüstet od. doch wenigstens unterstützt haben. Am Ende des J. 1871 bestanden auf der Erde 23 solcher Vereine, von denen 8 Deutschland angehörten (Berlin, München, Wien, Leipzig, Dresden, Frankfurt a. M., Darmstadt, Kiel); Rußland weist 5 auf. Die älteste ist die 1821 zu Paris gestiftete Société de géographie; ihr folgte 1828 die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1830 die Royal Geographical Society zu London; diese drei ältesten Gesellschaften behaupten durch ihre Vereinsschriften immer noch den ersten Platz in der periodischen geographischen Literatur.

Geologie. Die Worte G. u. **Geognosie** werden nicht nur im gewöhnlichen Leben, sondern auch in der Wissenschaft häufig mit einander verwechselt, da sie in deutscher Uebersetzung so ziemlich gleichbedeutend sind, G. heißt nämlich Erdlehre, Geognosie aber Erdkenntniß. — C. F. Naumann hat das Verdienst, diesen beiden Worten eine genaue Definition gegeben zu haben; hiernach ist G. die Wissenschaft von der Natur unseres Erdkörpers u. seiner verschiedenen Glieder (Erdtheile od. Kontinente, Gebirge u. s. w.) mit Ausschluß der auf ihm lebenden organischen Wesen. Es bildet demnach nur der Erdkörper in seiner Zusammensetzung aus anorganischen od. leblosen Körpern (zu welchen auch alle der anorganischen Natur verfallenen organischen Ueberreste gehören) den eigentlichen Gegenstand der G. — Diese läßt sich nun wieder in zwei Abtheilungen bringen, in die Lehre von dem gegenwärtigen Zustande unserer Erde od. Geognosie, u. in die von der Entstehung u. allmählichen Ausbildung unseres Planeten, **Geogenie.** Die G. ist demnach der weitere Begriff u. schließt die beiden letztgenannten Wissenschaften in sich ein. Besondere Abtheilungen der Geognosie sind wieder: a. die Petrographie od. Lithologie (Gesteinslehre), d. i. die Lehre von der mineralogischen u. chemischen Zusammensetzung der Gebirgsarten, deren Beschreibung, Eigenschaften u. Unterscheidungsmerkmalen; b. die Hydrographie, od. die Lehre von den Meeren, Seen, Flüssen u. Quellen; c. die Paläontologie, die Lehre von den in der Erde sich findenden organischen Pflanzen- u. Thierresten, welche mehr od. weniger verändert, verkohlt od. versteinert sind; d. die Geotektonik od. die Lehre von dem inneren u. äußeren Gebirgsbau, u. e. die Formationslehre (s. „Formation"). — Daraus ergeben sich die Aufgaben der G.: Feststellung der allgemeinen Gestalt u. Größenverhältnisse des Erdkörpers, Ermittelung seiner mittleren Dichte, Erforschung der Wärmeverhältnisse der Erde, nam. der unterirdischen (Geothermik, s. „Erdwärme"), Bestimmung der Vertheilung von Wasser u. Land auf der Erde, der Contourformen der Kontinente, der Reliefformen des Landes u. des Meeresgrundes; Erforschung der in den verschiedensten Gegenden der Erde vorkommenden Gesteine (Gebirgsarten od. Felsarten), deren genaue chemische u. mineralogische Untersuchung hinsichtlich ihrer Entstehung, Zusammensetzung u. Veränderungen (Verwitterung u. Metamorphose). Studien über den inneren Bau der Gebirge u. der festen Erdkruste überhaupt, über die Lagerung u. das relative Alter der Formationen (s. d.) u. schließlich Versuche, die Geschichte der Entstehung u. allmählichen Ausbildung unseres Erdplaneten zu erforschen. Zum erfolgreichen Studium der G. gehören gründliche Kenntnisse in der Physik, Chemie, Krystallographie, Mineralogie u. Geographie, ebenso in Botanik u. Zoologie, um die Paläontologie (s. oben) verstehen zu können, die zur Bestimmung der sedimentären Gebirgsschichten unerläßlich ist. Mit diesen Kenntnissen ausgerüstet, hat man sich zunächst mit Petrographie zu beschäftigen, was am besten unter Zuziehung eines tüchtigen Lehrers geschieht; die Anlage einer **geognostischen Sammlung** ist hierzu nöthig. Die Gebirgsarten dürfen in nicht zu kleinen Stücken gesammelt werden, eine Länge von 0,15 m., Breite von 0,10 m. u. Dicke von 0,025 bis 0,030 m. ist die passendste Form u. Größe für die Handstücke der Sammlung; dieselben müssen von jeder Gebirgsart sowol in frischem als auch in halb u. ganz verwittertem Zustande vorhanden u. genau mit Namen u. Fundort bezeichnet sein. Die Erkennung der Gebirgsarten u. richtige Bestimmung der Namen derselben ist zuweilen mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft, nam. wenn die Gemengtheile derselben nicht deutlich erkennbar sind; man muß sich dann der Lupe bedienen od. das Mikroskop zu Hülfe nehmen. Letztere Methode der Gesteinsuntersuchung hat in neuester Zeit mit Recht eine ganz besondere Berücksichtigung erfahren u. zu höchst interessanten u. überraschenden Resultaten geführt. Behufs der mikroskopischen Untersuchung werden die Gesteine zu höchst feinen Platten geschliffen (sog. Dünnschliffe), die die Dicke von feinem Briefpapier haben, so daß sie durchsichtig werden. Man kann solche Dünnschliffe der wichtigsten Gesteine bei den Mechanikern Neumann in Freiberg, Voigt u. Hochgesang in Göttingen, Möller in Gießen u. R. Fueß in Berlin käuflich erhalten. — **Geognostische Exkursionen** u. Reisen, nam. in gebirgige Gegenden, sind ein unerläßliches Bildungsmittel für den Geognosten u. ist es anzurathen, sich zu diesem Zwecke die **geognostischen Karten** derjenigen Gegenden anzuschaffen u. mitzunehmen, welche man bereist; zur Erläuterung dieser Karten dienen die geognostischen Beschreibungen einzelner Landstriche. Die geognostischen Karten sind um so brauchbarer, in je größerem Maßstabe u. je genauer sie entworfen u. gezeichnet sind; wegen des großen Maßstabes, in dem sie ausgeführt sein müssen, zerfällt das Gebiet eines Landes in viele einzelne Sektionen, zu denen dann eine geognostische Uebersichtskarte über sämmtliche Sektionen in kleinerem Maßstabe beigegeben ist. Auf diesen Karten sind die einzelnen, an der Erdoberfläche aufliegenden Gebirgsarten mit verschiedenen Farben aufgetragen u. gewöhnlich auch noch, um bei ähnlichen Farben Irrthum zu vermeiden, mit verschiedener Schraffirung, Buchstaben od. sonstigen Zeichen unterschieden. Da, wo das aufgeschwemmte Land (Alluvium u. Diluvium) so mächtig ist, daß man die darunter befindlichen Gebirgsschichten noch nicht beobachten konnte, ist die Karte gewöhnlich farblos gelassen. Auf neueren Karten sind stets auch die Höhenkurven angegeben. Zuweilen findet man am Rande der Karten od. besser auf besonderen Blättern Profile zur Versinnlichung des Vertikaldurchschnittes der Neben- u. Uebereinanderlagerung der Gesteine, sowie der Höhenverhältnisse des Landstrichs, welchen man sich durchschnitten denkt; sie sind aber verkürzt gezeichnet im Verhältniß zur Höhe. Ein ideales od. ideelles Profil der Erdrinde, d. h. ein solches, welches die gegenseitige Lagerung der hauptsächlichsten Gesteinsformationen im Allgemeinen erkennen läßt, aber als solches in der Natur selbst nicht existirt, ist unserm Atlas beigegeben. Am Schlusse dieses Artikels geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten geognostischen Karten, wobei aber solche über ganz kleine Landgebiete od. einzelne Gegenden, ihrer großen Zahl wegen, keine Berücksichtigung finden können.

Die Geschichte der G. reicht zwar mit ihren Wurzeln sehr weit zurück, sie ist indessen erst in den beiden letzten Jahrhunderten zu einer exakten Wissenschaft geworden, die ihre Schlußfolgerungen auf beobachtete u. geprüfte Thatsachen stützt. Zu ihrer Emanzipation von der grundlosen Spekulation gehörte zunächst die Ausbildung der Hülfswissenschaften, nam. der Mineralogie u. der Petrographie od. Gesteinslehre (s. d.), ebenso der Botanik u. Zoologie, als Grundlagen der für die Altersbestimmung der Schichten nothwendigen Paläontologie. Dem deutschen Geologen Gottlob Werner gebührt das große Verdienst, die Wissenschaft der G. solcherart zuerst begründet zu haben.

Die Ansichten über die Entstehung der Erde u. der verschiedenen Gebirgsarten haben sich im Laufe der Zeit verschiedentlich, je nach dem Stande der positiven Naturerkenntniß od. nach den zufälligen Bedürfnissen der herrschenden Philosophie, geändert. Schon im Alterthume beschäftigte man sich damit u. findet sich die Ansicht von einer mehrmaligen, durch Wasser hervorgerufenen Veränderung auf der Erdoberfläche von einigen alten Philosophen vertreten. Nach Platon's Ansichten, wie sie im „Phaedon" entwickelt sind, finden sich innerhalb der Erde ringsumher größere u. kleinere Gewölbe. Wasser strömt in Fülle darin, auch viel Feuer und große Feuerströme u. Ströme von feuchtem Schlamm. So ist der „Pyriphlegethon", wie Platon in seiner Phantasie diesen unterirdischen Fluß geschmolzener Erde nannte, beschaffen, „von welchem auch die Feuerströme, wo auf der Erde auch sie sich finden mögen, kleine Theile (abgerissene Stücke) heraufblasen." Die vulkanischen Schlacken und Lavaströme sind demnach Theile des Pyriphlegethon selbst, nach Platon's Ansicht. Dieser sowol als auch Aristoteles dachten sich übrigens die Erde als feststehend, weder rotirend noch fortschreitend, im Mittelpunkt schwebend. — Dagegen kannten Hicetas von Syracus, Heraclides Ponticus und Ecphantus schon die Achsendrehung der Erde; aber nur Aristarch von Samos u. besonders Seleucus, der Babylonier, wußten, daß die Erde nicht blos rotire, sondern sich auch zugleich um die Sonne als Centrum des ganzen Planetensystems bewege. Die mosaische Anschauung der Erdbildung, als bekannt

vorausgesetzt, hier übergehend, finden wir erst in der neuern Geschichte zu Ende des 15. u. zu Anfang des 16. Jahrh. bei einigen ital. Naturforschern Ansichten über die Bildung der Erdoberfläche ausgesprochen;

Nr. 3073. Mitteleuropa zur Jurazeit.

so beschäftigte sich Fracastoro mit den Versteinerungen u. bewies zuerst deren wahre Abstammung; auch Palissy widmete demselben Gegenstande

Nr. 3074. Mitteleuropa zur Zeit der Kreide.

seine Aufmerksamkeit. Im J. 1681 gab Burnet in seinem Werke „Telluris theoria sacra“ (London) eine Schilderung der Schöpfungsgeschichte

Nr. 3075. Mitteleuropa zur Miocenzeit.

der Erde, die mit dem isolirten Gegebensein einer chaotischen Masse von allerlei Materien beginnt, also die Uranfänge der Bildung nicht weiter in den Kreis seiner Betrachtung zieht. Bei ihm spielt das Wasser die Hauptrolle bei der Erdbildung, u. er darf deswegen als einer der ältesten Neptunisten angesehen werden. Fast gleichzeitig mit Burnet veröffentlichte Leibnitz in seiner „Protogea“ (1683) seine Ansichten über die Entstehung unseres Planeten; auch er nimmt das Material der Erde als gegeben an und bemüht sich nur nachzuweisen, in welcher Art nach u. nach die jetzige Form der Erde sich herausbildete; nach ihm ist das Material der Erde ursprünglich feurig-flüssig, also geschmolzen gewesen, eine Annahme, die ihn als den ersten wirklichen Plutonisten erscheinen läßt. Diejenigen Geologen nämlich, welche diese letztgenannte Ansicht vertreten und die ferner annehmen, daß alle Eruptivgesteine in geschmolzenem Zustande ausgebrochen sind, nennt man Plutonisten, während diejenigen, welche dem Wasser den größeren Antheil an der Bildung der Erdkruste zuschreiben, Neptunisten genannt werden. Bei einigen Gesteinen ist es zweifellos, daß die Eruption in glühendem, geschmolzenem Zustande stattgefunden hat, während bei anderen die Frage über die Art ihrer Entstehung noch nicht mit absoluter Gewißheit entschieden werden konnte, daher die verschiedenen Ansichten. Es gilt dies nam. von den älteren Eruptivgesteinen, Granulit, Granit, Syenit u. dgl., die sich zu Zeiten gebildet haben, wo auf unserer Erde jedenfalls ganz andere Temperatur u. Dunstdruckverhältnisse stattgefunden haben. Manche Geognosten nehmen sogar an, daß einige von den Plutonisten für eruptiv gehaltene Gesteine weiter nichts als metamorphosirte (umgewandelte, krystallinisch gewordene) Schichtensysteme der Uebergangsformation u. a. seien, so z. B. Bischof, Kjerulf u. A. — Ueber die Uranfänge unserer Erde spricht sich zuerst Whiston (1708) aus, der einen höheren kometarischen Zustand derselben annimmt und diese Behauptung durch Gründe unterstützt, welche für den damaligen Zustand der Naturwissenschaft schlagende zu nennen sind. Der von Whiston aufgestellten Hypothese sehr ähnlich ist die von Chladni angeregte u. von Marschall v. Bieberstein (1802) wahrscheinlich gemachte Ansicht, daß nämlich die sämmtlichen Planeten mit ihren Trabanten nichts Anderes seien, als Konglomerate von im Weltenraume umherschwärmenden Meteorsteinmassen. Eine andere, von Buffon aufgestellte, aber ganz unhaltbare Ansicht, nach welcher ein Komet auf seiner Bahn die Sonne gestreift u. dann an verschiedenen Stellen gleichsam glühende Tropfen verloren haben soll, die dann als Planeten die Sonne umkreisten, fand Anfangs dieses Jahrhunderts noch viele Anhänger. Diejenige Ansicht von der Erdbildung jedoch, welche bei den jetzigen Stande der Naturwissenschaften die meisten u. gewichtigsten Gründe für ihre Richtigkeit erlangt hat, ist die Nebelhypothese des La Place, welche derselbe zuerst 1795 vollständig vom mathematischen u. physikalischen Standpunkte aus entwickelte, nachdem schon 1755 Kant in seiner allgemeinen Naturgeschichte u. Theorie des Himmels vom philosophischen Standpunkte aus dieselbe Hypothese, wenn auch weniger gründlich u. klar, ausgesprochen hatte. Nach dieser Hypothese wird vorausgesetzt, daß Sonne u. sämmtliche Himmelskörper ihres Planetensystemes Anfangs eine gewaltige Dunstmasse, den sog. Urnebel, gebildet, aus welcher sich durch Verdichtung die Sonne, die Planeten u. ihre Trabanten gebildet haben. Bei dieser Kontraktion der gasförmigen Theile muß sich das Ganze so gewaltig erhitzt haben, daß die Masse nur in geschmolzenem, feurig-flüssigem Zustande bestehen konnte, in welchem die Absonderung einzelner Partien als Folge der Centrifugalkraft der schnell rotirenden Masse vor sich ging u. zur Bildung von Planeten u. Monden führte, die jetzt im Zustande mehr od. weniger weit fortgeschrittener Abkühlung sich befinden, während die Hauptmasse ihre Wärme noch nicht so weit verloren hat u. als glühende Sonne noch in jenem früheren Stadium beharrt. Für unsre Erde geht nun die G. von dem Zustande aus, in welchem der junge Planet sich als ein ungeheurer geschmolzener Tropfen in dem Weltraume schwebend um die Sonne u. zugleich um die eigne Achse drehte. Alles, was Dampfform annehmen konnte, vor Allem das Wasser, mußte diese feurige Kugel als ungeheuere Dunsthülle umgeben, u. erst in dem Grade, als die Wärme durch Ausstrahlung in den Weltraum sich verminderte u. eine erste Erstarrungskruste sich bildete, konnten die Dämpfe sich nach u. nach wieder verdichten u. eine, wenn auch zuerst nur dünne Wasserschicht auf der Oberfläche bilden.

Die ersten, jedenfalls mit vielen saueren u. ätzend wirkenden Stoffen gemengten wässrigen Niederschläge haben gewiß zerstörend auf die noch warme, kaum erst erstarrte Kruste der Erde eingewirkt, u. mag dieses Spiel der Verdampfung u. Verdichtung von Dämpfen wol lange Zeit gedauert haben, bis die Abkühlung so weit vorgeschritten, daß ein bleibendes Meer entstehen konnte. Welche Gesteine jene erste Erstarrungskruste gebildet haben, ist natürlich nicht zu entscheiden; als die ältesten u. tiefliegendsten Gesteine sind bis jetzt der Gneiß u. Glimmerschiefer erkannt worden und werden sie daher auch nebst den darüber liegenden ältesten

krystallinischen Thonschiefern als die Urformation od. primitive Formation bezeichnet; es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß noch viel ältere, bis jetzt noch nicht bekannte Gesteine die ursprüngliche Erstarrungskruste gebildet haben. Als untergeordnete Glieder der Urschieferformation sind noch Chloritschiefer, Talkschiefer u. Urkalkstein zu erwähnen, sowie auch vereinzelt Magnesit, Dolomit u. Erzlager. Diese ältesten Schichten sind auch bereits von Eruptivgesteinen durchbrochen worden, nämlich von in die Familie des Granites gehörigen Gesteinen: Granulit, Granit u. Syenit. Auf die Schichten der Urformation folgen diejenigen der sog. Uebergangs- od. Grauwackenformation, welche, hauptsächlich aus Schiefern, Grauwacken u. Kalksteinen bestehend, in drei Etagen getheilt wird, nämlich in die cambrische, silurische u. devonische Formation. Die älteste, zuerst genannte, enthält schon die ersten Andeutungen von Ueberresten einer organischen Welt. In den oberen beiden Etagen treten diese schon in viel größerer Menge u. in vollkommenerer Weise auf. Von eruptiven Gesteinen sind um diese Zeit die Grünsteine, sowol die amphibolischen Grünsteine od. Diorite als auch die pyroxenischen od. Diabase ausgebrochen, ferner die Gesteine der Ophiolithformation, nämlich Serpentin, Gabbro u. Hypersthenit. Die der Uebergangsformation in vielen Gegenden auflagernde Steinkohlenformation besteht aus abwechselnden Schichten von Schieferthon u. Steinkohle, in einigen Gegenden gesellen sich dazu auch noch Kohlenkalkstein u. Sandstein. Sie ist oft bedeutend dislocirt, so daß die Schichten zuweilen gebrochen u. verworfen sind; Veranlassung hierzu hat der um diese Zeit erfolgte Ausbruch der Melaphyre u. Porphyre gegeben. Dieselben haben an einigen Orten auch noch die über der Steinkohlenformation liegende Permische Formation durchbrochen, welche man in zwei Etagen eintheilt, in das Rothliegende u. den Zechstein. Die Schichten des Rothliegenden bestehen hauptsächlich aus Konglomeraten, Sandsteinen, Schieferletten u. s. w., die in der Regel infolge eines großen Gehaltes an Eisenoxyd eine mehr oder weniger rothe Farbe haben; während die Zechsteinformation Mergel, Kalksteine u. Dolomite, häufig auch Kupferschiefer, Gips- u. Steinsalzlager enthält. Der Kupferschiefer enthält auch kleine Mengen Silber u. ist reich an Fischabdrücken. — Die sekundäre od. mesozoische Periode beginnt mit der Trias, so genannt, weil diese Formation meist in drei großen, deutlich unterscheidbaren Etagen auftritt, nämlich dem Buntsandstein, Muschelkalk u. Keuper. In England u. Amerika, wo der Muschelkalk fehlt, nennt man Sandstein u. Keuper gemeinschaftlich New red Sandstone (Neuer rother Sandstein). Als untergeordnete Glieder der Triasformation treten nam. Anhydrit, Gips, Cölestin und Steinsalzlager auf, welche hier am mächtigsten ausgebildet sind. — Die vorwaltenden Gesteine der Juraformation, die auf die Trias folgt, sind Kalksteine verschiedener Art, Mergel, Sandsteine u. Thone; man unterscheidet auch hier drei Abtheilungen, die Liasformation, durch meist dunkle bis schwarze Farben ihrer bituminösen Kalke u. Sandsteine ausgezeichnet, der braune u. der weiße Jura; der braune ist reich an Eisensteinen u. braunen eisenhaltigen Thonen. Einzelne, in der Regel aber nicht abbauwürdige Steinkohlenflötze finden sich zuweilen auch in diesen beiden Etagen des Jura. Der weiße Jura besteht gewöhnlich aus Mergeln, dichten, hellen dolomitischen Kalksteinen, Korallenkalk u. lithographischem Kalkschiefer. Eine nur auf kleinere Bildungsräume beschränkte Formation, die auch nur in einzelnen Ländern vorkommt, ist die Wealdenformation; sie ist eine Süßwasserbildung u. besteht hauptsächlich aus Sandsteinen, Thonen u. Mergeln. Viel allgemeiner verbreitet ist die jetzt folgende Kreideformation, welche der Reihe nach in folgende Etagen zerfällt: a. Untere Kreideformation, aus der Neocom- u. Hilsbildung u. dem Gault bestehend; b. Quadersandsteinformation, auch Cenomanbildung genannt, mit unterem u. oberem Quadersandstein, Plänerkalk u. oberem Grünsand; c. obere Kreideformation, Turon- u. Senonbildung, aus der gewöhnlichen Kreide mit Flint (Feuerstein) u. dem Kreidemergel bestehend. Mit dieser Bildung schließt die mittlere od. mesozoische Formation ab u. es beginnt die känozoische od. oberste Formationsperiode; sie zerfällt wieder in die tertiäre u. quaternäre Formation. Die tertiäre ist die eigentliche Heimat der Braunkohlen, daher man sie auch häufig Braunkohlenformation nennt; man unterscheidet drei Etagen, die eocäne (die erste Formation, in welcher sich vereinzelte Ueberreste der noch jetzt lebenden Pflanzen- u. Thierspezies finden), die miocäne u. pliocäne Formation. Diese Bildungen bestehen aus Ablagerungen von Sandsteinen, Süßwasserkalken, Thonen u. Braunkohlen. — In die Zeit der Ausbildung der Tertiärformation u. zum Theil auch noch nach derselben fällt der Ausbruch der jüngeren Eruptivformation; zu dieser gehören die Basalte, Dolerite, Phonolithe u. Trachyte, Gesteine, die alle eine leichtere Schmelzbarkeit zeigen, als die früher ausgebrochenen Eruptivgesteine. Den Schluß bildet die quaternäre Formation, aus dem aufgeschwemmten Lande, dem Diluvium (Kiese, Sande, Lehm, Löß) u. dem Alluvium bestehend, welches heutzutage noch unter unseren Augen in Form von Ablagerungen der Flüsse u. Meere (Deltabildung), von Kalktuff u. Torfbildungen entsteht. Die Lavaformation unserer Vulkane gehört ebenfalls dieser quaternären Periode an. — Ueber die Gangformation od. die Erzgänge ist in dem Artikel „Bergbau" das Nöthige gesagt. In den verschiedenen geologischen Epochen ist die Vertheilung von Wasser u. Land auf unserer Erde eine sehr verschiedene gewesen; in der frühesten Zeit, in welcher die Schichten des Uebergangsgebirges oder der Grauwackenformation sich aus dem Wasser absetzten, mag der kontinentale Boden wol nur auf einzelne Inseln beschränkt gewesen sein; später mögen sich dieselben durch Hebungen einerseits und Senkungen andererseits mit einander vereinigt haben, so daß tief eingeschnittene Meerbusen u. Binnenseen entstanden sind, bis dann zuletzt, zur Zeit der älteren Tertiärschichten, die Kontinente fast schon in ihrer jetzigen Größe, wenn auch noch mit anderen Contouren, erschienen. Wie sich dies im Laufe der Zeit herausbildete, geht deutlich aus einer Vergleichung der drei Kärtchen untereinander hervor, auf denen die heller schraffirten Partien das Meer, die schwarzen Partien das Land bezeichnen, wie es in den betreffenden Perioden über das Wasser emporragte.

Die bedeutendsten Geologen in chronologischer Reihenfolge.

1490—1555. Georg Agricola, geb. zu Glauchau in Sachsen, gest. zu Chemnitz, war ursprünglich Mediziner, ging dann zum Bergfach über; Verfasser zahlreicher Schriften, auch geologischen Inhaltes.

1522—1605. Ulysses Aldrovandi, geb. u. gest. zu Bologna, woselbst er Professor der Naturgeschichte war; verwandte sein großes Vermögen auf Reisen u. auf sein Naturalienkabinet, so daß er arm u. blind im Hospital starb.

1601—1680. Athanasius Kircher, geb. bei Fulda, gest. zu Rom. War Jesuit. Sein Hauptwerk „Mundus subterraneus" (Amstelodam. 1664) hat nur historischen Werth.

1631—1686. Niels Stenon, kann als Begründer der neueren Geognosie angesehen werden; fleißige und vorzügliche Erforschungen der Gebirge.

1635—1703. Robert Hooke, erwarb sich nam. um die Paläontologie Verdienste.

1638—1712. Martin Lister, zu Radcliffe in England geb., war der Erste, der die Anfertigung geognostischer Karten vorschlug; starb in London als Leibarzt der Königin Anna.

1641—1726. Fabio Francesco Colonna, unterschied zuerst die versteinerten Conchylien in solche, die im Meereswasser, und in solche, die im Süßwasser gelebt hatten; er schrieb: „Histoire naturelle de l'univers" (4 vol., Paris 1734).

1726—1797. James Hutton, ist der Gründer der neueren vulkanischen Ansichten.

1727—1806. Cosimo Alessandro Collini, in Florenz geb., Freund u. Sekretär Voltaire's in Berlin von 1759 an; schrieb über die Achate u. Basalte, über die vulkanischen Berge u. s. w. Starb zu Mannheim.

1727—1817. Jean André Deluc, geb. in Genf, Professor der G. in Göttingen, lebte am k. Hofe von England u. starb zu Windsor. Verfasser mehrerer geognostischer Werke.

1740—1799. H. B. de Saussure, geb. u. gest. in Genf, Professor der Naturgeschichte, erwarb sich um die Kenntniß der Alpen Verdienste.

1741—1811. Peter Simon Pallas, geb. zu Berlin, machte große Reisen durch Rußland u. Sibirien, schrieb „Observations sur la formation des montagnes" (Petersb. 1777) u. starb zu Berlin.

1741—1819. Johann Ludwig Heim, lieferte eine geologische Beschreibung des Thüringer Waldes.

1748—1826. Scipio Breislak, schrieb sein bekanntes „Lehrbuch der G."

1750—1817. Abraham Gottlob Werner, geb. zu Wehrau in der Oberlausitz, gest. als Professor in Freiberg; gründete ein geordnetes geognostisches System, betrachtete zuerst das Streichen u. Fallen der Schichten, definirte den Begriff „Formation" u. s. w.

1750—1801. Deodat de Dolomien, geb. zu Malta. Eifriger Geolog u. Erforscher Frankreichs u. Italiens, starb auf einer Gebirgsreise nach Savoyen. Nach ihm hat der Dolomit seinen Namen erhalten.

1752—1821. Johann Karl Wilhelm Voigt, erforschte den Thüringer Wald u. seine Umgebung, verfaßte eine „praktische Gebirgskunde" u. eine „Geschichte der Stein- u. Braunkohlen".

1756—1797. Karl Haidinger, geb. zu Wien, Mineralog u. Geolog am k. k. Hofmineralienkabinet; von ihm erschien: „Entwurf einer systematischen Eintheilung der Gebirgsarten" (Wien 1785).

1761—1830. Franz Ambrosius Reuß, nam. um die geognostische Erforschung Böhmens verdient.
1768—1843. Robert Bakewell, Anfangs Wollhändler, dann Lehrer der Mineralogie; Verfasser mehrerer geologischer Werke, starb zu Hampstead bei London.
1769—1859. Alexander von Humboldt; dieser berühmte vielseitige Gelehrte hat auch die G. wesentlich gefördert.
1770—1847. Alexander Brongniart, geb. zu Paris, war Professor der Mineralogie u. Direktor der Porzellanfabrik zu Sèvres. Ausgezeichneter Kenner der Triasformation.
1771—1853. Gotthelf Fischer, geb. zu Waldheim in Sachsen, gest. als kais. russischer Staatsrath u. Rektor der Universität zu Moskau; schrieb eine „Oryktographie des Moskauer Gouvernements".
1771—1853. Leopold von Buch, geb. zu Stolpe; Schüler Werner's u. Studiengenosse Humboldt's, einer der bedeutendsten Geognosten aller Zeiten; war zeitlebens, während der guten Jahreszeit, auf wissenschaftlichen Wanderungen; starb zu Berlin.
1777—1859. Pierre Louis Cordier, geb. zu Abbeville, ging mit der ersten französischen Expedition nach Aegypten; seit 1819 am Jardin des plantes in Paris. Er schrieb über die Temperatur des Erdinnern u. über Vulkane.
1779—1862. Karl Cäsar von Leonhard, geb. zu Rumpenheim bei Hanau; starb als Professor der Mineralogie u. Geologie in Heidelberg. Gründer der „Heidelberger Jahrbücher für Mineralogie" (seit 1830), schrieb eine „Geologie u. Naturgeschichte der Erde".
1780—1858. Charles Lardy, geb. zu Lausanne, gest. als Bergrath daselbst; erforschte bes. die G. der Schweiz.
1782—1859. Johann Friedrich Ludwig Hausmann, geb. zu Hannover, Professor in Göttingen; berühmt als Mineralog, lieferte jedoch auch auf geognostischem Gebiete bedeutende Arbeiten, z. B. über die Bildung des Harzgebirges.
1784—1856. William Bukland, geb. zu Axminster in England, Professor der Geologie in Oxford; seiner Zeit der erste engl. Geolog, Begründer der modernen Sindfluttheorie.
Geb. 1784. Tomasso Catullo, geb. zu Belluno in Italien, Professor der Geologie zu Padua.
1785—1858. Henry Warburton, einer der hervorragendsten Geologen Englands, war von 1843—44 Präsident der Geological Society zu London.
1786—1855. Johann Georg Friedrich Charpentier, geb. zu Freiberg; Direktor der Saline zu Bex, später Professor der Geologie an der Akademie zu Lausanne; starb zu Bex.
1786—1836. André Etienne Férussac, Professor in Paris.
1787—1856. Louis Constant Prevost, geb. u. gest. zu Paris; vielgereister Gelehrter, veröffentlichte Arbeiten über die vulkanischen u. sedimentären Gebirge.
Geb. 1788. Jakob Nöggerath, geb zu Bonn, Prof. daselbst; zahlreiche Abhandlungen geognostischen u. paläontologischen Inhalts.
1790—1852. Gideon Mantell, starb zu London als ausgezeichneter Geolog u. Paläontolog.
1792—1871. Karl Gustav Bischof, geb. zu Nürnberg, Professor in Bonn; hat sich durch sein Lehrbuch der chemischen u. physikalischen Geologie berühmt gemacht u. wurde dadurch der Begründer der chemischen G.
1792—1871. Sir Roderick Murchison, geb. zu Taradale in Schottland; neben Lyele Englands größter Geognost; Direktor der geolog. Landesaufnahme von England u. Präsident der geolog. u. geograph. Society.
Geb. 1792. Isaak Lea, geb. zu Wilmington in Delaware in Amerika; lieferte verschiedene geognostische u. paläontolog. Arbeiten.
1792—1857. Pierre Armand Dufrénoy, Professor in Paris; mit Elie de Beaumont Herausgeber der großen geognostischen Karte von Frankreich.
1793—1858. Ernst Friedrich von Glocker, war früher Professor der Mineralogie zu Breslau, ging 1855 nach Görlitz u. nahm die preußische Oberlausitz geognost. auf; er starb in Stuttg.
1794—1865. Christian von Pander, geb. zu Riga, schrieb über die Geologie Rußlands, nam. über die Gliederung des Uralischen Steinkohlengebietes; starb in Petersburg als kaiserl. russischer Staatsrath.
Geb. 1794. Bernhard Studer, geb. zu Büren in der Schweiz, Prof. der G. in Bern; der beste Alpengeolog; Verfasser vieler geologischer Schriften u. der geologischen Karte der Schweiz.
Geb. 1794. Ami Boué, geb. zu Hamburg, bereiste als Geolog fast ganz Europa u. veröffentlichte viele Aufsätze in verschiedenen Journalen u. Sprachen.
Geb. 1795. Friedrich August von Alberti, geb. zu Stuttgart, Bergrath u. Salinenverwalter zu Friedrichshall; machte sich sehr verdient um die Kenntniß der Triasformation u. die Auffindung von Salz in Württemberg.
1795—1871. Wilhelm Haidinger, Sohn von Karl H., geb. zu Wien, hat das Verdienst, die G. in Oesterreich heimisch gemacht zu haben; war Bergrath u. Direktor der 1849 gegründeten k. k. geologischen Reichsanstalt.
1796—1855. Henry Thomas de la Beche, geb. zu London, war Präsident der Geological Society.
1797—1836. Friedrich Hoffmann, geb. zu Wehlau in Ostpreußen, zuerst Professor der G. in Halle, reiste 1829—33 in Sizilien u. starb als Professor in Berlin; verf. zahlreiche geogn. Abhandlungen u. eine geogn. Karte vom nordwestl. Deutschland.
1797—1858. Keilhau, Professor zu Christiania, einer der ausgezeichnetsten Geologen Norwegens, Herausgeber der „Gaea Norwegica".
1797—1873. Karl Friedrich Naumann, geb. zu Dresden, Schüler von Werner u. Mohs, jedenfalls der bedeutendste der deutschen Krystallographen, Mineralogen u. Geologen der Neuzeit; Professor zu Leipzig, starb in Dresden.
Geb. 1797. Sir Charles Lyell, geb. zu Kinnordy in Schottland, früher Advokat; widmete sich seit 1836 ganz der G., ist viel gereist u. ist unbestritten einer der bedeutendsten Geologen der Gegenwart.
1798—1850. Frederic Dubois de Montpereux, geb. zu Neufchatel; machte sich durch die geognostische Untersuchung Südrußlands bekannt.
1798—1873. Gustav Rose, Professor in Berlin, bedeutend durch seine Beiträge zur chemischen Mineralogie u. G.
1798—1865. Karl August von Gutbier, geb. zu Roßwein in Sachsen, k. sächsischer Offizier, später Kommandant der Festung Königstein; machte sich sehr verdient um die Paläontologie Sachsens u. um die Erforschung des Zwickauer Schwarzkohlengebirges u. die Quadersandsteinformation.
Geb. 1798. Elie de Beaumont, Jean Baptiste, erster Geolog Frankreichs; einer der Begründer der Theorie vom feuerflüssigen Erdinnern u. den Hebungen der Gebirge.
Geb. 1800. Ernst Heinrich Karl von Dechen, geb. in Berlin, gegenwärtig Oberberghauptmann in Bonn; bes. werthvoll sind seine geognostischen Karten.
1800—1862. Heinrich Georg Bronn, Professor in Heidelberg.
1801—1856. Thaddäus Eduard Gumprecht, geb. zu Posen, Privatdozent in Berlin; fertigte mit v. Dechen zusammen die geognostische Karte von Norddeutschland.
Geb. 1803. Karl Emil Schafhäutl, Professor der Geognosie in München, geb. zu Ingolstadt; Verfasser vieler geognostischer Arbeiten.
1803—1870. Axel Joachim Erdmann, hat sich um die G. Schwedens u. Norwegens die größten Verdienste erworben.
1804—1865. Karl Georg von Raumer, berühmter Geognost u. Geograph, wirkte an den Universitäten zu Breslau, Halle u. Erlangen.
1807—1872. Escher von der Linth, Arnold, geb. zu Zürich, Prof. der G. daselbst; nächst Studer der beste Kenner der Alpengeologie.
Geb. 1807. Luigi Palmieri, Direktor des Observatoriums auf dem Vesuv, der genaueste Kenner dieses Berges.
Geb. 1808. Bernhardt von Cotta, geb. zu Zillbach in Sachsen; seit 1842 Professor der G. in Freiberg; führte mit Naumann zusammen die große geognostische Karte von Sachsen aus u. verf. zahlreiche geognostische Schriften.
Geb. 1808. Friedrich August von Quenstedt, Professor in Tübingen, geb. zu Eisleben; genauer Kenner der deutschen Juraformation, ausgezeichneter Paläontolog u. Mineralog.
1808—1865. Hugh Falconer, geb. zu Torres in Schottland; seit 1830 lebte er in Indien; zeichnete sich durch paläontologische Arbeiten aus.
1809—1870. Friedrich Adolph Römer, geb. in Clausthal, Vorstand der Bergschule daselbst; erforschte die G. Norddeutschlands, nam. des Harzes; berühmter Paläontolog.
Geb. 1809. Wilhelm Dunker, geb. zu Eschwege, seit 1854 Professor in Marburg.

1809—1857. André Dumont, Verfasser der ausgezeichneten geolog. Karte von Belgien u. der großen geolog. Karte von Belgien; starb in Lüttich.
Geb. 1810. Georg Paul Alexander Petzholdt, Professor in Dorpat, bekannt durch seine „Geologie" (Lpz. 1845) und zahlreiche geognostische Abhandlungen.
Geb. 1811. August Emanuel Reuß, Professor in Wien, verdienter Geolog u. Paläontolog, geb. zu Bilin in Böhmen.
Geb. 1811. Julius Wilhelm Ewald, lebt zu Berlin; bekannt durch seine geognostische Karte der Gegend östl. vom Harze.
Geb. 1813. James Dana, geb. zu Utica in Nordamerika, Professor zu Newhafen in Connecticut; Verfasser zahlreicher geolog. Arbeiten; machte große Reisen.
Geb. 1814. Paul Daubrée, geb. zu Metz, seit 1862 Professor in Paris. Bekannter Geolog u. Mineralog.
Geb. 1814. Hans Bruno Geinitz, geb. zu Altenburg, Professor am Polytechnikum in Dresden; verfaßte zahlreiche geognost. u. paläontologische Arbeiten.
Geb. 1815. Gustav von Leonhard, Sohn von Karl Cäsar, Professor in Heidelberg.
Geb. 1816. Hermann Römer, bekannt durch seine geognost. Karten.
Geb. 1817. Achille Delesse, geb. zu Metz, Professor in Paris. Bekannt als ausgezeichneter Litholog u. Mineralchemiker.
Geb. 1817. Karl Vogt, geb. zu Gießen, bekannter Geolog; Vertreter der materialistischen Richtung der Naturwissenschaft; lebt in Genf.
1817—1860. Durocher, bekannter Geolog, erforschte nam. die Gletscherwelt Norwegens u. Spitzbergens, forschte auch in Centralamerika; starb zu Rennes.
Geb. 1818. Ferdinand Römer, Bruder von Karl u. Hermann, Professor in Breslau; reiste 1845—48 in Texas. Verf. zahlreicher Arbeiten.
Geb. 1820. Christoph Giebel, geb. zu Quedlinburg, Professor in Halle. Berühmter Paläontolog.
Geb. 1822. Franz Ritter von Hauer, geb. in Wien, Bergrath.
Geb. 1822. Georg Heinrich Otto Volger.
Geb. 1823. Karl Wilhelm Gumbel, Professor in München, geb. zu Dannenfels in der Rheinpfalz; schrieb zahlreiche Abhandlungen geolog. Inhaltes.
Geb. 1824. Oskar Fraas, geb. zu Lorch, Professor in Stuttgart, Mitarbeiter der geognost. Karte von Württemberg.
Geb. 1828. Gustav Jenzsch, geb. zu Dresden, herz. Koburg-goth. Bergrath, lebt zu Gotha; bekannter Litholog; lieferte zahlreiche Arbeiten über Phonolithe, Porphyre u. s. w.
Geb. 1829. Ferdinand von Hochstetter, geb. zu Eßlingen, jetzt Professor der G. in Wien; bekannter Geolog; machte die Reise der Fregatte „Novara" um die Erde mit.
Geb. 1831. Eduard Suess, geb. zu London, Professor der G. in Wien; verf. meist paläontologische Abhandlungen.
1832—1858. Emil Porth, Geolog der k. k. geolog. Reichsanstalt in Wien, verdient um die G. Böhmens, starb auf der Rückreise aus Kleinasien zu Triest.

Verzeichniß der wichtigsten geognostischen Karten.

I. Deutsches Reich.

1. Heinrich Bach, geognostische Uebersichtskarte von Deutschland, der Schweiz u. den angrenzenden Ländertheilen. 9 Sektionen in Farbendruck mit Text. Maßstab: 1 : 1,000,000. Gotha, 1856. (8 Thlr.)
2. L. v. Buch u. Leonhardt, geognostische Karte von Deutschland in 42 Blättern. 4. Ausg. Berl., 1843. (40 Thlr.)
3. Friedrich Hoffmann, geognostische Karte vom nordwestl. Deutschland in 24 Blättern. Berl., 1829. (50 Thlr.)
4. C. F. Naumann u. B. Cotta, geognostische Karte des Königreichs Sachsen u. der angrenzenden Länder. Maßstab: 1 : 120,000. 12 Sektionen. Freib., 1836—44. (à Sektion $1\frac{2}{3}$ Thlr.)
5. C. F. Naumann, geognostische Generalkarte des Königreichs Sachsen. 1 Blatt. Dresd., 1845. ($2\frac{2}{3}$ Thlr.)
6. H. Girard, die norddeutsche Ebene zwischen Elbe u. Weichsel geologisch dargestellt. Berl., 1855. ($1\frac{5}{6}$ Thlr.)
7. R. v. Carnall, geognostische Karte von Oberschlesien. 2 Blätter. Berl., 1844. ($1\frac{1}{3}$ Thlr.) Neue Aufl. Berl., 1857.
8. H. v. Dechen, geognostische Karte der Rheinprovinz u. der Provinz Westfalen. Maßstab: 1 : 80,000. 35 Blätter. Berl., 1856.
9. H. v. Dechen, geologische Uebersichtskarte der Rheinprovinz u. Westfalens. (1 : 500,000.) Berl., 1867.
10. Fr. A. Römer, geognostische Karte des Königreichs Hannover. (1 : 100,000.) Berl. 1852.
11. A. v. Strombeck, geognostische Karte des Herzogth. Braunschweig. (1 : 100,000.) 3 Blatt, 1856. (4 Thlr.)
12. Mittelrheinisch-geologischer Verein, geologische Spezialkarte des Großherzogth. Hessen u. der angrenzenden Länder. (1 : 50,000.) Darmstadt, 1825. (à Sekt. $2\frac{2}{3}$ Thlr. incl. Text) [bis 1866: 12 Sektionen].
13. Schwarzenberg u. Reuße, geognostische Karte von Kurhessen u. den angrenzenden Ländern. (1 : 400,000.) 1 Blatt mit Text. Gotha, 1854. (2 Thlr.)
14. H. Credner, geognostische Karte des Thüringer Waldes. (1 : 200,000.) 4 Blätter u. $5\frac{1}{2}$ Bogen Text. Gotha, 1855. ($2\frac{1}{3}$ Thlr.)
15. B. Cotta, geognostische Karte v. Thüringen. (1 : 120,000.) 4 Sektionen; Dresd., 1844—47. ($8\frac{2}{3}$ Thlr.)
16. C. W. Gümpel, geognostische Karte des Königreichs Bayern u. der angrenzenden Länder. (1 : 500,000.) Münch., 1859.
17. H. Bach, geognostische Karte von Württemberg, Baden u. Hohenzollern. (1 : 700,000.) 1 Blatt. Stuttg., 1845. ($1\frac{1}{4}$ Thlr.) Neue Aufl., 1860.
18. F. Römer, geognostische Karte von Oberschlesien. (1 : 100,000.) Berl., 1867.
19. C. F. Naumann, geognostische Karte des Erzgebirgischen Bassins. 2 Blätter. Lpz., 1866.
20. E. F. Glocker, geognostische Karte der preuß. Oberlausitz. 1858. (1 : 200,000.)
21. G. Berendt, geologische Karte der Provinz Preußen. Berl., 1867. 11 Blätter. (1 : 100,000.) (à Blatt 1 Thlr.)
22. Ewald, geologische Karte der Provinz Sachsen von Magdeburg bis zum Harz. Berl., 1869. 4 Blätter.
23. Königl. preuß. Minist. f. Handel u. Gewerbe, geologische Karte von Preußen u. den thüring. Staaten. (1 : 25,000.) Berl., 1870.

II. Oesterreich.

24. Haidinger, geognostische Uebersichtskarte der österr. Monarchie. (1 : 864,000.) 9 Blätter. Wien, 1845. (15 Fl.)
25. F. Fötterle, geologischer Atlas des österr. Kaiserstaates. 8 Karten. Gotha.
26. F. v. Hauer, geologische Karte der österr. Monarchie nach den Aufnahmen der k. k. geolog. Reichsanstalt. Mit Text. Wien, bis 1868. 12 Blätter. (1 : 144,000; Uebersichtskarte 1 : 576,000.)
27. F. v. Hauer, geolog. Uebersichtskarte von Siebenbürgen. Wien, 1861.

III. Schweiz.

28. Geologische Kommission der naturforschenden Gesellschaft, geologische Aufnahme der Schweiz. Bern, von 1863 an.
29. Studer u. Escher v. d. Linth, geologische Karte der Schweiz. (1 : 380,000.) In 4 Blättern. Winterthur. 1869. 2. Aufl.

IV. Großbritannien.

30. John Phillips, Geological Map of the British Isles etc. (1 : 1,600,000.) 1 Sht.
31. J. A. Knipe, Geological Map of the British Isles etc. (1 : 160,000.) Lond., 4 Sht. (ca. 24 Thlr.)
32. G. B. Greenough, A physical and geological Map of England and Wales. (1 : 600,000.) 6 Shts. First Edit. 1819 (!), second Edit. 1839.
33. G. Greenwood, Geological Map of South England. Lond. 1857.
34. R. J. Murchison, New Geological Sketch Map of Scotland. Lond., 1860.

V. Frankreich.

35. A. Donnet, Carte topographique, minéralogique et statistique de la France. (1 : 388,800.) 24 feuilles. Par., 1817 (!). 5 Edit. 1855. (60 Frcs.)
36. Dufrenoy et Élie de Beaumont, Carte géologique et minéralogique de la France. (1 : 500,000.) 6 feuill. avec les deux volumes de texte. 1855. (200 Frcs.)
37. Carte géologique détaillée de la France.
38. Köchlin-Schlumberger, Carte géologique du département du Haut-Rhin. Par., 1867.
39. M. Delesse, Carte géologique du département de la Seine. (1 : 25,000.) Par., 1866.

VI. Belgien.

40. André Dumont, Carte géologique de la Belgique etc. Brüssel, 1852. 9 Blätter. (1 : 160,000.) (26 Thlr.)
41. André Dumont, Carte géologique de la Belgique et des Contrées voisinées etc. (1 : 800,000.) 1 Blatt. Brüssel, 1856. ($5\frac{1}{2}$ Thlr.)

VII. Holland.

42. W. C. Staring, Geolog. Kaart van Neederland etc. (1 : 200,000.) 28 Blätter. Haarlem, 1858.

VIII. Italien.

43. Krater des Vesuvs nach Secchi, Palmieri u. Guarini. (1 : 80,000.)

IX. Schweden u. Norwegen.

44. Erdmann, Sveriges (Schwedens) geologiska undersökning. (1 : 50,000.) Stockh., 1866. (Bis 1870 = 35 Blätter erschienen.)
45. Kjerulf, Geologisk Kart over det sondenfjeldske Norge (Norwegen). 1858—65. 10 Blätter. (1 : 400,000.)
46. B. M. Keilhau, Erster Versuch einer geognostischen Karte von Norwegen. (1 : 1,480,000.) 2 Blätter. 1849. (4 Thlr.)

X. Rußland.

47. V. de Möller, Geologische Karte vom Westabhang des Urals. (1 : 840,000.) Petersb., 1869.

XI. Spanien u. Portugal.

48. M. de Verneuil et E. Collomb, Carte géologique de l'Espagne et du Portugale. 1864.
49. Ezquerra, geognostische Uebersichtskarte von Spanien. Madrid, 1850. (Im J. 1852 auch in anderer deutscher Ausgabe zu Stuttgart erschienen.)

XII. Europa überhaupt.

50. H. v. Dechen, Geognostische Uebersichtskarte von Deutschland, Frankreich, England u. den angrenzenden Ländern. In 2 Blättern. 2. Ausg. (1 : 2,500,000.) Berl., 1869.
51. Murchison, Geological Map of Europe. Edinb. u. Lond., 1856.
52. André Dumont, Geologische Karte von Europa.

XIII. Amerika.

53. Jules Marcon, Carte géologique des Etats-Unis et des provinces anglaises de l'Amérique du Nord. 1857.
54. A. d'Orbigny, Carte de l'Amérique méridionale indiquant ses différents époques géologiques. 1842.
55. G. H. Cook u. J. C. Smock, Geological Map of New-Jersey. 1869.
56. J. A. Lapham, New geological Map of Wisconsin. (1 : 950,000.) Milwauky, 1869.
57. W. E. Logan, Carte géologique du Canada. Par. 1852.
58. A. Boné, Essai d'une carte géologique du globe terrestre. Par., 1845.
59. H. Berghaus, physikalischer Atlas. Abth. 1—4. 2. Aufl. Gotha, 1854.

Empfehlenswerthe Werke über Geologie im Allgemeinen sind:

Scipio Breislack, „Lehrbuch der Geologie", übersetzt von F. K. v. Strombeck (3 Thle., Braunschw. 1819—21). — Friedrich Hoffmann, „Geschichte der Geognosie u. Schilderung der vulkanischen Erscheinungen". (Berl. 1838). — H. Burmeister, „Geschichte der Schöpfung" (Leipz. 1843). — B. Studer, „Lehrbuch der physikalischen Geographie u. Geologie (Bern, Chur u. Lpz. 1844). — A. Petzholdt, „Geologie" (2. Aufl., Lpz. 1845). — G. Bischof, „Lehrbuch der chemischen u. physikalischen Geologie" (2 Bde., Bonn 1847—55, 2. Aufl. 1863—64). — C. C. v. Leonhard, „Geologie od. Naturgeschichte der Erde, auf allgemein faßliche Weise bearbeitet" (5 Bde., Stuttg. 1836—44). — Derselbe, „Lehrbuch der Geognosie u. Geologie" (2. Aufl., Stuttg. 1846). — Fromherz, „Handbuch der Geologie" (Stuttg. 1856). — C. Vogt, „Lehrbuch der Geologie u. Petrefaktenkunde" (2. Aufl., 2 Bde., Braunschw. 1854). — B. Cotta, „Die Lehre von den Flötzformationen" (Freib. 1856). — Bronn, „Lethaea geognostica" (3 Aufl., Stuttg. 1851—56). — C. F. Naumann, „Lehrbuch der Geognosie" 2. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1858 bis 62). — F. Zirkel, „Lehrbuch der Petrographie" (2 Bde., Bonn 1866). — Derselbe, „Die mikroskopische Beschaffenheit der Gesteine" (Lpz. 1873). — Credner, „Lehrbuch der Geognosie" (Lpz. 1873). — F. Quenstedt, „Sonst u. Jetzt, populäre Vorträge über Geologie."

Von Zeitschriften über Geologie sind nam. zu erwähnen: v. Leonhard u. Geinitz, „Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie u. Paläontologie" (seit 1843). — „Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft" (Berlin). — „Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt" (Wien, seit 1850).

Man vergl. ferner die Zusammenstellungen in den Artikeln Mineralogie u. Paläontologie, in denen hier nicht genannte Gelehrte zu finden sind, wenn sie sich hauptsächlich mit diesen beiden Wissenschaften beschäftigt haben.

Geometrie, derjenige Theil der Größenlehre od. Mathematik, welcher von den stetigen Größen od. den Raumgrößen handelt, im Gegensatz zur Arithmetik, welche die diskreten od. Zahlengrößen behandelt. Die in der Geometrie in Betracht kommenden Raumgebilde sind 1. der Punkt (ohne Dimensionen), 2. Linien u. zwar gerade od. krumme (mit einer Dimension, der Länge), 3. Flächen, ebene od. krumme (mit zwei Dimensionen, Länge u. Breite) u. 4. Körper (mit drei Dimensionen, Länge, Breite u. Höhe). Man kann die G. eintheilen in ebene G. od. Planimetrie (Epipedometrie), welche von allen in einer Ebene möglichen Raumgebilden od. Figuren (s. d.) handelt, u. in die körperliche od. Stereometrie. Die G. behandelt wegen ihrer Wichtigkeit die Dreieckslehre od. Trigonometrie besonders, u. zwar zerfällt diese in die ebene Trigonometrie als Lehre von den geradlinigen Dreiecken u. in die für die Astronomie 2c. wichtige Lehre von den Dreiecken auf der Kugel od. die sphärische Trigonometrie. Man kann auch die G. eintheilen in die elementare, welche nur die Beziehungen der einfacheren Raumgebilde wie der geraden u. der Kreislinie, der Cylinder-, Kugel- u. Kegelfläche ins Auge faßt, u. in die höhere G., welche die verwickelteren Beziehungen zwischen den weniger einfachen Raumgebilden betrachtet. Verläßt man den bei den alten Geometern ausschließlich benutzten Weg der unmittelbaren Anschauung der Raumgrößen u. nimmt man zur Entwicklung geometrischer Wahrheiten die Methoden der Algebra u. der Analysis zu Hülfe (bes. bei der Betrachtung verschiedenartig gekrümmter Linien u. Flächen), so bezeichnet man diese Behandlungsweise als analytische G., während die deskriptive od. darstellende G. sich mit der Entwicklung der Methoden für die Darstellung (Projektion) räumlicher Gebilde auf der Ebene befaßt. Die praktische G. endlich behandelt die Anwendung der G. auf die Geodäsie u. zwar niedere (Feldmeßkunst, s. d.) sowol als höhere. Von diesen praktischen Beziehungen hat die ganze Wissenschaft der G. überhaupt bei den alten Aegyptern u. Griechen ihren Anfang genommen, was schon aus dem ursprünglich griech. Namen „G." (deutsch Erdmessung) selbst hervorgeht. Von den alten griech. Geometern werden uns zwar viele genannt, wie Thales, Pythagoras, Plato, Eudoxos u. s. w., doch nur von wenigen sind Schriften auf uns gekommen; so vom Vater der heutigen G., dem Euklides, ferner von Archimedes, Apollonios von Perga, Pappos u. A. Während des Mittelalters ist nach einem längeren Schlummer, in welchem die G. ebenso wie alle anderen Wissenschaften lag, zunächst der Araber Alhazen zu erwähnen, dann Commandinus, Purbach, Regiomontan, Maurolycus, später Vieta, Kepler, Torricelli, Descartes, Fermat, Pascal, Huyghens. Durch die Erfindung der Fluxionsrechnung durch Newton u. der Differenzialrechnung durch Leibnitz erhielt die G. eine ganz veränderte Tragweite. Auf diesem von den obengenannten beiden Forschern eingeschlagenen Wege wurde sie weiter entwickelt durch die Bernoulli, Lacroix, Lagrange, Carnot, Gorgonne, Poncelet, Chasles, Möbius, Steiner, Plücker, Magnus, Lobatschewsky, Bolyai, Riemann u. A. Die geometrischen Wahrheiten sind entweder unmittelbare, apriorische Anschauungen (Grundsätze od. Axiome), od. sie werden durch strenge Beweise auf solche zurückgeführt, dann nennt man sie Lehrsätze od. Theoreme. So ist der Satz: „Die gerade Linie ist der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten", ein Grundsatz, hingegen der: „Die Summe der drei Winkel eines Dreiecks ist gleich zwei rechten Winkeln" ein Lehrsatz. — Aus der sehr umfangreichen geom. Literatur heben wir nur hervor: Euklides, „Elemente der Geometrie" (deutsch von Mollweide u. A.); Archimedes, „Opera quae supersunt"; Apollonios von Perga, acht Bücher über die Kegelschnitte; Descartes, „Discours de la méthode pour bien conduire sa raison etc." (Leyden 1637; der letzte Abschnitt dieses Werkes enthält die analytische G., deren Gründer Descartes ist); die Werke von Jac. u. Joh. Bernoulli u. Euler; Monge, „Leçons de géométrie descriptive" (Paris 1794, 6me édit. 1837; deutsch von Schreiber, Freiberg 1822); Chasles, „Aperçu historique sur l'orig. et le développ. des méthodes en géométrie" (Bruxelles 1837, deutsch von Sohnke: „Geschichte der Geometrie", Halle 1839); A. F. Möbius, viele wichtige Untersuchungen aus dem Gebiete der neueren G. od. der G. der Lage, in den „Astron. Nachr.", in „Crelle's Journal" u. in den „Berichten der K. Sächs. Ges. d. Wiss."; Steiner, wichtige Untersuchungen über die neuere G., in „Crelle's Journal" u. in den „Monatsberichten d. Berl. Akad."; Riemann, über die Hypothesen, welche der G. zu Grunde liegen, in den „Abh. d. K. Ges. d. Wiss. zu Göttingen" (Bd. 13) u. s. w. — Als Lehrbücher der elementaren G. zum Schulgebrauche u. Selbstunterricht sind bes. zu erwähnen die von Boymann, Cambly, K. Koppe u. C. Spitz.

Geophagie (griech., d. h. Erdeessen) ist ein Gebrauch, den wir bei sehr vielen Völkern antreffen. Zuerst scheinen manche Volksstämme im Drange der Noth zum Genusse gewisser Erdarten ihre Zuflucht genommen zu haben, wie ja auch bei uns bisweilen zur Zeit großer Theuerung die Aermeren Baumrinde u. andere sonst ungenießbare, auch mineralische Substanzen in Brot zu verwandeln suchten. Nach u. nach mögen nun die Bewohner verschiedener Gegenden solchen Stoffen, die sie ursprünglich nur aus Hunger aßen, Geschmack abgewonnen haben. Allein es giebt auch ein (zumeist bei blutarmen Individuen, bisweilen bei jungen Mädchen auftretendes) krankhaftes Gelüste, welches zum Verzehren von Kalk, geschabter Kreide u. s. w. antreibt. Der Arzt Heusinger faßt die G. als besondere Krankheitsform, „tropische Bleichsucht", auf. Nach A. v. Humboldt soll die G. nam. unter den Tropenbewohnern verbreitet sein; am Magdalenenstrom sah Humboldt Weiber, die bei Anfertigung thönerner Geschirre große Stücke fetten Thones zum Munde führten. Spix u. von Martius trafen Erdesser am Orinoco im Innern Brasiliens; die hier als Coari bezeichnete eßbare Thonart wurde als Zuspeise zu Fischen genossen; nach Pöppig artet hier das Erdessen bei Weibern u. Kindern zu einer wahren

Leidenschaft aus, u. es soll einen Ausschlag am Halse (Cuchipe) erzeugen. Auch in Mexiko wird eine schlammartige Masse (Tecuitlate) wie Käse zum Brot genossen. In Peru u. Bolivia kaut man in Kügelchen geformten Thon zugleich mit Coca. Und wie sich bei uns in Deutschland, in der Lüneburger Heide unweit Ebersdorf, ein eßbares Bergmehl fand, das man in Zeiten des Mißwachses unter das Mehl mischte, so aßen auch die Grönländer, nicht minder (nach Steller's Bericht) die Bewohner der Gegend bei Ochotsk in Sibirien, einen Erdbrei theils roh, theils mit Renthiermilch gemischt. Ein blendend weißer Thon diente unter dem Namen Speiseerde in einigen Gegenden Persiens (in Khorassan und in Mossul) während der Hungersnoth als Aushülfe. Bei den Negern in Afrika fand die G. schon Mungo Park. In Java sah Labillardière Steinbrot auf dem Markte mehrerer Dörfer ausbieten. In China erwähnen schon ältere einheimische Schriftsteller, daß Steinbrot (Schi-mian) od. Brotstein (Mian-schi) in mehreren Provinzen bei Mißwachs als Nahrung diente, u. Missionäre fanden, daß in den dürren Jahren 1831—34 dergleichen Erden von der Bevölkerung der Provinz Kiang-si genossen wurden. Es mögen nun sehr verschiedene Mineralsubstanzen sein, die in allen diesen Fällen zur Verwendung kommen. Bisweilen mag das Vorkommen von Pflanzentheilen neben organischen Thierformen einige Erdarten genießbar u. deren Genuß für die Gesundheit der Menschen unschädlich machen. In der Regel kann aber immerhin die Erde in irgendwelcher Form nicht als Ersatz für die wirklichen Nahrungsstoffe dienen. Interessant ist jedoch, daß in mehreren Erdarten, die gegessen werden, z. B. in der Erdsahne der Tungusen in Sibirien, Professor Ehrenberg durch mikroskopische Untersuchung die kiesel- u. kalkhaltigen Theile von Infusionsthierchen gefunden hat, u. daß vielleicht bisweilen reine Infusorienerde, andere Male aber sog. Steatit den Bewohnern einiger Gegenden der Erde als Surrogat für die mangelnden Nahrungsstoffe gilt.

Geophysik bezeichnet die Lehre von den physikalischen Verhältnissen des Erdballs u. seiner Atmosphäre. Sie behandelt die Verhältnisse der Schwere u. Schwungkraft (Abplattung), die Wärmeerscheinung am Festland, Meer u. Atmosphäre, die Druckverhältnisse der letzteren, die wässrigen Niederschläge sowie die optischen u. elektrischen Erscheinungen in derselben u. den Erdmagnetismus. Meist faßt man jedoch die Betrachtung der meisten dieser Erscheinungen in der Meteorologie (s. d.) zusammen.

Nr. 3076. Der heilige Georg. Nach einer alten Handschrift.

Georg, St., der Drachentödter, katholischer Heiliger. Nach der Legende soll er aus Kappadokien in Kleinasien gebürtig gewesen sein, unter Kaiser Diocletian hohe Aemter bekleidet haben u. 303 n. Chr. am 23. April (seinem Heiligentage im Kalender) als Bekenner des Christenthums hingerichtet worden sein. Erwiesen ist nur seine frühzeitige Verehrung (etwa seit dem 6. Jahrh.); seit den Kreuzzügen galt er als der ritterliche Schutzpatron aller für den Glauben Kämpfenden, daher auch der geistlichen Ritterorden. Ihm zu Ehren wurde 1330 in England der Hosenbandorden gestiftet. Die Sage schildert den Ritter G. als Bezwinger eines schrecklichen Ungethüms (eines Lindwurms od. Drachen), als welcher er auch stets abgebildet erscheint. Der Drache ist das Sinnbild des Heidenthums, das der Heilige bekämpft u. besiegt.

Georg, Name mehrerer Herrscher von Großbritannien u. von Hannover. — **G. I.**, Ludwig, König von Großbritannien 1714 bis 1727, geb. 28. Mai 1660 als Sohn des Kurfürsten Ernst August von Hannover, dem er 1698 in der Kurfürstenwürde folgte. Durch das Gesetz von 1701 waren zur Thronfolge in England u. Irland nach dem Tode der Königin Anna die Mutter G.'s, die Kurfürstin Sophie (eine Enkelin Jakob's I. von England) u. ihre protestantischen Nachkommen berufen worden. Da jedoch diese noch vor der Königin Anna starb, so wurde nach dem Tode der Letzteren (12. Aug. 1714) G., als ältester Sohn Sophien's, zum König von Großbritannien u. Irland proklamirt. Er entließ bald nach seiner Thronbesteigung das damals am Ruder befindliche toryistische Kabinet wegen angeblicher Hinneigung zum Prätendenten Jakob III. und ersetzte es durch ein whigistisches Kabinet; ebenso löste er das überwiegend toryistische Parlament auf u. brachte durch Ausschreibung von Neuwahlen eine whigistische Majorität zu Stande. Ein Aufstand, der gegen Ende des Jahres 1715 zu Gunsten des Prätendenten in Schottland ausbrach, wurde schnell u. mit durchgreifender Härte niedergeworfen. Die kritische Lage wurde von G. benutzt, um die Macht der Krone zu befestigen; das willige Parlament, dessen Dauer auf sieben Jahre ausgedehnt wurde, genehmigte die Ausgaben für das stehende Heer. Ein Bündniß mit Frankreich, Holland u. Oesterreich stellte Thron u. Land gegen die Ränke des Prätendenten u. Spaniens sicher. Die glückliche Theilnahme G.'s am Spanisch-österreichischen Kriege von 1718 führte den völligen Niedergang der span. Seemacht herbei, auf deren Trümmern sich die englische erhob. Für Hannover brachte seine Regierung die Erwerbung der (von Schweden auf Dänemark übergegangenen) Fürstenthümer Bremen u. Verden. Nachdem er eine von den Anhängern Jakob's angezettelte Verschwörung unterdrückt hatte, verband er sich, um einer auf die Rückeroberung von Gibraltar u. Minorca gerichteten Allianz zwischen Spanien u. Oesterreich zu begegnen, 1725 mit Preußen u. Frankreich u. schickte sich bereits an, den Spaniern das von ihnen umzingelte Gibraltar wieder zu entreißen, als er plötzlich auf einer Reise nach Hannover 22. Juni 1727 zu Osnabrück starb. — Sein Sohn u. Nachfolger, **G. II.** August, König von Großbritannien u. Kurfürst von Hannover 1727—60, geb. 30. Okt. 1683, bewies gleichfalls sofort nach seiner Thronbesteigung Muth u. Energie, lenkte aber in eine friedliche Politik ein, der er über ein Jahrzehnt treu blieb, bis die Eifersucht Spaniens ihn in andere Bahnen zwang. Er brachte durch einen glücklichen Krieg die engl. Seemacht auch in den amerikanischen Gewässern zur Geltung (1739) u. griff bald darauf auch in die kontinentalen Streitigkeiten ein, indem er 1741 ein Bündniß mit der Kaiserin Maria Theresia zur Wahrung der Pragmatischen Sanktion schloß. Er selbst half als tapferer u. umsichtiger Feldherr an der Spitze seiner Truppen den entscheidenden Sieg bei Dettingen (über die Franzosen unter Noailles) herbeiführen (27. Juni 1743). Nachdem er einen Aufstandsversuch des Prätendenten Karl Eduard, der sich 1745 in Schottland erhob, rasch u. kräftig unterdrückt, nahm er seine frühere friedliche Politik wieder auf, gerieth aber in neue Fehden mit Frankreich, die ihn veranlaßten, als Verbündeter Friedrich's d. Gr. am Siebenjährigen Kriege theilzunehmen. Doch erlebte er dessen Beendigung nicht; er starb bereits 25. Okt. 1760. Die hohe Machtstellung, zu der England sich unter seiner Regierung aufschwang, ist zum Theil auf Rechnung seiner Thatkraft, aber freilich mehr noch auf die seines genialen Ministers Pitt zu schreiben. Die Wissenschaft dankt ihm in England die Gründung des Britischen Museums, in Hannover die der Universität Göttingen (1734). — Sein Enkel u. Nachfolger **G. III.** Wilhelm Friedrich, König von Großbritannien u. Kurfürst (seit 1815 König) von Hannover, 1760—1820, geb. 4. Juni 1738, erhielt nach dem Tode seines Vaters, des Prinzen Friedrich Ludwig von Wales (des ältesten Sohnes G.'s II.), von seiner frommgläubigen Mutter u. dem ihr befreundeten Lord Bute eine verkehrte Erziehung, die seine schwachen Anlagen nicht förderte u. seinen Charakter abgeschlossen, mißtrauisch u. eigensinnig machte. Die Folgen dieser Erziehung zeigten sich bald nach seinem Regierungsantritt. Pitt, dessen entschiedenes Auftreten dem König als eine Beeinträchtigung der der Krone zustehenden Rechte erschien, erhielt in Lord Bute, der ins Ministerium eintrat, einen beengenden Aufpasser u. mußte kurz nachher,

da seine kriegerische Politik gegen Spanien G. mißfiel, gänzlich das Feld räumen (5. Okt. 1761). Bute übernahm die Leitung der Geschäfte; er leistete den Launen des Königs Vorschub u. unterstützte ihn in seinem auf Schmälerung der parlamentarischen Freiheiten gerichteten Streben. Die hierdurch erzeugte Mißstimmung machte sich sowol auf gesetzlichem Wege, in der täglich anschwellenden Oppositionspresse (darunter die berühmten „Juniusbriefe") u. im Parlament, in welchem Burke sich an die Spitze einer starken regierungsfeindlichen Partei stellte, als in drohenden Unruhen Luft. Die Kurzsichtigkeit u. der thörichte Eigenwille des Königs führten den Ausbruch des verhängnißvollen Krieges mit den nordamerikan. Kolonien u. deren Losreißung von England herbei. Die bedeutenden Erfolge u. Erwerbungen, die trotzdem in G.'s Regierung fielen, hatte das Reich nicht ihm, sondern der Gunst der Umstände u. der Staatsklugheit von Männern, wie der jüngere Pitt, in dessen Hände das Staatsruder 1783 überging, u. dessen großer Nebenbuhler Fox, zu verdanken. Die erste franz. Revolution u. der Nachhall, den diese in England fand, gab dem Könige, der ihr sofort schroff gegenübertrat, willkommene Gelegenheit, seinen unkonstitutionellen Gelüsten die Zügel schießen zu lassen u. durch Beseitigung wichtiger Verfassungsrechte (nam. durch Aufhebung der Habeas-Corpus-Akte) die Opposition zu schwächen. Am schwersten lastete diese Gewaltpolitik auf Irland, dessen Union mit Großbritannien zwar 1800 zu Stande kam, ohne daß jedoch der König seinen Widerstand gegen die von Pitt verheißene Emanzipation der Katholiken aufgab. Die Mißliebigkeit, in welcher G. beim Volke stand, äußerte sich in zahlreichen Komplotten u. Anschlägen auf sein Leben. Eine Gemüthskrankheit, die sich schon früher in bedenklichen Anfällen bei ihm gezeigt hatte, brach endlich 1810 in unheilbaren Wahnsinn aus. Es mußte daher dem Prinzen von Wales (Georg August Friedrich) die Regentschaft übertragen werden; der König selbst verbrachte den Rest seines Lebens in zunehmender Geisteszerrüttung, wozu schließlich noch völlige Erblindung trat. Er starb 29. Jan. 1820. — **G. IV.** August Friedrich, König von Großbritannien u. Hannover 1820—30, geb. 12. Aug. 1762, zeigte in früher Jugend bedeutende Talente u. genoß eine sorgfältige u. strenge Erziehung, stürzte sich aber bald nach seiner Großjährigkeitserklärung in leichtfertige Ausschweifung u. Verschwendung, gerieth in Streit mit seiner Familie u. verscherzte die Gunst des Volkes, die sich ihm Anfangs zugewandt hatte. Seine geheime Verbindung mit der schönen Katholikin Mary Anne Fitzherbert (s. d.) erregte nach ihrem Bekanntwerden peinliches Aufsehen u. würde nach altem Herkommen den Verlust des Anrechts auf den Thron für den Prinzen nach sich gezogen haben, wenn er sich nicht später zur Auflösung dieser Ehe u. zur Eingehung einer legitimen Verbindung mit der Prinzessin Karoline von Braunschweig entschlossen hätte (1795). Freilich wurde gerade diese neue Ehe, die der Prinz schon nach einjährigem unglücklichen Zusammenleben thatsächlich wieder aufhob, zu einer Quelle des Aergernisses für den Hof u. das Land; der Scheidungsprozeß, den er gegen seine Gemahlin anstrengte, zog sich in die Länge, führte zu skandalösen Enthüllungen u. rief unerquickliche Debatten im Parlamente hervor. Nur mit Mühe konnten seine whigistischen Freunde, die sich aus Opposition gegen den König an den Prinzen angeschlossen hatten, im Parlamente die Tilgung der großen Schuldenlast, in die er sich durch sein wüstes Treiben gestürzt, u. eine Erhöhung seiner Apanage durchsetzen. Trotz dieser u. anderer Dienste, welche die Whigs ihm geleistet, schob er diese, als er im Jan. 1811 an Stelle seines irrsinnig gewordenen Vaters G.'s III. (s. oben) die Regentschaft übernahm, undankbar bei Seite u. umgab sich mit einem toryistischen Kabinet (Liverpool-Castlereagh). Doch nahm er in Streitigkeiten mit dem Parlament manchmal einen korrekteren u. verfassungsmäßigeren Standpunkt ein, als seine Minister, mit denen er auch in Fragen der auswärtigen Politik nicht immer übereinstimmte. So schloß er sich 1815, gegen den Rath seines Ministeriums, der Heiligen Allianz aus konstitutionellen Bedenken nicht an. Der Prozeß mit seiner Gemahlin dauerte auch nach seiner Thronbesteigung (29. Jan. 1820) fort u. drohte zu ihren Gunsten auszufallen, als sie plötzlich im Aug. 1821 starb. Der Selbstmord Castlereagh's (s. d.) veranlaßte eine vorübergehende Wendung in seiner Politik; der allgemeinen Mißstimmung Rechnung tragend, ließ er die Tories fallen u. betraute Canning mit der Bildung eines Reformkabinets. Nach dem Tode Canning's wandte er sich jedoch wieder von den Whig's ab; das neue toryistische Ministerium Wellington führte zwar die Emanzipation der Katholiken durch, nahm aber das unter Canning eingeleitete Reformwerk nicht auf u. huldigte auch in der auswärtigen Politik dem Rückschritte. G. starb 26. Juni 1830. Da das einzige Kind, welches aus seiner Ehe mit Karoline von Braunschweig hervorgegangen, bereits vor ihm gestorben war, so folgte ihm in der Regierung sein Bruder Wilhelm IV. — **G. V.**, Friedrich Alexander Karl Ernst August, König von Hannover, 1851—66, Sohn u. Nachfolger des Königs Ernst August (s. d.), geb. 27. Mai 1819 zu Berlin, wurde infolge seiner Erblindung, von der er schon in früher Jugend betroffen ward, von einem heftigen Groll gegen die Verfassung von 1833 erfüllt, nach welcher für gebrechliche Thronfolger regelmäßig eine Regentschaft eingesetzt werden sollte. Durch ein Patent vom J. 1842 wurde unter Milderung dieser Bestimmung seine Thronfolge sicher gestellt, indem die Giltigkeit seiner Regierungshandlungen nur von der Mitwirkung eines od. mehrerer Minister u. Solennitätszeugen abhängig gemacht ward. Nachdem er demgemäß während der Abwesenheit des Königs vorübergehend die Regierungsgeschäfte versehen, folgte er nach dem Tode Ernst August's (18. Nov. 1851) diesem auf dem Throne nach. Obwol er bei seinem Antritt der neuen Verfassung von 1848 strenge Treue gelobte, kehrte er doch sehr bald seine feudalen Neigungen hervor, denen das vom Frhrn. v. Scheele gebildete Kabinet sich willig zeigte. Da es aber weder diesem noch den späteren reaktionären Ministerien gelang, mit den Kammern eine Verfassungsänderung im Sinne des Königs zu vereinbaren, so mußte diese endlich durch einen Staatsstreich des Ministeriums v. Borries (s. d.) herbeigeführt werden, welches 1. Aug. 1855 einseitig die bestehende Verfassung aufhob u. die von 1840 wiederherstellte. Die nun folgende politische u. kirchliche Reaktion, die nam. auch die katholische Kirche übermäßig begünstigte (unter dem Einflusse des ultramontanen Ministers Windthorst), rief eine Opposition hervor, die von Jahr zu Jahr wuchs, der aber erst seit 1862 Rechnung getragen wurde. Aber schon 1865 lenkte der König in sein früheres Fahrwasser zurück u. beauftragte Bacmeister mit der Bildung eines Kabinets, welches im Innern die Rückschrittstendenzen wieder aufnahm, nach außen sich eng an Oesterreich anschloß u. Preußen in gehässigster Weise Verlegenheiten zu bereiten suchte. Der thörichte Eigensinn, mit dem sich der verblendete König dem Gange der Ereignisse im J. 1866 widersetzte, brachte ihn um Thron u. Land, u. vergebens legte er gegen die Einverleibung von Hannover in den preuß. Staat (20. Sept. 1866) Protest ein. Er zog sich nach Hietzing bei Wien zurück, wo er sich nach wie vor mit königlichem Glanze umgab. Die verbissene Agitation, die er von dort aus gegen Preußen unterhielt (durch die Presse, durch Bildung einer Welfenlegion in Frankreich u. s. w.), hatte die Beschlagnahme des „Welfenfonds" (der Entschädigungssumme von 16 Millionen Thalern, die Preußen dem Könige gewährt) zur Folge. — Aus seiner Ehe mit der Prinzessin Marie von Altenburg ging Prinz Ernst August hervor.

Georg I., Christian Wilhelm Ferdinand Adolf, König der Hellenen, geb. 24. Dez. 1845 als zweiter Sohn des dän. Königs Christian IX. (s. d.), wurde im März 1863 von der griech. Nationalversammlung zum König der Hellenen erwählt u. trat die Regierung unter Zustimmung der Schutzmächte Frankreich, Großbritannien u. Rußland am 31. Okt. 1863 an. Vermählt ist er seit 1867 mit der Großfürstin Olga, Tochter des russ. Großfürsten Konstantin.

Georg der Bärtige, Herzog zu Sachsen, geb. 27. Aug. 1471, folgte seinem Vater Albrecht dem Beherzten (dem Stifter der Albertin. Linie) 1500 in der Regierung nach, die er selbständig u. kräftig führte. Er liebte u. pflegte die Wissenschaften u. war nam. auf die Hebung der Universität Leipzig bedacht. Er lebte in freundschaftlichem Verkehr mit Erasmus u. war, wie dieser, von der Nothwendigkeit einer kirchlichen Reformation überzeugt. Doch mißfiel ihm der Weg, den Luther eingeschlagen; er gab diesem die religiösen u. sozialen Ausschreitungen schuld, die aus der Bewegung hervorgingen od. diese nur als Deckmantel benutzten, wurde hierdurch gegen die Reformation selbst eingenommen u. ging mit schroffen Gegenmaßregeln wider sie vor. Er starb 1539; ihm folgte in der Regierung sein Bruder Heinrich.

George Sand, s. „Sand".

Georges, Karl Ernst, Lexikograph, geb. 1806 zu Gotha, studirte in Göttingen u. Leipzig Philologie u. begann seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Lexikographie (1828) als Mitarbeiter an der 7. Aufl. des „Latein. Wörterbuchs" v. Scheller u. Linnemann; dieses Werk gab er dann von der 10. Aufl. an (1848) in gänzlich neuer, selbständiger Bearbeitung heraus. Außerdem lieferte er ein „Deutsch-latein. Handwörterbuch" (1830—34, wiederholt aufgelegt), ein „Kleines lat. Wörterbuch in etymolog. Ordnung" (1847), einen „Thesaurus der klassischen Latinität" (seit 1854 erscheinend, fortgesetzt von G. Mühlmann). G. lebt in Gotha, wo er von 1839—56 auch als Lehrer am Realgymnasium thätig gewesen ist.

Georges (spr. Schorsch'), Marguerite Georges Weymer (genannt „Mademoiselle"), franz. Schauspielerin, geb. 1786 zu Amiens, glänzte seit 1802 als Darstellerin heroischer Rollen am Théâtre Français in Paris, durchzog später Deutschland, wo sie wiederholt vor Napoleon auftrat u. von ihm bewundert wurde, u. kehrte 1808 ans Théâtre Français zurück. Dieses vertauschte sie dann wieder mit der Bühne des Odeon u. der Porte St. Martin; 1840 trat sie selbst an die Spitze einer Truppe, mit der sie in Frankreich, Deutschland u. Rußland umherreiste. Sie starb 11. Jan. 1867 als Lehrerin der Deklamation am Konservatorium zu Paris. Wie sie in der Blüte ihres Künstlerlebens eine begeisterte Interpretin des klassischen Drama gewesen war, so gab sie in der zweiten Hälfte den oft sehr schwächlichen Erzeugnissen der neueren romantischen Schule durch ihre reiche Gestaltungskraft Leben u. Farbe.

Georgetown (spr. Dschordschtaun), Hauptstadt des britischen Guayana mit 36,572 E. (1871), von denen etwa $^{3}/_{4}$ Farbige sind, liegt an der Mündung des Flusses Demerara u. in der nach diesem genannten Grafschaft u. hat einen der wenigen guten Häfen an der nördl. Küste Südamerika's. Die Stadt, umgeben von herrlichen Gärten voll tropischer Pflanzen, macht einen sehr angenehmen Eindruck. Sie wurde von den Holländern gegründet u. Stabroek genannt u. hat den Charakter einer holländischen Stadt bis zur Gegenwart bewahrt. An dem Hafen erhebt sich ein 30 m. hoher Leuchtthurm, u. am Flusse liegen große Speicher. In der Nähe befindet sich das Fort Frederik-William. G. vermittelt zum größten Theil den Handel der Kolonie. Nach dem etwa 5 M. entfernten, rasch aufblühenden Marktflecken Mahaica führt eine Eisenbahn. Das Klima ist sehr heiß u. wegen der nahen Strandlagunen ungesund, bes. für die Europäer. G. ist Sitz der obersten Regierungsbehörden, hat ein königliches Kolleg u. eine schöne Kathedrale.

Georgia (spr. Dschordschieh), nordamerikan. Unionsstaat, liegt zwischen 30° 22′ u. 35° nördl. Br. u. 80° 48′ u. 84° 41′ westl. Länge von Greenwich u. wird begrenzt im O. vom Atlantischen Ozean, im NO. von Süd-Carolina, im N. von Nord-Carolina u. Tennessee, im W. von Alabama u. im S. von Florida. Die Größe des Staates beträgt 2728 □M.; er ist also etwa halb so groß wie das Königreich Italien. Der südl. vom 33.° nördl. Br. gelegene Theil ist eben; darauf beginnt Hügelland, welches zu den Parallelketten der südwestl. Ausläufer der Alleghanies ansteigt. Die Küste wird von einer Reihe niedriger Inseln eingefaßt. Die größten Flüsse sind der Savannah, welcher die Grenze gegen Süd-Carolina bildet u. bis Augusta schiffbar ist, der Altamaha, auf dessen Quellflüssen Dampfboote bis Milledgeville u. Macon gehen, u. der Appalachicola, der Grenzfluß mit Alabama. Das Klima ist in den Niederungen ungesund. Die Bevölkerung zählte 1870: 1,184,109 Seelen; davon waren 638,926 Weiße, also nur 58 %, u. 545,142 Farbige, zumeist Neger. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung bildet der Ackerbau, deren wichtigste Produkte Baumwolle u. Mais sind. Erstere gedeiht in den Marschen der Niederung u. auf den Inseln in ausgezeichneter Qualität u. kommt unter dem Namen Sea-Island als die beste Amerika's in den Handel. Nach Mississippi erzeugt G. die größte Quantität von allen Staaten der Union, mehr als $^{1}/_{7}$ der Gesammtproduktion (1870: 473,934 Ballen). Das Klima erschwert dort den Weißen die Arbeit ungemein, u. es ist deshalb kein Wunder, daß das schwarze Element einen bedeutenden Bruchtheil der Bevölkerung bildet, daß aber auch durch die Sklavenemanzipation ein starker Rückgang der materiellen Kultur G.'s erfolgt ist. Der Kongreß des Staates zählt 44 Senatoren mit vierjähriger u. 169 Repräsentanten mit zweijähriger Amtsdauer; in den Unionskongreß entsendet G. 2 Senatoren u. 9 Repräsentanten. Die politische Hauptstadt ist Milledgeville, am Oconee in einer Baumwolle bauenden Gegend gelegen, mit nur 2750, zumeist farbigen Einwohnern (1870); die bedeutendste Seestadt Savannah mit 28,235 E. (1870), unweit der Mündung des gleichnamigen Flusses in sumpfiger, ungesunder Gegend, aber wichtig durch seine Ausfuhr von Baumwolle (1871: 725,000 Ballen), Reis, Mehl u. Schiffsbauholz; nach dieser sind die größten Städte Atlanta mit 21,789 E. u. Augusta mit 13,389 E. (1870). – G. hat seinen Namen von dem engl. König Georg III. erhalten, unter dessen Regierung 1733 sich die ersten Kolonisten in Savannah ansiedelten; 1789 nahm G. die Konstitution der Vereinigten Staaten an. Die Staatsverfassung datirt vom J. 1839; doch wurde sie 1865 infolge des Krieges mit den Südstaaten, denen sich G. angeschlossen hatte, wesentlich verändert. In diesem Kampfe hat das Land außerordentlich gelitten, weil es vorzugsweise der Schauplatz der Kriegszüge des kühnen Sherman war.

Georgia Augusta, Name der Universität Göttingen (nach ihrem Stifter Georg II. August, König von Großbritannien u. Kurfürst von Hannover).

Georgica (griech.), Titel eines Lehrgedichts, in welchem der röm. Dichter Virgil die Landwirthschaft besingt.

Georgien (russ. Grusien, armen. Wrastan, pers. Gurdschistan, bei den Alten Iberien genannt), ein zu dem transkaukasischen Rußland gehöriges Gebiet, zwischen dem Kaukasus u. dem armenischen Bergland, grenzt im W. an das Schwarze Meer, im O. an Schirwan u. zerfällt in die Landschaften Kachetie, Karthlie, Imerethi, Mingreli u. Suanethi, von denen die drei letzteren zu dem Gouvernement Kutais, die anderen unter Tiflis gehören. — Das etwa 1800 □M. große Gebiet wird vom Kur u. dessen Nebenflüssen reich bewässert u. ist zum großen Theil sehr fruchtbar; ausgedehnte Wälder von Laubbäumen bedecken die Abhänge der Gebirge, deren Thäler herrliche Weiden bergen, u. üppige Fluren mit Reis, Weizen, Mais, Sirch, Gerste, Tabak u. Krapp füllen die Ebenen; auch Obst gedeiht vortrefflich. Von Thieren findet man an Wild Hirsche, Rehe, Wildschweine, Wölfe, Füchse, Schakale u. Bären, an Hausthieren Pferde, Büffel, Kameele u. fettschwänzige Schafe. Der Mineralreichthum der Gebirge ist groß,

Nr. 3077. Volkstrachten aus Georgien.

doch noch wenig benutzt. Das Klima ist meist mild u. gesund, nur an der Küste wird im Sommer die Hitze drückend. Der Volksstamm der Georgier, etwa 900,000 Köpfe stark, gehört zur kaukasischen Rasse u. ist berühmt durch seine Schönheit, weshalb georg. Sklaven u. Sklavinnen von den Mohammedanern sehr geschätzt wurden; neben ihnen wohnen eingewanderte Russen, Turkomanen, Osseten, Armenier, Tataren u. Juden im Lande. Die geistigen Eigenschaften der Georgier entsprechen leider ihren körperlichen Vorzügen nicht; man beschuldigt sie großer Trägheit und Unwissenheit, der Rachsucht und Trunkliebe. Die große Masse des Volkes besteht aus Leibeigenen, die früher völlig in der Gewalt ihrer adeligen Herren waren, bis ihr Loos durch die Russen gebessert wurde. Auch unter der mohammedanischen Herrschaft ihrem christlichen Glauben treu, bildeten die Georgier eine eigene Kirche, welche den Bilderdienst noch auffälliger trieb als die griechische u. in dem Katholikos ein eigenes Oberhaupt besaß; jetzt ist daselbst die russ. Kirche herrschend. Klöster sind viele, Schulen sehr wenige vorhanden. Der Ackerbau wird in sehr einfacher Weise getrieben; die Industrie liefert bes. Wein, dann schöne Teppiche, Eisen- u. Baumwollenwaaren. Unter den Städten sind die bedeutendsten: Tiflis, die Hauptstadt des Landes, mit 60,000 E. u. lebhaftem Handel, Gori, Gendje u. Achaltziche; in der Nähe von Tiflis befinden sich die deutschen Kolonien Elisabeththal (575 E.) u. Katharinenfeld (482 E.). Die Häuser der georgischen Dörfer sind oft mit hohen Schießthürmen besetzt.

Von besonderem Interesse ist die georgische od. grusische Sprache, welche von der armenischen durchaus abweicht, ja nicht einmal dem indogermanischen Sprachstamme anzugehören, sondern mit den Sprachen der verwandten Suanen u. Lasen eine besondere Familie zu bilden scheint. Das georg. Alphabet weist 40 Buchstaben auf, welche theils eckig (für die altgeorgische, kirchliche Sprache), theils gerundet (für die neugeorgische Verkehrssprache) geschrieben werden. Von den gewöhnlichen Redetheilen fehlt nur der Artikel (s. die Grammatiken von Brosset: „Eléments de la grammaire géorgienne“, Par. 1837, u. Tschubinow, Tiflis 1850, sowie des Letzteren „Dictionnaire géorgien-russien-français“, Petersb. 1840). Als Schriftsprache läßt sich das Georgische bis in das 10. Jahrh. verfolgen. Ueber georg. Literatur vgl. Alter, „Ueber georg. Literatur“ (Wien 1798), über das Volksleben: Bodenstedt, „Die Völker des Kaukasus“ (2. Aufl., 2 Bde., Frankf. a. M. 1855).

Georgskanal, die den Atlantischen Ozean mit der Irischen See verbindende Meerenge zwischen England u. Irland.

Georgsorden, s. „Orden“.

Georgsthaler, auch Georgenthaler, die unter dem Grafen von Mansfeld u. bes. in Ungarn geprägten Thaler mit dem Bildnisse des St. Georg. Der Aberglaube schrieb ihnen eine hieb- u. schußfest machende Kraft zu, weshalb man sie auch als Amulete trug.

Geostatik u. Geodynamik, s. „Dynamit“.

Geotektonik, s. „Geologie“.

Geothermik ist die Lehre von der Erdwärme (s. d.).

geothermische Tiefenstufe, s. „Erdwärme“.

Nr. 3078. Ansicht von Gera.

Gepard (franz. le Guépard, Jagdleopard, Jagdpanther, Jagdtiger, Felis jubata, Cynailurus jubatus), ein graugelber Leopard mit zahlreichen kleinen schwarzen Flecken, schwarzer Schwanzspitze u. einer Nackenmähne, welcher sich durch die hohen Beine u. die nicht zurückziehbaren Krallen der Hundefamilie nähert. Er wird in Süd- u. Mittelafrika u. in Indien, wo er zu Hause ist, gezähmt u. zur Jagd abgerichtet.

Gepiden, ein großer u. kriegerischer, den Gothen verwandter Volksstamm, welcher, nach der Ueberlieferung aus Skandinavien gekommen, zuerst an der Mündung der Weichsel wohnte, dann aber weiterzog u. sich in den Karpaten u. südl. derselben festsetzte. Nachdem die G. um die Mitte des 3. Jahrh. n. Chr. unter dem König Fastida einen unglücklichen Krieg gegen die Gothen unternommen hatten u. dann durch den Kaiser Probus bedrängt worden waren, geriethen sie wahrscheinlich in Abhängigkeit von den Gothen, mit denen sie auch gleichzeitig das Christenthum annahmen. Als das mächtige Gothenreich dem Anprall der 375 in Europa einbrechenden Hunnen erlag, wurden die G. den Letzteren unterthan; aber nach dem Tode Attila's befreiten sie sich von der Herrschaft der Hunnen u. nahmen nun wieder als ein unabhängiges Volk das Gebiet an der Theiß u. fast das ganze frühere Dacien ein. Während der Kämpfe der Ostgothen mit Justinian dehnten sie ihre Herrschaft auch über ihr Nachbarland Pannonien aus. Doch hatte das Reich der G. nur noch kurzen Bestand; in wiederholte Kriege mit den Longobarden verwickelt, unterlagen sie schließlich diesen, indem der Longobardenkönig Alboin den letzten König der G., Kunimund, besiegte u. tödtete u. sein Volk unterwarf (um 565).

Geppert, Karl Eduard, verdienstvoller Philolog, geb. 29. Mai 1811 zu Stettin u. auf dem dortigen Gymnasium gebildet, studirte in Breslau u. Leipzig, dann in Berlin, u. habilitirte sich hier 1836 als Dozent; 1845 u. 46 bereiste er Italien u. ward 1846 in Berlin Professor für klassische Philologie. Er schrieb: „Chronik von Berlin“ (3 Bde., Berl. 1839—41), „Ueber den Ursprung der homerischen Gesänge“ (2 Thle., Lpz. 1840), „Die altgriech. Bühne“ (Lpz. 1843), „Plautinische Studien“ (Hft. 1 u. 2, Berl. 1870); ferner gab er einzelne Stücke des Plautus mit deutscher Uebersetzung heraus.

Gera, Herrschaft, entspricht dem gegenwärtigen 4½ □M. großen Verwaltungsbezirke G. des Fürstenthums Reuß jüngerer Linie u. bildete das Stammland des Geraischen Zweiges des Hauses Reuß, der aber 1550 erlosch, worauf G. an die Plauen'sche Linie kam u. 1562 dem jüngeren Zweige derselben zugetheilt ward. Dieser starb 1802 aus u. G. kam nun an die Fürsten von Reuß-Schleiz u. Reuß-Lobenstein u. Ebersdorf unter gemeinsamer Regierung. Als 1848 Heinrich LXXII. von Reuß-Lobenstein der Regierung entsagte, blieb der Fürst von Reuß-Schleiz in der Alleinherrschaft G.'s. G., Hauptstadt des Fürstenthums Reuß jüngerer Linie, mit 17,871 E. (1871), liegt reizend in dem breiten Thale der Weißen Elster, ist nach dem großen Brande von 1780 stattlich aufgebaut worden u. hat 10 öffentliche Plätze, drei Kirchen, ein Gymnasium, eine Realschule, eine Handelsakademie, eine große Kunstwasserleitung, ein Theater u. ein schönes fürstliches Schloß, das gegenüber der Stadt auf dem Ostersteine sehr malerisch inmitten ausgedehnter Parkanlagen sich erhebt. G. ist eine der bedeutendsten Fabrikstädte Thüringens, hervorragend durch seine Baumwollen- u. Wollenmanufaktur, Spinnerei, Appretur, Färberei, Bleiche u. Kattundruckerei. In den Vorstädten befinden sich über 30 Kunstgärtnereien. Sehr bedeutend ist der Getreidehandel, das Speditions- u. Wechselgeschäft. Unweit der Stadt liegt die Saline Heinrichshall mit einer großen chemischen Fabrik.

Gerade nannte man im alten Deutschen Rechte diejenigen Gegenstände, die eine Ehefrau aus dem Nachlasse ihres Mannes empfing; ferner diejenigen, welche aus dem Nachlasse einer Frau od. eines Ehemannes deren nächste weibliche Verwandte (die Niftel, daher Niftelgerade) zu fordern hatte. Zur letzteren zählte man alle Sachen, die zum Gebrauche für das weibliche Geschlecht bestimmt sind, bes. die zum Hausrathe und zur Ausstattung einer Frau gehörigen Gegenstände. Der Sachsenspiegel rechnet zur G. im ersteren Sinne Schafe, Gänse, Betten, Pfühle, Kissen, Bett-, Tisch- u. Badetücher, Leinen u. weibliche Kleider, Schmucksachen u. s. w. Seit dem Ende des Mittelalters ist das Institut der G. verschwunden.

Geranium, Storchschnabel; Pflanzengattung der Geraniaceen, welche ihren Typus von ihr herleiten, mit vielen einheimischen u. ausländischen Arten, welche wegen der Schönheit ihrer Blumen auch als Zierpflanzen gepflegt werden können (z. B. G. phaeum, macrorrhizum, pyrenaicum u. a.). In der Regel verwechselt man im bürgerlichen Leben mit ihnen die Pelargonien, welche zu derselben Familie gehören. Diese sind in hundertfacher Pflege in Gärten u. Zimmern zu finden. Die Wurzeln der perennirenden Geraniumarten erzeugen viel Gerbstoff u. sind deshalb auch früher vielfach als zusammenziehendes Mittel in der Heilkunde benutzt worden.

Geraniumöl, ein feines, dem Rosenöl ähnlich riechendes ätherisches Oel, welches im südl. Frankreich, in Spanien u. der Türkei aus den Blättern des Rosenblattgeranium, Pelargonium odoratissimum *Ait.* durch Destillation mit Wasser gewonnen wird. 50 kg. dieser Blätter geben ungefähr 60—70 gr. Oel; es wird wegen seines feinen Geruches zuweilen in der Parfümerie verwendet, häufig auch zur Verfälschung des echten Rosenöles benutzt. Da das G. schon einen ziemlich hohen Preis hat, so wird es nicht selten mit anderen Oelen verfälscht, nam. mit dem Lemongrasöl, welches aus Indien kommt, aber einen weniger feinen Geruch besitzt.

Gerant (franz., spr. Scherang), Geschäftsführer, Geschäftsvorsteher; **sich geriren**, sich benehmen, geberden, für Etwas ausgeben.

Gérard (spr. Scherahr), Cécile Jules Basile, genannt der Löwentödter, geb. zu Pignans (Var-Dep.) 14. Juni 1817, war franz. Offizier u. hielt sich lange im Innern Afrika's auf, hauptsächlich um Löwen zu jagen, worin er es zu einer solchen Berühmtheit brachte, daß er jenen Beinamen erhielt. Im Sept. 1864 ertrank G. an der Küste von Sierra Leone im Jong, als er diesen Fluß zwischen Motkellen u. Woolah überschreiten wollte.

Gérard, François, franz. Portrait- u. Historienmaler, geb. 4. Mai 1770 zu Rom, kam schon in früher Jugend nach Paris, wo er sich Anfangs unter Pajou der Bildhauerei widmete, dann aber bald zur Malerei überging u. 1786 in David's Schule trat. Den ersten durchschlagenden Erfolg errang er 1795 mit seinem „Belisar". Zunächst fuhr er zwar mit der Historienmalerei u. insbes. mit Darstellungen aus dem klassischen Alterthum fort, die jedoch bei weitem weniger Anklang fanden als das Fach, worin G.'s Bedeutung für die Kunstgeschichte besteht: das Portrait im weiteren geschichtlichen Sinne, das die Individualität zugleich in der ganzen Art des Lebens u. im Charakter ihrer Zeit wiedergiebt. Das hat ihn, wenn auch nicht zum „König der Maler" (wie man ihn mit Unrecht genannt hat), doch zum „Maler der Könige" gemacht. Seinem ersten großen Portrait des Kaisers Napoleon (1805) folgte eine große Reihe von Bildnissen hervorragender Zeitgenossen. Doch war er nebenher fortwährend auch mit historischen Bildern beschäftigt, unter denen wir nur die Schlacht bei Austerlitz (historisches Museum in Versailles), den Einzug Heinrich's IV. in Paris (Museum in Versailles), die allegorischen Bilder „Ruhm, Vaterland, Gerechtigkeit und Tod" (im Pantheon zu Paris) nennen. Er starb zu Paris 11. Jan. 1837.

gerben, von gar, garmachen, wird von verschiedenen Verfahren gebraucht, die eine Zubereitung von Materialien zu Gebrauchszwecken bewirken; so spricht man nicht nur vom Gerben des Leders (s. „Gerberei"), sondern auch vom Gerben des Stahles. Bei der Bereitung des Stahles, sei es durch Oxydation eines Theils des Kohlenstoffs im Roheisen (Frischstahl, Puddelstahl), sei es durch Zuführung des Kohlenstoffs zum Stabeisen (Cementstahl), haben die erzeugten Produkte in ihren verschiedenen Theilen einen sehr verschiedenen Gehalt an Kohlenstoff. Um diesen Gehalt u. damit die Eigenschaften des Stahls auszugleichen, wird neben dem Umschmelzen das G. angewendet. Die Frischstahlstangen werden zu diesem Ende gewöhnlich gehärtet, indem man sie nach dem Ausschmieden noch glühend in kaltes Wasser wirft u. die dadurch spröde gewordenen in Stücke zerschlägt, die man nach dem Bruchaussehen sortirt. Die gleichmäßigen Stücke werden dann zu prismatischen Packeten vereinigt, die, durch Eisenbänder zusammengehalten, im Schweißofen erhitzt u. unter dem Hammer od. mittels Walzen geschweißt u. ausgereckt werden. Der rohe Cementstahl ist im Innern der Stäbe oft noch reines Eisen, während die äußern Schichten sich fast dem Gußeisen im Kohlenstoffgehalt nähern. Durch dieses Packetiren u. Ausschmieden werden die verschiedenen Lagen auf das Innigste gemischt, bes. wenn man die ausgereckten Stücke wieder zusammenlegt u. aufs Neue ausschmiedet. Wegen der vielfältigen Ausdehnung u. Verschlingung der Fasern zeigt dieser **Gerbstahl** eine große Elastizität u. ist deshalb zu Federn, ebenso aber auch zu Schneidewerkzeugen gut geeignet.

Gerber, Karl Friedrich Wilhelm von, deutscher Rechtslehrer u. kön. sächs. Kultus- u. Unterrichtsminister, geb. 11. April 1823 zu Ebeleben im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen, studirte in Leipzig u. Heidelberg die Rechte u. habilitirte sich 1844 als Privatdozent in Jena, wo er schon im folgenden Jahre zum außerord. Professor ernannt wurde. Seine geistvolle Schrift „Das wissenschaftliche Prinzip des deutschen Privatrechts" (Jena 1846) hatte seine Berufung an die Universität Königsberg zur Folge. Im J. 1847 übernahm er die ord. Professur des deutschen Rechts in Erlangen, die er 1851 mit der gleichen Stellung in Tübingen vertauschte. Im J. 1862 kehrte er als Professor der Rechte u. Oberappellationsgerichtsrath nach Jena zurück, siedelte jedoch bereits 1863 als Prof. des deutschen Rechts sowie des Staats- u. Kirchenrechts nach Leipzig über. Im J. 1867 wurde er in den konstituirenden Norddeutschen Reichstag gewählt, 1871 war er Präsident der ersten sächs. Landessynode. Seit Okt. 1871 leitet er das sächs. Kultus- u. Unterrichtsministerium, u. zwar in der Hauptsache im Geiste seines Vorgängers v. Falkenstein (s. d.). Das 1872 von ihm vorgelegte, 1873 trotz des ablehnenden Votums der zweiten Kammer publizirte Volksschulgesetz führte zwar wesentliche pädagogische Reformen ein, ließ aber in der Hauptsache den konfessionellen Charakter der Volksschule bestehen. G.'s Hauptwerk ist das „System des deutschen Privatrechts" (Jen. 1848; 10. Aufl. 1870), eine durch Gründlichkeit, Schärfe u. klare Darstellung ausgezeichnete Arbeit. Ferner schrieb er: „Grundzüge eines Systems des deutschen Staatsrechts" (Lpz. 1865; 2. Aufl. 1869).

Gerberei. Das älteste Mittel zur Bekleidung waren wahrscheinlich die abgezogenen Häute der Thiere, mit denen die Jägervölker der Urzeit ihre Glieder gegen den Einfluß der Kälte schützten. Diese wurden indessen durch das Austrocknen bald steif u. unbiegsam, u. das Bedürfniß nach anschmiegenden Bedeckungen mußte bald zu Versuchen führen, diese Häute durch Klopfen u. Einreiben mit Fett biegsam zu machen. Dies ist der Ursprung der G. Noch heutzutage richten die Indianer Nordamerika's Hirsch- u. Büffelhäute auf diese Art zu (durch Einreiben des Thiergehirns) u. ist auch die Darstellung des Wasch-, Sämisch- u. Crownleders, sowie die Zubereitung des Pelzwerks, auf ähnliche Prinzipien basirt. Auch die übrigen Arten der G., die Roth- od. Lohgerberei, die Weißgerberei, die Handschuhledergerberei, stammen aus sehr alten Zeiten u. zwar vornehmlich aus dem Orient. Die eigentliche Lederbereitung beginnt stets mit der Entfernung der Haare. Dieselben sitzen in Einstülpungen der Lederhaut. Sie werden selten (bei dem ungarischen Leder) durch Abscheren, od. durch das sog. Rhusma (ein Gemisch von Kalk u. Schwefelarsenik, das die Haare rasch zerstört), meistens durch die Einwirkung des Kalkes od. durch einen genau geregelten Fäulnißprozeß, das Schwitzen, beseitigt, das bes. bei dem sog. Sohlleder angewendet wird, um das Aufschwellen der Haut durch Kalk zu vermeiden. Beim Kalken legt man die aufgeweichten u. gut ausgewaschenen Häute in eine dünne Kalkmilch ein, bis die Haare sich leicht durch Auszupfen entfernen lassen. Man beginnt mit einer schon gebrauchten, erschöpften, u. beendet die Operation durch frische Kalkmilch. Beim Schwitzprozeß legt man die Häute dicht auf einander in Gruben ein, in denen sie sich durch die anfangende Fäulniß erwärmen. Häufiges Umsetzen u. genaue Ueberwachung läßt eine Ueberhitzung vermeiden, welche der Festigkeit nachtheilig sein würde. Dies gelingt am besten bei dem amerikanischen od. kalten Schwitzverfahren, wobei durch Einspritzen eines Wassernebels die Atmosphäre in den Gruben möglichst feucht u. kühl erhalten wird. Auch hier entfernt man die Häute, sobald die Haare sich leicht lösen. Sie werden dann auf dem schief gestellten Schabebock durch ein gegen den Strich der Haare geführtes Schabeisen abgenommen, wobei man zum bessern Angreifen groben Sand aufstreuen kann. Auch die Fleischseite wird vom anhängenden Bindezellgewebe befreit u. die werthlosen Hauttheile (Fußlappen, Hals, Kopf) abgeschnitten, die dann das Material für die Leimbereitung bilden. Das hierauf folgende Auswaschen muß bes. bei den gekalkten (geäscherten) Häuten sehr sorgfältig ausgeführt werden. Es geschieht theils durch Einhängen in fließendes Wasser, theils durch Auflegen der zu einem Bande ohne Ende zusammengefügten Häute auf Walzen, die in Trögen mit stets erneuertem Wasser laufen, endlich auch in sog. Waschtrommeln, wie man sie beim Bleichen u. Färben anwendet. Die vorher geschwellten Häute werden wieder schlaff, erhalten, wie man sagt, Zug. Blieben selbst nur Spuren von Kalk zurück, so würden diese bei der Behandlung mit Alaun

Nr. 3079. Altägyptische Gerber.

Nr. 3080. Indianische Gerberinnen.

u. s. w. durch die Bildung krystallinischer Kalksalze das fertige Leder mürbe machen. Die so erhaltene, rein gemachte Haut od. Blöße ist nun das Objekt des eigentlichen Gerbprozesses. Durch die ausgezeichneten Untersuchungen von Knapp ist nachgewiesen, daß das Gerben mit dem Färben auf demselben Prinzipe der Oberflächenanziehung der Faser für Metalloxyde, Gerb- u. Farbstoffe basirt. Schon bei mäßiger Vergrößerung erkennt man, daß die eigentliche Haut aus einem innigen Gewirr von Hautfasern besteht, die indessen nach der Oberfläche od. Narbenseite sich feiner verästeln u. dichter zusammenrücken. Diese wird daher auch fast stets als Schön- od. Schauseite verwendet. So lange die Blöße feucht ist, verschieben sich die Fasern leicht aneinander. Sind die Fasern durch Alkali od. schwache Säuren geschwellt, so erscheint durch das dichte Aneinanderdrängen die Haut prall. Trocknet die Haut aus, so kleben die Fasern hornartig zusammen. Solche getrocknete Haut ist durchscheinend, sehr haltbar, aber starr. Umkleiden sich aber vorher die Fasern z. B. mit einer Schicht Gerbstoff, od. lagern sich basisch schwefelsaure Thonerde, fettsaures Eisenoxyd, Fett, Proteïnstoffe ꝛc. zwischen ihnen ab, so wird dadurch die Umwandlung in **Leder** bewirkt, indem die isolirten Fasern ihre Verschiebbarkeit beibehalten. Knapp hat durch Eintauchen nasser Blöße in absoluten Alkohol das Wasser entfernt u. so nach dem Verdunsten des statt desselben aufgenommenen Alkohols ein vollkommenes Leder erhalten, das freilich beim Naßwerden wieder zu Haut wurde. Das ist nicht mehr der Fall, sobald man etwas Stearinsäure in Alkohol auflöst, da sie nach dem Trocknen die einzelnen Fasern umkleidet u. das Wiederaufnehmen von Wasser verhindert. Pikrinsäure, welche Wolle u. Seide so leicht färbt, bewirkt eben so leicht die Gerbung der Haut.

Nr. 3081 Gerbereiarbeiten am Schabebaum.

Das wichtigste Verfahren der Praxis ist die Herstellung des roth- od. lohgaren Leders. Das Sohl- u. Oberleder unserer Fußbekleidungen, unserer Sattlerarbeiten, auch der Saffian, Corduan, das dänische u. Klavierhammerleder, der Juchten u. s. w. gehören hierher. Den wichtigsten Gerbstoff liefert die Eichenrinde; als beste Gattung derselben gilt die Spiegelrinde von jungen Stämmen aus den sog. Schälwaldungen. Daneben kommt auch viel Fichtenrinde, in Nordamerika die Rinde der Hamlocktanne, Eichenrinde, Kastanienrinde ꝛc. zur Verwendung. Nur für die leichteren Ledersorten werden Sumach, Dividivi, Bablah, Quercitronrinde, Mimosenrinde, Katechu u. andere Gerbstoffe aus den Tropen benutzt. Die gerbstoffhaltigen Pflanzentheile, die Lohe, werden vorher auf Stampfen od. Mühlen zerkleinert. Bei dem deutschen Gerbeverfahren werden die Häute abwechselnd mit Lohschichten in gemauerte, wasserdichte Gruben eingesetzt u. dann Wasser zugelassen; bei dem englisch-amerikanischen Verfahren arbeitet man mit mehr od. weniger konzentrirten Lohbrühen, wobei man mit schon gebrauchten, dünnen, sauer gewordenen Lohbrühen beginnt, zu konzentrirteren fortschreitet u. schließlich das Gerben auch wol in den Lohgruben vollendet. Die Häute nehmen dabei 50–60 % ihres Gewichtes an Gerbstoff auf. Da man Leder nach Gewicht verkauft u. auch die Qualität sich durch vollkommene Sättigung mit Gerbstoff verbessert, so muß man dieses Ziel nach Möglichkeit zu erreichen suchen. Die Begierde, mit der die Faser den Gerbstoff bindet, die Kontraktion, welche die Faser dadurch erfährt, erschwert das Vordringen der Gerbung bis zur Mitte sehr, die daher leicht **spießig**, d. h. durchscheinend, wie unveränderte Haut bleibt. Eine schwach saure Reaktion der Brühe wirkt der Kontraktion entgegen u. erleichtert das Eindringen des Gerbstoffes sehr. In der Grube findet eine successive Wanderung des Gerbstoffes von der Lohe zum Wasser, von dem Wasser zur Hautfaser statt. Das fertige Leder wird endlich, um es geschmeidiger zu machen, mit Thran od. Fettabfall an einem warmen Orte eingerieben, durch Schlagen od. Walzen verdichtet und nach Bedürfniß gefärbt, lackirt, gekrispelt u. so zum Verkaufe zugerichtet. Zu dem für Galanteriearbeiten verwendeten Saffian werden meist dünne Kalbshäute verwendet, die oft auf einer eigenthümlichen Spaltmaschine in der Mitte der Haut durchgespalten werden, so daß nur die Narbenseite zum Gerben kommt. Um möglichst helle Leder zu bekommen, die sich später gut färben lassen, bedient man sich zum Gerben meist des Sumachs. Die Häute werden zu Säcken zusammengenäht, diese mit Sumach gefüllt, in eine mäßig erwärmte Sumachbrühe geworfen u. darin hin- u. herbewegt. So vollendet sich die Gerbung schon in 24 Stunden. Zum Färben dieses Leders dienen jetzt bes. Anilinfarben. — Bei dem sog. **weißgaren** Leder wendet man als Gerbmittel eine Lösung von Alaun u. Kochsalz an. Der Alaun wird dabei unzersetzt absorbirt. Das Kochsalz befördert nur die Aufnahme durch Endosmose. Die Gerbung verläuft sehr rasch, aber das Leder wird durch Behandlung mit Wasser wieder in Hautsubstanz zurückgeführt, u. lassen sich die Abfälle daher auf Leim benutzen. Auch das Gerben von Pelzwerk gehört in diese Kategorie. **Pergament** ist im Wesentlichen nur nach dem Aufspannen getrocknete u. abgeschliffene Haut. Aehnlich wird der sog. **Chagrin** bereitet, Glacéhandschuhleder aus Schaf- u. Ziegenfellen wird nach dem Reinmachen mit Kalk u. sorgfältigstem Auswaschen mittels eines Gemisches von Eigelb, Mehl, Alaun u. Kochsalz gegerbt. Man trocknet das Mehl mit Eigelb zusammen und fügt dann die Alaunkochsalzlösung hinzu, bis eine weißliche Brühe entsteht, mit der man die Häute durch Durchtreten mit den Füßen behandelt. Hierbei wirken einerseits das feinvertheilte Fett des Eigelbs, andererseits Verbindungen der Thonerde mit Proteïnverbindungen (des Mehls u. Eigelbs) u. mit Phosphorsäure gerbend ein. Das **Sämischleder** endlich wird in der Art dargestellt, daß man die noch nassen Häute mit Thran besprengt u. nach dem Zusammenrollen unter hölzernen Stampfen längere Zeit walkt. Man trocknet alsdann u. wiederholt dieses Einsprengen mit Thran ꝛc. bis zur Sättigung mit Fett. Endlich legt man die Felle in einem geheizten Zimmer auf einander. Es erfolgt dann eine ziemlich starke Erwärmung, die man durch Umsetzen der Häute auf ca. 30° erhält. Diese Erwärmung rührt von einer Oxydation des Fettüberzuges der Fasern her, wodurch derselbe in Aether unlöslich wird, u. läßt sich dieser Vorgang mit der sog. Oelbeize für Türkischroth in Parallele bringen. Wie hier beseitigt man schließlich den Ueberschuß des Felles durch Walken mit verdünnter Potaschelösung. Solches sämischgare Leder ist sehr geschmeidig, besonders nach Abstoßen der Narbe, u. wird durch Behandlung mit Wasser nicht verändert; es ist daher als Waschleder zu Handschuhen, Lederhosen ꝛc. sehr beliebt.

Gerbsäuren od. **Gerbstoffe** sind eigenthümliche organische Verbindungen, die sich in vielen Pflanzen finden u. die gemeinsame Eigenschaft besitzen, die Substanz der thierischen Haut in Leder zu verwandeln, indem sie sich mit Leim in konstanten Verhältnissen vereinigen. Sie sind sämmtlich unkrystallisirbar, schmecken zusammenziehend herb, sind geruchlos u. meist farblose od. gelbe Pulver. In Wasser lösen sie sich fast alle leicht auf, die meisten auch in Alkohol u. in Aether; ihre Lösungen zeigen gegen Lackmuspapier schwach saure Reaktion; doch ist der saure Charakter dieser Stoffe nur schwach ausgeprägt u. daher geben sie mit den Basen Salze, die schon an der Luft leicht veränderlich u. sämmtlich unkrystallisirbar sind. Charakteristisch für die G. sind die gefärbten Verbindungen, die sie mit den Lösungen von Eisensalzen geben, u. denen zufolge man sie auch in **eisenbläuende** u. **eisengrünende** G. eintheilt. Die ersteren, zu welchen z. B. die Eichengerbsäure gehört, geben beim Erhitzen (trockene Destillation) stets **Pyrogallussäure**, während die letzteren, die eisengrünenden, zu denen die G.

der Tannen, Fichten, das Katechu u. s. w. gehören, bei der trockenen Destillation keine Pyrogallussäure, sondern dafür Brenzkatechin (Oxyphensäure) geben. Hinsichtlich ihres Vorkommens und ihrer Verbreitung in den Pflanzen mag noch bemerkt werden, daß die G. in perennirenden Pflanzen sich häufiger finden als in ein- u. zweijährigen, u. daß sie bes. reichlich in den Rinden, Wurzeln u. Hölzern, in den Schalen der Früchte u. Samen, auch in unreifen Früchten, seltener in den Blättern, fast nie aber in den Blütenblättern u. niemals im Inneren der Samen angetroffen werden. Die wichtigste aller G. ist die **Galläpfelgerbsäure** od. Eichengerbsäure, gewöhnlich auch blos G. (Acidum tannicum od. Tannin) genannt; sie wird gewöhnlich aus den verschiedenen Arten von Galläpfeln, nam. aus den chinesischen Gallen (weil diese am billigsten sind) bereitet u. stellt gereinigt eine lockere, zerreibliche, farblose, am Lichte aber bald gelb werdende Masse dar; beim Kochen mit verdünnten Säuren geht sie in Gallussäure (s. d.) über. Sie besteht aus Kohlenstoff, Wasserstoff u. Sauerstoff u. ihre Zusammensetzung läßt sich durch die Formel $C_{28}H_{10}O_{18}$ ausdrücken. Man stellt sie fabrikmäßig dar, da sie in großen Mengen verbraucht wird, nam. zur Bereitung von Gallussäure u. Pyrogallussäure, in der Photographie, der Färberei, Medizin u. s. w. Die Verbindungen der Galläpfelgerbsäure mit den Basen, die gerbsauren Salze od. Tannate, sind fast alle in Wasser schwer löslich od. unlöslich u. meistens sehr veränderlich an der Luft. Dies gilt nam. von den Verbindungen mit den Alkalien; etwas beständiger sind diejenigen mit den schweren Metalloxyden; sehr beständig ist z. B. die Verbindung mit Eisenoxyd, die ihre blauschwarze Farbe an der Luft unverändert behält (Galläpfeltinte). Ob die in verschiedenen anderen Pflanzenstoffen, z. B. dem Sumach, der Fichtenrinde, den Mirobalanen u. s. w. enthaltenen G. wirklich mit derjenigen der Eichenrinde u. der Galläpfel identisch sind, wie man gewöhnlich annimmt, ist noch fraglich. Die Gerbefähigkeit od. der Gehalt an G. ist bei den verschiedenen pflanzlichen Gerbstoffen sehr verschieden; türkische Galläpfel enthalten z. B. 77 Proz. G., geringere Sorten: 60—66, chinesische Galläpfel: 65—70, gewöhnliche Eichenrinde: 6—9, beste Spiegeleichenrinde: 19—21, Knoppern: 30—33, Fichtenrinde: 5—7, Sumach: 13—16, Valonia: 19—26, Dividivi: 19, Bablah: 14—15, Buchenrinde 2 Proz. G. Andere G. sind: die Katechugerbsäure, im Katechu enthalten; die Kinogerbsäure, der Hauptbestandtheil des Gummi Kino; die Chinagerbsäure der Chinarinden u. die Kaffeegerbsäure der Kaffeebohnen u. des Paraguaythees; die Leditannsäure in Ledum palustre, die Aspertannsäure in der Asperula odorata (Waldmeister) u. s. w.; dieselben haben aber sämmtlich nur ein rein wissenschaftliches Interesse u. sind theilweise auch noch sehr unvollkommen untersucht.

Gerechtsame ist gleichbedeutend mit Berechtigung u. Befugniß. Dieser Ausdruck wurde nam. gebraucht, um dadurch die Rechte eines besonderen Standes od. einer Korporation, z. B. die Vorrechte der Innungen, zu bezeichnen.

Gerhard, Eduard, verdienstvoller Archäolog, geb. 29. Nov. 1795 zu Posen, studirte in Breslau u. Berlin (unter Böckh) Philologie u. unternahm 1820 zur Stärkung seiner angegriffenen Gesundheit eine Reise nach Italien. Dort faßte er beim Anblicke der antiken Kunstwerke den Plan, sich ganz dem Studium der klassischen Alterthumskunde zu weihen, u. als er 1822 abermals nach Rom kam, führte er diesen Plan aus. Ueber 12 Jahre lang widmete er sich dort, obwol mit geschwächter Sehkraft u. leidender Gesundheit, diesem Fache u. hatte um so günstigere Gelegenheit, sich hierin auszuzeichnen, als gerade in jener Zeit bedeutende Entdeckungen auf archäolog. Gebiete gemacht wurden. So wurden unter anderen (von 1828 an) die großen Vorräthe der Volcenti'schen Vasen gefunden, worüber er 1831 einen eingehenden Bericht in den Annalen des Archäologischen Instituts gab. Die wissenschaftliche Ausbeutung derartiger wichtiger Funde für die Erschließung des öffentlichen Lebens der Alten blieb nebst der Museographie bis an seinen Tod der Hauptgegenstand seiner Forschungen. Von den zahlreichen Sammelwerken u. Einzelschriften, die aus diesen Studien hervorgingen, nennen wir: „Antike Bildwerke" (Stuttg. 1827—44), „Auserlesene griech. Vasenbilder" (4 Bde., Berl. 1839—58), „Etruskische Spiegel" (4 Bde., Berl. 1839—65), „Griech. u. Etruskische Trinkschalen" (Berl. 1840), „Etruskische u. Campanische Vasenbilder" (Berl. 1843), u. „Apulische Vasenbilder" (Berl. 1846). Dazu kommen seine museographischen Arbeiten über die Museen zu Neapel u. Berlin. Ein Hauptverdienst um die wissenschaftliche Behandlung der Archäologie erwarb er sich durch die Gründung des Archäologischen Instituts, das er seit 1828 von Rom aus, seit 1837 von Berlin aus leitete u. durch welches Ausgrabungen antiker Kunstwerke u. deren wissenschaftliche Erklärung erheblich gefördert worden sind (vgl. „Annali" u. „Bullettins dell' Instituto di Corrispondenza archeologica"). Nachdem er von 1837 an seinen bleibenden Wohnsitz in Berlin genommen hatte, wo er Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften u. Archäolog des königl. Museums wurde, setzte er hier seine Forschungen u. Berichte eifrig fort, schuf in der „Archäologischen Zeitung" einen Mittelpunkt für die archäolog. Forschungen in Deutschland (1843 fg.), schrieb trotz seiner zunehmenden Augenschwäche noch zahlreiche kleinere Abhandlungen über archäolog. u. kunstgeschichtliche Gegenstände u. förderte auch die Erforschung der mittelalterlichen Kunst. Er starb 12. Mai 1867 zu Berlin.

Gerhard, Johann, berühmter Dogmatiker der Ev.-Lutherischen Kirche, geb. 17. Okt. 1582 zu Quedlinburg, wurde nach seiner Genesung von einer schweren Krankheit durch Joh. Arndt für den theologischen Beruf gewonnen, für den er sich in Wittenberg u. Jena vorbereitete. Nachdem er bereits zu Jena Vorlesungen gehalten, begab er sich zur Fortsetzung seiner Studien 1604 nach Marburg; 1605 nahm er seine Vorlesungen in Jena wieder auf. Bereits im folgenden Jahre ernannte ihn der Herzog Kasimir von Coburg zum Superintendenten, 1615 zum Generalsuperintendenten, in welcher Stellung er eine treffliche Kirchenordnung entwarf. Im J. 1616 nahm er einen Ruf als erster Professor nach Jena an. Sein bedeutendstes Werk sind die „Loci communes theologici", die zuerst in Jena 1610 in 10 Quartbänden erschienen (neu herausgeg. von E. Preuß, Berlin 1863 fg.). Dieses Werk ist bis heute die umfassendste Rüstkammer dogmatischer Gelehrsamkeit im Sinne des strengen Lutherthums geblieben. G. starb 20. Aug. 1637 zu Jena.

Nr. 3082. Paul Gerhardt (geb. 12. März 1607, gest. 7. Juni 1676).

Gerhardt, Paul, evangelischer Liederdichter, geb. 12. März 1607 zu Gräfenhainichen in Kursachsen, erhielt 1651 ein geistliches Amt zu Mittenwalde in der Mark Brandenburg u. vertauschte dasselbe 1657 mit einem Diakonat an der Nikolaikirche zu Berlin. Da er als strenger Lutheraner, obschon von allem Zelotismus weit entfernt, auf die Unionspläne des Kurfürsten Friedrich Wilhelm nicht eingehen wollte, wurde er nach fast zweijährigen Verhandlungen 1666 abgesetzt; 1667 erlangte zwar seine Gemeinde seine Wiedereinsetzung, aber schon nach einem Monat entsagte er freiwillig seinem Amte. 1668 folgte er von Berlin aus einem Rufe als Archidiakonus zu Lübben in der damals sächsischen Lausitz. Hier starb er nach einer reichgesegneten Wirksamkeit 7. Juni 1676. Aber noch heute lebt er in der evangelischen Kirche durch seine Lieder, die im Gegensatze zu den Bekenntnißliedern der Reformationszeit einen fast durchweg erbaulichen Charakter an sich tragen („Geistliche Andachten", zuerst herausgegeben von Ebeling, Berl. 1666; neu edirt von Wackernagel, Stuttg. 1843, von Bachmann, Berl. 1866. Von Letzterem erschien auch eine Biographie G.'s, Berl. 1863). Die bedeutendsten seiner Lieder sind: „Wach' auf, mein Herz,

u. singe" (1649); „Nun ruhen alle Wälder" (1653); „O Haupt voll Blut und Wunden" (1659) und aus demselben Jahre „Befiehl du deine Wege" (nach Psalm 37, 5).

Géricault (spr. Schehrikohl), Jean Louis André Théodore, franz. Maler, geb. 26. Sept. 1791 in Rouen, bildete sich unter Carle Vernet u. später unter Guérin, von dessen klassisch akademischem Stil er sich aber bald lossagte. Er führte sich durch einige vortreffliche Reiterbilder ein, unter denen nam. der verwundete Kürassier, worin er das ganze Elend des russischen Feldzugs vorführt, großes Aufsehen erregte. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Rom u. Florenz kehrte er 1819 nach Paris zurück u. trat mit einem Bilde auf, das den Schiffbruch der Fregatte „Medusa" mit der ergreifendsten Wahrheit darstellte (gegenwärtig im Louvre). Leider hatte aber dies erste Bild, in welchem G. offen mit der Schule David's brach, keinen bedeutenden Nachfolger. Der Maler ergab sich immer mehr einer düsteren Stimmung u. einem unsteten Leben, das ihm bei seinem zerrütteten Körper einen frühen Tod bereitete. Er starb schon 18. Jan. 1824. Großes Verdienst erwarb er sich durch seine zahlreichen Zeichnungen auf Stein um die Lithographie in Frankreich.

Gericht. Unter den verschiedenen, in einem Staate bestehenden Behörden nehmen die G.e eine besonders bevorzugte Stellung ein. Ihre Aufgabe besteht in der Anwendung der Gesetze (Straf- wie Civilgesetze) auf den einzelnen Fall, u. lediglich aus Gründen des Rechts (Rechtmäßigkeitsprinzip) haben sie zu entscheiden; sie dürfen sich nie von Zweckmäßigkeitsgründen bestimmen lassen, vom Buchstaben des Gesetzes abzuweichen. Alle zweifelhaften Fragen, die Leben, Freiheit, Ehre od. Eigenthum des Einzelnen angehen, sind von ihnen, u. zwar in der Regel von ihnen ausschließlich, zu entscheiden. Bei der Entscheidung der G.e hat es unbedingt zu bewenden; der Ungehorsame wird durch Anwendung von Gewalt gezwungen, den Aussprüchen der G.e Folge zu leisten; alle Sicherheitsorgane des Staates, alle Behörden, Militärpersonen u. Polizeibeamte haben auf Ansuchen der G.e diesen Hülfe zu leisten. In den Gang der Rechtspflege darf keine Behörde, die nicht selbst Justizbehörde ist, eingreifen; ein solcher Eingriff seitens der Regierungsgewalt ist als Kabinetsjustiz verwerflich u. schließt nur Verfassungsverletzung in sich. Die G.e müssen frei sein von jedem unerlaubten, die Entscheidung bestimmenden Einflusse. Die richterlichen Beamten sind daher in konstitutionellen Staaten unabsetzbar, d. h. die Regierungsgewalt kann keinen Richter entlassen, u. bei Vergehen eines Richters kann eine Amtsentsetzung desselben nur durch richterliches Erkenntniß ausgesprochen werden. Die Richter haben Jedermann sein Recht ohne Ansehen der Person, des Standes od. Vermögens angedeihen zu lassen. Diese Pflicht der unparteilichen Handhabung der Gesetze wird den Richtern bes. eingeschärft durch den bei Antritt ihres Amtes zu leistenden Amts- bez. Richtereid. Wer an dem Ausgange eines Prozesses irgendwie betheiligt ist, kann als Richter in demselben nicht thätig werden. Die G.e zerfallen in Straf- (Kriminal-) u. bürgerliche (Civil-) G. Die Gewerbegerichte sind keine eigentlichen G.e, sondern nur eine besondere Art von Schiedsgerichten. Die Friedensgerichte sind bald eigentliche G.e, bald blos Behörden zur Herbeiführung einer gütlichen Einigung. Die Strafgerichte haben die strafbaren Handlungen nach vorgängiger Untersuchung mit der in den Gesetzen geordneten Strafe zu belegen u. die Vollstreckung der Strafe entweder selbst zu übernehmen od. wenigstens zu veranlassen. Dieselben sind entweder Einzelgerichte od. Kollegialgerichte, bald aus lauter juristisch gebildeten Mitgliedern od. nur aus Laien od. endlich aus beiden zusammengesetzt. Dieselben dürfen nur in den vom Gesetze bezeichneten Fällen einschreiten; häufig ist der Beginn ihrer Thätigkeit durch den Antrag des Verletzten od. des öffentlichen Anklägers, des Staatsanwaltes, bedingt. In Zweifelsfällen haben sie eine Freisprechung des Angeschuldigten auszusprechen. Die Schlichtung bürgerlicher Rechtsstreitigkeiten liegt den Civilgerichten ob, die als entscheidende Behörde zwischen den Kläger u. den Beklagten treten u. die Entscheidung auf geeignete Art, in der Regel durch Anhörung beider Theile, vorzubereiten haben. In Deutschland sind die Civilgerichte vielfach auch mit der Vollstreckung der Entscheidung betraut — eine Thätigkeit jedoch, die nicht als eine eigentlich richterliche, sondern als eine justizpolizeiliche aufzufassen ist u. daher in neuerer Zeit passender besonderen Beamten (sog. Gerichtsvollziehern, Prokuratoren, Exekutoren) übertragen wird. Außerdem liegt den Civilrichtern vielfach die Erledigung von sog. nichtstreitigen Rechtssachen (Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit) ob, die entweder die Beurkundung eines Rechtsgeschäfts od. die Verhütung zukünftiger Rechtsstörungen bezwecken. Auch Verwaltungssachen pflegen an G.e in erster Instanz verwiesen zu werden. Diese Vermischung von Rechtspflege u. Verwaltung ist jedoch von Uebel, da sie den Richter leicht veranlassen kann, auch in Rechtssachen nach Zweckmäßigkeitsrücksichten zu verfahren u. zu erkennen. Auch die Civilgerichte sind entweder Einzel- od. Kollegialgerichte, Unter- od. Obergerichte. Das Laienelement ist meist nur bei Handelsgerichten zur Anwendung gekommen. Der Civilrichter nimmt den Parteien gegenüber eine abwartende Stellung ein; er ist an die Anträge der Betheiligten gebunden u. darf nie von Amtswegen thätig werden, sofern es sich nicht um einzelne Prozeßhandlungen handelt, bei denen ein Einschreiten des Richters im öffentlichen Interesse geboten ist.

gerichtliche Medizin ist ein Theil der öffentlichen Medizin, der medicina forensis, der oft von demselben Beamten (Gerichtsarzt) geleitet wird wie die Sanitätspolizei, mit dieser jedoch sachlich nichts zu thun hat. Der Zweck der g. M. ist: die Erfahrungen der Medizin bei gerichtlichen Fragen zu verwenden. Je nach der Art des vorliegenden gerichtlichen Falles wird die g. M. bald Individuen bald Verhältnisse zu prüfen haben. Das Amt des Gerichtsarztes ist das eines Sachverständigen, es liegt ihm nichts weiter ob, als bestimmt formulirte Fragen des Gerichtes in exakter Weise zu beantworten. Solche Fragen sind z. B. die nach der Zurechnungsfähigkeit eines Angeklagten, nach der Erwerbsfähigkeit eines Beschädigten ꝛc. Ebenso beschäftigt sich die g. M. mit Feststellung der Todesursachen, wobei das Urtheil des Gerichtsarztes von dem des behandelnden Arztes wesentlich verschieden sein kann. Denn während der Erstere stets nur die unmittelbare Todesursache festzustellen hat, beschäftigt den praktischen Arzt die Krankheit überhaupt, an welcher der Patient verstorben. So kann z. B. Jemand infolge einer Verletzung Eitervergiftung bekommen u. daran sterben. Der behandelnde Arzt würde die Eitervergiftung als Todesursache angeben, der Gerichtsarzt die Verletzung. Endlich hat die g. M. Klagen über ärztliche Mißgriffe, Kunstfehler u. Versäumnisse zu entscheiden. Das Studium der g. M. ist demnach ein besonderes, welches die übrige medizinische Kenntniß zur Vorbedingung hat, u. es sind an den meisten Universitäten besondere Lehrstühle dafür errichtet. Diejenigen Aerzte, die als Sachverständige bei Gerichten fungiren, und welche die Qualifikation dazu durch besondere Prüfungen zu bethätigen haben, heißen in Preußen Kreisphysici, in Sachsen Kreisärzte.

Gerichtsbarkeit bezeichnet die Befugniß einer öffentlichen Behörde, in einzelnen Fällen Recht zu sprechen u. die Gesetze auf den einzelnen Fall anzuwenden. Sie ist ein Ausfluß der Staatsgewalt; denn der Regent eines Staates besitzt als solcher die hoheitliche G., d. h. das Recht u. die Pflicht, den Rechtsweg zu eröffnen, die Gerichte zu organisiren u. die einzelnen Beamten anzustellen od. doch Bestimmungen über ihre Anstellung u. Anstellungsfähigkeit zu treffen. Die G. zerfällt in Straf- u. bürgerliche G. Die bürgerliche G. zerfällt in die streitige (Civilprozeß) u. nichtstreitige (Handlungen der freiwilligen G.). Erstere wird entweder kraft eigenen Rechts od. kraft erhaltenen Auftrags im einzelnen Falle ausgeübt. Die eigene G. tritt entweder zufolge Amtes od. kraft besonderen Erwerbstitels ein. Letztere steht entweder einer einzelnen Person od. Familie, od., was häufiger der Fall ist, einem Grundstücksbesitzer als solchem zu. Sie heißt in solchem Falle Patrimonialgerichtsbarkeit; der Berechtigte (Gerichtsherr) kann sie selbst od. durch einen ständig Beauftragten (Patrimonialrichter) ausüben. Sie geht durch Gesetz, freiwillige Aufgabe od. Entziehung wegen Mißbrauchs verloren. Das Staatsoberhaupt (der oberste Gerichtsherr) darf in konstitutionellen Staaten die G. nicht mehr selbst ausüben. Früher übte nam. auch die Kirche G. aus. Neuerdings hat man zu unterscheiden zwischen Reichsgerichtsbarkeit u. Landesgerichtsbarkeit. Die erstere ist dermalen noch auf bestimmte Gebiete (nam. Handels- u. Wechselrecht) beschränkt. In Fällen, in denen der an sich befugte Richter aus thatsächlichen od. rechtlichen Gründen die G. nicht ausüben kann, wird die G. von der Staatsgewalt (Aufsichtsbehörde) mittels Delegation auf einen anderen Richter übertragen. Dies kann jedoch nur in gesetzlich bestimmten Fällen geschehen; denn es ist ein verfassungsmäßig garantirtes Recht, daß Niemand seinem ordentlichen Richter entzogen werden dürfe.

Gerichtsstand (forum). Darunter versteht man das Recht u. die Pflicht eines Gerichtes, in einer bestimmten Rechtssache thätig zu werden. Es ist den Betheiligten gegenüber regelmäßig ein Zwangsrecht; sie müssen vor dem zuständigen Richter Recht nehmen, können aber auch verlangen, nur dem Spruche des gesetzlich zuständigen Richters unterworfen zu werden. Nur ausnahmsweise können die Betheiligten einen Unzuständigen um Rechtsprechung angehen (gewillkürter G.). In der Regel sind jetzt sämmtliche Staatsunterthanen derselben Gattung von Gerichten unterworfen u. die besonderen Standesgerichte (Pairsgerichtshöfe, privilegirte G.e) beseitigt. Nur die Landesherren u. Mitglieder des hohen Adels genießen häufig noch jenes Privilegiums. Doch können vermöge des Gesetzes besondere Gattungen von Rechtssachen (Rügensachen, Ehesachen, Handelssachen) eigenthümlich organisirten Gerichten überwiesen werden, sog. befreiter G. In Kriminalsachen ist der gewöhnliche G. der des begangenen Verbrechens, ausnahmsweise der der Ergreifung od. des Wohnsitzes;

hie u. da ist es dem Staatsanwalte od. dem obersten Kriminalgerichtshofe anheimgestellt, welches Gericht sie zur Untersuchung u. Entscheidung wählen wollen. In Civilsachen hingegen ist der gewöhnliche G. der des Wohnorts, d. h. des Ortes, wo Jemand den Mittelpunkt seines häuslichen u. geschäftlichen Lebens hat. Ausnahmsweise u. beim Vorhandensein besonderer Voraussetzungen kann auch an dem Orte, wo die betreffende bewegliche od. unbewegliche Sache liegt, wo der betreffende Vertrag geschlossen worden od. zu erfüllen ist, od. wo ein anderer, in enger Verbindung stehender Anspruch zu verhandeln u. zu entscheiden ist, geklagt werden. Außerordentliche G.e treten ein, wenn der an sich zuständige Richter wegen zu befürchtender Parteilichkeit verworfen wird, od. wenn mehrere Personen, welche gleichzeitig verklagt werden sollen od. müssen, in verschiedenen Gerichtssprengeln wohnen. Hier beauftragt (delegirt) die Oberaufsichtsbehörde einen anderen od. einen von mehreren zuständigen Richtern.

Gerichtsverfassung. In einem größeren Staatsgebiete kann unmöglich ein Gericht mit der Verhandlung u. Entscheidung sämmtlicher Rechtssachen betraut werden. Es zerfällt vielmehr zuvörderst das ganze Land in eine Anzahl Gerichtssprengel. Die in diesen eingesetzten Gerichte haben in erster Instanz (d. h. in erster Linie, unter dem Vorbehalte der Kontrole u. Korrektur seitens der übergeordneten Gerichte) regelmäßig alle Untersuchungssachen u. bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten zu erledigen. Ausnahmsweise sind die Rechtssachen einzelner Klassen von Personen, Grundstücken u. dgl. an besondere Gerichte verwiesen. Ueber diese Gerichte, die sog. Untergerichte, die meist bureaukratisch organisirt sind, d. h. aus einem die Behörde repräsentirenden Beamten nebst einer bald größeren, bald geringeren Anzahl von Subalternenbeamten bestehen, sind höhere Gerichte gesetzt, Bezirksgerichte, Landesgerichte, Appellationsgerichte (s. d.), denen eine größere Anzahl von Gerichtssprengeln unterstellt ist. Ueber diese erhebt sich dann als dritte Stufe noch ein oberstes Landesgericht (Obertribunal, Oberappellationsgericht, Kassationsgericht, für das Reich in Handelssachen das Reichsoberhandelsgericht). Diese Art der Organisation beruhte auf dem durch die Bundesakte vom 8. Juni 1815 vereinbarten Grundsatze der sog. drei Instanzen. In neuerer Zeit hat man die strenge Durchführung dieses Grundsatzes zu verlassen angefangen, indem man entweder zwei Instanzen als ausreichend ansieht od. es wol auch bei der Entscheidung eines Gerichtes schlechthin bewenden läßt, wie dies z. B. bei den Schwurgerichten der Fall ist. Der Instanzenzug (d. h. die Stufenfolge der Gerichte mit der Maßgabe, daß ein höheres Gericht den Spruch eines niederen zu prüfen, eventuell abzuändern od. umzustoßen hat) beruht auf dem Gedanken, daß ein Richter bei der Anwendung der Gesetze irren könne, daher eine nochmalige Prüfung des Rechtsfalles im Interesse der Betheiligten geboten sei. Die übermäßige Berücksichtigung dieses an sich gewiß wichtigen Gedankens führte jedoch im gemeinen Prozeßrechte dazu, daß die Prozesse ins Unendliche hinausgesponnen wurden. Man hat diesem Uebelstande in neuester Zeit dadurch abzuhelfen gesucht, daß man die Untergerichte kollegialisch besetzte, wie dies bei den Obergerichten von jeher der Fall war. Diese Art der Zusammensetzung der Gerichte bietet wenigstens einige Garantie für eine gewissenhafte u. unparteiische Prüfung der einschlagenden thatsächlichen u. rechtlichen Fragen.

Gerippe, das Knochengerüst od. Skelet, s. „Anatomie".

Gerlach, eine preuß. Adelsfamilie, die ehemals in Schlesien u. in der Oberlausitz wohnte, von dort aber wegen ihrer protestantischen Konfession um die Mitte des vorigen Jahrh. vertrieben wurde u. sich dann in Hinterpommern niederließ. Ihr gehören an: Ernst Ludwig v. G., Sohn des 1813 verstorbenen Berliner Oberbürgermeisters v. G. und Bruder des Leopold v. G. (geb. zu Berlin 1790, gest. als preuß. General zu Potsdam 10. Jan. 1861), Otto v. G. u. Wilhelm v. G. (geb. zu Berlin 1789, gest. als Oberlandesgerichtspräsident zu Frankfurt a. d. O. 1834). Ernst Ludwig v. **G.**, geb. zu Berlin 7. März 1795, nahm 1813—15 an den Befreiungskriegen Theil, trat dann in den Justizdienst u. ward im Juni 1823 Oberlandesgerichtsrath in Naumburg. Bald darauf fing er an, sich auch mit der Politik zu beschäftigen, ward Mitglied des Klubs in der Wilhelmsstraße zu Berlin, der die Wiederherstellung des „christl.-german. Staates" sich zur Aufgabe gemacht hatte, u. Mitarbeiter am „Politischen Wochenblatt", dessen Motto: „Nous ne voulons pas la contre-révolution, mais le contraire de la révolution" er seitdem als den Leitstern seiner Handlungen betrachtet hat. Im J. 1829 als Landesgerichtsdirektor nach Halle u. 1835 als Vizepräsident des Oberlandesgerichts nach Frankfurt a. O. versetzt, wurde G. 1842 Geh. Oberjustizrath u. kurz nachher Mitglied des Staatsraths u. der Gesetzgebungskommission. Damals verfaßte er den Entwurf eines Ehescheidungsgesetzes, gegen welches sich wegen der darin ausgesprochenen Tendenz die öffentliche Meinung mit Bitterkeit erklärte. Im J. 1844 erhielt G. den Posten eines Präsidenten des Oberlandesgerichts in Magdeburg, von wo aus er sich am Kampfe gegen die moderne Geistesrichtung durch Artikel in der „Evangelischen Kirchenzeitung" mit einem wahren Zionseifer betheiligte. Nach der Revolution von 1848 gründete er mit Anderen, die im Dunkel blieben, die „Neue Preuß. (Kreuz-)Zeitung", als deren Redakteur ein bis dahin unbekannter Gerichtsassessor, Hermann Wagener, ein Vertrauter G.'s, vorgeschoben wurde. G. selbst war theils für das Feuilleton (den „Zuschauer") thätig, durch dessen pasquillartigen u. denunziationsreichen Inhalt ein moralischer Terrorismus ausgeübt werden sollte, theils schrieb er die monatliche „Rundschau". Von 1849—58 war G. Mitglied der 1. preuß. Kammer u. hier in Gemeinschaft mit F. J. Stahl Führer der äußersten Rechten, welche das Programm vom christlichen Staate verfocht, den ganzen Staat „bis zum kleinsten Ordensbändchen ins Christenthum untergetaucht wissen", ihn der Kirche unterthänig machen wollte. Im J. 1850 war G. auch Abgeordneter für das Erfurter Parlament. Seit 1854 außer Dienst, erhielt er 1865 den Titel eines Wirkl. Geh. Oberjustizrathes. Trotz der völlig veränderten Zeitverhältnisse hielt G. auch nach 1866 in Schrift u. Wort, nam. in seinem Auftreten im preuß. Abgeordnetenhause, dessen Mitglied er noch gegenwärtig (1874) ist, hartnäckig an seinen alten Grundsätzen fest. Aufs Treffendste ward er vom Fürsten Bismarck in der Sitzung v. 17. Dez. 1873 charakterisirt, nachdem G. das 1849 von Bismarck ausgesprochene Wort: „Das Narrenschiff der Zeit wird an dem Felsen der Kirche zerschellen" zu dem seinigen gemacht hatte. — Otto v. **G.**, Bruder des Vorigen, evangel. Theolog, geb. 12. April 1801 zu Berlin, studirte Anfangs die Rechte, ging aber dann zur Theologie über u. habilitirte sich 1828 als Privatdozent zu Berlin. Seit 1834 Pfarrer an der Elisabethkirche in einer Vorstadt Berlins, wirkte er in dieser Stellung mit solchem Eifer u. Glück, daß er 1847 zum Domprediger berufen wurde, in welcher Stellung er auf den Hof u. die kirchliche Entwicklung Preußens großen Einfluß ausübte. G. starb 24. Okt. 1849. Außerhalb Preußens hat er sich bes. bekannt gemacht durch seine „Auswahl der Hauptschriften Luther's mit Anmerkungen" u. s. w. (24 Bdchn., Berl. 1840—48), sowie durch sein für Laien bestimmtes Bibelwerk in 6 Bdn.: „Luther's Uebersetzung mit Einleitungen u. erklärenden Anmerkungen" (Berl. 1841 fg., fortges. von Schmieder, 6. Aufl. 1858).

Germanen nannten die Kelten u. nach ihnen die Römer die Völker, welche zwischen dem Rhein u. der Weichsel, der Donau u. dem Meere wohnten. Der Name selbst ist keltischen Ursprungs u. bedeutet „Schreier, Rufer", nach dem Kampfgeschrei, durch welches sich die G. bei ihren Nachbarn furchtbar machten. Die G. sind ein indogermanisches Volk, verwandt mit den Slaven u. Kelten, vor jenen, aber nach diesen in Mitteleuropa eingewandert u. dies wahrscheinlich von Norden her. Der Name G. ist nie den einzelnen Stämmen gemeinsam gewesen; als „Deutsche" (von dem gothischen Thiuda=Volk) bezeichneten sich dieselben erst seit dem Anfange des 9. Jahrh. Jetzt hat der Begriff G. eine weitere Bedeutung u. umfaßt außer den Deutschen auch noch die in entfernterem Grade stammverwandten Norweger, Dänen, Schweden, Engländer u. Friesen.

Germanicus, Cäsar, geb. 15 v. Chr., Sohn des Nero Claudius Drusus (Bruders von Tiberius) u. der Antonia, der Tochter des mit Augustus' Schwester verheiratheten Triumvirs Antonius, ist einer der wenigen edlen Charaktere, die uns in der Geschichte des Julisch-Clandischen Hauses entgegentreten. Nachdem G. mit Tiberius, der bei seiner Aufnahme in die Julische Familie (4 n. Chr.) den von Augustus wegen seiner trefflichen Eigenschaften hochgeschätzten Jüngling auf des Kaisers Geheiß hatte adoptiren müssen, in den Jahren 7—10 den Aufstand in Pannonien u. Dalmatien unterdrückt hatte, wurden Beide nach Germanien geschickt, um die Rheingrenze zu sichern; doch kehrte G. bald nach Rom zurück, wo er im J. 12 das Konsulat bekleidete. Darauf als Oberbefehlshaber zu den Truppen am Rhein gesandt, bewies er beim Tode des Augustus edle Uneigennützigkeit, indem er die 4 Legionen des unteren Rheinheeres, die sich empörten u. ihn selbst zum Herrscher erheben wollten, zum Gehorsam gegen Tiberius zurückführte. Er bewährte sich hier aber auch als ausgezeichneter Feldherr, denn es gelang ihm durch eine Reihe siegreicher Feldzüge im Inneren Norddeutschlands, den Kriegsruhm der Römer wiederherzustellen.

Hierauf zog er, von Armin's Schwiegervater Segest herbeigerufen, gegen die Cherusker, wobei Armin's Gattin Thusnelda in römische Gefangenschaft gerieth. Bei einem neuen Einfall trug er in der Schlacht auf der Ebene Idistavisus (16 n. Chr.) über Armin selbst einen glänzenden Sieg davon. Es wurde aber seiner Siegerlaufbahn durch Tiberius ein Ende gemacht, der den G. zurückberief, da er befürchtete, dessen Beliebtheit möchte ihm selbst gefährlich werden. Bei seiner Rückkehr nach Rom großartig empfangen, ward er nach der glänzenden Feier seines Triumphs (17 n. Chr.) bald wieder durch seinen argwöhnischen Oheim u. Adoptivvater von dort entfernt, indem Tiberius ihm den Oberbefehl über die Provinzen im Orient übertrug (18); doch starb er schon im J. 19 in Daphne bei Antiochien. Von seiner Familie fanden seine edle Gemahlin Agrippina u. seine beiden ältesten Söhne Nero u. Drusus, von Tiberius' Hasse verfolgt, später einen gewaltsamen Tod; sein entarteter jüngster Sohn aber, Gajus (Caligula), ward der Nachfolger des Tiberius. — G., durch hohe Bildung ausgezeichnet, ist auch als Redner u. Dichter zu nennen; erhalten ist seine Uebersetzung von Arat's astronomischem Lehrgedichte (zuletzt von Breysig herausgegeben, Berl. 1867), die ihm indeß von Manchen abgesprochen wird.

germanische Sprache, s. „deutsche Sprache".

germanische Volksrechte. Zur Zeit der Völkerwanderung u. in den nachfolgenden vier Jahrhunderten wurden eine größere Anzahl von Sammlungen der damals bei den einzelnen deutschen Völkerstämmen geltenden Gewohnheitsrechte veranstaltet. Man nannte diese Aufzeichnungen, sofern sie röm. Recht betrafen, leges romanae, sofern sie einheimische Rechtssätze zum Inhalte hatten, leges barbarorum. Zu der letzteren Gattung gehören namentlich: 1. die lex Salica, aus dem 5. Jahrh., wahrscheinlich noch vor Chlodwig verfaßt; sie ist ein Gesetzbuch der salischen Franken u. enthält vielerlei wichtige Bestimmungen (so wird z. B. die Thronfolge der meisten europ. u. deutschen Fürstenhäuser nach der durch das Salische Gesetz bestimmten Erbfolgeordnung geregelt). 2. die lex Ripuariorum, von den am Unterrhein wohnenden Stämmen (Belgien, Niederlande) u. aus dem Anfange des 6. Jahrh. herrührend. 3. die lex Alemannorum (Schwaben), am Oberrhein verfaßt u. ebenfalls aus dem 6. Jahrh. herrührend, enthält vielfache Bestimmungen über die Rechte der Geistlichen. 4. die lex Bajuvariorum (Bayern) aus dem 6. Jahrh. 5. die lex Burgundionum (Mittelrhein u. Elsaß), aus dem 6. Jahrh., vielfach schon vom röm. Recht beeinflußt. 6. die lex Saxonum (Hannover, Westfalen u. Anhalt), unter Karl d. Gr. verfaßt; ebenso 7. die lex Angliorum et Werinorum (Thüringen); 8. die lex Friorionum (Holstein), rührt aus dem Anfange des 9. Jahrh. her u. hat am längsten (bis ins 14. od. 15. Jahrh.) gegolten; 9. die lex Visigothorum, im 8. Jahrh. in Spanien, wo damals die Westgothen wohnten, unter Reccared u. Egiza verfaßt, ist zwar an Material das reichhaltigste Volksrecht, enthält aber bereits sehr viel röm. Recht; 10. die lex Lombarda od. die leges Longobardorum, aus dem 7. u. 8. Jahrh., galt nam. in Oberitalien u. lehnt sich fast durchweg an das röm. Recht an.

germanische Volksstämme. Der Trieb nach politischer Selbstständigkeit u. Freiheit hat die Germanen der ältesten Zeit an der Bildung eines großen Nationalstaates gehindert u. ist die Ursache gewesen, daß sich diese Nation in eine Menge, oft einander feindlich gegenüberstehender Stämme zersplittert hat, bis der Gegensatz zu den Römern u. die Noth der Vertheidigung einzelne dieser Stämme zu Völkerbünden zusammenschloß. An den Küsten der Nordsee, von der Mündung des Rheines bis zur Ems, wohnten die Friesen (s. d.), welche auch die Gestadeinseln besetzt hielten, ein streitbares, Freiheit liebendes Volk, tüchtig auf der See, geschützt durch die Sümpfe ihres Landes vor fremden Angriffen; nach O. waren diesen benachbart die Chauken, welche zwischen den Mündungen der Ems u. Elbe saßen u. mit jenen verwandt waren; auch sie waren längere Zeit Bundesgenossen der Römer, doch brachen sie das Verhältniß, als Letztere Niederlagen erlitten hatten, u. wehrten den Versuch des Kaisers Claudius, sie wieder zu unterwerfen, erfolgreich ab. Landeinwärts von den Chauken lagen die Wohnsitze der Angrivarier, deren Namen noch das Dorf Engern trägt; früher waren sie Verbündete der Chauken, später traten sie in Freundschaftsbeziehungen zu den Sachsen. Diese hatten in der Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. das Land zwischen der Mündung der Elbe u. der Ostsee bis zum Travefluß inne u. machten eins der Hauptvölker der Cimbern aus, ein Gesammtname für die Stämme, welche die jütische Halbinsel bewohnten u. mit den Teutonen, die auf den dänischen Inseln ansässig gewesen, auf ihren durch Naturereignisse veranlaßten Zügen nach S. zuerst mit den Römern feindlich zusammentrafen. Später erscheinen teutonische Stämme im Gebiete des heutigen Mecklenburgs. An der Ostsee saßen in den ältesten Zeiten die Burgunder zwischen der Oder u. Weichsel, bis sie von den Gepiden vertrieben wurden; da wandte sich der eine Theil nach N. u. besetzte die Ostseeinsel, welche nach ihnen Burgundaholm (Bornholm) genannt wurde; der andere ging nach W., wurde in Gallien aber durch den Kaiser Probus geschlagen u. mußte am Main seine Wohnplätze nehmen. Das am weitesten nach NO. vorgeschobene Volk waren die Gothen (Gothones), die vor Christi Geburt das heutige Westpreußen inne hatten, gegen das Ende des 2. Jahrh. aber südl. zogen u. im 3. Jahrh. große Reiche im heutigen Siebenbürgen u. südl. Rußland gründeten. Die Insel Rügen hat ihren Namen von den Rugiern, zu denen auch die Heruler gehörten. Im östl. Theile des heutigen Holsteins saßen die Angeln, nahe verwandt mit den Sachsen, deren Namen noch in „England" fortlebt. Die jetzige Rheinprovinz u. Westfalen bewohnten von N. nach S. die Marsen, die Brukterer (Hauptttheilnehmer an dem Freiheitskampfe gegen Varus) u. die Sigambrer, die zur Zeit des Drusus die Gegenden zwischen Lippe u. Sieg innehatten. Am Oberlaufe der Fulda wohnten die Chatten, von denen der Name „Hessen" abgeleitet wird; nördl. von ihnen die Cherusker, ein muthiges Gebirgsvolk, im Freiheitskampfe gegen die Römer das Haupt der verbündeten Stämme; südl. von diesen zwischen Elbe u. Fulda, dem Erzgebirge u. dem Thüringer Walde die Hermunduren, deren Gebiet bis nach Böhmen hineinreichte, die aber, von den Markomannen unter Marbod bedrängt, einen Theil des von diesem Volke verlassenen Gebiets am Rhein bis zur Donau in Besitz nahmen. In der heutigen Mark Brandenburg zwischen Elbe u. Oder saßen zu Tacitus' Zeiten suevische Völker, deren vornehmstes die Sennonen waren. Die Longobarden saßen ursprünglich am Westufer der Elbe; im 2. Jahrh. treten sie in den Gegenden zwischen Weser u. Elbe auf; im 5. Jahrh. sind sie östl. bis nach Oberungarn gedrängt. Das mächtigste Volk suevischen Stammes waren die Markomannen, die unter Marbod sich aus ihren ältesten Sitzen am Rhein nach O. wandten, den größten Theil des Gebietes der keltischen Boier (Böhmen) eroberten u. die heftigsten Feinde der Römer waren. An diese schlossen sich nach SO. die Quaden an, welche den östl. Theil von Böhmen u. Mähren bis zu den Kleinen Karpathen inne hatten. — Fortwährende Kämpfe u. Wanderungen verschoben diese Wohnsitze so, daß eine vielfältige Vermischung der Völkerstämme eintrat, bis dieselben sich endlich in Völkerbünden wieder theilweise einigten. Um 450 n. Chr. nahmen die Landschaften am Oberrhein u. an der Oberdonau bis an die Vogesen im W., den Main im N., die Iller im O. u. die Alpen im S. die Alemannen ein; den Mittel- u. Niederrhein hatten die Franken inne; in Norddeutschland hatte sich der Sachsenbund, in Mitteldeutschland das Reich der Thüringer gebildet.

Germanisches Museum, eine Nationalanstalt für die Geschichte u. Volkskunde Deutschlands, wurde vom Freiherrn Hans von u. zu Aufseß ins Leben gerufen u. mit Begünstigung des Königs Ludwig von Bayern u. der 1852 zu Dresden versammelten deutschen Geschichts- u. Alterthumsforscher am 15. Juni 1853 zu Nürnberg eröffnet, nachdem es vorher von der Deutschen Bundesversammlung als Nationaleigenthum u. von der bayrischen Regierung als juristische Person anerkannt worden war. Im J. 1857 kaufte die Anstalt mit Unterstützung des Königs Ludwig die alte Kartause zu Nürnberg u. die Sammlungen des Freiherrn v. Aufseß. Erstere wurde nach u. nach restaurirt u. sämmtliche Gebäude mit Einschluß der von der Stadt Nürnberg geschenkten Kreuzgänge u. Gärten für das Institut verwendet. Die Kirche z. B. dient zur Aufbewahrung der kirchlichen Alterthümer, die Kreuzgänge für die Grabdenkmäler, Waffen 2c. Die ganze Anstalt zerfällt in das Archiv, die Bibliothek u. die Kunst- u. Alterthumssammlung, welche Abtheilungen Alles zu enthalten bestimmt sind, was für die deutsche Geschichte im weitesten Umfange von Interesse ist. Werthvolle Ausschmückungen sind Kaulbach's Originalgemälde „Kaiser Otto III. in der Gruft Karl's d. Gr." u. das von Kaiser Wilhelm I. geschenkte Glasgemälde mit Abbildungen aus der Geschichte der Hohenzollern.

Was die einzelnen Abtheilungen betrifft, so hat das Archiv den Zweck, zerstreute historische Aktenstücke zu retten u. nutzbar zu machen; es ordnet u. bewahrt auch auf Verlangen kleine Privat- u. Gemeindearchive. Die Bibliothek wird durch Schenkungen aller Verlagswerke von 600 deutschen Buchhandlungen sowie durch den Schriftenaustausch von Vereinen, Akademien u. Schulen genährt u. besitzt bereits über 50,000 Bände. Dabei befindet sich auch die Bibliothek der deutschen Nationalversammlung von 1848. Im Vorzimmer sind die Schreibtische u. Sessel der beiden Brüder Grimm aufgestellt. Die bedeutendsten Unterabtheilungen der Kunst- u. Alterthumssammlung sind: Grabdenkmale, Bautheile u. architektonische Ornamente, figürliche Skulpturen, kirchliche Alterthümer, Gewebe u. Stickereien, Münzen, Medaillen u. Siegel, Waffen, Möbel u. Hausgeräthe, Folter- u. Strafwerkzeuge, astrologisch-magisch-theosophische Reliquien, wissenschaftliche Instrumente, Kalender, Landkarten u. Pläne, Denkmäler der Entwickelung der Urkunden- u. Buchschrift u. des Buchdrucks, Kupferstiche u. Holzschnitte, Handzeichnungen, Musikalien, Kleidungs- u. Schmucksachen, Gemälde u. s. w.

An der Spitze des G. M.s steht ein Verwaltungsausschuß von 25 bis 30 Mitgliedern, Männern der Wissenschaft u. Kunst, welcher sich selbst ergänzt u. sich jährlich einmal in Nürnberg versammelt. Er ernennt zur Erledigung der laufenden Geschäfte einen Lokalausschuß aus den in Nürnberg u. Umgebung wohnenden Mitgliedern, der sich im Museum selbst monatlich versammelt. Seine Beschlüsse vollzieht ein Direktorium, bestehend aus zwei Direktoren. Die Zahl u. Funktionen der Beamten des Museums bestimmt der Verwaltungsausschuß. Ihre Wahl steht dem ersten Direktor zu. Ein monatlich erscheinendes Blatt „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" dient als Organ für Entwickelung u. Strebungen des Museums. Von Zeit zu Zeit werden auch besondere Veröffentlichungen ausgegeben, die mit Facsimiles wichtiger Handschriften, Abbildungen interessanter Gegenstände der Sammlung u. s. w. versehen sind. Zum Betrieb seiner buch- u. kunsthändlerischen Geschäfte hat das Museum eine eigene literarisch-artistische Anstalt, in welcher seine Veröffentlichungen verlegt werden. Außerhalb Nürnbergs hat es zahlreiche Pflegschaften, welche seine Interessen wahrnehmen.

germanisiren nennt man die Umwandlung einer fremden Nationalität in die deutsche, entweder durch Gewalt, welche einem unterworfenen Volksstamme Sprache, Sitte, Recht u. Verfassung der Deutschen aufzwingt, od. auf friedlichem Wege durch Kolonisation u. Verbreitung deutscher Kultur. Von allen Völkern haben die slavischen die größten Länderstrecken auf diese Weise an die Deutschen verloren. In wenigen Jahrzehnten wird die Germanisation der Wenden in der Ober- u. Niederlausitz vollendet u. dieses Völkchen zu eben so guten Deutschen umgewandelt sein, wie alle Volksstämme östl. von der Elbe, welche ebenfalls nur germanisirte Slaven sind. Die romanischen Völker haben durch ihre vorgeschrittene Bildung u. ihr starkes Nationalgefühl den Germanisationsbestrebungen immer einen sehr erfolgreichen Widerstand entgegengestellt.

Germanismus nennt man eine grammatische od. stilistische Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache; vorzüglich wird als G. eine wörtliche u. deshalb fehlerhafte Wiedergabe solcher spezifisch deutscher Sprachformen durch eine andere Sprache bezeichnet; am häufigsten finden wir Germanismen in den lat. Schriftwerken, die im Mittelalter in Deutschland entstanden sind; am geistreichsten u. witzigsten sind dieselben in den „Epistolae obscurorum virorum" benutzt worden (z. B. hic labor it bonum, diese Arbeit geht gut).

Germanisten nennt man diejenigen Rechtsgelehrten, welche sich vorzugsweise mit dem deutschen Recht beschäftigen; den Gegensatz bilden die Romanisten, deren Studien dem röm. Recht gewidmet sind. Seit dem Aufblühen der deutschen Sprach- u. Alterthumsforschung bezeichnet man als G. auch die Vertreter dieser Wissenschaft, als Romanisten die, welche in entsprechender Weise auf dem Gebiete der romanischen Sprachen thätig sind. — Einen Vereinigungspunkt der G. zu bilden, traten die Germanistenversammlungen ins Leben, deren erste am 24. Sept. 1846 zu Frankfurt a. M. gehalten wurde; die zweite fand in Lübeck statt 27. Sept. 1847, während die dritte, für 1848 nach Nürnberg berufen, durch die Zeitverhältnisse verhindert wurde. Seitdem haben diese Versammlungen keine Wiederholung gefunden.

Germersheim, Stadt u. Festung in der bayer. Rheinpfalz mit 10,181 E., liegt in einer sumpfigen Niederung, an der Einmündung des Queich-Flüßchens in den Rhein, ist Sitz eines Landgerichtes, Hauptort eines Bezirksamtes, hat ein Gymnasium u. treibt bedeutenden Handel u. Schiffahrt. G., das aus einer röm. Militärstation entstanden sein soll, ward durch Rudolf von Habsburg zur freien Reichsstadt erhoben, kam aber 1330 an die Pfalz u. litt außerordentlich in den Kriegen zwischen Frankreich u. Deutschland im 17. u. 18. Jahrh. Nach dem zweiten Pariser Frieden ward G. zur deutschen Bundesfestung erklärt u. 1835 die Werke bedeutend erweitert. Die Befestigungen bestehen aus einer bastionirten Umfassungsmauer, einem Brückenkopf auf dem rechten Rheinufer und 7 kleinen detachirten Forts; bei den jetzigen Belagerungsgeschützen haben sie keine Bedeutung mehr u. sind zum Schleifen bestimmt.

Germinal, Keimmonat, nach dem franz. Revolutionskalender der Zeitraum vom 21. März bis zum 19. April.

Gero, Markgraf der Ostmark, der Unterwerfer der ostelbischen Slaven unter die deutsche Herrschaft u. Kultur, war Graf des nordthüringischen Gaues, als ihn Otto I. 937 zum Nachfolger des Grafen Siegfried von Merseburg ernannte u. ihm den Oberbefehl in den Grenzstrichen zu beiden Seiten der Elbe bis zur Oder übertrug; zwei Jahre später ward G. zum Markgrafen aller sächsischen u. thüringischen Marken von der Saale u. Mittelelbe bis zur Unterelbe u. Oder erhoben. Dreißig Wendenhäuptlinge, die im Verdachte standen, sich gegen das Leben G.'s verschworen zu haben, wurden von diesem zu einem Gastmahle geladen, bei welchem sie sämmtlich bis auf einen erschlagen wurden. Eine allgemeine Erhebung der Slaven folgte dieser grausigen That. Die Verwüstungszüge Otto's I. befreiten G. jedoch aus seiner schlimmen Lage, der bald festen Fuß an der Havel faßte, sich Brandenburgs bemächtigte u. den Bund der Wenden sprengte (940). Wiederholte Empörungsversuche erstickte G. glücklich; ja, er dehnte (963) seine Kriegszüge bis nach Polen aus u. zwang dessen König zur Anerkennung der Oberhoheit des Deutschen Reiches. Er starb 20. Mai 965. Seine Leiche liegt in dem von ihm gestifteten u. nach ihm benannten Kloster Gernrode am Harz begraben. Die von ihm als Markgraf beherrschten Lande wurden in mehrere Marken getheilt.

Gerolstein, ein Marktflecken mit etwa 800 E., im preuß. Regierungsbezirk Trier, an dem Flüßchen Kyll mit Eisengruben u. einer schon den Römern bekannt gewesenen Mineralquelle; auf einem über dem Städtchen sich erhebenden Basaltfelsen liegen die malerischen Ruinen der Kasselburg.

Gérome (spr. Schehrohm'), Jean Léon, franz. Historien- u. Genremaler, geb. 1824 zu Vesoul (Dep. Haute-Saône), bildete sich unter Delaroche u. wandte sich frühzeitig mit Vorliebe dem Studium der griechischen Sitten u. des antiken Kulturlebens überhaupt zu. Von besonders gründlichem Studium des Alterthums zeugte sein erstes historisches Bild, das „Zeitalter des Augustus" (1855), dem er dann neben einigen Genrebildern pikanten Inhalts andere Darstellungen aus dem Alterthum folgen ließ, z. B. die „Ermordung Cäsars", die „Begrüßung des Vitellius durch die in den Cirkus eintretenden Gladiatoren", „Kleopatra's Besuch bei Cäsar". In allen diesen Bildern zeigt er eine gründliche Kenntniß der Scenerie u. der Lokalität u. entwickelt fast immer einen sinnlichen Reiz; aber seine Personen sind in ihren Empfindungen zu modern u. lassen den Beschauer oft kalt od. führen ihm einen unbehaglichen Widerspruch vor.

Gerona (spr. Dscherona), östlichste Provinz Spaniens, grenzt im N. an Frankreich, im O. u. SO. an das Meer, im S. an die Provinz Barcelona und im W. an die Provinz Lerida, hat 106,85 □M. und 325,110 E. (1870) u. gehört zum Fürstenthum Catalonien. Das Land ist von den südlichen Ausläufern der Pyrenäen durchzogen u. hat einen durchaus gebirgigen Charakter. Der bedeutendste Fluß der Provinz ist der Ter, die Berge sind reich an Wald, Erzen (Kupfer, Blei), Steinkohlen u. Mineralquellen. Die wichtigsten Produkte der Landwirthschaft sind Weizen, Wein, Oel, Nüsse, Obst u. Gemüse; die Korkausfuhr ist nicht unbedeutend. Verhältnißmäßig weit entwickelt ist die Industrie, nam. Baumwollenspinnerei u. Weberei, Seidenmanufaktur u. Papier- u. Seifenfabrikation. Eine Eisenbahn führt an der Küste hin nach Perpignan in Frankreich u. über die Pyrenäen, ein wichtiger Paßweg zwischen den starken Festungen Figueras auf spanischer u. Bellegarde auf französischer Seite. — G., Hauptstadt der Provinz mit 14,341 E. (1860), liegt unweit des rechten Ufers des Ter in einem weiten, fruchtbaren Thalbecken, das vom Oñar bewässert wird, ist Sitz eines Bischofs u. stark befestigt. Bedeutend sind die Papierfabriken, Spinnereien u. Webereien. G., dessen Ursprung auf die Römer zurückgeführt wird u. das unter den aragonesischen Königen häufig Residenz war, ist wiederholt belagert worden, zuletzt 1809, in welchem Jahre es 7 Monate lang das Feuer von 40 Batterien aushielt u. gleich Saragossa sich den Franzosen erst ergab, als Hunger u. Typhus den größten Theil der Bewohner u. Besatzung vernichtet hatte.

Geronimo de San Yuste, Hieronymitenkloster in der spanischen Provinz Caceres (in der Nähe von Plasencia), in welchem Kaiser Karl V. seine letzten Jahre in Zurückgezogenheit zubrachte u. 21. Sept. 1558 starb.

Geronten (griech., d. h. die Alten) hießen bei den Griechen in der frühesten Zeit die Berather der Fürsten, ursprünglich als die wegen ihres Alters u. ihrer Erfahrung dazu Berufenen, bald ohne Beziehung auf das Alter als die Vornehmsten u. Edelsten des Volkes. In der späteren historischen Zeit findet sich meist in den aristokratischen dorischen Staaten als oberste Behörde ein von G. gebildeter Rath (Gerusia, Aeltestenrath). So ward in Sparta durch Lykurg eine Gerusia eingerichtet, die aus 28 über 60 Jahr alten u. von der Volksversammlung auf Lebenszeit gewählten G. bestand, mit den beiden Königen zusammen die oberste Gewalt ausübte, die in der Volksversammlung zur Berathung kommenden Anträge feststellte u. die Gerichtsbarkeit über Kapitalverbrechen u. über Vergehungen der Könige hatte.

Gers (spr. Schähr), südfranz. Departement mit 114 □M. u. 284,717 E. (1872), das nach dem gleichnamigen Flusse heißt (welcher auf dem Plateau von Lannemazan in den Vorbergen der Pyrenäen entspringt u. bei Agen in die Garonne mündet), wird begrenzt von den Departements Lot-et-Garonne im N., Landes im W., Hautes- u. Basses-Pyrénées im S., Haute-Garonne im O. u. Tarn-et-Garonne im NO.; es bildet einen Bestandtheil der ehemaligen Provinz Guyenne. Der Boden besteht zum

größten Theil aus Hügelland, die Fruchtbarkeit ist nicht groß u. obgleich das Klima mild ist, so gehören doch die Weine dieser Landschaft zu den schlechtesten Frankreichs u. werden vorzugsweise zu Cognac verwendet. Dagegen ist die Viehzucht bedeutend. Die Fabrikthätigkeit ist gering u. beschränkt sich fast ausschließlich auf Bereitung von Branntwein, Gerberei, welche durch große Eichenwälder begünstigt wird, u. Weberei, für die St. Clair der Mittelpunkt ist. Das Dep. G. zerfällt in die Arrondissements Auch, Condom, Lectoure, Lombez und Mirande mit den gleichnamigen Hauptstädten. Die Departementshauptst. ist Auch mit 12,500 E. (1866), an dem Flusse G. gelegen, Sitz eines Erzbischofs, mit einer schönen Kathedrale, deren Gründung Chlodwig zugeschrieben wird, u. nicht unbedeutendem Gewerbfleiß; die zweitgrößte Stadt des Departements ist Lectoure mit 6086 E. (1866) u. beträchtlichem Getreidehandel.

Gersau, malerisch am Fuße des Rigi u. am Vierwaldstätter See im schweizerischen Kanton Schwyz gelegenes Dorf mit 2274 E. (1870), hat seit dem Ende des 14. Jahrh. bis 1798 eine kleine, kaum 1/4 □M. umfassende Republik gebildet, welche ein Bestandtheil der schweizerischen Eidgenossenschaft war, aber 1803 dem Kanton Schwyz zugetheilt wurde. G. empfiehlt sich infolge seiner milden Wintertemperatur, des gleichmäßigen Klimas u. der windstillen Lage als klimatischer Kurort für Brustkranke.

Gerstäcker, Friedrich, deutscher Schriftsteller u. Reisender, geb. zu Hamburg 16. Mai 1816 als Sohn eines seiner Zeit sehr beliebten Opernsängers, den er in seinen Knabenjahren häufig auf dessen Kunstreisen begleitete. Den Kaufmannsstand, für den er Anfangs bestimmt war, vertauschte er bald mit der Landwirthschaft, der er aber auch nicht lange treu blieb. Von einem immer stärker sich regenden Zuge nach Abenteuern getrieben, schiffte er sich im Frühjahr 1837 in Bremen nach New-York ein u. durchwanderte dann 6 Jahre sämmtliche Staaten Nordamerika's, indem er bald als Farmer, bald als Heizer u. Matrose auf Dampfschiffen, bald als Handwerker, Holzbauer u. dgl. arbeitete, u. stets nur so lange auf einem Posten ausharrte, bis er wieder Geld zur Weiterreise verdient hatte. Endlich sättigte sich dieser unbändige Trieb; die Sehnsucht nach der Heimat führte ihn 1843 zum ersten Male wieder nach Deutschland zurück. Hier fand er Muße, die reiche Fülle seiner Erlebnisse zu sichten u. in einer Reihe trefflicher Reisebücher darzustellen, die von seinem frischen u. lebendigen Erzählertalent Zeugniß ablegten u. einen stets wachsenden Leserkreis anzogen. In schneller Folge erschienen seine „Streif- u. Jagdzüge durch die Ver. Staaten Nordamerika's" (2 Bde., Dresden 1844), die „Mississippibilder" (2 Bde., Dresd. 1847), die „Flußpiraten des Mississippi" (3 Bde., Lpz. 1848), die „Amerik. Wald- u. Strombilder" (2 Thle., ebd. 1849), die „Reise um die Welt" (ebd. 1847—48) u. „Der deutschen Auswanderer Fahrten u. Schicksale" (ebd. 1847). Im März 1849 trat G. eine zweite Reise an, die ihn bis zum Sommer 1852 von der Heimat fern hielt. Diesmal durchstreifte er die Urwälder, die Pampas Südamerika's, Kalifornien, die Inselgruppen des Stillen Meeres u. Australien. Aus dieser zweiten Periode ging wieder ein Cyklus größerer u. kleinerer Touristenbücher hervor, von denen wir nennen: „Reisen" (4 Bde., Stuttg. 1852—54), „Aus zwei Welten" (2 Bde., Lpz. 1854), „Tahiti" (4 Bde., ebd. 1854), „Kalifornische Skizzen" (Lpz. 1856), „Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer" (ebd. 1857; 3. illustr. Aufl. 1872), „Aus dem Matrosenleben" (ebd. 1857) u. „Gold!" (3 Bde., ebd. 1858). Nachdem G. 1860—61 Amerika zum dritten Mal besucht hatte, begleitete er 1862 den Herzog Ernst von Gotha auf dessen Reise nach Aegypten u. Abessinien. Noch eine vierte große Reise nach Amerika, welche sich auf Nordamerika, Mexiko, Ecuador, Venezuela u. Westindien erstreckte, unternahm er 1867—68. Nach seiner Rückkehr hielt er sich zuerst längere Zeit in Dresden auf, dann zog er nach Braunschweig, wo er 31. Mai 1872 starb. Seine beiden letzten Reisen beschrieb er in „Achtzehn Monate in Südamerika u. dessen deutschen Kolonien" (3 Bde., Jena 1862) u. „Neue Reisen" (3 Bde., ebd. 1868 f.). Von seinen Romanen u. Erzählungen sind noch zu nennen: „Unter dem Aequator" (3 Bde., Lpz. 1861), „Die Kolonie" (3 Bde., ebd. 1864), „Nach Amerika" (6 Bde., Lpz. 1855) u. „In Amerika" (3 Bde., Jena 1872), „Die Missionäre" (3 Bde., (ebd. 1868), „Ein Parcerievertrag" (Lpz. 1863; 2. Aufl. 1869), „In Mexiko" (4 Bde., Jena 1871), „Aus meinem Tagebuche" (2 Bde., Lpz. 1863), „Kreuz u. Quer" (3 Bde., ebd. 1870). Für die Jugend schrieb er: „Die Welt im Kleinen für die kleine Welt" (7 Bde., Lpz. 1857—61), für Jäger: „Eine Gemsjagd in Tirol" (ebd. 1857) u. „Waidmanns Heil" (Münch. 1857). Ein mißglückter Versuch war sein Drama „Der Wilderer" (Jena 1864).

Gerste (Hordeum), eine der hauptsächlichsten Getreidepflanzen, wird in 4 Spezies mit mehreren Unterarten angebaut. Sie hat einblütige, je in drei Bündchen bei einanderstehende Aehrchen. Sind alle drei Blüten der Bündelchen fruchtbar, so stehen die Körner in 6 Reihen um die Aehrenspindel; ist von drei Blüten nur eine fruchtbar, so entstehen 2 Reihen; sind nur 2 einander gegenüberliegende Blüten fruchtbar, die 2 dazwischenliegenden dachförmig über einander gelagert, so entstehen 4 Reihen Körner. Man unterscheidet daher sechszeilige, zweizeilige u. vierzeilige G. Der Anbau der G. ist, wie der des Hafers, seit den ältesten Zeiten in Deutschland bekannt; schon Plinius erwähnt der G. als Material zum Bierbrauen, u. Langethal vermuthet, daß schon damals 2 Spezies angebaut wurden, die große u. kleine Sommergerste. Die Wintergerste wird urkundlich erst im 11. Jahrh. erwähnt. Die G. ist die am weitesten nach Norden zu gedeihende Kulturpflanze, da sie nur eines geringen Wärmequantums zur Reife bedarf u. sehr schnellwüchsig ist; sie braucht nur 9 Wochen zur Ausbildung, wozu der kurze, aber immerhin warme Sommer selbst des hohen Nordens noch ausreicht; am Nordkap unter dem 70. Breitengrade wird sie noch gebaut, in Mitteleuropa bis an 1000 m. Höhe; sie liebt warmgründigen milden Lehmboden (Rübenboden), einige Arten gedeihen auch noch im feuchten Sandboden, sofern derselbe in guter Kultur ist. — Die hauptsächlich kultivirten Arten sind: 1. die große od. zweizeilige G. (Hordeum distichon), mit weitläufiger (in 2 Zeilen um die Spindel gestellten Körnern), breitgedrückter Aehre, an deren beiden Seiten die tauben Blüten sitzen; dies ist die am meisten angebaute Art. Sie gedeiht bes. auf gutem Boden u. wird daher nam. in Mittel- u. im westl. u. südl. Deutschland angebaut u. meist zum Brauen verwendet. Unterarten davon sind die Chevalier-, Annat- u. Phönixgerste, die erstere auch als Saatgerste, Spiegel- od. Raudengerste bekannt, ist eine der vorzüglichsten; sie bestockt sich stark, liefert höhere Erträge u. schwereres Korn. 2. die kleine G. (Hordeum vulgare) od. vierzeilige G.; zwei Reihen der Körner liegen regelmäßig über einander, die dazwischenliegenden unregelmäßig, also eigentlich sechszeilig (Abb. s. unter „Getreide"). Unterarten derselben sind: a. die Wintergerste (Hord. vulg. hibernum), die schon im Herbst gesäet wird u. früh reift, in strengem Klima jedoch leicht auswintert u. daher auch am meisten an der Nordseeküste u. am Rhein gebaut wird. b. die gemeine kleine Sommergerste (Hord. vulg. aestivum), ist weniger ertragreich als die große G., ist dagegen in Bezug auf den Boden genügsamer; sie ist die noch im hohen Norden u. in höheren Gebirgsgegenden kultivirte Art; sie kann noch im Juni gesäet werden. c. die Himmelsgerste od. nackte G. (Hord. vulg. nudum), auch Reis- u. Himalajagerste genannt. Sie unterscheidet sich von der vorigen durch ihre Körner, welche, wie beim Roggen u. Weizen nackt, d. h. nicht mit den Spelzen verwachsen sind. Dieselbe bestockt sich leicht, hat steifes, kräftiges, weniger zum Lagern geneigtes Stroh, leidet weniger vom Frost, fällt aber leicht aus. Ebenfalls hierher gehört d. die Löffelgerste (Hord. vulg. trifurcatum), welche manche Botaniker für eine eigene Spezies halten. Sie ist ebenfalls nackt, hat keine Grannen u. dieselben Vorzüge u. Nachtheile, wie die vorige; beide Arten werden wenig gebaut. 3. die sechszeilige G. (Hordeum hexastichon), die Körner in 6 regelmäßigen Zeilen über einander liegend. Man nennt sie auch Stock-, Roll- od. Rothgerste. Die Aehre ist kurz, das Korn klein u. leicht, das Stroh ist kurz, aber weich; sie wird früh reif. 4. Die Reis- (Pfauen- od. Bartgerste (Hordeum zeocriton), eine zweizeilige Art, mit kurzen, gedrungenen Aehren u. abstehenden Körnern, die Grannen fächerartig ausgebreitet; verlangt sehr kräftigen, reichen Boden, das Korn ist voll u. kann zu Malz Verwendung finden, die Erträge sind aber nicht größer als die der großen G.

Gerstenberg, Heinrich Wilhelm von, deutscher Dichter, geb. 3. Jan. 1737 zu Tondern in Schleswig, studirte in Jena u. Leipzig, wo er mit Gellert u. Weiße bekannt wurde. Letzterer ermuthigte ihn zur Herausgabe seiner „Tändeleien", einer Sammlung kleiner Liebesscenen in anakreontischer Tonart, die schnell Beifall fanden (zuerst Lpz. 1759). Ein kräftigerer Zug spricht aus den kriegerischen Dichtungen G.'s, der gleich seinem Vater dän. Rittmeister war u. als solcher auch den Feldzug gegen Rußland mitmachte, nam. aus seinen „Kriegsliedern eines dän. Grenadiers" (Altona 1762) u. dem „Gedicht eines Skalden" (Kopenh. 1766), wogegen die Cantate „Ariadne auf Naxos" (Kopenh. 1767) von seiner Phantasie u. Schilderungsgabe zeugte. Nachdem G. aus dem Kriegsdienste ausgeschieden war, wurde er auf Vorschlag des Staatsministers v. Bernstorff Geh. Konferenzsekretär in Kopenhagen, wo er mit Klopstock in freundschaftlichem Verkehr stand; von 1775—83 war er dänischer Konsul in Lübeck.

In die Zeit seines Kopenhagener Aufenthaltes fällt die Entstehung seiner bedeutendsten u. bekanntesten Dichtung, der Tragödie „Ugolino" (Hamb. 1768), die an kraftgenialen Zügen, hochfliegenden Gedanken u. kühnen Bildern reich ist, aber durch das Ungeheuerliche ihres Stoffes u. durch ihre maßlose Sprache die Grenzen der Kunst überspringt, sodaß sie mehr das Gefühl des Gräßlichen u. Abscheuerregenden als des tragisch Läuternden erweckt. Leider erfüllte G. die Hoffnungen nicht, die seine Zeitgenossen auf den Dichter des „Ugolino" setzten, der in seinem schwächlichen Melodrama „Minona od. die Angelsachsen" (Hamb. 1785) kaum noch zu erkennen ist. Von seinen übrigen Schriften verdienen bes. Erwähnung seine „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur" (4 Sammlungen. 1766—70), durch die er u. A. eine gerechte Schätzung Shakespeare's u. der epischen Volkspoesie anbahnte. G. starb, nachdem er 1783—85 in Gemeinschaft mit seinem Freunde Voß zu Eutin gelebt u. dann bis 1812 als Justizdirektor des Lotto's in Altona fungirt hatte, 1. Nov. 1823. Eine Sammlung seiner Schriften gab er selbst heraus (3 Bde., Altona 1815).

Geruchssinn, wie der Geschmackssinn ein chemischer Sinn, der aber nicht wie dieser blos zur Verdauung, sondern auch zur Athmung in Beziehung steht, indem wenigstens beim Menschen u. bei höheren Thieren die Athemluft auf ihrem Wege zu den Lungen die Nasenhöhlen zu passiren hat. Das Geruchsorgan, die Nase, hat zwei durch eine Längsscheidewand getrennte, mit Vorsprüngen, den Nasenmuscheln, versehene, mit Schleimhaut ausgekleidete Höhlen (Nasenhöhlen), [Näheres s. Nase], deren oberste Partien zum Empfinden der Geruchseindrücke dienen, indem auf der hier bräunlich gefärbten Schleimhaut sich die Enden des Geruchsnerven (Nervus olfactorius, das 1. Hirnnervenpaar) ausbreiten. Zwischen den Epithelzellen dieser Riechschleimhaut liegen die Riechzellen, deren feine Fortsätzchen einerseits an die Oberfläche reichen, andrerseits — höchst wahrscheinlich wenigstens — mit den Geruchsnervenenden in Zusammenhang stehen. Max Schultze spricht nur den Riechzellen die Fähigkeit zu, Geruchseindrücke zu empfangen. Die Erregungsmittel des Geruchsorgans, die Riechstoffe, sind in der Atmosphäre schwebende, außerordentlich feine Theilchen flüchtiger Körper, doch scheinen auch mechanische u. elektrische Nervenreize, auf den Geruchsnerv wirkend, Riechempfindungen hervorzurufen. Bestimmte Qualitäten der Geruchsempfindungen lassen sich nicht angeben, wohl aber weiß Jedermann den Wohlgeruch vom Gestank zu unterscheiden; er benennt die Gerüche nach den mit ihnen in Verbindung stehenden Geschmäcken (z. B. saurer Geruch) und den Körpern, von denen sie ausgehen (z. B. Veilchengeruch), oder indem er sie mit anderen bekannten Gerüchen vergleicht. Wirken zweierlei Gerüche zu gleicher Zeit auf die Nase, so entsteht eine Mischempfindung; werden sie aber den Nasenhälften gesondert geboten, so entsteht ein Abwechseln beider Empfindungen. Langandauernde Gerüche werden schließlich gar nicht mehr empfunden; der Apotheker in seiner Offizin empfindet den daselbst verbreiteten starken Mischgeruch nicht, wohl aber ist sein Geruchsorgan für jeden besonderen riechenden Körper empfänglich. Sehr starke Riechmittel vermögen zu betäuben, während andere gebraucht werden, um das geschwundene Bewußtsein zurückzurufen. — Obschon für den Menschen im Naturzustande Beispiele einer sehr hohen Ausbildung des Geruchssinns bekannt sind, u. obschon Uebung (z. B. bei den Chemikern) die Empfindlichkeit des Geruchsorganes zu erhöhen vermag, so ist doch im Allgemeinen der Geruchssinn bei gewissen Thieren noch weit empfindlicher, nam. bei Raubsäugethieren (Spürnase des Hundes). Fische haben ein sehr entwickeltes Geruchsorgan, scheinen aber trotzdem nur wenig für Gerüche empfindlich zu sein. — Bei den meisten wirbellosen Thieren ist das Geruchsorgan schwer aufzufinden, obgleich man in vielen Fällen das Vorhandensein des Sinnes sicher anzunehmen hat. Insekten kommen aus der Ferne herbeigeflogen, um ihresgleichen od. um eine von ihnen beliebte Speise aufzusuchen, u. die Aasfliege läßt sich durch den Aasgeruch der Stapeliablüte täuschen u. fliegt herbei, um ihre Eier daran abzusetzen. Krebse folgen starkriechendem Köder. Auch für Schnecken ist der Geruchssinn außer Zweifel. — Als Geruchsorgane gelten bei den Insekten die — außerdem zugleich als Tastorgan dienenden — Fühler, zumal sie, insbesondere bei solchen Arten, die durch eine scharfe Witterung bekannt sind, eine größere Flächenausdehnung zeigen.

Gervasius von Tilbury (lat. G. Tilberensis), ein mittelalterlicher Historiograph, wurde um die Mitte des 12. Jahrh. in der engl. Grafschaft Essex geb., lebte am Hofe König Heinrich's II. von England, war darauf Rechtslehrer in Bologna, später trotz seiner ausgesprochen päpstlichen Gesinnung Kaiser Otto's IV. Kanzler u. Marschall des Reiches von Arles u. starb um 1235 als Propst des Nonnenklosters von Ebsdorf. Er verfaßte im J. 1211 zur Ergötzung u. Belehrung des Kaisers die „Otia imperialia seu Liber de mirabilibus mundi", in denen er die verschiedenartigsten Dinge zusammenstellte, Sage u. Geschichte, Länderbeschreibung, Naturgeschichte u. was ihm sonst in die Feder kam. (Gedr. bei Leibniz, „Scriptores rerum Brunsvicensium", Bd. I.; Auswahl, mit Weglassung des Historischen, von Liebrecht, Hannover 1856.)

Gervinus, Georg Gottfried, einer der hervorragendsten deutschen Geschichtschreiber, geb. 20. Mai 1805 zu Darmstadt, war von seinen Eltern für den Kaufmannsstand bestimmt, vertauschte diesen aber, nachdem er sich durch eifrige Selbstarbeit für die Universität vorbereitet hatte, mit dem Studium der Literatur u. Geschichte, dem er sich von 1826 an in Heidelberg widmete. In letzterer Beziehung waren es besonders Schlosser's Vorlesungen, die anregend auf ihn wirkten.

Nr. 3083. Georg Gottfried Gervinus (geb. 20. Mai 1805, gest. 18. Mai 1871).

Er war hierauf als Lehrer in Frankfurt a. M. thätig u. habilitirte sich 1830 in Heidelberg. Schon in diesem Jahr erschien seine auf gründlichem Quellenstudium beruhende Erstlingsarbeit „Geschichte der Angelsachsen im Ueberblick" (Frankf.), der er 1833 eine Sammlung kleinerer Aufsätze unter dem Titel „Historische Schriften" (ebd.) folgen ließ. Von einer ital. Reise zurückgekehrt, wurde er 1835 zum außerordentlichen Professor in Heidelberg, 1836 zum ordentlichen Professor der Geschichte u. Literatur in Göttingen ernannt. Doch schon im folgenden Jahre wurde er dieser Stelle entsetzt, da er zu den muthigen sieben Professoren gehörte, die gegen den Bruch der Hannover'schen Verfassung protestirten („Göttinger Sieben"). Er kehrte nach Heidelberg zurück, wo er seine „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" (3 Bde., Lpz. 1835—38) vollendete, der sich als Fortsetzung seine „Neuere Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" (2 Bde., ebd. 1840—42) anschloß. Dieses Werk, das in vierter, wesentlich umgearbeiteter Auflage unter dem Titel „Geschichte der deutschen Dichtung" (5 Bde., ebd. 1853; 5. Aufl., Lpz. 1871 fg.) erschien, trug seinen unter Fachgenossen bereits hochgeschätzten Namen in die gebildeten Kreise des Volkes u. hat die Erweckung des deutschen Nationalgefühls außerordentlich gefördert. Das reiche u. tiefe Wissen, aus dem dieses Werk hervorgegangen, ist nicht minder bewundernswerth als der kritische Scharfblick, mit dem die Erscheinungen der Literatur geprüft, u. die Kombinationsgabe, mit der sie in die engste Beziehung zu den politischen u. sozialen Verhältnissen u. zu dem geistigen Leben u. Schaffen anderer Völker gebracht werden. Die Gruppirung des Stoffes ist eine künstlerisch gerundete, die Darstellung zieht in schönem Flusse dahin — Alles Vorzüge, die durch die Einseitigkeit mancher Urtheile u. Parallelen nicht in den Schatten gestellt werden können. Nachdem G. von einer zweiten italienischen Reise zurückgekehrt war, nahm er (1844) seine Vorlesungen als Honorarprofessor an der Universität Heidelberg wieder auf, begann aber gleichzeitig auch durch Flugschriften in die politische Bewegung einzugreifen. Im J. 1847 rief

er mit Häusser, Mathy u. Mittermaier die „Deutsche Zeitung“ ins Leben, die überzeugend für die Nothwendigkeit des konstitutionellen Systems u. einer Bundesreform im nationalen Geiste eintrat, einen großen Leserkreis um sich scharte u. viel zur Klärung der politischen Ansichten beitrug. Im Frankfurter Parlament, in welches er 1848 gewählt wurde, griff er selten persönlich in die Debatten ein; doch übte er auf diese durch seine Zeitung einen wesentlichen Einfluß. Nach dem Scheitern des Gagern'schen Programms, dem er sich Anfangs angeschlossen, zog er sich gänzlich von den Verhandlungen zurück; auch von den weiteren Versuchen, zunächst einen engeren Bund unter Preußens Führung zu Stande zu bringen, hielt er sich fern. Aus seinen Studien, denen er sich nun wieder mit ganzem Eifer hingab, ging zunächst sein in Deutschland wie in England hochgeschätztes Werk „Shakespeare“ (4 Bde., Lpz. 1849—52; 3. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1862) hervor. Die Auseinandersetzungen und Deutungen der einzelnen Dramen, aus denen G. das Charakterbild des großen Briten zusammensetzt, sind nicht selten gewagt u. parador, aber stets originell u. geistvoll. Seine „Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ (Lpz. 1853), in welcher er den Entwicklungsgang der europäischen Staaten vom Beginn des Mittelalters bis zur Neuzeit in großen Zügen u. mit freimüthigen Blicken auf die Zeitgeschichte schilderte, zog ihm einen Prozeß wegen Hochverraths zu, der zwar mit seiner Freisprechung endigte, aber seine Amtsentsetzung als Professor in Heidelberg zur Folge hatte. Um so ungestörter konnte er fortan bei seinen historischen Arbeiten leben u. sich der Durchführung seines Hauptwerkes widmen, der auf der genannten „Einleitung“ aufgebauten „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen“ (8 Bde., Lpz. 1855—66). In diesem Werke werden die bedeutendsten Erscheinungen u. Bewegungen der modernen Geschichte — leider nur bis zur Julirevolution von 1830 — in großen, genial entworfenen u. kunstvoll komponirten Gemälden vorgeführt, die durch eine Fülle charakteristischer Details belebt u. verdeutlicht werden. An sein Werk über Shakespeare schloß sich das aus tiefen musiktheoretischen Studien hervorgegangene Buch „Händel u. Shakespeare“ (Lpz. 1868) an, in welchem Händel auf dem Gebiete der Musik dieselbe führende Stellung u. Mustergiltigkeit zugesprochen wird, wie Shakespeare auf dem der Poesie. Von G.'s kleineren Schriften sind noch zu nennen: „Ueber den Goethe'schen Briefwechsel“ (Lpz. 1836, eine werthvolle Charakteristik Goethe's u. seines Verhältnisses zu Schiller, „Grundzüge der Historik“ (Lpz. 1837), in denen die Aufgaben u. Mittel der historischen Forschung u. Darstellung von großen Gesichtspunkten aus erörtert werden, u. der pietätvolle Nekrolog „Friedrich Christoph Schlosser“ (Lpz. 1861). Den Gang der deutschen Ereignisse hatte G., nam. seit der Umwälzung des J. 1866, mit wachsender Mißstimmung verfolgt; die überraschende Art, wie die deutsche Frage durch die Bismarck'sche Staatskunst gelöst wurde, stieß ihn ab, u. selbst der große nationale Aufschwung während des Deutsch-franz. Krieges riß ihn nicht aus der isolirten Stellung, die er der praktischen Politik gegenüber einnahm. Vielmehr gab er gerade während dieses Krieges seinem Unmuth über die neue Ordnung der Dinge (im Vorworte zur 5. Auflage seiner „Geschichte der deutschen Dichtung“, datirt vom Nov. 1870) einen so schroffen Ausdruck, daß er mit der nationalen Partei, nam. mit einem ihrer gewandtesten Wortführer, Karl Braun, in einen literar. Streit gerieth, der ihm die letzten Tage verbitterte. Er starb 18. Mai 1871 zu Heidelberg. Vgl. Braun, „Gegen G. G. Gervinus“ (Lpz. 1871); ferner Zeller, „G. Gervinus“ (Lpz. 1871), u. Gosche, „Gervinus“ (2. Aufl., Lpz. 1871).

Gesandte nennt man in der Sprache der Diplomatie diejenigen Beamten, die einen Staat einem anderen gegenüber vertreten, im Auftrage des von ihnen vertretenen Staates mit dem anderen, bez. mit dessen Vertretern verhandeln u. zu diesem Zwecke entweder für einzelne Fälle (in besonderer Mission) an die auswärtige Macht abgeordnet werden od. dauernd in deren Gebiet ihren Wohnsitz nehmen. Neben der Vermittlung des diplomatischen Verkehrs ist es Hauptaufgabe des G.n, die Interessen der in dem fremden Staate sich aufhaltenden Angehörigen des von ihm vertretenen Staates zu schützen. Jeder souveräne Staat hat das Recht, G. abzuschicken u. zu empfangen: das aktive u. passive Gesandtschaftsrecht gehört zu den wesentlichsten Ausflüssen der Souveränetät. Doch wird der Nichtempfang eines Gesandten in der Regel als eine Lösung der friedlichen Beziehungen zwischen zwei Staaten angesehen. Man theilt die G.n in mehrere Rangklassen ein. Die erste ist die der Botschafter (Ambassadeurs), deren Ernennung nach völkerrechtlichem Gebrauch nur Kaisern u. Königen od. großen Republiken zusteht; zu dieser ersten Klasse rechnet man auch die päpstlichen Legaten u. Nuntien. Da G. dieser Klasse nicht blos ihren Staat, sondern auch die Person ihres Souveräns bei dem auswärtigen Staat u. dessen Souverän vertreten, so erinnern die Ehren, die ihnen erwiesen werden, u. das Ceremoniell, das sie umgiebt, in vieler Beziehung an diejenigen, die nur der Person ihres Souveräns selbst beim Betreten des fremden Staates zukommen würden. Sie dürfen öffentlich u. feierlich einziehen, sechsspännig fahren, Audienz abhalten, vor dem fremden Souverän mit bedecktem Haupte erscheinen u. s. w.; sie führen den Titel Excellenz. Die zweite Rangklasse ist die der Gesandten im engeren Sinne (Envoyés), der bevollmächtigten Minister u. der Internuntien; sie sind Vertreter ihres Staates, nicht auch der Person ihres Souveräns bei einem fremden Staate u. dessen Souverän. Die dritte Klasse, die der Geschäftsträger (Chargés d'affaires), wird durch diejenigen diplomatischen Vertreter u. Unterhändler gebildet, die nur das Ministerium od. den Gesandten selbst bei dem fremden Ministerium vertreten. Die auf dem Aachener Kongreß (1818) zwischen die zweite u. dritte eingeschobene Klasse der Ministerresidenten (Ministres chargés d'affaires), die in ihrer diplomatischen Stellung u. Bedeutung der zweiten fast gleichkommt, ohne in Bezug auf ihr äußeres Auftreten ein gleich feierliches u. kostspieliges Ceremoniell zu erfordern, ist nicht mehr in allgemeinem Gebrauche. Jeder G. muß von dem Souverän od. dem Ministerium, dessen Vertreter er ist, bei dem betreffenden fremden Souverän od. Ministerium akkreditirt od. beglaubigt, d. h. durch Ueberreichung eines Kreditivs od. Beglaubigungsschreibens bevollmächtigt sein. Er ist zum Zwecke der freiesten Ausübung seines Amtes durch sehr weitgreifende Privilegien gegen Vergewaltigung u. Beschränkung geschützt. Seine Person ist unverletzlich; er ist der Gerichtsbarkeit des Staates, in welchem er sich als beglaubigter Vertreter seines eigenen aufhält, nicht unterstellt; das Gesandtschaftshotel ist Haussuchungen nicht ausgesetzt. Hält ein Staat seine Sicherheit durch gewisse Handlungen eines G.n für gefährdet, so darf er ihn wol vorläufig in Gewahrsam bringen u. seine Rückberufung fordern, nicht aber selbst ihn zur Rechenschaft ziehen u. bestrafen. An diesem Rechte der Exterritorialität (s. d.) nimmt in der Hauptsache auch das bei der Gesandtschaft beschäftigte Personal Theil.

Gesang, der Ausdruck einer inneren Erregung durch musikalische, hinsichtlich ihrer Tongröße u. Zeitdauer bestimmt gemessene u. geordnete, vermittels einer besondern, Singstimme genannten Modifikation des Stimmorganes hervorgebrachte Töne. In erster Reihe bezieht sich das Wort G. auf die menschliche Stimme, ist aber von da aus auf die Instrumentalmusik mit übertragen u, bedeutet, mit Melodie im Allgemeinen gleichgeltend, die geordnete Tonfolge überhaupt, wie wir in der Redensart: eine (Vokal- od. Instrumental-) Stimme sei gesangreich geführt, G. als mit Melodie völlig identisch gebrauchen. — Aller G., als eine in innerem Zusammenhang stehende, in ihrem Ausdrucke durch einen ihr unterliegenden Wortgedanken bedingte Reihe von Tönen, hat den Zweck u. die Macht, etwas Gefühltes u. Gedachtes dem Gefühle u. Verständnisse Anderer zu vermitteln. Die Melodie greift in ihrer unmittelbaren Wirkung auf das Gefühl soweit über die Rede hinaus, wie diese in ihrer Beziehung auf den Verstand über jene. Sie macht etwas Gefühltes dem Gefühle, als dessen ureigene Sprache, ohne weitere Vermittelung anschaulich; die Sprache hingegen wendet sich mit dem Wortbegriffe eben so direkt an unser Begriffsvermögen, an das Gefühl zwar auch, aber nicht so unmittelbar, sondern erst durch den Begriff vermittelt. Daher müssen Wort u. Ton im G. mit einander verbunden, auf Grund ihrer verschiedenen, aber einander ergänzenden Wirkungen auf unsre Seelenkräfte ein Darstellungsmittel von höchster Vollkommenheit abgeben, indem die Rede, durch den Ton in die unmittelbare Sprache des Gefühls umgesetzt, die Deutlichkeit des Tonausdrucks hinsichts des Gedankeninhalts durch ihren Wortbegriff befördert. Unzweifelhaft sind Sprache u. G. demselben Keime entsprossen u. haben einander vor der Ausbildung, in welcher wir sie jetzt seit einer Reihe von Jahrhunderten kennen, bei weitem näher gelegen als gegenwärtig; der nunmehr so bedeutende Unterschied zwischen ihnen entwickelte sich erst nach ihrer Trennung u. mit ihrer gesonderten Ausbildung, welche ihrer Wiedervereinigung zu Kunstzwecken vorausgehen mußte. Wie die ersten Anfänge eines bereits geordneten G.es sich gebildet haben, läßt sich nicht bestimmen; jedenfalls schloß der Gesang, sobald er einem bereits einigermaßen kunstmäßigen Ausdrucke dienen sollte, eng an die Sprache sich an, war im Wesentlichen eine effektvolle Sprache, worin das in dieselbe übergegangene Charakteristische der Empfindungslaute stark accentuirt u. beziehendlich des Ausdruckes (nach Art des noch sehr sinnlichen Menschen) durch körperliche Bewegungen u. Gesten unterstützt wurde. Jene starken Accente mit wechselnder Hebung u. Senkung der Stimme, u. diese körper-

lichen Bewegungen u. Geberden (welche alsbald gewisse Rhythmen angenommen u. zu einem den G. begleitenden Tanze sich gestaltet haben werden) mögen vielleicht als die ersten Merkmale dessen, was bei fernerer Ausbildung des G.es zu musikalischem Tone, Tonart u. Rhythmus sich gestaltete, anzusehen sein. — In Hinsicht auf sein Verhältniß zur Kunst kann man den G. füglich in Naturgesang u. Kunstgesang theilen. Unter Naturgesang ist ein solcher zu verstehen, dessen jeder Mensch von frischen Empfindungen u. gesunden Stimmorganen sich bedient, indem er, ohne jemals mit Kunstübungen im G. sich befaßt zu haben, ins Gedächtniß gefaßte Lieder u. Melodien vorträgt, zu einem G.e eine Sekundstimme improvisirt, od. Melodien, welche ihm die eigne Empfindung augenblicklich eingiebt, mit od. ohne Worte vor sich hinsingt. Durch Ausbildung u. Vervollkommnung nach den Gesetzen der Kunst wird der Naturgesang zum Kunstgesang, zu welchem, neben den vorauszusetzenden allgemeinen Kenntnissen von der Notation, dem Takt, Rhythmus u. s. w., etwa noch Folgendes erforderlich ist: ein gutes Organ, d. h. ein heller, gleichmäßiger u. starker Klang der Stimme nebst Biegsamkeit u. hinlänglichem Tonumfange, überhaupt natürliche Anlagen, durch kunstgemäßen Unterricht entwickelt u. vervollkommnet, ferner völlig reine u. sichere Intonation der Intervalle, wozu reines u. gebildetes musikalisches Gehör ein Haupterforderniß ist; Fertigkeit im Treffen, d. h. im richtigen Prima-vista-lesen unbekannter Melodien; deutliche, dialektfreie Aussprache der Wörter u. richtige Vokalisation. — Alle diese Erfordernisse aber betreffen nur den einfach richtigen G., den materiellen u. technischen Theil der Singekunst, ohne welchen ein guter G. gar nicht bestehen kann. Soll aber nicht nur der gebildete Kunstgeschmack befriedigt, sondern auch das Gefühl ergriffen werden, so muß die in jeder technischen Beziehung korrekt ausgeführte Tonfolge auch als einem gewissen Inhalt u. Charakter entsprechend leidenschaftlich bewegt erscheinen; sie muß hinsichts des Ausdruckes Modifikationen erhalten, die den Hebungen u. Senkungen des auszudrückenden Gefühls analog sind u. den G. zur eigentlichen Sprache des Herzens machen. Unentbehrlich ist daher dem G.e, wie auch aller andern Musik, schließlich der gute Vortrag, als richtige u. ästhetisch schöne Anwendung aller zur Verdeutlichung des Inhalts u. Verstärkung des Ausdrucks dienenden Mittel.

Gesangbücher, d. h. Sammlungen von Liedern zum Gebrauche beim Gottesdienst, sind wesentlich eine Frucht der Reformation. Zwar wurde von jeher in der Kirche gesungen, jedoch bald mit Ausschluß des Volkes od. so, daß diesem nur ein stehender Refrain gestattet war. Die lateinischen Hymnenbücher der Priester u. Kirchenchöre aber kann man nicht G. nennen. Hatten schon die Hussiten eine Sammlung böhmischer Lieder veranstaltet, so war vor Allem Luther bedacht, dem Volke Lieder in der Landessprache in die Hand zu geben. Dies geschah zuerst 1524 durch eine Sammlung von acht Liedern Luther's, welche 1545 bereits auf 129 vermehrt war. Diese „geistlichen Lieder" blieben lange Zeit das Gesangbuch der evangelischen Kirche, allerdings in sehr verschiedener Gestalt, so daß es gegen Ende des Jahrh. schon an 200 verschiedene G. gab. Denn jedes Land, ja jede Gemeinde strebte den Inhalt des Gesangbuchs der gerade herrschenden Glaubensrichtung möglichst anzupassen. So haben die G. ebenso die Periode der starren Orthodoxie wie die der Aufklärung zum Ausdruck gebracht. Letztere leistete in der Verwässerung der G. u. der Ersetzung der Kernlieder durch sentimentale Lieder das Möglichste. Trotzdem hat der Versuch, an die Stelle dieser schlechten G. neuerdings verbesserte zu setzen, hie u. da einen hitzigen Gesangbuchstreit hervorgerufen; selbst mit Gewalt ist die Einführung neuer G. erzwungen worden. Die reformirte Kirche wollte Anfangs in ihrem biblischen Eifer nur Psalmengesang in der Kirche dulden u. veranstaltete demgemäß G. mit überarbeiteten Psalmen, hat aber später gleichfalls G. eingeführt. Selbst einige katholische Bischöfe veranstalteten die Zusammenstellung von G.n für ihre Diözesen (so Wessenberg 1812). Ebenso sind auch in den jüdischen Gotteshäusern Deutschlands in neuerer Zeit deutsche G. neben den altherkömmlichen hebr. Gebetbüchern in Gebrauch gekommen.

Gesangschulen nennt man nicht nur Anstalten, sondern auch Lehrbücher, in denen zur Erlernung des Kunstgesanges (s. „Gesang") Anleitung gegeben wird, od. schriftliche Anweisungen zur kunstgemäßen Verbindung von Wort u. Ton.

Geschäftsträger, s. „Gesandte".

Geschichte im weitesten u. allgemeinsten Sinne heißt sowol etwas Geschehenes, ein in der Vergangenheit liegendes Ereigniß, als der Bericht, der uns davon Kunde giebt. Ist dieser Bericht derart geordnet, daß er den Verlauf des erzählten Geschehnisses od. einer Reihe von Geschehnissen nach der Folge der Zeit u. nach ihrem ursächlichen Zusammenhange darstellt, so haben wir es mit einer wissenschaftl. G. zu thun. Gegenstand der G. in diesem Sinne kann jedes Ding werden, sowol das kleinste Erzeugniß der Natur u. der menschlichen Kunst, als das Ganze der Erde od. der Natur selbst. Insbesondere versteht man aber unter G. die Wissenschaft von dem unter Menschen Geschehenen, von der Entwicklung der Völker u. der Menschheit. Die G. in diesem Sinne handelt von Thatsachen, welche auf die Umgestaltung der menschlichen Verhältnisse von Einfluß gewesen sind, bringt diese in Zusammenhang u. sucht ihre wechselseitige Bedingtheit nachzuweisen. Zunächst hat sie sich mit der Entwicklung der staatlichen Formen der Völker zu beschäftigen, weil diese die wichtigste Seite des ganzen Kulturlebens bilden, sodann aber auch nachzuweisen, welchen Fortgang die Bildung u. Gesittung der einzelnen Völker im Laufe der Zeit genommen hat. Dieses letztere Ziel sollte eigentlich jede geschichtliche Darstellung verfolgen; doch wird gewöhnlich noch politische G. u. Kulturgeschichte geschieden u. als erstere die Darstellung des äußeren u. inneren staatlichen Lebens, der Verfassungsveränderungen, der Kriege u. der friedlichen Beziehungen der verschiedenen Staaten, als Kulturgeschichte aber die Schilderung des geistigen u. materiellen Lebens der Völker, ihrer Sitten u. Sprachen, Künste u. Wissenschaften, ihrer Religionen u. Literaturen in den verschiedenen Zeiten betrachtet. Dem Umfange des zu behandelnden Stoffes nach unterscheidet man die Biographie od. Lebensbeschreibung einer historisch wichtigen Persönlichkeit, die Monographie, welche einen bestimmten Zeitraum od. nur eine einzelne geschichtliche Erscheinung nach ihren Ursachen, ihrem Wesen u. ihren Folgen darstellt, die Partikular- od. Spezialgeschichte, welche die historische Entwickelung eines Geschlechtes, einer Stadt, eines Landes, eines Volkes schildert, u. die Universalgeschichte, welche die Veränderungen, die in den Zuständen der gesammten Menschheit seit den ältesten Zeiten eingetreten sind, verfolgt. Letztere zerfällt den Zeitabschnitten nach in die alte, welche von der Entstehung des Menschengeschlechts bis zum Untergange des weströmischen Reiches (476 n. Chr.) reicht, in die mittlere, welche mit der Entdeckung Amerika's (1492) abschließt, in die neuere, welche bis zum Beginn der Französischen Revolution (1789) reicht, u. in die neueste, die sich bis zur Gegenwart erstreckt.

Die Aufgabe der Geschichtschreibung ist die wahrheitsgemäße, künstlerisch gestaltete Darstellung der Völker- u. Staatenentwickelung 2c. Der Historiker darf demnach keinen Parteistandpunkt einnehmen u. die G. nicht nach einem bestimmten kirchlichen, politischen od. sozialen Programm schreiben; er soll vielmehr dem Richter gleichen, welcher nach gründlicher Untersuchung u. nach gewissenhafter Abwägung der Gründe für u. gegen sein Urtheil spricht. Die wahre Geschichtschreibung kennt keine Tendenz u. verfolgt keinen Zweck, der außer ihr liegt, wenn sie nicht ihren wissenschaftlichen Charakter verlieren will. Es soll in ihr auch nicht die subjektive Ansicht des Bearbeiters zum Ausdruck kommen, sondern es sollen die Thatsachen in möglichst objektiver Weise zur Darstellung gelangen. Um dieses zu ermöglichen, bedarf es eines gründlichen Quellenstudiums. Die Quellen, welche der Historiker zur Erkenntniß der Thatsachen zu erforschen hat, sind entweder mündliche Ueberlieferungen, od. thatsächliche Einrichtungen u. Verhältnisse, od. Denkmäler, od. schriftliche Berichte. Wer z. B. die G. der Völkerwanderung zu schreiben unternimmt, wird in erster Linie alle die gleichzeitigen historischen Werke u. Urkunden, welche auf diesen ganzen Zeitabschnitt od. nur auf einzelne Thatsachen u. Persönlichkeiten Licht zu werfen geeignet erscheinen, zu sammeln haben (schriftliche Berichte); er wird dann zu untersuchen haben, ob nicht durch Inschriften, Bauwerke, Münzen, Städteanlagen u. s. w. (Denkmäler) sich diese zeitgenössischen Berichte ergänzen od. berichtigen lassen; sodann werden ihn die Sitten u. Gebräuche, rechtlichen u. gesellschaftlichen Einrichtungen der betreffenden Völker lehren, welchen Einfluß die Völkerwanderung auf das Kulturleben ausgeübt hat, wie viel z. B. germanische Elemente sich in romanischen Landen noch erhalten haben; endlich wird er aus der Sprache häufig Beziehungen der einzelnen Völker mit einander nachweisen können, von denen die Urkunden schweigen, u. aus der Volkspoesie, aus den Sagen u. Mährchen erfahren, welche Helden jener großen Zeit im Gedächtniß des Volkes am längsten fortgelebt, wie die große Masse selbst die Thaten jener aufgefaßt u. poetisch verwerthet habe. Nach der Durchforschung dieser unmittelbaren Quellen hat der Geschichtschreiber sein Studium auf die abgeleiteten zu richten, d. h. auf jene Schriftwerke, welche nicht direkt von Zeitgenossen verfaßt sind, sondern nur auf Berichte von solchen sich gründen; hierbei werden diejenigen von größtem Werthe sein, deren Entstehung der zu behandelnden Zeit am nächsten liegt. Der Sammlung des Quellenmaterials folgt die kritische Sichtung desselben, die Untersuchung der Glaubwürdigkeit der Verfasser u. dieser erst mit Vergleichung der bereits erschienenen Darstellungen desselben Gegenstandes die Geschichtschreibung, welche die einzelnen durch die Forschung festgestellten Thatsachen zu einem anschaulichen Bilde gruppirt. Die historische Darstellung einzelner hervorragender Zweige des Kulturlebens, bes. solcher, zu deren Verständniß nicht allgemein verbreitete Fachkenntnisse nöthig sind, hat sich zu besonderen Wissenschaften ausgebildet, so z. B. die Literaturgeschichte, die Sprachgeschichte, die Kunstgeschichte u. a. m. Als historische Hülfswissenschaften werden bezeichnet: die Chronologie od. Wissenschaft von der Zeiteintheilung, die Genealogie, welche die Abstammung u. Verwandtschaft geschichtlich

wichtiger Geschlechter untersucht, die Heraldik od. Wappenkunde, die Sphragistik od. Siegelkunde, die Epigraphik od. Schriftkunde, die Diplomatik od. Urkundenlehre u. die Numismatik od. Münzkunde. Wichtige Stützen der G. sind auch die Archäologie, Ethnographie u. Statistik (Alterthums-, Völker- u. Staatenkunde), die jedoch eben so wenig wie die Geographie, od. Erd- u. Länderbeschreibung, als bloße Hülfswissenschaften der G. zu betrachten sind (Näheres s. unter den betreffenden Stichwörtern). — Die einfachste Art der geschichtlichen Darstellung bilden die Annalen (s. d.), welche den historischen Stoff, abgesehen von dem inneren Zusammenhang der Thatsachen, einfach der Zeitfolge nach behandeln; einen Fortschritt bezeichnen schon die Chroniken (s. d.), welche neben der Zeit auch den Raum als Eintheilungsgrund nehmen; die pragmatische Geschichtschreibung stellt die Thatsachen nach Ursache, Wesen u. Folge u. in ihrem logischen Zusammenhange dar. Die synchronistische Methode erleichtert die Uebersicht der Universalgeschichte, indem sie das zeitlich Zusammenfallende, ohne allzu scharfe Sonderung der eigenartigen Entwicklung der Völkerindividuen, neben einander gruppirt; die ethnographische Methode dagegen nimmt die Letzteren zum Ausgangspunkte; sie behandelt die G. der einzelnen Völker getrennt u. zerfällt gewissermaßen in eine Reihe von Spezialgeschichten, die jedoch nach höheren verbindenden Gesichtspunkten in einander gefügt werden. Je nach dem Stoff u. Rahmen einer geschichtlichen Darstellung empfiehlt sich bald die Anwendung der einen, bald die der anderen der beiden letzteren Methoden, von denen jede ihre Vor- u. Nachtheile hat, u. deren kombinirter Gebrauch daher nach Möglichkeit anzustreben ist. Vgl. Wachsmuth, „Entwurf einer Theorie der G." (Halle 1820), W. v. Humboldt, „Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers" (Berl. 1822), Gervinus, „Grundzüge der Historik" (Lpz. 2. Aufl. 1868), Droysen, „Grundriß der Historik" (Lpz., 3. Aufl. 1869).

Geschirr heißt das Riemenwerk, welches nöthig ist, um ein Pferd od. sonst ein Zugthier an das von ihm fortzubewegende Fahrzeug mit Vortheil für die Kraftäußerung u. Schonung des Thieres anspannen zu können. In alten Zeiten sprach man auch von „reichgeschirrten" Pferden bei der Beschreibung der Ausrüstung von Reitpferden. Heutzutage begreift man die Pferderüstung für Reitpferde unter dem Ausdrucke „Reitzeug", diejenige für Zugpferde unter dem Ausdruck „G. od. Beschirrung". Je nachdem das Pferd seine Zugkraft durch Anlehnung der Schultern an einen den Hals umschließenden gepolsterten ledernen Ring, das Kummt, od. an ein starkes, breites, vor der Brust herumgehendes ledernes Blatt, das Brustblatt, die Siele, äußert, unterscheidet man Kummtgeschirre u. Brustblatt- od. Sielengeschirre. Die Kummtgeschirre sind für Aeußerung der Zugkraft in allen Lagen die vortheilhaftesten u. deshalb auch durchweg in der deutschen Artillerie eingeführt. Dagegen haben sie den Uebelstand, daß ohne ein sorgfältiges Anpassen das Kummt sehr leicht Verletzungen — Druckschäden — an Hals u. Brust des Pferdes veranlaßt. Das Sielengeschirr paßt immer, gestattet aber keine so starke Kraftäußerung des Pferdes. Man findet es deshalb heutzutage vorzugsweise bei Luxusgeschirren in ebenen Gegenden. Manche Armeen wenden Sielengeschirre für Vorderpferde, Kummtgeschirre für die Pferde an der Deichsel an u. erreichen dadurch den Vortheil, gedrückte Pferde durch Umspannen weiter verwenden zu können. In der deutschen Artillerie tragen einzelne Reitpferde der reitenden Batterien leichte Sielen, um im Nothfalle eingespannt werden zu können. Mit der Beschirrung hängt das Angespann zusammen, u. man unterscheidet gegenwärtig zwei Hauptmanieren, die Pferde an die Geschütze zu spannen. Die deutsche Artillerie spannt die Mittelpferde an eine sog. Vorleg- od. Vorderbrücke, auch Vorderwage genannt, welche, an der Spitze der Deichsel angehängt, zur Befestigung der Zugtaue der Mittelpferde dient, während die Zugtaue der Vorderpferde in die Zugtaue der Mittelpferde in der Nähe des Kummts dieser letzteren eingehängt werden. Die englische u. französische Artillerie hat die Vorderwage nicht, sondern hängt schon das erste Pferdepaar vor den Hinter- od. Stangenpferden in die Zugtaue dieser ein u. sodann das zweite Pferdepaar, die eigentlichen Vorderpferde, in die Zugtaue der Mittelpferde. Beide Manieren haben ihre Vor- u. Nachtheile. Das nationale russische Angespann besteht in einer Doppeldeichsel, zwischen deren beiden Bäumen ein sog. Traber geht, während rechts u. links von ihm je ein leichtes Pferd gespannt ist, so daß bei diesem russischen Dreigespann das mittlere Pferd trabt, die beiden andern galopiren. — Wie man mit G. die ganze Pferderüstung bezeichnet, so tragen auch einzelne Theile derselben diesen Namen u. man spricht von Vordergeschirr, Hintergeschirr 2c.; der Landmann versteht auch unter G. Pferde u. Wagen zusammen u. bezeichnet mit „Schiff u. Geschirr" seine ganze bewegliche, zum Betriebe der Landwirthschaft nöthige Habe.

Geschlecht (sexus). Die an das Vorhandensein eines doppelten G.s, des männlichen u. weiblichen, gebundene Zeugung mittels Eiern u. Samen (sperma) heißt die geschlechtliche (sexuelle), zum Unterschiede von der ungeschlechtlichen (vegetativen) Vermehrung durch Theilung od. Knospung. Eier und der sie befruchtende, d. h. zur Weiterentwicklung anregende Same (das Sperma) werden als Geschlechtsprodukte in besonderen Drüsen, den Geschlechtsdrüsen, gebildet, erstere in den Eierstöcken (Ovarien) od. weiblichen Drüsen, letztere in den Hoden od. männlichen Drüsen. Diese Geschlechtsdrüsen mit ihren Ausführungsgängen, d. i. einerseits den Eileitern (Ovidukten 2c.), die sehr verschieden ausgebildet, oft von Nebendrüsen begleitet, bei nicht Eier legenden, sondern lebendig gebärenden Thieren endlich in ihrem Endabschnitte in einen Eihalter (Fruchthalter, Gebärmutter, Uterus) umgewandelt sind, anderseits den Samenleitern (ebenfalls oft mit Nebendrüsen), bezeichnet man als die inneren (weiblichen od. männlichen) Geschlechtswerkzeuge (Geschlechtsorgane, Genitalien, Sexualorgane, Reproduktionsorgane). Man nennt Individuen, die nur eine der beiden Arten von Geschlechtstheilen besitzen, getrennten G.s (wie die Mehrzahl der höheren Thiere), wobei man sie als Weiber u. Männer unterscheidet, während Zwitter beiderlei Geschlechtsdrüsen zugleich besitzen u. sich entweder selbst od. einander gegenseitig befruchten (Wechselzwitter), wie z. B. die Schnecken. Erst in einem gewissen Alter werden die Thiere fortpflanzungsfähig od. geschlechtsreif. Die Zeit der Geschlechtsreife bezeichnet man als Pubertät. Die bei getrennt geschlechtlichen Thieren in den Geschlechtsorganen begründeten Verschiedenheiten der G.er werden als primäre Geschlechtscharaktere bezeichnet; man unterscheidet aber auch sekundäre, nicht in unmittelbarer Verbindung zum Zeugungsgeschäfte stehende Geschlechtscharaktere. So haben z. B. oft die Männchen gewisse Sinnesorgane, Bewegungs- od. Greiforgane, die bei den Weibchen fehlen od. doch schwächer entwickelt sind; sie sollen den Männchen zum Auffinden des anderen G.s dienen. Ferner haben die Weibchen oft gewisse Organe zur Ernährung od. zum Schutze der Jungen; hieher gehören die Milchdrüsen der Säugethiere, die Bruttasche der Beutelthiere 2c. Bei den Weibchen vieler Insekten ist die Legeröhre zur Unterbringung der Eier eigenthümlich gebildet. Anderweite dergleichen Charaktere, die mit den Geschlechtsorganen in gar keinem Zusammenhange stehen, sind: die überwiegende Größe u. Stärke u. damit zusammenhängende Kampflust der Männchen, deren Waffen (Geweih, Sporn 2c.) zur Abwehr der Nebenbuhler, deren verschiedener, dem Wohlgefallen der Weibchen geltender, zum Theil periodisch zur Brunstzeit sich entfaltender Schmuck, wie Farbenpracht („Hochzeitskleid") 2c. — denn keineswegs allgemein ist das „schöne Geschlecht" wirklich das schönere — u. deren Lockstimme. In manchen Fällen weichen die G.er in Bildungen ab, die mit einer verschiedenen Lebensweise zusammenhängen; viele Insektenweibchen z. B. sind ungeflügelt. — Auf die sekundären Geschlechtscharaktere, die als auf Abänderungen, die zur Werbung zwischen Individuen derselben Art in Beziehung stehen, u. als in deren Folge entstanden anzusehen sind, bezieht sich die „Geschlechtsauswahl" od. geschlechtliche Zuchtwahl. Nach Darwin, dem Begründer dieser Lehre, ist die Geschlechtsauswahl die Ursache der meisten Unterscheidungsmerkmale der Menschenrassen. — Mit dem Ausdrucke Geschlechtsleben umfaßt man die mit der Thätigkeit der Geschlechtswerkzeuge in Zusammenhang stehenden Erscheinungen, wie Paarung, Trächtigkeit, Eierlegen, Brutpflege. — Im Pflanzenreiche unterscheidet man ebenfalls männliche u. weibliche Geschlechtsorgane, u. gründet sich auf deren Zahlen- u. Stellungsverhältnisse Linné's Sexualsystem. Die eine Hauptgruppe der Pflanzen, die Phanerogamen od. Blütenpflanzen, haben in den meist im Stempel eingeschlossenen Eichen, aus denen sich das Samenkorn bildet, die weiblichen, in den Staubgefäßen mit dem die Eichen befruchtenden Blütenstaub (Pollen) dagegen die männlichen Organe. Entweder sind in je einer Blüte beiderlei Geschlechter vereint (Zwitterblüten), od. die Pflanze trägt theils männliche, theils weibliche Blüten u. heißt dann einhäusig (monöcisch), wie z. B. der Nußbaum, die Eiche, Buche 2c., od. aber es sind die Geschlechter auf verschiedene Pflanzen vertheilt, die dann zweihäusig (diöcisch) heißen, wie z. B. die Pappel, Weide, Brennnessel 2c. Dasselbe Verhältniß der Monöcie u. Diöcie findet sich auch bei vielen niederen Thieren, die als Kolonien od. Stöcke verbunden sind (Polypen). Bei der anderen Halbschied des Pflanzenreichs, den Sporenpflanzen od. Kryptogamen, finden sich in männlichen Organen (Antheridien), den Staubfäden analogen Gebilden, den thierischen Samenfäden ähnliche Befruchtungsfäden, durch welche die Eichen befruchtet werden. — Der Ausdruck G. wird in naturhistorischem Sinne bisweilen für Gattung (genus) gebraucht u. dann das Wort Gattung dafür auf die Art (species) übertragen. Im menschlichen Gesellschaftsleben endlich heißt G. so viel wie Familie im weiteren Sinne.

Geschmack, Geschmackssinn, umfaßt die ihrem Wesen nach nicht erklärbaren, ihren Qualitäten nach untereinander unvergleichbaren, durch Einwirkung chemisch verschiedener Flüssigkeiten od. in Speichel aufgelöster Substanzen auf die Geschmacksnerven hervorgerufenen Empfindungen. Organ dieses Sinnes ist, zunächst beim Menschen, die Zunge, wesentlicher Geschmacksnerv der Zungenast des Zungenschlundkopfnervs (Glossopharyngeus) u. ein Ast des Dreigetheilten Nervs (Trigeminus); erstrer verbreitet

sich an der Zungenwurzel, letzterer an der vorderen Zungenpartie; ihre Endorgane liegen in den Zungenwärzchen u. sind eigenthümliche, flaschenförmige Gebilde, die sog. Geschmacksknospen Lovén's od. Schmeckbecher Schwalbe's. Die durch die als Erregungsmittel des Geschmacksorgans dienenden gelösten Substanzen erzeugten Geschmäcke unterscheidet man als süß, salzig, laugenhaft (alkalisch), sauer, bitter, u. es ist zu vermuthen, daß jeder dieser Kategorien besondere Endorgane dienen, indem wenigstens die Zungenspitze bes. für das Süße, der Zungenrand für das Saure, die Zungenwurzel für das Bittre empfänglich ist. Je konzentrirter die Lösung, desto stärker ist der G., der aber durch längere Einwirkung desselben Reizes abgestumpft, wie er auch durch vorausgehende Kontraste angeregt wird. Bis zu welcher Feinheit der Geschmack gesteigert sein kann, beweisen z. B. Feinschmecker, die am Truthahn neunerlei Fleisch schmecken, bes. aber die Weinschmecker; ja die chinesischen Theekoster sollen hundert Theesorten auf ihre Güte zu unterscheiden im Stande sein. Thiere mit harter Zunge, wie (die meisten) Vögel u. Reptilien, können nur einen schwach entwickelten G. haben, am wenigsten kann die oft mit Zähnen besetzte Zunge der Fische als Geschmacksorgan gelten, bei denen auch der Geschmacksnerv meist nur unansehnlich entwickelt ist u. einen Zweig zum Gaumen schickt, der hier das Geschmacksorgan vorzustellen scheint. Aus dem Besitz von Speichelorganen, dem wählerischen Aufsuchen ganz bestimmter u. dem hartnäckigem Verschmähen anderer dem Anscheine nach eben so guter Nahrung schließt man auch bei niederen Thieren, wie bei den Insekten, auf Geschmacksempfindungen. — Uebertragen wird G. auch auf das Schönheitsgefühl: man spricht von gutem, von verdorbenem G., von geschmackvoller Kleidung 2c. u. bezeichnet das Fehlen des Schönheitsgefühls als Geschmacklosigkeit.

Geschmeiß heißen die Eier der Schmeißfliege, s. „Fliegen". — Geschmeißfliege (musca), Fliegengattung, deren Arten die Stuben-, Schmeiß- u. Fleischfliege.

Geschoß ist jeder Gegenstand, welcher durch irgend eine Kraft geschleudert wird, um einen anderen Gegenstand, das Ziel, zu treffen. Die G.e der ältesten Zeiten waren Steine, welche durch die Kraft des Armes entweder lediglich aus der Hand od. mittels einer sog. Schleuder — d. i. ein Stück Fell od. Leder mit dünnen Riemen od. Schnüren — geworfen wurden. In die Schleuder legte man den Stein, faßte die Riemen in die Hand, schwang den Stein heftig u. warf ihn dann dadurch auf das Ziel, daß man eine der Schnüre plötzlich losließ, wodurch der Stein die gewünschte Richtung erhielt. In manchen Gegenden Deutschlands treiben die Knaben das Schleudern noch heutzutage u. manche erlangen darin eine Geschicklichkeit, daß sie weiland David, der mit der Schleuder den Riesen Goliath niederwarf, wenig nachstehen dürften. Schleuderer finden wir in den röm. Heeren. Nam. sollen die Bewohner der Balearischen Inseln geschickte Schleuderer gewesen sein. An Stelle der Steine traten später auch bes. — eichelförmig — gestaltete Bleistücke (glandes). Von den Vandalen erzählt man, daß sie eigens geformte Keulen von hartem Holze in der Art zu schleudern verstanden, daß dieselben nach Treffen des Zieles in die Hand des Werfenden zurückflogen. Es muß dieses G. dasselbe gewesen sein, wie der Pamereng od. Bumerang, den einige Inselvölker der Südsee zur Jagd auf Geflügel gebrauchen. Die Biegung der Keule ist nämlich so, daß dieselbe, von geschickter Hand geworfen, eine Rotation um ihren Schwerpunkt annimmt, welche sie in einem Bogen zu ihrem Ausgangspunkte, dem Schützen, zurückführt. Pfeile, welche mittels des Bogens, später der Armbrust durch die Kraft einer gespannten Sehne, Wurfspieße, welche mit dem Arm fortgeschleudert wurden, vertraten in den Kriegen des klassischen Alterthums u. während des größten Theiles des Mittelalters unsere heutigen sog. kleinen Feuerwaffen. Das Schleudern von Messern verstehen jetzt noch die Italiener sehr gut. Als G.e schwererer Gattung dienten große Steine u. schwere Pfeile, welche mittels der Ballisten u. Katapulten geworfen u. abgeschossen wurden. Die G.e der ersten Pulvergeschütze bestanden in Steinen, Steinkugeln u. erst später ging man zu Kugeln aus Gußeisen über. Den Durchmesser der Kugel nannte man das Kaliber derselben; die alte Artillerie hatte sog. Kalibermaßstäbe, d. h. sie bezog alle Abmessungen des Geschützes, das Gewicht der Ladung 2c. auf das Kaliber u. auf das Gewicht des G.s. Man sagt z. B., das Rohr ist so u. so viel Kaliber lang, die Ladung beträgt den so u. so vielten Theil des Geschoßgewichtes. Es lag in dieser Bezeichnung die richtige Erkenntniß des Grundsatzes, daß das G. die Hauptsache ist, weil es die Arbeit am Ziele zu leisten hat, auf welche es allein ankommt, u. daß seiner Konstruktion nach Gestalt, Abmessung, Material u. Gewicht die Konstruktion des Geschützrohres 2c. unterthan sein muß. Diese Erkenntniß führte in unseren Tagen auf die Einführung der Langgeschosse an Stelle der Kugeln, weil erstere es sind, welche vermöge ihres großen Gewichtes im Verhältnisse zu ihrem Querschnitte den Luftwiderstand am besten überwinden, u. daher an ihrer Geschwindigkeit weniger einbüßen, somit auf größere Entfernungen mit besserer Wirkung geschossen werden. Zu ihrer Bewegung waren gezogene Rohre nöthig, welche der Längenachse des G.s Stabilität durch Rotation verleihen, somit ein Ueberschlagen um die Querachse des G.s verhüten. Das Nähere darüber s. „Feuerwaffen". — Man hat den G.en schon bald nach Erfindung des Schießpulvers verschiedene Einrichtungen gegeben, welche entweder ihre Wirkung am Ziele erhöhen od. eine ganz spezielle Wirkung hervorbringen sollten. Zu der ersteren Gattung gehören die Hohlkugeln, in welchen vermittels eines gleich beim Abfeuern entzündeten u. während der Flugzeit fortbrennenden Zünders das eingefüllte Pulver, die Sprengladung, entzündet u. das Geschoß am Ziele zum Springen u. Umherschleudern seiner Stücke gebracht wird. Solche G.e sind unter dem Namen Granaten u. Bomben, so lange die Artillerie besteht, neben den Vollkugeln verwendet worden. Die Langgeschosse, welche heutzutage verwendet werden, sind in der Feldartillerie ausschließlich Hohlgeschosse, in der Belagerungsartillerie großentheils. Die Entzündung ihrer Sprengladung wird durch eine in ihrer Spitze befindliche Zündvorrichtung bewirkt, welche durch den Stich einer Nadel in eine Pille aus muriatischem Satze (chlorsaures Kali u. Schwefelantimon) Feuer erzeugt. Die Granaten wirken auf diese Weise zunächst durch ihren Aufschlag als Vollgeschosse u. sodann durch die Wucht ihrer Sprengstücke, endlich auch noch durch die zündende Flamme ihrer Sprengladung. Eine zweite Geschoßgattung der heutigen Artillerie hat außer der Sprengladung noch eine Anzahl Bleikugeln als Füllung. Diese G.e heißen entweder nach ihrem Erfinder, einem engl. General, Shrapnels od., nach ihrer die Wirkung der Granate mit derjenigen der Kartätsche verbindenden Konstruktion, Granatkartätschen. Sie werden am Ende ihrer Flugbahn durch den bereits im Geschützrohre in Brand gesetzten Zünder zum Sprengen gebracht u. schleudern Bleikugeln u. Sprengstücke in einer Garbe von oben gegen den Feind, sind also ein sehr wirksames G. gegen breite, tiefe u. vorn gedeckte Ziele. In früheren Zeiten führte man auch Brandgeschosse, entweder kugelartige, aus brennbaren Stoffen (meist Mehlpulver, Schwefel, Pech 2c.) zusammengeknetete Ballen od. mehrfach durchlöcherte, mit einem derartigen Satze gestopfte eiserne Hohlkugeln. Sie wurden entweder aus Mörsern geschossen od. bei Ausfällen an die Schanzbekleidungen, Laffetenwände des Feindes angehängt. Die alten Konstabler hatten bei den Mischungen dieser Sätze aus Aberglauben aller Art noch manchen geheimen Bestandtheil, ohne den das G. natürlich keine Wirkung äußern konnte. Leuchtkugeln, auf analoge Art bereitet, waren bis in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts noch in Gebrauch, zur Erleuchtung des Vorterrains bei belagerten Festungen, od. der Angriffsfront solcher Festungen, auch der Küstenstrecken, an denen man landen wollte. Als Brandgeschosse dienen in der heutigen Artillerie meist lediglich die Granaten, durch die Intensivität der Flamme ihrer Sprengladung. Die Erleuchtung wird in sehr wirksamer Weise durch elektrisches Licht u. andere Mittel der hier einschlagenden Wissenschaften ausgeführt. — Das einzige G., welches aus der alten glatten Artillerie unverändert in die neue gezogene Artillerie übergegangen ist, ist die Büchsenkartätsche, d. h. eine cylindrische Blechbüchse, welche eine Anzahl kleiner, 3—6löthiger Kugeln — Kartätschkugeln — enthält. Diese Blechbüchse wird durch den Stoß der Pulverladung im Geschützrohr u. die dadurch bewirkte verschiedenartige Bewegung der in ihr aufeinander geschichteten kleinen Kugeln zerrissen, so daß die genannten Kugeln in einer Garbe aus dem Rohre fahren u. das ganze Terrain vor dem Geschütze auf 3—500 Schritte Entfernung bestreichen. Gegenüber den heutigen Infanteriefeuerwaffen, welche auf weit größere Entfernungen mit Sicherheit und Schnelligkeit schießen, hat die Büchsenkartätsche als Angriffsmittel ihren Werth vollständig eingebüßt. (Abb. s. „Artillerie" u. s. w.)

Geschütz heißt jede Vorrichtung zum Forttreiben eines Geschosses, heutzutage benennt man die Kanonen- u. Mörsergattungen aller Art mit diesem Namen u. unterscheidet leichte u. schwere Geschütze, d. i. Feld-, Belagerungs- u. Festungsgeschütze. Unter den Feldgeschützen hat man wiederum leichte u. schwere, ebenso unter den Belagerungs- u. Festungsgeschützen. Wenn in Feldzugsbeschreibungen bei Aufführung der Armeestärke G.e ohne nähere Beschreibung angeführt werden, so sind darunter Feldgeschütze verstanden. In der Kommandosprache dient „G." als Anruf für diejenige Kanone 2c., welche am Feuern ist od. eine Bewegung ausführen soll, z. B.: „Erstes Geschütz — Feuer!" od. „Geschütz — Marsch!" 2c. Näheres s. „Feuerwaffen".

Geschwader ist eine Abtheilung von mehreren Kriegsschiffen. Mehrere G. bilden eine Flotte. Die Flotte wird von einem Admiral od. Vizeadmiral, ein G. von einem Contreadmiral geführt. In der Zeit unmittelbar nach Einführung der Feuerwaffen bis nach dem Dreißigjährigen Kriege verstand man unter G. eine Abtheilung von 200—250 Reitern. Das Wort ging dann in den Ausdruck Schwadron od. Escadron über. Heutzutage zerfallen die Reiterregimenter aller Staaten in Schwadronen od. Escadrons von einer Stärke bis zu 150 Reitern u. mehr. Einzelne Regimenter, wie z. B. das Regiment der Garde du Corps im Königl. Preuß. Gardecorps, theilt die Escadrons in je 2 Compagnien. Wenn jetzt das

Wort G. in Beschreibungen von Schlachten angewendet wird, so sind darunter Reitermassen zu verstehen; ein bestimmter taktischer Begriff ist damit nicht zu verbinden.

Geschwindigkeit bezeichnet in der Mechanik den Weg, welchen ein sich gleichförmig bewegender Gegenstand in der Zeiteinheit zurücklegt. Gewöhnlich benutzt man als Zeiteinheit die Sekunde u. giebt dann als G. eines bewegten Körpers die Anzahl Meter od. Meilen an, welche er in der Sekunde zurücklegt. Als Beispiele von verschiedenen G.en mögen folgende dienen: ein Fußgänger hat eine G. von 1,6 m., ein Pferd im Schritt 0,9—1,1 m., ein Pferd im Trab 2—2,2 m., ein Pferd im Galopp 4—5 m., ein Postwagen 3 m., ein gewöhnlicher Eisenbahnzug 7—8 m., ein Schnellzug 14 m., ein Adler 27 m., der Schall 333 m., ein Punkt am Aequator 430 m., eine Büchsenkugel 450 m., der Mond auf seiner Bahn um die Erde 1/7—1/6 Meile, die Erde auf ihrer Bahn um die Sonne 4 Meilen, das Licht 42,000 Meilen, die Elektrizität bis 62,000 Meilen. Ist die Bewegung, wie z. B. bei einem emporgeworfenen od. herabfallenden Steine, eine verzögerte od. beschleunigte, so ist die Geschwindigkeit, man mag die Zeiteinheit so klein wählen wie man will, in jeder Zeiteinheit eine andere, ab- od. zunehmende. Man bezeichnet dann als Geschwindigkeit für einen bestimmten Moment denjenigen Weg, welchen der Körper in der von dem fraglichen Moment an gerechneten nächsten Sekunde zurücklegen würde, wenn die Bewegung innerhalb dieser Sekunde eine gleichförmige bliebe.

Geschworenengerichte. Bereits die Alten (Griechen u. Römer) huldigten dem Gedanken, bei der Rechtshandhabung, insbes. bei wichtigeren Verbrechensfällen, die Entscheidung nicht ausschließlich in die Hände juristisch gebildeter Richter zu legen, sondern dieselbe entweder ausschließlich den aus dem Laienstande gewählten Richtern anzuvertrauen od. letztere wenigstens bei der Entscheidung zuzuziehen. Bis in die neueste Zeit jedoch sind die Meinungen über die Zulässigkeit u. die Art der Verwendung des Laienelementes bei der Urtheilsfällung getheilt, u. nam. weichen die Ansichten Derer, die für die Zuziehung nichtstudirter Richter sich entscheiden, darüber ab, ob diese Maßregel nur bei Straf- od. auch bei Civil- u. anderen Sachen sich empfehle u. ob in Strafsachen das Institut der Geschworenen- od. das der Schöffengerichte den Vorzug verdiene. Bei den ersteren entscheiden über die Thatfrage, d. h. darüber, ob der Verbrecher einzelne ihm zur Last gelegte Handlungen verübt u. wie er sie verübt habe (das sog. Schuldig od. Nichtschuldig), die Geschworenen allein, über das anzuwendende Strafgesetz u. die Höhe der zu erkennenden Strafe nach ertheiltem Wahrspruche (Verdikt) der Geschworenen der Gerichtshof. Bei den Schöffengerichten hingegen genießen die juristisch gebildeten u. die dem Laienstande angehörigen Richter in der Hauptsache die gleichen Rechte; nur die technischen Rechtsfragen sind von den ersteren ausschließlich zu entscheiden. Die letzteren Gerichte haben in der Neuzeit (nam. in der Wissenschaft) Anklang gefunden; für das Institut der G. sprechen vielfache politische Gründe, obgleich gerade in Zeiten politischer Leidenschaft u. religiöser Intoleranz die G. die unparteiliche Rechtshandhabung bes. gefährden können. Die G. sind übrigens keineswegs reine Volksgerichte; vielmehr pflegt die Prozedur vor den G.n eine bes. förmliche u. feierliche zu sein, bei welcher ein Verstoß gegen die Formenvorschriften seitens des Präsidenten des Schwurgerichtshofes od. der Geschworenen sehr häufig Nichtigkeit des ganzen Verfahrens zur Folge hat. Die Vorzüge der G. bestehen hauptsächlich in der gründlichen Prüfung u. Erörterung aller zu Gunsten od. Ungunsten des Angeschuldigten sprechenden Thatsachen. Die Menge des regelmäßig den Geschworenen vorgeführten Materials erfordert einen höheren Bildungsgrad, u. die Geschworenen werden daher zumeist aus den höheren gesellschaftlichen Ständen ausgewählt. In der Regel ist das Wahlverfahren folgendes: Alle selbständigen Einwohner eines Bezirks werden in einer Liste (Urliste) zusammengestellt; aus ihnen wählt eine Kommission für einen bestimmten Zeitraum die geeignet erscheinenden Persönlichkeiten aus (Jahresliste); die Namen dieser Personen werden in eine Urne gethan u. daraus eine gesetzlich bestimmte Anzahl von Geschworenen u. Hülfsgeschworenen ausgelost (Spruchliste), die nunmehr zu der betreffenden Sitzungsperiode einberufen werden. Zu jeder Verhandlung müssen bei Beginn die solchergestalt Ausgelosten vollzählig erscheinen; ihre Namen werden abermals in eine Urne gethan, nunmehr die Zettel gezogen u. sofort die betreffenden Namen gelesen, wobei es dem öffentlichen Ankläger wie dem Angeschuldigten freisteht, so viel Personen abzulehnen, daß die absolut erforderliche Zahl von Geschworenen in der Regel noch übrig bleibt. Sobald diese Namen ohne Widerspruch Seitens des Anklägers od. Angeschuldigten (dieser erfolgt meist durch die kurze Bemerkung „abgelehnt" u. ohne Angabe der Gründe) verlesen sind, ist die Geschworenenbank gebildet, die nunmehr bei Vermeidung der Nichtigkeit in derselben Zusammensetzung über den gerade vorliegenden Fall zu entscheiden hat. Um eine Ergänzung für den Fall der Erkrankung od. des Todes eines od. mehrerer Geschworenen vornehmen zu können, werden regelmäßig ein od. mehrere Ergänzungsgeschworene mitausgelost, die zwar der ganzen Verhandlung beiwohnen müssen, jedoch nur bei Behinderung eines Geschworenen an der Berathung u. Beschlußfassung Theil nehmen dürfen. Die Geschworenen wählen einen Obmann, der ihre Berathungen leitet, die Stimmen sammelt u. das Ergebniß der Abstimmung (Wahrspruch, Verdikt) in feierlicher Weise verkündet. Die Geschworenen entscheiden auf Grund eigener Wahrnehmung, nach völlig freiem Ermessen u. ohne Angabe von Gründen. Meist legt ihnen der Schwurgerichtshof eine Anzahl vom öffentlichen Ankläger u. Vertheidiger des Angeschuldigten genehmigter Fragen vor; zu einer Schuldigerklärung wird in England Einstimmigkeit, in Frankreich u. Deutschland meist Zustimmung von 8 Geschworenen erfordert. Bis die Geschworenen zu einem Beschlusse derart gelangt sind, od. die zur Verneinung der Schuldfrage erforderliche Stimmenzahl sich ergeben hat, dürfen die Geschworenen das Berathungszimmer nicht verlassen u. mit fremden Personen nicht verkehren.

Geschwür nennt man eine umschriebene Entzündung, welche Neigung zum Zerfalle hat. Im Allgemeinen haben Entzündungsprozesse, die in ihren Einzelheiten noch nicht völlig aufgeschlossen sind, die Neigung zu Heilung; ist jedoch durch irgend einen krankhaften Einfluß diese Neigung verloren gegangen, so tritt ein der gewöhnlichen Wundheilung nicht identischer Prozeß auf. Die wunden Flächen sondern viel ab, die neugebildeten Zellen jedoch bewirken keinen Ersatz des verloren Gegangenen; die Wunde, statt sich zu verkleinern, wird größer u. tiefer, die gesunden Theile werden in den Zerfallprozeß mit hineingezogen, so daß die Ränder u. der Grund stark entzündet u. in stetiger Zersetzung begriffen sind. Die Ursache der G.e kann eine mannichfaltige sein. Schon ein fortdauernder äußerer Reiz kann die Ursache eines langjährigen G.s werden. Beispiele hierzu bieten die so oft vorkommenden Fußgeschwüre, welche zuweilen viele Jahre lang stationär bleiben, z. B. durch den Druck der Fußbekleidung u. infolge von Mangel an Ruhe. Wenn demnach ungünstige Umstände eine an u. für sich gutartige Entzündung zum Schwären bringen können, so haben andererseits manche Entzündungen von vornherein den Charakter des G.s. Hierher gehören alle primären syphilitischen Entzündungen, der Karbunkel, ferner alle vergifteten Wunden, z. B. vom Biß toller Hunde u. dgl. — Die Lehre von G.en war ebenso wie die Lehre von Entzündungen ein Hauptkapitel der älteren Pathologie. Heutzutage, wo man auch das G. auf wenige Grundformen zurückführen kann, wissen die meisten Aerzte kaum die Namen der vielen Geschwürformen der älteren Pathologie. Man unterscheidet indessen die G.e nach ihrem Sitze u. spricht von Hautgeschwüren, von Knochengeschwüren, G.en der Hornhaut, Schleimhautgeschwüren 2c., ferner nach ihrem Ursprunge als syphilitische G.e (skrophulöse und tuberkulose G.e 2c.), nach ihrer Gestalt 2c. — Die Heilung eines G.s richtet sich nach der Entstehungsursache. Wo eine Krankheit dem G.e zu Grunde liegt, muß vor Allem diese bekämpft werden, dann aber muß jedes G. auch lokal behandelt werden. Vor allen Dingen wird man versuchen, die Neigung zum Zerfalle zu bekämpfen, indem man durch Aetzen, Ausglühen, Ausschneiden 2c. od. durch einen neuen kräftigen Reiz die alte Wunde in eine neue verwandelt u. diese dann nach ihrer Art behandelt. Als neueste Methode zur Heilung alter G.e hat sich das Verfahren von Ueberpflanzungen der Haut bewährt. Es werden kleine Stückchen gesunder Haut auf die wunde Fläche gebracht, woselbst sie anheilen u. einen neuen Hautüberzug erzeugen. Die Hauptbedingungen bei der Heilung jedes G.es sind: Ruhe, äußerste Reinlichkeit u. nam. Entfernung aller schädlich wirkenden Stoffe aus der eiternden Wunde.

Gesellschaft nennt man im Allgemeinen eine Gesammtheit von Menschen. Spricht man ausdrücklich von der menschlichen **G.**, so meint man darunter die Gesammtheit aller civilisirten Völker blos in Bezug auf ihre allgemeinen Verhältnisse u. Verbindungen der verschiedensten Art. Die bürgerliche **G.** umfaßt im weiteren Sinne eine Gesammtheit von Menschen, welche eine Nation od. ein Volk ausmacht, im engeren Sinne die erwerbenden Klassen eines Volkes u. zwar insbes. die Mittelklassen, den „dritten Stand", im Gegensatze sowol zu der grundbesitzenden Aristokratie als auch zu der besitzlosen, um Lohn arbeitenden Masse des Volkes; in letzterem Sinne gebraucht man auch den Ausdruck industrielle G. Die Gliederungen der menschlichen u. der bürgerlichen G. im weiteren Sinne, wie überhaupt alle gesellschaftl. od. sozialen Einrichtungen, sind Produkte von Ideen, welche im Wesen des Menschen begründet sind, d. h. in seinen materiellen Bedürfnissen u. in seinen geistigen Bestrebungen ihren Ursprung haben. Unter diesen Ideen sind es die des Rechtes u. der Freiheit, von denen die gesellschaftlichen Beziehungen hauptsächlich bestimmt werden. Eine einseitige Entwickelung der Rechtsidee führt zur vollständigen Unterordnung jeder individuellen Willensäußerung unter einen einzigen Willen (Absolutismus); folgt die Idee der Freiheit ausschließlich der ihr eigenen logischen Bewegung, so endet diese mit der Aufhebung jedes Rechtes, also auch desjenigen, welches das individuelle Eigenthum begründet, d. h. mit der Gütergemeinschaft (Kommunismus). Beide Endergebnisse widerstreiten der Natur des Menschen.

Im Interesse des sozialen Friedens liegt daher eine möglichst gleichmäßige Entwickelung der Ideen des Rechts u. der Freiheit; nur in ihrem Gleichgewicht, in einer zweckmäßigen Versöhnung ihrer entgegengesetzten Strömungen, in ihrer Harmonie, liegt das Heil der menschlichen u. bürgerlichen G. Diese Harmonie herzustellen u. zu erhalten ist Aufgabe des modernen Staates, zu dem die G. nicht in einem Gegensatze stehen soll, wie dies der Fall ist, wenn das Volk entweder durch eine einzige Persönlichkeit od. durch eine G.s-Klasse beherrscht wird. Auf Letzteres laufen die verschiedenen Systeme des Sozialismus hinaus. Von einer besonderen **G.s-Wissenschaft** im Gegensatze zur Staatswissenschaft sollte man nur sprechen, sobald sich jene blos mit der Ergründung u. Auseinanderlegung des Wesens der bürgerlichen G. im weiteren Sinne u. ihrer verschiedenen Kreise, ihrer Entstehung u. Entwickelung im Laufe der Zeit, mit der Darstellung ihrer verschiedenen Beziehungen zu einander u. zur Geschichte des Volkes, wie mit Forschungen hinsichtlich der einzelnen Seiten u. Aeußerungen des Volkslebens, beschäftigt (Naturgeschichte des Volkes, Völkerpsychologie). Im Uebrigen aber sind die G.s-Wissenschaften zugleich Staatswissenschaften u. umgekehrt. Insbesondere läßt sich die Volkswirthschaftslehre, die man vorzugsweise als die G.s-Lehre bezeichnet, nur dann fruchtbar behandeln, wenn man das volkswirthschaftliche Leben zugleich als das staatliche Leben faßt, die wirthschaftlichen Fragen im Zusammenhange mit den sich daran knüpfenden polit. Fragen erörtert, ebenso wie umgekehrt eine richtige Politik stets die ökonomische Grundlage des Volkes zu berücksichtigen hat. Daher kann man die Nationalökonomie auch Sozialpolitik od. politische Oekonomie nennen; sie ist eine Staats- u. G.s-Wissenschaft. Vgl. Stein, „Der Begriff der G. u. die soziale Geschichte der Franz. Revolution" (Lpz. 1850), ders., „System der Staatswissenschaft" (Bd. 2: „Die G.s-Lehre"), Riehl, „Die Naturgeschichte des Volkes" (2. Bd., „Die bürgerliche G.", Stuttg. 1851), Rob. Mohl, „Geschichte u. Literatur der Staatswissenschaften" (3 Bde., Erl. 1855), v. Treitschke, „Die G.s-Wissenschaft, ein kritischer Versuch" (Lpz. 1859), u. v. Glinka, „Die menschliche G. in ihren Beziehungen zu Freiheit u. Recht" (3. Aufl., deutsch von Semmig, Lpz. 1874).

Im engeren, bez. juristischen Sinne versteht man unter G. eine Vereinigung mehrerer Personen zu gemeinschaftlicher Verfolgung geschäftlicher Interessen, nam. zu dem Zwecke, um Gewinn u. Verlust, der durch Zufall od. gemeinschaftlichen Geschäftsbetrieb eintreten kann, unter die einzelnen Betheiligten zu vertheilen. An sich begründet dieses Vertragsverhältniß nur Rechte u. Pflichten der Gesellschafter unter einander, über die zunächst der Gesellschaftsvertrag und nur in Ermangelung eines solchen die gesetzlichen Bestimmungen entscheiden. Im Zweifel werden Gewinn u. Verlust von den Gesellschaftern zu gleichen Theilen getragen. In dieser Beziehung gelten jedoch vielfach abweichende Grundsätze betreffs der Handelsgesellschaften. Die von den Gesellschaftern bei Abschluß des Vertrages beabsichtigte Vermögensgemeinschaft kann eine mehr od. minder umfassende sein; sie kann nam. auch das ganze gegenwärtige od. zukünftige Vermögen zum Gegenstande haben. — Eine geschlossene G. nennt man diejenige G., bei der die Theilnahme an derselben u. der Genuß der G.s-Rechte nur auf eine bestimmte Zahl von Mitgliedern beschränkt ist u. nam. die Aufnahme neuer Mitglieder von der Zustimmung der Mehrheit od. Aller abhängt. — Der Zweck, zu dessen Erreichung eine G. sich bildet, kann natürlich sehr verschieden sein: ein erlaubter od. ein unerlaubter (wie bei Spieler-, Diebs- u. ähnlichen G.en); ein offener bez. öffentlicher od. ein geheim gehaltener (s. d. Art. „Geheime G.en"); ein nur auf gesellige Erheiterung u. Unterhaltung od. auf gemeinschaftliche Produktionen gerichteter; ein kaufmännischer od. industrieller (wie bei den Handels- u. Aktien-G.en) od. ein rein idealer (wie bei den Religions-G.en); endlich ein künstlerischer od. wissenschaftlicher Zweck (wie bei den verschiedenen Kunstvereinen u. Gelehrten-G.en). Was insbes. die Gelehrten-G.en anbetrifft, so sind dies auf Statuten beruhende Vereine von Gelehrten od. überhaupt wissenschaftlich gebildeten Männern, deren Zusammentritt entweder durch den Staat herbeigeführt wurde — in diesem Falle heißen sie vorzugsweise „Akademien" (s. d.) — od. durch die freie Selbstbestimmung Einzelner erfolgte. In letzterem Falle handelt es sich gewöhnlich nur um die Vervollkommnung eines speziellen Wissenschaftszweiges; es giebt historische, archäologische, geographische, statistische, ethnographische, literarische, sprachforschende, naturforschende, astronomische, mathematische, entomologische, medizinische, botanische, zoologische, ornithologische, mineralogische, physikalische, polytechnische, landwirthschaftliche, pomologische G.en u. s. w. Die meisten Gelehrten-G.en sind auf ein bestimmtes Land od. blos auf eine bestimmte Stadt beschränkt u. können in periodisch wiederkehrenden wöchentlichen od. monatlichen Versammlungen die Ergebnisse ihrer Forschungen austauschen; G.en, die nicht auf ein bestimmtes Land od. eine Stadt konzentrirt sind, stellen diesen Austausch wol auch durch Jahresversammlungen, in der Hauptsache aber durch Zeitschriften her. Periodisch erscheinende G.s-Schriften zu veröffentlichen ist überhaupt bei der großen Mehrzahl der Gelehrten-G.en Gebrauch; dieselben enthalten entweder umfänglichere Arbeiten, Abhandlungen, Denkschriften od. kleinere Aufsätze, Notizen, Berichte über die in den Versammlungen gehaltenen Vorlesungen, über die Verwaltungsangelegenheiten 2c. Außerdem suchen die meisten G.en dieser Art, theils durch Bibliotheken, Sammlungen, Museen u. a., theils durch Unterstützung an Geldmitteln, die Ausführung größerer Unternehmungen ihren Mitgliedern zu ermöglichen u. zu erleichtern. Die Gelehrten-G.en, deren erste gegen Ende des Mittelalters von Privatpersonen in Italien gestiftet wurden u. die sich nam. seit Anfang des 19. Jahrh. über die ganze gebildete Welt verbreitet haben, sind heute zu zahlreich, als daß hier selbst nur alle bedeutenderen aufgeführt werden könnten. Wir beschränken uns daher auf eine Liste der hervorragendsten G.en in Deutschland u. Oesterreich.

Die wichtigsten gelehrten Gesellschaften Deutschlands u. Oesterreichs
unter besonderer Berücksichtigung derjenigen, die ein literarisches Organ besitzen.

Ort und Name der Gesellschaft.	Grundungsjahr.
Altenburg. Geschichts- u. Alterthumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.	1838
Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.	1817
Augsburg. Histor. Verein für Schwaben u. Neuburg.	1835
Baden. Alterthumsverein für das Großherzogthum Baden.	1843
Bamberg. Historischer Verein für Oberfranken.	1827
Berlin. K. preuß. Akademie der Wissenschaften (zerfällt in eine philos.-hist. u. in eine physik.-mathemat. Klasse u. besteht aus 260 Mitgl.; erster Präsident war Leibniz, Stifter Friedrich I.).	1700
Akklimatisations-Verein.	1862
Archäologische Gesellschaft.	1843
Deutsche Geologische Gesellschaft (H. E. Beyrich).	1848
Deutsche Juristische Gesellschaft.	1859
Entomologischer Verein.	1856
Gesellsch. für Erdkunde (mit der Karl Ritter-Stiftung).	1828
Hufeland'sche Gesellschaft (mediz.).	1810
Numismatische Gesellschaft.	1843
Physikalische Gesellschaft.	1845
Schullehrer-Verein.	1846
Verein zur Beförderung des Gartenbaues in Preußen.	1822
Verein für die Gesch. der Mark Brandenburg.	1838
Bonn. Naturhistorischer Verein der preuß. Rheinlande u. Westfalens.	1843
Braunsberg. Historischer Verein für Ermeland.	1856
Breslau. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.	1808
Brünn. K. K. Mähr.-schles. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues u. der Naturwissensch.	1770 (reorg. 1806 u. 1849)
Celle. K. Landwirthschaftliche Gesellschaft.	1764
Danzig. Landwirthschaftl. Centralgesellschaft.	1863
Naturforschende Gesellschaft.	1742, bez. 1570
Darmstadt. Historischer Verein für das Großherzogthum Hessen.	1834
Mittelrheinischer Geologischer Verein.	1853
Verein für Erdkunde u. verwandte Wissensch.	1845
Dürkheim. Pollichia, Naturwissenschaftl. Verein der bayer. Pfalz.	1843
Dresden. Kais. Leopoldino-Carolinische Deutsche Akademie der Naturforscher (hat 548 Mitgl.).	1652 (bestätigt u. privil. durch Kaiser Leopold I. 1677)
Flora, Gesellschaft für Botanik u. Gartenbau.	1828
Gesellschaft für Natur- u. Heilkunde.	1818
Isis, Gesellschaft für Naturkunde.	1834
Oekonomische Gesellschaft im Königr. Sachsen (bis 1815 „Oekonom. Sozietät"). Leipzig	1763
Sächsischer Alterthums-Verein.	1825
K. Stenographisches Institut.	1839
Verein für Erdkunde.	1863
Elberfeld. Bergischer Geschichtsverein.	1863
Emden. Naturforschende Gesellschaft.	1813
Ems. Deutsche Gesellschaft für Hydrologie.	1850
Erfurt. K. Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften (Johann Friedrich Karl, Kurfürst u. Erzbischof von Mainz).	1758
Frankfurt a. M. Freies deutsches Hochstift.	
Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft.	1817
Verein für Geographie u. Statistik (seit 16. April 1870 mit der Rüppell-Stiftung).	1836
Frankfurt a. O. Historisch-statistischer Verein.	1861
Frauendorf. Prakt. Gartenbau-Gesellschaft.	1826

Ort und Name der Gesellschaft.	Gründungsjahr.
Görlitz. Naturforschende Gesellschaft.	1823
Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften.	1779
Göttingen. K. Gesellschaft der Wissenschaften (Albrecht v. Haller).	1751
Graz. Historische Gesellschaft von Steiermark.	1843
Geognostisch-montanist. Verein (Erzherz. Johann).	1843
K. K. Landwirthschaftl. Gesellschaft von Steiermark (Erzherzog Johann).	1818
Halle. Deutsche Dante-Gesellschaft.	1865
Deutsche Morgenländische Gesellschaft (hat auch in Leipzig ihren Sitz).	1845
Naturforschende Gesellschaft.	1779
Hamburg. Naturwissenschaftlicher Verein.	1837
Verein für Hamburgische Geschichte.	1839
Hanau. Wetterauische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde.	1808
Hannover. Historischer Verein für Niedersachsen.	1825
Heidelberg. Historisch-philosophischer Verein.	1863
Naturhistorisch medizinischer Verein.	1856
Hermannstadt. Gesellschaft für Landeskunde.	1841
Jena. Großh. Sächs. Gesellschaft für Mineralogie, Geologie u. Petrefaktologie.	1797
Naturwissenschaftlich-medizinische Gesellschaft.	um 1831 (reorg. 1853)
Verein für thüringische Geschichte u. Alterthumskunde.	1852
Innsbruck. Ferdinandeum, Akademie der Alterthümer u. schönen Künste.	1816 (reorg. 1842)
K. K. Landwirthschaftlicher Verein.	1768 (reorg. 1838)
Kiel. Schlesw.-Holst. Lauenb. Gesellschaft für die Sammlung u. Erhaltung vaterl. Alterthümer.	1834
Schlesw.-Holst.-Lauenb. Gesellschaft für vaterländ. Geschichte.	1833
Kolmar. Société littéraire.	1839
Königsberg. K. Deutsche Gesellschaft	1830(?)
K. Physik. Oekonomische Gesellschaft.	1789
Köslin. Pommersche Oekonomische Gesellschaft.	1810
Krakau. Societas Litteraria Universitatis Jagellonicae.	1816
Laibach. Academia Operosorum.	1693
Historischer Verein für Krain.	1844
Landshut. Historische Gesellschaft für Niederbayern.	1840
Leipzig. Astronom. Gesellschaft.	1863
Deutsche Gesellschaft für das Studium der Sprache u. nation. Alterthümer.	1697 erneuert 1727 u. 1827)
Fürstl. Jablonowski'sche Gesellschaft	1771
Gesellschaft für Geburtshülfe.	1854
Landwirthschaftlicher Kreisverein.	1817
Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften.	1846
Museum für Völkerkunde.	1870
Verein von Freunden der Erdkunde (mit einer Karl Ritter-Stiftung).	1861
Mainz. Verein zur Erforschung der rheinischen Geschichte u. Alterthümer.	1844
Metz. Académie des lettres, sciences, arts et de l'agriculture.	1819
Société de l'histoire naturelle.	1835
München. K. bayer. Akademie der Wissenschaften (zerfällt in eine philos.-philol., eine mathemat.-physik. u. eine histor. Klasse mit zus. 369 ord., außerord., ausw., korresp. u. Ehrenmitgl.).	1759
Geographische Gesellschaft.	1869
Landwirthschaftl. Centralanstalt für Bayern.	1810
Polytechn. Gesellschaft für das Königr. Bayern.	1812
Münster. Verein für die Geschichte u. Alterthumskunde Westfalens.	1824
Nürnberg. Germanisches National-Museum.	1852
Naturhistorische Gesellschaft.	1801
Oldenburg. Wissenschaftl. u. medizin. Gesellschaft.	1853
Pest. Akademie der Wissenschaften.	1826, bez. 1830
Kisfaludy Gesellschaft.	1836
Posen. Gelehrte Gesellschaft	1856
Potsdam. Oekonom. Gesellschaft der Mark.	1791
Prag. K. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften.	1769 (reorg. 1853)
National-Museum von Böhmen (Graf Kolowrat u. Graf Sternberg).	1818
K. K. Patriotisch-ökonomische Gesellschaft.	1798
Verein für Geschichte der Deutschen.	1860

Ort und Name der Gesellschaft.	Gründungsjahr.
Regensburg. Botanische Gesellschaft.	1790
Historischer Verein von Oberpfalz u. Regensburg (Ludwig I.).	1830
Zoologisch-mineralogischer Verein.	1846
Salzburg. Carolino-Augusteum, Gesellschaft des National-Museums.	1848
Schwerin. Verein der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg.	1847
Verein für mecklenburgische Geschichte u. Alterthumskunde.	1835
Speyer. Historischer Verein der Pfalz.	1841
Stade. Verein für Geschichte u. Alterthümer der Herzogthümer Bremen u. Verden u. des Landes Hadeln.	1857
Straßburg. Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace.	1855
Société des sciences, de l'agriculture et des arts du Bas-Rhin.	1803
Stuttgart. Literarischer Verein.	1839
Weimar. Deutsche Shakespeare-Gesellschaft.	1864
Wien. Kais. Akademie der Wissenschaften (besteht aus einer Klasse für die Mathemat. u. Naturwissensch. u. einer Klasse für Geschichte u. Philologie, jede zu 30 Mitgl.; Ferdinand I.).	rekonstit. und anerk. 1847 datirt aber aus d. J. 1652)
Alpen-Verein.	1862
K. K. Gartenbau-Gesellschaft.	1826 (reorg. 1837)
K. K. Geographische Gesellschaft.	1856
K. K. Geologische Reichsanstalt.	1849
K. K. Gesellschaft der Aerzte.	1836
K. K. Landwirthschaftliche Gesellschaft.	1807
K. K. Zoologisch-botanische Gesellschaft.	1851
Wiesbaden. Verein für Naturkunde im Herzogthum Nassau.	1829
Würzburg. Physikalisch-medizinische Gesellschaft.	1849

Gesellschaftsinseln od. Societätsinseln, eine Gruppe von 10 größeren u. mehreren kleineren Eilanden, die östl. vom australischen Kontinente, zwischen dem 16. u. 18.° südl. Breite u. dem 222. u. 233.° östl. von Ferro liegen; sie sind durchgängig gebirgig u. vulkanischer Natur mit Ausnahme der kleineren, welche flache Koralleninseln sind. Zwar giebt es keine thätigen Vulkane mehr auf ihnen, desto mehr aber erloschene Krater.

Nr. 3084. Eingeborener der Gesellschaftsinseln

Die Bewässerung ist reichlich, das Klima mild, gesund u. angenehm. Kokospalmen, Pisang, Bataten, Yams, Brotfruchtbäume, Bambus, Kasuarinen, Kürbisse, Baumwolle, Tabak, Zuckerrohr, Pfeffer u. Ananas gedeihen in Güte u. Fülle u. die Wälder bieten treffliche Hölzer zum Schiffbau. Die einheimische Thierwelt aber ist arm; bis zur Einführung europäischer u. indischer Hausthiere waren die Säugethiere nur durch eine Rattenart vertreten. Die Bewohner, deren Zahl auf 28,000 geschätzt wird, gehören zu

den Polynesiern. Den ersten Europäern, welche an diesen Inseln landeten, erschien die Bevölkerung derselben liebenswürdig, zuvorkommend, friedlich; doch waren die begeisterten Schilderungen, die im vorigen Jahrhunderte von diesem Naturvolke entworfen wurden, Phantasiegemälde, denen die Wirklichkeit nicht entsprach. Die Religion bestand in einem blutigen Götzendienst; es herrschte unter beiden Geschlechtern eine wilde Sittenlosigkeit, welche weder durch das Gesetz noch durch den Einfluß der Familie eingeschränkt wurde; das Eigenthum stand in geringer Achtung u. die mühelose Befriedigung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse hatte die Arbeit als ein Uebel erscheinen lassen. Doch nahmen die Bewohner der G. willig die Sitten u. Gebräuche der Europäer an; Missionare verbreiteten schon im vorigen Jahrhunderte das Christenthum auf den größeren Inseln u. damit stieg auch der Einfluß der Europäer, bes. der Franzosen, auf die politischen Verhältnisse dieser Eilande. Fast alle Polynesier der G. sind dem Protestantismus gewonnen. Jetzt ist auch auf Tahiti u. Eimeo eine Art Verfassung nach englischem Muster eingeführt worden; es giebt dort gedruckte Gesetzbücher, Geschworenengerichte, Buchdruckereien, christliche Schulen, Kirchen u. Kapellen, u. die meisten Eingeborenen, wenigstens die wohlhabenderen Klassen, kleiden sich nach europäischen Moden. — Die G. zerfallen in zwei Gruppen, die Windward- u. die Leewardinseln. Erstere liegen östlich; die größte von ihnen ist die Doppelinsel Tahiti, welche aus dem fast kreisrunden Porionuu u. dem nur durch eine schmale Landenge mit diesem verbundenen Taiarabu besteht, 19 □M. Flächenraum mit 9086 Bewohnern (1862) umfaßt u. sehr fruchtbar ist. Zucker bildet den wichtigsten Ausfuhrartikel. Der Hauptort ist Papeiti; die Franzosen, welche 1843 von Tahiti gewaltsam Besitz ergriffen, sind noch heute die Herren dieser herrlichen Insel, obgleich über dieselbe ein eingeborener Herrscher gesetzt ist. Doch hat die Insel unter dieser franz. Bevormundung keine Fortschritte gemacht. Die Sittlichkeit der Bewohner steht auf einer sehr niedrigen Stufe. Die westl. Leewardinseln umfassen die Mehrzahl der G., aber auch die kleineren. Die größte von ihnen ist das gebirgige Raiatea, 3 □M. mit 1700 E.; östl. von dieser liegt Huahine, 2 □M. mit 2000 E., nördl. Tahaa; von letzterem westl. Borabora, Maupiti u. Tubai. In den Besitz dieses gesonderten Archipels, welcher auch oft ohne die Tahitigruppe als die G. allein bezeichnet wird, theilen sich die selbständigen Staaten Borabora, Huahine u. Raiata. — Die G. scheinen zuerst von Roggeween besucht worden zu sein; Wallis fand sie wieder 1767 u. Cook, der hier 1769 u. 1777 landete, gab ihnen den Namen zu Ehren der Gesellschaft der Wissenschaften zu London, welche ihn ausgeschickt hatte.

Geselschap, Eduard, holländ. Genremaler, geb. 22. März 1814 zu Amsterdam, bezog 1834 die Akademie in Düsseldorf, wo er auch später seinen bleibenden Wohnsitz nahm. Anfangs malte er, der damaligen Richtung der Düsseldorfer Schule entsprechend, Bilder romantischen Inhalts, auch historische od. biblische Bilder, die mit großem Beifall aufgenommen wurden. Später aber neigte er sich entschieden zum Genre u. zwar vorzugsweise zur Darstellung der Kinderwelt, die er gern unter Beleuchtung von Lampen- od. Kerzenlicht bringt („Christbescherung", „Kinderwäsche am Samstagabend" u. a.). Sowol hierin wie in anderen Bildern ohne diese Lichteffekte zeigt er eine sinnvolle Auffassung u. eine große Feinheit der Farbe.

Gesenius, Friedrich Heinrich Wilhelm, der Begründer der wissenschaftlichen hebr. Sprachkunde, geb. 3. Febr. 1785 zu Nordhausen, studirte in Helmstädt u. Göttingen Theologie u. semitische Sprachen, habilitirte sich 1806 an der genannten Universität, wurde 1810 außerord., 1811 ord. Prof. des Hebräischen zu Halle. Hier erfreute er sich als akademischer Lehrer eines glänzenden Rufes. G. starb zu Halle 23. Okt. 1842. — Den Grund zu seiner Berühmtheit legte er durch sein ausgezeichnetes „Hebräisches u. chaldäisches Handwörterbuch" (2 Bde., Lpz. 1810—12, 7. Aufl., 1868 von Dietrich; in lat. Bearbeitung 1847 von Hoffmann). Im J. 1826 begann G. den großartig angelegten „Thesaurus philologico-criticus linguae hebraicae et chaldaicae" (fortgesetzt von Rödiger, 3 Bde., Lpz. 1829—1853). Die durch ihre Klarheit ausgezeichnete „Hebräische Grammatik" erschien zuerst 1813 (Halle); die 13. Auflage besorgte G. selbst, die 14. bis 21. (Lpz. 1872) wiederum Rödiger. Hierzu kamen dann noch die „Geschichte der hebr. Sprache u. Schrift" (Lpz. 1815; 2. Aufl. 1827) u. das „Lehrgebäude der hebr. Sprache" (eine größere Grammatik, 2 Thle., Lpz. 1817).

Nr. 3085. Karte der Gesellschaftsinseln.

Dem praktischen Unterricht diente sein „Hebr. Lesebuch" (Halle 1814; 11. Aufl. von Heiligstedt 1873). Von seinen sonstigen Schriften ist noch hervorzuheben der ausgezeichnete „Kommentar zum Propheten Jesaias" (3 Bde., Lpz. 1820/21, 2. Aufl. 1829) u. die „Scripturae linguaeque phoeniciae monumenta" (3 Thle., Lpz. 1837). In seiner theologischen Richtung gehörte G. der freien kritischen Schule an; seine Sprachgelehrsamkeit beruht mehr auf klarer Darstellung des

Nr. 3086. Wohnungen der Gesellschaftsinsulaner.

Stoffs als auf philosophischer Durchdringung desselben, was ihm von den Anhängern der neueren kritischen od. rationellen Methode (bes. vertreten durch Ewald) herbe Angriffe zuzog. Dennoch sind seine Schriften als Lehrbücher bis heute noch nicht ersetzt worden.

Gesenke, in der Fischerei das Gewicht, womit ein Netz am Rande beschwert wird, damit es die zum Untersinken nöthige Schwere erhält; in der Schmiederei eine eiserne od. stählerne Unterlage, in welche das glühende Eisen mit dem Hammer hineingetrieben wird, um ihm eine gewisse Form zu geben. Bei dem letzteren Verfahren wird öfters ein sog. Gesenkhammer benutzt, der mit einer erhabenen od. vertieften Bahn versehen ist u. als zweite Hälfte der Form auf das in dem festen G. befindliche glühende Eisen gesetzt wird, worauf man mit schweren Hämmern das weiche Metall hineinquetscht. Im Bergbau heißt G. der unterste Grubentheil, auf welchem weiter gearbeitet wird, auch ein nicht zu Tage, sondern von einem Gange aus angelegter Schacht zur Ableitung des Wassers od. zur Erforschung des Innern eines Ganges.

Gesenke, Mährisches, heißt der südöstlichste Theil der Sudeten zwischen den Thälern der oberen March u. der Oppa, zwischen dem Altvater u. dem oberen Oderthal, ein Grauwackenplateau, das auf einer Grundlage von 7 M. Breite zu einer Mittelhöhe von 400 m. mit scharf gezeichneten Rändern emporsteigt. Diese durchschnittlich gut angebaute, wellenförmige Hochebene wird von einzelnen Gipfeln überragt, die, wie der Hurky bei Troppau u. der Sonnenberg bei Hoff, 600 m. hoch sind, u. von steilrandigen Flußthälern durchschnitten, die zu den Stromgebieten der Oder u March gehören. Im S. heißt der Abfall zum Oderthale das Odergebirge, im N. geht das G. in das Altvatergebirge über. Auf dem östl. Theile dieses Plateau's läuft die Grenze zwischen dem österr. Schlesien u. Mähren.

Gesetz bedeutet die Regel, nach der sich der menschliche Wille zu richten hat. Es giebt Naturgesetze (Normen u. Schranken, die dem Menschen durch seine natürliche Beschaffenheit, durch seine Stellung in der Natur gesetzt sind; z. B. kein Mensch kann fliegen; wer ins Feuer greift, den brennt's), Sittengesetze (durch die sittliche Ordnung gebotene Normen u. Pflichten) u. Rechtsgesetze. Letztere, G.e im engeren Sinne, nennt man die auf verfassungsmäßige Weise zu Stande gekommenen u. verfassungsmäßig eröffneten Regeln, durch die mit zwingender Kraft für den Einzelwillen die Lebensverhältnisse der Menschen in einem Staate geordnet werden. Was verfassungsmäßig sei, ist nach den Grundgesetzen jedes einzelnen Staates zu beurtheilen; der Richter ist bei Anwendung der Gesetze nicht nur befugt, sondern auch verpflichtet, die Giltigkeit der Rechtsvorschriften auch in dieser Hinsicht zu prüfen. Die G.e sind entweder allgemeine oder besondere (leges communes, leges particulares), je nachdem sie im ganzen Staatsterritorium od. nur in einem Theile desselben gelten. G.e, die Ausnahmen für einzelne Klassen von Personen, Sachen od. Rechtsverhältnissen einführen, heißen Privilegien od. Vorrechte (leges speciales). Würden dieselben lediglich den Nutzen einer einzelnen Person bezwecken — Privilegien im engeren Sinne — so würden sie, da sie eine dem Geiste der neueren Gesetzgebung fremde Ungleichheit vor dem G.e sanktionirten, nur gemißbilligt werden können, wenngleich sich unter Umständen ihre Anwendbarkeit nicht wird bestreiten lassen. Eine besondere Art von Rechtsgesetzen ist das Gewohnheitsrecht; über dessen Zustandekommen u. Geltung s. d. Art.

Gesetzgebender Körper (Corps législatif) hieß in Frankreich unter dem ersten u. zweiten Kaiserreiche die zweite, neben dem Senat bestehende Kammer, die aus allgemeinen u. direkten Volkswahlen hervorging, aber trotzdem u. trotz wiederholter Reformversuche stets nur einen scheinbaren Einfluß auf die Gesetzgebung u. Verwaltung des Landes ausübte.

Gesicht (Antlitz, facies), die vordere Seite des Kopfes, benannt nach den Gesichtswerkzeugen (Sehwerkzeugen, Augen, s. d.), den Organen des Gesichtssinnes, der auch schlechtweg G. heißt. Seine Form u. Größe, das gegenseitige Verhalten seiner Theile, wie Gestalt u. Richtung der Stirn, Form, Größe u. Stellung der Augen, Augenbrauen, Gestalt u. Größe der Nase, des Mundes, des Unterkiefers bestimmen den Charakter der Gesichtszüge (die Physiognomie), die nach Alter, Geschlecht u. Rasse (vgl. d. Art. „Menschenrasse") verschieden, beim Weibe runder, zarter, weniger markirt als beim Manne, bei dem auch noch der Bartwuchs dazu kommt, beim Kinde weicher u. unbestimmter als beim Erwachsenen, sich im Alter nam. durch Ausfall des Gebisses u. Schwinden des Unterkiefers ändern. Das Gestaltbestimmende des G.s sind zunächst die Gesichtsknochen. Von diesen 14 Knochen, welche vorn unter der Gehirnkapsel des Schädels die knöcherne Grundlage des Gesichts u. zum größten Theil die Höhlen für Gesichts-, Geruchs- u. Geschmackssinn bilden, sind 13 unbeweglich durch sog. Naht (Sutur) mit einander u. mit den eigentlichen Schädelknochen verbunden, u. zwar symmetrisch 2 (d. h. ein rechtes u. ein linkes) Oberkiefer-, 2 Gaumen-, 2 Joch- od. Wangen-, 2 Thränen-, 2 Nasenbeine, 2 (untere) Nasenmuscheln u. das Pflugscharbein, während der Unterkiefer am Schläfenbein beweglich eingelenkt ist. Auf den Gesichtsknochen lagert in dünnen, symmetrisch angeordneten Lagen die Gesichtsmuskulatur, u. zwar an der Stirne der Stirnmuskel als ein großer, platter Muskel, der sich von der Nasenwurzel u. dem Rande der Augenhöhle bis zur Scheitelgegend erstreckt u. bei seiner Zusammenziehung die Stirn in quere Falten legt. Ueber dem Augenhöhlenrande lagert der Augenbrauenrunzler, der die Augenbrauen ein- u. abwärts zieht. Der Ring- od. Schließmuskel des Auges, eine aus konzentrischen, kreisförmigen Fasern gebildete dünne Scheibe, die vor dem Eingange der Augenhöhle liegt u. in ihrer Mitte die quere Augenlidspalte zeigt, dient zur äußeren Bedeckung des Auges, das seinerseits durch 6 besondere Muskeln bewegt wird (vgl. „Auge"). In ähnlicher Weise sehen wir die Mundspalte von einem Kreismuskel umgeben. Die Nase wird durch den Pyramidenmuskel u. den Nasenrümpfer in die Höhe gezogen, durch die Herabdrücker herabgezogen. Der Nasenrümpfer, der zugleich das Nasenloch erweitert, zieht mit dem Nasenflügel zugleich die Oberlippe in die Höhe. Die letztere hat auch noch ihren besonderen Lippenheber und den kleinen Jochmuskel, die sie schief nach außen in die Höhe ziehen, während der Mundwinkel bes. durch den großen Jochmuskel gehoben, durch den zur Seite des Kinnes liegenden Herabdrücker aber u. den Lachmuskel, der von Einigen für einen Theil des Halshautmuskels erklärt wird, u. dessen Wirkung wir das Grübchen im Backen zu verdanken haben, nach unten gezogen wird. Die Unterlippe zieht der viereckige Kinnmuskel herab. Endlich ist der Wangenmuskel zu nennen, der die Backe hauptsächlich bildende Trompetermuskel u. die den Unterkiefer bewegenden Kaumuskeln.

Die genannten Gesichtsmuskeln hängen theilweise mit einander zusammen, so daß die Zusammenziehung des einen theilweise die des anderen mit sich führt, u. die Wirkung eine zusammengesetzte wird. So hängt z. B. der Nasenrümpfer mit dem Ringmuskel zusammen, weshalb beim festen Schließen der Augenlider zugleich die Nasenflügel gehoben werden. Die Gesichtsmuskulatur wird durch das siebente Paar der Gehirnnerven, den Gesichtsnerv (od. Facialis), regiert, der sich von der Ohrgegend aus strahlenförmig über sie ausbreitet u. die durch äußere Eindrücke irgend welcher Art veranlaßten Vorgänge im Hirn, dem Organe der Seele, nach außen trägt, indem er den einen od. den anderen von ihnen zur Zusammenziehung bringt. So entsteht das Mienenspiel, durch welches das Gesicht zum Spiegel der Seele wird, indem gewisse Gemüthsbewegungen stets in gewissen Bewegungen der Gesichtsmuskulatur ihren Ausdruck finden, soweit nicht Uebung die Gesichtszüge beherrscht, od. etwa eine Lähmung ihre Wandelungen hemmt. Duchenne wies mittels der sog. örtlichen Faradisation, d. h. der Leitung des elektrischen Stromes auf ganz bestimmte Muskeln, durchs Experiment nach, wie durch einen auf bestimmte Gesichtsstellen ausgeübten örtlichen Reiz einzelne Gesichtsmuskeln zur Zusammenziehung kommen, u. sich so Ausdrucksformen erzeugen lassen, die den durch bestimmte Gemüthserregungen hervorgerufenen gleichen. Reizt man z. B. durch Aufsetzen der Spitzen der Konduktoren auf das G. die Gegend der großen Jochmuskeln, — so entsteht der Ausdruck des Lachens, während Reizung der kleinen Jochmuskeln das G. eines Weinenden zeigt. — Das willkürliche, durch Uebung zu hoher Vollendung zu bringende Darstellen gewisser Gemüthsbewegungen durch den ihnen von Natur zukommenden Gesichtsausdruck bildet einen wichtigen Theil der Mimik; die Art willkürlicher Nachahmung verschiedener Ausdrucksformen aber, wie sie von Kindern u. Narren vollzogen wird, bezeichnet man als Gesichterschneiden, das durch Uebung auch zur Gewohnheit werden kann. Das Erkennen des Charakters aus der beständigen Form der Gesichtszüge ist Sache der Physiognomik, die von Lavater u. A. gepflegt wurde, aber nur einen sehr relativen Werth hat. Ein geistvolles u. reichhaltiges Buch dagegen über den (vorwiegend im Gesicht zu findenden) Ausdruck der Gemüthsbewegungen verdanken wir Charles Darwin, nachdem ihm Bell, Duchenne, Gratiolet ꝛc. bedeutsame Vorgänger waren.

Wie das Gesicht derjenige Körpertheil ist, der hauptsächlich den Menschen kenntlich macht u. den einen vom anderen unterscheiden läßt, so ist es auch der Theil, durch welchen menschliche Schönheit ihren vornehmlichen Ausdruck findet, u. wird deshalb vom bildenden Künstler auch vorwiegend studirt; ja, es gilt in der bildenden Kunst als Maßeinheit zur Ergründung der Verhältnisse des menschlichen Körpers (s. „Anthropometrie").

Vom thierischen G. unterscheidet sich das menschliche weniger durch Farbe u. bezüglich Haarlosigkeit, als namentlich durch das Ebenmaß seiner Theile, welches sich insbes. in der Seitenansicht (dem Profil) geltend macht. Die zum Horizont schiefe Richtung des G.s wird durch den Camper'schen Gesichtswinkel gemessen, der von zwei Linien gebildet ist, deren eine an dem im Profil aufgestellten Kopfe vom hervorragendsten mittleren Theile der Stirn über die Nase bis zum hervorstehendsten mittleren Punkte des Unterkiefers, deren andere vom äußeren Gehörgange längs dem Boden der Nasenhöhle vorwärts zur ersteren Linie hinläuft. Dieser Gesichtswinkel zeichnet das Menschengesicht vor dem G. selbst des menschen-

ähnlichsten Affen dadurch aus, daß er nicht unter 70° sinkt, u. in der kaukasischen Rasse 85°, ja selbst 90° erreicht, während er bei jungen Affen nur 64—60°, bei erwachsenen blos 35—30° beträgt. — In der Optik versteht man dagegen unter Gesichtswinkel den Winkel, der von zwei Visirlinien gebildet wird, welche nach den Grenzpunkten eines gesehenen Objektes gezogen werden, u. unter Gesichtslinie die Sehachse (vgl. „Optik").

Nr. 3087. Gesichtswinkel. 1 des Krokodils. 2 des Albatroß. 3 des Hundes. 4 des Gorilla. 5 des Australnegers.

Gesichtsschmerz (Prosopalgie, Tic douloureux, Fothergill'scher G.) ist eine Krankheit, die auf Reizungen der Aeste des 5. Nervenpaares (nervus trigeminus) erfolgt. Er äußert sich in heftigen Schmerzen in einzelnen Partien des Gesichtes, die sowol einzeln als auch in ihrer Gesammtheit ergriffen werden. Bald tritt dieser Schmerz in bestimmten Zwischenräumen, z. B. jeden 3. Tag, bald in unbestimmten Intervallen auf. Die Ursachen können verschiedener Art sein: äußerer Druck von der Umgebung des Nerves, z. B. durch Knochenhautentzündung irgend einer Stelle, durch welche ein Nervenast durchtritt, od. durch Neubildungen, Adergeschwülste od. fremde Körper, die in eine Stelle, an welcher ein Nervenast sich befindet, eingedrungen sind, hervorgerufen; ferner können krankhafte Zähne, allgemeine Erkrankung des Gehirns od. Nervenkrankheiten, auch rheumatische Erkrankungen, Ursachen von G. sein, dessen Behandlung danach ebenso verschieden sein wird. In manchen Fällen hat ein Herausschneiden eines Stückes vom Nervenaste (od. dessen Durchschneidung, Neurotomie) dauernde Hülfe gebracht. Doch trotzen manche Gesichtsschmerzkrankheiten jeder Heilung, u. da muß man sich begnügen, bei jedem Anfall eine Morphium-Injektion zur Stillung der Schmerzen zu machen. Die Fälle, die auf Hirnleiden zurückgeführt werden, sind unheilbar, wie das Grundübel.

Gesichtssinn, s. „Auge".

Gesichtstäuschungen, soviel wie optische Täuschungen, s. „Sehen".

Gesichtswinkel, s. „Gesicht".

Gesims od. Sims nennt man in der Baukunst die gegliederten (profilirten) Neigungs-, Verbindungs- od. Begrenzungsformen eines Gebäudes. Sie dienen dazu, das Getragene von dem Tragenden zu trennen, diese Trennungen u. Uebergänge sowie die Funktionen der einzelnen Bautheile zu bezeichnen, auch wol eine Fläche abzuschließen od. durch Unterbrechung derselben eine vortheilhafte Schattenwirkung hervorzubringen. Man theilt sie ihrem Zwecke nach ein in 1. Fuß- od. Sockelgesims, d. h. eine sich lang hinstreckende Basis; 2. Gurtgesims, das horizontal die einzelnen Geschosse einer Façade begrenzt; 3. Dachgesims, Hauptgesims, welches dazu dient, die Umfassungsmauern eines Gebäudes oben gegen das Dach abzugrenzen; es heißt auch Kranzgesims bes. in der antiken Baukunst, wo es den obersten Theil des Säulengebälkes bildet; 4. Fenstergesims, das die Fenstereinfassungen bildet, zu welchen auch die Sohlbank als der unterste, horizontale Theil dieses G.es gehört. Ein der gothischen Baukunst eigenthümliches G. ist das Kaffgesims, das, unter den Fenstern hinlaufend, um die Strebepfeiler herumgeführt ist u. zugleich einen Absatz derselben bildet. Die G.e, deren Höhe sich natürlich nach der Höhe des Gebäudes zu richten hat, werden gewöhnlich aus bearbeiteten Quadersteinen od. aus geformten Backsteinen gefertigt.

Gesinde od. Dienstboten nennt man diejenigen Personen, welche sich zu häuslichen od. wirthschaftlichen Diensten für eine bestimmte Gegenleistung (meist in Lohn, freier Wohnung u. Kost bestehend) auf bestimmte Zeit verdingen. Die wechselseitigen Rechte u. Verbindlichkeiten zwischen Herrschaft u. G. werden durch einen mündlichen od. schriftlich abgefaßten Dienstvertrag begründet, für dessen Abschluß das sog. Mieth- od. Draufgeld als Beweismittel dient. Die rechtlichen Verhältnisse zwischen Herrschaft u. G. sind fast in allen Ländern durch die von Seiten des Staates erlassenen Gesindeordnungen näher bestimmt; außerdem kommen dabei örtliche Gewohnheiten in Betracht. Jene sind in den Staaten, wo das G. einer besonderen polizeilichen Aufsicht unterworfen ist, in den Gesindezeugnißbüchern abgedruckt; in letztere, welche jeder das erste Mal in Dienst gehenden Person von ihrer Ortspolizeibehörde eingehändigt werden, hat die Dienstherrschaft das Zeugniß des abgehenden G.s einzutragen. Das Dienstmiethgeschäft, bei dem es sich darum handelt, Nachfrage u. Angebot zu vermitteln, ist allmählich zu einem förmlichen Gewerbe geworden (Gesindemäkler, Dienstbotenbureau, Stellennachweisungsbureau 2c.). Die Klagen über Verschlechterung des G.s haben in neuerer Zeit zur Gründung von Vereinen geführt, die derselben entgegen zu wirken suchen, insbes. durch alljährliche öffentliche Verleihung von Ehrenzeugnissen, Geldprämien u. Ehrengeschenken an solche Dienende, die sich bei längerer Dienstzeit untadelhaft verhalten haben.

Gesner, Konrad, verdienstvoller Polyhistor, geb. 26. März 1516 zu Zürich, war der Sohn eines armen Kürschners; doch erhielt er durch seinen Oheim Friccius, einen reformirten Prediger in Zürich, eine gute Schulbildung und die Anregung zum Studium der Botanik. Nachdem er aber frühzeitig Vater und Oheim verloren hatte, jenen 1531 in der Schlacht, in welcher auch Zwingli fiel, diesen durch Krankheit, war er ganz auf sich selbst angewiesen u. gezwungen, als Diener nach Straßburg zu dem berühmten reformirten Theologen Capito zu gehen, wo er unter Anderem Hebräisch lernte, während er selbst griechischen Unterricht ertheilte. Ein Stipendium seiner Vaterstadt ermöglichte es ihm dann, in Frankreich Medizin zu studiren, dadurch kam G. 1534 nach Paris u. konnte hier seiner Neigung zu einer universalen Bildung Befriedigung verschaffen. Im J. 1535 nach Zürich für ein kleines Schulamt zurückberufen, heirathete er schon im 20. Lebensjahre, was ihn aber nicht abhielt, seine Lieblingsfächer, Medizin u. Botanik, fortzustudiren. Unter vielen Wandlungen, die ihn nun nach Basel u. Lausanne, dann nach Montpellier u. wieder nach Basel führten, kehrte er endlich 1541 als Dr. med. nach Zürich zurück, ward Stadtarzt u. Prof. der Philosophie, bis er 1558 eine reichlicher besoldete Professur der Naturgeschichte erhielt, die ihm erlaubte, vielfache Reisen durch das Alpenland, Italien u. Deutschland zu machen. Neben seiner Beschäftigung als praktischer Arzt u. Naturforscher war G. aber auch noch auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft thätig. Obenan stehen die Sprachforschungen, indem er durch seinen „Mithridates" den ersten Versuch einer allgemeinen Sprachkunde unternahm u. in seiner „Bibliotheca universalis" Bahn für eine Literaturgeschichte aller Wissenschaften brach. Eben so rührig war er aber auch als medizinischer Schriftsteller, u. selbst als Mineralog u. Zoolog leistete er Bedeutendes. Seine „Geschichte des Thierreiches in fünf Folianten" bezeichnet Cuvier als die Grundlage der neueren Zoologie. So wichtig aber auch alle diese Arbeiten waren, so traten sie doch hinter seine botanischen Werke zurück, denen er den größten Theil seines Lebens widmete. Der Tod riß ihn aus den Arbeiten für ein großartiges botanisches Werk, welches von gleicher Bedeutung wie seine „Geschichte des Thierreiches" werden sollte. Die hierfür hinterlassenen Materialien, bes. gute Abbildungen, von denen er 1500 mit unsäglichen Mühen u. großem Kostenaufwande zusammengebracht hatte, wurden erst anderthalb Jahrhunderte später, nach höchst unangenehmen Wandlungen, u. zum Theil lückenhaft, durch die Fürsorge des Engländers Trew u. des Deutschen C. C. Schmiedel herausgegeben. Genauigkeit der Beobachtung u. Unterscheidung der Arten, sowie ein Eingehen auf den Bau von Blumen u. Früchten, erhoben ihn hierin auf den ersten Rang eines Botanikers, da vor ihm Aehnliches noch nicht bekannt war. Leider entriß ihn die Pest schon im 49. (13. Dez. 1565) Lebensjahre diesen Arbeiten, welche so bedeutend waren, daß man ihn in mancher Beziehung an die Seite eines Aristoteles und Albertus Magnus stellte. Ihm zu Ehren benannte Plumier eine Pflanzengattung, welche seitdem der Typus für eine ganze Familie geworden ist.

Gesnera od. Gesneria, eine nach Konrad Gesner (s. d.) benannte Pflanzenfamilie, deren Angehörige krautartige od. halbstrauchartige Pflanzen mit prachtvollen Blumenformen u. Blumenfarben, zum Theil auch mit eben so schönen, meist sammetartigen Blättern sind, u. von denen viele Arten gegenwärtig in Kultur sich befinden, aber als tropische Pflanzen nur

in warmen Häusern gepflegt werden können. Hierher gehören bes. die Gattungen Achimenes, Alloplectus, Gesnera, Gloxinia u. a. Die letzteren nam. zeichnen sich durch große sammetartige, glockenförmige Lippenblumen aus. Der Typus ist nur auf Mittel- u. Südamerika beschränkt.

Gespanschaft, s. „Komitat".

Gespenster, Gespenstererscheinungen, vgl. den Art. „Geist."

Gespinnstpflanzen nennt man alle diejenigen Gewächse, welche eine spinnbare Faser erzeugen u. darum zur Bereitung von Geweben im Großen das Material liefern. Jede Zone hat ihre eigenthümlichen Arten, welche den verschiedensten Pflanzenfamilien entspringen. Nach letzteren geordnet, gewähren sie die beste Uebersicht über die Hauptarten der G. Obenan stehen in dieser Beziehung die Nesselgewächse od. Urticaceen, da sie die meisten Arten unter sich zählen. Schon unsere einheimische zweihäusige Nessel (Urtica dioica), weniger die Brennessel (U. urens), gehört hierher. In Sibirien vertritt ihre Stelle die Hanfnessel (U. cannabina), deren Fasern das „Nesseltuch" erzeugen. In China u. Japan kultivirt man dafür das sog. Chinagras od. die Tsching-ma (U. nivea), eine schneeblätterige Nesselart, aus deren Stengelfasern die chinesische Leinwand od. Grass-cloth bereitet wird; auf Sumatra, Java u. den Sundainseln überhaupt die Ramée od. Caloose (U. tenacissima, od. Böhmeria utilis); auf den Gebirgen des Himalaja die Puya od. Pooah (Urtica od. Böhmeria Puya) u. U. Whitlawi; in Arabien die verschiedenblätterige Nessel (U. heterophylla); auf den Sandwichinseln die Neraudia melastomaefolia. Die den Nesselgewächsen verwandteste Familie der Cannabineen liefert die Hanfpflanze (Cannabis sativa). An Bedeutung stehen ihr die Leingewächse od. Linaceen gleich; um so mehr, da sie verschiedene Arten unter dem Namen Flachs zu G. bieten. Obenan steht hier der gemeine Flachs (Linum usitatissimum); in Frankreich u. Sibirien folgt ihm der österreichische Lein (L. austriacum), in Südeuropa der Meerstrandslein (L. maritimum), in Nordamerika L. Levisi u. s. w. Dann reihen sich die Malvengewächse od. Malvaceen als die bedeutsamsten überhaupt an, u. zwar zunächst mit den Baumwollarten, welche Flachs u. Hanf in den wärmeren Zonen ablösen. Sie wetteifern mit den Nesselgewächsen hinsichtlich des Reichthums ihrer Arten, von denen man etwa gegen 15 in verschiedenen wärmeren Ländern baut, welche sämmtlich der Gattung Gossypium angehören. Aus ihrer nächsten Verwandtschaft reihen sich mehrere Hibiscusarten an, die aber nur eine grobe Faser zu groben Geweben erzeugen: z. B. H. cannabinus in Ostindien, H. strictus ebendaselbst, H. roseus in der Gascogne; ebenso manche Bisamsträucher, z. B. Abelmoschus moschatus in Aegypten, Ost- u. Westindien, Paritium tiliaceum auf den Südseeinseln, manche Sammetpappeln (Sida), von denen S. cordifolia u. rhomboidea in Ostindien als Hanfpflanzen dienen, ferner Abutilon Avicennae in Südeuropa u. Mittelasien. Selbst die Familie der Lindengewächse od. Tiliaceen hat einige wichtige Faserpflanzen hervorgebracht, welche strauchartig wachsen. Hierher gehören Corchorus capsularis, die bekannte Dschat- od. Kapselnußpflanze, deren Fasern in Bengalen allgemein die Kleidungsstücke liefern, C. trilocularis od. textilis in Aegypten u. Arabien, C. acutangulus in Ostindien, C. tridens in Afrika u. s. w. Sogar manche Hülsengewächse werden als G. benutzt; z. B. die binsenartige Klapperhülse (Crotolaria juncea), die Sun od. Janapam Ostindiens. Unter den monokotylischen Pflanzen treten einige wichtige Gewebepflanzen gleichfalls hervor. Von den Palmen zu schweigen, die nirgends eine eigentliche spinnbare Faser erzeugen, so vielfach sie auch als Flechtmaterial benutzt werden, steht der Manilahanf (Musa textilis), eine Pisangpflanze, obenan. Ihm folgt aus der Familie der Bromeliaceen die Ananas (Ananassa sativa u. semiserrata) in beiden Indien mit einer sehr zarten u. haltbaren Faser, aus der Familie der nahe verwandten Agaveen die große Aloë (Agave Americana) mit einer der zähesten Fasern, aus der Familie der Liliaceen auf Neuseeland u. einigen anderen australischen Inseln der neuseeländische Flachs (Phormium tenax), aus der Familie der Cannaceen der Werimpo od. Casupo Guyana's (Maranta Cassupito). Viele andere Gewächse liefern wenigstens Surrogate für spinnbare Fasern, das aber mehr als Packmaterial benutzt wird; z. B. unter den Malvaceen die Chorisia speciosa u. die Wollbäume (Bombax u. Eriodendron), unter den Asclepiadeen die syrische Seidenpflanze u. s. w.

Geßler, Landvogt, s. „Tell".

Geßner, Salomon, deutscher Dichter, geb. 1. April 1730 zu Zürich als der Sohn eines Buchhändlers, sollte nach dem Wunsche seines Vaters die Buchhandlung erlernen, wandte sich aber bald von dieser ab, um sich ganz seinen künstlerischen Neigungen zu widmen. Zuerst durch eifriges Selbststudium, später unter der Leitung tüchtiger Meister zu erheblicher Fertigkeit in der Landschaftsmalerei u. Radirkunst gelangt, wurde er in seiner ästhetischen Bildung durch den Verkehr mit Sulzer u. Ramler gefördert, die er während seines längeren Aufenthaltes in Berlin kennen lernte. Sie nahmen seine ersten poetischen Versuche freundlich auf u. ermunterten ihn zu weiterem dichterischen Schaffen. Schon seine ersten Dichtungen („Die Nacht", „Der Frühling" u. s. w.) waren Idyllen, kleine Bilder aus dem Natur- u. Menschenleben, in denen das malerische Element vorherrscht, wogegen die Handlung zurücktritt. Eine erste Sammlung seiner „Idyllen" erschien 1756, eine zweite 1772. Fast alle diese Gedichte entbehren zwar des realen Lebens u. einer kräftigen, bewegten Handlung; doch wirken sie anziehend durch die harmonische Stimmung, die über sie ausgebreitet ist, durch ihre einfache Anmuth u. durch ihre eigenartige, feierlich-naive Prosaform. Außerhalb dieses kleinen Kreises hat sich sein Talent nicht mit Glück bewegt; seine größeren Gedichte, wie „Daphnis" (1754) u. „Der Tod Abels" (1758), sind in der Anlage verfehlt, in der Zeichnung der Charaktere schwächlich und unwahr.

Nr. 3088. Salomon Geßner (geb. 1. April 1730, gest. 2. März 1787).

„Der erste Schiffer" (1762) erinnert in seiner lieblichen Erfindung u. Ausführung an seine Idyllen. In seinen späteren Jahren kehrte G., der seit 1751 wieder seinen Wohnsitz in seiner Vaterstadt genommen, wieder zur bildenden Kunst zurück; von seinen radirten Blättern, in denen er gleichfalls das Stillleben der Natur leicht u. zierlich schilderte, sind als bes. gelungen zu nennen die 12 radirten Landschaften, die er 1770 herausgab. G. starb 2. März 1787 zu Zürich. Eine Sammlung seiner Schriften erschien zuerst 1777—78 zu Zürich (2 Bde.; neue Ausg., 2 Bde., Lpz. 1841). Vgl. auch „G.'s Briefwechsel mit seinem Sohne" (Bern u. Zür. 1801).

Geständniß kommt in Strafprozessen wie in Civilsachen vor. In ersteren bedeutet es die Einräumung von Thatsachen Seiten des Angeschuldigten; es wird wol auch von einem G. der verbrecherischen That od. der Schuld gesprochen, obgleich es ein solches nicht giebt. Durch ein umfassendes G. der die Schuldannahme begründenden Thatsachen wird die Ueberzeugung des Strafrichters von der Schuld des Verbrechers meistens begründet werden; doch liegt trotz eines derartigen G.es dem Richter stets die Pflicht ob, zu untersuchen, ob das G. ein freies u. ernstliches war. Auch darf der Strafrichter ein G. nicht erpressen od. sonst auf unrechtliche Weise erlangen; nam. überschreitet er seine Befugnisse, wenn er durch Drohungen ein G. zu erlangen sucht. Ferner muß der Angeschuldigte stets zu erkennen vermögen, was er zugesteht; der Richter darf an ihn keine kaptiösen Fragen (d. h. solche, welche den Angeklagten über den Sinn der Frage im Unklaren lassen) u. keine Suggestivfragen richten (d. h. solche, bei deren Beantwortung der Gefragte Thatsachen, um deren Ermittelung es sich handelt, nothwendig als wahr einräumen müßte). Im Civilprozesse hingegen ist das G. nicht von gleicher Bedeutung. Hier können Thatsachen, Rechtsverhältnisse u. Rechtssätze eingeräumt werden; auf die Veranlassung der Ablegung eines G.es kommt aber gar nichts an. Das G. kann ein bedingtes od. unbedingtes, wol auch ein beschränktes sein, letzteres nämlich wenn gleichzeitig auf Thatsachen Bezug genommen wird, die das

Eingeräumte in seiner Wirkung wieder aufheben. Das G. wird von Amtswegen beachtet u. kann jederzeit erfolgen, wenn es vor Gericht abgelegt wird (confessio judicialis, gerichtliches Zugeständniß). Das außergerichtlich bewirkte G. liefert keinen vollgiltigen Beweis, wie das vor dem Prozeßgerichte abgelegte, sondern begründet lediglich eine neue Beweisthatsache, die aber wie jede andere bewiesen werden muß.

Gestänge, mehrere zu einem Ganzen verbundene Stangen, daher auch die einzelnen Theile, aus denen ein Bergbohrer zusammengesetzt ist, ebenso die verbundenen Stangen, durch welche die Betriebskraft auf die Pumpenkolben der Wasserhebemaschinen in Bergwerken übertragen wird (Wasser- u. Kunstgestänge); ferner im Bergbauwesen die parallel liegenden Hölzer in den Förderstrecken, in deren Falzen der sog. Hund (kleiner Wagen) läuft, u. welche dessen Ausweichen aus der Spur verhindern.

Gesta Romanorum, nach mittelhochdeutscher Uebersetzung „der Roemer tât", ist der Titel einer Sammlung von moralisirten Parabeln, Fabeln u. Erzählungen, welche für die Literaturentwickelung der ganzen gebildeten Welt von den Zeiten des ausgehenden Mittelalters an bis in die Gegenwart hinein von der größten Bedeutung gewesen ist. Der Titel wird dem Umstande verdankt, daß die einzelnen berichteten Ereignisse sich als Theile der röm. u. der als ihre Fortsetzung betrachteten deutschen Reichsgeschichte ergeben, röm. Rittern zugestoßen od. unter röm. Kaisern sich ereignet haben sollen; was aber hier in der Tracht röm. Geschichte erscheint, das ist jener mannichfaltige Erzählungsstoff, der seit den Kreuzzügen aus dem Orient u. bei fortschreitender gelehrter Bildung aus den Schriften der Alten sich in die weitesten Kreise des Abendlandes verbreitete: orientalische Märchen u. Erzählungen aus der „Disciplina clericalis" od. den „Otia imperialia" des Gervasius von Tilbury stehen neben Anekdoten aus Justin, Plinius, Gellius, Valerius Maximus u. A.; die „Deklamationen" des Rhetors Seneca dienen als Quelle in gleicher Weise wie die dem Fulgentius zugeschriebenen „Imagines" u. die Schrift des Engländers Alexander Neckam (gest. 1227) „De naturis rerum"; christliche Legende liefert ihre Stoffe ebenso wie röm. Geschichte u. die zum Theil wunderlich entstellte Mythologie. Diese durchaus weltlichen u. oft genug frivolen Erzählungen versah das 14. Jahrh. mit moralischen od. mystischen Deutungen, indem es jeder Geschichte eine Moralisatio anhängte, u. in dieser Gestalt, der prosaischen Form durchweg treu bleibend, wurden die G. R., nach Belieben erweitert od. verkürzt, in zahllosen Handschriften u. später in Dutzenden von Drucken verbreitet, in alle gebildeten Sprachen übersetzt u. von den meisten Novellisten u. Fabeldichtern als ausgiebige Vorrathskammer benutzt. — Ueber den Verfasser od. richtiger Kompilator der G. R. fehlt es an sicheren Nachrichten. Nach den Untersuchungen Einiger wäre es Pierre Bercheur, lat. Petrus Berchorius, gewesen, der 1362 gestorbene Prior eines Benediktinerklosters in Paris, welchem wir eine franz. Uebersetzung des Livius u. ein den G. R. verwandtes Werk, „Reductorium morale super tota Biblia", verdanken; Andere wollen ihn in dem 1229 gestorbenen, als Chronist u. Dichter berühmten franz. Cisterziensermönche Helinandus sehen, doch sind beide Annahmen schwer zu beweisen. Vielmehr spricht Manches dafür, daß die Hauptsammlung, etwa gegen Ende des 13. Jahrh., in England entstanden sei, u. es wird nicht blos ein Einzelner daran gearbeitet haben. — Treffliche Ausgabe des lat. Textes von Oesterley (Berl. 1872); deutsche Uebersetzung von Gräße (Dresd. u. Lpz. 1847, 2 Thle.); mittelhochdeutscher Text des 14. Jahrh. herausg. von Keller (Quedlinb. 1841).

Gestein od. **Fels** nennt man die feste, in ihren einzelnen Theilen zusammenhängende Grundmasse der Erde. Diese Grundmasse ist in ihrer Zusammensetzung aber nicht überall gleich, sie ist vielmehr sehr verschieden u. in der Regel aus sehr mannichfaltigen Bestandtheilen gebildet. Die chemisch bestimmt charakterisirten Verbindungen, aus denen die G. bestehen, sind die Mineralien, u. die Mineralogie ist daher die hauptsächlichste Hülfswissenschaft der **Gesteinslehre** od. Petrographie, welche ihrerseits wieder eine der Fundamentalwissenschaften der Geognosie od. Geologie (s. d.) ist. Die Eintheilung der G.e od. Gebirgsarten, welche auf der Erde vorkommen, kann nach verschiedenen Grundsätzen ausgeführt werden. Man unterscheidet a. hinsichtlich ihrer Entstehung folgende: primitive, neptunische, plutonische u. metamorphische G.e. Die primitiven sind diejenigen, welche zuerst zur Ausbildung kamen; sie heißen, weil sie die ältesten sind, auch Urgesteine; die neptunischen sind solche Gesteine, die sich aus dem Wasser als Schlamm- od. Sandmassen abgesetzt haben; die plutonischen diejenigen, welche aus dem Inneren der Erde ausgebrochen sind u. demnach bereits früher abgelagerte G.e durchbrochen haben, sei dies nun im feuerflüssigen, geschmolzenen Zustande od. im bereits erstarrten, od. in Form von Schlammmassen. Diejenigen plutonischen G.e, welche noch jetzt unter unseren Augen sich bilden, werden gewöhnlich mit dem besonderen Namen vulkanische G.e belegt. Metamorphische G.e sind endlich solche, die, nachdem sie bereits ausgebildet waren, durch Einwirkung benachbarter geschmolzener Massen, od. durch heiße, dem Inneren entströmende Dämpfe durch langdauernde Einwirkung von Wasser od. wässrigen Lösungen u. s. w. eine Umwandlung ihrer chemischen u. physikalischen Eigenschaften erfahren haben, die sich entweder als eine Frittung od. Schmelzung zu erkennen giebt, od. als ein Krystallinischwerden vorher unkrystallinischer (amorpher) Gesteine, od. endlich als eine Umkrystallisation vorher bereits krystallinisch gewesener G.e. Anstatt der Ausdrücke neptunische u. plutonische G.e bedient man sich in neuerer Zeit besser der Bezeichnung sedimentäre u. eruptive G.e. b. Hinsichtlich der mineralogischen Zusammensetzung unterscheidet man einfache u. zusammengesetzte od. gemengte G.e u. bezeichnet mit „einfach" diejenigen, die im Wesentlichen nur aus einem Minerale bestehen, wie z. B. Kalkstein, Gips; jedes Mineral, welches überhaupt in großer Ausdehnung auf der Erde vorkommt u. daher auch einen wesentlichen Antheil an der Zusammensetzung der festen Erdkruste bildet, wird in der Geologie als G. bezeichnet. Die gemengten od. zusammengesetzten G.e bestehen aus Aggregaten zweier, dreier od. mehrerer Mineralien, u. man bezeichnet diejenigen Mineralien, welche einem G.e seinen wesentlichen Charakter geben u. auch in verschiedenen Gegenden als Gemengtheile ein u. derselben Gesteinsart auftreten, als wesentliche Gemengtheile, während solche Mineralien, welche nur vereinzelt in einem G.e od. nur in einer Gegend, in einer anderen nicht in ein u. demselben G. vorkommen, accessorische od. zufällige Gemengtheile heißen. So sind z. B. Feldspath, Quarz u. Glimmer wesentliche Bestandtheile des Granites, die überhaupt in allen Graniten der verschiedensten Gegenden, wenn auch in verschiedenen Mengenverhältnissen, gefunden werden; wenn jedoch in einem Granite vereinzelte Krystalle von Turmalin, Beryll od. dgl. gefunden werden, so sind diese letzteren accessorische Bestandtheile. c. Hinsichtlich ihrer äußeren Erscheinung u. ihrer Struktur kann man bei den Gesteinen unterscheiden: zunächst krystallinische und amorphe Gesteine bestehen entweder ganz oder zum Theil aus einzeln auskrystallisirten Mineralien, die einzelnen Krystallindividuen sind dabei selten vollkommen regelmäßig ausgebildet, gewöhnlich erkennt man nur an einzelnen Flächen u. Winkeln die krystallinische Struktur; die Größe dieser Krystalle ist außerordentlich verschieden, oft sehr groß (makrokrystallinische G.), oft klein (mikrokrystallinische G.), zuweilen so klein, daß man die Krystallstruktur nur mit Hülfe des Mikroskopes erkennen kann (kryptokrystallinische G.e). Amorphe G.e sind solche, welche gar keine krystallinische Struktur zeigen, sondern nur aus Aggregaten sehr kleiner Mineralkörnchen bestehen; doch hat sich in neuerer Zeit herausgestellt, daß einige der früher für amorph gehaltenen G.e bei Anwendung stärkerer Vergrößerungen u. nachdem sie in Form von Dünnschliffen gebracht worden sind, sich schließlich als feinkrystallinische herausgestellt haben. Ferner klastische G.e, das sind solche, die aus größeren od. kleineren Bruchstücken, od. aus gröberem od. feinerem Schutt anderer G.e bestehen, welche Bestandtheile durch ein Bindemittel wieder zu einem neuen G. vereinigt sind; hierher gehören z. B. die Sandsteine, die Grauwacken, Breccien, Konglomerate ꝛc. — Daß man die G.e endlich auch nach ihrem relativen Alter in bestimmte Formationen eintheilt, ist bereits im Artikel „Formation" mitgetheilt worden, dies gilt sowol von den sedimentären als auch von den eruptiven G.en. Eine Klassifikation der G.e in Familien, Ordnungen, Arten ꝛc. in ähnlicher Weise, wie dies beim Thierreiche u. Pflanzenreiche sowie auch bei den einfachen Mineralien der Fall ist, stößt auf große Schwierigkeiten, indem diese Gebirgsarten nicht als selbständige Individuen betrachtet werden können, ferner große Schwankungen in ihrer Zusammensetzung u. demnach auch in ihrer äußeren Erscheinung zeigen, infolge deren oft unmerkliche Uebergänge von der einen Art in die andere vorkommen. — Nichtsdestoweniger ist man dennoch genöthigt, gewisse Grundtypen od. Arten der Gesteine aufzustellen, u. hat dieselben auch in Familien geordnet; so unterscheidet z. B. Naumann folgende Familien: die des Eises, Kochsalzes, Gipses, Kalksteins, Barytes, Quarzites, Hornsteins, Opals, Polirschiefers, Glimmerschiefers, Granites, Diorites, Serpentins, Gabbro's, Grünsteins od. Diabases, Melaphyrs, Felsitporphyrs, Trachytes, Basaltes, der Lava, der Eisenerze u. der Kohlen. Von den meisten G.en dieser Familien giebt es auch wieder klastische Gesteinsformen. Diejenigen Mineralien, welche am häufigsten in jenen Gesteinsfamilien vorkommen u. überhaupt in größter Menge u. am verbreitetsten auf der Erde angetroffen werden, sind entschieden die Silikate od. kieselsauren Salze (z. B. die Feldspathe, Glimmerarten, Hornblende, Augit, Chlorit, Talk u. s. w.), dann der Quarz (freie Kieselsäure), die Kalksteine, Gips, Kochsalz u. Eisenerze. — Ganz andre Eintheilungsgründe sind selbstverständlich maßgebend, wenn es sich von technischen Gesichtspunkten aus darum handelt, die einzelnen G.e in ein System zu bringen (vgl. „Bergbau", „Basalt", „Granit" ꝛc.).

Gestikulation (lat.) od. Geberdenspiel heißen die Stellungen u. Bewegungen, des Körpers, nam. der Arme u. Hände, deren man sich zur Begleitung u. näheren Erläuterung der Rede bedient. Die G. ist ein wichtiges Hülfsmittel der Schauspielkunst ꝛc, (vgl. „Geberdensprache").

Gestreng, veraltete Titulatur, mit der man früher in Deutschland Personen aus dem niederen Adel, hochgestellte Beamte, Gelehrte u. s. w. anzureden pflegte.

Gesundheit ist derjenige Zustand des Körpers, bei welchem die für die Fortdauer des Lebens desselben nöthigen organischen Vorgänge ungestört verlaufen. Im populären Sinne gehört zum Begriffe von G. das Gefühl des gesunden Befindens u. die Garantie zur Erhaltung des Körpers. Im Gegensatz zu G. ist Krankheit aufzufassen als derjenige Zustand, bei welchem durch irgend eine Störung die regelmäßige Thätigkeit eines od. mehrerer Organe beeinträchtigt ist. Allein nicht jede Abweichung vom normalen Befinden des Körpers tritt sofort als Störung der G. auf, indem sich kleinere Folgen störender Einflüsse bisweilen sehr bald ausgleichen. Es giebt eine sog. **Gesundheitsbreite,** indem gewisse Fehler der Funktion einzelner Organe u. allgemeine Schwächezustände bei Gesunden vorkommen, die noch nicht in das Gebiet der Krankheit fallen. So sind denn überhaupt in vieler Beziehung G. u. Krankheit relative u. konventionelle Begriffe. Im gewöhnlichen Verkehr nennt man „gesund" ein Thier od. einen Menschen, sowie eine Pflanze, wenn jene Vorgänge, die das Leben des Individuum vermitteln, so ruhig und gleichmäßig sich abwickeln, daß man hoffen darf, dies werde noch lange so fortgehen. Die Frage über den relativen Gesundheitszustand spielt für zahlreiche Lebensverhältnisse, z. B. für die Bestimmung der Lebensaussichten bei den Versicherungsanstalten, eine große Rolle, u. wird der ärztlichen Beurtheilung unterbreitet (Gesundheitszeugnisse). Allein man kann immerhin gesund sein u. doch wegen einer im Körper schlummernden Krankheitsanlage verhältnißmäßig wenig Aussicht auf Erreichung des normalen Lebensziels haben. Es giebt übrigens nicht blos eine körperliche, sondern auch eine geistige G., doch hängen beide aufs Innigste zusammen.

Zum Schutze für die G. dienen die Lehren der Gesundheitspflege, welche sich mit den der Erkrankung des Körpers u. Geistes vorbeugenden Maßregeln beschäftigt. Dieser Zweig der Heilkunde, der auch Hygieine genannt wird, hat die Aufgabe, die Krankheitsursachen aufzusuchen u. die Mittel anzugeben, durch welche man deren schädlichen Einflüssen entgehen kann. Man unterscheidet die private u. die öffentliche Gesundheitspflege. Erstere lehrt, in welcher Weise sich der Einzelne gesund zu erhalten vermag, letztere hingegen hat es mit dem Gesundheitsschutze der Bevölkerung in Staat u. Gemeinde zu thun. Sie ist praktisch ein Zweig der Verwaltungsorganisation. Als einflußreich für die Gesundheitszustände, sowol des Einzelnen als auch ganzer Bevölkerungsgruppen, sind hierbei zu bezeichnen: die meteorologischen u. klimatischen Zustände, die Beschaffenheit des Erdbodens, die Eigenschaften der Nahrungsmittel u. Getränke (Diätetik u. Bromatologie), die Lage u. Einrichtung der Wohnungen u. öffentlichen Gebäude, die Wahl der Kleidung u. die Hautpflege (Waschungen u. Bäder), die geschlechtlichen Verhältnisse, die Bewegung u. Muskelübung (Turnen 2c.), die Pflege der Sinnesorgane, das geistig-sittliche Leben, die Beschäftigungsweise u. die Gewerbe.

Die amtlichen Organe, welche für die Zwecke des öffentlichen Gesundheitswesens (das Sanitätswesen) zu sorgen haben, sind in Deutschland die den Ministerien als begutachtende Korporationen untergeordneten Medizinalkollegien, die Regierungs- u. Kreismedizinalräthe, die Kreisphysici od. Bezirksärzte, die Polizeiärzte, sowie die aus Aerzten u. Technikern zusammengesetzten, noch nicht überall eingeführten Gesundheitsämter. Die dem Gesundheitswesen zufallenden Aufgaben sind: die Schutzanstalten gegen ansteckende Krankheiten u. Epidemien (Impfung 2c.), die Baupolizei (Ventilation 2c.), die Vorkehrungen gegen den Vertrieb schädlicher Speisen u. Getränke (Fleischbeschau 2c.), die Giftpolizei, die gesundheitsgemäße Beaufsichtigung der Schulen, der Gefängnisse 2c., die Anlage von Kranken-, Siechen-, Irren-, Blindenanstalten 2c., die Leichenschau, die Hülfeleistung bei Unglücksfällen, insbes. aber die Reinhaltung der Städte durch Kanalisirung (Schwemmsielsystem) od. Abfuhr, die Versorgung der Bevölkerung mit gutem Trinkwasser u. s. w. Sie sind sämmtlich von höchster Wichtigkeit, da die Statistik nachgewiesen hat, daß durch die Thätigkeit einer tüchtigen Sanitätsverwaltung Leben u. Gesundheit der Bevölkerung wesentlich geschützt u. erhalten wird.

Geten, eine thrakische Völkerschaft zwischen dem Hämusgebirge u. der Donau. Sie werden zunächst bei Herodot genannt, der auch bereits ihren Unsterblichkeitsglauben u. den bei ihnen heimischen Kultus des Zamolxis erwähnt. Sie lebten lange mit den Makedoniern in Frieden, geriethen aber später wiederholt mit ihnen in Streit. So standen sie Alexander dem Gr. feindlich gegenüber, ebenso dem nach Alexander's Tode über Thrakien herrschenden Lysimachos, der so unglücklich gegen die G. kämpfte, daß er sich mit seinem ganzen Heere ergeben mußte. Seit dem Einfall der Gallier in Makedonien, wobei auch die G. besiegt wurden, kommen G. nördl. der Donau nicht mehr vor; am Hämus dagegen erhob sich, nachdem gegen Ende des 3. Jahrh. v. Chr. die Herrschaft der Gallier aufgehört hatte, wieder ein Getenreich, das lange unabhängig blieb, bis es, schon 71 v. Chr., durch einen Feldzug des M. Lucullus in das Verhältniß der Bundesgenossenschaft zu Rom gebracht, bei der Unterwerfung der Völker zwischen Hämus u. Donau durch M. Crassus (30 v. Chr.) mit diesen dem Odrysenreiche untergeordnet wurde und später wie ganz Thrakien römische Provinzialverfassung erhielt. Die Ansicht, daß G. u. Gothen dasselbe Volk seien, hat bes. in J. Grimm einen Vertheidiger gefunden.

Gethsemane (hebr., d. i. Oelkelter) hieß zur Zeit Jesu ein Garten von Oelbäumen in dem Thale des Kidron zwischen der östl. Mauer Jerusalems u. dem Oelberg. Hier fand nach Matth. 26, 36 ff. u. den übrigen Evangelisten der Gebetskampf u. die Gefangennehmung Jesu statt. Der Garten wurde bei der Belagerung Jerusalems (70 n. Chr.) verwüstet, ist aber jetzt wieder mit Bäumen bestanden.

Getreidepflanzen (Cerealien od. Halmfrüchte) ist die Gesammtbezeichnung für diejenigen Grasarten, welche man zum Behufe menschlicher Nahrung seit uralter Zeit baut. Hierher gehören im engeren Sinne die G. Europa's: Reis, Mais, Weizen, Gerste, Roggen, Hafer, Hirse, mit ihren verschiedenen Spielarten, im weiteren alle übrigen der Erde: Wasserreis (Zizania), Hiobsthräne (Coix Lacryma), welche schon in Portugal gebaut u. zu Brot verbacken wird, während andere Arten in Ostindien auftreten, Hirsengräser der verschiedensten Art, z. B. Panicum frumentaceum u. indicum in Ostindien, P. turgidum in Aegypten, P. pilosum in Südamerika, Digitaria sanguinalis od. Bluthirse in Südeuropa u. anderwärts, desgleichen D. ciliaris im Orient, Echinochloa colona in Mexiko, Pennisetum distichum in Centralafrika, Setaria italica, germanica, glauca u. verticillata in Europa, Ostindien u. Neuholland,

Nr. 3089. Weizen. Nr. 3090. Roggen. Nr. 3091. Hafer. Nr. 3092. Gerste.

Panicum levinode in letztgenanntem Lande, Penicillaria spicata in Ostindien u. Afrika. Zu diesen Reis- u. Hirsengräsern gesellen sich auch einige Fingergräser od. Chlorideen; z. B. das Bermudagras (Cynodon Dactylon) im Mittelmeergebiete, das Muschelgras (Dactyloctenium aegyptiacum u. aristatum) in Aegypten u. Ostindien, der Korukan u. Tocusso (Eleusine coracana, Tocusso, indica, macrosperma u. mucronata) in Ostindien, Abessinien, Südamerika. Die Rispengräser liefern: den Teff (Poa abessinica), die Mannagrütze od. Schwaden (Glyceria fluitans u. plicata), den ind. Schwingel (Festuca indica) in Ostindien; — die Gerstengräser: das Haargras (Elymus arenarius) auf Island, das Hartgras (Aegilops ovata) od. den Weizen der Guanchen auf den Kanarischen Inseln; — die Zuckergräser: die Durra od. Moorhirse (Sorghum saccharatum) in Ostindien u. Arabien, die Kaffernhirse (S. vulgare) ebendaselbst, ferner S. rubens, cernuum, bicolor, Arduini im Orient u. Ostindien, S. avenaceum am Kap, S. elongatum in Neuholland. Dieses sind die vornehmsten der Erde. Im weitesten Sinne rechnet man aber auch noch Pflanzen hinzu, welche keine Gräser sind; z. B. die verschiedenen Buch-

weizenarten, Fuchsschwanzarten (Amarantaceen, von denen unter anderen Amarantus frumentaceus u. Anardana in Ostindien u. auf dem Himalaja ihrer mehlreichen Samen wegen allgemein gebaut werden), ferner manche Meldearten, z. B. die Quinoa auf den Hochebenen der Anden (Chenopodium Quinoa) u. s. w. Alle diese Samen sind eben mehlhaltig u. können ebensowol zu Brot gebacken od. als Hirse genossen werden.

Getreidefliegen, Gattung Chlorops, Familie der Musciden, schaden in verschiedenen Arten dem Getreide, so bes. die Gerstenfliege (Chlorops frit), deren Larve in Gerstenkörnern lebt u. schon zu Oefterem in Schweden, 1816 auch in Oesterreich Verwüstungen angerichtet hat; ferner die Roggenfliege (Chlorops lineata), deren Larve zur Frühjahrszeit in den Herzen der Roggenhalme lebt, u. die meist das Welken der Schosse veranlaßt, weshalb sie beim schwedischen Bauer der „Aufkäufer" heißt.

Getriebe heißt der Theil eines Zahnräderwerkes (Triebwerkes), auf welchen der Treiber od. das Treibrad wirkt u. wodurch eine Welle in Bewegung gesetzt wird. In der Regel ist das G. ein kleines, aus einer vollen Scheibe bestehendes Zahnrad; in älteren Mühlwerken besteht es aus zwei Scheiben, welche in der Nähe ihres Umfanges durch Stäbe von hartem Holze (Getriebstöcke) so verbunden sind, daß die Zähne des Treibrades dazwischen eingreifen können; diese Art G. wird auch Laterne od. Drehling genannt, während ein G., dessen Getriebstöcke nicht zwischen Scheiben eingesetzt, sondern durch Einarbeiten in die hölzerne (starke) Welle hergestellt sind, Kumpf genannt wird. Allgemeiner nennt man im Maschinenwesen G. den gesammten, die Kraft übertragenden Bewegungsmechanismus einer Maschine im Gegensatz zu den arbeitenden Theilen.

getriebene Arbeit od. Cälatur nennt man die aus Metallblech, nam. Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Messing, erhaben ausgearbeiteten Gegenstände, sowie das Verfahren ihrer Herstellung selbst. Dasselbe besteht darin, daß man die dünnen Platten aus dehnbarem Metall über abgerundeten, amboßartigen Unterlagen mit dem Hammer bearbeitet, so daß durch Erhöhungen, Flächen u. Vertiefungen die beabsichtigten Formen erreicht werden. In dieser Weise werden nicht nur aus Gold u. Silber kleine Schmucksachen u. aus Metallblech Schüsseln, Teller u. dergl. Geräthe gefertigt, sondern auch aus Kupfer ganze kolossale Statuen, wie der Herkules auf Wilhelmshöhe, der Carlo Borromeo (mit Ausnahme der Extremitäten) bei Arona u. neuerdings die Hermannsstatue von Bandel auf der Grotenburg bei Detmold. Die Treibarbeit blühte vorzüglich zur Zeit der Renaissance u. fand außer in der Herstellung von kostbarem Prunkgeräth bes. in der Harnischmacherei ein weites Feld.

Geusen nannte sich ein Bund niederländ. Edelleute, der sich 1566 unter Führung des Grafen Ludwig von Nassau u. Heinrich's von Brederode zur Abwehr gegen die von Philipp II. über die Niederlande verhängten Inquisitionsmaßregeln bildete. Die Bezeichnung gueux, d. h. Bettler, arme, unschädliche Leute, war spottweise von einem fanatischen Gegner des Bundes aufgebracht worden, wurde aber alsbald vom Bunde selbst als Parteiname acceptirt. Auf letzteren hatte auch das Erkennungszeichen Bezug, das die G. trugen; es bestand in dem sog. Geusenpfennig, einer Gold- od. Silbermünze, auf deren Vorderseite das Bildniß Philipp's mit dem Motto „En tout fidèles au roy" (In Allem dem König getreu) angebracht war, während man auf der Rückseite einen von zwei Händen gehaltenen Bettelsack mit den Worten „Jusqu'à porter la besace" (Bis zum Tragen des Bettelsacks) erblickte.

Geviertschein, s. „Aspekten".

Gewährleistung (Garantie) ist die vertragsmäßige Zusage, daß eine Sache od. Leistung entweder besondere, regelmäßig vorhandene Eigenschaften od. Fehler irgend einer Art nicht besitze. Eine derartige Erklärung hat meist die Wirkung, daß der Erklärende für das Vorhandensein der von ihm zugesicherten Eigenschaften od. die Abwesenheit der namhaft gemachten od. auch sämmtlicher Fehler einzustehen hat. Nur ist eine derartige G. nicht mit bloßen Anpreisungen od. Empfehlungen zu verwechseln, die keine rechtliche Wirkung äußern.

Gewalt (vis) bezeichnet die unberechtigte Einwirkung auf fremden Willen. Entweder besteht sie in der Anwendung von physischem Zwang, bez. in der Drohung mit sofortiger Anwendung desselben, od. sie äußert sich darin, daß eine Person in einer anderen durch die Androhung zukünftigen Uebels Furcht erregt u. sie auf diese Weise bestimmt, Etwas zu thun, zu dulden od. zu unterlassen, was sonst nicht geschehen würde (psychischer Zwang). Durch Anwendung von G. werden eine Anzahl Verbrechen, nam. schwerer Art, begangen (so ist z. B. Diebstahl unter Anwendung von Gewalt Raub). Bei Rechtsgeschäften hat Gewaltanwendung bald Nichtigkeit, bald Anfechtbarkeit des Geschäfts zur Folge. Auch hat ein Vertrag, wenn ein Dritter durch G. den Abschluß herbeiführt, selbst dem schuldlosen Kontrahenten gegenüber keine Giltigkeit, wenn der Gezwungene von dem ihm zustehenden Anfechtungsrechte Gebrauch macht. Gleiches gilt bei der Ehe und bei letztwilligen Verfügungen.

Gewandhaus, ein städtisches Gebäude, wo zur Zeit der Messen u. großen Märkte die fremden Tuch- u. Wollenfabrikanten feilhalten. Die großen Räumlichkeiten eines solchen Gebäudes werden aber außer der Zeit der Messen auch zu anderen Zwecken, so insbes. zu öffentlichen Schaustellungen, Konzerten 2c. benutzt.

Gewandhauskonzert zu Leipzig, altes berühmtes Konzertinstitut, welches im Gewandhause an Donnerstagabenden während des Winters 20 Abonnements- u. 2 Extrakonzerte giebt, in denen vorzugsweise die großen Instrumentalmeisterwerke von einem ausgezeichneten Orchester aufgeführt, außerdem Solospiel u. Sologesang gepflegt werden u. hin u. wieder auch der Chorgesang Berücksichtigung findet. Nebenbei finden noch 8 Kammermusikabende statt. Das erste Abonnementskonzert wurde gehalten am 11. März 1743 unter Leitung des nachmaligen Kantors Doles, im Saale zu den „Drei Schwanen" am Brühl; nach überstandenen Bedrängnissen des Siebenjährigen Krieges erneuerte man diese Musikaufführungen unter J. A. Hiller's Leitung, der sie später für eigne Rechnung unter dem Namen „Liebhaberkonzerte" im Saale des Königshauses am Markte fortsetzte. In den Jahren 1779 u. 1780 wurden die unbenutzten Räume des ehemaligen Zeughauses (Gewandhauses) zu einem Ball- u. Konzertsaal umgeschaffen u. am 29. Sept. 1781 fand das erste Konzert in diesem neuen Lokale statt. Es konstituirte sich ein Direktorium von 12 Personen, welchem die geschäftliche Leitung oblag, u. Lokal wie Verwaltungsform sind bis auf den heutigen Tag dieselben geblieben. Hiller wurde vom Direktorium zum Musikdirektor erwählt, auf ihn folgte 1785 bis 1817 der nachmalige Kantor an der Thomasschule Schicht, doch wurde ihm um 1810 Christian Schulz zur Seite gesetzt; dieser hatte die Leitung bis zu seinem Tode 1827, worauf das Amt von August Pohlenz, Organisten an der Thomaskirche, bis 1835 versehen wurde. Von da ab bis 1847 stand mit einigen Unterbrechungen (in den Jahren 1844 u. 1845, wo Ferd. Hiller u. Niels W. Gade dirigirten) Felix Mendelssohn-Bartholdy dem Institut als musikalischer Leiter vor, worauf von 1848 bis 1860 Julius Rietz als Dirigent fungirte. Dessen Nachfolger ist seit dem letztgenannten Jahre Karl Reinecke. Konzertmeister waren: Häser von 1781—96; Villaret von 1796—97; Campagnoli von 1797—1817; Matthäi von 1818—1835; von da ab bis 1873 Ferdinand David.

Gewandung, der Inbegriff aller in den Kunstdarstellungen den menschlichen Körper bedeckenden Gewänder. Haben diese zunächst den Zweck, den Körper zu bedecken, so verlangt eben die Kunst, daß dadurch doch keineswegs Gestalt u. Bewegung verdeckt, vielmehr beides in besonderer Art noch durch die G. hervorgehoben werde. Deshalb müssen sowol die größeren Flächen, als auch nam. die Gelenkpunkte, wie Ellbogen, Schultern, Hüften, Kniee u. s. w., deutlich erkennbar bleiben; bedeutende Vertiefungen in der G. passen nicht auf größere od. erhöhtere Körperflächen, wie Brust, Leib, Schenkel u. dgl., aber wohl zwischen Arm u. Körper od. zwischen den Beinen. Wie bei starker Bewegung des Körpers schwer herabhängende Gewandmassen unpassend sind, so auch umgekehrt bei ruhiger Stellung ein stark bewegtes, fliegendes Gewand; eben so wenig darf der Künstler, etwa um gewisse Körpertheile recht sichtbar zu machen, dem Gewand eine unnatürliche Lage geben, welche dasselbe durch keine Haltung od. Bewegung des Körpers von selbst hätte erhalten können.

Die G. der dargestellten Körper ist entweder eine ideale, die meistens nach der Weise der römischen Kunst nur aus einem kürzeren od. längeren Unterkleide (Tunika) mit od. ohne Aermel u. aus einem umgelegten Mantel (Toga) besteht, od. sie richtet sich nach dem Kostüm der Zeit, in welcher die darzustellende Person lebte, od. der Künstler verfährt mit voller Freiheit und unbekümmert um Zeit und Nationalität. Bei der Anwendung der Gewänder ist aber vor allen Dingen Zweck u. Handlung der Person zu berücksichtigen; diese müssen für die Gewänder die Motive geben. Nur solche Formen, welche aus natürlichen Ursachen folgen, sind motivirt, z. B. Brüche eines Gewandes, da wo es sich auf den Boden staucht, od. fliegende Gewänder, wo die Gestalt sich heftig bewegt, od. lang gezogene Falten, wo ein Gewand straff zusammengenommen wird. Auf diese Weise können die einzelnen Flächen der Gewänder schmal od. breit, leer od. belebt, die Falten lang gezogen od. reich geschwungen, dünn od. dick, bestimmt od. unbestimmt u. verworren (wie z. B. bei Rubens in seiner heil. Katharina in der Augustinerkirche in Antwerpen), einförmig od. mannichfaltig, antikisirend od. modern sein. Die Brüche der einzelnen Falten sind entweder flach od. tief, abgerundet, wie die Antike es liebte u. die deutsche Kunst bis in den Anfang des 15. Jahrh., od. scharf u. knitterig, wie bei den Bildnern u. Malern aus der Schlußzeit des Mittelalters. Der Rand der Gewänder kann starr u. einförmig sein, wie im hieratischen Stil des Alterthums, od. belebt u. mannichfaltig, od. auch unruhig u. unvollkommen durchgebildet. In dieser Weise kann der ganze Stil der G. einfach, ja fast ärmlich erscheinen, od. reich an Gegensätzen u. mannichfaltigen Motiven, od. gar überladen; stillos wird dagegen ein Gewand,

wenn es die Formen u. Züge unbestimmt läßt u. in seinen Brüchen u. Linien unmotivirt ist, wie es beispielsweise das Werk eines der größten Maler: die heilige Katharina von Rubens, in der Augustinerkirche von Antwerpen zeigt.

Gewebe u. Gewebelehre. Unter G.n versteht der Anatom die gesetzmäßige, in gleichen Theilen immer in derselben Weise wiederkehrende Anordnung der mikroskopischen Elementartheile des thierischen u. pflanzlichen Körpers. Die Kenntniß derselben umfaßt die G. od. Histiologie (gewöhnlich aber fälschlich auch Histologie, da im Griech. *ἱστός* der Webstuhl, *ἱστίον* aber das G. heißt), od. mikroskopische, „feinere" Anatomie, deren unerläßliches Werkzeug das Mikroskop mit seinen Hulfswerkzeugen ist. Die thierischen G. sind: Zellgewebe (wie das Oberhaut u. Drüsengewebe, das aus noch erkennbaren Zellen zusammengesetzt ist, das G. der Bindesubstanz, zu dem außer dem (faserigen) Bindegewebe u. dem elastischen G. das Knorpel- und Knochengewebe gehört, ferner das Muskel- u. Nervengewebe. Die bekanntesten Hand- u. Lehrbücher der G. sind die von Leydig, Kölliker, Frey u. Stricker (vgl. d. Art. „Zelle"). – Im Pflanzenkörper unterscheidet man Zellgewebe (u. dieses als Parenchym u. Prosenchim, je nachdem die Zellen mehr od. weniger nach allen Seiten gleichmäßig ausgebildet sind, od. aber, wie die Holzzellen, sich mit gestreckten Enden an einander lagern) u. Gefäßgewebe, das zwar ebenfalls aus an einander gefügten Zellen gebildet ist, aus denen jedoch durch Resorption der Querwände gestreckte Röhren, Gefäßbündel, hervorgingen.

Gewehr ist die allgemeine Bezeichnung für die kleinen Feuerwaffen unserer Zeit. Man spricht von „Infanteriegewehr", „Füsiliergewehr", „Jagdgewehr", „Gewehr $\frac{M}{71}$" = Infanteriegewehr von dem im J. 1871 genehmigten Modell. In der Kommandosprache wird „G." bei allen Griffen mit dem Feuergewehr u. mit der blanken Waffe gebraucht. „Seitengewehr" ist der Kollektivname für die in der Armee eingeführten Säbel aller Art. Mit „Ober- u. Untergewehr" bezeichnete man früher die volle Bewaffnung des Soldaten. Unter dem Ausdruck „das G. strecken" versteht man die Ergebung eines Truppentheils, einer Garnison an den Sieger. — Näheres s. „Feuerwaffen". — G. od. Gewerft nennt man ferner die oft sehr langen Eck- od. Hundszähne, deren das Wildschwein zwei auf jeder Seite hat, einen oberen u. einen unteren. Diese wachsen mit zunehmendem Alter immer fort, stecken sehr fest u. tief, sind zirkelförmig umgebogen, bei einem starken Hauptschwein wol 9—10 Zoll lang u. gleich den Elefantenzähnen vorne mit einer Vertiefung versehen. Die in der unteren Kinnlade, insbes. Hauer, Haderer genannt, übertreffen die oberen an Länge und werden durch das unaufhörliche Wetzen an den oberen G.en immer schärfer u. gefährlicher, bis sie nach dem 7. Jahre sich mehr einwärts u. nach den Augen zu krümmen und so minder furchtbar sind. Mit diesen Hauern schlägt u. verwundet der Keuler, das männliche Wildschwein; bei dem weiblichen Wildschwein, der Bache, sind die G. weit kürzer.

Geweih nennt der Weidmann das Gehörne, welches den Kopf des Edelhirsches ziert. Das G. zerfällt in zwei Stangen und aus den Stangen stehen die Enden hervor, nach denen der Hirsch benannt, „angesprochen" wird. Bekanntlich werfen die Hirsche alle Jahre ihr Geweih ab u. setzen wieder frisch auf. Bis zum 8. u. 9. Jahre nimmt die Zahl der Enden zu. Von da an kommt es vor, daß ein Hirsch auch in einem Jahre wieder zurücksetzt. Die alten Jäger in der Blütezeit der hohen Jagd im vorigen Jahrhundert nannten erst einen Acht- bis Zehnender einen jagdbaren Hirsch. Die Zahl der Enden ist nicht immer eine gerade, ein Hirsch z. B. von dreizehn Enden heißt ein „ungerader Vierzehner". Das G. des Hirsches sitzt mit der sog. Rose auf dem Kopfe. An den Stangen befinden sich Risse u. Perlen u. jede Stange des jagdbaren Hirsches endigt in eine Krone. Das G. des Dammhirsches heißt die Schaufeln, das des Rehbocks das Gewicht od. die Stangen.

Gewerbe nennt man alle berufsmäßigen Beschäftigungen, welche dem Zwecke des Erwerbs dienen. Man spricht von einem „Handelsgewerbe", von „landwirthschaftlichen G.n" u. selbst von „gelehrten G.n". Zu diesem weitesten Sinne des Wortes ist aber der Begriff erst allmählich gekommen. In einem engeren Sinne umfaßt derselbe nur die rein industriellen Arbeiten zum Unterschiede vom Handel u. der Landwirthschaft, wie den höheren erwerbenden Thätigkeiten, den „freien" Berufsarten. Im engsten Sinne versteht man unter G. lediglich diejenige wirthschaftliche Thätigkeit, welche sich mit der Umänderung u. Verarbeitung der Rohstoffe, u. zwar vorzugsweise in der Werkstatt auf dem Wege des Kleinbetriebs im Gegensatz zum Groß- u. Fabrikbetrieb beschäftigt. In letzterer Beziehung ist also G. gleichbedeutend mit Handwerk (s. d.). Ein Blick auf die Geschichte der G. im engern Sinne zeigt, daß das ganze Alterthum sie im Allgemeinen zu keiner großen Bedeutung kommen ließ. Aehnlich, wie in den Kastenländern Aegypten u. Indien, galt bei den Griechen u. Römern jede gewerbliche Beschäftigung als eines freien Bürgers unwürdig; daher wurden die gewerblichen Verrichtungen hauptsächlich den Sklaven überlassen, neben denen sich nur noch Fremde u. Arme damit abgaben. Anders bei den germanischen Völkern. Die deutschen Gewerbetreibenden erlangten schon im 13. Jahrh. Einfluß auf das Städtewesen, seit dem 14. Jahrh. auch Antheil an den städtischen Regierungen. Der Korporationsgeist u. der autonomische Sinn der deutschen Handwerker waren es, die ihnen zu ihrem großen Ansehen, ja zu ihrer langjährigen Macht verhalfen. Dagegen wurden die Ausartungen des Zunftwesens der Grund des Verfalls im Gewerbswesen. Indem aber die Regierungen die demselben durch die Zünfte in den Weg gelegten Hindernisse u. Beschränkungen durch das Konzessionswesen verringern u. mildern wollten, wurden nur neue Hemmnisse, neue Uebelstände geschaffen. In Frankreich war das Konzessionswesen noch früher aufgekommen u. zum Mittel eines schamlosen Ausbeutungswesens geworden. Dort war es aber auch, wo eine neue Zeit für das Gewerbswesen anbrechen sollte. Die Beschränkungen der Arbeit wurden einer der Hebel der Revolution von 1780, u. diese räumte daher mit denselben gründlich auf u. führte die **Gewerbefreiheit**, d. h. die auf ein natürliches Recht jedes Menschen begründete freie Wahl eines Erwerbsberufes, ein, welche seitdem auch für die anderen Länder des westl. u. mittleren Europa zum Losungswort wurde. In Preußen wurde 1810 die Gewerbefreiheit eingeführt. England besitzt die Gewerbefreiheit seit alten Zeiten u. hat sie auf seine Kolonien übertragen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat niemals eine Beschränkung des freien Gewerbebetriebes bestanden. Das enorme Wachsthum der preuß. Industrie datirte von der Einführung der freien Arbeit, u. die Gewerbestatistik des Landes zeigt, daß bis 1845 die Zahl der Handwerker in größerem Maßstabe gestiegen war als die Gesammtbevölkerung! Trotzdem gab man dem Andrängen der zunftfreundlich gesinnten Handwerksmeister nach, u. nachdem schon durch die Gewerbeordnung vom 17. Jan. 1845 ein Schritt nach rückwärts gemacht worden, wurde in den Abänderungen derselben vom 9. Febr. 1849 mit der Gewerbefreiheit vollends gebrochen. Zehn Jahre später führte dagegen Oesterreich die Gewerbefreiheit ein (1859). Seinem Beispiele folgte eine Reihe mittel- u. kleindeutscher Staaten (Sachsen u. Württemberg 1862, Baden 1863 ꝛc.). Als das Jahr 1866 eine Neugestaltung des deutschen Staatswesens brachte, führte sie endlich auch in Preußen wieder einen im Sinne der Gewerbefreiheit geregelten Zustand herbei. Nach der Gründung des Norddeutschen Bundes machte sich vor Allem auch die Forderung einer gemeinsamen, einheitlichen Gewerbegesetzgebung geltend, u. so kam am 21. Juni 1869 die sich auf die G. im weitesten Sinn erstreckende Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund zu Stande, nachdem der Reichstag bereits 1868 ein Nothgewerbegesetz beschlossen hatte. Diese inzwischen auf das ganze Deutsche Reich übergegangene Gewerbeordnung bestimmt, daß der Betrieb eines G.s Jedermann gestattet ist, soweit nicht durch diese Gewerbeordnung selber Ausnahmen u. Beschränkungen vorgeschrieben od. zugelassen sind. Die noch aus der mittelalterlichen Gewerbeverfassung herrührende Unterscheidung zwischen Stadt u. Land in Bezug auf den Gewerbebetrieb u. dessen Ausdehnung ist seit dem 1. Jan. 1873 aufgehoben. Der gleichzeitige Betrieb verschiedener G., sowie desselben G.s in mehreren Betriebs- od. Verkaufsstätten, ist gestattet. Eine Beschränkung der Handwerker auf den Verkauf der selbstgefertigten Waaren findet nicht statt. Den fortan nur als Privatvereine anzusehenden Innungen od. Zünften u. kaufmännischen Korporationen steht ein Recht, Andere vom Betriebe eines G.s auszuschließen, nicht mehr zu. Auch das Geschlecht soll in der Fähigkeit zum Gewerbebetrieb keinen Unterschied begründen. Ausgeschlossen von der Gewerbefreiheit sind außer dem Bergwesen u. der Fischerei theils eine Gruppe solcher G., bei denen eine polizeiliche Erlaubniß für die Wahl der Oertlichkeit, der besonderen Einrichtung u. dgl. im Interesse des Publikums nöthig ist (Schießpulverfabrikation, Bereitung von Zündstoffen aller Art, Gasbereitung, Erdöldestillation, Glasfabrikation, Metallgießerei, Seifensiederei, Talgschmelzerei, Schlächterei, Gerberei, Abdeckerei u. s. w.), theils eine Gruppe solcher G., bei denen die Rücksicht auf die Person u. deren Eigenschaften im Vordergrunde steht (G. der Aerzte, Wundärzte, Geburtshelfer, Zahnärzte, Thierärzte, Hebammen, Apotheker, Seeschiffer, Lootsen, Gastwirthe, Auswanderungsunternehmer u. Auswanderungsagenten, Versicherungsunternehmer u. s. w.). In der Approbation der Aerzte und Apotheker auf Grund eines Nachweises ihrer Befähigung sind Konzessions- u. Prüfungsprinzip vereinigt. Neu ist der Wegfall des Erfordernisses der medizin. Doktorpromotion u. der Pflicht zu ärztlicher Hülfeleistung, während die Rechte u. Privilegien der Medizinalpersonen fortbestehen. Die zur Approbation kompetenten Behörden sowie die Prüfungsnormen werden vom Bundesrathe bestimmt. Die approbirten Aerzte können ihren Beruf an jedem Orte des Deutschen Reiches ausüben, wie denn überhaupt die Gewerbefreiheit durch die Freizügigkeit (s. d.) ergänzt wird. Das G. der Feldmesser, Auktionatoren, Schaffner, Wäger, Messer, Braker ꝛc. darf zwar frei betrieben werden; es bleiben aber die einzelnen Staats- u. Kommunalbehörden od. Korporationen befugt, sie auf die Beobachtung der

bestehenden Vorschriften zu vereidigen u. öffentlich anzustellen. Der Regelung der Ortsbehörden unterliegt die Unterhaltung des öffentlichen Verkehrs innerhalb des Ortes durch Wagen aller Art, Gondeln, Sänften, Pferde und andere Transportmittel, sowie das G. solcher Personen, welche auf öffentl. Plätzen od. Straßen ihre Dienste anbieten. Der Besuch der Messen und Märkte steht Jedem frei; für die Wochenmärkte ist eine Marktordnung nach dem örtl. Bedürfniß, aber ohne Beschränkung u. Belastung eines Verkäufers od. Käufers festzustellen. Obrigkeitliche Taxen (Preisvorschriften) sind zwar im Allgemeinen in Wegfall gekommen; es können aber Bäcker u. Gastwirthe durch die Ortsbehörde angehalten werden, ihre Preise in ihrem Lokale od. vor demselben anzuschlagen u. der Polizeibehörde einzureichen; auch für öffentl. Lohnfuhrwerke, Dienstmänner, Führer 2c. dürfen Taxen seitens der Ortsbehörde vorgeschrieben werden. An die Erlaubniß der Ortspolizeibehörde endlich ist gebunden, wer gewerbsmäßig Druckschriften od. andere Schriften od. Bildwerke öffentl. ausrufen, verkaufen, vertheilen, anschlagen will. — Bei der Schaffung dieser Gewerbeordnung ist man von der Ansicht geleitet worden, nach welcher die absolute Gewerbefreiheit die allerdings schwerlich jemals erfüllbare Voraussetzung haben muß, daß alle individuellen Kräfte, welche sich im wirthschaftlichen Verkehre begegnen, gleich stark sind, u. es Aufgabe des Staates ist, auch in diesem Verkehre die Schwachen gegen Vergewaltigung zu schützen. Aus demselben Gesichtspunkte sind in dem Gesetze, welches zwar die Koalitionsverbote für die Arbeitgeber und die Arbeitnehmer aufgehoben und die Arbeitsbücher abgeschafft hat, Bestimmungen zum Schutze jugendlicher Fabrikarbeiter getroffen, u. solche Fälle, wo Gewalt od. Einschüchterung, Beleidigung od. auch der Verruf als Antriebsmittel angewendet werden, um zum Eintritt od. zum Festhalten an Arbeiter-Vereinigungen zum Zwecke einer Arbeitseinstellung zu nöthigen, dem allgemeinen Strafgesetze unterworfen worden. Neuerdings wird auch beabsichtigt, die Gewerbeordnung durch Bestimmungen über die Bestrafung des Kontraktbruches zu ergänzen.

Gewerbegerichte od. **gewerbliche Schiedsgerichte** sind besondere Gerichte für geringfügige Rechtssachen u. Differenzen zwischen Fabrikanten u. Arbeitern, wie für solche unter letzteren selbst. Bei den G.n kommt es weniger auf eine rechtliche Entscheidung in einer Streitigkeit an, als vielmehr auf die Herbeiführung eines Vergleichs zwischen den streitenden Parteien, welcher unter der Autorität des Gerichtes nach Lage der Sache u. mit Berücksichtigung der Zweckmäßigkeit abzuschließen ist. Die Idee solcher Gerichte fand schon im Mittelalter bei der Bildung der Zünfte u. Innungen vielfach ihre Verwirklichung. Der Verfall der letzteren seit dem 17. Jahrh. brachte es aber mit sich, daß auch bei ihren Gerichten allerhand Mißbräuche sich einschlichen. Daher ward die Zunftsgerichtsbarkeit mehr u. mehr beschränkt, bis sie schließlich mit den Zünften selbst ganz aufhörte. Die G. od. Fabrikgerichte neuerer Zeit wurden zuerst in Frankreich durch ein Gesetz vom 18. März 1806 ins Leben gerufen (conseils des prud'hommes). Die Einrichtung derselben ward dann auch in Belgien u. a. Ländern nachgeahmt. Eine ähnliche Einrichtung erhielten die durch die Verordnung vom 9. Febr. 1849 in Preußen eingeführten G., nur mit dem Unterschiede, daß zum Vorsitzenden der aus einer gleichen Anzahl von Arbeitgebern u. Arbeitern bestehenden Beisitzer ein rechtskundiger, von der Behörde zu ernennender Verwaltungsbeamter bestimmt wurde. Die Beisitzer, die ihr Amt, was wenigstens die Arbeitgeber anbetrifft, unentgeltlich zu verwalten haben, werden von den Arbeitgebern u. Arbeitern auf 3—6 Jahre gewählt, müssen mehrere Jahre lang in dem Bezirke sich aufgehalten, ein gewisses Lebensjahr erreicht haben u. der Ehrenrechte theilhaftig sein. Mit diesen G.n sind nicht zu verwechseln die sog. **Einungs-** od. **Einigungsämter** (in England courts of arbitration genannt). Es handelt sich bei den Einigungsämtern nicht darum, schon ausgebrochene Streitigkeiten zu schlichten, sondern den Ausbruch von Streitigkeiten zu verhüten. Das Einigungsamt, gleichmäßig aus Vertretern der Lohnzahler u. Lohnempfänger zusammengesetzt, stellt den Lohn u. Alles, was sonst das beiderseitige Verhältniß im Allgemeinen anbetrifft, im Voraus fest, u. schafft so gewissermaßen einen Mustervertrag für die vorkommenden einzelnen Fälle, der bis auf die regelrechte Kündigung von der einen od. anderen Seite od. bis zu entspr. Abänderungen durch die gemeinsamen Vertreter als Gesetz des betreffenden Industriezweiges gilt. Die erste Anregung zu diesem Institut hat der Fabrikant Mundella in Nottingham gegeben; theoretisch ist ihre Einrichtung vornehmlich durch den Richter Kettle in Wolverhampton begründet worden. Höchstmöglicher Lohn oder höchstmöglicher Reingewinn von der einzelnen Woche od. dem einzelnen Geschäft ist nicht das oberste Interesse des einen wie des andern Theiles — obgleich es oberflächlicher Betrachtung so erscheint —, sondern ein möglichst stetiger Gang des lohnenden Geschäfts. Wenn dies beide Theile im Auge behalten, müssen sie dahin gelangen, ihre Anstrengungen zu vereinigen, um das Beste ihres gemeinschaftlichen Gewerbebetriebes zu fördern, u. damit den Fond zu erhöhen, aus welchem sowol der Lohn wie der Reingewinn fließt, den Rohertrag des Geschäftes. Sie streiten dann nicht mehr um den Antheil an einem niedrigen Gesammtertrag, sondern wirken zusammen, denselben stets noch höher zu steigern. So die Theorie. Da ihr aber in der Wirklichkeit die Erfolge der Einrichtung nicht immer entsprechen, so machen sich eben noch Schiedsgerichte nöthig, deren Urtheile die trotz der Vorsorge der ersteren auftauchenden Händel endgiltig entscheiden sollen. Auch dies ist freilich nur möglich, wenn die streitenden Parteien die Zwangsvollstreckung des Schiedsrichterspruches im Voraus anerkennen.

Gewerbemuseen sind öffentliche Sammlungen mustergiltiger Erzeugnisse der Kunst u. Industrie aus allen Kulturperioden, welche durch unmittelbare Anschauung derselben zur gedeihlichen Entwickelung der Kunstindustrie beitragen sollen. Durch die G. hat die auf praktische Zielpunkte u. allseitige Verwerthung ihrer Besitzthümer dringende Gegenwart die bisher entwickelte Idee von Museen wesentlich umgewandelt u. erweitert, u. zwar führte dahin die Erkenntniß, daß unsere Kunstindustrie schon lange stil- u. ziellos umherirrt, daß sie bei allen technischen Fortschritten ebenso große Rückschritte in Bezug auf die künstlerische Form gemacht hat. Zum Bewußtsein ward der scharfe Gegensatz zwischen den Gesetzen des Schönen u. der Darstellung desselben auf dem industriellen Gebiete zuerst durch die Londoner Weltausstellung im J. 1851 gebracht. Auf derselben konnte sich daher der Geschmack, die Gewandtheit, die bewegliche Phantasie u. die Anmuth der Franzosen so siegreich geltend machen, daß die Engländer fürchteten, die Kunstgewerbe ganz in die Hände der Franzosen übergehen zu sehen. Sie faßten deshalb zuerst das Uebel an der Wurzel an u. unternahmen es, den Strom der Mode rückwärts zu führen u. die Alles Beherrschende in die Zügel gesetzmäßiger Kunst wieder einzufangen. So entstand mit Aufwand von Millionen das South-Kensington-Museum in London. Zugleich wurden durch das ganze Land Zeichenschulen errichtet, welche in Verbindung mit dem Museum auf dem Wege des Unterrichts dem gleichen Zweck dienen sollten. Ein Erfolg dieser Bestrebungen zeigte sich schon auf der Weltausstellung d. J. 1862, u. mehr u. mehr fanden sie beim Volke Anklang u. Anerkennung, so daß am 24. Juni 1872 noch eine Zweiganstalt, das Bethnal-Green-Museum, inmitten des armen, dicht bevölkerten Ostens von London eröffnet ward. Das erstgenannte Hauptmuseum ist seit seiner Eröffnung bis Ende 1873 von fast 13½ Mill. Personen besucht worden. Auch auf unserem vaterländischen Boden hat bisher das Uebergewicht der franz. Kunstindustrie dem Einflusse des german. Geistes hemmend im Wege gestanden. Die öffentliche Meinung mißtraute dem deutschen Arbeiter u. acceptirte in der Regel die Werke der Kunstindustrie nur unter franz. Etikette; die verschiedenen Weltausstellungen bewiesen, daß diese oft blinde Vorliebe allerdings ihre triftigen sachlichen Gründe habe. Um den Geschmack u. den Kunstsinn der Gewerbe zu heben, ging man allmählich auch bei uns an die Gründung von G. In Berlin regte die Kronprinzessin Viktoria von Preußen die Begründung eines dem Kensingtonmuseum ähnlichen Instituts für Deutschland an (1865). Der Berliner Statistiker H. Schwabe wies die Nothwendigkeit eines solchen in einer Denkschrift nach u. erweckte die Aufmerksamkeit aller Betheiligten durch seine Schriften, „Die Förderung der Kunstindustrie in England u. der Stand dieser Frage in Deutschland" (Berl. 1866), „Staatshülfe u. Selbsthülfe auf dem Gebiete der Kunstindustrie", „Die Organisation von Kunstgewerbeschulen in Verbindung mit dem deutschen G. in Berlin (Berl. 1868). Inzwischen nämlich hatte bereits ein im Herbste 1866 vom Berliner Handwerkerverein erwähltes Comité ein entsprechendes Institut in Berlin gegründet: das „allen Strebenden" gewidmete Deutsche G., u. dieses erhielt, als Centralanstalt für ganz Preußen, vom Staate Zuschüsse zu den Kosten u. zu den anzulegenden Sammlungen mustergiltiger Arbeiten, von der Berliner Stadtgemeinde ein Kapital von 100,000 Thlrn. (die „Friedrich-Wilhelm-Stiftung für die Zwecke des Deutschen G."), außerdem Unterstützungen von Gemeinden, Industriellen u. s. w. Mit dem Museum, das auch bereits eine ansehnliche Bibliothek besitzt, ist eine Unterrichtsanstalt verbunden, in welcher Gewerbetreibende jedes Alters sowol eine systemat. u. gründl. Ausbildung als auch eine gelegentliche Fortbildung erlangen können. In besonderen Abtheilungen wird auch für Frauen Unterricht ertheilt, im ornamentalen Zeichnen u. Malen, Erfinden von Mustern für gewerbliche Gegenstände u. dgl. für Frauenbeschäftigung geeigneten Fächern. In vielen Städten sind nach dem Muster des deutschen G.s u. nach dessen Lehrplan bereits Zweiganstalten errichtet worden. In Dresden hat man die öffentlichen Kunstsammlungen, wie insbes. das „Grüne Gewölbe" (s. d.), den Studien Gewerbetreibender zugänglich gemacht. Ueberdies wurde 1870 zur Verallgemeinerung der segensreichen Wirkung der im Deutschen G. zu Berlin verwirklichten Ideen durch dasselbe ein Wandermuseum gegründet. In München verfolgt das Nationalmuseum gleiche Ziele; Nürnberg hat ein G. errichtet, wozu die Stadt 150,000 fl. hergab, eine gleich hohe Summe wurde von drei der größten Industriellen gespendet. Als ein Musteretablissement dieser Art aber ist das am 4. Nov. 1871 eröffnete Museum für Kunst u. Industrie in Wien anzusehen, dessen

Begründung (Ritter von Eytelwein) u. Unterhaltung förmlich eine Ehrensache der weitesten Kreise geworden ist. Den günstigen Einfluß ließ die Ausstellung von 1873 zweifellos erkennen, — die Wiener Kunstindustrie ist die einzige, die sich mit der französischen messen kann, ja die letztere in vielen Dingen bereits überflügelt. — Die G. sollen die Forderungen der Kunst zur Erkenntniß bringen, das Stilgefühl heben u. reinigen. Daher sind mit den Sammlungen mustergiltiger Erzeugnisse der Kunstindustrie, in denen die direkte Anschauung wirken soll, Bibliotheken u. Vorträge verbunden; u. zwar ist es von größter Wichtigkeit, daß diese Bildungsmittel nicht allein von den Gewerbetreibenden benutzt werden, sondern eben so wol auch von dem kaufenden Publikum, welches durch seinen schlechten, unerzogenen Geschmack, seine Vorliebe für das Unechte die hauptsächlichste Ursache ist, daß Häßliches u. Schlechtes hervorgebracht wird.

Gewerbeschulen sind Anstalten zum Unterricht in den zum Betrieb der Gewerbe nöthigen Kenntnissen u. Fertigkeiten, bez. zur künstlerischen Ausbildung Gewerbetreibender. Die G. sind entweder niedere als sog. Sonntags-, auch Abendschulen für Gesellen u. Lehrlinge, od. höhere behufs einer wissenschaftlich-technischen Vorbildung für den höheren Gewerbebetrieb u. als solche theils mit Realschulen verbunden, theils selbständige, wissenschaftlich-techn. Lehranstalten mit 3 bis 4 Klassen od. Kursen, ohne besondere Gliederung nach den verschiedenen Berufsarten, u. in ihrer Einrichtung bald den Gymnasien ähnlich, bald zwischen diesen u. den Universitäten in der Mitte stehend (Polytechnische Schulen). Auch sind die Bergwerks- u. die Forstschulen, bez. Akademien, die landwirthschaftlichen Lehranstalten, Navigationsschulen, Handelsschulen 2c. hierher zu rechnen.

Gewerbesteuer nennt man die Steuer, welche auf den Reinertrag der überhaupt auf die Erwerbung von Einkommen gerichteten u. den wesentlichen Lebensberuf Einzelner od. ganzer Berufsklassen ausmachenden Thätigkeiten gelegt ist. In der Regel aber werden von ihr nur die Gewerbe der Gütererzeugung u. des Handels betroffen. Sie kommt vor theils als eine auf der Schätzung des Reinertrages beruhende Abgabe vom Gewerbseinkommen (gewerbl. Einkommensteuer), theils als eine, meist klassenweise, unter gewissen Bedingungen von jedem steuerpflichtigen Gewerbetreibenden zu erlegende, auf einer Reinertragsschätzung nicht beruhende, den Reinertrag überhaupt nicht berücksichtigende Gebühr (in dieser letzteren Form erscheint sie z. B. in der franz. Patentsteuer). Weder in dieser, an sich schon sehr unvollkommenen, noch in der anderen, vollkommeneren Form könnte die G. als die einzige Steuer bestehen, da sie einzelne Klassen der Bevölkerung gar nicht treffen, die Gewerbetreibenden dagegen übermäßig in Anspruch nehmen würde. In Preußen, wo die G. als gewerbliche Einkommensteuer 1810 eingeführt wurde, bildet sie zur Zeit (1874) noch nicht das Glied eines geschlossenen direkten Steuersystems, sondern steht ziemlich außer Zusammenhang mit den übrigen direkten Steuern, deren Schwerpunkt im Prinzip wie im Ertrage die Einkommensteuer bildet; die G. ist dort eine Art von Ergänzung der indirekten Steuern, indem dabei vorausgesetzt zu sein scheint, daß der Gewerbtreibende sich durch erhöhten Preis seiner Produkte schadlos halten u. daß sie schließlich nicht von diesem, sondern von dem konsumirenden Publikum getragen werde. Jetzt geht das Streben fast überall dahin, alle Quellen des Einkommens, also den Grundbesitz mit der Landwirthschaft, das zinstragende Kapital, die Rentenberechtigung, den persönlichen Erwerb u. das eigentliche Gewerbe, in so viel als möglich gleichem Verhältnisse zur Betheiligung an den Lasten des Staates heranzuziehen. In Oesterreich heißt die neben der Einkommensteuer zur Erhebung kommende G. „Erwerbesteuer".

Gewere. Ueber diesen Begriff, der sich im Deutschen Rechte, nam. im Mittelalter vorfindet, ist überaus viel Streit u. ein bestimmtes Ergebniß bis heute noch nicht erlangt worden. Am meisten hat wol die Meinung für sich, daß jenes Wort nicht nur die Innehabung einer Sache u. die thatsächliche Ausübung eines Rechtes bedeute, sondern auch die mit einem Zustande der Art verbundene Berechtigung, Andere im Prozeßwege zur Anerkennung dieses Verhältnisses zu nöthigen u. an Störungen zu hindern. Ueber die G. schrieb zuerst Albrecht (Königsb. 1828) u. neuerdings Heusler (Weimar 1872).

Gewerk ist im Allg. gleichbedeutend mit Handwerk, Innung, Zunft. Im Bergbau wird Derjenige damit bezeichnet, welcher eine Grube, einen Stollen, ein Pochwerk 2c. treiben läßt. Als dieser Betrieb immer kostspieliger wurde, vereinigten sich mehrere G.en, gewöhnlich aber nicht unter 8, behufs gemeinschaftlichen Betriebes, zu einer Genossenschaft, Zeche od. **Gewerkschaft.** Die Gewerkschaften gelten aber nicht als Korporationen, sondern blos als Gesellschaften, da ja die G.en in der Regel nicht selbst Etwas vom Bergbau verstehen, sondern nur kraft ihrer „Kuxe" (Antheilscheine), deren eine Gewerkschaft nach altem Brauch gewöhnlich 128 besitzt, ein Eigenthum zu intellektuellem Theile an dem gewerkschaftlichen Vermögen haben u. sich ihre Schichtmeister, Steiger, Probirer 2c. halten. Ein von ihnen gewählter Schichtmeister vertritt die Gewerkschaft als Vorsteher u. Verwalter u. präsidirt in ihren Versammlungen od. **Gewerktagen.** Jede Gewerkschaft ist hinsichtlich des Betriebes ihres Unternehmens theils der Bergwerksverfassung des betreffenden Landes, theils der Leitung u. Beaufsichtigung durch die Bergämter unterworfen.

Gewerkvereine (Trades Unions) sind Vereine industrieller Lohnarbeiter, welche den gemeinsamen Schutz ihrer Interessen den Arbeitgebern gegenüber bezwecken. Nicht blos ihre Wiege, sondern auch der Boden, auf dem sie zu einer staunenswerthen Entwickelung gelangt sind, ist England. Ihr Ursprung hängt mit jenen Zwangsgesetzen zusammen, durch die man die Höhe des Lohnes ohne Rücksicht auf die wechselnden Verhältnisse des Marktes bestimmen wollte. Als nämlich der durch die furchtbare Pest von 1348 verursachte Mangel an Arbeitern den Lohn in die Höhe trieb, ward dadurch das Parlament beunruhigt; es wollte daher den Lohn durch Festsetzung eines Maximum auf seinen früheren niedrigen Stand herabdrücken. Dieses System gewaltsamer Hemmung wurde in den folgenden Jahrhunderten fortgesetzt. Hiergegen schlossen sich seitdem die Arbeiter in Vereinen fest aneinander. Auch Arbeitseinstellungen kommen in England seit jener Zeit häufig vor. Durch ein Gesetz vom J. 1562 wurden die engl. Arbeiterverhältnisse geregelt; die Festsetzung des Lohnes sollte fortan durch die Friedensrichter stattfinden; als Arbeitszeit wurden für den Sommer 12 Stunden, für den Winter die Zeit der Tageshelle bestimmt. Aber dieser gesetzliche Zustand ward vielfach verletzt, u. nun richteteten sich hiergegen die Koalitionen der Arbeiter. Zu solcher Selbsthülfe griffen sie auch, als zu Anfang des 17. Jahrh. jenes die Arbeiterverhältnisse ordnende Gesetz trotz der Vorstellung der Arbeiter wieder abgeschafft wurde, u. da Koalitionen verboten blieben, so wurden für solche Arbeiterbünde Wohlthätigkeitszwecke vorgeschützt. Die Heimlichkeit der Agitation wurde erst durch die Abschaffung der Koalitionsgesetze 1824 entbehrlich. Damit waren die G. aber noch keineswegs als juristische Personen anerkannt, vielmehr ward erst durch ein Gesetz vom 9. Aug. 1869 die rechtliche Schutzlosigkeit ihres Vermögens beseitigt. Nach wie vor richtet sich das Streben der G. auf eine gänzliche Umgestaltung der Arbeitergesetzgebung, u. zu diesem Zweck vor Allem auf eine Vertretung der Arbeiter im Parlament; doch haben sie bisher nur zwei ihrer Kandidaten durchgebracht. Im Lande selbst aber ist die Macht u. Mitgliederzahl der G. eine bedeutende u. in stets steigendem Wachsthum begriffen. Auf dem 1874 zu Sheffield abgehaltenen Kongresse der Vertreter aller engl. G. — der sechsten ihrer alljährlichen Wanderversammlungen — erschienen die Vertreter von 102 Verbindungen, deren gesammte Mitgliederzahl nach ihren Listen die Ziffer von 1,046,000 Köpfen ergab. Diesen Zahlen an Menschen stehen aber auch entsprechende Zahlen an Geldmitteln gegenüber; denn jedem der G. ist es vor allen Dingen darum zu thun, eine gemeinschaftliche Kasse behufs Durchführung von Arbeitseinstellungen anzulegen u. immer mehr zu füllen. Hinsichtlich der Organisation der engl. G. ist noch zu bemerken, daß die Geschäfte derselben von einem Ueberwachungs- od. Exekutivrathe verwaltet werden, der alljährlich von allen Mitgliedern in geheimer Abstimmung gewählt wird u. aus einem Präsidenten, einem Kassirer und einem Sekretär besteht. Die Leitung der inneren Angelegenheiten, die Verhandlungen mit den Arbeitgebern, die Beschlüsse in Betreff des Eintritts von Arbeitseinstellungen, die Bewilligung von Unterstützungen u. die Zulassung bez. Ausschließung von Mitgliedern stehen ausschließlich diesem Rathe zu, während den Generalversammlungen nur die großen finanziellen Fragen vorbehalten bleiben. Die mächtigsten Unionen haben eine komplizirtere Organisation u. zerfallen ihrerseits wieder in eine große Zahl von Zweigvereinen od. „Logen". Jeder Zweigverein besteht aus den in einem bestimmten Distrikte wohnenden Arbeitern u. hat sein besonderes Comité wie seine besondere Kasse, die er selbst verwaltet, von deren Verwendung er aber dem Centralrathe jährlich Rechnung abzulegen hat. Dieser letztere besteht aus Delegirten, welche die verschiedenen Zweigvereine nach Verhältniß ihrer Mitgliederzahl auf sechs Monate wählen, u. aus zwei von sämmtlichen Mitgliedern direkt gewählten Beamten: dem Sekretär u. dem Schatzmeister. Wie in Nordamerika, sind neuerdings auch in Deutschland G. nach engl. Muster gegründet worden. Hier waren es die bekannten Berliner Repräsentanten der Fortschrittspartei, Dr. Max Hirsch u. Franz Duncker, welche seit 1868 G. ins Leben riefen, sie in ähnlicher Weise wie die G. in England organisirten, in Thätigkeit setzten u. zu Verbänden vereinigten. Das Anschwellen der sozialdemokratischen Bewegung hat jedoch der Entwicklung dieser Vereine in Deutschland bisher großen Eintrag gethan. Vgl. Thornton, „Die Arbeit" (deutsch von Schramm, Lpz. 1870; engl., 2. Aufl., Lond. 1870), Graf von Paris (Ludwig Philipp von Orleans), „Die G. in England" (deutsch von Lehmann, Berl. 1870), Brentano, „Die Arbeitergilden der Gegenwart" (Bd. 1: „Zur Geschichte der engl. G.", Lpz. 1871), Bamberger, „Die Arbeiterfrage unter dem Gesichtspunkte des Vereinsrechtes" (Stuttg. 1873), „Der Gewerkverein" (Organ der deutschen G., Berl. 1869 ff.).

Gewicht bezeichnet die Stärke des Druckes, den ein Körper (d. h. im allgemeinen physikalischen Sinne jeder stoffliche Gegenstand) vermöge

der Schwere auf seine Unterlage ausübt. Man mißt diesen Druck mittels der Wage (s. d.) durch Vergleichung mit einem anderen als Einheit gewählten Drucke (s. „Maß“). Die Maße, welche man zur Vergleichung mit Sorgfalt so groß angefertigt, daß sie diese Druck- od. Gewichtseinheit ein- od. mehrmals enthalten, nennt man auch selbst **Gewichte** od. **Gewichtsstücke**. Gewöhnlich fertigt man diese Gewichtsstücke von Metall, u. zwar, wenn sie möglichst unveränderlich sein sollen, aus Silber, Platin od. vergoldetem Neusilber, ja sogar aus Bergkrystall. Die Gewichtseinheit ist an u. für sich eine Größe, welche man sich willkürlich wählen kann, daher denn auch die Gewichtseinheiten Pfund, pound, livre u. s. w. bei den verschiedenen Völkern nicht übereinstimmten, ja früher in ein u. demselben Lande, fast in jeder Stadt, einen andern Werth hatten. Unsere jetzige im Deutschen Reiche giltige Gewichtseinheit ist das **Gramm** (vgl. „Maß“ u. „Maßsysteme“).

Durch die gewöhnliche Wägung mit der Wage, wenn diese u. die Gewichtsstücke auch noch so richtig gearbeitet sind, erfährt man übrigens nie das genaue G. eines Gegenstandes. Stellt man z. B. auf die eine Wagschale ein Gefäß mit Wasser, auf die andere die zum Gleichgewicht nöthigen metallenen Gewichtsstücke, und bringt man dann die ganze Wage mit Allem, was darauf ist, unter eine große Glasglocke, welche man luftleer pumpt, so wird sich im luftleeren Raume das Wasser durch Sinken der Wagschale als schwerer erweisen, und für jedes Liter Wasser ungefähr ein Gramm zu dem früheren G. hinzugefügt werden müssen. Dies kommt daher, weil jeder in eine Flüssigkeit (also auch in die Luft) eingetauchte Körper so viel an seinem G. verliert, als das G. der von ihm verdrängten Flüssigkeitsmasse beträgt. Eine große, weniger dichte Masse verliert daher durch den tragenden Einfluß der Luft mehr an G. als die kleineren, metallenen Gewichtsstücke. Man muß deshalb Wägungen zu Zwecken, die äußerste Genauigkeit erfordern, entweder im luftleeren Raume vornehmen, was äußerst schwierig ist, od. das gefundene G. durch Berechnung auf das wahre G. im **luftleeren Raume** reduziren.

Nr. 3093. Hydrostatische Wage zur Bestimmung des spezifischen Gewichts.

Eine andere Aenderung des G. einer Masse, die aber auch die feinste Wage nicht anzeigt, es sei denn eine Federwage (s. d.), weil sie die G. u. das Gewogene gleichmäßig betrifft, tritt ein mit Aenderung der Schwere. Schon auf der Erde ist diese nicht überall gleich; an den Polen am stärksten, nimmt sie nach dem Aequator zu etwas ab. Auf dem Monde hat sie nur $^1/_6$, auf der Sonne das 28fache von ihrem Betrage auf der Erde. Hängt man daher ein Kilogramm an eine richtige Federwage, so wird diese am Pole ein reichliches, am Aequator ein knappes Kilogramm, auf dem Monde gar nur $^1/_6$, auf der Sonne dagegen 28 Kilogramm anzeigen. Der Grund der verminderten Anziehung an dem Erdäquator liegt an der Entfernung vom Mittelpunkt, die hier größer ist als an den Polen; dagegen hat die ungleich stärkere Anziehung der Sonne ihre Ursache in der größeren Masse dieses Gestirns.

Von dem G. eines Körpers schlechthin od. seinem **absoluten G.**, wie man es auch nennt, unterscheidet man noch sein **spezifisches G.** Das spez. G. eines Körpers ist das G. der **Raumeinheit desselben**. Als Raumeinheit wählt man in der Regel das Kcm., d. i. einen Würfel, dessen Kanten alle 1 cm. lang sind. Das einen solchen Würfel erfüllende Wasser wiegt 1 gr., gleichviel Quecksilber wiegt 13,5 gr., ein so großer Goldwürfel 19 gr. u. s. w. Dies sind also die sp. G.e dieser Stoffe. Die bloßen unbenannten Zahlen 1 — 13,5 — 19 u. s. w., also die Verhältnißzahlen der sp. G., geben die **Dichtigkeiten** (s. d.), d. h. das Verhältniß der in gleichen Räumen enthaltenen Massen an; im gewöhnlichen Sprachgebrauch aber nimmt man diese Verhältnißzahlen selbst als die sp. G. Man bestimmt das sp. G. eines Körpes durch zwei Wägungen desselben, die eine in der Luft (eigentl. im luftleeren Raume), die andere im Wasser. Da jeder in Wasser getauchte Körper so viel an seinem G. verliert, als das des verdrängten Wassers beträgt, u. jedes gr. Wasser den Raum eines Kcm. einnimmt, so erfährt man durch den Unterschied beider Wägungen den Rauminhalt des Körpers, denn so viel gr. er im Wasser verliert, so viel Kcm. verdrängt er, u. der ebensovielste Theil seines absoluten G. ist sein sp. G. Die Wägung im Wasser nimmt man am besten in der aus Nr. 3093 ersichtlichen Weise vor, indem man den betreffenden Körper an eine, an der Unterseite der Schalen mit Häkchen versehene (sog. **hydrostatische**) Wage hängt u. während der Wägung in einem Gefäße mit Wasser schweben läßt. Man kann aber das spez. G. fester Körper auch auf anderem Wege bestimmen. Zur Ermittelung desselben bei Flüssigkeiten braucht man nur ein 10 oder 100 Kcm. haltendes Gefäß mit ihnen gefüllt zu wägen, um nach Abzug der Tara durch Division mit 10 od. 100 das sp. G. zu erfahren. Bei Gasarten u. Dämpfen ist das Verfahren ähnlich, jedoch nur mit den feinsten Apparaten u. mit größter Sorgfalt auszuführen. Bei festen u. flüssigen Körpern benutzt man auch zu diesen Bestimmungen die Aräometer (s. d.).

Wie schon bemerkt, bestimmt man die spez. G. der festen u. flüssigen Körper, indem man sie zu dem G. des Wassers in Verhältniß setzt; bei Gasarten dagegen nimmt man das Gewicht der atmosph. Luft bei 0° u. 760 mm. Barometerstand als Ausgangspunkt.

Tabelle der spezifischen Gewichte der wichtigsten Stoffe bei 0°.

a. Feste Körper.	
Alabaster	1,87
Alaun	1,75
Aluminium	2,6
Antimon	6,7
Arsen	5,7
Asphalt	1,1
Baryum	4,0
Bausteine ca.	2,5
Bergkrystall	2,5
Beryllium	2,1
Blei	11,4
Bor	2,7
Braunkohle	1,3
Cadmium	8,74
Calcium	1,6
Cäsium	?
Cerium	5,5
Chrom	7,0
Diamant	3,52
Didym	?
Eis	0,94
Eisen, Schmiedeeisen	7,7
Gußeisen	7,6
„ graues	7,0
Stahl	7,7
Elfenbein	1,92
Erbium	?
Fett	0,93
Glas	2,6—3,8
Gold	19,4
Hölzer: Nadelholz	0,48
Pappel	0,40
Eiche	0,70
Ebenholz	1,23
Buxbaum	1,33
Indium	7,4
Jod	5,0
Iridium	21,5
Kalium	0,86
Kobalt	8 6
Kork	0,21
Kohlenstoff, Graphit	2,3
„ organischer	1,57
Kupfer	8,9
Lanthan	?
Lithium	0,6
Magnesium	1,75
Mangan	8,0
Marmor	2,7
Messing	8,5
Molybdän	8,6
Natrium	0,97
Nickel	8,7
Niob	7,0
Osmium	21,35
Palladium	11,8
Phosphor	1,84
Platin	21,5
Porzellan	2,4
Rhodium	11,0
Rubidium	1,5
Ruthenium	11,0
Schiefer	2,6
Schwefel	2,0
Selen	4,3—4,8
Silber	10,5
Silicium	2,49
Steinkohle	1,2—1,5
Strontium	2,5
Tantal	10,8
Tellur	6,2
Thallium	11,8
Thorium	7,7
Titan	?
Vanadin	5,5
Wachs	0,97
Wismuth	9,8
Wolfram	17,8
Yttrium	?
Zink	7,1
Zinn	7,4
Zirkonium	4,15
b. Flüssige Körper.	
Wasser	1,0
Aether	0,72
Alkohol, absol.	0,79
Brom	2,96
Milch	1,02—1,04
Oele: Citronenöl	0,852
Olivenöl	0,92
Rüböl	0,91
Leinöl	0,84
Quecksilber	13,56
Salpetersäure (konzentrirte)	1,52
Salzsäure	1,19
Schwefelsäure (englische)	1,85
Schwefelkohlenstoff	1,27
Seewasser	1,026
Weine: Bordeaux	0,99
Rheinwein	0,999
Malaga	1,022
c. Gase.	
Atmosphärische Luft	1,0
(im Verhältniß zu Wasser = $^1/_{770}$)	
Kohlenoxyd	0,94
Kohlensäure	1,52
Kohlenwasserstoff, leicht	0,98
„ schwer	0,56
Sauerstoff	1,103
Stickstoff	0,976
Wasserstoff	0,069

Gewissen (von wissen) heißt das Bewußtsein von Recht u. Unrecht, das sich als ein angebornes in jedem Menschen vorfindet, allerdings in sehr verschiedener Stärke. Dasselbe äußert sich vor einer That theils anfeuernd, theils warnend, nach der That aber belohnend od. strafend. Demgemäß spricht man auch von einer „Stimme des G." od. „einer innern Stimme." Die stete Rücksicht auf dieselbe heißt „Gewissenhaftigkeit", das Gegentheil „Gewissenlosigkeit". Wenn das Urtheil des G. ein schwankendes ist (so bes. in sogenannten „Gewissensfällen"), so entstehen „Gewissensskrupel", d. i. Bedenken, die nicht selten zu Tiefsinn, ja zu Wahnsinn führen können.

Gewissensfreiheit nennt man das dem Menschen angeborene Recht, seinem Gewissen zu folgen, seinen Ueberzeugungen von Gut u. Böse, Wahrheit u. Lüge, Recht u. Unrecht Ausdruck zu geben u. nachzuleben, insbesondere das Recht, seine religiöse Ueberzeugung frei u. ungehindert auszusprechen u. durchzuführen (*Glaubensfreiheit*). Ein Ausfluß dieses Rechts ist die Befugniß, nach freier Wahl aus einer Religionsgenossenschaft auszuscheiden, sich einer anderen anzuschließen, auf Grund selbständiger, von den Lehren der bestehenden Religionsgesellschaften abweichender Ansichten eine neue Gemeinschaft zu bilden, od. endlich sich gar keiner religiösen Gesellschaft zuzugesellen. Eine Grenze findet das Recht der G. nur in dem Wohle des Staates, der dadurch nicht in seinem Bestande u. in seiner Autorität gefährdet werden darf. Dieses Recht hat nam. seit dem Beginn der neuen Zeit, seit dem Entbrennen des Kampfes zwischen der Reformation u. der katholischen Kirche, Anlaß zu blutigen Verfolgungen, Unruhen u. Religionskriegen gegeben. Erst seit dem Ende des 18. Jahrh. (Zeitalter der Aufklärung, Franz. Revolution) hat es sich auf dem europ. Festlande zu allgemeinerer Anerkennung durchgerungen, während es in England schon früher, in den Ver. Staaten von Nordamerika gleich von vornherein, zur Geltung gelangt war.

Gewitter, eine der großartigsten meteorologischen Erscheinungen, die wegen ihrer gewaltigen u. zerstörenden Wirkungen wol von allen ungebildeten Völkern als direkte Zornesäußerung einer strafenden Gottheit angesehen wurde u. noch angesehen wird. So lange sich die Wissenschaft auch bemüht hat, den natürlichen Zusammenhang u. die Entstehung der Gewittererscheinungen zu erklären, so konnte dies doch erst gelingen, als man die elektrischen Erscheinungen genauer kennen lernte u. dem G. ähnliche durch das Experiment hervorzubringen vermochte.

Nr. 3094. Theorie des Gewitters.

Was zunächst das Vorkommen der G. betrifft, so bilden sich dieselben nur an den Orten u. zu den Zeiten häufig aus, an u. zu welchen Regen od. Schnee reichlich fällt. Periodisch treten sie daher ein mit der Regenzeit der Tropen u. sind dort während dieser Zeit täglich wiederkehrende Erscheinungen. Ebenfalls periodisch bezeichnen sie die Winterregenzeit der Subtropen. Weiter nach den Polen hin vertheilen sie sich wie die Regen mehr gleichmäßig über das ganze Jahr, werden aber mit der Abnahme der Regenmenge immer seltener, so daß sie während des Winters der nördlichen u. östlichen alten Welt bald ganz verschwunden sind.

Nach ihrem Zusammenhange mit den allgemeinen Bewegungen der Atmosphäre zerfallen die G. höherer Breitengrade in 1) G. der Westseite (bei Verdrängung des Aequatorialstromes durch den Polarstrom), 2) G. der Ostseite (bei Verdrängung des Polarstromes durch den Aequatorialstrom), 3) G. der Entwickelung des Aequatorialstromes u. 4) in solche des aufsteigenden Luftstromes. In der Nähe des Aequators finden sich hauptsächlich die G. der beiden letzten Arten. Am weitesten verbreitet sind die G. des aufsteigenden Luftstromes. In der Region der Windstillen (Kalmen, s. d.) gehören sie zu den täglichen Erscheinungen, und wenn das Ohr nur weit genug reichte, würde man dort den Donner ununterbrochen rollen hören. In den mittleren u. höheren Breiten sind am häufigsten die G. der Westseite. Vor ihrem Ausbrechen herrscht der warme, trübe Aequatorialstrom (Südwest), nach ihrem Austoben der kühle, klare Polarstrom (Nordost). Die oft gehörte Behauptung, daß die G. die Luft reinigten und den Himmel klärten, ist auf diese G. zu beziehen. Viel seltener sind die G. der Ostseite. Die hochziehenden Wolken, zu welchen sich bei der Drehung des Windes von O. nach S. eine allgemeine Trübung verdichtet, werden nur dann Gewitterwolken, wenn die Verdichtung ungewöhnlich schnell u. stark vor sich geht. Vor diesen G.n weht der trockene, klare Polarstrom, der wenigstens kalte Nächte brachte, nach ihnen der warme, feuchte Aequatorialstrom. Sie haben daher auf das Pflanzenwachsthum einen außerordentlich günstigen Einfluß; viele fruchtbare Jahre zeichnen sich durch große Häufigkeit derselben aus. Der Entwickelung des Aequatorialstromes gehören die während des Südwest-Monsuns in Ostindien häufigen G., ferner diejenigen bei Beginn u. während der Winterregenzeit in den subtropischen Gegenden. Auch die Mehrzahl der Wintergewitter in unseren u. noch höheren Breiten erfolgt bei stürmisch vordringenden Aequatorialströmen.

Das bezeichnendste Merkmal der G. ist der Blitz (s. d.). Das *Wetterleuchten* mag bald auf matten Blitzen, bald auf einem Wiederschein von Blitzen entfernter G. beruhen. Dem Blitze folgt in der Mehrzahl der Fälle der Donner (s. d.). Die Formen des Blitzes sind ganz analog den verschiedenen Formen des Entladungsfunkens der elektrischen Flasche od. des Konduktors der Elektrisirmaschine durch gewöhnliche Luft; das Wetterleuchten läßt sich mit Funken, die in sehr verdünnte Luft übergehen, vergleichen. Nachdem zuerst Franklin (1749) nachgewiesen, daß man es beim G. wirklich mit elektrischen Erscheinungen zu thun hat (elektrischer Drache, Blitzableiter), sind diese Verhältnisse noch von sehr vielen andern Forschern untersucht worden. Die Beobachtungen haben erwiesen, daß die Elektrizität einer Gewitterwolke sehr schnell u. häufig ihren Charakter, positiv (+) od. negativ (—), wechselt. Volta zählte z. B. in einer Minute 14maligen Wechsel des Zeichens. Der heitere Himmel ist positiv elektrisch, die Erdoberfläche negativ. Durch Verdampfung von dieser aus bilden sich negativ elektrische Wolken, von denen jedoch eine schwächere durch eine stärker geladene mittels der elektrischen Vertheilung auch positiv elektrisch gemacht werden kann. Aber es ist wohl zu merken: die Wolke verdichtet sich zu Regen u. Schnee, nicht weil sie stark elektrisch ist, sondern sie wird stark elektrisch, wenn sich viel Regen od. Schnee aus ihr verdichtet. Wird die Spannung der Elektrizität in der Wolke so stark, daß die isolirende Luft kein Hinderniß mehr für sie ist, so springt sie als ein gewaltiger Funke (Blitz) über entweder nach andern Wolken, die in gedachter Weise entgegengesetzt elektrisch geworden sind, od. nach der Erde. Nr. 3094 mag durch schematische Darstellung eine ungefähre Vorstellung von dieser elektrischen Beziehung der Erdoberfläche u. der Wolken zu dieser u. untereinander bei Bildung eines G. geben.

Gewohnheitsrecht ist neben dem Gesetz (s. d.) die einzige Rechtsquelle. In neueren Gesetzbüchern ist auch sie dem Gesetze gegenüber für unzulässig erklärt worden (z. B. im deutschen Strafgesetzbuch). Das G. ist die durch gleichförmige Rechtsanwendung ausgesprochene Rechtsüberzeugung eines Volkes, d. h. die Uebung dessen, was sonst der Inhalt eines Gesetzes zu sein pflegt. Nur darf diese Uebung keine unbewußte sein; vielmehr muß sie der Ueberzeugung der Gesammtheit entsprechen. Irrthum schließt die Entstehung eines G.es nicht aus; dagegen darf ein G. nicht mit dem ganzen Geiste unseres Rechtes od. mit der gesunden Vernunft in Widerspruch treten. Das G. ist meist älter als die Gesetzgebung; für alle Zeiten wird es sich auch nicht beseitigen lassen. Ein G. äußert sich auf sehr verschiedene Art u. Weise, namentlich in Form des Herkommens, der Observanz od. eines Gerichtsbrauches.

Gewölbe nennt man die rundlinige, aus keilförmigen Stücken (Wölbesteine) zusammengesetzte Ueberdeckung eines Raumes. Die verschiedenen G.-Arten hängen ab entweder von der Form des Bogens, welcher den Durchschnitt des G.s bildet, und wonach zu unterscheiden sind: 1) das *Stichbogengewölbe*, dessen Querschnitt einen Kreisabschnitt bildet;

2) das gedrückte Gewölbe, dessen Querschnitt eine sog. Korblinie ist. Während jenes mit den dasselbe tragenden senkrechten Linien eine Ecke bildet, macht dieses damit eine Rundung; 3) das überhöhte G., dessen Querschnitt ebenfalls eine Korblinie od. eine Ellipse ist, deren längere Achse aber senkrecht steht; 4) das Spitzbogengewölbe od. gothische G.

Nr. 3095. Sterngewölbe (gothisch).

Oder sie hängen ab von der Stellung der Widerlager, d. h. der Punkte, von welchen aus das G. aufsteigt, od. von der Gruppirung der einzelnen Gewölbeflächen. In letzterer Beziehung sind die am häufigsten vorkommenden Arten: 1) das Tonnengewölbe, dessen Querschnitt einen Halbkreis, od. auch nur einen Kreisabschnitt od. einen Spitzbogen bildet,

Nr. 3096. Heinrich's VII. Kapelle in Westminster vom Jahre 1485 (engl. gothischer Stil. Beispiel eines Fächergewölbes.

das also dem entsprechend an den kurzen Wänden einen halbkreisförmigen, oder einen flachen, oder einen spitzbogigen Schildbogen hat; 2) das gewöhnliche Kreuzgewölbe, das aus der rechtwinkligen Durchschneidung zweier Tonnengewölbe entsteht. Die daraus sich ergebenden 4 Gewölbeflächen heißen Kappen. Wenn diese Kappen, wie es im romanischen Stil der Fall ist, nur in scharfen Kanten od. Graten an einander stoßen, so heißt das G. Gratgewölbe; wenn aber, wie im gothischen Stil, die Kappen zwischen Gurten u. Rippen eingespannt sind, so heißt das G. Gurt- od. Rippengewölbe; 3) das Kloster- od. Haubengewölbe; es ist das gewöhnliche G. eines vieleckigen Chorschlusses, aus dessen Ecken Rippen mit dazwischen gespannten Kappen aufsteigen, die sämmtlich in einen Schlußstein zusammenlaufen; 4) das Kuppelgewölbe, eine in Gestalt einer Halbkugel od. eines flachen Kugeltheils od. einer Parabel hergestellte Ueberwölbung eines runden od. eines vieleckigen Raumes; bei diesem letzteren wird dann der Uebergang in die runde od. parabolische Form durch sog. Pendentifs od. überhangende Wölbungen (sphärische Zwickel) vermittelt; 5) das Nischengewölbe, das nur aus einer einfachen halben Kuppel besteht u. z. B. die gewöhnliche Ueberwölbung einer halbkreisförmigen Apsis ist. Die Baukunst zählt noch mehrere andere, seltener angewandte od. komplizirtere G. auf, unter denen in den spätgothischen Bauten Netzgewölbe, Fächer-, Strahlen- od. Sterngewölbe besonders häufig sind. Von letzteren giebt Nr. 3095 ein Beispiel.

Gewölle, Klumpen unverdauter Stoffe, wie Haare, Federn, Gräten, die von Raubthieren willkürlich ausgebrochen werden.

Gewürze. Viele Pflanzen enthalten in ihren Theilen, den Wurzeln, der Rinde, Zweigen, Blättern, Blüten od. Samen, gewisse aromatische Stoffe (meist ätherische Oele), denen zufolge sie auf die Geschmacks- od. Verdauungsorgane eine angenehme, anregende od. reizende Wirkung ausüben, u. deshalb als Zuthat zu Speisen u. Getränken in Gebrauch genommen u. zu diesem Zwecke bes. kultivirt werden. Diejenigen Pflanzentheile, welche dieser aromatischen Stoffe wegen bes. gesammelt werden, heißen zubereitet G. Jede Zone hat ihre eigenthümlichen G. und vielleicht ist unsere gemäßigte daran reicher, als selbst die Tropen es sind. Denn außer Anis, Fenchel, Hopfen, Coriander, Kümmel, Majoran, Meerrettig, Safran, Senf, Waldmeister, Gewürzen, die man zum Behufe der Nahrung baut, giebt es auch noch andere, wie Wachholder, manche Schwämme, z. B. Trüffeln u. dgl., die nicht gerade Gegenstand besonderer Kultur sind. In gewisser Beziehung gehören auch die Küchenkräuter hierher, die, wie Bohnenkraut, Boretsch u. a., die Gemüse zu würzen haben, u. die Zahl der wildwachsenden Gewürzpflanzen ohne Verwendung ist ebenfalls nicht gering. Nur die Lorbern und Kapern dürften, als der wärmeren gemäßigten Zone angehörig, noch hierher zu rechnen sein. Die Zahl der tropischen zu uns kommenden G. ist dagegen nicht sehr bedeutend. Es sind vorzugsweise: Pfeffer, Gewürznelken, Cardamomen, Muskatnuß, Zimmt, Zimmtblüten, Ingwer u. Vanille. Die anregende Wirkung der G. auf die Verdauung beruht auf ihrem Gehalte an ätherischen Oelen, Harzen oder anderen Stoffen aromatischer Natur. Die G. aus der tropischen Zone sind bei weitem hitziger als unsere einheimischen, daher von dem Bewohner der gemäßigten Zone auch nur mit Maß zu genießen, da sie, im Uebermaß genossen, die Verdauungsorgane rasch abstumpfen. Der Handel mit diesen G. ist seit dem Alterthum ein wichtiger Kulturfaktor gewesen, da er wesentlich mit dazu beigetragen hat, die Aufmerksamkeit auf die unbekannten Ursprungsländer zu lenken und Wege aufzusuchen, um diese damals sehr kostbaren Erzeugnisse direkt zu erlangen. Nachdem die Araber ihn lange Zeit vermittelt hatten, nahm er durch die geographischen Entdeckungen im 15. u. 16. Jahrh. andere Gestalt an, u. es waren vorzüglich die Portugiesen, noch mehr aber die Holländer, welche in ihm eine Quelle enormer Reichthümer fanden, deren monopolistische Ausbeutung allerdings mit der scheußlichsten Grausamkeit verknüpft war. — Schon vor 12 Jahren hat Bonière in Rouen unter dem Namen „Epices solubles concentrées", d. h. konzentrirte lösliche Gewürze, Substanzen in den Handel gebracht, die das wirksame u. aromatische Prinzip der verschiedenen G. in konzentrirter Form enthalten, so daß man nicht nöthig hat, die Holzsubstanz der betreffenden Pflanzentheile mit zu genießen; es wird dadurch die Anwendung der rohen G. zu Speisen und Getränken entbehrlich gemacht. Es geschieht dies durch Extraktion der verschiedenen G. mittels sehr reinen Schwefelkohlenstoffs od. Petroleumäthers in besonders dazu eingerichteten Apparaten; die von den G. getrennte Lösung wird dann je nach Art derselben über Zucker, Gummiarabicum od. Kochsalz destillirt, wobei das Aroma in diesen Substanzen zurückbleibt, während das Lösungsmittel sich dabei vollständig verflüchtigt u. wiedergewonnen werden kann. Nicht allein Pfeffer, Zimmt, Nelken 2c. werden auf diese Weise extrahirt, sondern auch Knoblauch, Zwiebeln und ähnliche G., letztere jedoch so, daß man den ausgepreßten Saft mit dem Schwefelkohlenstoff zusammenbringt, welcher das scharfe Oel aufnimmt. In neuester Zeit werden auch an anderen Orten Gewürzextrakte gemacht und zwar, außer den einfachen, auch gleichfertige Mischungen für besondere Zwecke, z. B. gewürztes Fleischsalz, Blutwurstsalz, Cervelatwurstsalz u. s. w. Ihres zum Theil hohen Preises wegen sind die G., nam. die ausländischen, vielfachen Fälschungen unterworfen. Eine der gewöhnlichsten besteht darin, daß man ihnen durch Destillation mit Wasser den größten Theil ihres ätherischen Oeles entzieht, sie dann wieder trocknet u. mit frischer Waare mengt. In Frankreich wird ganz ungescheut eine eigene Pulvermischung, Epices d'Auvergne, aus Hanfkuchen, Mehl, Pfefferabfällen, Bohnen u. s. w. nur zu dem Zwecke hergestellt, um Pfeffer u. ähnliche G. zu verfälschen. — In folgender Tabelle sind die in Deutschland gebräuchlichen G. nebst den Namen der Pflanzen, von denen sie abstammen, u. der Stoffe, denen sie ihre aromatischen Eigenschaften verdanken, zusammengestellt.

Namen der Gewürze.	Theil der Pflanze, welcher verwendet wird.	Botanischer Name der Pflanze.	Wesentlich wirksame Bestandtheile.
Anis.	Samen.	Pimpinella Anisum.	Aether. Oel (Anisöl mit Anethol).
Basilicum.	Kraut.	Ocymum Basilicum.	Aeth. Oel.
Cardamomen	Kapseln mit dem Samen.	Amomum Cardamomum.	Aeth. Oel.
Citronen.	Früchte.	Citrus medica.	Citronensäure.
Citronenschale.	Schale der Früchte.	„ „	Aeth. Oel
Coriander.	Samen.	Coriandrum sativum.	Aeth. Oel.
Dill.	Stengel u. Dolden mit halb reifen Samen.	Anethum graveolens.	Aeth. Oel mit Anethol (Anis-kamphor).
Estragon.	Kraut.	Artemisia Dracunculus.	Aeth. Oel.
Fenchel.	Samen.	Anethum foeniculum.	Aeth. Oel mit Anethol (Anis-kamphor).
Galgant.	Wurzelstock.	Alpinia Galanga.	Aeth. Oel u. Kämpferid.
Ingwer oder Ingber.	Wurzelstock.	Zingiber officinarum.	Aeth. Oel.
Kapern.	Blütenknospen.	Capparis spinosa.	Butin (ein Glukosid).
Knoblauch	Zwiebel.	Allium sativum.	Aeth. Oel (Schwefelallyl).
Kummel.	Samen.	Carum Carvi.	Aeth. Oel mit Carven u. Carvol.
Lorberblätter.	Blätter.	Laurus nobilis.	Aeth. Oel.
Majoran.	Kraut.	Origanum Majorana.	Aeth. Oel.
Mandeln, bittere.	Früchte.	Amygdalus communis var. amara.	Amygdalin, fettes Oel, Emulsin.
Mandeln, süße.	Früchte.	Amygdalus communis.	Fettes Oel, Emulsin.
Meerrettig	Wurzel.	Cochlearia Armoracia.	Schwefelhaltiges äth. Oel.
Muskatblüte (Macis).	Samenhülle.	Myristica moschata.	Fettes u. äth. Oel.
Muskatnüsse	Samen.	„ „	Fettes u. äth. Oel (Balsam).
Nelken	Blütenknospen.	Caryophyllus aromaticus.	Aeth. Oel, Eugenin, Caryophyllin und Nelkensäure.
Paprika od. spanischer Pfeffer.	Frucht mit den Samen.	Capsicum annum.	Scharfes Weichharz (Capsicin).
Petersilie.	Kraut u. Wurzelstock.	Apium Petroselinum.	Aeth. Oel.
Pfeffer.	Samen.	Piper nigrum.	Aeth. Oel, Harz u. Piperin (Alkaloid).
Pfefferkraut.	Stengel und Blätter.	Satureja hortensis.	Aeth. Oel.
Piment oder Neuwürz.	Die unreifen Früchte.	Myrtus pimenta.	Aeth. Oel u. Harz.
Safran.	Pistille der Blüten.	Crocus sativus.	Aeth. Oel, Farbstoff, Crocin.
Sellerie.	Wurzelknolle.	Apium graveolens.	Aeth. Oel u. Apiin (Glukosid).
Senf, schwarzer.	Samen.	Sinapis nigra.	Fettes u. äth. Oel (Schwefelcyanallyl).
Senf, weißer	Samen.	Sinapis alba.	Fettes Oel, Myrosin, Sinapin.
Thymian.	Stengel mit den Blättern.	Thymus vulgaris.	Aeth. Oel und Thymol.
Vanille	Schoten.	Vanilla aromatica.	Harz u. Vanillin od. Vanillasäure.
Zimmt.	Rinde	Laurus Cassia und L. Cinnamomum.	Aeth. Oel, Zimmtsäure.

Gewürzinseln, s. „Molukken".

Gewürznelkenbaum, s. „Caryophyllus".

Geyer, Florian (von Geyersberg), Held des Bauernkriegs (s. d.), organisirte von seiner Burg Giebelstadt aus den Bauernaufstand der Franken, durchzog an der Spitze seines „schwarzen Haufens" das Land, nahm Weinsberg u. andere feste Plätze mit Sturm u. gehörte bald zu den gefürchtetsten Gegnern des Adels. Da er diesen eben so schonungslos behandelt wissen wollte wie die Geistlichkeit, so entzweite er sich sehr bald mit den übrigen Führern der Bewegung, trennte sich vom „hellen Haufen" (dem Gros der aufständischen Bauern) u. stieß mit seinem „schwarzen Haufen" zum fränkischen Heere, mit welchem er tapfer vor Würzburg u. dem Frauenberge focht. Neue Zwistigkeiten, die durch G.'s Dringen auf eine entschiedenere u. rücksichtslosere Führung des Kampfes veranlaßt waren, ermöglichten dem Feinde, die Aufständischen getrennt anzugreifen u. zu schlagen, ja auch den „schwarzen Haufen", der sich nach mehrfachen Mißerfolgen auf Ingolstadt zurückzog, nach verzweifelter Gegenwehr fast völlig aufzureiben. G. selbst schlug sich zwar mit einer kleinen Schar durch, wurde aber verfolgt, auf der Höhe Spaltich bei Hall umzingelt u. starb daselbst den Heldentod (9. Juni 1525). Seine Geschichte u. sein tragisches Ende ist wiederholt dichterisch behandelt worden, sowol dramatisch (von Genast u. Koberstein) als in Form eines Romans (von R. Heller).

Geyser (isländ. Geysir von geysa, wüthen) werden heiße Quellen genannt, welche wahrscheinlich infolge hoch gespannter unterirdischer Dämpfe kolossalen Springbrunnen vergleichbar emporsteigen. Die am längsten bekannten sind die G. von Island, bes. diejenigen des Haukadals. Am Rande der großen Gletscherwüste, welche das Innere dieser Insel bedeckt, etwa 12 M. von ihrer Hauptstadt Reykjavik u. 5 M. von dem Vulkan Hekla entfernt, erhebt sich dort der Große G. aus einem runden, 2 m. tiefen Bassin, das einen Durchmesser von 18 m. hat u. auf dem Gipfel eines 8—10 m. hohen, aus Kieselsinter bestehenden Hügels liegt. Meist ist das Wasser ruhig u. klar; in regelmäßigen Zeiträumen steigt es aber, fließt über das Bassin, schlägt kochend hohe Wellen und springt endlich unter starkem unterirdischen Donner mit sausendem Zischen u. Dampfwolken emportreibend in die Luft. Der erste Strahl ist oft nur 6 m. hoch, dann kommen aber höhere Wassergarben, an 3 m. stark, die bis zu 25 u. 30 m. emporsteigen. Der letzte Strahl ist der höchste, die Wassermassen stürzen zusammen u. der G. ist wieder ruhig, sein Bassin leer. Zwischen den größten Eruptionen vergeht gewöhnlich eine Zeit von 24—30 Stunden. In der Nähe des Großen G.s liegt der Strokkr, welcher nur alle 2—3 Tage hervorbricht u. dessen Wassersäule oft noch höher steigt als die seines Nachbars; außer diesen werden in Island noch 44 andere heiße Springquellen gezählt. Das Wasser des Großen G.s enthält große Mengen von Kieselsäure, schwefelsaurem u. kohlensaurem Natron u. Chlornatrium; seine Temperatur beträgt vor den Ausbrüchen an der Oberfläche 76—89° C., nach denselben 122° C. Es sind die isländischen G. nicht die einzigen der Erde. In Californien befinden sich, 12 M. nördl. von Napa-City, heiße Schwefelquellen, welche ihr Wasser in Unterbrechungen 5—10 m. hoch in die Luft werfen, u. auf Neuseeland übertrifft der Tetaratasprudel selbst den Großen G. Islands. Die ausgedehnteste Geyserregion ist aber am oberen Yellowstone im nordamerikan. Unionsstaat Montana 1870 von Washburne entdeckt worden. Dort sind auf vulkanischem Grunde warme Quellen u. G. zu Tausenden vorhanden; auf dem Raume einer halben engl. □M. zählte man nicht weniger als 77 heiße Quellen, von denen viele G. waren. Einer der letzteren entsandte eine 2 m. starke Säule kochenden Wassers 60 m. hoch. Dieses großartige Schauspiel wiederholte sich alle 24—30 Stunden u. dauerte jedesmal 10—20 Minuten. Ein anderer spielte in Zwischenräumen von nur einer halben Stunde, warf aber eine kolossale Wassersäule bis zu 48 m. Höhe; andere waren mehrere Stunden lang in ununterbrochener Thätigkeit. Auch diese G. haben ein an Kieselsäure reiches Wasser, durch deren Niederschläge sich, wie in Island, Hügel aufgebaut haben, auf deren Gipfeln sich kraterförmige Bassins befinden. Ueber das Plateau, welches diese wunderbaren Springquellen trägt, erheben sich Berge von 3000—4000 m. Höhe. Die ganze Gegend ist von so großartiger Schönheit, daß der Kongreß zu Washington 1872 das ganze Geysergebiet am Yellowstone zum „Nationalpark" erklärt hat. Alle G. intermittiren, u. diese Thatsache läßt vermuthen, daß ihr Ausflußkanal mit unterirdischen Höhlungen in Verbindung steht, die sich in der Zwischenzeit zwischen den Ausbrüchen mit Dämpfen füllen, aus dem Wasser durch unterirdische Hitze entwickelt. Ist die Spannung der Dämpfe eine solche geworden, daß sie den Druck der hohen, in der senkrechten Ausflußröhre stehenden Wassersäule überwinden kann, so bricht sie hindurch u. schleudert einen Theil der Wassermasse mit heraus; dadurch vermindert sich der Druck u. die darauf folgenden Ausbrüche werfen die weniger lastende Wassermasse höher, bis endlich der Rest des Wassers mit den Dämpfen zugleich emporgeschleudert wird. Jetzt haben die Dämpfe direkten Austritt zur Oberfläche, es muß sich durch neu zusickerndes Wasser aus den Gebirgsschichten erst wieder ein Verschluß der Einmündungsöffnung des Ausflußkanales in die Verdampfungshöhle herstellen, worauf sich neue Dämpfe darin ansammeln, die dasselbe Spiel wieder hervorrufen, wenn sie genügende Spannung erreicht haben.

Gfrörer, August Friedrich, deutscher Geschichtschreiber, geb. 5. März 1803 zu Colm im Schwarzwald, studirte zu Freiburg im Breisgau Theologie, wandte sich mit besonderer Vorliebe kultur- u. kirchenhistorischen Forschungen zu u. führte sich mit der „Kritischen Geschichte des Urchristenthums" (erster u. einziger Band: „Philo u. die Alexandrinische Philosophie", Stuttg. 1831) in die wissenschaftliche Welt ein. In diesem Werke werden die Einwirkungen des jüdisch-ägyptischen Alexandrinismus auf die Bildung u. Entwicklung des Christenthums mit großem Scharfsinn nachgewiesen. Mit nicht geringerer Schärfe thut er in seinem zweiten Werke, „Geschichte Gustav Adolf's u. seiner Zeit" (Stuttg. 1837, 2. Aufl. 1845) dar, daß der große Schwedenkönig nicht so sehr aus Begeisterung für den Protestantismus, als aus Gründen der Politik u. aus dynastischem Ehrgeiz in den Dreißigjährigen Krieg eingegriffen habe. Die „Geschichte des Urchristenthums" (5 Bde., Stuttg. 1838) u. die „Allgemeine Kirchengeschichte" (4 Bde., Stuttg. 1841—46) legen mit tiefeindringender u. freimüthiger Kritik den Gang der kirchlichen Dogmenentwicklung, der Wirren u. Fehden, die ihr zu Grunde lagen u. sie begleiteten, bloß. Dennoch ist in dem letztgenannten Werke schon eine Hinneigung zum Katholizismus zu erkennen, für den G. in den damals in Baden entbrennenden kirchlichen Kämpfen Partei nahm u. zu welchem er 1853 offen übertrat (ohne seine Stellung als Professor der Geschichte in Freiburg, als welcher er seit 1846 wirkte, aufzugeben). Das Werk „Papst Gregor VII. u. sein Zeitalter" (8 Bde., Schaffh. 1859 bis 1864) ist bei aller Gründlichkeit u. Schärfe der Beweisführung völlig von ultramontanen Anschauungen durchzogen. Nach seinem Tode (6. Juli 1861 zu Karlsbad) gab J. B. Weiß noch aus G.'s Nachlaß heraus: die aus seiner vorkatholischen Periode stammende „Geschichte des 18. Jahrh." (Schaffh. 1862) u. „Zur Geschichte der deutschen Volksrechte im Mittelalter" (2 Bde., Schaffh. 1866).

Ghadames od. Rhadames, bei den Alten Cydamus genannt, eine tripolitanische Stadt, 70 M. im SW. von der Hauptstadt gelegen, ist die Residenz eines Mudir, der unter dem Gouverneur des Dschebel steht. Die Straßen der Stadt sind meist eng u. mit Matten überdeckt; eine ausgedehnte Vertheidigungsmauer umschließt G. u. die dasselbe umgebenden Palmenpflanzungen. Das Klima ist sehr gesund. Obwol G., seitdem es in den Händen der Türken ist, sehr verloren hat, ist es doch jetzt noch der Mittelpunkt des Handels von Tripoli nach dem Innern. Die an Zahl etwa 10,000 Köpfe betragenden Einwohner gehören zwei einander feindlichen u. in der Stadt selbst getrennt wohnenden Stämmen an.

Ghasel (arab., d. i. Liebeslied), eine lyrische Dichtgattung, die von den arab. u. noch mehr von persischen Dichtern ihrer leichten, fließenden und zierlichen Form halber (5—7 zweizeilige Strophen, die durch einen durchgehenden Endreim der zweiten Zeile in einander geschlungen sind) theils zur Verherrlichung von Liebe, Wein u. Gesang, theils auch zur Behandlung erbaulicher und beschaulicher Stoffe angewendet wird. Unter den persischen Dichtern handhabte nam. Hafis die Form des G.s mit Meisterschaft. Von Rückert auf deutschen Boden verpflanzt, wurde es hier nam. von Platen u. Bodenstedt glücklich angebaut.

Ghats od. Ghattas, d. i. Treppen, Pässe, der von den Engländern herrührende Name der Gebirgswälle, welche das Plateau von Dekhan (s. d.) im O. u. W. begrenzen. Die 178 M. langen Westghats bestehen im N. aus Trappgesteinen, erreichen daselbst über 1500 m. Höhe u. bilden ungeheure, nach der Küste abfallende Berglehnen, wilde Klüfte, zahlreiche Wasserfälle, ausgedehnte, dichte Waldungen u. auf den Trappspitzen unersteigbare Bergfestungen. Von dem 17.° nördl. Br. an ist das Gebirge niedriger u. besteht aus Granit, der von einer mächtigen Schicht von Ziegelthon überlagert ist. Die durchschnittlich 500 m. hohen, bis 1000 m. ansteigenden Ostghats bestehen in der Richtung von SW. nach NO. aus dem Bhara Majala, den Koromandelghats, dem Elgondagebirge u. dem Nalla-Malaja, welches an das Deltaland von Bengalen stößt, u. bestehen aus Gneis, der von jüngeren plutonischen Gesteinen vielfach durchbrochen u. zumeist von Ziegelthon, Sand- od. Kalkstein überlagert ist. Obwol die sämmtlichen Ströme des Dekhan, nach O. strömend, die Ostghats durchbrechen, stehen diese doch an Großartigkeit der landschaftlichen Scenerien den Westghats bei weitem nach.

Ghawasi, s. „Almeh".

Ghazipur, Hauptstadt des zu der indobritischen Division Benares gehörigen Distriktes G. (102 □M. mit 1,400,000 E.) am linken Ufer des mittleren Ganges, umgeben von üppigen, durch Singvögel u. Affen belebten Banianen- u. Pipalhainen u. weiten Rosenfeldern, mit etwa 40,000 E., von denen sich ein großer Theil mit der Bereitung trefflichen Rosenwassers u. Rosenöls beschäftigt.

Nr. 3097. Der Große Geyser auf Island.

Gherardesca, Name einer ital. Familie, die einst die Grafschaften G., Donavitico u. Montescudaio im Toskanischen besaß. Im 13. Jahrh. hielt sie es mit der Volkspartei der Republik Pisa u. schloß sich den Ghibellinen (s. d.) an; auch theilten die Grafen Gherardo **G.** u. Galvano Donavatico **G.** das Schicksal Konradin's von Hohenstaufen. Der ebenso herrschsüchtige wie schlaue Ugolino **G.** schreckte vor keinem Mittel zurück, um sich die Alleinherrschaft über seine Vaterstadt Pisa zu verschaffen. Nachdem er schon längere Zeit dieses Ziel vergeblich verfolgt hatte, veranlaßte er durch seine Treulosigkeit die gänzliche Niederlage der Pisaner in der Seeschlacht bei der Insel Malora (6. Aug. 1284) gegen die Genuesen, u. da sich infolge dessen auch die alten Feinde Pisa's gegen dasselbe erhoben, so sah dieses wirklich

kein anderes Mittel zu seiner Rettung, als den Ugolino an die Spitze des Staates zu rufen. Auch gelang es demselben, die Gegner der Pisaner von ihrem Plane, die Stadt zu vernichten, abzubringen. Um die inneren Feinde seiner Herrschaft unschädlich zu machen, griff er zu Gewalt u. List. Seine schonungslose Tyrannei u. sein blutgieriges Wüthen veranlaßten aber schließlich eine Verschwörung, deren Haupt der Erzbischof Roger Ubaldini war. Am 1. Juli 1288 wurde Ugolino mit zweien seiner Söhne u. zweien seiner Enkel gefangen genommen, worauf sie Ubaldini in den Thurm von Gualandi (seitdem Torre di fame, Hungerthurm, gen.) werfen u. hier verhungern ließ. Dante gab davon eine Schilderung in seiner „Göttl. Komödie“; der deutsche Dichter Gerstenberg (s. d.) hat das Schicksal des Ugolino zum Gegenstande einer Tragödie gemacht. Den Nachkommen Ugolino's gelang es bald, in Pisa wieder zu Glanz u. Ansehen zu kommen; einzelne derselben spielten als Staatsmänner od. Feldherren eine Rolle. Im J. 1348 verschwand aber die Familie für immer vom politischen Schauplatz. Dagegen haben sich in neuerer Zeit zwei Mitglieder derselben als Kirchenkomponisten einen Namen gemacht: Filippo **G.**, geb. 1730, gest. als Kapellmeister an der Stephanskirche in Pisa 18. Juni 1808, u. Luigi **G.**, geb. zu Pistoja um 1791, gest. als Kapellmeister an der Kathedrale seiner Vaterstadt im April 1871.

Nr. 3098. Marktplatz des Ghetto in Rom.

Ghetto (ital.) ist die Bezeichnung für das Judenviertel, d. h. den Gassenbereich vieler, nam. ital. u. oriental. Städte, in welchem früher die Juden eingeschlossen wurden. Die Etymologie des Wortes ist streitig. Eine auf den ersten Blick ansprechende Erklärung findet sich in Gregorovius' „Figuren“ (Geschichte, Leben u. Scenerie aus Italien 1856). Dort heißt es auf S. 103 bei Erwähnung des G. in Rom u. a.: „Bis auf seine (Papst Paul's IV.) Zeit hatten die Juden die, wenn auch nicht ausgesprochene Freiheit, überall in Rom zu wohnen . . . . Nunmehr wies ihnen der Papst nach Art der Venetianer ein streng abgesperrtes Quartier an . . . . Man nannte es zuerst Vicus Judaeorum, dann kam der Name G. dafür auf, der wahrscheinlich aus dem talmudischen Wort Ghet gebildet ist, welches Absonderung heißt. Es war am 26. Juli 1556, als die Juden Roms in diesen G. zogen.“ Dieser Erklärung liegt aber die Annahme zu Grunde: die Benennung des Judenquartiers sei aus der Mitte der Juden in die italien. Sprache übergegangen, was unwahrscheinlich ist. Vielmehr liegt der Gedanke nahe, daß den Juden mit der Sache auch deren Name aufgedrängt wurde. Und in Wirklichkeit verhält es sich auch so; denn das Wort G. ist venetian. Ursprunges. In Venedig entstand der erste G. Dieser, ein Denkmal der Mißgunst, in welche die früher von der Republik begünstigten Juden seit dem Anfange des 16. Jahrh. in Venedig verfielen, liegt an dem der Giudeccainsel entgegengesetzten nördl. Ende Venedigs u. besteht aus zwei Theilen od. zwei durch Brücken mit einander verbundenen u. von engen Gassen durchschnittenen Inseln, von denen die eine der Ghetto vecchio, die andere der Ghetto nuovo genannt wird. Letztere Insel war bis ins 15. Jahrh. ein Morast; die erstere dagegen war viel früher erhöht, befestigt u. der Ort der Gießereien sowie der Sitz der betreffenden Behörde. Dieser Ort wurde deshalb Getto, d. h. Guß, Gießerei, genannt. (Im venetian. Dialekt wird die Silbe ge, ital. dsche lautend, wie im Deutschen ausgesprochen, ein Laut, der im Ital. nur durch Einschiebung eines h wieder gegeben werden kann. Aus diesem Grunde verwandelte sich das venetian. Wort Getto in das ital. Ghetto.) Allmählich ward auch die andere Insel bewohnbar gemacht. In der ersten Zeit dienten dieselben auch vielen christlichen Familien zur Wohnung, bis sie den Juden im J. 1516 zum ausschließlichen Aufenthalte angewiesen wurden. Die Benennung Getto wurde auch auf diese neue Insel übertragen, blieb seitdem die stete Bezeichnung des Judenquartiers u. wurde auch in anderen Städten Italiens angenommen. Der vom Papste Paul IV. in Rom errichtete Judenzwinger umfaßte einige enge, ungesunde, unmittelbar an der Tiber gelegene Gassen u. reichte von der Brücke Quattro Capi bis zum heutigen Platz der Thränen. Auch in Prag, Frankfurt a. M. u. in vielen anderen Städten Deutschlands gab es solche G.'s. Erst zu Ende des vorigen u. zu Anfang unseres Jahrhunderts hat diese Beschränkung aufgehört.

Ghibellinen (ital.) war im Mittelalter, nam. in Italien, das Losungswort u. der Parteiname für die Kaiserlichen, im Gegensatze zu den päpstlich Gesinnten, die man Guelfen nannte. Die Entstehung des Namens knüpft sich, der Sage nach, an den Schlachtruf „Hie Waiblingen!“ (letzteres der Name einer Hohenstaufenburg in Schwaben), welchen die Kaiserlichen (unter Konrad III.) 1140 bei Weinsberg ertönen ließen, wogegen die Streiter des gegnerischen Heeres unter dem Herzog Welf VI. sich unter dem Zurufe „Hie Welf!“ sammelten. Der Name Waiblinger od. Gieblinger wurde, während der heftigen Kämpfe zwischen Kaiserthum und Papstthum, die unter Friedrich I. und Friedrich II. in Italien entbrannten, in G., der Name Welfen in Guelfen italianisirt.

Ghiberti, Lorenzo, einer der bedeutendsten Bildhauer u. Erzgießer des Mittelalters, nach seinem Stiefvater auch Lorenzo di Bartoluccio genannt, geb. zu Florenz 1378, erlernte bei seinem Stiefvater die Goldschmiedekunst, widmete sich aber dann der Malerei u. ging nach Rimini, um für Malatesta von Pesaro ein Zimmer auszumalen. Als aber für die zwei noch fehlenden Bronzethüren des Baptisteriums von S. Giovanni in Florenz eine Konkurrenz ausgeschrieben wurde (die erste war von Andrea Pisano um 1330 gefertigt), sehen wir ihn plötzlich als Bildhauer auftreten, der über fünf Mitbewerber den Preis davon trägt. Er begann 1403 seine Arbeit mit der nördl. Thür, aber erst 1424 war dieselbe vollendet: sie enthält 28 Hochreliefs mit Darstellungen aus der neutestamentlichen Geschichte, die in den Motiven ausdrucksvoll und dramatisch sind, in den Gestalten aber noch übertriebene Bewegungen u. zuweilen verfehlte Verhältnisse zeigen. In der Zwischenzeit arbeitete er für eine Nische der Außenseite von Or San Michele einen marmornen Johannes den Täufer, zwei Bronzereliefs für den Taufbrunnen der Unterkirche des Domes in Siena, eine Erzstatue des Evangelisten Matthäus, ebenfalls in einer Nische von Or San Michele, u. ein Grabmal in der Kirche S. Maria novella. Durch alle diese Arbeiten war der Ruf G.'s so bedeutend geworden, daß man ihm jetzt auch die andere (östl.) Bronzethür des Baptisteriums übertrug. Dieses Werk ist die größte künstlerische Leistung G.'s; nicht nur die 10 Hoch- u. Flachreliefs, in denen er Scenen aus dem Alten Testament darstellte, sondern auch die herrlichen, sie einschließenden Rahmen zeigen Reichthum der Phantasie, meisterhafte Komposition u. wunderbare Charakteristik u. fanden auch den Beifall der Zeitgenossen in so hohem Grade, daß Michelangelo diese Thür für würdig hielt, die Pforte des Paradieses zu bilden. Während der 28 Jahre, die bis zur Vollendung dieser Arbeit verflossen (die Thür wurde 1452 aufgestellt), führte er noch eine Menge anderer Werke aus, unter denen wir nur das Grabmal des Bartolommeo Valori in S. Croce in Florenz, das Reliquiarium des heil. Protus (jetzt in den Uffizien zu Florenz) u. das des heil. Zenobius im Dom zu Florenz nennen. Ein Werk anderer Art sind die 1443 von ihm entworfenen Zeichnungen zu zwei Glasgemälden in der Kuppel des Domes zu Florenz. Die letzte Arbeit

G.'s war die Umrahmung der Bronzethür des Andrea Pisano; sie sollte der der beiden anderen Thüren entsprechen. Bei dieser Arbeit aber rief ihn 1455 der Tod ab; sie wurde von seinem Sohne **Vittorio G.**, geb. 1419 u. gest. nach 1496, zu Ende geführt.

Nr. 3099 Lorenzo Ghiberti (geb. 1378, gest. 1455). Nach einem alten Kupferstich.

Ghika, albanes. Fürstengeschlecht, dem viele Hospodare der Donaufürstenthümer angehört haben. Der erste derselben war **Georg G.**, der 1661 Hospodar der Walachei wurde u. bis 1662 regierte. Aus der Reihe seiner Nachfolger sind zu nennen: **Gregor I. G.**, der infolge der inneren Verhältnisse u. der türk. Willkürherrschaft 1726 bis 1747 bald in der Moldau, bald in der Walachei Hospodar war. — **Gregor III. G.**, seit 1769 Hospodar der Moldau, widersetzte sich der Abtretung der Bukowina an Oesterreich u. wurde deshalb 1777 enthauptet. — **Gregor Alexander G.**, geb. 27. Aug. 1807, bildete sich im Auslande, half in der Moldau den Sturz des Hospodaren Stourdza herbeiführen, ward 16. Juni 1849 dessen Nachfolger, verließ aber das Land, als 1853 die Russen daselbst einrückten, verzichtete 1856 auf das Hospodorat gänzlich, bewohnte dann ein Schloß bei Melun im franz. Dep. Seine et Marne u. erschoß sich dort 26. Aug. 1857. Sein Sohn **Nikolas G.** ward 25. Nov. 1873 in einem Duell im Walde von Fontainebleau getödtet. — **Alexander G.**, geb. 1795, wurde 1834 Hospodar der Walachei, 1842 aber infolge russ. Einflusses von der Pforte abgesetzt, lebte seitdem in Wien, kehrte dann nach der Walachei zurück, war 1856—59 Kaimakam u. starb im Jan. 1862 zu Neapel. — Sein Neffe **Johann (Iwan) G.**, geb. 1817 in Bukarest, zählte zu den hauptsächlichsten Gegnern des 1843 eingesetzten Hospodars Georg Bibesco (gest. 1873 in Paris), verließ 1848, da die Türken u. Russen eine Revolution vereitelt hatten, die Walachei, ging nach der Türkei u. wurde 1856 Fürst von Samos. Nach der Wahl Alexander Cusa's (gest. 1873 in Heidelberg) zum Fürsten der Walachei kehrte er zurück u. war seitdem wiederholentlich Minister in Rumänien. Ende Dez. 1870 auch vom Fürsten Karl zum Minister ernannt, arbeitete er im Geheimen auf dessen Sturz hin u. begünstigte sogar im März 1871 einen Aufstand, infolge dessen er 23. März abgesetzt ward. Ein anderer Neffe des Fürsten Alexander, **Konstantin G.**, geb. 1804, bekleidete seit 1852 die Stelle eines Präsidenten des Divans für die Walachei u. war später eine Zeit lang Minister des Innern. — **Helene G.**, s. unter „Dora d'Istria".

Ghirlandajo, Domenico del, einer der besten Maler der Florentinischen Schule des 15. Jahrh., geb. zu Florenz 1449, gest. um 1498. Er hieß eigentlich Domenico di Tommaso Bigordi u. erhielt den Beinamen Ghirlandajo von den Guirlanden, die er zum weiblichen Kopfputz zu verarbeiten verstand. Er war, wie so viele andere Künstler der damaligen Zeit, zuerst Goldschmied u. wandte sich erst spät zur Malerei. Seine ersten Arbeiten im Konvent von Ognisanti in Florenz aus dem J. 1480 sind noch von geringerer Bedeutung für seine künstlerische Richtung, als der in demselben Jahre daselbst entstandene heil. Hieronymus, der schon einen offenbaren Einfluß des Realismus der altflandrischen Schule blicken läßt. Von diesem Jahre an beginnt seine Hauptthätigkeit. Im Palazzo Vecchio wurde ihm nämlich die Apotheose des heil. Zenobius aufgetragen, woraus er eine für unseren Geschmack sonderbare ästhetische Verbindung heiliger u. profaner Vorstellungen machte. Dann begab er sich 1485 nach Rom zur Beihülfe in der Ausmalung der Sixtinischen Kapelle, die von ihm die Berufung der Apostel Petrus u. Andreas u. die (später zu Grunde gegangene) Auferstehung Christi erhielt. Jene charakterisirt seine Kunstweise aufs Deutlichste; es ist eine Anhäufung von Menschen in großer Mannichfaltigkeit mit möglichst individuellen Zügen. Ein sehr umfassendes Werk von ihm sind die am 15. Dez. 1485 vollendeten Fresken in S. Trinità zu Florenz: die Legende des heil. Franciscus nebst einer Altartafel mit der Anbetung der Hirten (jetzt in der dortigen Akademie), voll von Würde u. Naivetät in den einzelnen Gestalten, reich an lebendigem Ausdruck wie an Schönheit des Kolorits. Um dieselbe Zeit entstanden auch in der Hauptkirche des Städtchens S. Gemignano die Scenen aus der Legende der heil. Fina. Seine größte, leider jetzt ziemlich beschädigte Arbeit aber führte er von 1485 bis 1490 in der Chorkapelle von S. Maria novella in Florenz aus: an der Decke die 4 Evangelisten, an den Wänden die Geschichte der Maria, des Täufers Johannes u. der Heiligen Dominicus u. Petrus Martyr, lauter trefflich charakterisirte Gestalten, denen nur dramatisches Leben fehlt. Aus der großen Zahl seiner übrigen, theils in Florenz, theils in kleineren Städten Mittelitaliens gemalten, zum Theil nicht mehr an Ort u. Stelle befindlichen Bilder nennen wir als die bedeutendsten: die Verherrlichung Christi in S. Francesco zu Volterra, eine thronende Madonna in der Sakristei von S. Martino in Lucca, eine andere mit den Erzengeln Michael u. Gabriel in den Uffizien in Florenz. Die von G. eingeschlagene Richtung verfolgten nach ihm mehrere bedeutende Schüler, zu denen vor allen Francesco Granacci, Sebastiano Mainardi u. Michelangelo Buonarotti gehörten. — Sein Sohn **Ridolfo G.**, geb. 1482, war bei seines Vaters Tode kaum 16 Jahre alt, wurde daher mehr ein Schüler seines Oheims Davide Ghirlandajo u. später des Fra Bartolommeo. Seit dem J. 1504 stand er in Florenz in freundschaftlichem Verhältnisse zu Rafael, der auch auf seine Kunstweise einen großen Einfluß übte, wie sich nam. in zwei trefflichen Darstellungen der Legende des heil. Zenobius (Uffizien in Florenz) erkennen läßt. Andere gelungene Werke von ihm sind im Louvre zu Paris eine Krönung Mariä aus dem J. 1504 u. im Palast Pitti in Florenz ein Frauenkopf aus dem J. 1509; gegen das Ende seines Lebens jedoch (er starb nach dem J. 1534) verfiel er einer unkünstlerischen, handwerksmäßigen Richtung.

Ghisi, eine Künstlerfamilie. Haupt derselben, **Giovanni Battista G.**, zu Mantua 1503 geb. u. 1575 gest., war zugleich Baumeister, Bildner, Maler u. Kupferstecher, ohne in einem dieser Fächer Hervorragendes zu leisten; doch sind immerhin nennenswerth seine Kupferstiche nach Giulio Romano's Bildern. Sein ältester Sohn **Giorgio G.**, genannt Mantovano, geb. 1520, gest. 1582, war fast nur Kupferstecher u. übertraf hierin seinen Vater. Er stach Mehreres nach Rafael, Michelangelo u. Giulio Romano. Zeichner u. Kupferstecher war ebenfalls dessen Bruder, **Adamo G.**, doch steht er in der Führung des Grabstichels seinem älteren Bruder nach. Bekannt sind seine 73 Blätter nach Michelangelo's Fresken in der Sixtinischen Kapelle; endlich noch Beider Schwester **Diana G.**, geb. um 1530, vermählt mit dem Bildner u. Architekten Francesco v. Volterra, u. gest. um 1590. Unter ihren an Werth sehr verschiedenen Blättern sind ebenfalls viele nach Giulio Romano.

Ghor (el-G., d. i. Tiefthal), bei den Griechen Aulon (αὐλών) genannt, die tiefste Landeinsenkung der Erde, erstreckt sich vom See Genezareth bis zum Todten Meere, ist 1—2 M. breit, seiner Lage unter dem Meeresniveau entsprechend sehr heiß u. zumeist öde u. wird von dem mit grünen Uferrändern eingefaßten Jordan durchflossen.

Ghyczy (spr. Gizi), **Koloman von**, ungar. Staatsmann, geb. 2. Febr. 1808 zu Komorn, betrat in Pest die juristische Laufbahn, wurde

1833 Notar, später erster Vizegespan in seinem Heimatskomitat u. gehörte seit 1843 dem Reichstage an. Im J. 1847 wurde er zum Mitglied der Septemviraltafel (des obersten ungar. Gerichtshofes), im folgenden Jahre zum Unterstaatssekretär in dem von Deák geleiteten Justizministerium ernannt. Nach Deák's Rücktritt übernahm er selbst das Portefeuille der Justiz, trat jedoch bald darauf gleichfalls von den öffentlichen Geschäften zurück. In diese griff er erst wieder ein, als sich 1861 ein neues politisches Leben in seinem Vaterlande zu regen begann. Er wurde vom Komorner Komitat aus in den Reichstag gewählt, in welchem er sehr bald sowol als umsichtiger u. gewandter Präsident wie als charaktervoller u. rühriger Parteiführer eine hervorragende Stellung einnahm. Die „Beschlußpartei“, an deren Spitze er trat, mißbilligte die versöhnliche u. vermittelnde Haltung der Deák'schen „Adreßpartei“ u. wollte den Ausgleich mit Oesterreich nur auf der Grundlage der strengsten Personalunion durchgeführt wissen. Obwol G. mit seiner Partei in der Minderheit blieb u. der Ausgleich im Sinne der Deak-Partei bewerkstelligt wurde, nahm er doch mit loyalem Eifer an den Berathungen der Delegationen wie an denen des Reichstages Theil. Seine reiche Kenntniß u. seine rege Arbeitskraft wurde nam. in der Diskussion finanzieller u. administrativer Reformfragen von Freunden und Gegnern in gleicher Weise geschätzt. Seine Bemühungen, das ungarische Staatswesen auf der Basis des zur Thatsache gewordenen Ausgleichs weiter zu entwickeln, trennten ihn im Laufe der Zeit mehr u. mehr von einem großen Theile seiner Parteigenossen, die unter Führung Tisza's den früheren schroffen Standpunkt festhielten. Im März 1874 übernahm G., nachdem er sich vorher offen von seinen seitherigen Freunden losgesagt, in dem neuen, zum großen Theil aus Deákisten gebildeten Ministerium Bitto die Leitung des Finanzministeriums.

Giannone (spr. Dschannone), Pietro, ital. Geschichtschreiber, geb. zu Ischitella im Neapolit., 7. Mai 1676, arbeitete 20 Jahre lang an seiner berühmten „Storia civile del regno di Napoli“ (Neap. 1723, 4 Bde.; neue Aufl., Mail. 1823, 13 Bde.), zog sich aber durch die Schärfe u. Freiheit, womit er darin das Treiben des röm. Hofes u. überh. der Geistlichkeit beleuchtet hatte, Verfolgungen zu u. mußte, um diesen zu entgehen, 1723 Neapel verlassen. Auch aus Wien 1734 u. aus Venedig 1735 vertrieben, flüchtete er sich unter dem Namen Antonio Rinaldo nach Genf, ließ sich aber während des Osterfestes 1736 nach einem savoyischen Dorfe locken, ward dort verhaftet u. schließlich auf die Citadelle von Turin gebracht, wo er 7. März 1748 starb. Von seinen übrigen Schriften sind noch hervorzuheben die „Opere postume in difesa della sua storia civile etc.“ (Lausanne 1760), aus denen schon 1738 die „Anecdotes ecclésiastiques“ (Haag) erschienen waren.

Giaur, Ungläubiger, die bei den Türken übliche Bezeichnung für Nichtmohammedaner.

Gibbon (spr. Gibb'n), Edward, ausgezeichneter engl. Geschichtschreiber, geb. 27. April 1737 zu Putney in Surrey, erhielt seine Vorbildung in Oxford u. trat, durch die Lektüre jesuitischer Schriften bestimmt, 1753 in einer Anwandlung von religiöser Schwärmerei zum Katholizismus über. Von seinem Vater nach Lausanne geschickt u. der Leitung eines dort lebenden reformirten Predigers übergeben, wurde er von diesem gründlich in das Studium der klassischen Literatur u. der Geschichte eingeführt u. zum Rücktritt in die evangel. Kirche bewogen. Er söhnte sich hierauf mit seinem Vater aus u. kehrte 1758 nach England zurück. Seine in elegantem Französisch abgefaßte Erstlingsschrift „Essai sur l'étude de la littérature“ (Lond. 1761) hatte nur geringen Erfolg, u. nachdem seine Bemühungen, die diplomatische Laufbahn zu betreten, mißglückt waren, trat er eine längere Reise durch Frankreich u. Italien an. Die Beobachtungen u. Studien, die er in letzterem Lande machte, regten den Plan einer umfassenden Geschichte der röm. Kaiserzeit in ihm an. Nach seiner Heimkehr begann er in die öffentlichen Geschäfte einzugreifen, ward wiederholt ins Parlament gewählt, in welchem er jedoch wenig hervortrat, u. war unter dem Ministerium North mehrere Jahre hindurch Lord Commissioner of Trade. Seit 1783 lebte er wieder in Lausanne, wo er in Zurückgezogenheit sein berühmtes Hauptwerk „History of the Decline and Fall of the Roman Empire“ ausarbeitete (6 Bde., Lond. 1776—88, öfters aufgelegt u. wiederholt verdeutscht, zuletzt von Sporschil 1837, 3. Aufl. 1854). Dieses aus einem Studium von fast zwei Jahrzehnten hervorgegangene Werk, ausgezeichnet durch Gründlichkeit, reiches Material (das freilich nicht immer kritisch gesichtet ist), Weite der Gesichtspunkte, anschauliche Gruppirung u. lebhafte Darstellung ist noch immer eine werthvolle Quelle für die Geschichte des sinkenden Römerreiches. G. starb zu London, wohin er 1793 übergesiedelt war, 16. Jan. 1794. Aus seinem Nachlasse gab Lord Sheffield G.'s „Vermischte Schriften“ heraus („Miscellaneous Works“, 3 Bde., Lond. 1796—1815, neue Aufl. 1837), unter denen sich auch G.'s Selbstbiographie befindet (ein Auszug davon in Baur's „Lebensgemälden“, Bd. 2).

Nr. 3100. Edward Gibbon (geb. 27. April 1737, gest. 16. Jan. 1794).

Gibbon (Hylobates) od. Langarmaffe, eine Gattung mittelgroßer, schwanzloser, schmalnäsiger Affen, mit sehr langen, den Boden fast erreichenden Armen u. nur kleinen Gesäßschwielen. Er ist in mehreren Arten über Indien, bes. auf den Sundainseln, verbreitet u. lebt gesellig in den Kronen hoher Bäume, von denen herab er sein furchtbares Geschrei ertönen läßt. Als Arten sind anzuführen: der glänzendschwarze Siamang (Hyl. syndactylus) Sumatra's, der ebenfalls schwarze, weißhändige Gibbon (H. lar) der Molukken, der aschgraue, im Gesicht schwarze Oa od. Wauwau (H. leuciscus) der Bambusbüsche Java's.

Gibeon, d. i. Hügelstadt, jetzt das Dorf El Dschib, hieß eine Stadt Palästina's 2 1/2 Stunden nordwestlich von Jerusalem. Sie wurde von Josua unterworfen (vergl. Jos. 10), aber nicht zerstört, sondern nur frohnpflichtig gemacht, dem Stamm Benjamin zugetheilt, dann aber zur Levitenstadt erklärt. Zur Zeit Salomo's war die „große Höhe von G.“ eine beliebte Opferstätte.

Gibraltar, Vorgebirge an der südlichsten Spitze der Pyrenäischen Halbinsel unter 36° 6′ n. Br. u. 5° 21′ westl. von Greenwich, an der Straße von G. gelegen, welche den Atlantischen Ozean mit dem Mittelländischen Meere verbindet u. an der sich Afrika mit dem Kap Ceuta u. Europa bis auf 2 M. nähern, steigt im O. der Bai von G. steil an, hat eine Länge von 2/3 M. u. eine durchschnittliche Breite von 1/6 M. u. endet im S. in dem Vorgebirge Europa-Point. Diese merkwürdige Landspitze wird von einem felsigen Höhenrücken durchzogen, der sich im N. der Halbinsel zu einer nur wenig über das Meer erhobenen Niederung senkt, nach W. terrassenförmig, nach O. schroff in die See abfällt u. sich im O-Hara-Tower bis zu 429 m. erhebt. Auf diesem Felsen u. an seinem westl. Abhange liegt die britische Festung G., in der Mitte der Westküste dieser Halbinsel die gleichnamige Stadt, welche 1871 ohne die Truppen u. Marinesoldaten 18,695 E. zählte. Die Festungswerke, durch mehrere auf dem westlichen Bergabhange angelegte Straßen mit der Stadt verbunden, gehören zu den stärksten der Welt u. gelten für uneinnehmbar, da sie zum größten Theil in die Felsen gearbeitet u. mit den weitesttragenden Geschützen armirt sind. Die größten Werke sind auf dem südlichsten Theil der Halbinsel, Windmill-Hill, angelegt u. dienen dazu, den Zugang vom Ozean zum Mittelmeer zu sperren. Die Stadt G., im N. u. S. durch Forts,

nach der Meerseite durch Bastionen gedeckt, ist unregelmäßig gebaut, mit steil ansteigenden Straßen, u. treibt einen lebhaften Handel, da sie unter engl. Herrschaft zum Freihafen erhoben worden ist. Die Einfuhr betrug 1872: 104,000 Pfd. Sterl., die Ausfuhr 1,189,000 Pfd. Sterl. An dem

Nr. 3101. Gibraltar.

Handel nehmen die zahlreichen Juden, welche in der Stadt 3 Synagogen besitzen, einen hervorragenden Antheil. Für den aus Afrika stammenden mohammedanischen Theil der Bevölkerung ist auch eine Moschee vorhanden. — Das ganze britische Gebiet umfaßt 0,09 □M. u. ist durch einen etwa 1/8 M. breiten neutralen Landstrich von Spanien geschieden.

Nr. 3102. Die Meerenge von Gibraltar aus der Vogelschau.

Das Vorgebirge G., welches bei den Römern den Namen Mons Calpe führte, wurde von dem arabischen Feldherrn Tarik 711 erobert u. nach diesem „Berg des Tarik" (Gebel al Tarik) benannt; 1350 setzten sich die Spanier wieder in den Besitz dieser wichtigen Halbinsel, verloren dieselbe aber 1704 an die Engländer u. vermochten sie auch nicht in Verbindung mit den Franzosen in der Belagerung vom 21. Juni 1779 bis 6. Febr. 1783 wiederzunehmen.

Gibson, John (spr. Gibs'n, Dschon), einer der beliebtesten engl. Bildhauer, geb. 1791 zu Conway in Wales, kam zuerst zu einem Holzschneider in Liverpool in die Lehre, bis ihn der Bildhauer Francis zu sich nahm, bei dem er sich so auszeichnete, daß ihm durch den Schriftsteller William Roscoe die Mittel zu Theil wurden, 1817 nach Rom zu reisen, welches er bis zu seinem Tode (27. Jan. 1866) kaum wieder verließ. An Canova empfohlen, erhielt er durch diesen mehrere bedeutende Aufträge u. trat dann später in das Atelier Thorwaldsen's, der aber auf seine Kunstrichtung keinen großen Einfluß gehabt zu haben scheint. Die meisten seiner Arbeiten, in denen er ideale Stoffe genreartig zu behandeln pflegte, zeugen von jener auch dem Canova eigenthümlichen Weichheit u. Glätte; in seinen Portraitstatuen hielt er sich noch fast immer an die antike Gewandung, ja sogar an die antike Polychromie, z. B. in einer Statue der Königin Viktoria im Buckinghampalast. Eins seiner schönsten Werke idealen Inhalts ist ein Amor mit einem Schmetterling; ein anderes Theseus, der den Räuber tödtet. König Ludwig I. von Bayern hielt ihn für würdig, einen Platz unter den größten Bildhauern an der Außenseite der Glyptothek einzunehmen.

Gibson, Richard, wegen seiner Gestalt der Zwerg (the dwarf) genannt, geb. 1615, gest. 1690, war ein in England sehr beliebter Portraitmaler, der von König Karl I. vielfach beschäftigt wurde u. auch noch unter Cromwell u. Karl II. thätig war.

Gibson, Thomas Milner, engl. Staatsmann, geb. 1807, wurde nach Vollendung seiner Studien ins Parlament gewählt, schloß sich der von Cobden geleiteten Freihandelsbewegung an u. trat nach dem Siege derselben ins Ministerium Russell ein, in welchem er von 1846—48 den stellvertretenden Vorsitz im Handelsamte führte. Nachdem er wegen Meinungsverschiedenheiten aus dem Kabinet ausgeschieden war, nahm er seinen Platz wiederum im Parlament ein u. glänzte seitdem als einer der beredtesten Wortführer der äußersten Linken, als welcher er neben mehreren anderen freisinnigen Gesetzen die von ihm vorgeschlagene Bill über die Zulassung der Juden zum Parlament nach hartem Kampfe durchbrachte (1856). Im J. 1859 übernahm er im Ministerium Palmerston das Handelsamt, das er in entschieden freihändlerischem Sinne leitete u. auch nach Palmerston's

Tode in dem von Russell neugebildeten Kabinete fortführte. Seinem Einflusse ist zum großen Theile der Abschluß mehrerer wichtiger Handelsverträge, nam. des englisch-franz., u. die neutrale Haltung der engl. Regierung während des amerikan. Bürgerkrieges zu danken. Als 1866 die Tories Russel von der Staatsleitung verdrängten, trat auch G. von seinem Amte zurück.

Gicht, Arthritis (ἡ ἀρθρῖτις νόσος, die Gliederkrankheit), Podogra, ist eine Krankheit, die in einer schmerzhaften Affektion der Gelenke besteht u. häufig Folge eines üppigen Lebens, nam. reichlichen Genusses von Wein u. Bier ist. In vielen Fällen ist die Krankheit erblich, wenigstens die Anlage dazu. Anatomisch ist die Gicht als eine Ausscheidung von harnsauren Salzen in die Gelenke aufzufassen, die so reichlich werden kann, daß das befallene Gelenk wie eingegipst erscheint. Allmählich können diese harnsauren Salze das normale Knorpelgelenk zum Schwunde bringen, verknöchern u. die Gliedmaßen in völlig abnormer Stellung fixiren. Erreichen solche Ablagerungen eine Größe, daß sie äußerlich durchfühlbar ist, so nennt man sie Gichtknoten (Tophi). Es kommt vor, daß in einzelnen Gichtanfällen die Umgebung eines Gelenkes sich entzündet, vereitert u. nachdem der Eiterherd von selbst od. mittels des Messers geöffnet worden ist, mit dem Eiter der Gichtknoten als eine Kreidemasse ausgestoßen wird. Das Krankheitsbild ist ein charakteristisches. In der Regel geht den G.-Anfällen Unwohlsein u. Abgeschlagenheit voran, dann treten bei Nacht heftige Schmerzen zwischen dem Mittelfuß u. dem ersten Glied der großen Zehe eines Fußes auf, als ob die betreffende Stelle in einen Schraubstock geklemmt wäre, am Tage lassen die Schmerzen etwas nach; die schmerzhafte Stelle röthet sich, schwillt an, Fieber u. heftiger Durst treten ein. Die folgende Nacht bringt eine Wiederholung der Qualen der vorhergehenden, doch sind die Schmerzen etwas gelinder; so lösen sich etwa eine Woche lang schmerzhafte Nächte mit etwas erträglicheren Tagen ab u. damit ist der G.-Anfall zu Ende. Das Gelenk schwillt ab, die Empfindlichkeit schwindet; da aber der Patient gewöhnlich wieder in seine alte Lebensweise verfällt, so wiederholen sie sich bald in längerer, bald in kürzerer Zeit u. mit verschiedener Stärke. Diese akute G. geht in die chronische über, zwar mit weniger heftigen Anfällen, die sich aber dafür bei der geringsten Veranlassung melden. Schließlich werden die Gelenke verunstaltet u. die Patienten bieten charakteristische Verkrümmungen der Hände u. Füße dar. — Da das am öftersten von der G. befallene Gelenk am Fuße sich befindet, so heißt die Krankheit auch Podogra (von πούς, der Fuß). Es kann jedoch jedes andere Gelenk Sitz der G. werden, u. man spricht demnach von Chiragra (χείρ, die Hand), von Omagra (ὦμος, die Schulter) ꝛc. Die Anfälle haben eine kritische Bedeutung, man soll sie eher fördern als coupiren. Die oben erwähnten Ablagerungen können nach manchen Aerzten auch an jeder andern Körperstelle, z. B. an Sehnenscheiden, an Schädelknochen, an innern Körpertheilen ꝛc. stattfinden. Jene Aerzte sprechen daher auch von Gehirn-, von Lungen- u. Herzgicht. Indessen entbehrt diese Anschauung noch völlig des strengen Beweises u. man thut gut, die genannten Krankheitserscheinungen als solche zu betrachten, die mit dem Podogra wenig Gemeinsames haben.

Die Behandlung der G. ist meist eine diätetische. Personen mit erblicher Anlage dazu müssen sich vor Wein- u. Biergenuß u. vor einer müßigen u. schlemmenden Lebensweise hüten. Nach überstandenem Anfall ist die Diät erst recht knapp u. nüchtern einzurichten, reichliches Wassertrinken ist oft ein gutes Mittel gegen die Wiederkehr. Ebenso sind kombinirte Bade- u. Brunnenkuren mit leicht abführender Wirkung angezeigt. Wildbad Gastein, Franzensbad, Wiesbaden ꝛc. genießen mit Recht großes Renommé gegen die G. Während des G. Anfalles selbst muß Alles darauf gerichtet sein, die Schmerzen zu lindern: Einwickelungen des erkrankten Gliedes in Watte, Hochlagerung desselben, Injektionen von Morphium werden mit Erfolg angewandt, während Blutentziehungen sich erfahrungsgemäß nicht bewährt haben. Von der Unzahl von Haus- u. Geheimmitteln, die es gegen die G. giebt, Gichtwatte, Gichtpapier, Einreibungen u. dgl., die täglich in den Zeitungen angepriesen werden, ist nichts zu halten; das rationellste Mittel ist u. bleibt: viel körperliche Bewegung, knappe Diät u. reichlichere Genüsse von Trinkwasser.

Gichtel, Johann Georg, protestantischer Schwärmer, wurde 4. (od. 14.) März 1638 zu Regensburg geboren, studirte Anfangs in Straßburg Theologie, später die Rechte u. wurde nach mancherlei Irrfahrten 1644 Advokat zu Regensburg. Hier verband er sich mit einem Baron von Welz zur Verbesserung der durch todten Glauben entarteten Kirche, sowie zur Mission unter den Heiden, erntete aber überall Spott u. Verfolgung, wurde sogar zeitweilig gefangen gehalten, weil er Prediger und Obrigkeit lästere, und 1665 unter Wegnahme seines Vermögens verbannt. Nach vielfachen Abenteuern ging er 1666 zu dem Schwärmer Breckling nach Zwoll in den Niederlanden, dem er als Knecht diente, wurde aber 1668 abermals verwiesen. Seitdem lebte er bis zu seinem Tode, 21. Jan. 1710, in Amsterdam, wo sich viele Anhänger um ihn sammelten. Die Sekte derselben, die sog. Engelbrüder, erhielt sich bis ins 19. Jahrh. Seine Lehre ist ein Gemisch von inniger Frömmigkeit u. Schwärmerei (Kampf mit dem Teufel, Geistererscheinungen u. s. w.), nam. seitdem er sich mit den Schriften Jakob Böhme's beschäftigte. Besonderen Werth legte er auf Ehelosigkeit u. freiwillige Armuth.

Gideon, einer der Richter Israels (vergl. Buch der Richter, Kap. 6—9), aus dem Stamm Manasse, lebte etwa Anfangs des 12. Jahrh. v. Chr. Durch eine Offenbarung Gottes angetrieben, zerstörte er den Götzendienst des Baal, befreite Israel durch eine Kriegslist von der Herrschaft der Midianiter u. verfolgte die Besiegten mit grausamer Rache bis über den Jordan hinüber. Sein Eifer für die Wiederherstellung des Jehovahdienstes verschaffte ihm den Beinamen Jerubbaal, d. i. „Bekämpfer des Baal". Die Königswürde schlug er aus, stand aber als Richter in höchstem Ansehen. Doch verging er sich selbst durch die Aufstellung eines goldenen Bildes zu Ophra, seiner Vaterstadt. Nach seinem Tode wurden seine 70 Söhne durch seinen Bastard Abimelech ermordet u. dadurch die Spur seiner Wirksamkeit wieder vertilgt.

Giebel, aus Gipfel entstanden, bedeutet eigentlich nur die senkrechte Begrenzung am Ende eines Sattel- od. Pultdaches, wird aber im gewöhnlichen Leben für die ganze Giebelmauer gebraucht, d. h. für diejenigen Mauern, welche die beiden kurzen Seiten eines von einem Satteldach bedeckten Gebäudes bilden. Die Begrenzung des G.s bildet also ein gleichschenkliges Dreieck, dessen Höhe bei den Tempeln der Griechen etwa $1/8$ der Breite (od. der Grundlinie) zu betragen pflegt, bei denen der Römer jedoch gewöhnlich höher ansteigt. Einen solchen G. nannten die Griechen Aëtoma, von ἀετός, Adler, weil ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln etwa diese Form darzustellen pflegt. Das Giebeldreieck od. Giebelfeld (Tympanum) wird dann eingeschlossen von dem unteren, wagerechten Kranzgesims u. den an den Seiten schräg ansteigenden Kranzleisten. An den drei Enden des Giebeldreiecks befinden sich die Akroterien od. kleinen Postamente für die Bildwerke und die Antefixen od. Stirnziegel. Das Giebelfeld wurde gewöhnlich, wenn es groß war, mit Statuen ausgefüllt. Die Wohnhäuser der Alten kannten keinen G.; erst Julius Cäsar soll in Rom die ersten Giebelhäuser ausgeführt haben. In der späteren Zeit wurden die G. allmählich höher und traten in ein Mißverhältniß zu dem Gebälk u. den Säulen; ja, die oströmische Baukunst führte den unorganischen, halbkreisförmigen Mauerabschluß ein, um den sich dann der Giebelkranz bogenförmig herumzog. Der antike G. wurde übrigens im Abendlande, nam. in Frankreich u. Italien, noch lange beibehalten, in Deutschland dagegen wurde er häufig rechtwinklig, ja sogar spitzwinklig gebildet. Die Gothik wandte ihn in einem ganz anderen Sinne vermöge ihrer aufstrebenden Richtung als obersten Mauerabschluß an.

Giebel, Christian Gottfried Andreas, Zoolog u. Paläontolog, geb. 13. Sept. 1820 zu Quedlinburg, bezog 1841 die Universität Halle, wo er Mathematik u. Naturwissenschaften studirte, u., nachdem er 1845 promovirt hatte, sich 1848 für Geologie u. Paläontologie habilitirte. G. wurde 1858 zum außerordentlichen, 1860 zum ordentlichen Professor für Zoologie u. zum Direktor des zoologischen Museums ernannt, als welcher er noch thätig ist. Seine wissenschaftliche Thätigkeit ist eine überaus vielseitige, denn wenn auch vorwiegend die Gebiete der Zoologie, Paläontologie u. Geologie umfassend, berührt sie doch auch andere wissenschaftliche Fächer, wie das am besten die zahlreichen Schriften beweisen, als deren Herausgeber G. auftrat. Besonders zu erwähnen darunter sind folgende: „Fauna der Vorwelt" (5 Bde., Lpz. 1847—56), „Die Säugethiere in zoolog., anatomischer u. paläontologischer Beziehung" (Lpz. 1855), „Odontographie" (mit 52 Tafeln, Lpz. 1854), „Allgemeine Paläontologie" (Lpz., 2 Ausg. 1852), „Landwirthschaftliche Zoologie" (mit 510 Abb., 1869), „Thesaurus Ornithologiae" (ein umfassendes Repertorium der gesammten ornithologischen Literatur u. Nomenklatur sämmtlicher Gattungen u. Arten 1872); ferner behandelte er in Monographien: „Silurische Fauna des Unterharzes", „Muschelkalkfauna von Lieskau", „Farrnversteinerungen Südamerika's", „Die Osteologie der Nagethiere" u. s. w.; ein Werk über die Säugethier- u. Vogelläuse (Insecta epizoa) mit 20 Foliotafeln erscheint gegenwärtig. Neben diesen Arbeiten fand G. noch Muße für Ausarbeitung zahlreicher populärer naturwissenschaftlicher Werke; so erschien von ihm 1848 „Gaea" (eine

Geologie Deutschlands, mit 24 Tafeln); 1850 „Kosmos od. Geschichte des Weltalls, der Erde u. ihrer Bewohner" (mit Ill.); „Tagesfragen aus der Naturgeschichte" (2. Aufl. 1858); 1868 „Der Mensch, sein Körperbau, seine Lebensthätigkeit u. Entwickelung" (mit Ill.); 1859—64 „Naturgeschichte des Thierreichs" (5 starke Hochquartbände mit zahllosen, leider zum großen Theil hinter dem vorzüglichen Texte weit zurückstehenden Abbildungen, ein (bereits in 5. Aufl. verbreitetes) „Lehrbuch der Zoologie", u. die Bearbeitung der letzten Auflage von Burmeister's „Schöpfungsgeschichte". — G. ist od. war ferner Mitarbeiter an hervorragenden encyklopädischen Werken u. Zeitschriften, gab auch eine eigene populäre Zeitschrift, „Das Weltall", heraus (1859) u. leitet seit 1853 eine Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften. Eine so umfassende schriftstellerische Thätigkeit kann nur ein Gelehrter entwickeln, der wie G. eine seltene Arbeitskraft mit Gewandtheit im Ausdrucke u. dem umfassendsten Wissen verbindet; u. in der That dürfte seit Bronn's u. Agassiz's Tode kaum ein Anderer leben, dessen eigene Forschungen einen so großen Umfang haben, dessen Produktivität der seinigen gleichkäme. Dabei ist er jedoch ein ebenso strenger wie seit Agassiz's Tode ziemlich vereinzelt dastehender Gegner Darwin's. Sein mündlicher Vortrag ist ebenso klar wie sein schriftlicher, dessen scharfe Kritik nicht unerwähnt bleiben darf. Grundzug aber im Charakter dieses um die Förderung u. Verbreitung der Wissenschaft hochverdienten Gelehrten ist eine edle Uneigennützigkeit, die ihn die Arbeit Anderer neidlos fördern läßt u. die nam. in seiner aufopfernden Thätigkeit für seine Zeitschrift (s. d. ges. Naturwissenschaften) zu Tage tritt.

Giebichenstein, Dorf im preuß. Reg.-Bez. Merseburg, ½ Stunde nördl. von Halle, schön an der Saale gelegen, hat 2682 E., eine Baumwollenspinnerei, Maschinenfabrik, Eisengießerei u. ein 1846 eröffnetes, stark besuchtes Soolbad, Wittekind. Ueber dem Orte erhebt sich malerisch auf einem steilen Felsen die Ruine der Burg G., welche wahrscheinlich von den Grafen von Wettin gegründet, zuerst unter Heinrich I. erwähnt wird u. häufig Residenz der Bischöfe von Magdeburg gewesen ist. Ludwig II., Landgraf von Thüringen, der hier von Heinrich IV. gefangen gehalten wurde, soll sich durch einen Sprung in die Saale befreit u. davon den Beinamen des „Springers" erhalten haben. Die Burg zerstörten die Schweden im J. 1636.

Giersch, s. „Aegopodium".

Giesebrecht, Friedrich Wilhelm Benjamin, ausgezeichneter Geschichtschreiber, geb. 5. März 1814 zu Berlin, studirte an der Universität seiner Vaterstadt unter Ranke's Leitung Geschichte, begründete seinen Ruf durch die „Geschichte Otto's II.", die er für die Ranke'schen Jahrbücher der Geschichte Deutschlands unter den sächsischen Kaisern schrieb (Berl. 1840), u. ward als Lehrer der Geschichte ans Joachimsthaler Gymnasium berufen, in welcher Stellung er bis 1857 wirkte. Weitere werthvolle Arbeiten waren seine von großer kritischer Schärfe u. Kombinationsgabe zeugende Ausgabe der als mittelalterliche Geschichtsquelle wichtigen „Annales Altahenses" (Berl. 1841), die Monographie „De litterarum studio apud Italos primis medii aevi saeculis" (Berl. 1845) u. seine Uebertragung der fränkischen Geschichte des Bischofs Gregor von Tours (1851). Sein Hauptwerk ist die „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" (1.—4. Bd., Braunschweig 1855—72; Bd. 1, 4. Aufl. 1873), eine auf gründlichem Quellenstudium beruhende, durch feine Charakterzeichnung, kunstvolle Gruppirung des Stoffes u. warme Darstellung ausgezeichnete Arbeit. G., der 1857 zum Prof. der Geschichte in Königsberg ernannt worden, erhielt 1862 einen Ruf an die Universität München, wo er nach Sybel's Weggang mit dem Sekretariat der historischen Kommission betraut u. 1865 vom König Maximilian II. in den Adelstand erhoben wurde. Unter seinen späteren kleinen Schriften sind hervorzuheben seine „Deutschen Reden" (Lpz. 1871) u. die Monographie „Arnold von Brescia" (Münch. 1873). — Karl Heinrich Ludwig **G.**, Oheim des Vorigen, geb. 1788 zu Mirow in Mecklenburg-Strelitz, hat sich gleichfalls als Geschichtschreiber bekannt gemacht durch seine „Wendischen Geschichten aus den Jahren 780—1182" (3 Bde., Berl. 1843) u. durch sein „Lehrbuch der neueren Geschichte" (Stett. 1847). In seinen „Gedichten" (Stett. 1836) schloß er sich der romantischen Schule an. Er wurde von Stettin aus, wo er seit 1816 als Gymnasiallehrer wirkte, 1848 ins Frankfurter Parlament gewählt, zog sich aber sehr bald wieder vom öffentlichen Leben zurück. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Gedichte erschien 1867 (2 Bde., Stett.). Er starb 18. März 1873 zu Jasenitz bei Stettin.

Gießen, Haupt- u. Kreisstadt der preuß. Provinz Oberhessen mit 10,218 E., liegt am Einfluß der Wieseck in die Lahn in fruchtbarer, schöner Gegend, umgeben von bewaldeten Anhöhen, hat enge, wenig freundliche Straßen im Innern, ein in seinen ältesten Theilen aus dem 12. Jahrh. stammendes Schloß, jetzt Kanzleigebäude, eine 1607 gestiftete Universität mit einer katholisch-theologischen Fakultät, einer bedeutenden Bibliothek, einer Forstlehranstalt, einem botanischen Garten u. großen Sammlungen, ein Gymnasium, eine Realschule u. nicht unbeträchtliche industrielle Etablissements, ferner vorzüglich Spiritus-, Tabak-, Leinen- u. Baumwollenfabriken. Die Stadt entstand im 12. Jahrh. u. wurde 1530 zuerst mit Festungswerken versehen, die seit 1807 abgetragen worden sind.

Gießerei. Erzguß, Glockengießerei, Glockenspeise. Zu den leichtesten Arten der Formgebung, besonders für Metalle, gehört die durch Guß, indem man mit dem geschmolzenen Metall vorbereitete Formen ausfüllt. Von allen Metallen wird vorzugsweise das dünnflüssige graue Gußeisen, ferner Messing u. Bronze, d. h. Legirungen des Kupfers mit Zink od. Zinn, ferner Zink, Zinn, Blei u. Legirungen davon als Gußmaterial angewendet. Reines Kupfer wird beim Gießen leicht durch Gasentwickelung porös. Nur die zur Kattundruckerei unentbehrlichen Kupferwalzen werden unter besonderen Vorsichtsmaßregeln daraus gegossen. Silber u. Gold sind zum Guß zu theuer; hier wendet man vorzugsweise leichte, getriebene Bleche an. Messing, Bronze, selten Neusilber, fallen ebenfalls der Gußtechnik anheim. Sie schmelzen verhältnißmäßig leicht, sind dünnflüssig, nicht zu theuer, füllen aber die Formen nicht so genau aus, daß nicht noch ein Nacharbeiten, das sog. Ciseliren, nöthig wäre. Die wechselnde Zusammensetzung dieser Legirungen ändert wesentlich ihre Eigenschaften. Messing mit ca. 70 Cu u. 30 Zn ist zu Blechen, solches mit mehr Zink zum Guß geeigneter, solches mit 60 Cu u. 40 Zn in der Hitze schmiedbar, u. s. w. Je nach der größeren od. geringeren Kupfermenge, welche die Komposition enthält, spricht die ältere Technik von Roth- od. von Gelbgießerei. Die echte Bronze enthält als Rothguß für Maschinentheile 6%, als Kanonengut 10%, als Glockenspeise von schönem Klang 20% Zinn. In allen diesen Mischungen kann man vielleicht eine bestimmte, sehr harte Legirung von ca. 27% Zinngehalt, gemischt mit mehr od. weniger reinem Kupfer, annehmen. Beim Kanonenguß scheidet sich diese Legirung in der Achse des Rohres aus u. macht die Seele besonders hart. Statuenbronze u. Medaillenbronze enthält außerdem noch Zink u. etwas Blei. Das Zink ist ebenfalls zum Guß sehr geeignet, besonders weil es durch sein krystallinisches Erstarren die Formen sehr gut ausfüllt u. die einzelnen Gußtheile leicht durch Loth vereinigt werden können. Durch rasches Umstürzen der damit gefüllten Formen kann man ohne besonderen Kern sehr dünne Güsse erhalten, die durch Metall- u. Lacküberzüge zu den mannichfaltigsten Luxusgegenständen, auch zu Bauornamenten, geeignet erscheinen. Zinn füllt die Formen besser aus, wenn es mit dem billigeren Blei versetzt od. durch etwas Kupfer, Antimon ꝛc. gehärtet wird, wo es dann das in England so beliebte Britanniametall darstellt, das galvanisch versilbert u. durch Treibarbeit od. Graviren weiter verziert werden kann. Blei wird nur zu Kugeln, zu Röhren u. Platten vergossen, die besser noch durch Pressen u. Walzen hergestellt werden. Einzelne daraus in früherer Zeit gegossene Statuen haben sich durch die Schwere u. Weichheit des Metalls stark verzogen u. überdies rasch oxydirt. Mit mehr od. weniger Antimon versetzt, giebt es das Hartblei od. Schriftgußmetall, das, besonders unter einem gewissen Druck in die Form getrieben, sehr scharfkantige u. harte Güsse liefert. (Lettern u. Stereotypplatten.)

Das schon beim Siedepunkt des Wassers schmelzende Rose'sche Metall aus Blei, Zinn u. Wismuth wird jetzt, selbst bei dem Guß der Kattundruckformen, nur noch ausnahmsweise benützt, da es zu theuer ist. Das Schmelzen der Gußmetalle erfordert je nach der Schmelzarbeit u. nach der Größe der Güsse verschiedene Vorrichtungen. Gußeisen wird nur selten direkt aus dem Hohofen, meistens nach dem Umschmelzen mit Koaks im Kupolofen, mit Steinkohlen im Flammenofen vergossen, weil man dabei leichter durch Mischung verschiedener Roheisenmarken die Qualität ab ändern kann. Im Kupolofen braucht man weniger Feuerungsmaterial u. verändert sich auch der Kohlenstoffgehalt des Eisens weniger als im Flammenofen, der dafür erlaubt, große Mengen geschmolzenen Materials anzusammeln. Man läßt das geschmolzene Eisen entweder durch Rinnen direkt aus dem Herde in die Form laufen, od. sticht es in Gußpfannen ab, die häufig durch einen Krahn bewegt werden. (Abb. s. unter Eisen Bd. 3, Nr. 2555.)

Flammenöfen verwendet man auch beim Glocken-, Kanonen- und Statuenguß aus Kupferlegirungen. Für kleinere Güsse ist das Einschmelzen in Tiegeln üblich; hierbei trägt man meist zuerst das am schwersten schmelzende Metall (Kupfer) ein. Leichter schmelzbare Metalle, Zink, Blei, Zinn ꝛc., werden meist in gußeisernen Kesseln geschmolzen und mit Kellen in die Formen geschöpft. Das Formmaterial zeigt ähnliche Verschiedenheiten.

Beim Gußeisen spielt der sog. grüne Formsand eine Hauptrolle. Dies ist ein feinkörniger, etwas thonhaltiger Sand, der sich im schwach angefeuchteten Zustande leicht ballen läßt u. die Eindrücke des Modells getreu wiedergiebt. Er ist porös genug, um die beim Eingießen des Metalls auftretenden Wasserdämpfe entweichen zu lassen, widersteht auch der Erhitzung gut u. adhärirt dem Gußstücke nur wenig. Das Formen in Sand wird auch beim Bronze- (Statuen) u. Zinkguß vielfach angewendet. Daneben bedient man sich aber auch des Formlehms, eines magern Lehms, der in dünnen Schichten auf das Modell aufgetragen wird, aber vor dem Eingießen ein scharfes Trocknen od. schwaches Brennen verlangt. Bei dem Guß von leichter schmelzbaren Metallen kann man Formen aus Eisen, Messing, ja selbst aus Zink, aus Steinen, Serpentin, Marmor, endlich aus Gips (dem man etwas Ziegelmehl zufügt), ja sogar Papier (s. „Stereotypie") verwenden. Bei der **Herstellung der Formen** wird auf sehr verschiedene Weise verfahren. Sehr einfach ist der **Herdguß**, für Platten, Roststäbe ꝛc., bei denen nur *eine* Seite modellirt ist. Auf die Hüttensohle wird eine Formsandschicht festgestampft, das Modell (aus Holz) eingedrückt u. die so erzeugte einseitige Hohlform bis oben hin mit Metall angefüllt. — Durch den Flaschenguß lassen sich komplizirtere Formen herstellen. Die Formflaschen, in der Regel aus zwei genau auf einander passenden Theilen bestehend, aus Eisen od. Holz hergestellt, halten den Formsand zusammen. Sie lassen sich um angegossene Zapfen umkehren u. versetzen. Eine solche Flasche wird zum Theil mit Formsand gefüllt, das Modell zur Hälfte eingelassen u. mit Formsand umstampft. Nachdem der überflüssige Sand abgestrichen, wird dieselbe Operation mit der andern Hälfte des Modells in einem zweiten, genau passenden Kasten wiederholt, worauf beide Formhälften mit einander verbunden werden. Man kann auch den zweiten Kasten gleich mit aufsetzen, vollstampfen u. dann erst die Trennung vornehmen, was durch das Einpudern der untern Form mit Kohlenstaub möglich gemacht wird. Uebergreifende Stücke werden ausgeschnitten, in besonderen Formen geformt u. eingelegt, überhängende Formstücke durch eingedrückte Drahtstifte festgehalten u. s. w. Hohle Güsse erfordern einen besonderen Kern, der häufig aus Lehm hergestellt u. dann mit passendem Zwischenraum in die mehrseitige Hohlform eingelegt wird. So wird beim Röhrenguß eine gerade drehbare Achse, z. B. ein hohles Eisenrohr, mit Strohseilen umwickelt, darauf Lehm in mehreren Lagen aufgetragen u. dieser mittels eines angehaltenen Schablonenbretes passend abgestrichen, worauf ein scharfes Trocknen den Kern vollendet. Am besten gießt man übrigens Röhren, Gasretorten u. s. w. stehend in einer Gießgrube, da auf diese Weise das Verbiegen des Kerns u. damit eine ungleiche Wandstärke am besten vermieden wird.

Nr. 3103. Gußform für eine Pferdefigur.
a Gerüststabe. b Eingüsse. c Luftwege. d Mantel.

Statuen aus Bronze wurden früher nach der Methode des Glockengusses, d. h. aus Lehm geformt. Ueber einen aus Lehmsteinen aufgebauten, mit Lehm überzogenen hohlen Kern, der die Form des zu gießenden Gegenstandes schon annähernd angab, wurde die Metalldicke (5 bis 10 mm.) mittels Wachstafeln hergestellt, deren genauere äußere Konturen durch Eindrücke in ein Hohlmodell aus Gips hergestellt wurden. Darüber wurde dann ein Mantel durch successives Auftragen von Lehmbrei konstruirt, dem man durch Eisenschienen Halt gab. Endlich erhitzte man das Ganze von außen, bis das Wachs geschmolzen u. abgeflossen od. in den Lehm eingedrungen war. Der so entstehende Hohlraum bildete die eigentliche Form, die nur mit Metall ausgefüllt zu werden brauchte. Der Glockenguß weicht von diesem Verfahren nur darin ab, daß man sowol die äußern Umrisse des Kerns als des Hemdes (d. h. der die Metalldicke repräsentirenden Lehmschicht) u. endlich auch des Mantels (der äußeren Form) durch Abdrehen mittels eines verschieden ausgeschnittenen Schablonenbretes herstellt, das an die centrale, drehbare Kernspindel angeschraubt wird. Die einzelnen Schichten werden durch Anstreichen mit in Wasser suspendirter Asche getrennt gehalten. Nachdem das Ganze gebrannt worden ist, wird der Mantel mittels Hacken in der vorhandenen Eisenrüstung abgehoben, das Hemd entfernt u. der Mantel wieder aufgesetzt. Aber auch hier werden die feinen Verzierungen aus Wachs bossirt, das beim Brennen ausschmilzt. Die sog. Haube mit den Henkeln wird übrigens in einem besonderen Kasten geformt. Beim modernen Statuenguß wendet man dagegen jetzt den viel einfachern Sandguß an. Man braucht dazu das Gipsmodell u. eine in Theile zerlegbare Hohlform desselben. Diese mit Sand ausgestampft liefert den Kern, von dem man dann die Metalldicke abnimmt. Ueber das ursprüngliche Gipsmodell bildet man ferner mittels Formsand, von unten nach oben aufsteigend, stückweise eine Hohlform, deren einzelne Theile genau aufeinander passen u. durch Hintergießen mit Gips Haltbarkeit gewinnen. Man stellt schließlich die einzelnen Formstücke in der Gießgrube um den Kern zusammen, hinterstampft mit Sand u. schreitet zum Guß. Wichtig ist übrigens für alle Verfahren noch die Anbringung der **Gußtrichter** u. der **Windpfeifen**, die häufig aus eingelegten Thonröhren bestehen u. so vertheilt sind, daß das Metall leicht in alle Theile der Form gelangt u. die Luft ebenso leicht entweicht. Das hinreichend heiße, dünnflüssige Metall muß ohne Absetzen in die Form rinnen, bis sämmtliche Gußtrichter sich gefüllt zeigen.

Bei schweren Stücken, Kanonen, Maschinentheilen ꝛc., wendet man häufig einen hohen Gußtrichter, den sog. verlornen Kopf an, dessen bis zuletzt flüssig bleibende Metallmasse einen starken Druck auf das Metall ausübt u. bei der durch starke Schwindung eintretenden Bildung von Hohlräumen flüssiges Metall hergiebt. Auch scharfe Kanten, rasch wechselnde Dicken sind zu vermeiden, da dadurch bei der ungleichmäßigen Abkühlung Spannungen u. Risse eintreten könnten. Man hilft sich dann wol dadurch, daß man die dickeren Theile rascher vom Sande entblößt, die dünneren durch aufgeschüttete brennende Kohlen vor zu raschem Erkalten schützt.

Gifford, William, engl. Dichter u. Publizist, geb. zu Ashburton (Devonshire) im April 1756, war erst Schiffsjunge, dann Schuhmacher, fand aber mit 20 J. einen Gönner, der ihn ausbilden u. in Oxford studiren ließ. Nach mehrjährigen Reisen mit dem Sohne des Lord Grosvenor widmete er sich ganz dem schriftstell. u. journalist. Berufe, redigirte 1797 und 1798 die Zeitschrift „The Anti-Jacobin" und 1809—24 die von ihm gegründete „Quarterly Review", erhielt für die durch letztere der Regierung geleisteten Dienste eine Sinecure u. starb zu London 31. Dez. 1826. Er verfaßte u. A. das satirische Gedicht „The Baviad" (Lond. 1794), übersetzte den Juvenal (ebd. 1803) u. gab die Werke von Massinger (ebd. 1808, 4 Bde.), Ben Johnson (ebd. 1816, 6 Bde.), Ford (ebd. 1827, 2 Bde.) u. Shirley (ebd. 1833, 6 Bde.) heraus.

Gifte (Venena, Venenum, d. i. Gift) nennt man alle diejenigen Stoffe, die, wenn sie mit dem lebenden Organismus innerlich (od. zuweilen auch schon äußerlich) in Berührung kommen, durch ihre, **chemische Veränderungen** hervorbringenden Eigenschaften das Leben in Gefahr bringen, im ungünstigsten Falle den Tod des lebenden Wesens veranlassen od. der Gesundheit desselben dauernd Eintrag thun. Welche Stoffe man zu den Giften zu rechnen hat, dürfte sehr schwer zu bestimmen sein, da einerseits viele Stoffe, die als gefährliche G. hinreichend bekannt sind, in sehr kleinen Mengen genossen, zuweilen als vortreffliche Arzneimittel dienen; da es ferner Thatsache ist, daß man sich durch fortwährenden mäßigen Genuß giftiger Substanzen an dieselben gewöhnen kann, wie z. B. Tabak; andernfalls aber auch an u. für sich ganz unschädliche Substanzen, ja sogar solche, die als tägliche Genußmittel angesehen werden, durch übermäßigen Genuß der Gesundheit schädlich, sogar tödlich wirken können. Es kommt also ganz auf die Größe der Gabe (dosis) an, in welcher die betreffende Substanz gereicht wird, und keine Substanz ist daher unter allen Umständen ein G. Die Art u. Wirkung der G. ist außerordentlich verschieden; man kann **anorganische** od. **mineralische G.** und **organische G.** unterscheiden; letztere lassen sich wieder in **Pflanzengifte** u. in **thierische G.** trennen. Eine Menge künstlich erzeugter chemischer Präparate sind ebenfalls mehr od. minder heftige G., dann viele Gase u. Produkte der Fäulniß, ferner gewisse, in unwägbar kleiner Menge wirkende Substanzen, wie z. B. die **Contagien** od. Ansteckungsstoffe; das Cholera-, Milzbrand-, Syphilis-, Wuthgift u. a. — **Hinsichtlich der Wirkungsweise** unterscheidet man: **korrosiv** wirkende G., d. h. solche, die durch ihre Gegenwart zerstörend,

ätzend auf die Schleimhäute wirken, wie z. B. konzentrirte Säuren und Laugen; narkotisch wirkende; erstickend wirkende, d. h. Gase od. Dämpfe, die eingeathmet tödlich wirken, entweder direkt dadurch, daß sie das Blut in den Lungen zersetzen, od. indirekt infolge des durch ihre Gegenwart veranlaßten Mangels an Sauerstoff.

Die Folgen der Einwirkung der G. auf den lebenden Organismus bezeichnet man mit dem Worte **Vergiftung**, eine solche kann entweder absichtlich in verbrecherischer Weise geschehen u. ist dabei wieder Giftmord u. Selbstvergiftung (Selbstmord durch Gift) zu unterscheiden, od. sie ist eine unabsichtliche, zufällige Vergiftung. Gewöhnlich bezeichnet man einen Giftmörder auch mit dem Worte Giftmischer, obschon es keineswegs nöthig ist, daß er das Gift selbst bereitet hat. Die am häufigsten zu absichtlichen Vergiftungen in Anwendung gebrachten G. sind: Phosphor, Arsenik, Cyankalium, Blausäure, Strychnin, seltener andere, wie z. B. Nicotin (im Prozeß des Grafen Bocarmé). Der Gebrauch giftiger Waffen, z. B. vergifteter Pfeile, ist nur noch bei unkultivirten Völkern gebräuchlich. — Bei Vergiftungen unterscheidet man akute, d. h. solche, deren Folgen sich sehr schnell geltend machen, u. chronische, diejenigen, die erst nach Verlauf eines längeren Zeitraumes durch Erkrankungen verschiedener Art u. allgemeines Siechthum sich zu erkennen geben. Diese chronischen Vergiftungen verdienen unsere höchste Beachtung, da gerade sie nicht immer erkannt u. oft ganz andern Ursachen zugeschrieben werden. Es sind hierher z. B. zu zählen: chronische Bleivergiftungen, veranlaßt durch schlecht glasirtes Küchengeschirr, durch in Bleiröhren zugeleitetes Wasser, durch in bleihaltige Zinnfolie gepackte Nahrungsmittel (Käse, Vanille, Chokolade, Schnupftabak), durch Gebrauch bleihaltiger Haarfärbemittel u. s. w.; chronische Arsenvergiftungen, veranlaßt durch den Gebrauch solcher Kleidungsstücke, welche mit Arsenfarben gefärbt sind, durch ebensolche Tapeten u. Lampenschirme, chronische Quecksilbervergiftungen, wie sie auf Hüttenwerken u. in manchen Zweigen der Industrie vorkommen; chronische Kohlensäurevergiftungen, durch fortwährendes Einathmen schlechter Luft in engen, nicht genügend ventilirten Räumen u. s. w. Die Zahl der Fälle, die zu solchen chronischen Vergiftungen Veranlassung geben können, ist so groß, daß wir hier darauf verzichten müssen, sie alle anzuführen. Die Mittel, die anzuwenden sind, um die Folgen einer akuten Vergiftung zu mildern od. ganz zu heben, sind je nach Art und Menge des genossenen Giftes sehr verschieden; in allen Fällen ist dringend nothwendig, so schnell wie möglich einen erfahrenen Arzt zu Rathe zu ziehen. Sollte dieser nicht gleich zu haben sein, so suche man durch Kitzeln mit einer Feder im Schlunde Erbrechen hervorzubringen, damit der größtmögliche Theil des genossenen Giftes aus dem Magen geschafft wird, bevor es zur Resorption gelangt; man gebe dann schleimige u. einhüllende Getränke, wie z. B. Milch, flüssiges Eiweiß, Hafergrützschleim u. dergl. — Bei Erstickungsfällen bringe man den Kranken sofort an frische Luft, entferne alle beengenden Kleidungsstücke und suche durch mäßiges Begießen mit Wasser u. darauffolgendes kräftiges Frottiren (Reiben) die Hautthätigkeit zu erhöhen u. den Kranken dem Leben zu erhalten. Alles Weitere ist dann Sache des Arztes. — Für manche Gifte hat man Mittel gefunden, welche die Wirkungen des Giftes aufheben od. mäßigen, man nennt solche Mittel **Gegengifte**. So ist z. B. ein sicher wirkendes Gegengift gegen Arsenik die gebrannte Magnesia u. das noch feuchte Eisenoxydhydrat; beide Stoffe werden in jeder Apotheke vorräthig gehalten. Ihre Wirkung beruht darauf, daß diese Stoffe sich mit dem Arsenik (arseniger Säure) zu solchen Verbindungen vereinigen, die im Wasser nur sehr schwer löslich sind, demnach von dem Blute nicht aufgenommen werden, u. die nicht mehr korrodirend u. entzündend auf die Magenwand einwirken. Für sehr viele G. hat man bis jetzt noch nicht die passenden Gegengifte finden können u. sucht in diesen Fällen durch zweckmäßig gewählte Mittel, wie z. B. Gerbsäure bei Alkaloiden u. s. w., die Wirkung einer Vergiftung wenigstens zu mäßigen.

Der Handel mit giftigen Stoffen, **Gifthandel**, ist in den meisten kultivirten Ländern gesetzlich geregelt u. befindet sich, was den Kleinvertrieb anlangt, in den Händen der Apotheker, während der Verkauf im Großen direkt durch die Fabrikanten der G. od. durch Vermittelung der Droguisten geschieht. Die Apotheker dürfen G. nur an bekannte Personen für einen anzugebenden Zweck gegen schriftliches, von der Polizeibehörde legalisirtes Bekenntniß (Giftschein) verabreichen.

Die Lehre von den G. u. ihrer Wirkungsweise, von der Heilung der Vergiftungen, dem Leichenbefunde bei tödlichen Vergiftungen u. der Auffindung u. Erkennung der G. im Leichnam od. in Speiseresten, Exkrementen u. s. w. bezeichnet man mit dem Namen **Toxikologie**; die wichtigsten über diesen Gegenstand erschienenen Werke sind: J. B. Orfila, „Traité des poisons" (3. Aufl., Paris 1829; deutsch von Kühn, Leipzig 1830, 2 Bd.). — J. B. Orfila, „Traité de toxicologie" (5. Aufl., Paris 1852, 2 Bde.; deutsch von Dr. G. Krupp, Braunschweig 1853). — Schneider, „Gerichtliche Chemie" (Wien 1852). G. Lewin, „Toxikologische Tabellen" (Berlin 1856). — Sobernheim, „Handbuch der Toxikologie" (Berlin 1838). — Dr. Böcker, „Die Vergiftungen in forensischer u. klinischer Beziehung" (Iserlohn 1857). — Döbereiner, „Die Lehren von den giftigen und explosibelen Stoffen" (Dessau 1858). — van Hasselt, „Handbuch der Giftlehre" (aus dem Holländischen von Dr. J. B. Henkel, Braunschw.). — H. u. R. Otto, „Anleitung zur Ausmittelung der G." (3. Aufl., Braunschw. 1867). — Dr. E. Bergmann, „Lehrbuch der medicina forensis für Juristen" (Braunschw.). — Ed. Winkler, „Sämmtliche Giftgewächse Deutschlands" (Lpz. 1835). — Lörcher, „Die wichtigsten Giftpflanzen Deutschlands" (Ulm 1857) u. A.

Bei Vergiftungen kann sich die chemische Untersuchung auf die verschiedensten Gegenstände erstrecken, am häufigsten sind es Speisen u. Getränke, Erbrochenes, Mageninhalt, Darminhalt, Exkremente, Urin, aber auch Blut, Leber und andere Organe müssen nicht selten untersucht werden; ferner Flecken auf Kleidern, Möbeln u. dergl. Hierbei gilt die Regel, jedes einzeln zu untersuchen u. die Untersuchung so einzurichten, daß sie zu allen G.n führt. Fingerzeige auf die Natur des G.s dürfen nicht eine vorgefaßte Meinung erwecken. Die bei der Untersuchung zu benutzenden Gefäße, Apparate u. Materialien (Reagentien) müssen vollkommen rein sein. Ebenso ist darauf zu sehen, daß der Chemiker die zu untersuchenden Gegenstände selbst an Ort u. Stelle in Empfang nimmt od. vom Gericht in gut verschlossenen u. versiegelten Gefäßen erhält. Während der Untersuchung darf kein Unbefugter das Lokal betreten, u. letzteres muß während der Abwesenheit des untersuchenden Chemikers stets verschlossen bleiben. Der Vertheidiger des Angeklagten darf, im Falle G. gefunden wurde, keinen Anhaltspunkt haben, das Resultat der Untersuchung anzufechten. Soll die Untersuchung nicht auf ein bestimmtes G. gerichtet werden, so prüft man zunächst, ob Phosphor od. Blausäure (auch Cyankalium) vorhanden sind; ist die Abwesenheit dieser Stoffe dargethan, so prüft man auf giftige Pflanzenstoffe, Alkaloide u. dergl. u. schließlich auf metallische od. mineralische G. Bei der Untersuchung auf Phosphor u. Blausäure kommt nämlich nichts in die zu untersuchende Masse, was die Untersuchung auf Alkaloide beeinträchtigen könnte, u. bei der Untersuchung auf diese letzteren nichts, was für Untersuchung auf metallische od. mineralische G. störend wirkt. — Die Untersuchung selbst kann nur von umsichtigen, erfahrenen u. geschickten Chemikern ausgeführt werden.

Zusammenstellung der wichtigsten Gifte, ihrer Wirkungsweise, und der dagegen anzuwendenden Mittel.

Aconitin, ein in verschiedenen Arten von Eisenhut (Aconitum) enthaltenes Alkaloid; farb- u. geruchloses Pulver von bitterem Geschmack, gehört zu den narkotischen G.n; es erweitert die Pupille, erregt Schwindel u. Kraftlosigkeit, Kopfschmerz u. Krämpfe; 1 Gramm kann einen Menschen in 30—40 Minuten tödten.

Alaun; größere Quantitäten bewirken Ekel, Erbrechen, Magenschmerzen u. selbst den Tod, wenn nicht durch Darreichung von Milch od. von doppeltkohlensaurem Natron der Wirkung vorgebeugt wird. Kleine Mengen täglich unbewußt in verfälschtem Wein, Brot u. s. w. genossen, bringen hartnäckige Verdauungsstörungen hervor.

Alkohol u. alkoholische Getränke (Spirituosen), im Uebermaße u. zu häufig genossen, bewirken Uebelsein, Erbrechen, Schlafsucht, Delirium, schließlich frühzeitigen Tod.

Ammoniak, wirkt, als Gas eingeathmet, erstickend; als Ammoniakflüssigkeit genossen örtlich reizend u. ätzend; Citronensaft od. Essig, mit Wasser verdünnt, in Ermangelung dieser fette Oele (Baumöl, Mohnöl u. dgl. u. schleimige Getränke sind zweckmäßige Gegenmittel).

Arsen, in fast allen seinen Verbindungen ein heftiges Gift, nam. aber als arsenige Säure (weißes Arsenik) u. als Arsensäure, sowie in Körpern, welche dieselben enthalten, wie z. B. Schweinfurter Grün, Kaisergrün, rohes Fuchsin u. dgl. Ueber Wirkung u. Gegenmittel vgl. Bd. I. 1045.

Aether u. ähnliche Flüssigkeiten, wie Chloroform, Essigäther, Salpeteräther, wirken meist betäubend u. in größerer Menge, nam. auch innerlich genossen, tödlich; besondere Symptome sind Würgen, Erbrechen, Blutandrang nach dem Kopfe, Schwindel, Bewußtlosigkeit u. Krämpfe. Dagegen anzuwenden: kalte Umschläge auf den Kopf, Senfteig auf Brust u. Magen.

Aetzende Alkalien, Kali- u. Natronlauge, Seifensiederlauge, bringen heftige Reizung der Schlingwerkzeuge, der Magen- u. Darmschleimhaut hervor, Durchfälle, Magen- u. Darmentzündung. Gegenmittel wie bei Ammoniak.

Atropin, das giftige Prinzip der Tollkirsche (Atropa Belladonna), findet sich in allen Theilen der Pflanze, nam. aber in der Wurzel (vgl. Bd. I, 1235). Es bewirkt sehr starke Erweiterung der Pupille, Blutüberfüllung des Gehirns u. der Lungen; 0,1 gr. innerlich u. 0,18 gr. unter die Haut eingespritzt können tödlich wirken. Als Gegengift giebt man Morphium, Wein, auch jodhaltiges Jodkalium.

Blausäure, sowie blausäurehaltige Flüssigkeit, z. B. Bittermandelöl u. Bittermandelwasser, Kirschlorbeerwasser u. dgl.; ferner das ganz ähnlich wirkende Cyankalium (vgl. Bd. II, 1050).

Blei in seinen verschiedenen Verbindungen, als Mennige, Bleiglätte, Bleiweiß, Chromgelb, Bleizucker u. s. w., verursacht heftige Kolikschmerzen, Schwindel, Delirium, Krämpfe &c. Chronische Bleivergiftung hat ein allgemeines Siechthum, Unterleibsbeschwerden u. Abmagerung sowie frühzeitigen Tod zur Folge, wenn nicht rechtzeitig Hülfe geschafft wird. Bei akuter Bleivergiftung giebt man Brechmittel u. dann Bittersalz.

Brechweinstein, weinsaures Antimonoxydkali (vgl. Bd. II, 1340), ein allbekanntes Heilmittel, bewirkt, in zu großer Menge gegeben, heftige Entzündung des Magens u. Darmkanals, starkes Erbrechen u. Durchfall, große Schwäche, Bewußtlosigkeit, Krämpfe u. wol gar den Tod. Die Einwirkung auf das Nervensystem ist bes. stark, wenn Erbrechen u. Durchfall ausbleibt. Nach dem Erbrechen ist die Darreichung gerbstoffhaltiger Abkochungen (von Chinarinde, Eichenrinde u. dgl.) sowie schleimiger u. eiweißhaltiger Getränke angezeigt.

Chlorgas, ruft eingeathmet heftige Erstickungszufälle, Husten, Blutspucken u. Entzündung der Bronchitis hervor; bei zu großen Mengen Tod durch Stimmritzenkrampf. Man sorge für frische Luft, gebe starken Wein od. etwas Likör od. lasse Wasserdämpfe mit wenig Alkoholdämpfen gemengt einathmen.

Digitalin, scharfes Narcoticum, das giftige Prinzip des Fingerhutkrautes (Digitalis purpurea). Wirkt verlangsamend auf die Herzthätigkeit: Kopfschmerz, Schwindel, Erbrechen, Kühle der Haut sind die beachtenswerthesten Symptome; wenn nach 10—12 Stunden nicht der Tod eintritt, ist der Kranke in der Regel gerettet (vgl. Bd. III, 1056).

Gase, giftige, die Zahl derselben ist sehr groß; am meisten Veranlassung zu Vergiftungen geben: Kohlensäure, Kohlenoxydgas (Kohlendampf), Kohlenwasserstoffgas (Gruben- od. Sumpfgas, Leuchtgas), Schwefelwasserstoff. Die Symptome sind: Kopfschmerz, Schwindel, Schläfrigkeit, Uebelkeit, Athemnoth, Zuckungen, Erstickung. Man bringe den Kranken an frische Luft, klemme Holzstückchen zwischen die Zähne, um den Mund offen zu halten, begieße mit kaltem Wasser u. frottire tüchtig.

Jod (s. d.) bringt heftige Reizung u. Entzündung des Schlundes, Magens u. Unterleibes hervor. Durch reichliche Gaben von gekochten stärkemehlhaltigen Substanzen suche man das Jod zu binden. Bei größeren Mengen wird zuvor Apomorphin unter die Haut eingespritzt, um Erbrechen hervorzurufen.

Kupfer, in verschiedener Form, hauptsächlich als Grünspan und Kupfervitriol; es wirkt stark brechenerregend; Unterleibsschmerzen, Durchfall, Kopfschmerz, Schwindel u. Krämpfe sind die Hauptsymptome.

Morphium, neben einigen anderen Alkaloiden der hauptsächlich wirksame Bestandtheil des Opiums; in geringen Dosen schlafbringend; bei zu großen Dosen den Tod nach 6 bis 12 Stunden verursachend.

Nicotin, flüchtiges Alkaloid des Tabaks, sehr giftig schon in geringer Menge.

Phosphor ruft sehr starke Reizung u. Entzündung sämmtlicher Schleimhäute, mit denen er in Berührung kommt, hervor; ferner Erbrechen u. blutige Durchfälle; heftigen u. schmerzhaften Harndrang, Betäubung u. Muskellähmung. Man gebe schleimige u. eiweißhaltige Getränke.

Quecksilber, meist in Form von Sublimat, Calomel od. rothem Präzipitat; auch die Dämpfe des metallischen Quecksilbers sind giftig. Die Symptome der Vergiftung sind je nach der Dosis verschieden, bes. aber in chronischen Fällen durch Speichelfluß u. Lockerung des Zahnfleisches charakterisirt (vgl. Quecksilber). Brechmittel, schleimige Getränke, Oel, Milch, rohe Eier sind zu empfehlen.

Säuren, konzentrirte, nam. Schwefelsäure, Salpetersäure, Salzsäure u. Essigsäure; sie wirken stets lokal, zerstörend auf die Schleimhäute, mit denen sie in Berührung kommen. Man giebt am besten gebrannte Magnesia, mit viel Wasser angerührt, um die Säure zu neutralisiren; dann schleimige u. ölige Getränke.

Strychnin, ein sehr giftiges Alkaloid, welches sich neben einem anderen, dem Brucin, in den sog. Krähenaugennüssen (von Strychnos Nux vomica) findet; es ruft tetanische Krämpfe hervor. Als Gegengifte hat man theils Bromkalium, theils Chinin empfohlen.

Veratrin, das giftige Alkaloid der Nieswurzel u. der Sabadillsamen.

Zinksalze, nam. Zinkvitriol, wirkt ähnlich den Kupfersalzen.

Giftbaum, s. „Antiaris".

Gifthütten nennt man diejenigen Gebäude, in denen durch Abrösten arsenhaltiger Erze in Flammenöfen die arsenige Säure (Giftmehl) gewonnen wird; dieselbe sammelt sich in langen gemauerten Kanälen, durch welche die Feuerluft mit den Verbrennungsprodukten zieht, an.

Giftmord ist eine durch Gift verübte Tödtung eines Menschen. Es ist eine Erfahrung, daß nichts schwerer zu entdecken ist, als das heimliche Beibringen von Giften, daß man gegen dieses Verbrechen sich nicht einmal durch die größte Vorsicht zu schützen im Stande ist, u. daß zur Begehung dieser Art von Verbrechen bei einzelnen Personen ein starker Reiz vorhanden ist. In fast allen älteren Strafgesetzen wurde daher der G. mit besonders schwerer Strafe bedroht. Das deutsche Strafgesetzbuch kennt einen G. nicht mehr, wol aber wird er als Fall der schweren Körperverletzung bestraft, wenn Jemand vorsätzlich einem Andern, um dessen Gesundheit zu schädigen, Gift od. andere Stoffe beibringt, welche die Gesundheit zu zerstören geeignet sind.

Giftpflanzen sind solche Gewächse, die in Wurzeln, Rinde, Blättern, Blüten, Früchten od. dergl. giftige Stoffe enthalten, welche, im Uebermaß genossen, die Gesundheit auf eigenthümliche Weise schädigen (s. „Gifte"). Ihre Zahl ist sehr groß, weswegen wir nur die einheimischen erwähnen. Die Doldengewächse liefern vorzugsweise den Schierling (Conium maculatum), den Wasserschierling (Cicuta virosa) u. die Hundspetersilie (Aethusa Cynapium); die Kartoffelgewächse den Stechapfel (Datura Stramonium), die Tollkirsche (Atropa Belladonna), das Bilsenkraut (Hyosciamus niger), den schwarzen Nachtschatten (Solanum nigrum); die Hahnenfußgewächse die Küchenschelle (Anemona Pulsatilla u. pratensis), die Eisenhutarten (Aconitum), den Gifthahnenfuß (Ranunculus sceleratus), die Nießwurzarten (Helleborus); die Rhamneen den gemeinen Kreuzdorn (Rhamnus cathartica) u. Faulbaum (Frangula Alnus); die Hülsengewächse den Goldregen (Cytisus Laburnum) u. die bunte Kornwicke (Coronilla varia); die Kürbisgewächse die Zaunrübe (Bryonia alba u. dioica); die Skrophulariaceen den Fingerhut (Digitalis purpurea) u. das Gottesgnadenkraut (Gratiola officinalis); die Arongewächse den Aron (Arum maculatum) u. das Schweinekraut (Calla palustris); die Liliengewächse die Einbeere (Paris quadrifolia) u. das Beinheil (Narthecium ossifragum); die Colchicaceen die Herbstzeitlose (Colchicum autumnale) u. den Germer (Veratrum album u. nigrum); die Gräser den Taumellolch (Lolium temulentum); die Coniferen den Taxus (Taxus baccata) u. die Sabine (Sabina officinalis). Am reichsten an G. stehen bekanntlich die Schwämme u. Pilze da. Am bekanntesten von diesen sind: der Fliegenpilz (Agaricus muscarius); der Speiteufel (A. integer), der Birkenweizker (A. torminosus), der Saupilz (Boletus luridus). Abbildungen der wichtigeren G. s. d. einzelnen Artikel.

Giganten, bei Homer nur als wildes u. übermüthiges, nicht göttliches Geschlecht von übermenschlicher Größe erwähnt, bei Hesiod als die großen, waffentragenden Söhne des Uranos u. der Gaia bezeichnet, erschienen später in der griech. Mythologie als ein den Titanen ähnliches u. mit diesen oft verwechseltes göttliches Geschlecht, welches, der gewöhnlichen Sage nach von Gaia angetrieben, die olympischen Götter der Herrschaft zu berauben versuchte, aber von ihnen unter Beistand des Herakles in schrecklichem Kampfe vernichtet u. theilweise in Felsen verwandelt od. unter Bergen u. Inseln begraben wurde. Diesen Kampf (Gigantomachie) haben Dichter u. bildende Künstler des Alterthums sich häufig zum Gegenstand genommen, wie z. B. Pheidias auf der innern Seite des Schildes der Athene Parthenos die Gigantomachie dargestellt hatte. Ebenso wie die Abstammung der G. wird auch ihre körperliche Gestalt u. ihre Kampfweise verschieden angegeben; frühere Schriftsteller geben ihnen menschliche Gestalt u. lassen sie mit Waffen kämpfen, bei späteren (seit dem 1. Jahrh. v. Chr.) haben sie meist einen menschlichen Oberkörper, der an Stelle der Füße in Schlangen ausläuft, wol auch Flügel, mehrere Köpfe u. zahlreiche Hände; sie kämpfen mit Felsen u. Bäumen, od. so, daß sie Berge auf einander thürmen. Auch die erhaltenen bildlichen Darstellungen zeigen bald schlangenfüßige, bald ganz wie Menschen gebildete G.; das letztere ist namentlich fast durchgängig auf den zahlreichen Vasenbildern der Fall. Als Stätte des Kampfes (im Mythos Phlegra, die phlegräischen Gefilde) werden die verschiedensten Orte genannt: die Halbinsel Pallene, die Cumä'schen Gefilde bei Neapel, der Kaukasus, Phrygien, Damaskus, Kreta, Kos u. s. w. Die hervorragendsten unter den G. sind Alkyoneus u. Porphyrion, Enkelados, der unter Sizilien, u. Polybotes, der unter Kos begraben sein soll.

Gijon (spr. Chichón), Stadt in der span. Prov. Oviedo, am Biscayischen Meerbusen gelegen, ist die Haupthafenstadt Asturiens u. war die erste Residenz Pelayo's (s. unter „Asturien"). Die hübsch gebaute Stadt, mit dem Innern des Landes durch eine Eisenbahn verbunden, zählt gegen 12,000 Einw. u. hat eine unter dem Namen Instituto asturiano bekannte nautische Schule. Der Handel der Stadt ist nicht bedeutend, dagegen befindet sich in G. eine große Cigarrenfabrik, welche 1400 Arbeiter beschäftigt.

Gilbert, John, um 1817 zu Blackheath bei London geboren, engl. Maler und Zeichner von großer Vielseitigkeit und Leichtigkeit in der Ausführung, hat sich durch historische Genrebilder, in denen er dem Kolorit Rubens' u. Rembrandt's nachstrebt, sowie durch seine Illustrationen für die Illustrated London News u. zu mehreren Schriftstellern, insbesondere zu Shakespeare, einen ehrenvollen Namen gemacht.

Gilbert (spr. Schilbähr), Nicolas Joseph Laurent, franz. Dichter, wurde 1751 zu Fontenay le Château geb., lebte in Paris u. starb dort in großer Armuth 12. Nov. 1780. G., der in seinem Leben als Dichter nur wenig Anerkennung gefunden hat, war doch als Satiriker u. Lyriker bedeutend; als sein Hauptwerk gilt „Le génie aux prises avec la fortune, ou le poëte malheureux" (Par. 1772), das die Akademie mit einem Preise krönte.

Gil-Blas (spr. Schil Blah), Titel eines bekannten komischen Romans von Lesage, von dem Namen des Helden.

Gilde (altsächs.), Bezeichnung für verschiedenartige Genossenschaften, Vereinigungen, Verbrüderungen, Brüderschaften. Die ältesten Nachrichten über G.n stammen aus England, wo sie anfänglich die Unterstützung armer, die Pflege kranker u. die Beerdigung verstorbener Mitglieder, später auch gegenseitigen Schutz u. Hülfe gegen Gewaltthat u. Unterdrückung durch die Mächtigen zum Zwecke hatten. Durch Gesetze geschützt, entwickelten sich die G.n namentlich in den Städten, wo sie den Kern der Bürgerschaft umfaßten. In manchen Städten, z. B. in London, war die ganze Stadtverfassung auf eine G. gegründet. In Deutschland dagegen konnten die G.n lange Zeit gegen die Herrscher u. die Großen nicht aufkommen, da diese jedes Zusammenscharen der Kleinen mit Unwillen ansahen. Die Zwecke der G.n wurden keine anderen: sie wollten kein neues Recht schaffen, sondern nur einen in seiner Bildung begriffenen mangelhaften Rechtszustand ergänzen u. in Gemeinschaft den Nachtheilen eines mächtigen Regiments wehren. In Deutschland u. England gingen mit dem Absterben des Mittelalters die alten G.n unter od. verloren wenigstens ihre einstige Bedeutung vollständig; in den deutschen Schützen-G.n z. B. lebt fast blos noch der Name fort. Nur der Gedanke, der ihnen zu Grunde liegt, ist nicht gestorben, sondern hat, wie insbes. durch die Gewerkvereine (s. d.), in beiden Ländern einen erneuten, den Zeitverhältnissen entsprechenden Ausdruck gefunden. In den russ. Ostseeprovinzen, wie in Rußland selbst, bestehen dagegen noch heute kaufmännische G.n, die in verschiedene Klassen zerfallen. Auch die Künstlerschaft bildete früher in Deutschland u. Holland G.n. — Vgl. Wilda, „Das Gildewesen des Mittelalters" (Halle 1831), u. Brentano, „Die Arbeitergilden der Gegenwart" (Lpz. 1871).

Gildemeister, Johannes, deutscher Gelehrter, geb. 20. Juli 1812 zu Bremen, seit 1860 Professor der morgenländischen Sprachen in Bonn (vorher in gleicher Stellung zu Marburg), machte sich durch Herausgabe des indischen Dramas „Meghaduta" (Bonn 1840) u. der „Sanskritbibliothek" (1847) verdient. In weiteren Kreisen wurde G. bekannt durch die 1844 mit H. v. Sybel herausgegebene Schrift „Der heilige Rock von Trier. Eine historische Untersuchung" (3. Aufl. 1845). Dieselbe hatte einen heftigen Streit mit dem Vertheidiger des heiligen Rockes zur Folge, leistete aber der bald darauf ausbrechenden deutschkatholischen Bewegung großen Vorschub.

Gildemeister, Otto, geb. 13. März 1823 zu Bremen, studirte in Bonn Philosophie u. Geschichte, übernahm 1850 die Redaktion der „Weserzeitung", wurde 1852 Sekretär des Bremer Senats, 1857 Mitglied dieser Körperschaft, 1871 Bürgermeister von Bremen, in welcher Eigenschaft er seine Vaterstadt im Deutschen Bundesrathe vertritt. G. hat sich durch seine gelungenen Uebersetzungen von „Lord Byron's sämmtlichen Werken" (6 Bde., Berlin 1864., 2. Aufl. 1866), einer Anzahl Shakespeare'scher Dramen („König Johann", König Richard II.", „König Heinrich IV.", „König Heinrich V.", „König Heinrich VI.", „König Richard III.", „Julius Cäsar", „Cymbelin" u. s. w., die als Theile der Bodenstedt'schen Ausgabe erschienen) u. von Shakespeare's „Sonetten" (Lpz. 1871) einen ehrenvollen Namen erworben.

Gilead heißt im Alten Testamente bisweilen das ganze israelitische Gebiet östl. vom Jordan zwischen dem Hermongebirge u. dem Arnonfluß. Genauer aber wird das Land od. Gebirge G. von dem Gebirgsland am Fluß Jabbok gebraucht. Jetzt beschränkt man den Namen (Dschebel-dschil'âd) auf den Gebirgszug südl. vom Jabbok. Das Gebirge erhebt sich aus dem Jordanthal in steilen Terrassen bis zu 1000 m. Höhe. Vor der Eroberung durch Josua bewohnten es die Amoriter, nach deren Vertreibung die Stämme Gad (nördl.) u. Ruben (südl.). Nach der Wegführung der 10 Stämme siedelten sich Heiden dort an u. das Land erfreute sich nach oft wechselnder Herrschaft zuletzt unter den Römern bis ins 3. Jahrh. nach Chr. einer hohen Blüte. Jetzt ist es fast gänzlich verödet.

Gillray, James (spr. Dschilreh, Dschehms), ein engl. Zeichner u. Kupferstecher, geb. 1757, war Anfangs umherziehender Schauspieler u. wandte sich, als er nach London kam, zur Zeichen- u. Kupferstecherkunst. Außerordentlichen Beifall fanden bes. seine geistvollen Karikaturen, deren er mehr als tausend veröffentlichte u. in denen er nam. die Franzosen zur Zielscheibe seines Witzes machte. Dieselben erschienen nach seinem am 1. Juni 1815 erfolgten Tode gesammelt („The caricatures of G.", Lond. 1815—26); eine neue Ausgabe mit Text veranstaltete Th. Wright (Lond. 1847—50).

Gil-Vicente, der erste portug. Dramendichter, wahrscheinlich um 1475 zu Lissabon geb., studirte daselbst die Rechte, gab aber dieses Studium bald wieder auf, um sich ganz der dramatischen Kunst zu weihen. Sein erster dramatischer Versuch war ein bei Hofe mit großem Beifall aufgenommenes Schäferspiel in span. Sprache. G. dichtete darauf ein geistliches Stück (Auto), ebenfalls noch in span. Sprache, das sich der dramatischen Form schon mehr näherte, u. wurde bald auch über die Grenzen Portugals hinaus durch seine, nun zum Theil portugiesisch geschriebenen, dramatischen Festspiele berühmt, welche während der Regierungszeit Emanuel's u. seines Nachfolgers erschienen u. in denen seine Tochter Paula G. als die vorzüglichste Schauspielerin ihrer Zeit auftrat. Erasmus von Rotterdam soll einzig deshalb die portug. Sprache erlernt haben, um G.'s Lustspiele im Original lesen zu können. G. war auch groß als Improvisator: sein bestes Stück, die Farce „Inez Pereira", improvisirte er in einer Gesellschaft über ein aufgegebenes Sprüchwort. Er starb um 1557. Seine Werke wurden zuerst von seinem Sohne Luiz G. (1562) u. dann, durch die Inquisition verstümmelt, 1585 herausgegeben. Eine neue Ausgabe veranstalteten Barreto Feio u. Monteiro (3 Bde., Hamb. 1834). Die meisten seiner Stücke zeigen so viel Frische, Laune u. echte Poesie u. sind dabei so durchaus national gefärbt, daß sie, nam. die meisterhaften Farcen, als die Grundlagen des portug. Nationallustspiels betrachtet werden können.

Gil y Zarate (spr. Chil i Sz.), Don Antonio, span. Dramatiker, wurde 1793 in Escurial geb., darauf 1804—11 in einem Collège zu Passy erzogen u. 1820 im Ministerium des Innern in Madrid angestellt. Da er sich der konstitutionellen Partei anschloß, mußte er nach dem Siege des Absolutismus seine Carrière aufgeben und die Stadt verlassen. 1826 kehrte er nach Madrid zurück, wo er als Professor der Geschichte, Mitglied der Akademie u. Vizepräsident in der Abtheilung der schönen Literatur im Ateneo u. Liceo 1863 starb. Als Literarhistoriker erwarb er sich Verdienste durch sein „Manual de literatura" (Madrid 1846), auch durch politische Schriften u. als Redakteur des „Boletin de comercio", später unter dem Titel „Eco" erscheinend, machte er sich vortheilhaft bekannt. Indessen ist sein eigentliches Feld die dramatische Dichtung. Zwar seine ersten Stücke gingen ziemlich spurlos vorüber, aber größtes Aufsehen erregte sein „Carlos segundo el hechizado", mit dem er zuerst zu den Romantikern übertrat u. der im J. 1837 Monate lang fast allein das Theater beherrschte, ein Stück freilich, welches lediglich auf den Effekt berechnet ist u. zu welchem offenbar Viktor Hugo's „Notre Dame de Paris" das Vorbild geliehen hat. In spätern Stücken zeigt sich der Dichter besonnener u. nähert sich mehr dem alten Nationalgeschmack. Wir erwähnen bes. seine „Rosamunda" (ein englischer Stoff), den „Don Alvaro de Luna", „Masanielo", den „Guzman el bueno", der für sein bestes Stück gilt, die Komödie „Carlos V. en Ajofrin" 2c. Eine Sammlung seiner dramatischen Werke erschien 1850 zu Paris.

Gimpel (Pyrrhula), eine Finkengattung mit sehr kurzem, oben stark gewölbtem Schnabel, mittellangen Flügeln u. kurzen Läufen. Von ihren mehr als achtzig Arten, die sich ausschließlich von Pflanzentheilen nähren, bes. im männlichen Geschlechte gern eine rothe Färbung zeigen u. keine vorzüglichen Sänger sind, lebt in Deutschland als gemeiner Zug- u. Strichvogel der auch in Sibirien u. Japan heimische gemeine G., Rothgimpel od. Dompfaff (P. rubricilla). (Abb. s. unter „Finken", Bd. IV, S. 162.) Scheitel, Schwungfedern u. Schwanz sind bei ihm schwarz gefärbt, der Bürzel weiß, auf der Unterseite sieht das Männchen scharlachroth aus, das Weibchen bläulichgrau. Dieser Vogel, der unrechtmäßigerweise den Vorwurf der Dummheit ertragen muß, denn er ist ein ganz gelehriger Stubenvogel, brütet gern im Wachholder; den Gärten schadet er durch Abbeißen der Obstblütenknospen. Der etwas größere nordamerikanische u. nordsibirische Hakengimpel (P. enucleator) mit röthlichem, beim Weibchen mit grüngelbem Gefieder, weißen Binden über die Flügel u. hakig herabgebogenem Oberschnabel, lebt in nordischen Schwarzwäldern u. kommt bisweilen im November nach Deutschland, wie die ebenfalls sibirischen Karmingimpel (P. erythrina) u. Rosengimpel (P. rosea).

Gin, so viel wie Genèvre (s. d.).

Gingham, ein ursprünglich aus Ostindien gekommenes, buntgestreiftes, geflammtes od. karrirtes dichtes Baumwollengewebe von Taffetbindung. Später wurde dieser Artikel sehr stark in England, Oesterreich, Sachsen rc. auf Hand- u. mechanischen Stühlen für den Export fabrizirt.

Gingko (Salisburia adiantifolia *Sw.* od. Gingko biloba *L.*), eine höchst merkwürdige Pflanzengattung der Nadelhölzer, Gruppe der Taxusartigen, mit laubartigen Blättern aus Japan, aber auch in unsere Gärten eingeführt, in ihrem Vaterlande allgemein als Gräberschmuck verwendet. Hier erlangt der Baum eine Höhe von 25—30 m. u. darüber, so daß er, da auch sein Stamm sehr dick wird, mit der Eiche an Kraft u. Fülle wetteifert. Seine Aeste stehen nicht quirlartig, sondern abwechselnd horizontal ab; das Laub bildet eine breite, keilartige Fläche, welche an ihrer Spitze, wie bei vielen Farnarten (daher adiantifolia), doppellappig u. abgerundet, sonst aber von derber Struktur u. meergrüner Färbung ist. Der Blattstiel ist lang genug, um an das Pappelblatt zu erinnern. Die Blumen sind zweihäusig u. erzeugen eine pflaumenartige große Frucht mit gelbem Fleische, in welchem eine mandelartige, zweikantige Nuß mit grünlichweißem Kerne u. weißlichbrauner Hülle liegt. Man genießt diese Frucht wie Obst entweder roh od. in ihrer Hülle über Kohlen sehr leicht gebraten, wodurch sie sehr wohlschmeckend wird, obgleich sie sonst harzig u. zusammenziehend schmeckt; die Kerne erscheinen gleich Mandeln täglich zum Nachtische, u. zwar als Magenmittel. Bei uns zu Lande bleibt der Baum unfruchtbar, dagegen trägt er schon in den Gärten am Comersee.

Nr. 3104. Gingko Salisburia adiantifolia.

Ginseng (spr. Schin-seng, Panax Ginseng *Mey.*), hochberühmt durch ihre Wurzel als Heilmittel, soweit es chines. Völkerstämme giebt, bei denen die Pflanze als Königin aller Gewächse u. als Unsterblichkeitsmittel, mindestens als Lebensverlängerin u. auch sonst als Universalmittel gilt, das man mit Gold aufwiegt. Die Chinesen führen daher, wie man früher hier zu Lande den Allermannsharnisch bei sich trug, womöglich immer ein Stückchen der Wurzel mit sich. Denn die Wurzel ist das eigentliche Heilmittel, u. um ihretwillen baut man die Pflanze felderweise. In dem mandschurischen Hochlande wächst sie wild, u. dieser wilde G. gilt als der kräftigste; daher wandern alljährlich ganze Karawanen von Wurzelgräbern zur Einsammlung in die Mandschurei. Die rübenförmige Wurzel erlangt eine Länge von 20 cm., eine Dicke von $1^1/_2$ cm., wird aber sogleich abgekocht, sorgfältig getrocknet u. in Papier gewickelt. Eine ausgebildete Wurzel zeigt bisweilen die rohe Gestalt eines menschlichen Körpers an, u. deshalb wol aus mystischem Grunde, ganz ähnlich wie bei uns früher das Alraunmännchen (Mandragora), gilt der G. als Wunderpflanze. Eine so vollkommen ausgebildete Wurzel hat auch einen hohen Preis, und sie wird vorzugsweise dem chines. Kaiser als Tribut zugeführt, der sie dann als Zeichen höchsten Wohlgefallens an seine Mandarinen vertheilt. Der G. gehört zu der natürlichen Familie des Epheu, zu den Araliaceen. Man kennt übrigens auch einen koräischen u. japanischen G., die aber nicht den Werth des mandschurischen besitzen. Eine gänzlich unechte Art kommt von Panax quinquefolius in Nordamerika, wie auch noch andere Arten von Panax in Ostindien u. auf den Molukken offizinelle Wurzeln liefern.

Ginster, s. „Genista“.

Gioberti (spr. Dschoberti), Vincenzo, ital. Philosoph u. Patriot, geb. 5. April 1801 zu Turin, studirte Theologie u. wurde von König Karl Albert, dessen Achtung u. Gunst er sich zu erwerben wußte, zum Hofkaplan ernannt. Die Verbindungen, die G. mit der Reformpartei unterhielt, machten ihn jedoch der Umgebung des Königs verdächtig u. führten erst seine Verhaftung, dann seine Verbannung herbei. Vierzehn Jahre lang (von 1833—47) blieb er dem Vaterlande fern, indem er theils in Paris, theils in Brüssel lebte. Die unfreiwillige Muße des Exils benutzte er zu tiefgehenden philosophischen Studien, aus denen seine gediegenen Erstlingsschriften „Teoria del sopra-naturale“ (1838) u. „Introduzione allo studio della filosofia“ (1839) hervorgingen, die jedoch nur in der Gelehrtenwelt Würdigung fanden. Aufsehen erregte dagegen in den weitesten Kreisen sein Buch „Il Primato civile e morale degl' Italiani“ (Par. 1843), das dem Einigungsdrange der ital. Nation begeisterten Ausdruck verlieh u. das schwärmerische Programm einer Verjüngung Italiens unter der Leitung eines reformirten, den Ideen der Zeit zugänglichen Papstthums entwickelte. Das Werk wirkte zündend u. erregte Hoffnungen, deren Erfüllung bald nachher Papst Pius IX. anzubahnen schien, die sich aber freilich später als trügerisch erwiesen. In welchem Sinne G. die Vorherrschaft des Papstthums gelten lassen u. den Katholizismus durch den Geist der modernen Aufklärung und Humanität geläutert wissen wollte, zeigten seine folgenden Werke: „Prolegomeni“ (1845) u. nam. „Il Gesuita moderno“ (8 Bde., Capolago 1847, oft aufgelegt; deutsch von Cornet, 3 Bde., Lpz. 1849). Nachdem G. 1847 mit Erlaubniß der Regierung u. unter dem Jubel der Bevölkerung nach Turin zurückgekehrt war, wurde er in die Kammer gewählt, in welcher er alsbald die Führung der demokratischen Opposition gegen die gemäßigtnationale Politik des Ministeriums Pinelli übernahm. Nach dem Sturze des letzteren wurde er selbst mit der Bildung eines demokratischen Ministeriums betraut, das sich jedoch nur wenige Wochen hielt. Pinelli, der nun wieder ans Ruder kam, suchte sich G.'s zu entledigen, indem er ihn in besonderer diplomatischer Mission nach Frankreich schickte. G. kehrte nicht mehr zurück, sondern blieb bis zu seinem Tode (26. Okt. 1852) in Paris, von wo aus er noch einmal seine politischen Ideen u. Pläne darlegte in dem Werke „Del rinnovamento civile d'Italia“ (2 Bde., Par. u. Tur. 1851).

Giocondo (spr. Dschokondo), Fra Giovanni, einer der bedeutendsten Architekten der früheren Renaissance u. gründlicher Gelehrter, geb. zu Verona um 1435, beschäftigte sich eifrig mit Theologie und Philosophie u. studirte Architektur, was ihn veranlaßte, nach Rom zu gehen u. dort die Bauwerke selber zu erforschen. Nach Verona zurückgekehrt, baute er hier den durch seine klare, einfache Größentheilung u. seine anmuthigen Details ausgezeichneten Palast del Consiglio. Im J. 1499 wurde er von König Ludwig XII. nach Paris berufen, führte dort die schöne Brücke Notre-Dame, den Cour des Comptes und die älteren Theile des Schlosses von Blois aus, und hatte das Glück, eine Handschrift der Briefe des jüngeren Plinius aufzufinden. Vom J. 1506 an erblicken wir ihn abwechselnd in Venedig u. in Treviso, bis er endlich hochbejahrt nochmals nach Rom kam, um mit Rafael u. Sangallo den Bau der Peterskirche zu leiten. Wahrscheinlich ist er dort bald nach 1514 gestorben. Unter seinen gelehrten Arbeiten verdient besondere Erwähnung eine Ausgabe des Vitruv (1511) mit vielen Abbildungen.

gioccoso (ital., spr. Dschokoso), scherzhaft, tändelnd, spielend.

Gioja (spr. Dschoja), Flavio, war ein Schiffer od. Lootse, aus dem Dorfe Pasitano bei Amalfi in der Nähe Neapels gebürtig, welcher, man weiß nicht recht wie, jedenfalls aber sehr mit Unrecht, in den Ruf gekommen ist, ums J. 1302 od. 1303 den Kompaß erfunden zu haben, denn das Instrument ist orientalischen (chinesischen) Ursprungs u. war schon gegen Ende des 12. Jahrh. in Europa bekannt. Vgl. Klapproth, „Lettre à Mr. de Humboldt sur l'invention de la boussole“, (Par. 1834).

Giordano (spr. Dschordano), Luca, einer der talentvollsten u. gewiß der fruchtbarste Maler aller Zeiten. Geb. 1632 zu Neapel als Sohn eines mittelmäßigen Malers, übte er die Kunst schon in frühester Kindheit u. soll schon im 8. Jahre in Abwesenheit seines Vaters in einer Kirche Neapels einen Engel gemalt haben. Später wurde er zu Spagnoletto (Giuseppe Ribera) in die Lehre gegeben, wo er 9 Jahre blieb u. sich dessen Stil völlig aneignete. Dann aber trieb ihn die Sehnsucht nach größeren Meisterwerken nach Rom, zu den Schöpfungen Rafael's u. Michelangelo's. In diesem Studium ermuthigte ihn der Vater u. soll ihm, da die Arbeiten des Sohnes für ihn eine Quelle reicher Einnahmen wurden, häufig zugerufen haben: „Luca, fa presto!“ (Mach hurtig!), was in der Kunstgeschichte sein ihn bezeichnender Beiname geworden ist. Der Maler, an den er sich in Rom

vorzugsweise anschloß, war Pietro da Cortona, dessen zur Manierirtheit ausgeartete Virtuosität seiner eigenen Kunstrichtung am meisten zusagte. Von Rom begab er sich nach Parma u. Venedig, wo er den Werken Correggio's, Tizian's und Paul Veronese's ein eingehendes Studium widmete, kehrte aber dann nach Neapel zurück u. begann seine Hauptthätigkeit in den dortigen Kirchen, die allmählich mit einer Unzahl seiner Arbeiten angefüllt wurden. Die besten darunter sind wol die Fresken in der Sakristei von S. Martino, während das Freskobild in der Kirche de Gerolimini (die Reinigung des Tempels) das durch seine Derbheit ergötzlichste sein möchte. Von 1679 an verweilte er auch mehrere Jahre in Florenz u. Venedig, wo er ebenfalls in Kirchen u. Palästen mit staunenswerther Geschwindigkeit eine Menge von Bildern biblischen u. profanen Inhalts, theils als Fresken theils als Oelbilder hervorbrachte. Sein Ruhm war dadurch allmählich so groß geworden, daß König Karl II. von Spanien ihn 1692 an seinen Hof berief u. ihm zunächst die Fortsetzung der Fresken in der Kirche des Escurial, sodann zahlreiche andere Gemälde übertrug. Das wirklich beste der zahllosen dort von ihm gemalten Bilder ist wol die Stiftung des Ordens vom Goldenen Vließ im Palast Buenretiro. Auch Karl's Nachfolger, Philipp V., suchte ihn zu fesseln, aber der Ausbruch des span. Erbfolgekrieges veranlaßte ihn zur Rückkehr nach Italien, wo er, mit größter Auszeichnung aufgenommen, seine Schnellmalerei in den Kirchen Roms noch bis zu seinem Tode 1705 fortsetzte. — Wie groß sein Talent im Malen war, geht nam. aus der unbegreiflichen Leichtigkeit hervor, mit der er in vielen Bildern Rafael, Tizian, P. Veronese, Velasquez, Rubens u. A. so täuschend nachahmte, daß selbst das geübteste Auge die Nachahmung nicht erkannte. Außer den oben genannten Orten Italiens sind aber noch die dortigen Galerien sowie die Museen Deutschlands, Frankreichs u. Englands reich versehen mit seinen Werken. Dresden besitzt deren allein 20, Madrid sogar 57.

Giorgione (spr. Dschordschone), eigentl. Giorgio Barbarelli di Castelfranco, einer der besten Maler der venetianischen Schule. Geb. 1477 zu Castelfranco, kam er frühzeitig in die Lehre des Giovanni Bellini, wo er so große Fortschritte machte, daß sein Lehrer eifersüchtig auf ihn wurde. Er verließ ihn deshalb u. trat dadurch in die Oeffentlichkeit, daß er nach der Sitte der damaligen Zeit die Façaden der Häuser mit Fresken schmückte u. andere Gegenstände des Luxus bemalte, sich aber auch mit Altarbildern u. legendarischen Darstellungen beschäftigte. Als er bekannter geworden war, fertigte er auch viele Portraits, Genrebilder als Halbfiguren u. sog. Novellenbilder. Er war der Erste, der die dem Bellini noch eigene alterthümliche Befangenheit ablegte, seine Gestalten mit größerer Freiheit behandelte u. — worin ihm die nachherigen Venetianer nachfolgten — das Leben nach seiner ganzen sinnlichen wie geistig bewegten Schönheit im Zauber des Lichts u. der Farbe darzustellen suchte. Wenn auch seine Fresken alle zu Grunde gegangen sind, so sind doch seine Oelbilder im Verhältniß zu seiner kurzen Lebenszeit — er starb schon 1511 — noch ziemlich zahlreich vorhanden; das merkwürdigste derselben ist wol „Der durch Dämonen erregte Seesturm" (Akademie in Venedig), u. das ihn am sichersten u. vortheilhaftesten charakterisirende „Die Findung des Moses" (Brera zu Mailand).

Giotto (spr. Dschotto) di Bondone, einer der größten Künstler aller Zeiten, nicht allein Maler, sondern auch Baumeister u. Bildhauer, von seinen Zeitgenossen u. Landsleuten mit ungemessenem Lobe gefeiert, später dagegen als Neuerer getadelt u. erst in jüngster Zeit richtig verstanden u. gewürdigt. Geb. im Dorfe Vespignano bei Florenz im J. 1276 als Sohn eines Bauern, Namens Bondone, hütete er die Schafe, als ihn, wie Ghiberti erzählt, der Maler Cimabue dabei antraf, wie er auf eine Steinplatte ein Schaf zeichnete. Das Talent des Knaben erkennend, nahm Cimabue ihn in die Lehre u. bildete ihn zu einem Maler, der den Lehrer sehr bald überflügelte u. in Rom, Florenz u. Neapel, Assisi u. Arezzo, Ferrara, Ravenna, Padua u. Lucca eine Thätigkeit entwickelte, von der zwar Vieles zu Grunde gegangen, aber doch auch noch viel Bedeutendes erhalten ist. Jedenfalls noch in seine Jugendzeit fällt das Werk, worin er als Gehülfe des Cimabue mit dessen Gesellen erscheint: die Fresken in der Unterkirche S. Francesco zu Assisi. Hier stellte er an der Decke des Gewölbes über dem Hochaltar die Haupttugenden des heil. Franciscus u. seine Verklärung dar. Sodann weiterhin im südl. Querschiff Scenen aus der Jugendgeschichte Christi, sowie dessen Kreuzigung u. die Auferweckung eines Kindes der Familie Spini durch den heil. Franz. Im J. 1298 erhielt er den Auftrag, das Schifflein der Kirche als Mosaikbild für die Vorhalle der (damaligen) Peterskirche auszuführen, ein Bild, welches sich nach mehrfachen Restaurationen noch in der Vorhalle der jetzigen Peterskirche befindet. Dann folgt eine für uns fast verloren gegangene Thätigkeit unseres Meisters in Florenz, bis wir ihn um 1306 in Padua wiederfinden, wo ein gewisser Enrico Sirovegno 1303 in der Arena der heil. Jungfrau (daher genannt Madonna dell' Arena) eine für einen Cyklus von Wandgemälden berechnete Kapelle errichtet hatte, mit deren malerischer Ausschmückung G. beauftragt wurde. Hier schuf er ein Werk, das uns die ganze Fülle der noch jugendlichen Kraft seines Genies vor Augen führt u. glücklicherweise noch recht gut erhalten ist. Das Hauptthema desselben, Maria u. Christus, ist so vertheilt, daß jede der beiden Langseiten der Kapelle drei Reihen von Bildern über einander hat, geschieden durch reich ornamentirte Rahmen. Die oberste Reihe enthält in 12 Bildern die Erzählung von Maria's Geburt bis zur Verkündigung. Die „Verkündigung" am Triumphbogen bildet den Uebergang zur Geschichte Christi, die in den zwei unteren Reihen bis zur Ausgießung des heil. Geistes geht, woran sich als Schluß im Chor die Legende vom Tode u. der Verklärung der heil. Jungfrau anschließt.

Nr. 3105. Giotto di Bondone (geb. 1276, gest. 8. Jan. 1336).
Nach einem alten Kupferstich.

Dazu kommen an den Sockeln der Wände eine Reihe von Personifikationen der Laster u. Tugenden u. an der Wand über dem Eingange das Jüngste Gericht. Nachdem er in Padua noch andere, großentheils zu Grunde gegangene Werke ausgeführt hatte, wandte er sich nach Florenz zur Franziskanerkirche S. Croce, wo er 4 Kapellen u. 4 Tafeln gemalt haben soll. Zwei der ersteren sind uns in den letzten Decennien durch glückliche Entdeckungen wieder geschenkt worden, darunter die herrlichen Fresken (Kapelle Peruzzi) aus der Geschichte Johannis des Evangelisten u. Johannis des Täufers. Zu den Tafeln aber gehören wol einerseits der Cyklus aus dem Leben des heil. Franciscus in Parallele mit dem Leben Christi (jetzt größtentheils in der Akademie zu Florenz), andererseits das Altarbild in der Kapelle Baroncelli, jetzt Giugni, mit der Krönung der Maria, dem bedeutendsten seiner uns erhaltenen Staffeleibilder. Was aber G.'s Thätigkeit in Neapel betrifft, so ist es noch immer zweifelhaft, ob ihm die Wandgemälde in der Kirche der Madonna dell' Incoronata wirklich beizulegen sind od. nicht, doch ist letzteres das Wahrscheinlichere. Sie stellen die sieben Sakramente u. den Triumph der Kirche dar. Erst gegen das Ende seines Lebens finden wir G. in architektonischer u. plastischer Thätigkeit, u. zwar im Dom zu Florenz, zu dessen Baumeister er 1332 ernannt wurde. Er sollte ihn weiter führen u. einen Glockenthurm errichten. Ersteres geschah

dadurch, daß er die von seinem Vorgänger Arnolfo begonnene Bekleidung der Façade durch eine neue zu ersetzen begann, die zwar nach G.'s Tode (1336) fortgesetzt, aber 1588 wieder heruntergerissen wurde. Des zweiten Auftrags aber entledigte er sich in glänzendster Weise, indem er den herrlichen Campanile errichtete, der durch seine geistvolle dekorative Verwendung der gothischen Formen u. seinen bunten, feinen Marmorschmuck noch jetzt die höchste Bewunderung erregt. Eben hier am Glockenthurme können wir unsern Meister auch als Bildner bewundern: der von ihm in Verbindung mit Andrea Pisano daran angebrachte Bildercyklus zeigt uns die Entwicklungsgeschichte der menschlichen Bildung in Reliefs, von denen man nur zu bedauern hat, daß sie nicht in größerer Nähe betrachtet werden können. Noch bei diesen Arbeiten beschäftigt, sollte G. einem Rufe des Papstes Benedict XII. nach Avignon folgen, als ihn am 8. Jan. 1336 der Tod ereilte. Seine künstlerische Bedeutung besteht wesentlich darin, daß die bildende Kunst u. insbes. die Malerei für ihn ein Mittel war, selbständige Gedanken u. Dichtungen auszudrücken, daß er also den Kreis des Darzustellenden beträchtlich erweiterte. Es ist bekannt, daß der auch als Mensch ebenso liebenswürdige wie geistvolle Künstler, der durch seine Werke wol ein ganzes Jahrhundert nach seinem Tode über die Richtung der Kunst gebot, in innigem Freundschaftsverhältniß zu Dante stand, den er malte, u. der ihn in jenem bekannten Verse (Purgat. XII, 94) pries:

Im Reich der Kunst hat Cimabue geglaubt
Das Feld zu halten; jetzt ist Giotto kommen,
Und Jenem ist der Ruhm fortan geraubt.

Giovanni da Bologna, s. „Bologna".

Gips, schwefelsaurer Kalk mit Wassergehalt, tritt in der Erdrinde bald als Mineral, bald ganze Berge zusammensetzend als Gesteinsart auf. Seine dem monoklinischen System zugehörigen Krystalle, im Ganzen ziemlich selten, sind bald spatelförmig verlängert u. verbreitert, bald haben sie völlige Linsenform angenommen. Je nach den Flächen sind sie durch Perlmutterglanz od. Glasglanz charakterisirt. Zwillinge sind häufig bald mittels Durchkreuzung säulenförmiger Individuen, wie von Morl bei Halle a. d. S., bald durch Zusammentritt flacher Tafeln zu schwalbenschwanzähnlichen Gestalten, wie vom Montmartre bei Paris. Die Härte des G.es ist 1,5–2, das Eigengewicht 2,2–2,4, dabei ist er weiß, roth u. gelb bei mittlerer u. vollkommener Durchsichtigkeit. Ueber Verwendung seiner Abart „Alabaster" s. diesen Artikel. Der rohe G. dient gemahlen als Düngemittel auf Wiesen u. Kleeäckern; gebrannt wird er zur Stuckatur (**Gipsfiguren**), als Mörtel u. Kitt, zum Tünchen, auch als Zusatz bei der Steingutfabrikation u. bei der Töpferglasur verwendet. Durch das Brennen verliert der G. seinen Wassergehalt u. zerfällt zu einem feinen weißen Pulver, das, mit Wasser zusammengerührt, einen rasch erhärtenden Brei giebt, der infolge der Ausdehnung, welche die Masse beim Hartwerden erleidet, in die feinsten Züge der Formen eindringt u. dadurch für Nachbildungen aller Art ein ausgezeichnetes Material ist. Der Grund der angeführten Erscheinung ist die chemische Bindung des Wassers, wodurch der wasserfreie G. in die natürliche wasserhaltige Form wieder übergeführt wird.

Gipsverband, eine eigenthümliche Art des chirurgischen Verbandes, welche darin besteht, daß, zugleich mit dem Verbandstoffe, eine Lage weichen Gipsbreies um den zu verbindenden Körpertheil geschlagen wird, welche sich jeder Form des Gliedes leicht anpaßt, zur festen Masse erhärtet aber das verbundene Glied gut fixirt u. gleichmäßigen Druck ausübt. Man kann entweder den betreffenden Körpertheil ohne Weiteres mit weichem Gipsbrei umgeben und denselben darauf erhärten lassen, od. den Gipsbrei zwischen einer doppelten Lage Leinwand linienstark aufstreichen u. damit die Verbindung rasch vornehmen, od. aber das Glied vorher mit Watte od. Wolle umwickeln u. um diese sodann schmale Streifen von Leinwand od. Gaze, die durch Gipsbrei gezogen worden sind, spiralförmig herumlegen; auch wendet man Gazebinden an, die man mit trockenem Gipspulver einreibt und nach geschehener Umwickelung in lauem Wasser durchfeuchtet. Die Erstarrung erfolgt in allen Fällen sehr rasch. Der G. kann ziemlich lange liegen bleiben, ohne einer Erneuerung zu bedürfen, er muß aber sofort abgenommen werden, wenn er ein Glied einschnürt, wenn Taubheit in demselben eingetreten, wenn sich zwischen den Verband u. das Glied irgend fremde reizende Körperchen eingeschlichen haben u. s. w. Die Abnahme geschieht durch Spalten od. Zerbrechen. Seine Vortheile, die in leichter Anlegung, großer Festigkeit u. Widerstandskraft, endlich in seiner Reinlichkeit hauptsächlich bestehen, haben den G. bes. für Spitäler u. Krankentransporte geeignet erscheinen lassen. Unpraktisch ist er in der Landpraxis, wo der Arzt dem Patienten nicht so rasch zur Hand ist, um jeden Augenblick die vielleicht nothwendig werdende Abnahme bewirken zu können. Der G. ist angezeigt bei Verletzungen der Extremitäten, bei Brüchen, Kontusionen, überhaupt da, wo eine Extremität längere Zeit in ihrer Lage fixirt werden soll.

Giraffe (Camelopardalis Giraffa, nach dem Arabischen zorafeh, d. i. Langhals), ein in Afrika, von der Sahara bis Kapland, rudelweis lebender, 7 Fuß langer, bis zum Scheitel 20 Fuß hoher Wiederkäuer aus der Familie der Abschüssigen (Devexa), mit sehr langem Halse, abschüssigem Rücken, da die Hinterbeine den vorderen an Länge weit nachstehen, und zwei kurzen, mit Haut überzogenen Stirnzapfen, zu denen beim Männchen noch ein dritter, kürzerer hinzukommt; ist auf gelbweißem Grunde seiner Haut pantherartig rostbraun gefleckt u. trägt eine kurze Nackenmähne. Sie nähren sich vom Laube der Bäume, das sie mit der langen, wurmförmigen, beweglichen Zunge abstreifen, u. werden wegen ihres Fleisches u. schön gezeichneten Felles verfolgt.

Nr. 3106. Die Giraffe (Camelopardalis Giraffa).

Girandole (franz., spr. Girandohl), ein mehrere Kerzen haltender, freistehender Armleuchter; ferner bei Lustfeuerwerken eine aus 100 u. mehr Raketen bestehende Feuergarbe, die, auf einmal entzündet, ein prächtiges Schauspiel gewährt. Bei dem berühmten Feuerwerke zu Kalisch 1833 gelegentlich der Anwesenheit des Kaisers Nikolaus wurden 3 Girandolen, jede zu 8000 Raketen, abgebrannt.

Girant, s. „Giro".

Girardin (spr. Schirardäng), Emile de, franz. Politiker u. Journalist, wurde als natürlicher Sohn des durch seine Theilnahme an den Napoleonischen Kriegen rühmlichst bekannten Generals Alexander Graf von G. 1802 in der Schweiz geboren, erhielt seine Erziehung in Paris u. machte sich zuerst durch seinen Roman „Emile" (1827) bekannt, in welchem er seine eigenen Erlebnisse in abenteuerlichster Ausschmückung schilderte. Nachdem seine Journale „Le voleur" u. „La Mode" eingegangen waren, gründete er das „Journal des connaissances utiles" (1831), das schnell durchschlug u. einen reißenden Absatz fand. Den Einfluß, den er durch seine publizistischen Erfolge errang, wußte er nebenher geschickt, wenn auch nicht gerade sehr wählerisch und charaktervoll, zu finanziellen Zwecken auszubeuten. Einen hohen Grad publizistischer Gewandtheit u. Geschäftigkeit u. ein allezeit schlagfertiges polemisches Talent, aber auch eine bedauerliche Hohlheit u. Elastizität der Gesinnung bekundete er in seinem 1836 gestifteten Journal „La Presse", das, zunächst als konservatives Organ gegründet, alle Wandlungen seines Redakteurs mit durchmachte u. sich in allen Krisen des franz. Staatslebens obenauf zu halten wußte. Er unterstützte u. befehdete nach einander das Bürgerkönigthum in seinen verschiedenen Phasen, die Republik, die Restaurationsbestrebungen, dann wieder die Republik, Cavaignac u. Ludwig Napoleon. Letzterer, mit dem er Anfangs liebäugelte, später wieder brach, schickte ihn nach dem Staatsstreiche in die Verbannung. Doch wußte G. nach kurzer Zeit seine Begnadigung zu erwirken, kehrte nach Frankreich zurück u. leitete nun sein Blatt in pseudoliberalem Sinne bis 1856, in welchem Jahre er es um einen hohen Preis verkaufte. Erst 1863 übernahm er selbst wieder die Leitung der „Presse", die der wachsenden Opposition Rechnung trug, ohne seine zahme u. zweideutige Haltung dem Kaiser=

Nr. 3107. Die Zunge der Giraffe.

thum gegenüber aufzugeben. Vor Ausbruch des Deutsch-franz. Krieges u. während desselben gehörte G. zu den hitzigsten Eifrern u. Schürern gegen Deutschland. Später ist er wenig mehr hervorgetreten. Eine Sammlung seiner bedeutsameren Artikel von 1836—56 gab er heraus unter dem Titel „Questions de mon temps" (12 Bde., Par. 1858). — Seine Gattin Delphine G., geb. Gay, geb. zu Aachen 26. Jan. 1804, erhielt von ihrer Mutter, der Schriftstellerin Sophie Gay, eine sorgfältige Erziehung u. wurde schon in früher Jugend sowol um ihrer Schönheit u. Anmuth als um ihrer dichterischen Talente willen allgemein bewundert. Ihre erste lyrische Gedichtsammlung, „Les essais poétiques", erschien 1824; ihre zweite, „Les nouveaux essais poétiques", 1825. Während einer italien. Reise, die sie 1827 mit ihrer Mutter unternahm, erhielt sie in Rom auf dem Kapitol die Dichterkrone. Nach ihrer Verbindung mit Emile de G. wandte sie sich vorwiegend der Abfassung von Romanen u. Novellen zu, die von Affektation nicht frei sind, sich aber durch feine Züge u. durch einen klaren, scharfen Stil auszeichnen. Von ihren dramat. Arbeiten haben ihre kleinen „Proverbes" („La joie fait peur" u. a.) den meisten Erfolg gehabt. Ihre beste Leistung sind wol die geistreichen Skizzen aus dem Pariser Leben, die sie unter dem Titel „Pariser Briefe" 12 Jahre hindurch für die „Presse" schrieb. Sie starb 29. Juni 1855 zu Paris. Eine Ausgabe ihrer „Oeuvres complètes" erschien 1862 (6 Bde. Par.).

Girardin, François Auguste, s. „Saint-Marc-Girardin".

Girardon (spr. Schirardong), François, ein seiner Zeit geschätzter Bildhauer, der, 1620 zu Troyes als Sohn eines Erzgießers geb., Anfangs die Holzschnitzerei erlernte, sich aber auch bald in Arbeiten von Stein hervorthat. Er kam nach Paris u. machte so bedeutende Fortschritte, daß ihm Ludwig XIV. einen Jahrgehalt zu einem Aufenthalte in Rom aussetzte. Von dort zurückgekehrt, erhielt er durch den damals viel geltenden Hofmaler Lebrun zahlreiche Aufträge für die Gärten u. Schlösser von Versailles u. Trianon u. wußte sich auch nach Lebrun's Tode in der Gunst des Königs zu erhalten. Zu seinen hervorragendsten Werken gehören die Gruppe des Apollo, von den Nymphen der Thetis bedient, in einer Grotte der Gärten von Versailles, das Mausoleum des Kardinals Richelieu in der Sorbonne, die in der Revolution 1792 zerstörte kolossale Reiterstatue Ludwig's XIV. auf dem Platze Vendôme, u. manche andere im Parke von Versailles. Sie zeigen eine gewandte Technik u. eine zierliche Ausführung, aber auch die der damaligen franz. Kunst eigene theatralische Darstellungsweise. G. starb 1715 zu Paris.

Nr. 3108. Girgenti (das alte Agrigentum).

Girgenti (spr. Dschirdschenti), das alte Agrigentum, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, mit 20,646 E. (1872), liegt in der Mitte der Südküste Siziliens unweit des Meeres, ist Sitz der Provinzialbehörden u. eines Bischofs u. hat ein großes Seminar, ein Lyceum, eine Handelskammer u. zwei bedeutende öffentliche Bibliotheken. Die Straßen u. Häuser sind unregelmäßig u. unschön, die Kathedrale aber ist sehenswerth. Der Hafen hat zwar durch Versandung sehr gelitten, doch ist die Ausfuhr an Südfrüchten, Oel, Soda u. Schwefel immer noch beträchtlich. Letzterer Artikel wird in großen Mengen aus Gruben der Umgegend gewonnen, welche an vielen Stellen einen vulkanischen Charakter trägt, wie sich denn auch zwischen G. u. dem nördl. gelegenen Orte Aragona der Schlammvulkan Maccaluba befindet. G. ist eine altgriech. Kolonie, eine Tochterstadt Gela's, 582 v. Chr. gegründet. Die feste Lage u. der Handel mit Oel u. Wein vermehrten die Macht u. den Reichthum des alten Akragas, welches in seiner Blütezeit 200,000 Bewohner gehabt haben soll u. nach Syrakus die größte Stadt Siziliens war. Berühmt waren die akragantinischen Rosse, berüchtigt die Verschwendung der Bevölkerung u. die Grausamkeit ihrer Tyrannen. Zeugen dieser Pracht sind noch Ruinen riesenhafter Bauwerke, welche über das Plateau verstreut sind, bes. die Ueberreste von Tempeln, unter denen derjenige des olympischen Zeus, 110 m. lang, 50 m. breit u. 40 m. hoch bis ans Dach, der größte Tempel der ganzen Insel war. Die Karthager bemächtigten sich (406) dieser wichtigen Handelsstadt; die lange Belagerung hatte aber ihren Wohlstand auf immer vernichtet u. als die Römer (262) die von Hannibal mit dem größten Muthe vertheidigte Stadt eroberten, fanden sie wenig mehr als einen ungeheuren Trümmerhaufen. Der Name wurde nun in Agrigentum umgewandelt, der günstig gelegene Ort blieb aber unter römischer Herrschaft unbedeutend, obgleich die Eroberer aus anderen griech. Städten Kolonisten dorthin verpflanzten. — Die Provinz G. umfaßt 70,13 □M., zählt (1871) 289,018 E. und zerfällt in die Distrikte G., Bivona und Sciacca. Die Bewohner beschäftigen sich mit Ackerbau, Gewinnung des Schwefels u. mit Handel; neben G. ist die bedeutendste Handelsstadt Licata an der Mündung des Salso.

Giro (ital., spr. Dschiro), eigentlich Kreis oder Kreislauf, bildlich das Indossament (s. d.) od. die Uebertragung einer Schuldurkunde (Wechsel, Aktie, Obligation auf Namen) an einen Andern. Diese Uebertragung wird durch die auf die Urkunde selbst geschehende Unterschrift des rechtlichen Inhabers rechtsgiltig vollzogen. Girirt kann werden an eine bestimmte od. an eine beliebige Person: im ersteren Falle (ausgefülltes G.) wird Derjenige, an welchen die Uebertragung stattfinden soll (der Girat), mit Beifügung des Datums genannt; im letzteren Falle (G. in bianco od. blanco, Blancoindossament) läßt Derjenige, welcher die Uebertragung vollzieht (der Girant), über seinem Namen einen leeren Raum, damit der Girat selbst diesen ausfüllen kann. Als eines der größten Erleichterungsmittel des kaufmännischen Verkehrs ist nam. das Giriren der Wechsel (s. d.) für das Kreditwesen von großer Wichtigkeit. Uebrigens wird das Wort G. auch noch in einem von dem eben besprochenen etwas verschiedenen Sinne gebraucht. Bei den Geldwechslern u. Goldschmieden, später bei den Banken, welche Gelder zur Aufbewahrung od. mit der Erlaubniß theilweiser Benutzung von Geschäftsleuten erhalten hatten, bildete sich nämlich frühzeitig der Gebrauch aus, die Zahlung solcher Deponenten unter einander nicht durch die thatsächliche Uebergabe des Geldes, sondern einfacher durch ein bloßes Umschreiben des Zahlbetrages vom Conto des Schuldners auf das des Gläubigers in den Bankbüchern gegen Zahlung einer Gebühr zu bewerkstelligen. Dieses Umschreiben nannte man gleichfalls „giriren". Dieser Geschäftszweig hieß das G.-Geschäft; die Anstalt, welche sich demselben ausschließlich od. vorzugsweise widmete, eine G.-Bank (vgl. den Art. „Bank"). Das Geschäft hat sich dann fast überall mit dem Depositengeschäft weiter ausgebildet u. wird heute bes. von den Contocorrent- u. Checkbanken betrieben, während die bloßen Girobanken sich überlebt haben u. daher eingegangen sind.

Girodet de Rouci (spr. Schirodeh de Russi), Anne-Louis, genannt Girodet Trioson, franz. Maler, der noch ein Schüler David's war, aber doch schon die romantische Richtung der ersten Dezennien unseres Jahrhunderts durchblicken läßt, wurde geb. 5. Jan. 1767 zu Montargis. Von Rom aus, wohin ihm die Erlangung eines akademischen Preises den Weg geöffnet hatte, schickte er 1792 nach Paris einen „Endymion" (jetzt im Louvre), ein Gemisch von halb antiker, halb moderner Auffassung, u. einen noch ganz im Geiste der David'schen Schule ausgeführten Hippokrates, der die Geschenke des persischen Königs verweigert. 1795 begann er in Paris seine neue Thätigkeit mit einer nackten Danaë, die in einen von Amor gehaltenen Spiegel blickt (Museum in Leipzig, wo sie „Venus" heißt), worauf er einige Jahre später für den Konsul Bonaparte die Schatten französischer Generale malte, wie sie im Elysium von Ossian u. den geisterhaften Nachkommen Fingal's empfangen werden (Leuchtenberg'sche Galerie in Petersburg). Einen glänzenden Erfolg hatte seine große Scene aus der Sindflut (im Louvre) u. einen noch bedeutenderen das völlig romantische „Begräbniß Atala's" nach Chateaubriand (1808, ebenfalls im Louvre).

In den letzten Jahren seines Lebens — er starb 9. Dez. 1824 in Paris — hat er nur wenig produzirt. Ein seltsames Bild aus dieser Periode ist nach Ovid's Metamorphosen (10. Buch) der Pygmalion, dessen elfenbeinernes Bild einer Jungfrau sich belebt.

Gironde heißt der seeartig erweiterte Unterlauf des franz. Stromes Garonne (s. d.) von dem Einfluß der Dordogne bis zur Mündung in den Biscayischen Meerbusen; sie hat eine Breite von ½—2 M. u. eine Tiefe, welche auch größeren Seeschiffen die Fahrt bis Bordeaux gestattet. In ihrem oberen Theile liegt eine Reihe von Inseln, welche mit ihren Befestigungen den Strom sperren; an der Mündung rückt das Vorgebirge von Grave nahe an die Nordküste, u. auf beiden Ufern angelegte Forts vertheidigen den Eingang von der Seeseite. — Das **Departement G.** ist das größte Frankreichs, 176,89 □M. mit 705,149 E. (1872) umfassend; es liegt am Meerbusen von Biscaya, wird von der G., der mittleren Garonne u. unteren Dordogne durchflossen u. im N. von dem Departement Charente-Inférieure, im O. von den Departements Dordogne u. Lot-et-Garonne u. im S. von dem der Landes begrenzt. Der W. ist Tiefebene; hier ziehen sich an der geradlinigen Küste lange Reihen von Dünen hin (Grandes Landes), hinter ihnen Salzseen, deren größter das Bassin d'Arcachon im S. ist u. die mit einander in Verbindung stehen; ärmliche Dörfchen liegen zwischen den Kiefernwaldungen, welche die Einförmigkeit dieser Wüstenei unterbrechen. Weit fruchtbarer u. reicher bevölkert ist das Hügelland an der Garonne u. ihrem Nebenflusse. Hier bildet der Weinbau den wichtigsten Zweig der Landwirthschaft u. nimmt $^1/_7$ der ganzen Bodenfläche des Departements in Anspruch. Besonders wichtig ist für denselben das linke Ufer der G., an welchem zwischen Bordeaux u. Pouillac die besten Medocweine gebaut werden. Die genannten beiden Städte sind auch die bedeutendsten Ausfuhrplätze für diese Weine. Außerdem wird auch noch viel Obst u. Getreide in den Handel gebracht. Die Viehzucht ist vorzüglich in den zwischen der G. u. den Landes gelegenen Landschaften von Wichtigkeit; hier werden große Herden von Schafen gezogen; die Heidegegenden eignen sich für die Bienenzucht, die Wälder liefern treffliche Hölzer für den Schiffsbau, der an den Hafenplätzen der G. eine große Ausdehnung gewonnen hat; an den Küstenseen wird Seesalz gewonnen. Industrie u. Handel sind von größter Bedeutung; Tuch, Leinwand, Thonwaaren, Branntweine, Seile, Fässer u. Schiffsmaterialien sind die hervorragendsten Erzeugnisse des Gewerbfleißes, dessen Mittelpunkt die Hauptstadt **Bordeaux** (s. d.) ist. Das Dep. G., welches in die Arrondissements **Bordeaux, Bazas, Lesparre, Libourne** u. **La Réole** getheilt ist, wurde aus der Provinz Guyenne gebildet u. begreift fast das ganze Ländchen Bordelais u. den Haupttheil des Bazadais.

Girondisten (spr. Schirong-, franz. Girondins, spr. Schirongdäng) nannten sich in der ersten Franz. Revolution die Mitglieder der großen, von den Deputirten der Gironde gegründeten Mittelpartei, die sowol den für größtmögliche Erhaltung der alten gesellschaftlichen Ordnung thätigen Feuillants als den auf unumschränkte Massenherrschaft u. revolutionären Terrorismus lossteuernden Jakobinern feindlich gegenüberstanden. Sie erstrebten Anfangs die Herstellung einer konstitutionellen Verfassung unter Festhaltung der monarchischen Form, aber auf breitester demokratischer Grundlage; sie gingen dabei von der Ueberzeugung einer Harmonie der Interessen des freisinnigen Bürgerstandes mit denen des Arbeiterstandes aus. Im Verlaufe der Bewegung opferten sie zwar die Form des Königthums u. stimmten für Absetzung Ludwig's XVI., traten aber den vergewaltigenden Uebergriffen der Jakobiner unerschrocken entgegen u. suchten durch Weckung einer größeren Selbstthätigkeit in den Provinzen dem unnatürlichen Uebergewicht zu steuern, welches Paris u. das Pariser Volk durch eine übertriebene Centralisation erlangt hatten. Einen großen, zu den Jakobinern haltenden Bestandtheil des Konvents brachten sie gegen sich auf, als sie erklärten, daß der König nicht durch einen Beschluß des Konvents zum Tode verurtheilt werden dürfe, sondern daß hierzu eine allgemeine Volksabstimmung erforderlich sei. Andererseits stimmten sie bei der Diskussion über den Verfassungsentwurf gegen die Einführung des allgemeinen Stimmrechts, weil dadurch der immerwährenden Revolution Thür u. Thor geöffnet werde. Diese Mäßigung u. den Umstand, daß General Dumouriez, der mit den G. Verbindungen gehabt, später aber die Republik verrieth u. zu den Legitimisten überlief, wußten die Jakobiner geschickt zu benutzen, um ihre Gegner beim Volke anzuschwärzen. Zwar gelang es ihnen vorerst nicht, die Ausschließung der G. aus dem Konvent u. dem Wohlfahrtsausschusse durchzusetzen. Denn dieselben erfreuten sich theils wegen der bedeutenden Redner, die sie in ihrer Partei zählten (Vergniaud, Brissot, Barbaroux, Condorcet, Ducos, Gensonné, Pétion, u. A.), theils wegen ihres uneigennützigen u. begeisterten Strebens noch immer großer Achtung u. Beliebtheit im Konvent u. wurden von den Jakobinern nur durch größere Schlauheit u. Thatkraft, durch keckeres u. geschlosseneres Vorgehen übertroffen. Diese boten Alles auf, die Massen aufzureizen u. einen drohenden Aufstand in den Vorstädten anzuzetteln, der den Konvent in Schrecken setzte u. zur Folge hatte, daß eine Anzahl der hervorragendsten Führer der G.-Partei verhaftet u. in Anklagezustand versetzt wurde. 21 G. mußten am 31. Okt. 1793 die Guillotine besteigen, andere folgten ihnen nach; nur ein kleiner Theil ihrer Parteigenossen hatte sich einem gleichen Schicksale vorher durch die Flucht entzogen, ein anderer wurde durch den bald darauf folgenden Sturz Robespierre's aus dem Kerker befreit. Vgl. „Frankreich, Geschichte". Die Geschichte der G. beschrieben Lamartine („Histoire des Girondins", 8 Bde., Par. 1847; deutsch, 8 Bde., Lpz. 1847—48) u. Guadet („Les Girondins", 2 Bde., Par. 1861).

Giseke, Nikolaus Dietrich, deutscher Dichter, geb. 2. April 1724 zu Günz in Ungarn, studirte in Leipzig Theologie, wurde 1754 Hofprediger in Quedlinburg, 1760 Superintendent zu Sondershausen u. starb daselbst 23. Febr. 1765. Seine Gedichte, die meist lyrische od. lehrhafte Stoffe behandeln, zeichnen sich weniger durch bedeutenden Inhalt, als durch ansprechende Form u. leichten Fluß der Verse aus. Sein anregender Verkehr mit zeitgenössischen Dichtern hat viel zur Läuterung des Geschmackes beigetragen. Sein Freund K. Ch. Gärtner gab seine „Poetischen Werke" heraus (Braunschweig 1767); Klopstock, mit dem er gleichfalls eng befreundet war, hat ihn in seinem „Wingolf" verherrlicht. — **Robert G.,** Urenkel des Vorigen, geb. 15. Jan. 1827 zu Marienburg, hat sich gleichfalls als Dichter bekannt gemacht. Anfangs für den geistlichen Beruf bestimmt, wandte er sich später (in Breslau u. Berlin) dem Studium der Philosophie u. Geschichte zu. Er lebte seit 1852 in Leipzig, wo er die „Novellenzeitung" leitete, dann eine Zeit lang in Dresden u. Berlin; gegenwärtig hält er sich in Breslau auf. G. hat sich als Romandichter einen verdienten Ruf erworben („Moderne Titanen", „Pfarrröschen", „Kleine u. große Welt" u. a.). Seine Dramen enthalten manches Schöne u. Gelungene, konnten aber wegen ihres meist undramatischen Gefüges auf der Bühne nicht Fuß fassen („Johannes Rathenow", „Die beiden Cagliostro", „Moritz von Sachsen" u. a.).

Gisela, fälschlich Gisella geschrieben u. ausgesprochen, altdeutsch. Frauenname, der jedenfalls mit dem neuhochdeutschen Worte „Geisel" gleichbedeutend und ehemals nur in Zusammensetzungen, wie Giselberta, Giselburg, Giselfrida, Giselgard, Giselheid 2c., vorgekommen ist. Den Namen **G.** führte u. A. die schöne Tochter des Bayernherzogs Heinrich's II. (aus sächs. Stamme) u. Schwester des spätern Kaisers Heinrich II., vermählt um das Jahr 1000 mit Waik, dem Großherrn der Magyaren, welcher gleichzeitig Christ wurde und den Namen Stephanus sowie die apostolische Krone annahm. Dieser G. zu Ehren erhielt den Namen auch die älteste Tochter des Kaisers Franz Joseph I. von Oesterreich, die Erzherzogin **Gisela** Luise Maria, geb. zu Wien 12. Juli 1856 u. vermählt seit 20. April 1873 mit dem Prinzen Leopold Maximilian Joseph Maria Arnulph von Bayern.

Giskra, Karl, österreich. Politiker, geb. 29. Jan. 1820 zu Mährisch-Trübau, habilitirte sich nach Beendigung seiner philosoph. u. juristischen Studien als Lehrer der Staatswissenschaften an der Universität Wien, nahm an der Märzbewegung 1848 hervorragenden Antheil u. wurde in das Frankfurter Parlament gewählt, wo er sich dem linken Centrum (Württemberger Hof) anschloß u. als gewandter Redner in die Debatten eingriff. Nachdem er mit den übrigen österr. Abgeordneten aus dem Parlament ausgeschieden war, kehrte er nach Wien zurück u. siedelte später nach Brünn über, wo er seit 1860 die Advokatur ausübte, schnell eine angesehene Stellung errang u. rasch nach einander in den Gemeinderath, Landtag u. Reichsrath gewählt wurde. In letzterem glänzte er als Redner u. Hauptwortführer der großösterreichischen Partei. Während des Preußisch-österr. Krieges 1866 zeigte er als Bürgermeister von Brünn während der Besetzung der Stadt durch die Preußen großen Takt. Dieselbe Eigenschaft bekundete er 1867 als Präsident des österr. Abgeordnetenhauses. Gegen Ende des J. 1867 übernahm er im Ministerium Auersperg („Bürgerministerium") das Departement des Innern, das er auch unter dem Ministerium Hasner (bis zum März 1870) in freisinniger u. sehr thätiger Weise leitete, indem er nam. die Maßregeln, die zur Reorganisation der Verwaltung u. der Trennung derselben von der Justiz nöthig waren, umsichtig durchführte. Im Reichsrathe ist er nach wie vor ein entschiedener u. schlagfertiger Vertreter der Verfassungspartei.

Gislason, Konrad, isländ. Sprach- u. Literaturforscher, geb. 3. Juli 1808 auf Island als Sohn eines beliebten Dichters seiner Heimatinsel, studirte seit 1831 in Kopenhagen anfänglich die Rechtswissenschaft, legte sich aber dann ausschließlich auf das Studium altnord. Sprache u. Literatur, ward dafür 1848 Dozent u. später Prof. an der Universität in Kopenhagen, gab mehrere altisländische Schriften heraus u. verfaßte u. a. eine auf die ältesten Handschriften begründete kritische „Elementarlehre des Altisländischen" (Kopenh. 1846), sowie das einzige bis jetzt existirende „Dänisch-isländ. Wörterbuch" (ebd. 1851).

Gitano (spr. Chitano), span. Name für Zigeuner.

Githago, s. „Agrostemma".

Gitschin (tschechisch Jičin), Kreisstadt in Böhmen mit 6570 E. (1871), liegt malerisch zwischen Bergen an der Cydlina, einem Nebenflusse der Elbe, ist freundlich gebaut u. hat ein Gymnasium, eine Realschule, eine schöne Pfarrkirche u. ein Schloß, letzteres 1630 von Wallenstein erbaut, der auch in der nahen Walditzer Kartause begraben liegt. Die Getreidemärkte G.s sind stark besucht; die Industrie erstreckt sich besonders auf die Fabrikation von Kattun. Am 29. Juni 1866 wurden bei G. die Oesterreicher von den Preußen in einem Nachtgefecht geschlagen.

Gitterpflanze (Ouvirandra fenestralis Poir.), höchst merkwürdige Wasserpflanze aus der Familie der Najadeen auf Madagaskar, wo sie ouvirando, nach Andern ouvirandra (von ouvi = Yam, rano = Wasser, also Wasser-Yam) heißt u. zu gewissen Zeiten, um ihrer eßbaren knollenförmigen Wurzeln wegen, gesammelt wird. Sie wurde schon am Ende

Nr. 3169. Die Gitterpflanze (Ouvirandra fenestralis).

des 18. Jahrh. von dem franz. Reisenden u. Botaniker Aubert du Petit-Thouars, welcher um 1804 eine Geschichte der Pflanzen der Maskarenen u. Madagaskar's herausgab, bekannt gemacht, aber erst 1855 in Europa lebend eingeführt. Auch heute ist sie noch selten, weil die meisten Gärtner nicht wissen, daß sie in kalkfreiem Wasser leben will. Sie bewohnt nur warme Sümpfe, in denen sie Blätter entwickelt, die, wie bei den Laichkräutern (Potamogeton), zu deren Verwandtschaft die Pflanze gehört, im Wasser fluten u. schwimmen, so lange der Sumpf überhaupt Wasser hat. Trocknet er aus, so zieht der Wurzelstock auch seine Blätter ein, lebt aber ruhig auf dem Grunde fort u. sendet bei neuem Wasserstande mächtige, breite, zungenförmige Blätter auf langen Stielen aus. Diese Blätter sind dadurch interessant, daß sie gleichsam ein Spitzengewebe mit rechtmäßigen, durchbrochenen Maschen darstellen. Die reizende Pflanze eignet sich bes. für unsere Zimmeraquarien, obwol sie außer ihren Blättern nichts Bemerkenswerthes weiter hat.

Giudecca (spr. Dschudekka), die südlichste u. eine der größeren Inseln, auf denen Venedig erbaut ist, u. einer von den 6 Distrikten dieser Stadt.

Giulio Romano (spr. Dschulio), eigentl. Giulio Pippi, Maler u. Baumeister, der bekannteste u. bedeutendste Schüler Rafael's, geb. 1492 zu Rom, arbeitete während seiner ganzen Jugendzeit unter Rafael, führte nach dessen Zeichnungen mehrere der Malereien in den Logen des Vatikans und nach dem Tode des Meisters die Bilder im dortigen Saale des Constantin aus; später aber, als er 1524 Rom verlassen hatte u. nach Mantua übergesiedelt war, gab er die kirchlichen Gegenstände immer mehr auf u. wandte sich den mythologischen Stoffen zu, verfiel aber zuletzt in große Flüchtigkeit und Leichtfertigkeit. Zu seinen besten, noch in jener früheren Zeit entstandenen Bildern gehören „Der Märtyrertod des hl. Stephanus" in der Kirche S. Stefano in Genua, eine heil. Familie (Madonna della Gatina) im Museum zu Dresden u. eine Madonna in S. Maria dell' Anima in Rom. In Mantua entfaltete er als Architekt u. Maler eine reiche Thätigkeit, erbaute mehrere Kirchen u. Paläste u. schmückte diese letzteren mit Dekorationen nach Art der Logen Rafael's. Dahin gehört der Umbau des Palazzo Ducale, wo er im Untergeschoß eine Jagd der Diana mit höchst anmuthigen Figuren, im Obergeschoß die Geschichte des Trojanischen Krieges malte. Ein noch größeres Werk von ihm ist der Palast del Te, den er erbaute u. zum Theil unter Mitwirkung seiner Schüler mit einer Fülle von Wandgemälden schmückte, die aber in Erfindung u. Ausführung kaum noch den Schüler Rafael's verrathen. Es sind bes. der Sturz der Giganten, die Geschichte der Psyche u. andere mythologische Gegenstände von zum Theil sehr indezenter Auffassung u. häufig unedler Form. Als Hauptwerke der Baukunst, die er in seiner früheren Zeit in Rom aufführte, sind die Villa Madonna auf dem Monte Maria u. der Palast Cicciaporci zu nennen. Gegen Ende seines Lebens wurde ihm der Auftrag, den Bau der Peterskirche zu vollenden, doch verhinderte ihn der Tod (1546) am Beginn der Arbeit.

Giunta (spr. Dschunta) od. **Giunti**, span.: Junta, Junti od. auch Zonta, berühmte Buchdruckerfamilie des 15. u. 16. Jahrh., die in Florenz heimisch war u. sich nach Venedig, Lyon, Burgos, Salamanca u. Madrid verzweigte; in Florenz erhielt sie 1489 den Patrizierrang. Hervorzuheben sind: Luca Antonio **G.**, der 1480 seinen Wohnsitz nach Venedig verlegte, dort 1499 eine eigene Offizin gründete u. 1537 starb. Diese Druckerei führte zuerst sein Sohn Tommaso **G.** fort; sie bestand etwa bis 1657. — Bes. vorzüglich waren die Drucke, welche aus der von Filippo **G.** in Florenz gegründeten Druckerei hervorgingen. Dieser Filippo (gest. 16. Sept. 1517) erhielt vom Papste ein 10jähriges Privilegium auf den Druck griech. u. röm. Klassiker (Giuntinische Ausgaben, Giuntinen). Seine Söhne u. deren Erben führten die Florentiner Offizin bis um 1623 fort. Die Lyoner Druckerei, die bis etwa 1592 bestand, ward gegründet zwischen 1520 u. 1527 von Jacopo **G.**, welcher 1548 starb. In Spanien trat als Buchdrucker zuerst Juan J. (1526—52) auf; der Letzte war Tommaso **G.** (1594—1624), seit 1621 königl. Buchdrucker in Madrid. Vgl. A. M. Bandini, „Juntarum typographiae annales" (2 Bde., Lucca 1791).

Giurgewo, rumän. Stadt an dem linken Ufer der Donau, mit 10,557 E., liegt Rustschuk gegenüber, hat enge, schmuzige Straßen, welche meist von Lehmhäusern gebildet werden, u. nur in der Nähe des Stromes einige ansehnliche Gebäude; ist Sitz der Kreisbehörde, eines Obergerichtes u. einer Normalschule u. war eine starke Festung, von der jetzt nur noch einige Werke auf der Donauinsel Slobodse übrig sind. Trotz seines ärmlichen Aeußeren ist G. einer der wichtigsten Donauhandelsplätze Rumäniens, der Aus- u. Einfuhrhafen der Hauptstadt. Die Stadt ist 1516 vom Sultan Mohammed I. erbaut u. hat in den Türkenkriegen einen vielumkämpften Uebergangsort über die Donau gebildet; erobert wurde sie 1594 von dem walachischen Hospodar Michael, 1595 von Sigmund Bathory, 1770 u. 1771 von den Russen, 1772 von den Türken, 1809 u. 1829 abermals von den Russen, 1854 von den Türken; 1811 ward hier ein Friedenskongreß zwischen Russen u. Türken abgehalten.

Giusti (spr. Dschusti), Giuseppe, bedeutender satirischer u. politischer Dichter des modernen Italiens, der „ital. Béranger", geb. in dem, jüngst auch durch seine Höhle berühmt gewordenen Flecken Monsummano bei Pistoja 12. Mai 1809, studirte in Pisa die Rechte, ging dann nach Florenz, konnte sich aber auch dort nicht für diesen ihm aufgezwungenen Beruf erwärmen u. widmete sich fortan der Dichtkunst. Da sich in G. mit seinem großen Talente die höchste Begeisterung für Freiheit u. Vaterland verband, so verbreiteten sich seine Poesien, obgleich sie längere Zeit nur in Abschriften unter das Publikum kamen, schnell durch ganz Italien. Meist waren sie satirischen Charakters, indem sie bald die politischen Renegaten u. Grundsatzlosen, bald die Vorliebe für franz. Wesen u. ultramontane Sitten, bald die Ordens- u. Titelsucht, bald die sozialistischen Utopien u. a. m. scharf geißelten.

Als Gegner der Radikalen schonte er auch das junge Italien nicht. 1848 bis zum Sommer 1849 saß G. in der toskan. Deputirtenkammer. Dann suchte er, schwer erkrankt, Genesung in den Bädern von Viareggio, starb aber schon 31. März 1850 im Palaste seines Freundes, des ehemaligen Ministers Gino Capponi, zu Florenz. Er selbst veranstaltete eine Ausgabe seiner sich durch Kraft u. Prägnanz auszeichnenden „Versi" (Bastia 1845), die dann wiederholentlich neu aufgelegt wurden. Die vollständige, 87 Gedichte umfassende Sammlung (Flor. 1852) ward sofort verboten. Hervorzuheben ist nam. die satir. Rhapsodie „Gingillino", worin G. den Lebenslauf eines toskan. Bureaukraten beschrieb.

Gizeh, ägyptisches Dorf am linken Nilufer, Altkairo gegenüber, bekannt durch große Brütöfen wie durch die anderthalb Stunden von G. auf dem Felsrande des Plateau's der Libyschen Wüste liegenden Pyramiden, die größten auf ägyptischem Boden. Zur Zeit der Unterjochung der Mameluken durch Mohammed Ali war G. von jenen besetzt u. deshalb der Schauplatz wilder Kämpfe.

Glacière (franz., spr. Glaßiähr'), eine Eisgrube, von Glace = Eis.

Glacis, s. „Befestigung".

Gladbach od. Mönchen G., Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Düsseldorf mit 26,326 E. (1871), liegt an der Niers, einem Nebenflusse der Maas, 3 M. westl. von Düsseldorf, stammt aus der Zeit der Karolinger, hat aber erst seit 20 Jahren Bedeutung gewonnen u. in diesem Zeitraum seine Einwohnerzahl um das Sechsfache vermehrt. G. ist einer der Hauptplätze der rheinischen Textilindustrie, erzeugt vorzugsweise Gespinnste u. Webereien aus Baumwolle, Wolle, Seide u. Leinen, hat bedeutende Appretur, Zeugdruckerei u. Bleicherei u. ist Sitz eines Landrathsamtes, einer Handelskammer u. eines Gewerbegerichtes. Die Umgebung erzeugt viel Flachs.

Nr. 410. Römische Gladiatoren.

Gladiatoren hießen bei den Römern die in den blutigen Kampfspielen auftretenden Fechter. Die G. Kämpfe, welche von Einigen mit dem Kultus des Saturn in Verbindung gebracht werden, nach der gewöhnlichen Ueberlieferung aber von den Etruskern stammten, waren ursprünglich Leichenspiele; sie erscheinen als solche bei ihrer ersten Einführung in Rom 264 v. Chr., wo M. und D. Brutus bei der Bestattung ihres Vaters die ersten Spiele dieser Art gaben, u. blieben noch lange selten gesehene, von Privatleuten zur Erhöhung der Leichenfeierlichkeiten angestellte Kampfspiele. Aber schon im letzten Jahrh. der Republik war es sehr gebräuchlich, auch blos zur Belustigung des Volkes u. zur Gewinnung seiner Gunst öffentliche G. Kämpfe zu veranstalten, und zwar wurden sie in dieser Weise nicht nur von reichen Privatleuten gegeben, sondern waren auch bestimmten Beamten (den Aedilen, dann den Prätoren ꝛc.) als amtliche Leistung auferlegt. Vom Volke allen anderen Schaustellungen vorgezogen, wurden sie für dasselbe bald ein wahres Bedürfniß, u. es bemächtigte sich der Römer eine solche Leidenschaft für diese Kämpfe, daß selbst Ritter u. Senatoren sich nicht scheuten, als G. aufzutreten. Welche Gefahren aber das Gladiatorenthum außer seinem entsittlichenden Einfluß mit sich brachte, das zeigte sich schon damals durch den Aufstand des thrakischen Gladiators Spartacus (73 v. Chr.) u. dadurch, daß die in überaus großer Zahl vorhandenen G. in den Parteikämpfen eine wichtige Rolle zu spielen begannen. Dies verderbliche Unwesen, das sich von Rom aus auch über die Provinzen verbreitete, erreichte dann in den ersten beiden Jahrhunderten der Kaiserzeit seinen Höhepunkt, da die meisten Kaiser an demselben besonderes Gefallen fanden (Commodus trat selbst als G. auf). Erst unter den christlichen Kaisern, u. auch nur allmählich, wurde der grausamen Sitte Einhalt gethan. — Die G. waren in der Regel Sklaven, von den Lanistae, die aus der Lieferung von G. einen besonderen Erwerbszweig machten u. förmliche G.-Schulen unterhielten, zu einer bestimmten Kampfart sorgfältig ausgebildet; seltener wurden Kriegsgefangene als G. verwendet od. Verbrecher ohne vorhergehende Einübung zum Fechten verurtheilt. Je nach ihrer Fechtweise u. Ausrüstung führten die G. verschiedene Namen; so kämpften die Retiarii mit einem Spieß u. einem Netz, das sie dem Gegner über den Kopf zu werfen suchten, die Mirmillones kämpften in gallischer Rüstung, die Threces in thrakischer, die Laquearii mit Schlingen u. Schwertern, die Essedarii auf Wagen u. s. f. Die G.-Spiele, bei welchen oft Hunderte von Paaren auftraten, wurden durch einen Scheinkampf mit stumpfen Waffen eingeleitet. Die in dem darauffolgenden ernsten Kampfe unterliegenden G. waren dem Tode von der Hand des Gegners verfallen, doch durften sie gewöhnlich das Volk od. die Veranstalter des Spieles um Gnade anrufen; den Siegern dagegen wurden meist Palmenzweige als Auszeichnung zuertheilt.

Gladiolus, Siegwurz; Pflanzengattung der Schwertlilien od. Irideen mit bemerkenswerthen Zierblumen, deren ausgedehnte Zucht ein eigenes Kapitel der Zwiebeltreiberei ausmacht. Mitteleuropa besitzt selbst etwa 5 Arten dieser reizenden Gattung, von denen einzelne bis nach Norddeutschland vordringen u. meist auf feuchten, torfigen Wiesen, seltener zwischen Getreide auf trockenen Aeckern vorkommen. Einzelne Arten hegt man schon seit langer Zeit in den Gärten, ihrer lilienartigen Blätter u. der zierlichen, schön gefärbten Blumen wegen. Mehr aber noch als dieses trug die Wurzelknolle dazu bei, indem sie sich bei der gemeinen S. (G. communis) u. anderen Arten mit einer Art Panzer von netzartig verwebten Fasern bekleidet, worin der mystische Glaube des Volkes ein Zeichen sah, daß die Pflanze ein blutstillendes, wundenheilendes Mittel sein müsse. Aus diesem Grunde hält man auch diesen Wurzelstock für ein Mittel, schuß- u. hiebfest zu machen, u. nannte die Pflanze auch Allermannsharnisch (s. d.) u. zwar zum Unterschiede von der Wurzel des Allium Victorialis, dem eigentlichen Allermannsharnisch, hieß die Wurzel Siegwurz, radix Victorialis rotundae (runder Allermannsharnisch). Die schönsten Zierpflanzen sind durch ausländische Arten in die Gärten gekommen, nämlich durch G. byzantinus aus dem Orient, durch G. cardinalis, floribundus u. durch G. psittacinus aus dem Kaplande. Durch Bastardirung dieser Arten gewann man schließlich ein ganzes Heer von Spielarten, die durch ihre in schönen Nüancen von Roth prangenden Blüten von großer Wirkung sind.

Gladstone (spr. Gläddstohn), Sir William Ewart, engl. Staatsmann, geb. 29. Dez. 1809 zu Liverpool, schloß sich der konservativen Partei an, die ihn schon 1832 ins Parlament brachte, wo er sich vorzugsweise in Fragen der Handelspolitik hervorthat. Zwei Jahre später von Sir Robert Peel zum Lord des Schatzamtes, dann zum Untersekretär für Kolonialangelegenheiten ernannt, schied er 1835 mit Ersterem aus der Regierung aus, unterstützte dessen Opposition u. trat später in dem von Peel neugebildeten Ministerium ins Handelsamt, das er von 1843—45 leitete. Nachdem er hierauf einige Zeit das Staatssekretariat für die Kolonien verwaltet hatte, trat er 1846 wiederum nach dem Vorgange Peel's zurück u. nahm seine parlamentarische Thätigkeit wieder auf, die ihn jedoch ihres entschieden freihändlerischen u. reformfreundlichen Charakters halber mehr u. mehr seinen früheren konservativen Freunden entfremdete. Als 1852 ein Koalitions-

ministerium unter Aberdeen gebildet wurde, wurde G. zum Kanzler des Schatzamtes ernannt, in welcher Stellung er sich drei Jahre lang als umsichtiger u. gewandter Finanzpolitiker bewährte. Dasselbe Amt übernahm er 1859 unter Palmerston-Russell von Neuem u. führte es, stets seinen freihändlerischen Grundsätzen getreu, bis 1866 mit Glück. In seine Verwaltungszeit fiel der Abschluß des Handelsvertrags mit Frankreich. Die Verwerfung der 1866 von ihm eingebrachten Reformbill hatte den Rücktritt G.'s u. seiner Kollegen zur Folge. G. bemächtigte sich nunmehr der damals die Gemüther bewegenden irischen Kirchenfrage, brachte eine lebhafte Agitation für Aufhebung der Staatskirche Irlands in Gang u. setzte die Annahme einer darauf hinzielenden Bill im Unterhause durch, während dieselbe freilich im Oberhause abgelehnt wurde (1868). Die Neuwahlen führten zu einem für die Reform günstigen Ergebniß; G. wurde mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut u. brachte das Gesetz schließlich in beiden Häusern durch (1869). Ebenso wurden, wenn auch mit größerer Schwierigkeit u. mit geringerer Majorität, die Vorlage zur Wahrung des Friedens in Irland und die irische Landreformbill zum Gesetz erhoben.

Nr. 3111. Sir William Ewart Gladstone (geb. 29. Dez. 1809).

Der Ausbruch des Deutsch-franz. Krieges kam G. überraschend; er suchte vorsichtig zwischen den kriegführenden Parteien zu laviren, ohne entscheidend einzuwirken. Die Zulassung von Waffen- u. Munitionsankäufen, welche die Franzosen ungestört in England bewerkstelligten, rief in Deutschland Mißtrauen hervor. Dagegen wurde die Lösung der Zwistigkeiten, die England von Nordamerika trennten, durch die versöhnliche Haltung der G.'schen Politik sehr wesentlich gefördert. Die Majorität, über die G. im Parlament gebot, schmolz aber infolge der Unentschiedenheit, mit der er innere Fragen, nam. Kirchen- u. Schulfragen, behandelte, immer mehr zusammen. Auch in der Frage der Militärreform ließ er die nöthige Energie u. Präzision vermissen, u. die fast passive Neutralität seiner auswärtigen Politik sprach keine Partei an. Durch das fortwährende Schwanken der Majorität sah G. sich endlich im Febr. 1874 genöthigt, das Parlament aufzulösen. Die Neuwahlen ergaben eine konservative Majorität, führten zum Rücktritt G.'s u. brachten Disraeli ans Ruder. — G. hat sich auch als Schriftsteller bekannt gemacht, so u. A. durch die kirchenpolit. Arbeit „The state in its relations with the church" (Lond. 1838). Eine eingehende Kenntniß der altklassischen Literatur u. Kultur bekundet er in seinen Werken „Studies on Homer and the Homeric age" (3 Bde., Lond. 1858) u. „Juventus mundi" (Lond. 1869).

Glais-Bizoin (spr. Gläh-Bisoäng), Alexandre, franz. Advokat u. Politiker, geb. 9. März 1800 zu Quintin (Dep. Côtes-du-Nord), schloß sich schon unter der Restauration der republikan. Partei an u. gehörte zu deren eifrigsten Wortführern sowol unter dem Bürgerkönigthum als zur Zeit der Präsidentschaft (Prinz Ludwig Bonaparte) u. des Kaiserreichs. Nach dem Sturze des letzteren (4. Sept. 1870) in die Regierung der nationalen Vertheidigung gewählt, gehörte er zu der Delegation, die während der Belagerung von Paris unter Crémieux' Vorsitz in Tours regierte. In der Nationalversammlung, in die er nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes gewählt wurde, hielt er sich nach wie vor zur republikan. Partei, ist aber nicht sonderlich hervorgetreten.

Glamorgan, südlichste Grafschaft des Fürstenthums Wales in Großbritannien, 40,24 □M. mit 396,010 E. (1871), grenzt im S. an den Kanal von Bristol, im W. an die Swanseabai, im N. an Brecknock u. Caermarthen u. im O. an Monmouth. Hinter den fruchtbaren Küstenebenen steigt das Land nach N. zu Gebirgen an, welche eine Höhe von 600 m. erreichen u. meist kahl u. zerklüftet sind. Die Flüsse Tafe u. Neath sind in ihrem Unterlaufe schiffbar. Den größten Reichthum dieser Grafschaft bilden die Steinkohlen; das große Becken von Südwales erstreckt sich fast über ganz G. Infolge dessen hat sich hier auch bes. in den letzten Jahrzehnten eine sehr bedeutende Industrie entwickelt u. die Zahl der Einwohner ist außerordentlich gestiegen; es giebt großartige Eisenwerke, Maschinenbauanstalten und Schiffswerfte; in den Hüttenwerken von G. wird der größte Theil der in Cornwall, Wales u. Irland gewonnenen Kupfer- u. Zinkerze verschmolzen, außerdem sind auch die Gerbereien u. Brauereien der Grafschaft wichtig. Steinkohlen u. Metalle sind die wichtigsten Artikel der Ausfuhr. Die Hauptstadt ist Cardiff (s. d.) mit 39,675 E. (1871); der wichtigste Hafenplatz Swansea mit 51,720 E. (1871); der Hauptsitz des Eisen- u. Steinkohlenbezirkes von Südwales Merthyr Tydvil mit 96,891 E. (1871), die größte Stadt von G.

Glanzeisenerz, s. „Eisen".

Glanzgras (Phaláris); Gräser aus der Gruppe der Phalarideen mit einigen Arten, welche öligschleimige Samen tragen u. als solche sämmtlich dem Mittelmeergebiete u. Afrika angehören. Am bekanntesten ist Ph. canariensis von den Kanarischen Inseln, welche den Kanariensamen erzeugt u. deshalb auch hier u. da im Großen gebaut wird. Sie hat eine zierliche, dichte u. eiförmige Aehre. Uebrigens benutzt man ihren Samen auch zum Steifen der Seidenzeuge, weshalb man sie gerade in Frankreich häufig anbaut.

Glanzkobalt, s. „Kobalterze".

Glärnisch, ein gewaltiger Berg im Kanton Glarus, nahe dem Flecken Glarus, 2921 m. hoch; der nördl. Abhang senkt sich zum romantischen Klönthal mit dem Klönthalersee.

Glarus (lat. Clarona, im Volksmunde Glaris), ein Kanton im Osten der Schweiz, wird im N. durch den Linthkanal u. Walensee von St. Gallen, durch Gebirge im O. von letzterem, im S. von Graubünden, im W. von Uri u. Schwyz begrenzt, u. besteht aus dem Thale der Linth von ihrem Ursprunge bis zu ihrem Einfluß in den Walensee. Auf $12\frac{1}{2}$ □M. hat er 35,150 E., wovon 28,245 Protestanten u. 6888 Katholiken, die jedoch sämmtlich deutscher Abstammung sind. Die meist arme, aber arbeitsame Bevölkerung ernährt sich von Viehzucht (zum Ackerbau eignet sich das gebirgige Land nicht) u. Industrie, nam. in Baumwollwaaren. Als Badeort ist Stachelberg im S. des Kantons bedeutend, als Ort von fesselnder Naturschönheit die Pantenbrücke im S. u. der Klönthalersee im NW. Der Kanton wird volksthümlich in das Großthal (der Linth), Kleinthal (der Sernft) u. Klönthal getheilt, offiziell lediglich in 26 Tagwen od. Gemeinden. — In ältester Zeit gehörte G. zu Rhätien, dann zum Herzogthum Alemannien, endlich wurde das Ländchen Eigenthum des Frauenklosters Säckingen am Rhein. Als Oesterreich, das die Voglei dieses Klosters besaß, sich des Landes G. bemächtigen wollte, erfocht letzteres auf dem Rautifelde 1352 den Sieg, schloß sich im nämlichen Jahre dem Schweizerbunde an u. behauptete seine Unabhängigkeit durch den größern Sieg bei Näfels 1388 gegen einen neuen österreichischen Angriff. Die Verfassung blieb von da an demokratisch; nach der Reformation aber theilte sich der Kanton, nicht bezüglich des Gebietes, sondern blos der Personen, in eine katholische u. eine protestantische Abtheilung welche blos dem Auslande gegenüber ein Ganzes bildeten, sonst aber alle Behörden besonders wählten. Im J. 1798 verlor G. die 1517 erkaufte u. als Unterthanenland behandelte Grafschaft Werdenberg, welche jetzt zum Kanton St. Gallen gehört, u. wurde mit andern Landschaften zum Kanton Linth geschlagen. Im J. 1803 wurde sein alter Name u. sein Gebiet, 1814 auch die alte Verfassung wieder hergestellt, 1836 aber die letztere aufgehoben u. eine neue eingeführt, welche keine konfessionelle Trennung mehr kennt. Noch besteht die alte „Landsgemeinde", an welcher jährlich alle Bürger die Gesetzgebung besorgen; andere Behörden sind der Rath als vollziehende, die Standeskommission als verwaltende, u. verschiedene Gerichtsinstanzen. Der Hauptort u. Flecken G., nahe der Linth u. am Fuße des Glärnisch, durch Eisenbahn mit Zürich u. Chur verbunden, als Gemeinde 5516 E.

(4263 prot., 1239 kath.), ist seit dem großen Brande von 1861 neu und stadtähnlich gebaut, hat eine schöne Kirche für beide Konfessionen, ein neues schönes Rathhaus, große Gasthöfe, eine Bank u. viele bedeutende Baumwollen- u. Seidenfabriken.

Glas. Die harte, durchsichtige, schmelzbare u. in geschmolzenem Zustande durch Blasen, Gießen, Pressen, Ziehen ꝛc. leicht verarbeitbare Masse, die wir G. nennen, ist den Kulturvölkern schon seit langer Zeit bekannt. Die Aegypter haben, wie hieroglyphische Abbildungen beweisen, bereits die Kunst des Glasblasens ausgeübt. Der reine Sand der Wüste u. die dort vorkommende natürliche Soda boten ihnen günstige Materialien. Doch weiß man über die Art, wie die Erfindung gemacht wurde, nichts Authentisches. Von Aegypten haben die Phönizier neben dem Vertrieb auch die Fabrikation des Glases nach Sidon u. Tyrus verpflanzt. Das alte Rom hatte seine Glashütten. Im Mittelalter aber gewann die kunstmäßige Verarbeitung des G.es in Venedig eine hohe Ausbildung, deren Erzeugnisse der Republik große Schätze einbrachten. Noch heute zeichnet sich Venedig in verschiedenen Zweigen der Kunstglasindustrie, nam. in der Fabrikation von Perlen u. Mosaiken aus. Das anfänglich sorgfältig gehütete Geheimniß konnte auf die Dauer nicht bewahrt werden. Im Anfang des 16. Jahrh. sehen wir in Deutschland, Frankreich u. England zahlreiche Glashütten entstehen, von denen besonders die Deutschen Produkte von großer Vollendung herstellten. Waren die Glashütten Anfangs das Mittel, das massenhaft vorhandene Holz u. seine Asche zu verwerthen, so änderten sich diese Umstände sehr bald in den Gegenden, wo die Glasfabrikation sich heimisch gemacht hatte, u. jetzt ist es vielmehr das Vorkommen fossiler Brennstoffe, welches die Glasindustrie in seine Nähe lockt. Neben der Steinkohle hat man in neuerer Zeit durch die Anwendung von Generatorgasen (s. d.) auch die Braunkohle zum Glasschmelzen verwenden gelernt.

Nr. 3112. Alter Glasschmelzofen.

Die moderne Glasindustrie hat, wie alle Fabrikation, die Arbeitstheilung bei sich eingeführt, u. dadurch unterscheidet sie sich wesentlich von dem älteren Betriebe. Gewisse Hütten erzeugen vorzugsweise Flaschen, andere Fensterglas od. weißes Hohlglas, Spiegel ꝛc. Ferner bestehen eigene Raffinationswerke, die nur die Ornamentation von Glas, die Erzeugung von Glasschmuck ꝛc. betreiben. Die älteste Schrift über Glasfabrikation (Ars vitraria) ist die von A. Neri, einem Florentiner, die später von Merret u. Kunkel übersetzt u. durch eigene Experimente wesentlich erweitert wurde.

Das G. besteht im Wesentlichen aus Verbindungen der Kieselsäure (seltener Borsäure, Phosphorsäure, Fluor) mit wenigstens zwei Basen, von denen die eine ein Alkali, die andere eine Erde, d. h. Kalk, Strontian, Baryt, Thonerde, od. ein Metalloxyd, wie Bleioxyd (Wismuthoxyd, Eisenoxyd, Manganoxyd od. andere färbende Oxyde), sein muß. Die Bestandtheile werden in besonderen Schmelzgefäßen, Glashäfen, zusammengeschmolzen, die gare Masse verarbeitet man in flüssigem Zustande. Kieselsäure nur mit Alkali verbunden giebt das sog. Wasserglas, das schon in reinem Wasser, besonders beim Kochen, löslich ist. Kieselsäure, mit Erden allein verbunden, schmilzt schlecht u. liefert ein häufig undurchsichtiges, jedenfalls aber durch Säuren angreifbares Produkt. Erst durch die Vereinigung beider Silikate erhält man echtes G., das bei mäßiger Hitze schmilzt, durchsichtig u. weder durch Säuren noch durch Alkalien angreifbar ist. Eine bestimmte Zusammensetzung des G.es nach Aequivalenten läßt sich nicht angeben.

Nr. 3113. Mehrtheilige Form für Hohlglas. e Formstück. f Glasmasse.

Unter den verschiedenen Glassorten lassen sich folgende Gruppen unterscheiden: 1. Das Flaschenglas, eine Kieselsäure-Natron-Kalk-Thonerdeverbindung (mit Eisenoxyd, Manganoxydul, seltener Kali). Es wird aus gewöhnlichem Sand, Lehm, Kalkstein, verschiedenen Gebirgsarten (Granit, Feldspath, Klingstein, Basalt, Porphyr unter Zusatz von ausgelaugter Holzasche, Glaubersalz, Kochsalz zusammengeschmolzen. Der billige Preis bedingt die Anwendung der wohlfeilsten Materialien. 2. Das halbweiße Hohlglas, Medizinflaschen- u. Fensterglas, enthält vorzugsweise eine Kieselsäure-Kalk-Natronverbindung. Sand, gepochter Quarz, Feuerstein, reinerer Kalkstein, Glaubersalz od. Soda bilden die wesentlichsten Materialien. 3. Das weiße böhmische Krystallglas ist eine Kieselsäure-Kalk-Kaliverbindung. Hier müssen schon sehr reine Materialien benützt werden, um möglichste Farblosigkeit zu erzielen. Man wendet Pottasche an, welche für die feinsten Gläser sogar raffinirt, d. h. besonders von schwefelsaurem Kali befreit wird. Das gegossene Spiegelglas gehörte ursprünglich ebenfalls zu dieser Gruppe, doch gebraucht man für dasselbe jetzt der Billigkeit u. leichteren Schmelzbarkeit wegen vielfach Soda, sogar Glaubersalz, da die allerdings damit verbundene grüne Färbung bei belegten Gläsern wenig ins Gewicht fällt. 4. Das englische Krystallglas ist ein Kieselsäure-Kali-Bleioxydglas. Es zeichnet sich durch eine unmerkliche, grauliche Färbung, durch schönen Glanz, schönen Klang, starke Lichtbrechungs- u. Lichtzerstreuungsfähigkeit, endlich durch große Leichtschmelzbarkeit u. geringe Neigung zum Entglasen aus. Es ist außerdem sehr weich, was das Schleifen u. Poliren erleichtert, u. gestattet infolge dessen ein Einpressen in Formen entweder als Vorbereitung für das Schleifen od. als selbstständige Formausbildung. Beim Schmelzen bilden sich dagegen leicht Schichten von verschiedenem Bleioxydgehalt, was sich durch ungleiche Brechbarkeit der Lichtstrahlen verräth (sog. Schlieren) und besonders bei optischen Gläsern (z. B. Fernrohrlinsen) durch sorgfältiges Durchrühren u. andere Kunstgriffe vermieden werden muß. Auch die leichte Schwärzung durch rußende Flammen bei der Verarbeitung ist ein Nachtheil des Bleiglases.

Zu dem G. im weitesten Sinne sind auch die künstlichen Edelsteine, die Emaille, Glasflüsse u. Glasuren zu rechnen (s. d. betr. Art.). Zu den optischen Gläsern u. Edelsteinen werden die reinsten Materialien, so Bergkrystall, chemisch reines Ätzkali ꝛc., verwendet. Hier ist auch die Anwendung von Oxydationsmitteln der Reinheit des Glases am zuträglichsten. Es wird daher das Bleioxyd in der Form von Mennige, das Kali als Salpeter zugesetzt. Endlich sind auch die Milch- u. Alabastergläser zu erwähnen, die man durch Zusatz von Zinnasche, phosphorsaurem Kalk, auch von Kryolith, zur Glasmasse erhält u. denen man auch farbige Nüancen giebt. Kupferoxyd erzeugt dabei nicht Grün, sondern Türkisblau. Unter den Materialien für die Glasbereitung sind außer den bereits aufgeführten auch die Glasabfälle zu nennen, das Herdglas, das aus zersprungenen Häfen ausgelaufen ist, das Pfeifenglas, das bei der Verarbeitung abfällt, u. das sorgfältig gesammelte Bruchglas; sie werden geringeren Glassorten zugesetzt.

Als Zusätze stehen in erster Reihe die Entfärbungsmittel, die theils durch ihren Sauerstoffgehalt, wie Braunstein, arsenige Säure, Salpeter, Mennige u. Zinkoxyd, das Glas von der Färbung durch Kohle, Schwefelnatrium, Eisenoxydul befreien, theils wie ebenfalls der Braunstein u. das Nickeloxyd dadurch wirken, daß sie durch eine schwach röthliche Färbung den durch unreine Materialien bewirkten grünlichen Farbenton aufheben. Dann ist für feine Kunstgläser die Anwendung der mannichfaltigsten Färbungen durch Metalloxyde üblich u. werden dadurch, in Verbindung mit Vergoldung, mit Malereien und Schliff die prachtvollsten Effekte erzielt. Durch Zusatz von Kobaltoxyd erhält man ein prachtvolles, sehr intensives Blau. Ein kobaltreiches Kalikalkglas bildet die als blauer Farbstoff sehr viel angewendete Smalte. Grün wird in verschiedenen Nüancen erhalten durch Kupferoxyd, Chromoxyd (grasgrün), durch Uranoxyd (kanariengrün), endlich, doch seltener, durch Eisenoxydul, weil dies nur ein unschönes Lauchgrün hervorbringt. Violett erhält man durch Mangan, indessen nur bei Kaligläsern u. bei Gegenwart oxydirender Körper. Gelb wird unschön durch Eisenoxyd, besser durch Schwefel, Antimon u. Chlorsilber erzielt. Das Roth kennt man in zwei Nüancen als Gold- u. Kupferrubin. Feuchtet man den Quarzsand mit einer sehr verdünnten Goldlösung an, fügt Kali u. Bleioxyd bei, schmilzt bei starker Weißglut u. läßt rasch erkalten, so erhält man ein farbloses G., das aber beim Wiedererwärmen zur Rothglut prachtvoll purpurfarben anläuft. Dies scheint nach den neuesten Untersuchungen auf einer Abscheidung des im farblosen Glase gelösten Goldes in äußerst fein vertheilter Form zu beruhen, wo das Gold, wie auch andere Versuche zeigen, eben die purpurrothe Farbe besitzt. Auch das mittels Kupferoxydul (Kupferhammerschlag), unter Vermeidung jeder Oxydation, durch Zusatz von Reduktionsmitteln erhaltene Kupferrubinglas zeigt die Erscheinung des Anlaufens. Es ist so intensiv gefärbt, daß man es nur als dünnen Ueberzug auf farblosem Glase (Ueberfangglas) anwendet. Durch langsames Erkalten wird es leberfarben. Unter gewissen Umständen entstehen daraus das zinnoberroth gefärbte Hämatinon, der Astrolith mit rothen spießigen Krystallen und der Aventurin, welcher mit goldglänzenden Krystallflittern durchwachsen ist. Auch edle Metalle, wie Gold, Silber, Platin, werden zur Glasverzierung angewendet u. theils als feines Pulver durch Mischen mit schmelzbarem Wismuthoxyd festgekittet, theils als Lösung in Schwefelbalsam aufgetragen u. eingebrannt, theils endlich aus einer wässerigen Lösung durch Reduktion auf der Glasfläche spiegelnd niedergeschlagen.

Die Bestandtheile des G.es — der Hauptsache nach in der Form von Quarzsand, Pottasche, od. Salpeter, Soda od. Glaubersalz, Kalk od. Gips, Thonerde, Bleioxyd u. dgl., sowie die zur Reinigung od. Färbung dienenden Zusätze — werden in möglichst reiner Form gepulvert in thönerne Schmelzgefäße gebracht. Die letzteren, die sog. Glashäfen, sind Tiegel, die nach unten etwas konisch zugehen und bisweilen mit einem helmartigen Deckel versehen sind, damit die Masse nicht durch Flugasche verunreinigt werde; eine in dem Deckel angebrachte Oeffnung erlaubt mit der Pfeife od. dem Rührgeräth in das Innere zu gelangen. Die Tiegel stehen in dem Glasofen u. sind von allen Seiten der umspielenden Flamme ausgesetzt, welche die Materialien zum Schmelzen u. damit zu gegenseitiger Vereinigung bringt. In dem Schmelzofen, einem kontinuirlich betriebenen, stehenden Flammenofen, soll nicht allein eine sehr hohe, sondern auch in der ganzen Ausdehnung des Ofens gleichmäßige Temperatur erzeugt werden. In der Periode des Heißschürens, wo das G. zum Läutern möglichst dünnflüssig sein muß, sind mindestens 2000° C. erfor-

Nr 3114. Abbildungen von Glasbläsern auf altägyptischen Baudenkmälern. Nr. 3115.

Nr. 3116 Verschiedene Handgriffe bei Herstellung eines Trinkglases.

Nr. 3117. Herstellung von Tafelglas.

Nr. 3118. Herstellung von Tafelglas.

Nr. 3119 Glasschmelzofen (äußere Ansicht).

Nr. 3120. Glasgemälde. (Heraldisches Fenster.)

derlich; während des Einschmelzens, wobei durch die Verflüssigung Wärme gebunden wird, herrscht eine Temperatur von ca. 1800° C., während des Formens dagegen läßt man, um das G. zähflüssig zu machen, die Temperatur auf ca. 1400° C. sinken. Diese hohen Hitzegrade erreicht man mittels großer Feuerstätten, guten Brennmaterials u. starken Zugs. Der Ofen besteht im Wesentlichen aus der Feuergrube od. Pipe, deren Seitenwände durch die sog. Bänke gebildet werden, welche häufig aus starken Platten von feuerfestem Sandstein bestehen. Auf diesen Bänken stehen die Schmelzhäfen aus sehr feuerfestem Thon, dickwandig bes. am Boden, die sehr sorgfältig bereitet, langsam getrocknet u. vor dem Einsetzen bis zur Rothglut erhitzt werden; sie fassen 3—4 Ctnr. G. In den neuen Flaschenglasöfen von Siemens sind sie ersetzt durch eine lange Wanne mit verschiedenen Abtheilungen, über welche die Gasflamme hinwegschlägt. Dies hat den Vortheil, daß in den aufeinander folgenden Abtheilungen das Einschmelzen, Läutern u. Verarbeiten gleichzeitig u. kontinuirlich erfolgt. Die Häfen werden umschlossen durch eine Seitenwand u. ein flach kuppelförmiges Gewölbe, Alles aus dem feuerfestesten Material bestehend. Nach außen ist das Gewölbe durch Pfeiler gestützt, in welchen man manchmal kleine Essen anbringt u. die gleichzeitig als Scheidung der verschiedenen Arbeitsplätze dienen. Manchmal findet man noch Nebenofen, bes. Frittofen angebaut, in welche ein Theil der Flamme durch eine Esse abgesaugt wird. Der größte Theil derselben schlägt indessen

Nr. 3121 Glasbläser an der Lampe

durch die Arbeitsöffnungen heraus, welche oberhalb jedes Hafens angebracht sind. Durch diese wird der Satz mittels Kellen eingetragen; durch sie nimmt der Arbeiter mittels der Pfeife das zu formende G. heraus; in ihnen wärmt er dasselbe während der Formung wiederholt an. Endlich erlauben lose verschlossene Ausbruchöffnungen in der Höhe der Bänke, zerstörte Häfen vom Boden abzulösen u. so zu entfernen. Man findet Oefen von rundem, länglich ovalem u. rechteckigem Grundriß; erstere lassen viel leeren, nicht mit Häfen besetzten Raum in der Mitte, bei letzteren sind die Arbeitsplätze etwas zu sehr beschränkt. Rings um den Ofen läuft eine etwas erhöhte Bühne, auf der die Arbeiter stehen u. durch Pfeife, Nabeleisen, Marbel, Schere, durch Aufblasen zu Kugeln, Verlängern durch Schwenken, Einblasen in mehrfach getheilte Holz- od. gravirte Eisenformen 2c. die verschiedenen Glaswaaren fertig machen. Von den Nebenöfen dient der **Temperofen**, ein kleiner liegender Flammofen zum allmählichen Anwärmen der Häfen, falls ein Einsatz derselben in den Ofen nöthig ist. Die **Frittöfen** dienen zum Austrocknen u. Zusammensintern des Satzes, der **Kühlofen** zur allmählichen Abkühlung des fertigen G.es. Als Heizmaterial diente früher ausschließlich scharf getrocknetes Holz, jetzt hat die Feuerung mit Generatorgasen selbst in Holzländern schon festen Fuß gefaßt; es wird nicht lange währen, so hat sie alle andern Feuerungen verdrängt. Das Schmelzen wird eine Zeit lang unterhalten, währenddeß scheiden sich die Unreinigkeiten aus, die leichtern schwimmen auf der Oberfläche u. werden als **Glasgalle** abgeschöpft. Hat sich die Masse geklärt, so beginnt die Verarbeitung, welche auf verschiedene Art erfolgen kann; entweder durch Blasen mit der Pfeife (**Glasbläserei**) bei Hohlgefäßen, die durch verschiedenartige nebenhergehende Behandlung ihre Form erhalten, oder durch Gießen, wie bei Herstellung von Spiegelplatten, od. durch Pressen u. s. w. Das Scheibenglas wird jetzt zum Theile gegossen, das gewöhnliche Fensterglas dagegen geblasen, indem der Glasbläser mit der Pfeife eine Portion Glasmasse aus dem Hafen hervorlangt, dieselbe durch Aufblasen u. Schwenken zuerst in eine birnförmige Blase verwandelt, der er durch Rollen auf einem Granittische eine Walzenform giebt; die beiden Enden dieser Walze werden abgetrennt; den so verbleibenden, noch weichen Hohlcylinder durchschneidet man der Länge nach, läßt ihn langsam sich aus einander legen u. bringt die somit eben gewordene Scheibe in den Kühlofen, in welchem fast alle Glasgegenstände ihre allmähliche Abkühlung durchmachen (Nr. 3117 u. 3118). Zur Herstellung der unendlich verschiedenen Formen der Glasgeräthe dienen natürlich auch die mannichfachsten Kunstgriffe, die sich noch vermehren, wenn es sich um die Erzeugung bunter, gemusterter, zusammengesetzter Gegenstände handelt, wobei oft die einfachsten Mittel die reizendsten Effekte hervorbringen. Es sei beispielsweise die Anfertigung der retikulirten (Petinetgl.) Gläser erwähnt. Bei derselben zieht man zuerst die Glasmasse zu Stäbchen aus, die man um einen Kernstab zu Kreisen ordnet, bis zum Zusammenhaften sodann erhitzt u. dem Bündel nach rechts od. links eine schraubenförmige Drehung ertheilt. Die zwischen den einzelnen Stäbchen eingeschlossenen Luftmassen sondern sich dadurch in lauter einzelne feine Bläschen, welche sich in ganz regelmäßigen Windungen als ein helles Muster in der durchsichtigen Glasmasse bemerklich machen, das sich auf unendlich mannichfache Art variiren läßt. Durch Ueberfangen mit gewöhnlicher Glasmasse kann man allerlei Gefäße 2c. aus solchen Gläsern darstellen. Ordnet man farbige Glasstäbe, die selbst schon den Querschnitt von Sternen, Blättern u. dgl. haben können, nach einer Zeichnung an, verschmilzt sie u. zieht das Bündel dann schwächer aus, so erhält man auf dem Querschnitt überall verkleinerte Kopien der ersten Zeichnung, die man dann in derselben Art weiter mit einander verbinden kann. So entstehen die sogenannten **Millefiorigläser**. Dünne, undurchsichtige, farbige Glasstäbe, in kurze Längen zertheilt, setzt man, indem man sie nach Angabe einer Zeichnung in einen rasch erhärtenden Kitt eindrückt, zu Mosaiken zusammen, welche in minutiöser Ausführung als Schmuckgegenstände in großem Maßstabe zur Wandbekleidung von Kirchen u. Palästen dienen. Die prachtvollen Wandgemälde in St. Marco zu Venedig u. in St. Peter zu Rom sind in ähnlicher Art hergestellt.

Gute Glasmasse muß möglichst wenig gefärbt, vollkommen klar, frei von Blasen u. Knötchen, von Schlieren u. Rumpen, d. h. von schwer schmelzbaren, auf der Oberfläche liegenden Glastheilchen sein. Das G. darf durch die Einwirkung der Atmosphäre, des Wassers, durch Salze, Säuren u. verdünnte Alkalien nicht angegriffen werden. Stark alkalihaltige Gläser ziehen Feuchtigkeit aus der Luft an u. werden leicht an der Oberfläche blind, indem der entweichende Wasserdampf dünne Schuppen ablöst. Dies ist besonders von Bedeutung bei optischen Gläsern, die bei zufälliger Erwärmung ihre Politur verlieren können, was bei den theuren, großen Fernrohrlinsen sehr störend wirken kann. Ein anderer Uebelstand ist das **Entglasen**, d. h. Krystallinischwerden bei langdauernder Erhitzung. Manche Glaswaaren werden dann rauh u. kurz, überziehen sich mit einem Netzwerk feiner Krystalle, u. lassen sich nicht fertig machen. Es scheint dies durch Gegenwart von viel Kalk u. Kieselsäure bei wenig Alkali befördert zu werden. Bleigläser sind dem Entglasen am wenigsten ausgesetzt. Eine absichtliche Entglasung der Glasmasse bewirkte Reaumur durch langdauerndes schwaches Glühen in Sand, Gips oder Ziegelmehl, um dadurch ein Surrogat des Porzellans zu erzielen, welches dem Springen weniger ausgesetzt sein sollte als das Glas, indessen hat dieses **Reaumur'sche Porzellan** nie eine praktische Bedeutung gewonnen. Durch zu rasches Abkühlen wird ein anderer Uebelstand herbeigeführt. Die Glasmasse wird dadurch ungemein spröde, sodaß sie bei plötzlichen lokalen Temperaturveränderungen od. geringfügigen äußeren Verletzungen sehr leicht springt, wie die **Bologneserfläschchen** u. **Glasthränen** beweisen (s. d.). Um die Sprödigkeit zu vermeiden, müssen die aus der geschmolzenen Glasmasse hergestellten heißen Glasgegenstände in einem zu niedriger Rothglut gebrachten Kühlofen eingesetzt werden u. mit diesem allmählich abkühlen. Besonders sorgfältig müssen die gegossenen Spiegeltafeln gekühlt werden. (Vgl. „Glasperlen, Glasschleifereien".)

Gläser, Franz, Opernkomponist, geb. zu Ober-Georgenthal in Böhmen 19. April 1798, kam mit 11 Jahren seiner schönen Altstimme wegen nach Dresden in die Hofkapelle u. wurde hier von Mieksch im Gesang unterrichtet. Im J. 1814 ging er nach Prag aufs Konservatorium, wo er unter Piris' Leitung nam. im Violinspiel sich übte, u. begab sich dann (um 1816) nach Wien, wo er zuerst bei Heydenreich noch Kompositionsstudien machte u. dann 1817 als Kapellmeisteradjunkt, 1818 als wirklicher Kapellmeister am Josephstädter Theater angestellt wurde. In dieser Stellung blieb er bis 1830, wurde dann als Kapellmeister an das Königstädtische Theater in Berlin berufen u. ging von dort als Hofkapellmeister nach Kopenhagen, wo er 29. August 1861 starb. Von den Opern, die G. komponirt hat, ist nur einer ein nennenswerther u. nachhaltiger Erfolg zu Theil geworden — der 1833 zuerst im Königstädter Theater zu Berlin aufgeführten „Des Adlers Horst" (Text von Holtei); von den anderen mehr od. weniger spurlos vorübergegangenen sind zu nennen: „Der Bernsteinring", „Die Brautschau", „Der Rattenfänger von Hameln" u. „Die Hochzeit am Comersee" (Text von Andersen). Außerdem hat er während seiner Amtsthätigkeit zu Wien u. Berlin Musiken zu vielen Lokal- u. Zauberpossen, Pantomimen, Spektakelstücken, Singspielen 2c. komponirt.

Glaser, Julius, österr. Justizminister, geb. zu Postelberg in Böhmen 19. März 1831, studirte die Rechte an der Universität Wien, habilitirte sich an derselben als Lehrer des Strafrechts u. erlangte 1866 die ordentliche Professur. Durch seine Schriften „Das engl.-schottische Strafverfahren" (Wien 1851), „Abhandlungen aus dem österr. Strafrecht" (Wien 1858), „Zur Juryfrage" (Wien 1865), „Gesammelte kleinere Schriften über Strafrecht, Civil- u. Strafprozeß" (2 Bde., Wien 1868) u. s. w., sowie durch seine Theilnahme an den Arbeiten des Deutschen Juristentages, zu dessen ständiger Deputation er längere Zeit gehörte, machte er sich ehrenvoll in Gelehrtenkreisen bekannt. Nachdem er 1868 vorübergehend als Sektionschef im Unterrichtsministerium thätig gewesen, wurde er 1869 in den Reichsrath gewählt, wo er zu den kenntnißreichsten und geachtetsten Sprechern der Verfassungspartei gehörte. Im Nov. 1871 zum Justizminister im Kabinet Auersperg ernannt, nahm er seitdem hervorragenden Antheil an der neueren österr. Gesetzgebung (nam. an der kirchenpolitischen) u. führte nützliche Reformen in der Justizorganisation durch.

Glaserz, auch Silberglanz u. Argentit genannt, ist eins der reichsten Silbererze, indem es aus 87 Silber u. 13 Schwefel besteht. Es ist meist dunkel bleigrau, oft schwarz od. braun angelaufen, geschmeidig, auch etwas biegsam u. wenig glänzend, im Striche aber glänzender werdend. Dabei erscheint es in den mannichfaltigsten Formen; seine Krystalle sind meist Hexaeder od. Würfel, seltner Oktaeder, mehr noch die Verbindung beider mit dem rhombischen Dodekaeder u. verschiedenen 24-Flächnern, häufig durch starke Verzerrungen ausgezeichnet. Selten sind die Krystalle einzeln aufgewachsen, sondern gewöhnlich zu reihen- u. treppenförmigen Gruppen vereinigt, auch zu Haar-, Draht- u. Baumform, zähnig u. gestrickähnlich durchzogen. Nicht minder kommt das G. derb u. eingesprengt, als Anflug u. z. B. zu Marienberg i/S. in ziemlich starken Platten unmittelbar auf Gneis vor. Vorzüglich schöne u. reiche Krystallbildungen liefern die Gruben Himmelfahrt, Himmelsfürst u. neuerdings Beschert Glück bei Freiberg, dann Joachimsthal, Schemnitz, Kongsberg u. a. O.

Glasgow, Hauptstadt der schott. Grafschaft Lanark, mit 477,144 E. (1871), die größte Stadt Schottlands, die dritte Großbritanniens, liegt in einem weiten Thalbecken am Clyde, 4 M. von dessen Mündung, u. ist mit Edinburgh durch den 10 M. langen Glasgowkanal verbunden. Der Fluß, welcher bis G. auch für größere Seeschiffe fahrbar ist, scheidet die Stadt in die Alt- u. Neustadt u. wird von 6 Brücken überwölbt. Die sich weithin ausdehnenden Vorstädte sind ärmlich u. schmuzig u. werden vorzugsweise von der Arbeiterbevölkerung bewohnt. Die höher gelegenen Stadttheile, bes. der Neustadt, sind sauberer. Unter ihren schönen Gebäuden ragen die Börse u. die großartige, 1133—1433 erbaute Kathedrale hervor. Die Quais am Flusse u. die Argylestreet weisen die prächtigsten Häuser auf; die belebteste Straße ist Buchananstreet, der großartigste Platz Georgesquare, auf welchem die Denkmäler Walter Scott's, John Moore's, James Watt's und R. Peel's stehen. G. ist Sitz eines Bischofs, hat eine 1458 gegründete Universität, viele wissenschaftliche Vereine u. mehrere gelehrte u. gewerbliche Bildungsanstalten. Die größte Bedeutung der Stadt beruht aber in ihrer Industrie u. in dem Handel. Die günstige Lage an dem schiffbaren Clyde, die Wasserverbindung mit der Nordsee durch Kanäle u. die Nähe des großen Steinkohlenbeckens u. der reichen Eisengruben von Lanarkshire haben G. zu der ersten Industriestadt Schottland's gemacht. Für die größten Seeschiffe bildet Port Glasgow an der Mündung des Clyde den Vorhafen; außer dem Hafen am Flusse selbst besitzt G. noch einen zweiten in Port Dundas am Becken des Monklandkanales, der im N. an der Stadt vorbeiführt u. unterhalb in den Clyde mündet. Die wichtigste Seite der Gewerbthätigkeit G.'s ist die Baumwollenspinnerei u. -weberei; von Bedeutung ist jedoch auch die Maschinenfabrikation, die Wollenindustrie, die Seidenmanufaktur u. die Fabrikation von Chemikalien; in Bezug auf letztere behauptet G. den ersten Rang in Großbritannien. Außerdem befinden sich hier großartige Fabriken in Glas, Porzellan, Segeltuch, Messingwaaren u. Schiffsmaterialien. Der Schiffsbau wird in bedeutendem Umfange betrieben. G. steht in regelmäßiger Dampfschiffahrtsverbindung mit Newyork, Halifax, Havre, Saint Nazaire, Bordeaux, Hamburg u. den größeren Seestädten England's u. besitzt selbst eine Handelsflotte von 700 Seeschiffen.

Glaskopf, od. Blutstein, wird der fasrige Rotheisenstein genannt, s. „Eisenerze" (unter Eisen).

Glasmalerei ist nicht nur die Kunst, durchsichtige Farben durch Einschmelzung auf Glas zu übertragen, od. Bilder aus Stücken farbigen Glases zusammenzusetzen, sondern auch das Produkt dieser Kunst. Ihre älteste Ausübung bestand nur in der musivischen Zusammensetzung kleiner Stücke verschiedenfarbigen Hüttenglases (d. h. eines Glases, das seine Farbe durch Zusätze von Metallen bereits im Schmelzen erhalten hat) nach einer vorliegenden Zeichnung entweder zu teppichartigen Mustern u. Pflanzenornamenten od. zu figürlichen Darstellungen in Form von Medaillons. In ersterem Falle war der Grund meistens grau od. weiß, daher solche Malereien auch Grisailles heißen. Die Schatten u. Contouren wurden mit einer dunklen Farbe, dem sog. Schwarzloth, aufgetragen, der einzigen Farbe, von der man wußte, daß sie sich durch Brennen mit dem Glase vereinigt. Die Figurenbilder mußte man also aus so vielen Stücken von Hüttenglas zusammensetzen, als sie Farben enthalten sollten, dann das Schwarzloth zur Hineinzeichnung der Schatten, Contouren u. Details anwenden u. die einzelnen Stücke durch Fensterblei zusammenfassen. Ornamente in der Einfassung des Bildes u. in Gewändern, sowie Inschriften auf den Spruchzetteln, brachte man durch theilweises Wegradiren in dem mit dem Pinsel aufgetragenen Schwarzloth an.

Die ältesten Nachrichten, welche einen derartigen Fensterschmuck erwähnen, sind aus dem Ende des 10. Jahrh. u. weisen auf Deutschland, Lothringen u. das östl. Frankreich. Freilich meint der Brief, in welchem der Abt Gosbert von Tegernsee (983—1001) dem Grafen Arnold für die Stiftung von buntfarbigem Fensterglase dankt, wol keine wirklichen Gemälde, sondern nur Mosaikmuster aus buntem Glase; indessen ist es sicher, daß die Fenster mehrerer franz. Kirchen, z. B. St. Remy in Rheims u. St. Benigne in Dijon, schon im Anfang des 12. Jahrh. Fenster mit figürlichen Darstellungen gehabt haben. Im östl. Frankreich scheint sich also diese Kunst am frühesten ausgebildet zu haben. Aus späteren Jahrzehnten desselben Jahrhunderts stammen einige der vom Abt Suger gestifteten Fenster in St. Denis, mehrere in der Kathedrale St. Maurice in Angers sowie im Chor der Kathedrale von Poitiers. Und welchen Grad der Vollendung diese Kunst schon zu Anfang des 13. Jahrh. erreicht hatte, beweisen uns die G.en in den Kathedralen von Bourges u. Chartres, von Le Mans, Rheims, Troyes, Tours, Rouen, die wenigstens in Ueberresten erhaltenen aus der Sainte Chapelle in Paris (jetzt im Privatbesitz), u. die großen Fensterrosen der Façaden von Notre-Dame.

Alle diese dem 13. Jahrh. angehörenden Muster u. Figurenbilder zeigen noch eine völlige Unterordnung unter die Architektur. In dem Maße aber, in welchem im 14. Jahrh. die Gothik den Wandmalereien die großen Mauerflächen entzog u. die Fensteröffnungen vergrößerte, tritt auch die G. selbständiger u. bewußter auf, wie die Fenster in den Kathedralen von Le Mans (Chor), Beauvais, Evreux, Narbonne u. die der Kirche St. Vincent in Carcassonne, noch mehr die dem 15. Jahrh. angehörenden herrlichen großen Gemälde in der Kathedrale von Le Mans (Geschichte der Jolanthe von Aragonien u. ihres Gemahles Ludwig II., Grafen von Anjou u. Maine), in der Sainte Chapelle zu Riom (in der Auvergne) u. in der Kathedrale von Tours u. Bourges erkennen lassen.

Im 16. Jahrh. konnten die Franzosen schon drei verschiedene Schulen der G. unterscheiden: 1. die französische, an deren Spitze Jean Cousin (s. d.) steht, der die Kathedrale von Sens, den Chor der Kirche St. Gervais in Paris, Notre-Dame in Villeneuve u. a. mit Werken seiner Kunst zierte; 2. die deutsche od. niederländische, die von deutschen Künstlern od. doch wenigstens nach deren Cartons dort betrieben ward; 3. die lothringische, an deren Spitze der Elsässer Valentin Bouch (gest. 1541), ein Schüler des Michel Angelo, stand. Bouch war nam. in den Städten Lothringens thätig u. lieferte zahlreiche G.en in einem Stile, der die Mitte hält zwischen dem deutschen der damaligen Zeit u. dem der Cinquecentisten.

Eines solchen Reichthums kann sich Deutschland wenigstens aus den ersten Jahrhunderten dieser Kunstübung nicht rühmen. Hier sind wol die ältesten, etwa gegen Ende des 12. Jahrh. entstandenen Erzeugnisse der G. die 5 kolossalen Figuren im Dom zu Augsburg, wahrscheinlich hervorgegangen aus der seit dem 11. Jahrh. thätigen Glashütte des Klosters Tegernsee. Ihnen schließen sich an die schwarz auf weißes Glas radirten u. braun schattirten Teppichmuster im Kreuzgange zu Heiligenkreuz bei Wien (erste Hälfte des 13. Jahrh.), der Stammbaum Christi im mittleren Chorfenster der Kirche zu Leyden in Westfalen, die technisch u. stilistisch sehr bedeutenden Gestalten in der St. Kunibertskirche in Köln (Mitte des 13. Jahrh.), die im Schiff des Münsters zu Freiburg im Breisgau, in der Stiftskirche zu Freiburg in der Schweiz (aus dem J. 1322), die im Dom zu Metz, wo die älteren in den Seitenschiffen aus dem 13., die jüngeren im Mittelschiff aus der 2. Hälfte des 14. Jahrh. stammen, ferner die um 1300 entstandenen farbenprächtigen G.en im Chorumgange u. im hohen Chor des Domes zu Köln, die 14 Fenster im Kreuzgange zu Klosterneuburg (ebenfalls um 1300 gemalt), die derselben Zeit angehörenden im Dom zu Regensburg, in der Marienkirche zu Krakau, die Teppichmuster im Chor der Elisabethkirche in Marburg, die der Jakobskirche zu Rothenburg a. d. Tauber, die zahlreichen im Münster zu Straßburg aus dem 14. u. 15. Jahrh., die der Marienkirche zu Lübeck aus dem Anfange des 15. Jahrh. u. viele andere.

Nr. 3122. Krystallglasschleiferei.

Die spätere, zwar schon gegen das Ende des 14. Jahrh. erfundene, aber erst im 15. u. 16. Jahrh. fast durchweg zur Anwendung gekommene Technik ist eine wirkliche Malerei auf Glas, u. zwar war die Methode eine zwiefache: entweder bediente man sich des sog. Ueberfangglases, d. h. zweier an einander geschmolzener Glasschichten, nämlich einer farblosen (od. gelben), die mit einer farbigen, nam. mit Rubinroth überzogen ist, so daß durch theilweises Herausschleifen des farbigen Ueberzuges den Scheiben größere Durchsichtigkeit u. Leuchtkraft verliehen wird; od. einer Glasscheibe wurden mehrere Farben aufgemalt u. eingebrannt, wodurch es möglich wurde, die Zahl der verbindenden Bleistreifen zu beschränken u. den in dem Ueberfangglase bloßgelegten Stellen auf der Rückseite eine andere Farbe zu geben. Bei dieser Technik beschränkte sich der eigentliche Maler allmählich immer mehr auf die bloße Anfertigung der Cartons u. überließ dem technischen Handwerker die farbige Ausführung. Unter den sehr zahlreichen Werken dieser Zeit u. dieser Technik nennen wir in deutschen Landen nur die berühmten 5 Fenster im nördl. Seitenschiffe des Domes zu Köln aus dem Anfang des 16. Jahrh. mit einer Fülle von Darstellungen, die ihnen durch das vorherrschende Weiß verwandten Fenster der dortigen St. Georgskirche, die in den beiden Seitenschiffen u. in der Kapelle Hardenrath der Kirche Maria auf dem Kapitol (daselbst), die im Querschiff u. im Chor des Domes zu Metz, die im Chor der St. Peterskirche zu Lüttich, in St. Gudula in Brüssel (16. Jahrh.), im Kloster Wettingen in der Schweiz, zwei Chorfenster aus dem J. 1480 im Münster zu Ulm, vier durch Zeichnung u. Farbenglut bedeutende zu Inkofen in Bayern, andere im Dom zu Regensburg, in der Katharinenkirche zu Salzwedel, im Dom zu Stendal, u. endlich die großen Prachtfenster in der Sebaldus- u. in der Lorenzkirche zu Nürnberg, nämlich dort das Maximilian's- u. das Markgrafenfenster von Veit Hirschvogel um 1514, hier das Volkamer'sche Fenster von 1493.

Geringere Pflege fand dieser Zweig der Kunst im Mittelalter in England. Hier sind wol die ältesten G.en die des Chorumganges der Kathedrale von Canterbury (Ende des 12. Jahrh.), meistens Medaillons mit biblischen Gegenständen auf Mosaikmuster. Aus der zweiten Periode der Gothik datiren die Fenster der Kathedralen von York u. Lincoln, der Kirche in Tewkesbury, der Kapelle von Merton College in Oxford u. der Kirche in Chetwode (Buckingham). Das 15. Jahrh. brachte auch dort, wie in Deutschland, größere selbständige Gemälde, zum Theil Einzelfiguren unter Baldachinen mit architektonischem Beiwerk od. landschaftlichem Hintergrunde. Im 16. Jahrh. begegnen uns die Kompositionen, welche unbekümmert um die vertikalen Pfosten die ganzen Fenster füllen u. sehr oft von heraldischen Zuthaten begleitet sind. Das beste Beispiel dieser Periode sind wol die Fenster der Kapelle von King's College in Cambridge.

Auch in Italien ist die G. nie so heimisch geworden, wie in Deutschland u. Frankreich; sie galt vielmehr für eine aus Deutschland eingeführte Kunst. Weder aus der roman. Periode noch aus den ersten Zeiten der Gothik ist dort in diesem Fache Bedeutendes geleistet, erst gegen das Ende des 14. u. im Anfang des 15. Jahrh. entstanden mehrere der herrlichen Fenster im Dom zu Florenz, gezeichnet von Agnolo Gaddi, andere rühren von dem in dieser Kunst zu Lübeck ausgebildeten Francesco di Livi her, noch andere werden dem berühmten Bildhauer Lorenzo Ghiberti (s. d.) zugeschrieben. Erst gegen das Ende des Mittelalters gewinnt die G. dort eine höhere Bedeutung u. liefert größere Darstellungen; so in der Kirche S. Petronio in Bologna, die z. B. von dem Deutschen Jakob von Ulm ein herrliches Fenster aufzuweisen hat; ebenso in S. Giovanni e Paolo in Venedig, in S. Maria novella in Florenz u. im Dom zu Lucca. In S. Maria del Popolo zu Rom u. im Dom zu Arezzo finden wir als einen namhaften Glasmaler der Rafael'schen Zeit den Wilhelm von Marseille. Er aber, u. nicht minder in Frankreich der Maler Claude Henriet, in den Niederlanden die Brüder Crabeth, welche 1555—77 die Johanniskirche in Gouda mit technisch meisterhaften, aber in der Zeichnung manierirten G.en schmückten, ja die meisten ihrer Fachgenossen im 16. Jahrh. verkannten völlig die der G. gesteckten Grenzen und lieferten eigentlich nur auf Glas übertragene Gemälde, während doch naturgemäß der G. so Manches, wodurch die Oelmalerei wirkt, nam. die Beleuchtung, versagt bleibt. Auch leiten die genannten Meister bereits die Periode des Verfalles ein, in den nun die G. gerieth, u. zwar in dem Grade, daß sie im 18. Jahrh. fast erstorben schien.

Erst im 19. Jahrh. erlebte sie, angeregt durch die Maler Gottlob Samuel Mohn, Wilh. Börtel, Karl Scheinert, u. mehr noch durch den Nürnberger Sigismund Frank (s. d.), ihre Wiedergeburt, als durch Letzteren König Ludwig I. von Bayern die Fenster des Domes zu Regensburg in den J. 1828—33 mit G.en nach Cartons von Ruben, Schorn u. A. schmücken ließ. Bald nachher erfolgte die Gründung der Glasmalereianstalt in München, die lange Jahre unter Ainmüller (gest. 1870) blühte, und aus welcher Werke hervorgingen, wie die 19 Fenster in der Aukirche in München, ausgeführt nach Zeichnungen von Heinr. Heß u. seinen Schülern, u. die 4 großen Fenster im südl. Seitenschiff des Kölner Domes, deren Ausführung nach den Cartons von Fischer, Hellweger u. A. in die J. 1844 bis 1848 fällt. Diesen beiden großen, die G. erst ganz wieder zu Ehren bringenden Schöpfungen folgte eine Reihe anderer Werke aus den Werkstätten von Helmle in Freiburg im Breisgau für den dortigen Dom, von Kellner in Nürnberg mehr im älteren Stile dieser Kunst aus der (seit 1843 königl.) Glasmalereianstalt in Berlin für die Marienkirche in Danzig, die Schloßkirche in Königsberg, die Maria-Magdalenenkirche in Breslau, die Dome zu Magdeburg, Brandenburg, Aachen u. viele andere Kirchen, sowie von Ernst Gillmeister in Schwerin für das dortige Schloß. Einen gleichen Aufschwung nahm die Kunst in Belgien bes. durch Capronnier (Kathedrale in Brüssel), in Frankreich durch Thévenot (Kirche St. Germain l'Auxerrois in Paris) u. durch den aus Metz gebürtigen Maler

Maréchal (St. Vincent de Paul in Metz). England dagegen, so große Vorliebe es auch in unserem Jahrh. für die Schöpfungen der G. bewiesen hat, leistet doch selber darin nur Unbedeutendes u. bezieht diesen Schmuck seiner Kirchen vorzugsweise aus Deutschland. — Vgl. Gessert, „Geschichte der G." (Stuttg. u. Tüb. 1839); Wackernagel, „Die deutsche G." (Lpz. 1855); Lévy, „Hist. de la peinture sur verre en Europe et particulièrement en Belgique" (Brüssel 1854—60); „Dioskuren" (1873 u. 74).

Glaspalast. Die erste Weltausstellung 1851 in London bedurfte zur Unterbringung ihres ungeheueren Materiales eines Gebäudes, welches in seinen Dimensionen alles bis dahin Vorhandene übertreffen mußte. Es war der geniale Paxton, Obergärtner des Herzogs von Devonshire, welcher eine von ihm erfundene Konstruktion von Gewächshäusern aus Eisen u. Glas hierzu zu verwenden vorschlug. Das Gebäude im Hydepark, mitten in London errichtet, bestand aus einem Längsschiff von 563 m. Länge u. 124 m. in der Mitte, auf 285 m. Länge 139 m. Breite mit einem weiten, das Längsschiff in der Mitte kreuzenden Querschiff, dem sog. Transept, dessen Höhe so bedeutend war (33 m.), daß mehrere uralte Ulmen, gegen deren Beseitigung die öffentliche Meinung sich erhoben hatte, darin ungestört Platz fanden. Das Gebäude kam auf 142,780 L. St. zu stehen, eine gegenüber den Kosten späterer Ausstellungsgebäude sehr geringe Summe, so daß dieser erste Ausstellungspalast nicht allein der schönste, sondern auch der relativ billigste zu nennen ist. Dies wurde bes. dadurch ermöglicht, daß die einzelnen Eisenbestandtheile, gußeiserne Säulen, schmiedeeiserne Träger, Dachbalken ꝛc nach übereinstimmenden Maßen konstruirt wurden u. daher vorzugsweise mittels Maschinenarbeit hergestellt werden konnten. Später ist der Krystallpalast abgetragen u. nach einem schön gelegenen Punkte einige Meilen von London, nach Sydenham in Surrey, versetzt worden, wo er als ethnographisches u. Kunstmuseum benützt wird u. einen beliebten Vergnügungsort der Londoner bildet.

Glaspapier, ähnlich wie Sand- u. Smirgelpapier zum Schleifen bes. von Holz, als Vorbereitung zum Lackiren ꝛc., auch zum Putzen von Eisen- u. Stahlwaaren angewendet, besteht aus starkem grauen Papier, das mit heißem Leim angestrichen u. dann mit gepulvertem Glas übersiebt worden ist.

Glasperlen. Die zur Imitation der echten Perlen bestimmten G. werden aus dünnen, farblosen Glasröhren vor der Lampe geblasen u. dann durch Einbringen u. Umschwenken eines Tropfens sogenannter Perlenessenz das perlenähnliche Aussehen hergestellt. Diese Essenz wird aus den silberfarbenen Schuppen der Weißfische bereitet, indem man die Schuppen mit Wasser schüttelt; dabei löst sich die silberfarbene Substanz los, man läßt sie absetzen u. giebt ihr durch Zusatz von etwas Hausenblase die nöthige Klebkraft; durch Zusatz von etwas Ammoniak wird das Faulen verhütet. In neuester Zeit ist die Nachahmung dadurch noch vollkommener geworden, daß man die geblasenen Perlen mit einer dünnen Schicht sogenannten Wismuthlüsters überzieht, harzsaures Wismuthoxyd in Lavendelöl auflöst, das nach schwachem Brennen eine perlmutterartig glänzende Schicht von Wismuthoxyd hinterläßt. Diese künstlichen Perlen werden in großer Vollkommenheit in Paris gefertigt. In viel größeren Massen kommen die eigentlichen Glasperlen u. Glaskorallen in den Handel, welche vorzüglich im Fichtelgebirge, in Nordböhmen u. in Venedig fabrizirt werden, u. findet besonders nach Afrika, wo gewisse Sorten im Verkehr mit den Negern als Zahlmittel dienen, ein sehr bedeutender Export statt. Die sogenannten Stick- od. Strickperlen werden in Murano bei Venedig in kolossalem Maßstabe auf folgende Art erzeugt. Dünne Glasröhren, aus starken farbigen Röhren durch rasches Ausziehen der erweichten Masse erhalten, werden in Bündel zusammengefaßt u. mittels eines scharfkantigen Eisens, wie in einer Art Hechselmaschine, in kurze Stücke zertheilt. Um diese zu Perlen zuzurunden u. die scharfen Kanten zu beseitigen, welche die Nähfäden zerschneiden würden, werden sie in einer Art eiserner Kaffeetrommel bis zum Erweichen erhitzt, wo dann die natürliche Neigung weicher Massen zur Tropfenbildung die Abrundung bewirkt. Damit die Perlenstücke dabei nicht zusammenhaften, wird ihnen vor dem Glühen ein Gemenge von Thon u. Kohlenstaub beigemischt. Dies muß nach dem Zurunden durch Absieben entfernt werden. Den anhaftenden Rest, der den Glanz der Perlen beeinträchtigt, entfernt man, indem man die Perlen in einem damit halbgefüllten Leinwandschlauche hin- u. herschwingt, wo sie sich unter einander abreiben u. poliren. Schließlich werden sie nach der Größe durch Siebe sortirt u. mit der Hand auf Fäden gereiht, was in sehr rascher Weise dadurch geschieht, daß eine Arbeiterin 10—12 dünne Drähte, in deren Oehsen die Aufreihfäden befestigt sind, fächerartig ausgebreitet in den Perlenhaufen hineinstößt, der sich auf ihrem Schoße befindet, u. die gefaßten Perlen dann auf die Fäden zurückschiebt.

Glasschleiferei. Die zur Formgebung od. Verzierung angewandte Bearbeitung des Glases mittels schnell bewegter Scheiben u. dazwischen gebrachter Schleifmittel unterscheidet sich in den Rohschliff, den Feinschliff u. das Poliren. Der Rohschliff wird häufig schon durch das Einblasen in gravirte Formen, besonders beim Bleiglase vorbereitet, das man wegen seiner stark lichtbrechenden Kraft gerne mit vorspringenden facettirten Verzierungen versieht. — Das beim Rohschliff angewendete Schleifmaterial wird durch ziemlich groben nassen Sand gebildet, der beim Spiegelschliff zwischen zwei eben zu schleifende Glasflächen gebracht wird, od. kontinuirlich auf eine rasch rotirende Eisenscheibe auffließt, auf die man die zu schleifende Glasfläche aufdrückt. Auch werden blos naßgehaltene Sandsteine zu dieser Art Schliff benützt. Der Feinschliff, der die groben Ritzen des Rohschliffes beseitigen soll, wird bei Spiegeln mittels Smirgel von allmählich feiner werdendem Korn bewirkt u. im Gegensatze zum Rohschliff, wo die Tafeln durch sinnreiche mechanische Vorrichtungen gegen einander bewegt werden, meistens mit der Hand ausgeführt. Beim Feinschliff anderer Glaswaaren wird neben der nassen Sandsteinscheibe nur feinerer Sand angewendet u. sogar die Politur durch feinsten, fast schlammähnlichen Sand bewirkt. Zum Poliren der Spiegel bedient man sich des Eisenroths, der Zinnasche u. des Zinkoxyds (Zinkweiß). Als Unterlage dieser Polirmittel werden Kissen von Leder, auch Scheiben von Pappelholz, Kork u. Lederringe, endlich Filz benützt. Zum Graviren des Glases, d. h. zum Einschleifen von Figuren u. Ornamenten, dienen dünne Kupferscheibchen, die mittels eines eingesetzten Stäbchens in das Futter einer Drehbank eingespannt werden u. deren schneidender Rand mit feinem Smirgel u. Oel od. Wasser befeuchtet wird. Die Theilchen des Smirgels drücken sich in das weiche Kupfer ein und wirken dann feilenartig auf das Glas. In neuester Zeit ist es dem Nordamerikaner Tilghman gelungen, das Mattschleifen, Graviren u. Durchbohren des Glases in kürzester Zeit u. vollkommenster Art durch feinen Sand zu bewirken, der durch einen Wind- od. Dampfstrom mit fortgerissen u. gegen die Glasfläche geworfen wird. Die einzelnen Sandkörner wirken dabei gleich unzählbaren Hämmerchen, welche minimale Glassplitter absprengen. Bedeckt man einzelne Theile des Glases mit durchbrochenen Schablonen von Gußeisen, Leder, Pappe, Kautschuk, so werden nur die freibleibenden Glasflächen vom Sande ergriffen. Bei längerer Wirkung können selbst halbzöllige Spiegeltafeln arabeskenartig durchbrochen werden; Spitzen, Pflanzenblätter, auch photographische Bilder (Chromgelatine), endlich durch Uebertragung erhaltene Zeichnungen in Druckerschwärze lassen sich so kopiren u. s. w. Ein derartiger Gravirapparat machte auf der Wiener Ausstellung 1873 gerechtes Aufsehen. — Den schwierigsten Theil der G. bildet die Herstellung optischer Gläser. Hier kann die genaue Wölbung nur durch Schleifen in sehr genau hergestellten gußeisernen Schalen erhalten werden. Brillengläser werden einfacher hergestellt. Man schneidet sie aus ebenen Glasscheiben aus, kittet eine Anzahl neben einander in einer halbkugeligen Schale od. auf einer entsprechenden hineinpassenden Halbkugel fest, bringt zwischen Schale u. Halbkugel nassen Sand u. setzt nun erstere durch Maschinenkraft auf einer vertikalen Achse in schnelle Umdrehung. Im ersteren Falle werden alle Brillengläser konkav, im letzteren Falle konvex geschliffen. Man setzt das Schleifen fort, bis das Matterwerden der ganzen Oberfläche erfolgt ist, u. polirt dann in derselben Art.

Glasschmalz. Unter diesem Namen versteht man zwei Gattungen der Meldenartigen oder Chenopodiaceen, nämlich Salicornia u. Salsola, beide am Meeresstrande wachsend, aber von höchst verschiedener Tracht. Die erstere ist gleichsam ein Aufbau von kleinen, fleischigen, in ein baumartiges Astwerk gestellten Gliedern, manchen Kaktuspflanzen ähnlich erscheinend. Die zweite ist dagegen eine kantige, sehr ästige Pflanze mit pfriemenförmigen Blättern, die, weil sie fast in eine dornige Spitze enden, dem Ganzen etwas Distelartiges verleihen. Hauptvertreter beider Formen sind Salicornia herbacea u. Salsola Kali. Ihre Asche diente ehedem ganz gewöhnlich zur Bereitung der Soda (Barilla), aus welcher man durch Zusammenschmelzen mit Sand Glas machte.

Glasschmalz.
Nr. 3123. Salicornia herbacea Nr. 3124. Salsola Kali

Glasthränen (Glastropfen, Springgläser), kleine, schnell abgekühlte Glastropfen, die man in geschmolzenem Zustande in kaltes Wasser hat fallen lassen, wodurch sie ihre eigenthümliche Form, die in einen langen, dünnen Schwanz endigt, u. ihre große Sprödigkeit erhalten haben. Sie haben die Eigenschaft, daß sich ihr rundes Ende mit dem Hammer schlagen läßt, ohne zu zerbrechen, dahingegen, wenn man den dünnen Schwanz abbricht, der ganze Tropfen augenblicklich in einen feinen Staub zerfällt. Es ist dies eine Folge der Sprödigkeit, welche alles Glas durch schnelle Abkühlung annimmt. Die äußere Schicht des Tropfens ist schon erstarrt, ehe die inneren Theile erkalten u. sich gehörig zusammenziehen konnten. Sie bleiben daher in einer gezwungenen Lage, die, wenn sie irgendwo gestört wird, sofort den Zerfall des ganzen Tropfens nach sich zieht. Nach einer Abhandlung von Schulenburg (Bremen 1695) sind die G. schon um das J. 1625 auf den mecklenburgischen Glashütten bekannt gewesen.

Glasur heißt die glänzende, wasserdichte, aus einer schmelzbaren, glasartigen Masse bestehende Schicht, mit welcher man die Thonwaaren überzieht. Sie kann von verschiedener Zusammensetzung sein. Beim Porzellan besteht die G. aus reinem Feldspath, der sich mit dem in der Masse schon enthaltenen sehr innig verbindet. Diese Feldspathglasur, so große Vorzüge sie durch ihre Härte u. Unangreifbarkeit hat, ist für geringere Thonwaaren wegen ihrer Schwerschmelzbarkeit unanwendbar. Bei diesen benützt man daher vorzugsweise bleioxydhaltige G.en, die um so leichter schmelzbar sind, je mehr sie Bleioxyd enthalten. Bei den besseren G.en wird dieses Oxyd vorher mit Kieselsäure, Borax, Soda, Pottasche, Feldspath &c. zusammengeschmolzen, u. widersteht dieses Bleiglas den in den Speisen enthaltenen Säuren hinreichend. Bei dem gemeinen Töpfergeschirr, das man einfach durch Bepudern mit feingemahlener Bleiglätte selbst nur von feinvertheiltem Bleiglanz (Alquifoux) u. durch nachträgliches schwaches Brennen glasirt, kommt es dagegen sehr häufig vor, daß das Bleioxyd nur sehr unvollkommen durch die Thonmasse gebunden ist u. sich im Essig der Speisen auflöst. Die zahlreichen Beispiele von Bleivergiftung, die auf diese Art entstanden, haben zur Anwendung bleifreier G.en (gemahlene Hohofenschlacke z. B.) geführt, denen indessen immer noch die zu große Strengflüssigkeit hinderlich ist. Die G. wird häufig durch wohlfeile Oxyde (Eisen, Mangan) gefärbt, auch durch Einmengung von Zinnoxyd weiß u. durchsichtig gemacht (Kachel- u. Majolikaglasur), um die Farbe der unterliegenden Thonschicht zu decken.

Glaßbrenner, Adolf, deutscher Humorist u. Satiriker, geb. 27. März 1810 in Berlin, machte sich zuerst durch eine satir. Wochenschrift „Don Quixote" bekannt u. veröffentlichte seit 1832 eine Anzahl zwangloser Hefte u. d. Titel „Berlin, wie es ißt u. trinkt", die, als echte Erzeugnisse des Berliner Witzes u. zum Theil in Berliner Mundart geschrieben, große Popularität erlangten. Das Pseudonym „Brennglas", das er sich auf dem Titel dieser Schriften beilegte, behielt er auch später bei. Auch seine „Verbotenen Lieder eines norddeutschen Poeten" (Zür. 1843; 3. Aufl. u. d. Tit. „Gedichte", Berl. 1851) u. sein „Neuer Reineke Fuchs" (Lpz. 1845) zeichneten sich durch kernhaften Humor, durch Freimuth u. schneidige Schärfe aus. Kein Wunder, daß seine muthwillige Muse neben vielen lachlustigen Freunden auch heftige u. einflußreiche Verfolger fand. Nachdem er durch Flugblätter u. Gedichte in die Bewegung des J. 1848 eingegriffen, zog er sich mit seiner Gattin, der talentvollen Schauspielerin Adele Peroni, nach Neustrelitz zurück, wo er sich gleichfalls durch sein oppositionelles Auftreten Verfolgungen zuzog u. 1850 ausgewiesen wurde. Er wandte sich nun nach Hamburg, von wo aus er „Caspar der Mensch" (1850), die „Komische Tausend und Eine Nacht" (1852) u. a. veröffentlichte. Seit 1858 lebt er wieder in Berlin, wo er die „Berliner Montagszeitung" gründete. Sein alljährlich erscheinender „Komischer Volkskalender" (Hamb. 1846 fg.) erfreut sich noch immer großer Beliebtheit. Daß es G. auch an poetischem Gemüth nicht fehlt, beweisen seine Lieder u. seine Jugendschriften, von denen wir „Lachende Kinder", „Sprechende Thiere" u. die „Insel Marzipan" nennen.

Glätte, Bleiglätte, Silberglätte, s. „Blei".

Glatteis bildet sich durch atmosphärische Niederschläge, wenn die Lufttemperatur bei Eintritt warmer, wasserdampfreicher Luftströmungen plötzlich mehrere Grad über den Gefrierpunkt erhöht wird, während die Temperatur des Erdbodens noch wesentlich unter dem Gefrierpunkte sich befindet. Dann scheidet sich ein Theil der Luftfeuchtigkeit am Erdboden aus u. erstarrt sofort zu Eis, welches den Verkehr deshalb so sehr stört, weil es alle Hervorragungen gleichmäßig überzieht u. glättet. Mitunter entsteht auch das G. durch einen feinen Regen, der auf dem kalten Erdboden sofort gefriert, od. aus feinen Eisnadeln, die mit einem eigenthümlich knisternden Geräusch zu Boden fallen, dort anhaften u. sich bald zu einem äußerst glatten Ueberzug vereinigen.

Glatz, eine 30 □M. große, zur preuß. Provinz Schlesien gehörige Grafschaft, der südlichste Theil des Reg.-Bez. Breslau mit größtentheils katholischer Bevölkerung, umfaßt das obere Thal der G.er Neiße, welches umschlossen wird im SW. u. W. von dem Erlitzgebirge, im S. vom Schneeberg, im NO. u. O. vom Eulengebirge u. im N. von der Heuscheuer. Von Kaiser Friedrich III. 1462 zur Grafschaft erhoben, wechselte das Ländchen häufig seine Besitzer, bis König Ferdinand 1561 dasselbe wieder mit der Krone Böhmen vereinigte; Preußen gewann die Grafschaft G. im Siebenjährigen Kriege, doch blieb sie im Sprengel des Prager Erzbisthums. — G., Kreisstadt mit 11,541 E. (1871), 300 m. über dem Meere, in der Mitte der Grafschaft, am linken Ufer der G.er Neiße gelegen, hat ein katholisches Gymnasium, drei katholische, eine evangelische Kirche u. zwei Nonnenklöster; die Industrie besteht in der Fabrikation von Tuch, Leinwand, Damast, Plüsch, in Zeugdruckerei u. Branntweinbrennerei. G. ist eine der bedeutendsten Festungen Schlesiens, weil sich hier mehrere wichtige Paßstraßen, die Schlesien mit Böhmen u. Mähren verbinden, vereinigen. Die Festungswerke bestehen aus den alten Mauern, durch welche die Stadt von den Vorstädten getrennt wird u. die noch aus der österr. Zeit herstammen, aus dem von den Preußen auf dem Schäferberge angelegten Fort u. aus einem befestigten Lager. Ein Theil der Festungswerke ist in die Felsen gesprengt. Außerdem sind Vorkehrungen

Nr. 3125 Glatz.

getroffen, das Neißethal vorkommenden Falls unter Wasser zu setzen. G. wurde zuerst 1742 von den Preußen genommen, kam jedoch 1760 durch Ueberrumpelung wieder in österr. Besitz; der Hubertusburger Friede 1763 gab die wichtige Festung jedoch an Friedrich den Großen zurück.

Glaube heißt im Allgemeinen die Ueberzeugung von der Wahrheit übersinnlicher Thatsachen. Denn nur solche können Gegenstand des G.ns sein, während die Vorgänge der sinnlichen od. Erfahrungswelt dem Gebiet des Wissens angehören. Nur uneigentlich braucht man das Zeitwort „glauben" auch von einem bloßen Meinen od. Fürwahrhalten. Der religiöse G. zerfällt nach der kirchlichen Lehre in drei Stücke: 1. Die Erkenntniß, d. h. das Wissen um den Begriff der Sache. So setzt der G. an Gott die Erkenntniß voraus, was man unter „Gott" zu verstehen habe. 2. Der Beifall, d. h. die innere Zustimmung, daß eine religiöse Lehre od. Thatsache wahr sei, z. B. daß Gott wirklich existire. 3. Die Zuversicht, daß die geglaubte Thatsache auch für den daran Glaubenden von Wichtigkeit sei u. ihm zum Heile gereiche. Die Kirchenlehre unterscheidet ferner zwischen „allgemeinem G.en" (an Gott, Tugend, Vergeltung u. s. w.), „speziellem G.n" (an die Wahrheit des Christenthums) u. „speziellstem G.n" (an die erlösende Kraft des vergossenen Blutes Christi). Der letztere heißt auch der „seligmachende G." Dieser ist gemeint, wenn die evangelische Kirche von der Gerechtigkeit „durch den G.n allein" spricht, im Gegensatz zu dem Verdienst der Werke. Ein G., der sich nur in starrer Rechtgläubigkeit ohne sittliche Erneuerung des Herzens äußert, heißt ein „todter G."; im Gegensatz dazu steht der „lebendige G.", der sich auch in Werken der Liebe u. sittlichem Wandel beweist. Ein G. endlich, der sich nur auf das Ansehen eines gefeierten Lehrers od. einer Schrift stützt, ohne nähere Prüfung des Inhalts, heißt „Auctoritätsglaube". Der alte Streit zwischen G.n u. Wissen kann nicht so gelöst werden, daß man ersteren als die niedere, gleichsam unbewußte Stufe hinstellt, die bei höherer Bildung in ein Wissen übergehe; auch nicht so, daß man Unterordnung des Wissens unter den G.n fordert — wie wenn man z. B. fordert, daß man um des G.ns willen die Aechtheit eines biblischen Buches anerkennen soll, trotz ihrer durch die Wissenschaft bewiesenen Unmöglichkeit — sondern nur durch sorgfältige Scheidung des einem jeden Gebiete zufallenden Stoffes. Alles, was wissenschaftlich erörtert u. bewiesen werden kann, kann niemals Gegenstand des G.ns sein; umgekehrt aber können die eigentlichen Glaubenssätze als Darlegung übersinnlicher Dinge (z. B. des Daseins Gottes) nie Gegenstand der eigentlichen Wissenschaft sein. Daraus ergiebt sich, daß sich der G. aller wahrhaften Religionen allezeit auf höhere Offenbarung berufen mußte, denn ohne diese würde sein Stoff der natürlichen menschlichen Erkenntniß entnommen sein u. somit ins Gebiet der Wissenschaft fallen.

Glaubensartikel heißen die einzelnen Sätze, in die das Glaubensbekenntniß einer bestimmten Kirche od. Sekte zerfällt. Sie sind also die einzelnen Glieder (vom lat. articulus, das kleine Glied) eines systematisch geordneten Ganzen. Die Kirchenlehre unterscheidet dabei zwischen fundamentalen od. grundlegenden G.n, d. i. solchen, deren Festhalten zur Seligkeit nothwendig ist (z. B. die Lehre vom Versöhnungstod Christi) u. nicht fundamentalen, d. h. solchen, über die abweichende Meinungen herrschen können (z. B. die Lehre von den Engeln u. Aehnliches).

Glaubensbekenntnisse u. Glaubensregel. Eine jede Kirche u. Kirchenpartei bedarf zu ihrer Existenz nothwendig einer scharfen Feststellung ihres Glaubensstoffes, einer Konfession (Bekenntniß). Durch die Annahme derselben bezeugen die Glieder der Kirche ihre Zugehörigkeit zu derselben u. erlangen dadurch Antheil an den Segnungen der Kirche; anderseits ist die Konfession das einzige Mittel, die etwa eindringende Irrlehre als solche zu erkennen u. demgemäß auszuscheiden. Die älteste Kirche besaß noch kein schriftlich aufgezeichnetes Bekenntniß, wol aber eine mündlich überlieferte, sog. Glaubensregel (regula fidei), d. h. eine kurze Zusammenstellung der wichtigsten Glaubenssätze, die allgemein anerkannt waren, u. von denen unter keinerlei Umständen abgewichen werden durfte. Diese Glaubensregel war allmählich erweitert worden aus der sog. „Taufformel", die, vielleicht schon zur Zeit der Apostel, von dem Täufling beim Uebertritt zum Christenthum nachgesprochen wurde. Die Glaubensregel wurde zuerst um 380 n. Chr. von dem lat. Kirchenvater Rufinus in bestimmter Form aufgezeichnet, aber schon lange vorher den Aposteln selbst zugeschrieben, u. zwar so, daß man die einzelnen Sätze auf je einen der 12 Apostel (bei der Ausgießung des heiligen Geistes) zurückführte. Dies ist das sog. Apostolische Symbol (d. h. Erkennungszeichen), welches in drei Artikeln den Glauben an Gott, Christum u. den Heiligen Geist bekennt, u. von Luther unter dem Namen der drei Artikel in den Katechismus aufgenommen wurde. Dasselbe dient noch heute fast in der ganzen christlichen Kirche als Taufbekenntniß. — Zu diesem kam 325 auf dem Konzil zu Nicäa das Nicänische Symbolum, welches nähere Bestimmungen über die Gottheit Christi enthält, u. etwa Anfang des 6. Jahrh. das sog. Athanasianische Symbolum, fälschlich dem Kirchenvater Athanasius (gest. 373) zugeschrieben u. erst viel später in Spanien entstanden. Dasselbe enthält ziemlich spitzfindige Bestimmungen über das Wesen der Dreieinigkeit u. die Gottheit Christi. — Die drei genannten heißen zusammen die ökumenischen od. allgemeinen Symbole. Das Bedürfniß einer umfassenden Darstellung des Glaubensbekenntnisses machte sich zuerst wieder geltend für die von der Römisch-katholischen Kirche abgetrennte Griechisch-katholische Kirche; doch erfolgte eine endgiltige Festsetzung des Griech.-katholischen Glaubens erst in dem sog. orthodoxen Bekenntniß des Petrus Mogilas von Kiew, welches 1643 von den 4 Griechisch-katholischen Patriarchen genehmigt wurde. Die Ev.-Lutherische Kirche schuf eine Reihe von Bekenntnißschriften (der kleine u. große Katechismus Luther's 1529, die Augsb. Konfession von Melanchthon 1530, die Apologie derselben 1531, die Schmalkaldischen Artikel Luther's 1536, die Konkordienformel 1577), welche 1580 in dem sog. Konkordienbuch mit den drei alten Symbolen vereinigt wurden. Auch die katholische Kirche sah sich dadurch zu einer Formulirung ihres Bekenntnisses genöthigt, u. so entstanden die 1565 von Papst Pius IV. veröffentlichten Beschlüsse u. Regeln des Konzils zu Trident. Ein Auszug daraus ist das Bekenntniß des Tridentinischen Glaubens (Professio fidei tridentina) von 1564, auf welches katholische Lehrer u. Geistliche verpflichtet werden, u. der sog. Catechismus Romanus. Die wichtigsten Bekenntnisse der reformirten Kirche sind die gallische Konfession (1559 für Frankreich aufgestellt), der Heidelberger Katechismus von 1571, die belgische Konfession in 37 Artikeln, eine Darstellung der strengen calvinischen Lehre (zuerst 1562 gedruckt), die schweizerische Konfession von 1561 u. die Beschlüsse des Konzils von Dortrecht 1618. Die Wissenschaft, welche sich mit der Entstehung u. Beurtheilung aller dieser Glaubensbekenntnisse beschäftigt, wozu noch die unzähligen Konfessionen einzelner Sekten, Landeskirchen &c. kommen, heißt Symbolik.

Glaubenszwang nennt man die gewaltsame, nicht auf Ueberzeugung, sondern auf äußeren Mitteln beruhende Nöthigung zur Annahme u. Bekennung irgend eines bestimmten religiösen Glaubenssystems. Die älteste Kirche konnte, da sie selbst heftig verfolgt wurde, nicht an Ausübung von G. denken. Sobald sie aber zur Herrschaft gelangt war, stellte sie bald den Grundsatz auf, daß man die Heiden u. Irrlehrer zum wahren Glauben nöthigen müsse. Das ganze Mittelalter betrachtete die Aufrechterhaltung des reinen Glaubens als Sache des Staates; in unzähligen Fällen vollzog derselbe die Todesurtheile der Kirche, welche in den sog. Inquisitionsgerichten ein förmliches Glaubenstribunal aufgestellt hatte. Leider duldete auch die Evangelische Kirche noch G., wenigstens durch Beraubung u. Verbannung; ja Calvin ließ 1553 den Ketzer Servede in Genf verbrennen. Erst die Aufklärung des 18. Jahrh. brachte den Grundsatz der Toleranz (Duldung in Glaubenssachen) zu immer allgemeinerer Geltung. Gegenwärtig enthalten die Staatsgrundgesetze aller civilisirten Völker die Bestimmung, daß Niemand wegen seines Glaubens irgendwie behelligt od. im bürgerlichen Leben benachtheiligt werden dürfe.

Glaubersalz ist neutrales schwefelsaures Natron, das in vielen Mineralwässern, in Salzseen u. Mineralien natürlich vorkommt, in der chemischen Technologie in großen Mengen als Nebenprodukt gewonnen u. auch aus Kochsalz u. Schwefelsäure künstlich dargestellt wird. Es dient zu vielerlei Zwecken, so als Material für die Bereitung der künstlichen Soda, für die Bereitung des künstlichen Ultramarins, in der Glasfabrikation, in der Medizin u. s. w. Es ist ein farbloses Salz, das in krystallisirtem Zustande viel Krystallwasser enthält; beim Liegen an der Luft entweicht dasselbe, das Salz verwittert infolge dessen. Den Namen erhielt es nach dem Arzt u. Alchemisten Joh. Rudolf Glauber, der 1604 in Karlstadt geb., in den Niederlanden, Salzburg, Kissingen, Frankf. a. M. lebte, in Amsterdam 1668 starb u. sich durch chemische Entdeckungen verdient gemacht hat.

Glauchau, bedeutende Fabrikstadt im sächs. Erzgebirge (Kreisdirektion Zwickau) mit 22,036 E. (1871), liegt am rechten Ufer der Zwickauer Mulde u. ist Hauptstadt der sog. Schönburgischen Rezeßherrschaften, wie auch Sitz der obersten Gerichts- u. Verwaltungsbehörden dieser Lande u. Residenz der gräflichen Linie des Hauses Schönburg. Das große, über der Stadt sich erhebende Schloß stammt in seinen ältesten Theilen aus dem 12. Jahrh. G. ist unregelmäßig gebaut u. häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt gewesen. In Betreff der Weberei von Kleiderstoffen ist G. die erste Industriestadt Sachsens. Außer den Webfabriken bestehen hier noch große Färbereien, Appreturanstalten, Druckereien, Bleichen, Eisengießereien u. Maschinenfabriken. An höheren Unterrichtsanstalten besitzt G. eine Webschule u. eine Realschule. In G. wurde 1494 Georg Agricola (s. d.) geboren.

Glaukopis, Beiname der Athene.

Glaukos (griech. Mythologie), ein niederer Meergott, in der böotischen Fischerstadt Anthedon, deren Einwohner ihn als ihren Stammvater ansahen, als besonderer Lokalgott (aber ohne Tempelkultus) verehrt. Der Sage nach war er Fischer in Anthedon gewesen, hatte von

einem wiederbelebenden u. unsterblich machenden Kraute gekostet u. war, nachdem er dann begeistert in das Meer gesprungen, in einen Meergott verwandelt worden. Als solcher meist in der Gestalt eines bärtigen, mit Schilf bekränzten Greises gedacht, dessen Oberkörper mit Muscheln u. Seetang bedeckt war u. dessen Leib in zwei Fischschwänze auslief, sollte G. mit einem Gefolge von Meerungeheuern, Nereiden od. Halkyonen das Meer durchschweifen, bereitwillig den Schiffern in Bezug auf ihre Fahrt wahrsagend u. ihnen in der Gefahr Hülfe leistend. Der Mythus von G. hat vielfache Erweiterung u. Ausschmückung erfahren, indem man den Meergott bald als Erbauer bald als Steuermann der Argo mit den Argonauten in Verbindung brachte od. ihn am Kampfe des Poseidon mit Dionysos wegen Beroe wie an des Dionysos Zuge nach Indien Theil nehmen ließ u. s. w. Aeschylos hat die Sage in einem verloren gegangenen Drama behandelt.

Glechoma hederacea, Gundelrebe, Gundermann, Grundrebe, Gunrebe, Dammerrebenkraut, Udram, Udraing, Erdepheu, in der Nordschweiz: Grundrebli, Gunträble u. Grundräbli, eine weitverbreitete u. allbekannte Lippenblume, welche mit kriechenden Stengeln, balsamischen, nierenförmigrunden Blättern u. in den Blattachseln stehenden purpurnen Blüten eine Zierde grasiger u. schattiger Orte ist, u. um ihres aromatischen Geruches willen stets in hohem Ansehen beim Volke stand, auch noch heute als Brustmittel in Ehren gehalten wird. Man verwendet sie zu Kräutersäften.

Gleditschia, Pflanzengattung der Hülsengewächse, Gruppe der Cäsalpiniaceen, äußerlich der Akazie od. Robinie verwandt u. ähnlich in der Tracht, nur zweihäusig u. große, lange, schlangenartig sich windende Schoten bildend. Allbekannt in unsern Anlagen ist die G. triacantha aus Nordamerika, der sog. Zuckerschotenbaum, auch Schoten- u. Honigdorn, Honigerbse u. Heuschreckenbaum; ein Baum von etwa 12—15 m. Höhe, gefiederten Blättern u. großen, dreifach getheilten spitzen Dornen, durch welche er sich vorzüglich zur Anlage von Hecken eignet. Das Holz wird zu Drechsler- u. Wagnerarbeiten geschätzt. In Nordamerika, China, Bengalen u. am Kaspisee kommen andere Arten vor, welche ein ähnliches Holz liefern; von ihnen zieht man neuerdings die G. caspica als Zierbaum. Der Name selbst wurde von Linné zu Ehren des Botanikers Johann Gottlieb Gleditsch, welcher 1786 zu Berlin als Akademiker starb, aufgestellt.

Gleichen, die drei, Name dreier Burgen in Thüringen, welche drei im Dreieck liegende Bergkegel zieren. Es sind: die angeblich 950 von einem Abte zu Hersfeld erbaute, jetzt zum Gothaischen Amte Ichtershausen gehörige, wohlerhaltene u. heute als Staatsgefängniß benutzte Wachsenburg; die schon lange zur Ruine gewordene Burg Mühlberg u. die, auch „Wandersleber Schloß" genannte eigentliche Burg G., beide, von gothaischem Gebiete umschlossen, zum preuß. Reg.-Bez. Erfurt gehörig. Letztere soll zu Ende des 9. Jahrh. erbaut worden sein u. war einst der Hauptsitz der Grafen von G., die sich bis ins 12. Jahrh. nach ihrer Stammbesitzung Grafen v. Tonna nannten und als Verwalter des Dingstuhls zu Gotha zu den Viergrafen Thüringens gehörten. Seit Anfang des 15. Jahrh. zerfielen sie in die Linien **G.-Blankenhain** u. **G.-Tonna,** die aber beide im 17. Jahrh. erloschen. Durch großen Landbesitz frühzeitig zu Macht u. Ansehen gelangt, haben die Grafen v. G. sowol der Geschichte wie der Sage reichen Stoff geliefert. Letzterer gehört zum größten Theil insbes. jene Erzählung von dem Grafen Sigmund an, der im 14. Jahrh. in Palästina gefangen genommen, von einer jungen Türkin aber befreit worden sein, dieselbe mit sich genommen u. mit päpstlicher Erlaubniß neben seiner ersten Gemahlin geehelicht haben soll. Nach dem Aussterben dieses Geschlechts zog Kurmainz die Burg G. nebst Zubehör als erledigtes Lehen ein, um sie 1639 an die Grafen v. Hatzfeld-Trachenberg zu geben. Als diese 1794 ausstarben, fiel die Burg an Mainz abermals zurück u. ward später an Preußen abgetreten. Vgl. Hellbach's „Archiv der Grafschaft G." (Altenb. 1805) u. „Historische Nachrichten von den Bergschlössern G., Mühlberg u. Wachsenburg" (Erf. 1802). — Die sog. **Beiden G.** (alten u. neuen G.), zwei Burgruinen bei Göttingen, heißen eigentlich Lichen u. stehen mit den thüringischen G. in keiner Beziehung.

Gleichgewicht nennt man in der Statik den Zustand, in welchem sich zwei od. mehr Kräfte befinden, wenn sie einem Objekte, auf welches sie gemeinsam wirken, keine Bewegung ertheilen, od. auch eine Bewegung, in welcher dies Objekt schon begriffen ist, nicht abzuändern im Stande sind. Oft bezeichnet man mit G. auch speziell nur den Zustand der Ruhe, in welchem sich ein Körper, dessen Schwerpunkt genügend unterstützt ist, befindet (s. „Schwerpunkt").

Gleichheit, die Uebereinstimmung mehrerer Dinge in allen od. gewissen Punkten. In rechtlicher od. politischer Beziehung spricht man von einer G. der Menschen, von einer G. aller Bürger eines Staates. Nach den geläuterten Anschauungen des modernen Staatslebens kommen allen Bürgern ohne Unterschied die gleichen Rechte u. die gleichen Pflichten zu; alle haben den gleichen Anspruch auf Schutz ihres Lebens, ihrer Freiheit, ihrer Ehre, die gleiche Verpflichtung, nach Verhältniß zu den öffentlichen Lasten beizutragen, aber auch die gleiche Berechtigung zum Genusse öffentlicher Einrichtungen, zur Erlangung öffentlicher Aemter u. Ehren. Diese Gleichberechtigung, die von der ersten Französischen Revolution als eines der menschlichen Urrechte proklamirt („Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit") u. seitdem in den meisten Kulturstaaten zur Anerkennung gebracht worden, ist aber nicht identisch mit einer thatsächlichen u. absoluten G., wie sie der Sozialismus u. Kommunismus verlangt u. wie sie nie zur Wahrheit werden kann, da die G. in der schon durch die Natur gegebenen Verschiedenheit der Menschen, ihrer Kräfte u. Verhältnisse stets ihre Schranke finden wird.

Gleichniß heißt die Zusammenstellung von sinnlichen Gegenständen od. Handlungen mit geistigen u. übersinnlichen, um die letzteren dadurch zu verdeutlichen u. zu erläutern. So beruht die Bezeichnung Gottes als eines Hirten (Psalm 23) auf einem G. Im engeren Sinne heißen G.e od. Parabeln die bekannten Erzählungen des Neuen Testaments im Munde Christi (bes. Matth. Kap. 13), durch welche religiöse Thatsachen veranschaulicht werden. Streng genommen sind dies nicht mehr einfache G., sondern Allegorien (ausgeführte G.e). Zum Wesen derselben gehört, daß sie Handlungen, überhaupt Geschehendes erzählen (z. B. das G. vom Säemann) u. daß sie ihren Stoff aus dem Bereiche der Möglichkeit entnehmen. Dadurch unterscheiden sie sich von der Fabel (s. d.). Der hohe Werth der G.e beruht darauf, daß sie auch die schwersten geistigen Begriffe durch Anknüpfung an Allbekanntes verständlich machen, sowie auf ihrer leichten Einprägung ins Gedächtniß.

Gleichung ist in der Algebra die Gleichsetzung od. Vergleichung zweier gleichgroßer, aber verschieden ausgedrückter Werthe für dieselbe Größe. Dies geschieht durch Zwischensetzung des Gleichheitszeichens (=) zwischen die beiden gleichwerthigen Ausdrücke; so sind z. B. $4+2=6$ od. $9-3=6$ od. $4+2=9-3$ solche G.en. Die beiden, rechts u. links vom Gleichheitszeichen stehenden Ausdrücke heißen die beiden Seiten der G. Jede Seite kann wieder aus mehreren Gliedern bestehen, die dann durch das Additions- (+) od. das Subtraktionszeichen (—) verbunden sind. Von den in der G. vorkommenden Größen können aber auch eine od. mehrere unbekannt sein. Die Unbekannte bezeichnet man in der Regel durch x, sind deren mehrere vorhanden, durch y, z, u, v u. s. w., überhaupt durch die letzten Buchstaben des Alphabetes. Die Rechnungsoperationen, die nöthig sind, um die Unbekannten zu bestimmen, d. h. durch die bekannten Größen auszudrücken, nennt man das Auflösen der G. Die G. $x+17=51$ löst man z. B. auf, indem man von beiden Seiten 17 abzieht, man erhält dadurch $x=51-17$ od. 34; d. h. man hat gefunden, daß die unbekannte Größe x, um der G. Genüge zu leisten, den Werth 34 haben muß. Sobald die bekannten Größen, wie im letzten Beispiele, wirklich durch Zahlen ausgedrückt sind, nennt man die G. eine numerische. Sobald man aber nur im Allgemeinen die Art u. Weise der zur Lösung nöthigen Rechnungsoperationen andeuten will, ist die wirkliche Einsetzung numerischer Werthe nicht nöthig, ja oft störend; man kann dann auch die bekannten Größen vorläufig durch allgemeine Symbole, etwa durch a, b, c, u. s. w., gewöhnlich durch die ersten Buchstaben des Alphabets ausdrücken. Man hat es dann mit algebraischen G.en zu thun. Ist mehr als eine Unbekannte zu bestimmen, so genügt eine G. nicht, sondern es müssen stets so viel von einander unabhängige G.en gegeben sein, als Unbekannte vorhanden sind, also bei zwei Unbekannten zwei G.en u. s. f. Sind z. B. in einer Versammlung zwei Parteien, deren Stärke man nicht kennt, so kann man die Anzahl der einen vorläufig mit x, die der andern mit y bezeichnen. Weiß man nun, daß im Ganzen 400 Mitglieder vorhanden sind, so erhält man die eine G. $x+y=400$. Weiß man ferner, daß die erstere Partei (x) um 60 Mann stärker ist als die andere (y), so erhält man die zweite G. $x-y=60$, u. nun läßt sich der Werth von x u. y leicht finden; denn addirt man beide G.en, so erhält man $2x+y-y$ (d. i. soviel als $2x$) $=460$, also $x=230$, folglich bleiben für y von den 400 nur 170 übrig. Dadurch, daß man die Unbekannte y auf derselben Seite mit entgegengesetzten Vorzeichen (+ u. —) erhielt, konnte man sie, ohne der Gleichheitsbedingung zu schaden, ausstoßen, entfernen, eliminiren, wie der mathematische Ausdruck heißt. Die Elimination ist das einfachste Mittel, aus mehreren G.en mit mehreren Unbekannten schließlich eine einzige G. mit einer Unbekannten, die sich auflösen läßt, aufzustellen; sie kann nicht nur wie in dem gegebenen Beispiele durch Addition, sondern auch auf andre Weise, durch Multiplikation u. s. w., ausgeführt werden. Kommen die Unbekannten nicht blos in der ersten Potenz (x, y u. s. w.), sondern auch in der zweiten ($+x^2$ d. i. xx) od. dritten ($+x^3$ d. i. xxx) od. auch in höheren Potenzen vor, so sagt man, die G.en seien zweiten, dritten od. noch höheren Grades. Die Regeln für die Auflösung höherer G.en sind bedeutend komplizirter. Die Werthe, welche man durch Auflösung der G.en für die Unbekannte findet, nennt man die Wurzeln der G. Jede höhere

G. hat so viel Wurzeln, als der Grad der G., d. i. zugleich der höchste Exponent der Unbekannten, Einheiten hat.

Gleim, Johann Wilhelm Ludwig, deutscher Dichter, wol auch „der deutsche Tyrtäus" genannt, bekannter aber als „Vater G.", geb. 2. April 1719 zu Ermsleben im Halberstädtischen, studirte seit 1738 die Rechte in Halle, wo er mit Uz u. Joh. Nik. Götz eng befreundet wurde und neben seinem Fachstudium mit jenen gemeinsam die klassischen Dichter las u. nachzubilden suchte. 1740 wurde er Hauslehrer in Potsdam, wo er sich mit warmer Freundschaft an Chr. E. v. Kleist anschloß, trat 1744 als Sekretär in die Dienste des Prinzen Wilhelm von Schwedt u. war, als dieser 1745 bei Prag fiel, kurze Zeit in ähnlicher Stellung beim Fürsten Leopold von Dessau. Um eine anderweitige passende Stellung bemüht, lebte G. nun in Berlin, bis er 1747 Domsekretär in Halberstadt, bald nachher zugleich Kanonikus am nahen Stifte Walbeck wurde u. damit eine mehr als sorgenfreie Stellung erhielt. In seinen letzten Lebensjahren erblindet, aber trotzdem voll regen Antheils an allen Begebenheiten, starb G. zu Halberstadt 18. Febr. 1803. — Obwol selbst kein hervorragender Dichter, hat G. doch einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Literatur seiner Zeit gehabt, weil er, dessen Lebenselement die Freundschaft und dessen Liebe die deutsche Poesie war, sich unermüdlich bestrebte, jüngere Dichter aufzuspüren u. sie auf liebevollste Weise mit Rath u. That zu unterstützen, eine Thätigkeit, die ihm auch Goethe's ungetheiltes Lob eintrug.

Nr. 3126. Johann Wilhelm Ludwig Gleim (geb. 2. April 1719, gest. 18. Febr. 1803).

Kaum irgend ein bedeutender Dichter jener Zeit existirte, mit dem nicht G. in persönlicher Berührung od. wenigstens im Briefwechsel gestanden hätte, mit vielen verband ihn eine zärtliche, freilich oft ins Kindische u. Süßliche hinüberspielende Freundschaft. Dieser Zug des Spielenden herrscht auch in seinen Gedichten, mit denen er selbst es übrigens sehr ernst nahm, u. zog ihm verschiedene Verspottungen (nam. von Bodmer in dessen Schrift „Von den Grazien des Kleinen") zu. Hauptsächlich war G. in Nachbildungen von Dichtungen der Vorzeit thätig; sein erstes selbständiges Werk „Versuch in scherzhaften Liedern" (2 Thle., Berl. 1744—45) enthält Reproduktionen Anakreon's, ebenso „Sieben kleine Gedichte nach Anakreon's Manier" (Berl. 1764) u. „Lieder nach dem Anakreon" (Berl. 1766), weshalb auch er u. seine gleichstrebenden Freunde in der Geschichte der Literatur als die „Anakreontiker" bezeichnet werden. Aber auch anderen Zeiten u. Völkern dichtete G. nach: „Oden nach dem Horaz" (Berl. 1769), „Gedichte nach den Minnesingern" (Berl. 1773), „Gedichte nach Walther von der Vogelweide" (1779) u. „Petrarchische Gedichte" (Berl. 1764). Alle diese, wie seine zahlreichen anderen Gedichte, Fabeln, Epigramme, Lehrgedichte 2c. zeichnen sich durch leichten Fluß der Verse aus u. haben sich deshalb zum Theil bis heute erhalten (z. B. „Der Papst lebt herrlich in der Welt"), haben aber etwas Tändelndes, Geziertes, sogar seine „Preußischen Kriegslieder von einem Grenadier" (Berl. 1758), in welchen übrigens ein warmer Patriotismus sich ausspricht u. die zu ihrer Zeit weiteste Verbreitung u. außerordentliche Bedeutung erlangten; selbst Lessing, der sie mit einer Vorrede begleitete, hob ihren Werth hervor. — G.'s sämmtliche Werke sind herausgeg. von Körte (7 Bde., Halberst. 1811—13; Bd. 8, Zeitgedichte von 1789—1803 aus G.'s Nachlaß enthaltend, Lpz. 1841); derselbe beschrieb auch G.'s Leben (Halberst. 1811).

Gleiwitz, Kreisstadt in der preuß. Provinz Schlesien u. im Reg.-Bez. Oppeln mit 13,018 E. (1871), in einem freundlichen Thale der Klodnitz, eines Nebenflusses der Oder gelegen, ist Hauptsitz des oberschlesischen Berg- u. Hüttenwesens u. hat ein königl. Hütten- u. Hüttengerichtsamt, eine Handelskammer u. ein Gymnasium. Die Bevölkerung ist zum größten Theil katholisch, unter den Arbeitern viele polnische Elemente. Ausgedehnte Steinkohlenlager haben die Industrie wesentlich gefördert. Dieselbe besteht in Spinnerei u. Weberei, vorzugsweise aber im Hüttenbetriebe, in Eisengießerei u. Maschinenbau. Die größten Maschinenbauanstalten sind Staatseigenthum.

Glenaninseln, die, bilden eine Gruppe von 12 kleineren Eilanden im S. der Halbinsel Bretagne; die meisten sind unbewohnte Felsenklippen, die größte ist Lac, zum Theil mit Sumpf bedeckt; an der befestigten Insel Cicogne befindet sich ein trefflicher Hafen, Chambre (Zimmer) genannt, weil er vor den Stürmen fast vollständig geschützt ist.

Glenmore, ein 12 M. langes Thal, welches Nord- u. Mittelschottland trennt, am Loch Linnhe im W. beginnt, am Inverneß-Firth endet u. in gerader Richtung von SW. nach NO. läuft. Der höchste Punkt der Thalsohle liegt nur 30 m. über dem Meeresspiegel; dies ist die Wasserscheide zwischen dem Lochy-Fluß, welcher den Abfluß des gleichnamigen Sees nach SW. bildet, u. dem Neß-Fluß, der den Loch Oich u. den Loch Neß nach NO. zu entwässert. Diese beiden Fluß- u. Seensysteme werden durch den Caledonischen Kanal verbunden, der demnach Schottland an der schmalsten Stelle durchschneidet.

Gletscher (in Tirol Ferner, in Kärnthen u. Steiermark Kees, in Italien Vedretto, in Frankreich Glacier, in Island Jökul, in Norwegen Gykl) nennt man die Eismassen, welche sich von den mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgen in Thälern oft bis an die Grenze des Getreidebaues herabziehen. Am ausgedehntesten treten sie in den Alpen auf, wo sie einen Flächenraum von ungefähr 60 □ M. bedecken; die Pyrenäen haben nur kleine G.; zahlreicher, aber ebenfalls nicht groß, sind die norwegischen. Am großartigsten erscheint die G.-Bildung in Island, Grönland, im Karatorum u. im Himalaja. Auf den beiden erstgenannten Inseln reichen die G. bis an das Meer, an welches sie riesige Eisberge abgeben. Amerika hat nur einige minder bedeutende G. im Felsengebirge u. in Mexiko, Australien dagegen ausgedehnte Eisfelder in den Alpen Neuseelands; ob die Schneeberge des tropischen Afrika, der Kilimandscharo u. Kenia G. tragen, ist noch nicht festgestellt, doch nicht unwahrscheinlich. Das Gletschereis entsteht aus dem körnigen Firnschnee (s. „Firn"), welcher theils durch das Schmelzen am Tage u. das Gefrieren in der Nacht, theils durch den Druck der in die Thäler herabstürzenden u. herabrutschenden Schneemassen sich in Eis verwandelt. Die Größe der G. hängt demnach von der Ausdehnung der über ihnen lagernden u. sie speisenden Firnfelder ab. Das Eis der G. nähert sich in seiner Textur dem körnigen Firn in den oberen Theilen u. besteht dort aus einzelnen unregelmäßigen, durch Luftblasen u. Wasseradern getrennten Stücken, die verschiebbar sind, in den unteren Theilen aber durch den Druck zu festen Eismassen umgewandelt werden. Die G. bewegen sich thalabwärts, wenn auch sehr langsam; der Aar-G. an seinem schnellsten Punkte um 80 m. während eines Jahres. Die Ursachen dieser Bewegung sind die plastischen Eigenschaften des Eises, der hydrostatische Druck des Wassers in den Kapillar-Röhren desselben, welche in der heißen Zeit mehr Flüssigkeit aufsaugen, das Gesetz der Schwere u. der Druck der oberen Firnmassen. Wenn ein milder Winter mit reichem Schneefall u. ein kühler, regnerischer Sommer auf einander folgen, so werden die G. wachsen, dagegen abnehmen, wenn der Winter sehr kalt u. trocken u. der Sommer heiß ist. Das Wachsthum der G. richtet sich also weit mehr nach der Masse der Niederschläge, als nach der durchschnittlichen Jahrestemperatur. Die G. ziehen sich häufig in Regionen hinab, die schon eine ziemlich üppige Vegetation zeigen; in Neuseeland wachsen am Rande dieser Eisströme Palmen, u. der Grindelwald-G. in der Schweiz, welcher von allen Alpen-G. am tiefsten, bis zu 1000 m. herabsteigt, kommt mit seinem Ende in die Region des Getreides. — Die Oberfläche der G. ist gewöhnlich rauh u. uneben; das Eis an derselben milchig grau, in größerer Tiefe erscheint letzteres aber von dem wunderbarsten Lasurblau mit einem Stich ins Grüne; dieselbe Farbe hat auch das Wasser in den Spalten der G. u. in den Alpenseen, welche vorzüglich durch die Abflüsse von G.n gespeist werden. Vielfach ist das Eis der G. von Spalten durchschnitten, welche eine Wanderung über

dieselben sehr gefährlich machen können u. manchmal eine Breite von 30 bis 50 m. haben. Diese Spalten durchschneiden entweder den G. der Länge od. der Quere nach; erstere entstehen dann, wenn Erhöhungen auf der Thalsohle die Oberfläche des G.s zwingen, sich mehr auszudehnen als die unteren Schichten; letztere, wenn sie sich am Rande vorfinden, dadurch, daß sich das Eis in der Mitte eines G.s schneller bewegt als an den einer größeren Reibung ausgesetzten Rändern. Durchschneiden die Querspalten den ganzen G., so beweisen sie, daß das Bett desselben seine Neigung vergrößert hat (Nr. 3127). Hat der G.-Boden einen plötzlichen Absturz, so zerreißt das

Nr. 3127. Bildung der Gletscherspalten durch Unebenheiten des Bodens.

Nr. 3128. Stirnmoräne.

Nr. 3129. Seitenmoräne.

Nr. 3130. Entstehung der Gufferlinien.

Nr. 3127–3130. Gletscherbildungen.

Eis nach allen Richtungen in eine Menge einzelner Blöcke, die durch Abschmelzen gewöhnlich in sonderbar geformte spitze Riffe u. Pyramiden verwandelt werden u. von Zeit zu Zeit mit mächtigem Gepolter in die zwischenliegenden Spalten herabstürzen. Eine solche „Kaskade" zeigt sich in großartiger Schönheit am unteren Ende des Eismeeres, des größten G.s der Montblanc-Gruppe bei Chamouni. An einzelnen G.n findet eine theilweise Unterbrechung durch einen solchen Absturz der Unterlage statt; über denselben stürzen dann die Eismassen des drängenden G.s herab, werden in tausend Stücke zerschlagen, unten aber durch ihren eigenen Druck in eine feste Masse wieder zusammengepreßt u. setzen nun, wenn auch mit veränderter Textur, den oberen G. fort. Jeder G. bewegt sich somit thalabwärts, bis er in eine Region kommt, deren Temperatur gerade hinreicht, soviel abzuthauen als nachgeschoben wird; er nimmt ab u. zieht sich zurück, wenn der Nachschub geringer wird.

Indem nun diese gewaltigen Eismassen sich mit einem ungeheueren Druck auf der schiefen Ebene des Thales fortschieben, schalen sie von dem Boden die Erdschicht ab, bewegen Steine auf ihrem Grunde mit fort, zermalmen sie durch die gegenseitige Reibung u. schleifen die Felsen an den Rändern wie an den Seiten des Thales ab. Diese **Gletscherschliffe** dienen dem Geologen zum Beweis, daß in manchen Thälern, welche jetzt mit blühenden Ortschaften, Getreidefeldern und Weingeländen bedeckt sind, in vorhistorischer Zeit sich G. hinabbewegten. Aus solchen Kennzeichen ist zu ersehen, daß die G. vom Montblanc u. Monte Rosa, von dem St. Gotthard u. den Berner Alpen durch die Thäler der Arve, Rhone, Aare u. des Rheins bis in die nordschweizerische Hochebene u. zum Jura vorgedrungen sind.

Der von dem bei der Fortbewegung der G. zermalmten Gesteine herrührende feine Staub theilt sich dem Wasser mit, das sich in den Eisspalten vorfindet, auf dem Grunde des G.s fortrinnt u. endlich am Ende desselben häufig durch ein Thor als Bach abströmt, u. verleiht allen durch G. gespeisten Gewässern eine graugrüne Färbung, weshalb die kleineren, von den G.n abrinnenden Wasseradern auch als **Gletschermilch** in einzelnen Alpengegenden bezeichnet werden. Die festen Bodenbestandtheile u. Gesteinstrümmer, die der G. vor sich herschiebt od. an den Seiten als wallartige Anhäufungen aufwirft, heißen **Moränen**. Große Felsblöcke, die sich ihm entgegengestellt haben, nimmt er so in seinem Laufe mit u. staut diesen Transport an seinem Ende zu einem Walle an, der als **Stirnmoräne** bezeichnet wird (Nr. 3128). Schmilzt der G. ab, so bleibt diese natürlich liegen u. stellt den Grenzstein dar, bis zu welchem einst das Eis vorgedrungen ist. Von den Thalrändern aber, die sich zu beiden Seiten eines solchen Eisstromes erheben, fallen fortwährend Erd- u. Gesteinsmassen, durch Verwitterung, Wasser u. andere Kräfte losgelöst, auf den G. u. bleiben gewöhnlich auf den Rändern desselben als Trümmerwälle liegen, welche den Namen **Seitenmoränen** führen u. von dem Eise abwärts getragen werden (Nr. 3129). Einzelne Steine von geringerer Größe, welche weiter auf die Oberfläche des G.s geschleudert werden, schützen nun nicht etwa das von ihnen bedeckte Eis vor der Sonnenwärme, sondern, da sie stärker als jenes erwärmt werden, thauen sie das Eis unter sich ab u. bohren sich durch ihre Wärme ein Loch in dasselbe, so tief, bis sie nicht mehr von der Sonne getroffen werden. Größere Felsmassen aber, die von der Sonne nicht durchwärmt werden können, hindern das Eis unter sich am Abthauen u. während ringsumher allmählich das Eis wegschmilzt, erhält sich im Schatten dieses Felsblockes ein Eiskegel, auf dessen Spitze der Stein ruht, u. es entsteht ein **G.-Tisch** (Nr. 3131). Die nach S. gewandte Seite dieses Kegels schmilzt aber auch nach u. nach, der Stein verliert endlich das Gleichgewicht u. fällt herab, um Veranlassung zur Bildung eines neuen G.-Tisches zu geben, während neben ihm der alte Eisstumpf übrig bleibt. So wandern solche Felsen auf der Oberfläche des G.s langsam nach Süden, hinter sich den zurückgelegten Weg durch eine Reihe abgestumpfter Eiskegel bezeichnend.

Treffen zwei G. A u. B (Nr. 3130) aus zwei Nebenthälern in einem Hauptthale zusammen, so vereinigen sich ihre Eismassen zu einem gemeinsamen Strome, doch nicht so, daß ihr Eis sich mischt, sondern daß sie nebeneinander in dem gemeinsamen Bette sich bewegen. Das linke Ufer vom G. B stößt an das rechte Ufer des G.s A; nun bringt aber A auf seinem Rücken die Seitenmoränen c u. d; B ähnliche Trümmerwälle a u. b; die Moräne b vereinigt sich also mit c u. es entsteht in der Mitte des Hauptgletschers die Moräne e, eine **Mittelmoräne**, welche an Größe die beiden Seitenmoränen a u. d bei weitem übertrifft. Stoßen nun drei G. in einem Thale zusammen, so entstehen auf dem Haupt-G. zwei Mittelmoränen od. **Gufferlinien**, drei, wenn vier G. sich vereinigen. Man kann so aus den Mittelmoränen die Zahl der Zuflüsse erkennen. Doch kommt es bei Thalverengungen auch vor, daß sich in dem unteren Theile eines G.s einzelne Mittelmoränen unter sich od. auch wol mit Seitenmoränen vereinigen. Eine besonders großartig ausgebildete Mittelmoräne zeigt der Aar-G., welcher aus zwei riesigen, vom Schreckhorn u. Finsteraarhorn herabkommenden Eisströmen gebildet wird. Der Boltoro-G. in West-Tibet, der sich aus 14 Tributär-G.n gebildet u. eine Länge von 9 M. hat, trägt allein auf seinem Rücken 15 Mittelmoränen, die allerdings auf seinem unteren Theile die ganze Oberfläche bedecken. Am Karakorum-Gebirge sind bis jetzt die größten G. der Erde aufgefunden worden; der bedeutendste von diesen ist der 16 M. lange Biafo ganse. Die bedeutendsten G. Europa's

Nr. 3131. Gletschertisch vom Aargletscher in den Berner Alpen.

finden sich in den Schweizer Alpen; hier hat der Aletsch-G. in der Gruppe des Finsteraarhorns 24, der Gerner-G. am Monte Rosa 15, das Mer de Glace am Mont Blanc 14 Kilometer Länge.

Gleyre (spr. Glehr), Gabriel Charles, franz. Historienmaler, geb. 1807 zu Chevilly in der franz. Schweiz, Schüler von Hersent, studirte während eines mehrjährigen Aufenthalts in Italien die alten Meister von Giotto bis auf Rafael u. kopirte sie mit großem

Verständniß u. machte dann, um die Natur zu studiren, auch Reisen in den Orient, doch vermochte alle Gründlichkeit der Studien den Mangel an schöpferischer Phantasie, der in seinen Werken häufig hervortritt, nicht zu ersetzen. Aufsehen erregte sein „Johannes auf Patmos" (1840), mehr noch sein „Abend" (1843, Museum des Luxembourg), dem freilich „der Auszug der Apostel" (1845) nicht gleichkam. Glücklicher war er in mehreren Darstellungen jugendlich idealischer Gestalten. Eines seines letzten Bilder war ein Herkules zu den Füßen der Omphale. G. starb zu Paris 5. Mai 1874.

Glied bezeichnet eine Anzahl neben einander in einer Linie stehender Soldaten. Viele solcher G.er hinter einander bilden eine „tiefe" Aufstellung. Die Tiefe der Aufstellung nahm mit Einführung der Feuerwaffen immer mehr ab u. wurde namentlich durch Gustav Adolf vermindert. Die Reiterei der heutigen Heere steht in 2 G.ern. Bei der Infanterie ist der lange währende Streit, ob 2 od. 3 G.er, noch nicht endgiltig entschieden. Die deutsche Infanterie wird in 3 G.ern aufgestellt, da aber das 3. G. meist als Schützen aufgelöst ist, so kämpft sie ebenfalls in 2 G.ern.

Gliederthiere (Gliederfüßler, Arthrozoen, Arthropoden, Gelenkfüßler, Condylopoden) bildeten bei Linné die Klasse der Insecta, wurden von Cuvier mit den Würmern als „Articulata" vereinigt, von Latreille aber wiederum abgetrennt u. als Gelenkfüßler, Condylopoda, bezeichnet. Es sind Thiere mit einem seitlich symmetrisch gebauten, in Abschnitte od. Ringe (Segmente) zerfallenden Körper, welcher hohle, gegliederte Anhänge (Fühler, Kiefern, Füße) trägt, u. dessen Hautskelet durch Chitin (u. Kalk) erhärtet. Der vordere Hauptabschnitt des Körpers, der Kopf, trägt die Sinneswerkzeuge, Fühler u. Augen, u. die Kauwerkzeuge; die Brust (der Thorax) die Bewegungsorgane (Beine, Flügel); der Bauch (das Abdomen), zu dem bei manchen noch als letzter Endabschnitt ein Postabdomen hinzukommt, nur in gewissen Abtheilungen gegliederte Anhänge. Es zeigen sich hier große Verschiedenheiten; die den Insekten als Sinnesorgane dienenden Fühler sind bei den Spinnen an Stelle der fehlenden Oberkiefer getreten u. müssen vielen niederen Krustern als Schwimmorgane dienen; die (am Thorax eingelenkten) Beine der Insekten entsprechen den Freßwerkzeugen der Krebse, deren Gehwerkzeuge am Bauche eingelenkt sind, wie dies in der Insektenklasse nur bei Larven vorkommt. Die meisten Gliederthiere haben ein röhrenförmiges, gekammertes Herz („Rückengefäß"), u. ein unvollkommenes peripherisches Gefäßsystem; ihre Athmungswerkzeuge sind entweder den ganzen Körper durchziehende verzweigte Röhren, die Tracheen (so bei den Spinnen, Tausendfüßen u. Insekten), od. (wie bei den Krustaceen) Kiemen; ihr Nervensystem besteht aus einem Schlundring mit einem oberen Schlundganglion u. einem knotig angeschwollenen Bauchstrange. Die aus dem Ei geschlüpften Jungen sind den Mutterthieren in vielen Fällen unähnlich u. müssen als Larven erst eine Reihe Veränderungen (Metamorphosen) durchmachen, ehe sie, meist erst nach einem Ruhestand als Puppe, ihre vollkommene Gestalt erlangen. In einzelnen Fällen kommt auch Generationswechsel vor. Näheres s. unter „Kruster, Insekten, Spinnen, Myriapoden".

Glienicke, Dorf am linken Ufer der Havel, Potsdam gegenüber, mit etwa 500 E. u. einem Lustschlosse des Prinzen Karl von Preußen. Die Stelle, auf welcher das letztere steht, ward von Friedrich Wilhelm I. als werthlose Sandscholle einem Fabrikanten zu einer Maulbeerplantage überlassen. Später kam G. in den Besitz des Staatskanzlers von Hardenberg u. 1824 in den des Prinzen Karl, der 1826 dem Schlosse seine jetzige Form gab u. von Lenné den Park in engl. Geschmack anlegen ließ.

Glimmer, eine alte bergmännische Bezeichnung für eine Gruppe von Mineralien, die sich sämmtlich durch einen hohen Grad von Spaltbarkeit in dünne Platten, sowie durch einen starken perlmutterartigen Glanz auf den Spaltungsflächen auszeichnen. Wegen ihres Glanzes u. ihrer scheinbaren Aehnlichkeit mit edlen Metallen findet man die Glimmerarten im Volke häufig mit dem Namen Katzengold u. Katzensilber belegt.

Hinsichtlich ihrer chemischen Zusammensetzung gehören die G. zu den wasserfreien Silikaten (kieselsauren Salzen); sie enthalten sämmtlich, jedoch in verschiedenen Mengenverhältnissen, kieselsaure Thonerde u. kieselsaures Kali, welches letztere in gewissen Arten, zum Theil durch Natron, Lithion od. Magnesia, ersetzt ist. Man theilt demnach auch die Glimmerarten nach diesen ihren wesentlichen Bestandtheilen ein in Kali-G., Natron-G., Lithion-G. u. Magnesia-G. Während man sie früher nach ihrer Krystallform u. ihrem optischen Verhalten weniger streng in optisch einaxige u. optisch zweiaxige G. unterschied. 1) **Kali-G.** (Muscovit, Phengit, optisch zweiaxiger G. zum Theil) ist ein sehr verbreiteter Bestandtheil vieler Gesteinsarten, nam. des Granites, Gneises, Glimmerschiefers 2c.; er erscheint meist in dünnen Lamellen, die oft zu schuppigen, schaligen od. schiefrigen Aggregaten vereinigt sind od. einzeln zerstreut zwischen den übrigen Bestandtheilen der Gesteine vorkommen. Zuweilen findet man auch in Graniten u. Gneisen ganz grobkörnige Ausscheidungen, in welchen der G. Tafeln von ziemlich beträchtlicher Größe bildet. Man benutzt solche Glimmerplatten jetzt vielfach wegen ihrer Durchsichtigkeit zu Lampencylindern, Fenstern für Brennöfen, Hohöfen u. dgl., kleine Stückchen als Deckgläschen für Mikroskope. Die Farben des Kali-G.s sind überwiegend hell, vom Farblosen ins Gelbe, Graue od. Grünliche übergehend, in dünnen Blättchen ist er völlig durchsichtig. Der Kali-G. wird von Laien in der Mineralogie häufig mit dem großkrystallisirten Gips, dem sog. Marienglas, verwechselt; beide sind aber sehr leicht zu unterscheiden, indem das Marienglas schon bei mäßigem Erhitzen über einer Spiritus- od. Gasflamme undurchsichtig u. weiß wird u. sich dann sehr leicht zerreiben läßt, während der Kali-G. hierbei unverändert bleibt. Das spezifische Gewicht des Kali-G.s ist 2,76 bis 3,1, seine Härte = 2—3; er ist sehr biegsam u. elastisch, wodurch er sich ebenfalls vom Marienglas unterscheidet, welches leicht bricht. Große, farblose, plattenförmige Varietäten dieses G.s kommen namentlich am St. Gotthardt in der Schweiz, in Finnland u. Schweden, am Ural, am Ilmensee u. Baikalsee in Sibirien vor. Die reinsten Varietäten des Kali-G.s bestehen aus 48 Kieselsäure, 39,8 Aluminoxyd (Thonerde) u. 12,2 Kali, die meisten Arten enthalten jedoch noch kleine Mengen Wasser, Eisenoxyd u. Kalk. 2) **Natron-G.** (Paragonit) sind solche Glimmerarten, in denen mehr Natron als Kali vorhanden ist; dieselben sind grauweiß od. gelblichweiß, schwachglänzend, perlmutterartig, finden sich nicht in großen Krystallen ausgebildet, sondern meist nur in Form feinschuppiger Glimmerschiefer; so bildet z. B. der Paragonit das Muttergestein der schönen Staurolith- u. Disthenkrystalle des Monte Campione bei Faido im Kanton Tessin. Auch der hellgrüne G. von Pregatten im Pusterthale gehört zu den Natron-G.n. 3) **Lithion-G.** (Lepidolith od. Lithionit) gehört zu den seltenen Glimmerarten, findet sich in dem grobkörnigen Granit von Penig in Sachsen, ferner bei Altenburg u. Zinnwald im Greisen; bei Utöen, in Cornwall 2c. Er zeichnet sich durch seinen starken Perlmutterglanz vor andern Glimmerarten aus, besitzt ein weiße, rosenrothe od. pfirsichblütrothe Farbe, schmilzt sehr leicht u. färbt dabei (infolge seines Lithiongehaltes) die Flamme purpurroth. Die Zusammenstellung ist sehr schwankend, außer Kieselsäure u. Thonerde enthält er circa 8 bis 8,5% Kali, 3 bis 5% Lithion, 1 bis 2% Natron u. 4 bis 8% Fluor, nebst sehr kleinen Mengen von Cäsium, Thallium u. Rubidium. Man benutzt die Lithion-G. zur Darstellung der Lithionsalze, welche zur Darstellung künstlicher Mineralwässer u. in der Medizin Verwendung gefunden haben. 4) **Magnesia-G.** (Biotit, optisch einaxiger G.) unterscheidet sich von den übrigen Glimmerarten durch seine dunkle, meist grüne, braune od. schwarze Farbe, durch einen Magnesia- (Talkerde-)Gehalt von 10 bis 30% u. einen Eisengehalt von ca. 13% bei 5 bis 8% Kaligehalt. Die Magnesia-G. finden sich vorzüglich in Trachyten, Basalten, Porphyren u. Graniten, jedoch nicht sehr häufig. Eine kupferrothe, undurchsichtige Varietät desselben heißt Rubellan.

Als besondere Arten von G. sind noch zu erwähnen: Sericit u. Damourit, dieselben sind den Kali-G.n am ähnlichsten u. bilden den Hauptbestandtheil mancher Glimmerschiefer u. Urthonschiefer, so nam. der Sericit in den Taunusschiefern. Ferner Fuchsit od. Chrom-G., ein durch circa 4% Chromoxyd schön grün gefärbter Kali-G.

Schließlich mag noch bemerkt werden, daß man zuweilen auch einige andere Mineralien mit dem Namen G. bezeichnet, weil sie in dünnen Blättchen krystallisiren, obschon sie ihrer Zusammensetzung nach gar nicht zu den G.n gehören. Es sind dies folgende: Eisen-G., eine feinschuppige Varietät von Eisenglanz (Eisenoxyd); Kupfer-G., natürliches wasserhaltiges arsensaures Kupferoxyd; Uran-G., eine Verbindung von phosphorsaurem Kalk od. phosphorsaurem Kupferoxyd mit kupfersaurem Uranoxyd (Uranit).

Glimmerschiefer nennt man eine zur Klasse der krystallinischen Silikatgesteine gehörige Gebirgsart, die in ihren charakteristischen Varietäten wesentlich aus Glimmer u. Quarz besteht. In den quarzarmen Varietäten tritt der Quarz in Form feiner Körner auf u. zuweilen ist seine Menge verschwindend klein, wodurch das Gestein ganz den Charakter eines Aggregates von Glimmerblättchen erhält. Aber auch in den quarzreichen Varietäten des G. ist der Quarz so angeordnet, daß man dieses hier meist in Form von Linsen od. Lagen vorkommende Mineral auf den der Schieferung parallelen Bruchflächen gar nicht sieht, sondern nur auf dem Querbruch des Gesteins, was darin seinen Grund hat, daß die Glimmerblättchen alle nahezu parallel liegen u. die dünnen Quarzlinsen gleichmäßig bedecken u. umhüllen. — Der in den G.n vorkommende Glimmer ist meist Kaliglimmer, statt dessen findet sich jedoch auch in manchen Gegenden Damourit u. Paragonit (s. „Glimmer"). Von den Mineralien, die im G. auftreten, sind zu nennen Granat, Turmalin, Andalusit, Chlorit, Feldspath u. s. w.; durch letzteres Mineral entstehen Uebergänge in Gneis. Der G. gehört zu den ältesten Gesteinen, über seine Bildung hat man noch keine sicheren Anhaltepunkte gewinnen können; den Eruptivgesteinen ist er sicher nicht zuzuzählen. Nach Bischof ist er metamorpho-

sirter, d. h. umgewandelter Thonschiefer. Der G. ist stets mit einer ausgezeichneten Schichtung versehen, die Schichten sind von verschiedener Mächtigkeit, bald ebenflächig, bald wellenförmig, sattel- od. muldenförmig gebogen u. vielfach gewunden. Die Bergformen des G. sind auf den Höhen gewöhnlich ziemlich sanft u. wellenförmig, in den Thälern dagegen zuweilen sehr schroff u. prallig; nur die sehr quarzreichen Varietäten ragen, zumal bei steiler Schichtenstellung, auch auf den Höhen in scharfen, zackigen Felskuppen u. langgestreckten Graten empor. Er findet sich im Erzgebirge, Riesengebirge, den Sudeten, im Böhmerwalde, der Centralkette der Alpen, im skandinavischen Gebirge u. vielen anderen. — Quarzreiche Varietäten werden als Bausteine benutzt; quarzarme, wenn sie ebenflächig sind, zuweilen als Dachschiefer u. als Gestellsteine für Eisenhohöfen.

Glinka, Feodor Nikolajewitsch, russ. Schriftsteller, geb. 1788 im Gouv. Smolensk, nahm als Offizier an den Feldzügen der J. 1805 u. 1812—14 Theil, ward aber als Mitglied einer geheimen politischen Verbindung nach Petrosawodsk verwiesen u. dort im Civildienst beschäftigt. Durch seine „Briefe eines russ. Offiziers über die Feldzüge von 1805—6 u. 1812—15“ (8 Bde., Mosk. 1815—16), seine „Lebensbeschreibung Chmjelnicki's“ (2 Bde., Petersb. 1818) u. das „Geschenk für russ. Soldaten“ (ebd. 1818) machte er sich als milit. Schriftsteller einen bedeutenden Namen; nicht minder aber als Dichter: seine Kriegslieder, seine beschreibenden Gedichte (z. B. „Karelien od. die Gefangenschaft der Martha Johannowna“, Petersb. 1830) u. seine poetischen Uebertragungen der Psalmen, des Buches Hiob's u. der Propheten (1826) athmen reinste patriotische u. religiöse Begeisterung. Sein Bruder Sergei Nikolajewitsch **G.**, geb. 1774 im Gouv. Smolensk, diente gleichfalls im russ. Heere, nahm aber schon 1799 als Major seinen Abschied, lebte dann als Literat u. Privatlehrer in Moskau u. starb daselbst 1847. Derselbe ist, außer als Dramendichter, bes. als Jugendschriftsteller vortheilhaft bekannt; hervorzuheben ist seine „Russ. Geschichte für die Jugend“ (2. Aufl., Mosk. 1822, 14 Bde.) u. seine „Lektüre für die Jugend“ (12 Bde., ebd. 1821). Von 1808 bis 1821 gab er den „Russ. Boten“ heraus. — Ein Neffe der Genannten war **Michael G.**, berühmter russ. Tonsetzer, geb. im J. 1803 (nach Anderen 1804) auf einem Gute in der Nähe von Smolensk. Nachdem er, der im Klavierspiel von John Field (s. d.) unterrichtet worden, für die Kunst als Lebensberuf sich entschieden hatte, ging er behufs höherer Ausbildung in derselben 1830 zuerst nach Italien u. 1833 nach Berlin, wo er bei Dehn kontrapunktische Studien machte. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er vom Kaiser zum Hofkapellmeister, Operndirektor u. Dirigenten des Kirchenchors ernannt, war 1840 bis 1850 wieder viel auf Reisen, nam. in Spanien u. Frankreich, u. kam endlich 1856 nochmals nach Berlin, wo er sich unter Dehn's Führung musikgelehrten Forschungen hingab. In Berlin starb er 15. Febr. 1857. — Eine ungemeine Popularität hat G. in Rußland bes. durch seine beiden Opern „Das Leben für den Czar“ u. „Rußlan u. Ljudmilla“ erlangt, welche in der That als die ersten nennenswerthen Muster russ. Nationalopern (nach den Stoffen nicht nur, sondern auch nach der musikalischen Behandlungsart) zu bezeichnen sind. Außerdem kennt man noch von ihm Lieder u. Gesänge u. einige Orchesterphantasien.

Globularieen, eine kleine Pflanzenfamilie, von deren wenigen Gattungen Deutschland nur ihren Typus, Globularia, besitzt. Diese erzeugt kleine, Rasen bildende Halbsträucher, von denen wir 3 Arten (Gl. vulgaris, nudicaulis, cordifolia), die erste in der Niederung, die beiden übrigen in der Alpenregion, finden. Sie zeichnen sich durch kugelförmig gestellte Blumen aus, welche ihre nächsten Verwandten in den Primelgewächsen haben. Die genannten Arten waren früher als Purgir- u. Wundmittel im Gebrauche, wie noch heute in Südfrankreich Gl. Alypum statt der Sennesblätter verwendet wird.

Globus (lat.), d. i. Kugel, nennt man in der Astronomie u. Geographie eine künstliche, drehbare Kugel, welche entweder das Himmelsgewölbe (Himmelsglobus) od. die Erde (Erdglobus) darstellt u. auf der außer den Bildern der Sterne u., bez. der Erdtheile, auch die gedachten Linien, wie Längen- u. Breitengrade u. a., verzeichnet sind. Die Griechen haben den G. erfunden u. denselben schon für die Astronomie wie für die Erdkunde angewendet. Im Mittelalter wurden solche Instrumente bes. häufig u. sorgfältig von den Arabern konstruirt. In der neuesten Zeit sind die Reliefgloben sehr in Gebrauch gekommen, künstliche Erdkugeln, auf denen die Bodenverhältnisse der Erdoberfläche durch Erhöhungen u. Vertiefungen dargestellt sind. Obgleich diese erhabene Darstellung der Gebirge an dem Fehler leidet, daß die horizontale Ausdehnung im Verhältniß zu der vertikalen viel zu gering ist, so empfehlen sich doch solche Reliefgloben sehr für pädagogische Zwecke.

Glocken. Der Gebrauch von G., um zum Gottesdienste einzuladen, ist sicher erst für den Anfang des 7. Jahrh. nachzuweisen. Früher bediente man sich zu diesem Zwecke eines Ausrufers, eines Hornsignals od. des Schlagens auf Breter u. dergl. Die Erzählung, daß der Bischof Paulinus von Nola in Campanien Ende des 4. Jahrh. durch den Anblick der Glockenblume auf die Erfindung der G. gekommen sei, ist eine Sage, die aus den Glockennamen nola (d. i. die Schelle) u. campana (wahrscheinlich vom campanischen Erz) entstand. Die G. sind vielmehr aus den längst bekannten Klingeln u. Schellen der römischen Zeit hervorgegangen u. waren Anfangs sehr klein, wie der Name tintinnabula, d. h. „kleine Schellen“, bezeugt. Die früheste Erwähnung bezieht sich auf die Kirchenglocken des Papstes Sabinianus (604). Im J. 610 bewogen die G. der Stephanskirche zu Orleans ein feindliches Heer zum Staunen u. zur Flucht. Eifrig sorgte für ihre Einführung Karl der Große; erst später verbreiteten sie sich auch im Orient. Sie wurden ursprünglich in besonderen Glockenthürmen neben der Kirche aufgehängt. Im Mittelalter kam die Vorliebe für bes. große G. auf; die größte u. schwerste derselben ist die „Zar Kolokol“ (d. h. Kaiserglocke) genannte G. im Kreml zu Moskau, die eine eigene Geschichte hat: 1553 gegossen im Gewicht von 360 Ctrn., stürzte sie bei Gelegenheit eines Brandes herab u. zerbrach; 1654 im erhöhten Gewicht von 2800 Ctrn. umgegossen, fiel sie bei gleicher Veranlassung abermals vom Thurm u. lag in Stücken am Boden, bis 1734 die Kaiserin Anna sie abermals umgießen ließ; ihr ursprüngliches Gewicht von 4000 Ctrn. wurde durch Abbrechen auf 3962 Ctr. reduzirt. Aber schon nach 3 Jahren zerstörte eine neue Feuersbrunst den Thurm u. beim Fall der Glocke brach ein Stück derselben heraus. Seitdem lag sie unter dem Schutte bis 1836, in welchem Jahre Kaiser Nikolaus sie ausgraben u. aufstellen ließ. Ihr Durchmesser beträgt 7 m, ihre Höhe 6 m.

Nr. 3132. Der sogen. Saufang (Glocke aus zusammengenietheten Eisenplatten. (Auf der Cäcilienkirche zu Köln.

Nr. 3133. Zar Kolokol (Kaiserglocke) in Moskau.

Die Kaiserglocke für den Kölner Dom, zu welcher der Deutsche Kaiser aus den im letzten französischen Kriege erbeuteten Kanonen das Material geschenkt hat, wird in Frankenthal gegossen u. soll 1000 Ctr. wiegen. Leider ist das Unternehmen (Juli 1874) schon zweimal verunglückt. In neuerer Zeit hat man bei der Zusammenstellung mehrerer G. zu einem Geläute bes. auf das harmonische Zusammenstimmen derselben, gewöhnlich in einem Dreiklang (Dur od. Moll), Rücksicht genommen. Als Material dient das Glockengut od. die Glockenspeise, eine Mischung von Kupfer u. Zinn (darüber u. über den Glockenguß s. „Gießerei“); neuerdings sind auch G. aus Gußstahl in Gebrauch gekommen, die bedeutend billiger sind als eherne G.

Die bekanntesten großen Glocken der Erde.

Ort.	Name der Glocke.	Gewicht in Centnern.	Jahr des Gusses.	Gießer.
Moskau.	Zar Kolokol	3962	1734	
"	Bolschoi Kolokol.	1300	1817	Bogdanof.
Peking.	—	1099		
Nowgorod.	—	620		
Nanking.	-	454		
Lissabon.	—	418	—	
Olmütz.	—	358	-	
Wien.	—	324	1711	Joh. Aichamer.
London.	Big Ben of Westminster.	308	1856	Warner.
Sens. Dep. Yonne		300		
Mailand.		300	—	
Schenkenfelden. Oberösterreich.	—	298	1764	Karl Potz.
Rom.	—	280	1786	
Erfurt.	Maria Gloriosa. Susanne.	275	1197	Gerard Wou de Campis.
Magdeburg.	Maxima.	266	1702	Jacobi.
Paris.	Therese.	266	—	
Montreal. Canada.		255		
Bern.		240		
Schaffhausen.		230	1486	
Prag.		227		
Köln.	Preciosa.	224	1448	Johann de Bechel.
Breslau.	-	220		
Nürnberg.	—	156	1392	
Regensburg.	Predigerglocke.	116	1323	
Halberstadt.	Osanna.	—	1455	Hans Blume.
Braunschweig.	Blasius major.	-	1502	Gerard Wou de Campis.

Glockenblume, s. „Campanula".

Glockengießerei, s. „Gießerei".

Glockenspiel (franz. carillon; ital. campanetta, daher auch zuweilen im Deutschen Campanett genannt), eine gewisse Anzahl von Glocken von verschiedener Größe, die, nach der diatonischen od. diatonisch-chromatischen Skala abgestimmt u. geordnet, durch ein Hammerwerk zum Klingen gebracht werden. Ihre Erfindung wird einem englischen Abte, Aelredus Sanctus, zugeschrieben. Man hat G.e von sehr verschiedener Größe u. verschiedenem Umfang: 1. die größten auf Thürmen von Kirchen u. anderen öffentlichen Gebäuden. Das erste größere G. wurde gegen Ende des 15. Jahrh. am Kirchthurm zu Aalst in Flandern angebracht. Gespielt werden die meisten dieser größeren G.e mittels einer durch Gewichte getriebenen, in das Hammerwerk eingreifenden Stiftwalze, so daß die Melodie nach einem gewissen Zeitraum immer wieder von selbst intonirt. Manche sind auch mit einer Klaviatur mit sehr weiten u. großen Tasten nach Art der alten Orgeln verbunden, auch wol mit Pedal versehen. — 2. in kleinerem Maßstabe in den Orgeln als ein besonderes Register, gemeinhin nur die drei oberen Oktaven des Klaviers enthaltend. — 3. als ein Klavierinstrument für sich, Carillon genannt u. ehedem ziemlich verbreitet, ebenfalls gewöhnlich nur die drei erwähnten Oktaven umfassend. — 4. in Stubenuhren, stets mittels einer Stiftwalze gespielt. 5. in Militärmusiken, als eine Reihe von Stahlglocken (od. auch Stahlplatten), die mit einem Hämmerchen aus freier Hand geschlagen werden. — Alle Arten von G.en haben den Fehler, daß, da ihnen die Dämpfung mangelt, schnelle Tonfolgen durch den Nachklang undeutlich werden u. in einander schwimmen; das Tonstück hat also, um eine gute Wirkung zu erzielen, dieser Unvollkommenheit Rechnung zu tragen u. darf nur mäßig bewegt sein.

Nr. 3131. Glockenspiel.

Glockentaufe hieß die in alter Zeit übliche Einweihung neuer Glocken durch Abwaschen mit Wasser u. Salbung mit Oel, wobei unter dem Zeichen des Kreuzes eine Weihformel gesprochen wurde. Obschon die eigentliche G. 787 von Karl d. Gr. verboten wurde, so muß sie sich doch erhalten haben, da später sogar die Beilegung von Namen mit derselben verbunden war.

Glockner od. **Großglockner,** nach der Ortlerspitze der höchste Berg Oesterreichs u. der Ostalpen, liegt an der Grenze von Kärnthen, Salzburg u. Tirol u. hat eine Höhe von 3795 m. Gewaltige Gletscher, unter denen die Pasterze der bedeutendste ist, sendet er in die Thäler, bes. nach S. Die erste Besteigung wurde 1800 ausgeführt; jetzt ist der Weg einen großen Theil geebnet. Man besteigt den G. gewöhnlich von der Kärnthner Seite, von Heiligenblut, od. von der Tiroler Seite, von Kals aus.

Glogau od. **Großglogau,** Kreisst. in der preuß. Provinz Schlesien, Reg.-Bez. Liegnitz u. Festung zweiten Ranges mit 18,265 E. (1871), liegt am linken Ufer der Oder, hat drei kathol. u. zwei evangel. Kirchen, zwei Gymnasien u. ein schönes Schloß; auf der ebenfalls befestigten Oderinsel ist der Dom erbaut. Tuch, Watte, Tabak, Uhren, Zucker, Siegellack u. Bier sind die wichtigsten Industrieprodukte; auch ist der Buchhandel nicht unbedeutend, die Oderschiffahrt lebhaft u. die Wollmärkte sehr besucht. — Im 13. Jahrh. war G. die Hauptstadt eines gleichnamigen Fürstenthums, das von Piasten regiert wurde; im 14. Jahrh. wurde es unter Heinrich IV. zum Herzogthum erhoben u. 1506, nach dem Aussterben dieser piastischen Fürstenlinie, kam G. unter die Habsburger, denen die Stadt u. Festung 1741 von Friedrich II. entrissen wurde. Der franz. General Vandamme zwang G. 1806 zur Kapitulation, doch kam es 1814 an Preußen zurück.

Gloire (franz., spr. Gloahr'), Ruhm, auch Prahlerei.

Glorie (lat.), Ruhm, Glanz, Heiligenschein.

Gloriosa superba, Prachtlilie, aus Ceylon u. Malabar, zu den Liliengewächsen gehörig u. beliebte Zierpflanze mit lanzettförmigen, rankenden Blättern u. langen, zurückgeschlagenen, erst grünen, dann gelben u. schließlich rothen od. hochrothen Blumenblättern. Die Wurzel ist giftig u. diente als radix Methonicae zum Purgiren; die Malabaren sollen sie jedoch auch äußerlich bei Quetschungen u. Verrenkungen anwenden. Eine zweite Art (G. simplex) stammt vom Senegal.

Glosse ist die Erklärung eines seltenen, dunkeln, eigenthümlich gewandten od. veralteten Wortes; der Erklärer solcher Worte ist der **Glossator. Glossarium** bedeutet ursprünglich eine Sammlung von G.n, in weiterem Sinne s. v. w. Lexikon, Wörterbuch überhaupt. Das Wort ist erst in der Latinität des 2. Jahrh. n. Chr. nachweisbar; in früherer Zeit sagte man dafür einfach griech. γλῶσσαι, lat. glossae. — Eine besondere Bedeutung haben die G.n in der Geschichte der Rechtswissenschaft. Im 12. Jahrh. nämlich zeigte sich in Italien, wo die german. Rechte die Geltung des röm. Rechts sehr eingeschränkt hatten, ein neuer Eifer in Ergründung u. Erklärung des röm. Rechts. Die damals bestehenden oberital. Universitäten, nam. Bologna u. Padua, zählten unter ihren Lehrern eine Anzahl von Männern, die mit dem größten Fleiße, wenn auch nicht allenthalben mit dem erforderlichen Scharfsinne, die Justinianischen Rechtsbücher erforschten u. ihren Schülern unter Beifügung einer großen Anzahl erläuternder Anmerkungen diktirten. Diese Anmerkungen hießen G.n u. nach ihnen die Lehrer Glossatoren; erstere wurden theils zwischen die Zeilen (glossae interlineares), theils an den Rand geschrieben (gl. marginales). Der älteste Glossator war Pepo, ihm folgte der berühmtere Irnerius, ferner sind zu erwähnen Bulgarus, Martinus, Hugo u. Jacobus (die sog. quatuor doctores), Azo, Accursius u. Odofredus. Die Menge der von den Glossatoren gegebenen Anmerkungen sammelte u. sichtete Accursius, dessen Arbeit seitdem den Namen glossa ordinaria führt, obgleich später noch einige Zusätze hinzugekommen sind. Bei jenen Rechtslehrern hörten nam. auch eine große Anzahl Studirender aus Deutschland, die, nachdem sie in ihre Heimat zurückgekehrt, die Vorzüge des röm. Rechtes gegenüber den einheimischen Institutionen geltend zu machen wußten u. dadurch eine Rezeption des röm. Rechtes in Deutschland veranlaßt haben; dasselbe gilt daher auch in Deutschland nur insoweit, als es den Glossatoren bekannt war u. von diesen exegetisch behandelt worden ist. — G. nennt man ferner eine besondere zuerst in der span. u. portug. Poesie gepflegte u. in Deutschland vielfach nachgeahmte Gattung von Gedichten, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß ein beliebiges Thema, meist ein vier- od. sechszeiliger Vers von in sich abgeschlossenem Inhalt, in einem selbständigen Gedichte derart verwerthet wird, daß je eine Zeile des Thema den Schlußvers einer Strophe des neuen Gedichtes, der G., bildet; die G. kann demnach nur so viel Strophen haben, als das Thema Verszeilen. Von deutschen Dichtern haben zuerst

die Romantiker, nam. die beiden Schlegel u. Tieck die G. behandelt, nach ihnen mit vielem Glück Platen, Uhland u. A. Auch der „Kladderadatsch“ wendet mit besonderer Vorliebe u. mit Geschick die G. an.

Gloucester (spr. Gloster), westengl. Grafschaft mit dem Titel eines Herzogthums, 59,17 □M. mit 534,320 E. (1871), liegt zu beiden Seiten des unteren Severn u. an dessen seenartig verbreiterter Mündung in den Bristolkanal. Das breite Flußthal ist Tiefebene u. einer der besten Weidedistrikte Englands; im O. steigt das Land zu den Cotswoldhügeln an, die im Cleeve Hill ihre größte Höhe von 346 m. erreichen u. die Wasserscheide zwischen Severn u. Themse bilden; im W. haben die Ausläufer des Hochlandes von Wales, welche sich am linken Ufer des Wye, des Grenzflusses zwischen G. u. Monmouth, hinziehen, eine Höhe von 250 m. Die wichtigsten Flüsse sind der Severn u. sein Nebenfluß Avon; die Schiffahrt auf ersterem ist wegen häufiger Untiefen schwierig, deshalb sind die Städte G. u. Berkeley durch einen breiten Kanal verbunden, welcher die gefährlichsten Stellen des Stromes umgeht. Diese Grafschaft ist ebenso ausgezeichnet durch die Produkte der Landwirthschaft wie der Industrie; berühmt ist der Käse, das Rindvieh u. das Obst von G. Die Industrie wird unterstützt durch zwei ausgedehnte Kohlenfelder im S. u. SW. des Severn u. besteht vorzugsweise in Spinnerei u. Weberei von Wolle, Baumwolle, Flachs u. Seide, im Hüttenbetriebe u. in der Fabrikation von Metallwaaren. — Die wichtigsten Städte der Grafschaft sind die Hauptstadt G. (s. d.), der Hafenplatz Bristol (s. d.) u. der Badeort Cheltenham (s. d.).

Gloucester, Hauptstadt der gleichnamigen engl. Grafschaft mit 18,330 E. (1871), am linken Ufer des Severn, der hier eine große Insel bildet, auf sanfter Anhöhe gelegen, ist Bischofssitz u. hat in seiner seit 1058 in verschiedenen Stilen erbauten Kathedrale eine der schönsten Kirchen Englands; bes. ausgezeichnet sind in derselben die Glasmalereien. An öffentlichen Anstalten befinden sich in G. drei Lateinschulen u. ein Irrenhaus. Der Handel auf dem Severn u. dem G.-Berkeley-Kanal ist beträchtlich; die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Steinkohlen, Obst, Käse u. die Erzeugnisse der Industrie der Stadt, welche vorzugsweise in der Fabrikation von Nadeln, Messern, Seifen u. in der Glockengießerei besteht. G. verdankt seinen Ursprung den Römern, welche hier eine Militärstation (Glevum) anlegten, die später den Namen Castra Claudia erhielt.

Gloucester, Stadt im nordamerik. Unionsstaat Massachusetts, Grafschaft Essex, mit 15,389 E. (1870), hat einen schönen, zu jeder Zeit zugänglichen Hafen im S. der Cape-Ann-Halbinsel u. im NW. der Thatchersinsel, auf welcher sich zwei Leuchtthürme befinden. Bedeutende Rhederei u. Seefischerei.

Gloucester, Name eines engl. Grafengeschlechts, das 1385 in den Herzogstand erhoben worden ist. Die geschichtlich merkwürdigsten Glieder desselben sind Robert **G.**, ein natürlicher Sohn Heinrich's I., der 1139 den Sieg bei Lincoln über Stephan von Blois erfocht; Gilbert de Clare **G.**, ein Parteigänger Simon's von Montfort, welcher als Reichsverweser 1295 starb; Thomas von Woodstock, der erste Herzog von G. u. Großconnetable von England (gest. 1397); Humphrey, unter Heinrich VI. Reichsverweser von England (gest. 1446), u. Richard, der 1483 als Richard III. (s. d.) den engl. Thron bestieg.

Glover, Richard, geb. 1712 zu London, gest. 25. Nov. 1785, schrieb die seiner Zeit beifällig aufgenommenen Epen „Leonidas“ u. „The Atheniad“, sowie mehrere Trauerspiele. Er wurde ein Zeit lang für den Autor der Juniusbriefe gehalten.

Gloxinia, s. „Gesneria“.

Gluck, Christoph Willibald, nachgehends Ritter von, der große Reformator der Oper od. Wiederhersteller des dramatisch-musikalischen Stils u. Ausdrucks, wurde geb. 2. Juli 1714 zu Weidenwang bei Neumarkt in der Oberpfalz, als der Sohn eines Försters, u. kam in seinem dritten Lebensjahre mit seinen Eltern nach Böhmen. An verschiedenen Orten dieses Landes, zuletzt in Prag, verweilte er bis zum J. 1736, durch Unterrichten u. Konzertgeben (als Sänger, Violin- u. Violoncellospieler) seinen Unterhalt verdienend, u. ging dann nach Wien. Hier hörte ihn im fürstl. Lobkowitz'schen Hause der lombard. Fürst Melzi singen u. spielen, nahm ihn mit nach Mailand u. übergab ihn dem berühmten Tonsetzer, Kapellmeister u. Organisten Giovan Battista Sammartini zur höheren Ausbildung. Nach vierjährigen Studien bei demselben schrieb G. seine erste Oper „Artaserse“, die 1741 mit Erfolg zu Mailand in Scene ging; ihr folgten bis 1745 noch sieben andere für verschiedene ital. Theater — „Demofoonte“, „Siface“, „Fedra“ für Mailand, „Cleonice“ u. „Ipermnestra“ für Venedig, „Artamene“ für Cremona u. „Poro“ für Turin — die alle vielen Beifall fanden u. seinen Ruf so verbreiteten, daß er den Auftrag erhielt, für London eine Oper zu schreiben. Noch im J. 1745 begab sich G. von Turin aus über Paris nach der engl. Hauptstadt u. brachte hier im Jan. 1746 auf dem Haymarkettheater „La Caduta de' Giganti“ („Der Sturz der Giganten“) zur Aufführung, welche Oper indeß wenig Glück machte u. über die sich auch Händel nicht eben vortheilhaft äußerte. Mehr gefiel sein schon zu Cremona gegebener „Artamene“. Zu Ende des J. 1746 kehrte G. nach dem Kontinent zurück u. nahm eine Anstellung in der kurfürstl. Hofkapelle zu Dresden an. Doch blieb er nicht lange in diesem Verhältniß; es zog ihn nach Wien, dessen künstlerisches u. geselliges Treiben ihm von früherher lieb geworden war u. wo er sich 1748 niederließ. Bis hierher möchte wol G.'s erste künsterische Periode zu rechnen sein; er hatte bis jetzt allerdings Erfolge errungen, aber er hatte sich von der herrschenden Weise der ital. Opernfaktur noch nicht emanzipirt, sein künstlerischer Charakter hatte noch kein selbständiges Gepräge. — Die erste Oper, die er in der Kaiserstadt zur Aufführung brachte, war „Semiramide riconnosciuta“ (1748); darauf reiste er nach Rom, ließ dort den „Telemacco“ aufführen u. im Sept. 1750 verheirathete er sich in Wien mit Marianne Pergin, der Tochter eines Wechslers u. Großhändlers. 1751 schrieb er für Neapel „La clemenza di Tito“, für Wien mehrere Gelegenheitsopern, wurde 1754 von der Kaiserin Maria Theresia zum Hofkapellmeister ernannt u. 1755 in Rom, wo die Opern „Il trionfo di Camillo“ u. „Antigono“ mit großem Beifall aufgenommen wurden, zum Ritter vom goldnen Sporn ernannt (seit welcher Zeit er sich „Ritter Gluck“ schrieb). Bis 1761 entstanden für den kaiserlichen Hof in Wien wiederum mehrere Festopern (z. B. L'innocenza giustificata“, „Tetide“, „Il Re pastore“), dann ein großes Ballet „Don Juan od. das steinerne Gastmahl“ (denselben Stoff wie Mozart's „Don Juan“ behandelnd); großen Erfolg errang er 1762 zu Bologna mit der für die Einweihung des dortigen neuen Theaters komponirten Oper „Il trionfo di Clelia“. — Die Zeit von 1748—62 ist für G. die Periode des künstlerischen Reifens, sie förderte nam. seine Erkenntniß von dem wahren Wesen der Oper als musikalischen Dramas. — Einen Mitstrebenden fand G. an einem in Wien lebenden begabten Dichter, dem aus Livorno gebürtigen, bei der niederländischen Rechnungskammer als k. k. Rath angestellten Raniero di Calzabigi. Dieser, der gelehrten Welt nam. durch seine Ausgabe der Werke Metastasio's rühmlichst bekannt geworden, trat unserem Meister als verständnißvoller Textdichter zur Seite, u. so entstanden denn zuerst „Orfeo ed Euridice“ (1762), dann „Alceste“ (1767) u. „Paride ed Elena“ (1769). Die Grundsätze, welche ihn bei Komposition dieser Opern geleitet, hat G. selber in einem der „Alceste“ beigegebenen Dedikationsschreiben (an den Großherzog von Toskana, gelegentlich der 1769 erschienenen Partiturausgabe dieser Oper) dargelegt. Es heißt darin u. A.: „Ich suche die Musik zu ihrer wahren Bestimmung zurückzuführen, d. i.: die Dichtung zu unterstützen, um den Ausdruck der Gefühle u. das Interesse der Situationen zu verstärken, ohne die Handlung zu unterbrechen. Ich habe mich demnach gehütet, den Schauspieler im Feuer des Dialogs zu unterbrechen u. ihn ein langweiliges Ritornell abwarten zu lassen od. plötzlich mitten in einer Phrase bei einem günstigen Vokale aufzuhalten, damit er entweder in einer langen Passage die Beweglichkeit seiner schönen Stimme zeigen, od. abwarten könne, bis das Orchester ihm Zeit lasse, Luft zu einer langen Fermate zu schöpfen. Auch glaubte ich nicht über die zweite Hälfte einer Arie rasch hinweggehen zu dürfen, wenn diese vielleicht die leidenschaftlichste u. wichtigste ist, nur um regelmäßig viermal die Worte der Arie wiederholen zu können; eben so wenig erlaubte ich mir die Arie dort zu schließen, wo der Sinn nicht schließt, nur um dem Sänger Gelegenheit zu verschaffen, seine Fertigkeit im Variiren einer Stelle zeigen zu können. Genug, ich wollte alle jene Mißbräuche verbannen, gegen welche der gesunde Menschenverstand u. der wahre Geschmack schon so lange vergebens kämpfen.“ — Indessen kam diesen reformatorischen Werken keineswegs ungetheilte Anerkennung, volles Verständniß entgegen, u. G. selbst komponirte in den nächsten Jahren noch mehr als eine Oper im alten Stil (z. B. „Ezio“, das komische Singspiel „La rencontre imprévue“, das Festspiel „La Corona“). Vielleicht hätte er mit seinen Bestrebungen inne gehalten, wären ihm

nicht nach anderer Seite hin Aussichten eröffnet worden, welche besserern Erfolg versprachen. Ein für Poesie u. Musik lebhaft sich interessirender Franzose, der Bailli du Rollet, damals bei der franz. Gesandtschaft in Wien u. mit G. näher bekannt, machte die Wahrnehmung, daß die Richtung, welche dieser einschlug, im Wesentlichen eine Weiterbildung u. Vervollkommnung der Tendenzen sei, welche die franz. Große Oper verfolgte. Er machte ihn darauf aufmerksam, daß bei richtiger Behandlung Paris der Ort sei, wo seine Reformation Theilnahme u. Bewunderung finden werde, nur müsse vor allen Dingen statt mangelhafter Dichtungen der Oper eine Tragödie untergelegt werden. Als das Muster einer solchen schlug er ihm Racine's „Iphigénie en Aulide" vor u. erbot sich, dieselbe als Oper einzurichten u. für die Aufführung in Paris die nöthigen vorzubereitenden Schritte zu thun. G. bedachte sich nicht lange, darauf einzugehen. Du Rollet u. G. selbst waren nun literarisch thätig, nam. im „Mercure de France" (1772 u. 73), u. wenn auch die Direktoren der Großen Oper in Paris, wo Lulli u. Rameau noch immer die herrschenden u. für unübertrefflich geltenden Meister waren, vor dem Wagniß zurückscheuten, die Oper eines Fremden aufzuführen, so erreichte doch G. durch sein persönliches Auftreten in Paris u. durch die Verwendungen der Dauphine Marie Antoniette, die in Wien seine Schülerin gewesen war, daß die Oper endlich 14. Febr. 1774 in Scene ging. Der Erfolg dieser ersten Aufführung war nicht gerade glänzend, die zweite indeß entschied den Sieg. G. hatte erreicht — was in Paris eine Hauptsache war — daß die Neugierde auf das Werk im Voraus gespannt war, daß er in der Journalistik einige eifrige Vertreter fand u. daß den Verehrern, welche seine Musik gewann, lebhafter Widerspruch entgegentrat, was Alles das Interesse im Publikum wach erhielt. Der Widerspruch kam von zwei Seiten: die Anhänger von Lulli u. Rameau wollten überhaupt nichts von Fortschritt wissen u. sahen in den Neuerungen nur einen verderblichen Einfluß auf die französische Musik, während die Verehrer der Italiener im Wesentlichen die G.'sche Musik für identisch mit der alten franz. hielten u. mit den „deutschthümelnden" („tudesquen") Modifikationen der ital. Musik unzufrieden waren. G. begriff sehr wohl, daß er, um auf die Dauer durchzudringen, seine „Iphigenie" nicht allein lassen dürfe; er bearbeitete daher rasch den „Orfeo" gemäß den Ansprüchen u. Bedürfnissen der Pariser Großen Oper, in welcher Neugestalt das Werk (als „Orphée et Euridice") 2. Aug. 1774 mit großem Erfolg aufgeführt wurde, u. ließ, nachdem er noch im J. 1774 nach Wien zurückgekehrt u. dort zum k. k. Hofcompositeur ernannt worden war, im Febr. 1775 die einaktige Oper „L'Arbre enchantée" u. im August desselben Jahres die dreiaktige „Cythère assiégée" folgen, welche beide jedoch nur geringen Eindruck machten. Um sich nachhaltige Erfolge zu sichern, bearbeitete G. nun ebenfalls die „Alceste", welche durch du Rollet eine durchgreifende Umgestaltung erfahren hatte, u. unternahm es, vor dem Pariser Publikum mit dessen alten Komponisten einen vollständigen Wettstreit einzugehen, Opern von Quinault unverändert in Musik zu setzen, zu welchem Behufe er sich dessen „Roland" u. „Armide" gewählt hatte. Während er mit diesen Arbeiten in Wien beschäftigt war, suchten die Anhänger der italienischen Musik, welche sich nun von der Möglichkeit überzeugt hatten, fremden Komponisten zu der Großen Oper Zutritt zu verschaffen, auch ihrerseits G. einen Rivalen aufzustellen. Dies war der in Italien hochberühmte Piccini, für den Marmontel die Oper „Roland" von Quinault bearbeitete. Eine heftige literarische Fehde, von G. selbst eröffnet, begann; während mehrerer Jahre waren die Journale von Epigrammen u. Invektiven voll, es erschienen Pamphlete u. Broschüren ꝛc. (gesammelt von Leblond, „Mémoires pour servir à l'histoire de la révolution opérée dans la musique par Mr. le Chevalier de Gluck", Paris 1781), u. auch das Publikum gerieth in einen Parteifanatismus, der aller Orten in den heftigsten Ausbrüchen sich Luft machte. — Im April 1776 wurde „Alceste" in der franz. Bearbeitung aufgeführt, fand aber eine ungünstige Aufnahme; auch die „Iphigenie", deren Aufführung man von Neuem aufnahm, erfuhr jetzt strengere Kritiken. Die Theilnahme des Publikums im Großen wurde durch dieselben aber eher erhöht, die G.'schen Opern machten volle Häuser u. fanden in der öffentlichen Meinung offenbar immer mehr Anklang. Im Juli 1777 begann G. die Probe zu seiner „Armida", deren Aufführung im September stattfand. Indessen wurde diese Oper, deren glänzenden Erfolg G. mit stolzer Sicherheit vorausgesagt hatte, sehr lau aufgenommen u. erst später in ihr Recht eingesetzt, wogegen Piccini mit seinem „Roland" im J. 1778 einen glänzenden Triumph feierte. Unter dem fortrasenden Streit der Parteien rückte das Jahr 1779 heran, u. G., der im Nov. wieder von Wien nach Paris gekommen war, brachte im Mai 1779 seine „Iphigénie en Tauride" auf die Bühne, u. dieses Meisterwerk setzte ganz Paris in Entzücken; eine von Piccini komponirte u. im Jan. 1781 aufgeführte „Iphigénie en Tauride", mit der die Piccinisten den Gluckisten ein Paroli zu biegen gedachten, konnte sich, so schöne Sachen sie auch enthielt, nicht behaupten u. verschwand von der Scene, während des deutschen Meisters Oper in zahlreichen Vorstellungen den Enthusiasmus der Pariser Hörerschaft immer steigerte.

Nr. 3135. Christoph Willibald Ritter Gluck (geb. 2. Juli 1714, gest. 15. Nov. 1787).

Selbst der nur schwache Erfolg, den die fünf Monate später aufgeführte G.'sche Oper „Echo et Narcisse" hatte, vermochte dem nun feststehenden Ruhm des Meisters keinen Abbruch zu thun. Seit 1780 wieder in Wien, fing G. an zu kränkeln u. starb daselbst 15. Nov. 1787. — Außer den Opern sind von G.'schen Kompositionen nur noch Lieder u. Gesänge (darunter nam. verschiedene in Musik gesetzte Klopstock'sche Oden), dann ein „De Profundis" u. der 8. Psalm (letzterer jedoch nicht mehr vorhanden) bekannt geworden. — Vgl. Schmid, „Chr. W. Ritter von G." (Lpz. 1854).

Glück, Christian Friedrich von, verdienstvoller Lehrer des röm. Rechts, geb. 1. Juli 1755, habilitirte sich 1777 in Halle u. wirkte seit 1784 als Prof. der Rechte in Erlangen, wo er 20. Jan. 1831 starb. Sein Hauptwerk ist die „Ausführliche Erläuterung der Pandekten", eine mit außerordentlichem Fleiße gearbeitete, in die kleinsten Details eingehende u. noch immer mit Nutzen zu gebrauchende Darstellung des röm. Rechts (34 Bde., Erl. 1796—1830; fortgesetzt von Mühlenbruch, Bd. 35—43, Erl. 1831 43, von Fein, Bd. 44 u. 45; ebd. 1851 53, u. von Arndts, Bd. 46 u. 47, Erl. 1869—73).

Glücksburg, Marktflecken in Schleswig, Kreis Flensburg, mit 762 E. u. einem imposanten, 1582 von Herzog Johann an Stelle eines Bernhardinerklosters erbauten Schlosse, ehedem Residenz der 1779 erloschenen Herzogl. Linie Holstein-Sonderburg-Glücksburg u. später häufig Sommeraufenthalt dänischer Könige.

Glücksgöttin, s. „Fortuna". **Glückshaken**, s. „Bohrer".

Glücksspiele, s. „Hazardspiele".

Glühen der Alpen nennt man in den deutschen Alpen eine eigenthümliche Färbung der Berggipfel kurz vor u. nach Sonnenuntergang. Dasselbe zeigt sich bes. schön an Tagen, wo am westlichen Himmel lockere Haufenwolken (cumuli) od. Haufenfederwolken (cirrocumuli) stehen.

Die nackten Felsen haben dann ganz das Aussehen rothglühender Eisenmassen, die Firn- u. Schneefelder aber zeigen ein dunkles Orange, bei vollkommener Erscheinung eine an Purpur anstreifende Farbennuance. Dieses Glühen beginnt, wenn die Sonne noch etwa 2 Grad über dem Horizonte steht, u. hat seinen Grund, wie auch das Abendroth, in den Wasserdampfverhältnissen der Atmosphäre. Das Glühen nimmt zu bis kurz nach Sonnenuntergang; dann zieht es sich rasch auf die höchsten Spitzen zurück u. auch diese erbleichen, wenn die Sonne 2 Grad unter den Horizont gesunken ist. In den franz. Alpen nennt man das Glühen „coloration" u. das Erbleichen „teinte cadavéreuse". Sinkt die Sonne weiter, bis etwa 4 Grad unter den Horizont, so rothen sich die Alpen nochmals u. zuweilen recht kräftig. Dieses zweite od. Nachglühen (résurrection od. seconde coloration) ist wol durch von der Atmosphäre reflektirte Strahlen zu erklären. Endlich, wenn die Sonne 5—6 Grad unter den Horizont gesunken, tritt das Erlöschen, die „extinction", ein. Ein durch den Kontrast um so gespenstiger wirkendes Grau tritt an Stelle der prachtvollen Färbung. Das Alpenglühen in seiner vollen Schönheit ist übrigens eine seltene Erscheinung, sehr wirkungsvoll tritt sie auch schon bei gewöhnlichen Sonnenuntergängen an den Gipfeln der Dolomitalpen, wie des Rosengarten bei Bozen, der davon seinen Namen hat, des Schlern, des Antelao u. a. auf, deren Gesteinsfarbe den Effekt begünstigt; auch in den bayrischen Kalkalpen sind entsprechend schöne Abendbeleutungen nicht selten.

Glümer, Adolf v., preuß. Generalleutnant, geb. zu Lengefeld auf dem Eichsfelde 5. Juni 1814, trat, wie früher sein Vater, 1. März 1831 in die preuß. Armee ein, wurde 1856 als Generalstabsoffizier der 11. Division u. 1858 dem Generalkommando des 6. Armeecorps zugetheilt, u. erhielt im Okt. 1861 mit dem Oberstenrang das Kommando über das 1. westpreuß. Grenadierregiment Nr. 6, mit dem er während des poln. Aufstandes (1862 u. 1863) die Ordnung wiederherstellen u. aufrecht erhalten half. Im J. 1866 zum Generalmajor befördert u. mit der Führung einer Brigade im Detachement des Generals v. Beyer betraut, nahm G. zuerst an den Kämpfen u. Operationen gegen die Hannoveraner, dann an denen am Main Theil u. besetzte nach dem Kriege Mainz. Gelegentlich der 1866er Einzugsfeierlichkeiten in Berlin zum Kommandeur der 32. Infanteriebrigade in Trier ernannt, ward er beim Ausbruch des Deutsch-franz. Krieges mit der Führung der 13., bisher von Goeben befehligten Division betraut. Mit dieser nahm er 7. Aug. den Ort Forbach u. kämpfte dann vor Metz. Der vom 3. Okt. 1870 datirten Ernennung zum Oberbefehlshaber der bad. Division konnte der inzwischen erkrankte G. erst 9. Dez. Folge leisten. Damals stand die bad. Division in Dijon, von wo aus sie dann gegen Süden hin offensiv vorging. Am 18. Dez. schlug G. die Franzosen unter Cremer bei Nuits u. nahm dann Theil an den ruhmvollen Kämpfen des Werder'schen Corps gegen Bourbaki bei Villersexel, Montbéliard u. Belfort (Jan. 1871). Nach dem Kriege erhielt der gleichzeitig zum Generalleutnant ernannte G. das Kommando über die 29. Division mit dem Stabsquartier in Freiburg im Breisgau.

Glümer, Claire (richtiger: Klara) v., deutsche Schriftstellerin, geb. 18. Okt. 1825 zu Blankenburg am Harz als ältestes Kind des aus einer alten braunschweig. Patrizierfamilie stammenden Advokaten Karl Wedde v. G. u. der gleichfalls als Novellistin auch unter dem Pseudonym „G. Tolstoy" bekannten Charlotte v. G., geborne Spohr. Die politischen Kämpfe der 30er Jahre, in die der Vater tief verstrickt war, vertrieben die Familie aus der Heimat u. zwangen sie zu einem an Erlebnissen, Eindrücken u. Entbehrungen reichen Flüchtlingsleben. Nach längerem Aufenthalte in Südfrankreich zog sie nach Weißenburg im Elsaß. Dort starb die Mutter. Nachdem dann die Tochter eine Reihe von Jahren in Wolfenbüttel verbracht hatte, ward sie Erzieherin. Im J. 1848 kehrte auch der Vater nach Deutschland zurück, ging als Berichterstatter für die Magdeburger Zeitung nach Frankfurt a. M. u. rief dann die Tochter zu sich, die nun statt seiner (5. Okt. 1848 bis 28. März 1849) über die Parlamentssitzungen berichtete. Der Versuch, ihren wegen Betheiligung am Dresdener Maiaufstande zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilten Bruder Bodo zu befreien, zog ihr selbst eine dreimonatliche Gefängnißhaft u. danach Ausweisung aus Sachsen zu. Erst 1859, als auch ihr Bruder begnadigt worden war, durfte sie dahin zurückkehren u. wandte sich nach Dresden, um hier bleibenden Aufenthalt zu nehmen. Außer vielen Uebersetzungen franz. u. engl. Werke von George Sand, Swift u. A. veröffentlichte sie: „Fata Morgana" (Lpz. 1850); „Aus den Pyrenäen" (ebd. 1851, 2 Bde.); „Mythologie der Deutschen" (Lpz. 1856); „Berühmte Frauen" (ebd. 1856); „Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient" (ebd. 1862); „Aus der Bretagne" (Wien 1867) u. die Novellen „Düstere Mächte" (Berl. 1867); „Liebeszauber" (ebd. 1870) u. „Die Augen der Valois" (ebd. 1871).

Glumr, mit dem Beinamen Vigaglumr, d. h. der Todtschlag-G., berühmter nord. Skalde, geb. 926, besuchte von seiner Heimat Island aus Norwegen, ohne jedoch an den Höfen zu singen, u. starb 1003. Die Schicksale dieses, neben seiner Kunst auch durch die Erlegung vieler Feinde u. durch die Gewandtheit in seinen Prozessen bekannten Mannes sind Gegenstand der Viga Glumssaga aus dem Anfange des 12. Jahrh. (herausg. von Petersen, Kopenh. 1786).

Gluten, s. „Kleber".

Glycerin od. Oelsüß ist zuerst von Scheele im vorigen Jahrh. bei der Bereitung von Bleipflaster aus der wässrigen Mutterlauge dargestellt worden. Es ist ein Bestandtheil aller Fettarten u. wird jetzt bei der Fabrikation des Stearins in großen Mengen als Nebenprodukt gewonnen. Der Talg wird mit wenig Kalk u. etwas Wasser in geschlossenen Kesseln bei sehr hohem Dampfdruck behandelt. Die von der gebildeten Kalkseife getrennte wässrige Flüssigkeit wird durch Oxalsäure vom Kalk befreit, durch Knochenkohle entfärbt u. eingedampft, zum Theil auch durch Destillation, in neuester Zeit durch Krystallisation in der Winterkälte gereinigt. Das G. bleibt in der Lösung zurück. Es stellt in reinem Zustande eine farblose, sirupartige, intensiv süß schmeckende Flüssigkeit dar, die sich (bei einigem Wassergehalt) durch ihr Nichtgefrieren bei strenger Kälte, durch ihr Nichtverdunsten im Luftstrome, durch ihr fettiges Verhalten, durch ihr Auflösungsvermögen für Farbstoffe, riechende, schmeckende, medizinische Substanzen ꝛc. auszeichnet, u. dadurch für viele Industrien ein werthvolles Material geworden ist. So füllt man Gaszähler mit verdünntem rohen G., man mischt es dem Bossirthone bei, der dann nicht austrocknet, setzt es dem Leim für Buchdruckwalzen zu, der dann elastisch bleibt, tränkt Leder damit, das dadurch biegsam bleibt, verwendet es zum Schmieren von Achsen, z. B. von Thürcharnieren u. s. w. Auch setzt man es dem Weine, dem Biere, den Likören als Versüßungsmittel zu; da im Weine durch die Gährung schon eine kleine Menge G. gebildet wird, so ist dieser Zusatz zum Versüßen ganz rationell, zumal beim G. keine neue Gährbewegung zu fürchten ist, welche durch Zucker unausbleiblich eintreten würde. Vielleicht wirkt das G., das vom chemischen Standpunkte zu den Alkoholen gehört, mit berauschend. In der Parfümerie u. Medizin wird es zu Pflaster, Salben (mit Stärke zusammengekocht) u. zu mannichfachen Waschmitteln verwendet. Da empfindliche, sprode Haut dadurch geschmeidig wird, verwendet man es auch in ausgedehnter Art als Zusatz zu Seifen, jetzt gewöhnlich, indem man gute Kernseife durch Erhitzen in G. auflöst, den Schmuz sich absetzen läßt u. in Formen gießt. Wird endlich konzentrirtes G. mit konzentrirter Schwefel- u. Salpetersäure unter starker Abkühlung vermischt, so entsteht das Nitroglycerin. Gießt man das Ganze nach einiger Zeit in Wasser, so setzt sich das Nitroglycerin als eine ölartige Flüssigkeit ab, die bekanntlich als eines der kräftigsten Explosionsmittel in der Sprengtechnik verwendet wird. Alle diese Verwendungen haben dem G. einen lebhaften Absatz gesichert, u. ziehen jetzt die Stearinsäurefabriken ihren besten Verdienst gerade aus diesem, sonst verachteten Nebenprodukt.

Glycium u. Glycinerde, s. „Beryllium".

Glycyrrhiza, Süßholz; Pflanzengattung der Hülsengewächse mit staudenartig hohen Pflanzen u. starken, holzigen, kriechenden Wurzeln, welche einen eigenthümlichen Süßstoff (Glycyrrhizin) u. Stärkemehl enthalten u. darum als radix Liquiritiae (daraus in verdorbener Sprachweise Lakritz u. Lakritzen) gebräuchlich sind. Es giebt mehrere Arten: G. glabra aus Südeuropa, wo sie nam. in Spanien (aber auch in Süddeutschland) angebaut wird, G. echinata im Litorale, in Ungarn u. Südrußland, mit weniger süßer Wurzel, G. glandulifera in Griechenland, überhaupt im südöstlichen Europa bis zum Kaukasus, mit sehr süßer Wurzel, G. asperrima in Südsibirien, mit ebenfalls höchst süßer Wurzel. Ueberall gewinnt man aus dem eingedickten Absude das schwarzbraune Extrakt, eben jenen Lakritzen, den man als ein sehr werthvolles Brustmittel allgemein anwendet. Es ist ein Gemisch von Glycyrrhizin, Stärkemehl, Gummi, Pflanzeneiweiß, Asparagin u. Extraktivstoff. Der erstgenannte Stoff giebt auch eine werthvolle gelbe od. braune Malerfarbe.

Glykon, ein griech. Lyriker, nach welchem ein bes. Metrum, der glykonische Vers, benannt ist. Dieser zur choriambischen Versart gehörige Vers wird aus einem Trochäus u. zwei Daktylen gebildet, für welche abwechselnd auch Spondeen eintreten können (— ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —).

Glyphographie (aus dem Griech.), bezeichnet einen Zweig der Galvanoplastik (s. d.) od. vielmehr der Galvanographie, welcher sich mit der Herstellung von erhabenen Druckplatten zum Ersatz der Holzschnitte für Illustrationen beschäftigt. Die Erfindung wurde zuerst vom Engländer Palmer gemacht, der sie als Geheimniß bewahrte. Später kamen zwei Deutsche, Professor Franz Kobell in München u. Schriftstecher Volkmar Ahner in Leipzig, auf dasselbe od. ein ähnliches Verfahren. Der Erstere hat sein Verfahren veröffentlicht. Es beruht darauf, daß eine geschwärzte Kupferplatte mit einem Wachsgrunde überzogen wird, in welchen man die Zeichnung radirt, so daß das metallische Kupfer in den Strichen zum Vorschein kommt. Hierauf setzt man die Platte dem galvanoplastischen Bade aus, wodurch man eine Platte erhält, auf welcher die Striche der Zeichnung erhaben stehen u. welche, nachdem sie auf eine stärkere Zinkplatte mit der Rückseite aufgelöthet worden ist, sofort zum Drucken verwendet werden kann. Der praktische Nutzen dieser Erfindung liegt darin, daß der Zeichner ohne Vermittelung des Holzschneiders seine Platte herstellt u. so die Gefahr umgeht, daß seine Zeichnung durch den Schnitt verdorben wird; außerdem ist die Herstellung solcher Platten in vielen Fällen billiger zu erzielen als die der Holzschnitte.

Glyptik (vom griech. γλύφω, aushöhlen, eingraben) bedeutet eigentlich die Kunst, in einen harten Körper (Holz, Stein od. Metall) einzugraben u. einzuschneiden, gewöhnlich aber im engeren Sinne nur die Steinschneidekunst (s. d.). Daher Glyptographie, die Beschreibung der geschnittenen Steine. Das Wort Glyptothek wird dagegen in seinem allgemeineren, der Ableitung entsprechenden Sinne für eine Sammlung plastischer Kunstwerke genommen.

Gmelin, deutsche Gelehrten- u. Künstlerfamilie, aus der zu nennen sind: Johann Georg **G.**, Sohn des Chemikers Johann Georg G. (geb. 1674, gest. 1728), geb. zu Tübingen 12. Juni 1709, studirte das. Naturwissenschaft, ward 1731 Prof. der Chemie u. Naturgeschichte in Petersburg, durchforschte 1733—43 mit Delisle, Müller u. Behring Sibirien u. folgte 1749 einem Rufe als Prof. der Botanik u. Chemie nach seiner Vaterstadt, wo er 20. Mai 1755 starb. Seine bedeutendsten Werke sind eine „Flora Sibirica" (herausg. von Pallas, Petersb. 1749—70, 4 Bde.) u. die Beschreibung seiner Reisen durch Sibirien (ebd. 1742, 4 Bde.). — Philipp Friedrich **G.**, ein Bruder des Vorigen, geb. zu Tübingen 1721, wurde das. Stadtphysikus, 1750 außerord. Prof. der Medizin, 1755 der Nachfolger seines berühmten Bruders auf dessen Lehrkanzel u. starb 9. Mai 1768. Er machte sich insbes. durch seine „Otia botanica" (Tüb. 1760) verdient. Johann Friedrich **G.**, ein Sohn des Vorigen, geb. zu Tübingen 8. Aug. 1748, gest. 1. Nov. 1804 als Prof. der Medizin u. Chemie in Göttingen, gehörte zu den hervorragendsten Naturforschern seiner Zeit. Außer seinen eigenen, in 30 Bdn. erschienenen Schriften besorgte er die 13. Ausg. des Linné'schen „Systema naturae". — Christian Gottlieb **G.**, des Letzteren Bruder, geb. zu Tübingen 3. Nov. 1749, ein tüchtiger Jurist, starb als Prof. der Rechte in seiner Geburtsstadt 6. März 1818. — Samuel Gottlieb **G.**, ein Neffe der beiden Erstgenannten, geb. zu Tübingen 1744, widmete sich dem Studium der Medizin u. Naturwissenschaft, folgte 1767 einem Rufe nach Petersburg, bereiste seit dem folgenden Jahre in Begleitung von Pallas, Güldenstädt u. Lapuchin im Interesse der Wissenschaft Rußland, bes. die westliche Seite des Don, die pers. Provinzen an der südl. u. südwestl. Seite des Kaspischen Meeres, die Gegenden an der Wolga u. die Ostseite des Kaspischen Meeres, ward auf der Rückreise vom Khan der Khaitaken festgenommen u. starb zu Achmetkent 27. Juli 1774. Er verfaßte eine „Historia fucorum" (Petersb. 1768) u. beschrieb seine „Reisen durch Rußland" (ebd. 1770—84, 4 Bde.). — Ferdinand Gottlieb v. **G.**, Neffe des Vorigen, geb. zu Tübingen 10. März 1782, gest. als Prof. der Naturgeschichte u. Medizin das. 21. Dez. 1848, war nam. ein verdienter Patholog; von seinen Werken sind die bekanntesten: „Allgemeine Pathologie des menschlichen Körpers" (Stuttg. 1821, 2. Aufl.); „Allgemeine Therapie der Krankheiten des Menschen" (Tüb. 1830) u. „Kritik der Prinzipien der Homöopathie" (ebd. 1835). — Christian Gottlob **G.**, des Vorigen Bruder, geb. zu Tübingen 12. Okt. 1792, war seit 1818 Prof. der Chemie u. Pharmazie das. u. starb 13. Mai 1860. Von den Schriften dieses ausgezeichneten Chemikers ist bes. die „Einleitung in die Chemie" (Tüb. 1833—37, 2 Bde.) zu nennen. — Leopold **G.**, ein Sohn des Joh. Friedr. G., geb. zu Göttingen 2. Aug. 1788, erwarb sich ebenfalls als Chemiker einen großen Ruf; seit Michaelis 1813 Privatdozent, bez. Professor in Heidelberg, erhielt er, als er Ostern 1851 in Ruhestand trat, den Titel eines Geh. Rathes u. starb zu Heidelberg 13. April 1853. Geschätzt ist sein „Handbuch der theoret. Chemie" (Heidelb. 1841—52, 4. Aufl., 5 Bde.) u. sein „Lehrbuch der Chemie" (ebd. 1844). — Wilhelm Friedrich **G.**, geb. zu Badenweiler im Breisgau 1745, gest. zu Rom 1821, war ein berühmter Kupferstecher u. Zeichner in Sepia u. erfand auch eine gute Maschine für Kupferstecher. Sein Bruder Karl Christian **G.**, geb. zu Badenweiler 1768, gest. als bad. Hof- u. Medizinalrath, Direktor des Botanischen Gartens u. des Naturalienkabinets, sowie Prof. der Naturgeschichte u. Botanik zu Karlsruhe 1837. Er gab eine „Flora Badensis" (Karlsr. 1805—26, 4 Bde.) u. eine „Gemeinnützige systematische Naturgeschichte" (Mannh., 2. Aufl. 1839) heraus.

Gmunden, Städtchen in Oberösterreich mit 1408 E. (1870), hat 5 Kirchen, 2 Klöster u. ein Soolbad, ist Sitz eines Salzoberamtes u. liegt reizend am Ausfluß der Traun aus dem Traunsee u. am Fuße des in fast senkrechten Wänden in diesen abfallenden, 1650 m. hohen Traunsteins. Die Bewohner beschäftigen sich mit Salinenarbeiten, Kammgarnspinnerei, Drechslerei, Töpferei, Fischfang u. Schifferei auf dem See. Als nördl. Eintrittspunkt für das Salzkammergut u. wegen seiner herrlichen Lage ist G. auch viel von Fremden besucht. G. ist wahrscheinlich das röm. Laciacum.

Gna (nord. Mythol.), eine Asin, Dienerin u. Botin der Frigg (s. d.), deren Befehle sie Göttern u. Menschen überbringt. Dazu bedient sie sich des Rosses Hofvarpnir (Hufwerfend), welches sie mit Windeseile durch Feuer, Luft u. Wasser trägt.

Gnade ist ursprünglich Herablassung des Höheren zu dem Niederen, im christl. Sprachgebrauch huldvolle Herablassung Gottes zu dem Sünder. Von besonderer Wichtigkeit ist der Begriff der G. in der Lehre von der Erlösung, indem dieselbe nach der Lehre des Neuen Testaments lediglich auf dem Gnadenrathschluß Gottes (ohne irgendwelches Zuthun) beruht. Die Kirchenlehre bezeichnet die G. in diesem engern Sinn als die „Heils G." od. „G. Gottes in Christo".

Gnadenbriefe heißen die päpstlichen Erlasse, durch welche der Papst irgend einer Korporation od. Person die von ihr erbetenen Wohlthaten (als: besondere Privilegien, Aemter u. dgl.) zuspricht.

Gnadenkraut, s. „Gratiola".

Gnadenmittel heißen in der christl. Kirchenlehre die besonderen Veranstaltungen Gottes, durch welche den einzelnen Menschen das Heil u. die Versöhnung zugeeignet werden. Als solche gelten der Evangel. Kirche nur das Wort Gottes (im weitesten Sinne, d. h. das geschriebene u. gepredigte Wort Gottes) u. die Sakramente (Taufe u. h. Abendmahl). Jede schwärmerische Berufung auf außerordentliche G. (Wunder, Gesichte, innere Offenbarungen) wird dadurch ausgeschlossen. Die katholische Kirche zählt statt zweier sieben Sakramente unter die G. u. läßt die Möglichkeit auch anderer Bezeugungen Gottes (durch Wunder u. dgl.) zu. Dagegen nennen andere Parteien, z. B. die Socinianer, nur das Wort Gottes als G.

Gnaphalium, Katzenpfötchen; Pflanzengattung der Kompositen, mit vielen einheimischen u. ausländischen Arten, unter denen bes. die schön gefärbten Strohblumen, Immortellen od. Immerschön (Helichrysum) bekannt u. beliebt sind. Als Zierpflanzen hegt man deshalb bes. H. bracteatum aus Neuholland, mit glänzend-goldgelben Blumen, H. macranthum ebendaher, mit weißen, am Saume rosenrothen Blumen, u. Gnaphalium lanatum vom Kap, als weißfilzige Gruppenpflanze. Bei uns ist H. arenarium auf Sandländern, mit schönen goldgelben Strohblumen, ein Schmuck, der auch vielfach in Kränzen Verwendung findet. In Frankreich vertritt H. orientale seine Stelle in den Immortellenkränzen der Pariser Kirchhöfe. Offizinell waren als kräftiges Diureticum gegen Würmer, Wassersucht, Gelbsucht u. Hautkrankheiten das eingeborene H. arenarium (Sandgoldblume, Rain- u. Rheinblume, gelbes Katzenpfötchen, Sandruhrkraut, Schabenkraut, Fuhrmanns-, Winter-, Honig- u. Streichblümchen, Schnitter-, Fluß-, Jünglings-, Laugen-, Motten-, Stein- u. Keimblume, Schamliebe u. schöne Liebe, Steinblume u. gelbes Katzenpfötchen) u. H. Stoechas in Südeuropa. Auf Heideboden überzieht in Gesellschaft des Renthiermooses G. divisum mit weißer Blume oft große Strecken, während auf Sumpf- u. Waldboden wieder andere Arten auftreten. Am berühmtesten von ihnen ist das Edelweiß der Alpen (s. d.).

Gnatu, ein Zeugstoff, den die Bewohner Polynesiens, namentlich die Frauen, aus dem Baste des Papiermaulbeerbaums (Broussonetia papyrifera) bereiten. Von der Rinde dieses Baumes wird die äußere Schale weggeschabt, der Bast aufgerollt u. eine Zeit lang in Wasser eingeweicht, dann in gleichlange Stücke zerschnitten u. mit einem viereckigen Holze wiederholt geschlagen, wodurch eine größere Verdichtung des Stoffes erreicht wird.

Nach sorgfältigem Trocknen werden die verschiedenen Zeugstücke, welche nunmehr eine gelblichweiße Farbe haben, mit dem klebrigen Safte einer Beere Tuu bestrichen; in diesem Stadium nennt man den Stoff Tapa (Tapatuch). Dieser Tapa, in eine aus der Rinde des Koka (Erythroxylon Coca) gewonnene Brühe getaucht u. rasch u. kräftig gerieben, gewinnt eine glänzend braune Farbe, u. heißt, entweder so gefärbt od. mit aufgedruckten Mustern versehen, Gnatu.

Nr. 3136. Gnatubereitung bei den Tonga-Insulanerinnen.

Gneis (Gneiß, Gneuß), eine zur Klasse der krystallinischen Silikatgesteine u. der Urformation angehörende, sehr verbreitete Gebirgsart, welche zwar dieselben Bestandtheile wie der Granit, nämlich Quarz, Feldspath u. Glimmer, enthält, aber sich hinsichtlich der Struktur von demselben unterscheidet. Während nämlich im Granit (s. d.) diese drei wesentlichen Gemengtheile regellos neben- und durcheinander gelagert sind, sieht man beim G. eine fast parallele Anordnung derselben, wodurch das Gestein ein langgezogenes, faseriges Aussehen erhält. Je nach den gegenseitigen, sehr schwankenden Mengenverhältnissen dieser drei Hauptgemengtheile u. je nach der Art des Feldspathes u. Glimmers, sowie nach der Anordnung, welche diese Bestandtheile haben, kann der G. ein sehr verschiedenartiges Aussehen zeigen, u. es entstehen daher auch eine große Zahl von Varietäten u. Uebergangsformen in andere Gesteine, nam. in Granit u. Glimmerschiefer. — Der im G. vorkommende Feldspath ist gewöhnlich Orthoklas, doch kommt auch, wie z. B. in den schwed. G.n, Oligoklas, seltener Albit vor; der Glimmer ist am häufigsten Kaliglimmer, doch finden sich auch die anderen Arten; zuweilen ist derselbe fast ganz durch Hornblende ersetzt. Man unterscheidet gewöhnlich folgende Hauptarten von G.: 1. Glimmergneis od. blos G., ist der gewöhnliche, oben beschriebene Normalgneis. 2. Hornblendegneis nennt man diejenigen G.e, in denen der Glimmer ganz od. zum Theil durch Hornblende ersetzt ist; derselbe geht durch regelmäßige Anordnung der Bestandtheile in Syenitgneis u. in Syenit über. 3. Talkgneis (schieferiger Protogin), durch Beimengung von Talkblättchen ausgezeichnet. 4. Chloritgneis, in welchem der Glimmer ganz od. theilweise durch Chlorit ersetzt ist. 5. Cordieritgneis od. Dichroitgneis, in welchem der Quarz durch Cordierit od. Dichroit ersetzt ist. Ferner unterscheidet man häufig noch die Uebergangsformen des G.es in andere Gesteine mit besonderem Namen, so Granitgneis, Granulitgneis, Syenitgneis, Protogingneis. Als zufällige accessorische Bestandtheile kommen im G. sehr viele Mineralien vor, so nam.: Granat, Turmalin, Epidot, Pyrit, Graphit, Magneteisen, Korund, Beryll, Apatit, Disthen, Rutil u. Titanit. — Der G. findet sich gewöhnlich in sehr ausgedehnten u. mächtigen, oft steil aufgerichteten Schichten u. wird häufig vom Glimmerschiefer u. Urthonschiefer bedeckt. Doch giebt es auch jüngere Gneisbildungen, welche einen eruptiven od. auch metamorphischen Charakter besitzen. Die geographische Verbreitung des G.es ist ganz die des Glimmerschiefers (s. d.). Die meisten Arten des G.es lassen sich gut als Baustein, einige auch zu Trottoirplatten verwenden; als Straßensteine sind nur die glimmerarmen u. quarzreichen Varietäten zu empfehlen.

Gneisenau, August Wilhelm Anton Graf Neithardt von, preuß. Generalfeldmarschall, wurde 28. Okt. 1760 in Schilda geboren. Sein Vater, August Wilh. v. Neithardt, stand als sächs. Artillerie-Offizier in dem gegen Friedrich kämpfenden Reichsheere. Die Mutter, welche dem Gatten ins Lager gefolgt war, mußte nach dem preuß. Siege bei Torgau (3. Nov. 1760) mit dem neugeborenen Sohne eiligst abreisen, wobei in dunkler Nacht die schlafende Wärterin das Kind aus dem Wagen verlor. Ein mitleidiger Grenadier hob den Knaben auf u. übergab ihn unbemittelten Leuten in Schilda zur Pflege. Hier verlebte der junge G. in Armuth u. Elend seine früheste Jugend; er besuchte zwar die Schule, mußte aber in seinen Freistunden die Gänse hüten. Inzwischen hatte jedoch sein Großvater mütterlicher Seite, der Artillerieoberstleutnant Müller in Würzburg, Kunde von dem Vorhandensein des Enkels erhalten. Er nahm den damals 10jährigen Knaben zu sich, ließ ihn erziehen u. sandte ihn 1777 auf die Universität Erfurt. Hier fand der junge Neithardt auch seinen Vater wieder, welcher aus dem Militär ausgeschieden war u. als kurmainzischer Baumeister in Erfurt eine Anstellung gefunden hatte; die Mutter war unterdeß gestorben. In Erfurt blieb Neithardt drei Jahre, gab aber dann das akademische Studium auf u. trat als Kadet bei den Truppen des Markgrafen Alexander von Ansbach-Baireuth ein, wurde 1782 Offizier unter dem Namen Neithardt v. G. (nach einem früher der Familie gehörigen Gute in Oesterreich) u. in demselben Jahre mit Ersatztruppen für die bei Yorktown gefangenen markgräflichen Regimenter nach Nordamerika gesandt. 1783 aber wurde der Friede geschlossen und G. kehrte, ohne im Feuer gestanden zu haben, zurück, fand aber alsbald eine Anstellung in der preußischen Armee, war 1786 Premierleutnant in der Suite Friedrich's d. Gr., diente darnach in einem der neu errichteten Freiregimenter u. wurde 1790 Stabskapitän.

Nr. 3137. August Wilhelm Anton Graf Neithardt v. Gneisenau geb. 28. Okt. 1760, gest. 24. Aug. 1831.

Von 1793—1794 nahm er am polnischen Feldzuge Theil, 1806 focht er am 10. Okt. bei Saalfeld, 14. Okt. bei Jena, wurde dann als Major nach Ostpreußen gesandt, um dort neue Bataillone zu bilden,

mit denen er im März 1807 die Vertheidigungstruppen der Festung Danzig verstärkte, u. kurz darauf wurde ihm der ehrenvolle Auftrag, die Vertheidigung der Festung Kolberg als Kommandant zu leiten. In dieser Stellung hat sich G. unsterblichen Ruhm erworben; seinen zweckmäßigen Anstalten u. seiner rastlosen Arbeit war es zu danken, daß die heftig bombardirte Festung sich bis zum Tilsiter Frieden halten konnte. Auch blieben diese hervorragenden Verdienste nicht unbelohnt. Noch während der Belagerung wurde G. zum Oberstleutnant befördert u. nach dem Friedensschluß in die Reorganisations-Kommission berufen, zugleich auch zum Chef des Ingenieur-Corps ernannt, u. im Verein mit andern ausgezeichneten Männern jener Zeit, wie Stein, Scharnhorst, Grollmann, Boyen, Clausewitz, arbeitete G. an der Wiederaufrichtung des Staates. Aber von der französischen Partei verdächtigt, durch Feinde u. Neider in seiner Thätigkeit gehemmt, nahm der Anfangs 1809 zum Oberst beförderte G. Ende desselben Jahres, nachdem auch Stein entlassen u. Scharnhorst's Einfluß erschüttert war, seinen Abschied u. ging auf Reisen nach England, Schweden u. Rußland, gleichzeitig in wichtigen diplomatischen Sendungen thätig, bis man ihn bei der Erhebung Preußens Anfang 1813 als Generalmajor u. General Quartiermeister dem Blücher'schen Corps zutheilte, mit dessen ruhmreichem Namen der seinige von nun an untrennbar verknüpft ist. Blücher selbst sagte von ihm scherzweise, als er in England zum Ehrendoktor promovirt wurde: „Wenn ich Doktor werden soll, dann muß G. Apotheker werden, denn er hat die Pillen gedreht, die ich eingegeben habe." Und damit ist der Thatbestand treffend bezeichnet. Denn G.'s genialen Feldzugsplänen, seinem u. Blücher's feurigem Vorwärtsdrängen, gegenüber der Zurückhaltung Schwarzenberg's, sowie dem beständigen Zaudern des Kronprinzen von Schweden verdanken wir die Erfolge der Jahre 1813 u. 1814. Noch im J. 1813 wurde G. zum Generalleutnant u. nach Scharnhorst's Tode auch zum Chef des Generalstabes befördert. Nach der Einnahme von Paris in den Grafenstand erhoben, erhielt er noch eine Domäne von 10,000 Thlrn. jährlicher Einkünfte als Dotation. Auch im Feldzug von 1815, in welchem er wieder als Blücher's Generalstabs-Chef fungirte, zeigte sich G.'s Genialität von Neuem: er war es, der den Rückzug seiner bei Ligny geschlagenen Armee so meisterhaft leitete, daß sie nach drei Tagen ganz unerwartet auf dem Schlachtfelde von Waterloo erscheinen, den Sieg erringen u. durch rastlose Verfolgung die Macht des Gegners vollständig vernichten konnte. Zum General der Infanterie ernannt u. mit dem Schwarzen Adlerorden dekorirt, wohnte G. dem zweiten Einzuge in Paris bei, nahm an der Abschließung des Friedens Theil u. übernahm das Kommando des rheinischen Armeecorps. Aus Gesundheitsrücksichten nahm er 1816 seinen Abschied, wurde indessen 1818 Gouverneur von Berlin, 1825 Generalfeldmarschall. Im J. 1831 wurde ihm, als im polnischen Aufstande die Grenzen Preußens bedroht erschienen, das Kommando der vier östlichen preußischen Armeecorps übertragen. Er ging nach Posen, starb aber dort in der Nacht auf den 24. Aug. 1831 an der Cholera. Seine Leiche, Anfangs in Posen beigesetzt, wurde später nach seinem Gute Sommerschenburg bei Stendal übergeführt. Hier ließ ihm Friedrich Wilhelm III. ein Denkmal setzen; ein anderes von Rauch's Meisterhand steht neben demjenigen Blücher's auf dem Opernplatze in Berlin. Eine treffliche Biographie G.'s schrieb Pertz (Bd. 1—3, Berl. 1864—67).

Gneist, Rudolf, berühmter deutscher Rechtslehrer u. Politiker, geb. 13. Aug. 1816 zu Berlin, studirte an der Universität seiner Vaterstadt die Rechte u. wirkte daselbst seit 1839 als Privatdozent, seit 1844 als außerordentlicher Professor dieser Wissenschaft, während er gleichzeitig als Assessor beim Kammergericht, später als Hülfsrichter beim Obertribunal thätig war. Von dieser letzteren Stellung trat er bei Beginn der Reaktionszeit zurück, um fortan ungestörter seinem akademischen Beruf u. seinen wissenschaftlichen Arbeiten leben zu können. Von letzteren ist als sein Hauptwerk zu nennen: „Das heutige englische Verfassungs- u. Verwaltungsrecht" (2 Bde., Berl. 1857—60). Dieses aus langjährigen Studien u. Beobachtungen hervorgegangene Werk erschien später in erweiterter Gestalt u. mit gesonderten Titeln der einzelnen Hauptabtheilungen (1. Theil: „Verwaltungsrecht", 2 Bde., Berl. 1867; 2. Theil: „Selfgovernment. Kommunalverfassung u. Verwaltungsgerichte in England", 3. Aufl. 1871 in 1 Bd.; 3. Thl.: „Die Verfassung des Parlaments u. der Verwaltungsorganismus"). Es hat viel zur Klärung der Ansichten über den Parlamentarismus u. die Selbstverwaltung in England beigetragen u. auch in praktischer Beziehung großen Einfluß geübt, namentlich zur Zeit des preußischen Verfassungskonflikts. In letzteren griff G., der seit 1859 dem Abgeordnetenhause angehörte, als einer der Hauptsprecher der liberalen Partei in hervorragender Weise ein. Er wahrte in einer Reihe bedeutsamer Reden das Budgetrecht des Hauses mit Entschiedenheit, ohne der Regierung den Weg der Annäherung u. Verständigung zu verschließen.

Nr. 3138. Rudolf Gneist (geb. 13. Aug. 1816).

Nach der Umwälzung des J. 1866 schloß er sich der nationalliberalen Partei an, zu deren vornehmsten Mitgliedern er sowol im preußischen Abgeordnetenhause als im Norddeutschen, später im Deutschen Reichstage zählte. Von früheren Schriften G.'s sind noch zu nennen: „Die formellen Verträge des neueren römischen Obligationsrechts" (Berl. 1845) u. „Die Bildung der Geschworenengerichte in Deutschland" (Berl. 1849), von neueren: „Freie Advokatur" (Berl. 1867), „Konfessionelle Schule" (Berl. 1869), „Preußische Kreisordnung" (Berl. 1870) u. „Der Rechtsstaat" (Lpz. 1873).

Gnesen (poln. Gniazno), Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Bromberg (Provinz Posen) mit 9917 E. (1871) an der Wrzesmia, einem Nebenfluß der Warthe, 4 M. von der russ.-poln. Grenze gelegen, u. zum größten Theil von Polen u. Juden bewohnt, gilt für die älteste Stadt Polens, dessen mythischer König Lech sie gegründet haben soll, u. war bis 1319 auch Krönungsort der poln. Könige. In heidnischer Zeit die Hauptkultusstätte des Todesgottes Nia, wurde G. durch Herzog Meszko der Mittelpunkt des Christenthums in jenen slavischen Ländern; in der Domkirche wurde die Leiche des heil. Adalbert beigesetzt, welche Kaiser Otto III. 1000 besuchte, worauf er G. zum Sitz des Erzbischofs für Polen erhob. Dieser war seitdem Primas von Polen. Gegenwärtig ist aber der Sitz des Erzbisthums in Posen. — G. hat noch ein reiches Domkapitel, ein Priesterseminar u. ein Gymnasium. Die Industrie ist geringfügig, bedeutender sind die Pferde- u. Viehmärkte.

Gnetaceen, eine höchst eigenthümliche Gruppe der Nadelhölzer, äußerlich ohne alle Verwandtschaft mit denselben u. meist schachtelhalmartig gegliederte Sträucher von sparrigem Wuchs; sie bilden nur wenige Gattungen. Unter ihnen ist Gnetum der Typus der Gruppe, aber als tropische Form. Eine zweite Gattung Ephedra (s. d.) kommt Europa zu.

Gnom, s. „Kobold".

Gnomen (griech., d. i. Erkenntniß, Spruch) nennt man kurze Sinnsprüche, welche sittliche Vorschriften u. Regeln der Lebensweisheit enthalten. Die Lehre, die in solchen Sinnsprüchen illustrirt werden soll, kleidet sich bald in die Form eines Gleichnisses, das an Vorgänge der Natur u. des täglichen Menschenlebens anknüpft, bald in die rein lehrhafte Form des Sprüchwortes od. eines didaktischen Gedichtes. Solche G.

finden sich nam. im Alten u. Neuen Testament in großer Zahl; die Sprüche Salomo's u. das Buch Jesus Sirach sind ganze Sammlungen von G. Aber auch die nachbiblischen Religionsquellen u. die kirchliche Literatur sind reich an Sentenzen dieser Art. Vortreffliche G. sind uns ferner aus dem altklassischen Schriftthum erhalten. Die besten Gnomendichter (Gnomiker) der Griechen (meist dem 6. Jahrh. v. Chr. angehörig) waren: Solon, Theognis, Phokylides, Xenophanes, Kritias. Pythagoras kann nicht wegen der unter seinem Namen überlieferten „goldenen Sprüche" unter die Gnomiker gerechnet werden, da jene G. nicht von ihm, sondern aus späterer Zeit stammen. Die erhaltene gnomische Poesie der Griechen ist mehrfach gesammelt herausgegeben, zuletzt von Orelli („Opuscula Graecorum sententiosa", 2 Bde., Lpz. 1819–21) u. Boissonade („Gnomici poetae graeci", Paris 1832).

Gnomon, Sonnenzeiger od. Sonnenuhr nennt man eine Vorrichtung, mit deren Hülfe man aus der Lage eines von der Sonne geworfenen Schattens die Tageszeit ermitteln kann. Jede Sonnenuhr besteht aus zwei Theilen, einem schattenwerfenden Gegenstand (dem eigentlichen Gnomon) u. einer den Schatten auffangenden krummen od. ebenen Fläche, dem mit den Stundenlinien u. beigesetzten Stundenzahlen versehenen Zifferblatte. Im Alterthume wurden solche Gnomonen od. Sonnenzeiger in Form von Spitzsäulen (Obelisken) auf freien Plätzen aufgestellt; doch hatte man auch, wie die Beschreibungen des Vitruvius u. Anderer sowie direkte Ausgrabungen beweisen, Sonnenuhren, bei denen die Uhrfläche eine in Stein od. Metall ausgehöhlte Halbkugel, der G. eine bis gerade zum Mittelpunkt der Kugel reichender Stift war. Am einfachsten wird die Konstruktion der Stundenlinien auf der Sonnenuhrfläche, wenn man den G. nicht senkrecht stellt, sondern nach Norden geneigt, so daß er gerade nach dem in der Nähe des Polarsternes liegenden Nordpole des Himmels weist. Er schließt dann mit dem Horizonte einen Winkel ein, welcher gleich der geogr. Breite od. Polhöhe des Ortes ist, an welchem man sich befindet, u. seine Lage ist parallel zur Erd- u. Weltachse. Zeichnet man die Schattenlinien, die ein so gestellter G. wirft, auf irgend eine vertikale, horizontale od. geneigte, ebene od. gekrümmte Fläche an einem Tage von Stunde zu Stunde (nach einer richtig gehenden Uhr) genau nach, so gelten diese Stundenlinien für alle Tage des Jahres. Bei jeder andern Lage des G. ist die Verzeichnung der Stundenlinien schwieriger. Die Kunst, diese Stundenlinien auf allen Flächen nach den Regeln der geometrischen Projektion zu entwerfen, heißt Gnomonik. Vergl.: Göring, „Gnomonik", 1864.

Nr. 5139. Das Wildebeest (Catoblepas Gnu).

Gnosis, Gnosticismus, Gnostiker. Das griech. Wort γνῶσις bedeutet eigentlich Erkenntniß. Im Neuen Testament wird es noch in diesem allgemeinen Sinne gebraucht; bald aber unterschieden die Kirchenlehrer die G. als die tiefere (philosophische) Erkenntniß der Heilslehre von der Pistis, d. h. dem Auctoritätsglauben der großen Menge. Gefährlicher, als diese kirchliche Unterscheidung eines höhern u. niederen Standpunkts, wurde für die Kirche eine andere Art von G., der sog. Gnosticismus. Mit diesem Gesammtnamen bezeichnet man eine unendlich verwickelte Anzahl von philosophisch-religiösen Systemen, deren Anfänge schon im Neuen Testament bekämpft werden u. deren Hauptblüte in die Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. fällt. Alle haben das gemein, daß sie, weit über die einfache Glaubenslehre hinausgehend, ja oft feindlich gegen dieselbe, alle Geheimnisse der Religion, vor Allem die Weltentstehung u. das Ziel der Weltentwickelung, philosophisch erklären wollen. Diese zum Theil höchst phantastischen Erklärungen werden durch eine Verschmelzung aller philosophischen u. religiösen Anschauungen, über die das Zeitalter gebot, jüdischen wie heidnischen Ursprungs, zu Stande gebracht. Die fast allen gnostischen Systemen gemeinsamen Grundzüge sind etwa folgende: Aus einem obersten Gott od. einer obersten Götterehe (συζυγία, d. h. Paar) gehen eine Reihe immer niederer Götter od. Götterpaare hervor, die sog. Aeonen. Diese alle zusammen bilden das Lichtreich (πλήρωμα, d. h. Fülle), dem das Reich der Materie (gewöhnlich als Schöpfung des niedersten Gottes, des Demiurgen, betrachtet) gegenübersteht. Aber in dem Reiche der Materie, der unteren Welt, sind auch Theile des Lichtreichs gefangen; ihre Erlösung ist die eigentliche Aufgabe der Weltentwickelung. Sie geschieht durch die Sendung eines oberen Gottes, der sich (bei der Taufe) mit dem Leib Jesu vereinigt u. denselben vor der Kreuzigung wieder verläßt. Die Menschen, welche eine Lichtseele in sich tragen (die Gnostiker od. Pneumatiker), retten dieselbe durch Losreißung von der Materie u. ihren Genüssen. Die meisten gnostischen Systeme berufen sich auf uralte Geheimlehre, die man auch durch bildliche Auslegung aus der Bibel schöpfen könne; andere behaupten, die wahre Lehre Christi sei von den Aposteln gefälscht worden. — Was die Eintheilung der gnostischen Systeme anlangt, so unterscheidet man am zutreffendsten die hellenistische G., die besonders von der platonischen Philosophie beeinflußt war, u. die syrische od. orientalische G., welcher mehr der persische Dualismus, d. h. der Gegensatz eines guten u. bösen Gottes, zu Grunde lag. Die edelsten Vertreter der hellenistischen G. sind Basilides (Lehrer zu Alexandria um 130 n. Chr.) u. Valentinus (Lehrer zu Alexandria u. Rom um 150). Mehr Anschluß an die biblische Geschichte sucht die ophitische G., in deren zahlreichen Systemen die Schlange (griech. ὄφις) die Hauptrolle spielt, bald als guter, bald als böser Geist. Fast ganz heidnisch u. dazu verbrecherisch war die G. des Karpokrates u. die der Antitakten, welche die Erlösung durch Verachtung des Sittengesetzes anstrebten. Die bedeutendsten syrischen Gnostiker sind Saturninus (um 130) u. Marcion (um 150), der einen unversöhnlichen Gegensatz von Gesetz u. Evangelium (Judenthum u. Christenthum) lehrte u. nur Paulus als wahren Apostel gelten ließ. Dagegen erklärt die ebionitische G., die in den sog. pseudoclementinischen Schriften (aus dem Ende des 2. Jahrh.) erhalten ist, das ächte Judenthum u. das ächte Christenthum für ein u. dasselbe. Gnostisch ist auch das System des Manichäismus (s. d.). Reste von allen diesen Systemen haben sich in den verschiedensten Gegenden bei ketzerischen Sekten bis weit hinein in das Mittelalter erhalten.

Gnu (Catoblepas Gnu), das „Wildebeest" der holländischen Ansiedler, eine südafrikanische Antilopengattung von beinahe Pferdegröße, mit gebogenen Hornern am dicken Stierkopf, weißlichem Roßschweif, ebensolcher Nackenmähne u. braunen Haarbüscheln an Kopf u. Brust bei übrigens graubrauner Färbung. Es bildet, wie andere Antilopen, einen Gegenstand der Jagd u. ist am Kap bereits ausgerottet; als besondere Arten unterscheidet man das gebänderte G. (Catoblepas Gorgon) u. den Kokun (C. taurina).

Goa, portug. Provinz an den Westküste von Vorderindien zwischen den den Briten gehörenden Landschaften Konkana und Kanara, umfaßt mit Ausschluß von 20 kleinen, dazu gehörigen Inseln 50 □M. mit mehr als 300,000 Bewohnern, welche zu $^2/_3$ röm.-kathol. Konfession sind. Der Boden liefert Reis, Kokos- u. Betelnüsse, Pfeffer u. Salz, die Industrie ausgezeichneten Arak (aus Palmensaft) sowie Baumwollen- u. Seidenstoffe. Die frühere gleichnamige Hauptstadt (jetzt Altgoa), einst eine der reichsten Städte Indiens u. der Hauptplatz des dortigen europäischen Handels, ist jetzt verödet u. verfallen u. wird fast nur von Priestern, Mönchen u. Nonnen bewohnt. Die Trummer der mächtigen Kathedrale, mehrerer Klöster sowie des bischöflichen Palastes lassen noch die Großartigkeit u. Pracht dieser Bauten erkennen. Bereits 1374 ein Seehafen, wurde G. im J. 1510 von Alfonso Albuquerque erobert u. zur Hauptstadt der portug. Besitzungen in Indien erhoben; es soll schon 1570 eine Bevölkerung von 150,000 Christen u. 50,000 Mohammedanern u. Hindus gehabt haben. Seit dem Sinken der portug. Macht in Indien verödete G. mehr u. mehr u. verlor alle Bedeutung, als 1758 die Residenz des Vizekönigs nach Neu-Goa od. Pandjim verlegt wurde. Letztere Stadt liegt $^2/_3$ M. westlich von Alt-G. an dem besten Hafen der Westküste von Dekhan, hat etwa 10,000 E., schmuzige, unordentliche Straßen, daneben aber einzelne prächtige Gebäude, wie die Paläste des Vizekönigs u. des Erzbischofs, sowie mehrere schöne Kirchen u. Klöster. In einer der Kirchen befindet sich der prächtige Metallsarg des heil. Franz Xavier. Für den Handel ist G. jetzt fast ohne Bedeutung.

Goar, St., Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Koblenz (Rheinprovinz) mit 1301 E., liegt malerisch am linken Ufer des Rheins, überragt von den

Trümmern der ehemaligen Festung Rheinfels, hat ein freundliches Ansehen u. ansehnliche Gerbereien, Salmfang u. Schiffahrt.

Goarshausen, St., Stadt im preuß. Reg.-Bez. Wiesbaden (Provinz Hessen-Nassau) mit 1206 E., liegt am rechten Ufer des Rheins, St. Goar gegenüber. Ueber der Stadt erheben sich auf steilem Felsen die Ruinen der Burg Neu-Katzenelnbogen, gewöhnlich die Katze genannt; in der Nähe liegt der durch Lied, Sage u. Echo berühmte Lurlei-Felsen. Die Bewohner des Ortes treiben Weinbau, Fischfang u. Schiffahrt.

Gobelin hieß ein geschickter franz. Färber, welcher im J. 1440 an dem Bache Bièvre bei Paris eine Färberei begründete, die durch seinen Sohn u. seine Enkel eine beträchtliche Ausdehnung erhielt, so daß sich ihr Name nicht nur auf den genannten Bach (la rivière des G.), sondern auch auf die von ihren Nachfolgern eingeführte niederländische Tapetenweberei übertrug. Sowol die Fabrikate der Färberei, zu denen auch die Scharlachfärberei nach holländischer Art trat, als insbes. die der Tapetenweberei, erregten durch ihre Schönheit die Aufmerksamkeit des Ministers Colbert, welcher es vermochte, daß dieses Etablissement unter Ludwig XIV. an den Staat überging. Noch jetzt befindet sich die Gobelinmanufaktur in dem 1662 dafür errichteten Gebäude der Rue Mouffetard. — Die Gobelinweberei ist übrigens keine ganz junge Erfindung. Schon das Alterthum lieferte sehr künstlich gewirkte Teppiche od. Wandtapeten u. schon im 8. Jahrh. war diese Kunst in England bekannt; nach Einigen soll ja die Königin Mathilde mit ihren Hofdamen den noch vorhandenen Teppich von Bayeux, die Eroberung Englands durch die Normannen darstellend, gewirkt od. gestickt haben (s. „Bayeux"). Im 14. u. 15. Jahrh. wurde die Teppichweberei in den Niederlanden betrieben, von wo sie sich nach Deutschland u. zwar zuerst nach Schwabach verpflanzte. Man unterscheidet tiefschäftige Arbeit (Basselisse mit horizontaler Kette) u. hochschäftige (Hautelisse mit vertikaler Kette). In der Manufaktur zu Paris u. Petersburg wird hochschäftig gearbeitet. Diese hochschäftige Arbeit ist mit einer künstlichen Stickerei zu vergleichen, indem sich das Einziehen des Schusses mittels Spulen (Flieten) aus freier Hand abwechselnd auf eine kleine Anzahl der Vorderfäden u. hiernach auf die der vorgezogenen Hinterfäden erstreckt. Auf solche Weise kreuzen sich die Fäden u. es liegt die rechte Seite des Gewebes hinterwärts. Mittels durchsichtigen Papiers werden die Konturen des Mustergemäldes auf die ausgespannte Kette übertragen, auf welcher die durch Punkte markirte Figur als Richtschnur für den Weber dient. Alle Farben u. Farbenschattirungen werden für sich gewebt u. dabei die benachbarten Theile außer Acht gelassen, weshalb an den Grenzlinien der Farben auch häufig ein Zusammennähen der an einander stoßenden Theile nöthig wird. Das Anschlagen des Schusses geschieht mittels eines Kammes ebenfalls aus freier Hand. Je nach der Breite des Teppichs können 2—6 u. mehr Weber gleichzeitig daran arbeiten. Die große Mühsamkeit der Kunstweberei macht es erklärlich, daß größere Gobelintapeten lange Zeit zu ihrer Herstellung erheischen; aus demselben Grunde hat man in der Regel auch nur Gemälde ersten Ranges auf diese Weise wiedergegeben u. Kartons dazu sind von den größten Malern entworfen worden, wie die berühmten Tapeten beweisen, zu denen Rafael selbst die Entwürfe gezeichnet hat. Die G. als Erzeugnisse einer Staatsindustrie wurden früher meist zu Ehrengeschenken an fürstliche Höfe u. hohe Staatsbeamte verwendet.

Nr. 3140. Aufgebäumte Kette am Gobelinwebstuhl.

Gobi, chin. Schamo, d. i. Sandmeer, eine große Wüste in Centralasien, erstreckt sich in der Richtung von S.W. nach N.O. von dem Küenlün- bis zum Chinggangebirge und umfaßt einen Flächenraum von etwa 40,000 □M. Ausgedehnte Gebirgszüge umsäumen das weite Wüstengebiet, das im W. durch die mächtige Kette des Thian-Schan in zwei Theile geschieden wird. Der kleinere, südwestl. Theil der G. bildet das in etwa 400 m. Meereshöhe liegende Becken des Tarim, der sich in den Lopsee verliert, eine zum großen Theile völlig öde, von gletscherreichen Gebirgswällen umlagerte Sandwüste. Der größere nordöstl. Theil besteht aus einer 260 M. langen, 50—100 M. breiten Sandzone (der eigentl. Schamo), welche etwa 800 m. über dem Meere liegt, nur wenige Salzpflanzen erzeugt u. unbewohnt ist — u. aus zwei, nördl. u. südl. von dieser tiefsten Einsenkung allmählich zum Fuße der Gebirge aufsteigenden, 1300 bis 1600 m. über dem Meere liegenden breiten Gürteln von Steppenboden (Gobi), der von Bergzügen u. Flußläufen durchzogen ist u. endlose Flächen des schönsten Weidelandes, doch keinen Baumwuchs zeigt, so daß die das weite Gebiet als Nomaden durchstreifenden mongolischen Stämme während der sehr kalten Winter auf den Viehdünger als einziges Brennmaterial angewiesen sind. Für die Herden findet sich selbst im Winter unter der Schneedecke noch hinlängliche Nahrung an Futterkräutern. Mehrere sehr belebte Karavanenstraßen, welche die Steppenlandschaft durchziehen, dienen dem Transithandel von China nach dem asiat. Rußland; bes. aber werden auf ihnen die Produkte der Viehzucht, nam. Häute, nach China gebracht. — Jedenfalls war die Schamo früher der Boden eines großen, dem Mittelmeer vergleichbaren Meerestheiles, durch welchen Asien fast völlig durchschnitten wurde; im O. müssen beide Theile durch einen breiten Isthmus zusammengehangen haben.

Goch, Johann von, eigentl. Johann Pupper, geb. um 1400 zu Goch in der Rheinprovinz, Vorläufer der Reformation. Nachdem er bei den Brüdern vom gemeinsamen Leben u. wahrscheinlich auch zu Paris studirt, gründete er 1451 in seinem Wohnort Mecheln ein Diakonissenhaus u. machte als Vorsteher desselben, gegenüber der scholastischen Theologie, dem Werkdienst u. der Priesterherrschaft der kathol. Kirche, die echt evangelischen Grundsätze von der alleinigen Geltung der heiligen Schrift als Quelle des Heils, der Freiheit des Gewissens u. s. w. geltend, so bes. in seiner Schrift „De libertate christiana" (Antw. 1521). Auch in Bezug auf reinen Wandel u. innige Frömmigkeit war G. ein echt evangelischer Theologe. Er starb 28. März 1475.

Göckingk, Leopold Friedrich Günther von, deutscher Dichter, geb. 13. Juli 1748 zu Gröningen im Halberstädtischen, studirte in Halle die Rechte, trat in den preuß. Verwaltungsdienst, wurde 1786 Kriegs- u. Domänenrath in Magdeburg, zwei Jahre später Landrath in Wernigerode u., nachdem er in den Adelsstand erhoben worden, 1793 Geh. Oberfinanzrath in Berlin. Im J. 1803 organisirte er im Auftrage des Prinzen von Oranien die Verwaltung im Fürstenthum Fulda. Seit 1806 aus dem Staatsdienste ausgeschieden, brachte er den Rest seines Lebens größtentheils zu Wartenberg in Schlesien zu, wo er 18. Febr. 1828 starb. G.'s Ruhm gründet sich auf seine poetischen Episteln u. seine Sinngedichte. In ersteren ahmte er den Horaz glücklich nach, in letzteren hielt er sich an die Muster der altklassischen Epigrammatiker. In den Episteln herrscht eine milde, liebenswürdige Lebensanschauung vor, die in freundlicher, wenn auch manchmal etwas breiter Form vorgetragen wird. Seine Epigramme geißeln kurz u. schlagend die allgemein menschlichen Schwächen u. die lächerlichen Seiten des damaligen deutschen Lebens. Auch seine „Lieder zweier Liebender" fanden seinerzeit großen Beifall. Seine „Gedichte" erschienen gesammelt in 3 Theilen (Frankf. u. Lpz. 1780—82). Um die Förderung der geistigen Bewegung in Deutschland machte er sich als Mitleiter des Göttinger Musenalmanachs (seit 1776 mit Bürger) u. als Herausgeber des „Journals von u. für Deutschland" (seit 1784) verdient.

Godawari, einer der größten Flüsse des Dekhanplateaus in Vorderindien, entspringt in etwa 1000 m. Höhe am Ostabhange der Westghats, 10 M. von der Meeresküste, durchströmt mit südöstl. Hauptrichtung das Plateau, durchbricht in einer von steilen Felswänden eingefaßten Schlucht die Ostghats u. mündet unterhalb Radjamandari nach 200 M. langem Laufe in einem Deltagebiete. Dieses, wie auch die Gegenden oberhalb jener Durchbruchsschlucht, welche übrigens die Schiffahrt nicht hemmt, werden zur Regenzeit weithin überschwemmt u. mit schwarzem, fruchtbarem Schlamme bedeckt. Zur Regulirung dieser Ueberschwemmungen ist ein 4000 m. langer Damm mit Schleußen quer über den Fluß gebaut worden.

Godegisel, ein Fürst der Burgunder, hatte um 470 von seinem Vater Gundioch das Gebiet an der oberen Rhone geerbt u. unterstützte aus Haß gegen seinen älteren Bruder Gundebald, welcher nach der

Alleinherrschaft strebte, den Frankenkönig Chlodwig, der 500 über Gundebald siegte. Dieser verband sich nun mit den Franken gegen G., der in Vienne eingeschlossen u. nach Erstürmung der Stadt in einer Kirche getödtet wurde. — Ein anderer **G.**, der erste bekannte König der Vandalen, brach 406 mit einem Theil seines Volkes nach W. auf, wurde jedoch am Rhein von den Franken geschlagen u. mit 20,000 seiner Mannen getödtet.

Godesberg, Pfarrdorf im preuß. Reg.-Bez. Köln (Rheinprovinz), mit 1200 E., liegt am linken Rheinufer, 1 M. oberhalb Bonn, unter den Ruinen des Schlosses G., das aus dem 13. Jahrh. stammt, 1582 Aufenthaltsort des abgesetzten Kölner Erzbischofs Gebhard war und im Dreißigjährigen Kriege zerstört worden ist. G. wird wegen seiner reizenden Lage u. seiner schon den Römern bekannten Mineralquellen von Fremden vielfach besucht.

Godjeb (Godscheb), ein nur in seinem obersten Laufe bekannter großer Fluß, der im südl. Habesch entspringt, sich mit dem größeren Gibe vereinigt u. unter dem Namen Godje das nordl. Gallaland in einem nach S. gehenden Bogen durchfließen soll. Er ist höchst wahrscheinlich mit dem Sobat identisch, einem der großen östl. Zuflüsse des Weißen Nil, dessen oberer Lauf noch nicht erforscht ist.

Godolin od. **Goudelin** (spr. Godeläng, Gudeläng), Pierre de, berühmter languedocischer Dichter, geb. 1579 zu Toulouse, studirte die Rechte, widmete sich aber nach einer wild verlebten Jugend ganz der Dichtkunst u. starb 10. Sept. 1649 als Karmelitermönch in seiner Vaterstadt. Von seinen Gedichten, in denen er mit Meisterschaft die südfranz. Sprache behandelte, ist eine Ode auf Heinrich's IV. Tod von klassischer Schönheit.

Godoy, Don Manuel, s. Herzog von „Alcudia".

God save the King od. **Queen** (spr. Godd schw' the King od. Kwihn), d. i. Gott erhalte den König (od. die Königin), Anfangsworte u. Refrain der engl. Volkshymne.

Godunow, ein ehemals angesehenes Bojarengeschlecht in Rußland, tatarischer Abkunft. Zur größten Berühmtheit gelangte Boris Feodorowitsch **G.**, geb. 1552, ein für das Herrscheramt wie geschaffener Mann, den Iwan der Schreckliche in den Beirath berief, welcher für dessen minderjährigen Sohn Feodor I. eingesetzt ward. Während der Regierung dieses körperlich u. geistig schwachen Zars, der G.'s Schwester Irene heirathete, war G. der eigentliche Regent, hob die Macht Rußlands, unterwarf Sibirien vollends, suchte das Reich gegen die steten Einfälle der Tataren zu sichern u. bemühte sich, die Kluft zwischen Rußland u. der Civilisation Europa's auszufüllen. Da Feodor I. kinderlos blieb, so ließ ihn G. die Krone testamentarisch auf Irene übertragen. Diese ging nach dem Tode ihres Gemahls (1598) ins Kloster u. überließ ihrem Bruder die Krone. Indessen glaubte dieser der Zustimmung des Volkes zu bedürfen: er ließ eine aus 474 Personen bestehende, alle Stände repräsentirende Reichsversammlung, die erste u. einzige in Rußland, nach Moskau berufen, u. diese stimmte bei. Nun nahm G. die Krone an. Auch nach seiner Thronbesteigung verfolgte er den Plan, Rußland zu heben; insbes. zog er zu diesem Zwecke gebildete Ausländer ins Reich. Aber das gerade bot seinen Gegnern einen Anlaß, ihn verhaßt zu machen. Der Haß steigerte sich, als er die mächtige, durch seine Spione denunzirte, ganz unschuldige Familie Romanow umbringen ließ; nur Michael Romanow, der spätere Begründer einer neuen Dynastie, damals ein Kind, wurde verschont. Dazu kam, daß eine Hungersnoth ausbrach, die allein in Moskau 200,000 Menschen hinraffte; die Gutsbesitzer jagten ihre kaum erst erworbenen Leibeigenen fort, um sie nicht ernähren zu müssen; so füllte sich das Reich mit Vagabunden an, Raub u. Gewaltthat herrschte überall u. Alles legte man der Regierung G.'s zur Last. In dieser äußerst mißlichen Lage trat der falsche Demetrius (s. d.) auf, u. bereits hatte sich ein Theil des südl. Rußlands für diesen erklärt, da starb G. plötzlich, 13. April 1605. Am 10. Juni dess. Jahres ward auch sein Sohn, Feodor **G.**, ermordet, den das Heer zum Nachfolger ausgerufen hatte.

Godwin, William, engl. Publizist u. Geschichtschreiber, geb. zu Wisbeach (Grafschaft Cambridge) 3. März 1757, war 1778—82 Prediger, lebte dann theils mit literarischen Arbeiten beschäftigt, theils später als Buchhändler in London u. starb daselbst 7. April 1836. Ein Jahr lang (1796—97) war er mit der bekannten Schriftstellerin Maria Wollstonecraft verheirathet; dieselbe starb in ihrem ersten Wochenbette. Außer einigen Romanen, Schauspielen u. Kinderschriften (letztere pseud. als Edward Baldwin) verfaßte G., ein geistreicher u. für die Ideen der Franz. Revolution begeisterter Mann, auch mehrere werthvolle wissenschaftliche Werke, u. a.: „Sketches of history in six sermons" (Lond. 1784); „Inquiry concerning political justice" (3. Aufl., ebd. 1798, 2 Bde.); „History of the life and age of Geoffrey Chaucer" (ebd. 1803, 2 Bde.; neue Aufl., 1804, 4 Bde.); „Lives of Edward and John Philipps, nephews and pupils of Milton" (ebd. 1815); „Inquiry concerning the power of increase in the numbers of mankind" (ebd. 1821); „History of the commonwealth of England" (ebd. 1824—28, 4 Bde.) u. „Thoughts on man, his nature, productions and discoveries" (ebd. 1831).

Goeben, August von, preuß. General, geb. 10. Dez. 1816 zu Stade (Prov. Hannover), wo sein Vater, ein ehemaliger Artillerieoffizier der englisch-deutschen Legion, als Strafanstaltsdirektor lebte, erhielt seine erste Ausbildung auf dem Gymnasium zu Celle, trat dann in das preuß. 24. Infanterieregiment u. wurde 1835 zum Sekondeleutnant befördert. Nach Jahresfrist aber verließ er den preuß. Dienst u. wandte sich nach Spanien, um in die karlistische Armee einzutreten, in

Nr. 3141. August v. Goeben (geb. 10. Dez. 1816).

deren Reihen er bis zum J. 1840 mit Auszeichnung focht. An verschiedenen Feldzügen u. Expeditionen nahm er Theil, wurde mehrmals verwundet u. gerieth wiederholt in Kriegsgefangenschaft, wurde aber immer wieder ausgewechselt. Die Erlebnisse dieser Jahre hat G. selbst nach seiner Rückkehr in die Heimat in dem Buche „Vier Jahre in Spanien" (Hann. 1841) geschildert. Im J. 1842 wurde er wieder in die preuß. Armee aufgenommen, freilich mußte er, der in Spanien bereits Oberstleutnant geworden war, wieder als Leutnant eintreten, aber schon nach drei Jahren war er Hauptmann im Generalstabe. In dieser Stellung dem Oberkommando der Operationsarmee in Baden 1849 zugetheilt, machte G. die Gefechte bei Ludwigshafen, Waghäusel, Ubstadt, Bruchsal, Durlach u. Kuppenheim mit u. nahm an der Belagerung von Rastatt Theil. Bald darauf zum Major u. 1855 zum Oberstleutnant befördert, wurde G. Chef des Generalstabes beim 4. u. später beim 8. Armecorps, 1858 zum Oberst befördert. 1860 begleitete er mit anderen preuß. Offizieren das Oberkommando der spanischen Armee in dem Kriege zwischen Spanien u. Marokko u. nahm Theil an den Gefechten bei Samsa u. Uad Ras. Ueber diesen Feldzug berichtete er in der werthvollen Schrift „Reise- u. Lagerbriefe aus Spanien ꝛc." (2 Bde., Hann. 1863). Nach seiner Beförderung zum Generalmajor erhielt G. 1863 das Kommando der 26. Infanteriebrigade; er führte dieselbe mit Auszeichnung in dem Deutsch-dän. Kriege 1864 u. erwarb sich den Ruf eines der tüchtigsten, zugleich bei seinen Soldaten beliebtesten Truppenführer. Noch in demselben Jahre wurde er Divisionskommandeur u. im folgenden auch zum Generalleutnant befördert.

Im J. 1866 mit seiner Division zur Mainarmee gehörend, bewies er in den Gefechten bei Kissingen, Laufach, Aschaffenburg, Werbach, Tauberbischofsheim u. Gerchsheim seine strategischen Talente u. wurde nach dem Kriege General der Infanterie. Im J. 1870 wurde G. mit dem Kommando des 8. Armeecorps betraut u. der 1. Armee unter Steinmetz zugetheilt. Hier fand er gleich beim Beginn des Krieges Gelegenheit sich auszuzeichnen, indem er 6. Aug. 1870 den Sturm auf die Höhen von Spicheren anordnen u. bis zur Ankunft seines Obergenerals leiten konnte. Sodann vor Metz an allen Kämpfen betheiligt, focht G. nach der Kapitulation dieser Festung bei Amiens 27. Nov. u. 23. Dez. siegreich gegen die franz. Nordarmee unter Faidherbe. Als Manteuffel die Führung der Südarmee übernahm, wurde G. an dessen Stelle im Jan. 1871 mit dem Oberbefehl der 1. Armee beauftragt, u. schon wenige Tage nach Antritt dieses Kommandos erfocht er bei St. Quentin 19. Jan. einen glänzenden Sieg über die Nordarmee des Feindes, infolge dessen dieser in vollster Auflösung nach Lille u. Valenciennes flüchtete. Gegenwärtig befehligt G., einer der Wenigen, welchen das Großkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen ist, das 8. (rhein.) Armeecorps.

Goedeke, Karl, verdienstvoller Literarhistoriker, wurde 15. April 1814 zu Celle geb., studirte in Göttingen Philologie u. lebte dann privatisirend in Celle, Hannover u. seit 1859 in Göttingen; hier ward er Ostern 1873 zum außerordentlichen Professor ernannt. G. trat zuerst mit einem Drama „König Kodrus, eine Mißgeburt der Zeit" (Lpz. 1839) an die Oeffentlichkeit u. ließ „Novellen" (Celle 1841) u. einen „Novellenalmanach" (Hann. 1842) folgen, wandte sich aber dann ganz der Literaturgeschichte zu, welche er um zahlreiche Arbeiten von hervorragendem Werthe bereichert hat. Wir nennen „Knigge's Leben u. Schriften" (Hann. 1844), „Pamphilus Gengenbach" (Hann. 1856), „Every-Man, Homulus u. Hekastus" (Hann. 1865), ferner die im Verein mit Anderen unternommene musterhafte historisch-kritische Ausgabe von Schiller's Werken (Stuttg. 1867 ff.) u. eine Goetheausgabe (15 Bde., Stuttg. 1872) sowie die mit Tittmann zusammen herausgegebenen „Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts" (Lpz. 1867 ff.) u. „Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts" (Lpz. 1869 ff.). Weiter verdanken wir G. drei treffliche Chrestomathien: „Deutschlands Dichter von 1813—43" (Hann. 1844), „Elf Bücher deutscher Dichtung von Sebastian Brant bis auf die Gegenwart" (2 Bde., Lpz. 1849; ein 12. Buch, niederdeutsche Dichtungen enthaltend, fügte 1870 Oesterley hinzu) u. „Deutsche Dichtung im Mittelalter" (Hann. 1854); endlich, als G.'s Hauptwerk, einen vorzüglichen „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" (3 Bde., Dresden 1859 ff.). Eine Biographie Goethe's aus G.'s Feder wird demnächst erscheinen.

Goes (spr. Gohs), Hugo van der, einer der bedeutendsten Schüler Jan van Eyck's, geb. zu Gent um 1420, gest. 1483, über dessen Lebensverhältnisse aber nur sehr wenig bekannt ist. Er hielt sich in Ausübung seiner Kunst in Brügge auf u. wurde auch im J. 1467 in Gent bei der Einführung Karl's des Kühnen als Landesfürsten u. bei dessen Vermählung mit Margarethe von York beschäftigt. Sein einziges völlig beglaubigtes Werk ist das in Oel gemalte Altarbild in S. Maria nuova in Florenz, dessen Mitteltafel eine Anbetung der Hirten darstellt, doch dürfen ihm noch einige andere Bilder, wie z. B. eine Verkündigung im Museum zu Berlin u. eine andere in der Pinakothek zu München, mit einiger Sicherheit zugeschrieben werden. G. hat weniger Schönheitssinn als die übrigen Schüler van Eyck's u. einen ziemlich kalten Farbenton, aber seine Zeichnung ist sehr geschickt, seine Ausführung gediegen u. sorgfältig.

Goethe, Johann Wolfgang, allgemein als der vielseitigste, mehr u. mehr auch als der größte dichterische Genius erkannt, den Deutschland hervorgebracht hat, wurde in der Mittagsstunde des 28. Aug. 1749 zu Frankfurt a. M. geboren. Die Gestalten seiner Eltern u. seines elterlichen Hauses, die ganze Umgebung des Ortes u. der Menschen, in deren Mitte er seine Jugend verlebte, sind von ihm selbst in „Dichtung u. Wahrheit" zu einem unvergleichlichen Kunstwerk umgebildet worden, worin sich jene Jugendeindrücke im Reflexe des gereiften Mannes, ja sogar des höchsten Greisenalters (die Vorarbeiten dazu begannen 1809, die 3 ersten Bände erschienen 1811—14, der 4. 1833) spiegeln. Die Macht dieser poetischen Umgestaltung ist so groß, daß alle bisherigen biographischen Versuche nichts Anderes als mehr od. minder gelungene u. nur in äußerlichen, meist unwesentlichen Dingen berichtigte Paraphrasen davon sind. Es wird noch geraume Zeit vergehen, bis es möglich ist, auf der einen Seite jenes einzig schöne Gebilde in seiner ganzen Herrlichkeit bestehen zu lassen, auf der andern Seite aber mit wirklicher historischer Kritik eine davon unabhängige,

Nr. 3142. Johann Kaspar Goethe geb. 31. Juli 1710, gest. 27. Mai 1782.

wahrhaft urkundliche Darstellung der wichtigsten Abschnitte seines Werdens zu geben. Aus dem künstlerischen Rahmen gelöst stellen sich als die dafür bedeutendsten Momente zuerst die Persönlichkeiten seiner Eltern dar.

Nr. 3143. „Frau Rath" Goethe (geb. 15. Febr. 1731, gest. 13. Sept. 1808).

Der Vater Johann Kaspar, aus einer sehr wohlhabenden Familie des eigentlichen Bürgerstandes, durch vielseitige u. gründliche Bildung in seinem Berufsfache, der Jurisprudenz, u. in der antiken klassischen wie in den modernen Literaturen, noch mehr aber durch die Würde eines Dr. jur. und eines kaiserl. Rathes den Ersten in der Stadt gleich, aber durch seine freiwillige Zurückgezogenheit in einer völlig unabhängigen, freilich auch isolirten Stellung in Mitte des

städtischen u. sozialen Lebens seiner Heimat; eine durchaus prosaisch reflettirende Natur u. bei der reichsten Ausstattung mit dem besten Wissensschatze, den seine Zeit gewährte, doch zu eigener Produktion nicht befähigt. Seine eigentliche Lebensaufgabe sah er in der Erziehung seiner Kinder, nam. seines einzigen ihm gebliebenen Sohnes Wolfgang. Er nahm deshalb nicht blos ihre oberste Leitung, sondern auch einen großen Theil der einzelnen Unterrichtsfächer in seine Hand u. sein Sohn war im strengsten Sinne des Wortes sein Schüler bis zu seinem Abgang auf die Universität.

Nr. 3144. Goethe nach dem Portrait von May aus dem J. 1779.

Dem Vater gegenüber stand die viel jüngere Mutter, Elisabeth Katharina, Tochter des kaiserl. Schultheißen Textor, aus der Elite der reichsstädtischen Aristokratie, voll Lebensfreudigkeit u. unmittelbarer Wärme der Phantasie u. des Gefühls, stets von dem Instinkte einer auf sich selbst vertrauenden Natur u. dem daraus geborenen gesunden Menschenverstand geleitet. Die Bestrebungen des Vaters gingen nicht

Nr. 3145. Goethe's Studirzimmer im Vaterhause zu Frankfurt a. M.

sowol darauf aus, in seinem Sohne sich ein verjüngtes Ebenbild seiner selbst zu erziehen, als mit allen ihm bekannten u. erreichbaren Hülfsmitteln Alles, was er in dem Wesen des Knaben als entwickelungsfähige Anlage zu begreifen vermochte, zu möglichst rascher u. vollständiger Entfaltung zu bringen. Selbst bei einem G. lag da die Gefahr nahe, ein Wunderkind gewöhnlichen Schlages zu werden, das den blöden Augen der Menge viel verspricht u. den Einsichtigen nichts hält. Denn die unendliche Aneignungsfähigkeit des Schülers riß den Lehrer weit über das Ziel hinaus, das er sich methodisch gesteckt hatte, u. in jäher Hast wurden alle möglichen alten u. neuen Sprachen u. Literaturen, Musik u. die zeichnenden Künste, aber auch die strengeren Wissensfächer, darunter Mathematik u. die Naturwissenschaften, nach der Art der Zeit am wenigsten, dafür aber sogar schon die Anfangsgründe der Jurisprudenz neben einer ausgedehnten Lektüre in der früheren, dem Vater aber als allein berechtigt geltenden deutschen poetischen Literatur der Gottsched-Haller'schen Periode, doch aber auch heimlich der streng verpönte Klopstock, in buntestem Mischmasch verschlungen. Die sehr früh erwachende Neigung, den jedesmaligen Inhalt des Seelenlebens in dichterischen Gestaltungen wiederzugeben, führte den Knaben in grenzenlosem Schwanken von einem antiken od. modernen Muster zu dem andern, u. für Jeden, der nicht denselben Kern wie er besaß, wäre es um alle Originalität geschehen gewesen. Daß die frische Natur der Mutter dabei ein fortwährendes u. um so kräftiger wirkendes Gegengewicht, je weniger es handgreiflich war, gegen dieses zerstreuende u. aufreibende Umherschweifen der Phantasie u. des Denkens bildete, steht fest; nur würde es allein nicht ausgereicht haben, seine gefährlichen Einflüsse zu beschränken.

Neben den Eltern ist auch die übrige Scenerie des Hauses, des Ortes, der Gesellschaft u. Zeit nicht zu vergessen. Das Haus war ein im strengsten Sinne wohlgeordnetes, mit aller Bequemlichkeit u. selbst mit dem höheren Luxus, den der damalige deutsche Mittelstand kannte, ausgestattetes Bürgerhaus, weniger mit der Stadt selbst als mit auswärts in regem geselligen Verkehr. Kein anderer unserer Geistesheroen der damaligen Zeit hat in dieser Hinsicht sich der Gunst des Geschickes in seiner Jugend so zu erfreuen gehabt wie G. u. sie ist ihm auch sein ganzes Leben lang treu geblieben. Die Stadt, in gewisser Beziehung als Wahl- u. Krönungsstadt der deutschen Kaiser seit dem 16. Jahrh. die Hauptstadt des kaum mehr mumienhaften, sondern beinahe schon in Staub zerfallenen Organismus des heil. röm. Reiches, als freie Reichsstadt, noch mehr aber als die einzige wirkliche Großstadt im ganzen damaligen Südwesten unseres Vaterlandes, vereinigte eine Menge der seltsamsten u. originellsten Reste der Vergangenheit in Verfassung u. gesellschaftlichen Zuständen mit den modernen Gestaltungen eines weit ausgebreiteten Handels u. des regsten Verkehrs auf dem Gebiete der materiellen Interessen, woneben aber auch die zwar meist noch von dem frischeren Luftzuge der anderwärts schon weiter fortgeschrittenen Neuzeit unberührte Pflege der idealeren Seite, der Wissenschaften u. Künste, nicht fehlte. Die jährlich mehrmals wiederkehrenden Messen mit ihrem beinahe noch kosmopolitischen Gepräge, dazu noch zufällige Ereignisse, wie die Kaiserkrönung des J. 1764, u. vorher die einzelnen Wellenschläge, die von der Sturmflut des 7jährigen Krieges in Gestalt einer franz. Besatzung hereindrangen, lenkten den Blick des Knaben sehr frühe u. sehr energisch von den typischen Gestalten u. Zuständen seiner Heimat in eine Ferne, die ihm um so mehr geistige Nahrung gab, je weniger er sie mit seiner angeborenen Umgebung in innere Harmonie zu bringen vermochte. — Kaum 16 Jahre alt, hielt ihn der Vater, weil er begriff, daß er seinem Horizonte entwachsen war, für reif genug, die Universität Leipzig zu beziehen. Herbst 1765 langte er dort an, wo sich ihm eine neue Welt erschloß. Er sollte Jurisprudenz studiren, um auf dieses Berufsfach, das dem Vater freilich nur zu völliger Isolirung verholfen, seine künftige Stellung im Leben zu gründen. Leipzig konnte für eine gute Universität der älteren Art gelten, daher hatte sie der Vater für ihn gewählt. Allein der Sohn fand dort etwas ganz Anderes. Es war die gebildetste Stadt des damaligen Deutschland, der allenfalls nur Hamburg in dieser Beziehung gleichkam. Daher strömten eine Menge neuer Bildungselemente od. vielmehr die alten in neuer Form in ihn ein, bes. die zeichnenden Künste, die hier durch Oeser wenigstens Etwas von dem beseelenden Hauche empfingen, den sie zunächst freilich nur in ihrem Zusammenhange mit dem klassischen Alterthum u. der griechischen Welt Winckelmann verdankten. Außerdem aber wirkte der freiere Fluß u. Fall des ganzen Lebens im Gegensatz zu der beschlossenen Alterthümlichkeit u. Philistrosität der Heimat völlig revolutionär auf den sich eben entfaltenden Jüngling. Freilich, was sich seiner unendlich gesteigerten Produktionslust hier als Muster u. Norm bot, war, wie er bald ahnte, das auch nicht, was er begehrte.

Als er Leipzig betrat, lebte Gottsched noch, u. wenn derselbe auch als Mensch sich um alle Achtung u. allen Einfluß gebracht haben mochte, so beherrschten doch seine ästhetischen Grundsätze nach wie vor die Masse der gebildeten u. zur Produktivität angeregten Geister. Eben so wenig wie daran konnte sich ein G. an Gellert — Gottsched nur in die Gefühls- u. Gemüthssphäre übersetzt u. mit einer unendlich würdigeren Persönlichkeit verbunden — befriedigen. Er mußte sich daher seinen eigenen Weg suchen, denn daß er eines solchen bedürfe, war ihm doch schon klar. So lehnte er sich an die französischen Muster, die in seiner Umgebung als die Spitze des guten Geschmacks galten. Aber er that es anders als wie die Anderen, die desselben Glaubens lebten. Die Motive nämlich, die er poetisch zu verarbeiten sich gedrungen fühlte, waren nicht etwa bedeutende Eindrücke der Außenwelt, sondern die Phasen seines inneren Lebens, wie sie sich unter dem Einflusse der Außenwelt gestalteten u. als eine die Seele bedrückende Last auf ihm lagen, bis er sie durch ihre künstlerische Gestaltung zu einem in sich fertigen u. sein eigenes Idealbild des Moments in der Sphäre des Geistes verklärenden höheren Dasein abgeschlossen hatte. Er begann mit den an sich nur wenig werthvollen dramatischen Versuchen, dem Schäferspiel „Die Laune des Verliebten" u. der Komödie „Die Mitschuldigen" die Reihe seiner „Konfessionen", wie er sie selbst genannt hat, d. h. die ihm von der Natur zugewiesene Eigenart seiner schöpferischen Thätigkeit, die insofern, gleichfalls nach seiner eigenen Bezeichnung, „Gelegenheitspoesie", nur freilich in einem ganz andern Sinn als der Ausdruck gewöhnlich mißbraucht wird, heißen durfte.

Drei Jahre, bis in den Spätsommer 1768, dauerte der Leipziger Aufenthalt, dann kehrte der 19jährige Jüngling ins Elternhaus zurück, noch ungewiß, was der Vater, der das äußere Geschick des Sohnes pflichtmäßig in der Hand behalten wollte, über ihn bestimmen würde. Aber die aufregenden Eindrücke seines damaligen Gährungszustandes, vielerlei an sich unschuldige Excesse u. Nachlässigkeiten, die er sich in dietätischer Beziehung zu Schulden hatte kommen u. mit dem Leichtsinn dieser Jahre so weit um sich greifen lassen, bis seine auch körperlich so normal angelegte Konstitution ernstlich darunter litt, führten ihn in einem trübseligen Zustand in seine Heimat zurück, zum herbsten Kummer u. Aerger des Vaters, der nach seiner Art das Bild, das er sich von dem Sohne gemacht, wie er von der Universität zurückkommen sollte, mit dem verglich, was er für ein oberflächlich reflektirendes Auge jetzt darbot. So gestaltete sich sein über $1\frac{1}{2}$ Jahre, bis Frühling 1770, ausgedehnter Aufenthalt zu Hause, trotz der liebevollsten Pflege u. dem gemüthlichsten Verständniß bei der Mutter u. seiner einzigen Schwester Cornelia, zu einer wahren Schule des Leidens. Zwar seine körperliche Wiederherstellung machte bald rasche Fortschritte, nachdem einmal die bisherigen kleinen, aber fortgesetzt imminirenden Feinde derselben beseitigt waren, aber seine Seele blieb verdüstert u. an Stelle der grenzenlosen Produktionslust, die den Knaben u. Jüngling bisher freilich mehr gequält als beseligt hatte, trat eine weiche Apathie, in welcher er wesentlich nur empfangend u. aufnehmend sich Einflüssen öffnete u. Regionen des Geistes zuwandte, zu denen er sonst, als er noch gesund war u. als er wieder gesund wurde, die wenigste Wahlverwandtschaft empfand. Mystik u. Theosophie in spezifisch christlich-gläubigem Gewande, ihm, der, wie jede ideale Natur, tief religiös angelegt war u. dem jede Aeußerung des religiösen Empfindungslebens stets heilig od. mindestens ehrwürdig erschien, nichts so ferne Liegendes, wie Manche wähnen, die in G. den großen modernen „Heiden" sahen, überwältigten ihn auch damals unter dem Eindruck höchst bedeutender Persönlichkeiten, die darin ihren ganzen Lebensgehalt beschlossen hatten, was doch ein G. nimmermehr konnte. Namentlich eine dieser theosophischen Freundinnen, zweifelsohne die geistvollste von allen, Fräulein von Klettenberg, ist durch das fein gezeichnete, warm durchhauchte Bild, was er von ihr als „Bekenntnisse einer schönen Seele" später dem Wilhelm Meister einverleibt hat, eine der bedeutendsten Gestalten der deutschen Geistesgeschichte geworden. Aber auch noch weiter, bis in das qualmende Dunkel der Alchymie u. das phantastische Düster der Kabbala, verstrickte sich damals sein nach Genesung ringender Geist. Das Frühjahr 1770 entriß ihn endlich der brütenden Atmosphäre, in der er nicht gesunden konnte. Er sollte nach der damals noch für deutsch geltenden u. wesentlich auch deutsch gearteten Universität Straßburg, dem gewöhnlichen Ziele so vieler studirender Rheinländer, um dort mit der Promotion seine Studien abzuschließen. Aber wieder trieb ihn seine Neigung weit weg von dem Berufsstudium, u. zwar mit einer Art von Leidenschaftlichkeit zu dem Studium der Naturwissenschaften, nam. den in der Medizin praktisch angewandten. Während er so allenfalls für einen fleißigen Studenten der Medizin gelten konnte, bewegte er sich in dem bunten Treiben der nationalen, religiösen u. sozialen Kontraste, die gerade dazumal bei der noch ungebrochenen Zähigkeit des einheimisch deutschen, protestantischen u. reichsstädtischen Wesens schroff gegen das katholische, feudal-bureaukratische u. militärische Franzosenthum sammt seinen Pariser Kulturanhängseln abstachen, im Gefühl wiedergewonnener Kraft u. Frische, zunächst in einem wundersam gemischten, geselligen Kreise, in welchem ein Lenz u. ein Jung-Stilling gemüthlich Platz fanden, dann im Genusse der Natur u. Kunst, so weit diese hier von der großen Vergangenheit her vertreten war. Dazu beglückte ihn zum erstenmal nach mehreren schmerzlichen u. gramvollen Herzenserfahrungen in Frankfurt u. Leipzig die Liebe in ihrer vollen Seligkeit. Friederike Brion, die Pfarrerstochter in dem nahen Sesenheim, erfüllte sein Herz, u. sie war es, die seiner lyrischen Muse ihre ersten unvergänglichen Lieder entlockte, die nicht mehr wie das, was er früher gedichtet, zwar von innen heraus empfunden, aber nach einer äußerlich festgehaltenen Schablone gemodelt, sondern ganz u. gar G. waren.

Nr. 3116. Goethe's Geburtshaus in Frankfurt a. M.

Nr. 3117. Goethe's Wohnhaus in Weimar.

Aber eigentlich entscheidend für ihn wurde Straßburg durch die

persönliche Berührung mit dem feurigsten u. geistvollsten Apostel des wissenschaftlichen u. poetischen Reformstrebens der Zeit, mit Herder, der bei einem längeren Besuchsaufenthalt sich des ihn mächtig anziehenden jungen Mannes mit würdevoller Herablassung, aber wahrer innerer Theilnahme annahm. Seine zündenden Redeblitze zerstreuten das Dunkel autoritätsmäßiger Vorurtheile, worin für G. die Poesie u. sein eigenes Verhältniß zu ihr trotz des sicheren Instinkts seines Genius noch immer verhüllt war. Durch Herder lernte er jene als Weltsprache der idealen Seite des Menschengeistes verstehen u. begriff, daß sie nicht blos zum Aufputz des übrigen Lebens bestimmt, sondern eine ernste u. tiefe Nothwendigkeit für ein Gemüth sei, welchem das Bedürfniß, die Welt u. sich selbst in ihrer idealen Harmonie zu begreifen u. darzustellen, von der Natur eingepflanzt worden. Jetzt wußte er, daß er nicht blos zum Dichter bestimmt sei, sondern daß er auch diese Bestimmung in die Mitte seines ganzen Lebensganges stellen u. alles Andere davon abhängig machen dürfe. Daß ihn Herder an Stelle seiner bisherigen dürftigen Muster, die ihn nur gehindert hatten, auf die großen griech. Dichter, nam. Homer, auf Shakespeare im Gegensatz zu der reflektirten franz. Klassizität, aber auch auf den damals eben durch Macpherson's Betrug eingeschmuggelten Ossian, auf das Volkslied als die natürliche Stimme der Menschenbrust in allen Zonen u. Zeiten hinwies, war ihm, als es galt, sich eine angemessene Form für seine poetischen Keime, die er in unerschöpflicher Fülle in sich trug, finden zu lassen, von größter Förderung, aber das eigentlich Entscheidende war doch das lösende Wort Herder's selbst gewesen. Aeußerlich den Willen des pietätvoll stets von ihm geehrten Vaters zu thun, hatte er mit leichter Mühe den juristischen Doktorhut erworben u. kehrte nun, nach einem tiefschmerzlichen Abschied von Friederike, die er nicht an sein ihm in seinen inneren Zielen jetzt klar vorliegendes Geschick fesseln durfte, Herbst 1771 nach Frankfurt zurück, in strahlender Jugendfrische u. Geistessicherheit, so daß der entzückte Vater, um die Vollendung der berufsmäßigen Ausbildung des Sohnes zu erzielen, ihn auf die höchste Schule der damaligen praktischen deutschen Jurisprudenz, zu dem Reichskammergericht in Wetzlar, sandte. Ein halbjähriger Aufenthalt, vom Frühjahr 1772 bis zum Herbste, förderte ihn nicht sehr in der Kenntniß der verschlungenen Formen des Reichsprozesses, gab aber dafür Herz und Gemüth desto gedeihlichere Nahrung. Die Liebe zu Charlotte Buff, der Verlobten seines Freundes Kestner, die herrliche Natur der Landschaft, der Verkehr mit einer gewählten, wenn auch etwas ausgelassenen Gesellschaft etc. konnten doch das ernstere Streben in ihm nicht zurückdrängen. Indem er schon länger geknüpfte Verbindungen mit strebsamen jüngern u. ältern Freunden in Frankfurt u. Darmstadt, darunter nam. J. G. Schlosser, nachher der Gemahl seiner Schwester Cornelia, u. der Kriegsrath Merck in Darmstadt, fester knüpfte, sich auch an den Jenen gleichgesinnten Höpfner, Professor in dem benachbarten Gießen, eng anschloß, brachte er nicht blos einen reichen Schatz innerlich gewonnener Lebensbilder, sondern auch den festen Vorsatz, einen der zahllosen poetischen Keime nach dem andern zur nöthigen Reife zu bringen u. in dauernde Gestaltung zu formen, mit nach Hause.

Hier, im lebhaftesten persönlichen Verkehr mit den inzwischen so viel näher gerückten Freunden, bethätigte er seine Zugehörigkeit durch enge Mitarbeiterschaft an den von ihnen gegründeten „Frankf. gelehrten Anzeigen", dann aber, durch die nach vielen Ansätzen endlich Frühjahr 1773 abgeschlossene älteste gedruckte Gestalt des „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, ein Schauspiel" (eine der vorhergehenden Bearbeitungen ist als „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand" dramatisirt, später auch in den Ges. Werken gedruckt), entledigte er sich selbst einer Bürde, die sein Gemüth lange gedrückt hatte. Denn in diesem Götz, zu dem er durch seine Studien der deutschen Vorzeit in Straßburg beinahe zufällig gekommen war, lebte er sich selbst aus in seinem instinktiven Feststehen auf dem Rechte einer guten u. wohlgesinnten Natur, gegenüber den krausen Verschnörkelungen der geschichtlich gewordenen Zustände des Staates u. der Gesellschaft. Er dachte nicht daran, damit ein revolutionäres Programm in die Welt zu schleudern, denn es galt ja nur ihm od. vielmehr nur dem Dichter in ihm, nicht einmal dem Menschen, der sich nach seiner idealen Auseinandersetzung stets mit resignirter Fügsamkeit den Verhältnissen der Wirklichkeit anbequemte u. dem eben deshalb alles revolutionäre Gebahren, sobald es thätlich wurde, immer ein Greuel blieb. Aber die erregbaren Geister in der deutschen Nation u. nam. in der deutschen Jugend verstanden den „Götz" anders, u. so wurde durch ihn zumeist der revolutionäre Gewitterstoff, der in der Luft lag, in der literarischen Sphäre zu der sog. Sturm- u. Drangperiode entzündet, während alle Verehrer der altüberlieferten poetischen Traditionen u. der dramatischen Formen, selbst ein Friedrich der Große, in Entsetzen über das Drama u. seine allen bisherigen ästhetischen Dogmen widersprechende Behandlung geriethen. In der That bestand die Form des „Götz" darin, daß der Dichter keine ihm zugehörige zu finden vermochte u. bei solchem Unvermögen den Stoff ganz frei sich aussprechen ließ, was damals vielen als Nachahmung Shakespeare's galt.

Wie Götz dadurch tragisch endet, daß er die Forderungen seiner Natur zum Maßstab seines praktischen Verhaltens macht, so löste der Dichter kurz darauf ein zweites großes Problem seines inneren Lebens wieder nur zu seiner eigenen Befreiung. Die leidenschaftliche Glut der Liebe hatte ihn zuletzt wieder in Wetzlar verzehrt; jetzt, 1774, vollzog er in den „Leiden des jungen Werther's" seine eigene Reinigung u. die Wiederherstellung des Gleichgewichts zwischen den elementaren Mächten des Seelenlebens u. dem in sich abgeklärten Selbstbewußtsein. An das zufällige Ereigniß des vor Liebesleid freiwillig gestorbenen Jerusalem anknüpfend, das damals in Wetzlar u. anderwärts wegen des Namens des Selbstmörders, des Sohnes eines der frömmsten Theologen, großes Aufsehen machte, goß er in diesen immerhin wirksamen Rahmen die ganze Fülle seiner eigenen Liebeskrankheit überhaupt, nicht blos jener letzten in Wetzlar. Obgleich nur etwa ein Jahr nach dem „Götz" vollendet, war hier doch schon die einzig zutreffende Form — Bekenntnisse in vertraulichen Briefen — gefunden, für die kein anderer Ersatz, am wenigsten durch irgend welche Versform, gedacht werden kann. Denn nur sie ermöglicht das volle Ausströmen des ganzen Gemüthes bis in seine nächtigsten Tiefen. Dem entsprechend gestaltete sich die Sprache, obgleich jedes Wort ein allgemein bekanntes ist, doch zu einer völligen Neuschöpfung, in der sich, wie in keinem andern Werke der Literatur, die feinsten Schwingungen, die geheimsten Regungen, das zarteste Adergeflecht des Gefühlslebens ewig gleich ergreifend offenbart. Die Wirkung war begreiflich eine ungeheuere, aber auch begreiflich wieder eine ganz andere, als die der Dichter selbst für sich gehabt. Denn was ihn zur Genesung führte, das entband bei den Andern die bis dahin noch immer konventionell zurückgestaute Uebermacht des Gefühls u. Empfindens u. gab ihr Muth u. Selbstvertrauen zu den leidenschaftlichsten u. krankhaftesten Ergüssen. So schuf Werther in unserer deutschen literar. u. geistigen Bildung die Periode der schrankenlosen Sentimentalität u. Gefühlsseligkeit, die auf die seltsamste Art mit jener von „Götz" inaugurirten Sturm- u. Drangperiode u. den sie vertretenden Kraft- u. Originalgenies kontrastirt, häufig aber auch sich damit vermischt.

Gegen diese zwei Hauptthaten dieser Jahre erscheint das Andere, was der Dichter in unendlicher Regsamkeit nach den verschiedensten Seiten hin entweder schuf od. entwarf, nur unbedeutend, obgleich unter dem letzteren schon die deutlicheren Grundlinien des „Faust", seiner eigentlich centralen Schöpfung, sich bemerken lassen, unter dem ersteren „Clavigo" u. „Stella", das eine der Nachklang zu „Götz", das andere zu „Werther", u. die vom lebenskräftigsten u. bestgelaunten Humor erfüllten leicht dramatisirten Farcen u. Satiren „Dr. Bahrdt" (der bekannte rohe Aufklärer), „Pater Brey" (Leuchsenring, der unangenehmste Repräsentant jener Verbindung von Kraftgenie u. Empfindsamkeit), „Satyros" (Basedow, der revolutionäre Pädagog u. Weltverbesserer), „Götter, Helden u. Wieland" (wo diese nach damals geläufiger Vorstellung erste Zierde des deutschen Parnasses als moderner Ueberzuckerer u. Verkünstler antiker Naturwahrheit keineswegs glimpflich behandelt war), desgl. eine Reihe der schwungvollsten lyrischen Erzeugnisse. Innerhalb Jahresfrist hatte sich der vorher namenlose Dichter den hervorragendsten Celebritäten der Nation gleichgesetzt u. nach der Art der Zeit strömten von allen Seiten Solche, die seine persönliche Bekanntschaft suchten, in sein väterliches Haus, das damit fast das Centrum des literarischen Deutschlands wurde. Aeltere, wie Klopstock, als der erste aller lebenden Dichter allgemein gefeiert u. sich dessen bewußt, der geistreiche aber wunderliche Arzt Zimmermann, jüngere, wie die Gebrüder

Grafen Stolberg, begegneten sich hier mit dem ausgewählten Frankfurt-Darmstädter Kreis, worunter Merck aus seiner schroff realistischen Nüchternheit der Kritik dem so ganz anders gearteten Dichter am meisten imponirte, ihn aber auch am meisten förderte, weil er allein einen Begriff von dem Kern eines poetischen Erzeugnisses besaß, während sich die Andern zustimmend od. ablehnend mehr nur an die Schale hielten. Unter den Besuchen erhielt der der herzogl. Prinzen von Weimar in Begleitung ihres Mentors, des gründlich gebildeten Knebel, eine entscheidende Bedeutung für G. Kaum hatte der ältere, Karl August, die Regierung selbst angetreten, als G. dessen wiederholten u. dringenden Aufforderungen, seinen Wohnsitz nach Weimar zu verlegen u. für immer in herzogl. Dienste zu treten, Folge leistete (Nov. 1775). Der Entschluß, sich auch außerhalb Frankfurt ganz auf eigene Füße zu stellen, wurde G. erleichtert durch eine neue bängliche Situation, in die er durch seine Verlobung mit der schönen u. reichen Lili (Elisabeth) Schönemann u. durch die nach harten inneren Kämpfen als Gebot erkannte Lösung dieses Verhältnisses gerathen war. Weimar selbst hatte durch den Kreis geistig hervorragender Männer u. Frauen, den die Mutter Karl August's, Amalia, als Vormünderin u. Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes um sich versammelte, fesselte u. immer vergrößerte, bereits eine Elite wahrhaft gebildeter Elemente, wie sie sich in dieser Art nirgends in dem damaligen Deutschland an einem Orte zusammenfanden. Namen wie Musäus, vor allen Andern aber Wieland, daneben der schon erwähnte Knebel, Seckendorf, Einsiedel, Bertuch, gesellte sich schon 1776 auch Herder zu, der von G. immer noch mit Ehrfurcht betrachtet wurde. G. selbst konnte nach dem Zuschnitt des damaligen deutschen Lebens u. nach den Verhältnissen eines fürstlichen, wenn auch noch so geistig bewegten Hofes, nur in einer festen Stellung, in einem hervorragenden Amte, den Andern gleichberechtigt zur Seite stehen. Das ausgeprägte Vertrauen des jugendlichen Herzogs, der sich mit der ganzen Wärme einer urkräftigen guten Natur G. hingab, berief ihn zu dem höchsten Posten in der Verwaltung des Landes. Der Titel eines Geheimraths, den er 1779 erhielt, die Erhebung in den Adelstand, die sein Herzog 1782 bei dem Kaiser Joseph II. für ihn auswirkte, stellte ihn sozial dem übrigen Hofe gleich. G. betrachtete seine Aemter indeß keineswegs als bloße soziale Krücken. Mit einer wahrhaft erstaunlichen Gewissenhaftigkeit u. nicht geringerem praktischen Talente führte er die Oberleitung der Landesverwaltung bis zum Jahre 1786, wo er sich, weil er erkannte, daß er entweder ganz Beamter od. ganz Dichter sein müsse, davon dispensiren ließ.

Daneben fesselte ihn die neue gesellschaftliche Welt, in die er aus der gesperrten Enge seiner reichsstädtischen Heimat sich versetzt sah, nam. im Anfang, wo die jugendliche Gährung des herzoglichen Freundes oft genug die Dämme des Herkommens u. der Sitte sprengte, u. G., statt zurückhaltender Mentor zu sein, selbst noch einmal in den Strudel der rauschendsten Zerstreuungen tief eintauchte, obwol er immer an den zarten u. edeln Frauengestalten um ihn herum, nam. an Charlotte von Stein, einen Talisman besaß, der ihn vor dem völligen Versinken in wüste „Genialität", wie man es damals nannte, ebenso bewahrte wie die Pflicht u. der Ernst der Arbeit, die ihm sein Amt auferlegte. Aber der Dichter kam offenbar dabei zu kurz. Wol gestalteten sich in diesen Jahren einige seiner herrlichsten Balladen u. Lieder, u. die Contouren größerer dramatischer Aufgaben, wie „Egmont", „Tasso", „Iphigenia", füllten sich allmählich, aber immer ohne rechte Lebensform gewinnen zu können, so wenig wie der große Roman, in welchem sich sein eigenes Ringen nach künstlerischer Vollendung spiegeln sollte — woraus später sein „Wilhelm Meister" entstand — od. sein schon länger skizzirter „Faust". Er fühlte, daß es eines gründlichen Bruches mit der Gegenwart bedürfe, um noch eine Zukunft zu haben, u. so flüchtete er sich Herbst 1786 nach Italien, das seit Winckelmann als das gelobte Land aller Kunst galt.

Italien, nam. Rom, wirkten wie sie sollten, u. der Dichter fühlte sich wieder ganz als Künstler. Während seines fast zweijährigen tiefbefriedigten Genusses der Natur u. der Kunst des Südens vollendete er in der jetzt ihm sich erschließenden, künstlerischen Form „Iphigenia", „Tasso" u. endlich auch sein altes Schmerzenskind „Egmont", der eben deshalb vielleicht am wenigsten zu der völligen Reife u. Abklärung der andern u. nicht über eine kunstmäßige Prosaform hinaus gelangt ist. Die bildenden Künste, in denen sein natürlich gesundes Auge den eigentlichen Schatz u. Vorzug der italienischen Kunstwelt überhaupt erkannte, während er das bedingte Recht der ital. Poesie nach Gebühr würdigte, trieben ihn nach seiner Art zu den ernstesten Studien, um über ihre formellen Mittel u. ihre Technik mit sich selbst, dem Dichter, ins Reine zu kommen, was denn freilich damals u. noch heute Vielen als ein seltsames Dilettiren auf einem fremden Felde erschien. Der sonnige Wiederschein dieser glücklichen, ja vielleicht glücklichsten Jahre des Dichters strahlt aus den 1790 gestalteten „Römischen Elegien", in gedämpfteren Farben in der freilich erst 1814 redigirten „Italienischen Reise".

Aber das Wiedereinleben in die deutschen u. speziell die weimarischen Zustände wollte durchaus nicht so gedeihlich sich vollziehen, wie es G. selbst u. die Freunde, die ihn ganz genesen wieder heimkehren sahen, hofften. Offenbar konnte er die gesättigte Selbstgewißheit der künstlerischen Schöpferkraft in der neualten Umgebung nicht festhalten, u. die allerdings schon früher ernstlich begonnenen, jetzt aber mit leidenschaftlicher Hast fortgesetzten naturwissenschaftlichen Studien, wodurch er die großen morphologischen Gesetze der Natur zu begreifen u. für seine eigene gestaltende Thätigkeit geistig zu verwerthen versuchte, erregten seinen Geist, ohne ihn zu befriedigen. Dazu erschreckten ihn auch bald die ersten Blitze der Franz. Revolution, in denen sein scharfes Auge sofort die Vorboten eines chaotischen Umsturzes erkannte, der alles Das, was ihm als eigentlicher Lebenswerth galt, zu vernichten drohte. Nach seiner Art suchte er sich von diesem Gemüthsdrucke zu befreien, aber „der Großkophta", „der Bürgergeneral" u. „die Aufgeregten", worin er in der Form des feinern Lustspiels die dämonischen Gestalten der Zeit humoristisch zu beschwören suchte, blieben doch, wie er stets fühlte, allzusehr hinter den kolossalen Dimensionen des Zeitdramas zurück. Auch seine Bearbeitung des „Reineke Fuchs", worin er momentan die geistreichste Verkörperung seiner eigenen pessimistischen Verbitterung über die Menschen u. die Welt sah, half ihm nicht, da es ihm jetzt nur sehr selten gelingen wollte, sich in den reinen Aether eigentlicher poetischer Weltanschauung zu erheben, wie in einer Anzahl der „Venetianischen Epigramme", der Frucht einer kurzen Reise nach Oberitalien, od. zu jener resignirten Objektivität, womit er später in der „Campagne in Frankreich 1792" seine Theilnahme an einer der merkwürdigsten Episoden der Zeitgeschichte schilderte. Selbst der „Faust", dem er in Italien wieder näher trat, konnte 1790 nur als eine Reihe von Fragmenten erscheinen. Allerdings sind es die eigentlichen Grundpfeiler u. alles Spätere, so ebenbürtig auch Manches davon diesem Ursprünglichen sein mag, ist doch mehr eine Füllung des bereits Geschaffenen als etwas Neues. Weder die Zeitgenossen, noch, kann man sagen, der Dichter selbst würdigten damals die Bedeutung dieser Fragmente. Er selbst hatte sich in den engen Schranken des menschlichen Wissens u. Könnens, die Faust überspringt, um dafür in die Gewalt dämonischer Naturmächte zu fallen, schon lange zurecht gefunden u. die Zeitgenossen hatten wol für revolutionäre Ideen die empfänglichsten Nerven, nur nicht gerade für solche, die sich in den höchsten Höhen u. Tiefen der inneren Welt bewegten. Desto mehr gehörte diese Schöpfung der Zukunft, in der sie weniger nach ihrem nächsten Sinne als Konfession des Dichters, als nach ihrer eigentlichsten allgemein menschlichen Bedeutung stufenweise immer mehr begriffen u. gewürdigt zu werden bestimmt ist. So lange der deutsche Volksgeist den besten Theil seiner Eigenart zu bewahren versteht, wird er an dem „Faust" eine immer fruchtbarere Offenbarung seines innersten Wesens besitzen.

Das Verhältniß zu der Außenwelt, zunächst zu dem gebildeten deutschen Publikum, dessen erklärter Günstling einst der Dichter des „Götz" u. des „Werther" gewesen, weil er die Krankheiten der Zeit poetisch zu verklären u. zu rechtfertigen geschienen hatte, gestaltete sich immer unerquicklicher, bis endlich in der Verbindung mit dem nächstverwandten u. doch so grundverschiedenen Schiller G. einen zureichenden Ersatz für seine innerliche Vereinsamung fand. Schon 1794 entspann sich der innigste Geistesverkehr zwischen Weimar u. Jena, wo Schiller damals lebte, durch persönliche Begegnung u. noch mehr brieflich, um von da an bis zu Schiller's Uebersiedlung nach Weimar 1799 seinen Höhepunkt zu erreichen. Die sechs letzten Lebensjahre Schiller's

bis 1805 waren für beide Freunde oft durch körperliche Leiden gestört, auch hatten Beide, ohne es zu wissen, den besten Theil des Gewinnes, den Jeder, in seiner Art eben so groß wie der Andere, von dem Andern zog, bis dahin schon zu einer völligen Umbildung ihres ganzen künstlerischen Schaffens verwandt, das jetzt Beiden die reifsten Früchte zeitigte. Der Gleichgiltigkeit, Geschmacklosigkeit u. Verkehrtheit des Publikums schleuderten Beide in dem Musenalmanach von 1797 ihre „Xenien“

Nr. 3148. Johann Wolfgang von Goethe geb. 28. Aug. 1749. gest. 22. März 1832.

entgegen, die unendlich viel Staub aufwirbelten, aber nur insofern eine Klärung der konfusen Zustände des damaligen Geisteslebens brachten, als sich beide, hier als eine ideale Person auftretende Dichter ihrer Isolirung, aber auch des vollständigen Ersatzes dafür in ihrer Vereinigung bewußt wurden.

Nr. 3149. Die Fürstengruft zu Weimar.

Jetzt vermochte G. die seit 20 Jahren umgeformten u. doch nie zu rechter Form gediehenen „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ (1796) zu voller Befriedigung seines Geistesgenossen abzuschließen; jetzt auch gelang es ihm 1797, dem unheimlichen Chaos der revolutionären Ideen u. Katastrophen der Zeit durch eine ganz positive Schöpfung entgegenzutreten. Sein „Hermann u. Dorothea“ entfaltete in dem Rahmen einer einfachen, aber gehaltvollen Episode aus der Verfolgungs- u. Auswanderungsgeschichte der evangelischen Salzburger, die er in die Scenerie der Gegenwart übertrug, die unerschöpfliche Wärme u. Gediegenheit der ethischen Grundlagen deutscher Sitte, Gesinnung u. Familienlebens u. gestaltete sich zu der idealsten u. zugleich wahrhaftigsten Verherrlichung der erhaltenden Mächte, die im Stillen wirkend gegen die zerstörenden Fluten des wälschen Geistes der Negation u. Zersetzung unser Volk von jeher behütet u. gerettet haben. Nun wagte er auch das große Gefüge der weltgeschichtlichen Begebenheiten der Zeit in einem tragischen Cyklus „Die natürliche Tochter“ darzustellen, wovon aber nur das erste Stück vollendet wurde. Denn dieser Aufgabe, wenn sie überhaupt für die Kunst lösbar ist, war er, der nicht über die Grenzen seines innerlich Erlebten hinausgehen u. daher überhaupt nur bedingt für das Drama organisirt heißen konnte, doch nicht gewachsen, so wenig wie dem ähnlich von ihm gefaßten Motiv des „Wilhelm Tell“, wenn er es auch episch zu behandeln gedachte, weshalb er es auch mit Fug u. Recht in die dafür allein befähigten Hände Schiller's legte. Rechnet man dazu noch die Reihe von Balladen u. Romanzen, die der „Musenalmanach“ von 1798 als Gegenstücke zu den so ganz anders gearteten Schiller'schen brachte, so wird man diesen Zeitabschnitt für den ergebnißreichsten des Dichters G. halten müssen. Daß er seit 1791 durch den Versuch, eine künstlerisch feste Grundlage des noch ganz zerfahrenen deutschen Theaters u. der deutschen Dramatik überhaupt zu schaffen, viel Zeit u. Kraft mit der Oberleitung des Weimarer Theaters, das er zur deutschen Musterbühne umschaffen wollte, u. mit der Beschaffung eines zweckentsprechenden Repertoires vergeudete — wozu er damals auch Voltaire's „Mahomet“ u. „Tancred“, weil sie auf fester u. stilgerechter Bühnentradition beruhten, übersetzte — beeinträchtigte zunächst weder seine Stimmung noch seine Schöpferkraft, die in späteren Jahren oft darunter litten, bis er endlich gewaltsam mit dieser undankbaren Aufgabe brach.

Schiller hatte G., wie er selbst zutreffend bekannte, „eine zweite Jugend“ gegeben u. ihn wieder zum Dichter gemacht. Der Tod des Freundes, 1805, bezeichnet darum auch zwar nicht das Ende der poetischen Laufbahn G.'s, wol aber den Beginn seines Alters, nicht blos im physischen Sinne. Denn von nun an drängte es ihn, die poetischen Gebilde früherer Lebensepochen, die einst vor den anderen, in einer neuen Phase des Lebens geborenen, hatten zurücktreten müssen, zum Abschluß zu bringen, der eben deshalb, wie es dem 1. Theil des „Faust“ 1808, den „Lehrjahren“ als Fortsetzung der „Wanderjahre“ erging, nur ein formelhafter u. äußerlicher wurde. Nur wo er sich, wie in „Dichtung u. Wahrheit“ (s. o.) od. in der Beschreibung seiner italienischen Reise, zu seinem Stoffe gleichsam wie ein fremder Beschauer verhielt, od. wo er, wie in den „Wahlverwandtschaften“, die sich unwillkürlich aus einer Episode des „Wilhelm Meister“ zu einem selbständigen Gebilde von tiefsinnigstem Gedankengehalt u. feinster Formvollendung gestalteten, gelegentlich noch einmal ein Stück neuen Eigenlebens verarbeiten konnte, blieb ihm die alte Dichterkraft treu. Was die Natur selbst dieser entzog, das wandte er mit unermüdlichem Fleiße der methodischen Betrachtung u. Bewältigung der Außenwelt zu, insbesondere dem Naturleben in seiner ganzen Breite u. Fülle, u. wenn es ihm auch nicht darum zu thun sein konnte, ein regelrechter Vertreter der zünftigen Naturwissenschaften zu sein, so gab er doch durch das, was er nur für seine eigene Auseinandersetzung damit produzirte, die fruchtbarste Förderung für den wissenschaftlichen Geist, wie es weniger seine Zeitgenossen als die Gegenwart zu begreifen beginnt. Unter diesem Gesichtspunkt wird dann selbst seine „Farbenlehre“ trotz ihrer mangelhaften mathematischen Grundlage ihre dauernde Berechtigung haben. Wie er in der Natur das plastisch-künstlerische, das morphologische Moment, als das seinem Geiste zugehörige, in allen seinen Gestaltungen mit gleicher Hingabe zu erfassen suchte, so blieb ihm die Kunst, die bildende wie seine eigentlichste, die Poesie, bis zu seiner letzten Stunde ein Gegenstand gründlichster u. liebevollster Beobachtung, Forschung u. gelegentlicher unendlich ausgearbeiteter, kritischer u. schildernder Darstellung. Was Herder einst mehr geahnt als erkannt, die Poesie als die Weltsprache der idealen Seite der Menschennatur zu begreifen, das versuchte er nicht blos theoretisch, sondern auch praktisch in seinem „Westöstlichen Divan“ (beendigt 1819), worin er die Poesie des Orients dem deutschen Gemüth zum erstenmale lebendig verdolmetschte. Alles aber, was er als

eigentliche Quintessenz seiner nach außen vorsätzlich u. unwillkürlich sich immer gemessener abschließenden u. von den zufälligen Bewegungen der Tagesgeschichte geflissentlich abstrahirenden Weltanschauung in sich allmählich aufgespeichert hatte, versuchte er in einem ursprünglich nicht beabsichtigten 2. Theile des „Faust" mehr symbolisch zusammenzufassen als künstlerisch zu entfalten. 1831 war er damit zum Abschluß gekommen u. kurz darauf, 22. März 1832, endete ein sanfter Tod das Leben des fast 83jährigen, bis zum letzten Hauche ungebrochenen Greises.

Von der zu einer Bibliothek erwachsenen G.-Literatur sei hervorgehoben: Allgemeine bibliographische Uebersicht: (S. Hirzel), „Verzeichniß einer G.-Bibliothek"; Goedeke, „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" (Hann. 1859). — Biographie: Viehoff, „G.'s Leben" (3. Aufl., 4 Bde., Stuttg. 1858); Lewes, „G.'s Leben" (deutsch von Frese, 8. Aufl., 2 Bde., Berl. 1872); Rosenkranz, „G. u. seine Werke" (2. Aufl., Königsb. 1856); v. Biedermann, „G. u. Leipzig" (2 Thle., Lpz. 1865); eine Biographie aus Goedeke's Feder wird vorbereitet. — Briefwechsel: mit den Leipziger Freunden u. Freundinnen (herausg. von Jahn, Lpz. 1849); mit Frau v. Stein (herausg. von Schöll, 3 Bde., Weimar 1848—51); mit F. H. Jacobi (Lpz. 1846); mit Lavater (Lpz. 1833); mit Knebel (2 Bde., Lpz. 1851); mit Schiller (neue Ausg. 2 Bde., Stuttg. 1856); mit Zelter (6 Bde., Berl. 1833—35); mit Sulpiz Boisserée (2 Bde., Stuttg. 1862); G.'s naturwissenschaftliche Korrespondenz (Bratranek, „Neue Mittheilungen aus J. W. v. G.'s handschriftlichem Nachlaß", Thl. 1 u. 2, Lpz. 1874) u. a. m. — Einzelheiten: Riemer, „Mittheilungen über G." (2 Bde., Berl. 1841); Falk, „G. aus persönlichem Umgange dargestellt" (3. Aufl., Lpz. 1856); Eckermann, „Gespräche mit G." (3. Aufl., 3 Thle., Lpz. 1868); Pasqué, „G.'s Theaterleitung in Weimar" (2 Bde., Lpz. 1863); Gotthardi, „Weimarische Theaterbilder aus G.'s Zeit" (2 Bde., Jena 1865).

Nr. 3150 u. 3151. Gog und Magog.

Gog u. Magog, biblische Namen von verschiedener Bedeutung. Zuerst wird in der Völkertafel (1. Mos. 10, 2) Magog als zweiter Sohn Japhet's genannt. Wahrscheinlich sind dort skythische Völker am Nordrand der damals bekannten Erde gemeint. Dagegen erscheint bei Ezechiel (38, 2 ff.) Gog als der Fürst von Magog, beide als Hauptfeinde Gottes u. seines Volkes. Ezechiel meint damit nach den Einen die Chaldäer, nach Anderen skythische od. überhaupt heidnische Völker, da sich Scharen aus allen Welttheilen mit Gog verbinden, bis sie von Gott durch Feuer u. Plagen vernichtet werden. Dagegen sind nach Offenbarung Johannis (20, 8) G. u. M. die Völker an den vier Enden der Erde, die sich nach Ablauf des 1000jährigen Reiches mit dem Satan gegen Jerusalem verbünden, aber von Gott durch Feuer vernichtet werden; hier also sind die Namen Bezeichnung aller gottfeindlichen Völker. — In dem großen Saale von Guildhill in London stehen zwei Riesenfiguren G. u. M. (Nr. 3150 u. 3151), welche in der alten englischen Geschichte eine Rolle spielen. Sie stammen wahrscheinlich aus der Zeit der Römer u. sind vielleicht ein Denkmal der von den Briten erlangten Gleichstellung mit den Römern. Nach einer andern Sage erschlug ein sächsischer Riese G. den Riesen M. aus Cornwallis. Bei der jährlichen Einführung des Lordmayors am 9. Nov. begleiten Personen, welche das Riesenpaar darstellen, den Zug.

Gogol (spr. Gagól), Nikolai Wassiljewitsch, hervorragender russ. Dichter, unübertroffen in poetischer Darstellung echt russ. Volksthums, wurde 1808 im Dorfe Wassiljewka (Gouv. Pultawa) geb., wandte sich nach Beendigung seiner Studien nach Petersburg, ward dort 1834 Prof. der Geschichte u. starb zu Moskau 21. Febr. 1852. Unter seinen Schriften, von denen die erste Sammlung „Novellen" 1832 erschien, sind bes. hervorzuheben: das satirisch-komische Zeitgemälde „Die todten Seelen" (Mosk. 1842) u. die Erzählungen „Abende auf dem Meierhofe unweit Ditanka", „Tarass Bulda" (deutsch v. Bode, Lpz. 1846), „Mirgorod", „Der Mantel" (deutsch von Wolfsohn) u. a. Auch seine neue Sammlung von Novellen (Lpz. 1846, 2 Bde.) u. das „Russ. Leben u. Dichten" (ebd. 1851) wurden ins Deutsche übertragen.

Gohlis, Dorf bei Leipzig, an der Pleiße, mit etwa 4000 E., schönen Landhäusern u. schöner neuer Kirche mit prachtvollen Glasmalereien, ferner dem durch eine Gedenktafel gekennzeichneten Hause, wo Schiller 1785 wohnte u. das „Lied an die Freude" dichtete. Hier findet alljährlich am 10. Nov. eine Schillerfeier statt.

Göhrde, große Buchenwaldung, in der Landdrostei Lüneburg (preuß. Provinz Hannover) westl. von der Elbe in der früheren Grafschaft Dannenberg gelegen.

Goj (hebr., Mehrzahl Gojim), Volk, Heidenvolk (im Gegensatze zu Israel), Nichtjude.

Gold (griech. χρυσός, lat. aurum, ital. oro, franz. or, engl. gold), als das edelste der Metalle von den Alchemisten mit dem Namen u. Symbol der Sonne (☉) ausgestattet, in der neueren Chemie durch das Zeichen Au ausgedrückt, zeichnet sich durch eine eigenthümliche gelbe Farbe aus, welche hiervon Goldgelb genannt wird, besitzt einen starken Metallglanz, ist höchst politurfähig u. verändet sich nicht an der Luft. Nicht viel härter als das Blei (seine Härte schwankt zwischen 2,5 u. 3), aber weniger biegsam als das Silber, übertrifft es alle anderen Metalle an Dehnbarkeit u. Geschmeidigkeit. 1 Gran G. läßt sich zu einem Draht von ca. 166 m. Länge ziehen; die feinsten Goldblättchen sind nicht über $\frac{1}{275000}$ Zoll dick. In ganz dünnen Blättchen ist das G. mit grüner Farbe durchsichtig. Bei etwa 1100° C. schmilzt es u. leuchtet dabei mit blaugrüner Farbe; in noch höherer Temperatur verflüchtigt es sich. Unempfindlich gegen atmosphärische Luft u. Feuchtigkeit, ist es auch unangreifbar durch die gewöhnlichen Säuren; freies Chlor, an dessen Stelle man gewöhnlich Königswasser anwendet, ist das einzige Lösungsmittel. Eine andere charakteristische Eigenschaft liegt in seinem spezifischen Gewicht: das G. ist etwas mehr als 19mal schwerer als das Wasser. Geschmolzenes G. zieht sich beim Erstarren mehr zusammen als irgend ein anderes Metall; daher kann das reine G. nicht zu Gußwaaren benutzt werden, sondern wird geschmiedet. In chemisch vollkommen reinem Zustande wird übrigens das G. nie u. nirgends gefunden. Das verhältnißmäßig reinste G. wird in der Kolonie Viktoria in Australien gewonnen: der durchschnittliche Feingehalt des dortigen G.es beträgt ungefähr 23 Karat, d. h. es enthält etwa 96 % G. u. $3\frac{1}{2}$ % Silber nebst $\frac{1}{2}$ % unedler Metalle. Nördl. von Viktoria verringert sich dagegen dies Verhältniß mehr u. mehr: das G. von Boonoo-Boonoo enthält 34 % Silber. Eingewachsen in den Urgesteinen findet sich das G. in krystallinischen Schiefern, Trachyt, meist in Gängen, die aus Quarz bestehen, u. Kalkspath, Schwerspath, Bleiglanz, Kupferkies od. Schwefelkies führen. Aeußerst selten zeigt es sich vererzt durch Tellur; in der Regel ist es regulinisch, selten in Krystallen, Oktaedern mit tesseralen Kombinationsflächen ausgebildet, häufig dagegen eingesprengt als Blättchen, Bleche, Körner, Klümpchen, auch in gröberen abgerundeten Stücken; auf der ursprünglichen Lagerstätte heißt es Berggold. Viele Silbererze führen Spuren von G., u. aus Bleiglanz od. Kupferkies abgeschiedenes Silber enthält fast immer geringe Mengen von G. Schwefelkies u. Arsenikkies haben auch oft einen kleinen Goldgehalt, man hat es im Kieselmalachit von Kleinnamaqua u. neuerdings auch in einem interessanten Goldbleiglanze zu Beresowsk am Ural gefunden, dessen Krystallfläche es mit bilden hilft. Wird das Muttergestein durch atmosphärische Einwirkungen zerstört,

werden die Trümmer desselben durch Wasser fortgeschlemmt, so häuft sich in der Nähe der ursprünglichen Lagerstätte das G. an u. bildet, gemengt mit Thon u. Quarzsand, mit Glimmer, Chrom- u. Magneteisenstein, Spinellen, Granaten 2c., die Goldseifen, den für die Praxis wichtigsten Fundort, aus denen es als Waschgold in Körnern (Goldsand), Blättchen (Goldstaub), seltener in größeren Klumpen gewonnen wird. Die feinsten Goldflitter finden sich oft weit vom Muttergesteine entfernt im Flußsande. Von größeren Goldklumpen, die bisher gefunden worden sind, wird einer in Petersburg aufbewahrt: eine 1842 in Sibirien gefundene, 36 Kg. schwere Goldstufe; 1855 ward in Kalifornien ein Stück von 80 Kg. u. einem Werthe von 38,916 Dollar erbeutet; der größte austral. Goldklumpen wog 124 Kg. Im Allgemeinen jedoch ist das G. in so feinen Körnern u. Blättchen im aufgeschwemmten Lande vertheilt od. in festem Gestein eingesprengt, daß zu seiner Gewinnung mechanische u. metallurgische Operationen nothwendig werden. Ob ein goldführendes Erz bauwürdig ist, hängt nicht allein von dem absoluten Goldgehalt ab, sondern auch von der Art des Vorkommens u. bes. auch von der Gegenwart anderer Nutzmetalle. Der Goldsand, der sich durch einfache mechanische Prozesse verarbeiten läßt, gewährt noch bei ziemlich geringem Gehalte eine lohnende Ausbeute; so wirft z. B. der Goldsand des Ural, obwol derselbe nur einen mittleren Gehalt von 0,000005 G. hat, noch einen erheblichen Reingewinn ab. Feste goldführende Gesteine dagegen verursachen, selbst wenn sie relativ reicher sind, solche Kosten, daß meist nur ein gleichzeitiger Silbergehalt ihre Verhüttung lohnt.

Was die geographische Verbreitung des G.es anbelangt, so findet sich dasselbe auf der ganzen Erdoberfläche vertheilt. Asien u. Afrika, aus denen schon die ältesten Kulturvölker ungeheuere Massen des edlen Metalls zogen, geben noch jetzt reiche Ausbeute. Insbes. hat das nördl. Asien seit Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder eine größere Bedeutung für die Goldproduktion erlangt: 1743 wurden die goldführenden Quarzgänge u. 1818 die noch viel reicheren Goldseifen am Ostabhange des Ural entdeckt; seit 1736 bearbeitet man die ergiebigen Erzgänge des Schlangenberges im Altai u. seit 1830 hat man zahlreiche Goldlager im östl. Daurien aufgefunden. Jetzt wird im asiat. Rußland von den im Westen des uralischen Höhenzuges gelegenen Gouvernements bis zur äußersten Ostgrenze Sibiriens am Japanesischen Meere, im Südosten am Tarbagataigebirge, am Tschingistan u. Balkaschsee G. gefunden; auch das von Rußland erworbene Amurgebiet gehört zu den goldführenden Ländern: an der Seja hat man in jüngster Zeit sogar bis 170 Pud (1 Pud = 20 Kg.) an einem Tage gewonnen, u. sollen überhaupt die Flußgebiete der Olekma u. Seja alle bisher bekannten Goldfelder weit übertreffen. In Afrika haben sich neuestens den goldführenden Ländern Sennaar, Südabessinien, Kordofan, Senegambien u. s. w., das südl. Gebiet zwischen Limpopo u. Zambesi, die Transvaalrepublik u. Natal zugesellt. Die verhältnißmäßig geringste Goldausbeute giebt Europa. Wie schon im 8.—10. Jahrh. (damals neben Böhmen) stehen in Europa auch heute noch Ungarn u. Siebenbürgen obenan; in den übrigen Ländern ist die Goldgewinnung von geringem Belang; die Produktion des Silbers übertrifft in Europa die des G.es bei weitem. Die Hoffnungen auf den Goldreichthum Amerika's verwirklichten sich keineswegs sehr bald nach der Entdeckung dieses Welttheiles (1492). In der ersten Zeit war die Ausbeute so gering, daß sie auf die damaligen Geldverhältnisse gar keinen Einfluß übte. In Mexiko betrug 1521—1803 nach Angaben Humboldt's die gesammte Goldproduktion 79 Millionen Piaster, 1804—48 nach Danton's Schätzungen 84 Millionen Piaster. Weit geringer ist die Goldgewinnung in Mittelamerika u. im span. Südamerika. In Brasilien, wo Alfonso Sardanha 1590 G. entdeckte, hat sich die Produktion im Verlaufe des 19. Jahrh. wesentlich vermindert. Auch Kalifornien war geographisch u. landschaftlich schon längst entdeckt u. bekannt, als sein Goldüberfluß im Juni 1848 durch den Kapitän Sutter am Rio Sacramento aufgefunden wurde. Der Ruf „Gold!“ war für Kalifornien ein neuer Schöpfungsruf. Zwar waren es meist Abenteurer aller Art, welche derselbe aus der ganzen Welt herbeizog, aber wunderbarer Weise wurden diese gierigen, abgehärteten Kreaturen, die von jeher zur Befriedigung ihrer Leidenschaften Alles gewagt, nichts gescheut u. nur Eines für unannehmbar gehalten hatten: Zucht u. Ordnung, von der heißersehnten Erfüllung ihrer gemeinen Zwecke selbst gezwungen, ein Abbild jener Civilisation freiwillig herzustellen, die sie verachtet u. verlassen hatten. Die Ausbeute stieg von 8 Millionen Dollar im J. 1848 auf 25 Millionen im J. 1849 u. auf 70 Millionen im J. 1855; auch heute noch ist der Goldreichthum Kaliforniens außerordentlich groß, doch hat die Ausbeute schon sehr abgenommen u. ist von der im Staate Nevada übertroffen worden. Außer diesen beiden u. den anderen pazifischen Ländern gehören jetzt nam. Oregon, das vor wenigen Jahren fast noch ganz unbewohnte Territorium Idaho, Montana, Utah u. Colorado zu den goldreichen Gebieten der Vereinigten Staaten von Nordamerika. In Britisch-Columbien wurde Anfang 1856 das erste G. aufgefunden, u. seit 1859 ist dort die Ausbeute in bedeutender Zunahme begriffen. Ueber die Größe der jetzigen Goldproduktion in Nordamerika, Mexiko u. Britisch-Columbien giebt folgende Tabelle Aufschluß:

Es förderten 1872:

Kalifornien	für Doll.	19,049,098,24
Nevada	„ „	25,548,871,9
Oregon	„ „	1,905,034,92
Washington	„ „	226,051,6
Idaho	„ „	2,514,039,78
Montana	„ „	4,442,134,90
Utah	„ „	3,521,020,9
Arizona	„ „	143,777
Colorado	„ „	3,001,750,85
Mexiko (Westküste) . .	„ „	535,071,80
Britisch-Columbien . .	„ „	1,350,064,16
Zusammen	für Doll.	62,236,913,89

Ebenfalls der neuesten Zeit gehört die Entdeckung von G. in Australien an, wo am 12. Febr. 1851 ein gewisser Hargreaves in der Nähe von Bathurst im südl. Neu-Süd-Wales die ersten Goldlager entdeckte. Heute giebt es in Australien mit Einschluß von Tasmanien u. der polynes. Inselgruppe Neuseeland, welche gegenwärtig offiziell zu den austral. Kolonien gerechnet werden, unter den vorhandenen sieben Kolonien fünf, die für die Goldgewinnung von Wichtigkeit sind. Die Goldausbeute der australischen Kolonie Viktoria allein hat vom J. 1866 bis u. mit 1873 betragen 11,024,231 Unzen; den Werth der Unze zu 4 Pfd. Sterl. angenommen, also Pfd. Sterl. 44,096,924, od. ca. 309 Mill. Thaler. Vom Mai 1855 bis 31. Dez. 1868 wurden an die Münze zu Sydney im Ganzen 6,820,198 Unzen G. zum Verprägen eingeliefert. Im J. 1867 betrug die Goldproduktion Australiens ca. 110 Mill. Thaler od. fast $10^1/_2$ Mill. Thaler mehr als die Amerika's. Die jährliche Goldproduktion der ganzen Erde kann man heute auf etwa 300 Mill. Thaler schätzen. Der größte Theil davon wird, wie aus der oben angegebenen Produktionsübersicht hervorgeht, aus Alluvialsänden ausgewaschen. Der Ursprung dieses Waschgoldes ist nur selten mit Sicherheit auf die Ursprungsstätte zurückzuführen. So ist wahrscheinlich die ganze Rheinebene von Basel bis Mainz, bes. auf der Strecke von Philippsburg bis Bruchsal, goldhaltig; man hat ihren Totalgehalt auf 55,000 Kg. geschätzt. Der Rhein, der durch diese Ebene strömt, greift seine Ufer u. die in seinem Bett befindlichen Inseln bei Hochwasser an, infolge dessen findet man dann in neu abgesetzten Kiesbänken manchmal eine dünne, röthlich od. schwärzlich gefärbte Schicht, welche in geringer Menge äußerst leichte Goldblättchen enthält. Daß dieselben aber nicht aus den Gebirgen der Schweiz stammen können, erhellt einmal daraus, daß der Rhein beim Passiren des Bodensees jedenfalls das schwere Gold ablagern müßte, dann aber auch, daß oberhalb des Sees niemals G. im Rheine gefunden worden ist. Analoge Verhältnisse zeigen andere goldführende Flüsse, wie die Donau, die Ems, die Isar u. s. w. Die Donau wird z. B. erst in der ungarischen Tiefebene goldführend. Wenn ältere Berichte noch eine Anzahl anderer Flüsse u. Bäche als goldführend angeben, wenn wir im Thüringer Walde, im Fichtelgebirge 2c. Ortsnamen wie Goldbach, Goldkronach, Goldseifen finden, so möchte das Erlöschen des früheren Goldwaschbetriebes wol auf das Steigen des Tagelohnes u. auf den demselben gegenüber gesunkenen Werth des G.es zurückzuführen sein. In Kalifornien, dem klassischen Lande des Goldwaschens, sind die bis zu mehreren 100 Fuß mächtigen Kiesablagerungen in den Thälern, die von der Sierra Nevada zur Küste streichen, wol durchwegs goldhaltig. Wenn sich nun in späteren Perioden der Erdbildung in diese Kiesablagerungen ein Flußbett einschnitt, so mußte dadurch eine natürliche Verwaschung eintreten. Das losgespülte G. setzte sich an Punkten, wo sich der Fluß staute, in größerer Menge ab; es wurde mit Lehmniederschlägen bedeckt, dann von Neuem mit Kies überlagert u. s. w. So entstanden die eigentlichen Placers, die zuerst zur Ausbeutung kamen u. in der That massenhafte Erträge lieferten. Nach ihrer Erschöpfung gelangen jetzt die primären Kiesschichten zur Verwaschung, sie geben einen geringeren, aber sicheren Ertrag. Der große Reiz, neue Goldfelder aufzufinden (Prospecting), liegt eben darin, daß man dort reiche Placers vermuthet. Ueberall, wo man auch in andern Ländern, in Australien, Neuseeland, Kanada, Oregon, New-Brunswick in Südafrika 2c., Goldsandlager aufgeschlossen hat, sind ähnliche Lagerungsverhältnisse beobachtet worden.

Was nun die Gewinnung des G.es anbelangt, so hat man zu unterscheiden: a. das Waschen, gewöhnlich verbunden mit der Amalgamation, nicht allein auf Sände, sondern auch auf goldführende Schwefelkiese u. Quarze angewendet. b. Die Gewinnung durch Schmelzung von Schwefelkies, Gewinnung des sog. Rohlechs, Entgolden desselben durch Blei u. Abtreiben des Bleies, ein Verfahren, das bes. in Ungarn seine Ausbildung gefunden hat. c. Die Gewinnung auf nassem Wege durch Chlorgas, Lösen des gebildeten Chlorgoldes, Fällen des G.es durch Schwefelwasserstoffgas. Diese von Plattner angegebene Methode ist bes. bei den Arsenik-

kiesabbränden, d. h. dem Eisenoxyde, das nach der Gewinnung der arsenigen Säure zurückbleibt, in Reichenstein angewendet worden. d. Die Scheidung des goldhaltigen Silbers. Das Waschen ist unter diesen Verfahren das wichtigste u. am meisten geübte. Sofern das G., wie häufig, in Quarzgängen vorkommt, muß das gebrochene u. gesonderte Gestein erst fein zertheilt werden, eine Arbeit, die man sich durch vorheriges Erhitzen u. Ablöschen des Gesteins erleichtert. Schwefelkies wird geröstet, weil dadurch leichter abschlämmbares Eisenoxyd entsteht. Auch eine nachträgliche Verwitterung kann wesentlich zur Bloßlegung des G.es beitragen. Die Zerkleinerung wird mittels der verschiedensten Maschinen, am meisten wol durch Stampfwerke bewirkt. Indem dabei eine Wand des Stampftroges siebartig durchlöchert ist u. ein Wasserstrom hindurchgeleitet wird, schlämmt sich das hinreichend fein vertheilte Gestein auf u. wird kontinuirlich abgeführt. Vertiefungen im Boden enthalten Quecksilber, das einen Theil des freigelegten G.es aufnimmt u. bindet. Auch Kollersteine, die in einer Rinne laufen, Kessel mit schweren, durch Arme fortgeschobenen Kugeln sind zur Zerkleinerung angewendet worden. Bei den natürlich vorkommenden Goldsänden fällt diese Zerkleinerung weg, da in den groben Geschieben sich selten G. eingesprengt findet. Die Waschoperation mit dem natürlichen Goldsande zerfällt meistens in ein Absondern der groben Steine durch ein Sieb, in das Wegspülen der lehmigen Beimischung, in das Sammeln u. nachträgliche Verwaschen des eigentlich goldführenden feinen Sandes. Beispiele hierfür sehen wir in den altbekannten Planen- u. Friesherden, wie sie die Zigeuner in Ungarn anwenden. Zu gleichem Zwecke sollen auch Schaffelle benützt werden, über die der goldhaltige Sandstrom hinweggeführt wird (Sage vom Goldenen Vließ). Der auf eine od. die andere Art gesammelte reiche Sand wird schließlich auf flachen Holzschüsseln verwaschen u. das G. dann durch Quecksilber aufgenommen. Magneteisensand rc. weiter gereinigt. Der long Tom ist ähnlich konstruirt, nur länger u. feststehend. Die Sluice endlich ist ein oft ca. 30 m. langer, schwach geneigter Kanal aus Bretern, durch welchen man die goldführenden Schlämme hindurchfließen läßt. Diese Vorrichtung

Nr. 3153. Goldwaschen mit der Sluice

verlangt viel Wasser, sie wird bei Quarzpochmühlen, indessen auch vielfältig bei dem sog. hydraulic mining angewendet, das zur Verwerthung der oben angeführten goldarmen Kiesbänke dient. Hoch oben in den Bergen sind durch Gesellschaften mächtige Wasserreservoire durch Abdämmen

Nr. 3152. Goldwaschen mit dem long Tom.

In Kalifornien u. Australien ist ein eigenes Geräth, die cradle (Wiege), in Gebrauch, ein Kasten, der auf Wiegefüßen steht u. mit geneigtem Boden u. einem darüber befestigten Siebe versehen ist (s. Bd. I, Nr. 1064). Auf dieses letztere bringt man den gegebenen Kies u. schaukelt unter Aufguß von Wasser so lange, bis die Steine rein zurückbleiben, die man nach gehöriger Durchsicht wegwirft. Der abgeschlämmte Sand fließt mit dem Wasser über den geneigten Boden der cradle, auf welcher horizontale Querleisten aufgenagelt sind, um die schwereren goldhaltigen Theile zurückzuhalten. Dasselbe sammelt sich hinter den Leisten und wird von Zeit zu Zeit herausgenommen u. in der Zinnschüssel von von Bergflüssen hergestellt, von wo aus auf mehr od. weniger kunstreichen Aquädukten u. durch Röhrenleitungen das Wasser nach den Arbeitsplätzen geführt wird. Hier leitet man es durch angeschraubte Schläuche u. Mundstücke gegen die vorher durch mächtige Pulverladung aufgelockerten Kiesbänke, die der oft unter sehr hohem Druck hervorspritzende Wasserstrahl mit großer Gewalt angreift u. wegspült. Nur der grobe Kies bleibt liegen, die trübe, goldhaltige Flut fließt durch die Sluice zu Thal. Der Boden der Sluice ist entweder stellenweise mit stark amalgamirten Kupferblechen benagelt, od. aus einer Art Holzpflasterung hergestellt, in deren Zwischenräume man Quecksilber eingießt. Dieses verbindet sich mit dem darüber-

gleitenden G.e u. hält es zurück. In längeren Zwischenräumen wird das gebildete Goldamalgam durch Abschaben od. Ausschöpfen gesammelt, abgepreßt u. abdestillirt.

Die Scheidung des G.es vom Silber erfolgt bei Vorwalten des G.es durch Salpetersäure, welche das Silber indessen nur dann vollkommen löst, wenn es mindestens die 2½fache Menge des Goldes in der Legirung ausmacht. Man ist daher oft gezwungen, dem silberhaltigen Golde noch mehr Silber beizumischen. Das Gold bleibt chemisch rein zurück, wird ausgewaschen u. mit Borax eingeschmolzen. In Australien wird jetzt vielfältig silberhaltiges G. durch Einleiten eines Chlorstroms in das geschmolzene Metall gefeint. Es bildet sich Chlorsilber, das von dem eben erstarrten G.e abgegossen wird. Da es kleine Mengen von G. mitreißt, muß es umgeschmolzen u. durch Aufstreuen geringer Mengen von Soda ein Theil des Silbers reduzirt werden, das alles noch vorhandene G. mit niederreißt. Das in Scheiben gegossene Chlorsilber wird dann in einem einfachen galvanischen Apparat durch Zink reduzirt. Im zweiten Falle, wo nur Spuren von G. im Silber enthalten sind, wie z. B. in älteren Münzen, die zur Umprägung kommen, od. im Bergsilber, wird das granulirte Metall mit konzentrirter Schwefelsäure durch Erhitzen gelost, wobei das G. als braunes Pulver zurückbleibt.

Im Handel kommt das G. theils in Form von Goldbarren, stangenförmig zusammengeschmolzen, od. auch als Goldsand in Körnern, od. als Goldstaub in noch feineren Theilen vor (letzteres bes. in Beuteln aus Afrika), u. man unterscheidet blasses, hochgelbes u. reingelbes (Jungferngold).

Verarbeitet wird das G. wegen seines hohen Preises u. seiner Weichheit fast nie rein, sondern allermeist in Legirungen mit Silber od. Kupfer. Diese Zusätze verringern zwar seine Dehnbarkeit, geben ihm aber eine größere Leichtflüssigkeit, Festigkeit u. Härte, welch' letztere sich bei stark legirtem G. mittels mechanischer Verdichtung unter Walzen, Hämmern od. im Drahtzuge zu solcher Sprödigkeit steigert, daß sich während der Verarbeitung ein wiederholtes Ausglühen nöthig macht. Da hierbei der Kupfergehalt der Außenschichten oxydirt u. die Oberfläche dunkel färbt, siedet man daher die so hergestellten Gegenstände in verdünnter Salpeter- od. Schwefelsäure, welche das Oxyd auflösen u. die dunkle Färbung zerstören. Der Gehalt der Legirungen an reinem G. (Feingehalt) wird ausgedrückt, indem man angiebt, wie viel Karat u. Grän G. in 1 Mark (zu 24 Karat à 12 Grän) enthalten sind; 18karätiges G. z. B. besteht demnach aus 18 Theilen G. u. 10 Theilen Zusatz. Wo für Maß u. Gewicht das Dezimalsystem eingeführt ist, pflegt man den Gehalt in Tausendtheilen auszudrücken. Da vom Zusatze die Farbe der Legirung wesentlich abhängt, so unterscheidet man die weiße Karatirung (G. u. Silber), die rothe (G. u. Kupfer) u. die gemischte, welch' letztere die gebräuchlichste ist u. nach verschiedenen Verhältnissen zusammengesetzt wird. Um eine Legirung, welche nach ihrer Zusammensetzung eine hell- bis rothgelbe Farbe zeigt, dem hochkarätigen Dukatengolde ähnlich zu machen, überzieht man sie mit einer äußerst dünnen Goldschicht entweder auf galvanoplastischem Wege od. durch eine chemische Operation, welche das Färben genannt wird. Der edle Charakter des G.es giebt seinen Verbindungen nur geringe Beständigkeit. Aus einer Lösung von Goldchlorid z. B. wird das Metall ungemein leicht reduzirt, so durch Eisenvitriol, Oxalsäure, Zinnchlorür u. organische Substanzen. Es tritt dabei, je nach der Art der Abscheidung, theils in glänzenden Flittern, theils als braunes Pulver, theis endlich in feinster Vertheilung als rother Niederschlag auf. Im Cassius'schen Goldpurpur (1683 von Cassius in Leyden erfunden), der durch Fällen einer verdünnten Goldchloridlösung mittels eines Gemisches von Zinnchlorür u. Zinnchlorid erhalten wird, liegt nur ein inniges Gemisch von Zinnoxydhydrat mit feinvertheiltem G.e vor. Derselbe dient zur Herstellung sehr schöner purpurrother Porzellanfarben. Das Knallgold, eine leicht explodirende Verbindung, die man durch Uebergießen von Goldoxyd mit Ammoniak erhält, hat Bedeutung für die Glanzvergoldung auf Porzellan; das Kaliumgoldcyanür findet in der Photographie Verwendung. Als Metall wird das G. bes. zur Herstellung von Münzen, zu Schmucksachen sowie zur Vergoldung unedler Metalle verwendet. Letzteres geschieht entweder durch Auftragen eines Goldamalgams, das nach dem Abdampfen des Quecksilbers das G. als glänzende Schicht zurückläßt (Feuervergoldung), od. durch Niederschlagen aus einer Auflösung (z. B. Cyangold in Cyankalium, od. Goldoxydkali), die nasse Vergoldung, od. mit Hülfe des galvanischen Stroms, endlich auch in der solidesten Art durch Plattiren, d. h. durch Auflegen eines Goldbleches auf das unedle, blank geschabte Metall, Kompression u. Auswalzen. Dies giebt das echte Talmigold, das in der That dem äußern Ansehen u. der Haltbarkeit nach dem echten Goldschmuck kaum nachsteht, aber natürlich bedeutend billiger hergestellt werden kann. Leider hat der Schwindel auch schwach galvanisch vergoldetes Messing mit diesem Namen belegt, das natürlich sehr bald seine Unechtheit verräth. Mit dem steigenden Goldvorrath sollte eigentlich der Werth des G.es sinken. Dies ist in Bezug auf Silber jetzt nicht mehr der Fall, weil einmal auch die Silberproduktion sich gehoben hat (durch die Entdeckungen in Nevada, Arizona, Idaho), u. weil ferner durch die Annahme der Goldwährung das Silber aus dem Münzverkehr verdrängt, zur weniger begehrten Waare wird. Im Allgemeinen äußert sich dieser Metall- u. Werthzeichenüberfluß im Steigen der Lebensmittelpreise u. des Arbeitslohnes. Eine Schranke gegen das Anschwellen der Goldflut wird dadurch gezogen, daß auch die Abnützung der Goldmünzen mit der häufigeren Cirkulation zunimmt, u. daß auch die Industrie in steigendem Maße das G. der Abnützung entgegenführt. Die galvanische Vergoldung, die Glas- u. Porzellanindustrie, die Photographie u. andere Industriezweige nehmen sehr beträchtliche Mengen von G. in Anspruch, welche im Verkehre auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Ueber das Werthverhältniß des G.es zum Silber s. „Geld". Vgl. Marchand, „Das Gold" (Lpz. 1852).

Goldadler (Aquila chrysaëtos, vgl. „Adler"), ein im nordöstl. Asien, Amerika u. in Süddeutschland heimischer Adler von dunkelbraunem Gefieder, mit weißem Fleck in der Achselgegend (der den Jungen fehlt), rostfarb. Hinterkopf, Nacken u. Hosen (Fußbefiederung), an der Wurzel weißem, mit dunkeln Querbinden gezeichnetem Schwanze u. gelber Schnabelwachshaut.

Goldammer, s. „Ammer".

Goldast, Melchior Haiminsfeld, Historiker u. eifriger Erforscher des deutschen Alterthums, wurde 1576 (od. 1578) zu Bischofszell bei St. Gallen von reformirten Eltern geboren. Um Universitätsstudien zu machen, ging er zuerst nach Ingolstadt, dann nach Altdorf, aber drückende Armuth zwang ihn, 1598 in seine Heimat zurückzukehren, wo er indessen in dem wohlhabenden Rechtsgelehrten Barth. Schobinger zu St. Gallen einen freigebigen Freund fand. Von diesem unterstützt, lebte er seinen wissenschaftlichen Arbeiten in Bern, Genf u. Lausanne. Als aber Schobinger 1604 starb, begann für G. ein unstetes Wanderleben. Zuerst finden wir ihn im Gefolge des Herzogs v. Bouillon in Heidelberg u. Frankfurt, seit 1604 als Hofmeister eines Freiherrn v. Hohensax, 1606 in Frankfurt als Korrektor. Im J. 1611 wurde er an den Weimar'schen Hof berufen, ging 1615 nach Bückeburg als Rath des Grafen von Schaumburg, aber 1625 war er wieder in Frankfurt. Im J. 1627 zum kaiserlichen u. kurtrierschen Rath ernannt, war er in verschiedenen Missionen thätig; zuletzt trat er in die Dienste des Landgrafen von Hessen-Darmstadt u. wurde Kanzler der Universität Gießen; er starb 1635 in Gießen. Trotz eines so unruhigen u. wechselvollen Lebens, selbst unter allen Drangsalen der Armuth, war G. unermüdlich thätig in der Abfassung von juristischen u. historischen Schriften sowie in der Veröffentlichung von deutschen Geschichts- u. Rechtsquellen u. von Werken der alt- u. mittelhochdeutschen Literatur. Von seinen größeren Publikationen sind namentlich zu nennen „Scriptores rerum Suevicarum" (Frankf. 1605), u. „Scriptores rerum Alemannicarum" (3 Bde., Frankf. 1606; neue Ausg. 1730), besonders letzteres Werk mehr als ein Jahrhundert hindurch die Quelle, aus der fast alle Folgenden schöpften; ferner „Constitutionum imperialium collectio" (4 Bde., Frankf. 1607; neue Ausg. 1713). Leider hat übrigens G. seinen wissenschaftlichen Ruf dadurch befleckt, daß er einzelne Gesetze 2c. erdichtete u. seine Fälschungen in die echten Denkmale einschmuggelte.

Goldau, ehemaliges Dorf des schweiz. Kantons Schwyz, lag zwischen dem Rigi u. dem 1584 m. hohen Roßberg u. wurde 2. Sept. 1806 durch einen Bergsturz verschüttet. Infolge anhaltender nasser Witterung lösten sich an jenem Tage von dem Roßberge gewaltige Felsmassen los, welche nach SW. stürzten, u. die Dörfer G., Busingen, Lowerz u. Röthen vollständig überdeckten u. einen Theil des Lowerzer Sees ausfüllten; 433 Menschen wurden unter den Steintrümmern, die jetzt in einer Höhe von 30—60 m. den Boden bedecken, begraben, 2 Kirchen u. 331 Häuser vollständig zerstört (Abb. s. Bd. II, Nr. 1509).

Goldberg, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Liegnitz (Provinz Schlesien), liegt an der Katzbach u. hat 6716 E. (1871), welche starke Handschuhfabrikation, Tuchmacherei, Färberei u. Strumpfwirkerei treiben. Die Wollmärkte G.s sind von Bedeutung. Im Mittelalter, dessen Charakter die Stadt in ihrem Aeußeren noch heute trägt, hatte G. bedeutende Goldbergwerke, die jedoch im Hussitenkriege eingingen; im 17. Jahrh. befand sich hier eine berühmte, von Valentin Trotzendorf geleitete Lateinische Schule.

Goldblatt, s. „Chrysophyllum".

Goldene Ader, s. „Hämorrhoiden".

Goldene Aue, fruchtbare, 1—2 M. breite Thalebene zwischen den südl. Vorbergen des Harzes, der Hainleite u. dem Kyffhäuser, liegt 140 bis 170 m. über dem Meere u. wird von der Helme, einem Nebenflusse der Unstrut, durchströmt. In weiterem Sinne wird das Thal der Helme u.

Unstrut von Nordhausen bis Freiburg mit dem Namen der G. A. bezeichnet. Die wichtigsten Städte in ihr sind Heringen, Kelbra u. Sangerhausen.

Goldene Bulle heißt das berühmte, auf dem Reichstage zu Nürnberg 1356 berathene u. von Karl IV. erlassene Reichsgesetz, welches von der Kaiserwahl u. Kaiserkrönung, von den Rechten der Kurfürsten, vom Münz- u. Zollwesen, von der Einschränkung des Fehdewesens u. den Rechten der Landesherren den Städten gegenüber handelt. Die Bulle (zuerst 1474 in Nürnberg gedruckt) blieb bis zur Auflösung des alten Reiches ein wichtiges Grundgesetz. Das Original derselben, welches im Römer zu Frankfurt a. M. (im Stadtarchiv) verwahrt wird, besteht aus 43, mit seidenen Fäden verknüpften Pergament-Quartblättern u. ist mit einer aus Goldblech gefertigten Siegelkapsel versehen (daher der Name G. B.).

Goldene Hochzeit, die 50jährige Jubelfeier einer Ehe, bei der nach alter Sitte von Neuem eine Trauung u. Hochzeitsfeierlichkeit stattfindet.

Goldene Rose, eine aus Gold verfertigte, mit Diamanten besetzte, vom Papste am sog. Rosensonntage (Lätare) unter besonderen Ceremonien geweihte u. zum Geschenk für begünstigte Personen bestimmte Rose. Papst Urban V. soll 1366 die erste derartige Rose geweiht u. verschenkt haben.

Goldener Schnitt od. stetige Theilung heißt in der Geometrie die Theilung einer geraden Linie in zwei Theile, welche so beschaffen sind, daß der kleinere Theil in dem größern gerade so vielmal enthalten ist als der größere in der ganzen Länge der Linie. Um auf einer Linie, z. B. auf AB, den Punkt F aufzufinden, welcher sie wirklich in zwei solche Theile a u. b theilt, daß $a : b = b : (a + b)$ ist, giebt die Geometrie folgenden Weg. Man halbire AB erst in C, stelle auf den Endpunkt B ein der Länge von BC gleiches Loth BD u. ziehe die Verbindungslinie AD. Schneidet man dann auf AD von D aus ein BD gleiches Stück DE ab u. zieht mit der Zirkelöffnung AE den Bogen EF, so ist F der verlangte Goldene Schnittpunkt. Durch Rechnung läßt sich das Verhältniß des G. Schnittes nicht genau, sondern nur durch einen unendlichen Dezimalbruch ausdrücken; doch kann man annähernd das Verhältniß $\frac{a}{b}$ ausdrücken durch $^3/_5$, besser durch $^5/_8$, noch genauer durch $^8/_{13}$, $^{13}/_{21}$, $^{21}/_{34}$ u. s. w. Eine Theilung u. Gliederung nach dem G. S. macht einen angenehmeren Eindruck als nach anderen Verhältnissen. Sie findet sich entschieden bei vielen Naturgebilden u. ist auch meist instinktiv von den Künstlern bei Schöpfung ihrer Kunstwerke berücksichtigt worden. Hauptsächlich ist diese ästhetische Bedeutung des G. S.s von Zeising in seiner „Neuen Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers" (Leipzig 1854) nachgewiesen worden.

Nr. 3154. Der Goldene Schnitt.

Goldener Sporn, s. „Orden".

Goldenes Horn, s. „Konstantinopel".

goldenes Kalb (richtiger: Kalb von Metallguß) heißt 2. Mos. 32, 4 ff. das Thierbild, welches Aaron in der Abwesenheit des Moses dem Volke Israel am Sinai machte u. durch dessen Anbetung es sich den schwersten Zorn Gottes zuzog. Man darf dasselbe jedoch nicht als ein eigentliches Götzenbild auffassen, vielmehr sollte es eine bildliche Darstellung Jehova's in Gestalt des Stieres sein, der als ein Sinnbild der Kraft u. Fruchtbarkeit galt. Jedenfalls hatte zu dem Verlangen nach demselben die Erinnerung an den ägyptischen Stierdienst (den Apis) mitgewirkt. Der Frevel lag also in der verbotenen Darstellung Jehova's in einem Bilde. Auch die „goldenen Kälber", welche Jerobeam I. nach der Theilung des Reichs in den beiden Grenzstädten Dan u. Bethel aufstellte (1. Kön. 12, 28), u. deren Dienst beständig im nördlichen Reiche fortdauerte, sind nichts Anderes als Bilder Jehova's in Stiergestalt.

Goldenes Vließ (El tusan, El toyson de oro, Ordre de la toison d'or), ein von Philipp III., dem Gütigen, Herzog von Burgund, gelegentlich seiner Vermählung mit der Prinzessin Isabella von Portugal in Brügge 10. Jan. 1429 gestifteter Ritterorden, der davon seinen Namen hatte, daß einst Herzog Johann der Kühne, der Vater des Stifters, im Lande des G. V.es (s. „Chrysomallos" u. „Argonautenzug") gefangen gehalten worden war. Auf Grund der Statuten erhielt nach dem Tode Karl's des Kühnen, als des Letzten aus dem Hause Burgund, der Gemahl seiner Erbtochter Maria, Maximilian I. von Oesterreich, das Großmeisterthum (1477). Im span. Erbfolgekrieg beanspruchte sowol Karl III. (als Kaiser nachher Karl VI.) wie auch König Philipp V. von Spanien die Großmeisterwürde. Ersterer setzte sich in Besitz des Ordensarchivs u. erneuerte 1713 in Wien den Orden. Im Wiener Frieden 1725 wurde aber ausgemacht, daß beide Staaten, Oesterreich u. Spanien, das Recht haben sollten, unter Ertheilung fast gleicher Ordenszeichen Ritter des G.n V.es zu ernennen. In Spanien sind unter der Republik 1873 alle Orden abgeschafft worden, u. so verleiht jetzt nur Oesterreich das G. V. Dasselbe bildet hier den höchsten Orden. Seine Statuten verordnen, daß die Ritter nur eine vom Großmeister od. seinem Stellvertreter präsidirte Versammlung der Ordensritter als Gerichtsstand anzuerkennen haben, daß sie von Abgaben befreit sind u. nur Personen von Geblüt den Vorrang einzuräumen brauchen. Hochverrath u. Feigheit vor dem Feinde machen des Ordens verlustig. Das Abzeichen desselben ist ein goldenes Widderfell (Vließ), darüber ein goldemaillirter Feuerstein mit der Devise: „Pretium laborum non vile" („der Lohn der Arbeit nicht gering"). Für gewöhnlich wird es an einem rothen Bande am Halse getragen, bei festlichen Gelegenheiten aber an einer aus Feuersteinen u. Feuerstählen zusammengesetzten Kette. Die Ordenskleidung besteht aus einem hochrothen, sammtenen, mit weißem Taffet gefütterten Talar, aus einem langen purpurfarbigen, mit weißem Atlas gefütterten u. mit Stickerei eingefaßten Mantel, dessen äußerer Saum in Gold die Worte trägt: „Je l'ay empri" („ich habe ihn angenommen"), aus einer Mütze von purpurfarbenem, goldgesticktem Sammet mit herabfallendem Mäntelchen u. aus rothen Schuhen u. Strümpfen. In Wien wird das Ordensfest jährlich am Tage des heil. Andreas, dem der Orden geweiht ist, od. am nächstfolgenden Sonntage gefeiert. Jeder Ritter muß katholisch sein, da ein Hauptzweck des Ordens die Erhaltung des katholischen Glaubens ist. (Abb. der Ordenstracht s. Bd. IV, S. 597, Nr. 26.)

Goldenes Zeitalter nennt man die vorgeschichtliche Zeit ungetrübter Eintracht, Glückseligkeit, Unschuld u. Sittenreinheit, die sich in den Sagen fast aller Völker in verklärender Ausmalung wiederfindet. Nach den Mythen der Griechen u. Römer, die in der poetischen Literatur derselben zum Ausdruck gelangten (Hesiod, Virgil, Ovid), war in jenem Zeitalter auch das Verhältniß der Götter zu den Menschen u. untereinander noch ein anderes; damals herrschte noch Kronos-Saturn, der dann von Zeus gestürzt wurde, während auf Erden das G. Z. in absteigender Stufenfolge des Verfalls durch das Silberne, Eherne u. Eiserne abgelöst wurde. Dieselbe Idee spricht aus der Sage der Hebräer vom Leben der ersten Menschen im Paradiese, nur daß hier dem ersten G. Z. ein in die Zukunft versetztes zweites entspricht, in welchem nach den Verkündigungen der Propheten der ideale Zustand der Menschheit unter Leitung des Messias wiederkehren soll. Dem christl. Chiliasmus (s. d.) liegt ein ähnlicher Gedanke zu Grunde. Die Hoffnung auf eine dereinstige Verbrüderung aller Menschen tritt in geläuterter Gestalt auch in den Bestrebungen der modernen Friedensapostel zur Herbeiführung eines ewigen Friedens (s. d.) auf. — G. Z. nennt man auch die höchste Blütezeit, die Glanzperiode in der Entwickelung der Kultur, Kunst u. Literatur u. s. w. eines Volkes; so spricht man von einem G. Z. der franz. Literatur (unter Ludwig XIV.), der deutschen Literatur (zur Zeit von Klopstock, Lessing, Schiller u. Goethe) ꝛc.

Goldene Zahl heißt in der Chronologie die Zahl, welche angiebt, das wievielte irgend ein Jahr in dem sogen. Meton'schen Mondzirkel von 19 Jahren ist. Dieser Zirkel ist deshalb von Wichtigkeit, weil nach 19 Jahren die Mondphasen immer wieder auf dasselbe Datum des Sommerjahres fallen, u. kann daher zur, wenn auch nicht genauen, doch annähernden Berechnung der Sonnen- u. Mondfinsternisse benutzt werden. Man findet die G. Z. dadurch, daß man zur Jahreszahl 1 addirt u. dann durch 19 dividirt. Der Rest ist die G. Z. So giebt z. B. $\frac{1874+1}{19}$ als Quotient 98 u. als Rest 13. D. h. das Jahr 1874 ist das 13. Jahr im 99. Mondzirkel seit dem Jahre Null der christlichen Zeitrechnung.

Goldfasan, s. „Fasan".

Goldfisch (Cyprinus auratus, „King-Jo" der Chinesen), eine kleine zinnoberrothe, goldglänzende, bisweilen auch silberweiße, auch schwarzgefleckte Karpfenart, die ursprünglich in China heimisch, bei uns, wie seit alter Zeit auch in ihrer Heimat, ihrer Schönheit wegen in Zimmeraquarien u. Gartenteichen gehalten wird. Der G. wurde angeblich im J. 1611 zuerst nach Portugal gebracht, ist 1728 durch Philipp Worth in England eingeführt u. seit 1760 durch den Holländer Baster allgemein verbreitet worden; heutzutage wird er besonders in Frankreich nam. um Havre massenhaft gezüchtet u. von da in den Handel gebracht. In Glasgefäßen nur wenige Zoll erreichend, wird er in Teichen wie in seiner Heimat fuß lang u. darüber. Es giebt Abarten u. Monstrositäten mit fehlender od. doppelter Rückenflosse, doppelter Afterflosse, dreifacher Schwanzflosse, buckligem Rücken, enorm großen Augen ꝛc., u. werden dergleichen in China auch absichtlich gezüchtet. — Als **falscher** G. kommt der Goldnerfling od. die Gold-Orfe, eine rothe od. orangegelbe Varietät des Schwarznerflings (Idus melanotus), eines mitteleuropäischen Fluß- und Teichfisches, aus den Teichen von Dinkelsbühl massenhaft in den Handel. Dem Vulgärbegriff G. können noch eine große Zahl durch Färbung ausgezeichneter Fische untergeordnet werden. So züchtet man in Schlesien

u. Böhmen als Goldschleihe (Tinca aurata, chrysitis) eine goldfarbige, schwarzgefleckte Spielart der Schleihe (Tinca vulgaris). Goldbarsch heißt eine durch Goldglanz des Kiemendeckels ausgezeichnete Spielart des gemeinen Kaulbarsches (Acerina cernua), Goldkarausche („Giebel", Steinkarausche, Halbgareisl) ist eine Spielart der Karausche, Goldforellen nennt man goldfleckige Bachforellen. Von Meerfischen ist zu nennen die Goldbarbe (Upeneus Vlamingi), ein prachtvoll karminrother, auf dem Rücken rothgelber, veilchenblau gefleckter, gelbflossiger neuholländischer Seefisch, ferner der Goldbrasse u. die Goldmakrele s. „Dorade"). Dorade heißt auch der Goldbutt (Platteisen, Pleuronectes vulgaris), ein $1\frac{1}{2}$ Fuß großer, bis 8 Kg. schwerer, schmackhafter Fisch der Nordsee u. Ostsee), aus der Familie der Schollen od. Plattfische (Pleuronecten), die durch den stark zusammengedrückten, unsymmetrischen Körper mit auf eine Seite gerückten Augen charakterisirt sind. Goldgrundel endlich od. bei den englischen Fischern „Bräutigam" (Callionymus lyra) heißt ein gelber, schön blau gestreifter u. gefleckter, dunkelflossiger, 30 bis 40 cm. langer Seefisch der europäischen Meere.

Goldfuß, Georg August, geb. 18. April 1782 zu Thurnau bei Bayreuth, starb 2. Okt. 1848 als Geh. Regierungsrath u. Professor der Zoologie u. Mineralogie in Bonn. Außer mehreren kleinen, vorzüglich paläontologischen Arbeiten, z. B. über den Schädel des Mosasaurus, u. einem zweibändigen Handbuche der Zoologie (1820) veröffentlichte er einen kostbaren naturhistorischen Atlas von 452 Foliotafeln (1824—43) u. ein, mit Unterstützung des eifrigen Sammlers Georg Grafen zu Münster bearbeitetes dreibändiges, 205 Foliotafeln enthaltendes Prachtwerk, Abbildungen u. Beschreibungen der Petrefakten Deutschland (1826 bis 44). Nach seiner Auffassung der Klassen als fixirter Entwickelungsstufen des höchsten Thieres nahm er Anfangs (1820) elf Thierklassen an, später (1834) deren achtzehn, die er in fünf Kreise oder Typen ordnete.

Goldgulden, s. „Gulden u. Florin".

Goldhaar, s. „Chrysokoma".

Goldhähnchen (Regulus), eine Gattung kleiner Singvögel mit geradem, pfriemförmigem, vorn zusammengedrücktem Schnabel, kammartigen Borsten über den Nasenlöchern u. grünlichem, meisenartig weichem Gefieder. Bei dem gelbköpfigen Goldhähnchen od. „europäischen Kolibri" (R. flavicapillus), der in deutschen Nadelwaldungen als Standvogel lebt u. als flinker Insektenjäger auch in Gärten nützlich wird, ist der Scheitel hochgelb mit schwarzer Einfassung, während das ebenfalls deutsche, wie das vorige jährlich zweimal brütende, aber seltenere, feuerköpfige Goldhähnchen (Reg. ignicapillus) einen feuerrothen, nach den Seiten gelben, schwarz eingefaßten Scheitel u. einen schwarzen Augenstreif hat.

Goldkukuk (Chrysococcyx auratus), ein etwa 7 Zoll großer, am häufigsten in den südlichen, aber auch in anderen Gegenden Afrika's gefundener Kukuk von schön metallisch schimmernder, oben grüner, unten gelblicher Färbung des Gefieders, mit weißen Stirn- u. Augenstrichen, rothen Lidern u. dunkelblauem Schnabel. Nach seinem Rufe heißt er auch „Didrik". Er überläßt wie der gemeine Kukuk das Brutgeschäft anderen Vögeln, in deren Nest er sein Ei im Schnabel trägt, wie Le Vaillant beobachtet hat.

Goldküste, s. „Guinea".

Goldlack, s. „Cheiranthus".

Goldoni, Carlo, ital. Lustspieldichter, geb. 1707 zu Venedig, bezog die Universität Pavia, um die Rechte zu studiren, wurde aber von dort wegen eines satirischen Gedichtes vertrieben. Eine Zeit lang war er dann Sekretär beim Vizekanzler des Kriminalgerichts in Chiozza, später in Feltre, u. wollte nachher in Venedig praktiziren, ward aber durch mancherlei widrige Umstände, nicht am wenigsten durch die Folgen eines fortgesetzt leichtsinnigen Lebens, bald gezwungen, die Stadt wieder zu verlassen u. trieb sich von da an unstet umher, bis er 1761 Lehrer der ital. Sprache bei den Töchtern Ludwig's XV. wurde; das ihm später ausgesetzte Jahrgehalt verlor er durch die Revolution, u. als es ihm am 7. Jan. 1793 durch ein Dekret des National-Konvents wieder zuerkannt worden war, starb er den Tag darauf. G. hat im Ganzen 150 Stücke geschrieben u. sich insbes. durch seine ergötzlichen Charakter- u. Sittenstücke berühmt gemacht. In seinem Vaterlande schlugen dieselben trotz Carlo Gozzi (s. d.) die sogen. Commedia dell' arte, d. h. die extemporirten Harlekinaden u. Maskenstücke, aus dem Felde, in Deutschland beeinflußten sie Lessing. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke erschien 1809 zu Lucca (26 Bde.). Ins Deutsche übersetzte seine Lustspiele zuerst J. H. Saal (Lpz. 1767—77, 11 Bde.); einzelne wurden dann von Engel, Reichardt, Bock u. A. bearbeitet. G.'s „Denkwürdigkeiten", die er in franz. Sprache schrieb, übertrug Ch. Schatz (3 Bde., Lpz. 1788—89). Biographien G.'s schrieben Gherardini (Mailand 1821), Carrer (3 Bde., Vened. 1824) u. Meneghezzi (Mailand 1827).

Goldpurpur, Cassius'scher, s. unter „Gold".

Goldregen, Bohnenbaum, s. „Cytisus".

Goldruthe (Solidago), Pflanzengattung der Compositen mit vielen schönen, meist in Nordamerika einheimischen Arten (Prairieblume), welche in der Regel ihre goldgelben Blumen in einer mehr od. minder langen Rispe anordnen. Bei uns heimisch als Waldblume: die gemeine G. (S. virgaurea), die auch St. Petersstab, gülden Wundkraut, Braunstengel, Mägdehülle, Magdhelle u. Federkraut heißt. Sie wurde früher vielfach als Wundmittel, selbst als Heilmittel gegen Wassersucht, Blasen- u. Nierenleiden gebraucht. Aehnlich werden andere Arten in Nordamerika noch heute benutzt. Eine derselben, welche eine gelb färbende Wurzel liefert, S. Canadensis, kommt in unsern Gärten häufig neben Astern als stattliche Zierpflanze vor.

Goldschlägerei, s. „Blattmetalle".

Goldschmidt, Hermann, ein talentvoller Geschichtsmaler, zugleich aber bekannt als sehr fleißiger Astronom, der sich um die Entdeckung der kleineren Planeten (Asteroiden) vielfach verdient gemacht hat. Am 17. Juni 1802 zu Frankfurt a. M. geboren, machte er seine ersten künstlerischen Studien unter Schnorr u. Cornelius in München. Später ließ er sich in Paris nieder u. lieferte dort mehrere bedeutende Gemälde zu den Ausstellungen. Allmählich trat aber bei ihm eine große, alle Hindernisse besiegende Vorliebe für die Beschäftigung mit der Astronomie hervor. Er studirte diese Wissenschaft eifrig u. richtete sich seit dem J. 1847 seine Dachwohnung zu Paris mit den einfachsten Hülfsmitteln zu einer Sternwarte ein. Durch die eifrigsten u. angestrengtesten Beobachtungen u. Registrirungen der in der Nähe der Ekliptik liegenden Sterne gelang es ihm (von 1852—1861), 14 neue Asteroiden zu entdecken, nämlich die Lutetia, Pomona, Atalante, Harmonia, Daphne, Nysa, Eugenia, Doris, Pales, Europa, Alexandra, Melete, Danaë u. Panopäa. Leider wurde später seine Arbeitskraft durch eine Krankheit gelähmt, der er auch 10. Sept. 1866 zu Fontainebleau erlag.

Goldschmidt, Levin, berühmter deutscher Rechtsgelehrter, geb. 30. Mai 1829 in Danzig als Sohn jüdischer Eltern, studirte Anfangs in Berlin Medizin, wandte sich dann dem Rechtsstudium zu, das er in Heidelberg fortsetzte, u. war mehrere Jahre hindurch als Referendar am Appellationsgericht zu Danzig thätig. Im J. 1855 habilitirte er sich in Heidelberg als Privatdozent für röm., preuß. u. Handelsrecht, 1860 wurde er außerordentlicher, 1866 ordentlicher Professor. Seit 1870 ist er Rath am Reichsoberhandelsgericht in Leipzig. Von seinen scharfsinnigen Arbeiten, die sich vorwiegend auf dem Gebiete des Handelsrechts bewegten, sind zu nennen: „Gutachten über den Entwurf eines deutschen Handelsgesetzbuches nach den Beschlüssen zweiter Lesung" (Erl. 1860), „Encyklopädie der Rechtswissenschaft im Grundriß" (Heidelb. 1862) u. „Handbuch des Handelsrechts" (2 Thle., Erl. 1864 fg.; 2. Aufl. 1874). Gediegene Beiträge lieferte er ferner für die von ihm gegründete „Zeitschrift für das gesammte Handelsrecht" (seit 1848). An der Ausarbeitung eines allgemeinen deutschen bürgerlichen Gesetzbuches nahm er als Vorsitzender der vom Bundesrathe zu diesem Behufe niedergesetzten Kommission hervorragenden Antheil.

Goldschmiedekunst ist nicht nur die Kunst des Verarbeitens von Gold u. Silber zu den mannichfaltigsten Gegenständen des Bedarfs u. des Luxus, sondern auch die Kunst des Fassens der Juwelen, obgleich sich allmählich einerseits die Goldarbeiter von den Silberarbeitern, andererseits die Juweliere von jenen geschieden haben u. jeder seine eigene Kunst getrennt betreibt. In früheren Zeiten dagegen arbeitete der Goldschmied auch in Kupfer, Bronze u. dgl. u. übte die Kunst des Emails (s. d.) u. des Niello (s. d.) ebenfalls aus. Von den Goldarbeiten aus dem klassischen Alterthum sind uns nur kleine Gegenstände, als Ringe, Spangen u. dgl. erhalten; daß aber die Arbeit in Gold u. Silber u. insbes. die getriebene Arbeit od. Cälatur bis zu einem hohen Grade von Vollendung geübt wurde, beweisen nicht allein die Zeugnisse der Schriftsteller, sondern auch die vielen noch vorhandenen Silbergegenstände, Gefäße der mannichfaltigsten Art: Schüsseln, Kannen, Becher wurden in Relief entweder nur mit Pflanzenornamenten u. Arabesken geschmückt, od. auch mit mythologischen Darstellungen. Diese Reliefs waren in späterer Zeit oft beweglich u. konnten zum Schmucke auch goldener Geräthe verwendet werden. Daß die Römer

der Kaiserzeit eine große Liebhaberei dafür besaßen, ergiebt sich aus den in verschiedenen Ländern (Italien, Frankreich u. Deutschland) gemachten Ausgrabungen u. Funden, die zum Theil prachtvolle Gefäße ans Licht gefördert haben, wie noch vor einigen Jahren der sog. Hildesheimer Silberfund (s. d.). Auch das Mittelalter betrieb die Kunst der getriebenen u. ciselirten edlen Metalle (s. „Bernward von Hildesheim") nicht nur zum Belegen der verschiedenen Reliquienbehälter u. Reliquienschreine, Buchdeckel, größeren Kreuze, Kruzifixe, sondern auch für massive kirchliche Gefäße, insbes. Kelche u. Patenen, Kannen, Monstranzen, Ciborien, Löffel ꝛc., im frühen Mittelalter auch für Vorsatztafeln der Altäre (Pala d'oro in Venedig, goldnes Antependium aus Basel im Hotel Cluny in Paris). Köln, Augsburg u. Nürnberg waren unter den deutschen Städten gegen das Ende des Mittelalters die Hauptstätten dieser Kunstübung. Sie gelangte zu noch größerer Blüte im 16. Jahrh., wo Gold, Silber u. Edelgestein in großen Massen zu Pokalen, Kassetten, Degengriffen u. Scheiden, Tafelaufsätzen u. ganzen Tafelservicen verwendet wurde. Wie Benvenuto Cellini (s. d.) sich in Italien u. Frankreich durch dergleichen Arbeiten großen Ruhm erwarb, so insbes. in Deutschland die Meister von Nürnberg u. Augsburg, unter denen wir nur Wenzel Jamitzer von Nürnberg (1508—1585) nennen, dessen berühmteste Arbeit wol ein noch (im dortigen Privatbesitz) vorhandener Tafelaufsatz ist, ebenso sein Neffe Wenzel Jamitzer (1563—1618) u. Jonas Silber. Diesem Jahrhundert gehört auch der größere Theil des neuerdings vielfach besprochenen Silberschatzes im Rathhause zu Lüneburg an.

Im 17. Jahrh., bes. unter Ludwig XIV., war Paris der Hauptsitz dieser Thätigkeit u. brachte eine Reihe von Prachtstücken hervor, die aber der Spanische Erbfolgekrieg wieder in die Schmelze wandern ließ. Nicht viel besser ging es den großartigen Arbeiten von Thomas Germain, der unter Ludwig XV. berühmt war. Gegen das Ende des 17. u. in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. that sich aber auch Deutschland hervor, wo Augsburg zwar Anfangs noch immer eine Bezugsquelle blieb, Dresden u. Berlin ihm aber bald den Vorrang streitig machten. Als Hauptmeister ist dort in Augsburg Andreas Thellot (gest. 1734) zu nennen u. in Dresden Melchior Dinglinger (gest. 1731), dessen bedeutendste Werke einen Hauptschmuck des dortigen Grünen Gewölbes ausmachen. Das Zeitalter der Revolution u. die ersten Dezennien des 19. Jahrh. waren infolge des damaligen strengen klassischen Stils der G. weniger günstig, als es die Periode des Barockstils gewesen war; das einzige seiner Zeit sehr berühmte Prachtwerk jener Periode ist die Wiege des Herzogs von Reichstadt in der Schatzkammer der Hofburg zu Wien. Erst die letzten Jahrzehnte sind im Gegensatz gegen die Strenge der klassischen Gefäßformen u. Gefäßornamente zu den biegsameren Formen der Renaissancezeit od. zu den ausschweifenden Formen des Rococo od. auch zu einer Vermischung beider zurückgekehrt. Hauptstätten dieses Kunstbetriebes sind Berlin, wo Hossauer, Sy u. Wagner, Vollgold u. Söhne sich einen bedeutenden Ruf erwarben, Wien, München, Hanau u. Pforzheim. — Die Technik der G. schließt sich an die Technik der Metallbearbeitung überhaupt an, deren Hülfsmittel u. Verfahren sie entsprechend dem höheren Werthe des zu verarbeitenden Materiales in verfeinertem Maße zur Anwendung bringt. Schließt auf der einen Seite die eigenthümliche Natur der Edelmetalle manche Bearbeitungsverfahren aus, wie das Gold z. B. sich nur unvollkommen durch Gießen formen läßt, so begünstigt sie auf der anderen Seite auch wieder solche, die sonst wenig in Ausübung kommen, wie die Treibearbeit, welche in der großen Dehnbarkeit des Materiales eine wesentliche Unterstützung findet (vgl. „Emaille", „Filigran", „getriebene Arbeit", „Niello", „Tauschirarbeit" u. a.).

Gold u. Goldwährung, s. „Geld" u. „Geldwährung".

Goldsmith (spr. Gohldsmidd), Oliver, berühmter engl. Schriftsteller, geb. 10. Nov. 1728 zu Pallas od. Pallice in der irischen Grafschaft Longford, war für den geistlichen Stand bestimmt, ging aber zum Studium der Medizin u. Chemie über, dem er jedoch gleichfalls nicht treu blieb. Von einer unbändigen Reise- u. Abenteuerlust getrieben, durchzog er sein Vaterland, Frankreich, Deutschland u. die Schweiz. Nach seiner Heimkehr begann er in London den medizinischen Beruf auszuüben, wandte sich aber bald ausschließlich schriftstellerischen Arbeiten zu. Der Umgang mit Johnson, Gibbon, Garrik u. Burke wirkte anregend auf ihn. Er starb bereits 4. April 1774 zu London. Sein Hauptwerk, der idyllische Roman „The vicar of Wakefield" (zuerst Lond. 1766, außerordentlich oft aufgelegt u. wiederholt ins Deutsche übersetzt, von Döring, Erf. 1839, von Susemihl, Lpz. 1841 u. s. w.) gehört zu den beliebtesten u. verbreitetsten Büchern der engl. Literatur. Goethe nennt diesen Roman, der das häusliche Stillleben einer protestantischen Landpredigerfamilie mit unnachahmlicher Kleinmalerei schildert, „einen der besten, die je geschrieben worden". Von seinen übrigen Schriften sind die Dichtungen „The traveller" (Lond. 1765) u. „The deserted village" (Lond. 1770) die gelungensten. Für die Bühne schrieb er einige Lustspiele, die mit Erfolg in Scene gingen, sich aber nicht behauptet haben. Seine Darstellungen der engl., griech. u. röm. Geschichte sowie seine Naturgeschichte sind keine selbständigen Arbeiten, sondern nur geschickte Kompilationen, die durch leichte Schreibart anziehen („History of England", Lond. 1772, deutsch v. Schröckh, Lpz. 1807; „History of Greece", Lond. 1775, deutsch v. Beck,

Nr. 3155. Oliver Goldsmith (geb. 10. Nov. 1728, gest. 4. April 1774).

Lpz. 1807; „Roman history", Lond. 1773, deutsch v. Kosegarten, Lpz. 1792 fg.; „History of the earth and animated nature", Lond. 1774). Seine Werke erschienen gesammelt in 4 Bdn. (Edinb. 1821); seine „Miscellaneous works" gab Washington Irving heraus (4 Bde., Par. 1825). Adolf Böttger übersetzte seine poetischen Schriften ins Deutsche. Sein Leben beschrieben Forster (3. Aufl., Lond. 1862) u. Karsten (Straßb. 1873).

Goldwage nennt man eine empfindlich gearbeitete Wage, welche zur Prüfung des Gewichtes von Goldmünzen benutzt wird. In dem Etui, in welchem sie aufbewahrt wird, befinden sich zugleich eine Anzahl Gewichtsstücke, welche genau dem richtigen Gewichte der umlaufenden Goldmünzen entsprechen.

Goldwurz, s. „Asphodelus".

Golesco, Nikolai, rumän. Politiker, gehört einer alten Großbojarenfamilie an u. ward 1810 zu Campu Longo in der Walachei geboren. Seine Studien vollendete er mit seinem älteren Bruder Stephan 1826—29 in der Schweiz. Im J. 1830 trat er in die walachische Miliz ein, wurde schon 1834 Oberst u. Adjutant des Fürsten u. bekleidete gleichzeitig die Aemter eines Polizeipräfekten u. Ministers des Auswärtigen. Im J. 1841 gab er den Militärdienst auf, fungirte dann als Generalstaatsanwalt u. hierauf bis 1847 als Logothetdirektor im Depart. des Innern. Kaum hatte er 1848 die oberste Leitung des letztern übernommen, als ihn die Pforte, da die 48er Verfassung ohne ihre Bewilligung gegeben worden war, verhaften u. nach Giurgewo bringen ließ. Von dort entfloh jedoch G. u. ging nach Paris, wo er das Haupt der rumän. Emigration wurde u. 1856 für die Vereinigung der beiden Donaufürstenthümer eifrigst thätig war. In dem zu diesem Zwecke 1857 zusammentretenden Divan, der auch 21. Okt. wirklich die Vereinigung unter der Regierung eines gewählten Fürsten aussprach, war der inzwischen nach Bukarest zurückgekehrte G. Vizepräsident. Als Fürst Cusa 22. Febr. 1866 vertrieben worden war, übernahm G. das Präsidium der Regierung. Unter dem Fürsten Karl war er 15. Febr. bis 10. April 1870 Ministerpräsident, als welcher er auch schon 1868 in Vertretung seines Bruders

Stephan fungirt hatte. — Ein Vetter des Vorigen, Alexander Georg **G.**, geb. 1819, war erst Ingenieur, widmete sich aber seit 1844 in Paris den volkswirthschaftlichen Studien, that sich 1848 als eines der eifrigsten Mitglieder der revolutionären Partei in der Walachei hervor u. ging als Agent der Provisorischen Regierung nach Paris; 1869 war er eine Zeit lang Finanzminister in Rumänien. Er schrieb u. a.: „De l'abolition du servage dans les principautés danubiennes" (Par. 1856).

Golf, so viel wie Meerbusen.

Golfstrom heißt die wichtigste Meeresströmung im nördl. Theile des Atlantischen Ozeans. Der G. hat seine Quelle im Golf von Mexiko u. ist die Fortsetzung des Mexikanischen Meeresstromes, welcher sich an der ganzen Küste dieses Busens in der Richtung von S. nach N. u. von W. nach O. hinzieht. Er ist eine Folge der durch die Glut der tropischen Sonne bewirkten Ausdehnung des Meerwassers; die wärmer u. dadurch leichter gewordenen Wassermassen werden von den schwereren, kälteren verdrängt u. fließen nach demselben Gesetze wie die zwischen dem Wendekreise aufsteigenden erwärmten Luftschichten nach den Polen zu ab, nur daß der Lauf des Wassers durch die gegenstehenden Kontinente manche Ablenkung erfährt. Durch die Floridastraße zwischen der Halbinsel Florida u. der Insel Cuba bricht er in den Ozean aus mit einer Geschwindigkeit, welche diejenige des Mississippi u. des Amazonenstromes übertrifft, indem er 3 M. in der Stunde durchläuft. Seine bis auf 25° R. erwärmten Fluten unterscheiden sich durch ihre tiefblaue Färbung scharf von dem anderen Meerwasser. Anfangs folgt der G. der nordamerikan. Ostküste, wird aber von dieser durch den von N. kommenden kalten Labradorstrom nach NO. zu abgelenkt; je mehr er sich Europa nähert, um so breiter wird er; in gleichem Maße vermindert sich seine Temperatur, welche aber immer noch in der Breite von Neufundland 16—20° R., bei Island im Januar noch 10° R. zeigt. In der Breite von Nordspanien theilt sich der G. in zwei Aeste; der eine, der Hauptstrom, nimmt seinen Weg an der Westküste von Island u. Schottland vorbei, strömt zwischen Spitzbergen u. dem Nordkap in das nördl. Eismeer, umflutet Nowaja-Semlja u. verliert sich endlich, nachdem seine warmen Gewässer noch auf eine lange Strecke die Nordküste Sibiriens begleitet haben, in dem arktischen Ozean nördl. von Asien. Ein Zweig des G.es zieht längs den Küsten des Meerbusens von Biscaya hin u. vereinigt sich im W. Irlands wieder mit dem Hauptstrome. Der zweite Ast des G.es geht etwa unter dem 45.° nördl. Br. nach SO., bespült die Westküste Spaniens u. Nordafrika's, u. wendet sich ungefähr unter dem 16.° nördl. Br. wieder nach W., um als nordafrikanischer Strom dem Karaibischen Meere zuzufließen. Das Wasser beschreibt also einen Kreis, in dessen Mitte das Sargasso-Meer, jene 800 M. lange Seegrasstrecke, liegt. — Das Vorhandensein des G.es ist schon 1513 von den Spaniern Ponce de Leon u. Ant. de Alaminos erkannt worden u. 6 Jahre später ließ sich Letzterer von Florida nach Europa hinübertreiben. Wissenschaftliche Untersuchungen dieser wichtigen Meeresströmungen haben jedoch erst die letzten Jahrzehnte, bes. die Tiefseeforschungen u. die Nordpolexpeditionen, gebracht. Im Atlantischen Ozean zeigt sich der G. dem Seeverkehre zwischen Europa u. Amerika nicht günstig; die Schiffer fürchten ihn, theils weil er ein Bereich gefährlicher Stürme ist, theils weil er die Schiffe schnell aus ihrer Bahn führt u. es schwer ist, sich von ihm loszumachen, da seine Geschwindigkeit auch noch in nördl. Breiten 30 g. M. in 24 Stunden beträgt. Für die Schiffahrt in dem nördl. Polarmeer ist aber der G. von der höchsten Bedeutung. Ausschließlich ihm ist es zu verdanken, daß man mit solcher Leichtigkeit jedes Jahr bei Spitzbergen bis 80° nördl. Br. gelangen kann; lediglich indem die norweg. Schiffer seinem Laufe folgen, fahren sie in offenen Booten bis auf 10° vom Nordpol; u. es liegt die Hoffnung nahe, daß auf dem Wege, welchen der G. vorzeigt, die Nordpolfahrer noch ihr Ziel erreichen werden. Die Thatsache, daß der G. an die europ. Küsten Gegenstände antreibe, welche aus einem entfernten Erdtheile stammen, war schon den seefahrenden Nationen im 15. Jahrh. bekannt. Columbus wußte, daß an die Azoren Fichtenstämme von unbekannten Arten, Schilfe von nie gesehener Stärke, geschnitzte Holzstücke, ja sogar angeblich ein Fahrzeug mit Leichen eines fremden Menschenstammes angespült worden waren, u. schloß daraus, allerdings irrig, auf die nahe Lage der asiatischen Ostküste. Selbst auf der nordöstl. Küste Spitzbergens ist die wohlerhaltene Bohne einer westind. Hülsenfrucht gefunden worden, die nur durch den G. dorthin hat getragen werden können; vor fünfzig Jahren trieben Fässer mit Palmöl bei Hammerfest in Norwegen an, die von einem Schiffe herrührten, welches ein Jahr früher unter dem Aequator gescheitert war. Die Massen Treibholz, welche auf dem G. nordwärts schwimmen, sind jedoch nicht so bedeutend, als man früher anzunehmen geneigt war; die wissenschaftlichen Untersuchungen der zweiten deutschen Nordpolfahrt haben wiederum bestätigt, daß die Treibhölzer, welche an den Küsten von Ostgrönland u. Spitzbergen liegen, fast ohne Ausnahme aus Sibirien stammen.

Es ist klar, daß eine quantitativ so bedeutende Meeresströmung, deren Temperatur weit höher ist als die Luft u. die von ihr durchschnittenen Wassermassen, einen großen Einfluß auf das Klima der von ihr getroffenen Länder ausüben muß, zumal da weder Jahreszeiten noch Winde auf die Temperatur des G.es wesentlich einzuwirken vermögen. Der G. umgiebt ganz Europa bis in das Eismeer u. das Weiße Meer von Archangel mit einer weiten, warmen Wassermasse, einer permanenten Warmwasserleitung, ohne welche England u. Deutschland ein zweites Labrador, Skandinavien u. Rußland ein zweites unter Gletschern begrabenes Grönland sein würden. Wo in hohen Breiten die Sonne den ganzen Januar hindurch gar nicht scheint u. auf derselben Breite in Asien u. Amerika das Quecksilber mehrere Monate lang gefroren ist, da erhält der G. noch das Meer auf einer Wärme von +2°, 6 R. Während die Sonne in den kurzen Wintertagen der nördl. Breiten nur wenige Stunden leuchtet u. wärmt u. die so empfangene Wärme in den langen Winternächten schnell wieder verloren geht, bleibt der G. unausgesetzt Tag u. Nacht eine Wärmequelle. Die warmen Südwestwinde erhalten ihre Wärme erst vom G. selbst u. nur durch den Ozean, nicht durch Luftströmungen, kann die Wärme in so hohe Breiten, wie die nordeurop. Küsten, geführt werden. Der G. bewirkt es, daß die mittlere Wärme im Januar an der irischen Westküste dieselbe ist, wie in Livorno u. Konstantinopel (+5° C.), u. daß derselbe Monat in der norwegischen Stadt Bergen wärmer ist als in der ital. Stadt Bologna.

Golgatha, richtiger Golgotha (von dem aramäischen gulgoltha, d. i. Schädel), heißt in den Evangelien der Ort, an dem Jesus gekreuzigt wurde. Der Name „Schädelstätte" (Matth. 27, 33) bezieht sich auf die Form des Hügels, nicht etwa auf die dort umherliegenden Schädel Hingerichteter. Nach Hebr. 13, 12 lag die Stätte draußen vor dem Thor; wo sie in dem heutigen Jerusalem zu suchen sei, ist ungewiß. Die Mönchstradition, welche bis auf die Zeit des Kaisers Konstantin (gest. 337) zurückreicht, verlegt G. in die heil. Grabeskirche; später glaubte man es weiter draußen suchen zu müssen u. entschied sich gewöhnlich für den Hügel über der sog. Jeremiasgrotte im Norden der Stadt. Neuerdings aber sind namhafte Forscher zu der alten Ueberlieferung zurückgekehrt, indem sie annahmen, daß die alte Mauer zur Zeit Jesu wirklich einen viel kleineren Theil der Stadt umschlossen habe, so daß sie östl. von der Kirche des heil. Grabes entlang lief (s. „heiliges Grab").

Goliarden, s. „Bakchos" u. „Bakchanten".

Goliath aus Gath ist der Name des philistäischen Riesen, den der „Hirtenknabe" David mit einem Schleudersteine tödtet (vgl. 1. Sam. 17). Da aber in der uralten Quelle 2. Sam. 11, 19 die Erlegung des G. einem gewissen Elchanan aus Bethlehem zugeschrieben wird, so muß man annehmen, daß die Volkssage den von David erschlagenen Philister mit jenem G. verwechselte. Die Chronik (1. Chr. 20, 5) beseitigt den Widerspruch dadurch, daß sie durch Elchanan einen Bruder des G., den Lachmi, erschlagen läßt.

Goliathkäfer (Goliathus), eine exotische Käfergattung der Blatthörner (Lamellicornen) mit enorm großen, bis 15 cm. langen Arten, die früher bei Sammlern hoch im Preise standen, bis sie in neuester Zeit durch Afrikareisende wie Savage in Menge eingeführt wurden. Sie leben auf Bäumen, deren Blüten sie abfressen, z. B. der sammtschwarz, kreideweiß gefleckte Goliathus Druryi in Oberguinea.

Golkonda, Ruinenstadt u. Festung im Gebiete des Nizam, auf dem Dekhanplateau, $1\frac{1}{2}$ M. nordwestl. von Haidarabad; war ehemals die Hauptstadt eines mächtigen Reiches gleichen Namens. Die heutige Stadt besteht aus einer sehr starken, auf einem Granitrücken gelegenen Festung, die als Gefängniß u. als Schatzkammer des Nizam dient, u. aus 18, aus grauem Granit gebauten, großartigen, doch schon verfallenden Mausoleen der Könige aus der Kutb-Schahi-Dynastie. Früher war der jetzt wüste Felsgrund der Umgebung ein sorgfältig gepflegtes Parkland mit zahlreichen Springbrunnen. — Die vielbesprochenen Diamanten von G. wurden an der Südgrenze der Landschaft, bei Pangal, gefunden u. in G. geschliffen.

Göll, od. Hoher Göll, Alpengipfel östl. von Berchtesgaden an der Grenze zwischen Bayern u. Salzburg, 2519 m. hoch, dessen schwer zu ersteigender weißer Kalkrücken eine herrliche Aussicht nach Salzburg, dem Berchtesgadener Ländchen u. bes. dem Watzmann bietet.

Göll, Heinrich Hermann, bekannt durch treffliche Schilderungen des altklassischen Kulturlebens, geb. 27. Juli 1822 in Schleiz, studirte in Leipzig Philologie u. Alterthumskunde, wurde 1855 Lehrer am Gymnasium zu Gera u. wirkt seit 1858 als Prorektor u. Professor am Gymnasium seiner Vaterstadt. Sein Hauptwerk sind die mit vieler Sorgfalt u. Anschaulichkeit gezeichneten „Kulturbilder aus

Hellas u. Rom" (3 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1869—72). Ferner schrieb er „Das Gelehrte Alterthum" (Lpz. 1870; 2. Aufl. 1875), eine Galerie von Lebensbildern der hervorragendsten Forscher u. Entdecker auf dem Gebiete der Wissenschaft bei den Griechen u. Römern, u. „Illustr. Mythologie" (3. Aufl., Lpz. 1874).

Gollingfall, einer der schönsten Wasserfälle Salzburgs, in der Nähe des an der Salzach gelegenen Marktes Golling, wird gebildet von dem an dem hohen Göll entspringenden Schwarzbach, der sich in einer wilden Schlucht 85 m. hoch herabstürzt.

Nr. 3156 Der Goliathkäfer (Goliathus Druryi) in nat. Größe.

Golowin, Name einer aus der Krim stammenden russ. Grafenfamilie, deren hervorragendste Mitglieder sind: Feodor Alexejewitsch **G.**, gehörte 1686—89 einer Gesandtschaft nach China an, gründete dann als Gouverneur von Sibirien Nertschinsk, nahm an der Gesandtschaft Lefort's Theil, welche die Höfe Europa's bereiste, einen russ.-engl. Handelsvertrag u. 1698 in Wien die Tripelallianz gegen die Türken abschloß, bei welch letzterer Gelegenheit er von Leopold I. zum Reichsgrafen erhoben wurde; nach Lefort's Tode wurde G., der auch ein eifriger Beförderer der Wissenschaften in Rußland war, Großadmiral, Minister des Auswärtigen u. Feldmarschall, u. starb 2. Aug. 1706. — Sein Sohn, Nikolai Fedorowitsch **G.**, ward 1733 unter der Kaiserin Anna Admiral u. Präsident des Admiralitätskollegiums, zog sich aber als Befehlshaber der Flotte gegen Schweden die Ungnade der Kaiserin Elisabeth zu, mußte sich ins Ausland begeben u. starb zu Hamburg 26. Juli 1746. — Iwan **G.**, Prinz Howna genannt, geb. 1808, studirte in Berlin u. Heidelberg u. wurde im russ. Staatsdienst angestellt, nahm aber 1843 seinen Abschied u. begab sich ins Ausland, wo er sich mit politischen u. volkswirthschaftlichen Studien beschäftigte u. auch schriftstellerisch außerordentlich thätig war. Eine Schrift, „La Russie sous Nicolas I." (Brüssel 1845), zog ihm die Verbannung aus Rußland für ewige Zeiten zu, doch wurde dieser Befehl 1856 zurückgenommen, ihm der Aufenthalt in Rußland wieder gestattet. Seit er den Staatsdienst verlassen hatte, lebte G. in Deutschland, Frankreich, Italien, Amerika u. in England, aus Paris wiederholt u. auch aus Turin ausgewiesen; in England hatte er sich naturalisiren lassen. Von seinen zahlreichen, in verschiedenen Sprachen geschriebenen Schriften sind bes. zu nennen: „Esprit de l'économie politique" (Par. 1843); „Pierre le Grand" (Par. 1844); „Des économistes et des socialistes" (Par. 1845); „Types et caractères russes" (2 Bde., Lpz. 1847); „Mémoires d'un prêtre russe" (Lpz. 1849); „Das revolutionäre Europa" (Lpz. 1849); „Stars and stripes, or American impressions" (Lond. 1855); „Der russ. Onkel Tom" (Lpz. 1853); „Der Kaukasus historisch, politisch u. physisch betrachtet" (Lpz. 1853); „Histoire d'Alexandre I." (Lpz. 1859); „Deutschland u. Deutsche" (Lpz. 1860); „La constitution" (Lpz. 1862); „Rußland unter Alexander II." (Lpz. 1870); „Frankreichs Verfall" (Lpz. 1872).

Golownin (spr. Galawnin), Wassilij Michailowitsch, russ. Seefahrer, geb. 1776 im Gouv. Riäsan, trat 1793 in den Seedienst, nahm 1807 an einer Expedition zur Untersuchung der Ostküste des Asiatischen Rußlands Theil, kam 1809 nach Kamschatka, durchforschte insbes. die Kurilen, ward im Juni 1811 auf der japan. Insel Kunaschir mit 7 Gefährten gefangen genommen u. durfte erst nach 2 Jahren nach Rußland zurückkehren, wo er 1814 Kapitän wurde. Nach einer neuen Forschungsreise durch den Großen Ozean 1817—19 ward er Vizeadmiral. Er starb 1831 zu Petersburg. Seine „Reisen u. Schicksale in Japan" übertrug Schulz ins Deutsche (Lpz. 1817).

Goltz, von der, preuß. Adelsgeschlecht, abstammend von den rheinländ. Grafen von Dienheim, deren einer in den Besitz der Grafschaft Golczewo kam, u. nach dieser nannten sich dessen Nachkommen später „v. d. G.". Im J. 1666 wurde die Familie durch Ludwig XIV. von Frankreich baronisirt. Diese Standeserhöhung erhielt 7. Nov. 1691 die Bestätigung in Brandenburg, nachdem die Familie 2. Juni 1689 auch schon in den Freiherrenstand erhoben worden war. Ein Zweig derselben ward 19. Sept. 1786 in Preußen gegraft. Dieser blüht gegenwärtig in den drei Häusern Heinrichsdorf, Sortlack und Klausdorf älterer u. jüngerer Linie. Die freiherrliche Familie zerfällt in die ältere od. weiße Hauptlinie v. Reppow mit dem Hause Sortlack, bez. den Linien Leissinen, Fingatten, Domnau, Mertensdorf u. Großlauth, dem Hause Brotzen u. dem Hause Giesen u. in die jüngere od. schwarze Hauptlinie v. Wuhrow mit den Häusern Curtow und Klausdorf, bez. den Linien Schellin, Pagdanzig u. Consbruch. Unter den vielen ausgezeichneten Männern im Kriegs- u. Staatsdienste, welche der Familie v. d. G. angehören, sind hervorzuheben: Joachim Rüdiger **v. d. G.**, geb. 1623, war nach einander franz. Marechal de camp, als brandenburg. General der Infanterie Gouverneur von Berlin (1661), dän. Generalfeldmarschall (1665) u. sächs. Generalfeldmarschall (1683), als welcher er dem Entsatze Wiens gegen die Türken beiwohnte, wurde franz. Baron u. starb 1687. — Frhr. Georg Konrad **v. d. G.**, geb. 1704 zu Parsow (Pommern), stand seit 1725 in sächs. Staats- u. seit 1729 in preuß. Kriegsdiensten, wurde Generalmajor der Kavalerie u. als Generaladjutant Friedrich's d. Gr. einer seiner vertrautesten Freunde; starb 4. Aug. 1747. Durch das Denkmal des großen Friedrich in Berlin ist auch er mit verewigt worden. — Graf August Friedrich Ferdinand **v. d. G.**, geb. zu Dresden 20. Juli 1765, ward 1788 preuß. Geh. Legationsrath in Warschau, 1791 Gesandter in Kopenhagen, 1793 in Mainz, 1802 in Petersburg, übernahm 1807 die Leitung des Auswärtigen, um den Frieden zu Tilsit abzuschließen, u. wohnte 1808 als preuß. Abgeordneter auch dem Erfurter Kongresse bei. Hierauf zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, verhandelte er 1812 in Betreff des Verhältnisses zwischen Preußen u. Frankreich u. präsidirte bis zum 1. Pariser Frieden der Regierungskommission in Berlin. Sodann vertauschte er den Posten eines Ministers mit dem Oberhofmarschallamte, war 1816—24 Gesandter beim Bundestage, nachher wieder Oberhofmarschall u. starb zu Berlin 17. Jan. 1832. — Graf Robert

v. d. G.-Heinrichsdorf, geb. 6. Juni 1817 zu Paris, wo damals sein Vater, der Generalleutnant Graf Karl Heinrich Friedrich v. d. G. (gest. 13. Okt. 1822), preuß. Gesandter war, studirte die Rechte u. trat in den Staatsdienst, war 1849—51 Legationsrath bei der Bundescentralkommission in Frankfurt a. M., wurde 1853 Vertreter des Wahlkreises Duisburg in der Zweiten Kammer, wo er bis 1854 zu den Liberalen hielt, ging 1855 als preuß. Ministerresident nach Athen, ward 1859 Gesandter das., kurz darauf in Konstantinopel, 1862 in Petersburg u. 1863 in Paris, verließ 1869 aus Gesundheitsrücksichten diese Stellung u. starb zu Charlottenburg 24. Juni dess. J. — Außer diesen ist noch zu nennen: Frhr. Hermann Alexander Georg Maximilian **v. d. G.**, Enkel des preuß. Generalmajors Frhrn. Alexander Wilhelm **v. d. G.-Sortlack** (gest. zu Koblenz 20. Jan. 1820), geb. 17. März 1835, früher Prediger bei der preuß. Gesandtschaft in Rom, wurde 1865 Prof. der Theologie in Basel u. 1872 in Bonn; er schrieb u. A.: „Die reformirte Kirche Genfs im 19. Jahrh." (Basel 1861); „Gottes Offenbarung durch die heil. Geschichte" (ebd. 1868); „Die religiösen Gegensätze der Gegenwart ꝛc." (Berl. 1870, 2. Aufl.); „Die christlichen Grundwahrheiten od. die allgemeinen Prinzipien der christl. Dogmatik" (Gotha 1873). — Sein Bruder, Theodor Alexander Georg Ludwig, geb. 10. Juli 1836, ist seit 1869 Prof. der Landwirthschaft in Königsberg u. hat mehrere bedeutende Schriften über Landwirthschaft u. soziale Verhältnisse herausgegeben. Ein älterer Bruder, Alexander Georg Theodor Karl, geb. 13. Juli 1832, ist Landrath des Kreises Mettmann im Reg.-Bez. Düsseldorf u. seit 14. Dez. 1870 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses. — Mitglied des Norddeutschen Reichstages war der jetzige preuß. Generalmajor u. Kommandeur der 26. Infanteriebrigade Frhr. Eduard Kuno **v. d. G.-Sortlack,** geb. 5. Febr. 1817. — Frhr. Rüdiger **v. d. G.-Giesen,** geb. zu Kreitzig 17. Juli 1837, ist Landrath des Kreises Schievelbein u. war Mitglied bez. Schriftführer des 1. Deutschen Reichstags.

Nr. 3157. Bogumil Goltz, geb. 20. März 1801, gest. 12. Nov. 1870.

Goltz, Bogumil, deutscher Humorist u. Sittenschilderer, geb. 20. März 1801 zu Warschau, studirte in Breslau u. widmete sich der Landwirthschaft, die er jedoch 1846 aufgab. Er nahm seinen Wohnsitz in Thorn u. machte von dort aus große Reisen durch Europa. Die Beobachtungen, die er auf diesen Fahrten sowie später auf einer Reise nach Aegypten sammelte, veröffentlichte er theils in einer Reihe origineller Schriften, theils in Vorträgen, die er im letzten Jahrzehnt seines Lebens in verschiedenen Städten Deutschlands hielt. Er starb zu Thorn 12. Nov. 1870. Schon in seiner Erstlingsschrift „Buch der Kindheit" (Frankf. 1847) bekundete G. eine kräftige Schilderungsgabe, gemüthvolle Auffassung u. sprudelnden Humor — Vorzüge, die in seinem zweiten Werke „Ein Jugendleben. Biographisches Idyll aus Westpreußen" (3 Bde., Lpz. 1852) noch schärfer hervortreten, aber sowol hier als in seinen übrigen Schriften häufig durch Formlosigkeit u. Mangel an Geschmack in Schatten gestellt werden. Als gewandter Menschenkenner, Völkerpsycholog u. Kulturschilderer zeigt sich G. in den Schriften: „Der Mensch u. die Leute. Zur Charakteristik der barbarischen u. civilisirten Nationen" (Berl. 1858), „Die Deutschen. Ethnographische Studien" (2 Bde., Berl. 1860), „Zur Charakteristik u. Naturgeschichte der Frauen" (Berl. 1859), „Die Weltklugheit u. die Lebensweisheit" (2 Bde., Berl. 1869). Neben manchem einseitigen u. bizarren Urtheil enthalten diese Schriften doch viel Geistvolles u. Treffendes, nicht minder seine „Vorträge", die 1869 gesammelt erschienen (2 Bde., Berl.).

Goltzius, Heinrich, ein berühmter Kupferstecher, auch Formschneider u. Maler. Geb. 1558 zu Mühlbrecht (im ehemal. Herzogthum Jülich), empfing er den ersten Unterricht bei seinem Vater, einem Glasmaler, u. dann bei einem mittelmäßigen Kupferstecher in Harlem. Eine sehr frühzeitig geschlossene unglückliche Ehe wurde das Unglück seines Lebens, die Ursache beständigen Grames, dem erst sein 1617 erfolgender Tod ein Ziel setzte. — In seinen Kompositionen ist G. lediglich Nachahmer verschiedener großer Meister, wie denn überhaupt der geistige Gehalt seiner Werke ziemlich gering ist. In der Technik des Kupferstichs hingegen brachte er es zu höchster Vollendung, wenn auch nicht zu einem eigenen Stil, da er nicht selten den Charakter des Stiches nach Willkür änderte. Das zeigen am klarsten seine sog. „Sechs Meisterstücke", Blätter aus dem Leben Christi (1593 u. 1594). Ein anderes Hauptblatt unter seinen Stichen, deren man etwa 330 zählt, ist das Portrait vom Sohn des Malers Frisius, der im Begriff ist, einen großen Hund zu besteigen (daher genannt der Hund des G.). Viel unbedeutender ist G. in seinen Holzschnitten, die er in Chiaroscuro ausführte, noch unbedeutender in seinen erst in den späteren Lebensjahren entstandenen Gemälden. In der Kupferstecherkunst war wol sein vorzüglichster Schüler Joh. Saenredam.

Göltzschthal, ein Nebenthal der Weißen Elster im sächs. Voigtlande; ist bekannt durch die riesige Eisenbahnbrücke, die höchste in Deutschland, welche in der Nähe der Stadt Netzschkau in einer Höhe von 79 m. dasselbe überwölbt, aus 4 Bogenstockwerken besteht u. eine Länge von 573 m. hat (Abb. s. Bd. II. S. 1399).

Goluchowski, Graf Agenor von, österr. Staatsmann, geb. 8. Febr. 1812 in Galizien, studirte in Lemberg die Rechte, wurde 1849 Statthalter in Galizien u. verwaltete diesen Posten zehn Jahre lang mit Kraft und Umsicht. Nach dem Sturze Bach's 1859 zum Minister des Innern ernannt, wirkte er wesentlich an der Abfassung des Oktoberdiploms von 1860 mit, mußte jedoch schon 1861 zurücktreten u. blieb den Regierungsgeschäften bis 1866 fern. Belcredi betraute ihn von Neuem mit dem galizischen Statthalterposten, den er nach der Berufung des Bürgerministeriums 1867 wieder abgeben mußte, aber unter dem Kabinet Hohenwart 1871 zum dritten Mal erhielt.

Gomaristen hießen seit ungefähr 1603 die Anhänger des Gomarus (s. d.), als des Vertreters der strengen Prädestinationslehre im Gegensatz zu den Arminianern. Seit der Einreichung der sog. Remonstranz in 5 Artikeln 1610 heißen Letztere auch „Remonstranten", die G. daher „Kontraremonstranten". Beide waren übrigens zugleich politische Parteien, indem die Häupter der Republikaner Hugo Grotius, Oldenbarneveld zu den Arminianern hielten, während sich der Statthalter Moritz von Oranien mit seinen monarchischen Plänen auf die G. stützte. Die Folge war, daß die Arminianer auf der Synode zu Dortrecht aus der Kirche gedrängt wurden u. als „Remonstrantengemeinde" erst nach Moritz' Tode 1630 in den Niederlanden Duldung erlangten.

Gomarus, Franz, bedeutender reformirter Theologe, geb. 30. Jan. 1563 zu Brügge in Flandern, erhielt seine Bildung 1578—80 zu Straßburg unter Johannes Sturm, dann auf der reformirten Schule zu Neustadt a. d. Hardt, studirte zu Heidelberg 1585 u. 86 reformirte Theologie u. bekleidete 1587—93 das Amt eines Pfarrers in der reformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M. Im J. 1594 wurde er als Professor der Theologie nach Leyden berufen u. lehrte hier in streng calvinischem Sinne. Als aber Arminius, der Stifter der Arminianer, 1603 gleichfalls nach Leyden berufen wurde, trat G. den Irrlehren desselben, die sich bes. auf die Verwerfung der strengen Prädestination u. die Lehre von der Rechtfertigung bezogen (indem Arminius den Glauben als eine Art Verdienst betrachtete), auf das Schärfste entgegen,

so bei einer Disputation 31. Okt. 1604 u. bei einem Religionsgespräch im Haag (1608). Der Tod des Arminius (13. Okt. 1609) vermochte den Streit nicht beizulegen, denn die Arminianer waren auch als (liberale) politische Partei sehr mächtig. Des Streites müde legte G. 1611 seine Professur nieder u. zog sich nach Middelburg in Seeland zurück. Im J. 1614 aber folgte er einem Rufe nach Saumur u. kehrte 1618 als Professor der Universität Gröningen in die Niederlande zurück. An der Synode zu Dortrecht (1618—19) nahm G. als Führer der strengcalvinischen Partei hervorragenden Antheil. Er starb zu Gröningen 11. Jan. 1641.

Gomera, eine der Kanar. Inseln, westl. von Teneriffa, 7¹/₄ □M. groß u. im nördl. Theile sehr fruchtbar, doch ist die etwa 9000 Köpfe starke Bevölkerung, in welcher der Typus des eingebornen Stammes der Guanchen am treuesten erhalten ist, arm. Die Hauptstadt S. Sebastian liegt am Ostende der Insel.

Gomes, João Battista, portug. Dichter, geb. um 1783 in Porto, gest. 10. Dez. 1803, als eben seine Tragödie „Inez de Castro" (deutsch von Wittich, Lpz. 1841) die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hatte. Diese schöne Dichtung machte besonders deshalb Epoche, weil der Dichter in ihr sich ganz u. gar von den damals herrschenden Formen der französischen klassischen Bühnenstücke emanzipirte. Frühere Arbeiten des Dichters waren die metrischen Uebersetzungen der Tragödien „Fayel" von d'Arnaud u. „die Maccabäer" von Lamotte.

Gömör, Komitat im diesseitigen Theißkreise Ungarns, zählt 25,71 □M. u. 103,637 E. (1869), liegt am südl. Abhange der Centralkarpathen u. ist von zahlreichen Gebirgsästen meist in der Richtung von N. nach S. durchzogen, welche sich in der Kralova Hola bis zu 1650 m. erheben. Die wichtigsten Flüsse sind im Norden die Gran u. im Süden die Rima u. Sajo. Der Ackerbau ist nicht lohnend, dagegen bieten die Gebirge treffliche Weiden u. haben die Viehzucht sehr entwickelt. Sonst wird Papierfabrikation, Leinweberei u. Töpferei betrieben, in den niederen Thälern auch ein nicht unbedeutender Obstbau. Die hervorragendsten Zweige der Gewerbthätigkeit aber sind Bergbau u. Hüttenbetrieb. G. ist das eisenreichste Komitat Ungarns. Im Mittelalter war über diesen Theil Ungarns eine große Zahl deutscher Kolonien zerstreut u. in fast allen größeren Ortschaften herrschte die deutsche Sprache. Doch haben die Deutschen in G. fast sämmtlich ihre Sprache aufgegeben u. die slovakische u. magyarische angenommen, so daß die Zahl der deutsch redenden Bewohner jetzt nur noch ungefähr 400 beträgt, während die beiden andern Nationalitäten ziemlich gleich stark sind. Die Mehrzahl der Bevölkerung, vorzüglich der ungar. Theil, ist protest. Glaubens. Ein kathol. Bischof residirt in Rosenau, der größten Stadt von G. (1855 E.); Hauptort ist der Flecken Rima-Szombat (4661 E.).

Gomorrha, s. „Sodom".

Gondar, s. „Amhara".

Gondawana, ein erst in neuester Zeit von den Engländern zum Theil unterworfenes, deshalb noch wenig bekanntes weites Gebiet im Norden des Dekhan, liegt 500 bis 1000 m. über dem Meere, hat ausgedehnte Wald- u. Weidedistrikte, ist von Sumpfstrecken u. Bergketten durchzogen u. von fast undurchdringlichem, feuchtem Urwald umgeben, der Heimat der Tiger u. Leoparden sowie tödlicher Fieber, u. bildet das Quellland des Nerbudda, Waine-Ganga u. Mahanadi. Die auf 9 Mill. geschätzte Bevölkerung besteht aus den der Urbevölkerung Ostindiens angehörenden Gonds (s. d.), Kanda, Kola u. Saor, von denen die ersteren, welche den Osten innehaben, bei weitem am zahlreichsten sind.

Gondeln heißen namentlich in Venedig die kleineren Fahrzeuge, welche auf den dortigen Kanälen den Verkehr vermitteln. Die G. sind flach gebaut, 10 m. lang u. wenig über 1 m. breit, schwarz angestrichen u. tragen in der Mitte eine Hütte, welche meist mit schwarzem Tuch ausgeschlagen ist. Bunte G. zu benutzen gestattete ein altes Gesetz nur dem Dogen u. fremden Gesandten. Gelenkt werden die G. in der Regel von 2 Gondolieren (ital. gondolieri), bekannt wegen ihrer häufig improvisirten Gesänge, der Barcarolen (s. d.).

Gondokoro od. Ismailia, Ort am Weißen Nil, unweit der oberen Katarakte unter 4° 54′ im Lande der Bari-Neger, ziemlich ungesund gelegen, war der Mittelpunkt eines großartig von Weißen u. Berberinern betriebenen Elfenbein- u. Sklavenhandels an den Nilseen u. ihren Zuflüssen, vorzüglich in den Monaten Dezember u. Januar. Samuel Baker (s. d.), der vom Vizekönig von Aegypten den Auftrag hatte, dem Sklavenhandel am oberen Nil zu steuern, hat 1872 G. für Aegypten okkupirt, zu einer Militärstation gemacht u. seinen Namen in Ismailia zu Ehren des Khedive umgewandelt. Eine 1851 gegründete deutsch-österr. Missionsstation wurde 1862 aufgehoben.

Gonds, die, der vorherrschende Volksstamm in Gondawana (s. d.), haben schwarze Hautfarbe, dicke Lippen, meist hartes, schwarzes Haar und untersetzte, kräftige Körperstalt; sie sind schmuzig u. abergläubisch, doch gastfrei u. freiheitliebend u. leben in ärmlichen, aus Zweigen u. Erde erbauten u. mit Gras bedeckten Hütten. Ihre Sprache ist eigenthümlich, dem Sanskrit nicht verwandt, ihre Religion ein mit Thier- u. Menschenopfern verbundener Dämonendienst. Die Waffen der G. sind Pfeil u. Bogen, Schleudern u. Streitäxte. Hauptbeschäftigung ist Ackerbau u. Viehzucht (Büffel, Schweine u. Geflügel).

Gonfaloniere hieß in den Freistaaten Bologna, Lucca, Florenz u. a. italienischen Adels-Republiken des Mittelalters der vom Adel erwählte oberste Kriegsherr od. das Oberhaupt des Staates überhaupt, dessen Autorität u. Machtvollkommenheit je nach der Verfassung der einzelnen Staaten eine größere od. geringere war.

Gong-Gongs (franz. tam-tams, auch Tschoung od. Lou genannt), ein chinesisches, beckenartiges Schlaginstrument von eigenthümlicher Metallmischung (78—80% Kupfer u. 20—22% Zinn). Mit einem hölzernen, mit Leder überzogenen Schlägel geschlagen, giebt es einen durchdringenden, hellen Ton, kräftiger als eine weit größere Glocke.

Goniometer nennt man einen Apparat zur Messung der Winkel, welche die Flächen der Krystalle mit einander bilden. Das einfachste Winkelmaßinstrument dieser Art ist der Kontakt- od. Berührungsgoniometer, bei welchem der Krystall mit den betreffenden Flächen zwischen zwei Lineale, ein festes u. ein um den Mittelpunkt des G.s drehbares, eingeklemmt u. dann der von beiden Linealen eingeschlossene Winkel auf einem getheilten messingenen Gradbogen abgelesen wird. Diese Winkelmessungen sind aber nicht sehr genau.

Besser, aber nur bei Krystallen mit blanken spiegelnden Flächen anwendbar, ist der Wollaston'sche Reflexionsgoniometer. Sein Hauptbestandtheil ist ein messingener, am Rande in Grade getheilter, um eine horizontale Achse drehbarer Kreis. Die Achse ist mit der Kreisscheibe verbunden, so daß sie an der Drehung derselben Theil nimmt; sie hat an dem einen Ende einen Knopf zum Anfassen u. Drehen, am andern eine Vorrichtung zum Befestigen des Krystalls. Die Kante der beiden Flächen, deren Winkel gemessen werden soll, muß genau in die Richtung der Drehungsachse gebracht werden. Beobachtet man nun auf einer der spiegelnden Krystallflächen das Spiegelbild eines etwas entfernten horizontalen Fensterrahmens u. dreht dann den Kreis mitsammt dem Krystalle so lange, bis die zweite Fläche dasselbe Objekt genau in derselben Lage spiegelt, so kann man aus dem dabei beobachteten Drehungswinkel des Kreises leicht durch eine einfache geometrische Betrachtung den Krystallwinkel berechnen.

Goniometrie bezeichnet in der Geometrie die Lehre von den Winkeln u. deren Funktionen: Sinus, Cosinus, Tangente, Cotangente, Sekante u. Cosekante. Diese Funktionen kann man am einfachsten auffassen als Verhältnisse je zweier Seiten eines rechtwinkeligen Dreiecks, das den gegebenen Winkel enthält, od., falls dieser ein stumpfer ist, sein Supplement. So ist z. B. der Sinus (sin.) eines Winkels gleich dem Quotienten der Gegenkathete desselben durch die Hypotenuse, der Cosinus (cos.) gleich dem Quotienten von Nebenkathete durch Hypotenuse, die Tangente (tang.) gleich Gegenkathete durch Nebenkathete u. s. w. Diese Funktionen lassen sich wieder in die mannichfachsten Beziehungen zu einander bringen, so ist z. B. $\frac{\sin.}{\cos.} = \text{tang.}$, ferner $\sin^2 + \cos^2 = 1$ u. s. w.

Gonne, Christ. Friedr., Historien- u. Genremaler, geb. 1813 zu Dresden, widmete sich, da er Anfangs Medizin studiren sollte, erst spät der Kunst, besuchte die Akademie seiner Vaterstadt und in Antwerpen u. machte dann längere Reisen in Deutschland, Italien, Frankreich u. England. Seine ersten Arbeiten waren fast nur Genrebilder; dann trat er mit einem größeren historischen Gemälde, „der Verrath des Judas", auf u. blieb seitdem der Historienmalerei, u. zwar meistens der religiösen, getreu. Seine Bilder sind von geistvoller Komposition u. glänzendem Kolorit. Seit 1857 ist G. Professor an der Dresdener Akademie.

Gonsalvo de Cordova y Aguilar, Hernandez, gen. der große Feldherr, geb. 1443 zu Montilla bei Cordova, befehligte 1490 die von Ferdinand dem Katholischen dem König von Neapel gegen die Franzosen zu Hülfe geschickten span. Truppen, eroberte Neapel u. vertrieb die Franzosen aus Italien. Nachdem er dann 1501 den Türken Zante u. Kephalonia für die Venetianer abgenommen hatte, gerieth er mit den Franzosen auf Grund des am 11. Nov. 1500 zwischen Spanien u. Frankreich hinsichtlich des Königreichs Neapel abgeschlossenen Theilungsvertrags in Grenzstreitigkeiten; es kam zu einem neuen Kriege, in welchem schließlich die Franzosen bei Seminara u. Cerignola (21. u. 28. April 1503) sowie bei Garigliano (29. Dez. 1503) wieder völlig

besiegt wurden. Nachdem G. dann noch Gaëta zur Uebergabe gezwungen u. in Neapel eingezogen war, erhielt er das Herzogthum Sesa u. wurde Vizekönig von Neapel. Doch Neider u. Feinde brachten ihn um das Amt u. um die Gunst des Königs Ferdinand, u. mißmuthig zog er sich auf seine Güter nach Granada zurück. Zwar kam eine Aussöhnung zu Stande u. G. wurde beauftragt, den Oberbefehl über das in Italien gegen die Franzosen kämpfende Heer zu übernehmen, aber an der Ausführung dieses Befehls hinderte ihn der Tod. Er starb 2. Dez. 1515 zu Granada.

Gonzāga, ein altes ital. Fürstengeschlecht, welchem Ludovico od. Luigi I. **G.** (geb. 1267, gest. 18. Jan. 1360) die Herrschaft über Mantua erwarb, dessen er sich 14. Aug. 1328 aus Privatrache bemächtigt hatte. Diese Herrschaft blieb im Besitze des Hauses G. bis 1707, u. zwar seit 1432 unter dem markgräfl., u. seit 1530 unter dem herzogl. Titel. Von den Seitenlinien des Hauptstammes starb die der Grafen v. Novellara 1728 u. die der Herzöge v. Guastalla 1746 aus, während die Herzöge v. Sabionetta u. Castiglione ihre Fürstenthümer 1692 dadurch verloren, daß sie der Kaiser einzog. Eine andere, seit ungefähr 1510 gegrafte Nebenlinie erhielt 1820 das galizische Indigenat; von derselben leben aber nur noch Graf Joseph v. Castiglione (geb. zu Lemberg 1800) u. dessen Bruder Graf Johann v. Castiglione (geb. zu Lemberg 1804), beide k. k. F.-M.-L. a. D. u. unvermählt. Nachfolger jenes Ludovico I. G. war sein Sohn Guido, geb. um 1292, gest. 1369. Diesem folgten: Ludovico II. (gest. Okt. 1382); Francesco I. (geb. 1363, gest. 17. März 1407); Giovanni Francesco I. (geb. 1394, gest. 23. Sept. 1444), der vom Kaiser Sigismund zum Markgrafen von Mantua erhoben wurde; Ludovico III. (geb. 5. Juni 1414, gest. 12. Juni 1478), wegen seiner Erfolge als Anführer der Florentiner u. Venetianer im Kriege gegen die Ungläubigen „der Türke“ zugenannt; Federigo I. (geb. 1439, gest. 15. Juli 1484); Giovanni Francesco II. (geb. 10. Aug. 1466, gest. 29. März 1519); Federigo II. (geb. 17. Mai 1500, gest. 28. Juni 1540), den Karl V. 25. März 1530 zum Herzog von Mantua machte u. 1536 mit der Markgrafschaft Montferrat belehnte; Francesco II. (geb. 10. März 1533, gest. 21. Febr. 1550); dessen Bruder Guglielmo (geb. 1536, gest. 14. Aug. 1587); Vincenzo I. (geb. 21. Sept. 1562, gest. 18. Febr. 1612) u. dessen drei Söhne Francesco III., Ferdinando u. Vincenzo II. Mit Letzterem, der nur 2 Monate regierte, erlosch 26. Dez. 1627 die direkte Linie, u. es wurde nach einem Erbfolgekriege auf Wunsch des Kardinals Richelieu der Enkel Federigo's II., Carlo I., am 22. Juni 1631 mit Mantua u. Montferrat belehnt. Nach dessen Tode (22. Sept. 1637) ging die Herzogswürde über auf seinen Enkel Carlo III. (geb. 31. Okt. 1629, gest. 14. Aug. 1665) u. dann auf dessen Sohn Carlo IV. (geb. 31. Aug. 1652, gest. kinderlos zu Padua 5. Juli 1708). Letzterer stellte sich im Span. Erbfolgekriege auf die Seite Frankreichs, ward deshalb in die Reichsacht erklärt u. verlor Mantua an Oesterreich u. Montferrat an Savoyen. — Außerdem sind zu nennen: der als vertrautester Freund Torquato Tasso's bekannte Marquis Scipione **G.** (geb. 21. Nov. 1542, gest. 11. Jan. 1593), welcher 1587 Patriarch von Jerusalem u. Kardinal wurde u. die Accademia degli Eterei in Padua gründete. Maria **G.**, eine Tochter Carlo's I. (geb. 1612, gest. 10. Mai 1667), die erst mit dem König Ladislaus von Polen u. dann mit dessen Bruder, dem König Johann Kasimir, vermählt war, u. ihre Schwester, Anna **G.** (geb. 1616, gest. 6. Juli 1684), welche die Gemahlin des Pfalzgrafen Eduard bei Rhein wurde, lange Zeit in Paris lebte u. interessante „Mémoires“ (Lond. u. Par. 1686) hinterließ.

Goodall (spr. Gudahl), Frederick, ein besonders im Genrefach ausgezeichneter u. vielseitiger Oel- u. Aquarellmaler der Gegenwart, geb. 1822 zu London als Sohn des (1870 gestorbenen) Kupferstechers Edward G. Seine ersten Bilder, welche gleich ungetheilten Beifall fanden, waren vorzugsweise dem Soldatenleben entnommen, dann aber wandte er sich mit Vorliebe ländlichen Stoffen u. Darstellungen aus dem englischen Volksleben zu. Eine 1860 unternommene Studienreise in den Orient bot ihm Stoff zu einer Reihe trefflicher Bilder, meistens in Aquarell; besonders hervorzuheben ist seine „Nilüberschwemmung“. In den letzten Jahren hat G. mehrere Gemälde religiösen Inhalts geliefert, welche gleichfalls große Anerkennung gefunden haben.

Goodwin-Sands (spr. Gudwin Ssänds), gefährliche Sandbänke im Kanal an der Küste der engl. Grafschaft Kent, im NO. von Dover.

Göpel nennt man eine Winde mit horizontalem Betriebe, im Gegensatz zur Haspel (s. d.) mit vertikalem Betriebe. Der G. besteht aus einer aufrechten Welle mit hindurchgesteckten horizontalen Triebstöcken. Je länger diese sind, desto geringer kann die Kraft sein, welche man zur Bewältigung der Last nöthig hat, die durch ein an der Welle sich aufwickelndes Seil mit dem G. verbunden ist. Je nach der Natur der zum Betriebe benutzten Kraft unterscheidet man Hand-, Pferde-, Wind-, Wasser- u. Dampfgöpel. Man benutzt sie bei Bauten, in Bergwerken, auch zum Betriebe landwirthschaftlicher Maschinen u. s. w. Schon Archimedes beschreibt den G. genau, doch ist ihm sicher nicht die Erfindung desselben zuzuschreiben. Diese geht jedenfalls in das graue Alterthum zurück.

Göppert, Heinrich Robert, ein höchst verdienstvoller Botaniker, geb. 25. Juli 1800 zu Sprottau in Niederschlesien. Nachdem er die pharmazeutische Lehre durchgemacht hatte, wandte er sich bald ganz den Naturwissenschaften zu; 1827 habilitirte er sich für Medizin u. Botanik an der Universität Breslau, woselbst er 1831 zum außerordentlichen, 1839 zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Seine Hauptwerke erstrecken sich sowol auf physiologische als auch auf anatomische u. paläontologische Gegenstände; auch der pharmazeutischen, medizinischen u. chemischen Abhandlungen ist zu gedenken. Obenan aber stehen seine Leistungen auf dem Gebiete der vorweltlichen Flora. Denn G. war einer der Ersten, welche sich an die Lösung der Fragen wagten, deren Resultate gegenwärtig allgemeines Eigenthum der Wissenschaft sind, indem er die Kohlenablagerungen ebenso wie die Pflanzenabdrücke in Verbindung mit den lebenden Pflanzen der Jetztwelt brachte. Höchst werthvoll in dieser Beziehung wurde sein Werk: „Die Gattungen der fossilen Pflanzen, verglichen mit denen der Jetzwelt u. durch Abbildungen erläutert“ (Bonn 1843—1845); ebenso seine „Preisaufgabe über die Entstehung u. Ablagerung der Steinkohlen“ (Leiden 1848); ferner seine „Monographien über die fossilen Farrnkräuter“ (Breslau u. Bonn 1836); „Ueber die fossile Flora des Quadersandsteins von Schlesien u. der Umgegend von Aachen“ (Breslau 1841); „Die fossile Flora der Gipsformation zu Dirschel in Schlesien“ (Breslau 1842); „Ueber die fossile Flora des Uebergangsgebirges“ (Breslau u. Bonn 1852); „Ueber die Tertiärflora der Insel Java“ (Gravenhag 1854); „Ueber die fossile Flora der Permischen Formation“ (Kassel 1864—65); seine „Monographie der fossilen Coniferen“ u. s. w. Besonders zeichnet G. ein wachsames Auge für die allgemeineren Lebensverhältnisse der Pflanzenwelt u. ein reges Interesse für wirthschaftliche Fragen aus, denen er als Vorsteher des Botanischen Gartens sowol in botanischer als auch in ästhetischer Beziehung Förderung angedeihen lassen konnte.

Gordianus, Name dreier röm. Kaiser. Marcus Antonius **G. I.** Africanus, geb. 158 n. Chr., ein begabter u. vielseitig gebildeter Mann, der sich sowol als Konsul (229) wie später als Prokonsul in Afrika die allgemeine Achtung zu erwerben wußte u. 238 — im Alter von 80 Jahren — von seinen Legionen dem Maximinus Thrax gegenüber zum Kaiser ausgerufen wurde. Nachdem der Senat seine Wahl bestätigt, ernannte er seinen Sohn Marcus Antonius **G. II.** zum Mitkaiser. Das Heer, mit welchem Beide gegen Maximinus ausgezogen, wurde jedoch noch in demselben Jahre geschlagen. Der jüngere G. fiel in der Schlacht, der ältere gab sich selbst den Tod. Der Senat ertheilte nun den Konsuln Balbinus u. Pupienus die Kaiserwürde u. gab diesen den jugendlichen Enkel des älteren G., Marcus Antonius **G. III.** Pius Felix (geb. 222), als Cäsar bei. Die Günstlinge, von denen Letzterer umringt war, wußten die beiden Kaiser durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen u. G. selbst auf den Thron zu erheben. Statt seiner führte nach Beseitigung der Günstlinge sein Schwiegervater Misitheus von 241—43 die Regierung mit Mäßigung u. Glück. Nach dem Tode des Letzteren (243) riß jedoch Philippus Arabs die Leitung der Geschäfte an sich, schwang sich zum Mitkaiser auf u. bestieg, nachdem er G. 244 hatte hinrichten lassen, den Thron. In die Regierung des dritten G. fallen erfolgreiche Feldzüge gegen die Gothen, Perser u. Sarmaten.

Gordium, später Juliopolis, Stadt in Großphrygien am Flusse Sangarius. Der im Tempel des Zeus befindliche Wagen mit dem unentwirrbaren gordischen Knoten wurde von der Sage mit der Entstehung

des phrygischen Königthums in Verbindung gebracht, denn nach der einen Ueberlieferung hatten die Phrygier infolge des Orakels, „daß sie den zum König nehmen sollten, den sie zuerst zum Tempel fahrend anträfen“, den dorthin fahrenden Ackersmann Gordius zum Könige gemacht u. dieser den Wagen dem Gotte geweiht; nach der anderen, welcher des Gordius Sohn Midas als der erste phrygische König galt, war von den Phrygiern das Orakel, „ein Wagen werde ihnen ihren König bringen“, auf den mit seinen Eltern gerade herzufahrenden Midas gedeutet, dieser zum König ausgerufen u. von ihm der Wagen im Tempel aufgestellt worden. Der Knoten, dessen Lösung die Herrschaft über Asien mit sich bringen sollte, ward von Alexander d. G. durchgehauen (od. durch Ausziehen des Spannnagels gelöst).

Gordon (spr. Gahrdn), Lucy, Lady Duff, engl. Schriftstellerin, Tochter des Professors John Austin u. der gleichfalls als Schriftstellerin bekannten Sarah Austin, geb. 1821, heirathete Sir Alexander Duff-G., lebte aus Gesundheitsrücksichten eine Zeit lang am Kap der Guten Hoffnung, dann lange in Aegypten, wo sie sich vielfach um die armen Fellahfamilien verdient machte, u. starb im Juli 1869 in Luxor. Sie schrieb: „Letters from the Cape of Good Hope“ u. „Letters from Egypt“ (1865) u. übersetzte eine Anzahl deutscher u. franz. Werke ins Englische, wie insbes. Niebuhr's „Griechische Heroengeschichten“ (Lond. 1844), Ranke's „Preußische Geschichte“, Moltke's Werk über den russisch-türkischen Feldzug von 1828—29 (ebd. 1854) rc.

Gordon (spr. Gahrdn), ein altes schott. Geschlecht, dessen Hauptlinien schon mit Adam **G.**, Ritter v. Huntley, gefallen 1402 in der Schlacht bei Homildon, ausstarb. Durch die Heirath seiner einzigen Tochter mit Alexander Seton ging der Geschlechtsname auf diesen u. dessen Nachkommen über, von denen die späteren Herzöge von G. abstammten. Auf einen männlichen Seitenzweig, als dessen Stifter der 1445 in der Schlacht bei Arbroath gefallene Patrick **G.** gilt, führen die Grafen v. Aberdeen ihren Ursprung zurück. Von den Gliedern des ehemals in Schottland einflußreichen Geschlechts sind hervorzuheben: George **G.**, 4. Graf v. Huntley, hintertrieb nach Jakob's V. Tode die Vermählung der Königin Maria mit Eduard VI. von England, wurde 1546 Kanzler von Schottland, als welcher er der Kirchenreformation entgegenarbeitete, wollte die Königin gewaltsam zur Vermählung mit seinem Sohne zwingen, ward aber infolge dessen gefangen genommen u. 28. Okt. 1562 erdrosselt. — George **G.**, 1. Herzog v. **G.** (seit 1. Nov. 1684), vertheidigte in der Revolution von 1688 als treuer Anhänger Jakobs's II. das Edinburger Schloß aufs Hartnäckigste gegen Wilhelm III., den Oranier, u. starb 7. Dez. 1716. — Patrick **G.**, geb. zu Edinburg 1635, trat in die russ. Armee ein, die er mit der europ. Taktik bekannt machte, u. wurde 1688 Obergeneral; bald nachher von Galyzin, einem Günstlinge der Schwester Peter's d. Gr., gestürzt, rächte er sich dafür durch Theilnahme an der Thronrevolution, durch welche die Zarewna gezwungen wurde, ins Kloster zu gehen, u. die für Galyzin die Verbannung brachte. 1696 befehligte G. die Russen im Türkenkriege. Er starb als Gouverneur von Moskau 9. Dez. 1699 u. hinterließ ein für die russ. Geschichte wichtiges Tagebuch (herausg. v. Fürst Obolenskji u. Posselt, 2 Bde., Mosk. 1849 bis 50). — Alexander **G.**, ein Neffe u. Schwiegersohn des Vorigen, der gleichfalls eine Zeit lang im russ. Heere diente, nach 8jähr. Gefangenschaft in Schweden nach Schottland zurückkehrte u. hier 1752 starb, schrieb eine Geschichte Peter's d. Gr. (deutsch von Wichmann, 2 Bde., Lpz. 1762). — Ein anderer Alexander **G.**, gest. 1750 als Friedensrichter zu Carolina, war Alterthums- u. Geschichtsforscher u. gab u. A. heraus: „Leben des Papstes Alexander VI. und seines Sohnes Cäsar Borgia“ (Lond. 1729) u. „Untersuchung der ägypt. Alterthümer“ (ebd. 1737). — Lord George **G.**, Sohn des Cosmo George **G.**, 3. Herzogs von Huntley, geb. zu London 19. Dez. 1750, eiferte als Parlamentsmitglied aufs Heftigste gegen den Papismus u. stiftete 1780, um das Parlament zur Aufhebung der den Katholiken bewilligten Toleranzbill zu zwingen, einen großen Aufruhr in London an. Deshalb vor Gericht gestellt, wurde er zwar freigesprochen, dagegen vom Erzbischof von Canterbury exkommunizirt, was ihn bewog, England zu verlassen u. sich nach Frankreich zu begeben. Dort wegen eines Pamphlets gegen die Königin Marie Antoinette 1788 zu 5jähr. Gefängniß verurtheilt, entfloh er nach Holland, wo er angeblich Jude geworden sein soll; später kehrte er nach England zurück, ward hier verhaftet u. nach Newgate gebracht, wo er 1. Nov. 1793 starb. — George, 5. u. letzter Herzog v. **G.**, geb. zu Edinburg 1. Febr. 1770, gest. daselbst 28. Mai 1836, war seit 1819 General, wurde später Siegelbewahrer von Schottland u. gehörte im Parlament zu den eifrigsten Orangisten u. Gegnern des Ministeriums Melbourne. Nach seinem Tode ging der Titel eines Marquis v. Huntley auf den Grafen George v. Aboyne (geb. 28. Juni 1761) über, der sich vor der Revolution 1789 als Lord Strathaven am franz. Hofe bekannt gemacht hatte. — Sir Robert **G.**, Bruder des Grafen von Aberdeen (s. d.), geb. 1791, ein ausgezeichneter Diplomat, der nam. als Botschafter in Konstantinopel (seit 1828) u. in Wien (seit Okt. 1841) der engl. Politik wesentliche Dienste geleistet hat. Nach seiner Abberufung von letzterem Posten (1846) starb er 8. Okt. 1847 zu Balmoral bei Aberdeen. — Jetziger Marquis v. Huntley ist Charles **G.**, geb. 5. März 1847.

Görgei, Arthur, ungar. Heerführer in der Revolution von 1848 bis 49, geb. zu Toporcz (Zipser Komitat in Oberungarn) 5. Febr. 1818, stand 1832—45 in österr. Militärdienst, bez. als Oberleutnant bei den Palatinal-Husaren, studirte dann in Gießen Chemie, übernahm im Frühjahr 1848 die Verwaltung eines Gutes in seiner Heimat, trat aber bei Ausbruch der Revolution als Hauptmann bei den Honveds ein. Beim Anmarsch des Banus Jellachich erhielt G., zum Major befördert, das Kommando auf der Insel Csepel, wo er den mit Depeschen vom Banus aufgefangenen Grafen Eugen Zichy 2. Okt. 1848 standrechtlich henken ließ. Gleich darauf führte seine Energie die Gefangennehmung des Roth'schen Corps herbei. Infolge dessen ward er als Oberst der bis dahin unthätig an der Leitha stehenden Armee Moga's zugetheilt, über welche er auch nach dem Verlust der Schlacht bei Schwechat den Oberbefehl mit Generalsrang erhielt. Als Windischgrätz im Dezember anrückte, zog sich G. über Raab u. Pest nach den Bergstädten zurück, um die Oesterreicher von der kürzesten Linie nach dem einstweiligen Regierungssitze Debreczin abzulocken. Zwar hatte er sich hierbei den überlegenen Streitkräften Schlick's u. Nugent's gegenüber wenigstens im offenen Felde stets behauptet u. sich als ein ungemein befähigter Heerführer gezeigt, die aber unterwegs in Waitzen 2. Jan. 1849 von ihm erlassene „Erklärung der oberen Donauarmee“ machte den Landesvertheidigungsausschuß u. die Regierung gegen ihn so mißtrauisch, daß man die Oberleitung des gesammten ungar. Heeres dem Polen Dembinski übertrug. Da jedoch dieser die Schlacht bei Kapolna (26.—28. Febr.) verlor, so ward General Vetter mit dem Oberbefehl betraut, den derselbe, Kränklichkeit vorschützend, an G. abgab. Letzterer lieferte nun die siegreichen Schlachten bei Gödöllö, Waitzen u. Nagy-Sarlo (7., 9. u. 19. April), entsetzte Komorn (24. April), zwang Welden zum Rückzug nach Preßburg (Schlacht bei Acs, 28. April) u. nahm nach dreiwöchentlicher Belagerung die tapfer vertheidigte Feste Ofen ein (24. Mai). Hierauf übernahm G. das Kriegsministerium, u. damit begann die Uneinigkeit zwischen ihm u. Kossuth. Eine längere Pause in den Operationen gegen die Feinde ward von den Oesterreichern u. den mittlerweile eingerückten Russen so geschickt benutzt, daß G. jeden ferneren Widerstand für unmöglich erklären mußte. Der Weisung Kossuth's, mit der Hauptarmee Komorn zu verlassen u. sich hinter die Theiß zurückzuziehen, leistete G. keine Folge, operirte vielmehr allein gegen die Oesterreicher, wurde aber 11. Juli 1849 geschlagen u. mußte nun doch nach der Theiß sich wenden. Eine Niederlage Dembinski's bei Temesvar schien schließlich nur noch eine Waffenstreckung an die Russen übrig zu lassen. Da Kossuth diese nicht selbst vollführen wollte, so ließ sich G. die Diktatur übertragen (11. Aug.) u. ergab sich zwei Tage später bei Világos mit 20,000 Mann Infanterie, 2000 Mann Kavallerie u. 130 Geschützen den Russen auf Gnade u. Ungnade. Er selbst wurde begnadigt u. in Klagenfurt internirt, wo er sich wieder mit chemischen Studien befaßte u. „Mein Leben u. Wirken in Ungarn in den Jahren 1848 u. 1849“ (2 Bde., Lpz. 1852) schrieb. Seit 1866 wieder in Ungarn lebend, gab G. 1867 noch „Briefe ohne Adresse“ heraus. Vgl. Horn, „Arthur G.“ (Lpz. 1850).

Gorgias aus Leontinoi in Sizilien ist neben Protagoras der bedeutendste unter den griech. Sophisten. In der Philosophie von Empedokles, in der Rhetorik von Tisias unterrichtet, kam er in reifem Alter als Gesandter seiner Vaterstadt, die bei den Athenern Hülfe gegen Syrakus suchte, 427 v. Chr. nach Athen, wo er durch seine Bered-

samkeit das größte Aufsehen erregte, u. siedelte dann ganz nach Griechenland über; dort wirkte er besonders in Thessalien, bis zu seinem in sehr hohem Alter (in Larissa?) erfolgten Tode als beliebter Lehrer. G. leugnete die Möglichkeit einer wahren Erkenntniß, indem er, an die eleatische Lehre vom Sein anknüpfend, die Behauptung aufstellte, daß nichts sei, u. daß, wenn auch Etwas sei, es nicht erkannt werden könne; ferner daß, wenn Etwas sei u. erkannt werden könne, es doch nicht mittheilbar sei; während aber die andern Sophisten vorgaben die Tugend zu lehren, erhob er diesen Anspruch nicht u. sprach vielmehr offen aus, Weisheit bestände nur darin, daß man in andern Menschen die Vorstellungen zu erwecken vermöge, die man bei ihnen erwecken wolle. Wie die Sophisten überhaupt legte auch G. den Hauptwerth auf die äußere, den Hörer bestechende Schönheit der Form. Er hat in dieser Hinsicht durch seine mit größtem Beifall aufgenommenen Reden auf die Entwickelung der griech. Beredsamkeit u. überhaupt der griech. Prosa einen sehr bedeutenden Einfluß ausgeübt. Erhalten sind uns keine seiner Reden, denn die beiden unter G.s Namen überlieferten Prunkreden „Lob der Helena" u. „Vertheidigung des Palamedes" sind schwerlich echt.

Gorgo, Gorgonen (lat. Gorgones). Nach der gewöhnlichen Darstellung des griech. Mythus von den G. waren dieselben Töchter des Phorkys u. der Keto, Namens Stheno, Euryale, Medusa, u. wohnten am westl. Ozean (od. in Libyen) als grausige, schlangengegürtete Ungeheuer. Um das Haupt der von den drei Schwestern allein sterblichen Meduse zu holen, verschaffte sich Perseus (s. d.), von Hermes geleitet, zunächst die dazu nöthigen Gegenstände (Hadeshelm, geflügelte Sohlen, Tasche), nachdem er den Aufenthalt der dieselben bewachenden Nymphen zuvor bei den Gräen, den Wächterinnen der G., erfahren; von Athene erhielt er noch die Harpe (sichelförmiges Schwert) u. außerdem, um den versteinernden Anblick des Medusenhauptes zu vermeiden, einen metallenen Spiegel. Dann zog er zu den G., fand sie schlafend u. hieb der Medusa das Haupt ab, indem er dabei in den Spiegel sah. Während dem Körper der Medusa Pegasos u. Chrysaor, als ihre u. des Poseidon Kinder, entsprangen, floh Perseus mit dem in der Tasche geborgenen Haupte, vergeblich von den beiden andern G. verfolgt, da ihn der Hadeshelm unsichtbar machte. Stheno u. Euryale sollten seitdem an den Pforten der Unterwelt sich aufhalten, wo der Schatten der Medusa weilte. Nachdem Perseus selbst die wunderbare Kraft des Medusenhauptes (Gorgoneions) mehrfach erprobt hatte, gab er dasselbe der Athene, die es nun an ihrem Brustharnisch trug (bei Homer befindet sich indessen das Gorgoneion auf der Aegis des Zeus). Einer andern Sage nach war G. ein von der Ge geborenes Ungeheuer u. ward von Athene selbst erlegt. Der Gorgomythus, unter dessen verschiedenen Deutungen aus alter u. neuer Zeit die auf den Mond (Medusa = Vollmond) die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat, ist von den alten Künstlern überaus häufig behandelt worden; vielfach hat man einzelne Scenen aus demselben dargestellt, bes. oft aber das Medusenhaupt allein u. zwar zuerst als Abscheu erweckendes Antlitz mit widerwärtigen Attributen (Schlangen, Hörnern, Hauern), während später mehr der Ausdruck des Furchtbaren zur Geltung kam u. das Gorgoneion sogar nicht selten idealisirt wurde als schönes, aber durch herzlose Kälte abschreckendes, od. durch den Ausdruck tiefen Schmerzes entstelltes Antlitz. Wegen der ihm zugeschriebenen abwehrenden Kraft ward das Medusenhaupt vielfach als Amulet angewandt, auf Schilden, Helmen, Harnischen, Gebäuden u. allerlei Geräthschaften; auch bei Münzen wurde es oft als Emblem gebraucht.

Nr. 3158. Das Haupt der Medusa.

Gorgonia (Fächerkoralle, Venusfächel), eine ostindische Gattung Horn- od. Rindenkorallen mit fächerartig flach ausgebreitetem, hornigem, biegsamem Skelet, dessen gelb od. roth berindete Aestchen netzförmig verbunden sind.

Gorilla (Gorilla gina [Troglodytes gorilla, Pongo gorilla], bei den Eingebornen Ngina, Engeena), der größte anthropomorphe (menschenähnliche) Affe, wurde am 24. April 1847 vom Missionär Savage am Flusse Gaboon entdeckt, u. ist auch am Danger (Guinea) gefunden worden. Er sieht in der Jugend schwarz aus, erwachsen eisengrau, an Gesicht, Brust u. Händen schwarz. Seine Vordergliedmaßen reichen bis unter das Knie, sind also länger als beim Schimpanze u. kürzer als beim Orang, seine Hinterbeine sind verhältnißmäßig kurz. Dieser nach Owen menschenähnlichste Affe erreicht die ansehnliche Höhe von 2 1/2 m., seine Muskelkraft gleicht der des Löwen, er lebt paarweise u. hält sich vorzugsweise auf dem Boden auf. Er baut nicht wie der Orang Nester in den Baumwipfeln, u. daß er sich eines Stockes gegen seine Angreifer bediene, ist Fabel. Mancherlei Mittheilungen über den G. gab Paul du Chaillu (s. d.).

Nr. 3159. Kopf des Gorilla.

Gorkum od. Gorinchem, befestigte Hauptstadt des gleichnamigen Gerichtsbezirks in der niederländ. Provinz Südholland (an der Lingemündung in die Merwede, 4 St. östl. von Dortrecht), mit 9500 E., die lebhaften Getreide- u. Viehhandel treiben. G. spielte in den Geusenkämpfen des 16. Jahrh. eine Rolle u. ist Geburtsort des Erfinders der Schlangenfeuerspritzen u. Stadtlaternen, J. van der Heiden.

Görlitz, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Liegnitz (Provinz Schlesien) mit 42,224 E. (1871), liegt an der G.er Neiße, ist Sitz eines Landrathsamtes und einer Gewerbekammer und hat 8 Kirchen, ein Gymnasium, eine Realschule u. eine Gewerbeschule. Unter den wissenschaftlichen Vereinen ist bes. bedeutend die Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften. G. ist die schönste Stadt Schlesiens u. zugleich verhältnißmäßig die reichste. Moderne Prachtbauten wechseln ab mit den herrlichsten Baudenkmälern aus dem Mittelalter u. der Renaissancezeit (Rathhaus). Ein schönes Werk goth. Stiles ist die im 15. Jahrh. erbaute, auf einem Felsen über der Neiße sich erhebende Petrikirche. Von den ehemaligen Thorthürmen stehen noch einige, unter denen der „Kaisertrutz" durch die gewaltigen Dimensionen seines Gemäuers sich auszeichnet. In der Kirche zum heil. Kreuze vor dem Nikolaithore befindet sich die Nachbildung des heil. Grabes zu Jerusalem, welche der nachherige Bürgermeister Georg Emmerich 1480—89 nach seiner Wallfahrt in das Morgenland hat ausführen lassen. G. ist eine der bedeu-

Nr. 3160. Skelet des Gorilla.

tendsten Fabrikstädte Schlesiens. Spinnerei u. Weberei in Baumwolle u. Wolle, Tuch- u. Teppichfabrikation, Appretur u. Färberei u. Fabrikation von Eisenbahnwagen sind die wichtigsten Zweige seiner Gewerbthätigkeit. Außerdem sind seine Getreide- u. Wollmärkte von Bedeutung. — G., eine der ältesten Städte der Oberlausitz, steht auf der Stelle eines 1131 durch Feuer zerstörten wendischen Fleckens Drewenow. Herzog Sobieslaw I. von Böhmen, der auch über die Oberlausitz gebot, baute den Ort wieder auf, erhob ihn zur Stadt u. nannte ihn Horzelecz od. Zschorelicz, d. h. Brandstadt, woraus dann allmählich der jetzige Name sich bildete. Durch die Markgrafen von Brandenburg 1303 mit Magdeburgischem Stadtrecht versehen, blühte die Stadt rasch auf u. gelangte bald durch die starke Tuchfabrikation zu Reichthum; 1348 trat G. dem Bunde der Sechsstädte bei, als dessen Haupt es galt; Karl IV. verlieh G. seinem Sohne Johann, der die Stadt zum Mittelpunkte eines eigenen Fürstenthums machte, aber 1390 verjagt wurde. Der Sechsstädtebund ward 1547 aufgelöst u. die Oberlausitzer Städte, G. voran, wegen ihres Verhaltens im Schmalkaldischen Kriege durch Verlust ihrer Vorrechte u. eines großen Theiles ihrer Güter bestraft. G. verlor damals allein 25 Ortschaften. 1635 kam die Stadt mit der Oberlausitz an Sachsen, 1815 mit dem östl. Theile dieser Provinz an Preußen.

Görres, Johann Josef, ein hervorragender kathol. Publizist, geb. zu Koblenz 25. Jan. 1776, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt u. widmete sich nach Absolvirung desselben, da ihn der Ausbruch des Krieges mit Frankreich am Besuche der Universität hinderte, ganz der Politik u. Publizistik, als Schriftsteller ein begeisterter Verfechter der durch die Franz. Revolution hervorgerufenen Ideen. So redigirte er 1798 ein republikanisches Journal „Das rothe Blatt“ u. that sich auch als Redner in Klubs u. Volksversammlungen so hervor, daß er 1799 von den Koblenzern mit Andern nach Paris geschickt wurde, um die Einverleibung der Rheinlande in Frankreich zu verlangen. Die nähere Bekanntschaft mit den Pariser Zuständen heilte ihn indeß von der Schwärmerei für die Republik u. verleidete ihm überhaupt die Politik so, daß er, nach Koblenz zurückgekehrt, sich bereit finden ließ, eine Stelle als Lehrer der Naturgeschichte u. Physik an einer dortigen Schule anzunehmen. Daneben war er schriftstellerisch außerordentlich thätig; es erschienen von ihm in dieser Zeit eine Reihe von „Aphorismen“ über die Kunst (Kobl. 1802), über Organonomie (ebd. 1802) und Organologie (Bd. 1, Frankf. 1805), sowie die „Exposition der Physiologie“ (Kobl. 1805) u. eine Schrift über „Glauben u. Wissen“ (München 1806). Im Jahre des Erscheinens dieses letzten Werkes verließ G. Koblenz u. ließ sich in Heidelberg nieder, wo er mit Arnim u. Brentano in Verbindung trat u. mit ihnen gemeinsam die „Einsiedlerzeitung“ herausgab, auch gleichzeitig sein noch heute werthvolles Buch „Die deutschen Volksbücher“ (Heidelberg 1807) erscheinen ließ. Ueberhaupt beschäftigte ihn hier wie noch in späteren Jahren das Studium der Literatur u. Mythologie, deutscher sowol wie orientalischer; seine Ausgabe des „Lohengrin“ (Heidelb. 1813), die „Altdeutschen Volks- u. Meisterlieder“ (Frankf. 1817), die „Mythengeschichte der asiatischen Welt“ (2 Bde., Heidelb. 1810) u. „Das Heldenbuch von Iran aus dem Schah-Nameh des Firdusi“ (2 Bde., Berl. 1820) geben Zeugniß von diesen Studien. Inzwischen war G. nach Koblenz zurückgekehrt u. gab hier zur Belebung des nationalen Sinnes den „Rheinischen Mercur“ (1814—16) heraus, eine epochemachende Zeitschrift von gewaltigster Wirkung, welche ihm den ehrenden Beinamen „Der vierte Alliirte“ eintrug. Aber die Reaktion unterdrückte das Blatt; andere freimüthige Schriften, wie eine von ihm entworfene u. dem Staatskanzler von Hardenberg 1818 überreichte Adresse, machten ihn der preuß. Regierung noch mißliebiger u. brachten ihm die Entsetzung von dem Amte eines Direktors des öffentlichen Unterrichts, welches er seit 1814 bekleidet hatte, zuwege, u. sein kühnes Buch „Deutschland u. die Revolution“ (Kobl. 1820) wurde Veranlassung, daß ein Haftbefehl gegen ihn erging, dem er sich indessen durch die Flucht nach Frankreich entzog. Bald folgte sein „Europa u. die Revolution“ (Stuttg. 1821) u. mehrere kleinere Schriften, in denen er die Unvermeidlichkeit einer neuen Revolution Angesichts der verkehrten Zustände, wie sie der Wiener Kongreß geschaffen hatte, betonte. Dabei wandte er sich aber immer entschiedener den streng katholischen Interessen zu; sein früheres Ideal einer auf Gerechtigkeit gegründeten Republik hatte der Idee einer katholisch-kirchlichen Weltherrschaft Platz gemacht. In diesem Sinn war er unausgesetzt thätig, auch nachdem er 1827 Professor der Geschichte in München geworden war; die katholische Romantik des Mittelalters war die Welt, in der er lebte. Von den zahlreichen Schriften aus dieser Periode seien als bes. charakteristisch nur hervorgehoben sein „Athanasius“ (Regensb. 1837), der, durch die Kölner Wirren hervorgerufen, in die Bewegung der Zeit mächtig eingriff u. binnen Jahresfrist viermal aufgelegt wurde; sodann sein Hauptwerk „Die christliche Mystik“ (4 Bde., Regensb. 1836—42). Das Organ für seine Bestrebungen wurden die von ihm 1838 begründeten „Historisch-politischen Blätter“, noch jetzt als „Eigenthum der Familie Görres“ eine der besten katholischen Zeitschriften, wenn auch zugleich, gegenwärtig von einem Führer der bayer. Ultramontanen, dem Archivar Jörg in Landshut redigirt, seit 1870 in erbittertem Kampfe gegen das neue Deutsche Reich u. die preuß. Kirchenpolitik. G. starb, mit den Vorarbeiten zu einer umfassenden „Welt- u. Menschengeschichte“ beschäftigt, 29. Jan. 1848 zu München. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften (8 Bde., München 1854—60) besorgte Marie G. — Sein Sohn Guido G., geb. 28. Mai 1805 zu Koblenz, übernahm nach seines Vaters Tode die Redaktion der „Historisch-politischen Blätter“ u. führte sie bis zu seinem eigenen Tode 14. Juli 1852. Er hat sich durch „Gedichte“ (Münch. 1844), „Marienlieder“ (Münch. 1842; 2. Aufl. 1844) u. eine Reihe von Märchen- u. Legendendichtungen einen Namen gemacht; unter ihnen sind die Gedichte „Die Gottesfahrt nach Trier u. des Teufels Landsturm“ (Kobl. 1844) u. „Die arme Pilgerin zum heil. Rocke“ (Kobl. 1846) wol am bekanntesten geworden.

Nr. 3161. Görlitz.

Gortschakow, Fürst Alexander Michailowitsch, russ. Staatsmann, geb. 1798, stammt aus einer vornehmen russ. Adelsfamilie, die eine Anzahl ausgezeichneter Generale hervorgebracht hat. Er wurde 1841 russ. Gesandter in Stuttgart, 1850 Vertreter Rußlands beim Deutschen Bundestage; 1854 ging er als außerordentl. Gesandter nach Wien. Die Entschiedenheit u. Gewandtheit, die er in den diplomatischen Verhandlungen während des Krimkriegs an den Tag legte, veranlaßte Alexander II., ihm das Ministerium des Auswärtigen zu übertragen (1856), das er seitdem kräftig u. erfolgreich führte. Im ital. Feldzuge 1859 unterstützte er Frankreich auf diplomatischem Wege gegen Oester-

reich; während des poln. Aufstandes von 1863 wußte er die Einmischungsversuche Frankreichs u. Englands energisch abzuwehren. Den Umgestaltungen gegenüber, welche die Ereignisse der Jahre 1866 u. 1870—71 in Deutschland u. Italien hervorriefen, beobachtete er eine diesen Ländern freundliche Neutralität. Während des Deutsch-franz. Krieges erklärte er in einer Note, die er im Okt. 1870 an die Großmächte richtete, daß Rußland sich an die demüthigenden Bestimmungen des Pariser Friedens von 1856, welche seine freie Bewegung auf dem Schwarzen Meere hemmten, nicht mehr gebunden erachte, u. erwirkte trotz der Beunruhigung, welche die schroffe Form der Note erregte, von einer im Jan. 1871 in London abgehaltenen Konferenz unter Zustimmung der Türkei die Beseitigung jener Bestimmungen. G. führt den Titel eines russ. Reichskanzlers.

Nr. 3162. Fürst Alexander Michailowitsch Gortschakow geb. 1798.

Görtz v. Schlitz, gen. v. G., eine der ältesten deutschen Adelsfamilien, welche zu Anfang des 9. Jahrh. die reichsunmittelbare Herrschaft Schlitz an der Fulda erwarb, beim Hochstifte Fulda die Erbmarschallwürde bekleidete, 1677 in den Reichsfreiherren- u. 10. Juni 1726 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Nachdem die Herrschaft Schlitz durch die Bundesakte unter die Oberhoheit des Großherzogs von Hessen gekommen war, erhielt die Familie die standesherrlichen Rechte u. ihr Chef 1829 das Prädikat „Erlaucht“. Die Familie theilt sich in zwei Linien: in die ältere zu Schlitz u. in die jüngere, G.-Wrisberg, in Hannover, Braunschweig u. Holstein. Haupt der ersteren u. Standesherr ist jetzt Graf Karl v. Schlitz, gen. **v. G.**, hess. Generalmajor à la suite u. Kommendator des Johanniterordens im Großherzogthum Hessen, geb. 15. Febr. 1822. Haupt der jüngeren Linie ist gegenwärtig Graf Plato v. **G.-Wrisberg**, geb. 24. Mai 1816. Letzterer gehörte an: **Görtz**, Johann Eustach, Graf v. Schlitz, gen. v. G., bedeutender Staatsmann, geb. zu Schlitz 5. April 1737, studirte in Leyden u. Straßburg, wurde Regierungsassessor u. Legationsrath in Weimar, übernahm 1761 die Erziehung der Prinzen Karl August u. Konstantin von Sachsen-Weimar, die er bis 3 Monate vor dem Regierungsantritte des Ersteren 1775 auf das Erfolgreichste leitete, u. war dann eine Zeit lang Oberschloßmeister. 1778 von Friedrich d. Gr. zu seinem geheimen Geschäftsträger in München u. Zweibrücken erwählt, führte er den Bayer. Erbfolgekrieg dadurch herbei, daß es ihm gelang, seinem Auftrag gemäß, die Abtretung eines Theiles von Bayern an Oesterreich zu verhindern. Dafür 1779 zum wirkl. preuß. Staatsminister ernannt, ging er bald darauf als Gesandter nach Petersburg, wo er bis 1785 blieb. Nachher war er in Holland diplomatisch thätig u. 1788—1806 Reichstagsgesandter in Regensburg, wo er dann auch als Privatmann lebte u. 7. Aug. 1821 starb. Er schrieb u. A.: „Mémoire ou précis historique sur la neutralité armée“ (Baf. 1801); „Mémoires et actes authentiques relatifs aux négociations qui ont précédé le partage de Pologne“ (Weim. 1810); „Mémoire historique de la négociation en 1778“ (Frankf. 1812) u. „Histor. u. polit. Denkwürdigkeiten“ (2 Bde., Stuttg. 1827—28).

Görz u. Gradiska, gefürstete Grafschaft des österr. Küstenlandes, 53,6 □M mit 209,960 E., von denen etwa ¾ Slovenen, ziemlich ¼ Friauler u. ein geringer Bruchtheil Italiener sind, liegt im NW. von Triest u. wird von Italien, Kärnthen, Krain, Istrien u. dem Adriatischen Meere begrenzt. Im N. u. O. ist das Land gebirgig u. wird erfüllt von den Ausläufern der östl. Kalkalpen u. von den Hochflächen des Karstes, im W. gehört es schon zur nordital. Tiefebene. Der größte Fluß ist der Isonzo, welcher G. von N. nach S. durchströmt. G. hat bes. in seinen südl. Theilen italienischen Charakter; Landwirthschaft bildet die Hauptbeschäftigung der Bewohner, wichtig ist der Weinbau u. die Seidenzucht; Industrie findet sich nur in der Hauptstadt G. u. ihrer Umgebung. G. ist eingetheilt in den Stadtbezirk G. u. 11 politische Gerichts- u. Steuerbezirke, steht zwar unter dem Statthalter von Triest, hat aber einen eigenen Landtag, welcher von dem Fürsterzbischof u. 21 Abgeordneten gebildet wird u. sich in der Regel jährlich in der Hauptstadt versammelt. — Diese Landschaft hatte unter der röm. Herrschaft durch die blühende Handelsstadt Aquileja große Bedeutung; als aber deren Hafen versandete u. die Stadt selbst 452 von Attila zerstört wurde, kam Venedig auf, doch blieb Aquileja im Mittelalter Sitz eines Patriarchen. Im 11. Jahrh. wurde G. durch Heinrich IV. zur Grafschaft erhoben u. den Grafen von Tirol verliehen. Maximilian I. vereinigte G. nach dem Aussterben des Grafenhauses 1500 mit seinen österr. Landen, bei denen es bis jetzt geblieben ist, mit Ausnahme der Jahre 1809—15, in denen es im franz. Besitze war. — **Görz**, Hauptstadt mit 16,823 E. (1869), in einer fruchtbaren, mit Mais-, Maulbeer- u. Weinanpflanzungen bedeckten Ebene am Isonzo gelegen, ist Sitz des Erzbischofs u. der höchsten Behörden, wie auch des Landtages der gefürsteten Grafschaft, hat einen schönen Dom, ein Bergschloß der alten Grafen von G., ein Priesterseminar, ein Gymnasium u. zahlreiche schöne Privatgebäude alter Adelsgeschlechter; es treibt nicht unbedeutenden Handel mit Früchten, Wein u. Holz; die Fabrikthätigkeit erstreckt sich auf Zucker, Seide, Branntwein u. Weinstein. Das Schloß diente der durch die Julirevolution aus Frankreich vertriebenen älteren Linie der Bourbonen zum Aufenthaltsorte; 1837 starb daselbst König Karl X. — **Gradiska**, Festung am Isonzo mit 3073 E., **Monfalcone**, Handelsstadt am Meere mit 3486 E., **Aquileja**, Flecken mit 1750 E. u. bedeutenden Ueberresten aus dem röm. Alterthum. — Vergl. Frhr. v. Czörnig, „Das Land Görz u. Gradiska“ (Wien 1873).

Gosau, Dorf im Salzkammergut (Oberösterreich) am Gosaubache, welcher in den Hallstädter See mündet, liegt in einer sehr malerischen Thalweite, welche von 1600—2100 m. hohen Bergen überragt wird u. sich zum Dachstein hinanzieht. Die 1100 E. sind meistens Protestanten u. beschäftigen sich in den nahen Schleifsteinbrüchen u. mit Viehzucht; in der Entfernung einer Stunde liegen auf einer höheren Thalstufe die beiden Gosauseen, umklammert von den Felsen des schneebedeckten Thorsteins, deren großartiger Anblick selbst den des Königsees übertrifft.

Göschel, Karl Friedrich, jurist. u. theolog. Schriftsteller, geb. 7. Okt. 1784 zu Langensalza, studirte seit 1803 zu Leipzig die Rechte u. war dann zuerst in verschiedenen Aemtern in seiner Vaterstadt, seit 1818 als Oberlandesgerichtsrath in Naumburg u. seit 1834 — nachdem er unterdeß durch den Einfluß Gerlach's für eine streng christliche Richtung gewonnen worden war — in Berlin thätig. 1837 wurde er Geh. Oberregierungsrath u. entfaltete in dieser Stellung eine höchst einflußreiche Wirksamkeit. Seine Neigung für die Hegel'sche Philosophie (die er mit der Kirchenlehre vereinbar glaubte) u. für Goethe schwand seit dem Erscheinen von Strauß' Leben Jesu, das sich auch als Frucht der Hegel'schen Philosophie zu erkennen gab; G. wandte sich jetzt entschieden dem streng kirchlichen Lager zu u. suchte für Goethe in dem Studium Dante's u. der mittelalterlichen Romantik Ersatz. 1845 zum Präsidenten des Konsistoriums der Provinz Sachsen ernannt, schritt er so energisch gegen die freigemeindliche Bewegung ein, daß ihn die Volksaufregung in den Märztagen 1848 zum Verlassen der Stadt Magdeburg nöthigte; bald darauf erhielt er auf sein Ansuchen die Entlassung aus seinen Aemtern. Bis 1861 lebte er in Berlin u. siedelte dann nach Naumburg über, wo er 23. Sept. 1861 starb.

Göschen, Georg Joachim, Gründer einer berühmten deutschen Verlagsbuchhandlung, geb. 1753 in Bremen, erlernte den Buchhandel in Leipzig u. rief daselbst 1784 unter seinem Namen das erwähnte Geschäft ins Leben, das schnell emporkam u. durch den Verlag der

Werke von Goethe, Klopstock, Wieland, Iffland, Seume u. a. namhaften Autoren zu großer Bedeutung gelangte. Nach G.'s Tode (5. April 1828) führte sein Sohn Hermann Julius **G.** das Geschäft bis 1838 fort, in welchem Jahre es von der Cotta'schen Buchhandlung käuflich erworben wurde. Von letzterer ist es seit 1869 wieder getrennt, nachdem es bereits vorher nach Stuttgart verlegt worden. — Ein anderer Sohn G. J. G.'s, Wilhelm Heinrich **G.**, übersiedelte nach London u. begründete dort 1814 mit dem ihm befreundeten Bankier Frühling das große Bankhaus „Frühling u. Göschen", in welches 1853 sein Sohn George Joachim **G.** (geb. 1831 zu London) als Theilhaber eintrat. Dieser lenkte durch sein finanzpolitisches Werk „The theory of foreign exchanges" (Lond. 1863) die Aufmerksamkeit auf sich u. wurde 1864 von London aus ins Unterhaus gewählt, wo er sich sehr bald als einer der begabtesten Redner u. Mitarbeiter der liberalen Partei hervorthat. Nachdem er 1866 eine Zeit lang den stellvertretenden Vorsitz im Handelsamte geführt, ward er 1868 zum Minister des Armenwesens ernannt. Sowol in dieser Stellung wie später als Marineminister u. erster Lord der Admiralität (1871 bis Febr. 1874) fand er Gelegenheit, sein ausgezeichnetes Organisationstalent zu entfalten.

während nur ein geringer Theil nach oben steigt u. die Stelle des Stöpsels in den offenen Flaschen vertritt. Sie wurde zuerst in Goslar am Harz gebraut, jetzt gilt die zu Döllnitz (zwischen Leipzig u. Halle) gebraute für die beste.

Gosen, eine Provinz des alten Aegypten, westl. von dem sogen. pelusischen Nilarm, östl. von der arab. Wüste (der Sinaihalbinsel) beschränkt. Nach den neuesten Untersuchungen von Ebers hätte sich indeß G. westl. bis zum tanitischen Nilarm, südwärts bis in die Gegend von Kairo u. bis zu dem jetzigen Lesseps'schen Süßwasserkanal erstreckt, ostwärts bis zur Einbuchtung des Sees Menzaleh. Der Name hat sich noch in der Stadt Phakusa (ägypt. pa-kos, koptisch kos u. kosem) erhalten, der alten Hauptstadt des 20. unterägypt. Gaues. In diesem Lande wohnten die Israeliten nach der Einwanderung Jakobs (mit 66 Seelen) 430 Jahre u. erfuhren hier, zu einer Volksmenge von ca. 2 Millionen angewachsen, die Bedrückungen, die den Auszug aus Aegypten herbeiführten. Das Land ist jetzt wüste, wurde aber in ältester Zeit vom Nil aus reich bewässert, so daß es als besonders fruchtbarer Landstrich für die israelit. Nomaden geeignet war. Für die einstige Blüte legen auch die zahlreichen Städtetrümmer aus ägypt. u. pers. Zeit Zeugniß ab.

Goslar, Bergstadt am nördl. Abhange des Harzes, in der Landdrostei Hildesheim (preuß. Provinz Hannover) an der Gose gelegen, mit 8923 E. (1871), ist Sitz eines Kommunionbergamtes. Im Mittelalter freie Reichsstadt u. häufig Aufenthaltsort deutscher Kaiser, birgt G. noch viele Denkmäler jener Zeit, so Ueberreste der kaiserlichen Burg, den festen Zwingerthurm mit 7 m. starken Mauern, in einer Kapelle, welche von dem großen, 1820 abgebrochenen Dome noch übrig geblieben ist, eine werthvolle Sammlung von Alterthümern, ein uraltes bronzenes Brunnenbecken auf dem Marktplatze, das aus dem 12. Jahrh. stammende Rathhaus mit dem Huldigungssaale u. das alte Kaufhaus mit 8 Kaiserstatuen. Die Bevölkerung betreibt Bergbau auf Silber u. Kupfer im nahen Rammelsberge, Vitriolfabrikation, Branntweinbrennerei, Bierbrauerei u. Wollhandel. In der Nähe befinden sich bedeutende Schieferbrüche. — G. wurde unter Heinrich I. um 920 gegründet u. verdankte sein Aufblühen besonders dem Bergbau, welcher 968 begann. Das Recht der Stadt, die um 1350 entworfenen Goslar'schen Statuten, wurde von vielen anderen Gemeinden angenommen. Im 14. Jahrh. trat G. dem Hansabunde bei; 1802 fiel es an Preußen, 1807 an das Königreich Westfalen, 1814 an Hannover u. 1866 mit diesem Staate wieder an Preußen.

Nr. 3163. Rathhaus und Marktplatz in Goslar.

Göschen, Johann Friedrich Ludwig, deutscher Rechtslehrer, geb. 1778 in Königsberg, erwarb sich eine gründliche Kenntniß des röm. Rechts, das er seit 1813 als Professor in Berlin lehrte, u. begab sich 1816 mit Bekker nach Verona, um die von Niebuhr aufgefundenen „Institutionen" des Gajus (s. d.) einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Von ihm rührt die erste Ausgabe dieses wichtigen Quellenwerkes her (Berl. 1820). Im J. 1822 nahm er eine Professur an der Universität Göttingen an, wo er 24. Sept. 1837 starb. Von seinen Schriften nennen wir die „Vorlesungen über das Gemeine Civilrecht" (3 Bde., Göttingen, 2. Aufl. 1843—44). Werthvolle Beiträge zur röm. Rechtskunde veröffentlichte er in der „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft", die er im Verein mit Savigny u. Eichhorn, später mit Klenze leitete.

Gose, eine Art Weißbier, welches in eigenthümlich geformten, langhalsigen, offenen Flaschen aufbewahrt u. verschenkt wird u. nam. in Leipzig sehr beliebt ist. Die G. ist nicht wie die andern Weißbiere obergährig, sondern untergährig u. setzt daher den größten Theil ihrer Hefe unten ab,

Gossec, François Joseph, ausgezeichneter franz. Tonsetzer, geb. zu Vergnies im Hennegau 17. Jan. 1733, war mehrere Jahre Chor-

knabe an der Kathedrale zu Antwerpen u. ging 1751 nach Paris, wo er alsbald eine Anstellung als Orchesterdirektor in der Privatkapelle des reichen Generalpächters La Popelinière fand. In dieser Stellung schrieb er 1754 seine ersten Sinfonien (eine Gattung von Tonwerken, welche bis dahin in Frankreich noch ganz unbekannt war). Nachdem La Popelinière seine Kapelle hatte eingehen lassen, trat G. als Musikdirektor in die Dienste des Prinzen Conti u. ließ 1759 seine ersten, mit ungemeinem Beifall aufgenommenen Quartette, sowie 1760 ein vielbewundertes Requiem erscheinen. In der dramatischen Komposition versuchte er sich zum ersten Male 1764 mit der Operette „Le faux Lord", welche Glück machte; noch mehr gefielen 1766 „Les Pêcheurs", wie denn überhaupt alle seine noch folgenden Opern für ihre Zeit Bedeutung gewannen. Im J. 1773 übernahm G. mit dem trefflichen Violinisten Gaviniés das Concert spirituel, dem er vier Jahre lang als Leiter vorstand, u. aus jener Zeit datirt der Aufschwung, den in Frankreich die Exekutirung von reinen Instrumentalwerken genommen hat. Bei der 1784 erfolgten Gründung der École royale de chant wurde G. mit der Oberleitung des Instituts betraut, aus dem später das Konservatorium hervorging. Bei der Gründung des letzteren erhielt G. eine Inspektorstelle u. später eine Kompositionsprofessur; dabei arbeitete er auch an mehreren der für das Konservatorium geschaffenen Lehrbücher mit, z. B. an der „Großen Gesangschule". Bei der Errichtung des Institut de France wurde er Mitglied der musikalischen Sektion, nach der zeitweiligen Auflösung des Konservatoriums im J. 1815 aber pensionirt. G. starb zu Passy 16. Febr. 1829.

Nr. 5161. Der Marktplatz zu Gotha.

Gossypium, s. „Baumwolle".

Goszczynski (spr. Goschtschinski), Sewerin, poln. Dichter, geb. 1806 in der Ukraine, schloß sich, nachdem er in Warschau studirt hatte, 1830 der poln. Revolution an u. trat in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger, die er durch seine patriotischen Kriegsgesänge anfeuerte. Nach der Niederlage der Polen flüchtete er nach Frankreich u. begab sich später nach der Schweiz. Wie Mickiewicz gehörte auch G. eine Zeit lang der Towianski'schen mystisch-religiösen Sekte an, während welcher Zeit er das Dichten gänzlich eingestellt hatte. Seine Poesien sind durchweg originell, leidenschaftlich u. düster in der Stimmung. Sein erstes größeres Gedicht war die epische Erzählung „Jamek Kaniowski" („Das Schloß zu Kaniew", Warschau 1828). Eine neue Ausgabe seiner „Dzieta" erschien 1852 zu Breslau (3 Bde.). Auch hat G. einige Novellen geschrieben u. den Ossian übersetzt.

Gotha, Haupt- u. Residenzstadt des Herzogthums Sachsen-G. mit 20,591 E. (1871), liegt nördl. vom Thüringer Walde auf einer Hochebene an der Leina, ist Sitz der obersten Regierungsbehörden für das Herzogthum G. u. hat ein Gymnasium, eine Realschule, ein Lehrerseminar, eine Gewerb- u. Handelsschule. Die Stadt ist schön u. regelmäßig gebaut u. von prächtigen Gartenanlagen umgeben. Auf einer Anhöhe liegt das prächtige Residenzschloß Friedenstein, 1640—43 an Stelle des im 16. Jahrh. zerstörten Schlosses Grimmenstein erbaut; in demselben befindet sich eine sehr bedeutende Bibliothek u. ein reiches Museum von Münzen, Alterthümern, Naturalien u. Gemälden. Eine ebenfalls nicht unbedeutende Gemäldesammlung enthält das kleine Palais an der Ohrdrufer Straße. Die unweit des Parkes erbaute Sternwarte ist eine der am besten eingerichteten Deutschlands. G. ist der wichtigste Industrie- u. Handelsplatz Nordthüringens; es führt aus Fleischwaaren (vorzügliche Cervelatwürste), Lederwaaren, Porzellan, Tabak, musikalische Instrumente, Zucker u. a. m. Der hervorragendste Zweig der gewerblichen Thätigkeit ist Buchdruck u. Kartenstich. Die Geographische Anstalt von Justus Perthes ist das großartigste u. wissenschaftlich bedeutendste derartige Unternehmen auf dem europäischen Kontinent, ausgezeichnet durch die von ihr herausgegebenen Kartenwerke (Sydow, Stieler, Spruner) u. die unübertroffene Zeitschrift „Mittheilungen über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie" (redigirt von Dr. A. Petermann). Den Buchhandel vertreten 6 Firmen. Unter den gemeinnützigen Anstalten sind hervorzuheben die von E. W. Arnoldi begründeten Lebens- u. Feuerversicherungsbanken. — G. hat schon um 900 bestanden; 1247 kam es an die Markgrafen von Meißen, 1485 bei der Theilung an die Ernestinische Linie; Herzog Ernst der Fromme erhob die Stadt zur Residenz.

Götha-Elf ist der 10 M. lange Abfluß des schwed. Wenersees, aus dem er bei der Stadt Wenersborg strömt; der wasserreiche Fluß bildet bei den terrassenartigen Abfällen des Plateaus zur Küste mehrere Wasserfälle, unter denen die 33 m. hohen von Trollhättan weltberühmt sind, u. mündet bei Götheborg in zwei Armen, welche durch die Insel Hisingen geschieden sind, in den nördl. Theil des Kattegats.

Götha-Kanal ist der bedeutendste u. wichtigste der schwed. Kanäle, ist 22 M. lang u. hat eine Breite von 30 m., eine Tiefe von 3 m. Er beginnt an dem Ostseebusen Slätbaken bei der Stadt Söderköping u. führt vermittels 37 Schleußen durch 3 kleinere Seen zum Wettersee 88 m. hoch, in welchem er an der Ostseite ein- u. an der Westseite bei der Festung Carlskrona wieder austritt, um sich dem 43 m. hohen Wenernsee zuzuwenden. Die Wasserscheide zwischen diesem u. dem Wettersee liegt 92 m. über dem Meere u. wird durch 21 Schleußen überwunden.

Gothaner nannte man denjenigen Theil der deutschen Einheitspartei, der nach dem Scheitern des Frankfurter Verfassungswerkes u. der Sprengung des Parlaments an dem Plane eines deutschen Bundesstaates unter Preußens Führung u. mit parlamentarischen Formen festhielt. Den Namen hatte diese Fraktion von einer im Juni 1849 in Gotha abgehaltenen Versammlung, in welcher beschlossen wurde, die damals von Preußen unternommene Unionspolitik zu unterstützen und die Wahlen zum Erfurter Parlament zu betreiben (s. „Deutschland, Geschichte"). Nach dem Wiedererwachen der nationalen Bewegung in Deutschland tauchte dieser Name als Bezeichnung für die Anhänger des erwähnten Programms wieder auf, das durch die Ereignisse von 1866, 1870 u. 1871 verwirklicht wurde.

Götheborg od. **Gothenburg**, westschwed. Provinz (Län) mit 91,81 □M. u. 236,899 E. (1872), bildet den inselreichen Küstenstrich am Skagerrak u. dem nördl. Theile des Kattegats u. grenzt im N. an Norwegen, im O. an Elfsborg u. im S. an Halland. Die Küste ist von vielen Fjorden zerrissen, zahlreiche Scheeren erschweren die Schiffahrt. Im Durchschnitt ist das Land 130 m. hoch u. fruchtbar, im N. aber stark bewaldet. Die Bewohner beschäftigen sich an der Küste mit dem Fang von Makrelen, Hummern u. Austern u. sind als Seeleute berühmt. In den Seestädten wird lebhafte Industrie, auf dem Plateau des Innern Viehzucht u. Ackerbau getrieben. Wegen der milden Luft, durch welche sich das Skagerrak auszeichnet, sind viele der Küstenorte zu sehr besuchten Seebädern geworden. — Die gleichnamige Hauptstadt G., die zweitgrößte Stadt Schwedens, mit 59,329 E. (1872), liegt am südl. Mündungsarme des Götha Elfs, 2 M. vom Kattegat, in schöner Gegend u. für den Handel sehr vortheilhafter Lage, da der Fluß hier einen vortrefflichen, fast immer eisfreien Hafen bildet u. Kanäle den Verkehr nach verschiedenen Richtungen vermitteln. G., 1618 von Gustaf II. Adolf angelegt, ist sehr regelmäßig gebaut u. trägt fast holländ. Charakter, doch giebt es außer dem Dome, der Residenz, dem Zeughaus, dem Rathhause u. der Börse nur wenige hervorragende Gebäude. Die ausgedehnten ehemaligen Festungswerke sind seit 1806 geschwunden u. haben großen Vorstädten Platz gemacht; das kleine, auf einer Felseninsel gelegene Fort Nya Elfsborg soll den Hafen

vertheidigen. G. besitzt ein Gymnasium, eine Navigations- u. Militärschule, eine Handwerker- u. Handelsschule u. viele Wohlthätigkeitsanstalten. Die Industrie in Zucker, Porter, Baumwolle, Segeltuch u. a. m., die Schiffswerften, der Handel u. die Schiffahrt sind sehr bedeutend, die Heringsfischerei hat aber beträchtlich abgenommen.

Gothen, ein altgermanischer Volksstamm, welcher im 4. Jahrh. v. Chr. in den Küstenländern der Ostsee saß u. von Tacitus als Gutones u. im O. der Weichselniederung seßhaft erwähnt wird. Um die Mitte des 3. Jahrh. n. Chr. bildete sich ein Bund der einzelnen Stämme der G.; ihr König Kniva schlug 251 den röm. Kaiser Decius in der Schlacht bei Abyrtus u. es folgten in den nächsten Jahrzehnten wiederholte Einfälle in die röm. Ländereien an der unteren Donau u. in Illyrien; trotz des Sieges, den Kaiser Claudius II. 269 bei Nissa in Obermösien errang, mußte Aurelian 272 Dacien, das heutige Siebenbürgen, ihnen überlassen. Um die Mitte des 4. Jahrh. begann das Christenthum unter den G. sich zu verbreiten, besonders nachdem Ulfilas 370 die Bibel in ihre Sprache übersetzt hatte.

Von der Donau bis zum Dnjester saßen die West-G., vom Dnjester bis zum Don die Ost-G.; nach N. erstreckten sich diese Völker theilweise noch bis zur Ostsee. Doch waren diese Reiche nicht in einer festen Monarchie vereinigt, sondern wurden auch zu jener Zeit von einer Anzahl fast selbstständiger Fürsten regiert, als Hermanrich, der in Sagen hochgefeierte König aus dem Geschlechte der Amaler, eine formelle Oberherrschaft über beide Theile ausübte u. auch andere, vorzüglich slavische Völker seinem Scepter unterworfen hatte. Dem Andrange der Hunnen erlag dieses Reich 375; der 110jährige Hermanrich gab sich selbst den Tod, u. unter seinem Nachfolger Withimir erfolgte die Auflösung des ostgoth. Reiches. Die West-G. gaben dem von O. auf sie ausgeübten Drucke nach u., unfähig den Hunnen zu widerstehen, wandten sie sich an die Römer mit der Bitte um Aufnahme in ihr Gebiet. Sie rückten 376 über die Donau u. erhielten vom Kaiser Valens in Mösien Wohnsitze angewiesen. Infolge der harten Behandlung u. einer durch die Treulosigkeit der Römer erzeugten Hungersnoth erhoben sie sich, drangen nach S. vor u. schlugen die Römer in der entscheidenden Schlacht bei Adrianopel 378. Zwistigkeiten, die unter den West-G. ausbrachen, ermöglichten es dem Kaiser Theodosius d. Gr., durch Ueberlassung weiter Länderstrecken in Thrakien u. Kleinasien die West-G. zu seinen Bundesgenossen zu machen; er gestattete ihnen zugleich die Beibehaltung ihrer eigenen Rechte. Die Ost-G. waren unterdeß zu den Hunnen in das Verhältniß der Tributpflichtigkeit getreten, hatten aber dabei ihre eigenen Könige u. übten einen bedeutenden Kultureinfluß auf jene asiatischen Nomaden aus. Als nach dem Tode des Kaisers Theodosius 395 das röm. Reich getheilt worden war, versuchte der König Alarich (s. d.) ein selbständiges westg. Reich zu begründen, drang mit seinen Scharen verwüstend bis Theben u. Athen vor u. erzwang 397 die Abtretung der Hälfte Illyriens u. eines Theiles des alten Epirus. Vier Jahre später brach er in Italien ein, wurde aber von Stilicho 402 bei Pollentia in Ligurien geschlagen; ein zweiter Einfall 407 erzwang jedoch von den Römern einen Tribut von 4000 Pfd. Gold. Die Verweigerung dieses Tributes führte 410 zur Eroberung Roms durch die West-G. Als sich Alarich anschickte, nach Sizilien u. Afrika überzusetzen, starb er. Ataulf, sein Schwager u. Nachfolger, führte die West-G. nach Gallien u., hier geschlagen, über die Pyrenäen 414 nach Spanien, wo er ein Jahr später ermordet wurde u. seinem Nachfolger Wallia die Unterwerfung Spaniens hinterließ. Die Römer traten 419 an die West-G. Aquitanien ab, u. nachdem die Vandalen 429 nach Afrika hinübergedrängt worden waren, eroberten die West-G. den größten Theil der Iberischen Halbinsel, so daß um 470 ihr von Toulouse aus beherrschtes Reich von der Rhone bis an die Mündung der Loire u. von da bis an den Ausfluß des Duero reichte. Der größte Theil der gallischen Lande ging aber an die Franken verloren, als Chlodwig 507 die Schlacht bei Vouglé gegen Alarich II. gewann. Die Provence wurde durch Theodorich mit dem ostgoth. Reiche vereinigt. Die West-G. gehörten dem arianischen Glauben an, doch fand auch der Katholicismus unter ihnen eine große Zahl von Anhängern; diese erregten sogar einen Aufstand, der von Leovigild (569—86) blutig unterdrückt werden mußte. Durch die Besiegung der Basken im NO. Spaniens u. die Verjagung der Griechen, welche sich an der Südküste festgesetzt hatten, kam Spanien vollständig unter die Herrschaft der West-G., u. es verschmolz nun die germanische Nation mit der romanischen, indem erstere die Sprache der letzteren, diese aber das Recht jener annahm. Die Aufzeichnung der Gesetze wurde unter Reccasuinth (649—72) zum Abschluß gebracht. Die Wahl Roderich's zum Könige veranlaßte die Söhne des verstorbenen Königs Witiza 710, die Araber gegen jenen in das Land zu rufen, die unter Tarik, dem Oberfeldherrn Musa's, über die Meerenge von Gibraltar nach Spanien kamen u. nach der Schlacht bei Xeres de la Frontera 711 die Iberische Halbinsel, bis auf Asturien, sich unterwarfen. Das Reich der West-G. war für immer vernichtet.

Die Ost-G. saßen nach Attila's Tode in dem heutigen Ungarn u. unternahmen von da aus glückliche Züge nach Italien u. Thrakien, bis sie neben den zurückgebliebenen Resten der Westgothen in Mösien Wohnsitze erhielten. Auf Veranlassung des oström. Kaisers Zeno zog 488 der in Byzanz erzogene König der Ost-G. Theodorich (s. d.) nach Italien, das er nach den Siegen bei Aquileja (489) u. Verona (490) über Odoaker eroberte. Von Ravenna aus beherrschte Theodorich, der den Beinamen des Großen erhielt, ein Reich, das außer der Apenninischen Halbinsel auch Sizilien, Pannonien, Rhätien, Noricum u. nach 507 die Provence umfaßte, verlieh seinen G. ein Drittel des Grund u. Bodens u. ordnete durch das Edictum Theodorici (500) das Verhältniß zwischen G. u. Italern. Nach Theodorich's Tode (526) kam die Herrschaft an Amalasuntha, nach deren Ermordung an Theodat und darauf (536) an Vitiges, der durch den oström. Feldherrn Belisar (s. d.) geschlagen u. 540 nach der Einnahme von Ravenna gefangen genommen wurde. Die in Oberitalien noch unbesiegten G. wählten Totilas (s. d.) zu ihrem Könige, der mit wechselndem Glücke den Kampf gegen Belisar u. dessen Nachfolger Narses fortsetzte u. endlich von Narses bei Taginä im Apennin (552) geschlagen u. tödlich verwundet wurde. Tejas, sein Nachfolger, wurde in die südital. Apenninen gedrängt u. fiel dort im Kampfe mit dem größten Theil seiner Getreuen. Nachdem sich noch 555 bei Conza 7000 G. ergeben hatten u. der goth. Häuptling Vidin 556 geschlagen worden war, hatte der Krieg u. mit ihm auch das Reich der O.-G. ein Ende.

gothische Sprache u. Literatur. Die G. waren die gebildetsten aller Germanen zur Zeit der Völkerwanderung; sie hatten zuerst von allen geschriebene Gesetze u. das Christenthum fand bei ihnen am frühesten Eingang; unter ihnen standen aber die Ost-G. in der Kultur obenan.

a b g d e q z h
p ï i k l m n j
u p r s t v f x
w o 90

Nr. 3165. Gothisches Alphabet.

Deshalb verdanken wir diesem Volke auch die ältesten Denkmale germanischer Sprache u. Literatur. Die goth. Sprache zeichnete sich durch Feinheit u. Mannichfaltigkeit, durch fest gegliederte, reiche Formen u. durch Bildsamkeit aus, so daß sie selbst die lat. Sprache übertrifft u. der griech. fast gleichsteht; sie hat sich z. B. im Pronomen u. Verbum noch die Bezeichnung der Zweiheit, den Dual, neben dem Singular u. Plural bewahrt, so neben ik (ich) u. veis (wir) die Form vit (wir beide); sie unterscheidet den Nominativ u. den Vokativ vom Akkusativ, so Nom. sunus (Sohn), Akk. sunau, Vok. sunu, u. hat für jeden Kasus des Plurals eine besondere Endung; sie bildet in der Konjugation das Passivum ohne Hülfswort, blos durch die Endung haita (ich rufe), haitada (ich werde gerufen); in einzelnen Formen hat sich sogar noch der indogerman. Kasus, der Instrumentalis, zur Bezeichnung des Mittels erhalten, so in dem fragenden Fürwort: hvas (wer)? Instrumentalis: hve (durch wen)? Im Allgemeinen kann die goth. Sprache uns ein Bild der ältesten deutschen Sprache geben, wenn sie auch nur als Schwestersprache derselben aufgefaßt werden darf. Innerhalb des Gothischen hat es auch verschiedene Mundarten gegeben, die anfänglich wenig von einander abwichen, mit der Trennung der einzelnen Stämme u. unter dem Einflusse anderer Völker aber sich schärfer schieden.

Die goth. Schriftwerke sind nicht nur das erste, sondern auch für lange Jahrhunderte das einzige Denkmal. german. Sprache u. Literatur. Die Gothen waren wie alle german. Stämme reich an volksthümlichen Heldenliedern, welche bei festlichen Gelegenheiten mit der Harfe gesungen wurden. Von dieser Volkspoesie sind jedoch keine schriftlichen Ueberlieferungen auf uns gekommen, dagegen sind Bruchstücke einer goth. Bibelübersetzung erhalten, welche den westgoth. Bischof Ulfilas (s. d.) zum Verfasser haben. Die Kirche des Ostens hatte den von ihr bekehrten Völkern nie die eigene Sprache zum gottesdienstlichen Gebrauche verkümmert; so ward der Gottesdienst unter den Gothen in ihrer Volkssprache abgehalten. Deshalb übersetzte Ulfilas (um 370) die Bibel in seine Muttersprache, indem er der lat. Uebertragung der sogen. Septuaginta folgte; er übertrug gewissenhaft, aber nicht sklavisch, u. schuf eine goth. Kirchenprosa, von der das angeführte „Vaterunser" ein Beispiel giebt. Das ganze Werk ist nicht erhalten,

sondern nur Fragmente in den Bibliotheken von Mailand, Wolfenbüttel u. Upsala: an letzterem Orte befindet sich der prachtvolle Codex argenteus (silberner Codex), so genannt wegen seines silbernen Einbandes, welcher goldene u. silberne Schrift auf purpurnem Pergament enthält. Nach Ulfilas verfaßte ein Ungenannter, wahrscheinlich erst im 6. Jahrh. u. zwar ebenfalls ein Westgothe, eine paraphrasirte Evangelienharmonie, von der jedoch ebenfalls nur Bruchstücke übrig geblieben sind.

Das Vaterunser in gothischer Sprache.
(Aus Ulfilas' Bibelübersetzung.)

Atta unsar, thu in himinam, veihnai namô theins Qimai
(Vater unser, du im Himmel, geweiht sei Name dein. Es komme
thiudinassus theins, vairthai vilja theins, svê in himina jah ana
Königreich dein, es werde Wille dein, so im Himmel als auf
airthai. Hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga.
der Erde. Brot (Laib) unsers, das immerwährende, gieb uns diesen Tag.
Jah aflêt uns thatei skulans sijaima, svasve jah veis aflêtam
Auch erlaß uns das, was wir schuldig sind, so wie auch wir erlassen
thaim skulam unsaraim. Jah ni briggais uns in fraistubnjai,
dem Schuldner unserem. Und nicht bring uns in Versuchung,
ak lausei uns af thamma ubilin; unthe theina ist thiudangardi
sondern erlöse uns von dem Uebel; denn dein ist das Königreich
jah mahts jah vulthus in aivins. amen.
und die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen).

gothischer Bogen, s. „Spitzbogen“.

gothischer Stil u. gothische Baukunst, s. „Baukunst“.

Gothland (Göta-Rike), die südlichste Landschaft u. einer von den drei althistorischen Haupttheilen Schwedens, 2,463,326 E. 1872 auf 1800,91 □M. enthaltend, umfaßt die Provinzen Malmöhus, Christianstadt, Carlskrona, Kronaberg, Kalmar, Halland, Jonköping, Elfsborg, Götheborg, Skaraborg u. Oestergothland u. grenzt im N. an Svea-Rike, das eigentliche Schweden, im O. u. S. an die Ostsee u. im W. an den Sund, das Kattegat u. das Skagerrak. Das Land ist ein ausgedehntes Plateau von etwa 100 m. Durchschnittshöhe, wellenförmig, von einzelnen Hügelketten durchzogen; nach N. geht es in der Region der großen Seen in ein Gebirgsland über, das im Kinnekulle am östl. Ufer des Wenersees mit 302 m. Höhe die größte Erhebung Schwedens hat. An den Küsten der Ostsee zieht sich eine Tiefebene hin. Dieses Plateau trägt eine große Anzahl Seen, deren bedeutendste der Wener- u. der Wetter-See sind. Zahlreiche Flüsse strömen durch diese Seen nach S., die meisten bilden bei den Thalstufen Stromschnellen; einige, wie der Götha-Elf (s. d.), prächtige Wasserfälle. Die Küste bietet trotz der ihr vorgelagerten Scheren zahlreiche Häfen. Das Klima ist mild u. im südlichsten Theile, in Schonen, so warm, daß Maulbeerbäume u. echte Kastanien gedeihen u. Walnüsse, Pfirsiche, Trauben u. Aprikosen reifen. Der Boden ist im Allgemeinen fruchtbar u. bringt viel Getreide hervor, doch giebt es in den nördl. Gegenden noch ausgedehnte Waldungen u. auf dem Plateau große Torfmoore. Ackerbau u. Viehzucht bilden im Innern die Hauptbeschäftigung der Bewohner; die Küstenstädte haben lebhaften Handel, Schiffahrt u. beträchtliche Industrie. Die größten Städte sind Götheborg mit 59,329 E., Malmö mit 27,485 E., Nörrköping mit 25,685 E., Carlskrona mit 16,392 E., Jönköping mit 11,751 E. u. Lund mit 11,225 E. nach der Zählung von 1872. Zu G. gehören noch die beiden größten schwed. Inseln Gottland (s. d.) u. Oeland (s. d.).

Gott, höchstes Wesen. Die Vorstellungen von G. u. Göttern sind je nach dem Bildungsstand der einzelnen Völker u. Religionen ungeheuer verschieden gewesen; je geistiger eine Religion, desto geistiger ist auch ihr Gottesbegriff, u. umgekehrt. Die zweckmäßigste Eintheilung der zahllosen Vorstellungen von G. od. Göttern erhalten wir, wenn wir zunächst zwischen sinnlich u. geistig gefaßten Gottheiten unterscheiden. Die Annahme körperlich gedachter Gottheiten macht recht eigentlich das Wesen des Heidenthums aus. Freilich ist hier wieder ein gewaltiger Unterschied, ob 1. ein beliebig gewählter u. verworfener Gegenstand als Gottheit betrachtet u. verehrt wird; auf dieser niedrigsten Stufe steht der sog. Fetischismus (s. d.), od. ob 2. die Gestirne für Götter gehalten werden, wie im sog. Sabäismus od. Sterndienst, z. B. der alten Babylonier, Araber ꝛc. Dieser steht höher als der Fetischdienst, weil er zwar Götter mit gebundener Bewegung, aber doch über dem Menschen erhabene u. für ihn unerreichbare annimmt. Dagegen verehrt 3. der Thierdienst, z. B. der alten Aegypter, Wesen mit willkürlicher Bewegung. Ueberdies galten der ägyptische Apis ꝛc. ursprünglich als Verkörperungen der eigentlichen Gottheit u. der ägyptische Götzendienst nähert sich damit der höchsten Stufe des Götzendienstes überhaupt, dem Bilderdienst (Ikonolatrie, z. B. der Griechen u. Römer, Assyrer, Phöniker ꝛc.), welcher das Bild nur als eine Versinnlichung des im Himmel od. einer Art von „Olymp“ wohnenden G.es betrachtet, fast ohne Ausnahme in der Gestalt des Polytheismus, d. h. der Annahme vieler Götter. Allerdings lag es zu allen Zeiten für die Volksvorstellung nahe, das Bild mit der Gottheit selbst zu verwechseln; wie stark die Neigung zu solcher Verwechslung des Bildes u. der Gottheit ist (worin freilich ein Zurücksinken auf die tiefste Stufe, den Fetischdienst, liegt), zeigt ja selbst die abgöttische Verehrung bestimmter Marien- u. Heiligenbilder in einem Theil der katholischen Kirche. — Hand in Hand mit der mehr od. minder sinnlichen Darstellung gehen dann auch die übrigen Vorstellungen von der Gottheit. Je höher die Religion, desto mehr erscheint auch die Allmacht, Allwissenheit, Heiligkeit der Götter gesteigert, u. die Annahme vollkommener Wesen findet sich erst in den sog. monotheistischen Religionen, dem Judenthum (obschon hier erst allmählich aus niedrigeren Vorstellungen herausentwickelt), dem Christenthum u. dem Mohammedanismus. Das Alte Testament betont neben der Allmacht vor Allem die Heiligkeit G.es, das Christenthum die Geistigkeit (Ev. Joh. 4, 24) u. die Liebe (1. Joh. 4, 16), der Mohammedanismus die Allmacht u. Einzigkeit G.es. Die Lehre von G. ist in der christlichen Kirche nur sofern Gegenstand des Streites gewesen, als sie auf das Engste mit der Lehre von der Dreieinigkeit (s. d.) zusammenhängt.

In ein neues Stadium trat die Anschauung vom Wesen G.es seit dem Wiedererwachen der Philosophie im 16. Jahrh. Die scholastische Theologie hatte sich nur innerhalb der Kirchenlehre mit Beantwortung spitzfindiger Fragen abgegeben, z. B. ob G. auch alle die Dinge wisse, die hätten entstehen können, wenn ein gewisses Ereigniß anders geschehen wäre. Jetzt aber griffen die Philosophen, namentlich Spinoza, den Gottesbegriff an der Wurzel an u. suchten vor Allem die ungeheure Kluft zwischen einem rein geistigen Wesen u. der von ihm geschaffenen sinnlichen Materie zu überbrücken. Während Spinoza dadurch zum Pantheismus gelangte, d. h. der Lehre, daß das All (einschließlich der Materie) G. sei od. wenigstens das Kleid der Gottheit, ohne das sie nicht gedacht werden könne, haben andere Forscher das Dasein u. die Eigenschaften G.es gleichsam mathematisch nachzuweisen versucht. Lange Zeit behauptete der sog. Deismus (s. d.) die Herrschaft, bes. von England aus. Seitdem aber auch die vielgepriesene Erklärung des göttlichen Wesens durch Hegel (G. ist der absolute Gedanke, der im endlichen, d. h. Menschengeiste, seiner selbst bewußt wird) verworfen worden ist, sind die Philosophien über G. überhaupt in Mißkredit gekommen. In der That ist es für die Beschaffenheit des menschlichen Geistes fast unmöglich, entweder scharf die Persönlichkeit G.es zu betonen u. dabei Anthropomorphismen (s. d.) zu vermeiden, od. die Idee des rein geistigen, d. h. durchaus körperlosen Wesens festzuhalten, ohne die Persönlichkeit G.es pantheistisch zu verflüchtigen. Für die Volksanschauung hat die neutestamentliche Lehre von einem „Vater im Himmel“, obschon dadurch ursprünglich nur das überirdische Wesen betont werden sollte, allezeit ein heilsames Gegengewicht gegen den Pantheismus gebildet. — Was schließlich den Ursprung des deutschen Wortes „G.“ anlangt, so ist die alte Ableitung von „gut“ als sprachlich unmöglich zu verwerfen; wahrscheinlich gehört „G.“ zu Sanskr. jyut, d. h. „leuchten“.

Gotter, Friedrich Wilhelm, deutscher Dichter, geb. 3. Sept. 1746 zu Gotha, studirte in Göttingen die Rechte u. wurde während seiner Studienzeit mit dem berühmten Schauspieler Eckhof befreundet, der ihn mit dem Theater bekannt machte u. zu dramatischem Schaffen anregte. Im J. 1766 wurde er zum herzogl. Archivar in Gotha ernannt, im folgenden Jahre als Legationssekretär nach Wetzlar geschickt. 1770 gründete er mit Boie (s. d.) in Göttingen den „Deutschen Musenalmanach“, der großen Einfluß auf die literarische Entwicklung in Deutschland gewann. Später wieder nach Wetzlar gesandt, lernte er daselbst Goethe u. den jungen Jerusalem kennen; das traurige Schicksal des Letzteren gab ihm Stoff zu seiner Epistel „Ueber die Starkgeisterei“, durch die er sich in die Literatur einführte. Von 1772 bis zu seinem Tode, der schon 18. März 1797 eintrat, lebte er mit geringen Unterbrechungen als Geh. Sekretär zu Gotha. Sowol in seinen lyrischen als in seinen didaktischen Dichtungen, nam. in den durch edle Gesinnung ausgezeichneten Episteln, zeigt G. eine große Vorliebe für die Korrektheit u. Zierlichkeit der franz. Dichter, die kaum ein deutscher Dichter mit gleicher Leichtigkeit u. Feinheit nachgeahmt hat. Noch deutlicher tritt diese Richtung in seinen Dramen, im Trauerspiel „Mariane“, in den parodirenden Lustspielen „Die stolze Vasthi“ u. „Esther“, in seinen Bearbeitungen franz. Dramen u. seinen Singspielen hervor.

Götterbaum, Ailanthus glandulosa. Der in unsern Parkanlagen eingeführte, leicht gedeihende Baum aus der großen Familie der Terpenthingewächse (Ordnung der Simarubaceen, Gruppe der Ailantheen) empfing seinen Namen von dem molukkischen Worte ailanto (Baum des Himmels), da er eine bedeutende Höhe erreicht u. eine weithin schattende Krone bildet. Sein Stamm wächst Anfangs ziemlich gerade, theilt sich aber bald in mehr od. weniger gerade abstehende u. geschwungene Aeste, welche schließlich

gabelförmige Zweige treiben. Im grünenden Zustande treibt er an jenen Zweigen rundum eine Menge großer, unpaarig gefiederter, gegen $^2/_3$—1 m. langer Blätter, durch welche der Baum so sehr an die Sumach-Arten (Rhus) erinnert, daß ihn Ehrhart u. Mönch, jener als Rh. Cacodendron, dieser als Rh. Hypselodendron, auch dieser Gattung, mithin zu den verwandten Anacardiaceen stellten. Im Allgemeinen ist die Krone eine lichte; aber die prächtig gefiederten großen Blätter geben ihr etwas sehr Stattliches. In grünen Endrispen brechen die sumachartigen Blumen aus den Spitzen der Zweige u. entwickeln endlich eine noch größere Fruchtrispe, welche durch ihre schotenartig geformten häutigen u. ziemlich länglichen Früchte an die der Eschen erinnert u. dem Baume, wenn er über u. über damit behängt ist, einen eigenthümlichen röthlichen Ton verleiht, der ihn im Strahle der Abendsonne wie mit Feuer übergießt. In diesen lanzettlichen Flügelfrüchten liegt je ein Same, etwa in der Mitte derselben, wo er sich durch einen kreisförmigen Umriß bemerkbar macht. Bei uns zu Lande erreicht der Baum, von dem ein schönes Exemplar im botanischen Garten zu Dresden steht, zwischen 15—20 m. Höhe; er bildet dabei eine rissige Rinde aus, die nur nach den jüngeren Aesten u. Zweigen hin immer glatter wird. Der G. ist ein Bewohner Nordchina's, von wo der Jesuit Incarville 1750 Samen nach London sandte. Er pflanzt sich aber auch sehr leicht, selbst auf magerem Sandboden, durch Wurzelschnittlinge od. Sprossen fort u. ist deshalb fast über das ganze wärmere Europa verbreitet worden. In Griechenland kultivirt man ihn im Großen zur Seidenwürmerzucht. Außer ihm kennt man noch zwei riesige Arten auf Koromandel A. excelsa u. Malabar A. Malabarica.

Götterdämmerung (altnord. ragnarökr) ist in der nord. Mythol. der schreckliche Weltuntergang, welcher den Göttern wie den Menschen u. ihren Reichen ein Ende bereitet. Voraus geht der G. ein ungeheurer Winter, Fimbulweter genannt; alsdann aber brechen die bis dahin im Banne gehaltenen bösen Wesen los u. bekämpfen die Götter: der Wolf Sköll verschlingt die Sonne, der Wolf Hati den Mond, die Sterne fallen vom Himmel, die Erde bebt, die Midgardsschlange Jörmungander steigt aus dem Meere ans Land, der Fenriswolf wird los; Naglfar, ein aus den Nägeln todter Menschen gefertigtes Schiff, wird flott; Loki führt die Hrimthursen (Frostriesen) herbei, Surtur die Muspellsöhne (Feuerriesen), welche so gewaltig über die Brücke Bifröst (der Regenbogen) reiten, daß sie zusammenbricht. Dann erhebt sich Heimdal, der Wächter der Brücke, u. weckt mit dem Ruf des Giallarhornes die Götter zum Kampf: Odin kämpft gegen den Fenriswolf, Thor gegen die Midgardsschlange, Freyr gegen Surtur, Tyr gegen den Riesenhund Garmr, Heimdal gegen Loki, u. überall unterliegen die alten Götter, obwol auch Garmr, Loki u. der Fenriswolf getödtet werden. Surtur wirft dann Feuer u. verbrennt die ganze Erde. Nach dem Weltbrand aber, dem Surtalogi (Surtur's Lohe), erhebt sich eine neue, seligere Erde aus dem Meer mit verjüngten Göttern u. Menschen. — Die Aehnlichkeit dieser Vorstellungen mit dem Jüngsten Gericht u. dem neuen Jerusalem der Christen ist unbestreitbar, dennoch sichern das Alter und der ganze eigenthümliche Charakter der eddischen Dichtung diese vor der Annahme direkter Entlehnung.

Nr. 3166. Die Gottesanbeterin (Mantis religiosa).

Gottesanbeterin (Mantis religiosa), eine große, gefräßige, selbst kleine Eidechsen angreifende grüne Fangheuschrecke, verfolgt ihre Beute im Flug od. stürzt sich auf sie mit den Klingen ihrer Greiffüße. Die aufgehobene Stellung der letzteren verschaffte ihr den Namen. Die Eier legt sie klumpenweise an Pflanzenstengel u. überzieht sie mit einer zur festen Kapsel erhärtenden Substanz. Von den meist dem tropischen Asien u. Afrika gehörigen, durchweg südlichen Formen ist sie die einzige auch in Süddeutschland vorkommende Art.

Gottesbeweise nennt man die verschiedenen Schlußfolgerungen, durch die man das Dasein Gottes für die menschliche Vernunft zu erweisen versucht hat. Der berühmteste Beweis dieser Art ist der sogenannte ontologische od. Daseinsbeweis. Weil zum Begriff der Vollkommenheit vor Allem das Dasein gehört, so muß Gott sein, weil er ja vollkommen gedacht wird. Freilich wird bei diesem Beweis die Existenz in der Vorstellung mit der wirklichen Existenz verwechselt. Stichhaltiger ist der kosmologische Beweis, der aus den Wirkungen in der Welt (griech. κόσμος) auf eine letzte Ursache, aus den Werken auf einen Schöpfer schließt. Dagegen schließt der teleologische Beweis (auch physiko-theologischer genannt) aus der Zweckmäßigkeit der Schöpfung auf einen selbstbewußten, allweisen Bildner, der historische Beweis aus der allgemeinen Verbreitung des Götterglaubens auf die Wahrheit desselben, der moralische endlich aus dem Sittengesetz im Gewissen auf ein sittliches Wesen als Urheber dieses Sittengesetzes. Die Bibel läßt sich nirgends auf einen Beweis für das Dasein Gottes ein, sondern setzt dieses einfach als Glaubensthatsache voraus.

Gottesdienst (christlicher) im weiteren Sinne ist die Unterordnung aller Gedanken u. Handlungen unter den Willen Gottes (Verehrung Gottes durch die That); im engern Sinn heißt G. der Inbegriff religiöser Handlungen, welche zu einer bestimmten Zeit u. an einem bestimmten Ort von den Gliedern derselben religiösen Gemeinschaft zum Zweck der Verehrung Gottes u. der eignen Erbauung vorgenommen werden. Der G. heißt öffentlich, wenn er in eigens dazu bestimmten u. geweihten Gotteshäusern (Kirchen rc.) für Alle stattfindet, dagegen Privat-G., wenn die Zulassung auf bestimmte Personen beschränkt ist. Die Lehre vom G. bildet den Gegenstand der Liturgik und hat sich im Verlaufe der Jahrhunderte bei den verschiedenen christlichen Kirchen außerordentlich verschieden gestaltet. In der frühesten Zeit fanden die G.e unter Leitung der Apostel in den Häusern statt u. zwar natürlich in engster Gemeinschaft. Auf Gebet u. Psalmengesang folgte als Haupttheil der Feier der Genuß des h. Abendmahls als Liebesmahl. Da, wo Apostel nicht anwesend waren, lag zwar die Leitung den Aeltesten ob, dabei aber war Niemandem die persönliche Betheiligung am G. durch Vorbeten, Predigen rc. verwehrt. Mit dem Aufkommen des Priesterthums als eines besonderen Standes wurde indeß die aktive Theilnahme der Laien immer mehr beschränkt; kaum daß man ihnen noch den Schlußgesang (das Responsorium) zu den priesterlichen Gebeten und Gesängen gestattete. Die Zweitheilung des G.es in den allgemeinen Theil (Schriftverlesung, Predigt, allgemeines Kirchengebet) u. die Abendmahlsfeier, an der nur die Getauften theilnehmen durften, wurde in der ganzen Zeit festgehalten, wo die Kirche noch nicht das Heidenthum verdrängt hatte. Im Mittelalter trat der erbauliche Charakter des G.es immer mehr zurück hinter den sinnlichen Aeußerlichkeiten der Feier; an die Stelle der Verkündigung, des Gesangs rc. trat als Mittelpunkt die Messe mit dem Wunder der Verwandlung; anstatt wirklicher Verehrung Gottes genügte schon die Anwesenheit beim Gottesdienst als verdienstliches Werk. Natürlich erkannten die Reformatoren, daß hier vor Allem Abhülfe geschehen müsse; an Stelle des todten Formelwesens mußte ein G. treten, der vor Allem die Andacht weckte u. den Theilnehmern Erbauung bot. Am meisten trug dazu die Abschaffung der Messe u. der lat. Sprache bei, indem nun der Hauptnachdruck auf die Schriftverlesung u. die Predigt in der Landessprache fiel. Noch weiter ging die reformirte Kirche, indem sie möglichst allen äußeren Schmuck beseitigte, um durch nichts die rein geistige Anbetung u. Andacht zu stören. Selbst die kathol. Kirche sah sich durch diesen gewaltigen Umschwung zu Aenderungen gedrängt; trotz der Einführung der Predigt in den Landessprachen ist freilich die Messe mit allen ihren sinnlichen Zuthaten (Wechsel der Gewänder, Weihrauch rc.) der Mittelpunkt des kathol. G.es geblieben. An besonderen Festtagen kommen dazu noch Prozessionen in u. außer der Kirche, u. allerlei andere auf die Sinne berechnete Handlungen. Ueberreich ist dieser sinnliche G., zum Theil allerdings in schönen Sinnbildern, in der griechisch-kathol. Kirche ausgebildet. Die evangel. Kirchen nennen als Erforderniß zu einem wirklichen G. Schriftverlesung, Verkündigung des göttlichen Worts (Predigt) u. Gebet, besonders das Vaterunser, sowie die sakramentale Feier (h. Abendmahl), obschon dieselbe nicht bei jedem G.e stattfinden kann. Durch die übrigen Bestandtheile aber soll erreicht werden: Preis Gottes (durch Gesang u. Gebet), Erbauung u. Belehrung, bes. Stärkung des Gottvertrauens durch das Bittgebet.

Gottesfreunde nannte sich im 14. Jahrh. ein religiöser Geheimbund, dessen Umfang u. Zweck noch nicht hinlänglich aufgeklärt ist. Der Stifter desselben war ohne Zweifel ein gewisser Nikolaus von Basel, in den Schriften des Zeitalters gewöhnlich „der große Gottesfreund aus dem Oberland" oder „der erleuchtete Laie" genannt. Als der Sohn eines reichen Basler Kaufmanns hatte er sich schon frühzeitig mystischen Betrachtungen über das Leiden Christi u. der Maria hingegeben. Dennoch führte er, in den Besitz seines Erbes gelangt, ein lustiges Leben; aber eine merkwürdige Erscheinung bewog ihn plötzlich, dem Weltleben zu entsagen und fortan nur in Bußübungen u. einem schwärmerischen Verkehr mit Gott Befriedigung zu suchen. Dabei verspürte er jedoch einen mächtigen Drang, auch Andere aus der Erstarrung u. dem Werkdienst des

damaligen Kirchenthums zur „Gottesfreundschaft“ zu führen u. kann so, wie die gleichzeitigen Mystiker, als ein Vorläufer der Reformation betrachtet werden. Nur dachte Nikolaus nicht an eine Zerstörung der kirchlichen Ceremonien, sondern betrachtete dieselben als heilige Sinnbilder innerer Vorgänge. Nachdem er so längere Zeit in Basel zugebracht, gewann er um 1340 zu Straßburg den berühmten Mystiker Joh. Tauler (s. d.) u. dehnte seinen Einfluß auf eine große Zahl von Geistlichen u. Laien aus, wie er denn z. B. 1356 nach dem Erdbeben zu Basel einen Bußbrief an alle Christen erließ. 1367 zog er sich mit seinen Freunden auf einen Berg in der inneren Schweiz zurück, ging 1377 zu Papst Gregor XI. nach Rom u. machte auf diesen mit seiner Schilderung von den Gebrechen der Kirche einen tiefen Eindruck. Der Bund hatte sich unterdeß weit verbreitet. Bei einer Zusammenkunft von 13 Abgeordneten 1380 fiel angeblich ein Brief vom Himmel, der ein allgemeines Gottesgericht ankündigte, falls sich die Welt nicht binnen drei Jahren bekehre. Seitdem verliert sich die Spur der Glieder des engeren Bundes; möglich, daß sie sich absichtlich zerstreuten, um als Bußprediger aufzutreten. Nikolaus soll mit zwei Gefährten zu Vienne in Südfrankreich von der Inquisition verbrannt worden sein, ein Schicksal, das auch an andern Orten einzelne G. traf. Außer Nikolaus selbst, dessen Hauptwerk „Von den fünf Mannen“ in seiner eigenen Handschrift beim Brande der Straßburger Bibliothek 1870 nebst andern Handschriften seiner Bücher verloren gegangen ist, u. außer Tauler sind von hervorragenden Mitgliedern des Bundes der G. noch zu nennen der Straßburger Rulman Merswin, der Verfasser des Buches „Von den neun Felsen“ (herausg. von Schmidt, Lpz. 1859), Heinrich Suso (s. d.) u. der Mystiker Heinrich von Nördlingen, von dem viele Briefe über religiöse Gegenstände, meist an Frauen gerichtet, erhalten sind. — Vgl. Schmidt, „Die G. im 14. Jahrh.“ (Jena 1855); W. Wackernagel, „Die G. in Basel“ in dessen „Kleinen Schriften“, Bd. 2, Lpz. 1873).

Gottesfriede od. Treuga Dei heißt seit etwa 1030 n. Chr. die kirchl. Beschränkung des Fehderechts, u. zwar zunächst innerhalb der Zeit von Mittwoch Abend bis Montag früh, später auch während der Zeit vom 1. Advent bis Epiphanias (6. Januar) u. vom Sonntag vor Aschermittwoch bis 8 Tage nach Ostern, von Himmelfahrt bis Trinitatis u. an einigen andern Festtagen. Alle Zeit standen unter dem Schutz des G.es Geistliche, Mönche, Pilger, Kaufleute, Kranke u. Bauern (wenigstens in Geschäften des Ackerbaues). Der Bruch des G.s zog Bann u. Acht nach sich; die „geschlossene Zeit“ wurde feierlich eingeläutet. Diese Bestimmungen, für die schlimmste Zeit des Faustrechts höchst segensreich, wurden zuerst von südfranz. Bischöfen getroffen, bald überall angenommen u. obgleich in verschiedener Ausdehnung, auch in den sog. Landrechten, wie dem Sachsen- u. Schwabenspiegel, zum Gesetz erhoben. Erst die Verkündigung des „allgemeinen Landfriedens“ auf dem Reichstag zu Worms 1495 machte sie überflüssig. (Vgl. Kluckhohn, „Geschichte des G.“ Lpz. 1857.)

Gottesgnadenkraut, s. „Gratiola“.

Gotteslästerung, s. „Blasphemie“.

Gottesleugnung, s. „Atheismus“.

Gottesurtheile heißen rechtliche Veranstaltungen, um in zweifelhaften Fällen (d. h. in Ermangelung von Zeugen 2c.) die Schuld od. Unschuld eines Angeklagten zu ermitteln. Man geht dabei von der Voraussetzung aus, daß Gott selbst vermöge seiner Gerechtigkeit eingreifen und die Unschuld beschützen werde. Freilich mußte sich diese Voraussetzung dann häufig als eine falsche erweisen, wenn man beim G. ein Wunder zur Rettung des Unschuldigen erwartete. Schon im Alten Testament (4 Mos. 5, 12ff.) wird ein G. vorgeschrieben, das Trinken des sogenannten Fluchwassers, z. B. für Ehebrecherinnen; einzelne Spuren finden sich auch bei den Griechen, z. B. das Tragen von glühendem Eisen u. das Durchschreiten des Feuers. Besonders ausgebildet aber sind die G., die sog. Ordalien (von dem angelsächs. ordal, d. i. Urtheil) bei den alten Germanen u. weit in das Mittelalter herein. Obschon von der christl. Kirche zum Theil gebilligt u. unter kirchlichen Formen vollzogen, weisen doch die german. G. auf eine Zeit zurück, wo sich die große indogerman. Rasse noch nicht in zahlreiche Völker gespalten hatte. Besonders beliebt (obschon weniger von der Kirche gebilligt) war der Zweikampf; derselbe hat sich am längsten (bis Ende des 18. Jahrh.) als Entscheidungsmittel erhalten. Für unschuldig galt der Sieger, der Unterliegende für meineidig, u. er verlor in früheren Jahrhunderten auch noch die rechte Hand. Auch Frauen durften sich zum Zweikampf stellen; war ihr Gegner ein Mann, so mußte dieser bis an die Hüfte in einer Grube stecken. Doch war für Frauen wie für Geistliche, Kranke 2c. Vertretung statthaft. Weite Verbreitung hatte ferner das Los, die Feuerprobe (bei der der Angeklagte eine glühende Pflugschar u. dergl. tragen od. barfuß durch Feuer gehen mußte; wer unversehrt blieb, wurde dadurch als unschuldig erwiesen) u. der Kesselfang (Herausnehmen eines Ringes od. eines anderen Gegenstandes aus siedendem Wasser). Bis ins 18. Jahrh. erhielt sich die Wasserprobe; als schuldig galt bei derselben merkwürdigerweise, wer gebunden ins Wasser geworfen nicht untersank. Dieser Probe wurden namentlich häufig Frauen unterworfen, die der Zauberei angeklagt waren. Uralt sind auch die Kreuzesprobe (schuldig zeigt sich bei derselben, wer zuerst die ausgebreiteten Arme sinken läßt) u. die Probe des geweihten Bissens; bei dieser erwartete man, daß der Schuldige das Abendmahl oder sonst geweihtes Brot nicht hinunterschlucken könne. Bei dem Verdachte des Mordes kam das Bahrrecht (s. d.) zur Anwendung. Daß bei allen diesen Proben Vieles auf die Entscheidung der Priester an

Nr. 1267. Der Zweikampf vor Gott. (Nach einem alten Kupferstiche.)

kam u. nicht selten Betrug geübt wurde (z. B. durch den Gebrauch von Salben beim Kesselfang u. in der Feuerprobe), wird durch ausdrückliche Zeugnisse bestätigt.

Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, dessen Stammschloß in der Nähe von Sedan auf jetzt belgischem Gebiete liegt, geb. 1061, folgte dem Herzog Gottfried dem Buckligen in der Regierung, zeichnete sich in den Kämpfen für den deutschen Kaiser Heinrich IV. gegen die Reichsfürsten aus u. nahm als einer der Hauptanführer an dem Kreuzzuge von 1096 mit seinen Brüdern Balduin u. Eustachius Theil, nachdem er Bouillon an den Bischof von Lüttich verpfändet hatte. Hervorragenden Antheil hatte er an der Eroberung von Nicäa u. Antiochia in Kleinasien (1098), schlug bei letzterer Stadt die Türken in entscheidender Schlacht u. erstürmte mit seinen Scharen 19. Juli 1099 Jerusalem, wo er aber seinen Truppen die größten Greuelthaten gegen die Einwohner verstattete. Die Krone eines Königs von Jerusalem lehnte er ab, weil er „an dem Ort, wo Christus Dornen getragen habe, keine weltliche Krone empfangen wollte“, u. nahm nur den Titel eines Beschützers des heiligen Grabes, allerdings mit königlicher Machtvollkommenheit an. Bei Askalon schlug er den zur Wiedereroberung Jerusalems mit einem Heere heranrückenden Sultan von Aegypten, starb aber, infolge der Anstrengungen des Feldzuges u. des ungewohnten Klimas, schon 18. Juli 1100, nachdem er die kirchliche u. weltliche Verwaltung des neuen Reiches gesetzlich geregelt hatte.

Gottfried von Monmouth (lat. Galfridus Monmutensis od. Monumetensis, engl. Jeffrey, wälsch Gruffudd ap Artur), engl. Historiker, geb. zu Monmuth, war Archidiakonus zu Llandaff u. wurde 1151 od. 1152 zum Bischof von Asaph in Nordwales erhoben, starb aber schon im Jahre seiner Erhebung. G. ist berühmt geworden durch seine, im elegantesten Latein geschriebene „Historia regum Britanniae“ (herausg. u. A. von San Marte, Halle 1854), abgefaßt zwischen 1132 u. 1135. Dieses Werk, welches mit dem Anspruche auftrat, wahrhafte Geschichte zu sein, in Wahrheit aber voller Fabeln, Sagen u. Märchen steckt u. treffliches Material bietet für die Sagengeschichte

Alt-Britanniens, ist von dem allergrößten Einflusse auf das ganze spätere Mittelalter geworden: engl. Könige in ihren Staatsverhandlungen mit dem Papste beriefen sich auf die „Historia“ als Beweisstück, u. von fast allen Historikern der Folgezeit wurde die Urgeschichte Britanniens ihr nachgeschrieben; auch für die romantische Poesie des Mittelalters wurde das Buch epochemachend, da es die Quelle ist für Robert Wace's „Roman de Brut“ u. dessen zahlreiche Nachfolger, sowie für fast alle Artusromane. — Früher geschrieben als die „Historia“, dann als 7. Buch in dieselbe aufgenommen, sind die Prophezeiungen Merlin's („Prophetia Anglicana Merlini Ambrosii Britanni“, übersetzt von Schlegel im 1. Bde. von „Sammlung romantischer Dichtungen“, Lpz. 1802), welche gleichfalls von weitgreifendem Einfluß geworden sind, übersetzt ins Französische, Italienische, Spanische, sogar ins Isländische, kommentirt u. erweitert, das Vorbild unzähliger anderer Prophezeiungen u. die Grundlage der weitschichtigen Merlin-Romane.

Gottfried von Neifen (mittelhochd. Nîfen), deutscher Minnesänger, entstammte einem angesehenen schwäb. Rittergeschlecht u. ist 1234—55 urkundlich nachweisbar. Daß er in der Umgebung von Friedrich's II. Sohne, König Heinrich, lebte u. zugleich mit seinem älteren Bruder 1245 in blutiger, für ihn unglücklicher Fehde mit dem Bischof Heinrich von Konstanz lag, ist Alles, was wir an genaueren Nachrichten über G. haben. Seine Lieder (herausg. von Haupt, Lpz. 1851), von tadellosem Baue, sind nicht frei von Reimspielereien, aber anziehend durch ihre bewußte, wenngleich zuweilen derbe Volksthümlichkeit.

Gottfried von Straßburg, einer der glänzendsten Dichter des Mittelalters, von seinen Zeitgenossen hoch gefeiert u. heute wieder in seiner vollen Größe anerkannt. Ueber sein Leben haben wir nur spärliche Nachrichten: wir wissen, daß er aus einem Straßburger Patriziergeschlechte stammte u. in seiner Vaterstadt mit dem in jener Zeit bedeutsamen Amte eines Stadtschreibers betraut war, denn es ist kaum zweifelhaft, daß er der Godofredus rotularius de Argentina (von Straßburg) ist, der in einer Urkunde K. Philipp's vom J. 1207 vorkommt. G. begann seine Dichterlaufbahn als Lyriker, doch sind uns nur wenige Strophen überliefert, als deren Verfasser wir G. mit einiger Sicherheit bezeichnen dürfen, seit es neuerer Forschung gelungen ist, nachzuweisen, daß zwei umfänglichere Gedichte, ein Lobgesang auf die heil. Jungfrau u. ein Lied von der Armuth, nicht, wie man lange glaubte, von G. herrühren. Auch jene muthmaßlich echten Strophen sind nicht eben hervorragend durch dichterische Schönheit; von größerer Bedeutung wäre, wenn ihm gehörig, das bisher unter Hartmann's von Aue (s. d.) Namen gehende zweite sog. „Büchlein“, in welchem Manche heute geneigt sind, eine, seiner jedenfalls nicht unwürdige, Jugendarbeit G.'s zu sehen. Was aber hauptsächlich ihm seinen Ehrenplatz in der Geschichte der Dichtung sichert, ist sein erzählendes Gedicht von der schicksalsreichen Liebesgeschichte Tristan's u. der blonden Isolde, um 1210 verfaßt. G. bildete es einem franz. Werke nach, welches der Auffassung der Sage durch Thomas von Bretagne folgte; von seiner Quelle besitzen wir nur Bruchstücke. Dieser „Tristan“ wird an Anmuth u. künstlerischer Schönheit von keiner zweiten Romandichtung des deutschen Mittelalters erreicht; mag G. einem Hartmann von Aue an edler Einfachheit u. Klarheit, einem Wolfram von Eschenbach an sittlicher Strenge u. Großartigkeit nachstehen, so bleibt er doch unübertroffen in der Leichtigkeit des Ausdruckes, im geistreichen Spiel der Worte u. Bilder. Leider ist das Werk unvollendet; wahrscheinlich unterbrach der Tod den Dichter bei der Arbeit. Sie fortzuführen u. zum Schlusse zu bringen unternahm um 1240 Ulrich von Türheim, u. einen ähnlichen Versuch wagte mit besserem Erfolge um 1300 Heinrich von Freiberg. (Ausgaben des Tristan lieferten: v. Groote, mit Ulrich's Fortsetzung, Berl. 1821; v. d. Hagen, mit beiden Fortsetzungen, 2 Bde., Bresl. 1823; Maßmann, mit Ulrich's Fortsetzung, Lpz. 1843; Bechstein, 2 Bde., Lpz. 1869, 2. Aufl. 1873. Uebersetzungen von Kurtz [freier u. mit hinzugedichtetem Schlusse], Stuttg. 1847; von Simrock, 2 Bde., Lpz. 1855.)

Gotthard, St., s. „St. Gotthard“.

Gotthelf, Jeremias, s. „Bitzius“.

Göttingen, Universitätsstadt der preuß. Provinz Hannover (Landdrostei Hildesheim) mit 15,841 E. (1871), liegt am Fuße des Hainberges u. an einem Kanale der Leine, ist regelmäßig gebaut, von schönen Anlagen umgeben, in denen dem Dichter Bürger ein Denkmal errichtet ist, hat 7 Kirchen, ein Gymnasium, eine Industrieschule u. auf dem Neumarkte ein Denkmal Wilhelm's IV., treibt ansehnliche Industrie in Tuch u. Wollenwaaren, Leder, Papier u. führt ausgezeichnete Würste aus. Die Universität, eine der besten Deutschlands, wurde von König Georg II. August 1734 gegründet u. erhielt nach diesem den Namen Georgia Augusta, hat eine großartige, bes. an Schätzen der älteren deutschen Literatur reiche Bibliothek, eine kleine Gemäldesammlung, ein Kupferstichkabinet, eine Sammlung von Gipsabgüssen nach Antiken, wohleingerichtete Laboratorien u. andere praktisch-wissenschaftliche Anstalten. Bis zum Jahre 1837 war G. die erste Universität Deutschlands; damals erfolgte aber die Vertreibung der sieben Professoren Albrecht, Dahlmann, Ewald, Gervinus, Gebrüder Grimm u. W. Weber, der sog. „Göttinger Sieben“, welche gegen die Aufhebung der Landesverfassung von 1833 protestirt hatten, u. die Universität erlitt dadurch eine schwere Schädigung, von der sie sich erst in den beiden letzten Jahrzehnten wieder erholt hat. Mit der Universität ist eine Thierarzneischule u. eine landwirthschaftliche Akademie verbunden; in engem Zusammenhange mit ihr steht die 1750 gegründete „Sozietät der Wissenschaften“, deren „Abhandlungen“ wie die von ihr herausgeg. „Göttinger gelehrten Anzeigen“ großes Ansehen in der Gelehrtenwelt genießen.

Nr. 3168. Standbild Gottfried's von Bouillon auf der Place Royale in Brüssel. (Eingeweiht 15. Aug. 1848.)

Göttinger Dichterbund, s. „Hainbund“.

Gottland (Gotland), die größte Insel Schwedens u. der Ostsee, mit den benachbarten kleineren Eilanden eine besondere Provinz, Gottland-Län, bildend, welche auf 57 □M. 54,239 E. (1872) zählt; ein 12 M. breiter Sund trennt G. vom Festlande. Die Insel besteht aus einem wellenförmigen, 30—50 m. hohen, fruchtbaren Kalksteinplateau, das theilweise noch mit Fichtenwaldungen bedeckt ist u. meist steil zum Meere abfällt. Trotzdem hat G. gute Häfen, bes. an der Westküste. Das Klima G.s ist das mildeste Schwedens, übertrifft an Höhe der Jahrestemperatur selbst Schonen u. läßt Maulbeerbäume u. Obst gedeihen. Die Bewohner beschäftigen sich mit Ackerbau und Viehzucht, die dadurch begünstigt wird, daß die Schafe u. Pferde auch den Winter über auf der Weide sein können, mit Fischfang, Schiffahrt, Robbenschlag u. Kalkbrennerei.

Die Gottländer, Nachkommen der alten Gothen, zeichnen sich durch eigenthümliche Sitten u. Rechtsgebräuche vor den anderen Schweden aus. G. hat eine eigene, zur Vertheidigung der Insel zu verwendende Miliz. Hauptstadt ist Wisby (s. d.). Den besten Hafen hat Slite. Ursprünglich von eigenen Königen beherrscht u. zu Schweden gehörig, kam G. 1361 an Dänemark, fiel aber 1645 an Schweden zurück; die Dänen nahmen nur noch 1676—1679 vorübergehenden Besitz von dieser Insel. Am Ende des 14. Jahrh. war G. ein Hauptsitz der seeräuberischen Vitalienbrüder.

Göttling, Karl Wilhelm, verdienter Philologe, geb. 19. Jan. 1793 zu Jena, studirte seit 1811 in Jena u. Berlin Philologie u. ward, nachdem er 1814 als Freiwilliger am Kampfe gegen Frankreich theilgenommen hatte, 1815 Professor am Gymnasium zu Rudolstadt u. 1819 Direktor zu Neuwied; von dort 1822 als außerordentlicher Professor nach Jena berufen, gehörte er dieser Universität (seit 1831 als ordentlicher Professor) bis zu seinem Tode (20. Jan. 1869) an; mehreren an ihn ergangenen Rufen nach auswärts leistete er nicht Folge. Außer Ausgaben griech. Schriftsteller (Hesiod, Aristoteles' Politik u. a.) u. zahlreichen Abhandlungen veröffentlichte er eine „Geschichte der röm. Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis Cäsar's Tod" (Halle 1840), „Lehre vom Accent der griech. Sprache für Schulen" (Rudolst. 1818, 2. Aufl. 1820) u. „Allgemeine Lehre vom Accent der griech. Sprache" (Jena 1835).

Gottorp od. Gottorf, Schloß in Schleswig, auf einer Insel der Schley an der Nordwestseite der Hauptstadt gelegen, jetzt Kaserne, war im 12. u. 13. Jahrh. Residenz des Bischofs von Schleswig u. von 1544—1713 der Herzöge von Holstein-G. In dieser Zeit war G. berühmt durch seine Bibliothek u. Alterthümersammlung. Erstere kam 1749 nach Kopenhagen. Nach dem Schlosse ist das Amt G. benannt, das 16 □M. mit etwa 60,000 E. umfaßt.

Gottschalk, Fürst der Obotriten u. christlicher Märtyrer, ein Sohn des slavischen Fürsten Ute, wurde in einem Kloster zu Lüneburg erzogen. Die Nachricht von der Ermordung seines Vaters bewog ihn jedoch 1032, das Kloster zu verlassen u. in seiner Heimat (ungefähr dem heutigen Holstein u. Mecklenburg) einen Vertilgungskrieg gegen das Christenthum zu eröffnen. Der Haß der Slaven gegen das deutsche Wesen kam ihm dabei zu Hülfe. Von dem (deutschen) Markgrafen Bernhard von Niedersachsen besiegt u. gefangen, ward er indessen wieder ein eifriger Förderer des Christenthums. Nach 10jährigem Aufenthalt in Dänemark u. England bestieg er 1043 abermals den Thron der Obotriten u. dehnte seine Herrschaft über einen weiten Landstrich östl. von der Unterelbe aus. Sein Eifer für die Ausbreitung des Christenthums — er selbst predigte u. übersetzte kirchliche Schriften ins Slavische — erregte aber aufs Neue den Haß der nationalen Partei, die ihn 7. Juni 1066 zu Lentzen am Altar ermorden ließ.

Gottschalk, der Urheber des sog. Prädestinationsstreites (über die Vorherbestimmung zur Seligkeit ꝛc.), stammte aus dem Geschlechte der Grafen von Benne, wurde in dem Kloster zu Fulda zum Mönche erzogen u. später in das Kloster Orbais in Westfranken versetzt (829). Hier kam er durch das Studium des Augustin auf die Lehre von der Gnadenwahl u. erweiterte Augustin's Ansicht (die übrigens damals in der Praxis längst verschollen war) dahin, daß er eine doppelte Vorherbestimmung lehrte, der Einen zur Seligkeit, der Andern zur Verdammniß. Obschon die Lehre eigentlich die richtige Konsequenz der augustinischen war, fand sie doch den schärfsten Widerspruch u. wurde zuerst 848 auf einer Synode zu Mainz, dann 849 zu Chiersy verdammt. G. selbst, der den Widerruf verweigerte, sich aber zum Gottesgericht u. zur Feuerprobe erbot, mußte harte Geißelung dulden u. wurde in einem Kloster eingesperrt. Hier starb er, nachdem er noch in mehreren Schriften seine Lehre zu begründen versucht hatte, im J. 868, unter dem Fluche der Kirche, obgleich sich unterdessen bedeutende Theologen für ihn erhoben hatten.

Gottschall, Rudolf, deutscher Dichter u. Literarhistoriker, geb. 30. Sept. 1823 zu Breslau als Sohn eines preuß. Artillerieoffiziers, bezog 1841 die Universität Königsberg, um sich dem Rechtsstudium zu widmen, mußte dieses aber wegen seiner Betheiligung an der damals beginnenden demokratischen Bewegung abbrechen u. begab sich nach Breslau, wo er im folgenden Jahre aus demselben Grunde relegirt wurde. Erst später setzte er seine Studien in Berlin fort u. promovirte 1846 in Königsberg als Doktor der Rechte. Sein Bemühen, sich daselbst als Dozent zu habilitiren, scheiterte an dem Widerstreben des damaligen unfreisinnigen Kultusministers Eichhorn, welchem sowol die Haltung G.'s während der Universitätszeit als dessen dichterisches Auftreten (in den von feurigem Freiheitsdrange durchwebten „Liedern der Gegenwart", Königsb. 1842, u. den „Censurflüchtigen", Zür. u. Winterthur 1843) Mißtrauen gegen den jungen Schriftsteller einflößten. Dieser gewann nun Muße, sich seinen literarischen Arbeiten hinzugeben, u. war nebenher mehrere Jahre hindurch als Dramaturg an der Königsberger Bühne thätig. Im J. 1853 übersiedelte er wieder nach seiner Vaterstadt, von der er sich 1862 trennte, um die Redaktion der „Ostdeutschen Zeitung" in Posen zu übernehmen. Er legte dieselbe aber noch in demselben Jahre nieder u. wandte sich, 1863 von einer Reise nach Italien zurückgekehrt, nach Leipzig, wo er seitdem die „Blätter für literarische Unterhaltung" u. die Revue „Unsere Zeit" leitet. G. ist ein glänzendes Talent von seltener Fruchtbarkeit u. Vielseitigkeit;

Nr. 3169. Rudolf Gottschall (geb. 30. Sept. 1823).

er bewegt sich auf dem Felde der Lyrik ebenso gewandt wie auf dem der epischen u. dramatischen Poesie; dabei nimmt er als Literarhistoriker u. ästhetischer Kritiker einen hervorragenden Rang ein u. entfaltet eine reiche publizistische Thätigkeit. Seine lyrischen Erzeugnisse („Gedichte", Hamb. 1849; „Neue Gedichte", Bresl. 1858; „Kriegslieder", Berl. 1871; „Janus, Kriegs- u. Friedenslieder", Berl. 1873 u. a.) zeichnen sich weniger durch Innigkeit u. Wärme, als durch idealen Schwung, rhetorisches Pathos, Farbenpracht u. schillernde Diktion aus, in welcher letzteren Beziehung er manchmal des Guten zu viel thut. Dieselben Mängel u. Vorzüge finden sich in seinen epischen Dichtungen wieder, von welchen wir außer seinem in den jungdeutschen Emanzipationsgelüsten wurzelnden Jugendversuche „Die Göttin. Ein hohes Lied vom Weibe" (Hamb. 1852) nennen: „Carlo Zeno" (Bresl. 1852; 2. Aufl. 1856) u. „Maja" (Bresl. 1864), ein farbiges Bild aus dem ind. Leben. Seine Erstlingsdramen haben sich — mit Ausnahme der „Lambertine von Méricourt" (1850) u. des „Ferdinand von Schill" (1850) — nicht auf der Bühne behauptet; Tendenz, Reflexion u. rednerischer Schmuck überwuchern darin allzusehr das Dramatische. Dagegen erhebt er sich in seinen späteren Stücken oft zu großer dramatischer Kraft. Die Tragödien „Mazeppa", „Katharina Howard" u. „Bernhard von Weimar", sowie die feinen Intriguenlustspiele „Pitt u. Fox" u. „Die Diplomaten" bekunden erhebliche Fortschritte in der Zeichnung der Charaktere, in der Führung der Handlung u. der bühnlichen Technik. Von seiner Vertrautheit mit letzterer legt er außerdem Zeugniß ab in seiner „Poetik" (2 Bde., Berl. 1858; 2. Aufl. Bresl. 1870), in welcher er eben so eifrig für die Berechtigung u. den Werth der modernen dichterischen Produktion eintritt, wie in seiner vielgelesenen Geschichte der neuesten deutschen Literatur: „Die deutsche Nationalliteratur im 19. Jahrh." (3 Bde., Bresl. 1865; 3. Aufl. 1872). Als geistreicher Essayist zeigt er sich in seinen „Portraits u. Studien" (4 Bde., Lpz.

1870 u. 71). Seit 1874 leitet er außer den oben erwähnten Unternehmungen eine Sammlung historischer Biographien unter dem Titel „Der neue Plutarch" (Lpz.). Eine Sammlung seiner dramatischen Werke erschien zu Leipzig (8 Bde., 1865—71).

Gottsched, Johann Christoph, hervorragender deutscher Schriftsteller, geb. 2. Febr. 1700 zu Judenkirch bei Königsberg, begann in Königsberg das Studium der Theologie, wandte sich aber bald der Philosophie u. Literatur zu u. eröffnete 1725 in Leipzig, wohin er im vorhergehenden Jahre übergesiedelt war, Vorlesungen über Philosophie u. Dichtkunst, die ihn in kurzer Zeit bekannt u. angesehen machten. In der dortigen Poetischen Gesellschaft, die ihn zu ihrem Senior ernannte u. der er 1727 unter dem Namen der „Leipziger deutschen Gesellschaft" eine größere Ausdehnung gab, wußte er sich einen lange Zeit maßgebenden Mittelpunkt für seine literarischen Reformbestrebungen zu schaffen. Diese bestanden zunächst in der Bekämpfung der überschwänglich geschmacklosen u. schwülstigen Schreibart, wie sie damals nach dem Muster der schlesischen Dichter Lohenstein u. Hoffmannswaldau in der deutschen Poesie vorherrschte, u. in der bewußten Pflege einer natürlichen, verständigen u. korrekten Ausdrucksweise. Sein festes u. konsequentes Eintreten für die franz. Vorbilder, an welche er die Neugestaltung der deutschen Literatur angelehnt wissen wollte, hatte denn auch die Verdrängung jenes unnatürlichen u. überspannten Tones, in welchem sich die Schlesier gefielen, zur Folge. G. schwang sich allmählich zu einer Art von diktatorischem Machthaber innerhalb der literarischen Republik in Deutschland auf u. erwarb sich, unterstützt von der Achtung, welche man seiner beherrschenden Persönlichkeit entgegenbrachte, große Verdienste um die Reinigung der deutschen Sprache u. Diktion. Die schroffe Einseitigkeit aber, mit der er dieses Streben nach Korrektheit unter Hintansetzung der poetischen Innerlichkeit u. Naturwüchsigkeit verfolgte, die geistlose Nüchternheit, die er in seinen eigenen, als Musterdichtungen angepriesenen Versuchen hervorkehrte, die übermüthige Selbstgefälligkeit, mit welcher er jede unabhängig von ihm auftauchende Regung niederzuhalten suchte, waren nicht geeignet, seinen Thron zu befestigen, riefen vielmehr eine Gegenbewegung hervor, die unter Führung der Schweizer Bodmer (s. d.) u. Breitinger (s. d.) seiner Förmlichkeit u. Steifheit das Natürliche, seinen franz. Mustern die englischen entgegenstellte u., nach heftiger Fehde zwischen den Gottschedianern u. den Schweizern, mit dem Sturze des Diktators endigte. In seinem Hauptwerke, der „Kritischen Dichtkunst" (zuerst u. d. Tit. „Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen, darin erstlich die allgemeinen Regeln der Poesie, hernach alle besonderen Gattungen der Gedichte abgehandelt u. mit Exempeln erläutert werden, überall aber gezeigt wird, daß das innere Wesen der Poesie in einer Nachahmung der Natur bestehe", Lpz. 1730), stellte er die Dichtkunst lediglich als Verstandesthätigkeit, das Dichten selbst als erlernbar, den Dichter als einen Virtuosen dar, der nach gewissen, von G. aufgeführten Regeln die Natur mit größerer od. geringerer Fertigkeit nachahme — eine flache Theorie, der die Ansicht der Gegner, daß die Poesie eine schöpferische, der Natur ähnliche, aus der Phantasie, nicht aus dem Verstande stammende Kraft sei, mit Erfolg gegenübertrat. Dennoch hat er sowol durch die „Kritische Dichtkunst" als durch die „Ausführliche Redekunst" (Hann. 1728), die „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst" (Lpz. 1748), die Zeitschriften „Die vernünftigen Tadlerinnen" (2 Bde., Halle u. Lpz. 1725—26) u. „Der Biedermann" (Lpz. 1727) u. die noch für die heutige Forschung wichtigen Sammel- u. Quellenwerke „Beiträge zur kritischen Historie deutscher Sprache, Poesie u. Beredsamkeit" (8 Bde., Lpz. 1732—44), „Deutsche Schaubühne nach den Regeln u. Exempeln der Alten" (6 Bde., Lpz. 1742 bis 1745) u. „Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst" (2 Thle., Lpz. 1757—65) sehr viel zur Hebung des Geschmacks, zur Ermunterung der literarischen Thätigkeit, ja zur Erweckung des nationalen Bewußtseins beigetragen. Auch seine praktischen Bemühungen für das deutsche Theater sind verdienstlich. Er verwies im Verein mit der Schauspielerin Karoline Neuber den Hanswurst von der Bühne (1737) u. machte durch Bekämpfung des in sinnliche Aeußerlichkeiten ausgearteten Opernwesens der ernsten dramatischen Muse Bahn. Seine eigenen Dramen waren zwar mit ihrem gezierten, gespreizten, alles Ausschweifende vermeidenden Tone ganz nach dem Geschmacke der damaligen Gesellschaft, sind aber nichts als schwächliche, geist- u. phantasielose Zerrbilder der franz. Stücke; hiervon ist auch sein am meisten genanntes Trauerspiel „Der sterbende Cato" (Lpz. 1732) nicht auszunehmen. G., der seit 1730 als außerord. Prof. der Philosophie u. Dichtkunst, seit 1734 als ord. Prof. der Logik u. Metaphysik in Leipzig wirkte, starb daselbst, nachdem er sich schon lange vor seinem Tode überlebt hatte, 12. Dez. 1766. —

Nr. 3170. Joh. Christoph Gottsched (geb. 2. Febr. 1700, gest. 12. Dez. 1766).

Seine geistvolle Gattin Luise Adelgunde Victorie **G.**, geb. Kulmus, geb. 11. April 1713 zu Danzig, seit 1735 mit G. verheirathet, unterstützte mit rastlosem Eifer die Reformbestrebungen ihres Mannes, dem sie aber an Scharfsinn, Witz u. Geschmack bei weitem überlegen war. Sie starb bereits 26. Juni 1762 zu Leipzig. Sie stand ihrem Manne fleißig in dem Bestreben zur Seite, der gebildeten deutschen Gesellschaft die franz. Literatur nahe zu bringen, u. bearbeitete Stücke von Voltaire, Molière, Des Touches, aber auch einige engl. Dramen für das deutsche Theater. Ihre eigenen Tragödien „Aurelius" u. „Panthea" fanden Anklang, überragen aber die dramatischen Arbeiten jener Zeit in keiner Beziehung. Bedeutenderes leistete sie in ihren Lustspielen („Die Hausfranzösin", „Das Testament", „Der Witzling" u. a.), in welchen sie gewisse Schwächen der Zeit witzig geißelt, oft freilich auch mit plumper Uebertreibung karikirt. Weit mehr Interesse als ihre schriftstellerischen Arbeiten nehmen ihre „Briefe" in Anspruch (herausgeg. von Frau v. Runkel, 3 Bde., Dresd. 1771). Vgl. Danzel, „G. u. seine Zeit" (Lpz. 1848).

Göttwich od. Göttweig, eine im J. 1072 vom Passauer Bischof Altmann gestiftete Benediktinerabtei, im Erzherzogthum Oesterreich an der Donau gelegen, die sonst wegen ihres großen Reichthums „das Stift zum klingenden Pfennig" genannt wurde. Im Mittelalter auch durch die literarische Thätigkeit der Mönche berühmt, steht sie noch heute ihrer reichen Bibliothek u. ihrer werthvollen Sammlungen halber in großem Rufe. Das von Gottfried v. Bessel herausgegebene, von Franz Jos. v. Hahn aber bearbeitete „Chronicon Gottwicense" (Tegernsee 1732, 2 Bde.) wurde für die Bearbeitung der Geographie Deutschlands epochemachend.

Götz von Berlichingen, s. „Berlichingen".

Götze, Joh. Melchior, lutherischer Theolog, bekannt durch seinen Streit mit Lessing, geb. 16. Okt. 1717 zu Halberstadt, studirte zu Jena u. Halle Theologie u. kam 1755 als Hauptpfarrer an die St. Katharinenkirche in Hamburg, nachdem er zuvor in Aschersleben u. Magdeburg Prediger gewesen war. Im Januar 1768 wurde Lessing, der Ostern zuvor nach Hamburg gekommen war, mit G. bekannt u. zollte Anfangs der persönlichen Würde u. Gelehrsamkeit desselben, der bes. auch als Bibliograph ausgezeichnet war, alle Achtung. Die Herausgabe der sog. „Wolfenbüttler Fragmente" (s. d.), welche Lessing 1774

begann, zog ihm außer anderen auch die scharfen Angriffe G.'s zu, der durch die Fragmente das Ansehen der Bibel u. den Volksglauben gefährdet sah. Lessing antwortete seit 1778 durch eine Reihe von Streitschriften, deren berühmteste der „Antigöze" ist. Allerdings hatte G. seinen Gegner vielfach ungerecht beurtheilt (so bes. in den Schriften „Lessing's Schwächen" u. in den „freiwilligen Beiträgen"). Andererseits aber ging auch Lessing in der Hitze des Streits entschieden zu weit. Es wäre ungerecht, wollte man G. auf Grund der Schriften Lessing's für nichts weiter als einen finsteren Eiferer ansehen; er glaubte sich im Gewissen verbunden, auf die bedenklichen Folgen der „Fragmente" hinzuweisen, u. nicht gegen die freie Forschung überhaupt war sein Widerspruch gerichtet, sondern nur gegen den Mißbrauch derselben vor dem urtheilslosen Volke. G. starb 19. Mai 1786 zu Hamburg.

Götze u. Götzendienst. Götze heißt in weiterem Sinne jeder Gegenstand der Anbetung außerhalb des wahren (geistigen) Gottes. Ueber die verschiedenen Stufen der Vorstellung von solchen „falschen" Göttern s. „Gott". Im engeren Sinn versteht man unter einem G.n od. Götzenbild eben ein zur Anbetung bestimmtes Machwerk von Stein, Holz, Metall 2c., in der Regel mit dem Nebenbegriff des willkürlich Ausgedachten u. dabei Formlosen u. Unschönen. So redet man wol von G.n der Inder, Chinesen 2c. mit ihrer geschmacklosen Vermischung der Formen, z. B. mehreren Köpfen, Armen u. Beinen; dagegen von Götterbildern der Griechen u. Römer, sofern diese den Menschenleib in künstlerischer Vollendung darstellten. Für die Bibel allerdings fallen alle diese Bilder unter den Begriff des Götzendienstes; höchstens unterscheidet sie den Bilderdienst (als Verehrung des wahren Gottes unter einem Bilde, z. B. dem des Stieres) von dem eigentlichen heidnischen Götzendienst. Für das Christenthum trat die Bekämpfung des Götzendienstes natürlich Anfangs eben so in den Vordergrund, wie für die jüdischen Propheten bis zum Exil. Das Neue Testament faßt den Götzendienst in der Hauptsache als eine Verehrung des Geschöpfes statt des Schöpfers; noch lange galten in der christl. Kirche die Götter der Heiden als dämonische Wesen, zu deren Vertreibung man sich des Weihrauchs bediente, bis sie sich in der Volkssage, im Märchen verloren. In neuerer Zeit unterscheidet man zwischen grobem u. feinem Götzendienst u. versteht unter ersterem die wirkliche Anbetung willkürlich erwählter od. gefertigter Gegenstände bei heidnischen Völkern, unter letzterem (nach Luther's Erklärung zum 1. Gebot) jede Verirrung des religiösen Gefühls, in welcher der Christ irgend Etwas mehr liebt od. fürchtet als Gott. So redet man von dem Geld, der Sinnenlust 2c. als einem „Abgott", d. i. falschem Gott, u. bezeichnet das Trachten darnach als Abgötterei.

Götzen, Johann, Graf v., kaiserl. General im Dreißigjährigen Kriege, einer niedersächs., noch heute in Oesterreich u. in Preußisch-Schlesien blühenden Adelsfamilie angehörig, geb. 1599, diente seit 1625 im kaiserl. Heere, in welchem er schnell die höheren militärischen Rangstufen erstieg. Von Wallenstein zum Obersten u. zum Statthalter von Rügen ernannt, schlug er 1631 ein schwed. Corps bei Kotbus u. wurde 1633 vom Kaiser zum Freiherrn erhoben. Im J. 1635 entschied er mit dem rechten Truppenflügel den Sieg bei Nördlingen, wofür er 16. Aug. 1635 den Reichsgrafenstand erhielt; dann vertrieb er die Schweden aus Würzburg u. 1636 den Landgrafen Wilhelm von Hessen aus Westfalen, vereinigte sich hierauf mit Hatzfeld, entsetzte mit diesem Leipzig u. verfolgte den General Banér bis nach Pommern. Im J. 1638 wandte sich das Kriegsglück gegen ihn; als er das vom Herzog Bernhard von Weimar belagerte Breisach entsetzen wollte, erlitt er eine völlige Niederlage u. mußte sich eine Untersuchung durch ein Kriegsgericht gefallen lassen, welches ihn aber 1641 freisprach. Im J. 1643 nahm G. den Schweden fast ganz Schlesien ab. Im folgenden Jahre focht er gegen den Fürsten Rakoczy in Ungarn u. Siebenbürgen, bis der Einfall Torstenson's ihn nach Böhmen rief; dort fiel er in der Schlacht bei Jankowitz 24. Febr. 1645.

Götzinger, Max Wilhelm, verdienter deutscher Grammatiker u. Literarhistoriker, geb. 14. Nov. 1799 in Neustadt bei Stolpen im Königreich Sachsen, studirte in Leipzig Theologie, wandte sich aber dann mehr dem Studium der deutschen Sprache u. Literatur zu, wurde 1827 Lehrer dieser Fächer am Gymnasium zu Schaffhausen u. gleichzeitig Professor am Kollegium daselbst u. starb 2. Aug. 1856 im Bad Oynhausen. Seine grammatischen Lehrbücher wie seine Anthologien deutscher Dichter haben mit Recht weite Verbreitung gefunden u. behaupten noch heute ihren Werth; die namhaftesten unter ihnen sind: „Die Anfangsgründe der deutschen Sprachlehre" (Lpz. 1825—27; 12. Aufl. 1873); „Die deutsche Sprache u. Literatur" (2 Bde., Stuttg. 1836—39); „Dichtersaal" (Lpz. 1832; 7. Aufl. 1870); „Deutsche Dichter" (2 Thle., 4. Aufl., Lpz. 1863); „Stilschule zu Uebungen in der Muttersprache" (2 Thle., Schaffh. 1854—55; 2. Aufl. 1861 u. 67) 2c.

Gouachemalerei (spr. Guasch), vom franz. gouache, ital. guazzo, Deckfarbe (s. d.), ist die Malerei, welche sich der undurchsichtigen od. deckenden Farben bedient, wobei ein harziges, in kaltem Wasser auflösbares Bindemittel angewendet wird. Die G. hat den Nachtheil, daß sie weder lackirt noch abgewaschen werden kann, auch bei sehr trockener Luft leicht abblättert.

Gouda (spr. Gauda), Stadt in der niederländ. Provinz Südholland, mit 15,524 E. an der Yssel u. Gouwe, 2½ M. im NO. von Rotterdam gelegen, ist ansehnlich gebaut, hat den größten Marktplatz mit einem im goth. Stil gebauten Rathhause, in der St. Janskirche (erbaut 1555—1603) ein hervorragendes Denkmal des Renaissancestils, eine werthvolle Stadtbibliothek, ein Gymnasium u. beträchtlichen Flußhandel mit Getreide, Butter u. Käse. Die Fabrikation von Thonpfeifen, in welcher G. ehemals die erste Stelle in Holland einnahm, hat sehr abgenommen.

Goudelin, s. „Godolin".

Goudimel, Claude (spr. Gudimel, Klohd), ein berühmter Tonmeister des 16. Jahrh., geb. wahrscheinlich 1510 in der Franche-Comté. Von seiner Jugend- u. Bildungsgeschichte weiß man nichts; von der Tüchtigkeit seiner Bildung auch in anderen Fächern als der Musik zeugen seine eleganten lat. Episteln an seinen Freund, den Humanisten Paulus Melissus (abgedr. in dessen Gedichten). 1540 stand er in Rom einer von ihm gegründeten Musikschule vor, in die u. A. Palestrina als sein Schüler eintrat. 1555 sehen wir ihn in Paris, wo er eine Notendruckerei, aber nur ein Jahr lang, betrieb. Um 1562 trat er zur Reformirten Kirche über. Diese Religionsveränderung büßte er bei der Verfolgung der Protestanten in Lyon 24. Aug. 1572 mit dem Tode. — Von G.'s Kompositionen, theils in Sammlungen, theils in selbständigen Drucken u. theils als Manuskript in röm. Kirchen vorhanden, sind hervorzuheben seine 1565 zu Paris erschienenen vierstimmigen Psalmen (auf die französische Uebersetzung von Clément Marot u. Théodore de Bèze), bei den Reformirten in Frankreich noch jetzt im Gebrauch u. durch Ambrosius Lobwasser's deutsche Uebersetzung auch den deutschen Reformirten zugänglich geworden, die sie gleichfalls noch jetzt singen. Einige der Melodien haben auch die Lutheraner angenommen, z. B. die zu den Choralen „Wenn wir in höchsten Nöthen sein", „Herr Gott, dich loben wir" u. „Freu' dich sehr, o meine Seele".

Goujon, Jean (spr. Guschong, Schang), der bedeutendste franz. Bildhauer des 16. Jahrh., über dessen Lebensumstände wir aber nicht unterrichtet sind; er soll 1572 gestorben sein. Daß er seine künstlerische Ausbildung in Italien erhalten habe, dafür spricht der Charakter der uns erhaltenen Werke, namentlich ein ungemein zierlicher, dem römischen nachgebildeter Faltenwurf. In die erste Zeit des Meisters (1541—44) fallen einige im Louvre noch vorhandene Reliefs vom Lettner der Kirche St. Germain l'Auxerrois (die vier Evangelisten u. die Grablegung Christi), die in einem sehr edlen Reliefstil gearbeitet sind. Bekannter u. von großer Anmuth u. Zierlichkeit noch sind die um 1550 entstandenen Reliefs an der Fontaine des Innocents in Paris, jetzt im Louvre, wo sich auch sein Marmorbild einer ruhenden Diana befindet. Ferner schreibt man ihm neben anderen kleineren Skulpturen das Grabmal des Gemahls der Diana von Poitiers in der Kathedrale von Rouen zu. An der Erbauung des Louvre nahm G. in Gemeinschaft mit Pierre Lescot Theil. Vergl. „Oeuvre de J. G. gravé au trait d'après ses statues et ses basreliefs, par Reveil" (Par. 1844).

Gould, Benjamin Apthorp, amerik. Astronom, ist 27. Sept. 1824 zu Boston geboren. Im Anfange seiner Laufbahn als astronom. Assistent bei der Küsten-Messung der Verein. Staaten beschäftigt, wurde er bald Mitglied der Royal Society in London u. ist seit 1856 Direktor der Dudley Sternwarte zu Albany im Staate New-York. Er hat sich besonders Verdienste erworben durch seine sinnreichen Messungen der Elektrizitätsgeschwindigkeit auf den Telegraphenlinien zwischen Pittsburg u. St. Louis, sowie durch viele astronomische Berechnungen von Planeten- u. Kometenbahnen.

Gounod (spr. Gunoh), Charles François, der hervorragendste franz. Komponist der Jetztzeit, geb. 17. Juni 1818 zu Paris, erhielt seine musikalische Bildung auf dem dortigen Konservatorium;

Zimmermann, Anton Reicha, Lesueur u. Halévy waren seine Lehrer, auch Paër stand ihm mit Rath zur Seite. Nachdem er 1839 den Kompositionspreis davon getragen, machte er auf Staatskosten die vorgeschriebene Reise nach Italien, wo ihn besonders das Studium der Kirchenmusik beschäftigte, für die er immer eine Vorliebe gehegt hatte, welcher auch später noch mehrere Messen, wie das Oratorium „Tobias", ihre Entstehung verdankten. Als er indessen 1843 aus Italien über Wien nach Paris zurückgekehrt war, wo er die Stelle eines Kapellmeisters an der Kirche der Missions étrangères erhielt, übte doch größere Anziehungskraft auf ihn die Große Oper aus, zu welcher Pauline Garcia-Viardot ihm den Zugang eröffnet hatte. 1851 kam seine erste Oper, „Sappho", auf der genannten Bühne zur Aufführung u. 1854 folgte ebendort „La Nonne sanglante", hatten aber eben so wenig nachhaltige Wirkung wie seine Musik zu den Chören von Ponsard's Tragödie „Ulysse", welche 1852 im Théâtre français aufgeführt wurde, u. wie die 1858 im Théâtre lyrique gegebene Oper „Le Médecin malgré lui". Dagegen schlug der 1859 im Théâtre lyrique zuerst gegebene „Faust" nicht nur in Paris vollständig durch, sondern machte von dort aus seinen Rundgang über alle Bühnen der civilisirten Welt u. hat sich bis auf den heutigen Tag mit ungeschwächter Popularität

Nr. 3171. Charles François Gounod (geb. 17. Juni 1818).

erhalten, während wiederum die nun folgenden Opern „La Colombe" (1860) u. „Philémon et Baucis" gar keinen u. 1862 „La Reine de Saba (in der Großen Oper) u. 1864 „Mireille" (im Théâtre lyrique) höchstens einen Achtungserfolg errangen. Erst die letzte Oper G.'s, „Roméo et Juliette" (1867) fand wieder Anklang u. ist auch außerhalb Frankreichs gegeben worden, ohne sich aber so fest einzubürgern wie der „Faust". Während des letzten Deutsch-franz. Krieges ging G., der inzwischen zeitweilig Dirigent des Orphéon de Paris (eines Männergesangvereins) u. Direktor der Normalgesangschule in Paris gewesen war, nach London, wo er noch gegenwärtig lebt.

Gourgaud (spr. Gurgoh), Gaspard, Baron, franz. General, geb. zu Versailles 14. Sept. 1783, trat 1802 als Leutnant in die Artillerie ein u. focht mit Auszeichnung in den Feldzügen Napoleon's, dessen Generaladjutant er während der Hundert Tage war u. den er auch nach St. Helena begleitete; doch zwang ihn 1818 sein Gesundheitszustand, den Kaiser zu verlassen. Im J. 1830 trat er wieder in die Armee ein, erhielt 1835 den Rang eines General-Leutnants, als welcher er den persönlichen Dienst beim König versah, u. wurde im Februar 1848 Oberst der ersten Legion der Pariser Nationalgarde. Unter Ludwig Philipp war er Mitglied der Pairskammer u. 1849 der Gesetzgebenden Versammlung, u. starb zu Paris 26. Juli 1852. G. schrieb: „Récit de la campagne de 1815" (Par. 1818); mit dem General Montholon die „Mémoires de Napoléon à Ste. Hélène" (ebd. 1823, 8 Bde.) u. „Napoléon et la grande armée en Russie" (ebd. 1825, 2. Aufl. 1827). Sein „Examen critique" der Ségur'schen Geschichte des Feldzuges von 1812 veranlaßte ein Duell zwischen ihm u. dem letzgenannten General u. verwickelte ihn auch in eine literarische Fehde mit Walter Scott.

Gourmand (franz., spr. Gurmang), eigent. ein gefräßiger Mensch, dann in milderer Bedeutung ein Liebhaber der Tafelfreuden, ein Feinschmecker. **Gourmandise** (spr. Gurmangdihs), Gefräßigkeit, Leckerhaftigkeit, Feinschmeckerei, in der Mehrzahl **Gourmandises** (spr. Gurmangdih's), s. v. w. Leckerbissen.

Gouvernante (spr. Gu—), Erzieherin. **Gouvernement** (spr. Guvernemang), engl. government, Verwaltungsbezirk eines Statthalters, häufiger die Staatsverwaltung, die Regierung od. Regierungsform. **Gouverneur** (spr. Guvernöhr), Erzieher, bes. in fürstl. Familien. Sodann ist G. der Titel für den Höchstkommandirenden in einer großen Festung. Auch in offenen Städten hat man hier u. da G e, die aber in diesem Falle mehr einen Ehrenposten bekleiden. Neben u. unter dem G. besteht in großen Festungen zuweilen noch die Stelle eines Kommandanten, doch sind die Funktionen beider ziemlich gleichbedeutend, nur ist der Rang des G.'s höher. **Governor** (engl.) nennt man in England vorzugsweise den Statthalter einer Provinz.

Governor's Island (spr. — Eiländ), eine 70 Acres Oberfläche enthaltende u. durch das Fort Columbus stark befestigte Insel in der oberen Bai von New-York vor der Mündung des Hudson.

Govone, Giuseppe, ital. General, geb. 19. Nov. 1825 zu Isola d'Asti in Piemont, nahm 1848 am Kriege gegen Oesterreich unter dem Oberbefehl Lamarmora's Theil u. machte den Krimkrieg 1855 mit Auszeichnung mit. Im ital. Feldzug 1859 fand er keine Gelegenheit hervorzutreten. Doch glänzte er 1866 als Kommandant der 9. Division durch seine tapfere u. besonnene Haltung in der Schlacht von Custozza, nachdem er vor dem Ausbruch des Krieges als militärischer Unterhändler den Abschluß des preuß.-ital. Bündnisses zu Stande gebracht hatte. Seit 1866 Leiter des Generalstabes, übernahm er im Dez. 1869 das Kriegsministerium, das er jedoch nur bis zum Sept. 1870 führen konnte. Von einem Gehirnleiden ergriffen, starb er zu Alba 25. Jan. 1872.

Gower (spr. Gauer), John, ein für die Entwickelung der engl. Sprache u. Literatur wichtiger Dichter, stammte aus einer wohlhabenden ritterbürtigen Familie, die vermuthlich zur Zeit der normannischen Eroberung nach England gekommen war; sein Geburtsjahr steht nicht fest, doch darf es um 1325 angenommen werden; G. war in mehreren Grafschaften begütert, besonders in Kent, daher nennt er sich Junker (Esquire) von Kent. Anfänglich ein Anhänger Richard's II. u. von diesem durch Gunstbeweise ausgezeichnet, verließ er, streng konservativ gesinnt, doch dessen Partei, als er erkannte, wie Richard's leichtfertige Regierung den Bestrebungen Wiclef's u. der Emanzipation des untersten Standes Vorschub leiste, u. schloß sich dem Lancaster Heinrich von Derby, dem späteren König Heinrich IV., an. Seit 1401 erblindet, starb G. im Herbste 1408. Sein Grab befindet sich in der St. Johanniskapelle der Stiftskirche St. Mary Overies in London. — G. trat als Dichter zuerst mit Balladen in franz. Sprache auf. Sein Hauptwerk aber ist ein großes allegorisch-moralisches Gedicht, dessen erster, verlorener Theil (Speculum meditantis) franz. geschrieben war; der zweite (Vox clamantis) ist lat. u. erst für den dritten (Confessio amantis) bediente sich G., durch des ihm befreundeten Chaucer (s. d.) Beispiel angeregt, der engl. Sprache. Die „Confessio amantis" (herausg. von Pauli, 3 Bde., London 1857) ist von untergeordnetem poetischen Werthe, wichtig hingegen als Sprachdenkmal u. dadurch, daß G., ein Mann von umfassendster Belesenheit, hier eine Unzahl verschiedener Geschichten u. Erzählungen zusammentrug u. so für die Dichter der Folgezeit eine ergiebige Stoffquelle wurde.

Goyaz (spr. Gojás), eine der Binnenprovinzen Brasiliens, mit 12,387 □M. u. 165,000 E. (1872), grenzt im N. an die Provinzen Pará, Maranhão u. Piauhy, im O. an Bahia u. Minas Geraes, an letztere auch im S., u. im W. an Matto Grosso, u. besteht vorzugsweise aus Plateaulandschaften, welche von der Serra dos Pyreneos u. der Cordillera Grande durchschnitten werden. Der größte Theil dieses Landes gehört zum Stromgebiet des Rio Tocantins, der als Rio Maranhão hier im Formosa See entspringt u. nach der Aufnahme des Rio Parannan bei Porto Real schiffbar wird. Der Rio Araguay, ein zweiter Quellfluß des Tocantins, bildet

die Westgrenze von G. Die südl. Landschaften werden vom Rio Paranahyba entwässert. Das Klima ist sehr trocken, deshalb finden sich nur in den Flußthälern u. besonders im W. ausgedehnte Waldungen. Die Hochebenen tragen fast durchaus den Charakter von Savannen, eignen sich aber nur theilweise zur Viehzucht. Die meisten Ansiedler wohnen an den Flüssen, vorzuglich am Tocantins. Die Abgeschlossenheit von der Küste, der Mangel an Verkehrswegen u. die geringe Schiffbarkeit der Ströme haben die materielle Kultur dieser Provinz sehr gehemmt. Für die Produkte fehlt es an Absatzgebieten, so lange noch nicht die Dampfschiffahrt auf dem Tocantins u. Araguay eröffnet ist. Die Goldgewinnung, vorzüglich in den von dem Itacolumit-Gebirge herabströmenden Flüssen, hat immer noch große Bedeutung, obgleich die meisten Minen schon erschöpft sind. Das Hauptgewerbe der Bevölkerung, unter der sich etwa 15,000 wilde Indianer befinden, besteht in der Viehzucht. Das unvermischte weiße Element ist in G. sehr schwach vertreten. — **G.**, Hauptstadt der Provinz u. Sitz eines Bischofs mit 8000 E., liegt an dem ehemals sehr goldreichen Rio Vermelho im S. des Landes. Die zweitgrößte Stadt der Provinz ist Meiaponte mit 2000 E.

Goyen, Jan van, niederländ. Landschaftsmaler, geb. 13. Januar 1596 in Leyden, lernte die Malerei bei mehreren wenig bekannten Künstlern, machte dann in jungen Jahren eine Reise durch Frankreich, wurde nachher noch ein Schüler des Esajas van der Velde in Leyden u. starb 1656 im Haag. Er stellte als tüchtiger Zeichner, aber mittelmäßiger Kolorist, vorzugsweise die einförmigen Sandflächen u. kahlen Flußufer seines Vaterlandes u. zwar meistens bei trüber Luft dar, so daß der melancholische Ton eines blassen u. fahlen Grüns in seinen Bildern vorherrscht, der dieselben häufig wie braun in Braun gemalt erscheinen läßt, wenn das Blau des Grün seine ursprüngliche Lebhaftigkeit verloren hat. Nur wenige haben eine kräftigere Beleuchtung u. ein lebhafteres Kolorit. Vier gute Bilder von ihm besitzt das Museum in Dresden. Bei der Ausstellung alter Meister aus Privatbesitz in Wien während der Weltausstellung hatte ein Sammler eine Kollektion von 25 Bildern dieses in neuester Zeit ganz besonders zu Werthschätzung gelangten Malers zur Ansicht gebracht.

Gozlan (spr. Goslang), Léon, franz. Schriftsteller, geb. zu Marseille 1. Sept. 1803, ward durch den Bankerott seines Vaters gezwungen, seine gelehrten Studien mit dem Handelsfache zu vertauschen. Nachdem er sich eine Zeit lang in Afrika aufgehalten hatte, kehrte er indessen zu seinen Studien zurück u. widmete sich seit 1828 der Schriftstellerei; er starb zu Paris 14. Sept. 1866. Die große Anzahl seiner Romane u. Novellen begann er mit den „Mémoires d'un apothicaire“ (1828); es folgten: „Le notaire de Chantilly“ (1836), „Les Méandres“ (1837), „Washington Levert et Socrate Leblanc“ (1837), „Le médecin du Pecq“ (1839), „Une nuit blanche“, „Rosemary“ u. „Le plus beau rêve d'un millionnaire“ (1840), „La dernière sœur grise“ (1842), „Aristide Froissard“ (1843), „Les châteaux de France“ (1844) u. viele andere. Außerdem schrieb G. noch folgende Theaterstücke: „La main droite et la main gauche“ (1842), „Notre-Dame des Abîmes et les cinq minutes du commandeur“ (1845), „La goutte de lait“ (1848), „La pluie et le beau temps“ (1861) ꝛc. Bis nach seinem Tode, wo man seinen Taufschein fand, hatte man G. für einen Juden gehalten.

Gozzi, Gasparo, Graf, ital. Schriftsteller, geb. zu Venedig 4. Dez. 1713, fand zuerst mit einigen Dramen, die er nach seiner Verheirathung mit der Dichterin Luise Bergalli (geb. 1703) für das von dieser geleitete Theater San Angelo geschrieben, nicht viel Beifall; dagegen erwarben ihm seine Abhandlungen u. die von ihm fast ganz allein geschriebene „Gazzetta Veneta“ bald den Ruf eines bedeutenden Kritikers u. des ausgezeichnetsten Stilisten Italiens. Längere Zeit war G. Censor u. Aufseher über die Druckereien in Venedig; seit 1774 erhielt er für den von ihm im Auftrage der venetian. Regierung ausgearbeiteten Plan zur Reform der Gelehrtenschulen ein Jahrgehalt. Er starb zu Padua 26. Dez. 1786. Unter seinen Schriften sind die hervorragendsten: „Giudizio degli antichi poeti sopra la moderna censura di Dante etc.“ (Ven. 1758); „Osservatore veneto periodico“ (ebd. 1768, neue Ausg. Mailand 1827, 2 Bde.) u. „Lettere famigliari“ (Ven. 1755, neue Ausg. 1808, 2 Bde.). Seine gesammelten Werke erschienen in Venedig 1794—98 in 12 Bdn. u. in Bergamo 1825—29 in 20 Bdn. — Sein als Lustspieldichter bekannter Bruder Graf Carlo **G.**, geb. zu Venedig im März 1722, war der Hauptvertreter der Commedia dell' arte u. gerieth deswegen mit Goldoni (s. d.) in eine heftige u. lange Fehde. Er benutzte als Grundlage für seine Stücke, die er für die Gesellschaft des Harlekins Sacchi schrieb u. die damals, wenn auch nicht auf lange Zeit, den größten Anklang fanden, Volksmärchen u. phantastische Erzählungen, wie z. B. die von „Turandot, Prinzessin von China“, welche Schiller für die deutsche Bühne bearbeitete, wandte sich aber 1771 aus Interesse für die Schauspielerin Ricci von dieser Richtung ab u. übersetzte fortan franz. u. andere Stücke. Er starb in seiner Geburtsstadt 4. April 1806. Eine von ihm selbst veranstaltete Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien in 10 Bdn. 1792 zu Venedig. Seine dramatischen Werke sind von Werthes ins Deutsche übersetzt (Bern 1795, 5 Bde.), seine Märchen von Streckfuß bearbeitet (Berl. 1805). Vgl. G.'s „Memorie inutile della sua vita“ (Ven. 1797, 3 Bde.).

Gozzo, britische Insel im Mitteländ. Meere, durch eine 3/4 M. breite Meerstraße von Malta getrennt, hat einen Flächeninhalt von 1,7 □M. u. 12,000 E. u. besteht aus einem etwa 150 m. hohen Kalksteinplateau, das fruchtbar an Getreide u. Baumwolle ist u. sich auch für die Viehzucht eignet. In dem umliegenden Meere werden blutstillende Schwämme gefischt. Der Hauptort der Insel, Rabato, ist befestigt; an der Südküste liegt das Fort Chambray, die Sommerresidenz des Gouverneurs.

Gozzoli, Benozzo, einer der besten Maler der Florentinischen Schule des 15. Jahrh., geb. 1424, schloß sich an Angelico da Fiesole an, dessen bedeutendster Schüler u. Gehülfe er wurde, obgleich er im späteren Leben dessen tiefe Frömmigkeit sich keineswegs zum Vorbild nahm, vielmehr als der erste unter den italienischen Malern erscheint, der seine Freude an der Schönheit der Erde u. des Erdenlebens hat. Mit seinem Meister ging er nach Rom u. Orvieto, wo er um 1447 sich an den Fresken in der Kapelle di San Brizio betheiligte, dann aber, als Fiesole von dieser Arbeit zurücktrat, zur Fortsetzung derselben nicht würdig erachtet wurde. Und wol mit Recht, wenn nämlich seine Arbeiten in Orvieto nicht besser waren als die im J. 1450 zu Montefalco bei Foligno von ihm ausgeführten Fresken, die sehr flüchtig gearbeitet sind. Auf einer bedeutend höheren Stufe künstlerischer Entwickelung finden wir ihn aber (von 1459 an) im jetzigen Palast Riccardi in Florenz, wo er in einer Kapelle den Zug der heil. drei Könige nach Bethlehem in einem höchst interessanten Bilde darstellte, welches wol mit Recht für sein schönstes, künstlerisch reifstes gehalten wird. Von großer Schönheit ist ebenfalls die 1461 gemalte Madonna, von Heiligen umgeben (jetzt in der Nationalgalerie in London), während wiederum die seit 1464 in der Kirche S. Agostino zu San Gimignano u. in benachbarten Städten gemalten Fresken deutliche Spuren von Uebereilung u. handwerksmäßiger Behandlung an sich tragen. Auf die volle Höhe seines Talentes aber erhob er sich wieder, als ihm 1469 der Auftrag wurde, die Wandgemälde im Camposanto zu Pisa fortzusetzen. An diesen 24 Darstellungen aus dem Alten Testament, dem Hauptwerke seines Lebens, arbeitete er, wenn auch mit Unterbrechung, bis 1485. Das schönste Bild dieses Cyklus ist unstreitig die Darstellung der Weinlese u. Trunkenheit Noah's (mit der bekannten Figur der Vergognosa di Pisa), obwol sie bereits die ihm nachher so verderblich gewordene Lust an Nebendingen zeigt, welche die einheitliche Wirkung stören; aber Schönheit der Form u. Wahrheit des Ausdrucks zeugen in fast allen Bildern von der hohen Begabung des Künstlers. Auch erwiesen sich die Pisaner, denen dieses Werk zunächst zugute kam, auf eigene Weise dankbar: schon 1478, bevor noch die Gemälde vollendet waren, wiesen sie ihm dort im Camposanto seine künftige Ruhestätte als Ehrengeschenk an. Noch längere Zeit nach 1485 blieb G. in Pisa, nahm aber dann seinen Aufenthalt in Florenz; das Jahr seines Todes (nicht vor 1496) ist unbekannt.

Grab u. Grabdenkmal. Der Wunsch, die Grabstätte der Todten äußerlich zu bezeichnen, fand in den ältesten vorchristlichen Zeiten seinen natürlichen Ausdruck in einer über dem Grabe errichteten Erhöhung, einem Grabhügel, der aus Erd- od. Steinhaufen bestand u. in denen man bei Aufdeckung die Skelette in verschiedenen Stellungen mit Urnen, Schmuck u. andern Beigaben fand. Außer diesen Hügeln finden sich aber auch einzelne aufrecht gestellte Steine ohne alle Buchstabenzeichen, wie z. B. die im skandin. Norden dem Andenken der Helden errichteten Bautasteine od. Menhirs (s. Bd. III, Nr. 2459). Wo aber Felsen u. Berge vorhanden sind, da werden sie zu Grabkammern od. Felsengräbern ausgehöhlt, in denen die Asche des Verstorbenen beigesetzt wird.

Nr. 3172. Leichenbestattung zur Bronzezeit.

Nr. 3173. Grabstätte aus der Steinzeit.

Nr. 3174. Geöffnetes Grab aus der Bronzezeit.

Nr. 3175. Buddhistischer Begräbnißplatz.

Nr. 3176. Grab zu Telmessos.

Nr. 3177. Etruskisches Grab.

Nr. 3178. Friedhof bei Kairo.

Nr. 3179. Todtenhöhle im Kaimani-Gebirge auf Neu-Guinea.

Nr. 3180. Grabmal Hadrian's in Rom.

So insbesondere in Aegypten, wo das reiche Felsenmaterial nicht blos zur Erbauung der Pyramiden (s. d.) führte, sondern auch zu den in den Felsen gehauenen, oft unterirdischen Anlagen **Hypogeen**, die den Nil entlang überall an der Libyschen Bergkette u. unter den angrenzenden Sandfeldern liegen und von förmlich labyrinthischer Anordnung sind. In größeren Dimensionen angelegt sind die dortigen Gräber der Könige in dem Thale oberhalb der Nekropole von Theben, mit breiten, abwärts führenden Gängen u. großen, durch Pfeiler gestützten Kammern. Bei den ältesten asiatischen Völkern (Assyrern u. Chaldäern) findet man besonders als Massengräber Hügel mit den darin hoch aufgestapelten wannenförmigen Sarkophagen, bei den Babyloniern, Medern u. Persern pyramidalische Grabbauten u. Felsengräber mit Façaden. Bis in die neueste Zeit pflegten die Orientalen über die Gebeine ihrer Herrscher kostbare Bauten zu errichten (s. Cyrusgrab unter „Baukunst" Bd. II, S. 395, Nr. 1305).

Die Grabmale der **Griechen** u. griech. Kolonien hatten entweder, besonders in der heroischen Zeit, die einfache Form von Grabhügeln, an ihrem Fuße oft mit einer 1—1½ m. hohen Futtermauer u. inwendig mit einer Grabkammer versehen, oder es waren unterirdisch angelegte, auch wol in den Fels gehauene Grabkammern, deren Vorhandensein u. Lage zuweilen eine Tempelfaçade an der Felswand ankündigt, wie z. B. bei einem Grabmal zu Myra in Lykien, das an der Vorderseite noch eine Nachbildung der Holzkonstruktion zeigt, od. bei dem zu Telmessos, das schon die durchgebildete ionische Säulenordnung aufweist (Fig. 3176). Oder endlich es waren bei Massengräbern labyrinthische Kammern u. Gänge im Gestein des Bodens, wie die Labyrinthe zu Nauplia, bei Knossos u. auf Lemnos. Aus jener ursprünglichen Form der Grabhügel u. ihrer kreisförmigen od. viereckigen Untermauerung u. der darüber sich erhebenden Pyramide erwuchs dann die prachtvolle, in den Ländern griech. Kolonien u. in Syrien weitverbreitete Form eines sog. **Mausoleums**, zu welcher das bekannte, von der Königin Artemisia ihrem Gemahl Mausolus in Halikarnaß errichtete Denkmal das Vorbild gab. Solche Mausoleen besitzt zwar das Mutterland der Griechen nicht, aber dafür ist es desto reicher an größeren od. kleineren Grabpfeilern (Stelen), die von einem den Stirnziegeln der Tempel ähnlichen Schmuck bekrönt u. an der Vorderseite mit einem Bildwerk, meistens einer Abschiedsscene, versehen sind.

Großen Luxus in der Ausstattung der Gräber u. Grabdenkmale trieben die **Etrusker**, deren Todtenkammern in der Regel reiche Fundgruben für Kunstwerke mancherlei Art sind (Fig. 3177). Auch sie hatten Anfangs die Form von Hügeln mit rundem Unterbau. Die großartigste Anlage dieser Art ist unstreitig die sog. **Cucumella** (d. h. Kesselchen) bei Vulci, ein Erdhügel von etwa 60 m. im Umfang u. 14 m. Höhe, innerhalb des Walles mit zwei etwa 10 m. hohen Thürmen, die, ohne Mörtel sehr roh aufgebaut, wahrscheinlich die das Monument bekrönenden Figuren trugen. Ganz ähnlicher Konstruktion ist das bekannte sog. Grabmal der Horatier u. Curiatier bei Albano, eine wahrscheinlich im Anfang der Kaiserzeit entstandene Nachahmung jener etruskischen Denkmale. Zahlreich sind die mit einer Façade versehenen etruskischen Grabkammern in Felswänden, dergleichen man in der Nähe von Viterbo in den Todtenstätten von Norchia u. Castel d'Asso (Abb. s. unter „Baukunst" Bd. II. S. 401 Nr. 1316) findet, wo die Seitenwände der Thäler ganz in eine Architektur von Façaden verwandelt sind.

Die **Römer** gingen, wie in ihrer ganzen Kunst, so auch im Gräberbau von den griech. u. etrusk. Formen aus. Ihre Gräber sind unterirdische Zellen, in den Fels gearbeitet, einzelne od. ausgedehnte Massengräber, wie die **Katatomben** (s. d.) von Rom, Neapel, Syrakus u. a., oder sog. **Columbarien** (s. d.). Ebenfalls in den Fels gehauen, aber mit einer Façade versehen, sind andere, wie das Grabmal der Familie Furia bei Tusculum. Wo sie als Denkmäler über der Erde erscheinen, ist ebenfalls das Prinzip einer kegelförmigen od. einer runden thurmartigen Anlage vorherrschend; so das Grabmal des Virgil am Posilipp bei Neapel, ein Kuppelgewölbe auf viereckiger Basis, u. das gleichfalls quadratischen Unterbau mit rundem Oberbau aufweisende Grabmal der Cäcilia Metella an der gräberreichen Via Appia bei Rom u. das der Plautier bei Tivoli; ein bloßer runder Thurm mit dorischem Fries ist dagegen bei Gaëta das Grabmal des Plancus; die drei letztgenannten stammen aus dem 1. Jahrh. vor Chr. Kolossale Bauten, in den Grundzügen ähnlich dem Mausoleum von Halikarnaß, waren in Rom die Mausoleen des Augustus u. des Hadrian, von denen letzteres (Fig. 3180), das jenen kleinasiatischen Bau noch überbieten sollte, jetzt den Kern der Engelsburg bildet. Daß aber die damaligen Römer auch in ägyptischer Weise den Nachruhm aufzufassen begannen, beweist die bekannte Pyramide des Cestius (aus der Zeit des Augustus), die an jeder Seite der Basis 30 m. mißt u. sich bis zu 37 m. erhebt. Sie besteht im Kern aus Gußwerk u. ist mit dicken Marmorplatten belegt. Dazu kommen noch viele kleinere Grabdenkmale von würfelförmigem Unterbau mit einem altarähnlichen od. tempelartig verzierten Aufsatz, od. von schlanker viereckiger Thurmgestalt, wovon wir noch in Deutschland ein sehr zierliches Beispiel in dem Denkmal der Secundiner zu Igel bei Trier aufzuweisen haben, das mit seiner Fülle von schwer zu deutenden Reliefs das Gepräge spätrömischen Stils an sich trägt.

Nr. 3181. Das Grab des heil. Sebald in der Sebalduskirche in Nürnberg.

Nr. 3182. Grabmal Friedrich Wilhelm's III u. der Königin Louise in Charlottenburg.

In der späteren Kaiserzeit wurde es allmählich immer mehr Sitte, die Grabmale in Form von Sarkophagen zu bilden, auf denselben die Figur des Verstorbenen liegend oder sitzend darzustellen u. die Seitenwände mit Reliefs aus dem Mythus des Bakchos, der Ceres, od. des Amor u. der Psyche in der Weise zu schmücken, daß die Idee der Unsterblichkeit irgend welchen Ausdruck fand. Diese verschiedenen Grabesformen behielten, wenigstens zunächst, auch die ältesten Christen bei. Sie hatten für die Massengräber ihre Katakomben u. für die Einzelgräber die Sarkophagform, die sie freilich häufig zu einem schlichten, rohen marmornen Kasten machten u. in od. an den Kirchen aufstellten, überbaut mit einem Dache od. Baldachin; od. sie errichteten Grabkirchen, die theils als Einzelgrab, theils als Massengräber dienten. Die Hauptform blieb aber immer die kasten=

ähnliche, rechteckige Form des Sarkophags, die in der späteren romanischen Kunst meistens nach den Füßen zu schmäler u. an den Schultern am breitesten wurde. In der gothischen Zeit dagegen wurde wieder die rechtwinklige Form des Sarkophags die vorherrschende. Man kann also für die ganze Zeit des Mittelalters die Klassen der Grabdenkmäler etwa so scheiden, daß sie entweder Sarkophage, meist auf Stufen stehend, mit od. ohne ornamentalen Schmuck sind u. mit od. ohne liegende Statue, wie z. B. der auf einem Piedestal stehende Sarkophag Kaiser Friedrich's III., aus dem Ende des 15. Jahrh. im Stephansdom zu Wien; od. es ist ein Sarkophag mit darüber gesetztem Altartisch, od. ein in einer Nische meist auf Konsolen od. sog. Postamenten stehender, od. auch in den Fußboden versenkter Sarkophag, so daß nur der Deckel als Grabplatte sichtbar ist. Dieser Deckel ist dann häufig aus Bronze mit eingravirten Gestalten, wovon sich in den Kirchen Norddeutschlands, besonders in Lübeck, außerdem aber auch in England, zahlreiche Beispiele finden. Seltener sind dagegen die einfachen Portraitstatuen, die in einer Nische od. unter einem Baldachin stehen, wozu dann später wol auch noch ein Sarkophag mit stehender od. sitzender Portraitstatue kommt. Dahin gehören auch die vorzüglich in den Kirchen Venedigs häufigen Grabdenkmale mit Reiterstatuen.

Alle diese Variationen der eigentlichen Grabmonumente, welche das Mittelalter ausgebildet hat, behält die Zeit der Renaissance nicht nur bei, sondern vermehrt u. erweitert sie noch durch eine Menge anderer Anlagen, namentlich aber durch eine immer häufiger vorkommende, mehr od. weniger pomphaft auftretende Wanddekoration, die den Sarkophag umgiebt. Eine Seltenheit in Bezug auf die Form ist dagegen das berühmte, in der Mitte zwischen Gothik u. Renaissance stehende, kapellenartige Grabdenkmal des heil. Sebaldus in Nürnberg, das von 1507—1519 entstandene herrliche Gußwerk Peter Vischer's u. seiner Söhne. Unter der Herrschaft des Barockstils u. des Rococo fangen die isolirt stehenden Sarkophage mit ihrem Ueberbau allmählich an zu verschwinden; fast alle Grabmale werden an die Wände angelehnt, u. zwar mit einer solchen Fülle von Nebenwerk an Säulen, Pilastern, Karyatiden, in Nischen stehenden allegorischen Figuren u. dgl., daß der eigentliche Kern des Grabmals, der Sarkophag, völlig zurückgedrängt u. als Nebensache erscheint. Dazu kommt dann in der Zopfzeit noch mancher frostige, für ein christliches Grabmal unpassende Schmuck an Gestalten u. Ornamenten: eine weinende Tugend, eine Gestalt des trauernden Vaterlandes, ein Todesgenius mit der umgekehrten Fackel, ein Gerippe od. eine Kronosgestalt, eine Psyche, die aus dem todten Körper entflieht, eine in Kreisform gelegte Schlange, das antike Symbol der Ewigkeit, u. Aehnliches. Erst in unserem Jahrhundert ist man, insbesondere seit der Wiederbelebung der gothischen Baukunst, nicht nur von dergleichen außerhalb des Christenthums liegenden Allegorien zurückgekehrt, sondern auch von den durch architektonische Details überladenen Barock- u. Renaissanceformen, u. hat sich in diesen Werken der dekorativen Architektur vielmehr an die Formen u. Motive des Baustils gehalten, der als der spezifisch christliche anzusehen ist: an die gothischen Formen, namentlich an die der kreuzbekrönten Spitzsäule, an einen säulengetragenen Baldachin, eine Aedicula, od. auch nur an eine aufrechtstehende, giebelbekrönte Platte mit Reliefdarstellungen, wobei natürlich das Kreuz als das Hauptsymbol des Christenthums, in mehr od. weniger reicher Ausstattung, od. auch mit den altchristl. Symbolen der Auferstehung versehen, das Hauptmotiv abgiebt.

Grabbe, Christian Dietrich, deutscher Dichter, geb. 14. Dez. 1801 zu Detmold, wuchs als der Sohn eines Zuchthausinspektors unter traurigen Verhältnissen auf, nahm die verderblichsten Eindrücke in sich auf u. soll sogar schon als Knabe von seiner Mutter zum Trunke verleitet worden sein. Die Dramen der Alten u. Shakespeare's sowie die Dichtungen Byron's zogen seine Phantasie frühzeitig an, u. das Studium der Rechte, dem er seit 1820 an der Universität Leipzig oblag, trat bald hinter seinen literarischen Neigungen u. poetischen Versuchen in den Hintergrund. Während eines längeren Aufenthaltes in Dresden wirkte der Umgang mit Tieck anregend auf ihn; aber sowol dort als in Braunschweig, wohin er sich nachher wandte, machte er sich durch sein überspanntes, ausschweifendes, sich oft im rohesten Cynismus gefallendes Wesen unmöglich. Alle seine Bemühungen, sein Dichtertalent für die Bühne zu verwerthen od. sich sonst irgend eine Stellung in der Gesellschaft zu erringen, scheiterten an der wilden Ungeberdigkeit u. Regellosigkeit seiner Lebensführung. Er raffte sich zwar plötzlich wieder auf, kehrte in seine Heimat u. zu seinen juristischen Studien zurück, erhielt nach abgelegter Prüfung 1829 den Posten eines Regimentsauditeurs u. warb um die Hand einer Jugendfreundin, der Tochter des Archivraths Clostermeyer, die er auch heimführte; nur zu bald aber stellte sich sein altes Uebel wieder ein; sein Mangel an Pflichtgefühl, Willensstärke u. Ordnungssinn brachte ihn um seine Stelle u. warf ihn in unerquickliche Konflikte mit seiner Familie u. dem Kreise, in welchem er verkehrte, so daß er sich, mit sich selbst u. den Seinen zerfallen, aus dem Staube machen mußte, um fortan unstet umherzuirren. Den Rest seines Lebens verbrachte er in würdeloser Weise, dem Trunk ergeben u. meist in Gesellschaft eines talentvollen Musikers Robert Burgmüller, dessen wildgährende, phantastische Natur sehr gut zu dem Treiben G.'s paßte. Das wüste Treiben, in welches Beide versanken, richtete sie in kurzer Zeit zu Grunde, u. nachdem Burgmüller bereits am 7. Mai 1836 ein plötzliches u. tragisches Ende gefunden, starb auch G. 12. Mai 1836 zu Detmold, wohin er kurz vor seinem Tode zurückgekehrt war, in einem Alter von noch nicht 35 Jahren. In G. schlummerte eine reiche dramatische Schöpferkraft, welche die Traurigkeit seiner Lebensverhältnisse u. seine eigene Schuld leider nicht

Nr. 3183. Tempel mit den Graburnen der Könige von Siam.

zu harmonischer Entfaltung gelangen ließen. Die springende Unruhe, die Zerrissenheit u. Maßlosigkeit, die sein Leben trübt, spiegelt sich auch in seinen Werken. Schon seine ersten Versuche: „Herzog Theodor von Gothland" (1827), das unvollendete Drama „Marius u. Sylla", das Trauerspiel „Nanette u. Maria" u. die Komödie „Scherz, Satire, Ironie u. tiefere Bedeutung" athmen Kraft u. Geist, setzen sich aber keck über die einfachsten Regeln der dramatischen Technik hinweg u. leiden an tollen Uebertreibungen in Sprache u. Charakterzeichnung. „Don Juan u. Faust" (1829) ist von einer kühnen Idee getragen, die aber nicht zu gerundeter Darstellung gelangt, sondern mehr aphoristisch, in kraftgenialen Bruchstücken behandelt ist. Einen Fortschritt in der Charakteristik bekunden die Hohenstaufentragödien „Friedrich Barbarossa" u. „Heinrich VI." (Frankf. 1829—30), die aber wieder zu sehr von moderner Reflexion angekränkelt sind. Seine hohe Begabung für dramatische Zeichnung u. für den Aufbau wirksamer Scenen bricht am kräftigsten durch in den Dramen „Napoleon od. die hundert Tage" (1831), „Hannibal" (1833), „Die Hermannsschlacht" (nach seinem Tode [1838] erschienen), in denen die Hauptgestalten oft von dämonischer Energie, die Schlachtgemälde von lebendiger Bewegung sind, während freilich von künstlerischer Einheit keine Rede ist u. hier, wie in allen anderen Stücken G.'s, die Vorführung undarstellbarer Verhältnisse u. der fortwährende Scenenwechsel aller bühnlichen Technik spotten. Gesammtausgaben seiner Werke mit biographischen Einleitungen veranstalteten Rudolf Gottschall (2 Bde., Lpz. 1870) u. O. Blumenthal (1 Bd., Detm. 1874).

Grabfeld hieß im Mittelalter, 739 zuerst erwähnt, ein großer Gau zwischen Thüringerwald, Vogelsberg, Spessart u. oberem Main; derselbe zerfiel in das westl. G. od. die sog. Buchonia, mit den Hauptorten Fulda u. Hersfeld, u. in das östl. G., welches außer dem eigentl. Gau G., dessen Untergaue Banzgau, Haßgau u. Baringgau waren, auch noch die Gaue Tullifeld, Saalgau, Weringau u. Gozfeld umfaßte. Die Verwaltung des Gaues lag in den Händen mehrerer, einander theils bei- theils untergeordneter Grafen. Als mächtige Dynasten im G. werden im 10. Jahrh. die Babenberger, im 11. Jahrh. die Markgrafen von Schweinfurt, im 12. Jahrh. nam. die Grafen von Henneberg erwähnt. Um diese Zeit hatten sich hier völlig selbständige Territorien gebildet u. die Gaugerichtsbarkeit im G., welche dem Hochstift Bamberg verliehen war, bestand fast nur noch dem Namen nach, um so mehr, da auch das Bisthum Würzburg, die Stifter Fulda u. Hersfeld u. das Kloster Banz u. a. nach u. nach bedeutende Strecken des G.es in ihre Immunität gezogen hatten. Vergl. Genßler, „Geschichte des Gaues G." (2 Bde., Koburg 1801—03).

Grabow, Wilhelm, bekannt als Präsident des preuß. Abgeordnetenhauses, geb. 15. April 1802 zu Prenzlau, betrat die richterliche Laufbahn u. wurde 1838 zum Oberbürgermeister seiner Vaterstadt ernannt. Im J. 1848 in die konstituirende Nationalversammlung gewählt, schloß er sich dem rechten Centrum an u. führte einige Zeit das Präsidium in der Kammer. Die Oktroyirung eines neuen Wahlgesetzes (1849), die er für einen Verfassungsbruch hielt, veranlaßte ihn, sich vom polit. Schauplatze zurückzuziehen. Erst nach dem Anbruch der „neuen Aera" (1858) trat er wieder hervor, wurde ins Abgeordnetenhaus gewählt u. bekleidete in demselben mehrere Jahre hindurch die Würde eines ersten Vizepräsidenten. Nach dem Eintritt des Ministeriums v. Bismarck-Schönhausen zum ersten Präsidenten des Abgeordnetenhauses erwählt, führte er dieses Amt während des damals heftig entbrannten Verfassungskonflikts mit einer von allen Parteien anerkannten Umsicht u. Würde. Als 1866 der Konflikt beigelegt wurde, trat G. vom öffentlichen Leben zurück, blieb indeß der liberalen Sache treu u. füllte seine Stelle als Oberbürgermeister nach wie vor gewissenhaft aus. Er starb in seiner Geburtsstadt 15. April 1874.

Grabowski, ein altadeliges Geschlecht, welches 1786 in den poln. u. 10. Sept. 1840 in den preuß. Grafenstand erhoben wurde u. heute in die Linien G.-Grylewo u. Götzendorf-G. zerfällt. Jetziges Haupt u. zugleich der Letzte der erstgenannten Linie ist der als belletristischer Schriftsteller, insbes. durch seine Humoresken bekannte Graf Stanislaus **G.**, geb. zu Berlin 15. Juli 1828, 1845—54 preuß. Husarenoffizier, während des Krimkrieges im engl. Militärdienste, gegenwärtig in Loschwitz bei Dresden lebend. Derselben Linie gehörten an: Adam Stanislaus **G.**, geb. 1698 auf dem Stammgute Grabowo in Pomerellen, seit 1741 Fürstbischof von Ermland, gest. zu Heilsberg 15. Dez. 1766. — Stephan **G.**, geb. 1765 in Lithauen, als poln. Brigadegeneral in der Schlacht bei Leipzig 1813 verwundet u. gefangen genommen, seit 1815 Generaldirektor im poln. Kriegsministerium u. seit 1822 Staatssekretär, 1826 Divisionsgeneral, gest. zu Warschau 1844. — Chef der zweitgenannten Linie ist Graf Joseph Ignaz v. Götzendorf-**G.**, geb. 17. Febr. 1791, ehem. franz. Oberstleutnant, jetzt Generallandschaftsdirektor u. Landtagsmarschall der Provinz Posen u. lebenslängliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. — Außerdem sind zu nennen: Graf Stanislaus **G.**, ein Sohn des Königs Stanislaus August Poniatowski u. der verwittweten Gräfin Grabowska, geb. um 1780, seit 1820 längere Zeit Kultusminister im Königreich Polen, gest. 1840 zu Dresden. — Der als Kritiker u. Romanschriftsteller unter dem Pseudon. Eduard Tarsza bekannte Graf Michael **G.**, geb. 1810 im Gouvernement Kiew, seit März 1863 Generaldirektor des Kultus u. öffentlichen Unterrichts in Polen, gest. in Warschau 18. Nov. 1863. Er schrieb: „Literatura i krytyka" (3 Bde., Wilna 1837—40); „Korrespondencya literacka" (2 Bde., 1841 f.); die historischen Romane: „Koliszczyzna i Stepy" (1838), „Stannica Hulajpolska" (1841), „Taikury" (1845), „Pan Slawsta Kariowski" (1856), „Zamiec w Stepach" (1862) u. a.

Grabstichel, das gewöhnliche Werkzeug zum Graviren in Metall u. Holz, besteht aus einem stählernen, gehärteten, am Ende schneidig zugeschliffen Stäbchen mit kurzem, knopfartigem Holzgriff, welcher beim Arbeiten gegen die innere Handfläche gestemmt wird. Nach der Verschiedenheit der damit auszuführenden Arbeiten ist der G. hinsichtlich seiner Querschnittsform u. der Art seiner Schneide sehr mannichfaltig. Am meisten benutzt ist der von quadratischem Querschnitt mit 2 bis 4 mm. Seitenlänge u. schräg zugeschliffener, daher rautenförmiger Endfläche (Koppe), so daß eine scharfe, von zwei Schneiden gebildete Spitze entsteht. Grabstichelarbeit (s. „Kupferstecherkunst").

Nr. 3184. Handlage beim Stich.

Gracchus, Tiberius Sempronius (geb. 162 v. Chr.), u. der 9 Jahre jüngere Gajus Sempronius **G.**, die beide in der Geschichte der röm. Republik eine so bedeutende Rolle gespielt haben, waren die Söhne des in Rom hochgeachteten u. mehrmals zum Konsul gewählten Tiberius S. G. u. der edlen, feingebildeten Cornelia, der Tochter des P. Cornelius Scipio Africanus major, von der sie nach dem frühen Verlust ihres Vaters eine vorzügliche Erziehung erhielten. Nachdem Tiberius G. unter P. Cornelius Scipio Aemilianus, dem Gemahl seiner Schwester Sempronia, mit Auszeichnung an der Eroberung Karthago's (146) theilgenommen, ging er 137 als Quästor mit dem Konsul Mancinus nach Spanien; als dort das röm. Heer von den Numantinern besiegt u. eingeschlossen worden war, wurden die Letzteren hauptsächlich durch des Tiberius G. Bemühungen zum Abschluß des Vertrages vermocht, der das Heer aus der schwierigen Lage befreite, den aber nachher der Senat in Rom nicht anerkannte. Für das Jahr 133 zum Volkstribun gewählt, unternahm Tiberius G. in der edelsten Absicht den Versuch, auf dem Wege der Reform dem innern Verfall des röm. Staatswesens Einhalt zu thun; denn während der Glanz der äußeren Macht immer mehr zunahm, hatten sich die innern Verhältnisse Roms sehr ungünstig gestaltet, ein wohlhabender Mittelstand war nicht mehr vorhanden, es gab nur die als geschlossene Oligarchie dastehende Nobilität, die „Optimaten", welche den Grundbesitz (der meist zu ausgedehnten, mit Sklaven bewirthschafteten Ländereien vereinigt war), die Staatsämter u. somit die Macht allein inne hatte, u. ihr gegenüber im schroffen Gegensatze die große Menge des verarmten, ein besitzloses Proletariat bildenden Bürgerstandes. Um diese Mißstände zu beseitigen, die auch Männer wie den jüngern Scipio u. C. Lälius mit Sorgen erfüllten, beantragte Tiberius die Erneuerung des längst in Vergessenheit gerathenen Licinischen Ackergesetzes, wonach kein röm. Bürger mehr als 500 Juchert vom Gemeinland besitzen durfte, mit dem Zusatz, daß für jeden erwachsenen Sohn noch 250 Juchert zu bewilligen seien; eine vom Volk gewählte Kommission von drei Männern sollte die Ausscheidung des Gemeinlandes vom Privateigenthum vornehmen u. die frei werdenden Staatsländereien an ärmere Bürger vertheilen. Als die Abstimmung über diesen Antrag

in der Volksversammlung von einem anderen Tribunen, M. Octavius, im Interesse der Nobilität wiederholt durch sein Veto verhindert worden war, ließ sich Tiberius G. in seinem Eifer für das agrarische Reformwerk zu einem revolutionären Schritte verleiten, indem er unter Mißachtung der Unverletzlichkeit des Volkstribunats die Amtsentsetzung seines Kollegen Octavius durch eine Volksabstimmung veranlaßte. Freilich ging nun der Antrag durch, es wurde in die Kommission Tiberius G. selbst mit seinem Schwiegervater Appius Claudius Pulcher u. seinem Bruder Gajus G. gewählt u. von ihnen sofort an die Lösung ihrer Aufgabe gegangen, aber die in ihrem Besitzstand bedrohte Gegenpartei arbeitete jetzt auch mit allen Mitteln an dem Sturze des bitter gehaßten Tribunen, wobei sie geschickt sein ungesetzliches Vorgehen dazu benutzte, ihn bei dem Volke des Strebens nach der Alleinherrschaft zu verdächtigen, u. für Tiberius G. gestaltete sich die Lage bald so, daß für ihn Alles von seiner Wiederwahl für das nächste Jahr abhing, deren gesetzliche Zulässigkeit noch dazu sehr zweifelhaft war. Bei der Wahlversammlung kam es zum offnen Tumulte, u. in diesem ward Tiberius G. von den unter der Führung des fanatischen Scipio Nasica auf ihn u. seine Anhänger eindringenden Optimaten erschlagen (133 v. Chr.). Aber nicht lange konnten sich diese des Sieges über ihren vom Volke in der Stunde der Noth schmählich im Stiche gelassenen Gegner freuen, denn 10 Jahre später erstand ihnen in dem durch große Beredsamkeit ausgezeichneten, leidenschaftlicheren u. politisch viel mehr begabten Bruder Gajus G. ein neuer, ungleich gefährlicherer Feind. Gajus war, wie bemerkt, schon 133 in das agrarische Triumvirat gewählt worden, während er gerade unter seinem Schwager Scipio Aemilianus vor Numantia kämpfte; zum zweiten Mal ward er Mitglied dieser Kommission 130, in welchem Jahre aber die Thätigkeit derselben so gut wie aufhörte, da der mehr u. mehr zu den Optimaten neigende Scipio es durchsetzte, daß die Entscheidung darüber, was Gemeinland u. was Privatbesitz sei, ihr entzogen u. auf die Konsuln übertragen wurde. 126 als Quästor in Sardinien thätig, ward G. durch die Intriguen der Nobilität, die den von ihr gefürchteten, beim Volke überaus beliebten Jüngling widerrechtlich dort zurückhalten wollte, dazu veranlaßt, nunmehr seinerseits offen in den Kampf gegen dieselbe einzutreten: er verließ eigenmächtig Sardinien u. bewarb sich in Rom für das J. 123 um das Tribunat. Trotz aller Anstrengungen der Optimaten für dieses Jahr u. dann wieder für 122 vom Volke zum Tribun gewählt, blieb er nicht bei der Ackergesetzfrage stehen, sondern suchte einerseits auch auf andere Weise (durch großartige Bauten, bes. Straßenbauten, durch den Antrag auf Gründung von Kolonien, u. a. einer Kolonie auf der Stelle von Karthago) der Noth des Volkes zu steuern, u. verfolgte andererseits den förmlichen Plan, die Macht der Nobilität zu brechen. Durch eine ganze Reihe von Gesetzen — die freilich keineswegs alle wirklich dem Volkswohle dienten u. dabei auch dem Verdachte Raum gaben, daß es weniger seine Absicht war, die bisher aristokratische Republik in eine demokratische zu verwandeln, als für sich selbst schließlich die Alleinherrschaft zu gewinnen — war er jenem Ziele schon sehr nahe gekommen, allein bei der Abstimmung über seinen Antrag auf Zulassung der ital. Bundesgenossen zum Bürgerrecht erlitt er infolge der selbstsüchtigen Gesinnung des Volks u. der Bemühungen des von der Nobilität gewonnenen Tribunen M. Livius Drusus eine völlige Niederlage; es gelang den Optimaten, ihm die Volksgunst zu entziehen, indem sie seine Anträge durch Drusus noch überbieten ließen; G. ward für das J. 121 nicht wieder gewählt, u. nun ward von den Optimaten, die auch die Wahl ihres Führers Opimius zum Konsul für 121 durchgesetzt hatten, rücksichtlos die erste sich bietende Gelegenheit benutzt, dem nicht mehr durch sein Amt geschützten G. das Los seines Bruders zu bereiten: als über den von ihnen veranlaßten Antrag, das Gesetz über die karthag. Kolonie aufzuheben, in den Tributcomitien abgestimmt werden sollte u. ein Anhänger des G. einen Gerichtsdiener, der jenen beleidigt hatte, niederstieß, rüsteten sie sich sofort zum offenen Kampfe, u. am andern Morgen wurde von ihnen der Aventin, wohin sich G. mit den ihm treu gebliebenen Anhängern zurückgezogen hatte, mit bewaffneter Hand erstürmt u. die Gegner niedergemacht. G. selbst, auf dessen Kopf der Senat einen hohen Preis gesetzt hatte, konnte noch auf das andere Tiberufer gelangen; als er aber dort die Unmöglichkeit sah, weiter zu entkommen, ließ er sich von seinem Sklaven tödten, um nicht durch die Hand seiner Feinde zu fallen. Die Folge dieses Sieges, zu dessen Andenken die Optimaten den neuen Tempel der Concordia erbauten, war natürlich die, daß auch die meisten der von G. getroffenen Einrichtungen wieder aufgehoben wurden.

Gracht (niederländ.), s. v. w. Graben, Kanal.

Gracian, Baltasar, der Schöpfer des sog. gebildeten Prosastils (estilo culto) bei den Spaniern, geb. gegen Ende des 16. Jahrh. zu Calatayud in Aragonien, studirte zu Huesca, ward Jesuit, später Rektor des Kollegiums in Tarragona u. starb daselbst 1658. Seine Schriften, die er fast alle unter dem Namen seines Bruders Lorenzo herausgab, haben den Spaniern lange als das Muster feinen Stils u. Geschmacks gegolten, sind aber voller Unnatur, Spitzfindigkeiten u. Pedanterie, so sein „El héroe“ (Huesca 1637), „El discreto“ (ebd. 1646), seine Verherrlichung Ferdinand's des Katholischen u. d. T. „El politico Don Fernando el Catolico“ (Saragossa 1641), ferner „El criticon“ (Madr. 1658), eine Darstellung des menschlichen Lebens in Romanform, u. nicht am wenigsten das „Oraculo manual“ (Huesca 1647), welches gleichwol Schopenhauer reizte, es ins Deutsche zu übertragen („Balthazar G.'s Hand-Orakel u. Kunst der Weltklugheit“, Lpz. 1862, 2. Aufl. 1871). Seine Anleitung u. Theorie der Kunst, geistreich zu sein u. zu schreiben („La agudeza, y arte de ingenio“), hat auch über die Grenzen Spaniens hinaus lange ein unbeschränktes Ansehen genossen.

Gracioso (span., spr. Graßiosso), in der span. Komödie der Beiname der lustigen Person.

gräcisiren, einen griech. Anstrich geben; griech. Spracheigenthümlichkeiten in der Rede od. im Stil nachahmen. **Gräcismus**, ein der griech. Sprache eigenthümliches Wort, eine speziell griech. Redewendung. **Gräcität**, Eigenthümlichkeit der griech. Sprache. **Gräcomanie**, Nachäffung des Griechischen.

Grad, vom lat. gradus; deutsch: Schritt, Stufe, nennt man sehr oft die Theile eines in gleiche Theile getheilten Ganzen, bes. an den Skalen physikalischer u. technischer Apparate, z. B. Thermometer, Aräometer u. s. w. Bes. wichtig ist für die Geometrie u. ihre Anwendungen in Astronomie u. Geographie u. s. w. die Eintheilung des Kreises in 360 Grade ($= 360^{\circ}$). Jeder solche Grad wird dann noch in 60 Minuten ($'$), jede Minute in 60 Sekunden ($''$) u. diese wol auch noch in 60 Tertien ($'''$), gewöhnlich aber nur in Zehntel u. Hundertel getheilt. Die Zahl 360 ist von Alters her hierzu gewählt worden, weil sehr viele Zahlen (2, 4, 5, 6, 8, 9, 10, 12 u. s. w.) bei der Division ohne Rest darin aufgehen. Da die Winkel durch Kreisbogen gemessen werden, so werden auch Winkelgrößen in Grad, Minuten u. s. w. angegeben. Der rechte Winkel sowie der Viertelkreis haben dann beide 90°. Zur Zeit der Franz. Revolution wurde aber nun auch hier eine dezimale u. centesimale Eintheilung eingeführt, der Viertelkreis bei astronomischen Instrumenten u. Berechnungen statt 90° vielmehr in 100°, der Grad in $100'$, die Minute in $100''$ getheilt. Doch ist diese Eintheilung bald verlassen worden.

gradātim (lat.), schritt- od. stufenweise, nach u. nach, allmählich.

Gradation (vom lat. gradus), Abstufung, Stufengang, Fortschritt, Steigerung.

gradiren nennt man im Salinenwasser die Konzentration od. Anreicherung der Salzsoolen durch Verdampfen des Wassers mittels freien Luftzugs; die hierzu dienenden Vorrichtungen, Holzgerüste mit innen liegenden Dornen, über welche die Salzsoole träufelt u. durch welche die Luft hindurchstreift, werden **Gradirwerke** genannt.

Gradiska, s. „Görz u. Gradiska“.

Graditz, Dorf im preuß. Reg.-Bez. Merseburg, unweit Torgau am rechten Elbufer gelegen. In G. befindet sich das im Eigenthum des Staates stehende Hauptgestüt für die Provinz Sachsen.

Gradmessung nennt man die Bestimmung der Größe des Erdumfanges, weil man diese nicht aus der Messung des ganzen Umkreises, sondern stets nur aus der Messung einer bestimmten Anzahl Grade desselben ableiten kann. Das Verfahren dabei ist im Allgemeinen das, daß man zunächst ein Stück des Umfanges, gewöhnlich eines Meridianes, seiner Länge nach bestimmt u. dann auf astronomischem Wege die geogr. Breite od. Polhöhe der beiden Endpunkte des gemessenen Bogens festsetzt. Der Unterschied dieser Polhöhe giebt die Anzahl Grade des gemessenen Bogens. Die so ermittelte Größe eines Grades ist der 360. Theil des ganzen Umfanges. Die erste Gradmessung machte Eratosthenes ums J. 220 v. Chr., indem er die von den königlichen Wegemessern auf 5000 Stadien angegebene Entfernung zwischen Alexandria u. Syene in Aegypten

als den 50. Theil des Erdumfanges ermittelte, also den ganzen Umfang gleich 250,000 Stadien fand, das sind 46,242,500 m., während allerdings die richtige Größe des Umfanges nur sehr nahe 40,000,000 m. beträgt. In der Barbarei des Mittelalters hatte man vergessen, was die Alten schon wußten, daß die Erde eine Kugelform habe, geschweige daß man an ihre Ausmessung dachte. Nur eine Messung ließ der Khalif Al Mamum im J. 827 n. Chr. in der Nähe von Bagdad vornehmen. Die beiden gemessenen Grade stimmten aber unter sich sehr wenig überein. Nach dieser Messung ist erst im J. 1525 ein sehr roher Gradmessungsversuch des französischen Arztes Fernel zu erwähnen, der bei seiner Methode, die Entfernung der beiden Punkte aus der Umdrehungszahl seiner Wagenräder zu bemessen, nur durch Zufall nahezu das Richtige treffen konnte. Der Erste, der die noch heute bei solchen G.en befolgte Methode angab u. (1615) eine, allerdings nicht ganz genügende, erste Anwendung davon machte, war der Niederländer Willebrord Snellius. Dessen sog. Triangulationsverfahren besteht darin, daß man das Meridianbogenstück nicht direkt ausmißt, sondern seine Länge aus einem längs desselben abgesteckten Dreiecksnetze berechnet, in welchem außer den Winkeln nur eine einzige Dreiecksseite, die Basis od. Standlinie, gemessen wird.

Wichtig wurde die hierauf (1671) von Picard in der Nähe von Paris vorgenommene u. (1700) von Cassini u. A. nach Süden zu fortgesetzte G. dadurch, daß sie Veranlassung zu einem langen u. hartnäckigen Streit über die Gestalt der Erde gab. Newton hatte, besonders auf Richer's Pendelbeobachtungen in Cayenne gestützt, behauptet, daß die Erde infolge der Schwungkraft an den Polen abgeplattet sei. Dann müssen sich die Meridiangrade nach Norden zu etwas größer herausstellen. Cassini fand dagegen, daß der von ihm gemessene südlichere Grad 71 Toisen größer war als der nördlichere, von Picard gemessene, u. schloß daher umgekehrt auf eine Erhöhung u. Anschwellung der Erde an den Polen. Deutlich entschieden wurde diese Frage zu Gunsten der Newtonianer durch Vergleichung der G. in Peru durch Bouguer u. Condamine (1735—1744) u. in Lappland durch Maupertuis (1736—1737).

Von den folgenden G.en sind, außer einigen kleineren in Ungarn, Oesterreich, Preußen, Hannover, Dänemark, England rc. vorgenommenen, besonders drei zu erwähnen, die französische, ostindische u. russische. Die französische von 1791—1808 wurde wesentlich zum Zwecke der Ableitung des metrischen Maßsystems aus dem Meridianquadranten durch Mechain, Delambre, Biot u. Arago vorgenommen u. erstreckte sich nördl. von Paris bis Dünkirchen, südl. bis zu den Balearen über einen Bogen von $12^1/_2$ Grad. Die (1802—1843) von Lambton u. Everest in Ostindien ausgeführte erstreckt sich über einen Bogen von 21 Grad u. die von Tenner, Hansteen, Selander u. Struve (1816—1855) vom Eismeer durch Rußland bis an die Donau ausgeführte über 25 Grade. Von den oben angeführten kleineren G.en ist besonders die hannoversche (eine Fortsetzung der dänischen, unter Schumacher u. Hansen ausgeführt) trotz ihrer Kleinheit dadurch epochemachend geworden, daß der geniale Gauß (s. d.), dessen Leitung sie anvertraut war, neue u. wesentlich verbesserte Methoden u. Instrumente dabei in Anwendung brachte; so erfand er den jetzt bei keiner größeren Vermessung mehr entbehrlichen Heliotropen (s. d.), lehrte neue Regeln für die Projizirung der auf der Kugeloberfläche liegenden Punkte auf der Ebene der Karten u. benutzte zuerst die von ihm ersonnene „Methode der kleinsten Fehlerquadrate" zur Ausgleichung der Messungsfehler. Dadurch haben die neueren Triangulationen einen früher nicht geahnten Grad der Genauigkeit erlangt.

Außer diesen bis jetzt aufgezählten, welche sämmtlich Messungen von Meridianbogen od. Breitengraden waren, hat man auch einzelne Messungen von Längen od. Parallelgraden ausgeführt, von denen besonders eine größere zu erwähnen ist, nämlich die (1811—1823) durch Broussean, Henri, Carlini, Plana u. s. w. quer durch Frankreich u. Italien bis nach Istrien geführte. Besonders zu erwähnen ist die große, noch jetzt im Werke befindliche, mitteleuropäische Längengradmessung, welche schließlich eine Ausdehnung vom Ural bis zum Atlantischen Ozean erreichen wird. In den einzelnen dabei betheiligten Ländern ist ihre Leitung den größten wissenschaftlichen Kapazitäten anvertraut, in Deutschland einer Kommission unserer namhaftesten Astronomen u. Ingenieure, an deren Spitze der Generalmajor im K. preuß. Generalstabe Joh. Jak. Baeyer steht. Die Punkte des großen, der Messung zu Grunde gelegten Dreiecksnetzes werden durch die mühsamsten u. genauesten astronomischen u. geodätischen Messungen u. Nivellements auf das Sorgfältigste bestimmt. Durch alle diese vollendeten od. noch im Gange befindlichen Messungen ist erwiesen, daß die Erde sehr nahe die Gestalt eines an den Polen abgeplatteten Rotationsellipsoides hat.

graduell, grad- od. stufenweise; **graduirt**, im Besitz einer akademischen Würde (Doktor, Magister) seiend.

Gradus ad Parnassum (lat.), wörtl. ein Schritt auf den Parnaß, Titel eines weitverbreiteten Hülfsbuches für Uebungen im Verfertigen lat. Verse. Der erste G. a. P., von dem Jesuiten Paul Aler bearbeitet, erschien 1702 in Köln; mit Beibehaltung des von Aler gewählten Titels wurde das Werk wiederholt bearbeitet u. verbessert, zuletzt von Koch (2 Bde., 5. Aufl., Lpz. 1860).

graeca sunt, non leguntur, ein häufig gebrauchtes lat. Sprüchwort; wörtl.: es ist griechisch, es wird nicht gelesen; in übertragener Bedeutung: das ist zu schwer, wir müssen es überschlagen, unterlassen.

Gräen. Die drei G., Namens Pephredo, Enyo u. Deino (deren letzte Hesiod noch nicht kennt), sind in der griech. Mythologie mit den Gorgonen (s. d.) eng verknüpfte, wol als Meergottheiten aufzufassende Wesen. Töchter des Phorkys u. der Keto, wie die Gorgonen, erscheinen sie als Wächterinnen der letzteren. Man dachte sie sich von greisem Aussehen od. als Jungfrauen mit Schwanengestalt, u. sie sollten zusammen nur ein Auge u. nur einen Zahn besitzen.

Graf (gravio, comes). Zur Zeit, als die fränk. Könige Deutschland beherrschten, zerfiel letzteres in eine größere Anzahl Gaue (pagi). In diese wurden behufs Führung der Landesverwaltung von den Königen die G.en geschickt. Ihnen lag die oberste Leitung der Rechtspflege, die Erhaltung von Ruhe u. Sicherheit ob, sie hatten die fiskalischen Einkünfte zu erheben u. abzuliefern, den Heerbann aufzubieten, zu ordnen u. anzuführen. Sie waren daher oberste Richter u. Heerführer im Gau; ihnen war das Recht des Bannes beigelegt, die Nichtbefolgung ihrer Befehle zog eine bald größere, bald geringere Buße nach sich. Ursprünglich wurden die G.en von den Königen u. zwar meist aus den angesehensten Geschlechtern des Gaues ernannt, später wurde dieses einflußreiche Amt erblich; die Beamten erhoben sich nach u. nach zu einem Geburtsstande. — Die in den an der Grenze gelegenen Gauen eingesetzten G.en wurden Markgrafen (marchiones) genannt; sie waren meist über mehrere Grafschaften gesetzt u. befehligten ein stehendes Heer zum Schutz der Landesgrenzen, zeichneten sich überhaupt durch ihre kriegerische Tüchtigkeit u. ihre weitgehenden militärischen u. polizeilichen Befugnisse aus, waren auch mehr od. weniger von den Königen u. Kaisern unabhängig. Sie haben sich fast überall zuerst zur Landeshoheit emporgeschwungen. Solche Marken bestanden bes. im O. Deutschlands an der Elbe entlang bis zur Eider; nam. verdienen Erwähnung die Markgrafen von Oesterreich, Meißen u. Brandenburg. — Der Pfalzgraf (comes palatii) war ein am Hofe des Königs angestellter hoher richterlicher u. Verwaltungsbeamter, durch dessen Hand alle an den König gerichteten u. von diesem ausgehenden Schreiben gingen, der auch statt des Königs Recht zu sprechen hatte. Mit der Zeit wurden auch in den Provinzen Pfalzgrafen angestellt, die den König daselbst vertraten, so nam. auch am Niederrhein. Der Hauptsitz dieser Pfalzgrafen war Aachen, wovon sie auch Pfalzgrafen vom od. am Rheine hießen. Nach der Goldenen Bulle waren der Pfalzgraf vom Rhein u. der Herzog von Sachsen Reichsverweser, jener in den Ländern des fränk., dieser in den Ländern des sächs. Rechts. Es pflegte wol auch der Pfalzgraf vom Rhein alleiniger Stellvertreter des Königs während der Dauer des Aufenthalts des Letzteren in fremdem Lande, z. B. in Italien, zu sein. — Im Mittelalter verschwand der altdeutsche Gauverband; die alten G.en machten sich theils von den Herzögen unabhängig, theils den niederen Adel unterthänig u. errangen allmählich die Landeshoheit, verwandelten sich daher in sog. Landgrafen. Sie bildeten vorzugsweise die 2. Klasse der Reichsstände: die sog. G.en (Reichsgrafen) u. Herren. Einzelne erhielten von den Kaisern sogar fürstl. Würde. Sie alle erkannten nur den Kaiser als ihren Herrn an u. waren daher so ziemlich unabhängig, zum Theil sogar (Landgraf von Hessen, Thüringen rc.) sehr mächtig. — Die G.en in den Städten hießen Burggrafen, die an den Meeresküsten Deichgrafen. In ihren Händen lag nam. die Handhabung der Rechtspflege u. Polizei. Das Amt der Deichgrafen hat sich, wenngleich in etwas modifizirter Bedeutung, bis heute in Wirksamkeit erhalten (vergl. „Deich").

Gräfe, Karl Ferdinand v., einer der bedeutendsten Chirurgen Deutschlands, geb. zu Warschau 8. März 1787, studirte seit 1805 in Halle u. Leipzig, ward schon 1807 Leibarzt des Herzogs Alexius von Anhalt-Bernburg. 1808 gründete er ein Krankenhaus in Ballenstedt u. das Alexisbad im Selkethale u. übernahm 1811 die Professur der Chirurgie u. die Leitung der chirurgischen Klinik in Berlin. In der Kriegszeit 1813—15 wurde er als Divisionsgeneralchirurg mit der Verwaltung der Militärheilanstalten Berlins u. dann mit der Inspektion des gesammten Lazarethwesens zwischen der Weichsel u. Weser, wie mit der Organisation der Lazarethe zwischen der Weser u. dem Rhein, im Großherzogthum Niederrhein u. in den Niederlanden betraut. Nachdem er 1816 seine Lehrthätigkeit wieder aufgenommen hatte, wurde er Geheimrath, dritter Generalstabsarzt der Armee u. Mitdirektor des Friedrich-Wilhelm-Instituts und der Medizinisch-

chirurgischen Akademie in Berlin. Seine großen Verdienste um die Wissenschaft, insbes. durch Erfindung u. Verbesserung verschiedener Instrumente u. Operationsmethoden wie durch Hebung des chirurgischen Unterrichts, wurden u. a. 1827 durch Verleihung des Adels gewürdigt u. fanden 1833 auf seiner Reise durch England u. Frankreich die mannichfaltigste Anerkennung. Behufs einer Augenoperation des Kronprinzen nach Hannover gerufen, starb er dort plötzlich 4. Juli 1840. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: „Angiektasie“ (Lpz. 1808); „Normen für die Ablösung großer Gliedmaßen“ (Berl. 1812); „Rhinoplastik“ (ebd. 1818); „Die epidemisch-kontagiöse Augenblennorrhöe Aegyptens“ (ebd. 1823) u. die „Jahresberichte über das klinisch-chirurgisch-augenärztliche Institut der Universität zu Berlin“ (ebd. 1817—34). Auch gab er mit Ph. v. Walter seit 1820 das „Journal für Chirurgie u. Augenheilkunde“ heraus. Vgl. Michaelis, „K. F. v. G. in seinem 30jährigen Wirken für Staat u. Wissenschaft“ (ebd. 1840). — **G.**, Albrecht v., Sohn des Vorigen, der größte u. berühmteste Augenarzt, den Deutschland gehabt hat, wurde geb. 22. Mai 1828 auf dem Gute seines Vaters, Finkenheerd bei Berlin. In Berlin besuchte G. das Franz. Gymnasium u. 1843, kaum 15 Jahre alt, bezog er die Universität. Im 20. Jahre bereits war er praktischer Arzt u. begab sich auf Reisen. In Prag u. Wien zogen ihn die Professoren Hasner, Arlt u. Jäger an u. in Paris Sichel u. Desmarres, die ihn für die Augenheilkunde gewannen. Neben den ophthalmologischen Studien fesselten ihn bes. auch physiologische Arbeiten, die er unter Claude Bernard in Paris ausführte. Im Hause des berühmten engl. Okulisten Bowmans machte G. 1850 die Bekanntschaft des großen holländ. Augenarztes u. Physiologen Donders (s. d.) u. schloß mit ihm eine Freundschaft, der die Wissenschaft viel zu verdanken hat.

Nr. 3185. Albrecht v. Gräfe (geb. 29. Mai 1828, gest. 19. Juli 1870).

Im folgenden Jahre kehrte G. nach Berlin zurück u. gründete daselbst eine Privatklinik für arme Augenkranke. 1855 wurde er Privatdozent, 1856 außerordentlicher Professor u. wenige Jahre später ordentlicher Professor der Augenheilkunde. Er war der Erste, für welchen in Preußen ein Lehrstuhl für Augenheilkunde errichtet wurde. Sein Erfolg als Lehrer wie als praktischer Arzt war ohne Gleichen in der medizinischen Welt. Gesucht aus Nah u. Fern, verehrt, ja vergöttert von der Mitwelt, von Kranken u. Aerzten, war G. der Mittelpunkt der augenärztlichen Welt geworden. Sein Auditorium war von jüngeren u. älteren Kollegen überfüllt u. Alle bewunderten sowol die Technik wie den Vortrag des Meisters. Seine zahlreichen literarischen Arbeiten sind meist in Zeitschriften niedergelegt, hauptsächlich in dem 1854 gegründeten u. von 1855 an in Gemeinschaft mit Donders u. Arlt fortgeführten Archiv für Augenheilkunde. — G. bereicherte die operative Augenheilkunde um viele Operationsmethoden, von denen nur folgende erwähnt werden mögen: Die verbesserte Schieloperation u. nachträgliche Orthopädie des Auges. Eine neue Methode der Staaroperation, die unter 100 Fällen 95mal günstig verläuft, während die früheren Methoden weit ungünstigere Resultate gaben. Die Heilung von grünem Staar (Glaukom) durch Excision eines Theiles der Regenbogenhaut (Iridectomie). Diagnostisch bereicherte er die Wissenschaft durch Verbesserung des Helmholz'schen Augenspiegels. Er lehrte, wie man aus dem Augenhintergrunde vermittels des Augenspiegels Krankheiten des Herzens, der Nieren, Zuckerkrankheit erkennen könne. Ebenso erkannte er vermittels des Augenspiegels im Augenhintergrunde Eingeweidewürmer u. Tuberkeln als Ursachen mancher Krankheitserscheinungen u. stellte den Einfluß der Augenmuskel auf die Sehorgane fest. Endlich war er der Erste, der die sog. Augenentzündung der Neugeborenen zu schichten anfing u. bewies, daß unter diesem Namen eine Anzahl verschiedener Krankheiten zusammengefaßt seien; gleichzeitig wies er nach, wie ein großer Theil derselben heilbar sei. — Durch seine wissenschaftlichen Arbeiten hat G. der Ophthalmologie eine gänzlich neue Gestalt gegeben u. ist Stifter einer neuen Schule geworden; durch seine operative Thätigkeit aber heilte u. erhielt er Tausenden das edelste aller Organe. Neben seiner hohen wissenschaftlichen Bedeutung war er wegen seines edlen, humanen Wesens den Kranken gegenüber hochgepriesen. Beweint von der Mitwelt starb G. 19. Juli 1870. Seine rastlose Thätigkeit hatte schon seit Jahren seine Gesundheit untergraben, ein Lungenleiden setzte dem segensvollen Leben ein frühes Ende. Seine „Klinische Vorträge über Augenheilkunde“ gab Hirschberg (Berlin 1871) heraus. — Alfred **G.**, Vetter des Vorigen, geb. 1830 zu Martinskirchen bei Mühlberg, studirte seit 1850 Medizin in Halle u. Berlin; an letzterem Orte namentlich dem Studium der Augenheilkunde obliegend, bildete er sich unter der Leitung Albrecht's v. G. u. als dessen Assistent zu einem der geschicktesten Operateure aus. Im J. 1860 habilitirte er sich in Halle, wo er auch gegenwärtig als Professor u. Leiter einer vorzüglichen u. sehr besuchten Augenklinik wirkt.

Gräfenberg, berühmte Kaltwasserheilanstalt, 1826 begründet von Vincenz Prießnitz (geb. 5. Okt. 1799, gest. 28. Nov. 1851), ist oberhalb des Städtchens Freiwaldau in österr. Schlesien, 400 m. über dem Meere, auf einem Vorberge des quellenreichen, fast 1000 m. hohen Hirschbadkammes malerisch gelegen u. wird nam. im Sommer, aber auch während des Winters, von zahlreichen Kurgästen besucht, welche theils in Freiwaldau, theils in den verschiedenen großen u. kleineren Logirhäusern G.s Wohnung nehmen. In einer nahen Kapelle befindet sich das Grab des Begründers der Anstalt. In G. selbst wie an den schönen Waldwegen der nächsten Umgebung haben Angehörige fast aller Nationen dem Andenken Prießnitz' u. seiner Heilmethode Denkmäler errichten lassen, unter denen ein von den ungar. Kurgästen gewidmeter, von Schwanthaler entworfener gußeiserner Löwe bemerkenswerth ist.

Graff, Anton, geb. zu Winterthur 1736, galt seiner Zeit mit Recht als der ausgezeichnetste Portraitmaler. Nachdem er in seiner Vaterstadt unter Ulrich Schellenberg seine Ausbildung empfangen u. dann eine Zeit lang in Augsburg gelebt hatte, wurde er 1766 als Hofmaler nach Dresden berufen. In dieser Stellung hat er nicht nur zahlreiche fürstliche Personen, sondern auch fast alle literarischen u. wissenschaftlichen Berühmtheiten Deutschlands gemalt. In seinen Portraits, die sich auf mehr als 1000 belaufen sollen, herrscht eine äußerst lebendige, charaktervolle Auffassung, eine sehr richtige Zeichnung u. ein naturwahres Kolorit. G. starb 1813 zu Dresden. — Sein Sohn Karl Anton **G.**, geb. 1774, gest. 1832, war Landschaftsmaler.

Graff, Eberhard Gottlieb, hat sich um das Studium des Altdeutschen sehr verdient gemacht. Geb. zu Elbing 10. März 1780, studirte G. seit 1797 in Königsberg, wurde 1802 Lehrer am Gymnasium zu Jenkau, begründete 1805 eine Töchterschule zu Elbing, wurde aber 1810 Schulrath bei der Regierung in Marienwerder u. 1814 in gleicher Stellung nach Arnsberg u. dann nach Koblenz versetzt. Bis dahin nur Pädagog u. als solcher auch schriftstellerisch thätig, warf sich G., inzwischen in seine Heimat zurückgekehrt, seit 1820 ganz auf das Studium der deutschen Sprache auf Grundlage der eben erschienenen Grimm'schen Grammatik u. unter persönlicher Förderung Lachmann's u. wurde 1824 Professor der deutschen Sprache an der Universität Königsberg. Doch gab er 1830, um ausschließlich seinen

Arbeiten zu leben, alle amtliche Thätigkeit auf u. zog sich nach Berlin zurück, wo er 18. Okt. 1841 starb. G. hat bes. das Althochdeutsche zum Gebiete seiner Forschung gemacht. Seit 1821 war er mit Sammlungen für sein Hauptwerk „Althochdeutscher Sprachschatz" beschäftigt, dessen erste 5 Bde. (Berl. 1834—40) noch zu seinen Lebzeiten erschienen; den Schlußband gab Maßmann (1842) heraus, der auch 1846 einen Inder für das Ganze hinzufügte; denn G. hatte sein übrigens höchst verdienstliches Werk nicht alphabetisch, sondern nach Wurzeln geordnet u. dadurch den Gebrauch desselben sehr erschwert. Außer dem Sprachschatz veröffentlichte G. Schriften „Ueber die althochdeutschen Präpositionen" (Königsb. 1824) u. über die „Theorie der schwachen Deklination" (Berl. 1836); ferner gab er Otfrid's Evangelienbuch unter dem Titel „Krist" (Königsb. 1831) heraus u. ließ die althochdeutschen Bearbeitungen des Boethius, des Marcianus Capella u. von Aristoteles' „Κατηγορίαι" u. „Περὶ ἑρμηνείας" (sämmtlich Berl. 1837) sowie die Windberger u. Trierer Interlinearversionen der Psalmen (Quedlinb. 1839) folgen. Endlich verdient rühmende Erwähnung seine Zeitschrift „Diutisca" (3 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1826—29), in welcher er in Textabdrücken u. Beschreibungen Kunde gab von den Ergebnissen einer wissenschaftlichen Reise, die er 1825—27 mit preuß. Unterstützung gemacht hatte.

Graffito, s. v. w. „Sgraffito" (s. d.).

Graham (spr. Grähm), eine der ältesten schott. Familien, die schon im 12. Jahrh. große Ländereien am Dumbarton u. Stirling besaß u. von der auch die Grafen Montrose (s. d.) abstammen. Unter den vielen berühmten Persönlichkeiten, die ihr angehören, sind am bemerkenswerthesten: John **G. v. Claverhouse,** geb. 1650, bildete seine militärischen Talente unter Condé aus, kämpfte dann für Karl II. u. führte 1679 ein Reitercorps gegen die Covenanters, die er nach ihrer Niederlage bei Bothwell-Bridge schonungslos verfolgte, ward von Jakob II. zum Viscount Dundee erhoben, kehrte nach dessen Flucht nach Schottland zurück u. sammelte dort zu Gunsten der vertriebenen Königsfamilie ein Heer, fiel aber in der Schlacht gegen General Mackay bei Killicrantie 17. Juli 1689. — Thomas **G. v. Balgowan,** Lord **Lynedoch,** geb. 1750 auf dem Familiengute Balgowan in der Grafschaft Perth, trat in seinem 42. Jahre als Freiwilliger in das Heer ein, rüstete 1794 auf eigene Kosten ein Bataillon Schotten aus, das er als Oberst befehligte, nahm als Freiwilliger in der österr. Armee an den Feldzügen in Italien Theil, erhielt 1798 den Befehl über die Blockade von Malta, das sich im Sept. 1800 ergab, focht 1808—11 mit Auszeichnung in Spanien u. wurde 1810 Generalleutnant. Im Jan. 1814 mit dem Oberbefehl über ein 10,000 Mann starkes Corps Engländer betraut, landete er mit demselben in Holland, lieferte mit den Preußen das siegreiche Treffen bei Merrhem; er suchte aber 8. März 1814 vergeblich das von ihm belagerte Bergen-op-Zoom mit Sturm zu nehmen. Seit 3. Mai 1814 als Lord Lynedoch zum Peer erhoben u. seit 1821 General en chef, wurde er 1829 Gouverneur des Dumbartonschlosses in Schottland u. starb zu London 18. Dez. 1843. — Sir Richard **G. v. Esk,** geb. 1648, führte seit 1680 den Titel eines Viscount Preston, war einer der Staatssekretäre Jakob's II., saß 1688—91 „wegen Hochverrath" im Tower, wo er Boëthius' „De consolatione philosophiae" ins Englische übersetzte, wurde von Wilhelm III. begnadigt u. starb 1695. Güter u. Titel seines Hauses gingen 1739 an die G.'s v. Netherby in Cumberland über. — Sir James Robert George **G. v. Netherby,** geb. 1. Juni 1792, war 1830—34 erster Lord der Admiralität im Ministerium Grey, als welcher er um die Verwaltung des Seewesens sich verdient machte u. zu den Stützen der Whigpartei gehörte, ging dann zu den Tories über, wurde im Sept. 1841 unter Peel Staatssekretär des Innern, führte — entgegen seiner bisherigen Schwärmerei für den Schutzzoll — das Freihandelssystem ein, zog sich aber 1844 wegen der Oeffnung der Briefschaften Mazzini's, auf Grund deren er die österr. Regierung von dem Unternehmen der Brüder Bandiera benachrichtigen konnte, einen heftigen Tadel des Parlaments zu u. trat im Juli 1846 mit Peel zurück. Vom Dez. 1852 bis Febr. 1855 war er im Ministerium Aberdeen nochmals erster Lord der Admiralität. Er starb auf seinem Landsitze Netherby 25. Okt. 1861. Vgl. M'Cullogh, „The life and times of Sir J. R. G. Graham" (Lond. 1863 f.).

Graham, Thomas, berühmter engl. Chemiker; wurde 20. Dez. 1805 zu Glasgow in Schottland geb., studirte auf den Universitäten zu Glasgow u. zu Edinburg, wurde 1837 Professor in London, 1854 an Stelle Sir John Herschel's zum Münzmeister von England ernannt, welche Stellung er bis zu seinem 16. Sept. 1869 in London erfolgten Tode behielt. Zahlreiche Arbeiten auf dem Gebiete der Chemie u. Physik hat G. während eines Zeitraumes von mehr als vierzig Jahren geliefert; bes. hervorzuheben sind: Untersuchung über die Phosphorsäuren, den Phosphorwasserstoff, über die Konstitution der oxalsauren, salpetersauren u. schwefelsauren Salze, über Aetherbildung, über Verbindungswärme. Die wichtigsten u. umfassendsten Arbeiten G.'s bewegen sich auf dem Gebiete der Molekularchemie, es sind dies seine klassischen Arbeiten über die Diffusion der Gase u. Flüssigkeiten u. über die Dialyse. Seine letzte Arbeit war die über das Wasserstoffpalladium. G. war Mitbegründer der Chemical Society of London u. deren erster Präsident; er rief ferner im J. 1846 die „Cavendish Society" ins Leben. Sein Hauptwerk sind die „Elements of Chemistry" (Lond. 1841), das zahlreiche Auflagen erlebte, das auch von Otto deutsch bearbeitet unter dem Titel „Graham-Otto's ausführliches Lehrbuch der Chemie" viele Auflagen erlebt hat. Vgl. A. W. Hoffmann, „Gedächtnißrede auf G." (Berl. 1370). „Das Graham-Brot" ist nicht nach Thomas G., sondern nach dem nordamerikan. Vegetarianerapostel Sylvester G. (geb. 1794, gest. 1851) benannt.

Grains (engl., spr. Grehns, d. h. Körner), heißen vorzugsweise die Eier der Seidenraupen.

Gral od. **Graal** (mittelalt. gradalis, provenc. grazal, altfranz. gréal, graal), bedeutet „Gefäß" od. „Schüssel"; alle andern Ableitungen, wie z. B. Sang real (Sanguis regalis od. realis) u. nam. die neuerdings versuchte, derzufolge G. so v. w. „Koralle" wäre, sind zu verwerfen. — Der heilige G., im Mittelalter der Mittelpunkt eines besonderen Sagenkreises, ist die aus einem Jaspis gefertigte Schüssel, deren sich Christus bei der Einsetzung des h. Abendmahls bedient u. in der Joseph von Arimathia das Blut des Heilands aufgefangen haben soll. Der G., mit dem sich der Phönix verbrennt, um schöner wiedergeboren zu werden, u. dessen Anblick innere Glückseligkeit u. äußeres Wohlleben spendet, wurde Anfangs von den Engeln selbst bewacht, dann aber zur Erde gebracht u. der Obhut eines von Gott selbst erwählten Königs u. seiner Templeisen, einer geweihten Ritterschaft, den Tempelherren in idealer Verklärung, anvertraut. Aufbewahrt wird der G. auf einer unnahbaren tempelähnlichen Burg Montsalvatsch (nach Einigen Mons silvaticus, nach Anderen Mons salvationis); am Charfreitage kommt angeblich eine weiße Taube (der heil. Geist) vom Himmel u. legt eine weiße Oblate auf den G., der dadurch alle göttlichen Wundergaben wirkt. — Diese Sage, spanischen Ursprungs u. anscheinend aus einer Mischung jüdischer, mohammedanischer u. christlicher Elemente hervorgegangen, wurde von den Dichtern des Mittelalters mit der Artussage wie mit den Sagen von Peredur (Parcival) u. später auch Loherangrin (Lohengrin) verbunden. In Frankreich behandelte sie Chrestiens von Troyes in seinen Contes del Graal, in Deutschland Wolfram von Eschenbach im „Parcival", Albrecht von Scharfenberg im „Jüngeren Titurel" u. schließlich Ulrich Füterer. — Den echten G. behaupteten die Genuesen zu besitzen in einer Schale, die bei der Eroberung von Cäsarea 1101 gefunden u. von K. Balduin genuesischen Rittern als Beuteantheil überlassen wurde. Aufbewahrt in der Kirche S. Lorenzo zu Genua, wurde dies Gefäß (il sacro catino) 1806 von den Franzosen nach Paris entführt, aber 1815 nach Genua zurückgebracht, wo es noch in der Sakristei von S. Lorenzo gezeigt wird. Nach der Untersuchung einer Kommission des Franz. Instituts ist der G. nicht, wie man glaubte, aus einem kolossalen Smaragd geschnitten, sondern besteht aus einem, wahrscheinlich in Konstantinopel gefertigten, orientalischen Glasflusse. — Eine populäre Darstellung der Sage gab Lang, „Die Sage vom heil. G." (Münch. 1862).

Gramineen od. Gräser bilden eine eigene, große natürliche Familie der Pflanzen mit knotenartig abgetheilten Stengeln (Halmen), deren Inneres entweder hohl od. mit einem Marke, wie bei den Binsen, ausgefüllt ist. Diese Abtheilungen (Internodien) des Halms sind nicht nur die merkwürdigste Eigenthümlichkeit der Gräser, sondern sie sind auch an u. für sich eine Bauart, die man mit einer Säulenordnung vergleichen kann, bei welcher die untersten u. höchsten Glieder die kürzesten sind; doch so, daß jene die festesten, diese die leichtesten darstellen, wie es der Tragbarkeit des Halmes vollkommen entspricht. Jedes Glied bringt ein einziges Blatt hervor, das sich in zwei besondere Theile, in eine Blattscheide u. eine Blattfläche, zerlegen läßt. Jene umwickelt den Grund des Gliedes tutenförmig, diese steht an der Spitze der Scheide vom Halme mehr oder weniger ab, immer aber in einer Form, welche sämmtlichen Gräsern zukommt u. eine lineal-lanzettliche ist.

Die Grenze beider Theile wird durch ein häutiges Blättchen (ligula) angezeigt, das sich meist ringförmig an die Spitze der Blattscheide stellt. Das oberste Glied des Halmes allein entwickelt sich bei den Gräsern zur Aehre od. Rispe; bei den baumartig aufsteigenden Bambu-Gräsern, wo auch eine Verästelung des Halmes durch eine in den Blattachseln stattfindende Zweigbildung eintritt, treiben auch die Zweigspitzen Rispen. Die Blumen der Aehren u. Rispen besitzen ihren eigenthümlichen Bau, der sich noch nicht mit den der höher gestellten Phanerogamen vergleichen läßt. Jede Blume ist ein Aehrchen (spicula) für sich, das entweder nur eine od. mehrere Blumen darstellt. Eine solche besteht meist aus zwei äußeren Deckblättchen (Kelchbalg, gluma), zwei inneren, meist begrannten Kronenspelzen (paleae), drei Staubfäden u. drei Staubbeuteln, zwei federartigen Narben u. einem Fruchtknoten, dessen Keimling nach unten gekehrt ist u. außerhalb am Grunde des Eiweißes liegt. Häufig stehen noch mancherlei zartere Saftblättchen zwischen diesem Blumenbaue. — Die Zahl der Arten, welche sich nach diesem Bauplane richten, ist sehr groß. Im J. 1855 beschrieb Steudel in der letzten Aufzählung aller bekannten Gräser 5542 Arten, so daß wir gegenwärtig wol 6000 bekannte Arten rechnen können. Dieselben verbreiten sich über alle Regionen, alle Zonen der Erde u. gehören deshalb zu den wohlthätigsten Gewächsen, die wir kennen; nicht nur, weil sie in Wiesen u. Weiden einen vorzüglichen Pflanzenteppich bilden, welcher gleichsam Aufzug für viele andere Pflanzen ist, die sich als Einschlag in diesen Teppich weben, sondern auch weil die allermeisten Arten entweder ein nahrhaftes Futter für Thiere aller Art, besonders der grasfressenden Klasse, abgeben, oder weil viele Arten in ihren Samen eine Fülle von Stärkmehl entwickeln, wodurch sie sich zu Brotpflanzen erheben. Die Gräser fassen die erstaunlichsten Größenverhältnisse in sich: wahre Zwerge von wenigen Linien Höhe u. gegen 30 m. hohe Bäume in den Bambu-Gräsern. Letztere gehören nur der heißeren Zone an u. bedingen hier wieder eine eigenthümliche Wohlthat, indem sie in ihren dicken Halmen das Material zu Häusern, Möbeln u. Geschirren aller Art darreichen. Selbst in der Blumistik spielen die Gräser eine hohe Rolle. Der Leichtigkeit u. Zierlichkeit ihres Baues wegen eignen sich manche Arten ganz ausgezeichnet zu Dekorationspflanzen, so daß man gegenwärtig schon ein ganzes Heer von Gräsern als Schmuckpflanzen zieht. Die nächsten Verwandten der Gräser sind die Cyper- u. Binsengräser.

Gramm bezeichnet in unserem vom Meter abgeleiteten Gewichtssystem (s. „Gewicht") die Gewichtseinheit. Das G. soll nach der ursprünglichen gesetzlichen Bestimmung gleich sein dem Gewichte derjenigen Menge destillirten Wassers bei + 4° C., welche einen Hohlwürfel von 1 cm. innerer Seitenlänge (1 kubisches cm.) zu füllen vermag. Die nach dem Dezimalsysteme eingerichtete Eintheilung u. Vervielfachung des G. wird, die erstere durch Vorsetzung latein., die zweite durch die griech. Zahlworte vor das Wort G. gebildet. So hat 1 G. 10 Deci-G., 100 Centi-G. u. 1000 Milli-G. Dagegen sind 10 G. gleich 1 Deka-G., 100 gleich 1 Hekto-G. u. 1000 gleich 1 Kilo-G. (Vgl. Maß u. Meter).

Grammatik. Unter G. (vom griech. γράμμα, Buchstabe) versteht man den Inbegriff der eine Sprache beherrschenden Regeln, im Besondern die systematische Darstellung derselben; ihrem Inhalte nach zerfällt diese in zwei Theile, den (mit einem nicht eben glücklich gewählten Ausdruck so genannten) etymologischen Theil od. die Formenlehre, von der man wol auch die Lautlehre als besonderen Theil ausscheidet, u. in die Lehre von der Syntax (s. d.). Wie der Name aus dem Griech. stammt, so sind auch, wenigstens unter den Völkern des Abendlandes, die Griechen zuerst auf dem Felde der G. thätig gewesen, u. auf dem, was sie darin geleistet, hat bis in die Neuzeit hinein überhaupt alles grammat. Studium im Abendlande so gut wie ausschließlich beruht. Nachdem bei ihnen schon die Sophisten (besonders Protagoras) u. Plato die Sprache zum Gegenstand ihrer Beobachtung gemacht hatten, Aristoteles dann bereits bis zur theilweisen Erkenntniß der Redetheile gelangt war, erfolgte die eigentliche Ausbildung der G. einerseits durch die alexandrinischen Grammatiker, von denen Aristarch unter Anderem die Flexion feststellte, Dionysios der Thraker zuerst eine Art von grammat. Lehrgebäude verfaßte, anderseits durch die Stoiker (Chrysipp), die zwar mehr vom Standpunkt der Philosophie die Sprache betrachteten, aber doch auch viel für die Feststellung der Lehre vom Zeitwort, namentlich der Tempuslehre, thaten. Bedeutendes leisteten dann im 2. Jahrh. n. Chr. noch Apollonios Dyskolos u. sein Sohn Herodian, von denen der Erstere besonders die Syntax förderte. Auf der von den Griechen geschaffenen Grundlage arbeiteten die Römer an dem Aufbau der G. der lat. Sprache, so Varro, Verrius Flaccus, Remmius Palämon, Aelius Donatus, Charisius, Diomedes, Priscian u. A. Beim Wiederaufleben der Wissenschaften am Ende des Mittelalters ward die G. der Römer der Ausgangspunkt für die grammat. Studien der Neueren, wodurch auch ihre, die ursprünglichen griech. Ausdrücke bisweilen in falscher Uebersetzung wiedergebende Terminologie auf die modernen Völker überging. Lange aber blieb man im Wesentlichen auf dem von den Griechen u. Römern erreichten Standpunkte stehen, bis zu Anfang unseres Jahrh. eine tiefer eindringende Behandlung für die griech. G. durch Buttmann u. Gottfried Hermann, für die lat. durch Konr. Leop. Schneider angebahnt wurde, dann Franz Bopp die erst durch die Bekanntschaft mit dem Sanskrit (dessen G. schon von den Indern ganz selbständig u. in großer Vollendung ausgebildet worden war) ermöglichte vergleichende G. begründete, die sich die Darstellung von den Gesetzen mit einander verwandter Sprachen in ihrem gegenseitigen Verhältniß zur Aufgabe macht, u. J. Grimm die historische G. schuf, welche die geschichtliche Entwickelung einer Sprache verfolgt. — Im klass. Alterthum pflegte man aber mit dem Worte G. eine viel weitere Bedeutung als die jetzt gebräuchliche zu verbinden, in welcher letzteren die Griechen vielmehr den Ausdruck τέχνη, die Römer gewöhnlich dessen Uebersetzung ars anwandten. Denn bei den Griechen, welche mit jenem Worte zunächst die Elementarlehre der den ersten Unterricht im Lesen ertheilenden Lehrer (der Grammatisten) bezeichneten, gewann dasselbe allmählich eine andere Bedeutung, als man sich mit der Erklärung der alten Dichter u. Geschichtschreiber zu beschäftigen begann, indem es der Name für diese ganze Erklärungskunst ward. Grammatiker hieß nun der, welcher dieselbe ausübte, dann auch überhaupt der Gelehrte, welcher sich mit Literatur u. Wissenschaft des Alterthums beschäftigte, wie auch das Wort γράμματα (Buchstaben) die Bedeutung von Literatur überhaupt erhielt. Eine grammat. Wissenschaft in diesem weiteren Sinne, die also das ganze Gebiet der Philologie umfaßte, entwickelte sich bei den Griechen im 3. Jahrh. v. Chr.; begründet u. lange Zeit am meisten gepflegt ward sie in Alexandrien, dem damaligen Hauptsitz der Bildung, wo unter der Regierung der Ptolemäer viele Gelehrte (die sog. alexandrinischen Grammatiker) sich eifrig mit der Erforschung der Gesetze der griech. Sprache u. der Erklärung veralteter Wörter beschäftigten, kritische Ausgaben älterer Werke, besonders Homer's, besorgten od. die Erläuterung derselben unternahmen, Verzeichnisse der als klassisch anzusehenden Autoren aufstellten 2c. Seit dem 1. Jahrh. n. Chr. wandten sich auch häufig die Grammatiker der Lexikographie zu, indem sie nach Materien geordnete „Onomastika" od. alphabetische Lexika verfaßten; nicht Wenige waren ferner als Scholiasten (s. d.) thätig. Bei den Römern kamen die grammat. Studien in Aufnahme, seitdem sie durch Krates von Mallos, der 159 v. Chr. als Gesandter nach Rom kam, mit der G. der Griechen bekannt geworden waren, u. lange vereinigten auch hier die Grammatiker die Thätigkeit auf dem rein sprachlichen Gebiete mit antiquarischen u. literarhistorischen Forschungen; seit dem 2. Jahrh. n. Chr. ward aber von ihnen die G. im engern Sinne vorzugsweise gepflegt. Bei Griechen wie bei Römern wirkten die Grammatiker gewöhnlich auch zugleich praktisch als Lehrer, u. zwar lange Zeit ausschließlich als Privatlehrer, denn erst seit Vespasian wurden Grammatiker auch als öffentliche, vom Staate besoldete Lehrer angestellt.

Gramont (spr. Gramong), Herzog Antoine Alfred Agenor von, franz. Staatsmann, geb. 14. Aug. 1819 zu Paris, schloß sich der Politik Ludwig Napoleon's an, machte sich diesem in mehreren wichtigen diplomatischen Sendungen nützlich, war von 1861—69 franz. Gesandter in Wien u. übernahm im Jan. 1870 im Ministerium Ollivier das Portefeuille des Auswärtigen. Er trat sein Amt mit friedlichen Versicherungen an, erwies sich aber bald darauf dem Kaiser in der Herbeiführung einer kriegerischen Verwickelung mit Preußen sehr dienstfertig. Die Weisungen, die er dem franz. Gesandten in Berlin, Benedetti (s. d.), zugehen ließ, hatten nichts Geringeres zum Zwecke, als eine Demüthigung des Königs von Preußen. Da dieser diplomatische Sieg nicht durchgesetzt werden konnte, so trieb G., ohne hinlängliche Vorbereitung u. ohne einen anderen Vorwand als den der span. Hohenzollernkandidatur, in den Krieg hinein, welcher 19. Juli 1870 von Seiten Frankreich's an Preußen erklärt wurde. In den Sturz des Ministeriums Ollivier nach den ersten Schlachten des Deutsch-franz. Krieges (s. d.) verwickelt, hat G. seitdem keine Rolle mehr im öffentlichen Leben gespielt.

Grampian Mountains (spr. Grämpjen Maunt'ns), schon von Tacitus als Mons Grampius genannt, der südlichste Theil der schott. Hochlande, bilden ein von W. nach O. streichendes Gebirge von einer mittleren Höhe von 800 m. Es beginnt im W. am Loch Linnhe, einem tief in das Land eindringenden Fjord, in den der Caledonische Kanal mündet, sogleich mit seiner höchsten Erhebung, dem Ben Nevis, 1260 m.; der mittlere Theil, welcher eine beträchtliche Anzahl bis zu 1000 m. emporsteigender Gipfel trägt, wird von dem tiefen Thale des Loch Ericht durchschnitten u. theilt sich am Cairn Celar (958 m.) in zwei Aeste, von denen der nördl., der höhere, bei Banff, der südl. bei Aberdeen mit Höhen von 300—500 m. an der Nordsee enden, während das zwischen ihnen liegende Thal von den Flüssen Dee u. Don durchströmt wird. Der nördl. Seitenast führt auch den Namen Cairn Gorm Range. Im S. der eigentlichen G. M. ziehen sich

von dem Firth of Clyde bis zum Oberlaufe des Tay, von jenen durch die Thäler der Seen Awe, Lyndan u. Rannoch getrennt, die South=G. in weitem, nach SO. offenem Bogen hin; ihre höchste Spitze, der Ben Lawers (1139 m.), liegt in ihrem westl. Theile. Die G. M. gehören zu den romantischsten Theilen des schott. Hochlandes; steile Abfälle, schöne Seen, fruchtbare Thäler wechseln ab; die Abhänge sind theilweise sehr steil u. zerklüftet, die Gipfel abgerundet, die Thäler tief eingeschnitten. Die Hochflächen tragen häufig öde Heiden u. Moore, der Wald hat nur geringe Ausdehnung.

Gran (ungar. Esztergom), Komitat im westl. Ungarn, mit 20 □M. u. 65,306 E. (1869), liegt auf beiden Ufern der Donau, welche auf dem linken den gleichnamigen Nebenfluß aufnimmt, der in den Karpathen, an der Kralowa Hola entspringend, einen Lauf von 35 M. hat. Der nördl. von der Donau gelegene Theil des Komitates ist hügelig, der südl. dagegen Gebirgsland; in letzterem treten die Ausläufer des Bakonyer Waldes hart an den Strom. Der Boden ist gut bewässert, fruchtbar u. reich an Getreide u. Wein, dem Hauptartikel der Ausfuhr. Die größtentheils katholischen Bewohner sind zu 3/4 deutscher Nationalität; in den Rest theilen sich Slaven u. Magyaren. — **G.**, Hauptstadt des Komitates G. mit 8780 E. (1869), liegt auf dem rechten Donauufer u. ist mit dem gegenüberliegenden Marktflecken Parkany durch eine Schiffbrücke verbunden. Im Ganzen regelmäßig gebaut, zeigt G. in einzelnen Stadttheilen, bes. in der königl. Freistadt u. der bischöflichen Stadt, einzelne schöne Paläste; die auf dem Festungsberge gelegene, 1821—56 nach dem Muster der röm. Peterskirche erbaute Basilika gilt für die schönste ungar. Kirche. G. ist Sitz eines Erzbischofs, hat ein Priesterseminar, ein Gymnasium, eine Realschule u. mehrere Klöster. Die Bewohner treiben einen lebhaften Handel mit Wein u. Getreide. G. gehört zu den ältesten u. geschichtlich bedeutendsten ungar. Städten; im 10. Jahrh. residirte hier König Geysa u. um 1000 wurde dessen Sohn Stephan als Christ getauft. In derselben Zeit hatte G. schon eine starke deutsche Bevölkerung, welche den Ort bald zu einem Hauptplatz für den Handel von Ungarn mit Deutschland erhob. Das Erzbisthum G. hat sich große Bedeutung um die Christianisirung der Magyaren erworben u. die stark befestigte Stadt in den ungar. Kriegen eine hervorragende Rolle gespielt.

Gran (lat. granum, d. i. Korn) war in dem, jetzt bei uns durch das metrische Maß u. Gewichtssystem (s. „Gramm") verdrängten Apothekergewicht der 20. Theil des Skrupel; 60 bildeten eine Drachme, 480 eine Unze, 5760 ein Apothekerpfund.

Grän ist eine Bezeichnung für verschiedene kleine Gewichte. Im Kölnischen Markgewicht gingen 18 auf 1 Loth u. 288 auf die Mark. Im engl. Troygewicht geben 24 grain ein penny-weight, 5760 ein pound, im franz. Troygewicht aber 24 einen denier u. 4608 eine marc.

Granacci, Francesco (spr. Granatschi, Frantschesko), ein florentinischer Maler, geb. 1477, war mit dem ihm befreundeten Michel Angelo ein Schüler des Domenico Ghirlandajo, erreichte aber in seiner Kunst keinen von Beiden. Anfangs mehr in der Temperamalerei bes. zu Dekorationszwecken thätig, malte er später auch in Oel viele Bilder biblischen u. legendarischen Inhalts, von denen sich noch mehrere in der Akademie zu Florenz u. in den Galerien zu Berlin u. München befinden. Er starb 1544.

Granada, südspan. Provinz am Mittelländ. Meere mit 232,23 □M. u. 485,346 E. (1870), etwa ein Trittheil des früheren Königreichs G. umfassend, bildet ein Hochland, das im S. von den Parallelketten der Sierra Nevada durchzogen wird und im Mulahacen bis zu 3554 m. emporsteigt, nach N. zu dem Thale des Guadalquivir terrassenförmig abfällt u. dort vom Xenil u. dem Guadiana menor entwässert wird, nach S. aber sein Gebirge bis hart an das Meer vorschiebt u. nur einer geringen Küstenebene Raum läßt. Die Küste selbst ist wenig gegliedert. Der gebirgige Charakter erschwert die Entwickelung größerer Städte u. befördert die Entstehung kleiner Ortschaften u. Weiler. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner, in deren Adern viel arabisches Blut fließt, ist der Landbau, welcher Weizen, Gerste, Mais, Hanf, Wein u. Oel hervorbringt; an der Südküste, die sich, durch die Gebirge vor den Nordwinden geschützt, durch ein fast afrikanisches Klima auszeichnet, gedeihen sogar subtropische Gewächse, wie Zuckerrohr, Bataten u. Baumwolle. Am wenigsten fruchtbar sind die steppenartigen Hochflächen im NO. Die Berge sind reich an Erzen, Schwefel, Salz u. Mineralquellen. — **G.**, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz mit 67,326 E., liegt außerordentlich reizend am Nordfuße der Sierra Nevada, am Zusammenfluß des Xenil und des Darro, in dessen reich angebauten Thälern sich die Vorstädte weithin erstrecken, während die alte Stadt sich terrassenförmig an einem Hügel aufbaut, dessen Gipfel von der Alhambra (s. d. mit Abb.) gekrönt wird u. ein zweiter, verfallener und meist von den niedrigsten Volksklassen bewohnter Stadttheil (Albaycin) den Abhang eines zweiten Hügels bedeckt, auf dem vor der Erbauung der Alhambra das maurische Königsschloß Alcazar stand. Herrliche Gärten, unter denen die des Generalife (arab. Dschennat al arif, d. h. Garten des Baumeisters), eines alten Lustschlosses, die schönsten sind, ziehen sich an den Bergen hin u. verleihen dem Ganzen einen unbeschreiblichen landschaftlichen Reiz. Das Innere der Stadt aber ist dunkel u. schmuzig, die meisten Straßen sind eng u. die Häuser zum Theil verfallen, doch in ihrer Anlage und Bauart vielfach deshalb interessant, weil sie, wie dies in keiner anderen span. Stadt der Fall ist, den Einfluß des maurischen Baustiles in sehr charakteristischen Formen zeigen. Unter den 24 Kirchen G.'s ist besonders die Kathedrale hervorzuheben, welche an der Stelle der ehemaligen Hauptmoschee im Renaissancestil prächtig aus Marmor erbaut u. mit den Grabmälern der katholischen Könige bis auf Philipp I. u. Johanna die Wahnsinnige geschmückt ist. Die Alcayceria, der ehemalige Bazar, welche noch jetzt den Mittelpunkt des Verkehrs in der Stadt bildet, hat den maurischen Stil vollständig bewahrt. Der schönste Platz ist die Vivarrambla (heute Plaza de la constitucion), auf welcher die maurischen Volksfeste gefeiert wurden. G. ist gegenwärtig ein bedeutender Waffenplatz u. Sitz eines Generalkapitäns, eines Erzbischofs u.

Nr. 3186. Einwohner der Provinz Granada.

einer Universität. Unter der Herrschaft der Mauren (s. „Spanien, Geschichte") hatte sie ihre Glanzperiode; ihre Bevölkerung zählte 400,000 Seelen, die Universität war eine der bedeutendsten mohammedanischen Hochschulen, reiche Bibliotheken waren mit ihr verbunden u. neben der Industrie waren Gartenbau u. Landwirthschaft in großartiger Weise entwickelt. Diese Blüte sank nach der Eroberung (2. Jan. 1492) u. nur die kunstreichen Bauwerke maurischen Stiles deuten jetzt noch auf sie hin.

Granada, Stadt in der centralamerik. Republik Nicaragua mit ungefähr 10,000 E., von denen wenig über 1000 Weiße sind, liegt an der NW.=Seite des Nicaragua=Sees, ist im Innern, wie die meisten älteren Städte im span. Amerika, ziemlich regelmäßig gebaut, aber von ärmlichen, schmuzigen Vorstädten umgeben, die fast ausschließlich von Mischlingen bewohnt werden. Das bedeutendste Gebäude ist die Kathedrale, die aber während der Bürgerkriege fast aller ihrer Kostbarkeiten beraubt worden ist. G., 1522 kurz nach der Entdeckung des Landes gegründet, hatte im 17. Jahrh. als Handelsstadt große Bedeutung; jetzt ist aber der Hafen am See fast ganz versumpft.

Grana (lat., d. h. Körner) **Paradisi** heißen die Samen des Mala- od. Maniguettapfeffers (Amomum Melegueta), eine Art Cardamomen, die Paradieskörner des Handels, die man in Guiana u. Guinea baut; **G. Tiglii** sind die Samen des Croton Tiglium od. des Tiglibaumes in Ostindien, einer baumartigen Wolfsmilchpflanze, mit so purgirender Eigenschaft, daß vier Körner schon den Tod eines Menschen bedingen sollen. Man gewinnt aus ihnen das bekannte Crotonöl (s. d.).

Granat, ein bekanntes, ziemlich häufig vorkommendes Mineral, dessen durchsichtige rothe Varietäten als Edelstein Verwendung finden.

Diese letzteren sind jedoch verhältnißmäßig selten; die häufig als Gemengtheile mancher Gebirgsarten vorkommenden, theils frei auskrystallisirten, theils derben und dichten Massen von G. sind undurchsichtig od. nur durchscheinend, rothbraun, grün, braun, braungelb od. schwarz gefärbt, selten aber ganz farblos. Die Härte ist = 6,5—7,5, das spezifische Gew. 3,1—4,3. — Die Krystalle des G.s gehören dem tesseralen Systeme an, am häufigsten kommt das Rhombendodekaëder vor, welche Krystallform deshalb auch von einigen Mineralogen **„Granatoëder"** genannt wird (Abb. s. Nr. 2451). Die chemische Zusammensetzung des G. ist, wie schon aus dem schwankenden spezifischen Gewicht und der schwankenden Härte hervorgeht, verschieden, trotzdem lassen sämmtliche Arten des G. sich auf eine allen gemeinsame chemische Formel zurückführen. Sie gehören zu den Silicaten (kieselsauren Salzen) und man kann sie nach ihren wesentlichen Bestandtheilen in zwei Reihen gruppiren, in die Thongranaten und die Eisengranaten, je nachdem Thonerde (Aluminiumoxyd) od. Eisenoxyd darin mit enthalten sind. Die erstere Reihe zerfällt wieder in die zwei häufiger vorkommenden Gruppen des Kalk-Thongranates u. Eisen-Thongranates (in letzterem ist der Kalk durch **Eisenoxydul** vertreten), u. in die zwei seltener vorkommenden Gruppen des Kalk-Thongranates u. Mangan-Thongranates. In der zweiten Reihe wird di. stärkere Basis vorwaltend durch Kalkerde repräsentirt, weshalb sie fast lauter Kalk-Eisengranaten in sich schließt. Uebrigens giebt es viele Varietäten von G., welche sich wieder als Gemische der verschiedenen Gruppen betrachten lassen. Die genannten Basen sind in dem G. sämmtlich mit Kieselsäure verbunden. — Hinsichtlich ihrer äußeren Erscheinung unterscheidet man gewöhnlich folgende Arten von G.: 1) Gemeiner Granat, schwach durchscheinend od. undurchsichtig, braun, rothbraun od. grünlichbraun, krystallisirt od. derb in körnigen bis dichten Aggregaten, welche letztere **Allochroit** genannt werden. Er wird da, wo er sich häufig findet, z. B. bei Schwarzenberg, Breitenbrunn u. Berggießhübel, als Zuschlag beim Ausschmelzen der Eisenerze benutzt. 2) Edler G. od. **Almandin,** auch als orientalischer G. u. Karfunkel bezeichnet; es sind dies die durchsichtigen, schön krystallisirten, kirschroth od. blutroth gefärbten Varietäten, gehören zu den Eisen-Thongranaten und werden geschliffen als Schmucksteine benutzt. 3) **Pyrop,** auch böhmischer od. ceylonischer G. genannt, ist ein Talk-Thongranat und verdankt seine dunkelrothe Farbe einem Gehalte von Eisenoxydul, Chromoxydul u. Manganoxydul, welche Oxydule einen Theil der Talkerde (Magnesia) ersetzen; findet sich in losen Krystallen od. von Opal umschlossen bei **Meronitz** u. **Podsedlitz** in Böhmen u. wird dort in großen Mengen geschliffen u. zu dem sogenannten Granatschmuck verwendet. Er kommt auch einge wachsen im Serpentin von Zöblitz u. andern Orten vor. 4) **Großular,** ist ein Kalk-Thongranat von grüner, gelblichgrüner, grünlichbrauner Farbe, wird als Schmuckstein geschliffen u. findet sich im Temeswarer Banat, in Sibirien u. Piemont. 5) **Hessonit** od. Kaneelstein, ebenfals ein Kalk-Thongranat, meist honiggelb od. orange bis hyazinthroth, durchsichtig bis durchscheinend, krystallisirt u. auch körnig in eckigen Geschieben. Ceylon, Piemont, Vesuv, Insel Elba. 6) **Kolophonit,** gelblichbraun bis schwarz, bei Arendal. 7) **Melanit,** undurchsichtig, schwarz; im Trachyt des Kaiserstuhls. Letztere beide sind Kalk-Eisengranaten.

Nr. 3187. In Granada.

Granatapfel,

die Frucht des Granatbaums (Punica Granatum), eines zu den (den Pomaceen verwandten) Granateen gehörigen baumartigen Strauches, welcher zwar heutzutage überall vom Südabhange der Alpen bis in das Mittelmeergebiet hinein vorkommt, aber ursprünglich nur letzterem, nämlich Nordafrika u. Kleinasien, angehört, von wo er sich selbst nach Ostindien verbreitete. Bei den Römern hieß die große schöne Frucht von brennendrother Färbung u. angenehm säuerlichem Geschmacke der punische Apfel, weil sie ihn vorzugsweise aus Karthago bezogen. So schön u. brennend roth, wie die apfelgroße Frucht, ist auch die Blume, deren fünftheiliger Kelch auf dem Fruchtknoten steht u. ebenfalls roth wie die fünfblätterige Blume ist. Diese erscheint bei uns nur gefüllt in Treibhäusern auf einem sehr astigen Strauche, dessen Blätter ähnlich denen der Myrthe sind. In der Blumistik, in welcher der Strauch

Nr. 3188. **Der Granatapfel** (Punica granatum).
a. Bluhender Zweig. b. Längsdurchschnitt eines Fruchtknotens ($\frac{1}{2}$ nat. Gr.). c. Griffelspitze (3mal vergr.). d. Frucht in Langsschnitt ($\frac{1}{3}$ nat. Gr.). e. Frucht quer durchschnitten. f. Querdurchschnitt durch Keimling (2mal vergr.).

früher eine sehr große Rolle spielte, ist er durch Camelien u. indische Azaleen allmählich leider in den Hintergrund gedrängt worden. Man vermehrt ihn durch Samen, wenn er ungefüllte Blumen hervorbringen soll. Doch benutzt man die hieraus hervorgehenden Stämmchen mehr als Unterlage für edle Pfropfreiser von gefüllten Blumen. Der Strauch gehört zu den ältesten Arzneimitteln der Mittelmeerzone. Man wendete Alles von ihm an: die Wurzelrinde, Blätter, Blumen, Fruchtschalen, Fruchtfleisch u. Samen. Rinde u. Fruchtschalen benutzt man außerdem zum Gerben, die Blüten zum Schwarzfärben, das Holz zu Toilettegegenständen. Auf den Caraibischen Inseln kennt man eine zweite Art (P. nana) mit gleichen Eigenschaften.

Granaten sind Hohlgeschosse, welche, mit Pulver gefüllt, durch irgend eine Zündvorrichtung am Ziele gesprengt werden u. durch ihre Sprengstücke u. die Flamme ihrer Sprengladung zerschmetternd u. zündend wirken (s. „Geschosse" u. „Feuerwaffen"). Die Hauptausrüstung der gezogenen Feldartillerie besteht in Granaten.

Granatschleiferei, s. „Edelsteine" u. „Diamant".

Gran Canaria, die zweitgrößte der Canarischen Inseln, zählt auf 29,8 □M. 70,000 E., liegt zwischen Tenerifa u. Fuerteventura u. hat eine fast kreisrunde Gestalt. Das Innere ist durchaus gebirgig: eine bedeutende Anzahl von Berggipfeln erhebt sich zu einer Höhe von 1700 u. 1800 m.; der höchste derselben ist der Pico del Pozo de las Nieves. Der N. von G. C. zeigt an vielen Stellen Spuren älterer vulkanischer Thätigkeit. Radienförmig gehen in tief eingeschnittenen Thälern, von Stufe zu Stufe herrliche Wasserfälle bildend, zahlreiche Flüsse von diesem centralen Gebirgsstock aus, doch führen die meisten nur in der Regenzeit Wasser. Die Berge sind schon bewaldet; auf den höchsten Bergweiden wird sogar Sennenwirthschaft getrieben. Die Bewohner sind ein Mischvolk von Spaniern u. den eingeborenen Guanchen; doch herrscht die weiße Farbe, die spanische Sprache u. der katholische Glaube vor; nur in einigen Dörfern sind Neger stark vertreten. Das Klima ist angenehm u. gesund; der Boden da, wo es nicht an Wasser fehlt, sehr fruchtbar. Der Weinbau hat fast ganz aufgehört, dagegen ist die Cochenille ein wichtiger Ausfuhrartikel geworden. Die hauptsächlichsten Produkte des Feldbaues sind Mais, Weizen u. Gerste; nicht unbedeutend ist auch die Viehzucht. Las Palmas, die Hauptstadt, liegt an der NO.-Seite, hat 10,000 E. u. ist schön gebaut. Die zweitgrößte Stadt ist Telde mit 7000 E.

Gran Chaco (spr. Tschako), ein Territorium der Argentinischen Republik in Südamerika mit einem Areal von 4847 □ M. u. 45,291 Bewohnern (1869), ist in weiterem Sinne ein weites Llanos-Gebiet, welches die nördlichsten Landschaften von Argentina u. den SO. von Bolivia umfaßt, im O. von dem Paraguay begrenzt, von den Flüssen Pilcomayo u. Vermejo durchflossen wird u. sich nach W. zu den Plateaux erhebt, welche den Cordilleren von Bolivia u. Salta im O. vorgelagert sind. Der mittlere Theil gehörte früher der Republik Paraguay; nach dem unglücklichen Kriege, den dieser Staat 1865—1870 gegen die Tripelallianz von Brasilien, Uruguay u. Argentina zu führen hatte, wurde der Paraguay zu seiner Grenze im W. u. Argentina nahm von dem größten Theil des G. Ch. Besitz, stellte ihn 1872 unter den Oberbefehl des Generals der Okkupationstruppen in Assuncion u. erklärte Villa Occidental am rechten Ufer des Paraguay zur Hauptstadt dieses neugebildeten Territoriums. Der G. Ch. ist eine wellenförmige, etwa 200 m. über dem Meere gelegene Ebene, wasserarm, von wenigen Flüssen durchschnitten u. steppenartig. Nur an den Flüssen, welche nach den Winterregen einzelne Theile überschwemmen, findet sich fruchtbares Land, Wald u. Palmenhaine. Am ödesten sind die Gegenden im S. Die Llanos de Manzo zwischen dem Vermejo u. Pilcomayo werden von Winterregen betroffen u. bieten dann prächtige Weiden dar, deren üppiger Graswuchs aber bald unter der tropischen Sonnenglut vertrocknet. Am besten für den Anbau eignen sich die Uferlandschaften am Paraguay. Der größte Theil des G. Ch. ist noch unbekannt u. wol auch unbewohnt. Weiße haben sich in sehr geringer Anzahl an dem unteren Laufe der Flüsse angesiedelt u. einzelne Forts sind zu ihrem Schutze vor den uncivilisirten Indianern errichtet, welche diese Steppen u. Wälder als Jäger od. Nomaden durchstreifen.

Granden (span. Grandes, d. i. die Großen), der Titel für die Mitglieder des hohen Adels in Spanien, die als solche zur Zeit des Königthums Sitz u. Stimme in der ersten Kammer hatten u. noch durch einige andere, mehr auf die Etikette bezügliche Ehrenrechte ausgezeichnet waren, auch bei Hofe eine bevorzugte Stellung einnahmen. Im Mittelalter (im Königreiche Castilien) waren mit diesem Titel noch viel eingreifendere Rechte verknüpft, so nam. die Befugniß, als Bannerherren Söldner zu werben (die im 13. Jahrh. den Verwandten des Königshauses u. den Großgrundbesitzern verliehen wurde), Abgabenfreiheit u. s. w. Zunächst den Prälaten rangirend, nahmen die G. eine Stellung ein, die der der Reichsstände in Deutschland, der Pairs in Frankreich u. der großen Barone in England ähnlich war. Eine einschneidende Beschränkung erlitt die Macht der G. zuerst unter Ferdinand von Aragonien u. Karl V. Im heutigen Spanien nimmt der hohe Adel eine rechtlich privilegirte Stellung nicht mehr ein.

Grande Terre, s. „Guadeloupe".

Grand Rapids City (spr. Gränd Räppids Sitti), Hauptort der County Kent im nordamerik. Staate Michigan, an den Stromschnellen des Grand River gelegen, mit 19,000 E. (1870). Die gut gebaute Stadt hat 3 Kirchen u. 4 deutsch-englische Schulen. Die in der Nähe befindlichen Salz-, Gips- und Kalklager liefern Material von ausgezeichneter Güte.

Grand River, Name mehrerer Flüsse in Nordamerika. Der bedeutendste derselben ist der G. R., welcher den Staat Michigan durchströmt u. sich nach einem etwa 50 Meilen langen Laufe bei Grand Haven in den Michigansee ergießt. Im letzten Theil seines Laufes, gegen 8 Meilen vor der Mündung, bildet er sehr bedeutende Stromschnellen (Grand Rapids), welche der an ihnen gelegenen Stadt Grand Rapids City den Namen gegeben haben.

Grandson od. Granson, Stadt im schweizerischen Kanton Waadt, malerisch am SW.-Ufer des Neuenburger Sees gelegen, hat etwa 1500 E. u. wird von einem festen Schlosse überragt, das 1476 im Burgundischen Kriege von Karl dem Kühnen genommen ward. Infolge der treulosen Tödtung der Besatzung von 500 Bernern rückte ein Heer von 20,000 Schweizern heran, welches 3. März 1476 das weit überlegene burgund. Heer bei Motiers, 1 M. von G., vollständig schlug u. aufrieb.

Grandville (spr. Grangwihl), Ignace Isidor, dessen Familienname eigentlich Gérard ist, ein durch seine Illustrationen zu Dichterwerken u. durch eigene humoristische Kompositionen bekannter Zeichner u. Lithograph, wurde 13. Sept. 1803 zu Nancy geb. u. ging 1820 nach Paris, wo er Schüler des Miniaturmalers Mansion u. des Genremalers Lecomte wurde, sich aber bald auf Zeichnungen beschränkte. Mit ungewöhnlicher Schöpferkraft u. großem Zeichnertalent begabt, illustrirte er bekannte u. beliebte Schriftsteller seiner Nation u. war daneben einer der gesuchtesten Karikaturenzeichner großer Pariser Blätter. Von seinen Illustrationen sind bes. bekannt geworden die zu Béranger, Lafontaine, Florian Reybaud's Sittenroman „Paturot" (Paris 1846) u. zu dem Engländer Swift. Sein Hauptwerk aber ist eine Reihe von satirischen Zeichnungen, in denen er unter der Maske der Thiere die Gebrechen seiner Zeit u. zwar in Thierbildern geißelt: „Scènes de la vie privée et publique des animaux" (Paris 1840). G. starb 17. März 1847 im Krankenhause in Vanves bei Paris, halb im Wahnsinn.

Granet (spr. Graneh), François Marius, einer der bedeutendsten franz. Architektur- od. vielmehr Intérieurmaler, zu Aix in der Provence 17. Dec. 1775 geb., war Anfangs Schüler des Landschaftsmalers Constantin, trat aber später in Paris in David's Atelier; 1802 ging er nach Rom, wo er, zeitweilig Konservator der Gemälde des Louvre, den größten Theil seines Lebens zubrachte. Was G. malte, beschränkte sich fast nur auf das Innere von Kirchen, Klöstern u. dgl., aber er malte es nicht nur mit großem Verständniß u. Gefühl für den Reiz der Architektur des Mittelalters u. der Renaissance, sondern auch mit einer bedeutsamen Staffage, die irgend ein dem Gebäude angemessenes geschichtliches od. novellistisches Ereigniß darstellt u. mit demselben eine harmonische Wirkung hervorbringt. In der Zeit der Restauration war er in Frankreich einer der gefeiertsten Meister, weil seine Bilder fast immer eine religiös-kirchliche Färbung hatten, z. B. sein 1819 gemalter Chor eines Kapuzinerklosters, der außerordentlichen Beifall fand u. in vielen Variationen wiederholt werden mußte; ferner „ein Hochamt in der Unterkirche von Assisi" (im Louvre), „die Christen in den Katakomben", „Savonarola in seiner Zelle" (in der neuen Pinakothek in München) 2c.; aber auch nachher, als die Zeit der Romantik hereinbrach, wußte er sich in Anerkennung zu erhalten, obwol seine Bilder dieser Richtung keineswegs huldigten, sondern sich von den früheren nur dadurch unterschieden, daß sie die dargestellten Begebenheiten mehr zur Hauptsache machten. Dieser Art sind z. B. „Die Loskaufung der Christensklaven in den Gefängnissen von Algier", aus dem J. 1831 (im Louvre) u. „Der sterbende Poussin" (Villa Demidoff bei Florenz). Nach der Revolution von 1848 zog er sich in seine Vaterstadt Aix zurück u. starb dort, nachdem er ihr seine sämmtlichen Kunstwerke vermacht hatte, 21. Nov. 1849.

Granier de Cassagnac (spr. Granjeh de Kassanjak), Bernard Adolphe, franz. Publizist, geb. 1808 zu Bergelle im Dep. Gers,

machte sich zuerst als Mitarbeiter am „Journal des Débats“, dann an der von Girardin geleiteten „Presse“ bekannt u. gründete 1842 mit Unterstützung der Regierung den „Globe“, ein ultraorleanistisches Blatt, das durch seine Keckheit Aufsehen machte. Diese kehrte er noch schroffer hervor in der „Époque“, die 1845 an die Stelle des „Globe“ trat. Nach dem Ausbruche der Februarrevolution fiel er von der Dynastie Orleans ab, bekämpfte dieselbe eben so schroff u. lärmend, als er sie vorher vertheidigt hatte, unterstützte aus allen Kräften die Staatsstreichgelüste Ludwig Napoleon's u. gehörte nach Errichtung des Kaiserreichs zu dessen dienstwilligsten Schleppträgern. Sowol im Gesetzgebenden Körper, in den er mit Unterstützung der Behörden im Dep. Gers gewählt wurde, wie in der Presse — als Redakteur des „Pays“ — zog er gegen jede oppositionelle Regung fanatisch u. gehässig zu Felde. Bedeutenderen Gegnern, denen er mit den Waffen seiner Polemik nicht beikommen konnte, suchte er sich als Raufbold u. Duellant gefürchtet zu machen. Nach dem Sturze des Kaiserreiches folgte er Napoleon in die Kriegsgefangenschaft u. intriguirte später für ihn von Brüssel aus. Nach der Beendigung des Krieges nahm er seinen Wohnsitz wieder in Paris und nahm, von der Familie Bonaparte reichlich mit Geldmitteln unterstützt, im „Pays“ die Agitation für das Kaiserreich in gewohnter Weise wieder auf. C. gab auch eine Anzahl größerer Schriften heraus, von denen wir nennen: „Histoire des classes ouvrières et des classes bourgeoises“ (Par. 1837), „Histoire des causes de la révolution française“ (4 Bde., Par. 1850), „Histoire de la chute du roi Louis Philippe“ (2 Bde., Par. 1857), „Histoire des Girondins“ (2 Bde., Par. 1860). — Fast noch berüchtigter als der ältere G. ist dessen Sohn **Paul G.**, der sich nach dem Beispiele seines Vaters zum Journalisten heranbildete, von jenem die eigentliche Leitung des „Pays“ übertragen erhielt u. sich bald durch seine beispiellose Rohheit, Zank- u. Duellsucht bekannt machte. Trotz seines üblen Rufes von Napoleon III. zum Ritter der Ehrenlegion ernannt, gehörte er 1870 zu den wildesten Kriegshetzern u. suchte die chauvinistische Stimmung durch tolle Brandartikel anzufachen. Er nahm dann als Freiwilliger am Kriege Theil, gerieth in Kriegsgefangenschaft u. kehrte nach dem Friedensschlusse nach Paris zurück, wo er seine Thätigkeit am „Pays“ wieder eröffnete. Ein Ausfall, den Gambetta im Juni 1874 in der Nationalversammlung gegen die bonapartistische Partei machte, gab G. Gelegenheit zu einem wuthentbrannten Artikel, der an Cynismus seines Gleichen suchte. Eine Herausforderung, die er infolge dessen von einem Freunde Gambetta's, Clémenceau erhielt, nahm G. wider Erwarten nicht an.

Granikos, heute Kodscha- (d. h. Groß-) Tschai, ein Fluß im nordwestl. Theile Kleinasiens, der alten Landschaft Troas, entspringt an einem nördl. Zweige des Idagebirges, vereinigt sich mit den Karalü-Tschai u. dem Chochobasi-Tschai u. mündet ins Marmarameer. Am G. erfocht 334 v. Chr. Alexander d. Gr. seinen ersten Sieg über die Perser.

Granit, eine der verbreitetsten u. wichtigsten Gebirgsarten. Nach Emmerling wurde der Name G. zuerst von Tournefort (1698) gebraucht; weder Theophrast noch Plinius noch Agricola kennen ihn. Dagegen bemerkt Breislak in seinem Lehrbuche der Geologie, daß schon Cäsalpinus in seinem im J. 1596 gedruckten Buche de metallis das Wort G. gebrauchte, u. daß sich schon früher mehrere ital. Schriftsteller desselben bedient haben. Der G. ist im Wesentlichen ein krystallinisch-körniges Gemenge von Feldspath, Quarz u. Glimmer, welche drei Bestandtheile regellos durch einander gemengt sind (Unterschied vom Gneis, bei welchem eine gewisse Parallelstruktur wahrzunehmen ist). Der Feldspath ist meistens vorwaltend, von gelblicher, fleischrother u. weißer Farbe; gewöhnlich Kalifeldspath (Orthoklas), seltener Albit, Oligoklas od. Periklin; der Quarz erscheint in der Regel nicht in deutlich erkennbaren Krystallen, sondern meist in unregelmäßig gestalteten, durchscheinenden Körnern von grauer od. hellrauchbrauner Farbe. Der Glimmer ist zumeist Kaliglimmer von gelber, grauer od. weißer Farbe, bisweilen tritt auch dunkelgrüner bis schwarzer Magnesiaglimmer auf. Infolge dieser Verschiedenartigkeit seiner drei Hauptbestandtheile besitzt der G. aus verschiedenen Gegenden nicht immer das gleiche Aussehen, sondern es kommen außerordentlich viele Varietäten u. Uebergangsstufen desselben in andere, ähnliche Gesteine vor. Hierzu treten noch die Verschiedenheiten, die dadurch entstehen, daß diese Bestandtheile in verschiedenen Größen u. Mengenverhältnissen auftreten können; man bringt daher die G. in folgende Abtheilungen: a. je nach Größe u. Ausbildung der einzelnen Bestandtheile: 1. feinkörnigen u. 2. grobkörnigen G. (Riesengranit), 3. porphyrartigen G., mit deutlich erkennbaren Feldspathkrystallen. b. nach dem gegenseitigen Mengenverhältnisse: 4. feldspathreichen, 5. quarzreichen u. 6. glimmerreichen G. c. nach der Lage u. Ausdehnung der Gemengtheile: 7. Schriftgranit, in welchem Quarz u. Feldspath regelmäßig verwachsen sind, in der Art, daß eben geschliffene Platten dieses Gesteins wie mit Schriftzügen bedeckt erscheinen, 8. Gneisgranit, bei dem die Glimmerblättchen eine annähernd parallele Anordnung besitzen, bildet den Uebergang zum Gneis. d. nach dem Vorhandensein anderer, nicht zu den wesentlichen Bestandtheilen gehörender Mineralien: 9. Syenitgranit, wenn der Glimmer zum Theil durch Hornblende ersetzt ist, 10. Protogin, aus Orthoklas, Oligoklas, einem sehr eisenreichen Magnesiaglimmer, u. Talkblättchen bestehend. — Gustav Rose theilte die zum G. gehörigen Gesteine ein in G. u. Granitit u. rechnet zu letzterem alle diejenigen Arten, welche aus Orthoklas, Oligoklas, Quarz u. Magnesiaglimmer bestehen, die also vorzüglich durch die Abwesenheit des weißen Glimmers charakteristisch sind. — Der G. ist sehr verbreitet, er findet sich in den meisten Gebirgsgegenden, nam. in den Alpen, in den Sudeten, im Riesengebirge, Erzgebirge, Böhmerwald, Harz u. s. w. Bei der Verwitterung zerfällt er zunächst in sog. **Granitgrus** od. Granitsand, ein Gemenge von Quarzkörnern, Glimmerblättchen u. halbverwitterten Feldspathkrystallen; weiterhin entsteht durch vollständige Verwitterung des Feldspathes mehr od. weniger fetter Lehm- od. Thonboden. Der G. ist ein ausgezeichneter Baustein u. läßt sich auch schleifen u. poliren; manche Arten zeigen eine parallelflächige Absonderung, so daß man plattenartige Stücke von beliebiger Größe lostrennen kann, die zu Trottoiren u. Treppenstufen benutzt werden.

Granius Licinianus, röm. Historiker, der wahrscheinlich im 2. Jahrh. nach Chr. lebte, schrieb einen annalistischen Abriß der röm. Geschichte, von welchem aber nur ein kleiner, von Pertz u. Lagarde (in einer Handschrift des Britischen Museums) aufgefundener Theil erhalten ist (herausg. von Pertz, „G. L. annalium quae supersunt“, Berl. 1857; ferner „G. L. quae supersunt ed. philologorum Bonnensium heptas“, Lpz. 1858).

Granja (spr. Grancha), La, ein modern gebauter Ort in der span. Provinz Segovia, mit 2000 E., ist bekannt durch sein von König Philipp V. 1724—27 im Geschmack des Schlosses von Versailles erbautes Lustschloß. Dasselbe ist zwar nicht sehr groß, aber reizend gelegen u. prächtig ausgestattet, umgeben von einem 570 Morgen großen Park, u. war stets ein Lieblingsaufenthalt der jedesmaligen span. Gewalthaber. Am 12. Aug. 1836 ward hier, infolge der Revolution der Truppen, Königin Christine genöthigt, die Konstitution von 1812 anzunehmen. Jetzt ist in La G. eine Spiegel- u. Krystallfabrik eingerichtet.

Granne, bot. Name der steifen u. spitzen Verlängerung an Blütenstielen u. Blattorganen mehrerer Pflanzenfamilien, bes. aber an den äußeren Kronspelzen der Gräser, meist kurz, bei einigen Gräsern jedoch von mehr als Fußeslänge, dabei zuweilen außerordentlich steif u. spitz u. daher, wenigstens während der Blütezeit, als Futter nicht zu verwenden.

Gran Sasso d'Italia, der höchste Gipfel der Apenninen, liegt im NO. von Rom, in dem östl. Gebirgszuge der Abruzzen, welcher außerordentlich steil zu dem am Adriatischen Meere sich hinziehenden Hügellande abfällt. Seine Spitze, 2909 m. über dem Meere, erhebt sich noch 100 m. über die Schneegrenze. Die Gewässer, welche vom G. S. herabfließen, speisen im W. den Aterno, im O. den Vomano.

Grant, James Augustus, geb. 1827 zu Nairn in Schottland als der Sohn eines Geistlichen, trat 1845 als Offizier in die Dienste der Ostind. Gesellschaft u. zeichnete sich bei verschiedenen Gelegenheiten im Kriege gegen die Sepoys aus, wurde aber bei der Entsetzung Lucknows verwundet u. erhielt infolge dessen einen längeren Urlaub. Diesen benutzte G. in Begleitung Kapitän Speke's zu einer Erforschungsreise in Ostafrika. Am 1. Okt. 1860 brachen sie von Sansibar auf. Wie Sir Roderik Murchison, Vorsitzender der Geographischen Gesellschaft zu London, in deren Sitzung vom 25. Mai 1863 anläßlich der Vorlesung ihrer Tagebücher nachwies, haben wir G. u. Speke die ersten sicheren Mittheilungen über die Jahrhunderte lang obschwebende Frage der Nilquellen zu danken. — Nach der Heimat zurückgekehrt, veröffentlichte G. in verschiedenen Zeitschriften Mittheilungen über diese seine Reise u. befand sich 1867—68 beim Stabe des Lord Napier während der Expedition nach Abessinien.

Grant, Ulysses Simpson, 18. Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 27. April 1822 zu Point Pleasant, einem kleinen Städtchen in Clermont County im Staate Ohio. Sein eigentlicher Name war Hiram Ulysses, doch wurde er, der sich dem Militärstande widmete u. als Kadett in die Militärakademie zu West-

point eintrat, durch ein Versehen des Beamten als Ulysses Simpson (der Familienname seiner Mutter) G. eingetragen u. hat seitdem die Initialen U. S. G. beibehalten. — Nach absolvirtem 4jähr. Kursus auf der Akademie trat G. als Leutnant in ein Infanterieregiment u. focht in dieser Charge mit Auszeichnung im Mexikanischen Kriege 1846—47, nahm aber 1854 seinen Abschied. In bescheidener Stellung verlebte G. als Buchhalter im Ledergeschäft seines Vaters die folgenden Jahre, bis der ausbrechende Bürgerkrieg 1861 ihn eine Anstellung als Oberst eines Freiwilligenregiments von Illinois finden ließ. Schon nach wenigen Monaten wurde G. Brigadier der Freiwilligen u. im folgenden Jahre auch Generalmajor, in welcher Stellung er das Fort Donelson nahm (16. Febr. 1862) u. hierdurch die Konföderirten zwang, sich hinter den Tennessee zurückzuziehen. Sein weiteres Vorgehen hatte nicht denselben glücklichen Erfolg; er erlitt vielmehr 6. April bei Pittsburg-Landing eine Niederlage u. konnte erst, nachdem er sich mit dem General Buell vereinigt hatte, am folgenden Tage den Feind mit Verlust zurücktreiben. Mit wechselndem Erfolge kämpfte G. von nun an, bis es ihm gelang, den General Pemberton wiederholt zu schlagen, nach Vicksburg hineinzuwerfen u. schließlich zur Uebergabe des Platzes zu zwingen, eine That, welche G. eine außerordentliche Popularität verschaffte u. Veranlassung wurde, daß er im weiteren Verlauf der Kriegsoperationen den Oberbefehl über die gesammten Streitkräfte, welche gegen General Bragg operiren sollten, erhielt.

Nr. 3189. Ulysses Simpson Grant (geb. 27. April 1822)

Seine Hauptaufgabe bestand zunächst darin, die zerstreuten Corps an sich heranzuziehen u. das Verpflegungssystem zu ordnen. Nach glücklicher Lösung dieser beiden Aufgaben schlug er den General Bragg in entscheidender Schlacht u. entsetzte Knoxville. Mit dem Titel eines Generalleutnants ausgezeichnet (2. März 1864), übernahm G. nunmehr das Oberkommando über sämmtliche Streitkräfte der Union, vereinigte die kleinen Corps zu einem größeren Ganzen u. wirkte günstig auf die Disciplin. Nach einer Reihe geschickter Operationen u. Gefechte gelang es G. endlich, den Krieg bei Richmond u. Petersburg zu lokalisiren. Die feindliche Armee wurde immer enger eingeschlossen, bis sie sich endlich entschloß, die beiden genannten Positionen zu räumen u. bei Appomatox zu kapituliren (April 1865). G. hatte sich in diesem Feldzuge nicht allein als ein äußerst tüchtiger Truppenführer, sondern auch als geschickter Organisator bewährt. Beim Friedensschlusse zeigte er sich auch als Diplomat; denn die gemäßigten Bedingungen, welche G. stellte, trugen wesentlich dazu bei, die Gemüther zu beruhigen u. friedliche Verhältnisse einzuleiten. Im J. 1867 übernahm G. neben seiner Stellung als General der Armee noch die Verwaltung des Kriegsministeriums der Union, gab aber dieses Amt im folgenden Jahre an Stanton zurück. Dagegen folgte er dem Rufe der republikanischen Partei, welche ihn, im Hinblick auf seine trefflichen militärischen u. staatsmännischen Eigenschaften, sowie auf seine große Popularität, für den Präsidentenstuhl in Aussicht nahm u. seine Wahl im Nov. 1868 für die Periode 1869—73 durchsetzte. In der ersten Zeit folgte die Mehrheit des Kongresses fast in allen wichtigen Punkten der Politik G.'s, die mit weiser Mäßigung große Energie, Konsequenz u. Zähigkeit verband. Aber schon 1870 traten Meinungsverschiedenheiten zwischen G. u. einem Theil der republikanischen Partei ein, der die Art der Aemterbesetzung u. die Verwaltungspraxis, wie G. sie übte, mißbilligte. Weitere Differenzpunkte waren die Frage der Annexion von San Domingo u. die nicht ganz deutliche Stellung, welche die Politik G.'s während des Deutsch-franz. Krieges den kämpfenden Mächten gegenüber einnahm. Nachdem er sich im Sept. 1870 beeilt hatte, die Franz. Republik anzuerkennen, u. die Ausfuhr von Waffen aus den Arsenalen der Union nach Frankreich zugelassen hatte, begrüßte er im Febr. 1871 die Errichtung des neuen Deutschen Reiches mit lebhafter Sympathie. Da jedoch die Herstellung geordneter Zustände in der Union Fortschritte machte, da G. ferner im Laufe des J. 1871 die immer dringender werdende Reform des Beamtenwesens ernsthaft vorzubereiten begann, dann durch den Abschluß des Vertrags von Washington einen ehrenvollen Ausgleich der zwischen England u. der Union schwebenden Streitfragen bewirkte (Schiedsgericht zu Genf 1872), so wurde er 1872 wiederum von der republikanischen Partei als Präsidentschaftskandidat aufgestellt u. siegte bei der Wahl im Nov. desselben Jahres mit großer Majorität über den Kandidaten der demokratischen Partei, Horace Greeley. Auch in seiner zweiten Amtsperiode hat G. bisher das ihm entgegengebrachte Vertrauen gerechtfertigt, die guten Beziehungen zum Auslande gefestigt u. durchgreifende Verbesserungen im Civildienste angebahnt.

granuliren, Granulation, Körnung, eine metallurgische Operation, welche den Zweck hat, Metalle, die sich wegen ihrer Härte u. Zähigkeit nur schwierig zerkleinern lassen, in Körnchen von geringer Größe zu verwandeln. Zu diesem Behufe wird das Metall geschmolzen u. dann durch ein siebartiges Blech od. einen durchlöcherten eisernen Löffel in lauwarmes Wasser gegossen. Zum G. des Bleies, um daraus Schrote darzustellen, wird das mit etwas Arsen zusammengeschmolzene Blei in den sog. Schrotthürmen aus einer gewissen Höhe durch siebartige Vorrichtungen hinabgegossen. — Das Schießpulver wird ebenfalls granulirt. Granulation heißt auch ein Vorgang der Wundheilung, bei welchem die Wunde nicht direkt durch Ankleben ihrer Ränder heilt, sondern dadurch, daß sich auf der Wundfläche kleine, spitze Fleischwärzchen bilden, die, mikroskopisch betrachtet, sich als Bündel von dünnwändigen, strotzenden, neugebildeten Blutgefäßen darstellen, durch deren dünne Wände fortwährend ein Theil des Gefäßinhaltes ausschwitzt. Bei normalem Verlaufe bildet sich allmählich das Granulationsgewebe zur Narbe um u. die Heilung ist erreicht. Wuchern jedoch die Granulationen weiter, ohne daß die Wunde zur Heilung Neigung zeigt, so werden sie gewöhnlich das, was man wildes Fleisch nennt (s. d.). Die gesunde Granulation sucht man durch Reinhalten der Wunde, nöthigenfalls durch zweckmäßiges Aetzen zu erreichen.

Granulit, Weißstein, eine Gebirgsart, welche im Wesentlichen aus Feldspath, Quarz u. Granat besteht u. ihrer äußeren Erscheinung nach gewissen feinkörnigen Graniten ähnelt, sich jedoch durch den fehlenden Glimmer u. die abweichenden Strukturverhältnisse von diesem unterscheidet. Der Feldspath, meist Orthoklas, seltener auch noch Oligoklas, bildet eine feinkörnige, mikrokrystallinische Grundmasse, in welcher der Quarz in Form papierdünner Lamellen lagenweise, parallellaufend, vertheilt ist. Da der Feldspath meist aus weißen od. nur schwach röthlichgelb gefärbten Varietäten besteht, so hat das Gestein fast stets eine beinahe weiße Farbe. Die Granaten sind ziemlich regelmäßig als zahlreiche kleine rothe Pünktchen von der Größe eines Mohnkörnchens in der Masse vertheilt. Vereinzelt finden sich auch größere Körnchen von himmelblauem Disthen (Cyanit) darin. Der G. ist sehr hart, hat eine ausgezeichnet ebene Parallelstruktur u. bricht deshalb in dicken, schiefrigen Platten. Auf den Kluftflächen dieser Platten findet sich zuweilen etwas Glimmer auskrystallisirt; Turmalin kommt auch bisweilen vor. Der G. ist jedenfalls ein eruptives Gestein, er findet sich in den Vogesen, Mähren, Böhmen in der Oberpfalz u. nam. im Königreich Sachsen, wo er ein großes Ellipsoid bildet, das ungefähr von den Orten Penig, Wolkenburg, Hohenstein, Limbach, Mitweida, Döbeln und Rochlitz begrenzt wird. In diesem Granulitgebiete finden sich, außer einigen größeren Partien von Granit u. Serpentin,

an einigen Stellen auch besondere schwarzgraue Varietäten von G., denen man den Namen Trappgranulit gegeben hat.

Granvella (spr. Granwelja), Anton Perrenot von, Kardinal u. Staatsmann, geb. zu Ornans 20. Aug. 1517 als Sohn von Nikolaus Perrenot G., der Kanzler Karl's V. war, betrat nach Beendigung seiner juristischen u. theologischen Studien die geistliche Laufbahn, wurde 1540 Bischof von Arras, begleitete später seinen Vater auf die Reichstage zu Worms u. Augsburg u. that sich sowol bei diesen Anlässen als auf der Kirchenversammlung von Trient durch diplomatisches Geschick hervor. Nach dem Tode seines Vaters (1550) von Karl V. zum Siegelbewahrer ernannt, führte er als solcher die Unterhandlungen, die zum Abschlusse des Passauer Vertrags führten, welchen er redigirte (1552). Auch unter Philipp II. blieb er in dieser Stellung, in welcher er 1559 den Frieden von Château-Cambresis mit Frankreich abschloß u. in demselben Jahre der Statthalterin Margaretha von Parma als Minister beigegeben wurde. Der Eifer, den er für die Wiederaufrichtung der katholischen Kirche u. gegen die protestantische Reformbewegung entwickelte, brachte ihm das Erzbisthum Mecheln u. den Kardinalshut ein. Seine staatsmännische Begabung bekundete er wiederum glänzend im J. 1570, als er in Rom ein Bündniß zwischen dem Papste, Venedig u. dem König Philipp unterhandelte u. dann im Auftrage des Letztern unter dem Titel eines Vizekönigs das Regiment in Neapel übernahm. Im J. 1575 nahm er seinen Wohnsitz in Madrid, wo er als Präsident des Staatsraths eifrig die Verwirklichung des Planes einer Vereinigung von Portugal mit Spanien betrieb u. sich dem König durch mehrere wichtige diplomatische Erfolge nützlich machte. Im J. 1584 zum Erzbischof von Besançon ernannt, starb er 21. Sept. 1586 zu Madrid. — Vgl. Gerlache, „Philippe II. et G." (Brüss. 1842).

Granville (spr. Grangwihl), befestigte Stadt im franz. Departement Manche, auf einer Halbinsel am Kanal gelegen, hat 18,000 E., welche Spitzen u. Beinschwarz fabriziren u. einen lebhaften Küstenhandel treiben. Der Austernfang (in der Nähe der berühmte Rocher de Cancale mit seinen Austernparks) ist bedeutend, die Seebäder u. Mineralquellen sind besucht. Mit Jersey u. Guernsey steht die Stadt, welche eine Schiffahrtsschule u. einen Leuchtthurm besitzt, in regelmäßigem Verkehr. Von den Engländern zu Anfang des 15. Jahrh. angelegt, wurde G. 1450 von den Franzosen, 1695 von den Engländern erobert, 1793 von den Vendéern u. 1803 von den Engländern, beide Male vergeblich, belagert.

Granville (spr. Gränwill), Graf George Leveson-Gower, engl. Staatsmann, geb. 11. Mai 1815 als Sohn des gleichfalls als Staatsmann bekannt gewordenen älteren Grafen Leveson-Gower G., machte seine Studien in Oxford u. wurde 1836 ins Unterhaus gewählt, wo er sich den Liberalen anschloß u. durch seine Verbindungen, umsichtige Behandlung der öffentlichen Geschäfte u. Beredsamkeit bald zu einer hervorragenden Stellung innerhalb seiner Partei gelangte. Im J. 1846 fiel ihm kraft des Erbrechts die Peerswürde u. mit dieser ein Sitz im Oberhause zu, in welchem er nach wie vor zur liberalen Partei hielt. Nachdem er einige Zeit den stellvertretenden Vorsitz im Handelsamte geführt, löste er 1851 Palmerston als Minister des Aeußern ab, nahm aber schon im folgenden Jahre nach dem Siege der Tories seine Entlassung. Von 1859 bis zum Tode Palmerston's (Okt. 1865) führte er das Präsidium im Geheimen Rathe. Dann bekleidete er ein Jahr lang das Amt eines Staatssekretärs für die Kolonien, das er nach dem Sturze des Ministeriums Russel verlor, aber im Dez. 1868, als Gladstone ein neues liberales Kabinet bildete, wieder übertragen erhielt. Nach dem Tode Clarendon's (Juni 1870) vertauschte er seinen Posten mit dem Portefeuille des Auswärtigen, das er unter schwierigen Verhältnissen mit Einsicht u. Mäßigung, wenn auch ohne besonderen Glanz u. Aufwand von Thatkraft führte. Während des Deutsch-franz. Krieges beobachtete er eine Neutralität, die freilich nicht immer den Wünschen der kriegführenden Mächte entsprach; Rußland kam er in der kritischen Pontusfrage entgegen (Jan. 1871), nachdem er es zur Betretung eines loyalen Weges in dieser Angelegenheit genöthigt hatte (vgl. d. Art. „Gortschakow"), u. die seit lange schwebenden Differenzen mit der Nordamerikan. Union brachte er durch den Vertrag von Washington (Juni 1871) zu friedlichem Ausgleiche (vgl. d. Art. „Grant"). Nachdem im Febr. 1874 Gladstone (s. d.) zurückgetreten u. der Führer der konservativen Opposition, Disraeli, ans Ruder gelangt war, gab G. das auswärtige Amt an Lord Derby ab.

Graphik nennt man im weiteren Sinne, der Ableitung des Wortes gemäß (vom Griech. γράφειν), die Schreib-, Zeichen- u. Malerkunst; im engeren Sinne dagegen mißbräuchlich nur die Kenntniß der in den Urkunden od. Diplomen angewandten Schriftzeichen u. Schriftformen.

Graphit (Reißblei, Wasserblei, Pottloth) ist ein Mineral von schwarzgrauer Farbe, mattem fettartigen Glanz u. undurchsichtig, fühlt sich fettig an, ist weich, färbt ab u. findet sich nur selten in deutlich ausgebildeten hexagonalen Krystalltäfelchen, gewöhnlich nur in unregelmäßig gestalteten Schuppen od. dichten u. derben Massen. Erstere treten zuweilen als Gemengtheil mancher Glimmerschiefer auf, letztere finden sich eingesprengt u. als accessorische Bestandmassen in einigen Gneisen, Graniten u. Glimmerschiefern. In chemischer Hinsicht ist der G. reiner Kohlenstoff, gewöhnlich ist er aber durch etwas beigemengtes Eisen, Kieselsäure, Kalkerde u. s. w. verunreinigt. Die ergiebigsten u. bekanntesten Fundorte für G. sind: Borrowdale in England, Obernzell an der Donau, Passau, Ups, nam. aber Ceylon u. Sibirien, wo die berühmten Alibert'schen Gruben Material für die Faber'schen Bleistifte liefern. Der G. hat eine sehr vielseitige Verwendung u. bildet daher einen Handelsartikel; man erhält ihn theils in ganzen Blöcken, theils in kleineren Stücken u. in feingemahlenem Zustande. Man benutzt den G. zu Bleistiften, zu Schmelztiegeln (Passauer u. Ypser Tiegel); ferner in der Galvanoplastik, um die Matrix leitend zu machen; dann mit Fett angerieben als „Friktionsschmiere", zum Anstreichen eiserner Oefen u. Ofenrohre u. zu mancherlei anderen Zwecken.

Graptolithen sind Versteinerungen, die bis jetzt nur in den schwarzen, kohlehaltigen Alaunschiefern u. Kieselschiefern der Silurformation gefunden worden u. deshalb für diese Formation charakteristisch sind. In zoologischer Hinsicht sind sie noch etwas räthselhaft, da sie unter den lebenden Geschöpfen keine Repräsentanten besitzen, es herrschen daher auch über ihre Zugehörigkeit unter den Forschern verschiedene Ansichten, unter denen diejenige, nach welcher sie zu den Polypen gehören, die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat. Die G. erscheinen meist als zarte, langgestreckte, einfache od. gegabelte, gerade, zuweilen auch spiralförmig gebogene, fast körperlose Abdrücke, die in der Regel nur durch einen weißen Anflug auf dem Gesteine sichtbar werden. An einer Achse od. Spindel sieht man entweder nur eine od. auch zwei Reihen von schiefgestellten, spitzen Zellen, so daß das Ganze etwa das Aussehen einer feinen Säge besitzt. Mit den G. haben sich nam. beschäftigt: Barrande (s. dessen „Graptolites de la Bohême, 1850") u. Geinitz (dessen „Versteinerungen der Grauwackenformation in Sachsen. 1852." Heft 1).

Gräser, s. „Gramineen".

Grasmücken, kleine graue od. graubraune Singvögel (Sylvia), aus der Abtheilung der Buschsänger (Curruca) mit schwachem, kegelförmigem, am Grunde gleichhohem u. breitem Schnabel, mäßig langen u. abgerundeten Flügeln, deren 3. u. 4. Schwinge die längste ist, kurzen Läufen u. abgerundetem, breitem Schwanze. Ihre zwanzig vorzugsweise europ. Arten nisten im Gebüsch u. Hecken, machen sich als Insektenvertilger nützlich u. erfreuen durch ihren lieblichen Gesang, der bei einigen, wie dem Schwarzplättel u. der Gartengrasmücke, kaum dem der Nachtigall nachsteht. Unter den Arten, die von April bis September in Deutschland zu finden sind, unterscheidet der schwarze Scheitel des Männchens (der braune des Weibchens) das olivengraue, unten weißliche Schwarzplättchen od. den Mönch (Sylvia atricapilla) von der Gartengrasmücke (Sylvia hortensis) mit den bläulichen Beinen, während bei der oben bräunlichen, auf der atlasweißen Unterseite röthlich angeflogenen Dorn- od. grauen Grasmücke (S. cinerea) die Ränder der Flügelfedern rostfarben u. die Beine gelblich fleischfarben aussehen. Unsere kleinste Art ist die bläulich aschgraue, unterseits weiße, auf dem Kopfe aschgraue Zaun- od. Hausgrasmücke (das Müllerchen od. Weißkehlchen, S. curruca), während die aschgraue, auf der weißen Unterseite schwarz quergewellte Sperbergrasmücke (S. nisoria) mehr das östl. Deutschland bewohnt.

Graswirthschaft ist diejenige Bewirthschaftung, bei welcher entweder ein Theil natürlichen Weidebodens permanent als solcher benutzt wird (ewige Weide) od. wo auf demselben Felde Kornbau u. Graswuchs mit einander abwechseln. Auf sehr graswüchsigem Boden, wie er in den Küstenländern od. Gebirgsländern vorkommt, ist eine Grasansaat der zu Weide bestimmten Schläge nicht nöthig, andernfalls findet mit der letzten Getreidesaat eine Aussaat passender Gräser statt. Die G.en sind am meisten verbreitet in den Küstenländern der Nordsee, Holland, England, Friesland, Holstein sowie in Mecklenburg. Sie gehören im zweiten Falle zum System der Koppelwirthschaften u. dienen daselbst einer ausgedehnten Jungviehaufzucht od. der Molken- u. Mastwirthschaft.

Gräße, Johann Georg Theodor, verdienter Literar- u. Kulturhistoriker u. Archäolog, geb. zu Grimma in Sachsen 31. Jan. 1814, studirte in Leipzig unter G. Herrmann Philologie u. begab sich dann

nach Halle, um dort in der philosophischen Fakultät als Dozent aufzutreten, nahm aber bald darauf eine Stelle an der Kreuzschule zu Dresden an, wo er 1838—48 wirkte; 1843 ward er Bibliothekar des Königs Friedrich August, 1848 Direktor des Münzkabinets u. 1852 der königl. Porzellansammlung, 1853 Hofrath u. 1864 auch Direktor des Grünen Gewölbes, welche zwei Stellen er noch bekleidet. Seinen Hauptruf verdankt er seinen zwei großen Werken: „Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte" ꝛc. (Lpz. 1837—59, 9 Thle. in 4 Bdn., Auszug daraus u. d. T. „Handbuch" ꝛc., ebd. 1848—50, 4 Bde.) u. „Trésor de livres rares et précieux" (Dresd. 1862—70, 7 Bde.). Beide sind noch nicht übertroffen, eben so wenig sein „Handbuch der alten Numismatik" (Lpz. 1853) u. sein „Guide de l'amateur de porcelaines" (4. Aufl., Dresd. 1873) u. „Guide de l'amateur d'objets d'art" (ebd. 1872). Von seinen übrigen zahlreichen Werken sind noch zu erwähnen: „Jägerbrevier" (2 Aufl., Wien 1869), „Jägerhörnlein" (Dresd. 1861), „Orbis latinus" (ebd. 1861), „Des deutschen Landmanns Praktika" (ebd. 1858), „Der Tannhäuser u. Ewige Jude" (2. Aufl., Dresd. 1860), „Sagenschatz des Königreichs Sachsen" (2 Bde., 2. Aufl., Dresd. 1874), „Sagenbuch des Preuß. Staates" (2 Bde., Glogau 1868—69), „Bierstudien" (Dresd 1872) und die illustrirten beschreibenden Kataloge des Grünen Gewölbes (Dresd. 1872, 1874, auch franz. ebd. 1872, engl. 1874) u. der Königl. Porzellansammlung (ebd. 1873). Außerdem lieferte er auch die erste kritische Ausgabe der „Legenda Aurea" des Jacobus de Voragine (Dresd. 1846) u. der „Mirabilia Romae" (Zur Literatur u. Sage des Mittelalters. Dresd. 1850).

Grasse, Hauptstadt des gleichnamigen Arondissements im südfranz. Dep. Seealpen (Alpes maritimes), mit 12,241 E., liegt etwa 2 M. von der Küste des Mittelmeeres u. 5 M. westl. von Nizza in einer bergigen, aber reich bewässerten u. sehr milden Gegend, hat enge u. krumme Straßen, doch schöne Promenaden. Die Bevölkerung beschäftigt sich vorzugsweise mit der Zucht wohlriechender Pflanzen, wie Veilchen, Rosen, Orangen, Jasmin ꝛc., u. der Bereitung ätherischer Oele u. Parfümerien, für welche G. nach Paris der wichtigste Handelsplatz ist. Schon im 12. Jahrh. war G. eine der bedeutendsten Städte der Provence, wurde aber häufig von Seeräubern heimgesucht u. nach der bei der Annäherung des Heeres Karl's V. 1536 erfolgten freiwilligen Zerstörung der alten, näher am Meere gelegenen Stadt später an der jetzigen Stelle wieder aufgebaut.

Grassi, Giuseppe, ein nam. im Portraitfache hervorragender Maler, geb. 1768 zu Udine, seit 1800 eine Zeit lang Direktor der Kunstakademie in Dresden, wo er 7. Jan. 1838 starb. Unter seinen Bildnissen werden bes. die weiblichen sehr hoch geschätzt, aber auch die männlichen sind von großer Naturwahrheit u. klarer Färbung. In Deutschland lernt man ihn am besten in der Gemäldegalerie in Gotha kennen, der er viele seiner Bilder vermachte.

Grat, die oberste scharfe Kante einer Sache, z. B. eines Daches, eines Gewölbes, eines Berges ꝛc.

Gräter, Friedrich David, um die Erforschung des german. Alterthums verdient, wurde 22. April 1768 in Schwäbisch-Hall geb., studirte in Erlangen Theologie, fungirte seit 1789 als Lehrer u. seit 1804 als Rektor am Gymnasium seiner Vaterstadt u. wurde 1818 Rektor u. Pädagogarch des Ulmer Gymnasiums; 1826 in den Ruhestand versetzt, zog er sich nach Schorndorf in Württemberg zurück, wo er 2. Aug. 1830 starb. G. hatte sein besonderes Interesse dem Altnordischen zugewandt u. trat zuerst mit Uebersetzungen aus dem Altnordischen, bes. der älteren Edda, auf („Nordische Blumen", Lpz. 1789). Verdienstlicher aber u. für die altdeutschen Studien von Wichtigkeit war, daß G. seit 1791 im Verein mit dem Archidiakonus Christian Gottfr. Böckh (geb. 1732, gest. zu Nördlingen 1792) u. später mit Häßlein zusammen eine Zeitschrift herausgab, welche seinen eigenen u. verwandten Arbeiten zum Organ dienen sollte u. wirklich den bis dahin vereinzelten Bestrebungen zum Sammelpunkt wurde. Es war dies sein „Bragur, ein literarisches Magazin" ꝛc. (Lpz. 1791—1802, 7 Bde.), vom 4. Bande ab mit dem Nebentitel „Braga u. Hermode"; dem 8. Bde. (Bresl. 1812) gab er abermals einen Nebentitel, „Odina u. Teutona", begann aber gleichzeitig noch eine neue Zeitschrift, „Idunna u. Hermode" (Bresl. 1812—16, 5 Bde.). Beide Zeitschriften enthalten zahlreiche u. werthvolle Abhandlungen auch von G. selbst, wie z. B. die „Ueber die teutschen Volkslieder" (1794) u. den ältesten Abdruck des niederländ. Gedichtes „Van den vos Reinaerde", den G. in Comburg auffand („Odina u. Teutona"); auch die Kulturgeschichte zog die Zeitschrift in ihren Bereich. Hauptsächlich aber war es ihm auch hier wieder um den Zusammenhang mit dem Altnordischen zu thun, wie G. auch der erste Deutsche war, der ein altnordisches Denkmal herausgab („Helga-Quida Haddingia-Scata", Schwäbisch-Hall 1811, wiederholt in „Odina u. Teutona"). Auch übersetzte er Suhm's „Geschichte der nordischen Fabelzeit" (Lpz. 1804). Alle diese wirklichen Verdienste rechtfertigen es übrigens nicht, daß G. jüngere Gelehrte von überlegener Begabung, wie die Brüder Grimm, ungerecht behandelte, um so schlimmer, da eine wirklich gründliche Kenntniß der Sprache ihm wie seinen Freunden mangelte.

Gratianus, ein Kamaldulensermönch im Kloster San Felippe zu Bologna, verfaßte wahrscheinlich Mitte des 12. Jahrh. ein Werk: „Concordia canonum discordantium", in dem er eine Anzahl wichtiger kirchenrechtlicher Fragen behandelte u. mit Anmerkungen u. Belegstellen (canones), theils der Bibel, theils den Kirchenvätern, theils einer Anzahl päpstlicher Dekretalen entnommen u. gleich dem Corpus juris canonici in Deutschland rezipirt, versah. Diese Canones bilden den ersten Theil des sog. Corpus juris canonici (s. d.), während die Ausführungen G.'s selbst (die „dicta Gratiani") zu keinerlei Geltung u. Ansehen gelangt sind.

Gratiola officinalis, Gottesgnadenkraut, Gotteshülfe od. Gottesgnade, auch schlechtweg Gottes- u. Gnadenkraut, Armenmanns-, Gicht-, Purgir- u. weißes Gallen-, Niesekraut, Erdgalle, wilder Aurin, kleiner Bergsanikel, Heckenysop; eine Art der Skrophulariaceen von krautartiger Natur, mit kriechender Wurzel, aus welcher mehrere fußlange Stengel mit lanzettförmigen, schwach gesägten, gegenüberstehenden Blättern treiben, während die blaßrothen, am Grunde gelben Maskenblumen aus den Blattwinkeln hervorbrechen. Die Pflanze wächst gern an feuchten Orten, hier u. da in Deutschland, u. enthält einen eigenen Bitterstoff (Gratiolin), welcher drastisch-purgirend wirkt u. deshalb bei Wassersucht, Gelbsucht, Leberleiden u. ähnlichen Krankheiten von Alters her in Anwendung kommt. In großen Gaben genossen wirkt die Pflanze als heftiges Gift.

gratis (lat.), umsonst, unentgeltlich.

Gratius, Ortwin (eigentl. Graes), geb. zu Ende des 15. Jahrh. in Holtwick bei Coesfeld, gest. 1542 als Professor zu Köln, bekannt als einer der eifrigsten Gegner Reuchlin's u. der aufgeklärten humanistischen Richtung, an welchen die „Epistolae obscurorum virorum" (s. d.) gerichtet sind. Diese beantwortete er durch die „Lamentationes obscurorum virorum".

Gratius Faliscus, unter Augustus lebend, ist der Verfasser eines Lehrgedichtes über die Jagd („Cynegetica"), das uns in 536 Herametern ziemlich vollständig erhalten ist (herausg. von Stern, Halle 1832; von Haupt, Lpz. 1838).

Gratthier, s. v. w. „Gemse" (s. d.).

grau in Grau (franz. grisaille), eine Malerei, die nur mit weißer od. grauer Farbe auf grauem Grunde ausgeführt ist, häufig bei dekorirenden Friesen od. auf einzelnen Feldern an Häusern u. Palästen angewandt; daher auch — u. dann bes. grisailles genannt — die ornamentalen, nur schwarz auf weißem Glase ausgeführten Glasmalereien (s. „Glasmalerei").

Graubünden, auch Rhätien (doch letzteres nicht offiziell), dem Flächeninhalte nach der größte Schweizerkanton, liegt im äußersten O. der Schweiz u. grenzt im NO. an Liechtenstein u. Vorarlberg, im O. an Tirol, im S. an Italien (Veltlin), im SW. an den Kanton Tessin, im NW. an die Kantone Uri, Glarus u. St. Gallen. Seine Größe beträgt 130,5 □M., seine Bevölkerung 91,782 Seelen (1870). G. ist durchaus Gebirgsland. Auf der nordwestl. Grenze steht die Tödikette, deren höchste Erhebung der Tödi mit 3623 m., auf der nordöstl. Grenze die Rhätikonkette mit dem Schwarzhorn, 3151 m., auf der Südwestgrenze die Adulakette mit dem Pic Valrhein, 3398 m., auf der Südostgrenze die Berninagruppe mit dem Pic Bernina, 4052 m. Im Innern des Kantons stehen die Albulakette mit dem Pic d'Err, 3393 m., u. mehrere andere weniger bedeutende Bergreihen. Die Thäler G.s gehören mit ihren Gewässern den Wassersystemen fast aller europ. Meere an. Den größten Raum nimmt das Rheingebiet ein. Der Rhein entspringt in G. in zwei Hauptquellen; der Vorderrhein kommt aus dem kleinen Tomasee am Berge Badès, welcher der Gotthardgruppe angehört; sein oberstes Thal ist das Tavetschthal. Der Hinterrhein entspringt am Pic Valrhein u. durchströmt das Rheinwald-, Schams- u. Domleschgthal, welche durch die Engpässe der Roflen u. der Viamala geschieden sind.

Beide Rheine vereinigen sich bei Reichenau u. nehmen weiter unten bei Chur die Plessur aus dem Schanfiggthal u. bei Marschlins die Landquart aus dem Prettigau auf. Den äußersten SO. des Kantons nimmt das Gebiet des Inn (bez. des Schwarzen Meeres) ein, welches in dem hochgelegenen Thale Engadin (s. d.) besteht. In das Gebiet des Adriatischen Meeres greift G. ein durch das Misoxthal, dessen Fluß Moësa bei Bellinzona in den Tessin mündet, das Bergellthal, aus dem die Maira, u. das Puschlawthal, aus dem der Poschiavino der Adda zuströmen. Das abgelegene Münsterthal endlich sendet seine Gewässer der Etsch zu. Das Klima des Rhein- u. Inngebietes ist rauh u. die Winter äußerst lang u. schneereich; in den südwärts gerichteten Thälern dagegen herrscht italienisches Klima vor. Die Produkte sind diejenigen der alpinen Schweiz überhaupt. Die Einwohner G.s gehören größtentheils dem roman. Stamme an, welcher wieder überwiegend die eigenthümliche, außerhalb G. nur in abgelegenen Theilen Tirols vorkommende roman. Sprache, theilweise die ital. Sprache spricht u. endlich zum Theil auch das Deutsche angenommen hat. Neben den Romanen sind zahlreiche reine Deutsche von alemannischem Stamme in G. seßhaft. Die romanische Sprache herrscht im Vorder-, im mittlern u. untern Hinterrheinthal, im Oberhalbstein u. Albulathal u. im Engadin u. Münsterthal. Der Dialekt des Vorderrheins heißt Rumonsch, der des Engadin Ladin; die übrigen sind Mischungen beider; die roman. Sprache hat nur Dialekte, u. in diese ist die Bibel übersetzt, in ihr wird gepredigt, werden Zeitungen gedruckt u. Lieder gesungen. Obschon 42,000 Graubündener romanisch sprechen, ist doch ihre Sprache nicht Amtssprache, was sie auch, in Ermangelung gemeinsamer Schriftsprache, nicht sein kann, sondern amtlich werden blos das Deutsche u. Italienische gebraucht, sogar in ganz roman. Gegenden. Auch wird in allen Schulen Deutsch gelernt. Das Deutsche herrscht im Rheinwald- u. Savienthal, Davos, Schanfigg, Prettigau u. in der Gegend von Chur vor. Das Italienische ist Volkssprache in den oben genannten Thälern, welche zum Po- u. Etschgebiete gehören. Der Religion nach hängen etwa 40,000 E. der katholischen Kirche an, die Uebrigen der reformirten. Erstere ist vorherrschend im Vorderrhein-, Misox- u. Oberhalbsteinthal, letztere im Rheinwald, Schams, Engadin, Davos, Bergell, Schanfigg u. Prettigau, die übrigen Landestheile sind gemischt.

Die ältesten bekannten Einwohner G.s waren die Rhätier, welche unter Augustus von dessen Stiefsöhnen Drusus u. Tiberius (15 v. Chr.) dem röm. Reiche unterworfen wurden. Nach Auflösung des letztern gehörte G. erst zum ostgothischen, dann theilweise zum longobardischen, theilweise zum fränkischen, darauf ganz zu letzterm u. endlich zum Deutschen Reiche. Im Mittelalter zerfiel es in eine Menge geistlicher u. weltlicher Herrschaften u. unabhängiger Landschaften. Im J. 1424 gründeten mehrere Landschaften, denen sich auch einige Freiherren u. Grafen u. das Kloster Dissentis anschlossen, um den Willkürlichkeiten mancher Herren ein Ende zu machen, zu Truns den „Grauen Bund“, von welchem in der Folge das ganze Land den Namen erhielt, obschon er blos aus dessen westl. Theile bestand. Später bildete sich im mittlern u. südlichen Theil der „Gotteshausbund“ unter dem Vorsitze des Bischofs von Chur, u. noch später aus den von Oesterreich abhängigen Thälern im NO. des Landes der „Zehngerichtenbund“. Diese drei Bünde traten, ohne daß zuverlässig bekannt wäre wann, in eine Konföderation zusammen u. waren seit Ende des 15. Jahrh. zusammen ein „zugewandter Ort“, d. h. Bundestheil ohne entscheidende Stimme, der schweiz. Eidgenossen. Seit Anfang des 16. Jahrh. beherrschte G. gemeinsam das ital. Thal Veltlin durch Landvögte, bis im J. 1797 der Machtspruch Napoleon's dasselbe mit der Cisalpinischen Republik vereinigte u. damit der Schweiz auf immer entfremdete. Nur gezwungen durch franz. Truppen schloß sich G. 1798 der Helvetischen Republik an u. stellte 1813, nach Napoleon's Sturz, die alte Verfassung der drei Bünde wieder her. Dieselbe dauerte bis 1854, wo sie in aller Stille beseitigt u. G. in einen einheitlichen Staat verwandelt wurde. Nach der gegenwärtigen Verfassung ist G. in 14 Bezirke eingetheilt. Hauptstadt ist Chur. Das souveräne Volk wählt in Kreisversammlungen den aus seinen Vertretern bestehenden Großen Rath, dessen Gesetze u. Beschlüsse wieder der Abstimmung des Volkes in den nämlichen Versammlungen unterliegen. Die Vollziehung der Gesetze u. die Landesverwaltung besorgt der aus drei Mitgliedern bestehende Kleine Rath, dem für wichtigere Angelegenheiten eine Standeskommission von neun Mitgliedern zur Seite steht. Ueber den vom Volke gewählten Gerichtsbehörden der Kreise u. Bezirke steht als oberste Instanz das Kantonsgericht. Das Schulwesen ist in gutem Zustande. Die höchste Schulanstalt ist die beiden Konfessionen gemeinsame Kantonsschule in Chur, welche aus Gymnasium, Realschule u. Lehrerseminar besteht. Bedeutende Orte außer der Stadt Chur sind die beiden einzigen Städtchen Maienfeld im NO. u. Ilanz am oberen Vorderrhein, der schöne Flecken Thusis am Hinterrhein, die stattlichen Dörfer Samaden u. Zernetz im Engadin, die stark besuchten Badeorte St. Moritz u. Tarasp-Schuls ebendaselbst, der berühmte Luftkurort Davos, der Badeort Le Prese im Puschlawthal, das Kloster Dissentis am Fuße des Oberalp- u. Lukmanierpasses u. des Tödi. Die Verkehrsanstalten in G. haben sich in neuester Zeit außerordentlich vervollkommnet. Ausgezeichnete Fahrstraßen führen über die Bergpässe Bernhardin, Splügen, Maloja, Bernina, Julier, Albula, Flüela, Lukmanier u. Oberalp u. durch die Engpässe Schyn, Züge, Viamala 2c. Die Bernhardin- u. Splügenstraße ist eine bedeutende Verkehrsader für Personen u. Waaren aus der Ostschweiz u. Süddeutschland nach Italien. Eine Eisenbahn geht aus Vorarlberg u. der Nordostschweiz bis Chur.

Graudenz (poln. Grudziadz), Kreisstadt u. Festung im west-preuß. Reg.-Bez. Marienwerder mit 15,559 E. (1871), welche Tuchmanufaktur, Weberei, Spinnerei, Landwirthschaft u. Schiffahrt treiben, liegt am rechten Ufer der Weichsel, über welche eine Schiffbrücke führt, u. hat seinen Ursprung einer 1231 vom Deutschen Orden errichteten Burg zu verdanken. Die Festung, von Friedrich d. Gr. 1770—76 angelegt, erhebt sich nördl. von der Stadt auf einem steil zur Weichsel abfallenden Plateau u. ist durch die tapfere Vertheidigung von Courbière 1807 geschichtlich berühmt geworden; jetzt werden die ausgedehnten Werke geschleift.

Graue Brüder u. Schwestern hießen bei dem franz. Volke die Mitglieder verschiedener geistlicher Orden, welche sich der Krankenpflege widmeten, wegen ihrer grauen Kleidung. Gewöhnlich werden so bezeichnet die Barmherzigen Brüder u. die Barmherzigen Schwestern (vgl. „geistliche Orden“).

Graun, Karl Heinrich, berühmter deutscher Tonsetzer, geb. 7. Mai 1701 zu Wahrenbrück (im jetzigen preuß. Reg.-Bez. Merseburg), wo sein Vater Accisеeinnehmer war. Mit guten musikalischen Anlagen u. einer herrlichen Sopranstimme begabt, kam er 1713 auf die Kreuzschule nach Dresden, wurde in den Singchor dieser Anstalt aufgenommen u. im Gesang, im Orgel- u. Klavierspiel u. in der Kompositionslehre ausgebildet. Von Dresden kam er, der durch seine Kompositionsversuche wie durch seinen Gesang die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, vornehmlich auf Empfehlung des Hofpoeten Ulrich König 1725 als Tenorist an die Herzogl. Oper in Braunschweig, wo er zuerst in einer Oper von Schürmann auftreten sollte; da er aber die Arien seiner Rolle nicht nach seinem Geschmacke fand, so arbeitete er dieselben um u. erzielte mit dieser Umarbeitung einen solchen Beifall, daß ihm die Komposition einer Oper („Polidoro“) übertragen u. er selbst zum Vizekapellmeister ernannt wurde. In dieser Stellung komponirte er fünf od. sechs weitere Opern, Passionskantaten u. andere Kirchenstücke, Instrumentalsachen 2c., blieb aber daneben auch als Sänger thätig. Bei einem Besuche, den der Kronprinz von Preußen (nachmals König Friedrich II.) dem braunschw. Hofe machte, wurde G. diesem Fürsten, obwol ungern, als Sänger für seine Kapelle in Rheinsberg abgetreten, begab sich 1735 dorthin u. wurde vorzüglich mit der Komposition von Kammerkantaten beschäftigt; man giebt die Zahl der hier entstandenen Werke dieser Art auf 50 an. Als 1740 König Friedrich Wilhelm I. starb, erhielt G., der sich die Anerkennung seines Gönners in hohem Grade erworben hatte, den Auftrag, die Musik für die Begräbnißfeierlichkeit des Königs zu schreiben, u. es gehört diese Trauermusik (die nachgehends auch in Kupfer gestochen erschien) zu seinen besten Arbeiten. Noch im ersten Jahre seiner Regierung schickte der neue König Friedrich II. G. nach Italien, um für eine in Berlin zu errichtende Ital. Oper Sänger u. Sängerinnen zu gewinnen, u. nach seiner Rückkehr wurde G. zum Kapellmeister ernannt. Von jetzt ab wandte er sich vorwiegend der Opernkomposition zu u. lieferte von 1741—56 nicht weniger als 28 ital. Opern, deren erste „Rodelinda“, die letzte „Merope“ hieß. Von seinen Arbeiten nach dieser Zeit sind bes. zu nennen: ein nach der Schlacht bei Prag (1756) komponirtes u. 1757 in Partitur erschienenes Te Deum u. sein Hauptwerk, das Passionsoratorium „Der Tod Jesu“ (gedichtet von Ramler), dessen fromm-würdevolle Chöre u. trefflich deklamirte Recitative noch heute gern gehört werden. Nicht lange nach Vollendung dieses Werkes starb G. 8. Aug. 1759. — Zwei ältere Brüder G.'s waren ebenfalls tüchtige Musiker. Der Eine, August Friedrich G., starb 1771 als Magister u. Domkantor zu Merseburg; der Andere, Johann Gottlieb G., erhielt mit Karl Heinrich zusammen seine musikalische Ausbildung in Dresden, wandte sich dann vornehmlich dem Violinspiele zu u. ging behufs Vervollkommnung in demselben nach Italien. Im J. 1726 wurde er Hofmusiker in Merseburg, trat dann 1727 in die Dienste des Fürsten von Waldeck u. kam nach nicht langer Zeit nach Ruppin in die Privatkapelle des Kronprinzen von Preußen (nachherigen Königs Friedrich II.).

Er starb als Konzertmeister zu Berlin 27. Okt. 1771. Die Manuskripte seiner Instrumentalkompositionen bewahrt die Bibliothek des Joachimsthal'schen Gymnasiums in Berlin.

Graupe, ein Müllereiprodukt, das seit dem 17. Jahrh. zuerst in Deutschland durch Enthülsen von Gerste od. zuweilen auch von Weizen erhalten wird. Je nachdem dabei die Körner mehr od. weniger abgeschliffen werden, erhält man die verschiedenen Sorten der Waare. Die Herstellung der G. erfolgte zuerst in Stampfwerken, später auf einer besonderen Art von Mühlen, den Graupenmühlen, die jedoch von den gewöhnlichen Mahlmühlen nur wenig verschieden sind. Nicht selten ist in den Mahlmühlen ein Graupengang angebracht, der im Wesentlichen aus einem an seiner Umfangsfläche rauh behauenen Mühlstein besteht, welcher sich in einem hölzernen, mit reibeisenartigem Blech ausgefütterten Gehäuse (Kump od. Lauf) dreht. Der Zwischenraum von Stein u. Reibeisen beträgt etwa 6 mm., u. es überragt das Blech den Stein um etwa 3 cm. Die zu vergraupende Gerste, welche von vorzüglicher Güte u. Gleichmäßigkeit sein muß, läßt man 8–9 Stunden angefeuchtet liegen, ehe man sie in den Graupengang schüttet; nach dem Vermahlen wird sie von Spelzen u. Mehl durch Absieben getrennt. Durch Wiederholung des Verfahrens erhält man die verschiedenen Sorten von G. Die alten Bergleute nannten G. auch die isolirt vorkommenden Erzkörner, gewöhnlich einzeln ausgebildete Krystalle, die oft im Gerölle durch Verreiben eine rundliche Form annehmen, z. B. die Zinngraupen, die in den Seifen vorkommen.

Graupeln sind eben so wie der ihnen verwandte Hagel (s. d.) ein starrer atmosphärischer Niederschlag, der sich vom Schnee sowol durch Vorkommen als durch die Beschaffenheit sehr bestimmt unterscheidet. Unter G. versteht man nämlich jene kugelrunden, etwa erbsengroßen, undurchsichtigen, leicht zerdrückbaren Schneebälle, die bes. häufig im Frühjahr u. Herbst, doch auch im Sommer niederfallen. Sie treten meist nur in rasch vorübergehenden Schauern auf bei den der Verdrängung des Aequatorialstromes durch den Polarstrom eigenthümlichen west-nördl. Winden. Sind die Körner etwas fester u. größer u. mit einer Erdrinde versehen, so nennt man sie Schloßen. Beim Hagel (s. d.) ist die umgebende Eismasse die Hauptsache. Graupelschauer kündigen sich durch ein eigenthümliches Brausen an, schwächer als das Dröhnen od. Rasseln beim nahenden Hagel, u. fallen eben so wie der Hagel oft unter Gewittererscheinungen aus niedrig ziehenden Wolken. Für die Entstehung der G. findet sich leicht eine genügende Erklärung in der bekannten Eigenschaft des Schnees, knetbar od. plastisch zu werden, wenn seine Temperatur dem Gefrierpunkte nahe ist. Dann besitzen die einzelnen, aus dem Nebel durch Abkühlung sich bildenden Krystalle eine gewisse Klebrigkeit, so daß sie sich leicht zu größeren Flocken vereinigen. Diese bleiben bei mäßigem Winde locker u. zackig, verdichten sich aber u. runden sich ab, wenn ein stürmischer Wind sie heftig u. häufig zusammenstößt.

Grauwacke, mit diesem sehr alten, von den Harzer Bergleuten aufgebrachten Namen bezeichnet man verschiedene, nam. in Deutschland, Oesterreich u. England verbreitete Gebirgsarten, die der sog. Uebergangsformation angehören, welche man deshalb auch zuweilen mit dem Namen **Grauwackenformation** belegt. Die G. ist unzweifelhaft durch Ablagerung von Thon- u. Sandmassen aus dem Wasser entstanden, was schon die nicht selten sich darin findenden organischen Ueberreste beweisen. Man unterscheidet gewöhnlich 1. psammitische G. od. Grauwackensandstein, aus festgewordenen, durch ein kieseliges od. thoniges Bindemittel verkitteten Sandkörnchen bestehend; 2. pelitische G. od. eigentliche G., die aus festgewordenem feinen Thonschlamm besteht, in welchem nur vereinzelte Körnchen sich finden, u. 3. Grauwackenschiefer, d. h. diejenigen Arten von G., die sich in schiefrige Platten spalten lassen. — Wie schon der Name sagt, besitzen die G.n meist graue, graubraune od. gelblichgraue Farben, doch kommen auch andere Farben vor (vgl. „Uebergangsformation").

Gravamen, Beschwerdegrund. Demjenigen, welcher sich durch eine richterliche Anordnung od. Entscheidung sowie durch eine Verfügung einer Verwaltungsbehörde beschwert od. verletzt glaubt, steht es frei, ein Rechtsmittel einzuwenden, d. h. eine nochmalige Prüfung u. Entscheidung des Falles durch eine höhere Behörde zu fordern. Hierbei ist es aber unerläßlich, daß er diejenigen Punkte genauer bezeichne, in denen er eine Verletzung seiner Rechte od. einen Mißgriff bei Anwendung der gesetzlichen Vorschriften erblickt. Diese von ihm meist genau anzugebenden Punkte bilden die Beschwerdegründe (gravamina). Dieselben zerfallen in gravamina de praesenti, wenn die behauptete Verletzung bereits eingetreten ist, u. in gravamina de futuro, wenn dieselbe nur einzutreten droht.

grave (ital.), ernst, gemessen, in der Musik die Bezeichnung für den würdevollen, in langsamer Bewegung einherschreitenden Vortrag eines Tonstückes; con gravità (mit Würde, Gemessenheit) ist dasselbe.

Gravelines (spr. Grawelihn), vläm. Gravelinghe, deutsch Gravelingen, befestigte Stadt im franz. Dep. Nord mit 6510, zum Theil vläm. Einwohnern, liegt 2½ M. im O. von Calais, ½ M. von der Küste des Pas de Calais entfernt, hat einen versandeten, nur zur Flutzeit größeren Schiffen zugänglichen Hafen, der von dem unbedeutenden Fort Philipp gedeckt ist, u. treibt Fischfang, Schiffbau, Leinenfabrikation u. Salzsiederei. Der Handel mit Erzeugnissen der Landwirthschaft, Holz- u. Schiffsmaterialien ist nicht unbedeutend, wird aber fast ausschließlich mit Küstenfahrzeugen betrieben. Die ursprünglich flandrische, später engl. u. burgund. Stadt kam durch den Pyrenäischen Frieden an Frankreich u. wurde von Vauban unter Ludwig XIV. neu befestigt. Bei G. erfochten 13. Juli 1558 die Spanier unter Egmont einen ruhmvollen Sieg über die vom Marschall Tromes befehligten Franzosen.

Grävell, Maximilian Karl Friedrich Wilhelm, deutscher Politiker u. Publizist, geb. 1781 zu Belgard in Pommern, betrat in Berlin die richterliche Laufbahn, rückte jedoch in dieser, obwol er mit Auszeichnung am Freiheitskriege theilgenommen, seines offen kundgegebenen Freisinnes halber, nur langsam auf, griff die preuß. Regierung wiederholt an u. mußte schließlich aus dem Staatsdienst treten (1837). Im J. 1848 ward er ins Frankfurter Parlament gewählt, wo er sich der Rechten anschloß; nach dem Rücktritt Gagern's (1849) ward er mit der Bildung eines neuen Reichsministeriums betraut, das jedoch nicht zu Stande kam. Er starb 29. Sept. 1860 in Dresden. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Antiplatonischer Staat" (Berl. 1808), „Neueste Behandlung eines preußischen Staatsbeamten" (2 Bde., Lpz. 1818), „Mein Glaubensbekenntniß" (Glogau 1819).

Gravelotte, ein kleines, ehemals franz., seit dem Frankfurter Frieden von 1871 deutsches Dorf, 2 M. westl. von Metz an der Mosel gelegen. Bei G. fand 18. Aug. 1870 die große Schlacht statt, in welcher die erste u. zweite deutsche Armee unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen die Franzosen unter Bazaine schlugen u. nach Metz hineinwarfen (s. „Deutsch-franz. Krieg").

Gravenstein, ein Flecken im Reg.-Bez. Schleswig (Prov. Schleswig-Holstein), 500 E., berühmt durch seinen Obstbau (Gravensteiner Aepfel). In der Nähe das Schloß G., ehemals dem Herzog von Augustenburg gehörig, am Flensburger Fjord anmuthig gelegen.

Graves, weißer Bordeauxwein, s. „Bordeaux".

Gravesend (spr. Grehwsend), Stadt in der südengl. Grafschaft Kent, mit 21,183 E. (1871), liegt im O. von London an der unteren Themse in einer fruchtbaren, durch Gemüse- u. Gartenbau ausgezeichneten Gegend, hat im Innern enge u. krumme Straßen, aber schöngebaute Vorstädte u. einen sehr lebhaften Verkehr, denn es bildet den Außenhafen Londons, an welchem die größten transatlantischen Schiffe anlegen u. sich großartige Magazine, Docks, Zollhäuser u. Hotels befinden. Der Eingang in die Themse ist durch vier Forts u. zwei schwimmende Batterien vertheidigt. Der von G. aus betriebenene Fischfang ist beträchtlich u. die in der Nähe der Themse befindlichen Bäder werden im Sommer von der Hauptstadt aus viel besucht.

Gravimeter, s. v. w. Aräometer (s. d.).

graviren (lat.), beschweren, belasten, bedrücken; zur Last fallen, schuldig machen; davon **Gravantia**, erschwerende od. verdächtig machende Umstände.

Gravirkunst, das mechanische Verfahren, durch welches man auf harten Körperflächen (Metall, Stein, Glas, Elfenbein u. s. w.) Schriftzüge od. beliebige Zeichnungen vertieft od. erhaben mittels schneidender Werkzeuge (Grabstichel u. Fräsen) hervorbringt. Da die Zwecke der Gravirung ebenso mannichfaltig sind, als die Art der dadurch hervorgebrachten Gegenstände, so theilt sich die Gravirkunst in verschiedene, meist dem Gebiete der schönen Künste angehörende Zweige, wie das Steinschneiden, das Stempelschneiden, Schriftschneiden, Siegelstechen, das Formschneiden u. die eigentliche höhere Holzschneidekunst, die Kupfer- u. Stahlstechkunst u. a. m. Meist ist das Graviren eine Handarbeit; jedoch benutzt man dazu auch Maschinen (Gravirmaschinen). Die neuesten Konstruktionen solcher Maschinen sind von Cunningham u. Jordan in London besonders zum Graviren od. vielmehr Fräsen in Holz erfunden worden. Eine dritte Maschine dieser Art hat der Amerikaner Spencer konstruirt. Ueber den ebenfalls hierher gehörigen, von Tilghman erfundenen Sandstrahlblasapparat s. unter „Glasschleiferei".

Gravitation (vom latein. gravis, schwer) nennt man die zur Erklärung vieler Erscheinungen nothwendig anzunehmende allgemeine Anziehung, welche alle Materie (Stoff) in alle Entfernungen gegenseitig auf sich ausübt. So gravitiren z. B. alle Planeten u. Monde gegen einander, gemeinschaftlich gravitiren sie wieder gegen die Sonne, diese aber ihrerseits zugleich gegen jeden einzelnen derselben, u. so auch die übrigen Himmelskörper. Man verwechselt oft, aber irriger Weise, die Gravitation mit der Schwere. Ein Stein, den man in der Hand hält, gravitirt nicht nur gegen die Erde, sondern auch gegen Mond, Sonne, Planeten u. alle möglichen

Fixsterne, aber nicht mit gleicher Stärke nach allen, am meisten gegen die Erde (in der Nähe des Mondes würde er am stärksten nach diesem graviiren), u. will sich — das fühlt man am Drucke, den er ausübt — in der Richtung der stärksten G. bewegen. Dieses Bestreben eines Körpers, sich in der Richtung der stärksten G. zu bewegen, ist die Schwere (s. d.). Die erste Idee von der G. findet sich schon bei den alten griech. Philosophen, z. B. dem Anaxagoras u. den Epikuräern. Kopernikus, der Vater der neueren Astronomie, spricht schon aus, er glaube, daß auch die Sonne, der Mond u. die übrigen Wandelsterne diese auf der Erde Schwere genannte Anziehungskraft besäßen, während Kepler (s. d.) schon viel deutlichere Anschauungen davon entwickelt u. z. B. Ebbe u. Flut bereits durch die Anziehung des Mondes zu erklären sucht. Auch andere Gelehrte des 17. Jahrh. begannen sich mit der Erörterung dieser Frage zu beschäftigen, so Fermat, Borelli u. Hook, aber erst dem Isaak Newton (s. d.) war es vorbehalten, die Theorie der G. klar auszusprechen u. zu entwickeln u. ihre Uebereinstimmung mit allen Thatsachen der Astronomie durch Rechnung aufs Schärfste nachzuweisen. Das von Newton aufgestelle Grundgesetz der G. ist folgendes: Jedes Stofftheilchen wirkt auf alle anderen anziehend im geraden Verhältnisse seiner Masse und im umgekehrten Verhältnisse des Quadrates seiner Entfernung; d. h. also, nimmt man an Stelle eines Stofftheilchens ein doppelt od. dreifach so großes, so wirkt dies auch doppelt od. dreimal so stark anziehend als das erstere, u. bringt man ein Stofftheilchen aus seiner Lage in die doppelte od. dreifache Entfernung, so wirkt es in dieser nicht etwa blos $\frac{1}{2}$ bez. $\frac{1}{3}$ mal so stark als in der ersteren, sondern nur $\frac{1}{4}$ (d. i. $\frac{1}{2} \times \frac{1}{2}$) bez. $\frac{1}{9}$ (d. i. $\frac{1}{3} \times \frac{1}{3}$) mal so stark. Newton machte seine wichtigen Untersuchungen über die allgemeine G. zuerst in seinem 1687 zu London erschienenen Hauptwerke „Philosophiae naturalis principia mathematica“ bekannt. Jetzt ist die Newton'sche Theorie der G. wol allgemein u. unbestritten anerkannt. Nicht so war es zur Zeit ihres Bekanntwerdens. Die Annahme einer Wirkung in die Ferne war den damaligen Naturforschern etwas Ungewohntes. Nur eine Wirkung durch unmittelbaren Druck u. Stoß schien ihnen begreiflich, u. so suchte man z. B. (Descartes u. Huyghens) die Erscheinungen der Schwere u. s. w. durch eine im Weltraume stattfindende wirbelnde Bewegung einer äußerst feinen Materie zu erklären, sowie ja etwa Sand auf dem Boden eines Glases mit Wasser auch durch die wirbelnde Bewegung des Wassers nach dem Mittelpunkte des Bodens hingetrieben wird. Diese Wirbeltheorie erwies sich jedoch als völlig unzulänglich. Ueberhaupt ist, philosophisch betrachtet, die Annahme einer Wirkung bei unmittelbarer Berührung nicht um ein Haar begreiflicher od. verständlicher als die einer Fernwirkung. Denn wenn man den Satz als Axiom hinstellt: „Ein Körper kann nur da wirken, wo er ist“, so findet doch auch beim unmittelbaren Druck u. Stoß die Wirkung gar nicht da statt, wo der stoßende Körper eigentlich ist, sondern immer außerhalb desselben, an seiner Grenze.

Grävius, Johann Georg, bedeutender Philolog, geb. 29. Jan. 1632 zu Naumburg, wo sein Vater Georg G. (od. Greffe) Stiftsbaumeister war; studirte, nachdem er sich schon als Schüler in Schulpforta (1645—49) durch außerordentlichen Fleiß hervorgethan, in Leipzig zuerst die Rechtswissenschaft, wandte sich aber dann der Philologie zu, in welcher er zwei Jahre den Unterricht Gronov's in Deventer genoß. Im J. 1656 als Prof. der Beredsamkeit in Duisburg angestellt, ward er 1658, als Gronov nach Leyden ging, dessen Nachfolger in Deventer, kam jedoch schon 1662 nach Utrecht, wo er bis zu seinem Tode (11. Jan. 1703) als gefeierter Lehrer der Beredsamkeit sowie (seit 1667) der Geschichte u. Politik wirkte. Mehrere ehrenvolle Berufungen nach Amsterdam, Leyden, Heidelberg u. Padua lehnte G., der auch von Wilhelm III. von England zu seinem Historiographen ernannt wurde, ab. Von seinen zahlreichen Werken sind hervorzuheben der „Thesaurus antiquitatum romanarum“ (12 Bde., Utrecht u. Leyden 1694—99; Vened. 1732—37); der von Pet. Burmann beendete „Thesaurus antiquitatum et historiarum Italiae“ (45 Bde., Leyd. 1704—25), die neue verbesserte Ausgabe der von Gruter gesammelten röm. Inschriften unter dem Titel „Inscriptiones antiquae totius orbis romani“ (2 Bde., Amsterd. 1707), die kritisch berichtigten, mit seinen eigenen Anmerkungen u. denen der besten früheren Erklärer versehenen Ausgaben von Sueton, Cicero's Briefen u. philosophischen Schriften, Justin, Florus, Cäsar u. anderen röm. Autoren, sowie von Hesiod u. Kallimachus (letztere hauptsächlich das Werk seines früh verstorbenen Sohnes Theodor). Außerdem besorgte er die Herausgabe vieler ungedruckter od. seltener Schriften von Joh. Meursius, Georg Mackenzie, Fr. Junius u. A. Seine zahlreichen gelehrten Einleitungen sind gesammelt bes. herausgegeben („Graevii praefationes et epistolae CXX.“, Hamb. 1707), ebenso seine Utrechter Reden („Graevii orationes, quas Ultrajecti habuit“, Leyd. 1717).

Gray (spr. Gräh), alte, ehemals sehr feste Stadt im franz. Depart. Haute-Saône, am linken Ufer der Saône, hat 7000 E., ist Sitz eines Gerichtshofes, eines Handelsgerichtes, einer Handelskammer, hat einen guten Hafen, viele Fabriken u. treibt starken Handel mit Getreide, Wein u. Holz. Während des Deutsch-franz. Krieges wurde G. wiederholt von Deutschen u. Franzosen, zuletzt vom Manteuffel'schen Corps besetzt; 29. Jan. 1871 fand hier ein Gefecht statt.

Gray (spr. Greh), Thomas, engl. Dichter, geb. zu London 20. Dez. 1716, studirte die Rechte, begleitete seinen Freund Horace Walpole nach Frankreich u. Italien, kehrte 1741 allein nach England zurück, ward 1768 Prof. der neueren Sprachen u. Geschichte in Cambridge u. starb das. 30. Juli 1771. In Deutschland ward dieser „Britische Pindar“, wie man G. genannt hat, nam. durch seine von Gotter, Kosegarten u. Seume übersetzte „Elegie auf einem Kirchhofe“ bekannt. Wie diese zeichnen sich auch seine übrigen Gedichte (Oden u. Hymnen) durch ihren Bilderreichthum, ihre Wärme u. ihre Harmonie im Versbau aus. Die besten Ausgaben seiner Werke sind die von Wakefield (Cambridge 1786) u. von Mitford (Lond. 1816, 2 Bde.; neue Aufl. 1819).

Graz, auch Gratz geschrieben, Hauptstadt des österr. Kronlandes Steiermark mit 81,119 E. (1869) in einem fruchtbaren, reizenden Thale an der Mur, besteht aus der auf dem linken Ufer liegenden Altstadt u. 6, theilweise jenseit des Flusses gelegenen Vorstädten. Ueber der Stadt erhebt sich 100 m. hoch der Schloßberg, die ehemalige Citadelle, deren Festungswerke jetzt geschleift u. in herrliche Promenaden umgewandelt sind, von denen man eine entzückende Aussicht auf das Murthal genießt. G. ist sehr freundlich gebaut u. hat bes. in den Vorstädten eine Menge schöner Gebäude aufzuweisen; seit längerer Zeit ist es ein Lieblingswohnsitz von Rentiers u. pensionirten höheren Beamten u. Offizieren. Hervorragende Gebäude sind die von Kaiser Friedrich III. errichtete goth. Domkirche mit guten Altargemälden u. dem angebauten Kuppelbau des Mausoleums Ferdinand's II., das Landhaus, in welchem die steierische Landesvertretung tagt, ein schönes, im Stile italien. Hochrenaissance gehaltenes Bauwerk, die Burg, der Palast des Grafen von Meran, das landschaftliche Theater am Franzensplatz, vor welchem Franz I. ein ehernes Standbild errichtet ist, das Konviktgebäude u. das Zeughaus. An wissenschaftlichen Lehranstalten besitzt G. ein Gymnasium, eine Oberrealschule, eine Handelsakademie, ein Priesterseminar, im Johanneum eine vom Erzherzog Johann 1811 gegründete u. 1865 nach dem Muster des Züricher Polytechnikums reorganisirte technische Hochschule, mit welcher ein Landesmuseum,

Nr. 3190. Graz.

eine Münzsammlung, ein Botanischer Garten u. eine bedeutende Bibliothek verbunden sind, u. die 1827 restaurirte, 1863 durch die medizinische Fakultät vervollständigte Karl-Franzens-Universität. G. ist Sitz des Statthalters u. der höchsten Landesbehörden. Der Handel ist bedeutend, bes. mit Holz, Vieh, Wein, Eisenwaaren u. Getreide; die günstige Lage zwischen Wien u. Triest u. in der Nähe des ungar. Tieflandes, nach welchem sich das Thal der Mur öffnet, hat den Verkehr außerordentlich gefördert; es befindet sich hier eine Handels- u. Gewerbekammer u. mehrere Vereine für Landwirthschaft, Industrie, Gartenbau, Landeskunde, Geognosie u. a. m. Die Industrie ist nicht unbedeutend, bes. der Maschinenbau, die Zuckerraffinerie, Bierbrauerei, Likör- u. Papierfabrikation. Die gräflich Meran'schen Eisenwerke u. ähnlichen Werke in Eiswald gehören zu den größten industriellen Unternehmungen Steiermarks.

Grazien (Gratiae) hießen bei den Römern die von den Griechen Chariten genannten Göttinnen der Anmuth u. des Liebreizes. Ursprünglich wol reine Naturgottheiten wie die Horen, mit denen sie in der Mythologie auch vielfach in Beziehung treten, üben sie nach dem Glauben der Alten einen ästhetischen u. wohlthätigen Einfluß auf das menschliche Leben aus, indem sie körperliche Schönheit verleihen u. die Spenderinnen edler Genüsse sowie der Freuden des geselligen Lebens sind, denen durch sie das rechte Maß gegeben wird. Häufig als Dienerinnen u. Begleiterinnen der Aphrodite genannt, werden sie daher doch auch oft mit Apollo u. den Musen u. ebenso mit Hephästos in Verbindung gebracht, als Diejenigen, von denen die Dichtkunst u. die bildende Kunst erst die wahre Anmuth erhält, wie denn auch eine Charis als Gemahlin des Hephästos selbst erscheint;

Nr. 3191. Tanz der Grazien. (Nach einem alten Wandgemälde.)

insofern sie die Freuden des Mahles veredeln, dachte man sich die G. auch im Gefolge des Dionysos befindlich. Sie sind der gewöhnlichen Annahme nach Töchter des Zeus u. der Eurynome, der Tochter des Okeanos, u. kommen fast stets in der Dreizahl vor, mit den Namen Euphrosyne, Thalia, Aglaia, doch wird auch statt Euphrosyne od. statt Thalia als dritte Peitho od. Pasithea genannt. Kultusstätten der G. waren vorzüglich Orchomenos, ferner Sparta u. Athen, wo sie sich aber in der Zweizahl finden (hier als Auxo u. Hegemone, dort als Phaënna u. Kleta), weiter Kyzikos, Paros, Elis &c.

Great-Eastern (engl., spr. Greht-Ihstern), ein in London erbautes, 1859 das. vom Stapel gelassenes, 213,42 m. langes u. 26 m. breites Dampfschiff, das größte bis jetzt erbaute. Es wird auf 20,000 Tonnen Last geschätzt, durch Schraube u. Schaufelräder in Bewegung gesetzt u. sollte als Transportschiff zwischen England u. Amerika dienen, entsprach jedoch den gehegten Erwartungen nicht entfernt. Benutzt wurde es zuletzt zur Legung des Atlantischen Kabels.

Great-Island (spr. Greht-Eiländ), eine im Hafen von Portsmouth (amerikan. Unionsstaat New-Hampshire) liegende Insel mit Leuchtthurm.

Grécourt (spr. Grekuhr), Jean Baptiste Joseph Villart de, franz. Dichter, geb. zu Tours 1683, wurde schon 1697 Kanonikus an der Kirche St. Martin das., gab aber, getrieben durch seinen Hang zu einem ausschweifenden, zügellosen Leben, den geistlichen Stand bald auf u. ging nach Paris, wo ihm seine gesellschaftlichen Talente nam. die Gunst des Marschalls d'Estrées verschafften; mit diesem verbrachte er lange Zeit auch auf dem Schlosse Veret in der Bretagne. Er starb in seiner Geburtsstadt 2. April 1743. Seinem Wüstlingsleben entspricht auch der Charakter seiner im Uebrigen nicht ohne Geist u. Witz geschriebenen Erzählungen, Episteln, Fabeln u. anderen kleinen Gedichte. Sein berühmtestes Werk ist das gegen die Jesuiten u. Jansenisten gerichtete satirische Gedicht „Philotanus". (Ausgaben seiner Werke erschienen Par. 1747, 2 Bde.; ebd. 1796, 4 Bde.; Luxemb. 1802, 8 Bde.; deutsch, Berl. 1796, 2 Bde.)

Grecque, à la, eine Verzierung für Friese, Einfassungen u. dgl., die aus rechtwinklig gebrochenen, sich durchkreuzenden od. nicht durchkreuzenden Linien od. Streifen besteht u. sich so in gewissen Mustern wiederholt (Abb. s. Bd. II, Taf. XXVIII, Nr. 5 u. 6); häufig irrthümliche Benennung statt Mäander, eine ähnliche Verzierungsart, aber aus runden Linien od. Streifen bestehend.

Grecs (franz., spr. Greck, d. i. Griechen), Spitzname der falschen Spieler.

Greeley (spr. Grihli), Horace, amerikan. Publizist u. Politiker, geb. 3. Febr. 1811 zu Amherst (New-Hampshire), schwang sich durch Fleiß u. Ausdauer vom armen Setzerlehrling zum Herausgeber einer eigenen Zeitung, „The New-Yorker", auf, die er von 1834 an leitete u. nach deren Eingehen (1841) er ein neues Blatt, die „New York Tribune" gründete. Beide Journale verfolgten eine demokratische Richtung u. behandelten nam. die wirthschaftlichen Fragen mit einem an die damaligen sozialistischen Theorien streifenden Radikalismus. In demselben Sinne trat er im Kongreß hervor, in welchen er 1848 gewählt wurde. Der sich immer drohender erhebenden Sklavenfrage gegenüber nahm er eine freisinnige Haltung ein u. vertrat den Standpunkt der republikan. Partei sowol in seiner Zeitung als in selbstständigen Schriften („History of the struggle for Slavery Extension, or Restriction in the United States, from 1787 to 1856" u. a.) mit großer Energie. Er verwarf die sonderbündlerischen Bestrebungen der Südstaaten u. mahnte zwar vor dem Bürgerkriege zur Mäßigung u. Verständigung, gehörte aber nach dem Ausbruch des Krieges zu den eifrigsten u. unnachsichtigsten Bekämpfern der rebellischen Staaten. Nach der Niederwerfung der letzteren rieth er wieder zur Milde u. nahm einen großen Theil der republikan. Partei gegen sich ein, da er die Ergreifung strenger Maßregeln gegen die Führer der Sonderbündler mißbilligte. Den Krieg selbst stellte er in einem Werke „The American Conflict" dar (1. Bd. 1864; 2. Bd. 1867). Während des Deutsch-franz. Krieges trat er in der „Tribune", die damals zu den einflußreichsten Blättern in Newyork gehörte, mit unabhängigem Urtheil u. mit Wärme für Deutschland ein. Bei der Präsidentenwahl im J. 1872 wurde G. von einem Theil der republikan. Partei u. den Demokraten dem seitherigen Präsidenten Grant als Kandidat gegenübergestellt. Trotz der heftigen Agitation, die für ihn ins Werk gesetzt wurde, unterlag G. jedoch dem mit großer Mehrheit wiedergewählten Grant, erkrankte infolge der aufreibenden Thätigkeit, die er in den letzten Monaten vor der Wahl entwickelt hatte, u. starb 28. Nov. 1872 zu Newyork.

Greene (spr. Grihn), Robert, engl. dramatischer Schriftsteller u. Schauspieldichter, ein Vorläufer Shakespeare's, geb. zu Norwich um 1560, gest. zu London 5. Sept. 1592. Leider sind nur wenige seiner Werke auf uns gekommen. Zu diesen gehören hauptsächlich: „Alphonsus, König von Arragonien"; „Schott. Geschichte Jakob's IV." u. ein „Orlando furioso". Die Aufführung seiner Stücke fiel in die Zeit von 1580—90. Kurz vor seinem Tode scheint G. an großer Verstimmung des Gemüths u. an einer Art frömmelnder Schwermuth gelitten zu haben. Diesen Eindruck macht wenigstens eine Schrift von ihm, die gleich nach seinem Tode unter dem Titel „Ein Groschenwerth Witz, erkauft mit einer Million Reue" von H. Chettle herausgegeben wurde. Dieselbe enthielt auch giftige Ausfälle auf Shakespeare, der übrigens den Stoff zum „Wintermärchen" aus G.'s Erzählung: „Die anmuthige Geschichte des Dorestus u. der Faunia", genommen hat. Vgl. W. Bernhardi, „R. G.'s Leben u. Schriften" (Lpz. 1874).

Greenock (spr. Grihnock), Seestadt in der westschott. Grafschaft Renfrew mit 57,146 E. (1871), liegt am Ausfluß des hier 1 M. breiten Clyde in den Firth of Clyde u. bildet den Seehafen von Glasgow. Das Innere der Stadt ist zwar nicht regelmäßig, aber gut, die Vorstädte schön gebaut; 1 M. weit führt eine Wasserleitung der Stadt aus dem Gebirge Wasser zu. G. besitzt eine Lateinschule, eine beträchtliche Stadtbibliothek u. ein schönes Stadthaus; dem 1736 hier geborenen James Watt (s. d.) ist ein Denkmal errichtet worden. Industrie, Handel u. Fischfang ist sehr bedeutend. Auf den ausgedehnten Werften werden vorzügliche eiserne Schiffe gebaut; Maschinenbau, Segeltuchfabrikation, Seilerei, Seifensiederei u.

Gerberei werden in großem Umfange betrieben. Der Hafen ist vortrefflich, allen Schiffen zugänglich u. eine Hauptstation der Dampfschiffe zwischen Belfast u. Liverpool.

Greenockit, diesen Namen gab Brooke einem seltenen Mineral, welches aus 77,6 Theilen Cadmium u. 22,4 Theilen Schwefel besteht, demnach reines Schwefelcadmium ist. Der G. besteht aus kleinen, gelben, stark glänzenden, hexagonalen Krystallen von 4,8 bis 4,9 spezif. Gew.; er findet sich in Schottland, in der Bukowina, bei Przibram in Böhmen u. Schwarzenberg im Erzgebirge.

Greenough, Horatio (spr. Grihnof, Dräschio), ausgezeichneter Bildhauer, geb. 6. Sept. 1805 zu Boston, widmete sich Anfangs ästhetischen Studien, modellirte aber auch schon früh u. begab sich dann zu seiner weiteren Ausbildung in der Bildhauerkunst nach Italien. Den dürftigen Verhältnissen, in denen er sich hier befand, entriß ihn der bekannte Romanschreiber Cooper, der ihn mit der Ausführung eines singenden Cherub nach Rafael beauftragte, eine Arbeit, die seinen Ruf begründete u. ihm zahlreiche Aufträge einbrachte. Nam. lieferte er für das Kapitol in Washington die Statue Washington's u. mehrere kolossale Marmorgruppen, deren bedeutendste den Kampf der angelsächsischen u. indianischen Rasse darstellt. G. starb 18. Dez. 1852 zu Somerville in Massachusetts.

Greenwich (spr. Grihnitsch), Stadt in der engl. Grafschaft Kent, mit 100,601 E. (1871) am rechten Ufer der Themse, 1 M. unterhalb London gelegen u. jetzt als eine Vorstadt desselben gerechnet, ist schön gebaut, hat großartige Schiffswerften, Maschinenfabriken u. Seilerwerkstätten. Die größte Berühmtheit hat aber G. durch sein Marinehospital u. seine Sternwarte erlangt. Ersteres, 1752 vollendet, verfügt jetzt über jährliche Einkünfte von 130,000 Pfd. Sterl., versorgt etwa 35,000 Invaliden, theils in den Gebäuden selbst, theils außerhalb derselben, u. steht mit seinen Krankenhäusern, Schulanstalten u. Bibliotheken, seinem Waisenhause u. den trefflich eingerichteten Küchen u. Gärten als Musteranstalt da. Der große, von James Thornhill dekorirte Saal enthält eine werthvolle Sammlung von Seebildern, u. auf dem freien Platze vor dem Hospitale steht ein Standbild Georg's II. Das Marinekollegium zu G. dient königl. Seeoffizieren zur weiteren Ausbildung. In dem großen Parke steht die Nationalsternwarte, welche Karl II. 1675 hat erbauen lassen u. die mit den besten Instrumenten ausgestattet ist, auf einer 100 m. hohen Anhöhe. Sie wird vom Admiralitätskollegium verwaltet u. ist eine der bedeutendsten Sternwarten der Erde. Der Meridian dieses Punktes, nicht derjenige von Ferro, von welchem G. 17° 39′ 51″ östl. liegt, gilt den Engländern

Nr. 3193. Das Hospital zu Greenwich.

als 0° der Länge; die Berechnung nach diesem Nullpunkt wird aber auch von anderen Nationen mehr u. mehr für Karten angewendet. Der Viadukt der London-G.er Eisenbahn, welcher auf 878 Bogen ruht, ist eines der größten Bauwerke dieser Art in England. Zu G. gehört noch der Ort Blackheath, welcher im S. des Parkes liegt u. durch eine Menge Villen Londoner Kaufleute ein sehr freundliches Ansehen gewonnen hat.

Nr. 3192. Der Great Eastern.

Greff, Joachim, ein mehr durch Fruchtbarkeit als durch den Werth seiner Stücke ausgezeichneter Dramendichter; stammte aus Zwickau, machte seine Studien in Wittenberg u. wurde 1541 Schulmeister u. Rektor zu Dessau. Das Jahr seines Todes, jedenfalls nach

1545, ist unbekannt. G. debutirte mit einer gereimten Uebersetzung der „Aulularia" des Plautus (Magdeb. 1535); es folgten, sämmtlich in Wittenberg gedruckt, „Judith" (1536), „Mundus, ein schön neues Spiel von der Welt Art u. Natur" (1537), die dramatischen Historien der Patriarchen Abraham, Isaak u. Jakob (1540), ein geistliches Osterspiel (1542) u. „Lazarus" (1545). Außerdem erschien von ihm eine „Vermahnung an die ganze deutsche Nation wider den türkischen Tyrannen" (1541).

Gregarinen, mund- u. darmlose, mehr od. weniger wurmförmige kleine Organismen vom Baue einer einfachen Zelle, die im Darme u. in anderen Organen bes. niederer Thiere, z. B. der Regenwürmer u. der Käfer, schmarotzen, aber auch (wie Monocystis capitata) an menschlichen Haaren vorkommen (Chignonschmarotzer). Früher für unentwickelte Eingeweidewürmer gehalten, werden sie jetzt entweder als eine Abtheilung der niedersten Thiere, der Protozoen, od. als die niedrigsten Formen der Fadenwürmer aufgefaßt. So sehr ihr Bau im Allgemeinen dem einer Zelle ähnelt, kann doch sowol die Hülle wie der Kern fehlen, u. kann sich auch das vordere Körperende durch eine Scheidewand kopfartig von der übrigen Masse absetzen u. obendrein hakenartige Fortsätze zum Festheften tragen. Ihre Fortpflanzung erfolgt, indem sich Individuen an einander heften (Konjugation od. Kopulation), von einer gemeinsamen Hülle (Cyste) umhüllt werden, u. dann in eine Menge Bläschen zerfallen, die sich zu spindelförmigen Körperchen, sog. Pseudonavicellen, umformen, die sich Amöben ähnlich bewegen u. durch Platzen der gemeinsamen Cyste (Pseudonavicellencyste) frei werden, um sich, wie man wenigstens als höchst wahrscheinlich annimmt, zu neuen G. zu entwickeln. Als dergleichen Pseudonavicellencysten sind wahrscheinlich auch die ihnen ähnlichen, schon seit lange aus der Leber der Kaninchen, den Muskeln verschiedener Säugethiere, den Kiemen von Fischen &c. bekannten Psorospermien zu deuten, ferner die im Schweinefleisch gefundenen Mischer'schen od. Rainey'schen Schläuche. Als Gregarinenforscher sind Stein, Kölliker, Lieberkuhn zu nennen, u. als der Erste, der ihnen den Namen gab, Léon Dufour (1828).

Grégoire (spr. Grehgoahr), Graf Henri, Bischof von Blois, geb. 1750, schloß sich der Franz. Revolution gleich bei deren Beginn an u. gehörte in der Nationalversammlung zu den eifrigsten u. beredtesten Bekämpfern des Königthums. Im weiteren Verlaufe der Bewegung warnte er jedoch vor terroristischen Ausschreitungen, suchte für Verbesserungen im Unterrichtswesen zu wirken u. sprach gegen die Abschaffung des Christenthums. Unter dem Kaiserreiche wurde er von der wieder zur Herrschaft gelangten Hierarchie von seinem Bischofstuhl verdrängt, wofür Napoleon ihn durch Ertheilung des Grafentitels entschädigte, den er aber nach der Restauration, gegen die er in der Kammer zu Felde zog, wieder verlor. Er starb zu Auteuil bei Paris 28. Mai 1831. Von seinen Schriften nennen wir: „Essai sur la régénération des Juifs" (Metz 1778), „Histoire des sectes religieuses" (5 Bde., 2. Aufl., Par. 1828), „Histoire du mariage des prêtres en France" (Par. 1826). Carnot veröffentlichte seine „Mémoires" (Par. 1839).

Gregor, Name von 16. Päpsten. **G. I.**, od. der Große, röm. Bischof (Papst) 3. Sept. 590 bis 12. März 604, wurde um 540 zu Rom geb., lebte etwa seit 575 in einem der sieben von ihm gestifteten Klöster, wurde dann Diakon zu Rom u. päpstlicher Gesandter am Hofe zu Konstantinopel, um 586 Abt des Andreasklosters in Rom u. 590 trotz alles Sträubens nach Pelagius' II. Tode röm. Bischof. G. war ein wahrhaft großer Papst, ausgezeichnet durch Sittenstrenge u. scharfe Zucht in der damals verwahrlosten Kirche, unermüdlich als Prediger, Seelsorger u. Schriftsteller, zugleich der eigentliche Schöpfer der großartigen Politik, durch die der röm. Stuhl seit dem 7. Jahrh. das Uebergewicht über die Patriarchen von Konstantinopel u. überhaupt die Vorherrschaft im ganzen Abendlande erlangte. Besonders eifrig war er in der Förderung u. Reinigung des Mönchthums, in der Unterdrückung der Ketzereien u. des Heidenthums (freilich nicht ohne Gewaltsamkeit) u. in der Verbreitung des Christenthums unter den Germanen, bes. den Angelsachsen. Nicht minder wird ein großer Theil der röm. gottesdienstlichen Ordnungen auf ihn zurückgeführt. Als Schriftsteller wird er den vier großen „Lehrern der Kirche" (mit Ambrosius, Augustin, Hieronymus) beigezählt, steht aber hinter diesen durch seinen krassen Wunderglauben zurück. Als Heiliger wird er am 12. März (dem Gregoriustag) gefeiert, seit uralter Zeit bes. als Schutzpatron der Schulen u. so noch nach der Reformation durch Schulfeste selbst in protest. Schulen. Seine Werke erschienen gesammelt in 4 Bden. (Par. 1705), sein „Liber regulae pastoralis" ist neu herausgeg. von Hurter (in dessen „Sanctorum patrum opuscula selecta", Innsbr. 1872), eine Uebersetzung seiner ausgewählten Schriften begann Kranzfelder (Bd. I. in Thalhofer's „Bibliothek der Kirchenväter", Kempten 1873). — Vergl. Lau, „G. I. nach Leben u. Lehre" (Lpz. 1845); Pfahler, „G. d. Gr. u. seine Zeit" (Bd. I., Frankf. 1853). — **G. II.**, 715 bis 731, ein Römer von Geburt, bekämpfte als Anhänger der Bilderverehrung das Bilderverbot des griech. Kaisers Leo des Isauriers. Die durch Bonifacius begründete deutsche Kirche verstand er an das Interesse Roms zu fesseln. — **G. III.**, 731—41, ein Syrer, ernannte Bonifacius zum Erzbischof. Ein unter ihm gehaltenes Konzil sanktionirte die Bilderverehrung. — **G. IV.**, 827—43, ein Römer, versuchte sich in den Streit zwischen Ludwig dem Frommen u. seinen Söhnen zu mischen. Er bestätigte Ansgarius (s. d.) als Erzbischof von Hamburg. — **G. V.**, 996—99, der erste deutsche Papst, Sohn Herzog Otto's von Kärnthen u. Enkel Kaiser Otto's d. Großen, vor seiner Erwählung Bruno genannt, war Benedittinermönch in Clugny, dann Hofgeistlicher Otto's III., der ihn den Römern zum Papste empfahl u. den er zum Kaiser krönte. Durch den Aufstand des Crescentius, eines röm. Patriziers, wurde G. von Rom vertrieben u. Johann XVI. als Gegenpapst aufgestellt, doch setzte Otto III. 997 bei seinem zweiten Römerzuge G. wieder ein. Den König Robert von Frankreich, der eine nahe Verwandte geheirathet hatte, zwang G. durch Drohung mit dem Interdikt zur Scheidung. — **G. VI.**, 1044—46, früher Johannes Gratianus, durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet, kaufte den Gegenpäpsten Benedikt IX. u. Sylvester III. ihre Ansprüche auf den päpstl. Stuhl ab, wurde von Kaiser Heinrich III. zu Sutri abgesetzt u. starb 1048 zu Köln. — **G. VII.**, eigentl. Hildebrand, nächst Innocenz III. der größte Papst des Mittelalters u. der Schöpfer des sog. hierarchischen Systems, d. h. der Lehre von der Allgewalt des päpstl. Stuhles, war nach gewöhnlicher Annahme der Sohn eines Zimmermannes zu Saona (nach andern aus Rom), u. um 1020 geb. Um 1045 war er Kaplan des Papstes G. VI. (s. d.), den er ins Exil nach Köln begleitete. Nach G.'s VI. Tode trat Hildebrand in das Benediktinerkloster zu Clugny ein. Aber um 1049 nahm ihn Papst Leo IX. wieder mit nach Rom u. erhob ihn später zum Kardinal. Die nach Leo's Tode (1054) ihm angetragene Wahl zum Papste lehnte er ab, beherrschte aber seit 1059 die von ihm durchgesetzten Päpste Nikolaus II. (bis 1061) u. Alexander II. (bis 1073) u. bestieg nach Alexander's Tode endlich selbst den päpstlichen Stuhl (22. Sept. 1073). Schon bis dahin hatte er energisch an dem großen Werke seines Lebens gearbeitet, der Befreiung der Papstwahl von dem Einfluß der deutschen Kaiser u. der röm. Adligen (anstatt der Wahl durch die Kardinäle allein); als Papst nahm er eben so energisch den Kampf auf für die Aufhebung der Priesterehe u. die Befreiung der Investitur (Einsetzung der Bischöfe u. Aebte) von weltlichem Einfluß. Mit der letzteren hing von selbst das Verbot der Simonie, d. h. des geistl. Aemterverkaufs, zusammen. Die ganze Kirche sollte einzig unter der Gewalt des Papstes stehen u. nur von ihm ernannte würdige Leiter haben. In dem großen Kampfe, der wegen alles Dessen mit der weltlichen Gewalt ausbrach, stützte sich G. auf die Macht der Normannen in Unteritalien, deren Eroberungen (seit 1016) er anerkannte, aber nur als päpstl. Lehen, wie überhaupt nach seiner Auffassung alle christlichen Fürsten

Nr. 3194. Gregor I. (geb. um 540, gest. 12. März 604).

ihre Reiche als päpstl. Lehen betrachten sollten. Der Kampf mit Heinrich IV. von Deutschland brach Ende 1075 aus, als Heinrich eigenmächtig einen Erzbischof zu Mailand ernannt hatte. G. setzte ihn darüber heftig zur Rede; als der Kaiser ihn im Zorne deshalb durch die deutschen Bischöfe zu Worms absetzen ließ (24. Jan. 1076), wurde er von dem Papste in den Bann gethan. Von Allen verlassen, versprach jetzt Heinrich Unterwerfung; die deutschen Fürsten selbst luden den Papst auf den 2. Febr. 1077 nach Augsburg ein, um über ihren Kaiser Gericht zu halten. Schon war G. in Norditalien angelangt, um über die Alpen zu ziehen, da erfuhr er Heinrich's Ankunft in Italien u. floh erschreckt in das feste Schloß Canossa (im späteren Modena), das seiner Freundin, der Markgräfin Mathilde von Tuscien, gehörte. Aber Heinrich war nicht mit einem Heere gekommen. Er lehnte auch die Hülfe der Longobarden ab, folgte G. nach Canossa u. stand 25.—27. Jan. 1077 als Büßender im Schloßhof daselbst, ehe ihn der Papst vom Banne lossprach — mehr auf das Andringen jener Mathilde als aus eigenem Entschlusse. Als sich aber Heinrich, nach Deutschland zurückgekehrt, zu energischem Kampfe gegen die Rebellen aufraffte u. die vom Papste sehnlichst gewünschte Reichsversammlung vereitelte, bannte ihn G. 1080 aufs Neue. Jetzt zog Heinrich mit einem Heere vor Rom u. führte im März 1084 den Gegenpapst Clemens III. mit Gewalt daselbst ein. G., der sich unterdeß in der festen Engelsburg gehalten hatte, wurde bald darauf von dem Normannenherzog Robert Guiscard befreit, zugleich aber von ihm mit nach Salerno genommen, wo er 25. Mai 1085 starb. Die freie Papstwahl sowie das Verbot der Priesterehe u. der Simonie überdauerte ihn; der Investiturstreit wurde jedoch erst nach unendlichen Kämpfen im J. 1122 zwischen Papst u. Kaiser beigelegt. — Vgl. Voigt, „Hildebrand als Papst G. VII. u. sein Zeitalter" (2 Bde., 2. Aufl. Weim. 1846); Gfrörer, „G. VII." (8 Bde., Schaffh. 1859—64). — **G. (VIII.)**, eigentlich Mauritius Burdinus, Erzbischof von Braga in Spanien, wurde durch Kaiser Heinrich V. 1118 als Gegenpapst gegen Gelasius II. aufgestellt, vermochte sich aber nicht zu halten, gerieth in die Gefangenschaft des Papstes Calixtus II. u. starb 1125 im Kerker. — **G. VIII.**, geb. in Benevent, früher Alberto de Mora od. Spinachio, wurde Okt. 1187 gewählt u. starb 17. Dez. desselben Jahres. — **G. IX.**, 1227—41, früher Ugolino Graf v. Signia, ein Nepote Innocenz' III., war wie dieser erbitterter Gegner Kaiser Friedrich's II., den er wiederholt in den Bann that. — **G. X.**, 1271—76, früher Tebaldo de Visconti, suchte auf dem Konzil von Lyon 1274 vergeblich einen neuen Kreuzzug zu Stande zu bringen. Ebenso erfolglos waren seine Bemühungen um eine Vereinigung mit der griech. Kirche. — **G. XI.**, 1370—78, früher Pierre Roger von Beaufort, aus Limoges, Brudersohn Clemens' VI., ließ sich durch die heil. Brigitta u. die heil. Katharina von Siena bewegen, 1377 den päpstl. Stuhl von Avignon wieder nach Rom zu verlegen. Er verdammte 1373 aus dem Sachsenspiegel 13 Artikel u. 19 Sätze aus Wiclef's Schriften. — **G. XII.**, früher Angelo Corrario, Bischof von Venedig, wurde 1406 zur Zeit der großen Kirchenspaltung zum Papst gewählt, 1409 zu Pisa wieder abgesetzt, konnte aber erst durch die Kirchenversammlung zu Konstanz bewogen werden, abzudanken. Er starb 1417 zu Recanati. — **G. XIII.**, 1572—85, vorher Ugo Buoncompagno. G. war ein gelehrter Jurist; von ihm rühren bedeutende Verbesserungen des Corpus juris canonici her, von ihm auch die Verbesserung des Kalenders (Gregorianischer Kalender). Die Pariser Bluthochzeit feierte er durch ein Tedeum u. durch Prägung einer Münze. Auf seine Veranstaltung wurden in Deutschland 22 neue Jesuitenschulen gegründet. — **G. XIV.**, 1590—91, früher Kardinal Nicolo Sfondrati, unterstützte die franz. Ligue gegen Heinrich IV. — **G. XV.**, 1621—23, vorher Kardinal Alessandro Ludovisi, beendete die Streitigkeiten über die unbefleckte Empfängniß Mariä durch einen Machtspruch u. führte das noch heute geltende Ceremoniell bei der Papstwahl ein. Auch ist er der Stifter (1622) der Congregatio de propaganda fide. — **G. XVI.**, eig. Bartolommeo Alberto Cappellari, geb. 18. Sept. 1765 zu Belluno, wurde 1783 Camaldulensermönch in S. Michele bei Venedig, 1795 von seinem Orden nach Rom gesandt, 1801 Abt im Gregoriuskloster daselbst, 1823 Ordensgeneral u. 1826 von Leo XII. zum Kardinal ernannt. Den päpstl. Stuhl bestieg er 2. Febr. 1831 u. zeigte durch den Namen G. (den seit 1623 kein Papst wieder zu führen gewagt hatte), daß er eine streng kirchliche Herrschaft zu führen gedenke. Und so sehr in der That unter ihm der Kirchenstaat in Verfall gerieth, weil alle Kraft auf Unterdrückung der endlosen Aufstände verwendet werden mußte, so hat doch G. nicht wenig für die Hebung des Ansehens der kathol. Kirche im Auslande gethan, gegen 50 neue Bisthümer u. apostolische Vikariate, bes. auch in den heidnischen Missionen, gegründet u. mit den meisten Staaten vortheilhafte Verträge abgeschlossen. G. starb 1. Juni 1846.

Gregor der Thaumaturg (d. h. Wunderthäter), kathol. Bischof u. Kirchenlehrer, stammte aus einer angesehenen Familie zu Neocäsarea in Pontus (nördl. Kleinasien) u. führte als Heide den Namen Theodorus. Nach dem Tode seines Vaters wurde er, 14 Jahr alt, Christ. Im J. 231 lernte er zu Cäsarea in Palästina den großen Kirchenlehrer Origines kennen u. wurde von da an ein begeisterter Anhänger desselben. Er begleitete ihn 235 auch nach Alexandria, kehrte aber 239 in seine Heimat zurück u. wurde 244 Bischof seiner Vaterstadt Neocäsarea. Wie es sich mit den zahlreichen Wundern verhält, die ihm zugeschrieben werden, ist nicht mehr zu ermitteln; sicher ist nur, daß er durch den Eindruck seiner Persönlichkeit dem Christenthum in Pontus zum Sieg verhalf. Bei seinem Tode 270 soll er genau so viel Heiden in Neocäsarea zurückgelassen haben, als er beim Antritt seines Amtes Christen vorgefunden hatte, nämlich 17. — Seine Schriften gab griech. u. lat. Vossius heraus (Mainz 1604).

Gregor von Heimburg, deutscher Jurist, bekannt durch seinen Kampf gegen die Anmaßungen der Päpste, wurde um 1400 zu Würzburg geb., promovirte daselbst um 1430 zum Doktor der Rechte u. trat auf der Kirchenversammlung zu Basel als Sekretär in die Dienste des Aeneas Sylvius, nachmaligen Papstes Pius II. Als sich der Kampf gegen das Papstthum vergeblich erwies, übernahm G. die Stellung eines Stadtsyndikus von Nürnberg u. erwarb sich in derselben einen solchen Ruf, daß ihn 1446 die deutschen Kurfürsten an der Spitze einer Gesandtschaft an Eugen IV. nach Rom schickten, um diesen wegen verschiedener Uebergriffe zur Rede zu setzen. Der Papst antwortete ausweichend u. G. gab seinem Aerger in einer kühnen Schrift „Ueber die Anmaßungen des Papstthums" Ausdruck. Ebenso war er im Dienste des Erzherzogs Siegmund von Oesterreich gegen Pius II. thätig u. verfiel dadurch 1460 dem Bann des Papstes. Vergebens appellirte er an ein allgemeines Konzil; er mußte schließlich bei dem Hussitenkönig Georg Podiebrad u. nach dessen Tode (1471) bei dem Herzog Albert von Sachsen Schutz suchen. Durch Vermittlung desselben erlangte er 1472 von Sixtus IV. Lossprechung vom Banne. Er starb im Aug. 1472 zu Dresden. — Vgl. Brockhaus, „G. von Heimburg" (Lpz. 1861).

Gregor von Nazianz, hervorragender griech. Kirchenvater u. ausgezeichneter Redner, wurde um 330 nach Chr., wahrscheinlich zu Nazianz im SW. der kleinasiat. Provinz Kappadokien, geboren. Durch seine fromme Mutter Nonna streng religiös erzogen, studirte G. zu Cäsarea, Alexandria u. Athen, in letzterer Stadt gemeinsam mit seinem Landsmann Basilius (dem Großen). Erst 360 ließ er sich dann in seiner Heimat taufen; wenig später übernahm er das Amt eines Presbyters in Nazianz, dann vorübergehend das Bisthum von Sasima, das man ihm wider seinen Willen aufdrang. Bis 374 war er sodann für seinen Vater Vikar im Bisthum zu Nazianz. Die größte Wirksamkeit aber entfaltete er als Prediger einer kleinen Gemeinde an der Anastasiakirche zu Konstantinopel, welche den damals fast unterliegenden orthodox-nicänischen Glauben vertrat. Hier erregte er durch seine „Reden über die Gottheit Christi" gegen die Arianer solches Aufsehen, daß er 380 von Theodosius d. Gr. zum Patriarchen von Konstantinopel ernannt wurde. Aber nach dem 2. allgemeinen Konzil zu Konstantinopel (381) legte er sein Amt freiwillig nieder u. kehrte nach Nazianz zurück. Er starb um 390. Von seinen Schriften gewannen bes. seine Reden großen Einfluß, vor allen die 27.—31., in denen er in schwungvoller Sprache den orthodoxen Glauben über das Verhältniß der Dreieinigkeit vorträgt u. die ihm den Ehrennamen des „Theologen" erwarben. Seine Werke gab Morellius (2 Bde., Par. 1630) heraus. — Vgl. Ullmann, „G. von Nazianz" (Darmst. 1825).

Gregor von Nyssa, bedeutender griech. Kirchenlehrer, Bruder Basilius' d. Gr. u. wie dieser Freund Gregor's von Nazianz (alle Drei zusammen heißen gewöhnlich „die drei großen Kappadokier"), wurde nach 330 zu Cäsarea in Kappadokien geb. u. bes. durch seinen Bruder Basilius für den geistlichen Stand vorgebildet. Nachdem er einige Zeit als Sachwalter thätig gewesen war, wurde er um 372 Bischof von Nyssa in Kappadokien u. zeichnete sich gleich Basilius so durch seinen Eifer für die reine (nicänische) Lehre aus, daß er 375 auf Betrieb seiner Feinde verbannt wurde. 378 wurde er indeß zurückgerufen u. nahm 381 am 2. allgem. Konzil zu Konstantinopel hervorragenden Antheil. Ueberhaupt gehören die Schriften G.'s von Nyssa, die in Predigten, Reden (unter ihnen ist auch die berühmte „große katechetische Rede"), Briefen u. Bibelauslegungen bestehen, mit zu dem Bedeutendsten, was im 4. Jahrh. zur Begründung des orthodoxen Dogmas (bes. der Lehre von der Gottheit Christi) geleistet worden ist. Die letzte Nachricht über sein äußeres Leben stammt aus dem J. 394. Seine Werke gaben heraus Morellius (3 Bde., Par. 1615—18) u. Oehler (Bd. I., Halle 1865); eine Uebersetzung seiner Predigten begann Trippe (Th. 1, Soest 1865). — Vgl. Rupp, „G.'s von Nyssa Leben u. Meinungen" (Lpz. 1834); Buse, „Der heil. G. von Nyssa" (Lpz. 1848).

Gregor von Tours, kathol. Bischof, eig. Georgius Florentius, wurde um 540 zu Arverna (Clermont) in der Auvergne geboren. Gregor nannte er sich später zu Ehren seines Urgroßvaters, des Bischofs Gregor von Langres. Von seinem Oheim, dem Bischof Gallus von Clermont, dann von einem Priester Aristus erzogen, wurde er um 573 von dem Frankenkönig Sigibert als Bischof in Tours eingesetzt u. starb daselbst 17. Nov. 594. Die Bedeutung G.'s liegt nicht blos in seiner Thätigkeit als Kirchenfürst, sondern vor Allem in seinen geschichtlichen Schriften. Sein Hauptwerk, die (lateinische) Geschichte der Franken, eine in der Form schmucklose Chronik, ist nicht nur die einzige, sondern zugleich durch ihre Wahrhaftigkeit eine höchst werthvolle Quelle für die fränkische Geschichte jenes Zeitalters, in besonderem Grade natürlich für die Jahre G.'s selbst (herausg. am besten von Bouquet, „Recueil des historiens des Gaules et de la France", Bd. 2; deutsch von Giesebrecht, 2 Bde., Berl. 1849—51). Außerdem schrieb er Märtyrergeschichten, betitelt „VII libri miraculorum" u. das Leben mehrerer gallischer Geistlichen, „Vitae patrum". Seine Werke gab Ruinart (Par. 1699) heraus. — Vgl. Loebell, „G. von Tours u. seine Zeit" (Lpz. 1839).

Gregor von Utrecht, Schüler u. Gehülfe des Bonifacius, des Apostels der Deutschen, aus einer Nebenlinie der fränkischen Merovinger stammend, wurde um 707 geb. u. in einem Kloster bei Trier erzogen. Als Bonifaz einst dieses Kloster besuchte (722), empfing G. einen so mächtigen Eindruck von dem Wesen dieses Mannes, daß er das Kloster verließ, sich Bonifaz anschloß u. seitdem sein Begleiter blieb. Nach dem Tode des Friesenapostels Willibrord (739) übernahm G., ohne eigentlich zum Bischof geweiht zu sein, die Leitung des Bisthums Utrecht u. die Sorge für die Mission in Friesland. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich dabei durch die Leitung einer trefflichen Schule für Jünglinge aus allen germ. Stämmen. G. starb zu Utrecht 781; sein Leben wurde von seinem Schüler, dem Friesen Liudger, beschrieben (gedr. im 2. Bde. von Mabillon, „Acta Sanctorum ordinis s. Benedicti saec. III.").

Gregorianer hießen nach ihrem Schutzpatron Gregor d. Gr. (s. d.) die Brüder des gemeinsamen Lebens im 15. Jahrh. (vgl. „geistl. Orden").

Gregorianischer Kalender, s. „Kalender".

Gregorius der Erleuchter, der Begründer des Christenthums in Armenien, war der Sohn eines parthischen Fürsten Anacus u. um 257 n. Chr. geboren. Nachdem er zu Cäsarea in Kappadokien christlich erzogen worden war, bekehrte er den armenischen König Tiridates u. verschaffte dem Christenthum, unter kluger Schonung der bestehenden Rechte der heidnischen Priester, bes. durch Schulen u. Klöster allgemeinen Eingang. Im J. 302 wurde er von dem Bischof Leontius in Cäsarea zum Patriarchen Armeniens geweiht. Um 325 übergab er diese Würde seinem Sohne Aristar u. zog sich in die Einsamkeit zurück. — Eine deutsche Uebersetzung (aus dem Armenischen) seiner Reden u. Lehren lieferte Schmid (Regensb. 1872).

Gregorovius, Ferdinand, namhafter Historiker, geb. 19. Jan. 1821 zu Neidenburg (Prov. Preußen), studirte seit 1838 in Königsberg Theologie u. Philosophie, wandte sich aber bald dem Studium der Geschichte u. der Dichtung zu, daneben auch selbst dichterisch thätig. Die Vielseitigkeit seiner Arbeiten spiegelt sich in den Titeln der meist bedeutenden Schriften, welche er seit 1845 selbständig erscheinen ließ: „Werdomar u. Wladislaw aus der Wüste Romantik" (2 Thle., Königsb. 1845); „Die Idee des Polenthums" (ebd. 1848) u. „Polen- u. Magyarenlieder" (ebd. 1849); „Goethe's Wilhelm Meister in seinen sozialistischen Elementen" (ebd. 1849); „Der Tod des Tiberius" (ebd. 1851) u. „Geschichte des röm. Kaisers Hadrian" (ebd. 1851). In diesen beiden letztgenannten Schriften bewegt G. sich mit seinen Studien bereits auf dem Boden des Landes, dem fortan alle seine höchst werthvollen Arbeiten gewidmet sind, nämlich Italiens, welches er 1852 zuerst u. seitdem vielfach besuchte u. durchwanderte, u. in den Büchern „Wanderjahre in Italien" (4 Bde., Lpz., mit den Einzeltiteln: I. „Figuren. Geschichte, Leben u. Scenerie aus Italien, 3. Aufl. 1870; II. „Lateinische Sommer", 2. Aufl. 1870; III. „Siciliana", 3. Aufl. 1872; IV. „Von Ravenna bis Mentana", 2. Aufl. 1873) u. „Corsika" (2 Bde., Stuttg. 1854, 2. Aufl. 1870) meisterhaft schilderte. Von den „Liedern des Giovanni Meli von Palermo" lieferte G. eine Uebertragung (Lpz. 1856); ein eigenes poetisches Werk ist sein „Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji" (Lpz. 1858, 2. Aufl. 1872; Prachtausgabe mit Illustrationen von Grosse 1872), ein idyllisches Epos von klassischer Formvollendung. Hauptsächlich aber sind es seine auf die Geschichte Italiens bezüglichen geschichtlichen Werke, welche ihm einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Historikern sichern, nämlich außer einer kleineren Schrift „Die Grabmäler der röm. Päpste" (Lpz. 1857) seine große „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" (8 Bde., Stuttg. 1859—73, 2. Aufl. 1870—74) u. die an neuen Ergebnissen reiche „Lucrezia Borgia" (2 Bde., 1. u. 2. Aufl. Stuttg. 1874).

Greif, ein fabelhaftes Thier des Alterthums, dem die Sage die Größe eines Löwen, 4 Krallenfüße, 2 Flügel u. den Schnabel eines Adlers giebt. Es soll in Indien der Sonne heilig u. der Wächter der Goldgruben gewesen sein; nach einer andern Sage kämpften die G.en in Skythien mit den einäugigen Arimaspen; eine abweichende, wenig glückliche Auffassung sucht die Heimat der G. in Skandinavien. In Kunstdarstellungen wandten die Griechen u. Römer sie als Ornamente an, z. B. auf den Akroterien der Tempel (Fig. 3195) od. in Vasengemälden. Auch als heraldische Figur, nam. als Schildhalter, erscheint der G., mit einem Adlerkopf, gefiederten Hals, Flügeln, Krallen an den Vorderfüßen u. mit dem übrigen Körper eines Löwen.

Nr. 3195. Der Greif als Ornament.

Greifswald, Kreisstadt im Reg.-Bez. Stralsund der preuß. Provinz Pommern mit 17.208 E. (1871), liegt an dem jetzt schiffbar gemachten Flüßchen Ryck, welches sich 1 M. unterhalb in den Greifswalder Bodden ergießt, einen im N. von der Insel Rügen begrenzten Busen der Ostsee; an der Mündung des Ryck liegt auch der Hafen von G. Die Stadt, deren ehemalige Festungswälle geebnet u. in Promenaden umgewandelt sind, trägt im Innern zum Theil noch einen mittelalterlichen Charakter, von den Kirchen ist die St. Nicolaikirche mit ihrem 100 m. hohen Thurme die bedeutendste. G. treibt beträchtliche Industrie in Salz, Tabak, Papier, Maschinen u. Gußeisen, u. einen ausgedehnten Handel; besonders nennenswerth ist die Ausfuhr von Getreide. G. ist Sitz eines Appellationsgerichts, eines Landrathamtes, eines Kreisgerichtes u. einer Universität, welche 1456 von dem pommerischen Herzog Wratislaw IX. gestiftet worden ist, jetzt etwa von 400 Studenten besucht wird u. eine bedeutende Bibliothek besitzt. Mit ihr ist die landwirthschaftliche Akademie zu Eldena (s. d.) verbunden.
G. ist 1245 von dem Abte des Klosters Eldena angelegt worden; der bald durch Handel zu Wohlstand gelangte Ort nahm Lübisches Recht an und trat 1270 dem Hansabunde bei. Mit Entschiedenheit u. Glück führte G. im 13. u. 14. Jahrh. gegen die Könige von Dänemark u. die Fürsten von Mecklenburg Krieg. Der 30jährige Krieg vernichtete auch die Blüte dieser Stadt auf lange Zeit; 1627 ward sie von Wallenstein besetzt u. befestigt,

1631 nahmen sie die Schweden, in deren Besitz sie durch den Westfälischen Frieden gelangte u. bis 1815 blieb, wo sie mit dem übrigen schwed. Pommern an Preußen kam.

Greis u. **Greisenalter.** Mit dem 60. od. 70. Lebensjahre tritt der Mensch in die Periode des G.s, in welcher man noch vom 80. od. 85. Jahre an ein Urgreisenalter unterscheidet. Im Allgemeinen beginnt der Mann mit dem Aufhören des Geschlechtslebens als Greis betrachtet zu werden, indem sich hiermit auch der Eintritt einer Reihe von Erscheinungen verbindet, die auf eine Rückbildung u. Abnahme der organischen Substanz hindeuten. Da dergleichen Erscheinungen bei solchen Menschen, die durch wüste Lebensweise od. übermäßige Anstrengung des Körpers u. Geistes eine beschleunigte Abnutzung ihrer Kräfte herbeigeführt haben, in einer früheren Epoche ihres Lebens als im 60. J. eintritt, so ist man berechtigt, auch von jugendlichen G.en zu sprechen. Erfahrung, Ernst u. ruhige Betrachtungsweise geben dem G., der mit weiser Benutzung seiner Kräfte in das höhere Alter eingetreten ist, eine Würde, die bei wahrhaft gebildeten Völkern, auch schon bei den alten Griechen, seine Lebensstellung zu einer sehr geachteten machte. Dagegen behandeln rohe Völker das Greisenthum oft in barbarischer Weise. In körperlicher Beziehung nimmt gleichzeitig mit der Fortpflanzungsfähigkeit die Ernährung u. das Gewicht ab: der Erwachsene im Mannesalter wiegt im Mittel 75 Kg., im 60. Lebensjahre 68, im 80—90. nur ca. 63. Dazu vermindert sich die Schärfe der Sinne u. die Kraft der Muskeln, die Knochen werden reicher an Kalksalzen u. erlangen einen hohen Grad von Brüchigkeit, die Verdauungs- u. Harnwerkzeuge werden unthätiger. Durch den Rückbildungsprozeß tritt Ergrauung des Haupthaares u. Verlust der Zähne ein. In geistiger Beziehung zeigt sich oft neben launenhaftem Wesen infolge mangelhafter Ernährung (Atrophie) des Gehirns Vergeßlichkeit, Blödsinnigkeit, Tölpelhaftigkeit u. kindisches Treiben. Das G. ist zumeist chronischen, weniger akuten Krankheiten ausgesetzt: organischen Magen- u. Darmaffektionen, Entartungen der Harn- u. Geschlechtsorgane, Wassersucht, Geschwülsten u. Geschwüren, Störungen im Blutgefäßsystem, Lungenemphysem u. Asthma, Lähmung der Sinnesnerven durch Ernährungsstörung der Nervenmasse, Geisteskrankheiten (z. B. Blödsinn 2c.). Bei normalem Verlaufe des G.s erfolgt der Tod durch Altersschwäche (Marasmus). Die Diätetik schreibt dem G. vor: eine reizende u. nährend stärkende Kost, den mäßigen Genuß guten Weines u. kräftigen Bieres, regelmäßige Bewegung im Freien, gemächliche Beschäftigungsweise, ungestörten Nachtschlaf, bequeme, vor Erkältung schützende Kleidung, resp. das Tragen eines wollenen Jäckchens an kühlen Tagen, vor Allem aber auch günstige psychische Einflüsse.

Greißen od. **Greußen** nennt man diejenigen Arten des Granites, bei welchen der Feldspath so weit zurücktritt, daß fast nur Quarz und Glimmer in der Zusammensetzung des Gesteins auftreten. Diese Bestandtheile sind ziemlich grobkörnig u. locker mit einander verbunden, so daß das Gestein ziemlich bröcklich ist. Gewöhnlich enthält es Lithionglimmer u. Zinnerz, letzteres in kleineren od. größeren krystallinischen, schwarzen Körnern (sog. Zinngraupen) eingesprengt, zuweilen wird es auch von Gängen u. Lagerstätten von Zinnerz, Wolfram, Molybdänglanz u. s. w. durchzogen. Der G. findet sich bei Altenburg u. Zinnwald im Erzgebirge, bei Schlackenwald in Böhmen, ferner in Ungarn u. in Cornwall.

Greiz, Haupt- u. Residenzstadt des Fürstenthums Reuß älterer Linie mit 11,735 E. (1871), unfern der westl. Grenze des sächs. Voigtlandes gelegen, hat ein malerisches Residenzschloß mit schönem Park, ein in gothischem Stile erbautes Rathhaus, ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar u. bedeutende Industrie in Spinnerei, Weberei baumwollener u. wollener Waaren, Druckerei u. Färberei.

Gremiale (von lat. gremium, Schoß), das seidene Tuch, mit welchem der Bischof, wenn er während des Gottesdienstes auf dem Bischofsstuhle sitzt, seinen Schoß bedeckt.

Grenada, eine der Kleinen Antillen u. die lieblichste der Westind. Inseln, 6,26 □M. groß mit 38,423 E. (1871), in welcher die Bevölkerung der Grenadinen inbegriffen ist; liegt unter 12° 14' nördl. Br., 19 M. von Trinidad nördl. Mit seinen kugelförmigen Bergen, welche meist erloschene Vulkane sind u. sich im Katharinenberg bis zu 838 m. erheben, den reichbewaldeten Abhängen, den Palmenhainen u. Fruchtgärten in den Thälern, den vielen klaren Bächen, welche in Wasserfällen dem Meere zueilen, u. den zwischen dem Grün verstreuten weißen Häusern, bietet dieses Eiland vom Meere aus einen herrlichen Anblick dar. Das Klima ist heiß, aber trotz der großen Regenmenge doch nicht gerade ungesund. Zucker, Kaffee, Kakao u. Baumwolle sind die Hauptprodukte. Von der Bevölkerung sind $^{9}/_{10}$ Neger. G., 1498 von Columbus entdeckt u. 1650 von Franzosen besiedelt u. in Besitz genommen, kam 1783 definitiv an Großbritannien; gegenwärtig wird es von einem Vize-Gouverneur verwaltet, der unter dem Gouverneur von Barbadoes steht. Die römisch-katholische Konfession ist die vorherrschende. Die Hauptstadt ist St. George an der SW.-Seite der Insel mit etwa 5000 E. Die Einnahmen dieser britischen Kolonie betrugen 1871: 23,000, die Ausgaben 21,000 Pfd. St., die Einfuhr 132,000, die Ausfuhr 154,000 Pfd. St., der Schiffsverkehr umfaßte 145,000 Tonnen. — Im NO. von G. liegen die Grenadinen od. Grenadillen zwischen G. u. St. Vincent, eine Gruppe wasserarmer, nur zum Theil bewohnter kleiner Inseln, deren bedeutendste, Cariacu, $^{1}/_{2}$ □M. groß ist; alle zusammen bedecken ein Areal von 1,5 □M. Die meist aus Negern bestehende Bevölkerung baut Zuckerrohr u. Baumwolle u. beschäftigt sich mit einer ergiebigen Fischerei.

Grenadier ist heutzutage nur noch eine ehrende Bezeichnung für die Mannschaften einzelner Regimenter. Sie haben dieselbe Bewaffnung u. thun denselben Dienst wie die übrige Infanterie. In früherer Zeit, als die zerstreute Fechtweise noch wenig od. gar nicht ausgebildet war, unterschied man zwischen leichter u. schwerer Infanterie; erstere, wie z. B. bei den Oesterreichern die Grenzer u. Panduren, bei Friedrich d. Gr. die sog. Freicompagnien, auch Jäger, versahen den leichten Dienst, Plänkeln, Vorposten 2c, mehr infolge der Kenntnisse, welche ihnen die Nationalität od. der Beruf verschafft hatte, während die schwere Infanterie, G.e u. Musquetiere, nur zum geschlossenen Kampfe in den reglementarischen Formen bestimmt war. Zur Zeit der Einführung der G., Anfangs des 17. Jahrh., mußten sie kleine Granaten, sog. Handgranaten, deren sie eine Anzahl in einem Ranzen trugen, mit der Lunte anzünden u. dann gegen den anstürmenden Feind werfen, woselbst die Stücke des springenden Geschosses dann verheerende Wirkung anrichten sollten. Diese Wirkung hat wol den gehegten Erwartungen kaum entsprochen u. schon zu den Zeiten von Turenne (Ende des 17. Jahrh.) finden wir nur noch den Namen der G.e, aber nicht mehr ihre oben beschriebene Verwendung. Sie bilden von da ab stets eine Elite-Infanterie. Wir brauchen nur Napoleon's I. Gardegrenadiere, die österr. u. ungar. Grenadierbataillone u. die preuß. Kaiser-Franz- u. Kaiser-Alexander Gardegrenadierregimenter zu nennen.

Grenoble, Hauptstadt des südfranz. Departements Isère und des gleichnam. Arrondissements mit 42,660 E. (1872), liegt auf beiden, zum größten Theil aber auf dem linken Ufer der Isère, in einem breiten, romantischen Alpenthale, hat schöne Straßen u. ist eine Festung ersten Ranges, Sitz eines Bischofs, eines Appellationsgerichts, einer Universitätsakademie mit theologischer, juristischer u. philosophischer Fakultät, eines Priesterseminars u. mehrerer anderer höherer Fachschulen. Unter den öffentlichen Gebäuden sind die Kirchen St. Laurent aus dem 11., Notre-Dame aus dem 10. u. St. André aus dem 13. Jahrh. u. der aus dem alten Schlosse umgebaute Justizpalast bemerkenswerth. An dem Flusse ziehen sich prächtige Quais hin u. schöne Promenaden umgeben die Stadt. G. ist einer der wichtigsten Industrieplätze des südl. Frankreich; besonders bedeutend ist die Fabrikation von Handschuhen, Likören (der berühmte Likör Grande Chartreuse wird in einem bei G. gelegenen Kloster gemacht), Hüten, Seidenwaaren, Uhren u. Chemikalien, die Gerberei u. Branntweinbrennerei. Eisen, Holz u. Hanf bilden wichtige Artikel des Handels, der durch die Schiffbarkeit des Flusses befördert wird. G., eine alte Ansiedlung der Allobroger, wurde von den Römern zerstört, später aber unter dem Kaiser Gratian wieder aufgebaut u. nach diesem Gratianopolis benannt, aus welchem Namen der heutige entstanden ist. Von den Grafen der Dauphiné kam die Stadt 1453 an die franz. Krone. Die Festungswerke wurden zum größten Theil in den Jahren 1832—36 durch den General Haxo aufgeführt. G. ist Geburtsort des Ritters Bayard, welcher in der Kirche St. André sein Grab gefunden hat.

Grenser, Woldemar Ludwig, deutscher Arzt, insbes. Geburtshelfer, geb. 2. Jan. 1812 zu Dresden, habilitirte sich 1840 als Dozent in Leipzig u. wurde im Mai 1843 zum außerord. Professor u. 1845 zum Direktor des Entbindungsinstitutes in Dresden ernannt, in welcher Stellung er bis an seinen Tod, 2. Juni 1872, auf das Segensreichste thätig blieb. Von seinen wissenschaftlichen Werken sind hervorzuheben die von ihm mit Nägele jun. bearbeiteten neueren Auflagen von H. Nägele's „Lehrbuch der Geburtshülfe" u. das von ihm selbständig verfaßte „Lehrbuch der Hebammenkunst" (Lpz. 1863).

Grenville (spr. Grennwill), engl. Adelsgeschlecht von hohem Alter, das aber erst im 18. Jahrh. zu Reichthum u. Ansehen gelangte. Die Wittwe Richard G.'s (gest. 1724) erbte von ihrem Bruder Richard Temple, Viscount Cobham, 1749 Titel u. Güter u. ward kurz vor ihrem Tode (1752) zur Gräfin Temple erhoben. Ihr ältester Sohn, Richard **G.**, Graf **Temple,** geb. 1702, war 1757 Großsiegelbewahrer u. starb 11. Sept. 1779 ohne Nachkommen. — Sein Bruder George **G.**, geb. 14. Okt. 1712, begann 1737 als Sachwalter zu praktiziren, erhielt 1744 einen Posten im Admiralitätsamte, wurde 1747 Lord des Schatzes u. 1762 erster Lord der Admiralität. Seit April 1763 Premierminister, führte er jene Stempeltaxe ein, die für

England hinsichtlich seiner nordamerikan. Kolonien so verhängnißvoll werden sollte, u. trat infolge dessen 1765 zurück. Um seine Verwaltung, unter der auch das Gesetz über das Verfahren bei streitigen Wahlen (Grenville Act) zu Stande gekommen war, zu rechtfertigen, schrieb er „Considerations on the commerce and finances of England“ (Lond. 1766). Er starb 13. Nov. 1770. — Thomas **G.**, 2. Sohn des Vorigen, geb. 31. Dez. 1755, ward von der Stadt Buckingham ins Parlament gewählt, entzweite sich, weil er zu Fox u. den Whigs hielt, mit seiner Familie u. verlor daher seinen Sitz im Unterhause, in das er erst 1790 für Abingdon wieder eintrat. 1798 in den Geheimen Rath berufen, wurde er im Winter 1799 nach Berlin geschickt, um eine neue Koalition gegen Frankreich zu Stande zu bringen; da er aber Schiffbruch litt, traf er erst in Berlin ein, als Preußen schon Frieden geschlossen hatte. 1806 ward er Präsident des Indischen Amtes u. nach Fox' Tod erster Lord der Admiralität, was er aber nur bis 1807 blieb. Seitdem zog er sich mehr u. mehr von allen Geschäften zurück u. starb 17. Dez. 1846. Seine kostbare, über 20,000 Bände umfassende Bibliothek erbte das Brit. Museum. — Lord William Wyndham **G.**, Bruder des Vorigen, geb. 25. Okt. 1759, war erst Sachwalter, wurde aber von Pitt in den Staatsdienst gezogen u. zunächst Sekretär seines ältesten Bruders, des Grafen Temple, späteren Marquis von Buckingham, der damals Lordlieutenant von Irland geworden war; dann erhielt er das Amt eines Generalzahlmeisters der Armee, war 1789—90 Sprecher des Unterhauses, wurde Staatssekretär des Innern u. als Lord G. Peer u. übernahm 1791 das Ministerium des Aeußeren, in welcher Stellung er sich als leidenschaftlicher Gegner der Franz. Revolution zeigte. Durch die von ihm veranlaßten Ausnahmegesetze brachte er schließlich die öffentliche Meinung gegen sich auf, so daß er sich 1801 mit Pitt zurückzog. Nach des Letzteren Tode näherte sich G. den Whigs u. ließ sich sogar von Fox bewegen, 1806 an die Spitze des Koalitionsministeriums zu treten, dessen Uneinigkeit aber schon 1807 seinen Rücktritt herbeiführte. Seitdem nahm G. nur noch im Oberhause am öffentlichen Leben Theil, benutzte dort seinen großen Einfluß insbes. zu Gunsten der irischen Katholiken u. zur Unterstützung des Ministeriums Canning u. starb ohne Nachkommen 12. Jan. 1834 auf seinem Landsitze Dropmore in Bucks. Er war ein sehr gelehrter, nam. philologisch gebildeter Mann, gab u. a. unter dem Titel „Nugae metricae“ (1806) Uebersetzungen altengl., ital. u. griech. Gedichte heraus u. wurde 1809 Kanzler der Universität Oxford.

Nr. 3196. Sir Thomas Gresham (geb. 1519, gest. 21. Nov. 1579

Gresham (spr. Greßämm), Sir Thomas, der Gründer der Londoner Börse, geb. zu London 1519 als Sohn des Sir Richard **G.**, eines angesehenen Kauf- u. Geldmannes, erlernte gleichfalls die Kaufmannschaft u. ward durch glückliche Unternehmungen bald ein reicher Mann. Den Königinnen Maria u. Elisabeth war er bei deren Geldoperationen behülflich, u. ihm war es zu danken, daß die Anleihen für die Krone fortan im Lande selbst gemacht wurden. Von Elisabeth zum „Königl. Kaufmann“ ernannt u. 1559 zum Ritter geschlagen, bewirthete er 23. Jan. 1570 die Königin bei sich, bevor dieselbe die von ihm 1556 gegründete Börse besuchte u. zur „Königl. Börse“ ausrufen ließ. Nach G.'s Tode, 21. Nov. 1579, ward auf Grund testamentarischer Bestimmung eine wissenschaftliche Anstalt, das „Gresham College“, errichtet. Dasselbe besteht noch heute, befindet sich aber seit 1768 in der Londoner Börse.

Gresset (spr. Greßeh), Jean Baptiste Louis de, franz. Dichter, geb. 1709 zu Amiens, trat 1725 in den Jesuitenorden, vollendete dann in Paris seine Bildung, u. ging als Prof. nach Tours, wurde durch sein unvergleichliches satirisch-komisches Epos „Vert-Vert“ (deutsch von Schmidt, Danzig 1826), sowie durch einige andere geistreiche Poesien schnell berühmt, erregte aber durch dieselben zugleich Anstoß bei der Geistlichkeit u. ward zur Strafe nach Laflèche versetzt; infolge dessen trat er aus dem Orden aus. Nachdem er dann eine Zeit lang in Paris gelebt, wo er 1748 in die Akademie aufgenommen wurde, kehrte er nach Amiens zurück, gründete 1750 die dortige Akademie, ward von Ludwig XVI. geadelt u. starb zu Amiens 16. Juni 1777. Von seinen poet. Arbeiten sind noch zu nennen: „La Chartreuse“ u. „Les ombres“ (zwei Episteln), „Epître à ma soeur sur ma convalescence“, die Theaterstücke „Edouard III.“ (deutsch von Alringer, Wien 1784), „Le méchant“ u. a. Seine gesammelten Werke erschienen zu Amsterdam 1775 (2 Thle.) u. zu Paris 1803, 1811 u. 1818 (3 Bde.). Vgl. Daire, „Vie de M. G.“ (Par. 1779) u. Cayrol, „Essai histor. sur la vie et les ouvrages de G.“ (2 Bde. Par. 1845).

Gretna-Green (spr. —Grien), Dorf in der schott. Grafschaft Dumfries, nahe der engl. Grenze, bekannt durch die Trauungen, welche der dortige Schmied vollzog. Nach schott. Rechte genügte zur rechtsgiltigen Eheschließung die Erklärung beider Theile vor einem unverwerflichen Zeugen, sei dieser nun ein Priester od. ein Gemeindevorstand od. eine andere offizielle Persönlichkeit. Deshalb wandten sich Viele, welchen in ihrer Heimat die Trauung unmöglich gemacht war, nach G.-G., legten vor dem dortigen Friedensrichter od. vor dem Pfarrer des nahen Dorfes Springfield ihr Ehegelöbniß ab u. galten nun rechtlich als verheirathet. Dieser Friedensrichter war lange Zeit der Schmied des Ortes, u. so verbreitete sich die Sage, daß gerade diesem ein besonderes Privilegium zum Abschluß von Ehen verliehen sei. Erst 1856 erklärte das engl. Parlament alle in Zukunft auf diese Weise geschlossenen Ehen für ungiltig.

Gretry, André Ernest Modeste, berühmter Opernkomponist u. lange Zeit Liebling der franz. Nation, wurde 11. Febr. 1741 zu Lüttich geb. als der Sohn eines an der Kirche St. Denis angestellten Musikers u. erhielt als Chorknabe an derselben Kirche den ersten musikalischen Unterricht. Im Alter von 18 Jahren ging er, der schon durch manche Kompositionsversuche Aufmerksamkeit erregt hatte, mit einer Unterstützung seitens des Lüttichen Domkapitels nach Rom, wo er neun Jahre blieb, bei Casali noch eingehende Kompositionsstudien machte u. auch eine kleine Oper — „La Vendémiatrice“ — auf dem Theater Aliberti zur Aufführung brachte. Im J. 1767 verließ er Italien u. wandte sich zuerst nach Genf, wo seine komische Oper „Isabelle et Gertrude“ Glück machte u. er als Musiklehrer ein Jahr lang Beschäftigung fand. Dann aber begab er sich auf den Rath Voltaire's, der ihn hochschätzte, nach Paris, voll von glänzenden Hoffnungen. Diese erwiesen sich indeß in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in der franz. Metropole als trügerisch; denn eine lange Zeit verging, ehe es G. gelingen wollte, einen Operntext zu erhalten, u. als endlich ein gewisser Du Rozoy — als Dichter in Paris eben so unbekannt wie G. als Musiker — ihm das Libretto zu den „Mariages Samnites“ schrieb u. diese Oper nach mancherlei Verzögerungen beim Prinzen von Conti aufgeführt wurde, war die Aufnahme seitens der Hörer ein äußerst laue. Indessen nahm sich der schwed. Gesandte, Graf Creutz, G.'s an, empfahl ihn an Marmontel u. veranlaßte diesen, dem jungen Komponisten seinen „Huron“ zur Komposition anzuvertrauen. Diese Oper wurde im J. 1769 auf die Bühne gebracht u. fand größten Beifall, nicht weniger die in den nächsten fünf Jahren folgenden „Lucile“, „Le Tableau parlant“, „Sylvain“, „Les deux Avares“, „L'Amitié à l'épreuve“, „Zémire et Azor“, „L'Ami de la maison“, „Le Magnifique“, La Rosière de Salency“, „La fausse Magie“. Weniger glücklich war G. mit den ernsten Opern „Céphale et Procris“, „Andromaque“, „Aspasie“ u. „Denis-le-Tyran“, welche es, trotz einiger schöner Nummern, zu keinem Erfolge brachten. Er kehrte daher auf sein altes Gebiet zurück (nach 1780). Von den

komischen od. Spielopern, die ihm bis zum Jahre 1803 wieder die volle Gunst des Pariser Publikums zuwandten, sind bes. zu nennen: „La Caravane du Caire“, „Panurge“, „Anacréon chez Polycrate“, vor allen „Richard Coeur de Lion“. Mitten in seinen Erfolgen mußte aber G. jedoch sehen, wie eine neue Art der Opernmusik, durch Mehul u. Cherubini repräsentirt, allgemach auf den Theatern Fuß faßte u. in ihrem größern harmonischen Reichthum wie in dem blendendern Glanz der Instrumentirung ihm sogar auf der Bühne der komischen Oper den Rang streitig machte. Dem Bestreben, mit den genannten kräftigern Geistern in die Schranken zu treten, verdanken die Opern „Pierre le Grand“, „Lisbeth“, „Guillaume Tell“, „Elisa“ ihre Entstehung; G. wollte in ihnen ein Anderer sein, als er bisher gewesen, aber durch die Verleugnung seines Naturells, das ihn auf das Feine, Pikante u. Anmuthige hinwies, wurde er gezwungen u. steif. Schon war mit Anfang unseres Jahrhunderts sein Stern stark im Erbleichen begriffen, als zum Glück der Sänger Elleviou für seine Musik eintrat u. durch das wundervolle Talent, das er z. B. in „Richard“, „Zémire et Azor“, „Le Tableau parlant“ entfaltete, G. wieder in die Mode brachte. Den größten Theil seiner letzten Lebensjahre brachte G. in Rousseau's Eremitage zu Montmorency zu, die er käuflich an sich gebracht hatte; er starb daselbst 24. Sept. 1813. Sein Herz wurde 1828 (nach einem langwierigen Prozesse) zu Lüttich beigesetzt. — Außer G.'s dramatischen Werken (einige sechzig an der Zahl) u. außer einigen Kirchen- u. Instrumentalkompositionen von ihm sind noch seine „Mémoires ou Essais sur la musique“ (Par. 1797, neue Ausgabe Brüssel 1829; deutsch mit Anmerkungen von Spazier, Lpz. 1800) zu erwähnen, in denen er über sein Leben u. seine Werke Mittheilung macht, sowie seine Ansichten über musikalische Dinge darlegt.

Gretsch, Nikolaus, russ. Schriftsteller, geb. zu Petersburg 14. Aug. 1787, war 1809—16 Lehrer der russ. Literatur an der deutschen Hauptschule u. an einem Gymnasium daselbst u. beschäftigte sich dann in mehreren anderen Schulen mit der Einführung der Lancaster'schen Unterrichtsmethode; später widmete er sich ausschließlich dem literarischen Berufe u. gab seit 1. Jan. 1825 mit Bulgarin (s. d.) u. unterstützt von seinem Sohne Alexander G. (gest. 20. März 1850) die Zeitschrift „Die nord. Biene“ heraus. 1830 trat G. wieder in den Staatsdienst u. ward als Staatsrath dem Ministerium des Innern, 1836 dem Finanzministerium zugetheilt, lebte aber oft u. lange im Ausland. Er starb zu Petersburg 24. Jan. 1867. Sehr verdient hat sich G., der schon 1812—18 die Wochenschrift „Der Sohn des Vaterlandes“ herausgab, durch seinen „Versuch einer Geschichte der russ. Literatur“ (4 Bde., Petersb. 1819—22) gemacht. Werthvoll sind auch seine linguistischen Schriften: „Ausführliche russ. Sprachlehre“ (ebd. 1827, 2. Aufl. 1830, franz. von Reiff, ebd. 1828, 2 Bde.); „Praktische russ. Grammatik“ (ebd. 1827); „Grundregeln der russ. Sprachlehre“ (1830, deutsch von Oldecop, Karlsruhe, 10. Aufl. 1843) u. „Praktische Anleitung zur Erlernung der russ. Sprache“ (1832 u. ö.). Seit 1835 war er Hauptredakteur eines russ. Konversationslexikons, das aber nicht über den 7. Band hinauskam, u. später Mitarbeiter an einem „Militärlexikon“. Unbedeutend sind seine Romane, bemerkenswerth dagegen wieder seine „Reisebriefe aus England, Frankreich u. Deutschland“ (3 Bde., Petersb. 1838), seine „Briefe von einer Reise nach Deutschland u. Italien“ (3 Bde., ebd. 1843) u. seine „Vorlesungen über russ. Literatur“ (2 Bde., ebd. 1841). Vgl. H. König, „G. u. die russ. Literatur in Deutschland“ (Hanau 1846).

Greuze (spr. Gröhs'), Jean Baptiste, franz. Genremaler, der im Widerspruch gegen die manierirten u. sittenlosen Darstellungen seiner Zeit sich durch seine gemüthlichen Familienscenen u. durch die ungeschminkte Natürlichkeit derselben einen ehrenvollen Namen erworben hat. Geb. 21. Aug. 1725 in Tournus, erhielt er den ersten Unterricht bei dem Maler Grombon u. begleitete diesen nach Paris, wo seine ersten Bilder, „Ein Familienvater, der seinen Kindern die Bibel auslegt“, u. „Der getäuschte Blinde“, großes Aufsehen erregten. Weniger der Richtung seines Talentes entsprechend u. daher auch von geringerem Erfolge begleitet waren seine Darstellungen aus dem ital. Volksleben, zu denen ihn ein vorübergehender Aufenthalt in Rom anregte. Auch sein großes historisches Genrebild, dessen Stoff der Geschichte des Kaisers Severus entnommen war (im Louvre), u. welches er zum Zweck seiner Aufnahme in die Akademie malte, entsprach den gehegten Erwartungen nicht u. G. wurde 1769 zwar in die Akademie, aber nicht als Historien-, sondern nur als Genremaler aufgenommen. Als solcher war er zwar in der Folgezeit sehr thätig, unterließ es aber, seine Bilder auszustellen, bis die Revolution jede Beschränkung dieser Art aufhob. Seit dem Ausbruch der Revolution war es aber auch mit der Richtung vorbei, in welcher G. ausschließlich Etwas leisten konnte: als die klassische Richtung David's u. die antike Heroenwelt zur alleinigen Herrschaft gelangten, wurde G. vergessen. Auch große Geldverluste hatten die Umwälzungen für ihn zur Folge, u. so starb er 1805 arm u. im Elend. — G. entnahm fast alle seine Stoffe dem Leben der mittleren u. niederen Stände seines Heimatlandes u. behandelte seinen Gegenstand zuweilen mit Pathos, häufiger mit Gemüthlichkeit u. Humor. Zu seinen bedeutendsten Leistungen nach dieser Seite hin gehören außer den bereits erwähnten Bildern die aus vielen Nachbildungen bekannte „Dorfbraut“, „Des Vaters Fluch“ u. „Der reuige Sohn“, alle drei im Louvre.

Grévy, François Judith Paul Jules, franz. Politiker, geb. 15. Aug. 1809 zu Mons-sous-Vaudrey, studirte die Rechte, nahm an der Julirevolution Theil, ließ sich als Advokat nieder u. ward bald als gewandter u. freimüthiger Vertheidiger bekannt. Im J. 1848 spielte er eine hervortretende Rolle. Er wurde in die Constituante gewählt, in der er eine Zeit lang den stellvertretenden Vorsitz führte u. sich als schlagfertiger u. doch maßvoller Sprecher der Linken Achtung erwarb. Die Staatsstreichsgelüste Ludwig Napoleon's bekämpfte er entschieden, blieb aber mit seinen gegen den Prätendenten gerichteten Anträgen in der Minderheit. Nach dem Siege Napoleon's zog er sich vom politischen Schauplatze zurück; erst 1868, in welchem Jahre er zum Batonnier des Pariser Advokatenstandes ernannt wurde, trat er wieder hervor u. ward in den Gesetzgebenden Körper gewählt, in welchem er sich der Opposition anschloß. Gegen Ende des Deutsch-franz. Krieges nahm er eine Kandidatur für die Nationalversammlung zu Bordeaux an, die ihm das Präsidium übertrug (17. Febr. 1871). Dieses Amt, das er auch in Versailles u. nach der im Dez. 1871 erfolgten Wiedereröffnung der vertagten Versammlung beibehielt, führte er mit Umsicht u. Würde. Doch erschwerte ihm die Rechte, der G. als Anhänger Thiers' u. der gemäßigten Republik mißfiel, die Geschäftsführung derart, daß er sich im April 1873 genöthigt sah, das Präsidium niederzulegen.

Grey (spr. Greh), Name zweier altengl. Adelsfamilien, von denen die eine ihre Abstammung u. ihren Namen von Rollo, Seigneur de Croy, einen Kämmerer des Normannenherzogs Robert, ableitet; ein Nachkomme desselben, Henry de **G.**, erhielt zu Ende des 12. Jahrh. von Richard I. die Ländereien von Turroc in Essex. Die Wittwe des 1455 in der Schlacht von St. Albans gefallenen John **G.**, Lords **Ferrers de Groby**, Elisabeth Woodville, wurde die Gemahlin des Königs Eduard IV. u. dadurch die Mutter Eduard's V. u. der Prinzessin Elisabeth, welche Heinrich VII. heirathete. Aus ihrer ersten Ehe entsprossen zwei Söhne, von denen der älteste, Thomas **G.**, 1471 zum Grafen v. Huntingdon u. 1475 zum Marquis v. Dorset erhoben, 10. April 1501 starb. Dessen Enkel Henry **G.**, 3. Marquis von Dorset, vermählt mit einer Tochter des Herzogs v. Suffolk u. nach des Letzteren Tode zum Herzog v. Suffolk erhoben (1551), war der Vater der Jane **G.** (s. d.). Durch seinen Bruder, Lord John **G.**, pflanzte sich das Geschlecht fort. Von ihm stammt George Harry **G.**, Graf v. Stamford u. Warrington, geb. 7. Jan. 1827, ab. — Einer älteren Linie derselben Familie gehörte an: Henry **G.**, Graf v. Kent, 1706 zum Marquis u. 1710 zum Herzog von Kent erhoben, gest. 1740 ohne männliche Erben. Durch seine Urenkelin, die Wittwe Lord Polwarth's, die 1816 zur Gräfin de **G.** erhoben wurde, gingen nach deren Tode (4. Mai 1833) Titel u. Name auf deren Neffen Thomas Philip Robinson, 3. Lord Grantham, über. Dieser 1. Graf de **G.**, geb. 8. Dez. 1781, war 1834—35 erster Lord der Admiralität, 1841—44 Vizekönig von Irland, u. starb zu London 14. Nov. 1859. Sein ältester Sohn, George Frederick Samuel Robinson, Baron Grantham, 2. Graf de **G.**, Marquis de Ripon, geb. zu London 24. Okt. 1827, vertrat seit 1853 Huddersfield u. seit 1857 West-Riding im Parlament, wurde im Juni 1859 Unterstaatssekretär im Kriegsministerium, war vom Jan. bis Aug.

1861 Unterstaatssekretär für Indien, 1863—66 Minister des Krieges u. vom Nov. 1868 bis Aug. 1873 Lordpräsident des Geheimen Rathes. — Die andere Familie, **G.** auf Chillingham u. Howick, ist seit dem 13. Jahrh. in Northumberland ansässig. Aus ihr sind bes. anzuführen: Sir Charles **G.**, geb. 23. Okt. 1729, nahm als Adjutant des Prinzen Ferdinand von Braunschweig am Siebenj. Kriege Theil, focht hierauf in Nordamerika, ward 1782 Generalleutnant, führte seit 1794 den Oberbefehl in Westindien, wurde 1801 zum Lord G. v. Howick u. im April 1806 zum Viscount v. Howick u. Grafen G. erhoben u. starb 14. Nov. 1807. — Sein ältester Sohn, Charles Lord Howick, 2. Graf **G.**, geb. zu Fallowden bei Alnwick in Northumberland 13. März 1764, trat schon in seinem 23. Jahre ins Parlament, wo er sich der Whigpartei anschloß. 1792 half er die „Gesellschaft der Volksfreunde" gründen, die eine Parlamentsreform erstreben sollte; sein darauf bezüglicher Plan ward jedoch 1793 verworfen. Nach Pitt's Tode (1806) gehörte G. als erster Lord der Admiralität u. nach Fox' Tode als Staatssekretär des Auswärtigen dem berühmten „Ministerium der Talente" an, führte aber 1807 dadurch dessen Auflösung herbei, daß er dem Parlamente einen Entwurf zur Abschaffung des Testeides u. zur vollständigen Emanzipation der Katholiken vorlegte. Seit Nov. 1807 saß er im Oberhause, wo er bei jeder Gelegenheit seine kräftige Beredsamkeit zur Bekämpfung des starren Toryismus entfaltete. Daß er dem whiggistischen Ministerium Canning 1827 seine Unterstützung versagte, ist nur durch verletzten Stolz zu erklären. Nachdem er 16. Nov. 1830 als erster Lord des Schatzes selbst an die Spitze eines neuen Whigministeriums gestellt worden war, brachte er die Parlamentsreform wieder vor das Parlament u. setzte sie diesmal, im Juni 1832, durch. Dagegen veranlaßte die von ihm hinsichtlich Irlands beobachtete Politik 9. Juli 1834 seinen Rücktritt. Nachdem er 1836 vergeblich eine Mittelpartei zu gründen versucht hatte, verließ er den politischen Schauplatz u. starb zu Howick-House 17. Juli 1845. — Der früher als Lord Howick bekannte älteste Sohn des Vorigen, Henry George, 3. Graf **G.**, geb. zu Howick-House 28. Dez. 1802, sitzt seit 1826 im Parlament, erhielt im Ministerium seines Vaters das Amt eines Unterstaatssekretärs der Kolonien, trat dann ins Ministerium des Innern über, gehörte 1835—39 als Kriegssekretär dem Kabinet an, ward 1841 für Sunderland wieder ins Unterhaus gewählt, wo er zur Freihandelspartei zählte, u. übernahm im Juli 1846 unter Russell das Staatssekretariat für die Kolonien, trug aber durch sein hochmüthiges Benehmen gegen die Kolonisten am Kap der Guten Hoffnung, wie durch die unglückliche Führung des Kaffernkrieges, zum Sturze des Kabinets im Febr. 1852 bei. Seitdem ist er Mitglied des Oberhauses. — Sir George **G.**, ein Vetter des Vorigen, geb. 11. Mai 1799 zu Gibraltar, studirte die Rechte, wurde 1826 Barrister von Lincoln's Inn, kam 1832 ins Parlament, war von Juli bis Nov. 1834 u. vom April 1835 bis Febr. 1839 Unterstaatssekretär für die Kolonien, wurde im Febr. 1839 Generalauditeur u. im Juni 1841 Kanzler des Herzogthums Lancaster u. Kabinetsminister, trat aber schon im Aug. wieder zurück. Vom Juli 1846 bis März 1852 fungirte er dann als Staatssekretär für das Innere, vom Juni 1854 bis Jan. 1855 wieder für die Kolonien, vom Febr. 1855 bis 19. Febr. 1858 unter Palmerston abermals für das Innere, erhielt im Juni 1859 von Neuem den Posten eines Kanzlers des Herzogthums Lancaster u. verwaltete vom Juli 1861 bis Juli 1866 ein drittes Mal das Departement des Innern. Stets bewährte er sich als ein kenntnißreicher u. versöhnlicher Staatsmann. — Sir John **G.**, geb. um 1780 zu Morwick, zeichnete sich als General in Indien aus, wo er insbes. dadurch, daß er 28. Dez. 1843 bei Punniar mit 2000 Mann ein Heer von 12,000 Mahratten schlug, viel zur Unterwerfung dieses Volkes beitrug; führte seit 1850 den Oberbefehl in Bombay, mußte aber 1852 krankheitshalber nach England zurückkehren u. starb 16. Febr. 1856. — Sir Charles **G.**, geb. zu Howick-House 15. März 1804, Bruder des 3. Grafen G., trat 1821 in die Armee, war 1830—34 Privatsekretär seines Vaters, saß 1831—37 im Unterhause, erhielt 1841 das Privatsekretariat beim Prinzen Albert, wurde 1861 Generalleutnant u. 1868 General, als welcher er in demselben Jahre Privatsekretär der Königin Viktoria wurde, u. starb zu London 31. März 1870. Sein Bruder Sir Frederick William **G.**, geb. 1805, wählte den Seedienst, focht 1840 gegen China, ward 1855 Admiral der blauen, 1863 Vizeadmiral der rothen Flagge u. war 1861—66 Lord der Admiralität. — Sir George **G.**, geb. zu Lissabon 14. April 1812, trat 1830 in die Armee ein, durchforschte 1837—39 im Auftrage der Regierung den nordwestl. Theil Australiens, wurde im Dez. 1840 Gouverneur von Südaustralien, 1846 von Neuseeland, dessen Eingeborene er unterwarf, 1854 vom Kap der Guten Hoffnung, u. war 1861—67 abermals Gouverneur von Neuseeland. Er veröffentlichte: „Journals of two expeditions of discovery in north-west and western Australia" (1842) u. eine „Polynesian mythology" (1855).

Grey, auch Gray (spr. Greh) geschrieben, Jane, Königin von England, geb. 1537, war die älteste Tochter der Marquise von Dorset, somit die Enkelin der Herzogin Maria v. Suffolk u. Urenkelin König Heinrich's VII. von England. In ihrem 17. Lebensjahre mit Lord Guilford Dudley, dem jüngsten Sohne des herrschsüchtigen u. mächtigen Herzogs v. Northumberland, vermählt, wurde sie wenige Wochen darauf mit der Nachricht überrascht, daß der am 6. Juli 1553 mit Tod abgegangene König Eduard VI. sie testamentarisch zu seiner Nachfolgerin eingesetzt hätte, mit Ausschließung seiner Schwestern Maria u. Elisabeth. Vergebens waren alle Einwendungen Jane's, die bis dahin, nur mit gelehrten Studien beschäftigt, in großer Zurückgezogenheit gelebt hatte; der Herzog von Northumberland u. die väterlichen Drohungen besiegten ihr Widerstreben. Am 10. Juli 1553 ward sie in London als Königin ausgerufen. Aber nur 9 Tage galt sie dafür, denn inzwischen hatte die Prinzessin Maria ihre Rechte geltend gemacht u. durch Versprechungen, die sie nie gehalten, ihren Anhang im Volke so vermehrt, daß es ihr ein Leichtes wurde, über ihre Gegnerin od. vielmehr über die Partei, welcher Jane G. zum Werkzeug ihrer ehrgeizigen Pläne gedient, den Sieg davon zu tragen. Als Jane die Mittheilung von dem Ausgange des kurzen u. unblutigen Bürgerkrieges erhielt, legte sie sofort die ihr aufgenöthigte Krone wieder nieder u. zog sich ins Privatleben zurück. Als aber Jane's Vater sich an dem Aufstande vom Febr. 1554 betheiligte, ließ Maria ihn, zugleich aber auch Jane u. deren Gatten, ins Gefängniß werfen u. 12. Febr. sie mit ihrem Gemahl, fünf Tage später auch ihren Vater hinrichten. Der Versuch, die edle Jane G. in ihren letzten Lebenstagen der protestant. Konfession abtrünnig zu machen, war vergeblich gewesen. — Ihr Schicksal ist mehrfach von Dichtern u. Malern zum Vorwurf benutzt worden. Vgl. Harris, „Memoirs and literary remains of lady J. Gray" (Lond. 1825; neue Aufl. 1832), u. Gräfin L. v. Robiano, „Lady J. Gray u. ihre Zeit" (4 Bde., Lpz. 1873).

Gribeauval (spr. Gribowal), Jean Baptiste Vaquette de, franz. Artilleriegeneral u. Ingenieur, geb. 15. Sept. 1715 zu Amiens, trat mit 17 Jahren in die franz. Artillerie. Von einer militärisch-wissenschaftlichen Reise zurückgekehrt, lenkte er durch seine einsichtsvollen Abhandlungen über den Zustand der ausländischen Grenzfestungen u. die fremden Artilleriesysteme, bes. der preuß. leichten Regimentsartillerie, die Aufmerksamkeit seiner militärischen Vorgesetzten auf sich. Trotzdem trat G. bald darauf als General u. Kommandant des Artillerie- u. Mineurcorps in österr. Dienste u. leitete in dieser Stellung die Belagerung von Glatz 1760 u. die Vertheidigung des von den Preußen belagerten Schweidnitz 1762. Sein neues Contreminensystem wendete G. hier mit solchem Erfolge an, daß die Belagerung hätte aufgehoben werden müssen, wenn nicht durch eine krepirende Bombe ein Pulvermagazin in die Luft gesprengt u. hierdurch eine gangbare Bresche erzeugt worden wäre. Nach dem Hubertusburger Frieden kehrte G. wieder in franz. Dienste zurück, zunächst als Maréchal de camp od. Generalinspektor der Artillerie, später als Generalleutnant u. Gouverneur des Großen Arsenals. Er starb 9. Mai 1789. — Unter den mancherlei Erfindungen, durch welche sich G. nam. um die Artillerie verdient gemacht hat, verdient besondere Erwähnung sein Laffetensystem, welches sich durch Leichtigkeit der Bewegung, richtige Vertheilung der Last u. Beseitigung aller unnöthigen Reibung vor allen europäischen Systemen damals auszeichnete u. sich auch in anderen Armeen bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrh. erhalten hat; diese Laffeten führten auch den Namen „G.'sche Laffeten" (vgl. „Artillerie" u. Abb. Nr. 834).

Griechenland. Geographie. 1. Alte Geographie. Das G. des Alterthums, von den Griechen selbst Hellas, von den Römern Gräcia genannt, erstreckt sich, wenn man das von den Alten gewöhnlich nicht mit hinzugerechnete, aber seiner ganzen Lage nach zu G. gehörige Epeiros einschließt, von 40—36° nördl. Br. und von 20—25° östl. L. von Greenwich u. umfaßt ohne die Inseln etwa 1250, mit denselben etwa 1800 □M. Als der südlichste Theil der Balkanhalbinsel wird es im W. von dem Jonischen, im S. u. O. von dem Aegäischen Meere umgeben, das an der Südostseite des Landes den Namen des Myrtoischen trug, dagegen im N. durch ein hohes, bewaldetes Kalksteingebirge vom übrigen Festlande abgesondert; hier ist es durch das am Thermäischen Meerbusen (j. Golf von Saloniki) bis gegen 3000 m. aufsteigende u. auf seinen Gipfeln mit ewigem Schnee bedeckte Olymposgebirge (j. Elymbo), das westl. an dieses sich anschließende Kambunische Gebirge (Voluza) u. das Tymphegebirge von Makedonien geschieden, von Illyrien durch das Keraunische Gebirge, das erst an der Küste wieder eine Höhe von 1200 m. erreicht u. dort in das der Schiffahrt gefährliche Vorgebirge Akrokeraunia (Kabo Glossa od. Linguetta) ausläuft. Dadurch, daß gerade dem vom Myrtoischen Meer auf der Ostseite gebildeten Saronischen Meerbusen (Golf von Aegina) gegenüber der Korinthische Meerbusen (G. von Lepanto u. von Patras) vom Jonischen Meere her tief in das Land eindringt, wird G. in zwei nur durch eine schmale Landenge (den Isthmos von Korinth) verbundene Theile gesondert, deren südl., fast eine Insel, den Namen des Peloponnesos (Morea) trägt; im kontinentalen Theile des Landes unterscheidet man gewöhnlich wieder zwischen dem nördl. G. u. dem mittleren G. od. dem eigentlichen Hellas. — G. ist überaus gebirgig. Im N. zunächst erhebt sich an der Ostküste, vom Olympos nur durch das tiefeingeschnittene romantische Peneiosthal Tempe (Paß von Lykostomo) getrennt, der kegelförmige Ossa (Kissabos, 2000 m.) u. der waldreiche, die Halbinsel Magnesia durchziehende Pelion (Plessidi, 1600 m.), als dessen Fortsetzung die vor der Ostküste Mittelgriechenlands lang hingestreckte Insel Euböa erscheint. Dieser Bergkette parallel läuft vom Tymphegebirge aus ein Gebirgszug, der zuerst den Namen Lakmon (Zygos) führt, dann als Pindos die schwer zu übersteigende Grenze zwischen Thessalien u. Epeiros bildet, mitten durch Nordgriechenland hindurch, entsendet den Othrys durch das südl. Thessalien direkt nach O. bis zum Eingang des Pagasäischen Meerbusens (Golf von Volo), u. zieht sich vom gewaltigen u. rauhen Knotengebirge Typhrestos (Veluchi, über 2000 m.) weiter bis zum Oeta (2100 m.) fort, dessen dem Othrys parallele Ausläufer sich längs des Euböischen Meerbusens bis an den Euripos, die Meerenge zwischen Euböa u. Böotien, erstrecken; von ihnen bildet das Kallidromon, dort wo es steil zum Malischen Meerbusen (Golf von Zitunion) abfällt, den Thermopylenpaß. Auf ihrem ganzen Laufe bis zum Oeta sind der hohen Gebirgskette nach W. zu viele Gebirgszüge vorgelagert, die sich in Epeiros bis zur Küste ausbreiten — außer da, wo beim Vorgebirge Aktion (A. od. la Punta) der landseeartige Ambrakische Meerbusen (Meerbusen von Arta) in das Land hineintritt — u. in mannichfachen Verzweigungen den NW. von Mittelgriechenland einnehmen. Vom Oeta an setzt sich der Zug noch nach SO. in einer Reihe isolirter Gebirge fort: dem nach S. schroff abfallenden Parnassos mit der Kastalischen Quelle, von dessen meist schneebedeckten Gipfeln die Lykoreia (Lykeri, 2459 m.) der höchste ist, dem Helikon (Zagora, über 1200 m.) mit den Musenquellen Aganippe u. Hippokrene, dem Kithäron (Elateas, über 1200 m.), Böotiens Grenzgebirge gegen Megara u. Attika, dem Parnes (Nozea, 1413 m.), dem marmorreichen Brilessos od. Pentelikon (Mendeli, 1110 m.), dem wegen seines Honigs berühmten Hymettos (1027 m.). Der letzte Ausläufer ist das silberreiche Lauriongebirge mit dem Vorgebirge Sunion (Kolona). Südl. vom Kithäron u. diesem parallel schließt unmittelbar vor dem Isthmos das nach O. mit den Skironischen Felsen steil zum Meer abfallende rauhe Geraneiagebirge (Makryplagi, 1370 m.) Mittelgriechenland nach dem Peloponnes zu ab. Der letztere, wegen seiner Gestalt mit einem Platanenblatt verglichen, enthält in seiner Mitte das ungefähr quadratische, bergige Hochland Arkadien, das ringsum von meist hohen Randgebirgen eingeschlossen ist: im W., wo allein ein Flußthal, das des Alpheios, die Kette durchbricht, von dem Lykäon (Diaphorti, 1420 m.) mit dem Minthegebirge (Alvena) u. dem Pholoëgebirge, im N. von dem Erymanthos (Olonos, 2224 m.), dem Aroaniagebirge (Chelmos, 2355 m.) mit dem von einer hohen Felswand auf der Nordseite herabstürzenden Wasserfall der Styx (Mavronero), dem mächtigen, nadelholzreichen Massengebirge Kyllene (Ziria, 2374 m.), dem Grundstock des Peloponnes. Gebirgssystems, im O. von dem Parthenion (Rhoino) u. Parnon (j. mit dem Artemision zusammen Malevo genannt, 1772 m.). Auf der Westseite senken sich die Randgebirge terrassenartig zur Küste hinab, ebenso im N., wo das Chelydoreagebirge (Mavron-Oros, 1759 m.) u. das wilde Panachaikon (Voidia, 1927 m.) sich vorlagert, das mit dem Vorgebirge Rhion (Castello di Morea), dem Vorgebirge Antirrhion (Castello di Romelia) gegenüber, in den Korinthischen Meerbusen hineintritt. Auf der Südseite aber setzt sich der Parnon noch weit nach SO. fort u. läuft in das Vorgebirge Malea (M. od. S. Angelo), die südöstlichste Spitze des Peloponnesos aus, während westl. u. ihm parallel sich vom Randgebirge der Taygetos (Pentedaktylon, 2409 m.) abzweigt, der sich bis zum Vorgebirge Tänaron (Matapan) in das Meer erstreckt, u. noch weiter westl. des Aegaleon (1220 m.) nach W. heraustritt u. mit dem Taygetos den Messenischen Meerbusen (Golf von Koron od. Messenien) bildet, wie jener mit dem Parnon den Lakonischen (Golf von Kolokythia od. Lakonien). Am Ostrande endlich zieht sich von seinem nördl. Theile das vielfach durchbrochene u. zerklüftete Arachnäongebirge (Hagios Ilias u. Arna, 1199 m.) nach SO.; indem es in der Halbinsel von Argolis weit in das Meer hineintritt bis zu dem Vorgebirge Skylläon (Skyli), entsteht nach W. zu der Ar-

Nr. 3197. Engpaß von Thermopylä.

Nr. 3198. Der Berg Parnassos.

golische Meerbusen (Golf von Nauplia od. Argolis); nach O. zu, wo das Vorgebirge Sunion gegenüberliegt, der Saronische. — Die Gebirge G.s bestehen meist aus Kalkstein der Kreidegruppe, so im Innern u. im westl. Peloponnes u. in ganz Mittelgriechenland außer Attika, wo eben so wie in Euböa, Lakonien u. den Kykladen Glimmerschiefer auftritt, der häufig mit krystallinischem körnigen Kalkstein verbunden ist; Thonschiefer, Konglomerate von Sand, Kalk u. Thon, kalkartige Breccie finden sich öfter. Die Senkungen sind mit Alluvial- u. Diluvialbildungen bedeckt. Vulkanische Bildungen kommen außer auf der kleinen argolischen Halbinsel Methana nur auf einigen Inseln, wie Melos u. Thera, vor. — Die gebirgige Beschaffenheit G.s läßt *Ebenen* natürlich selten zu; bedeutendere sind nur in Thessalien, ferner in Mittelgriechenland in Böotien, im Peloponnes an der Nordwestküste vorhanden. Sie schließt auch bei den *Flüssen* eine größere Entwickelung aus, u. die meisten derselben haben daher nur einen kurzen Lauf u. sind blos Waldströme, die im Sommer ganz versiegen; doch wird der Mangel schiffbarer, den Verkehr befördernder Stromläufe reichlich durch die bedeutende Küstenentwicklung ersetzt, denn G. ist das am meisten gegliederte Land der Erde. Die wichtigeren Flüsse sind in Epeiros der Thyamis (Kalama), der kurze, durch den Acherusischen See (See von Tschuknida) fließende Acheron mit dem Nebenflusse Kokytos, der vom Lakmon zum Ambrakischen Meerbusen fließende Arachthos (Arta), der Acheloos (Aspro), der größte Fluß G.s, der vom Pindos her erst Epeiros, dann den westlichsten Theil von Mittelgriechenland durchströmt u. hier die Grenze zwischen Akarnanien u. Aetolien bildet. In Thessalien kommt vom Pindos der Peneios (Salambria) u. mündet, nachdem er alle Flüsse des Kessellandes aufgenommen, durch das Thal Tempe in den Thermäischen Meerbusen, während in dem durch den Othrys abgesonderten südl. Theile der Spercheios (Hellada) in den Malischen Meerbusen fließt. In Mittelgriechenland durchzieht der auf der Nordseite des Parnassos entspringende Kephissos (Mavro Nero) Phokis u. Böotien u. bildet hier, da Höhenzüge an der Küste ihm den Weg ins Meer versperren, den Kopaischen See (See von Topolias od. von Livadia); ganz unbedeutend ist der andere Kephissos in Attika. Im Peloponnes fließt der Eurotas (Iri) vom arkadischen Hochland her durch ein fruchtbares Thal in den Lakonischen Meerbusen; nicht weit von seiner Quelle entspringt der Alpheios (Ruphia), der größte Fluß der Halbinsel, der das Hochland nach W. durchbrechend sich in den Kyparissischen Meerbusen (Busen von Arkadien) ergießt, während zwischen Taygetos u. Aegaleon der kurze, aber breite Pamisos (Pirnatza) Messenien durchströmt; der Peneios (Fluß von Gastuni) entspringt am Erymanthos u. mündet bei dem westlichsten Vorgebirge des Peloponnes, Chelonatas (Chlemutzi), ins Meer. An Seen sind außer dem schon erwähnten Kopaischen u. Acherusischen noch zu nennen: in Epeiros der Pambotissee (wol der jetzige See von Janina), in Thessalien der Böbeïssee (Karla), in Aetolien der Trichonissee (j. zusammen mit dem benachbarten kleinen See Hyria See von Apokuro genannt), in Arkadien der durch seine Ausdünstungen gefährliche kleine Stymphalische See (See von Zaraka), bekannt durch die Sage von den durch Herakles getödteten Stymphalischen Vögeln. Die Zahl der Seen ist in G. überhaupt sehr groß, da die Bodengestaltung ihre Bildung sehr begünstigt. Es trocknen aber viele im Sommer, weil die sie speisenden Flüsse dann meist versiegen, gewöhnlich ganz aus, od. werden zu bloßen Sümpfen. Dieser Mangel an ausreichender Bewässerung ist natürlich auch auf die Fruchtbarkeit des Landes von größtem Einfluß, insofern der am häufigsten vertretene Kalkboden deshalb nicht sehr ergiebig ist; doch wird durch die Milde des Klimas in dieser Hinsicht Manches ausgeglichen. In den Ebenen u. einigen Flußthälern, bes. dem des Pamisos, ist übrigens auch sehr guter, zum Weizenbau geeigneter Boden vorhanden. Die *Erzeugnisse* des Landes waren im Alterthum außer Weizen vorzüglich Gerste, Flachs, Wein, Feigen u. Oel, denn der Olivenbau ward sehr stark betrieben, nam. in Attika. Von Metallen fand sich Gold bes. auf der Insel Siphnos, Silber vorzüglich im südl. Attika, Kupfer in Euböa u. anderwärts, Eisen in Euböa, Böotien, Melos u. im Taygetos, ausgezeichneter Marmor am Pentelikon, Hymettos, bei Karystos auf Euböa u. auf Paros. — Das *Klima* ist im Allgemeinen mild, zeigt aber infolge der Bodengestaltung in den verschiedenen Gegenden die größte Mannichfaltigkeit; im Alterthum war es wol gesünder als jetzt.

Nr. 3199. Der Fall des Styx.

Die *Landschaften*, in welche G. zerfiel, sind folgende: A. *Nordgriechenland*: 1. *Epeiros*, das Land westl. vom Pindos umfassend, grenzt im N. an Illyrien. Fast ganz mit wilden Gebirgen erfüllt, war es für die Entwicklung des Verkehrs u. der Kultur überhaupt wenig geeignet. Man unterschied später als besondere Landschaften a. Chaonia, b. Thesprotia (mit dem von Augustus zum Andenken an den Sieg bei Aktion gegründeten Nikopolis), beide an der Küste gelegen, jenes nördl., dieses südl. vom Thyamis; c. Molossia im Innern mit der Hauptstadt Passarōn u. dem durch sein uraltes Orakelheiligthum berühmten Dodōna, das in dem Hellopia genannten nördlichsten Theile von Molossia am See Pambotis lag; d. Athamania im O. längs des Pindos. 2. *Thessalien*, das ganze Gebiet östl. vom Pindos. Das den Hauptbestandtheil ausmachende Kesselland des Peneios, das meist sehr fruchtbar u. wegen seiner guten Weiden auch zur Pferdezucht sehr geeignet war, wurde in vier Bezirke getheilt, von denen drei nach den hier wohnenden Stämmen (Thessaler, Pelasger, Hestiäer, hellenische Achäer u. a.) benannt waren: a. Hestiäotis, der NW., mit der Hauptstadt Trikka (Trikkala), Gomphoi u. dem Perrhäbischen Dreistädtegebiet im nördlichsten Winkel Thessaliens; b. Pelasgiotis, den östl. Theil der thessalischen Ebene einnehmend, mit Larissa (nach j. L.), dem Sitz des Herrschergeschlechts der Aleuaden, Krannōn (Palaiolarissa), dem Sitz der Skopaden, Pherä (Velestino), wo Jason u. seine Dynastie herrschte, Pagasä, dem Ausgangspunkte der Argonautenfahrt, u. dem Höhenzug Kynoskephalä (Schlacht 197 v. Chr.); c. Thessaliotis, den westl. Theil der Ebene umfassend, mit Pharsālos (Phersala); d. Phthiotis mit dem Phthiotischen Theben. Ferner gehört noch zu Thessalien das Thalland des Spercheios mit dem noch zu Phthiotis gerechneten Lamia (L. od. Zetunion), sowie die vom Pelion durchzogene Halbinsel Magnesia, in der Jolkos u. Demetrias lagen. B. *Mittelgriechenland*: 1. *Akarnanien*, theils gebirgig, theils fruchtbare Tiefebene. Hauptorte Stratos, ferner Oeniadä u. das auch zu Epeiros gerechnete Argos Amphilochikon dicht am Ambrakischen Meerbusen. 2. *Aetolien*, das nur an der Küste fruchtbare Land der kriegerischen Aetōler, mit Pleurōn, dessen sehr gut erhaltene Ruinen nicht weit vom jetzigen Missolonghi liegen, Kalydon u. der Hauptstadt Thermon, die aber schon 218 v. Chr. von Philipp V. von Makedonien zerstört ward. 3. Das *Ozolische Lokris*; darin die Hafenstadt Naupaktos (j. N. od. Lepanto) nahe beim Vorgebirge Antirrhion u. im Innern Amphissa (Salona). 4. *Doris*, von seinen früheren Bewohnern, den Dryopern, auch *Dryopis* genannt, begrenzt im W. von Aetolien, im N. von Thessalien, im S. vom Ozolischen Lokris, im O. von den Epiknemidischen Lokrern, am Südabhange des Oeta, durchströmt vom oberen Laufe des Kephissos u. dessen Nebenflusse, dem Pindos, ein rauhes u. unfruchtbares Land. Die Städte desselben, Pindos, Erineos, Kytinion u. Boion (jetzt Mariolátis) bildeten den dorischen Vierstädtebund (Tetrapolis). 5. *Phokis*, östl. von den beiden vorigen vom Korinthischen bis zum Euböischen Meerbusen sich erstreckend u. in seinem westl. Theile vom Parnassos eingenommen; an dessen Südabhange lag das berühmte Delphoi, am Korinthischen Meerbusen die Hafenstadt Kirrha, zwischen beiden Krissa, im fruchtbaren Kephissosthale Elateia. 6. Das *Epiknemidische Lokris* am Nordabhange des Knemisgebirges u. das

Opuntische Lokris mit der Hauptstadt Opūs, zwei kleine Küstenlandschaften am Euböischen Meerbusen, von einander durch den nördlichsten Theil von Phokis getrennt. 7. Das fruchtbare, aber wenig gesunde Böotien, der Schauplatz vieler Kämpfe, wird durch den Helikon u. seine Ausläufer in einen nördl. und einen südl. Theil geschieden; dort lag die alte Minyerstadt Orchomenos, ferner Chäroneia, Lebadeia (Livadia), Koroneia, Haliartos, hier die Hauptstadt Theben (Thiva), Thespiä, Platää, Leuktra u. Tanagra. 8. Attika, eine meist gebirgige u. wenig fruchtbare, aber an Ortschaften sehr reiche Halbinsel mit der Hauptstadt Athen, deren drei Häfen Phaleron, Munychia u. Peiräeus (Porto Leone od. P. Drakone) dicht bei einander lagen, Acharnä, Dekeleia, Marathon u. Eleusis.

10. Megaris. Darin Megara (noch jetzt M.) u. sein Hafen Nisäa. C. Im Peloponnes: 1. Korinthien, am Isthmos gelegen, das Gebiet der reichen Stadt Korinth, welche ihre günstige Lage zwischen zwei Meeren zu einer sehr bedeutenden Handelsstadt machte. Ihre Häfen waren am Korinthischen Meerbusen Lechäon, am Saronischen desgl. Kenchreä u. das an der schmalsten Stelle des Isthmos liegende Schönūs (Kalamaki). 2. Sikyonien, das fruchtbare Gebiet der Stadt Sikyon, u. 3. Phliasien, dasjenige der Stadt Phlius, beide von geringem Umfang. 4. Achaja, längs der Nordküste des Peloponnes, war fast ganz von Gebirgen eingenommen, die im Alterthum gut bewaldet u. wildreich waren, u. hatte 12 Städte, darunter Pellene, Helike, Paträ (Patras). 5. Elis, die fruchtbare westl. Küstenlandschaft,

Nr. 3200. Das alte Griechenland.

zerfiel in a. das eigentliche Elis mit der Hauptstadt Elis am Peneios u. deren Hafen Kyllene (Klarenza), b. Pisatis, darin Olympia, das berühmte Heiligthum des Zeus Olympios im Haine Altis am Alpheios, c. Triphylien, im S., mit Lepreon. 6. Messenien, der südwestlichste Theil des Peloponnes, von Lakonien durch den Taygetos geschieden. Küstenstädte waren hier Kyparissia, Pylos, die Stadt Nestor's, Methone (Modon), Asine (Koron), Korone (Petalidi), im Innern befanden sich Andania, Stenyklaros, die Bergfeste Eira u. die erst 369 v. Chr. am Abhange des Berges Ithome erbaute Hauptstadt Messene. 7. Lakonien, das Land östl. vom Taygetos;

Nr. 3201. Ruinen des Tempels der Athene auf dem Vorgebirge von Sunion.

seine Hauptstadt Sparta od. Lakedämon lag gleichwie Amyklä im oberen Eurotasthale, von beiden nördl. im Gebirge Sellasia, an der Westseite des Lakonischen Meerbusens Gytheion, in seinem Nordostwinkel das früh zerstörte Helos. 8. Argolis mit der Hauptstadt Argos (noch j. A.) am Flusse Inachos, nicht weit von dem alten Tiryns u. von Mykene. Wichtig waren ferner Nauplia (noch j. N.), sowie Hermione, Trözen, Epidauros, in dessen Nähe das berühmteste Heiligthum des Asklepios lag. Grenzgebiet zwischen Argolis u. Lakonien war die Landschaft Kynuria, deren Besitz zwischen beiden wechselte. 9. Arkadien, das abgeschlossene Hochland im Innern des Peloponnes. Hier lag im N. Stymphalos, Pheneos, Kleitor, Psophis, im O. Orchomenos, Mantineia, im S. Tegea u. die Hauptstadt Megalopolis.

Nr. 3202. Ansicht des Taygetos mit den Ruinen des Theaters von Sparta.

Von den zahlreichen zu G. gehörenden Inseln liegen an der Westseite: Epeiros gegenüber Kerkyra (Korfu), an der Westküste Akarnaniens Leukas (Leukada od. Hagia Maura), ursprünglich Halbinsel u. nur durch einen künstlichen Kanal vom Festlande getrennt, ferner das kleine, aber als Odysseus' Heimat berühmte Ithaka (J. od. Thiaki) u. Kephallenia, in der ältesten Zeit Samos od. Same genannt (K. od. Cefalonia), mit dem Hauptort Same; Elis gegenüber Zakynthos (Zante). Im S. liegt beim Vorgebirge Malea Kythera (Cerigo). Auf der Ostseite befinden sich in unmittelbarer Nähe der Küste: im Myrtoischen Meer Hydrea (Hydra), vor der Argolischen Halbinsel; im Saronischen Meerbusen Aegina u. Salamis; langhingestreckt vor der Ostküste von Mittelgriechenland Euböa (Egripos), nächst Kreta die größte der griech. Inseln, mit dem gefährlichen Vorgebirge Kaphereus (Cavo d'oro) im SO., dem durch die Seeschlacht zwischen Persern u. Griechen berühmten Vorgebirge Artemision im NO., u. mit den Städten Chalkis (Ch., Egripo od. Negroponte), Eretria, Karystos am Berge Oche, Aedepsos, das ein wegen seiner warmen Schwefelquellen vielbesuchter Badeort war. Nördl. von Euböa zieht sich von der Südostspitze der Halbinsel Magnesia eine Gruppe gebirgiger Inseln in das Meer hinein, von denen aber nur das am weitesten nach O. vorgeschobene Skyros (noch j. S.) wichtiger ist; hier sollte Achilles bei Lykomedes in Verborgenheit gelebt haben u. Theseus von dem Letzteren ermordet worden sein. Von der das Myrtoische Meer im O. einschließenden Inselgruppe der Kykladen ist die nördlichste Andros (Andro), unmittelbar der Südspitze Euböa's gegenüber gelegen; nach SO. folgt das gut angebaute Tenos (Tino), dann die 3 aus Granit bestehenden Inseln Mykonos (Mykoni), das von ihr nur durch einen schmalen Kanal getrennte kleine, aber als Stätte des Apollokultes berühmte Delos mit dem Hügel Kynthos, u. seine größere Nachbarinsel Rheneia, die jetzt beide mit dem gemeinsamen Namen der Dili od. Diläs bezeichnet werden. Westl. von ihnen liegt Syros (Syra), die Heimat des Philosophen Pherekydes, mit gleichnamiger Stadt (Hermupolis); westl. von Tenos aber Gyaros (Giura), u. nahe dem Vorgebirge Sunion das fruchtbare Keos (Tzia, Tschia), von dessen vier Städten Julis (j. Tzia, der Hauptort der Insel) als Heimat des Simonides u. Bakchylides bekannt ist. Von Keos nach S. folgen Kythnos (nach ihren warmen, von Kranken viel besuchten Quellen jetzt Thermia genannt), Seriphos (Serpho), Siphnos (Sipheno od. Sifanto), beide durch Metallreichthum ausgezeichnet, östl. von der letzteren dann Oliaros (Antiparos), das durch seinen Marmor berühmte Paros (noch jetzt P.) mit einer Stadt gleichen Namens (Parikia) u. Naxos (N. od. Naxia), die größte der Kykladen, sehr fruchtbar, bes. an Wein, aber auch reich an Marmor u. an Smirgel, der jetzt den bedeutendsten Ausfuhrartikel bildet. Südl. von den Kykladen zieht sich in weitem Bogen von W. nach O. eine Reihe von Inseln hin, die man gewöhnlich mit dem Namen der Sporaden bezeichnet (der freilich oft auch noch auf andere Inseln ausgedehnt wird): die westlichste Melos (Milo) mit gleichnamiger Stadt, Kimolos (Kimoli od. Argentiera), beide vulkanischen Ursprungs, dann Pholegandros (Polykandro), Sikinos (S.), Jos (Nio), Amorgos (A.), wo im Alterthum durch ihre Feinheit berühmte Gewänder verfertigt wurden, südl. von Jos das vulkanische, bis in die neueste Zeit von Eruptionen heimgesuchte Thera (Santorin), östl. von diesem Anaphe (A.) u. Astypaläa (Astropaläa od. Stampalia). Südl. von den Sporaden wird das Aegäische Meer durch die größte der griech. Inseln, das durch Fruchtbarkeit u. mildes Klima ausgezeichnete Kreta (Krete od. Kandia) abgeschlossen, das sich in einer Länge von 35 M. von W. nach O. erstreckt u. einen Flächeninhalt von etwa 190 □M. hat. Es wird in seiner ganzen Ausdehnung von Gebirgen durchzogen, im W. von den Weißen Bergen (Madara, 2470 m.), in der Mitte vom Ida (Psiloriti, 2460 m.), im O. vom Diktegebirge (bis 1680 m.). Die bedeutendsten Städte der Insel waren Kydonia (Chania od. Kanea), Knossos, der Sitz des Minos, Lyktos od. Lyttos, Gortyna u. Phästos, die Heimat des Epimenides.

Aus der großen Zahl von Werken über die alte Geographie von G. mögen unter den neueren hervorgehoben werden: Hoffmann, „G. u. die Griechen im Alterthum" (2 Bde., Lpz. 1841); Fiedler, „Geographie u. Geschichte von Altgriechenland" (Lpz. 1843); Curtius, „Der Peloponnes" (2 Bde., Gotha 1851, 52); Bursian, „Geographie von G." (2 Bde., Lpz. 1862, 68); Kiepert, „Neuer Atlas von Hellas" (Berl. 1868 bis 71, 2. Aufl. seines 1841—46 erschienenen Atlas von Hellas); ferner die Reisebeschreibungen v. Leake, „Travels in the Morea" (3 Bde., Lond. 1830); desselben „Travels in Northern Greece" (4 Bde., Lond. 1835) u. „Peloponnesiaca" (Lond. 1846); „Expédition scientifique de Morée" (Par. 1831 ff.); v. Klenze, „Aphoristische Bemerkungen, gesammelt auf seiner Reise nach G." (Berl. 1838); Ulrichs, „Reisen u. Forschungen in G." (Thl. 1, Brem. 1840; Thl. 2, Berl. 1863); Fiedler, „Reise durch alle Theile des Königreichs G." (2 Thle., 1840 f.); Roß, „Reisen auf den Inseln des Aegäischen Meeres" (Bd. 1—3, Stuttg. u. Tüb. 1840, Bd. 4, Halle 1832); desselben „Wanderungen in G." (2 Bde., Halle 1851); Aldenhoven, „Itinéraire descriptif de l'Attique et du Péloponnèse" (Athen 1841); Brandis, „Mittheilungen aus G."

(3 Thle., Lpz. 1842); Ussing, „Griech. Reisen u. Studien“ (Kopenh. 1857); Clark, „Peloponnesus“ (Lond. 1858); Welcker, „Tagebuch einer griech. Reise“ (2 Bde., Berl. 1865); Wyse, „Excursion in the Peloponnesus“ (2 Thle., Lond. 1865); Pashley, „Travels in Crete“ (2 Bde., Lond. 1837); Spratt, „Travels and researches in Crete“ (2 Bde., Lond. 1865).

II. **Neue Geographie.** Das Königreich G., einen Flächenraum von 910,28 □M. mit 1,457,894 E. (1870) umfassend, besteht aus dem Peloponnes, dem mittleren G. u. kleinen Theilen von Thessalien u. Epeiros der alten Geographie, den Jonischen Inseln, den Cykladen, einem Theil der südl. Sporaden, Euböa u. den nördl. Sporaden, grenzt im N. durch eine zwischen den Busen von Volo u. Arta gezogene, theilweise mit dem 39.° n. Br. zusammenfallende Linie an die türk. Provinzen Thessalien u. Albanien u. ist eingetheilt in 13 Nomarchien: Attika u. Böotien, Euböa, Phtiotis u. Phokis, Akarnanien u. Aetolien, Achaia u. Elis, Arkadien, Lakonien, Messenien, Argolis u. Korinth, Cykladen, Corcyra, Kephalonia, Zante. Die Bevölkerung zerfällt (1870) in 1,389,953 Griechen, 37,598 Albanesen (Arnauten), 1217 Macedo-Walachen u. 29,126 Glieder anderer Volksstämme; nach dem Religionsbekenntnisse scheidet sie sich in 1,441,816 oriental. Griechen, 12,535 Anhänger anderer christl. Konfessionen, 2502 Israeliten u. 917 Anhänger verschiedener Kulte. Die dichteste Bevölkerung tragen die Inseln Kephalonia u. Corcyra, die schwächste Akarnanien u. Aetolien. Ueber 20,000 E. haben (1870) nur 5 Städte; Athen (48,107), Patras (26,190), Korfu (24,091), Hemopolis (20,996) u. Zante (20,480). Die materielle Kultur liegt noch sehr darnieder. Obgleich mehr als die Hälfte des Gesammtareals sich für den Anbau eignen würde, so erzeugt doch G. nicht genügendes Getreide, um den eigenen Bedarf zu decken, zum Theil wegen der Trockenheit des Klimas, welche eine Folge der sinnlosen Waldverwüstung ist. Die wichtigsten Zweige der Bodenkultur sind der Oliven- u. Korinthenbau, letzterer bes. auf den südl. Jonischen Inseln u. den Küsten des Peloponnes. Der Weinbau, welcher jährlich etwa 700,000 HL. ergiebt, wird bes. auf den Inseln stark betrieben. Die Seidenkultur hat sich ebenfalls auf den Inseln stark entwickelt. Feigen, Citronen, Tabak u. Baumwolle gelangen zur Ausfuhr. Der Gewinn von Knoppern nimmt zu u. die Bienenzucht hat vorzüglich in den nördl. Gebirgen ihren alten Ruhm bewahrt. Für die Inseln ist die Fischerei ein Hauptnahrungszweig, die Viehzucht ist bedeutend nam. in Schafen u. Ziegen, dagegen werden Rinder u. Schweine in auffallend geringer Anzahl gehalten. Der Bergbau beschränkte sich bis in die letzten Jahre nur auf die Gewinnung des geschätzten Marmors von Paros u. dem Pentelikon; erst 1871 fing man an, die silberhaltigen Bleierze im Lauriongebirge auf der Halbinsel Attika wieder auszubeuten; auf Euböa finden sich Lager von Braunkohlen, in Böotien Meerschaum u. auf der Insel Zante ergiebige Erdpechquellen. An den Küsten werden große Mengen von Seesalz gewonnen. Von einer Großindustrie ist in G. kaum die Rede; in der Gewerbthätigkeit stehen die Inseln bedeutend über dem Festlande, bes. die Insel Syra, welche sich durch ihren Schiffbau u. ihre Lederindustrie auszeichnet. Außerdem werden in größerem Umfange betrieben die Leinen- u. Seidenweberei, Segelfabrikation, Seilerei, Seifensiederei u. Branntweinbrennerei. Der Nationalwohlstand liegt in dem Handel u. der Schiffahrt, wozu das griech. Volk schon durch seinen merkantilen Geist, die günstige geographische Lage seines Landes in der Mitte dreier Erdtheile u. die ausgezeichnete Entwickelung seiner Küsten vorzüglich berufen erscheint. Griech. Matrosen bilden einen hervorragenden Theil der Bemannung ital. u. franz. Schiffe im Mittelmeer u. zeichnen sich durch Gewandtheit, Umsicht u. Genügsamkeit aus. Einen bedeutenden Aufschwung hat die Handelsmarine G.s nach der Eröffnung des Suezkanales genommen; sie zählte 31. Dez. 1871: 6135 Schiffe von 419,350 Tonnengehalt u. 35,144 Mann Bemannung, darunter mehr als 4000 Küstenschiffe, aber nur 7 Dampfer von etwa 3000 Tonnen. Die Ausfuhr, welche vorzugsweise in Korinthen, Olivenöl, Blei, roher Baumwolle, Leder, Feigen, Tabak, Seide u. Wein besteht, hatte 1871 einen Werth von 76,383,000 Drachmen (= Francs); die Einfuhr, an welcher Großbritannien u. die Türkei den bedeutendsten Antheil nehmen, dagegen von 108,537,000 Drachmen. Die Haupthandelsplätze sind Hermopolis auf Syra, Korfu, der Hafen Peiräeus bei Athen, Nauplia, Patras u. Kalamata. Der Schiffsverkehr umfaßte 1871: 21,758 Seeschiffe, von 3,205,619 Tonnen u. 105,612 Küstenschiffe von 3,960,790 Tonnen. Den Verkehrswegen ist nur eine geringe Sorgfalt zugewendet worden; 1871 wurde die erste Eisenbahn von Athen nach dem Peiräeus in einer Länge von 1,35 M. gebaut; 1872 ist der Bau der 30 M. langen Bahn vom Peiräeus nach Lamia begonnen worden. Die Telegraphenlinien hatten 1871 eine Länge von 216 M. — Die Volksbildung liegt noch sehr im Argen; zwar ist jedes Kind schulpflichtig, doch besuchten 1869 von 1000 E. nur 43 Kinder im Durchschnitt die Volksschulen. An höheren Lehranstalten giebt es eine Universität zu Athen, 15 Gymnasien, 144 hellenische (Real-)Schulen, eine polytechnische Lehranstalt zu Athen, 4 theologische u. 6 nautische Schulen, eine landwirthschaftliche Schule u. eine Militärakademie in Peiräeus. Die Geistlichkeit hat nicht nur einen außerordentlichen Einfluß auf das Volk, sondern auch ungemein großen, abgabenfreien Grundbesitz. Die orthodoxe griech. Kirche ist Staatsreligion; ihre höchste Gewalt liegt in der permanenten Heil. Synode zu Athen; sie zählt 15 Erzbischöfe u. 16 Bischöfe. Die röm. Katholiken zerfallen in 2 Erzbisthümer (Naxos u. Korfu) u. 4 Bisthümer. Außerdem giebt es in G. nicht weniger als 3200 Weltpriester, 1600 Mönche u. 1500 Nonnen. — Die Staatsform G.s ist eine konstitutionelle Monarchie mit einer Kammer von 170 auf 4 Jahre durch allgemeine direkte Wahlen abgeordneten Mitgliedern u. 7 verantwortlichen Ministern. Die Finanzen sind in vollständiger Zerrüttung; die Einnahmen sollten sich für 1873 auf 35,927,000 Drachmen, die Ausgaben auf 35,443,330 Drachmen belaufen, die Summe der konsolidirten Schuld belief sich 1870 auf 242,487,893 Drachmen, auf mehrere beträchtliche Anleihen sind jedoch schon seit 1826 keine Zinsen bezahlt worden; vermag doch die Regierung kaum die Mittel für den laufenden Verwaltungsbedarf aufzubringen. Für die Armee, deren Friedensstärke 1873 an 12,397 Mann betrug, ist die allgemeine Wehrpflicht seit 1867 eingeführt worden. Die Flotte zählt 2 Panzerfregatten, 8 Schraubendampfer u. 11 Segelschiffe.

Nr. 3203. Palikaren und Gebirgsbewohner des heutigen Griechenland.

Geschichte. I. **Aelteste Zeit bis zur Dorischen Wanderung.** Während es durch die Resultate der Sprachvergleichung gewiß ist, daß die Griechen od., wie sie sich selbst nannten, Hellenen als ein Glied der großen indogermanischen Völkerfamilie aus Mittelasien, dem Ursitz der Indogermanen, nach G. gekommen sind, hat sich bei ihnen selbst keine Erinnerung an diese Einwanderung von Osten her erhalten. Die Ueberlieferung der Griechen nennt als Urbewohner des Landes die **Pelasger**; doch sind die zum Theil sich widersprechenden Angaben über dieselben zu ungenügend, als daß man eine hinreichend deutliche Vorstellung von dem Wesen der Pelasger gewinnen könnte, u. ebensowenig läßt sich ihr Verhältniß zu den anderen Völkerschaften der griech. Vorzeit genauer ermitteln, deren Namen in großer Anzahl überliefert werden u. unter denen die Leleger, Karer, Kaukonen, Thraker u. A. bes. hervortreten. Sicher aber ist es, daß schon in jener pelasgischen Zeit mancherlei Berührungen mit fremden Völkern einen mehr od. weniger großen Einfluß auf die Entwickelung der Kultur zu äußern begannen, der u. a. durch die von ihm hervorgerufenen Veränderungen in den religiösen Anschauungen für die Umgestaltung der einfachen Naturreligion der Pelasger zum hellenischen Polytheismus von Bedeutung ward u. noch in manchen Zügen der griech. Mythologie nachweisbar ist. Ein Ausdruck für jene Berührungen sind die Sagen von der Einwanderung des Kekrops aus Aegypten nach Athen, des Danaos aus Aegypten nach Argos, des Kadimos aus Phönikien nach Theben, des Pelops aus Phrygien nach Elis. An Stelle der Pelasger traten später die **Hellenen**, sei es nun, daß sie als ein Stamm derselben sich durch besondere Begabung u. infolge günstiger Umstände aus den

Uebrigen hervorhoben, od. daß sie erst jetzt von Osten her als Nachfolger ihrer vorangegangenen pelasgischen Stammgenossen nach G. zogen u. dort allmählich das Uebergewicht über jene erhielten. Sie zerfielen in vier Stämme, Dorier (in Thessalien), Jonier (in Attika u. dem nördl. Peloponnes), Aeolier u. Achäer, von denen aber die beiden letzten, die in den verschiedensten Theilen des Landes ansässig erscheinen, vielleicht nicht als rein hellenische Stämme anzusehen sind, sondern Bevölkerungen bezeichnen, bei denen das pelasgische Element hellenischen Zuzug in sich aufgenommen u. durch die Verbindung mit denselben eine höhere Stufe der Kultur erreicht hat. Die Verwandtschaft der vier Stämme spricht sich auch in der späterhin aufgestellten Genealogie aus, welche ihnen Aeolos, Doros, Jon u. Achäos zu Stammvätern giebt u. die beiden Ersteren die Söhne von Deukalion's Sohn Hellen, die beiden Letzteren die Söhne von deren Bruder Xuthos, dem dritten Sohne des Hellen, sein läßt. Das nun folgende sogen. heroische Zeitalter nehmen weitere Fortschritte in der Kultur, Gründung von Städten u. staatlichen Gemeinwesen unter der Herrschaft patriarchalischer Fürsten, auch schon gemeinsame Unternehmungen ein, Vorgänge, welche den Kern für die späteren Sagen von Herakles, Minos, Theseus, vom Argonautenzug, dem Krieg der Sieben gegen Theben u. dem Epigonenkrieg sowie dem Trojanischen Krieg lieferten.

II. Von der Dorischen Wanderung bis zu den Perserkriegen. Eine neue Zeit begann mit der Dorischen Wanderung, zu welcher der aus Epeiros über den Pindos nach Thessalien einfallende Stamm der Thessaler den ersten Anstoß gab. Von ihnen gedrängt verließ nicht nur ein Theil der äolischen Böoter seine dortigen Sitze u. setzte sich in Böotien fest, sondern es zogen auch die erst am Olympos, dann am Pindos ansässigen Dorier unter dem Herrschergeschlecht der Herakliden nach Süden, wo sie die Gegend zwischen Parnaß u. Oeta einnahmen, die seitdem den Namen Doris führte. In dieser Zeit ward wol durch die Dorier die schon vorher in Thessalien von den dortigen Stämmen geschlossene religiöse Eidgenossenschaft (Amphiktyonie), welche dieselben zunächst im gemeinsamen Apollodienst vereinigte, aber doch auch schon durch einige Bestimmungen völkerrechtlicher Art politisch näher verband, auch auf die verwandten Stämme Mittelgriechenlands ausgedehnt (wobei das Heiligthum des Apollo in Delphi der Mittelpunkt des Bundes wurde), u. so zum ersten Mal ein größerer Zusammenhang unter den hellenischen Völkerschaften hergestellt; erst hierdurch kam der Name Hellenen als Gesammtname in Gebrauch. Von Doris zogen die Dorier dann unter Temenos, Aristodemos u. Kresphontes mit Aetolern unter Oxylos über die Meerenge zwischen Rhion u. Antirrhion nach dem Peloponnes (1104 v. Chr.?) u. verdrängten dort allmählich die Achäer aus ihren Sitzen, indem Temenos Argos, Aristodemos Lakonien, Kresphontes Messenien, Oxylos Elis in Besitz nahm. Die Achäer wichen in das Küstenland am Nordrande des Peloponnes zurück, so daß die bisher dort ansässigen, von den Doriern unangefochten gelassenen Jonier nach Attika hinüberzogen, welches, schon von den Joniern bewohnt, im N. den Aeoliern, im S. den bis nach Megara vordringenden Doriern erfolgreichen Widerstand leistete (Opfertod des Kodros). So hatten auf dem griech. Festland die einzelnen Stämme ihre definitiven Sitze eingenommen; die durch die Dorische Wanderung veranlaßte Bewegung war aber damit noch nicht abgeschlossen. Vielmehr riefen die großen Umwälzungen, in Verbindung mit der in manchen Landschaften dabei eingetretenen Uebervölkerung, noch eine langandauernde Auswanderung nach Osten hervor, in deren Verlauf der nördl. Theil der kleinasiatischen Westküste von Aeoliern besetzt ward (Aeolis, vom Hellespont bis Kyme u. mit der Insel Lesbos), während Jonier auf den Kykladen u. an der mittleren Westküste Kleinasiens (Jonien, mit Milet, Ephesos, Kolophon, Phokäa, dem ursprünglich äolischen Smyrna u. a. Städten u. mit den Inseln Chios u. Samos), Dorier auf den Sporaden, auf Kreta, Rhodos, Kos u. an dem südl. an Jonien grenzenden Küstensaum (mit Knidos u. Halikarnassos) sich niederließen. In G. selbst dauerte es noch sehr lange, bis die Dorier ihre Herrschaft in den neuen Gebieten dauernd befestigt hatten, u. überhaupt nahm die Durchführung der begonnenen politischen Neugestaltung des ganzen Landes noch einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten in Anspruch, während dessen in allen Staaten außer in Sparta das Königthum abgeschafft ward u. der Umstand, daß viele einzelne Städte selbständige politische Gemeinwesen bildeten, eine große Zersplitterung herbeiführte. Im Verlaufe dieser Entwickelung zeigte sich nicht nur schon früh der für die Geschichte G.s so folgenreiche Gegensatz zwischen Doriern u. Joniern, indem bei diesen demokratische, bei jenen aristokratische Verfassungen ausgebildet wurden, sondern es erscheinen auch schon bald Sparta u. Athen als die Hauptvertreter der beiden Gegensätze. Sparta, das von den Doppelkönigen aus den von Aristodemos abstammenden Häusern der Agiaden u. der Eurypontiden beherrscht wurde, war nam. durch die Zwietracht der beiden Königshäuser allmählich in einen Zustand des Verfalls gerathen, bis die in ihrer Einseitigkeit doch großartige Lykurgische Gesetzgebung (884?) der Zerrüttung ein Ende machte u. den Grund für die spätere Macht des Staates legte. Welch kriegerischen Geist jene Verfassung zu erwecken geeignet war u. wie sehr sie die Spartaner darauf hinführte, die Unterdrückung der Nachbarstaaten zu erstreben, mußten zuerst die Messenier erfahren. Trotz ihres tapferen u. Anfangs so erfolgreichen Widerstandes endete der erste Messenische Krieg (743—724?) mit der Einnahme der Bergfeste Ithome, wohin sie unter Aristodemos sich hatten schließlich zurückziehen müssen (Auswanderung von Messeniern nach Rhegion in Unteritalien). Auch die Erhebung der Messenier im zweiten Messenischen Kriege (685—668?), in welchem sie von Arkadien, Argos, Sikyon u. den Pisaten unterstützt wurden u. unter dem Helden Aristomenes Sparta zuerst in große Bedrängniß brachten, nahm später einen günstigen Verlauf für die durch Tyrtäos zu neuem Muthe angefeuerten Spartaner, u. nach der Eroberung des hartnäckig vertheidigten Eira mußten die Messenier sich in das Schicksal ergeben, Heloten der Spartaner zu sein. Im nächsten Jahrhundert gelang es dann Sparta, die Hegemonie im Peloponnes zu gewinnen: in Korinth, wo auf das Königthum die Oligarchie der Bakchiaden gefolgt war, um die Mitte des 7. Jahrh. aber Kypselos sich zum Herrscher gemacht hatte u. die Herrschaft von ihm auf seinen Sohn Periandros, dann auf dessen Sohn Psammetichos übergegangen war, wurde der Tyrannis durch die Spartaner ein Ende gemacht; wol ebenfalls durch spartanischen Einfluß ward in Sikyon, nach der hundertjährigen, zum Theil glanzvollen Regierung der Dynastie des Orthagoras, aus welcher der letzte Tyrann von Sikyon, Kleisthenes, der bedeutendste war, eine aristokratische Verfassung eingerichtet; Argos, das im 8. Jahrh. unter Pheidon sich vorübergehend zu größerer Macht erhoben hatte, verlor die Landschaft Kynuria an Sparta (Mitte des 6. Jahrh.) u. konnte nach einer dann durch den Spartanerkönig Kleomenes I. erlittenen Niederlage nicht mehr daran denken, Sparta den Rang streitig zu machen; auch die Arkadier wurden zur Anerkennung der spartanischen Hegemonie gezwungen. — In Athen, dessen Staatswesen der Sage nach Theseus durch die Vereinigung der zwölf Städte Attika's zuerst begründet hatte, war an die Stelle des Königthums nach dem Tode des Kodros ein bei dessen Nachkommen (den Neleiden od. Medontiden) erbliches, erst lebenslängliches, seit 752 nur zehnjähriges Archontat getreten. Nachdem aber 714 das Vorrecht derselben aufgehoben worden war, wurde 683 eine aristokratische Verfassung dadurch hergestellt, daß die Regierung einem aus dem Adel (den Eupatriden) gewählten Kollegium von neun, ein Jahr im Amte bleibenden Archonten übertragen ward. Bald nach der 621 durch den Archon Drakon unter Einsetzung od. Neuordnung von vier Gerichtshöfen ausgeführten Aufzeichnung des geltenden Strafrechts gelang es zwar den Eupatriden, Kylon's Versuch zur Begründung einer Tyrannis zu vereiteln — freilich nicht, ohne daß dabei das Geschlecht der Alkmäoniden eine Blutschuld auf sich lud — allein schon nach kurzer Zeit führten die nam. durch das harte Schuldrecht für das Volk unerträglich gewordenen Mißstände doch zur Umgestaltung der Verfassung in eine Timokratie durch den Archon Solon (594). Infolge der trotzdem bald wieder eingetretenen Parteiungen konnte sich 560 Peisistratos zum Tyrannen aufwerfen u. behauptete, obwol er zweimal vertrieben ward, die Herrschaft bis zu seinem Tode 527. Wie Peisistratos, der die Verfassung Solon's nicht aufgehoben hatte u. dem Staate auch äußeren Glanz zu verschaffen verstand, regierte auch sein Sohn u. Nachfolger Hippias zuerst lange mit Milde, bis die Ermordung seines Bruders Hipparchos durch Harmodios u. Aristogeiton ihn zu einem despotischen Herrscher machte. Da wußten die Alkmäoniden durch das Delphische Orakel die Spartaner unter Kleomenes I. zur Vertreibung des Hippias zu veranlassen (510). Es wurden nun durch den Alkmäoniden Kleisthenes verschiedene wichtige Aenderungen der Solonischen Verfassung durchgesetzt, welche dieselbe in eine demokratische umgestalteten, aber auch den Grund zu ihrer späteren Ausartung legten; Isagoras versuchte zwar alsbald mit Hülfe Sparta's eine Oligarchie herzustellen, er wurde jedoch mit den Spartanern vom Volke vertrieben, u. ein zu seiner Zurückführung von Sparta im Bunde mit Böotien u. Chalkis unternommener Kriegszug trug nur zur Erhöhung der Macht Athens bei, da das spartanische Heer infolge der Uneinigkeit zwischen den beiden Königen unverrichteter Sache heimkehrte u. die so im Stich gelassenen Verbündeten nun von Athen besiegt wurden. — Während dieser Entwickelung der Verhältnisse in G. im Laufe der letzten Jahrhunderte fand gleichzeitig eine für die Verbreitung der griech. Kultur höchst folgenreiche Ausdehnung des griech. Einflusses weit über das eigentliche G. u. die kleinasiatische Westküste hinaus statt, indem an den Gestaden des Mittelländischen u. Schwarzen Meeres (des Pontos Euxeinos) eine überaus große Zahl von Kolonien gegründet wurde, nam. durch Milet, Phokäa, Korinth, Megara u. das euböische Chalkis. So am Hellespont (Dardanellen), Abydos, Lampsakos, auf der asiatischen Seite der Propontis (Marmorameer) Kyzikos u. Chalkedon, auf der europ. Perinthos u. Byzantion (Konstantinopel); an der Südküste des Schwarzen Meeres Herakleia in Bithynien, Sinōpe in Paphlagonien, dessen Pflanzstadt Trapezūs

im östlichsten Theile von Pontos; an der Ostküste Phasis in Kolchis, an der Westküste Odessos, Tomoi, Istros, an der Nordküste Olbia od. Borysthenes unweit der Mündung des Borysthenes (Dnieper); auf der Taurischen Halbinsel (Krim) Chersonesos, Theodosia u. das am Kymerischen Bosporos gelegene Pantikapäon; an der Mäotis (Asow'sches Meer) Tanais am gleichnamigen Flusse (Don). An der Nordküste des Aegäischen Meeres, wo die Griechen die Inseln Samothrake u. Thasos ebenfalls früh besetzten, wurden Abdera, die Heimat des Demokritos u. Protagoras, Amphipolis u. zahlreiche Städte auf der Halbinsel Chalkidike (hier hauptsächlich durch Chalkis) gegründet, darunter des Aristoteles Vaterstadt Stageira, Olynth, Potidäa; an der Küste Illyriens Apollonia u. Epidamnos, das spätere Dyrrhachium, durch das in der Mitte des 8. Jahrh. von Korinth kolonisirte u. bald zu großer Macht gelangte Kerkyra in Verbindung mit Korinth. Italien, wo schon sehr früh (1050?) in Campanien die Kolonie Kyme (Cumä) angelegt worden war, von dem dann wieder die Kolonien Dikäarchia (das spätere Puteoli) u. Parthenope (Neapolis) ausgingen, erhielt in seinem südl. Theile allmählich so viele griech. Ansiedelungen, daß das dortige griech. Gebiet mit dem Namen Großgriechenland (s. d.) bezeichnet wurde. In Sizilien finden wir an der Ostküste die im letzten Drittel des 8. Jahrh. angelegten Kolonien Zankle, später Messana genannt, Naxos, Korinths mächtige Pflanzstadt Syrakus, Leontinoi, des Gorgias Vaterstadt, Katana, Megara Hybläa, an der Südküste dessen Tochterstadt Selinus, Gela u. seine Tochterstadt Akragas (Agrigent), Kamarina, an der Nordküste Himera u. a. Aber auch an der Südküste Galliens, wo das von Phokäern gegründete Massalia od. Massilia (jetzt Marseille) die größte Bedeutung gewann, u. an Spaniens Ostküste siedelten Griechen sich an; u. an der Nordküste Afrika's gründeten sie das bald zu einer reichen Handelsstadt emporblühende Kyrene, Geburtsort des Aristippos.

III. **Von den Perserkriegen bis zum Ende des Peloponnesischen Krieges.** Dadurch, daß den schon von Krösos in Abhängigkeit von Lydien gebrachten, nach der Zerstörung des Lydischen Reiches durch Kyros (546) aber von den Persern unterjochten kleinasiatischen Griechen bei einem Aufstande gegen die Letzteren von Athen u. Eretria Hülfe geleistet ward (499), wurde ein folgenreicher schwerer Kampf mit dem mächtigen, schon nach Thrakien u. Makedonien siegreich vorgedrungenen Perserreich veranlaßt, welcher in G. erst das nationale Bewußtsein weckte; denn bis dahin waren die griech. Staaten nur durch ein religiöses Band vereint, vermittels der Amphiktyonien u. der gemeinsamen Festspiele, der olympischen, pythischen, nemeischen u. isthmischen, von denen die alle vier Jahre in der Ebene von Olympia in Elis gefeierten olympischen die berühmtesten waren (Olympiadenrechnung seit 776). Nachdem der Aufstand unterdrückt u. dabei für das von den Griechen beim Beginn der Erhebung niedergebrannte Sardes durch die Zerstörung von Milet (494) Rache genommen war, sandte der Perserkönig Dareios 492 ein Heer unter Mardonios gegen G., um dasselbe für den geleisteten Beistand zu strafen; allein es mußte unverrichteter Sache zurückkehren, als die Flotte am Berge Athos durch Sturm theils zerstreut, theils vernichtet worden war. Da zog zwei Jahre später ein neues Heer unter Datis u. Artaphernes über das Aegäische Meer nach Euböa, zerstörte Eretria u. landete, von dem vertriebenen Peisistratiden Hippias geführt, in Attika; hier aber ward seinem weiteren Vordringen durch die Aufopferung der Athener Einhalt gethan, die unter Miltiades bei Marathon 490 den Persern eine schwere Niederlage beibrachten, im Kampfe gegen die große feindliche Uebermacht nur durch die Platäer unterstützt, da die Spartaner aus religiösen Rücksichten noch nicht im Felde erschienen. Was dem Dareios mißlungen, versuchte nach zehn Jahren sein Nachfolger Xerxes I. von neuem u. mit noch größeren Streitkräften (zweiter Perf. Krieg 480 u. 479). Zwar drang das gewaltige Heer, das auf zwei Schiffsbrücken den Hellespont überschritten, dann Thrakien, Makedonien u. Thessalien durchzogen hatte, infolge des Verrathes von Ephialtes durch den vom Spartanerkönig Leonidas heldenmüthig vertheidigten Engpaß von Thermopylä in Mittelgriechenland ein u. brannte Thespiä, Platäa u. ebenso Athen nieder, das auf Themistokles' Rath, die Entscheidung zur See zu suchen, von den Einwohnern verlassen worden; allein die persische Flotte, gegen welche die griechische schon beim Artemision glücklich gekämpft hatte, wurde in einer durch des Themistokles Kriegslist herbeigeführten Seeschlacht bei Salamis unter den Augen des Xerxes gänzlich geschlagen (480). Entmuthigt kehrte dieser nach Asien zurück, indem er in Thessalien ein noch immer mächtiges Heer unter Mardonios zurückließ; auch dieses ward (479) von den Griechen unter dem Spartanerkönig Pausanias u. dem Athener Aristeides bei Platää besiegt u. zum großen Theil aufgerieben, während am selben Tage an der Küste Kleinasiens, wohin die griech. Flotte unter dem Spartanerkönig Leotychides u. dem Athener Xanthippos gesegelt war, beim Vgb. Mykale ein Sieg zu Wasser u. zu Lande über die Perser errungen wurde. Der glorreiche Krieg, der auch auf geistigem Gebiete einen großartigen Aufschwung hervorrief, hatte in politischer Hinsicht nicht weniger wichtige Folgen, insofern Athen durch das, was es für die Rettung des Vaterlandes geleistet, sich jetzt einen vollgiltigen Anspruch auf eine gleichberechtigte Stellung neben Sparta erworben hatte. Es wurde denn auch nach wenigen Jahren den Atheuern, die auf Veranlassung des Themistokles trotz Sparta's Widerspruch ihre neuerstehende Stadt mit Mauern umgaben u. den für sie so wichtigen Hafen Peiräeus befestigten, bereitwillig von den meisten der nichtpeloponnesischen Staaten die Hegemonie zur See zuerkannt: sie schlossen zur Fortsetzung des Krieges gegen die Perser einen Bund unter der Führerschaft Athens, mit einer gemeinsamen, von Athen verwalteten Bundeskasse auf Delos (476). Mit Erfolg führten die Athener den Krieg weiter u. erwarben sich neuen Ruhm, indem des Miltiades Sohn, Kimon, der bald darauf an die Spitze Athens trat u. (da Aristeides 468 starb, der 471 verbannte u. schließlich zu den Persern nach Kleinasien geflohene Themistokles dort nach Kurzem sein Ende fand) 466 einen glänzenden Doppelsieg am Flusse Eurymedon erfocht. Die Spartaner aber, die inzwischen im Peloponnes zur Aufrechterhaltung ihrer Oberhoheit mit Argos u. den Arkadiern Kriege zu führen hatten, mußten dem Wachsen der athenischen Macht ruhig zusehen, weil sie durch den von den messenischen Heloten nach einem furchtbaren Erdbeben in Lakonien unternommenen Aufstand (**dritter Messenischer Krieg**, 464—455) selbst in große Bedrängniß geriethen. In ihrer Noth baten sie auch Athen um Beistand; aber als ihnen auf Kimon's Veranlassung Hülfstruppen gesandt worden waren, schickten sie dieselben mißtrauisch wieder zurück u. verschlimmerten so nur das schon so gespannte Verhältniß zwischen beiden Staaten, zumal infolge davon Kimon verbannt wurde u. die Leitung Athens nun an seinen Nebenbuhler Perikles überging. Bald kam es auch zum offenen Kriege, der für die Athener freilich nicht glücklich begann, denn als sie einem von Phokis zurückkehrenden spartanischen Heere in Böotien den Rückweg nach dem Peloponnes zu verlegen suchten, erlitten sie bei Tanagra eine Niederlage (457). Dieselbe ward jedoch durch des Myronides Sieg über die Böotier bei Oenophyta (456) reichlich ausgeglichen, der Athen die Oberherrschaft über Böotien, Phokis u. das opuntische Lokris verschaffte, u. als dann noch Aegina eingenommen war, Tolmides einen glücklichen Seezug nach dem Peloponnes ausgeführt u. sich hieran noch mancher andere Erfolg gereiht hatte, stand Athen, dessen Verbindung mit dem Peiräeus inzwischen durch die „langen Mauern" gesichert worden war, als der mächtigste Staat G.s da, wenngleich gerade in dieser Zeit seine 460 unternommene Expedition nach Aegypten zur Unterstützung des dortigen Aufstandes gegen die Perser unglücklich endete (455). Nachdem der schon nach der Schlacht bei Tanagra wieder zurückberufene Kimon einen 5jährigen Frieden mit Sparta vermittelt hatte (450), ward der Krieg gegen Persien von Neuem aufgenommen, u. nach der erfolglosen Belagerung von Kition auf Kypros, während welcher Kimon starb, gelang es den Athenern bei Salamis auf Kypros (449), einen großen Sieg zu Wasser u. zu Lande über die Perser davonzutragen, mit welchem der Krieg gegen dieselben seinen Abschluß fand (sog. Kimonischer Friede). Fast sofort begann wieder der innere Hader: ein Streit zwischen Delphern u. Phokern um den Besitz des Delphischen Orakels gab Sparta u. Athen Gelegenheit zum Einschreiten (Heiliger Krieg), dann machte sich Böotien durch den siegreichen Ueberfall bei Koroneia (447) wieder von Athen frei, Euböa versuchte das Gleiche, ward aber von Perikles wieder unterworfen, dem es gelang, mit Sparta, dessen Heer bereits in Attika stand, 445 einen Frieden auf 30 Jahre abzuschließen. Obgleich Athen in demselben der Oberherrschaft auf dem Festlande gänzlich entsagen mußte, blieb doch seine Machtstellung (die es sich freilich auch zum Theil auf unrechtmäßige Weise durch Uebertragung des Bundesschatzes nach Athen u. Herabdrückung seiner Bundesgenossen in ein reines Abhängigkeitsverhältniß erworben hatte) noch immer eine sehr bedeutende, u. da damals auch Wissenschaften u. Künste in Athen eine hohe Blüte erreichten u. die durch Perikles mit dem Parthenon, den Propyläen u. dem Odeion geschmückte Stadt zum geistigen Mittelpunkte G.s machten, so ist das Zeitalter des Perikles das glänzendste in der athenischen Geschichte; nur ward auf der andern Seite durch die von ihm veranlaßten demokratischen Staatseinrichtungen (Beschränkung des Areiopagos u. s. w.) der Entartung des athenischen Staatslebens viel Vorschub geleistet. Der Friede mit Sparta war aber nicht von langer Dauer; schon 431 entbrannte ein langer u. schwerer Vernichtungskrieg, der **Peloponnesische Krieg** (s. d.), der durch die Theilnahme der anderen Staaten zu einem für ganz G. verderblichen Kampfe zwischen dem demokratischen u. dem aristokratischen Prinzip wurde u. Athen von seiner glänzenden Höhe herabstürzte: gänzlich erschöpft mußte es beim Friedensschluß 404 seine Kriegsschiffe ausliefern, die auswärtigen Besitzungen aufgeben u. die langen Mauern sowie die Befestigungen des Peiräeus zerstören. Auch die demokratische Verfassung Athens ward aufgehoben u. unter dem Schutze einer spartanischen Besatzung die Regierung einem Kollegium von 30 spartanisch gesinnten Männern (darunter Kritias u. Theramenes) übergeben; ihre Schreckensherrschaft wurde jedoch schon 403 durch Thrasybulos gestürzt u.

im selben Jahre unter dem Archontat des Eukleides die frühere Verfassung mit einigen Abänderungen wieder hergestellt.

IV. Vom Ende des Peloponnesischen Krieges bis zur Schlacht von Chäroneia. So war nun Sparta unbestritten an die Spitze von ganz G. gekommen, freilich nur durch einen verderblichen Krieg u. durch ein Bündniß mit dem pers. Erbfeind, dem dabei die kleinasiatischen Griechen preisgegeben wurden. Der Wechsel brachte aber Niemandem sonderliches Glück, weder den Spartanern selbst, da diese ihre früheren Vorzüge, die ihnen sonst wol ein Anrecht auf die Vorherrschaft gegeben hätten, schon längst nicht mehr besaßen, noch den übrigen Griechen, die nun als Bundesgenossen Sparta's von diesem eher noch eine schlimmere Behandlung erfuhren als früher von den Athenern, u. von den durch die Spartaner eingesetzten Vögten (Harmosten) oft hart bedrückt wurden. Die schlimmen Folgen hiervon zeigten sich auch für Sparta schon sehr bald, als es in einen Krieg mit dem Perserkönig Artaxerxes II. verwickelt wurde, weil dieser, um sich wegen der von den Griechen seinem Bruder Kyros gegen ihn geleisteten Hülfe (Zug der Zehntausend im J. 400) zu rächen, die auf Kyros' Seite getretenen griech. Städte Kleinasiens wieder zu unterwerfen suchte. Denn nachdem der ihnen von Sparta zu Hülfe gesandte Agesilaos siegreich schon bis nach Bithynien u. Phrygien vorgedrungen war, sah er sich zur Rückkehr nach G. gezwungen, da dort inzwischen die Booter, Korinther u. Argiver, durch die Perser bestochen, mit den Athenern einen Krieg gegen Sparta begonnen hatten (Böotischer u. Korinthischer Krieg 395—387), in welchem bereits Lysandros von den Athenern und Thebanern bei Haliartos (395) geschlagen und getodtet worden war.

Nr. 3204. Marathon.

Agesilaos siegte zwar 394 bei Koroneia, allein die spartanische Flotte ward von der persischen unter dem athenischen Feldherrn Konon 394 bei Knidos vernichtet; der Krieg zog sich dann noch mehrere Jahre nam. in der Gegend von Korinth hin (Iphikrates, Feldherr der Athener), bis endlich die Spartaner schimpflich genug durch Antalkidas die Vermittlung des Perserkönigs anriefen u. dieser nun 387 den (Antalkidischen) Frieden zu Stande brachte, durch welchen die Staaten u. Inseln G.s alle für selbständig erklärt wurden u. die griech. Westküste Kleinasiens u. Kypros dauernd an Persien fielen. Die Spartaner ließen sich indessen hierdurch nicht abhalten, ihre Macht zur Ausübung von Gewaltthätigkeiten gegen die anderen Staaten zu mißbrauchen, wofür die Strafe aber auch nicht lange ausblieb. Denn als es 378 dem Thebaner Pelopidas gelang, sich der von den Spartanern 382 widerrechtlich besetzten Burg von Theben wieder zu bemächtigen, entspann sich zwischen Theben u. Sparta ein Krieg (der Thebanische Krieg, 378—362), in welchem die von Epameinondas u. Pelopidas geführten Thebaner — nur Anfangs von Athen u. dem von ihm gebildeten neuen Seebunde wirksam unterstützt (Sieg des Atheners Chabrias über die spartanische Flotte bei Naxos 376), später ganz auf ihre eigene Kraft angewiesen — durch die schiefe Schlachtordnung des Epameinondas u. die Tapferkeit der „Heiligen Schar" bei Leuktra 371 einen entscheidenden Sieg davon trugen, der den Uebermuth der Spartaner brach u. die Hegemonie Thebens begründete. Gleich auf dem ersten von mehreren nun nach dem Peloponnes unternommenen Zügen machte Epameinondas Messenien frei u. gründete Messene, wie auch die Arkadier auf seinen Rath Megalopolis als ihren gemeinsamen Vorort erbauten. Auf seinem vierten Zuge wurde Epameinondas, nachdem schon vorher Pelopidas im siegreichen Kampfe gegen Alexandros, den Tyrannen von Pherä, bei Kynoskephalä gefallen war, in der Schlacht bei Mantineia gegen die Spartaner unter Agesilaos 362 durch einen Speer getödtet, u. mit diesem theuer erkauften Siege endete die kurze Hegemonie Thebens, die nur auf der persönlichen Größe von Epameinondas u. Pelopidas beruhte. Die griech. Staaten waren jetzt durch ihre gegenseitigen Kämpfe alle so geschwächt u. in Verfall gerathen, daß keiner mehr im Stande war, die Rolle einer Vormacht zu spielen. Doch nahm der innere Hader noch immer kein Ende: Athen führte gegen die abgefallenen Bundesgenossen Kos, Rhodos, Chios u. Byzantion den Bundesgenossenkrieg (357—355), der mit der Freigebung jener endete, u. fast zu gleicher Zeit wurde dadurch, daß die Thebaner durch den Delphischen Amphiktyonenbund die Phoker wegen angeblicher Bebauung heiligen Landes zu einer hohen Geldstrafe verurtheilen ließen, der Phokische (od. Heilige) Krieg (356—346) veranlaßt, indem die Phoker sich durch die Besetzung von Delphi u. Plünderung des Tempels die Mittel zur Anwerbung eines bedeutenden Söldnerheeres verschafften u. nun, von Sparta u. Athen unterstützt, unter Philomelos, später unter Onomarchos, die Thebaner u. Thessaler bekriegten. Die bedrängten Thebaner riefen den König Philipp von Makedonien zu Hülfe, u. so ward dieser verheerende u. mit großer Erbitterung geführte Krieg die Veranlassung, daß die entarteten u. durch das Söldnerwesen verwilderten Griechen ihre politische Selbständigkeit verloren. Denn Philipp, der bereits vor dem Kriege die an der Küste Makedoniens gelegenen griech. Städte Amphipolis, Pydna u. Potidäa, während desselben Methone u. Olynth erobert hatte u. schon längst den Wunsch hegte, G. in seine Gewalt zu bringen, gewann jetzt die geeignetste Grundlage für die Ausführung seines Planes, indem er nach der Ueberwindung u. harten Bestrafung der Phoker an ihre Stelle in den Amphiktyonenbund trat (346). Zwar mißlang zunächst sein Anschlag gegen Perinthos u. ebenso der gegen Byzantion, da dieses von den Athenern Beistand erhielt, welche durch den edlen u. von Vaterlandsliebe erfüllten Demosthenes sogar wieder einen Bund mit Megara, Korinth, Achaja u. anderen zu Stande gebracht hatten; aber er wurde dafür entschädigt, als auf Betreiben der bes. durch Aeschines vertretenen makedonischen Partei in G. ihm von dem Amphiktyonenbund die Vollziehung einer gegen Amphissa verhängten Strafe übertragen ward, denn nach der Ausführung des Auftrags konnte er nun ungehindert das wichtige Elateia besetzen (339). Von Demosthenes angefeuert, unternahmen die Athener mit ihren Verbündeten u. mit Theben den Kampf zur Vertheidigung ihrer Freiheit. Es war umsonst: nach einigen glücklichen Treffen wurden sie in der Entscheidungsschlacht bei Chäroneia 338 besiegt, u. G. mußte die makedonische Hegemonie anerkennen.

V. Griechenland unter makedonischer Oberherrschaft. Vergeblich machten die Griechen verschiedene Versuche, die Freiheit wiederzugewinnen. Ein unter Philippos' Nachfolger Alexandros d. Gr. durch die falsche Nachricht von seinem Tode hervorgerufener Aufstand ward von Alexandros schnell unterdrückt u. durch die Zerstörung Thebens gestraft (336); die Erhebung der Spartaner unter Agis II. mit andern Peloponnesiern gegen Antipatros, den von Alexandros während des Zugs gegen Persien zurückgelassenen Statthalter, endete mit Agis' Niederlage u. Tod bei Megalopolis (330); der 323 bei Alexandros' Tod beginnende Lamische Krieg, welcher nam. durch die Bemühungen des Demosthenes u. Hypereides Athen mit fast ganz G. unter Leosthenes im Kampfe gegen Makedonien vereinte, u. in welchem die Griechen den in Lamia in Thessalien eingeschlossenen Antipatros schon in die größte Noth gebracht hatten, erhielt durch des Leosthenes Tod u. durch die dem Antipatros von Leonnatos u. Krateros gebrachte Hülfe ebenfalls eine für die Griechen ungünstige Wendung: sie wurden bei Krannon 322 besiegt, der Bund zerfiel, u. Athen mußte in dem durch Phokion u. Demädes geschlossenen Frieden seine demokratische Verfassung aufgeben u. eine makedonische Besatzung in Munychia dulden; Hypereides ward durch Antipatros hingerichtet, während Demosthenes, um diesem Schicksal zu entgehen, sich selbst das Leben nahm. In der nun folgenden Diadochenzeit wurde G. noch mehr zerrüttet, nicht nur indem es zeitweise den Schauplatz der kriegerischen Ereignisse bildete, sondern auch durch die Verwirrung aller Verhältnisse, welche die zahlreichen Wechselfälle jener Kämpfe dort hervorriefen. Athen, das von 317 bis 307 der von Antipatros' Sohn Kassandros eingesetzte Demetrios von Phaleron beherrschte, ward später von des Antigonos Sohne Demetrios Poliorketes eingenommen, bis es nach dessen Sturz seine Freiheit wiedererlangte, freilich nur, um sie schließlich (262) von Neuem durch Jenes Sohn Antigonos Gonatas zu verlieren (Chremonideischer Krieg), der bald nach dem

Einfall der sogar bis Delphi vorgedrungenen Kelten (279) endlich in Makedonien wieder eine feste Herrschaft begründet hatte. Mit Athens politischer Bedeutung war es nun zu Ende. Die Führung in dem Kampfe gegen den makedonischen Einfluß übernahm jetzt der Achäische Bund, welcher, Anfangs nur unbedeutend, seit Sikyon's Beitritt (251) unter Aratos zu größerer Macht gelangte, indem er bald die meisten Staaten des Peloponnes vereinte. Auf dem Prinzip der Gleichberechtigung seiner Mitglieder beruhend u. hierdurch sowie durch andere Vorzüge vortheilhaft von dem Aetolischen Bunde unterschieden, hätte er vielleicht für Griechenland die Freiheit wieder zurückgewinnen können. Allein als er in einen Krieg mit Sparta verwickelt wurde (227), u. dessen König Kleomenes III., der seinen Staat durch Wiederherstellung der alten lykurgischen Verfassung u. der altspartanischen Sitte zu neuer Blüte zu bringen suchte, über den Bund die Oberhand gewann, rief Aratos Antigonos II. von Makedonien herbei. Dieser besiegte Kleomenes bei Sellasia 222 u. hob dessen Reformen in Sparta wieder auf, wofür der Achäische Bund nun natürlich die makedonische Oberhoheit anerkennen mußte. Er hatte damit übrigens nicht einmal die völlige Vernichtung Sparta's erreicht; denn nach dem zwischen dem Aetolischen u. Achäischen Bunde geführten Bundesgenossenkriege (220—217) mußte der treffliche Philopömen, der Nachfolger des durch Philipp III. von Makedonien 213 vergifteten Aratos, Sparta noch zweimal bekriegen, ehe es gelang, dasselbe zum Eintritt in den Achäischen Bund u. zur gänzlichen Abschaffung der Lykurgischen Verfassung zu zwingen (188). Von der Oberherrschaft Makedoniens war aber G. schon 10 Jahre vorher frei geworden, da Philippos in dem Kriege mit Rom, der durch sein Bündniß mit Hannibal veranlaßt worden war u. in welchem der Aetolische Bund mit Athen auf der Seite der Römer, der Achäische auf Philippos' Seite kämpfte, nach seiner Niederlage bei Kynoskephalä 197 Frieden schließen u. dabei G.s Unabhängigkeit zugestehen mußte. Die Griechen hatten aber damit nur den Herrn gewechselt, indem sie nun immer mehr u. mehr in Abhängigkeit von den Römern geriethen. Diese machten zuerst den Aetolischen Bund unschädlich (189), nachdem sich derselbe mit Antiochos von Syrien gegen Rom verbündet hatte, u. traten dann seit dem für sie glücklichen Ausgang des 3. Makedonischen Kriegs (171—168) in der rücksichtslosesten Weise gegen den Achäischen Bund auf (es wurden z. B. mehr als 1000 Achäer, darunter Polybios, als Geiseln nach Italien geschleppt), so daß derselbe schließlich zum Kriege gegen Rom getrieben wurde. Unglücklich kämpfte er erst gegen Metellus, darauf, unter seinem letzten Feldherrn Diäos, gegen Mummius, welcher das achäische Heer bei Leukopetra am Isthmos vernichtete u. Korinth zerstörte (146). Der Achäische Bund ward aufgelöst, die demokratischen Verfassungen durch oligarchische ersetzt u. das Land den Römern tributpflichtig. Wol erst später erhielt G. als Provinz Achaja röm. Provinzialverfassung.

VI. Griechenland unter den Römern u. Byzantinern. Das Geschick G.s war somit von jetzt an mit dem des Röm. Reichs verknüpft (s. „Römische Geschichte"). Die inneren Fehden hörten nun zwar auf, aber das Land war durch die fortwährenden Kriege zu sehr in seinem Wohlstand herabgekommen u. entvölkert, als daß es nun unter der Herrschaft der Römer sich wieder hätte erholen können. Schwer ward es noch durch den ersten Mithridatischen Krieg heimgesucht, in welchem Sulla das abgefallene Athen, dem auch die Römer noch lange eine Art von Selbständigkeit ließen, durch eine grausame Plünderung strafte (86 v. Chr.) u. bei Orchomenos (86) u. Chäroneia (85) die pontischen Heere besiegte. Während des zweiten röm. Bürgerkrieges war G. mehrfach der Schauplatz entscheidender Kämpfe (Schlacht bei Pharsälos 48, bei Philippi 42, bei Actium 31), konnte sich jedoch darauf einer langen Zeit der Ruhe erfreuen, bis ihm im 3. Jahrh. n. Chr. neue Leiden durch die Einfälle der Gothen bereitet wurden, denen es sogar gelang, Athen einzunehmen (267). Bei der Theilung des röm. Weltreichs 395 ward es Provinz des Oström. Reichs. Der unmittelbar nach diesem Ereigniß von den Westgothen unter Alarich unternommene Zug nach G., auf dem dieselben, ohne Widerstand zu finden, plündernd u. Alles verheerend bis in den Peloponnes eindrangen (395), war nur das traurige Vorspiel zu den wechselvollen, trostlosen Schicksalen, die es von nun an mit dem Oström. Reiche (s. d.) theilen mußte. Das Land gerieth in einen immer traurigeren Zustand, die Bevölkerung schmolz noch mehr zusammen, die Bildung sank tiefer u. tiefer — selbst Athen verlor seine Bedeutung als Sitz der Bildung, wodurch es bisher noch immer wenigstens einigen Nachruhmes sich zu erfreuen gehabt hatte (Schließung der Rhetoren- u. Philosophenschulen in Athen durch Justinian 529) — bis schließlich fast der letzte Rest altgriech. Bildung verschwand. Die von Justinian in großer Zahl angelegten od. erneuerten Befestigungen vermochten es nicht zu hindern, daß seit dem letzten Drittel des 6. Jahrh. slavische Stämme in das Land eindrangen und sich allmählich über dasselbe so ausbreiteten, daß eine Zeit lang die byzantinische Herrschaft dort fast nur allein dem Namen nach bestand.

Nr. 3205. Salamis.

Nachdem G. während des unter Leo dem Isaurier ausgebrochenen Bilderstreites einen unglücklichen Versuch gemacht hatte, die Wiederherstellung des Bilderdienstes mit Gewalt zu erzwingen, begannen im 9. Jahrh. nach der dauernden Unterwerfung der Slaven u. ihrer Bekehrung zum Christenthum wol wieder etwas bessere Zeiten; aber im 10. Jahrh., bes. in den letzten Jahrzehnten, hatte es unter den Angriffen der Bulgaren auf das Byzantinische Reich wieder sehr zu leiden, u. von den Normannen ward es auf ihrem Heerzuge unter Roger I. von Sizilien (1146) ebenfalls schwer heimgesucht. Wichtige Veränderungen brachte dann noch die Gründung des lat. Kaiserthums (1204) nam. dadurch, daß jetzt in G. unter der Oberhoheit der lat. Kaiser zahlreiche Lehnsfürstenthümer entstanden, die auch nach der Wiederaufrichtung des griech. Kaiserthums in Konstantinopel (1261) bestehen blieben, bis 1453 die Türken diesem ein Ende machten u. Konstantinopel selbst eroberten.

Nr. 3206. Platää.

VII. Die Türkenherrschaft. Der Eroberung Konstantinopels folgte bald die Unterwerfung Morea's durch die Türken. Athen fiel 1456 nach heldenmüthigem Widerstande, u. verheerend ergossen sich die Scharen Mohammed's II. über die südl. Halbinsel, um mit einem großen Heere von

Sklaven heimzukehren. Die Despoten Demetrius von Misithra u. Thomas von Korinth beugten sich der neuen Gewalt u. versprachen Tribut zu zahlen; als dieser aber ausblieb u. jene mit abendländischer Hülfe sich selbständig zu machen u. ihr Gebiet zu vergrößern suchten, rückte Mohammed II. aufs Neue in Morea ein; das Despotat Misithra ward 1460 vernichtet u. sein Herrscher nach Konstantinopel abgeführt; Achaia unterwarf sich fast ohne Gegenwehr, Thomas floh nach Korfu, u. der Peloponnes ward in demselben Jahre noch dem Türk. Reiche einverleibt. Länger hielt sich die Herrschaft der Abendländer auf den Inseln des Archipels. Den Venetianern gehörte noch Euböa, Kreta, Cerigo, Skarpanto, Syra u. die mittleren Inseln der Cykladen; Skyros, Skiathos u. Skopalos hatten sich aus Furcht vor der Türkengefahr ebenfalls unter den Schutz dieser gewaltigen Seemacht gestellt. Der größte Theil der Cykladen stand noch unter der Dynastie der Crispo auf Naxos, welche als Korsaren gefurchtet waren. Die südl. Inseln an der kleinasiat. Westküste beherrschten die Johanniter von Rhodos aus, die mittleren bildeten das Gebiet der Giustiniani, die nördl. das der Guattilusio. Die Jahre 1456 62 bezeichnen den Zeitraum der Unterjochung der nördl. Inselgruppe durch Mohammed II. Nach wechselvollen Kämpfen fielen Thasos, Samothrake, Imbros, Lemnos, Lesbos in die Hände der Türken, die Bevölkerung ward in die Sklaverei geschleppt u. nur wenige Griechen blieben zurück. Naxos u. Chios wurden den Osmanen zinspflichtig, u. nun begann der Krieg gegen die Venetianer, denen eine Kolonie nach der andern entrissen ward; 1470 ward auch Euböa u. in dem letzten Drittel des 15. Jahrh. auch der größte Theil der Kastelle von Morea, die von den Venetianern während der Kriege mit den Türken wieder besetzt worden waren, aufs Neue von Letzteren erobert. Doch hatte sich erst 1573 die türkische Herrschaft über ganz G. ausgedehnt, nachdem auch die letzten festen Plätze der Venetianer, bes. Nauplia, von diesen abgetreten waren. Venedigs Herrschaft beschränkte sich nur noch auf die Jonischen Inseln u. einige Festungen an der albanesischen Küste.

Die Türken ließen den Griechen ihre Religion u. ihre Geistlichen, welche bei dem Volke bald als Beschützer seiner Freiheiten galten, die sie auch oft mit Erfolg gegen die Pforte vertheidigten. Dabei erhielt sich auch vorzüglich in den Gebirgsländern eine gewisse politische Selbständigkeit, da die Türken griech. Heerführern unter den Namen Armatolen od. Kapitäne den Schutz dieser Provinzen gegen äußere Feinde übertrugen. Doch hielten sich noch einzelne tapfere Bandenführer, Klephten, im Kampfe gegen die Osmanen. Auch die Inseln bewahrten unter türk. Oberhoheit längere Zeit ihre Unabhängigkeit; sie besaßen das Vorrecht, keinen Türken unter sich zu dulden, ihre eigenen Gemeindebeamten zu wählen, Kirchen u. Klöster zu bauen, mit Glocken zu läuten 2c. Nach türk. Rechte hatte der Sultan auf dem Festlande allen Grund u. Boden für sich in Anspruch genommen; nur in wenigen Städten, in Attika u. Euböa, gab es ausnahmsweise Grundbesitzer. Diese Domänen wurden nun von griech. Bauern bestellt, die dafür den Zehnten abgaben. An der Spitze von Morea stand ein Pascha, jede Provinz ward von einem Kadi verwaltet, dem auch die Strafgerichtsbarkeit zustand. Die Vertreter des Volkes waren die Ortsvorsteher, welche alljährlich vom Kadi zusammenberufen wurden u. die Zustimmung zu neuen Steuern gaben. Neben dem Pascha stand ebenfalls ein aus vornehmen Griechen zusammengesetzter Staatsrath, zu dem jede Provinz zwei Vertreter abordnete. Die Inseln standen unmittelbar unter dem Kapudan-Pascha u. waren theils diesem, theils der Favoritsultanin zur Nutznießung überlassen. Die Unkenntniß mit den Verhältnissen, Bedürfnissen u. Sitten des Landes, welche unter den meisten türk. Beamten herrschte, Bestechlichkeit, Härte, häufiger Wechsel der Personen u. drückende Abgaben gaben der Mißstimmung mit der neuen Regierung unter der Bevölkerung immer mehr Nahrung. Dazu kam, daß G. durch die fortwährenden Kämpfe geistig u. materiell ruinirt worden war. Viele tausend Griechen waren in die Sklaverei abgeführt worden, die fruchtbarsten Landstriche verödet, die meisten Schulen eingegangen. Erst in der Mitte des 17. Jahrh. begann durch einen regeren Seeverkehr der Wohlstand des griech. Volkes sich wieder zu heben, doch kam dieser Aufschwung des Handels weit weniger dem Innern des Landes zu Gute, als den Küstenplätzen u. den Kolonien griech. Kaufleute im Auslande.

Der unruhigste Theil G.s war die Maina, in der im 16. u. 17. Jahrh. wiederholt Aufstände ausbrachen u. blutig unterdrückt werden mußten. Die Venetianer leisteten dieser Klephtenbewegung keine direkte Hülfe, da sie durch Handelsvortheile den Türken verpflichtet waren. Als aber unter dem Sultan Ibrahim (1640—48 kräftige Großveziere die Zügel des Reiches führten, da begann der Kampf um Venedigs letzte größere Besitzung in der Levante, um Kreta. Die Hauptstadt dieser wichtigen Insel mußte 1669 kapituliren u. die venetianischen Truppen abziehen. In den nächsten 13 Jahren unterhielten nur die Johanniter u. entschlossene Korsaren den Krieg gegen die Ungläubigen im griech. Archipel. Als aber die Türken vor Wien geschlagen waren, da gedachte auch Venedig sich seine griech. Besitzungen zurückzuerobern; 1685 begann der Kampf in Morea, wo sich schon die Mainoten erhoben hatten; bald fiel der größte Theil dieser Halbinsel in die Hände der Venetianer; Navarino, Korinth wurden erobert, am 21. Sept. 1687 lief die venetian. Flotte im Peiräeus ein u. es begann die Belagerung der Akropolis, bei welcher die bis dahin unverletzten Propyläen u. das Parthenon durch Bomben in Trümmer gelegt wurden. Diese Festung ward genommen, aber nur bis 1688 behauptet. Morea aber ward 1699 im Frieden von Carlowitz von der Türkei an Venedig abgetreten, das in der Zwischenzeit durch Beförderung des Ackerbaues, der Weinkultur u. Seidenzucht viel für die Hebung des materiellen Wohles der Griechen gethan hatte. Ein Theil des griech. Adels, dem die eigene Willkürherrschaft unter dem Schutze des Halbmondes besser behagt hatte als Venedigs strafferes Regiment, schürte selbst den Krieg von Neuem an; 1714 ward er von den Türken an Venedig erklärt u. in den drei Sommermonaten des nächsten Jahres war Morea nach einer überaus grausamen Kriegführung dem Sultan wieder unterworfen; im Passarowitzer Frieden 1718 mußte Venedig auf diese Halbinsel Verzicht leisten. Der altersschwachen Republik war die Lust vergangen, noch länger in die oriental. Frage sich einzumischen. Für sie nahm jetzt Rußland dieselbe auf.

Katharina II. dachte entschieden an eine Eroberung G.s, dessen Bevölkerung durch gleichen Glauben mit den Russen verbunden u. schon Jahre lang durch Emissäre aufgeregt worden war. Unter Fedor Orlow landete 1770 eine kleine russ. Flottenabtheilung in der Maina; mordend u. plündernd rückten die Mainoten gegen Tripolitza, von russ. Offizieren geführt, u. ein Manifest rief die Griechen zum Kampfe für ihre Nationalität u. ihren Glauben auf. Ein Heer von 150,000 Albanesen rückte aber über den Isthmus, die Mainoten zerstoben u. flüchteten in die Berge u. nun begann ein furchtbares Strafgericht in den griech. Städten u. Dörfern. Tausende von Mainoten fielen dem Schwerte, der Pest u. dem Hungertode zum Opfer. Rußland gab 1774 im Frieden zu Kutschuk-Kainardsche die verbündeten Griechen treulos ihren albanes. Peinigern preis, die noch 9 Jahre lang den Peloponnes aussogen u. verwüsteten. Der treffliche Kapudanpascha Hasan mußte selbst die Waffen ergreifen, um diesen zügellosen Horden ihr Räuberhandwerk zu legen. Am 10. Juli 1779 wurden die Albanesen bei Tripolitza geschlagen; 120 Köpfe, darunter der ihres Anführers Rustembei, wurden nach Konstantinopel gesandt, aus andern 4000 ließ er vor den Stadtthoren furchtbare Schädelpyramiden errichten. Die Staatsordnung war in der Maina wieder hergestellt; die Pforte aber brauchte Geld, eine dreifache Steuer wurde auf das entvölkerte u. ausgeplünderte Land ausgeschrieben u. mit der größten Härte eingetrieben. Die Folge davon war eine massenhafte Auswanderung von den Inseln u. dem Festlande, vorzüglich nach Rußland. Ueberall regte sich der Geist des Aufstandes, die vereinzelten Schilderhebungen vermehrten aber nur den Druck u. selbst die Empörung der Inselgriechen unter Lambros Katzonis 1792 hatte keinen Erfolg.

VIII. Der Freiheitskampf der Griechen. Die Franz. Revolution hatte auch auf das griech. Volk ihren gewaltigen Einfluß ausgeübt u. die Hoffnung auf die einstige Befreiung von der Türkenherrschaft wieder erweckt. Reiche griech. Kaufleute im Auslande unterstützten diese nationale Bewegung, u. griech. Gelehrte suchten andere Völker für die „Wiedergeburt" G.s zu begeistern. Auf fremde Mächte konnte sich jedoch das griech. Volk nicht verlassen. Rußland hatte 1770 gezeigt, daß es nur für seine eigenen Zwecke G. in den Kampf mit den Türken zu führen geneigt wäre, Oesterreich hatte den edlen Sänger Rhigas 1798 den türkischen Behörden zum elenden Märtyrertode ausgeliefert. Die Kämpfe der Serben gegen die Türken erschienen auch den Griechen als nachahmungswerthes Beispiel einer Volkserhebung. Dieser Stimmung ward Nahrung verliehen durch einen politischen Geheimbund, die Hetärie der Philiker, welchen 1814 Griechen in Odessa schlossen u. der bald in allen Theilen G.s Anhänger fand. Sein Ziel war die Errichtung eines großgriech. Reiches mit der Hauptstadt Byzanz u. die Vertreibung der Türken vom europäischen Boden. Gewaltig wurde die nationale Begeisterung durch die Kämpfe der Sulioten mit Ali Pascha von Janina erregt. Dieser grausame, rücksichtslose Mann herrschte an der albanesisch-epirot. Küste u. in den Pindus- u. Salambriongebieten, während seine Söhne in den Paschaliks Lepanto u. Morea geboten. Ali's Streben war darauf gerichtet, die ungebildete, rohe Bevölkerung dieser Landestheile zu einer straffen staatlichen Ordnung zu führen, mit dem mittelalterlichen Häuptlingswesen zu brechen u. dem Faustrechte, den Fehden u. Räubereien zu steuern. Den härtesten Stand hatte er gegen die Sulioten (s. d.), ein griechisch-alban. Volk, das sich im 17. Jahrh. vor der osman. Macht in die Kassiopeischen Berge zurückgezogen u. mit den Türken fortwährend den kleinen Krieg unterhalten hatte; in den J. 1790 bis 1804 gelang es Ali, mit grausamer Energie dieses tapfere Gebirgsvölkchen aus ihren Felsennestern zu vertreiben. Tausende flohen ins Ausland u. wußten das Interesse der gebildeten Welt für ihre Sache zu erregen, indem sie ihrem heldenmüthigen Kampfe den Charakter eines nationalen u. religiösen Krieges verliehen. Mit den Klephten in Makedonien

u. Aetolien räumte Ali Pascha 1805—7 auf, u. 1819 fiel die letzte unabhängige christl. Stadt in Epirus, Parga, in seine Hände. Haß gegen die Christen beseelte ihn nicht, er verwandte mit Vorliebe Griechen für die Staatsämter, u. in seinem Heere diente eine Menge griech. Capitani's, die sich in den Kämpfen gegen die Sulioten theilweise für den Befreiungskrieg ihres eigenen Volkes schulten. Ali schaltete in seinen Ländern fast selbständig, u. die große Macht, welche ihm sein energisches Vorgehen verschafft hatte, ward der Grund zu seinem Sturze. Sultan Mahmud II. entzog dem großen albanes. Despoten eine Provinz nach der andern, bis diesem nur noch Janina blieb; um dieses sich zu retten u. seinen Feinden in Stambul begegnen zu können, trat Ali in ein näheres Verhältniß zu den von ihm früher verfolgten Klephten u. zu den Griechen, deren „Hetärie" er kannte; 1820 begann der Krieg mit der Pforte, die ihn als Verräther erklärt hatte; zugleich erhoben sich die Sulioten, die von dem Sultan gegen Ali zurückgerufen worden waren, für denselben, u. es folgte nun ein hartnäckiger Kampf um Janina, in dem die Türken gezwungen wurden, den größten Theil ihrer Truppen aus Morea nach dem N. zu ziehen.

An der Spitze der Hetärie stand Fürst Alexander Ypsilanti, ein schwärmerischer, aber unklarer u. für die Anführung eines Heeres vollständig unfähiger Mann. Da Morea zum Losschlagen noch nicht bereit war, wollte er den Kampf gegen die Türkenherrschaft in Rumänien beginnen, zumal weil er fest auf russ. Hülfe baute, die ihm nie zugesagt worden war, u. die, als er um sie bat, verweigert wurde. Am 7. März 1821 überschritt er mit einer kleinen Schar den Pruth; der Hospodar der Moldau Michael Soutzo trat zu ihm über u. die schwach besetzte Moldau fiel ohne Kampf den Aufständischen zu, die freilich ihre billige Eroberung durch die feige Niedermetzelung türk. Soldaten in Galacz befleckten. Mit ebenso geringer Mühe ward auch die Walachei mit ihrer Hauptstadt Bukarest besetzt. Da erklärte Rußland, daß es auf keine Weise mit den Plänen u. Zielen der rumän. Empörer sympathisire, u. Ypsilanti schwand der Muth, zumal da die Pforte ihre Streitkräfte gegen die Donau in Bewegung setzte. Galacz wurde von den Osmanen eingenommen u. zur Strafe ausgemordet; am 27. Mai rückten die Türken in Bukarest ein. Ypsilanti suchte sein weitverstreutes Heer bei Pitest zu sammeln, brachte auch gegen 8000 Mann zusammen, wurde aber bei Dragatschan 19. Juni geschlagen. Am 27. Juni trat er auf österr. Gebiet über u. ward zuerst auf die Festung Munkacz, später nach Theresienstadt gebracht. Das von ihm schmählich verlassene Heer u. Land suchte sich der Türken mit Heldenmuth zu erwehren, bes. zeichnete sich der Kapitän Georg mit seiner Schar in der Moldau durch ungewöhnliche Tapferkeit aus. Doch wie im Sommer die Walachei, so wurde im Herbste 1821 auch die Moldau wieder unterworfen u. der größte Theil der aufständischen Truppen in vereinzelten Gefechten aufgerieben.

Unterdessen war auch in Morea der Kampf eröffnet worden. Als die meisten türk. Truppen in den epirot. Krieg gegen Ali Pascha abgezogen waren, leiteten die Priester u. die großen Grundbesitzer die Bewegung ein. In das wilde Gebirgsland der Maina kehrte der alte Klephtenhäuptling Kolokotronis aus Zante, wo er in der Verbannung gelebt hatte, zurück, in Patras schürte der Erzbischof Germanos das Feuer. Bald hatte Letzterer mit seinen Freunden Londos u. Laimis meist im Hochgebirge eine kleine Schar geworben, am 4. April 1821 rückte diese in Patras ein, pflanzte das Kreuz auf u. rief in ihrer Proklamation: „Friede den Christen! Achtung den Konsuln! Tod den Türken!" den Aufstand förmlich aus. Die Türken waren von der Erhebung vollständig überrascht worden, u. in der ersten Hälfte des April konnten deshalb auch die Aufständischen vorzüglich im Süden große Fortschritte machen u. eine Anzahl wichtiger Plätze einnehmen. Die Mohammedaner, welche in offenen Plätzen wohnten, wurden getödtet od. zur Flucht in die Burgen u. Festungen genöthigt; von Ydra aus wurde die Inselwelt zum Aufstande aufgerufen u. derselbe durch eine schnell ausgerüstete Korsarenflotte von Eiland zu Eiland getragen. Die Moscheen wurden zerstört, Greuel in Menge verübt. Die südpeloponnes. Insurgenten belagerten unter dem alten Kolokotronis Tripolitza u. schlugen ein türk. Entsatzheer vor den Mauern der Stadt; die Revolution griff weiter über den Isthmus, nach Attika, Makedonien, Albanien u. Euböa; die Akropolis von Athen konnte aber von den Insurgenten nicht eingenommen werden, während der kühne Admiral Miaulis die türkische Flotte am 8. Juni bei Mitylene schlug u. den thrak. u. kleinasiat. Küsten gefährlich wurde. Am 5. Okt. wurde Tripolitza von den Griechen mit Sturm genommen u. 8000 Menschen von den Eroberern erwürgt, doch scheiterte ein Sturm auf Nauplia völlig, u. Ali Pascha wurde von Churschid niedergeworfen u. aus dem Wege geräumt. Zu Ende des Jahres war die Saat der Hetärie überall aufgegangen, im N. bis zum Olympos, im S. bis nach Kreta, wo die Sphakioten die Fahne des Aufstandes erhoben hatten. Die allgemeine Nationalversammlung, die im Herbste 1821 zu Piadha zusammenkam, hatte eine repräsentative Verfassung ausgearbeitet, die freilich für das damalige G. so unpraktisch als möglich war; an der Spitze der Republik stand ein Direktorium von 5 Männern mit Maurokordatos als Präsident; das eben durch Demetrios Ypsilanti gewonnene Korinth ward zur Hauptstadt u. Weiß u. Blau als die neuhellenischen Nationalfarben erklärt. Der Anfang des J. 1822 brachte aber Mißerfolge. Das insurgirte Chios wurde von Kara-Ali auf unmenschliche Weise niedergeworfen, dabei 25,000 Chioten ermordet u. 45,000 in die Sklaverei geschleppt, worauf dann allerdings zur Vergeltung der Admiral Miaulis in der Nacht vom 18. zum 19. Juli die türk. Flotte auf der Rhede dieser Insel in Brand steckte. Auf dem Festlande war der Aufstand auf

Nr. 3207. Bewohner des heutigen Griechenland.

der Halbinsel Chalkidike in nicht minder blutiger Weise unterdrückt worden. In Westgriechenland konzentrirte sich der Kampf um Suli, das Hauptbollwerk der Sulioten, das von 4000 Griechen gegen 17,000 Moslem's heldenmüthig vertheidigt wurde; vergebens rückte Maurokordatos mit einem zumeist aus Philhellenen zusammengesetzten Heere zur Hülfe herbei, er wurde bei Peta am 16. Juli 1822 geschlagen, u. die Sulioten mußten, durch Hunger u. Seuchen schwer heimgesucht, am 9. Aug. kapituliren. Nach Ostgriechenland rückte Mahmud Dramali Pascha; hier hatten die Griechen die Akropolis am 21. Juni zur Uebergabe gezwungen, auf die Kunde des Anrückens eines großen Türkenheeres aber auch 400 Mann von der kriegsgefangenen türk. Besatzung ermordet. Dramali fand keinen Widerstand auf seinem Zuge gegen den Isthmus; er nahm Korinth, von wo die griech. Regierung nach Argos geflohen war, u. entsetzte das von Mainoten belagerte Nauplia, mußte sich aber nach einer Niederlage, die ihm Kolokotronis bei Mykene beibrachte, nach Korinth zurückziehen, wo sein Heer durch Hunger u. Krankheit zu Grunde ging. Mit großer Tapferkeit vertheidigte Maurokordatos u. sein kleines Heer, das sich durch Scharen begeisterter Philhellenen verstärkt hatte, Missolunghi gegen die Türken, ließ die dürftigen Befestigungen ausbessern u. schlug am 25. Dez. einen Sturm der Belagerer mit Glück ab, so daß die Türken am 12. Jan. 1823 abziehen mußten. So waren die Mißerfolge, welche das griech. Heer im Anfang des J. 1822 betroffen hatten, am Schluß desselben theilweise wieder ausgeglichen; als aber die drohendsten Gefahren verschwunden waren, da kam die alte Zwietracht zwischen den einzelnen Oberanführern der Griechen, zwischen den Parteien in der Regierung u. der Landesvertretung u. zwischen dieser u. den Provinzialsenaten wieder zum Vorschein. Ein Glück war es, daß auch von den Türken der Krieg auf dem Festlande 1823 ohne Energie u. einheitlichen Plan betrieben wurde; nur auf Kreta gelang es ihnen durch den Verrath der Sphakioten, den Aufstand niederzuwerfen. Von großer Bedeutung für die Fortsetzung des Krieges war der Abschluß einer Anleihe von 800,000 Pfd. Sterl. in England, deren wirklicher Ertrag sich freilich nur auf 348,000 Pfd. Sterl. belief, u. der Zufluß neuer Streitkräfte aus Westeuropa. Die philhellenistische Bewegung, die vorzüglich von England ausging u. Frankreich, Deutschland u. Italien mit großer Begeisterung erfüllte, bewog viele tüchtige Männer, aber auch eine nicht geringe Anzahl von Abenteurern, nach G. zu gehen, um dort an dem Kriege gegen die Osmanen Theil zu nehmen. Unter diesen war auch Lord Byron (s. d.), der durch seine Gedichte den Enthusiasmus für das tapfere Griechenvolk angefacht hatte. Das J. 1824 änderte die türk. Kriegführung, deren Oberleitung Mehemed Ali, der Vizekönig von Aegypten, übernahm. Der Plan der Aegypter war, zuerst die kriegerischen Inseln des Archipel zu unterwerfen; zwar wurde die Insel Psara erobert u. auf derselben etwa 17,000 Menschen von den Osmanen hingemordet, der griech. Admiral Miaulis schlug aber an demselben Eilande die feindliche Flotte, vernichtete einen großen Theil derselben, u. zwang den Rest, an der kret. Küste die Winterquartiere zu beziehen. Anstatt aber die Streitkräfte in Morea gegen den Angriff Ibrahim Pascha's, des Stiefsohnes Mehemed Ali's, zu organisiren, kam es zwischen der Militärpartei u. der Regierung selbst zum offenen Kampfe, der damit endete, daß der alte Kolokotronis, welcher die Gewalt in seine Hände bringen wollte, gefangen genommen, sein Genosse Odysseus, der mit Osmanen zugleich Attika plünderte, hingerichtet u. die Staatsgewalt Konduriotis u. Kolettis übergeben wurde. Die Einheit war nothdürftig wieder hergestellt, als Ibrahim mit seiner Flotte bei Modon in Messenien landete u. sein Heer von mehr als 12,000 Mann dort ein Lager aufschlug. Selbst Miaulis u. Maurokordatos konnten den Fall der wichtigen Hafenstadt Navarino (18. Mai 1825) nicht verhindern. Ibrahim rückte darauf unter fortwährenden Kämpfen nach Tripolitza, wo er die Griechen in offener Feldschlacht abermals besiegte, stand aber von der Belagerung Nauplia's ab, um das stark befestigte Missolunghi zu nehmen, das von Reschid Pascha vergeblich bestürmt wurde. Die Stadt wurde enger umschlossen, der brave Miaulis konnte ihr von der Seeseite keinen Entsatz bringen, Mangel, Hunger u. Krankheiten zehrten an den heldenmüthigen Vertheidigern. Ein kleiner Theil schlug sich glücklich durch die Reihen der Aegypter, bei diesem Ausfall waren aber die Feinde selbst in die Stadt gedrungen (22. April 1826), u. nun begann eine entsetzliche Metzelei, bei welcher Ibrahim 3000 Griechenköpfe u. 4000 Sklaven als Beute gewann. Der Fall Missolunghi's zog den Sturz der damaligen griech. Regierung u. die Bildung einer neuen unter dem Präsidenten Zaimis nach sich; zugleich wandte sich diese an den britischen Gesandten in Konstantinopel mit der Bitte, England möge bei der Pforte eine freiere Stellung G.s unter der Oberhoheit des Sultans erwirken. Während Ibrahim Morea durchzog, verwüstete u. plünderte u. sich mit den Bergvölkern Arkadiens u. der Maina herumschlug, belagerte Reschid Pascha die Akropolis von Athen, schlug ein Entsatzheer unter Kara-Iskakis am Phaleron u. zwang die Burg zu kapituliren (5. Juni 1827). Nach dem Falle Missolunghi's u. Athens lag das Schwergewicht der griech. Revolution nur noch in Nauplia, Ydra u. der griech. Flotte. In dieser verzweifelten Lage nahmen sich England, Rußland, in dem jetzt Nikolaus zur Regierung gekommen war, u. Frankreich der griech. Sache an. Diese Mächte hatten sich geeinigt (Juli 1827), die Aussöhnung zwischen G. u. der Pforte zu vermitteln; als Grundlagen dieser Aussöhnung waren festgestellt worden: die Oberhoheit der Pforte über G., die Freiheit der Religion u. des Handels, die getrennte u. unabhängige Verwaltung u. die Zahlung eines gemeinsam festzustellenden Tributs von Seiten G.s. Ein Monat wurde den Türken zur Entscheidung über die Annahme dieses Vergleichs zugestanden. Der Sultan, stolz auf seine Siege, lehnte die Anträge der verbündeten Mächte einfach ab, während die Griechen den von letzteren geforderten Waffenstillstand annahmen. England, Rußland u. Frankreich schickten ihre Flotten in die griech. Gewässer, um weitere Seeoperationen der Türken u. Aegypter zu vereiteln. Die Admirale der europ. Mächte beschlossen in den Hafen von Navarino einzulaufen u. dort die ägyptische Flotte zum Abzug zu zwingen. Man hoffte, dies durch eine einfache Demonstration zu erreichen. Am 20. Okt. 1827 kam es aber zur Schlacht; wer den ersten Schuß gethan, ist noch nicht aufgeklärt. Die Verbündeten hatten mit 27 Kriegsschiffen u. 1276 Kanonen gegen 130 mohammed. Schiffe mit 2438 Kanonen u. die Hafenbatterien zu kämpfen. Binnen 4 Stunden war die türkisch-ägyptische Flotte bis auf 29 arg zerschossene Schiffe vernichtet. Diese große Seeschlacht kam bes. England ungelegen, da dieses Reich es zu einem vollständigen Kriege mit der Pforte nicht kommen lassen wollte; die Gesandten der drei Mächte verließen im Dez. 1827 Konstantinopel, u. Rußland erklärte am 28. April 1828 den Krieg an die Türkei. An die Spitze der griech. Regierung war am 18. Januar der Graf **Johann Kapodistrias** getreten, ein feiner Diplomat, der in russ. Staatsdiensten gestanden hatte u. jetzt auch im russ. Sinne wirkte. Da nun Frankreich darauf drang, ein Hülfsheer nach G. zu senden, trat auch England aus seiner reservirten Stellung heraus u. bewog den Vizekönig von Aegypten, Ibrahim aus Morea abzurufen. Ein Heer von 14,000 Franzosen erschien im Aug. 1828 in Morea, um dieser Zusage Nachdruck zu verleihen, u. am 30 Okt. war die ganze Halbinsel von den Osmanen geräumt worden. Morea u. die Cykladen wurden nun auf der Londoner Konferenz am 16. Nov. 1828 unter den Schutz der Westmächte gestellt, während sich der Kampf in Rumelien im Winter 1828/29 langsam fortschleppte. Die fortwährenden Weigerungen der Pforte, auf eine souzeräne Stellung G.s einzugehen, drängten endlich die Westmächte dazu, die Unabhängigkeit G.s unter einem König zu fordern. Die neuen Grenzen wurden festgesetzt u. die Pforte sah sich gezwungen, am 24. April 1830 die neuen Bestimmungen zu billigen. Die Londoner Konferenz trug dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg-Gotha die griech. Krone an, dieser aber lehnte auf Grund eines von Kapodistrias ausgearbeiteten Memoires am 21. Mai diese Würde ab. Die franz. Julirevolution unterbrach die Thätigkeit der Londoner Konferenz auf längere Zeit. Kapodistrias blieb an der Spitze des noch wenig organisirten neuen Staatswesens, ohne das Vertrauen des Volkes zu besitzen, das in ihm einen russ. Agenten glaubte erblicken zu müssen, der von ihm beliebten bureaukratischen Verwaltungsweise abgeneigt war, über Steuerdruck klagte u. darüber murrte, daß der Präsident die Einberufung der Nationalversammlung immer weiter hinausschob. Die Opposition trat schroff auf; Ydra u. die Maina erhoben sich u. der Admiral Miaulis bemächtigte sich am 30. Juli 1831 der abgetakelten griech. Flotte auf der Rhede zu Poros u. ließ sie in Brand stecken, als Kapodistrias russ. Hülfe anrief. Der Präsident selbst wurde am 9. Okt. 1831 von Konstantin Mauromichalis ermordet, als er in die Kirche gehen wollte, u. sein Bruder Augustin Kapodistrias am 20. Dez. von der Nationalversammlung zu Nauplia zum Präsidenten erwählt. Dagegen erhob sich nun die Partei der Rumelioten, an ihrer Spitze Kolettis. Es kam zum Bürgerkriege, u. Augustin Kapodistrias mußte am 9. April 1831 nach Korfu fliehen. Aus beiden Parteien wurde darauf eine Regierungskommission von 7 Mitgliedern gewählt. Unterdessen hatte die Londoner Konferenz den Prinzen Otto von Bayern zum griech. König erwählt u. am 8. Aug. wurde von der Nationalversammlung zu Nauplia diese Wahl bestätigt.

IX. **Griechenland als Königreich.** König Otto kam am 30. Jan. 1833 in Nauplia an, begleitet von einer Abtheilung bayer. Truppen u. von dem Grafen von Armansperg, dem General von Heidegger u. dem Staatsrath Maurer, die bis zu seiner Volljährigkeit die Regentschaft bilden sollten. Eine Amnestie ward erlassen, die bayer. Truppen besetzten ohne Widerstand der verschiedenen Parteien die festen Plätze des Landes, u. ein Ministerium wurde gebildet, in das auch Kolettis u. Maurokordatos aufgenommen wurden. Leider sah sich die Regentschaft gezwungen, bei dem großen Mangel an brauchbaren Persönlichkeiten die neu geschaffenen Beamtenstellen mit Ausländern, vorzüglich mit Deutschen, zu besetzen. Den Rechts- u. Finanzverhältnissen wie dem Schulwesen wurde von Anfang an große Sorgfalt zugewendet u. durch Errichtung eines Gensdarmen-Corps dem Volke eine größere Sicherheit der Person u. des Eigenthums gewährt.

Doch war es vor Allem nothwendig, daß mit bewaffneter Macht gegen die unbeugsamen Klephten in der Maina eingeschritten wurde. Otto erhob 1834 Athen zur Hauptstadt des Landes u. übernahm am 1. Juni 1835 die Regierung selbständig. Um die Griechen näher an den Thron zu ziehen, richtete er einen Staatsrath ein u. gründete 1837 die Universität Athen. Mit diesem Jahre mußte der König auch seinen letzten deutschen Minister Rudhardt entlassen u. von nun an nur noch griech. Minister an die Spitze der Geschäfte berufen. Am meisten erschwerten ihm die Regierung die Diplomaten Englands u. Rußlands, welche G. in polit. Abhängigkeit bringen wollten, u. die sich an diese Mächte anlehnenden Parteien. Die Russen stützten sich auf die Geistlichkeit u. diese wiederum bearbeitete das Volk für einen neuen Krieg mit der Pforte, für die Eroberung von Kreta u. der noch türk. Inseln im Archipel. Zu dieser künstlich erregten Mißstimmung kam noch das Verhalten der Schutzmächte (1843), welche die rückständigen Zinsen von Anleihen forderten u. den König durch scharfe Sparsamkeitsvorschriften in den Augen des Volkes herabwürdigten. Als die letzten deutschen Truppen sich eingeschifft hatten, brach 15. Sept. 1843 der Aufstand in Athen aus; Otto mußte das Ministerium u. zugleich auch die wenigen ihm noch gebliebenen deutschen Beamten entlassen, u. am 16. März 1844 eine neue Verfassung beschwören, welche den Schwerpunkt der Regierung in die Nationalversammlung verlegte u. jene vollständig von den Parteien abhängig machte. Zuerst kam die engl. Partei unter Maurokordatos an das Ruder; die Gegner wußten aber nicht nur auf den Inseln, sondern selbst in Athen Aufstände zu erregen; diese wurden zwar unterdrückt, die Wahlen aber zur Nationalversammlung, bei welchen es an vielen Orten zu Blutvergießen kam, fielen so zu Ungunsten dieser polit. Richtung aus, daß schon im Aug. 1844 ein neues, franzosenfreundliches Ministerium unter Kolettis eingesetzt werden mußte, dem 1847 ein russenfreundliches unter Tzavellas folgte. Das Ueberhandnehmen des Räuberwesens, dem sich viele ehemalige Freiheitskämpfer widmeten, die Schulden des Landes, das trotz des Drängens Englands die Zinsen nur sehr unregelmäßig bezahlen konnte, u. ein Konflikt mit der Pforte, deren Gesandter angeblich von König Otto beleidigt worden sein sollte, die sich aber infolge russ. Vermittelung mit einem Entschuldigungsschreiben des Königs zufriedenstellte, bereitete Otto große Verlegenheiten, die noch vermehrt wurden, als der fanatische Pöbel von Athen am Charfreitage 1847 die Wohnung eines unter brit. Schutze stehenden portug. Juden ausplünderte. England forderte eine große Entschädigung u. erneuerte zugleich das schon früher gestellte Begehren der Abtretung zweier kleiner, aber strategisch wichtiger Inseln an der messen. Küste. Da G. auf dieses Verlangen nicht einging u. Rußland nicht Partei ergriff, legte Großbritannien auf die griech. Flotte zu Poros Beschlag, blockirte alle griech. Häfen u. zwang Otto, wenigstens die Hälfte jener Entschädigungssumme zu zahlen u. andere demüthigende Bedingungen einzugehen, welche sein Ansehen beim Volke außerordentlich schwächten u. zugleich den Haß der Griechen gegen England steigerten. Beim Ausbruch des Russisch-türk. Krieges stellten sich die Sympathien G.s sofort auf russ. Seite, da man hoffte, daß die Türkei jetzt in sich zusammenbrechen u. G. das Erbe mit Rußland theilen werde. Massenhaft strömten Freischaren nach N., wo sich in Albanien ein wilder Gebirgskrieg entwickelte. Mit der Türkei kam es im März 1854 zum offenen Bruche, am 23. Mai erschien eine Flotte der Westmächte im Peiräeus, zwei Tage später landete General Forey mit franz. Truppen, die bis zum 27. Febr. 1857 den Hafen besetzt hielten, u. am 27. Mai 1854 mußte König Otto alle Forderungen der Alliirten bewilligen u. strengste Neutralität versprechen. Die Popularität seiner Regierung war dahin, bei den entsetzlichen Finanzwirren hatte auch nur sehr wenig für die materielle Kultur des Landes geschehen können, u. die italien. Bewegung 1860/61 entzündete auch in G. wieder das Nationalgefühl, das in Otto den Ausländer haßte. Um die Jonischen Inseln mit G. zu vereinigen u. weil man die russ. Pläne in der Orientalischen Frage durchschaut hatte, näherte sich die öffentliche Stimme mehr u. mehr der engl. Politik. Als Aristides Drusios 1862 auf die Königin Amalie einen Mordversuch machte u. die rohe Masse schamlos ihre Sympathie mit diesem Mörder zur Schau trug, zog Otto die Zügel der Regierung schärfer an. Da brach die Militäremeute aus. Das Heer war von jeher unzuverlässig u. ein Spielball der polit. Parteien gewesen. Am 13. Febr. 1862 empörte sich die Garnison von Nauplia. Der schweiz. Philhellene General Hahn warf diesen Aufstand wie auch kleinere Revolten auf einigen Inseln nieder, der König erließ eine Amnestie u. ersetzte das Kabinet Miaulis durch ein liberaleres unter Gennäos Kolokotronis (8. Juni). Die Revolution ward aber am stärksten von den im Ausland lebenden Griechen genährt. Als das Königspaar am 13. Okt. eine Reise nach Morea antrat, erhoben sich die Truppen zu Vonizza (Akarnanien), zu Patras u. am 22. Okt. auch zu Athen. Als Otto u. Amalie am 23. Okt. nach der Hauptstadt zurückkehrten, fanden sie den Kommandanten des Peiräeus ermordet, die Häuser der Deutschen u. das Schloß geplündert, eine provisorische Regierung eingesetzt u. ihre eigene Absetzung von der Nationalversammlung beschlossen. Am 24. Okt. nahm Otto in einer Proklamation von den Griechen Abschied u. kehrte ohne abzudanken nach Bayern zurück, wo er am 26. Juli 1867 gestorben ist.

Nachdem mit Hülfe der Nationalgarde u. der Studenten die aufrührerischen Truppen gezügelt worden u. der General Grivas, der mit seinen Banden von Vonizza gegen Athen vorrückte, zur rechten Zeit gestorben war, dachte die Nationalversammlung an die Wahl eines neuen Königs; die russisch-franz. Partei stellte als Kandidat den Herzog von Leuchtenberg, die engl. Prinz Alfred von England auf, der auch durch Volksabstimmung gewählt ward, die Königskrone aber ausschlug. Auf Vorschlag der Westmächte wählte die Nationalversammlung am 30. März 1863 den Prinzen Georg von Dänemark, auf den dann die Krone durch Traktat vom 13. Juli von den Schutzmächten förmlich übertragen ward. Am 30. Okt. landete Georg im Peiräeus u. zog nach der Hauptstadt, die in den vorhergegangenen Monaten wiederholt der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen der radikalen u. konservativen Partei gewesen war. Es war glückverheißend für den neuen Fürsten, daß er als Morgengabe für die Griechen aus engl. Händen die Jonischen Inseln erhielt. Schon seit 1859 hatte sich auf diesen Eilanden eine Bewegung entwickelt, die auf die Vereinigung mit dem griech. Königreiche hinzielte, u. Ende 1862 war diese Vereinigung auch von Seiten Englands in Aussicht gestellt worden. Am 5. Okt. 1863 faßte die ionische Volksvertretung einstimmig einen darauf bezüglichen Beschluß u. nach weiteren Verhandlungen mit G. kam es zu dem Londoner Traktat am 29. März 1864, nach welchem unter Zustimmung der anderen Schutzmächte Großbritannien auf den Besitz der Jonischen Inseln zu Gunsten G.s verzichtete u. die Neutralität Korfu's u. Paxos erklärt wurde. Die Inseln huldigten im Juni, u. darauf traten 80 ionische Abgeordnete in das griech. Parlament ein. Am 28. Nov. 1864 ward die revidirte Staatsverfassung vom König unterzeichnet. Trotz der Finanznoth, der häufigen Ministerwechsel, der Unsicherheit im Innern u. unzähliger Mängel im Rechts- u. Verwaltungswesen, deren Beseitigung erste Pflicht der regierenden Körperschaften gewesen wäre, trieb die griech. Regierung doch bald im Fahrwasser hoher Politik, als 1866 der sphakiotische Aufstand in Kreta ausbrach. Durch griech. Schiffe u. Freiwillige unterstützt, zog sich dieser jahrelang hin, wiederholte Beschwerden des türkischen Gesandten fruchteten nichts, so daß die Pforte sich genöthigt sah, nach Abweisung ihres Ultimatums 17. Dez. 1868 ihren Gesandten von Athen abzuberufen, die Griechen aus der Türkei auszuweisen, die türk. Häfen für den griech. Handel zu sperren u. in Thessalien eine starke Truppenmacht zusammenzuziehen. Da trat am 9. Jan. 1869 zu Paris eine Konferenz der Großmächte zur Beilegung dieser Differenzen zusammen u. zwang G. zu einer strikten Neutralität u. zur Annahme der gestellten „Deklaration". Die letzten Jahre der Regierung Georg's haben das Land wenig gefördert, zwar ist die allgemeine Wehrpflicht auch in G. eingeführt u. von Athen aus die Anlage mehrerer Eisenbahnen in Angriff genommen

Nr. 3208. Das Schiff des Menelaos. (Malereien aus der Gemäldehalle in Delphi. Nach Pausanias.)

worden, doch leidet das Land unter der Zerrüttung der Finanzen, unter einer Parteiwirthschaft, welche fast jedem Ministerium nur eine Dauer von wenigen Monaten zugesteht, unter einer Demoralisation der Beamten, die meist nichts weiter als straffe Parteimänner sind, u. unter der Unsicherheit des Besitzes u. der Personen, die zeitweise so groß ist, daß selbst in der Nähe der Hauptstadt Räuberbanden ziemlich ungestört ihr Wesen treiben können. — An neueren Werken über die Geschichte G.s seien hier als die bedeutendsten genannt: Grote, „History of Greece“ (4. Aufl., 8 Bde., Lond. 1864; deutsch von Meißner, 6 Bde., Lpz. 1850—57);

Nr. 3209. Haartrachten hellenischer Frauen aus verschiedenen Perioden.

Kortüm, „Geschichte G.s von der Urzeit bis zum Untergange des Achäischen Bundes“ (3 Bde., Heidelb. 1854); Duncker, „Geschichte der Griechen“ (2 Bde., Berl. 1857—62; 4. Aufl. 1874); Droysen, „Geschichte Alexander's d. Gr.“ (Berl. 1833) u. „Geschichte des Hellenismus“ (2 Bde., Hamb. 1836—43); Zinkeisen, „Geschichte G.s vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage“ (4 Bde., Lpz. 1832—40); Finlay, „History of Greece from its conquest by the Crusaders to its conquest by the Turks“ (Lond. 1851; deutsch von Reiching, Tüb. 1853), u. „History of the Greek and Byzantine empires“ (2 Bde., Lond. 1853—54) u. „History of Greece under the Othoman and Venetian dominion“ (Lond. 1854) u. „History of the Greek revolution“ (Edinb. 1861); Mendelssohn-Bartholdy, „Geschichte G.s von der Eroberung Konstantinopels durch die Türken 1453 bis auf unsere Tage“ (Bd. 1: „Von der Eroberung Konstantinopels ... bis zur Seeschlacht bei Navarin“, Lpz. 1870).

Nr. 3210. Helme und andere Kopfbedeckungen nebst Waffen.

Griechische Alterthümer. In dem ältesten Zeitalter, so weit wir auf dessen Zustände aus den homerischen Gedichten schließen können, finden wir an der Spitze der in großer Zahl neben einander bestehenden kleinen politischen Gemeinwesen Könige, deren Amt erblich ist u. als eine göttliche Stiftung gilt; sie sind die obersten Heerführer im Kriege, verrichten das Staatsopfer u. besorgen in Gemeinschaft mit dem Rathe der Edlen (Geronten) die Rechtspflege sowie die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Der König besitzt als solcher ein ihm zugewiesenes Krongut, erhält aber außerdem vom Volke noch anderweitige Gaben u. Gebühren u. im Kriege einen größeren Antheil an der Beute; äußeres Abzeichen seiner Würde ist ein bes. verzierter Stab, das Scepter, das freilich auch Herolde u. Priester tragen. Neben dem Könige nimmt der Stand der Edlen, da er den Rath des Königs bildet, natürlich eine hervorragende Stellung ein, aber ohne daß sich dabei ein schroffer Abstand desselben von den Nichtedlen zeigt. Ein Einfluß auf die Anglegenheiten des Gemeinwesens ist dem Volke nicht eingeräumt; denn die Versammlungen, zu denen das letztere bisweilen von dem König berufen wird, haben nicht den Zweck, auf dem Wege der Abstimmung eine Entscheidung durch das Volk selbst herbeizuführen. Auch ohne eine bestimmte Gesetzgebung ist schon ein einigermaßen geordneter Rechtszustand vorhanden, der auf Sitte u. Herkommen beruht u. zu dessen Aufrechterhaltung nam. die Rücksicht auf die Strafe der Götter beiträgt, unter deren Schutz derselbe steht. Freilich ist die Blutrache dabei noch in Geltung, aber die Blutschuld kann auch durch Zahlung einer Buße an die zur Rache verpflichteten Verwandten gesühnt werden; u. der Rohheit, welche sich in den häufig unternommenen Raubzügen, in der grausamen Behandlung der Leichen getödteter Feinde u. Anderem offenbart, steht auf der anderen Seite als ein schöner Zug die strenge Heilighaltung der Gastfreundschaft gegenüber, die selbst vom Vater auf den Sohn vererbt wird. Auch die Lage der Sklaven ist durch die milde Behandlung derselben eine weniger drückende. Die Ehe erscheint als ein Rechtsgeschäft, indem der Freier dem Vater der Braut einen Preis zahlt, wogegen dieser seiner Tochter eine Aussteuer mitgiebt; die Vermählung wird durch ein mit Opfern an die Götter verbundenes Festmahl u. durch einen Brautzug mit Absingung von Brautliedern (Hymenäen) gefeiert. Monogamie bildet die Regel, u. wie in dem Familienleben die Frau dem Manne gegenüber nicht als bloße Dienerin desselben dasteht, sondern eine geachtete Stellung einnimmt, so wird das Verhältniß der Kinder zu den Eltern durch die hohe Verehrung veredelt, die den Letzteren von Seiten der Kinder gezollt wird. Ein lebhaft entwickelter religiöser Sinn, das Gefühl der Abhängigkeit von den Göttern macht sich durchweg geltend; zahlreiche Opfer von Thieren werden denselben dargebracht u. Weihgeschenke gespendet, u. auf die verschiedenste Weise, wie durch Deutung des Vogelfluges, Auslegung der Träume u. andere Arten der Mantik (s. d. A.) sucht man den Willen der Götter zu erfahren. Die Priester (die indessen keine Kaste bilden) genießen daher auch ein sehr großes Ansehen. Ackerbau u. Viehzucht werden hauptsächlich betrieben, auch von den Edlen, die außerdem fleißig der Jagd obliegen, u. eben so wenig fehlt der Weinbau. Das Bestellen des Landes geschieht mit Rindern od. Maulthieren, das reife Getreide wird mit der Sichel geschnitten u. dann mit Ochsen ausgedroschen, das Mahlen durch Sklavinnen mit Handmühlen besorgt. Einzelne Handwerke sind schon vorhanden, es werden Schmiede, Töpfer, Lederarbeiter u. A. genannt, doch sind auch die Edlen in mancher handwerksmäßigen Thätigkeit geübt u. geschickt genug, um in ihrem Hauswesen derartige Arbeiten selbst auszuführen, ebenso wie für ihre Frauen das Spinnen u. Weben eine Hauptbeschäftigung bildet. Bei der großen Bedeutung, die das Meer für G. hat, ist die Schiffahrt natürlich schon viel betrieben, beschränkt sich aber doch auf bloße Küstenschiffahrt; der Handel ist erst wenig entwickelt u. nur Tauschhandel, denn geprägtes Geld ist noch nicht im Gebrauch. Die Anwendung der Schrift ist noch unbekannt, in gleicher Weise wie die Malerei u. Skulptur, selbst Götterstatuen werden bei Homer nicht erwähnt (Einrichtung des Wohnhauses, s. d. A.); aber Tanz, Gesang u. Saitenspiel sind bereits vielgeübte Künste. Die Kleidung besteht aus einem bis zum Knie reichenden Untergewand (Chiton) u. einem Obergewand (Chlaina), als Fußbekleidung dienen Sandalen, als Kopfbedeckung eine Mütze von Filz od. Leder, die aber meist nur auf Reisen getragen wird, während bei den Frauen ein Kopftuch stehende Tracht ist. In Betreff des Kriegswesens ist hervorzuheben, daß man die Anwendung der Reiterei noch nicht kennt; dagegen kämpfen die Fürsten u. Edlen in einer in der späteren Zeit ungebräuchlichen Weise, auf zweirädrigen von zwei od. drei Pferden gezogenen Wagen, auf denen sich immer noch ein Anderer als Wagenlenker befindet. Die Schutzwaffen (Helm, Schild, Panzer, Beinschienen) sind meist von Erz angefertigt, bisweilen auch von Leder; als Angriffswaffen dienen das eherne Schwert, der Wurfspieß, die gewöhnlich aus Eschenholz gefertigte Lanze, Schleudern u. Pfeile.

Ein in vielfacher Hinsicht wesentlich anderes Bild bieten die Zustände der historischen Zeit. Wie an Stelle des patriarchalischen Königthums, meist nach der Uebergangsperiode einer Tyrannenherrschaft, in den dorischen Staaten eine aristokratische, in den ionischen eine demokratische

Verfassung trat, die aber späterhin theilweise, z. B. in Athen, in eine reine Ochlokratie ausartete, u. schließlich blos in Sparta ein freilich auch dort nur beschränktes Königthum bestehen blieb, ist schon in der Geschichte G.s kurz berührt u. bei den einzelnen Staaten näher erörtert (s. „Athen, Solon“, „Sparta, Lykurg“), desgleichen wie in G., nachdem lange Zeit hindurch die nationale Zusammengehörigkeit des in zahlreiche selbständige Gemeinwesen zersplitterten Volkes außer in der gemeinsamen Sprache u. Religion nur in den Amphiktyonien u. den allgemeinen Festspielen, bes. den olympischen, den einzigen schwachen Ausdruck fand (s. „Amphiktyonien“, „Olympien“, „Pythien“, „Nemeen“, „Isthmien“), u. dann zwar durch den Kampf gegen die Perser ein nationales Bewußtsein zum Durchbruch kam, eine staatliche Einheit damit aber nicht gewonnen wurde. Doch traten einzelne Staaten in nähere Beziehung zu einander, indem der eine den Bürgern des andern durch besondere Verträge manche Rechte ertheilte, z. B. das Recht, mit Angehörigen des ersteren vollgiltige Ehen einzugehen od. in demselben Grundeigenthum zu erwerben; u. wol zwischen allen bestand die Einrichtung der Staatsgastfreundschaft (Proxenie). Unsere Kenntniß von dem in den verschiedenen Staaten bestehenden Rechtswesen, für dessen Ausbildung zu einem gemeinsamen griech. Recht die Verhältnisse natürlich wenig günstig waren, beschränkt sich auf Sparta u. Athen (s. diese Artikel); von den attischen Rechtsinstituten werden aber manche im größten Theile von G. ebenfalls Geltung gehabt haben, so die rechtliche Unfähigkeit des weiblichen Geschlechts, die gleiche Erbvertheilung beim Vorhandensein von mehreren Söhnen, ohne Bevorzugung des Erstgeborenen, die Giltigkeit von Kaufgeschäften erst nach Erfüllung bestimmter rechtlicher Formalitäten, die Ausschließung der Nichtbürger vom Grundbesitz, die Strafe der Vermögenskonfiskation in bestimmten Fällen, die Anwendung der Todesstrafe u. a. m. Volksgerichte, die selbstverständlich nur da bestehen konnten, wo die Verfassung eine demokratische war, gewannen in Athen eine große Bedeutung. Im Familienleben nahm die Hausfrau meist nur eine sehr untergeordnete Stellung ein, u. für die Bildung des weiblichen Geschlechts ward selbst in Athen nur wenig gesorgt. Die Erziehung der Jugend nahm in Sparta u. anderen dorischen Staaten schon in sehr frühem Alter der Staat in die Hand, während sie in Athen bis zum Eintritt in das Jünglingsalter Sache der Eltern war. Zu einem wesentlichen Theile bestand dieselbe in der körperlichen Ausbildung durch die Gymnastik u. in der Bildung des Charakters; auf wissenschaftlichen Unterricht erstreckte sich die öffentliche Erziehung nicht. Namentlich seitdem in den überseeischen Ländern zahlreiche Kolonien gegründet waren (s. „Alte Geschichte G.s“), gelangten in den Seestaaten Schifffahrt, Handel u. Gewerbe zu einer hohen Blüte, die aber auch das Aufkommen des Luxus an Stelle der alten Einfachheit begünstigte; in den anderen Staaten dagegen galt die gewerbliche Thätigkeit für eine des freien Bürgers unwürdige Beschäftigung, ein Grundsatz, der freilich in der Zeit des Verfalls bei der immer mehr überhandnehmenden Verarmung sich nicht mehr festhalten ließ. Hinsichtlich des Kriegswesens ist im Allgemeinen zu bemerken, daß im Kampfe die Hauptbedeutung auf dem schwerbewaffneten Fußvolke (den Hopliten) ruhte, die Anwendung der Reiterei am frühesten in Thessalien, in Athen dann nach den Perserkriegen, in Sparta sogar erst im Peloponnesischen Kriege in Aufnahme kam, sowie daß erst nach diesem Kriege das Söldnerwesen Eingang fand; das Nähere s. bei den Art. „Athen“ u. „Sparta“.

Griechische Kunst. Wenn in irgend einem Gebiete der menschlichen Thätigkeit dem Volke der alten Griechen die Palme zuerkannt werden muß, so ist es das Gebiet der bildenden Künste u. insbes. derjenigen Kunst, die vorzugsweise den Menschen zum Gegenstande ihrer Darstellungen macht: der Plastik. Freilich bedurfte es einer langen Entwickelung u. vieler günstigen Umstände, bis der auf anderen Gebieten schon so früh erwachte Kunstsinn dieses Volkes auch den zu bearbeitenden Stoffen, dem Material der bildenden Künste, seine Aufmerksamkeit zuwandte.

Als die erste Stufe dieser Entwicklung haben wir die Kunstleistungen zu betrachten, welche dem heroischen Zeitalter der griech. Geschichte angehören, insbes. die Epoche des Trojanischen Krieges, also etwa bis zum Anfange des 12. Jahrh. v. Chr. Aus jener frühesten Zeit, in welcher das Urvolk der Pelasger über Griechenland verbreitet war, haben sich noch mehrere Denkmale erhalten, die uns in Verbindung mit den überlieferten Mythen u. Sagen u. mit den Gesängen Homer's hinlängliche Andeutungen über die damalige Richtung der Kunst geben, aus denen freilich hervorgeht, auf wie niedriger Stufe die Kunst des heroischen Zeitalters noch stand, u. daß sie der Kunst des Orients, insbes. der Aegypter u. Kleinasiaten, näher stand als der späteren griech., die erst infolge großer politischer Veränderungen eine völlig neue Richtung annahm. Von den gewiß höchst einfachen Grabdenkmalen der gefallenen Helden, wie sie uns von den homerischen Gesängen beschrieben werden, ist uns freilich fast nichts geblieben, aber von viel wichtigeren Aeußerungen der künstlerischen Thätigkeit, den Burgen u. Herrenhäusern, besitzen wir noch bedeutsame Reste, die uns zeigen, wie diese Burgen von jenen gewaltigen Mauern umgeben waren, die man Kyklopenmauern nannte. Es sind polygone Steinblöcke, Anfangs roh u. kolossal, so daß die Lücken mit kleinen Steinen ausgefüllt wurden, wie z. B. die Mauern von Tiryns (in Argolis), später polygonisch behauen u. genau in einander gefügt, wie die von Argos u. Mykenä. Die Seitenwände der darin angebrachten Thore haben eine schräge, pyramidalische Neigung, ihre obere Bedeckung bildet oft einen stumpfen Giebel. Ein interessantes Thor dieser Art ist das Löwenthor zu Mykenä (Fig. 3218), so genannt von zwei Löwen, die sich als Relief auf dem dreieckigen Stein über der Oberschwelle des Thores befinden. Die Beschaffenheit der meistens auf den Burgen gelegenen Herrenhäuser kennen wir freilich nur aus Homer, dagegen sind uns bedeutende Ueberbleibsel des merkwürdigsten Theils dieser fürstlichen Anlagen erhalten, der Thesauren od. Schatzhäuser, d. i. gewölbte, unterirdische Räume, die zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten bestimmt gewesen zu sein scheinen. Ein solches ist vor Allem das berühmte Schatzhaus des Atreus in Mykenä (Fig. 3216), etwa 15 m. im unteren Durchmesser u. eben so viel in der Höhe, erbaut aus horizontalen Steinschichten, die allmählich nach oben zusammentreten, bis sie sich in einem Schlußstein vereinigen, mit einem Eingang, der ähnlich konstruirt ist wie das dortige Löwenthor. Steinerne Götterstatuen dagegen kommen so gut wie noch gar nicht vor, denn die einfachen Steinpfeiler, die nur ein Symbol der Gegenwart des Gottes sein sollten, verdienen noch nicht diesen Namen, wenn man auch wol einzelne charakteristische Theile der menschlichen Gestalt daran hervortreten ließ. Nur aus Holz schnitzte man schon in der ältesten Zeit viele Götterbilder, die bunt bemalt, mit Gewändern bekleidet u. noch später für sehr heilig gehalten wurden.

Nr. 3211. Wohnzimmer.

Von einer eigentlich griech. Kunst aber können wir erst reden seit der Zeit der sog. Einwanderung der Dorier in den Peloponnes um 1104 v. Chr., die eine große Umwälzung im Volke der Griechen hervorbrachte. Aus dem Norden Griechenlands kommend, unterwarfen sie sich den größten Theil des Landes u. verdrängten aus dem Peloponnes die Jonier, die in Attika eine neue Heimat fanden u. sich in zahlreichen Kolonien Kleinasiens niederließen. Diese beiden Stämme wurden die Hauptrepräsentanten des griech. Geistes: die Dorier im größten Theile Griechenlands u. in den von ihnen nach Unteritalien u. Sizilien gesandten Kolonien, die Jonier mehr im Osten; jene mit ihrem Sinne für strenge Ordnung u. Ebenmaß u. ihrer Neigung zum Ernsten, Feierlichen u. Strengen, fast Harten; diese, mit größerer Weichheit u. Beweglichkeit des Gefühls begabt u. daher den Einwirkungen des Orients leichter zugänglich.

Diese selbständige griech. Kunst, wie sie seit dem Erscheinen der Dorier auftritt, gliedert sich in folgende Zeitabschnitte, die freilich nicht in allen drei Hauptkünsten gleich strenge unterschieden werden können: 1. die Zeit der ersten Anfänge, etwa bis in den Anfang des 6. Jahrh.; 2. die bedeutsame Entwickelung der Kunst bis nach dem Ende der Perserkriege, etwa 460 v. Chr.; 3. die Blütezeit der Kunst bis auf Alexander d. Gr.; 4. von Alexander d. Gr. bis auf die Zerstörung Korinths, 146 v. Chr.; 5. die griech. Kunst in Italien u. ihre Verpflanzung nach Rom.

Eine Charakteristik der griech. Kunst hat mit der Baukunst zu beginnen, die mehr als bei irgend einem anderen Volke hier den übrigen Künsten voranging. Ihre Denkmale sind aber in der ersten Periode nur Göttertempel, denen durch die Dorier ihr bestimmtes, festes Gepräge verliehen wird (über allgemeine Anlage u. Raumvertheilung derselben vgl. den Art. „Baukunst" Bd. II. S. 394) u. deren allgemeiner Charakter der einer vollkommenen Zweckmäßigkeit u. einer edlen Strenge ist. Im Einzelnen aber tragen die Formen noch deutliche Spuren ihrer Abstammung vom früheren Holzbau; auf diesen weisen nämlich die beiden Bestandtheile des Frieses, die Metopen u. die Triglyphen (Bd. II. Taf. XXVIII. Nr. 7). Die verhältnißmäßig dicken Säulen, ohne Basis von ihrem Unterbau (Stylobat) aufsteigend, sind stark verjüngt u. bezwecken durch ihre nicht sehr weiten Zwischenräume (Intercolumnien) den Eindruck der Festigkeit u. Solidität, deren sie bedürfen wegen der auf ihnen ruhenden schweren Last des Gebälks. Das Kapitäl ladet deshalb weit aus, der Kranzleisten springt stark vor u. spricht dadurch die Bestimmung des schützenden Daches aus. Die im Ganzen so imposante Einfachheit der Hauptformen wird durch einige kleine zierende Glieder, häufig vielfarbig geschmückt, angenehm unterbrochen.

Nr. 3212. Musik und Tanz.

Nr. 3213. Häusliches Leben der Frauen.

Neben dieser dorischen Bauart steht als wesentlich verschieden die ionische, deren zierlich leichter u. heiterer Charakter sich in den allgemeinen Verhältnissen der Bauglieder zu einander wie in den Ornamenten ausspricht. Hier sind die Säulen, dem leichteren Gebälk entsprechend, schlanker, verjüngen sich weniger u. haben eine Basis. Die Kapitäle lassen zwar die Form des Dorischen durchblicken, sind aber durch die vorhängenden Voluten (od. Schnecken) verziert (Bd. II. Taf. XXVIII. Nr. 8). Ueberall herrschen statt der vorwiegenden geraden Linien des dorischen Stils die rundlichen, elastischen Formen u. sanften Uebergänge vor; Verzierungen einzelner Glieder sind offenbar aus der Baukunst von Persepolis herübergenommen. Das Alles befähigt den ionischen Baustil zu einer weit größeren Freiheit in der Bildung der einzelnen Theile u. diese zeigt sich nam. in dem Kapitäl, das sich allmählich erweitert u. zu einem Blätterkelch vergrößert, aus dem Blumen u. Ranken herauswachsen, von denen die letzteren sich als leichte Träger der Deckplatte emporwinden. Das ist das korinthische Kapitäl (Bd. II. Taf. XXVIII. Nr. 10), das in der Blütezeit der griech. Baukunst noch selten auftritt, später aber häufiger wird u. in der nach Rom verpflanzten griech. Kunst zur Herrschaft gelangt. Und allmählich beschränkte sich diese Bauart nicht mehr auf die Tempel, sondern auch auf die übrigen monumentalen Gebäude, die Säulenhallen, Basiliken, Gymnasien, Theater u. Odeen, Stadien u. Hippodrome, ja sogar auf die bedeutenderen Privatwohnungen, die, früher so höchst einfach u. dem Glanz der Perikleischen Zeit gar nicht entsprechend, wenigstens seit der Zeit Alexander's d. Gr. mit aller Pracht gebaut wurden (die namhaftesten griech. Tempelbauten s. unter „Baukunst" Bd. II. S. 396).

Die spezifisch griech. Kunst ist die **Plastik** geworden, d. h. die in harten Stoffen (Holz, Elfenbein, Stein, Metall) körperlich bildende Kunst. Der Kreis, in dem sie sich bewegt, ist die Welt der Götter u. Heroen, wie sie aus der besonderen Anschauung der einzelnen Stämme des griech. Volkes hervorgegangen waren u. durch diese das Gepräge bestimmter sittlicher Charaktere erhalten hatten. Freilich fehlt es im Laufe der Zeit nicht an Aufgaben, die zur Darstellung aus dem wirklichen Leben führten, nam. zur Errichtung von Gedächtnißstatuen ausgezeichneter Männer. Aber wenn auch bei diesen die Portraitähnlichkeit beibehalten wurde, so war doch die ideale Auffassung die vorherrschende. Dergleichen Ehrenstatuen erhielten in großer Zahl die Sieger in den gymnastischen Spielen, bei denen dann die Portraitähnlichkeit Nebensache war. In allen diesen plastischen Darstellungen der Götter u. Menschen ist es eine Eigenthümlichkeit der griech. Plastik, die Unterschiede der Formen häufig auch durch Unterschiede der Färbung anzudeuten, also entweder verschiedenartiges Material od. auch wirkliche Färbung anzuwenden. Wie also die älteste Kunst der Heroenzeit ihre Bilder aus Holz schnitzte u. diesem Holzkörper die Extremitäten aus Marmor anfügte (Akrolithen) u. die Gewandung meistens vergoldete, so kam man bereits in der zweiten der oben genannten Perioden zu der Anfertigung sog. chryselephantinischer Werke, d. h. zu Götterbildern, deren hölzerner Kern in den unbekleideten Körpertheilen mit dünnem Elfenbein überzogen ist, während die Gewänder u. gewöhnlich auch das Haar aus getriebenem Goldblech gearbeitet sind. Aber auch wenn die Statue ganz aus Marmor bestand, wurden die Gewänder entweder ganz od. wenigstens am Saume bunt bemalt u. der Marmor erhielt einen enkaustischen Wachsüberzug, ja selbst an den Bronzestatuen wurden die Säume der Gewänder u. die sonstigen Details mit Gold od. Silber eingelegt.

Erst die zweite Periode gewährt uns sichere Nachrichten über einige bedeutende Kunstwerke u. Künstler. Dahin gehören der mit Gold u. Elfenbein eingelegte Kasten der Kypseliden im Tempel der Here in Olympia u. der Thron des Apollon zu Amyklä (s. „Amyklä"), u. als Künstler die Marmorarbeiter Dipönos u. Skyllis, sowie die Erzgießer Kallon aus Aegina, Gitiadas aus Sparta, Kanachos aus Sikyon, Ageladas aus Argos, Kritios u. Hegias aus Athen, von denen die Letzteren bis in die Mitte des 5. Jahrh. hineinragen. Ebenso datiren die meisten der uns erhaltenen Skulpturen zum Theil erst aus der Spätzeit dieser Periode; es sind vor Allem die Reliefs von drei Tempeln in Selinunt auf Sizilien, die viel wichtigeren sog. Aegineten (s. „Aegina"), die nicht lange vor dem Jahre 500 entstanden sein müssen, die Reliefs vom sog. Harpyien-Grabmal von Xanthos in Lykien (im Britischen Museum in London) u. einige Einzelstatuen u. Re-

ließ, die, wenn auch nicht alle in jener Zeit entstanden, doch wenigstens den damals herrschenden, später oft absichtlich nachgeahmten Stil der Strenge u. Starrheit in der Bildung des Körpers od. den der Zierlichkeit u. Gezwungenheit der Bewegungen an sich tragen.

Mit dem Beginn der dritten Periode, der der höchsten Kunstblüte, tritt das aus den Perserkriegen siegreich hervorgegangene Athen in die Mitte der Kunstbewegung. Nach den von der Härte u. Strenge der früheren Kunst noch nicht ganz befreiten Meistern Kalamis, Myron (s. d.) u. A. bringt es einen Künstler hervor, der die Bildnerei, wenigstens in dem von ihm bearbeiteten Fache der Götterstatuen u. der Reliefs, auf eine Stufe erhob, über welche hinaus sie keiner Vervollkommnung fähig war. Dieser Mann war Phidias (geb. um 500, gest. 432), u. sein Ruhm war so anerkannt, daß die künstlerischen Unternehmungen der Perikleischen Zeit sämmtlich von ihm geleitet, u. die ganze Schar der zur Ausschmückung Athens u. seiner Akropolis vereinigten Künstler nach seinen Ideen beschäftigt wurden (s. d. Art. „Phidias"). Nach ihm aber u. während seine vorzüglichsten Schüler in Athen, Agorakritos u. Alkamenes, thätig waren, bildete sich in Argos eine andere große Schule aus, die des Polykletos (s. d.) aus Sikyon, der, um 20 Jahre jünger als Phidias, außer seiner berühmten kolossalen Statue der Here vorzugsweise Erzstatuen von Athleten schuf, es in der Bildung derselben zur höchsten Vollendung in den Proportionen des Körpers brachte u. feste Regeln für die Verhältnisse des menschlichen Körpers aufstellte. Sein bedeutendster Schüler war Naukydes. Von der Thätigkeit der Bildner dieser Zeit zeugen vorzugsweise die noch erhaltenen Skulpturen athenischer Tempel, wie die des Theseus, der Nike Apteros, des Parthenon (s. d.), des Erechtheums u. die der peloponnesischen Tempel, wie die des Zeus in Olympia u. des Apollo in Phigalia.

Eine zweite Blütezeit erlebte in dieser Periode die Plastik bald nach dem Peloponnesischen Kriege, also in den ersten Dezennien des 4. Jahrh. (sog. Neuattische Schule), als Skopas (s. d.) aus Paros u. Praxiteles (s. d.) aus Athen, Beide vorzugsweise Bildner in Marmor, statt des Ernstes u. der Erhabenheit der Göttergestalten, ein stärkeres Pathos u. größeren Reiz der körperlichen Erscheinung anstrebten. Dergleichen hatte der Schule des Phidias fern gelegen. Unter den Göttergestalten waren daher Bakchos, Aphrodite, Eros u. Apollon ihre Hauptgegenstände. Von einem der Beiden, wahrscheinlich von Skopas, rührt auch die berühmte Gruppe der Niobe in Florenz her (s. „Niobe"). An sie schließt sich eine große Reihe von Bildnern an, die im 4. Jahrh. den Höhepunkt der zweiten attischen Schule bezeichnen; es sind nam. Leochares (s. „Ganymedes"), Polykles, Timotheos u. Bryaxis. Aber auch die argivische Schule des Polykletos fand in Euphranor u. Lysippos (s. d.) zwei Nachfolger, deren Ziel wiederum die körperliche Wohlgestalt u. die Darstellung athletischer u. heroischer Kraft war. Letzterer insbes. schuf das späteren Künstlern als Vorbild dienende Ideal eines kräftigen, von seinen Arbeiten ausruhenden Herkules u. erwarb sich außerdem dadurch einen Namen in der Kunstgeschichte, daß er zuerst getreue Portraits von Herrschern seiner Zeit, insbes. von Alexander d. Gr., bildete. Bedeutende Kunstwerke sind uns aus dieser zweiten Blütezeit beider Schulen erhalten, seien es Originale od. Nachbildungen. Dahin gehören, was die athenische Schule betrifft, außer der Niobidengruppe mehrere Statuen der Venus, darunter wahrscheinlich auch die berühmte von der Insel Milo (Melos) im Louvre zu Paris, mehrere des Apollon u. des Eros, auch der sog. Ilioneus in der Glyptothek zu München u., wenigstens als sichere Originalwerke, die Skulpturen vom Tempel der Nike Apteros u. von den choragischen Denkmalen des Lysikrates (Abb. Bd. II. S. 401, Nr. 1312) u. des Thrasyllos, u., aus der argivisch-sikyonischen Schule hervorgegangen, die Nachbildungen jenes Herkules (s. unten) u. des Alexander. Derselben Zeit entstammen auch die im Brit. Museum befindlichen Denkmale von Budrun, dem ehemaligen Halikarnassos, u. die vom sog. Harpagosgrabe von Xanthos.

Nicht ganz auf dieser Höhe hielt sich die griech. Plastik in der nun folgenden (vierten) Periode; vielmehr ließ sie an die Stelle der früheren Naivetät des Schaffens ein absichtliches Streben nach noch größerer Meisterschaft der Technik, nach Effekt u. äußerem Glanze der Erscheinung treten, zu welchem die damaligen äußeren Verhältnisse, nam. das Hofleben der Fürsten, die sich in das Reich Alexander's getheilt hatten, auffordern mochten. Nunmehr überschritt die Kunst die Grenze des eigentlichen Griechenlands u. damit erweiterte sich ihr Horizont u. der Kreis ihrer Stoffe. In Rhodos wurde die Schule des Lysippos durch dessen Schüler Chares fortgesetzt, den Meister des bekannten Kolosses von Rhodos, des Sonnengottes, der, in einzelnen Theilen gegossen, in anderen aus Erz getrieben, in einer Höhe von 30 m. am Hafen stand (nur nicht, wie die Sage will, mit gespreizten Beinen über dem Eingange desselben), aber schon nach 56 Jahren durch ein Erdbeben zu Grunde ging. Wahrscheinlich dieser rhodischen Schule, nicht dem 2. Jahrh. der röm. Kaiserzeit, verdanken wir auch die weltberühmte Gruppe des Laokoon im Vatikan zu Rom (s. „Laokoon") u. die in ihren Dimensionen größte aller antiken Gruppen, die des sog. Farnesischen Stiers (s. „farnesische Kunstwerke", u. Bd. I. Fig. 646). Auch Pergamos u. Ephesos brachten namhafte Künstler hervor, die sich vorzüglich der Darstellung von Kampfscenen gewidmet zu haben scheinen; der sog. sterbende Fechter auf dem Kapitol in Rom u. der Borghesische Fechter im Louvre sind interessante Belege dieser Richtung.

Nr. 3214. Schmucksachen.

Nr. 3215. Vasen und Gefäße.

Gegen die Mitte des 2. Jahrh., also mit dem Beginn der letzten Periode der eigentlich griech. Kunst, erlebte Athen noch eine letzte Nachblüte, in welcher die Bildhauer wie die Erzgießer wieder auf die Leistungen ihrer

großen Vorgänger zurückzugehen u. sich durch das Studium ihrer Werke zu würdigen Schöpfungen zu erheben suchten, denen es freilich, wie in allen Restaurationsperioden der Kunst, an origineller Frische u. Naivetät fehlte. Dahin gehören Kleomenes, Vater u. Sohn, jener der Schöpfer der selbstbewußten Mediceischen Venus in Florenz, dieser der des sog. Germanicus (Statue eines Redners) im Louvre, u. unter den noch vorhandenen Marmorwerken unbekannten Urhebers manche herrliche Werke, die zum Theil noch das Gepräge der edelsten griech. Kunstblüte an sich tragen.

Einen nicht unwichtigen Theil in der Geschichte der Bildnerei machen die Münzen u. die geschnittenen Steine aus. Ihre künstlerische Ausbildung nimmt zwar im Allgemeinen denselben Gang, wie die übrige Skulptur, aber sonderbarer Weise so, daß sie in den griech. Kolonien zu größerer Blüte gelangte als im Mutterlande selbst. Aegina, das uns nach der Mitte des 8. Jahrh. als die älteste Münzstätte genannt wird, begnügte sich, wie die übrigen bald nachher entstandenen Offizinen, mit höchst einfachen Emblemen auf der konvexen Vorderseite der Münzen, während auf dem flachen Revers sich eine Vertiefung zeigte, hervorgebracht durch einen Vorsprung, der die Münze beim Prägen festhielt. Erst in der zweiten unsrer Perioden treten Götterköpfe u. ganze Figuren auf dem Avers ein, u. die Vertiefungen des Reverses erhalten ebenfalls kunstreichere Darstellungen. Athen, das meistens einen Kopf der Pallas u. auf dem Revers ihren Vogel, die Eule, hatte, zeigt diese Bilder sehr lange Zeit

Nr. 3216. Der Eingang zur Schatzkammer des Atreus.

hindurch in strengem, alterthümlichem Stile; auch Argos u. Sikyon haben Münzen mit Bildern von strenger Form; künstlerisch bedeutender sind erst im 4. Jahrh. die Münzen von Arkadien, sowie die der Inseln Naxos u. Kreta. Ungleich mannichfaltiger u. viel ausgebildeter, u. zwar schon in verhältnißmäßig früher Zeit, ist das Münzgepräge der griech. Kolonien in Unteritalien u. Sizilien. Gela, Syrakus u. Agrigent stehen schon im 5. Jahrh. auf einer hohen Stufe u. erheben sich im 4. Jahrh. zu wahrer Meisterschaft. Eben so eifrig wurde diese Kunst in Makedonien u. Thrakien betrieben, wo schon zur Zeit der Perserkriege die Münzen Alexander's I. großes Geschick in der Behandlung zeigen. Auch die Alexander's d. Gr. u. seiner nächsten Nachfolger, die den Avers statt mit einem Götterbilde mit ihrem eigenen Kopfe zu versehen pflegten, sind in Zeichnung u. Ausführung noch sehr sorgfältig, aber schon gegen das Ende des 3. Jahrh. tritt sowol in den makedonischen u. ptolemäischen als in den sizilischen Münzen ein bedeutender Verfall ein, der mit dem allgemeinen Verfall der Kunst in den makedonischen Reichen Hand in Hand geht. — (Ueber geschnittene Steine s. „Gemmen“.)

Ueber die griech. Malerei läßt sich nur aus den beiden Hauptklassen ihrer noch vorhandenen, ziemlich untergeordneten, handwerksmäßigen Leistungen, nämlich aus der Menge der bemalten Thongefäße u. aus den Wandgemälden Pompeji's u. Herculanums — denn andere Ueberreste sind uns so gut wie gar nicht geblieben — ein Urtheil fällen. Danach stand sie in einem verwandtschaftlichen Verhältniß zur Skulptur, u. ist nicht nur insofern als deren Tochter anzusehen, als ihre vollendete Entwicklung ziemlich viel später fällt als die der Skulptur, sondern auch insofern ihre Kompositionen entschieden einen plastischen od. vielmehr reliefartigen Charakter an sich tragen u. ihre Behandlung eine plastische Wirkung erstrebt. Deutliche, bestimmte Entwicklung der Form ist ihr stets die Hauptsache, aber dabei ist auch das Kolorit völlig ausgebildet u. zeigt die Kenntniß des Helldunkels, soweit dieses zur vollkommenen Modellirung der Form nöthig ist. Was aber die Technik betrifft, so waren die Werke der Malerei entweder Wandgemälde (gewöhnlich Fresko), od. Tafelgemälde in Temperafarben, od. in der erst vom 4. Jahrh. an geübten enkaustischen Manier (s. „Enkaustik“ u. „Wachsmalerei“) ausgeführt. Ueber den Entwicklungsgang der Malerei sind die schriftlichen Nachrichten dürftig. Die ältesten derselben, welche auf den dorischen Peloponnes hindeuten, nennen Kimon von Kleonä (in Argolis) als Denjenigen, der zuerst schräge Ansichten seiner Figuren eingeführt u. die Draperie besser behandelt habe. Jedenfalls ist er als Vorläufer des Meisters anzusehen, der in Athen als älterer Zeitgenosse des Perikles u. Phidias die historische Malerei einführte, des Polygnotos, der für mehrere öffentliche Gebäude malte. Sein Hauptwerk waren die in der Lesche (einer Säulenhalle) zu Delphi befindlichen Gemälde: die Eroberung Troja's, die Abfahrt der Griechen u. der Besuch des Odysseus in der Unterwelt; Bilder, die im Vergleich zu der damaligen Ausbildung der Plastik allerdings noch auf niedrigerer Stufe gestanden haben werden. Andere Maler dieser u. der nächstfolgenden Zeit waren Onatas, zugleich Bildhauer, Mikon, Dionysios, Panänos, Bruder des Phidias, der Dekorationsmaler Agatharchos u. Apollodoros, der zuerst die Gesetze der Beleuchtung u. Schattengebung beobachtete. Erst ins 4. Jahrh. fällt die eigentliche Blütezeit der griech. Malerei, herbeigeführt durch die in Ephesos von Zeuxis (s. d.) u. seinem Nebenbuhler Parrhasios (s. d.) begründete Schule. Sie strebte nicht nur nach erhabener Würde (der thronende Zeus des Zeuxis), sondern vor Allem nach sinnlicher Illusion u. äußerem Reiz, bes. in den Frauengestalten (Helena u. Penelope des Zeuxis), zugleich nach vollendeter Rundung der Gestalten u. feinerer Charakteristik. Ein bedeutender Zeitgenosse Beider war Timanthes, von dessen Hauptbilde, dem Opfer der Iphigenia, wir in einem pompejanischen Wandgemälde eine wenn auch mittelmäßige Nachbildung haben. Dieser kleinasiatischen Schule gegenüber steht die von Sikyon, deren Hauptvertreter Pamphilos u. Melanthios ihre Kunst wissenschaftlicher erfaßten u. höchste Genauigkeit der Zeichnung erstrebten. Dahin gehören auch der oben als Bildner genannte, in Heldengestalten ausgezeichnete Euphranor, Aristides, der Darsteller der Leidenschaften, u. Pausias, der in der Enkaustik hervorragende Dekorations- u. Blumenmaler. Sie alle aber übertraf der große Apelles (s. d.), der Zeitgenosse u. Maler Alexander's d. Gr., der alle Vorzüge der ionischen u. der sikyonischen Schule in sich vereinte. Neben ihm stehen als die letzten Ausläufer der Blütezeit der Malerei Protogenes aus Karien, der durch das sorgfältigste Naturstudium ausgezeichnet war, Theon aus Samos u. Nikias aus Athen. Nach ihrem Tode, d. h. mit dem Beginn des 3. Jahrh. v. Chr., gerieth die Historienmalerei, als sie anfing dem einreißenden Luxus der Diadochen u. der asiat. Herrscher zu dienen, in sichtbaren Verfall u. sank zu kleinlicheren Darstellungen u. zu einer Art von Genremalerei herab. Dagegen bildete sich um diese Zeit, bes. durch Sosos aus Pergamos, die Mosaikmalerei sowol aus Stein- als aus Thonwürfeln aus u. erweiterte sich in der Kaiserzeit noch durch die Anwendung von Glaswürfeln, aus denen man auch Mosaikgemälde an den Decken u. Wänden der Zimmer herstellte; ein Kunstzweig, in dem man es zu hoher Vollendung brachte, wie Pompeji u. Herculanum sowie die Ruinen röm. Villen gezeigt haben.

Eine Bestätigung der schriftlichen Nachrichten über die Geschichte der griech. Malerei bietet uns der gewaltige Vorrath von bemalten Thongefäßen (vgl. d. Art. „Gefäße“), welche aus den Gräbern Griechenlands, Kleinasiens, Siziliens, Unter- u. Mittelitaliens, insbes. Etruriens, ans Licht gefördert worden sind, die einzigen aus den Zeiten der wirklich griech. Malerei uns gebliebenen Zeugnisse.

Bei der Frage nach ihrer Klassifizirung u. Zeitstellung sind 1. die sog. ägyptisirenden voranzustellen, welche von blaßgelbem Thon, mit Malereien von schwärzlicher, bräunlicher od. violetter Farbe versehen, arabeskenartige Thierfiguren darstellen, die sich in Streifen um den Bauch des Gefäßes ziehen. Einzelne zeichnen sich aber auch durch menschliche Figuren u. mythologische Darstellungen aus, darunter bes. die sog. Françoisvase im Museum zu Florenz, mit dem Zuge der Gottheiten bei der Vermählung des Peleus u. der Thetis. 2. Die etwa in die erste Hälfte des 5. Jahrh. fallenden Gefäße alten Stils von schönerer, mannichfaltigerer Form, mit schwarzen Figuren auf rothem Grunde. Ihre Darstellungen sind entlehnt aus dem Kreise des Bakchos, der Pallas, des Hermes, des Herakles, des Perseus u. des Trojanischen Krieges; ihr Stil entspricht dem der Plastik in ihrer alterthümlichen Strenge, aber die Figuren sind schlanker u. von

hastiger, gewaltsamer Bewegung. Dieser Klasse gehören z. B. alle den Siegern in den Panathenäen zu Theil gewordenen Preisgefäße von der Form der Amphora an. 3. Noch zahlreicher, in ihren Formen schöner u. in ihrer künstlerischen Entwickelung reicher u. freier ist die Klasse der Vasen mit rothen Figuren auf glänzend schwarzem Grunde, ein Verfahren, das zwar schon gleichzeitig mit dem der schwarzen Figuren auf rothem Grunde ausgeübt worden sein muß, aber doch in seiner weiten Verbreitung späteren Datums ist, so daß diese Klasse der Gefäße sich von ihren frühesten Anfängen an (etwa 480 v. Chr.) bis an den Verfall des ganzen Kunstzweiges, d. h. bis ans Ende des 3. Jahrh. v. Chr., erstreckt. Die älteren zeigen eine große Sicherheit der Gestaltung, eine selbständige Behandlung der Gewänder u. das ganze Gepräge des der griech. Kunst eigenthümlichen Adels; die späteren, etwa der 2. Hälfte des 4. u. der 1. Hälfte des 3. Jahrh. angehörend, sind in ihren Kompositionen u. Ornamenten die reichsten, in der Zeichnung weich u. zart, aber im Schmuck der Gestalten oft überladen. Ihre Darstellungen sind sehr häufig dem mystischen Kultus der Demeter u. des Bakchos entlehnt, od. deuten auf die Bestimmung der Gefäße für den Grabeskultus hin. Noch später werden sie in ihrer ganzen Technik flüchtiger, im Firniß matt u. in den Farben nachlässig (s. die Einleitung zu Otto Jahn's Beschreibung der Vasensammlung zu München 1854).

In Bezug auf die Wandgemälde von Herculanum u. Pompeji, als die zweite Quelle für die Kenntniß der griech. Malerei, s. den Art. „Wandmalerei“. Die meisten derselben gehören zwar schon der nach Italien eingewanderten, also durch die Römer modifizirten Kunst an, tragen aber jedenfalls noch das Gepräge einer echt griech. Kunst u. sind wenigstens in den größeren Kompositionen Nachbildungen älterer Meisterwerke, weshalb sie auch zuweilen in Wiederholungen vorkommen. Trotz mancher Flüchtigkeit der Ausführung ist die Behandlung meistens so geschickt u. geistreich, daß auch aus diesen Nachbildungen der Kunstsinn hervorleuchtet, der das ganze griech. Leben durchdrungen hatte.

Griechische Musik. Von der griech. Musik können wir uns, trotz der ganze Bibliotheken füllenden Untersuchungen, nur ungenügende Vorstellung machen; wir verstehen Tonsystem u. Tonschrift der Griechen nur unvollständig u. sind betreffs ihrer fast ganz auf Hypothesen u. Konjekturen angewiesen. Einig ist man wol jetzt in der Annahme, daß die Musik bei den Hellenen zumeist als die Sklavin der Dichtkunst, als eine Art tonlich bestimmter u. geregelter Deklamation auftrat, u. daß sie bezüglich ihrer Vollkommenheit der bekanntlich in anderen Künsten so weit gediehenen beträchtlich nachgestanden haben dürfte. Wenn scheinbar dem entgegen von großem Beifall die Rede ist, der Sängern u. Instrumentisten zu Theil geworden sei, u. in solchem Zusammenhange des Wortes Musik gedacht wird, so bezeichnet diese bei den Griechen nicht speziell unsre Tonkunst, sondern ist nur eine Kollektivbezeichnung für die Gaben der Musen überhaupt, für eine allgemeine harmonische Durchbildung in Kunst u. Wissenschaft. — Als Erfinder der Tonkunst galten bei den Griechen die Musen Melpomene u. Erato, nach Anderen: Epimetheus u. Prometheus. Unter ihren Fortbildnern werden Apollon, Hermes, Pallas Athene, Bakchos, Orpheus, Amphion, Kadmos, Pan, Midas u. Marsyas genannt. Seit dem 6. Jahrh. v. Chr. brachte man die Töne in Abtheilungen u. trennte Instrumental- u. Vokalmusik. Sakadas war um diese Zeit der Erste, welcher auf der Flöte allein spielte, u. Lasos wird als der Erste erwähnt, der über die Theorie der Musik schrieb. Pythagoras machte sich in allen Zweigen der Musik verdient. Er erfand die Kanonik u. verbesserte die Instrumente u. die Theorie. Nach ihm that sich Damon vorzüglich hervor. Aristoxenos ward der Stifter einer neuen Musikschule. Die Erfindung des chromatischen Klanggeschlechtes schreiben Einige dem Epigonos, Andere dem Timotheos Milesios (357 v. Chr.) zu. Auch Euklides erwarb sich um die mathematische Klanglehre Verdienste (277 v. Chr.), u. der jüngste der griech. Musikschriftsteller war Briennios (zu Anfang des 14. Jahrh. n. Chr.). — Das Tonsystem der Griechen bestand aus einer Reihe von 17 in 5 Tetrachorde (vierstufige Abtheilungen) getheilten Tönen (H-a), denen in der Tiefe ein achtzehnter (*προςλαμβανομενος*) hinzugefügt war, um die Doppeloktave A-a zu vervollständigen. Ferner hatten die Griechen dreierlei Klanggeschlechter, die sich durch die Eintheilung der Töne eines Tetrachords unterschieden: das diatonische, z. B. h, c, d, e; das chromatische, h, c, cis, e, u. das enharmonische, welches durch zwei Vierteltöne u. eine große Terz fortschritt. Nach solchem Systeme war eine Tonleiter in unserem heutigen Sinne nicht möglich, noch viel weniger eine Harmonik, ähnlich der, wie wir sie jetzt besitzen; zugleich kann hier eingeschaltet werden, daß die Griechen eben so wenig wie die Harmonie den Takt kannten — ihnen war der prosodische Rhythmus die Hauptsache. — Bezüglich der Tonarten kommen die meisten griech. Schriftsteller in der Zahl von 15 überein; genau genommen waren es aber nur 12 solcher Tonarten (Modi). Sie entstanden aus 5 ursprünglichen Stammtonarten, welche in der Mitte des

Nr. 3217. Musikinstrumente und Masken.

Systems ihren Sitz, d. h. ihren Hauptton hatten, u. davon immer eine um einen halben Ton höher war als die andere. Es waren diese die dorische, die ionische, die phrygische, äolische u. lydische. Diesen 5 ursprünglichen Tonarten entsprachen 5 in der Unterquarte u. andere 5 in der Oberquarte, so daß jede Stammtonart ihre zwei Nebentonarten hatte, u. zwar die ihr zunächst verwandten, d. h. ihre beiden Dominanten. Auch diese behielten ihre Stammnamen bei, nur mit der hinzugefügten Bezeichnung Hypo (unter) für die Unterquarte u. Hyper (über) für die Oberquarte. Sie heißen also:

Nr. 3218. Das Löwenthor von Mykenä.

Tiefe Tonarten:		Stammtonarten:		Hohe Tonarten:	
Hypodorisch	a.	Dorisch	d.	Hyperdorisch	g.
Hypojonisch	b.	Jonisch	dis.	Hyperjonisch	gis.
Hypophrygisch	h.	Phrygisch	e.	Hyperphrygisch	a.
Hypoäolisch	c.	Aeolisch	f.	Hyperäolisch	b.
Hypolydisch	cis.	Lydisch	fis.	Hyperlydisch	h.

Die griech. Tonzeichenlehre (Semeiographie) enthielt nach Alypius nicht weniger als 1620 Tonzeichen, die aus dem auf alle nur mögliche Weise alterirten großen Buchstaben des griech. Alphabetes bestanden. — An Instrumenten hatten die Griechen: 1. Saiteninstrumente, u. zwar eine Gattung mit freischwebenden Saiten (nach Art unsrer Harfen), die unter dem Gesammtnamen Lyra zusammengefaßt war u. zu der auch wol das Trigonon, das Semikion, das Epigonion u. s. w. gehörten, u. eine Gattung, bei der die Saiten über ein Griffbret gezogen waren (wie bei unseren Guitarren); sie lassen sich unter dem Gesammtnamen Kithara zusammenfassen, u. verschiedene Arten derselben waren: die Phorminx, Sambyke, das Barbiton, die Pandura. 2. Blasinstrumente: a. die Gattung des Aulos, alle Holzblasinstrumente begreifend, auf denen der Ton durch Anblasen, Mitwirkung eines Blattes (einer Zunge) hervorgebracht wurde, wie z. B. bei unseren Klarinetten, Oboen u. s. w., u. welche Tonlöcher, entweder mit dem Finger od. mit Klappen zu verschließende, hatten. Eigenthümlich war der Doppelaulos (Doppelflöte), zwei in einem Mundstück verbundene u. von einem Bläser gleichzeitig geblasene Rohre. b. Die Gattung Salpinx, Blasinstrumente mit trichter- od. kesselartigen Mundstücken, wie unser Horn, unsere Trompete u. s. w. Sie wurden aus Erz od. Eisen verfertigt, das Mundstück aus Knochen, u. hatten mannichfache Gestalten. c. Die Gattung Syrinx, wo der tonerweckende Luftstrahl beim Blasen durch einen entgegenstehenden scharfen Gegenstand, wie z. B. bei unserm Flageolet, getheilt wird. Am bekanntesten ist die siebenröhrige Syrinx od. Panflöte. Zur Gattung Aulos od. vielleicht der Syringen muß noch der Polyaulos, auch Askaules, ein Instrument von mehreren, in einem Windschlauch vereinten Blasröhren, dem Dudelsack ähnlich, u. die Wasserorgel gerechnet werden. 3. Schlaginstrumente, in die drei Gattungen Kymbalon, Tympanon u. Krotalon zerfallend. Die erste Gattung, Kymbalon, begreift Instrumente, wo der Ton durch den Anschlag od. das Wiedereinschlagen durch innere Spannkraft klangfähiger Körper hervorgerufen wird, wie eherne Becken 2c. Die zweite, Tympanon, begreift alle über hohle Körper (Resonanzboden) gespannte Membranen, die durch Aufschlag zum Tönen gebracht werden, wie unsre Pauken. Die dritte Gattung, Krotalon, enthält die Klapper: a. Rasselinstrumente, wie unsere Kastagnetten (bei den Alten zwei durch eine gemeinschaftliche Handhabe verbundene Blechstücke), die von den Aegyptern entlehnten Sistern.

Griechische Mythologie, s. „Mythologie".

Griechische Philosophie, s. „Philosophie".

Griechische Sprache u. Literatur. Die griech. Sprache od. die Sprache der alten Hellenen gehört dem indogermanischen Sprachstamme an, von dem sie zusammen mit dem Lateinischen einen besonderen Zweig, den gräco-italischen bildet; denn sie steht zu dem Lateinischen in einem näheren Grade der Verwandtschaft als zu dem Sanskrit, dem Persischen u. den übrigen indogermanischen Sprachen. Wie die Griechen in verschiedene Stämme zerfielen, so schied sich auch die Sprache nach den Stämmen in mehrere Mundarten: 1. das Dorische, das von den Doriern (im Peloponnes, auf Kreta, in den dorischen Kolonien in Sizilien, Unteritalien 2c.) gesprochen wurde, 2. das Aeolische, die Sprache der Aeolier (in Böotien, Thessalien, dem nördl. Theile der kleinasiatischen Westküste), 3. das Jonische, die Mundart der Jonier (in Attika, in dem mittleren Theile der Westküste Kleinasiens u. auf zahlreichen Inseln des Aegäischen Meeres), welche wieder drei verschiedene Dialekte ausbildete: a. den altionischen od. epischen Dialekt, die Sprache der Gedichte Homer's u. Hesiod's, b. den neuionischen, in welchem Herodot geschrieben hat, c. den attischen, der durch die hohe Bedeutung, welche Athen sowol in politischer Hinsicht als in Bezug auf die Literatur erhielt, der Hauptdialekt u. die Sprache der Gebildeten bei allen Stämmen ward. Aus ihm ging auf diese Weise seit dem 3. Jahrh. v. Chr. als besonderer u. von dem eigentlichen Attischen unterschiedener Dialekt das Gemeingriechische hervor. — **Literatur.** Die I. Periode der griech. Literatur, welche die Anfänge u. die allmähliche Entwickelung der epischen Poesie bei den Joniern umfaßt, ist in Dunkelheit gehüllt; wir hören nur im Allgemeinen von der Entstehung von Liedern religiösen Inhalts, von alten Heldenliedern, von Rhapsoden, die in zunftmäßiger Weise sich mit dem Vortrag solcher Lieder beschäftigten, können aber den Gang der Entwickelung nicht genauer verfolgen. Ein literarisches Denkmal ist aus jener Zeit nicht erhalten. Schon in die II. Periode, welche die Zeit von der Ausbildung des Epos bei den Joniern bis zu den Perserkriegen in sich begreift, gehört das älteste auf uns gekommene Denkmal der griech. Literatur, die beiden in dem kleinasiatischen Jonien (zwischen 900 u. 800 v. Chr. ?) entstandenen u. dem Homeros zugeschriebenen Gedichte Ilias u. Odyssee, in welchen das griech. Epos uns bereits in großartiger Vollendung entgegentritt. Eine wesentlich andere Richtung der epischen Poesie, das religiös-didaktische Epos, kam etwa 100 Jahre nach Homer in dem griech. Mutterlande selbst in Aufnahme u. fand in Hesiodos ihren ältesten Vertreter. Sie blieb aber auf engere Kreise beschränkt, während im Laufe der nächsten Jahrhunderte nach Homer nicht nur eine Reihe von Epikern, die nachher Kykliker genannten Dichter, wie Arktinos von Milet, Stasinos, Lesches von Lesbos (um 660), Agias von Trözen u. der jüngste unter ihnen, Eugammon von Kyrene (um 560), im Anschluß an Homer u. ihn ergänzend die übrigen Theile des trojanischen Sagenkreises behandelten, sondern auch noch andere theilweise ebenfalls zu den Kyklikern gerechnete Dichter den thebanischen Mythus, den herakleischen u. a. zum Gegenstand der epischen Darstellung machten, z. B. Kreophylos von Samos, Kinäthon von Lakedämon, Eumelos von Korinth, Peisandros von Kameiros (um 650). Von den Werken aller dieser Dichter ist aber keins erhalten. Bis zum Beginn des 7. Jahrh. v. Chr. blieb bei den Griechen das Epos die einzige Form der Dichtkunst, dann aber trat, u. zwar ebenfalls bei den Joniern, als die erste Gattung der lyrischen Poesie die Elegie hervor, in welcher der Hexameter des Epos mit dem Pentameter zum Distichon verbunden ist. Kallinos von Ephesos (um 730 ?) od. Archilochos von Paros (um 700) galten im Alterthum als ihre Erfinder, sie haben dieselbe aber nur vervollkommnet; denn ihre Anfänge reichen in die Zeit hinauf, wo das in Phrygien u. Lydien heimische Flötenspiel bei den Joniern Aufnahme fand, welchen Vorgang die Sage an die dunklen Namen des Marsyas, Hyagnis u. Olympos knüpft. An jene beiden ersten bedeutenden Elegiker schlossen sich an der aus Attika gebürtige Tyrtäos, der durch seine Elegien im 2. Messenischen Kriege die Spartaner zum Kampfe anfeuerte, Simonides von Amorgos (Mitte 7. Jahrh.), Mimnermos von Kolophon (um 600), der bedeutendste Dichter der erotischen Elegie, Solon von Athen, der bes. die gnomische Elegie vertritt, sowie Theognis von Megara. Zu der Zeit, in welcher die Elegie bei Kallinos u. Archilochos schon völlig entwickelt erscheint, wurden aber von diesem letzteren genialen u. vielseitigen Dichter durch die Einführung des jambischen, des trochäischen u. des logaödischen Verses der Poesie neue Bahnen eröffnet. Sein Beispiel der Anwendung des Jambus, der zunächst hauptsächlich in Spottgedichten seinen Platz erhielt, fand Nachahmung durch den schon genannten Simonides von Amorgos, dann durch Solon; bes. wichtig aber wurden des Archilochos Neuerungen noch nach einer andern Seite hin. Bei den Doriern ward in der vorhergehenden Zeit nam. durch den in Lakedämon thätigen Lesbier Terpandros, der als Begründer der griech. Kitharodik u. überhaupt als der eigentliche Schöpfer der griech. Musik gilt, ein hoher Aufschwung der musikalischen Kunst eingetreten, u. gleichzeitig damit entstanden, ausgehend von den im Apollokult üblichen religiösen Gesängen mit Musikbegleitung, die Anfänge einer neuen, auf der Verbindung von Dichtung u. Musik beruhenden Gattung, der melischen Poesie, deren Entstehung die Sage mit Orpheus, Pamphos u. Musäos in Verbindung bringt. Derselben war nun erst die Möglichkeit gegeben, sich zu der hohen Blüte zu entwickeln, die sie nicht nur bei den Doriern, sondern auch bei den Aeoliern erreichte. Der erste dorische Meliker von Ruf ist Alkman von Sparta (in der ersten Hälfte des 7. Jahrh.); dann folgte der Sizilier Stesichoros von Himera (Ende dess. Jahrh.), der durch Hinzufügung der Epodos das bisher aus Strophe u. Antistrophe bestehende Melos dreifach gliederte, der ungefähr gleichzeitige Arion, der für den Erfinder des Dithyrambos gilt, späterhin noch Ibykos von Rhegium. Eine andere Richtung als bei den Doriern, deren Melos dazu bestimmt war, von einem Chor zum Chortanz gesungen zu werden, erhielt die Melik durch die Aeolier, bei denen im Anfang des 6. Jahrh. Alkäos, Sappho u. Erinna in der nur auf den Einzelvortrag berechneten Odenpoesie einen neuen Zweig melischer Dichtung ausbildeten; ihnen schließt sich wenig später der Jonier Anakreon von Teos an. Auf dem Gebiete der jambographischen Dichtung schufen dann des Letzteren Zeitgenossen Hipponax von Ephesos u. Ananios noch eine Abart in der choliambischen Poesie, in der zum ersten Mal bei den Griechen die Satire sich zeigt. — Während so die Griechen im 6. Jahrh. auf verschiedenen Gebieten der Poesie thätig waren, ließ die verhältnißmäßige Ruhe, welche infolge der geordneteren Zustände herrschte, auch die Richtung zur Reflexion zur Geltung kommen: es bildete sich eine praktische Lebensweisheit, wie sie sich z. B. in den Sprüchen der Sieben Weisen ausspricht; man gelangte zu der schon zwischen Poesie u. Prosa in der Mitte stehenden Fabel, deren Erfindung einem Zeitgenossen jener Weisen, dem Aesopos, zugeschrieben wird, u. es begann die Philosophie sich zu entwickeln, zuerst als eine reine Naturphilosophie bei den ionischen Philosophen Thales von Milet, Pherekydes von Syros (der auch die ersten Versuche in Prosa gemacht haben soll), Anaximandros, Anaximenes, dann bei Pythagoras auf mathematischer Grundlage u. mit besonderer Rücksicht auf die praktischen Zwecke des Staatslebens, während Xenophanes von Kolophon, der Begründer der eleatischen Schule, u. Parmenides, der bedeutendste unter seinen Nachfolgern, die Einheit u. Unveränderlichkeit des Seins als Prinzip aufstellten. Nicht lange nach der Begründung der Philosophie durch Thales folgten dann, gleichfalls bei den

Joniern, mit den Logographen, den drei Milesiern **Kadmos**, **Dionysios**, **Hekatäos**, **Pherekydes** von Leros u. A.), auch die ersten Anfänge der Geschichtschreibung u. damit der eigentliche Beginn der Prosa; doch kann unter ihnen wol erst Hekatäos (um 500) auf den Namen eines Historikers Anspruch machen. Ebenfalls noch in der letzten Zeit dieser Periode ward der als Mittel zur Verherrlichung der Dionysosfeste dienende Dithyrambos, dessen musikalischer Theil durch Lasos von Hermione (um 500) eine besondere Ausbildung erfuhr, der Ausgangspunkt für eine neue Gattung der Poesie, indem in Attika das Satyrspiel vom Dithyrambos ausgesondert u. von **Thespis** u. **Phrynichos** durch Einfügung von Vorträgen zwischen den Chorgesängen derart umgestaltet wurde, daß hieraus die attische Tragödie hervorgehen konnte. Als theologischer Dichter ist schließlich noch **Onomakritos** (um 520) zu nennen, der in einem umfangreichen Gedicht ein System der orphischen Theologie niederlegte.

III. **Periode. Von den Perserkriegen bis zu Alexander d. Großen.** Von großer Bedeutung für die griech. Literatur wurde der nationale Kampf gegen die Perser; denn wie durch denselben Athen in politischer Hinsicht bald zu hoher Macht u. zur Hegemonie emporstieg, so nahm nun auch die attische Bildung einen großartigen Aufschwung, der diese Periode zu einer überaus glänzenden macht. In der ersten Zeit tritt natürlich neben der Literatur der Attiker die der übrigen Stämme nicht so sehr zurück. Vielmehr wurde bei den Joniern auf dem Gebiete der Geschichtschreibung durch **Herodot** ein bedeutender Fortschritt bewirkt; als Philosophen sind zu nennen **Herakleitos**, **Anaxagoras**, **Leukippos**, **Demokritos**, die Eleaten **Zeno** u. **Melissos**, ferner **Empedokles** von Agrigent, die Pythagoräer **Philolaos**, **Timäos**, **Archytas**, sowie **Alkmäon**, u. durch **Hippokrates** ward eine neue Wissenschaft, die Medizin, begründet; in der Poesie fand zwar das Epos nur wenige Vertreter, wie **Panyasis**, **Chörilos** u. **Antimachos**, allein das Melos brachten **Pindar** u. **Simonides** von Keos zur höchsten Vollendung u. verdunkelten durch ihre Leistungen andere Dichter u. Dichterinnen, wie **Telesilla** aus Argos, **Korinna** aus Tanagra, **Timokreon** von Rhodos, den Gegner des Simonides, **Diagoras** von Melos, des Simonides Schwestersohn **Bakchylides** von Keos, **Praxilla** aus Sikyon. Aber mit dem, was der Sikeliot **Sophron** (um 420) als Nachfolger seines Landsmannes **Epicharmos** auf dem Gebiet des Mimos und **Philoxenos** von Kythera (um 400) in der Dithyrambendichtung leistete, fand die dichterische Thätigkeit der Stämme der Hauptsache nach ein Ende, u. die Herrschaft auch in der Literatur ging auf die Attiker über, die inzwischen in derselben schon zu einer hohen Stufe emporgestiegen waren. Denn nachdem **Aeschylos** (525—456) von dem, was Thespis u. Phrynichos schufen, zur wirklichen Tragödie (meist in der Form von Trilogien od. von Tetralogien, indem bei den letzteren ein Satyrdrama als Schlußstück hinzutrat), fortgeschritten war u. damit die dramatische Kunst begründet hatte, wurde die Tragödie durch ihn, seinen jüngeren Zeitgenossen u. Nebenbuhler **Sophokles** (496—406) u. durch **Euripides** (480—406) zur höchsten Vollendung gebracht, indem diese drei großen Meister die anderen Tragiker neben u. nach ihnen, wie **Aristarchos** von Tegea, **Jon** von Chios, **Achäos** von Eretria, **Agathon**, **Kritias**, **Theodektes**, **Chäremon** mit überragten. Die Komödie, hervorgegangen aus der bei den Doriern, bes. in Megara heimischen u. von dort zu Solon's Zeit durch **Susarion** u. **Mäson** nach Attika verpflanzten rohen Posse, fand in Athen, wo die demokratische Verfassung ihre Entwickelung sehr begünstigte, seit dem Beginn dieser Periode eifrige Pflege durch **Chionides**, **Magnes** **Krates**, die fast gleichzeitig wirkenden Dichter **Kratinos**, **Eupolis**, **Aristophanes**, **Phrynichos**, **Platon** den Komiker, **Pherekrates**, **Ameipsias** u. A., die man zusammen als die Dichter der alten attischen Komödie bezeichnet, u. unter denen Aristophanes die erste Stelle einnimmt. Nach dem Peloponnesischen Kriege machten sich die veränderten politischen Verhältnisse Athens auch bei der Komödie geltend, indem der politische Charakter, den sie vorher gehabt hatte, nun verloren ging; so bei den beiden überaus fruchtbaren Komikern **Antiphanes** u. **Alexis**, bei **Araros**, **Eubulos**, **Anaxandrides** u. den andern Dichtern der sog. mittleren attischen Komödie. Um die Entwickelung der attischen Prosa machten sich die Sophisten (**Gorgias**, **Protagoras**, **Prodikos**, **Hippias**, **Thrasymachos**) sehr verdient, dadurch, daß sie viel für die Rhetorik leisteten u. die ersten Anfänge des grammatischen Studiums begründeten. In der Philosophie aber, in der es ihnen wenig um die Erforschung der Wahrheit zu thun war, fanden sie einen weit überlegenen Gegner in dem tiefsittlichen **Sokrates** (469—399), der durch Einführung einer methodischen Kritik erst der Begründer einer wahren Philosophie wurde. Von seinen zahlreichen Schülern, unter denen auch **Aeschines** der Sokratiker, **Kebes** u. **Xenophon** zu nennen sind, stiftete **Eukleides** aus Megara die megarische Schule, **Aristippos** aus Kyrene die kyrenaische, der Athener **Antisthenes** die kynische, deren berühmtester Anhänger **Diogenes** von Sinope ist, **Plato**, der bedeutendste von Allen, die akademische Schule (die ältere Akademie), der **Speusippos**, **Polemon** u. A. angehören. Für die Entwickelung der Beredsamkeit wurde natürlich Athen, als das dortige demagogische Treiben begann, ein sehr günstiger Boden. Sie erreichte ihren Höhepunkt in **Demosthenes** (gest. 322), der unter den zehn attischen Rednern (**Antiphon**, **Andokides**, **Lysias**, **Isokrates**, **Isäos**, **Lykurgos**, **Hypereides**, **Demosthenes**, **Aeschines**, **Deinarchos**, außer denen noch **Kallistratos** u. **Demades** zu nennen sind) das vollendete Muster eines politischen Redners bildete. In der Geschichtschreibung waren **Thukydides**, der zuerst eine methodische Kritik anwandte, u. **Xenophon** die Hauptvertreter, neben welchen **Ktesias** u. **Philistos**, sowie die aus der rethorischen Schule des Isokrates hervorgegangenen Historiker **Theopompos** u. **Ephoros**, zurücktreten. Auf dem Gebiete der Mathematik sind **Meton** u. **Eudoxos** zu erwähnen.

Nr. 3219. Theater zu Egeste. Nach H. Strack's Restauration.

IV. **Periode. Von Alexander d. Gr. bis auf Augustus.** Von größtem Einfluß auf die Weiterentwicklung der griech. Literatur wurden die Kriegsthaten Alexander's. Durch sie wurde griech. Bildung u. Sprache über den ganzen Orient verbreitet, aber diese mußte sich nun gefallen lassen, in sich aufzunehmen, was bisher den Inhalt der nationalen Literaturen ausgemacht hatte; wie das Griechische die offizielle Sprache wurde in allen den Reichen, die nach dem Zerfall der Macht Alexander's sich im Orient gebildet hatten, so wurde nun die griech. Literatur Gemeingut aller Gebildeten; ihren nationalen Charakter freilich verlor sie, aber sie tauschte dafür den einer Weltliteratur ein, aus der hellenischen wurde die sog. hellenistische Literatur, welche aber ein überwiegend gelehrtes u. wissenschaftliches Gepräge trug u. ihren Hauptsitz nunmehr in Alexandrien, ihr Arsenal in der Alexandrinischen Bibliothek fand (s. „Alexandrinisches Zeitalter“). Zwar stockte die eigene poetische Produktion nicht ganz: die neuere

attische Komödie zeichnet sich noch durch frische lebendige Schöpfungen, wie die Lustspiele ihres berühmtesten Vertreters Menandros (342—290 v. Chr.) aus, die Elegie erweiterte ihr Gebiet u. begann sich auch auf das Erotische zu erstrecken, u. das Idyll od. die bukolische Poesie, welche in kleinen Bildchen Scenen aus dem Leben der sizilischen Hirten zeichnet, wurde in dieser Periode erst geschaffen u. erhielt ihre Ausbildung durch Theokritos von Syrakus (um 280 v. Chr.) u. dessen Nachahmer Bion u. Moschos. Aber im Großen u. Ganzen fehlt den Erzeugnissen dieser Periode die dichterische Weihe, wie zahlreich sie auch waren. Im Heldengedicht ist der bedeutendste Vertreter dieser Richtung Apollonios der Rhodier (240 v. Chr.) mit seiner „Argonautenfahrt"; neben ihm werden als Epiker genannt Rhianos von Kreta (276—195 v. Chr.), der die „Messeniaca" u. „Heracleia" schrieb, Musäos von Ephesos ꝛc. In der Elegie u. der Hymne zeichnen sich aus Kallimachos (um 260 v. Chr.), Hermesianax aus Kolophon, Alexander Aetolos aus Pleuron (um 280 v. Chr.) ꝛc., im Lehrgedicht ragten hervor Aratos aus Soloi in Kilikien (um 272 v. Chr.) mit seinem astronomischen Gedicht „Phaenomena", Nikandros aus Kolophon (um 160 v. Chr.), der zwei medizinische Lehrgedichte verfaßte, Eratosthenes aus Kyrene, der die Geographie dichterisch behandelte ꝛc.; die Tragödie u. das Satyrspiel fanden ihre Pflege durch das sog. Alexandrinische Siebengestirn (s. d.), die Satire handhabten Menippos, der Schüler des Diogenes, u. Meleager von Gadara (um 60 v. Chr.), der Erste, der eine Anthologie veranstaltete, u. als bes. beliebte Gattungen der Poesie bildeten sich aus das Epigramm u. die Parodie, letztere bes. vertreten durch Timon aus Phlius (um 300 v. Chr.), der in seinem philos. Lehrgedicht „Silloi" die dogmatischen Philosophen bekämpfte, u. schließlich sogar die Zote, welche hauptsächlich durch Sotades (3. Jahrh.) aus Maronea in Thrakien in Schwung kam.

Von weit größerem Umfange als die poetische ist die prosaische Literatur dieses Zeitraumes, welche fast sämmtliche Zweige des menschlichen Wissens in ihren Bereich zieht u. gelehrter Behandlung unterwirft. In dieser Beziehung vermochte Athen neben Alexandrien sich noch zu behaupten, insofern die Philosophie noch immer hier ihren Hauptsitz hatte u. besondere Pflege fand, in den fünf geschlossenen Schulen der Akademiker (gestiftet von Platon, fortgeführt von Speusippos, Xenokrates, Krates ꝛc.), Peripatetiker (Aristoteles, s. d.), Stoiker (Zenon, Chrysippos ꝛc.), Epikuräer (s. „Epikuros") u. Skeptiker (begründet von Pyrrho aus Elis, 376—288 v. Chr.), u. auch die Rhetorik in Athen noch immer am besten vertreten war, nam. durch Thrasymachos von Chalkedon (um 400 v. Chr.), Anaximenes von Lampsakos (um 350 v. Chr.), Demetrios von Phalerä (um 320 v. Chr.) ꝛc. Dagegen blühten in Alexandrien nam. die Grammatik (s. d.), vertreten durch Aristophanes von Byzanz (um 260 v. Chr.), Zenodotos aus Ephesos (um 280 v. Chr.), Aristarchos aus Samothrake (um 170 v. Chr.) u. A., u. die Naturwissenschaften in allen ihren Zweigen: die Geographie fand ihren wissenschaftlichen Begründer in Eratosthenes (s. d.), die Mathematik wurde von der Philosophie abgelöst u. zur selbständigen Wissenschaft erhoben durch Euklides (s. d.), Archimedes (s. d.), Heron (s. d.), die Astronomen Aristarchos von Samos (um 270 v. Chr.) u. Hipparchos von Nikäa (gest. um 125 v. Chr.); die Harmonik u. Musik förderte Aristoxĕnos aus Tarent (geb. 350 v. Chr.), die Naturgeschichte bearbeitete des Aristoteles Schüler Theophrastos aus Eresos auf Lesbos (geb. um 370 v. Chr.) u. die Medizin wies die ersten großen Anatomen auf in Herophilos von Chalkedon (um 260 v. Chr.) u. Erasistrătos von Keos (um 300 v. Chr.). Die Geschichtschreibung fand überreichen Stoff in den großen zeitgenössischen Begebenheiten, doch ist nur ein größeres Werk u. auch dieses nur in Bruchstücken erhalten: des Polybios von Megalopolis (s. d.) allgemeine Geschichte vom zweiten Punischen Kriege bis zur Eroberung Makedoniens. Eine Zusammenstellung der griech. Mythen endlich gab Apollodōros aus Athen in seinem Sammelwerke „Bibliotheca" (um 140 v. Chr.).

V. Periode. Von Augustus bis Justinian. Wie in der vorigen Periode, behauptete auch in dieser Alexandrien ruhmvoll seinen Platz: den vorhin genannten Grammatikern schließen sich Didymos, Apion, Tryphon (sämmtlich 1. Jahrh. v. Chr.), Diogenianos u. Nikanor, Apollonios Dyskolos u. sein Sohn Herodianos (unter Hadrian) u. A. nicht unwürdig an; die Naturwissenschaften finden fortdauernde Pflege durch die Mathematiker u. Astronomen Theon aus Smyrna, Claudius Ptolemäos, Nikomachos von Gerasa, Kleomedes (sämmtlich im 2. Jahrh. n. Chr.), Diophantos, Pappos u. Theon, Alle aus Alexandria (4. Jahrh. n. Chr.) ꝛc., u. an namhaften Aerzten begegnen wir Dioskorides (s. d.), Rufus von Ephesos u. Aretäos aus Kappadokien (unter Trajan), Soranos aus Ephesos (um 100 n. Chr.), Galenos (s. d.), Oribasios aus Pergamum (um 400 n. Chr.) u. A. Auch Athen blieb noch während dieses Zeitraumes die hohe Schule der im höchsten Ansehen stehenden Rhetorik, bis Justinian die athenischen Schulen schloß. Aber daneben macht sich die Bedeutung Roms als Hauptstadt des Weltreiches auch für die griech. Literatur geltend, es wurde ein Sammelpunkt der griech. Gelehrten u. Schriftsteller. An namhaften Rhetoren dieses Zeitraumes werden genannt die unter Augustus lebenden Dionysios von Halikarnassos, Cäcilius von Kale Akte in Sizilien, Apollodoros von Pergamon, Lehrer des Kaisers Augustus, u. Theodoros von Gadara, der in Rhodos einer Schule vorstand; aus späterer Zeit Hermogenes aus Tharsos, der um 160 n. Chr. in Rom lehrte, Longinos aus Athen, später Rathgeber der Königin Zenobia von Palmyra u. auf des Kaisers Aurelianus Befehl 273 n. Chr. hingerichtet, Apsĭnes aus Gadara, der im 3. Jahrh. n. Chr. in Athen als Lehrer wirkte u. A. Und aus den Rhetoren entwickelten sich seit dem 2. Jahrh. die neueren Sophisten, die im Reiche umherzogen u. über die verschiedensten Gegenstände improvisirte Vorträge hielten. Vertreter dieser Richtung waren Aelius Aristides aus Hadrianopolis (129—189 n. Chr.), Priester des Asklepios in Smyrna, Chrysostomos Dio (s. d.), Philostratos aus Lemnos (im 3. Jahrh.), Maximus von Tyros, der unter den beiden Antoninen u. Commodus in Athen u. Rom lehrte, u. sie Alle überragend Lukianos (s. d.). Nicht ohne Bedeutung war die Geschichtschreibung dieses Zeitraumes, welche Namen wie Diodoros (s. d.), Dio Cassius (s. d.), Nikolaos von Damaskus, der unter Augustus seine allgemeine Geschichte schrieb, Dionysios aus Halikarnassos (s. d.), Plutarchos (s. d.), Flavius Josephus (s. d.), Appianus (s. d.), Arrianos (s. d.), Herodianos (170—240 n. Chr.) ꝛc. An poetischen Leistungen dagegen brachte die Zeit nur wenig hervor, wenn man von dem fortwährend gepflegten Epigramm absieht; erst gegen Ende der Periode trat ein Epiker von einiger Bedeutung auf, der Aegypter Nonnos von Panopolis (um 400 n. Chr.), der als Heide den Bakchos in einem heroischen Gedichte feierte, später als Christ eine poetische Paraphrase des Evang. Johannis lieferte; von geringerem Werthe sind die Epen seiner Landsleute Tryphiodoros (6. Jahrh.), der eine Odyssee u. eine Einnahme von Ilion schrieb, u. Koluthos (6. Jahrh.), der den Raub der Helena episch behandelte. Als Ersatz aber für das fehlende Epos brachte dieses Zeitalter eine ganz neue Gattung auf, den Roman u. die Novelle, durchweg erotischer Natur. Beispiele sind die „Babylonischen Geschichten" des Syrers Jamblichos (2. Jahrh.), die „Aethiopischen Geschichten" des Heliodoros aus Emesa, Bischofs zu Trikka in Thessalien (4. Jahrh.), der schlüpfrige Roman „Daphnis u. Chloe" des Longos (4. od. 5. Jahrh.), die Geschichte von „Anthia u. Abrokomes" des Xenophon von Ephesos (5. Jahrh.) u. „Leukippe u. Klitophon" von Achilles Tatios aus Alexandria (um 400 n. Chr.). Dem Roman verwandt sind die erotischen Briefe, eine wichtige Quelle für die Kulturgeschichte, welche Alkiphron (um 150 n. Chr.) u. Aristänetos aus Nikäa (4. Jahrh.) in die Literatur einführten. — Eine besondere Thätigkeit entwickelte dieses Zeitalter im Sammeln von Notizen des mannichfachsten Inhaltes, womit in der vorigen Periode Apollodoros bereits den Anfang gemacht hatte. Die wichtigsten hierher gehörigen Werke sind die Sammlungen des Claudius Aelianus aus Präneste (3. Jahrh. n. Chr.), die „Deipnosophistae" des Athenäos aus Naukratis in Aegypten (um 300 n. Chr.) u. die Excerptenwerke „Eclogae" u. „Anthologion" des Makedoniers Johannes Stobäos (5. Jahrh.). Als archäologischer Reisebeschreiber endlich ist zu nennen Pausanias (um 170 n. Chr.).

VI. Periode. Von Justinian bis zur Eroberung Konstantinopels. Es ist dies die Periode des völligen Verfalles der griech. Literatur; ging doch in dieser Zeit selbst der Name „Hellenen" unter, um durch „Rhomäer" ersetzt zu werden. Alexandrien hörte auf, ein Sitz hellenischer Bildung zu sein, seit die Araber die Stadt einnahmen; Rom war der Schauplatz feindlicher Einfälle geworden u. zur Provinzstadt herabgesunken; Dichter u. Gelehrte flüchteten nach Byzanz, wo zwar mehrere Kaiser als eifrige Beförderer der Wissenschaft u. Kunst sich hervorthaten, aber doch der verkommenen Dichtung nicht wieder aufzuhelfen vermochten. Nicht nur inhaltlich machte sich dieser Verfall geltend, auch die Form wurde vernachlässigt, ganz unklassische Elemente drangen ein, wie der Reim der Romanen, der Hexameter begann durch den sog. politischen Vers, d. h. den nach dem Accent gemessenen siebenfüßigen Jambus, verdrängt zu werden. Zudem trat die ganze Literatur in den Dienst des Kaiserhofes, wurde von diesem dirigirt u. nahm infolge dessen einen Ton der Unterwürfigkeit u. kriechender Schmeichelei an, der es rechtfertigt, wenn wir noch heute derartiges Wesen mit der Bezeichnung „byzantinisch" u. „Byzantinismus" brandmarken. — Die Grammatiker setzten auch in dieser Periode ihre Thätigkeit fort, ja dieselbe wurde bei dem Verfall, in den die Sprache gerathen war, nun besonders wichtig u. führte zur Abfassung von Kommentaren, Wörterbüchern u. Excerpten aller Art. Von den Männern, die nach dieser Richtung hin thätig waren, seien genannt der Patriarch Photios (gest. 890), der eine „Bibliotheca" od. „Myriobiblos" schrieb; Kaiser Konstantinos Porphyrogennetos (geb. 905, gest. 959), der das Ceremonial des Kaiserhofes zum Gegen-

stande seiner schriftstellerischen Thätigkeit machte, u. die Kaiserin Eudokia Makrembolitissa (s. d.); Konstantinos Kephalas veranstaltete Anfang des 10. Jahrh. eine neue griech. Anthologie, ebenso wie um 1320 der Mönch Maximus Planudes; in der Lexikographie ragen hervor Suidas (s. d.) u. Thomas Magister (Theodulos) im 14. Jahrh., u. als Kommentatoren älterer Dichter haben sich einen Namen gemacht Eustathios, Lehrer der Rhetorik u. seit 1155 Erzbischof von Thessalonich, der Homer, Pindar u. Dionysios Periegetes kommentirte, Tzetzes (s. d.) im 12. Jahrh u. Moschopulos, welcher zur Zeit der Eroberung Konstantinopels dort lebte. Eine ganz besondere Pflege fand die Geschichtschreibung, die sich übrigens auf das griech. Kaiserthum als Objekt beschränkte. Diese Historiker, die man unter dem gemeinsamen Namen der Byzantiner zusammenzufassen pflegt, sind freilich nur in ganz wenigen Fällen zu einer großen Auffassung der Geschichte gelangt, sind aber immerhin als einzige Quelle unserer Kenntniß jenes Weltreiches von großer Bedeutung. Daß zuweilen auch einzelne hervorragende Ereignisse eine poetische Darstellung fanden, ist natürlich; erwähnt seien unter den Verfassern derartiger historischer Gedichte der Diakon Gregorios von Pisidien, der die Kriegsthaten des Kaisers Heraklios gegen die Perser in der ersten Hälfte des 7. Jahrh. im Gedichte feierte, der Diakon Theodosios, der im 10. Jahrh. ein Epos über die Eroberung Kreta's durch Nikephoros Phokas schrieb, u. Konstantinos Manasses, der um 1150 eine gereimte Weltchronik von der Erschaffung der Welt bis auf Alexios Komnenos verfaßte. Aller literarischen Thätigkeit aber machte die Eroberung Konstantinopels 1453 ein jähes Ende, welche die Träger der Literatur ins Ausland trieb. Ueber die weiteren Schicksale der griech. Literatur seitdem s. „Neugriechische Literatur". Vgl. Schöll, „Geschichte der griech. Literatur" (deutsch von Schwartze u. Pinder, 3 Bde., Berl. 1828–30); Bernhardy, „Grundriß der griech. Literatur" (3 Bde., 3. Bearbeitung Halle 1861—72); K. O. Müller, „Geschichte der griech. Literatur bis auf das Zeitalter Alexander's d. Gr." (2 Bde., 2. Aufl. 1857); Munk, „Geschichte der griech. Literatur" (2 Bde., 2. Aufl., Berl. 1862—63); Bergk, „Griech. Literaturgeschichte" (Bd. 1, Berl. 1872).

Griechische Kirche. Die Spaltung der abendländ. (röm.) u. der morgenländ. (griech.) Kirche hat ihren uralten Grund in der Eifersucht zwischen den röm. Bischöfen u. den Patriarchen von Konstantinopel, weniger in Lehrverschiedenheiten. Trotz der Gleichstellung beider Bischofssitze auf dem Konzil zu Chalcedon (451) waren die schwachen Patriarchen immer mehr von den klugen Bischöfen zu Rom überflügelt worden. Der Zwiespalt brach immer von Neuem aus u. wurde unheilbar seit dem 2. Konzil zu Konstantinopel (692), auf welchem die Griechen einige Beschlüsse durchsetzten, welche die röm. Päpste verwarfen. Dennoch arbeitete man noch Jahrhunderte lang an einer Wiedervereinigung, bes. seit die durch die Mohammedaner bedrängten oströmm. Kaiser die Hülfe des Abendlandes bedurften, aber immer vergebens. Schon der Patriarch Photius belegte 867 den Papst Nikolaus als Ketzer mit dem Bann; der Patriarch Michael Cerularius machte die Spaltung vollständig, indem er eine von den päpstlichen Gesandten auf den Altar der Sophienkirche niedergelegte Exkommunikationsschrift mit einer Verdammung der ganzen abendländ. Kirche erwiderte (1054). Spätere Unionsversuche, wie auf dem Konzil zu Lyon (1274) u. zu Florenz (1439), scheiterten jedesmal wieder an dem tiefeingewurzelten Haß beider Kirchen u. wurden nach der Eroberung Konstantinopels (1453) durch die Türken auch nicht wiederholt. Während dieses Zeitraums hatte die G. K. auch im Innern verschiedene Erschütterungen überstanden; zuerst den sog. Bilderstreit (726—842), aus dem die Verehrer der Heiligenbilder siegreich hervorgingen, dann den Kampf gegen die ketzerischen Paulicianer (815 bis 871). Einen starken äußeren Zuwachs erhielt sie dagegen durch die Bekehrung der östl. Slaven, so der Chazaren in der Krim (seit 850), der Bulgaren (seit 861) u. vor Allem der Russen (seit 988). Was die innere, geistige Entwickelung betrifft, so begann um die Mitte des 9. Jahrh. eine unerwartete zweite Blüte der griech. Literatur (das sog. „byzantinische Zeitalter" derselben), die sich allerdings mehr auf gelehrte Erneuerung älterer Literaturwerke als auf eigne Schöpfungen erstreckte. Doch hat sich dieser byzantinische Eifer, im 11. u. 12. Jahrh. bes. durch das hochsinnige Kaiserhaus der Komnenen angefacht, bis zur Zerstörung des Reichs 1453 erhalten u. auch für das Abendland Schätze gerettet, die ohne dies in der Barbarei des Mittelalters verloren gegangen wären. Der Sitz dieser Bestrebungen war neben Konstantinopel bes. Thessalonich; die berühmtesten Häupter derselben sind der Patriarch Photius (gest. 891), Michael Psellus (gest. 1106), die Bibelausleger Theophylakt (um 1100) u. Euthymius Zygadenus (nach 1100), der Bischof Nikolaus von Methone (um 1150), der Erzbischof Eustathius von Thessalonich (gest. 1194), ein bedeutender Kenner der klassischen Literatur, u. der edle Mystiker Nikolaus Kabasilas, Erzbischof von Thessalonich, im 14. Jahrh. Seit der Eroberung von Konstantinopel verfiel die G. K., obwol von den Türken anerkannt, immermehr in Erstarrung, wie sie überhaupt schon von Anfang an eine merkwürdige Zähigkeit in der Festhaltung des Alten bewiesen hatte, bis auf die kleinsten Gebräuche des sehr umständlichen Gottesdienstes herab. Die Versuche der Lutheraner, nach der Mitte des 16. Jahrh. die Griechen für die Reformation zu gewinnen, blieben erfolglos. Einen kräftigeren Aufschwung nahm nur die Russ. Kirche. Dieselbe hatte sich schon frühzeitig unter dem Metropoliten von Kiew ziemlich selbständig gemacht; 1588 erlangte der Letztere von dem Patriarchen Jeremias von Konstantinopel die Anerkennung als selbständiger fünfter Patriarch (neben Konstantinopel, Antiochien, Jerusalem u. Alexandrien). Seitdem hat sich die

Nr. 3220 u. 3221. Bischof u. Pope der Griech. Kirche im Ornat.

„orthodoxe" Kirche Rußlands zu einem mächtigen Organismus entwickelt, die Verdrängung aller andern Bekenntnisse im Russ. Reiche angestrebt, allerdings auch bis auf den heutigen Tag mit zahllosen, zum Theil selbst verbrecherischen Sekten zu kämpfen gehabt. Seit den griech. Befreiungskriegen erhob sich auch die Kirche von Hellas (Königreich Griechenland) wieder aus ihrem tiefen Verfall. Dagegen stecken die Mönche der orientalischen Griechenklöster meist noch tief in Unwissenheit u. Roheit.

Nr. 3222 u. 3223. Diakon u. Unterdiakon der Griech. Kirche im Ornat.

Wir lassen dieser allgemeinen Uebersicht über die äußere Geschichte der G. K. noch eine kurze Darstellung der wichtigsten Lehren u. der gegenwärtigen Statistik folgen. Die Hauptquelle des griechisch-katholischen Lehrbegriffs ist die „Quelle der Erkenntniß" des Mönches Johannes Damascenus (gest. 760 zu Jerusalem), bes. deren dritter Theil, „die genaue Darstellung des orthodoxen Glaubens". Auf dieser beruht das „orthodoxe

Bekenntniß der morgenländ. kathol. u. apostol. Kirche", welches, von dem Metropoliten Petrus Mogilas zu Kiew zunächst für die Russ. Kirche aufgesetzt, 1643 u. nochmals 1672 auch von den vier übrigen Patriarchen genehmigt wurde. Wie die Röm. Kirche beruft sich die Griech. auf Bibel u. Tradition als Quellen der Wahrheit, hat Bilder- u. Reliquiendienst, sieben Sakramente (das Abendmahl unter beiderlei Gestalt) u. eine große Zahl von Ceremonien mit der Röm. Kirche gemeinsam, verwirft aber den Ausgang des heil. Geistes von Vater u. Sohn (statt vom Vater allein), die Lehre vom Fegefeuer u. das unbedingte Cölibat; denn wenigstens den Priestern u. Diakonen ist einmalige Ehe gestattet. Die äußere Ausbreitung der Griech. Kirche stellt sich in runden Zahlen gegenwärtig folgendermaßen dar. Unter dem Patriarchen von Konstantinopel steht die europ. Türkei u. Kleinasien mit ca. 80 Metropolitanbischöfen, unter dem zu Antiochien 13, unter dem zu Jerusalem 8, unter dem zu Alexandrien 1 Bischof; unter türk. Herrschaft überhaupt ca. 12 Mill. Seelen; das Königreich Griechenland zählt unter ca. 35 Bischöfen 1 Mill. Seelen; die Russ. Kirche, seit 1721 unter der Gesammtverwaltung der „heil. Synode" zu Petersburg zählt 5 Metropolitanbischöfe (zu Petersburg, Kiew, Nowgorod, Kasan u. Tobolsk), 20 Erzbischöfe u. ca 25 Bischöfe mit ca. 54 Mill. Gläubigen. Zu den genannten kommen noch gegen 4 Mill. unirte Griechen, d. h. solche, die unter Beibehaltung der griech. Lehre u. Ceremonie den röm. Papst anerkennen (meist in Oesterreich, Italien, Ungarn), u. ca. 1/2 Mill. in zerstreuten Gemeinden des Abendlandes; Gesammtzahl demnach ca. 71 1/2 Mill.

Griechischer Archipel umfaßt die zu Griechenland gehörigen Inseln des Aegäischen Meeres, im weiteren Sinne alle Inseln dieses Meerestheiles, sowol die der asiat. als der europ. Seite, weil sie ihrem physischen Charakter, ihrer Bevölkerung u. ihrer Geschichte nach mit einander nahe verwandt sind. So weit dieselben zum Königreich Griechenland gehören, werden sie in zwei Nomarchien getheilt, welche auf 17,5 □M. eine Bevölkerung von 205,840 Seelen (1870) haben. Die Nomarchie Euböa besteht aus der gleichnamigen Insel u. der Gruppe der nördl. Sporaden, deren bedeutendste Inseln Skiatho, Skopelo, Chilidromi, Pelagonisi u. Skyro sind, zerfällt in 4 Eparchien u. hat auf 74 □M. 82,541 Bewohner. Die Nomarchie der Cykladen, 43,5 □M. mit 123,299 E., ist in 7 Eparchien getheilt u. umfaßt die Cykladen Andro, Tino, Syra, Mykono, Tzia, Thermia, Serpho, Sipheno, Paro, Antiparo, Naxia, Amurgo, Nio, Sikino, Polykandro, Kimolo, Milo, Santorin u. Anaphi. Außer diesen Inseln gehören zu dem G. A. noch viele kleinere, felsige, theilweise unbewohnte Eilande, welche zwischen den größeren verstreut liegen. Alle diese Inseln haben einen gebirgigen Charakter; die höchsten Erhebungen finden sich in Euböa, dessen Delphigebirge sich bis zu 1744 m. erhebt, doch steigen auch die Berge von Andro u. Naxia bis 1000 m. empor. Zunächst bestehen diese Berge aus Kalkstein, sind reich an Höhlen, von denen die berühmteste u. schönste auf der kleinen Insel Antiparo liegt, u. liefern zum Theil kostbare Marmorarten, wie Paro. Vulkanischen Ursprungs ist die Insel Santorin, auf welcher sich der östlichste feuerspeiende Berg Europa's befindet. Das Klima ist mild u. gesund; Schnee fällt mitunter nur auf den höheren Bergen, ohne lange zu dauern; die Seewinde kühlen die Hitze des Sommers. Doch ist die Bewässerung dürftig; eine unvernünftige Waldverwüstung hat die Berge ihres grünen Kleides beraubt u. die kahlen, sonnendurchglühten Kalkfelsen saugen begierig den Regen auf u. entziehen das Wasser der Niederung. Wo im Alterthum Waldbäche brausten, da sieht man jetzt häufig nur steinige Flußbetten, in denen blos im Winter etwas Wasser zu Thale rinnt. Einst die Kornkammern Griechenlands, produziren diese Inseln jetzt kaum so viel Getreide, als der eigene Bedarf erfordert. Doch gedeiht trefflicher Wein auf dem Kalkboden u. bildet einen wichtigen Ausfuhrartikel. Rosinen, Oliven, Feigen u. andere Südfrüchte werden in nicht unbedeutender Menge gewonnen u. Seiden- u. Bienenzucht sind einträgliche Erwerbsquellen der Bevölkerung. In der Viehzucht sind Schafe u. Ziegen die wichtigsten, weil genügsamsten Thiere. Wie vor Jahrtausenden wohnt noch heute auf diesen Inseln der betriebsamste Theil der griech. Bevölkerung. Die Männer sind geschätzte Lootsen u. Matrosen u. liegen der Fischerei mit Eifer ob, das weibliche Geschlecht ist bes. geschickt in der Weberei. Die Insel Tino ist der wichtigste Platz der griech. Seidenindustrie. Im Handel u. Schiffsverkehr nimmt die Stadt Hermupolis auf Syra die erste Stelle in ganz Griechenland ein.

griechischer Baustil, s. „Baukunst".

Griechisches Feuer, soll durch den Architekten Kallinikos aus Heliopolis 668 n. Chr. erfunden worden sein u. aus einer Mischung von Schwefel, Salpeter u. Pech bestanden haben. Man benutzte es damals im Kriege, da es entzündet eine schwer löschbare Flamme giebt, viel Rauch entwickelt u. schließlich mit Knall explodirt. Die Bereitung des G. F. war ein Geheimniß, welches die Griechen 400 Jahre lang bewahrten, bis es durch Verrath den Sarazenen überliefert wurde, die sich während der Kreuzzüge mit Vortheil des G. F. gegen die Christen bedienten. Es wurde sowol zum Anzünden brennbarer Stoffe, nam. der hölzernen Schiffe, als auch zum Schleudern steinerner Kugeln aus metallenen Röhren verwendet.

griechisches Kreuz, ein Kreuz, dessen vier Arme von gleicher Länge sind u. vier rechte Winkel bilden, vorherrschend im Grundriß der gottesdienstlichen Gebäude byzantinischen Stils (vgl. „Kreuz").

Grien, eigentlich genannt Hans Baldung, ein Maler der schwäbischen Schule, der um 1470 zu Gmünd geboren wurde, in verschiedenen Städten des südwestl. Deutschland u. in der Schweiz thätig war u. 1552 in Straßburg starb. Seine meistens zum Schmuck der Kirchen bestimmten Bilder zeigen uns, daß sein Freund u. Zeitgenosse Albrecht Dürer großen Einfluß auf ihn geübt hat, daß aber G. im Gefühl für Schönheit u. für Harmonie der Farbe den meisten anderen schwäb. Meistern nachsteht. Sein bestes Werk ist der große Hauptaltar im Münster zu Freiburg, aus dem J. 1516, der inwendig eine Krönung der Maria, auswendig (bei geschlossenen Flügeln) die Verkündigung, die Heimsuchung, die Geburt Christi u. die Flucht nach Aegypten zeigt. Ein anderes Altarbild von ihm, mit einer trefflichen Anbetung der Könige aus dem J. 1507, kam, aus der Marktkirche in Halle stammend, vor Kurzem ins Museum zu Berlin. Von geringerem Werthe sind seine „Steinigung des Stephanus" (Museum in Berlin) u. ein Flügelaltar im Museum in Kolmar; nam. ersteres Werk huldigt einem übertriebenen Realismus. Auch als Kupferstecher lieferte unser Meister einige Blätter, außerdem viele Zeichnungen für den Holzschnitt.

Griepenkerl, Wolfgang Robert, deutscher Schriftsteller u. Dichter, geb. 4. Mai 1810 zu Hofwyl im Kanton Bern, wo sein Vater, der Philosoph Friedrich Karl G. (geb. zu Peine 10. Dez. 1782, gest. zu Braunschweig 6. April 1849), bis 1816 Lehrer am Fellenberg'schen Institut war; sollte in Berlin Theologie studiren, gab diese aber bald auf, um sich ausschließlich literarisch zu beschäftigen;

Nr. 3221. Wolfgang Robert Griepenkerl (geb. 4. Mai 1810, gest. 17. Okt. 1868).

1835 wurde er Lehrer der Aesthetik u. Kunstgeschichte am Carolinum in Braunschweig, wo auch sein Vater schon als Professor wirkte, erhielt 1840 auch die Professur der deutschen Sprache u. Literatur daselbst, gab aber 1847 beide Stellen auf u. lebte als Literat zu Braunschweig, wo er 17. Okt. 1868 starb. G.'s Schriften verrathen ein reiches u. vielseitiges Talent; er schrieb u. A.: „Bilder griech. Vorzeit" (Berl. 1833), das epische Gedicht „Die Sixtinische Madonna" (Braunschw. 1836), die Abhandlung „Ritter Berlioz in Braunschweig" (ebd. 1843) u. „Die Oper der Gegenwart" (Lpz. 1847), die Novelle „Das Musikfest od. die Beethovener" (ebd. 1838, 2. Aufl. Braunschw. 1841) u. die Schrift „Der Kunstgenius der deutschen Literatur im letzten Jahrh." (Lpz. 1846) u. verfaßte mehrere Dramen: „Maximilian Robespierre" (Bremen 1851), „Die Girondisten" (ebd. 1852), „Ideal u. Welt" (Weim. 1853), „Auf der Hohen Rast" (Freiberg 1860) u. „Auf St. Helena" (Hamb. 1862), von denen das erstgenannte das bedeutendste ist, aber gleichwol der dramatischen Einheit ermangelt.

Außerdem übersetzte G. die Sophokleischen Tragödien „König Oedipus" (Berl. 1835) u. „Antigone" (Braunschw. 1844).

Gries, Johann Dietrich, durch treffliche Uebersetzungen verdient, geb. zu Hamburg 7. Febr. 1775, studirte seit 1795 in Jena die Rechte, beschäftigte sich aber vorzugsweise mit den Schönen Wissenschaften, denen er sich auch, von A. W. v. Schlegel, Schiller u. Schelling ermuntert u. durch günstige Verhältnisse unterstützt, nach seiner Doktorpromotion (1800) ausschließlich widmete. Später lebte er in Weimar u. zuletzt in seiner Geburtsstadt, wo er 9. Febr. 1842 starb. Er übersetzte Tasso's „Befreites Jerusalem" (Jena 1800—3, 2 Bde.; 10. Aufl., ebd. 1855); Ariost's „Rasenden Roland" (ebd. 1804—8, 4 Bde.; 4. Aufl., Lpz. 1851, 5 Bde.); Calderon's „Schauspiele" (Berl. 1815—26, 7 Bde.; 2. Aufl., ebd. 1840—41, 8 Bde.; Suppl., ebd. 1850); Forteguerri's „Richardett" (Stuttg. 1831—32, 2 Bde.) u. Bojardo's „Verliebten Roland" (ebd. 1835—37, 3 Bde.). Seine eigenen Gedichte u. kleineren Uebersetzungen erschienen 1829 gesammelt in Stuttgart.

Gries, im Allgemeinen jeder zermalmte, jedoch noch nicht zu Staub gewordene harte Körper; ferner fein geschrotenes, von der Kleie gereinigtes Getreide. Besonders werden Buchweizen (Heidekorn), Weizen, Mais u. Reis zu G. geschroten u. zu Speisen bereitet. G. nennt man auch den von Nierensteinleidenden abgehenden, sandartigen Bodensatz im Urin.

Griesinger, Wilhelm, berühmter Pathologe u. Irrenarzt, wurde 29. Juli 1817 zu Stuttgart geboren. Sein Vater, Verwalter des dortigen Hospitals, pflegte nach jeder Richtung die Anlagen des reichbegabten Knaben, der 1825 als jüngster Schüler auf das Gymnasium zu Stuttgart kam. Im J. 1834 bezog er die Universität Tübingen, wo ihm jedoch die damals herrschende Lehrmethode wenig Befriedigung gewährte. Infolge eines Studentenstreiches auf ein Jahr relegirt, ging er nach Zürich, u. hier fand er in Schönlein, was er suchte. Dieser geniale Kliniker zog den Schüler mächtig an. Nach Stuttgart zurückgekehrt, promovirte G. 1838 mit einer Arbeit über den Garotillo (Diphtherie), eine historische, großartig angelegte Arbeit, die jedoch niemals vollendet worden ist, ging aber gleich darauf nach Paris, um dort noch Magendie u. die Kliniker zu hören. Das Jahr darauf praktizirte er kurze Zeit in Friedrichshafen am Bodensee; jedoch schon 1840 siedelte er ins Winnenthal über u. trat an der dortigen Irrenanstalt unter Zeller's Leitung als Assistent ein. Hier wurde die erste Anregung zu der für die Wissenschaft so bedeutsamen Thätigkeit G.'s als Seelenarzt gelegt. Zwei Jahre blieb er in dieser Anstalt, worauf er sich 1842 erst in Stuttgart als praktischer Arzt niederließ, 1843 aber als Assistent Wunderlich's an die Tübinger Klinik ging. Das schon seit frühester Jugend bestandene Freundschaftsband zwischen diesen beiden bedeutenden Männern knüpfte sich hier noch inniger. Als Privatdozent verfaßte G. 1845 ein epochemachendes Werk: „Ueber Geisteskrankheiten." Daneben hatte er schon seit 1841 an dem von Roser u. Wunderlich redigirten „Archiv für physiologische Heilkunde" mitgearbeitet, in welchem viele seiner bedeutendsten Arbeiten erschienen. Im J. 1847 zum Professor ernannt, folgte er 1849 einem Rufe an die Universität Kiel. Kurz nach seiner Verheirathung 1850 nahm er den Antrag des Vizekönigs von Aegypten an, der ihn zum Professor der medizinischen Schule zu Kairo u. zum Chef des gesammten Medizinalwesens Egyptens ernannte; schon nach zwei Jahren aber kehrte G. enttäuscht nach seiner Heimat zurück. Im J. 1854 wandte er sich wieder nach Tübingen als ord. Prof. der Medizin, nachdem er seine ägyptischen Erfahrungen verarbeitet hatte. Sein vorzügliches Lehrbuch der „Akuten Infektionskrankheiten" fällt in die Anfangszeit seiner Lehrthätigkeit in Tübingen. Mannichfache Mißhelligkeiten wurden jedoch die Ursache, daß G. diesen Aufenthalt mit Zürich vertauschte, wo ihm die Stelle als ord. Prof. an der Universität von der Regierung angeboten worden war. In Gemeinschaft mit Billroth brachte G. es dahin, daß die medizinische Fakultät eine bis dahin ungekannte Frequenz erhielt. Sein Ruf als Irrenarzt — G. war 1863 auch zum Direktor des Irrenhauses zu Zürich ernannt worden — veranlaßte seine Berufung zum Direktor der psychiatrischen Abtheilung der Charité in Berlin. Mit schwerem Herzen siedelte er 1864 nach Berlin über, nur durch den größeren Wirkungskreis — in Berlin hatte er neben der Irrenklinik auch die Klinik für Nervenkranke und die allgemeine medizinische Polyklinik — zunächst dazu bestimmt. Die glänzende Auszeichnung aber, die er hier fand, die Begeisterung seiner Hörer, wog manche Unannehmlichkeit auf, die vielleicht sonst durch wenig kollegiale Verhältnisse ihm verursacht worden sein mögen. Neben seiner Spitalthätigkeit als Irrenarzt u. Lehrer nahm G. hervorragenden Antheil an dem Vorgehen gegen die Cholera; mit Wunderlich u. Pettenkofer gemeinschaftlich verfaßte er eine populäre Broschüre u. ein Choleraregulativ, welche enorme Verbreitung fanden; für die wissenschaftliche Welt wurde die Vereinigung, welche die genannten Drei 1866 in Koburg trafen, der Anlaß zu dem Cholerakongreß, der 1867 in Weimar unter großer Betheiligung deutscher und fremder Aerzte stattfand, u. welchem G. präsidirte. Ein Ergebniß dieser Wirksamkeit war das Archiv für Psychiatrie u. Nervenkrankheiten, welches G. begründete; in diese Zeit fällt auch der Aufsatz über Reform des Irrenwesens in Deutschland, der, obwol von vielen Seiten angegriffen, doch durch die Idee G.'s, neben den Irrenanstalten, für geeignete Kranke eine agrikolare Verpflegungskolonie anzulegen, den Beifall vieler Fachgenossen fand. Aber die übermäßige Anstrengung, die G. sich zugemuthet hatte, forderte ihr Opfer, sie warf den Unermüdlichen auf das Krankenlager, von dem er nicht wieder erstehen sollte. Eine Vereiterung des Darmes machte dem reichen Leben dieses Mannes 25. Okt. 1869 ein Ende. Die Wunde wurde diphtheritisch, u. so erlag G. derselben Krankheit, die er im Beginn seiner ärztlichen Laufbahn zur ersten wissenschaftlichen Arbeit wählte. G.'s Tod erfüllte die ganze ärztliche Welt mit tiefster Trauer; die gerissene Lücke, das fühlte Jeder, werde lange unausgefüllt bleiben. — Soll man das Hauptverdienst dieses großen Mediziners bezeichnen, so geschieht dies am besten dadurch, daß man darauf hinweist, daß er die Psychiatrie nicht von der Medizin trennte. „Alle Geisteskrankheiten sind Krankheiten des Gehirnes. Sie beruhen auf anatomischen Veränderungen des Gehirnes." Diese seine Idee, die jetzt allgemein acceptirt worden ist, hat durch ihn erst sich Eingang gebahnt. In der praktischen Ausübung seiner Kunst aber war er durch sein scharfes Urtheil in der Diagnose des Zustandes von Geisteskranken der erste Psychiater vielleicht der Welt.

Grille, eine Gattung springender Orthopteren aus der Familie der Grabheuschrecken, mit dickem Kopfe, langen, borstenförmigen Fühlern, kurzen, pergamentartigen Flügeldecken (Vorderflügeln) u. dichtgefalteten, peitschenartig darunter hervorragenden Hinterflügeln. Der walzenförmige Hinterleib hat zwei fadenförmige Endspitzen, bei den Weibchen geht er in eine säbelförmig hervortretende Legscheide aus; die Beine haben je drei Fußglieder, die Hinterbeine lange, dicke Schenkel u. zweireihig gedornte Schienen.

Nr. 3225. Die Feldgrille (Acheta campestris).

Von den 15 bekannten europ. (u. zahlreichen ausländischen) Arten nennen wir die 10 Linien lange, glänzendschwarze Feldgrille (Gryllus [Acheta] campestris) mit den braunen, am Grunde gelben Flügeldecken u. den blutrothen Hinterschenkeln (beim Weibchen meist auch rothen Hinterschienen); diese Thiere leben in Europa sehr häufig auf Feldern von Pflanzenwurzeln u. Sämereien, bauen sich Gänge in die Erde, vor deren Oeffnung das Männchen sitzt u. durch sein lautes, mittels Aneinanderreiben der Flügeldecken hervorgebrachtes Zirpen das Weibchen lockt, bei der geringsten Störung aber schweigt. Eine andere Art, das lederbraune, 16—18 mm. große, an Kopf u. Brust gefleckte Heimchen (Gryllus domesticus) findet man in Häusern an warmen Stellen, wie in Küchen, an Backöfen, in Brauereien &c., wo es von Getreideabfällen lebt u. durch nächtliches Zirpen sich oft unangenehm bemerklich macht. Bei der 40 mm. großen Maulwurfsgrille (dem Riedwurm, der Werre, Gryllotalpa) sind die Vorderbeine als Grabbeine entwickelt, diese haben flachgedrückte Schenkel, in deren scharfe Unterkante die dreieckigen, gezähnten Schienen einschlagbar sind, während der Tarsus mit breitem Grundglied an der Außenseite der Schiene eingelenkt ist; den Weibchen fehlt die Legescheide. Die gemeine Maulwurfsgrille (Gryllotalpa vulgaris) ist in Europa überall häufig u. wird auf Feldern u. in Gärten

Nr. 3226. Die Hausgrille od. das Heimchen (Gryllus domesticus).

durch Graben von Erdgängen schädlich, indem sie unterwegs die Pflanzenwurzeln mit ihren Vorderbeinen durchschneidet. Dergleichen Stellen verrathen sich durch abgestorbenen, entfärbten Pflanzenwuchs. Andererseits erweisen die Werren sich auch nützlich, indem sie fast ausschließlich von Insekten, Regenwürmern u. Schnecken sich nähren. Sie legen an 300 Eier, doch verzehrt das Weibchen regelmäßig einen großen Theil seiner eigenen Brut selbst.

Nr. 2227. Die Maulwurfsgrille (Acheta gryllotalpa).

grilliren (vom franz., spr. grilljiren), den Manchester, nachdem er aufgeschlitzt worden, über eine glühende Walze ziehen, um ihn glatt zu sengen. — In der Kochkunst bezeichnet g. das Braten auf dem Roste.

Grillparzer, Franz, einer der bekanntesten deutschen Dramatiker, geb. 15. Jan. 1791 zu Wien als Sohn eines geachteten Advokaten, studirte auf der Universität seiner Vaterstadt die Rechte; in seinen Mußestunden beschäftigte er sich eifrig mit Geschichte u. mit der Literatur des klassischen Alterthums wie der modernen Völker, bes. der Spanier. Nachdem er 1811 seine akademischen Studien beendigt hatte u. eine Zeit lang Hauslehrer in einer gräflichen Familie gewesen war, wurde er 1813 bei der k. k. allgemeinen Hofkammer (Finanzministerium) angestellt, daneben, als 1818 seine ersten dichterischen Erfolge die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hatten, zum Vorleser der Kaiserin ernannt. Letztere Stellung bekleidete er indeß nicht lange, denn als er 1819, von einer Reise nach Italien zurückgekehrt, ein Gedicht „Die Ruinen des Campo Vaccino“ veröffentlichte, so witterte die Censur darin ketzerische Ideen: aus den schon gebundenen Exemplaren des Almanachs („Aglaja“), in welchem das Gedicht gedruckt war, wurden die bezüglichen Bogen ausgeschnitten u. G. seiner Stellung als Vorleser enthoben. Doch blieb ihm seine amtliche Stellung, in der er auch, wenngleich langsam, aufrückte; 1824 wurde er Hofkonzipist, 1832 auf sein Gesuch Archivdirektor im Finanzministerium. Mit kurzen Unterbrechungen, welche durch Reisen nach Paris u. London (1836) u. nach Griechenland (1843) ausgefüllt wurden, war er in dieser Stellung 24 Jahre thätig; 1856 ließ er sich pensioniren u. starb zu Wien 21. Jan. 1872. — G. betrat die Bühne zuerst mit dem Trauerspiel „Die Ahnfrau“ (1817 zuerst aufgeführt), einem Stücke voll großer dichterischer Schönheiten, aber einen widerwärtigen Stoff behandelnd, angelehnt an die damals zur Geltung gelangende Schicksalsidee mit Beimischung von Gespenstern, daher auch bis auf die heutige Zeit als „Schicksalstragödie“ charakterisirt u. in den Literaturgeschichten in die freilich bedenkliche Nachbarschaft von Stücken wie „Die Schuld“ u. „Der 24. Februar“ gestellt. Und nicht mit Unrecht, trotz des entschiedenen Protestes des Dichters selbst u. nachträglich versuchter Ehrenrettungen. Nur hätte man freilich die für dieses Stück nicht unzutreffende Rubricirung nicht festhalten u. den Fortschritten des Dichters auf anderen Bahnen Rechnung tragen sollen. Denn G. ging auf diesem Wege nicht weiter. Gleich sein nächstes Werk, die 1818 aufgeführte „Sappho“, welche den Konflikt zwischen Dichtung u. Leben in ergreifender Weise, tiefer gefaßt als von Goethe im „Tasso“, behandelt, steht auf wesentlich anderer Grundlage, auf der der Antike. Und diese Richtung verfolgte G. weiter in seiner Trilogie „Das goldene Vließ“ (1823), deren drittes Stück, die „Medea“, am meisten bekannt geworden ist; er kehrte zu dieser Richtung noch einmal zurück in „Des Meeres u. der Liebe Wellen“ (1840), welches die Sage von Hero u. Leander behandelt — lauter Stücke von hohem dichterischen Werthe, antike Stoffe, im sinnlich-plastischen Geiste des Alterthums behandelt u. mit verdientem Beifall aufgenommen. Vor dem letztgenannten Stück hatte aber G. schon einen ganz anderen Ton angeschlagen in seinen Dramen „König Ottokar's Glück u. Ende“ (1825) u. „Ein treuer Diener seines Herrn“ (1830). In ersterem, einer Verherrlichung Rudolf's von Habsburg, folgt der Dichter dem Vorbild Shakespeare's, wie früher dem des Sophokles u. Euripides, ohne ihn doch sklavisch nachzuahmen; im zweiten, welches eine Anekdote aus der ungar. Geschichte behandelt, die hingebende Treue eines Vasallen an seinen Herrn schildert, ist der Einfluß der spanischen Dramatiker unverkennbar; aber die Art der Loyalität, wie sie die spanischen Dichter, nam. Calderon, uns vorführen, uns Heutigen kaum verständlich, erscheint bei G. noch gesteigert u. daher uns noch fremder. Selbst dem Kaiser erschien das Stück zu loyal, er wollte es dem Dichter abkaufen, wenn es nur nicht aufgeführt werde. Als es aber doch aufgeführt wurde, fand es enthusiastischen Beifall, der sich freilich bei den Wiederholungen immer verringerte. — Ebenfalls spanischen Mustern nachgebildet, ein Seitenstück zu Calderon's „Das Leben ein Traum“, ist G.'s dramatisches Märchen „Der Traum ein Leben“ (zuerst aufgeführt 1834, gedruckt 1840), eine herrliche Dichtung, nur freilich wenig dramatisch. — Bisher hatten G.'s Dichtungen volle Anerkennung gefunden, seine Begabung für die Tragödie bezweifelte Niemand. Als er aber 1838 mit dem Lustspiel „Weh dem, der lügt!“ vor die Lampen trat, erlitt er eine völlige Niederlage. Und doch enthielt das Stück alle Elemente eines guten Lustspieles, Ernst mit Scherz gemischt, freilich nichts von dem Possenhaften, ohne welches man heute ein Lustspiel nicht mehr für möglich zu halten scheint. G. aber nahm sich diesen Mißerfolg so zu Herzen, daß er, wenn auch nicht seiner Muse Schweigen gebot, doch Jahrzehnte lang nichts mehr veröffentlichte; erst später u. nur bei besonderen Veranlassungen hat er Fragmente seiner Dramen „Esther“ u. „Libussa“ bekannt gemacht. So konnte es kommen, daß man „im Reich“ den Dichter, der ohnehin niemals ein nationaler Dramatiker werden wird, da er selbst sich auf den Standpunkt eines österr. Dichters beschränkt, längst gestorben glaubte. In Oesterreich selbst aber erfuhr G., seit er grollend schwieg, in gesteigertem Maße alle die Ehren, die man dem Schaffenden versagt hatte. Im J. 1847 wurde er Mitglied der Akademie, 1849 erhielt er, der erste Dichter, dem das widerfuhr, den Leopoldsorden, 1861 ernannte ihn der Kaiser zum lebenslänglichen Reichsrath u. die Feier seines 80. Geburtstages wurde mit größtem, nun wieder übertriebenem, Enthusiasmus begangen. Bei seinem Leichenbegängniß endlich gab sich eine Theilnahme kund, wie sie seit Radetzky keinem Oesterreicher zu Theil geworden worden war. — G.'s sämmtliche Werke (herausgeg. von Laube u. Weilen, 10 Bde., Stuttg. 1872) enthalten Vieles, was bei seinen Lebzeiten unbekannt geblieben war, u. A. die Trauerspiele „Libussa“, „Ein Bruderzwist im Hause Oesterreich“, „Die Jüdin von Toledo“, Reisebriefe, Novellen, politische u. ästhetische Studien, nam.

zum span. Theater, eine Selbstbiographie 1791—1836, auch eine Sammlung der bis dahin nur zerstreut gedruckten Gedichte, in denen der Sinnspruch vorherrscht; die übrigen Gedichte, auch in der Form nicht sehr sorgfältig, erheben sich nicht zu der Höhe der lyrischen Partien seiner Dramen. Wesentliche neue Züge bieten die hinterlassenen Dramen nicht, doch zeigen auch sie, wenngleich die hinreißende Leidenschaft der früheren Stücke etwas abgekühlt, der schöne poetische Fluß der Verse einer oft spröden u. schwerfälligen Sprache gewichen ist, überall einen Dichter von großer geistiger Bedeutsamkeit, einen echten Dramatiker.

Nr. 3228. Franz Grillparzer (geb. 15. Jan. 1791, gest 21. Jan. 1872).

Grimaldi, eine der ältesten genues. Adelsfamilien, der seit 980 die Herrschaft Monaco (s. d.) gehörte, u. die auch durch andere reiche Besitzungen in Frankreich u. Italien großen Einfluß erlangte. Im Kampfe zwischen den Ghibellinen u. Guelfen stand sie auf Seite der Letzteren. Außer mehreren Dogen u. Admiralen Genua's entsprossen ihr folgende berühmte Männer: Giacomo **G.**, gest. 1623, war Aufseher des Archivs der Peterskirche in Rom u. machte sich dadurch verdient, daß er dasselbe ordnete u. die unter Paul V. aufgefundenen alten Inschriften zu erklären versuchte. — Giovanni Francesco **G.**, geb. zu Bologna 1606, gest. zu Rom 1680, ein ausgezeichneter Maler, Architekt u. Kupferstecher, von dem u. A. mehrere Fresken im Louvre zu Paris sowie im Vatikan u. im Quirinal herrühren. — Der Jesuit Francesco Maria **G.**, geb. zu Bologna 2. April 1618, gest. daselbst 28. Dez. 1663, ein bedeutender Mathematiker, der als Entdecker der Lichtbrechung gilt; seine Schrift „De lumine, coloribus et iride aliisque annexis“ (2 Bde., Bol. 1665) benutzte Newton. — Costantino **G.**, geb. zu Neapel 1667, gest. daselbst 1750, war ein Polyhistor von Ruf. — Letzter Fürst von Monaco aus dem Geschlecht G. war Antonio **G.**, Herzog v. Valentinois, geb. 27. Jan. 1661, gest. 20. Febr. 1731. — Letzter männlicher Sproß der Familie überhaupt war Luigi **G. della Pietra**, Musiker u. Komponist, geb. zu Genua 1762, gest. zu Turin 31. Juli 1834.

Grimasse, s. v. w. Mißgeberde, Fratze.

Grimm, August Theodor v., geb. in Stadt-Ilm (Schwarzburg-Rudolstadt) 25. Dez. 1806, studirte seit 1822 Medizin u. Philosophie in Jena, ging 1827 nach Petersburg u. wurde 1829 an einem dortigen Privatinstitut Lehrer. In den Jahren 1835—47 unterrichtete er den Großfürsten Konstantin, erhielt den Rang eines Staatsraths u. den Adel, leitete bis 1852 die Erziehung der Großfürsten Michael u. Nikolaus, später auch die der Kinder des Kaisers Alexander II., u. lebt seit 1860 in Berlin. Er schrieb: „Wanderungen nach Südosten“ (3 Bde., Berl. 1855 f.); den Roman „Die Fürstin der siebenten Werst“ (1858; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1858, 2. Aufl. 1861); „Alexandra Feodorowna, Kaiserin von Rußland“ (2 Bde., Lpz. 1866) u. „Vaterländische Erinnerungen u. Betrachtungen über den Krieg von 1870—71“ (Berl. 1871).

Grimm, Friedrich Melchior, Freiherr v., geb. zu Regensburg 25. Dez. 1723, begleitete, nach Beendigung seiner Studien, den nachmaligen kursächs. Konferenzminister Grafen v. Schönberg nach Leipzig u. Paris, ward durch Rousseau mit Diderot u. anderen durch Geburt u. Geist ausgezeichneten Persönlichkeiten in der franz. Hauptstadt bekannt gemacht, fand als Sekretär des Grafen Friesen, eines Neffen des Marschalls von Sachsen, noch mehr Gelegenheit, mit seinen reichen Geistesgaben u. Kenntnissen in der großen Welt zu glänzen, u. wurde später Sekretär des Herzogs von Orleans, als welcher er literarische Bulletins für mehrere deutsche Fürsten schrieb. Seit 1776 Freiherr u. bevollmächtigter Minister des Herzogs von Gotha, verließ er nach Ausbruch der Revolution Paris, ward 1795 russ. Staatsrath u. Ministerresident in Hamburg, nahm nach einigen Jahren seine Entlassung u. starb zu Gotha 19. Dez. 1807. Eine vollständige Geschichte der franz. Literatur von 1753—90 enthält seine, erst nach seinem Tode herausgegebene „Correspondance littéraire, philosophique et critique“ (16 Bde., Par. 1812, Suppl. von Barbier, ebd. 1814; neue vervollst. Ausgabe, 15 Bde., Par. 1829; deutsch im Auszuge, 2 Bde., Brandenb. 1820—23).

Grimm, Jakob Ludwig Karl, der geniale Begründer der deutschen Alterthumswissenschaft, wurde geb. 4. Jan. 1785 zu Hanau, besuchte nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters das Lyceum in Kassel u. bezog 1802 die Universität Marburg, um Jurisprudenz zu studiren. Hier zog er die Aufmerksamkeit des großen Juristen Savigny auf sich, der ihn auch 1805 nach Paris kommen ließ, um seiner Hülfe bei den Studien über die Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter sich zu bedienen. Diese Bekanntschaft mit Savigny u. der Aufenthalt in Paris, wo er die altdeutschen Handschriften der dortigen Bibliothek kennen lernte, wurden für G. von entscheidender Bedeutung: sie weckten in ihm die Neigung für das Studium der altdeutschen Sprache u. Literatur, welches fortan den Hauptinhalt seines Lebens bildete. Aus Paris zurückgekehrt, bewarb sich G. zunächst um eine Anstellung u. erhielt eine solche Anfangs 1806 beim Sekretariat des Kriegskollegiums. In dieser Stellung war er auch thätig, als nach der Vertreibung des Kurfürsten u. der Gründung des Königreichs Westfalen sich das Kriegskollegium in eine für das ganze Land errichtete Truppenverpflegungskommission verwandelte. Die große Last der Arbeit aber u. die widrige Art derselben bewogen ihn, bald seine Entlassung zu nehmen. König Jérome aber bestellte ihn 1808 zum Verwalter der königl. Privatbibliothek u. 1809 daneben zum Auditeur au Conseil d'Etat mit ansehnlichem Gehalt bei nur geringer Arbeit. Als 1813 der Kurfürst zurückkehrte, wurde G. zum Legationssekretär befördert u. dazu bestimmt, den hessischen Gesandten Grafen Keller zu begleiten, der ins Hauptquartier der verbündeten Heere abgeschickt wurde. So reiste er 1814 ab, verweilte in der Schweiz, in Paris u. war Okt. 1814 bis Juni 1815 auf dem Wiener Kongreß, wo er, was für seine Arbeiten von großer Wichtigkeit wurde, sich mit den slavischen Sprachen bekannt machte. Nach Kassel zurückgekehrt, ging G. nochmals nach Paris, um im Auftrage der preuß. Regierung verschiedene, von den Franzosen nach Paris geschleppte Handschriften zurückzufordern, u. wurde 1816 zweiter Bibliothekar an der Bibliothek des kurfürstl. Museums in Kassel. Einen bald darauf an ihn ergangenen Ruf als Professor an der neugegründeten Universität Bonn lehnte er ab, da er sich selbst mehr zum Lernen als zum Lehren berufen glaubte. 1829 aber starb der erste Bibliothekar Völkel, u. es war für G., der schon damals epochemachende Werke aufzuweisen hatte, eine empfindliche Kränkung, daß er nicht in Völkel's Stelle einrückte. So entschloß er sich denn, obwol sehr an Kassel hängend, 1829 einen Ruf als Professor u. Bibliothekar in Göttingen anzunehmen. Die Bibliotheksgeschäfte wurden ihm später ganz erlassen. Diese Stellung aber erreichte ein jähes Ende, als G. u. sechs andere Göttinger Professoren, die „Göttinger Sieben“, 1837 gegen die von Ernst August (s. d.) beliebte Aufhebung des hannoverischen Staatsgrundgesetzes protestirten: G. wurde abgesetzt u. erhielt Befehl, das Königreich binnen drei Tagen zu verlassen. Er wandte sich nach Kassel. Doch schon 1840 berief Friedrich Wilhelm IV. ihn wie seinen Bruder Wilhelm G. (s. d.) nach Berlin als Mitglied der

Akademie mit der Befugniß, an der Universität Vorlesungen zu halten; von letzterer Erlaubniß hat er nur wenige Jahre Gebrauch gemacht. 1843 von einem Brustleiden befallen, ging G. im Herbst des Jahres nach Italien, im Sommer 1844 nach Skandinavien. Das Jahr 1848 sah ihn als Mitglied des Frankfurter Parlamentes, in welches ihn der Wahlkreis Mühlhausen abgeordnet hatte. Er nahm seinen Sitz im Centrum, betheiligte sich aber nicht an den Parteiversammlungen u. nahm nur selten das Wort: es zeigte sich ihm wol selbst, daß er keine politische Natur war u. ihm der praktische Blick für das große u. schwierige Werk fehlte. Vom Gange der Dinge wenig befriedigt, kehrte er schon im Okt. nach Berlin zurück; doch fehlte er 1849 nicht in Gotha. 1859 traf ihn der schwerste Schlag seines Lebens, als sein Bruder Wilhelm starb, mit dem er mit wenigen Unterbrechungen sein Leben lang unter Einem Dache gelebt hatte. Doch sollte er ihn nicht lange überleben: am 20. Sept. 1863 setzte der Tod seinem inhaltreichen Leben ein Ende. — In der ersten Periode seiner wissenschaftlichen Thätigkeit erscheint G. fast nur in Gemeinschaft mit seinem Bruder Wilhelm; allein schrieb er „Ueber den altdeutschen Meistergesang" (Gött. 1811), über „Irmenstraße u. Irmensäule" (Wien 1815) u. gab „Silva de romances viejos" (Wien 1815) heraus, von den

Nr. 3229. Jakob Ludwig Karl Grimm (geb. 4. Jan. 1785, gest. 20. Sept. 1863).
Nr. 3230. Wilhelm Karl Grimm (geb. 24. Febr. 1786, gest. 16. Dez. 1859).

„Gebrüdern Grimm" aber erschienen „Das Lied von Hildebrand u. Hadubrand u. das Weißenbrunner Gebet" (Kassel 1812), „Kinder- u. Hausmärchen" (1. Bd., Berl. 1812, 2. Bd. 1815, 9. Aufl. 1870, 3. Bd. 1822, 3. Aufl. 1856, enthält Anmerkungen), „Altdeutsche Wälder" (Bd. 1, Kassel 1813, Bd. 2 u. 3, Frankf. 1815, 1816), „Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue" (Berl. 1815), „Lieder der alten Edda" (Bd. 1, Berl. 1815), „Deutsche Sagen" (2 Bde., Berl. 1816, 1818, 2. Aufl. 1865) u. „Irische Elfenmärchen" (Lpz. 1826). Von hier an aber gingen Beide lange ihre eigenen Wege, u. für Jakob G. begann nun die Reihe jener Fundamentalwerke, in denen er Deutschland, seine Alterthümer in Sprache, Glauben, Sitte u. Recht kennen lehrte. Es sind dies die „Deutsche Grammatik" (1. Thl., Gött. 1819, neue Ausgabe von Scherer, Berl. 1869—70, 2. Thl. 1826, 3. Thl. 1831, 4. Thl. 1837; der Schluß, die Lehre vom mehrfachen Satz, fehlt), deutsch, im weitesten Sinne genommen, ein staunenswerthes Werk, welches die historische Grammatik schuf; sodann „Deutsche Reichsalterthümer" (Gött. 1828, 2. Aufl. 1854); „Reinhart Fuchs" (Berl. 1834), in der Einleitung die grundlegliche Darstellung u. Geschichte der Thiersage enthaltend; „Deutsche Mythologie" (Gött. 1835, 2. Aufl. 1844), durch welche aus trümmerhaften Resten eine neue Wissenschaft erst geschaffen wurde; „Geschichte der deutschen Sprache" (Lpz. 1848, 3. Aufl. 1868), — lauter Werke, in denen Einzelnes von der fortschreitenden Wissenschaft überholt ist, während aber wesentliche u. weitreichende, darin gegebene Andeutungen noch jetzt nicht völlig ausgebeutet sind. Diesen Hauptwerken folgten weiter „Weisthümer" (5 Bde., Gött. 1840 ff.), ein wichtiges Quellenwerk für deutsche Rechtsgeschichte, „Ueber meine Entlassung" (1838), „Lateinische Geschichte des 10. u. 11. Jahrh.", im Verein mit Schmeller herausg. (Gött. 1838), „Sendschreiben an K. Lachmann. Ueber „Reinhart Fuchs" (Berl. 1840), eine althochdeutsche Interlinearversion lat. Kirchenhymnen „Hymnorum veteris ecclesiae XXVI. interpretatio Theotisca" (Gött. 1840) u. die angelsächs. Dichtungen „Andreas u. Elene" (Kassel 1840). Die zahlreichen kleineren Schriften, Rezensionen u. akademische Reden, darunter die über den Ursprung der Sprache, über Wilhelm Grimm, über das Alter, auch seine Selbstbiographie bis 1830, erschienen gesammelt in 5 Bdn. (Berl. 1864 bis 1871; Auswahl daraus in 1 Bd. 1871). — Gegen Ende seines Lebens vereinigte sich G. noch einmal mit seinem Bruder zum bekannten „Deutschen Wörterbuch", angeregt von der Weidmann'schen Buchhandlung, um den damals abgesetzten Brüdern eine sichere Stellung zu bieten. Jakob bearbeitete die Buchstaben A u. B, dann E u. F bis zum Worte „Frucht", Wilhelm den Buchstaben D. Das Werk wird fortgesetzt von Hildebrand (K u. G), Weigand (F) u. Heyne (H). — Vgl. Denhard, „Die Gebrüder Grimm" (Hanau 1860). Scherer, „J. G." (Berl. 1863), Curtius, „J. G." (Lpz. 1871). — **G.**, **Wilhelm Karl**, jüngerer Bruder des Vorigen, selbst ein Gelehrter ersten Ranges, nur neben der epochemachenden Bedeutung Jakob's zurücktretend, fein u. scharf im Einzelnen ausarbeitend, was Jener in großen, oft allzu kühnen Zügen entworfen hatte, wurde 24. Febr. 1786 zu Hanau geboren. Sein Leben bis 1830 hat er wie Jakob für Justi's „Grundlage zu einer hess. Gelehrten-, Schriftsteller- u. Künstlergeschichte 1806—30" (Marburg 1831) beschrieben. Nachdem er seit 1798 das Lyceum in Kassel besucht hatte, ging er 1803 nach Marburg, um Jurisprudenz zu studiren. Doch war es nicht diese Wissenschaft, die ihn anzog. Vielmehr wandte auch er sich mit allem Eifer den altdeutschen Studien zu, insbes. der Poesie des deutschen Mittelalters, um deren Denkmäler er sich so bedeutende Verdienste erworben hat, daß er neben Lachmann (s. d.) als Begründer der deutschen Philologie angesehen werden kann. Von schwerer u. langwieriger Krankheit nur langsam genesend, fand er erst 1814 eine Anstellung als Bibliothekssekretär in Kassel. Gleichzeitig mit Jakob nach Göttingen als Unterbibliothekar berufen, 1831 zum außerordentlichen, 1835 zum ordentlichen Professor ernannt, traf auch ihn als Theilnehmer an dem Proteste der sieben Professoren das Schicksal der Absetzung, doch durfte er, der weniger gravirt erschien, noch ein Jahr in Göttingen verweilen. Von 1838 bis Anfang 1841 lebte er nun mit seinem Bruder zusammen in Kassel u. siedelte 1841, unter gleichen Bedingungen wie Jener berufen, nach Berlin über, wo er 16. Dez. 1859 starb. — Der fruchtbaren Thätigkeit, welche G. im Verein mit seinem Bruder entwickelte, ist bereits gedacht (s. „Grimm, Jakob"). Sein Hauptwerk ist „Die Deutsche Heldensage" (Gött. 1829, 2. Aufl. Berl. 1868), eine Sammlung der literarischen Zeugnisse über dieselbe, begleitet von einer epochemachenden Abhandlung über Ursprung u. Fortbildung unserer Heldensage. Hauptsächlich aber richtete er sein Augenmerk auf die Herausgabe altdeutscher Dichtungen, die er mit den trefflichsten Einleitungen u. Erläuterungen versah: „Grave Ruodolf" (Gött. 1828, 2. Aufl. 1844); „De Hildebrando antiquissimi carminis Teutonici fragmentum" (Gött. 1830); „Vridankes Bescheidenheit" (Gött. 1834, 2. Aufl. 1860, vgl. „Freidank"); „Der Rosengarte" (Gött. 1836); „Ruolantes Liet" (Gött. 1838); „Wernher vom Niederrhein" (Gött. 1839); Konrad's von Würzburg Gedichte „Die goldene Schmiede" (Berl. 1840) u. „Silvester" (Berl. 1841); „Athis u. Prophilias" (Berl. 1846); „Exhortatio ad plebem Christianam. Glossae Cassellanae" (Berl. 1848) u. „Altdeutsche Gespräche" u. Nachtrag dazu (Berl. 1851). Sein erstes selbständiges Werk war eine Uebersetzung: „Altdänische Heldenlieder, Balladen u. Märchen" (Heidelberg 1811); seine Schrift „Ueber deutsche Runen" (Gött. 1821) mit Nachtrag „Zur Literatur der Runen" (Wien 1828) ist gewissermaßen eine Geschichte der Entstehung u. Fortbildung der altgermanischen

Buchstabenschrift. Eine Sammlung seiner zahlreichen, für Zeitschriften geschriebenen od. in der Akademie gelesenen Abhandlungen mangelt noch; nur Einzelnes ist in Separatausgaben vorhanden, wie „Die Sage vom Ursprung der Christusbilder" (Berl. 1843), „Zur Geschichte des Reims" (Berl. 1852); „Die Sage von Polyphem" (Berl. 1857) ꝛc. Vgl. Jakob G., „Rede über W. G." (Berl. 1864) u. den Nachruf von Franz Pfeiffer (abgedr. in dessen „Freie Forschung", Wien 1867). — Sein Sohn Hermann **G.**, Dichter u. Kunsthistoriker, geb. 6. Jan. 1828 zu Kassel, studirte 1846—49 in Berlin u. Bonn die Rechte, wandte sich aber dann philologischen u. kunsthistorischen Studien zu. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann er als Belletrist, u. zwar mit den Dramen „Armin" (Lpz. 1851) u. „Demetrius" (Lpz. 1854); es folgten die Dichtung „Traum u. Erwachen" (Berl. 1854), die trefflichen „Novellen" (Berl. 1856, 2. Aufl. 1862) u. der Roman „Unüberwindliche Mächte" (3 Bde., Berl. 1863). Seitdem traten die kunstgeschichtlichen Studien mehr in den Vordergrund. Schon 1859 hatte er „Essays" (Hann.), Studien über Personen, Literatur- u. Kunstgegenstände, herausgegeben; 1865 erschienen die „Neuen Essays" (Berl., 2. Aufl. 1874, unter dem Titel: „Fünfzehn Essays") u. 1871 „Zehn ausgewählte Essays zur Einführung in das Studium der modernen Kunst" (Berl.). Sein als treffliche Leistung allgemein anerkanntes Hauptwerk ist das „Leben Michelangelo's" (2 Bde., Hann. 1860—63, 4. Aufl. 1873), während sein „Leben Raphael's von Urbino" (Thl. 1, Berl. 1872, ital. Text von Vasari, Uebersetzung u. Kommentar von G.) mancherlei herbe Kritiken erfahren hat, gegen die er sich in einer Schrift „Zur Abwehr gegen Herrn Prof. Dr. A. Springer's Raphaelstudien" (Berl. 1873) vertheidigte. Seit 1865 ließ G., der in Berlin u. zwar seit 1873 als Professor an der dortigen Universität lebt, unter dem Titel „Künstler u. Kunstwerke" eine Zeitschrift in zwanglosen Heften erscheinen.

Grimm, Ludwig Emil, jüngerer Bruder von Jakob u. Wilhelm, Kupferätzer u. Maler, geb. zu Hanau 1790, bildete sich in München unter dem (1828 gestorbenen) Kupferstecher Karl Heß, stand 1813 im Felde, lebte seitdem wieder in München, Kassel u. Italien u. ließ sich 1818 in Kassel nieder, wo er 1832 Prof. an der Malerakademie wurde u. 4. April 1863 starb. Von seinen mehr als 100 Radirungen (Genrebilder, Landschaften, Thiere ꝛc., zum Theil nach eigenen Kompositionen) erschien eine Sammlung zuerst 1823 in Kassel, eine weitere von 30 Blättern 1854 ebendort. Sehr geschätzt sind auch seine Portraitstiche nach anderen Malern, z. B. Luther u. Melanchthon nach Lucas Cranach.

Grimma, Stadt mit 6536 E. (1870) im sächs. Kreisdirektionsbezirk Leipzig, 3 M. von dieser Stadt malerisch am linken Ufer der Mulde gelegen u. von Bergen umgeben, ist freundlich gebaut, hat 4 Kirchen u. ist bes. bekannt durch seine Fürstenschule, ein 1550 in den Räumen eines aufgehobenen Augustinerklosters gegründetes Gymnasium mit Alumnat, an welches sich bedeutende Stiftungen knüpfen. Außerdem besitzt G. noch ein Seminar u. ein Progymnasium. Die Industrie beschränkt sich auf Leinweberei, Druckerei u. Färberei. Die Stadt wird schon 1065 urkundlich erwähnt u. trieb im Mittelalter bedeutenden Handel. — Im S. von G. liegen mitten im Walde die Ruinen des Klosters Nimpschen, in welchem Katharina von Bora, die spätere Gemahlin Luther's, bis 1523 als Nonne lebte. Auf dem rechten Ufer der Mulde, über welche von G. eine steinerne Brücke führt, erhebt sich auf steilem Felsen das Schloß Döben, das alte Dewin, in welchem Albrecht der Stolze seinen Vater Otto den Reichen gefangen hielt.

Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von, ausgezeichneter deutscher Romanschreiber. Sein wirklicher Name ist erst seit wenigen Jahrzehnten bekannt, denn G. bediente sich in seinen Schriften der verschiedensten Pseudonyme, wie z. B. Samuel Greifenson von Hirschfeld (im „Simplicissimus", s. u.), German Schleifheim von Sulsfort, Signeur Meßmahl, Michael Regulin von Sehmstorff, Simon Lengfrisch von Hartenfels u. a. m. Geboren zu Anfang des Dreißigj. Krieges, wahrscheinlich 1622, zu Gelnhausen, that G. Kriegsdienste seit seinem 10. Lebensjahr; wissenschaftliche Bildung hatte er nicht genossen, doch wußte er sich in späteren Lebensjahren ansehnliche Kenntnisse zu erwerben. Gegen Ende seines Lebens trat G. zum Katholizismus über, stand in Diensten des Bischofs von Straßburg u. starb 17. Aug. 1676 als Schultheiß zu Renchen am Schwarzwald. — G., der erst in vorgerücktem Alter als Schriftsteller auftrat, dann aber auf diesem Felde um so thätiger war, zeigt in seinen Werken eine merkwürdige Doppelnatur: ganz auf dem Boden des Kunstromans seiner Zeit stehend, arm an Erfindung, bombastisch in der Sprache, von trivialer Breite, tritt er uns in den Romanen „Der keusche Joseph sammt seinem Diener Musai", „Dietwald u. Amelinde", „Proximus u. Lympida" u. „Almerinde" (für welch letzteren freilich seine Autorschaft unsicher ist) entgegen, während wir in seinem berühmten Volksroman „Simplicissimus" (1669 u. öfter) das beste erzählende Werk des ganzen Jahrhunderts besitzen, trefflich erfunden, gewandt in der Behandlung der verschiedensten Situationen, von derber Naturwahrheit u. voll frischesten Humors, dabei von höchster Bedeutung als Kulturbild aus der Zeit des Dreißigj. Krieges. Weniger bedeutend, aber immer noch die zahlreichen durch den Simplicissimus hervorgerufenen Nachahmungen weit überragend, sind seine übrigen volksmäßigen erzählenden Schriften: „Trutz-Simpler od. — Lebensbeschreibung der — Landstörtzerin Courasche", „Der seltsame Springinsfeld", „Das wunderbarliche Simplicianische Vogelnest", welche meist direkt an den Simplicissimus anknüpfen u. von G. selbst als „Continuationen" bezeichnet werden. Dieselbe bewußte Theilung zwischen volksmäßiger u. kunstmäßiger Richtung, wie in den Romanen, finden wir auch in G.'s übrigen, vorzugsweise didaktischen Schriften, als deren hauptsächlichste genannt werden mögen: „Traumgeschicht von Dir u. Mir" (1660, G.'s erstes nachweisbares Werk); „Die Reise des Herrn Bilgram von Hohen-Wandern in die neue Oberwelt des Monds" (1660); „Schwarz und Weiß od. der satirische Pilgram" (1666); „Rathstübel Plutonis" (1683); „Ewig währender Kalender", ein echter Volkskalender mit historischen Notizen, Wirthschaftsregeln, Anekdoten und astronomischen Erörterungen; „Zweyköpfige Ratio Status", langweilige Auseinandersetzungen über Staatsweisheit enthaltend; „Die verkehrte Welt", eine Phantasie über die Todsünden; „Das Galgenmännlein" (1684), über die Alraunen handelnd; „Manifesta wider diejenige, welche — die roth- u. güldene Bärte verschimpffen u. verfolgen", eine mit größter Gelehrsamkeit geschriebene Vertheidigung der rothen Bärte. Besonders interessant ist „Der teutsche Michel", eine gegen die barbarische Sprachmengerei jener Zeit ebenso wie gegen die abgeschmackten Sprachreinigungsversuche Zesen's gerichtete Schrift. Bemerkt sei schließlich, daß durch die Abenteuer des 6. Buches seines Simplicissimus G. als der Vorläufer der in der Folgezeit auftauchenden Robinsonaden erscheint. — Gesammtausgaben von G.'s Werken sind von 1683—1713 sechs erschienen. Vorzügliche Ausgaben des Simplicissimus u. kleinerer Simplicianischer Schriften veranstalteten Keller (4 Bde., Stuttg. 1854, 1862) u. Kurz (3 Bde., Lpz. 1863—64, als 3.—6. Band seiner „Deutschen Bibliothek"); eine neudeutsche Bearbeitung der ersten 5 Bücher des Simplicissimus gab E. v. Bülow (Lpz. 1836).

Grimsby od. Great-Grimsby (Greht-G.), Seestadt im N. Englands mit 20,238 E. (1871), liegt in der Grafschaft Lincoln, an der Mündung des Humber in die Nordsee, im SO. von Hull, hat im Innern enge u. krumme Straßen, aber schöne Vorstädte u. einen guten Hafen, der mit großartigen Bassins u. Docks Schiffe jeder Größe aufnehmen kann. Mit Hull, für dessen Vorhafen es gelten kann, Hamburg, Rouen, Dieppe u. Kronstadt ist G. durch regelmäßige Dampfschiffahrt verbunden. Die Industrie ist nicht unbedeutend, sie liefert Seilerarbeiten, Segeltuch, Maschinen, Leder, Ziegel u. Bier; von großem Umfange sind die Schiffswerfte.

Grimsel, Alpenpaß in der Schweiz, 2175 m. hoch, an der Grenze der Kantone Bern u. Wallis gelegen, verbindet die Thäler der Aar u. Rhone u. scheidet die Berggruppen des Finsteraarhorns u. Galenstocks. Vom Grimselhospiz, einem Gasthause, das an der nördl. Abdachung 1877 m. über dem Meere in einem wilden Felsenkessel liegt, führt der vielgewundene Weg durch eine Felseneinöde zur Paßhöhe, der Hauseck, welche durch einen düsteren See, den Todtensee, bezeichnet ist; dann geht es steil an der 500 m. sich erhebenden Mayenwand zum Rhonegletscher hinab, wo die Furkastraße mit diesem Grimselpaß zusammentrifft.

Grindelwald, Dorf im schweiz. Kanton Bern mit 3135 E. (1871) im SO. von Interlaken, am Bergelbach 1045 m. über dem Meere gelegen, ist eins der stattlichsten Dörfer der Schweiz, mit schönen Häusern u. Hotels u. wohlhabenden Einwohnern, welche als Fremdenführer in gutem Rufe stehen. Kirschwasser wird hier in nicht unbedeutenden Mengen producirt u. ausgeführt. Das Grindelwaldthal wird von der Schwarzen Lütschina durchflossen, welche bei G. den Bergelbach aufnimmt; im N. ragt das Faulhorn u. Schwarzhorn, im S. das Schreckhorn u. der Eiger, im

O. das Wetterhorn mit ihren eis- u. schneebedeckten Gipfeln in dasselbe hinein; an der Nordseite des Wetterhorns führt ein Saumpfad über die Scheidegg nach Rosenlaui. Nicht blos das großartige Landschaftsbild dieses Hochgebirgsthales, sondern auch die sehr bequem zu erreichenden Gletscher führen alljährlich zahlreiche Reisende nach G. Im SO. von diesem Dorfe senken sich vom Mettenberge zwei große Gletscher in das Thal, der obere u. untere **Grindelwaldgletscher**, beide mühelos zu erreichen, am leichtesten der untere, welcher deshalb auch den Namen des Damengletschers führt. Er steigt von allen Alpengletschern am tiefsten hinab, seine Endzunge liegt nur 995 m. über dem Meere, während die Schneegrenze eine Höhe von 2600 m. hat. In der Nähe des Eises wächst Getreide u. stehen Kirschbäume. Das sog. Eismeer auf dem untern Gletscher zeigt eine großartige Zerklüftung der Eismassen.

Nr. 3231. Das Grimselhospiz.

Grinnels-Land wird die zwischen 80°—82° n. Br. gelegene, durch den Kennedysund von dem westl. Grönland geschiedene Küste einer arktischen, zu Nordamerika gehörigen Insel genannt, welche die Napoleonspitze am weitesten nach O. vorschiebt. Sie wurde 1850 von de Haven mit Schiffen entdeckt, die der Kaufmann Grinnel zu New-York (gest. 30. Juni 1874) für die von M'Clure u. Roß geleitete Expedition zur Aufsuchung Franklin's ausgerüstet hatte (s. „Arktische Länder").

Grippe (influenza) ist ein unter unbekannten epidemischen Einflüssen auftretender Katarrh der gesammten Respirationsschleimhaut (Nasen-, Rachen-, Kehlkopfs-, Luftröhrenschleimhaut), dessen Ursachen eben so dunkel sind wie die jeder andern Epidemie. Zu der Schleimhautentzündung der Luftwege, die ungewöhnlich intensiv u. beängstigend ist, tritt oft Darmentzündung, Ausschlag im Gesichte, in der Mund- u. Nasengegend u. stets ein sehr hohes, fast an Typhus erinnerndes Fieber. In leichteren Fällen schwindet nach 8—10 Tagen mit den anderen Symptomen auch das Fieber u. es erfolgt eine völlige Genesung. Die G. bedarf unter solchen Umständen keiner besonderen Behandlung. Anders ist es in Fällen von schwerer G., die öfters unheilbar ist u. durch hohes Fieber, durch Komplikation seitens der Lunge, des Darmes u. des Hirnes tödlich werden kann. Hier muß eine ärztliche Intervention eintreten, die je nach der Natur des Falles verschiedene Behandlung ergreifen wird. Die G. trat 1732 zum ersten Mal als große Epidemie in Europa auf. Sie zog von O. nach W. u. befiel in manchen Ländern beinahe die Hälfte der Einwohner. Seitdem haben sich Grippeepidemien öfters, jedoch nicht besonders heftig wiederholt, so in den Jahren 1800, 1835 2c.

Grisaille, s. v. w. „grau in Grau".

Grisebach, Heinrich Rudolf August, geb. zu Hannover 17. April 1814, seit 1847 ordentlicher Professor der Botanik zu Göttingen, machte sich bes. durch seine botanischen Reisen nach Norwegen u. Rumelien sowie durch seine pflanzengeographischen Schriften bekannt. In erster Beziehung lieferte er außer einer Reisebeschreibung nach Rumelien u. Brussa ein „Spicilegium Florae Rumelicae" (2 Bde., Braunschweig 1843—45), in letzter „Die Vegetation der Erde mit ihrer klimatischen Anordnung", ein Abriß der vergleichenden Geographie der Pflanzen (2 Bde., Lpz. 1872).

Griseldis (Griselidis, Grisilla, Grisel). Boccaccio in seinem „Decamerone" (X, 10) erzählt die Geschichte eines armen Landmädchens, des Giannuculo Tochter, Griselda geheißen, welche der Markgraf Gualtieri von Saluzzo zur Ehe nahm. Um ihre Geduld u. ihren Gehorsam zu erproben, unterwirft Gualtieri sie den härtesten Prüfungen: er läßt ihr ihre Kinder nehmen mit dem Vorgeben, dieselben tödten lassen zu wollen, u. verstößt G. scheinbar, um eine andere, ebenbürtige Gattin zu nehmen. G. aber besteht alle Proben, beharrt in duldendem u. entsagendem Gehorsam, wird von ihrem Gemahl mit Freuden zurückberufen u. mit ihren Kindern wieder vereint. — Von dieser Novelle, welche zwar schriftlich fixirt zuerst bei Boccaccio erscheint, aber wahrscheinlich nicht seine Erfindung, sondern nur kunstvolle Wiedergabe einer im Volke umlaufenden Erzählung ist, verfaßte Petrarca eine freiere lat. Nachbildung „De obedientia ac fide uxoria mythologia", u. diese noch mehr als Boccaccio's Text verbreitete sich über alle Welt, wurde in sämmtliche gebildete Sprachen übertragen, erfuhr zahllose Bearbeitungen in novellistischer, epischer u. dramatischer Form u. lebt als Volksmärchen noch heute in Rußland, Dänemark u. Island. In Deutschland entstanden von Petrarca's Schrift nach der Mitte des 15. Jahrh. gleichzeitig zwei Uebersetzungen: die eine verfaßte vermuthlich der Ulmer Arzt Heinrich Steinhöwel (gedr. Augsb. 1471 u. oft), die andere ein ungenannter obersächs. Geistlicher (herausg. von Schröder, Lpz. 1873); neudeutsche Nacherzählungen lieferten u. a. Schwab („Buch der schönsten Geschichten u. Sagen", Stuttg. 1836), Marbach („Volksbücher", Heft 1, Lpz. 1838) u. Simrock („Die deutschen Volksbücher", Bd. 6, Frkf. 1847). Unter den mehrfachen dramatischen Behandlungen verdienen Erwähnung die von Hans Sachs (1546) u. die von Friedrich Halm (Wien 1837, 8. Aufl. 1869), in welch letzterer die Lösung des Konflikts freilich in wesentlich abweichender Form erfolgt.

Grisetten nennt man eine ursprünglich für Paris charakteristische Klasse von Mädchen, welche meist des Tages über als Näherinnen, Putzmacherinnen 2c. in Magazinen beschäftigt sind, dabei aber mit einem „Freunde", einem Studenten, Kaufmannsdiener, Künstler od. einem andern jungen Manne, ein Verhältniß unterhalten, dessen Zimmer theilen u. mit ihm in einer „Ehe" von heut auf morgen leben. Beim Theater sind G. jugendliche Intrigantinnen, Kammermädchen, Zofen 2c., den Soubretten verwandt.

Grisi, Giulia, eine der größten Gesangskünstlerinnen, die fast 25 Jahre lang die Großen Opern von Paris u. London als Primadonna beherrscht hat, geb. zu Mailand 22. Mai 1808 (alle anderen Angaben sind falsch), entzückte durch ihre Stimme u. Schönheit schon bei ihrem erstmaligen Auftreten 1828 in Bologna (als Emma in Rossini's Oper „Zelmira"), sang dann in Florenz, Pisa, Mailand u. folgte im Okt. 1832 einem Engagement an die Ital. Oper in Paris, wo sie fortan die größten Triumphe feierte u. Rossini ihr eifrigster Gönner war. Nachdem sie 8. April 1834 auch in London zum ersten Mal Gelegenheit gegeben hatte (im jetzigen Her Majesty's Theatre), ihre mächtige Stimme, ihre vorzügliche Gesangstechnik, ihre hohe dramatische Begabung u. hinreißende Leidenschaft im Spiel zu bewundern, verlebte sie bis 1854 fast regelmäßig jeden Winter in Paris u. den Sommer in England. Hier lernte sie 1839 auch ihren nachmaligen Gatten, den Tenoristen Giuseppe Mario (s. d.), kennen u. während ihre erste Ehe mit dem Marquis v. Melcy bald wieder gelöst worden war, gestaltete sich der 1844 mit Mario geschlossene Ehebund zu einem sehr glücklichen. 1854 enthusiasmirte sie auf einer Reise durch Amerika die Yankees. Nach Europa zurückgekehrt, sang sie zwar noch längere Zeit an den Bühnen von London, Paris, Petersburg u. Madrid, doch hatte ihre Stimme an Fülle u. Reiz verloren. Sie starb, auf einer Reise nach Petersburg begriffen, zu Berlin 28. Nov. 1869. Giuditta **G.**, Schwester der Vorigen, geb. zu Mailand 28. Juli 1805, gleichfalls eine zu ihrer Zeit gefeierte Opersängerin, zog sich frühzeitig ins Privatleben zurück u. starb schon 1. Mai 1840 zu Robecco als Gemahlin eines Grafen Barni. — Carlotta **G.**, eine Cousine der beiden Vorigen, geb. zu Visineda in Istrien, war eine berühmte Ballettänzerin u. heirathete ihren Lehrer Parrot. — Ernestina **G.**, Schwester der Letztgenannten, geb. zu Mailand 1818, ist Opernsängerin.

Grobkalk, ein zur unteren Etage der Tartiärformation gehöriger Kalkstein, der sich im Gegensatz zu anderen feinkörnigen Kalksteinen durch sein grobes Korn auszeichnet, meist viele kleine Löcher u. Höhlungen besitzt, oft auch aus nur losen, unzusammenhängenden Massen besteht; er enthält zahlreiche Versteinerungen u. findet sich nam. in Frankreich, England u. Ungarn.

Grödnerthal (ital. Valle Gardéna), ein schönes Thal Südtirols, durchflossen vom Grödnerbach, der bei Weidbruck zwischen Brixen u. Botzen rechts in den Eisack mündet, im S. vom Schlern u. der Seiseralp, im N.

vom Raschötzberg begrenzt. Der untere Theil des von O. nach W. streichenden Thales ist eng von steilen Bergen eingeschlossen, an denen sich die Fahrstraße emporwindet; bei St. Ulrich, dem Hauptorte, wird es breiter u. dichter bevölkert. Die Berge, die zu den grauweißen Dolomitmassen des Schlern hinansteigen, sind weit hinauf kultivirt u. mit bunten, zierlichen Häusern übersäet. Bei der Fischburg, die jetzt von armen Leuten bewohnt wird, beginnt die dritte, wildere Thalstufe, nach NO. zweigt sich das Wolkensteiner Thal ab, an dessen Eingang die Burg Wolkenstein liegt. Das Grödner Jöchl führt über Colfosco nach dem Enneberg, das Sellajoch nach dem Fassathale. Die Grödner sind ladinischen Stammes, wie die Enneberger u. Graubündner, sie haben ihre alte Sprache bewahrt, obgleich in den Schulen nur Deutsch u. Italienisch gelehrt wird. Das Klima des 1300 - 1600 m. hoch gelegenen Thales ist für den Getreidebau nicht günstig u. die Grödner sind auf andere Gewerbe zur Erwerbung ihres Lebensunterhaltes angewiesen. Seit 1703 hat sich die Holzschnitzerei hier eingebürgert, für welche die nahen Wälder treffliches Zirbelholz liefern u. deren oft sehr kunstreiche Erzeugnisse durch Hunderte von Hausirern vertrieben werden u. in ständigen Niederlagen in den größeren Residenz- u. Handelsstädten aller Länder anzutreffen sind. Um den Geschmack zu verbessern, ist 1824 eine Zeichenschule eröffnet worden. Ein großer Theil des weiblichen Geschlechtes beschäftigt sich auch mit Spitzenklöppelei.

Grog od. **Grock**, ein beliebtes warmes Getränk, welches man erhält, wenn man Zucker mit Rum od. Arak übergießt u. heißes Wasser hinzufügt. Wird Eigelb zugequirlt, so erhält man den sog. **Eiergrog.**

Groitzsch, Stadt im sächs. Kreisdirektionsbezirk Leipzig mit 3271 E., 3 M. im S. Leipzigs an der Schwennigke u. Schnauder gelegen, treibt sehr starke Schuhfabrikation u. ist eine der ältesten Städte Sachsens, da es als solche urkundlich schon im 11. Jahrh. erwähnt worden ist. Die 1270 von dem Abt von Pegau zerstörte Burg war das Stammschloß der Grafen von G., von denen sich Wiprecht von G. 1112 im Bunde mit sächs. Fürsten zu einem gefährlichen Aufstand gegen Kaiser Heinrich V. erhob, aber in kaiserliche Gefangenschaft gerieth; sein gleichnamiger Sohn setzte den Kampf fort u. besiegte Hoyer von Mansfeld 1115 am Welfesholze.

Grolman, Heinrich Dietrich v., ausgezeichneter Rechtsgelehrter, geb. zu Bochum 31. Dez. 1740 als Sohn des später zum Direktor der Regierung in Kleve ernannten Christoph Dietrich G. (gest. 12. Febr. 1784), studirte 1759—62 in Halle u. Göttingen, wurde 1765 Kammergerichtsrath in Berlin u. hierauf Pupillenrath, war seit 1787 als Gesetzkommissionsmitglied bei der Ausarbeitung des Allg. Landrechts thätig, wurde 1793 Geheimer Obertribunalrath u. stand seit 1804 als Präsident des Geheimen Obertribunals, sowie seit 1817 auch als Mitglied des Staatsraths noch bis 1833 im Staatsdienst. Er starb fast hundertjährig 21. Okt. 1840 zu Berlin. Im Sitzungssaal des Geheimen Obertribunals befindet sich sein von Begas gemaltes Bildniß. — Sein Sohn, Karl Wilhelm Georg, preuß. General, geb. zu Berlin 30. Juli 1777, trat schon mit 14 Jahren in die Armee ein, ward nach der Schlacht bei Jena Adjutant des Generals Fürsten von Hohenlohe u. nahm nach dem Tilsiter Frieden als Direktor der 1. Division des allgemeinen Kriegsdepartements an den Arbeiten behufs der Heeresreorganisation großen Antheil. Nachdem er 1809 seinen Abschied genommen, machte er den österr. Feldzug in Franken u. Sachsen mit, ging dann nach Spanien, wo er am Befreiungskriege Theil nahm, 1812 aber in franz. Gefangenschaft fiel. Durch Flucht aus derselben befreit, lebte er bald hier, bald dort verborgen, trat aber nach dem Abschlusse des Bündnisses zwischen Preußen u. Rußland sofort wieder als Major beim preuß. Generalstab ein. Nach dem ersten Pariser Frieden zum Generalmajor befördert u. als Direktor des zweiten Kriegsdepartements angestellt, ward er 1815 Generalquartiermeister der Armee Blücher's. Nach dem zweiten Pariser Frieden gehörte er als Chef des Generalstabs abermals dem Kriegsministerium an. Seit 1819 eine Zeit lang außer Dienst, wurde G. 1832 als Befehlshaber des 5. Armeecorps von Glogau nach Posen versetzt, wo er 1837 General der Infanterie ward u. 15. Sept. 1843 starb. Die von ihm herausgeg. Schriften, insbes. die „Geschichte des Feldzugs von 1815" (2 Bde., Berl. 1837—38), hat sein Adjutant, der Oberstleutnant a. D. v. Damitz, verfaßt. — Sein Bruder Wilhelm Heinrich G., Rechtsgelehrter, geb. zu Berlin 28. Febr. 1781, begann seine Beamtenlaufbahn 1801 als Auskultator beim Berliner Stadtgericht, erwarb sich als Landwehroffizier in den Befreiungskriegen das Eiserne Kreuz 1. Klasse, wurde 1816 Vizepräsident des Oberlandesgerichts in Kleve, nahm seit 1819 an der Revision der Gesetzgebung in Berlin Theil, ward 1821 Vizepräsident des dortigen Oberlandesgerichts, 1825 Präsident des Instruktionssenats, 1836 des Oberappellationssenats, 1839 auch Mitglied des Staatsraths, ließ sich 1848 pensioniren u. starb zu Berlin 1. Jan. 1856.

Grolman, Karl Ludwig Wilhelm v., verdienter Rechtsgelehrter u. Staatsmann, geb. zu Gießen 23. Juli 1775, studirte dort u. in Erlangen, habilitirte sich 1795 in Gießen, wurde daselbst 1798 außerordentlicher u. 1800 ordentlicher Professor, 1815 Kanzler der Universität, führte seit 1816 in Darmstadt den Vorsitz bei der mit Abfassung eines neuen Gesetzbuches beauftragten Kommission, vertrat seit 1819 den erkrankten Staatsminister Freiherrn v. Lichtenberg u. ward nach dessen Tode definitiv zum Minister für alle Zweige der Staatsverwaltung ernannt. Seit 1821 nur noch Minister des Innern u. der Justiz, aber zugleich auch Ministerpräsident, starb er 14. Febr. 1829. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: „Grundsätze der Kriminalwissenschaft" (Gießen 1798; 4. Aufl., 1826); „Ueber die Begründung des Strafrechts u. der Strafgesetzgebung 2c." (ebd. 1799); „Theorie des gerichtlichen Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten" (ebd. 1800, 4. Aufl. 1820) u. das „Handbuch über den Code Napoléon" (3 Bde., ebd. 1810—12). Außerdem gab er theils allein, theils unter Mitwirkung anderer Gelehrten mehrere juristische Journale heraus.

Groningen, (deutsch Gröningen), die nordöstlichste Provinz des Königreichs der Niederlande, 41,6 □M. mit 225,336 E. (1869), grenzt im N. an die Nordsee, im O. an die Ems, den Dollart u. die Provinz Hannover, im S. an die Drenthe u. im W. an Friesland. Der nördl. Theil der Provinz hat herrliches Acker- u. Wiesenland, der südl. Sand- u. Torfboden; die ehemals sumpfige Südostecke ist durch Trockenlegung urbar gemacht. G. ist reich an Seen, hat aber keine Flüsse, sondern nur kleine Stromrinnen, welche aus der Drenthe kommen; dagegen ist es reich an Kanälen. Die Bewohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Landbau u. Viehzucht od. mit Schiffsbau; auf diese Dinge bezieht sich auch hauptsächlich die Industrie; bedeutend ist die Anzahl der Getreide- u. Oelmühlen, Sägemühlen u. Reiferbahnen. — Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz, Sitz der Regierung, der Provinzial-, Bezirks- u. Kantonalbehörden, mit 37,895 E. (1869), liegt an der Vereinigung der Drenthe'schen Aa (auch Drent'sche Diep genannt) mit der Hunse, die von hier bis zu ihrer vier Stunden entfernten Mündung Reitdiep heißt u. für Seeschiffe fahrbar ist. Die 1698 von Coehoorn stark befestigte Stadt ist luftig u. regelmäßig gebaut. Hauptgebäude sind das 1810 neu hergestellte ansehnliche Stadthaus u. die im goth. Stil erbaute Martinikirche. An wissenschaftlichen u. Wohlthätigkeitsanstalten besitzt G. eine 1614 gegründete Universität, ein Gymnasium, eine Gymnastikschule, ein Lehrerseminar, Schulen für Landbau u. Seefahrt, ein berühmtes, 1790 gegründetes Taubstummeninstitut, ein Krankenhaus u. eine Sternwarte. Die Fabrikthätigkeit ist von Bedeutung, ebenso der Handel mit Getreide u. Butter. — G. wurde 1284 in den Hansabund aufgenommen, 1594 von Moritz von Oranien erobert u. mit der niederländ. Republik vereinigt; 1672 von den Münster'schen u. kurkölnischen Truppen belagert, machte sich die Stadt durch ihre mannhafte Vertheidigung bekannt, infolge deren die Feinde die Belagerung aufheben mußten.

Grönland, das größte Nordpolarland, erstreckt sich vom Kap Farewell (59° 48′ n. Br.) nach dem Pole zu in unbekannte Breiten, nach Petermann vielleicht sogar bis in die Nähe der sibirischen Nordostküste, spitzt sich nach S. zu u. schiebt sich zwischen Island u. dem nordam. Polararchipel vor. Das Meer zwischen G., Island u. Spitzbergen heißt Grönländisches Meer, im W. liegt die Davis-Straße, Baffins-Bai, der Smith-Sund u. der Kennedy-Kanal. Gewöhnlich wird G. als eine zusammenhängende Masse festen Landes angesehen, die Resultate der neueren, insbes. deutschen Entdeckungsreisen lassen aber die Annahme wahrscheinlicher werden, daß G. aus einer Anzahl durch schmale Meeresarme getrennter u. durch Gletscher u. Packeismassen verbundener Inseln bestehe, da die Flüsse dieses Landes einen sehr kurzen Lauf besitzen, noch kein Längenthal von größeren Dimensionen aufgefunden worden ist, dafür aber mehrere Fjorde sowol auf der westl. wie östl. Seite entdeckt sind, die sich in bis jetzt noch unermessener Ausdehnung in das Innere erstrecken und trotz der bedeutenden Gewässer, die ihnen von den einmündenden Gletschern zuströmen, im Salzgehalte ihres Wassers von dem offenen Meere nur wenig verschieden sind. Am reichsten an diesen Fjorden ist die Westküste; an derselben liegt unter 68° n. Br. die von der gleichnamigen Insel benannte Disko-Bai u. unter 77° die Mellevill-Bai. Der größte der Fjorde der Ostküste ist der Franz-Joseph-Fjord (s. d.) u. die nördlichste dort entdeckte Bai die Dove-Bai an dem Kap Bismarck. Man nimmt an, daß das

Innere G.s aus einem von S. nach N. ansteigenden Plateau bestehe, mit einer Höhe von 1000—2000 m., welches durch einzelne Bergzüge u. Fjorde unterbrochen ist u. auf seinem Rücken u. in seinen Thalmulden riesige Gletscher trage, von denen viele am Meere enden. Die höchsten Erhebungen dieses Landes sind auf der zweiten deutschen Nordpol-Expedition von Julius Payer unfern des Franz-Joseph-Fjordes unter dem 73.° n. Br. entdeckt worden; er fand hier ein wirkliches Alpenland mit einer großen Zahl, steil ansteigender schneebedeckter Gipfel von 3000 m. u. unter diesen auch einen Bergkoloß von 4600 m. Höhe, dem er den Namen Petermannsspitze beilegte; weiter im N. bemerkte er einige andere Gipfel, die nach seinem Urtheil diesen noch übertreffen mußten, von ihm aber nicht gemessen werden konnten. Nördl. vom 73.° n. Br. nimmt die Gebirgserhebung aber um die Hälfte, selbst um ein Drittheil ab u. es gewinnen die bedeutendsten Gipfel erst am 77. Breitengrade wieder 2000 - 2300 m. Auf diesen Bergen beginnt die Grenze des Firnschnees mit 1000 m. u. jedes Thal, welches in einem 1300—1600 m. hohen Gebirgssysteme entspringt, enthält einen Gletscher. Einige von diesen Eisströmen, welche auf der zweiten deutschen Nordpolarfahrt entdeckt wurden, hatten eine Länge von mindestens 10 M., u. diese sind es, welche, indem sie ihr Ende in das Meer hinausstrecken, jene imposanten, oft 100 m. hohen, den äußeren Küstensaum u. die Fjorde erfüllenden Eisberge liefern. Die von einzelnen dieser Gletscher abströmenden Flüsse haben mitunter eine Wasserfülle gleich der Weser. Das Innere G.s ist aber sicher nicht eine Eiswüste, wie die bisher verbreitete Anschauung gewesen, sondern nur oberhalb der Firnlinie mit ewigem Schnee bedeckt; in den tiefer liegenden Theilen, besonders an den nach S. geneigten Bergabhängen, soweit deren Vertiefungen nicht von Gletschereis ausgefüllt sind, während des kurzen Sommers schneefrei. Das Klima G.s ist im Allgemeinen im W. milder als im O. u. trägt den Charakter eines Küstenklimas mit so großer Unbeständigkeit, daß in einem Monate Temperaturunterschiede von 30—40° R. eintreten können. Die mittlere Temperatur des Dez. war in Omenak in einem Jahre —6°,4 R., in einem anderen 22°,6. Ostwinde, die häufig orkanartig auftreten, bringen manchmal eine um 20° wärmere Luft mit. Die durchschnittliche Wintertemperatur der dänischen Niederlassung Upernavik an der Westküste beträgt - 20° R., u. Dr. Kane hat in seinem Winterquartiere unter 78° 30′ n. Br. sogar eine Kälte von — 44°—45° R. beobachtet, in welcher das Quecksilber zu einer bleiartigen Stange gefroren war. Der Winter fällt in die zweite Hälfte der langen Polarnacht; unter dem 78.° n. Br. beginnt dieselbe 26. Okt. u. dauert bis 16. Febr., nur selten vom Nordlicht unterbrochen; dann folgen 65 Tage, an welchen Tag und Nacht wechseln; die Tage aber nehmen so rasch an Länge zu, daß schon 21. April die Sonne nicht mehr untergeht u. nun ein viermonatlicher ununterbrochener Tag folgt, indem die Sonne fortwährend den ganzen Horizont umkreist. In die zweite Hälfte dieses Polartages fällt der kurze grönländ. Sommer, in dem es nur selten feuchte Niederschläge giebt u. die Pflanzen fast nur von der Feuchtigkeit des Bodens leben. Die Strahlen der Sonne erwecken das vegetabilische Leben in einer wunderbaren Schnelligkeit. In ganz G. ist keine Spur von Wald zu finden, im S. erinnern nur verkrüppeltes Birken- u. Weidengestrüpp an die strauchartigen Pflanzen gemäßigter Klimate. Die Vegetation trägt einen alpinen Charakter u. zeigt viele gleiche Geschlechter u. Arten, wie die Schneeregion der Alpen, so Nelkenarten, Alpenrosen, Heidelbeeren, welche ausnehmend süße Früchte tragen, Weidenröslein, Steinbreche, Kriechweiden u. a. m. Am dichtesten ist der Vegetationsteppich an den breiteren Küstensäumen der westgrönländ. Fjorde. Einst hat G. ein weit wärmeres Klima u. eine viel üppigere Pflanzenwelt gehabt; davon zeugen nicht nur die mit Schnee, Erde u. Geröll bedeckten untergegangenen Waldungen aus der Miocen-Periode, welche ein dem nordital. ähnliches Klima voraussetzen, sondern auch der Name, welchen die ersten Entdecker dem Lande gegeben haben u. der so viel als „Grünland" bedeutet. Holz erhalten die Bewohner nur durch die Baumstämme, welche die Meeresfluten aus entlegenen Ländern, vorzüglich von den nordsibir. Flußmündungen, an die Küsten G.s geführt haben. Die Thierwelt ist an Arten nicht zahlreich, Moschusochsen, Renthiere, Füchse, Hermeline, Eisbären, Polarhaien, Seehunde, Finwale, Narwale, Walrosse sind die wichtigsten Jagdthiere, Renthiere u. Hunde die einzigen Hausthiere. Sehr häufig sind Kolonien von unzähligen Wasservögeln, besonders in der Nähe von Upernivik. Man hat Zinn-, Zink-, Blei-, Eisen- u. Kupfererze gefunden; das einzige Mineral aber, das in großer Menge zur Ausfuhr gelangt, ist der Kryolith. — Die Ureinwohner G.s sind Eskimos (s. Arktische Länder). Ost-G. ist fast ganz von ihnen verlassen, zwischen 73—76° n. Br. lebte nur noch eine Bevölkerung von etwa 100 Köpfen in 16 Hütten. Nach der Volkszählung von 1870 hatte G. auf einem gletscherlosen Gebiete von 2200 □M. nur 9825 E., die fast ausschließlich an der Westküste wohnten. G. ist ein dänisches Kolonialland, welches in die Inspektorate Süd- u. Nord-G. eingetheilt ist. Das südliche Inspektorat zerfällt wiederum in 6 Distrikte: Julianehaab mit dem gleichnamigen Orte u. den herrnhutischen Missionsstationen Lichtenau u. Friedrichsthal, Frederikshaab mit der gleichnamigen Kolonie, Fiskernässet mit Lichtenfels, einem Missionsplatz der Brüdergemeinde, Godthaab mit dem Orte gleichen Namens u. der Missionsstation Neu-Herrnhut (327 E.), der volkreichsten Kolonie in ganz G., Sukkertoppen u. Holsteensborg, genannt nach den einzigen Ansiedelungen. Nord-G. hat nur 6 Orte mit mehr als 100 E. u. zerfällt in die sieben nach den Kolonien benannten Distrikte Egedesminde, Christianshaab, Jakobshavn, Godhavn, Ritenbeck, Omenak u. Upernivik, die unter 72° 48′ n. Br. gelegene nördlichste Ansiedelung. Jeder Kolonie steht ein Verwalter mit seinen Unterbeamten vor. Die nothwendigsten Lebensbedürfnisse werden von Dänemark importirt. Der Handel mit Speck, Thran, Seehundshäuten, Walroßzähnen, Kryolith u. Fischbein ist Regierungsmonopol. Die dän. u. Herrnhuter Missionäre haben sehr viel zur Kultur G.s gethan, in Jakobshavn ein Seminar eingerichtet, um Eingeborene zu Schullehrern u. Missionären auszubilden, Bibel u. Gebetbücher in der Eskimosprache drucken lassen u. erreicht, daß die meisten Bewohner unter 30 Jahren lesen u. schreiben können.

G. ist um 870 von dem Normannen Grunnbjörn entdeckt worden; 983 kam Erik der Rothe dorthin und nannte das Land Grünland; darauf kamen von Norwegen u. Island zahlreiche Fahrzeuge, welche Kolonisten nach diesen Küstenländern brachten, u. um das Jahr 1000 zählte man gegen 190 Ansiedelungen. Die Vereinigung mit Norwegen erfolgte 1264. Die größte Blüte erreichten die Kolonien im 14. u. zu Beginn des 15. Jahrhunderts. Die Vernachlässigung des Mutterlandes u. Kriege mit den Eingeborenen ließen aber diese fernen Ansiedelungen verkümmern, u. seit der Mitte des 15. Jahrh. war G. so gut wie verschollen. In den letzten Jahrzehnten dieses Jahrh. erhielt man von demselben nähere Kunde durch Frobisher u. Davis, welcher die Westküste bis zum 75.° befuhr; Baffin gelangte 1616 sogar bis 78° n. Br. Die erste dauernde Niederlassung errichtete 1721 Hans Egede (s. d.) in Godthaab, ihm folgten seit 1733 die Herrnhuter, welche hier mit der größten Entsagung sich der Bekehrung der Eskimo widmeten, u. es entstand in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrh. eine Reihe von Ansiedelungen an der Westküste, während die unwirthbare Ostküste nur selten von einem Schiffe besucht wurde. Die höchsten Breiten wurden in den letzten Jahren von deutschen u. amerikan. Nordpolfahrern erreicht, Koldewey kam 15. April 1870 an der Ostküste bis 77° 2′ n. Br. u. Hall drang 1872 an der Westküste bis 82° 16′ vor. Um die Erforschung Ost-G.s hat sich die zweite deutsche Nordpolarfahrt die größten Verdienste erworben. — Die Sprache der Grönländer (vgl. Kleinschmidt, „Gramm. der grönländ. Sprache", Berl. 1851) ist ein Dialekt der Eskimosprache, Karalit genannt. Ihre Religion antreffend, so glauben sie an eine Beseelung aller sie umgebenden Gegenstände. Die Geister, deren sie eine ungezählte Menge, Feuer-, Wasser-, Luft-, Erd-, Berg-Geister rc. annehmen, heißen Innuet, d. i. Beherrscher; der mächtigste ist der gute Geist Torngarsuk. Silla ist das höchste Wesen (Luft od. Himmel), Malina u. Anninga sind Sonne u. Mond u. waren früher Menschen. Gottesdienstliche Verehrung beweisen sie keinem dieser Wesen, u. auch das große u. lustige, von eintönigem Gesange begleitete Tanzfest, welches sie zur Zeit der Wintersonnenwende feiern, scheint aller religösen Beziehungen zu entbehren. Zauberer u. Wahrsager, Angekoks genannt, spielen eine große Rolle bei dem Volke u. erhalten es bei dem gröbsten Aberglauben.

Gronov (lat. Gronovius), Johann Friedrich, einer der hervorragendsten Alterthumsforscher seiner Zeit, geb. 8. Sept. 1611 zu Hamburg, studirte in Leipzig, Jena, Altdorf u. seit 1634 in Leyden u. Groningen, begab sich dann auf Reisen in England, Frankreich u. Italien, wurde 1642 Professor in Deventer u. 1659 in Leyden, wo er 28. Dez. 1671 starb. G. war vorzugsweise bemüht um sorgfältigere Herausgabe lat. Schriftsteller; so edirte er u. A. Livius, Tacitus, Sallust, Justin, Livius, Plinius, Plautus, welch Letzterem er in seinen „Lectiones Plautinae" (Amst. 1740) noch besondere Aufmerksamkeit widmete. Ausgezeichnet durch gründliche Gelehrsamkeit u. scharfsinnige Kritik sind seine „Observationes" (3 Bücher, Leyd. 1639; 4 Bücher, Deventer 1652; neue Ausg. von Frotscher, Lpz. 1832) u. der „Commentarius de sestertiis" (Dev. 1643). Einer Ausgabe von Hugo Grotius' Werk „De jure belli et pacis" verlieh er durch seine Anmerkungen erhöhten Werth. — Eine Lebensbeschreibung G.'s gab Wilckens, „Leben des berühmten Joh. Fr. G." (Hamb. 1723); eine andere befindet sich vor der oben genannten Ausgabe der „Lectiones Plautinae". — Jakob **G.**, Sohn des Vorigen, geb. 20. Okt. 1642 zu Deventer, studirte hier u. in Leyden, bereiste England, Spanien u. Italien, wurde Professor der griech. Literatur in Pisa, i. J. 1679 Professor der Schönen Wissenschaften in Leyden, wo er 21. Okt. 1716 starb.

Nr. 3232. Eskimofrau.

Nr. 3233. Seehundswurfspieß u. Jagdspeer; a vor, b nach der Anwendung.

Nr. 3234. Eskimoschlitten aus Walfischknochen und Walroßzähnen.

Nr. 3235. Eskimos grüßend und durch Stellungen das Dasein von Seehunden anzeigend.

Nr. 3236. Fiskernaesset.

Nr. 3237. Schlittenpeitsche der Eskimos.

Nr. 3238. Eskimolanze aus Narwalzahn.

Nr. 3239. Inneres einer Eskimohütte.

Er gab Polybius, Herodot, Cicero, Ammianus Marcellinus u. a. heraus; sein Hauptwerk ist der „Thesaurus antiquitatum graecarum“ (12 Bde., Leyd. 1697—1702, 13 Bde., Vened. 1732—34). Von seinen Söhnen hat sich Abraham **G.**, geb. 1695 zu Leyden, wo er 1741 Bibliothekar wurde u. 17. Aug. 1775 starb, als Philolog durch seine Ausgaben des Justin, Pomponius Mela, Tacitus &c. bekannt gemacht; ein zweiter, Johann Friedrich **G.**, geb. 10. März 1690 zu Leyden, Rathsherr daselbst, gest. 1760, war ein vorzüglicher Botaniker. Er schrieb eine „Flora Virginica“ (Leyd. 1743), einen „Index supellectilis lapideae“ (ebd. 1750) und gab Rauwolf's „Flora orientalis“ (ebd. 1755) heraus. Des Letzteren Sohn, Lorenz Theodor **G.**, geb. 1730, gest. als Rathsherr zu Leyden 1787, gab heraus „Museum ichthyologicum“ (2 Bde., 1754—56), „Bibliotheca regni animalis“ (ebd. 1760) u. „Zoophylacium Gronovianum“ (3 Thle., ebd. 1763—81).

Groom (engl., spr. Gruhm), Bursche, Stallknecht, Diener.

Gropius, Karl, ein bekannter Theaterdekorationsmaler, der, geb. 1794, das von den Franzosen Daguerre u. Bouton 1822 erfundene Diorama (s. d.) in Deutschland einführte. Nachdem er in Berlin seine Kunst erlernt hatte, begab er sich zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris u. machte dann größere Reisen im südl. Europa, wo er überall die schönsten landschaftlichen Bilder u. Bauwerke aufnahm, in welchen er den Charakter der Natur mit großem Verständniß wiederzugeben u. in einem breiten Vortrage auszuführen wußte. Nach der Rückkehr von diesen Reisen wurde er in Berlin Hoftheatermaler u. Mitglied der Akademie der Künste. Er starb 20. Febr. 1870.

Gropper, Johann, kathol. Theologe u. Gegner der Reformation, geb. im Febr. 1502 zu Soest, wurde in Köln Doktor der Theologie u. Kanonikus u. unterstützte den Plan des Erzbischofs Hermann von Wied, das Erzbisthum Köln zu reformiren; nicht minder zeigte er sich auf dem Reichstag zu Regensburg (1541), wo er im Auftrag des Kaisers an der Seite von Johann Eck u. Julius v. Pflug mit Melanchthon, Bucer u. Pistorius verhandelte, sehr entgegenkommend gegen die Evangelischen. Schon glaubte man durch das sogen. Regensburger Interim, das hauptsächlich G.'s Werk war, einen Austrag des Streites bewirkt zu haben, als G., gereizt durch den Vorwurf, er sei heimlich Protestant, plötzlich zu der heftigsten Feindschaft gegen die Evangelischen, bes. gegen Bucer, umschlug. In der That hatte er nicht evang. Neigungen gehabt, sondern nur durch Klugheit die Gegner zur kathol. Kirche zurückführen wollen. Auf dem Reichstag zu Worms (1545) erhob er sich nun auch gegen den Erzbischof Hermann von Köln u. erlangte vom Kaiser Verdrängung der Anhänger desselben u. seine eigene Ernennung zum Archidiakonus u. Probst von Köln; von da an war G. so eifrig für Rom thätig, daß ihm Papst Paul IV. 1555 sogar die Kardinalswürde antrug, die er jedoch ablehnte. Vom Papste nach Rom berufen, verfiel G. unterwegs in eine schwere Krankheit und starb bald nach seiner Ankunft in Rom 9. März 1559 (nach Anderen 12. März 1558).

Gros (franz., spr. Groh), Haupttheil, Hauptmasse; gros d'armée, das Hauptheer, der Kern des Heeres; en gros (franz., spr. ang groh), ital. in grosso, im Großen (Gegensatz en détail.); en gros-Handel, Großhandel; Grossist, Großhändler, Kaufmann, der nur en gros handelt.

Gros, Antoine Jean, ein berühmter Maler des ersten franz. Kaiserreichs, geb. zu Paris 16. März 1771, gest. 26. Juni 1835. Sein Vater, der Miniaturmaler war, sandte den mit künstlerischem Talent begabten vierzehnjährigen Knaben zu David in die Lehre, wo er Anfangs keineswegs den großen Künstler verrieth, der nachher aus ihm werden sollte. Dem Wunsche, Italien zu sehen, konnte er endlich nach Ueberwindung der in der Revolutionszeit seiner Auswanderung entgegenstehenden Hindernisse 1793 als Soldat genügen. Er besuchte Genua u. Florenz. Zum Offizier avancirt, erhielt er Auftrag vom General Bonaparte, die 1796 von den Franzosen gewonnene Schlacht bei Arcole darzustellen. Das Bild (im Louvre), welches in Paris großes Aufsehen erregte, legte den Grundstein zu des Künstlers Ruhm u. zeichnete ihm seine Bahn vor. 1797 wurde er der Kommission beigegeben, die, zufolge der Friedensverträge, in den Städten Italiens, zur Bereicherung des Louvre, Kunstwerke auswählen sollte; 1801 traf er wieder in Paris ein, u. von dieser Zeit datirt seine Glanzperiode, durch die Gemälde: „Besuch Napoleon's bei den Pestkranken in Jaffa“ (gemalt 1804, im Louvre), „Die Schlacht bei Abukir“ (1806) u. „Die Schlacht bei Eylau“ (1808), bezeichnet. Seine Begeisterung für die Thaten des Kaisers artete jedoch in hohles Pathos u. Schmeichelei aus u. die folgenden Werke stehen hinter den genannten weit zurück. Erst im Anfang der zwanziger Jahre schien er in seinen Kuppelgemälden des Pantheon, wo er die heil. Genovefa als Beschützerin des franz. Thrones darstellte (vollendet 1824), wieder einen neuen Aufschwung zu nehmen. Seit 1815, als sein nach Brüssel verbannter Lehrer David ihm sein Atelier u. seine Schüler übergab, mit Ehren u. Auszeichnungen überhäuft, ließ er sich leider durch den Rath jenes alten Meisters verführen, nicht nur aus der Zeitgeschichte, sondern auch aus dem klassischen Alterthum die Vorwürfe für seine Gemälde zu wählen u. mythologische Stoffe zu bearbeiten, über welche die Kritik mit so bitterem Spotte herfiel, daß er in Schwermuth verfiel u. 26. Juni 1835 seinen Tod in der Seine bei Meudon suchte u. fand. Wenige Maler Frankreichs haben so zahlreiche Schüler gebildet wie er.

Groschen, der Name einer schon sehr alten, noch jetzt gangbaren Silber- u. Kupfermünze von sehr verschiedenem Werthe. Man will die Benennung von grossus ableiten, womit man die ersten starken Silbermünzen, Dickpfennige, bezeichnete, die man seit 1200 zu prägen anfing, um sie an die Stelle der sehr schwachen u. wandelbaren Hohl- od. Blechmünzen (Brakteaten) treten zu lassen. Sie werden als eine Nachahmung der franz. Turnosen betrachtet. Zu den ältesten gehören die Prager G., die Meißner Breitgroschen, die Goslarischen Bauerngroschen &c. Die ersten u. zweiten besitzen auf der einen Seite die Krone u. das Kreuz, auf der andern den Löwen, die letzten den einfachen Reichsadler im Schilde, darauf einen Helm mit Krone u. Federbusch, auf der andern Seite zwei Heilige mit Stäben. Die erstgenannten, zu Ende des 13. u. im 14. Jahrh. geschlagenen G. waren von feinem Silber u. hatten den Werth von $^1/_6$ Spezies $= 5^1/_2$ Sgr. Es gingen 60 Stück (später 64) solcher G. auf die Mark von 16 Loth. Eine Mark od. ein Schock Groschen waren gleich 8 rhein. Gülden od. Speziesthalern à 2 Loth Silber. Die unter Kurfürst Friedrich dem Sanftmüthigen um 1445 geprägten G. sind an Größe u. Gewicht von den Prager u. Meißner wenig verschieden, ebenso die Engelgroschen od. Schreckenberger, eine alte sächs., zuerst unter Kurfürst Friedrich dem Weisen 1494 geprägte Silbermünze. Besondere Bezeichnungen dieser alten G. sind noch: Thüringer u. alte Wilhelmer G., Fürsten-, Kreuz-, Spitz- u. Schwertgroschen, Zwickauer od. Zinsgroschen, Schild- od. Landsberger G., kronigte u. schildigte G., bärtigte G. od. Judenköpfe &c. Wie die auf eine Mark gehende Stückzahl dieser G., so war auch deren Theilung in 6–18 Pfennige (Löwenpfennige, Rautenpfennige) verschieden. Die Goslarischen G. sind kleiner u. geringer u. haben $^2/_3$ Quentchen Gewicht; ebenso wurden in Sachsen unter Kurfürst Moritz von 1547—1553 u. unter seinem nachfolgenden Bruder Kurfürst August, der von 1553–86 regierte, G. nach verschieden abgeändertem Münzfuße geprägt. Seit Mitte des 17. Jahrh. prägte man als Scheidemünze in vielen Ländern G., von denen 24 einen Reichsthaler betrugen, u. seit 1763 Konventionsgroschen, von denen 320 Stück $= 13^1/_3$ Thlr. der feinen Mark gleich waren. Man theilte sie in 12 Pfennige. Von den früheren preuß. G. gingen 90, von den poln. kupfernen 180 auf den Reichsthaler. Kaisergroschen galten 3 Kreuzer od. 4 Gröschel, 20 machten einen Reichsgulden, 30 einen Reichsthaler. Mit Landgroschen wurden die bayerischen Dreikreuzerstücke bezeichnet. Die zuerst in Goslar mit dem Marienbilde u. hiernach im ehemaligen Westfalen, nam. in Braunschweig, Hannover, Lippe &c. geprägten Mariengroschen hatten den Werth von 8 Pfennigen Konv., so daß 36 einen Reichsthaler betrugen. Die bis zur Einführung der Reichsmark in Preußen gangbaren Silbergroschen kamen um 1824 in den Verkehr u. sind in 12 Pfennige, dagegen die sich später anschließenden sächs. Neugroschen in 10 Pfennige getheilt, u. entsprechen ebenso der Währung des 14Thalerfußes wie die Neugroschen von Altenburg u. die Silbergroschen von Anhalt, Oldenburg, Kurhessen, Schaumburg-Lippe u. Waldeck.

Groß-Becskerek (ung. Nagy-B.), Hauptort eines gleichnamigen Kreises im ung. Komitat Torontál, liegt an der Béga, 10 M. südöstl. von Temesvár, u. zählt 19,666 E. (1869). G.-B. ist Sitz der Kreisbehörden, hat ein Untergymnasium u. ein 1846 gegründetes Piaristenkollegium; die Bewohner treiben viel Bienenzucht u. starken Handel mit Getreide u. Rindvieh..

Großbeeren, Dorf im preuß. Reg.-Bez. Potsdam, Kreis Teltow, 2 M. südwestl. von Berlin, Station der Berlin-Anhaltischen Bahn, berühmt durch die Schlacht vom 23. Aug. 1813, in welcher der preuß. General von Bülow den franz. Marschall Oudinot schlug. Die Oudinot'sche Armee, 80,000 Mann stark, hatte die Aufgabe, nach Ablauf des Waffen-

stillstandes (16. Aug.) einen entscheidenden Schlag gegen Berlin zu führen. Der Kronprinz von Schweden (Bernadotte), welcher an der Spitze der Nordarmee (100,000 Mann) Berlin decken sollte, hatte bereits die Absicht geäußert, sich über die Spree zurückzuziehen; Bülow aber erklärte, ihm nicht folgen zu wollen, ehe eine Schlacht zum Schutze Berlins geschlagen sei. Durch Bülow's Sieg wurden die Franzosen gezwungen, sich gegen Wittenberg zurückzuziehen, u. Berlin war gerettet.

Großbritannien, engl. Great Britain (spr. Greht Britähn), umfaßt die unter einem Königsscepter u. durch ein Parlament vereinigten Königreiche England und Wales (2742,683 □M. mit 22,712,266 E., 1871), Schottland (1432,819 □M. mit 3,360,018 E.) u. Irland (1530,101 □M. mit 5,411,416 E.) u. die Inseln in der britischen See (Man u. die Normannischen Inseln, 14,131 □M. mit 144,638 E.), also ein Areal von 5719,834 □M. mit 31,857,338 E., in welch letzterer Zahl die Soldaten u. Matrosen außer Landes eingerechnet sind. Im engeren Sinne bezeichnet man als G. auch nur die geographische Einheit der drei Reiche England, Schottland u. Wales. Außerdem besitzt G. noch zahlreiche u. große Nebenländer u. Kolonien in allen Erdtheilen u. übertrifft an Ausdehnung seiner außereuropäischen Besitzungen selbst das Russ. Reich.

Uebersicht des britischen Kolonialbesitzes.

Name u. Erwerbungsart.	Erwerbungsjahr.	Größe in □M.	Einwohner.
Helgoland, Abtretung v. Dänemark.	1814	0,01	1912
Gibraltar, Eroberung v. Spanien .	1704	0,09	25,216
Malta mit Gozzo, Eroberung vom Malteserorden	1800	6,71	150,000
Europäische Besitzungen:		6,81	177,150
Britisch-Indien, Niederl. u. Erober.	1625—1849	45,480	190,278,644
Ceylon, Eroberung v. Holland. . .	1796	1161,8	2,405,287
Hongkong, Abtretung v. China . .	1843	1,5	124,198
Labuan, „ „ „ . .	1846	2,1	4898
Straits-Settlements, Abtretung v. Holland	1826	57,6	308,097
Nicobaren, Niederlassung	1872	34,1	5000
Andamanen, „	1858	120	9630
Laccadiven, „	1855	35	6800
Aden, Abtretung v. der Türkei . .	1837	0,75	29,730
Perim, Niederlassung	1857	0,21	?
Kamaran, Besetzung	1858	3	500
Asiatische Besitzungen:		2,582,313	193,174,000
Neu-Süd-Wales, Niederlassung . .	1787	14,513,2	519,163
Victoria, „ . .	1850	4160,3	762,002
Süd-Australien, „ . .	1836	17,901,7	192,387
Queensland, „ . .	1850	31,431,7	140,146
West-Australien, „ . .	1829	45,898,1	25,353
Nord Territorium, „ . .	1868	24,624,4	201
Tasmania, „ . .	1803	1233,0	102,925
Neu-Seeland „ .	1839	4997,9	303,211
Australische Besitzungen:		144,758	2,045,400
Kap-Kolonie, Eroberung v. Holland.	1806	10,499,4	682,600
Natal, Niederlassung	1838	837,3	289,773
Lagos, „	1861	?	115,000
Goldküste { Niederlassung	1806	782	528,000
Goldküste { Erwerbung v. Holland .	1871		
Sierra Leone, Niederlassung. . . .	1787	22	55,373
Gambia, „	1816	1	14,198
Ascension, „	1827	1,8	—
St. Helena, Erwerbung v. Holland.	1651	2,2	6444
Tristan da Cunha, Niederlassung	1835	2,1	53
Mauritius, Erober. v. Frankreich.	1810	21,3	318,584
Seychellen, „ „ „	1810	3,7	12,836
Amiranten, „ „ „	1810	7	1600
Afrikanische Besitzungen:		12,075	2,004,500
Dominion of Canada, Eroberung v. Frankreich.	1759 u. 1763	165,250	3,718,745
New-Foundland, Niederlassung . .	1553	1891	146,536
Bermuda, „ . .	1609	2	12,426
Honduras, Abtretung v. Spanien .	1670	635	24,700
Westindien { Niederlassung	1623—1666		
Westindien { Eroberung v. Spanien.	1655	649,7	1,064,500
Westindien { Abtret. v. Frankreich .	1763		
Britisch-Guayana, Abtr. v. Holland.	1803	4018	193,491
Falklands-Ins., Abtret. v. Spanien.	1837	223	811
Amerikanische Besitzungen:		172,669	5,161,210

Rechnet man hierzu noch die tributären Staaten Ostindiens, so umfassen die Besitzungen G.s außerhalb des Mutterlandes 407,000 □M. mit 249,000,000 Bewohnern.

Die Bevölkerung G.s ist sehr ungleich vertheilt; in England wohnen nach dem letzten Census von 1871 durchschnittlich 8973, in Wales 3507, in Schottland 2345, auf den Inseln 10,164 u. in Irland 3537 Menschen auf 1 □M. Am dichtesten ist die Bevölkerung in England in der Grafschaft Middlesex (mit London, 190,602 E. auf 1 □M.) u. in Surrey (31,760 E.), in der Grafschaft Durham u. in jenem großen Kohlendistrikte, welcher ungefähr durch ein zwischen den Städten Liverpool, Leeds u. Birmingham gezogenes Dreieck bezeichnet wird. Schottland ist am stärksten in den Gegenden zwischen Glasgow u. Edinburgh, Irland in der Umgebung von Dublin u. Belfast bevölkert. Während aber in den Jahren 1801—71 England mit Wales um 155%, Schottland um 109% an Einwohnern zugenommen hat, ist die Volkszahl Irlands von 1841—71 um 33% gesunken, fast ausschließlich infolge der Auswanderung nach Nordamerika s. „Irland"). An Größe seiner Städte übertrifft G. alle anderen Staaten Europa's. Nach den definitiven Ergebnissen der Volkszählung von 1871 hat dieses Reich 97 Städte über 20, 58 über 40, 34 über 60, 27 über 70 u. folgende 17 über 100 Tausend E.:

London	3,266,987 E.	Bristol	182,552 E.
Liverpool	493,405 „	Belfast	174,394 „
Glasgow	477,156 „	Bradford	145,830 „
Manchester-Salford .	475,990 „	Stoke-upon-Trent .	130,987 „
Birmingham	343,787 „	Newcastle	128,443 „
Leeds	259,212 „	Hull.	121,892 „
Dublin	245,722 „	Dundee.	118,977 „
Sheffield	239,946 „	Portsmouth	113,569 „
Edinburgh	196,976 „		

Die Hauptmasse der Bevölkerung G.s u. zugleich den herrschenden Stamm bilden die Engländer; von den 32 Millionen gehören über 29 diesem Stamme an. Als Nachkommen der keltischen Urbevölkerung haben in Irland 1,105,536, in Schottland (Gaelen) 400,000, in Wales 700,000 E. ihre Sprache erhalten, doch ist auch deren Zahl stark im Abnehmen begriffen; von fremden Nationalitäten wohnen in G. etwa 200,000 Seelen, davon entfällt auf die deutsche 1/4; die Bewohner Helgolands sind deutsch (friesisch), jene Gibraltars vorzugsweise spanisch, die der maltesischen Inselgruppe ein Mischvolk von Italienern u. Arabern.

Der Konfession nach gehören der engl. Staatskirche 18,537,000 (59%), der presbyt. Kirche 1,473,000 (4,7%), den protest. Dissidenten 6,034,000 (19%), der kathol. Kirche 5,520,000 (17,5%) u. dem israel. Glauben 46,000 Seelen an. Die größte Anzahl der Katholiken hat Irland.

Materielle Kultur. Der Ackerbau, begünstigt durch das feuchte Seeklima, steht in G. auf einer sehr hohen Stufe, obgleich der Getreidebau der Viehzucht nachsteht u. nur 23% des Gesammtareals auf die Aecker entfallen. Am höchsten entwickelt ist er in England; in Schottland lassen die Verhältnisse des Bodens u. Klimas ihn nur in beschränkter Weise zu; in Irland wirken die Vereinigung außerordentlich großer Länderstrecken in einzelnen Händen, sehr drückende Pachtsysteme u. die starke Auswanderung hemmend ein. Die Getreideproduktion deckt den Bedarf nicht u. macht eine bedeutende Einfuhr von Brotstoffen nothwendig. Am meisten wird Hafer, Weizen u. Gerste angebaut. Die Kultur von Gemüsen u. Obst hat eine hohe Vollkommenheit erreicht, ohne jedoch durch ihre Quantität den Bedürfnissen des Landes zu genügen. Der Anbau des Flachses wird in großer Ausdehnung betrieben; die südl. Theile von England zeichnen sich durch Hopfenkultur aus. Tabak darf nicht gezogen werden. Die Viehzucht bildet den wichtigsten Zweig der Landwirthschaft G.s; in ihr nimmt dieser Staat den ersten Rang in Europa ein, begünstigt durch das milde Klima, die schönen Weiden u. einen ausgedehnten Großgrundbesitz. So stark ist aber der Fleischbedarf in diesen Ländern, daß nur Pferde ausgeführt werden können, an Schweinen u. Rindern dagegen eine starke Einfuhr stattfinden muß. Ziegen werden meist in den Gebirgen von Wales u. Schottland, Maulthiere u. Esel in Irland gehalten. Die Wälder sind zum größten Theil ausgerottet, die Berge zumeist mit Heide bedeckt; nur 3% des gesammten Flächenraumes sind noch mit Wald bestanden. Größere Bestände bildet derselbe nur in Schottland. Sehr bedeutend ist die britische Fischerei, vorzugsweise der Fang im Meere; sie liefert Salme u. Austern in großen Mengen zur Ausfuhr. An der Menge nutzbarer, im Bergbau gewonnener Mineralien wird G. nur von den Vereinigten Staaten Nordamerika's übertroffen, an Werth der Produkte steht es aber auch über diesem Lande. England liefert vorzugsweise Steinkohlen, Eisen, Kupfer, Zinn u. Zink, Wales u. Schottland Steinkohlen u. Eisen, Irland Salz. Im J. 1871 hatte die Produktion G.s an Mineralien einen Gesammtwerth von 56,700,000 Pfd. Sterl.; gewonnen wurden in demselben Jahre

Steinkohlen .	2,384,603,209 Ctr.	Zinn	221,488 Ctr.
Roheisen . .	134,664,277 „	Zink	100,909 „
Kupfer . . .	127,610 „	Silber	23,685 Kg.
Blei	1,403,218 „	Gold	5 „
Salz	30,596,332 Ctr.		

Die Industrie bildet den wichtigsten Hebel des Nationalwohlstands G.s; der Reichthum an Steinkohlen u. Eisen, die Fülle von Wasserkraft, welche die Flüsse darbieten, die für den Welthandel so überaus günstige Lage dieses Inselreiches, die Menge trefflicher Häfen u. schiffbarer Ströme u. die frühzeitige Aufhebung aller Beschränkungen freier Gewerbthätigkeit haben das Britische Reich zum ersten Industriestaat der Welt gemacht u. in demselben wiederum England (s. d.) die hervorragendste Stellung verliehen. In erster Linie steht die Baumwollenindustrie, welche in G. ihre höchste Ausbildung erlangt hat; 1871 wurde Baumwolle eingeführt in engl. Pfunden: 1778,100,000, davon wieder ausgeführt 368,200,000, zur Verarbeitung verblieben 1409,900,000. Die Mittelpunkte dieses Industriezweiges sind Manchester, Liverpool u. Glasgow. In Irland ist sie weit weniger bedeutend. Die Schafwollenmanufaktur, für welche im eigenen Lande jährlich etwa 190 Mill. engl. Pfd. Rohmaterial erzeugt wird, ergab 1871 an Garnen u. Webewaaren einen Exportwerth von 323 Mill. Thalern; Nordengland (Bradford u. Leeds) u. Schottland (Glasgow) liefern die größte Quantität. Die Leinenindustrie ist über alle britischen Grafschaften verbreitet, wird aber am stärksten in Irland (Belfast) betrieben; der Werth der ausgeführten Waaren (incl. Juten) betrug 1871: 74 Mill. Thaler. Die Seidenwaarenfabrikation hat ihren Hauptsitz in Chesire (Stockport) u. Lancaster (Manchester); sie lieferte 1871 für $22\,^{1}/_{10}$ Mill. Thaler Garne u. Waaren zur Ausfuhr. Diese 4 Industriezweige beschäftigten 1870 in G.:

Industrie in	Fabriken.	Feinspindeln	Dampfwebstühle.	Arbeiter.
Baumwolle	2483	38,218,758	441,276	450,087
Schafwolle	2459	4,824,203	112,799	234,687
Leinen (incl. Jute)	435	1,638,008	34,510	120,000
Seide	591	978,168	14,625	41,017
	5968	45,669,137	603,210	845,791

In seinen Eisenwaaren beherrscht G. den Weltmarkt; keine Industriestädte der Erde kommen hierin Birmingham u. Sheffield gleich; der Thonwaarenexport, für welchen allein in Staffordshire (30,000 Menschen arbeiten, beläuft sich 1871) auf mehr als 12 Mill. Thaler. Von großer Wichtigkeit ist außerdem auch die Produktion von Glaswaaren, die Lederfabrikation, Papierindustrie u. Bierbrauerei (s. in Betreff des Antheils der einzelnen Staaten an der brit. Industrie die Art. „England", „Irland", „Schottland" u. „Wales").

Diese Industrie würde sich nicht in so außerordentlicher Weise entwickelt u. so riesenhafte Verhältnisse angenommen haben, wenn G. nicht für Handel u. Schiffahrt die ausgedehntesten Mittel zu Gebote gestanden hätten. Am weitesten von allen Ländern Europa's nach NW. vorgeschoben, u. durch eine ungemein reiche Küstenentwickelung begünstigt, mußte es nach der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien u. nach der Erschließung Amerika's für den Welthandel sehr bald an die erste Stelle unter den europ. Seemächten treten, Portugal u. die Niederlande überflügeln u. für seinen Handel sich den Atlantischen u. Indischen Ozean erobern. Diese Seeherrschaft wurde befestigt durch Cromwell's Navigationsakte vom 9. Okt. 1651 u. als dieselbe 1849 vollständig aufgehoben wurde u. G. zum Freihandelsprinzip überging, konnte dieser Staat der Konkurrenz jedes anderen entgegentreten. Das vereinigte Königreich besitzt nicht weniger als 123 handelsthätige Seehäfen, von denen die wichtigsten sind: London, Liverpool, Newcastle, Hull, Bristol, Southampton (England), Glasgow, Leith (Schottland), Dublin u. Belfast (Irland). London ist der größte Handelsplatz der Erde. An der Themse, am Humber, Clyde, Wear, Mersey u. Severn wird der Schiffsbau in einer Großartigkeit betrieben, wie in keinem andern Lande, nicht nur für den einheimischen Bedarf, sondern auch für das Ausland. Am Ende des J. 1871 waren nicht weniger als 485 Segelschiffe von 60,260 Tonnen u. 537 Dampfer von 330,798 Tonnen auf britischen Werften gebaut worden u. noch im Bau befanden sich 710 Schiffe von 427,658 Tonnen. Die Zahl der Leuchtthürme beläuft sich auf 171 in England u. Wales, 113 in Schottland u. 73 in Irland, die der Leuchtschiffe auf 47. London u. Liverpool vermitteln für den größten Theil Europa's die Einfuhr überseeischer Produkte, mit allen wichtigen Handelsplätzen jedes Erdtheils stehen die größeren Hafenplätze G.s in regelmäßigem, direktem Dampfschiffverkehr; mit Amerika ist G. durch zwei Telegraphendrähte, denen in nicht allzuferner Zeit noch zwei andere folgen werden, verbunden, u. bald werden alle britischen Besitzungen durch Telegraphen mit dem Mutterlande in unmittelbare Kommunikation treten können. Der gesammte Außenhandel G.s mit seinen außereuropäischen Besitzungen hat sich im Laufe der drei letzten Jahrzehnte vervierfacht; er ist allein von 1861—72 von 438,460,000 Pfd. Sterl. auf 669,282,000 Pfd. Sterl. gestiegen, hiervon entfallen auf die Einfuhr des letzteren Jahres 354,694,000, auf die Ausfuhr 256,257,000 Pfd. Sterl., abgesehen von dem Verkehr mit Edelmetallen, von denen 1872 an 18,469,000 eingeführt u. 19,749,000 ausgeführt wurden. Den größten Antheil an dem überseeischen Handel G.s nehmen die Vereinigten Staaten von Nordamerika, von denen 1872 für 54,664,000 Pfd. Sterl. importirt u. nach welchen für 40,737,000 Pfd. Sterl. exportirt wurde. Den größten Theil des Einfuhrwerthes repräsentirt die Baumwolle. Von diesem Rohstoffe bezog G. 1871: 15,843,890 Ctr. od. 4,405,420 Ballen, davon mehr als 9 Mill. Ctr. aus Amerika, beinahe 4 Mill. Ctr. aus Ostindien, $1\,^{1}/_{2}$ Mill. Ctr. aus Aegypten, Alles zusammen im Werthe von 55,700,000 Pfd. Sterl. Jetzt beherrscht Liverpool den Baumwollenmarkt der Erde u. 1784 sind an diesem Platze die ersten acht Ballen aus Amerika ausgeschifft worden. Die in G. (1870) eingeführten 238,820,852 Pfd. u. ausgeführten 94,911,916 Pfd. Wolle bilden den dritten Theil der gesammten Handelsbewegung aller europ. Staaten in diesem Artikel. In der Ausfuhr an Eisen beansprucht G. die Hälfte. Wie der brit. Handel in diesem Rohstoffe in dem letzten Vierteljahrhundert zugenommen hat, lehrt auch hier die Statistik. Bis 1845 hatte die Eisenausfuhr G.s kaum $^{1}/_{2}$ Mill. Tonnen erreicht; 1860 war sie bereits auf $1\,^{1}/_{4}$ Mill., 1868 auf nahezu 2 Mill. Tonnen Eisen u. Eisenfabrikate im Werthe von 15 Mill. Pfd. Sterl. gestiegen, 1869 ließ 2,6 Mill. im Werthe von 19,5 Mill. Pfd. Sterl. exportiren u. 1871 umfaßte die Ausfuhr 3,2 Mill. Tonnen für 26 Mill. Pfd. Sterl. Von den Kolonien nimmt Ostindien die erste Stelle im britischen Handel ein; hier belief sich 1872 die Einfuhr auf 33,682,000, die Ausfuhr auf 18,471,000 Pfd. Sterl.; ihm zunächst kommt Australien mit 15,626,000 Pfd. Sterl. Einfuhr u. 14,142,000 Pfd. Sterl. Ausfuhr. — In gleichem Verhältnisse überragt auch G. alle anderen Staaten der Welt mit seiner **Handelsflotte**; es hat allein den vierten Theil aller Segelschiffe u. $^{2}/_{3}$ aller Dampfer Europa's. Charakteristisch ist, daß die engl. Handelsmarine seit 10 Jahren an Zahl der Schiffe abgenommen hat. Dagegen hat sie bedeutend zugenommen an Tonnengehalt u. Leistungsfähigkeit. G. mit seinen Kolonien besaß 1872: 32,461 Segelschiffe von 5,573,000 Tonnen u. 4343 Dampfer von 1,640,000 Tonnen, zusammen 36,804 Schiffe von 7,214,000 Tonnen mit einer Bemannung von 329,405 Mann. Die Schiffahrtsbewegung desselben Jahres umfaßte einen Eingang von 43,776 Segelschiffen von 10,965,000 Tonnen (19,237 mit 5,610,000 Tonnen unter britischer u. 24,539,000 mit 5,356,000 Tonnen unter fremder Flagge) u. von 20,952 Dampfern von 10,050,000 Tonnen (17,585 von 8,563,000 Tonnen unter britischer u. 3367 von 1,486,000 Tonnen unter fremder Flagge), zusammen von 64,728 Schiffen mit 21,015,000 Tonnen, u. einen Ausgang von 43,510 Segelschiffen von 11,122,000 Tonnen (19,164 von 5,699,000 Tonnen unter britischer u. 23,346 von 5,423,000 Tonnen unter fremder Flagge) u. von 21,373 Dampfern von 10,364,000 Tonnen (17,985 von 8,846,000 Tonnen unter britischer u. 3388 von 1,517,000 Tonnen unter fremder Flagge), zusammen von 64,883 Schiffen mit einem Gehalt von 21,486,000 Tonnen. Mehr als bei einer anderen Seemacht zeigt sich bei G. der rasche Uebergang von der Segel- zur Dampfschiffahrt, für den Welthandel eine überaus bedeutsame Thatsache, denn jede Tonne Tragfähigkeit der Dampferflotte bedeutet für den Gütertransport soviel wie vier Tonnen der Segelflotte, weil der Dampfer durchschnittlich vier Fahrten in der nämlichen Zeit zurücklegt, in welcher das Segelschiff eine macht. An dieser großartigen Entwickelung des Handels nehmen aber nicht allein die Küstenstädte, sondern auch die Städte im Innern G.s einen lebhaften Antheil. Die Bodenverhältnisse dieses Inselstaates sind so günstig, daß nur geringe Länderstrecken der Anlage von Eisenbahnen u. Kanälen große Hindernisse bereiten, u. selbst das von Gebirgen erfüllte Schottland ist von einem breiten Längenthale durchschnitten, in dem der Caledonische Kanal eine Verbindung zwischen dem Atlantischen Ozean u. der Nordsee ermöglicht. Durch das Netz seiner Eisenbahnen u. Kanäle steht G. einzig in der ganzen Welt da. G. ist das Mutterland der **Eisenbahnen**; hier wurde 1804 die erste Lokomotive für die Merthyr-Tydvall-Bahn in Südwales gebaut, u. 1825 die erste, auch Personen befördernde, 2 M. lange Eisenbahn zwischen Stockton u. Darlington eröffnet; 1871 waren in G. 3333 M. in Betrieb, d. h. auf 1000 □M. 581 M., mehr als das Doppelte als im Deutschen Reiche; von den Kolonien hatte im gleichen Jahre Ostindien 1096 M., die Dominion of Canada 680 M., die Kapkolonie 28 M., Britisch-Guayana 13 M., Ceylon 8 M., Jamaica 6 M. u. Australien mit den Inseln 272 M. im Betrieb. Die Länge der Telegraphenlinien innerhalb des vereinigten Königreichs, die sich gegenwärtig zum größten Theil im Besitze des Staates befinden, belief sich am 1. Jan. 1873 auf 5296 M. Die Kanäle haben in England eine Länge von 546 M., in Schottland von 47 M., in Irland von 57 M., wozu noch 270 M. schiffbare Flußstrecken kommen. Im Postverkehr gab es 1871 ungefähr 12,000 Bureaux, die Zahl der beförderten Briefe betrug 917,000,000, die der Postkarten 75,000,000.

In der **geistigen Kultur** steht G. tief unter Deutschland. Das Volksschulwesen ist schlecht; es beruht im Ganzen auf dem Freiwilligkeitssystem, u. nur wo dieses nicht ausreicht, kann in England u. Wales Schulzwang angewendet werden. Noch vor 1830 war das ganze Volksschulwesen der Privatindustrie überlassen u. erst 1833 gewährte der Staat zum ersten

Male einen Zuschuß zur Errichtung einiger Schulen. Auch jetzt noch kann Jedermann nach Belieben Schulen errichten u. die darin aufgenommenen Kinder nach Belieben unterrichten. Einen Fortschritt bezeichnet die Edukationsakte von 1870 für England u. Wales, nach welcher den Gemeinden die Leitung anvertraut, dem Staate die Oberaufsicht gewahrt u. für einen Schulfond Sorge getragen werden soll. Bei der mangelhaften Organisation der Volksschulen ist deren Besuch noch dazu ein höchst ungenügender u. unregelmäßiger, theils wegen der Verwendung von Kindern zur Fabrikarbeit, theils wegen der in den Familien der niederen Bevölkerungsklassen mangelnden häuslichen Zucht. In England u. Wales genießen nur 63%, in Irland sogar nur 33% der schulfähigen Kinder Unterricht; in Schottland ist dieses Verhältniß viel günstiger. Bei Eheabschlüssen konnten 1868 in England 20% der Männer u. 28% der Frauen den Heirathsakt nicht unterschreiben, während bei gleicher Gelegenheit in Schottland nur 11% der Männer u. 21% der Frauen des Schreibens unkundig waren. Von dem auf viel tieferer Bildungsstufe stehenden Irland fehlen Spezialnachweise. An höheren Schulen bestehen 845 Kollegien, die unseren Gymnasien u. Realschulen ungefähr entsprechen, 12 Universitäten (Oxford, Cambridge, London [2], Durham, Edinburgh, Glasgow, Aberdeen, St. Andrews, Dublin [2], Valette), eine Anzahl von geistlichen Seminarien u. Rechtsschulen, 39 medizinische Schulen, die technische Lehranstalt am Kensington-Museum, viele Gewerbe-, Handels- u. Navigationsschulen, das königl. Agrikulturkollegium zu Cirencester, 2 Bergbauschulen, die Kunst- u. Musikakademie zu London, die Militärakademie zu Woolwich, das Militärkollegium u. die Generalstabsschule zu Sandhurst, die höhere Ingenieurschule zu Chatham, das Marinekollegium zu Greenwich u. das Seekollegium zu Portsmouth. Vielen dieser Lehranstalten haben deutsche Schulen ähnlichen Charakters als Muster gedient, u. in dem letzten Jahrzehnt ist auch in G. ein bedeutender Fortschritt auf dem Gebiete des höheren Schulwesens zu bemerken gewesen. Am treuesten haben die Universitäten, welche zum Theil aus sehr alter Zeit stammen, ein mittelalterliches Gepräge bewahrt u. unterscheiden sich vorzüglich durch den fest vorgeschriebenen Lehrgang u. eine strenge Zucht, der sich die Studenten zu unterwerfen haben, von den deutschen Hochschulen.

Politische Verhältnisse. Das vereinigte Königreich G. ist eine eingeschränkte, konstitutionelle Monarchie, in welcher der König mit dem aus Ober- u. Unterhaus gebildeten Parlamente die gesetzgebende Gewalt ausübt (s. „England", Verfassung). Das Gesammtministerium führt den Namen „Kabinet" (Cabinet-Council) u. besteht aus den eigentlichen Ministern u. anderen höheren Staatsbeamten. Neben ihm besteht der Staatsrath (Privy Council), an dessen Versammlungen, außer den Mitgliedern des Kabinets, die königlichen Prinzen, die anglikanischen Erzbischöfe von England, der Londoner Bischof, der Sprecher (Präsident) des Unterhauses u. verschiedene Staatswürdenträger u. Kronbeamte theilnehmen. Für die Provinzialverwaltung zerfällt England in 40, Wales in 12, Schottland in 33 u. Irland in 32 Grafschaften (Shires, Counties). Der oberste Beamte der Grafschaft ist der von der Krone auf Lebenszeit ernannte Lordleutnant. Irland wird im Namen des Königs von einem Vizekönig verwaltet. Die Kolonien stehen in Abhängigkeit von der Krone, u. ihre Verfassungen sind der englischen ähnlich. An ihrer Spitze stehen Gouverneure, welche von der Krone ernannt werden, ein Rath u. eine gesetzgebende Versammlung, deren Mitglieder von den Einwohnern gewählt werden. Ueber alle Kolonien des amerikan. Kontinentes u. über die Prinz-Edwardsinsel ist ein Generalkapitän gesetzt; die höchste Gewalt in Ostindien liegt in den Händen eines Vizekönigs. Einzelne dieser Kolonien haben ihre alte Verfassung bewahrt; dagegen werden die als bloße militärische Positionen betrachteten, wie Gibraltar u. Ascension, absolutistisch regiert u. stehen unter Militärgouverneuren. Die Finanzen G.s stehen unter der Kontrole des Parlamentes, welches das Budget je auf ein Jahr feststellt. Im J. 1685 betrugen die Staatseinkünfte ungefähr 1,400,000 Pfd. Sterl., auf das Jahr 1872—73 dagegen 76,608,770 Pfd. Sterl., denen Ausgaben im Betrage von 71,022,448 Pfd. Sterl. gegenüberstanden. Die wichtigste Einnahmequelle bildet die Konsumsteuer (Excise), welche bes. Branntwein, Malz, inländischen Zucker, Rennpferde u. a. m. betrifft u. in jenem Jahre 25,785,000 Pfd. Sterl. eintrug. Demnächst kommen die Zölle mit 21,033,000 Pfd. Sterl. Das Schutzzollsystem ist zwar aufgehoben, doch bestehen noch hohe Finanzzölle, vorzüglich auf Tabak, Spirituosen, Zucker, Thee u. Wein. Die Stempelgefälle trugen 9,947,000 Pfd. Sterl., die Einkommensteuer 7,500,000 Pfd. Sterl. ein. Die einzige Staatsanstalt ist die Post; obgleich im ganzen Königreiche der gleiche Portosatz von 1 Penny gilt, so trug doch dieses Regal dem Lande 4,820,000 Pfd. Sterl. ein. Die Telegraphen brachten einen Gewinn von 1,015,000 Pfd. Sterl. Unter den Ausgaben sind die wichtigsten Posten die für die Staatsschuld an 26,804,853 Pfd. Sterl., für den Civildienst 10,175,185 Pfd. Sterl., für die Armee 14,466,700 Pfd. Sterl. u. für die Flotte 9,543,000 Pfd. Sterl. Die Staatsschuld betrug 1873: 784,972,103 Pfd. Sterl., nur Frankreich übertrifft in dieser Beziehung G. Im Verhältniß zur Einwohnerzahl hat Portugal eine noch größere Staatsschuld aufzuweisen. Von der Gesammtschuld entfallen auf den Kopf der Bevölkerung nach Mark berechnet in Frankreich 500, in Portugal 497, in G. 490, in den Vereinigten Staaten 266, in Oesterreich 226, in Sachsen 135, in Preußen 53 Mark.

Die Militärmacht G.s besteht aus der stehenden königl. Armee, den Hülfstruppen u. der Kriegsflotte. Die Armee wird nur durch Anwerbung 17—25jähriger Freiwilliger gebildet, welche sich bei der Infanterie auf 7 od. 10, bei der Kavallerie u. Artillerie auf 12 Jahre Dienstzeit verpflichten, bei der Infanterie 1 Schill. 1 Den., bei der Artillerie 1 Schill. 4 Den., also über 11 Sgr. tägliche Löhnung erhalten. Die Offiziersstellen vom Oberstleutnant abwärts waren bis 1871 käuflich. Durch die infolge des Deutsch-franz. Krieges durchgeführten Reformen wurde auch dieses Unwesen abgestellt, durch welches eine Menge unfähiger Adliger in die Armee gekommen war. Der Bestand der königl. Armee wird alljährlich durch das Parlament festgestellt, dieselbe umfaßt für das Jahr 1873—74: 187,928 Mann mit 26,445 Pferden. Der Stab besteht aus 1255 Mann, die Infanterie aus dem Gardecorps (3 Regimenter) u. der Linieninfanterie (33 Regim. u. 1 Schützenbrigade), zusammen mit 59,426 Mann, die Kavallerie (2 Brig. reitende Artillerie à 8 Batt., 2 Depotbatterien, 2 Leibregim., 1 Gardekavallerieregim., 12 Liniendragonerregim.) aus 16,159 Mann, die Artillerie (9 Brig. Garnisonart. zu 7 Batt., 4 Brig. Feldart. zu 10 Batt. Küstenbrig. zu 10 Batt. Depotbrig.) aus 19,331 Mann, die 40 Compagnien Ingenieure zählen 5247 Mann, das Servicecorps 3014 Mann, das Hospitalcorps 1345 Mann, die Anstalten u. Depots 639 Mann. In den Kolonien stehen 18,588 Mann (21 Bat. Linieninfanterie, 2 westindische Regim., Milizart. von Malta u. die Lascars). Die britische Armee in Indien hat 62,924 Mann (50 Bat. Linieninfanterie, 3 Brig. reitende Art., 9 Dragonerregim., 4 Brig. Garnisonart., 6 Brig. Feldart., Ingenieure). Die Hülfstruppen bestehen aus der Miliz, zu welcher die Mannschaften auf 5 Jahre angeworben u. jährlich 27—35 Tage einberufen werden (139,018 Mann), aus den berittenen Gutsbesitzern (Yeomanry), welche jährlich auf 8 Tage eingezogen werden (15,086 Mann), den Freiwilligen (Volunteers), einem seit 1859 in England u. Schottland bestehenden Corps, für welches der Staat einen Theil der Kosten trägt (161,038 Mann), u. der Armeereserve (35,000 Mann). Die Gesammtzahl der Hülfstruppen beträgt 350,000 Mann. Außerdem besteht in Irland ein militärisch organisirtes Polizeicorps von 13,000 Mann. Hierzu kommt noch ein Heer von 115,000 Hindus, u. außerdem sind die unterworfenen indischen Fürsten zur Stellung von 20,000 Mann Hülfstruppen verpflichtet. G. hat in Europa folgende Festungen: Portsmouth, Plymouth, Falmouth, Yarmouth, Southampton, Gibraltar u. Malta. Kastelle bestehen zu Dover, Dumbarton u. Edinburgh. — Die Kriegsflotte zählte 1873: 54 Panzerschiffe von 304,033 Tonnen mit 721 Geschützen, 307 nichtgepanzerte Schiffe von 318,316 Tonnen mit 2516 Geschützen u. 55 Segelschiffe. Die Zahl der verwendeten Seeleute belief sich auf 60,000 Mann. — Als Einheit der Münze gilt das Pfund Sterling (£) = 20 Mark, eingetheilt in 20 Schillinge à 12 Pence od. Deniers. — Im Maße ist die Einheit der Fuß = 0,3047 m. u. der Yard = 0,9143 m., die engl. Meile = 1609 m., der Acre = 40,49 Aren. Im Gewicht ist das Pfund = 0,45 Kgr.

Geschichte. Könige aus dem Hause Stuart (1603—1688). Die Kronen der drei Reiche England, Schottland u. Irland, welche zusammen den Begriff G. bilden, aber in der Regel u. auch in der nachfolgenden Darstellung kürzer als England schlechtweg bezeichnet werden, vereinigte zuerst auf seinem Haupte Jakob I. (1603—1625), der Nachfolger der Elisabeth (s. „England, Geschichte"), der Urenkel einer Schwester Heinrich's VIII., Sohn der Maria Stuart. Unter ihm trat das Königthum in entschiedenen, von Tage zu Tage sich verschärfenden Gegensatz zum Volke, weil Jakob eigenmächtig in die Rechte des Parlaments eingriff u. sich einer Zuneigung zum Katholizismus verdächtig machte. Die Aufregung wuchs unter Karl I. (1625—1649), der trotz wiederholter Auflösung kein Parlament zu Stande bringen konnte, welches das ihm für seinen kostspieligen Hofhalt nöthige Geld bewilligen wollte, endlich willkürliche Steuern ausschrieb u. einzelne hervorragende Parlamentsmitglieder verhaften ließ (Petition of right 1628). Auch auf kirchlichem Gebiete verfuhr der König mit absolutistischer Härte. Endlich brach ein lange vorbereiteter Aufstand 1637 in Schottland aus; der König sah sein Heer auf dem Rückzuge u. sich selbst genöthigt (1640), das „lange Parlament" zusammenzuberufen, welches größtentheils aus Gegnern der Regierung bestand, in Kirche u. Staat eine republikanische Verfassung anstrebte u., statt Geld für den schottischen Krieg zu bewilligen, mit den Rebellen selbst in Verbindung trat. Der König entfloh nach York (1642) u. sammelte ein Heer gegen das Parlament, wurde aber (1644) von Oliver Cromwell (s. d.) geschlagen. Karl suchte Zuflucht bei den Schotten, die ihn jedoch (1647) an das Parlament auslieferten. Die monarchisch gesinnten Presbyterianer kamen aber nun mit

den radikalen Elementen des Parlaments, den Independenten, in Zwiespalt; Letztere behielten aber das Uebergewicht, vorzüglich unter Cromwell's energischer Leitung. Das Parlament wurde gewaltsam von den presbyterianischen Mitgliedern „gereinigt" u. Karl Stuart als Tyrann u. Landesfeind hingerichtet (30. Jan. 1649).

England war jetzt eine Republik. Nachdem Cromwell die Schotten unter Karl's Sohne (1650) geschlagen, ließ er sich durch das Heer zum Protektor von England ernennen (1653—1658). Das „lange Parlament" wurde durch Militär aufgelöst u. ein neues, ergebenes gewählt. Doch wagte Cromwell es nicht, die Königskrone auf sein Haupt zu setzen. Als nach seinem Tode (1658) sein Sohn Richard sich bald von der Leitung der Staatsgeschäfte zurückzog, trat Georg Monk, der Befehlshaber der in Schottland aufgestellten Armee, mit dem in den Niederlanden weilenden Karl Stuart in geheime Verbindung u. ließ (1660) diesen durch das Parlament auf den Thron zurückrufen.

Karl II. (1660—1685), ein charakterloser, wollüstiger, dem Katholizismus geneigter Fürst, begann seine Regierung mit der Rache an den Königsmördern, u. verhielt sich schroff u. hartnäckig gegen das Parlament; trotzdem setzte letzteres die Habeascorpus-Akte (s. d.), das Palladium der persönlichen Freiheit der Engländer, durch (1679). Das Streben des Königs nach unumschränkter Regierung hatte die Spaltung des Parlaments in die Parteien der Whigs (s. d.) u. Tories (s. d.) zur Folge. Jakob II. (1685 bis 1688), der zum Katholizismus übergetreten war und die religiöse und politische Freiheit der Engländer bedrohte, zugleich auch im Einverständniß mit Ludwig XIV. die seit Jahren in niederländ. Solde stehenden Truppen zurückrief, wurde durch Wilhelm von Oranien (s. d.), der die protestantische Religion u. die Freiheit zu beschützen versprach, (1688) gestürzt.

G. unter Wilhelm von Oranien u. Anna (1689—1714). Wilhelm von Oranien (1689—1702), dem mit der Krone zugleich die Bill of rights (Feststellung der Parlamentsrechte) übergeben worden war, setzte die Ministerverantwortlichkeit fest, erzwang sich durch die Schlacht an der Boyne auch die Anerkennung der katholischen Irländer u. hob sein Reich auch materiell, indem der Staatshaushalt von der Civilliste geschieden, die Bank von London gegründet u. die Ostindische Compagnie erweitert wurde. Als er kinderlos starb, folgte ihm Anna, Jakob's II. jüngere Tochter (1702—1714), deren Regierung eine der glänzendsten Perioden der englischen Geschichte bildet. England u. Schottland wurden (1707) nun auch parlamentarisch zu einem Einheitsstaat geeint u. durch die Siege der engl. Truppen in den Niederlanden, in Deutschland u. Spanien während des Span. Erbfolgekrieges England in Besitz der Hudsonsbailänder, sowie Gibraltars u. Minorca's gesetzt.

Könige aus dem Hause Hannover (1714 bis zur Gegenwart). Nach Anna folgte, der protestant. Successionsakte von 1701 gemäß, der Kurfürst von Hannover als Georg I. (1714—1727) auf dem engl. Throne, welcher sich leicht gegen die Tories u. die Jakobiten, die einen Aufstand erregt hatten, behauptete u. sich auf die Whigs stützte. Die Industrie des Reiches nahm einen gewaltigen Aufschwung in den nun folgenden Friedensjahren; für das Parlament wurde eine siebenjährige Dauer (1716) festgesetzt. Georg II. (1727—1760) setzte unter dem Ministerium Walpole die innere Politik seines Vaters fort, obgleich er mehr Kurfürst von Hannover als König von England war. Doch mit der Hebung des materiellen Wohles riß in das parlamentarische Leben eine Bestechlichkeit ein, die von den herrschenden Parteien auf das Schamloseste ausgebeutet u. von dem älteren Pitt ohne großen Erfolg bekämpft wurde. Karl Eduard, der Sohn Jacob's III., machte (1745) abermals einen Versuch, mit Hülfe der Schotten u. Katholiken sich des Thrones zu bemächtigen, wurde aber bei Culloden (1746) geschlagen; Blutgerichte bestraften die Theilnehmer an diesem Aufstande. Im österr. Erbfolgekrieg kämpft England glücklich mit Frankreich (1744 Sieg der engl. Flotte bei Toulon) u. erobert im siebenjährigen Seekrieg (1756 bis 1763) durch General Wolfe's Sieg bei Quebeck (1759) Canada u. bald darauf mehrere westindische Inseln. Georg III. (1760—1820) gewann im Pariser Frieden (1763) ganz Canada u. jene besetzten Inseln, von Spanien Florida, mußte aber 1783 die Unabhängigkeit der nordamerik. Kolonien anerkennen u. Florida wieder an Spanien abtreten. Glücklicher war England in Ostindien, wo Clive die Abtretung der Reiche Bengalen, Bahar u. Orissa (1765) erwirkte, Warren Hasting über den mächtigen Hyder Ali, Sultan von Mysore, siegte u. dessen Sohn Tippo Saib, der mächtigste indische Fürst (1799), bei der Vertheidigung seiner Hauptstadt Siringapatnam fiel (s. „Indien"). In diesen Kriegen wurde die Seeherrschaft Englands, welche Elisabeth begründet, Cromwell gefördert hatte, vollendet; zu gleicher Zeit aber gewann England auch die industrielle Herrschaft über den Kontinent durch James Watt (s. d.), welcher (1769) die erste Dampfmaschine konstruirte, u. Arkwright, welcher die Maschinen-Spinnerei u. -Weberei einführte. — Im Dez. 1783 erhielt der große Minister Pitt (s. d.) die Leitung der engl. Regierung, während an der Spitze der oppositionellen Whigs Fox (s. d.) u. Burke (s. d.) standen. Der Ausbruch der Franz. Revolution vereinigte aber diese beiden großen politischen Parteien, die republikanischen Ideen fanden auch durch geheime Gesellschaften in England Verbreitung, so daß Pitt infolge der inneren Gährung nicht nur mehrmals zur Aufhebung der Habeascorpus-Akte, sondern auch zum Erlaß der Fremdenbill u. anderer Ausnahmegesetze schritt. Der Franz. Convent erklärte (1. Febr. 1793) den Krieg an England, das nun durch seine Flotte Frankreichs Seemacht zu vernichten u. seine Kolonien zu erobern strebte u. durch reiche Hülfsgelder den Krieg auf dem Festlande unterstützte, während im Innern Pitt's Herrschaft auf dem Wege zum ministeriellen Despotismus vorschritt, die Nationalschuld vergrößert ward u. die demokratisch-katholische Partei mit Frankreich Verbindungen anknüpfte. Nelson siegte über die franz. Flotte bei Abukir (1798); der von Frankreich nur schwach unterstützte Aufstand in Irland endete (1800) mit dessen Verlust der Selbständigkeit u. vollständiger Union mit England. Als Rußland, Schweden u. Dänemark zur Sicherung ihres Handels einen Neutralitätsvertrag schließen, sieht England seinen Handel bedroht u. schickt unter Nelson eine Flotte in die Ostsee, welche Kopenhagen (1801) beschießt; im Frieden zu Amiens (1802) giebt es aber alle Eroberungen mit Ausnahme der Inseln Trinidad u. Ceylon an Frankreich, Spanien u. Holland zurück. Das Uebergewicht Frankreichs auf dem Festlande, welches eine Sperrung sämmtlicher Häfen für die engl. Schiffe in Aussicht stellt, veranlaßt England, aufs Neue den Krieg zu erklären (1803); das Ministerium Pitt schließt eine neue Koalition mit Rußland, Schweden u. Oesterreich, Nelson siegt bei Trafalgar (1805). Pitt's Nachfolger Fox eröffnet Friedensverhandlungen mit Frankreich; isolirt durch Frankreichs Siege über Oesterreich, Rußland u. Preußen, sendet England eine neue Flotte (1807) nach den Dardanellen u. der Ostsee (Bombardement von Kopenhagen). Rußland u. Dänemark erklären darauf an England den Krieg, letzteres verliert aber seine Kolonien, dafür werden die engl. Schiffe von den europäischen Häfen (Kontinentalsperre) ausgeschlossen, wogegen England die neutralen Schiffe als feindliche behandelt u. (1808) Truppen nach Spanien u. Portugal wirft. Die Wegnahme neutraler Schiffe führt (1812—14) zum Kriege zwischen England u. Nordamerika. Im ersten Pariser Frieden (1814) erwirbt England Malta, Tabago, St. Lucie, Isle de France u. die Sechellen von Frankreich, Demerary, Essequibo, Berbice, das Kapland u. Ceylon von Holland, Helgoland von Dänemark. — Georg IV. (1820 bis 1830), im Volke verhaßt, ließ sich von den Tories leiten (Castlereagh), nahm das Prinzip der Nichtintervention an, mischte sich aber trotzdem erfolglos in die griechisch-türkischen Händel u. in die portugiesischen Thronstreitigkeiten (Dom Miguel); von großem nationalökonomischen Vortheil war die Herabsetzung des Getreidezolls (1826), während das Uebergewicht des aristokratischen Elementes im Unterhause, wo auch den Katholiken jetzt der Eintritt gestattet wurde, nothwendige Verfassungsreformen vereitelte. — Wilhelm IV. (1830—1837) schlug eine liberalere Politik im Innern ein; die Erklärung der Reformbill zum Staatsgesetz (1832) vermehrte die Zahl der Wähler zum Parlament auf eine Million, die irische Kirchenreformbill hob die Kirchensteuer u. unnöthige Kirchen u. Bisthümer auf u. setzte die Einkünfte aller Pfründen herab, dagegen verlieh die irische Zwangsbill dem Lordlieutenant von Irland für bestimmte Fälle die Macht, das Kriegsrecht anzuwenden; für die engl. Kolonien wurde die Aufhebung der Sklaverei beschlossen. Nach Wilhelm's IV. Tode erlangte seine Nichte, Victoria, seit 1840 mit Prinz Albert von Koburg vermählt, die Krone. Die Sondergelüste Canada's wurden durch Lord Durham (1837), dem eine diktatorische Macht übertragen ward, unterdrückt; dagegen gelang es England nicht (1840), die indische Herrschaft über Kabul auszudehnen, während in einem langen Kriege (1842—1849) die Länder am Indus u. das Volk der Sikhs unterworfen wurden. Im Innern entwickelte sich eine großartige Bewegung gegen die Kornzölle, welche (1846) abgeschafft wurden; hiermit begann eine für die englische Industrie segensreiche Freihandelspolitik. Die Aufstände des verarmten Irland (1848) führten zur Aufhebung der Habeascorpus-Akte u. zu gewaltsamer Unterdrückung. Die erste Weltausstellung wurde am 1. Mai 1851 eröffnet, 1852 in einem glücklichen Kriege mit Birma das Reich Pegu zur engl. Provinz gemacht. Infolge der Kriegserklärung der Pforte an Rußland besetzte eine franz.-engl. Flotte die Dardanellen; der Krieg selbst wurde am 28. März 1854 erklärt (22. Apr. Bombardement von Odessa, 20. Sept. Schlacht an der Alma auf der Krim, 5. Nov. Schlacht bei Inkerman, 8. Sept. 1855 Einnahme von Sebastopol, 30. März 1856 Pariser Friede mit Rußland). Der schmachvolle Opiumkrieg mit China, welcher (1842) den Engländern die Insel Hongkong eingebracht hatte, erneuerte sich (1856) u. endete mit der Niederlage der Chinesen bei Peking (1860). — Den Juden wurde (1858) das Parlament geöffnet u. in demselben Jahre übernahm die Königin die indische Regierung von der Compagnie; mit Frankreich wurde (1860) ein Handelsvertrag auf freihändlerischer Basis abgeschlossen, die zweite Weltausstellung zu London zwei Jahre später eröffnet.

Liberale Handelsverträge wurden später mit Italien (1863), dem Zollverein (1865) u. Oesterreich (1865) eingegangen. Der Negeraufstand in Jamaika (1865) wurde ebenso wie der Fenier-Aufstand in Irland (1867) unterdrückt. Während das Parlament durch die Reformbill (1867) dem Liberalismus die Majorität verleiht, indem es den Census herabsetzt, wird auch Irland eine größere Freiheit in den kirchlichen Angelegenheiten durch die Ausstattung der anglikanischen Kirche mit 12 Mill. Pf. St. Kapitalvermögen gewährt (1870). Die Expedition nach Abessinien (s. d.) (1867—1868) führte zur Erstürmung von Magdala u. zum Tode des Königs Theodor. Das Einverständniß mit den übrigen europ. Mächten erlitt durch die „für Frankreich wohlwollende Neutralität" Englands im letzten Deutsch-franz. Kriege u. durch die scheinbare Bedrohung der indischen Besitzungen von Seite der in Asien immer weiter vordringenden Russen vorübergehende Störungen. In der letzten Zeit ist in der inneren Politik die Armeereform, in der äußeren das Emanzipationsstreben einiger Kolonien (Australien, Kapland) in den Vordergrund getreten. Durch das Genfer Schiedsgericht, welches aus Vertretern der Vereinigten Staaten, Brasiliens, Italiens u. der Schweiz zusammengesetzt war, wurde G. (14. Sept. 1873) zur Zahlung von $15^1/_2$ Mill. Doll. an die Nordamerikanische Union verurtheilt, als Entschädigung für den Schaden, welchen das in einem englischen Hafen ausgerüstete Kaperschiff der Südstaaten „Alabama" im Bürgerkriege den Handelsschiffen der Nordstaaten zugefügt hatte. Dafür trug G. einen großen Sieg über die Aschanti davon, einen Negerstamm an der afrikanischen Westküste, welcher die Abtretung von Niederländisch-Guinea an G. nicht anerkennen wollte u. dessen Hauptst. Kumassi am 4. Febr. 1864 von einem englischen Heere eingeäschert wird. Die Mißstimmung, welche dieser kostspielige Krieg in G. hervorrief, die Verwerfung der Regierungsvorlage über die Universität Dublin im Parlament u. die zögernde, schwache Politik in Centralasien führte den Sturz des Ministeriums Gladstone herbei u. brachte Disraëli an die Spitze eines neuen Kabinets.

Großdeutsche nannte sich vom J. 1848 an diejenige Partei, welche eine Einigung Deutschlands mit Einschluß Oesterreichs od. doch der deutsch-österr. Länder anstrebte, wogegen man von dieser Seite Diejenigen, die eine Einigung Deutschlands unter Preußens Führung, also mit Ausschluß Oesterreichs, wünschten, spöttisch als „Kleindeutsche" bezeichnete (vgl. die Art. „Deutschland, Geschichte" u. „Gothaner"). Die großdeutsche Partei setzte sich aus preußenfeindlichen Elementen aller Art, aus reaktionären u. demokratischen zusammen. Diese bildeten später, im Gegensatze zum Nationalverein, der auf eine Bundesreform mit preuß. Centralgewalt hinwirkte (1859), einen Großdeutschen Reformverein, der jedoch nur von vorübergehender Dauer u. Wirksamkeit war. Seit dem Ausscheiden Oesterreichs aus dem Verbande der deutschen Staaten, das 1866 mit der ausdrücklichen Zustimmung des ersteren erfolgte, verlor die großdeutsche Partei den Rückhalt, den sie bisher an dieser Großmacht gehabt hatte, u. die Errichtung des neuen Deutschen Reiches (1871) versetzte ihr auch in Süddeutschland, wo sie noch in einigen kümmerlichen Resten fortbestanden hatte, den Todesstoß.

Grosse, Franz Theodor, Historiemaler der Gegenwart, geb. 23. April 1829 zu Dresden, der sich als Schüler Bendemann's zuerst 1852 durch ein Bild, „Leda mit dem Schwan" (Museum in Dresden), 1862 durch einen in Rom entstandenen „Abraham, der die drei Engel bewirthet", hauptsächlich aber durch seinen Freskencyklus in den Loggien des Museums zu Leipzig (1865—71) vortheilhaft bekannt gemacht hat. Ebenso tief gedacht wie vollendet in der Ausführung veranschaulichen diese letztgenannten Bilder das Walten der göttlichen Bildnerkraft, wie es sich in den Schöpfungs- u. Göttermythen der christlichen u. der antiken Religion ausspricht, im Einklang mit der Schöpferthätigkeit des Menschen in der Kunst (photographirt von Hecker, mit Text von Max Jordan). Seit 1867 ist G. Prof. an der Kunstakademie in Dresden.

Grosse, Julius Waldemar, deutscher Dichter, geb. zu Erfurt 25. April 1828, begann seine Studien in Halle u. begab sich 1852 nach München, wo er sich der Malerei widmen wollte u. sich in die Akademie aufnehmen ließ. Aber schon nach kurzer Zeit kehrte er mit erneutem Eifer zu seinen literarischen Arbeiten u. zur Poesie zurück, zu der er sich schon von Jugend auf hingezogen fühlte. Schon in seiner ersten Sammlung von „Gedichten" (Gött. 1857) bekundete er eine lebhafte Phantasie, die sich aber häufig in äußerlichem Prunk gefällt. Inhaltlich bedeutender, obwol gleichfalls von der Vorliebe für das Pomphafte u. Seltsame beherrscht, sind seine späteren Gedichte, die er gesammelt unter dem Titel „Aus bewegten Tagen" (Stuttg. 1869) herausgab. Diesen folgte 1870 eine Sammlung feuriger Kriegslieder „Wider Frankreich" (Berl. 1870). Auch in seinen epischen Dichtungen, nam. im „Mädchen von Capri" u. in seinem komischen Heldengedicht „Pesach Pardel", tritt die Erfindungsgabe u. das reiche Formtalent G.'s glücklich zu Tage. Seine Novellen („Untreue aus Mitleid", „Maria Mancini", „Abenteuer einer Seelenwanderung" u. a.) erinnern in ihrer psychologischen Genremalerei mitunter an die Heyse'schen Novellen, schweifen jedoch häufig allzusehr ins Phantastische u. Bizarre über. Auch auf dramatischem Gebiete hat G. sich versucht; doch haben seine Stücke schon um ihrer fremdartigen Stoffe willen, dann aber auch wegen ihres Mangels an dramatischer Beweglichkeit u. des Vorherrschens lyrisch-didaktischer Elemente, auf der Bühne nicht Fuß fassen können. Sein neuestes Werk ist der Roman „Daponte u. Mozart" (3 Bde., Jena 1874). G. lebt gegenwärtig als Sekretär der Schillerstiftung in Weimar.

Größe, ein schwer zu definirender Begriff, als dessen Wesentliches man alles Meßbare, od. auch Alles, was sich theilen läßt, auffassen könnte, wenn nicht den Begriffen des Messens u. Theilens der Begriff der G. selbst zu Grunde läge. Die Wissenschaft, welche die Verhältnisse der G.n untersucht, ist die Mathematik. Gewöhnlich unterscheidet man diskrete (gesonderte) od. Zahlengrößen u. stetige od. Raumgrößen. Die ersteren betrachtet die Arithmetik, die letzteren die Geometrie. Bei der mathematischen Erörterung der Größenverhältnisse kommen auch G.n in Betracht, welche größer od. kleiner als jede angebbare G. sind, d. i. das unendlich Große u. das unendlich Kleine. Ein wichtiger, aber in der gewöhnlichen Auffassungs- u. Ausdrucksweise häufig mißverstandener Begriff ist der der scheinbaren G. eines Gegenstandes, im Gegensatz zur wirklichen od. absoluten G. desselben. Nam. giebt die scheinbare Größe des Mondes Gelegenheit, das Widersinnige der vulgären Auffassungsweise kennen zu lernen. Man vgl. darüber den Art. „Durchmesser" (scheinbarer), wo auch Abb. gegeben ist.

Großenhain, Stadt im Königreich Sachsen mit 10,438 E. (1871), liegt im Reg.-Bez. Dresden, $2^1/_2$ M. nördl. von Meißen an der Röder, ist Sitz eines Gerichtsamtes u. einer Superintendentur u. hat bedeutende Tuchmanufaktur u. Spinnerei. Hier wurde 1743 das Sächs. Grün u. Blau von dem Advokaten Barth erfunden.

Großeriearbeit, ein besonderes Verfahren der Metalltechnik, dessen Wesentliches darin besteht, daß schwache Gold- u. Silberplatten über Erz- od. Thonmodelle getrieben u. die so entstandenen Figuren stückweise ausgehämmert u. dann zusammengesetzt werden. Als ihren Erfinder nennt man den berühmten Florentiner Meister Benvenuto Cellini (s. d.), von dem ein sehr schönes Belegstück, das bekannte Salzfaß (la Saliera), in dem Antikenkabinet zu Wien sich befindet. Die Hauptfiguren desselben sind ein Neptun u. eine Cybele, in Gold ausgeführt. Das Ganze ruht auf einem Sockel von Ebenholz mit Reliefiguren. König Franz I. von Frankreich ließ dieses Salzfaß von dem Künstler anfertigen, dem er dafür 1000 Florentiner Goldgulden zahlte. Es kam nach Wien durch Karl IX. von Frankreich, der es dem Oheime seiner Gemahlin, dem Erzherzog Ferdinand, schenkte.

Grosseto, ital. Provinz im S. der Landschaft Toskana, mit 80,54 □M. u. 107,449 E. (1871), liegt zwischen den westl. Ketten des Apennin, welche sich im Monte Amiata bis zu 1750 m. erheben, u. dem Tyrrhenischen Meere, in welches die Halbinsel des Monte Argentario sich vorschiebt, u. wird von dem Ombrione durchflossen. Das Land ist hügelig, am Unterlauf dieses Flusses liegen aber versumpfte, ihrer Fieber wegen berüchtigte Maremmen. Die Bewohner beschäftigen sich mit Ackerbau, Viehzucht u. der Gewinnung von Seesalz u. Borax. — G., Hauptstadt mit 6000 E., am rechten Ufer des unteren Ombrione, hat eine schöne Kathedrale, ein Seminar, eine technische Schule u. in der Nähe Schwefelquellen u. große Salinen; es ist Sitz eines Bischofs.

Großfürst, jetzt der Titel der kaiserl. russ. Prinzen, sowie auch des Kaisers von Oesterreich als Souverän von Siebenbürgen. Früher führten die Beherrscher von Moskau u. einige souveräne Fürsten russ. Provinzen, der Beherrscher von Lithauen, die Könige von Polen als Herren desselben 2c., ebenfalls den Titel G.

Groß-Gerau, Kreisstadt in der großherzogl. hess. Provinz Starkenburg, $1^3/_4$ M. nordwestl. von Darmstadt an der bei Ginsheim in den Rhein mündenden Schwarzbach, Station der Main-Rhein-Bahn, mit ca. 2500 E. Das schon im J. 1002 als Reichsdorf in Urkunden genannte, 1398 zur Stadt erhobene G. ist in neuerer Zeit bekannt geworden durch die Erdbeben, denen es vom Okt. 1869 an fast 18 Monate lang ausgesetzt war. Am 31. Okt. wurden in G. mehr als 50 Stöße, am 16. Okt. über 100 Vibrationen beobachtet.

Großglockner, s. „Glockner".

Groß-Görschen, Dorf im preuß. Reg.-Bez. Merseburg, Kreis Merseburg, berühmt durch die Schlacht am 2. Mai 1813 (auch bei Lützen

genannt, in welcher Napoleon die Verbündeten schlug u. zum Rückzug gegen die Elbe zwang. Zum Gedächtniß an diese erste Hauptschlacht des Feldzugs von 1813 ist auf dem Schlachtfelde eine Pyramide, deren Spitze ein Kreuz trägt, aufgerichtet.

Groß-Griechenland (lat. Graecia Magna) nannte man die griech. Städte Unteritaliens u. deren Gebiet. Solche griech. Ansiedlungen waren besonders zahlreich südl. von den Flüssen Silarus u. Frento.

Großherzog ist der Titel derjenigen souveränen Fürsten, welche im Range zwischen den Königen u. den Herzogen stehen; sie führen das Prädikat „Königl. Hoheit". Außer dem ehemals in Toscana herrschenden Zweige des Hauses Habsburg haben den Titel G. die Regenten von Baden, Hessen-Darmstadt, Mecklenburg-Schwerin u. -Strelitz, Oldenburg u. Sachsen-Weimar. Der König von Preußen führt neben seinen andern Titeln auch den eines G. vom Niederrhein u. von Posen, der König von Holland den eines G. von Luxemburg.

Großinquisitor, s. „Inquisition".

Groß-Kanizsa (ung. Nagy-K.), Marktflecken an der Kanizsa in sumpfiger Gegend im ung. Komitat Torontál, mit 11,128 E. (1860), ist Sitz eines Stuhlrichteramtes u. eines Finanzbezirksdirektoriums, hat ein Piaristenkollegium, ein Franziskanerkloster, ein kath. Untergymnasium, eine Hauptschule, ein Spital u. produzirt Spiritus, Liköre u. nam. Mauerziegel. G.-K. ist der Hauptmarkt für das slavonische Schlachtvieh.

Groß-Kikinda (ung. Nagy-K.), Marktflecken u. Hauptort eines gleichnamigen Kreises in Ungarn, an der Eisenbahn von Szegedin nach Temesvar in fruchtbarer Gegend gelegen, zählt 18,834 E. (1869), hat ein Bezirks- u. Steueramt, eine Krankenheilanstalt u. treibt starke Viehzucht. Von hier aus nahm am Ostersonntag 1848 die serb. Bewegung gegen die ungar. Suprematie ihren Ausgang.

Großkophta, Titel, den sich Cagliostro als Vorsitzender der ägypt. Maurerei zugelegt hatte, u. mit Bezug darauf Titel eines Goethe'schen Lustspiels.

Großmächte nennt man diejenigen Staaten, die durch ihre innere Stärke u. äußere Machtstellung (Größe, Bevölkerungszahl, günstige Lage u. Verfassung, Streitmacht, materielle u. moralische Hülfskräfte) nicht nur selbständig zu bestehen u. sich zu schützen vermögen, sondern eben dadurch auf die übrigen, minder mächtigen Staaten einen maßgebenden Einfluß ausüben u. auf den Gang der gesammten politischen Entwickelung bestimmend einwirken (im „Konzert" der politischen Mächte „tonangebend" sind). Zahl u. Zusammensetzung dieses obersten Staatenranges sind zu verschiedenen Zeiten verschieden gewesen; die Wandlungen der Geschichte bringen es mit sich, daß von Zeit zu Zeit neue Staaten in die Reihe der G. emporsteigen, andere wieder aus ihr ausscheiden u. in einen niedrigeren Rang herabsinken. Bis zum Beginn der neuen Zeit waren eigentlich nur die Habsburgische Hausmacht (Oesterreich-Spanien) u. Frankreich als G. zu betrachten; ihnen reihten sich dann Holland u. England, später auch Schweden an. Für Spanien, Holland u. Schweden, die wieder in den Rang der mittleren Mächte herabstiegen, traten Rußland u. Preußen ein, so daß es zur Zeit des Wiener Kongresses (nach dem Sturze Napoleon's I., der vergeblich sämmtliche G. unter die Universalherrschaft Frankreichs zu beugen versuchte) fünf G. in Europa gab: England, Frankreich, Oesterreich, Rußland u. Preußen. In neuester Zeit ist durch die Einigung der ital. Staaten unter Piemont im Königreich Italien eine neue G. entstanden; die preuß. hat sich (durch die Errichtung des neuen Deutschen Reiches) zu einer allgemeinen deutschen erweitert, u. die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben sich zu einer G. ersten Ranges entwickelt, die mehr u. mehr in enge u. einflußreiche Beziehungen zum europ. Staatensystem tritt, während die Pforte, obwol sie mit einem Theile ihres Gebietes zu Europa gehört, eigentlich nur eine passive G. zu nennen ist. (In bildlichem Sinne hat man die Presse wegen ihrer weitreichenden, oft von den Entschließungen der G. unabhängigen u. auf diese einwirkenden Macht die 6., bez. die 7. od. 8. G. genannt.)

Großmann, Christian Gottlob Leberecht, evang.-luth. Theolog, geb. 9. Nov. 1783 im altenburg. Dorfe Prießnitz als Sohn des dortigen Pfarrers, bezog 1802 die Universität Jena, um Theologie zu studiren, wurde 1808 Substitut seines Vaters zu Prießnitz, 1811 Pfarrer zu Gröbitz bei Weißenfels, 1822 Lehrer u. Diakonus in Schulpforta, vertauschte aber schon 1823 diese Stellung mit der eines Generalsuperintendenten zu Altenburg. Im J. 1829 berief ihn die Stadt Leipzig als Superintendenten, mit welcher Stellung zugleich eine ordentliche Professur an der Universität verknüpft war. In beiden Aemtern erwarb sich G. durch den imponirenden Eindruck seiner Persönlichkeit, durch seine Bedeutung als Kanzelredner u. als Vertreter des gelehrten Rationalismus, nicht minder auch durch seine energische u. freisinnige Vertretung Leipzigs in der Ersten sächs. Kammer allgemeine Achtung u. Anerkennung, von der die großartige Theilnahme bei seinem Tode (29. Juni 1857) beredtes Zeugniß ablegte. Ueber G.'s Antheil an der Begründung des „Gustav-Adolph-Vereins" s. diesen Artikel. Geschätzt werden auch G.'s wissenschaftliche Arbeiten: „Quaestiones Philoneae" (2 Thle., Lpz. 1829); „De Judaeorum disciplina arcani" (2 Thle., Lpz. 1833—34) u. „De philosophia Sadducaeorum" (3 Thle., Lpz. 1836—38).

Großmeister, die höchste Würde bei den Johannitern, dem Deutschen u. mehreren andern Orden.

Großmogul, od. eigentl. Großmongole, ist der Titel der Herrscher, welche die von Babur, dem Urenkel Tamerlan's, gegründete mohammedanische Dynastie in Ostindien bildeten. Die Fürsten selbst führten den pers. Titel Schah, auch war das Persische die Hofsprache; ihre Residenz war Delhi. Das Reich bestand von 1526—1802, in welchem Jahre die Hauptstadt durch die Engländer eingenommen wurde. Der letzte Regent war Alum II. Die Nachkommen der Machthaber bezogen ein Jahrgehalt u. genossen in Delhi fürstliche Ehren; Beides verloren sie, nachdem sie sich im indischen Aufstande 1857 betheiligt hatten. — G. heißt auch einer der größten bekannten Diamanten (s. d.).

Grossohandel od. Handel en gros, Engroshandel, s. v. wie Großhandel, d. h. derjenige Handel, der sich, zum Unterschiede vom Kleinhandel, welcher den Umlauf der Güter bis in die Hände der Konsumenten besorgt, nur auf den Verkehr zwischen Kaufleuten u. Kaufleuten od. zwischen Produzenten u. Letzteren beschränkt. Die Praxis geht übrigens bei dieser Unterscheidung blos davon aus, ob der Handel nach Centnern, Ballen, Stücken 2c. od. blos im Kleinen betrieben wird. Da es aber dabei keine bestimmte Grenze giebt, wo der G. aufhören u. der Kleinhandel anfangen soll, so ist in dem deutschen Handelsgesetzbuche der früher bestandene rechtliche Unterschied zwischen G. u. Kleinhandel weggefallen. Weiteres s. u. „Handel".

Großpolen hieß im ehemaligen poln. Reiche der nördl. Theil desselben; es umfaßte die Landschaften von der Ostsee bis zum Einfluß der Pilica u. Wieprz in die Weichsel, die Woiwodschaften Posen, Gnesen, Kalisch, Lenczyc, Syracz u. außerdem die Lande Mazovien, Kuchavien, Kulm, Pomerellen, Plock, Ermeland u. Preußen, während als Kleinpolen die östl. u. südöstl. Landestheile bezeichnet wurden.

Groß-Rußland, das eigentl. Stamm- u. Centralland des Russ. Reiches, der größte, bevölkertste u. wichtigste Theil desselben, erstreckt sich vom Weißen Meer bis zur Ukraine, von der oberen Dwina bis zum nördl. Ural u. der mittleren Wolga u. umfaßt ein Areal von 41,512,5 □M. mit den 19 Gouvernements: Archangelsk, Olonez, Wologda, Nowgorod, Pskow, Twer, Jaroslaw, Kostroma, Wladimir, Moskau, Smolensk, Kaluga, Tula, Orel, Kursk, Woronesch, Tambow, Rjäsan u. Nishegorod. Die Einwohnerzahl betrug nach dem letzten Census (1867) 23,699,970 Seelen. Im N. grenzt es an das Eismeer, im W. an Finnland, die Ostseeprovinzen u. Westrußland, im S. an Kleinrußland u. Südrußland u. im O. an die Zarthümer Astrachan u. Kasan u. an Sibirien. Die obere Wolga u. der Don, die Petschora, Dwina u. Onega sind die bedeutendsten Ströme von G.-R.; außer diesen gehört ihm aber auch noch der obere Lauf des Dniepr u. der Düna an. Die physischen Verhältnisse zeigen die größten Gegensätze; im N. das feuchtkalte, baumlose, sumpfige Küstengebiet des Eismeeres, im S. die getreidereichsten Landschaften Rußlands, im O. öde Steppe, im W. ungeheuere Sumpfgegenden. Ebenso mannichfaltig ist das ethnographische Bild dieses Landes, mongolische Samojeden bewohnen den NO., Lappen, Finnen u. Deutsche den NW., Lithauer einen Theil des W., Kleinrussen den S., den Grundstock der Bevölkerung bilden aber die Großrussen. Die mittleren Gouvernements, bes. Moskau, Jaroslaw, Twer, Wladimir, Kursk, sind die industriellsten Gegenden Rußlands, vorzüglich bedeutend ist die Weberei leinener u. baumwollener Waaren, Färberei, Bleicherei, Fabrikation von gewirkten Waaren, Holzgeschirr, Oel, Spiritus, Seife, Theer u. Pech, die Gerberei u. Talgsiederei. In den Handel kommt vorzugsweise Getreide, Vieh, Wachs, Hanf- u. Leinsaat u. Flachs; die Hauptstadt des Landes ist Moskau, die wichtigste Handelsstadt Nischnei-Nowgorod.

Groß-Schönau, Dorf in der sächs. Oberlausitz mit gegen 5000 E., unweit der böhm. Grenze, am nördl. Fuße der Lausche gelegen, ist Mittelpunkt der sächs. Damastindustrie, welche hier u. in der Umgegend gegen 4000 Menschen beschäftigt.

Großsiegelbewahrer ist in großen Staaten derjenige hohe Beamte (in England der Großkanzler, in Frankreich der Justizminister), der durch seine Unterschrift u. die Untersiegelung mit dem Staatssiegel die Urkunden beglaubigt.

Großvenediger, ein 3674 m. hoher Berg im westl. Theile der Tauernkette an der Grenze zwischen Salzburg u. Tirol, nach dem Großglockner der höchste Berg der Ostalpen, 1828 zum ersten Male bestiegen; auf seinen

nördl. u. westl. Abhängen ist er mit einem 6 Stunden weit sich erstreckenden Eismeer bedeckt. Der Name G. kommt erst im 18. Jahrh. vor; früher hieß der Berg Käserkogl.

Groß-Wardein (ung. Nagy-Várad), Hauptstadt des ostungar. Komitats Bihar mit 28,698 E. (1869), am rechten Ufer der Schnellen Körös in einem breiten, fruchtbaren Thale gelegen, zerfällt in die eigentliche Stadt u. in 8 Vorstädte, ist Sitz eines römisch- u. eines griechisch-katholischen Bischofs u. der obersten Komitatsbehörden, hat eine königl. Rechtsakademie, zwei Gymnasien, ein Priesterseminar u. ein großes, nach pennsylvanischem System eingerichtetes Gefängniß. Unter den Gebäuden der Stadt zeichnen sich aus die Domkirche, in der sich die Reliquien des heil. Ladislaus befinden, u. der Bischofspalast. Die in der überwiegenden Mehrheit magyarischen Bewohner beschäftigen sich vorzugsweise mit Landwirthschaft, Weinbau u. Töpferei. In der Umgegend befinden sich warme Bäder u. Marmorbrüche.

Grot, eine ältere silberne Scheidemünze im nordwestl. Deutschland u. in den Niederlanden, wahrscheinlich von dem franz. Gros abgeleitet. Die G.e waren bes. in Hamburg, Bremen, Oldenburg, Severn, Ostfriesland u. Holland gangbar. Die oldenburg. G.e sind den Bremern gleich; auf den Thaler werden 72 gerechnet. Der G. hat 5 Schwaren. Man hat halbe, silberne u. kupferne G.e, letztere mit $2\frac{1}{2}$ Schwaren bezeichnet. Während der Bremer G. dem Werthe von 4 Pfennigen Konventionsmünze od. 5 Pfennigen preuß. gleich ist, haben die Hamburger G. nur $3\frac{1}{2}$ Pfennige Konvent. u. es gehen 22 auf das dortige Markstück. Die holländ. G. waren gleich $\frac{1}{2}$ Stüver zu 4 Pfennigen Konvent. u. es gingen 40 auf einen holländ. Gulden u. 100 auf den Rixdaler.

Grote, Georg, hervorragender engl. Historiker, geb. 17. Nov. 1794 zu Clavhill bei Beckenham in der engl. Grafschaft Kent, stammte aus einer deutschen Familie. Sein Großvater hatte in Verbindung mit George Prescott das große, noch heute bestehende Bankhaus Prescott, Grote u. Co. gegründet, u. in dieses Geschäft trat der auf der Charter-House-Schule gebildete G., damals 16 Jahre alt, ein. Aber die Contorarbeiten genügten seinem lebhaften Geiste nicht, vielmehr widmete er sich eifrig dem Studium der klassischen Sprachen, bes. des Griech., u. trug sich schon früh mit dem Plane, eine Geschichte Griechenlands zu schreiben. Die Ausführung desselben aber trat in den Hintergrund, als G. anfing, sich mit der Politik zu beschäftigen. Die damals die öffentliche Meinung in England beschäftigende Parlamentsreform fand an ihm einen beredten Anwalt, u. 1821 trat er mit einer anonymen, gegen James Mackintosh's „Essay on parliamentary reform" gerichteten Flugschrift als polit. Schriftsteller auf. Demselben Gegenstand war eine später erschienene kleine Schrift „Essentials of parliamentary reform" gewidmet, u. diese Schriften, wie seine Theilnahme an der politischen Bewegung, welche in der 7. Juni 1832 erfolgten Sanktion der Reformbill ihren Abschluß fand, machten ihn bekannt u. verschafften ihm im Dez. 1832 die Vertretung der Stadt London im Unterhause, in welchem er sich der radikalen Partei anschloß u. Jahre lang mit größter Konsequenz, wenn auch vorläufig ohne Erfolg, für Einführung geheimer Abstimmung bei den Parlamentswahlen thätig war. Im J. 1841 aber zog sich G. von der Politik zurück u. ging nun an die Ausarbeitung u. Vollendung seines Hauptwerkes, der ebenso durch gründliche Gelehrsamkeit wie durch freisinniges Urtheil u. wahrhaft staatsmännischen Blick ausgezeichneten „History of Greece" (12 Bde., Lond. 1846—56; 4. Aufl., 8 Bde., 1864; deutsch von Meißner, 6 Bde., Lpz. 1851—57). Nächst der Geschichte zog ihn aber auch die Philosophie Griechenlands an; die Werke „Plato and the other companions of Socrates" (3 Bde., Lond. 1864) u. der erst nach seinem Tode erschienene „Aristotle" (herausgeg. von Bain u. Robertson, 2 Bde., Lond. 1872), letzteres Werk freilich hinter dem ersteren nicht unerheblich zurückstehend, geben Zeugniß von seinem gründlichen Studium der großen griech. Philosophen. Im J. 1868 wurde G. an Lord Brougham's Stelle Vizekanzler der Universität London, außerdem war er Kurator des Britischen Museums; die ihm 1869 von Gladstone angebotene Peerswürde lehnte er ab. G. starb in London 18. Juni 1871 u. ist in der Westminsterabtei beigesetzt. Sein Leben wurde von seiner Wittwe, Harriet G., geb. Lewin, mit der er seit 1820 verheirathet war u. welche sich durch ihr Werk „The life of Ary Scheffer" bekannt gemacht hat, beschrieben („The personal life of G. G. etc.", Lond. 1873; deutsch von Seligmann, Lpz. 1874). — Sein Bruder John G., geb. 1814, wurde im Trinity-College in Cambridge erzogen, 1847 Vikar von Trumpington u. 1855 Prof. der Moralphilosophie am Trinity-College. Er starb zu Trumpington 21. Aug. 1866.

Grotefend, Georg Friedrich, verdienstvoller Philolog u. Alterthumsforscher, geb. 9. Juni 1775 zu Münden, studirte seit 1795 in Göttingen Philologie, wurde 1797 Kollaborator an der dortigen Stadtschule, ging 1803 als Prorektor an das Gymnasium zu Frankfurt a. M., war 1821—49 Direktor des Lyceums in Hannover, wo er auch nach seiner Pensionirung lebte u. 15. Dez. 1853 starb. G. hat sich verdient gemacht durch seine Studien über Sprache u. Geographie des alten Italien, welche in den Abhandlungen „Rudimenta linguae umbricae" (8 Hefte, Hannov. 1835—38), „Rudimenta linguae oscae" (Hannov. 1838) u. „Zur Geographie u. Geschichte in Altitalien" (5 Hefte, Hann. 1840—42) niedergelegt sind, u. in noch höherem Grade um die Entzifferung der Keilschrift. Diesem Gegenstande sind mehrere seiner Schriften gewidmet, wie die „Beiträge zur Erläuterung der persepolitanischen Keilschrift" (Hann. 1837); „Neue Beiträge zur Erläuterung der babylonischen Keilschrift" (ebd. 1840); „Bemerkungen zur Inschrift eines Thongefäßes mit babylonischer Keilschrift" (Gött. 1848); „Bemerkungen zur Inschrift eines Thongefäßes mit ninivitischer Keilschrift" (ebd. 1850 u. „Nachträge" in demselben Jahre). Außerdem veröffentlichte er eine archäologische Untersuchung über „Anlage u. Zerstörung der Gebäude zu Nimrud" (ebd. 1850). — Friedrich August Ludw. Adolf G., ein Verwandter des Vorigen, geb. 12. Dez. 1798 zu Ilfeld, studirte in Göttingen, wurde 1821 Lehrer in Ilfeld, 1831 Direktor des Gymnasiums in Göttingen u. 1835 auch außerord. Prof.; er starb das. 28. Febr. 1836. Er schrieb: „Grundzüge einer neuen Satztheorie" (Hann. 1827), „Ausführliche Grammatik der lat. Sprache" (2 Bde., Hann. 1829 bis 1830), „Lat. Schulgrammatik" (Hann. 1832; 2. Aufl. von Krüger, 2 Bde., ebd. 1842) ꝛc.

Grotenburg, ein im NW. von Detmold, oberhalb Hiddesen gelegener, 401 m. hoher Gipfel des Osning, des mittleren Theiles des Teutoburger Waldes, auf welchem Hermann, dem Cherusker, ein Denkmal errichtet wird, das nach seiner Vollendung eine Höhe von 60 m. erlangen soll.

Groteskeu sind die mit Menschen- u. Thiergestalten verbundenen Arabesken, wie sie schon die Römer in ihren Zimmern als malerische Verzierung anbrachten; wahrscheinlich deshalb so genannt, weil man sie häufig in Zimmern verschütteter Städte u. in Grotten fand. Als dieser Geschmack ins Widernatürliche u. Bizarre ausartete, nannte man grotesk od. grottesk auch alles Närrisch-Seltsame u. Widersinnige in der Phantasie des Künstlers. Grottenwerk dagegegen bedeutet Verzierungen in Form von Felsentrümmern, mit Muscheln, Schnecken, Moos u. dgl. untermischt, als Nachahmung von Grotten.

Nr. 3240. Klaus Groth geb. 24 April 1819.

Groth, Klaus, plattdeutscher Dichter, geb. 24. April 1819 zu Heide in den Dithmarschen, wurde in seinem Heimatsorte Mädchenlehrer, hielt sich nach 1847 längere Zeit auf der Insel Fehmarn auf, um seine Gesundheit zu kräftigen, siedelte 1853 nach Kiel über, bereiste dann Deutschland u. die Schweiz, nahm in Bonn u. Dresden längeren Aufenthalt u. ist seit 1859 Prof. in Kiel. G., welcher sich schon durch seine erste Gedichtsammlung „Quickborn" (Hamb. 1853 u. öfter) als ersten lyrischen Dichter niederdeutscher Mundart dokumentirte,

behandelte mit großem Geschick der Schilderung landschaftlicher u. sozialer Verhältnisse u. einer ungemeinen Herrschaft über die Sprache seiner Heimat in den „Vertelln“ (2 Bde., Kiel 1855—59) in der Form von Dorfgeschichten das Leben der Holsteiner u. ließ darauf, außer einer Sammlung minder gelungener hochdeutscher Gedichte, noch unter dem Titel „Voer de Goern“ (Lpz. 1858) Kinderlieder u. in „Rothgeter-Meister Lamp un sin Dochder“ (Hamb. 1862) eine größere erzählende Dichtung erscheinen. Außerdem kämpfte er in verschiedenen Aufsätzen u. Abhandlungen für die Gleichberechtigung des Plattdeutschen als Schriftsprache, ohne jedoch auf diesem mehr wissenschaftlichen Gebiete dieselbe Anerkennung zu finden, die ihm als Dichter zu Theil geworden war.

Grotius, Hugo (eig. de Groot), gleich ausgezeichnet als Philolog u. Theolog, wie als Jurist u. Staatsmann, wurde 10. April 1583 zu Delft in Holland geb. Schon 1595 begann er zu Leyden, wo sein Vater Johann G. damals Bürgermeister u. Kurator der Universität war, das Studium der Rechte. 1599 begleitete er den Rathspensionär Oldenbarneveldt auf einer Gesandtschaft nach Frankreich, wurde 1600 Advokat im Haag, 1607 Advokat des Fiskus für Holland, Seeland, Westfriesland, 1613 Syndikus (Rathspensionär) von Rotterdam. Als eifriger Arminianer (s. d.) wurde G. in den Sturz Oldenbarneveldt's verwickelt. Während dieser hingerichtet wurde (1619), wurde G. zu ewigem Gefängniß in dem Schlosse Löwenstein verurtheilt. Von hier durch seine Gemahlin in einer Bücherkiste befreit, floh G. als Maurer verkleidet in die kathol. Niederlande, dann nach Frankreich,

Nr. 3241. Hugo Grotius (geb. 10. April 1583, gest. 28. Aug. 1645).

welches er aber 1631, obwol Ludwig XIII. sich seiner annahm, infolge von Richelieu's Intriguen verlassen mußte. Im Vertrauen auf den Schutz des Prinzregenten Heinrich von Oranien kehrte G. nach Holland zurück, mußte aber dem Hasse seiner Feinde abermals weichen u. ging nach Hamburg. Nachdem er hier verschiedene ehrenvolle Anerbietungen ausgeschlagen, folgte er 1634 einem Rufe des Kanzlers Oxenstierna als Staatsrath u. schwed. Gesandter in Frankreich. 1635—45 versah er trotz der Feindschaft Richelieu's diesen wichtigen Posten u. kehrte dann über Amsterdam, wo er überaus ehrenvoll empfangen wurde, nach Stockholm zurück. In der Absicht, nach Holland zurückzukehren, forderte er von der Königin Christine seinen Abschied, wurde aber durch einen Sturm, statt nach Lübeck, an die pommersche Küste verschlagen, kam krank nach Rostock u. starb daselbst 28. Aug. 1645. Seine Leiche wurde in der Familiengruft zu Delft beigesetzt. G. hat sich außer als Staatsmann auch als Gelehrter weitreichende Verdienste erworben. Sein klassisches Werk „De jure belli et pacis“ (Par. 1625 u. öfter) ist die Grundlage des modernen Völkerrechts geworden; als einen mit der Geschichte seines Vaterlandes wohlvertrauten Historiker zeigte er sich in seinen „Annales et historiae de rebus belgicis“ (Amsterd. 1657), als einen der besten neueren lat. Dichter in seinen „Poëmata“ (Leyden 1617); auch in seiner Muttersprache hat er sich als Dichter versucht. Seine treffliche Apologie des Christenthums, „De veritate religionis christianae“ (Amsterd. 1662) hat die weiteste Verbreitung gefunden, u. seine „Annotationes in Novum Testamentum“ (2 Bde., Amsterd. 1641—46) u. „Annotationes in Vetus Testamentum“ (3 Bde., Par. 1644) gelten noch jetzt als Muster einer scharfsinnigen, philologisch gründlichen u. dogmatisch vorurtheilsfreien Auslegung. Lebensbeschreibungen von G. lieferten Luden (Berl. 1806), Butler (Lond. 1827) u. de Vries (Amsterd. 1827).

Grouchy (spr. Gruschi), Emanuel, Marquis v., Marschall u. Pair von Frankreich, geb. zu Paris 23. Okt. 1766, wurde schon 1793 Brigade- u. 1795 Divisionsgeneral, als welcher er unter General Hoche u. seit 1798 unter Joubert in Italien kämpfte. 1799 bei Novi schwer verwundet u. gefangen genommen, bald aber wieder ausgeliefert, ging er 1800 zur Rheinarmee ab u. ward nach dem Frieden von Luneville Generalinspektor der Kavallerie. Als solcher focht er mit Auszeichnung gegen die Preußen u. Russen, wie auch dann gegen die Oesterreicher, nam. bei Wagram, wofür ihn Napoleon zum Generaloberst der Jäger u. Großoffizier des Reiches ernannte. 1812 im russ. Feldzug trug er wesentlich zu den Siegen bei Smolensk u. Moskau bei u. befehligte auf dem Rückzuge das „Bataillon sacré“. 1814 führte er den Oberbefehl über die Kavallerie u. wurde bei Craon abermals schwer verwundet. Aus der Verbannung, welche ihm die Restauration brachte, durfte er zwar schon im Jan. 1815 zurückkehren, er erhielt aber keine Anstellung, trat daher in den Hundert Tagen sogleich auf Seite Napoleon's u. griff 18. Juni den General Thielemann bei Wavre an, soll jedoch den unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Waterloo durch sein Nichteintreffen auf dem Schlachtfelde daselbst verschuldet haben. Nach des Kaisers Abdankung rief er Napoleon II. zum Nachfolger aus u. rückte mit 45,000 Mann gegen Paris, legte aber bei Beginn der Unterhandlungen das Kommando nieder. Seit seiner zweiten Verbannung lebte er in Nordamerika. 1819 zurückgekehrt, ward er nach der Julirevolution 1830 Mitglied der Kammer, 1831 Marschall, 1832 Pair u. starb zu St. Etienne 29. Mai 1847.

Grover u. Baker-Nähmaschine; diese eignet sich insbesondere für den Familiengebrauch, insofern sie für alle Arten von Näharbeit, selbst für die schwerste, u. auch für Stickerei zu benutzen ist. Sie bietet den Vortheil leichtester Handhabung. Die Naht ist vollkommen fest für häusliche Zwecke und elastischer als jede andere, ein Vorzug, der beim Waschen u. Plätten sich sehr bemerkbar macht. Ihrer Stichart nach ist diese Maschine eine Doppelkettenstichmaschine, u. sie eignet sich ganz bes. für das Nähen von Frauen- u. Kinderkleidern, nebenbei aber auch für Weißzeugarbeit, welche sie so schön u. gut fertigt, wie die eigentl. Weißzeugnähmaschine. Die damit hergestellte Ziernaht ist die beste, welche sich mit Nähmaschinen erzielen läßt. Gefertigt werden dieselben seit 1852 von W. D. Grover und W. E. Baker in Boston.

Nr. 3242. Grover u. Baker-Nähmaschine.

Grube u. Grubenbau, s. „Bergbau“.

Grübel, Johann Konrad, fränk. Naturdichter, geb. 3. Juli 1736 zu Nürnberg, arbeitete dort als Klempner u. Mechaniker u. galt als vorzüglicher Handwerker. Nebenbei dichtete er in der Mundart seiner Vaterstadt, nach dem Vorbilde des Hans Sachs, wobei er das Nürnberger Kleinleben mit Treue u. Humor zu schildern wußte. Seine Phantasie erhebt sich nicht hoch, doch haben seine „Gedichte in

Nürnberger Mundart" (3 Bde., Nürnberg 1802), welche mehrere Auflagen erlebt haben, eine mehr als lokale Bedeutung, zumal da sie dem Dialektforscher eine Fülle des verläßlichsten Materials gewähren. Seine „Sämmtlichen Werke" hat deshalb auch der Sprachforscher Frommann (s. d.) herausgegeben (3 Bde., Nürnb. 1857). G. starb 8. März 1809 zu Nürnberg.

Grubengas, s. „Sumpfgas".

Gruber, Johann Gottfried, deutscher Gelehrter u. Schriftsteller, geb. zu Naumburg a. d. S. 29. Nov. 1774, studirte seit 1792 in Leipzig vorzugsweise Philosophie, Philologie u. Geschichte, sowie dann auch Mathematik u. Naturwissenschaften, ging 1803 nach Jena, von wo er einige Jahre später nach Weimar übersiedelte, ward 1811 Prof. in Wittenberg, rettete nach der Leipziger Schlacht die in Beschlag genommene Wittenberger Universitätsbibliothek u. unterhandelte nach der Theilung Sachsens im Auftrage des akad. Senats mit der preuß. Regierung wegen der Vereinigung der genannten Universität mit der zu Halle. Hier übernahm er Ende 1815 die Professur der Philosophie u. starb das. 7. Aug. 1851. G. war mit Ersch (s. d.) Begründer der „Allg. Encyklopädie der Wissenschaften u. Künste", deren erste Sektion (A—G) er nach Ersch's Tode vom 18. Bde. an weiter führte. Auch wurde er an des Letzteren Stelle Mitherausgeber der Halle'schen „Allg. Literatur-Zeitung". Besondere Schriften G.'s sind: „Ueber die Bestimmung des Menschen" (Zür. u. Lpz. 1800, 2. Aufl., 1809); „Versuch einer pragmat. Anthropologie" (Lpz. 1803); „Charakteristik Herder's" (ebd. 1805); „Wörterbuch der altklassischen Mythologie" (3 Bde., Weim. 1810—15); „Geschichte des menschlichen Geschlechts aus dem Gesichtspunkte der Humanität" (2 Bde., Lpz. 1806); „Wieland's Leben" (2 Bde., ebd. 1815—16, neu bearbeitet 4 Bde., ebd. 1827—1828); „Klopstock's Leben" (ebd. 1832) u. „A. Lafontaine's Leben u. Wirken" (Halle 1832). Seine Gedichte u. Erzählungen gab er unter dem Titel „Sophia's Lieblingsstunden" (Lpz. 1811) heraus. Außerdem besorgte er die Ausgabe von Wieland's „Sämmtlichen Werken" (ebd. 1818—1828), sowie die 3. Ausgabe der „Synonymik der deutschen Sprache" von Eberhard u. Maaß (6 Bde., Halle 1826—30) u. vollendete die Herausgabe der „Oden Klopstock's" (2 Bde., Lpz. 1831) u. die von Jacobs begonnene Schrift „August Hermann Niemeyer. Zur Erinnerung an dessen Leben u. Wirken" (Halle 1831).

Gruithuisen (spr. Greutheusen), Franz von Paula, ein genialer deutscher Naturforscher u. Astronom, wurde 19. März 1774 auf Schloß Haltenberg am Lech geb. Seine erste Bildung war eine sehr mangelhafte. Er erlernte die Chirurgie u. war seit 1788 Feldchirurg in der österr. Armee. Von 1792 an finden wir ihn sogar eine Zeit lang als Haiduck in kurpfälzischen Diensten. Mit regem Wissenstriebe suchte er jedoch die Lücken seines Wissens auszufüllen. Von 1801 an studirte er in Landshut Medizin u. Philosophie u. wurde dort zum Doktor der Medizin promovirt. 1808 wurde er Lehrer der Naturkunde an der landärztlichen Schule zu München u. 1826 ordentl. Prof. der Astronomie an der Universität daselbst. Seine Arbeiten erstrecken sich theils auf physiologische, theils auf astronomische Gegenstände. Bes. verdienstlich sind die ersteren, während er auf dem letzteren Gebiete seiner regen Phantasie zuweilen allzusehr die Zügel schießen ließ u. der Mangel an streng mathematischer Methode ihn zu manchen falschen Schlüssen verleitete. Von seinen Schriften sind bes. zu erwähnen: „Untersuchungen über den Eiter u. Schleim" (Münch. 1809); „Organozoonomie" (ebd. 1811); „Gedanken u. Ansichten über die Natur der Erdbeben" (Nürnb. 1825); „Analekten für Erd- u. Himmelskunde" (Münch. 1828—36); „Selenognostische Fragmente" (in den Verhandl. der Leop. Akad. 1821). Viel Aufsehen erregte sein vor wissenschaftlicher Kritik völlig unhaltbarer Aufsatz: „Entdeckungen vieler deutlicher Spuren der Mondbewohner, bes. eines kolossalen Kunstgebäudes derselben" (in Kastner's Archiv I. 1824). Er erfand auch lange vor Civiale ein chirurgisches Instrument zum Zermalmen des Steines in der Harnblase, wofür er später von der Pariser Akademie einen Preis erhielt. G. starb 21. Juni 1852 zu München.

Grumbach u. die **Grumbachischen Händel.** Wilhelm v. G. (geb. 1503), ein Ritter aus angesehenem fränk. Geschlechte u. Vasall des Bischofs von Würzburg, hatte seit 1540 auf den Bischof Konrad von Bibra, seinen Verwandten, großen Einfluß geübt. Nach dem Tode desselben (1544) gerieth er mit dem neuen Bischof, Melchior von Zobel, in Streit über das Testament Konrad's. Aus Haß gegen den Bischof trat er in den Dienst des Markgrafen Albrecht v. Brandenburg-Kulmbach u. führte nun beständige Fehde gegen Franken u. bes. gegen das Bisthum Würzburg. Zwar kam 1552 ein Vergleich zwischen ihm u. dem Bischof zu Stande; als aber der Letztere den Vergleich brach u. G. trotz der Verwendung des Markgrafen auch beim Kaiser nicht Recht fand, veranstalteten Beide einen Raubzug gegen Würzburg, Nürnberg u. Bamberg (den sogen. Markgräflichen Krieg). Derselbe hatte für Albrecht die Reichsacht, für G. den Verlust seiner fränk. Güter zur Folge. 1558 führte G. einen Ueberfall gegen Würzburg aus, bei welcher Gelegenheit der Bischof (gegen G.'s Absicht) getödtet wurde. G. warb neue Truppen gegen Würzburg in Frankreich an, entließ sie jedoch wieder, als man ihm freies Geleit auf den Reichstag zu Augsburg (1559) zusicherte. Als es ihm jedoch nicht gelang, seine Schadenansprüche durchzusetzen, verband er sich mit mehreren anderen Rittern, um durch offene Gewalt die Stellung als reichsunmittelbarer Ritter zu erzwingen. Durch seine Vorspiegelungen wurde auch der Herzog Johann Friedrich der Mittlere von Gotha gewonnen, der durch ihn die verlorene sächs. Kurwürde wieder zu erlangen hoffte. Im Okt. 1563 überfiel G. die Stadt Würzburg, plünderte sie u. zwang den Bischof Friedrich von Weinsberg zur Zurückgabe seiner Güter u. zur Bezahlung eines großen Lösegeldes. Aber nach G.'s Entfernung erklärte der Bischof den Vertrag für erzwungen, somit ungiltig, u. erwirkte von Kaiser Ferdinand I. die Reichsacht gegen G. Dieser aber wußte in Gemeinschaft mit dem sächs. Kanzler Christian Brück den Herzog Johann Friedrich durch das Versprechen der Kur- u. selbst der Kaiserwürde mit franz. Hülfe so zu bethören, daß er ihm trotz der Acht in Gotha kräftigen Schutz gewährte, bis er endlich im Dez. 1566 selbst der Acht verfiel. Als Vollstrecker derselben belagerte Kurfürst August von Sachsen die Stadt Gotha bis zum April 1567; da aber nahmen die Bürger G. u. Brück selbst gefangen u. übergaben die Stadt. Beide wurden 17. April 1567 geviertheilt, die übrigen Verschworenen enthauptet. Der Herzog, dessen Land an seinen Bruder Johann Wilhelm fiel, starb 1595 in der Gefangenschaft. — Vergl. Ortloff, „Geschichte der Grumbachischen Händel" (4 Bde., Jena 1868—70).

Grummet (auch Nachmahd, Nachheu, Afterheu, Affelgras u. Ohmt genannt), der zweite Schnitt von zweischürigen, der zweite u. dritte von dreischürigen Wiesen. Bei günstiger Witterung getrocknet liefert derselbe ein feineres, nahrhafteres Futter (freilich in geringerer Menge) für Kühe u. Schafe, als der erste Schnitt.

Grün heißt diejenige Farbe (s. d.), welche im Spektrum zwischen Gelb u. Blau liegt. Der nach dem Gelb zu liegende Theil des G. wird Gelbgrün, der nach dem Blau zu liegende Blaugrün genannt. Das reine G. liegt in der Gegend der Fraunhofer'schen Linie F (s. „Frauenh. L."). Nach der größeren od. geringeren Mischung mit Weiß unterscheidet man Hell- u. Dunkelgrün, nach der Uebereinstimmung mit der Färbung gewisser Natur- u. Kunstprodukte Apfelgrün, Erbsengrün, Grasgrün, Lauchgrün, Meergrün, Olivengrün, Smaragdgrün, Spangrün, Zeisiggrün u. s. w. Nach den Ansichten mancher Physiker (Young, Helmholtz u. s. w.) ist das prismatische G. nur eine Mischung aus Blau u. Gelb. Auch die Körperfarben, welche man zum Malen u. Anstreichen benutzt, werden oft durch Mischen erzeugt. So geben Berliner Blau u. Chromgelb den grünen Zinnober. Doch giebt es auch schon an sich grüne Farbstoffe, wie Berggrün, Grünerde, Chromgrün, Saftgrün, Anilingrün u. s. w. Manche von ihnen sind sehr giftig, weil sie Verbindungen von Arsenik u. Kupfer sind, u. daher für manche Verwendungen verboten, wie das Schweinfurter u. Scheel'sche G. Das Grünfärben von Stoffen, wie Wolle, Baumwolle, Leinen, Seide u. s. w., geschieht gewöhnlich dadurch, daß man sie wieder holt erst gelb u. dann blau färbt od. umgekehrt.

Grün, Anastasius, s. „Auersperg".

Grünbleierz, auch Braun- u. Buntbleierz u. Pyromorphit gen., ein aus 89,7 Bleiphosphat u. 10,3 Chlorblei bestehendes, in sechsseitigen Prismen gewöhnlich mit einer, selten mit zwei Pyramiden krystallisirendes Mineral, das in verschiedenen Abänderungen der grünen Farbe, aber auch braun, selten gelb auftritt, bei Fettglanz u. Durchscheinendheit eine Härte von 3,5—4, ein Eigengewicht von 6,9—7 besitzt u. sich sehr oft dadurch auszeichnet, daß seine Krystalle, in der Mitte aufbauchend, Faßform annehmen. Fundort: Freiberg, Zschopau i. S., Přibram, Mires i. B., Zellerfeld a. H., Braubach a. Rh.

Grundeigenthum. Dem deutschen Rechte eigenthümlich ist die in den Rechtsgrundsätzen durchgeführte scharfe Trennung zwischen beweglichen Sachen (fahrende Habe, Fahrniß), d. i. allen Dingen, die nicht Person sind u. entweder sich selbst bewegen od. ohne Zerstörung von dem Orte, wo sie sich befinden, fortbewegt werden konnen, u. G. Unter letzterem versteht man einen bestimmten, räumlich begrenzten Theil der Erdoberfläche, doch diesen nicht allein, sondern a) auch alles Das, was unter letzterer sich befindet, z. B. Kohlen, Steine, Metalle ꝛc., u. b) nicht minder Alles, was über die Erdoberfläche sich erhebt, insbesondere dauernd mit dem Grund u. Boden verbunden ist. Das G. ist übrigens die Unterlage für mancherlei bürgerliche u. politische Rechte. So gewährt es gewisse Wahlrechte u. Wählbarkeit, befreit regelmäßig von der Bestellung von Sicherheiten u. von der Erlegung eines Kostenvorstandes. Der Erwerb u. Verlust des G.s ist heutzutage an besondere Förmlichkeiten (Ingrossation, s. d.) geknüpft, auch geben über das G., wie über die an ihm zustehenden Rechte, in den meisten Ländern besondere öffentliche Bücher (namentlich die Hypothekenbücher, s. d.) Auskunft. Einzelne Arten von G. sind nach eigenthümlichen Grundsätzen zu beurtheilen, wie dies namentlich betreffs der Lehn- u. Stammgüter der Fall ist.

Grundeis. Wird eine größere Wassermasse durch Wärmeausstrahlung von der Oberfläche aus abgekühlt, so sinkt das kältere, dichter u. daher schwerer gewordene Wasser fortwährend unter, während wärmeres dafür emporsteigt. Bei einer Temperatur, die unter 4° C. herabgeht, tritt aber die überraschende Erscheinung ein, daß durch weitere Abkühlung das Wasser nicht dichter u. schwerer, sondern vielmehr leichter wird, so daß stehende Gewässer sich am Boden selten unter 4° abkühlen u. daher nur schwer bis zum Grunde ausfrieren. Ist die Oberfläche bis 0° abgekühlt, so fangen feine Eisnadeln an sich abzuscheiden. Diese verbinden sich allmählich zu einer festen Eisdecke, welche durch weiteren Ansatz von unten her an Dicke zunimmt. Anders ist es bei fließenden Gewässern. Bei diesen verhindert die Bewegung die Bildung einer Wasserschicht von 0° an der Oberfläche. Hier kühlt sich meist der Boden des Gewässers durch Strahlung eher auf 0° ab, als das Wasser selbst. Da nun auch am Boden der Reibung wegen die geringste Bewegung stattfindet, so findet zunächst an dem unter 0° abgekühlten Boden eine Ausscheidung lockerer Eismassen statt, die sich, da das Eis leichter als das Wasser ist, nach u. nach vom Boden losreißen, als sogenanntes **Grundeis** an die Oberfläche treten u. dort endlich, wenn in genügender Menge vorhanden, das Zufrieren veranlassen.

Grundlasten. Das Grundeigenthum war im Mittelalter vielfach mit allerlei Lasten, die in Abgaben (in Geld, Thieren, Früchten ꝛc.), sowie in Dienstleistungen der verschiedensten Art bestanden, beschwert worden. Es waren dieselben theils dadurch entstanden, daß der Bauer des Schutzes des Gutsherrn bedurfte u. hierfür eine Gegenleistung zu gewähren hatte, theils darauf zurückzuführen, daß die Eigenthümer der Grundstücke entweder Leibeigene des Gutsherrn gewesen waren od. die betr. Aecker u. Güter vom Gutsherrn, dem sie anfänglich eigenthümlich zugehört hatten, gegen die Zusage obiger Abgaben u. Dienstleistungen erhalten hatten. Allein die veränderten staatlichen Verhältnisse u. die Länge der Zeit machten jene Entstehungsursachen vergessen, u. es blieb nur der Druck, der zufolge jener G. insbesondere auf dem Bauernstande lastete, übrig. In der ersten Franz. Revolution wurden daher jene G. einfach durch Gesetz beseitigt, eine Maßregel, die, so lobenswerth sie an sich war, eine schwere Schädigung der Vermögensinteressen der Berechtigten enthielt. In Deutschland wurde zwar das Prinzip, daß jene Belastung des Grundeigenthums der Bewirthschaftung nachtheilig u. daher zu beseitigen sei, angenommen, es wurde jedoch der Ausweg gewählt, daß der jeweilige Eigenthümer des belasteten Grundstückes in der Regel den Eigenthümer des berechtigten Grundstücks durch Zahlung eines Kapitales oder Gewährung einer das Kapital nach u. nach tilgenden Rente zu entschädigen habe. Dieses Verfahren nannte man die **Ablösung**. Die Auseinandersetzung zwischen den Betheiligten wurde meist durch besondere Behörden, die **Ablösungskommissionen**, besorgt. Den Antrag auf Ablösung konnten bald nur beide Betheiligte, bald jeder für sich stellen; die einseitige Ablösungsbefugniß ist, weil schneller zum Ziele führend, in neuerer Zeit mehr begünstigt worden. Der Staat hat vielfach dadurch die Ablösung erleichtert, daß er den Ablösungsberechtigten das Kapital in Papieren, für deren Einlösung er sich verbürgte (sog. **Landrentenbriefe**), sofort gewährte, das Kapital aber sich durch eine Zeitrente, die außer den Zinsen des Kapitales auch immer einen Theil des letzteren selbst tilgte, vom Verpflichteten zurückzahlen ließ.

Gründling, Grundel (Gräßling, Kreßling, Grimpen, Gobio), ein in den stehenden u. fließenden Gewässern von ganz Europa meist am Boden lebender u. da von animalischer u. vegetabilischer Kost sich nährender, 12—16 cm. langer Süßwasserfisch aus der Familie der Cyprinoiden. Er ist oben dunkelgrau, unten weiß, mit schwarzgefleckter Rücken- u. Schwanzflosse. Sein Fleisch wird wenig geschätzt.

Gründonnerstag, s. „Donnerstag".

Grundrechte heißen gewisse allgemeine Rechtssätze u. Prinzipien, die als Grundlage u. Richtschnur für die Verfassung u. Gesetzgebung eines in der Gründung od. Neugestaltung begriffenen Staates dienen sollen. Solche G. stellte das erste Deutsche Parlament im J. 1848 auf; sie verbürgten Gleichheit aller Deutschen vor dem Gesetze, freie Religionsübung, Freiheit der Wissenschaft u. ihrer Lehre, Unterrichtsfreiheit, Preßfreiheit, freies Vereins- u. Versammlungsrecht u. s. w. Sie wurden als Reichsgesetz verkündet, aber nur in den kleineren deutschen Staaten publizirt; doch auch in diesen sind sie nie in Wirksamkeit getreten. Ein großer Theil ihrer Bestimmungen ist in die preußische, später auch in die österreichische Verfassung übergegangen. G. allein geben keine genügende Bürgschaft für die Verwirklichung der von ihnen proklamirten Freiheiten; diese Bürgschaft liegt nicht in den allgemeinen Rechtssätzen u. Prinzipien, sondern in deren Ausführung durch organische, die konkreten Lebensverhältnisse regelnde Gesetze. Die Verfassung des neuen Deutschen Reiches hat daher (wie vorher die des Norddeutschen Bundes) nicht mit Unrecht von der Aufstellung derartiger G. abgesehen (mit Ausnahme des allgemeinen deutschen Indigenats od. Reichsbürgerrechts).

Nr. 3243. Der Gründling (Gobio)

Grund- od. Bodenrente heißt im weiteren Sinne der Reinertrag, welchen ein bewirthschaftetes Grundstück nach Abzug der darauf verwendeten Kosten gewährt; im engeren Sinne der Ueberschuß, welcher nach Abzug der landesüblichen Zinsen des aufgewendeten Kapitals u. der Arbeitslöhne vom gewöhnlichen Reinertrag bleibt („Surplusprofit"). In diesem Sinne ist also die G. nichts weiter als ein Kapitalgewinn, bei dem ein höherer Zinsfuß, als der landesübliche, erreicht worden ist. Die Physiokraten unter den Nationalökonomen (Ad. Smith u. seine Anhänger) nehmen jedoch an, daß auch die unentgeltlichen Naturkräfte im Boden Tauschwerthe erzeugen, also einen selbständigen Betrag von Tauschwerthen über den Ertrag der zur Bebauung des Bodens verwandten Summe von Arbeit u. Kapital abwerfen. Dann befänden sich also die Eigenthümer von Grund u. Boden im Besitze eines Privilegiums vor ihren ungünstiger situirten Mitmenschen, u. die Wortführer der Sozialisten u. Kommunisten haben daher nicht verfehlt, jene unhaltbare Basis der physiokrat. Lehre von der G. für ihre Systeme sich zu Nutze zu machen.

Grundsteuer nennt man diejenige Steuer, welche den Reinertrag (d. h. die Differenz zwischen dem Rohertrag u. den Bewirthschaftungskosten) von allen Liegenschaften belastet, die nicht als Hofräume od. Hausgärten bei der Gebäudesteuer (s. d.) zu berücksichtigen sind. Die G. ist also eine Steuer von der Grund- u. Leibrente (s. d.) im weiteren Sinne. Die Physiokraten erblicken in der G. die einzig richtige Steuer, u. unverkennbar ist denn auch der Einfluß, den die physiokratische Lehre auf die Besteuerungspolitik fast aller modernen Kulturstaaten gehabt hat. Indem aber auf die G. das größte Gewicht gelegt worden, ist die Vertheilung der Steuern sehr ungleich ausgefallen. Neuerdings kommt man daher auch mehr u. mehr zu der Erkenntniß, daß es verkehrt ist, die G. als eine besondere Steuer, statt in einer allg. Einkommensteuer, mit zu erheben. Die Einführung der letzteren ist z. B. das Ziel der Steuerreform, die jetzt in Sachsen im Werke ist. In Preußen gehört die G. zu den sog. kontingentirten Steuern, indem sie der Staatskasse gegenüber zunächst ein für alle Mal das feste Kontingent von 10 Mill. Thlrn. ausmacht, welches nach Maßgabe des ermittelten Reinertrags erst in Hauptsummen auf die Provinzen u. dann auf die Kreise u. Gemeinden, schließlich aber auf die einzelnen Grundeigenthümer zu vertheilen war. Dieses Kontingent kann nur durch Gesetz abgeändert werden, ist indeß untergeordneten Variationen durch Ab- u. Zugang von Grundstücken, die steuerpflichtig werden od. es zu sein aufhören, unterworfen.

Die preuß. Veranlagungsinstruktion behufs der Reinertragsermittelung nimmt übrigens einen Bewirthschaftszustand an, der etwa der verbesserten Dreifelderwirthschaft entsprechen dürfte, u. hat die Tendenz, statt des wirklichen Reinertrags nur einen hypothetischen u. durchschnittlichen, in die Vergangenheit zurückgreifenden u. für eine lange Reihe von Jahren maßgebenden geringsten Satz aufzufinden. Zur Werthberechnung eines Gutes ist die G. nie allein maßgebend, sie kann nur einem praktischen Landwirthe unter Umständen einen Anhalt bieten.

Grundstoff, s. „Element".

Grundton od. Hauptton heißt in der Musik 1) derjenige Ton, auf dem der terzenweise Aufbau des Akkords sich erhebt, zu dem also die übrigen Intervalle des Dreiklangs im Verhältniß von Terz u. Quinte, die des Septimenakkordes von Terz, Quinte u. Septime erscheinen ꝛc. Bei den Umkehrungen der Akkorde kann der G. seine Stelle als tiefster Ton mit einem über ihm liegenden Akkord-Intervall vertauschen, ohne darum sein Wesen als G. aufzugeben; 2) derjenige Ton einer Tonart, auf welchem deren diatonische Dur- od. Mollskala errichtet ist u. auf den die ganze Tonbewegung innerhalb der Tonart sich zurückbezieht, also die Tonika; 3) bei einem Tonstück der Ton, dessen harte od. weiche Tonleiter die Hauptgrundlage desselben ausmacht.

Grundtvig, Nicolai Frederik Severin, bedeutender dän. Theologe u. Schriftsteller, der Urheber einer religiösen Bewegung in Dänemark (des sog. Grundtvigianismus), wurde 8. Sept. 1783 zu Udby auf der Insel Seeland geb., studirte 1800—1803 zu Kopenhagen Theologie u. machte sich seit 1808 durch verschiedene Schriften über nordische Mythologie u. Geschichte, durch vaterländische Gedichte, eine Reimchronik u. geistliche Lieder, sowie durch seine originellen, streng lutherischen Predigten bekannt. Die Stellung eines Geschichtslehrers zu Kopenhagen vertauschte er 1811 mit der eines Vikars bei seinem Vater, war dann längere Zeit (s. 1813) nur literarisch thätig, bis er 1821 Prediger in Präſtöe, 1822 auf Betrieb des Königs Friedrich VI. Prediger an der Salvatorkirche zu Kopenhagen wurde. Sein Angriff auf eine Schrift des Professor Clausen, eines gemäßigten Rationalisten, den er des Abfalls vom Christenthum beschuldigte (1825), hatte einen Injurienprozeß zur Folge, in dem G. unterlag. Infolge dessen legte er 1826 sein Amt nieder u. erhielt erst 1832, bis wohin sich seine Anhänger in Konventikel zurückzogen, wieder die Erlaubniß zur Abhaltung öffentlicher Gottesdienste, in der Zwischenzeit als theologischer u. historischer Schriftsteller außerordentlich thätig. Im J. 1839 übernahm G. wieder die Stelle eines Predigers an einem Krankenhause zu Kopenhagen u. trat dann als Kämpfer für bürgerliche u. religiöse Freiheit in die vorderste Reihe der Opposition im dän. Parlament. Der gemeinsame Haß gegen Deutschland vereinigte 1848 die Gegner; G. ging jetzt so weit, daß er, der sonst so eifrige Lutheraner, die lutherischen Bekenntnisse als „deutsche" verwarf, u. die Kirche nur auf das Apostolische Symbol begründen wollte. Später nahm er zwar eine versöhnlichere Stellung gegen Deutschland ein, setzte aber den Kampf für die Volkskirche eifrig fort, unterstützt von einer ziemlich starken u. noch jetzt mächtigen Partei. Wie willkürlich freilich die Rechtgläubigkeit der Grundtvigianer verfährt, zeigt sich darin, daß sie den Sakramenten die erste Stelle in ihrem Kirchenbegriff einräumen u. das Apostolische Symbol selbst über die Bibel stellen, weil nur dieses nebst dem Vaterunser u. den Einsetzungsworten auf sicherer Ueberlieferung von Christus selbst beruhe. In seiner letzten Zeit den Titel „Bischof" führend, starb G. 2. Sept. 1872. Mehr als seine Kirchenverfassungspläne dürften seine geistlichen Gedichte u. seine zahlreichen historischen Schriften im Norden Dauer haben.

Gründüngung ist eine Düngung, welche mit grünen, im vollen Wachsthum befindlichen Pflanzen in der Art vorgenommen wird, daß dieselben abgemähet, od. gewöhnlich nur niedergewalzt u. dann untergepflügt werden. Sie wird am meisten auf leichtem Sandboden vorgenommen u. ersetzt dort eine Stallmistdüngung. Der Vortheil derselben liegt in der leichten u. billigen Beschaffung derselben, u. sie ist für weit entfernte Ländereien in düngerarmen Wirthschaften die zweckmäßigste Düngung, die man den Feldern geben kann. Am häufigsten verwendet man neuerdings die Lupinen hierzu, früher mehr Senf, Raps, Buchweizen, Klee ꝛc. Die Wirkungsweise der G. beruht darauf, daß die breiten Blätter der dazu benutzten Pflanzen viel Nahrung aus der Luft aufsaugen, die tiefgehenden Wurzeln aber aus dem Untergrunde Nahrungsstoff heraufbringen. Ferner wirkt die durch die Düngepflanzen herbeigeführte Beschattung günstig auf die physikalischen Eigenschaften des Bodens ein, indem sie denselben vor den ausdörrenden Sonnenstrahlen schützt, ihn poröser u. feuchter erhält. In neuester Zeit hält man indeß da, wo die Verhältnisse nicht zur G. zwingen, für besser, die betreffenden Pflanzen erst zu verfüttern, u. dann in der Form von Dünger dem Acker einzuverleiben.

Grundwasser nennt man die fast überall anzutreffende unterirdische Wasseransammlung, welche durch das Niedersinken der Tagewässer entsteht. Die Tiefe, in welcher das G. steht, kann man aus der Höhe des Wasserspiegels wenig gebrauchter od. beim Gebrauch sich wenig verändernder Brunnen erkennen. Nach den Beobachtungen von Max Pettenkofer in München ist der Grundwasserstand vom größten Einflusse auf die Gesundheitsverhältnisse einer Gegend, indem nach diesen Beobachtungen beim plötzlichen Sinken des G.s, sobald der Boden zugleich noch mit thierischen Abfallstoffen durchtränkt ist, sich in der Regel Cholera od. Typhus entwickeln. Es ist daher äußerst wichtig, durch öfter wiederkehrende Messungen an einer genügenden Anzahl geeigneter Brunnen den Grundwasserstand u. seine Veränderungen zu kontroliren.

Gruner, Wilhelm Heinrich Ludwig, ein als Maler u. mehr noch als Kupferstecher bedeutender Künstler, geb. 24. Febr. 1801 zu Dresden, lernte den Kupferstich bei Longhi u. Anderloni, unter deren Leitung er 12 Jahre lang in Mailand arbeitete, vollendete seine Ausbildung durch eine Reise in Spanien u. durch einen fünfjährigen Aufenthalt in Rom u. lebte dann mehrere Jahre lang in England, beschäftigt von der Arundel Society, welche sich die Reproduktion der bedeutendsten altitalienischen u. altdeutschen Bilder zur Aufgabe gemacht hat. G. hat sich durch eine Reihe von Stichen sowol nach modernen Malern als nach Rafael u. andern Italienern einen ehrenvollen Ruf erworben, mehr aber noch durch sein 1850 erschienenes Prachtwerk „Specimens of ornamental art". Seit 1858 wirkt er als Prof. der Kupferstecherkunst an der Akademie in Dresden.

Grünerde, Veroneser Grün, Seladonit; diesen Namen führen verschiedene erdige Mineralien, die ihre grüne Farbe gewöhnlich einem Gehalte von kieselsaurem Eisenoxydul verdanken. Die meisten Arten von G. scheinen Zersetzungs- u. Verwitterungsprodukte von Augit u. Hornblende zu sein; sie erscheinen als derbe, milde Massen von feinerdigem Bruche, matt, im Striche etwas glänzend u. von grüner Farbe in verschiedenen Nuancen. Man verkauft sie sowol roh als auch in präparirtem Zustande, in welchen sie durch Abschlämmen aller sandigen u. groben Theile gebracht wird. Verwendung hat die G. als Anstrichfarbe sowie in der Wasser-, Oel- u. Freskomalerei gefunden. Sie hält sich unverändert u. ist ganz unschädlich. Die beste G. kommt vom Monte Baldo bei Verona, sie ist spangrün; andere Sorten sind die cyprische, tiroler, böhmische u. polnische, welche eine weniger lebhaft grüne Farbe besitzen.

Grunert, Karl, bedeutender Schauspieler, geb. 16. Jan. 1809 zu Leipzig, wurde von seinem Vater, einem Handwerker, für das Studium der Theologie bestimmt u. besuchte demgemäß die Leipziger Thomasschule. Als aber der Vater gestorben war u. die in dürftigsten Verhältnissen lebende Mutter sich außer Stande sah, den für den Knaben vorgezeichneten Lebensplan auszuführen, verließ dieser die Schule u. wurde Handwerker, fühlte sich indessen in dieser Stellung so unglücklich, daß er das Handwerk aufgab u. beschloß, sich der Bühne zu widmen, die er durch einen älteren Bruder, der am Leipziger Theater Chorist war, früh hatte kennen lernen. Bei einer wandernden Truppe versuchte er in mehreren kleinen Städtchen Sachsens sein Glück; als Räuber in der Komödie „Der Fackeljunge von Cremona" trat er zuerst auf. Abgestoßen aber von dem Elend u. der Verkommenheit dieser Truppe, wandte sich G. 1827 nach Augsburg, wo er durch eifriges Studium sein Talent auszubilden wußte u. auch bald Anerkennung fand. Im J. 1830 wurde er nach Freiburg i. Br. engagirt, wurde nicht lange darauf Direktor des dortigen Theaters u. hielt gleichzeitig an der Universität Vorlesungen über Rhetorik u. verwandte Fächer. Von 1833—42 war er Charakterspieler u. Regisseur am Hoftheater in Hannover, dann kurze Zeit in Mannheim u. bis 1845 in Hamburg thätig, u. folgte in letzterem Jahre einem ehrenvollen Rufe an das Hoftheater in Stuttgart, wo er 1846 ein lebenslängliches Engagement erhielt u. 28. Sept. 1869 starb. — G. war einer der bedeutendsten Charakterspieler seiner Zeit, von großen schauspielerischen Anlagen, denen ein scharf reflektirender Verstand zur vollsten Geltung verhalf. Der Kreis seiner Rollen war sehr umfassend; am vorzüglichsten gelangen ihm Shakespeare's Helden u. Charaktere, wie Lear, Macbeth, Richard III., Shylok, Falstaff ꝛc., doch waren auch sein Nathan, Mephisto, Wallenstein ꝛc. höchst bedeutende Leistungen. In komischen

Rollen hingegen war er weniger glücklich u. streifte an die Karikatur. G., der sich auch durch Einrichtung älterer Stücke für die Bühne verdient, u. durch meisterhafte deklamatorische Vorträge u. dramatische Vorlesungen bekannt gemacht hat, erhielt 1857 auf Grund einer Abhandlung „Ueber den Macbethcharakter" von der Universität Tübingen die philos. Doktorwürde.

Grünes Gewölbe heißt die Schatzkammer des sächs. Königshauses, welche sich im großen Schloßhofe des K. Residenzschlosses zu Dresden befindet. Diese Bezeichnung kommt schon im J. 1610 als offiziell in einem alten Inventarium dieser Sammlung vor u. ist wahrscheinlich von der grünen Farbe der Wände des ältesten Theils des G. G.s hergeleitet, nicht aber, wie man früher irrig annahm, von dem berühmten grünen Diamanten, den dasselbe erst seit dem ersten Drittel des 18. Jahrh. besitzt. Die erste Begründung dieses Familienschatzes reicht bis auf Georg den Bärtigen u. seine Gemahlin Barbara von Polen zurück, allein der Hauptstamm der in demselben aufbewahrten Kunstsachen u. Kostbarkeiten rührt vom Kurfürsten August (1553—86) her, der im J. 1560 im K. Schlosse eine besondere Kunstkammer, Regalwerk genannt, gründete, deren Hauptbestandtheile später in das jetzige G. G. versetzt wurden. Seine Nachfolger, die beiden Christiane u. die drei George, trugen sämmtlich mehr od. weniger zur Vergrößerung u. Vervollständigung der Sammlung bei. Am meisten aber verdankt das G. G. dem König August II., dem Starken, von Polen, der nicht blos eine Menge neuer u. kostbarer Erwerbungen hinzufügte, sondern auch in den J. 1721—24 mit großem Aufwande die Ausstattung der Räume des G. G.s herstellen ließ, welche dieselben heute noch zeigen. Unter ihm ward auch bereits dem gebildeten Publikum der Eintritt, freilich unter etwas erschwerenden Bedingungen, gestattet. Bis zum J. 1872 wurden das ganze Jahr hindurch einzelne Gesellschaften von 6—12 Personen von den Beamten des G. G.s in den Räumen desselben herumgeführt, seit dem J. 1872 hat aber die K. Generaldirektion der Museen den unbeschränkten Eintritt für Jedermann in den Monaten Mai bis Oktober eintreten lassen, wo die Besucher mit Hülfe beschreibender u. illustrirter Kataloge (in deutscher, franz. u. engl. Sprache von dem Direktor, Hofrath Gräße, abgefaßt 1872, 2. Aufl. 1874) sich selbst über die Hauptmerkwürdigkeiten der Sammlung unterrichten können. Die Sammlung ist in 8 Zimmern aufgestellt: das erste enthält Bronzen (des 17. u. 18. Jahrh.), das zweite Elfenbeinarbeiten (16. u. 17. Jahrh.), das dritte Emaillen, Mosaiken, Bernsteinsachen, in Silber gefaßte Straußeneier u. Nautilusmuscheln (16. u. 17. Jahrh.), das vierte (ältestes Zimmer) silberne u. goldene Gefäße, kostbare Uhren u. Rubingläser (16. u. 17. Jahrh.), das fünfte Gegenstände aus Halbedelsteinen u. Krystall (16. u. 17. Jahrh.), das sechste (das wunderschöne Eckkabinet) Arbeiten der Kleinkunst aus Gold, Perlen u. Elfenbein, sämmtlich Kostbarkeiten ersten Ranges (17. Jahrh.), das siebente die poln. Krönungsinsignien u. Arbeiten in Holz u. Wachs u. das achte die sächs. Kronjuwelen, darunter den berühmten grünen Diamanten, die Dinglinger'schen Kunstarbeiten u. Prachtwaffen. Eine Anzahl von Kunstgegenständen des G. G.s sind in schönen Chromolithographien vom Direktor des K. Kupferstichkabinets Gruner getreu in einem großen Prachtwerke dargestellt worden (Dresd. 1867), andere findet man in Holzschnitt nachgebildet in den Gräße'schen illustrirten Katalogen u. vom Direktor Gruner im Art. Journal von 1874.

Grünes Vorgebirge (Cabo Verde), die westlichste Spitze Afrika's unter 14° 53′ nördl. Br. u. 17° 33′ westl. von Greenwich, liegt in Senegambien zwischen den Flüssen Senegal u. Gambia u. endet in der Magdalenenspitze. An dieser Halbinsel liegt die franz. Handelsniederlassung Rufisque, davor auf einer Insel das Fort Gorée. Den Namen erhielt dies Kap deshalb, weil die von N. kommenden Schiffe nach der weißen, sandigen Küste der westl. Sahara hier zuerst wieder Vegetation erblickten.

Grünewald, Matthäus od. Matthias, ein ausgezeichneter Maler, der im Anfang des 16. Jahrh. der Schule Dürer's gegenüber eine ziemlich unabhängige Stellung einnimmt, aber wahrscheinlich ihm u. Holbein seine künstlerische Ausbildung verdankt. Von seinen Lebensverhältnissen wissen wir fast nichts; wahrscheinlich in Frankfurt geb., starb er frühestens ums J. 1530. Sein Hauptgönner war Albrecht von Brandenburg, Kurfürst von Mainz, in dessen Auftrag er die meisten der von ihm bekannten Bilder malte. Das bedeutendste derselben ist ein für eine Kirche in Halle ausgeführtes Altarbild, das, jetzt zum Theil in der Pinakothek zu München, zum Theil in der Stiftskirche zu Aschaffenburg befindlich, im Mittelbilde die Bekehrung des heil. Mauritius durch den heil. Erasmus u. auf den Flügeln mehrere Heilige darstellt; überlebensgroße Figuren von meisterhafter Zeichnung u. trefflicher Charakteristik. Ein zweites Werk, ein Altarschrein mit doppelten Thüren, noch in der Marktkirche zu Halle befindlich (aus dem J. 1529), mit dem Hauptbilde der unbefleckten Empfängniß Mariä, soll nach Einigen nur in diesem Mittelbilde von ihm herrühren. Bei einigen andern ihm zugeschriebenen Bildern, z. B. in den Domen zu Bamberg u. Brandenburg, ist G.'s Autorschaft zweifelhaft.

Grünne, eine alte burgund., jetzt in Oesterreich u. Belgien blühende Familie, die in der Person des kaiserl. Generalfeldzeugmeisters Nikolaus Franz Joseph **G.** (geb. auf dem Schlosse Grunne bei Namur 25. Dez. 1701, gest. daselbst unvermählt 15. Febr. 1751) von Franz I. 14. April 1747 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Zwei Brüder, die beiden Brudersenkel des genannten Grafen, stifteten zwei gesonderte Linien des Hauses: die österreichische u. die belgische. — Philipp Ferdinand Wilhelm, Graf **v. G.-Pinchard**, der Stifter der österr. Linie, geb. zu Dresden 15. Mai 1762 u. seit 1782 in kaiserl. Militärdiensten, that sich als Generalmajor im Kriege von 1800 rühmlichst hervor, schloß auch 15. Dez. dess. J. den dem Luneviller Frieden vorausgehenden Waffenstillstand ab, nahm seit 1804 als Bureauvorstand im Kriegsministerium an der Reorganisation großen Antheil, wurde 1808 Feldmarschallleutnant u. 1809 Chef der Kanzlei des Generalissimus, war seit Ende dess. J. bis zum Tode des Erzherzogs Karl dessen Oberhofmeister, seit 1827 General der Kavallerie u. seit 1836 Wirkl. Geh. Rath, trat 1847 in den Ruhestand u. starb zu Wien 26. Jan. 1854. Sein einziger Sohn ist der General der Kavallerie, Geh. Rath u. Oberststallmeister Graf Karl Ludwig **v. G.**, geb. zu Wien 25. Aug. 1808. — Graf Joseph Maria Carlomann **Hemricourt v. G.**, der Stifter der belg. Linie, geb. zu Dresden 20. Febr. 1769, war seit 1818 niederländ. Generalleutnant u. bis 1842 Vertreter der Niederlande beim Deutschen Bundestag. Er starb 7. Okt. 1853. Gegenwärtiger Chef dieser Linie ist sein Enkel, Graf Arthur **Hemricourt v. G.**, geb. zu Lüttich 15. März 1840.

Grünsand (green sand), so nennt man zuweilen die untere Etage der Kreideformation; man unterscheidet wieder den unteren G., welcher der Neocombildung entspricht, u. den oberen G., welcher zur Cenomanbildung gehört; zwischen beiden findet sich der Gault (s. d.). Der G. besteht aus feinen, losen od. zusammengekitteten Quarzkörnern, gemengt mit mehr od. weniger Glaukonit, welchem das Gestein seine grüne Farbe verdankt. — Der obere G. ist in der Regel reicher an Glaukonit als der untere; beide enthalten zahlreiche Versteinerungen.

Grünspahn, essigsaures Kupferoxyd, von dem man im Handel zwei Sorten, den gewöhnlichen u. den destillirten, besser krystallisirten G., unterscheidet. Ersterer ist ein basisches, letzterer das neutrale Salz. Der basische G. wird in weinbautreibenden Gegenden, bes. in Südfrankreich, durch Zusammenschichten von gegohrenen Weintrestern mit Stücken alten Kupferblechs (Schiffskupfer) in Töpfen erhalten. Der in den Trestern noch enthaltene Alkohol geht in Essigsäure über, die sich mit dem unter dem Einflusse der Luft gebildeten Kupferoxyd verbindet. Die Kupferbleche sind etwa handgroß geschnitten, sie werden gereinigt, durch Hämmern verdichtet u. geglättet, u. schließlich durch Kohlenfeuer so weit erhitzt, daß man sie nicht mit bloßer Hand anfassen kann. Sobald sie sich in den Trestern etwa nach 14—21 Tagen mit einer Lage feiner, seidenglänzender Krystalle überzogen zeigen, nimmt man sie heraus, reinigt sie von anhängenden Trestern, stellt sie an der Luft auf u. befeuchtet sie von Zeit zu Zeit mit Essig od. saurem Weine. Die Krystallschicht schwillt dann auf, wird undurchsichtig u. kann endlich durch Abschaben vom Kupfer getrennt werden. Augenscheinlich bildet sich zuerst neutrales, essigsaures Kupferoxyd, das dann noch mehr Kupferoxyd aufnimmt. Statt der Trestern kann man auch mit Essig getränkte Lappen anwenden u. erhält dann ein reineres Produkt. Die abgekratzten Schichten werden zuweilen zu Kugeln geballt u. getrocknet. Aus dem basischen Salze stellt man mit konz. Essig das neutrale Salz dar, läßt die Lösung absetzen u. nach dem Konzentriren in großen Töpfen krystallisiren. An eingetauchten Holzstäben setzen sich dann schöne, dunkelgrüne Krystalltrauben an, die direkt in den Handel kommen. Der G. wird vielfach in der Technik gebraucht. Er ist giftig, u. da er sich sehr leicht bildet, wenn Kupfer mit sauren od. säurebildenden Stoffen in Berührung bleibt, so ist auf den Gebrauch kupferner Gefäße, in denen Nahrungsmittel aufbewahrt werden, große Achtsamkeit zu verwenden.

Grünstein. Diesen Namen führen mehrere Gesteine, deren Hauptbestandtheile Feldspath, Augit u. Hornblende sind, die jedoch alle darin übereinstimmen, daß sie eruptiver Natur sind, u. daß ihr Ausbruch in die Zeit der Ausbildung der Uebergangsformation od. kurz nachher fällt, niemals aber über die Formation des Rothliegenden hinausreicht. Der Begriff des Wortes G. wird von einigen Geologen weiter gefaßt, während

Andere ihn in viel engere Grenzen einschließen u. nur diejenigen Gesteine jener Eruptionsperiode zu den G.en rechnen, welche Augit u. keinen freien Quarz enthalten. So theilt z. B. Hochstetter die G.e ein in 1. Diorite od. Hornblendegrünsteine, 2. Diabase od. Augitgrünsteine u. in 3. Gabbroite od. Schillerspathgrünsteine, während Naumann den Diorit u. Gabbro nicht mit zu den G.n rechnet, sondern als selbständige Gesteinsfamilien betrachtet u. nur die Diabase als G. ansieht. Man vgl. übrigens „Diabas" u. „Diorit".

Gruppe, Otto Friedrich, deutscher Dichter, Literarhistoriker, Philosoph u. Philolog, geb. zu Danzig 15. April 1804 als Sohn eines Kaufmanns, wurde von seinem Vater für den Handelsstand bestimmt, entschloß sich jedoch später zum gelehrten Studium u. bezog 1825 die Universität Berlin, um Philosophie zu studiren, trieb aber daneben mit Eifer germanistische wie auch naturwissenschaftliche Studien. Als heftiger Gegner der damals herrschenden Hegel'schen Philosophie auftretend u. dadurch sich die Dozentenlaufbahn in Berlin wenigstens zur Zeit unmöglich machend, wandte er sich der schriftstellerischen Thätigkeit zu u. war seit 1830 Mitarbeiter der „Allgemeinen Preuß. Staatszeitung", deren Feuilleton er seit 1835 redigirte. Im J. 1842 wurde G. im Kultusministerium, zunächst für das Kunstfach, angestellt u. 1844 zum außerord. Prof. in der philos. Fakultät der Berliner Universität ernannt. Seit 1863 ist G. auch beständiger Sekretär der Akademie der Künste. — G. ist ein Schriftsteller von seltener Vielseitigkeit. Sein erstes Werk, „Antäus" (Berl. 1831), war der Bekämpfung Hegel's gewidmet; andere philos. Werke G.'s sind „Wendepunkt der Philosophie im 19. Jahrh." (Berl. 1834) u. „Gegenwart u. Zukunft der Philosophie in Deutschland" (Berl. 1855). Auf dem Gebiete des klassischen Alterthums bewegen sich: „Ariadne. Die tragische Kunst der Griechen" ꝛc. (Berl. 1834); „Die röm. Elegie" (2 Bde., Lpz. 1838); „Ueber die Theogonie des Hesiod" (Berl. 1841); „Ueber die Fragmente des Archytas" (Berl. 1841); „Die kosmischen Systeme der Griechen" (Berl. 1851); über die Interpolationen in den röm. Dichtern, bes. in Horaz, Virgil u. Ovid, handeln „Minos" (Berl. 1859) u. „Aeacus" (Berl. 1872). Als deutscher Dichter trat G. zuerst mit lyrischen Gedichten u. Balladen in Chamisso's „Musenalmanach" auf, ließ aber schon bald eine Sammlung „Gedichte" (Berl. 1835) folgen; 1850—55 gab er selbst einen Musenalmanach heraus. Seine „Vaterländischen Gedichte" (Neu-Ruppin 1866; neue Folge ebd. 1867) zeigen nicht nur den formgewandten Dichter, sondern auch den warmen Patrioten. Großes dichterisches Talent bekunden auch seine epischen Dichtungen „Alboin" (Berl. 1839); „Theudelinde" (ebd. 1849); die Trilogie „Kaiser Karl" (ebd. 1852); „Firdusi" (Stuttg. 1856) u. „Ruth, Tobias, Sulamith. Drei biblische Gesänge" (Berl. 1857; 2. Aufl. 1859). In der dramatischen Poesie versuchte sich G. zuerst mit einer aristophanischen Komödie „Die Winde, od. ganz absolute Konstruktion der neueren Weltgeschichte durch Oberon's Horn, gedichtet von Absolutulus von Hegelingen" (Lpz. 1831), welche Hegel's u. seiner Schule Philosophie mit viel Witz persiflirt; im ernsten Drama dagegen, „Otto von Wittelsbach" (Berl. 1860) u. „Demetrius" (Berl. 1861), war er weniger glücklich. Um das Bild von G.'s vielseitiger literarischer Thätigkeit zu vervollständigen, nennen wir noch seine Anthologien „Der deutsche Dichterwald" (3 Bde., Berl. 1849) u. „Leben u. Werke deutscher Dichter. Geschichte der deutschen Literatur in den letzten drei Jahrhunderten" (5 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1872), seine „Deutsche Uebersetzungskunst" (Hann. 1858, 2. Aufl. 1866), sowie seine Biographie von Reinhold Lenz (Berl. 1861).

Grusien, s. v. w. Georgien.

Gruß, Begrüßung, ist der durch äußere Zeichen, wie Haltung od. Bewegung des Körpers, od. durch Redeformeln vermittelte Ausdruck der Zuneigung u. Liebe, des Glückwunsches od. der Achtung u. Verehrung gegenüber einer anderen Person. Diese Zeichen u. Formeln werden zumeist durch Sitte u. Herkommen bestimmt. Schon die alten Völker kannten die Begrüßung, die bei den Römern Salutatio od. Glückwünschen hieß; allein sie war bei den Alten zu verschiedenen Zeiten nicht immer dieselbe; der gewöhnlichste G. am Vormittage war bei den Römern Salve, bei den Griechen χαῖρε, d. h. sei gegrüßt — u. gegen Abend Vale, ὑγίαινε, d. h. gehab' dich wohl! Bei den Israeliten pflegten Personen, die genauer mit einander bekannt waren, wechselsweise die Hand, das Haupt u. die Schulter zu küssen; die gewöhnliche Grußformel war: „Friede sei mit dir!" — Bei den modernen Kulturvölkern ist der Brauch ziemlich allgemein, sich beim Begegnen durch Verbeugen des Oberkörpers, Darreichen der Hand, Umarmung u. Kuß, auch seit etwa dem 16. Jahrh. durch Hutabnehmen, bei Frauen durch leichtes Kniebeugen (Knixen), beim Militär durch Berühren der Kopfbedeckung (Salutiren) u. durch Anziehen des Gewehrs zu begrüßen. Die bei uns gebräuchlichen Redeformeln zum Gruße sind bekanntlich je nach den Sitten des Landes u. der Provinz wechselnd. Während im protestantischen Deutschland die Formeln „Guten Morgen!" od. „Ihr Diener" u. s. w. üblich sind, grüßt man in katholischen Gegenden mit dem vom Papst Benedikt XIII. 1728 empfohlenen Bundesgruß: „Gelobt sei Jesus Christus!" der durch den Gegengruß „In Ewigkeit Amen!" beantwortet wird. Der deutsche Bergmannsgruß ist „Glück auf!" Die Engländer wünschen sich bei ihrer Begegnung gleichsam eine glückliche Fahrt durch „Farewell!" u. ähnlich die Schweden: „Farval!" die Holländer: „Vaar wel!" Der Italiener ruft: „Addio!" Aehnlich die anderen romanischen Völker. Die slavischen Völker haben statt unseres „Lebewohl!" die Formel „Verzeih'!" od. „Vergieb!" (Proschtschai od. Prosti; wenn nämlich früher Jemand aus dem Kloster trat, so sagte er beim Abschied zu seinem Freunde: „Vergieb" (d. h. das Unrecht, das ich etwa begangen). Der Russe wirft sich zum Grußeszeichen vor die Füße des Höherstehenden, umklammert dessen Beine u. küßt sie. Der Pole verneigt sich bis zur Erde, od. wirft sich ebenfalls zur Erde u. küßt die Schultern. Der Böhme küßt beim ehrerbietigen G. den Saum der Kleider.

Wie bei den Soldaten die militärischen Begrüßungsformen je nach den dienstlichen Verhältnissen verschieden sind: das Frontmachen vor höheren Chargen, das Präsentiren des Gewehrs der Wachtposten vor Stabsoffizieren, das Anfassen desselben vor Subalternoffizieren, das Hurrahrufen der in Linie stehenden Truppen — so grüßen die Schiffe beim Einlaufen in Häfen, od. wenn sie sich begegnen, durch Hurrahruf der Matrosen, durch Streichen der Flagge, durch blinde Kanonenschüsse ꝛc., auch bestehen in dieser Hinsicht ganz besondere Reglements über die Zahl der Schüsse bei verschiedenen Gelegenheiten.

Die Begrüßungsformen der verschiedenen Völker zeigen höchst mannichfache Gebräuche. Dabei sind die Sitten eines jeden Volkes mehr od. weniger streng bezüglich des Unterschiedes im Benehmen, welches als Zeichen u. Ausdruck der Freude od. Achtung gegenüber den Höher-, Gleich- od. Niedrigergestellten gilt. Bei sehr vielen Völkerschaften werden Hochgestellte durch das Einnehmen einer ehrfurchtsvollen oder demüthigen Stellung begrüßt, z. B. durch Niederknieen, durch Berühren des Erdbodens mit der Stirn, durch Küssen des Gewandes od. der Hände. So ist es bei den Malayen Sitte, zu einem Hochgestellten auf den Knieen hinzukriechen, man nimmt dessen Hand zwischen die seinigen, berührt den Boden mit der Stirn u. zieht sich wieder zurück, ohne jenem den Rücken zu kehren. Noch peinlicher sind in dieser Hinsicht die durch den Brauch vorgeschriebenen Ceremonien bei Chinesen, Japanesen u. s. w., die wir später anführen. Die Begrüßungsformen zwischen Gleichstehenden sind für jedes Volk höchst charakteristisch. Der gewöhnliche G. in Polynesien (z. B. auf Neuseeland) wie in Madagaskar besteht in Nasenreiben, wobei als Hauptsache die Vermischung des Athems der sich Begrüßenden gilt. Und während die Australneger den Kuß gar nicht kennen, ist bei den Polynesiern der Kuß unter Verwandten nichts Seltenes; grüßt ein Tonganer einen höheren Verwandten, so küßt er ihm die Hand, einem sehr hohen den Fuß; allein der Kuß der Europäer wird von den Neuseeländern verlacht, denn bei ihnen besteht er in einer schnüffelnden Berührung mit Nase u. Oberlippe. Der gewöhnliche G. der Marianer ist Streicheln der Hand u. gegenseitiges schnüffelndes Berühren der Nasen. Doch auch das Schütteln der Hand als Grußzeichen ist auf den Polynesischen Inseln von Alters her gebräuchlich u. nicht erst durch Europäer eingeführt. Auf Tahiti, Samoa u. s. w. begrüßt der Wirth den Gast mit der Formel „Willkommen!" od. „Gott segne Dich!" Die Eingeborenen im Südwesten Australiens begrüßen einander, indem der Eine seine Arme um die Hüfte des Freundes legt, Knie gegen Knie drückt, Brust gegen Brust, u. so eine Zeit lang verharrt. An der Nordküste Australiens herrscht der G., daß man sich mit geöffneten Armen verbeugt. Das Ueberreichen eines grünen Zweiges galt von jeher in Australien als G. u. Friedenszeichen.

Bei den Indianern Nordamerika's an der canadischen Küste war der ursprüngliche G. das Berühren od. Reiben der Brust, der Arme, Beine od. des Kopfes; auf dieselbe Weise verfuhr der Indianer in Virginien, wo nur die Berührung des eigenen Kopfes u. der Brust voraus ging; in Carolina kratzte man dem zu Begrüßenden die Schulter; Niederfallen u. Händeküssen galt dem Indianer als Unterthänigkeitsgruß. Der G. der Eskimo besteht im Zusammenstoßen der Nasen. Die Art, in der sich die Bewohner des südl. Amerika begrüßen, ist sehr kurz; die Anrede ist: „Ama re ka?" (Du?) u. die Antwort: „A!" (Ja!).

Die meisten Neger längs der Westküste Afrika's grüßen, indem sie Finger u. Daumen des Freundes zwischen ihren Händen schnappen u. knacken lassen, wozu eine eigene Lage erforderlich ist; die Neger am Sesto sagen dazu: „Arjujo" (Ihr Diener). Auf der Pfefferküste faßt man sich bei den Schultern u. sagt: „Towa", dann wird erst mit den Fingern geknackt u. gefragt: „Wie befindest Du Dich, Freund?" Die Goldküsten-Bewohner sprechen dabei „Angi" od. auch „Bere" (Friede). Auf der Sierra-Leone-Küste legen Freunde, die sich begegnen, die rechte Hand auf die Brust, umarmen sich auch wol, schütteln sich die Hände u. schlagen sich gegen einander sogar Schnippchen; ein Sklave beugt vor seinem Herrn zu dessen Begrüßung das rechte Knie, indem er den rechten Arm mit geballter Faust ausstreckt u. die Linke unter den Ellbogen der Rechten stützt. Das umständlichste Volk in Begrüßungsceremonien mögen wol die Whidaer im Königreiche Dahome sein, u. es sind hier so strenge Gebräuche, daß sie fast mit den Chinesen wetteifern könnten; das Klopfen in die Hände ist bei ihnen ein Zeichen großer Ehrerbietung. Die stolzen, edlen und muthigen, im Sambesi-Gebiet wohnenden Makololo dagegen überlassen das Grüßen ihren Weibern, welche je nach dem Range des zu Begrüßenden mehr od. weniger langgedehnt den Schrei „Lullilu" ausstoßen. Des oberhalb des Sambesi wohnenden Batoka gewöhnlicher G. besteht darin, daß die Weiber in die Hände klatschen u. einen langen, schrillen Schrei ausstoßen, die Männer bücken sich u. schlagen mit den Händen auf die Hüften. Wenn sie ihre Ehrerbietung besonders ausdrücken wollen, so werfen sie sich auf den Rücken, rollen sich von der einen Seite auf die andere, schlagen sich heftig auf die Schenkel u. rufen laut aus: „Kinabomba, Kinabomba!" Wenn die Wanyamuezi-Frauen einander begegnen, so kniet diejenige, welche niederen Ranges ist, nieder u. die andere legt die Hand auf ihre Schulter, in dieser Stellung verharren sie einige Minuten. Die Karague berühren als G. den ihnen vorgehaltenen Stock od. Speer. Wenn ein Watusi einen Wanyamuezi trifft, so legt er seine Hände aneinander, welche Letzterer dann heftig drückt; trifft ein Mann eine Frau, so läßt sie die Arme zur Seite sinken u. er drückt sie sanft an den Schultern. Der G. der Aschira heißt „Kombo" u. besteht in folgenden Redensarten: „Ich habe keine Eingeweide; ich bin wie der Fluß Ovenga, ich kann nicht zertheilt werden; ich bin aber auch wie die Flüsse Niembai u. Ovenga, welche sich vereinigen; so ist mein Körper vereinigt u. nichts kann ihn zertheilen." Unser Gewährsmann, Du Chaillu, konnte den Sinn dieser Worte nicht enträthseln; der Dolmetsch belehrte ihn, dies sei der „Kombo" u. die Worte müßten nicht gerade einen Sinn haben. Ueber die Begrüßungen bei den Negerstämmen Centralafrika's berichtet Rohlfs, daß die arabische Formel „essalámu aléikum" von ihnen durchweg angenommen ist, immerhin aber besteht daneben noch manches durchaus Charakteristische. Wenn zwei Tebu, Angehörige des am meisten nach Norden vorgeschobenen Negerstammes, einander begegnen, so machen sie auf 10 u. mehr Schritte von einander Halt, setzen sich in die Hucke u. halten den langen Spieß aufrecht in der Rechten; der Erste ruft: „lahin kénnaho!" worauf der Andere „getta inna dünnia" antwortet; dann folgen von beiden Seiten ungezählte „lahá, lahá, lahá", desto häufiger wiederholt, je höflicher man sein will. Erst dann nähert man sich u. giebt sich mit den Fingern einen leichten Druck, u. der zuerst Angeredete wiederholt dann „getta inna dünnia", worauf der Andere „lahin kénnaho" antwortet. Auf ähnliche Weise grüßen sich auch die Weiber, doch redet eine Frau einen Mann nie zuerst an, sondern erwartet dessen G.; erfolgt derselbe, so kniet sie nieder, während der Mann nur hockt. Die Kanúri-, Mándara- u. Búdduma-Völker bedienen sich als Eingangsgrußes der Worte „lale, lalē, lalē" u. erkundigen sich dann mit den Worten „ati l'abar" (l'abar vom arab. el-achbar, die Neuigkeit) nach dem Zustande der Dinge im Allgemeinen, gleich darauf aber nach dem Zustande der Haut: „ńda tégē?" (wie ist die Haut?). Dies gilt unter Gleichgestellten. Einem Höheren gegenüber wirft man sich auf die Erde, berührt mit der Stirn den Sand u. — will man recht höflich sein — streut sich etwas Staub auf das Haupt od. macht wenigstens die Geberde, als thäte man es. Zum guten Gebrauch gehört es, Höhergestellten nicht ins Gesicht zu sehen, sondern beim Reden den Kopf seitwärts zu drehen. In Mándara bemerkte Rohlfs sogar, daß sämmtliche Höflinge u. Anwesende dem Könige den Rücken zudrehten, selbst wenn sie sich mit demselben unterhielten, als ob sie den Glanz des königlichen Antlitzes nicht zu ertragen vermöchten. Beim Volke der Haussa begrüßt eine Frau einen Mann nur knieend u. unterwegs kniet sie so lange nieder, bis der Mann vorüber ist. Der männliche Theil der Bevölkerung begnügt sich mit einer einfachen Berührung der Finger, die man nachher zum Munde führt. Als Zeichen der Freude bei unvermuthetem Begegnen dient ihnen der Ausruf „etjan-etjan". Zeigt man sich einem Höheren, so ist bei fast allen Negerstämmen Sitte, die Tobe (das Gewand) von der Schulter zurückzuziehen. Die am Benue ansässigen Stämme der Afo- u. Bassa-Neger haben den eigenthümlichen Gebrauch, daß sie sich den Vorderarm an einander legen, derart, daß Einer dem Andern den Ellenbogen umfaßt, wobei sie dann ihre nationalen Grüße „kundo-kundo, kundore, kundokora" längere od. kürzere Zeit wiederholen. Die Yoruba beknixen sich u. bleiben oft in knixender Stellung, bis sie sich ausgegrüßt haben. Vor Häuptlingen u. Königen werfen sie sich platt auf den Bauch u. legen oft noch die rechte u. dann die linke Wange in den Staub. Dieselbe Sitte herrscht bei den ihnen verwandten Idjebu, nur daß das Prosterniren mit einem eigenen Schnalzen der Finger der rechten Hand begleitet wird, indem man den rechten Arm dabei rechts seitwärts vor sich hin schleudert. Am komplizirtesten sind nach Aussage des Missionars Wiedmann die Begrüßungsworte bei den Tji-Negern. Für „guten Morgen" haben sie „magye", für „guten Tag" „mahao", für „guten Abend" „madyo"; der Gegengruß ist im Allgemeinen „Ya-aberar" od. „Ya-adyo". Besonders merkwürdig ist, daß G. u. Gegengruß sich nach dem Tage der Geburt richten, daß z. B. Frage u. Antwort verschieden ist, je nachdem ein Individuum Montags, Dienstags od. an einem anderen Wochentage geboren ist.

Bei den reitenden Mauren in Marokko werden Fremde auf eine Art begrüßt, die ihnen leicht Schreck einflößen kann; der Maure reitet im Galopp auf den Fremden zu, als wollte er ihn überreiten, dann hält er plötzlich an u. feuert unter der Nase desselben das Gewehr ab. Personen von gleichem Stande jedoch grüßen sich beinahe auf europäische Art; sie schütteln sich die Hände u. küssen sich gegenseitig, besonders wenn sie Freunde sind, Gesicht u. Bart. Die Aegypter strecken die Hand aus, legen sie auf die Brust u. neigen den Kopf. Als besondere Artigkeit gilt in Aegypten der Kuß auf die eigene Hand, welche man dann auf den Kopf legt. In Kairo giebt es an zwanzig verschiedene Arten, einem Bekannten guten Morgen zu wünschen, z. B. „Möge Dein Tag weiß sein!" worauf die Antwort folgt: „Möge der Deinige wie Milch sein!"

Die Araber fahren bei der Begrüßung, wie beim Ausdruck des Dankes, mit der rechten Hand nach unten, gleichsam um Staub von dem Boden zu nehmen, dann nach der Brust, dem Mund u. der Stirn, u. die Untergebenen ergreifen die Rechte des Höheren, küssen sie und legen sie zum Zeichen der Unterwürfigkeit auf den Kopf. Der arab. G. lautet: „Salem aleikum" (Friede sei mit Euch!) u. der Begrüßte erwiedert: „Aleikum essalam" (mit Euch sei Friede!). In der arab. Wüste geben sich die Männer 6—10mal die Hand. Bei den Beduinen in Jemen u. in der Gegend von Mekka sagt man gewöhnlich nach dem G.e eine Stelle aus dem Koran. Der Türke schlägt zum G.e beide Hände über einander, legt sie auf die Brust u. beugt sich mit dem Kopfe gegen den, welchen er grüßt.

Die Hindu's in Bengalen berühren mit der rechten Hand die Stirn u. beugen den Kopf vorwärts. Wollen sie sich tief verbeugen, so legen sie erst die rechte Hand auf die Brust, berühren dann mit dieser Hand die Erde u. zuletzt die Stirn, dabei nennen sie sich unterthänige Sklaven des Begrüßten. Bei den Anamesen in Cochinchina begrüßt der Niedere den Höheren durch eine so tiefe Verbeugung, daß die Stirn die Erde berührt; dieser aber erwiedert sie nicht; je nach dem Abstande der Person wird die Verbeugung mehrere Male wiederholt; die Frauen setzen sich beim Grüßen u. beugen dann den Kopf bis aufs Knie herab; nach der Begrüßung legt man in Tunkin die Arme kreuzweis auf die Brust, in Cochinchina erhebt man sie über den Kopf. Unter den Chinesen besteht die Form des gewöhnlichen G.es bei Personen gleichen Ranges darin, daß man die Hände vor der Brust faltet, dann eine freundliche Bewegung damit macht, den Kopf ein wenig neigt u. „Tsin-Tsin" zu einander sagt; ist die Person, welcher man in China begegnet, von höherem Range, so muß man beide Hände zusammenlegen, sie über die Stirn emporheben, dann wieder zur Erde senken u. sich mit dem ganzen Körper tief verneigen. Treffen sich zwei bekannte Personen in China nach längerer Trennung, so fallen beide vor einander auf die Kniee, beugen sich hierauf bis zur Erde, stehen wieder auf u. wiederholen dies zwei- od. dreimal. In Japan fällt man zur Begrüßung eines Freundes auf die Kniee u. beugt den Kopf bis zur Erde, dabei ruft man „Augh-Augh", d. h. füge mir kein Leid zu! Auf der Insel Sumatra neigt sich der Grüßende, bittet um den linken Fuß dessen, den er begrüßen will, kniet dann auf die Erde u. berührt mit dessen Fuß seinen Wirbel, Stirn, Brust, Knie; hierauf berührt er mit seinem Kopfe die Erde u. bleibt einige Augenblicke auf dem Bauche ausgestreckt liegen.

Grütli od. Rütli, eine Bergwiese am Vierwaldstädter See, $1/4$ Stunde vom Kirchdorf Seelisberg. Auf dieser Wiese versammelten sich in der Nacht des 7.—8. Nov. 1307 33 Männer aus Uri, Schwyz u. Unterwalden u. thaten den Schwur, ihre Lande von der Herrschaft der Habsburgischen Vögte zu befreien. Der ehemals einsame Ort ist jetzt mit hübschen Anlagen versehen u. ist Eigenthum der Eidgenossenschaft.

Grützmacher, Friedrich Wilhelm Ludwig, einer der bedeutendsten Violoncellisten unserer Zeit, geb. zu Dessau 1. März 1832 als der Sohn eines dortigen Kammermusikers; wurde sehr frühzeitig Schüler des Kammermusikus u. nachherigen Konzertmeisters Drechsler

u. konnte sich bereits in seinem 8. Jahre mit Beifall öffentlich hören lassen. Im J. 1848, nachdem er bei Friedrich Schneider in Dessau auch Komposition studirt hatte, kam er als dritter Violoncellist in das Theater- u. Konzertorchester nach Leipzig, erhielt aber bald die erste Stelle u. zugleich die eines Lehrers am Konservatorium der Musik. 1860 folgte er einem Rufe nach Dresden, wo er noch gegenwärtig als erster Cellist des Hoforchesters mit dem Titel eines königl. Kammervirtuosen wirkt. Auch durch Kompositionen, u. zwar nicht blos für sein Instrument, sondern auch durch Klavierstücke, Lieder, ein Streichquartett, eine Ouverture ꝛc., hat sich G. vortheilhaft bekannt gemacht.

Nr. 3244. Der Grütli.

Grützner, Eduard, tüchtiger Genremaler, geb. 16. Mai 1846 als Sohn eines Bauern zu Groß-Karlowitz bei Neisse in Schlesien, besuchte das Gymnasium in Neisse, wurde aber durch den Architekten Hirschberg, der sein künstlerisches Talent erkannte, bewogen, ihm 1864 nach München zu folgen u. das Atelier Piloty's zu besuchen. Hier zeichnete er sich bald durch eigene Kompositionen aus, die Anfangs allegorischer Art waren (Deckengemälde der 7 freien Künste in einem Privathause), sich aber später entschieden dem Genre zuneigten u. zwar vorzugsweise dem humoristischen. In dieser Richtung ist G. mit größtem Erfolge thätig gewesen u. hat mit seinen vielfach wiederholten Falstaff-Scenen nach Shakespeare, seinem Klosterkeller, seiner Weinprobe, dem Jägerlatein ꝛc. sich einen der vornehmsten Plätze unter den Kunstgenossen errungen.

Gryphaea (Gryphites), Greif- od. Habichtmuschel, eine mit Ausnahme einer einzigen seltenen Art fossile Muschelgattung der Austerfamilie (Ostraceen), hat eine sehr vertiefte Unterschale u. einen hakenförmigen, meist seitwärts gebogenen Wirbel („Schnabel"). Sie findet sich bes. in der Kreide u. im Oolith; die 2 Zoll große, bes. im untern Lias verbreitete, in der Schweiz über ganze Quadratmeilen zu Millionen dichtgedrängt aneinander liegend zu findende G. arcuata *Lam.* (Gryphites cymbium *v. Schl.*) gab dem „Gryphitenkalk" den Namen; die größere G. cymbula *Lam.* (Gryphites gigas *v. Schl.*) ist die Leitmuschel für die mittleren Liasschichten.

b a

Nr. 3245. Gryphaea arcuata. a von oben. b von der Seite.

Gryphius, Andreas, hervorragender deutscher Dichter, stammte aus einem alten, aber heruntergekommenen thüring. Adelsgeschlecht „Greif" u. wurde 11. Okt. 1616 in Glogau geb., wo sein Vater Archidiakonus war. Früh verwaist, suchte er in Görlitz u. Glogau vergeblich ein Unterkommen; seit 1631 besuchte er die Stadtschule in Fraustadt (in Posen), auf der er den Grund zu einer Sprachkenntniß legte, in der ihn kaum einer seiner Zeitgenossen erreichte. Von hier durch die Pest vertrieben, wandte sich G. 1634 nach Danzig, wo er seine Studien mit gleichem Eifer u. Erfolg fortsetzte, bis ihn 1636 der kaiserl. Rath u. Pfalzgraf Schönborner auf Schönborn u. Zissendorf, gelehrter Jurist u. auch humanistisch hochgebildet, zum Lehrer seiner Kinder berief, in welcher Stellung er sich die Gunst seines Brotherrn in so hohem Grade erwarb, daß dieser ihn zum gekrönten Poeten ernannte u. ihm sogar den erblichen Adel auswirkte, von dem freilich G. nie Gebrauch gemacht hat. Indessen starb Schönborner Ende 1637, u. G., der von vielen Anfeindungen u. Verfolgungen zu berichten weiß, verließ nun Deutschland u. ging 1638 über Danzig nach Holland, wo er sich in Leyden immatrikuliren ließ u., ohne sich für ein bestimmtes Fachstudium zu erklären, philosophische, juristische u. medizinische Collegia hörte, seit 1639 aber selbst als Lehrer in allen diesen Disziplinen thätig war. Da ihn aber vielfaches Mißgeschick auch in dieser Stellung verfolgte, benutzte er gern das Anerbieten, einige reiche junge Pommern auf ihren Reisen zu begleiten. So besuchte er von 1644 an Frankreich u. Italien, verweilte ein Jahr in Straßburg, ging dann nach Stettin u. 1647 wieder nach Schlesien, welches jetzt nicht mehr unter den Kriegswirren zu leiden hatte u. wo man ihn, der mit bedeutendem Rufe als Dichter u. Gelehrter zurückkehrte, gern aufnahm. In Fraustadt gründete er sich einen eigenen Herd; mehrfache Berufungen an die Universitäten Heidelberg, Frankfurt a. O. u. Upsala lehnte er ab. Als ihn aber 1650 die Stände des Fürstenthums Glogau zu ihrem Syndikus wählten, nahm er die Wahl an u. verwaltete dieses Amt bis zu seinem Tode, der ihn am 16. Juli 1664 in einer Versammlung der Landesältesten auf dem Ständehause in Glogau überraschte. — G., als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft „der Unsterbliche" genannt, wird bald der ersten, bald der zweiten schles. Dichterschule (s. „Deutsche Sprache u. Literatur") zugezählt, stand aber in Wahrheit selbständig in der Mitte zwischen beiden. Er begann früh zu dichten: schon in Fraustadt schrieb er einen „Herodes" (gedr. 1634, aber nicht erhalten). Großes Lob verdienen seine Oden (3 Bücher, 1643, 1646, 1655), Epigramme u. Sonette (1639), indessen die geistlichen Dichtungen in höherem Grade als die weltlichen;

Nr. 3246. Andreas Gryphius (geb. 11. Okt. 1616, gest. 16. Juli 1664).

ein fast allen gemeinsamer düsterer Grundton ist wol auf Rechnung seiner trüben Lebensschicksale zu setzen. Ein lat. Epos „Olivetum" („Der Oelberg", übers. von Strehlke, Weimar 1862) ließ er 1646 in Florenz drucken. Von größter Bedeutung ist aber G. als Dramatiker. Für seine Trauerspiele, deren Stoffe er vorzüglich der Zeitgeschichte entnahm, ist zwar Seneca's Vorbild erkennbar, u. nam. übte er sich an dem großen niederländ. Dramatiker Vondel, bald aber bildete er sich einen eigenen großen Stil, dem nur sein Hang zum Grausigen u. Entsetzlichen, in welchem G. das Erhabene u. wahrhaft Tragische sah, Eintrag thut. Immerhin ist es gerechtfertigt, ihn den „Vater des kunstmäßigen Schauspiels in Deutschland" zu nennen. Hierher gehören „Leo Armenius" (1646), „Katharina von Georgien" u. „Cardenio u. Celinde" (1647), „Ermordete Majestät od. Carolus Stuardus" (1649) u. „Großmüthiger Rechtsgelehrter od. sterbender Papinianus" (1659). Wichtiger aber als diese Stücke u. mehrere aus dem Holländ., Ital. u. Franz. übersetzte Tragödien, Fest-, Schäfer- u. Singspiele sind G.'s prosaische Lustspiele: „Die geliebte Dornrose" in schles. Mundart, mit einem kunstmäßigen Festspiel „Das verliebte Gespenst" zu einem Stücke verflochten; sodann „Absurda Comica od. Herr Peter Squenz", beruhend auf der bekannten Episode in Shakespeare's Sommer-

nachtstraum, u. endlich „Horribilicribrifax od. wählende Liebhaber“, alle drei Stücke aus des Dichters letzter Lebensperiode, trefflich erfunden u. voll echt komischer Effekte, zu den besten Erzeugnissen des ganzen Jahrhunderts gehörend. (Auswahl aus seinen lyrischen Gedichten von Müller in „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.“, 2 Bde., Lpz. 1822; aus seinen Dramen von Tittmann im 4. Bde. von „Deutsche Dichter des 17. Jahrh.“, Lpz. 1870; vgl. Streblke, „Leben u. Schriften des A. G.“ im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen“, Bd. 22.) — Sein ältester Sohn, Christian G., geb. 1649 in Fraustadt, 1674 Prof. am Elisabethanum in Breslau, 1686 Rektor des Magdalenengymnasiums daselbst, gest. 1706, veranstaltete eine Ausgabe der Werke seines Vaters (Bresl. u. Lpz. 1698) u. eine Sammlung eigener Gedichte unter dem Titel „Poetische Wälder“ (Frankf. u. Lpz. 1698 u. öfter) u. schrieb „Kurzer Entwurf der geistlichen und weltlichen Ritterorden“ (Lpz. 1697, 1709) u. „Gedächtnißschriften“ (Lpz. 1702).

G-Schlüssel od. Violinschlüssel, in der Musik das Zeichen, welches der Note des eingestrichenen g ihren Platz anweist, u. zwar in neuerer Zeit stets auf der zweiten Linie des Liniensystems. Er wird angewendet für die Violinstimmen (daher Violinschlüssel), für Flöten, Oboen, Klarinetten, Basset- u. engl. Hörner, Trompeten u. mit Ausnahme der tiefsten Töne) für Waldhörner; ferner für die Oberstimmen in Klavier-, Harfen- u. Orgelsachen, in neuerer Zeit für Sopran, Alt u. Tenor in kleineren Gesängen, oft auch in Partituren von Opern u. Kirchenstücken sowie in Klavierauszügen. In älteren Werken, auch noch bei Bach u. seinen Zeitgenossen, findet man den G-Sch. unter dem Namen des franz. Violinschlüssels auf der ersten Linie angewendet.

Guachemalerei, s. „Gruachemalerei“.

Guaco, Vejuco del Guaco der Spanier in Columbien (Mikania Guaco), eine Liane aus der Familie der Compositen, Gruppe der Eupatorieen, bekannt u. berühmt als eines der vielen Gegengifte gegen den Biß giftiger Schlangen u. Skorpione. Die Neger des Landes sind so von seiner Wirksamkeit überzeugt, daß sie sich den Saft der Rebe schon im Voraus einimpfen u. bei Gelegenheit des Bisses auch innerlich anwenden. Dasselbe geschieht mit dem Safte eines zweiten G. (M. saturejaefolia) in Westindien, während eine dritte Art (M. scandens) in Mexiko, eine vierte (M. officinalis) in Brasilien gebraucht wird.

Guadagni (spr. Guadanji), eine alte, aus den Umgebungen Fiesole's stammende florent. Familie. Die G. gehörten während des 13. Jahrh. zu den guelfischen Popolanfamilien, die, mehr u. mehr erstarkend, endlich die Verwaltung von Florenz ganz u. gar an sich rissen. Als 1433 die Häupter der herrschenden aristokratischen Partei die Gegner niederwerfen wollten, bekleidete Bernardo G. das vornehmste Amt in der bürgerlichen Verwaltung: das des Gonfaloniere; als solcher bot er erst zur Verhaftung Cosimo's de Medici die Hand, hinderte aber dann, durch dessen Geld erkauft, die Anwendung der äußersten Maßregeln gegen denselben. Nach der Rückkehr Cosimo's aus der Verbannung u. seiner Erhebung zur höchsten Gewalt wurde die Gegenpartei u. mit ihr die Familie G. ins Exil geschickt. Seitdem spielten ihre Mitglieder im Auslande eine Rolle. So stieg Tommaso G. als Bankier in Lyon zu so großem Ansehen, daß ihn König Franz I., zu dessen Lösegeld er 50,000 Dukaten beisteuerte, zu seinem Rath u. Maître d'Hôtel ernannte u. die Florentiner ihn zu ihrem Konsul machten; von ihm datirt das Sprüchwort „riche comme Gadagne“ u. nach seiner Familie wird noch heute eine Straße in Lyon genannt; er starb 1533 zu Avignon. Sein Sohn Guglielmo G. (gest. 1598) hat in der franz. Kriegsgeschichte einen rühmlichen Namen hinterlassen. Ascanio G., geb. zu Florenz 1685 als Sohn einer Piccolomini d'Aragona, der Großnichte Ottavio Piccolomini's, starb als kaiserl. Feldmarschall 27. Febr. 1759 zu Innsbruck. Heute blühen in Florenz noch zwei Linien der G., von denen die eine Namen u. Wappen mit dem Marquistitel „v. San Leolino“ bewahrt, die andere 1795 Namen u. Wappen der Torrigiani annahm. Vgl. Passerini, „Genealogia e storia della famiglia G.“ (Flor. 1873).

Guadalajaro, Guadalaxaro (arab. Wada l ha-jarah, d. i. Fluß der Steine): 1. Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (228 □M. mit 200,000 E.) im span. Königreich Neucastilien, nordöstlich von Madrid nahe dem Henares in fruchtbarer Gegend, zählt 6500 E. u. enthält den Palast der Familie Mendoza wie deren an herrlicher Marmorarbeit reiches Mausoleum. Eine Tagereise nördl. von G. liegen reiche Silbergruben u. große Amalgamirwerke. — 2. G., Hauptstadt des mexikan. Staates Xalisko, mit 70,000 E., liegt in der fruchtbaren Thalebene des Atemaxac, hat gut gebaute, meist einstöckige Häuser, viele mit Springbrunnen versehene Plätze u. zahlreiche öffentliche Gebäude, unter denen die prächtige Kathedrale, das Regierungsgebäude u. das Hospital Belem hervorragen. 9 „Portales“, geschmackvoll eingerichtete, mit europäischen u. asiatischen Waaren reich versehene, überwölbte Bazars gehören den Klöstern, welche durch Vermiethung derselben großen Gewinn haben. Die schönen Spaziergänge in der Nähe der Stadt müssen ebenso wie die Felder durch die 3 Stunden lange Wasserleitung künstlich bewässert werden, denn die Luft ist sehr trocken, doch das Klima gesund. Die Bewohner sind meist Handwerker, besonders Weber, welche aus Wolle u. Baumwolle die vielbegehrten Serapes u. Rebozos fertigen.

Guadalquivir (arab. Wadi-el-kebir, d. i. der große Fluß), der Baetis der Alten, der kürzeste, aber seines langen u. wasserreichen, deshalb weit stromaufwärts schiffbaren Unterlaufes wegen wichtigste Strom Spaniens, entspringt am Ostgehänge der Sierra Cazorla, verändert seine erst nordöstl. Laufrichtung bald in eine südwestl. u. nimmt dann links den Guadiana menor, rechts den Guadalimar auf, welche Zuflüsse bedeutend wasserreicher sind als der Hauptfluß, weshalb auch eigentlich der bei Alcarez in der Mancha entspringende Guadarmeno, ein starker Quellenfluß des Guadalimar, als der Oberlauf des G. angesehen werden müßte. Dieser durchbricht bei Aldea del Rio im Thale von Montero die Vorberge der Sierra Morena u. durchströmt dann das Tiefland von Andalusien, von beiden Seiten zahlreiche Zuflüsse erhaltend. Die bedeutendsten derselben sind links: der aus der Sierra de Jaen kommende u. unterhalb Cordoba mündende Guadajoz, der wunderbar klare Jenil (Xenil), der Singulis der Alten, der Corbones u. der bei Sevilla mündende Guadeira, beide vom Nordabhange des Gebirges von Granada kommend; — rechts der Jandula, Guadalbarbo, Guadiato, Bembezar, Viar u. Rio de Cala. Bei Sevilla ist der G. breiter als die Elbe bei Dresden, doch seicht u. langsam fließend. Unterhalb Coria spaltet er sich in 2 Arme. Die zwischen diesen Stromarmen liegenden Inseln Isla mayor ($2\frac{1}{2}$ □M.) u. Isla menor (1 □M.) sind mit brackigen Morästen eingefaßt u. stets mit fetten Gräsern u. Kräutern bedeckt, die von zahllosen halbwilden Rindern abgeweidet werden. Schwere Fieberluft lastet auf der Landschaft. Nach der Vereinigung der Arme ist der Fluß $\frac{1}{2}$ Stunde breit u. durchströmt ganz ebnes Land. An der Mündung bei Sanlucar de Barremeda hat der G. eine Breite von $\frac{3}{4}$ Stunden, ist aber durch eine gefährliche Barre fast ganz geschlossen. Der Wasserstand des Stromes wechselt sehr nach der Jahreszeit; nicht selten ist durch ihn die Gegend von Sevilla von furchtbaren Ueberschwemmungen heimgesucht worden. Von Sevilla an ist er für kleine u. mittelgroße Seeschiffe fahrbar, da bis dahin sich die Flut bemerkbar macht. Oberhalb Sevilla ist er wegen Versandung, oberhalb Cordova wegen zu starken Gefälles für die Schiffahrt unbrauchbar. Die Länge des G. wird auf 76 Meilen angegeben; sein Stromgebiet umfaßt 940 □M.

Guadeloupe, 2 den Franzosen gehörige, durch einen schmalen, 30 bis 100 m. breiten Meeresarm getrennte, 29 □M. umfassende westind. Inseln, deren westl. das eigentliche G. bildet, während die östl. gewöhnlich Grande-Terre genannt wird. Jenes ist durchaus vulkanisch, unfruchtbar u. gebirgig; über die etwa 700 m. betragende Kammhöhe des Gebirges erheben sich der noch thätige Vulkan der Soufrière bis über 1400 m. u. mehrere erloschene, wie der Piton de la Bouillante u. die Mamelles, bis gegen 1000 m. üb. d. M. Grande-Terre ist niedrig u. gut bewässert, daher fruchtbar, u. besitzt zahlreiche Mineralquellen. Die Temperatur schwankt zwischen 16° u. 28° R.; die Regenzeit dauert von Mitte Juli bis Mitte Oktober, die Zahl der Regentage beträgt durchschnittlich 200. Erdbeben u. furchtbare Orkane suchen G. wie alle Antillen heim. — G., in früherer Zeit Kira-Kira genannt, wurde 1493 von Columbus entdeckt u. 1635 von französischen Flibustiern besetzt u. kolonisirt, war dann lange Zeit der Zankapfel zwischen den Engländern u. Franzosen, welchen Letzteren es nach den Napoleonischen Kriegen im Frieden von Paris zugesprochen wurde. Durch fast dritthalb Jahrhunderte lange Pflege des Bodens ist dessen Ergiebigkeit sehr gehoben worden. Das von Tahiti hierher verpflanzte Zuckerrohr wird auf mehr als 450 Pflanzungen gebaut, gedeiht bis zu 400 m. Meereshöhe vortrefflich u. lieferte 1864 zur Ausfuhr 314,686 Ctr. Rohzucker, 2693 Ctr. raff. Zucker u. 162,295 L. Melasse. Die Kaffeekultur ist zurückgegangen, nimmt aber doch noch über 300 Plantagen in Anspruch; der Ertrag an Kakao übersteigt 100,000 Kg. Mais, Reis u. Baumwolle werden wenig gebaut; der Ertrag des Tabakbaues genügt nicht für den Bedarf der Insel. Die wichtigsten Früchte sind Mango, Banane, Orange, Ananas, Granat- u. Zimmetapfel u. Sapotille, das gewöhnliche Futter das Guineagras. $\frac{1}{5}$ der Insel, besonders der hochgelegene Theil, ist mit Wald bedeckt. An Thieren züchtet man Schweine (17,700 Stück), Rinder, Schafe, Ziegen, Maulthiere (über 5000), Pferde u. Esel. Die Ausfuhr wird auf 10 Mill. Mark, die Einfuhr etwas

niedriger geschätzt; 635 Schiffe liefen im J. 1862 ein. Die Insel (mit Einschluß ihrer Dependenzen, der kleinen Inseln Marie galante, la Désirade, Les Saintes, u. der nördliche Theil von St. Martin u. Tintamarre) hat eine Bevölkerung von über 150,000 Köpfen (darunter 13,000 Kuli) u. wird von einem Gouverneur verwaltet, dem ein Staatsrath u. ein Kolonialrath zur Seite stehen. Die befestigte Hauptstadt Basse-Terre zählt 15,000 E., Pointe à Pitre an der Südwestseite der Insel an einem trefflichen Hafen, aber ungesund gelegen, gegen 18,000 E.

Guadiana (arab. Wadi-Ana, d. h. Fluß Ana), der Anas der Alten, der wasserärmste der 5 spanischen Hauptströme, entspringt der gewöhnlichen Annahme nach auf dem hohen u. öden Campo de Montiel, 2 M. nordwestlich von Alcaraz, als der starke Abfluß von 8 in einer Reihe liegenden, durch sumpfige Kanäle verbundenen Seen, den Lagunas de Ruidera, der jedoch nach kurzem Laufe in einer ausgedehnten Sumpffläche sich verliert. In derselben findet auch während des Sommers ein zweiter größerer Fluß Zancara sein Ende, der im Winter Wasser genug besitzt, um die Sumpfstrecke zu überströmen u. weiter zu fließen; auch nimmt er zu der Zeit einen Theil des Guadianawassers auf. Ungefähr 5 M. südwestlich von der Sumpffläche, in der Niederung zwischen Villaharta de San Juan und Daimiel, brechen aus dem Kalkboden mehrere starke Quellen hervor, welche eine Anzahl mit einander verbundener, sumpfiger Seen bilden, deren wasserreicher Abfluß nach Westen strömt u. sich bald mit dem Zancara, od. im Sommer, wo auch dieser aussetzt, mit dem demselben an Größe gleichen Guigela vereinigt. Wol mit Recht sieht man seit alter Zeit in diesen Quellen das wieder vorbrechende Wasser des früher in Erdspalten verschwundenen G. (od. Zancara?) u. nennt dieselben deshalb los ojos del G., d. h. die Augen des G., den Abfluß der Seen aber den wiedergebornen G.; doch wird man jedenfalls den Zancara od. den Guigela, welche von der neucastilischen Steppe kommen, als Quellenfluß des G. ansehen müssen. Nach der Vereinigung der erwähnten Quellenflüsse fließt der G. in einer weiten, öden Thalmulde, in zahlreichen Krümmungen, nach WSW. bis an die Grenze von Portugal, wendet sich dann westwärts, bei Serpa südwärts u. durchbricht unterhalb dieser Stadt in dem Salto do lobo (Wolfssprung), einem engen Thale, den westl. Zug des Marianischen Gebirgssystems. Unterhalb dieses Durchbruchs strömt der G. breit u. ruhig in einem von grünen Hügeln eingefaßten Thale bis Alcoutim, tritt hier ins Flachland u. fällt 5 M. südl. davon mit breiter, durch Sandbänke u. sumpfige Inseln in mehrere Kanäle getheilter Mündung in den Golf von Cadix. Der für die Schiffahrt zugänglichste Mündungskanal ist die Barra de Ayamonte, welche an der seichtesten Stelle zur Zeit der Ebbe noch über 3 m. Wassertiefe hat. Erst von Mertola an kann der G. zur Schiffahrt benutzt werden, ist jedoch auch noch unterhalb desselben ohne Verkehr. Das Wasser ist heller als das der übrigen spanischen Ströme, aber überall salzhaltig. Die bedeutendsten Zuflüsse von der rechten Seite sind: der Bullaque, Estena, Guadarranque, Guadalupejo, Ruecas, Gebora, Caya u. Corbes; — von der linken: Javalon, Guadelema, Zujar, Ortigas, Matachel, Ardila u. Chanza.

Guajacum, s. „Franzosenholzbaum".

Guajape od. Patuca, ein Fluß im mittelamerik. Staate Honduras, kommt vom Ostabhange des Sulako-Gebirges, fließt mit zahllosen Krümmungen nach NO. u. mündet zwischen den Küstenseen Caratasca u. Cartine in das karaibische Meer. Sein Goldreichthum hat ihn besonders bekannt gemacht.

Guajaquil, Hauptstadt der Provinz Guajas (1197 □M. mit 56,000 E.) im südamerik. Freistaate Ecuador, liegt am linken Ufer des gleichnamigen Flusses, unweit dessen Mündung, ist 1533 von Pizarro gegründet u. hat jetzt 22,000 E. Durch die außerordentlich günstige Lage an einem trefflichen, durch 3 Forts geschützten u. mit steinernem Quai eingefaßten Hafen im Innern der 10 M. weit in das Land einschneidenden Bucht von G., wie durch die beste Werft der Westküste Amerika's, ist G. der wichtigste Seeplatz des Landes. 5 Bäche, über welche Holzbrücken führen, durchfließen die Stadt, deren hübsche Häuser meist aus Bambus gebaut sind. Die Zahl der einlaufenden Schiffe beträgt etwa 200; die Ausfuhr erstreckt sich besonders auf Kakao (im Werthe gegen 4 Mill. Doll.), Strohhüte, Baumwolle u. Gummi, außerdem auch Kaffee, Tabak, Chinarinde, vegetabilisches Elfenbein, Bambusrohr, Sassaparille, Tamarinden, gegerbte Felle, u. repräsentirt einen Werth von mehr als 5 Mill. Dollars.

Guanaxuato (Guanajuato), ein 590 □M. großer Staat der Republik Mexiko, liegt fast ganz auf dem Plateau von Anahuac in einer Höhe von 1600—2200 m. u. wird von der aus Porphyr bestehenden Sierra de Santa Rosa durchzogen, in welcher sich mehrere Gipfel (namentlich der Cerro de Villalpondo u. der Cerro de San Rafael) bis zu 3000 m. erheben. Der einzige bedeutende Fluß ist der Lerma, welcher die Südgrenze des Gebietes bildet u. in den großen Chapala-See mündet. Das Klima ist gemäßigt u. gleichmäßig. Durchweg fruchtbar, giebt das Land in seinem südl. Theile den reichsten Ertrag u. gestattet dort neben der Kultur von Mais, Weizen, Gerste, Bohnen, Gemüse u. Baumfrüchten den Anbau der meisten tropischen Gewächse. Einen besonders wichtigen Ausfuhrartikel bildet rother Pfeffer (Chili colorado). Die Viehzucht, besonders Schafe u. Ziegen, ist nicht unbedeutend; doch liegt der Hauptreichthum des Staates in den zahlreichen u. ergiebigen Silberminen, deren

Nr. 3217. Pointe à Pitre auf Guadeloupe.

man 70 nebst 40 Hüttenwerken zählt. Außer Silber wird Gold, Eisen, Blei u. Kupfer, im Norden dazu Salpeter gewonnen. G. ist einer der bevölkertsten Staaten von Mexiko u. hat etwa 730,000 Bewohner, die zu einem Viertel Weiße, zu 2/5 Indianer, im Uebrigen Farbige sind u. zum Theil lebhafte Fabrikation von Wollen-, Baumwollen-, Leder-, Thon-, Gold- u. Silberwaaren betreiben. — Die Hauptstadt (Santa Fé de) G., in 200 m. Meereshöhe zu beiden Seiten der tiefen Schlucht Cañada de Marfil, malerisch auf mehreren Hügeln gelegen u. von mächtigen Porphyrbergen umgeben, hat 60,000 E., zahlreiche großartige öffentliche Gebäude u. schöne Privathäuser der reichen Grubenbesitzer, doch sind die Straßen eng u. steil. Im Mittelpunkte von mehr als 100 Bergwerken gelegen hat die Stadt die Münze, welche alles im Staate gewonnene edle Metall prägt (1827—51 im Werthe von 99 Mill. Piaster). Der Hauptsilbergang ist der weltberühmte Veta Madre de G., die merkwürdigste Silberader, die wir kennen; auf ihm liegen unweit der Stadt zahlreiche Bergwerksgebäude, die zusammen den Namen Guanaxatillo führen. — Von andern Städten der Provinz zeichnen sich aus Villa de Leon durch Kornhandel, Celaya durch großartige Klöster u. lebhafte Manufaktur, Salamanca durch Fabriken von Baumwollen- u. Thonwaaren, das Dorf El Jarral durch das Schloß des Marquez von Jarral, der auf eignem Grund u. Boden 3 Mill. Stück Vieh weiden läßt.

Guanchen sind die Urbewohner der Canarischen Inseln, die im 15. Jahrh. durch die Spanier nach tapferm Widerstand ausgerottet wurden. Ihrer Sprache nach zum Berber-Stamm gehörend, zeichneten sie sich durch lebendigen Sinn für Unabhängigkeit aus; ihr Körper war groß u. stark, schon von Jugend auf im Ringen, Springen, Laufen u. Werfen außerordentlich geübt; sie trieben Viehzucht, Jagd, Fischerei, Getreide- u. Obstbau, kleideten sich in Ziegenfelle, bewohnten zumeist Höhlen, verstanden die Kunst, die Leichen einzubalsamiren, u. setzten die Mumien in Grabgrotten bei, nachdem sie dieselben in Leichentücher (aus Fasern der Palmblätter gewebt) gehüllt u. mit den getrockneten Beeren des Cneorum pulverulentum umgeben hatten. Das Einbalsamiren war das Geschäft einer eigenen Kaste; dagegen waren die Schlächter eine verachtete Zunft, indem die G. das Tödten der Thiere verabscheuten. Das Volk war in drei Klassen getheilt: Fürsten, Edle u. Landleute. Sie beteten ein höchstes Wesen an,

glaubten jedoch auch an einen Teufel. Ihre Priester brachten Opfer, auch verrichteten Wahrsagerinnen, d. h. Jungfrauen, wie Vestalinnen gottesdienstliche Gebräuche. Eltern u. Vorgesetzte wurden mit viel Ehrfurcht behandelt; Dichtkunst, Musik u. Tanz waren bei ihnen beliebt. Als Eigenthümlichkeit des Skelets der G. fand man den Fortsatz des Ellenbogenbeins (Olecranon) durchbohrt.

Guano (aus dem Peruanischen: Huano, d. i. Mist) besteht aus den Exkrementen verschiedener Seevögel. Im Laufe der Zeit haben sich diese Exkremente auf unbewohnten Inseln u. Küsten in solcher Menge angesammelt, daß sie oft ziemlich mächtige Lager bilden u. steinartig erhärtet sind. Vor ungefähr 170 Jahren wurde von Peru aus G. zuerst nach Spanien gebracht u. obgleich in Amerika seine Benutzung als Dungemittel schon sehr ausgebreitet war, so vermochte sie sich doch von Spanien aus in Europa nicht weiter zu verbreiten u. erst in diesem Jahrhundert verallgemeinerte sich von England aus die Benutzung desselben zum Düngen der Felder nach u. nach über ganz Europa. Die verschiedenen Guanosorten des Handels zeigen hinsichtlich ihrer Zusammensetzung nicht unwesentliche Verschiedenheiten, die ihren Grund theils in dem Klima des Produktionsortes, theils in dem relativen Alter des G. (ob er aus den oberen jüngeren od. unteren älteren Schichten einer Ablagerung abstammt), theils aber auch in der Art u. Weise der Gewinnung u. des Transportes haben. In Gegenden, wo es fast gar nicht regnet, wie z. B. auf den Inseln der peruanischen Küste, werden diese Vögelexkremente nur einfach eingetrocknet u. erhärtet sein, daher in ihrer ursprünglichen Zusammensetzung nur wenig Veränderungen erlitten haben, während in anderen Gegenden, die öfteren starken Regengüssen ausgesetzt sind, die löslichen organischen u. stickstoffhaltigen Bestandtheile des G. durch das Wasser ausgelaugt u. fortgeführt worden sind. — Aus diesem Grunde giebt es Guanosorten, die nur noch unbedeutende Spuren von Stickstoff enthalten, wie z. B. der Bakerguano, während guter Peruguano 12—14 % Stickstoff enthält. Zwischen diese beiden kann man natürlich eine Menge verschiedener Guanosorten einordnen, deren Stickstoffgehalt sich zwischen den angeführten Grenzen bewegt. Im Wesentlichen besteht der G. aus phosphorsaurem Kalk sowie aus kleinen Mengen verschiedener anderer Salze, nam. phosphorsaurer Magnesia, oxalsaurer, kohlensaurer u. schwefelsaurer Salze von Kalk, Magnesia, Natron u. Kali, ferner aus stickstoffhaltigen Körpern, wie Ammoniaksalze, Harnsäure, Guanin u. a. Stoffen. Der Dungewerth u. hiernach auch der Handelswerth des G. wird nur nach dem Gehalte an **Phosphorsäure** u. **Stickstoff** bestimmt, u. es stehen beide in einem umgekehrten Verhältnisse, so daß diejenigen Sorten des G., welche reich an Stickstoff sind, dafür weniger Phosphorsäure enthalten. Von den vielen Sorten, die früher in den Handel gebracht wurden, bilden jetzt nur noch einige wenige, aber auch um so wichtigere Handelsartikel, u. der Verbrauch gerade dieser Sorten hat in ganz kolossalem Maße zugenommen. Es sind dies folgende: 1. **Peruguano** od. **peruanischer G.**, ist der theuerste; er kommt in Säcke verpackt als pulvrige braune Masse zu uns, häufig finden sich kompakte Stücke darin, die inwendig grau von Farbe sind. Beim Reiben ballt sich dieser G. zusammen, hängt sich an die Finger, zieht leicht Feuchtigkeit aus der Luft an u. besitzt einen eigenthümlichen, ganz charakteristischen Geruch. Beim Zusammenbringen mit Kalkmilch entwickelt er einen starken Ammoniakgeruch. Die Region, in der sich die Klippen u. Inseln befinden, von welchen diese Guanosorte stammt, reicht ungefähr vom 14.—8.° südl. Br. u. vom 59.—65.° westl. L.; die größte Ausbeute lieferte bisher die Chinchasinsel, doch ist der Vorrath auf derselben jetzt fast ganz erschöpft. Guter Peruguano hatte bis vor ca. 5 Jahren immer noch 12—14 % Stickstoff, seit dieser Zeit ist aber der Gehalt auf 10—12 % gesunken, ohne daß eine Verfälschung anzunehmen ist; die Lager, welche jetzt ausgebeutet werden, sind eben in ihrer Zusammensetzung verschieden; der Phosphorsäuregehalt beträgt 8—12 %. — Die 2. Hauptsorte ist der **Bakerguano**, er kommt von der Bakerinsel im Stillen Ozean, ist ein geruchloses gelblichbraunes, trockenes Pulver, gemengt mit wenigen Wurzelfasern. Als phosphorsäurereiches Düngemittel ist er sehr zu empfehlen, er enthält aber nur höchstens 0,2—0,5 % Stickstoff. Dem Bakerguano in seiner Zusammensetzung ganz ähnlich ist 3. der **Mejillones-G.**; derselbe kommt erst seit ca. 3 Jahren nach Europa u. zwar in Form größerer, fester Stücke, die erst hier in besonderen Etablissements gepulvert werden. Er enthält bis zu 88 % phosphorsaure Salze. 4. **Saldanha Bai-G.**, kommt dem Peruguano ziemlich nahe, enthält 8—9 % Stickstoff u. eben so viel Phosphorsäure. Andere, jetzt im deutschen Handel nicht mehr vorkommende Guanosorten sind: Angamos-, Ichabor-, Jarvis-, australischer, mexikanischer, columbischer u. patagonischer G. — Um die Guanosorten schneller wirksam zu machen, verwandelt man sie in **Superphosphate**, indem man sie mit einer gewissen Menge Schwefelsäure behandelt, wodurch die gebundene Phosphorsäure in eine leichtlösliche Form übergeführt wird. Den Werth dieser Superphosphate, die jetzt von den Landwirthen mit Recht viel mehr gekauft werden als die rohen G.s, bestimmt man nach Prozenten **löslicher** (d. h. in Wasser auflöslicher) Phosphorsäure u. hat davon z. B. ein gutes Bakersuperphosphat 19—22 %, geringe Sorten 11—15 %. — Schließlich mag noch der sogenannte **Fisch-G.** erwähnt werden, der eigentlich den Namen G. nicht verdient, da er nicht aus Exkrementen besteht u. auch kein Naturprodukt ist, sondern aus allerhand ungenießbaren Seefischen, sowie aus Abfällen von Fischen u. anderen Seethieren bereitet wird, die man bei der Thran- u. Stockfischbereitung gelegentlich erhält. Diese Substanzen werden in Kesseln mit Wasser od. Dampf gekocht, hierauf wird das obenauf schwimmende Fett abgesondert, das Wasser abgelassen, die rückständige Masse durch geeignete Maschinen zu einem Brei zerrieben, von welchem man das Wasser durch Pressen entfernt. Die Masse wird dann getrocknet u. auf Mühlen zerkleinert. Der Fisch-G. erscheint dann als eine krümlige od. blättrige gelblichgraue Masse von starkem Fischgeruch. Der Handel mit diesem Fisch-G. ist sehr bedeutend; dergleichen Fabriken befinden sich auf den Lofodeninseln, in Hammerfest u. Wadsoe in Norwegen. Auch Walfisch-G. wird dort gemacht.

Guardian (d. h. Wächter) ist der Titel der Vorsteher der Franziskanerklöster, da dieser Orden den stolzeren Titel eines Abtes (abbas, d. h. Vater) od. Priors, d. h. Oberen (so bei den Dominikanern) verschmähte. Die Stellung des G. ist auf die Dauer von drei Jahren beschränkt.

Guarini, Giovanni Battista, ein Enkel des Varinus Guarino (s. d.), ital. Dichter u. Schriftsteller, nach A. W. Schlegel's Ansicht „der erste große Verbinder des Antiken u. Modernen" bei den Italienern, geb. zu Ferrara 10. Dez. 1537, trat in die Dienste des Herzogs Alfons II. von Ferrara, verlor aber dessen Gunst, als es ihm nicht gelungen war, die poln. Stände für seine Wahl zum König zu gewinnen, stand seit 1597 eine Zeit lang im Dienste des Großherzogs von Toskana u. dann des Herzogs von Urbino, ward durch seine Streitsucht in viele Rechtshändel verwickelt u. starb zu Venedig 4. Okt. 1612. Von seinen Schriften sind insbes. zu nennen: das 1585 zum 1. Mal aufgeführte, von den deutschen Romantikern hochgepriesene Schäferdrama „Il pastor fido" (Ven. 1602 u. ö.; deutsch von Arnold, Gotha 1815); das Lustspiel „La idropica" (Verona 1734); die „Rime" (Ven. 1601) u. „Lettere" (ebd. 1600). Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Verona 1737—38 in 4 Bdn. Sein Leben beschrieb Ruggieri in der Ausgabe von G.'s „Trattato della politica libertà" (Ven. 1818).

Guarino, Varinus, ital. Gelehrter, geb. 1370 zu Verona, gest. 1460, erlernte in Konstantinopel die griech. Sprache, um sie dann in Verona, Padua u. Bologna zu lehren, u. machte sich um die Wiedererweckung der klass. Studien verdient, indem er Mehreres von Plutarch u. Strabo übersetzte, Kommentare zu Cicero, Persius, Juvenal, Martial u. Aristoteles schrieb, u. ein „Compendium grammaticae Graecae" (Ferr. 1509) hinterließ. Vgl. Rosmini, „Vita e disciplina di G." (Brescia 1805—6, 3 Bde.).

Guarneri, od. Guarnerio, der Name einer berühmten Geigenmacherfamilie. Pietro Andrea G., geb. zu Cremona um 1630, war ein Schüler des Geronimo Amati; seine guten Instrumente fallen in die Zeit von 1662—80. — Sein Sohn u. Schüler, **Pietro G.**, geb. um 1670 zu Cremona, war nach 1700 in Mantua etablirt. Instrumente von ihm, die übrigens denen seines Vaters nachstehen, sind bis zum J. 1717 nachweisbar. — Der berühmteste der G. war aber Giuseppe **G.**, Neffe des Pietro Andrea, geb. in den letzten Jahren des 17. Jahrh.; er soll ein Schüler des Stradivari gewesen sein.

Guastalla, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises der italien. Provinz Reggio in der Emilia mit 3040 E., liegt am Einfluß des Crostolo in den Po in einer sumpfigen Ebene, in welcher starker Reisbau getrieben wird, hat ein Gymnasium, eine verhältnißmäßig bedeutende Bibliothek, ein altes Schloß u. auf dem Marktplatze die Erzstatue des 1559 gestorbenen Ferdinand I. von Gonzaga. Sehenswerth ist die Kathedrale S. Pietro. G., eine von den Longobarden gegründete Stadt, gehörte im 14. Jahrh. zu Mailand, wurde 1406 mit seinem Gebiete zur Grafschaft erhoben u. kam 1539 an Ferdinand I. von Gonzaga, den Vizekönig von Neapel. Als das Geschlecht der Gonzaga 1746 ausstarb, fiel G. an Parma; 1805 erhob Napoleon seinen Schwager, den Fürsten Borghese, zum Herzog von G.; 1848 fiel es an Modena u. 1860 mit diesem Lande an Italien.

Guatemala (eigentlich Quauhtemallan, d. i. Ort der Holzhaufen), mittelamerik. Freistaat, liegt zwischen 13° 7' u. 17° 40' nördl. Br. u. wird im N. von Mexiko, im O. u. SO. von Belize, dem Golf von Honduras, Honduras u. San Salvador, im SW. vom Großen Ozeane begrenzt. Der Flächeninhalt läßt sich, da die Grenzen nach Yukatan hin nicht festgestellt

sind, nur annähernd auf 1900 □M. berechnen. Die Bevölkerung soll 1,180,000 Köpfe stark sein; sie besteht zu $^2/_3$ aus ackerbauenden Indianern, der übrige Theil zumeist aus Ladinos (Abkömmlingen von Weißen u. Indianern), die Handwerker u. Kaufleute sind; die Weißen sind an Zahl gering u. leben meist als Pflanzer; noch schwächer sind die Neger vertreten. Im N. sitzen die nicht unterworfenen Indianerstämme, wie die Manches, Cacandars u. a. Der größte Theil des Landes bildet eine 1600 m. über dem Meere liegende Hochfläche, die nach N. zu noch höher zu den Altos de G. ansteigt, nach NO. allmählich, nach SW. sehr steil, mauerartig, abfällt; sie trägt nur Hügel von wenigen Hunderten von Fußen u. hat wunderschöne Hochthäler u. mildes, sehr gesundes Klima. Am Südwestrande des Hochlandes erheben sich die höchsten Gipfel von G. in einer Reihe theils erloschener, theils noch thätiger Vulkane, unter welchen der Del Agua, welcher Schlammströme ausgeworfen hat, u. der immer thätige De Fuego eine Höhe von 4500 m. erreichen. Von den zahlreichen Flüssen geht die Hälfte mit dem Usumasinta in die Campeche-Bai; die ihm an Größe nächsten Flüsse Polochic u. Motagua (Gualan) münden in die Honduras-Bai, während dem Großen Ozeane zahlreiche, doch kurze Küstenflüsse zufließen. Die bedeutendsten Seen sind der vom Polochic durchströmte See von Izabal od. Dulce, der Amatitlan, der Atitlan u. der Binnensee Peten im wenig bekannten Vera Paz gelegen, auf dessen größter Insel die Stadt Flores liegt, während auf den übrigen u. am Seeufer zahlreiche hochinteressante, den alterthümlichen Bauresten Yukatans gleichende Ruinen gefunden wurden. Das Gebirgsland hat ein mildes, durchaus gesundes Klima mit einer ungefähren Mitteltemperatur von 15° R., die schmalen Küstenstriche dagegen sind sehr heiß u. vom Fieber, seit 1857 auch von der Cholera heimgesucht. Die Mineralschätze G.'s sind noch wenig erschlossen, scheinen aber nicht bedeutend zu sein; nur an der Grenze von Honduras wurde Gold, Silber, Kupfer u. Blei gewonnen. Sehr reich u. verschiedenartig ist die Vegetation. Das Tiefland liefert viel Mais, welcher das Hauptnahrungsmittel bildet, vortrefflichen Weizen, Reis, Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle u. tropische Früchte u. ist zum Theil von mächtigen Wäldern bedeckt, die vorzügliche Nutz- u. Farbehölzer enthalten. Die mittleren Terrassenstufen dienen als Weiden u. zur Kultur von Kaffee u. Cochenille, welch letztere seit 1827 gepflegt wird u. bisher das Hauptprodukt gewesen ist: der Ertrag ist von 150 Ctr. auf 20,000 Ctr. jährlich gestiegen (d. i. mehr als die Hälfte des Gesammtverbrauchs auf der Erde), die einen Werth von 1,500,000 Pfd. Sterl. haben. Neuerdings scheint die Cochenillegewinnung mehr u. mehr der Kaffeekultur zu weichen, welche 1866 etwa für 384,000 Doll. Ertrag gab. Die Weiden werden zur Schafzucht benutzt, welche jährlich etwa $^3/_4$ Million Kg. Wolle, vornehmlich zur Bereitung des Jerga, des landesüblichen Kleidungsstoffes, liefert. Die übrige Viehzucht ist ohne Bedeutung. Die Industrie liefert nur grobe, lediglich für den Bedarf des Landes berechnete Produkte. Der Handel ist gegen früher gesunken u. durch Mangel an guten Häfen wie an Straßen im Innern des Landes erschwert. An der Bai von Amatique (im Golf von Honduras) ist Santo Thomas der einzige brauchbare Hafen. Kaum 150 Schiffe berühren jährlich die Küsten von G. Die Einfuhr, an Werth etwa 14,000,000 Doll., kommt meist von England (60%), Frankreich, Spanien u. Deutschland; die Ausfuhr, an Werth gegen 2 Million Doll., geht nach Panama, England u. Spanien u. erstreckt sich auf Cochenille, Häute, Sassaparille, Nutzholz, trefflichen Flachs, Kaffee, Zucker, Baumwolle u. Seide. Die Hauptmessen finden in Esquipulas statt, das zugleich ein berühmter Wallfahrtsort ist. — Nach der seit 1851 bestehenden Verfassung ist G. eine Republik, an deren Spitze ein auf 4 Jahre gewählter Präsident steht, welcher fast diktatorische Gewalt hat, obgleich ihm eine Repräsentantenkammer zur Seite steht. Seit 1845 bis in die neueste Zeit hatte den Präsidentenstuhl ein der Bildung barer, gewaltthätiger und fanatisch-katholischer Mestize Raffael Carrera inne, welcher sich vom Trommelschläger zum Bandenführer u. endlich zum Generalkapitän u. Präsidenten auf Lebenszeit emporgeschwungen und dazu das Recht erhalten hatte, seinen Nachfolger zu ernennen. Er hat die früher vertriebenen Jesuiten zurückgerufen, die Klöster wieder hergestellt, die Presse geknechtet u. unter die Aufsicht des Erzbischofs gestellt. Diese klerikale Regierung ist durch die Revolution von 1871 gestürzt, eine neue Verfassung gegenwärtig noch nicht eingeführt. Die Staatseinnahmen u. Ausgaben belaufen sich auf 1,200,000 Thlr.; das Heer soll 5200 Mann stark sein, entbehrt jedoch der Organisation u. Zucht. — G. ist 1524 von Pedro de Alvaredo erobert u. bis 1541 von ihm regiert worden. Er fand daselbst auf hoher Kulturstufe stehende Völker, wie die Quiches od. Utlatekas, die Zutugils u. die Cachiquels, von deren Bildung die Ruinen von Palenque, Utlatan, Ocosingo u. a. O. zeugen. — Heutzutage zerfällt G. in die 17 Departements: Guatemala, Sacaltepec, San Marco, Chimaltenango, Suchiltepec, Escuintla, Amatitlan, Sa. Rosa, Mita Solola, Totoniacapan, Guegnetenango, Quesaltenango, Chiquimula, Vera Paz, Salama, Tzabal. Die schnell aufblühende Hauptstadt ist Santiago de G. od. G. la Nueva, in 1322 m. Höhe, etwa 18 M. vom Großen Ozeane in schöner Gegend gelegen. Tiefe, zum Theil überbrückte Schluchtenthäler umgeben die Stadt auf 3 Seiten; dieselbe ist regelmäßig angelegt u. hat eine prachtvolle Kathedrale nebst 24 anderen Kirchen u. Klöstern, ein Theater, eine Universität, ein Hospital u. ein einziges, von einem Deutschen eingerichtetes Gasthaus. Die Privathäuser sind niedrig, schließen aber oft mit Säulengängen, Fontänen u. Blumen schön geschmückte Höfe ein. Inmitten der Stadt liegt der große Hauptplatz, außer welchem ein zweiter für Stiergefechte zu erwähnen ist. Die Bevölkerung beläuft sich auf 40,000 Seelen u. zählt etwa 200 Familien mit blauem Blute (von spanischer Abkunft), 20,000 Ladinos u. im Uebrigen Indianer; Zambos, afrikanisch-indianische Mischlinge von abschreckender Häßlichkeit, giebt es wenig. Nur die Eingebornen betreiben Gewerbe; die Indianer fertigen besonders wollene Stoffe, irdne Geschirre, Holzarbeiten, Hängematten, Hüte u. Körbe od. sie arbeiten als Maurer, Zimmerleute, Dachdecker, Schmiede, Tischler, Klempner u. Bäcker, während sich die Ladinos mit dem Verfertigen von Kleidern u. Schuhwerk, mit Goldschmiedearbeiten, Kleinhandel, Zuckersiederei, Rumbrennerei und Cochenillezucht beschäftigen od. Pachtungen übernehmen. Der Handel ist nicht bedeutend. Von anderen Städten sind zu nennen: Alt-G. od. La Antigua mit 20,000 E., die alte Hauptstadt des ehemaligen Königreiches G., auf einer gesunden, üppig fruchtbaren u. großartig schönen Hochfläche zwischen den Vulkanen Del Agua u. Del Fuego; liegt seit dem Erdbeben von 1773 zum Theil in Ruinen; — die von Alvarado 1524 gegründete erste Hauptstadt des Landes, Ciudad Vieja od. Almalonga, wurde bereits 1542 durch einen vulkanischen Schlammausbruch zerstört; — Amatitlan, am gleichnamigen See, ein durch den Aufschwung der Cochenillekultur schnell aufgeblühter Ort mit 7000 Bewohnern u. heißen Quellen; — Quezaltenango, an Stelle des 1524 von Alvarado gegründeten Felahuh, das 300,000 E. gehabt haben soll, die zweite Stadt des Reiches, mit 20,000 E., hat die kühlste mittlere Temperatur in Mittelamerika u. ist von fruchtbaren Flächen umgeben, die große Schafherden nähren; — Santa Cruz del Quiche u. Coban, zwei sehr große Indianerdörfer; das erstere (5000 E.) mit zahlreichen, hoch interessanten Ruinen der alten Hauptstadt (Utlatlan) des Quiche-Reiches, das letztre mit 12,000 sehr civilisirten, gewerbfleißigen Indianern.

Nr. 3248. Bewohner von Guatemala.

Guave u. Guajave (Psidium Guajava), ein zu den Myrtengewächsen, Gruppe der Pimentoideen, gehöriger Strauch mit myrtenartigem Laube u. apfelähnlichen, wohlschmeckenden Früchten, die besonders im tropischen Amerika gern genossen werden. Man unterscheidet zwei Sorten: die weiße (P. pyriferum) u. die rothe Guave (P. pomiferum). Die erstere, die beste von allen, verbreitet sich über Westindien als ein etwa 3 m. hoher

Strauch, welcher jedoch, in Gärten angepflanzt, die Tracht eines gewöhnlichen Apfelbaumes mit einem 2 m. hohen u. 15 cm. im Durchmesser haltenden Stamm erlangt. Das Holz ist sehr hart u. zähe; die Blätter werden 5—7 cm. lang u. stehen sich paarweis gegenüber; die Blumen sind weiß u. von angenehmen Geruch; die Frucht ist dicker als ein Hühnerei, schwefelgelb, sehr glatt, von eigenthümlichem Geruche u. bedeckt mit einer dicken Rinde, unter welcher die Samen in einem Fruchtfleische liegen, das seinerseits eine fleischrothe Farbe, einen angenehm gewürzigen Geruch u. einen ebenso angenehmen Geschmack besitzt. Man benützt sie zum Desert u. macht sie mit Zucker zu einer Conserve ein, die für die feinste Westindiens gilt. Die rothe G. entwickelt einen kräftigeren Baum von etwa 6 m. Höhe, der nur auf magerem Boden niedriger u. strauchartiger bleibt. Seine Blätter sind lichtgrün, seine Blüten weiß; seine Früchte gleichen einem Granatapfel u. entwickeln bei der Reife einen angenehmen Geruch. Im Allgemeinen stellt man sie aber unter die vorige. Außerdem giebt es noch eine Menge anderer Arten, die fast sämmtlich in Westindien, Brasilien u. im Uebrigen äquinoktialen Amerika heimisch sind u. ebenfalls wohlschmeckende Früchte von Beeren- bis zu Birnen- u. Apfelgröße liefern.

Guaza, s. v. w. Cannabis.

Guben, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Frankfurt (Prov. Brandenburg), Hauptstadt der ehemals sächs. Niederlausitz, mit 21,423 E. (1871), liegt am Zusammenfluß der Lubst u. Neiße, welche hier schiffbar wird, hat zwei Kirchen, ein Gymnasium u. sehr lebhafte Industrie; hervorragend ist G. in Tuchmanufaktur, Eisengießerei, Maschinenbau u. Tabaksfabrikation; in der Umgegend wird viel Obst u. Wein erbaut u. Braunkohle gewonnen. G. wird zuerst 1154 als Stadt urkundlich erwähnt.

Nr. 3249. Friedrich Wilhelm Gubitz (geb. 27. Febr. 1786, gest. 5. Juni 1870).

Gubitz, Friedrich Wilhelm, einer der besten Holzschneider unseres Jahrhunderts, zugleich höchst einflußreicher Schriftsteller, geb. 27. Febr. 1786 zu Leipzig als Sohn eines unbemittelten Schriftsetzers, der bald darauf nach Berlin übersiedelte u. dort als Holz- u. Stahlschneider hohe Achtung sich erwarb; sollte Theologie studiren u. bezog zu diesem Zwecke die Universität Wittenberg. In seinen Mußestunden aber betrieb er die frühzeitig erlernte Holzschneidekunst u. fertigte verschiedene Werke, welche auf der Berliner Kunstausstellung allgemeines Aufsehen wegen ihrer hohen Vollendung machten u. Friedrich Wilhelm III. veranlaßten, den jungen Künstler 1805 zum Professor der Formschneidekunst an der Akademie der Künste zu ernennen. Aber die kriegerischen Ereignisse des J. 1806 brachten G. um diese Stellung, u. nun griff er, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben, zur Feder, in deren Führung er sich schon früher, als es galt, verschiedene Angriffe von Fachgenossen zurückzuweisen, sehr geschickt gezeigt hatte, u. die er nun bis an sein Lebensende in gleicher Weise, wie den Radirgriffel, handhabte. Von 1807—9 gab er die Zeitschrift „Das Vaterland" heraus, bald darauf entstanden mehrere dramatische Arbeiten, welche später als „Theaterspiele" (1815—16) gesammelt erschienen, u. 1817 begann G. die Herausgabe der Zeitschrift „Der Gesellschafter", welche, seit 1849 in zwanglosen Heften unter dem veränderten Titel „Volksgesellschafter" erscheinend, die weiteste u. in Anbetracht der Trefflichkeit ihrer Artikel verdienteste Verbreitung fand. Von 1823 bis zu seinem Tode schrieb er für die „Vossische Zeitung" Theaterkritiken, gab 1822—66 das vortreffliche „Jahrbuch der deutschen Bühnenspiele" heraus u. begründete 1835 zwei andere Zeitschriften, welche ihn zum volksthümlichsten Schriftsteller seiner Zeit gemacht haben, nämlich das „Jahrbuch des Nützlichen u. Unterhaltenden" u. den „Deutschen Volkskalender". Im J. 1850 entstand das früher viel gegebene Lustspiel „Der Kaiser u. die Müllerin", 1860 veranstaltete er eine Sammlung seiner „Gedichte" (2 Bde., Berl.), 1862 seiner Erzählungen unter dem Titel „Wirklichkeit u. Phantasie" (4 Bde., Berl.) u. kurz vor seinem Tode, der 5. Juni 1870 in Berlin erfolgte, erschienen seine „Erlebnisse" (3 Bde., Berl. 1868—69), eine interessante Selbstbiographie. Diese rastlose Thätigkeit — gesteigert dadurch, daß er seit 1822 Besitzer der Vereinsbuchhandlung in Berlin sowie einer dazu gehörigen Buchdruckerei u. Schriftgießerei war — hat G. gleichwol nicht gehindert, einen Theil seiner Zeit der Ausübung u. Vervollkommnung seiner zuerst getriebenen Beschäftigung, der Holzschneidekunst, zu widmen u. eine Menge historischer Portraits, humoristischer Genrebilder, Landschaften &c. zu schaffen, alle von großer Frische u. Lebendigkeit, wenn auch ihnen, wie fast allen Leistungen des Holzschnittes aus den ersten Jahrzehnten unseres Jahrh., meist Kraft u. malerische Wirkung fehlt.

Gude, Hans, einer der bedeutendsten u. produktivsten Landschaftsmaler der Düsseldorfer Schule, geb. 13. März 1825 in Christiania; kam, nachdem er bereits die dortige Kunstschule besucht hatte, 1841 nach Düsseldorf, wo er bis 1844 Schüler von J. W. Schirmer war. Von hier aus machte er mehrmals Reisen in seine Heimat, der er sich in seinen Bildern mit besonderer Vorliebe zuwandte. In manchen seiner Bilder rührt die Staffage von seinem Landsmann Adolph Tidemand (s. d.) her, z. B. in dem nächtlichen Fischfang (1851) u. dem Leichenbegängniß am Sognefjord. Einige seiner Hauptwerke sind die 4 großen Wandbilder aus der Fritbjofssage für die Villa Oskarshall des Königs von Schweden. Später entnahm er die Motive seiner Bilder oft dem bayrischen Hochlande od. Wales. Nachdem er 1854 an Schirmer's Stelle Prof. an der Akademie in Düsseldorf geworden war, ersetzte er diesen 1864 an der Akademie in Karlsruhe.

Gudin, Jean Antoine Théodore, einer der bedeutendsten, produktivsten Meister im Fache der Seemalerei, geb. zu Paris 1802, kam aus der klass. Schule des Girodet de Rouci (s. d.), stellte sich aber bald auf die Seite der Romantiker. Seine ersten Seebilder, mit denen er 1822 auftrat, waren in der Darstellung der Meeresunruhe, des Glanzes der Sonne od. des Mondes auf den Wellen u. des feinen Duftes ausgezeichnet; später aber verleiteten ihn die Leichtigkeit des Schaffens u. seine raschen Erfolge zu bloßen Bravourstücken von allzu großen Dimensionen. So erschöpfte er sich in einer Anzahl von Bildern, die für Versailles die Großthaten der franz. Marine darstellen, aber nur Arbeiten von fabrikmäßiger Geschicklichkeit sind.

Gudrun, deutsches Epos, s. „Kudrun".

Guébriant (spr. Gebbriang), Jean Baptiste de Budes, Graf v., Marschall von Frankreich, ein hervorragender Kriegsmann des 17. Jahrh., geb. 1602 im Schlosse Plessis-Budes in der Bretagne, wurde nach Deutschland zum Herzog Bernhard von Weimar gesandt, mit dem vereint er 1638 die Kaiserlichen bei Breisach schlug. Nach Bernhard's Tode (8. Juli 1639) befehligte G. die weimarischen Truppen unter Banér; da er es aber nicht über sich gewinnen konnte, Banér's Anordnungen sich zu fügen, trennte er sich von ihm, um erst später wieder zu ihm zu stoßen. Nach Banér's Tode (10. Mai 1641) gewann er die Schlacht bei Wolfenbüttel 29. Juni 1641 u. erfocht 1642 bei Kempen einen großen Sieg; die kaiserl. Generale Lannoy u. Mercy geriethen in seine Gefangenschaft. Diese Waffenthat brachte G. den Marschallstab ein. Doch konnte er sich der neuen Würde nicht lange mehr freuen, denn bei der Einnahme des lange belagerten Rottweil wurde er tödlich verwundet u. starb 24. Nov. 1643. Die von ihm hinterlassenen interessanten Memoiren erschienen 1656 zu Paris.

Guelfen, s. „Welfen".

Guelfenorden, s. „Orden".

Guercino da Cento, d. h. der kleine Schieler aus Cento (zwischen Bologna u. Ferrara), eigentlich Giovanni Francesco Barbieri, geb. 1590, ein ungemein fruchtbarer Maler, der zwar der Richtung der Schule der Caracci folgte, aber auch von Caravaggio beeinflußt wurde, so daß sein Stil zwischen Idealität u. Naturalismus schwankt; in der Technik aber ist er einer der geschicktesten Maler. Im Anfange seiner Thätigkeit liebte er starke, schwere Schatten, scharfe Lichter u. harte Umrisse, z. B. in der Ordenseinkleidung Wilhelm's von Aquitanien u. dem heil. Bruno, dem die Jungfrau Maria erscheint (beide in der Pinakothek zu Bologna), in Dido auf dem Scheiterhaufen (Palast Spada in Rom), in dem meisterhaft gemalten Tode der heil. Petronilla (Galerie des Kapitols) u. unter seinen zahlreichen Bildern des Louvre, in der Auferweckung des Lazarus, in der Vision des heil. Hieronymus u. in einer Madonna mit dem Kinde. Später vervollkommnete er sich durch das Studium der Venezianer in der Kraft u. Wärme der Farbe u. im Helldunkel, wie z. B. in dem Petrus, der die Tabitha auferweckt (Palast Pitti), in der Madonna auf Wolken mit den Schutzpatronen von Modena (Louvre) u. in dem ungläubigen Thomas (Galerie des Vatikans). Dahin gehören auch die Malereien in der Kuppel des Domes zu Piacenza. Noch später, nachdem er 1642 nach Bologna übergesiedelt war, suchte er die Weichheit u. Lieblichkeit des Guido Reni nicht ohne Geschick nachzuahmen. Dieser Zeit gehören z. B. „Die Verstoßung der Hagar" (Brera zu Mailand), „Loth u. seine Töchter" (Louvre) und vor Allem die „Kleopatra" (Palast Brignole-Sale in Genua). Auch in einigen Landschaften hat sich G. versucht. Er starb 1666 zu Bologna.

Guericke, Otto von, ein geistvoller deutscher Physiker des 17. Jahrh., der 20. Nov. 1602 zu Magdeburg geb. ist. Nachdem er in Leipzig, Helmstädt u. Jena die Rechte, u. in Leyden Mathematik studirt, auch verschiedene Reisen nach Frankreich u. England unternommen hatte, wurde er 1627 Rathsherr u. 1646 Bürgermeister in seiner Vaterstadt, nachdem er von der Zerstörung Magdeburgs an durch Tilly 1631—1636 in schwed. Diensten als Oberingenieur in Erfurt gestanden u. erst in genanntem Jahre seine städtischen Aemter wieder übernommen hatte. Er blieb Bürgermeister bis 1681, wo er abdankte, um bis zu seinem Tode (11. Mai 1686) bei seinem Sohne in Hamburg zu leben. Seine Leiche wurde später nach Magdeburg zurückgebracht. G. ist der Erfinder eines der wichtigsten physikalischen Apparate, der Luftpumpe, deren Konstruktion in das J. 1650 fällt. Beschrieben wurde dieser neue Apparat u. die damit angestellten epochemachenden Versuche zuerst von dem Freunde G.'s, Kaspar Schott, 1657 in dessen „Mechanica hydraulico-pneumatica". Die sog. Magdeburger Halbkugeln, mit denen G. das berühmte Experiment auf dem Reichstage zu Regensburg machte (s. folg. Art.), sind ebenfalls von G. erfunden worden, eben so ein Manometer (1661) u. die erste, wenn auch noch unvollkommene Elektrisirmaschine.

Guericke'sche (od. Magdeburger) **Halbkugeln.** Um den Druck der Atmosphäre zu demonstriren, konstruirte Guericke eine aus zwei an ihren Rändern vollständig auf einander passenden Hälften zusammengesetzte hohle Metallkugel, die er mit Hülfe seiner Luftpumpe luftleer machte, um zu zeigen, daß eine bedeutende Zugkraft dann nicht im Stande sei, die mit Handhaben od. Ringen versehenen beiden Hälften der Kugel auseinander zu reißen. Auf Veranlassung des Mainzer Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn stellte er diesen Versuch vor Kaiser u. Reichsfürsten auf dem Reichstage zu Regensburg 1654 in ziemlich großem Maßstabe an. Er wendete Kugeln von etwa 60 cm. Durchmesser an, welche, luftleer gepumpt, durch die Zugkraft von 8, 10, 12, ja 20 Pferden noch nicht von einander gerissen werden konnten. Erst bei Anwendung von 24—30 Pferden sprangen sie unter gewaltigem Knalle auseinander.

Nr. 3250. Otto v. Guericke (geb. 20. Nov. 1602, gest. 11. Mai 1686).

Guericke'sche Leere nennt man den mit Hülfe der Luftpumpe erzeugten luftleeren od. eigentlich nur luftverdünnten Raum im Gegensatz zur Toricelli'schen Leere, welche sich im oberen Raume des (von Toricelli zuerst konstruirten) Quecksilberbarometers befindet.

Nr. 3251. Versuche Guericke's mit den Halbkugeln in Regensburg. Nach dem Kupferstich eines gleichzeitigen Künstlers.

Guérin (spr. Geräng), Pierre, einer der vorzüglichsten Vertreter der klassischen Schule der franz. Malerei, geb. 13. Mai 1774, verrieth schon früh die größte Begabung, aber gar keine Neigung für die Kunst, u. zeigte sich, da er wider seinen Willen in das Atelier des Malers Brenet gebracht wurde, so träge, daß Brenet ihn fortschickte.

Sein zweiter Lehrer aber, Regnault, ein Anhänger der klassischen Schule, wußte die Liebe zur Kunst in seinem Schüler zu entzünden u. ihn zugleich für seine Richtung zu begeistern. Als 1796, nachdem die Akademie unter der Herrschaft des Schreckensregiments eine Zeit lang eingegangen war, die Preisbewerbungen für ein Reisestipendium nach Rom wieder aufgenommen wurden, erhielt G. mit seinem „Tod des Cato von Utica" einen der Preise, zog es aber vor, in Paris zu bleiben u. hier seine „Heimkehr des unter Sulla verbannten Marcus Sextus" zu malen, welche auf der Ausstellung von 1799 den allgemeinsten Beifall fand. Im J. 1802 vollendete er seine „Phädra", ein Bild, welches zwar gleichfalls Aufsehen erregte, in dem aber schon jene Neigung zu hohlem Pathos sich bemerklich macht, an welchem die ganze klassische Schule krankt. Danach begab sich G. nach Rom u. erhielt nach seiner Rückkehr 1806 den Auftrag, Napoleon vor den Rebellen in Kairo zu malen. Im J. 1810 brachte er seine durch hohe technische Vollendung ausgezeichnete „Andromache", 1817 sein Meisterwerk, die „Klytemnästra", zugleich aber auch sein letztes großes Gemälde, denn die große Komposition „Die letzte Nacht von Troja" ist nur bis zur Untermalung gediehen. Im J. 1816 ward G. zum Direktor der franz. Malerakademie in Rom ernannt, trat aber das Amt nicht an, sondern blieb wieder in Paris, wo er 1819 Mitglied der Akademie wurde. Einen erneuten Ruf nach Rom nahm er indessen 1821 an, doch seine erschütterte Gesundheit bewog ihn bald, seine Stellung aufzugeben. Er starb zu Rom 16. Juli 1833.

Guernsey (spr. Gernseh), brit. Insel im Kanal, 1,1 □M. groß, mit 33,969 E. (1871), im W. der franz. Halbinsel der Normandie gelegen, hat die Gestalt eines Dreiecks, im S. steile, im N. sanft abfallende Küsten u. einen fruchtbaren Boden. Die Einwohner, vielfach mit Franzosen gemischt, sind normännischer Abkunft. An der Spitze der Regierung steht der von der Krone ernannte Statthalter (Leutnant Governor) u. ihm zur Seite ein gesetzgebender Körper. Die Hauptstadt St. Pierre liegt an der Ostseite u. hat einen sicheren Hafen. Zu G. gehören noch die kleinen Inseln Sark u. Alderney.

Guéroult (spr. Gehruh), Adolphe, geistvoller franz. Journalist, wurde 29. Jan. 1810 zu Radepont im Depart. Eure geb. Seinem einsichtsvollen Vater, der die ersten Spinnereien im Thale von Andelle errichtet u. dadurch großes Vermögen erworben hatte, verdankt G. eine vortreffliche Erziehung. Als Journalist debutirte er, nachdem er kaum seine Studien beendet hatte, mit Reiseberichten aus Spanien, die er an das „Journal des Débats" sandte. Korrespondent dieses Blattes war er auch während eines sechsjährigen Aufenthaltes in Italien. Im J. 1842 ernannte ihn Guizot zum Konsul von Mazatlan in Mexiko, fünf Jahre später kam er in gleicher Eigenschaft nach Jassy, bis ihn die Provisorische Regierung des J. 1848 seiner Stelle enthob. G. kehrte nach Paris zurück u. nahm seine publizistische Thätigkeit in ausgedehntem Maße wieder auf, zunächst als Redakteur des „Crédit" u. der „République", während er nach dem Staatsstreiche sich mehr dem Studium industrieller u. volkswirthschaftlicher Fragen zuwandte, die er in „L'Industrie" besprach. Im J. 1852 wurde er Sous-Chef des Crédit foncier von Frankreich, gründete 1859 die „Opinion nationale" u. trat 1863 in den Gesetzgebenden Körper ein, wo er den vielgenannten neun Oppositionsmännern angehörte u. sich als Redner wiederholt auszeichnete; eine Sammlung seiner Reden erschien 1869 („Discours prononcés au Corps législatif"). Bemerklich machte er sich bes. durch seine preußenfreundliche Haltung. Bei den Wahlen von 1869 verlor er seinen Sitz im Gesetzgebenden Körper. Er starb nach kurzer Krankheit in Vichy 21. Juli 1872. — Zu seinen bedeutendsten Arbeiten zählen: „Lettres sur l'Espagne" (1838); „De la question coloniale" (1842); „Les colonies françaises et le sucre de betteraves" (1842); „La liberté et les affaires, la cherté des loyers et les travaux de Paris" (1861); „Etudes de politique et de philosophie réligieuse" (1862); „La politique de la Prusse" (1866) 2c.

Guerrazzi, Francesco Domenico, bedeutender ital. Staatsmann u. Schriftsteller, geb. 12. Aug. 1805 zu Livorno, studirte in Pisa die Rechte, ließ sich als Advokat in seiner Vaterstadt nieder u. erwarb sich als solcher rasch einen bedeutenden Ruf. Seine ausgedehnte Praxis ließ ihm gleichwol Zeit zu politischen u. historischen Studien wie zu belletristischer Thätigkeit; letzterer Richtung gehört sein historischer Roman „La battaglia di Benevento" (Flor. 1828 u. öfter) an. Seine Betheiligung an den Unruhen des Jahres 1830 zog ihm eine Gefängnißhaft zu, während welcher seine beiden besten Werke: „L'assedio di Firenze" u. „Isabella Orsini" entstanden; erst 1838 wurde ihm die Freiheit wiedergegeben, u. damit begann auch wieder seine Theilnahme an der politischen Bewegung, die er durch den Eintritt in verschiedene geheime Gesellschaften, u. a. in Mazzini's „Junges Italien", bethätigte. Dabei aber blieb er literarisch thätig: 1847 erschienen in Florenz drei Novellen, ein Drama: „I Bianchi et Neri" u. eine Sammlung verschiedener Artikel unter dem bescheidenen Titel „Scritti". Der Verdacht der Urheberschaft an den Unruhen in Livorno zu Anfang 1848 brachte G. abermals ins Gefängniß, wenn auch nur auf kurze Zeit; indessen fand er sich nun bewogen, vorsichtiger aufzutreten, u. in der That berief ihn noch in demselben Jahre der Großherzog Leopold II. in das Ministerium als Kabinetspräsident u. Minister des Innern. Eine noch bedeutendere Stellung nahm er ein, als im Febr. 1849 der Großherzog geflohen war: zugleich mit Montanelli u. Mazzoni wurde G. zum Triumvir u. kurz darauf zum Diktator ausgerufen. Inzwischen war in Rom die Republik proklamirt worden. Viele Toscaner, an ihrer Spitze Montanelli, wünschten den Anschluß Toscana's an die Röm. Republik, Andere befürworteten den Anschluß an Piemont. G. widersetzte sich diesen Plänen u. suchte dem drohenden Einbruch der Anarchie nach Kräften zu wehren; ja er gab seine Zustimmung, als ein Theil der Bevölkerung nach der Schlacht von Novara, um einer befürchteten Okkupation durch die Oesterreicher zuvorzukommen, den Großherzog zurückrief. Die wieder hergestellte Regierung machte nun G. den Prozeß: er habe als Minister der Revolution nicht in genügender Weise Widerstand geleistet, eine Anklage, gegen die er sich durch seine meisterhafte Schrift „Apologia della vita politica di F. D. G." vergeblich vertheidigte, denn er wurde zu ewiger Verbannung verurtheilt. G. wandte sich nun nach Bastia, später nach Genua, wo er seine literarischen Arbeiten wieder aufnahm, doch bekunden seine seitdem erschienenen Schriften, wie der Roman „Beatrice Cenci" (1854), „L'asino" (1856), „Paolo Pellicione", „Pasquale Paoli" (1865) 2c., einen bedeutenden Rückgang seiner schriftstellerischen Leistungsfähigkeit. Auch politisch that er sich wenig mehr hervor, obwol die Ereignisse von 1859 ihm die Rückkehr nach Toscana gestatteten u. obwol er mehrmals in das Parlament gewählt wurde. Trotzdem war die Theilnahme in Italien eine ganz außerordentliche, als G. 23. Sept. 1873 in seinem Landhause La Cinquentina zu Cecina bei Livorno starb. Kurz vor seinem Tode hatte er eine Schrift „Il secolo che muore" vollendet. Vgl. Fenini, „F. D. Guerrazzi. Studi critici" (Mailand 1874).

Guerréro (spr. Gerrero), einer der westl. Küstenstaaten der Republik Mexiko, nach einem früheren mexikan. Präsidenten benannt, umfaßt 1161 □M. mit 270,000 E. Der größte mittlere Theil gehört dem unteren westl. Abfalle der Sierra Madre an u. bildet ein niedriges Bergland, dessen tief eingeschnittene Thäler heißes Klima haben. Der N. von G. ist bereits hohes Gebirgsland, die im S. gelegene Küstenlandschaft flach u. heiß. Zahlreiche Flüsse bewässern das Land, dennoch liegt die Bodenkultur darnieder. Edle Metalle sind reichlich vorhanden u. ehedem blühte in dem nördl. Dep. Tasco ergiebiger Bergbau; jetzt ist dieser, wie auch der Handel, infolge der Trägheit der meist aus Indianern bestehenden Bevölkerung, ohne Bedeutung. — Die Hauptstadt Tixtlan liegt in einem engen Thale u. ist ein unansehnlicher Ort mit 6000 Bewohnern. Acapulco, aus 30—40 Häusern u. zahlreichen Rohrhütten bestehend u. 3000 E. zählend, liegt in einem herrlichen Hafen, ist jedoch sehr ungesund. Tasco, der älteste, jetzt verlassene Bergwerksort Mexiko's, hat jetzt 4000 E.; von früherer Blüte zeugt noch jetzt seine prachtvolle Kirche.

Guerrieri-Gonzaga, Anselmo, Marchese di; ital. Politiker, Staatsmann u. Uebersetzer, stammt aus einer Seitenlinie der altberühmten Familie Gonzaga (s. d.), wurde zu Mantua 9. Mai 1819 geb., studirte 1836—40 in Padua die Rechte, war 1840—48 Advokat in seiner Geburtsstadt u. wirkte als Mitarbeiter an der 1844—48 in Mailand erscheinenden „Rivista europea" für die Unabhängigkeit Italiens. 1848 Mitglied der Mailänder provisor. Regierung, mußte er 1849 fliehen u. lebte, von der österr. Amnestie ausgeschlossen, bis 1859 als Verbannter in Genf und Paris. Dann ins Vaterland zurückgekehrt, wurde er von Farini, dem Diktator der Emilia, zum Präfekten von Piacenza ernannt, welche Stelle er bis 1860 bekleidete. Seit diesem J. ist er Mitglied des Ital. Parlaments. 1867 war er unter Ricasoli

Gen.-Sekretär im Ministerium des Auswärtigen. Bekannt hat sich G.-G. auch im Auslande durch seine vollendeten Uebersetzungen Goethe'scher Dichtungen („Faust" u. „Hermann u. Dorothea") erworben. Die neuerdings in der Provinz Mantua immer größere Dimensionen annehmende Bewegung freier, d. h. aus der Initiative der Gemeinde hervorgehender Pfarrerwahlen findet an ihm eine Hauptstütze.

Guerrillas (spr. Gherilljas) heißen in Spanien die kleinen Freischaaren von Hirten, Landvolk 2c., welche zu dem Zwecke formirt sind, um den kleinen Krieg (guerrilla) namentlich in Gebirgsgegenden zu führen. Ihre Entstehung verdanken die G.s der Erhebung des span. Volkes gegen die napoleonische Zwingherrschaft 1808. Die Anführer solcher Banden heißen Guerrilleros.

Guesclin (spr. Geskläng), Bertrand du, Graf von Longueville, Connetable von Frankreich, „die Blume der Ritterschaft", geb. 1314 in der Gegend von Rennes, zeichnete sich früh in Turnieren u. andern Waffenübungen aus u. wurde später einer der berühmtesten Führer der sog. Compagnien, d. h. jener ritterlichen Abenteurer, welche in Frankreich u. Italien aus dem Kriege ein Handwerk machten und deren sich namentlich die französ. Könige zur Führung ihrer Kriege bedienten. Nach König Johann's Gefangennahme 1356 eine der Hauptstützen des Dauphins, des nachmaligen Karl V., u. dafür nach dessen Thronbesteigung zum Gouverneur von Pontorson erhoben, bekriegte er im Dienste Karl's 1364 den König von Navarra u. wurde dann dem franz. Prinzen Karl von Blois zu Hülfe gesandt gegen den Grafen von Montfort. G.'s Sieg bei Cocherel (23. Mai 1364) erwarb ihm die Würde eines Grafen von Longueville; in der Schlacht bei Auray (29. Sept.) gerieth er in Gefangenschaft, wurde aber mit einem Lösegeld von 100,000 Livres losgekauft, ebenso, als er in Diensten Heinrich's von Trastamare gegen Peter den Grausamen von Castilien in die Gefangenschaft des Schwarzen Prinzen, der Peter unterstützte, gefallen war. Von hier zog G. in die Provence, um für Ludwig von Anjou zu kämpfen, dann aber, als das Unternehmen keinen Fortgang hatte, wieder nach Castilien, wo 1369 Heinrich von Trastamare endgiltig über Peter siegte. Im J. 1370 wurde G. von Karl V. zum Connetable von Frankreich, zum Oberbefehlshaber der ganzen franz. Streitmacht, ernannt, u. seinen Waffenthaten ist es hauptsächlich zu danken, daß in den folgenden 10 Jahren den Engländern fast alle ihre Besitzungen in Frankreich wieder genommen wurden. Bei der Belagerung der in Languedoc gelegenen Burg Randon erkrankte G. u. starb 13. Juli 1380. Karl ließ ihn in St. Denis neben dem königl. Grabgewölbe beisetzen.

Guevāra y Dueñas, Luis Velez de, span. Dichter, geb. im Jan. 1574 zu Ecija in Andalusien, war Advokat in Madrid u. starb das. im Jan. 1646. Er begründete seinen Ruhm durch das überaus witzig und geistreich geschriebene satir. Sittengemälde seiner Landsleute „Diablo cojuelo, o novela de la otra vida" (Madr. 1641 u. ö.; Par. 1828), von dem Lesage (s. d.) unter dem Titel „Le diable boiteux" (Par. 1707) eine Bearbeitung veröffentlichte; der von Lesage selbst verfaßte zweite Theil ist der bei weitem schwächere. Von König Philipp IV. ward G. angeregt, auch Komödien zu dichten, von denen eine Sammlung 1730 zu Sevilla erschien.

Guffens, Gottfried, belg. Historienmaler, geb. 1823, der mit seinem gleichaltrigen Freunde u. Kunstgenossen Jan Swerts sich besonders um die Belebung u. Einführung der monumentalen Malerei in Belgien verdient gemacht hat. Beide erhielten ihre künstlerische Ausbildung auf der Akademie u. knüpften hier ein Freundschaftsband, das sie im Leben wie in der Kunst um so fester zusammenhielt, da sie in ihrem ganzen Wesen einander ergänzen: Guffens ein sanfter u. ernster Charakter, Swerts eine rasche, feurige, mehr zum entschlossenen Handeln als zum Nachdenken geneigte Natur. Anfangs arbeiteten Beide im Geiste ihres Lehrers de Keyser; ein Aufenthalt in Italien aber u. ein im Auftrage der belg. Regierung unternommener Besuch der Pflanzstätten der Kunst in Deutschland veranlaßte sie, eine andere Richtung einzuschlagen u. sich wesentlich der monumentalen Malerei zuzuwenden. Sie begannen ihre Thätigkeit in der neuen Kirche Notre Dame in St. Nicolas, wo sie zum Hauptgegenstand der Darstellung die 7 Leiden der Maria wählten, denen sie andere Nebenbilder hinzufügten; ein Cyklus, der in Auffassung u. Ausführung die schönste Verbindung des Idealismus u. des Realismus ist. Eine zweite bedeutende Leistung der Beiden waren die Fresken in der Börse zu Antwerpen, die Hauptperioden aus der Geschichte des Handels dieser Stadt darstellend. Leider gingen diese Fresken beim Brande des Börsengebäudes im Aug. 1858 zu Grunde; doch sind die Cartons erhalten. Der dritte größere Cyklus sind die Wandgemälde in der St. Georgskirche zu Antwerpen, die unseren Künstlern viel günstigere Wandflächen darbot als jene Kirche in St. Nicolas. Der Stoff dieser in Wasserglasmalerei ausgeführten Bilder war das Leben u. Leiden Christi (im Langhause der Kirche) sowie ein Bild der Kirche im Himmel (im Chor). Später schmückten sie noch in Ypern die St. Nikolauskirche u. den großen Saal des Rathhauses mit Wandbildern. Von jedem besonders existiren auch mehrere historische Staffeleibilder, von denen die meisten einen monumentalen Charakter haben.

Gufferlinien werden die auf dem Gletscher (s. d.) parallel mit seinen Ufern sich hinziehenden Mittelmoränen genannt.

Guglielmi (spr. Guliel—), Pietro, vortrefflicher ital. Tonsetzer, geb. im Mai des J. 1727 zu Massa Carrara. Von seinem Vater, Kapellmeister des Herzogs von Modena, musikalisch unterrichtet, kam er mit 18 Jahren auf das Conservatorium di Loreto zu Neapel, wo Durante sein Hauptlehrer in der Komposition wurde. Seine erste Oper, die 1755 in Turin mit großem Erfolg aufgeführt wurde, datirt aus dem J. 1755, sie brachte ihm viele Aufträge von den bedeutendsten ital. Bühnen ein, denen zufolge G. bis 1762 eine Anzahl Opern schrieb, die meist mit großem Beifall aufgenommen wurden. 1762 ging er nach Dresden, wo er mehrere Jahre mit dem Titel eines kurfürstlichen Kapellmeisters lebte, begab sich dann zu einem längern Aufenthalte an den Hof zu Braunschweig u. folgte endlich im J. 1772 einem Rufe nach London, daselbst fünf Jahre verweilend. Als er im J. 1777 wieder nach Neapel zurückkehrte, fand er Cimarosa u. Paesiello als Günstlinge des Publikums u. seine Musik so ziemlich vergessen. Er trat aber, trotz seiner 50 Jahre, mit den Genannten kühn in die Schranken u. es gelang ihm, ihnen die absolute Herrschaft über die Herzen u. Ohren der Neapolitaner zu entreißen, od. wenigstens dieselbe zu brechen. In staunenswerther Fruchtbarkeit ließ er bis zum J. 1793 ernste u. komische Opern Schlag auf Schlag folgen, u. entsagte dann, da er in genanntem Jahre zum Kapellmeister an St. Peter in Rom ernannt worden war, der Thätigkeit für die Bühne, fortan nur noch für die Kirche arbeitend. Gest. ist er zu Rom 19. Nov. 1804. — Die Zahl der von G. komponirten Opern ist sehr bedeutend (Einige sprechen gar von 200) u. die komischen darunter wurden von jeher besonders hochgehalten; z. B. „I due Gemelli", I Viaggiatori", „La serva inamorata", „I fratelli Pappa Mosca", „La Pastorella nobile", „La bella pescatrice". Außer den Opern u. Kirchensachen (unter diesen besonders das Oratorium „Debora e Sisāra" berühmt) kennt man von G. noch Klaviersachen mit u. ohne Begleitung. — Pietro Carlo **G.**, ein Sohn des Vorgenannten, war um 1763 zu Neapel geb. u. machte auf dem Conservatorium di Loreto daselbst seine musikalischen Studien. Mit 20 Jahren gab er im San Carlo-Theater seine erste Oper, die sehr beifällig aufgenommen wurde. Später ging er nach London; nach seiner Rückkehr von dort (um 1811) wurde er Kapellmeister der Herzogin Beatrix von Massa-Carrara. Er starb 28. Febr. 1817. Die bekanntesten seiner Opern sind: „Asteria e Teseo", „La Fiera", „Il naufragio fortunato", „L'Equivoco degli sposi", „La serva bizarra", „L'Isola di Calipso", „La persuasione corretta", „Ernesto e Palmira", „Don Papirio", „La moglie giudice del marito". Mehrere Opern seines Vaters hat man, wie noch zu bemerken ist, fälschlich ihm (dem Pietro Carlo) zugeschrieben.

Guhrauer, Gottschalk Eduard, philosoph. u. literarhistor. Schriftsteller, geb. 1809 zu Bojanowo im Großherzogthum Posen, studirte in Breslau u. Berlin Philosophie u. Philologie, widmete sich mit besonderem Eifer dem Studium der Leibniz'schen Philosophie u. machte sich durch seine kritische Ausgabe von „Leibniz' Deutschen Schriften" (2 Bde., Berl. 1838—40) bekannt. Nachdem er sich 1842 als Lehrer der Literaturgeschichte an der Universität Breslau habilitirt hatte, wirkte er von 1843 bis zu seinem Tode (6. Jan. 1854) als außerord. Prof. der Literaturgeschichte an der genannten Hochschule. Seine werthvollsten Arbeiten sind: die aus tüchtigen

Forschungen u. scharfer Kritik hervorgegangene Biographie „Leibniz“ (2 Bde., Bresl. 1842), die Fortsetzung der Biographie „Gotthold Ephraim Lessing“ von Danzel (s. d.; Bd. 2 in zwei Abtheilungen, Lpz. 1853 u. 54), „Lessing's Erziehung des Menschengeschlechtes, kritisch u. philosophisch erläutert“ (Berl. 1846), „Joachim Jungius u. sein Zeitalter“ (Stuttg. u. Tüb. 1851). Ferner gab er „Goethe's Briefwechsel mit Knebel“ (2 Bde., Lpz. 1852) u. eine Anzahl kleinerer Monographien heraus.

Guicciardini (spr. Gitschardini), Francesco, ital. Geschichtschreiber, geb. zu Florenz 6. März 1482, erlangte als Rechtsgelehrter bald großen Ruf, wurde 1505 Professor u. 1511 Gesandter der Republik am Hofe Ferdinand's von Aragonien. Später ging er in päpstl. Dienste u. verwaltete unter Leo X. u. Hadrian VI. Modena u. Reggio, während er unter Clemens VII. auch als General auftrat, kehrte dann nach seiner Vaterstadt zurück, wo er u. A. für die Wahl Cosimo's de Medici zum Großherzog wirkte, u. starb daselbst 17. Mai 1540. Seine berühmte „Istoria d'Italia“ erschien 1561—64, die beste Ausgabe derselben ist von Rosini (10 Bde., Pisa 1819, deutsch von Sander, 2 Bde., Darmst. 1843 f.). Einen Theil von G.'s Gesandtschaftsberichten aus Spanien gab Rosini (Pisa 1825) heraus; seine „Opere inedite“ (4 Bde., Flor. 1854 ff.) enthalten u. a. politische Traktate u. eine interessante, aber unvollendete Geschichte der florentinischen Republik. Sein Leben beschrieb Pozzetti in den „Opuscoli letterali di Bologna“ (1820, III. Bd.).

Guiden (franz., guide = Führer), Ordonnanzreiter, Stabsdragoner, hatten in der franz. Armee die Bestimmung, Kommunikationen zwischen den einzelnen Truppencorps u. deren Befehlshabern herzustellen, Befehle, Meldungen u. Rapporte zu überbringen, überhaupt den Nachrichtendienst zu versehen, soweit dies nicht auf andere Weise geschehen konnte. Dieser Bestimmung gemäß in den Hauptquartieren stationirt, versahen die G. dort auch den Sicherheits- u. zuweilen den Polizeidienst. Napoleon, welcher die G. 1796 zu seinem persönlichen Dienst als Sicherheitswache errichtet hatte, überwies sie später dem Generalquartiermeisterstabe u. nahm auch Geometer u. Zeichner auf, um sie beim Rekognosziren u. zum Zeichnen u. Terrainaufnehmen mit Vortheil verwenden zu können. In anderen Armeen findet man eine ähnliche Einrichtung in den sog. Ingenieurgeographen. Die jetzt noch bestehenden G. sind Kavalleristen, in Frankreich bestand beim Ausbruch des Krieges 1870 ein Guidenregiment zu 4 Schwadronen, welches sich von dem Husarenregiment wenig unterschied.

Guido von Arezzo (lat. Guido Aretinus), ein um die Lehre des Kirchengesanges im früheren Mittelalter verdienter Benediktinermönch. Zu Arezzo gegen Ende des 10. Jahrh. geb., trat er später in das Kloster Pomposa (in der Nähe von Ravenna u. Ferrara) u. unterrichtete hier im Kirchengesang nach einer selbsterdachten neuen Methode, die als ungemein praktisch großen Erfolg hatte u. ihm selbst großen Ruhm einbrachte. Mißgunst u. Neid seiner Mitmönche u. die Quälereien, denen er sogar von Seiten des Abtes ausgesetzt war, veranlaßten ihn zur Flucht aus dem Kloster. Hierauf scheint er sich zumeist in seinem Geburtsorte Arezzo aufgehalten haben, wo er mit um so größerm Eifer seinen Bestrebungen nachging. Papst Johann XIX. wurde endlich (1024—1033) auf sie aufmerksam, ließ G. nach Rom kommen u. überzeugte sich selber von der Nützlichkeit seiner Methode. Diese päpstl. Sanktionirung stimmte nun den Abt des Klosters Pomposa u. seine übrigen mönchischen Neider wesentlich um, u. G. wurde sogar zur Rückkehr in das Kloster eingeladen. Daselbst scheint er denn auch den Rest seines Lebens zugebracht zu haben. Das Jahr seines Todes ist eben so wenig bekannt wie das seiner Geburt. — G. galt eine sehr lange Zeit für eine außerordentliche musikgeschichtliche Berühmtheit; neuere Forschungen haben aber dargethan, daß diese Berühmtheit durchaus nicht stichhaltig ist u. daß es mit vielen ihm zugeschriebenen Erfindungen (der Notenschrift, des Liniensystems, der Schlüssel, der Hexachorde, der Solmisation, ja sogar des Kontrapunktes etc.) nichts ist. Laut seinen Schriften (zuerst vollständig mitgetheilt in des Fürstabt Gerbert's „Scriptores ecclesiastici de musica sacra etc.“ [1784]) kann er nur das Verdienst eines für seine Zeit hervorragenden Musikpädagogen in Anspruch nehmen; u. die Aufstellung u. Anwendung der nach ihm benannten Guidonischen od. Aretinischen Silben ut, re, mi, fa, sol, la (den ersten Silben der Worte eines damals bekannten Kirchengesanges entnommen) als Merk- u. Treffhandhaben ist auch von keiner über seine Zeit hinausgehenden Bedeutung.

Guido v. Lusignan (spr. Lüsinjang), König von Jerusalem u. zuletzt von Cypern, gehörte einem alten Dynastengeschlechte in Poitou an, vermählte sich mit Sibylle, verwittweten Markgräfin Montferrat, Tochter des Königs Amalrich von Jerusalem, u. wurde infolge dessen 1182 Stellvertreter seines erblindeten Schwagers Balduin IV. von Jerusalem u. später selbst König. Ein durchaus unfähiger Regent, dabei treulosen Charakters, konnte er sich gegen Saladin nicht behaupten u. trat daher 1192 sein Königreich Jerusalem an Richard Löwenherz ab, von dem er dafür Cypern eintauschte. Als er 1194 starb, ging dieses neue christl. Königreich auf seinen Bruder Amalrich über, unter dessen Nachkommen es noch bis 1473 bestand. Zu Letzteren gehörte auch ein anderer G. v. L., der in seiner Kindheit 1310 als Geisel nach Armenien geführt wurde u. 1343 auf den Thron dieses Königreichs kam.

Guido Reni, s. „Reni“.

guillochiren nennt man ein Verfahren, mittels dessen sehr mannichfach verschlungene Kreis- u. überhaupt Kurvenlinien in unendlich verschiedenen Kombinationen auf Flächen erzeugt u. eingravirt werden können. Zur Ausführung dieser Arbeit, durch welche sehr schöne u. mannichfaltige Muster herzustellen sind, benutzt man drehbankartige, in ihrer besonderen Einrichtung aber ziemlich komplizirte Maschinen, Guillochirmaschinen. Meist sind diese Maschinen so konstruirt, daß durch mehrfache Zahnräder getriebe eine Kombination von Ovalwerken d. h. Vorrichtungen, welche während der Rotation um eine Achse zugleich eine hin- u. hergehende Verschiebung des zu gravirenden Stückes senkrecht zur Drehachse bewirken, in Bewegung gesetzt wird. Das Schneidwerkzeug, eine Art Gravirstichel, ist dabei entweder fest in einen Support eingespannt, od. erhält gleichzeitig auch eine oscillirende Bewegung. Seltener sind diese Maschinen so eingerichtet, daß das Arbeitsstück still steht u. nur der Gravirstahl bewegt wird; derartige Maschinen werden insbesondere als Molettirwerke bezeichnet, indem der Stahl od. Arbeitsstift seine Bewegung durch eine Art von Schablonen, Moletten genannt, mitgetheilt erhält. Ein geschickter, mit Phantasie zur Erfindung neuer Muster begabter Arbeiter ist jedoch nöthig, um mit einer Guillochirmaschine das Mögliche zu leisten. Die verschiedenartigen Muster, welche man damit hervorzubringen vermag, benutzt man besonders zur Verzierung von Uhrgehäusen, Medaillons, Knöpfen u. s. w., auch werden Buchdruckverzierungen zur Herstellung von Werthpapieren damit erzeugt. Da jedoch die Herstellung jeder einzelnen Guillochirung sehr mühsam u. zeitraubend ist, so stellt man gewöhnlich auf der Guillochirbank nur sogenannte Stangen her, welche dann die Matrizen liefern, in welchen die zu verzierenden Gegenstände geprägt od. gegossen werden.

Nr 3252 u. 3253.
Produkte der Guillochirmaschine.

Guillotine (franz., spr. Ghiljotihn), Fallbeil od. Fallschwert, eine Köpfmaschine, die namentl. während der Franz. Revolution ihre schreckliche Meisterschaft erwiesen hat, besteht im Wesentlichen aus 2, oben durch einen Querbalken verbundenen Ständern, zwischen denen sich in Falzen ein schräg gestelltes scharfes Eisen durch seine eigene Schwere schnell u. sicher gegen den Nacken des darunterliegenden, auf ein Bret gebundenen Verurtheilten bewegt, um den Kopf vom Rumpfe zu trennen. Daß die G. eine Erfindung des franz. Arztes Joseph Ignace Guillotin, geb. zu Saintes 28. Mai 1738, gest. zu Paris 26. März 1814, u. deshalb nach diesem benannt sei, ist eine irrige Annahme. Eine der G. ganz ähnliche Hinrichtungsmaschine war schon 1233 unter dem Namen „Assér“ od.

„Plante“ in der damals noch deutschen Stadt Dendermonde im Gebrauch, unter dem Namen „Winbrechen Diele“ gleichfalls im 13. Jahrh. in der Stadt Saalfeld, im 15. Jahrh. in Kärnthen u. bereits 1248 in Böhmen, 1381 in Schwaben u. um dieselbe Zeit in Lübeck. In Italien hatten seit dem 13. Jahrh. die Adeligen das Vorrecht, durch eine solche, dort „Mannaja“ (welsche Falle) gen. Maschine hingerichtet zu werden; auch Konradin von Hohenstaufen u. sein Freund Friedrich von Oesterreich wurden dieses Vorrechts theilhaftig. Engl. u. Schottl. kannten das Fallbeil unter dem Namen „Maiden“ (Jungfrau) u. Macaulay erwähnt z. B. in seiner „Geschichte von Engl.“, daß der Graf v. Argyle 1685 zu Edinburgh mit der „alten“ G. Schottlands den Todesstreich erlitten habe. Auch in Frankreich ward früher, so 1632 bei der Hinrichtung des Herzogs v. Montmorency, ein Fallbeil, „Doloire“ gen., angewendet. Hiernach konnte es sich also nur um die Wiedereinführung einer längst bekannten Maschine handeln, u. Guillotin gab zunächst blos eine mittelbare Veranlassung dazu, indem er als Deputirter des dritten Standes 10. Okt. 1789 in der Konstituirenden Versammlung beantragte, die Todesstrafe fortan ohne Unterschied des Standes u. Verbrechens auf einerlei Weise vollziehen zu lassen (nur Adelige waren bisher enthauptet, Bürgerliche dagegen u. gewisse Verbrecher gehenkt worden). Daraufhin ward 21. Dez. 1789 die Gleichförmigkeit der Todesstrafe zum Gesetz erhoben. In der betr. Verhandlung sprach sich Guillotin aus Gründen der Humanität allerdings auch für die Hinrichtung durch eine Maschine aus, aber nur im Allg., u. rief dabei den Deputirten die ebenso merkwürdigen wie ominösen Worte zu: „Avec une machine je vous fais sauter la tête et vous ne souffrez pas! (Mit einer Maschine köpfe ich Euch, ohne daß Ihr's fühlt!)“ Ein schallendes Gelächter folgte dieser Empfehlung u. Pelletier brachte in seinem royalist. Journal „Les actes des apôtres“ ein Spottlied auf Guilletin, das mit den Worten schloß: „Et sa main Fait soudain La machine Qui simplement nous tuera Et que l'on nommera Guillotine.“ Damals hatte die Empfehlung einer Maschine noch keinen Erfolg; auch noch 1791, bei der Wiederaufnahme der Verhandlungen über das Strafgesetzbuch, wurde nur die Hinrichtung durch das Köpfen schlechtweg zum Gesetz gemacht. Erst nachdem an die Stelle der Konstituirenden Versammlung die Gesetzgebende getreten war, wurde der Sekretär des Kollegiums der Wundärzte, Dr. Antoine Louis (geb. zu Metz 1723, gest. zu Paris 1792), vom Gesetzgebenden Ausschuß beauftragt, einen Bericht über die am wenigsten schmerzhafte Weise der Enthauptung zu erstatten. Dieser nun schlug in seinem Bericht vom 7. März 1792 das Fallbeil vor, indem er zugleich die daran nöthigen Verbesserungen angab. Auf Grund des Louis'schen Berichts nahm die Gesetzgebende Versammlung 20. März ein betr. Gesetz an u. der König bestätigte dasselbe 25. März. Ein Modell der Maschine lieferte der Mechaniker Schmidt aus Straßburg für 960 Frcs., und 17. April 1792 ward im Beisein des Scharfrichters Sanson im Bicêtre (s. d.) der erste, günstig ausfallende Versuch mit derselben an Leichen gemacht. Die erste Hinrichtung mit dem Fallbeil vollzog man 25. April 1792 auf dem Grèveplatz an dem Straßenräuber Nic. Pelletin. Anfänglich nannte der stets fertige Witz der Pariser die Maschine „Louisette“ (nach dem Dr. Louis); bald aber erinnerte man sich jener Worte Guillotin's u. jenes Spottliedes, u. taufte sie in „G.“ um. Seitdem bürgerte sich dieser Name zum Verdruß der Familie Guillotin ein. Guillotin's Sohn erbat sich daher u. erhielt auch von Karl X. die Erlaubniß, seinen väterlichen Namen mit einem andern vertauschen zu dürfen. Zuerst wurde die G. auch in den übrigen Städten Frankreichs, 1815 in denjenigen deutschen Ländern, wo das franz. Strafrecht galt, u. erst nach Ueberwindung der seit der Pariser Schreckenszeit ihr lange anhaftenden Vorurtheile in mehreren anderen deutschen Staaten (Sachsen, Bayern, Württemberg ꝛc.) eingeführt. Vgl. Sedillot, „Réflexions historiques et physiologiques sur le supplice de la guillotine“ (Par. 1795).

Guinea (spr. Ginea), ist der Name der westafrik. Küstenlandschaften von der Mündung des Gabun im S. bis zur Mündung des Rio Grande im N. Der flache Meerbusen v. G., in welchen der Niger mündet, scheidet dieses Gebiet in einen südl. u. nördl. Theil, in Nieder-G. u. Ober-G. Die Küste ist wenig gegliedert u. hat fast keinen einzigen guten Hafen. An den meisten Stellen treten die Randgebirge, welche das Hochland von Inner-Afrika nach W. abschließen, hart an das Meer, u. die Brandung ist vorzüglich an der Küste von Ober-G. so stark, daß die Schiffe nur an sehr wenigen Stellen landen können. Ein größeres Tiefland findet sich nur an der Mündung des Niger, deren weit vorgeschobener, von unzähligen Flußarmen u. Wasseradern durchzogener, mit Sumpfwald bedeckter Alluvialboden den Meerbusen von G. in die Golfe von Biafra u. Benin trennt. In Ober-G. steigt das Land stufenartig zu dem noch wenig durchforschten Kong-Gebirge an. Nur wenige Flüsse haben als Verkehrsstraße eine Bedeutung. Die meisten haben vor ihrer Mündung eine oder auch zwei Barren, einen nur kurzen Unterlauf u. dort, wo sie das Hochland verlassen u. in die Küstenregion eintreten, eine Menge Stromschnellen, welche die Schiffahrt unmöglich machen. Nur der Niger hat als Handelsweg nach dem Sudan eine Zukunft; im S. dieses Stromes münden in breiten Aestuarien der Calabar, Gabun u. Ogowai, im W. der Lagos, Volta u. Assinie. Zwischen dem Volta u. Niger zieht sich an der Küste von Ober-G. eine lange Reihe von Strandlagunen hin, welche nur durch schmale Nehrungen vom Meere geschieden u. für den Binnenhandel von großem Belang sind. Das Klima ist in den Küstenlandschaften für den Europäer im höchsten Grade ungesund; einzelne Gegenden, besonders die versumpften Mündungsgebiete der größeren Ströme, werden selbst von den Eingeborenen gemieden. Weit besser sind die klimatischen Verhältnisse in dem Hochlande u. auf den Plateaux, welche von diesem zum Meere abfallen. Da mit Ausnahme weniger Küstenstriche von Nieder-G. ein reicher Regenfall das Land während der meisten Monate des Jahres, am stärksten aber vom Dezember bis März befruchtet, so entwickelt sich hier die tropische

Nr. 3251. Cape Coast Castle.

Vegetation in ihrer ganzen Pracht. Es gedeihen hier Kaffeebaum u. Zuckerrohr, Mais, Reis, Maniok, Kokos- u. vor Allem Oelpalmen, Yams, Bataten, Ricinus, Indigo, Orseille u. eine Menge der kostbarsten Farbe- u. Nutzhölzer. Der Boden birgt zum größten Theil noch unberührte Schätze von Gold, Kupfer, Eisen, Blei u. Salz. Die Wälder sind reich an Wild, doch sind die früher zahlreichen Elefantenherden in Ober-G. fast vollständig ausgerottet worden. Ober-G. wird gewöhnlich eingetheilt in die Sierra-Leone-, Pfeffer-, Zahn- u. Gold-Küste, die Seeleute aber bezeichnen den Strich von der Sierra-Leone-Küste bis zum Kap Palmas als Windwart-Küste (d. h. über dem Winde) u. den übrigen Theil bis zur Nigermündung als Leeward-Küste (d. h. unter dem Winde). Die Bevölkerung gehört zum überwiegenden Theile der Negerrasse an, welche sich hier am reinsten erhalten hat. Im W. wohnt das betriebsame Volk der Mandingo (s. d.), welche sich auch weit nach O. verbreitet haben; das wichtigste Volk der Pfeffer- u. Zahn-Küste sind die Kru, die einzigen Neger, welche tüchtige Seeleute abgeben; darauf folgen die tapferen Aschanti (s. d.) mit den ihnen stammverwandten Fanti u. Akim, welche die Odschisprache gebrauchen, das Volk von Dahomeh (s. d.) und die Yoruba an der Westseite des unteren Nigers. Zwischen dem Niger u. dem Calabar sitzt das Volk der Ibo, u. östl. von der Corisco-Bai liegt das Land der menschenfressenden Fan. Im Ganzen stehen die Neger der Guinea-Küste über den reinen Negerstämmen des Innern; wenn sie auch noch einem rohen Fetisch-Dienst huldigen u. durch die blutigen Menschenopfer berüchtigt sind, so haben doch einzelne Stämme, wie die Aschanti, Mandingo u. Kru, eine gewisse nationale Kultur entwickelt

u. treiben nicht blos Gewerbe, wie Weberei, Gold- u. Eisenschmiederei, sondern auch mit den Handelsstationen an der Küste einen lebhaften Handel, vorzüglich mit Palmöl. Am tiefsten in sittlicher Beziehung stehen die Negervölker, welche mit den Weißen in dauernden Verkehr getreten sind, so die Fanti u. die aus allen möglichen schwarzen Stämmen zusammengewürfelte Bevölkerung der Negerrepublik **Liberia** (s. d.). Die größten Staaten der Eingeborenen sind das Reich der Aschanti, Dahomeh u. Yoruba.

Nr. 3255. Spinnende und webende Aschanti.

Nr. 3256. Eingeborener von Oberguinea (Kruneger).

Die Europäer sind wenig zahlreich u. beschränken sich auf die Niederlassungen an der Küste, von denen die meisten ursprünglich zum Zwecke des Sklavenhandels angelegt worden sind; denn G. war bis in das 6. Jahrzehnt dieses Jahrh. das wichtigste Exportland für Negersklaven nach Amerika, u. noch jetzt hält England eine Kreuzerflotte an den Küsten, um auf Sklavenschiffe Jagd zu machen. Gegenwärtig bildet aber das Palmöl den bedeutendsten Ausfuhrartikel. Der größte Theil dieser Handelsstationen,

Nr. 3257. Negerkönig von Niederguinea.

Nr. 3258. Eingeborener von Niederguinea (Mpongue).

von denen Cape Coast Castle an der Goldküste u. Freetown an der Sierra-Leone-Küste den größten Handelsverkehr haben, sind in den Händen der Engländer, seit die Niederländer 6. Apr. 1872 ihre westl. vom Sweet-River gelegenen Besitzungen an Großbritannien abgetreten haben; das brit. Gebiet in diesen Gegenden umfaßt jetzt 782 □M. Andere nennenswerthe Orte sind Elmina mit großen, in den Felsen gearbeiteten Befestigungen, schon 1481 von den Portugiesen angelegt, Commenda u. Hollandia, einst Großfriedrichsburg (s. „Ahanta") sowie Akkra. Doch sind die meisten dieser Forts in Verfall u. außerdem bedroht von den Aschantis, deren Herrschaft einst bis an die Küste reichte; der letzte Krieg zwischen diesen u. den Briten fand seinen Abschluß mit der Einnahme u. Niederbrennung der Hauptstadt Kumassi 4. Febr. 1874 durch die Engländer. Einige Niederlassungen haben auch die Franzosen an dem Küstenstrich im S. des Rio Grande angelegt. — In dem Golf von G. liegt eine Gruppe von Inseln, welche auch als Guinea Inseln bezeichnet werden; die größten derselben sind Fernando-Po (s. d.), die Prinzeninsel u. St. Thomas.

Guinea-Fieber u. **Guinea-Pocke**, eine auf Guinea vorkommende Hautkrankheit, welche unter verschiedenen Namen beschrieben wird und ihrem Wesen nach wenig bekannt ist. Sie ist unserer Krätze insofern analog, als sich bei ihr ebenfalls thierische Parasiten (filaria s. d.) in der Oberhaut schnell vermehren und daselbst Entzündungen anregen. Die feurigen Schlangen der Bibel sowie der von Plutarch bei den Einwohnern am Rothen Meere beschriebene Krankheitszustand (δρακόντια μικρά) werden von Einigen für das G. gehalten. Die Krankheit ist übrigens sehr selten u. kommt nur in heißen, sumpfigen Gegenden vor.

Guinea-Pfeffer, auch Maniguette od. Negerpfeffer, die pfefferartig scharfen u. aromatischen Samen des Pfefferbaumes (Habzelia aromatica) Guyana's u. der Antillen, welche als Gewürz u. Arzneimittel daselbst gebraucht werden. Sie sind nahe verwandt einer andern Art, die

schon seit früher Zeit bekannt ist u. von dem in Mittelafrika wachsenden äthiopischen Pfefferbaum (H. aethiopica) herstammt, dessen Samen die Größe von Wicken annehmen, eine röthlich glänzende Oberfläche u. einen scharfen Pfeffergeschmack haben. Beide Pflanzen gehören der Familie der Anonaceen an, von denen viele obstartige Früchte stammen.

Guineawurm, s. „Filaria“.

Guinee, eine ältere engl. Goldmünze, welche zuerst unter Karl II. (1660—1685) geprägt wurde; ihr Name schreibt sich von Guinea her, weil das dazu verwendete Gold anfänglich meist von dieser Küste kam. Seit 1816 ist an ihre Stelle der Sovereign zu dem Werthe von 1 Pfund Sterling = 20 Schilling getreten, welchen Werth auch die G. bis zum Jahre 1718 hatte, von da an galt sie 21 Schill. Man prägte auch doppelte u. fünffache, sowie halbe, Viertel- und Drittelguineen, letztere zu 7 Schillingen. Das Gold ist 22 Karat fein, mit 2 Karat Silberzusatz, u. es gehen 28½ Stück G.n auf die rauhe u. 31 auf die feine Mark. Obschon die G. keine Rechnungsmünze war, da man nach dem idealen Pf. Sterl. zu 20 Schill. à 12 Pence rechnete, so galt sie doch wegen des verhältnißmäßig geringen Silbergehaltes als die Hauptmünze Englands.

Guipure ist eine durch Hand- od. Maschinenklöppelei aus starkem u. meist gezwirntem Material in sogenannter Stäbchenarbeit ausgeführte Spitzengattung, die in Frankreich und namentlich in den Vogesen zuerst angefertigt wurde. Dieselbe ist zwar auch in anderen Ländern, aber mit minderem Erfolge kultivirt worden, so daß die französischen Guipurespitzen noch unübertroffen dastehen.

Guirlande (franz., spr. Girlangd), d. i. Blumen- od. Laubgewinde.

Guiscard (spr. Giskahr), Robert, Herzog von Apulien u. Calabrien, berühmt als Held u. Eroberer, geb. um 1015 in der Normandie als ein Sohn Tancred's v. Hauteville, folgte seinen älteren Brüdern, die sich in den Besitz von Apulien gesetzt hatten, nach Italien u. wurde nach deren Tode 1059 Graf von Apulien, während nachher sein jüngster Bruder Roger sich zum Grafen von Sizilien aufwarf. G. eroberte Calabrien u. nahm den Sarazenen alle denselben unterworfenen Städte in Unteritalien weg, ward aber, als er auch in Benevent eingefallen, vom Papste Gregor VII. in den Bann gethan. Seine Tochter Helena verlobte er mit dem nachmaligen byzant. Kaiser Konstantin Dukas. Dadurch mit in die griech. Angelegenheiten verwickelt, bekriegte er den Kaiser Alexius I. Komnenus, den er bei Dyrrhachium (Durazzo) schlug, u. schon war er durch Epirus bis in die Nähe von Konstantinopel vorgedrungen, als ihn Kaiser Heinrich's IV. Einfall in Italien abrief. Er befreite den in der Engelsburg belagerten Papst, der ihn schon vorher vom Bann losgesprochen hatte, u. brachte ihn nach Salerno. Dann ging er wieder nach Epirus, war abermals siegreich u. wollte von neuem gegen Konstantinopel vordringen, als er 17. Juli 1085 auf der Insel Kephalonia starb. Seine Söhne theilten sich in seine Besitzungen: Bohemund erhielt Tarent, Roger bekam Apulien.

Guischardt, Karl Gottlieb, bekannter unter dem Namen **Quintus Icilius**, Liebling Friedrich's d. Gr. von Preußen, geb. zu Magdeburg 1724, studirte Theologie, trat aber 1747 in sachsen-hildburgh. Militärdienste. 1757 als Freiwilliger bei der alliirten Armee stehend, ward er dem König vorgestellt, u. dieser nahm ihn 1758 als Hauptmann in sein Gefolge. Bei einer der häufigen Unterhaltungen, welche Friedrich II. mit G. über röm. u. griech. Kriegswesen zu führen pflegte, nannte einmal der König einen von Polybius erwähnten Centurio Iliciuis statt Icilius. G. berichtigte diesen Irrthum, u. da dies den König verdroß, so sagte er zu G., daß dieser selbst nun fortan Quintus Icilius heißen solle. G. starb als Oberst zu Potsdam 13. Mai 1775. Er schrieb: „Mémoires militaires sur les Grecs et les Romains“ (2 Bde., Haag 1858 u. ö.) u. „Mémoires crit. et histor. sur plusieurs points d'antiquités militaires“ (2 Bde., Berl. 1773).

Guisen (spr. Gihsen), Name der Glieder (bez. Parteiangehörigen) der französischen Herzogsfamilie Guise, eines Nebenzweiges des Hauses Lothringen. Die Familie **Guise**, welcher der Sieg der kathol. Politik in Frankreich hauptsächlich zuzuschreiben ist, stammt ab von Claude, dem 5. Sohne des Herzogs Renatus II. von Lothringen; geb. im Schlosse Condé 20. Okt. 1496, ließ sich derselbe in Frankreich naturalisiren u. heirathete 18. April 1513 Antoinette v. Bourbon; die ihm gehörige Grafschaft Guise in der Picardie ward 1527 in ein Herzogthum verwandelt; er starb, wahrscheinlich an Gift, im April 1550 u. hinterließ 5 Töchter, von denen die älteste als Königin von Schottland die Mutter der Maria Stuart wurde, u. 6 Söhne, von denen François von Lothringen, Herzog **v. G.**, geb. im Schlosse Bar 17. Febr. 1519, des Vaters Würden erbte. Dieser Günstling Heinrich's II. bedeckte sich, bes. durch die erfolgreiche Vertheidigung von Metz im Nov. 1552 gegen das starke Belagerungsheer Karl's V. u. durch die schnelle Einnahme von Calais im Jan. 1558, mit solchem Kriegsruhm, daß er es unter Franz II. wagen konnte, sich fast zum unumschränkten Herrscher zu machen. Mit seinem Bruder, dem Kardinal von Lothringen, verfolgte er seitdem die Protestanten auf das Wüthendste, u. hierdurch wie durch die zur Wiederherstellung der zerrütteten Finanzen vorgenommenen Erpressungen, führte er 1560 die vom Prinzen Louis v. Condé geleitete Verschwörung von Amboise herbei (s. „Amboise“). Unter Karl IX. verstärkten die beiden G. ihre Macht noch durch ihre Verbindung mit dem Connetable v. Montmorency (s. d.), mit dem sie das „Triumvirat“ bildeten. Vergeblich bewilligte die Königinmutter 1562 den Protestanten das Toleranzedikt, um den drohenden Bürgerkrieg zu beschwören. Die Erbitterung der Partei Condé's u. der Uebermuth der G. waren zu groß, als daß dies möglich gewesen wäre. Schon im März 1562 brach der Krieg aus. Der Sieg des Herzogs v. G. bei Dreux 19. Dez. 1562 brachte ihn auf den höchsten Gipfel seiner Macht; kaum hatte er aber die Belagerung von Orléans unternommen, als er von Poltrot de Merey, einem jungen protestant. Edelmann, 18. Febr. 1563 ermordet wurde. — Charles, Herzog **v. G.**, gewöhnl. „Kardinal von Lothringen“ genannt, Bruder des Vorigen, geb. zu Joinville 17. Febr. 1524, ward 1540 Erzbischof von Rheims, machte sich unter Franz II. u. Karl IX. als Minister gefürchtet u. starb zu Avignon 26. Dez. 1574. — Louis I., ein 3. Bruder, gewöhnl. „Kardinal von G.“ genannt, geb. 21. Okt. 1527, gest. zu Paris 24. März 1578, war Erzbischof von Sens u. Bischof von Metz, als welcher er gleichfalls eine bedeutsame Rolle spielte. — Von den 3 anderen Brüdern, Claude, François u. René, stiftete der Erstere die Nebenlinie der Herzöge v. Aumale u. der Letztere die der Marquis v. Elboeuf. — Henri I. v. Lothringen, 3. Herzog **v. G.**, genannt le balafré (der Genarbte), ältester Sohn des Herzogs François, geb. 31. Dez. 1550, focht mit großer Tapferkeit 1569 in der Schlacht bei Jarnac, rächte 1572 in der Bartholomäusnacht den Tod seines Vaters durch die Ermordung Coligny's, bildete 1576 unter den kathol. Großen die Heil. Ligue (s. d.) u. nöthigte, um die Thronfolge Heinrich's v. Navarra unmöglich zu machen, im Juli 1585 König Heinrich III. zu einem Vertrage, nach welchem die kathol. Religion allein in Frankreich geduldet werden sollte. Dieser Vertrag ward die Ursache zu dem sog. Kriege der 3 Heinriche, in dem aber das liguistische Heer 1587 besiegt ward. Nun plante der Herzog die Gefangennehmung des Königs selbst, dessen Wankelmuth er fürchtete, u. erregte daher im Mai 1588 einen Volksaufstand in Paris. Indeß entkam der König, u. die Königinmutter verglich sich mit dem Herzog auf Grund des sog. Reunionsedikts. Dasselbe erhielt zwar die Bestätigung des Königs, doch glaubte sich dieser nur durch die Beseitigung des Herzogs sichern zu können, weshalb er ihn 23. Dez. 1588 zu Blois ermorden ließ. Das gleiche Schicksal widerfuhr am nächsten Tage dem Bruder des Herzogs, Louis II. v. Lothringen, Kardinal **v. G.**, Erzbischof von Rheims, geb. zu Dampierre 6. Juli 1555. — Charles v. Lothringen, Herzog v. Mayenne, Bruder der beiden Vorigen, geb. 26. März 1554, gest. zu Soissons 3. Okt. 1611, übernahm die Führerschaft der Ligue, mußte aber dem Bourbon weichen. — Von den Nachkommen des 3. Herzogs v. G. ist noch bes. hervorzuheben sein Enkel Henri II. v. Lothringen, 4. Herzog **v. G.**, geb. zu Blois 4. April 1614. Derselbe erhielt das Erzbisthum von Rheims, ward aber von Richelieu entsetzt u. ließ sich deshalb 1641 in eine Verschwörung gegen diesen ein, deren Entdeckung ihn zur Flucht nach Belgien nöthigte. Dort heirathete er Honorée de Berghes. Nach Richelieu's Tode erhielt er alle seine Würden u. Besitzthümer zurück, reiste dann nach Rom, um seine Ehe trennen zu lassen, stellte sich im Nov. 1647 gelegentlich des gegen die Spanier gerichteten Aufstandes (s. „Masaniello“) an die Spitze der Volkspartei, ward aber gefangen genommen u. erst im Aug. 1652 wieder freigelassen. Auch seine nachher zur Eroberung Neapels unternommenen Expeditionen hatten keinen Erfolg. Er starb als Großkammerherr Ludwig's XIV. ohne legitime Nachkommen 2. Juni 1664 zu Paris.

Vgl. seine „Memoires“ (2 Bde., Par. 1669). — Mit François Joseph v. Lothringen, 7. Herzog **v. G.**, geb. zu Paris 28. Aug. 1670, starb 16. März 1675 die unmittelbare Linie der Herzöge v. G. aus; das Haus Condé wurde ihr Erbe. Die letzte Seitenlinie erlosch 1825 mit Charles, Prinzen v. Lambesc (s. d.).

Guitarre (ital. Chitarra, spr. Ki–), ein Saiteninstrument, dessen Saiten durch Reißen od. Schnellen mit den Fingern zum Klingen gebracht werden, welches daher hinsichts der Behandlungsweise mit der Laute, Theorbe &c. verwandt ist, wenngleich es in der Form von ihnen abweicht. Das in Betreff seiner Größe zwischen Viola u. Violoncell die Mitte haltende Corpus der aus der Cither (Cithara) entstandenen Guitarre hat einen flachen Boden u. eine ebenfalls flache Decke, welche in der Mitte von einem runden Schallloch durchbrochen ist. Die Zargen sind im Verhältnisse zur Größe von Decke u. Boden hoher als bei den Geigenarten, aber eben so wie bei diesen durch einen Einbug ausgeschweift, gleichwie Decke u. Boden auch. Der Hals ist breit, das Griffbret mit Bunden von Metall u. Elfenbein versehen; am obern Ende des Halses befindet sich, statt des Wirbelkastens, ein rückwärts geneigtes Bretchen, in dem die Wirbel laufen. Der breite u. starke, aber sehr niedrige Steg, in welchen die Saiten eingehängt sind, ist fest auf der Decke aufgeleimt. Von den sechs Saiten, womit das Instrument bezogen zu sein pflegt, sind die vier höheren gewöhnlich Darmsaiten, die beiden tieferen aber aus Schlußseide verfertigt u. mit Draht übersponnen. Gestimmt sind sie in E A d g h e; aus früherer Zeit findet man auch nur fünf Saiten, in A d g h e. Mittels einer auf einen der Bunde gesetzten, die klingenden Theile aller Saiten zugleich verkürzenden Klammer, Capotasto genannt, kann die Stimmung erhöht werden. Beim Spielen hängt man die G. an einem Bande über die Schulter, hält sie mit dem rechten Arme u. reißt die Saiten mit den vier ersten Fingern der durch den neben der E-Saite auf die Resonanzdecke aufgelegten kleinen Finger gestützten rechten Hand, während die Finger der linken Hand auf dem Griffbret die Töne bestimmen. Sie ist nam. zur harmonischen Begleitung eines einstimmigen Gesanges geeignet, und einfache Liederbegleitungen darauf zu erlernen ist ganz leicht, während zu einem gewissen Grade von Virtuosität es nur Wenige bringen, sowol der technischen Schwierigkeiten wegen, als auch weil es die Anstrengung, solche zu überwinden, nicht lohnt. Denn als Soloinstrument ist die G. mit ihrem trocknen, kurzen u. klimpernden Tone eigentlich ganz werthlos. Gegenwärtig ist sie in Deutschland nicht mehr so verbreitet, wie sie es noch vor einigen Jahrzehnten war, u. wie sie es in ihrem Heimatlande Spanien, aus dem sie nach Italien wanderte, noch jetzt ist. Aus letztgenanntem Lande kam sie 1788 durch die Herzogin Amalie von Weimar zu uns. Man hat versucht sie zu vervollkommnen, indem man sie mit einer Art Klaviatur versah (Klavier- u. Pianoforteguitarre), auch noch andere Umformungen damit vornahm, ohne jedoch damit bemerkenswerthe Erfolge zu erreichen.

Guizot (spr. Gisoh), François Pierre Guillaume, franz. Staatsmann u. Geschichtschreiber, stammt aus einer protestant. Familie von Nimes, wo er 4. Okt. 1787 geboren wurde. Nach Beendigung seiner philosophischen, historischen u. rechtswissenschaftlichen Studien, denen er zu Genf u. Paris oblag, wurde er 1812 zum Professor der Geschichte an der Sorbonne ernannt. Nach dem Falle Napoleon's schloß er sich eng an die Bourbonen an, trat als Generalsekretär ins Ministerium des Innern u. begründete mit Royer-Collard die Schule der Doktrinärs (s. d.), eine aus legitimistischen u. konstitutionellen Prinzipien gemischte Richtung, in deren Sinne er die Schriften „Du gouvernement représentatif et de l'état actuel de France“ (1816) u. „Des moyens de gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France“ (1821) schrieb. Seine Opposition gegen die Gewaltpolitik des Ministeriums Villèle brachte ihn um die Stellung im Ministerium u. um die Professur. Dafür konnte er sich um so eifriger seinen Studien widmen, aus denen hervorgingen: „Histoire du gouvernement représentatif“ (2 Bde., Par. 1821—22), die werthvollen Sammel- u. Quellenwerke: „Collection des mémoires relatifs à l'histoire d'Angleterre“ (26 Bde., Par. 1823 fg.) u. „Collection des mémoires relatifs à l'histoire de France“ (31 Bde., Par. 1823 fg.) u. „Histoire de la révolution d'Angleterre“ (2 Bde., Par. 1827—28). Später wieder in den Staatsrath aufgenommen u. aufs Neue als Professor an die Sorbonne berufen (1828), gehörte er lange Zeit zu den beliebtesten Lehrern dieser Anstalt u. veröffentlichte im Anschluß an seine akademische Thätigkeit eine Reihe von Werken, von denen wir nennen: „Cours d'histoire moderne“ (6 Bde., Par. 1828—30), „Histoire de la civilisation en Europe“ (Par. 1845), „Histoire générale de la civilisation en France“ (4 Bde., Par. 1845). Nachdem G. sowol als Schriftsteller wie auch als Deputirter den Widerstand gegen das Ministerium Polignac lebhaft unterstützt, führte er 1830 kurze Zeit das Unterrichtsportefeuille, das er 1832 in dem mit Thiers u. Broglie neugebildeten Ministerium definitiv übernahm u. vier Jahre lang inne hatte. Er setzte manche nützliche Reform im Unterrichtswesen durch, hielt aber im Uebrigen an seinem im Prinzip liberalen, thatsächlich aber die freiheitliche Fortentwicklung aufschiebenden u. hemmenden Doktrinarismus fest. Im J. 1837 trat er in die Opposition zurück, um erst 1840 wieder ein staatliches Amt zu übernehmen; er ging als Gesandter nach London, in welcher Stellung er Frankreich durch seine Persönlichkeit würdig repräsentirte, ohne jedoch die beschämende diplomatische Niederlage, der Frankreich damals in der oriental. Frage entgegenging, zu durchschauen u. zu hindern. Noch in demselben Jahre wurde G. nach dem Rücktritte Thiers' mit der Bildung u. Leitung eines neuen Ministeriums beauftragt, in welchem er selbst sich das Auswärtige vorbehielt. Das Ansehen Frankreichs nahm unter der Führung dieses ängstlich auf die Wünsche u. Launen Ludwig Philipp's eingehenden Kabinets mehr u. mehr ab, während im Innern die früher eingeleitete Reformbewegung stockte u., durch das schroffe Auftreten G.'s genährt, die Unzufriedenheit wuchs. Die Achtung, deren G. sich als Mitglied der Akademie u. als fleißig fortarbeitender Schriftsteller („Washington“, Paris 1841, u. a.) in literarischen Kreisen erfreute, hinderte nicht, daß seine Mißliebigkeit im Volke immer mehr um sich griff, u. diese nöthigte ihn beim Ausbruche der Februarrevolution 1848, sich den Folgen eines Hochverrathsprozesses durch die Flucht nach England zu entziehen. Später wieder nach Frankreich zurückgekehrt, war er eifrig für eine Wiederherstellung der konstitutionellen Monarchie u. für eine Verschmelzung der Häuser Bourbon u. Orleans (Fusion, s. d.) thätig. Diesen Bemühungen setzte jedoch die Errichtung des zweiten Kaiserreiches ein Ziel; G. schied aus dem öffentlichen Leben aus u. zog sich auf seine literarischen Arbeiten zurück, von denen wir als die bedeutsamsten seine umfassende Selbstbiographie „Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps“ (8 Bde., Par. 1858 fg.) u. die „Méditations sur la religion chrétienne“ (Par. 1868) hervorheben. Gegen Ende des Deutsch-franz. Krieges trat G. noch einmal als Förderer der Fusionsbestrebungen hervor, hat jedoch an den weiteren politischen Kämpfen seines Vaterlandes keinen Antheil mehr genommen.

Gulden, Guldiner, eine größere, in vielen deutschen u. benachbarten Staaten gangbare Silbermünze, deren Name sich von der zuerst in Florenz (1252) geprägten Goldmünze, dem Florenus (Floren-, Lilien- od. röm. Gülden, franz. u. engl. florin) ableitet. Diese auf der einen Seite eine Lilie mit der Umschrift „Florentia“, auf der anderen das Bildniß Johannis des Täufers zeigende Münze wurde auch bald im Auslande beliebt, so daß sie mehrere Regenten u. nam. die rhein. Kurfürsten in gleichem Schrot u. Korn u. sonst wenig abweichend nachprägen ließen, daher die Bezeichnung rheinische Goldgülden zum Unterschiede von den später in gleichem Werth der Goldgülden geprägten Silbermünzen. Bis 1409 gingen 64, von da an 72 Stück auf die Mark. Bei weiterer Verringerung setzte Ferdinand I. 1559 fest, daß 72 Goldgulden einer Mark Gold von 18½ Karat Feinheit entsprechen sollten. Die Goldgülden haben das Gewicht u. die Größe der Dukaten, u. da sie einen Zusatz von Silber u. Kupfer erhielten, so lassen sie sich nicht biegen u. ihr Aussehen ist ein blaßgelbes. Ihr Werth, welcher sich sehr änderte, wurde endlich auf 2 Reichsthaler gesetzt. Im 17. Jahrh. wurden sie immer mehr von den Dukaten verdrängt. Am längsten u. zwar bis zu Ende des 18. Jahrh. prägte man in Hannover ganze, doppelte u. vierfache, sowie halbe u. Viertelgoldgülden im Werthe von 2 Thlr. 3 Ngr. Konv. Einen Uebergang zu den späteren Silbergulden bildeten die zuerst unter Sigismund in Tirol 1484 in gleichem Werthe mit den Goldgulden geprägten Güldengroschen, die jedoch schon Anfangs des 16. Jahrh. durch die Thalergroschen (von den Joachims- od. Schlickenthalern, später als Thaler od. Speziesthaler bezeichnet) verdrängt wurden. Sowol die dem rheinischen G. entsprechenden Gülden- od. Thalergroschen wurden zu 2 Loth feinem Silber = $\frac{1}{8}$ Mark ausgeprägt, u. es entsprangen daraus die Anfangs einlöthigen Silbergulden (Reichsgulden, Guldenthaler). Je nach dem Münzfuße ist auch der Werth des G.s verschieden. Nach dem Leipziger Fuße, den man 1738 zum Reichsfuße annahm, wurde die Mark zu 12 Thlr. od. 18 G. ausgeprägt. Nach dem 1753 von vielen deutschen Staaten u. Städten vereinbarten Konventionsfuße gingen 20 Konventions- od. Reichsgulden auf die feine Mark. Bayern ging jedoch nach baldigem Aus-

tritte aus dieser Konvention zu dem 24Guldenfuße über, dem sich auch das südl. Deutschland außer Oesterreich anschloß, u. hiernach entstand der rheinländische G. In Rücksicht auf die noch häufig kursirenden Kronenthaler erfolgte die wirkliche Ausprägung des rheinischen G.s im $24\frac{1}{2}$Guldenfuße, wonach er den Werth von 17 Sgr. 2 Pf. preußisch hat. Nach dem Wiener Münzfuße von 1857 prägten die deutschen Staaten das Zollpfund zu 30 Thlr. od. $52\frac{1}{2}$ G. (2 Thlr. $= 3\frac{1}{2}$ G.), was gegen den vorigen Münzfuß ($24\frac{1}{2}$ G.) nur wenig zurücksteht. Gleichzeitig führte Oesterreich die neuen G., 45 auf das Zollpfund, ein, so daß $1\frac{1}{2} =$ dem Vereinsthaler u. 3 G. = dem doppelten sind, wogegen von der süddeutschen Währung 7 G. = 6 G. österr. = 4 Vereinsthaler sind. Der holl. G. ist wenig verschieden vom rhein. = 17 Sgr. Der frühere poln. G. (Zloty) hat nahe den Werth von 5 Sgr.

Nr. 3259. François Pierre Guillaume Guizot (geb. 4. Okt. 1787).

Gum (franz. goum, von arab. hukm, d. i. Befehl), bezeichnet eine Abtheilung der von den Franzosen in Algier eingerichteten, aus Eingeborenen gebildeten irregulären Reiterei, welche unter dem Befehle von eingeborenen Scheichs steht, nur bezahlt wird, wenn sie Dienst thut, u. in den angrenzenden Wüstendistrikten die Postkuriere als Gensdarmen geleitet u. beschützt. Für europ. Kriegsführung hat sie sich stets ihrer Disziplinlosigkeit halber als unbenutzbar erwiesen, weshalb bereits 1830 die reguläre eingeborne Reiterei der Chasseurs algériens eingerichtet wurde; doch hat wiederum im letzten Franz.-deutschen Kriege die Regierung der nationalen Vertheidigung diese wilden Horden, freilich erfolglos, zum Kampfe gegen die Deutschen zu verwenden gesucht.

Gumbert, Ferdinand, beliebter Liederkomponist, geb. zu Berlin 21. April 1818, besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin u. trat dann als Lehrling in eine Buchhandlung, hatte aber seit seiner frühsten Jugend bereits gründlichen u. vielseitigen musikalischen Unterricht genossen. Im J. 1839 ging er als Tenorist an das Theater zu Sondershausen, 1840 in gleicher Eigenschaft nach Köln, u. 1842 kehrte er, dem Rathe Konradin Kreutzer's, sich ganz der Komposition zu widmen, Folge gebend, nach Berlin zurück, wo er noch gegenwärtig lebt. Von seinen zahlreichen Liedern sind viele ihrer angenehmen Melodik u. Sangbarkeit wegen äußerst populär geworden (wir nennen nur „O bitt' euch, liebe Vögelein", „Das theure Vaterhaus", „Die Thräne"); außerdem hat er für die Bühne noch verschiedene Lieder u. Singspiele — „Die Kunst geliebt zu werden", „Caroline od. ein Lied am Golf von Neapel", „Die Lieder des alten Musikanten", „Bis der Rechte kommt" u. die Operette „Der Ziegenhirt" — geliefert. Als Schriftsteller hat er sich, außer durch viele Artikel in musikalischen Zeitschriften, durch Uebersetzungen franz. Opernlibrettos, Lieder 2c., nam. durch das Buch „Musikalisches Gelesenes u. Gesammeltes" (Berl. 1860), bekannt gemacht.

Gumbinnen, Hauptstadt des gleichnamigen Reg.-Bez. u. Kreises der Provinz Preußen mit 9058 E. (1871), liegt an der Pissa, einem Quellfluß des Pregel, ist erst 1732 angelegt, hat ein Gymnasium u. drei Kirchen u. treibt Handel mit Getreide u. Leinsaat, Leinweberei, Strumpfwirkerei u. Branntweinbrennerei. Auf dem Markte steht ein Bronzestandbild Friedrich Wilhelm's I. (von Rauch).

Gummi, diesen Namen führen mehrere sehr verschiedene Stoffe. So spricht man z. B. von Gummi elasticum od. dem Kautschuk (s. d.), von Gummigutti, welches zu den Gummiharzen gehört, u. s. w. Richtiger ist es jedoch, mit dem Namen G. nur diejenigen eingetrockneten Pflanzensäfte zu belegen, welche mit dem sog. Gummi arabicum Aehnlichkeit besitzen u. sich dadurch kennzeichnen, daß sie unlöslich in Alkohol sind, sich aber in Wasser entweder zu einer schleimigen Flüssigkeit auflösen, od. doch darin aufquellen. Der Hauptrepräsentant der Gummiarten, das eigentliche arabische G. od. Mimosengummi, stammt von mehreren Akazienarten ab u. wird in Arabien, Libyen, Nubien, Dongola u. s. w. gesammelt; man erhält es in eckigen od. rundlichen, erbsen- bis walnußgroßen Stücken, die hart u. spröde, farblos od. gelblich sind u. einen glasartigen Glanz besitzen. Dieses G. löst sich in Wasser langsam, aber vollständig, zu einer dicken, schleimigen u. klebrigen Flüssigkeit. — Dem arabischen G. ähnlich, aber weniger geschätzt, ist das Senegalgummi, welches am Senegal von den nomadischen Arabern der südl. Sahara gesammelt wird; es stammt ebenfalls von verschiedenen Akazienarten u. giebt einen weniger dicken Schleim als das arabische G.; derselbe färbt sich an der Luft leicht dunkler u. das trockene G. zieht leicht Feuchtigkeit an. — Ostindisches G. ist weniger häufig im Handel; man erhält es in großen, glänzenden, durchsichtigen Stücken von gelblicher od. braunrother Farbe. — Der Hauptbestandtheil aller dieser Gummisorten ist eine schwache organische Säure, die Arabinsäure od. auch blos Arabin genannt, u. die Gummiarten sind als Verbindungen dieser Säure mit Kalk, Kali, Natron u. Magnesia zu betrachten. Setzt man zu dickem Gummischleim Salzsäure, so vereinigen sich die gennanten Basen mit dieser u. die Arabinsäure wird durch Zusatz von Alkohol dann niedergeschlagen. Diese löst sich dann nicht mehr in Wasser, sondern quillt nur darin auf, durch Zusatz einer solchen Basis tritt aber wieder vollständige Lösung ein. — Das aus Pflaumen-, Pfirsich- u. Kirschbäumen ausfließende G. (nicht Harz, wie es häufig genannt wird) besteht aus Arabinkalk u. Cerasinkalk; beide unterscheiden sich dadurch, daß ersterer in Wasser sich leicht löst, während letzterer darin nur aufquillt. — In einigen Gummiarten, wie in dem Traganth, dem Bassoragummi, Simarubagummi u. s. w., nimmt man einen anderen sauren Gummistoff an, das Bassorin; dasselbe ist in kaltem Wasser unlöslich, quillt aber in warmem Wasser auf.

Gummigutti, s. „Garcinia".

Gummiharze (Gummi resinae), mit diesem Namen belegt man diejenigen harzartigen Stoffe, weche durch Eintrocknung des Milchsaftes verschiedener Pflanzen an der Luft erhalten werden u. aus einer Mischung von Gummi, Harz u. ätherischem Oel bestehen. Während die eigentlichen Harze in Wasser vollständig unlöslich sind, lassen sich die G. infolge ihres Gehaltes an Gummi od. auch an Pflanzenschleim in Wasser zu einer trüben, milchartigen, mehr od. weniger gefärbten Flüssigkeit zertheilen. Die G. werden hauptsächlich in Apotheken verwendet, einige auch wegen ihres aromatischen Geruchs zum Räuchern benutzt; eines, das Gummigutti, hat, außer zu medizinischen Zwecken, auch als Aquarellfarbe Anwendung gefunden. Die bekanntesten G. sind: Gummi Ammoniacum, Asa foetida, Euphorbium, Galbanum, Gummi Gutti, Myrrhe, Weihrauch (Olibanum), Oppopanax, Sagapenum u. Scammonium.

Gummilackschildlaus (Coccus lacca od. ficus), eine ostindische, auf Feigenbäumen (Ficus religiosa, indica), Butea frondosa, Zizyphus Jujuba u. Aleurites triloba lebende Schildlaus, die durch Anstechen der Bäume das Ausfließen des Saftes veranlaßt, der zum „Gummilack" erhärtet u. als „Stocklack" (das sind die Harzmassen mit den Zweigen), „Körnerlack" (von den Zweigen abgesondert) u. „Schellack" (in dünne Täfelchen geschmolzen) in den Handel kommt, indem er zu Bereitung von Firniß, Kitt, Siegellack u. zum Poliren benutzt wird (Weiteres s. u. „Schildläuse").

Gundermann, s. „Glechoma".

Günderode, Karoline, Freiin v., deutsche Dichterin, geb. zu Karlsruhe 11. Febr. 1780, lebte als Stiftsdame am Rhein u. zu Frankfurt a. M. u. endete 26. Juli 1806 zu Winkel im Rheingau durch Selbstmord, als der Alterthumsforscher Creuzer, zu dem sie eine heftige Neigung gehegt hatte, das zwischen ihnen bestehende Verhältniß rücksichtslos abbrach. Das phantasievolle, zur Schwärmerei neigende Mädchen veröffentlichte unter dem Namen Tian „Gedichte u. Phantasien" (Hamb. 1804) u. „Poetische Fragmente" (Frkf. 1805). Fr. Götz gab ihre „Gesamm. Dichtungen" (Mannh. 1857) heraus. Vgl. über sie die von ihrer Freundin Bettina v. Arnim verfaßte Schrift „Die G." (2 Bde., Grünberg 1840).

Gundling, Nikolaus Hieronymus, deutscher Rechtsgelehrter u. Polyhistor, geb. zu Kirchen-Sittenbach bei Nürnberg 25. Febr. 1671, ging in Halle, nachdem er dort Thomasius (s. d.) kennen gelernt, 1690 vom Studium der Theologie zu dem der Rechte über, wurde daselbst 1705 außerord., 1706 ord. Prof. der Philosophie, 1708 der Beredsamkeit u. dann auch des Natur- u. Völkerrechts, erhielt später den Titel eines Geh. Raths u. starb zu Halle 9. Dez. 1729. Er schrieb u. A. eine von Hempel herausgeg. „Historie der Gelahrtheit“ (Frkf. 1734—36, 5 Bde.; dazu Forts., ebd. 1746). Außerdem ist die Sammlung seiner kleinen Schriften vermischten Inhalts hervorzuheben, die unter dem Titel „Gundlingiana“ (Halle 1751) erschien. — Sein Bruder, Jakob Paul Freiherr **v. G.**, geb. 19. Aug. 1673 zu Hersbruck, studirte zu Altdorf, Helmstedt u. Jena u. wurde, von Reisen nach Holland u. England zurückgekehrt, 1705 Professor an der Ritterakademie zu Berlin und später von Friedrich Wilhelm I. zum Zeitungsreferenten u. Historiographen ernannt, auch zum Mitglied des Tabakskollegiums. Lächerlicher Stolz u. linkisches Wesen aber machten ihn bald zum Spott der Hofleute, seine sich immer steigernde Trunksucht zerstörte die geistigen Kräfte des ursprünglich reich begabten Mannes u. ließ ihn nach u. nach zum Hofnarren herabsinken. Als G. 11. April 1731 zu Potsdam gestorben war, wurde er zu Bornstädt in einem Weinfasse begraben.

Gundulitsch, Iwan, serb. Dichter, geb. zu Ragusa 8. Aug. 1588, studirte die Rechte, gelangte bald zu hohen Staatsämtern in der Republik Ragusa u. starb 20. Dez. 1638. Seine Dichtungen sind sowol hinsichtlich des Inhaltes als auch der Form nach von großem Werth; auch war G. der erste dramat. Dichter unter den Slaven, wie das Theater in Ragusa, auf dem seine Dramen aufgeführt wurden, die erste ordentliche slavische Bühne. Sein berühmtestes Werk ist das Epos „Die Osmanide“ (Ragusa 1626; Agram 1844). Von seinen Dramen sind hervorzuheben: „Ariadne“, „Die geraubte Proserpina“, „Galatea“, „Diana“, „Armida“, „Liebesaufopferung“, „Ceres“, „Kleopatra“, „Adonis“ u. „Die Koralle“; von seinen anderen Poesien: „Lied von der Größe Gottes“, „Die Thränen des zerknirschten Sohnes“, „Die Ragusanerin“, „Lied zum Ruhme Ferdinand's II. von Toscana“ u. die „Elegie auf den Tod Maria Kalandrica's“; von seinen Uebersetzungen: die sieben Bußpsalmen, „Filida“ von Skira, „Der verschämte Liebhaber“ von Preto u. Tasso's „Befreites Jerusalem“. Zwei Söhne G.s schwangen sich in Oesterr. zu den höchsten milit. Würden empor; ein dritter starb 1682 als Fürst der Stadt Ragusa.

Gung'l, Joseph, ein beliebter Tanzkomponist unserer Zeit, geb. 1. Dez. 1810 zu Zsambeck in Ungarn, widmete sich zuerst dem Schulfach, wandte sich aber bald der ausübenden Musik zu u. trat in ein Militärmusikcorps; bald aber gründete er selber ein Orchester, mit dem er Konzertreisen unternahm. Von 1843 ab war er mehrere Jahre in Berlin ein Liebling des Publikums, durch seine melodiösen u. pikanten Tänze u. Märsche sowol wie durch die Art u. Weise, wie er diese u. andere Kompositionen mit seinem wohlgeübten Orchester zu Gehör brachte. Im J. 1848 machte er eine Konzertreise nach Amerika, lebte dann einige Zeit in Petersburg u. Wien u. nahm endlich sein Domizil in München, wo er noch lebt.

Gunnera, Pflanzengattung der Nesselgewächse, zu Ehren des ehemaligen Bischofs Ernst Gunner in Drontheim, welcher eine Flora von Norwegen schrieb u. 1773 starb, von Lamarck benannt. Eine Art von ihr (G. chilensis od. G. scabra) ist gegenwärtig eine allbeliebte Schmuckblattpflanze für Rasenplätze an Gewässern, der Tracht der Blätter nach sehr an den Rhabarber, auch an den Huflattich erinnernd. Ihre Wurzelblätter nehmen bei einer sehr dicken Blattfläche eine handförmig-fünflappige Kreisform von über 1 m. Durchmesser an u. erscheinen in der Jugend roth, mit purpurrothem Blattstiele, der wie Rippen u. Adern mit krautartigen Stacheln bewehrt ist. Von den Blumentheilen imponirt nur der dicke Blumenschaft mit pyramidalischen Aehren, an denen erst später aus den kleinen Blüten orangenfarbige Samenhüllen hervorgehen, welche den Schaft zieren. In ihrer Heimat, Chili u. Peru, nennt man sie Panke u. genießt die süßlich schmeckenden Blattstiele roh u. gekocht. Auch bereitet man wegen ihres Zuckergehaltes ein erfrischendes Getränk durch Gährung aus ihnen. Die schenkeldicken Wurzelstöcke sind reich an Gerbstoff zum Gerben u. Schwarzfärben der Wolle. Die Lohgerber lassen sie zugleich mit den Häuten sieden, um die Felle dadurch dicht u. geschmeidig zu machen.

Gunsel, s. „Ajuga“.

Günther, Graf von Schwarzburg, deutscher König, geb. 1304, war einer der tüchtigsten u. wackersten unter den kleinen Dynasten seiner Zeit, nicht blos in den Künsten des Ritterthums erfahren, sondern auch mit Feldherrntalent u. diplomatischer Geschicklichkeit begabt, wie er sowol in dem sog. Thüringer Grafenkriege 1344, an dem er zugleich mit den Grafen von Weimar, Orlamünde rc. mit Auszeichnung theilnahm, u. in welchem diese Herren ihre Unabhängigkeit erkämpften, als auch in den Verhandlungen des Kaisers Ludwig von Bayern u. seines Sohnes bewies. G. wurde 13. Jan. 1349 von Mainz, Brandenburg u. Bayern in Frankfurt zum deutschen König erwählt u. Karl IV., der auf des Papstes u. Frankreichs Betrieb bereits den Thron bestiegen hatte, als Gegenkönig gegenübergestellt. Die Ritterschaft fiel ihm schnell zu u. G. rüstete sich zum offenen Kampfe gegen Karl, den aber dieser seiner Natur nach zu vermeiden wünschte; vielmehr nahm er, Meister in diplomatischen Künsten, zu diesen seine Zuflucht u. es gelang ihm auch, mehrere der Fürsten von G.'s Partei diesem abspenstig zu machen. Dennoch zog G. ins Feld, aber plötzlich erkrankte er u. sein Unwohlsein nahm rasch zu, als er sich an einen Frankfurter Arzt um Hülfe wandte. Die allgemeine Stimme bezeichnete diesen Arzt als von Karl od. dessen Partei erkauft u. beschuldigte ihn, G. vergiftet zu haben. Als dieser sein Ende herannahen fühlte, ließ er sich zu Unterhandlungen mit Karl herbei u. verzichtete auf die Kaiserwürde gegen eine Abfindungssumme von 20,000 Mark. Kurz darauf starb G. 14. Juni 1349 u. wurde zu Frankfurt beigesetzt. (Abb. s. Bd. III, Nr. 2321).

Günther Friedrich Karl, regierender Fürst von Schwarzburg-Sondershausen, einziger Sohn des Fürsten G. Friedrich Karl (geb. 5. Dez. 1760, gest. 22. April 1837) u. der höchst bedeutenden Fürstin Karoline, geb. Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt (geb. 21. Jan. 1774, gest. 11. Jan. 1854), wurde 24. Sept. 1801 geb. u. bis zu seinem 16. Jahre von seiner, seit 1806 von ihrem Gemahl getrennten u. in Arnstadt residirenden Mutter erzogen. G. übernahm die Regierung, als gegen das Regiment seines Vaters die Unzufriedenheit des Landes sich erhob, 19. Aug. 1835; die schriftliche Bestätigung dieses Aktes erfolgte 3. Sept. 1835. Um die Hebung seines Landes hat sich G. vielfach verdient gemacht. Im J. 1841 gab er eine Verfassung, die aber seit 1848 mehrfache Modifikationen erfahren hat. G. ist Senior des fürstl. Gesammthauses Schwarzburg.

Günther, Anton, kathol. Philosoph, geb. 17. Nov. 1783 zu Lindenau in Böhmen, studirte zu Prag Philosophie u. Jura u. nach längerer Thätigkeit als Erzieher in einem fürstl. Hause seit 1818 zu Raab in Ungarn auch Theologie. Im J. 1820 erhielt er die Priesterweihe, privatisirte aber dann als philosophischer Schriftsteller zu Wien. Obschon nicht eigentlich ein Gegner der kathol. Kirche (wie er denn noch 1848 von der Universität Prag zum Ehrendoktor der Philosophie u. Theologie ernannt wurde), erschien doch G. mit seiner geistreichen Kritik der Kirchenlehre u. seiner Ansicht von der ursprünglichen Einheit des Stoffes u. des Geistes (also auch Gottes u. der Welt) den päpstlichen Theologen gefährlich; seine zahlreichen Schriften wurden daher 1857 auf den Index (das Verzeichniß der verbotenen u. wegen Irrlehre verdammten Bücher) gesetzt, ohne daß damit freilich das Ansehen G.'s wesentlich geschädigt wurde. G. starb den 24. Febr. 1863. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Vorschule zur spekulativen Theologie“ (Wien 1828; 2. Aufl. 1846); „Peregrin's Gastmahl“ (Wien 1830); „Süd- u. Nordlichter am Horizont spekulativer Theologie“ (Wien 1832); „Janusköpfe für Philosophie u. Theologie“ (mit Papst, gest. 1838, zusammen herausgeg., Wien 1834); „Thomas a Scrupulis“ (Wien 1835); „Die Juste-Milieu's in der Philosophie gegenwärtiger Zeit“ (Wien 1838); „Eurystheus u. Herakles“ (Wien 1843); „Der letzte Symboliker“ (Wien 1844). Mit Veith zusammen gab G. 1848—54 die „Lydia“, ein philos. Jahrbuch, heraus.

Günther, Johann Christian, ein hochbegabter, aber infolge Mangels an sittlicher Energie elend untergegangener deutscher Dichter, geb. 8. April 1695 zu Striegau in Schlesien als Sohn eines unbegüterten Arztes, zeigte früh ein hervorragendes poetisches Talent u. eine hingebende Liebe zur Dichtkunst. Nachdem er die Schule zu Schweidnitz, deren Besuch ihm ein Freund seines Vaters ermöglichte,

verlassen hatte, ging er nach Wittenberg, um Medizin zu studiren, vernachlässigte aber sein Fachstudium u. lebte nur der Poesie, auf die er frei von den beengenden Fesseln eines Amtes seine Lebensstellung gründen zu können hoffte, ohne Rücksicht darauf, daß in jener Zeit der Name Poet mißachtet war, u. nur Dichter sein zu wollen für wenig anständig galt. Bald gerieth G. in das rohe u. wüste Studentenleben der damaligen Zeit u. ergab sich demselben um so leidenschaftlicher, als es ihm galt, die Qualen einer unglücklichen Liebe zu übertäuben. Infolge dieser Ausschweifungen sah sich G., da der erzürnte Vater ihm jede Unterstützung verweigerte, bald in die bedrängteste Lage versetzt u. genöthigt, Wittenberg zu verlassen. Er begab sich 1717 nach Leipzig, wo ihm seine poetischen Leistungen bald Freunde u. in Johann Burkhard Mencke einen Gönner verschafften, der ihn auf den rechten Weg zurückzuführen bemüht war. Aber mit geringem Erfolg: G. begann bald genug wieder sein ungeregeltes Leben u. war nun genöthigt, da sein Vater inzwischen durch eine Feuersbrunst selbst verarmt war, sein dichterisches Talent in den Dienst des Broterwerbes zu begeben. Eine große Ode auf den Passarowitzer Frieden (1718) mit einer Verherrlichung des Prinzen Eugen brachte ihm zwar der Vollendung des Gedichtes wegen großen Ruhm ein, aber nicht den gehofften Lohn, während doch Eugen andere Lobdichter verschwenderisch belohnte. Im J. 1719 hatte G. durch Mencke's Verwendung Aussicht auf den Posten eines Hofdichters in Dresden, aber durch unbesonnene Satiren machte er sich hier Feinde, u. jede Hoffnung auf die Stelle schwand, als G. sich in völlig trunkenem Zustande dem Könige vorstellte. Von Dresden begab er sich nach Breslau, machte sich indessen auch hier bald unmöglich u. trieb sich eine Zeit lang vagabundirend in Schlesien umher. Noch einmal suchte er sich aufzuraffen; Freunde versahen ihn mit Geldmitteln, u. G. gedachte nun, zu ernstem Studium nach Leipzig zurückzukehren. Zuvor aber wollte er die Verzeihung seines Vaters zu erlangen versuchen. Als er indessen von diesem wiederholt hart abgewiesen wurde, war sein Muth gebrochen: irrend durchzog er die Lande u. starb zu Jena 15. März 1723. — G. war eine echte Dichternatur; viele seiner Lieder sind geradezu vollendet u. deshalb doppelt wirksam, weil er überall wirklich Empfundenes gab. Aus diesem Grunde steht freilich in seinen Werken, in denen stetes Ringen nach dem Höheren u. doch wieder beständiges Unterliegen unter das Gemeine sich treu abspiegelt, fast so viel Rohes u. Widriges wie Treffliches. Die erste Sammlung seiner Gedichte erschien zu Breslau 1723, die erste vollständigere Ausgabe (lat. u. deutsche Gedichte, Satiren, Episteln, ein Trauerspiel: „Die von Theodosio bereute Eifersucht", in Schweidnitz auf der Schule gedichtet) zu Bresl. u. Lpz. 1735, davon die 6. u. letzte Aufl. 1764. Später erschien noch eine „Nachlese zu J. Chr. G.'s Gedichten" ꝛc. (Bresl. 1742; 3. Aufl. 1751). — Sein Leben beschrieben u. A. neuerdings O. Roquette (Stuttg. 1860) u. Quedefeld (Freienwalde 1870).

Gurke, s. „Cucumis". **Gurkenkraut**, s. v. w. Boretsch.

Gurlirollen, s. v. w. Agnesenrollen.

Gurlitt, Johann Gottfried, verdienter Philolog u. Schulmann, geb. 13. März 1754 zu Halle, studirte in Leipzig Philologie u. Theologie, wurde 1778 Oberlehrer am Kloster Bergen bei Magdeburg, später Rektor derselben Schule, bis er 1802 zum Prof. am Akademischen Gymnasium in Hamburg u. Direktor des dortigen Johanneums berufen wurde, das unter seiner Leitung zu hoher Blüte gedieh. Er starb zu Hamburg 4. Juni 1827. Er schrieb: „Ueber die Gemmenkunde" (Magdeb. 1798); „Ueber Mosaik" (ebd. 1798); „Versuch über Büstenkunde" (ebd. 1800) u. „Kurze Geschichte der Tempelherren" (ebd. 1823); außerdem übersetzte er Pindar u. Ossian u. veranstaltete eine Sammlung seiner „Schulschriften" (Bd. 1, ebd. 1801; Bd. 2, herausgeg. von Corn. Müller, 1829). Auch gab er Spittler's „Vorlesungen über die Geschichte des Papstthums" heraus (Hamb. 1828). Aus seinem Nachlasse erschien dann, besorgt von Corn. Müller, seine Ausgabe von Spittler's „Geschichte der Kreuzzüge" (Hamb. 1827) u. „Geschichte der Hierarchie" (ebd. 1828). — Sein Neffe, Ludwig G., namhafter Landschaftsmaler, geb. 8. März 1812 zu Altona, vorgebildet in Hamburg u. Berlin, bereiste Skandinavien u. Italien, lebte seit 1839 in Kopenhagen, 1843—46 in Italien, dann in Nischwitz im Königreich Sachsen, bis er 1851 nach Wien übersiedelte. Im J. 1855 ging er abermals auf Reisen nach Italien u. Griechenland; seit seiner Rückkehr von da lebte er meist auf seiner Besitzung bei Koburg. Die Komposition seiner zahlreichen, infolge seiner Reisen höchst mannichfaltigen Landschaften ist stets streng stilisirt u. mit großem Geschick geordnet, im Kolorit aber mitunter etwas trocken.

Gürtelflechte (Gürtelrose) heißt eine Entzündungskrankheit der Haut, bei welcher auf einem gürtelförmigen Zwischenrippenkamme meist halbseitig zahlreiche kleine Pusteln ausbrechen, außerdem hohes Fieber u. heftige Verdauungsstörungen auftreten. Der Ausschlag heilt in der Regel nach einigen Tagen völlig ab. Als Ursache dieser Krankheit wird im Allgemeinen Entzündung eines der Zwischenrippennerven angesehen. Die G. heilt meist von selbst ab, die ärztliche Behandlung erstreckt sich daher gewöhnlich nur auf die begleitenden Symptome des Magenkatarrhs, des Fiebers ꝛc.

Gürtelthier, s. „Armadill".

Gürtler, ein Handwerker, der sich in früherer Zeit ausschließlich mit der Anfertigung von Buckeln, Knöpfen, Schnallen u. Schlössern von Messing u. Eisen, die zur Verzierung u. Schließung von Gürteln dienten, befaßte, indem damals dieses Bekleidungsstück von beiden Geschlechtern allgemein getragen wurde. Die Gürtlerei hatte daher in vielen Gegenden noch bis zu Anfang dieses Jahrh. keine besondere Bedeutung. Erst nachdem der Wegfall des Zunftzwanges es gestattete, fertigten die G. auch andere Metallarbeiten, bes. aus Messing u. Bronze. So haben z. B. die sog. Galanteriegürtler die Fabrikation unechter Schmucksachen übernommen, andere befassen sich wiederum mit der Herstellung von Gußwaaren für den Export, u. wiederum andere, so in Bayern, mit der Herstellung von Kirchengeräthschaften. In Nürnberg blühte die Gürtlerei bis in die neueste Zeit ganz besonders.

Gusek, Bernd von, Pseudonym für Gustav v. Berneck (s. d.).

Gußeisen, s. „Eisen".

Gußmauerwerk, s. v. w. Beton (s. d.).

Gußstahl, s. „Stahl".

Nr. 3260. Gustav I. (Wasa) (geb. 12. März 1496, gest. 29. Sept. 1560).

Gustav I., König von Schweden (1523—1560), gewöhnlich Gustav Wasa genannt, geb. 12. März 1496 als der Sohn des Reichsrathes Erich Johanson; hieß ursprünglich Gustav Erichson u. wurde auf der Schule von Upsala u. an dem Hofe seines Vetters, des Reichsverwesers Sten Sture, erzogen. Als dieser auf Antrieb des Erzbischofs von Upsala 1518 von Christian II. von Dänemark angegriffen wurde, trug G. in der Schlacht bei Brännkirka das schwed. Hauptpanier, wurde aber bei den Unterhandlungen von Christian II. auf treulose Weise als Geisel nach Dänemark entführt. Von hier entkam er jedoch 1519 nach Lübeck u. landete 1520 bei Kalmar, das von den Dänen blockirt wurde. Hier, in Småland u. in Delekarlien, wohin er sich in Bauerntracht begab, suchte er das Landvolk zu einem allgemeinen nationalen Kriege gegen die Dänen zu bewegen; aber erst

als das Gerücht von dem Stockholmer Blutbade u. von neuen Steuern, welche die Dänen den unterworfenen Schweden auferlegt hatten, in diese entfernten Gebirgsthäler sich verbreitete, fand er Anhänger genug, um den Kampf gegen die Dänen u. deren deutsche Söldner beginnen zu können. Aus bewaffneten Bauern u. Bergleuten bildete er sich ein Heer; auf der aus allen Gegenden zusammenberufenen Volksversammlung zu Mora wurde er zu dessen Anführer u. zum Vorsteher des Reiches erwählt; die Dänen wurden bei Brunnbäck an dem Dalelf geschlagen u. 1521 die Belagerung von Stockholm begonnen. Während dieser ernannte der Herrentag zu Wadstena am 24. Aug. 1521 G. zum Reichsverweser. Stockholm u. Kolmar wurden 1523 mit Hülfe lüb. Schiffe genommen. Zu Pfingsten desselben Jahres erhielt G. von dem Reichstage zu Strengnäs die Königskrone u. setzte sich durch die Eroberung Finlands in den Besitz von ganz Schweden. Mit Dänemark ward 1541 ein Frieden auf 50 Jahre zu Brömsebrö geschlossen. G. machte Schweden aus einem Wahlreich zu einem Erbreich, führte die Reformation durch, zog den größten Theil der Kirchengüter ein, hob den Bergbau durch Herbeiziehung deutscher Bergleute u. beschränkte die Rechte des Adels u. der Geistlichkeit. Um Schweden auch in Bezug auf den Handel vom Auslande unabhängig zu machen, führte er 6 Jahre einen erfolgreichen Krieg mit der Hansa u. vertheidigte 1555—57 glücklich Finland gegen die Angriffe der Russen. G. starb 29. Sept. 1560 u. hinterließ das Reich seinem Sohne Erich XIV.

Nr. 3261. Statue Gustav Adolf's von Schweden
(Gustav II. Adolf, geb. 9. Dez. 1594, gest. 16. Nov. 1632).

Gustav II. Adolf, König von Schweden (1611—32), ein Enkel Gustav Wasa's, geb. 9. Dez. 1594 als Sohn Karl's IX. u. Christian's von Holstein, genoß eine wissenschaftliche Erziehung, erlernte die deutsche, lat., franz. u. ital. Sprache u. wurde frühzeitig an das Ertragen körperlicher Beschwerden gewöhnt. An den Kriegen gegen Dänemark nahm er mit Ruhm Antheil u. gelangte 1611 an die Regierung, nachdem ihn die Reichsstände mündig gesprochen hatten. Zu seinem Staatsminister ernannte er Axel Oxenstierna (s. d.). Diesem ist wol der Plan zuzuschreiben, welcher die ganze Politik G. A.'s beherrschte, nämlich Schweden zur herrschenden Macht auf der Ostsee zu erheben u. zu diesem Zwecke offensiv gegen Dänemark, Polen u. das Deutsche Reich vorzugehen. Im Kriege gegen das erstere Reich, welchen er im Beginn seiner Regierung fortsetzte, war er wenig glücklich, da die schwed. Flotte in zu mangelhaftem Zustande sich befand; durch Vermittlung Englands kam 1613 der Friede von Knäröd zu Stande, in welchem G. A. zwar einen Theil der von den Dänen auf schwed. Gebiete gemachten Eroberungen gegen Zahlung von 1 Mill. Thlrn. zurückerhielt, aber auch für sich von Ansprüchen auf dän. Land zurücktreten mußte. Nun wandte sich G. A. gegen die Russen. Unter diesen hatte eine mächtige Partei G. A.'s Bruder, Karl Philipp, zum Zaren verlangt (s. „Rußland. Geschichte"); G. A. sah jetzt die Gelegenheit gekommen, sich der russ. Besitzungen am Finn. Meerbusen zu bemächtigen. Der schwed. Feldherr de la Gardie erfocht im Juli 1614 einen glänzenden Sieg bei Staraja Russa, u. G. A. erschien selbst auf russ. Boden, um die Belagerung der Festung Pleskow am Peipussee zu leiten. Da sah sich der Zar Michael zum Friedensschlusse von Stolbowa (27. Febr. 1617) genöthigt, in dem er Karelien, Ingermanland u. Liefland an Schweden abtrat, dafür aber von G. A. in seiner Herrschaft anerkannt wurde. Seine Feldherrntüchtigkeit erwarb sich G. A. vorzugsweise durch den 1621 begonnenen Krieg mit Polen, in dem er bedeutende Eroberungen in Liefland, Kurland, Lithauen u. Preußen machte u. die Polen hinderte, ihr Versprechen zu erfüllen u. den deutschen Kaiser durch einen Einfall in Brandenburg zu unterstützen. Die Ausdehnung der kaiserl. Macht bis an die Ostsee, die Ernennung Wallensteins zum „General des Baltischen u. Ozeanischen Meeres", der Plan, eine deutsche Reichsflotte auf der Ostsee zu begründen, ließen G. A. das Eingreifen in die deutschen Kriegshändel in weit höherem Grade vortheilhaft erscheinen, als die Unterstützung der zu Boden geworfenen protestantischen Fürsten. Er unterstützte das von Wallenstein belagerte Stralsund, schloß mit Polen 1629 einen Waffenstillstand u. schiffte sich, unter Zustimmung des schwed. Reichstages, welcher auch die eventuelle Thronfolge seiner Tochter Christine genehmigte, 23. Juni 1630 mit 15,000 Mann ein. Am 4. Juli landete er an der deutschen Küste. Das Bündniß mit Frankreich, das erst 1631 formell vollzogen ward, war damals schon sicher. Sofort faßte er festen Fuß in Pommern, ließ Stettin neu befestigen, rückte an der Oder aufwärts in Brandenburg ein u. zwang dessen Kurfürsten zur Uebergabe von Spandau u. zum Bündniß, dem auch der Kurfürst von Sachsen beitrat, als G. A. in dessen Land einfiel. Bei Breitenfeld am 7. Sept. 1631 wurde Tilly völlig geschlagen. G. A. zog nun in die Main- u. Rheingegenden, ließ sich in vielen Städten huldigen, erzwang bei Rain den Uebergang über den Lech, indem er Tilly eine zweite Niederlage beibrachte, u. besetzte München. Von Wallenstein aber auf seiner Rückzugslinie bedroht, wandte er sich wieder nach N.; der Kampf bei Nürnberg verlieh weder dem kaiserl. noch dem schwed. Heere einen entscheidenden Sieg; letzteres brachte aber Wallenstein 16. Nov. 1632 in der Schlacht bei Lützen eine vollständige Niederlage bei, die aber auch das Leben des Schwedenkönigs kostete (s. „Dreißigjähriger Krieg"). Die Politik G. A.'s setzte Oxenstierna fort u. der Westfälische Frieden brachte dieselbe an das von jenem erstrebte Ziel, an die Vereinigung der pommer. Ostseeländer mit Schweden. G. A.'s Leichnam ward vom Herzog Bernhard v. Weimar nach Weißenfels gebracht u. dort der Königin überliefert, die ihn nach Schweden führen ließ. Seine einzige Tochter Christina folgte ihm in der Regierung. G. A. war von großer Gestalt, kräftig u. regelmäßig gebaut, gottesfürchtig ohne Heuchelei, leutselig im Umgang, streng in der Mannszucht seines Heeres, in der Ertragung von Beschwerden jedem seiner Soldaten ein Muster. So begeistert er für die Sache des Protestantismus war, so verlor er doch nie das Interesse Schwedens aus dem Auge, für welches er in erster Linie auf deutschem Boden focht. An eine Erhebung auf den deutschen Kaiserthron hat er aber wol nie gedacht. — Vgl. G. Droysen, „G. A." (2 Bde., Lpz. 1868—71).

Gustav III., König von Schweden (1771—92), geb. 24. Jan. 1746 als ältester Sohn Adolf Friedrich's, zeigte schon in seiner Jugend glänzende Anlagen, aber auch eine von phantastischen Träumereien erfüllte Seele, Beredsamkeit, feine weltmännische Formen u. eine meisterhafte Fähigkeit, seine Gefühle zu verbergen. Reisen in Schweden u. Frankreich hatten seine Bildung vollendet, als er 1771 zur Herrschaft über Schweden gelangte, dessen Verfassungszustände durch die Umtriebe der aristokratischen Parteien der Mützen u. Hüte (s. „Schweden. Geschichte") arg erschüttert waren. Mit Frankreich hatte er ein Bündniß geschlossen, das auf den Sturz der schwed. Verfassung abzielte, als er diese Verfassung selbst unterschrieb. Um die verfassungsmäßigen Einschränkungen der Königsgewalt zu beseitigen, beschloß er

die Macht des aristokratischen Parlamentes zu brechen. Nach mancherlei Umtrieben, u. nachdem er sich des Heeres versichert, ließ er die wichtigsten Punkte der Stadt besetzen u. am 21. Aug. 1772 die Mitglieder des Reichsrathes in den mit Soldaten u. Kanonen umstellten Sitzungssaal zusammenrufen. Dieser Versammlung, der er selbst vorsaß, legte er eine neue Verfassung vor, welche den Schwerpunkt der Regierung in die Hand des Königs legte u. einstimmig angenommen wurde. G. benutzte nun seine erweiterte Gewalt, um Recht u. Ordnung im Lande wieder herzustellen, Wissenschaft, Kunst, Gewerbe, Handel u. Ackerbau zu unterstützen, zugleich aber auch die Preßfreiheit einzuschränken u. den Hof nach dem Muster von Versailles umzugestalten. Der Prachtliebe des Königs, der selbst in seiner Eitelkeit als Dichter u. Schriftsteller auftrat, wurden große Summen zum Opfer gebracht u. sogar das Land durch dieselbe tief in Schulden gestürzt. Dies entzog ihm die Liebe des Bürger- u. Bauernstandes, welche er sich durch den Sturz der oligarchischen Mißregierung erworben hatte. Diese Stimmung benutzte der Adel, um im Reichstage seine Gewalt wiederzugewinnen. Durch England u. Preußen angeregt, wollte G. aus dem Kriege Rußlands mit der Türkei für Schweden Nutzen ziehen u. im Bunde mit Preußen Livland u. das russ. Finland erobern. Allein der Landkrieg hatte keinen Erfolg, die schwed. Flotte wurde 17. Juli 1788 von der russ. geschlagen, u. gleichzeitig fielen, auf Rußlands Antrieb, die Dänen in Schweden ein. G. eilte in sein Land zurück, wußte die nationale Begeisterung unter den Bauern zu erregen, das belagerte Gothenburg zu halten u. endlich durch preuß. u. engl. Vermittlung Dänemark zur Einstellung der Feindseligkeiten zu zwingen. Frei von äußeren Feinden, wagte nun G. auf dem Reichstage des Februar 1789 mit dem Adel vollständig zu brechen, ihn zur Unterzeichnung der Sicherheitsakte zu zwingen, durch welche derselbe zu Gunsten der anderen Stände auf einen großen Theil seiner Rechte verzichten mußte. Der Reichstag brauchte jetzt nur noch über außerordentliche Abgaben, sowie über Dinge, die der König an ihn zu bringen für gut hielt, befragt zu werden; dieser allein konnte Krieg u. Frieden schließen u. Aemter vergeben. Der russ. Krieg ward 1789 wieder aufgenommen, aber trotz eines 9. Juli erfochtenen Seesieges schloß G., dessen Mittel erschöpft waren, doch 14. Aug. 1790 zu Werelä Frieden, welcher den Besitzstand nach dem Status vor dem Kriege sanktionirte. Der Ausbruch der Revolution in Frankreich ließ in G. den Gedanken entstehen, mit den Waffen für das franz. Königthum einzutreten, mit Rußland im Bunde an der Küste Frankreichs zu landen u. auf Paris zu marschiren. Dieses Bündniß ward 1791 zwischen G. u. Katharina geschlossen; in demselben garantirten sie sich gegenseitig ihre Rechte. Die Stände wurden nach Gefle zusammenberufen, um über drei neue Steuern zu beschließen, doch mußte der unwillige Reichstag schon nach vier Wochen aufgelöst werden. Da beschloß ein Theil des Adels, an dessen Spitze der General Pechlin stand, den König, von dem man einen neuen Staatsstreich erwartete, durch Mord aus dem Wege zu räumen. Ankarström, der von Privathaß gegen den König erfüllt war, erbot sich zur Ausübung dieser That u. vollführte dieselbe, indem er auf dem in der Nacht vom 15.—16. März 1792 zu Stockholm stattfindenden Maskenball den König durch einen Schuß tödlich verwundete. Doch starb G. erst 29. März 1792. Von den Verschworenen wurde nur Ankarström hingerichtet.

Gustav IV. Adolf, König von Schweden (1792—1809), geb. 1. Nov. 1778 als Sohn Gustav's III. (s. d.), stand nach dem Tode seines Vaters unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Karl von Südermannland, u. übernahm 1796 die Regierung selbständig. Von Haß gegen Napoleon erfüllt, suchte er den Kaiser von Deutschland u. die Reichsfürsten 1803 in Karlsruhe für eine Restauration der Bourbons zu gewinnen. Am 3. Juli 1807 hob er den Waffenstillstand mit Frankreich auf, verlor dafür aber Stralsund u. Rügen. Seine Abhängigkeit von England führte ihn 1808 zum Kriege mit Rußland, dem Schweden gegenüber völlig wehrlos dastand u. dessen Folge der Verlust Finlands war. Nicht glücklicheren Erfolg hatte ein Angriff gegen Norwegen: der General Armfeld wurde von den mit den Russen verbündeten Dänen zurückgeschlagen. Da nun auch G. unzweifelhafte Spuren von Irrsinn zeigte, so beschloß ein Theil des Adels, an der Spitze der Oberstleutnant Adlersparre, den König zu stürzen, gewann das gegen die Dänen entsendete Heer u. ließ dasselbe gegen Stockholm rücken. G. ward 13. März 1809 verhaftet u. der Herzog Karl von Südermannland übernahm am folgenden Tage die Regentschaft. Die Reichsstände erklärten 10. Mai G. des Throns für verlustig u. riefen 6. Juni den Regenten als Karl XIII. zum König aus. G. verließ noch vor Ende des Jahres Schweden u. lebte nur von seinem geringen Privatvermögen nach größeren Reisen als Oberst Gustafsson in Basel, Leipzig, Holland, Aachen u. St. Gallen, wo er 7. Febr. 1837 starb.

Gustav, Prinz von Wasa, welchen Titel der Sohn Gustav's IV. Adolf von Schweden (s. d.) seit 5. Mai 1829 führt, österr. Feldmarschalleutnant, geb. 9. Nov. 1799; vermählte sich 9. Nov. 1830 mit der Prinzessin Louise (geb. 5. Juni 1811, gest. 19. Juli 1854), einer Tochter des Großherzogs Karl von Baden. Seine einzige Tochter, Karoline (Carola), geb. 6. Aug. 1833, ist die Gemahlin des Königs Albert von Sachsen.

Gustav-Adolf-Verein, genauer: „Evangelischer Verein der Gustav-Adolf-Stiftung". Dieser gegenwärtig weit über Deutschlands Grenzen hinaus verbreitete u. höchst segensreich wirkende Verein zur geistigen u. materiellen Hebung bedrängter evangelischer Gemeinden (ohne Rücksicht auf die besondere Konfession) verdankt seinen Ursprung der Erinnerungsfeier an die Schlacht bei Lützen auf dem Schlachtfelde daselbst 6. Nov. 1832. Der Beschluß, dem großen Schwedenkönige ein würdiges Denkmal zu setzen u. zu diesem Behufe (auf Vorschlag des Kaufmanns Schild in Leipzig) eine sog. Sechsersammlung in ganz Deutschland zu veranstalten, erweckte in dem Leipziger Superintendenten Großmann (s. d.) den Gedanken, jenes Denkmal in Gestalt eines evangelischen Vereins zu den obengenannten Zwecken zu errichten. So wurde 8. Dez. 1832 ein Aufruf zu Sammlungen erlassen u. ein ständiger Ausschuß zu Leipzig u. bald auch zu Dresden (unter dem Hofprediger Käuffer) begründet. Die von Beiden entworfenen Statuten erhielten 4. Okt. 1834 die Genehmigung der sächs. Regierung; der Centralsitz des Vereins befand sich seitdem bei dem Hauptverein zu Leipzig. Obschon von der preuß. u. schwed. Regierung unterstützt, entwickelte sich doch der Verein bis 1841 nur sehr langsam. In diesem Jahre trat der Prälat Zimmermann in Darmstadt 31. Okt. mit einem ähnlichen „Aufruf an die protestantische Welt" hervor, der allgemein zündete. Erst jetzt erfuhr man, daß ein solcher Verein längst in Sachsen bestehe (auch Zimmermann hatte davon nichts gewußt). Im Sept. 1842 wurde zu Leipzig der ältere sächs. Verein mit dem von Zimmermann angeregten verschmolzen u. nahm nun den Eingangs erwähnten Namen an. Auf der Versammlung zu Frankfurt (1843) wurden die neuen Statuten genehmigt. Zweck des Vereins ist nach denselben „die Vereinigung der Glieder der protestantischen Kirche, um die Noth der Glaubensbrüder in u. außer Deutschland, welche der Mittel des kirchlichen Lebens entbehren u. deshalb in Gefahr sind, der Kirche verloren zu gehen, nach Kräften zu heben, sofern sie im eignen Vaterland ausreichende Hülfe nicht erlangen können." In demselben Jahre traten die von dem Basler Pfarrer Legrand gestifteten „protestantischen Hülfsvereine" der Schweiz dem Vereine bei, der von jetzt an immer rascheren u. erfreulicheren Aufschwung nahm. Zwar wurde er in Bayern 1844 „als Störer des kirchlichen Friedens" (!) für einige Jahre (bis 1849) vom König verboten, erfreute sich dafür aber der Gunst anderer Fürsten, bes. der Könige von Preußen. Ein 1846 im Vereine entbrannter Streit (weil die Hauptversammlung zu Berlin den Abgeordneten Rupp aus Königsberg als Stifter einer Freien Gemeinde zurückgewiesen hatte) wurde schon 1847 glücklich beigelegt; auch aus den Stürmen der Jahre 1848 u. 1849 ging der Verein, obschon äußerlich geschädigt, doch geläutert u. innerlich gekräftigt hervor. Im J. 1853 fand zuerst die Bildung mehrerer Frauenzweigvereine statt; 1854 traten die holländ. G.e in engere Verbindung mit dem deutschen Verein, 1855 der schwed. Verein zu Gothenburg. Im J. 1861 wurde selbst in Oesterreich die Gründung von Zweigvereinen gestattet. Seitdem hat der Verein durch Erbauung von Kirchen, Kapellen u. Schulen, bes. in den evangelischen Gemeinden katholischer Länder, durch Aussendung von Reisepredigern u. alle Arten von Unterstützungen im Einzelnen überaus Großartiges geleistet, u. kann sich damit ebenso über die giftigen Schmähungen eines Theils der katholischen Presse trösten, die den Verein als eine Abart der Freimaurerei hinzustellen liebt, wie über den Groll der strengen Lutheraner (wegen Berücksichtigung auch unirter u. reformirter Gemeinden). Doch haben sich die Letzteren in neuester Zeit zum Theil freundlicher zum Verein gestellt. — Nach dem letzten Jahresbericht des Vereins (Ende 1873) umfaßt derselbe unter dem Präsidium des Centralvorstandes (Kirchenrath Hoffmann in Leipzig) 42 Hauptvereine, darunter 2 in Oesterreich; ferner 1278 Zweigvereine, 359 Frauenvereine u. 8 Studentenvereine. Die Gesammtsumme der von 1832—73 an 2340 Gemeinden vergabten Unterstützungen betrug

3,597,749 Thlr. 14 Gr. 1 Pfg. (ungerechnet bedeutende Summen, die direkt von Zweigvereinen ausgingen, sowie zahlreiche Naturallieferungen); die Gesammtsumme der Verwilligungen 1871 auf 72 allein 213,322 Thlr., mit denen 1118 Gemeinden, darunter 115 neue, bedacht wurden. Von diesen kommen 571 auf Deutschland, 449 auf Oesterreich-Ungarn, 50 auf sonstige europäische, 48 auf außereuropäische Gemeinden.

Güstrow, Hauptstadt des Wendischen Kreises od. des Herzogthums G. im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin mit 10,575 E. (1871), an der Nebel gelegen, Sitz einer Justizkanzlei, hat eine schöne, aus dem 13. Jahrh. stammende Domkirche, ein Schloß (jetzt Arbeitshaus), ein Gymnasium u. eine Realschule, u. hat bedeutende Vieh- u. Wollmärkte, Brauerei, Brennerei u. Tabaksfabrikation. G. wurde 1219 Residenz des Fürsten Heinrich Borwin II. u. war 1556–1695 Residenz der Herzöge von Mecklenburg-G.

Gut. 1. G. im philosophischen Sinne heißt alles um seiner Vorzüge willen Erstrebenswerthe. Die Frage, welche Dinge als Güter an sich, also als wahrhafte (absolute) Güter zu betrachten seien u. welche blos als mittelbare (relative), d. h. zur Erreichung höherer Zwecke dienende, bildet von Anfang an einen Gegenstand der Philosophie, speziell der Ethik od. Sittenlehre, daher dieselbe oft geradezu in Güterlehre u. Pflichtenlehre eingetheilt worden ist. Aus der Frage nach dem Wesen des G. überhaupt entwickelte sich bei den griech. Philosophen die Frage nach dem höchsten G., als dem letzten Ziele des menschlichen Strebens u. der Weltentwickelung. Als solches erklärte Plato die Darstellung der absoluten Vernunft (d. i. Gottes) in der Welt, wie sie sich durch die Allherrschaft der Philosophie (dem Streben nach Weisheit u. Gerechtigkeit) vollzieht. Bei Aristoteles ist das höchste G. die auf vollkommener Tugend beruhende vollkommene Glückseligkeit, bei den Stoikern die Tugend im Sinn männlicher Unerschütterlichkeit, bei den Epikuräern die Befreiung des Lebens von aller Unlust u. Störung (s. „Epikuros"). Auch in der neueren Philosophie spielt die Frage nach dem höchsten G. eine wichtige Rolle. Kant erneuerte in der Hauptsache die Ansicht des Aristoteles, indem er für das höchste G. die Einheit der Tugend u. Glückseligkeit erklärte, wie sie durch den Begriff Gottes u. der moralischen Weltordnung gefordert u. dargestellt werde. Dagegen hat Schleiermacher (auf dem Standpunkt Plato's) die in der Gesammtheit des Menschengeschlechts sich verwirklichende göttliche Vernunft als höchstes G. aufgestellt. Die neuere theolog. Ethik endlich erklärt für das höchste G., sofern es als Gegenstand des Strebens gefaßt wird, das Reich Gottes u. die Zugehörigkeit zu demselben; sofern es als Inbegriff u. Maßstab der sittlichen Vollkommenheit gefaßt wird, Gott selbst. — 2. Die Volkswirthschaftslehre versteht unter Gütern nur Dinge der Außenwelt, welche der Mensch der Natur abgewonnen hat, weil er dieselben als tauglich für seine Zwecke anerkennt u. deshalb schätzt. An u. für sich also sind die rohen Naturstoffe noch keine Güter, sondern sie werden es erst in dem Maße, als sie dem menschlichen Leben dienstbar werden. Die Gütererzeugung (s. „Produktion") ist es, welche die Dinge der äußeren Natur zu Gütern macht u. ihre Gutseigenschaft fort u. fort zu erhöhen sucht: mit Hülfe der Natur selbst, bez. ihrer Kräfte, wie durch Arbeit u. Kapital. Die Geschichte der allmählichen Erhebung der Menschheit aus dem rohen Naturzustande beweist, daß ihre Fortschritte zu einem veredelten Dasein jederzeit in geradem Verhältniß stehen zu ihrer Befähigung, die rohen Naturstoffe zu bewältigen u. dem Gebrauche für menschliche Zwecke mehr u. mehr anzupassen. Und da mit dem Wachsthum der Kultur auch die Bedürfnisse u. Einsichten wachsen, so haben alle Kulturfortschritte im Ganzen den Erfolg, die Gütermenge zu vermehren. Die mit jedem Wechsel unserer Einsichten und Bedürfnisse verbundene Aenderung der Grenzen u. der Höhenverhältnisse des Güterreichs bringt es auch mit sich, daß der Begriff eines G.es wesentlich relativ sein muß. Die seit Jahrtausenden existirende Tabakspflanze z. B. wurde erst dann ein G., als man ihre Brauchbarkeit zum Schnupfen u. Rauchen erkannt u. schätzen gelernt hatte; ähnlich wurden erst seit Erfindung der Lithographie die Kalksteinschiefer von Solnhofen in höherem Grade zu Gütern. Andererseits verlieren Heilmittel, Amulete, Reliquien 2c., mit dem Glauben an ihre Wirksamkeit auch ihre Gütereigenschaft. Je zahlreicher die Bedürfnisse der Menschen, je verschiedenartiger ihre Fähigkeiten sind, desto weniger ist bei der Verschiedenheit der Natur der Einzelne im Stande, seinen ganzen Bedarf unmittelbar selbst zu befriedigen. Dies bildet die Hauptursache des **Umlaufs** (Cirkulation) **der Güter**, worunter man den Uebergang derselben von einem Eigenthümer zum anderen od. eine fortgesetzte Reihe von Tauschgeschäften versteht. **Gütergemeinschaft** s. „Kommunismus".

Gutachten (lat. arbitrium) ist das mit Angabe von Gründen verbundene Urtheil Sachverständiger über einen Gegenstand, dessen zutreffende Beurtheilung besondere Fachkenntnisse voraussetzt. Die G. spielen eine besondere Rolle im Civil- wie Kriminal-Prozeß, insofern sie wesentlich dazu beitragen, die sichere Grundlage für die juridische Entscheidung zu bilden. Sie werden zuweilen nur mündlich, in allen schwereren Fällen aber schriftlich abgegeben.

Gutenberg, Johannes od. Henne, der Erfinder der Buchdruckerkunst, stammte aus der Mainzer Patrizierfamilie G. (nach ihren Grundstücken auch Gudenberg u. Gensfleisch genannt) u. ward nach allgemeiner Annahme 1397 geb. Der erste Theil seines Lebens ist in Dunkelheit gehüllt. Im J. 1420 verließ er Mainz infolge eines Parteistreites, wanderte wahrscheinlich nach Eltwyl (Eltville) im Rheingau u. von da nach Straßburg. Hier lebte er, wie urkundlich nachgewiesen, um das J. 1434 u. führte einen Prozeß mit mehreren Bürgern, welchen er sich zu gemeinsamen Unternehmungen kontraktlich verbunden hatte. Einzelne Zeugenaussagen deuten auf die Herstellung eines Druckapparates mit beweglichen, gegossenen Lettern.

Nr. 3262. Die Gutenberg-Statue in Straßburg (Johannes G. geb. 1397, gest. 1467–1468).

Zu Anfang der vierziger Jahre kehrte G. nach Mainz zurück, sich wie in Straßburg mit vermögenden Männern zum Zwecke der Ausführung seiner Ideen verbindend. Die 1450 in Mainz gedruckte lat. Bibel bezeichnet das Jahr, in welchem die Verdrängung der geschriebenen Bücher durch gedruckte begann. G. hatte dieses Werk im Verein mit Johannes Fust od. Faust (s. d.) gefördert. Eine Verbesserung reihte sich nun an die andere, bes. als Peter Schöffer aus Gernsheim Schwiegersohn Fust's u. Geschäftstheilnehmer wurde. Die geschnitzte Holztafel wurde durch bewegliche Typen aus Birnbaumholz u. diese durch Metalltypen von mehr u. mehr veredelter Form ersetzt; an Stelle der wässrigen Druckerschwärze G.'s bereitete Schöffer eine zähe, kräftige u. haltbare (fettige) Farbe. Im J. 1455 aber mußte sich G. von seinen Gefährten trennen. Fust hatte ihm große Geldvorschüsse gemacht, die er, wahrscheinlich in sehr eigennütziger Absicht, plötzlich zurückverlangte. Es kam zum Prozeß, G. konnte nicht bezahlen u. so wanderte denn das jenem verschriebene Unterpfand, nämlich Presse, Druckwerkzeuge u. sämmtliche Vorräthe, in Fust's Hände. Doch setzte ein Mainzer Rathsherr G. in die Lage, eine neue Presse aufzustellen, aus welcher die 36zeilige Bibel, das „Catholicon" („Joannis de Janua Summa quae vocatur Catholicon") von 1460, die Ablaßbriefe von 1454 u. 1455 2c. hervorgingen. G. starb zwischen 4. Nov. 1467 u. 24. Febr. 1468, nachdem er drei Jahre vorher geadelt worden u. in den Hofdienst des Erzbischofs Adolf von Nassau getreten war. Im J. 1837 wurde ihm auf dem Gutenbergsplatze in Mainz eine bronzene Statue errichtet. Im Hofe des Kasinogebäudes das. (Gutenberger Hof) steht ein älteres Sandsteindenkmal. G., Fust u. Schöffer bilden die schöne Brunnengruppe (1857 errichtet) auf dem Roßplatze zu Frankfurt a. M.

Gütergemeinschaft (lat. communio bonorum). Es giebt zwei Arten d. G., nämlich die G. an sich, die durch Vertrag begründet wird, u. die eheliche G. Die erstere ist von geringer Bedeutung, namentlich kann durch die Begründung einer solchen den Rechten u. Ansprüchen Dritter nicht vorgegriffen werden; es gehen auch auf die übrigen Betheiligten nicht die Schulden des Einen mit über; meist kann die G., wenn sie durch Vertrag begründet wird, auch nur auf das vorhandene, nicht auch auf das erst später anfallende Vermögen sich erstrecken. Von großer Wichtigkeit ist dagegen die eheliche G. Dieselbe läßt das Vermögen beider Ehegatten während des Bestehens der Ehe als eine ungetheilte Masse mit 2 Berechtigten, deren jeder das gesammte Vermögen sein eigen nennen kann, erscheinen, gleichviel wieviel jeder von Beiden zu der Gesammtmasse ursprünglich beigetragen hat. Nur der Ehemann pflegt einige Vorrechte, namentlich die Verwaltung des gemeinschaftlichen Vermögens u. dessen gerichtliche u. außergerichtliche Vertretung, zu haben. Für die vorehelichen Schulden beider Gatten haftet die gemeinsame Masse, ingleichen für die vom Ehemanne während der Ehe kontrahirten Schulden; für die von der Ehefrau während der Ehe eingegangenen Verbindlichkeiten jedoch regelmäßig nur dann, wenn der Ehemann hierzu seine Einwilligung gab. Die G. dauert bis zur Trennung der Ehe, u. erfolgt diese durch den Tod, unter Umständen noch über denselben hinaus bis zum Tode des anderen Ehegatten, sog. fortgesetzte eheliche G. (communio bonorum prorogata). Ist dies nicht der Fall, so empfängt der Ueberlebende regelmäßig die Hälfte des gemeinsamen Vermögens, ohne Rücksicht darauf, wieviel er dazu eigentlich beigetragen hat. Endlich ist noch zu unterscheiden zwischen allgemeiner, von der im Vorstehenden gesprochen wurde, u. partieller G. Die letztere umfaßt nicht das gesammte Vermögen der beiden Gatten, sondern nur einen bestimmten Theil desselben. Oft wird auch nur dasjenige Vermögen gemeinschaftlich, welches die Ehegatten während der Ehe erwerben (sog. Errungenschaft) od. das ihnen erst während der Ehe anfällt.

gute Werke heißen in der kath. Theologie solche Handlungen, die der Christ ohne eigentliche Verpflichtung dazu freiwillig übernimmt, um einen höheren Grad von Verdienst vor Gott zu erlangen, also z. B. vermehrtes Fasten, besondere Bußübungen, regelmäßige Austheilung von Almosen 2c. So sehr die Ueberschätzung der g. W. dem Geiste des Christenthums zuwiderlief, so machte sie doch im Zusammenhang mit der Ausbildung des Mönchswesens immer weitere Fortschritte. Es bildete sich die Lehre, daß ein Christ viel mehr g. W. thun könne, als zur Erlangung der Seligkeit erforderlich sei; den so entstandenen „Schatz überschüssiger g. W." verwaltet die Kirche u. spendet davon unter gewissen Bedingungen Ablaß an Solche, die nicht genug g. W. gethan haben. Uebrigens ist es trotz des ungeheuersten Mißbrauches in der Praxis niemals ausdrücklich kath. Kirchenlehre gewesen, daß das gute Werk schon an sich (ganz abgesehen von Glauben u. Absicht des Thäters) die Seligkeit erwerben könne. Eine etwas andere Bedeutung gewann der Ausdruck g. W. seit der Reformation. Indem diese auf die ursprüngliche Lehre Christi u. der Apostel zurückging, verwarf sie die Verdienstlichkeit alles u. jedes Werkes, da ja der Christ durch den Glauben an das Verdienst Christi allein gerecht u. selig werde. G. W. hießen jetzt nicht blos die freiwillig u. ausnahmsweise übernommenen, sondern alle Handlungen christlicher Pflichterfüllung. Diese können nach reformatorischer Lehre schon deshalb kein Verdienst des Menschen begründen, weil kein Mensch im Stande ist, sie vollständig zu leisten; u. selbst wenn dies möglich wäre, so hätte er doch eben nur seine Pflicht gethan u. das ursprüngliche Verderben durch die Erbsünde würde ihm noch immer anhaften (vergl. Evang. Lucä 17, 10). Dem Vorwurf der Katholiken, daß sich ja dann mit dem „seligmachenden Glauben" ein lasterhaftes Leben verbinden könne, begegneten die Reformatoren mit der Bemerkung, daß der „rechte Glaube" ganz von selbst sittliches Leben u. Werke der Liebe zur Folge haben müsse, so gewiß der gute Baum nur gute Frucht bringe. Doch ist nicht zu leugnen, daß die lutherische Kirche zu Zeiten die Betonung des „Glaubens allein, ohne Verdienst der Werke" übertrieben hat; behauptete doch Nikol. Amsdorf 1551 im Streit mit dem Melanchthonianer Major, der die Nothwendigkeit der g. W. zur Seligkeit gelehrt hatte: dieselben seien geradezu schädlich, weil sie falsches Vertrauen auf Anderes, als das Verdienst Christi allein, erweckten. In der Praxis hat die kath. Kirche die Hochschätzung g. W. bis heute festgehalten, in der Theorie aber die früheren Aufstellungen vielfach eingeschränkt.

Guthaben heißt der Betrag, den Jemand von einem Anderen für gelieferte Waaren od. geleistete Dienste zu fordern hat.

Guthrie (spr. Göddhrie), Thomas, schott. Theologe u. Menschenfreund, bekannt insbes. als Begründer der „Lumpenschulen", geb. in einem Provinzstädtchen Schottlands 12. Juli 1803, wirkte nach einer bewegten Jugend seit 1830 als Pfarrer in der kleinen Dorfgemeinde von Arbirlot. Dort war er für den Plan Dr. Chalmer's, in dem verkommensten Distrikte des Landes u. nam. der großen Städte neue Kirchen zu gründen, eifrig thätig u. griff auch erfolgreich in den Kampf der neu-entstandenen „evangel. Partei" gegen das Patronat u. die Einmischung des Staates in die Angelegenheiten der Gemeinde ein. Infolge dessen wurde er 1837 an die Old-Greyfriarskirche in Edinburg mit der Absicht berufen, ihm eine von der großen Gemeinde abgezweigte Parochie im Herzen der verwahrlosten Altstadt zuzuweisen, sobald eine Kirche daselbst errichtet sein würde. Er wartete aber nicht so lange, sondern ging sofort mitten in das grenzenlose Elend des tief im Thale liegenden Lowgate hinab, um in diesen Pfuhl zuerst Licht u. Hülfe zu bringen. 1843 gehörte G. zu den 475 Geistlichen, welche den fortgesetzten Kampf um die Unabhängigkeit der Kirche von Schottland durch ihr Ausscheiden u. Errichtung der „Free Church of Scotland" abschlossen, u. sammelte, im Lande umherreisend, beträchtliche Summen zur Errichtung von Pfarrhäusern für seine durch die Kirchenspaltung der Wohnung beraubten Amtsgenossen. Im Verfolg der Hauptaufgabe seines Lebens, „the poor man's minister" (des armen Mannes Pastor, od. wörtl. Diener) zu sein, erkannte er, daß er vor Allem für die Jugend wirken müsse, u. dies führte ihn auf die Begründung der sog. Lumpenschulen (ragged schools). 1847 erließ er einen dahin zielenden Aufruf für diese Sache; namhafte Mittel strömten ihm zu, u. er konnte gleich im ersten Jahre 509 verwaiste od. verwahrloste u. gänzlichem Verderben entgegengehende Kinder aufnehmen. Diese erste Schule u. die zahlreichen, bald in ganz Schottland u. England ihr nachgebildeten Lumpenschulen unterscheiden sich dadurch von anderen Schulen, daß sie die Kinder den ganzen Tag, erforderlichenfalls auch die Nacht in dazu errichteten „refuges" (d. h. Zufluchtstätten) beherbergen u. ihnen außer gutem Unterricht u. der Anweisung in Handarbeiten auch Speise u. Trank geben. Tausende von nützlichen u. glücklichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft sind aus diesen trefflichen Anstalten hervorgegangen; in Edinburg ist die jugendliche Bettelei seit dem Aufblühen der Lumpenschulen verschwunden, u. während es 1847 5 Proz. Kinder unter 14 Jahren in den Gefängnissen gab, war 1859 kaum 1 Proz. mehr darin; in London, wo zuerst der edle Lord Shaftesbury (s. d.) die Idee aufgriff, haben sie gleichfalls Segen gestiftet. Dort sind auch, nach einer Idee von James Mac Gregor, die sog. „Schuhputzerbrigaden" aus jenem Unternehmen hervorgegangen, mit dem Zweck, nicht blos einem öffentlichen Bedürfniß entgegen zu kommen, sondern auch den Zöglingen der Lumpenschule ein ehrliches Auskommen zu verschaffen, u. dieser Zweck ist vollständig erreicht worden. 1856 mußte G. eines Herzleidens wegen einen Amtsgehülfen nehmen, 1864 sein Amt ganz niederlegen. Seitdem gab er das Erbauungsblatt „The Sunday Magazine" heraus. Am 24. Febr. 1873 starb er. Gegen 30,000 Menschen folgten seinem Sarge. Vgl. die „Autobiography of Th. G. and Memoir by his sons" (Lond. 1873).

Gutta cavat lapidem, non vi, sed saepe cadendo, lat. Sprüchwort, deutsch: Der Tropfen höhlt den Stein, nicht durch Kraft, sondern durch öfteres (stetiges) Fallen. Dieses Wort gehört der späteren Zeit an u. ist angelehnt an einen Sinnspruch von Ovid (Tristia ex Ponto 4, 10, 5): „Gutta cavat lapidem, consumitur annulus usu", d. h. der Tropfen höhlt den Stein, der Ring nutzt sich ab durch den Gebrauch (durch ständiges Tragen).

Gutta-Percha (spr. Gutta-Pertscha), ist der eingetrocknete Milchsaft eines Baumes, der Isonandra Gutta (Hooker). Durch in den Stamm gemachte Einschnitte fließt dieser Saft aus u. wird kurze Zeit, nachdem er gesammelt ist, fest, man knetet ihn dann u. formt ihn zu Stücken od. Klumpen von 10—20 Kg. Schwere, die als rohe G. in den Handel kommen. Der Baum erlangt bei einer Dicke von etwa 1 m. eine Höhe von 20 m. u. darüber, ohne eine bes. mächtige Krone auszubilden. Seine Blätter ähneln denen des bekannten Gummibaumes (Ficus elastica), besitzen aber bei einer glänzend grünen Oberfläche eine rothbraune Unterseite. Die in den Blattwinkeln zu dreien auf kleinen, leichtgebogenen Stielchen stehenden Blumen überziehen in großer Zahl den Zweig, imponiren aber nur durch ihre Menge, da die kleinen, sechsblättrig getheilten Blumenkronen, welche 12 Staubfäden u. eine langgezogene, grannenartige Narbe haben, keine bes. malerische Wirkung ausüben können. Heimisch ist die Pflanze auf Singapore u. den benachbarten Inseln, Borneo, Sumatra, sowie auf der Halbinsel Malakka. Die G.-P. wurde durch einen Pflanzer auf Sumatra, d'Almeida, 1843 zuerst in geringer Quantität an die Royal Society of Arts gesandt, ohne jedoch besondere Würdigung zu erfahren; erst als etwas später der Dr. Montgomery von dem Sanitätswesen in Bengalen 1844 ein größeres Quantum von 2 Centnern einschickte,

wurde sie auf ihre Eigenschaften von Sachverständigen genauer geprüft u. infolge der günstigen Erfahrungen sehr bald zu einem Handelsgegenstande, dessen Export bald riesige Dimensionen annahm, allerdings auch die unwirthschaftlichen Eingebornen fast zu völliger Ausrottung der Bäume veranlaßte, die einfach gefällt wurden, um die 5—6 Kg. G.-P., welche eine ausgewachsene Pflanze giebt, zu gewinnen. Neuerdings ist das Verfahren rationeller geworden, man bohrt die Bäume nur an u. sorgt auch durch Anpflanzung für Nachwuchs. Die rohe G.-P. ist eine harte, trockene, graugelbe, röthlich marmorirte Masse, fühlt sich fettig an u. besteht aus übereinander liegenden zähen Schichten, besitzt einen eigenthümlichen, lederartigen Geruch u. schwimmt auf dem Wasser. Um sie von den eingeschlossenen Pflanzentheilen, Rindenstückchen u. s. w. zu reinigen, wird sie von einer bes. dazu konstruirten Trommel, ähnlich wie das Farbholz, geraspelt u. in heißem Wasser durchgeknetet. Im gut gereinigten Zustande ist sie vollkommen weiß u. geruchlos, sie hat in mancher Beziehung Aehnlichkeit mit dem Kautschuk, besitzt jedoch nicht den hohen Grad von Elastizität, wie dieser, läßt sich dagegen schon in warmem Wasser (bei 55 bis 60°) derart erweichen, daß man sie bequem kneten u. in jede beliebige Form bringen kann. — In Alkohol löst sich nur ein kleiner Theil, in Aether, in Benzin u. Chloroform löst sie sich leicht auf. In Wasser ist die G.-P. völlig unauflöslich; sie wird, wenn ihre Oberfläche glatt ist, auch nicht davon benetzt, ist also vollkommen wasserdicht. Mit Schwefel läßt sie sich ähnlich vulkanisiren, wie das Kautschuk. Die Anwendung sowol der rohen als auch der gereinigten, der vulkanischen u. der mit anderen Körpern versetzten G. ist eine außerordentlich mannichfaltige, u. würde eine noch viel ausgedehntere sein, wenn nicht der Preis noch verhältnißmäßig zu hoch wäre. Die Verwendbarkeit der G. zu hunderterlei verschiedenen Gegenständen wird nam. durch folgende vortreffliche Eigenschaften bedingt: 1. durch das Vermögen, sich durch Wärme u. Druck in jede beliebige Form bringen zu lassen, die feinsten Eindrücke derselben anzunehmen u. nach dem Erkalten diese Form zu behalten (Abformen für Galvanoplastik, Clichés u. dgl.); 2. durch die Biegsamkeit bei gewöhnlicher Temperatur (z. B. Riemen u. Bänder); 3. durch die Undurchdringlichkeit für Wasser u. viele andere Flüssigkeiten (wasserdichte Zeuge, Sohlen); 4. durch die Widerstandsfähigkeit gegen den Einfluß ätzender Laugen u. Säuren (Gefäße für Chemiker u. Photographen); 5. durch ihr Isolationsvermögen als Nichtleiter der Elektrizität (physikalische Apparate, Umhüllung von Telegraphendrähten); 6. durch ihre Fähigkeit, sich mit Schwefel u. seinen Verbindungen zu vereinigen u. sich wie Kautschuk vulkanisiren zu lassen, so daß sie bedeutenden Temperaturveränderungen widersteht (Drechslerartikel); 7. durch die Fähigkeit, sich mit anderen, theils härteren, theils weicheren Substanzen zu verbinden, wodurch Massen entstehen, die theils härter, theils geschmeidiger sind als die gewöhnliche G.-P.; 8. durch die große Dauerhaftigkeit u. geringe Vergänglichkeit bei gewöhnlicher Temperatur.

Guttiferen (Guttiferae), eine Pflanzenfamlie der dikotylischen Gewächse, die man auch unter dem Namen der Clusiaceen kennt, obgleich sie bei Endlicher eine ganze Pflanzenklasse mit 10 verschiedenen Familien (Dipterocarpeen, Chlänaceen, Eucryphiaceen, Ternströmiaceen, Clusiaceen, Maregraviaceen, Hypericaceen, Reaumuriaceen, Flatinaceen, Tamaricaceen) bildet. Ihre Arten gehören sämmtlich als Bäume od. Sträucher der Tropenzone an u. schwitzen meist entweder aus ihrer Rinde od. ihrer Frucht einen Saft aus, welcher dem Gummi-Gutti ähnelt. Ihre Blätter zeichnen sich durch eine derbe, lederartige Beschaffenheit aus; ihre Blumen durch eine 10blättrige Blumenkrone bei einem 2—8blättrigen Kelche u. lange, entweder freie od. zu Bündeln verwachsene Staubgefäße; ihre Früchte erscheinen als ein- bis vielfächerige Kapseln, Steinfrüchte od. Beeren ohne Eiweiß. Die Hauptgattung ist Clusia, welche den Typus für die Gruppe der Clusieen im engeren Sinne bildet; dann folgen die Chrysopieen mit der Gattung Chrysopia, die Garcinieen mit der Gattung Garcinia, die Calophylleen mit der Gattung Calophyllum.

Gutturalen (von lat. guttur, Kehle), Kehllaute.

Gutzkow, Karl Ferdinand, deutscher Dichter, geb. 17. März 1811 zu Berlin, studirte an der Universität seiner Vaterstadt Theologie u. Philologie, machte sich seit 1831 durch eine Anzahl von „Aufsätzen" in dem von Menzel herausgegebenen „Morgenblatt" bekannt u. setzte gleichzeitig seine Studien in Heidelberg u. München fort, wo er sich jedoch mehr geschichtlichen u. rechtswissenschaftlichen Forschungen zuwandte. Seine erste größere Arbeit war der satirisch-phantastische Roman „Maha-Guru, Geschichte eines Gottes" (2 Bde., Stuttg. 1833), der, in der Form noch der romantischen Richtung angehörend, seinem Inhalte nach völlig mit dieser brach u. den freigeisterischen Regungen der Zeit originellen u. keckes Ausdruck gab. Noch größeres Aufsehen erregte der Roman „Wally, die Zweiflerin" (Mannh. 1835, in einer späteren Bearbeitung unter dem Titel „Vergangene Tage", Frankf. 1852); dieser ging dem Offenbarungsglauben direkt zu Leibe u. schilderte ergreifend die Konflikte u. Qualen eines von religiösen Zweifeln übermannten Frauenherzens. Auf eine fanatische Denunziation Menzel's hin, der sich schon vorher von seinem Schützling u. dessen Anhang, dem „jungen Deutschland", abgewandt hatte, ward dieser Roman als religionsfeindlich u. sittengefährlich konfiszirt u. brachte G. eine dreimonatliche Haft ein, während welcher er zur Vertheidigung gegen die Anklagen Menzel's die Schrift „Zur Philosophie der Geschichte" (Hamb. 1836) vorbereitete. Sowol diese als alle früheren Arbeiten G.'s, seine „Novellen" (2 Bde., Hamb. 1834), die aus Aufsätzen für die Allgemeine Zeitung zusammengestellten „Oeffentlichen Charaktere" (Hamb. 1835) u. „Soireen" (2 Bde., Frankf. 1835), die „Vorrede zu Schleiermacher's Briefen über Schlegel's Lucinde" (Hamb. 1835) u. a. wurden von Bundeswegen unterdrückt. Dasselbe Schicksal ereilte die Zeitschriften, die er nach einander ins Leben zu rufen suchte. Hierdurch unbeirrt, setzte G., der nach seiner Freilassung

Nr. 3263. Karl Ferdinand Gutzkow (geb. 17. März 1811).

seinen Wohnsitz in Frankfurt a. M., später in Hamburg nahm, seine freimüthige kritische Thätigkeit fort in den Schriften „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur" (2 Bde., Stuttg. 1836), „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte" (Berl. 1836), „Zeitgenossen, ihre Tendenzen, ihre Schicksale, ihre großen Charaktere" (2 Bde., Stuttg. 1837), „Götter, Helden u. Don Quixote" (Hamb. 1838). Zugleich nahm er seine dichterische Thätigkeit wieder auf in den Romanen „Seraphine" (Hamb. 1838) u. „Blasedow u. seine Söhne" (3 Bde., Stuttg. 1838—39), von denen der eine sich durch feine psychologische Schilderung auszeichnet, während der andere als satirischer Zeitroman durch scharfe Schlaglichter u. komische Genrebilder große Wirkung erzielte. Sein „Leben Börne's" (Hamb. 1840) ist ein mit Liebe u. warmer Verehrung für den gesinnungsverwandten berühmten Publizisten gezeichnetes Charakterbild. Um dieselbe Zeit begann G. auch, durch eine Reihe wirksamer, aus den Bewegungen der Gegenwart herausgedichteter Dramen die Bühne zu erobern, für die er schon früher die Tragödien „Nero" (1835) u. „König Saul" (1838) gedichtet hatte, in welchen freilich noch das lyrisch deklamatorische Element das dramatische überwucherte. Das Sittenstück „Werner od. Herz u. Welt", die historischen Tragödien „Patkul" u. „Pugatscheff", nam. aber sein „Uriel Acosta" (1847) wurden bald auf allen größeren deutschen Bühnen heimisch. Dieses letztgenannte Werk, eine unmittelbar aus den religiösen Kämpfen der Zeit hervorgegangene, in edlem Stil gehaltene u. effektvolle Dichtung, malt erschütternd die Konflikte, die sich aus dem Anstürmen des freien, aller Vorurtheile ledigen Denkens gegen die Schranken kirchlicher Autorität, gegen die durch Gewohnheit, Familienbande u. Pietät geheiligte Ueberlieferung ergeben; das jüdische Volks-

u. Familienleben, innerhalb dessen der Dichter die Konflikte sich abspielen läßt, ist durch lebhaftes Kolorit u. durch eine Anzahl rührender Einzelzüge charakterisirt. Nicht minder Bedeutendes leistete G. auch auf dem Felde des Lustspiels; durch seine geistreichen Komödien „Zopf u. Schwert" (1844) u. „Das Urbild des Tartüffe" (1847) wurde er der Bahnbrecher des historischen Lustspiels auf der deutschen Bühne. Viel Glück machte auch sein leicht hingeworfenes Gelegenheitsstück „Der Königsleutnant" (1852), das weniger als dramatisches Ganzes wie durch seine hübschen, genrehaften Episoden u. durch anziehende Zeichnung des jungen Goethe wirkte. Eine neue Bahn betrat G. mit seinem kulturhistorischen Roman „Die Ritter vom Geiste" (9 Bde., Lpz. 1850—52; 4. Aufl. Lpz. 1865), in welchem er die Bewegungen der modernen Zeit u. die Verwicklungen, welche sie in Gesellschaft u. Familie mit sich führen, in einer Fülle bunt wechselnder u. kunstvoll verschlungener Bilder darstellte (G. nannte diese Art von Roman den Roman des „Nebeneinander" im Gegensatze zu den früheren des „Nacheinander"). Derselben Richtung gehört sein folgender, groß angelegter Roman „Der Zauberer von Rom" (9 Bde., Lpz. 1858—61, 4. Aufl., Berl. 1872) an. Nebenher entwickelte G. nach den verschiedensten Richtungen hin eine rege schriftstellerische Thätigkeit, so nam. auch als Redakteur der „Unterhaltungen am häuslichen Herd", einer 1852 von ihm begründeten, lange Zeit sehr beliebten literarisch-belletristischen Wochenschrift (1852—62). Seit 1847 wirkte der Dichter außerdem als Dramaturg am Hoftheater zu Dresden, welchen Posten er 1862 mit dem eines Generalsekretärs der Schillerstiftung in Weimar vertauschte. Wiederholte Angriffe u. Zwistigkeiten veranlaßten ihn jedoch schon 1864, diese Stelle niederzulegen. Bald darauf verfiel er in eine so trübselige Stimmung, daß er seinem Leben durch Selbstmord ein Ende zu machen suchte. Dieser Versuch mißglückte; G. wurde nach mehrjährigem Aufenthalt zu Gilgenberg bei Baireuth von seiner Gemüthskrankheit geheilt u. kehrte, durch die Freigebigkeit der Nation u. die Aufbringung eines „Gutzkowfonds" materieller Sorgen enthoben, zur schriftstellerischen Thätigkeit zurück. Schon sein nächster Roman „Hohenschwangau" (5 Bde., Lpz. 1868), ein die Reformationszeit behandelndes Kulturgemälde, enthielt, neben manchem Trockenen u. Chronikartigen, große psychologische Feinheiten u. stilistische Schönheiten. Von den Dichtungen, die er noch folgen ließ, nennen wir „Die Söhne Pestalozzi's" (3 Bde., Berl. 1870) u. „Fritz Ellrodt" (3 Bde., Jena 1872). G., der 1870 seinen Wohnsitz in Berlin genommen hatte, übersiedelte, nachdem er vergeblich in Italien Erholung von einem Nervenleiden gesucht, 1874 nach Heidelberg. — Einen Theil seines Lebens hat G. selbst in dem Memoirenbuch „Aus der Knabenzeit" (Frankf. 1852) geschildert. — Von G.'s „Dramatischen Werken" erscheint seit 1871 in Jena die 3. Aufl., eine Gesammtausgabe seiner Werke ebd. seit 1873.

Gutsmuths, Johann Christoph Friedrich, der namentlich um die Pflege der Gymnastik sich Verdienste erworben hat, wurde 9. Aug. 1759 zu Quedlinburg geb., studirte in Halle Theologie u. leitete dann die Erziehung der Kinder des Leibmedikus Ritter in Quedlinburg, auch die des jüngsten Sohnes, des nachmals berühmten Geographen Karl Ritter, bis ihn 1784 Salzmann an seine neu gegründete Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal berief. Hier nahm sich G. namentlich der Gymnastik an, die er theoretisch u. praktisch ausgebildet hat u. die, zuerst in Schnepfenthal sorgfältig gepflegt, von hier aus auch in andere Schulen überging. Zwar hatte sich G. 1797 in dem Schnepfenthal benachbarten Dorfe Ibenhain ein Landhaus gekauft, aber bis kurz vor seinem Tode, der 21. Mai 1839 erfolgte, behielt er die Leitung der gymnastischen Uebungen, wie er auch den Unterricht in der Geographie u. Technologie weiter ertheilte. Denn auch für die Hebung des geographischen Unterrichts hat G. segensreich gewirkt; von seinen hierauf bezüglichen Schriften nennen wir das „Handbuch der Geographie" (Lpz. 1810 u. öfter), sowie die Beschreibung der südamerik. Staaten (Weim. 1827—30, Bd. 19 u. 20 des von Gaspari u. A. herausgeg. „Vollständigen Handbuchs der neuesten Erdbeschreibung") u. „Deutsches Land" (2 Bde., Gotha 1820). Doch bildet in G.'s literarischer Thätigkeit die Gymnastik den Hauptgegenstand; hierher gehören seine „Gymnastik für die Jugend" (Schnepfenthal 1873 u. öfter); „Spiele zur Uebung u. Erholung des Körpers u. Geistes für die Jugend" (ebd. 1796 u. öfter); „Kleines Lehrbuch der Schwimmkunst" (Weim. 1798); „Mechanische Nebenbeschäftigungen ꝛc." (Altenb. 1801); „Spielalmanach" (Frankf. 1802—3; 2. Aufl. 1819) u. „Turnbuch" (Frankf. 1817). Von weitreichendem Einfluß war auch zu ihrer Zeit die von G. 1800—20 herausgeg. „Bibliothek für Pädagogik, Schulwesen u. die gesammte pädag. Literatur Deutschlands."

Gützlaff, Karl, deutscher Missionär u. Sinolog, geb. zu Pyritz (Pommern) 8. Juli 1803, erlernte in Stettin das Gürtlerhandwerk, wurde aber 1821 in die Berliner Missionsanstalt aufgenommen, trat 1823 in die zu Rotterdam, ging im Aug. 1826 nach Batavia, wo er das Chinesische erlernte, reiste mit dem engl. Missionär Tomlin 1828 nach Bangkok (Siam), um dort das Evangelium zu predigen, u. machte sich das. auch mit dem Siamesischen so vertraut, daß er eine siamesische Sprachlehre verfassen u. das Neue Testament ins Siamesische übersetzen konnte. Im J. 1831 wandte er sich nach Macao (China), wo er sich eng an Rob. Morrison anschloß, mit diesem eine Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in China gründete sowie ein chines. monatliches „Magazin" herausgab, Mitarbeiter an einer neuen Uebersetzung der Bibel ins Chinesische wurde u. für seine Zwecke überhaupt durch Wort u. Schrift wirkte. Auch unternahm er, freilich auf Schmuggelschiffen englischer Kaufleute, denen er als Dolmetscher diente, Reisen zwischen Macao u. den Lieukieuinseln, um Bibeln u. Traktätchen zu vertheilen. Seit 1835 erster Dolmetscher bei der brit. Oberaufsichtsbehörde in China, machte er einen vergeblichen Versuch, ins Innere der Provinz Fo-Kien einzudringen. Auch im Uebrigen wurden seinem Bekehrungsgeschäft allerhand Hindernisse in den Weg gelegt, so daß er seine Druckerei von Macao nach Singapore verlegen mußte. Nach Ausbruch des Engl.-chines. Krieges flüchtete G. nach den Philippinen, kehrte aber bald wieder nach China zurück, leistete den Engländern große Dienste u. wirkte auch zu dem am 29. Mai 1842 in Nangking abgeschlossenen Frieden mit. Seitdem begann er seine Missionsthätigkeit systematisch zu betreiben, machte Hongkong zu seiner nunmehrigen Hauptstation u. gründete 1844 einen sog. Chines. Verein zur Verbreitung des Evangeliums durch einheimische Christen. Zur Förderung der Vereinszwecke ließ er u. a. Geld in Deutschland sammeln u. besuchte 1849 Europa. Bald nach seiner Rückkehr nach China starb er 9. Aug. 1851 zu Viktoria auf Hongkong. Von den vielen Schriften, die G. in verschiedenen Sprachen verfaßt hat, sind hier zu nennen: „China opened" (Lond. 1838, 2 Bde.); „Geschichte des chines. Reichs" ꝛc. (herausgeg. von Neumann, Stuttg. 1847); „The life of Tao-Kuang" (Lond. 1851; deutsch, Lpz. 1852). Vgl. sein „Journal of three voyages along the coast of China" ꝛc. (herausgeg. von W. Ellis, Lond. 1834; deutsch, Basel 1835) u. „Die Mission in China" (3 Vorträge, Berl. 1850).

Guyana (span. Guayana) umfaßt ein gegen 60,000 □M. großes, großentheils noch unerforschtes Gebiet im nordöstl. Theile von Südamerika zwischen dem Orinoco, dem Amazonenstrome u. dem Atlantischen Ozeane. Die flachen Küsten sind von einer ausgedehnten, unter seichtem Wasser liegenden Schlammbank umsäumt, welche der Marañon beständig ergänzt, am Strande von dichtem Mangrove-Walde eingefaßt u. von großen Morästen begleitet, wechselnd mit fetten Weiden u. dichten Waldungen, welche ein reiches Thierleben erfüllt. Bis auf 10 M. landeinwärts erstreckt sich eine von der Küste durch einen niedrigen Dünenzug getrennte Ebene Alluvialboden; dieselbe hebt sich nach Westen allmählich zum Berglande, welches die Flüsse in Katarakten durchbrechen. Den Hauptkern des Landes bildet in orographischer Hinsicht das Parime-Gebirge im westl. Theile von G., das Quellengebiet des Orinoco, welches 3 Ausläufer, Tmataca-, Roraima- (2400 m.) u. Humirida-Gebirge genannt, nach Osten sendet. Im südlichsten Theile des Parime-Geb., der Sierra Paracaina (auch Maharuaca-Gebirge genannt), in der Nähe der Missionsstation Esmeralda, liegen der Duida (2700 m.) u. der Maravaca (3200 m.). Das Juruquaco-, Acarai u. Tumucumaque-Gebirge trennen das südlichere, brasilianische G. von dem nördlicheren Theile u. bilden zugleich Wasserscheiden für den Orinoco u. Amazonas, denen alle Binnenlandsflüsse zuströmen. Zwischen den Ausmündungen der beiden großen Ströme ergießen sich zahlreiche Küstenflüsse, die das Wasser des nordöstl. G. aufnehmen, ins Meer: unter ihnen sind die bedeutendsten: der Essequibo mit den starken Nebenflüssen Rupununi, Mazaruni u. Cuyuni, der Demerara, Berbice, Corentin, Saramaca, Surinam, Maroni, Oyapok u. der Arahuari, welcher am Nordrande der Marañonbucht mündet. Das Klima ist durchaus tropisch, nur zeitweilig durch Passatwinde u. Regen gemildert.

Während der großen Regenperiode (Mai bis Juli) durchschwärmen zahllose Moskitos die Luft, während zugleich die Ausdünstung der weiten überschwemmten Flächen anhaltende Wechselfieber hervorrufen; außer ihnen treten besonders Sonnenstich, Ruhr, Faulfieber, Yams (d. i. ein schwammartiger Ausschlag) u. Wurmkrankheiten auf. Die Vegetation ist überaus üppig u. liefert in den Urwaldungen allein an 300 kostbare Holzarten, zu deren zweckmäßiger Verwerthung es freilich meist an Arbeitskräften fehlt. Der hauptsächlich von Negersklaven u. einigen Indianerstämmen betriebene Ackerbau liefert Zucker, Kaffee, Baumwolle, Mais u. Reis, Maniok, Yams, Bataten u. Arrowroot, im französ. G. dazu Pfeffer, Zimmt, Gewürznelken u. Muskatnüsse; die tropischen Früchte gedeihen sämmtlich, besonders wichtig sind Bananen, Ananas, Kakao u. Orangen; unter zahlreichen Palmenarten ist die Kohlpalme am verbreitetsten. Die Thierwelt ist ebenso reich an Arten wie an Individuen u. bietet zahlreiche Affenarten, den Puma, den Jaguar u. die Tigerkatze, den Tapir u. das Pecari, Hirsche, Aguti's, Gürtel- u. Faulthiere, Ameisenfresser u. Stachelschweine, Vampyre u. Fledermäuse, — an meist farbenprächtigen Vögeln,

Nr 3261. Negerinnen in Surinam.

Papagaien in vielen Arten, Tukane, Schlangenvögel, Eulen, Spechte, Kolibri's, Hühner u. Fasanen, Reiher u. zahlreiche andere Wad- u. Schwimmvögel, — an Reptilien See- u. Landschildkröten, Krokodile, seltsam geformte Eidechsen, viele, zum Theil sehr giftige Schlangen (z. B. die bis 13 m. lange Anaconda) u. Frösche, — dazu See- u. Süßwasserfische, See- u. Flußkrebse, prachtvolle Schmetterlinge u. Käfer, Laternenträger, Skorpione u. Sandflöhe, Moskito's u. freßgierige Ameisen. Die Bevölkerung ist außerordentlich gering u. besteht mit Ausnahme der in den englischen, französischen u. niederländischen Küstenkolonien angesiedelten Europäer und Neger aus zum größten Theile unabhängigen u. uncivilisirten Indianern, deren Gesammtzahl sich kaum auf 300,000 belaufen dürfte. Sie gehören sämmtlich zur sogenannten caraibisch brasilianischen Rasse, reden verschiedene Sprachen, nähren sich von Kassavebau u. Fischfang u. verfertigen grobe, dauerhafte Baumwollenzeuge. Die bekanntesten der Stämme sind die Arawaks, die Caraiben u. die Guarranos. Der unabhängigen Bevölkerung sind auch die Buschneger od. Marrons (s. d.) beizuzählen. — G. zerfällt in das „spanische", jetzt zu Venezuela gehörige G., in Britisch-G., Niederländisch-G., Französisch-G. u. das jetzt zu Brasilien gehörende Portugiesisch-G. 1. Das frühere Spanisch-G. (die eigentliche „Wilde Küste"), im W. u. N. vom Orinoco begrenzt, bildet jetzt die größte (11,330 □M.), aber am schwächsten bevölkerte Provinz der Republik Venezuela u. hat im nördlichsten Theile gegen 14 000 Bewohner, die zur Hälfte Weiße u. Mestizen, zur Hälfte civilisirte Indianer sind; das ganze, weite, von dem Parimegebirge in mehreren Ketten durchzogene Innere des Landes aber ist von wilden Indianern bewohnt, deren Zahl jedoch auf höchstens 20,000 geschätzt wird. Handel wird fast gar nicht getrieben. Die Hauptstadt S. Tome de Angostura liegt am Orinoco.

2. Britisch G. (Demerara), zwischen den Flüssen Moroco im W. u. Corentin im O., erstreckt sich 60 M. der Küste entlang u. etwa 90 M. ins Innere, umfaßt ungefähr 4700 □M. u. ist, obwol wenig kultivirt, fast durchweg üppig fruchtbar. Von den 193,491 Bewohnern (1871) sind nur etwa 12,000 Weiße (nur 1400 Europäer), gegen 20,000 Indianer, mehr als 40,000 Kulis, der Rest Schwarze u. Farbige. Die Ansiedlungen der Europäer befinden sich hauptsächlich am Demerara u. Berbice u. auf dem Küstenstriche zwischen den Mündungen dieser beiden Flüsse, neuerdings auch am Corentin, einige kleinere am Essequibo. Von den Indianern sind die Stämme der Arawaks, Akkawai, Warrau, Makusis u. Caraiben bekannt. Die Hauptbeschäftigung der angesiedelten Bevölkerung bildet der Ackerbau in Plantagen, der besonders Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle u. etwas Tabak, Indigo u. Ingwer liefert. Der Handel, der besonders infolge der Sklavenemanzipation bedeutend abgenommen, führt für $1\frac{1}{3}$ Mill. Pfd. Sterl. Zucker u. Bauholz nach England u. von da Manufakturwaaren ein. Die Kolonie zerfällt in die 3 Counties Essequibo, Demerara u. Berbice u. wird von dem aus 5 amtlichen u. 5 gewählten Mitgliedern bestehenden Count of Policy (Kolonialparlament) regiert, an dessen Spitze der Gouverneur steht, dem ein absolutes Veto zusteht. Die Hauptstadt Georgetown od. Demerara, am gleichnamigen Flusse, hat 36,562 E. (1871), stattliche öffentliche Gebäude, einen mit eleganten Läden umgebenen Marktplatz u. mehrere artesische Brunnen; auf den Rasenplätzen inmitten der Stadt stehen herrliche Bäume u. Blumen aller Art, u. um die Stadt her erstrecken sich wohlgepflegte Plantagen. Eine $5\frac{1}{2}$ M. lange Eisenbahn führt nach Mahaica. Die britische Besatzung stützt sich auf das nahe gelegene kleine Fort Frederic William. Von anderen Orten sind zu erwähnen Neu-Amsterdam mit 5000 E. an der Berbicemündung u. das Strafgefängniß in der Wildniß am Mazaruni.

3. Niederländisch-G. od. Surinam zwischen dem Corentin u. der Marowine hat 2812,6 □M. u. ist fast völlig mit Wald bedeckt; kaum der hundertste Theil ist kolonisirt, wirklich angebaut angeblich nur 7 □M. Noch 20 M. von dem 1—2 M. breiten Küstenstriche hat der Boden nur 3 m. Höhe üb. d. Meere. Unter den zahlreichen Palmenarten zeichnet sich hier die Mauritiuspalme durch Häufigkeit aus; als Nahrungsmittel werden gebaut Bananen, Reis, Tayers (Arum), Bataten, Mais, Zuckerrohr, Kaffee, Kakao, dazu auf Waldlichtungen Mocco-Mocco (Caladium arborescens), süße u. bittere Kassaven, Arrowroot u. Erdnüsse; über 7000 Acker sind mit Baumwollenstauden besetzt. Die mittlere Temperatur beträgt 21° R., der Feuchtigkeitsgehalt der Luft ist nicht sehr groß, das Klima deshalb sehr ungesund. Die Zahl der Plantagen ist seit dem vorigen Jahrhundert auf die Hälfte zurückgegangen, die sich zu einem großen Theile im Besitze von Briten befindet. Der Gesammtwerth der Produktion betrug 1860 5,491,120 Gulden. Der Handel, früher allein nach den Niederlanden gehend, hatte sich in neuerer Zeit besonders nach Nordamerika gerichtet, liegt jetzt aber ganz darnieder. Die Bevölkerung bestand Ende 1870 aus 51,385 Seelen. Seit 1863 ist die Sklaverei aufgehoben. Etwa 40% der Bevölkerung, wobei 18,000 freigelassene Sklaven, gehören der Gemeinde der Mährischen Brüder (Herrnhuter) an, 24% sind Katholiken, 26% Lutheraner, 15% Reformirte u. $3\frac{1}{2}$% Juden. Das Gebiet zerfällt in die alte Kolonie, zwischen dem Marowine u. dem Coppenamo, u. der neuen Kolonie zwischen Coppenamo u. Corentin, u. ist in 16 Distrikte getheilt; die Verwaltung besorgt ein vom Könige ernannter, mit weitgehenden Befugnissen ausgestatteter Gouverneur mit Hülfe eines Kolonialrathes; zur Aufrechterhaltung der Ordnung u. Sicherheit dienen 900 in Europa geworbene u. in den Forts Zeelandia u. Amsterdam stationirte Soldaten. Die Hauptstadt Paramaribo, am linken Ufer des untern Surinam, hat 25,000 E., aus Holz gebaute Häuser, trägt einen holländ. Charakter u. gilt für den gesündesten Ort im Lande. Außer ihr sind von Städten an der Küste noch Batavia (400 E.) u. Nickerie od. Neu Rotterdam erwähnenswerth.

4. Französisch-G., auch Cayenne genannt, zwischen dem Marowine u. dem Oyapok, umfaßt etwas über 200 od., da die Grenze gegen Brasilien hin noch unbestimmt ist, den franz. Ansprüchen nach über 1650 □M., von denen nur der 75 M. lange Küstenstrich genauer bekannt ist, doch ist auch von diesem nur der Raum von 1 □M. wirklich kultivirt. 11 Inseln umsäumen die Küste, deren größte Cayenne. Das von 22 Flüssen nebst ihren Zuflüssen durchströmte, 9—10 M. breite Flachland ist großentheils sumpfig u. zum Theil mit mächtigen Mangrovewaldungen bedeckt. Die Temperatur schwankt zwischen 15 u. 25,5° R. u. beträgt im Mittel 21°. Die Regenmenge ist im Mai u. Juni am größten u. beträgt im Jahre 3513 Millimeter, daher ist denn der Feuchtigkeitsgrad der Luft so groß, daß in

der Regenzeit nur 1/6 des gefallenen Wassers verdunstet; von der europäischen Bevölkerung erliegen jährlich 40% diesem mörderischen Klima. Die 11 M. von der Küste beginnenden Binnenwälder liefern 108 bekannte Nutzholzarten; der Plantagenbau produzirt Orleans, Kaffee, Zucker, Gewürznelken ꝛc. mit einem Reingewinn von etwa 500,000 Frcs. Im J. 1864 belief sich der Gesammtwerth der ausgeführten Stoffe auf 970,948 Frcs., der Werth der Einfuhr auf 8,794,607 Frcs. G. hatte 1868 25,151 E., einschließlich 2000 Indianer u. Deportirte. Seit der im J. 1848 eingetretenen Emanzipation der Sklaven ist die Einwanderung von Afrikanern verboten, doch sind dafür indische u. chinesische Kulis in die Kolonie gekommen, die sich als Arbeiter nicht bewährt haben. Seit 1852 ist Franz.-G. zur Verbrecherkolonie bestimmt u. von der gegenwärtigen Republik nicht weniger als von der napoleonischen Regierung als solche fleißig benutzt worden. Das Hauptstrafetablissement befindet sich auf Ile Royale, der größten der Salut-Inseln, westlich von der Stadt Cayenne, außerdem finden sich weitere Etablissements auf der Insel Ilet la Mère u. auf dem Festlande in Sainte Marie, Saint Augustin, Saint Philippe, Kuru, Mana, Sinnamary, gesündere in Saint Pierre, Saint Jean, Sainte Anna u. Hattes, dazu Strafanstalten für Neger in Montagne d'Argent u. Saint Georges. 1866 befanden sich 7466 Deportirte in der Kolonie. Die schlimmsten Verbrecher (1866 901) sind in die 3 Strafschiffe eingeschlossen, die besseren erhalten nach u. nach mehr Freiheit, werden endlich freie Grundbesitzer u. dürfen dann ihre Familie nachkommen lassen. Die dort stationirte Militärabtheilung besteht aus etwa 1400 Mann mit 40 Offizieren. Außer den Indianern wohnen in den Waldgebieten 3 Stämme von Buschnegern in vollster Unabhängigkeit. Die Kolonie zerfällt in 14 Kommunen, an deren Spitze Maires u. Friedensrichter stehen, u. wird von einem Gouverneur geleitet, neben welchem noch ein Militärbefehlshaber u. ein Generalpolizeiaufseher die Deportirten überwachen. Die Hauptstadt Cayenne mit 8000 E. liegt auf einer 6 M. langen Insel an der Mündung des Oyak, ist auf der Landseite mit Sumpf u. Wald umgeben, gut befestigt u. von quälenden Insekten u. Krankheiten heimgesucht. Bemerkenswerth ist unter den übrigen Ortschaften nur noch Apronague (2000 E.), welches die größten Zuckerplantagen besitzt. (S. Bd. III, S. 149, u. Abb. Nr. 1895.)

5. **Portugiesisch- (Brasilianisch-)** G., bildet den nördl. Theil der brasil. Provinz Grao Para u. erstreckt sich als eine wenig bekannte Einöde nördl. vom Amazonenstrome bis zur Küste.

Nachdem bereits Alonzo de Hojeda 1499 die Küste von G. entdeckt u. 1500 Vincente Janez Pinzon die ganze Küste umfahren hatte, drangen bald Abenteurer ins Innere, um das von der Sage dahin verlegte Goldland Eldorado aufzusuchen. 1580 existirte bereits eine holländ. Kolonie am Pomarun, die 1596 an den Essequibo verlegt wurde; im 17. Jahrh. finden wir engl. Niederlassungen bei Paramaribo, u. um die Mitte desselben Jahrh. begannen die Kolonisationsversuche der Franzosen; die Portugiesen endlich suchten nach der Eroberung Brasiliens allmählich nördl. vom Marañon vorzudringen. Zwischen diesen verschiedenen europäischen Kolonien haben fortdauernd Reibungen u. Kämpfe stattgefunden. Die jetzige Ausdehnung der Gebiete ist 1815 festgestellt worden, nur Frankreich liegt seit mehr als einem Jahrhundert mit Brasilien in unnützem Streite über die Südgrenze des von ihm beanspruchten Landgebietes.

Guzerat (Gudsirat, Gudjelat), eine 1978 □M. große Landschaft im nordwestl. Theile Vorderindiens, bestehend aus der vom Golf von Cambay, dem Arab. Meere u. dem Busen von Katschha eingeschlossenen Halbinsel Khattiawar u. mehreren im O. sich anschließenden Gebieten. Die Halbinsel hat etwa 118 M. Küstenlänge u. erreicht in dem in ihrer Mitte gelegnen Mandragebirge ihre größte Höhe. An der Westküste ziehen sich die 650 m. hohen Burdaberge hin, im SO. erhebt sich der isolirte Basaltberg Palitanna mit zahlreichen Klöstern u. Tempeln. Westl. davon dehnt sich das rauhe, mit undurchdringlichem Urwald u. Dschungeln besetzte Gihr bis gegen die granitischen Spitzberge des Girnargebirges, an dessen Nordfuße die alte Stadt Djunagur mit zahlreichen, kostbar ausgestatteten Wallfahrtsklöstern liegt. Das zu G. gehörige Festlandsgebiet wird von dem Suwarnawati, dem Tahi, dem Nerbudda u. dem Tapti durchströmt u. im südl. Theile von dem Nordende der Westghats, im nordöstl. von den Ausläufern des Windhjagebirges durchzogen. Das Mineralreich liefert die berühmten Karneole von Ratanpur (Juwelenstadt); ungeheure Mengen aus solchem Karneol gefertigter Perlen werden gegen Elfenbein u. Goldstaub nach Afrika verhandelt. Die Vegetation ist sehr reich. Mächtige Wälder bedecken einen großen Theil des Landes; der Dschack (Artocarpus), die Tamarinden u. die Buchania latifolia geben nahrhafte Früchte in Menge; an den Küsten gedeihen Dattel- u. Palmyrapalmen, Mango u. Mhowa trefflich u. auf einer Insel im Nerbudda steht der Kabir-Bar, ein riesiger Banianenbaum, der 6 Morgen mit seinen Aesten überdeckt. Der Ackerbau liefert Weizen im N., Reis im S., dazu verschiedene ind. Getreidearten, Zuckerrohr u. Baumwolle. An vierfüßigen Thieren finden sich Löwen, Tiger u. Leoparden, Wölfe, Hyänen, Hirsche u. Antilopen, an Vögeln der Flamingo, der Adjutant u. der Riesenkranich. Das Klima ist außerordentlich ungesund. Die auf 3 Millionen Seelen geschätzte Bevölkerung ist sehr gemischt u. besteht bes. aus Mahratten (der herrschenden Rasse), Radschputen u. Brahminen, Letztere meist Grundbesitzer. Mohammedaner u. Parsis leben meist als Handwerker u. Handelsleute in den größern Städten; Kulis, die dem Räuberleben sehr ergeben sind, an der Nordwestgrenze. Außerdem finden sich Kunbies, Dunjas, Katties, Bhats u. Tscharuns, sowie die Bhiels u. die Sekte der Dschains, Reste der Urbevölkerung Indiens; Letztere sind noch über die ganze Halbinsel Khattiawar verbreitet, u. ihre zahllosen Tempel u. Klöster gehören zu den interessantesten u. schönsten Bauwerken Indiens. Die herrschende Sprache ist das Guzerati, welches dem Hindu nahe steht, aber eine eigenthümliche Schrift hat. Das Gebiet gehört zum größten Theile dem Gaikwad, welcher im Schutzverhältnisse zu England steht u. eine Armee von 9000 Mann hält, u. zerfällt in das Hauptreich Baroda, die östl. davon liegende Provinz Rewa Kanta mit den dem Gaikwad tributären Staaten Radschpipla, Mohan, Bariah, Soanth, Lunawada u. Mahi-Kanta, u. die 10 Provinzen der Halbinsel Khattiawar. Nur ein kleiner Theil um die Stadt Ahmedabad gehört seit 1817 den Briten. Von Städten sind zu erwähnen Baroda, die zwischen schönen Hainen gelegene, befestigte Hauptstadt, mit 140,000 E.; Kambay am Nordende des gleichnamigen Golfes, verfallene Stadt mit 37,000 E., mit Resten alten Glanzes, zahlreichen Mausoleen u. berühmten Achat-, Karneol- u. Onyxschleifereien; Ahmedabad (s. d.); auf der Halbinsel die Stadt Dwarka mit dem berühmtesten aller Krischnatempel; Surat (s. d.) am Tapti, Baroach mit 20,000 E. in der Nähe des Kebir Bar, u. Ratanpur mit den Karneolminen, welche 1000 Mann beschäftigen.

Gwalior, ein mit den Briten in Subsidiaralliance stehender, der Familie Scindiah gehöriger ostind. Staat, umfaßt mehrere nicht zusammenhängende Gebiete, die theils der alten Provinz Agra, theils den Plateauländern von Malwa u. Dekhan angehören, u. wird auf 1500 □M. geschätzt. Der nördl. Theil gehört zum Gebiete des Dschamna, der südl. zu dem des Tapti; jener ist heiß u. ungesund, dieser, weil höher gelegen, gemäßigt u. gesund. Der größte Theil des Gebietes ist mit niedrigen Sandsteintafelbergen besetzt. Der wichtigste Ausfuhrartikel ist das ausgezeichnete Opium, welches das Tafelland von Malwa in großer Menge erzeugt; außerdem gewinnt man in Malwa Weintrauben in größter Menge, Zuckerrohr, Indigo ꝛc. Die Thierwelt ist nach Arten- wie nach Individuenreichthum der des übrigen Indien gleich. Die Bevölkerung wird auf 3,228,000 Seelen geschätzt u. besteht im N. aus Mahratten, welche den herrschenden Stamm bilden, dann aus Dschats, Bundelahs, Radschputen u. Hindus, im S. hauptsächlich aus Brahminen. Der Scindiah zahlt an England 180,000 Pfd. Sterl. u. hat ihm die Einkünfte bestimmter Gebiete abgetreten; er muß ein eigenes Truppenkontingent unterhalten, zu dem ihm aber England 8400 Mann mit 45 europ. Offizieren stellt. Der Staat ist erst Mitte des 18. Jahrh. durch die Familie Scindiah aus Trümmern des zerfallenden Mahrattenreiches gebildet u. kam nach der Schlacht bei Maharadschpur unter brit. Einfluß, dessen Ausdehnung durch die Verträge von 1844 genauer fixirt wurde. Der jetzige, seit 1853 regierende Scindiah ist völlig unter brit. Einflusse erzogen. — Die alte Hauptstadt G., eine berühmte Festung, liegt auf einem isolirten Sandsteinfelsen mit senkrechten Wänden, die an der Ostseite in den Fels gehauene, bis 13 m. hohe Bilder tragen. Ein steiler Aufgang, dann eine in den Felsen gehauene, für Elefanten passirbare Treppe führt durch 7 Thore zu dem mit einem Walle umgebenen Plateau, an dessen Nordostende sich die malerische, von 8 hohen, runden Thürmen überragte Citadelle erhebt. Mehrere große Teiche auf dem Plateau liefern das Wasser für die 15,000 Mann starke Besatzung. In den Jahren 1779 u. 1803 wurde die Festung von den Engländern genommen. Die Stadt liegt am Ostfuße des Berges, hat etwa 50,000 E., gute Steinhäuser, lange, aber schmuzige Straßen u. außer der Bereitung von Geschützen u. Pulver keine Industrie. Eigentliche Residenz des Scindiah aber ist das eine halbe Stunde weit entfernt gelegene Laschkar od. Gwalior-Laschkar (d. h. stehendes Feldlager G.). Als der Scindiah Madhadschi (gest. 1794) Hindustan mit Krieg überzog, hatte er sein Feldlager bei G. u. wohnte dort in einem Zelte inmitten seiner Soldaten; aus dem Lager wurde dann seine Hauptstadt, eine der schönsten ind. Städte, welche heute etwa 200,000 E. zählt. Im Gebiete von Malva liegt das den Hindu heilige Udschen (s. d.).

Gyges, ein Günstling des lyd. Königs Kandaules aus der assyr. Dynastie der Herakliden od. Sandoniden, die seit 1221 v. Chr. in Lydien regiert hatte, stürzte seinen Gönner, machte sich selbst zum König u. begründete damit die einheimische Dynastie der Mermnaden. Er regierte 716—678 v. Chr., dehnte die lyd. Herrschaft bis zur Propontis aus u. begann die Unterwerfung der griech. Kolonien in Asien, nachdem er früher friedliche Beziehungen zu Griechenland unter-

halten hatte. Die Art, wie G. zum Throne gelangte, ist durchaus sagenhaft. Nach einer Ueberlieferung zeigte ihm Kandaules, mit der Schönheit seiner Gemahlin prahlend, dieselbe entkleidet, u. die darob erzürnte Königin stiftete G. an, diese ihre Unbill an Kandaules zu rächen, denselben zu tödten u. an seiner Stelle König u. ihr Gemahl zu werden. Eine andere Sage erzählt, G. habe als Hirt in einer Höhle einen unsichtbar machenden Ring gefunden u. habe, die Kraft des Ringes benutzend, die Liebe der Königin genossen u. den König ermordet. In dieser letzteren Auffassung behandelte den Stoff dramatisch Hebbel in seiner Tragödie „G. u. sein Ring“ (Wien 1856).

Gylippos, des Kleandridas Sohn, spart. Feldherr, befehligte 414 v. Chr. eine Flotte, welche Sparta zur Unterstützung der Syrakusaner nach Sizilien schickte, nachdem Athen auf Anrathen des Alkibiades der von Selinus u. Syrakus bedrängten Stadt Egesta auf deren Bitte ein Heer zu Hülfe gesandt hatte. G. kämpfte mit Glück u. hatte nach Jahresfrist die athenischen Streitkräfte völlig vernichtet. Demosthenes u. Nikias, Athens Feldherren, fielen in seine Hände, doch war es gegen seinen Willen, daß die Syrakusaner Beide hinrichten ließen. Später ließ sich G. Raub am öffentlichen Gute zu Schulden kommen u. mußte, um der Strafe zu entgehen, als Flüchtling aus seiner Heimat entweichen.

Gymnasium hieß bei den Griechen ein öffentliches Gebäude nebst dazu gehörigem Platz, wo die Jugend in dem einen Hauptzweige der Erziehung unterwiesen wurde, welcher die Ausbildung des Körpers durch gymnastische Uebungen umfaßt, während der andere auf die Musik im weiteren Sinne gerichtet war. Anstalten dieser Art fanden sich in den meisten griech. Städten. Einer Beschreibung ihrer Einrichtung hat der röm. Schriftsteller Vitruv einen eignen Abschnitt seines Werkes über die Baukunst gewidmet. Sie enthielten alle Vorrichtungen für die Veranstaltung der einzelnen Arten von Uebungen u. Spielen, u. es war dabei auch für solche Personen gesorgt, welche die Gymnasien aufsuchten, um mit der dort versammelten Jugend in gewissen geistigen Verkehr zu treten. Nach Vitruv hatte ein vollständiges G. folgende Räumlichkeiten. Der erste Theil (D) bildete ein regelmäßiges Viereck von 2 Stadien od. 400 m. Umfang: vier Säulengänge, nämlich drei einfache mit Sitzen (A, B, C) u. ein doppelter (E), umgaben denselben. In der Mitte des letzteren war das Ephebeion (F), vorzugsweise von Epheben (Jünglingen) zu Uebungen benutzt. Rechts daneben war das Korykeion (Sackspielzimmer), wo ein Korykos (ein mit Sand gefüllter Sack) hin u. her gestoßen wurde, welches auch zum Kleiderablegen zu benutzen war. Daran stieß (H) das Konisterion (Bestäubungsraum) u. (I) das Lutron od. Bad. Links von F lag das Eläothesion (K), wo sich die Kämpfer den Körper mit Oel geschmeidig machten, u. daran schlossen sich (L) das Chliaron (Abkühlungsraum), u. (M) das Propnigeion (Vorbadezimmer), worauf (N) das Sudatorium (Schwitzkammer) mit (O) dem Lakonikon (Dampfbad) u. (P) dem Caldarium (dem warmen Bade) folgte. Die einfachen Säulengänge (Q) waren für Vorträge u. gesellschaftliche Unterhaltungen bestimmt. Der von den Säulengängen umschlossene freie Raum diente zu den körperlichen Uebungen für jedes Alter. (Das Kreuz mit W, N, O, S bezeichnet die Himmelsgegenden.)

[illegible] Plan eines griech. Gymnasiums.

An diesen ersten Theil grenzte der zweite mit drei Säulengängen, von denen zwei (R) einfach, der dritte (S) ein doppelter war. Die ersteren (Xysten) hatten Seitenwege auf beiden Seiten u. in der Mitte eine vertiefte Bahn, wodurch die Zuschauer von den Kämpfern abgetrennt waren. Der offene, mit Platanen bepflanzte Raum diente zum Lustwandeln. Darauf folgte der dritte Theil, das große Stadion (W), welches für Wettläufe bestimmt war.

Die berühmtesten Gymnasien waren die Akademie, das Lykeion u. das Kynosarges zu Athen, in denen Plato, Aristoteles u. Antisthenes ihre philosophischen Lehren unter der Jugend verbreiteten u. die Gründer eigner Philosophenschulen wurden. Infolge dieser Erweiterung des ursprünglichen Zweckes der Gymnasien auf das geistige Gebiet ist es gekommen, daß in späterer Zeit, von der Mitte des 16. Jahrh. an, der Name G. solchen Schulen beigelegt wurde, welche den Zweck einer wissenschaftlichen u. gelehrten

Bildung der Jugend verfolgen, wobei vielleicht auch ein Gedanke an die geregelte Methodik der gymnastischen Uebungen mitwirkend gewesen ist.

In diesem Sinne ist das G. hauptsächlich in Deutschland aufgefaßt worden u. zu derjenigen Entwicklung gelangt, welche dasselbe zu einem wesentlichen Gliede in der Kette der Volksbildungsanstalten gemacht hat. Die Gymnasien sollen die zur Betreibung eines Universitätsstudiums erforderliche allgemeine Vorbildung geben. Dieser Aufgabe gemäß liegt es ihnen ob, ihren Schülern nicht blos das nöthige Maß von Kenntnissen u. Fertigkeiten mitzutheilen, sondern auch dahin zu wirken, daß dieselben zu der Reife der Einsicht u. des Charakters gelangen, deren sie bedürfen, um sich auf der Universität in äußerer u. innerer Selbständigkeit dem freien Studium einer Wissenschaft mit gedeihlichem Erfolge zu widmen. Sie sind daher zugleich Unterrichts- u. Erziehungsanstalten.

Die unter den Bildungsmitteln der Gymnasien vorwiegende Beschäftigung mit der klassischen Literatur der Griechen u. Römer hat ihnen ein charakteristisches Gepräge gegeben, welches sie nicht nur von allen, die gleiche Altersstufe der Jugend umfassenden Bildungsanstalten unterscheidet, sondern auch überhaupt wesentlich dazu beigetragen hat, ihnen, den verschiedensten Zeitströmungen gegenüber, eine gewisse Stetigkeit u. Beständigkeit zu bewahren. Dieser innige Anschluß der Gymnasien an die Alterthumsstudien war bereits mit den ersten Anfängen derselben gegeben. Sie haben sich aus den Kloster- u. Domschulen des Mittelalters entwickelt. Bei dem engen Zusammenhange der deutschen Kirche mit Rom mußten diese kirchlichen, hauptsächlich für die Heranbildung von Priestern bestimmten Institute die Elemente der lat. u. griech. Bildung in sich aufnehmen, u. als in fortschreitender Entwickelung des Kulturlebens der Nation diese Schulen allmählich die klösterlichen Bande abstreiften, zumal das Klosterwesen selbst in Verfall gerieth, hatte inzwischen die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthume sich so eingebürgert u. geltend gemacht, daß sie nicht wieder zu verdrängen war. Immermehr wurde erkannt, daß der befreiende Geist des Alterthums weit über das beschränkte priesterliche Bedürfniß hinausrage u. den weiten, hohen Humanitätsbegriff zu fruchtbarster Ausprägung in sich schloß. Hierzu trugen die Gründung der Universitäten vom 13. Jahrh. an u. das Emporblühen des Städtewesens nicht wenig bei. Die Reformation machte jenes Band zu einem unauflöslichen. Mit ihr u. durch sie beginnt in Deutschland (Melanchthon) u. in allen Ländern, welche von dem Geiste derselben ergriffen wurden, ein allgemeines Aufblühen, wie des Schulwesens überhaupt, so bes. der Gymnasien, welche von da an, wenn sie auch noch manches Stadium der Entwicklung zu durchlaufen hatten, als diejenigen Unterrichts- u. Bildungsanstalten dastanden, welche ihre Schüler hauptsächlich auf der Grundlage der Alterthumsstudien für die Universität vorbereiten.

Ein hervorragendes Verdienst um die Ausbildung u. vollkommenere Gestaltung des Gymnasialwesens gebührt der preuß. Schulverwaltung, welche zur Erhebung des preuß. Staates von seinem tiefen Falle nicht blos dem Elementarunterricht durch die Einführung u. Verbreitung der Pestalozzi'schen Methode einen neuen Geist einhauchte u. durch die Errichtung von Hochschulen (Berlin, Breslau, Bonn) Centralpunkte schuf, an welchen die Jugend eine tiefe Anregung zu einer idealen Auffassung des Lebens u. der Wissenschaft empfing, sondern auch in gleichem Sinne den in der Mitte liegenden Gymnasien ihre regste Thätigkeit zuwandte, so daß zum vollständigen Ausbau des Organismus des öffentlichen Schulwesens der Folgezeit die Reform u. theilweise Neuschöpfung des Bürger- u. Töchterschulwesens übrig gelassen wurde, mit welcher Aufgabe die Gegenwart noch beschäftigt ist. Zu einer abschließenden Kodifikation der Gymnasialgesetzgebung, wie sie der geniale Leiter des Unterrichtsdepartements, Wilhelm von Humboldt, beabsichtigt hatte, kam es zwar noch nicht, doch hat seitdem eine Reihenfolge eingreifender Verordnungen nach u. nach alle Zweige des Gymnasialwesens umfaßt.

Zur Erreichung des Zweckes der Gymnasien schließt der Lehrkreis derselben folgende Disziplinen u. Unterrichtsfächer in sich: Religion, Lateinisch, Griechisch, Deutsch, Französisch, Hebräisch, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik, Naturgeschichte, Kalligraphie, Gesang, Zeichnen u. Turnen, von denen einzelne, je nach Beruf, Neigung u. Befähigung, der freien Wahl des Schülers überlassen bleiben. Die Betreibung der alten Sprachen wird als ein vorzügliches Mittel freier, allgemeiner Geistesbildung betrachtet, weil sie ohne alle weitere Nebenrücksichten den jugendlichen Geist in eine strenge Zucht nimmt u. ihn nach den alten Mustern im Denken u. Darstellen sich in geregelter, fester Form zu bewegen lehrt. Die unabweislichen Forderungen der Neuzeit u. das Herzensbedürfniß des Volkes haben derselben die Beschäftigung mit der Muttersprache ebenbürtig zur Seite gestellt u. ihr die erste Einführung in die Elemente der Philosophie angeschlossen. Geschichte u. Geographie sind für den dereinst in die höheren Lebens- u. Wirkungskreise eintretenden Staatsbürger eben so unentbehrlich, als sie der Jugend eine aus dem Gebiete der Wirklichkeit geschöpfte gesunde Nahrung bieten. — Die Mathematik ist zwar durch

ihren Stoff selbst den übrigen Unterrichtsgegenständen am wenigsten homogen, doch erschließt dessen Lebendigmachung eine Begriffs- u. Anschauungswelt vom weitesten Umfange, u. ihre Methode ist vorzüglich geeignet, einen wohlthätigen Regulator für jede geistige Operation zu bilden. Die Naturwissenschaften bieten ein reiches, brauchbares Material zur Weckung des Beobachtungsvermögens, wie zur Belebung eines an dem Reichthume der Schöpfung sich erfreuenden religiösen Sinnes. Diesen letztern zu pflegen u. zu bewußter, thatkräftiger Anhänglichkeit u. Treue gegen die göttlichen Heilsanstalten zu erheben, ist Sache des Religionsunterrichts, dem seine einflußreiche Stellung in den Gymnasien bewahrt bleiben muß. Auch bei denjenigen Unterrichtszweigen, welche die Ausbildung von Fertigkeiten bezwecken, tritt der durchaus nicht vernachlässigte u. verkannte praktische Nutzen gegen die Rücksicht auf den Zweck einer allgemeinen harmonischen Ausbildung in den Hintergrund. — Ueber der Geistespflege ist übrigens die Sorge für die Gesundheit des Körpers, die unser Zeitalter auszeichnet, auch in den Gymnasien nicht versäumt worden. In großen, hellen, trocknen, mit guten Ventilations- u. Heizungsapparaten u. zweckmäßigen Subsellien versehenen Räumen bringt die Jugend die Zeit des Unterrichts hin. Körperliche Uebungen auf freundlichen Spielplätzen u. in wohleingerichteten Turnhallen bieten eine wohlthätige Abwechselung dar. Einer Ueberbürdung der Jugend mit häuslichen u. geisttödtenden Arbeiten wird vorsorglich gesteuert, u. es ist nur zu wünschen, daß auch die Eltern ihrerseits Alles thun, um das Verderben genußsüchtiger, nach falscher Selbständigkeit strebender Frühreife von ihren Söhnen fern zu halten.

In der großen Mehrzahl der gegenwärtigen Gymnasien bestehen nach dem jetzt allgemein eingeführten Klassensystem — im Gegensatz zu dem früher an vielen Orten herrschenden Fachsystem, welches die Abtheilungen der Schüler nach den Unterrichtsfächern bildete — sechs Klassen, welche normalmäßig in einem Zeitraume von 9 Jahren durchlaufen werden, so daß der mit dem 10. Lebensjahre eintretende Schüler mit dem 19. Jahre zur Universität übergeht. In den drei unteren Klassen — Sexta, Quinta u. Quarta — ist der Kursus einjährig, in den Klassen Tertia bis Prima zweijährig. Die Zunahme der Frequenz hat fast überall dazu geführt, daß neben einander Parallelklassen mit gleichem Klassenziel u. Pensum errichtet, od. die Kurse der einzelnen Klassen der Zeit u. dem Pensum nach halbirt worden sind. Für die unteren u. mittleren Klassen gilt 50, für die oberen Klassen 40 Schüler als Normalfrequenz. Die Klassenzahl zerfällt in ihrer aufsteigenden Folge in mehrere sog. Lehrstufen, u. zwar in Süddeutschland meist in zwei, von denen die untere Untergymnasium od. Lateinschule, die obere Obergymnasium od. G. überhaupt genannt wird; in Preußen u. in Norddeutschland in drei Stufen, von denen die untere die Klassen Sexta, Quinta, Quarta, die mittlere Tertia u. Sekunda, die oberste Lehrstufe die Prima umfaßt. Die Zerlegung in zwei Stufen, von denen die untere Knaben, die obere Jünglinge zu bilden hat, scheint zweckmäßiger, weil die Grenze zwischen ihnen schärfer bezeichnet werden kann, als dies bei drei Stufen möglich ist. Der Charakter der untern Stufe ist ein mehr od. weniger elementarer, der der obern ein gymnasialer im engern Sinne. Mit den Gymnasien in größeren Städten sind oft auch Vorschulen verbunden, welche das Lebensalter von 6—9 Jahren umfassen u. ihrer Aufgabe nach dem Gebiete des Elementarschulwesens angehören. Kleinere Städte haben sog. Progymnasien, welche übrigens das Lehrziel des G.s bis Sekunda inklusive streng inne halten. In manchen Gymnasien ist der Doppelcharakter derselben als Unterrichts- u. Erziehungsanstalten so streng durchgeführt, daß ihre Zöglinge dem elterlichen Hause ganz entnommen u. in ausschließlichen Internaten gebildet werden (die sächs. Fürstenschulen, die württemb. Seminare), bei anderen sind mit Externaten Alumnate von größerem od. kleinerem Umfange verbunden (das Joachimsthal'sche G. zu Berlin, die Anstalten der Francke'schen Stiftungen zu Halle, das Vitzthum'sche Geschlechtsgymnasium zu Dresden, die Ritterakademien zu Brandenburg u. Liegnitz, die Mehrzahl der katholischen Gymnasien 2c.). Unter diesen Anstalten haben diejenigen das Erfreulichste geleistet, welche bei sich den beengenden Geist einseitiger Berufs- od. Standesprinzipien am wenigsten haben aufkommen lassen.

Gegen eine Scheidung der Gymnasien nach der Konfession hat sich der Zeitgeist u. das mit intensiver Stärke erwachte Gemeingefühl der Nation als solcher, bes. in der an konfessionellem Hader so reichen Gegenwart, immer entschiedener gesträubt, u. die Staatsregierungen, durch die Erfahrung vor dem in jedem Kirchenthume vom Mittelalter her sich so leicht regenden herrschsüchtigen Triebe gewarnt, nehmen jetzt das Schulaufsichtsrecht in ihre eigene feste Hand u. neigen sich immer mehr der Errichtung von höhern u. niedern Simultanschulen zu. Im Allgemeinen muß der christliche Charakter der Gymnasien festgehalten werden, wenn dieselben nicht ihren Ursprung u. ihren Zusammenhang mit der ganzen übrigen Bildung des Volkes verleugnen wollen. Doch muß von ihnen jede konfessionelle Schroffheit fern gehalten werden, damit die Jugend frühzeitig die Bekenner anderer Konfessionen, mit denen sie im Staat u. in der Gemeinde zusammenlebt, achten lerne. Dies gilt auch in Beziehung auf die Anhänger des mosaischen Glaubens, die wir, trotz aller Besonderheiten, unsrer Nation als Glieder zuzählen müssen. Selbst die Anstellung jüd. Lehrer an christlichen, von Juden besuchten Gymnasien darf nicht ausgeschlossen bleiben, weil gerade diese Lehrer im Stande sind, ein gedeihliches Zusammenwirken von Schule u. Haus herbeizuführen, indem sie als Vertrauenspersonen der jüd. Familien einen wohlthätigen Einfluß auf die pädagogische Behandlungsweise der jüd. Knaben auszuüben vermögen.

Die Gymnasien in ihrem geordneten, einen segensreichen Erfolg gewährleistenden Gange zu erhalten, ist jetzt überall der Gegenstand der unablässigen Sorge der ihnen vorgesetzten Staats-, Gemeinde- od. Stiftungsbehörden. Unter den zu diesem Zweck getroffenen Einrichtungen nehmen die Prüfungen der Schüler eine hervorragende Stelle ein. Insbes. ist die sog. Maturitätsprüfung beim Abgang von der Schule zu der Universität, welche das erreichte Ziel der Gymnasialbildung zur Anschauung bringen soll, auch durch die an das Bestehen derselben geknüpften praktischen Folgen von entscheidendster Wichtigkeit. Von einer weisen Handhabung derselben hängt zu einem großen Theile das Wohl der Gymnasien ab. Hauptsächlich aber beruht das Gedeihen der Gymnasien, neben der Darreichung der zu ihrer Erhaltung erforderlichen Mittel u. der gesetzlichen Sicherung ihrer Wirksamkeit, auf der Tüchtigkeit der an ihnen wirkenden Lehrkräfte. Ein eigner Gymnasiallehrerstand hat sich in Deutschland bes. durch das Verdienst des großen Humanisten Friedrich August Wolf (1759—1824) gebildet. Früher galt die für den geistlichen Stand gewonnene wissenschaftliche Bildung auch als hinreichend für den Beruf eines Gymnasiallehrers. Nach der Scheidung beider Berufe hat es nicht blos tüchtige philologische, sondern auch bessere Religionslehrer für die Gymnasien gegeben. Und auch jedes andere Lehrfach der Gymnasien hat sich, je klarer dessen Ziele erkannt wurden, desto zahlreicherer u. geübterer Vertreter an den Gymnasien zu erfreuen gehabt. Nicht wenig hat es daher dem Aufblühen der Realschulen genützt, daß sie schon in ihren ersten Stadien die Lösung ihrer Aufgabe einem so vorgebildeten Lehrstande übergeben konnten.

Die Gymnasiallehrer zerfallen in zwei Rangstufen: ordentliche Gymnasiallehrer u. Oberlehrer, von denen einzelne den Professortitel führen. Die Gesammtheit der ordentlichen u. Oberlehrer bildet das Lehrerkollegium, an dessen Spitze der Direktor (Rektor) des G.s steht, welcher mit der Funktion eines Oberlehrers die Leitung der Anstalt nach ihren innern u. äußern Beziehungen verbindet. In seiner Gesinnung, Einsicht u. Thatkraft liegt eine Grundbedingung des Gedeihens der ganzen Anstalt.

Der Regelung der Gehaltsverhältnisse der Gymnasiallehrer u. Direktoren ist in neuerer Zeit eine erfreuliche Fürsorge gewidmet u. dadurch einem etwaigen Lehrermangel mit Erfolg vorgebeugt worden. Die Gehaltsskala steigt in den meisten deutschen Staaten von 500 Thlr. bis 2500 Thlr. u. drüber.

Der Werth der Gymnasialbildung ist nach manchen Anfechtungen immer mehr anerkannt worden. Wie als letztes, höchstes Ziel derselben nach wie vor die Vorbildung für die Universität gilt, so ist die Erreichung einzelner Gymnasialklassenziele auf die mannichfaltigste Weise auch zu andern, nichtakademischen Berufsarten als Vorbedingung des Eintritts in dieselben in Beziehung gesetzt worden. Insbesondere ist dies der Fall mit dem deutschen Heerwesen, in welchem die allgemeine Vorbildung für den Offizierstand im engsten Anschluß an die Prinzipien u. Forderungen der Gymnasialbildung geregelt ist. Wie sehr sich die Gymnasien der öffentlichen Werthschätzung u. Theilnahme zu erfreuen haben, bekunden unzweideutig die zahlreichen Gründungen neuer Gymnasien von Seiten städtischer Gemeinwesen. Die Gefahr, daß den Gymnasien durch diese erfreuliche Richtung der Zeit infolge jener mannichfaltigen Berechtigungen fremdartige Schülerelemente aufgedrungen werden, mindert sich dadurch ab, daß auch die Realschulen einen Theil der befürchteten Nachtheile auf ihre Schultern nehmen. Andererseits ist dafür das Streben dieser letztern Schulen mit Erfolg darauf gerichtet, aller Prärogative der Gymnasien, nam. auch des Rechtes zur Vorbereitung auf die Universität, theilhaftig zu werden, u. es ist der Gesetzgebung vorbehalten, auf diesem in der Gegenwart sehr streitig gewordenen Gebiete Bestimmungen zu treffen, die den einzelnen Gattungen der Schulen die treue Bewahrung ihrer Individualität sichern, ohne von ihnen dafür einen Verzicht auf ihre Fortentwickelung zu verlangen.

Außerhalb Deutschlands haben sich die österreichischen Gymnasien, an welchen ein tüchtiger u. regsamer Lehrstand wirkt, zu immer größerer Blüte erhoben, die sich noch steigern wird, wenn es gelingt, dieselben von dem Einflusse der Geistlichkeit völlig zu lösen. Die englischen Gymnasien (public schools), welche in ihrer ganzen Einrichtung u. Lehrform wesentlich von den deutschen abweichen, haben vielfältig zu vergleichenden Betrachtungen Anlaß gegeben, doch haben bis jetzt beide Theile wenig von einander angenommen. Die französischen Gymnasien (Lycées, Collèges) entbehren infolge einer schrankenlosen amtlichen Bevormundung jeder freien innern Bewegung. Durch die Herrschaft des Klerus ist dieser Zustand noch unerträglicher geworden.

Gymnastik, s. „Turnen".

Gymnocladus Canadensis, der canadische Schussenbaum; ein Hülsengewächs aus der Gruppe der Cäsalpinien, nahe verwandt der Gleditschia, mit schönen, doppelt gefiederten Blättern, welche im Herbste sammt ihrem ganzen Zweige abgeworfen werden, mit weißen, winkelständigen Blumentrauben u. Hülsen, deren Samen in Kentucky als Kaffeesurrogat benutzt werden, weshalb auch der 10—12 m. hohe Baum der Kentucky'sche Kaffeebaum heißt. In unseren Parkanlagen wird er häufig gepflegt.

Gymnosophisten (d. h. nackte Weise) ist die griech. Benennung einer Klasse der ind. Weisen, welche nackt in den Wäldern lebten u. ein asketisches Leben führten. Sie theilten sich in zwei Sekten: Brachmanen u. Samanäer.

Gynäceum (griech. γυναικεῖον, von γυνή, das Weib) hieß derjenige Theil des griech. Hauses, in der Regel das Hinterhaus, in welchem die Frauen abgesondert von den Männern wohnten.

Gynäkologie (griech.), die Lehre von der Natur u. den Krankheiten des weibl. Geschlechts. **Gynäkokratie** (griech.), Weiberherrschaft.

Gynerium argenteum, das bekannte Pampasgras aus den La Plata-Staaten, in neuerer Zeit als äußerst werthvolles Ziergras auf Rasenplätzen in unsere Anlagen eingeführt. Alles ist an dem prächtigen Grase riesig: die Blätter, welche einen hohen Ballen durch ihre zurückgekrümmten Spitzen bilden, der Blumenschaft u. die Blumenähre, die bei der Reife in silberner Wolle erglänzt. Die Blumenrispen können gegen 30—60 cm. Länge erreichen. Das Gras kommt auf den Tafelländern der Provinz Colchagua, an den Ufern des Rio Copingo in Nordchili, in Centralchili am Fuße des Antuco in Concepcion, in Nordbolivien fast 1400 m. hoch über dem Meere vor; nach Nees v. Esenbeck soll es zuerst von dem Berliner Reisenden Sellow bei Montevideo in Uruguay auf den Pampas gesammelt worden sein. In seiner Heimat trägt es gegen 6 m. lange Blumenschäfte u. Blätter von 3 m. Länge, so daß oft ein einziger Rasenballen einen Umfang von 3—4 m. hat.

Gyöngyösy (spr. Djöndjöschi), Stephan, ungar. Dichter, der Vater der ungar. Volkspoesie, geb. 1620 im Gömörer Komitat, war bis 1653 Intendant der dem Grafen Franz Wesselényi gehörigen Burg Fülek, wurde dann Gerichtstafelbeisitzer in seiner Heimat u. 1686 Vizegespan, als welcher er 1704 starb. Durch seine Dankbarkeit u. Begeisterung für Wesselényi's Gemahlin, die Heldin von Murány, zuerst zum Dichten angeregt, dichtete er zuerst seine „Murányi Venus" (Leutschau 1664); später folgten: „Rózsa Koszorú (1690), „Kemény János" (1693), „Cupido családságai" (1694), „A magyar Nympha Palinodiája" (1695) u. „Kariklia" (1700). Seine gefühlsinnigen, gedanken- u. bilderreichen Gedichte leben noch heute im Volksmunde. Landerer gab 1796 seine Werke in 2 Bdn. heraus.

Gyrowetz, Adalbert, sehr fruchtbarer Tonsetzer, geb zu Böhmisch-Budweis 19. Febr. 1763. Nachdem er von seinem Vater den ersten Musikunterricht erhalten u. im Piaristenkollegium seine Gymnasialstudien gemacht, besuchte er die Universität Prag, mußte aber wegen Kränklichkeit das begonnene Studium der Jurisprudenz wieder aufgeben u. kam als Sekretär in das Haus des musikliebenden Grafen von Fünfkirchen, bei dem er seine ersten Sinfonien u. Kammerstücke verfaßte. Ermuntert durch den seinen Versuchen gewordenen Beifall, beschloß er, sich ganz der Musik zu widmen, u. ging zu dem Ende nach Neapel, wo er zwei Jahre lang bei Sala noch Kompositionsstudien trieb. Hierauf hielt er sich längere Zeit in Frankreich u. England auf u. kehrte erst nach achtjähriger Abwesenheit in sein Vaterland zurück. In Wien, wo er sich niedergelassen hatte, erhielt er 1801 die Kapellmeisterstelle am Hofoperntheater. Diese bekleidete er bis zur Verpachtung des genannten Instituts u. wurde hierauf pensionirt. Gestorben ist er 15. August 1849, nachdem er in seinem langen Leben eine so enorme Masse von Kompositionen hervorgebracht hatte, daß er zu den allerfruchtbarsten Tonsetzern gerechnet werden muß. Bereits im J. 1836 zählte der bei weitem noch nicht vollständige Katalog seiner Arbeiten u. a. auf: gegen 30 Sinfonien, über 70 Streichquartette u. Quintette, in die 60 Klavierwerke mit Begleitung (Konzerte, Sonaten 2c.), gegen 20 große Ballets u. Pantomimen, an 30 Opern u. Singspiele (darunter „Selico u. Berissa", „Der Augenarzt", „Agnes Sorel", „Helene", „Il finto Stanislao", „Federica e Adolfo", „Das zugemauerte Fenster", „Der blinde Harfner" 2c.), eine Unzahl von Kirchenstücken, Kantaten, Ouverturen, Entrakten, Tänzen, Märschen, deutschen u. ital. Liedern 2c. Von der Beliebtheit, deren sich G.'s Sachen ehedem erfreuten, ist jetzt allerdings keine Spur mehr vorhanden.

Gyulai (spr. Djulaï), ein altes, nun ausgestorbenes siebenbürgiges Adelsgeschlecht, das 13. Jan. 1701 in den österr. Grafenstand erhoben wurde. — Graf Ignaz G. v. Maros-Némethi u. Nádaska, Sohn des 1802 als Kommandant von Karlsburg verst. Feldmarschallleutnants Grafen Samuel G., ward 11. Sept. 1763 zu Hermannstadt geb., diente seit 1781 in der österr. Armee u. zeichnete sich in den Feldzügen gegen die Türken wie dann gegen die Franzosen so sehr aus, daß er schon 1801 Feldmarschallleutnant wurde. Seit 1806 Ban von Kroatien, befehligte er 1809 das 9. Armeecorps in Italien, deckte dann den Rückzug des Erzherzogs Johann u. vertheidigte Krain, brachte aber damals durch Mangel an Energie die öffentliche Meinung gegen sich auf. 1813 zum Feldmarschall erhoben, führte er bei Dresden den linken Flügel, ließ zwar bei Leipzig den Rückzug des umzingelten Napoleon ruhig geschehen, legte aber in den folgenden Gefechten von Neuem große Tapferkeit u. Kriegserfahrenheit an den Tag. Nachdem er dann 1815 interimistisch das Generalkommando in Oesterreich geführt hatte, kehrte er in das Banat zurück, erhielt 1823 das Generalkommando in Böhmen, 1829 zu Wien, wurde 1830 Präsident des Hofkriegsraths u. starb 11. Nov. 1831. — Graf Franz G., Sohn des Vorigen, geb. zu Pest 1. Sept. 1798, wurde 1846 nach 30jähr. Dienstzeit Feldmarschallleutnant u. Divisionär in Wien u. 1847 Militärkommandant im Küstenlande zu Triest, als welcher er sich im folgenden Jahre beim Ausbruch der Ital. Revolution um die Rettung der österr. Marine verdient machte u. Triest, Pola u. andere wichtige Küstenpunkte befestigen ließ. Nachdem er vom 4. Juli 1849 bis 16. Juli 1850 Kriegsminister gewesen, erhielt er als Feldzeugmeister das Kommando im Lombardisch-venet. Königreiche, in Kärnten, Krain u. im Küstenlande, ward 1850 u. 1853 mit außerordentlichen Sendungen nach Rom bez. nach Petersburg u. Konstantinopel betraut, führte 1859 im Ital. Kriege den Oberbefehl, legte denselben aber infolge der Niederlage von Magenta 4. Juni nieder, wurde in Ruhestand versetzt u. starb zu Wien 21. Sept. 1868. — Als Haupt der Familie folgte ihm Graf Samuel G., Sohn des Feldmarschallleutnants Grafen Albert G. (geb. zu Ofen 1766, gest. zu Pest 17. April 1835), geb. im April 1803, gest. 1872 als Feldmarschallleutnant a. D. Mit seinem Sohne, dem Rittmeister Grafen Ignaz G., starb 12. März 1873 das Geschlecht aus.

Ende des Buchstaben G.

H

H, h, lat. **H, h,** der 8. Buchstab in den meisten Alphabeten, kommt als Sprachlaut im Deutschen nur dann zur Geltung, wenn er einem Selbstlauter vorgesetzt ist. Im Ital. wird es nur in den Interjektionen hi (das deutsche Pfui), hoi u. hui (Ausdrücke des Schmerzes) u. in ho, hai, ha, hanno hörbar u. fällt bei andern Worten ganz weg. Im Franz. wird es zwar überall gezeichnet, aber niemals ausgesprochen, sowie es auch in den übrigen romanischen Sprachen nicht hörbar wird. In span. Mundarten wechseln zuweilen f u. h, wie z. B. hidalgo u. fidalgo, hacienda u. facienda. Als Zahlzeichen bedeutet das lat. H 200, als Bezeichnung der Münzstätte auf deutschen Reichsmünzen Darmstadt, in Frankreich Rochelle, in Oesterreich Günzberg. In der Musik bezeichnet H die 7. diatonische Tonstufe der Tonleiter des Grundtons C —, auf Rezepten herba (Kraut) u. hora (Stunde); bei astronom. Bestimmungen bedeutet h, erhöht hinter einer Ziffer stehend, gleichfalls hora.

Haag, eigentl. s'Gravenhage, Stadt mit 92,785 E. (1872), Residenz des Königs der Niederlande, liegt in angenehmer, von vielen Kanälen durchschnittener Gegend der Provinz Südholland, 1 St. von dem Nordseestrande u. dem berühmten Seebad Scheveningen entfernt, mit dem es eine Gemeinde bildet. Die Stadt hat regelmäßige, zum Theil mit gebrannten Steinen gepflasterte u. mit Alleen bepflanzte Straßen u. bildet mit ihren vielen Gärten, Promenaden u. Baumgängen ein liebliches Gemisch von Stadt- u. Landleben. Die prächtigsten Gebäude befinden sich in dem nordöstl. Theile, besonders am Vijver (Teich), an dem auch der ehemalige Hof von Holland, in dem die Landesvertretung der Niederlande ihre Sitzungen abhält, liegt. Der Palast des Königs, im Stadttheil Nordeinde gelegen, ist von außen unscheinbar, aber im Innern luxuriös eingerichtet. Das Rathhaus ist ein ansehnliches Bauwerk aus dem 16. Jahrh. Von großer Bedeutung ist das Archiv, das Museum im Moritzhause mit einer sehr werthvollen Sammlung von Gemälden u. anderen Kunstgegenständen, die Sammlung von Schiffsmodellen im Marineministerium u. die reichhaltige königl. Bibliothek. Unter den 17 Kirchen der Stadt, von denen 5 holländisch-reformirte u. 4 katholische, ist keine als Bauwerk von Bedeutung. An Bildungsanstalten besitzt H. eine Lateinische Schule, eine Schule für technische Wissenschaften u. eine Musikschule. Denkmäler sind errichtet dem Prinzen Wilhelm I. (an der Ostseite des Museums, 1848), dem König Wilhelm II. (am Vijver, 1853) u. dem Prinzen Wilhelm I. von Oranien (dem königl. Palais gegenüber, 1845); im Willemspark, in der Nordwestecke der Stadt, steht das 1869 enthüllte, großartige Nationaldenkmal. In der Nähe von Haag befinden sich die königl. Lustschlösser Zorg-Vliet u. Oranjezaal. — H. ist vorzugsweise eine Stadt des Hofes u. der Fremden, „voll klösterlicher Stille u. Reinlichkeit". Die Industrie besteht fast ausschließlich in Geschütz-, Eisen- u. Messinggießerei, in der Fabrikation von Wagen, Posamentier-, Gold- u. Silberwaaren, Hüten u. Möbeln. An der einen Seite der Stadt zieht sich ein breiter Kanal hin, der stets mit Fahrzeugen bedeckt ist. Die Umgegend treibt viel Blumen-, Gemüse- u. Obstzucht. — Entstanden aus Ansiedelungen um ein Schloß, das Graf Wilhelm von Holland 1250 hier erbaut hatte, wurde H. im 16. Jahrh. die Residenz der Generalstaaten, ohne aber den Charakter einer Stadt anzunehmen; am schnellsten hat es an Ausdehnung u. Einwohnerzahl nach 1813 zugenommen, in welchem Jahre das Haus Oranien auf den Königsthron der Niederlande kam. Am 31. März 1710 schlossen hier der Deutsche Kaiser, der König von Preußen, der Kaiser von Rußland u. die Seemächte das Haager Konzert zum Schutze der deutschen Neutralität gegen Frankreich. Am 17. Febr. 1717 wurde zu H. der Friede zwischen Spanien, Savoyen u. Oesterreich unterzeichnet.

Haar, ein den Körper der Säugethiere mehr od. weniger deckendes, für diese deshalb auch von Oken „Haarthiere" genannte Thierklasse, charakteristisches Oberhautgebilde. Man unterscheidet an demselben den Haarschaft u. die Haarwurzel, die mit ihrem kolbig angeschwollenen Ende, der Haarzwiebel, in einer von Oberhautzellen ausgekleideten Haareinstülpung, dem Haarbalge, steckt, in welchem es aus einer gefäßreichen Erhebung am Grunde desselben, der Haarpapille od. dem Haarkeim, durch Zellwucherung u. spätere Verhornung entstanden ist, wobei sein Weiterwachsthum vom Grunde aus erfolgt. So stellt das entwickelte H. ein mit seiner Wurzel in der Haut befestigtes Rohr dar, von drehrundem od. glattem Querschnitt, mit glatter od. verschiedentlich gerunzelter

Nr. 3267. Haarbalg des Menschen (800fache Lin. Vergr.).

Oberfläche; es ist je nach seiner Stärke od. seinem Querschnitte schlicht od. kraus, lockig, verfilzt, weich u. biegsam od. hart, struppig, u. dann in Borsten übergehend, sein einfarbig od. (geringelt) mehrfarbig pigmentirter Theil ist seine Rindensubstanz, die von dem farblosen Oberhäutchen bedeckt wird, während die Mitte des H.s von Marksubstanz gebildet ist. Das Ergrauen des H.s tritt ein, wenn der Farbstoff schwindet od. von Luftbläschen verdeckt wird, ersteres im Alter, letzteres in den dann u. wann vorkommenden Fällen plötzlichen Grauwerdens infolge heftiger Gemüthsbewegungen. Das Sträuben des H.s erfolgt durch Zusammenziehung

von Muskelfasern, die am Haarbalg befestigt sind. Die Ernährung u. Erhaltung des H.s hängt von der Beschaffenheit der Haut ab, indem vom Blute des Haarkeimes aus sowol die neue Haarsubstanz wie die das H. tränkende Flüssigkeit abgeschieden wird; Blutarmuth der Haut läßt das H. ergrauen u. ausfallen. Die besten Mittel zur Konservirung der H.e sind Reinhaltung der Haut u. mäßiges Einsalben.

Nach ihrer Stärke u. Stellung unterscheidet man die in ihrer Gesammtheit den Pelz (s. d.) des Thieres bildenden H. als die steiferen, längeren Kontur-, Stichel- od. Grannenhaare, u. dazwischen die weicheren, kürzeren, flockigen Wollhaare. Die letzteren dienen besonders zum Schutz gegen Witterungseinflüsse u. nehmen deshalb in kälteren Klimaten vor Eintritt der kalten Jahreszeit an Menge bedeutend zu (Winterpelz). Uebrigens unterscheiden sich unter dem Mikroskope die H.e der verschiedenen Thiere durch sehr charakteristisches Aussehen von einander, wie die Abb. in Bd. I. Nr. 539—546 beweisen. Während das H. den Körper der meisten Säugethiere mehr od. weniger gleichmäßig deckt, ist doch der Körper einiger, u. vor Allem des Menschen, bis auf bestimmte behaarte Stellen nackt, u. andrerseits ist bei vielen die Behaarung besonderer Körperregionen besonders entwickelt als Mähne, Bart, Krause, Ohrbüschel, Wimpern, Schweif. Wie der Vogel seine Federn, so wechselt das Säugethier seine H.e, es härt od. rauhet sich. Die Verwendungen des H.s, des abgeschorenen sowol wie des mit der Haut noch zusammenhängenden (als Pelz), sind sehr vielfach. — Ohne in ihrem Bau u. ihrer Entstehung irgendwelche Beziehung zu den Haaren zu haben, sondern einzig wegen äußerer Aehnlichkeit, nennt man auch Hautgebilde anderer Thiere, besonders der Insekten (z. B. Hummeln, Schmetterlinge, Raupen) H.e, wie man auch im Pflanzenreiche gewisse Oberhautgebilde als einfache u. zusammengesetzte H.e, Brennhaare, Drüsenhaare &c. unterscheidet.

Haarbeutel, ein Erzeugniß der Mode unter Ludwig XIV. in Frankreich, bestand aus einem platten, unten breiten u. oben schmalen, mit Schleifen besetzten Beutel von schwarzem Taffet, den man am Hinterkopfe befestigte, nachdem man das Hinterhaar der Perrücke od. den Haarzopf in denselben hineingelegt hatte.

Haargefäße, Haarröhrchen (Kapillaren, Kapillargefäße), die zwischen Arterien u. Venen eingeschalteten, mikroskopisch feinen Blutgefäße, welche zum Unterschied von jenen nur aus einer einfachen Wand gebildet sind, sich aber ganz unmerklich in die einen wie in die anderen fortsetzen. Sie bilden in ihrer Vereinigung die Haargefäßnetze, die am engsten in denjenigen Organen sind, welche aussondern u. aufsaugen, wie in den Drüsen, vor Allem in den Lungen, der Leber, den Nieren &c., dann aber auch in den Organen, die nur behufs ihrer Ernährung Blut erhalten, wie in den Muskeln, Nerven, Knochen &c. Die Entdeckung des feineren Baues der Haargefäße gehört zu den wichtigsten der neuesten Histiologie, u. ist dokumentirt durch Hoyer's Abhandlung aus dem Jahre 1865, worauf Auerbach, Aeby u. Andere nachfolgten. — Bei Vereinfachung des Gefäßsystems in niederen Thierklassen fehlen die Haargefäße. (Vgl. „Gefäßsystem".) Als Lymphkapillaren bezeichnet man die feinsten Lymphgefäße, die, in ihrem Bau im Wesentlichen mit den Blutkapillaren übereinstimmend, zuerst von Kölliker in den Froschlarvenschwänzen gefunden wurden (s. „Lymphgefäße").

Haarkies od. Millerit u., da das Mineral aus 64,5 Nickel u. 35,5 Schwefel besteht, auch Nickelkies gen., wird in äußerst dünnen, nadel- od. haarförmigen Krystallen gefunden, welche bald in Strahlen verlaufende Büschel, bald verworrene Gruppen bilden u. äußerst selten als Prismen u. zwar als trigonale mit rhomboëdrischer Endigung auftreten. In letzterem Falle zeigt der H. die Eigenthümlichkeit bindfadenartig gedrehter Krystallsäulchen. Gewöhnlich von messinggelber Farbe, wird er zu Stanzenbach im Nassauischen als schätzbares Nickelerz gewonnen, auch in Camsdorf, Johanngeorgenstadt u. ganz neuerdings in Przibram bunt u. graulichschwarz angelaufen gefunden.

Haarlem, s. „Harlem".

Haarling (Trichodectes), eine Gattung der Pelzfresser od. Mallophagen, sind lausähnliche, aber mit kauenden Mundwerkzeugen ausgerüstete kurzbeinige Insekten, die wie die Federlinge auf Vögeln ihrerseits auf Säugethieren, z. B. Pferden, Rindern &c., zwischen deren Haaren leben.

Haarrauch, s. „Höhenrauch".

Haarröhrchen od. Kapillarröhren nennt man alle sehr engen röhrenförmigen Räume. Es haben dieselben die Eigenschaft, daß, wenn man sie mit dem offenen unteren Ende in Flüssigkeiten eintaucht, solche Flüssigkeiten, welche die Substanz des Röhrchens benetzen, weit über den äußeren Flüssigkeitsspiegel im Röhrchen selbst emporsteigen; solche Flüssigkeiten dagegen, welche die Röhrchen nicht benetzen, unter diesen Spiegel herabsinken, also im Röhrchen tiefer stehen als außen. Die zwischen der Röhrenwand u. der Flüssigkeit hierbei thätige Kraft nennt man Haarröhrchenkraft od. Kapillarität (s. d.). Um dieses kapillare Emporsteigen von Flüssigkeiten zu bewirken, ist es nicht nöthig, daß die Räume wirkliche Röhrenform haben; auch die ganz unregelmäßigen engen Räume zwischen den Fasern eines Dochtes, des Holzes, des Fließpapiers od. zwischen den kleinen Krystallen eines Stückes Zucker zeigen dieselbe Erscheinung.

Haarseil. In der Chirurgie kann es nothwendig werden, das Zuheilen einer Wunde zu verhindern, um die Eiterung sich fortsetzen zu lassen; das bewirkt man durch länglich ausgezogene Streifen Leinwand, Baumwolle od. Bäuschchen aus langgezupfter Charpie, welche in den Wundkanal eingebracht werden; diese Mittel, die früher viel öfters angewandt wurden als jetzt, nennt man H. Als das beste Material dazu kann Lampendocht dienen; Charpie muß gleichmäßig so gelegt werden, daß ein dem Wundkanal in der Form entsprechendes Bäuschchen entsteht, das dann mit einem feinen Faden umwickelt wird; Leinwandstreifen müssen an den Rändern ausgefranst werden.

Haarstern, s. „Komet".

Haartrachten. Unter den verschiedensten Kulturverhältnissen, bei allen Völkern des Erdballs, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, ist es Gebrauch, den Kopf, als den edelsten Theil des Körpers, auf irgend welche Art zu schmücken u. den ihm von der Natur verliehenen Haarschmuck je nach Geschmack der zeitweilig herrschenden Mode u. der persönlichen Eitelkeit durch Kunst zu verändern u. zu verschönern. Volles Haar galt überall als ein Zeichen männlicher Kraft, dünnes Haar od. gar eine Glatze als Zeichen des Alters u. der Schwäche, bei den alten Hebräern sogar als ein Schimpf, denn Jehovah droht den Sünder kahl werden zu lassen. Je länger, dichter u. glänzender das Haar war, desto schöner erschien es. So lesen wir von Absalom: „In ganz Israel war kein so schöner Mann als er", u. im Hohen Liede heißt es: „Dein Haar gleichet dem glänzenden Haare der Ziegen, die da weiden am Gileadsberge." Späterhin freilich galten lange Haare als ein Zeichen weibischen Gemüths. Schon in den ältesten Zeiten gab es Haarkräuslerinnen, welche die Herstellung der Frisur als besonderes Geschäft trieben. Statt des erst später aufkommenden Puders bestreute man das Haar mit Goldstaub u. salbte es mit wohlriechenden Oelen.

Schon die alten Aegypter pflegten, wie wir das auf den zahlreich vorhandenen Bildwerken sehen können, das Haar in Strähne zu flechten. Aus Reinlichkeitsrücksichten wurde späterhin der Kopf geschoren; um aber den Haarschmuck nicht ganz zu entbehren, eigneten sich die Vornehmen die Erfindung eines Haarkünstlers — die Perrücke — an, welche in allen möglichen, oft höchst abenteuerlichen Formen getragen ward. Aus den Werken eines Layard u. Niebuhr kennen wir die merkwürdigen Frisuren der alten Assyrer. Sie pflegten das Haupthaar in der Mitte des Kopfes zu scheiteln, u. in kleinen, neben einander hängenden, in zierliche Reihen geordneten, etagenförmig sich aufbauenden Löckchen zu tragen. Auch sie trugen zweifelsohne, wo der natürliche Haarschmuck nicht ausreichen wollte, kunstfertig hergestellte Perrücken. — Die Inder ließen das ihnen in reicher Fülle verliehene Haar in breiten Flechten über den Nacken fallen. Die Jungfrauen zeichneten sich durch eine Verknotung des Seitenhaares über der Stirn aus; die Buhlerinnen waren durch mehrere um Wangen u. Schultern flatternde Ringellocken kenntlich.

Die alten Kelten trugen das Haar lang, hinten in einen Schopf zusammengebunden. Nach Diodor strichen die Gallier das Haar beständig mit Kaltwasser, von der Stirn rückwärts gegen den Scheitel u. Nacken, so daß es sich bei zunehmender Stärke ähnlich einer Roßmähne erhob. Tacitus erzählt uns, daß bei den Germanen der Verlust langen Haares für bes. schimpflich galt u. als ein Zeichen der Unterwürfigkeit betrachtet ward. Karl d. Gr. fing an, kurzes Haar zu tragen, u. seitdem ist dasselbe, mit Ausnahme der Perrücken- u. Zopfzeit, die allgemeine H. der Männer geblieben. Wie wir aus zeitgenössischen Schriftstellern wissen, war das Haar unserer Vorfahren goldigroth; um es noch goldiger zu färben, wie es schon von Natur war, pflegten sie es mit einer besonderen Seife einzureiben. — Die Frauen der alten Spanier stellten ein fußhohes Stäbchen senkrecht auf den Kopf, umwickelten es mit dem Haar u. hingen einen schwarzen Schleier an den Aufbau. — Bei den Arabern wird langes Haar bis in das Jünglingsalter getragen, später bis auf einen mittlern Büschel abgeschoren u. der kahle Kopf mit dem Turban bedeckt. Die Frauen dagegen flechten ihr Haar in lauter nebeneinander herunterhängende, mit Perlen u. Gold geschmückte Zöpfe, an deren Enden auch wol kleine Klingeln hängen. Schon die Frauen bei den alten Persern u. Karthagern flochten ihr Haar ähnlich u. ersetzten die ungenügende Länge durch falsches Haar od. Seide. — Bei den Griechen unterschied man durch die H. den Stand, das Alter u. den Stamm. Spartaner u. Achäer trugen langes, nicht verschnittenes Haar, während die Athener in kunstvollem Lockenschmuck erschienen. Außer der spartan. Jugend, welcher das Haar kurz geschnitten wurde, trugen alle Knaben bis in das Jünglingsalter langes, einfach herabhängendes Haar. Der achtzehnjährige junge Mann schnitt das Haar kürzer u. weihte das abgeschnittene den Göttern;

Nr. 2. Römer. Nr. 1. Aegypter. Nr. 3. Römerin.

Nr. 9. Haartrachten aus dem 16. Jahrh. (Nach alten Gemälden u. s. w.)

Nr. 4. Numidier.
Nr. 7. Assyrer.

Nr. 5. Gallier.

Nr. 6. Perser.
Nr. 8. Hebräer.

Nr. 9. Haartrachten aus dem 16. Jahrh. (Nach alten Gemälden u. s. w.)

Nr. 10 u. 11. 6. Jahrhundert.
Nr. 17 u. 18. Ludwig's XIV. Zeit.
Nr. 22 u. 23. Anno 1740.

Nr. 12 u. 13. 13. Jahrhundert.

Nr. 24 u. 25. Anno 1780.

Nr. 14. 14. Jahrhundert.
Nr. 19. Anno 1799.

Nr. 15 u. 16. 16. Jahrhundert.
Nr. 20 u. 21. Ludwig's XIII. Zeit.
Nr. 26 u. 27. Um das Jahr 1824.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Nr. 28. Japanesin.

Nr. 29. Markesas-Insulaner.

Nr. 30. Japaner.

Nr. 31. Aschira.

Nr. 33. Balonda.

Nr. 34. Wanyamuezi

Nr. 32. Kalifornier.

Nr. 35. Manjuema.

Nr. 37. Mongolin.

Nr. 38. Mongole

Nr. 36. Eingeborene von Neu-Guinea.

dasselbe that auch die Jungfrau vor der Hochzeit. Als Trauerzeichen galt allgemein die Vernachlässigung des Haares. Bei den Frauen wechselte häufig die Mode u. eitle, verweichlichte Männer folgten ihrem Beispiele, wie die Büsten u. Statuen aus den verschiedenen Zeiten zeigen. Gewöhnlich ließen die Frauen das Haar in seiner ganzen Fülle entweder schlicht herabhängen, od. sie faßten es mit Nadel u. Band einfach in einen Büschel od. Knoten zusammen; Andere brachten es in Flechten, die sie in spiralförmigen Windungen um den Kopf legten; verheirathete Frauen aber ordneten es auf mannichfache, oft phantastische Weise unter u. um Diademe u. Netze. Befestigt ward es mit zierlich gearbeiteten Spangen u. Nadeln. Blondes Haar galt eine Zeit lang für bes. schön, u. wo die Natur diese Farbe nicht verliehen, mußte die Kunst nachhelfen. Auch die *Römer* trugen, wie ihre Autoren ausdrücklich erwähnen, längeres Haupthaar u. lange Bärte. Die Frauen ließen sich die Pflege u. malerische Anordnung des Haares bes. angelegen sein u. wenn ihre eigene Kunstfertigkeit nicht ausreichte, halfen Perrückenmacher u. Haarkräusler nach. Beliebt war auch bei ihnen das blonde Haar der Germanen. Wo zur Färbung Goldstaub nicht ausreichte, trugen die Damen das wirkliche Haar der nordischen Barbaren, das von Händlern aufgekauft u. öffentlich zum Verkauf ausgeboten ward. Bräuten kam ein Haarnetz von goldgelber Farbe u. eine eigene Frisur zu, bei welcher auf jeder Seite des Kopfes drei Locken angeordnet waren. Den Sklaven ward das Haupthaar abgeschoren. In *Frankreich* schaffte Franz I. das lange Haar ab, aber nicht lange dauerte die Einfachheit, denn mit Ludwig XIII. erschien die Perrücke, die unter Ludwig XIV. immer mehr an Lockenzahl u. Pudermasse zunahm u. ihre Verbreitung durch ganz Europa erlangte. Die H. der Frauen wuchs zu einem vollständigen Gebäude auf, das mit Perlen, Blumen u. Federn geschmückt war. Marie Antoinette trug einen so hohen Kopfputz, daß sie denselben abnehmen mußte, wenn sie in einem bedeckten Wagen fahren wollte. Nach u. nach verschwand die Lockenmasse, bis auf einige Ueberbleibsel an den Seiten, u. entweder der Haarbeutel od. das Zopfband faßte alle übrigen Haare auf dem Hinterkopfe zusammen. In der ersten Franz. Revolution fiel der Zopf u. das Haar wurde frei u. lang getragen. Die Männer befleißigen sich von da ab einer lobenswerthen Einfachheit, während die Frauen immer noch der Unnatur od. jeweiligen Mode huldigen, die in der Gegenwart durch den Chignon ihren abschreckenden Höhepunkt erreicht zu haben scheint.

Die außereuropäischen civilisirten Nationen fallen nicht in dem Maße wie wir der immer wechselnden Mode anheim: seit Jahrhunderten haben die *Chinesen* u. *Japanesen* ihren kahlen Kopf mit dem langen Zopfe. Die *Moslem* tragen sämmtlich unter dem Fes od. dem Turban das theilweise kahlgeschorene Haupt.

Eine Rasseneigenthümlichkeit der *Papua* (s. d.) in Neu-Guinea u. den anderen Inseln Melanesiens besteht darin, daß das Haar in Büscheln von der Größe einer Erbse zu beträchtlicher Länge, bisweilen von 45 cm., wächst. Auf diesen Schmuck sind die Papua stolz u. schneiden ihn selten ab. Damit das Haar nicht über die Augen herabfällt, behandeln sie es in mannichfacher Weise, gewöhnlich so, daß es rechtwinklig vom Kopfe absteht; bisweilen drehen sie aus jedem Büschel ein Löckchen, dann aber auch krämpeln sie das ganze Haar mit einem vier- bis fünfzinkigen hölzernen Kamme in die Höhe, so daß es wie ein Besen emporsteht u. den Kopf ungeheuer groß erscheinen läßt. Das Frisiren eines Stutzers auf den *Fidschi-Inseln* nimmt täglich mehrere Stunden in Anspruch. Es wird der Kopf mit einem Oel eingerieben, das mit schwarzer Kohle vermischt ist, dann ergreift der Haarkünstler eine Nadel, d. h. eine lange schmale Ruthe aus Schildpatt, u. zupft damit fast an jedem einzelnen Haare, so daß es sich kräuselt u. aufrecht steht, bis endlich das Ganze eine ungeheuere Wulst von terrassenförmig sich aufbauenden Löckchen bildet, die bisweilen $1\frac{1}{2}$ m. im Umfang mißt.

Die *Markesas-Insulaner* sind am ganzen Körper tätowirt. Um auch den Kopf tätowiren zu können, scheren die Männer das Haupthaar; doch lassen sie an jeder Seite des Kopfes einen Büschel stehen, den sie kegelartig zusammenflechten; diese Büschel ragen dann an den Schläfen wie Hörner empor, u. geben den Männern ein teufelartiges Aussehen. Auf allen zu Polynesien gehörigen Inseln lassen Frauen u. Mädchen das schöne lange Haar lose herabhängen u. pflegen täglich, nam. aber bei festlichen Gelegenheiten, frische Blumenkränze in dasselbe zu winden.

Das Haar der *Abessinier* ist weder so kurz u. gekräuselt wie das der Neger, noch besitzt es die weiche Elastizität des Haares der Europäer. Es hängt gewöhnlich voll u. lang über die Schultern, wird reichlich mit frischer Butter eingesalbt u. öfters in Flechten getragen. Junge Soldaten durften früher nicht eher das Haar geflochten tragen, bis sie einen Mann getödtet hatten. Sobald dies geschehen, hatten sie sich den Kopf zu scheren u. eine einzige Locke stehen zu lassen. Für jeden getödteten Mann ward eine neue hinzugefügt, bis die fünfte erreicht war; dann war es erlaubt, einen ganzen Kopf voll Locken wachsen zu lassen. Jünglinge u. Jungfrauen rasiren gewöhnlich den Scheitel, tragen also eine Tonsur, u. erwachsene Männer u. Mütter flechten alles Haar in Locken. Manche Frauen reiben die Pomade regelrecht ins Haar, andere hingegen, nam. auch Stutzer, legen des Morgens ein großes Stück Butter auf den Kopf (etwa 4 Loth), die dann an der Sonne schmilzt, u. die Haare, den Hals hinab über die Stirn u. oft in die Augen fließt.

Die bizarrsten Haartouren sind eine Liebhaberei aller Negerstämme, u. das Haupthaar wird so stark mit Oel u. dgl. getränkt, daß es sich in die wunderlichsten Formen bringen läßt. Die *Balonda* in Westafrika lassen sich, wie uns Livingstone erzählt, die Frisur ihres überreichen Wollhaares bes. angelegen sein, u. sie lassen dabei ihrer Phantasie viel Spielraum. Einige Damen machen lauter kleine Zöpfchen u. befestigen die Enden an den Umfang eines od. zweier Reifen, die um Kopf u. Gesicht gelegt sind, wodurch eine förmliche Heiligenglorie entsteht; andere tragen aus Büffelhaut u. Perlen geformte Aufsätze, die bald Kronen ähnlich sind, bald zwei Hörner auf der Seite od. eins gerade auf der Stirn bilden. Dazu kommen meistens noch eine Menge gerade herabhängender Haarrollen, u. oft ist diese Fülle noch durch Einflechten von Haaren aus Büffelschwänzen vermehrt. Livingstone giebt uns einige Muster hiervon mit dem Bemerken, daß die gewählten Physiognomien zwar nicht durchweg, aber doch häufig genug vorkämen.

Bei den *Aschira* ist eine Frisur gebräuchlich, durch welche das Haar die Gestalt eines Dreimasters od. Napoleonshutes erhält. Es kostet nicht wenig Mühe u. Arbeit, einen derartigen Kopfputz kunstgerecht in Stand zu bringen, sie hält aber dann auch eine geraume Zeit aus.

Der Stamm der *Wazaramo* zeichnet sich nach Livingstone durch eine besondere Haartracht aus. Die Haare werden dort mit ockerfarbigem Lehm beschmiert. Ehe diese Pomade trocknet, zieht man mit den Fingern eine Anzahl einzelner langer, mehr od. weniger dicker Fäden od. Locken aus, welche in beliebige, oft sehr phantastische Formen gebracht werden. Wenn die eingelehmte Haarmasse dann trocknet, so sehen die schwarzen Gestalten mit den ockerfarbigen, vom Kopfe abstehenden Haarbauten sehr eigenthümlich aus. Die *Wasagara* wissen sich durch die Art u. Weise, wie sie die Haare flechten, ein wildes Aussehen zu verleihen. Vorn über der Stirn tragen sie es kurz geschnitten, am Hinterkopfe in eine Anzahl kleinster Löckchen geflochten, die sie mit Ocker färben u. mit Perlen, Kupferkugeln u. ähnlichen Dingen schmücken. Junge Krieger stecken auf das Haupt Federn vom Strauß, Geier u. anderen Vögeln, u. manche drehen in jede der zahlreichen Locken einen rothen Faden. Man kämmt sich dort selten das Haar, da diese Operation einen vollen Tag beansprucht u. sehr schmerzhaft ist. Die *Tumbuka* lassen sich das Haar wachsen, theilen es dann in ganz feine Locken u. umwickeln diese mit den trockenen u. vergilbten Blättern einer kleinen Palmenart, wodurch ihr Haupt das Ansehen eines Stachelschweins gewinnt. Die *Wanyamuezi* pflegen sich den Kopf zu scheren, u. auf der Stirn, dem Scheitel od. Hinterkopf je nach Belieben höchst phantastische, mehr od. minder große Haarbüschel in Gestalt eines Halbmondes, eines Knopfes, herzförmig od. in einzelnen Linien stehen zu lassen. Männer u. Frauen binden gern ein rothes Band um die Stirn.

In Amerika lassen die *Feuerländer* das Haar lang wachsen u. herabhängen, nur auf der Stirn schneiden sie es mit einer Muschel so weit ab, daß es nicht über die Augen fällt. — Die *Araukaner* theilen das Haar in zwei lange, über die Schultern herabfallende Schwänze, welche spiralförmig mit blauen Perlschnuren umwunden werden. Die Enden werden durch zwölf bis fünfzehn aufgereihte kupferne Fingerhüte mit einander verbunden, die neben einander wie ein Schellengeläute hängen. Diese Frisur wird indeß nur bei festlichen Gelegenheiten getragen, gewöhnlich werden die Schwänze um den Kopf so gewunden, daß die beiden Enden wie Hörner vorstehen. Ein dicht mit Perlen besetztes Band hält das Ganze von der Stirn zurück. In *Guyana* tragen die Eingeborenen verschieden geformte Diademe auf dem Kopfe. Das Gestell zu denselben wird aus Streifen dünnen Rohres gefertigt, auf denen Federn von Papageien u. andern bunten Vögeln höchst kunstvoll befestigt sind. Zwei bis drei größere Federn treten zur Zierde bes. daraus hervor. Die *Indianer Nordamerika's* endlich zeichnen sich durch schönes, oft überaus langes Haar aus. Bei manchen Stämmen streift dasselbe im Gehen oft bis zur Erde. Ein Krähenindianer ward im J. 1833 seines langen Haupthaares wegen unter dem Namen Langhaar zum Häuptling ernannt. Europäer, welche davon sorgfältig Maß nahmen, fanden es $3\frac{1}{4}$ m. lang. Er ließ es nur selten lang herabhängen, sondern schnallte es sorgfältig mit einem ledernen Riemen zusammen u. raffte es in mehrere pfundschwere Bündel, die er unter dem Arme trug. Auch die Schwarzfüße u. Mandanen zeichnen sich durch langes Haar aus. Nicht immer ist dasselbe schwarz, sondern es kommt auch verschiedentlich gefärbt vor; ja bei den *Mandanen* haben manche, oft noch junge Leute ein glänzend silbergraues, oft weißes Haar, das sie sorgfältig färben, da sie sich dessen schämen.

Haase, Friedrich, deutscher Schauspieler, geb. 1. Nov. 1826 in Berlin, bildete sich in seiner Vaterstadt unter Tieck's Leitung, begann seine schauspielerische Laufbahn in Weimar, machte sich von Prag aus, wohin er 1850 berufen wurde, als feinsinniger u. eleganter Charakterspieler auf tragischem wie auf komischem Gebiete vortheilhaft bekannt u. war von 1852 ab nach einander in München, Frankfurt a. M. u. Petersburg engagirt, während er gleichzeitig an fast allen größeren deutschen Bühnen u. auch im Auslande (in England u. Amerika) unter wachsendem Zulauf u. Beifall gastirte. Vom Jan. 1869 an gehörte er 1½ Jahr lang der Berliner Hofbühne an; im Sommer 1870 folgte er dem damals zurücktretenden Heinrich Laube in der Direktion des Leipziger Stadttheaters nach. H.'s tragische Charakterrollen (Franz Moor, Cromwell, Narciß, Richard III., Shylock) wirken mehr durch feine Nebenzüge, durch das Zierliche u. Mosaikartige ihrer Gruppirung, als durch innerliches, einheitliches Leben. Dagegen steht er in der Darstellung des Genrehaften, Bizarren u. Barocken (Graf Klingsberg, Rocheferrier, Elias Krumm, Thorane u. a.) unter den Schauspielern der Gegenwart ohne Nebenbuhler da.

Nr. 3268. Friedrich Haase (geb. 1. Nov. 1826

Haase, Heinrich Gottlob Friedrich Christian, verdienter Philologe, geb. 4. Jan. 1808, studirte seit 1827 in Halle, Greifswald u. Berlin Philologie, wurde 1831 Lehrer in Charlottenburg u. 1834 Adjunkt in Pforta, sah sich aber schon im folgenden Jahre als Theilnehmer an den burschenschaftlichen Verbindungen in eine Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe verwickelt, deren Folge seine Suspension vom Amte u. Verurtheilung zu sechsjähriger Festungshaft war, die er in Erfurt antrat. Indessen wurde er bereits 1837 entlassen u. begab sich nun auf wissenschaftliche Reisen, um Material zu Ausgaben griech. u. lat. Kriegsschriftsteller zu sammeln. Zurückgekehrt, wurde H. 1840 außerord. u. 1846 ord. Professor in Breslau, vertrat 1848 den Wahlbezirk Jauer in der preuß. Nationalversammlung u. starb, nachdem er 1851 noch zum Professor der Beredsamkeit ernannt worden, zu Breslau 16. Aug. 1867. — H. hat sich verdient gemacht durch verschiedene werthvolle Ausgaben klassischer Schriftsteller, wie der Schrift „De republica Lacedaemoniorum" des Xenophon, der Werke des Thukydides, Vellejus Paterculus, Seneca u. Tacitus; auch gab er Reisig's „Vorlesungen über lat. Sprachwissenschaft" (Lpz. 1839) heraus. Eigene Werke H.'s sind „Vergangenheit u. Zukunft der Philologie" (Berl. 1835) u. „Die athenische Stammverfassung" (Berl. 1857).

Habab, die, ein afrikan. Volksstamm in dem nordöstlichen Theile des abessinischen Hochlandes; sie sind den Abessiniern stammverwandt u. bekennen sich meist zum Islam.

Habakuk, der 8. unter den 12 kleinen Propheten des Alten Testaments. Sein um 604 v. Chr. geschriebenes Büchlein schildert zuerst das drohende Anrücken der Chaldäer (unter Nebukadnezar), verheißt dann den Gottesfürchtigen Errettung (vgl. bes. Kap. 2, 4), indem auch über die Chaldäer dereinst das Gericht Gottes ergehen werde, u. schließt Kap. 3 mit einem begeisterten Hymnus. Die gründlichste Erklärung dieses schwierigen Propheten gab Delitzsch, Lpz. 1843.

Habeas-Corpus-Akte ist eine wichtige, im J. 1679 von König Karl II. von England sanktionirte Parlamentsakte, vermöge deren jeder Verhaftete fordern kann, sogleich vor Gericht gestellt zu werden, damit über die Gesetzmäßigkeit seiner Verhaftung entschieden werde; somit ist die H. eine wichtige Bürgschaft gegen ungesetzliche, willkürliche Verhaftung u. Gefangenhaltung. Habeas corpus (lat., d. h. habe den Leib) heißt nämlich in der Sprache der engl. Gerichte eine richterliche Verordnung, einen Verklagten behufs der Rechtspflege von einem Gerichtshofe zum andern zu bringen; man unterscheidet Habeas corpus ad faciendum et recipiendum (in Civilsachen) u. Habeas corpus ad subjiciendum (in Kriminalsachen). Eine solche Verordnung, welche im ganzen Königreiche Giltigkeit hat, kann jederzeit, selbst während der Gerichtsferien, von jedem der drei obersten Gerichtshöfe, sowol vom Oberrichter als auch von jedem anderen richterlichen Mitgliede, erlassen werden, aber nur auf ausdrückliches Begehren des Verhafteten. Die Art u. Weise, wie man ein Habeas corpus erlangt, ist eben durch die H. bestimmt geregelt. Durch Habeas corpus wird der betreffenden Behörde aufgegeben, Tag u. Grund der Verhaftung anzugeben u. den Angeschuldigten zur Verfügung des Gerichts zu stellen; werden die Gründe nicht für stichhaltig befunden, so ist der Beschuldigte sofort freizulassen, andernfalls in Verwahrung zu halten bis zu den nächsten Assisen; erfolgt vor diesen keine Anklage, so ist wiederum der Verhaftete alsbald freizugeben. — Die H., welche gleicherweise in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gilt, kann in Zeiten der Gefahr unter Ermächtigung des Parlaments zeitweilig außer Kraft gesetzt werden, wie dies thatsächlich in England wiederholt, in den Vereinigten Staaten nur beim Beginn des Secessionskrieges der Fall gewesen ist.

habeat sibi (lat.), d. i. „er behalte es für sich"; hat die Bedeutung: „er messe es sich selbst zu", „er trage selbst die Folgen", od.: „meinetwegen".

Habelschwerdt, Kreisstadt im Reg.-Bez. Breslau mit 4378 fast ausschließlich kathol. E. (1871), liegt an der Glatzer Neiße u. hat 2 kathol. u. 1 evang. Kirche, ein Schullehrerseminar, ein schönes Rathhaus, Zündwaarenfabrikation u. Baumwollen- u. Leinenweberei. H. wurde von Johann von Böhmen 1319 zur Stadt erhoben.

Habeneck, François Antoine, ausgezeichneter franz. Violinspieler u. hochverdienter Dirigent, geb. zu Mezières 1. Juni 1781, erhielt von seinem Vater, einem Deutschen von Geburt, den ersten musikalischen Unterricht u. konnte bereits in seinem 10. Jahre sich auf der Violine öffentlich hören lassen. 1801 trat er in Paris ins Konservatorium u. kam danach in das Orchester erst der Komischen, dann der Großen Oper, wo er nachgehends an Kreutzer's Stelle Vorspieler u. Solospieler wurde. Nachdem er bei verschiedenen Konzertaufführungen im Konservatorium als Dirigent fungirt u. ein außerordentliches Talent für einen derartigen Posten bekundet hatte, wurde ihm 1815 die Direktion der mit der Großen Oper verbundenen Concerts spirituels übertragen; seit 1821 war er Direktor der Großen Oper, später auch deren Kapellmeister, daneben Generalinspektor des Konservatoriums u. Lehrer einer neugeschaffenen Violinklasse dieser Anstalt u. übernahm, als 1828 die neue Konservatoriumskonzertgesellschaft gegründet war, auch hier das Direktorium. Wenn das Orchester dieser Gesellschaft sich einen so anerkannten Ruf erworben hat, so ist das wesentlich auf H. zurückzuführen, dem außerdem das Verdienst gebührt, Beethoven's Symphonien in Paris eingeführt zu haben. Er starb 8. Febr. 1849. Als Komponist hat er sich durch Konzerte, Variationen, Etuden &c. für Geige bekannt gemacht.

Habenschaden, Sebastian, einer der besten Thiermaler, geb. 1813 zu München, gest. ebenda 1868; wußte vorzugsweise die Gemüthsseite der Thiere des Waldes wie des Hauses darzustellen. Auch machte er sich als Medailleur kleinerer Thiergruppen vortheilhaft bekannt.

Haberfeldtreiben ist ein volksthümliches Rügegericht in Oberbayern, im Land an der Mangfall, Schlierach, Aurach u. Leitzenach. Die Erklärung des Namens ist nicht ganz sicher; doch könnte er zurückgeführt werden auf eine in vielen Orten Bayerns bestehende Sitte, von der der

verdienstvolle Forscher J. A. Schmeller (s. d.) berichtet: Wenn ein Mädchen zu Falle kam, wurde sie Abends von den jungen Burschen des Dorfes unter unzähligen Geißelhieben in ein Haferfeld u. von dort wieder nach Hause getrieben; der Verführer mußte selbst mitmachen. Hiernach wäre das Haberfeldtreiben zunächst wol ein Symbol der verlorenen Jungfrauschaft, wie sonst den gefallenen Mädchen ein Strohkranz gebührt, u. es hätte sich dies Rügegericht, vielleicht unter Einfluß anderer volksthümlicher Gerichtseinrichtungen, weiter erstreckt auf geschlechtliche Vergehen u. Verletzungen guter Sitte überhaupt, d. h. auf Alles, was gegen die Sittenbegriffe des bayer. Oberlandes verstößt u. doch seiner Natur nach sich polizeilicher u. gerichtlicher Ahndung entzieht. Der Zweck des H. ist, in nächtlicher Versammlung der am Rügegericht Betheiligten vor dem Hause des Schuldigen diesem sein Vergehen vorzuhalten. Die Organisation ist unbekannt, da die Theilnehmer hartnäckig darüber schweigen; es sollen ihm 12 (nach Anderen nur ein) Haberfeldmeister vorstehen, welche die Berechtigung ihres Treibens auf Karl d. Großen zurückführen; Theilnehmer sind ausschließlich junge Männer des Bauernstandes; der Tag der Ausführung bleibt Geheimniß, aber oft erhalten die Bedrohten durch Gerüchte od. Drohbriefe (letztere in Reimen) einige Zeit vorher Nachricht von dem, was ihnen bevorsteht, so daß sie Zeit haben, sich zu bessern. Der Polizei gegenüber, welche dieses Treiben natürlich nicht duldet, soweit ihre Macht reicht, wird äußerste Vorsicht beobachtet, damit dieselbe den Plan nicht vereitle. Am bestimmten Tage u. Orte, meist kurz vor Mitternacht, versammeln sich die Eingeweihten; die Bewohner des Ortes werden geweckt, um Zeugen des Strafgerichtes zu sein. Die Betheiligten sind vermummt, mit Schießgewehren bewaffnet, mit mißtönenden Lärmwerkzeugen versehen u. geben sich falsche Namen, wie z. B. Kaiser Karl, Prinz od. Graf So u. So, der Bayrische Hiesel u. s. w. Durch ausgestellte Wachen wird für die nöthige Sicherheit gesorgt, u. nun beginnt ein Redner die Exekution durch Vorlesung der Sünden des Betroffenen, Alles in Knittelreimen, worauf ein schauerliches Konzert der Lärminstrumente losgeht, gemischt mit Jauchzen, Geheul u. sogar Schüssen, dann folgt das Gericht gegen den od. die übrigen Bedrohten in derselben Weise. Ist die Aufgabe erfüllt, so ziehen die Haberfeldtreiber ab. Dieselben sind nie aus dem Orte selbst, wo das Strafgericht geübt wird, sondern aus entlegeneren Orten, damit die Polizei sie nicht so leicht ausfindig machen kann. Das Haberfeldgericht wird in der Gegend sehr gefürchtet u. der Kredit eines von ihm Betroffenen ist für immer dahin. Es soll aber auch vorgekommen sein, daß der Schaden, welchen Einzelne durch das H. unverschuldeter Weise erlitten, ihnen auf geheimnißvolle Weise ersetzt wurde.

Häberlein, Karl Friedrich, verdienter Staatsrechtslehrer, geb. 5. Aug. 1756 zu Helmstedt, studirte daselbst die Rechte, wurde bei der Justizkanzlei zu Wolfenbüttel angestellt, 1782 als Professor des Staatsrechts nach Erlangen u. 1786 in gleicher Eigenschaft wieder nach Helmstedt berufen. 1797 ging er als Geschäftsträger des Herzogs von Braunschweig zum Rastatter Kongreß, wurde nach Errichtung des Königreichs Westfalen Mitglied der Reichsstände u. der Gesetzkommission u. starb zu Helmstedt 16. Aug. 1808. H. schrieb eine „Pragmatische Geschichte der neuesten kaiserl. Wahlkapitulation" (Lpz. 1792; Anhang 1793), ein „Handbuch des deutschen Staatsrechts" (3 Bde., 2 Aufl. 1794—97) u. gab als sein Hauptwerk heraus das „Deutsche Staatsarchiv" (16 Bde., Helmst. 1796 bis 1808), eine Sammlung publizistischer Aufsätze. — Sein Sohn Karl Ludwig **H.**, geb. zu Erlangen 25. Juli 1784, studirte die Rechte, wurde Auditeur in Braunschweig, 1809 im Königreich Westfalen Tribunalassessor, dann Tribunalrichter in Helmstedt u. 1814 Kreisamtmann in Hasselfelde bei Blankenburg. Unterschlagungen, die er in dieser Stellung verübte, zogen ihm Absetzung u. Gefängnißstrafe zu, die er 1824—31 in Gandersheim verbüßte. Nach seiner Freilassung lebte er in Potsdam, wo er im Jan. 1858 starb. H. war ein überaus fruchtbarer Romanschriftsteller; er hat unter verschiedenen Pseudonymen, am häufigsten als H. E. R. Belani, mehr als 120 Bände Romane verfaßt, die heute zwar vergessen sind, zu ihrer Zeit aber eifrig gelesen wurden. Lebhafte Schilderung u. sinnliche Phantasie machten sie vielen Kreisen angenehm. Sein bester Roman ist „Der Aufstand in Tirol", daneben fanden Anerkennung nam. „Kronprinz Friedrich" u. „Hohe Liebe".

Habesch, s. v. w. Abessinien.

Habicht (Astur), eine Raubvogelgattung aus der Familie der Falken (Falconida) [s. d.], deren Schwingen kürzer sind als der abgerundete Schwanz, u. von denen die 4. die anderen überragt. Man unterscheidet den gemeinen Hühnerhabicht (Taubenstößer, Stockfalken, großen Sperber), Astur palumbarius, von welchem das Männchen aschgrau, das Weibchen dunkelbraun aussieht u. der in Europa u. Nordamerika verbreitet ist, von dem kleineren, mehr bläulichgrauen Finkenhabicht (Finkenstößer, Sperber), Astur nisus, der in der Alten Welt lebt, den hohen Norden ausgenommen, u. in Rußland zur Wachteljagd verwendet wird. Die H.e sind schädliche Raubvögel, sie schonen weder Hof- noch Waldgeflügel u. greifen selbst Auerwild u. Hasen an.

Nr. 3269. Der gemeine Hühnerhabicht (Astur palumbarius).

Habichtsinseln, s. v. w. Azoren.

Habichtswald ist ein Massengebirge westl. von Kassel zwischen den Thälern der Fulda u. Diemel, das sich frei ohne weit vorgeschobene Vorberge erhebt, über 1 Stunde lang u. 3/4 Stunde breit ist u. im Hohen Gras bis zu 610 m. ansteigt. Auf seinem südöstl. Abhange liegt das Lustschloß Wilhelmshöhe (s. d.).

habilitiren, sich, heißt im Allgemeinen, seine Geschicklichkeit zu einem Amte od. einer Beschäftigung nachweisen u. bewähren; speziell bedeutet es, sich durch eine zu diesem Zwecke verfaßte Schrift (Habilitationsschrift) u. eine öffentliche Disputation das Recht erwerben, an der Universität Vorlesungen zu halten.

Nr. 3270. Die Ruine der Stammburg der Habsburger im Kanton Aargau.

Habitué (franz.) Stammgast; **habituell,** eingewurzelt, zur Gewohnheit geworden; **Habitus** (lat.), äußere Gestalt, Haltung, Benehmen, Leibesbeschaffenheit. Ein lat. Sprüchwort lautet: habitus non facit monachum, d. h. „das Kleid macht nicht den Mann" (eigentlich: „die Tracht macht nicht den Mönch").

Habranthus, Pflanzengattung der Amaryllideen, eigentlich gleichbedeutend mit Amaryllis.

Habsburg (Habichtsburg), Stammschloß des österr. Kaiserhauses, liegt im schweiz. Kanton Aargau, am rechten Ufer der Aar unweit der Mündung der Reuß; nur wenige Trümmer sind noch von der ehemals umfangreichen Burg erhalten, welche im ersten Drittel des 11. Jahrh.

von dem Straßburger Bischof Werner erbaut worden ist. Der erste Graf von H. war Werner II. (gest. 1096), wie jener ein Enkel Guntram's des Reichen, der als Ahnherr des Geschlechtes der Habsburger gilt. Ein Urenkel Werner's II., Albrecht III. od. der Reiche (gest. 1199), erwarb durch Heirath den Zürichgau u. erhielt von Kaiser Friedrich I. die Landgrafschaft Elsaß als Lehen. Sein Sohn Rudolf II. (gest. 1232) erwarb die Grafschaft im Aargau, die Herrschaft Lauffenburg u. die Vogtei in Schwyz, Uri u. Unterwalden. Seine beiden Söhne theilten die Besitzungen, Albrecht IV. erhielt als Erbe die H. u. die Güter im Elsaß u. im Aargau, Rudolf III. (gest. 1249) die Güter im Breisgau u. die Grafschaften Lauffenburg, Klettgau u. Rheinfelden. Letzterer wurde Haupt der Habsburg-Lauffenburgischen Linie; sein Sohn Rudolf IV. gelangte 1273 auf den deutschen Königsthron (s. „Oesterreich, Geschichte“).

Hachette (franz., spr. Haschett), d. i. Axt, od. Fourquet (spr. Furkäh), d. i. Gabel, sind Beinamen der franz. Heldin Jeanne Lainee, welche sich, mit einer Axt od. Gabel bewaffnet, während der Belagerung von Beauvais durch Karl d. Kühnen 1472 an die Spitze der weiblichen Bewohner dieser Stadt stellte u. den Feind zum Abzug zwang. Dafür wurden ihr u. ihrer Familie von Ludwig XI. 22. Febr. 1473 alle Abgaben für immer erlassen. Auch findet an jedem 6. Juli in Beauvais eine feierliche Procession statt, bei welcher die Frauen den Vorrang haben. 1851 wurde daselbst der Heldin ein ehernes Standbild errichtet.

Hachette (spr. Haschet), Louis, franz. Buchhändler, geb. zu Rethel in den Ardennen 5. Mai 1800, wollte sich zuerst auf der Normalschule in Paris für das Universitätslehrfach vorbereiten, mußte aber nach Auflösung dieser Schule im J. 1822 auf seinen Plan verzichten u. widmete sich dem Buchhandel, um durch diesen zum öffentlichen Unterrichte das Seinige beizutragen. Die von ihm gegründete Buchhandlung wurde bald eine großartige Anstalt, deren Verlag alle Zweige der alten u. neueren Literatur umfaßte; außerdem ließ H. mehrere Journale erscheinen. 1850 nahm er seine Schwiegersöhne Breton u. Templier zu Geschäftstheilhabern an, firmirte seitdem „H. & Co.“ u. begann nun eine Reihe von Unternehmungen, wie die „Bibliothèque variée“, „Bibliotheque des chemins de fer“, „Collection de guides et itinéraires“, „Dictionnaires universels“ u. a. Das bei ihm seit 1855 erscheinende „Journal pour tous“ hatte eine Auflage von über 100,000 Exemplaren. Sein riesenhaftes Geschäft nannte man „das Ministerium des Buchhandels“. Mit seinem Organisations- u. Administrationstalente verband sich ein ausgezeichneter Geschmack u. eine große Gelehrsamkeit, wie er denn selbst ein vortrefflicher Schriftsteller (über das literarische Eigenthum, die Gemeindebibliotheken ꝛc.) war. H. starb auf seinem Schlosse Plessis-Piquet 31. Juli 1864.

Hackebret, s. „Cimbal“.

Häckel, Ernst Heinrich, deutscher Naturforscher, geb. als Sohn eines Regierungsrathes zu Potsdam 16. Febr. 1834, studirte seit Ostern 1852 in Berlin u. Würzburg Medizin u. Naturwissenschaften, beschäftigte sich insbes. mit Forschungen in Bezug auf die niederen Thierklassen u. reiste zu diesem Zweck nach Helgoland u. Nizza. Im März 1857 promovirte er zu Berlin u. habilitirte sich, nachdem er sich im Interesse der Wissenschaft noch ein Jahr in Italien aufgehalten hatte, Ostern 1861 zu Jena als Dozent der vergleichenden Anatomie, vertauschte jedoch dieses Fach bald darauf mit der allgemeinen u. spezielleren Zoologie. Schon 1862 wurde H. außerordentlicher u. Ostern 1865 ordentlicher Professor, als welcher er auch andere mit der Zoologie in Verbindung stehende Disziplinen zum Gegenstande seiner Vorlesungen machte. Wiederholte Reisen nach den Küstengebieten der Nordsee u. des Mittelmeeres, sowie 1866 eine Reise nach England, Spanien, Portugal, Madeira u. den Kanarischen Inseln haben ihm reiches Material zu seinen weiteren Untersuchungen u. Arbeiten geliefert, die in ihrem Endziel darauf gerichtet sind, durch Begründung u. Förderung der Descendenz- u. Selektionstheorie eine neue Weltanschauung herzustellen. H. gehört zu den ersten deutschen Naturforschern, die sich unbedingt für die Lehre Darwin's (s. d.) erklärt haben; ja, er ist einer derjenigen Schüler desselben, welche die Lehre früher, als Darwin selbst vielleicht daran gedacht, über die Grenzen hinausgeführt haben, innerhalb deren ihr Begründer sie anfänglich festhielt. Die bisherigen Schriften H.'s, die sich durch geistvolle u. gewandte Darstellung auszeichnen, aber zu dogmatisch gehalten sind, sind folgende: „Die Radiolarien“ (Berl. 1862), „Generelle Morphologie in den Organismen“ (2 Bde., ebd. 1866), „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ (ebd. 1868; 4. Aufl. 1873; auch in andere Sprachen übersetzt), „Zur Entwickelungsgeschichte der Siphonophoren“ (Utr. 1869), „Ueber Arbeitstheilung im Natur- u. Menschenleben“ (Vorträge, Berl. 1869), „Ueber die Entstehung u. den Stammbaum

Nr. 3271. Ernst Heinrich Häckel (geb. 16. Febr. 1834).

des Menschengeschlechts“ (Vorträge, ebd. 1870), „Das Leben in den größten Meerestiefen“ (ebd. 1870), „Biologische Studien“ (I. Bd., Lpz. 1870), „Die Kalkschwämme“ (3 Bde., Berl. 1872).

Hackelberg (Hackelnberg, Hackelberend, Hackelblock ꝛc.) ist der Name des wilden Jägers. Nach niedersächs. Sage war Hans v. Hackelnberg Oberjägermeister des Herzogs von Braunschweig u. ein gewaltiger Weidmann; er soll 1521 gestorben sein. Auf dem Todbette erklärte er, nichts vom Himmel wissen zu wollen, wenn ihm nur seine Jagd bleibe. Zur Strafe muß er nun bis zum Jüngsten Tage jagen. Aehnliche Sagen finden sich anderswo: nach westf. Ueberlieferung z. B. war H. ein Jäger, der auch Sonntags auf die Jagd ging u. dieser Entheiligung wegen nach seinem Tode in die Luft verwiesen wurde, wo er mit seinem Hunde ohne Rast in Ewigkeit jagen muß. Nach dem Glauben einiger Gegenden jagt er nur in den „zwölf Nächten“ od. sog. „Zwölften“, d. h. von Weihnacht bis zum Tage der heil. drei Könige; anderswo immer wenn der Sturmwind heult. — Alle diese Sagen haben eine mythologische Grundlage: der wilde Jäger ist Wuotan (nord. Odin), der Göttervater, der nächtlicher Weile mit seinem Gefolge die Luft durchreitet; das sog. „wüthende Heer“ ist „Wuotan's Heer“. So heißt z. B. in Mecklenburg der wilde Jäger noch „der Wod“, ehemals „Fro Woden“; als man die Bedeutung des Wortes „Fro“ (Herr) nicht mehr verstand, machte man daraus eine weibliche Gottheit, „Fru (Frau) Gode“ od. „Gaude“, die neben „der Wod“ im Volksglauben lebt. Als Vertreter Wuotan's dient auch häufig ein anderer Riese: so heißt in der Schweiz die wilde Jagd „Dürstengejeg“ von dürst, durs, thurs = Riese. Für die echteste Namensform erklärt Jakob Grimm das westf. „Hakelberend“; hakolberand heißt „Harnisch od. Mantel tragend“ u. war ein Beiname des sächs. Gottes Wodan; aus diesem Worte sind die anderen Namen entstellt. — An Stelle des Gottes traten im Volksglauben auch Nationalhelden; in England heißt die wilde Jagd Herlething, von einem mythischen Könige Herla, in Wales ist ihr Führer der König Artus (s. d.), in Frankreich Charlemagne, d. h. Karl d. Große, in einigen Gegenden Deutschlands Berndietrich, d. h. Dietrich von Bern (s. d.). Andere Namen für die wilde Jagd sind in Frankreich Mesnie (d. h. Gesellschaft), Hellequin, wol mit „Hel“ (in der german. Mythologie das Todtenreich) zusammenhängend, wie denn im Hildesheimischen der wilde Jäger der „Helljäger“ heißt. Auch die andere franz. Bezeichnung Chasse d'Hérode wird wol nicht mit Herodias zu verbinden sein, wie man annahm, sondern entstanden aus Hrodso (Ruhm-

träger), einem Beinamen Wuotan's. Vor dem wüthenden Heer zieht der getreue Eckhardt (s. d.), die Menschen warnend.

Häckerling, auch Häcksel, heißt in kleine Stücke zerschnittenes Langstroh, Heu, Klee u. anderes Langfutter. Das Zerschneiden geschieht, um das Kauen u. Verdauen des Futters zu erleichtern u. dasselbe nahrhafter zu machen. Am feinsten muß der H. für die Pferde geschnitten werden, für die Wiederkäuer kann er etwas gröber sein. Das Zerschneiden geschieht in kleineren Wirthschaften mit der sog. Häcksellade, in größeren mit Maschinen. — H. streuen war eine jetzt nicht mehr gebräuchliche Sitte, bei welcher einer Braut von nicht ganz unbescholtenem Rufe vor dem Hause u. von da bis zur Kirche H. gestreut wurde, u. ebenso auch einer verlassenen Geliebten am Hochzeitstage ihres ungetreuen Liebhabers.

Hackert, eine Künstlerfamilie des vorigen Jahrhunderts, in welcher sich am meisten der durch Goethe's wohlwollende Biographie bekannte Jakob Philipp als Landschaftsmaler u. trefflicher Zeichner hervorgethan hat. Geb. 15. Sept. 1737 zu Prenzlau, wurde er von seinem Vater im Zeichnen unterrichtet u. dann nach Berlin in die Malerakademie geschickt. Nach mehrfachen Reisen in Norddeutschland (Insel Rügen), Schweden u. Frankreich begab er sich 1768 nach Rom, wo er für die Kaiserin Katharina II. auch mehrere Seeschlachten aus der russ. Geschichte malte, u. später nach Neapel, wo er 1786 als Hofmaler in den Dienst des Königs Ferdinand IV. trat. Diese Stellung gab er 1803 auf u. kaufte sich ein kleines Besitzthum in der Nähe von Florenz, wo er 28. April 1807 starb. H. war ein im Landschaftlichen sehr geschickter, fleißiger Künstler, aber er schuf fast nur An- u. Aussichten u. strebte weder nach einer besonderen charakteristischen Auffassung, noch nach Schönheit u. Harmonie der Linien. Von seinen vielfach mit ihm zusammen arbeitenden Brüdern machte sich Johann Gottlieb, geb. 1744, gest. 1773, ebenfalls als Maler, u. Georg Abraham, geb. 1755, gest. 1805, als Kupferstecher bekannt. Ein dritter Bruder, Karl Ludwig, geb. 1740, der in Rom ebenfalls Landschaften malte, endete 1800 in Lausanne durch Selbstmord; ein vierter Bruder, Wilhelm, geb. 1748, Historien- u. Portraitmaler unter Rafael Mengs, starb in Rußland 1780.

Hackfrüchte. Unter H. versteht man solche Gewächse, welche hauptsächlich ihrer fleischigen Wurzeln wegen kultivirt, auf dem Acker od. im Garten zur menschlichen od. thierischen Nahrung angebaut werden u. zu ihrem besseren Gedeihen behackt werden müssen. Für die landwirthschaftlichen Hausthiere liefern die H. einen Theil des Winterfutters; in Bezug auf die Ackerwirthschaft besteht ihr Werth darin, daß sie durch die zu ihrem Gedeihen erforderliche gründliche Bearbeitung u. Lockerung des Bodens zum Aufschließen u. Reinigen desselben beitragen, wodurch ein Hauptgrund der sonst nöthigen Brache fortfällt. Da sie zudem — schon der nöthigen starken Düngung wegen — vorzügliche Vorfrüchte für die Halmfrüchte sind, werden sie in der Fruchtfolge zwischen diese eingeschoben. Die hauptsächlich bei uns kultivirten sind: die Kartoffeln, Runkelrüben (wozu auch die Zuckerrüben gehören), die Kohlrüben, die Möhren, die Wasser- od. Stoppelrüben; hierzu kommen im Garten noch die Pastinaken, Schwarzwurzeln, Körbelrüben, Rettige, die verschiedenen Kohlarten u. a. m. Die meisten H. haben das gemeinsam, daß sie eine fleischige Wurzel haben, welche tief in den Untergrund eindringt — daher die Nothwendigkeit der Tiefkultur bei ihnen — daß sie ferner mit ihren umfangreichen Blättern viel Nahrung aus der Luft entnehmen, aber auch eine kräftige Düngung beanspruchen. In letzterer Beziehung machen eine Ausnahme die Kartoffeln, welche wenigstens ohne Düngung einen größeren Wohlgeschmack erhalten.

Hackländer, Friedrich Wilhelm, Ritter v., einer der beliebtesten Dichter u. Schriftsteller unserer Zeit, den man den „deutschen Dickens" genannt hat, geb. zu Burtscheid bei Aachen 1. Nov. 1816, kam als mittelloser Waisenknabe in eine Modewaarenhandlung zu Elberfeld, wo er auch schon einige dichterische Versuche veröffentlichen ließ, trat aber aus Abneigung gegen den Kaufmannsberuf 1832 als Artillerist in die preuß. Armee ein. Mangel an gehöriger Schulbildung trübten jedoch seine Hoffnung auf Beförderung, u. als er sich zudem bei einem Manöver schwer verletzt hatte, verließ er den Dienst, um sich wieder dem Handel zuzuwenden. Er trat nach einander in drei Handlungshäuser, die alle bald nach seinem Eintritt fallirten od. liquidirten. Da deshalb die Kaufleute ein abergläubisches Vorurtheil gegen H. faßten, fand er keine Anstellung mehr. Doch verlor er nicht den Muth, sondern ging auf eigne Hand nach Stuttgart. Dort begann er seine schriftstellerische Thätigkeit mit den „Bildern aus dem Soldatenleben im Frieden" (Stuttg. 1841 u. öfter), die er zuerst im „Morgenblatt" veröffentlichte. Die frisch u. humorvoll geschriebenen Erzählungen fanden allgemein Beifall u. erweckten insbes. das Interesse des württemb. Oberstallmeisters Baron von Taubenheim, der ihren Verfasser zu seinem Begleiter auf einer Orientreise wählte. Diese Reise war für H.'s Entwickelung von großem Nutzen u. lieferte als literarisches Ergebniß die „Daguerreotypen, aufgenommen auf einer Reise in den Orient" (Stuttg. 1842; 2. Aufl. 1846) u. den „Pilgerzug nach Mekka. Morgenländische Sagen u. Märchen" (ebd. 1847). Auf der Rückkehr lernte H. den Grafen Gustav Neipperg kennen, durch dessen Bruder er nachher dem Könige von Württemberg vorgestellt wurde. Nachdem er dann als Volontär auf der Hofkammer gearbeitet, ward er 1843 Sekretär des Kronprinzen, den er auf dessen Reisen durch Italien, Deutschland u. Belgien, wie später zu dessen Vermählung nach Petersburg begleitete. Von mehreren Seiten wegen seiner Eigenschaft als „Ausländer" angefeindet, erhielt er 1849 seine Entlassung. Im März 1849 wohnte er im Hauptquartiere Radetzky's dem Feldzuge in Piemont, dann im Hauptquartiere des Prinzen von Preußen (jetzigen Deutschen Kaisers) der Okkupation von Baden bei. Im J. 1859 vom König von Württemberg zum Direktor der königl. Bauten u. Gärten ernannt, erwarb er sich bes. durch die Ausführung einer Wasserleitung von Berg nach Stuttgart wesentliches Verdienst um die Verschönerung der Hauptstadt. Bei Ausbruch des ital. Krieges vom Kaiser von Oesterreich nach Verona berufen, blieb er bis nach der Schlacht von Solferino im kaiserl. Hauptquartier.

Nr. 3272. Friedrich Wilhelm v. Hackländer (geb. 1. Nov. 1816).

Zwei Jahre darauf ward er für sich u. seine Nachkommen in den österr. Ritterstand erhoben. Im J. 1864 hatte er kaum eine schwere Augenoperation überstanden, als er infolge des Todes König Wilhelm's I. pensionirt wurde. Seitdem lebt er als Privatmann theils in Stuttgart, theils (nach Verkauf seiner nahen Villa „Heidehaus") auf seiner Besitzung bei Leoni am Starnbergersee in Bayern. Von seinen zahlreichen Novellen u. Romanen sind zu nennen: „Wachtstubenabenteuer" (Stuttg. 1841; 3. Aufl. 1852); „Märchen" (ebd. 1843, 2 Bde.); „Humoristische Erzählungen" (ebd. 1847); „Bilder aus dem Leben" (ebd. 1850); „Soldatenleben im Kriege" (ebd. 1849 bis 1850, 2 Bde.); „Handel u. Wandel" (Berl. 1850, 2 Bde.); „Namenlose Geschichten" (Stuttg. 1851, 3 Bde.); „Eugen Stillfried" (ebd. 1852); „Europäisches Sklavenleben" (ebd. 1854, 4 Bde.); „Der Augenblick des Glücks" (ebd. 1857, 3 Bde.); „Der neue Don Quixote" (ebd. 1860, 5 Bde.); „Der Tannhäuser" (ebd. 1860, 2 Bde.); „Tag u. Nacht" (ebd. 1863, 2 Bde.); „Die dunkle Stunde" (ebd. 1863); „Fürst u. Kavalier" (ebd. 1865); „Künstlerroman" (ebd. 1866, 5 Bde.; 2. Aufl. 1869); „Zwölf Zettel" (ebd. 1867, 2 Bde.); „Das Geheimniß der Stadt" (ebd. 1868, 3 Bde.); „Geschichten im Zickzack" (ebd. 1870, 4 Bde.,

2. Aufl. 1874); „Der letzte Bombardier" (ebd. 1870, 4 Bde.); „Der Sturmvogel" (ebd. 1872, 4 Bde.); „Nullen" (ebd. 1873); „Kainszeichen" (ebd. 1874) u. a. Außerdem verfaßte er mehrere Lustspiele, wie „Der Geheime Agent" (1850); „Magnetische Kuren" (1851); „Die unverheiratheten Eheleute" (1852); „Der verlorene Sohn" (1865) u. „Die Marionetten" (1868). Mit Edm. Höfer gab H. 1855—68 die „Hausblätter" heraus; mit Edm. Zoller gründete er 1859 die illustrirte Zeitschrift „Ueber Land u. Meer" u. seit 1873 giebt er auch eine illustrirte Unterhaltungsbibliothek unter dem Titel „Sorgenlose Stunden" heraus. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften erscheint seit 1858 in Stuttgart (4. Serie begonnen 1873).

Hackwald, Hackwaldwirthschaft, ist eine zu den extensiven Wirthschaftsarten gehörige Form der Wirthschaft, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß die Flächen eine gewisse Reihe von Jahren mit Holz (Niederwald) bestanden sind, u. nach dessen Abtrieb als Ackerland genutzt werden. Sie findet sich nur vereinzelt in Gebirgen, z. B. im Bayrischen Walde, im Schwarzwalde, den Alpen &c. (vgl. „Wirthschaftssystem").

Haddington, südschottische Grafschaft, 13,2 □M. mit 37,770 E. (1871), wird im N. vom Firth of Forth, im O. von der Nordsee, im S. von der Grafschaft Berwick, im W. von der Grafschaft Edinburgh begrenzt. Der südl. Theil, in welchem sich die mit Moor u. Heide bedeckten Lammermoorberge bis 600 m. erheben, ist gebirgig, die Mitte u. der N. aber ein fruchtbares Hügelland, das vorzüglichen Weizen produzirt u. zu den ertragreichsten Gegenden Schottlands gehört. Hier ist Ackerbau, im Gebirge Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Bewohner. Der größte Fluß ist der 4 M. lange, schiffbare Tyne. Der Bergbau liefert Kohlen u. Eisen, das Meer Seetang, Salz u. Fische, der Hauptort ist der Marktflecken H. mit 3000 E. am Tyne, welcher eine hübsche Pfarrkirche aus dem 13. Jahrh., eine Lateinschule u. nicht unbedeutenden Handel mit Wolle u. Weizen hat. Der größte Ort ist Dunbar am Eingange des Forthbusens mit 4000 E., einem alten, auf einem Hügel liegenden Schlosse, einer Seemannsschule u. Heringsfischerei. In der Nähe schlug Cromwell 1650 die Schotten.

Hadeln, eine 5½ □M. u. 17,862 E. umfassende Landschaft am Ausfluß der Elbe, in der Landdrostei Stade, besteht zum größten Theile aus fruchtbarem Marschlande u. zerfällt in 12 Kirchspiele mit dem Hauptorte Otterndorf, wo der Hadeler Kanal, welcher die Geeste mit der Nordsee verbindet, mündet. Die Hadeler sind Nachkommen der alten Chauken; sie haben sich im Mittelalter durch ihren demokratischen Sinn ausgezeichnet, nie den Adel unter sich aufkommen lassen u. ihre alten Gemeindefreiheiten bis in die neuere Zeit zu bewahren gewußt. Ihr Land gehörte ehemals unter die Markgrafschaft Stade u. kam dann an das Haus der Welfen.

Hadersleben, Stadt im nördl. Schleswig mit 8259 E. (1871), liegt am Südwestende eines Fjordes, welcher 2 M. tief in das Land einschneidet, in angenehmer, fruchtbarer Gegend, hat 3 Kirchen, ein Gymnasium u. treibt Ackerbau, Handel u. Fischerei. Die Industrie besteht vorzugsweise in Handschuhfabrikation. Der geringere Theil der Bewohner ist dän. Nationalität. H. erhielt 1292 durch Waldemar II. Stadtrecht. Am 30. Juni 1848 wurden hier die Dänen von der schleswig-holst. Armee geschlagen.

Hades (*Αΐδης*, episch *Ἀΐδης* u. *Ἀϊδωνεύς*), ist in der griech. Mythologie ein Sohn des Kronos u. der Rhea, Bruder des Zeus u. des Poseidon. Als nach der Besiegung der Titanen die Weltherrschaft unter die drei Brüder vertheilt wurde, fiel dem H. die Unterwelt zu, in welcher er an der Seite seiner Gemahlin Persephone (lat. Proserpina), welche er nach späteren Sagen sich raubte, über die Seelen der Abgeschiedenen herrscht. Den gewöhnlicheren u. in den Mysterien üblichen Namen Pluton, poetisch Pluteus, erhielt H., weil die höchsten Reichthümer (griech. πλοῦτος, s. v. a. Reichthum) des ersten Menschengeschlechtes, Getreide u. Erz, als aus der Unterwelt heraufgesendet, als Gaben des H. betrachtet wurden. Nach der Mythe besaß H. einen unsichtbar machenden Helm. Die Cypresse u. die Narcisse waren dem H. geheiligt; geopfert wurden ihm schwarze Schafe, doch wandte der Opfernde das Antlitz ab; wer ihn anrief, schlug mit den Händen die Erde. Die bildende Kunst hat den H. nicht häufig behandelt; die erhaltenen Statuen u. Büsten stellen ihn dem Zeus u. Poseidon ähnlich dar, aber mit düstern Zügen u. wirrem Haar; er trägt in der Hand den Schlüssel der Unterwelt u. hat den Kerberos zur Seite. — In übertragener, heute gewöhnlicherer Bedeutung ist H. die Unterwelt.

Hadlaub (Hadloup), Johann, ein deutscher Minnesänger bürgerlicher Herkunft, der um 1300 meist in Zürich u. dessen Umgebung lebte u. sich der besonderen Förderung verschiedener schweizerischer Herren erfreute, unter denen Heinrich von Klingenberg, Bischof von Konstanz, Abt von Reichenau u. Kanzler Rudolf's von Habsburg, der bedeutendste war. Vielleicht war H. Zögling der Singschule in Zürich, von der wir Kunde haben. Er ist einer der letzten Vertreter der sog. „höfischen Dorfpoesie" od. richtiger „dörfischen Hofpoesie", d. h. jenes Zweiges höfischer Dichtung, welche sich vorzugsweise mit der Schilderung des Lebens u. Treibens der ländlichen Bevölkerung beschäftigt. Das Gebiet der Stoffe für diese Dichtung hat durch H. eine nicht unwichtige Erweiterung erfahren, indem er zuerst Ernte-, Herbst- u. Schmauselieder dichtete. — Eine Sammlung seiner nicht zahlreichen Gedichte gab Ettmüller heraus (Zür. 1840).

Hadley (spr. Hädli), John, engl. Astronom u. Mathematiker, geb. 1670, war zuerst Mechanikus, gewann die Freundschaft des Astronomen Halley, wurde später Vizepräsident der Königl. Gesellschaft in London u. starb das. 15. Febr. 1744. Er verfertigte das erste größere Spiegelteleskop, erfand 1731 den nach ihm benannten Spiegelsextanten u. verfaßte mehrere Denkschriften über optische u. astronomische Gegenstände.

Hadramaut, d. i. Land des Todes, südarab. Landschaft, zwischen Yemen im W. u. Mahra im O., die vom Innern Arabiens durch die Wüste el Ahkaf getrennt ist u. nach der Ausdehnung wie nach der Beschaffenheit des Gebietes sehr wenig bekannt ist. Die Reisen von Wellstedt (1834 u. 1836), v. Wrede (1843) u. Munzinger (1870), sowie v. Maltzan's Erkundigungen aus dem J. 1871 haben nur das Küstengebiet bis zum eigentlichen H. einigermaßen erschlossen. Eine mächtige, auf 25 M. Breite geschätzte Gebirgskette von Granit zieht sich der Küste des Arab. (Indischen) Meeres parallel u. erhebt sich bis zu 3250 m. Höhe; auf dem Granit lagern theils Urkalk, der Felsmassen bis zu 1950 m. bildet, theils höhlenreicher Jurakalk. Am Südwestende sind die Granitmassen vielfach zerrüttet durch plutonische Durchbrüche aus jüngerer Zeit, am Ufer erheben sich isolirte vulkanische Kegelberge, u. auch heiße Quellen wie Solfataren mit heißen Schwefeldämpfen bezeugen, daß die vulkanische Thätigkeit dort noch nicht erloschen ist. Das weite Gebirgsland ist von zahllosen Thälern durchkreuzt, die während des Sommers völlig trocken, während der Regenzeit mit erstaunlichen Wassermassen erfüllt sind. Sie bilden die Verkehrswege, sind zum Theile üppig fruchtbar an Getreide, Datteln, Bananen, Melonen, Gurken, Indigo u. mit Ortschaften besetzt, die bis zu 20,000 Bewohner zählen sollen. Die flache Küstenlandschaft ist sandig u. unfruchtbar. Die fast schwarzen Bewohner stammen von den Himjaren ab, sind von den übrigen Arabern mißachtet, erweisen sich aber als betriebsam u. gewandt u. treiben selbst nach dem Auslande Handel. Ihre Sprache bildet ein Dialekt des Arabischen, dem in den an Mahra angrenzenden Distrikten dem Aethiopischen u. noch mehr dem Himjaritischen verwandte Worte beigemengt sind. Außer der arab. Bevölkerung leben dort Juden u. Achdam, eine Art Zigeuner, beide unter dem Drucke der Verachtung. Politisch zerfällt das Gebiet in zahlreiche Stammherrschaften, die von theils selbständigen, theils einem Oberschech tributären Schechs regiert werden. Jeder Schech besitzt eine Anzahl von festungsartigen Schlössern aus Stein od. Luftziegeln, meist 4- od. 5stöckig, mit Thürmen, Schießscharten u. sehr kleinen Fenstern; ähnlich sind die Häuser der Vornehmen; die Volksmenge wohnt in Hütten aus Palmzweigen, Stroh od. Reisern; die Mehrzahl der Bewohner gehört der strengen mohammedanischen Sekte der Schafeï an, weshalb das Land den Ungläubigen so schwer zugänglich ist. Die Sitten sind einfach u. streng. Die bedeutendste Stadt des Innern scheint Terim od. Ahkat, die Hauptstadt des eigentlichen H., zu sein; für den Handel ist dort von größter Wichtigkeit Makalla, auf einer schmalen felsigen Halbinsel gelegen, mit 7000 (?) Bewohnern sehr gemischter Herkunft u. lebhaftem Handel, der Gummi, Häute, Senna, Tabak, Indigo u. Kaffee ausführt.

Hadrian, Name von 6 Päpsten, s. „Adrian".

Hadrianus, Publius Aelius, röm. Kaiser, geb. 24. Jan. 76 n. Chr., Sohn des Senators u. Exprätors Aelius H. Afer, welcher aus Italica in Spanien stammte, war ein Verwandter des späteren Kaisers Trajan u. wurde nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters von diesem erzogen. Bis zu seinem 15. Jahre lebte er in Rom, dem Studium der griech. u. röm. Literatur obliegend, trat dann in den Kriegsdienst u. wurde nach Spanien gesandt, von wo ihn indessen Trajan bald wieder nach Rom rief. Nicht lange danach aber sandte ihn Domitian als Legionstribunen nach Mösien; unter dem nach

wenigen Monaten zur Regierung gelangenden Nerva diente er im oberen Germanien, verließ aber dieses u. ging nach Rom, als i. J. 98 Trajan Kaiser geworden war, dessen Verwandte, die Sabina, er heirathete, dem er sich unentbehrlich zu machen wußte u. unter dessen Regierung er eine Reihe hoher Aemter bekleidete. So war H. 101 Quästor, 105 Volkstribun, 107 Prätor, 109 Konsul, begleitete den Kaiser in den Krieg gegen Decebalus (101—106), war darauf Statthalter von Pannonien u. zeichnete sich nam. 108 gegen die Sarmaten aus. Im J. 117 war der zum Konsul für das folgende Jahr designirte H. Statthalter Syriens, als er in Antiochien die Nachricht von Trajan's Tode erhielt. Trajan hatte längst beschlossen, H. zu adoptiren u. zu seinem Nachfolger zu ernennen, indessen hinterließ er kein Testament. Plotina aber, Trajan's Gemahlin, welche dem H. geneigt war, schob mit Hülfe mehrerer Gönner H.'s ein Testament unter, welches die Adoption H.'s enthielt u. denselben zum Nachfolger Trajan's ernannte. H. eilte nach Rom u. übernahm die Regierung, die er damit höchst weise eröffnete, daß er alle Eroberungen seines Vorgängers in Parthien, welche eine ewige Quelle des Krieges für Rom zu werden drohten, aufgab u. mehreren aufständischen Völkern Kleinasiens den Frieden abkaufte. Auch sonst war H.'s Regierung überwiegend eine friedliche; nur gegen die Sarmaten zog er 120 zu Felde, u. 133 ließ er durch seinen Feldherrn Julius Severus einen Krieg gegen die Juden führen, welche er durch die Gründung der röm. Kolonie Aelia Capitolina an der Stelle des durch Titus zerstörten salomonischen Tempels u. durch das Verbot der Beschneidung erbittert u. zum Aufstande gereizt hatte: die Unterdrückung desselben kostete 580,000 Juden das Leben. Im Uebrigen wurde der größte Theil seiner Regierungszeit durch große Reisen ausgefüllt, welche H., zum Theil zu Fuß, durch die röm. Provinzen von Britannien bis nach Aegypten unternahm, persönlich die Verhältnisse derselben ordnend, Kolonien gründend, drohende Aufstände beschwichtigend u. durch große Freigebigkeit u. zahlreiche Wohlthaten die allgemeine Stimmung für sich gewinnend. Auch in Rom selbst nahm er sich der Verwaltung thätig an, handhabte die Justiz mit unparteiischer Strenge u. beseitigte zahlreiche Mißbräuche; doch kann nicht geleugnet werden, daß seine Verordnungen oft willkürlich u. hart, seine Gesetze despotisch waren. Von dem, was er für die Justiz that, ist das Wichtigste die Sammlung der von den Prätoren der republikanischen Zeit jährlich erlassenen Edikte (sog. Edictum perpetuum, d. h. immerwährendes Edikt), die er durch den bedeutendsten Juristen seiner Zeit, Salvius Julianus, anfertigen u. als gesetzliche Richtschnur für die Justizverwaltung veröffentlichen ließ. Neben dieser Seite seiner Thätigkeit wurde aber H.'s Regierung von besonderer Bedeutung für die Pflege der Literatur u. Kunst. Nie zuvor hatten Gelehrte u. Künstler so einflußreiche Stellungen am Kaiserhofe inne, war die Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben u. der Staatsverwaltung eine so innige wie unter H. Einer besonderen Bevorzugung erfreute sich von seiner Seite unter den Künsten die Baukunst: nicht in Rom allein, sondern in allen Theilen des Reiches, in Aegypten wie in Gallien u. nam. in Athen, entstanden in großer Zahl die bedeutendsten Bauwerke, Wasserleitungen, Bibliotheksgebäude, Brücken, Tempel u. s. w.; aber bei aller Pracht dienten diese Bauwerke doch nicht zur Hebung des guten Geschmacks, beförderten vielmehr einerseits die Gewöhnung an hohlen Pomp, von dem sein Grabmal in Rom (Abb. Bd. IV. S. 878 Nr. 3180) ein Beispiel ist, u. verloren sich andererseits in kleinliche Spielereien, wie die Schilderungen seines Palastes im Tivoli beweisen. Und wie seine Regierungsthätigkeit neben großen Lichtseiten doch auch ihre Schatten aufwies, so lagen auch in H.'s Charakter Gutes u. Böses dicht neben einander. Seine verständige Verwaltung wurde häufig durch abgeschmackte Grillen gestört; bei aller Achtung vor der Wissenschaft u. deren Pflege war er nicht frei von spielender Grübelei u. Schwärmerei, u. letztere Eigenschaft steigerte sich, seit er in Athen u. Aegypten sich mit Mystikern u. Priestern umgab u. in deren Geheimlehren einzudringen suchte. In Aegypten mußte er übrigens den Schmerz erleben, daß ihm der Tod seinen Liebling, den Antinoos (s. d.), raubte. — Alle Mängel H.'s traten immer unverhüllter hervor in seinen letzten Lebensjahren, in denen er von quälender Krankheit heimgesucht wurde; nam. seiner Grausamkeit, die er auch früher schon bethätigt hatte, ließ er immer mehr die Zügel schießen; sogar Männer, die dem Throne nahe standen u. ihm zudem verwandt waren, ließ er ums Leben bringen, um dem Commodus, einem Unwürdigen, den er 136 unter dem Namen Lucius Aelius Verus zum Cäsar erhoben u. adoptirt hatte, die Nachfolge auf dem Throne zu sichern. Zum Glück starb Verus noch vor H., u. dieser adoptirte nun auf dem Todtenbette den Aurelius Antoninus (Pius), mit der Bedingung jedoch, daß Antoninus wieder den Sohn des Verus, den Marcus Aurelius, adoptiren solle. H. starb zu Bajä 10. Juli 138.

Nr. 3273. Statue des Aelius Hadrianus (H. geb. 24. Jan. 76, gest. 10. Juli 138).

Hadrianopolis, s. „Adrianopel".

Hadscha (arab.), d. i. Pilgerfahrt nach Mekka.

Hadschi, ein Mekkapilger.

Hafen, jeder Ort, wo Schiffe be- od. entladen werden. Die Häfen sind verschieden eingerichtet, manche sind nur Rheden, dann liegen die Schiffe an ihren Ankern od. an dort wohlverankerten Bojen; andere sind in Flüssen, dann werden die Schiffe an eingerammten Pfählen (Duc d'Alban) od. ebenfalls an verankerten Bojen festgemacht; manche haben Docks, durch Schleusen abgesperrt, in denen die Fahrzeuge vollkommen sicher liegen; manche haben Bollwerke, Kajen, Landungsbrücken, Piers, Quais, Vorsetzungen, Alles Mauer- od. Pfahlwerke, die in den Fluß hineingebaut sind od. mit denen das Ufer eingefaßt ist; auf ihnen stehen Krähne, laufen zuweilen Eisenbahnen, u. Schiffe werden zum Be- od. Entladen an sie gelegt. — Binnen- (Innen-)H.: die innere, zum Be- u. Entladen wie zum Ausrüsten bestimmte Abtheilung, zuweilen ein Flußarm ꝛc., der mehr in der Stadt liegt u. für kleinere Fahrzeuge bestimmt ist. Boots-H.: ein speziell für Böte bestimmter Theil des Hafens. Buten- (Außen-)H.: äußerer, nur zu kurzem Aufenthalt bestimmter H. Frei-H., in ihm wird für Waaren weder Ein- noch Ausgangszoll entrichtet. Kriegs-H.: ist für Kriegsschiffe u. solche Kauffahrer bestimmt, in denen Kriegszwecken dienende Sachen gebracht wurden, od. in die solche geladen werden sollen. Künstlicher H.: ein durch Dämme, Molen, Wellenbrecher gegen Wellenschlag, Eisgang ꝛc. geschützter H. Natürlicher H.: ein von der Natur geschützter H. Noth-H.: ist zur Ausbesserung für ein beschädigtes Schiff von dessen Führer gewählt, ohne daß das Schiff dahin bestimmt war. Quarantäne-H.: für Schiffe bestimmt, die von Orten kommen, an denen ansteckende Krankheiten herrschen; sie bleiben so lange von jedem Verkehr abgeschlossen, bis jede Gefahr des Einschleppens beseitigt ist; oft werden auch die Waaren dort gelagert u. desinfizirt. Schutz- od. Zufluchts-H.: ein speziell zum Einlaufen wegen gefährlicher Stürme, widriger Winde od. Eisganges gebauter H. Hafenkapitän, Hafenmeister: ein Offizier od. Beamter, der mit der Aufsicht über die im H. liegenden Schiffe u. die Einrichtungen des H.s betraut ist. Hafendamm, Hafenmole: Bauten, um den H. gegen Wellenschlag od. (bes. letztere) vor Versanden u. Verschlammen zu schützen. Hafenfeuer: kleiner Leuchtthurm od. mit Leuchtfeuer versehene Baak, um Nachts das Einlaufen in den H. zu erleichtern. Hafengeld: eine Abgabe, die von den Schiffen für Benutzung des H.s bezahlt wird u. zu dessen Instandhaltung bestimmt ist; für mit Ballast kommende od. gehende Schiffe wird gewöhnlich nur die Hälfte entrichtet. Hafenlootse: ein Beamter, der dem See- od. Flußlootsen die Leitung der Schiffe abnimmt, solche an den vom Hafenmeister angewiesenen Platz legt, sie im H. von einer Stelle zur andern leitet. Hafenpolizei, Hafenrunde: mit der polizeilichen Aufsicht im u. am H. speziell betraute Beamte. Hafensperre: manchmal für Blockade gebraucht, eig. eine künstliche Verengung od. Versperrung des Fahrwassers, z. B. durch versenkte Schiffe, um den Feind am Einlaufen zu hindern, od. ihn zu zwingen, in der Nähe der Hafenbefestigungen zu passiren.

Hafer, Avena; Pflanzengattung der großen Familie der Gräser, mit sehr vielen eigenthümlichen, zum Theil als Futtergräser höchst wichtigen Arten. Gebaut werden bei uns der gemeine H. (A. sativa), der türkische H. (A. orientalis), der Rauh- od. Sandhafer (A. strigosa), der nackte od. Grußhafer (A. nuda), der sich auch als Nahrungsmittel bewährt, u. der kurze H. (A. brevis), welcher oft unter der Saat ebenso erscheint, wie der lästige Flug- od. Windhafer (A. fatua), der Bastardhafer (A. hybrida), welche im N. von Deutschland auftreten, u. der unfruchtbare H. (A. sterilis), sowie der behaarte H. (A. hirsuta), welche nur dem Süden Mitteleuropa's angehören. Am bedeutendsten ist u. bleibt jedoch die erstgenannte Art A. sativa od. Rispenhafer, mit nach allen Seiten ausgebreiteten Rispen u. herabhängenden Aehrchen, während der Fahnen- od. türk. H. (A. orientalis) eine zusammengezogene Rispe hat u. sowol weiß- als schwarzkörnig vorkommt. Der Same dient nicht nur als Pferdefutter, sondern auch zu Brot, Hafergrütze u. Bier. Unter den wildwachsenden Arten steht der Wiesenhafer (A. pratensis) als Viehfutter obenan. Aber auch sonst spielen die Haferarten in dem Verbande der Pflanzendecke eine große Rolle, wobei ein paar Arten (A. caryophyllea u. praecox) zu höchst zwergigen, kaum ein paar Zoll hohen Gräsern herabsinken. Der gemeine H. hat unter allen Arten die weiteste Verbreitung erlangt, da er von den fruchtbaren warmen Niederungen bis zu den kühleren u. unfruchtbareren Gebirgen überall leicht aushält. Er ist das genügsamste Getreide u. gedeiht fast auf jedem Boden. Mit Kartoffel u. Gerste reicht darum sein Bezirk im skandinavischen Norden bis zum 70.° n. Br. Aus gleichem Grunde hat er auch viele Abarten geliefert. Wild kommt er nirgends mehr vor; man weiß nur, daß er schon von den ältesten Völkern mehr als Viehfutter denn zur Menschennahrung gebaut wurde. Sicher ist, daß er schon von keltischen u. germanischen Völkern gebaut wurde, bevor sie die Römer kennen lernten. Damals lebten die Germanen wesentlich von Haferbrei, wie noch heute in der Eifel der H. das Brot liefert. Er ist nur Sommergewächs, dessen Erntezeit den Beschluß der Getreideernten macht (Abb. s. Nr. 3091).

Haff nennt man an den Ostseeküsten den Mündungssee eines Stromes, welcher entweder durch eine sehr schmale, lange Halbinsel (Nehrung) od. durch Inseln, die durch Meerengen von einander getrennt sind, vom Meere abgeschieden u. dadurch entstanden ist, daß das Meer vor der Strommündung einen Sandwall aufgeworfen hat, an den sich die Niederschläge des Flusses so lange angelagert haben, bis die Mündung durch diesen Wall bis auf einen od. mehrere Ausgänge abgeschlossen ist. Aehnliche Bildungen kommen auch am Schwarzen u. Mittelländischen Meere vor; an der Ostsee werden nur drei dieser Küstenseen mit dem Namen H. bezeichnet: das Stettiner H. 15,9 □M. groß, welches die Oder aufnimmt, durch die Inseln Usedom u. Wollin vom Meere getrennt ist u. mit letzterem durch die Divenow, Peene u. Swine in Verbindung steht; das Frische H. 15,2 □M. groß, gespeist von den Weichselarmen, Nogat u. Alte Weichsel, der Passarge u. dem Pregel, u. durch die Frische Nehrung abgeschlossen; das Kurische H. 29,5 □M. groß, das seinen Hauptzufluß in der Memel empfängt u. von der 12 M. langen Kurischen Nehrung begrenzt wird.

Hafis ist der Dichtername des größten Lyrikers der Perser u. bedeutet eigentlich Einen, der den ganzen Koran auswendig weiß. Sein Eigenname war Muhammed u. sein Ehrentitel als Gelehrter und Theosoph Schemsed-din (d. h. Sonne der Religion). Er wurde geboren im Anfange des 14. Jahrh. zu Schiras, der Hauptstadt der südpersischen Provinz Fars, welche ungefähr um dieselbe Zeit Sitz einer selbständigen Dynastie, der Muzafferiden, wurde. Mit dieser Dynastie, welche bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts herrschte, ist H.' Leben eng verbunden. Ihre Fürsten, namentlich der dem Weine sehr ergebene Schah Schudschâ, waren seine Gönner und Freunde und er ihr Lobredner. Sonst ist über sein Leben wenig zu berichten. Er trat schon früh in den Stand der Derwische, um sich dem beschaulichen Leben zu widmen. Er erlangte auch einen ziemlichen Ruf als Theolog, doch brach bei ihm — wie es scheint völlig erst in seinen späteren Lebensjahren — eine freiere Geistesrichtung durch, welche ihn weit über seine Zunft erhob. Schiras hat er nur einmal verlassen, um dem nahen Hofe von Jesd einen Besuch zu machen; doch kehrte er bald unbefriedigt von dort zurück. Er starb in Schiras i. J. 1389 u. trotz des Widerstandes der Geistlichkeit, die ihn der Freigeisterei verdächtigte, wurde ihm doch ein ehrenvolles kirchliches Begräbniß zu Theil. Sein Grab, die Hafisije genannt, wird noch heute von seinen zahlreichen Verehrern besucht. Unter seinen Werken ist das weitaus berühmteste sein **Diwan**, die Sammlung seiner kurzen lyrischen Gedichte in der bekannten Gazelform. Der Geist dieser Lieder ist nicht ganz leicht zu fassen. Mit äußern Worten besingt Hafis unablässig den Wein u. den Rausch, die Schönheit u. die Liebe u. spottet Allem, was die Menge heilig hält. Man würde aber irren, wenn man in ihm darum nur einen genialen Apostel des Sensualismus sehen wollte. Die orientalischen Erklärer haben im Allgemeinen das richtige Gefühl, wenn sie dies Alles allegorisch deuten, in der Liebe die Sehnsucht nach dem Höchsten, im Rausch die Ekstase u. s. w. sehen; nur sind sie im Einzelnen zu pedantisch. Es wird aber jedem Leser des H. klar werden, daß seine schon durch ihre Einförmigkeit befremdliche Phraseologie nur eine Form ist. Der Geist derselben ist der Geist des persischen Mystizismus überhaupt: die Verachtung alles falschen Scheins u. Formelwesens, ein schrankenloses Streben nach dem Inneren, Wirklichen u. Bleibenden, das sich in der glühenden Sehnsucht noch Vereinigung mit der Gottheit gipfelt. Hierin steht H. vollkommen im Einklang mit den besten Dichtern seines Volks. Nur nimmt jenes Streben bei ihm eine besonders heitere Richtung. Welt u. Natur sind ihm nur der Spiegel der Gottheit, u. in einem freudigen Genießen ihrer Schönheit sieht er einen besseren Weg zum Ziele als in finsterer Weltentsagung. Unserer Denkweise bleibt eine solche Vermischung des Sinnlichen u. Uebersinnlichen anstößig. Bei dem morgenländischen Mystiker ist sie natürlich u. aufrichtig, u. wenigstens bei H. spricht aus ihr der Geist der wahren Freiheit und Humanität. Nur das wahrhaft Edle vermag über die Herzen der verschiedensten Menschen einen so ungebrochenen Zauber zu üben, wie es die Lieder des H. gethan u. noch heute in ihrem Vaterlande thun. Auch bei uns erfreut sich H. eines ziemlichen Rufs. Es war genug, daß Goethe ihn einst als einen Geistesverwandten begrüßte. Die erste Uebersetzung des Diwan, von Hammer-Purgstall (Tüb. 1812, 2 Thle.), wurde freilich ihrem Vorbilde nur unvollkommen gerecht. Eine vortreffliche Ausgabe des persischen Textes, im Anfange mit dem türkischen Kommentare des Sudi, gab Hermann Brockhaus („Die Lieder des H.", Lpz. 1854—60, 3 Thle.). Ungefähr gleichzeitig erschien eine andere, begleitet von einer lesbaren Uebersetzung, von Vincenz, Ritter von Rosenzweig-Schwannau („Der Diwan 2c.", Wien 1858—64, 3 Thle.). Eine Uebersetzung im Auszug gab ferner H. Nesselmann (Berl. 1865). Der vielgerühmte „H." von Daumer ist nur eine freie Nachbildung im modernen Geschmacke.

Hafnia, lat. Name für Kopenhagen.

Haft. Im Allgemeinen versteht man darunter die zwangsweise Einsperrung einer Person im Gerichtsgefängnisse. Die H. ist theils ein Strafmittel, theils dazu bestimmt, säumige Schuldner zur Zahlung zu zwingen (Exekutionshaft) od. an Beseitigung von Hülfsobjekten zu hindern (Sicherheitshaft). Die Strafe der H. kommt nach dem Deutschen Strafgesetzbuche vor bei Uebertretungen sowie bei Beleidigungen, ihr Höchstbetrag beläuft sich auf 6 Wochen, ihr Mindestbetrag auf 1 Tag; die H. besteht in einfacher Freiheitsentziehung. Die Haftgefangenen können zwar beschäftigt werden, doch findet ein Zwang zum Arbeiten nicht statt. Die Exekutionshaft bezweckt, durch Einsperrung des Schuldners in den Schuldthurm od. ein Civilgefängniß den Schuldner od. seine Angehörigen zur Zahlung des geschuldeten Betrages zu veranlassen. Seit dem Bundesgesetz, betr. die Aufhebung der Schuldhaft, vom 29. Mai 1868 ist der Personalarrest als Exekutionsmittel in bürgerlichen Rechtssachen insoweit nicht mehr statthaft, als dadurch die Zahlung einer Geldsumme od. die Leistung einer Quantität vertretbarer Sachen od. Werthpapiere erzwungen werden soll. Dagegen kann Personalarrest noch zu dem Behufe angelegt werden, um einen Schuldner zu Vornahme einer Handlung zu zwingen, die nur von ihm u. nicht von einem Anderen mit gleicher Wirkung vorgenommen werden kann (z. B. Rechnung abzulegen, ein Gutachten abzugeben, ein Zeugniß abzulegen). Ferner wird durch Haftanlegung die Fortsetzung einer Ehe zu erzwingen gesucht, sog. Zwangshaft. Ebenso sollen die gesetzlichen Vorschriften, welche den Personalarrest gestatten, um die Einleitung od. Fortsetzung des Prozeßverfahrens od. die gefährdete Exekution in das Vermögen des Schuldners zu sichern, von dem obenerwähnten, dermalen in ganz Deutschland geltenden Bundesgesetze unberührt bleiben.

Haftpflicht bezeichnet die Verbindlichkeit einer Person, für eine Thatsache, insbes. eine Verletzung od. Rechtsveränderung einstehen zu müssen. Diese H. wird theils durch Vertrag, theils durch Verschuldung, theils durch Gesetz begründet. Ein Beispiel der letzteren Art bildet nam. das Reichsgesetz vom 7. Juni 1871 (sog. Haftflichtgesetz), demzufolge a. eine Bahn, wenn bei ihrem Betriebe ein Mensch getödtet od. körperlich verletzt worden ist, für den dadurch entstandenen Schaden haftet, sofern sie

nicht beweist, daß der Unfall durch höhere Gewalt od. durch eigenes Verschulden des Getödteten od. Verletzten verursacht ist; od. b. wer ein Bergwerk, einen Steinbruch, eine Gräberei od. eine Fabrik betreibt, haftet für den entstandenen Schaden, wenn ein Bevollmächtigter od. ein Repräsentant od. eine zur Leitung od. Beaufsichtigung des Betriebs od. der Arbeiter angenommene Person durch ein Verschulden in Ausführung der Dienstverrichtungen den Tod od. die Körperverletzung eines Menschen herbeigeführt hat.

Hag, s. v. w. Hecke.

Hagar (d. i. wahrscheinlich „Flucht"), nach den Erzählungen 1. Mos. 16—21 eine ägypt. Magd der Sarah, des Weibes Abraham's; gebiert dem Letzteren noch vor Isaak's Geburt den Ismael u. wird so die Stammutter des Volks der Ismaeliter. Ueber ihre Vertreibung auf Verlangen Sarah's vergl. 1. Mos. 16 u. 21, 9 ff. — Der Apostel Paulus erblickt in ihr (Gal. 4, 24 ff.), indem er den Namen vom arab. hagar, d. i. Stein, herleitet, ein Sinnbild des Berges Sinai u. damit des Gesetzesbundes im Gegensatz zu dem Verheißungsbund, der sich an Sarah knüpft.

Hagebutte, auch Hain- u. Hanbutte od. Butte überhaupt: die Fruchtgehäuse der Rosen; eigentlich nichts Anderes als der flaschenförmig umgebildete Fruchtboden, der an seinem Scheitel Kelch u. Blumenkrone, im Innern die eigentlichen Früchte trägt (vergl. Art. „Beere"). Der Name Butte bezieht sich auf die gefäßartige Form der Frucht, die man bes. von der Hecken- od. Hagrose (Rosa canina) einsammelt, um sie als mindestens schmackhaftes Kompot mit Zucker eingemacht für den Winter aufzuheben.

Hagedorn, s. v. w. Weißdorn.

Hagedorn, Friedrich von, deutscher Dichter, geb. zu Hamburg 23. April 1708, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung u. wurde in seinem elterlichen Hause schon früh mit den literarischen Berühmtheiten seiner Vaterstadt, mit Amthor, Richey, Wernicke u. nam. Brockes bekannt. Im J. 1726 bezog er die Universität Jena, ergab sich aber weniger dem Studium als dem leichten Lebensgenuß; durch Lessing erfahren wir, daß H. einmal sogar wegen Schulden ein halbes Jahr auf dem Carcer sitzen mußte. Nachdem er Jena verlassen hatte, wurde er 1729 Privatsekretär des dän. Gesandten in London, kehrte aber 1731 in die Heimat zurück u. erhielt hier 1733 die einträgliche Stelle eines Sekretärs der Engl. Handelsgesellschaft, die ihm zudem Muße genug ließ, sowol der Dichtung wie der heiteren Geselligkeit zu leben. H. erlag, nachdem er bereits längere Zeit von der Gicht gequält war, der Wassersucht 28. Okt. 1754. — H. nimmt unter den Dichtern seiner Zeit eine hervorragende Stellung ein u. hat auch auf die folgenden Geschlechter einen bedeutenden Einfluß geübt. Am klassischen Alterthum gebildet u. den Horaz mit Glück nachahmend, war er doch auch mit den franz. Dichtern wohlbekannt u. wußte deren geschmackvolle Zierlichkeit geschickt auf die deutsche Poesie zu übertragen; an Gewandtheit der Form thut er es allen Zeitgenossen zuvor. Seine dichterische Thätigkeit ist eine sehr vielseitige. In seinen Liedern, welche in heiterer Form den leichten, gefälligen Lebensgenuß predigen, erweist er sich als den bedeutendsten Lyriker der damaligen Zeit u. hat den späteren sog. „Anakreontikern", die sich um Gleim scharten, das Vorbild geliefert; seine Oden zeichnen sich ebenso durch formale Vollendung wie durch die Kernhaftigkeit ihres Inhaltes aus. Trefflich sind die „Moralischen Gedichte" (Hamb. 1750 u. öfter), mit ihrer harmlosen u. doch treffenden Ironie, in denen er, der feine Weltmann, auch den ernstesten Gegenständen eine heitere Seite abzugewinnen weiß, ein Muster feinster Satire „Der Gelehrte" (Hamb. 1740 u. öfter). Am bedeutendsten aber u. tonangebend für eine lange Reihe von Nachfolgern sind seine Fabeln u. Erzählungen, ausgezeichnet durch anmuthige Darstellung, in denen Lafontaine's Muster zwar erkennbar, aber nicht selten übertroffen ist; die bekannteste dieser Erzählungen ist wol „Johann der muntre Seifensieder". Den eleganten u. geschmackvollen Stilisten zeigen auch seine Briefe, die außerdem, wegen der Beziehungen H.'s zu vielen bedeutenden Männern der Zeit, von Wichtigkeit für Kenntniß der damaligen literarischen Zustände sind. (Sämmtliche poetische Werke, 3 Bde., Hamb. 1756 u. öfter. Poetische Werke herausg. von Eschenburg, 5 Bde., Hamb. 1800.)

Nr. 3274. Friedrich von Hagedorn (geb. 23. April 1708, gest. 28. Okt. 1754).

Hagel, ist ein den Graupeln (s. d.) ähnlicher, starrer atmosphärischer Niederschlag. Die Graupelkörner bestehen wesentlich nur aus zusammen geballtem Schnee. Sind diese fest gefroren u. von einer Eisrinde umgeben, so heißen sie Schloßen. Bestehen aber die fallenden Körner zum größten Theile aus Eis, nur zum kleineren aus Schnee, so nennt man sie Hagel. Nach Form u. Größe schließen sich die Hagelkörner an die ihren Kern ausmachenden Graupeln an. Doch sind sie selten so rund wie diese. Oft sind sie linsen-, birn- od. pilzförmig, auch dreieckig- od. sechseckigpyramidal. Größere sind oft aus kleineren zusammengebacken. Zuweilen erreichen die einfachen Körner die Größe eines Tauben- od. gar Hühnereies. Bei dem Hagelwetter, welches am 27. Aug. 1860 die Fluren der Stadt Leipzig verwüstete, fielen Hagelkörner von sehr zusammengesetzter Form; Nr. 3275 stellt ein solches nach der Natur aufgenommen u. in natürlicher Größe dar.

Nr. 3275. Hagelkorn, gefallen zu Leipzig am 27. Aug. 1860.

Die Behauptung, daß der Hagel nur bei Tage falle, ist unbegründet. In den tropischen Gegenden ist der Hagel im Allgemeinen viel seltener als bei uns, im hohen Norden dagegen kommen Hagelschauer öfter vor. Trotz seiner weiten Verbreitung, bes. in den mittleren Breiten, ist aber der H. doch eine ganz lokale Erscheinung. Dicht bei Orten, die öfter vom Hagel heimgesucht werden, giebt es solche, welche nie H. haben. Interessant ist die Beobachtung von Leopold v. Buch, daß, wo es Kretins giebt, es nie hagelt, u. wo Kröpfe häufig entstehen, der Hagel selten fällt. Niemand jedoch wird glauben, fährt er fort, daß Kretins u. Kröpfe durch eine Art von Antipathie den Hagel vertreiben, oder daß durch fallenden H. Kretins u. Kröpfe zerstört werden. Die Ursachen müssen nothwendig allgemeiner in der Lokalität der Gegend gefunden werden. Die Erklärung der Hagelbildung bietet viele Schwierigkeiten, u. es ist noch nicht gelungen, eine befriedigende Theorie über diesen meteorologischen Vorgang aufzustellen, obwol man sich damit schon viel Mühe gegeben hat. Man hat selbst dazu gegriffen, zwei entgegengesetzt geladene Gewitterwolken anzunehmen, zwischen denen die einmal gebildeten Graupelkörner hin- u. hergeschleudert würden, wobei sie sich durch immer neue Ansätze aus den atm. Niederschlägen vergrößern sollten, bis sie, zu schwer geworden, zur Erde herabfielen. Jedenfalls ist anzunehmen, daß sich die Graupeln (s. d.) durch Ueberzug mit einer dünnen Eisschale zu Schloßen umwandeln, und daß daraus durch wiederholte Schalenbildung, sowie durch krystallinischen Ansatz, H. hervorgeht. Wie dies nun aber in so kurzer Zeit geschehen kann, als während des

Herabfallens vergeht, od. wodurch sich das schon schwere Korn gegen die Anziehung der Erde länger in der Niederschlag liefernden Schicht zu halten vermag, das hat noch keine Erklärung gefunden. Manchmal erreichen Hagelwetter eine ganz bedeutende Ausdehnung. Hierher gehört vor allen das große Hagelwetter vom Juli 1788, welches in Frankreich einen Schaden von ungefähr 25 Mill. Franken anrichtete u. in die Entwickelung der Franz. Revolution bedeutend eingegriffen hat. Es ging vom südl. Frankreich bis nach Holland in zwei schmalen Streifen von etwa 200 Lieues Länge u. 2–4 Lieues Breite u. legte in einer Stunde 16½ Lieues zurück. An jedem Orte währte der Hagel nur 7–8 Minuten. Dichte Finsterniß ging ihm voraus. Doch dürfte dieses Hagelwetter noch unbedeutend zu nennen sein gegen das, welches am 27. Mai 1834 Rußland verheerte vom Baltischen bis zum Schwarzen Meere u. sich über einen Raum von 15 Längengraden u. 10 Breitegraden erstreckte.

Hagel, als Geschoß s. v. w. Schrot.

Hagelsberg, Dorf unweit Belzig im preuß. Reg. Bez. Potsdam, bekannt durch ein bedeutendes Treffen, welches die Preußen 27. Aug. 1813 dem franz. General Girard lieferten, welcher den Auftrag hatte, die Operationen der franz. Armee gegen Berlin von Magdeburg aus zu unterstützen. Das preuß. Corps bestand zum größten Theile aus märk. Landwehr, u. diese kämpfte mit solcher Erbitterung, daß buchstäblich ganze Bataillone der Franzosen mit den Kolben todtgeschlagen wurden, weshalb man das Treffen wol auch manchmal die „Landwehrschlacht“ genannt hat.

Hagelschädenversicherung, s. „Versicherungswesen“.

Hagen, Kreisstadt im Reg. Bez. Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen mit 13,445 E. (1871), an der Volme gelegen, ist Sitz eines Kreisgerichtes u. einer Handelskammer u. hat zwei evang. u. eine kathol. Kirche, eine Provinzialgewerbschule u. eine Realschule. H. ist bedeutend durch seine Eisenindustrie; es sind hier großartige Puddlings- und Walzwerke, Gußstahlfabriken u. Maschinenbauanstalten vorhanden, von Wichtigkeit ist aber auch die Tuch- u. Tabaksfabrikation u. die Färberei. Die Umgegend von H. ist reich an sehr umfangreichen Eisen- u. Stahlhammerwerken, Eisengießereien u. Eisenwaarenfabriken.

Hagen, Ernst August, Kunstschriftsteller, Dichter u. Novellist, Sohn des Medizinalraths u. Professors Karl Gottfried **H.** (geb. zu Königsberg 24. Dez. 1749, gest. daselbst 2. März 1829), geb. zu Königsberg 12. April 1797, wandte sich vom Studium der Medizin u. der Naturwissenschaften dem der Kunst- u. Literaturgeschichte zu, ward 1824 Dozent derselben an der Universität seiner Geburtsstadt, 1825 außerordentlicher u. 1831 ordentlicher Professor sowie Aufseher über die Kunstsammlungen in Königsberg, stiftete 1831 den Kunstverein u. später das Stadtmuseum daselbst, sowie 1844 die Alterthumsgesellschaft Prussia u. giebt seit 1846 die „Neuen preuß. Provinzialblätter“ heraus. Er schrieb: das romantische Gedicht „Olfried u. Lisena“ (Königsb. 1820); „Gedichte“ (ebd. 1222); die trefflichen, auf seine an Ort u. Stelle empfangenen Anschauungen u. auf umfassende Studien sich gründenden Künstlergeschichten „Norica“ (Bresl. 1827; 3. Aufl., Lpz. 1867), „Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Ghiberti“ (2 Bde., Lpz. 1833, 2. Aufl. 1861), „Wunder der heil. Katharina von Siena“ (Lpz. 1840) u. „Leonardo da Vinci in Mailand“ (ebd. 1840); die Vorträge „Albert v. Thorwaldsen“, „Ueber Reiterstatuen“ u. „Peter v. Cornelius“ (Königsb. 1844); mit Gebser eine „Beschreibung des Doms zu Königsberg“ (ebd. 1833); „Die deutsche Kunst in unserm Jahrh.“ (1857); „M. v. Schenkendorf's Leben, Denken u. Dichten“ (Berl. 1863); das Trauerspiel „Der Oberst u. der Matrose“ (1842) u. a.

Hagen, Friedrich Heinrich von der, namhafter Germanist, geb. 19. Febr. 1780, zu Schmiedeberg in der Ukermark, studirte in Halle Jurisprudenz, hörte aber auch zugleich bei F. A. Wolf philologische Vorlesungen. 1803 trat er in Berlin als Referendar in den Staatsdienst, verließ denselben aber nach wenigen Jahren, um sich ganz den altdeutschen Studien zu widmen, auf die er durch A. W. Schlegel u. Joh. v. Müller hingeführt worden war. Bei der Gründung der Universität Berlin 1810 wurde H. als außerordentlicher Professor der deutschen Sprache u. Literatur angestellt, der erste in Deutschland, u. 1811 in gleicher Eigenschaft nach Breslau versetzt. In den J. 1816 u. 1817 bereiste er Süddeutschland, die Schweiz u. Italien, um in den Bibliotheken dieser Länder nach Denkmälern altdeutscher Dichtung zu forschen; eine Beschreibung dieser Reise enthalten seine „Briefe in die Heimat 2c.“ (4 Bde., Berl. 1818–21). Im J. 1821 wurde er ordentlicher Professor in Berlin; er starb daselbst 11. Juni 1856. H., mit den Romantikern befreundet u. von deren Geist durchdrungen, widmete sich der Erforschung des deutschen u. nord. Alterthums mit dem ehrenwerthesten Eifer, besaß aber freilich zu wenig kritischen Geist u. nicht ausreichend tiefe grammatische Kenntnisse, um als Philolog Bedeutendes zu leisten u. mit den jüngeren Fachgenossen Grimm u. Lachmann gleichen Schritt zu halten; dennoch hat er als Herausgeber von Texten u. als Sammler von literarischen Nachweisungen der Wissenschaft wichtige Dienste geleistet. Neben Sprache u. Literatur beschäftigte ihn auch die altdeutsche Kunst; als Organ für diese Bestrebungen gründete er mit Büsching u. Docen das „Museum für altdeutsche Literatur u. Kunst“ (2 Bde., Berl. 1809–11) u. gab als Fortsetzung desselben die freilich gleich wieder eingegangene „Sammlung für altdeutsche Literatur u. Kunst“ (Breslau 1812) heraus. Vor allen Dingen aber war der Gegenstand seiner Arbeiten das Nibelungenlied, zu dessen Würdigung er „Die Nibelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart u. für immer“ (Bresl. 1819) schrieb u. von dem er vier verschiedene, allerdings sämmtlich ungenügende Ausgaben veranstaltete (Berl. 1807, 1810 u. Bresl. 1816 u. 1820). Weitere Publikationen sind: „Sammlung deutscher Volkslieder“ (Berl. 1808); „Deutsche Gedichte des Mittelalters“ (Bd. 1, Berl. 1808); „Das Buch der Liebe“ (mit Büsching zusammen, Bd. 1, Berl. 1809); „Der Helden Buch“ (Bd. 1, Berl. 1811) u. „Der Helden Buch in der Ursprache“ (mit Primisser zusammen, 2 Bde., Berl. 1820–25), dem er schließlich nochmals „Das Heldenbuch“ (2 Bde., Lpz. 1855) folgen ließ; „Literarischer Grundriß der Geschichte der deutschen Poesie“ (Berl. 1812); „Lieder der ältern od. Sämundischen Edda“ (Berl. 1812); „Die Eddalieder von den Nibelungen“ (Bresl. 1814); „Altdeutsche u. altnordische Heldensagen“ (3. [Titel-]Ausgabe, 2 Bde., Bresl. 1872); „Gottfried v. Straßburg's Werke“ (2 Bde., Bresl. 1823); „Der Ackermann aus Böhmen“ (Berl. 1824); „Gesammtabenteuer. Hundert altdeutsche Erzählungen 2c.“ (3 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1850); „Des Landgrafen Ludwig des Heiligen Kreuzfahrt“ (Lpz. 1854) 2c. Sein großes, unendlich fleißiges Hauptwerk aber ist: „Minnesinger. Deutsche Liederdichter des 12., 13. u. 14. Jahrhunderts“ (4 Bde., Lpz. 1838), dem er später den „Bildersaal altdeutscher Dichter“ (Berl. 1856) mit Bildnissen, Wappen 2c. beifügte. Bemerkenswerth ist auch seine Betheiligung an der mit Habicht u. Schall veranstalteten Uebersetzung von „Tausend u. eine Nacht“ (15 Bde., Bresl. 1825; 5. Aufl. 1840); von ihm allein stammt „Tausend u. ein Tag“ (11 Bde., Prenzlau 1826–32, 2. Aufl. 1836).

Hagen, Gottfried (Godefrit Hagene), Stadtschreiber zu Köln, lebte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. Er ist der Verfasser einer mehr historisch als poetisch werthvollen Reimchronik, in welcher nam. die Kämpfe der Stadt Köln gegen ihre Erzbischöfe, deren Augenzeuge H. war u. welche 1270 in einem Vertrage ihren vorläufigen Abschluß fanden, geschildert sind (herausg. von v. Groote, Köln 1834).

Hagen, Karl, deutscher Historiker, geb. zu Dottenheim (Bayern) 10. Okt. 1810, war Mitglied des Frankfurter Parlaments, lebte seit 1858 in der Schweiz, wo er Professor der Geschichte an der Universität in Bern wurde, u. starb daselbst 24. Jan. 1868. Er schrieb: „Das deutsche Kirchenlied von Luther bis auf Nikolaus Hermann u. Ambrosius Blaurer“ (Stuttg. 1841); „Geschichte des Deutschen Kaiserthums im 14. Jahrh.“ (2 Bde., Berl. 1841–42); „Deutschlands religiöse u. literarische Verhältnisse im Zeitalter der Reformation“ (3 Bde., Erl. 1841–44); „Geschichte der neuesten Zeit vom Sturze Napoleon's bis auf unsere Tage“ (Braunschw. 1848); „Deutsche Geschichte von Rudolf v. Habsburg bis auf die neueste Zeit“ (3 Bde., Frankf. 1854–58) u. „Die auswärtige Politik der Eidgenossenschaft, vornehmlich Berns, in den J. 1610–18“ (Bern 1865). Das vorletzte Werk geht nur bis zum Tode Friedrich's d. Gr., weil inzwischen Häusser's Werk erschienen war, beweist aber, wie alle Schriften H.'s, dessen Gründlichkeit, Fleiß, maßvolle Behandlung u. glückliche Darstellung.

Hagen von Tronje, Sohn des Aldrian, eine der hervorragendsten Figuren der deutschen Heldensage. Er stammt aus trojan. Geschlecht, d. h. aus fränk., da die Stammsage der Franken deren

Ursprung auf die Helden von Troja zurückführt. Im Walthariusliede (s. „Ekkehart") weilt er als Geisel des fränk. Königs Gibicho an Attila's Hofe u. hat, von da zurückgekehrt, am Wastenstein einen harten Kampf mit Waltharius zu bestehen, in dem er ein Auge verliert. Im Nibelungenliede, in welchem er ganz bes. hervortritt, ist H. ein Verwandter der burgund. Könige; er mordet feig u. hinterrücks Siegfried, zieht im Gefolge seiner Herren ins Hunnenland, besteht dort gewaltige Kämpfe, wird endlich von Dietrich von Bern überwältigt u. gebunden vor Chriemhild geführt, die ihn mit Siegfried's Schwert erschlägt (s. „Nibelungen").

Hagenau, alterthümliche Stadt im nördl. Elsaß mit 11,331 E. (1871), mitten im Hagenauer Walde zwischen Weißenburg u. Straßburg an der Moder gelegen; hat 5 Kirchen, darunter 2 gothische, ein Gymnasium u. bedeutende Industrie in Oelfabrikation, Krappfärberei, Baumwollenweberei, Töpferei u. Gerberei. Die Festung ist aufgehoben. — Gegründet von Friedrich I. 1164, war H. bestimmt, die Reichskleinodien zu bewahren, u. wurde stark befestigt; 1648 kam die Stadt an Frankreich, nach der Schlacht bei Wörth wurde sie von den Deutschen besetzt.

Hagenbach, Karl Rudolf, einer der edelsten Vertreter der sog. Vermittelungstheologie u. geachteter Kirchenhistoriker, geb. 4. März 1801 als ältester Sohn eines Arztes zu Basel, erhielt seine Vorbildung 1808—13 in dem Hopf'schen Institut nach den Grundsätzen Pestalozzi's u. studirte 1820—23 in Bonn unter Gieseler u. Lücke, in Berlin unter Hegel u. bes. Schleiermacher. Auf Anregung de Wette's habilitirte er sich 1823 an der Baseler Universität für Kirchengeschichte u. wurde bald darauf zum außerordentl., 1828 zum ordentl. Professor der Theologie ernannt. Als solcher wirkte er mit ungeschwächter Kraft bis zu seinem 50jähr. Amtsjubiläum im Herbst 1873, wo er zwar offiziell von seiner Professur zurücktrat, sich aber die Fortführung seiner zahlreichen Aemter in der Gemeinde (als Mitglied des Kirchenraths, des Großen Raths, der Erziehungsbehörde 2c.) vorbehielt. Aber schon 7. Juni 1874 starb er. — Auch als theolog. Schriftsteller hat sich H. einen sehr geachteten Namen gemacht, nam. durch seine „Encyklopädie u. Methodologie der theologischen Wissenschaften" (Lpz. 1833, 9. Aufl. 1874), ein ausgezeichnetes „Studentenbuch" u. seinen „Leitfaden zum christl. Religionsunterricht" (Lpz. 1850, 5. Aufl. 1874). Weit verbreitet sind auch sein „Lehrbuch der Dogmengeschichte" (2 Bde., Lpz. 1840 ff., 5. Aufl. 1867) u. seine „Vorlesungen über die Kirchengeschichte von der ältesten Zeit bis zum 19. Jahrh." (7 Bde., Lpz. 1869—72). Alle diese Werke zeichnen sich neben ihrer Gelehrsamkeit zugleich durch die Milde u. Gemüthstiefe aus, welche H. eigen war u. die sich auch in seinen „Gedichten" (2 Bde., Bas. 1846, 2. Aufl. 1863) abspiegelte.

Hagestolz, ein Mann, der aus freiem Willen auch in vorgerückten Jahren unverheirathet bleibt. — Die althochdeutsche Form des Wortes ist hagastalt u. bedeutet den eines Hages Waltenden, ihm Vorstehenden, ihn Besitzenden. Im deutschen Erbrecht wird dem ältesten Sohn der Hof, dem jüngeren ein Nebengut ohne die Hofgerechtsame, ein Hag, angewiesen u. der Hagbesitzer bleibt in einer gewissen dienenden Abhängigkeit von seinem älteren Bruder, der auch das Mundium (s. d.) über ihn hat. So lange also der Hagbesitzer nicht auswandert u. anderswo eigenen u. unabhängigen Besitz sich sucht, ist er behindert, einen eigenen freien Hausstand zu gründen, ist er faktisch od. doch im rechtlichen Sinne ehelos; die rechtmäßige Ehe wird nur auf dem Herrenhofe geführt. Aus diesem Rechtsverhältniß hat sich im Laufe der Zeit die heutige Bedeutung von H. entwickelt.

Haggadah, d. i. Verkündigung, heißt im Gegensatz zu der Hallacha, d. i. Gesetzeslehre, der Bestandtheil der jüd. Theologie u. speziell des Talmud, der sich mit der freien, mehr volksthümlichen Auslegung des Gesetzes beschäftigt. Da die H. neben erbaulichen Anwendungen auch Legenden u. Märchen in ihren Kreis zieht, so macht sie keinen Anspruch darauf, Gegenstand des Glaubens zu sein, u. damit erledigt sich vielfach der Vorwurf, der aus Unkenntniß dieses Verhältnisses dem Talmud wegen seines abgeschmackten Inhaltes gemacht worden ist.

Haggai, der 10. unter den 12 kleinen Propheten des Alten Testaments, wirkte im 2. Jahre des Darius (520 v. Chr.) nach der Rückkehr der Juden aus dem babylon. Exil. Nach 2, 3 scheint H. unter den 588 von Nebukadnezar Hinweggeführten gewesen zu sein. Der Zweck des Buches ist, die Juden zu größerem Eifer im Wiederaufbau des Tempels anzuspornen.

Hagiographa (griech., d. i. heil. Schriften) heißen nach dem Vorgang der griech. Kirchenväter die biblischen Bücher, die den dritten Theil des hebr. Alten Testaments (die Ketubim, hebr., d. h. Schriften) ausmachen. Es sind folgende: Psalmen, Sprüche Salomo's, Hiob, Hoheslied, Ruth, Klagelieder Jeremiä, Prediger, Esther, Daniel, Esra, Nehemia, Chronika.

Hagios, (griech., d. h. heilig, s. v. w. das lat. Sanctus), vielfach den neugriech. Städtenamen vorgesetzt.

Hagn, Louis v., geb. 1820 in München, einer der bedeutendsten Genremaler, der seine künstlerische Laufbahn im Atelier des Marinemalers Krause in Berlin begann u. auf der Akademie zu Antwerpen u. Brüssel fortsetzte. Dort malte er unter Eugen de Block. Nachdem er zu seiner weiteren Ausbildung sich mehrere Jahre in Berlin u. Paris aufgehalten hatte, ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder u. malte Genrebilder von meisterhaftem Kolorit u. vollendetem Helldunkel, bes. in den mit alten Waffen u. Geräthen versehenen Scenerien. Er schildert die Charaktere u. sozialen Zustände des vorigen Jahrhunderts wie der Gegenwart in der verschiedensten Weise. Am bekanntesten wurde wol der „Vorsaal in einem fürstlichen Schlosse". Seit 1867 ist er Mitglied der Kunstakademie in München.

Häher (Eichelhäher, Holzhäher, Garrulus glandarius), ein europ. Waldvogel aus der Familie der Rabenvögel od. Corvinen, von grauröthlichem Gefieder mit blau- u. schwarzgebänderten Flügeldeckfedern, kommt überall in Deutschland als Stand- od. Strichvogel vor. Er nährt sich von Eicheln u. anderen Waldsämereien u. vermag die Stimmen der Singvögel nachzuahmen, wie er auch sogar Worte sprechen lernt. Der etwas kleinere, langschnäbeligere Nuß- od. Tannenhäher (Nucifraga caryocatactes), ein nordeurop. Strichvogel mit dunkelbraunem, weißbetropftem Gefieder u. weißen Spitzen an den schwarzen Schwanzfedern, nährt sich nicht blos von den Samen der Nadelhölzer, von Eicheln u. Haselnüssen, sondern geht auch nach Eiern u. jungen Vögeln.

Nr. 3276. Der Nußhäher (Nucifraga caryocatactes).

Hahn, August, evangel.-luth. Theolog, bekannt als Bekämpfer des Rationalismus, geb. 27. März 1792 zu Großosterhausen bei Querfurt als ältester Sohn eines Lehrers, studirte 1810—14 zu Leipzig Theologie u. Philologie. Nachdem er darauf als Hauslehrer gewirkt, trat er 1817 in das Predigerseminar zu Wittenberg ein u. erhielt hier durch Nitzsch u. Heubner die bleibende Richtung auf ein positiv-gläubiges Christenthum. 1819 wurde er außerord. Professor der Theologie zu Königsberg, 1820 zugleich Pfarrer daselbst (bis 1822), 1821 ord. Professor u. 1826 als Professor u. Universitätsprediger nach Leipzig berufen, wo er sich 4. Aug. 1827 mit einer öffentlichen Disputation einführte, die ungeheures Aufsehen erregte, da H. die Forderung stellte, die (damals in Leipzig herrschenden) Rationalisten müßten als Vertreter einer widerchristl. Richtung eigentlich die Kirche verlassen. In dem darüber ausgebrochenen Kampf behauptete sich H. siegreich, zumal er sich in seinem „Lehrbuch des christl. Glaubens" (Lpz. 1828; 2. Aufl., 2 Bde., 1858) selbst von einer unhaltbaren starren Orthodoxie fern hielt. 1833 siedelte H. als Professor u. Konsistorialrath nach Breslau über; in dieser Stellung, die er 1843 mit der eines Generalsuperintendenten von Schlesien vertauschte, arbeitete er unermüdlich an der Beseitigung des Rationalismus u. zwar jetzt mehr im Sinne eines strengen Lutherthums. Nachdem er bereits 1860 seine Vorlesungen aufgegeben, starb er 13. Mai 1863. Von seinen

Arbeiten ist besonders die Ausgabe der hebr. Bibel (1833) u. die des griech. Neuen Test. (1840 u. 61) noch heute weit verbreitet.

Hahn, Heinrich Wilhelm, deutscher Buchhändler, geb. zu Lemgo 30. Okt. 1760, errichtete im Nov. 1792 eine Sortiments- u. Verlagsbuchhandlung in Hannover, welche „Gebrüder H." firmirte, da ein jüngerer Bruder, Bernhard Dietrich H. (gest. 1818) Theilhaber wurde, brachte 1810 die alte Verlagsbuchh. von Kaspar Fritsch in Leipzig (seitdem „H.'sche Verlagsbuchh.") käuflich an sich u. führte seit 1818 das bedeutende Geschäft in Hannover, welches im J. vorher die Firma „H.'sche Hofbuchh." erhalten hatte, mit seinem Sohne Heinrich Wilhelm **H.** (geb. zu Hannover 9. Jan. 1795) weiter. Letzterer, der in Göttingen sich die akad. Bildung erworben hatte, übernahm nach des Vaters Tode, 4. März 1831, die „H.'sche Hofbuchh." für seine alleinige Rechnung, dehnte die Verlagsunternehmungen immer weiter aus und beförderte dadurch, wie durch seine auf die typographische Ausstattung gerichtete Sorgfalt, die Fortschritte u. Vergrößerungen der Druckereien seiner Geburtsstadt. Unter den H.'schen Verlagsartikeln sind insbes. die von Frhrn. v. Stein begründeten „Monumenta Germaniae historica" hervorzuheben. 1843 übernahm er auch von seinem Bruder Heinrich Bernhard **H.** (geb. 1797, gest. 1845) die Leipziger Verlagshandlung, worauf er sich mit seinem Bruder Friedrich Heinrich Ludwig **H.** (geb. 1801) associirte. Er starb zu Hannover 19. April 1873.

Hahn, Karl August, verdienter Germanist, geb. 14. Juli 1807 zu Heidelberg, studirte dort u. in Halle Philologie, wurde 1839 Dozent u. 1847 außerord. Professor der deutschen Sprache u. Literatur in Heidelberg. Im J. 1849 wurde er als ordentlicher Professor nach Prag, 1851 in gleicher Stellung nach Wien berufen, wo er 20. Febr. 1857 starb. H. ist Verfasser mehrerer Grammatiken: „Mittelhochdeutsche Grammatik" (Frankf. 1843, 1847; neu ausgearb. von Friedrich Pfeiffer, 2. Ausg. Frankf. 1871); „Neuhochdeutsche Grammatik" (Frankf. 1848); „Althochdeutsche Grammatik" (Prag 1852; 3. Aufl., bearb. von Zeitteles, 1870). Ferner gab er heraus „Die echten Lieder von den Nibelungen nach Lachmann's Kritik" (Prag 1851) u. „Auswahl aus Ulfilas' gothischer Bibelübersetzung" (3. Aufl. von Zeitteles, Heidelb. 1874), veranstaltete einen Textabdruck von „Das alte Passional" (Frankf. 1857) u. lieferte kritische Ausgaben von Konrad's von Würzburg „Otte mit dem Barte", „Kleinere Gedichte von dem Stricker", „Gedichte des 12. u. 13. Jahrh.", „Der jüngere Titurel" (sämmtlich in der Quedlinburger „Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur", Bd. 13, 18, 20, 24), von Ulrich's von Zatzikhoven „Lanzelot" (Heidelb. 1845) rc.

Hahn, altes, in Mecklenb., Holst., u. Kurl. angesessenes adel. Geschlecht, das schon seit dem 14. Jahrh. Schloß Basedow bei Stavenhagen als Stammgut besitzt. Der ältere Zweig erhielt 7. Sept. 1802 mit dem meckl.-strel. Erblandmarschall Friedrich v. **H.** (geb. 1742, gest. 1805) die Reichsgrafenwürde u. theilte sich nach dessen Tode in die Linien **H.-H.** u. **H.-Neuhaus.** Der jüngere Zweig ist freiherrlich u. hauptſ. in Kurl. begütert. Jetziger Chef der Linie H.-H. ist der Erblandmarschall Graf Kuno v. **H.-H.** auf Basedow, geb. 26. Aug. 1832; Chef der Linie H.-Neuhaus der dän. Hofjägermeister Graf Ferdinand v. **H.-Neuhaus,** geb. 11. Juni 1809, ein Sohn des Grafen Karl Friedrich v. **H.-Neuhaus** (geb. zu Remplin 18. Mai 1782, gest. zu Altona 21. Mai 1857), der sich durch seine Excentrizitäten, insbes. als Führer wandernder Schauspielertruppen, bekannt gemacht hat. Eine Tochter dess. ist die Schriftstellerin Gräfin **Ida** Marie Luise Sophie Friederike Gustave v. **H.-H.**, geb. zu Tressow (Meckl. Schw.) 22. Juni 1805. Als eitles u. glanzsüchtiges Mädchen schätzte sich diese, angesichts der zerrütteten Vermögensverhältnisse ihres Vaters, glücklich, als ihr der reiche Graf Friedrich Wilh. Adolph v. H. H. seine Hand anbot. Die 3. Juli 1826 geschlossene Ehe war aber nicht glücklich, sondern wurde schon 5. Febr. 1829 gelöst. Nun suchte sie Trost in Reisen u. in der Poesie. Hier betrat sie zuerst das Gebiet der Lyrik u. veröffentlichte die an Werth sehr verschiedenen „Gedichte" (Lpz. 1835), dann „Neue Gedichte" (ebd. 1836), „Venet. Nächte" (ebd. 1836) u. „Lieder u. Gedichte" (Berl. 1837) folgten. Mit letzteren trat sie in ihre zweite Periode: ihren aristokrat. Vorurtheilen u. Geschmacklosigkeiten wie ihrer Emanzipationssucht leistete sie Genüge in den sozialen Romanen: „Ilda Schönholm" (Berl. 1837); „Aus der Gesellschaft" (ebd. 1838); „Der Rechte" (ebd. 1839); „Gräfin Faustine" (ebd. 1841); „Ulrich" (ebd. 1841, 2 Bde.); „Sigismund Forster" (ebd. 1843) mit der Forts. „Cecil" (ebd. 1844, 2 Bde.); „Zwei Frauen" (ebd. 1845, 2 Bde.); „Clelia Conti" (ebd. 1846); „Sibylle" (ebd. 1846, 2 Bde.) u. „Levin" (ebd. 1848, 2 Bde.). Diese Romane, deren Richtung Fanny Lewald in „Diogena, Roman von Iduna Gräfin H.-H." (Lpz. 1847) geißelte, erschienen gesammelt u. d. Titel: „Aus der Gesellschaft" (Berl. 1844, 21 Bde., u. wider den Willen der Verfass., 1851). Eine dritte Periode begann mit dem Uebertritt der Gräfin zum Katholizismus, den der Eindruck der Revolutionszeit u. der jetzige Bischof von Mainz v. Ketteler, damals Pfarrer in Berlin, bewirkt hatten (1850). In den Schriften „Von Babylon nach Jerusalem" (Mainz 1851) u. „Aus Jerusalem" (ebd. 1851) suchte sie den Uebertritt zu rechtfertigen (vgl. die Gegenschrift von Abeken: „Babylon u. Jerusalem", Berl. 1851). Im Nov. 1852 trat sie sogar zu Angers als Novize in ein Kloster, das sie aber bald wieder verließ, um in Mainz selbst ein Kloster zu errichten, in dem sie noch lebt. Hiermit war sie aus dem aristokrat. in den relig. Fanatismus gefallen, aus der exklusiven Gesellschaft in die exklusive Religion übergegangen. Nunmehr bildet die mystische Liebe mit sinnlichem Beigeschmack den Hauptstoff für die Romane der schreibseligen Büßerin: „Die Liebhaber des Kreuzes" (Mainz 1852, 2 Bde.); „Maria Regina" (ebd. 1860, 2 Bde.); „Zwei Schwestern" (ebd. 1863, 2 Bde.); „Die Glöcknerstochter" (ebd. 1871, 2 Bde.) u. „Die Erzählung des Hofraths" (ebd. 1872, 2 Bde.). Früher hatten auch ihre Reisen die Gräfin zu vielen Schriften veranlaßt, von denen noch zu nennen sind: „Jenseits der Berge" (Lpz. 1840, 2 Bde.); „Reisebriefe" (Berl. 1841, 2 Bde.); „Erinnerungen aus u. an Frankr." (ebd. 1842); „Ein Reiseversuch im Norden" (ebd. 1843) u. „Orienal. Briefe" (ebd. 1844, 3 Bde.).

Hahn, ein Instrument, das zum Ab- od. Durchlassen von Flüssigkeiten dient u. nach seiner gewöhnlichen, ältesten Konstruktion aus einem hohlen Gehäuse u. einem darin drehbaren konischen Schlüssel besteht, durch dessen Drehung der im Gehäuse befindliche Kanal geöffnet od. gesperrt wird. Da bei höherem Druck die gewöhnlichen Hähne mit drehbarem, konischem Schlüssel schwer gehen u. leicht undicht werden, so hat man sog. Ventilhähne konstruirt, bei denen der Abschluß mittels einer durch Schraube od. Hebel beweglichen Scheibe (dem Ventil) bewirkt wird. Man hat auch Hähne konstruirt, die sich von selbst schließen, sobald man den Griff des Schlüssels losläßt; ferner solche, bei deren Gebrauch zum Abziehen von Fässern ein Oeffnen des Spundes nicht nöthig ist, was bei leicht verdunstenden Flüssigkeiten, wie Spiritus, die allmählich einem Fasse entnommen werden, seinen Nutzen hat. Eine bes. für die Konstruktion der Luftpumpe wichtige Form ist der von Senguerd erfundene, doppelt durchbohrte od. sog. Vierwegehahn. Derselbe hat, wie Nr. 3277 zeigt, eine gerade Durchbohrung im Niveau der Röhre, in der Zeichnung dem Beschauer zu gerichtet u. durch den offnen Kreis in der Mitte angedeutet; dann aber auch noch eine gebogene, welche in der Zeichnung durch die punktirte Linie angegeben ist. Bei der abgebildeten Stellung des H.es ist der linke Theil der Röhre mit dem über dem Knopfe des H. befindlichen Raume in Verbindung, die Röhre selbst abgesperrt; bei 90° Drehung öffnet der H. die Röhre in der ganzen Länge. Dagegen ist der über dem H.e befindliche Raum abgesperrt; dasselbe tritt bei 270° Drehung ein, während dazwischen bei 180° die Verbindung des rechten Röhrentheiles mit dem Raume über dem H. offen, der linke Röhrentheil abgesperrt ist.

Nr. 3277. Senguerd's doppelt durchbohrter Hahn.

Hähnel, Ernst Julius, einer der bedeutendsten Bildhauer der Gegenwart, geb. zu Dresden 9 März 1811, wollte sich Anfangs der Architektur widmen, als er aber darin keine rechte Befriedigung fand u. länger in Florenz u. Rom verweilte, wandte er sich mit eben so großem Talent als Eifer der Bildhauerei zu. Nach Deutschland zurückgekehrt, ging er zunächst nach Dresden u. auf einige Jahre nach München, wo er sich an Genelli anschloß. Dann wurde er an die Akademie in Dresden an Rietschel's Stelle berufen, von dessen individualisirender, realer Richtung er sich durch seine dem Idealismus zugewandte Phantasie wesentlich unterscheidet. Sein erstes Hauptwerk,

eins der gelungensten von allen, war der (im Modell noch erhaltene) Bakchoszug an dem nachher abgebrannten Hoftheater in Dresden, eine Schöpfung voll hellenischer Heiterkeit und blühender Lebenslust. Ebenso meisterhaft ist die Statue Rafael's am Mittelbau des dortigen Museums, der später eine andere für das Museum in Leipzig folgte. Unter seinen übrigen Schöpfungen erwähnen wir nur als die bedeutendsten die Reiterstatue des Fürsten Schwarzenberg in Wien, das Standbild des Königs Friedrich August von Sachsen in Dresden, zwei Helden aus dem deutschen Befreiungskriege: den bei Quatrebras 1815 gefallenen Herzog Wilhelm von Braunschweig, für das Braunschweiger Schloß, u. den Dichter Theodor Körner in Dresden, sowie seine neuesten Arbeiten für die Loggia des Opernhauses in Wien: die allegorischen Gestalten der Phantasie, der Liebe u. des Heldenmuths, sowie der Musen Thalia u. Melpomene; ebenso für die Eckthürme derselben Loggia die Gestalten der klassischen u. der romantischen Kunst auf Flügelrossen.

Hahnemann, Samuel Christian Friedrich, Erfinder der Homöopathie (s. d.), geb. zu Meißen 11. (nicht 10.) April 1755, studirte in Leipzig u. Wien Med., war eine Zeit lang Hausarzt u. Bibliothekar des Barons v. Brückenthal in Hermannstadt, Statthalters von Siebenbürgen, vollendete in Erlangen seine Studien u. praktizirte seit 1779 an verschiedenen Orten, wandte sich aber mehr u. mehr dem Studium der Chemie u. der Schriftstellerei zu. Seit 1789 in Leipzig lebend, ward er gelegentlich der Uebersetzung von Cullen's „Arzneimittellehre" zu Versuchen angeregt, die ihn auf jenes neue Heilsystem brachten. Um für dasselbe Beobachtungen u. Erfahrungen zu sammeln, begann er abermals die Behandlung von Kranken, die er bald hier, bald dort ausübte. Natürlich fand die Homöopathie, namentlich seit H. ihr vollständiges System im „Organon der rationellen Heilkunde" (Dresd. 1810; 5. Aufl. 1833) dargestellt hatte, neben vielen Anhängern auch zahlreiche und heftige Gegner, und diesen gelang es schließlich, die sächs. Regierung zu dem Verbot zu veranlassen, daß er seine Medikamente selbst bereitete u. ausgab. Infolge dessen ging H. 1820 aus Leipzig, wohin er zurückgekehrt war, wieder fort, um einem Rufe des Herzogs Ferdinand von Anhalt-Köthen zu folgen. In Köthen verheirathete er sich 1834 mit der jungen Französin Melanie d'Hervilly, die zugleich seine Schülerin wurde. Mit dieser begab er sich 1835 nach Paris, wo er für die Homöopathie mit Erfolg Propaganda machte, aber auch 2. Juli 1843 starb. Seine Wittwe setzte die homöopath. Praxis fort. Im Aug. 1851 wurde in Leipzig das von Steinhäuser modellirte Denkmal des genialen u. rastlos thätigen Mannes enthüllt; auch in Dessau steht seit 1855 eine Statue H.'s, von Schmidt in Berlin ausgeführt. Von seinen Schriften sind außer dem schon gen. Hauptwerke zu erwähnen: „Apotheker-Lexikon" (Lpz. 1793—99, 2 Bde.); „Ueber Arsenikvergiftungen" (ebd. 1786); „Ueber die vener. Krankheiten (ebd. 1788); „Der Kaffee in seinen Wirkungen" (ebd. 1803); „Fragmenta de viribus medicamentorum positivis" (ebd. 1805, 2 Bde.); „Reine Arzneimittellehre" (Dresd. 1811—20, 6 Thle.; 3. Aufl. des 1. u. 2. Thls. 1830 bis 33); „Die chron. Krankheiten" (Dresd. u. Leipz. 1828—30, 5 Bde.; 2. Aufl. ebd. u. Düsseld. 1835—39) u. „Kleinere Schriften", gesammelt von Stapf (Dresd. u. Leipz. 1829—34, 2 Bde.). Das von H. unter anderen Präparaten entdeckte salpetersaure Quecksilberoxydul-Ammoniak (Mercurius solubilis Hahnemanni) ward in allen Apotheken eingeführt. Vgl. Hirschel, „Zum 100jährigen Geburtsfeste S. H.'s" (Dess. 1855).

Hahnenfuß (Ranunculus), wegen der Blattform so genannt, heißt eine artenreiche Pflanzengattung der gleichnamigen Pflanzenfamilie (Ranunculaceen), welche zumeist der kalten u. gemäßigten Zone angehörig u. ausgezeichnet ist durch prächtige Blumen, die in der Regel gelb, weiß od. röthlich gefärbt sind. Namentlich ist sie vertreten in jenen Alpenregionen, wo die Gletscher eben schmelzen, obschon viele Arten auch den Niederungen u. den dazwischen liegenden Höhen angehören. Auf den höchsten Standorten sinken manche Arten zu winzigen Zwergen herab (R. pygmaeus), andere (R. aconitifolius) erheben sich zu stattlichen Stauden; einige (R. aquatilis u. seine Verwandte sowie R. lingua) bewohnen als schwimmende od. doch mit ihren letzten Verzweigungen dem Wasser aufliegende Gewächse selbst die tiefsten Gewässer u. Sümpfe; andere ziehen das Land vor, wo einige (R. arvensis, sceleratus) als Unkräuter vegetiren. Nach dem Verblühen aber zeigen sämmtliche Arten dieselbe Fruchtform: mehr od. weniger in einen Kopf zusammengedrängte einsamige Nüßchen. Koch unterschied für die mitteleuropäische Flora gegen 37 Arten in 3 größeren Gruppen: Batrachium für die schwimmenden, in ihren Blättern meist außerordentlich fadenförmig zerschlitzten, weißblumigen Arten, Hecatonia für die meist weißblumigen Hochlandsarten, Ranunculus für die meist gelbblütigen übrigen Arten.

Nr. 3278. Hahnenfußarten.
1 Wasserhahnenfuß. 2 brennender H. 3 sellerieblättriger H. 4 scharfer H.

Im Großen u. Ganzen sind sie alle verdächtig, mehr od. minder Giftgewächse zu sein; doch zeichnen sich einige darunter, z. B. R. sceleratus, ganz besonders durch ihre giftige Beschaffenheit aus, während andere (z. B. R. lingua) brennend scharfe Säfte erzeugen. Die alten Gallier sollen dergleichen Giftsäfte zum Vergiften ihrer Pfeile verwendet haben.

Nr. 3279. Samuel Christ. Friedr. Hahnemann (geb. 11. April 1755, gest. 2. Juli 1843).

Einige Ranunkeln (z. B. R. asiaticus, cortusaefolius, speciosus) des Auslandes u. auch manche des Inlandes sind trotzdem zu beliebten Zierblumen geworden; in letzterer Beziehung R. acris u. repens, zwei gelbblumige Arten, welche die Gartenkunst schon längst mit gefüllten Blumen zu ziehen verstand. In dem Decandolle'schen Systeme eröffnen die H.-Gewächse mit ihren Verwandten, deren Prototyp sie sind, als

Ranunculaceen die Reihe der einheimischen Gefäßpflanzen, sämmtlich krautartige Gewächse, die oft durch Wurzelknollen mehrjährige werden. Nirgends auch erheben sie sich zu baumartigen Gestalten, wie z. B. die engverwandten Dilleniaceen, welche mit den Ranunculaceen u. anderen Pflanzenfamilien eine sehr natürliche Klasse der Polycarpicäen bilden, die, ganz im Sinne der Ranunculus-Gattung, eine Menge von Carpellen zu den verschiedenartigsten Fruchtständen u. Fruchtformen entwickeln.

Hahnenkamm, s. „Celosia".

Hahnenkämpfe (griech. Alektryonomachien) waren schon bei den alten Griechen, namentlich den Athenern, sehr beliebt u. wurden alljährlich sogar im Theater gehalten. In Rom wurden derartige Belustigungen nur privatim betrieben. Jetzt sind H., außer in Cochinchina, auf den Sunda-Inseln, den Philippinen, den Kanarischen Inseln, in Bogota u. Lima ꝛc., besonders in England beliebt u. werden vielfach zu Wetten benutzt. Oeffentliche Bekanntmachungen gehen ihnen vorher; die Betheiligten bringen viele Hähne zusammen, die von besonderer Rasse sind u. meist aus Hamburg kommen. (Bei den alten Griechen galten die Hähne von Tanagra u. Rhodus für die kampflustigsten.) Durch eine besondere Diät wird dafür gesorgt, daß sie mager bleiben u. doch kräftig u. hitzig werden. Der Kamm u. die Federn, welche beim Kampfe hinderlich sind, werden ihnen verschnitten u. — grausam genug — scharfe, dolchähnliche Spitzen an die Beine derselben gebunden. Man will ihnen dadurch gleiche Waffen geben u. wiegt sie auch — wie die Jockeys vor dem Wettrennen — gegen einander ab. Der Kampf selbst geht auf einer mit Rasen belegten Erhöhung (Cockpit) gewöhnlich in einem Saale vor sich. Die beiden Hähne legen, nachdem sie sich mit stolzen Blicken gemessen, die Hälse auf die Erde u. stürzen dann nach einigen Sekunden auf einander los, zerfleischen sich mit den Schnäbeln u. reißen sich mit den Sporen meist die Seiten auf. Gewöhnlich wird der Kampf so heiß, daß einer auf dem Platze liegen bleibt. Feige Hähne werden von den Besitzern sogleich getödtet. In neuester Zeit sind namentlich die Thierschutzvereine gegen dieses barbarische Vergnügen aufgetreten u. haben auf Verbote, die auch erlassen worden sind, gedrungen. Schon Heinrich III. u. Cromwell wollten die H. abschaffen, dagegen wurden sie von Heinrich VIII. u. Jacob I. geradezu befördert, u. noch heute giebt es wie unter den alten Griechen Alektryomanen od. leidenschaftliche Liebhaber dieses Sports.

Hahnenschrei, das Krähen des Haushahns, dann die Zeit, wann derselbe zum ersten Male gehört wird (zwischen 2 u. 3 Uhr Nachts), u. ferner der Zeitraum, der zwischen einem H. bis zum andern liegt.

Hahnenschritt ist eine Krankheit, von welcher die Pferde zuweilen an den Hinterfüßen befallen werden. Sie ziehen im Gehen das kranke Bein hoch u. fast zuckend an den Leib hinauf, wobei sie Schmerz empfinden, der bei längerem Gehen sich vermindert. Die Krankheit ist die Folge von durchziehenden Flußgallen in den Sprunggelenken der Hinterfüße u. von übermäßiger Anstrengung der Pferde.

Hahnentritt heißt im Vogelei das Keimbläschen mit dem dasselbe umgebenden Bildungsdotter, zum Unterschied von der Hauptmasse des Dotters, die blos als Nahrung des Embryo dient, während aus jenem Bildungsdotter der Embryo hervorgeht.

Hahnrei ist die Bezeichnung für einen betrogenen Ehemann. Das seit dem 16. Jahrh. häufig begegnende Wort ist durchaus deutsch; indessen entschwand die Kenntniß von der Bedeutung desselben früh dem Sprachbewußtsein, u. dieser Umstand wurde Veranlassung zu allerlei verkehrten Etymologien, deren verbreitetste in dem Worte H. nur eine Entstellung aus dem franz. Namen Henry (Heinrich) sieht, weil Abraham a Sta. Clara einen H. Henricus nenne. Freilich bedeutete H. ursprünglich etwas Anderes, als was wir heute darunter verstehen: es bezeichnete einen unzüchtigen Menschen; H. od. H.er war Derjenige, der den Reien der Hähne mitmacht, in die Gesellschaft der Hähne, denen man einen besonders starken Geschlechtstrieb zuschreibt, gehört. In Verwirrung des eigentl. Begriffes wurde dann später unter H. der Ehemann verstanden, dessen Frau sich des Ehebruchs schuldig gemacht hat.

Haidekraut, s. „Heidekraut".

Haie, Haifische (Squalini od. Squalidae), eine Familie gefräßiger Raubfische aus der Ordnung der Quermäuler (Plagiostomen), von langer, spindelförmiger Gestalt mit spitzer Schnauze, querem Maule, je fünf unbedeckten Kiemenspalten, körniger Haut, senkrecht gestellten Brustflossen u. starkem, nach aufwärts gebogenem Schwanze. Sie haben mehre Reihen spitzer, dreieckiger Zähne, die auch vielfach fossil gefunden werden, u. ehemals als „Glossopetrae, Vogelzungen, Schlangenzungen, Krötensteine, Bufoniten" beschrieben wurden. Ihre Fortpflanzungsgeschichte weicht von der anderer Fische insofern ab, als sie sich begatten u. entweder hartschalige, vierspitzige Eier legen (sogenannte „Seemäuse") od. lebendige Junge gebären. Außer 149 fossilen Haifischarten giebt es gegen 100 lebende Arten, die meistens in östlichen Meeren vorkommen. Sie begleiten die Schiffe wochenlang, um die genießbaren Abfälle zu erhaschen, u. werden, da manche von ihnen bis zu 10 m. Länge u. 15 Centner Schwere erreichen, auch dem Menschen gefährlich. Ihre Haut verarbeitet man gegerbt wie Leder („Chagrin", „Fischhaut", die beste Sorte aber, „Galuchat", kommt von anderen Plagiostomen, den Rochen), u. benutzt sie zum Poliren, das Fett dient zur Thranbereitung, das zähe Fleisch dagegen ist wenig schmackhaft, nur die fleischigen Flossen liefern den Indiern Kraftbrühen. Hauptsächlich nach Zahl u. Lage der Flossen, nach Vorhandensein od. Fehlen von Spritzlöchern u. einer Nickhaut u. nach der Form der Zähne unterscheidet man: den **Meerengel** (Engelhai, Squatina angelus) des Mittelmeeres, mit kreisrundem, flachem Kopfe u. großen Brustflossen, die **eigentlichen Haie** mit zugespitztem Kopfe u. verlängerter Schnauze, den kleinen **Hundshai** (Scyllium canicula)

Nr. 3280. Die Roussette od. der Hundshai (Scyllium canicula).

und den **Katzenhai** (Scyllium catulus), den großen gefährlichen **Menschenhai** (Menschenfresser, Jonasfisch, Squalus carcharias), den **Milander** (Meersau, Galeus canis), den **Glatthai** (Mustelus laevis), den nordischen **Wanderhai** (Riesen- od. Pferdehai, Selache maxima), den **Dornhai** (Spinax), ferner den **Hammerhai** (Hammerfisch, Sphyrna malleus) mit hammerförmig nach beiden Seiten verlängertem Kopfe, endlich den **Hairochen** od. **Sägefisch** (Pristis antiquorum) mit einer in eine lange Säge verlängerten Schnauze, deren Zähne jederseits zu 20 bis 30 in die Seitenwände eingekeilt sind.

Haiderabad (Hyderabad), zwei Landschaften mit gleichnamigen Hauptstädten im brit. Ostindien: A. H., eine 162 □M. große u. von über 700,000 Menschen bewohnte Landschaft der Provinz Sindh in der brit.-ostind. Präsidentschaft Bombay am untern Indus, ist im östl. Theile Wüste, im nördl. von Kanälen durchzogenes Sandland, im südl. Reisflur od. Salzsteppe, im Ganzen also sehr unfruchtbar. Die Hauptstadt a. H. (früher Nirankot, d. i. Wasserfort) d. i. Löwenstadt, die Residenz der Emire von Sindh, liegt auf einer 25 m. hohen Erhebung der Gandschahhügel zwischen den nahen Flüssen Indus u. Fuleli u. gewährt mit seinen thurmgekrönten Mauern einen imposanten Anblick. Mit Ausnahme der öffentlichen Gebäude, zu denen der Palast u. die Schatzkammer der Emire, die Militärgebäude, die protestant. Kirche ꝛc. gehören, finden sich nur Lehmhäuser. Die 24,000 E. sind bes. tüchtig in der Fabrikation von Gold-, Silber- u. Seidenstickereien, sowie von Waffen. In der Nähe finden sich die zum Theil mit Kuppeln überwölbten u. im Innern mit reichem Mosaikschmuck ausgestatteten Gräber früherer Emire. — B. H., das Besitzthum des Nizam (s. d.), eine gegen 4500 □M. große Landschaft auf der Mitte des Dekhanplateau, hat bis zu 800 m. ansteigende Granitgipfel u. wird vom Godawery mit seinen Nebenflüssen durchströmt u. im S. vom Krischna begrenzt. Zum größten Theile so fruchtbar, daß dem Boden die Düngung durch die zahlreichen weidenden Schafherden genügt, u. vielfach zur Baumwollenkultur trefflich geeignet, bedeckt sich das Land, wo es unkultivirt gelassen wird, in kurzer Zeit mit Dschungel u. Wald, in dem sich zahlreiche nutzbare Bäume finden. Verschiedene Palmenarten, Mango- u. Tamarindenbäume umgeben die Dörfer; die Felder liefern bes. Baumwolle, Indigo u. Zuckerrohr, Reis, Weizen, Mais, Senf, Sesam, Rhicinus, verschiedene Hülsenfrüchte, Melonen, Kürbisse u. Gurken, Zwiebeln, Kartoffeln, Bataten u. Ingwer. Edle Holzarten, Lack u. Kautschuk werden in Fülle gewonnen; auf die in den Wäldern erbeutete Seide (Tusser) gründete sich die wichtigste Manufaktur des Landes; die Dschungeln beherbergen Schwärme wilder Bienen, an größeren Thieren zahlreiche Tiger u. Leoparden; in den Wäldern hausen Büffel, während mehrere Antilopenarten die freien Ebenen bevölkern.

Außer den Schafen wird besonders noch schönes u. starkes Hornvieh gezüchtet. Das Klima des Landes ist gut, obwol die Mitteltemperatur 22° R. beträgt. Von Anfang Juni bis zum Oktober herrschen infolge des Südwestmonsuns heftige Regengüsse. Im Winter sind die Temperaturschwankungen groß u. plötzlich, führen im nördl. Theile selbst zu Eisbildung während der Morgenstunden. Im N. des Gebietes wohnen Gonds (s. d.), im SO. Telinga's, bei welchen die Telugu-Sprache herrscht, im W. Mahratten (s. d.), zusammen über 10 Millionen. Die Wohnungen der Telinga bestehen aus Erdhütten mit pyramidalen Dächern aus Palmblättern, od. sie sind ganz aus Blättern u. Bambus errichtet. Die niederen Klassen sind dem Genuß des berauschenden gegohrenen Palmsaftes u. des Opiums leidenschaftlich ergeben u. rauchen, kauen u. schnupfen Tabak. Die Hauptstadt d. H. (Bhaganagara) am 150 m. breiten Musi, 550 m. über dem Meere, wild, aber höchst malerisch von zahlreichen, zum Theil schroffen Granitkuppen umgeben, ist 1589 gegründet u. hat einen Umfang von $1\frac{1}{2}$ geogr. M. bei 200,000 E. Der Palast des Nizam, zahlreiche Moscheen u. das prunkvolle Gebäude der brit. Residenzschaft geben der von einem schwachen Festungswall umschlossenen Stadt ein imposantes Aussehen, doch ist dieselbe im Innern eine der schmuzigsten Städte Indiens, u. die mohammedanischen Bewohner werden als zuchtlose, unruhige u. verwilderte Menschen geschildert. Am linken Ufer des Flusses liegt eine große Vorstadt, der Sitz der Fremden, die durch eine schöne Granitbrücke mit 8 Bogen — zu 17 m. Spannung u. 5 m. Höhe über dem Wasser — mit H. verbunden ist. Wo sich die vier Hauptstraßen von H. treffen, steht ein merkwürdiger alter Bau, „die vier Minarets", vier große, mit Stockwerken überbaute Bogen, über welchen sich 4 hohe Minarets erheben. Die Umgegend ist bedeckt mit herrlichen Gärten, Lusthäusern u. schön gelegenen Wasserbecken, deren eines einen Umfang von $4\frac{1}{2}$ geogr. M. hat. Außerdem sind von den Ortschaften des Landes noch zu erwähnen: Iskanderabad, die 34,000 E. zählende brit. Militärstation unweit H.; das Dorf Assye, wo 1803 Wellesley einen berühmten Sieg erfocht; die Ruinenstadt Golkonda (s. d.); Bider, die hochgelegene alte Hauptstadt von Dekhan, noch jetzt volkreich u. durch Fabrikation der aus Zinn u. Kupfer hergestellten, als Gefäße an der Wasserpfeife gebrauchten schwarzen Bidariwaare bekannt; im NW. Daulatabad, die Stadt des Reichthums, eine gewaltige Festung auf einem 160 m. hohen, auf allen Seiten 50 m. steil abfallenden Granitberge; unweit davon Aurengabad (s. d.), in dessen Nähe die kleine, durch zahllose Mausoleen großer u. frommer Inder bekannte Stadt Rauzah, d. i. Garten des Paradieses; in derselben Gegend endlich die durch ihre Höhlentempel hochberühmten Orte Ellora (s. d.) u. Adschajanti.

Haidinger, Wilhelm, Ritter v., berühmter Mineralog, Sohn des ebens. ausgezeichneten Mineralogen Karl **H.** (geb. zu Wien 10. Juli 1756, gest. als referirender Bergrath bei der Hofkammer daselbst 16. März 1797), geb. zu Wien 5. Febr. 1795, war seit Mich. 1812 ein Schüler Mohs' in Graz u. seit 1817 in Freiberg, machte 1822 eine Reise nach Frankr. u. Engl., begleitete 1825—26 einen Sohn des Bankiers Allan in Edingburgh auf einer Reise durch Norwegen, Schweden, Dänemark, einen großen Theil von Dtschl., das nördl. Ital. u. Frankr., brachte die J. 1827—40 mit seinen Brüdern in der Porzellanfabrik zu Elbogen zu u. ward 1840 an Stelle des kurz zuvor verstorb. Mohs als Bergrath nach Wien berufen. Hier besorgte er die Aufstellung der Mineralien-Sammlung der k. k. Hofkammer im Münz- und Bergwesen, welche später den Namen „Montanist. Museum" erhielt, eröffnete 1843 seine Vorlesungen über Mineralogie u. führte überhaupt für die naturwissensch. Bestrebungen u. Studien in Oesterr., insbes. durch die Gründung des Vereins der „Freunde der Naturwissensch." (vgl. sein Schriftchen „Der 8. Nov. 1845") eine neue, glänzende Epoche herbei. Er selbst besorgte die Herausgabe der Schriften jenes Vereins, die unter den Titeln „Naturwissensch. Abhandlungen" (Wien 1847—50, 4 Bde.) u. „Berichte über die Mitth. von Freunden der Naturwissensch. in Wien" (7 Bde.) erschienen sind. Auch gehörte H. mit zu den ersten, am 14. Mai 1847 ernannten wirkl. Mitgliedern der Kais. Akad. der Wissensch. Unter seiner Leitung wurde die geognost. Uebersichtskarte der österr. Monarchie 1847 in Farbendruck vollendet u. als 1849 die Geolog. Reichsanstalt gegründet worden, ward H. zum ersten Direktor derselben ernannt. Seitdem widmete er bis Okt. 1866, wo er in Ruhestand trat, seine ganze Thätigkeit dieser Anstalt. 1865 wurde er in den Ritterstand erhoben u. starb zu Wien 19. März 1871. Die Zahl der Arbeiten, Abhandlungen u. Berichte H.'s über Krystallographie, Mineralogie, Physik, Geologie u. a. naturwissensch. Gegenstände, meist in verschiedenen Sammelwerken gelehrter Akademien erschienen, ist ziemlich groß. Seine erste literar. Arbeit war eine Uebersetzung von Mohs' „Grundriß der Mineralogie" ins Engl. („Treatise on Mineralogy", Edinb. 1825, 3 Bde.). Selbständig gab er heraus: „Anfangsgründe der Mineralogie" (Lpz. 1829); „Bericht über die Mineraliensamml. der k. k. Hofkammer im „Münz- u. Bergwesen" (Wien 1843); „Uebersicht der Resultate mineral. Forschungen im J. 1843" (Erl. 1845); „Handbuch der bestimmten Mineralogie" (Wien 1845; 2. Aufl. 1850) u. „Krystallogr.-mineral. Figurentafeln" (ebd. 1846).

Haidingerit, ein aus Arsensäure mit Kalk u. Wasser bestehendes, rhombisch krystallisirendes, sehr seltenes Mineral, welches früher, wahrscheinlich zu Joachimsthal, gleichzeitig mit Pharmakolith vorgekommen ist.

Haidschnucke, eine grobwollige, meist schwarzbraune kleine Schafrasse der Lüneburger Heide, welche gutes Fleisch liefert u. dem Heidebauer so wichtig, wie dem Lappländer das Renthier ist; es giebt deren in der genannten Heide 600,000. (Abb. s. „Schaf".)

Haiducken sind ursprünglich serbische u. walachische Christen, die sich vor den Türken in die Wälder flüchteten u. von denselben dort wie Räuber verfolgt wurden. Oesterreich bildete später aus denselben eine Art leichter Infanterie, die aber 1741 aufgelöst wurde u. deren Andenken nur noch der Haiduckendistrikt jenseit der Theiß, vom Szabolcser u. Biharer Kreis umgeben, bewahrt. Auch die gesammte ung. Infanterie wurde früher H. genannt. Jetzt braucht man den Namen nur noch für eine Art von Lakaien od. Leibwächtern an Höfen. Dieselben, meist ausgewählte große u. kräftige Leute, sind auf ung. Art gekleidet u. bewaffnet. Früher wurden sie besonders zur Begleitung von Sänften gebraucht, jetzt sieht man sie gewöhnlich auf dem Trittbret von Hofequipagen.

Haie (franz., spr. Häh, d. h. die Hecke). Man verstand darunter die Aufstellung von Truppen in einer Reihe, namentlich zur Vertheidigung des bedeckten Weges u. der Wallgänge in belagerten Festungen. Das von ihnen abgegebene Schnellfeuer nannte man feu de haie, auch Heckenfeuer, später Rottenfeuer.

Haimonskinder. Eins der anziehendsten Volksbücher ist das, welches die Schicksale der vier H., d. h. der vier Söhne des Grafen Haimon (Aymon) von Dordogne, zum Gegenstande hat; die H. heißen Adelhart, Ritsart, Britsart u. Reinald von Montalban (franz. Alard, Richard, Guichard u. Regnault de Montauban); Reinald ist der in der Sage am meisten hervortretende unter den Brüdern. Aus dem Geschlechte Karl's d. Gr. stammend — ihre Mutter ist Karl's Schwester — werden sie gleichwol von diesem, da sie einen seiner nächsten Angehörigen erschlagen haben, auf das Heftigste verfolgt u. haben allerlei Fährlichkeiten zu bestehen, aus denen ihnen zum Theil ihr edles Roß Bayart (s. d.) hilft. Nach Bayart's Tode wird Reinald Einsiedler, nimmt dann auf Befehl eines Engels an der Eroberung Jerusalems unter Karl d. Gr. theil, geht nach Köln, wo er Wunderheilungen verrichtet, aber gleichwol als gemeiner Arbeiter am Bau der Petrikirche beschäftigt ist. Die andern Arbeiter werden ärgerlich, daß Reinald durch seinen Fleiß sie alle in Schatten stellt, u. so erschlagen sie ihn. An seiner Leiche geschehen Zeichen u. Wunder u. er wird heilig gesprochen. — Die Sage von den H. fand ihren ersten dichterischen Bearbeiter in Huon de Villeneuve zu Ende des 12. Jahrh. („Regnault de Montauban", herausg. von Michelant, Stuttg. 1862); denselben Stoff behandelte, gleichfalls in epischer Form, ein anderer ungenannter altfranz. Dichter. Eine franz. Prosaauflösung wurde zu Lyon 1493, eine deutsche Uebersetzung derselben zu Simmern 1535 gedruckt. Das bekannte deutsche Volksbuch aber, die „Schöne Historie von den vier H. 2c.", welches Tieck im 2. Bde. von „Peter Lebrecht's Volksmärchen" bearbeitete, beruht nicht auf einem franz. Texte, sondern stimmt mehr zu dem weitverbreiteten niederl. Volksbuch. Bruchstücke eines niederl. Romans veröffentlichte Hoffmann von Fallersleben im 5. Bde. der „Horae belgicae"; aus dem Niederländ. übertragen ist auch das noch ungedruckte deutsche Epos „Reinald von Montalban". Neudeutsche Nacherzählungen gaben Schwab („Buch der schönsten Geschichten u. Sagen", Bd. 2, Stuttg. 1836), Marbach („Altdeutsche Volksbücher", Heft 9, Lpz. 1838) u. Simrock („Deutsche Volksbücher", Heft 9, Frankf. 1845).

Hain, ein isolirt liegendes, gehegtes Gehölz von geringem Umfange. Dergl. Waldstücke waren in früheren Zeiten gewöhnlich einer Gottheit geweiht u. wurden dann für heilig gehalten. Die Griechen u. Römer bauten ihren Gottheiten in ihnen Altäre u. Tempel u. umgaben sie zum Schutz vor Frevel mit einem Zaun. Beschädigungen derselben wurden sehr streng, das Abhauen einer jungen Eiche sogar mit dem Tode bestraft. Die berühmtesten heiligen Haine waren der Eumenidenhain bei dem attischen Demos Kolonos, der H. der Artemis zu Ephesos, der der Furien bei Rom, der Egeria bei Aricia, der Musenhain in Latium, der

Attis zu Olympia u. a. m. Auch bei den alten Germanen finden wir heilige H.e, in denen man auf Altären opferte u. gelegentlich auch zu Berathungen zusammenkam. Wenn es einem Uebelthäter gelang, in einen heiligen H. zu entfliehen u. in den Schatten eines heiligen Baumes zu gelangen, so war er frei von jeder Strafe.

Hainan, eine zu der chines. Provinz Kuangtung gehörige Insel s. „China".

Hainbuche, s. „Buche".

Hainbund. Mit diesem Namen bezeichnet man den Göttinger Dichterbund, der aus dem freundschaftlichen Verkehr von Boie, Bürger, Wehrs, J. M. Miller, G. D. Miller, Hölty, Voß (der 1772 nach Göttingen gekommen war), Ewald, F. Kramer, Esmarch u. Seebach hervorging. Diese bildeten eine Gesellschaft, die sich der Reihe nach bei einem Mitglied, gemeiniglich Sonntags Nachmittags, versammelte u., wie verschieden auch der Charakter ihrer Theilnehmer war, doch in der Verehrung für Klopstock's vaterländische Dichtung übereinstimmte. Mit dieser Gesellschaft standen durch Boie's umfassenden Briefwechsel auch Auswärtige, wie Ramler, Knebel, Denis, Wieland, Gleim, Jacobi, Michaelis, Dusch, Ebert, Lessing, Weiße u. andere Dichter in Verbindung. Das gemeinschaftliche Band war die Dichtung u. der 1770 von Boie gegründete Musenalmanach. Wer den Namen „Hainbund" aufgebracht hat, ist unbekannt, von den Bundesgliedern selbst ist er nie gebraucht worden. Der 12. Sept. 1772 kann als Stiftungstag des Bundes betrachtet werden. Am Abend dieses Tages gingen die beiden Miller, Fr. Hahn, der sich ihnen im Sommer ebenfalls zugesellt hatte, Hölty, Wehrs u. Voß nach dem nahegelegenen Dorfe Wehnde; nachdem sie dort in einem Bauernhause einen ländlichen Imbiß eingenommen hatten, gingen sie im Mondenschein zusammen spazieren u. da sie in der Nähe des Dorfes einen Eichenhain antrafen, so geriethen sie in solche Begeisterung, daß sie beschlossen, hier einen Freundschaftsbund zu beschwören. Sie bekränzten sich mit Eichenlaub, faßten einander bei den Händen u. tanzten um einen der größten Bäume herum, riefen den Mond u. die Sterne zu Zeugen ihrer Verbindung an u. schwuren sich ewige Freundschaft. Sie machten aus, daß Jeder ein Gedicht auf diesen Abend machen u. dieser Tag jedes Jahr feierlich begangen werden solle. J. H. Voß ward zum Aeltesten erwählt u. daher kommt es auch, daß er sich eigentlich für den Stifter dieses Bundes hielt: jedenfalls that er sehr viel dafür, denselben zusammen zu halten. Von da ab kamen die Mitglieder allwöchentlich zusammen zu poetischer u. kritischer Thätigkeit; ihr Ideal war Klopstock, Wieland wurde als Sittenverderber verachtet. Verstärkt wurde ihr Zahl durch die Aufnahme der beiden Grafen Christian u. Friedrich Leopold von Stolberg, die aber schon im Sept. 1773 Göttingen wieder verließen, u. von Hölty's Freund Leisewitz, der an Klopstock's 50stem Geburtstage, 2. Juli 1774, aufgenommen wurde. Bürger, der damals in dem benachbarten Gelliehausen lebte, war zwar häufiger Gast u. Förderer, aber niemals eigentlich Mitglied des Bundes, der bald nach Ablauf des Jahres 1774 dadurch, daß die meisten seiner Glieder Göttingen verließen, sich auflöste. Das Bundesbuch, welches die Gedichte der Mitglieder enthalten u. welches Klopstock bevorworten sollte, ist nie erschienen u. eigentlich ist auch nur der Musenalmanach als Organ des Bundes zu betrachten. Manche Namen, die darin vorkommen, standen, ohne daß sie gerade als Bundesmitglieder erwähnt werden, dem Bunde sehr nahe, z. B. Overbeck aus Lübeck, mit dem namentlich Voß das letzte Jahr seines Aufenthaltes in Göttingen besonders verkehrt hatte. Im Allgemeinen ist die Wirksamkeit des Hainbundes mehr in der Anregung zu suchen, welche die deutsche Dichtkunst durch ihn erhielt, als in seinen eigenen Leistungen, u. daß dazu eben das Erscheinen des Musenalmanachs am bedeutendsten mitwirkte, steht außer Zweifel. Vielleicht hätte er auch noch mehr ausgerichtet, wenn ihm nicht die Göttinger Professoren, die seine Emanzipationsgelüste von den Fesseln des bisherigen Herkommens mit ungünstigen Augen betrachteten u. hochmüthig auf die Thätigkeit der jungen Neuerer herabsahen, hindernd in den Weg getreten wären u. durch boshafte Verleumdung u. ungerechten Spott ihn in ein falsches Licht gestellt hätten. Aus den Briefen von Voß, welche streng genommen die alleinige Quelle der Geschichte des Bundes sind, ist das Werk von Prutz „Der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur" (Lpz. 1841), eine erschöpfende Darstellung seiner Thätigkeit, hervorgegangen.

Hainburg, Stadt im niederösterr. Kreise unter dem Wiener Wald mit 4300 E. am rechten Ufer der Donau, unweit der ungar. Grenze u. der Mündung der March gelegen, treibt Tabaks- u. Nadelfabrikation u. ist durch seine Alterthümer berühmt; am Rathhaus befindet sich ein röm. Altar u. die röm. Wasserleitung wird noch benutzt. Einige Gelehrte sind geneigt, in H. die Stätte des alten Carnuntum zu sehen. Auf einem in die Donau vorragenden Felsen liegt malerisch die Ruine der Burg Rothenstein. H. wird schon im Nibelungenliede als eine Grenzfeste gegen das Hunnenreich erwähnt; 1252 vermählte sich hier Ottokar von Böhmen mit Margaretha von Oesterreich; 1827 brannte der größte Theil des Ortes ab.

Haiti, s. „San Domingo".

Haizinger, Amalie (geborene Morstadt), deutsche Schauspielerin, betrat schon in früher Jugend in ihrer Vaterstadt Karlsruhe (wo sie 6. Mai 1800 geboren wurde) als Sängerin die Bühne u. versuchte sich, nachdem sie den Schauspieler Neumann geheirathet, auch als Schauspielerin, als welche sie bald in Karlsruhe u. auf weiten Kunstreisen große Erfolge erntete. Von 1827—46 war sie an der Seite ihres zweiten Gatten, des bedeutenden Tenoristen Anton H. (geb. 1796 in Wilfersdorf in Oesterreich, gest. 31. Dez. 1869 zu Karlsruhe), eine Hauptstütze der Karlsruher Hofbühne. Sie glänzte vornehmlich auf dem Gebiete des feineren Lustspiels durch Pikanterie u. sprudelnden Humor, der jedoch die Schranken weiblicher Anmuth u. Schicklichkeit nie überschritt. Seit 1846 ist sie am Wiener Hofburgtheater thätig; sie ging dort zum älteren Rollenfache über, das sie nicht minder gewandt u. glücklich beherrscht.

Haken u. Hakenbüchse, s. v. w. Arkebuse.

Hakim bezeichnet in der Türkei einen Weisen, einen Arzt, einen Richter 2c.

Hakluyt (spr. Häckleit), Richard, engl. Reiseschriftsteller, geb. 1553 zu Eyton (Grafsch. Hereford), begleitete 1584 den Gesandten Stafford als Kapellan nach Paris, ward nach seiner Rückkehr 1605 Präbend von Westminster, später Rectorarius zu Wetheringset (Suffolkshire) u. starb dort 23. Okt. 1616. Er gab heraus: „The principal navigations, voyages and discoveries of the English nation" (Lond. 1598—1600, 3 Bde., Fol.; n. Aufl. ebd. 1809, 5 Bde.) u. „A selection of voyages and histories of interesting discoveries" (ebd. 1612). Nach ihm benannte sich die am 15. Dez. 1846 in London gegründete Columbusgesellschaft Hakluyt Society, die den Zweck verfolgt, die Werke der berühmtesten Entdeckungsreisenden u. Geographen herauszugeben.

Hakodade, Seestadt auf der japan. Insel Jezo an einer Bucht der Sangarstraße, erinnert durch seine Lage lebhaft an Gibraltar u. zählt in 1000 schlechten u. schmuzigen Häusern angeblich 20,000 E. Der sehr sichere Hafen ist den Europäern geöffnet u. wies 1863 bereits eine jährliche Einfuhr im Werthe von mehr als 36,000 Pfd. Sterl. auf.

Hal, Stadt in der belg. Provinz Brabant mit 10,000 E., liegt an der Senne u. dem Kanal von Charleroy, 3 M. im S. von Brüssel, hat ein Gymnasium, Rübenzucker- u. Cichorienfabrikation, Branntweinbrennerei, Brauerei, Gerberei u. in der 1341—1409 im schönsten goth. Stile erbauten Liebfrauenkirche ein wunderthätiges Marienbild, zu dem alljährlich zahlreiche Wallfahrten stattfinden.

Halali ist das Signal, welches der Piqueur auf Parforce-Jagden bläst, wenn das gehetzte Thier nicht mehr fort kann. Die deutschen Jäger nennen das Signal den Fürstenruf. Es wird geblasen, sobald das Thier sich den Hunden stellt u. man nunmehr die ganze Jagdgesellschaft versammeln will, um dieselbe der jetzt folgenden Ceremonie beim Tödten des Thieres beiwohnen zu lassen.

Halbaffen, s. „Lemuren".

Halbbauer, s. „Bauer".

Halbblut, ein Ausdruck, der besonders in der Pferdezucht gebräuchlich ist, bezeichnet ein von 2 Thieren derselben Art, aber verschiedener Rasse, erzeugtes Thier; das männliche Thier muß von edlerer Rasse sein.

Halbdeckflügler, Halbflügler, s. „Hemiptera".

Halbedelstein, s. „Edelstein".

Halber Mond, Halbmond, Bezeichnung eines Festungswerkes, welches von den Italienern erfunden worden sein soll u. den Zweck hatte, die Brücke, welche über den Hauptgraben führte, auf dem jenseitigen Ufer, der Contreescarpe, zu decken. Es hatte Anfangs die Gestalt eines halben Mondes u. führte daher den Namen. Später nannte man es Ravelin u. gab ihm eine dreieckige Gestalt, indem man es zugleich wesentlich vergrößerte u. so mit der Spitze mehr in das Vorterrain verschob. In dieser Gestalt schützt das Ravelin den Hauptwall, vor dessen Mitte es liegt, sehr wesentlich u. hindert bei richtiger u. hinreichend geräumiger Konstruktion den Angreifer, gleich von vornherein den Hauptwall zu beschießen. Die dreieckige Gestalt des Halbmondes od. Ravelins soll in der Mitte des 16. Jahrhunderts zuerst angewendet worden sein. — Vergl. auch „Halbmond".

Halberstadt, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Magdeburg (Provinz Sachsen) mit 25,121 E. (1871), liegt in einer anmuthigen, fruchtbaren Gegend an der Holzemme auf hügeligem Terrain, am Abhange des Harzes. Die Bauart ist alterthümlich, u. viele Häuser sind kunstgeschichtlich interessant, besonders diejenigen, welche wie der Schuhhof die Holzarchitektur in künstlerischer Vollendung zeigen, sind meist breite Langbauten, über deren Mitte ein Dacherker aufragt. Die wichtigsten Gebäude liegen im oberen Stadttheil, dort liegt der schöne goth., zu Anfang des 13. Jahrh. vollendete Dom, der eine Menge werthvoller Alterthümer birgt. Das Südende des Domplatzes nimmt die 1005–1284 aufgeführte vierthürmige Frauenkirche ein. H. hat 9 Kirchen, darunter 2 katholische, ein Domgymnasium, eine Realschule, eine Provinzialgewerbeschule u. ein Schullehrerseminar. Das Rathhaus mit großem Rathskeller stammt aus dem 15. Jahrh. u. ist in goth. Stile mit Anklängen an die Renaissance gehalten. Im Petershofe neben der Frauenkirche residirten ehemals die Bischöfe. Die Stadt wird von schönen Anlagen umgeben. Unter den Fabriken sind die wichtigsten die in Tabak, Cigarren u. Zucker, außerdem giebt es Maschinen-, Handschuh-, Watten-, Seifenfabriken, Glockengießereien, Weißgerbereien u. Bierbrauereien. Die Gründung des Bisthums H. fällt noch in die Zeit der Karolinger. Der Stephansdom ward 859 eingeweiht, Stadtrecht erhielt der Ort 998. Die Reformation ward unter den 4 brandenburgischen Bischöfen (1511–66) durchgeführt, 1648 kam das Bisthum mit seinen Besitzungen säkularisirt als Fürstenthum an Brandenburg; 1807–1813 war H. ein Bestandtheil des Königreiches Westfalen. H. ist Geburtsort des Theologen u. Philosophen Eberhard (1739–1809); hier liegen begraben die Dichter Lichtwer u. Gleim; das Stiftungshaus des Letzteren mit dem Musentempel enthält eine interessante Sammlung von Portraits seiner literarischen Freunde.

Halberstadt, Albrecht v., s. u. „Albrecht“.

Halbgeschwister nennt man diejenigen Geschwister, die entweder nur den Vater (consanguinei) od. die Mutter (uterini) gemeinsam haben. Dieselben sind vielfach im Erbrechte zurückgesetzt, entweder so, daß sie durch die vollbürtigen Geschwister, die beide Eltern mit einander gemein haben, ausgeschlossen werden, od. doch so, daß die vollbürtigen Geschwister doppelt so große Erbportionen wie die halbbürtigen Geschwister erhalten.

Halbig, Johann, einer der tüchtigsten, schöpferischsten Bildhauer Münchens, geb. 13. Juli 1814 in Donnersdorf (Unterfranken), besuchte in München zuerst die Polytechnische Schule u. dann die Akademie der Künste, wo er sich gleich Anfangs zur realistischen Auffassung der Portraitstatue hinneigte. Seit 1835 ertheilte ihm sein besonderer Beschützer, König Ludwig I., zahlreiche Aufträge, unter denen wir nur das Viergespann der kolossalen Löwen auf dem Siegesthor zu München u. 18 allegorische Gestalten der Hauptprovinzen Deutschlands in der Befreiungshalle bei Kelheim nennen. In ähnlicher Weise u. in ähnlichen Gegenständen beschäftigte ihn nachher König Max. Fast unzählig ist die Menge seiner Bildsäulen, Portraitstatuen u. Büsten, unter denen freilich auch manche sind, in denen der Realismus sich in unschönen Formen kund giebt. Zu seinen besten Schöpfungen im Portraitstandbilde gehören das Denkmal König Maximilian's II. in Lindau u. das des Erzherzogs Joseph Palatin von Ungarn, denen man aus anderen Gebieten noch die lebensgroße Bacchantin auf einem Panther für die Großfürstin Helene von Rußland, die große Gruppe der Emanzipation der Sklaven für New-York u. den herrlichen kolossalen Christus am Kreuz auf dem Münchener Friedhofe hinzuzufügen hat. Ein ähnliches Kruzifix, mit Maria u. Johannes zur Seite, in noch kolossalerem Maßstabe, schafft jetzt der Künstler für den Schauplatz der bekannten Oberammergauer Passionsspiele; außerdem geht gegenwärtig (Sept. 1871) ein Reiterstandbild des Königs Wilhelm I. von Württemberg für Cannstatt seiner Vollendung entgegen.

Halbinsel (griech. χερσόνησος) nennt man ein dem größeren Theile nach von Wasser umgebenes Stück des Festlandes od. einer Insel. Ist die H. im Verhältniß zur Länge sehr schmal, so wird sie als Landzunge bezeichnet; hat die Verbindung des Festlandes mit der H. eine geringere Breite, als diese selbst, so heißt jene eine Landenge (griech. ἰσθμός). Die H.n erscheinen als Glieder des Festlandes u. letzteres dann besonders günstig gegliedert od. entwickelt, wenn es eine große Zahl H.n in das Meer ausstreckt, wie Europa, Ostasien. Die größten H.n der Erde sind Arabien (48,260 □M.), Hinterindien (34,000 □M.), Vorderindien (24,000 □M.); Labrador (20,000 □M.), die Skandinavische H. (14,000 □M.), die Span. H. (10,700 □M.) u. die Türkisch-griech. H. (10,300 □M.). Wie sich die Kontinente nach S. zuspitzen, zum Theil wie Amerika u. Afrika halbinselartig auslaufen, so haben auch die bedeutendsten H.n der Erde eine Richtung von N. nach S.

Nr. 3281. Kreuzgang des Doms in Halberstadt.

Halbmesser (Radius) nennt man in der Geometrie die gradlinige Entfernung vom Mittelpunkte (Centrum) eines Kreises od. einer Kugel bis zum Umfange des Kreises od. der Oberfläche der Kugel. Er hat seinen Namen deshalb, weil er der Hälfte des Durchmessers (s. d.) gleichkommt.

Halbmetalle, Metalloide od. Ametalle, mit diesen sehr unpassenden Namen belegt man leider noch häufig diejenigen chemischen Grundstoffe, die man nicht zu den eigentlichen Metallen rechnet. Es sind dies folgende: Sauerstoff, Fluor, Chlor, Brom, Jod, Schwefel, Selen, Tellur, Wasserstoff, Stickstoff, Kohle, Silicium, Bor, Phosphor u. Arsen. Wenn man die Eigenschaften der genannten Stoffe kennt, so ist das Unpassende der Bezeichnung derselben mit obigen Namen in die Augen springend u. kann überhaupt die ganze Eintheilung der Grundstoffe in Metalle u. Halbmetalle od. Ametalle als eine wissenschaftliche nicht angesehen werden, weil scharfe Unterschiede zwischen beiden Gruppen vollständig fehlen u. diese Eintheilung auf keinem klaren Prinzipe, sondern nur auf äußerlichen, zufälligen u. sehr schwankenden Merkmalen beruht.

Halbmond, eigentlich der beim Zu- od. Abnehmen zur Hälfte erleuchtete Mond, gewöhnlich aber nicht als halbe Kreisfläche, sondern in der Sichelform, ungefähr das Viertel der Kreisfläche. In dieser Form ist der H. das Symbol od. das Wappen des Türk. Reiches u. wird als solches namentlich auf Minarets, Flaggen 2c. angebracht. Früher soll dieses, wahrscheinlich das fortschreitende Wachsthum andeutende Symbol das Wappen der Stadt Konstantinopel gewesen sein. In der griech. u. röm. Mythologie zeigt der H. über dem Scheitel der Artemis od. Diana an, daß dieselbe auch als Mondgöttin (Hekate), als Repräsentantin aller Einwirkungen des Mondes auf die Erde, verehrt wurde. Uebrigens scheint auch hinter dem türk. H. ursprünglich etwas Sternkultus zu stecken. Wir finden ihn auch mit Sonne od. Sternen kombinirt, z. B. am obern Theil eines bei der Janitscharenmusik (s. d.) gebräuchlichen Instrumentes (des „Halben Mondes").

Halbopal, s. „Opal".

Halcyone, s. v. w. Eisvogel.

Halde, die abhängige Seite einer Anhöhe. Sodann sind H.n die Anhäufungen von taubem Gestein, welches aus den Mundlöchern der Schächte zu Tage geschafft wird, u. die Hügel von Schlacken, die sich bei den Hüttenwerken ansammeln.

Halden, Arnold an der (auch von der), nannten zuerst schweiz. Geschichtschreiber des 17. Jahrh. u. nach ihnen Johannes v. Müller, aus unbekannten Gründen, einen der drei angeblichen Stifter des sagenhaften Rütlibundes (s. „Grütli-" u. „Tellsage"), welcher in der ältesten Erzählung hiervon, derjenigen des „weißen Buches" von Sarnen (zwischen 1467 u. 1476), lediglich als „Sohn eines Mannes im Melchi", von dem Chronisten Etterlin (um 1507) aber „im Melchthal" (eine vom „Melchi" verschiedene Lokalität) bezeichnet wird. In dem seit dem 16. Jahrh. zu Uri aufgeführten Schauspiel von Wilhelm Tell heißt er „Erni us Melchthal", bei Tschudi „Arnold von Melchthal", u. letzterer Name blieb ungeachtet Müller's u. A. „an (von) der Halden" der herrschende u. wurde auch von Schiller adoptirt. Historische Zeugnisse über das Leben dieses Mannes, habe er so od. anders geheißen, giebt es nicht. Nach der Sage hat er bekanntlich dem Diener des Landvogtes Landenberg, der seinem Vater als Geldbuße Ochsen vom Pfluge (den es in Unterwalden niemals gab) wegnehmen wollte, einen Finger zerschlagen, floh darauf nach Uri zu Walter Fürst, während sein Vater geblendet wurde, u. stiftete den Rütlibund mit, worauf von ihm nicht weiter die Rede ist.

Halévy, Jacques Fromental, einer der bedeutendsten franz. Opernkomponisten neuerer Zeit, als der Sohn israelit. Eltern zu Paris 27. Mai 1799 geb., trat 1809 ins Pariser Konservatorium u. errang durch die Kantate „Herminie" 1819 den großen Kompositionspreis u. machte infolge dessen die vorgeschriebene Ausbildungsreise nach Italien (speziell nach Rom), von der er im J. 1822 nach Paris zurückkehrte. Den Zugang zu einer der dortigen Bühnen zu finden war ihm lange Zeit nicht vergönnt, u. seine ersten Opern — „Les Bohémiennes", „Pygmalion" u. „Les deux Pavillons" — blieben unaufgeführt; erst 1827 erbarmte sich seiner das Theater Feydeau u. brachte seine einaktige komische Oper „L'Artisan" zur Aufführung, welche aber nur geringen Erfolg hatte. Mehr Glück hatte er 1829 mit der ital. Oper „Clari" u. mit der kleinen komischen „Le Dilettante d'Avignon". Diesen folgten zunächst: das Ballet „Manon Lescaut" (1830), die einaktige Oper „Yella" (1831, aber nicht zur Aufführung gekommen), „La Langue musicale" (1831), das Ballet „La Tentation" (1832, mit Gide gemeinschaftlich komponirt), „Les Souvenirs de Lafleur" (1834, in welchem Jahre er auch die von Herold unvollendet hinterlassene Oper „Ludovic" fertig gemacht hatte). Zu glänzendem, nachhaltigem Erfolge u. zur wahren Begründung seines Rufes (auch für Deutschland) kam er 1835 auf dem Felde der Großen Oper durch „La Juive" („Die Jüdin"), u. auf dem der komischen Oper durch „L'Eclair" („Der Blitz"), welche beiden Werke wol auch als die Höhepunkte seines Schaffens angesehen werden müssen. Als die erfolgreichsten unter seinen zahlreichen, seit 1835 geschriebenen Opern dürften zu nennen sein: „Guido et Ginévra" (1838), „La Reine de Chypre" (1840), „Charles VI." (1842), Les Mousquetaires de la Reine" (1846), „Le Val d'Andorre" (1848) u. „La Fée aux Roses" (1849). Anderweitige Kompositionen H.'s sind: einige Scenen aus Aeschyleïschen Tragödien, eine Kantate „Les plages du Nil" u. verschiedene religiöse Tonwerke. — Im J. 1827 war H. Accompagnateur an der Ital. Oper u. Professor der Harmonielehre am Konservatorium (als Nachfolger Daussoigne's) geworden,

Nr. 3282. Jacques Fromental Halévy (geb. 27. Mai 1799, gest. 17. März 1862).

1829 wurde er Gesanglehrer an der Großen Oper, 1833 Kompositionsprofessor am Konservatorium (an Fétis' Stelle), 1836 Mitglied der Akademie der Künste u. 1854 ständiger Sekretär dieses Instituts. Er starb zu Nizza 17. März 1862.

Halfter, ein Stück der Pferderüstung, welches zum Anbinden des Pferdes im Stalle od. im Lager dient. Die H. soll möglichst wenig Riemen u. Schnallen haben, um durch ihr Gewicht das Pferd nicht zu belästigen; andrerseits muß sie so konstruirt sein, daß das Pferd sie nicht selbst abstreifen od. derart am Kopfe verschieben kann, daß sie edlere Theile, z. B. das Auge, verletzt. Häufig dient die H. bei den Militärpferden zugleich als Kopfgestell für die Trense. Als Material für die H. verwendet man vorzugsweise gutes lohgares Leder, vielfach auch Gurten, fein gedrehte Hanfstricke, auch Seidenstricke. Die Taschenhalftern, so genannt, weil sie der Reiter leicht in die Tasche stecken kann u. dann die Zäumung des Pferdes nicht durch die H. zu kompliziren od. unschön zu machen braucht, sind meist von Seide. Junge Pferde „aufhalftern" heißt: sie im Stalle anbinden, im Gegensatze zu dem in Gestüten vorzugsweise vorkommenden Stehen in Herden. In weiterem Sinne versteht man unter „aufhalftern" auch das Entnehmen der Fohlen aus der Herde u. das Gewöhnen an das Stehen in einzelnen Ständen im Stalle.

Halikarnassos, im Alterthum die bedeutendste Stadt Kariens (der südwestlichsten Landschaft von Kleinasien, am Keramischen Meerbusen gelegen, mit einem durch die Insel Arkonnesos gebildeten Hafen u. stark befestigt. H. wurde von Argivern u. Doriern aus Trözene gegründet u. gehörte zum dorischen Sechsstädtebund (Hexapolis), aus dem es aber später ausgestoßen wurde. Seine größte Blüte erreichte H. unter der Herrschaft des Tyrannen Mausollos, dem seine Schwester Artemisia als Grabmal das Mausoleion (s. „Mausoleum") baute. Die Stadt wurde durch Alexander d. Gr. erobert u. zerstört. Auf den Ruinen von H. liegt das heutige Städtchen Budrun. H. war die Vaterstadt der beiden Geschichtschreiber Herodot u. Dionysios.

Halifax (spr. Hällifär), Stadt mit 65,980 E. (1871) in der engl. Grafschaft York, zwischen York u. Manchester im Hügellande u. im großen nordengl. Steinkohlenbecken gelegen, ist im Innern meist unregelmäßig gebaut, hat aber in der goth. Kathedrale u. in der Tuchhalle geräumige Gebäude. Die Stadt ist ein Hauptsitz der Wollen- u. Worstedindustrie, sehr bedeutend ist jedoch auch die Weberei baumwollener u. gemischter Waaren, der Maschinenbau, die Eisengießerei, Papierfabrikation u. die Brauerei. H. wird durch große Waßerwerke gespeist, welche von dem benachbarten Flecken Hippersholm, einem Lieblingsaufenthalt der wohlhabenden Kaufleute der Stadt, herabgeführt sind.

Halifax, Hauptstadt von Neuschottland im brit. Nordamerika mit 29,582 E. (1871), liegt an einer schönen Bai im SO. der Halbinsel u. ist durch seine Citadelle, welche einen 80 m. über die Stadt sich erhebenden Hügel krönt, u. seine Strandbatterien eine der stärksten britisch-amerik. Festungen u. zugleich Sitz des Gouverneurs der Provinz, eines kathol. Erzbischofs u. eines anglikan. Bischofs u. der obersten Provinzialbehörden. H., 1749 gegründet, hat bedeutende Werften, große Hospitale, eine Börse u. eine kathol. Kathedrale; mehrere bedeutende Feuersbrünste haben seine Entwickelung aufgehalten, doch ist es noch eine der wichtigsten Stationen der engl. Kriegs- u. Handelsflotte. Der sehr geräumige Hafen ist gewöhnlich im Winter eisfrei u. kann die ganze engl. Kriegsflotte aufnehmen. An seinem Eingange stehen 2 Leuchtthürme. Der Handel ist von beträchtlichem Umfange; zur Ausfuhr kommen vorzugsweise Kohlen, Holz, Häringe, Stockfische u. Gold, das in Neuschottland in den letzten Jahren in größern Mengen gewonnen worden ist.

Halifax (spr. Hällifär), Charles Montague, Graf v., engl., Staatsmann u. Dichter, geb. zu Horton (Northamptonshire) 16. April 1661, erweckte 1685 durch ein Gedicht auf Karl's II. Tod das Interesse des Grafen v. Dorset, der ihn in die Diplomatie einführte, wirkte als Parlamentsmitglied für die Berufung des Prinzen Wilhelm von Oranien auf den Thron England's, führte 1697 als Kanzler des Zahlamts (seit 1694) Schatzkammerscheine als Papiergeld ein u. erwarb sich durch diese Finanzmaßregel den Beinamen „der engl. Macchiavelli", wurde 1698 erster Kommissar der Schatzkammer u. 1700 als Baron v. H. Peer von England. Obwol bei der Königin Anna in Ungnade stehend, vermittelte er 1706 die Vereinigung Schottlands mit England. König Georg I., dem er die Akte in Bezug auf die Thronfolge des Hauses Hannover in England überbracht hatte, erhob ihn zum Grafen u. ernannte ihn aufs Neue zum ersten Schatzkammerkommissar. H. hatte indeß mehr erwartet u. trat aus gekränktem Ehrgeiz zur Oppositionspartei der Tories über. Er starb 19. Mai 1715, in welchem Jahre auch noch seine Biographie u. seine Gedichte erschienen.

Halimodendron, wörtlich Salzbaum, da die Pflanze auf Salzboden Sibiriens am liebsten gedeiht. Ein der gemeinen Akazie ähnlicher, darum auch von Pallas zuerst Robinia Halodendron genannter Strauch mit silbergraugrünen Blättern u. langen, ruthenförmigen Zweigen, an welchen sich gegen den Juni hin fleischrothe u. lilafarbige Blüten entwickeln; werthvoll, weil er bei einer Höhe von 2—3 m. eine zierliche Erscheinung für unsere Gärten ist u. durch Kopulation auf einen familienverwandten anderen Strauch (Caragana arborescens) derselben Heimat gepfropft werden kann. Solche Bäume haben einen ernsten Charakter u. werden als Trauerbäume gepflanzt. Die Pflanze liebt Sandboden mit mäßiger Feuchtigkeit, gedeiht aber am wirksamsten vereinzelt auf sonnigem Rasen. Die Blätter sind zweipaarig-gefiedert, länglich, seidenhaarig u. stachelspitzig.

Halkyone, s. „Alkyone".

Hall, Stadt in Tirol mit 5022 E. (1869), am Inn, 2 Stunden im NO. von Innsbruck gelegen, eng u. krumm gebaut, hat eine schöne, 1271 erbaute Pfarrkirche mit einem werthvollen Gemälde von Quillinus, einem Schüler Rubens', u. einem in Holz geschnitzten Christusbilde von Albrecht Dürer, ein Gymnasium, 2 Klöster, 1 Militärerziehungsinstitut u. 1 Irrenhaus. Im N. der Stadt liegt der Salzberg, dessen Wasserstollen eine Höhe von 1600 m. über dem Meere haben. Das Salz wird auch hier wie in Hallein (s. d.) durch Auslaugen gewonnen u. die Soole nach H. geleitet, wo jährlich etwa 200,000 Ctr. gesotten werden. Das Salzbergwerk ist nach urkundlichen Nachrichten schon 740 in Betrieb gewesen. Dieser wichtige Platz ist viel umkämpft worden, am heißesten 1809, wo Speckbacher, der, in dem H. gegenüber gelegenen Dorfe Rinn geboren, in Hall 1820 gestorben u. an der Pfarrkirche begraben ist, am 11. April mit seinen Bauern den Ort erstürmte u. die Besatzung gefangen nahm; aufs Neue mußte H. aber am 29. Mai u. am 13. Aug. von Speckbacher mit Sturm genommen werden. Im Mittelalter war H. eine der wichtigsten Münzstätten Tirols.

Hall, Charles Francis, arktischer Seefahrer, der sich hochverdient gemacht hat um die Erforschung der westl. Nordpolarregion. In Cincinnati 1821 geb., widmete er sich der Gravirkunst, bis er aus Interesse für die Kane'sche u. Franklin'sche Nordpolexpedition 1860 mit einem Walfischfänger seine erste Fahrt von Neulondon aus begann. Er entdeckte, daß die sogenannte Frobisherstraße nur eine Bai ist, zog Erkundigungen über das Schicksal Franklin's ein u. studirte die Sprache u. das Wesen der Eskimo's. Nach seiner Rückkehr 1862 schrieb er „Life with the Eskimos" (Lond. 1864), eines der besten Bücher, welche bis jetzt über die Eskimo's existiren. Im J. 1864 trat er eine neue Seereise an, hielt sich 5 Jahre im N. der Hudsonsbai auf u. entdeckte zahlreiche Ueberreste der Franklinerpedition. In sein Vaterland zurückgekehrt, brachte er es durch seine Bemühungen dahin, daß die Regierung der Vereinigten Staaten die Expedition „Polaris" ausrüstete, auf der er 29. Juni 1871 New-York verließ. Er kam in den Smithsund, landete auf Grinnellland, durchfuhr den Kennedy- sowie den von ihm entdeckten Robesonkanal (benannt nach dem amerikan. Marineminister) u. erreichte 3. Sept. 82° 16', die höchste Breite, zu der bis jetzt ein Schiff kam. Aber sein Lebensideal, „den Fuß auf den Pol zu setzen u. dort das Sternenbanner aufzupflanzen", war ihm zu erreichen nicht vergönnt: trotz der noch offenen Wasserstraße gab Buddington, der nautische Führer der Expedition, den Befehl zur Umkehr. H. erlebte die Ueberwinterung nicht, er starb 8. Nov. 1871 unter 81° 38' n. Br. in dem Robesonkanal.

Hall, Joseph, berühmter engl. Theologe, geb. 1. Juli 1574 zu Ashby de la Zouch in der Grafschaft Leicester, studirte im Emanuelcolleg zu Cambridge u. wurde, nachdem er mehrere geistliche Aemter bekleidet, als Kaplan Jakob's I. 1618 auf die Synode zu Dordrecht geschickt, um daselbst die engl. Geistlichkeit zu vertreten. Nach seiner Rückkehr wurde er Dekan zu Worcester, 1627 Bischof zu Exeter u. 1641 Bischof zu Norwich. Die engl. Revolution zog ihm zweimal Haft im Tower zu. Er starb schließlich als Privatmann zu Higham 8. Sept. 1656. Von seinen sehr zahlreichen Schriften in lat. u. engl. Sprache (gesammelt von Pratt in 10 Bdn., Lond. 1810) verschaffte ihm eine, der „Seneca christianus", den Beinamen des „Christlichen Seneca".

Hall, Karl Christian, dän. Staatsmann, geb. zu Kopenhagen 28. Febr. 1812, ward als Professor der Rechte 1849 in den Reichstag gewählt u. erhielt 1852 die Stelle eines Generalauditeurs der Armee, verlor dieselbe aber wieder wegen seiner Opposition gegen das Ministerium Oersted. Die von ihm im Okt. 1854 veranlaßte Antwortadresse des Volksthings auf die Thronrede führte zur Auflösung desselben; da aber die Neuwahlen ungünstig für die Regierung ausfielen, nahm das Ministerium seine Entlassung u. H. ward im Dez. 1854 Kultusminister für Dänemark, als welcher er im Febr. 1856 interim. auch mit der Leitung des Kirchen- u. Unterrichtswesens in Schleswig betraut wurde. Nach dem Rücktritt Scheele's, des bisherigen Hauptleiters der dän. Politik, erhielt H. 13. Mai 1857 den Vorsitz im Ministerrath, behielt aber bis Juli 1858 das Kultusministerium bei, um dann das des Auswärtigen zu übernehmen; zwar veranlaßten zum Theil vom Hof ausgehende Einflüsse 23. Nov. deſſ. Jahres seinen Sturz, aber der am 8. Febr. 1860 erfolgte Tod Rotwitt's führte seinen Wiedereintritt in die Präsidentschaft u. das Ministerium des Auswärtigen herbei. Da H. insbes. hinsichtlich Schleswig-Holsteins die in Dänemark herrschenden An- u. Absichten vertrat, so behielt auch der neue König, Christian IX., das Ministerium H. bei, bis es durch die Ereignisse 24. Dez. 1863 verdrängt u. durch ein weniger eiderdänisch gesinntes Kabinet ersetzt wurde. Im Mai 1870 übernahm H. wieder das Kultusministerium, gab dasselbe aber an Worsaae (s. d.) ab, als im Juli 1874 das Ministerium Fonnesbech die Leitung der Geschäfte übernahm.

Hall, Robert, engl. Theologe, geb. 2. Mai 1764 zu Arnsby, erzogen auf der Baptistenschule zu Bristol, studirte zu Aberdeen Theologie. Seine vorzügliche Begabung für die Kanzel bekundete er zuerst als Baptistenprediger zu Bristol, dann 1790—1804 zu Cambridge. In letztgenanntem Jahre nöthigte ihn Krankheit zum Verzicht auf sein Amt; doch wirkte er später wieder zu Leicester u. seit 1826 zu Bristol bis an seinen Tod (21. Febr. 1831). Als Kanzelredner ist H. seit-

dem höchstens von Spurgeon in England übertroffen worden; eine Sammlung seiner Schriften u. Predigten gab Gregory (6 Bde., Lond. 1816) heraus.

Hallam (spr. Hälläm), Henry, berühmter engl. Geschichtschreiber, geb. zu Windsor 1777, studirte in Oxford, lebte seit 1799 in London, trat in regen Verkehr mit den hervorragendsten Männern der Whigpartei, bekleidete, als diese Partei am Ruder war, den Posten eines Oberrechnungskommissars, wurde dann Kurator am Brit. Museum, zog sich aber später nach Clevedon u. von dort nach Pickhurst zurück, wo er 22. Jan. 1859 starb. Er war seit 1805 Mitarbeiter der „Edinburgh Review" u. gehörte 1825 zu den Gründern der Londoner „Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Kenntnisse", durch welche die populäre Literatur Englands geschaffen wurde. Seine Hauptwerke, die auf gründlichen Forschungen u. auf einer eben so scharfen als unparteiischen Auffassung beruhen, auch durch einen klassischen Stil sich auszeichnen, sind: „View of the state of Europe during the middle ages" (Lond. 1818, 2 Bde.; deutsch von Halem Jtsen, Lpz. 1820), dazu „Supplemental notes" (Lond. 1848); „The constitutional history of Engl. from the accession of Henry VII. to the death of George II." (ebd., 3 Bde., 1827; 4. Aufl. 1842; deutsch v. Rüder, Lpz. 1828—29) u. „Introduction to the literature of Europe in the 15., 16. and 17. centuries" (Lond. 1837—38, 4 Bde; 3. Aufl. 1848). H.'s sämmtliche Werke erschienen 1854—56 in 10 Bdn. zu London. Sein Sohn, Arthur Henry H. (geb. zu London 1803, gest. zu Wien 15. Sept. 1833) hat sich als Dichter u. Schriftsteller bekannt gemacht.

Nr. 3283. Der Marktplatz zu Halle a. S.

Halland, Landschaft (Län) im südl. Schweden mit 86,25 □M. u. 127,221 E. (1871), ist ein 2—7 M. breiter Küstenstrich am Kattegat, welcher im S. eine wellenförmige, größtentheils sandige Ebene bildet u. nach N. u. O. zu Hügelland ansteigt. Das Innere ist ein mit Heidekraut, dünnem Walde u. häufigen Mooren bedecktes Plateau, durchschnitten von zahlreichen Flüssen in tiefen Rinnen. Die bedeutendsten derselben, welche zwar nicht schiffbar sind, aber sehr reich an Lachsen, sind der Lago Au, der Nissa Au u. Aetran, der nordl. Theil der Küste, dem Holme vorgelagert sind, hat gute Ankerplätze. Die Bewohner treiben Ackerbau, Viehzucht, Weberei, Schiffahrt u. Fischerei. Hauptstadt ist Halmstad mit gutem Hafen.

Hallberg, eine zu Anfang des 17. Jahrh. aus Schweden nach Deutschland gekommene Familie, die 27. Juli 1632 den Reichsadel erhielt u. 10 Juni 1731 in den Reichsfreiherrenstand erhoben wurde. Von ihren 3 Linien blüht nur noch die Linie **H. zu Broich**, deren gegenwärtiger Chef Frhr. Theodor **v. H. zu B.**, geb. zu Jülich 17. Mai 1824, Besitzer des „Großen Gutes zu Essern" im Reg. Bez. Köln ist. Berühmt ist dessen Oheim Frhr. Theodor Karl Alex. **v. H. zu B.**, genannt der Eremit v. Gauting, geb. zu Broich im Reg. Bez. Aachen 8. Sept. 1768; derselbe wurde kurbayer. Offizier, studirte während seiner Dienstzeit in Oxford, Heidelberg, Göttingen, Paris u. Wien Medizin, nahm 1790 seinen Abschied, bereiste Amerika, Italien, die Schweiz u. diente eine Zeitlang als Generallieutnant dem Dey von Algier. Nachdem er dann 1813 den Landsturm zwischen Rhein u. Maas organisirt hatte, führte er denselben als Feldoberstbauptmann über den Rhein, ward 1814 Festungsbaukommissar in Jülich u. 1815 Generalpolizeikommissar in Paris. 1819 nach Bayern übergesiedelt, kaufte er das Gut Fußberg bei Gauting in dem von München nach dem Sternberger See führenden Mühlthale u. trocknete das Freisinger Moor aus, um daselbst eine Kolonie anzulegen. Bis 1850 unternahm er neue weite Reisen, wie nach dem Orient, nach Amerika, Rußland u. Persien; dann lebte er, in vielfacher Beziehung ein Original, auf seiner Besitzung Hörmannsdorf bei Landshut, wo er 17. April 1862 starb. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Reise durch Skandinavien 1817" (Köln 1818); „Reiseepistel durch den Isarkreis" (Augsb. 1825); „Stammbuch der eisernen Hand des Götz von Berlichingen" (Münch. 1828); „Die Armenkolonie" (ebd. 1829); „Reise durch Italien" (Augsb. 1829); „Till Eulenspiegel's Geniestreiche in Knittelversen" (Krefeld 1830); „Ueber den Rhein-Donau-Kanal u. den alten Handlungsweg nach Indien" (Augsb. 1831); „Zur Geschichte der Sitten, Gebräuche u. Moden" (Aachen 1832); „Reise nach dem Orient" (2 Bde., Stuttg. 1839); „Reise durch England" (ebd. 1841); „Reise durch Deutschland, Rußland, den Kaukasus u. Persien in den J. 1842—44" (2 Bde., ebd. 1844). Vgl. Gistel, „Das Leben des Frhrn. H. B." (Berl. 1863).

Halle, Stadt im Reg. Bez. Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, mit 52,639 E. (1871) am rechten Ufer der mehrarmigen Saale, besteht aus der eng u. düster gebauten inneren Stadt, den ehemaligen Ortschaften Glauchau u. Neumarkt u. 5 Vorstädten, welche bes. im O. in der Nähe der Bahnhöfe schöne Gebäude aufzuweisen haben. Unter den 9 Kirchen, unter denen eine kathol., sind hervorzuheben: die vierthürmige Marienkirche, welche 1529—54 in spätgoth. Stile der Erzbischof Albrecht von Mainz u. Magdeburg hat aufführen lassen; die aus dem 12. Jahrh. stammende Moritzkirche; die 1339 als Kirche des Servitenklosters erbaute Ulrichskirche u. die Domkirche. Die Residenz der Magdeburgischen Erzbischöfe neben dem Dome gehört jetzt zu den Gebäuden der Universität; in der Nähe befinden sich die Ruinen der 1484—1513 erbauten u. im Dreißigjähr. Kriege zerstörten Moritzburg. H. ist Sitz eines Landrathamtes, einer Oberpostdirektion, einer Handelskammer u. eines Oberbergamtes. Berühmt sind seine Bildungsanstalten; bes. die 1694 infolge der Ausweisung des Juristen Christian Thomasius aus Leipzig gegründete Universität, mit welcher 1815 diejenige von Wittenberg vereinigt worden ist. Großartig sind die Francke'schen Stiftungen in Glauchau (s. „Francke"), in deren Lehranstalten gegen 3500 Schüler u. Schülerinnen Unterricht finden; mit denselben ist ein ansehnliches Waisenhaus, ein Pädagogium, eine Realschule u. eine großartige Buchhandlung neben anderen Anstalten verbunden. Außerdem besitzt H. noch ein Gymnasium, eine Provinzialgewerbschule u. ein landwirthschaftliches Institut mit Versuchsstation. Die Industrie hat sich bes. nach der Erschließung der in der Nähe der Stadt befindlichen Braunkohlenlager gehoben; das Salzwerk, eins der bedeutendsten Deutschlands, ist, soweit es in der Stadt liegt, Eigenthum einer Genossenschaft, außerhalb derselben königlich. Die Arbeiter in den Salinen heißen Halloren (s. d.). Unter den Fabriken sind die wichtigsten: die in Zucker, Chemikalien, Cichorien, Dachpappe, Papiertapeten, Oel, Paraffin u. Goldleisten; Buchdruckerei u. Buchhandel sowie der Handel mit Getreide u. Vieh sind bedeutend. H. ist Geburtsort des Komponisten Händel (s. d.), dem auf dem Marktplatz 1859 ein Denkmal errichtet worden ist, u. des dän. Staatsministers Grafen von Struensee (s. d.). Eine Burg Halla wird schon 806 erwähnt, die Ansiedelung um dieselbe ist wahrscheinlich noch im 10. Jahrh. zur Stadt erhoben worden. Im Mittelalter erreichte H. vorzüglich durch seinen Beitritt zur Hansa eine große Handelsblüte, führte 1522—41 die Reformation durch u. kam 1648 an Brandenburg. In der Nähe liegt Giebichenstein (s. d.).

Hallein, Salinenstadt in Salzburg u. nach der Hauptstadt der größte Ort des ganzen Kronlandes mit 3614 E. (1869), liegt am linken Ufer der Salzach u. am Fuße des Dürnberges im S. von Salzburg, hat 5 Kirchen, 1 Soolbad und Stecknadelfabriken und ist Sitz der Salinenverwaltung.

Der bedeutende Salzreichthum des Dürnberges war schon im 6. Jahrh. bekannt, doch wurden die Salzwerke erst 1123 zu bearbeiten begonnen. Da das Steinsalz meist mit Mergel vermengt u. rein nur in dünnen Streifen vorkommt, so wird es ausgelaugt, d. h. süßes Wasser in die künstlich ausgearbeiteten Höhlungen (Sinkwerke) im Innern des Berges geleitet, dort mehrere Wochen, um sich mit Salz zu sättigen, stehen gelassen u. dann in die Sudhäuser geführt, wo es ausgesotten wird. Das Bergwerk wird leicht vom Dorfe Dürnberg befahren; es hat 30 große Sinkwerke, deren größtes über 18,750 Km. Sulze fassen kann. Die Salzsiedereien liefern jährlich gegen 300,000 Ctr. Salz.

Hallelūjah (hebr.), d. h. „preiset Jehovah!" (Jah ist Abkürzung für Jehova). In der kath. Messe ist das H., meist in einigen Psalmversen bestehend, der Schluß des Graduale, d. h. des zwischen die Vorlesung der Epistel u. des Evangeliums einfallenden Chorgesanges. Da es ein freudiger Lobgesang ist, so fällt es in den Fasten u. bei Trauermessen weg.

Haller, Albrecht von, von A. v. Humboldt „einer der größten Naturforscher aller Zeiten" genannt, daneben auch als Dichter von hoher Bedeutung, wurde als ein schwächliches Kind des aus patrizischem Geschlechte stammenden Advokaten und Landschreibers Nikolaus Emanuel H. zu Bern 16. Okt. 1708 geb. u. beschäftigte sich schon sehr früh mit sich selbst, da ihn seine Kränklichkeit von anderen Kinderkreisen ausschloß, am liebsten mit Büchern, die in ihm eine außerordentliche Lesewuth, ebenso wie die Anlage zu höchst universaler Bildung entwickelten. Obgleich vom Vater, der ihm aber schon 1721 starb, zum Geistlichen bestimmt, wendete er sich doch schon früh der Arzneiwissenschaft zu u. ging, auf dem Gymnasium zu Bern zwei Jahre lang vorbereitet, sowie zu Biel von einem Arzte in der Descartes'schen Philosophie unterrichtet, in seinem 15. Jahre als Student der Medizin nach Tübingen. Ein Jahr später fand er aber erst in Leyden, unter dem Einflusse eines Boerhave, volle Befriedigung u. arbeitete hier mit einer Rastlosigkeit, daß er 16 Monate nachher den damals so hochberühmten Musensitz als Doktor der Medizin verlassen konnte, um sich nun in den Hospitälern von London u. Paris seine letzte Ausbildung zu holen. Er ging hierauf nach Basel, um bei Johann Bernoulli noch Mathematik zu studiren, während er nach Beendigung dieser Studien an die Botanik ging, für die ihn eine Reise mit dem berühmten Botaniker Geßner durch die Schweiz weckte. Im 21. Jahre kehrte er als praktischer Arzt nach Bern zurück, wo er sich mit neuen Studien, nämlich numismatischen u. philologischen, beschäftigte, die ihn nicht abhielten, selbst zu dichten. Diese Gedichte lenkten zuerst die Aufmerksamkeit des Auslandes auf ihn u. so erhielt er als 28jähriger Gelehrter einen Ruf als Professor der Medizin, Anatomie, Chirurgie u. Botanik nach Göttingen, wo er im Herbst 1736 eintraf. Hier begründete er eigentlich zuerst den großen Ruf der Universität durch die Schöpfung eines anatomischen Präparirsaales, eines botanischen Gartens u. anderer Anstalten, während er praktisch wie theoretisch die erstaunlichste Thätigkeit entfaltete. Denn abgesehen von seiner Lehrthätigkeit, hatte er ein wachsames Auge auf die Naturgeschichte in ihrem ganzen Umfange, auf Botanik, Physik, Medizin, Anatomie, Physiologie, Chirurgie, Geschichte der Medizin, Mathematik, selbst auf Reisebeschreibungen, Romane, Logik u. Metaphysik, Theologie u. Kirchengeschichte, alte Literatur u. Literaturgeschichte, sogar auf die politische Geschichte ꝛc. Zufolge dessen soll er z. B. 12,000 Rezensionen für die „Göttinger gelehrten Anzeigen", deren Redaktion er übernahm, verfaßt haben. So wurde Göttingen durch H. ein zweites Leyden, dem er durch Gründung eines chirurg. Kollegiums, eines Hebammeninstituts, einer Akademie der Wissenschaften, deren Präsident u. Seele er wurde u. blieb, u. Anderes einen Weltruf verschaffte. Dennoch wandte er 1753 diesem Allem den Rücken u. kehrte in seine Vaterstadt zurück, welche ihn schon 1745 zum Mitgliede des Großen Rathes ernannt hatte; hier nahm er als neuernannter Ammann den lebhaftesten Antheil an den Staatsgeschäften, gründete auch hier eine Reihe wissenschaftlicher Institute, hörte aber dabei nicht auf, sich noch ebenso lebhaft an seiner Göttinger Gelehrtenakademie bis zu seinem Tode zu betheiligen. Diese außerordentliche Thätigkeit u. aufreibende Arbeit hatte jedoch seinen Körper ebenfalls aufgerieben; mit einem mißvergnügten, verfinsterten Gemüthe zog er sich, 4 Jahre vor seinem Tode, auch von seinen republikanischen Aemtern zurück u. starb, übersättigt von Ruhm u. abgestumpft gegen allen Glanz der Welt, 12. Dez. 1777. Von seinen überaus zahlreichen Werken sind hervorzuheben die anatomischen: „Icones anatomicae" (Gött. 1745—55, gr. Fol.) u. „Opera academica minora anatomici argumenti" (3 Bde., Laus. 1762—68); die physiologischen: „Elementa physiologiae corporis humani" (8 Bde., ebd. 1757—66, 2. Aufl. Bern 1777, deutsch von Halle, 8 Thle., Lpz. 1759—76), „Primae lineae physiologiae" (Gött. 1747, 4. Aufl. von Wrisberg, ebd. 1780, deutsch, Berl. 1769, Erl. 1796 u. öfter); die botanischen: „Iter alpinum anni 1731" u. „Iter helvet. anni 1739" in den „Opusc. botan." (Gött. 1749) „Enumeratio stirpium Helvetiae" (2 Bde., ebd. 1742, Fol.), „Ad enumerationem stirpium Helv. emendationes et auctuaria" (6 Thle., Bern 1760—65, 2. Ausg. 1768, 3 Bde., Fol.), „Enum. plantarum horti regii et agri Gotting." (Gött. 1753) u. eine „Biblioth. botanica" (2 Bde., Zürich 1771 f.); die medizinischen: Hermann Boerhaave's „Methodus studii medici" (2 Bde., Amst. 1751), „Artis medicae principes" (11 Bde., Laus. 1769—74, 2. verb. Aufl. von Vicat, ebd. 1784—87), „Disputationes ad morborum hist. et curat. facientes" (7 Bde., Laus. 1756—60) u. „Vorlesungen über gerichtliche Arzneiwissenschaften" (2 Thle., Bern 1782 u. 84); die theologischen: „Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung" (ebd. 1772) u. „Briefe zur Vertheidigung der Offenbarung" (3 Thle., ebd. 1775—77); die poetischen: „Gedichte" (zuerst als „Versuch schweizerischer Gedichte" anonym erschienen (Bern 1732, 12. Ausg. ebd. 1828) u. „Die Alpen", ein Lehrgedicht (Zür. 1773, Bern 1795). Diese Werke sind von besonderer Bedeutung, nicht sowol wegen ihres poetischen Werthes, sondern weil in ihnen H. sich,

Nr. 3281. Albrecht von Haller (geb. 16. Okt. 1708, gest. 12. Dez. 1777).

ähnlich wie gleichzeitig Hagedorn, losmachte von der Geschmacklosigkeit der Lohenstein'schen Schule u. für den seltenen Reichthum von Gedanken auch eine kräftige, kernhafte, naturwahre Sprache fand. Endlich folgten noch die Romane „Usong" (Bern 1771), „Alfred" (Gött. 1773) u. „Fabius u. Cato" (ebd. 1774). Vgl. Zimmermann „Das Leben des Herrn v. H." (Zür. 1755); Senebier, „Éloge histor. de M. A. de H." (Genf 1778); Lamberg, „Époques raisonnées sur la vie d'A. de H." (Lpz. 1778); Haller, „Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller u. über sich selbst" (Bern 1787); Heft 189 der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorlesungen" (Berl. 1874). — Gottlieb Emanuel **v. H.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Bern 1735, gest. daselbst 1786, war Mitglied des dortigen Großen Rathes u. gab u. a. heraus: „Schweiz. Münz- u. Medaillenkabinet" (2 Bde., Bern 1780—81) u. „Bibliothek der Schweizergeschichte" (7 Bde., ebd. 1785—88). — Karl Ludwig **v. H.**, Sohn des Vor., geb. Bern 1. Aug. 1768, war seit 1795 Sekretär des täglichen Raths daselbst, emigrirte 1800 nach Oesterreich, kehrte 1806 als

Professor der Geschichte an die Universität in Bern zurück, wo er 1814 auch Mitglied des Kleinen u. des Großen Rathes wurde. Nachdem sein schon im Okt. 1820 erfolgter Uebertritt zum Katholizismus 1821 bekannt geworden war, verlor er seine damit unvereinbaren Aemter. 1824 bis zur Julirevolution von 1830 hatte er eine Anstellung im Ministerium des Auswärtigen zu Paris. Hierauf lebte er eine Zeitlang in Solothurn, wo er das Bürgerrecht erlangte, seit 1834 als Mitglied des Kleinen Rathes zu den Häuptern der ultramontanen Partei gehörte und 20. Mai 1854 starb. Er schrieb: „Restauration der Staatswissenschaft" (6 Bde., Winterthur 1816 bis 1834). Vgl. Escher, „Ueber die Philosophie des Staatsrechts, mit besonderer Beziehung auf H.'sche Restauration 2c." (Zür. 1821); Haller, „Lettre à sa famille pour lui déclarer son retour à l'eglise cath." (Paris 1821, deutsch von Paulus, Stuttg. 1821, von Studer, Bern 1821); Tzschirner, „Der Uebertritt des Herrn v. H. zur kathol. Kirche" (Lpz. 1821).

Halley, Edmund, ein bekannter engl. Mathematiker u. Astronom, ist als Sohn eines Seifensieders in dem jetzt zu London gehörigen Orte Haggerston 29. Okt. 1656 geb. Anfänglich literarischen Studien zugethan, vertauschte er diese bald mit astronomischen, in denen er bald Bedeutendes leistete. Die Regierung, auf ihn aufmerksam geworden, sandte ihn 1676 behufs astronomischer Beobachtungen am

Nr. 3288. Edmund Halley, geb. 29. Okt. 1656, gest. 14. Jan. 1712.

südl. Himmel nach St. Helena. Der „Catalogus stellarum australium" (Lond. 1679) ist das Resultat dieser Forschungen. 1769 ging H. nach Danzig zur Schlichtung eines Streites zwischen dem Engländer Hook u. dem Danziger Rathsherrn u. Astronomen Hevelius; ferner unternahm er 1698—1700 zwei Reisen in das Atlantische Meer zur Untersuchung der Verhältnisse des Erdmagnetismus. 1703 wurde er Professor der Geometrie an der Universität Oxford u. 1720 königl. Astronom der Sternwarte zu Greenwich. Am bekanntesten ist der Name H.'s durch den nach ihm benannten Kometen geworden, den H. auf einer Reise in Frankreich 1682 entdeckte u. dessen Bahn er untersuchte. H. war der Erste, der nach Newton's Gravitationstheorie auch eine Anzahl (25) Kometenbahnen berechnete (1705). Als er dabei die einzelnen Kennzeichen der Bahnen, Elemente genannt, mit einander verglich, fand er drei Bahnen (die der Kometen 1531, 1607 u. 1682), bei welchen die Elemente so ähnlich waren, daß er daraus schloß, diese Bahnen müßten ein u. demselben Kometen angehören, der eine Umlaufszeit von 75—76 Jahren um die Sonne hätte. Seine Voraussetzung, daß dieser, später der H.'sche genannte Komet eine elliptische Bahn beschreibe u. 1758 wiederkehren würde, bestätigte sich auf das Glänzendste, doch erschien der Komet nicht in seiner Sonnennähe 1758, sondern erst 1759, welche Verzögerung von der von Clairaut vorausberechneten Einwirkung des Jupiter u. Saturn auf die Bewegung des Kometen herrührte. Seitdem ist der Komet auch 1835 wieder erschienen. Die Wiederkehr 1759 erlebt Halley nicht, denn er starb 14. Jan. 1712. Von seinen übrigen Arbeiten verdient die Erfindung des Spiegeloktanten besondere Erwähnung, auch verbesserte H. die Taucherglocke u. löste mehrere wichtige Probleme. Von H. rührt die erste Karte der magn. Deklination her (1701), ebenso die erste Grundlage für die barometrische Höhenmeßformel, die Erklärung des Nordlichtes als eines magnetischen Phänomens, die Verbesserung der Methode, aus den Venusdurchgängen die Parallaxe der Sonne zu bestimmen u. a. Es existiren 77 Abhandlungen, astronomische, mathematische u. physikalische Gegenstände betreffend, die in den „Philosophical Transactions" erschienen sind. Außerdem kamen nach seinem Tode die „Tabulae astronomicae" (Lond. 1749) heraus.

Hallier, Ernst, deutscher Botaniker, bekannt insbes. durch seine Untersuchungen über die Gährungserscheinungen u. die Krankheitspilze, ward 15. Nov. 1831 als ein Neffe M. J. Schleiden's (s. d.) zu Hamburg geb., erlernte seit Ostern 1848 im Botan. Garten zu Jena die Gärtnerei, arbeitete dann in verschiedenen großen Gärten als Gehülfe, bereitete sich hierauf mit Erfolg zum Universitätsbesuch vor, studirte seit Ostern 1854 in Berlin, Jena u. Göttingen die Naturwissenschaft, beschäftigte sich aber auch mit philosophischen Studien u. widmete sich 1858 der akademischen Lehrthätigkeit, zunächst als Lehrer im Pharmazeutischen Institut des Prof. Ludwig u. als Assistent seines obengenannten Oheims im Phyto-physiol. Institut zu Jena, dann seit 1860 als Privatdozent u. seit 1864 als außerordentlicher Professor für allgemeine u. systematische Botanik, botan. Pharmakognosie, Kryptogamenkunde u. Geschichte u. Geographie der Pflanzen. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Die Vegetation auf Helgoland" (Hamb. 1861, 2. Aufl. 1863); „Nordseestudien" (ebd. 1863); „Darwin's Lehre u. die Spezifikation" (ebd. 1865); „Pharmazeutische Naturgeschichte u. Waarenkunde" (Mainz 1865); „Die pflanzlichen Parasiten des menschl. Körpers" (Lpz. 1866); „Gährungserscheinungen" (ebd. 1867); „Das Choleracontagium" (ebd. 1868); „Phytopathologie" (ebd. 1868); „Parasitolog. Untersuchungen" (ebd. 1869); „Pilzregulativ. Gesundheitsregeln für Jedermann" (Jena 1870) u. „Exkursionsbuch 2c." (Jena 1874). Von seinem großen Werke „Deutschlands Flora" erscheint seit 1873 eine neue Bearbeitung in Lieferungen (Lpz.).

Halligen heißen 15 kleine, im N. der nordfries. Insel Nordstrand, an der Westküste Schleswigs gelegene Eilande, welche ursprünglich mit Nordstrand zusammenhingen, durch die Springflut vom 11. Okt. 1634 aber von dieser Insel getrennt worden sind. Sie erheben sich nur wenige Fuß über die Oberfläche des Meeres, dessen Boden bei der Ebbe meilenweit entblößt wird. Die größte der H. hat noch nicht 1/2 □M. Flächenraum, die kleinsten sind nur mehrere hundert Schritt lang u. breit. Kein Baum od. Strauch, kein Stück Gartenland, keine Quelle findet sich auf diesen Inselfetzen, nur ein dünnes, kurzes Gras trägt der Boden. Die Bewohner sind friesischen Stammes; ihre strohbedeckten Hütten liegen auf Erderhöhungen (Werften); obgleich jährlich oft mehrmals ihr kleiner Besitz von den Meeresfluten überschwemmt wird, so hängen sie doch mit großer Liebe an ihrer Inselwelt, die ihnen nur für Schafzucht u. etwas Ackerbau geeigneten Boden bietet. Der Fischfang ist unbedeutend in diesen schlammigen Gewässern.

Halljahr heißt in der Bibelübersetzung Luther's das sog. Jobel- od. Jubeljahr, über welches sich im Mosaischen Gesetz (bes. 3. Mos. 25, 8 ff., 27, 17 ff.) verschiedene Vorschriften finden. Wie in jedem 7. Jahre (den sogen. Sabbathsjahren), so sollte auch in jedem 50., nach Ablauf von 7×7 Jahren, ein Feierjahr stattfinden, eingeleitet am 10. Tage des 7. Monats, d. i. dem großen Versöhnungstage, mit dem Hall der Jobelposaune (daher der Name bei Luther u. der Ausdruck Jobeljahr). In diesem Jahre sollte aller Landbau vollständig ruhen, aller Grundbesitz mit wenigen Ausnahmen an den ursprünglichen Besitzer od. dessen Erben ohne Entgelt zurückfallen, alle israel. Sklaven freigelassen werden. Alle diese Bestimmungen beruhen auf dem Grundgedanken, daß Gott der eigentliche Herr des Landes, der Güter u. der Personen ist, daß also der jedesmalige Besitzer nur der Nutznießer ist u. daß daher zufällige Veränderungen in dem von Gott gewollten Lehensverhältniß nach Ablauf einer gewissen Zeit wieder ausgeglichen werden müssen. Uebrigens finden sich in der Geschichte Israels keine sicheren Spuren, daß die betreffenden Gesetze jemals ausgeführt worden wären.

Halloren heißen die Salinenarbeiter zu Halle a. S. Die eigenthümlichen Kunstausdrücke, welche sich mit Ausnahme von Staßfurt u. Schönebeck an keinem anderen Salinenorte wiederfinden, haben zu der Vermuthung

geführt, daß die H. keltischen Ursprunges seien, doch sieht man gegenwärtig in ihnen lieber Nachkommen der fränk. Kolonisten, welche sich um die Burg Halla angesiedelt hatten. Die H. bildeten früher eine abgesonderte Innung mit bestimmten Vorrechten u. schieden sich in die Gerenthaner, welche die Soole aus den Brunnen in die Siedhäuser trugen, die Wirker, welche in den Siedhäusern selbst beschäftigt waren, u. in die Läder, die das Verladen des Salzes zu besorgen hatten. Die Zahl der H. ist jetzt sehr zusammengeschmolzen, doch haben sie theilweise ihre alterthümliche Tracht u. alten Sitten bewahrt.

Hallstadt, Marktflecken im Salzkammergut Oberösterreichs mit 1400 E., darunter viele Protestanten, baut sich amphitheatralisch am Westufer des von der Traun durchflossenen Hallstädter Sees an der steilen Wand des Salzberges auf, hat eine neue protestant. u. drei kath. Kirchen, unter denen die aus dem 14. Jahrh. stammende Pfarrkirche sich durch einen kunstvollen Flügelaltar auszeichnet. Der Mühlbach bildet mitten im Orte, den er durchschneidet, einen malerischen Wasserfall; ¼ Stunde südl. stehen die Pfannhäuser, In der Lahn genannt, in denen jährl. gegen 130,000 Ctr. Salz gewonnen werden. Der größte Theil der Soole wird jedoch nach Ischl geleitet. Der Salzberg wurde wahrscheinlich schon in vorröm. Zeit von der kelt. Bevölkerung abgebaut. In der Nähe des Rudolfsthurmes ist ein großes kelt. Leichenfeld aufgefunden worden mit einer Menge der werthvollsten Alterthümer. Die Zahl der aufgedeckten Gräber reicht an 1000 hinan.

Hallucinationen, Sinnestäuschungen, sind Sinnesbilder, die nicht durch eine Einwirkung auf die Sinnesorgane von außen hervorgerufen, sondern vielmehr durch eine eigenthümliche, krankhafte Erregung der betreffenden Sinnesnerven entstanden sind. Sämmtliche Sinnesorgane, Gehör, Gesicht, Geschmack, Geruch, Hautgefühl, können solche Empfindungen zum Gehirn vermitteln, ohne dazu von der Außenwelt angeregt zu sein, u. zwar nur durch gewisse, im Organismus selbst liegende Ursachen. So kann bei besonderer Deutlichkeit, mit welcher diese Sinneserscheinungen nicht selten auftreten, der an solchen Anomalien Leidende zu der falschen Auffassung gelangen, daß wirklich äußere Objekte vorhanden seien, die er wahrgenommen zu haben meint. Die Erscheinung solcher subjektiven Sinnesthätigkeiten sind an sich nichts Ungewöhnliches; allein die mit ihnen verbundene Selbsttäuschung hat in geistiger Hinsicht nicht wenig Gefährliches. Vorzugsweise häufig kommen dergleichen Sinnestäuschungen bei Geisteskrankheiten als Symptom vor; ja sie bezeichnen als phantastische Gesichts- u. Gehörstäuschungen nicht selten zunächst den Ausbruch der geistigen Störung. Der Kranke glaubt ganz deutlich Stimmen zu hören, Personen zu erblicken, deren Existenz er sich nun lebhaft vorstellt. In einzelnen Fällen sind die H. nur ziemlich schwache u. unbedeutende Erscheinungen; es erscheinen dann auf dem Nerven der Netzhaut Lichtflecke, feurige Kugeln, Farbenbilder u. dgl., andere Male sind es komplizirtere Gestalten: Menschen, Häuser, Bäume; im Ohr kann die H. lediglich als Sausen, Klang u. Ton, doch auch als Wort u. Rede sowie als Melodie auftreten. Bei Geruchs-H. (Parosmie) riecht man die Riechstoffe anders als im normalen Zustande; der Eine meint z. B. Alles als Tabaksqualm, der Andere als faulendes Blut zu riechen. Bei einer solchen abnormen Sinnesthätigkeit, die meist durch einen auf die Sinnesnerven ausgeübten Druck od. Reiz (infolge von Blutandrang, doch auch von Blutarmuth) zu Stande kommt, wird der Kranke ungemein aufgeregt. Die Mehrzahl der von Geisteskranken begangenen Verbrechen beruht auf H. Diese Phänomene kommen nun aber so häufig vor, daß etwa 80 unter 100 Geisteskranken an H. leiden. Allein auch bei Gesunden werden H. beobachtet. In dieser Beziehung ist zu beachten, daß für wahr gehaltene H. allerdings ein sehr naher Schritt zur Geistesstörung sind, bes. wo schon krankhafte Verstimmung besteht. Sowol bei Nervenkrankheiten, bei Hysterischen, Bleichsüchtigen u. Schwangeren, als auch bei Gehirnkrankheiten wird H. als Symptom beobachtet. Unter allen diesen Verhältnissen ist es nur durch Beseitigung der Ursache möglich, den Patienten ärztlich von dem ihn quälenden Zustand zu befreien. Viele Teufels- u. religiöse Visionen beruhen zu einem großen Theil auf H., die durch abergläubische Vorstellungen, Furcht, Schreck u. s. w., hervorgerufen wurden. Am gefährlichsten sind H. mehrerer Sinne zugleich. Deshalb ist es nöthig, daß der Arzt so früh als möglich solche Wahnideen gehörig ausforsche und ihren organischen Bedingungen nachgehe, um hierauf den Heilplan einzuleiten u. zu verhüten, daß die Phantasmen die Herrschaft über die ganzen geistigen Vorstellungen erlangen. — Vgl. M. Lazarus, „Zur Lehre von den Sinnestäuschungen" (Berl. 1867) u. A. Mayer, „Die Sinnestäuschungen, Hallucinationen u. Illusionen" (Wien 1869).

Hallwyler See, liegt größtentheils in dem schweizerischen Kanton Aargau, mit der Südspitze in Luzern, wird von der Hallwyler Aa, einem Nebenflusse der Aar, durchflossen u. mit dem südl. daran gelegenen Baldegger See verbunden; ist 1 M. lang, ¼ M. breit u. liegt 452 m. über dem Meere. Seinen Namen verdankt der See dem nahe dem Nordufer in der Thalebene gelegenen Schlosse Hallwyl, dem Sitze eines in der schweiz. Geschichte oft genannten u. noch blühenden gleichnamigen Geschlechtes.

Halmahera, eine unter dem Aequator, östl. von Celebes, gelegene u. diesem überraschend gleich geformte Insel in der Gruppe der Molukken; ist etwa 313 □M. groß, durchaus vulkanisch u. wenig bekannt. Der an der Westküste sich erhebende Vulkan Gamu Natore bildet den Ausgangsherd gewaltiger Erdbeben. Die Pflanzenwelt ist außerordentlich üppig, der Wildstand so reich, daß die Einwohner mit an der Sonne gedörrtem Fleische einträglichen Handel treiben. Andere Gegenstände des Ausfuhrhandels sind Perlmutter, Schildpatt, Sago, Salanganen u. Gewürze; die Einfuhr bringt Leinen, Baumwollenstoffe, Opium u. Eisen. Die Bewohner sind theils meist noch unabhängige Alfuren, welche das Innere der Insel besetzt halten, theils an der Küste angesiedelte Malayen. Die niederländ. Regierung, welcher der größte Theil der Küste mit über 23,000 Bewohnern gehört, hat in Dschilolo, nach welcher Stadt oft die Insel selbst benannt wird, einen Assistentresidenten, in Dodingo eine Besatzung.

Halmfrüchte, s. v. w. Getreide (s. d.).

Halm, Pseudonym für Münch-Bellinghausen (s. d.).

Halm, Karl Felix, namhafter Philolog, geb. 5. April 1809 zu München, studirte das. 1826—30 unter Thiersch's Leitung Philologie, wurde Gymnasialprofessor 1834 in München, 1839 in Speyer u. 1847 in Hadamar, von wo er 1849 nach München zurückkehrte, um das Rektorat des neubegründeten Maximilian-Gymnasiums zu übernehmen. Im J. 1856 wurde H. Direktor der Hof- u. Staatsbibliothek u. Professor an der Universität zu München, in welchen Stellungen er noch gegenwärtig mit Erfolg wirkt. H.'s wissenschaftliche Thätigkeit war anfänglich ausschließlich den Werken des Cicero gewidmet: mit Baiter zusammen gab er die zweite Bearbeitung der Orelli'schen Ausgabe der „Opera" Cicero's heraus (3 Bde., Zür. 1845—56), dann die „Orationes" mit Kommentaren (5 Bde., Lpz. 1845—48) u. für die Haupt-Sauppe'sche Sammlung von Schulausgaben griech. u. lat. Schriftsteller Cicero's „Ausgewählte Reden"; demselben Autor gewidmet sind seine „Beiträge zur Berichtigung u. Ergänzung der Ciceronianischen Fragmente" (Münch. 1862). Außer den kleineren Schriften, wie „Lectiones Stobenses" (2 Hefte, Speier 1841—42) u. „Emendationes Valerii Maximi" (Münch. 1854) ist zu nennen als von Bedeutung seine Ausgabe der „Rhetores latini minores" (Lpz. 1863). Für die „Bibliotheca Teubneriana" besorgte H. den Aesop, Florus, Tacitus u. Valerius Maximus. Für die von der Wiener Akademie begonnene kritische Ausgabe der lat. Kirchenväter („Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum") lieferte H. die erhaltenen Schriften des Sulpicius Severus (in Bd. 1, Wien 1866), sowie den „Octavius" des Minucius Felix u. des Firmicus Maternus „Liber de errore profanarum religionum" (in Bd. 2, Wien 1867). Um die von ihm verwaltete Bibliothek hat er sich große Verdienste erworben durch die Veröffentlichung des unter seiner Leitung seit 1858 in München erscheinenden Handschriftenkataloges („Catalogus codicum manuscriptorum bibliothecae regiae Monacensis). Daß ihm auch die deutsche Literatur nicht fern steht, bewies H. durch die Schrift „Ueber die Vossische Bearbeitung der Gedichte Hölty's" (Münch. 1868) u. die kritische Ausgabe von Hölty's Gedichten (Lpz. 1869).

Haloide, Halogene, Salzbilder, mit diesem nicht sehr gut gewählten Ausdruck belegt man in der Chemie häufig diejenigen Grundstoffe, welche durch die Eigenschaft ausgezeichnet sind, sich mit Metallen verbinden zu können u. dann Körper zu bilden (Haloidsalze), die dem Kochsalz in chemischer Beziehung ähnlich sind. Zu diesen H.n rechnet man Chlor, Brom, Jod u. Fluor. Richtiger ist es jedenfalls, wenn man überhaupt den Ausdruck H. beibehalten will, außer den genannten vier noch folgende 5 Stoffe dazu zu zählen: Sauerstoff, Schwefel, Selen, Tellur u. Cyan. Es würden dann H. alle diejenigen Stoffe sein, welche bei ihrer Vereinigung mit anderen Stoffen im Stande sind, Basen, Säuren u. Salze zu bilden.

Halonēsos, eine kleine im Aegäischen Meere befindliche Insel mit gleichnamiger Stadt, im Alterthum viel genannt als Sitz von Seeräubern, Gegenstand von Streitigkeiten zwischen Athen u. Philipp von Makedonien. Der Name H. ist jetzt verloren u. es ist streitig, ob das heutige Hagios Strabis od. vielmehr Skanzura das alte H. sei.

Haloxylin ist ein Schieß- u. Sprengpulver, welches von Fehleisen in Cilly erfunden worden ist u. aus Kohle, Salpeter, Sägespänen u. Ferridcyankalium bereitet wird; es hat jedoch bis jetzt wenig Eingang gefunden.

Hals bezeichnet im Allgemeinen den oben enger werdenden Theil an Flaschen, Pflanzen u. andern Gegenständen; ferner den zwischen Schaft u. Kapital an dorischen u. toskanischen Säulen befindlichen Theil; in der Schiffersprache die Stelle am Anker, wo Schaft u. Arme zusammengeschweißt sind, u. in der Mehrheit (Halsen) die zum Anspannen der untern Ecken eines Quersegels nach vorn vorhandenen Taue.

Hals, der vordere, verschmälerte Theil des Rumpfes zwischen Kopf u. Brust, in welchem der Kehlkopf mit der Luftröhre, die Schilddrüse (deren abnorme Vergrößerung den Kropf od. „dicken Hals" verursacht) u. ein Theil der Speiseröhre liegt. H. im engeren Sinne nennt man gewöhnlich blos den vordern (bei den nicht wie der Mensch aufrecht gehenden Thieren unteren) Theil, zum Unterschied vom hintern bez. obern Theile, der als Nacken od. Genick bezeichnet wird. Der Theil des Rückgrates, welcher die knöcherne Grundlage des H.es bildet, besteht aus den Halswirbeln, deren der Mensch 7 hat, wie alle andern Säugethiere, mit Ausnahme des dreizehigen Faulthieres, welches 9, u. des Manati, der nur 6 Halswirbel aufweist. Zwischen den Halswirbeln treten beim Menschen jederseits 8 Halsnerven aus dem Rückenmarke hervor, um sich theils am Kopfe (die vier oberen), theils an den Armen zu verbreiten. An den Seiten des H.es verläuft zum Kopfe die Kopfpulsader, daneben liegen die großen Halsblutadern od. Drosseladern. Die Länge des H.es bei den verschiedenen Thieren hängt theils von der Länge der Wirbel ab, wie dies bei den langhalsigen Säugethieren, z. B. der Girafe, der Fall ist, deren H. zwar $^{3}/_{7}$ der ganzen Wirbelsäule ausmacht, aber deswegen doch nur aus 7 Wirbeln zusammengesetzt ist; theils ist die Halslänge bei andern Thieren abhängig von der Zahl der Wirbel, so bei den Vögeln, bei denen überhaupt der Halstheil der Wirbelsäule länger ist als die übrige Wirbelsäule, u. mindestens 9, gewöhnlich 10–15, beim Schwane sogar 23 Wirbel hat. Bei den Reptilien kann man zwar äußerlich einen H. mehr od. weniger deutlich unterscheiden, doch haben die den Halswirbeln der Säugethiere u. Vögel entsprechenden Wirbel Rippen, Halsrippen u. sind dadurch von den Halswirbeln der Säugethiere u. Vögel, welche vollständig rippenlos sind, verschieden. Frösche u. Fische haben gar keinen H.

Hals, Franz, holländ. Portraitmaler, von dessen Leben (er war geb. zu Mecheln 1588 u. starb zu Haarlem 1666) wir wenig mehr wissen, als daß er dem Trunke u. einem übermäßigen Wohlleben ergeben war. Er war es, der in der Porträtmalerei die freie, pastöse Behandlung der Figuren, wie sie dem Rubens eigen ist, nach Holland verpflanzte, wodurch er das Vorbild für eine Menge späterer Maler wurde. Seine Auffassung ist frisch u. lebendig, seine Zeichnung fest u. sicher, aber seine Fleischfarbe sehr ungleich. Häufig malte er die damals in Holland beliebten Schützengilden u. Bürgerwachen, wovon sich einige große, treffliche Exemplare in Haarlem finden; auch Familienportraits u. eine Menge von Brustbildern in Lebensgröße. Selten, aber meisterhaft, sind seine Portraits im Kleinen.

Halsbandgeschichte, s. „Lamothe, Gräfin de".

Halsberg, der Theil der Rüstung, welcher den Hals barg, d. h. sicherte. In den Zeiten vor der Platten Harnisch Tracht, vom 9. bis zum 14. u. 15. Jahrh., bestand der Schutz des Halses in einem Kettengeflechte, welches an dem Helme angenestelt war, od. in einer Kapuze, welche über Kopf u. Hals reichte u. auf welche man den Helm stülpte, der in seiner topf- od. faßähnlichen Gestalt vielfach zu damaliger Zeit selbst bis auf die Schultern reichte. Bei der völlig ausgebildeten Platten-Harnisch-Tracht, den sog. Mailänder Harnischen, auch maximilianischen Rüstungen, bildet der H. die eigentliche Basis der Rüstung. Der Ritter legte ihn zuerst an, wenn er gerüstet wurde. Die übrigen Theile der Rüstung wurden an ihm mit Riemen befestigt. Der H. bestand gewöhnlich aus drei horizontal um den Hals u. die Schultern liegenden Schienen (2 kleineren oberen u. 1 größeren unteren) u. wurde mittels Charniers auf der linken Seite u. eines Knopfes, der in eine Nuthe eingriff, auf der rechten Seite geöffnet u. geschlossen.

Halsbräune, s. „Bräune".

Halseisen, ein eiserner Ring, mittels dessen in früherer Zeit Verbrecher an einem öffentlichen Orte an einem Pfahle (dem Schandpfahle od. Pranger) od. an einer Wand befestigt wurden.

Halsgericht hieß im Mittelalter dasjenige Gericht, welches nicht blos Gerichtsbarkeit in Civilsachen u. kleinen Kriminalsachen hatte, sondern zur Entscheidung über schwere Verbrechen u. zur Vollstreckung von Strafen, die an Hals u. Hand gingen, befugt war. Die H.e hatten den sog. Blutbann, d. h. die Entscheidung über Leben u. Tod. — **Halsgerichtsordnung** hieß ein Gesetzbuch, das über schwere Verbrechen u. deren Bestrafung handelte. Nam. gehört hierher die H. Kaiser Karl's V., die sog. Carolina (s. d.).

Haltaus, Christian Gottlob, verdienstvoller Forscher auf dem Gebiete des deutschen Alterthums, geb. 1702 zu Leipzig, studirte ebendort Philologie u. Geschichte u. wurde von Burkhard Mencke zur Mitarbeit an dessen „Scriptores rerum Germanicarum" herangezogen. Er wurde 1734 Lehrer an der Nicolaischule in Leipzig, 1751 Rektor derselben u. starb 11. Febr. 1758. Die erste Frucht seiner historischen Studien über das Mittelalter war sein „Calendarium medii aevi, praecipue Germanicum" (Lpz. 1729). Besonders aber war er bemüht um die Erklärung der älteren deutschen Urkunden u. anderer Rechtsdenkmäler, eine Thätigkeit, die ihn natürlich auch zur Erforschung der alten deutschen Sprache führte. Diesen Arbeiten verdanken wir sein „Specimen lori Germanici" (Lpz. 1738) u. nam. sein großes Werk „Glossarium Germanicum medii aevi" (2 Bde., Lpz. 1758), welches noch heute von größtem Werthe ist. Herausgegeben wurde dasselbe, da H. während des Druckes starb, von Joh. Gottlob Böhme, der in der Vorrede auch das Leben des Verfassers beschrieb.

Halurgie, Salzwerkkunde, ist die Lehre von der technischen Gewinnung des Kochsalzes (s. d.).

Haly-Osman, s. „Badia y Leblich".

Halys (jetzt Kisel Irmak), Kleinasiens größter Fluß, entsprang auf der Grenze von Kappadokien u. Galatien u. mündete, nachdem er zwischen Pontus u. Paphlagonien die Grenze gebildet hatte, zwischen Sinope u. Amysus ins Schwarze Meer. Krösus (s. d.), kühn gemacht durch einen doppelsinnigen Orakelspruch, überschritt mit seinem Heere den H., um dem Angriff des jungen Cyrus zuvorzukommen.

Ham erscheint 1. Mos. 5, 32 u. weiterhin als der zweite Sohn Noah's, 1. Mos. 10 als der Stammvater der hamitischen Völker, zu denen 1. Mos. 10, 6 die Aethiopier, Aegypter, Libyer (?) u. Kanaaniter gerechnet werden. Die ganze Eintheilung ist wahrscheinlich in der Hauptsache eine geographische; Sem repräsentirt die Völker in der Mitte, zu denen auch die Hebräer gehörten, Japhet die nördl. u. westl. indogerman. Völker, H. die Völker des südl. Erdgürtels.

Ham (franz., spr. Ang), Stadt an der Somme u. dem Angoulêmekanal im franz. Dep. Somme, mit gegen 3000 E., welche Rübenzuckerfabrikation, Landbau u. Schafzucht treiben. H. ist bes. bekannt seines festen, 1470 erbauten Schlosses wegen, welches gegenwärtig als Staatsgefängniß dient u. in welchem unter anderen namhaften Personen Ludwig Napoleon, später Kaiser der Franzosen, nach dem mißlungenen Boulogner Putsch 1840–46, in welch letzterem Jahre er entfloh, gefangen gehalten wurde.

Hama (das Hamath der Bibel, zur Zeit der Römer Epiphania), die befestigte Hauptstadt des Sandschak H. im asiat.-türk. Ejalet Dimeschk (Damaskus), in reizender Lage am Orontes u. von schönen Frucht- u. Gemüsegärten umgeben, hat enge, unregelmäßige, zum Theil überdeckte Straßen, große Bazars, Bäder u. Wasserleitungen. Der Palast der Familie Adin gilt durch den Reichthum, mit dem seine inneren Räume ausgeschmückt sind, für eines der vollendetsten Muster arab. Baukunst. Die auf 50,000 Köpfe geschätzte Bevölkerung fabrizirt wollene Mäntel, Turbans u. wollene Badegürtel u. verhandelt sie bes. an die Araber. Abulfeda (s. d.) lebte in H. als Emir.

Hamadân, Stadt in der pers. Provinz Erak-Adschmi am Nordfuße des Alwend-Gebirges (Orontes), hat zumeist nur aus getrocknetem Erdschlamme roh aufgeführte, niedrige Häuser u. ist von 70,000 Menschen bewohnt, die sich mit Gerberei, Schusterei u. Färberei, mit Verfertigung von Ackergeräthen, von Filzteppichen u. Kalemdans (Schreibkästen) beschäftigen. Die Lage zwischen Teheran u. Bagdad macht H. für den Handel wichtig. Zu den Grabmonumenten des Avicenna u. A. wallfahrten jährlich die Muselmänner, zu den angeblichen Gräbern der Esther u. des Mardochai zahlreiche Juden, deren auch gegen 300 in der Stadt ansässig sind. H. ruht auf den Schuttmassen des alten Ekbatana (s. d.), welche eine reiche Fundstätte für antike geschnittene Steine u. Münzen bieten.

Hamadani, ein berühmter arab. Stilist, so genannt nach seiner Heimat Hamadân (dem alten Ekbatana) in Persien. Sein eigentlicher Name war Ahmed bin Hasein, u. er führt den Ehrentitel Bedi es seman (Wunder der Zeit). Er besaß ein außerordentliches Gedächtniß u. eine wunderbare Gabe der Improvisation. Das Arabische, das damals noch die ausschließliche Schrift- u. Verkehrssprache aller höher Gebildeten war, hatte er unter Anleitung des berühmten Grammatikers

Ahmed bin Fâris studirt, u. er handhabte diese schwere u. reiche Sprache mit wahrhaft vollendeter Virtuosität. Prosa od. Verse machten für ihn keinen Unterschied. Solche Gaben u. Kenntnisse sind od. waren — im Orient sehr lukrativ, bes. wenn sie mit einem beweglichen Charakter verbunden sind. So finden wir H. auf beständiger Wanderung zwischen den verschiedenen Höfen u. großen Städten Persiens u. seiner Nachbarländer, überall Beifall, Geld u. Ehren erntend. Schließlich ließ er sich in Herat nieder, wo er eine vortheilhafte Heirath schloß. Er starb jedoch eines frühen u., wie es scheint, jähen Todes im J. 1007, wenig über 40 Jahre alt. Er hinterließ mehrere Werke. Am bekanntesten ist er als Verfasser von Makamen, einer stilistischen Form, die ihm, wenn nicht ihren Ursprung, so doch ihre Popularität verdankt. Makama (in der Mehrzahl Makâmât) ist eigentlich eine Sitzung od. Versammlung, im Besondern eine, in welcher sich die Gelehrten u. schönen Geister zum Zwecke geistreicher Konversation, rhetorischer Uebung u. Improvisation in arab. Sprache vereinigen. H. giebt diesen Namen einer bunten Reihe von Scenen, in denen er einen geistreichen Vagabunden, Abulfeth el-Iskenderi (d. i. aus Alexandrien) auftreten u. mit Hülfe improvisatorischer Kunststücke, zum Theil auch richtiger Schwindlerstreiche, Geld verdienen läßt. Die Erzählung dieser Abenteuer legt er einem angeblichen Augenzeugen, Namens Isa bin Hischâm, in den Mund. Sein Buch enthält 400 solcher Makamen, sie sind von ungleicher Länge, in der Mehrzahl jedoch kurz, u. brechen ab, ehe sie ermüden. Ihr Inhalt ist Nebensache gegenüber der Form, die eine sehr gewählte ist. Die einzelnen Satzglieder reimen; Wortspiele, Lesefrüchte u. Reminiscenzen aus der altarab. Literatur sind reichlich eingestreut. So dienen die Makamen nicht blos zur augenblicklichen Unterhaltung, sondern auch als Muster u. Fundgrube für stilistische Komposition. In seiner Zeit auf das Höchste bewundert, haben H.'s Makamen in der Folgezeit hauptsächlich dadurch einen Ruf behalten, daß sie dem gleichnamigen Werke eines noch weit größeren Sprachkünstlers, des Hariri (s. d.), als Vorbild gedient haben. Durch diesen überholt u. in den Schatten gestellt, sind sie seitdem verhältnißmäßig wenig gelesen u. uns auch nur in einigen Proben zugänglich, welche Silvestre de Sacy (s. d.) im 3. Bde. seiner „Chrestomatie arabe" in Text u. Uebersetzung gegeben hat.

Hämaglobin, s. „Blut". **Hamadryaden,** s. „Dryaden".

Haman war nach dem Buch Esther erster Minister des Königs Ahasverus (d. i. wahrscheinlich Xerxes), plante aus Rache gegen den Juden Mardochai den Untergang der in Persien lebenden Juden, wurde aber durch die Klugheit der Jüdin Esther gestürzt u. dann aufgehängt. Ueber den geschichtlichen Kern des Estherbuches läßt sich nichts mehr entscheiden.

Hamann, Joh. Georg, deutscher Schriftsteller, der „Magus des Nordens", geb. 27. Aug. 1730 zu Königsberg als der Sohn eines Wundarztes, besuchte nach wechselndem Privatunterricht eine Stadtschule u. bezog im Mai 1746 die Universität Königsberg. Da ihn sein Sprachorgan u. schwaches Gedächtniß nöthigten, das Studium der Theologie aufzugeben, warf er sich, zum Schein Jurist, auf klassische u. moderne Literatur in bunter Auswahl. Von 1751 an bekleidete er Hauslehrerstellen in Kurland, wurde dann in Riga von Berens angeregt, als Schriftsteller im Gebiete der Handelspolitik aufzutreten, u. unternahm nach abermaliger Thätigkeit als Hauslehrer für das Berens'sche Handlungshaus in Riga eine Reise nach Norddeutschland u. England. Vielfache schlimme Erfahrungen u. sittliche Verirrungen trieben ihn in London zum Studium der Bibel u. hier legte er den Grund zu seiner merkwürdigen mysteriösen Lebens- u. Religionsanschauung. Die Rückkehr zu Berens nach Riga besserte seine äußere Lage, aber die mißglückte Bewerbung um Berens' Schwester bewog ihn 1759 zur Heimkehr nach Königsberg. Hier erschienen zuerst (1759) seine „Sokratischen Denkwürdigkeiten", die von seinen Zeitgenossen zuerst als sinnlose Schwärmerei beurtheilt wurden. Dafür aber wurden bald Männer, wie Matthias Claudius, Herder u. Moser, später auch Lavater, Jacobi u. Goethe, auf diese neue u. bedeutende Erscheinung aufmerksam u. priesen ihn als den Morgenstern einer neuen Literaturepoche. Moser legte ihm den Beinamen „Der Magus im Norden" bei, den H. dann auf einigen Büchertiteln selbst auf sich anwandte. Dabei aber nöthigte ihn seine bedrängte Lage, als Arbeiter auf der Kriegskanzlei einzutreten. In dieser Stellung ging H. 1763 eine Gewissensehe mit der Magd seines Vaters ein, die ihm vielfach zum schweren Vorwurf gemacht worden ist. Nach einer Reise durch Deutschland 1764, die ihm wieder manche Enttäuschung brachte, trat er 1767 das spärliche Erbe seines Vaters an, um daraus zugleich einen geisteskranken Bruder zu erhalten. Nachdem er einige Zeit als Uebersetzer auf der Accisedirektion thätig gewesen war, übernahm er 1777 das Amt eines Packhofverwalters. Sein Ruf als Schriftsteller verbreitete sich indessen immer mehr u. 1784 schenkte ihm ein begeisterter Verehrer, der Edelmann Franz Buchholz zu Münster, ein größeres Kapital unter der Bedingung, daß er ihn adoptire. Nachdem H. 1787 seine Pensionirung erlangt hatte, lebte er abwechselnd bei Buchholz u. der Fürstin Galyzin (s. d.) in Münster u. bei Jacobi in Pempelfort, starb aber bereits d. 20. Juni 1788 in Münster. Die hohe Bedeutung H.'s war die, daß er trotz od. gerade wegen seines äußerst abstrusen u. dunklen Stils, dem es aber an geistvoller Originalität nicht mangelte, den Anstoß zu der sogenannten Sturm- u. Drangperiode der deutschen Literatur gegeben hat, während er andrerseits mit seinem feurigen Offenbarungsglauben u. seiner auf das religiöse Gefühl gegründeten Religiosität der seichten Aufklärung seiner Zeit entgegentrat, zugleich aber auch eine tiefere Versöhnung von Vernunft u. Glauben anbahnte. Seine Schriften wurden herausgeg. von Roth (8 Bde., Berl. 1821—43) u. von Petri (4 Bde., Hann. 1872—74); die beste Biographie gab Gildemeister in „J. G. H.'s Leben u. Schriften" (6 Bände, Gotha 1857—73).

Hamansfest, s. „Purim".

Hämanthus, wörtlich: Blutblume, Pflanzengattung der Amaryllideen, auch wol als H.-Lilie bekannt, mit prächtigen Ziergewächsen aus Afrika; bei uns werden aus derselben H. cinnabarinus vom Camerooongebirge im westlichen Afrika u. H. coccineus vom Kap der guten Hoffnung kultivirt. Noch in Abessinien wirken H.-Lilien mit anderen lilienartigen Blumen (Ixia, Amaryllis, Gloriosa) u. Commelinaceen bestimmend auf den Charakter der prächtigen Wiesenflora ein, während ihr eigentlicher Vegetationsherd auf Südafrika fällt.

Hamâsa heißt die werthvollste Sammlung altarab. Volkslieder aus der Zeit vor u. unmittelbar nach Mohammed. Ihr Verfasser, Abu Temmâm, mit den weiteren Namen Habîb bin Aus et-Tâ'i, war wahrscheinlich christl. Herkunft u. geboren in der Nähe von Damaskus zu Anfang des 9. Jahrh., u. starb 846 zu Mosul. Selbst ein gefeierter höfischer Dichter während der Blütezeit der Abbasiden, hat er sich doch durch diese Sammlung größeren Ruhm erworben, als durch seine eigenen Poesien. Angeblich entstand dieselbe während eines längern unfreiwilligen Aufenthalts Abu Temmâm's zu Hamadân in Persien u. blieb eine Zeit lang im Alleinbesitze einer dortigen Familie, deren Gast er gewesen war. Sie enthält nahe an 900 Lieder od. Bruchstücke von solchen u. ist nach dem ungefähren Inhalte derselben in 10 Bücher eingetheilt. Das erste u. bei weitem umfänglichste derselben enthält kriegerische Poesien u. führt den entsprechenden Namen Hamâsa (d. i. Tapferkeit), der in der Folge auf das ganze Werk übertragen wurde. Die Lieder, die sich vielleicht am besten als heroische Lyrik charakterisiren lassen, sind zum Theil von hohem poetischen Werthe; viele sind augenblickliche Improvisationen. Die Dichter sind fast alle Beduinen. Das Leben u. Wandern in der Wüste, die beständigen Fehden um Weideplätze u. geraubte Heerden, persönliche Heldenthaten, gewöhnlich von dem Helden selbst verherrlicht, Treue u. Aufopferung für den Stamm u. die Familie, leidenschaftliche Klage um gefallene Angehörige, Blutrache u. wieder Gastfreundschaft, edle, ritterliche Sitte u. schwärmerische Liebe, daneben freilich auch Schmähung u. Satire der rücksichtslosesten Art, sind die Hauptthemata. — Eine vollständige Ausgabe des arab. Textes, mit dem umfänglichen gelehrten Kommentar der Tebrisi (gest. 1109) wurde von G. W. Freytag besorgt („Hamasae carmina cum Tebrisii scholiis", Bonn 1828). Derselbe gab auch in einem zweiten Theile eine lat. Uebersetzung (ebend. 1847—51 in 2 Bdn.). Eine wissenschaftliche, genaue u. zugleich künstlerisch vollendete Uebersetzung in deutschen Versen hat uns Friedrich Rückert geschenkt („H. od. die ältesten arab. Volkslieder", 2 Bde., Stuttgart 1846). — Es giebt außerdem verschiedene Nachahmungen der H. unter dem gleichen Titel. Die bedeutendste unter ihnen ist die des Buhturi, eines andren berühmten Dichters des 9. Jahrh. (eigentlich Abu Obada el Welîd bin Obeid, gest. 897 in Syrien). Sie wird gewöhnlich zum Unterschiede die „kleine H." genannt.

Hämatemesis, s. v. w. Blutbrechen (s. d. unter Blut).

Hämatin, der rothe Farbestoff des Blutes (s. d.).

Hämatinon, eine mit Kupferoxydul gefärbte rothe u. undurchsichtige Glasmasse, die eine schöne Politur annimmt u. von den Alten vielfach zu Mosaiken verwendet wurde. Die Wiedererfindung ihrer Darstellung verdanken wir Pettenkofer.

Hämatit, s. v. w. Blutstein, der rothe Glaskopf, ein Eisenerz (s. d. unter Eisen).

Hämatococcus, s. v. w. Blutkügelchen (s. „Blut").

Hämatoglobulin (s. „Blut", Bd. II. S. 1088).

Hämotokrystallin (s. „Blut").

Hämatoxylin ist derjenige Stoff des Blauholzes des Holzes von Haematoxylon Campechianum, aus welchem durch Einwirkung von Licht u. Luft der eigentliche rothe Farbstoff dieses Holzes, das Hämateïn, entsteht. Es wurde von Chevreul entdeckt, aber von Erdmann erst 1842 rein dargestellt; man gewinnt es am besten durch Behandlung des trockenen Blauholzextraktes mit Aether in Form farbloser od. schwach gelblich gefärbter Krystalle, die aber am Lichte u. der Luft bald roth werden u., mit Ammoniakflüssigkeit übergossen, sich mit prächtig purpurrother Farbe lösen.

240,251 Seelen. Die Festungswerke haben schönen Anlagen weichen müssen, unter denen durch prächtige Aussicht die Elbhöhe nennenswerth ist. Das Innere der Stadt hat nach dem großen Brande vom Jahre 1842, welcher den größten Theil der engen u. winkligen Altstadt, außer 2000 Privatgebäuden auch die St. Nikolai- u. St. Petrikirche, das Rathhaus, die Börse, das Kommerzkontor u. das Zuchthaus in Trümmer legte, einen viel glänzenderen Charakter angenommen, so daß H. jetzt zu den schönsten Städten Europa's zählt. Einen großartigen Eindruck macht das Alsterbassin mit seiner Umgebung, dem alten u. neuen Jungferstieg u. dem Alsterdamm, sowie die Esplanade. Zu den hervorragendsten Gebäuden gehören die Michaeliskirche mit einem 147 m. hohen Thurme, welche von Sonnin im Stile des vorigen Jahrh. erbaut worden ist, die St. Nikolaikirche, ein gothischer Sandsteinbau von größter Schönheit, die neue, kurz vor dem Brande vollendete Börse auf dem Adolfsplatz, das Waisenhaus, welches nach dem Brande als Rathhaus benutzt worden ist, das allgem. Krankenhaus am Lübecker Thore, in dem jährlich über 10,000 Menschen Verpflegung finden, das Postgebäude, die Passage zwischen dem alten Jungfernstieg u. der Königsstraße, welche mit einem Glasgewölbe von 65 m. Länge u. 10 m. Höhe überdeckt ist.

Nr. 3286. Hamburg. Nach einem Lichtdruckbilde aus dem Verlage von M. Stettenheim in Hamburg.

Hämatoxylon, Pflanzengattung, s. „Blauholz".

Hambacher Fest, ein Volksfest in größerem Stile, welches die süddeutsche Demokratie am 24. Mai 1832, dem Jahrestage der bayerischen Verfassung, auf dem Bergschlosse Hambach bei Neustadt a. d. Hardt veranstaltete u. auf welchem für die Einigung Deutschlands in Form einer Republik agitirt wurde. Die hierauf beginnende Bewegung im Rheinkreise wurde jedoch, nach der Festnehmung od. Vertreibung der Hauptagitatoren, sehr bald von der bayerischen Regierung niedergeworfen u. bot der Reaktion willkommenen Anlaß, fortan noch entschiedener als bisher jede freiere Regung zu unterdrücken (s. „Deutschland. Geschichte").

Hamburg, die größte der Freien Städte Deutschlands, liegt am rechten Ufer der hier mehrfach getheilten u. fruchtbare Werder bildenden Elbe, 18 M. oberhalb ihrer Mündung u. an dem Einfluß der Alster; letztere füllt hier zwei große Wasserbecken, von denen das eine (Außenalster) in St. Georg, das andere (Alsterbassin, Binnenalster) in der Stadt selbst liegt. Diese zerfällt in die Altstadt, Neustadt, Georgsstadt u. die Vorstadt St. Pauli od. Hamburger Berg. Die Altstadt, der östliche Theil, wird bei Sturmfluten häufig überschwemmt, die Neustadt liegt höher. Die St. Georgsstadt ist seit 1868 definitiv mit der Stadt vereinigt. Die Vorstadt St. Pauli grenzt an Altona u. zeichnet sich besonders durch regen Schiffsverkehr aus. Die Zahl der Einwohner belief sich 1871 auf

An höheren Lehranstalten besitzt H. ein akademisches Gymnasium, eine Gelehrtenschule, nach dem Johanniskloster Johanneum genannt, eine anatomisch-chirurgische Lehranstalt, eine Navigationsschule, die von Privaten gegründete deutsche Seemannsschule, eine Gewerbeschule; außerdem sind noch als wissenschaftliche Anstalten zu erwähnen die Sternwarte, die reiche Stadtbibliothek, die Kommerzbibliothek, der botanische Garten, der mit einem großartigen Aquarium verbundene zoologische Garten, einer der reichhaltigsten u. am besten eingerichteten Deutschlands, die Alterthumssammlung, die Kunsthalle u. Gemäldegalerie. Zahlreiche Vereine dienen wissenschaftlichen, gewerblichen u. kommerziellen Zwecken. Unter den vielen milden Stiftungen ist nennenswerth die von Wichern unter dem Namen des Rauhen Hauses gegründete Anstalt für verwahrloste Kinder. Die vortheilhafte Lage H.s an dem größten der an der deutschen Nordseeküste mündenden Ströme u. in der Nähe der Ostsee hat dieser Stadt frühzeitig eine hervorragende Bedeutung für den Handel verliehen u. sie gegenwärtig zur ersten Handelsstadt des Deutschen Reiches u. überhaupt zu einer der wichtigsten auf der ganzen Erde erhoben. H. besitzt zwei Häfen, den Oberhafen, welcher von der Alster u. einem Elbarme gebildet wird u. seit einem Jahrzehnt auch Schiffen bis zu 5 m. Tiefgang das Einlaufen gestattet, u. den an der Grenze von Altona gelegenen Niederhafen, welcher die größten See-

schiffe aufnehmen kann. Als Vorhafen u. für eine große Anzahl von Schiffen zum Ueberwintern dient Cuxhafen (s. d.) an der Mündung der Elbe. Die sog. Flethe, Kanäle, welche von der Elbe durch die Stadt geleitet sind, erleichtern den Transport der Waaren zu den Speichern u. Eisenbahnhöfen. Im Jahre 1872 sind im Hafen von H. 5185 Schiffe mit 1,321,165 Lasten (à 2000 Kg.) angekommen u. 5872 mit 383,648 Lasten abgegangen, darunter waren 2749 ankommende u. 2725 abgehende Dampfer. Etwa $^1/_8$ der auslaufenden Schiffe war nach überseeischen Hafenplätzen bestimmt. Der Flußschiffsverkehr auf der Elbe umfaßte außerdem 6048 ankommende Schiffe mit 5,608,350 Ctr. Lasten u. 5717 abgehende mit 9,610,954 Ctr., die Rhederei am Ende 1862: 402 Schiffe von 119,763 Lasten, darunter 340 Segelschiffe u. 62 Dampfer. Die Einfuhr hatte 1871 einen Werth von 603,250,000 Thlr., davon entfielen auf die überseeische 375,890,000 Thlr., während land- u. flußwärts für 227,360,000 Thlr. importirt wurde. Den größten Antheil an dem hamburgischen Handel nimmt Großbritannien, von dem 1872 für 255,590,000 Thlr. Waaren eingeführt worden, d. i. doppelt so viel als ganz Frankreich von demselben Lande, das in seiner Einfuhr ebenfalls an erster Stelle steht, empfängt. Demnächst kommen die Vereinigten Staaten, die Westküste Südamerika's, Frankreich, die Niederlande, Belgien u. die anderen deutschen Häfen. H. bildet den Hauptmarkt nicht nur für Deutschland, sondern auch für den größten Theil Nordeuropa's in Baumwolle, Kaffee, Zucker, Reis, Tabak, Indigo, Getreide, Wolle u. edlen Metallen. Ueber den Werth der Ausfuhr fehlen nähere statistische Angaben; dieselbe hatte 1872 ein Gesammtgewicht 13,573,284 Ctr., davon wurden in deutschen Schiffen 4,928,344 Ctr., in fremden 8,644,940 Ctr. befördert. Auch im Export nahm Großbritannien mit 6,659,508 Ctr. die erste Stelle ein. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Getreide, Webewaaren, Glas, Eisen, Holz, Vieh, Cigarren, Möbeln, Hüten, Zucker u. s. w. Der Wechselverkehr u. das Bankwesen hat einen außerordentlichen Umfang, da H. einen großen Theil des Geldverkehrs zwischen Deutschland u. England u. Amerika vermittelt; im Jahre 1869 wurden 299,801 Wechsel im Betrage von 354,563,500 Thlr. abgestempelt. Endlich theilt sich noch H. mit Bremen in die Beförderung der deutschen Auswanderer, von denen 1872 nicht weniger als 74,406 in 119 Schiffen abgingen. Ein regelmäßiger Dampfschiffverkehr findet statt mit Holland (Amsterdam, Rotterdam), Frankreich (Dünkirchen, Havre, Bordeaux, Marseille), England (Hull, Leith, Liverpool, London, Newcastle, Southhampton), Norwegen (Christiania, Bergen), Spanien (Barcelona), Rußland, Schweden, Nordamerika (New-York), Brasilien. Die Industrie hat nach der Aufhebung der Zünfte (1865) einen außerordentlichen Aufschwung genommen, besonders im Schiffsbau, in der Zucker- u. Thransiederei, Maschinenfabrikation, Eisengießerei, Tabak- u. Cigarrenfabrikation, Wagenbau, Schlächterei u. Fleischsalzerei, Bierbrauerei, Fabrikation von Möbeln, Fischbein, Chemikalien, Stahlfedern ꝛc. Auf dem Steinwerder befindet sich ein großes Kupferwerk, welches vorzüglich amerik. Erze verarbeitet.

Das Hamburger Gebiet umfaßt 7,37 □M. mit 338,974 E., davon gehören 5,86 □M. zum Zollverein, das Freihafengebiet hat einen Flächenraum von 1,58 □M. mit 304,357 E. (1871). Eingetheilt ist dieses staatliche Gebiet in die Stadt H. u. das Amt Ritzebüttel an dem linken Ufer der Elbmündung mit der Insel Neuwerk u. in das Amt Bergedorf, welches bis 1868 H. u. Lübeck gemeinsam besessen haben, das aber von H. gegen eine Entschädigung von 200,000 Thlrn. in Alleinbesitz erworben worden ist. Die Verfassung, welche vom 28. Sept. 1860 datirt, ist eine aristokratisch-republikanische. Die Staatsgewalt ist zwischen den Repräsentativkammern des Senates u. der Bürgerschaft getheilt; beide üben die gesetzgebende, der Senat nur die vollziehende Gewalt aus. Letzterer besteht aus 18 Mitgliedern, von denen 9 Juristen u. 7 Kaufleute sein müssen. Den Vorsitz führt ein erster u. ein zweiter Bürgermeister mit einjähriger Amtsdauer. Die Bürgerschaft zählt 192 Mitglieder, von denen 84 durch allgemeine, direkte Wahlen, 48 von u. aus den Grundbesitzern u. 60 von den Gerichts- u. Verwaltungsbehörden abgeordnet werden. Die Wahl gilt auf 6 Jahre, nach 3 Jahren wird die Hälfte der Bürgerschaft erneuert. Die Staatseinnahmen waren für 1873 auf 6,550,000 Thlr., die Ausgaben auf 6,839,000 Thlr. veranschlagt. Die Staatsschuld betrug am Ende 1871: 40,349,223 Thlr. Die Militärverwaltung ist 1867 an Preußen abgetreten worden.

Geschichte. Die günstige Lage H.'s hat frühzeitig an der Stelle, wo die Flut des Meeres ein Ende erreicht, zu Ansiedelungen gereizt; der Anfang der Stadt H. aber fällt in das Jahr 811, in welchem Karl d. Gr. auf der Höhe zwischen Elbe u. Alster eine Burg gegen die Transalbinger u. eine christliche Kirche anlegen ließ; 833 errichtete Ludwig der Fromme hier ein Erzbisthum, dessen Sitz aber bald nach Bremen verlegt wurde. Im 13. Jahrh. begann H. als Handelsstadt aufzublühen, als Friedrich I. die Elbzölle von H. bis zur Mündung aufhob. Otto IV. erhob H. zur Freien Reichsstadt, 1241 legte H. mit Lübeck den Grund zur Hansa, 1394 erwarb es das Amt Ritzebüttel, 1529 ward die Reformation eingeführt. Der Handel, welcher besonders nach dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege eine große überseeische Ausdehnung gewonnen hatte, litt außerordentlich in den franz. Kriegen; als 1806 die Franzosen unter Mortier die Stadt besetzt hatten, blockirte England die Elbmündung. 1810 wurde H. dem franz. Gebiete einverleibt u. zur Hauptstadt des Departements der Elbmündung gemacht. Nach der Einnahme der Stadt durch den russischen Oberst Tettenborn (18. März 1813) wurde dieselbe von den Franzosen bombardirt, Tettenborn zum Abzuge gezwungen u. H. nun von den Feinden auf das Schonungsloseste behandelt, so daß am Ende des Jahres 1813 nicht weniger als 30,000 Menschen aus der Stadt vertrieben worden waren u. H. in diesem Jahre allein einen Verlust von 29 Mill. Thlr. hatte. Am 31. Mai 1814 rückten die Franzosen ab, die Verfassung wurde wieder hergestellt u. 1815 trat H. dem Deutschen Bunde bei. Der furchtbare Brand, welcher vom 5.—8. Mai 1842 wüthete u. einen großen Theil der innern Stadt vernichtete, konnte H. den Vorrang unter den deutschen Handelsstädten nicht mehr entreißen.

Hamdaniden, eine von Hamdan in Mesopotamien gegründete Dynastie, welche, nachdem dessen Enkel Abdallah Abul-Haidschah sich 934 vom Khalifat unabhängig gemacht hatte, bis 990 in Mesopotamien herrschte.

Hameln, Stadt in der Landdrostei Hannover der preuß. Provinz Hannover, mit 8530 E. (1871), liegt an der Mündung des Flüßchens Hameln in die Weser, über welche eine 256 m. lange Kettenbrücke führt u. welche einen belebten Flußhafen bildet. H., Sitz zahlreicher Behörden, trägt mit seinen alten Stadtmauern u. seinen Giebelhäusern einen durchaus alterthümlichen Charakter, mit dem die vier Kirchen sowie das Rathhaus harmoniren. Ein stattliches modernes Gebäude ist das 1857 erbaute Zuchthaus. H. besitzt eine höhere städtische Schule u. eine Gewerbeschule, zwei Hospitäler, ein Armenhaus u. zahlreiche Fabriken von Cement, Schnupf- u. Rauchtabak, Cichorien ꝛc. Bis 1808 war H. Festung; in jenem Jahre wurden die Festungswerke von den Franzosen geschleift.

Hameln, der Rattenfänger von. Eine alte Volkssage erzählt, daß Hameln an der Weser einst durch große Scharen von Ratten u. Mäusen heimgesucht wurde, welche bedeutenden Schaden anrichteten, bis ein fremdartiger Mann erschien, welcher um bestimmten Lohn die Stadt von der Plage zu befreien versprach, die unbequemen Thiere darauf durch seine Pfeife in die Weser lockte, aber, als man ihm den versprochenen Lohn herabsetzte, am folgenden Tage als Jäger erschien u. nun sämmtliche Kinder der Stadt, welche nicht widerstehen konnten, durch seine Pfeifenklänge in einen benachbarten Berg führte, der sich hinter ihnen schloß. Daß die Kinder später wieder zurückgekommen, ist Erfindung neuerer, künstlich für die Jugend bearbeiteter Märchensammlungen. Die Sage findet sich übrigens an verschiedenen Orten, u. A. bei den Basken u. in Irland u. hat ihre Analogie in den griechischen Sagen von Orpheus, dessen Leier Thiere, Bäume u. Steine versammelte, u. von Amphion, der durch selbe die Mauer Thebens baute. Der Rattenfänger von Hameln ist der deutsche Hermes, welcher die Seelen in die Unterwelt führte, u. im deutschen Volksaberglauben sind die Mäuse noch jetzt Bilder der Seelen u. mit vielem Wahnglauben verbunden.

Hamerling, Robert, deutscher Dichter, geb. 24. März 1830 (nicht 1832) zu Kirchberg am Walde in Niederösterreich, wo seine Eltern in dürftigen Verhältnissen lebten. Dem talentvollen Knaben ermöglichten es seine Gönner, Gymnasialstudien zu machen, die er in Zwettl begann u. in Wien fortsetzte. Nach Beendigung derselben widmete er sich in Wien dem Studium der Medizin, betrieb daneben aber auch mit Eifer Sprachstudien, besonders Sanskrit u. Persisch, u. trat, als das historisch-philologische Seminar gegründet wurde, auch in dieses ein, immer aber noch, ohne seine Beschäftigung mit der Medizin aufzugeben. Indessen zwangen ihn die Verhältnisse, möglichst bald eine feste Stellung zu gewinnen, u. so nahm er denn eine Lehrerstelle in Wien an u. wurde später in Graz u. darauf in Triest als Gymnasialprofessor angestellt. Aus dieser Stellung nahm er 1866 kränklichkeitshalber seinen Abschied, der ihm in Anerkennung seiner dichterischen Leistungen mit mehr als normalem (nur nicht, wie irrig behauptet ward, um das Doppelte erhöhtem) Ruhegehalt ertheilt wurde. Seitdem lebt H. in Graz. — H. ist unbestreitbar einer der bedeutendsten lebenden Dichter, in allen Formen der Dichtung mit gleicher Sicherheit sich bewegend, von reiner u. schwungvoller Sprache, großartiger Gestaltungskraft u. edelster Gesinnung, auch nicht selbstgefällig ruhend auf seinen rasch errungenen Lorberen, sondern rastlos arbei-

tend u. bessernd, von Werk zu Werk, von Auflage zu Auflage größerer Vollendung nachstrebend. Er trat zuerst vor das Publikum mit einem kleinen Heftchen „Ein Sangesgruß von der Adria" (Triest 1857) u. ließ im nächsten Jahr „Venus im Exil" (Prag 1858) folgen, ein allegorisches Gedicht, welches seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt machte u. ein großes, wenn auch noch nicht zum vollen Bewußtsein über die Begrenzung der Dichtungsarten durchgedrungenes Talent zeigte. Dieses Talent aber entwickelte sich schnell zu höchster Blüte, gelangte bald zu voller Klarheit. Das bewiesen gleich die formschönen u. gedankentiefen lyrischen Gedicht „Sinnen u. Minnen" (Prag 1859; 2. Aufl., um die Hälfte vermehrt, Hamb. 1868; 4. Aufl. 1872), „Das Schwanenlied der Romantik" (Prag 1862) u. die vollendet schöne Canzone „Germanenzug" (Wien 1863; mit dem „Schwanenlied &c." u. der „Venus &c." zusammen nachgehends u. d. T. „Gesammelte kleinere Dichtungen", Hamb. 1872; 2. Aufl. 1873).

Nr. 3287. Robert Hamerling geb. 24. März 1830.

Die größten u. verdientesten Erfolge aber errang H. mit seinen nächsten beiden Werken u. in diesen dürfte er, obwol er seither auch in der Tragödie „Danton u. Robespierre" (Hamb. 1872; 3. Aufl. 1873) u. im Scherzspiel „Teut" (Hamb., 1. u. 2. Aufl. 1872) sich versucht u. eine Kantate „Die sieben Todsünden" (Hamb., 1.—3. Aufl. 1873) veröffentlicht hat, das Höchste geleistet haben. Es sind dies seine beiden großartigen epischen Dichtungen: „Ahasver in Rom" (Hamb. 1866, 10. Aufl. 1875) in reimlosen fünffüßigen Jamben, gleich trefflich in Anlage u. Ausführung, Ahasver nicht als ewigen Juden, sondern als ewigen Menschen, als „Repräsentanten der Menschheit im Gegensatz zum einzelnen Menschen", als dessen höchster Typus Nero erscheint, darstellend, u. „Der König von Sion" (Hamb. 1868; 6. Aufl. 1873), in Hexametern, ein meisterhaftes Gedicht, welches die Wiedertäufer in Münster zum Gegenstande u. Johann von Leyden zum Helden hat. Außer diesen originalen Dichtungen verdanken wir H. auch eine vorzügliche Verdeutschung der „Gedichte des Grafen Giacomo Leopardi" (Hildburgh. 1866).

Hamilkar ist der Name mehrerer in der Geschichte Karthago's auftretender Männer, unter denen besonders hervorragt H. Barkas od. Barek (d. h. Blitz), einer der bedeutendsten Feldherren seiner Vaterstadt, die ihn 247 v. Chr. nach Sizilien sandte, um die noch im Besitze Karthago's befindlichen Theile der Insel zu behaupten, ohne ihm jedoch die für dieses Unternehmen nöthigen Mittel zur Verfügung zu stellen. Es gelang H., ein Heer anzuwerben u. zu organisiren, u. vom Berge Erkte bei Panormos (Monte Pellegrino bei Palermo) aus, wo er sich behauptete, bekämpfte er die Römer zu Lande wie zur See mit größter Hartnäckigkeit u. mit wachsendem Erfolge, bis im J. 242 der Seesieg, den C. Lutatius Catulus bei den Aegatischen Inseln über die karthagische Flotte unter Hanno erfocht, H.'s. Stellung auf Sizilien unhaltbar machte u. ihn zum Friedensschluß u. zur Räumung der Insel nöthigte. Nach Karthago zurückgekehrt, hatte H. gegen die Söldner der Stadt zu kämpfen, welche, da ihnen kein Sold gezahlt werden konnte, einen Aufstand erregten u. ganz Numidien gegen Karthago aufboten. Die Empörung wurde niedergeschlagen (240—37 v. Chr.), u. H. führte nun seinen Plan aus, durch die Eroberung des reichen Spanien seinem Vaterlande für den Verlust Siziliens einen Ersatz zu schaffen. In der That gelang es ihm, den ganzen süd. u. westl. Theil Spaniens zu unterwerfen, doch im J. 228 fiel er in einer Schlacht gegen die Vettonen, eine span. Völkerschaft im Centrum des Landes. Welche Bedeutung man den Thaten H.'s selbst im feindlichen Rom beilegte, dafür spricht das Wort des älteren Cato: neben H. sei kein König werth, genannt zu werden.

Nr. 3288. Hamilkar Barkas (gest. 228 v. Chr.).

Hamilton (spr. Hämmilt'n), ein sehr altes u. berühmtes schott. Geschlecht, welches zuerst durch James **H.**, gest. 1460, zu Ansehen gelangte, indem derselbe 1455 zum Lord u. Peer von Schottland erhoben wurde. Sein Sohn u. Erbe, James **H.**, gest. 1479, brachte durch die Vermählung mit der ältesten Schwester Jakob's III. die Grafschaft Arran an die Familie, was aber der Grund zu blutigen Fehden mit dem Hause Douglas wurde. Ein Sproß jener Ehe war Henry Darnley, der nachmalige Gemahl der Maria Stuart. Dessen älterer Bruder, James **H.**, gest. 1529, wurde 1503 Graf v. Arran u. war während Jakob's V. Minderjährigkeit Mitglied der Regierung. James **H.**, zweiter Graf v. Arran, gest. 1575, erhielt 1549 von Heinrich II. von Frankr. das Herzogthum Chatelherault in Poitou u. war als nächster männl. Verwandter der minderj. Maria Stuart 1542—54 Regent von Schottland. Infolge der Parteinahme für die Königin ward sein Bruder, John **H.**, Erzbischof von St. Andrews, 1571 hingerichtet. Seinem Sohne, James **H.**, der, obwol eifriger Protestant, nach der Hand der Maria Stuart u. nach der schott. Krone strebte, nahmen die Guisen das Herzogthum Chatelherault wieder ab; er starb 1609 im Wahnsinn. Claude **H.**, Bruder des Vorigen, stiftete die Seitenlinie der Marquis v. Abercorn. Ein dritter Bruder, John **H.**, gest. 1604, erhielt die durch Jakob VI. (nachmals Jakob I. von Engl.) konfiszirten Güter der Familie zurück u. wurde 1599 Marquis. Sein Sohn, James, Marquis v. H., seit 1609 auch Graf v. Arran u. seit 1619 Graf v. Cambridge, ward angeblich vom Herzog v. Buckingham, seinem Nebenbuhler, 1625 vergiftet. Der älteste Sohn dess., James **H.**, geb. 1606, Jugendfreund u. Günstling Karl's I., nahm mit einem selbstgeworbenen Corps am Dreißigj. Kriege Theil u. half insbes. dem Schwedenkönige die Schlacht bei Leipzig gewinnen; 1643 zum Herzog v. H. erhoben, mußte er seine Treue für Karl I. 9. März 1649 mit dem Tode durch Henkershand bezahlen. Auch sein Bruder William **H.**, seit 1639 Graf v. Lanark u. Staatssekr. v. Schottl., der sich im Bürgerkriege zuerst auf die Seite des Parlaments gestellt, trat bald wieder zur Königspartei über, wurde aber als Oberbefehlshaber des kgl. Heeres in der Schlacht bei Worcester 3. Sept. 1651 gefangen genommen u. erlag einige Tage später einer Verwundung. Mit ihm starb der letzte männliche Sproß des Hauptstammes, u. es gingen daher dessen Titel u. Würden 1660 auf den Gemahl der Tochter des 1. Herzogs, William Douglas, Grafen v. Selkirk, gest. 28. April 1694, über. Von dessen Söhnen ward James, 4. Herzog v. **H.**, geb. 11. April 1658, gefallen im Zweikampf 15. Nov. 1712, ein Jahr vor seinem Tode als Herzog v. Brandon zum Peer von Engl. erhoben; Charles **H.**, der dritte Sohn, erhielt die Grafschaft Selkirk; diese erbte dann sein Bruder John **H.**, dessen Nachkommen sich wieder Douglas nennen;

von dem General George H., dem fünften Sohne, stammen die Grafen v. Orkney ab; der siebente Sohn, Admiral Archibald H., geb. 1674, gest. 5. April 1754, wurde der Vater des als Alterthumsforscher u. als Gemahl der Lady H. (s. d.) bek. Sir William H., geb. 1730, gest. 6. April 1803, der von 1764 bis 1800 Gesandter in Neapel war. James George, 7. Herzog v. H., erbte 1761 die Würden eines Marquis v. Douglas u. Grafen v. Angus. Da er aber u. sein Bruder Douglas ohne männl. Nachkommen starben, ward der Oheim, Archibald, 9. Herzog v. H. u. 6. Herzog v. Brandon, geb. 1740, gest. 1819, ihr Erbe. Des Letzteren Sohn, Alexander, 10. Herzog v. H., geb. 3. Okt. 1767, gest. 18. August 1852, saß seit 1802 im Parlament, war 1806 Gesandter in Petersburg u. machte sich im Uebrigen durch seinen Adelsstolz bekannt. Sein Sohn, William Alexander Antony Archibald, 11. Herzog v. H., geb. 19. Febr. 1811, gest. 15. Juli 1863, war seit 23. Febr. 1843 mit der Prinzessin Marie Amalie Elisabeth Karoline von Baden vermählt. Ein Sohn aus dieser Ehe, William Alexander, 12. Herzog v. H., geb. 1845, ist zum erblichen Hüter des Schlosses von Holyrood u. Peer von Schottl. ernannt worden.

Hamilton, Antony, Graf v., bek. durch seine geistvollen Schriften, gehörte einem jüngeren Zweige der schott. Herzogsfamilie H. an, ward 1646 in Irl. geb. u. starb 1720 als Anhänger des nach seiner Enthronung in Frankr. lebenden Königs Jakob II. zu St. Germain en Laye. Er hinterließ u. A.: „Contes de féerie“ (gesamm., Par. 1805, 3 Bde.) u. „Mémoires de la vie du comte de Gramont“ (seines Schwagers) (Rotterd. 1711 u. ö.; dtsch., Lpz. 1853). Seine sämmtl. Werke gab Auger heraus (Par. 1813, 5 Bde.).

Hamilton, Alexander, nordamerik. Offizier u. Staatsmann engl. Abkunft, geb. 11. Jan. 1757 auf der westind. Insel Nevis, kam früh nach New-York, begeisterte sich für die Rechte der Kolonien dem Mutterlande gegenüber u. ward nicht blos Adjutant, sondern auch Freund u. Berather Washington's. Nach dem Frieden (1783) praktizirte er als Sachwalter, wurde in den Kongreß u. 1786 in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, wo er an die Spitze der föderalist. Partei trat u. mit Madison das neue Staatsgrundgesetz entwarf. 1789—95 Sekretär des Schatzes, machte er sich durch Fundirung der inneren Schuld um die Wiederherstellung des öffentl. Kredits verdient, gründete die Bank, ordnete das Steuerwesen u. schuf überh. das nordamerik. Finanzwesen. Nachdem er dann wieder als Advokat gelebt, ward H. 1798 Unter- u. nach Washington's Tode (1799) Oberbefehlshaber des gegen Frankreich bestimmten Heeres. Der Friedensschluß ließ ihn wieder nach New-York zurückkehren, wo er 12. Juli 1804 an einer im Zweikampfe mit dem Vizepräs. der Ver. Staaten, Oberst Burr, erhaltenen Wunde starb.

Hamilton, Lady Emma, geb. 1760 in der Grafschaft Chester als die natürliche Tochter eines Dienstmädchens aus Wales, Namens Harte; wurde, nachdem sie verschiedene Dienststellungen innegehabt hatte, zuerst die Mätresse des nachmal. Admirals Payne, der sie bilden ließ, bald aber an den Chevalier Featherstonhaugh abtrat. Auch von diesem nach Kurzem wieder verlassen, stellte sie bei dem berüchtigten Dr. Graham in London in einem zum „Himmlischen Bett“ führenden Vorzimmer die Göttin Hygiea dar. Als solche erregte sie die Leidenschaft des Lords Greville, dem sie drei Kinder gebar. Um die durch seinen finanziellen Ruin verhinderte Heirath mit ihr durch den Beistand seines Oheims, des engl. Gesandten William H., doch noch zu ermöglichen, schickte der Lord seine Geliebte 1789 nach Neapel. Indeß bezauberte sie Sir H. so sehr, daß dieser mit seinem Neffen einen Vergleich schloß u. sie 1791 selbst heirathete. Als Lady H. ward sie die Vertraute der Königin von Neapel u. erhielt so u. A. von der feindlichen Gesinnung der span. Regierung gegen England Kenntniß; hiervon machte sie den geeigneten Gebrauch, u. infolge dessen wurden alle span. Schiffe von den Engländern ohne Kriegserklärung weggenommen. Das Leben der Lady H. blieb auch nach ihrer Vermählung ein zügelloses; insbes. trat sie in ein Verhältniß zu Nelson, der nach der Schlacht bei Abukir ihr erklärter Liebhaber wurde. Mit ihm lebte sie später, zur Wittwe geworden (1803), auf dem Landsitze Merton-Place, wo sie ihm eine Tochter gebar. Nach Nelson's Tode (1805) warf sie sich der Ausschweifung vollends in die Arme. Sie starb in einem Landhause bei Calais 16. Jan. 1815. Durch ihre plastischen Vorstellungen hatte sie die Kunst der Attitude (s. d.) zur Vollendung gebracht. Auch gilt sie als Erfinderin des Shawltanzes. Das Schmachvollste beging sie mit der Veröffentlichung der vertraulichen Briefe Nelson's (Lond. 1815, 2 Bde.). Vgl. die „Geschichte der Lady H. mit Bezug auf mehrere merkwürdige Zeitgenossen derselben“ (Jena 1816).

Hamilton, James, Erfinder einer nach ihm benannten Sprachunterrichtsmethode, bei der sich der Schüler erst die Kenntniß des Sprachstoffes, d. i. Wörter, Phrasen u. Sätze der fremden Sprache, rein mechanisch aneignet, dann übersetzen u. erst zuletzt die Grammatik lernt. H. ward zu London 1769 geb., lernte in Hamburg bei dem dort als Sprachlehrer lebenden emigrirten franz. General d'Angeli Deutsch, ging 1815 nach New-York u. ertheilte dort zum ersten Mal in jener Methode Unterricht, die er dann mehr u. mehr ausbildete. Während dieselbe besonders in Amerika, England u. Frankreich großes Aufsehen erregte, fand sie in Deutschland zahlreiche Gegner. Vgl. Wurm, „H. u. Jacetat. Ein Beitrag zur Geschichte der neuesten Reform des Sprachunterrichts“ (Hamb. 1831), u. Schwarz, „Kurze Kritik der H.'schen Sprachlehrmethode“ (Stuttg. 1837). H. starb zu Dublin 31. Okt. 1831.

Hämlinge, s. v. w. Kastraten.

Hamm, Wilhelm, Ritter v., verdienter Agronom u. Schriftsteller, geb. zu Darmstadt 5. Juli 1820, bildete sich praktisch u. theoretisch in der Landwirthschaft aus, bereiste, um weitere Erfahrungen zu sammeln, die Rheinlande, Belgien, Frankreich, England u. Norddeutschland u. studirte in Gießen Kameralia u. Naturwissenschaften, insbes. Chemie unter Liebig. Neben seinen Fachstudien pflegte er immer auch regen Verkehr mit Schriftstellern u. Dichtern, ward 1843 Prof. der Chemie u. Landwirthschaft in Hofwyl u. kurze Zeit darauf Direktor der Ackerbauschule Rüti bei Bern. Seit 1846 mit der Redaktion der „Agronom. Zeitung“ in Leipzig betraut, erwarb er das einflußreiche Fachjournal 1849 selbst u. leitete es bis 1869. 1848 nahm H. als Führer einer Freischar am Kriege in Schleswig-Holstein Theil. Ausgedehnte Reisen füllten die nächsten Jahre zum großen Theile aus, wozu die verschiedenen Weltausstellungen u. viele lokale Industrie- u. landwirthschaftliche Ausstellungen, auf denen er als Kommissar, Juror, Aussteller u. Berichterstatter fungirte, Veranlassung boten. Daneben leitete H. bis 1864 eine von ihm 1851 als erste ihrer Art in Deutschland gegründete Fabrik für landwirthschaftliche Maschinen u. Geräthe u. entwickelte eine große Thätigkeit durch Vorträge in verschiedenen Vereinen, die Volksbildung zu fördern. 1863 als Vertreter des Leipziger Landkreises in die II. sächs. Kammer gewählt, schloß er sich der liberalen Partei an. Im Febr. 1867 folgte H. einem Rufe als Ministerialrath u. Chef des Departements für Landwirthschaft in das österr. Ministerium für Handel u. Volkswirthschaft, aus welchem er 1868 in das neugegründete Ackerbauministerium übertrat, das er selbst größtentheils organisirt hat. Die vortrefflich geplante u. ins Werk gesetzte landwirthschaftl. Ausstellung Oesterreichs auf der Weltausstellung von 1873 in Wien war ebenfalls zum größten Theile H.'s Werk. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Fellenberg's Leben u. Wirken“ (Bern 1845); „Die landwirthsch. Geräthe u. Maschinen Englands“ (mit 700, von H. selbst gezeichneten Abb., Braunschw. 1845; 2. Aufl. 1856—58); „Katechismus der Ackerbauchemie, Bodenkunde u. Düngerlehre“ (Lpz. 1848; 5. Aufl. 1871); „Das Weinbuch“ (ebd. 1865; 2. Aufl. 1874); „Grundzüge der Physiologie der Pflanzen u. Thiere“ (Lpz. 1856; „Grundzüge der Landwirthschaft“ (Braunschw. 1851—54, 2 Bde.); „Wesen u. Ziele der Landwirthschaft“ (Jena 1866); „Das Ganze der Landwirthschaft in Bildern“ (Lpz. 1866 f. u. Wien 1871); „Die Thierwelt u. der Aberglaube“ (Lpz. 1852); außerdem „Freischar-Novellen“ (Lpz. 1850); die biogr. Novelle „Shelley“ (ebd. 1858) u. Reisebilder u. d. Tit. „Südöstl. Steppen u. Städte“ (Frankf. 1861). Auch gab H. unter dem Pseud. Philipp Emich ein Bändchen „Gedichte“ (Lpz. 1869) heraus.

Hamm, Kreisstadt im Reg.-Bez. Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen mit 16,914, zur Hälfte evang. E., liegt am Einfluße der Ahse in die Lippe, 5½ M. von Dortmund, ist Sitz eines Kreis- und

Appellationsgerichts u. hat 1 Gymnasium, 2 evang. u. 1 kathol. Kirche u. 1 Schloß. H. ist eine der bedeutendsten Industriestädte Westfalens, vorzüglich in Eisengießerei, Maschinenbau, Puddel- u. Walzwerken, der Fabrikation von Telegraphendrähten, Springfedern u. Drahtseilen u. besitzt außerdem Fabriken für landwirthschaftliche Geräthe, Chemikalien, Oel, Eisen- u. Blechwaaren, Gerbereien u. Dampfmühlen. H. war die alte Hauptstadt der Grafschaft Mark, im Mittelalter Mitglied der Hansa u. ehemals Festung, welche die Franzosen 1761 u. 1762 vergeblich belagerten; 1666 kam die Stadt mit der Mark an Brandenburg.

Hammer, Julius, deutscher Dichter, geb. 7. Juli 1810 zu Dresden, studirte in Leipzig, wirkte das. als Feuilletonist an der „Zeitung für die elegante Welt" u. übersiedelte 1845 wieder nach seiner Vaterstadt, wo er 1851 die Redaktion des Feuilleton zur „Konstitutionellen Zeitung" übernahm u. 1855 die Schillerstiftung ins Leben rief. H. hat sich nam. durch eine Reihe lyrisch-didaktischer Gedichtbücher bekannt gemacht, die in ruhig fließender Rede eine milde,

Nr. 3289. Julius Hammer (geb. 7. Juli 1810, gest. 23. Aug. 1862).

gemüthvolle u. beschauliche Lebensweisheit predigen: „Schau um Dich u. schau in Dich" (Lpz. 1851; häufig aufgelegt), „Zu allen guten Stunden" (das. 1854), „Fester Grund" (das. 1857), „Auf stillen Wegen" (das. 1859), „Lerne, liebe, lebe" (das. 1862). Auch sein Roman „Einkehr u. Umkehr" (2 Bde., Lpz. 1856) u. seine Nachdichtung der Psalmen (Lpz. 1861) verdienen Erwähnung. H. starb zu Pillnitz 23. Aug. 1862.

Hammerfest, Stadt in dem norweg. Amte Finnmarken mit 1400 E., an einer Bucht der felsigen Insel Kvalö unter 70° 39′ gelegen, ist die nördlichste Stadt der Erde, aber durch seinen Handel u. Fischfang wichtig. Die Hauptartikel der Ausfuhr sind getrocknete Fische, Thran, Walroß- u. Robbenhäute, Walroßzähne, Felle u. Kupfer. Der größte Theil dieser Waaren geht nach Rußland, besonders nach Archangel. Am Walfischfang u. Robbenschlag in dem Meere von Spitzbergen nimmt H. einen hervorragenden Antheil.

Hammerich, Peter Frederik Adolph, dän. Theol., Dichter u. Histor., geb. zu Kopenhagen 9. Aug. 1809, bereiste während u. nach seiner Univers. Zeit, um sich mit dem nord. Volksleben allseitig bekannt zu machen, Möen, Jütland u. Schweden, durchstreifte dann auch Deutschland u. hielt sich 1835 in Italien auf. Die literar. Ergebnisse dieser Wanderungen waren anziehende Reisebilder u. treffliche histor. Skizzen, welche er in der Zeitschrift „Brage og Idun" 1839–41 veröffentlichte. Nachdem er seit 1839 einige J. Prediger in Jütland gewesen war, privatisirte er in Kopenhagen u. hielt öffentl. Vorlesungen über einzelne Epochen der dän. Geschichte. 1845 wurde H. Prediger an der Trinitatiskirche in Kopenhagen. Die Kriege gegen Schleswig-Holstein machte er als Feldprediger bez. als Feldpropst mit. 1849 gründete er mit mehreren Freunden die „Gesellschaft für dän. Kirchengeschichte". Auch war er als Vertreter der Orthodoxen an der Herstellung eines „Gesangbuchs für die dän. Kirche" (Kopenh. 1852) betheiligt. Von seinen Geschichtswerken sind aufzuführen: „Christian II. in Schweden u. Karl Gustav in Dänemark" (Kopenh. 1847); „Dänemark im Zeitalter der Waldemare" (ebd. 1847—48, 2 Thle.) u. „Dänemark im Zeitalter der Nord. Union" (ebd. 1849). Außerdem schrieb er „Schilderungen aus dem schlesw. Kriege" (ebd. 1849); „Der dritte schlesw. Feldzug" (ebd. 1851) u. „Der schlesw. Dreijahrskrieg" (Hadersl. 1852). Als Dichter veröffentlichte er: „Heldengesänge" (ebd. 1841); „Bilder aus Thorwaldsen's Künstlerleben" (ebd. 1844); „Dänemarks Erwachen" (ebd. 1848); „Schlesw. Gedichte" (ebd. 1848); „Töne u. Bilder aus der Kirche Christi" (ebd. 1842); „Gustav II. Adolf in Dtschl." (ebd. 1844); „Bibl.-geschichtl. Lieder" (ebd. 1852) u. A. — Sein Bruder Martin Johann **H.**, geb. zu Kopenhagen 4. Dez. 1811, Rektor der Schule in Christianshaven, ist ein namhafter Orientalist.

Hammermuschel (Malleus), eine Gattung einmuskeliger Muscheln, deren Klappen Tförmig ausgezogen an die Gestalt eines Hammers erinnern; von ihren etwa ein Dutzend Arten des Indischen Ozeans, Neuhollands u. Amerika's ist besonders die weiße H. (Malleus albus) von Sammlern sehr geschätzt.

Hammer-Purgstall, Joseph Freiherr von, berühmter österr. Orientalist, geb. 9. Juni 1774 zu Gratz als Sohn des Gubernialraths Joseph von H., wurde 1787 Zögling der orientalischen Akademie in Wien, der er 9 Jahre angehörte. Seine weitere Ausbildung erhielt er durch einen zweimaligen Aufenthalt in der Levante, erst (1799–1801) als sog. Sprachknabe (Dolmetschelève), u. nachher (1802–6) als Legationssekretär bei der Gesandtschaft in Konstantinopel. Im J. 1807 kam er wieder nach Wien, wo er sich bald im Interesse der orientalischen Studien nützlich machte. Hauptsächlich auf seine Veranlassung begründete hier der edle Graf Rzewuski die „Fundgruben des Orients", ein periodisches Sammelwerk, zu welchem er alle namhaften Orientalisten Europa's beizutragen aufforderte. Ein erstes Heft erschien 1809, u. wurde dieses verdienstliche Unternehmen, an dem H. immer der Hauptmitarbeiter blieb, bis 1819 fortgesetzt (im Ganzen 6 Bde.). Nach einer vorübergehenden diplomatischen Mission in Paris wurde H. 1811 nach Wien zurückberufen u. zum Hofdolmetsch ernannt. Diese Stellung behielt er für die übrige Zeit seines Lebens u. widmete die Muße, die sie ihm gewährte, einer rastlosen, in ihrer Fruchtbarkeit einzigen literarischen Thätigkeit. Sie fand in vielfachen Ehren u. Auszeichnungen, die ihm inner- u. außerhalb seines Vaterlandes zu Theil wurden, ihren Lohn. Im J. 1817 wurde er Hofrath u. 1825 Ritter. Im J. 1835 succedirte er nach einer Erbverfügung der gräflichen Familie Purgstall im Besitze der Herrschaft Hainfeld in Steiermark u. wurde gleichzeitig mit dem Namen Hammer-Purgstall in den erblichen Freiherrnstand erhoben. Bei der Gründung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, für die er sich selbst lange Jahre bemüht hatte (1847), wurde er zum ersten Präsidenten erwählt. Er starb in Wien am 23. Nov. 1856 im 83. Jahre. H.-P. war unstreitig eine genial angelegte Natur, seine Lebensverhältnisse selten günstig u. sein Enthusiasmus unbeschränkt. Er hatte sich die große Aufgabe gestellt, den gesammten Stoff der drei mohammedanischen Hauptliteraturen, der arabischen, persischen u. türkischen, dem europäischen Publikum zugänglich zu machen, u. er hat sie, allerdings in seiner Weise, gelöst. Seine Schriften, deren Gesammtumfang auf 100 Bde. veranschlagt worden ist, haben zu ihrer Zeit bedeutend angeregt u. zum Theil noch ganz unbekannte Gebiete erschlossen, allein sie waren ohne jeden bleibenden Werth. Sein unbändiger, wenn auch edler Ehrgeiz, Alles thun zu wollen, hat ihn verhindert, nur einen Gegenstand genügend zu behandeln. Seine Arbeiten waren zwar in der Regel groß angelegt, aber höchst flüchtig u. nachlässig in der Ausführung. Ihre Darstellung war ziemlich geschmacklos; vor Allem aber mußten sie den Unwillen der eigentlichen Fachgenossen H.'s erregen, weil er sich fortwährend die gröbsten Verstöße gegen den Geist u. die Grammatik der Sprachen, die er handhabte, zu Schulden kommen ließ. Gleichwol zeigte er die größte Empfindlichkeit gegen jeden Zweifel an der Vollkommenheit seiner Leistungen, u. die rücksichtslose Härte u. blinde Leidenschaft, mit der er mehreren deutschen Fachgenossen begegnete, die gegen einige bes. herausfordernde Arbeiten von ihm eine eben so

mutbige wie würdige Kritik übten, hat ihn mehr als alles Andere um sein wissenschaftliches Ansehen gebracht. — Die Uebersetzungen, mit denen er die großen Dichter der drei mohammedanischen Nationen bei uns einzuführen versuchte, sind ebenso ungenießbar wie falsch. Die erträglichste ist die von „Hafis' Diwan" (Tüb. 1813 u. 14), aus welcher der Genius eines Goethe den wahren Geist des Originals zu ahnen vermochte. Von seinen Gesammtdarstellungen der drei Literaturen ist die „Geschichte der schönen Redekünste Persiens" (Wien 1818) die gelungenste; die weitläufig angelegte u. unvollendet gebliebene „Literaturgeschichte der Araber" (7 Bde., Wien 1850—56) ist eine wüste u. kritiklose Kompilation aus verschiedenen Originalwerken u. fast gänzlich unbrauchbar. Das verhältnißmäßig größte Verdienst haben noch immer H.-P.'s geschichtliche Werke, bes. die, welche die mongolisch-türkische Periode behandeln; für diese Stoffe hatte er eine entschiedene Neigung u. man darf auch sagen, eine eigenthümliche Begabung. Gleichwol sind auch sie nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Hierher gehören seine „Geschichte der Assassinen" (Stuttg. 1818); „Geschichte der goldenen Horde" (Pest 1840), „Geschichte der Ilchane" (2 Bde., Darmstadt 1842—44); „Geschichte der Khane der Krim" (Wien 1856) u. s. w., vor Allem aber seine große „Geschichte des Osmanischen Reichs" (10 Bde., Pest 1827—33; 2. [abgekürzte] Ausg. 1834—35), unstreitig sein bestes Werk, dem ein ungeheures Quellenstudium zu Grunde liegt u. auf dessen Ausführung er die meiste Sorgfalt verwendet hat. Dennoch besitzt es nicht im Entferntesten die Unfehlbarkeit, die er selbst für dasselbe in Anspruch nahm. Noch sind zu erwähnen seine „Staatsverfassung u. Staatsverwaltung des Osmanischen Reiches" (2 Bde., Wien 1815—16) u. seine „Abhandlung über die Länderverwaltung im Khalifate (Berl. 1835), welche letztere von der Berliner Akademie gekrönt wurde. Vollständige Verzeichnisse der Schriften H.-P.'s bieten der Almanach der kaiserl. Akademie der Wissenschaften 1857 u. 1858 u. C. von Wurzbach's „Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich" (Bd. VII). Neben den vielen Denkmälern, die ihm bei seinem Tode die Verehrung u. Anhänglichkeit seiner Freunde gesetzt hat, verdient als eine durchaus gerechte Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen u. der Persönlichkeit H.-P.'s hervorgehoben zu werden die Schrift von Schlottmann, „Joseph von H.-P." (Zür. 1857), Abdruck aus der Monatsschrift des Züricher wissenschaftlichen Vereins.

Hammerschlag nennt man die Abfälle, die bei der Bearbeitung von glühendem Eisen od. Kupfer mit dem Hammer sich bilden; man unterscheidet daher Eisenhammerschlag, aus Eisenoxyduloxyd bestehend, u. Kupferhammerschlag, ein Gemenge von metallischem Kupfer mit Kupferoxyd.

Hammerstein, Graf Otto von, genannt nach seiner festen Burg H. am Rhein, Andernach gegenüber, war vermählt mit Irmingard, einer nahen Verwandten seines Hauses, u. erregte dadurch den Zorn des Kaisers Heinrich II. u. der Geistlichkeit, welche in der Verheirathung mit einer Verwandten bis zum 5., ja 7. Grade ein blutschänderisches Verhältniß erblickten. Da Otto u. Irmingard sich weigerten, von einander zu lassen, so sprach 1018 die Synode zu Nymwegen den Kirchenbann über die Beiden aus. Für den Augenblick unterwarf sich Otto u. flehte den Kaiser u. den Erzbischof Erkanbald von Mainz um Gnade an. Auf die Dauer aber vermochte er sich von seinem Weibe nicht zu trennen u. setzte erneutem Kirchenbann starren Ungehorsam entgegen. Im J. 1020 rückte der Kaiser selbst gegen die Burg heran u. zwang sie durch Hunger zur Uebergabe. Otto u. Irmingard schweiften seitdem im Elend umher, ihre Ehe lösten sie aber auch jetzt nicht. — Diese historisch feststehende Geschichte hat Ad. Wilbrandt zum Stoffe eines Dramas „Der Graf von Hammerstein" (Bd. 2 seiner „Dramatischen Schriften", Berl. 1870) genommen.

Hammerstein, ein von den alten Burggrafen v. H. am Niederrhein abstammendes, jetzt in der preuß. Provinz Hannover, in Mecklenburg-Schwerin, Oesterreich ꝛc. ansässiges freiherrl. Geschlecht, das in drei Linien blüht: der Equorder, Gesmolder u. Loxtener. Dem jüngeren Zweige der letzteren gehörten an: Frhr. Eugen **v. H.,** Sohn des hannov. Geheimrathes u. Bundestagsgesandten Frhrn. Hans Detlev **v. H.** (geb. 18. März 1768, gest. 30. Juli 1826), geb. zu Reudeshagen im Herzogthum Lauenburg 16. Jan. 1804, studirte die Rechte, machte größere Reisen, diente eine Zeit lang in der algerischen Fremdenlegion u. hielt sich nach einem bewegten Leben zuletzt in Celle auf, wo er 28. Okt. 1852 starb. Er verfaßte mehrere belletristische Schriften u. gab die Zeitschriften „Der Eremit an der Heerstraße" u. „Hannoverischer Volksfreund" (Celle 1842 ff.) heraus. Frhr. Wilhelm **v. H.,** geb. 6. Mai 1808, war 1839—43 Regierungsrath bei der Landdrostei in Lüneburg, 1843—48 vortragender Rath im hann. Ministerium des Innern, dann in demselben Ministerium Generalsekretär, 1850 bis Ende 1851 hann. Finanzminister, als welcher er beim Abschluß des preuß.-hann. Zollvertrages betheiligt war, 1852 bis Ende 1853 Minister des Innern, 1854—62 erster Beamter in Verden, 1862 bis Okt. 1865 wieder Minister des Innern u. 1866 Landdrost der Provinz Osnabrück. Nach der Annexion Hannovers durch Preußen Mitglied des konstituirenden Norddeutschen Reichstages, wurde er 1868 Staatsminister u. Präsident der Landesregierung in Mecklenburg-Strelitz u. starb zu Neustrelitz 1. Sept. 1872. Außer einer Broschüre gegen die Frankfurter Grundrechte (1849) schrieb er mehrere geschichtl. Abhandlungen, z. B. über die Besitzungen der Grafen von Schwerin, über die alten Gerichte des Stifts Verden u. a. m.

Hammerwerk ist ein Etablissement, in welchem durch Wasser od. Dampfkraft in Thätigkeit gesetzte große Hämmer Metalle, Eisen, Stahl, Kupfer u. dgl., bearbeiten, um ihnen eine bestimmte Form zu geben. Man vergleiche die Artikel „Dampfhammer, Eisen u. Stahl".

Hammonia, lat. Name für Hamburg.

Hämodoraceen, wörtlich: Blutschwerteln; eine eigene kleine Pflanzenfamilie bildend, welche den Irideen od. Schwertlilien nahe verwandt ist, u. mehrere Gattungen (z. B. Wachendorfia, Haemodorum, Lachnanthes, Heritiera, Aletris u. s. w.) hat, die nur der warmen u. heißen Zone angehören. Sie treten meist nur als Ziergewächse der Natur, seltner als Nutzpflanzen auf; in letzter Beziehung zeichnet sich in Ostindien nur Aletris nervosa aus, deren Blattfasern man zu einem eigenthümlichen Gewebe (Murra od. Murga) verarbeitet.

Hämokathartica, s. „Blutreinigungsmittel" u. „Blut".

Hämopactis, s. „Blut".

Hämorrhoiden (Blutfluß, güldene Ader) bezeichnet einen eigenthümlichen krankhaften Zustand, bei welchem die verschiedensten Organe in Mitleidenschaft gezogen werden können, der sich aber immer durch die übermäßig erweiterten Venen des Mastdarmes u. durch Anschwellungen seines Blutadergeflechtes kennzeichnet. Diese Anschwellungen, welche im Mastdarm selbst empfindliches Jucken u. Blutbeschwerden herbeiführen, heißen in specie H. od. Hämorrhoidalknoten. Die ungünstigen Verhältnisse der Blutcirkulation in diesem Organe, vor Allem die Schwierigkeit des Rückflusses, der der Richtung der Schwere entgegengesetzt sein muß, ferner der Umstand, daß das rückkehrende Blut die Leber passiren muß, bevor es ins Herz zurückkommt, machen die Hämorrhoidalvene zu solchen Ausbuchtungen geneigt. In ähnlichen Verhältnissen befinden sich aber auch die Venen der unteren Extremitäten, wo ähnliche Ursachen die Krampfadern zur Folge haben. Die Stauungen im Mastdarme, die H., disponiren leicht zu Katarrhen u. rufen daselbst das Gefühl des Brennens, der Spannung u. des Juckens hervor. Der Katarrh aber wirkt wieder auf die Blutaderwandungen, macht dieselben weniger resistent, so daß letztere leicht bersten u. starke Blutungen eintreten; durch letztere wird eine vorübergehende Abschwellung der Schleimhaut u. damit ein Nachlaß der Beschwerden eingeleitet. Die Cirkulationshindernisse der Mastdarmvene, als deren Folgen H. eintreten können, sind verschiedener Art, Kothmassen, Geschwülste in der Bauchhöhle u. die schwangere Gebärmutter; dann wieder kann Kompression od. Verschluß der Pfortader, vielleicht auch Ueberfüllung derselben, od. aber auch können Lungen- u. Herzkrankheiten, bei denen ebenfalls der Rückfluß des Blutes gestört wird, die Veranlassung dazu werden. Alle diese Ursachen haben nun neben den H. noch andere Krankheiten in den verschiedensten Organen zur Folge, so daß es erklärlich ist, wie bald dieser bald jener Theil die Aufmerksamkeit des Laien (Patienten) fesselt, der die „H." bald auf den Kopf, bald auf die Augen, bald auf das Hirn „schlagen" fühlt, u. irrthümlicherweise in ihnen die letzte Ursache des Krankheitszustandes sieht. Begünstigt wird das Auftreten von H. durch eine sitzende, üppige Lebensweise, schwer verdauliche, Verstopfung veranlassende Speisen u. fortgesetzt reichlichen Genuß starker geistiger Getränke. Eine lebhafte Lebensweise mit kräftiger Bewegung in freier Luft, körperliche Arbeit, Mäßigkeit in geistigen Getränken, leicht abführende Kost ꝛc. sind daher auch das beste Gegenmittel gegen die H. Wo Leberleiden die Ursache sind, muß je nach dem Falle eine auf kräftige, normale Funktion dieses Organs gerichtete Kur eingeschlagen werden; die Karls-

bader Kur wird mit Recht gepriesen; sind Herz- u. Lungenleiden die Veranlassung, so müssen die betreffenden Organe bei der Behandlung der H. bes. berücksichtigt werden. Die Hämorrhoidalblutungen sind in allen Fällen für die Ursache der H. völlig gleichgiltig u. keine Beseitigung der Krankheit. Für das örtliche Leiden allerdings von Bedeutung, weil Erleichterung gewährend, müssen sie doch sorgfältig überwacht werden, um nicht Blutarmuth zu veranlassen, die als Folge zu häufiger Hämorrhoidalblutungen auftreten kann.

Hämos, alter Name des Baltangebirges.

Hampshire, auch Southampton u. Hants genannt, südengl. Grafschaft am Kanal, mit 544,684 E. auf 75,8 □M., hat eine niedrige Küste, welche von dem Langston- u. Portsmouthhafen u. dem Southampton Water tief eingeschnitten wird; besteht aus einem wellenförmigen, bis 160 m. sich erhebenden Kreideplateau, das sich vortrefflich zur Viehzucht eignet, u. noch ausgedehnte, mit Moor u. Eichenwaldungen u. Heide bedeckte Strecken trägt. Der Boden liefert Eisenerze. Das Klima ist mild, so daß noch Weinstock u. Myrte im Freien gedeihen. Die Industrie ist nur in Southampton (s. d.) selbst von Bedeutung; hier giebt es bes. große Werften u. Fabriken von Segeltuch, Tauen u. anderem Schiffsbedarf. Die Viehzucht, deren Schafe u. Schweine geschätzt werden, bildet die Hauptbeschäftigung der Bewohner u. Wolle u. Schinken wichtige Ausfuhrartikel. In den Wäldern wird viel Honig gewonnen. Der Itching u. Avon sind die größten Flüsse. Die bedeutendsten Städte der Grafschaft sind Southampton (54,057 E.), Portsmouth (112,954 E.) u. Winchester (14,705 E.).

Hamptoncourt, Schloß an der Themse, 2½ M. von London bei dem Dorfe Hampton, ist von dem Kardinal Wolsey erbaut u. dem König Heinrich VIII. geschenkt worden. Seitdem ist es bis Georg II. häufige Sommerresidenz engl. Könige gewesen. Königin Elisabeth ließ an dem Schlosse einen botanischen Garten anlegen. Karl I. diente es eine Zeit lang als Staatsgefängniß.

Nr. 3290. Der Hamster (Mus cricetus L.).

Hamster (von hammen, d. i. hauen, schroten; Kornferkel, Cricetus frumentarius Pallas, Mus cricetus L.), ein 27 cm. langes, mitteleuropäisches Nagethier aus der Familie der Mäuse, mit Backentaschen u. dichtbehaartem Schwanze, lebt im Flachlande auf Aeckern, denen es schädlich wird, indem es in seine Erdlöcher für den unterbrochenen Winterschlaf Getreidevorrath bis zu einem halben Scheffel einsammelt. Es frißt aber auch Insekten, Mäuse u. Eidechsen. Sein rothgelber, auf dem Bauche schwarzer, an den Halsseiten blaßgelber Pelz wird als Unterfutter verwendet. Im europ. Rußland giebt es noch andere Arten, z. B. den Sandhamster (Cricetus arenarius), den Reishamster (Cricetus phaeus) &c.

Hanau, Kreisstadt im Reg.-Bez. Kassel der preuß. Provinz Hessen-Nassau mit 20,278 E. (1871), an dem Einfluß der Kinzig in den Main, in einer fruchtbaren Ebene der Wetterau, 2¼ M. im O. von Frankfurt gelegen, besteht aus der Altstadt u. der am Ende des 16. Jahrh. von niederländ. Emigranten angelegten Neustadt, hat 3 protest. u. 1 kathol. Kirche, 1 Synagoge, 1 Gymnasium, 1 Realschule, 1 Zeichenakademie u. ist die bedeutendste Industriestadt der ganzen Provinz. Am wichtigsten ist die Fabrikation von Bijouteriewaaren, welche allein mehr als 50 Etablissements beschäftigt, demnächst die Fabrikation von Gold- u. Silberwaaren, Tabak, Leder-, Seide- u. Wollenwaaren, Strümpfen, Teppichen, Hüten, Knöpfen, musikal. Instrumenten, die Eißengießerei, der Wagenbau u. die Bierbrauerei. Der Handel hat sich wegen der Nähe Frankfurts nicht in gleicher Weise wie die Industrie entwickeln können, doch führt H. nicht unbeträchtliche Mengen von Holz aus dem Spessart, Wein, Obst, Getreide u. Kolonialwaaren aus. Ein 1619 angelegter Kanal verbindet H. mit dem Main u. dient zugleich als Hafen für die Stadt. — Bei H. schlug Napoleon 30. Okt. 1813 die letzte Schlacht auf deutschem Boden, in welcher das bayerisch-österr. Heer unter dem Feldmarschall Wrede 8900 Mann an Todten u. Verwundeten, Napoleon 15,000 Todte u. Verwundete u. 8000 Gefangene verlor.

Hand ist der durch einen den vier übrigen Fingern gegenüberstellbaren, sehr beweglichen Daumen vom Fuß unterschiedene Endabschnitt der Vorderextremitäten des Menschen, welcher durch sie erst vermöge ihres Baues zu den verschiedensten Leistungen befähigt wird, so daß er um ihretwillen schon von Anaxagoras für das vernünftigste Geschöpf, von Galen für den Beherrscher der Erde erklärt wurde. Man unterscheidet eine äußere, gewölbte Fläche, den Handrücken, u. eine innere, die hohle H. od. den Handteller, die Handwurzel mit dem Handgelenk u. die fünf Finger: Daum, Zeigefinger, Mittelfinger, Ringfinger u. Kleinfinger, deren Endglieder die Nägel tragen. Die knöcherne Grundlage der Hand bilden 27 Knochen: die 8 kleinen, würfelähnlichen Handwurzelknochen (Carpus, Carpalknochen), gelagert in zwei Reihen, deren obere aus dem Kahn-, Mond-, Dreieck- u. Erbsenbein, deren untere aus dem großen u. kleinen vieleckigen Bein, dem Kopf- u. Hakenbein besteht; jedem Finger entsprechend ein Mittelhandknochen (Metacarpus) u. je 3 Fingerknochen (Phalangen), mit Ausnahme des Daumes, der blos zwei Phalangen hat. Zwischen Vorderarm u. H. befindet sich das Handgelenk, ein freies Gelenk; außer ihm besteht zwischen den

Nr. 3291. a Knochenbau, b, c Muskulatur der Menschenhand, d Vorderhand, e Hinterhand des Schimpanse.

beiden Röhrenknochen des Vorderarms, der Speiche u. Elle, noch ein Drehgelenk, so daß sich die Speiche in einem Halbkreise um die Elle bewegen kann, wobei die Hand nach innen umgewendet wird. Die Handwurzelknochen sind durch straffe Gelenke sowol unter einander wie auch mit den Mittelhandknochen verbunden, mit Ausnahme des Mittelhandknochens des Daumes, der mit dem großen vieleckigen Knochen in einem freien Gelenke vereinigt ist; die Fingerglieder sind unter einander durch Charniergelenke, das erste jedes Fingers mit seinem Mittelhandknochen durch ein freies Gelenk vereinigt. Die Handmuskeln liegen zumeist in der Hohlhand, bes. am 1. u. 5. Mittelhandknochen, wo sie den Ballen des Daumes u. des Kleinfingers bilden. Wie der Besitz der Hände als zoologisches Merkmal benutzt wird, wonach die Menschen Zweihänder (Bimana) heißen, so bezeichnet man die Affen als Vierhänder (Quadrumana). Indeß ist hier der Begriff H. im weiteren Sinne Geoffroy's genommen, der jede, selbst daumenlose Extremität H. nennt, welche lange, tiefgetheilte, sehr bewegliche u. sehr flexible Finger hat, die zum Greifen fähig sind. Denn viele Affen, wie die Klammeraffen u. Stummelaffen der Alten u. Neuen Welt, haben gar keinen Daum od. nur ein Rudiment am vorderen Gliede, u. ist die Gegenstellbarkeit des Daumes bei den Affen überhaupt an der hintern Hand mehr entwickelt als an der vordern.

Handbaum (Cheirostemon platanoides), Arbol de manitos der Mexikaner, ein durch Humboldt berühmt gewordener Riesenbaum Mexiko's aus der Familie der Sterculiaceen, von dem man 3 Jahrh. lang nur ein kolossales Exemplar zu Tolucca u. Mexiko gleichsam als die beiden letzten ihres Geschlechts kannte, während doch der Baum in den Fichtenwäldern um Santa Maria Osolotepec u. an andern Punkten der mexikanischen Westcordilleren bis nach Guatemala hin wächst. Er empfing seinen Namen von seiner malvenartigen, von einem scharlachrothen Kelche umgebenen Blume, deren Staubfäden handförmig aus ihr hervorragen.

Handeck heißt ein 70 m. hoher Wasserfall der Aar im oberen Haslithal am Weg nach der Grimsel, nicht weit vom Ursprung der Aar. Mit dem fallenden trüben Aarwasser vermischt sich der Fall des klaren Erlenbachs von links her.

Handel nennt man den insbes. gewerbmäßig betriebenen Austausch von Gütern irgend welcher Art zwischen Einzelnen od. Völkern, sei es durch Tausch (Waare gegen Waare) od. durch Kauf u. Verkauf (Geld gegen Waare). In volkswirthschaftlicher Beziehung übt der H. den größten Einfluß auf die Produktion (s. d.). Da nämlich die Aufgabe des H.s darin liegt, den Uebergang der verschiedenen Erzeugnisse aus den Händen des Produzenten in die des Konsumenten zu vermitteln, verhilft er vielen Gütern erst zu einem Gebrauchswerthe. Die Eismassen z. B., welche aus dem nördl. Amerika jährlich nach den Tropenländern gesandt werden, hätten am Orte ihrer Gewinnung fast gar keinen Gebrauchswerth, würden daher auch gar nicht gewonnen; der H. aber hat es ermöglicht, an den Seen u. Teichen Nordamerika's oft mehrere Tausend Menschen durch viele Wochen mit dem Eishacken zu beschäftigen u. den im Erzeugungslande werthlosen Artikel in den Hafenplätzen der heißen Länder zu hohen Preisen zu verkaufen. Noch viel häufiger dient der H. dazu, den Werth, welchen ein Produkt bereits besitzt, bedeutend zu erhöhen, da die Produktionsbedingungen über die Welt so ungleich vertheilt sind, daß natürlich die Gestehungskosten einzelner Artikel für bestimmte Orte außerordentlich wechseln; deshalb kann auch jedes Land mit den von ihm am billigsten erzeugten Waaren die übrigen Waaren einkaufen. Durch das Schaffen u. das Erhöhen von Werthen wird der H. selbst zu einer produktiven Arbeit; außerdem wirkt er als Vermittler der Arbeitstheilung befruchtend auf die Volkswirthschaft ein u. hebt auch die Produktion insofern mittelbar, als er die Produzenten mit den Konsumenten in Berührung bringt u. die Ersteren zu größerer Thätigkeit aneifert, sowie ihnen Kapital flüssig macht. Die Hand des Menschen rührt sich niemals so freudig u. lebendig, als wenn ein reicher Gewinn, ein starker Absatz in Aussicht steht. In Bezug auf die Politik ist zu bemerken, daß diese meist aufs Engste mit dem Handelsinteresse verknüpft ist. Tyrannisch regierte Staaten lassen den Handel niemals auf längere Zeit blühen. Spanien u. Portugal z. B., wo sich polit. Despotismus mit kirchlichem Fanatismus paarte, mußten ihre Rollen als Handels- u. Koloniemächte an Holland, England u. Frankreich abtreten. Der H. verlangt freie Verfassungen zu seinem Gedeihen. Während aber daher das Handelsinteresse die Völker vorzugsweise mit veranlaßt, ängstlich an ihren Freiheiten u. Rechten festzuhalten, verfuhren nicht selten Handelsstaaten aus demselben Grunde eben so schonungslos mit den Freiheiten u. Rechten Anderer. Man denke hierbei nicht blos an das Verfahren der europ. Handelsstaaten gegen wenig civilisirte Völker der Tropenländer, sondern auch an die langwierigen blutigen Kriege, welche aus der Eifersucht der europ. Handelsstaaten auf einander unter ihnen selbst erwuchsen u. fortwucherten (Genua u. Venedig!). Auch abgesehen von den Koloniegründungen u. Unabhängigkeitskriegen der Kolonisten ist die politische Geschichte unendlich reich an folgenschweren Ereignissen, die sich vorwiegend nur aus dem Handelsinteresse erklären lassen. Führte dasselbe einerseits viele Kriege herbei, wie z. B. die, welche im Anfange, gegen die Mitte u. bis ans Ende des 18. Jahrh. zwischen den Seemächten West- u. Osteuropa's ausgefochten wurden, od. Napoleon's I. ägyptisch-syr. Feldzug, welcher der Vernichtung der Handelsgröße Englands in den ind. Gewässern galt, so darf man es andererseits auch als eine starke Garantie für die Erhaltung des Friedens betrachten, denn welcher Handelsstaat sollte sich leichtsinniger Weise in einen Krieg einlassen? Ja, unter Umständen können die großen Börsenmänner eines Staates zu Hauptträgern des Friedens werden. Das Besitzinteresse wird in einer Weise gehoben u. geschärft, daß man so lange als möglich ansteht, bevor man zum Aeußersten greift. Alle politischen Bündnisse haben auch eine mehr od. weniger gewichtige kommerzielle Seite. Eben so leicht ist die kulturhistorische Bedeutung des H.s zu erweisen. Indem derselbe ein unwiderstehlicher Förderer aller derjenigen Beschäftigungen der Menschen ist, welche unzählige Arten von Handelsgegenständen hervorbringen, u., da er eine Menge Kräfte in Bewegung setzt, auch zur Gründung immer neuer Wohnplätze führt (Nordamerika!), fördert er zugleich den allgemeinen Wohlstand, wehrt dem Pauperismus, hebt die schroffe Scheidewand zwischen den Klassen u. Ständen der Gesellschaft. Als ein Hauptmittel, um die Ehre der Arbeit zur Geltung zu bringen, bricht er dem Prinzip der Gleichheit vor dem Gesetz u. der Gleichberechtigung aller Staatsangehörigen Bahn, wie er überhaupt, da er der allgemeinen Rechtssicherheit bedarf, zur Entwickelung des Rechts wesentlich beigetragen hat. Deutsche Kaiser stiegen ab in den fürstlich eingerichteten Wohnungen der Fugger u. Welser u. traten in nähere Beziehungen zu den Patriziern unserer süddeutschen Städte, welche der Handel reich gemacht. Reichthum aber, od. doch Wohlhabenheit, war die Mutter des Aufblühens von Künsten u. Wissenschaft, wie überhaupt eines verfeinerten Lebens. Mit der Entstehung eines durch den schwungreich betriebenen H. zu immer größerem Wohlstand kommenden Bürgerthums kamen auch die bildenden Künste zu heiterer, voller Entwickelung. Für die ewig schönen Schöpfungen der großen deutschen, ital. u. niederländ. Meister bilden die Stapelplätze jener Städte, auf denen der Kaufmann die Erzeugnisse der fernsten Gegenden in Empfang nahm, gleichsam den Hintergrund. Und wie der durch den Aufschwung des Handels entfaltete Unternehmungsgeist, die Erweiterung des Gesichtskreises, der angeregte weltbürgerliche u. doch zugleich national-patriotische Geist fördernd u. erhebend auf die Phantasie des Künstlers wirken, so werden auch die Wissenschaften durch den H. vielfach gefördert u. getragen. Abgesehen von dem Austausch der Ideen, von der geistigen Friktion der Völker, welche ihr Handelsverkehr ganz natürlich herbeiführt, u. wodurch schon die ersten Orte desselben auch zu Stätten der ersten Kultur u. Civilisation wurden, empfangen insbes. jene exakten Wissenschaften, wie die Wissenschaft der Naturforschung, der Erd- u. Völkerkunde, der Volkswirthschaft, der Technologie, der Mechanik &c. durch das Handelsinteresse unmittelbare Anregungen. Ohne das Handelsinteresse ließe sich das Erschließen immer neuer u. neuer Gebiete unserer Erde nicht genügend erklären, ohne dieses möchten kaum so große Summen von Privaten od. Staaten aufgebracht worden sein, um etwa ein noch unbekanntes Flußgebiet zu erforschen. Der Kaufmann war es, der das Signal zum Aufbruche der Europäer nach allen Ländern gegeben hat, u. wenn wir den Gebrauch des Kompasses, der Boussole, der Seekarten, des kunstvollen Schraubenwerkes auf den Dampfern, der verwickelten Takelage auf den Schnellseglern u. a. m. bewundern, so darf nicht vergessen werden, daß die ganze riesige Entwickelung des Seewesens schließlich nur auf das Interesse des H.s zurückzuführen ist, dem wir überhaupt die unermeßlichen Wohlthaten zu verdanken haben, welche uns die Erleichterung jeglicher Art des Verkehrs bietet. Von dem Fortschritte des H.s datirt der Fortschritt im Bau der Straßen u. in der Anlegung von Saumpfaden, die Beseitigung aller nur denkbaren Hindernisse des Verkehrs zu Lande u. zu Wasser durch Posten u. Eisenbahnen, Telegraphen u. Dampferlinien, Abdämmung von Flüssen, Ueberbrückung von Meerengen, Anlegung von Kanälen über Berg u. Thal &c. Wie eng schließlich das Handelsinteresse oft selbst mit dem religiösen Interesse Hand in Hand geht, erhellt schon daraus, daß, gleich dem Gelehrten, nicht selten auch der Missionär den Kauffahrer begleitet, u. daß das Wort „Messe" nicht blos kathol. Gottesdienst, sondern auch einen großen Markt bedeutet. Kurz, soweit wir die Geschichte des H.s verfolgen können, ist dieselbe zugleich die Geschichte der menschlichen Kultur. Heeren hat in seinem klass. Werke „Ideen über die Politik, den Verkehr u. den Handel &c." (s. u.) nachgewiesen, daß die Kultur der ältesten Völker von Asien u. Afrika am Karawanenhandel hing. Auf die Schiffahrt haben sich höchst wahrscheinlich zuerst die Phöniker gelegt, dann die Bewohner der Seeküsten u. Inseln von Syrien, Kleinasien u. Griechenland. Die Phöniker, welche, um für die Fahrten auf dem Mittelmeere einen günstig gelegenen Hafen zu besitzen, Tyrus gründeten, fuhren schon ostwärts bis in den Indischen Ozean, nordwärts bis ins Schwarze Meer, westwärts bis Spanien, wo sie mehrere Seestädte bauten, ja in das Atlantische Meer u. auf diesem wieder nordwärts bis nach den brit. Inseln, wo sie bes. Zinn holten. Nach der Zerstörung von Tyrus (332 v. Chr.) dienten die Phöniker bei anderen seefahrenden Nationen als Steuerleute u. Matrosen. Ein gleichfalls bedeutender Handelsstaat ward ihre Kolonie Karthago, welche auch bereits Handelsverträge, bes. mit den Römern (509 u. 348 v. Chr.), schloß. Geordnete Handelsgesetze u. Handelspolizei finden wir zuerst in Athen; auch unterhielt dasselbe schon Handelsagenturen od. Konsulate in den Städten, mit denen es hauptsächlich im Handelsverkehr stand. In der Gründung von Kolonien standen die Griechen den Phönikern wenigstens gleich; ganz Unteritalien z. B. war fast nichts Anderes als eine griech. Kolonie u. wurde daher auch Großgriechenland genannt. Freilich kannten die Griechen auch schon Zölle, Ausfuhrverbote u. sonstige Verkehrsbeschränkungen. Die geringe Entwickelung des H.s bei den Römern läßt sich aus den Rechtsbüchern Justinian's zur Genüge erkennen. Das auf den H. bezügliche Obligationenrecht sticht durch seine Dürftigkeit gegen die gediegene Ausführlichkeit der die dinglichen Rechte regelnden Normen auf eine heutzutage unbegreifliche Weise ab. Als das

röm. Reich an Umfang gewann, wurde der H. zur unerträglichsten Geißel für die Provinzen. Er befand sich in den Händen der röm. Ritter, die zu besserem Betriebe in Gesellschaften zusammentraten u. nebenbei die Einkünfte der Provinzen pachteten. Die vortrefflichen röm. Straßen dienten hauptsächlich blos Staatszwecken. Mit der Macht Karthago's zerstörten die Römer auch dessen H. 146 v. Chr. u. erst unter Augustus ward der H. mit Ostindien wieder hergestellt (30 v. Chr.). Unter diesem u. den folgenden röm. Kaisern erweiterte sich der Handelsverkehr der griech. Kolonien, welche Seleukos Nikator zwischen dem Indus u. dem Ganges angelegt hatte, indem auch die vorderind. Halbinsel (Malabar u. Koromandel) beschifft wurde. Damals betrieben die Römer den Seehandel vom Rothen Meere aus mit großen Flotten, während gleichzeitig der Handel mit ind. Produkten durch die Bucharei od. Baktrien nach dem Kaspischen u. Schwarzen Meere blühte, um bis zu den ersten byzantinischen Kaisern fortzudauern. In der ersten Zeit des Mittelalters ziehen die Städte der Arab. Halbinsel unsere Blicke auf sich, denn ein ausgedehnter H. war es, welcher dieselben reich u. mächtig machte. Mohammed erwarb sich nur durch seine Handelsreisen eine so genaue Kenntniß seines Volkes. Auch unter den Khalifen blühte neben dem Landbau u. Kunstfleiß der H. in Persien, Syrien, Nordafrika u. Spanien lange Zeit, u. nur durch die Messen zu Okadh sind uns die vorzüglichsten Dichtungen der dahin gekommenen Araber erhalten worden. Die romanisch-german. Völker hatten anfänglich eine große Abneigung gegen den H. u. ließen ihren Binnenverkehr vorzugsweise durch Juden betreiben. Die Unsicherheit der Straßen, die schlechte Beschaffenheit der Wege u. die Unvollkommenheit der Transportmittel hinderten einen höhern Aufschwung. Erst die Kreuzzüge, welche den eigentlichen Handelsweg zwischen Osten u. Westen wieder öffneten, machten den H. lebhafter, indem sie nicht allein den Luxus u. das Verlangen nach den Waaren des Morgenlandes steigerten, sondern auch auf manche Straßen aufmerksam machten, welche früher gar nicht od. doch nur sparsam benutzt worden waren. Seit den Kreuzzügen wurde z. B. der Seidenbau u. somit auch der Seidenhandel für viele Gegenden Italiens u. Frankreichs die Quelle großen Wohlstandes. Wie in Italien schon unter den ersten Nachfolgern Karl's d. Gr., der in den nördl. u. südl. Theilen Europa's den H. wieder neu belebt hatte, so erhoben sich infolge dessen allmählich auch in Deutschland, England, Frankreich u. Spanien neben dem Ritterthume die Freien Städte zur Selbständigkeit. Von den ital. Städten waren es bes. Venedig (zu Ende des 5. Jahrh. gegründet), Genua u. Pisa, sowie auch Amalfi im Königreich Neapel, welche wichtig u. bedeutend wurden, nam. durch ihre Verbindung mit Griechenland u. Arabien, bez. mit Indien. Venedigs Marine diente allen Staaten zum Muster; auch besaß es auf der Küste von Dalmatien, in Epirus u. Morea, auf Kandia, in Syrien u. Palästina tapfer vertheidigte Haltpunkte, während Genua seine Niederlassungen in der Krim bis in das 20. Jahr nach dem Fall von Konstantinopel behauptete. Durch den dann in gleichem Maße aufblühenden H. der deutschen Städte wurden die von den Italienern aus dem Orient geholten Waaren über das ganze mittlere u. nördl. Europa verbreitet. Zugleich rief der blühende Zustand des H.s in den betreffenden Städten das bisher unbekannte Gewerbe des Geldhandels hervor, welches die Reichthümer noch vermehrte, den Verkehr erleichterte u. endlich selbst Fürsten in ihren Geldbedürfnissen von reichen Kaufmannsfamilien abhängig machte. Dagegen gewannen viele Städte durch die zunehmenden Reichthümer eine immer größere Unabhängigkeit, indem sie ihren Herren allmählich alle Hoheitsrechte abkauften; auch wurden sie mit mancherlei Privilegien, wie bes. von Heinrich I. mit dem Stapelrecht, mit der Zoll- u. Bodenfreiheit, ausgestattet. Den Höhepunkt des Gedeihens erreichte das städtische Gemeinwesen durch die Verbindungen der einzelnen Handelsstädte unter einander zu ihrem Schutze, zur Erweiterung ihrer Privilegien u. zur schiedsrichterlichen Ausgleichung ihrer Streitigkeiten. Von diesen Verbindungen zeigten sich die ersten Spuren unter Friedrich II. (1215—50), u. als ihre wichtigste ist die Hansa (s. d.) zu nennen, welche vor allen den Ruhm beanspruchen kann, Deutschlands Wohlstand u. Bildung unendlich gefördert zu haben. Zu Ende des Mittelalters schuf die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien u. der westl. Halbkugel einen neuen Welthandel, der diesen Namen eigentlich erst verdient. Die Anwendung der Magnetnadel — eine Erfindung des 11. Jahrh. zwar, die aber erst seit dem 14. Jahrh. benutzt worden zu sein scheint, — das sorgfältigste Studium der Winde u. Meeresströmungen, welches nach dem Bekanntwerden des Golfstromes u. der Passatwinde begann, die fortschreitenden Verbesserungen in der Bauart, Ausrüstung u. Leitung der Schiffe hoben die Nautik u. damit die Sicherheit des Seehandels ungemein. Mehr u. mehr kam nun auch der Welthandel in die Hände der westeurop. Nationen, indem die ind. Waaren, statt in den ital. Seestädten, in Lissabon aufgestapelt u. durch andere Völker, bes. durch die Holländer, von dort abgeholt wurden. Obgleich sie nun viel billiger als sonst geliefert werden konnten, so brachte doch der H. mit denselben einen großen Gewinn u. gab zuletzt dem ganzen Leben der Portugiesen einen hohen Aufschwung. Erst durch die Einführung der Inquisition u. die Aufnahme der Jesuiten (seit 1540) gerieth Portugal in Verfall, u. als es 1580—1640 span. Provinz war, gingen seine meisten Besitzungen in Asien an die Holländer verloren. In Spanien blühte selbst nach der Entdeckung von Amerika der H. nicht auf: man wollte ja nur Gold u. Silber von dort holen u. vernachlässigte daher den H. mit anderen Erzeugnissen u. den Anbau des Bodens in den fruchtbaren Kolonien ganz u. gar; diese selbst erhielten ihre Bedürfnisse nur aus Spanien, u. allen anderen Nationen war der H. mit denselben verboten! So konnten alle Schätze der Welt, alle Reichthümer das Sinken der span. Macht nicht aufhalten, sondern beschleunigten es sogar. Die Besiegung der span. Armada war es, welche unter Elisabeth's Regierung Englands Handelsgröße mit begründen half. Noch unter Jakob I. (1603—25) war die holländ. Marine dreimal so groß als die engl., allein kaum war unter Karl II. (1660—85) die durch die Revolution unterbrochene Ruhe wieder hergestellt, als auch der engl. H., zum Theil infolge der Schiffahrtsakte Cromwell's, emporblühte. Seitdem wurden immer neue Kolonien in Ost- u. Westindien gewonnen, u. als im Siebenjährigen Seekriege (1756—63) die franz. Seemacht vernichtet worden war, kam der Großhandel u. die unbestrittene Herrschaft der Meere in die Hände der Engländer. In Ostindien fingen während des Siebenjährigen Seekrieges engl. Kaufleute an, Beherrscher eines Reiches zu werden, welches bald den Mutterstaat an Umfang u. Bevölkerung weit übertraf. Zwar verlor England durch den Unabhängigkeitskampf (1773—83) den größten Theil seiner Kolonien in Nordamerika, somit die Herrschaft in der „Neuen Welt", legte aber 1788 den Grund zur Kolonisation Australiens, u. heute gehören die fünf Kolonien auf dessen Festlande, wie die Inseln Tasmania u. Neuseeland (das „Britannien der Südsee") zu den reichsten u. wichtigsten Handelsgebieten der Erde, u. während die Kontinentalsperre (s. d.) allen H. auf dem europ. Kontinente lähmte, wußte sich England für seine ungeheuere Produktion neue Abflüsse zu verschaffen u. erreichte, nach der endlichen Bezwingung des 1. Napoleon, eine nie dagewesene Handelsgröße. Nach dem Frieden von 1815 lebte auch der H. auf dem europ. Festlande wieder auf. In Deutschland freilich, wo mit den Reformationsstürmen u. dem Siege der Territorialherrschaft, welche die Städte erdrückte, auf eine lange Blütezeit Zeiten der Schwäche, der Zerrissenheit u. gänzlichen Verwahrlosung aller nationalen Interessen gefolgt waren, wurde der H. durch innere Zollschranken u. eine ungünstige Handelspolitik noch sehr behindert. Durch den 1834 ins Leben getretenen deutschen Zollverein (s. d.) aber, wie durch den Aufschwung der Industrie bez. des Fabrikwesens, nahm dann auch hier der H. eine so rasche Entfaltung, daß Deutschland die Eifersucht der Franzosen u. Engländer erregte. Für England gab die Veränderung der äußeren Verhältnisse u. insbes. eben das Emporwachsen der deutschen Gewerbe- u. Handelsthätigkeit den Antrieb, den Handelsverkehr mehr u. mehr von seinen Fesseln zu befreien. So ward denn das Monopol der Ostind. Compagnie u. die Schiffahrtsakte aufgehoben, wurden die Getreidezölle abgeschafft u. eine lebhafte Agitation für Handelsfreiheit (s. d.) überhaupt ins Leben gerufen, die in Deutschland u. Frankreich Unterstützung fand u. zu den seit 1860 abgeschlossenen westeurop. Handelsverträgen führte. Mittlerweile war eine neue Handelsmacht erstanden: der H. der Vereinigten Staaten von Nordamerika hatte eine Entwickelung genommen, die immermehr das Bild eines riesenhaften, unerhörten Fortschrittes bieten sollte, wie überhaupt die nordamerikan. Union für ihr Verkehrs- u. Gesellschaftsleben ganz andere Grundlagen als die Alte Welt hat. Gestalt u. Lage, Klima- u. Bodenverhältnisse, allseitige Gliederung der langen Meeresküsten u. eine Menge schiffbarer Ströme wie großer Süßwasserseen, eine mächtige u. konstante Bevölkerungszunahme durch mehr als sonst gebildete Einwanderer, eine häufige, noch heute nicht abgeschlossene Ausdehnung des Ländergebietes, die Fülle u. Mannichfaltigkeit der Bodenschätze, wie nam. das Gold des fruchtbaren Californien, die allseitige Möglichkeit einer freien Kraftentfaltung, ein stetes Steigen der Produktion, Hand in Hand gehend mit einer fortwährenden Vermehrung der Verkehrsmittel (man denke nur an die Panama- u. die Pacificeisenbahn, an die subatlant. Telegraphenkabel u. a. m.), die Rastlosigkeit u. Kühnheit des amerikan. Unternehmungsgeistes, die wunderbare Schnellkraft des amerikan. Charakters, welche nicht blos die Folgen der schwersten Ereignisse, wie selbst die des furchtbaren Bürgerkrieges der Nord- u. Südstaaten, rasch verwinden macht, sondern auch das Prinzip der Union sich über aller Fäulniß im politischen u. sittlichen Leben erhalten läßt — dies Alles ist es vorzugsweise, was die Quelle der wie durch Zauberkraft aufgeschossenen Handelsgröße der Vereinigten Staaten u. ihres kolossalen Reichthums geworden. Von solchen günstigen Bedingungen kann freilich in Deutschland keine Rede sein. Und dennoch hat sich nunmehr wieder auch für dieses eine große Zukunft eröffnet.

Konnte schon der deutsche Rheder mit dem engl. in erfolgreichen Wettstreit treten, noch bevor ihm die deutsche Diplomatie u. Seemacht Schutz u. Hülfe boten, u. trotz des geringen Ansehens, in welchem wir als Nation standen, so wird fortan die veränderte Weltstellung Deutschlands dem Deutschen es erst recht ermöglichen, daß er seinen Beruf, der eigentliche weltbürgerliche Kaufmann zu sein, abermals u. noch glänzender als einst erfülle. Schon haben sich mit dem Gefühl der Sicherheit die Thätigkeit u. die Unternehmungslust, damit aber auch der Reichthum u. der Verkehr in unserem Volke so gehoben, daß z. B. im Hamburger Hafen 1867–71, also in fast nur 5 Jahren, die Gesammtbewegung der Ein- u. Ausfuhr von 46 auf 81 Mill. Ctnr. stieg, sich also verdoppelte. Dazu kommt, daß die Waarenzüge die alten Welthandelswege wieder eingeschlagen haben. Aber viel Größeres bereitet sich vor im fernen Osten. Das ungeheuerste Wasserbecken der Erde, das früher selten ein Kiel durchfurchte, der Stille Ozean, belebt sich an all seinen Rändern, Japan u. China wurden 1858 dem Welthandel erschlossen, u. schon sind dort die Deutschen die zweite Handelsmacht geworden, ja haben an vielen Orten die Engländer überflügelt. Japanesen u. Chinesen können sich dem Einflusse der europäischen Kultur nicht mehr entziehen, das begreifen diese Reiche sehr wohl. Japan ist unserm H. fast ohne Beschränkung zugängig geworden u. in China stehen vierzehn Häfen wenigstens unsern Schiffen offen. In kurzer Zeit aber werden die Eisenbahnen mitten durch Rußland u. Asien nach dem Osten ziehen u. Länder noch aufschließen, in denen ein Drittel der lebenden Menschen wohnt. Auf diesen Eisenbahnen rollt dann der H., denn er zieht immer den sicheren Landweg vor, u. zwar werden sich die Waarenzüge nach u. aus Ostasien nicht in Rußland sammeln u. zertheilen, sondern in der lebendigen u. völkerverbindenden Mitte Europa's, wo sich die vornehmsten Handelsstraßen kreuzen. Aehnliche Vortheile stellen uns die Schienenwege nach Konstantinopel, nach Kleinasien u. längs des Persischen Meerbusens nach Indien in Aussicht.

Arten des H.s. Man unterscheidet je nach der Verschiedenheit der Gegenstände den Waaren- u. den Effekten-H., obgleich, wie z. B. die literarischen Erzeugnisse (vgl. den Art. „Buchhandel"), auch das Geld, die Geldsurrogate, die Kreditpapiere 2c., welche den letzteren ausmachen, in diesem Fall als Waaren zu betrachten sind (vgl. die Art. „Börse", „Markt"). Insofern es sich beim Waaren- u. Effekten-H. um den Kauf u. Verkauf von Eigenthumsrechten handelt, kann man diesem Kauf-H. den Mieth-H. entgegensetzen, der nur Nutzungsrechte betrifft; je nach der örtlichen geographischen Ausdehnung den Welt-H. (Inbegriff des gesammten gegenseitigen Völkerverkehrs) u. den auf irgend einen Ort, ein Land, ein Volk 2c. beschränkten H., sowie den Binnen-H. u. den ausländischen H., welch letzterer bald als ausländischer Verbrauchs- od. Aus- u. Einfuhr-H., bald als Zwischen-H. auftritt; je nach dem Maße, in welchem sich ein Volk an den Handelsgeschäften betheiligt, den Aktiv- u. den Passiv-H., bei welch letzterem es die Besorgung der eigenen Handelsgeschäfte einem anderen Volke überläßt; je nach der Verschiedenheit der Handelswege den Land- u. den See-H., den Fluß- u. den Küsten-H.; je nach dem Umfange der Geschäftsausdehnung den Groß- u. den Klein-H.; je nach der Art der Betheiligung der handeltreibenden Personen den Eigen- od. Propre- u. den Auftrags- od. Kommissions-H., sowie den Einzel- u. den Gesellschafts-H.

Literatur: Heeren, „Ideen über die Politik, den Verkehr u. H. der Alten Welt" (Gött. 1824–26, 5 Bde.); Hüllmann, „Handelsgeschichte der Griechen" (Bonn 1839); Fischer, „Geschichte des deutschen H.s 2c." (Hann. 1791–97, 4 Bde.); v. Gülich, „Geschichtliche Darstellung des H.s 2c. (Jena 1830–42, 3 Bde.); Montgomery-Martin, „Die britischen Kolonien 2c." (aus dem Engl. von Frisch, Lpz. 1835–36); Treitzschke, „Grundriß der Handelsgeschichte" (Lpz. 1852); Engelmann, „Geschichte des Welthandels" (Lpz. 1853, 2 Bde.; 2. Aufl. 1866); Scherer, „Allg. Geschichte des Welthandels" (Lpz. 1852–53, 3 Bde.); Falke, „Geschichte des deutschen H.s" (Lpz. 1858–60, 2 Bde.); ders., „Die Hansa als deutsche See- u. Handelsmacht" (Berl. 1863); K. Andree, „Geographie des Welthandels" (Stuttg. 1867–72, 2 Bde.); Otto, „Buch berühmter Kaufleute od. der Kaufmann zu allen Zeiten" (2. Abdr., Lpz. 1870); R. Andree u. A., „Der Weltverkehr u. seine Mittel" (2. Aufl., Lpz. 1875). — Büsch, „Lehrbuch der gesammten Handelswissenschaft" (Altona 1796–98, 3 Bde.); Bleibtreu, „Lehrbuch der Handelswissenschaft" (1830); Murhard, „Theorie u. Politik des H.s" (Gött. 1831, 2 Bde.); Noback, „Lehrbuch der Handelswissenschaft" (Berl. 1848–49); Woerz, „Leitfaden zu Vorträgen über Handelswissenschaft" (Wien 1864); Mac Culloch, „Dictionary of commerce etc." (Lond. 1832; deutsch von Richter, 2. Aufl., Augsb. 1842, 2 Bde.); „Allg. Encyklopädie für Kaufleute" (Lpz., 4. Aufl., 1841–42; 12. Aufl. 1856–59); Schiebe, „Kaufmännisches Handwörterbuch" (Lpz. 1833); ders., „Universallexikon der Handelswissenschaften 2c." (Lpz. und Zwickau 1837–39, 3 Bde.); „L. Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute" (19. Aufl., Lpz. 1875).

Die wichtigsten kaufmännischen Börsen:

Die Börse in Amsterdam (seit 1613, bez. 1845);
Berlin (hervorgegangen aus den Zusammenkünften [„Morgensprachen"] der seit 1690 bestehenden Kaufmannsgilden, die seit 5. Juni 1739 in der „Grotte", einem kgl. Lustschlosse im Lustgarten, stattfanden; an der Stelle, wo die „Grotte" stand, ward 1800 die „alte" Börse erbaut; die neue, der Prachtbau an der Burgstraße, wurde 28. Sept. 1863 eröffnet);
Bremen (seit den letzten Dezennien des 17. Jahrh., bez. 5. Nov. 1864);
Breslau (seit 1824, bez. 19. Juni 1867);
Frankfurt a. M. (die neue datirt aus dem J. 1840);
Hamburg (die neue ward 1842, kurz vor dem Brande der Stadt, eröffnet u. blieb unversehrt);
London (die älteste, von Sir Thomas Gresham erbaut, stand 1567 bis 1666; die zweite von 1669 bis zum großen Londoner Brande; die dritte bis 10. Jan. 1838, wo sie, gleich den beiden früheren, niederbrannte; die jetzige, die Royal exchange, ward 28. Okt. 1844 von der Königin Viktoria eröffnet. Außerdem giebt es eine Fondsbörse [stock exchange] für engl. Effekten, eine Börse für fremde Fonds [foreign exchange], eine Kohlenbörse [coal exchange] seit 30. Okt 1849 u. eine Getreidebörse [corn exchange] seit 1747, bez. 1827);
New-York (der neue Prachtbau der Stock- u. Goldbörse befindet sich an Broadstreet, außerdem aber hat es noch eine besondere Kornbörse an Whitehall, eine Baumwollenbörse an Hannover Square u. eine Petroleum- u. Tabaksbörse an Pinestreet);
Paris (das jetzige Börsengebäude wurde 1826 eröffnet);
Petersburg (gegründet 1783, erneuert u. erweitert 1804 u. 1816);
Wien (die k. k. Börse befindet sich in einem neuen, vor Kurzem erbauten schönen Gebäude mit einer Brunnenstatue von Fernkorn).

Händel, Georg Friedrich, einer der bedeutendsten Komponisten aller Zeiten, wurde geb. zu Halle 23. Febr. 1685 als der Sohn eines Barbiers u. Wundarztes. Trotz der bereits in frühester Kindheit kundgegebenen erstaunlichen Beweise musikalischer Begabung u. trotz der ungemeinen Fortschritte, die er in tonkünstlerischer Beziehung unter der Leitung F. W. Zachau's, Organisten an der Marktkirche zu Halle, machte, sollte er dem Willen seines Vaters zufolge dennoch nicht der Kunst, sondern der Rechtsgelehrsamkeit sich widmen u. mußte auch zu dem Ende im J. 1702 die Universität seiner Vaterstadt beziehen. Indeß wandte er sich nach dem im J. 1703 erfolgten Ableben seines Vaters der Tonkunst als Lebensberuf zu u. ging zunächst nach Hamburg, wo er im Theaterorchester zweite Geige spielte u. sich durch Unterrichtgeben erhielt. In Hamburg schrieb er, dessen erste erhaltene größere Komposition eine ins J. 1703 fallende Passionskantate, Text von Postel, ist, 1704 seine erste Oper „Almira", die großen Beifall fand, u. bald darauf „Nero" u. „Florinde", welche aber erst 1708 aufgeführt wurden, als H. sich schon einen Namen in Italien gemacht hatte. Dorthin nämlich wandte er sich 1706, zuerst nach Florenz, wo 1707 seine erste ital. Oper „Rodrigo" entstand. In Venedig schrieb er 1708 die allgemein bewunderte „Agrippina" u. in Rom das Oratorium „La Resurrezione", dann 1709 in Neapel das Pastoral „Aci, Galatea e Polifemo" u. in Rom die Allegorie „Il Trionfo del Tempo". Künstlerisch vollkommen gereift kam H. 1710 von Venedig aus als Kapellmeister nach Hannover, wo er u. A. für die Kurprinzessin Karoline die meisten seiner ital. Kammerduette schrieb. Noch in demselben Jahre ging er auf Urlaub nach London u. gewann sich durch die Oper „Rinaldo" alle Herzen. Ungefähr nach 2 Jahren erhielt er wiederum einen Urlaub zu einer Reise nach London, komponirte diesmal die Opern „Teseo" u. „Il Pastor fido", versäumte aber rechtzeitig nach Hannover zurückzukehren u. zog sich dadurch die Ungnade seines Kurfürsten zu. Nun blieb er in London, komponirte 1714 sein berühmtes „Te Deum" zur Feier des Utrechter Friedens, dann 1715 die Oper „Amadigi", u. erst 1717 söhnte sich sein inzwischen (1714) zum König von England erhobener Kurfürst mit ihm aus, ohne ihm jedoch eine Anstellung zu geben. Nachdem er eine Zeit lang im Hause des Grafen Burlington gelebt hatte, zog er zu dem in Cannons unweit London residirenden Herzog von Chandos, für dessen Kapelle er eine Reihe von Anthems (motetten- od. kantatenartigen Kirchenstücken) schrieb u. in dessen Hause auch (um 1720) das Oratorium „Esther" u. das Pastoral „Acis u. Galathea" (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen ital. Pastoral, s. oben) entstanden. Im J. 1720 wurde in London ein ital. Opernthéater im größern Stil, eine sog. Academy of Music, gegründet u. H. als

hauptsächlichster Komponist u. Dirigent bei diesem Institut angestellt. Das Unternehmen, für das er zuerst den „Radamisto" u. dann noch 13 andere Opern schrieb, hielt sich bis 1728, worauf H. im J. 1729 eine neue Akademie auf eigne Kosten (jedoch mit Unterstützung des Hofes u. der Aristokratie) eröffnete, für sie mehrere neue Opern schrieb u. „Esther" u. „Acis u. Galathea" zuerst öffentlich zur Darstellung brachte. Bei Gelegenheit der Aufführung seines neuen Oratoriums „Deborah" erhoben sich Zerwürfnisse zwischen H. u. einem Theile des Adels, welcher letztere endlich Veranlassung nahm, eine Gegenoper zu gründen, für die Hasse u. Porpora komponirten u. die durch den berühmten Sänger Farinelli einen vorübergehenden Glanz erhielt. H. bot seine ganze Energie zur Besiegung dieses Widerstandes auf, setzte aber auch sein Vermögen u. seine Gesundheit dabei zu u. erlangte letztere erst nach dem Gebrauche der Bäder von Aachen vollständig wieder. Nun gings an ein erneutes Schaffen u. Arbeiten, welches seinen Schwerpunkt nam. im Oratorium u. in Orgelproduktionen (Konzerte für die Orgel mit u. ohne Orchester) hatte. Im J. 1736 schrieb er das „Alexanderfest" (das Oratorium „Athalia" fällt einige Jahre früher), dann folgten: 1737 eine „Trauerhymne" für die Königin Karoline, 1738 „Saul" u. „Israel in Aegypten", 1740 „L'Allegro, il Pensieroso ed il Moderato" u. 1741 der für die Einweihung eines neuen Konzertsaals in Dublin in der unglaublich kurzen Zeit von 24 Tagen komponirte „Messias", sowie der einige Monate früher vollendete „Samson". Das J. 1741 war auch dasjenige, in welchem er mit der „Deidamia" ganz mit der Oper abschloß,

Nr. 3292. Georg Friedrich Händel (geb. 23. Febr. 1685, gest. 14. April 1759).

nachdem er in dieser Kunstgattung im Ganzen 38 Werke geliefert hatte. Nach einem fast das ganze Jahr 1742 währenden Aufenthalte in Irland nach London zurückgekehrt, machte er 1743 zunächst mit dem dort noch nicht gehörten „Samson" große Wirkung, wie auch mit dem zur Feier des Sieges bei Dettingen komponirten „Te Deum"; es folgte dann noch die lange u. glänzende Reihe der Oratorien: „Joseph" (1743), „Semele" (1743), „Belsazar" (1744), „Hercules" (1744), „Occasional oratorio" (1746, zur Feier des Sieges bei Culloden), „Judas Maccabäus" (1746), „Alexander Balus" (1747), „Josua" (1747), „Salomon" (1748), „Susanna" (1748), „Theodora" (1749), „Die Wahl des Hercules" (1750), „Jephta" (1751), zuletzt 1751 „The Triumph of Time and Truth" (eine Umarbeitung des in Rom komponirten „Il Trionfo del Tempo", s. oben). Während der Komposition des „Jephta" (1751) erkrankten H.'s Augen u. er erblindete, gab aber nach wie vor alljährlich in der Fastenzeit seine 12 Oratorienkonzerte u. spielte dabei ein Orgelkonzert; auch komponirte er, wenngleich langsamer, noch fort, da er einen Schüler u. Freund, Namens Smith, dem er in die Feder diktirte, zu Hülfe nehmen mußte. Am 6. April des J. 1759 leitete er noch eine Aufführung seines „Messias", aber bereits 8 Tage später, am 14. April (nach Anderen am 13.) 1759, beschloß er sein thätiges u. erfolgreiches Leben. In der Westminsterabtei bestattet u. mitten unter Englands nationalen Berühmtheiten ruhend, erhebt sich über seinem Grabe ein von Roubiliac verfertigtes Denkmal, u. seit dem 14. April 1859 ziert sein Standbild den Marktplatz seiner Geburtsstadt Halle. — In allen Zweigen seiner Kunst hat H. Großes geleistet u. selbst seine kleineren Sachen tragen den Stempel einer gewissen Mächtigkeit u. Kühnheit; aber das Oratorium ist es vorzugsweise, in welchem er die ganze Erhabenheit seines Genies entfaltet, u. für welches er als der eigentliche Schöpfer nicht nur, sondern auch als der Vollender anzusehen ist. Die Schnelligkeit von H.'s Schaffen ist selten erreicht u. nie übertroffen worden, u. wie er einer der gedankenreichsten Tonsetzer war, die je gelebt haben, so war er auch einer der fruchtbarsten. Nachdem verschiedene engl. Gesammtausgaben seiner Werke sich als ungenügend herausgestellt haben, ist mit einer Neu-Edirung seit einer Reihe von Jahren die „Deutsche Händelgesellschaft" beschäftigt. Einen trefflichen Biographen hat H. in dem Musikgelehrten Chrysander gefunden („Georg Friedrich Händel", 2. Bde., Lpz. 1858—60).

Handelsfreiheit od. Freihandel (engl. Free-trade, spr. Frihtrehd) nennt man dasjenige Handelssystem, welches die künstlichen Beschränkungen u. Hemmungen des Handels, bez. der Konkurrenz, der Arbeitstheilung u. der Verwohlfeilerung der Produkte verwirft. Hinderlich wirken Luxusverbote, Zunftgesetze, Erschwerungen der Niederlassung, Bäcker- u. Fleischtaxen, Zins- u. Kornwuchergesetze, das Konzessionswesen, Privilegien, Monopole &c., bes. aber Ein-, Aus- u. Durchfuhrzölle. Anhänger der H., welche durch Wort u. Schrift für deren Verwirklichung thätig sind, nennt man **Freihändler** (engl. Freetraders). Ihren Anfang nahmen die freihändlerischen Bestrebungen mit Adam Smith (s. d.). Zur ersten Geltung kamen freihändlerische Prinzipien in der preuß. Regierungsinstruktion v. 26. Dez. 1808 u. in dem preuß. Gesetz vom 26. Mai 1818, durch welche die Beschränkungen des inneren Handels u. Verkehrs beseitigt wurden. Außer von vielen Fabrikanten, deren Sonderinteresse sich gegen die H. sträubt, ist dieselbe bes. von Friedrich List wegen Nothwendigkeit des „Schutzes der nationalen Arbeit" bekämpft worden. Das Programm der in den 20er Jahren in England gegründeten Freihandelspartei verkündete 1826 zuerst Huskisson im Parlament. Der beredteste Apostel derselben ward seit 1841 Rich. Cobden (s. d.); ihm vor Allen ist es zu danken, daß England mit Aufhebung der Korngesetze u. der Cromwell'schen Schiffahrtsakte den Anfang zur H. machte; auch bereiste er den Kontinent, um zu Gunsten der H. zu agitiren. Nun bildeten sich auch in Frankreich, wo übrigens nam. Say schon vorgearbeitet hatte, freihändlerische Vereine, indeß blieb die Opposition, welche die H. in der Kammer bes. durch Thiers fand, so lange erfolgreich, als bis sich Napoleon III. zu den von Bastiat, Chevalier, Garnier-Pagès u. A. verfochtenen Freihandelsprinzipien bekannte. Durch ihn ward denn auch ein neues handelspolitisches System zu Gunsten freihändlerischer Reformen in Europa durch den Abschluß eines Handelsvertrages mit England angebahnt. Deutschland, wo die Freihandelspartei ihren Mittelpunkt in dem 1858 gegründeten Kongresse deutscher Volkswirthe hat, trat diesem System bald bei. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika kehrten dagegen durch die Morrill'sche Tarifbill vom 2. März 1861 zum Schutzzoll- u. Prohibitivsystem zurück; die Folge davon ist ein merklicher Rückschritt des nordamerikan. Handels.

Handelsgerichte sind die vorzüglich mit der Verhandlung u. Entscheidung von Handelssachen betrauten Gerichte. Wo dieselben in Deutschland nicht existiren (wie z. B. gegenwärtig im größten Theil der preuß. Monarchie u. in mehreren norddeutschen Staaten), treten die gewöhnlichen Gerichte an ihre Stelle. Die Handelsgerichte erster Instanz pflegen meist (u. zwar überwiegend) aus Kaufleuten u. Juristen besetzt zu sein. Für Handelssachen bildet die 3. bez. letzte Instanz das Reichsoberhandelsgericht in Leipzig, dessen Zuständigkeit sich über das gesammte Reichsgebiet erstreckt. Vor die Handelsgerichte gehören nam.: 1. bürgerliche Streitigkeiten gegen einen Kaufmann aus dessen Handelsgeschäften; 2. Ansprüche aus Wechseln; 3. Ansprüche der Mitglieder einer Handelsgesellschaft wider einander; 4. Streitigkeiten über den Gebrauch einer Handelsfirma; 5. Streitigkeiten aus dem Rechtsverhältnisse, welches durch die Veräußerung eines Handelsgeschäfts entsteht; 6. Streitigkeiten aus dem Rechtsverhältnisse zwischen Handlungsbevollmächtigten u. Prinzipalen; 7. Ansprüche eines Handelsmäklers; 8. Ansprüche der Rheder, Korrespondentrheder u. der Schiffsbesatzung; 9. Streitigkeiten über Bodmereiverträge u. Havarie.

Handelsgesellschaft. Im Allgemeinen verstand man bis zum Allg. Deutschen Handelsgesetzbuche unter H. jede vertragsmäßige Vereinigung mehrerer Personen zum Betriebe eines Handelsgewerbes; ja man verstand darunter wol gar jedwede Vereinigung zur Ausbeutung eines od. mehrerer Handelsgeschäfte dergestalt, daß zur H. auch die sog. Gelegenheitsgesellschaft, association en participation, mitgerechnet wurde. Wesentlich ist bei dieser Art von H. lediglich, daß die Geschäfte für gemeinschaftliche Rechnung gemacht werden, gleichgiltig, ob alle Betheiligten handeln od. dem anderen Kontrahenten genannt werden od. nicht. Das Deutsche Handelsgesetzbuch hingegen begreift unter den im 2. Buche behandelten „H.en" nur diejenigen Vereinigungen, bei denen die Gesammtheit der Betheiligten als Geschäftsinhaber auftritt. Die stille H. ist daher keine wahre H., wird daher auch im 3. Buche behandelt, denn wenn bei stillen H.en auch Geschäfte auf gemeinschaftliche Rechnung betrieben u. Gewinn u. Verlust gemeinsam von den Betheiligten getragen werden, so treten doch nicht Alle, sondern nur Einer od. Einige dem Dritten als Kontrahent gegenüber.

Die wahren H.en, d. h. solche, die Handelsgeschäfte nicht nur auf gemeinschaftliche Rechnung, sondern auch unter einer gemeinsamen Firma betreiben, sind: 1. die offene H.; 2. die Kommanditgesellschaft; 3. die Kommanditgesellschaft auf Aktien u. 4. die Aktiengesellschaft. — Die offene H. bezeichnet v. Hahn als die „H. schlechthin". Die für sie maßgebenden Vorschriften finden sich im Handelsgesetzbuche Art. 85 bis 149. Eine solche ist vorhanden, wenn 2 od. mehrere Personen ein Handelsgewerbe unter gemeinschaftlicher Firma betreiben u. bei keinem der Gesellschafter die Betheiligung auf Vermögenseinlagen beschränkt ist (denn sonst wäre es eine Kommandit- od. Aktiengesellschaft). Sie muß eine Firma haben, die erkennen läßt, daß man es mit einer H. zu thun habe; nam. deutet der Zusatz „et Co." auf eine derartige H. Sie begründet Rechtsverhältnisse nach innen u. nach außen. Die ersteren sind zuvörderst zu regeln nach dem Gesellschaftsvertrage, der einer besonderen Form nicht bedarf. Enthält dieser keine Bestimmungen, so kommen die Vorschriften des Deutschen Handelsgesetzbuches, Art. 90 ff., zur Anwendung, dagegen bezüglich der Rechtsverhältnisse der H. nach außen stets die Vorschriften des Handelsgesetzbuches Art. 110 ff.; vertragsmäßige Abänderungen derselben können nur insoweit Berücksichtigung finden, als das Gesetzbuch dies ausdrücklich statuirt. Der Vertrag, daß ein Gesellschafter von jedem Antheile am Gewinn ausgeschlossen sein soll, sog. societas leonina, ist keine H. u. unwirksam. Geld, Sachen od. Rechte, die in die Gesellschaft eingebracht worden, werden Eigenthum der Gesellschaft, u. verliert der Einzelne die ihm bisher zustehenden Rechte durch die Einwerfung od. Einwerfungserklärung. Die Gesellschafter können sich an dem Unternehmen betheiligen, entweder a. durch Verwendung ihrer geistigen Kräfte, Kenntnisse jeder Art u. geschäftlichen Erfahrungen od. b. durch Vermögenseinlagen od. c. durch Beides. Ueber die Größe der Vermögenseinlage entscheidet zunächst der Gesellschaftsvertrag, in Ermangelung eines solchen der freie Wille des betreffenden Gesellschafters. Letzterer ist nicht verpflichtet, die Einlage über den vertragsmäßigen Betrag zu erhöhen od. die durch Verlust verminderte Einlage zu ergänzen, es wäre dies denn im Gesellschaftsvertrage vorgesehen. Selbst wenn ohne Erhöhung der Beiträge die Erreichung des gemeinsamen Endzweckes nicht möglich ist, kann keiner der Gesellschafter wider seinen Willen zum Austritt aus der Gesellschaft od. zur Gewährung einer höheren Einlage im Mangel vertragsmäßiger Festsetzung angehalten werden, vielmehr bleibt dann nichts als die Auflösung der Gesellschaft übrig. Jeder Gesellschafter kann Ersatz seiner Auslagen, u. zwar sammt Zinsen vom Tage des geleisteten Vorschusses an, u. Schadenersatz für im Interesse der Gesellschaft eingegangene Verbindlichkeiten u. erlittene Verluste fordern; dagegen steht ihm ein Anspruch auf Vergütung für seine Mühwaltungen u. Arbeitsleistungen im Interesse der Gesellschaft an sich nicht u. nur im Falle besonderer ausdrücklicher Zusage od. vertragsmäßiger Festsetzung zu. Ein Gesellschafter darf ohne Genehmigung der übrigen keine Handelsgeschäfte betreiben, die als Konkurrenzgeschäfte anzusehen wären, kann keinen Dritten in die Gesellschaft aufnehmen od. Einmischung in die Gesellschaftsverhältnisse gestatten. Im Zweifel ist jeder Gesellschafter berechtigt, die Geschäfte der H. zu führen, u. zwar auch dann, wenn er von der Vertretung der H. ausgeschlossen ist. Nur sind, wenn ein Gesellschaftsvertrag existirt, dessen Bestimmungen auch hier zunächst maßgebend. Anschluß aller Gesellschafter ist erforderlich bei Geschäften, die über den gewöhnlichen Betrieb des Handelsgewerbes der Gesellschaft hinausgehen, sowie bei Anstellung eines Prokuristen (dagegen kann Widerruf der Prokura von jedem der Gesellschafter erfolgen). Bezüglich der Vertheilung von Gewinn u. Verlust gelten folgende Grundsätze: Am Schlusse jeden Geschäftsjahres ist Inventur zu machen u. Bilanz zu ziehen; ein Verlust ist Jedem antheilig u. von seinem Geschäftsantheile abzuschreiben; ist Gewinn erzielt worden, sind Jedem für sein Guthaben 4% Zinsen gut zu schreiben, der verbleibende Gewinn wird vertheilt, diese Vertheilung geschieht bei Gewinn wie bei Verlust regelmäßig nach Köpfen. — Was die Rechtsverhältnisse der Gesellschaft nach außen anlangt, gilt Folgendes bei der offenen H. Die H. schließt Geschäfte unter ihrer Firma; durch derartige Geschäfte, auch wenn sie nur von einem der Gesellschafter geschlossen sind, werden alle Gesellschafter verpflichtet, denn es haften dieselben für alle Verbindlichkeiten der Gesellschaft solidarisch u. mit ihrem ganzen Vermögen. Diese Haftpflicht trifft auch später eintretende Gesellschafter. Privatgläubiger eines Gesellschafters können die zum Vermögen der H. gehörigen Werthsobjekte zu ihrer Befriedigung nicht in Anspruch nehmen, nur die Zinsen u. den Gewinnantheil ihres Schuldners können sie fordern; deshalb ist auch im Falle des Konkurses der H., außer zum Vermögen der H., Separatkonkurs zum Vermögen eines jeden Gesellschafters zu eröffnen; bricht Konkurs zum Vermögen eines Gesellschafters allein aus, so muß die H. aufgelöst werden. Außerdem ist die H. aufzulösen: beim Konkurse der H.; beim Tode eines Gesellschafters, es wäre denn auch diesfalls Fortsetzung der H. bedungen; zufolge gemeinsamen Beschlusses; nach Ablauf der festgesetzten Gesellschaftsdauer; aus Anlaß der Aufkündigung seitens eines Gesellschafters, wenn die Gesellschaft auf unbestimmte Dauer od. auf Lebenszeit eingegangen ist. Ueber die Liquidation einer H. s. d.

Die Kommanditgesellschaft ist organisirt nach Art der vorerwähnten offenen H.; sie unterscheidet sich von dieser wesentlich durch die beschränkte Haftung einzelner Betheiligter. Sie hat eine allen Gesellschaftern gemeinsame Firma, diese ist im Handelsregister einzutragen; auch hat sie ein selbständiges Vermögen; durch alles Dies unterscheidet sie sich von der sonst ziemlich verwandten stillen Gesellschaft. Ueberdies aber haftet der Kommanditist (d. i. der mit einer bestimmten Einlage Betheiligte) für den ganzen Betrag der Gesellschaftsschulden, so lange durch diesen seine Einlage nicht erschöpft wird, während der stille Gesellschafter nur mit seiner Einlage pro rata u. nur für die Handlungsschulden aufzukommen hat. Der Name eines Kommanditisten darf in der Firma der Gesellschaft nicht enthalten sein, anderenfalls haftet er gleich einem offenen Gesellschafter.

Die Kommanditgesellschaft auf Aktien. Neben einem oder mehreren offenen Gesellschaftern existirt hier eine Einlage, die nicht von einem Einzelnen gewährt worden ist, sondern in eine größere Anzahl von Aktien (s. d.) od. Aktienantheile zerlegt ist; diese Aktien müssen auf Namen lauten u. regelmäßig auf mindestens 50 Thlr. gestellt werden. Die Kommanditgesellschaft auf Aktien gilt als H., selbst wenn der Gegenstand der Gesellschaft nicht in Handelsgeschäften besteht. Ueber die Errichtung u. den Inhalt des Gesellschaftsvertrages muß eine gerichtliche od. notarielle Urkunde aufgenommen, derselbe muß im Auszuge im Handelsregister eingetragen u. veröffentlicht werden; die Geschäfte führt od. führen der od. die offenen Gesellschafter; diese haften den Gesellschaftsgläubigern solidarisch mit ihrem ganzen Vermögen. Die Aktionäre haften nur bis zum Betrage ihrer Aktien od. Antheile. Die Organe der Aktionäre sind der Aufsichtsrath u. die Generalversammlung. Letztere vertritt die Interessen der Aktionäre gegenüber den persönlich haftenden Gesellschaftern; ihre Beschlüsse hat der Aufsichtsrath auszuführen. Derselbe überwacht überhaupt die Geschäftsführung der Gesellschaft in allen Zweigen ihrer Verwaltung. Der Aufsichtsrath ist gesetzlich normirt worden zum Schutze der Aktionäre gegen die offenen Gesellschafter. Die Erfahrung der letzten Jahre hat jedoch gelehrt, daß er diese Aufgabe bei Kommanditgesellschaften auf Aktien u. bei Aktiengesellschaften vielfach nicht erfüllt, vielmehr zu mannichfachen schwindelhaften Täuschungen der Aktionäre u. des Publikums sich herbeigelassen hat.

Die Aktiengesellschaft. Hierüber s. nam. auch „Aktie". Eine H. ist eine Aktiengesellschaft, wenn sich die sämmtlichen Gesellschafter nur mit Einlagen betheiligen, ohne persönlich für die Verbindlichkeiten der Gesellschaft zu haften. Die Aktiengesellschaften sind gemäß der Vorschrift des Bundesgesetzes vom 11. Juni 1870, durch welches die Bestimmungen des Handelsgesetzbuches zum Theil außer Wirksamkeit gesetzt worden sind, selbst dann im Handelsregister einzutragen, wenn ihr Zweck nicht im Betriebe von Handelsgeschäften besteht. Ueber die Errichtung u. den Inhalt des Gesellschaftsvertrages ist jedenfalls eine gerichtliche od. notarielle Urkunde aufzunehmen, die dem Handelsgerichte zur Prüfung u. Genehmigung vorzulegen ist. Einer staatlichen Anerkennung bedarf es zur Existenz u. Giltigkeit einer Aktiengesellschaft nicht mehr. Die Organe einer Aktiengesellschaft sind: a. die Direktoren od. der Vorstand; b. der Aufsichtsrath; c. die Generalversammlung. Den Direktoren liegt die Leitung der Geschäftsführung ob; den Aktionären haften sie für entstandenen Schaden persönlich u. solidarisch. Außer ihnen können noch Bevollmächtigte bestellt werden, die gleich den Direktoren als Vertreter der H. im Handelsregister einzutragen sind; Prokuristen hingegen kann eine Aktiengesellschaft nicht bestellen. Der Aufsichtsrath überwacht

die Geschäftsführung der Direktoren; er kann sich vom Gange der Angelegenheiten der Gesellschaft unterrichten, die Bücher u. Schriften derselben jederzeit einsehen u. den Bestand der Gesellschaftskasse untersuchen. Die Generalversammlung wird entweder vom Vorstande (den Direktoren) od. vom Aufsichtsrathe berufen, häufig ist zu bestimmten Zeiten od. innerhalb vorgeschriebener Fristen eine Generalversammlung abzuhalten. Sie muß einberufen werden, wenn ein od. mehrere Aktionäre, deren Aktien zusammen den zehnten Theil des Grundkapitals darstellen, dies in einer von ihnen unterzeichneten Eingabe unter Angabe des Zweckes u. der Gründe verlangen. Der Zweck der Generalversammlung muß jederzeit bei der Berufung bekannt gemacht werden; über Gegenstände, deren Verhandlung nicht in dieser Weise angekündigt ist, können Beschlüsse nicht gefaßt werden; hiervon ist jedoch der Beschluß über den in einer Generalversammlung gestellten Antrag auf Berufung einer außerordentlichen Generalversammlung ausgenommen. Zur Stellung von Anträgen u. zur Verhandlung ohne Beschlußfassung bedarf es der Ankündigung nicht.

Handelskrisen nennt man jene großen Erschütterungen des Geschäftlebens, welche sich nam. in der massenhaft auf einmal auftretenden Zahlungsunfähigkeit selbständiger wirthschaftlicher Unternehmer äußern. Diese Zahlungsunfähigkeit besteht entweder in der Nichterfüllung kontraktlicher Verbindlichkeiten der Zahlung gegen die Gläubiger (Kreditkrisis, Geldkrisis, Bankerottepidemie) od. im Mangel an Zahlungsmitteln (Gütern) zum Ankauf der nothwendigen Befriedigungsmittel u. an Produktionsmitteln (Kapital) zur Fortsetzung der Gütererzeugung. Letztere Art hat zwar oft ihren selbständigen Ursprung, bes. in unabwendbaren Elementarereignissen, wie großen Mißernten, Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten 2c. od. in Kriegen u. inneren Unruhen, kann aber auch im Gefolge der ersteren Art auftreten, welche zudem in der Regel von einer Absatzstockung begleitet wird (daher auch Absatzkrisis genannt). Wie bösartige Krankheiten des menschlichen Körpers, von deren Entscheidungsphase man die Bezeichnung hergenommen, haben auch die H. als Krankheitserscheinungen am volkswirthschaftlichen Organismus Symptome ihres Herannahens. Diese sind erfahrungsgemäß im Allgemeinen: große Unternehmungslust u. Kühnheit der Spekulation, eine epidemisch um sich greifende Sucht, schnell reich zu werden u. geringeren, aber sicheren Gewinn zu verschmähen, eine ungewöhnliche Leichtgläubigkeit des Publikums, auffallendes Ueberhandnehmen der Agiotage u. Spielwuth, sowie des Luxus, außergewöhnlich rasches u. bedeutendes Steigen der Preise aller Lebensmittel, Luxusartikel u. Rohstoffe, ebenso der Bauplätze u. Häuser in den Städten, Steigen des Preises der Hülfsmaschinen, außergewöhnlich starke Nachfrage nach Arbeitern u. rasches Steigen der Arbeitslöhne, häufig von Arbeitseinstellungen (Strikes) begleitet, außerordentlich rasches u. bedeutendes Steigen des Zinsfußes od. Discontosatzes u. anhaltendes Sinken der Kurse der Börseneffekten. Als Vorbeugungsmittel gegen H. werden bes. empfohlen: Beseitigung des Konzessionswesens mit Ausnahme der Zettelbanken u. Eisenbahnen, bei denen volles Gehenlassen schädlich od. unmöglich wäre, möglichste Oeffentlichkeit der Prospekte neuer Unternehmungen, unbedingte Haftpflicht der Gründer, Ansammlung starker Baarschätze durch die Banken in Zeiten der Kapitalfülle zu niedrigem Discont, genügende Baardeckung der Noten, Vorsicht beim Discontiren, Beseitigung aller unnöthigen Verkehrsschranken, Einrichtung eines rationellen Zollsystems, Einschränkung der zu ausgedehnten Kreditgewährungen u. Kreditfristen, eine sorgfältige Statistik der Produktion u. der Unternehmungen im Verkehrswesen, in der Industrie, im Ackerbau u. im Handel, um bei Zeiten vor Ueberproduktion in diesem od. jenem Geschäftszweige zu warnen u. a. m. Gewiß würden auch dergleichen Vorsichtsmaßregeln von durchschlagender Wirkung sein, wenn es keine Leidenschaften gäbe, wenn der Mensch eben nicht Mensch wäre. Deshalb aber sind sie es nicht, u. sobald die Spekulation sich ins Maßlose überstürzt, sobald der Schwindel zur allgemeinen Parole wird, kann die Krisis nur durch die Vernichtung der Schuldigen geheilt werden, wobei freilich viele Unschuldige mit leiden müssen. Dies zeigt die Geschichte der bisherigen H., als deren hauptsächlichste zu nennen sind: 1. die Tulpenmanie in den Niederlanden, 1634—37; 2. die engl. Krisis von 1696; 3. das Law'sche System in Frankreich, 1715—20; 4. der Südseeschwindel in England, 1711—20; 5. die Hamburger Krisen von 1763 u. 1799; 6. die Assignatenwirthschaft, 1790 bis 1796; 7. die Krisen der J. 1815 u. 1825 in England; 8. die Krisen der J. 1814, 1837 u. 1839 in den Vereinigten Staaten von Nordamerika; 9. die engl. Krisen in den J. 1836, 1839 u. 1847; 10. die Krisis im J. 1857; 11. die Geldklemme in Frankreich von 1863—64; 12. die Krisis des J. 1866 in London; 13. der „schwarze Freitag" im Sept. 1869 zu New York u. 14. die Krisis des J. 1873, die für Oesterreich u. Deutschland mit dem „schwarzen Freitag" (9. Mai) an der Wiener Börse ihren Anfang nahm u. auch in Nordamerika große Verheerungen anrichtete. Diese zeitliche u. örtliche Uebersicht zeigt zugleich, daß fast kein Kulturstaat von derartigen Erschütterungen frei geblieben ist, daß sie mit der Kultur steigen u. sich sowol in immer kürzeren Perioden, als auch in den Ländern mit ältester u. entwickeltster Kultur am häufigsten wiederholen. Vgl. Max Wirth, „Geschichte der Handelskrisen" (Frankf. 1858; 2. Aufl. 1873); Jos. Neuwirth, „Bank u. Valuta in Oesterreich-Ungarn 1863—73." 2. Bd.: „Die Spekulationskrisis von 1873" (Lpz. 1874); Cl. Juglar, „Des crises commerc. et de leur retour périod." (Paris 1862).

Handelsmarine nennt man die Gesammtheit der Schiffe, insbes. der Seeschiffe einer Nation, welche den friedlichen Verkehr zu Wasser vermitteln. Von besonderem wirthschaftlichen Interesse wäre eine gute Schiffahrts- u. Rhedereistatistik. Zwar liegt nun statistisches Material aus allen Ländern massenhaft vor, aber dasselbe ist leider nicht nach denselben Grundsätzen gesammelt u. deswegen ist seine Vergleichung mit großen Schwierigkeiten verbunden, welche eine ersprießliche Ausnutzung für die Vervollständigung des großen Bildes des Welthandels fast unausführbar erscheinen lassen. Ballast- u. beladene Schiffe, Dampfer u. Segelschiffe, Küsten- u. Seeschiffe, fremde u. einheimische Schiffe sind bald getrennt, bald vereint aufgeführt, bald nach den Flaggen, bald nach den Herkunfts- od. Bestimmungsländern geordnet. Auch sind noch immer verschiedene Maße für die Ladungsfähigkeit gebräuchlich.

Eine bemerkenswerthe Erscheinung bildet die in den meisten Häfen u. Rhedereien wahrnehmbare stetige Vergrößerung des Durchschnittstonnengehalts der Schiffe. Die Ausdehnung des Verkehrs mit fernen Ländern, der immer stärker werdende Transport voluminöser Waaren (Baumwolle, Auswandererschiffe!), die Vergrößerung des Handelsverkehrs im Allgemeinen u. die Fortschritte der Nautik u. Schiffbaukunde drängen darauf hin (Durchschnittsgröße der Bremer Schiffe 1855: 504, 1864: 684 Tonnen à 20 Zollctr., der Hamburger Schiffe 1840: 246, 1864: 447 Tonnen). Die gewöhnlichen transatlantischen Dampfer haben jetzt 2000—3600 Tonnen Größe (letztere Größe bei 3000 effektiver Pferdekraft haben z. B. die deutschen Postdampfer 1. Klasse auf der „Adler-Linie" zwischen Hamburg u. New-York), die größten Segelschiffe (Vollschiffe mit 3 vollständigen Masten) laden noch selten über 2000, meist 600—1500 Tonnen. In den meisten wichtigen Häfen ist übrigens von Jahr zu Jahr eine Zunahme des Dampfschiffverkehrs im Verhältniß zur Segelschifffahrt zu beobachten. Offenbar waltet im Verkehr die Tendenz ob, die letztere auf den Transport voluminöser Waaren von geringem spezifischen Werthe u. auf den Verkehr mit Häfen zweiten u. dritten Ranges zu beschränken. Werthvollere Waaren tragen u. fordern den schnelleren u. vor Allem pünktlichern Transport mit dem Dampfer; die „werthvollste Waare", der Mensch, wird schon jetzt immer ausschließlicher auf Dampfschiffen befördert, selbst im Auswandererverkehr ist das Segelschiff schon zurückgetreten. — Soweit eine solche nach dem oben Gesagten möglich ist, folgt hier eine

vergleichende Uebersicht der H.n der bedeutendsten Seestaaten.

Stand der Handelsmarine von	Schiffe		Darunter Dampfer		
	Zahl.	Gesammt-Tonnengehalt.	Zahl.	Gesammt Tonnengehalt.	
Großbr. u. Irland, 1870	26,367	5,690,789	3178	1,112,934	
den brit. Kolonien in Australien, 1871	1740	200,106	—		
Canada, 1869	7591	899,096	—		
Nordamerika, 1870	28,138	3,946,150[1]	3341	1,015,075	
Deutsches Reich, 1870	5110	1,344,776	146	102,149[2]	
Oesterr.-Ungarn, 1871	7843	375,822[3]	91	49,977[5]	
Frankreich, 1868	15,602	1,048,678	420	133,158	
Algerien, 1869	147	4098			
Italien, 1870	17,665	949,813	103	24,476[4]	
den Niederlanden, 1870	2059	499,145			
Spanien, 1867	3153	118,301	102	20,275	Küstenf.
	1361	272,399	42	25,239	Seesch.
Portugal, 1867	817	88,392			
Griechenland, 1867	5512	328,815	11	5240	
Rußland, 1869	2648	—	114		
Schweden, 1869	3357	—	358		
Norwegen, 1869	6833		106		
Dänemark, 1871	2808	178,646	89	10,453	
Peru, 1861	110	24,243	320		

[1]) Einschließlich 6287 abgetakelte Schiffe mit 623,492 Tonnengehalt.

[2]) Hier sind lediglich Seeschiffe gemeint, u. zwar kommen von denselben 2982 Schiffe mit 730,230 Tonnengehalt, einschließlich 71 Dampfer mit 87,760 T.-G., auf die Nordseeflotte u. 2128 Schiffe mit 614,546 T.-G., einschließlich 75 Dampfer mit 14,389 T.-G., auf die Ostseeflotte.

[3]) Hier sind auch 2447 bloße Küstenfahrer mit 44,142 T.-G. u. 4729 Fischerbarken, Lichterfahrzeuge 2c. einbegriffen; die Gesammtbemannung beträgt 28,244 Mann, von denen auf Seeschiffe, incl. Dampfer, 8358 Mann kommen.

[4]) Einschließlich sämmtlicher Küstenfahrzeuge bis zu den Fischerbarken herab. — Die maritime Inskription ergab 1869 in Italien 180,850 Seeleute.

[5]) Zusammen: 4514 Schiffe mit 390,700 T.-G. u. 35,576 Mannschaft

Handelsrecht; dasselbe bildet einen besonderen Theil des bürgerlichen Rechts u. häufig einen Gegensatz zum sog. gemeinen bürgerlichen Rechte. Es faßt den Handel (s. d.) von der juristischen Seite auf, stellt die dem Handel angehörenden u. im Handelsverkehr vorkommenden Rechtsverhältnisse u. Rechtsinstitute dar. Im weiteren Sinne gehört zum Handelsrechte mit das Wechsel- u. Verlagsrecht; im engern Sinne umfaßt es nur die Kauf- u. Tauschgeschäfte sowie diejenigen Rechtsgeschäfte, die jenen behülflich u. förderlich sind. Die Hauptgrundlage des deutschen Handelsrechtes bildet das Deutsche Handelsgesetzbuch, das, nachdem es im Reichsgesetzblatt neuerdings abgedruckt worden ist, nunmehr in Deutschland absolutes gemeines Recht bildet, das durch die Gesetzgebung der einzelnen Staaten nicht abgeändert werden kann. Insoweit dieses Gesetzbuch keine Bestimmungen enthält, kommen in Handelssachen die Handelsgebräuche u. in deren Ermangelung das allgemeine bürgerliche Recht zur Anwendung. Eine wichtige Abtheilung des H. ist das Seerecht (s. d.), von dem das 5. Buch des Handelsgesetzbuches handelt. Ein deutsches Handelsprozeßrecht giebt es zur Zeit in Deutschland noch nicht; doch werden bei der zukünftigen einheitlichen Justizorganisation besondere Handelsgerichte eingerichtet werden, u. enthält der Entwurf der deutschen Prozeßordnung eine Anzahl von Vorschriften für das Verfahren von diesen neu zu konstituirenden Handelsgerichten. Die jetzt bestehenden Handelsgerichte verfahren meist nach den gewöhnlichen Prozeßgrundsätzen, doch giebt es hiervon bereits einige lokale u. partikularrechtliche Abweichungen. Das H. hat sich erst im Mittelalter zu entwickeln begonnen, die Römer kannten nur wenige Vorschriften, die für den Handel u. die Handelsgeschäfte getroffen worden waren. Nam. hat sich in Italien frühzeitig ein besonderes Handelsrecht gebildet, u. erklärt es sich daraus, daß viele handelsrechtliche technische Ausdrücke der ital. Sprache entstammen (Contometageschäft, Contocurrent, Delcredere, Tara, Sconto, Lombard u. s. w.). Ein gemeines europ. od. internationales H. giebt es nicht; zwar hat man versucht, eine Anzahl von Grundsätzen, die in den Handelsgesetzbüchern der civilisirten Nationen übereinstimmen od. wiederkehren, zusammenzustellen, jedoch ohne erheblichen Erfolg; jedenfalls gebricht es an einer zwingenden Macht, die das einzelne Individuum od. den einzelnen Staat zur Anerkennung dieser gemeinsamen Grundsätze aller gebildeten Handelsvölker zwingen könnte. Viele Sätze des Deutschen Handelsgesetzbuches gehören übrigens jenem internationalen H.e an.

Handelsregister bezeichnet diejenige öffentliche, Jedermann zugängliche Urkunde, die unter Autorität eines Gerichtes angelegt u. geführt wird u. aus der man sich jederzeit eine sichere Kenntniß darüber verschaffen kann, wer die Person sei, welche aus einem abgeschlossenen Handelsgeschäfte haftet od., dafern es erst noch abgeschlossen werden soll, zu haften haben wird. Dasjenige, was in dieses öffentliche Buch eingetragen worden ist, muß vom Gerichte sodann in öffentlichen, alljährlich im Monat Dezember voraus zu bestimmenden Blättern zu Jedermanns Kenntniß gebracht werden. Damit das Publikum in der Lage sei, sich über Sitz, Name, Inhaberschaft, Entstehung, Wechsel u. Erlöschung einer Firma sowie über Prokuraverhältnisse, Grundbestimmungen einer Aktiengesellschaft od. eingetragenen Genossenschaft sichere Kenntniß zu verschaffen, ist vorgeschrieben, daß alle Betheiligten die hierauf bezüglichen Thatsachen dem Gerichte behufs deren Eintragung anzuzeigen u. die Gerichte die Säumigen hierzu durch Ordnungsstrafen anzuhalten haben. Von allen Einträgen im Handelsregister kann von Jedermann gegen Erlegung der Kosten eine einfache oder beglaubigte Abschrift verlangt werden. Ist die Eintragung im Handelsregister u. die Bekanntmachung in den öffentlichen Blättern geschehen, so muß ein Dritter die Aenderung od. das Erlöschen gegen sich gelten lassen, sofern er nicht beweist od. die Umstände die Annahme begründen, daß er diese Thatsachen weder gekannt habe noch habe kennen müssen. Die vorgeschriebenen Einträge sind nicht nur bei der Hauptniederlassung, sondern größtentheils auch bei der Zweigniederlassung zu bewerkstelligen. Die Eintragung bei dem Gerichte der letzteren findet jedoch nicht eher statt, bis nachgewiesen ist, daß die Eintragung bei der Hauptniederlassung geschehen ist.

Handelsreisende od. **Reisediener** (commis-voyageur) sind diejenigen Gehülfen eines Handels- od. Fabrikhauses, welche in dessen Auftrag u. gegen festen Gehalt auf ihren regelmäßigen Geschäftsreisen Bestellungen der alten Kunden entgegennehmen, neue Kunden aufsuchen, die Beträge fälliger Rechnungen einkassiren u. rechtlich als Disponenten mit beschränkter Vollmacht zu betrachten sind. In die Klasse der Handelsagenten sind die sogen. Provisionsreisenden zu rechnen, welche die Interessen mehrerer nicht konkurrirenden Häuser gleichzeitig wahrnehmen u. für ihre Geschäftsvermittelung eine prozentweise Vergütung (Provision) erhalten. Stadtreisende heißen solche kaufmännische Agenten, welche gegen Provision die Verkäufe eines Handelshauses am eigenen Platze vermitteln. Die rechtliche Stellung des deutschen H.n bestimmt Art. 49 des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuches.

Handelsschulen sind Anstalten, in denen junge Leute, die sich dem Handelsstande, bez. einem höheren, mit kaufmännischen Geschäften verbundenen Gewerbs- od. Industriezweige widmen, einen entsprechenden kommerziellen, wissenschaftlichen, sprachlichen u. technischen Unterricht erhalten. Die meisten H. haben sich ohne Zuthun des Staates entwickelt. Die erste ward 1767 von dem preuß. Kommerzienrath Wurmb in Hamburg gestiftet, der sie alsbald an den Professor der Mathematik Joh. Georg Büsch (geb. 1728, gest. 1800) abtrat. Nach dem Muster dieser H., zu deren Besuchern auch Alex. v. Humboldt zählte, wurden bald andere dergleichen Anstalten in Lübeck, Bremen, Magdeburg, Nürnberg, Erfurt, Gotha, Leipzig u. an anderen Orten Deutschlands gegründet. In Frankreich (Paris) ward 1820 eine École spéciale de commerce et d'industrie gestiftet. Aehnliche Anstalten sind die École centrale de commerce et d'industrie zu Brüssel u. die kaiserl. H. zu Petersburg u. Moskau. Auch in England u. den Vereinigten Staaten bestehen H., die sämmtlich Privatanstalten sind. Die span. H. stehen mit den Handelskammern des Landes in Verbindung. Anfänglich durch Widersacher, die sich unter den alten Schulpedanten, aber auch in dem sonst sehr vorurtheilsvollen Kaufmannsstande selbst fanden, vielfach angegriffen, haben die H. erst durch ihre Erfolge zur Geltung kommen können. Jetzt unterscheidet man vollständige Handelslehranstalten, welche die umfänglichste Vorbildung für den kaufmännischen Beruf bezwecken, u. Fortbildungsanstalten für solche junge Leute, welche bereits als Lehrling dem praktischen Geschäfte angehören. H. der ersteren Art bestehen z. B. in Leipzig, Hamburg, Danzig, Offenbach 2c., Anstalten der letzteren Art in Leipzig, Chemnitz, Gotha 2c. Die merkantilische Abtheilung des Coll. Carolinum in Braunschweig bildet gleichfalls eine Art H.

Handels- u. Gewerbekammern, auch Handelskollegien u. Kommerzkammern genannt, sind die durch den Staat veranlaßten u. durch Wahl gebildeten Vereinigungen von Kaufleuten u. Industriellen, bez. auch Volkswirthen u. Publizisten, welche, ohne administrative, beaufsichtigende od. obrigkeitliche Befugnisse zu besitzen, im Wesentlichen als Auskunfts- u. Konsultativbehörden für die Organe der Staatsregierung behufs Förderung des Handels u. der Gewerbe, wie überhaupt im Interesse der volkswirthschaftlichen Entwickelung fungiren. Sie beruhen mehr od. weniger auf der Verbindung des bureaukratischen u. autonomischen Prinzips u. sind franz. Ursprungs. Schon seit 1700 bestehen in Frankreich H., u. wenn sie dort auch 16. Okt. 1791 aufgehoben wurden, so erfolgte doch schon 24. Dez. 1802 ihre Wiedereinführung. Während der franz. Herrschaft wurden die H. nach Deutschland verpflanzt, zunächst nach den Rheinlanden, wo sie an die Stelle der kaufmännischen Korporationen traten, u. nach dem Anfall der Rheinprovinzen an Preußen errichtete die preuß. Regierung solche H. auch in Koblenz, Wesel, Gladbach (1812), in Elberfeld u. Barmen (1830). Allmählich verbreiteten sie sich im übrigen Deutschland, u. dermalen bestehen H. in den meisten, bez. in den größeren deutschen Staaten, wie in Oesterreich. Auch in England u. in den engl. Kolonien, in Belgien, Italien u. Amerika 2c. finden sich dergl. Institute.

Handelsverträge sind solche Verträge, welche die Staaten untereinander über ihre gegenseitigen Handelsverhältnisse abschließen, u. zwar mit der Tendenz, den Kaufleuten beider Theile eine Milderung od. Befreiung von den bestehenden Beschränkungen zu gewähren. Solche Verträge wurden schon vom alten Rom mit Karthago abgeschlossen, im Mittelalter zwischen den ital. Staaten u. später zwischen den Städten des deutschen Hansabundes, letztere gewissermaßen zu Schutz u. Trutz gegen das Raubritter- u. Seeräuberwesen. Bei den H.n, welche in der neueren Zeit unabhängige Staaten mit einander eingingen, handelte es sich meist um eine vollständige Ausnahmestellung der befreundeten Macht u. ihrer Unterthanen, wobei jede betreffende Nation die erlangten Vortheile einseitig ausbeuten u. alle anderen Nationen von dem neu gewonnenen Markte ausgeschlossen wissen wollte. Als seit Colbert's Zeit eine durchaus falsche Handelspolitik alles Heil in jenem übertriebenen Schutze der einheimischen Industrie suchte, der in einem vollständig ausgeprägten Schutzzollsystem (s. „Schutzzoll") seinen Gipfelpunkt finden sollte, dienten die H. dazu, wenigstens die auffälligsten Nachtheile einer solchen Politik eigermaßen zu mildern. Erst allmählich, im 19. Jahrh., brachen sich die richtigen Ansichten über Handelsfreiheit (s. d.) Bahn, u. das praktische Resultat ihres endlichen Sieges war das System der sogen. westeurop. H., das sich auf Anstoß seitens Frankreichs seit 1860 entwickelt hat. Das bedeutsamste Moment im ersten dieser H., dem engl.-franz. vom 23. Jan. 1860, war, daß derselbe die Tarifgesetzgebung selbst, welche bisher jede einzelne Macht eifersüchtig für sich vindicirt hatte, zum Gegenstand der gegenseitigen Vertragsbeziehungen machte u. eine bedeutende Vereinfachung der europ. Zoll- u. Handelsverhältnisse durch die Bestimmung anbahnte, alle Bevorzugungen, die einem Dritten zugewendet würden, sollten auch dem Kontrahenten zu

Gute kommen. Was insbes. Deutschland bez. den Zollverein anbetrifft, so hatte dieser bereits 25. Juni 1857 einen Freundschafts- u. Handelsvertrag mit Persien u. 19. Sept. 1857 einen Handels- u. Schiffahrtsvertrag mit der Argent. Konföderation geschlossen; diesen Verträgen folgten weitere: 1. Febr. 1862 mit Chili (ratif. 31. Juli 1863); 7. Febr. 1862 mit Siam; 2. Aug. 1862 mit Frankreich (ratif. 9. Mai 1865); 11. April 1865 ein neuer mit Oesterreich (ratif. 9. März 1868); 30. Mai 1865 mit Großbritannien; Jan. 1866 mit Italien; 31. Okt. 1867 mit Liberia; 30. März 1868 mit Spanien; 20. Febr. 1869 mit Japan; 13. Mai 1869 mit der Schweiz; 28. Aug. 1869 mit Mexiko. Die eigentliche Blütezeit der H. ist übrigens schon vorüber, denn das Bestreben der Neuzeit geht dahin, die Eingangszölle immer mehr herabzusetzen u. den Zolltarif zu einem allgemeinen, für alle Nationen gleich geltenden zu machen. Ist dies aber erreicht, so ist der Abschluß von H.n nicht mehr möglich.

Handelswissenschaften begreifen diejenigen Wissenschaften in sich, deren Studium dem Kaufmann zum Betriebe seines Gewerbes wie überhaupt zu einer höheren gewerblichen Bildung nöthig ist. Es sind demnach: die Naturwissenschaften im Allgemeinen u. in ihrer bes. Beziehung auf den Handel; die Volkswirthschaftslehre; das Handels-, Staats- u. Völkerrecht nebst Politik; die Staatswirthschaftslehre u. Finanzwissenschaften; allgemeine Geographie; allgemeine Weltgeschichte; Mathematik u. Arithmetik; die eigentlichen H. im engeren Sinne: 1. die historischen: a. Handelsgeographie, b. Handelsstatistik, c. Handelsgeschichte, d. Waarenkunde; 2. die rationalen: allgemeine u. spezielle Handelslehre (die Lehre von den Handelsobjekten, den Arten u. Operationen des Handels, den Handelsgesellschaften, den Messen, Banken, Handelskammern, Börsen u. anderen Förderungsanstalten, den Handelsgewohnheiten od. Usancen, der Geschäftsführung, den Preisen u. der Spekulation, den Fallimenten, den Handelsgerichten, den handelspolitischen Systemen 2c. Vor einiger Zeit ist der Gedanke angeregt worden, an den Universitäten besondere Lehrstühle für H. zu errichten. Vgl. Noback, „Systematisches Lehrbuch der H.“ (Berl. 1848–49).

Handfeuerwaffe, s. „Feuerwaffe“.

Handgeld, s. „Angeld“.

Handgelöbniß, ein mittels Handschlags u. unter feierlichen Worten an eine mit amtlichem Charakter bekleidete od. sonst dazu qualifizirte Person geleistetes Versprechen. Wird dasselbe vor Gericht an Eidesstatt abgegeben, so erhält es dadurch vollständige Eideskraft u. zieht im Falle des Bruches die Strafe des Meineides nach sich, während es nur als einfache Versicherung gilt u. ohne gesetzliche Bindekraft bleibt, wenn es an eine Privatperson abgegeben wurde. Die Formel der Worte des H.es ist je nach dem Stande u. der Religion des Gelobenden verschieden, sowie z. B. Studenten u. Offiziere nur das Ehrenwort abzugeben haben, u. die den Eid nicht für erlaubt haltenden Mennoniten ihre Versicherung „auf Manneswort“ od. „bei Manneswahrheit“ abgeben.

Handicap (engl., spr. Händikäp), Benennung desjenigen Wettrennens (s. d.), bei dem die Reiter gewogen u. nach den Kräften der Pferde verschieden beschwert werden, um die Chancen des Sieges zwischen den Konkurrenten auszugleichen. Die Benennung hat folgenden Ursprung: Bei solchen Pferderennen war es früher üblich, daß ein Ausschuß von drei Sportsleuten eingesetzt wurde, welche mittels Geldstücken in geschlossenen u. in einer Mütze verborgenen Händen (Hand in cap!) loosten, wer von ihnen das Rennen für eigene Rechnung zu übernehmen habe. Dies war dann der „Handicaper“. Jetzt ist das Loosen nicht mehr üblich, während der Name geblieben ist.

Handlung. Die Veränderung, die ein Mensch in den äußeren Verhältnissen hervorbringt, nennt man seine That. Ist das Geschehene die Folge einer Willensbestimmung eines Menschen, so nennt man die That eine H., actio. Eine H. ohne Willensfähigkeit u. Willensthätigkeit ist hiernach nicht denkbar. Regelmäßig ist jeder Mensch für seine H. verantwortlich; im Rechte wird jedoch den Menschen vor erfülltem siebenten Lebensjahre, den Geisteskranken u. den sog. juristischen Personen die Willensfähigkeit u. somit die Möglichkeit der Vornahme einer H. abgesprochen. Bes. wichtig erscheint der Gegensatz von That u. H. im Strafrechte. Denn nur für letztere kann man zur Verantwortung gezogen werden. Wichtig für die Beurtheilung der Wirkungen einer H. sind nam. die Beweggründe, die den Handelnden zum Thätigwerden bestimmten. Einen Gegensatz zur H. bildet die Unterlassung; denn während man unter ersterer eine Aeußerung des Willens versteht, die in der Außenwelt zum Ausdrucke kommt u. dadurch eine Veränderung herbeiführt, bezeichnet letztere ein Unthätigbleiben, das jedoch nur für das Bestehen eines Zustandes od. Rechtsverhältnisses von Einfluß ist. Nur für H., regelmäßig nicht für Unterlassungen, hat man einzustehen. Von dieser Regel gilt eine Ausnahme nur dann, wenn der Unterlassende, sei es infolge besonderen Berufes, Amtes od. dergleichen für Unterlassungen einzustehen hat od. durch Vertrag verpflichtet ist, für Fälle der Art eine besondere Thätigkeit od. Aufmerksamkeit anzuwenden, so daß in der Unterlassung die Verletzung vertragsmäßiger Obliegenheiten enthalten ist. — Endlich ist H. gleichbedeutend mit Handelsgeschäft, Handelslokal. In dieser Bedeutung kehrt das Wort H. wieder in „Handlungsfond“, „Handlungsbücher“ (s. d.), „Handlungsreisende“, „Handlungsgehülfen“, „Handlungslehrlingen“, „Handlungsbevollmächtigter“ u. s. w.

Handlungsbücher (od. nach Art. 28 ff. des Handelsgesetzbuches richtiger Handelsbücher). Das Handelsgesetzbuch legt jedem sog. Vollkaufmann die Verpflichtung auf: a. Bücher zu führen, aus denen seine Handelsgeschäfte u. die Lage seines Vermögens vollständig zu ersehen sind; b. diese Bücher u. die sonstigen erforderlichen Aufzeichnungen zehn Jahre, von dem Tage der letzten in dieselben geschehenen Eintragung od. der letzten Aufzeichnung an gerechnet, aufzubewahren; c. sich bei Führung dieser Bücher u. bei den übrigen erforderlichen Aufzeichnungen einer lebenden Sprache (demnach z. B. nicht der hebräischen) u. der Schriftzeichen einer solchen zu bedienen; d. bei Beginn des Geschäftsbetriebes ein genaues Verzeichniß der Vermögensstärke (Inventar od. Inventur), sowie einen das Verhältniß des Vermögens u. der Schulden darstellenden Abschluß (Bilanz, Bilance) anzufertigen, ersteres mindestens aller 2 Jahre, letzteres mindestens alljährlich zu wiederholen, Inventar u. Bilanz auch jedesmal zu unterzeichnen; endlich e. im Laufe eines Rechtsstreites auf Anordnung des Richters die Handelsbücher u. Handelspapiere zur Einsichtnahme vorzulegen. — Hat ein Kaufmann, in der Absicht seine Gläubiger zu benachtheiligen, Handelsbücher zu führen unterlassen od. dieselben vernichtet od. verheimlicht, od. so geführt od. verändert, daß dieselben keine Uebersicht des Vermögenszustandes gewähren, so ist er wegen betrüglichen Bankerotts (§. 281 des Strafgesetzbuches) mit Zuchthaus zu strafen. Hat ein insolvent gewordener Kaufmann Handelsbücher zu führen unterlassen, sie vernichtet od. so unordentlich geführt, daß sie keine Uebersicht des Vermögenszustandes gewähren, od. es auch nur unterlassen, die Bilanz seines Vermögens in der gesetzlich vorgeschriebenen Zeit zu ziehen, so trifft ihn wegen einfachen Bankerotts (§. 283 des Strafgesetzbuches) Gefängnißstrafe. Nur die Trödler, Hausirer, Frachtführer, Gastwirthe, Leute von geringem Geschäftsbetriebe (sogen. Wiederkaufleute) sind von der Führung der Handelsbücher befreit. Führen sie dergleichen dennoch, so genießen dieselben aber noch nicht die Vortheile ordnungsgemäß geführter Handelsbücher hinsichtlich des Beweises. Das Handelsgesetzbuch bestimmt nämlich, daß bei Streitigkeiten unter Kaufleuten über Handelssachen ordnungsmäßig geführte Handelsbücher in der Regel einen unvollständigen Beweis für die Wahrheit einer Behauptung, die durch die Handelsbücher Bestätigung findet, ergeben; ja es ist dem Richter anheim gestellt, unter Umständen den Handelsbüchern ein größeres od. geringeres Maß der Beweiskraft beizulegen, dieselben sonach geeignetenfalls für voll beweisend anzusehen. Auch kann der durch die Handelsbücher erbrachte unvollständige Beweis durch den Eid oder durch andere Beweismittel ergänzt werden. Nichtkaufleuten gegenüber haben Handelsbücher in der Regel keine Beweiskraft; Voraussetzung der Beweisfähigkeit ist aber jedenfalls, daß die Handelsbücher ordnungsmäßig geführt sind. Darüber, ob dies der Fall sei od. nicht, haben regelmäßig Sachverständige im einzelnen Rechtsstreite auf Grund vorgenommener eingehender Prüfung zu entscheiden. Einige allgemeine leitende Grundsätze stellt aber auch das Handelsgesetzbuch im Art. 32 auf. Darnach nämlich müssen die Bücher gebunden u. mit fortlaufenden Blattzahlen (das Gesetz spricht nicht von Seitenzahlen, doch würde auch deren Vorhandensein genügen) versehen sein. Der Inhalt darf nicht mittels Durchstreichen od. auf sonstige Weise unleserlich gemacht, es darf nichts radirt, noch dürfen solche Veränderungen vorgenommen werden, die es ungewiß machen, ob der dermalen vorhandene Eintrag der ursprüngliche sei. Leider werden von den Kaufleuten diese Präceptivvorschriften, von deren Beachtung, wie bemerkt, die Glaubwürdigkeit der Bücher wesentlich bedingt wird, gar häufig unberücksichtigt gelassen; wie denn vielfach die Kaufleute verabsäumen, durch Einzeichnung ihres Namens od. Aufdrückung des Geschäftsstempels ihre Handelsbücher zu kennzeichnen u. zu individualisiren. Demzufolge können die den Kaufleuten günstigen Bestimmungen bezüglich der Beweiskraft ihrer Bücher nur selten praktisch zur Anwendung kommen. Handelsbücher, bei deren Führung Unregelmäßigkeiten vorgefallen sind, können als Beweismittel nur insoweit berücksichtigt werden, als dies nach Lage der Sache geeignet erscheint. Insbesondere wird ein nur an einzelnen Stellen regel- od. ordnungswidrig geführtes od. beschaffenes Handelsbuch dann einigen Beweis liefern, wenn nicht gerade die mangelhafte Stelle in Frage gelangt. Freilich wird ein derartiges fehlerhaftes Handelsbuch von der Gegenpartei, die sich auf ein ordnungsgemäß geführtes Handelsbuch berufen kann, häufig als Gegenbeweismoment u. dazu benutzt werden können,

die Geschäftssorgfalt u. Akkuratesse des Gegners überhaupt in Frage zu ziehen. Die Handelsbücher braucht der Kaufmann nicht selbst zu führen, er kann sie durch in seinem Geschäfte Angestellte führen lassen. Haben andere Personen die Bücher geführt — ein Verfahren, das nach dem Handelsgesetzbuche wenigstens nicht verboten ist — so wird das Handelsbuch meist jeder Beweiskraft entbehren, da davon auszugehen ist, daß jenen Personen die Kenntniß der den Einträgen zu Grunde liegenden Thatsachen mangelt, die beim Geschäftsherrn u. seinem Geschäftspersonale vorausgesetzt werden kann. Ein Recht zur Einsichtnahme hat außer dem Richter regelmäßig nur der Associé, stille Gesellschafter, sowie Derjenige, der, wie z. B. ein Provisionsreisender od. ein auf Tantième angestellter Handlungsgehülfe, ein rechtliches Interesse nachweisen kann. Nur der Richter kann Mittheilung der Handelsbücher fordern, im Uebrigen hat die Vorlegung u. Einsichtnahme der Handelsbücher im Geschäftslokale zu geschehen.

Handpferd heißt dasjenige Pferd, welches bei dem gegenwärtig allgemein üblichen Zweigespann sich — vom Kutscher aus gesehen — auf der rechten Seite der Deichsel befindet. Der Ausdruck rührt wol daher, daß in früheren Zeiten der Kutscher, ebenso wie heutzutage noch der Fahrer bei der Artillerie, auf dem zur Linken der Deichsel befindlichen Pferde, dem Sattelpferde, saß u. das zur Rechten befindliche Pferd nur mit der Hand leitete, während ihm bei dem Sattelpferde auch noch die Schenkel zur Leitung des Pferdes dienen. Beim Viergespann unterscheidet man zwischen Stangen- u. Vorderhandpferd, beim Sechsgespann zwischen Stangen-, Mittel- u. Vorderhandpferd. Das Stangenhandpferd geht an der Deichsel. Bei ungleich hohen Pferden ist es Regel, das größere Pferd als H. zu benutzen. Man nennt ferner auch die Pferde, welche die Ritter zum etwaigen Wechsel sich nachführen ließen, ebenso wie heutzutage die Pferde, welche die Offiziere, denen mehrere Pferde zustehen, mitführen lassen, H., wie man denn schließlich jedes einzelne Pferd, welches ledig von einem Reiter an der Hand geführt wird, mit diesem Namen bezeichnet. Drei u. mehr H.e bei einem Reiter bilden eine Koppel.

Handschar, ein kurzes gebogenes Messer od. Säbel der Türken u. Albanesen.

Handschrift (chirographum, manuscriptum, altdeutsch „Brief") bezeichnet in der Sprache der Rechtswissenschaft eine schriftliche Erklärung, wodurch eine Schuld als bestehend u. rechtsgiltig anerkannt wird. Diese H.en, wol auch Obligationen (s. d.) genannt, betreffen meist einen persönlichen Anspruch, den man durch Ausstellung einer Urkunde derart gesichert sehen will, den man aber auch, vermag man ihn durch derartige Schriftstücke dem Richter nachzuweisen, meist in schnellerer Weise durchführen, u. dem vielfach der Schuldner ebenfalls nur durch Urkunden begegnen kann. Im Konkurse dagegen sind derartige H.en ohne besonderen Vorzug. — Sodann versteht man unter H. die unter dem Wortlaute (Kontexte, Tenor) einer Urkunde befindliche Namenszeichnung, sobald dieselbe geschrieben (also nicht gedruckt, lithographirt u. s. w.) ist. In der Unterzeichnung der Urkunde liegt nämlich auch ohne diesfallsige besondere Erwähnung die Erklärung, daß man mit dem Inhalte einer Urkunde einverstanden sei. Vielfach kommt es daher darauf an, die Echtheit dieser Namensunterschrift festzustellen. Es kann dies auf sehr verschiedene Weise geschehen; so nam. im Strafprozesse durch Seiten Sachverständiger vorgenommene Schriftenvergleichung. Gewöhnlich wird die Echtheit der H. dadurch festzustellen gesucht, daß sie dem Unterzeichner zum Anerkenntnisse vorgelegt wird, d. h. damit er einräume, entweder die Urkunde selbst unterzeichnet od. doch deren Unterzeichnung veranlaßt zu haben. Leugnet der unter der Urkunde Genannte die Echtheit der H., so muß er dieselbe eidlich ablehnen (diffitiren). Will man des Nachweises der Echtheit in späterer Zeit überhoben sein, so muß man den Unterzeichner veranlassen, sich vor Gericht od. einem Notar zum Inhalte der Urkunde u. zu deren Unterschrift zu bekennen (sog. Rekognitionsregistraturen). Derartige Urkunden beweisen stets voll u. sind für wichtigere Rechtsgeschäfte vielfach geradezu vorgeschrieben.

Handschriftenkunde ist der Inbegriff der wissenschaftlichen u. technischen Erfahrungen über die verschiedenen Eigenschaften u. Schicksale der geschriebenen Bücher od. Handschriften. Sie bildet nun aber nicht blos einen Theil der Schriftkunde überhaupt, sondern wurzelt auch auf einem zweiten Theile letzterer, der Paläographie od. Kunde älterer Schriftformen. Eine gewisse Selbständigkeit als Wissenschaft hat sie jedoch erst seit der Zeit erlangt, wo sie von der Diplomatik der Urkundenlehre getrennt worden ist. Der Erste, der diese Trennung herbeiführte, war der gelehrte Montfaucon, der in seiner griech. Paläographie (Paris 1708) alle Theile der ältern griech. Schrift behandelte u. dadurch Veranlassung ward, später auch die lat. Schrift nach gleichen Grundsätzen zu beurtheilen. Eine Anleitung zur Beurtheilung des Alters u. zum Lesen der Handschriften selbst lieferte zuerst der Abbé Trombelli zu Bologna in seiner „Arte di conoscere l'eta ed' autenticità de' codici latini ed italiani" (Neapel 1780), freilich ohne den Gegenstand irgendwie zu erschöpfen. Mannert's Miscellaneen, meist diplomatischen Inhalts (1795 bis 1798), enthalten schon systematisch geordnete Prinzipien der H., u. A. Fr. Pfeiffer lieferte in seiner Abhandlung „Ueber Bücherhandschriften überhaupt" (Erl. 1810) recht nützliche u. gründliche Notizen über dieselbe Wissenschaft. Ein vollständig abgerundetes System derselben stellte Friedr. August Ebert, der berühmte Bibliograph, in seiner leider unvollendet gebliebenen Anweisung „Zur Handschriftenkunde" (Lpz. 1825) auf. Freilich ist das Werkchen aphoristisch u. beschränkt sich nur auf einzelne Theile der H., zeigt also immer nur, wie ein solches Buch überhaupt zu schreiben sein würde. — Im Allgemeinen zerfällt die H. in die theoretische u. praktische. Letztere umfaßt die Lehre von der Erhaltung u. Behandlung der Handschriften, sowie die Kunst, sie zu lesen, u. in die Kritik derselben; erstere dagegen, welche freilich mit der praktischen Hand in Hand gehen sollte u. nicht gut von ihr zu trennen ist, zerfällt in eine äußere u. innere. Jene hat es mit den äußeren Schicksalen, diese mit dem Inhalte der Handschriften zu thun, u. hier vorzugsweise mit der Lehre von den Schrift- u. Sprachformen. Außerdem sind noch einige andere spezielle Fragen in Betracht zu ziehen, unter denen die über die Geschichte der Entstehung der Handschriften obenan steht. Man wird über jene Lohnschreiber, welche im alten Rom u. im Mittelalter neben den Mönchen, welche das Abschreiben von Handschriften zum Theil wol als Zeitvertreib, zum Theil als Gelderwerb trieben, über die im Mittelalter nam. in Italien sehr wichtigen Korrektoren, über die Miniatoren, welche die Handschriften auch äußerlich künstlerisch verzierten, u. aus denen dann die Kalligraphen, die jetzt noch im Orient eine große Rolle spielen, wurden u. über ihre Kenntnisse u. Thätigkeit sich zu unterrichten haben. Dann wird man den nam. im 14. u. 15. Jahrh. in Italien betriebenen Manuskriptenhandel, die Geschichte der Entdeckungen von Handschriften sowie die der Handschriftensammler, die Ursachen des Unterganges so vieler Handschriften (die Mönche löschten oft in alten Handschriften die vorgefundene Schrift aus, um das Pergament nochmals zum Abschreiben theologischer Handschriften verwenden zu können [die Palimpsesten], od. zerschnitten sie, um kleine Breviere od. Meßbücher daraus zu machen), das Material derselben, aus dem sich öfters das Alter der Handschriften beurtheilen läßt, selbst das Format, die Lage der Bogen, den Einband, ja die Tinte, womit man sie schrieb, zu betrachten haben, u. endlich wird eine genaue Anleitung zur Kenntniß der verschiedenen Abbreviatursysteme der Abschreiber, sowie ihrer Orthographie überhaupt, für Jeden, der H. studiren will, unerläßlich sein.

Handschuchsheim, ein Pfarrdorf an der Bergstraße im bad. Unterrheinkreise, mit 2000 E. u. der Ruine einer Burg auf dem Heiligen Berge, wo bereits im 8. Jahrh. die Edlen von H. ihren Sitz hatten. Sehenswürdig ist die sehr reichhaltige Sammlung mexikanischer Alterthümer, die ein reicher Einwohner von H. daselbst aufgestellt hat. Am 25. Sept. 1795 erkämpften hier die Oesterreicher unter Quasdanowich einen glänzenden Sieg über die Franzosen unter Dufour.

Handschuhe. Die älteste Spur von einer Bekleidung der Hände findet sich in der Geschichte Jakob's, dessen Hände die Rebekka mit Bocksfellen überzog (1. Mos. 27, 16). Indeß scheinen auch die Phöniker lange H. gekannt zu haben, u. von den Medern u. Persern wissen wir, daß sie mit Pelz besetzte Finger H. trugen (Aelian. Nat. anim. XVII. 17). Homer läßt in der Odyssee (XXIV. 227) den alten Laertes in seinem Garten Dornen mit ledernen H.n ausreißen, u. die vornehmern Römer trugen beim Essen Fingerlinge (Digitalia), müssen also ebenfalls den Gebrauch der H. gekannt haben. Gewissermaßen gehören auch die Fecht- od. Faust-H. (caestus) der Römer in ihren Faustkämpfen mit hierher. Im Mittelalter kommen Faust-H. bei den alten Skandinaviern u. Russen vor. Die alten deutschen Ritter trugen H., aber Stulp-H. sowol im alltäglichen Verkehr als auch auf der Reise u. Jagd, u. auf den Rüstungen sehen wir die Hände durch bewegliche Stahl- u. Eisenplatten, die auf Leder befestigt sind, geschützt. Bei Frauen begegnen sie uns auf Miniaturen des 12. u. 13. Jahrh., auch wenn selbige auf der Reise od. auf der Falkenjagd waren, allein Ulrich von Lichtenstein erwähnt schon weiße seidene u. lederne H. Gewöhnlich waren sie kurz u. nur auf Reisen lang. Im eignen Hause trug man sie nicht u. im fremden wurden sie sogleich abgelegt. Im skandinav. Norden behielt man sie an, u. legte sie nur ab, wenn man vor einem Vornehmen zu erscheinen hatte. Die engl. Könige des 12 Jahrh. tragen auf ihren Grabsteinen H., auf denen ein großer Edelstein befestigt ist, eine Sitte, welche sich bei der höhern Geistlichkeit erhalten hat. Im 14. u. 15. Jahrh. machten H. einen Hauptbestandtheil der weiblichen Toilette aus, ein H. war für den verliebten Ritter eine kostbare Liebesgabe, vor dem Turnier eine Ermuthigung, nach demselben eine Belohnung des Sieges. Sie gehörten überhaupt zur noblen Tracht, natürlich auch für die Männer. Das Hinwerfen eines H.s galt eben so für

eine Herausforderung zum Duell, als die Uebersendung eines solchen als Belohnung. Ueberhaupt galt die Uebersendung eines H.s im deutschen Mittelalter als Symbol der Abtretung unbeweglicher Güter. H. zu tragen ward dem Abte von Monte Cassino überhaupt im J. 1049 als Privilegium gestattet. Weiße H. trugen die Richter, wenn sie zu Gericht saßen, in Deutschland, nicht aber in Frankreich, wo es ebenso Sitte war, mit bloßen Händen Recht zu sprechen, als für den Priester mit bedeckten Händen die Messe zu celebriren. In der abendländischen Kirche sind sie überhaupt für Geistliche sicher bis zum 7. Jahrh. nachzuweisen. Einen Theil des deutschen Kaiserornates bildeten die H. (chirothecae), zusammengenäht aus dichtem, rothem Seidenzendel, außerhalb aber mit Perlenstickerei, Goldblechen u. goldnen Zierrathen geschmückt. Im 16. Jahrh. trug Jedermann H., es gab seidene spanische u. lederne H., am beliebtesten waren die von gelber Farbe, dann kamen die dunkelbraunen. Damen trugen bei feierlicher Gelegenheit gestickte u. mit Edelsteinen besetzte H. Parfümirte H., welche ein Enkel des Mutio Frangipani, ein Italiener, erfunden hatte, führte Katharina von Medici 1533 in Frankreich ein u. benutzte die von ihr oft verschenkten, aber vorher vergifteten dazu, einzelne ihrer Feinde umzubringen. Die bisamirten (sweet-washed) H. waren nam. in England sehr beliebt u. man erzählt, die Königin Elisabeth habe sie so gern gehabt, daß sie sich einmal damit malen ließ. Im 17. u. 18. Jahrh. veränderte die Entblößung des Armes im Damenkostüm auch die Form des H.s, der nun lang bis zum Elnbogen getragen wurde, da der Arm des Schutzes bedurfte; sie wurden außerdem gestickt u. mit Spitzen garnirt. Die neuere Zeit hat für Damen diese Sitte nur bei Ballkostüms hin u. wieder beibehalten, allein der kurze H. gehört bis diese Stunde zu den Haupterfordernissen eines anständigen Anzugs.

Handwerk ist die Gesammtbezeichnung aller derjenigen Gewerbe, welche Rohprodukte nach mechanischen Regeln zum unmittelbaren Gebrauch der Konsumenten verarbeiten. Es entstand u. bildete sich aus mit der Arbeitstheilung. Schon im alten Aegypten scheint der Handwerksbetrieb zu großer Blüte gelangt zu sein. Bei den alten Griechen u. Römern ward die Arbeit des Handwerkers großentheils von Sklavenhänden ausgeführt. Auch bei den Germanen arbeiteten die Hausgenossen selbst, was im Haushalte gebraucht wurde, u. ward das Führen von Waffen für ehrenvoller gehalten, als das Betreiben eines H.s. Seit dem 11. Jahrh. beschäftigten sich die Klöster mit Handwerksarbeiten u. erst mit der Bildung der Städte bildete sich dann auch ein förmlicher Handwerkerstand, der mit dem Handelsstande das Bürgerthum, den Mittelstand, begründete. Um ihre Interessen kräftiger wahren zu können, bildeten die Vertreter der einzelnen Gewerbe durch „Zünfte“, „Innungen“ od. „Gewerke“ ein festgeschlossenes Ganzes. Die ansässigen Mitglieder solcher Brüder- od. Genossenschaften, welche es in ihrem Handwerkszweige zu einem gewissen Grad von Vollkommenheit gebracht hatten, erhielten den Namen Meister; ihre Gehülfen hießen Gesellen, u. diese hatten zuvor als Lehrlinge eine gewisse Lehrzeit durchzumachen. Wollten sie Meister werden, so durften die Gesellen nicht blos an Einem Ort gearbeitet haben, sondern mußten „gewandert“ sein u. an einem Probe- od. „Meisterstück“ ihre Fertigkeit erweisen. Jedes H. hatte sonst seine besonderen strengen Gesetze u. gewisse Gebräuche (wie den sogen. Handwerksgruß), welche zwar 1731 durch ein Reichsgesetz abgeschafft wurden, aber doch noch lange bestehen blieben. Im Wettkampf zwischen der Maschinen- u. der Handarbeit erlag natürlich das H. u. ging die Fabrikindustrie als Siegerin hervor, um zugleich in Deutschland die Gewerbefreiheit u. die Freizügigkeit herbeiführen zu helfen, wodurch auch dem Zunftwesen vollends der Todesstoß versetzt wurde. Seitdem ist für die industriellen Verhältnisse der Fabrikbetrieb, dem der Handwerksbetrieb nur noch als Kleinindustrie gegenübersteht, charakteristisch geworden. Um den Handwerkerstand aus seiner Bedrängung durch die Großindustrie, durch das Großkapital zu befreien, führten ihn intelligente u. warmherzige Männer (in Deutschland Schulze-Delitzsch [s. d.]) auf den Weg der genossenschaftlichen Selbsthülfe (s. die Art. „Assoziation“ u. „Genossenschaft“).

Handwerkerschulen, s. „Gewerbeschulen“.

Handzeichnungen sind alle mit Kreide, Blei- od. Rothstift od. mit der Feder ausgeführte Zeichnungen, mögen sie nun als bloßer Entwurf u. Skizze zu einem nachher anderweitig ausgeführten Kunstwerke dienen od. selbständig sein. In beiden Fällen sind sie, wenn von bedeutenden od. auch im Uebrigen wenig bekannten Künstlern herrührend, von kunstgeschichtlichem Interesse, weil sie in letzterem Falle insbes. zur Charakteristik der mehr zeichnenden als malenden Künstler (z. B. Carstens) dienen; in ersterem Falle aber oft über die Entstehungsgeschichte eines Kunstwerkes u. dessen ursprüngliche Idee u. eben damit über die Echtheit des später danach entstandenen Bildes Aufschluß geben. Dahin gehört z. B. der Liber Veritatis von Claude Lorrain (s. d.). Die H. bedeutender Künstler werden daher sehr hoch geschätzt u. in den größeren Kunstmuseen aufbewahrt. Eine der werthvollsten Sammlungen ist die des Erzherzogs Albrecht in Wien, die sog. Albertina.

Hänel, Gustav Friedrich, verdienter Rechtslehrer, geb. 5. Okt. 1792 zu Leipzig, studirte auf der Universität seiner Vaterstadt u. in Göttingen die Rechtswissenschaft u. habilitirte sich 1816 in Leipzig, wo er, seit 1838 als ord. Prof., noch jetzt thätig ist. H. hat sich bes. durch musterhafte Ausgaben von röm. Rechtsbüchern verdient gemacht, deren Handschriften er auf mehrjährigen wissenschaftlichen Reisen in Italien, der Schweiz, Frankreich, Spanien, Portugal u. England untersuchte. Von H.'s auf diese Forschungen gegründeten Schriften nennen wir als die wichtigsten: „Dissensiones dominorum, sive controversiae veterum juris Romani interpretum qui glossatores vocantur“ (Lpz. 1834), die kritischen Ausgaben des „Codex Theodosianus“ (Bonn 1839—42), der „Novellae constitutiones imp. Theodosii II., Valentiniani III. etc.“ (Bonn 1844), der „Lex Romana Visigothorum“ (Lpz. 1849) u. schließlich das „Corpus legum ab imperatoribus Romanis ante Justinianum latarum“ (Lpz. 1857 bis 1860).

Hanf, Pflanze, s. „Cannabis“.

Hänfling (Bluthänfling, Grauartsche, Leinfink, Linota cannabina), ein fast in ganz Europa verbreiteter, in Deutschland als Strichvogel häufiger Sänger mit braunem Rücken, schwarzem, weißgerandetem Schwanze, weißer, braungefleckter Kehle; das Männchen auf Brust u. Scheitel im Sommer karminroth, im Herbste gelblichweiß. Wegen seines Gesanges ist er auch als Stubenvogel beliebt. Ihm ähnlich ist der in Deutschland seltene, nordeuropäische Berghänfling (Linota flavirostris), welcher statt des dunkelgrauen Schnabels einen wachsgelben, statt der fleischfarbenen Beine solche von schwärzlicher Farbe hat.

Hanfstängl, Franz, geb. 1. März 1804 als Sohn eines Bauern im bayer. Hochlande, bildete sich Anfangs in München in der Kunst der Lithographie aus, die er auf eine hohe Stufe der Vollendung brachte. Davon zeugt das von ihm in Dresden von 1835 an herausgegebene Prachtwerk, die Lithographien nach den vorzüglichsten Gemälden der dortigen königl. Galerie. Als später die allmähliche Vervollkommnung der Photographie den Steindruck immer mehr verdrängte, zog H. wieder nach München, wo er jetzt als einer der bedeutendsten Photographen thätig ist.

Hängebrücken, s. „Brücken“.

Hängematte, ein aus einem 2 m. langen u. 1 m. breiten, am Rande mit einer Leine eingefaßten Stück Segeltuch bestehendes Matrosenbett, das an seinen schmalen Enden durch mehrere in einen Ring zusammenlaufende Stricke so aufgehängt u. befestigt wird, daß dasselbe bei allen Schwankungen des Schiffes im Gleichgewicht bleibt. In beiden Indien, sowie überhaupt in heißen Ländern, sind ebenfalls H.n in Gebrauch, die jedoch nicht aus Segeltuch, sondern aus Netzwerk bestehen.

hängen, s. „erdrosseln“.

Hangendes u. Liegendes, s. „Bergbau“.

Hanghai, s. v. w. Gelbes Meer.

Hanka, Wenzeslaus, böhm. Sprachforscher, verdient als Pfleger u. Beförderer der neueren böhm. Literatur, geb. als Sohn eines Landmannes zu Horenowes 10. Juni 1791, studirte seit 1810 in Prag u. Wien, kehrte 1814 nach Prag zurück, wo er Bibliothekar des böhm. Nationalmuseums u. 1849 auch Privatdozent der slav. Sprachen an der Universität wurde, u. starb das. 12. Jan. 1861. Bekannt hatte er sich schon 1817 durch die Entdeckung der sog. „Königinhofer Handschrift“ (Kralodworsky rukopis) gemacht, einer Sammlung altböhm. Gedichte, deren Echtheit übrigens sehr fragwürdig ist (Prag 1852). Auch war H. ein tüchtiger Numismatiker u. Paläograph. Er gab heraus: „Prawopis cesky“ [„Böhm. Orthographie“] (Prag 1817, 9. Aufl. 1849); „Starobyla skladani“ (eine Sammlung altböhm. Gedichte, 6 Bde., ebd. 1817—24); „Böhm. Grammatik“ (ebd. 1822, 3. Aufl. 1849); „Deutsch-böhm. Wörterbuch“ (von Dobrowsky angefangen, von Puchmayer fortgesetzt u. von H. vollendet, eb. 1821); das altslav. Epos „Igor's Heerzug“ mit böhm. u. deutscher Uebersetzung (ebd. 1821); „Poln. Grammatik“ (ebd. 1839, 2. Aufl. 1850); „Grammatik der kirchen-slav. Sprache“ (ebd. 1846), „Russ. Grammatik“ (ebd. 1850); „Pisne“ (eine Sammlung eigener Gedichte, ebd. 1815, neue Aufl. 1851; deutsch von Waldau, ebd. 1863) u. a. m.

Hankel, Wilhelm Gottlieb, verdienter deutscher Physiker, Sohn eines Schullehrers, wurde 17. Mai 1814 zu Ermsleben geb.

Er studirte zu Halle Mathematik, Physik u. Chemie u. war daselbst Lehrer der Naturwissenschaften an der Realschule, Dozent an der Universität u. später außerord. Prof. Im J. 1849 erhielt er die ordentliche Professur der Physik zu Leipzig, welche er gegenwärtig noch inne hat. Seine Untersuchungen bewegten sich meistentheils auf dem Gebiete der Elektrizität. So erweiterte er die Kenntniß über die Thermoelektrizität der Krystalle, die thermoelektrischen Ströme bei Metallen, die Flammenströme u. die magnetisirende Wirkung der Batterieentladung. Ferner gab er das Verfahren an für die Messung der atmosphärischen Elektrizität nach absolutem Maße u. bestimmte genauer die elektrischen Spannungen der Metalle unter sich u. gegen Wasser; auch stellte er eine eigenthümliche, auf Aetherschwingungen gegründete Theorie der Elektrizität auf. Seine Untersuchungen sind in „Poggendorff's Annalen" u. in der „Abhandlung der sächs. Gesellschaft der Wissenschaft" niedergelegt. Unter seiner Leitung wurde auch die deutsche Ausgabe von Arago's Werken besorgt (12 Bde., Lpz. 1854—60).

Hannaken, ein czechischer Volksstamm in der fruchtbaren mährischen Landschaft Hanna von etwa 400,000 Seelen; die H. bewohnen den mittleren Theil des Marchgebietes, bes. die Umgegend von Kremsier, zeichnen sich durch eigenthümliche Mundart, Sitte u. Tracht vor den anderen slav. Stämmen des Landes aus, lieben leidenschaftlich Musik u. Tanz u. haben ihre Nationalität verhältnißmäßig rein von deutschen Elementen bewahrt.

Hannibal, einer der größten Feldherren aller Zeiten, war der Sohn des Hamilkar Barkas (s. d.) u. 247 (od. 249) v. Chr. zu Karthago geboren. Den Kriegsdienst lernte er in Spanien unter den Augen seines Vaters, der dem glänzend begabten Knaben einen feurigen Haß gegen Rom einzuprägen suchte. Nach Hamilkar's Tode diente H. unter seinem Schwager Hasdrubal als Befehlshaber der Reiterei mit solcher Auszeichnung, daß nach Hasdrubal's Ermordung 221 das Heer ihn einmüthig zum Feldherrn wählte. In dieser Stellung unterwarf er Spanien bis an den Ebro u. arbeitete eifrig an der höchsten Ausbildung seines Heeres, um dann den Krieg gegen Rom zu beginnen, in dem er die Aufgabe seines Lebens erblickte. H. begann die Feindseligkeiten, indem er den Ebro, welcher nach einem unter Hasdrubal zwischen Rom u. Karthago geschlossenen Vertrage die Grenze der beiderseitigen Besitzungen bilden sollte, überschritt u. das den Römern verbündete Sagunt nach hartnäckigem Kampfe einnahm (218 v. Chr.). Dann brach er von Neu-Karthago (Cartagena) mit einem Heere von mehr als 100,000 Mann u. 37 Elefanten auf, überschritt die Pyrenäen u. drang bis an den Rhone vor, überstieg dann unter den größten Schwierigkeiten u. Gefahren die Alpen (wahrscheinlich den kleinen St. Bernhard) u. erschien mit seinem, freilich durch beständige Kämpfe u. die gewaltigen Strapazen um die Hälfte verringerten Heere in Oberitalien. Durch kluge Behandlung der dortigen Gallier gewann er diese zu Bundesgenossen u. konnte auf diese Weise sein Heer verstärken. Am Ticinus traf er 218 auf den röm. Konsul Publius Cornelius Scipio u. schlug ihn, zog dann über den Po, erfocht an der Trebia einen Sieg über denselben Scipio u. dessen Kollegen Tiberius Sempronius Longus u. drang 217 durch den Apennin u. die Sümpfe am oberen Arno — bei welcher Gelegenheit H. infolge einer Entzündung ein Auge verlor — in Etrurien ein, wo er im Juni 217 den Konsul Cajus Flaminius am Trasimenischen See bis zur Vernichtung schlug. Nunmehr stellte ihm Rom den mit diktatorischer Gewalt bekleideten Quintus Fabius Maximus (s. „Fabius") entgegen, der eine offene Schlacht vermied, aber H. im Samnitischen Gebirge einschloß, eine Lage, aus der sich dieser nur durch List befreite. Den Römern aber erschien diese Art der Kriegführung schimpflich; sie nöthigten Fabius, einen Theil seines Heeres seinem Unterfeldherrn Marcus Minucius Rufus abzutreten, dieser aber wurde von H. in einen Hinterhalt gelockt u. von Fabius nur mit Mühe gerettet. H. verlebte den Winter in Apulien. Inzwischen aber war die Zeit der Diktatur des Fabius abgelaufen, die beiden Konsuln Lucius Aemilius Paulus u. Cajus Terentius Varro traten an die Spitze des gegen H. aufgebotenen Heeres, u. durch die Schuld des Letzteren ging die gewaltige Schlacht bei Cannä (s. d.) 2. Aug. 216 verloren. Rom schien verloren u. durch die Straßen der geängstigten Stadt erscholl der seitdem zum geflügelten Worte gewordene Schreckensruf: „Hannibal ante portas!" (H. ist vor den Thoren!) Aber H. ging, trotz des Drängens seines Feldherrn Maharbal, nicht nach Rom, wol deshalb, weil er nach so bedeutenden eigenen Verlusten sich nicht mehr für stark genug hielt, Rom zum Verzweiflungskampf herauszufordern. Vielmehr führte er sein Heer in die Winterquartiere nach Capua, dessen weiches, entnervendes Klima u. üppige Lebensgewohnheiten einen schädlichen Einfluß auf die Punier ausübte, während ihm in dem Prätor Marcus Claudius Marcellus ein gefährlicher Gegner erwuchs, dem es sogar gelang, 215 bei Nola einen Sieg über H. zu erfechten u. dadurch den Muth der Römer wieder zu heben. Die nächsten Jahre, in denen H. sich in Unteritalien in Lucanien, Bruttium u. Apulien hielt, wurde mit wechselndem Glücke gefochten: 212 nahm H. Tarent u. schlug den Prätor Cnejus Fulvius Flaccus bei Herdonia, verlor aber dafür 211 Capua, auch Tarent ging 209 wieder verloren, u. in demselben Jahre erlitt H. eine Niederlage gegen Marcellus. Es war klar, daß ohne Zuzug von außen H. sich auf die Dauer nicht würde behaupten können. Auch sandte wirklich Karthago Hülfe, aber bei einem vergeblichen Versuch, Sardinien zu erobern, ging diese Hülfe verloren, u. H.'s Bruder, Hasdrubal, der von Spanien aus auf dem Landwege mit Truppen nach Italien geeilt war, erlitt 207 am Metaurus in Etrurien eine völlige Niederlage u. fiel selbst in der Schlacht. So zog sich H. in die äußerste Ecke Italiens zurück, u. als 204 Publius Cornelius Scipio den Krieg gegen Karthago nach Afrika hinübergespielt hatte u. die Stadt bedrohte,

Nr. 3293. Hannibal (geb. 274, gest. 183 v. Chr.).

da rief diese in ihrer Bedrängniß ihren Feldherrn aus Italien ab u. 203 kehrte H. nach Karthago zurück. An die Spitze des Heeres gestellt, lieferte er 19. Okt. 202 seinem großen, mit dem numidischen Könige Masinissa verbündeten Gegner Scipio die Schlacht bei Zama (od. Naragara), aber er unterlag u. entkam mit nur wenigen Reitern nach Karthago, wo er nun selbst zum Frieden rieth. Derselbe wurde geschlossen u. H. von seinen Mitbürgern an die Spitze der Staatsverwaltung berufen, in welcher Stellung er bewies, daß seine staatsmännischen Gaben seinen Feldherrntalenten nicht nachstanden. Unermüdlich für das Wohl seiner Vaterstadt sorgend, u. nam. auf Besserung der Verfassung wie der Verwaltung derselben bedacht, erreichte er es, daß Karthago unter seiner Leitung wieder sichtbar aufblühte. Das aber erregte den Argwohn Roms u. auch in Karthago selbst scharte sich um Hanno (s. d.) die dem H. feindliche Partei der Optimaten, welche sogar geradezu mit Rom in Verbindung trat u. veranlaßte, daß von Rom aus eine Kommission zur Untersuchung der gegen ihn erhobenen Anklagen abgesandt wurde. Auf diese Weise von den eigenen Landsleuten verrathen u. für sein Leben fürchtend, entfloh H. 195 u. fand zunächst Aufnahme beim König Antiochos d. Gr. von Syrien, den er zu einem Kriege gegen Rom aufzustacheln suchte. Zunächst ohne Erfolg, u. als endlich Antiochos den Krieg 190 begann, war der günstigste Zeitpunkt bereits verstrichen, u. da außerdem H.'s verständige Rathschläge unbeachtet blieben, so unterlag Antiochos u.

sah sich zum Friedensschluß mit den Römern genöthigt, die als Bedingung des Friedens H.'s Auslieferung verlangten. Diesem Schicksal entzog sich H. durch die Flucht zum König Prusias von Bithynien. Aber auch hierhin verfolgten ihn die Römer u. Prusias verrieth ihn; da keinen Ausweg mehr sehend, tödtete sich H. durch Gift 183 v. Chr.

Hanno, Erzbischof von Köln, s. „Anno".

Hanno, karthag. Seefahrer, unternahm um 470 v. Chr. eine Entdeckungsreise an der Westküste Afrika's u. erweiterte die Macht u. den Handel Karthago's durch Gründung mehrerer Kolonien. Sein ursprünglich punisch geschriebener Reisebericht ist in griech. Uebersetzung unter dem Namen „Periplus" (Umschiffung) erhalten u. in den Sammlungen der sog. „Geographi graeci minores" oft herausgegeben worden (zuletzt von K. Müller, Par. 1855). **H.** der Große, in der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. v. Chr. lebend, Statthalter des karthag. Libyens, besiegte in der Schlacht von Utica die Libyer, die sich gegen sein hartes Regiment erhoben u. mit den Söldnern verbunden hatten. Letztere, H. in argloser Ruhe verharren sehend, erhoben sich nochmals u. überfielen ihn, worauf man ihm den Hamilkar Barkas zum Mitfeldherrn gab, der sich rasch bis zum ersten Anführer emporschwang u. sich dadurch die Feindschaft H.'s u. seines Anhangs zuzog. H. übertrug diese Feindschaft selbst auf Hasdrubal u. Hannibal, die Nachfolger Hamilkar's. Stets gegen den Krieg mit Rom gesinnt, war H. nach der Schlacht bei Zama bei der Gesandtschaft, die im Namen Karthago's um Frieden bat. Er erreichte ein hohes Alter.

Hannover, preuß. Provinz, einen Flächenraum von 698,82 □M. mit 1,963,618 E. (1871) umfassend, grenzt im N. an die Nordsee, im W. an die Niederlande, im S. an Westfalen, Schaumburg-Lippe, Waldeck, Hessen-Nassau u. Braunschweig, im O. durch die Elbe an Holstein, das Hamburger Gebiet, Mecklenburg-Schwerin, Brandenburg u. die Provinz Sachsen u. umschließt das Großherzogthum Oldenburg, das Gebiet der Freien Stadt Bremen, das hamb. Amt Ritzebüttel u. einige Enklaven von Braunschweig. Durch Oldenburg u. Braunschweig wird H. in einen östl., westl. u. südl. Theil geschieden. Diese Provinz gehört zumeist der norddeutschen Tiefebene an. Das Tiefland nimmt etwa 560 □M., das Berg- u. Hügelland 138 □M. ein. Das Südland reicht in das norddeutsche Bergland hinein u. umfaßt einen Theil des Oberharzes, der Wesergebirge u. der nördl. Ausläufer des hess. Berglandes. Im NO. erhebt sich das Land in der Lüneburger Heide zum uralisch-karpath. Landrücken. Zwischen diesen Höhenzügen liegt das breite Alluvialland der Aller. Die Elbe, welche den größten Teil der Grenze im NO. bildet, empfängt aus H. die Schwinge, Este, Seeve u. Ilmenau. Die Aller, welche unterhalb Verden in die Weser mündet, nimmt auf der rechten Seite die Oertze u. Böhme, auf der linken die Ocker u. Leine auf. Von W. fließt der Weser nur die Aue, von O. unfern ihrer Mündung noch die Geeste zu. Der westl. Theil von H. wird von der Ems durchschnitten, in dieselbe fließt hier die Haase u. Leda u. sie selbst mündet in den Meerbusen des Dollart, in welchen sich H. u. die Niederlande theilen. Unmittelbar in die Nordsee fließt die Oste. Zu H. gehören noch die westfriesischen Inseln Borkum, Juist, Norderney, Baltrum, Langeroog u. Spiekeroog. Die Bevölkerung ist im Reg.-Bez. Hildesheim am dichtesten, am schwächsten im Lüneburgischen. Sie gehört zum größten Theil dem sächs. Stamme an u. spricht Niederdeutsch; die Niedersachsen zählen 1¼ Million, die Westfalen 540,000 Seelen; an den Küsten u. auf den Inseln wohnen Friesen, die ihre ursprüngliche Sprache aber aufgegeben u. die niedersächs. Mundart angenommen haben. Im NO. sitzen germanisirte Slaven, an der niederländ. Grenze greift der holländ. Volksstamm auf hannov. Gebiet über. Im Oberharz, vorzüglich in den Bergstädten, stammt ein guter Theil der Bevölkerung aus Thüringen u. Obersachsen. Nach der Konfession scheiden sich die Einwohner (1871) in 1,713,711 Evangelische, 233,809 Katholiken, 3284 Anhänger verschiedener christlicher Sekten u. 12,799 Israeliten. Dem Beruf nach gehören 50% der Landwirthschaft, 30% der Industrie, 7% dem Handel u. Verkehr an. In Betreff der Bodenkultur gehört H. zu den ersten Provinzen des preuß. Staates. Die fruchtbaren Marschlandschaften an den Küsten der Nordsee u. in den Niederungen der Flüsse liefern viel Getreide; vorzüglich Roggen u. Weizen. Die höher gelegene, wasserärmere Geest u. Heide dagegen nur Buchweizen u. Hafer in größeren Mengen. Hopfen wird im Wendlande, Tabak im Göttingischen, Flachs in den an Westfalen grenzenden Theilen, bes. im Osnabrückischen, gebaut. An Waldungen ist H. arm, doch findet sich ausgedehnter Nadelholzwald im Oberharz, schöne Laubwälder im Unterharz u. in den Wesergebirgen u. große Kieferbestände in den östl. Heidegegenden. Durch die Zucht trefflicher Pferde u. Rinder hat H. eine Berühmtheit erlangt; die Rindviehzucht ist am bedeutendsten in den fries. Marschen, die Schweinezucht im Osnabrückischen, die Schafzucht in der Lüneburger Heide (Heideschnucken), doch ist der Ertrag an Wolle nur gering. In den Marschen wird die Gänsezucht, in den Heiden die Bienenzucht stark betrieben. Die See- u. Flußfischerei beschäftigt einen großen Theil der Bevölkerung. Der Bergbau ist ein wichtiger Erwerbszweig der Bewohner des Harzes; er liefert Eisen, Silber, Blei, Kupfer, Zink, Stein- u. Braunkohlen. Der Salinenbetrieb hat dagegen nicht die Ausdehnung wie in der Provinz Sachsen. Von großer Bedeutung für die holz- u. kohlenarmen Niederungen im N. sind die ausgedehnten Torflager. Die Industrie hat ihre hauptsächlichsten Mittelpunkte in der Hauptstadt H. u. in Harburg. Großen Umfang hat die Tabaksfabrikation, die Eisengießerei, der Maschinenbau, die Gummiwaarenfabrikation, das Hüttenwesen, die Wollen-, Baumwollen- u. Leinenweberei, die Branntweinbrennerei, Bierbrauerei, Gerberei u. Fabrikation von Farben u. Chemikalien. An den Hafenplätzen Stade, Harburg, Geestemünde, Emden u. Leer werden viele Schiffe gebaut u. ausgedehnte Rhederei getrieben. H. ist in die Regierungsbezirke (Landdrosteien) H., Hildesheim, Lüneburg, Stade, Osnabrück u. Aurich eingetheilt. An höheren Unterrichtsanstalten besitzt die Provinz eine Universität (Göttingen), eine Polytechnische Schule (Hannover) u. 16 Gymnasien.

Geschichte. Die Lande, welche das jetzige H. umfaßt, waren in der ältesten historischen Zeit von Sachsen bewohnt, welche nach dreißigjähr. Kämpfen von Karl d. Gr. unter die fränk. Herrschaft gebeugt wurden. Ihr Gebiet wurde unter Ludwig dem Deutschen zum Herzogthum erhoben, das in der Familie des Grafen Egbert blieb u. Deutschland eine Reihe der berühmtesten Kaiser gab. Als das Haus der Billunge, welches 951 mit Hermann an die Herrschaft kam, 1106 erlosch, fiel Sachsen an Lothar von Supplinburg, welcher schon bedeutende Besitzungen in diesem Lande sich erworben hatte. Dieser verheirathete seine Tochter u. Erbin Gertrud an Heinrich den Stolzen von Bayern u. überließ ihm die Herzogswürde u. seine Erbgüter in Sachsen. Sein Sohn aber, Heinrich der Löwe, welcher sich durch Germanisation der noch slav. Ostlande u. durch Begünstigung der Städte um die Entwickelung seines Herzogthums verdient gemacht hatte, brachte sich 1180 durch den an den Kaiser begangenen Verrath um sein Land; sein Enkel, Otto das Kind, trug 1235 seine Erbgüter dem Kaiser Friedrich II. als Lehen an u. erhielt sie als erbliches Herzogthum Braunschweig-Lüneburg zurück; doch theilten sich seine Söhne in seine Besitzungen, u. es erfolgten nun in den nächsten Jahrhunderten die Besitzveränderungen, die Landestheilungen u. Wiedererwerbungen so häufig auf einander, daß unter diesen Wirren die Macht der Städte u. der Edelleute zunahm u. die der Fürsten sank. Der Stifter des königl. Hauses war Wilhelm der Jüngere, welcher von seinem Vater, Ernst dem Bekenner, den größten Theil der welfischen Besitzungen, nämlich Lüneburg u. Celle, erbte, während sein älterer Bruder Braunschweig erhielt u. somit Stifter der braunschweig. Linie des Welfenhauses wurde. Christian (1611–1633) erwarb Minden u. Grubenhagen, August (†1636) Kalenberg, Göttingen, Hoya u. Diepholz, Friedrich (†1648) Harburg durch Erbschaft. Nach Friedrich's Tode wurden die Länder unter die beiden ältesten seiner Söhne Georg Wilhelm u. Christian Ludwig getheilt u. im Westfälischen Frieden Beiden der gemeinsame Besitz von Osnabrück zugesichert. So entstanden die Linien Celle u. H. Jene erlosch mit dem Tode ihres Stifters (1665), der keine Erben hinterließ, worauf ein dritter Bruder, Johann Friedrich, Lüneburg an sich riß, durch Vergleich aber diesen Antheil nebst Celle an Georg Wilhelm abtrat. Dieser verband sich 1673 mit dem Kaiser gegen Frankreich u. Schweden u. erhielt dafür die Fürstenthümer Bremen u. Verden, mußte dieselben aber 1679 wieder an Schweden abtreten. Als Georg Wilhelm 1705 kinderlos starb, fiel sein Land an die Linie H., in welcher der jüngste Bruder, Ernst August, Bischof von Osnabrück, infolge der Unterstützung, die er dem Kaiser im Kriege gegen Frankreich gewährt hatte, 1692 die Würde eines Kurfürsten von H. od. Braunschweig-Lüneburg erhalten hatte. Dessen Sohn, Georg Ludwig, ein Enkel des Winterkönigs u. Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz u. der Prinzessin Elisabeth von England, bestieg 1714 als nächster protestantischer Verwandter der Königin Anna den Thron von Großbritannien als Georg I. u. erwarb durch Kauf 1715 die Fürstenthümer Bremen u. Verden von Schweden für H. Georg II. (1727–60) gründete 1734 die Universität Göttingen, stürzte aber auch H. aus engl. Politik durch das Bündniß mit Friedrich d. Gr. in den Siebenjähr. Krieg. Unter Georg III. ward H. vollständig als ein brit. Nebenland behandelt, so daß selbst Hannoveraner in den ostind. Kriegen zur Verwendung kamen. Vorübergehend nahm Preußen, das 1795 im Baseler Frieden von Frankreich sich hatte H. zusprechen lassen, 1801 von diesem Lande Besitz, doch wurden seine Truppen nach dem Frieden von Amiens durch franz. ersetzt, die bis 1805 dort verblieben. In diesem Jahre ward H. nach der Schlacht bei Austerlitz an Preußen abermals abgetreten, nach der Schlacht von Jena aber (1806)

theilweise dem Königreich Westfalen einverleibt, theilweise einem Generalgouverneur untergeordnet. Die Schlacht bei Leipzig machte in H. der französ. Herrschaft, freilich auch jenen Einrichtungen ein Ende, welche, wie die Beschränkung der Adelsvorrechte u. die Verbesserung der Lage des Bauernstandes, dem Lande zum Segen gereicht hatten. Auf dem Wiener Kongresse wurde das Kurfürstenthum H. zum Königreich erhoben u. im zweiten Pariser Frieden gegen Abtretung der überelbischen Besitzungen in Lauenburg durch Ostfriesland, Meppen, Lingen u. das nördl. Eichsfeld vergrößert. Obgleich der am 24. Okt. 1816 zum Generalgouverneur ernannte Herzog von Cambridge formell die Verwaltung H.s in der Hand hatte, so wurde das Land doch thatsächlich von der deutschen Kanzlei in London, an deren Spitze der Graf Münster stand, regiert. Dieser Umstand, sodann die am 7. Dez. 1819 erlassene Konstitution, welche vollständig auf feudaler Grundlage beruhte, u. der Steuerdruck erregten eine Unzufriedenheit, welche durch den Ausbruch der franz. Julirevolution neue Nahrung erhielt u. zu Aufständen in Osterode u. Göttingen (Jan. 1831) führte. Der Graf Münster mußte seine Entlassung nehmen u. die Ständeversammlung (1833) auch Vertreter des Bauernstandes erhalten. Die neue Verfassung vom 26. Sept. 1833 gewährte den Ständen eine größere Theilnahme an der Gesetzgebung, sie erklärte die Minister für verantwortlich u. überwies die Domänen dem Staate. Als nach dem Tode Wilhelm's IV. 1837 in England seine Nichte als Königin Viktoria den Thron bestieg, fiel H. an den nächsten männlichen Erben, den Herzog von Cumberland, welcher unter dem Namen Ernst August die Regierung von H. antrat, die Ständeversammlung vom 30. Okt. auflöste u. am 1. Nov. dem Staatsgrundgesetz von 1819 von neuem so lange Giltigkeit verlieh, als er mit den alten Ständen keine neue Verfassung vereinbart habe. Der Protest der sieben Göttinger Professoren (s. „Göttingen") hatten deren Amtsentsetzung zur Folge. Die auf den 20. Febr. 1838 nach H. zusammenberufenen Stände hatten bei der Gesetzgebung u. Budgetprüfung nur eine berathende Stimme, die Domänenverwaltung war der Regierung vorbehalten, nur für die richterlichen Beamten ward in Betreff der Absetzung ein richterliches Erkenntniß für nöthig erachtet. Es begann nun der Verfassungsstreit, in welchem die bes. aus den Vertretern der Städte bestehende Opposition theilweise den reaktivirten Kammern fern blieb, theilweise in denselben einen erfolglosen Kampf gegen die regierungsfreundliche Majorität führte. Obgleich auf Anregung der Stadt Osnabrück die Juristenfakultäten von Heidelberg, Tübingen u. Jena u. die Landesvertretungen von Baden, Bayern, Hessen, Sachsen u. Braunschweig das Verfahren der Regierung als Verfassungsbruch bezeichneten, so ließ letztere doch gegen mehrere mißliebige Beamte wegen ihrer politischen Gesinnung Kriminaluntersuchung einleiten; die am 19. März 1840 wieder zusammentretenden Stände nahmen die ihnen vorgelegte Verfassung an. Die Regierung verweigerte zwar 1841 den Beitritt zum Zollverein, sorgte aber in glücklicher Weise für die materielle Entwickelung des Landes, indem sie Emden u. Harburg zu Freihäfen erklärte, den Emszoll aufhob u. günstige Handelsverträge abschloß. Dennoch gewann die liberale Partei schon im Landtage von 1847 eine große Anzahl von Sitzen; am 3. März 1848 forderte die Bürgervertretung der Hauptstadt Aufhebung der Censur, Wiederherstellung der Verfassung u. Bürgerbewaffnung, u. der König, eingeschüchtert durch die Bewegung unter den Studenten von Göttingen u. die gleichzeitigen Ereignisse in Berlin u. Wien, entließ das Ministerium, beauftragte die Häupter der Opposition Bennigsen u. Stüve mit der Bildung eines neuen u. versprach Berücksichtigung jener Forderungen. Die wieder nach dem Staatsgrundgesetz von 1833 zusammenberufene Kammer gestaltete die Verfassung in liberalem Sinne um u. schuf eine aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene Volksvertretung. Die neuen Kammern traten 1. Febr. 1849 zusammen, wurden aber schon 25. April aufgelöst, weil sich die Mehrheit der zweiten für eine Anerkennung der Reichsverfassung entschieden hatte.

Nr. 3294 Hannover.

Die Regierung von H. näherte sich mehr der preuß. Politik in der deutschen Frage u. es erfolgte, wenn auch unter der Bedingung, daß Oesterreich u. die übrigen Regierungen des Bundes dem zustimmten, 26. Mai 1849 der Abschluß des Dreikönigsbündnisses zwischen Preußen, Sachsen u. H. Die Auflösung desselben erfolgte jedoch schon im Febr. 1850 infolge der Vorbereitungen zu dem Erfurter Parlament. Langsam bereitete sich die Reaktion vor; das Ministerium Bennigsen Stüve trat im Okt. 1850 zurück u. an seine Stelle das Vermittlungsministerium Münchhausen, dem H. den Anschluß an den deutschen Zollverein (7. Sept. 1851) zu verdanken hat. Georg V., welcher 18. Nov. 1851 den Thron bestieg, verfuhr zwar Anfangs mit großer Mäßigung, konnte aber dem Andringen der Ritterschaft, welche mit Beschwerden an den Bundestag wegen Verletzung ihrer historischen Rechte vorgegangen war, nicht widerstehen, löste, als der Bundestag die Verfassung von 1848 für ungiltig erklärt hatte, 31. Juli 1855 die Kammern auf u. bildete unter Borries s. d. ein Ministerium von ganz reaktionärer Färbung. Es erfolgte nun die Oktroyirung einer neuen, auf diejenige von 1840 zurückgehende Verfassung, Maßregelung verfassungstreuer Beamten, Beschränkung der Schwurgerichte auf nichtpolitische Verbrechen, Beseitigung des Eides auf die Verfassung u. Umwandlung der Staatsdiener in königl. Diener. Erfolglos ward diese Reaktion von der liberalen Minderheit der zweiten Kammer bekämpft; der Führer der Opposition war Bennigsen, der 1859 die national-liberalen Elemente H.s u. Deutschlands zur Gründung des Nationalvereins veranlaßte. Der Sturz des Ministeriums erfolgte erst 1862 infolge der Einführung des sog. Walter'schen Katechismus in den Schulen, wogegen sich nicht nur die Hauptstadt, sondern die Gebildeten des ganzen Landes u. selbst eine namhafte Anzahl von Geistlichen auflehnten. Zwar vermochte das Ministerium Malortie Windhorst den Verbleib im Zollverein zu sichern, mußte aber dem für ein persönliches Regiment eingenommenen Sinn des Königs u. dem Einflusse Borries', welcher dem Staatsrathe präsidirte, weichen. Der Gegensatz zu Preußen verschärfte sich jetzt um so mehr, als die sächs. hannöver. Exekutionstruppen durch diesen Staat aus Holstein verdrängt worden waren; den deutschen Einheitsbestrebungen zeigte sich die Regierung durchaus abgeneigt u. sie trat 14. Juni 1866 dem gegen Preußen gerichteten Bundesbeschluß bei. Das preuß. Ultimatum wurde 15. Juni abgelehnt u. es erfolgte nun zwei Tage später der Einmarsch preuß. Truppen. Die hannöv. Armee zog sich nach S., um mit den Bayern sich zu vereinigen, siegte zwar 27. Juni in der Schlacht bei Langensalza über die Preußen, mußte aber 28. Juni kapituliren. Am 17. Aug. 1866 ward von Preußen die Annexion des Königreichs H. vollzogen. **H.**, Hauptstadt der gleichnam. preuß. Provinz u. des Reg.-Bez. H., mit 87,641 E. (1871), liegt auf beiden Ufern der hier schiffbaren Leine, über welche 10 Brücken führen u. die hier die Ihme aufnimmt. Die Stadt besteht aus der Altstadt, der Egidien Neustadt, der Georgsstadt, Marienstadt u. der Ernst Auguststadt u. hat sich in den letzten Jahren bedeutend entwickelt. Die schönsten Straßen sind die Georgsstraße u. die Friedrichsstraße. Beide sind mit herrlichen Alleen bepflanzt u. haben nur auf e i n e r Seite Häuser. Unter den Plätzen zeichnen sich bes. aus der Waterlooplatz mit dem 50 m. hohen Waterloo monumente u. den Standbildern des Generals Alten u. des Philosophen Leibnitz, der Bahnhofsplatz mit dem Reiterstandbilde des Königs Ernst August, der Georgs- u. Theaterplatz. Die wichtigsten öffentlichen Gebäude sind das 1636—40 von Herzog Georg erbaute, 1817 restaurirte Residenzschloß, das der Leinstraße eine prachtvolle Kolonnade zukehrt u. in der Silberkammer u. der Schloßkapelle einen Reichthum kunsthistorisch werthvoller Alterthümer aus dem Mittelalter enthält, das 1852 vollendete großartige Hoftheater, das Rathhaus von 1439, die schönen Gebäude der Garnisonschule, des Opernhauses, Zeughauses, der Kriegskanzlei, Domänenkammer, des Polytechnikums, Kadettenhauses, Museums u. Centralbahnhofes. H. hat 9 Kirchen, von denen die Marktkirche schöne Glasgemälde besitzt, ein Gymnasium, ein Polytechnikum, eine Gewerbeschule, ein Predigerseminar, 3 Lehrerseminare, eine Militärakademie, eine Garnisonschule, eine Thierarzneischule u. ein chirurgisches Institut. Von den Sammlungen sind die bedeutendsten die königl. Bibliothek, die Stadtbibliothek, die königl. Münzsammlung, das Welfenmuseum, die königl. Gemäldegalerie, das Museum für Kunst u. Wissenschaft u. der Zoologische Garten. In der Industrie ist H. der wichtigste Platz der Provinz, nam. in Spinnerei, Weberei, Maschinenfabrikation, Eisengießerei, Eisenbahnwagen-, Chemikalien-, Lampen- u. Tabakfabrikation, Bierbrauerei u. Brennerei. Die Leder- u. Wollmärkte sind sehr besucht. In der Nähe befinden sich die Lustschlösser M o n t b r i l l a n t u. H e r r e n h a u s e n. H. wird zuerst 1163 urkundlich erwähnt, 1481 wurde die Stadt Mitglied des Hansabundes. Aus H. stammt der Astronom Herschel (geb. 1738), der Dramatiker Iffland (geb. 1759) u. die Dichter Aug. Wilh. von Schlegel (geb. 1767) u. Friedr. von Schlegel (geb. 1772).

Hansa, ursprünglich Vereinigung, Genossenschaft bedeutend, bezeichnet nam. den großen Bund nord- u. mitteldeutscher Städte, welche von der Mitte des 13. bis in das 17. Jahrh. den Handelsverkehr sicherte u. die erste deutsche Seemacht schuf. Der Handel der niedersächs. Städte, bes. Bremens, Hamburgs, Lüneburgs, Kölns, Emdens u. a. m., führte schon im 12. Jahrh. deutsche Kaufleute u. Waaren auf die Märkte von Flandern u. England; im Anfang des 13. blühten die Ostseestädte, an ihrer Spitze Lübeck, auf u. der deutsche Handel dehnte sich nun auch über die baltischen Provinzen, über Skandinavien u. Rußland aus. So entstanden deutsche Kaufhäuser in London, Brügge, Wisby u. Groß Nowgorod. In den wilden Zeiten des Faustrechtes, wo die kaiserl. Macht fast im Verschwinden war, mußten die Städte selbst für die Sicherheit der Straßen mit bewaffneter Hand Sorge tragen. Lübeck u. Hamburg schlossen deshalb 1241 den ersten urkundlichen Vertrag zur gemeinschaftlichen Sicherstellung der Wege zwischen der Mündung der Elbe u. Trave u. zur Bestrafung von Friedensbrechern innerhalb ihrer Gebiete. Nicht lange darauf schlossen rhein. u. westf. Städte ähnliche Verbindungen, um sich der Angriffe der kleinen Dynasten u. des Adels zu erwehren; ohne mit diesen jetzt eine feste politische Vereinigung zu schließen, vertraten doch die Abgesandten Lübecks u. Hamburgs im diplomatischen Verkehr mit Flandern, Holstein, Dänemark u. Schweden die Rechte der anderen norddeutschen Handelsstädte. Die anfänglich lose Verbindung zwischen Hamburg u. Lübeck gestaltete sich 1255 zu einem vorläufig auf 3 Jahre geschlossenen Schutzbündniß gegen alle See- u. Straßenräuber. Während der rhein. Städtebund seinem Untergange entgegenging, vermehrte sich die Zahl der norddeutschen Hansastädte; bes. wegen der von Norwegen drohenden Angriffe u. wegen der Beschwerden, welche von den deutschen Kaufleuten in Rußland laut wurden; an Lübeck schlossen sich die wend. Städte an der Ostsee, Rostock, Wismar, Stralsund u. Greifswald an u. erkämpften (1284—85) vom König Erich von Norwegen ausgedehnte Handelsfreiheiten; Wisby dagegen, die gothländische Nebenbuhlerin Lübecks, wurde 1288 unter die Herrschaft Königs Magnus Ladulås v. Schweden gebracht. Als aber Lübeck, das die Tagfahrten der Hansamitglieder ausschrieb, dessen Recht in den wend. Städten galt u. dessen Siegel gemeinsamen Bundesurkunden aufgedrückt ward, 1307 in dän. Abhängigkeit gerieth, übernahm Rostock vorübergehend die Führung des Bundes, bis jene Stadt sich von der dän. Abhängigkeit gelöst hatte. Der H. geschieht zuerst 1343 urkundliche Erwähnung, als Magnus von Schweden „der H. der Deutschen", nämlich den Städten Lübeck, Hamburg, Rostock, Wismar, Stralsund u. Greifswald, größere Freiheiten auf der Skandinav. Halbinsel zusicherte. In der Mitte des 14. Jahrh. erhielt die H. auch zuerst eine organische Gliederung in „Drittel", nämlich in das von Lübeck mit den wend. u. sächs. Städten, in das von Preußen u. Westfalen u. in das dritte von Gothland, Livland u. Schweden. Lübeck ward formell nun mit der Oberleitung betraut u. Bremen, das sich lange gesträubt hatte, zum Gehorsam an den Bund gebracht. Nach vielfachen Kämpfen einzelner Städte od. Bündnisse von solchen innerhalb der H. erfolgte der erste große Hansakrieg, nach der Eroberung Gothlands u. der Verwüstung Wisby's durch Waldemar IV. von Dänemark (1361); 77 deutsche Städte erklärten dem Dänen die Fehde, Seeland u. die norweg. Küsten wurden verheert, Kopenhagens Schloß eingenommen, die Stadt geplündert, u. Waldemar zum Frieden von Stralsund (1370) gezwungen, in welchem die Kronfolge in dem nord. Reiche von der Zustimmung der H. abhängig gemacht wurde. Der Friede mit Norwegen (1376) sicherte dem Bunde bedeutende neue Handelsprivilegien u. Bestätigung der alten. Die Blütezeit der H. begann; der durch die großen Comptoire zu Nowgorod, Bergen, London, u. Brügge vermittelte Handel mit Nordeuropa war durch die große hanseatische Flotte gesichert, gegen die seeraubenden Vitalienbrüder wurde ein erfolgreicher Krieg geführt, Lübeck überkam nach Wisby's Untergang die Handelsherrschaft auf der Ostsee u. die Besitzungen auf Schonen zwischen Skanör u. Falsterbode, u. erstere ward durch die Heringsfischerei eine ergiebige Quelle des Reichthums. Diese Macht des Bundes ward aber geschwächt durch Lübecks selbstsüchtige Politik, die Mißgunst der anderen mächtigen Hansastädte, den Ungehorsam einzelner gegen die Beschlüsse der Hansatage, die Ausdehnung des Handels anderer Reiche, welche die Monopole dieses norddeutsch. Städtebundes nicht mehr achteten, u. durch das Streben der Fürsten, die Gewalt dieser freien Städte zu brechen. Die Zahl der Theilnehmer an den Hansatagen verminderte sich schon um die Mitte des 15. Jahrh. beträchtlich, am ehesten blieben die Abgesandten der weiter entlegenen Binnenstädte aus. Der Zar Iwan Wassiljewitsch konnte ungestraft 1471 Nowgorod unter seine Herrschaft beugen u. 1494 den Kaufhof dieser Stadt vernichten, die Niederländer fuhren ungestört durch den Sund in die Ostsee u. die preußisch-livländ. Städte ließen, ungestört durch die H., ihre Schiffe denselben Weg nach England nehmen. Die reformatorische Bewegung trug außerdem noch viel dazu bei, die Spaltung

zwischen den westdeutschen Städten u. jenen an der Ostsee zu erweitern u. die einzelnen Glieder des Bundes, zu Zwecken kirchlicher Politik, in die Abhängigkeit von Fürsten zu bringen. An dem letzten großen u. glorreichen Kriege, der 1523 mit der Entthronung Christian's II. endete, nahmen nur Lübeck, Rostock, Stralsund u. Danzig Theil. Vergebens suchte der Lübecker Bürgermeister Georg Wullenweber (s. d.) der H. u. insbes. Lübeck die Herrschaft auf der Ostsee zu erhalten; er fiel als Opfer der aristokrat. Partei 1537). Man gebrauchte den Landfrieden zum Vorwande, um auf den Hansatagen die Matrikel für hans. Kriegsfälle nicht zu berathen; zwar bestand der Bund 1572 angeblich noch aus 66 Städten, in Wirklichkeit war er aber auf 14 zurückgegangen. Das Kaufhaus von Brügge mußte 1564 in das Osterlingische Haus zu Antwerpen verlegt werden, Bornholm ging an Dänemark verloren, 1598 wurden die deutschen Handelsleute gewaltsam aus dem Londoner Stahlhofe vertrieben u. 1612 war die H. nur noch aus 14 beisteuernden u. stimmfähigen Städten zusammengesetzt: Lübeck Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, Stettin, Danzig, Magdeburg, Hamburg, Bremen, Lüneburg, Hildesheim, Braunschweig u. Köln. Der Dreißigjährige Krieg zerriß vollends die losen Bande, welche diese Städte noch zusammenhielt. Hamburg, Lübeck u. Bremen schlossen 1630 ein engeres Bündniß u. erneuerten es 1641. Der letzte Hansatag wurde 1669 abgehalten von jenen drei Städten, Braunschweig, Danzig u. Köln, u. verlief ohne alles Resultat. Der Name blieb Hamburg, Bremen u. Lübeck bewahrt. Vgl. Sartorius, „Geschichte des hanseatischen Bundes" 3 Bde., Gött. 1802 bis 1808); Lappenberg, „Urkundliche Geschichte des Ursprungs der deutschen H." (2 Bde., Hamb. 1830); Barthold, „Geschichte der deutschen H." 3 Bde., Lpz. 1854; Falke, „Die H. als deutsche See- u. Handelsmacht" Berl. 1862; „Hansarecesse" Bd. 1 u. 2, Lpz. 1871, 72; „Hansische Geschichtsblätter" (Bd. 1–3, Lpz. 1872 ff.).

Hansemann, David Justus Ludwig, ein Staatsmann und Publizist, dessen Wirken lange Jahre hindurch mit der politischen u. kommerziellen Entwicklung Preußens eng verwebt war, geb. als Sohn eines Predigers auf der Elbinsel Fintenwerder bei Hamburg 12. Juli 1790, trat mit 15 Jahren als Lehrling in ein Handelsgeschäft zu Rheda (Westfalen) u. fand frühzeitig Gelegenheit, seinen Blick zu schärfen, so insbes., als ihn sein unter franz. Oberhoheit zum Maire ernannter Prinzipal zu seinem Sekretär gemacht hatte. Einige Jahre führte er dann die Geschäfte einer Handlung in Elberfeld, worauf er sich 1817 als Wollhänder in Aachen etablirte. Bald gelang es ihm, zu einer gewissen Wohlhabenheit zu kommen, große Rechtlichkeit u. seine rege Förderung aller gemeinnützigen Zwecke gewannen ihm die höchste Achtung u. das Vertrauen seiner Mitbürger. In letzterer Beziehung ist seine 1824 unternommene Organisation des Vereins zur Beförderung der Arbeitsamkeit im Reg.-Bez. Aachen mit dem damit zusammenhängenden Sparkassensystem hervorzuheben, sowie die Gründung der Aachener Feuerversicherungsgesellschaft im J. 1825, die später als Aachen-Münchener-Gesellschaft zu dem großartigsten Institut dieser Art in Deutschland wurde. Zum Mitglied der Handelskammer u. des Handelsgerichts erwählt, fand er in den mit der Franz. Revolution des J. 1830 zusammenhängenden Ereignissen Veranlassung, seine lebhafte Theilnahme für das Gedeihen Preußens dadurch zu bekunden, daß er freimüthig das Resultat seines Nachdenkens über die Mittel dazu dem König direkt in einer ausführlichen Denkschrift vorlegte (dieselbe ward 1845 als Manuskript gedruckt u. dann auszugsweise veröffentlicht in H.'s Schrift „Ueber das preuß. u. deutsche Verfassungswerk", Berl. 1850), welche, jede doktrinäre Theorie bei Seite lassend, lediglich auf den Erfahrungen des praktischen Lebens basirend, insbes. die Durchführung des konstitutionellen Systems forderte. Als Schriftsteller auf dem kommerziellen Gebiete trat H. zuerst 1833 in der Schrift „Preußen u. Frankreich" auf, worin er in überaus klarer Weise eine Vergleichung der finanziellen Verhältnisse der beiden Staaten anstellte. Bald gesellte sich zu dieser literarischen Thätigkeit sein energisches Wirken für den Bau von Eisenbahnen in Preußen. Es war eine ganze Reihe von Schriften, in denen H. damals für die Eisenbahnsache agitirte, während er gleichzeitig als gewandter Unterhändler seine Ansichten zu verwirklichen suchte. So verdanken die Rhein. Eisenbahn u. zum Theil auch die Köln-Mindener Bahn ihre Entstehung wesentlich seiner Anregung. Seit 1844 Präsident des Aachener Handelsgerichts, war er in jenen Jahren auch ein hervorragendes Mitglied des rhein. Provinziallandtages, auf dem er durch seine Anträge jenen liberalen Grundsätzen Ausdruck gab, die ihn bald in die vordersten Reihen des staatlichen Lebens in Preußen drängen sollten. Nach dem Umschwung der politischen Verhältnisse im März 1848 übernahm H. im Ministerium Camphausen das Portefeuille der Finanzen, u. als am 25. Juni Camphausen zurücktrat, bildete er mit Auerswald, Kühlwetter etc. ein neues Ministerium, dessen leitende Seele er war u. blieb. Zwar bewährte er seine Geschäftstüchtigkeit durch die Ordnung u. den Kredit, den er in jener stürmischen Zeit dem Staate zu erhalten wußte; doch gelang es auch ihm nicht, den friedlichen Ausbau der Verfassung zu fördern. Am 10. Sept. 1848 nahm er seine Entlassung, worauf er zum Chef der Preuß. Bank mit dem Titel als Präsident ernannt wurde. Aus dieser Stellung schied er 1851, als er sich nach dem Amtsantritte des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel gedrungen fühlte, als Mitglied der Ersten Kammer wiederum in eine entschiedene Opposition gegen die Regierung zu treten. Aufs Neue kehrte er zu seinem kaufmännischen Berufe zurück u. gründete am Schluß des J. 1851 die Berliner Discontogesellschaft, an deren Spitze er bis an seinen Tod die ausgedehnteste Thätigkeit entwickelte. Er starb in Schlangenbad 4. Aug. 1864.

Nr. 3295. David Justus Ludwig Hansemann (geb. 12. Juli 1790, gest. 4. Aug. 1864).

Hansen, Peter Andreas, namhafter deutscher Astronom, wurde 8. Dez. 1795 zu Tondern in Schleswig geboren. Nachdem er die Dorfschule besucht, kam er zu einem Uhrmacher in die Lehre u. übte dieses Gewerbe auch späterhin in seinem Heimatsorte aus, bis er von dem Dr. med. Dircks, dessen Uhr er reinigen sollte, überrascht wurde, als er, statt die ihm aufgetragene Arbeit auszuführen, in Wolf's Anfangsgründen der Mathematik las. Seine Vorliebe für mathematische Studien erhielt in Dircks nun einen Förderer. H. konnte mit Unterstützung nach Kopenhagen gehen, um dort bei Bugge zu studiren, u. schon 1819 wurde er von Schumacher, dem Direktor der Altonaer Sternwarte, bei der Gradmessung von Holstein u. Lauenburg mit beschäftigt. 1821 erhielt er an der Sternwarte von Altona sogar Anstellung als Assistent. Dem väterlichen Wohlwollen des einflußreichen Schumacher verdankte es H. zunächst, daß er 1825 zum Direktor der Sternwarte auf dem Seeberge bei Gotha ernannt wurde. Als später dieselbe sich als ungenügend erwies, wurde auf H.'s Veranlassung u. unter seiner Leitung 1859 die neue Sternwarte zu Gotha in der Erfurter Vorstadt erbaut, an der er bis an seinen Tod 28. März 1874 in ungetrübter Frische wirkte. — Seine wissenschaftliche Thätigkeit bezieht sich auf rein mathematische sowol als auf astronomische Probleme; nam. hat sich H. mit der physischen Astronomie u. mit der Berechnung der Störungen der Planetenbahnen beschäftigt. Dadurch bes. war er auch in den Stand gesetzt, seine berühmten, für die Schiffahrt so wich-

tigen Mondtafeln „Tables de la lune“ (Lond. 1857) zu berechnen, eine Arbeit, die ihm von Seiten der britischen Regierung ein Ehrengeschenk von 1000 Pfd. Sterl. eintrug. Seine Arbeiten sind theils als besondere Schriften erschienen, theils hat er sie in den „Astronomischen Nachrichten“, in den „Abhandlungen der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften“, in „Poggendorff's Annalen“ u. anderen Zeitschriften niedergelegt.

Nr. [illegible]. Peter Andreas Hansen (geb. 8. Dez. 1795, gest. 28. März 1874).

Hansgraf, Vorsteher einer Hanse, d. h. Genossenschaft. In Süddeutschland, z. B. in Regensburg, wo der Titel seit dem 13. Jahrh. nachgewiesen ist, war der H. der Richter in Handelssachen.

Hanslick, Eduard, Musikgelehrter, Sohn des Biographen u. Schriftstellers Josef Adolf H. (gest. zu Prag 2. Febr. 1859), geb. zu Prag 11. Sept. 1825, studirte bis 1847 dort u. in Wien Jurisprudenz u. trat dann in den Staatsdienst. 1856 habilitirte er sich an der Wiener Universität für Aesthetik u. Geschichte der Musik, für welche Fächer er 1861 Prof. wurde. Er schrieb: „Vom Musikalisch Schönen“ (Lpz. 1854, 4. Aufl. 1874); „Geschichte des Konzertwesens in Wien“ (2 Thle., Wien 1869 f.); „Die moderne Oper“ (7. Publikation des Allg. Vereins für deutsche Literatur, Berl. 1875).

Hansteen, Christopher, berühmter norweg. Naturforscher, der nam. auf dem Felde der Physik, Meteorologie u. Astronomie Bedeutendes leistete. Am 26. Sept. 1784 zu Christiania geb., studirte er von 1802 an zu Kopenhagen Anfangs Jurisprudenz, ein Studium, das er aber bald mit dem der Mathematik vertauschte. Im J. 1806 sehen wir ihn als Lehrer der Mathematik an der gelehrten Schule zu Frederiksberg auf Seeland. Hier schon beschäftigte er sich lebhaft mit Untersuchungen des Erdmagnetismus. Eine Abhandlung, die er über diesen Gegenstand verfaßte, wurde von der Kopenhagener Akademie mit dem Preise gekrönt u. verschaffte ihm 1814 eine Professur der Astronomie u. angewandten Mathematik an der neu gegründeten Universität seiner Vaterstadt. 1819 veröffentlichte H. sein epochemachendes Werk „Untersuchungen über den Magnetismus der Erde“, welches mit den darin angegebenen Methoden maßgebend für die Anstellung erdmagnetischer Beobachtungen wurde, welche zugleich sich plötzlich in den Vordergrund der physikalischen Aufgaben stellten. H. unternahm zu dem Zwecke magnetischer Untersuchungen viele Reisen durch Schweden u. Norwegen sowol als durch das übrige Europa. Schon 1821 hatte er die tägliche regelmäßige Aenderung (Variation) in der Stärke der erdmagnetischen Kraft entdeckt. 1828—30 ging er mit Erman u. dem norweg. Marineleutnant Due auf Staatskosten nach Sibirien u. den Kirgisensteppen. Die ungemein reiche wissenschaftliche Ausbeute dieser Reise ist theils in H.'s „Resultate magnetischer, astronomischer u. meteorologischer Beobachtungen auf einer Reise nach Sibirien“ (Christ. 1863), theils in Erman's Schriften niedergelegt. Auch veröffentlichte H. „Reiseerinnerungen aus Sibirien“ (deutsch v. Sebald, Lpz. 1854). Nach der Rückkehr von seiner sibirischen Reise erhielt er die Mittel zur Erbauung einer Sternwarte in Christiania, der er seit 1832 als Direktor vorstand; 1839 errichtete er als Dependenz derselben die erste magnetische Warte. Seit 1837 leitete H. die norweg. Landesvermessung; außerdem hat er durch seine Arbeiten in der Kommission den wesentlichsten Antheil an der Regulirung des norweg. Maß- u. Gewichtssystems. Neben seinem akademischen Lehramte entfaltete H. noch eine vielseitige u. erfolgreiche Thätigkeit; Zeugniß davon geben zahlreiche Abhandlungen sowie die werthvollen Lehrbücher, die er über Astronomie, Geometrie u. Mechanik herausgegeben hat. Erst im J. 1861 trat er in den Ruhestand; er starb zu Christiania 11. April 1873.

Hanswurst heißt die komische Figur im Volksschauspiele der Deutschen. Obwol verwandt mit dem franz. Harlequin od. Jean Potage, dem ital. Arlechino od. Bajazzo, dem holländ. Pickelhäring u. dem engl. Clown, ist er dennoch eine ursprünglich deutsche Figur. Schon in der Zeit des Heidenthums hatten alle abendländischen Völker in ihren Sitten, Gebräuchen u. Meinungen Vertreter der Komik aufzuweisen. Schon in der german. Mythologie ist Loki zugleich der Verräther u. der Lustigmacher der Götter. Im Christenthum trat unter den übermenschlichen Wesen der Teufel an seine Stelle, u. der „dumme Teufel“ war oft mehr lächerlich als gefährlich. Unter den Menschen besorgten die Narren, deren es vom Hofnarren bis zum gemeinsten Narren herab eine Menge Schattirungen gab, dieselbe Arbeit, den Sterblichen das Zwergfell zu erschüttern. Diese Narren trugen buntscheckiges Gewand, Schellenkappe u. Pritsche, daher sie auch „Pritschenmeister“ genannt wurden. Verschiedene Narrennamen kamen in Uebung, wie Hansnarr, Schalksnarr 2c. Der Name Hans Wurst od. Worst kommt zuerst 1471 als wirklicher u. rechtschaffener Männername vor, u. zwar zu Gersbach in Thüringen als Name des Schultheißen, dessen Familie sich aber auch durch originelles Wesen auszeichnete. So war zu Luther's Zeit der Name H. bereits allgemein als solcher eines tölpelhaften, ungeschlachten u. rechthaberischen Menschen im Gebrauche. Wol damals erhielt den Namen H. auch die stehende komische Figur der Volksbühne, u. letztere, von welcher der Teufel indessen verschwunden war, wurde über 2 Jahrhunderte vom H. eigentlich beherrscht, dessen Späße weder künstlerisch schön noch im Geringsten moralisch waren. Verdrängt wurde der H. vom eigentlichen Theater durch die Entwickelung der ernsten Schauspielkunst, nam. aber durch Gottsched's u. der Schauspielerin Neuber Eifer, während sich Lessing u. Justus Möser seiner umsonst annahmen. Als nun vollends auch das Hofnarrenwesen gegen Ende des 18. Jahrh. in Abgang kam, hatte der H., welchen der Wiener Stranitzky zuletzt noch zu veredeln gesucht, seine Heimat nur noch auf den Puppentheatern (nam. in seiner österr. Gestalt als Kasperle), bei Gauklern u. Seiltänzern 2c., u. hat sie dort heute noch. Eine ältere Abstammung als der Name H. u. zwar eine direkt mythologische, hat derjenige seines franz. u. ital. Kollegen **Harlequin.** Nach alter engl. Sage ist Herla, ein brit. König, welcher das Reich der Zwerge besuchte u. bei seiner vermeintlich baldigen Heimkehr zweihundert Jahre hingeschwunden fand, der Anführer des Nachtheeres (was bei uns der wilde Jäger). Aus Herla-King wurde in Deutschland die gespenstige Figur des Erlkönigs; an manchen Orten heißt deshalb aus Mißverstand der wilde Jäger Karlequint (Karl V.), u. in Frankreich wurde der Name erst zu Hellequin, dem Führer des „wüthenden Heeres“, dann aber, hier u. in Italien, zu Harlequin u. Arlechino u. erhielt eine komische Bedeutung, wie sich denn gern das Erhabene u. Schauerliche mit dem Komischen berührt, was ja schon die Rolle des Teufels im mittelalterlichen Volksschauspiele zeigte. Die Schicksale der ausländischen Genossen unseres H. auf den dortigen Bühnen sind im Ganzen dieselben gewesen wie die seinigen; auch dort wurden sie aus dem Theater verdrängt, als dasselbe sich zum Tempel der Kunst erhob.

Hantel (Pl. Hanteln) nennt man ein Geräth, welches bei den sog. Freiübungen des Turners häufig verwendet wird u. den Zweck hat, die Arm- u. Brustmuskeln noch mehr zu kräftigen, als dies durch einfache Körperbewegungen möglich ist. Sie besteht aus zwei durch einen Bügel verbundenen eisernen Kugeln von beliebigem Gewichte. Die Hantelübungen werden mit einem od. beiden Armen vorgenommen u. auch mit den Rumpf- u. Beinbewegungen in Verbindung gebracht. Bei der Zimmergymnastik spielen die H. eine wichtige Rolle.

Hanuman, eine Affenart, Simia entellus (s. „Affe“). Denselben Namen führt nach der ind. Mythologie der Sohn des Pavanu. Er ist der Gott der Winde u. ein treuer Gefährte u. Gehülfe des Wischnu (vgl. „Adamsbrücke“).

Haparanda, schwed. Stadt mit 900 E. an dem Nordende des Bottnischen Meerbusens u. der Mündung des Tornea-Elf hart an der russ. Grenze, der russ. Stadt Tornea gegenüber gelegen, hat den nördlichsten Leuchtthurm Schwedens u. ist die nördlichste meteorologische Station in Europa. Sie wurde 1812, als Finland russ. wurde, unter dem Namen Carljohansstad gegründet.

Hapax legoménon, ein Wort, das nur an einer einzigen Stelle vorkommt.

Harafuren, malavischer Volksstamm, s. „Alfuros".

Harakiri od. Seppuku heißt der bei den Japanesen übliche gerichtliche Selbstmord. Der verurtheilte Verbrecher, dem man die besondere Gnade zu Theil werden lassen will, die über ihn verhängte Todesstrafe selbst auszuüben, kniet vor den Zeugen nieder, bekennt seine Schuld, ergreift ein ihm dargebotenes Messer, mit welchem er den Leib von Hüfte zu Hüfte durchschneidet u. womöglich noch einen Schnitt aufwärts führt. Der „Kaischaku" od. Sekundant, meist ein Freund des Todeskandidaten, leistet diesem den letzten Liebesdienst, indem er ihm den Kopf vom Rumpfe trennt. Der japanische Samurari (Edelmann von der Kriegerkaste) lernt von seiner Kindheit an das H. als eine Ceremonie betrachten, bei welcher er einmal, sei es als Hauptakteur od. als Sekundant, eine Rolle zu übernehmen aufgerufen werden mag. In den alten Familien Japans, welche an den Traditionen des Ritterthums festhalten, wird das Kind in dem herkömmlichen Ritus des H. unterrichtet u. mit der Idee desselben als einer ehrenvollen Abbüßung eines Vergehens od. als einer Vertuschung von Schande vertraut gemacht. So ist der junge Mann für die Stunde, wenn sie kommt, vorbereitet u. schreitet muthig zu einem Gottesgerichte, welchem zeitige Gewöhnung schon die Hälfte seiner Schrecken genommen hat. Im J. 1869 stimmten von 209 Deputirten des japanischen Parlaments 200 gegen die Abschaffung des H.

Harald ist der Name mehrerer norweg. u. dän. Könige. Unter ihnen verdienen besondere Erwähnung: **H. I.** od. Haarfaggr (d. h. Schönhaar), ein Sohn des Halfdan aus dem Geschlechte der Ynglinger. Dem Beispiele seines Vaters folgend, der sich mehrere kleine Herrschaften unterworfen hatte, eroberte H. nach u. nach fast ganz Norwegen, welches bis dahin zahlreichen kleinen Königen u. den ziemlich selbständigen Stammeshäuptern (Jarle) gehorcht hatte, u. regierte bis 930 als Oberherr, nachdem ihn schon 893 eine Empörung seiner Söhne genöthigt hatte, ihnen die Regierung der einzelnen Provinzen zu überlassen. Im J. 930 übergab er das Reich seinem Sohne Erich Blodöx (d. h. Blutaxt); er starb zu Drontheim 933. — **H. III.** od. Hardraade (d. h. das Harte), Sohn des Sigurd Syr, Häuptlings der Stingarige, der sein Geschlecht von H. I. ableitete. Seit 1033 in der kaiserl. Leibwache in Byzanz dienend, machte er sich in siegreichen Kämpfen gegen die Seeräuber auf Sizilien u. gegen die Sarazenen in Afrika einen gefürchteten Namen. Seine Absicht, seine Entlassung zu nehmen u. nach Norwegen zurückzukehren, dessen Herrschaft sein Neffe Magnus zugleich mit der über Dänemark geerbt hatte, suchte der Kaiser dadurch zu verhindern, daß er H. gefangen setzte. Doch entfloh dieser u. eroberte sich von Magnus einen Theil Norwegens, als dessen Alleinherrscher er 1047 den Thron bestieg. H. fiel in einem Kampfe in England 1066. — **H. II.** od. Blaatand (d. h. Blauzahn), Sohn des Dänenkönigs Gorm des Alten, dem er 938 in der Regierung nachfolgte, Lehnsmann der deutschen Kaiser, suchte sich Norwegen zu unterwerfen, indem er den Jarl Hakon, welcher mit den Söhnen des Erich Blodöx im Kriege lag, unterstützte. Hakon behielt den Sieg u. ward als H.'s Vasall Herr von Norwegen. Bald aber gerieth H. in Zwist mit seinem Oberlehnsherrn Otto d. Großen u. wurde, obwol von Hakon unterstützt, geschlagen u. wie Hakon zur Annahme des Christenthums gezwungen. Indessen fiel Hakon vom Christenthum bald wieder ab, zugleich aber auch von H., der somit Norwegen verlor. Ebenso unglücklich war H. in einem Kriege gegen Otto II., den er bald nach Otto's d. Großen Tode begann. Da er aber trotzdem wenigstens dem Christenthum treu blieb, welches er auch gleich nach seiner Bekehrung in Norwegen, wenngleich vergeblich, einzuführen versucht hatte, so führte das zu einem Zerwürfniß mit seinem eigenen Sohne Sveno (od. Sven), der zugleich mit seinem Vater getauft, aber zum Heidenthum zurückgefallen war u. auf dessen Seite alle Heiden im Lande standen. Sveno ergriff die Waffen gegen seinen Vater, H. unterlag u. mußte Dänemark verlassen, kehrte zwar mit normänn. Hülfe zurück, wurde aber auf Sveno's Anstiften 985 od. 986 ermordet. — **H.**, Sohn des Grafen Godwin v. Kent, Schwager des engl. Königs Eduard III. des Bekenners, ließ sich nach dessen Tode 1066 von den versammelten Großen zum König wählen, verlor aber noch in demselben Jahre in der Schlacht bei Hastings gegen Wilhelm den Eroberer Thron u. Leben.

haranguiren (franz., spr. harangihren), feierlich anreden.

Harbour (engl., spr. Hahrbör) ist der engl. Name für Hafen u. wird mehreren Orten vorgesetzt, wie z. B. Harbour Grace (spr. Härbör Grehs), eine sehr wichtige Hafenstadt an der Westküste der Conceptionsbai.

Harburg, wichtige Handelsstadt in der preuß. Landdrostei Lüneburg der preuß. Provinz Hannover mit 16,506 E. (1871), an der Süderelbe, $1\frac{1}{2}$ M. im S. von Hamburg gelegen u. mit diesem durch die Paris-Hamburger Eisenbahn, welche über eine prachtvolle Eisenbahnbrücke führt, u. durch regelmäßige Dampfschiffahrt verbunden; hat ein im 16. Jahrh. erbautes Schloß u. hervorragenden Handel u. Gewerbfleiß. Der Hafen ist selbst für das Anlanden von Seeschiffen geeignet. Ein reger Handelsverkehr findet mit Schweden, Dänemark u. Rußland statt. Die wichtigsten Industriezweige sind die Fabrikation von Tabak, Gummiwaaren, Leder, Oel, Chemikalien, Cement, Fischbein, Asphalt u. der Schiffbau. H. wurde 1297 zur Stadt erhoben, fiel 1705 mit dem Fürstenthum Lüneburg an Hannover u. mit diesem 1866 an Preußen.

harceliren, necken, beunruhigen, einen feindlichen Posten aufscheuchen.

Harcourt (spr. Harkuhr), altes franz. Adelsgeschlecht, aus dem bes. erwähnenswerth sind: Henri de Lorraine, Graf **d'H.-Armagnac,** gen. Cadet la Perle, Sohn Karl's von Lothringen, geb. 20. März 1601, focht schon 1620 in der Schlacht am Weißen Berge bei Prag mit, machte sich später als Feldherr, nam. gegen die Spanier, berühmt u. starb als Statthalter von Anjou 25. Juli 1666. — Henri, Herzog **d'H.,** geb. 2. April 1654, ward für seine guten Dienste für die Thronerhebung Philipp's V. in Spanien von Ludwig XIV. 1700 zum Herzog gemacht; seit 1703 Marschall, befehligte er 1709 die Rheinarmee gegen den Kurfürsten von Hannover, wurde 1710 Pair von Frankreich u. starb 19. Okt. 1718. — François Eugène Gabriel, Herzog **d'H.,** geb. zu Jouy 22. Aug. 1786, ging 1825 nach Griechenland, um an dessen Freiheitskämpfen Theil zu nehmen, ward nach seiner Rückkehr Vertreter des Departements Seine et Marne in der Deputirtenkammer, hatte 1831 kurze Zeit den Gesandtschaftsposten in Madrid inne u. trat 1837 in die Pairskammer, in welcher er sich der kleinen Reformpartei anschloß u. bis 1848 zur Opposition hielt. Unter der Republik von 1848 ging er als Gesandter nach Rom u. begleitete den Papst auf seiner Flucht nach Gaëta. Seit September 1849 als Privatmann lebend, starb er auf seinem Gute Thury-Harcourt 3. Mai 1865. — Der dritte Sohn des Vorigen, Graf Bernard Hippolyte Marie **d'H.,** geb. 1821, war Gesandtschafts-Attaché in Madrid (seit 1839), in China (seit 1843), in Frankfurt a. M. u. in Bern, kam 1849 als erster Gesandtschafts-Sekr. nach Madrid, wurde 1851 Gesandter in Karlsruhe, dann in Stuttgart, ersetzte 1872 den Hrn. de Bourgoing in Rom, war seit 24. Mai 1873 in Disposition u. ist seit 9. Sept. 1874 zum Botschafter bei der Schweiz ernannt worden.

Hardanger-Fjord, einer der größten Fjorde an der Westküste Norwegens, schneidet südl. von Bergen unter dem 60.° n. Br. 13 M. tief in das Land ein, sich mehrfach verzweigend u. in seinen östl. Theilen von den steilen Felsenabfällen des Jötlen u. der Folge Fonden, die sich bis zu 1900 m. erheben, eingeschlossen.

Hardenberg, Friedrich Georg von, deutscher Dichter, bekannter unter seinem Schriftstellernamen Fr. Novalis, wurde 2. Mai 1772 auf dem Gute Wiederstedt in der Grafschaft Mansfeld geb., studirte seit 1790 in Jena, Leipzig u. Wittenberg die Rechte, praktizirte eine Zeit lang in Arnstadt u. wurde 1795 Salinenauditor in Weißenfels, wo sein Vater Salinendirektor war. Um sich die für seine Stellung nöthigen Kenntnisse im Bergbau zu erwerben, ging er nach Freiberg u. kehrte 1799 nach Weißenfels zurück, wo er zum Assessor ernannt wurde. Von Weißenfels aus trat H. in vielfache u. enge Berührung mit den in Jena vereinigten Romantikern, von denen er einige, wie A. W. v. Schlegel, schon während seiner Jenenser Studienzeit kennen gelernt hatte; unter ihrem Einfluß stand von da an seine gesammte, nun auch erst umfänglicher werdende poetische Thätigkeit. 1800 wurde H. zum Amtshauptmann in Thüringen designirt, aber seine ohnehin zarte, durch wiederholte Blutstürze tief erschütterte Gesundheit gestattete ihm nicht, die Stelle anzutreten, u. 25. März 1801 starb er an der

Schwindsucht. Die romantische Schule ist lebhaft u. vielfach mit Erfolg bemüht gewesen, H. als einen tiefen u. umfassenden Genius, seine Schriften als offenbarungsvolle Weisheit hinzustellen. Und daß er dichterisches Talent hatte, beweisen allerdings seine schönen, stimmungs- u. weihevollen religiösen Lieder u. Hymnen. Im Uebrigen aber war H. ein durchaus unklarer Kopf, phantastisch u. schwärmerisch für ein Mittelalter begeistert, wie er es sich konstruirt hatte u. wie es thatsächlich nie bestanden hat; sein Bestreben war, durch die Poesie das Leben in Geschichte, Staat u. Kirche umzugestalten, u. er trug sich mit dem Plan zu einem Cyklus von Romanen, welche dieser Idee dienen sollten. Nur einen derselben konnte er ausarbeiten u. auch

Nr. 3297. Friedrich Georg v. Hardenberg (Fr. Novalis, geb. 2. Mai 1772, gest. 25. März 1801).

dieser ist unvollendet: es ist der seiner Zeit vielgepriesene „Heinrich von Ofterdingen", ein im Anfang leidlich vernünftiger Roman, der aber mehr u. mehr ins Abenteuerliche u. Unbegreifliche zerfließt u. sich in ein wüstes Chaos verschwommener, traumartiger, zur Allegorie gewordener Vorstellungen auflöst. Manche treffliche Gedanken enthalten seine Aphorismen, als „Fragmente" herausgegeben, aber noch mehr schiefe u. falsche, mystisch unverständliche Sätze. Herausgegeben sind seine „Schriften" von Fr. Schlegel u. L. Tieck (2 Bde., Berl. 1802, 5. Aufl. 1837); ein 3. Theil, herausgegeben von Tieck u. E. v. Bülow, folgte später (Berl. 1846).

Hardenberg, Fürst Karl August von, preuß. Staatsmann, geb. 31. Mai 1750 zu Essenroda (Hannover), trat nach Beendigung seiner Studien (in Leipzig u. Göttingen) in den hannoverschen Staatsdienst u. zeigte nam. als Gesandter in Holland (1778—82) große diplomatische Fähigkeiten. Nachdem er sich 1782—89 mehrfach im Dienste des Herzogs von Braunschweig ausgezeichnet, übernahm er 1791 unter dem Titel eines Staatsministers im Auftrage Preußens die Verwaltung der Fürstenthümer Ansbach u. Baireuth. Als 1792 der Feldzug gegen Frankreich begann, wurde er von Friedrich Wilhelm IV. zum „Armeeminister" ernannt u. blieb dem König als diplomatischer Berather zur Seite; im J. 1795 leitete er die Unterhandlungen, die zum Baseler Frieden (zwischen Frankreich u. Preußen) führten. König Friedrich Wilhelm III. berief ihn bald nach seiner Thronbesteigung (1797) ins Kabinet, in welchem er abwechselnd in verschiedenen Gebieten der Verwaltung thätig war, bis er 1803 nach dem Rücktritte des Grafen Haugwitz das Ministerium des Auswärtigen übernahm. Er suchte anfangs die von seinem Vorgänger eingenommene neutrale Stellung festzuhalten, mußte diese jedoch bald aufgeben. Durch das Eindringen der Franzosen provozirt, schloß er ein Bündniß mit Rußland (1705). Nach der Schlacht bei Austerlitz suchte Preußen sich, gegen H.'s Willen, Napoleon wieder zu nähern. Durch Haugwitz' Vermittlung kam eine Abmachung mit Frankreich zu Stande, infolge derer H. die Leitung der auswärtigen Geschäfte niederlegte. Der weitere Verlauf der Ereignisse, durch welchen Preußen dennoch in den Krieg verwickelt wurde, zeigte, wie richtig H. die Lage erkannt hatte. Im J. 1807 trat er wieder an die Spitze des auswärtigen Amtes, aus welchem er jedoch nach dem Frieden von Tilsit, auf Napoleon's ausdrückliche Weisung hin, wieder ausscheiden mußte. Zu voller Entfaltung seiner staatsmännischen Talente gelangte er seit 1810, in welchem Jahre er an Stein's Stelle zur Würde eines Staatskanzlers erhoben wurde. Nachdem er, unter dem Anschein einer friedlichen Politik, in planmäßig fortschreitender Stufenfolge eine gründliche Reorganisation Preußens angebahnt hatte, trat er nach der

Nr. 3298. Karl August Fürst von Hardenberg (geb. 31. Mai 1750, gest. 26. Nov. 1822.

Rückkehr Napoleon's aus dem russ. Feldzug offen gegen diesen auf, bereitete mit Rußland die Niederwerfung des Eroberers vor u. führte dann die darauf folgenden Friedensverhandlungen zu einem für Preußen günstigen Resultate. Vom König zum Dank für seine Verdienste mit der Fürstenkrone belohnt, nahm er dann noch in hervorragender Weise an den Berathungen des Wiener Kongresses u. an den Pariser Konferenzen von 1815 Theil. Hierbei war er leider mehr im Sinne spezifisch preußischer als deutscher Interessen thätig, die er dem Auslande gegenüber nicht mit der nöthigen Energie vertrat. Auch später, auf den Kongressen zu Aachen, Karlsbad, Laibach u. Verona, leistete er der Restaurationspolitik Vorschub. Im Inneren setzte er eingreifende Verwaltungsreformen ins Werk; doch erfüllte er die Verheißungen in Betreff des Erlasses einer Verfassung mit Begründung konstitutioneller Einrichtungen nicht. Er starb 26. Nov. 1822 zu Genua. Sein Leben beschrieb Klose (Halle 1851).

Hardt od. richtiger Hart (d. h. Wald), ist ein zwischen den Thälern der Lauter u. Pfrimm in der bayer. Rheinpfalz gelegenes Sandsteinplateau mit einer durchschnittlichen Höhe von 480 m., welches nach W. allmählich zu dem wellenförmigen Hügellande des Westrichs, nach O. steiler zur oberrhein. Tiefebene abfällt. Die östl. Abhänge sind reich an Obst u. Wein, während einen großen Theil der Hochflächen ausgedehnte Waldungen bedecken. Die höchsten Erhebungen sind der Donnersberg (691 m.) bei Kirchheim u. der Kalmit (680 m.) bei Neustadt.

Hare, Francis (spr. Hähr, Fränßis), lat. Franciscus Harius, engl. Prälat u. Philologe, geb. 1671 zu London, studirte zu Cambridge Theologie u. Philologie u. erwarb sich bald den Ruf eines ausgezeichneten Orientalisten. 1701 wurde er Feldprediger beim Heere des Herzogs von Marlborough, 1711 Dechant zu Worcester, 1715 zu St. Paul, 1727 Bischof zu Asaph u. 1731 zu Chichester u. damit zugleich königl. Hofprediger. Er starb 26. April 1740. Bes. bekannt gemacht hat er sich als Philologe durch seine berühmte „Epistola critica etc." (Lond. 1728), welche gegen Bentley's (s. d.)

Ausgabe des Phädrus gerichtet war. H. gab auch den Terenz heraus (Lond. 1724). Eine Beschreibung seines Lebens ist der Ausgabe seiner „Works" (4 Bde., Lond. 1740) beigegeben.

Harem (arab.), das Heilige, Unverletzliche, insbes. bei den Mohammedanern (Türkei, Kleinasien, Persien, Arabien, Aegypten, Fez u. Marokko) das abgesonderte Frauengemach, zu welchem, gleichwie zu einem Heiligthum, dem Fremden der Zutritt streng verboten ist. Die allgemeine Sitte schreibt dem Bekenner des Islam vor, mit größter Eifersucht die Unzugänglichkeit dieser Abtheilung seines Hauses, welche meist durch Galerien mit der Wohnung der Männer zusammenhängt, vor jedem Eindringling zu bewahren; ein solcher kann leicht sein Unternehmen mit dem Tode büßen. Die nächsten Verwandten, Oheime, Brüder, Schwiegerväter 2c., werden nur an den beiden Beiramfesten, an Hochzeittagen od. bei Beschneidung der Kinder in den H. zugelassen. Die Heiligkeit des H.s geht soweit, daß bei den Türken dem Manne nicht erlaubt ist, in das Zimmer seiner Frau zu treten, wenn eine Freundin bei ihr ist; erblickt er ein Paar Pantoffeln vor der Thür, das Zeichen, daß Besuch da ist, so erlaubt er sich gewiß nicht, dieselbe zu öffnen. Sind mehrere Frauen im Hause, so bewohnt jede eine besondere Abtheilung des H.s, die in den Häusern der Vornehmen mit eigenem Hof, eigener Bedienung u. Küche, eigenen Sklaven u. Eunuchen versehen ist. Während nun die Weiber der ärmeren Klassen, in ihre Zimmer eingeschlossen, deren Fenster nach dem Hofe hinausgehen, kaum freie Luft athmen u. hier alle ihre häuslichen Arbeiten (Weben, Spinnen 2c.) verrichten, verbringen die Frauen der höheren Stände bald in ihren eigenen Abtheilungen, bald gemeinschaftlich in einem Salon ihre Zeit mit Rauchen, Thee- u. Kaffeetrinken, Essen verschiedener süßer u. öliger Früchte sowie mit Empfangen von Besuchen; denn befreundeten Frauen ist allerdings der Zutritt gestattet. Auch ist es schon Europäerinnen (z. B. der schwed. Schriftstellerin Frederike Bremer u. neuerdings der dän. Malerin Jerichau) gelungen, das Innere eines H.s bei einem Besuche der Bewohnerin desselben kennen zu lernen; eine Schilderung desselben veröffentlicht die Letztgenannte im 32. Bde. von Hackländer's Zeitschrift „Ueber Land u. Meer". Aerzte hatten bisweilen in beschränkter Weise, d. h. unter Gegenwart des Mannes u. mehrerer Sklavinnen, Zutritt, denn die Eifersucht des Mannes darf sich, wenn Frau od. Tochter erkrankt sind, dem Besuche des Arztes nicht widersetzen. Eben so wenig wird der Mohammedaner seiner Frau verbieten, hie u. da den H. unter Begleitung zu verlassen, um Visiten zu machen, in das Bad zu gehen 2c. Im H. der Reichen u. Vornehmen herrscht ein großer Luxus hinsichtlich der Ausstattung; bisweilen bildet das Entrée ein Pavillon mit Wasserbassin u. kühlenden Kaskaden; durch einen Garten gelangt man an eine zweite Pforte, in das eigentliche Gebäude der Frauen, in welchem hübsch dekorirte Zimmer mit prächtigen Gardinen, Polstern, Divans u. Teppichen den Frauen mit ihren Kindern viel Bequemlichkeit, doch auch allzu große Gelegenheit zur Verweichlichung u. zum Nichtsthun darbieten. Gewöhnlich hat eine Aufseherin die Ordnung im Haushalte des H. zu führen, u. bei Reichen steht ihr eine zahlreiche Dienerschaft zu Gebote, doch darf der männliche Theil derselben nur aus Eunuchen bestehen.

Haren, Wilhelm van, holländ. Dichter, entstammte einem edlen fries. Geschlecht u. wurde 1710 geb., wahrscheinlich zu Leeuwarden. Er stand am statthalterlichen Hofe in hohem Ansehen, bekleidete wichtige Staatsämter u. starb zu S. Oedenburg in Peelland 4. Juli 1768, wie man annimmt an Gift. Wilhelm v. H., ebenso wie sein Bruder Onno Zwier (s. u.), bezeichnet in der Geschichte der holländ. Literatur eine Reaktion, die damals herrschende geschniegelte u. glatte Manier der meist dem Bürgerstande angehörigen sog. „Behutsamkeitspoeten". Nur in aristokratischen u. diplomatischen Kreisen verkehrend, kümmerte sich H. um keine dichterische Schule. Er hat sich als Dichter bekannt gemacht durch lyrische Gedichte, unter denen das bedeutendste ist die größere ethische Dichtung „Het menschelijk leven", ein Rückblick auf sein eigenes Leben (1760), u. das Epos „Gevallen van Friso" (1741), behandelnd die Schicksale u. Wanderungen eines indian. Prinzen. Hervorragender Werth wohnt diesen Werken nicht inne; auch die harten u. ungelenken Verse wurden schon zu ihrer Zeit mit Recht getadelt. — Sein jüngerer Bruder Onno Zwier v. H., geb. 1713, war gleichfalls in Staatsämtern thätig u. starb 1799. Auch er trat als Dichter auf mit lyrischen Gedichten, die aber, denen seines Bruders stilverwandt, sich mehr durch philosophischen Gehalt als durch dichterische Inspiration auszeichnen. An Dramen schrieb er ein allegorisches Gelegenheitsstück „Pietje en Agnietje" (1799) u. zwei große Trauerspiele „Agon, Sulthan van Bantam" (1769) u. „Willem I." (1773). Am bekanntesten ist er geworden durch sein großes patriotisches Epos „Aan het Vaderland" (1769), später umgearbeitet u. betitelt „De Geusen", ein Werk, welches im Stil sehr ungleich ist, bald erhaben, bald platt, zudem der inneren Einheit ermangelt, mehr ein Romanzenkranz als ein geschlossenes Epos. Doch hielt Bilderdijk es für werth, im Verein mit Feith es umzuarbeiten, u. in dieser Gestalt erschien es 1785. — Eine neue Ausgabe der Werke beider Brüder erschien 1826 zu Amsterdam.

Häresie (von dem griech. αἵρεσις, d. i. Erwählung) bezeichnet ursprünglich eine selbsterwählte Denk- u. Lebensweise. Im Neuen Testament (vergl. 2 Petr. 2, 1) ist es der selbstgemachte Glaube im Gegensatz zu der göttlichen Offenbarung, also so viel wie Ketzerei. Die wissenschaftliche Theologie nennt jetzt H. nur solche Lehre, welche christlich sein will, während sie in Wahrheit die Grundlagen des Christenthums aufhebt. Der kathol. Kirche gelten alle außerhalb der röm. Kirche Stehende als Häretiker, umgekehrt der luther. Kirche alle Anderslehrenden 2c. Doch unterscheidet die röm. Kirche dabei zwischen wirklichen Häretikern u. solchen, die bei wesentlich richtiger Lehre sich von der kathol. Kirche getrennt haben, d. i. den Schismatikern (z. B. griech.-kathol. Kirche).

Harfe (ital. Arpa, franz. Harpe), allgemein bekanntes Saiteninstrument, dessen Saiten mit den Fingern gerissen od. geschnellt werden. Die ältere Art der H. hat ein vierkantiges Resonanzcorpus, aus Resonanzdecke u. -boden bestehend, welche vermittels zweier Seitenwände od. Zargen verbunden sind. Das Corpus erweitert sich allmählich von oben nach unten, der zunehmenden Seitenlänge gemäß, so daß es also am Befestigungspunkt der kürzesten Saite am engsten, an dem der längsten Saite am weitesten ist. Nach der neuern Bauart fertigt man das Corpus nicht mehr vierkantig, sondern nur die Resonanzdecke ist flach geblieben, Boden u. Seitenwände aber werden durch eine halbrund gewölbte Kastenzarge ersetzt; die Höhe des ganzen Resonanzkörpers beträgt etwa $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{5}{6}$ m. Die Harfe ist mit Darmsaiten bezogen; in der Mitte des Resonanzbodens ist der Länge nach eine schmale u. dünne Leiste von hartem Holze, worin Löcher zum Einhängen der Saiten gebohrt sind, befestigt. In das eine Ende der Saiten wird ein Knoten geknüpft u. in das Einhängeloch hineingesteckt, dieses darauf durch einen kleinen hölzernen, oben mit einem Köpfchen versehenen Zapfen (Patrone genannt) verspundet. An das obere schmale Ende des Corpus setzt im spitzen Winkel der Hals an; er ist schlangenförmig gebogen, am Ansatzpunkte etwa 8 cm., am entgegengesetzten Ende etwa 13 cm. breit u. 3—5 cm. dick. In ihm haften die Stimmnägel, um welche die Saiten geschlungen sind u. durch deren Umdrehung mittels des Stimmhammers sie gestimmt werden. Damit der Hals der bedeutenden Zuglast der zwischen ihm u. dem Resonanzboden ausgespannten Saiten hinlänglichen Widerstand zu leisten vermöge u. nicht sich biege od. abbreche, wird er durch einen zwischen sein äußerstes Ende u. den Fuß des Instruments eingesetzten Träger, der an der neuern H. stets säulenartig, an der ältern auch in gebogener Form gearbeitet ist, gestützt; Resonanzkörper, Hals u. Träger geben ihr die Form eines Dreiecks, dessen längster Schenkel der Träger ist. Gespielt wird sie im Sitzen; der Spieler hält sie, den Resonanzkasten gegen die Brust geneigt, zwischen den Knieen u. Armen, während die rechte Hand wesentlich in den höheren, die linke hauptsächlich in den tieferen Lagen beschäftigt ist. Der Tonumfang der Harfe umfaßte bereits in früherer Zeit 5 Oktaven, vom großen C bis zum dreigestrichenen c od. d, doch nur nach der diatonischen Skala. Die für eine vollständige chromatische Leiter von solchem Umfange erforderliche Menge der Saiten würde eine bei weitem größere Breite, als der etwa nur 16 Pariser Zoll tragende Raum, welchen die H. hat, beanspruchen, od. viel zu gedrängt neben einander zu liegen kommen, wodurch in beiden Fällen das Spiel sehr erschwert od. geradezu unmöglich werden müßte. Pfranger's (Arzt in Schleusingen) fünfoktavige chromatische H. (1804), an welcher er die Saiten für die Ganz- u. Halbtöne durch andere Farben u. dadurch, daß er jene tiefer legte als diese, zu unterscheiden versuchte, hat deshalb keine Nachahmung gefunden. Daher mußte die alte H., die man übrigens auch heutzutage noch in den Händen von Spielleuten geringerer Klassen sieht, nicht nur jedesmal nach der Tonart, aus welcher gespielt werden sollte, vorher eingestimmt, sondern es mußte auch für die im Verlaufe des Tonstückes vorkommenden Halbtonerhöhungen der klingende Theil der diatonischen Saiten jedesmal verkürzt werden. Anfangs geschah dies durch bloßes Andrücken derselben durch einen Finger an den Hals; bereits gegen Ende des 17. Jahrh. aber wurden von Tiroler Künstlern kleine drehbare Scheiben mit Häkchen, welche die nöthigen Verkürzungen schneller u. sicherer bewirkten, am Halse des Instrumentes angebracht, u. zwar nach u. nach zwischen c d, f g u. g a, wodurch die chromatischen Töne cis, dis, fis, gis u. ais ermöglicht wurden. Später gab man jeder Saite ein solches Häkchen u. bestimmte mittels derselben

vor dem Spielen die Tonart. Allerdings konnte ein beständiges Reguliren derselben bei Modulation auch während des Spiels nicht unterbleiben u. zwar mußte solches mittels der Hände geschehen, so daß diese doppelt beschäftigt waren, u. die H. in Bezug auf modulirendes Spiel sehr schwierig zu behandeln u. doch in sehr enge Grenzen gewiesen blieb, bis ein deutscher Künstler zu Donauwörth, mit Namen Hochbrucker, um das J. 1720 diese Unvollkommenheiten wenigstens großentheils beseitigte u. die H. auch für ein Solospiel höherer Art sowie für das Orchester brauchbar machte, indem er, durch Erfindung des Pedalmechanismus, das Geschäft des chromatischen Erhebens der diatonischen Töne den Füßen des Spielers übertrug. Hochbrucker's Pedalharfe steht in F, d. h. sie giebt ohne Anwendung der Pedale die diatonische F-dur-Tonleiter u. hat einen Umfang von fünf Oktaven u. einer Sexte, nämlich von F an bis d_4. Am Fuße des Instruments sind sieben Pedale angebracht, von denen jedes beliebig einzeln od. mit mehreren od. allen übrigen zusammen mittels der Füße niedergetreten u. in dieser Lage festgehängt werden kann. Die Pedale wirken auf Züge, welche durch den hohlen Träger nach dem Halse hinlaufen u. daselbst durch Winkelhebel u. eine weitere Schienenvorrichtung die Scheiben mit den Häkchen so umdrehen, daß letztere an die Saiten sich fest legen u. ihren klingenden Theil um so viel verkürzen, als zur Halbtonerhöhung erforderlich ist. Jeder diatonische Ton der Oktave hat ein Pedal, dasselbe erhöht aber den Ton nicht an einer einzigen Stelle, sondern durch den ganzen Umfang des Instruments; also durch die Niederbewegung des z. B. dem Ton F angehörigen Pedals werden sämmtliche F innerhalb des gesammten Tonumfanges in Fis verwandelt, die Harfe wird angenommen aus C-dur u. nach G-dur umgestimmt. Mit Hülfe der sieben (Anfangs waren nur fünf) Pedale kann man nunmehr beliebig in allen Tonarten moduliren; Manches bleibt allerdings immer noch unausführbar, denn auch selbst in gemäßigtem Tempo kann der Pedalwechsel nicht schnell genug geschehen, um vielfache chromatische Veränderungen hinlänglich rasch zu bewirken. Eine fernere Vervollkommnung wurde dem Instrumente durch den berühmten Instrumentenbauer Erard in Paris um 1820 zu Theil, indem dieser die doppelte Pedalrückung (double mouvement) erfand. Die Erard'sche Doppelpedalharfe steht in Ces u. hat einen Umfang von Ces_1 bis F_5, also von beinahe sechs u. einer halben Oktave. Gleich der Hochbrucker'schen einfachen Pedalharfe ist auch sie mit sieben Pedalen versehen, deren jedes jedoch nicht nur um eine, sondern um zwei Stufen niedriger bewegt werden kann, wodurch der Spieler einen jeden diatonischen Ton beliebig um einen od. zwei Halbtöne zu erhöhen vermag. Durch die sieben ersten Erhöhungen wird die Skala von Ces nach u. nach in die von Ges, Des, As, Es, B, F u. C, u. durch die abermalige zweite Rückung in G, D, A, E, H, Fis u. Cis verwandelt. Schnelle chromatische Tonfolgen sind allerdings auch auf dieser Doppelpedalharfe unausführbar; im Uebrigen steht ihr aber eine sehr umfängliche Technik zu Gebote, denn alle Akkorde, sowol mit gleichzeitig angeschlagenen Intervallen, als auch — dem Wesen des Instruments durchaus eigen — arpeggirt (von Arpa), lassen sich sehr gut herausbringen, wenn sie nicht gar zu schnell wechselnden verschiedenen Tonarten angehören. Die H., ein in vieler Hinsicht wahrhaft edles Instrument, hat neuerdings sowol im Solospiel wie im Orchester erneute Pflege gefunden, wenn auch die Kostspieligkeit guter Instrumente u. die Schwierigkeit der Behandlung eine allgemeine Verbreitung hindern. — Was ihre Geschichte anbelangt, so datiren nicht nur die allerersten Grundelemente, sondern bereits gewisse höhere Entwicklungsstadien der H. in die allerältesten Zeiten zurück, aus denen wir überhaupt Nachrichten von Instrumenten haben. Daß die alten Aegypter bereits H.n von schönem Bau besaßen, geht aus aufgefundenen Abbildungen auf Denkmälern aus den frühesten Perioden ägypt. Kunst hervor; die Größe der Instrumente u. ihr zufolge die Art u. Weise der Handhabung ist in manchen Fällen von der heutigen verschieden, wie aus solchen Abbildungen ebenfalls hervorgeht. Bekannt ist ferner, daß die alten Juden H.n u. harfenartige Instrumente hatten, deren sie sich bei religiösen u. anderen Festlichkeiten bedienten; später finden wir sie bei gallischen, hochschottischen u. deutschen Sängern, bei den keltischen Barden u. skandinavischen Skalden.

Nr. 5299. Altägyptischer Priester, die Harfe spielend.

Nr. 5300. Pedalharfe.

Harfenmuschel, Pecten islandicus, eine an der Küste Norwegens u. bes. Islands häufige Kammuschel, deren etwa 10 cm. große, fast kreisrunde, rothe, braun u. gelb schattirte Schale konzentrische Binden u. zahlreiche, doppelgefurchte Strahlen hat; das Thier wird gegessen.

Häring, s. „Heringe".

Häring, Wilhelm, s. „Willibald Alexis".

Harîri (eigentlich Seidenfabrikant od. -händler) ist der Bei- od. gewissermaßen Familienname des größten arab. Kunstprosaikers; sein eigener Name war el Kâsim bin Ali. Er wurde 1054 zu Basra (Bassora), der Handelsstadt am Ausflusse des Tigris, geb., aus einer angesehenen u. begüterten Familie, die sich echt arab. Abstammung rühmte, erhielt die übliche standesgemäße Erziehung u. zeichnete sich bes. als Sprachkenner u. Stilist aus. Basra war noch immer ein blühender u. mit Bildungsmitteln ausgestatteter Ort, obwol es unter den schwankenden politischen Verhältnissen des Khalifats viel zu leiden hatte. H. bekleidete dort das Amt eines ständigen politischen Kommissars, welcher der Regierung über alle Vorkommnisse des Distrikts Bericht zu erstatten hatte. Seine Geschäfte führten ihn daher oft nach Bagdad, wo er auch mit dem Khalifenhof in persönliche Beziehungen trat. Er starb in Basra 12. Sept. 1122 u. hinterließ mehrere Söhne, welche sich gleichfalls als höhere Beamte u. Gelehrte einen Namen machten. — H.'s Name ist unzertrennlich mit seinen Makamen verknüpft, in denen er das gleichnamige Werk des Hamadani (s. d.) nachahmte. Sie sind während der letzten 20 Jahre seines Lebens u. zwar sehr allmählich entstanden u. belaufen sich im Ganzen auf 50, sind aber in der Regel viel länger als die Hamadani's. Sie bilden, wie bei diesem, eine bunte Reihe von Scenen, in welchen ein anderer geistreicher Vagabund u. Improvisator, Abu Seid von Serudsch, auftritt. Die Erzählung wird einem el-Hârith bin Hemmam, einem Bewunderer u. zugleich dem Hauptopfer der Gaunereien des Abu Seid, in den Mund gelegt. Jede Makame spielt in einer anderen Stadt u. ist nach dieser benannt. Die Darstellung ist pikant u. dramatisch, bes. das Auftreten Abu Seid's in jeder neuen Scene wieder überraschend u. wirksam. Der eigentliche Inhalt ist freilich, wie bei Hamadani, unbedeutend u. theilweise frivol. Die Form ist die Hauptsache u. diese ist bei H. noch viel ausgearbeiteter u. künstlicher. Auch in gereimter Prosa abgefaßt, sind seine Makamen außerdem voll von Wort- u. Sinnspielen, gespickt mit seltenen Wörtern u. Feinheiten der altarab. Sprache, sowie mit Reminiscenzen an arab. Sprüchwörter, Traditionen u. Gedichte; auch legt H. dem Abu Seid häufig eigene Verse in den Mund. — Auf diese Weise hat H. seinen Vorgänger weit überholt. Seine Makamen werden noch immer als ein unerreichtes Stilmuster bewundert u. zu den vornehmsten Denkmälern der arab. Sprache überhaupt gezählt. Freilich gehören sie zugleich zu den schwierigsten Büchern, auch für Einheimische, u. sind daher schon von solchen verschiedene Kommentare dazu verfaßt worden. Auch für uns wurde erst das Verständniß H.'s genügend erschlossen durch eine Ausgabe mit einem aus den einheimischen Erläuterungen zusammengestellten arab. Kommentar, welchen Silvestre de Sacy gab (Paris 1821—22). Dieses Werk, in seiner Art auch ein Meisterstück, wurde revidirt u. mit neuen franz. Anmerkungen u. einer ausführlichen Einleitung herausgegeben von Reinaud u. J. Derenbourg (2 Bde., Par. 1847. 1853). Auf Grund jener Ausgabe entstand auch die Uebersetzung Friedrich Rückert's („Die Verwandlungen des Abu Seid 2c.", 2 Bde., 3. Aufl. Stuttg. 1844), welche H. in Deutschland so bekannt gemacht hat, u. welche als die erste gelungene Uebersetzung überhaupt zu gelten hat, weil sie von wörtlicher Wiedergabe abgesehen u. eine „freie Nachbildung" im Geiste des Originals unternommen hat. Dazu gehörte freilich das dichterische Genie eines Rückert. Es wird nicht mit Unrecht behauptet, daß er in seiner Nachbildung H. selbst noch übertroffen hat. — H. ist auch Verfasser eines im Orient sehr berühmten, rein

philologischen Werkes, in welchem er, in geschmackvoller Form, bei den Gebildeten seiner Zeit verbreitete Sprachfehler aufsticht u. dabei seine grammatischen Kenntnisse des Arabischen entfaltet. Es führt den Titel „Dürrat al gauwas“ (d. i. „Perle des Tauchers“); es ist auch zuerst von Silvestre de Sacy bekannt gemacht u. neuerdings vollständig von H. Thorbecke herausgegeben worden (Lpz. 1871).

Harkort, Friedrich Wilhelm, Kaufmann, Techniker u. Politiker, geb. zu Harkorten (Kreis Hagen, Reg.-Bez. Arnsberg in Westfalen) 22. Febr. 1793, machte 1814 u. 1815 als Landwehroffizier die Feldzüge nach Frankreich mit, gründete nach dem Frieden ein Kupferwalzwerk, eine Lederfabrik u. eine Maschinenwerkstätte in Walbeck (Kreis Geldern im Reg.-Bez. Düsseldorf), rief die Kölner Dampfschiffahrtsgesellschaft ins Leben u. war für den Bau von Eisenbahnen thätig. Als Mitglied der preuß. Nationalversammlung u. des Reichstags in Erfurt gehörte er 1848 zum rechten Centrum, als Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses aber (seit 1849) gründete er mit Bockum-Dolffs das linke Centrum u. im Norddeutschen Reichstage schloß er sich der Fortschrittspartei an. Seine Stimme war nam. in Finanzfragen von Wichtigkeit. Er verfaßte auch zahlreiche sozial-politische Schriften, z. B. „Ueber Volksbanken“ (1851); „Wahlkatechismus pro 1852 für das deutsche Volk“; „Ueber das Proletariat ꝛc.“ (1853); „Beleuchtung der Eisenzollfrage“ (1859) u. a. m.

Harlekin, s. „Hanswurst“. **Harlem,** Cornelis, s. „Cornelissen“.

Nr. 3301. Ausdehnung des Harlemer Meeres im J. 1530.

Harlem od. Haarlem, Stadt in der niederländ. Provinz Nordholland mit 32,156 E. (1872), $2^1/_2$ M. von Amsterdam, an dem früheren Harlemer Meer gelegen, ist eine der reinlichsten u. bestgebautesten Städte Hollands u. hat ein Gymnasium, ein Lehrerseminar, eine klinische Lehranstalt, bedeutende Buchdruckerei, Baumwollenweberei, Färberei, Bleicherei, Maschinenbau u. in der mit einer berühmten Orgel versehenen reform. Kirche, dem Rathhause, das früher den Grafen von Holland als Palast diente, und dem Prinzenhof, wo die Provinziallandtage abgehalten werden, seine hervorragendsten Gebäude. Auf dem großen Marktplatz steht das Standbild Laurens Janszoon Koster's, welcher 1423 nach holländ. Ansicht die Buchdruckerkunst erfunden haben soll. Die Stadtbibliothek ist bes. an alten holländ. Drucken reich. Die Umgebung von H. ist reich an Gärten u. Landhäusern, von denen viele das Eigenthum reicher Amsterdamer Kaufleute sind. Wenn auch die Blumenzucht nicht mehr jene Bedeutung wie im 17. Jahrh. hat, so treibt doch H. noch gegenwärtig mit den Erzeugnissen derselben, nam. mit Blumenzwiebeln, einen großartigen Handel nach allen Weltgegenden. H. war schon im 12. Jahrh. eine rege Handelsstadt, in dem niederländ. Befreiungskriege wurde sie nach siebenmonatlicher bewunderungswürdiger Vertheidigung 1573 von Alba's Sohn, Friedrich, erobert u. schonungslos geplündert. Oranien nahm sie 1577 wieder u. seitdem ist H. immer mit den Niederlanden vereinigt geblieben.

Harlemer Meer, Gemeinde in der Nähe von Harlem mit 8000 E. deren Grund einst den Boden eines 6 Stunden langen u. 3 Stunden breiten, zwischen Harlem, Leyden u. Amsterdem sich ausdehnenden Sees gebildet hat. Derselbe war durch einen Meereseinbruch am Ende des 16. Jahrh. aus vier kleineren Seen entstanden u. durch den Spaarnefluß mit dem Meeresarm Het Y u. mittelbar mit der Zuyder-See verbunden. Deiche u. Schleusen verhinderten sein Austreten bei Springfluten. Die Austrocknung dieser Wasserfläche, deren Tiefe 3–4 m. betrug, begann 1840, indem man die einmündenden Flüsse der Nordsee direkt zuführte u. das Wasser durch gewaltige Maschinen auspumpte; 1853 war das Werk vollendet u. der Seeboden in das fruchtbarste Ackerland von etwa $3^1/_2$ □M. Flächenraum umgewandelt.

Nr. 3302. Ausdehnung des Harlemer Meeres im J. 1648.

Nr. 3303. Nordholland nach Trockenlegung des Harlemer Meeres im J. 1853.

Harleß, Christian Friedrich, verdienter Mediziner als Lehrer u. Schriftsteller, insbes. Balneolog, geb. als Sohn des Gottlieb Christoph H. (s. d.) zu Erlangen 11. Juni 1773, studirte daselbst außer Medizin auch Naturwissenschaft, Philologie u. Geschichte, besuchte 1794 auch die Wiener Universität, habilitirte sich 1795 in seiner Vaterstadt, ward 1796 außerordentlicher u. 1812 ordentlicher Professor, ging als solcher 1818 nach Bonn, wo er den Grund zu den klinischen Anstalten legte, u. starb das. 13. März 1853. Von seinen vielen Schriften sind hervorzuheben: „Untersuchungen über die Natur, Entstehung u. Ansteckungskraft des Gelben Fiebers“ (Sulzb. 1805; „Neue Untersuchungen über das Fieber“ (Lpz. 1803); „Ueber die Krankheiten des Pankreas“ (Nürnb. 1812); „Handbuch der ärztlichen Klinik“ (3 Bde., Lpz. u. Koblenz 1817—26); „Die ind. Cholera nach

allen ihren Beziehungen" (Braunschw. 1831); „Die Verdienste der Frauen um die Naturwissenschaft" (Gött. 1830); „Die sämmtlichen Heilquellen u. Kurbäder des südlichen u. mittleren Europa, Westasiens u. Nordafrika's" (Berl. 1846—48, Bd. 1, Abth. 1 u. 2) u. die „Geschichte der Hirn- u. Nervenlehre im Alterthum" (Bd. 1, Erl. 1801). Außerdem gab er heraus: einen Theil seiner kleineren Schriften unter dem Titel „Opera minora acad." (Lpz. 1815); „Servilii Damocratis carmina medicinalia" (ebd. 1834); „Abhandlungen der (von ihm gestifteten) physikalisch-medizinischen Sozietät in Erlangen" (2 Bde., Frankf. 1810—12); mit Hufeland u. Schreger das „Journal der ausländischen medizinischen Literatur" (Berl. 1802—3) u. „Jahrbücher der deutschen Medizin u. Chirurgie" (1813 ff.).

Harleß, Emil, ein Neffe des Christian Friedrich H. (s. d.), ausgezeichneter Physiolog, geb. zu Nürnberg 22. Okt. 1820, studirte in Erlangen, Berlin u. Würzburg Medizin, Physik u. Chemie, hielt sich eine Zeit lang auch auf anderen Universitäten auf, beschäftigte sich dann in Triest mit der Anatomie der Seethiere u. habilitirte sich 1848 in München, wo er Ostern 1849 außerordentlicher Professor der Physiologie, 1852 Vorstand des Physiologischen Kabinets der Universität und 1857 ordentlicher Professor wurde, aber schon 16. Febr. 1862 starb. Außer vielen speziellen physiologischen, vergleichend-anatomischen u. mikroskopischen Untersuchungen in Zeitschriften u. Sammelwerken veröffentlichte er eine mit v. Bibra verfaßte Schrift „Ueber die Wirkung des Schwefeläthers" (Erl. 1827); „Physiologische Beobachtung u. Experiment" (Nürnb. 1848); „Populäre Vorlesungen aus dem Gebiete der Physiologie u. Psychologie" (Braunschw. 1851); „Lehrbuch der plastischen Anatomie" (3 Bde., Stuttg. 1856—58); „Ueber molekuläre Vorgänge in der Nervensubstanz" (4 Abhandl., Münch. 1859—61); „Neurophysiologische Forschungen" (Zür. 1860); „Beiträge zu einer wissenschaftlichen Begründung der Lehre vom Mienenspiel" (Münch. 1855); „Die statistischen Momente der menschlichen Gliedmaßen" (ebd. 1857) u. „Zur innern Mechanik der Muskelzuckung" (ebd. 1862). Seine Schrift über „Die elementaren Funktionen der kreatürlichen Seele" (ebd. 1862) gab A. v. H. heraus.

Harleß, Gottlieb Christoph, hervorragender deutscher Humanist, geb. zu Culmbach 21. Juni 1738, studirte seit 1757 in Erlangen, wurde 1759 Lehrer an der Lat. Schule zu Halle u. habilitirte sich, nachdem er längere Zeit in Göttingen u. Jena sich weitergebildet hatte, 1764 in Erlangen, wo er 1765 außerordentlicher, 1770 ordentlicher Professor der Philologie u. Beredsamkeit wurde, daneben seit 1776 als Oberbibliothekar fungirte u. 2. Nov. 1815 starb. Unter seiner zahlreichen Schriften philologisch-historischen Inhalts sind von besonderer Bedeutung seine „Introductio in historiam linguae graecae" (2 Bde., Altenb. 1778; 2. Aufl. 1792—95) u. die „Introductio in notitiam litteraturae romanae" (Nürnb. 1781), erweitert durch „Supplementa ad breviorem notitiam litteraturae romanae" (3 Bde., Lpz. 1799—1817). Verdienste erwarb er sich auch durch seinerzeit werthvolle Ausgaben lat. u. griech. Klassiker u. nam. durch die 4. Ausgabe von Fabricius' „Bibliotheca graeca" (12 Bde., Hamb. 1790—1809; „Index", Lpz. 1838). — Vergl. Chr. Fr. Harleß, „Vita viri dum viveret amplissimi G. Ch. H." (Erl. 1817).

Harleß, Gottlieb Christoph Adolf von, gelehrter Theolog u. einer der Hauptvertreter des strengen Lutherthums, geb. 21. Nov. 1806 zu Nürnberg, studirte 1823—27 in Erlangen u. Halle Theologie, habilitirte sich 1828 in Erlangen u. wurde 1833 außerordentlicher, 1836 ordentlicher Professor der Theologie u. Universitätsprediger. Wegen seines Auftretens gegen die kathol. Kammerfraktion in dem Kniebeugungsstreit (1842—45) wurde H. 1845 von der bayer. Regierung an das Konsistorium zu Baireuth versetzt, übernahm aber in demselben Jahre eine Professur in Leipzig u. 1847 das Pastorat der Nikolaikirche daselbst. 1850 als Oberhofprediger u. Vizepräsident des evangel. Konsistoriums nach Dresden berufen, arbeitete H. in dieser Stellung eifrig an der Beförderung der streng luther. Richtung. Doch schon 1852 kehrte er (als Präsident des evangel. Konsistoriums zu München u. Reichsrath) nach Bayern zurück u. wirkt noch daselbst höchst einflußreich. Von seinen Werken haben der „Kommentar über den Epheserbrief" (Erl. 1834, 2. Aufl. 1858), die „Theologische Encyklopädie u. Methodologie vom Standpunkt der protest. Kirche" (Nürnb. 1837) u. bes. die „Christliche Ethik" (Stuttg. 1842; 6. Aufl. 1864) bleibende Bedeutung.

Harlingen (fries. Harns), wichtigste See- u. Handelsstadt der niederländ. Provinz Friesland mit 14,000 E., an der Zuyder See gelegen u. mit allen Theilen der Provinz durch Kanäle verbunden, welche die Stadt vielfach durchschneiden; hat zwei Häfen, von denen der äußere zur Bergung größerer Dampfschiffe bestimmt ist, ein Gymnasium, eine Seemannsschule, nicht unbedeutende Industrie in leinenen Säcken u. Maschinen u. umfangreichen Schiffbau. Mit Hull, London, Amsterdam steht H. in unmittelbarer Dampfschiffverbindung. Der Handel mit England ist sehr lebhaft. Auf dem Meeresdeiche im S. der Stadt ist dem Kaspar de Robles, welcher sich im 16. Jahrh. um die Deichbauten große Verdienste erworben hat, ein Denkmal errichtet worden.

Harlingerland heißt die im NO. der preußisch-hann. Landschaft Ostfriesland gelegene Marschengegend, deren Hauptort Esens ist u. zu der auch die Nordseeinseln Langeroog u. Spiekeroog gehören.

Harmattan, ein lokaler Wüstenwind, der aus der westl. Sahara 3—4mal im Jahre nach Senegambien weht. Daselbst tritt er bes. im Dez., Jan. u. Febr. auf, kommt von NO. u. erfüllt die Luft völlig mit feinem Sandstaube, der sich auf Alles ablagert. Durch furchtbare trockene Hitze verdorrt er die Vegetation u. macht nicht nur das Holzwerk der Häuser, sondern selbst die menschliche Haut rissig, wenn dieselbe nicht durch Einreibungen von Oel geschützt wird. Der H. ist im Wesentlichen mit dem Samum u. dem in Aegypten wehenden Chamsine identisch.

Harmodios u. Aristogeiton, zwei athenische Jünglinge, gebürtig aus Gephyrä, welche, um eine dem H. von dem Hipparchos, Sohn des Peisistratos, widerfahrene Beleidigung zu rächen, sich zur Ermordung der Peisistratiden verschworen. Am Fest der Panathenäen im J. 514 v. Chr. überfielen sie mit Dolchen den Hipparchos; doch wurde H. von der Leibwache sofort niedergemacht, A. gefangen u. auf Befehl des Hippias, Bruders des Hipparchos, hingerichtet. Die Folgezeit betrachtete die beiden Jünglinge, obwol die Tyrannis der Peisistratiden erst 4 Jahre später gestürzt wurde, doch als die eigentlichen Wiederhersteller der Freiheit, errichtete ihnen Bildsäulen u. erwies ihnen fast göttliche Ehre; sogar ihre Nachkommen genossen lange Zeit hindurch besondere Vorrechte.

Harmonia, s. v. w. Hermione.

Harmonia, einer der kleinen, zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisenden Planeten, 31. März 1856 von Goldschmidt in Paris entdeckt; sein Zeichen ist (40).

Harmonichord, der Name eines von dem Mechaniker u. Akustiker Friedrich Kaufmann zu Dresden um 1812 erfundenen Tastaturinstruments, das seiner äußern Form nach einem aufrecht stehenden Flügel-Fortepiano ähnlich ist, dessen Saiten aber nicht durch Hammeranschlag, sondern durch Reibung eines mit Leder überzogenen u. mit Kolophonium eingeriebenen Cylinders zum Ertönen gebracht werden. Der Ton hält so lange an, als der Finger des Spielenden auf der Taste verweilt, u. alle Nüancirungen des piano, crescendo u. forte werden nur durch den schwächern od. stärkern Druck des Fingers hervorgebracht. Der Klang ist ganz eigenthümlich, äolsharfenartig u. von großer Tragweite. Eine allgemeinere Verbreitung hat indeß dies Instrument nicht gefunden.

Harmonie ist in der Musik — im Gegensatz zu Melodie, dem Nacheinander der Töne — das Miteinander derselben, od. die Vereinigung mehrerer für sich bestehender u. in ihrer äußern Erscheinung auch ganz verschiedener Töne zu einem Zusammenklang od. Akkord. In diesem Sinne wird auch das Wort H. gleichbedeutend mit Akkord gebraucht u. man sagt Dreiklangsharmonie od. Sext-, Septimen- ꝛc. Harmonie für Sext-, Septimenakkord ꝛc.; desgleichen auch für das, was besser u. gewöhnlicher die Lage der Akkorde genannt wird: enge od. weite H., gleichbedeutend mit enge od. weite Lage. — **Harmonielehre** ist der Theil der Lehre von der Tonsetzkunst, welcher alle in der Musik vorkommenden Tonverbindungen in sich faßt, d. h. sich mit den Intervallen, den Akkorden, deren Verwendung zu Modulationen u. s. w. beschäftigt.

Harmonie der Sphären od. Sphärenmusik war nach der Ansicht des alten griech. Philosophen Pythagoras u. seiner Schule ein Erklingen od. Tönen der um den Weltmittelpunkt sich drehenden krystallenen Sphären, an welchen die 7 (damals bekannten) Planeten der Meinung jener nach befestigt sein sollten. Die Sphärentöne sollten nach den Intervallen der diatonischen Tonleiter abgestimmt, sterblichen Ohren aber freilich nicht vernehmbar sein.

Harmoniemusik nennt man eine nur mit Blasinstrumenten besetzte Instrumentalmusik.

Harmonika, ein Instrument, dessen Töne durch Streichen gläserner Schalen od. Glocken erzeugt werden. Es besteht aus einem länglich viereckigen, auf vier Füßen ruhenden Gehäuse, dessen oberer Theil abgehoben werden kann. Auf einer das Gehäuse von einem Ende zum andern durchlaufenden vierkantigen eisernen Welle sind die Glocken nach der Tonleiter aufgereiht; im Mittelpunkte haben sie ein ausgeschliffenes Loch, so daß sie auf die Welle gebracht u. mit Kork befestigt werden können. Sie werden, jedoch ohne sich zu berühren, so weit in einander geschoben, daß der Rand der nächsthöhern immer etwa um einen Finger breit vor dem Rande der vorangehenden tiefern hervorragt. Da sie nach der Höhe hin immer kleiner werden, gewinnt ihre Zusammenfügung auf der Welle eine kegelförmige Gestalt. Mittels eines Fußtritts wird die Welle mit den Glocken in Umlauf gesetzt u. zwar auf den Spieler zu sich bewegend. Vor dem Spielen werden jene mittels eines Schwammes mit reinem Wasser befeuchtet; der Spieler befeuchtet seine Finger ebenfalls u. legt sie, wenn die Glocken erklingen sollen, in gestreckter Haltung sanft auf die Glockenränder, so daß diese an den Fingern anschleifen. Der dadurch entstehende Ton ist äußerst schmelzend u. kann durch wachsenden Fingerdruck vom leisesten Hauche bis zu ziemlich intensiver u. nerven affizirender Stärke gesteigert werden. Indem die Glocken in ununterbrochenem Umlaufe sind, daher unausgesetzt an den Fingern sich reiben, klingt der Ton auch so lange fort, bis der Spieler den Finger vom Glockenrande hebt. Schnellen Passagen u. Läufen bleibt das Instrument jedoch fast ganz unzugänglich; seine Stärke liegt im ausklingenden Tone u. in durchaus gebundenem Vortrage von langsamer od. doch mäßiger Bewegung. Die Technik ähnelt einigermaßen der des Klaviers, nur daß man nicht die Fingerspitzen allein gebraucht, sondern mit der ganzen innern Fläche der Finger spielt. — Die eben beschriebene Gestalt erhielt die H. durch **Benjamin Franklin** (weshalb sie auch speziell die Franklin'sche H. heißt), wenn auch der Umstand, daß man Gläsern durch Streichen ihrer Ränder mit benetztem Finger angenehme Töne entlocken könne, schon vor ihm bekannt war, u. seiner H. auch bereits Instrumente, deren Töne auf eben diese Art hervorgebracht wurden, voraufgegangen sind. Schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. wußte der Irländer **Puckeridge** aus einer Reihe von Gläsern, die er durch Schleifen od. Eingießen von Wasser abstimmte, wohlklingende Töne zu ziehen, indem er ihre Ränder mit befeuchteten Fingern rieb. Ein nach diesem Prinzip eingerichtetes Instrument legte nach 1750 **Delaval** der Londoner Sozietät vor; dieses sah Franklin, vervollkommnete es u. kam 1763 damit zu Stande. Das von ihm nunmehr H. genannte Instrument schenkte Franklin einer Miß **Davies**, die es 1766 zuerst in Deutschland einführte. Hier erfuhr es in der Folge, nam. durch **Schmittbauer** u. **Röllig**, Verbesserungen verschiedener Art u. wurde die Grundlage zu der **Klavier-**, **Klaviatur-** od. **Tastenharmonika**, einer, wie man leicht aus dem Namen ersieht, mit einer Klaviatur versehenen H., zu dem Zwecke erfunden, die Spielart der H. zu erleichtern u. auch den mit dem Klavier vertrauten Dilettanten zugänglicher zu machen. Als Erfinder der Klavierharmonika werden genannt: der bereits erwähnte **Röllig** (in Wien), dann ein Mechanikus **Hessel** in Berlin u. endlich der Hoforgelbauer **Wagner** in Dresden. Wem von diesen die eigentliche Priorität zusteht, ist nicht ermittelt worden. — Einige andere Instrumente haben ebenfalls den Namen H. erhalten, so die Physharmonika, die Mundharmonika — allein sie beruhen auf ganz anderen Prinzipien, da bei ihnen der Klangkörper in der Regel aus Metallzungen besteht, die durch einen Windstrom in Schwingung versetzt werden.

Harmonische Theilung. Eine Linie, z. B. AB in Nr. 3304, heißt in der Geometrie harmonisch getheilt, wenn sie durch zwei Punkte (hier C u. D), von denen der eine, C, auf dieser Linie selbst, der andere, D, auf ihrer Verlängerung liegt, in gleichem Verhältnisse getheilt wird; d. h.: wenn CA zu CB in demselben gegebenen Verhältnisse (vielleicht wie m zu n) zu einander stehen, wie DA zu DB. In Figur Nr. 3304 ist das Verhältniß von m zu n wie 5 : 2 gewählt. Ausgeführt wird die H. Th. dadurch, daß man durch die Punkte A u. B zwei beliebig schräge, aber unter sich parallele Linien AE u. FG zieht, auf ersterer m, auf letzterer nach oben u. unten n abträgt u. von dem Endpunkte E aus durch die Endpunkte F u. G gerade zieht, welche die Linie AB in den gesuchten harmonischen Theilpunkten C u. D treffen. Uebrigens ist dann auch allemal die Strecke CD durch die Punkte A u. B harmonisch getheilt. Der Name „H. T." kommt von dem speziellen Falle her, daß man dem Theilungsverhältnisse m zu n den Werth 3 zu 1 beilegt. Wenn man dann nämlich eine gespannte Saite von der Länge AD in dem Punkte C einklemmt, so giebt AC die Oktave des Tones, welchen die ganze Saite giebt, u. die Quarte des Tones, welchen AB giebt, AB giebt aber die Quinte des Grundtones von AD.

Harmosten hießen die Statthalter, welche Sparta, nachdem es durch den Peloponnes. Krieg die Hegemonie wieder errungen hatte, in die abhängigen Staaten schickte. Auch in Sparta selbst gab es H., 20 an der Zahl, welche wahrscheinlich Vögte über die Distrikte der Periöken, d. h. der um Sparta herum angesessenen freien Grundbesitzer, welche aber kein Bürgerrecht hatten, waren.

Harmotom, Morvenit, Kreuzstein, ein nicht sehr häufig vorkommendes Mineral, welches durch die gewöhnliche kreuzförmige Verwachsung zweier Individuen ausgezeichnet ist. Der H. besteht aus kieselsaurer Thonerde u. kieselsaurem Baryt nebst Wasser; die Krystalle sind weiß od. gelblich, lassen sich durch Salzsäure mit Hinterlassung von Kieselpulver zersetzen u. schmelzen vor dem Löthrohre ziemlich schwer zu einem durchscheinenden weißen Glase. Die Härte ist 4,5, das spezifische Gewicht 2,5. Man findet den H. auf Erzgängen zu Andreasberg, Kongsberg u. Strontian in Schottland, sowie zuweilen im Basalt u. Mandelstein.

Nr. 3304. Harmonische Theilung.

Harms, Claus, evangel.-lutherischer Theologe u. Erneuerer des positiven Christenthums nach dem Rationalismus, war der Sohn eines Müllers in dem holstein. Dorfe Fahrstedt u. das. 25. Mai 1778 geb. Nachdem er bis zu seinem 19. Jahre dem Müllerhandwerk obgelegen, entschloß er sich nach dem Tode seines Vaters, noch zu studiren, besuchte 1797–99 das Gymnasium zu Meldorf und bezog 1799 die Universität Kiel. Gerade der dort herrschende Rationalismus weckte in ihm die Richtung auf ein gläubiges Christenthum, welches er seitdem mit seltener Festigkeit des Charakters, aber auch in geistvoll volksthümlicher Weise vertrat, so daß man bei ihm häufig an Luther erinnert wird. Im J. 1802–6 war H. als Hauslehrer, 1806—16 als Diakonus in Lunden thätig; in letztgenanntem Jahre wurde er als Archidiakonus an die Nikolaikirche in Kiel berufen, wo er Gelegenheit fand, seine mächtige, originelle Persönlichkeit auch auf weitere Kreise wirken zu lassen. Ungeheures Aufsehen machten seine 95 Thesen, die er 1817 beim 300jähr. Jubiläum der Reformation zusammen mit Luther's Thesen herausgab, um in gewaltigen Worten dem deutschen Volke seinen Abfall vom Glauben der Reformatoren vorzuhalten. Für ihre Bedeutung als Anfang der noch dauernden religiösen Bewegung sprechen die 200 Streitschriften, die über sie geschrieben wurden. Im J. 1835 trat H. in die Stelle eines Propstes u. ersten Predigers zu Kiel ein, legte aber Ostern 1849 fast ganz erblindet seine Aemter nieder u. starb 1. Febr. 1855. Von seinen Schriften, unter denen sich viele Volksschriften im edelsten Sinn des Wortes befinden, nennen wir, außer der „Selbstbiographie" (Kiel 1851), seinen zahlreichen Predigten u. seinen Postillen, vor Allem die geistvolle „Pastoraltheologie" (3 Bde., Kiel 1830—34; 2. Aufl. 1837) u. den „Schleswig-Holsteinischen Gnomon" (Kiel 1842; 3. Aufl. 1854).

Harn, Harnwerkzeuge. Der H. als das Endprodukt der Oxydation stickstoffhaltiger Substanzen des thierischen Körpers, bestehend aus Harnstoff, Harnsäure, Hippursäure, Farbstoff u. verschiedenen Salzen in wässriger Lösung (nur bei den Schlangen ist er fest), wird mit Hülfe der Harnwerkzeuge aus dem Organismus entfernt. Die den H. absondernden Drüsen sind beim Menschen u. den höheren Thieren die paarig in der Bauchhöhle gelegenen **Nieren** mit den ihnen eigenthümlichen Malpighischen Blutgefäßknäulen u. den **Harnkanälchen** (s. „Niere"), u. mit ihren Ausführungsgängen, den **Harnleitern** (jeder Niere entsprechend ein Ureter), die sich entweder unmittelbar zur nach außen leitenden **Harnröhre** (Urethra) vereinigen, od. in eine **Harnblase** einmünden,

welche zur Aufbewahrung u. zeitweisen Entleerung dient u. aus welcher die Harnröhre nach außen führt. Bei den männlichen Säugethieren verläuft dieselbe durch das Begattungsglied, zugleich dem Samen zum Ausfluß dienend; beim weiblichen Geschlechte mündet sie im Vorhofe der Scham, vor der äußeren Scheidenöffnung. Bei allen Wirbelthierklassen aber liegt die Harnröhre u. ihre Oeffnung u. ebenso die Harnblase vor dem After, bei den Fischen allein dahinter. Was die wirbellosen Thiere betrifft, so haben die Mollusken ihre Harnorgane im Bojanus'schen Organ, die Gliederthiere in den schlauchförmigen Malpighischen Gefäßen. Die Harnabsonderung erfolgt aus dem Blute, also durch Vermittelung des Kreislaufs, u. sind deshalb vom Blute mittelbar durch Speisen u. Medikamente od. unmittelbar durch Einspritzen aufgenommene Stoffe auch im Harne wiederzufinden. Normaler menschlicher H. ist eine klare, durchsichtige, gelbe Flüssigkeit von eigenthümlichem Geruche, saurer Reaktion, bittersalzigem Geschmack u. ungefähr 1,015 spez. Gewicht. Er ist im Wesentlichen eine Lösung von Harnstoff (s. d.) u. Salzen, ist reich an Kochsalz, phosphorsaurem Natron 2c.; neben dem Harnstoff finden sich auch kleine Mengen anderer stickstoffhaltiger Zersetzungsprodukte des Körpers, Harnsäure, Hippursäure, Kreatinin, Kreatin 2c., u. unter abnormen Verhältnissen auch noch vielerlei andere Stoffe od. größere Mengen solcher Stoffe, die für gewöhnlich nur spurweise auftreten, so Harnzucker in der Zuckerharnruhr, Eiweiß 2c. Die Zusammensetzung des H.s ist veränderlich, je nach der Nahrung u. nach der Zeit der Entleerung; der H. der Fleischfresser ist spezifisch schwerer u. saurer als der menschliche, der der Pflanzenfresser reagirt alkalisch u. ist durch phosphorsaure u. kohlensaure Erden getrübt. Die Harnmenge steigt mit der der aufgenommenen Flüssigkeit u. fällt bei der durch Körperbewegung vermehrten Ausscheidung von Wasserdunst durch Haut u. Lungen. Die mittlere Menge des täglich entleerten H.s schwankt beim Menschen zwischen 1000 u. 2000 Gramm, das Kind entleert im Verhältniß zu seinem Körpergewicht mehr als der Erwachsene. J. Vogel fand als Mittelzahlen aus zahlreichen Beobachtungen bezüglich der durch Nahrungsaufnahme u. Wasseraufnahme beeinflußten Konsistenz des H.s in 1500 Theilen H.: 1440 Wasser u. 60 feste Stoffe, u. zwar: 35 Harnstoff, 0,75 Harnsäure, 16,5 Kochsalz, 3,5 Phosphorsäure, 1,2 Erdphosphate, 2,0 Schwefelsäure, 0,65 Ammoniak. Vgl. Harnstoff.

Nr. 3305. Geharnischter Ritter (Vorderseite). Nr. 3306. Geharnischter Ritter (Rückseite).

1 Helm. 1a Ohrlöcher. 2 Kamm. 3 Visir. 3a das eigentliche Visirstück. 3b das Mundstück. 3c bewegliche Schraube zur Befestigung der einzelnen Theile des Visirs. 4 Kinnstück. 5 Kehlstück. 5a Nackenschirm. 6 Oese für den Federbusch. 7 Halsberg. 8, 9 Brustharnisch. 10 Schienen, um die Bewegung des Armes zu gestatten. 11 Vorderschurz. 12 Schöße des Vorderschurzes. 13 Rückenharnisch. 14 Hinterschurz. 15a Riemen. 16 Achselstücke. 17 Ränder derselben. 18 Federstifte zur Befestigung der Achselstücke. 19 Armzeug. 20 Meuseln (Ellbogenstücke). 21 Schraubenbolzen zur Befestigung derselben. 22 Handschuhe. 23 Rüsthaken zum Einlegen der Lanze. 24 Schenkelstücke. 25 Kniestücke. 26 Beinschienen. 27 Charniere zu denselben. 28 Schienenschuhe. 29 Panzerhemd.

Harnisch bezeichnet die Kleidung, welche der streitbare Mann zum Schutze seines Leibes gegen die Waffen des Feindes trägt. Der H. hat sich von dem einfachen Ringhemd von Leder, Zwillich, Leinwand mit aufgenähten Eisenringen od. Kettchen über das Schuppenhemd bis zu

dem Platten-H. des letzten Ritters, des Kaisers Maximilian I., ausgebildet u. zeigt in den Kürassen u. Helmen unserer schweren Reiterregimenter die letzten Reste jener Tracht. Der vollständige H. eines Ritters zur Zeit Kaiser Maximilian's I. bestand aus Helm, Halsberg, Brust- u. Rückenstück (dem eigentlichen H.), Achselstücken, Armzeug, Handschuhen, Schurz, Schenkelstücken, Kniestücken, Beinschienen u. Eisenschuhen. Unter dieser Rüstung trug der Ritter einen Gambris, d. h. ein gestepptes Wams von Elenhaut od. auch Seide, darüber häufig einen Waffenrock von Sammt od. Seide. Die Verzierung der H.e stieg bis in das 16. Jahrh. Im 17. Jahrh. nahm die Tracht schon ab, da ihre Schwere in keinem Verhältnisse zum Schutze gegen die neu eingeführten Feuerwaffen stand. Anstatt der Beinstücke trug man hohe Stiefeln u. es entstand der sog. halbe H. Schon lange nach Ablegung des H.es ließen sich hohe Herren noch im Küraß malen.

Harnruhr, s. „Diabetes". **Harnsäure**, s. „Harnstoff".

Harnstoff, das letzte stickstoffhaltige Ausscheidungsprodukt des thierischen Körpers, tritt außer im Harn auch im Schweiße u. zuweilen im Speichel auf, u. ist von Wöhler aus cyansaurem Ammonium künstlich dargestellt worden; er krystallisirt in durchsichtigen, seidenglänzenden Prismen mit schief abgestutzten Endflächen, der salpetersaure H. in glänzenden, prismatischen Plättchen. Von diesem Stoffe sondert der Mensch im Durchschnitt täglich 22—36 gr. ab; nach der heutigen Annahme wird der H., nachdem er durch die Oxydation der stickstoffhaltigen Substanzen an den verschiedensten Stellen des Organismus entstanden ist, durch den Blutstrom den Nieren zugeführt u. in diesen aufgesammelt u. filtrirt, aber nicht erst bereitet, wie man ehemals annahm. Eine Harnstoffansammlung im Blute Urämie tritt bei Entartung der Nieren, aber auch nach künstlicher Exstirpation derselben ein, wie sie zuerst im J. 1823 durch Prévost u. Dumas ausgeführt worden ist.

Neben dem H. das wichtigste, aber ein unvollständigeres Oxydationsprodukt der stickstoffhaltigen Körperbestandtheile, u. in der Regel vor Ausscheidung aus dem Körper in H. übergehend, ist die **Harnsäure**, deren vom Menschen täglich ausgeschiedene Menge im Mittel 1,183 gr. beträgt, bei Fleischnahrung am größten ist, bei Pflanzenkost u. reichlichem Wassertrinken abnimmt, bei Muskelarbeit aber vermehrt wird, auch bei Säuglingen u. in verschiedenen Krankheiten eine bedeutende ist. Da sie sowol im Blute als in vielen Organen nachgewiesen ist, muß man annehmen, daß auch sie nicht erst in der Niere gebildet, sondern blos ausgeschieden wird. Im Säugethierharn ist sie an Natron gebunden, nur zuweilen frei, bei Vögeln u. Schlangen bleibt die Umsetzung der stickstoffhaltigen Substanzen größtentheils auf der Harnsäurestufe stehen, u. daher wird diese Säure in überwiegender Menge in ihrem mit den Extrementen vermischten, bei Vögeln breiigen, bei Schlangen festen Harne entleert, theils frei, theils als Kalk- u. Ammoniaksalz; Vogelharn enthält vorzugsweise freie Harnsäure, Guano hauptsächlich harnsaures Ammoniak. Im reinen Zustande ist die Harnsäure ein weißgelbes Pulver, bestehend aus mikroskopischen rhombischen Prismen; die unreine, dunkelgelbe Harnsäure, die sich aus Säugethierharn auf Zusatz von Salzsäure ausscheidet, od., wie sie sich im Bodensatze des Harnes findet, hat eigenthümliche, mikroskopische Wetzsteinformen. — **Hippursäure** (d. h. Pferdeharnsäure) findet sich im Harne des Menschen u. der Fleischfresser nur in geringen Mengen (etwa ein Zehntelgr. täglich), wird aber in größerer Menge bei Pflanzenfressern angetroffen. Die Harnfarbstoffe (Urochrom, Urobilin) gehen wahrscheinlich aus der Oxydation der Gallenfarbstoffe hervor. Geformte Bestandtheile, wie sie kranken od. sich zersetzenden Harn trüben u. beim Stehenlassen einen Bodensatz, Harnsediment, bilden u. sich durchs Mikroskop genauer nachweisen lassen, sind bes. Epithelstücke der Harnwege, Eiterkörperchen, Blutkörperchen, Faserstoffgerinnsel u. bes. auch Niederschläge der Harnsäure u. ihrer Salze. Alle oben genannten Bestandtheile des Harnes, welche schwer in wässrigen Flüssigkeiten sich lösen, können, wenn sie sehr reichlich vorhanden sind, dergleichen Sedimente bilden. Häufig ist ein röthliches Sediment („Ziegelmehl"), das aus saurem, vollkommen klar gelassenem Harne nach dessen Trübung zu Boden fällt, es ist Harnsäure u. harnsaures Natron. Nach längerem Stehen sedimentirt aber jeder ursprünglich klare Harn, indem er alkalisch wird; der Harnstoff wird unter Einwirkung organisirter Körper, Fadenpilzbildungen u. dgl., in kohlensaures Ammoniak umgesetzt (alkalische Harngährung), u. phosphorsaurer Kalk, phosphorsaure Ammoniakmagnesia u. harnsaures Ammoniak fallen als ein weißes Sediment zu Boden. Tritt solche Ausscheidung fortdauernd schon innerhalb der Harnwege ein, so bilden sich feste Massen daselbst, die als **Harnsteine**, u. je nach dem Orte ihrer Bildung speziell als Nierensteine u. Harnblasensteine zu den schmerzhaftesten Erscheinungen Anlaß geben. Diese Steine bestehen aus Harnsäure, harnsauren Salzen, phosphorsaurer Ammoniakmagnesia, oxalsaurem Kalk, phosphorsaurem Kalk, kohlensaurem Kalk, Fett u. eiweißähnlichen Verbindungen. Die häufigsten sind die größtentheils od. ausschließlich aus Harnsäure bestehenden Harnsteine, dergleichen Steine sind im Durchschnitt geschichtet, meist hart, von rothbrauner, braungelber, selten weißer Farbe; ihre Oberfläche ist glatt od. von stumpfen Warzen bedeckt, der Bruch krystallinisch od. erdig. Auch Steine aus oxalsaurem Kalke sind häufig, sie sind gewöhnlich rund, meist aber warzig („Maulbeersteine"), sind dunkel, bräunlich u. meist ziemlich groß, nur hie u. da klein, blaß, glatt („Hanfsamensteine"). Da das Verhalten des Harnes bei Krankheiten oft bedeutend abweicht von dem des normalen Zustandes, so sind Harnuntersuchungen zur Ermittelung der Krankheitsform dem Arzte von Wichtigkeit, sind aber auch vielfach von Marktschreiern in übertriebener Weise ausgebeutet worden.

Harpax (griech.), ein habsüchtiger, gieriger Mensch, ein Räuber; sodann ein Geizhals, Knauser. Von demselben Stamme gebildet u. von gleicher Bedeutung ist der Name Harpagon, der bekannte Held des Molière'schen Lustspiels „Der Geizige".

Harper, James, geb. 1795 zu Newton, erlernte mit seinem Bruder John, geb. 1797, in New-York die Buchdruckerkunst, u. beide gründeten dann mit ihren jüngeren Brüdern Joseph Wesley, geb. 1801, gest. 14. Febr. 1870, u. Fletcher, geb. 1804, das großartige Buchdruckerei- u. Buchhändlergeschäft „Harper and Brothers" in New-York. Außer zahlreichen Werken, die aus demselben hervorgegangen sind, erscheinen in diesem Verlag auch die Zeitschriften „Harper's New monthly magazine" u. seit 1857 „Harper's Weekly".

Harpune, ein an der Spitze mit Widerhaken versehener Wurfspieß, dessen man sich zum Fangen u. Erlegen der Wale u. anderer großer Thiere bedient. An der H. ist ein langes Tau befestigt, welches, wenn das getroffene Thier sich in die Tiefe flüchtet, über einer Rolle im Boote abläuft u. so immer den Ort bezeichnet, wo sich das Thier befindet.

Nr. 3307. Harpune der Nilpferdjäger in Ostafrika.

Harpyia. 1. eine Vogelgattung, s. „Adler"; 2. ein europ. weißlicher Nachtschmetterling, der Gabelschwanz od. Hermelinspinner (Harpyia vinula), mit schwarzadrigen u. schwarzzickzackliniirten Flügeln u. schwarzgeringeltem Hinterleibe; seine grüne, auf dem weißbegrenzten Rücken braune Raupe hat eine rothe Kapuze u. zwei lange Schwanzspitzen, aus denen sich bei Reizung rothe fleischige Fäden hervorstrecken; sie lebt auf Pappeln u. Weiden u. spinnt sich zur Verpuppung ein festes Gehäuse aus Holzspänen.

Harpyien (vom griech. ἁρπάζω, ich raube, raffe) sind in der griech. Mythologie Sturmgöttinnen, von denen man annahm, daß sie die Menschen, welche spurlos verschwunden waren, entführt hätten. Der älteren Zeit waren sie geflügelte, schönlockige Göttinnen, Töchter des Thaumas und der Elektra; ihre Namen wie ihre Zahl werden verschieden angegeben. Später aber vermehrte man ihre Zahl u. machte sie zu mißgeschaffenen Ungeheuern, zu Vögeln mit Mädchenköpfen u. zu Repräsentantinnen des gierigen, Alles wegraffenden Hungers. In dieser Gestalt erscheinen sie in der Argonautensage: dem blinden thrakischen Seher Phineus rauben u. verunreinigen sie täglich sein Mahl, bis sie von den Argonauten Zetes u. Kalaïs nach einer Ueberlieferung getödtet, nach einer andern nur bis zu den Strophadischen Inseln verfolgt u. verschont werden gegen das Versprechen, Phineus hinfort

Nr. 3308. Harpyien.

unbehelligt zu lassen. Letztere Auffassung begegnet uns auch bei Vergil, der den Aeneas die H. auf den Strophaden finden läßt.

Harrach, eines der ältesten österr. Adelsgeschlechter, in Böhmen, Mähren u. Ungarn begütert, katholischer Konfession, 1552 in den Freiherrn-, 1616 in den Grafen- u. 1627 in den Reichsgrafenstand erhoben, 1559 auch mit dem dem jedesmaligen Senior der Familie zustehenden Obersterblandstallmeisteramte in Oesterreich ob u. unter der Enns beliehen; auch kommt dem Familienhaupte seit 1841 das Prädikat „Erlaucht" zu. Von den vielen hervorragenden Persönlichkeiten dieses Geschlechts, dem auch die Gemahlin Wallenstein's angehörte, sind bes. anzuführen: Ernst Adalbert Honorius **v. H.**, geb. zu Wien 4. Nov. 1598, gest. das. 25. Okt. 1667, war seit 1623 Erzbischof von Prag u. Bischof von Trient, auch seit 1626 Kardinal, u. spielte in den böhm. Unruhen eine Rolle. Von seinen Brüdern — Söhne des als Günstling Kaiser Ferdinand's II. bekannten ersten Reichsgrafen Karl **v. H.** (geb. 1570, gest. als Staats- u. Konferenzminister 1628) — stiftete der ältere, Karl Leonhard, die Linie zu Rohrau, deren jetziger Chef der Erblandstallmeister im Erzherzogthum Oesterreich Graf Anton **v. H.**, geb. 16. Juni 1815, ist, u. der jüngere, Otto Friedrich, die Linie zu Bruck. Dieser gehörten an: Graf Ferdinand Bonaventura **v. H.**, Sohn des Stifters, geb. 1637, gest. 15. Juni 1706, Gesandter am span. Hofe u. Verfasser von „Mémoires et négociations secrètes" (Haag 1720, 2 Bde.). Seine Stelle in Madrid nahm sein zweiter Sohn, Graf Aloys Thomas Raimund **v. H.**, ein, ohne daß es aber auch diesem gelungen wäre, die Erbfolge der österr. Linie des Hauses Habsburg durchzusetzen; derselbe ward 1728 Vizekönig von Neapel u. 1734 österr. Konferenzminister; geb. 7. März 1669, starb er zu Wien 7. Nov. 1742. Von den anderen Söhnen war der ältere Erzbischof von Salzburg, der jüngere Generalfeldmarschall u. später Hofkriegsrathspräsident. — Graf Karl Borromäus **v. H.**, geb. zu Wien 11. Mai 1761, studirte die Rechte, widmete sich aber dann der Arzneiwissenschaft u. praktizirte in Wien, wo er sich zugleich als werkthätiger Menschenfreund sowie durch seinen reichen Geist u. seine Freisinnigkeit allgemein bekannt machte; sein gastliches Haus war der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Verkehrs für die bedeutendsten Männer der Kaiserstadt, welche um ihn trauerten, als er 1. Okt. 1829 gestorben war. Sein jüngster Bruder, Graf Ferdinand Joseph **v. H.**, geb. 17. März 1763, heirathete 1795 die Freiin Sophie v. Raysky, die 1830 starb, u. 1833 die Tochter eines Berliner Gärtners, Marianne Sauermann, eine hochgebildete Frau, mit der er erst in Meißen u. dann in Dresden lebte; hier starb er 5. Dez. 1841. Aus seiner 1. Ehe stammte die Gräfin Auguste **v. H.**, geb. zu Wien 30. Aug. 1800, welche in Teplitz König Friedrich Wilhelm III. von Preußen kennen lernte u. zur Fürstin v. Liegnitz erhob, um sich mit ihr 9. Nov. 1824 zu Charlottenburg morganatisch zu vermählen; die edle Frau wußte sich die Liebe u. Achtung sowol des königl. Hauses als auch des Volkes zu erwerben; seit 8. Juni 1840 Wittwe, starb sie 5. Juni 1873 zu Homburg. — Gegenwärtiges Haupt der jüngeren (Brucker) Linie u. der ganzen Familie ist der k. k. Geh. Rath u. erbliche Reichsrath Graf Franz **v. H.**, geb. 13. Dez. 1799.

Harrach, Ferdinand, Graf, namhafter Maler der Jetztzeit, gehört einem der evangelischen Konfession folgenden Zweige seiner Familie an, ist ein Neffe der verstorbenen Fürstin v. Liegnitz (s. d. vor. Art.) u. wurde 27. Febr. 1832 zu Rosnochau in Oberschlesien geb. In Schnepfenthal bei Gotha erzogen, besuchte er das Gymnasium in Breslau, hielt sich dann ein Jahr in Italien auf, studirte in Berlin Philosophie u. Jurisprudenz u. trieb nachher auch eine Zeit lang ökonomische Studien, ging aber dann nach Weimar, wo er als Schüler Kalckreuth's, Ramberg's u. Pauwel's sein Talent für die Landschaftsmalerei u. das historische Genre ausbildete. Jetzt lebt H. in Berlin. Geistreich u. geschickt, gefällt sich dieser Künstler stets darin, seinen Bildern durch eine Pikanterie, sei es in der Auffassung, sei es in der Technik, einen besonderen Reiz zu verleihen, ohne daß man ihm Manierirtheit od. Effekthascherei vorwerfen könnte, u. ohne daß der malerische Gesammteindruck darunter litte, der ihm stets in erster Linie steht. Zu den bedeutendsten u. bekanntesten Bildern des Grafen H. gehören namentlich „Heinrich der Vogelsteller", „Kaiser Max auf der Martinswand", „Luther's Gefangennahme durch die Reisigen Friedrich's des Weisen" u. das Kriegsbild „In den Weinbergen von Wörth".

Harring, Harro Paul, politischer Agitator, Maler, Schriftsteller u. Dichter, geb. zu Ibensdorf bei Husum 28. Aug. 1798, ward zuerst Zollbeamter, ging aber bald nach Kopenhagen, um sich der Malerkunst zu widmen, besuchte 1819 die Kunstakademie in Dresden, zog 1820 nach Wien, kehrte dann wieder nach Kopenhagen zurück, von wo er sich als Philhellene nach Griechenland begab, um, nachher getäuscht in seinen Hoffnungen, in Rom eine Zeit lang wieder der Kunst zu leben. Im J. 1828 diente er einige Monate in einem poln. Gardelancierregiment. Seit 1830 abermals in Deutschland lebend, zog er sich durch die Schriften „Der Pole" (Bayreuth 1831, 3 Bde.) u. „Memoiren über Polen unter russ. Herrschaft" (Nürnb. 1831) einen Ausweisungsbefehl zu; infolge dessen nahm nun der unruhige Kopf seinen Aufenthalt in Straßburg, wo er die Zeitschrift „Das konstitutionelle Deutschland" herausgab. Später ging er nach der Schweiz, ward wegen Theilnahme am Savoyerzug 1836 in Bern verhaftet u. nach England abgeführt. Durch seine politischen Umtriebe bereitete er dem Gouverneur von Helgoland Verlegenheiten, welche ihn wiederholt mit der Polizei in Konflikt brachten. Nachdem H. auf seinen Irrfahrten noch nach Frankreich, Nordamerika, Brasilien u. Norwegen geführt worden war, blieb er endlich, überall in Europa ausgewiesen, in England. Er lebte zuletzt in kümmerlichen Verhältnissen auf der Insel Jersey, wo er sich 14. Mai 1870 selbst entleibte. Seinen Erstlingsgedichten „Blüten der Jugendjahre" (Schlesw. 1821) ließ er u. A. seine Biographie „Rhonghar Jarr, Fahrten eines Friesen in Dänemark, Deutschland, Ungarn u. s. w." (Münch. 1828, 4. Bde.), zahlreiche Romane, wie insbes. „Der Carbonaro zu Spoleto" (Lpz. 1831), „Julius von Dreyfalken" (Münch. 1831, 2 Bde.) u. „Dolores, Charaktergemälde aus Südamerika" (Bas. 1858 f., 4 Bde.), das Heldengedicht „Szapary u. Batthyanyi" (Münch. 1828) u. mehrere Dramen folgen; von letzteren sind zu erwähnen: „Faust im Gewande der Zeit" (Lpz. 1831), „Der Armenier" (Münch. 1831), „Der Renegat auf Morea" (Braunschw. 1832), „Moses zu Tais" (Bas. 1859) u. „Die Dynastie" (Lond. 1859; Bas. 1861).

Harrisburg, Hauptstadt des nordamerik. Unionsstaates Pennsylvanien mit 23,109 E. (1870), liegt am Susquehannah, ist regelmäßig gebaut u. hat ein schönes Kapitol, in dem die Landesvertretung des Staates ihre Sitzungen abhält; nahe demselben ein Denkmal für die im Kriege gegen Mexiko gefallenen Soldaten, eine große Markthalle u. im nördl. Theile der Stadt ein Arsenal. Ueber den Strom führen 2 Brücken. Die Industrie besteht in Eisenschmelzöfen, Mühlen, Baumwollweberei u. Wagenfabriken.

Harsdörffer, Georg Philipp, deutscher Dichter, geb. zu Nürnberg 1. Nov. 1607 aus einer Patrizierfamilie, studirte in Altdorf 1623 u. in Straßburg 1626 u. wurde, nachdem er fünf Jahre auf Reisen zugebracht hatte, 1637 Assessor am Untergericht seiner Vaterstadt, 1655 Mitglied des Rathes das. u. starb im Sept. 1658. — H. war ein Mann von bedeutenden Talenten u. den mannichfaltigsten Kenntnissen, wenn auch seine zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten, in lat. u. deutscher Sprache, mathematischen u. anderen Inhalts, ohne Bedeutung sind. Aber von nicht geringem Einfluß war er auf die deutsche Literatur, für welche er, wie auch für die deutsche Sprache, von warmem Eifer beseelt war u. auf deren Gebiete er eine sehr vielseitige Thätigkeit entfaltete, wie er denn auch Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft (mit dem Namen „Der Spielende"), sowie der Deutschgesinnten Genossenschaft („Der Kunstspielende") war u. den Dichtergesellschaften der Zeit selbst durch die 1644 erfolgte Stiftung des „Pegnesischen Blumenordens" (s. d.) eine neue hinzufügte; diese Stiftung bildet den Kern des von ihm u. Joh. Klaj (s. d.) gemeinsam verfaßten „Pegnesischen Schäfergedichtes, in den berinorgischen (d. i. nürnbergischen) Gefilden angestimmt" (Nürnb. 1644). Vorher aber war H. bereits als Schriftsteller aufgetreten, zuerst 1634 anonym mit einer Uebersetzung der „Dianea", eines ital. Romans von Loredano, u. mit den ersten Bänden seiner merkwürdigen „Frauenzimmergesprächspiele" (8 Bde., Nürnb. 1641—49), einer in Gesprächsform gekleideten Art von Encyklopädie aller möglichen Dinge, zu denen die Stoffe mit großer Belesenheit aus Schriften des Auslandes

zusammengesucht sind, u. denen er nicht nur seine in Alexandrinern geschriebene Anleitung zur Reitkunst, sondern auch den größten Theil seiner weltlichen Lieder u. Sonette, welche durch leichten Fluß der Sprache bemerkenswerth sind, einverleibte. Auch an den prosaischen Theilen dieses Werkes wie an anderen seiner Prosaschriften ist ein stilistischer Fortschritt gegenüber der früheren Zeit nicht zu verkennen. Daneben dichtete er geistlich gefärbte Lieder („Hertzbewegliche Sonntagsandachten ꝛc.", 2 Bde., Nürnb. 1849 u. 51), gab Fabeln in seinem Werke „Großer Schauplatz lust- u. lehrreicher Geschichten" (2 Bde., Frankf. 1650) u. in seinem „Nathan u. Jotham, d. i. Geistliche u. weltliche Lehrgedichte. Samt einer Zugabe, genennet Simson" (3 Bde., Nürnb. 1650—51) eine Anzahl von Lehrallegorien u. Parabeln, von denen einige zu den besten Erzeugnissen der Zeit gehören, überarbeitete Kufstein's Uebersetzung der „Diana" des Spaniers Montemayor (Nürnb. 1646), bildete ein Schauspiel Lope's nach ꝛc. Sein am häufigsten genanntes Werk aber ist wol sein „Poetischer Trichter, die teutsche Dicht- u. Reimkunst, ohne Behuf der lat. Sprache, in sechs Stunden einzugießen" (3 Bde., Nürnb. 1648—53), eine Theorie der Dichtkunst, welche die Aeußerlichkeiten der Poesie zwar weitläufiger behandelt als weiland Opitz (s. d.) in seinem Buche „Von der teutschen Poeterei" gethan hatte, aber allerdings in der Einsicht in das wahre Wesen der Dichtkunst u. die Scheidung u. Bestimmung ihrer einzelnen Gattungen nicht viel weiter gelangte, als wohin schon Opitz gekommen war. — Vgl. Tittmann, „Die Nürnberger Dichterschule" (Gött. 1847).

Harte, Francis Bret, gegenwärtig der gepriesenste Schriftsteller, der umworbenste Autor, der bewundertste Vorleser Nordamerika's, geb. 1839 als Lehrerssohn zu Albany (Staat New-York), ging 1854 als Goldsucher nach Californien, vertauschte aber bald das undankbare Handwerk mit der Mission eines Schullehrers u. diese wieder mit dem Berufe eines Setzers u. „Zeitungsmannes" an einem jener journalistischen Unternehmen, wie sie in den Vereinigten Staaten überall entstehen, wo sich um das erste Dutzend fester Häuser das erste Hundert Personen ansässig gemacht hat. Im J. 1857 ging er nach San Francisco, blieb dort noch ein Jahr lang Setzer, ward dann auf Grund der Erstlinge seiner Muse Mitredakteur an dem Wochenblatt „The golden Era", trat bald darauf an die Spitze eines eigenen Blattes: „The Californian", verheirathete sich zu Anfang der 60er Jahre, ward 1864 Sekretär des Zweigmünzamtes der Vereinigten Staaten in San Francisco, begann im Juli dess. Jahres die Herausgabe des „Overland Monthly", dessen Erfolg ein augenblicklicher war, wurde 1870 durch das kleine Gedicht „Heathen Chinee" od. die „Plain language from truthful James" (einfache Geschichte des wahrhaften Jakob) in ganz Amerika berühmt u. kehrte im Frühjahr 1871 nach dem Osten, nach New-York, zurück. Seitdem ist sein Name auch weit über die Grenzen seines Geburtslandes gedrungen u. sind seine Schöpfungen Gemeingut der ganzen Welt geworden. Bret H. gehört zu jenen seltenen Talenten, die mittels eines angeborenen u. undefinirbaren Humors das Aeußerliche u. Zufällige an menschlichen Charakteren, gesellschaftlichen Sitten u. ethnographischen Verhältnissen mit dem Innerlichsten, mit der Gefühlstiefe in untrennbare, organische Verbindung bringen u. auf diese Weise aus dem nacktesten u. oft abschreckendsten Realismus das ewige ideale Licht hervorbrechen lassen, um den Widerspruch zwischen dem Realen u. Idealen, statt ihn aufzuheben, zu einer eben so herzergreifenden als komischen Wirkung zu bringen. Bei der Lösung dieser schönsten Aufgabe des Humors ist er freilich dadurch bedeutend unterstützt worden, daß er das Außergewöhnliche nicht erst zu erfinden brauchte, sondern in Californien als etwas ganz Originelles schon vor sich ausgebreitet fand. Von seinen schnell auf einander folgenden Erzählungen sind bes. zu nennen: „The Luck of Roaring Camp", „The Outcasts of Poker Flat", „Miggles", „Tennessee's Partner" u. „The Episode of Fiddletown". Eine deutsche Uebersetzung ausgewählter Novellen erschien 1874 in Leipzig.

Härte eines Körpers ist der Widerstand, welchen ein Körper vermöge der Kohäsion seiner Theilchen dem gewaltsamen Eindringen eines anderen Körpers entgegensetzt. Um das gegenseitige Härteverhältniß zweier Körper zu bestimmen, versucht man gewöhnlich, welcher von beiden sich durch den andern kratzen od. ritzen läßt. Da die Bestimmung der H. eines Körpers bes. in der Mineralogie von Wichtigkeit ist, so bedient man sich nach dem Vorgange von Mohs zu diesem Zwecke einer besonderen **Härteskala**, in welcher jeder vorhergehende Körper von jedem folgenden geritzt werden kann, aber nicht umgekehrt. Die Mohs'sche Skala hat folgende 10 Härtegrade: 1. Talk, 2. Gips (od. Steinsalz), 3. Kalkspath, 4. Flußspath, 5. Apatit, 6. Orthoklas, 7. Quarz, 8. Topas, 9. Korund, 10. Diamant. In der Breithaupt'schen 12gradigen Härteskala findet sich zwischen dem 2. u. 3. u. dem 5. u. 6. Grad der obigen Skala noch je ein Grad eingeschaltet.

Hartenstein, Gustav, philosophischer Schriftsteller, geb. 18. März 1808 zu Plauen im sächs. Voigtlande, studirte nach dem Besuch der Fürstenschule zu Grimma in Leipzig Theologie u. Philosophie u. habilitirte sich das. 1833. Schon 1834 wurde er außerord., 1836 ord. Prof. der Philosophie, legte aber 1859 seine Aemter nieder u. lebt seitdem in der Nähe von Jena. Als Philosoph vertritt H. die Grundsätze der Herbart'schen Schule, so in dem Werke „Die Probleme u. Grundlehren der allgemeinen Metaphysik" (Lpz. 1836) u. in den „Grundbegriffen der ethischen Wissenschaften" (Lpz. 1844), zu denen noch zahlreiche kleinere Schriften kommen.

Hartford, zweite Hauptstadt des nordamerikan. Unionsstaates Connecticut mit 37,180 E. (1870), am Westufer des Connecticutflusses, ist eine der schönsten Städte Neuenglands u. berühmt durch seine Erziehungs- u. Wohlthätigkeitsanstalten. H. hat wichtige Industrie in Weberei, Färberei u. bedeutende Rhederei, da die Schiffbarkeit des Flusses hier beginnt. Die Stadt wurde 1633 gegründet.

Hartig, Georg Ludwig, verdienter Forstmann u. Fachschriftsteller, geb. zu Gladenbach bei Marburg 2. Sept. 1764, studirte seit 1781 in Gießen, ward 1786 Forstmeister des Fürsten v. Solms-Braunfels in Hungen, wo er eine Forstlehranstalt begründete, welche er, vom Fürsten von Oranien-Nassau zum Landforstmeister u. Forstrath ernannt, 1797 nach Dillenburg verlegte; 1806 folgte er einem Rufe als Oberforstrath nach Stuttgart, trat 1811 als Oberlandforstmeister in preuß. Dienste u. kam als Mitdirektor in die Generalverwaltung der Domänen u. Forsten u. als vortragender Rath in das Ministerium des königl. Hauses. Seine Forst- u. Jagdlehranstalt brachte er mit der Universität zu Berlin in Verbindung. H. starb das. 2. Febr. 1836. In der Fasanerie bei Darmstadt ward ihm 1844 ein Denkmal errichtet. Von seinen zahlreichen Werken, die viele Auflagen erlebt haben, erwähnen wir „Bemerkungen zur Holzzucht" (Marb. 1791; 7. Aufl. 1817); „Anweisung zur Holzzucht für Förster" (Gieß. 1791; 6. Aufl. 1808); „Physikalische Versuche über das Verhalten der Brennkraft u. der Schwere der meisten deutschen Waldbaumhölzer" (Gieß. 3. Aufl. 1807); „Lehrbuch für Förster" (9. Aufl., besorgt von Theod. H., Stuttg. 1851, 3 Bde.); „Lehrbuch für Jäger" (6. Aufl., ebd. 1845); „Kubiktabellen für geschnittene, beschlagene u. runde Hölzer" (6. Aufl., Berl. 1847); „Die Forstwissenschaft nach ihrem ganzen Umfange" (ebd. 1831) u. a. m. Sein Sohn, Theodor **H.**, geb. zu Dillenburg 1805, widmete sich gleichfalls dem Forstfache, wurde 1831 Regierungsforstreferendar in Potsdam, 1833 Prof. der Forstwissenschaft in Berlin u. 1838 Forstrath u. Prof. am Carolinum in Braunschweig. Außer den neuen Ausgaben mehrerer Werke des Vaters u. dem mit diesem verfaßten „Forstliches u. forstnaturwissenschaftliches Konversationslexikon" (Berl. 1834; 2. Aufl., Stuttg. 1836) hat derselbe sich auch durch eine Reihe eigener Fachschriften vortheilhaft bekannt gemacht; hervorzuheben sind: „Die Aderflügler Deutschlands" (Berl. 1837); „Lehrbuch der Pflanzenkunde in ihrer Anwendung auf die Forstwissenschaft" (Bd. 1, Berl. 1840—51); „Neue Theorie der Pflanzenerzeugung" (ebd. 1842) ꝛc.

Hartig, Karl Ernst, ausgezeichneter Technolog, geb. zu Stein bei Wiederau (Sachsen) 20. Jan. 1836, erhielt seine Ausbildung auf der höheren Gewerbschule in Chemnitz u. der Polytechn. Schule in Dresden, war dann als techn. Assistent bei der kgl. Normalaichungs-Kommission in Dresden thätig, beschäftigte sich von Ostern 1859 bis Ende 1860 zu seiner prakt. Ausbildung theils als Konstrukteur auf dem Zeichenbureau, theils in den Werkstätten Richard Hartmann's in Chemnitz, vertrat vom 1. Jan. bis Ostern 1861 den Prof. Dr. Hülße in den mechan.-technol. Vorträgen am Dresdner Polytechnikum,

besuchte dann die Universität Leipzig, um sich vorzugsweise mit philos. u. nationalöton. Studien zu beschäftigen, wurde Ostern 1862 als Assistent, 1. Okt. 1863 als Lehrer für mechan. Technol. am Polytechnikum in Dresden angestellt u. 1865 zum Prof. ernannt. Seine hauptsächlichsten Werke sind: „Untersuchungen über die Heizkraft der Steinkohlen Sachsens" (1860); „Studien über den Selfactor" (1862); „Versuche über den Kraftbedarf der Maschinen in der Streichgarnspinnerei u. Tuchfabrikation" (1864); „Die Steinkohlen Deutschlands u. anderer Länder Europa's" (mit Geinitz u. Fleck herausgeg., 1865); „Die Dampfkesselexplosionen" (1867); „Versuche über den Kraftbedarf der Maschinen in der Flachs- u. Wergspinnerei" (1869); „Tafel der Umfangsgeschwindigkeiten" (1873) u. „Versuche über den Arbeitsverbrauch der Werkzeugmaschinen" (mit 24 Taf., 1873).

Hartleibigkeit (alvus sicca) nennt man die Trägheit in der Stuhlentleerung. Die Stühle kommen hierbei seltener u. schwerer. Die Stuhlmassen sind hart u. verdickt (Scybala). Wenn sie den After passiren, so verletzen sie oft die Schleimhaut desselben, veranlassen leichte Blutungen u. machen große Schmerzen. Dies ist bes. bei Kindern bedenklich, bei denen die Entzündung des Mastdarms durch Anstauung der Kothmassen sich leicht nach oben fortpflanzen kann u. dort Katarrhe des Dick- u. des Dünndarms u. sogar des Magens bedingen kann. Bei Erwachsenen ist die H. nicht so gefährlich. Die Ursache der H. liegt meist in der Ernährung u. der Lebensweise. Sie ist bekanntlich das Leiden der Gelehrten u. Stubenhocker. Selten leiden daran Landleute u. alle Diejenigen, die sich starke Leibesbewegung machen. Durch Veränderung einer sitzenden Lebensweise kann die Trägheit der Muskulatur des Mastdarms gehoben werden u. die H. schwindet. Als vorübergehend wirkende Mittel gegen H. sind Klystiere das Beste, aber auch leicht abführende Salze (schwefelsaures Natron u. Magnesia ꝛc.) u. Oele (Ricinusöl ꝛc.) sind wirksam. Im Allgemeinen hat jeder mit H. Behaftete sein Spezialmittel, welches ihm hilft, während es sich bei anderen Patienten oft wirkungslos erweist.

Hartmanganerz od. Psilomelan, eisen- bis bläulichschwarz, derb, nie krystallisirt, in trauben- u. nierenförmigen, oft mannichfach stalaktitischen Gestalten, bald von glatter, bald von rauher Oberfläche, wird wegen seines hohen Gehaltes an Manganhyperoxyd u. Manganoxydul gerade wie das Weichmanganerz, der Pyrolusit, zur Darstellung von Sauerstoff, Chlor u. Chlorkalk, zum Entfärben der Glasmassen, aber auch zu gewissen Farben derselben, zu Glasuren, zur Malerei auf Fayence u. Porzellan, zum Färben u. Marmoriren der Seifen benutzt u. in vorzüglicher Qualität bei Elgersburg (Grube Helene, Gabe Gottes) u. Ilmenau i. Thür., bei Schwarzenberg i. S., bei Platten i. B. u. bei Limburg i. Nass. gewonnen.

Hartmann von Aue (mittelhochd. von Ouwe od. der Ouwaere), einer der vorzüglichsten epischen Dichter des Mittelalters, über dessen Leben wir aber nur dürftige Kunde haben. Er wird um 1170 geboren sein u. war Dienstmann eines Herrn von Aue, dessen Burg Einige in Schwaben, Andere in Franken suchen. Sein Herr ließ ihm eine sorgfältige ritterliche wie wissenschaftliche Bildung angedeihen: H. verstand Französisch seit seiner Jugend u. konnte lesen u. schreiben. Kaum aber war er Ritter geworden, so raubte ihm der Tod seinen Herrn. Wol die Trauer über diesen Verlust war es, die ihn bewog, sich an dem Kreuzzuge von 1197—98 zu betheiligen; wenig wahrscheinlich ist, daß unter diesem Kreuzzuge schon der von 1189—91 zu verstehen sei. Im J. 1207 wird H. noch als lebend, 1220 dagegen als bereits verstorben genannt. — Wir besitzen von H. an lyrischen Gedichten eine kleine Zahl von Minneliedern u. ein sog. „Büchlein", ein Zwiegespräch zwischen Leib u. Herz. Ein zweites Büchlein, eine Klage über den Verlust der im vollen Maße genossenen Minne, geht bis jetzt gleichfalls noch unter H.'s Namen, wird aber schon mehrfach, wol mit Grund, als ein Werk Gottfried's von Straßburg (s. d.) angesehen. Indessen liegt H.'s Bedeutung wesentlich in seinen Epen. Auf diesem Gebiete ist er maßgebend geworden für zahlreiche Dichter der nächsten Zeit, u. in der That muß H. als das vollendetste Muster der höfischen Epik im deutschen Mittelalter angesehen werden, mit allen ihren Licht- wie großen Schattenseiten. Zu den letzteren gehört nam. die fast geflissentliche Abwendung von nationalen Stoffen, die völlige Hingabe an die über Frankreich bezogenen Artusromane od. an Legenden. Unter H.'s epischen Gedichten befindet sich nur eines, welches einen heimischen Stoff, eine Stammsage des Geschlechtes von Aue, behandelt, nämlich „Der arme Heinrich" (gedichtet um 1194). Die übrigen sind Uebertragungen franz. Originale: „Gregorius" (um 1193), einen ekeln, der Oedipussage verwandten Stoff behandelnd, u. die dem Chrestien von Troyes nachgebildeten Artusromane „Erec" (um 1191) u. „Iwein" (um 1200—1207). Die Uebertragung ist eine ziemlich enge, mit nur wenigen persönlichen Zuthaten; seine Helden zu Trägern einer den ursprünglichen Stoff umgestaltenden Idee zu machen ist auch H. nicht in den Sinn gekommen, höchstens bekundet er größere Weichheit, höheres Zartgefühl. H.'s Verdienst ist also wesentlich ein formales: in natürlicher Anmuth der Darstellung bei höfischer Feinheit sowie in Schönheit der Sprache u. Sorgfalt bei der Behandlung des Reimes ist er nicht erreicht. — Herausgeg. sind H.'s sämmtliche Dichtungen von Bech („Deutsche Klassiker des Mittelalters", Bd. 4 bis 6, Lpz. 1867—69; 2. Aufl. 1871—73); der „Erec" von Haupt (Lpz. 1839; 2. Aufl. 1871); der „Gregorius" von Lachmann (Berl. 1838) u. von Paul (Halle 1874); „Der arme Heinrich" von Wackernagel (Basel 1855), zusammen mit den Liedern u. Büchlein von Haupt (Lpz. 1842) u. mit 6 Liedern von Bernh. Schulz (Lpz. 1871); der „Iwein" von Benecke u. Lachmann (Berl. 1827; 3. Aufl. 1868). Uebertragungen ins Neuhochdeutsche gaben vom „Armen Heinrich" Simrock (Berl. 1830), A. v. Chamisso (im „Deutschen Musenalmanach" 1839), S. O. Fistes (Halle 1851) u. Koch (im „Ritterbuch", Bd. 1, Halle 1848); vom „Erec" S. O. Fistes (Halle 1851); vom „Gregorius" S. O. Fistes (Halle 1851); vom „Iwein" Koch (a. a. O.) u. Graf Baudissin (Berl. 1844). Vgl. Schreyer, „Untersuchungen über das Leben u. die Dichtungen H.'s v. A." (Programm von Pforta, 1874).

Nr. 3309. Gemälde der Pariser (Manessischen) Liederhandschrift zu den Liedern Hartmann's von Aue.

Hartmann, Eduard v., ein Philosoph der Gegenwart, geb. als Sohn des Generals Robert v. H. zu Berlin 23. Febr. 1842, besuchte das Friedrich-Werder'sche Gymnasium das., trat nach bestandener Maturitätsprüfung 1858 in das Gardeartillerieregiment ein, machte 1859—62 den Kursus in der Verein. Artillerie- u. Ingenieurschule durch u. ward 1860 Offizier, nahm aber 1865 aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied. Seitdem lebt er privatisirend in Berlin. Schon früh mit naturwissenschaftlichen u. philosophischen Studien beschäftigt, verfaßte er 1864—67 sein Hauptwerk: „Die Philosophie des Unbewußten" (Berl. 1869; 5. Aufl. 1873), in welchem er mit Hülfe der induktivnaturwissenschaftlichen Methode zu spekulativen Resultaten zu gelangen sucht, ein Werk, welches populär gehalten ist u. eine fast beispiellose Verbreitung gefunden, aber auch zahlreiche u. nicht unverdiente Angriffe erfahren hat. Von H.'s kleineren philosophischen Schriften sind zu nennen: „Ueber die dialektische Methode" (ebd. 1868); „Schelling's positive Philosophie als Einheit von Hegel u. Schopenhauer" (ebd. 1869); „Das Ding an sich u. seine Beschaffenheit, Kant'sche Studien zur Erkenntnißtheorie u. Metaphysik" (ebd. 1871); „Gesammelte philosophische Abhandlungen zur Philosophie des Unbewußten" (ebd. 1872) u. „Die Selbstzersetzung des Christenthums u. die Religion der Zukunft" (Berl. 1874). Außerdem hat er veröffentlicht: „Aphorismen über das Drama" (ebd. 1870) u., unter dem Namen Karl Robert, „Dramatische Dichtungen" (ebd. 1871).

Hartmann, Jakob, Freiherr v., bayer. General, als Sohn eines Hufschmiedes 4. Febr. 1795 zu Maikamer in der Rheinpfalz geb.,

begann seine militärische Laufbahn in der Armee Napoleon's I., trat 1. Okt. 1811 als Leutnant in das franz. Infanterieregiment Großherzog von Berg u. machte als Oberleutnant die Feldzüge von 1814 u. 1815 gegen die Alliirten mit. Als 1816 die Pfalz an Bayern zurückgegeben wurde, nahm H. seine Entlassung u. trat als Oberleutnant in die bayer. Armee ein, wo er zuerst in dem 10. Infanterieregiment diente, 1822 in das Pioniercorps, 1824 zum Generalquartiermeisterstab u. 1827 in das Kriegsministerium kommandirt, u. endlich als Major zum persönlichen Adjutanten des Kronprinzen Maximilian ernannt wurde. Im J. 1849 wurde H. Brigadier, 1861 Generalleutnant u. Generalkommandant von Würzburg. Während des Feldzuges von 1866 befehligte H. die 4. bayer. Division, 1869 wurde er General der Infanterie u. an die Spitze des 2. bayer. Armeecorps (Würzburg) gestellt, welches er auch im Deutsch-franz. Kriege führte. Ein Theil dieses Corps, welches den äußersten rechten Flügel des deutschen Heeres bildete, kämpfte bei Weißenburg u. leitete von Langensulzbach aus die Schlacht bei Wörth (6. Aug.) ein. Bei Sedan hatte H. eine Reservestellung, mußte aber bald zur Unterstützung von der Tann's nach Bazeilles, Balan u. Torcy vorrücken, wo er ruhmvoll kämpfte. Besonders zeichnete sich sein Corps an der Seite des V. u. VI. preuß. Corps in den Kämpfen vor Paris aus. H. erwarb sich in diesem Feldzuge außer hohen militärischen Orden auch den erblichen Freiherrnstand. Er starb zu Würzburg in der Nacht vom 22./23. Febr. 1873.

Hartmann, Julius v., preuß. General, geb. zu Hannover 2. März 1817, diente seit 1834 im 10. preuß. Husarenregiment, ward 1848 als Premierleutnant zum Großen Generalstabe versetzt, machte 1849 als Hauptmann den Feldzug in Baden mit, wurde 1850 vom Ministerium des Auswärtigen mit verschiedenen Aufträgen betraut, die nam. einen längeren Aufenthalt in Schleswig-Holstein nöthig machten, u. gehörte seit 1851 zum Stabe des 3. Armeecorps. Nachdem er dann noch bei verschiedenen Kavallerieregimentern in praktischem Dienst gestanden hatte, erhielt H. 1858 die in der damaligen Konfliktsperiode bes. schwierige Leitung der Abtheilung für Armeeangelegenheiten im Allgemeinen Kriegsdepartement. Im Juni 1860 erfolgte seine Ernennung zum Chef des Generalstabes beim 4. Armeecorps u. bald darauf seine Beförderung zum Obersten, als welcher er 1863 das Kommando der 9. Kavalleriebrigade übernahm u. bis Mai 1864 den 1. u. 2. Militärgrenzdistrikt gegen die poln. Insurgenten befehligte. Im J. 1865 zum Generalmajor u. ersten Kommandanten von Koblenz u. Ehrenbreitstein ernannt, kehrte er auch nach dem Kriege von 1866, in dem er eine Kavalleriedivision gegen die Oesterreicher führte, in letztere Stellung zurück. Vom April 1867 bis zum Frühjahr 1868 weilte H. als preuß. Militärbevollmächtigter in München. Schon vorher zum Generalleutnant aufgerückt, erhielt er dann das Kommando über die 2. Division in Danzig u. bei Ausbruch des Deutsch-franz. Krieges das über die 1. Kavalleriedivision. An deren Spitze zeichnete er sich bes. in den Schlachten um Metz sowie dann an der mittleren Seine aus, leitete vom 7. Jan. 1871 ab die Operationen zwischen Loir u. Loire selbständig u. besetzte 19. Jan. Tours. Nach dem Frieden ward H. Gouverneur der Stadt u. Festung Straßburg.

Hartmann, Moritz, hervorragender Dichter, geb. 15. Okt. 1821 zu Duschnik, einem böhm. Dorfe, studirte seit 1838 in Prag u. Wien u. wurde dann, nachdem er 1842 eine Reise nach Italien gemacht hatte, Hauslehrer in Wien, verließ aber 1844 auf Anrathen des ihm befreundeten Lenau Oesterreich u. ging nach Leipzig, wo er 1845 die Gedichtsammlung „Kelch u. Schwert" (3. Aufl. 1851) drucken ließ. Indessen zog er sich dadurch mancherlei Verfolgungen zu, denn zu jener Zeit war es keinem Oesterreicher gestattet, selbst im Auslande Etwas drucken zu lassen, ohne es vorher der österr. Censur vorgelegt zu haben. Nach längerem Umherziehen in Deutschland gelang es H., die belg. Grenze zu erreichen; er lebte unter vielen Entbehrungen erst in Brüssel, dann in Paris, wo er anregenden Verkehr mit Heine wie mit Béranger u. Alfred de Musset unterhielt, aber die Sehnsucht trieb ihn nach Deutschland, wo er die „Neueren Gedichte" (Lpz. 1847) erscheinen ließ, u. 1847 sogar nach Oesterreich zurück. Hier aber wurde er seiner Schriften wegen in eine Kriminaluntersuchung verwickelt, die einen für ihn bedenklichen Ausgang zu nehmen drohte, doch erhielt er durch die inzwischen einfallende Märzrevolution die Freiheit u. begab sich nach Prag, wo er an dem politischen Leben thätigen Antheil nahm, den fanatischen Tschechen gegenüber die deutsche Partei vertrat u. von letzterer 1848 nach Frankfurt in die Nationalversammlung gesandt wurde. Eine Erinnerung an diese Versammlung, in der er sich der äußersten Linken anschloß, gab H. in seiner berühmten, geist- u. witzvollen satirischen „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" (Frankf. 1849). Im Okt. 1848 begab sich H. mit Blum u. Fröbel nach Wien, doch gelang es ihm, sich dem Schicksale Blum's durch die Flucht zu entziehen. Mit dem Rumpfparlament ging H. nach Stuttgart u. schloß sich nach dessen Auflösung der Bewegung in Baden an. Der Verlust der Schlacht bei Waghäusel zwang ihn, den wegen Hochverraths steckbrieflich Verfolgten, zur Flucht; er erreichte die Schweiz u. führte nun Jahre lang ein unstetes Flüchtlingsleben, getrieben außerdem von einer ihn beseelenden Wanderlust. Die vielen Reisen dieser Jahre, in denen er England u. Frankreich, Dänemark, die Schweiz u. Italien durchstreifte, hat er zum Theil beschrieben in seinen anziehenden Büchern „Tagebuch aus der Provence u. Languedoc" (2 Bde., Darmst. 1852 bis 1853) u. „Erzählungen eines Unsteten" (2 Bde., Berl. 1858).

Nr. 3310. Moritz Hartmann (geb. 15. Okt. 1821, gest. 13. Mai 1872).

Den Krimkrieg machte er als Berichterstatter der Kölnischen Zeitung mit. Im J. 1860 endlich ließ er sich in Genf nieder, wo er an der Akademie besuchte Vorlesungen über deutsche Literatur u. Geschichte hielt, siedelte aber 1863, obwol immer noch nicht amnestirt, nach Stuttgart über, wo er 1865 die Redaktion der „Freya" übernahm. Später ging er nach Wien, am Feuilleton der „Neuen Freien Presse" beschäftigt; in der Nähe Wiens, in Oberdöbling, starb er 13. Mai 1872. Außer den bereits genannten Werken schrieb H. an Gedichten das idyllische Epos „Adam u. Eva" (Lpz. 1851), die „Schatten" (Darmst. 1851) u. die „Zeitlosen" (Braunschw. 1858) u. eine große Anzahl von Romanen u. Novellen: „Der Krieg um den Wald" (Frankf. 1850), „Märchen u. Geschichten aus Osten u. Westen" (Braunschw. 1858), „Erzählungen meiner Freunde" (Frankf. 1860), „Bilder u. Büsten" (ebd. 1860), „Von Frühling zu Frühling" (Berl. 1861), „Novellen" (3 Bde., Hamb. 1863), „Der Gefangene von Chillon" (Hamb. 1863), „Die letzten Tage eines Königs" (Stuttg. 1866) u. die Novellensammlung „Nach der Natur" (3 Bde., ebd. 1866), — lauter Werke, die von großer poetischer Schöpfungskraft zeugen, kunstvoll komponirt u. effektvoll u. elegant dargestellt. Als Dramatiker versuchte er sich in dem geistvollen Lustspiel „Gleich u. gleich", als gewandter Uebersetzer hat er sich hervorgethan durch die mit Szarvady herausgegebene Verdeutschung der Gedichte Petöfi's (Darmst. 1851) u. die in Gemeinschaft mit Pfau veranstaltete Uebertragung bretonischer Volkslieder. — Eine Gesammtausgabe v. H.'s Werken (10 Bde.) erscheint seit 1873 in Stuttgart.

Hartmann, Richard, der „König der sächs. Maschinenbauer“, geb. 8. Nov. 1809 zu Barr im Elsaß, betrat 1830 als armer Zeugschmiedegesell den Schauplatz seines Wirkens, Chemnitz in Sachsen, wo er sich 1837 selbst etablirte. Anfangs baute er bes. Maschinen für die Baumwollspinnerei, seit 1847 auch Lokomotiven u. Tender, seit 1855 Turbinen u. Tangentialräder, dann Bergwerksmaschinen, Gebläsapparate, Werkzeugmaschinen 2c. Im J. 1862 erhielt er den Titel eines sächs. Kommerzienrathes u. 1869 hatte er seine Fabrikgebäude sammt Vorräthen u. Werkzeugmaschinen allein mit 1¼ Mill. Thlr. versichert, erstreckte sich seine Fabrik über einen Gesammtflächenraum von 54,338 □m. u. umfaßte 50 Gebäude mit einem Arbeitsflächenraume von 23,954 □m. u. beschäftigte er 2600 Arbeiter. Im J. 1872 verkaufte H. seine Fabrik an eine Aktiengesellschaft. Sein Lebensbild s. im „Buch der berühmten Kaufleute“ (2. Sammlung, Lpz. 1869) u. in „Männer eigner Kraft“ (Lpz. 1875).

Hartriegel, s. „Cornus“. **Hartschierre,** s. „Archers“.

Hartzenbusch, Juan Eugenio, einer der bedeutendsten lebenden span. Dichter, stammt aus einer deutschen Familie: sein Vater, aus Schwadorf bei Köln gebürtig, hatte sich als Kunsttischler in Madrid niedergelassen u. eine Spanierin geheirathet; 6. Sept. 1806 wurde ihm der Knabe geb. Derselbe wurde von seinen Eltern für den Kirchendienst bestimmt u. studirte demgemäß bei den Jesuiten Theologie, wandte sich aber mehr den schönen Künsten, nam. der Malerei u. Dichtkunst zu. Diesen Neigungen ganz zu folgen wurde H. aber dadurch gehindert, daß sein Vater irrsinnig wurde; die Sorge für den Unterhalt der Seinigen nöthigte ihn, das Geschäft seines Vaters zu übernehmen, ohne jedoch seinen literarischen Arbeiten, die um diese Zeit aus Uebersetzungen aus dem Französischen u. Italienischen sowie aus Bearbeitungen älterer span. Stücke bestanden, untreu zu werden. Allein den Betrieb seines Geschäfts machte der inzwischen ausgebrochene Bürgerkrieg unmöglich, u. H. erlernte nun die Tachygraphie u. fand auch 1835 eine Anstellung als Schnellschreiber der Regierungszeitung. Als aber 1836 sein erstes eigenes Stück „Amantes de Teruel“ (deutsch von Seubert, „Die Liebenden von Teruel“, Nr. 459 der Reclam'schen Universalbibliothek) mit sehr günstigem Erfolge aufgeführt wurde, beschloß er, sich ganz der schriftstellerischen Thätigkeit zu widmen. Eine Anstellung bei der königl. Bibliothek verschaffte ihm auch eine gesicherte Lebensstellung. Seit 1862 ist H. Direktor der Nationalbibliothek in Madrid. Seine besondere Neigung blieb dem Drama zugewandt; er schrieb an Trauer- u. Schauspielen „Doña Mencia“ (1838), „Alfonso el casto“ (1841), „Primero yo“ (1842), „Honoria“ (1842), „El bachiller Mendariao“ (1842), „Vida por honra“ (1854), „El mal apostol y el buen ladron“ (1860), u. an Lustspielen „Juan de las viñas“, „La redoma encantada“ (1839), „La visionaria“ (1840), „La coja y el encogido“ (1843), „La madre de Pelayo“ (1846), „La archiduquesata“ (1854); einige dieser Lustspiele erschienen, mit Erläuterungen versehen, in der von Loch Artesin veranstalteten Sammlung „Modernes span. Theater“. Verdient machte sich H. um das ältere span. Theater durch kritische Ausgaben der Werke des Tirso de Molina, des Alarcon, des Calderon u. des Lope. Auf anderem als auf dramatischem Gebiete bewegen sich seine „Cuentos y fabulas“ (2 Bde., Madrid 1861). Ausgewählte Werke von ihm („Obras escogidas“) erschienen 1865 (2 Bde., Lpz.), „Obras de encargo“ 1864 (Madr.). Endlich ist zu erwähnen, daß H. im Verein mit Lemming eine praktische Anleitung zum Spanischsprechen verfaßt hat: „Eco de Madrid“ (Lpz. 1863; 3. Aufl. 1870).

Harun ar-Raschid („Aaron der Gerechte“), der 5. Khalif aus der Dynastie der Abbasiden, regierte 786—809 n. Chr. Er gilt gewöhnlich für den größten Fürsten seines Hauses u. seine Regierung für die Blütezeit des Khalifats von Bagdad; doch ist dies nur zum Theil richtig. H. war eine ähnliche Erscheinung wie Ludwig XIV. Der Glanz u. die verhältnißmäßige Ordnung seiner Regierung war theils das Verdienst kraftvoller Vorgänger, theils der Staatsmänner, welchen er mit richtigem Takte die Leitung der Geschäfte überließ. Er selbst war eine echt fürstliche Persönlichkeit; seine Hofhaltung war eben so prächtig wie geschmackvoll, u. seine Freigebigkeit für öffentliche u. wohlthätige Zwecke großartig. Hierin stand ihm seine Gemahlin u. Cousine Zubeida würdig zur Seite. Auch verstand H. sich die Freundschaft der Leute zu erhalten, von deren Urtheil die Menge hauptsächlich geleitet wird, des Klerus u. der Literaten. Seine Neigungen waren durchaus kulturfreundliche; trotz des despotischen Charakters seiner Herrschaft räumte er dem Militarismus nie ein Uebergewicht ein. Aber er war kein genialer Geist u. noch weniger der ideale Charakter, zu dem ihn die populäre Vorstellung gemacht hat. Den Beinamen ar-Raschid hat ihm auch nicht eine dankbare Mit- od. Nachwelt gegeben, sondern er ist ein bloßer Titel, den er schon als Prinz führte. Seine Regierung ist vielmehr das Ende der eigentlichen Kraftperiode der Abbassidenherrschaft u. trug in sich die Keime des künftigen Verfalls. Der schwärzeste Fleck, der an seinem Ruhme haftet, ist der vielleicht unvermeidliche, aber in seiner Ausführung höchst grausame Sturz der **Barmekiden**, der pers. Familie, welche durch mehrere Generationen ihre Interessen eng mit seinem Hause verknüpft hatte, u. der allein er seinen Thron u. den Glanz seiner Regierung verdankte. — H. war der jüngere Sohn des dritten Abbassiden, el-Mahdi, u. wurde von diesem zum zweiten Thronfolger, nach seinem älteren Bruder Musa (Moses) el-Hādi bestimmt, obwol Letzterer Kinder hatte. Diese unglückliche Verfügung machte beide Brüder zu tödlichen Feinden. El-Hādi, welcher 785 dem Vater nachfolgte, war ein energischer Charakter. Aber seinem Bruder stand die Parteilichkeit der Mutter Cheisuran u. der staatsmännische Rath des Barmekiden Jahja bin Khalid zur Seite. So entging H. der ihm drohenden Gefahr, u. Musa wurde, sehr wahrscheinlich unter Mitschuld seiner eigenen Mutter, aus dem Wege geräumt (786). H. bestieg den Thron u. machte Jahja, den er seinen zweiten Vater nannte, zu seinem Vezir. Dieser führte bald auch seine Söhne in die Verwaltung ein. Unter diesen war el-Fadl der staatsmännisch tüchtigste; der glänzendste u. liebenswürdigste aber war Dschafar, der Jugendfreund u. vertraute Gesellschafter des Khalifen. Die Barmekiden zogen nach u. nach die ganze innere Verwaltung u. die absolute Verfügung über die Finanzen an sich. Sie besetzten die Stellen mit ihren Verwandten u. Anhängern, lauter Persern, u. bereicherten sich ungeheuer, machten auch großen Aufwand u. waren nam. eifrige Pfleger u. Beschützer der um jene Zeit zuerst bei den Arabern eingeführten Profanwissenschaften. Der Khalif ließ sich lange von ihnen leiten u. begnügte sich mit den äußeren Staatsakten. Seine wichtigsten Regentenpflichten erfüllte er, wie die arab. Geschichtschreiber ihm nachrühmen, regelmäßig, indem er in dem einen Jahre die Wallfahrt nach Mekka machte u. im nächsten gegen die „Ungläubigen“, bes. gegen die Byzantiner, zu Felde zog. Mit seinen Wallfahrten huldigte er dem Klerus u. der öffentlichen Meinung, obwol er sonst nichts weniger als ein genauer Beobachter der Religionsgesetze war. Sie sind berühmt wegen des ungeheueren Aufwandes, den er dabei entfaltete, u. der besonderen Fürsorge, die er dabei auf die Kommunikation zwischen dem Tigris u. Arabien verwendete. Er war übrigens der letzte Khalif, welcher sich der Wallfahrt persönlich unterzog. Den Byzantinern gegenüber traf er systematische Maßregeln, nam. durch Errichtung einer Militärgrenze. Die Feldzüge, an denen er mehr od. weniger thätigen Antheil nahm, hatten freilich einen sehr wechselnden Erfolg. Mit dem Beherrscher des christl. Abendlandes, Karl d. Großen, trat er in freundschaftliche Beziehungen, weil er in ihm einen Bundesgenossen gegen seinen Nebenbuhler, den Khalifen in Spanien, erkannte. — Endlich aber reifte in H. der Entschluß, mit den Barmekiden zu brechen. Gewiß mag ihm ihr ungeheuerer Reichthum u. Einfluß Besorgniß eingeflößt, ihr herrisches Auftreten oft sein Selbstgefühl verletzt haben, die unmittelbare Veranlassung aber ist immer dunkel geblieben. Nach einer verbreiteten Ueberlieferung war es ein unerlaubtes Verhältniß Dschafar's zu H.'s Schwester Abbasa, u. in der That erfolgte der Sturz der Barmekiden (zu Anfang des Jahres 803) unmittelbar nach H.'s Rückkehr von der Wallfahrt, auf der er jenes Verhältniß entdeckt haben soll. Auch richtete sich seine Rache vorzüglich gegen seinen Freund Dschafar. Dieser wurde ohne jede Anklage u. Untersuchung plötzlich in der Nacht hingeschlachtet. Jahja u. el-Fadl wurden verhaftet u. bis an ihr Lebensende in Gefangenschaft gehalten. Das ganze Vermögen der Familie wurde konfiszirt u. ihr Anhang aus dem Staatsdienst entfernt. An ihre Stelle trat als Vezir el-Fadl bin Rebi, das Haupt der arab. Partei. Mit den Barmetiden ging aber auch der Stern H.'s unter. In Bagdad

fühlte er sich so wenig sicher, daß er sein Hoflager nach Rakka in Mesopotamien verlegte. Auf allen Punkten des Reichs brachen Empörungen aus; nam. gährte es unter den in den Barmekiden tief beleidigten Persern. Um einen in der nordöstlichen Provinz Khorasan ausgebrochenen gefährlichen Aufstand zu unterdrücken, zog H. selbst dahin; doch erkrankte er unterwegs u. starb 22. März 809 in Tûs (dem heutigen Meschhed). Ueber die Thronfolge hatte er schon früher Verfügungen getroffen, ähnliche wie einst sein Vater, aber von noch viel unheilvolleren Folgen. Sein eigener sehr gerechter Wunsch war, daß sein ältester, vielversprechender Sohn Abdallah el-Mamun ihm folgen solle. Allein dessen Mutter war nur eine Sklavin, u. der Einfluß der Subeida setzte es durch, daß ihr eigener Sohn, der glänzend begabte, aber maßlos leichtsinnige Muhammed el-Emin zum ersten u. el-Mamun erst zum zweiten Thronerben ernannt wurde. Nach dem Tode H.'s empfing el-Emin in Bagdad die Huldigung; el-Mamun, der den Vater nach Khorasan begleitet hatte, nahm dort eine abwartende Stellung ein, bis el-Emin selbst durch seine Uebergriffe das Signal zu dem unvermeidlichen Bürgerkrieg gab. El-Mamun siegte bes. mit Hülfe der Perser, u. el-Emin fand bei der Erstürmung seiner Hauptstadt ein elendes Ende (813). Diese Katastrophe erschütterte die Macht der Abbassiden bis auf den Grund, wenn es auch el-Mamun gelang, noch eine Periode kurzen Glanzes heraufzuführen.

Haruspices hießen im röm. Alterthum die Opferschauer, in weiterem Sinne die Wahrsager u. Zeichendeuter. Die H. stammten aus Etrurien, wo seit alten Zeiten die Weissagung eifrig gepflegt wurde; bedurfte man ihrer in Rom, so ließ man sie aus Etrurien holen, sie waren also Miethlinge u. standen demgemäß, wenn sie auch hohes Ansehen genossen, weit unter den aus den vornehmsten Römern genommenen Auguren (s. d.). Auch bildeten in der Zeit der Republik die H. nicht wie die Auguren ein Kollegium; erst der Kaiser Claudius gründete ein den übrigen Priesterständen gleichgestelltes Kollegium der H., welches aus 60 Mitgliedern unter einem magister publicus bestand u. welches sich bis zur Zeit des Kaisers Honorius erhielt, allmählich auch geborene Römer in sich aufnehmend. Ihr Wirkungskreis umfaßte einmal die Eingeweideschau, welche die in Mißkredit gerathene Vogelschau verdrängt hatte, sodann die Entsühnung der vom Blitze getroffenen Orte u. die Deutung u. Sühnung von Wunderzeichen, seltsamen od. unnatürlichen Begebenheiten, deren Deutung sie schriftlich abfaßten. Auch in Privatangelegenheiten wurden sie befragt.

Harz, das höchste Gebirge Norddeutschlands, dehnt sich in einer Länge von 12 M. u. in einer Breite von 4—5 M. zwischen Saale u. Leine aus, ohne jedoch diese Flüsse zu berühren, steigt im N. steil von der Tiefebene auf, während im S. die Hochebenen des Eichsfeldes u. der Goldenen Aue ihn vom Thüringer Walde scheiden, sendet nach W. eine Anzahl meist paralleler, niedriger Gebirgsketten im hannöv. Gebiet u. dacht sich im O. in einem hügelreichen Plateau sanft zum Saalthal ab. Seine Längenachse hat die Richtung von SO. nach NW., er bedeckt 37 □M. u. gehört zu Preußen, Braunschweig u. Anhalt. Dieses Massengebirge, dessen ungefähr 550 m. hohes Plateau von kuppelförmigen Bergen überragt wird, ist durch den Brocken in den Ober- u. Unterharz getheilt. Der Oberharz beginnt bei Hochhausen u. erhebt sich nach NO. zu dem 600 m. über dem Meere liegenden Plateau von Klausthal u. Zellerfeld, zwischen den Thälern der Innerste u. Ocker, nach N. den Rammelsberg bei Goslar (634 m.) u. den Kahlenberg (766 m.) vorschiebend u. im O. begrenzt durch das romantische, vielfach zerklüftete Bergland von Andreasberg (Rehberg 881 m.). Der Ackerbau giebt nur kümmerlichen Ertrag, dafür aber die Bergflächen dem Vieh treffliche Weide. Inmitten ausgedehnter Nadelholzwaldungen treten Moore, Sümpfe u. Torflager häufig auf, u. zahlreiche für den Betrieb des Bergbaues angelegte Teiche verleihen der Gegend große landschaftliche Reize. Reiche Erzlager birgt der Boden. Silbererze finden sich bei Goslar u. Andreasberg, Eisenerze vorzüglich bei Altenau u. Bleierze von Klausthal bis Lautenthal u. Grund. Die Bewohner sind zum größten Theil oberdeutscher Abkunft, meist Nachkommen der im 16. Jahrh. aus Sachsen u. Böhmen herbeigerufenen Bergleute; sie unterscheiden sich im Dialekt wesentlich von der Bevölkerung des nördl. Flachlandes. An dem Nordrande der Hochfläche des Oberharzes, steil zur Tiefebene abfallend, erhebt sich das Massengebirge des Brockens auf einer 2 □M. umfassenden Grundfläche zu 1141 m.; sein baumloser Gipfel, auf dem zwischen Wiesen u. Mooren Steinblöcke zerstreut sind, hat eine Stunde im Umfange u. die Aussicht einen Durchmesser von 35 M. Nach N. stürzt von dem Abhange in schönen Fällen die Ilse herab u. durchfließt ein reizendes Thal, nach NO. entsendet der Brocken die Holzemme, die Kalte Bode fließt von ihm in der Längenrichtung des Harzes ab u. hat deshalb im Anfang ein geringeres Gefälle u. ein weniger romantisches Thal. Wie Trabanten umstehen diesen König des H.es die Heinrichshöhe (1037 m.), die Königsberge (1029 m.), die Achtermannshöhe (924 m.) u. die Hohneklippen (906 m.). Einen Berg mit ihm bildet der Kleine Brocken u. nach SW. steigt man von ihm zum Brockenfelde hinab, einem weiten, mit Steintrümmern übersäeten Moore. Der Unterharz zerfällt in die Plateaux von Elbingerode u. Harzgerode. Jenes liegt im SO. des Brocken u. erreicht eine Höhe von 470 m. u. fällt im SO. in das busenartig zwischen Selke u. Bode eindringende Flachland ab. Größere Erhebungen sind auf demselben nicht zu finden, doch hat es

Nr. 3311. Der Brocken.

in der Baumanns- u. Bielshöhle Tropfsteinhöhlen von beträchtlicher Ausdehnung. Die Bode durchläuft hier das durch seine schroffen Felsabstürze berühmte Thal der Roßtrappe. Der höchste Punkt ist der Auerberg (576 m.), welcher die südl. Seite des H.es überragt u. in das reizende Thal der Thyra blickt. Das Plateau von Harzgerode hat nur eine durchschnittliche Höhe von 300 m., es fällt sogar bei Sangerhausen zu 220 m. ab. Das herrliche Selkethal scheidet diese meist mit Laubwaldungen bestandene Hochfläche in zwei Theile. Alexisbad, Mägdesprung u. Falkenstein sind die schönsten Punkte dieses Thales. Zahlreiche

Nr. 3312. Die Roßtrappe.

Bäche u. Flüsse, welche für die Entwickelung der Industrie dieses stark bevölkerten Berglandes viel beigetragen haben, entströmen dem H., zum Elbgebiete die Helme, Eine, Selke u. Bode im O., die Holzemme im N., zum Gebiet der Weser die Ilse, Ecker u. Ocker im N., die Innerste, Söse, Sieber u. Oder im W. Der H. besteht vorherrschend aus der Silur-, Devon- u. Kohlenformation, denen sich Rothliegendes u. Zechstein, Granit, Grünstein, Porphyr u. Melaphyr anschließen. Der Brocken u. der Ramberg sind die beiden größten Granitinseln. Der Silur- u. Devonformation gehört vorzugsweise der Unterharz an, die Kohlenformation ist am stärksten im Oberharz entwickelt.

Nr. 3313. Hexenstube über der steinernen Renne.

Nr. 3314. Die Bode.

Nr. 3315. Eingang in die Baumannshöhle.

Harzburg, Marktflecken im braunschweig. Kreise Wolfenbüttel mit 1600 E. am Fuße des Harzes u. am rechten Ufer der Radau, eines Nebenflusses der Ocker, gewinnt jetzt neuen Aufschwung durch das Soolbad, zu welchem die ehemalige Saline Juliushall verwendet wird. Auf dem ½ M. entfernten Burgberge liegen die Trümmer des von Heinrich IV. 1065–1069 erbauten, in den Sachsenkriegen mehrfach zerstörten Schlosses H., das nach dem Dreißigj. Kriege abgebrochen worden ist.

Harze. Mit diesem Namen bezeichnet man eine Gruppe organischer Körper, die in den verschiedensten Pflanzen, auch der Vorwelt, vorkommen u. durch ihren relativ großen Kohlen- u. Wasserstoffgehalt, durch ihre vollkommene Unlöslichkeit in Wasser, ihre Löslichkeit in Alkohol, Aether, ätherischen Oelen, Schwefelkohlenstoff ꝛc., ihre schwach saure Reaktion, ihre Schmelzbarkeit u. ihr Verbrennen mit rußiger Flamme charakterisirt sind. Gewöhnlich hält man die H. für Oxydationsprodukte von ätherischen Oelen, doch behaupten Andere, daß umgekehrt diese ätherischen Oele durch Reduktion des in gewissen Zellen aufgehäuften Harzmehls entstunden. Freilich kann sich dann durch die Oxydation aufs Neue H. bilden. Gemische von H.en mit ätherischen Oelen bezeichnet man, abgesehen von dem Terpentinöl haltigen Terpentinen, mit dem Namen Balsame (Copaiva-, Mokka-, Tolubalsam, s. „Balsambäume“). Bei letzteren ist die Gegenwart von Benzoe- resp. Zimmtsäure beobachtet worden. Falls neben dem eigentlichen H.e noch in Wasser lösliche schleimige od. gummöse Substanzen vorkommen, so giebt dies die Unterklasse der Schleim- od. Gummiharze (s. d.). Das in größter Menge gewonnene, billigste u. am allgemeinsten angewendete H. ist das Tannen- od. Fichtenharz (s. d.), das im Wesentlichen aus verschiedenen Harzsäuren (Pininsäure, Pimarsäure, Sylvinsäure) besteht. Diese Harzsäuren verbinden sich leicht, selbst mit kohlensauren Alkalien, unter Austreibung der Kohlensäure u. geben die billigen Harzseifen. Will man Aetzlaugen anwenden, so dürfen sie nicht zu konzentrirt sein, da die Harzseifen in überschüssigem Alkali unlöslich sind. Sie dienen als Versatz billiger Fettseifen, auch zum Leimen des Maschinenpapiers, indem man durch gleichzeitigen Zusatz einer Alaunlösung eine unlösliche Harzthonerdeseife auf die Papierfaser fällt, die dann beim Durchgehen des Bogens zwischen dampfgeheizten Cylindern schmilzt u. das Papier gegen das Ausfließen der Tinte schützt. Wird das H. einer vorsichtig geleiteten trockenen Destillation unterworfen, so geht zuerst Wasser, Essigsäure u. Aceton, daneben das sog. Pinolin od. Harzessenz über, eine Art regenerirten Terpentinöls. Hierauf folgen ca. 50% des sog. fetten Harzöls, das als Verfälschungsmittel von Schmier- u. Brennölen dient; endlich kommt ein sehr zähflüssiges Oel, das, mit kleinen Mengen Kalkhydrat zusammengerieben, den Hauptbestandtheil der sog. belg. Patentwagenschmiere bildet. Außerdem verwendet man das Fichtenharz zum Auspichen von Bierfässern, zu Fackeln, zum Feueranmachen (durch Maiskolben od. Rohrstengel, auch Sägespäne, die in geschmolzenes H. getaucht, od. damit gemengt werden), zur Feuerwerkerei, zur Harzgaserzeugung (durch Einfließenlassen in stark glühende Retorten), als Zusatz zu Asphalt u. s. w. Die Verwendung zu firnißartigen Ueberzügen (mittels einer alkoholischen Lösung des H.es) ist nur auf die geringsten Holzwaaren beschränkt. Höchstens gehen kleine Mengen Terpentin in die Zusammensetzung anderer Firnisse ein. Die Zahl der härteren u. zäheren H.e, die beim Verdunsten ihrer Lösungsmittel glänzende Ueberzüge hinterlassen u. deshalb zu den besseren Firnissen angewandt werden, ist sehr beträchtlich. Anzuführen sind: der Schellack, Mastix, Animé, das Sandarak, das Opopanax, das Dammarharz, endlich der Kopal u. von fossilen H.en der Bernstein. Es sind dies vielfältig Produkte tropischer Holzgattungen; sie werden im Allgemeinen in ähnlicher Art wie das Fichtenharz von den verwundeten Bäumen abgeschieden u. wegen ihres hohen Preises eifrig gesammelt. Diese H. zeigen große Verschiedenheiten in ihrem Verhalten gegen Lösungsmittel. Während Schellack sich bis auf einen wachsartigen Rückstand in Alkohol, selbst kaltem, löst, auch von Alkalien, Aetzammon u. Boraxlösung leicht aufgenommen wird, muß man bei anderen H.n das energischer wirkende Terpentinöl anwenden. Beim Kopal u. dem sich wesentlich ähnlich verhaltenden Bernstein genügt auch dieses nicht. Hier muß ein vorsichtiges Schmelzen vorhergehen, worauf dann die Lösung durch erhitzten Leinölfirniß u. Terpentinöl erfolgt. Dafür giebt aber der durch Absetzen geklärte Firniß einen ungemein festen, glasartig glänzenden Ueberzug, der durch Bimsstein eben geschliffen werden kann. Von den Schleim- u. Gummiharzen (s. d.) ist die Benzoe nam. zu erwähnen. Sie finden in der Technik nur eine beschränkte Anwendung, spielen aber dafür in der Medizin, bes. aber in der Parfümerie, eine desto bedeutendere Rolle.

Haschisch, s. „Cannabis sativa“.

Hasdrubal hießen mehrere namhafte karthagische Feldherren, deren bedeutendste sind: 1. **H.,** Schwiegersohn des Hamilkar Barkas, über-

nahm nach dessen Tode (227 v. Chr.) den Oberbefehl in Spanien, vollendete die Unterwerfung dieses Landes, gründete Cartagena u. schloß mit den Römern den Vertrag hinsichtlich des Ebro als Grenzfluß. Er wurde 221 ermordet. — 2. **H.**, Sohn des Hamilkar Barkas u. Bruder Hannibal's, zeichnete sich als großer Feldherr im zweiten Pun. Kriege in Spanien aus, wo ihm Publius u. Cnejus Scipio gegenüber standen. Zuerst bei Ibero (216 v. Chr.) besiegt, überwand er später seine Gegner u. folgte dem Hülferuf seines Bruders nach Italien. Ehe er aber diesem die Hand reichen konnte, wurde er von den röm. Konsuln Livius Salinator u. Claudius Nero bei Sena am Flüßchen Metaurus besiegt u. in der Schlacht getödtet

Hase (Lepus), eine Nagergattung (Familie der Hasen, Leporina) mit oberseits doppelreihig gestellten (also 4) Vorderzähnen, langen Hinterbeinen, kurzem, aufgerichtetem, buschigem Schwanze, sehr langen Ohren u. gespaltener Oberlippe (weshalb die als Mißbildung beim Menschen auftretende Spaltung Hasenscharte heißt). Unser gemeiner H. (Lepus timidus), der „Lampe" der Thierfabel, lebt in allen gemäßigten Ländern der alten Welt, auf Feldern, Wiesen u. in Wäldern. Je nach seinem Aufenthalte wird er Feld-, Wald- od. Holzhase, Berg-, Sumpf- od. Moorhase, Sandhase u. s. w. genannt. Die Holzhasen sind größer u. wohlschmeckender als die anderen. Der H. ist von gelblichbrauner bis schwarzbrauner (Rücken) Farbe, die in verschiedenen Gegenden des Felles in Weiß u. Grau übergeht u. durchweg gelb gestichelt ist;

Nr. 3316. Der Hase (Lepus timidus).

es kommen auch ganz gelbe u. weiße Exemplare vor. Uebrigens ist er Allen so bekannt, daß eine genauere Beschreibung überflüssig ist. Der H. zeichnet sich aus durch seine starke Vermehrung, ist furchtsam, schläft mit offenen Augen u. macht beim Fortbewegen Sätze u. Männchen. Im Winter schadet er den Bäumen durch Abrinden u. durch Abfressen der Knospen. Sein Fleisch giebt einen wohlschmeckenden Braten u. sein Haar wird zu Filzhüten verarbeitet, weshalb er einen Hauptgegenstand der Jagd ausmacht. Seine Winterfelle (von Dezbr. bis Febr.) heißen, wenn sie fehlerhaft sind durch Schußwunde ꝛc., „halbe", die geringeren „Sommerfelle" heißen „Quarten", da ihrer viere für eins gerechnet werden; die abgeschorene Haut dient zum Leimsieden. In der Jägersprache heißt der alte männliche H. ein Rammler, der weibliche H. Häsin od. Satzhase. Der H. hat keine Ohren, sondern Löffel; keine Augen, sondern Seher; keine Beine, sondern Läufe; kein Haar, wohl aber Wolle; statt des Schwanzes eine Blume od. ein Federlein; auch keine Haut, sondern einen Balg. Der H. frißt nicht, er äßet sich od. nimmt seine Weide; er wird nicht feist, sondern fett; ist nicht dick od. mager, sondern gut u. schlecht. Er macht sich sein Lager in den Erdboden u. drückt sich in dasselbe.

Der etwas größere Schneehase (Alpenhase, Lepus variabilis) der Hochgebirge hat kürzere Ohren als unser gemeiner H. u. sieht im Winter ganz weiß aus. Amerikanische Arten, die ein gutes Pelzwerk liefern, sind: der amerikan. Schneehase (Lepus americanus), der Präriehase (L. virginianus), während der Seidenhase eine aus Angora stammende, ihrer Haare wegen gezüchtete Abart des Kaninchens (Lepus cuniculus) [s. d.] ist mit langen, feinen, wolligen Haaren, die man aller 8 Wochen ihm ausrupft. Hasenkaninchen (Lepus Darwinii) sind aus der Kreuzung von gemeinen Hasenmännchen u. Kaninchenweibchen hervorgegangene Bastarde, die man in Frankreich seit 1850 zu gastronomischen Zwecken züchtet. — Eine dem H.n verwandte Gattung ist der schwanzlose u. kurzöhrige Pfeif-, Stein- od. Heuhase (Lagomys alpinus) Sibiriens, der sich Heuhaufen als Wintervorrath aufspeichert, während Hasenmäuse (od. Wollhasen, Lagostomi) eine verwandte Nagerfamilie bilden, große Thiere mit langen, meist am Ende buschigen Schwänzen, die den Uebergang zu den Springmäusen bilden. Zu ihnen gehört u. a. der Kap'sche Springhase (Pedetes caffer). (Abb. s. Bd. I, Nr. 829.)

Hase, Karl August, der bedeutendste unter den neueren Kirchenhistorikern, geb. 25. Aug. 1800 zu Steinbach in Sachsen, wurde auf dem Gymnasium zu Altenburg vorbereitet u. studirte seit 1819 in Leipzig, Erlangen u. Tübingen Theologie. Seine Theilnahme an der Burschenschaft zog ihm, damals bereits Privatdozent in Tübingen, fünfmonatliche Festungshaft auf dem Hohenasberg zu. Nachdem er sich sodann eine Zeit lang in Dresden aufgehalten, habilitirte er sich 1828 in Leipzig u. wurde 1829 zum Professor der Philosophie daselbst ernannt. Aber noch in demselben Jahre siedelte H. als Professor der Theologie nach Jena über u. wirkt noch daselbst als Lehrer der Kirchengeschichte in höchstem Ansehen. Seinen Schriften hat außer dem weitherzigen u. dabei doch warm christlichen Standpunkt bes. auch ihre künstlerisch vollendete Form weite Verbreitung verschafft.

Nr. 3317. Karl August Hase (geb. 25. Aug. 1800).

Die bedeutendsten derselben sind: „Evangelische Dogmatik" (Stuttg. 1826; 5. Aufl. 1860); „Gnosis od. evangel. Glaubenslehre für die Gebildeten" (3 Bde., Lpz. 1827—29; 2. Aufl. 1869—70 in 2 Bdn.); „Hutterus redivivus", eine Vermittelung der altluther. Dogmatik mit dem modernen Bewußtsein (Lpz. 1829; 11. Aufl. 1868); „Leben Jesu (Lpz. 1829; 5. Aufl. 1865); vor Allem aber die „Kirchengeschichte" (Lpz. 1833; 9. Aufl. 1867), unstreitig die geistvollste Darstellung dieser Wissenschaft. Mehr populär gehalten sind die kirchenhistorischen Monographien, wie „Die beiden Erzbischöfe" (1839), die „Neuen Propheten" (1851 u. 60), d. i. die Jungfrau von Orleans, Savonarola u. die Münster'schen Wiedertäufer; „Franz von Assisi" (1856) u. „Caterina von Siena" (1864). Noch gehört hierher auch die Geschichte des „geistlichen Schauspiels" (Lpz. 1858). Epoche machte ferner das „Handbuch der protest. Polemik gegen die römisch-kathol. Kirche" (Lpz. 1862; 3. Aufl. 1871). Eine höchst anziehende Selbstbiographie (bis 1829) gab H. in dem Buch „Ideale u. Irrthümer" (Lpz. 1872).

Haselhuhn (Tetrao bonasia), ein rebhuhnartiges großes Waldhuhn, vom Birk- u. Auerhuhn bes. auch durch die unterwärts nackten Läufe unterschieden. Es ist von rostbräunlicher Färbung, schwarz u. weiß gescheckt, trägt eine breite schwarzbraune Querbinde über den abgerundeten, grauen, schwarzgewellten Schwanz, fliegt schnell u. gewandt durch die Baumzweige u. nährt sich von Beeren, Knospen u. Insekten. Man findet es in den nordeuropäischen Bergwäldern; bes. von Rußland aus wird das wohlschmeckende, feine Wildpret versendet.

Haselmaus, Haselschläfer (Myoxus avellanarius), ein 7 cm. großes, gelbrothes, unterseits etwas helleres Nagethier aus der Gattung der Siebenschläfer, welches von den Eichhörnchen, in deren Familie es gehört, außer durch das Gebiß u. die kürzeren, fast nackten Ohren sowie durch den gleichmäßig buschigen, 7 cm. langen Schwanz bes. durch den der Daumwarze fehlenden Nagel unterschieden ist. Es lebt auf Bäumen, hält Winterschlaf u. nährt sich hauptsächlich von Haseln u. Bucheln; man kann es zähmen, da es weniger bissig ist als die Eichelmaus, „große Haselmaus" od. der Gartenschläfer, Myoxus nitela.

Hasenauge (Lepophthalmus, Oculus leporinus), eine krankhafte Eigenthümlichkeit des Auges, die darin besteht, daß das Auge nicht völlig geschlossen werden kann. Das H. kann als eine Verkürzung des oberen Augenlides angeboren sein, dann ist dagegen nur operativ einzuschreiten; es kann aber auch ein Krampf, infolge einer Geschwulst, einer Entzündung u. s. w., die den betreffenden Nerven reizt, die Ursache sein u. dann ist, je nach der Natur desselben, auch die Behandlung eine verschiedene.

Hasenclever, Johann Peter, einer der bekanntesten Genremaler der Düsseldorfer Schule. Geb. zu Remscheid 18. Mai 1810, ging er schon 1826 nach Düsseldorf, wo er 12 Jahre lang auf der Akademie, Anfangs unter Schadow's Leitung, studirte. Von 1838 an brachte er zwar einige Jahre in München zu, wo er verdiente Anerkennung fand, aber seine bedeutendsten Erfolge errang er erst in Düsseldorf, wohin er 1842 zurückkehrte. Seine Hauptstärke besteht in dem unvergleichlichen, oft derben Humor u. der drastischen Komik, womit er die Spießbürger- u. Philisterwelt zu schildern weiß. Bekannt sind seine Illustrationen zur Jobsiade, insbes. das mehrfach wiederholte Examen des Jobs. Auch in seinen übrigen humoristischen Bildern, unter denen das Motiv des Weinprobirens u. Zechens im Keller eine Hauptrolle spielt, zeigt sich eine reiche Welt von Humor u. Satire u. eine Charakteristik, die selten nur ans Karikirte streift. Zu den wenigen Bildern ernsteren Inhalts gehören z. B. „Die Spieler". H. starb 16. Dez. 1853 in Düsseldorf.

Hasenpflug, Karl Georg Adolph, ausgezeichneter Architektur- u. Landschaftsmaler, geb. als Sohn eines Schuhmachers zu Berlin 23. Sept. 1802, brachte es als Autodidakt so weit, daß ihn der Dekorationsmaler Gropius (s. d.) zum Gehülfen annahm, wandte sich 1830 nach Halberstadt u. starb das. 13. April 1858. Seine Gemälde, von denen der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen mehrere erwarb, zeichnen sich bes. durch höchst sorgfältige Zeichnung aus. Unübertroffen sind seine Architekturbilder mit Winterlandschaft, wie hauptsächlich „Kloster Heisterbach" u. „Kloster Walenried".

Hasenscharte, ein Defekt der Oberlippe, der auf einer Hemmungsbildung des ungeborenen Kindes beruht u. meist mit einer andern Bildungsanomalie, dem „Wolfsrachen", verbunden ist. Die Bildungsgeschichte des Kiefers erklärt die Entstehungsweise beider Anomalien. Der Oberkiefer des Erwachsenen bildet sich 1. aus zwei seitlichen Stücken, den eigentlichen Oberkiefern, welche die Backzähne u. den Eckzahn produziren, u. 2. aus dem zwischen dieselben hineinwachsenden Zwischenkiefer, der für die vier Schneidezähne bestimmt ist, denen entsprechend er anfänglich aus vier Stückchen entsteht, die später zu zwei Stücken verschmelzen. Sowie nun die beiden Oberkiefer vorwachsen, um mit den Zwischenkiefern (der ossa intermaxillaria) zu verschmelzen, bilden sich auch die sie bedeckenden Weichtheile, die zur Bildung der Oberlippe bestimmt sind, u. zwar ebenfalls aus drei Theilen, die allmählich in eins übergehen. Durch eine Hemmung kann die Vereinigung dieser Theile auf der einen od. auf beiden Seiten ganz od. theilweise unterbrochen werden. Wir haben dann als Resultat die einfache od. die beiderseitige H. Sind nicht nur die Weichtheile, sondern auch die entsprechenden Knochen unvereinigt geblieben, so liegt ein „Wolfsrachen" (Tanus lupinae) vor. Bleibt eine H. sich selbst überlassen, so wird der Defekt immer größer, behindert das Kauen, die deutliche Aussprache u. wird dadurch höchst lästig. Gehoben kann das Uebel nur durch Operation werden. Dieselbe ist bei der einfachen H. sehr leicht. Man frischt die Ränder derselben an u. vereinigt sie mit Nähten. Die mit Wolfsrachen komplizirte H. ist dagegen schwieriger zu beseitigen.

Häser, Heinrich, Sohn des Komponisten Aug. Ferd. H., der hervorragendste Vertreter der Geschichte der Medizin in Deutschland, geb. zu Rom 15. Okt. 1811, studirte seit 1830 in Jena Medizin, habilitirte sich daselbst 1836, war auch seitdem mehrere Jahre Sekundärarzt der dortigen Poliklinik, wurde 1839 außerordentlicher u. 1840 ordentlicher Professor an derselben Universität, folgte 1849 einem Rufe als Professor der Pathologie nach Greifswald u. gehört seit 1862 der medizinischen Fakultät in Breslau an. Seinen schriftstellerischen Ruf begründete H. durch seine „Historisch-pathologischen Untersuchungen als Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten" (2 Bde., Dresd. u. Lpz. 1839—41), denen er ein „Lehrbuch der Geschichte der Medizin u. der epidem. Krankheiten" (Jena 1845; 2. Aufl. 1853—59, 2 Bde.; 3. Aufl. 1873 ff.) u. eine Ausgabe von Gruner's „Scriptores de sudore anglico superstites" (Jena 1847) folgen ließ. Außer diesen Hauptwerken u. anderen Schriften gab er 1840—47 das „Archiv für die gesammte Medizin" u. 1840—42 ein „Repertorium für die gesammte Medizin (4 Bde.) heraus.

Haslithal ist der oberste Theil des Aarethales, aus dem die Grimsel in den Kanton Wallis zur Rhonequelle führt; auch der Sustenpaß führt von Uri her hinein, die große Scheideck von Grindelwald her, der Jochpaß aus Unterwalden, die Brünigstraße von Luzern her, der Hauptzugang aber ist aufwärts vom Brienzersee, welcher das Thal im NW. abschließt. Das größte Dorf ist Meyringen im Unterhasli. Außer dem Handeckfall (s. d.) befinden sich im H. die Reichenbachfälle, Meyringen gegenüber. Das H. ist von den wildesten u. großartigsten Alpengebirgsstöcken östl. u. westl. umgeben u. viele Gletscher steigen gegen das Thal hinab. Durch den Kirchet, einen Quersattel, ist das Thal in Ober- u. Unterhasli getheilt; die Aare durchbricht ihn in enger Schlucht, die finstere Schlauche genannt.

Haspel ist eine bekannte einfache Vorrichtung zum Heben von Lasten (Hebezeug), die aus einer horizontalen, in zwei Zapfenlagern gehenden Welle besteht, auf welcher das die Last tragende Seil aufgewickelt wird. Die Umdrehung der Welle geschieht entweder durch eine Kurbel od. durch zwei kreuzförmig hindurchgesteckte Triebstöcke, od. durch ein Speichenrad, u. man unterscheidet demnach Horn-, Kreuz- u. Radhaspel. Je länger die Kurbel, Triebstöcke od. Speichen im Verhältniß zum Halbmesser der Welle sind, mit desto geringerer Kraft, aber auch desto langsamer, kann eine Last gehoben werden, da die Hebelgesetze für die Wirkung direkt maßgebend sind. Ihre Hauptanwendung findet diese einfache Maschine beim Bauwesen u. in Bergwerken. Auch in der Spinnerei braucht man eine H. od. Weife genannte Vorrichtung zum Aufwickeln u. gleichzeitigen Messen des von der Spule kommenden Garnes.

Hasse, Joseph Adolf, berühmter Komponist des 18. Jahrh., wurde zu Bergedorf unweit Hamburg 25. März 1699 geb., wo sein Vater, Peter H., Organist war. Dieser gab ihm auch den ersten Musikunterricht, so daß Jos. Ad. H. 1718 am Theater der genannten Stadt als Tenorist angestellt wurde. In gleicher Eigenschaft kam er 1722 an das Hoftheater nach Braunschweig, woselbst er 1723 auch seine erste Oper — „Antigonus" — auf die Bühne brachte. Die beifällige Aufnahme, welche dieselbe fand, verhinderte indeß nicht, daß H. ihre Mängel u. überhaupt die Unzulänglichkeit seiner musikalischen Ausbildung erkannte u. beschloß, das ihm noch Fehlende vermöge einer Studienreise nach Italien zu ergänzen. Mit Erlaubniß des Herzogs von Braunschweig (u. wahrscheinlich mit einer Unterstützung desselben) ging er denn auch 1724 nach dem genannten Lande u. wurde in Neapel Porpora's u. dann Alessandro Scarlatti's Kompositionsschüler. In Neapel war es auch, wo er bereits 1725 mit einer von ihm komponirten Serenade zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit trat, u. zwar mit solchem Glück, daß ihm für das Jahr 1726 die Verfertigung einer Oper für das königl. Theater übertragen wurde. Die Oper selbst „Sesostrate" hatte ungemeinen Erfolg; ebenso die ihr folgende „Attalo Rè di Bitinia". Von allen ital. Theatern strömten ihm Aufträge zu, ganz bes. verlockend von Venedig, wohin er sich denn auch 1727 begab u. wo er sowol durch sein vortreffliches Klavierspielen u. Singen als auch durch seine Arbeiten für Theater (z. B. die Opern „Artaserse" u. „Demetrio") u. Kirche (angeführt sei in dieser Beziehung nam. ein wundervolles Miserere für 2 Soprane, 2 Alte u. Streichquartett) bald zu großem Ansehen gelangte, so daß er als Kapellmeister am Konservatorium degli Incurabili angestellt wurde u. die Hand der damals aus London zurückgekehrten schönen u. hochgefeierten Sängerin Faustina Bordoni errang. Mit dieser folgte er 1731 einem Rufe nach Dresden, wo er zum Oberkapellmeister u. sie zur ersten Hof- u. Kammersängerin ernannt wurde. Die erste Oper, welche H. in der kursächsischen Hauptstadt schrieb u. zur Aufführung brachte, war „Alessandro nell' Indie"; sie hatte einen ungeheuern Erfolg, brachte aber leider den Komponisten um den Alleinbesitz seiner angebeteten Gattin. Der leicht entzündliche Kurfürst August der Starke entflammte

sich an den persönlichen u. künstlerischen Reizen Faustinen's, u. H. erhielt Urlaub, um zum Besten der Kunst nach Italien zu gehen. Tiefen Kummer im Herzen, aber sich ins Unabänderliche fügend, ging er nach dem Lande seiner ersten Triumphe u. verweilte dort (als il Sassone allgemein bekannt u. berühmt) bis 1740, nur dann u. wann auf kurze Zeit Dresden besuchend u. in der Zwischenzeit (1733) auch einem Rufe nach London folgend. Um die angegebene Zeit nach Dresden zurückgekehrt, entfaltete er daselbst eine für die Hebung der Musikzustände sehr ersprießliche Thätigkeit u. schuf zahlreiche Kompositionen. Nachdem aber H., der 1755 seine schöne Tenorstimme verloren, 1760 bei der Beschießung Dresdens durch die Preußen außer einem großen Theil seiner Habe auch alle Manuskripte seiner Kompositionen eingebüßt hatte u. 1763 nebst seiner Frau bei der allgemein nothwendig gewordenen Einschränkung pensionirt worden war, ging er nach Wien, wo er bis 1766 noch sechs Opern u. eine Menge von Kammermusiksachen komponirte. Seine letzte Oper war „Ruggiero", welche 1771 zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand in Mailand aufgeführt wurde. Hierauf zog sich der vom Podagra geplagte Mann nebst seiner Gattin nach Venedig zurück u. arbeitete nur noch für die Kirche (u. a. ein nachgehends berühmt gewordenes Requiem, das er für die Obsequien Kurfürst August's III. von Sachsen schrieb). Als seine letzte Komposition wird ein Te Deum genannt, das er um 1780 verfaßte u. das bei der Anwesenheit des Papstes in Venedig aufgeführt wurde. Gestorben ist er in ebengenannter Stadt 23. Dez. 1783. Der österr. Musikgelehrte Franz Sales Kandler (von dem auch eine italien. geschriebene Biographie H.'s vorhanden ist) hat 1820 dessen zerfallene Ruhestätte in der Kirche St. Ermagora e Fortunato (gewöhnlich S. Marcuola genannt) wieder entdeckt u. ihm ein Marmordenkmal setzen lassen. — Die Zahl von H.'s Kompositionen ist so groß, daß sie wol schwerlich von Jemand genau angegeben werden können; er selbst kannte sie nicht mehr alle. Seine Opern allein zählen über 100; alle Texte Metastasio's (ausgenommen „Temistocle") hat er in Musik gesetzt, manche nicht blos ein-, sondern zwei-, drei- u. sogar viermal. Dann hat er viele Libretti von Apostolo Zeno komponirt u. die Zahl seiner Kirchen-, Kammer- u. Konzertsachen ist Legion. — Faustina H., geb. Bordoni (auch nur Faustina genannt), die vorerwähnte Frau Jos. Ad. H.'s, ward im J. 1700 zu Venedig geb., u. ihre Eltern, wohlhabend u. angesehen, ließen ihr eine in jeder Beziehung sorgfältige Erziehung geben. Ihre Gesangsbildung erhielt sie durch den berühmten Gasparini, u. in ihrem 16. Jahre betrat sie in Venedig zum ersten Mal die Bühne. Nach Verlauf einiger Jahre die gefeiert'ste Sängerin von ganz Italien geworden, ließ sie 1724 sich in Wien bewundern u. wurde 1726 von Händel für London engagirt, von wo sie Ende 1728 nach Venedig zurückkehrte, daselbst zuerst in Zurückgezogenheit lebend u. erst nach ihrer Vermählung mit H. wieder öffentlich auftretend. Mit dem Leben des Ebengenannten fällt nun ihre fernere Geschichte zusammen, doch hat man bis jetzt noch nicht ermitteln können, wann sie gestorben ist.

Hasselt, Stadt in der belg. Provinz Limburg mit 11,000 E., an der Demer, hat bedeutende Branntweinbrennerei, Gerberei, Krapp- u. Tabakbau. Bekannt ist sie bes. durch die Schlacht, welche am 8. Aug. 1831 zwischen den Holländern unter dem Prinzen von Oranien u. den Belgiern unter dem General Daine hier geschlagen wurde u. in welcher Erstere Sieger blieben.

Hassenpflug, Hans Daniel Ludwig Friedrich, deutscher Staatsmann, berüchtigt nam. als Urheber der langjähr. Verfassungswirren in Kurhessen, war der Sohn des als willfähriger Diener fürstlicher Willkür bekannten ehemaligen Regierungspräsidenten H. in Kassel. Geb. 1793 in Hanau, studirte er in Göttingen die Rechte, machte 1813 als freiwilliger Jäger den Feldzug gegen Frankreich mit u. wurde nach seiner Rückkehr eines der leidenschaftlichsten Mitglieder der deutschen Burschenschaft. Seit 1817 Assessor beim Justizsenat in Kassel u. seit 1821 beim Oberappellationsgerichte das., wußte er sich die Gunst des Kurprinzen zu erwerben, der ihn nach seiner Erhebung zum Mitregenten schon im März 1832 als Ministerialrath dem Gesammtministerium beigab u. im Mai desselben Jahres zum Minister der Justiz u. des Innern ernannte. Damit war es um die Einigkeit zwischen Fürst u. Volk geschehen, denn H. machte es sich fortan zur Aufgabe, die unumschränkte fürstliche Gewalt wieder einzuführen. Seine Rücksichtslosigkeit u. die Härten, deren er sich dabei schuldig machte, verschafften ihm den Namen „Hessenfluch". Im Zenith seiner Macht stehend, war er indeß unklug genug, auch gegen oben anmaßend zu werden, u. infolge dessen wurde er 5. Juli 1837 beseitigt. H. fand nun zunächst als Geheimrath in Sigmaringen, dann als Civilstatthalter in Luxemburg eine Stelle. Von letzterem Posten kam er 1841 als Rath an das Berliner Obertribunal, von dem er gegen das Ende der 40er Jahre als Präsident des Oberappellationsgerichts nach Greifswald versetzt wurde. Hier machte er, außer durch politische Verfolgungen, nam. auch durch einen Prozeß wegen Unterschlagung öffentlicher Gelder viel von sich reden. Noch bevor dieser Prozeß mit seiner Freisprechung geendet hatte, wurde er wieder nach Hessen berufen, u. zwar als Ministerpräsident. Kaum stand H. an der Spitze der Verwaltung, als auch die Verfassungskämpfe von Neuem begannen, u. zwar wollte er die Verwickelung so steigern, daß ein Einschreiten von außen nöthig würde. Als alle seine Mittel, die Hessen zur Rebellion zu treiben, nicht verfingen, bewog er den Kurfürsten zur Flucht u. verließ 12. Sept. 1850 selbst das Land. Nun erfolgte der Einmarsch deutscher Bundestruppen. Zuerst unter deren Schutz, nachher mit Beihülfe des Schreckens, regierte dann H. derart weiter, daß jährlich Tausende von Hessen auswanderten. Auch nachdem er vom Grafen v. Isenburg-Wächtersbach durch eine tüchtige Tracht Prügel öffentlich beschimpft worden war, blieb er noch zwei Jahre im Amte, bis 16. Okt. 1855. Seit seinem Sturze, den seine dunklen Werke überdauerten (vgl. „Hessen-Kassel"), lebte H., von Jedermann gemieden, meist in Marburg, wo er auch 10. Okt. 1862 starb.

Haßkarl, Justus Karl, hochverdient um die erste Einführung der Chinabaumkultur auf Java, wurde 6. Dez. 1811 zu Kassel geboren, wo sein Vater bei der Oberrechnungskammer des Westfälischen Königreichs angestellt war. Nach Auflösung dieses Reiches kam der Sohn mit dem Vater nach Siegen u. Bonn. Hier besuchte H. das Gymnasium, verließ es aber, um sich in der Hoffnung,

Nr. 3318. Justus Karl Haßkarl (geb. 6. Dez. 1811).

fremde Länder zu bereisen, im botanischen Garten zu Poppelsdorf bei Bonn zum Gärtner auszubilden. Später wollte er Soldat werden, trat jedoch aus dem Militärdienst wieder zur Gärtnerei über u. erhielt, da er sich in der Botanik gute Bildung verschafft hatte, 1835 interimistisch die Assistentenstelle am naturhistorischen Museum zu Bonn. Hierdurch kam er in Berührung mit einem holländ. Rheder, der ihm einen Aufenthalt auf Java vermittelte. Nach vielen schweren Erfahrungen erhielt er daselbst die Stelle eines wissenschaftlichen Direktors am botanischen Garten zu Buitenzorg, die er aber nach manchen Mißhelligkeiten wieder aufgab, um nach Europa zurückzukehren. Als jedoch die niederländische Regierung die Chinakultur auf Java einzuführen

unternahm, berief sie H. zurück u. übertrug ihm die Mission, den Chinabaum aus Peru u. Bolivia nach Java zu verpflanzen. H. ging 2. Dez. 1852 unter Segel. Nach vielen, zum Theil gefahrvollen u. abenteuerlichen Reisen in Südamerika, schiffte er sich 8. Juli 1854 mit seinen Pflanzen u. Samen nach Java ein, woselbst er 13. Dez. ankam, um nun auch die Direktion der neuen Chinapflanzungen zu übernehmen. Als er diese, infolge von Differenzen, an den deutschen Naturforscher Junghuhn aus Mansfeld abgegeben, kehrte H. mit einer kleinen Pension nach Europa zurück u. lebt seitdem seinen Studien zu Cleve, mit der Genugthuung, daß das von ihm begonnene Werk auf Java, gegenwärtig unter neuer Leitung, rasch zu hoher Blüte kam u. segensreich wirkt.

Hastings (spr. Hehstings), Stadt in der südengl. Grafschaft Sussex mit 29,289 E. (1871), an einer sehr ruhigen, von Hügeln gegen die Nordwinde geschützten flachen Bai gelegen, hat ein Gymnasium, eine Handelsschule u. auf einem Hügel über der Stadt eine ausgedehnte Schloßruine. Die Einwohner treiben Kalkbrennerei, Fischfang u. den Bau kleiner Schiffe; der Wohlstand der Stadt beruht aber vorzugsweise auf dem Seebade, welches in den letzten Jahren sehr in Aufnahme gekommen ist u. am Strande eine Anzahl schöner Hotels hat entstehen lassen. H. ist geschichtlich berühmt durch die Schlacht, in welcher Wilhelm der Eroberer 14. Okt. 1066 Harald schlug u. sich den Besitz Englands sicherte.

Hastings (spr. Hehstings), Warren, Generalgouverneur von Britisch-Ostindien, geb. als Sohn eines Geistlichen zu Churchill (Grafschaft Worcester) 6. Dez. 1732, studirte in Oxford u. ging als Schreiber nach Ostindien, wo er sich mit der brit. Angelegenheit genau bekannt machte; 1756 diente er als Freiwilliger unterm Obersten Clive, wurde 1761 jedoch Mitglied der Regierung in Kalkutta u. hielt sich 1764–69 wieder in England auf, war dann Mitglied der Regierung in Madras u. seit 1771 Gouverneur von Bengalen. Auf Lord North's Vorschlag erhielt H. 1773 das Generalgouvernement von Ostindien. Unter seiner Verwaltung wuchs u. befestigte sich die Macht der Compagnie, entfalteten sich die Künste u. Wissenschaften bedeutend, u. stiegen die öffentlichen Einkünfte von 3 auf 5 Mill. Pfd. Sterling. Nach Verdrängung des Lords North aus dem Ministerium brachten es H.'s Feinde u. Neider dahin, daß er 1785 nicht blos abberufen, sondern auch angeklagt wurde, mit tyrannischer Willkür verfahren zu sein u. Erpressungen u. Bedrückungen aller Art ausgeführt zu haben. 1786 kam diese Anklage vor das Unterhaus, 1787 vor das Oberhaus, u. 13. Febr. 1788 nahm der Staatsprozeß seinen Anfang, um erst 13. April 1795 zum Abschluß zu kommen. H. ward mit Stimmenmehrheit von allen Anklagen freigesprochen, aber zu den Prozeßkosten im Betrag von 71,080 Pfd. Sterl. verurtheilt. Indeß entschädigte ihn die Ostind. Compagnie durch ein Geschenk von 112,000 Pfd. Sterl. u. eine Leibrente von jährlich 4000 Pfd. H. starb auf seinem Landsitze Daylesford (Grafschaft Worcester) 22. Aug. 1818. Auch als Architekt, Ingenieur u. selbst als Dichter war H. nicht unbedeutend. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Narrative of the late transaction of Benares“ (Kalkutta 1782); „Review of the state of Bengal“ (ebd. 1786); „The present state of the East Indies“ (ebd. 1786) u. „Speech in the High Court of Justice in Westminsterhall“ (Lond. 1791). Vgl. Gleig, „Memoirs of W. H., including his journals and letters“ (3 Bde., Lond. 1841, mit seinem Portrait); Macaulay, „Critical and historical essays“ (ebd. 1850, 4. Bde.); Bond, „Speeches of the managers and counsel in the trial of W. H.“ (ebd. 1859); Häring, „W. H.“ (Berl. 1844).

Nr. 3319. Warren Hastings (geb. 6. Dez. 1732, gest. 22. Aug. 1818).

Hathor (auch Athor, Athyr, Ator genannt) ist der Name einer der vornehmsten Gottheiten des alten Aegyptens. Ihr Name bedeutet „Wohnung des Horus“, ihre Thätigkeit ist jedoch noch nicht ganz festgestellt. Sie ist Mutter aller Götter, aller Wesen. In der Osirismythe spielt sie ebenfalls eine Rolle, denn sie hat den Auftrag, die Mumie bei ihrem Eintritt in den Berg des Abends od. den Hades der Aegypter (Amenti) zu empfangen. Die Griechen haben sie mit der Aphrodite identifizirt, mit der sie allerdings viele Züge gemein hat. In Aegypten führte der dritte Monat des ägyptischen Kalenders, in welchem der Lichtgott Osiris durch Typhon getödtet ward, u. der bei uns die letzte Hälfte des Septembers u. die erste des Oktobers ist, ihren Namen, er hieß Athyr. Die Maus, als Emblem der Zerstörung, u. die Taube, das Symbol der Wiedergeburt, waren ihr heilig u. deuten die Entstehung alles physischen Lebens aus dem Tode an; die Taube bringt sie übrigens mit der syrischen Naturgöttin Astarte, sonst auch Astaroth, Achtara, Achtoret genannt, in Verbindung. Sie war also die ägyptische Aphrodite, die ohne Eltern geborene Urheberin aller Zeugungen. Ihr Kultus fand zu Athribis statt, in dessen Nähe das Aphroditopolis des Stephanus von Byzanz lag, u. welche Herodot Atarbechis (d. h. Stadt [beki] der Nacht) nennt. Auf Münzen von Athribis trägt diese Göttin in der Rechten einen Vogel, in der Linken einen Spieß; auf einer Münze des Trajan hat sie einen spitzen Hut, auf der Rechten eine Taube, mit der Linken hält sie ihr Gewand. Man hat auch Statuen von ihr. Im Museum von Boulacq z. B. ist ihr Haupt mit dem Diskus u. Kuhhörnern, den gewöhnlichen Attributen der Isis, mit welcher sie oft verwechselt wird, geschmückt. Zuweilen findet man sie auf Basreliefs als eine von vorn dargestellte weibliche Figur mit Kuhohren, einen Diskus u. eine Art Gebäude auf dem Haupte tragend. Manchmal bildet der Geier, das Symbol der Mütterlichkeit, für sie eine Art von Kopfputz. Ihr hieroglyphisches Zeichen ist der Sperber in einem Quadrate.

Hatschier, s. v. w. Hartschier.

Hatt-i-Humajum, s. v. w. Hattischerif.

Hattischerif (eig. edle Schrift) heißt ein Handschreiben od. Kabinetsbefehl des Sultans. Schlechthin versteht man gewöhnlich darunter das H. von Gülhane, eine im ersten Jahre Sultan Abdulmedschid's (1839) erlassene Staatsakte, in welcher sich seine Regierung zu den Grundsätzen des Liberalismus bekannte. Sie versprach allen Unterthanen des Reichs, ohne Unterschied der Religion, völlige Sicherheit der Person u. des Eigenthums, ein gerechteres System der Steuererhebung, u. speziell für die mohammedanischen Staatsangehörigen eine neue Organisation des Militärdienstes; damit zugleich die Abschaffung alter Mißbräuche, wie der willkürlichen Justiz, der Güterkonfiskation, der Steuerverpachtung u. der Monopole. Im Ganzen waren diese Grundsätze schon von Abdulmedschid's Vorgänger, dem großen Mahmud, gehandhabt od. wenigstens ausgesprochen worden. Das H. war in der Hauptsache ein politisches Programm, welches dem sehr zerrütteten Staate die Sympathien Westeuropa's gewinnen sollte. Sein eigentlicher Urheber war der reformfreundliche Reschid Pascha, damaliger Minister des Auswärtigen. In aller Stille ausgearbeitet, wurde es 3. Nov. 1839 mit größter Feierlichkeit in Gegenwart des Sultans, der Großwürdenträger u. der Notabeln von Konstantinopel, sowie der europ. Diplomatie, auf dem Platze vor dem Pavillon Gülhane öffentlich verlesen u. nachher vom Sultan vor den Ministern beschworen. Es verfehlte den gewünschten günstigen Eindruck in Westeuropa nicht, wenn es auch für die innere Umwandlung der Türkei von keinerlei unmittelbaren Folgen sein konnte.

Hatto I., Erzbischof von Mainz, wurde von Reichenau hinweg, dessen Abt er seit 888 gewesen, 891 durch König Arnulf zum Erzbischof von Mainz erhoben u. beherrschte seitdem als gewaltiger Kirchenfürst unter Arnulf, Ludwig dem Kinde u. Konrad I. die deutsche Politik. Mit allen Mitteln arbeitete er an der Stärkung der geistlichen Gewalt, aber mehr in nationalkirchlichem als päpstlichem Sinne, u. im Streite der Fürsten gegen die deutschen Könige immer auf Seite der Letzteren, um die Zersplitterung der Kirche zu verhüten. H. starb 913.

Hatzfeld, ein altes oberhess., nach seiner Stammburg an der Edder benanntes Dynastengeschlecht. Nach Erwerbung der Herrschaft Wildenburg (im heutigen preuß. Reg.-Bez. Koblenz) theilte sich dasselbe in der Mitte des 15. Jahrh. in eine ältere u. jüngere Hauptlinie **H.-Wildenburg**. Der ersteren gehörte der kaiserl. General Melchior Friedr. Gottfried **v. H.** an, der, geb. 1598, gest. 9. Jan. 1658, im Dreißigjähr. Kriege sich auszeichnete u. den Glanz seines Hauses begründete. Er erhielt von Brandenburg-Ansbach die fränk. Herrschaft Rosenberg, von Kurmainz die erzbischöfl. Leben der erledigten

Grafschaft Gleichen u. vom Kaiser, unter gleichzeitiger Erhebung in den Reichsgrafenstand, 1641 die schles. Herrschaft Trachenberg (im heutigen Kreis Militsch, preuß. Reg.-Bez. Breslau). Letztere, 6,5 □M. umfassend, wurde 31. Okt. 1741 von Friedrich d. Gr. zu einem Fürstenthum erhoben, u. Kaiser Franz I. verlieh 25. Mai 1748 ihren Besitzern auch die Reichsfürstenwürde. Beim Erlöschen dieser Hauptlinie (1794) wurden die erstgenannten Lehen eingezogen, u. Trachenberg nebst Zubehör, den Stammsitz Wildenburg ausgenommen, kam an den Grafen Schönborn-Wiesentheid, um erst 1803, nach langen Streitigkeiten, in den Besitz der anderen Hauptlinie überzugehen. Deren Rechts- u. Besitzverhältnisse sind durch einen am 27. März 1868 von sämmtlichen Agnaten abgeschlossenen u. 19. März 1870 vom Könige von Preußen bestätigten Familienvertrag u. Erbvergleich definitiv geregelt worden; sie zerfällt jetzt in die ältere gräfliche Spezziallinie **H.-Wildenburg** u. in die beiden fürstl. Linien **H.-Trachenberg** (früher Werther-Schönstein) u. **H.-Wildenburg** (früher Weisweiler). Das Haupt der seit 27. Mai 1635 in den Reichsgrafenstand erhobenen Linie ist jetzt der preuß. Kammerherr Edmund Gottfried Cornelius Friedrich Hubert Graf **v. H.**, geb. 28. Dez. 1798; derselbe war seit 10. Aug. 1822 mit der Gräfin Sophie **v. H.** (geb. 10. Aug. 1805), einer Tochter des Fürsten Franz Ludwig v. H. (s. u.) vermählt, wurde aber von ihr 30. Juli 1851 geschieden. Der betreffende Ehescheidungsprozeß machte s. Z. wegen des bekannten Kassettendiebstahls viel von sich reden; durch diesen waren 1846 einer Baronin v. Meyendorff gewisse Papiere entwendet worden, welche der Gräfin H. wichtige Beweisdokumente lieferten, u. an demselben sollte sich auch Ferdinand Lassalle (s. d.) betheiligt haben; seit jener Affaire, die übrigens mit Lassalle's Freisprechung endigte, ist die Gräfin H. ihrem Ritter wie seiner Partei stets eine dankbare Freundin geblieben. Der zweite Sohn aus jener unglücklichen Ehe, Melchior Hubert Paul Gustav Graf **v. H.**, geb. 8. Okt. 1831, war vortragender Rath im preuß. Ministerium des Auswärtigen u. wurde im Aug. 1874 als Botschafter des Deutschen Reichs nach Madrid gesandt, wo er 13. Sept. dess. J. dem Marschall Serrano (s. d.) sein Beglaubigungsschreiben überreichte; er ist seit 1863 mit der Amerikanerin Helene Moulton vermählt. Sein älterer Bruder, Franz Edmund Hubert Hermann Alfred, geb. zu Düsseldorf 9. April 1825, erhielt durch Kabinetsordre König Wilhelm's I. von Preußen vom 10. Mai 1870 die erbliche Fürstenwürde mit dem Prädikat „Durchlaucht"; er ist als jetziges Haupt der Spezziallinie H.-Wildenburg Besitzer der Herrschaft Wildenburg-Schönstein u. mehrerer anderer Fideikommißgüter, auch erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses; vermählt ist er seit 1. Sept. 1852 mit der Gräfin Gabriele v. Dietrichstein-Proskau-Leslie. Der Fürstenstand der Linie H.-Trachenberg datirt vom 10. Juli 1803; damals ward in denselben Graf Franz Ludwig **v. H.**, geb. zu Wien 23. Nov. 1756, erhoben. Zuerst in kurmainz., dann in preuß. Diensten, war derselbe Generalgouverneur von Berlin, als dieses 1806 von den Franzosen besetzt wurde; durch einen aufgefangenen Brief von seiner fortdauernden Verbindung mit dem Fürsten Hohenlohe in Kenntniß gesetzt, wollte ihn Napoleon vor ein Kriegsgericht stellen; indeß gelang es der Gemahlin des Fürsten H., einer gebornen v. d. Schulenburg, den Kaiser davon abzubringen. Später wurde Fürst H. zu mehreren diplomatischen Sendungen gebraucht, war preuß. Gesandter im Haag, seit 1822 in Wien, u. starb das. 3. Febr. 1827. Sein Sohn, Fürst Friedrich Hermann Anton **v. H.**, geb. 2. Okt. 1808, war 1838—46 Generallandschaftsdirektor von Schlesien, 1849 Mitglied der 2. preuß. Kammer u. seit 1858 erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses u. starb 20. Juli 1874. Ihm ist als Haupt seiner Linie sein Sohn Hermann, geb. 4. Febr. 1848, gefolgt.

Haube bedeutet eigentlich nur eine Bekleidung des Hauptes bei Menschen, eine Mütze, u. so werden heute noch in der Oberpfalz u. andern oberdeutschen Gegenden die Mützen des männlichen Geschlechts H.n genannt, in welcher Bedeutung das Wort auch im Schwabenspiegel vorkommt u. sich in dem Sprüchwort „Jemandem auf die H. greifen, einem auf der H. sitzen", findet. Darum trugen auch vor Ende des 15. bis ins 16. Jahrh. Männer sog. Haarhauben, die nichts Anderes waren als das Haarnetz, mit welchem die Frauen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. die zusammengelegten Flechten umfaßten, weshalb Geiler von Kaisersberg sich beklagt, daß es eine Schande sei, daß die Weiber Baretts trügen mit Ohren, die Männer aber H.n wie die Frauen, mit Seide u. Gold gestickt. Darum sehen sich auch Männer u. Frauen auf Bildern jener Zeit oft so ähnlich, daß nur der Bart das Kriterium abgiebt. Wenn jedoch in der Bibel davon die Rede ist, daß die Söhne Aaron's H.n getragen hätten (II. Mos. 28, 40. 29, 9. III. 8, 13), so sind damit Hauptbinden gemeint. Eigentliche Frauenhauben in unserem Sinne trugen aber schon die Römerinnen: sie hießen reticula, Netzchen, u. waren mehr od. minder anschließende Kappen mit einem netzartigen Ueberzug aus goldnen od. silbernen Fäden.

Nr. 3320. Hauben aus verschiedenen Zeiten.

Uebrigens trugen die röm. Damen auch Negligé- od. Schlafhauben von feinster Blase, welche unsern Badekappen entsprechen. In Deutschland wurden, gleich wie am Burgundischen Hofe zu Ende des 15. Jahrh., ungeheuer hohe H.n von Frauen u. Mädchen getragen, ellenhohe Spitzenhauben mit bis zum Boden herabfallenden Schleiern. Andere H.n bestanden aus einer farbigen, quer über den Kopf gelegten Wulst, deren beide Enden vorn über der Stirn in die Höhe standen u. hörnerartig aussahen. Andere H.n glichen Kugeln, aus denen nur ein Loch für den Kopf ausgeschnitten war. Verheirathete Damen trugen um 1500 hohe, über ein breites, eckiges Drahtgestell ausgespannte, zusammengelegte weiße Tücher, die unter dem Kinn zusammengebunden waren u. das Gesicht bis ins Winzige verkleinerten, indem gewöhnlich noch eine Binde, von Ohr zu Ohr gehend, Mund, Kinn u. den größten Theil der Wangen verhüllte. Im 16. Jahrh. schrumpfen diese mißgestalteten Wülste herab u. es wird aus ihnen das Barett mit der Haarhaube; bei Frauen der niedern Stände legt sich die H. fast ganz klein um den Kopf in der Form eines umgebundenen Tuches. Im 17. Jahrh. tritt aber die alte Form wieder in der Marderhaube, einer ungeheuren Pelzkugel, der Fliederhaube, einer Erweiterung des kleinen Gold- u. Silberhäubchens, hervor, über welcher Nürnberger Damen im Sommer noch den hohen span. Männerhut trugen, das Muschelbund u. andere wunderliche Formen. Im 18. Jahrh. endlich wurden die Formen der H. noch viel mannichfaltiger, weil Alles darauf ankam, sie in Einklang mit den wunderlichen Coiffüren zu bringen. Ganz kurios waren die sog. Dormeusen u. Baigneusen, welche nicht blos ältere Bürgerfrauen trugen, sondern auch vornehme Damen, die durch absichtliches Negligé Aufsehen erregen wollten. Für die höchste Toilette bediente man sich der H. à la Turque, deren Vorbild der Turban war, u. die sich als eine Art Surrogat des Hutes bis in den Anfang der 20er Jahre dieses Jahrh. erhielten. Jetzt ist die H., mit Ausnahme der Morgenhaube u. der von älteren Damen oft nur aus absichtlicher Caprice getragenen Krepp- u. Spitzenhaube, fast ganz abgekommen. Eben getrauten jungen Frauen setzt man noch jetzt eine H. als eine Art Symbol, daß sie nun (mit Ehren) unter die H. gekommen od. Ehefrauen geworden sind, auf. In Niedersachsen nannte man dies sonst

„mit Ehren unter die Hülle kommen“, weil dort die Jungfrauen leinwandene H.n, geschwächte ledige Frauenzimmer u. verheirathete Frauen aber eine Art Mützen, Hüllen genannt, trugen.

Hauberge, im Allgemeinen (s. v. w. Niederwald (s. d.). Insbesondere führt diesen Namen die größere Hälfte der Bodenfläche des die Südspitze der preuß. Provinz Westfalen bildenden Kreises Siegen. Die dortige Waldfläche beträgt 71½ Prozent des ganzen Kreises, aber von dem Walde sind nur etwa 30,000 Morgen Hochwald u. gegen 150,000 Morgen H. Auf letzterer wird nun keineswegs eine reine Waldwirthschaft getrieben, sondern die Niederwaldkultur wechselt in regelmäßigem Turnus mit Feldbau. Der Niederwald, für den eine 16—20jähr. Umtriebszeit besteht, zerfällt in eine gewisse Anzahl von Hauen od. Schlägen, welch letztere wieder eine gleiche Anzahl von Unterabtheilungen, „Stammjähne“ od. kurzweg „Jähne“ genannt, haben. Jährlich kommt ein Schlag zum Abtriebe. Im März u. April wird, was nicht zum Lohschälen bestimmt ist, abgeholzt („Räumen“ des Schlages). Dann folgt im Mai u. Juni das Schälen der Lohe u. demnächst das Abhauen der abgeschälten Eichenstangen. Hieran reiht sich die Abschälung u. Verbrennung des Rasens, das Ausbreiten der Asche zur Düngung u. zuletzt die Aussaat des Winterroggens. Ende Aug. des nächsten Jahres wird geerntet; hierauf bleibt der Schlag mehrere Jahre verschlossen, um dann bis zu der Zeit, wo er wieder zum Abtrieb kommt, der ganzen Gemeinde als Weide zu dienen. Und nicht blos einer eigenthümlichen Wirthschaftsmethode unterliegen die H., im weitaus größten Theile derselben haben sich auch eigenthümliche Rechtsverhältnisse erhalten. Von ihren 150,000 Morgen sind nämlich 139,320 Morgen Genossenschaftseigenthum. An der Spitze der Haubergsgenossenschaften steht als vollziehendes Organ ein Haubergsvorsteher, u. das ganze Verfahren bei der Vertheilung der Jähne unter die Interessenten, welche ohne Zuziehung von Feldmessern durch das Loos erfolgt, ist durch die Haubergsordnung v. 6. Dez. 1834 festgestellt; in derselben heißen die genossenschaftlichen H. ein „ungetheiltes u. untheilbares Gesammteigenthum der Besitzer“. Nur für die Gerichte ist dieser Gesichtspunkt nicht maßgebend; sie beurtheilen die Berechtigung der Interessenten nur vom Standpunkte des Miteigenthums. Dasselbe geschieht bei den Eintragungen ins Hypothekenbuch. Vgl. H. Achenbach, „Die Haubergsgenossenschaften des Siegerlandes“ (Bonn 1863).

Haubitze, eine nunmehr aus der Feldartillerie verschwundene Geschützgattung. Das Rohr der H. stand seiner Länge nach zwischen Kanone u. Mörser. Die innere Höhlung, die Seele, war glatt u. verengte sich nach hinten zu einer konisch od. cylindrisch gestalteten sog. Kammer. Diese Kammer diente zur Aufnahme der verhältnißmäßig kleinen Ladung. Die H. schoß Hohlgeschosse, Granaten, mit verschiedenen Ladungen u. gewährte dadurch das Mittel, verdeckte Ziele durch größere Krümmung der Geschoßbahn zu erreichen. In den Napoleonischen Kriegen Anfangs unseres Jahrhunderts u. bis zur Einführung der gezogenen Geschütze, Anfang der 60er Jahre, bestanden die Feldbatterien der meisten deutschen Artillerien aus je 4 od. 6 Kanonen u. 2 H.n. — Preußen führte sogar ganze Haubitzenbatterien u. hatte das Feuer aus H.n durch Einführung von Granaten mit excentrischer Höhlung, welche es möglich machten, die Schwerpunktslage des Geschosses im Rohre genau zu regeln, zu einer hohen Vollendung gebracht. Die gezogenen Rohre, welche gleichfalls eintretenden Falles eine große Schmiegsamkeit der Geschoßbahnen möglich machen u. dabei weit sicherer schießen, haben die H. aus der Feldartillerie ganz u. gar verbannt u. sie besteht nur hier u. da noch in Belagerungstrains in einzelnen größeren Exemplaren. Für die Vereinfachung der Feldartillerie war damit ein großer Schritt geschehen.

Haubold, Christian Gottlieb, einer der bedeutendsten sächs. Rechtslehrer, geb. 1. Nov. 1766 in Dresden. Im J. 1797 wurde er, nachdem er sich 1785 habilitirt, ord. Prof. an der Leipziger Hochschule. Ihm verdanken die Wissenschaft des gemeinen wie des sächs. Rechtes gleichviel; dem letzteren hat er durch sein „Lehrbuch des sächs. Rechts“ (Lpz. 1820, 3. Aufl. 1846) eine wesentlich neue Grundlage geschaffen. Er war eben so bedeutend als praktischer Jurist (er war Oberhofgerichtsrath) wie beliebt als akademischer Lehrer. Besonders zeichnete ihn seine klassische Bildung vor vielen seiner Zeitgenossen aus. Er besaß eine für die damalige Zeit selten umfangreiche u. kostbare Bibliothek, die nach seinem Tode (14. März 1824) an eine russ. Universität verkauft wurde. Von seinen zahlreichen Schriften verdienen besondere Erwähnung seine „Institutionum historicarum juris Romani lineamenta“ (Lpz. 1805; 2. Aufl. 1825) u. „Institutionum juris Romani privati historico-dogmaticarum epitome“ (Lpz. 1814; 2. Aufl. 1827).

Hauch, Johannes Carsten von, geb. zu Friedrichshald 12. Mai 1790, ausgezeichneter Physiker u. Physiolog, war lange Zeit Professor der Physik an der Universität zu Sorö, bekam aber 1846 die Professur für skandinavische Literatur zu Kiel. Im J. 1848 vertrieben ihn die veränderten politischen Verhältnisse von diesem Lehrstuhl, u. ob er gleich den ausschweifendsten republikanischen Ideen huldigte, fand er doch bei der Königin Marie Sophie Friederike auf ihrem Schlosse Frederiksberg bei Kopenhagen ein gastliches Asyl, bis ihm die Regierung nach Oehlenschläger's Tode die dadurch freigewordene Professur der Aesthetik (1850) übertrug. Obwol er einige vortreffliche physiologische Schriften, z. B. eine Uebersicht der rudimentarischen Organe u. ihrer Funktionen in der Natur u. Bemerkungen über das Nervensystem, seine verschiedenen Funktionen u. vorzüglich über den thierischen Instinkt veröffentlicht hat, so ist er doch eigentlich mehr als romantischer Dichter in seinem Vaterlande wie im Auslande bekannt geworden. Man hat von ihm ein episch-dramatisches Gedicht, „Die Hamadryaden“, worin er den Einfluß des im Menschen liegenden Sinnes für das Böse auf den Charakter u. die Handlungsweise desselben nachzuweisen sucht, lyrische Gedichte („Lyriske Digte“, Kopenh. 1842) u. nam. dramatische Arbeiten, welche in Dänemark u. Schweden großes Aufsehen erregten, u. auch in Deutschland von L. Tieck sehr günstig beurtheilt wurden. Vorzugsweise werden gerühmt sein „Bajazet“, „Tiberius“ (deutsch, Lpz. 1838), „Gregor VII.“, „Belagerung von Mastricht“ (deutsch, Lpz. 1834) u. „Don Juan“ (in seinen „Dramatiske Vaerker“, Kopenh. 1828—30, 3 Bde.), weil sie historische Wahrheit mit psychologischer Tiefe verbinden, allein man vermißt an ihnen Bühnenkenntniß u. wirft ihnen Breite vor. Letzteres war auch der Grund, daß sein aristophanisches Lustspiel „Der Babylonische Thurmbau in Miniatur“ gar keinen Erfolg hatte. Auch als Romanschriftsteller versuchte er sich. Am meisten Erfolg hatte seine „Polst Familie“ (Kopenh. 1839. Deutsch, Lpz. 1840, 2 Bde.), seine andern Romane „Guldmageren“ (1836; deutsch, Kiel 1837), „Slottet ved Rhinen“ (1835), „Saga om Thorwald Vidförle“ (1849, 2 Bde.), worin er die Form u. den Ton der alten isländischen Sagas kopirt, „Wilhelm Zabern“ (1840, 3 Bde.), „Robert Fulton“ (franz., Par. 1854) haben keinen nachhaltigen Erfolg erringen können. Seine auch deutsch erschienene „Nordische Mythenlehre“ (Lpz. 1848) ist gegen ähnliche Arbeiten seiner Landsleute sehr im Nachtheil geblieben u. höchstens als populäre Uebersicht zu betrachten.

Hauenschild, Richard Georg Spiller von, deutscher Dichter, der sich in seinen Schriften Max Waldau nannte, wurde 24. März 1822 zu Breslau geb., studirte dort u. in Heidelberg die Rechte u. Kameralwissenschaften, eifriger aber neuere Sprachen, Geschichte u. Philosophie u. gedachte sich nach beendeten Studien in Heidelberg als Dozent der Kunstgeschichte zu habilitiren. Da aber die Ausführung dieses Planes ihm durch Familienverhältnisse erschwert wurde, begab er sich auf Reisen u. besuchte den größten Theil Deutschlands, die Schweiz, Italien, Frankreich u. Belgien. Zurückgekehrt wollte er seine juristischen Studien wieder aufnehmen, um die diplomatische Laufbahn zu betreten, merkte aber, daß seine politischen Ansichten zu dem herrschenden System in zu schroffem Gegensatze standen, gab also diesen Plan auf u. bezog vielmehr die Landwirthschaftliche Akademie in Proskau. Doch veranlaßte ihn bald darauf die Bewegung des Jahres 1848, seinen Wohnsitz auf seinem Familiengute Tscheidt bei Bauerwitz in Oberschlesien zu nehmen; dort starb er 20. Jan. 1855. — H. besaß eine sehr bedeutende poetische Begabung. Zwar seine ersten Gedichte: „Ein Elfenmärchen“ (Heidelb. 1847) u. „Blätter im Winde“ (Lpz. 1848) zeigen dieselbe noch verhüllt, entbehren noch der Klarheit u. des Maßes, aber schon die bald darauf folgenden „Canzonen“ (Lpz. 1848) u. noch mehr „O diese Zeit! Canzone“ (Hamb. 1850) sind Dichtungen von hoher Vollendung, u. auf die Höhe seines Talentes erhob er sich in der Nachbildung der „Sirvente von Peyre Cardinal“ (Hamb. 1850), einem Troubadour des 13. Jahrh. Andere Dichtungen H.'s, den genannten nicht nachstehend, sind „Cordula. Graubündtner Sage“ (Hamb. 1851; 2. Aufl. 1852) u. „Rahab. Ein Frauenbild aus der Bibel“ (Hamb. 1854), ausgezeichnet durch Erfindungs- u. Gestaltungsgabe wie durch sprachliche Schönheiten. Als Romanschriftsteller hat sich H. hervorgethan durch Zeitbilder in Romanform: „Nach der Natur“ (3 Bde., Hamb. 1850; 2. Aufl. 1861), in welchem nam. die eingeschobenen oberschles. Dorfgeschichten

von hohem Werthe sind, u. „Aus der Junkerwelt" (2 Bde., Hamb. 1850), Werke, welche den politisch wie sozial fortgeschrittenen Standpunkt des Dichters wirksam illustriren, auch von Geist u. Wissen zeugen, aber durch zahlreiche Exkurse den Gang der Erzählung stören. Ein rein historischer Roman, H.'s gründliche Kenntniß des Zeitalters der Troubadours bekundend, ist „Aimery, der Jongleur" (5 Bde., Hamb. 1852).

Hauenstein, Berg in dem nördl. Theile des schweiz. Jura mit 617 m. Höhe, am linken Ufer der Aar, wird von einem 2496 m. langen, 8 m. breiten u. 9 m. hohen Tunnel der schweiz. Centralbahn, welche Basel u. Luzern verbindet, durchschnitten. Eine traurige Berühmtheit hat der Tunnel durch das große Unglück Ende Mai 1857 erlangt, bei welchem 52 Arbeiter dadurch, daß das Gerüst eines Schachtes in Brand gerieth, den Erstickungstod fanden.

Hauer, Franz, Ritter v., ausgezeichneter Geolog, geb. zu Wien 30. Jan. 1822, studirte daselbst, besuchte dann die Bergakademie in Schemnitz, ward 1843 Universitäts-Dozent in seiner Vaterstadt u. 1846 Assistent am kais. Montanist. Museum, bereiste 1848 Deutschland, Frankreich u. England u. erhielt 1849 als Bergrath die Stelle eines ersten Geologen an der Geolog. Reichsanstalt in Wien. Von seinen Werken sind namentlich aufzuführen: „Die Cephalopoden des Salzkammergutes aus der Sammlung des Fürsten Metternich" (Wien 1846); „Geolog. Uebersicht der Bergbaue der österr. Monarchie" (mit Fötterle herausgeg., ebd. 1855); „Ein geolog. Durchschnitt der Alpen von Passau bis Duino" (ebd. 1857); „Geologie Siebenbürgens" (mit G. Stache herausgeg., ebd. 1863) u. „Geolog. Uebersichtskarte der österr. Monarchie" (ebd. 1867).

Hauer, das männliche Wildschwein, Keiler, nam. vom 5. Jahre an, wo sein Gewehr, d. h. seine Hauzähne, die volle Größe erlangt haben. Auch eben diese Hauzähne werden H. genannt, u. in übertragener Bedeutung bezeichnet man wol bes. hervorstehende Zähne eines Menschen als H.

Häuer, s. „Bergbau". **Häufelpflug,** s. „Pflug".

Hauff, Hermann, der Bruder des Dichters Wilhelm H., war geboren zu Stuttgart 22. Aug. 1800. Nach einer sehr sorgfältigen Erziehung, an die sich eine klassische Universitätsbildung angeschlossen hatte, folgte er später seinem Bruder als Redakteur des Morgenblattes, welches er zu einer solchen Verbreitung u. Beliebtheit, nam. durch die in ihm gegebenen Korrespondenzen aus den bedeutendsten Städten Europa's, erhob, daß seine Autorität wol alle anderen, in den 40er u. 50er Jahren in Deutschland erscheinenden belletristischen Journale in den Schatten stellte. Er selbst schrieb ein höchst geistreiches Buch über „Moden u. Trachten" (Stuttg. 1841), welches, weit entfernt eine auch nur oberflächliche Geschichte des Kostüms geben zu wollen, doch eine Fülle von Gelehrsamkeit u. von tiefsinnigeren Beobachtungen enthält. Seine „Skizzen aus dem Leben u. der Natur" (2 Bde., ebd. 1840) bekunden dieselbe feine Beobachtungsgabe, verbunden mit dem zartesten Gefühl für alles Gute u. Edle. Er starb 16. Aug. 1865.

Hauff, Wilhelm, deutscher Dichter, geb. 29. Nov. 1802 zu Stuttgart als Sohn eines Sekretärs im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, der aber, wegen seiner freimüthigen Gesinnungen verdächtigt, eines Abends plötzlich ergriffen u. auf den Asperg gebracht ward, wo er neun Monate in schuldloser Haft saß, dann zwar freigelassen, aber von seinem Amte entfernt ward u. bald darauf an gebrochenem Herzen starb. Seine Familie zog nun nach Tübingen, wo sein Schwiegervater lebte; dort besuchte der junge H. die Schule, kam dann 1818 auf die Klosterschule nach Blaubeuren u. von da ging er 1820 auf das Seminar nach Tübingen, wo er einen vierjährigen Kursus in der Theologie u. Philosophie durchmachte. Hierauf ward er Hauslehrer bei den Kindern des württemberg. Kriegsrathspräsidenten Freiherrn v. Hügel, für die er seine Märchen (Märchenalmanach aus dem Jahre 1826 u. 1827, Stuttg.?) dichtete, die vielen Anklang fanden. Dort schrieb er auch den ersten Theil seiner „Mittheilungen aus den Memoiren des Satans" (herausg. von ****; Stuttg. 1826), die durch ihre Ausfälle auf die Universität Tübingen u. Goethe großes Aufsehen machten. Ein zweiter Theil kam im nächsten Jahre heraus; ein dritter, von dem bekannten Wit genannt von Döring, u. ein vierter, von H. v. Canitz (Stuttg. 1829. Bunzlau 1839), blieben weit hinter ihrem Vorbild zurück. In jene Zeit fällt auch sein „Mann im Monde" (2 Bde., Stuttg. 1826), der unter dem Pseudonym von H. Clauren erschien u. eigentlich die Absicht hatte, die süßliche Manier dieses damals so viel gelesenen u. von allen Nätherinnen, Kammermädchen u. Bürgerstöchtern hochverehrten Schriftstellers zu karrikiren, aber den Stil u. die sinnlichen Scenen desselben so täuschend nachahmte, daß der Zweck verfehlt wurde, die Satire als baare Münze angenommen u. das Buch von den Anbetern Clauren's buchstäblich verschlungen ward. Gleichwol erhob Clauren, der sich nicht blos pekuniär durch den Mißbrauch seines Namens, sondern auch in seinem Rufe durch H. geschädigt ansah, eine Klage gegen ihn, u. nun ließ H. seine Controverspredigt über H. Clauren u. den Mann im Monde, gehalten in der Herbstmesse 1827 vor dem deutschen Publikum, Text: Evang. Matthäi VIII, 31—32 (Stuttg. 1827), los, die nun auch das leistete, was er in seinem „Mann im Monde" bezweckt hatte, nämlich die gänzliche Todtmachung Clauren's in der neuern Belletristik, eine Niederlage, von der sich Clauren niemals erholt hat u. die ihn für immer von dem Büchertisch des gebildeten Publikums vertrieb u. ihn in die Gesinde- u. Wachstuben sowie in die Küchen, wo er eigentlich hingehörte, verbannte. Mittlerweile hatte ihn seine Vorliebe für Scott u. sein eifriges Studium der Romane desselben angeregt, sich selbst auf dem historischen Felde zu versuchen, u. so erschien denn sein berühmter Roman „Lichtenstein" (3 Bde., Stuttg. 1826), der die allerdings hochpoetische Zeit des Herzogs Ulrich von Württemberg zur Unterlage hat u. durch seine patriotische Wärme u. wahrhaft jugendliche Frische auch noch heute befriedigt. Auf einer Reise durch Frankreich, die Niederlande u. Norddeutschland schrieb er seine berühmten „Phantasien im Bremer Rathskeller" (Stuttg. 1827), die ihm nam. durch die lebendige, weinselige Heiterkeit viele Freunde verschaffte. Vom Jan. 1827 an bis an seinen frühen, durch ein Nervenfieber herbeigeführten Tod (18. Nov. 1827) leitete er die Redaktion des Morgenblattes. Unter seinen Novellen (3 Bde., Stuttg. 1828) sind die besten „Jüd Süß" u. „Das Bild des Kaisers". Seine sämmtlichen Schriften sind gesammelt Stuttg. 1830—31 (36 Bde.), 1837 (10 Bde.) u. 1840 (5 Bde.).

Hauffe, Friederike, die Seherin von Prevorst, s. „Prevorst".

Haug, Martin, ausgezeichneter Orientalist, geb. 30. Jan. 1827 in Ostdorf (Württemberg), studirte mit Ueberwindung mancher Hindernisse seit 1840 in Tübingen, später in Göttingen, u. habilitirte sich 1854 in Bonn. 1856 folgte er einer Einladung Bunsen's nach Heidelberg, um an dessen Werke über Aegypten mitzuarbeiten. Hier erhielt er einen Ruf nach Indien, als „Superintendent of Sanskrit studies" u. Professor des Sanskrit an dem College in Puna. In dieser Stellung, welche er 1859 antrat, hatte er einmal vorzügliche Gelegenheit, von den Brahmanen ihre Erklärung des Veda zu lernen, u. andrerseits verschafften ihm seine Kenntnisse u. sein Interesse an der zoroastrischen Religion u. Literatur das größte Ansehen bei den Parsen von Bombay, auf deren wissenschaftliche Bestrebungen er einen höchst belebenden Einfluß übte, wie er wiederum von ihnen in alle Einzelheiten ihrer Tradition eingeweiht wurde. Gesundheitsrücksichten nöthigten ihn schon 1865, seine erfolgreiche indische Thätigkeit wieder aufzugeben. Zunächst nach seiner württembergischen Heimat zurückgekehrt, folgte er 1868 einem Rufe als Professor des Sanskrit u. der vergleichenden Sprachforschung an der Universität München. H.'s Arbeiten beziehen sich zum Theil auf die Sanskrit-, zum Theil, u. zwar neuerdings hauptsächlich, auf die parsische od. Zendliteratur. Dieser gehört auch schon seine Abhandlung „Die Pehlewisprache u. der Bundehesch" (Gött. 1854) an. Seine wichtigsten Publikationen sind: „Die Gathas des Zarattustra" (in den Abhandlungen für Kunde des Morgenlandes, Lpz. 1858—60); „Essay on the sacred writings, language and religion of the Parsees" (Bombay 1862); „Aitareya Brahmana" (Bombay 1863); in Verbindung mit einem Parsenpriester Hoschengji Jomaspji: „An old Zend-Pahlavi Glossary" (Bombay u. London 1867) u. „An old Pahlavi-Pazand Glossary" (Bombay u. London 1870), wozu H. werthvolle Einleitungen u. Anmerkungen gab; in Verbindung mit E. W. West: „The book of Arda Virof" (Lond. 1872); außerdem Verschiedenes in den Abhandlungen der königl. bayer. Akademie.

Haugwitz, Christian Heinrich Karl, Frhr. v. Krappitz, Graf v., preuß. Staatsmann, geb. auf dem väterlichen Gute Pauke

bei Oels in Schlesien 11. Juni 1752, trat auf einer Reise, die er nach seiner Universitätszeit nach der Schweiz u. Italien unternahm, in ein freundschaftliches Verhältniß zu dem Erzherzog u. nachmaligen Kaiser Leopold II., der später seine Ernennung zum preuß. Gesandten in Wien veranlaßte. Als solcher schloß H., seit 1786 in den preuß. Grafenstand erhoben, 1790 die Reichenbacher Konvention u. 1791 den Pillnitzer Vertrag mit Oesterreich gegen Frankreich ab. 1792 ward H. preuß. Kabinetsminister, als welcher er 1795 die Friedensverhandlungen zu Basel leitete. Nach der Besetzung Hannovers durch die Franzosen im J. 1803 trat er zurück u. lebte auf seinen Gütern, bis er 1805 wieder herbeigerufen u. kurz vor der Schlacht bei Austerlitz zu Napoleon gesandt wurde. Erst 7. Dez. aber erhielt er Audienz beim Sieger, der die Glückwünsche des kriechenden Schmeichlers mit dem spöttischen Worte erwiederte: „Ihre Komplimente waren für Andere bestimmt!" H. verstand sich nun dazu, einen Vertrag mit Napoleon abzuschließen, nach welchem Preußen Hannover erhielt, aber Ansbach, Kleve u. Neufchätel an Frankreich abtrat. Nach Berlin zurückgekehrt, übernahm er aufs Neue das Ministerium des Auswärtigen, erregte aber immer mehr die allgemeine Entrüstung gegen sein politisches System, so daß er nach der Schlacht bei Jena wieder seinen Abschied nahm. 1811 ward er Kurator der neuerrichteten Universität in Breslau. Seit 1820 in Italien lebend, starb er auf einer Villa bei Este 19. Febr. 1832. Siehe seine Schrift „Fragment des mémoires inédits du comte de H." (Jena 1837) u. Minutoli, „Der Graf v. H. u. Job v. Witzleben" (Berl. 1844).

Haupt, Moritz, ausgezeichneter Philolog, geb. 27. Juli 1808 zu Zittau als Sohn des dortigen Bürgermeisters Ernst Friedrich H. (geb. 31. Mai 1774, gest. 1. Mai 1843), eines feingebildeten Mannes, der sich durch lat. Uebersetzungen Goethe'scher Gedichte u. deutscher Kirchenlieder bekannt gemacht hat, studirte 1826—30 in Leipzig unter Gottfried Hermann's Leitung Philologie, privatisirte dann einige Jahre in Zittau u. habilitirte sich 1837 in Leipzig mit einer Schrift über Catull. 1838 wurde er außerordentlicher Prof. u. erhielt 1843, da er nicht nur die klassische, sondern auch die deutsche Philologie mit ausgezeichnetem Erfolge lehrte (gelegentlich hielt er auch romanistische Vorlesungen), den neubegründeten Lehrstuhl für deutsche Sprache u. Literatur. Wegen seiner Theilnahme an der nationalen Bewegung der Jahre 1848 u. 1849 wurde er aber von der sächs. Regierung, zugleich mit Theodor Mommsen u. Otto Jahn, seines Amtes entsetzt, doch behielt er das Sekretariat der philologisch-historischen Klasse der Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, deren Mitglied er seit 1848 war. So lebte H. in Leipzig als Privatgelehrter, bis ihn die preuß. Regierung 1853 nach Lachmann's (s. d.) Tode als ord. Professor der klassischen Philologie nach Berlin berief. Auch hier hielt er neben den klassischen auch germanistische Vorlesungen; erst als 1858 Müllenhoff an des 1856 gestorbenen F. H. v. d. Hagen (s. d.) Stelle für das Fach der deutschen Sprache u. Literatur nach Berlin berufen wurde, verzichtete H. auf die germanistische Lehrthätigkeit, um Müllenhoff's Wirksamkeit nicht zu beeinträchtigen. Gleich bei seiner Berufung war er Mitglied der Berliner Akademie geworden, seit 1861 war er als Böckh's Nachfolger Sekretär der philologisch-historischen Klasse derselben. H. starb ganz plötzlich in der Nacht vom 5—6. Febr. 1874. — H. war nicht im strengen Sinne des Wortes Lachmann's Schüler, den er vielmehr erst 1834 in Meusebach's Hause persönlich kennen lernte, aber Keiner hat wie er Anspruch, als Vertreter der Schule dieses Meisters zu gelten. Gleich jenem verband H. die klassische Philologie mit der germanistischen u. faßte wie Lachmann vor Allem die kritische Feststellung der Texte ins Auge; da ihn außerdem warme Freundschaft mit Lachmann verband, von dessen Lehren u. Ansichten abzuweichen ihm nicht etwa als Irrthum, sondern nach seinem eigenen Ausdruck für Schlechtigkeit u. Unsittlichkeit galt, so wurde er auch der Erbe u. Vollender von dessen wissenschaftlichem Nachlaß, u. wo von Lachmann's Schriften neue Auflagen zu besorgen waren, fiel diese Arbeit zunächst H. zu. Auf dem Gebiete der klassischen Philologie hat sich H. Verdienste erworben nam. durch die kritischen Ausgaben röm. Dichter: er gab heraus die „Halieutica" des Ovid nebst den „Cynegetica" des Gratius u. Nemesianus (Lpz. 1838), Ovid's „Metamorphosen" (3. Aufl. Berl. 1863), Horaz (2. Aufl., Lpz. 1861), Catull, Tibull u. Properz (2. Aufl., Lpz. 1861) u. Vergil (Lpz. 1858), u. aus dem Nachlaß seines Schwiegervaters Gottfried Hermann den Bion u. Moschus (Lpz. 1849) u Aeschylos (2 Bde., Lpz. 1852). Auf dem germanistischen Felde erschien H. zuerst in Verbindung mit Hoffmann von Fallersleben, mit dem er „Altdeutsche Blätter" (2 Bde., Lpz. 1836—40), eine Sammlung von bisher ungedruckten altdeutschen Denkmälern, Untersuchungen, Notizen 2c. herausgab. Dann folgten seine Ausgaben von Hartmann's von Aue „Erec" (Lpz. 1839, 2. Aufl. 1871), Rudolf's von Ems „Der gute Gerhard" (ebd. 1840), Hartmann's „Lieder u. Büchlein" u. „Der Arme Heinrich" (ebd. 1842), Konrad's von Würzburg „Engelhard" (ebd. 1844), „Der Winsbeke" (ebd. 1845), die Lieder Gottfried's von Neifen (ebd. 1851) u. diejenigen Neidhart's v. Reuenthal (ebd. 1858); vollendet hat H. die von Lachmann begonnene Sammlung der ältesten mittelhochdeutschen Lyriker unter dem Titel „Des Minnesangs Frühling" (Lpz. 1857). Alle diese Ausgaben sind ausgezeichnet durch große Sauberkeit u. Sorgfalt, durch außerordentliche Belesenheit u. umfassende Sprachkenntniß, durch virtuose Handhabung der handschriftlichen wie konjekturalen Textkritik. Keineswegs auf gleicher Höhe aber stehen H.'s Publikationen aus seiner letzten Lebenszeit: „Moriz von Craon" (in „Festgaben für G. Homeyer zum 28. Juli 1871", Berl. 1871) u. die Erzählung „Von dem üblen Weibe" (Lpz. 1871), die nicht nur beweisen, daß H. seit seinem längeren Schweigen wenig gelernt u. Vieles vergessen hatte, sondern auch nam. durch einen maßlosen Hochmuth, ein geflissentliches Ignoriren der Leistungen Anderer, nicht zur „Schule" Gehöriger unangenehm auffallen. — Die von H. 1841 gegründete, höchst verdienstliche „Zeitschrift für deutsches Alterthum" erscheint seit dem 17. Bde. (Berl. 1873) unter der Redaktion von Müllenhoff u. Steinmeyer.

Hauptmann, Moritz, vortrefflicher Tonsetzer u. bedeutender Musiktheoretiker, geb. zu Dresden 13. Okt. 1792. Sein Vater, der Oberlandbaumeister war, ließ ihn schon in früher Jugend im Violinspiel sowie etwas im Generalbaß unterrichten, bestimmte ihn aber keineswegs von vorn herein zur Musik, sondern zu seinem Fache (der Baukunst) u. ließ ihn daher architektonische u. mathematische Studien, Zeichnen u. s. w. mit Ernst treiben. Erst in seinem 18. Jahre durfte H. seiner überwiegenden Neigung zur Tonkunst ausschließlich Folge geben. Er ging nach Gotha, wo Spohr damals gerade angestellt war, u. studirte bei diesem Meister Violinspiel u. praktische Komposition (1811—12). Unter den Augen Spohr's komponirte er ein Violinkonzert, eine Ouverture, eine Messe u. Lieder. Im J. 1812 nach Dresden zurückgekehrt, wurde er daselbst in der Kapelle als Geiger angestellt, nahm aber, nachdem er in Prag u. Wien sich längere Zeit aufgehalten hatte (Sommer 1813), seinen Abschied u. lebte von 1815 bis 1820 als Musiklehrer im Hause des Fürsten Repnin, abwechselnd in Petersburg, Moskau, Pultawa u. Odessa. Während des Aufenthaltes in Südrußland, wo wenig äußere Anregung zur Musik war, nahm H. frühere mathematische u. naturwissenschaftliche Studien wieder auf, ja fand sogar Gelegenheit, als Architekt praktische Hülfe zu leisten. Nach Dresden zurückgekehrt, privatisirte er dort während des Jahres 1821, nahm aber dann, durch Spohr veranlaßt, 1822 eine Stelle als Violinist im Kasseler Orchester an u. blieb in diesem Verhältniß bis zum J. 1842, während dieser Zeit neben seinen Dienstgeschäften sich viel mit Unterricht in der Komposition beschäftigend, den er außer den Spohr'schen Geigenschülern u. A. auch Curschmann, Norbert Burgmüller, Horsley 2c. ertheilte. Seine Vakanzen in den J. 1829—30 u. 1842 benutzte er zu Reisen nach Italien u. Paris. Im letztgenannten J. erhielt er den Ruf an des verstorbenen Weinlig's Stelle als Kantor u. Musikdirektor an der Thomasschule u. -Kirche in Leipzig, u. wurde nach Gründung des Konservatoriums der Musik daselbst (1843) als erster Lehrer des Kontrapunkts u. der Fuge angestellt. Sein kunstförderndes Wirken endete der Tod 3. Jan. 1868. Die Universität Göttingen hat ihn geehrt, dadurch daß sie ihn honoris causa zum Doktor der Philosophie kreirte. H. starb als Mitglied verschiedener Kunstinstitute u. Vereine u. als Ritter verschiedener Orden. Die durch gedanklichen Adel u. meisterhafte Faktur sich auszeichnenden Kompositionen H.'s bestehen in 3 Messen, einigen Kantaten, vielen Motetten u. deutschen wie ital. Liedern, vierstimmigen Gesängen

(geistlichen wie weltlichen), Violinduetten, Sonaten für Klavier u. Violine 2c. Als Theoretiker von Scharfsinn u. Gelehrsamkeit hat H. sich nam. in dem leider noch nicht vollendeten Werke „Die Natur der Harmonik u. Metrik" (Lpz. 1853) dokumentirt. Eine Harmonielehre von ihm erschien nach seinem Tode. Musikschriftstellerisch hat er sich außerdem noch durch Aufsätze in musikalischen Zeitschriften (nam. in der „Leipziger Allgemeinen musikalischen Zeitung", deren Redaktion er auch eine Zeit lang führte) bethätigt, u. von Interesse ist auch eine nach seinem Ableben erschienene Sammlung seiner Briefe musikalischen Inhalts.

Hauptmann ist die Dienstbenennung u. Anrede für den Befehlshaber einer Compagnie bei der Infanterie, den Pionnieren, der Fußartillerie sowie für den Befehlshaber einer Batterie bei der reitenden u. fahrenden Feldartillerie. Offiziere gleichen Ranges im Generalstabe u. der Adjutantur führen dieselbe Dienstbenennung. Bei der Kavallerie u. dem Train wird dieselbe Rangstufe mit Rittmeister bezeichnet. In der Unterschrift wird bei der deutschen Armee Compagnie-, Batterie-, Escadronchef zugefügt, also: „N. N., Hauptmann u. Compagniechef", od.: „Rittmeister u. Escadronchef". Auf dem Compagnie- 2c. Chef ruht in der deutschen Armee die gesammte Detailausbildung der Mannschaft, er ist dafür u. für die Erziehung seines Unteroffiziercorps verantwortlich, wenn auch die Direktiven dazu von den höheren Vorgesetzten gegeben werden. In gleicher Weise lastet auf ihm ein großer Theil der Verwaltung von Bekleidung u. Ausrüstung. Bei der deutschen Infanterie hat man Hauptleute erster u. zweiter, bei der Artillerie sogar solche dritter Klasse, deren Besoldung nach diesen Graden verschieden ist. Der Titel ist einer der ältesten in den deutschen Heeren u. bezeichnete schon zu Zeiten Karl's V. den Kommandeur eines Fähnleins Fußtruppen, dessen Stärke zwischen 150 u. 500 Mann wechselte. Unter „Feldhauptmann" od. „oberster Feldhauptmann" verstand man damals die obersten Befehlshaber eines Heeres.

Hauptquartier heißt sowol der ganze Bestand an Offizieren, Beamten, Mannschaften u. Pferden, welcher den kommandirenden General eines Armeecorps od. einer Armee während eines Krieges umgiebt, als auch der Ort, wo der General mit seiner Umgebung seinen jedesmaligen Aufenthalt nimmt. In der ersteren Beziehung zählen in den europ. Heeren zum H. der Chef des Generalstabes mit den Generalstabsoffizieren, der Kommandeur der Artillerie des ganzen Armeecorps od. der Armee, der höchste Offizier des Geniewesens, der Chef der Feldgensdarmerie, ein Chefarzt, ein höherer Beamter des Militärjustizwesens, ein Intendant, die Adjutanten des Generals u. der aufgeführten Kommandeure, ferner das ganze Personal an Hülfsarbeitern, Dienern 2c. Zur Begleitung des H.s u. zur unmittelbaren Deckung dient eine Compagnie od. eine Escadron, zuweilen auch beide. Diese Truppentheile führen den Namen „Stabs-Compagnie", „Stabs-Escadron". Sie sind ständig dem H. zugewiesen u. werden in der Regel beim Beginn des Feldzugs aus besonders ausgewählten Mannschaften der Regimenter des Armeecorps od. der Armee formirt. Die Leitung u. disziplinäre Ueberwachung der dem H. zugewiesenen Truppentheile u. Branchen hat ein höherer Offizier, der Kommandant des H.s. Dies schließt nicht aus, daß außer dem u. je nach Bedarf auch ganze Bataillone u. Regimenter noch kommandirt werden, um den Ort od. die Stadt, worin sich das H. vorübergehend od. dauernd aufhält, zu schützen. Mit dem Ausdrucke „großes H." wurde im Deutsch-französischen Kriege das H. des Kaisers Wilhelm bezeichnet. Die Funktionen der Stabs-Escadron in diesem „großen H." versahen zu jener Zeit die aus allen Reiter-Regimentern Deutschlands zur Reitschule nach Hannover kommandirt gewesenen Unteroffiziere u. Mannschaften in ihren verschiedenen Uniformen. — Die Quartiere eines Divisions-, eines Brigade-, eines Regiments-, eines Bataillons- od. Abtheilungsstabes bezeichnet man mit dem Ausdruck „Stabsquartier". Die Angabe des Ortes, wo sich das H. u. die verschiedenen Stabsquartiere befinden, ist für den Dienstbetrieb wichtig u. darf niemals in den Tagesbefehlen an die Truppen unterlassen werden. Den größeren H.en sind in der Regel auch noch Diplomaten, Civilbeamte, Zeitungskorrespondenten, Feldmaler 2c. attachirt.

Hauptstadt nennt man diejenige Stadt eines Landes, Staates od. Bundesstaates, einer Provinz, Kolonie, Statthalterschaft 2c., in welcher die obersten Behörden ihren Sitz haben; in monarchischen Staaten ist die H. in der Regel auch die Residenzstadt des Fürsten, des Statthalters 2c. Die H. wird dadurch die wichtigste Stadt eines Staates, wenn sie auch von andern Städten desselben Staates an Größe, intellektueller od. kommerzieller Bedeutung übertroffen werden kann. In Nachstehendem geben wir eine

Tabelle der wichtigsten Haupt- u. Residenzstädte der Erde.

Staat u. Verfassung.	Erdtheil.	Hauptstadt.	Einwohnerzahl.
Afghanistan, Khanat	Asi.	Kabul	60,000
Amhara, Kgr.	Afr.	Gondar	18,000
Andorra, Repbl.	Eur.	Andorra	
Annam, Ksr.	Asi.	Hué	100,000
Argentina, Repbl.	Am.	Buenos-Aires	177,787
Belgien, Kgr.	Eur.	Brüssel	314,077
Beludschistan, Khanat	Asi.	Kelat	12,000
Birma, Kgr.	—	Amarapura	90,000
Bolivia, Repbl.	Am.	Sucre	20,000
Brasilien, Ksr.		Rio de Janeiro	420,000
Britisches Reich.			
Adén, Gouvernement	Asi.	Adén	40,000
Agra, Präsidentschaft	—	Delhi	154,417
Andamanen, Kommissariat		Port Cornwallis	
Arakan, Kommissariat	—	Arakan	3000
Audh, unter Generalgouvern.		Lucknow	284,779
Bahamainseln, Gouvernement	Am.	Fort Nassau	7000
Bahawalpur, Schutzstaat	Asi.	Bahawalpur	20,000
Bengalen, Präsidentschaft	—	Kalkutta	794,645
Berar, unter Generalgouvern.	—	Nagpoor	85,661
Bermudasinseln, Gouv.	Am.	Hamilton	1100
Bhopal, Schutzstaat	Asi.	Bhopal	
Bombay, Präsidentschaft	—	Bombay	644,405
Britisch Guayana, Gouv.	Am.	Georgetown	25,000
Britisch Honduras, Gouv.		Belize	6000
Bundelah, Schutzstaat	Asi.	Nascha	5000
Butan, Radschanat		Tassisudon	
Ceylon, Gouv.		Colombo	100,238
Cis-Sadletsch, unter Generalgouvernement		Ludiana	47,000
Dominion of Canada, Statthalterschaft	Am.	Quebek	59,699
Dschat, Schutzstaat	Asi.	Bhurtpoor	60,000
Falklandsinseln, Gouv.	Am.	Stanleyhafen	550
Gibraltar, Gouv.	Eur.	Gibraltar	17,000
Goldküste, Gouv.	Afr.	Cape Coast Castle	10,000
Großbritannien u. Irl., Kgr.	Eur.	London	3,311,298
Helgoland, Gouv.		Helgoland	2800
Holkar, Schutzstaat	Asi.	Indur	90,000
Hongkong, Gouv.		Viktoria	102,000
Hyderabad, Schutzstaat	—	Hyderabad	200,000
Irland, Kgr.	Eur.	Dublin	295,841
Jamaika, Gouv.	Am.	Kingston	40,000
Kapland, Gouv.	Afr.	Kapstadt	29,500
Kotschin, Schutzstaat	Asi.	Tripontary	
Kutsch, Schutzstaat	—	Bhudsch	20,000
Madras, Präsidentschaft	—	Madras	395,440
Mahrattenstaat, Schutzstaat	—	Gwalior	200,000
Malakka, Kommissariat	—	Malakka	15,000
Maltainseln, Gouv.	Eur.	La Valetta	90,000
Mauritius, Gouv.	Afr.	Port Louis	30,000
Mysore, Schutzstaat	Asi.	Mysore	57,765
Natal, Gouv.	Afr.	Pietermaritzburg	3500
Neu Seeland, Gouv.	Oz.	Auckland	8000
Neu-Süd-Wales, Gouv.	Austr.	Sidney	134,755
New-Foundland, Gouv.	Am.	St. Johns	25,200
Nord-Australien, Gouv.	Austr.	Port Darwin	
Pandschab, unter Generalgouv.	Asi.	Lahore	98,224
Pegu, Kommissariat	—	Rangun	96,942
Queensland, Gouv.	Austr.	Brisbane	6036
Radschputana, Schutzstaat	Asi.	Bikanier	60,000
St. Helena, Gouv.	Afr.	Jamestown	3000
Sarawak, Radschanat	Asi.	Sarawak	40,000
Schottland, Kgr.	Eur.	Edinburg	197,581
Seychellen, Kommissariat	Afr.	Viktoria	
Sierra Leona, Generalgouv.	—	Freetown	10,000
Sikkim, Radschanat	Asi.	Dardschiling	
Singapore, Kommissariat	—	Singapore	97,111
Südaustralien, Gouv.	Austr.	Adelaide	30,000
Tasmania, Gouv.	—	Hobarttown	19,449
Tenasserim, Gouv.	Asi.	Malmän	44,000
Travankur, Schutzstaat	—	Trivanderam	20,000
Trinidad u. andere westindische Inseln, Gouv.	Am.	Puerto d'Espagna	18,980
Tschittagong, Kommissariat	Asi.	Islamabad	20,000
Viktoria, Gouv.	Austr.	Melbourne	193,698
Vorderindien (die Präsidentschaften), Vizekönigreich	Asi.	Kalkutta	794,645

Staat u. Verfassung.	Erdtheil.	Hauptstadt.	Einwohnerzahl.
Brittisches Reich.			
Wellesley, Kommissariat . . .	Asi.	Georgetown	25,000
Westaustralien, Gouv	Austr.	Perth	3000
Chile, Repbl	Am.	Santiago	115,377
Chinesisches Reich.			
China, Ksr.	Asi.	Peking	1,300,000
Korea, Kgr.		Söul	100,000
Mandschurei, Tributstaat . . .	—	Mukden	170,000
Mongolei, Khanat		Urga	70,000
Tibet, Khanat	—	Lhassa	80,000
Comoreoinseln, Sultanat	Afr	Domoni	
Costa Rica, Repbl.	Am.	San José	16,000
Dahomeh, Kgr.	Afr.	Abomeh	60,000
Dänemark.			
Dänemark, Kgr.	Eur.	Kopenhagen	181,291
Faröer, Amtmannschaft		Thorshavn	856
Grönland, Inspektorat	Am.	Julianehaab	2200
Inseln in Westindien Croix, Jean, Thomas, Generalgouv.		Christiansstadt	5260
Island, Amtmannschaft	Eur.	Reikjavik	1354
Deutsches Reich, Ksr.	—	Berlin	826,341
Anhalt, Herzogthum	—	Dessau	17,459
Baden, Großherzogthum . . .	—	Karlsruhe	36,582
Bayern, Kgr.	—	München	169,478
Braunschweig, Herzogthum . .	—	Braunschweig	57,782
Bremen, Repbl.		Bremen	82,807
Elsaß Lothringen, Reichsland.		Straßburg	85,529
Hamburg, Repbl.		Hamburg	24,051
Hessen, Großherzogthum . . .		Darmstadt	39,584
Lippe-Detmold, Fürstenthum .		Detmold	6469
Lübeck, Repbl.		Lübeck	39,743
Mecklenburg Schwerin, Großh.		Schwerin	26,804
Mecklenburg-Strelitz, Großh. .		Neu Strelitz	8470
Oldenburg, Großherzogthum .		Oldenburg	14,928
Preußen, Kgr.		Berlin	826,341
Reuß ältere Linie, Fürstenth.		Greiz	11,582
Reuß jüngere Linie, Fürstenth.		Gera	17,871
Sachsen, Kgr.		Dresden	177,089
Sachsen Altenburg, Herzogth.		Altenburg	19,966
Sachsen-Koburg, Herzogth. . .		Koburg	12,819
Sachsen Meiningen, Herzogth.		Meiningen	8876
Sachsen Weimar, Großh. . . .	—	Weimar	15,998
Schaumburg Lippe, Fürstenth.		Bückeburg	1686
Schwarzb. Rudolst., Fürstenth.		Rudolstadt	7084
Schwarzb. Sond., Fürstenth. .		Sondershausen	5815
Waldeck, Fürstenth.		Arolsen	2381
Württemberg, Kgr.		Stuttgart	91,623
Ecuador, Repbl.	Am.	Quito	80,000
Fidschi Inseln, Kgr.	Oz.	Levuka	
Frankreich.			
Algerien, Präfektur	Afr.	Algier	110,000
Cambodscha, Schutzstaat	Asi.	Udong	
Frankreich, Repbl.	Eur.	Paris	1,851,792
Französisch Guayana, Gouv. .	Am.	Cayenne	6000
Guadeloupe, Gouv.		Basse Terre	9480
Martinique, Gouv		Fort de France	12,000
Neukaledonien, Kommandantur	Oz.	Fort de France	
Nieder-Cochinchina, Gouv. . .	Asi.	Saigon	180,000
Pondichery, Gouv.	—	Pondichery	30,000
Réunion, Gouv.	Afr.	St. Denis	12,000
Senegal, Kommandantur . . .		St. Louis	12,081
Tahiti, Schutzstaat	Oz.	Papeiti	
Griechenland, Kgr	Eur.	Athen	44,510
Guatemala, Repbl.	Am.	Guatemala	40,000
Haïti, Repbl.		Port au Prince	21,000
Hawaïi, Kgr.	Oz.	Honolulu	14,852
Honduras, Repbl.	Am.	Comayagua	5000
Japan, Ksr.	Asi.	Yedo	780,321
Italien, Kgr.	Eur.	Rom	244,484
Kafa, Kgr.	Afr.	Bonga	
Kaschmir, Mahradschathum . . .	Asi.	Sirinagar	150,000
Liberia, Repb.	Afr.	Monrovia	3500
Liechtenstein, Fürstenth.	Eur.	Vaduz	1000
Madagaskar, Kgr.	Afr.	Tananarivo	80,000
Marokko, Ksr.		Fes	150,000
Mexiko, Repbl.	Am.	Mexiko	200,000
Mindanao, Sultanat	Asi.	Selangam	
Monaco, Fürstenthum	Eur.	Monaco	1887
Montenegro, Fürstenthum . . .		Cetinje	
Nepal	Asi.	Kathmandu	50,000

Staat u. Verfassung	Erdtheil.	Hauptstadt.	Einwohnerzahl.
Nicaragua, Repbl.	Am.	Managua	16,000
Niederlande.			
Luxemburg, Großherzogth. . .	Eur.	Luxemburg	13,656
Niederlande, Kgr.	—	Amsterdam	277,765
Niederl. Guayana, Gouv. . . .	Am.	Paramaribo	17,830
Niederl. Ostind., Generalgouv.	Asi.	Batavia	65,000
Niederl. Westindien, Gouv. . .	Am.	Willemstad	8000
Oman, Imamat	Asi.	Maskat	60,000
Oranje, Repbl.	Afr.	Bloemfontein	1200
Osmanisches Reich (Türkei), Ksr.	Eur., Asi. u. Afr.	Konstantinopel	600,000
Aegypten, Vizekönigreich . . .	Afr.	Alexandria	219,602
Rumänien, Fürstenth.	Eur.	Bukarest	141,754
Serbien, Fürstenth		Belgrad	19,000
Tunis, Beilat	Afr.	Tunis	125,000
Oesterreichische Staaten, Ksr. . .	Eur.	Wien	834,284
Böhmen, Kgr.		Prag	186,479
Bukowina, Herzogth.		Czernowitz	26,400
Dalmatien, Kgr.		Zara	18,300
Galizien, Kgr.		Lemberg	87,105
Kärnthen, Herzogth.		Klagenfurt	13,500
Krain, Herzogth.		Laibach	20,800
Kroatien, Kgr.		Agram	16,000
Mähren, Markgrafsch.		Brünn	73,464
Oesterreich, Erzherzogth. . . .		Wien	834,284
Salzburg, Herzogth.		Salzburg	17,300
Schlesien, Herzogth	—	Troppau	14,000
Siebenbürgen, Großfürstenth.	—	Hermannstadt	18,600
Steiermark, Herzogth.	—	Gratz	80,732
Tirol, Gefürstete Grafschaft .		Innsbruck	14,200
Ungarn, Kgr.	—	Ofen	54,577
Paraguay, Repbl.	Am.	Asuncion	48,000
Persien, Kgr.	Asi.	Teheran	85,000
Peru, Repbl.	Am.	Lima	160,056
Portugal.			
Capverdische Inseln, Gouv. .	Afr.	Porto Praya	12,709
Goa, Vizekönigth.	Asi.	Villanova de Goa	20,000
Macao, Gouv.		Macao	12,000
Mozambique, Generalgouv. .	Afr.	Mozambique	17,000
Niederguinea, Generalgouv. .	—	Loanda	5600
Portugal, Kgr.	Eur.	Lissabon	224,063
Portugiesisch Guinea, Gouv. .	Afr.	Fort Bissão	1400
Russisches Reich, Ksr.	Eur., Asi.	Petersburg	667,963
San Domingo, Repbl	Am.	San Domingo	10,000
San Marino, Repbl.	Eur.	San Marino	5500
San Salvador, Repbl.	Am.	San Salvador	20,000
Schoa, Kgr.	Afr.	Angollola	4000
Schweden.			
Barthelemyinsel, Gouv.	Am.	Gustavia	12,000
Norwegen, Kgr.	Eur.	Christiania	66,657
Schweden, Kgr.		Stockholm	143,735
Schweizerische Eidgenossenschaft, Föderativ Republik		Bern	29,016
Aargau, Repbl.		Aarau	5094
Appenzell der äußeren Rhoden, Repbl.		Trogen	2932
Appenzell der inneren Rhoden, Repbl.		Appenzell	3277
Basel Landschaft, Repbl. . . .		Liestal	3368
Basel Stadt, Repbl.		Basel	37,918
Bern, Repbl.		Bern	29,016
Freiburg, Repbl.		Freiburg	10,454
Genf, Repbl.		Genf	68,165
Glarus, Repbl.		Glarus	4797
Graubunden, Repbl.		Chur	6990
Luzern, Repbl.		Luzern	11,522
Neuenburg, Repbl.		Neuenburg	10,382
St. Gallen, Repbl.		St. Gallen	11,230
Schaffhausen, Repbl.		Schaffhausen	8637
Schwyz, Repbl.		Schwyz	5742
Solothurn, Repbl.		Solothurn	5916
Tessin, Repbl.		Bellinzona	2196
Thurgau, Repbl.		Frauenfeld	3921
Unterwalden, Repbl.	—	Sarnen	3301
Uri, Repbl.		Altorf	2426
Waadt, Repbl.		Lausanne	20,515
Wallis, Repbl.		Sitten	4203
Zug, Repbl.		Zug	3854
Zürich, Repbl.		Zürich	56,695
Siam, Kgr.	Asi.	Bangkok	450,000

Staat u. Verfassung.	Erdtheil.	Hauptstadt.	Einwohnerzahl.
Spanien, Repbl.	Eur.	Madrid	271,254
Cuba, Gouv.	Am.	Havana	202,448
Kanarische Inseln, Gouv.	Afr.	Santa Cruz	10,834
Marianen, Gouv.	Oz.	Agaña	2000
Philippinen, Gouv.	As.	Manila	160,000
Portorico, Generalkapitanat	Am.	San Guan	30,000
Tigre, Kgr.	Afr.	Adowa	2000
Transvaal, Repbl.		Potschefstroom	1500
Uruguay, Repbl.	Am.	Montevideo	105,296
Venezuela, Repbl.		Caracas	47,013
Vereinigte Staaten von Columbia, Föderativ-Republik		Bogotá	50,000
Antioquia, Repbl.		Medellin	30,000
Bolivar, Repbl.		Cartagena	7800
Boyacá, Repbl.		Tunja	8000
Cauca, Repbl.		Popayan	16,000
Cundinamarca, Repbl.		Bogotá	50,000
Magdalena, Repbl.		Santa Marta	3500
Panama, Repbl.		Panama	18,378
Santander Rpbl.		Socorro	20,000
Tolima, Repbl.		Guamas	7000
Vereinigte Staaten von Nord Amerika, Föderativ-Repbl.		Washington	109,199
Alabama, Staat		Montgomery	35,902
Alaska, Territorium		Neu Archangelsk	993
Arizona, Territorium		Prescott	600
Arkansas, Staat		Little Rock	2167
Californien, Staat		Benicia	2000
Colorado, Territorium		Golden-City	1000
Columbia, Distrikt		Washington	109,199
Connecticut, Staat		New Haven	50,840
Dakota, Territorium		Yankton	40,501
Delaware, Staat		Dover	20,288
Florida, Staat		Tallahassee	1391
Georgia, Staat	—	Milledgeville	2216
Idaho, Territorium		Boise-City	2000
Illinois, Staat		Springfield	6500
Indiana, Staat		Indianopolis	8034
Iowa, Staat		Iowa-City	
Kansas, Staat		Lecompton	
Kentucky, Staat		Frankfort	4372
Louisiana, Staat		Baton Rouge	3905
Maine, Staat		Augusta	8231
Maryland, Staat		Annapolis	4000
Massachusetts, Staat		Boston	250,526
Michigan, Staat		Lansing	2000
Minnesota, Staat		St. Paul	15,000
Mississippi, Staat		Jackson	3000
Missouri, Staat		Jefferson	2600
Montana, Territorium		Amtonement	
Nebraska, Staat		Omaha-City	2000
Nevada, Staat		Carson-City	
New-Hampshire, Staat		Concord	11,500
New Jersey, Staat		Trenton	20,000
New Mexiko, Territorium		Santa Fé	8000
New York, Staat		Albany	76,216
Nord-Carolina, Staat		Raleigh	4800
Ohio, Staat		Columbus	25,000
Oregon, Staat		Salem	1500
Ost Virginia, Staat		Richmond	51,038
Pennsylvanien, Staat		Harrisburg	14,000
Rhode Island, Staat		Providence	68,904
Süd-Carolina, Staat		Columbia	6000
Tennessee, Staat		Nashville	24,000
Texas, Staat	—	Austin-City	3000
Utah, Territorium		Fillmore-City	
Vermont, Staat		Montpelier	3000
Washington, Territorium		Olympia	800
West Virginia, Staat		Wheeling	40,000
Wisconsin, Staat	—	Madison	10,000
Wyoming, Territorium		Fort Laramin	

Hauptstücke nennt man die Hauptabschnitte des Luther'schen Katechismus. Deren gab es ursprünglich fünf (Gebote, Glaube, Vaterunser, Taufe, Abendmahl), doch schon um 1530 wurde in einigen Katechismen von unbekannter Hand ein sechstes angehängt, die „Beichte od. das Amt der Schlüssel“. Luther selbst hat dieses aber nicht in seine Ausgaben aufgenommen u. so hat es auch nie ein gleiches Ansehen mit den übrigen erlangt.

Haupt- u. Staatsaktion nannte man im 17. u. 18. Jahrh. eine Gattung von Dramen, welche sich aus den Hofschauspielen der früheren Zeit entwickelt hatten u. eine ernsthafte Handlung, aber mit burlesken Episoden durchflochten, darstellten. In diesen possenhaften Scenen spielte der Pickelhäring od. der Hanswurst die Hauptrolle. Aufgeschrieben wurden diese Stücke selten u. nam. die komischen Partien meist dem Improvisationstalent der Schauspieler überlassen.

Hauptwache, s. „Wache“. **Hauptwort,** s. „Substantivum“.

Hauran, eine durchaus basaltische, an der Oberfläche zumeist mit rothbrauner, durch Verwitterung des Basaltes entstandner Erde bedeckte, hügelige Hochebene Syriens, südl. von Damaskus u. östl. vom mittlen Jordanthale, das alte Gaulonitis, wird gegen Osten durch den an warmen Quellen reichen Dschebel (Gebirge) H. von der heißen Steinwüste Harra getrennt. Die östl. u. südl. Abdachung der Landschaft, einst die Kornkammer Syriens, trägt die Ruinen von 300 Städten u. Dörfern, doch nur 14 bewohnte Ortschaften.

Haus, s. „Wohnung“.

Hauschild, Ernst Innocenz, verdienter Pädagog u. Linguist, geb. zu Dresden 1. Nov. 1808, wirkte seit 1830 in verschiedenen Lehrämtern zu Leipzig, gründete daselbst 1849 das Moderne Gymnasium u. 1854 die Höhere Bürgerschule, ging 1857 als Direktor der evang. Schule nach Brünn, kehrte indeß schon 1859 nach Leipzig zurück, übernahm hier 1861 die Leitung der 4. Bürgerschule u. starb daselbst 5. Aug. 1866. Er gab heraus: Schriften „Ueber Erziehung u. Unterricht“ (Lpz. 1840) u. über „Die leibliche Pflege der Kinder“ (ebd. 1858; 2. Aufl. von Schildbach, 1866 f.); „Pädagogische Briefe“ (ebd. 1860–65, 3 Ser.) u. „Leipziger Blätter über Erziehung u. Unterricht“ (ebd. 1855—57); eine „Ausführliche deutsche Grammatik“ (2 Bde., ebd. 1840—42); eine „Deutsche Schulgrammatik“ (ebd. 1841); eine „Allgemeine Tonsprachlehre“ u. ein „Dictionnaire étymolog. de la langue franç.“ (ebd. 1843); außerdem mehrere franz. Werke mit grammatischen Anmerkungen u. Wörterbüchern (Voltaire's „Henriade“ u. a.), sowie eine Anzahl Kinder- u. Jugendschriften.

Hausen (Acipenser Huso, vom ungar. husos, fleischig, Bjeluga der Russen), ein 8 m. langer Fisch der Störfamilie (Sturionini) von gestreckter Gestalt, mit körniger Haut u. fünf Reihen gekielter Knochenschilder, plattem Kopfe mit langer, spitzer Schnauze, an deren unterer Seite ein zahnloser, vorstreckbarer, durch Bartfäden gezierter Mund sitzt, u. einer ungleichseitigen, sichelförmigen Schwanzflosse. Er lebt im Kaspischen u. Schwarzen Meere u. steigt in der Donau herauf bis Linz. Unter allen Störarten früher der häufigste in der Donau, u. in Ungarn ehemals zu Tausenden gefangen, so daß er kaum verwerthet werden konnte, ist er durch die eifrige Verfolgung jetzt in Oesterreich selten geworden. (Weiteres hierüber s. „Stör“ u. „Störfang“.) Er liefert (in sehr schmackhaftes Fleisch u. seine Eier den Kaviar; die innere dicke Schleimhautschicht seiner Schwimmblase kommt als Hausenblase (Ichthyocolla) in den Handel, theils in Blattform, Buchform, theils in Ringeln u. Oesen, theils in Kuchenform gepreßt, in Zungenform, endlich in Krümel- u. in Fadenform. Sie löst sich bei 30—40° C. im Wasser auf, u. beim Erkalten gerinnt die Lösung; man benutzt sie als Leim (Fischleim), zum Klären von Flüssigkeiten, zur Herstellung des Engl. Pflasters, in Rußland auch als Nahrungsmittel. Gefälscht wird die Hausenblase durch die Blasen der Welse u. anderer Fische.

Hauser, Kaspar, berühmter Findling. Im J. 1828, am Pfingstmontag (26. Mai), erschien zu Nürnberg, im Hause des Rittmeisters v. Wessenig, ein junger Mensch mit einem Briefe an den Letztern u. zeigte deutlich, daß er im äußersten Grade erschöpft war. Er wurde auf die Polizei gebracht u. gab schriftlich als seinen Namen „Kaspar Hauser“ an, während im Uebrigen seine Aeußerungen auf wenige Redensarten beschränkt blieben. Der Brief, ohne Unterschrift, drückte den Wunsch aus, daß der Jüngling ein Reiter werden möchte, was sein Vater gewesen sei, u. ein beigelegter Zettel gab als sein Geburtsjahr 1812 an. H. war vollständig ungebildet u. aß nichts als Schwarzbrot. Nachdem er einige Zeit im Vagabundengefängniß zugebracht, während die Nachforschungen über seine Herkunft vergeblich waren, wurde er unterrichtet u. erzählte dann, er habe, so weit er wisse, in einem halbdunkeln Gemache sein Leben zugebracht, Niemanden gesehen als einen Mann, der ihn mit Brot u. Wasser versehen u. in der letzten Zeit erst gehen, sprechen u. etwas schreiben gelehrt habe. Diese Angaben sind stark bezweifelt worden u. gewiß nicht mit Unrecht. Ja, man hat H. für einen Betrüger erklärt, was er jedoch entschieden nicht war. Er wurde auf Verwendung des Kriminalisten Feuerbach, der großes

Interesse für ihn faßte, dem Professor Daumer zur Erziehung übergeben, der ihn jedoch beinahe nur zu grillenhaften psychologischen u. physiologischen Experimenten benutzte. Dies u. die Neugierde, mit welcher er überall angestaunt wurde, machte ihn eitel u. lügenhaft, während er im Uebrigen gesellschaftliche Sitten annahm, aber im Lernen keine bedeutenden Fortschritte machte. Noch räthselhafter wurde seine Person, als am 17. Okt. 1829 im Hause Daumer's von einem Vermummten, angeblich seinem ehemaligen Kerkermeister, ein Mordversuch gegen ihn stattfand; man kam jedoch dem Thäter so wenig auf die Spur, wie der Herkunft des Findlings. Im J. 1830 nahm ihn der Freiherr von Tucher auf, u. seine Erziehung versprach sofort eine bessere zu werden; aber schon im Mai 1831 interessirte sich der engl. Graf Stanhope für ihn, welcher die Aufklärung des Räthsels sich vorgenommen hatte, sich aber in den Kopf setzte, die Heimat des Findlings in Ungarn zu suchen, wohin er denselben auch bringen ließ, jedoch ohne Erfolg. H. wurde nur wieder eitler u. ein vollendeter Heuchler. Zuletzt adoptirte ihn Stanhope förmlich u. ließ ihn zu Ansbach erziehen, vorgebend, er werde ihn bald nach England abholen. Er erfüllte jedoch Letzteres nicht, sondern neigte sich der Meinung zu, daß H. ein Betrüger sei, während dagegen Feuerbach die Ansicht verfocht, er sei der beseitigte Sohn des Großherzogs Karl von Baden u. der Großherzogin Stephanie, Napoleon's Adoptivtochter, so schwach begründet auch diese Vermuthung war. Nach dem baldigen Tode Feuerbach's nahm die ungünstige Meinung im Publikum in Betreff H.'s überhand, erlitt jedoch eine starke Erschütterung, als am 14. Dez. 1833 H. im Hofgarten zu Ansbach von einem Fremden eine Stichwunde erhielt, an welcher er drei Tage später starb. Doch fehlte es auch jetzt noch nicht an Stimmen, zu welchen besonders diejenige Stanhope's gehörte, die den Fall für einen Selbstmord erklärten, wogegen indessen alle Umstände sprechen, obschon man keine Spur von dem Mörder fand. Die Geschichte H.'s ist bis auf den heutigen Tag ein undurchdringliches Geheimniß geblieben.

Hausfrieden. Die Behausung eines jeden Bürgers genießt einen besonderen Rechtsschutz; der Bewohner ist befugt, regelmäßig jeden Dritten auszuschließen u. ihm das Verlassen des Hauses, Geschäftslokales, Gehöftes 2c. zu gebieten. Wer daher widerrechtlich in eine Räumlichkeit der Art eindringt od. daselbst gegen den ausgesprochenen Willen des Berechtigten verweilt, begeht das Verbrechen bez. Vergehen des Hausfriedensbruchs. Die Strafe des letzteren beträgt nach §. 123 des Deutschen Strafgesetzbuches Gefängniß bis zu 3 Monaten od. Geldstrafe bis zu 100 Thalern. Die Verfolgung dieses Vergehens tritt nur auf Antrag ein. Als ein bes. schwerer Fall des Hausfriedensbruches wird es angesehen, wenn die Handlung von einer mit Waffen versehenen Person od. von mehreren gemeinschaftlich begangen worden ist, dann beträgt die Strafe Gefängniß von 1 Woche bis zu 1 Jahre. Ist das Verbrechen aber von einer öffentlich zusammengerotteten Menschenmenge u. in der Absicht, Gewaltthätigkeiten gegen Personen od. Sachen mit vereinten Kräften zu begehen, vorgenommen worden, so ist es sogar Landfriedensbruch u. als solcher zu bestrafen.

Hausgesetze. Viele Lehrer des deutschen Privatrechts legen dem hohen Adel u. der ehemals reichsunmittelbaren Ritterschaft eine Gesetzgebungsbefugniß derart bei, daß das jedesmalige Oberhaupt der Familie für die letztere u. deren Glieder unabänderliche u. für die nachfolgenden Generationen bindende Bestimmungen treffen könne, die den Familienglanz durch Untheilbarkeit des Familiengutes zu erhalten bezwecken. Es soll dies geschehen können durch H. im engeren Sinne, d. i. durch eigenmächtige Anordnungen des jeweiligen Familienrepräsentanten, durch Testamente, Familienverträge u. Herkommen. Den Inhalt derartiger Vorschriften bilden Erbfolge, Abfindung der Wittwe u. der nachgeborenen Kinder, Verheirathung, Bevormundung, Erziehung der Familienglieder u. Verwaltung des Familienvermögens. Neuere Rechtslehrer, z. B. Gerber, bezeichnen diese Lehre als unrichtig, indem sie behaupten, es gebe nicht eine derartige Gesetzgebungsgewalt Autonomie des hohen Adels, sondern bei Erlaß derartiger H. benutze der hohe Adel nur eine Anzahl von Instituten, die das Deutsche Recht speziell für sie geschaffen habe, so daß es sich nicht um die Aufstellung neuer Rechtssätze, sondern um die Begründung von Rechtsverhältnissen in Gemäßheit bestehender allgemeiner Rechtssätze handele. Die Entscheidung dieser Streitfrage ist eine ungemein schwierige, nam. auch deshalb, weil zum hohen Adel auch die Landesherren gehörten u. von diesen vielfach H. zu einer Zeit erlassen worden sind, wo ihnen hauptsächlich die Gesetzgebungsgewalt zustand. Besondere Erwähnung verdienen noch die Vorschriften der Deutschen Bundesakte vom 8. Juni 1815, Art. 14. Daselbst heißt es nämlich: „Es werden nach den Grundsätzen der früheren deutschen Verfassung die noch bestehenden Familienverträge aufrecht erhalten u. ihnen (den Mediatisirten) die Befugniß zugesichert, über ihre Güter u. Familienverhältnisse verbindliche Verfügungen zu treffen, welche jedoch dem Souverain vorgelegt u. bei den höchsten Landesstellen zur allgemeinen Kenntniß u. Nachachtung gebracht werden müssen." Hierdurch scheint allerdings ausgesprochen worden zu sein, daß die Mediatisirten über das Vermögen u. die persönlichen Verhältnisse der hochadeligen Familie Bestimmungen treffen können, die durch die Landesgesetzgebung nicht abgeändert u. aufgehoben werden können, deren Mittheilung vielmehr lediglich an den Landesherrn zu geschehen hat, der dieselben nach genommener Einsicht durch die oberste Regierungsbehörde veröffentlichen lassen kann. Ob dem Landesherrn die Befugniß zusteht, vor der erwähnten Veröffentlichung der H. Abänderungen derselben anzuordnen, ist wiederum bestritten. Nach dem Wortlaute des Art. 14 der Deutschen Bundesakte verdient wol die verneinende Ansicht den Vorzug.

Hausgewalt. Darunter versteht man die große Anzahl von Rechten, die dem Manne als Herrn des Hauses zustehen u. die sich außer auf Frau, Kinder u. Gesinde auf alle Angelegenheiten erstrecken, die mit der Vertretung einer Familie u. der Führung einer Hauswirthschaft in Verbindung stehen. Zum Schutze dieser seiner H. kann der Hausherr polizeiliche u. richterliche Behörden anrufen; das Mindeste ist, daß nichts Hauptsächliches im Hause ohne sein Vorwissen u. seine Genehmigung geschehen soll. Dagegen ist auch er zur Verantwortung zu ziehen, wenn in seinem Hause Handlungen vorgenommen werden, die mit den bestehenden gesetzlichen Vorschriften im Widerspruche stehen.

Hausgötter, s. „Penaten".

Haushofer, Max, Landschaftsmaler, geb. 12. Sept. 1811 zu Nymphenburg bei München, studirte Anfangs die Rechte in München, ging aber 1833 gänzlich zur Malerei über, worin er Rottmann's Schüler wurde u. zuerst mit einem beifällig aufgenommenen „Abend am Chiemsee" auftrat. 1835—37 bereiste er Italien u. kehrte dann nach München, am liebsten aber nach dem in allen Punkten u. bei jeder Beleuchtung von ihm gemalten Chiemsee zurück. Nachdem er 6 Jahre dort u. in München zugebracht hatte, wurde er als Professor an die Akademie zu Prag berufen, wobei er Gelegenheit fand, auch die ernste Natur des Böhmerwaldes u. die Gegenden Oberösterreichs darzustellen. Seine Bilder der heiteren u. lieblichen Natur sind eben so lebendig wie die der grandiosen u. imposanten; bes. meisterhaft ist er in der Malerei der Wolken. Er starb in München 24. Aug. 1866.

Hausirhandel nennt man denjenigen Kleinhandel, bei welchem der Händler selbst, von Ort zu Ort, von Haus zu Haus gehend, die Konsumenten aufsucht, um ihnen seine Waaren anzubieten. Die Handelsleute, welche ihn betreiben, nennt man Hausirer. Meist führen sie Artikel des täglichen Gebrauchs, für die sie jederzeit u. mit großer Sicherheit auf Abnehmer rechnen dürfen, wenigstens in dünn bevölkerten Gegenden, wo sich noch kein stabiler Kleinhandel eingerichtet hat. In solchen Gegenden, wie auch in rein landwirthschaftlichen Distrikten, hat sich der früher allgemein gewöhnliche u. nothwendige H. in seiner ganzen Bedeutung erhalten; hier betrachtet man den Hausirer mit Recht als den Pionier zur Aufsuchung u. Erschließung neuer Absatzgebiete. In dichtbevölkerten Gegenden, nam. an kleineren Orten, bilden seltnere od. in geringer Menge gebrauchte Artikel, die der gewöhnliche Kleinhändler nicht vorräthig hält, wie z. B. Brillen, Thermometer, Barometer, Spiegel, Südfrüchte 2c., den Gegenstand des H.s; außerdem auch Produkte der Hausindustrie, wie Spitzen, Holzarbeiten 2c., wie denn bes. das sächsische Erzgebirge u. Thüringen ein starkes Kontingent von Hausirern stellen, die die entferntesten Gegenden aufsuchen. In gewerbepolizeilicher Hinsicht ist der H. von jeher mit großer Ungunst behandelt worden. Auch das neue deutsche Gewerbegesetz hat demselben noch ziemlich enge Schranken gezogen, doch ist formal das bisher festgehaltene Prinzip der positiven Bestimmung dahin geändert, daß die ausgeschlossenen Fälle bestimmt werden u. also die Freiheit die Regel bildet. Die Erfordernisse zum H. sind: ein Alter von 21 Jahren, fester Wohnsitz, Abwesenheit abschreckender u. ansteckender Krankheiten u. ein spezieller Grad von Unbescholtenheit.

Hauslaub, s. „Hauswurz".

Hausmann, Johann Friedrich Ludwig, namhafter Mineralog u. Technolog, geb. zu Hannover 22. Febr. 1782, ward 1803 Auditor beim Bergamte in Klausthal, 1805 Kammersekretär beim Berg- u. Hüttendepartement in Braunschweig, bereiste 1806 u. 1807 in wissenschaftlichem Interesse Schweden u. Norwegen, bekleidete 1809 das Amt eines Generalinspektors der westfäl. Berg-, Hütten- u. Salz-

werke u. erhielt 1810 die Professur für Technologie, Berg- u. Hüttenkunde in Göttingen, wo er 25./26. Dez. 1859 starb. H. war ein ausgezeichneter Beobachter, unternahm wiederholt wissenschaftliche Reisen (durch die Schweiz, Italien, Frankreich, Holland, England u. Spanien) u. machte nam. die norddeutschen Gebirge, insbes. den Harz, zum Gegenstand seiner Untersuchungen. Außer vielen Beiträgen für das „Hercynische Archiv", den „Studien des Vereins bergmännischer Freunde" (4 Bde., Gött. 1824–59) u. den Schriften der königl. Sozietät der Wissenschaften, verfaßte er folgende Schriften: „Krystallographische Beiträge" (Braunschw. 1803); „Entwurf zu einer Einleitung in die Oryttognosie" (Helmst. 1805); „Norddeutsche Beiträge zur Berg- u. Hüttenkunde" (Braunschw. 1806—10); „Entwurf eines Systems der unorganisirten Naturkörper" (Kass. 1809); „Handbuch der Mineralogie" (3 Bde., Gött. 1813, 2. Aufl. 1847); „Reise durch Skandinavien" (5 Bde., ebd. 1811—18); „Untersuchungen über die Formen der leblosen Natur" (ebd. 1821); „Umrisse nach der Natur" (ebd. 1831); „Ueber den Zustand des hann. Harzes" (ebd. 1832) u. „Ueber die Bildung des Harzes" (ebd. 1842).

Hausmannit, ein Manganerz, welches diesen Namen von Haidinger zu Ehren des Mineralogen Hausmann erhalten hat. Es kommt sowol in derben, körnigen Aggregaten, als auch in deutlich ausgebildeten, zu Drusen verwachsenen Krystallen des tetragonalen Systems vor, hat starken Metallglanz, ist undurchsichtig, eisenschwarz, giebt aber auf unglasirtem Porzellan einen braunen Strich. Die Härte ist = 5 bis 5,5; das spezifische Gew. = 4,7 bis 4,87. Der H. besteht aus Manganoxyduloxyd ($MnO + Mn_2O_3$) u. enthält demnach in 100 Theilen 69 Theile Manganoxyd u. 31 Thl. Manganoxydul od. 71,7 Thl. Manganmetall u. 28,3 Thl. Sauerstoff. Befeuchtet man das Pulver des H. mit konzentrirter Schwefelsäure, so wird dasselbe nach kurzer Zeit lebhaft roth gefärbt. Mit Salzsäure erhitzt, entwickelt der H. Chlorgas, man kann ihn daher zur Chlorgasbereitung behufs Bleichen von Papierzeug u. Darstellung von Chlorkalk benutzen, doch ist er nicht so ergiebig als der Braunstein (Manganhyperoxyd), den man gewöhnlich hierzu verwendet. Der H. befindet sich besonders in Schweden u. in Thüringen (in der Gegend von Ilmenau, Oehrenstock u. Ilefeld).

Hausmeier, s. „Major domus".

Hausmittel sind solche arzneiliche Substanzen od. zu Heilzwecken dienende Apparate, die man bei Erkrankungsfällen im Hause sofort zur Hand haben kann, um dem Erkrankten Hülfe od. wenigstens Linderung bei seinen Leiden zu verschaffen. Als wirkliche „Heilmittel" können sie, in der rechten Weise angewendet, recht wohl nützlich sein; auch sind sie in dieser Hinsicht der großen Anzahl solcher „Volksmittel" völlig entgegengesetzt, welche einer zuverlässigen Wirkung entbehren, u. die das Vertrauen, dessen sie beim Volke genießen, nur einer herrschenden abergläubischen Vorstellung verdanken. Während wir als dergleichen „Volksmittel" die sympathetischen Kuren, das Besprechen, das Segnen, Büßen, Vergraben od. Verschreiben der Krankheiten, das Tragen von Amuleten, das Einnehmen von Hundefett bei Schwindsucht u. s. w. bezeichnen, können wir als H. eine Menge diätetisch od. arzneilich wirkender Stoffe aufführen, die sich von eigentlichen Arzneien nur dadurch unterscheiden, daß sie meist ohne Mitwirkung von Arzt u. Apotheker zur Anwendung kommen. Hier steht jene Reihe warmer Getränke obenan, die in Form von Thee od. Abkochung, wenn auch nicht immer direkt die betreffende Krankheit beseitigen, so doch zur Genesung förderlich sein können, oft auch wahrhaft erfolgreich u. nützlich sind, z. B. die schleimigen Abkochungen von Reis, Hafergrütze, Gersten- u. Roggenmehl u. s. w. bei Durchfall, von Leinsamen, Althee (Eibisch) u. Süßholz od. von Wollblumenthee bei Husten, von Hollunder zum Schwitzen bei Schnupfen u. Rheumatismus, von Kamillen- u. Pfeffermünzthee bei Leibschmerzen, von Malven u. Feigen in Milch zum Gurgeln bei Halsentzündung; ferner der Gebrauch von Sirup u. Eigelb mit Kandis bei Heiserkeit, das Verzehren eines marinirten Herings bei Katzenjammer, das Darreichen eines Klystiers mit Oel od. Seifenwasser bei Stuhlverstopfung, das Auflegen von Essig od. von frischen Krautblättern bei Kopfschmerz, das Bedecken des Unterleibes mit warmen Breiumschlägen (aus Hafergrütze, Kamille rc.) bei Kolik, das Einhüllen des Körpers in einen mit kaltem Wasser befeuchteten Laken (Prießnitz'scher Umschlag) zum Schwitzen bei Erkältungen, das Umgeben des Halses mit Speck bei Anschwellung der Halsdrüsen, das Auflegen von Kataplasmen, rohen Zwiebeln u. s. w. auf den sog. „Wurm" am Finger (Panaritium), das Bedecken wunder Hautstellen mit Rahm, ungesalzener Butter od. Talg, das Einreiben von Franzbranntwein mit Salz bei Reißen, Lähmung u. s. w., das Bestreichen gequetschter Körperstellen mit Arnikaspiritus, schließlich das Aufstreichen der mannichfachsten Salben u. Pflaster (bes. Pech-, Terpentin- u. Bleipflaster) bei den verschiedensten Schäden, wie Wunden, Geschwüre u. s. w. Diese u. ähnliche Mittel, deren Reihe durch Hunderte vermehrt werden könnte, finden nur da u. nur so lange eine gerechtfertigte Anwendung, wo es gilt, nur leichtere Uebel zu bekämpfen, od. auch, so lange es nicht möglich ist, ärztliche Hülfe in kürzester Zeit zu beschaffen. Der verstorbene Professor Bock hat in vielen Schriften u. Aufsätzen mit vollem Rechte darauf hingewiesen, daß auch selbst mit den unschuldig erscheinenden H.n viel Aberglaube getrieben u. nicht wenig Unheil angerichtet wird. Allein in der Noth ist der Versuch einer Selbsthülfe gerechtfertigt.

So kann man sich denn, insbes. wenn man auf dem Lande od. zu weit entfernt von ärztlicher Hülfe wohnt, recht wohl für die Familie mit einer Anzahl von H.n, gleichsam mit einer Hausapotheke versehen, sowie man sich, wenn man auf Reisen geht, eine kleine, portative Reiseapotheke schafft. Solche Hausapotheken stellt man sich entweder selbst zusammen, od. man bezieht sie auch fertig in sehr zweckmäßiger Form, theils von mehreren Berliner Apothekern, theils vom Apotheker Paulcke in Leipzig (Markt, Engelapotheke) im Preise von 5–30 Thlr. Auch homöopathische Hausapotheken erhält man durch die homöopathische Centralapotheke des Dr. Schwabe in Leipzig.

In keiner solchen Haus-, Familien- od. Reiseapotheke werden die als Thee zu benutzenden Kamillen- od. Fliederblumen sowie Pfeffermünzkraut fehlen. Auch empfiehlt es sich, ein Kamillen- od. ein Pfeffermünzalkoholat in kleinen Gläsern vorräthig zu halten; diese beiden bestehen aus 1 Theil Kamillenöl, zusammengemischt mit 49 Theilen Spiritus, sowie aus 1 Theil Pfeffermünzöl mit 49 Theilen Spiritus. Man kann sich nämlich hiermit, auch ohne die betreffenden Kräuter bei der Hand zu haben, in der Noth u. Eile ziemlich schnell einen aromatischen Thee od. ein aromatisches Wasser herstellen, indem man einige Tropfen eines solchen Alkoholats heißem Wasser od. kaltem Zuckerwasser zugesetzt dem Kranken eingiebt. Ferner ist, da Säurebildung im Magen, Sodbrennen u. s. w. gar häufig vorkommen, das doppelkohlensaure Natron (theelöffelweise zu nehmen) in Pulverform ein wichtiger Bestandtheil der kleinen Apotheke, auch ein Glas mit Weinsteinsäure daneben, um mit derselben alsbald ein Brausepulver herstellen zu können, indem man einen reichlichen Theelöffel doppelkohlensaures Natron u. einen knappen Theelöffel Weinsteinsäure in einem Glas mit Zuckerwasser mischt. Zur Herstellung einer kühlenden Limonade hat man krystallisirte Citronensäure od. auch konzentrirte Phosphorsäure (15—20 Tropfen in ein großes Glas Zuckerwasser) vorräthig zu halten. Wässrige u. weinige Rhabarbertinktur hat man bei Verdauungsstörung nöthig; erstere bes. bei Apetitlosigkeit zu einem halben Theelöffel voll in einem Glas Natronlösung zu nehmen; die weinige Tinktur aber zu 15–20 Tropfen bei gutartigem Durchfall in heißer Jahreszeit. Einfache Opiumtinktur nimmt man zu 5—6 Tropfen bei Diarrhöe mit Leibschneiden; zu demselben Zweck dienen Dover'sche Pulver (Opium mit Ipecacuanha), deren man alle 2—3 Stunden eines nimmt. Hoffmann'schen Liquor benutzt man bei Ohnmacht als Riechmittel; Salmiakspiritus dient zu gleichem Zwecke, doch auch zu Waschungen bei Mücken-, Bienen- u. Wespenstichen. Kampherspiritus od. flüchtiges Liniment hilft als Einreibung, Senfmehl u. Senfspiritus (auch Senfpapier) als örtlicher Hautreiz bei Rheumatismen, Kochsalz mit Senfmehl als Zusatz zu warmen Fußbädern bei Kongestion nach dem Kopfe; Alaunpulver zur Herstellung einer Alaunlösung als Gurgelwasser bei Halsentzündung, sowie zum Aufstreuen auf eine stark blutende Wunde. Bleiwasser od. Goulard'sches Wasser hat man gut befunden als kühlenden Aufschlag bei Hautentzündung. Zu Verbänden dienen Heftpflaster, Charpie, alte Leinwand, Rollbinden, vielleicht auch ein Fläschchen voll Collodium mit Pinsel, ferner Blutschwamm zur Blutstillung. Etwas Zinksalbe (für eiternde Wunden), Seifen- od. Mutterpflaster (bei Furunkelbildung) u. Hirschtalg od. Kakaobutter (bei Wundsein) vervollständigen die kleine Hausapotheke. Ein gläsernes Ohren- od. Nasenspritzchen u. eine Pincette zum Splitterausziehen können noch beigelegt werden.

Vgl. Professor Dr. Niemeyer, „Ueber Haus- u. Volksmittel rc." (Tüb. 1864); Dr. H. Klencke, „Hauslexikon der Gesundheitslehre" (3. Aufl.) u. dessen „Der Frauenarzt" (Lpz., 1874); Hufeland, „Der praktische Hausarzt; ein zuverlässiger Rathgeber bei allen Krankheiten, mit Angabe der vorzüglichsten Haus- u. Heilmittel u. einer Haus- u. Reiseapotheke" (Berl. 1866).

Hausruck, eine bewaldete Vorkette der oberösterr. Alpen mit einer durchschnittlichen Höhe von 600 m.; an ihren Abhängen liegen Braunkohlenflötze.

Hausruckkreis, Kreis des Erzherzogthums Oberösterreich, 68,75 □M. mit 227,084 E. Die Hauptstadt ist Wels.

Haussa, der bedeutendste unter den Fellatastaaten im mittelafrikan. Sudangebiete, wird im W. vom Niger, im N. von der Sahara, im O. von Bornu begrenzt. Nur im südl. u. westl. Theile erheben sich Granitgebirge, die dem Niger u. Binue mehrere Nebenflüsse, dem Tsadsee den Komadugu zusenden; der übrige größte Theil des Landes ist sehr fruchtbar u. wohl angebaut, doch das Klima der vielen Sümpfe wegen ungesund. Die fast durchweg mohammedanische Bevölkerung besteht aus den schwarzen, zwischen Berbern u. Negern stehenden, theils noch selbständigen, theils den Fellata unterworfenen Haussa, welche sehr intelligent, lebhaft, gutmüthig u. gewerbfleißig sind u. von Ackerbau, Handwerk u. Handel leben, u. den eingewanderten, Viehzucht treibenden Fellata (s. d.). Haupthandelsgegenstände bilden weiße u. blaugestreifte Baumwollstoffe, gegerbte Schienhäute, buntgefärbtes Ziegenleder u. Gurunüsse. Die durch Wohlklang u. Wortreichthum ausgezeichnete Haussasprache dient weithin im Sudan als Geschäftssprache; doch kann nach N. hin der Handel nur durch Vermittelung der Tuariks getrieben werden. Die Herrschaft der Fellata im Lande wurde erst 1802 durch Marabu Othman, genannt Fu Du (der Weise), gegründet; ihnen gehören jetzt von bedeutenden Städten Sokoto u. Kano. Zu den unabhängigen Gebieten gehört u. a. Kaschna.

Hausschwamm (Boletus destructor), ein sehr gefürchteter Löcherpilz ohne Strunk, mit aufsitzendem, unregelmäßigem u. oft höchst ausgebreitetem Hute, auf dessen unterer Seite sich Poren befinden. Er ist Anfangs weiß, geht aber in eine schmuzig-gelbliche Farbe über, u. ist um so gefährlicher, als er ein perennirendes Gewächs ist, das seine Samen viele Jahre lang ausstreut, aber nur im Frühlinge bei feuchtem Wetter od. überhaupt bei Feuchtigkeit zu treiben anfängt. Der Pilz dringt allmählich in alle Holzfasern ein, zerstört ihren Zusammenhang u. giebt hierdurch Veranlassung zu deren gänzlicher Verrottung. Zahlreich sind die Ansichten über seine Entstehung u. Vernichtung. In Bezug auf erstere dürfte als die glaubwürdigste die angesehen werden müssen, daß der Pilz ursprünglich den Düngergruben angehört u. erst von diesen aus in die Keller u. feuchten Räume wandert, wo er seine Entwicklung allein findet. Er verräth sich hier durch einen knoblauchartigen Pilzgeruch. Entzieht man ihm diese Feuchtigkeit, so geht er zu Grunde. Darum dürfte hydraulischer Kalk, sog. Wassermörtel od. Cement, das beste Mittel sein, ihn zu vertreiben.

Hausse (franz., spr. Hohß'), das Steigen der Preise u. Werthpapiere, im Gegensatz zu Baisse (s. d.). — Haussier (spr. Hossieh) ist Derjenige, der à la hausse, d. h. auf das Steigen der Preise u. Papiere, spekulirt.

Häusser, Ludwig, deutscher Geschichtschreiber, geb. 26. Okt. 1818 zu Kleeburg im Unterelsaß, studirte in Heidelberg u. Jena u. wurde in das Studium der Geschichte von Schlosser eingeführt, zu dessen bedeutendsten Schülern er gehörte. Nachdem er sich durch eine vortreffliche Quellenarbeit über „Die deutschen Geschichtschreiber vom Anfang des Frankenreichs bis auf die Hohenstaufen" (Heidelb. 1839) u. durch eine Monographie über die Tellsage bekannt gemacht, trat er 1840 als Lehrer der Geschichte an der Universität Heidelberg auf, an welcher er während des Erscheinens seiner „Geschichte der rhein. Pfalz" (2 Bde., Heidelb. 1845; 2. Aufl. 1856) zum außerord. Prof. aufrückte. An der zu jener Zeit beginnenden deutschen Bewegung nahm er eifrig in Wort u. Schrift Theil; er leitete im Verein mit Gervinus (s. d.) die „Deutsche Zeitung" u. vertrat deren bundesstaatlich konstitutionelle Tendenzen in der bad. Kammer, hielt sich jedoch 1848 von der Revolution fern. Nachdem er 1849 zum ord. Prof. befördert worden, veröffentlichte er 1851 seine interessanten „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der bad. Revolution" (Heidelb. 1851). Aus umfassenden Detailstudien u. archivalischen Arbeiten hervorgegangen, dabei aber durch klare, gerundete Darstellung ausgezeichnet, ist sein Hauptwerk, die „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's d. Gr. bis zur Gründung des Deutschen Bundes" (4 Bde., Lpz. 1854—57; 2. Aufl. 1869). Mit großer Lebhaftigkeit ergriff H. die Gelegenheit, für die Fortentwicklung der deutschen Zustände thätig zu sein, als zu Ende der 50er Jahre die nationale Bewegung wieder erwachte. Er half den Nationalverein gründen, die Agitation für Schleswig-Holstein in Fluß bringen u. s. w. Leider starb er bereits 17. März 1867 zu Heidelberg. Er hinterließ eine „Geschichte der Franz. Revolution" u. eine „Geschichte des Zeitalters der Reformation", die Oncken herausgab (Berl. 1867 u. 68). Außerdem erschienen noch von ihm „Gesammelte Schriften" (4 Bde., Berl. 1869 ff.).

Haußmann, Georges Eugene, Baron, unter Napoleon III. Präfekt des Seinedepartements, Sohn des Nicolas Valentin H., der unterm ersten Kaiserreich Kriegskommissar u. Unterintendant gewesen, später Redakteur des „Temps" u. des „Moniteur de l'armée" war u. auch als landwirthschaftlicher Schriftsteller sich bekannt gemacht hat, wurde geb. zu Paris 27. März 1809, widmete sich erst der Musik, dann aber der Rechtswissenschaft, trat nach der Revolution von 1830 als Verwaltungsbeamter in den Staatsdienst, bekleidete 1830—48 an verschiedenen Orten das Amt eines Unterpräfekten, 1850—52 abwechselnd das eines Präfekten in den Depart. des Var, der Yonne u. Gironde u. wurde 23. Juni 1853 Präfekt des Seinedepartements in Paris. Als solcher hat er einen weltbekannten Namen durch die fast völlige Umwandlung der Hauptstadt sich erworben; die mit eben so großer Rücksichtslosigkeit als Verschwendung ausgeführten Niederreißungen, Um- u. Neubauten hatten aber nicht blos die Verschönerung von Paris zum Zweck, sondern hauptsächlich politische Motive (vgl. F. de Lasteyrie, „Causeries artist.", Par. 1862; „Les travaux de Paris", ebd. 1861; „La question parisienne", ebd. 1864). Im Aug. 1857 ward H. baronisirt u. zum Senator ernannt u. 7. Dez. 1867 auch zum Mitglied der Akademie der schönen Künste erwählt, aber seine Finanzverwaltung führte schließlich seinen Sturz herbei (5. Jan. 1870); als er sich ins Privatleben zurückziehen mußte, betrugen die Passiva der Stadt Paris 600 Mill. Frcs. Ueber das Leben H.'s, der übrigens auch die Veröffentlichung einer „Histoire générale de Paris" (Par. 1866, Bd. 1 u. 2) veranlaßte, sowie über die unter seiner Verwaltung ausgeführten Bauten 2c. s. Lon, „Parallèle entre le Marquis de Pombal et le Baron H." (Par. 1869).

Hausstock, ein gewaltiger Berg in den Rheinalpen zwischen Glarus u. Graubünden, östl. vom Tödi; seine Höhe beträgt 3156 m. Seine Hauptmasse besteht aus Sedimentgesteinen.

Haussuchung (perquisitio domestica) nennt man die Durchsuchung eines Gebäudes od. einer Wohnung, um etwa eines flüchtigen Verbrechers habhaft zu werden od. Verbrechensstücke u. Ueberführungsstücke (scelere producta u. instrumenta sceleris), die zur Entdeckung des Verbrechens u. der Ueberführung des Thäters dienen können, zu ermitteln. Die H. kommt als polizeiliche u. strafrichterliche Maßregel vor. In Wohnungen Dritter kann eine H. meist nur unter ganz besonderen Verhältnissen u. nur ausnahmsweise vorgenommen werden. Die Grenze ist hierbei sehr schwierig, namentlich darf der Gesetzgeber den Richter bei Vornahme dieser häufig nur bei sofortiger Vollziehung wirksamen Maßregel nicht zu sehr beschränken, andererseits bedarf jede Aussuchung in der Wohnung eines Anderen als des Bezichtigten besonderer Rechtfertigung, da sie einen weitgehenden Eingriff in die Freiheit eines Unschuldigen enthält u. mit vielfachen Unzuträglichkeiten verknüpft ist. Während in der Behausung eines Angeschuldigten od. einer unter polizeilicher Aufsicht stehenden Person jeder Zeit u. ohne besondere Rücksichtnahme eine H. vorgenommen werden kann, ist sie in Gebäuden, Gärten, Höfen 2c. Dritter nur dann nach den meisten Gesetzgebungen zulässig, wenn dringender Verdacht böslicher Verheimlichung von Sachen, die zum Beweise des Thatbestandes od. zur Ueberführung des Angeschuldigten dienen können, vorliegt, oder deren Besitz zwar zugestanden, die Herausgabe aber verweigert wird.

Hausthiere heißen die vom Menschen gezähmten u. in seinen engeren oder weiteren Hausstand aufgenommenen Thiere, die sich durch Nutzbarkeit für menschliche Zwecke auszeichnen, sich willig dem Dienste des Menschen fügen u. sich im gezähmten Zustande fruchtbar paaren, während man ebenfalls gezähmte u. in verschiedener Weise sich nützlich zeigende Thiere, die zwar die Gefangenschaft ohne Nachtheil ertragen, sich aber in derselben nicht fortpflanzen, u. deshalb keinen Gegenstand der Thierzucht bilden können, sondern immer aufs Neue eingefangen u. gezähmt werden müssen (so der Elefant), blos als domestizirt bezeichnet u. nicht zu den eigentlichen H.n zählt. Wie sich der Elefant in der Gefangenschaft nur selten fortpflanzt, so gehören auch die zahmen Thiere Südamerika's, wie Tapir, Paka 2c., nicht zu den H.n im engeren Sinne. Schon die ältesten Urkunden über menschliches Treiben geben Zeugniß davon, daß H. dem Menschen dienstbar waren; sie sind um ihrer Nützlichkeit willen aus dem ursprünglichen Zustande der Wildniß domestizirt u. allmählich zu H.n herangebildet worden. Doch ist ihre Zahl verhältnißmäßig nur eine kleine; von etwa 140,000 Thierarten umfaßt sie kaum 50, u. unter diesen gehören 40 den Wirbelthieren an. Die Mehrzahl der H. stammt aus Asien u. Europa, keines aus Australien. Von ihnen, die man wegen ihres Fleisches, ihrer Milch, Eier, Haare, Wolle, Federn 2c. u. als Arbeitsthiere od. Hausgenossen züchtet, sind die meisten u. wichtigsten die in zahlreichen Rassen auftretenden Haussäugethiere, wie Schafe, Ziegen,

Rinder, Renthiere, Kameele, Pferde, Esel, Schweine, Hunde, Katzen u. Kaninchen; von Hausgeflügel sind zu nennen Hühner, Tauben, Gänse, Enten, Schwäne, während man von Fischen den Karpfen u. den Goldfisch, von Insekten die Bienen u. die Seidenschmetterlinge mit mehr od. weniger Recht den H.n beizählt. Vgl. die einzelnen Artikel.

Hausverträge, s. v. w. Hausgesetze.

Hauswurz (Sempervivum tectorum, auch Hauswurzel, Hauslaub u. Hauslauch, Dach- u. Trachwurz, Donnerbart, Immergrün, Wunderbar, Lebauge u. Mauerpfeffer. Eine zu den Crassulaceen gehörige sog. Fettpflanze mit fleischigem Laube, ansehnlichem Blumenstiele u. schönen, radförmig ausgebreiteten rosenrothen Blüten, welche im Juli u. August zur Entwickelung kommen. Ihre Namen schon zeigen an, daß sie als eine Merkwürdigkeit auf Dächern (Strohdächern) angepflanzt wurde; schon Karl der Große empfahl diese Art der Anpflanzung, u. sie verdankt das ihrer immerwährenden Grünnatur, die man deshalb auch auf das Haus gegen alle möglichen Gefahren physisch und symbolisch überzutragen glaubte. Namentlich sollte sie den Blitz abhalten, während ihre Blätter in dem Rufe standen, mancherlei Krankheiten, besonders Hühneraugen, zu beseitigen.

Nr. 3321. Hauswurz (Sempervivum tectorum).

Haut (Integument, cutis) heißt die in sehr mannichfacher Weise ausgestattete Umhüllung der äußeren Oberfläche des thierischen Körpers, die ihm nicht allein einen schützenden Abschluß gegen die Außenwelt bietet, sondern auch je nach ihrer Ausbildung als Absonderungsorgan, Tastorgan, Athmungsorgan und Bewegungsorgan dient. Sie besteht beim Menschen u. ebenso im Allgemeinen bei den Wirbelthieren überhaupt aus mehreren Lagen, zu äußerst aus der zelligen Oberhaut, in der Hauptmasse aus der bindegewebigen, nerven- u. gefäßreichen Lederhaut, u. zu unterst aus dem die Lederhaut an den Körper mehr od. weniger verschiebbar anheftenden Unterhautzellgewebe, das an manchen Stellen sehr fettreich zur Fetthaut wird. Die Oberhaut (Epidermis), die sich durch ein Zugpflaster als eine dünne Schicht von der Lederhaut abheben läßt, bildet einen schützenden, in der äußersten Lage verhornten (Hornschicht), sich als „Hautschuppen", bei Thieren wie Reptilien u. Amphibien auch ganz im Zusammenhange periodisch sich ablösenden (Häutung) Ueberzug über die an Papillen, Gefäßen u. Nerven reiche obere Schicht der Lederhaut, über der sie sich fortwährend aus weicher, zelliger Grundlage (Schleimschicht, Malpighi'sches Schleimnetz) neubildet. Die Färbung der H. (die Hautpigmente) hat ihren Sitz in der Oberhaut, u. zwar besonders in der Schleimschicht, kann aber bei Thieren auch in der Lederhaut ihren Sitz haben, theilweise liegt sie sogar nur in ihr. Beim Menschen ist die Hautfärbung (Teint) je nach Körpertheil, Alter u. Nation weiß, röthlich, fleischfarben, braungelb, schwarz; bei Thieren (z. B. den Affen) kommt auch Buntheit vor. Der Farbenwechsel gewisser Thiere (Chamäleon, Frösche, Fische) beruht auf Kontraktionsverhältnissen der H. u. ihrer Farbstoffzellen (s. „Chromatophoren"). Hornige Gebilde der Oberhaut sind bei Menschen u. Säugethieren zunächst die Haare, bei Vögeln die Federn, hornige Platten u. Schuppen bildet sie ebenfalls, z. B. am Schwanze des Bibers, der Ratte, bei den Dickhäutern ist sie bedeutend verdickt; verdickte Oberhautpartien sind die Hörnerscheiden der Rinder, Schafe zc., das Horn des Rhinozeros, Hufe, Klauen, Krallen, Nägel, die Schnabelscheiden der Vögel, Horn- und Spornbildungen bei verschiedenen Vögeln, das Schildpatt der Schildkröten, die Klapper der Klapperschlange, während der Schleim, der die Haut der Fische überzieht, nicht Absonderung ist, sondern die sich lösende Oberhaut selbst. Die Oberhaut ist nirgends wirklich durchbohrt, indem die Hautporen Einstülpungen derselben sind in die gefäß- u. nervenreiche Lederhaut (corium, derma). Dieselbe ist fest, dicht, biegsam, dehnbar, kontraktil u. gebildet aus durch einander gewirkten Bindegewebsbündeln u. elastischen Fasern, denen an manchen Stellen auch Muskeln beigesellt sind. Sie löst sich in kochendem Wasser zu Leim auf u. wird durch gerbsäurehaltige Pflanzenstoffe vor dem Verfaulen geschützt u. in Leder verwandelt (s. „Gerberei"). In ihre oberflächlichen Schichten sind als Oberhauteinstülpungen die Talgdrüsen od. Hautbälge eingebettet, welche die Hautschmiere (Hauttalg, Sebum, Smegma) absondern, durch welche Epidermis u. Haare eingeölt werden. Sie sind der Sitz des jeder Thierspezies eigenthümlichen Geruchs, der zur Auffindung der Geschlechter dient, wie der Schmuck gewisser Oberhautgebilde ebenfalls zum Geschlechtsleben in Beziehung steht. Vögel haben an Stelle der Talgdrüsen nur die Bürzeldrüse zum Einölen ihres Gefieders, bei Reptilien finden sich entsprechende Hautdrüsen an besonderen Körperstellen, so die Schenkeldrüsen bei Eidechsen, Moschusdrüsen bei Krokodilen, u. bei Amphibien sind dergleichen über die ganze Hautfläche verbreitet, aber auch an manchen Stellen massig angehäuft (Ohrdrüse der Kröten). Von den Talgdrüsen

Nr. 3322. Menschenhaut (stark vergrößert). a Epidermis. b Malpighi'sches Schleimnetz. c Lederhaut. d Blutgefäße. e Schweißdrüsen. f Fettzellen. g Hautnerven.

des Menschen ist noch besonders zu bemerken, daß sie, wenn unter Einwirkung der Kälte sich die Haut zusammenzieht, knötchenförmig hervorragen u. so die sogen. „Gänsehaut" bilden; erhärtete Massen von Hautschmiere in den Talgdrüsen bilden den „Mitesser". Hautschmiere ist das an den Augenlidern hervortretende Talgdrüsensekret der sogen. Meibom'schen Drüsen („Augenbutter") u. das der Talgdrüsen des äußeren Gehörgangs („Ohrenschmalz"). In die unteren Schichten der Lederhaut reichen als fernere Oberhauteinstülpungen die Haarbälge u. die Schweißdrüsen; beide finden sich aber nur bei Menschen u. Säugethieren. Die Schweißdrüsen haben einen langen, gewundenen Gang, der die ganze Haut durchsetzend an deren Oberfläche mit der trichterförmigen Schweißpore sich öffnet. Schweiß ist das wässrige Absonderungsprodukt der Schweißdrüsen. Den durch die Haut stattfindenden, durch die an der Oberfläche der Haut liegenden Gefäße vermittelten Gaswechsel (die Hautathmung) nennt man zum Unterschied von der Lungen- u. Kiemenathmung (oder Respiration) die Perspiration; er gleicht jener qualitativ, doch ist bei ihm die Ausscheidung in beträchtlichem Uebergewichte über die Aufnahme, u. werden neben Kohlensäure u. Wasserdampf auch Fettsäuren ausgeschieden. Bei Wasserthieren u. Amphibien ist die Hautathmung von größerer Bedeutung; Frösche z. B. können die Vernichtung ihrer Lungen länger überleben als die Aufhebung ihrer Hautathmung durch Ueberfirnissen od. Eintauchen in Oel. Doch auch bei Säugethieren u. Vögeln wird die Unterdrückung der Perspiration tödlich. Außer den Oeffnungen für Talgdrüsen, Haarbälge u. Schweißkanäle finden sich auf der an die Schleimschicht der Oberhaut anstoßenden, durch Falten, Runzeln u. feine vertiefte Linien ausgezeichneten Oberfläche der Lederhaut die Hautwärzchen od. Hautpapillen (wonach diese Schicht Papillarkörper der Haut heißt). Sie liegen besonders zahlreich an der Handfläche, Fußsohle, den Fingerspitzen u. Zehenspitzen u. sind zweierlei Art: Nervenwärzchen, in welchen sich die Tastkörperchen als die Endorgane der Hautnerven befinden, durch welche die Haut zum Tastorgane wird, u. Gefäßpapillen. Bei vielen Wirbelthieren verknöchern gewisse Stellen der Lederhaut zu Hautknochen. Bei Säugethieren kommt dies nur bei Gürtelthieren vor, häufiger bei Amphibien am Schädel u. auf dem Rücken, u. besonders bei Reptilien, namentlich den Krokodilen u. Schildkröten, die einen förmlichen Hautpanzer haben. Auch manche Fische haben förmliche Hautknochenpanzer u. die Fischschuppen selbst sind theilweise Verknöcherungen platter Hautfortsätze.

Außer der eigentlichen Haut gehören zum Hautsystem u. sind ein Gegenstand der Hautlehre (Dermatologie, eines Theils der Eingeweidelehre od. Splanchnologie) die alle inneren Organe überkleidenden Epi-

(Zotten, s. d.), ferner die Körpersäfte (Blut, Lymphe) führenden Gefäßhäute, sodann die geschlossene Blasen od. Säcke bildenden serösen Häute, weiter die die innere Oberfläche des Körpers auskleidenden, von Epithelien bedeckten Schleimhäute, endlich noch fibröse u. muskulöse Häute. Die weichen, gefäß- u. nervenreichen Schleimhäute kleiden, von Epithelien bedeckt, die Wandungen der mit der Außenwelt in unmittelbarem Zusammenhang stehenden offenen Höhlen aus, in welche Stoffe von außen aufgenommen od. aber aus dem Körperinnern nach außen abgesetzt werden; sie enthalten verschiedene Drüsen (Schleimdrüsen) u. gehen an den natürlichen Oeffnungen (wie Mund, After, Geschlechtsöffnung, Nasenlöcher, Augenlidspalte) in die äußere Haut über. Bei den wirbellosen od. niederen Thieren ist es fast Regel, daß im Falle auch eine zellige Oberhaut zugegen ist, doch ein homogenes Häutchen (Cuticula) noch darüber liegt, wie man es bei Wirbelthieren nur in ganz vereinzelten Fällen (Froschlarven) findet. Ferner ist die Haut hier ganz od. theilweis mit Wimperhärchen bedeckt (Hautflimmerung), wie sie bei Wirbelthieren auch blos vereinzelt an der äußeren Haut auftreten. Endlich kommen bei den Wirbellosen eigenthümliche Hautgebilde vor, wie Nesselorgane ꝛc. Die der Lederhaut entsprechende Bindegewebsschicht ist von der Leibessubstanz gar nicht abgegrenzt, od. sie bildet einen selbständigen Sack od. Schlauch mit od. ohne eingewebte Muskeln (Hautmuskelschlauch). Die Härtung der Haut zum Hautpanzer, Hautskelet geschieht durch Chitinisiren u. Ablagerung erdiger Theile. Verkalkt die Haut selbst, so bleibt die Schale der Panzer natürlich in inniger Beziehung zum Körper, so das verkalkte „Perisom“ der Echinodermen, der Panzer der Krebse ꝛc., und muß, wenn das Wachsthum des Thiers noch weiter fortschreitet, entweder wie bei den erstgenannten Thieren durch Einschaltung mit wachsen, od., wie bei den Krebsen u. den Raupen, durch periodisches **Häuten** entfernt u. neugebildet werden. Weit weniger innig mit der Körpersubstanz zusammenhängend ist die Schale, wenn sie, wie dies bei den Mollusken der Fall ist, lediglich eine Abscheidung, ein festgewordnes Hautsekret, vorstellt. Auch bei den Wirbellosen enthält die H. vielfach Drüsen, Pigmente u. haar- od. schuppenähnliche Gebilde.

Hautboisten (spr. Hoboisten) nannte man früher die Mitglieder eines Militairmusikcorps, gleichviel ob dieselben ein Holz- od. Blechinstrument handhabten. Hautboistencorps war also dasselbe, was Militairmusikcorps, u. mag der Name (Hautboist, Hautboistencorps) vielleicht daher kommen, daß die Oboe (frz. Hautbois) die wichtigste Rolle bei den Militärmusikern spielte.

Haute-Garonne, Haute-Loire, Haute-Marne, Haute-Saône, Haute-Vienne, s. „Garonne“, „Loire“, „Marne“, „Saône“, „Vienne“.

Hautelisse (spr. Hoht'liss) od. **hochschäftige Arbeit** nennt man diejenige Art der Teppichweberei, bei welcher die Kette senkrecht steht, im Gegensatze zu Basselisse od. tiefschäftiger Arbeit, bei der sie wagerecht liegt. Die letztere Art heißt auch die niederländische, weil sie das. allgemein gebräuchlich war, während die H. in Deutschland aufkam. Vgl. „Gobelin“.

Haute-volée (franz., spr. Hoht woleh), die höheren Gesellschaftsklassen, die Hofgesellschaft.

häutige Bräune, s. „Croup“.

Hautkrankheiten nennt man Störungen in der Ernährung, dem Bau od. in den Verrichtungen einzelner od. aller Gewebestheile der Haut (Oberhaut, Lederhaut u. Unterhautzellgewebe), der in ihnen enthaltenen Organe (Schweiß- u. Talgdrüsen, Haarbälge, Blut- u. Lymphgefäße, Nerven) u. der Hautanhänge (Nägel u. Haare). Die Grundformen, unter denen sich die H. zeigen, sind nam.: 1. **Flecken u. Hautfärbungen**, dieselben rühren her vom Fehlen des Hautfarbstoffes, z. B. bei den sogen. Albino's (Kakerlaken), deren Haare deshalb weiß u. durchsichtig erscheinen, od. vom Verfärben des Hautpigmentes, z. B. durch unter der Haut abgelagertes u. dort durch das Sonnenlicht geschwärztes Silbernitrat (Höllenstein), ferner vom Vorhandensein farbiger Pigmentablagerungen, z. B. bei Muttermälern. 2. Der **Ausschlags-** od. **Entzündungsfleck** (exanthematische Fleck) rührt von einer Ueberfüllung der zahlreichen Haargefäße des Warzenkörpers her. Er läßt sich durch Fingerdruck auf einen Augenblick beseitigen. Das dadurch aus den Aederchen weggepreßte Blut schießt aber sofort in dieselben zurück, sobald der Druck nachläßt, u. der rothe Fleck zeigt sich wie zuvor. Dies ist der Fall bei den Ausschlagsformen, z. B. bei den **Rötheln**, den **Masern**, dem **Scharlach**, aber auch bei der **Hautentzündung** u. der nicht wesentlich von ihr verschiedenen Rose. 3. Die **Hautstippe** (Stigma), diese ist ein kleiner, scharf begrenzter, meist dunkelroth gefärbter Fleck, der von etwas ausgetretenem Blute herrührt u. sich deshalb durch Fingerdruck nicht beseitigen läßt, z. B. beim Flohstich, bei den Petechien (Petechiae), als Zeichen einer mit Blutzersetzung einhergehenden Krankheit, z. B. bei Skorbut u. Typhus, od. wie bei manchen Frieselformen, z. B. dem Lichen lividus, abhängend von dem entzündeten Ausgang einer Hautdrüse. 4. Das **Knötchen** (Papula), meist eine geschwellte Hauttalgdrüse von weißlicher od. schmuzig röthlicher Farbe, z. B. bei dem sehr hartnäckigen u. lästigen Juckausschlag (Prurigo), der zuweilen durch Ungeziefer (Läuse) verursacht ist. 5. Der **Hautknoten** (Nodus, Tuberculum), größer als das vorige, härter, von bräunlicher röthlicher od. gewöhnlicher Farbe der Haut, meist langsamer sich entwickelnd, entweder gebildet von verhärtetem Hautgewebe od. von einer nach Verschluß seiner Oeffnung durch fortwährende Absonderung von Talg übermäßig ausgedehnte Hauttalgdrüse (Balggeschwulst, Grützebeutel). 6. Das **Nesselmal**, die **Quaddel** (Pomphus, Urtica), eine flache, blaßröthliche od. weißlich gefärbte Erhebung der Haut, die meist rasch entsteht u. eben so rasch vergeht, wie beim Brennen mit Nesseln, beim Mückenstich u. bei der Nesselsucht od. dem Nesselfriesel (urticaria), einer heftig juckenden, meist aber rasch vorübergehenden Hauterkrankung, welche nam. bei empfindlichen Personen durch Gemüthsbewegung u. Diätfehler hervorgerufen werden, z. B. nam. nach dem Genuß von Erdbeeren, Himbeeren, Gurken, Pilzen, nach Muscheln, Krebsen, Kaviar u. dgl. 7. Verschiedene Formen von **Bläschen**, **Blüten**, **Blasen**, mit flüssigem, eitrigem od. auch bluthaltigem Inhalt (die verschiedenen Formen der **Windpocken**, **Schutzpocken** u. wirklichen **Blattern**). Zu den **Eiterblasen** od. **Pusteln** gehört auch der **Furunkel** (s. d.) od. **Blutschwär**. 8. **Hautauswüchse** (Excrescentiae), d. s. Wucherungen von Hautpapillen, die sich mit verdichteten (hornartigen) Oberhautzellen überziehen, z. B. Hühneraugen, Warzen u. andere Gebilde von verschiedener Form. 9. **Hautgeschwüre** (Ulcera), eitrige Zerstörungen der verschiedenen Hautschichten, z. B. manche Formen der Syphilis, des fressenden Wolfes (lupus). 10. **Narben**, d. h. zum Ersatz durch Wunden od. Geschwüre verloren gegangener Haut gebildete Neubildungen von sehniger Beschaffenheit, die sehr geringen Antheil am Stoffumsatz des Körpers nehmen u. deshalb im Laufe der Jahre sehr wenig Veränderungen zeigen. 11. **Abschilferungen u. Abschuppungen** (Desquamationes), d. s. Losstoßungen kleinerer (Hautkleie, furfur) od. größerer Theile der Oberhaut, wie nach Scharlach. 12. **Schorfe** od. **Grinde** (Crustae), d. s. an der Luft verhärtete, krankhafte Absonderungen, unter denen noch immer neue, eitrige od. jauchige Flüssigkeiten ausgeschieden werden, wie bei der Milchborke der Kinder, od. welche auch dem unterliegenden, der Oberhaut beraubten Gewebe als Schutzdecke dienen, unter denen die Heilung vor sich geht, z. B. bei den eintrocknenden Pocken. Der **örtlichen Verbreitungsart** nach unterscheidet man solche H., welche an **einem Orte zeitweilig in größerer Ausdehnung** (**epidemisch**) **auftreten**, wie die sogen. Kinderkrankheiten (Scharlach u. Masern), welche aber keineswegs jedes Kind durchzumachen hat, die Rötheln, die ersten u. falschen Blattern, die Beulenpest u. diejenigen, welche **an einem u. demselben Orte** (**endemisch**) **fortwährend auftreten**, od. doch lange Zeit hindurch häufig sind, z. B. die **Rose** od. der **Rothlauf** (Erysipelas) in manchen Krankenhäusern, das **Pellagra** in Oberitalien, die **Aleppopustel**, die nur Reisende befällt, welche den Weg von Bagdad nach Aleppo passirt sind, zuweilen erst nach einem Jahre u. fern von der Gegend, in der das Uebel erworben, die **Lepra** in ihren verschiedenen **Aussatzformen**, in den Küstenländern des Mittelländischen Meeres, Südamerika, Westindien, unter verschiedenen Benennungen, in Norwegen (als Spedalskhed) u. in Island (als Liktraa), das Knollbein von Barbados, das nur bei den Negern auf Barbados u. auf einigen benachbarten Antillen vorkommt u. s. w., sowie endlich **Krankheiten, welche einzeln** (**sporadisch**) **gefunden werden**, allen Ländern gemeinsam u. an keine Zeit gebunden sind, wie die Hautentzündungen. Gewisse H., z. B. Syphiliden, Fischschuppenausschlag, Aussatz u. s. w., lassen sich vererben, andere (z. B. Muttermäler) sind **angeboren**, noch andere werden erworben mittels der Luft (Masern, Scharlach), mittels direkter Berührung (Syphilis, Pocken) od. durch Uebertragung pflanzlicher od. thierischer Schmarotzer. Man kennt eine große Zahl mikroskopisch nachweisbarer Organismen, welche die Haut od. deren Bestandtheile dadurch krankhaft affiziren, daß sie sich in derselben niederlassen u. entwickeln (Schimmelkrankheiten, Mykosen). So werden Haare u. Nägel durch verschiedene mikroskopische Pilze zerstört, ebenso die Nägel; ähnliche Ursachen sind für die Gürtelflechte (Herpes circinatus) nachgewiesen, eine Krankheit, die ihren Namen von der eigenthümlichen Anordnung der Bläschen hat, die das wesentliche Symptom derselben bilden. Von den thierischen Parasiten wird bei. die Krätzmilbe (Acarus scabiei), ferner die Haarsackmilbe (Acarus folliculorum) Veranlassung zu krankhaften Affektionen der Haut; dann aber giebt es noch eine Anzahl anderer Milben unsrer Hausthiere, welche, auf die Menschenhaut übertragen, Krankheiten derselben hervorrufen können. Zu den Plagen einiger heißen Länder gehört der Sandfloh

(Pulex penetrans), der sich in die Haut einbohrt, u. dort Geschwüre erzeugt. Zur Verhütung von H. dient vor allen Dingen eine zweckentsprechende, wohlgeordnete u. streng durchgeführte **Hautpflege.** Dazu sind die zusammengesetzten Badevorrichtungen, wie sie in vorzüglichster Weise im alten Rom bestanden, nicht unentbehrlich. Vielmehr genügt eine regelmäßige Waschung des ganzen Körpers mit kaltem Wasser für Gesunde, nam. wenn sie mit feuchten od. trockenen Abreibungen verbunden wird, die mittels der Hände od. mit gröberen Handtüchern od. Badehandschuhen (Frottirtüchern, Fleischbürsten) vorgenommen werden. Solche Waschungen od. Bäder mit Abreibungen, täglich geübt, wirken ebenso vortrefflich für gute Ernährung u. Kräftigung der Haut, wie das regelmäßige u. methodisch ausgeführte Turnen für die Entwicklung des Muskel- u. Knochensystems. Selbstverständlich gehört zu einer wirksamen Hautpflege auch die Sorge für gründlichste Reinlichkeit nicht nur des Körpers, sondern auch der ganzen Umgebung, der Kleidung, Wohnung, Nahrung, sowie für Reinheit u. Frische der Luft, die wir athmen. Viel Bewegung in freier Luft ist daher vor Allem anzurathen. Die eigentliche Behandlung der H. ist entweder eine äußere od. eine innere, zuweilen werden beide verbunden. Alle nur von örtlichen, die Haut treffenden Schädlichkeiten verursachte rein örtlichen Hautleiden bedürfen auch nur einer Behandlung mit äußerlich angewandten Mitteln, z. B. die von Schmarotzern, od. von reizenden Stoffen, raschem Temperaturwechsel u. s. w. erzeugten Erkrankungsformen. Zu den äußerlichen Heilmitteln gehören die mannichfachen Formen der Wasserheilmethode (Ueberschläge, Bähungen, Einwicklungen, Dampfbäder, Knetungen, Frottirungen u. s. w.), medikamentöse Waschungen, Mineralwasserbäder u. dgl.; Deckmittel, z. B. Bepinselung mit Collodium, Guttaperchalösung, ganze Kleidungsstücke aus Guttapercha, Pflaster, Einreibungen von öligen u. fettigen Stoffen, welche lösend u. zurückbildend auf krankhafte Ausschwitzungen u. auf Geschwülste einwirken; rein auflösende Mittel, wie Seifen, Alkalien, Säuren, Jodmittel u. s. w.; austrocknende Mittel, zur Aufsaugung ausgeschiedener Flüssigkeiten, z. B. Mehl, Kohlenpulver, Salben mit Blei, Zink, Kupfer, Höllenstein; zusammenziehende Mittel, wie Gerbsäure (Gerberlohe), Alaun, Eisenvitriol, der Zersetzung entgegenwirkende (desinfizirende) Mittel, wie Karbolsäure, Aetzmittel, z. B. Aetzammoniak, Aetzkali, Salpeter-, Schwefelsäure u. a. m. Abgrenzende Mittel, z. B. Bepinselung mit Höllensteinlösung. Die innere Behandlung hat vor allen Dingen durch zweckmäßige Ernährung u. Lebensweise, nöthigenfalls durch geeignete Arzneimittel od. durch diätetische, Wasser- od. Mineralwassertrinkkuren für geregelte Verrichtungen der Körperorgane zu sorgen; in hartnäckigeren Krankheiten, z. B. bei syphilitischen Hauterkrankungen, wird sie durch Anwendung (spezifisch) auf die Blut- u. Säftebereitung eigenthümlich umstimmend wirkender Mittel (z. B. Arsen, Quecksilber, Jod u. dgl.) mit dem Hauptleiden zugleich auch das davon abhängige Hauptübel zu heben suchen.

Hautrelief, s. „Relief".

Hauy (spr. Ha-üih), René Just, berühmter franz. Mineralog, geb. zu Saint-Just in der Picardie 28. Febr. 1743; ward zuerst im Collége de Navarre zu Paris, dann im Collége Lemoine Lehrer u. trieb in seinen Mußestunden naturwissenschaftliche u. bes. mineralogische Studien, welche durch die Entdeckung der Krystallisationsgesetze die Aufmerksamkeit Daubenton's u. Laplace's auf H. lenkten. Die Empfehlung dieser berühmten Gelehrten verschaffte ihm 1783 eine Professur am Jardin des plantes; 1793 wurde er zum Sekretär der behufs Einführung des Dezimalsystems bei Maß und Gewicht eingesetzten Kommission ernannt, bald darauf ward er Professor an der Normalschule u. 1794 Konservator der Mineraliensammlungen der École des mines. Seit 1802 hatte er den Lehrstuhl der Mineralogie an der Universität inne, bis ein Sturz 3. Juni 1822 seinen Tod herbeiführte. Außer zahlreichen u. wichtigen Abhandlungen in dem „Journal des mines", den „Annales du muséum", dem „Journal des savants" u. s. w. veröffentlichte er viele für die Wissenschaft bedeutungsvolle Werke, wie: „Essai sur la théorie et la structure des cristaux" (Par. 1784); „Traité de minéralogie" (ebd. 1801, 2 Bde. mit Atlas; 2. Aufl. 1822; deutsch von Karsten u. Weiß, Lpz. 1804—10); „Tableau comparatif des résultats de la cristallographie et de l'analyse chimique, relativement à la classification des cristaux" (Par. 1802); „Traité de physique" (ebd. 1803, 3 Bde.; neue Aufl. 1821; deutsch v. Blumhof, Weim. 1804) u. „Traité de cristallographie" (Par. 1822, 2 Bde. mit Atlas). — Sein Bruder, Valentin **H.**, geb. zu Saint-Just 13. Nov. 1745, gest. zu Paris 18. März 1822, war ein nam. um den Blindenunterricht hochverdienter Pädagog; er gründete das erste Blindeninstitut in Paris u., nachdem dasselbe an den Staat übergegangen war, ein zweites daselbst, auch 1806 mit seinem Schüler Fournier ein solches in Petersburg u. schrieb einen mit erhabener, greifbarer Schrift gedruckten „Essai sur l'éducation des aveugles" (Par. 1786).

Hauyn, ein zu Ehren des ältesten Krystallographen Hauy so genanntes, in der Lava des Hochsimmer bei Laach himmelblau bis bläulichgrün, im Peperin des Albaner Gebirgs bei Rom weiß u. schwarz vorkommendes Mineral, welches fast stets in Rhombendodekaëdern krystallisirt u. vorzugsweise aus Kieselthon mit Natron, Kalk u. Schwefelsäure besteht; es ist ein lediglich vulkanisches Produkt.

Havaña, od. eigentl. San Cristobal de la Havaña, Hauptstadt der span. Insel Cuba mit 230,000 E. (1872), liegt auf der Nordwestküste, auf einer Halbinsel in einer geräumigen, von Hügeln umgebenen Bai, welche einen sicheren Hafen bildet, u. deren schmale Einfahrt durch die Forts Morro u. San Salvador de la Punta auf der Seeseite, u. durch die Citadelle u. mehrere andere Forts auf der Landseite vertheidigt wird. Die Umgebung der Stadt u. ihre Vorstädte sind reizende Anlagen von Gärten, Villen, Palmenalleen, Kaffee- u. Zuckerplantagen. Die Festungswerke, welche H. umgaben, sind 1863 abgetragen worden. Die Straßen sind regelmäßig u. einige Plätze groß u. schön, unter letzteren zeichnen sich aus die Piaza de Armas, als Mittelpunkt des öffentlichen Lebens u. durch ihre Gebäude, u. der San-Francesco-Platz durch die zweithürmige, im Innern mit verschwenderischer Pracht ausgestattete Kathedrale, in welcher sich das Grabmal des Columbus befindet. Um die Stadt ziehen sich mehrere gut gepflegte Parks u. schöne Promenaden, von denen eine dem botan. Garten zuführt. An der Ostseite des Hafens liegt die Arena

Nr. 3323. Havaña.

für die Stiergefechte, an der Südseite das vielbesuchte Seebad Guanabacoa. Das Tacontheater ist nicht nur eins der größten, sondern auch der schönsten der Welt. Zwei Wasserleitungen versorgen H. mit Trinkwasser, u. mehrere Eisenbahnen vermitteln den Verkehr mit den entfernteren Vororten. H. ist Sitz des Gouverneurs u. eines Bischofs u. hat eine Universität, ein Priesterseminar, ein Lyceum, eine Malerakademie, eine Maschinisten-, eine Kriegs- u. eine Handelsschule, eine öffentliche Bibliothek u. 7 Hospitale. Der Verkehr auf den Straßen ist vorzüglich in den kühleren Abendstunden sehr lebhaft. Das regste Leben herrscht zu jener Zeit an dem theilweise mit schönen Anlagen umgebenen Hafenplatz. H. ist Mittelpunkt des span.-amerikan. Handels u. überhaupt eine der wichtigsten Handelsstädte Amerika's. In dem Hafen liegen riesige schwimmende Docks u. an demselben erhebt sich das Seearsenal mit seinen großartigen Schiffswerften, Maschinenwerkstätten u. Trockendocks; im J. 1871 kamen 1859 Schiffe von 831,432 Tonnen Gehalt im Hafen von H. an.

An dem Handel H.s nehmen Großbritannien u. die Vereinigten Staaten den größten Antheil. Zur Ausfuhr gelangen vorzugsweise Zucker 1871: 1,126,141 Kisten u. 416,153 Fässer, Tabak 6,321,582 Kg., Honig 1022 Faß, Wachs 13,208 Arroben à 11½ Kg., Cigarren u. Rum. Die Industrie ist nicht unbedeutend, doch beschränkt auf Zuckersiederei u. die Fabrikation von Cigarren u. Rum. Die Einwohner bestehen zu ²/₅ aus Weißen, eingeschlossen ungefähr 3000 Fremde u. 6000 Kolonisten aus Ostasien u. Mexiko; der Rest, unter dem sich etwa 30,000 Negersklaven befinden, ist farbig. Die Gründung H.'s fällt in das J. 1519.

Havarie od. Haverei. Wenn bei einem Seetransport Schiff od. Ladung durch Naturereignisse, Strandung, Feinde od. Seeräuber Schaden erleiden, so müssen letzteren die beim Transport Betheiligten tragen. Hierbei ist zwischen großer (gemeinschaftlicher) u. kleiner (besonderer, partikulärer) H. zu unterscheiden. Unter ersterer versteht man alle Schäden, die dem Schiffe od. der Ladung, od. beiden zum Zwecke der Rettung von Schiff u. Ladung von dem Schiffer od. auf dessen Geheiß von dessen Leuten vorsätzlich zugefügt werden, z. B. wenn Masten gekappt, Waaren od. Frachtgüter über Bord geworfen werden &c. Der so entstandene Schaden wird von Schiff, Fracht u. Ladung gemeinschaftlich getragen. Jeder andere, durch einen Unfall verursachte Schaden bildet die kleine H. u. ist von dem Beschädigten allein zu tragen. Die große H. war bereits den Römern (lex Rhodia de jactu) im Wesentlichen bekannt, sie ist eine Folge des zwischen Verfrachter (Rheder) u. Befrachter (Passagier, Kaufmann) abgeschlossenen Transportverdingungsvertrages, u. zwar bedarf es deshalb keiner besonderen Beredung od. Vereinbarung, vielmehr tritt die erwähnte Schadenersatzpflicht kraft des Gesetzes u. selbst dann ein, wenn die Gefahr infolge des Verschuldens eines Dritten od. auch eines Betheiligten eintritt. Nur kann der, welcher den Schaden verursacht, seinerseits keinen Ersatz beanspruchen, bleibt vielmehr zum vollen Betrage den Geschädigten verhaftet. Für das Verschulden der Schiffsmannschaft hat übrigens auch der Rheder einzustehen. Bei gänzlichem Untergange des Schiffes od. der Ladung tritt eine Havereivertheilung nicht ein. Sowol bei der großen wie bei der kleinen H. erfolgt regelmäßig die Feststellung u. Vertheilung an dem Bestimmungsort u., wenn dieser nicht erreicht wird, in dem Hafen, wo die Reise endet. Die deshalb vorzunehmende Berechnung heißt Dispache (s. d.), die Beamten in den Hafenstädten, welche dieselbe aufstellen, Dispacheurs. Das Nähere über diese Berechnungen bestimmen die Landes- u. Hafengesetze. Für die von dem Schiffe zu leistenden Beiträge ist den Ladungsbetheiligten Sicherheit zu bestellen, bevor das Schiff den Hafen verlassen darf. Der Schiffer darf endlich Güter, auf denen Havereibeiträge haften, vor Berichtigung od. Sicherstellung der letzteren nicht ausliefern, widrigenfalls er, übrigens unbeschadet der Haftung der Güter, für die Beiträge persönlich verantwortlich wird.

Have (lat. s. v. w. ave), sei gegrüßt! auch: lebe wohl! H. pia anima (lebe wohl, liebe Seele) ist häufige Inschrift auf Gräbern.

Havel, der größte Nebenfluß der Elbe auf der rechten Seite, hat einen 47,5 M. langen Lauf u. ein Stromgebiet von 479 □M., welches einen großen Theil der nordd. Niederungen zwischen Elbe u. Oder umfaßt u. im SO. bis an die böhm. Grenze reicht. Die H. entspringt in Mecklenburg-Schwerin im Dambecker See, durchfließt dann Mecklenburg-Strelitz, wo sie außer einer beträchtlichen Anzahl kleinerer Seen den Useriner u. Woblitzsee bildet, u. tritt unterhalb Fürstenberg in Brandenburg ein, wo sie bis Spandau die südl. Richtung beibehält. Zwischen Spandau u. Plaue fließt die H. nach W., auf dieser ganzen Strecke nur an einzelnen Stellen den Charakter eines Flusses annehmend u. fast überall seenartig erweitert (Schwielow-, Breitling-, Plauer See). Von Plaue bis zur Mündung oberhalb Havelbergs bildet die H. die Grenze der Provinzen Brandenburg u. Sachsen. Die Ufer sind durchgängig flach, aber wegen des Reichthums an schönen Waldungen an vielen Stellen von großer landschaftlicher Schönheit, so besonders in der Umgegend von Potsdam. Auf der rechten Seite fließt der H. der Rhin u. die Dosse, auf der linken die bis zur Mündung bei weitem längere Spree, die Nuthe u. die Plane zu. Für den Handel hat die H. mit ihren Nebenflüssen insofern eine außerordentliche Bedeutung, als sie ein Mittelglied zwischen Elbe u. Oder bildet u. durch ihren Oberlauf Brandenburg mit Mecklenburg, durch die Spree mit der Niederlausitz in Wasserverbindung setzt u. ein Netz von Wasserstraßen bildet, das in Berlin zusammenläuft. Die Oder ist mit der H. durch den Finow-Kanal, mit der Spree durch den Friedrich-Wilhelms-Kanal verbunden; vom Plauer See führt der Plauen'sche Kanal in westl. Richtung unmittelbar in die Elbe.

Havelberg, Stadt im Reg.-Bez. Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg mit 3203 E. (1871), liegt auf einer durch Brücken mit dem Lande verbundenen Insel der Havel, 1½ M. oberhalb ihrer Mündung, u. hat einen alterthümlichen Dom, Zuckerraffinerie, Schiffahrt u. beträchtlichen Speditionshandel. Das Bisthum H. wurde 946 von Otto I.

gegründet, die Bischöfe residirten aber gewöhnlich in Wittstock; 1548 ward das Bisthum, 1810 das Domstift aufgehoben. Die Festung H. hat im Dreißigjährigen Kriege mehrere Belagerungen auszuhalten gehabt.

Havelock, Sir Henry, engl. General, geb. 5. April 1795 zu Bishop-Wearmouth bei Sunderland in Durhamshire, trat 1815 in die Armee ein, machte 1824 im Generalstabe Sir Archibald Campell's den ersten birman. u. 1839 den afghan. Feldzug mit, war 1841 pers. Dolmetscher beim General Elphinstone, zeichnete sich 1843 u. 1844 im Kriege gegen die Sikhs aus, kehrte 1849 aus Gesundheitsrücksichten nach England zurück, wo er bis 1851 blieb, u. wurde 1857 Brigadegeneral, als welcher er am Feldzug gegen Persien Theil nahm. Von diesem rief ihn im Mai desselben Jahres der Ausbruch der Seapoysrevolution in Ostindien ab. H. übernahm den Befehl über das zum Entsatze von Lucknow od. Lakhnau u. Cawnpore od. Khanpur bestimmte Corps, schlug 12. u. 16. Juli die Insurgenten unter Nena Sahib u. vertrieb sie aus Cawnpore, mußte sich aber dann wegen der unter seinen Truppen wüthenden Cholera zurückziehen u. konnte erst im Sept., zusammen mit dem Corps des General Outram, gegen Lucknow vorrücken, das er nach langen blutigen Kämpfen 17. Nov. einnahm. Wenige Tage darauf, 25. Nov. 1857, erlag er zu Alumbagh bei Lucknow der Ruhr. Verwundet war er niemals worden, obgleich er sich in allen Schlachten u. Gefechten rücksichtslos dem heißesten Feuer ausgesetzt hatte. H. schrieb: „History of the Ava campaigns" (Lond. 1827) u. „Memoir of the Afghan campaign" (ebd. 1841). Vgl. W. Brock, „Sir Henry H., a biograph. sketch" (Lond. u. Lpz. 1858); J. C. Marshman, „Memoirs of Major-Gen. Henry H." (Lond. 1860, 2. Aufl. 1870); J. T. Headley, „Life of general Henry H." (Lond. 1859) u. J. F. Muerdter, „Sir Henry H., Baronet v. Lucknow, als Kriegsheld u. Christ" (Stuttg. 1859).

Havre od. Le Havre de Grace, Stadt mit 86,825 E. (1872), liegt an der Mündung der Seine in den Kanal u. ist die befestigte Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Dep. Unter-Seine. Die hervorragendsten Gebäude sind: Schauspielhaus, Börse, Marinearsenal u. die Kirchen Notre-Dame u. St. François. H. ist Sitz einer Handelskammer, eines Handelsgerichtes, eines Lyceums, einer Gewerbeschule, einer Sternwarte u. einer Navigationsschule u. ist die wichtigste Handelsstadt in ganz Nordfrankreich. Der Hafen, welcher aus einem Vorhafen u. 7 Bassins besteht, ist neben dem Cherbourgs der beste der Nordküste, sicher u. für 500 Schiffe groß genug. Von großer Bedeutung ist die Rhederei, der Schiffbau u. der Fischfang dieser Stadt, welche mit den größeren brit. u. nordamerikan. Hafenplätzen in direkter Dampfschiffverbindung steht. Einer der wichtigsten Einfuhrartikel ist Baumwolle. In industrieller Beziehung zeichnet sich H. aus durch die Fabrikation von Tabak, Chemikalien, Schiffstauen, Ankern, Segeltuch, Zucker, Eisengießerei u. Maschinenbau. Schon im 16. Jahrh. hat diese Stadt einen lebhaften Handel getrieben u. hervorragenden Antheil an der Fischerei in den nordamerik. Meeren genommen.

Hawaii (nach Cook früher Sandwichinseln genannt), die einzige Inselgruppe Polynesiens, welche nördl. vom Aequator, zwischen 18° 54′ u. 22° 2′ n. Br. liegt, ist sicher schon im 16. Jahrh. von span. Seefahrern gesehen, aber erst 1778 von Cook u. 1792 von Vancouver wirklich entdeckt u. aufgenommen worden; sie bildet die am besten untersuchte u. wichtigste aller polynesischen Inselgruppen. H. besteht aus 8 größeren bewohnten u. mehreren kleineren unbewohnten Inseln, welche zusammen 359 □M. umfassen; alle sind durchaus vulkanischer Natur, hoch u. gebirgig, u. fallen mit steilen, sichere Häfen bietenden Küsten in die See. Die östlichste u. größte der Inseln, H. od. Owaihi, ist die am besten erforschte u. eine der merkwürdigsten Inseln des Ozeans. Mit kolossalen, schroffen Wänden steigt sie im W. von einem schmalen, öden Strande zu einer 1000—1300 m. hohen Hochfläche empor, die nach N., O. u. S. ebenfalls steil, doch mit wohlbewaldeten u. in den tief einschneidenden Thälern der Gebirgsbäche üppig fruchtbaren Gehängen zu einem herrlich grünen Küstensaume abfällt. Auf dem Plateau, das, mit Ausnahme der an der Nordspitze liegenden, reichen u. gesunden Landschaft Waimea, völlig unbewohnt u. mit dichten Wäldern bedeckt ist, die Herden zahlloser, verwilderter Rinder durchstreifen, erheben sich 3 riesige Vulkane: der Mauna loa (der hohe Berg) bis zu 4200 m., der den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckte Mauna kea (weiße Berg) zu 4250 m. (der höchste gemessene Berg aller Inseln des Ozeans) u. der Mauna Hualalai bis zu 3050 m. Die Gipfelkrater des Mauna loa, deren größerer 1600 m. Durchmesser hat, haben 1832 u. 1843 wochenlang, 1855 sogar 10 Monate lang ausgeworfen u. bei letzterer Eruption einen 16 M. langen, mächtigen Strom der ihm eignen dünnflüssigen Lava ausgesandt, von der oft Spritztropfen

vom Winde fortgeführt u. zu langen Glasfäden ausgesponnen über die Insel verbreitet werden. Merkwürdig ist außerdem an diesem Vulkane das völlige Fehlen eines Aschenkegels. Noch interessanter als diese gewaltigen Vulkane ist der östl. vom Mauna loa in 1225 m. Höhe liegende Lavapfuhl Kilauea, ein Vulkan ohne Kegelberg, aus einem über 300 m. tiefen Krater von 3—4 deutschen M. Umfang bestehend, der sich zu Zeiten mit Lava füllt, welche durch unterirdische Klüfte zur Küste abfließt. Die Insel Maui besteht aus zwei, durch eine schmale Landenge verbundenen Inseln, von denen die östl. ihrer Bildung nach Owaihi gleicht u. einen erloschenen Vulkan Haleakala (3240 m.) trägt; der westl. Theil zeigt, wie die kleinen benachbarten Inseln Lanai u. Molokai, nur wilde, kahle vulkanische Berge von geringer Erhebung. Viel freundlicher ist Wahu (Oahu), das im N. bewaldetes Bergland, im S. eine breite, fruchtbare Küstenebene, die am besten bebaute u. bevölkertste der Gruppe, hat, in welcher sich nahe der Küste isolirt der 200 m. hohe erloschene Vulkan Erihi (Diamantenberg) erhebt. Die von Korallenriffen umsäumten Ufer bilden geräumige u. sichere Häfen. Der größte Theil des Gebietes ist wohl bewässert u. sehr fruchtbar; die Vegetation zeigt sich gemischt aus Pflanzen der tropischen u. gemäßigten Zone u. stimmt vorwiegend mit der asiat., weniger mit der amerikan. überein. Verschiedene Arten von Taro (Arum) bilden die Hauptnahrung, daneben Bataten, Yams, Bananen, Kokosnüsse, Brotfrüchte, u. von eingeführten Pflanzen Orangen, Ananas, Melonen, Kürbisse, Kartoffeln, Kohl, Mais u. Weizen. Große Kaffee- u. Zuckerrohrplantagen lohnen reichlich; daneben gedeiht der Papier- u. Maulbeerbaum u. die Kawapflanze. Die Wälder sind voll trefflichen Nutzholzes, doch ist das Santelholz, ehemals ein wichtiger Handelsartikel, erschöpft. Von Säugethieren fand Cook nur Hunde, Schweine u. Ratten; Vancouver ließ Rindvieh zurück, das in den Wäldern verwilderte; seitdem sind zahme Hausthiere aller Art eingeführt. Die Bewohner, gewöhnlich Kanaka (d. i. in ihrer Sprache „Mensch") genannt, sind seit den Jahren 1832—60 von 130,000 auf 70,000 zusammengeschmolzen u. nehmen stetig ab. Sie gehören zu den schönsten

Nr. 3324. a, c, d Götzenbilder der Hawaii-Insulaner. b Brustplatte aus Zähnen. e, f Gefäße. g, i Fächer. h Maske aus einem Flaschenkürbis.

Nr. 3325. Karte von Hawaii.

Völkern der Südsee, stimmen nach Körperbau, Sprache u. Sitten am meisten mit den Tahitiern überein, übertreffen aber sie u. alle anderen Polynesier weit an Geschicklichkeit u. Bildsamkeit. Ihre religiösen Vorstellungen stimmten mit denen der übrigen Polynesier überein; die Frauen waren in sklavischer Abhängigkeit, das Morden der neugeborenen Mädchen u. Menschenopfer in den Kratern der Vulkane allgemein gebräuchlich, die Sittenlosigkeit noch größer als bei den andern Südseeinsulanern. Als Waffen benutzten sie hauptsächlich Keulen, Spere mit Widerhaken u. Steinschleudern. Den Europäern traten die Eingeborenen äußerst freundlich gegenüber, wurden aber durch die Rücksichtslosigkeit derselben zum Aufstand getrieben, dem Cook 1779 in H. zum Opfer fiel. Trotzdem wurde Vancouver 1792 wieder mit offenen Armen aufgenommen, europ. Kultur gewann schnell Boden, seit 1820 wurde die Bevölkerung durch amerikan. Missionäre für das protestantische Christenthum gewonnen, u. jetzt ist die Bevölkerung die kultivirteste, mäßigste u. arbeitsamste der Südsee. Die Versuche kathol. Missionäre, unter dem Schutze franz. Kriegsschiffe den kathol. Glauben zur Herrschaft zu bringen, sind ohne Erfolg geblieben. Etwa 2000 Europäer sind auf H., 500 in Honolulu angesiedelt. Mit Sydney, China, der Amurmündung u. Californien besteht regelmäßige Dampfschiffverbindung von Honolulu aus, dem Stapelplatze für die Waaren der Inseln. Der Hauptverkehr richtet sich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, außerdem nach Großbritannien mit seinen Kolonien u. nach Bremen, Hamburg, China u. Japan. Die Ausfuhr erstreckt sich bes. auf Zucker, Kaffee, Seesalz, Pökelfleisch, Häute,

Hörner u. Talg, Wallfischthran u. Barten, sowie auf Pulu, d. i. die zum Stopfen von Polstern verwendete Wolle eines Farn. Die Bewohner von H. haben sich mehr als andere Völker der Südsee für europäische Kultur u. Sitte empfänglich gezeigt. Etwa 300 vom Staate erhaltene Schulen mit 9000 eingeborenen Kindern sorgen dafür, daß jedes Kind lesen lernt; viele von diesen können dazu gut schreiben u. rechnen; drei höhere Schulen dienen für Weiterbildung u. dazu ist neuerdings eine Art Universität ins Leben gerufen worden. In den Druckereien erscheinen Unterrichts- u. Religionsbücher sowie mehrere Zeitungen in engl. u. hawaiischer Sprache. Seit dem 6. Dez. 1852 bilden die Eilande ein selbständiges konstitutionelles Königreich. Dem Könige stehen vier verantwortliche Minister zur Seite. Besonders verdient um die Kultivirung der Eingeborenen hat sich die Familie der Kamehameha gemacht, von denen nach einander fünf das Land regierten. Der Name des am 12. Febr. 1874 zur Thronfolge gelangten gegenwärtigen Königs ist Kalakaua. Die Hauptstadt des Reiches u. Residenzstadt des Königs ist Honolulu (s. d.). Außerdem sind zu erwähnen Lahaina im westl. Maui mit 10,000 E. u. gutem Hafen, die Dörfer u. Missionsstationen Kowaihar, Kailua, Kaawaloa und Waiakea auf H., Ewa, Kaneohe u. Waialua auf Wahu, Waimea u. Kapaa auf Kauai. Vgl. Oberländer, „Ozeanien“, Lpz. 1873.

Hawkins (spr. Haokins), Sir John, engl. Seefahrer, geb. 1520 zu Plymouth, machte sich berüchtigt als der erste Sklavenhändler seiner Nation, indem er, dem Beispiel der Spanier folgend, von Afrika nach Westindien fuhr, um mit Negern zu handeln. Nachdem er sich dadurch bereichert hatte, ward er Schatzmeister des engl. Seewesens u. 1584 Vizeadmiral der gegen die span. Armada ausgerüsteten Flotte, erhielt die Ritterwürde, unternahm 1594 mit Francis Drake (s. d.) eine ziemlich erfolglose Expedition gegen die span. Ansiedelungen in Westindien u. starb 21. Nov. 1595.

Hawthorne (spr. Haodhorn), Nathanael, nordamerik. Schriftsteller, geb. zu Salem (Staat Massachusetts) 4. Juli 1804, erhielt beim Zollamt in Boston eine Anstellung, gab dieselbe aber auf, um sich einer Gesellschaft, der sog. „Brook Farm Community“ in Westroxbury, anzuschließen, welche die Grundsätze Fourier's u. Owen's praktisch auszuführen suchte. Das Unternehmen schlug fehl u. H. kehrte nach Boston zurück, wo er sich nun der literarischen Laufbahn widmete. Einige schon in Zeitschriften veröffentlichte Erzählungen sammelte er 1837 unter dem Titel „Twice told tales“ (neue Aufl., 2 Bde., Lond. 1851). Seit 1843 in dem reizend gelegenen Dorfe Concord lebend u. dort ein früher von Emerson innegehabtes altes Pfarrhaus bewohnend, nannte er seine nächste Novellensammlung „Mosses from an olde manse“ (Boston 1846). Diese machte ihn auch in Europa bekannt. Außerdem gab er die Kinderschrift „Liberty Tree“ (ebd. 1842) u. das „Journal of an African cruiser“ (ebd. 1845) heraus. Seinen Ruhm begründete aber eigentlich die eine treffliche Schilderung der alten Puritaner enthaltende Novelle „The scarlet letter“ (1851); der gleiche Beifall erstreckte sich auf „The house of the seven gables“ (1851, denn mit einer hinreißenden Darstellungsgabe verband darin der Dichter tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens u. einen kindlichen Humor. Später erschienen „The snow image and other tales“ (Bost. 1852), „The Blithedale romance“ (ebd. 1852), eine Art Selbstbiographie, „The transformation“ (3 Bde., ebd. 1860, deutsch als „Miriam od. Graf u. Künstlerin“ von Klara Marggraff, Lpz. 1863), „Our old home“ (2 Bde., ebd. 1863) u. a. m. In der Stellung eines nordamerikan. Konsuls in Liverpool (1853–61) erwarb er sich auch in England viele persönliche Freunde u. Verehrer. Am 19. Mai 1864 fand ihn zu Plymouth (New Hampshire) sein Freund, General Franklin Price, der vormal. Präsident, bei einem Morgenbesuch todt im Bette liegen. Eine deutsche Uebersetzung seiner „Sämmtlichen Werke“ gaben Du Bois u. Diezmann heraus (Bielefeld 1851–52). H.'s Gattin, gleichfalls Schriftstellerin, lebte nach seinem Tode erst in Dresden, dann in London, u. starb hier 26. Febr. 1871.

Harthausen, August Franz Ludwig Maria, Frhr. v., Agronom, Reisender u. Schriftsteller, geb. zu Abbenburg (Westf.) 3. Febr. 1792, studirte seit 1811 in Klausthal u. Göttingen die Bergwissenschaft, nahm 1813–15 in der hann. Armee an den Feldzügen gegen Dänemark u. Frankreich Theil, setzte dann seine Studien in Göttingen fort u. verwaltete seine väterlichen Güter. Durch seine Schrift „Die Agrarverfassung u. ihre Konflikte“ (Berl. 1829) lenkte er die Aufmerksamkeit des Kronprinzen u. nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen auf sich, in dessen Auftrag er 1830–39 alle preuß. Provinzen bereiste, um die verschiedenen Agrarverfassungen genau zu erforschen. Zu gleichem Zwecke bereiste H. im Auftrage des Kaisers Nikolaus 1843–44 das Innere Rußlands u. später, bis 1864, auch England, Frankreich, Oesterreich u. Italien. Nachher lebte er auf seinen Gütern u. starb als Geheimer Regierungsrath (seit 1836) u. Erbhofmeister des Fürstenthums Paderborn zu Hannover 31. Dez. 1866. Außer der genannten Schrift veröffentlichte er: „Die ländliche Verfassung in den Provinzen Ost- u. Westpreußen“ (Königsb. 1839); „Études sur la situation intérieure etc. de la Russie“ (3 Thle., Hann. u. Berl. 1847–53 ff., deutsch ebd. 1847 ff.); „Die Kriegsmacht Rußlands“ (ebd. 1852); „Transkaukasia“ (2 Bde., Lpz. 1856); „Die ländliche Verfassung Rußlands, ihre Entwickelung u. ihre Feststellung in der Gesetzgebung von 1861“ (ebd. 1866) u. „Das konstitutionelle Prinzip“ (eine Sammlung politischer Schriften von Biedermann, Held, Gneist, Waitz u. Kosegarten, Lpz. 1864, 2 Thle; franz. ebd. 1865).

Haydn, Joseph, einer der bedeutendsten Komponisten, geb. 31. März 1732 zu Rohrau, einem Dorfe in Niederösterreich (nahe der ungar. Grenze u. unweit des Städtchens Bruck an der Leitha), als das älteste von zwanzig Kindern, die sein Vater Matthias, ein Stellmacher von Profession, in zwei Ehen gezeugt hatte. Da der Knabe gute musikalische Anlagen verrieth, so gab ihn, den Sechsjährigen, sein Vater zu dem Schulrektor nach Haimburg, der ihn neben den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen auch in fast allen Saiten- u. Blasinstrumenten, ja sogar im Paukenschlagen unterrichtete. Drei Jahre mochte er etwa in Haimburg gewesen sein, als der Hofkapellmeister Reutter aus Wien, welcher die Musik in der Stephanskirche dirigirte, während eines Aufenthaltes in Haimburg den Knaben kennen lernte u. veranlaßte, daß H. als Schüler in das Kapellhaus der Stephanskirche aufgenommen wurde. Hier erhielt er, außer dem nach damaliger Art nothdürftigen Unterricht im Lateinischen, in der Religion, im Schreiben u. Rechnen, sehr tüchtige Unterweisung auf verschiedenen Instrumenten u. bes. im Singen. In der Theorie der Musik wurde im Kapellhause kein Unterricht ertheilt, u. H. erinnerte sich, darin nur zwei Lektionen von Reutter erhalten zu haben. Dieser ermunterte ihn aber, die Motetten u. sonstigen Sachen, die H. in der Kirche absingen mußte, auf beliebige Art zu variiren, u. diese Uebung brachte ihn früh auf eigne Ideen, welche Reutter verbesserte. Seine hauptsächlichste Belehrung in theoretischer Hinsicht schöpfte er aus Mattheson's „vollkommenem Kapellmeister“ u. Fux's „Gradus ad Parnassum“. In seinem 16. Jahre erhielt er, weil seine Sopranstimme gebrochen war, seine Entlassung aus dem Kapellhause. Von seinen armen Eltern konnte er nicht die mindeste Unterstützung erwarten, u. mußte daher suchen, sich durch sein Talent fortzubringen. Er bezog ein armseliges Dachstübchen u. theilte seine Zeit zwischen Unterrichtgeben u. dem theoretischen u. praktischen Betriebe seiner Kunst. In demselben Hause, worin H. einquartiert war, wohnte zufällig auch der berühmte ital. Dichter Metastasio. Dieser ließ ein Fräulein Martinez erziehen, u. H. gab ihr Unterricht im Singen u. Klavierspielen, wofür er freie Kost hatte. Ferner lernte er bei Metastasio auch den schon bejahrten Porpora kennen, welcher die Geliebte des venetianischen Gesandten im Singen unterrichtete, aber zu vornehm u. zu bequem war, um selbst auf dem Klavier zu accompagniren, u. darum dieses Geschäft unserm H. übertrug. Dafür aber u. für die kleine Remuneration, welche dem jungen Musiker seitens des Gesandten zu Theil wurde, mußte H. sich von dem Maestro die schmählichste Behandlung gefallen lassen. Dennoch entmuthigten diese niederdrückenden Verhältnisse H. nicht, wie er denn um diese Zeit (1751) u. a. sein erstes Quartett komponirte (für einen Baron Fürnberg), welches vieles Beifall fand. Infolge dessen gestaltete sich seine äußere Lage günstiger. Das Stundengeben war einträglicher geworden als Anfangs, er wurde Vorspieler (erster Geiger) bei den Barmherzigen Brüdern in der Leopoldstadt (allerdings nur mit 60 Gulden jährlichen Gehalts), spielte in der gräfl. Haugwitz'schen Kapelle die Orgel, sang im Chor der Stephanskirche (für jeden Gottesdienst freilich nur 17 Kreuzer erhaltend) u.

hatte auch für seine erste Oper — „Der hinkende Teufel" — das ihm imponirende Honorar von 24 Dukaten eingenommen. Eine wesentliche Verbesserung seiner Verhältnisse brachte das J. 1759: er wurde nämlich Musikdirektor beim Grafen Morzin mit 200 Gulden Gehalt, freier Wohnung u. Kost an der Offiziantentafel. Auf seine fixe Einnahme gestützt, ging er nun mit der zweiten Tochter eines Friseurs Keller einen Ehebund ein; indessen war diese Ehe keine glückliche, u. es war für H. eine Erlösung aus vielem Kummer, als er 1800 seine Frau, die ihm keine Kinder geboren hatte, durch den Tod verlor. — H.'s Stellung beim Grafen Morzin dauerte übrigens nicht länger als ein Jahr; der Graf hatte nämlich in kurzer Zeit sein ansehnliches Vermögen verschwendet u. mußte daher sein Orchester entlassen. Zum Glück hatte der Fürst Nikolaus Esterhazy an H.'s erster Sinfonie (in D, während des Aufenthaltes beim Grafen Morzin komponirt) Gefallen gefunden u. nahm ihn im März des J. 1760 als Kapellmeister in seine Dienste, mit einem Gehalt von 400 Gulden nebst einigen anderen Emolumenten. Nun war für H. die Periode seiner regsten Thätigkeit u. der förderſamsten Gelegenheit für die Entwicklung seines Talents gekommen. Fürst Esterhazy war ein geschmackvoller Kenner u. leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, spielte auch selbst mehrere Instrumente; ferner hatte er eine eigene Oper, Komödie, ein Marionettentheater, Kirchen- u. Kammermusik. H. hatte alle Hände voll zu thun; er komponirte, mußte alle Musiken dirigiren, Alles einstudiren helfen, Unterricht geben, ja sogar sein Klavier im Orchester selber stimmen. Er verwunderte sich öfter, wie es ihm möglich gewesen sei, so Vieles zu schreiben, da er so manche Stunde durch mechanische Arbeiten verlieren mußte. Dreißig Jahre lang — bis zum J. 1790, wo der Fürst Esterhazy starb u. seine Kapelle aufgelöst wurde — befand sich H. wohl in dieser, wenn auch äußerlich nicht glänzenden, doch seinem freudigen Schaffensdrange vollauf genügenden Stellung. Innerhalb dieser 30 Jahre, die er meist zu Eisenstadt in Ungarn u. nur im Winter auf zwei bis drei Monate in Wien zubrachte, schuf er die meisten seiner Sinfonien, das Oratorium „Il ritorno di Tobia", viele Messen u. sonstige Kirchenstücke, 17 deutsche u. italien. Opern, viele Trios, Quartette, Konzerte, Lieder u. 163 Stücke für das Bariton, das Lieblingsinstrument des Fürsten. Auch eine Musik zu Goethe's „Götz von Berlichingen" u. die Komposition der „Sieben Worte des Erlösers" (letztere 1785 von einem Domherrn aus Cadiz bestellt u. ursprünglich eine Instrumentalkomposition, um zwischen der Vorlesung der sieben Worte am Charfreitag gespielt zu werden, u. erst später von einem Kanonikus in Passau mit einem deutschen Texte versehen) fallen in diese Epoche. — Mittlerweile war H.'s Ruhm auch ins Ausland gedrungen; er wußte es aber selber kaum u. erfuhr es nur zuweilen durch ihn besuchende Fremde. Viele derselben riethen ihm, nach Italien u. Frankreich zu gehen; aber eine gewisse aus Bescheidenheit entspringende Aengstlichkeit u. Furchtsamkeit hielten ihn zurück, u. wenn er ja einmal gegen seinen Fürsten ein Wort von solchen Reiseplänen fallen ließ, so drückte ihm dieser ein Dutzend Dukaten in die Hand u. es blieb Alles beim Alten. Erst nach dem Tode seines fürstlichen Patrons überwand er seine Scheu vor der Fremde u. ließ sich von dem Violinisten u. Konzertunternehmer Salomon, der gerade auf der Rückreise aus Deutschland nach London war, überreden, dorthin mitzugehen u. durch Kompositionen u. Direktion am sog. Professionalkonzert mitzuwirken. Somit begann nun für H. die Zeit der eigentlichen Ernte u. zugleich die Periode seiner größten Schöpfungen. Während dieses ersten Aufenthaltes in London u. während zweier weiteren Anwesenheiten daselbst in den Jahren 1794 u. 95 schrieb er die Oper „Orfeo ed Euridice", seine zwölf sog. engl. Sinfonien, Quartetten, viele Gesänge, Sonaten, Divertissements ꝛc.; daneben mußte er unaufhörlich in Gesellschaften musikalisch wirken, hatte viele Stunden zu geben, Besuche zu machen u. zu empfangen u. die Aufregung wahrhaft endloser Liebes- u. Ehrenbezeigungen (er war u. a. auch von der Universität Oxford zum Doktor der Musik ernannt worden) zu ertragen. Von seiner letzten engl. Reise brachte er auch den Text zu dem Oratorium „Die Schöpfung" mit, der von Van Swieten musikgerechter in deutscher Sprache umgearbeitet wurde. H. begann 1797 (also in seinem 65. Lebensjahre) die Komposition, vollendete sie im April 1798, u. am 19. März 1799 wurde das Werk in Wien zum ersten Male aufgeführt. Es ging bald durch alle Welt, brachte dem Komponisten die größten Ehren ein u. wird bekanntlich noch heutzutage mit ungeschwächtem Entzücken gehört. Am 24. April 1801 brachte er sein binnen 11 Monaten vollendetes Oratorium „Die Jahreszeiten" (Text von Van Swieten, nach Thomson's „Seasons" bearbeitet) in Wien zur Aufführung u. lieferte damit seine reichste u. letzte größere Arbeit. Seine allerletzte Komposition überhaupt war in seinem 73. Jahre ein Quartett in B-dur (das dreiundachtzigste). Er starb zu Wien 31. Mai 1809. — H. setzte im J. 1805 die Anfangstakte derjenigen Kompositionen auf, welche er von seinem 18. bis 73. Jahre verfertigt zu haben sich erinnerte.

Nr. 3326. Joseph Haydn (geb. 31. März 1732, gest. 31. Mai 1809).

In diesem noch unvollständigen Verzeichnisse stehen 118 Sinfonien, 83 Streichquartette, 24 Trio's, 19 Opern, 5 Oratorien, 163 Stücke für das Bariton, 24 Konzerte für verschiedene Instrumente, 15 Messen, 10 kleinere Kirchenstücke, 44 Klaviersonaten mit u. ohne Begleitung, 42 deutsche u. italien. Lieder, 39 Kanons, 13 drei- u. vierstimmige Gesänge, die Bearbeitung von 365 schottischen Nationalmelodien u. viele Divertimenti, Fantasien, Capriccio's u. fünf-, sechs-, sieben-, acht- u. neunstimmige Instrumentalstücke. Mit dieser staunenswerthen Fruchtbarkeit verbindet sich eine ebenso staunenswerthe Fülle frisch strömender u. immer neuer Gedanken, eine unbegrenzte Meisterschaft in der Handhabung der gesammten Kunsttechnik, ein musterhaftes Maßhalten in allen Dingen u. eine entzückende, Alles, selbst das Herbe, verklärende Anmuth. Zu Alledem kommt noch, daß H. als Schöpfer der Sinfonie in unserm heutigen Sinne u. des idealen Streichquartetts sowie als Weiterbildner der Klaviersonate unbestritten dasteht.

Haydn, Johann Michael, jüngerer Bruder Joseph H.'s, geb. zu Rohrau 14. Sept. (nach Einigen den 11. Sept.) 1737, wurde wie dieser in Wien Chorknabe u. erhielt das. gründlichen Musikunterricht. Im J. 1763 wurde er Musikdirektor beim Bischof von Großwardein u. fünf Jahre darauf Konzertmeister u. Musikdirektor in Salzburg, in welcher Stellung er bei sehr dürftigem Gehalt (erst 300, dann 600 Gulden) auch bis an sein Lebensende geblieben ist. Nur einmal kam er (1801) nach Wien, wo es ihm durch den Einfluß seines Bruders gelang, mehrere seiner größeren Kirchenmusiken vor dem Hofe aufzuführen; mit Ehren u. Geschenken überhäuft u. mit dem Titel eines Fürstl. Esterhazy'schen Kapellmeisters bedacht, kehrte er in sein stilles Salzburg zurück. Daselbst starb er am 10. Aug. 1806. — H. war ein wackerer Komponist, vorzüglich im Fache der Kirchenmusik (in der ihm sogar sein Bruder Joseph u. Mozart den Vorrang über sich einräumten), hatte aber bei weitem nicht die Genialität, die wir an seinem Bruder bewundern. Seine Kompo-

sitionen sind zahlreich u. bestehen in vielen Messen, Offertorien, Gradualen, Litaneien, Vespern u. sonstigen Kirchenstücken, in Sinfonien, Divertissements, Konzerten für verschiedene Instrumente, Streichquartetten u. Quintetten, Tänzen, Märschen, in einigen Opern u. Oratorien 2c. Das meiste von diesen Sachen ist Manuskript geblieben.

Haym, Rudolf, deutscher Literarhistoriker, geb. 5. Okt. 1821 zu Grünberg in Schlesien, studirte in Halle u. Berlin Theologie u. Philosophie, war dann Gymnasiallehrer in Berlin u. privatisirte danach, da unter dem Ministerium Eichhorn seiner Habilitation an der Universität Schwierigkeiten bereitet wurden, 1846 u. 47 in Halle, wo seine Schrift „Reden u. Redner des Ersten preuß. vereinigten Landtages" (Berl. 1847) entstand. Nachdem er als Abgeordneter der beiden Mansfelder Kreise der Frankfurter Nationalversammlung (er hielt sich zum rechten Centrum) angehört hatte, welche er in dem Werke „Die deutsche Nationalversammlung" (3 Thle., Berl. 1848—50) vom Standpunkt seiner Partei beleuchtete, gelang es ihm, sich 1850 in Halle zu habilitiren. Zwar übernahm er gleich darauf die Redaktion der „Konstitutionellen Zeitung" in Berlin, wurde aber nach Kurzem aus Berlin ausgewiesen u. begann nun seine akademische Wirksamkeit in Halle, wo er über Philosophie u. neuere deutsche Literaturgeschichte las, 1860 außerord. u. 1868 ord. Professor wurde. Auf dem Landtage 1866—67 vertrat H. Halle u. den Saalkreis. Außer den bereits genannten hat H. an größeren Schriften veröffentlicht: „A. v. Humboldt, Lebensbild u. Charakteristik" (Berl. 1856), „Hegel u. seine Zeit" (ebd. 1857), „Arthur Schopenhauer" (ebd. 1864) u. als sein bestes Werk „Die romantische Schule" (ebd. 1870).

Haynau, Julius Jakob, Frhr. v., österr. General, jüngerer Sohn des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen u. der Frau v. Lindenthal (geb. Rebekka Ritter aus Hainau), geb. zu Kassel 14. Okt. 1786, trat im Febr. 1801 in das österr. Heer ein, machte die Feldzüge von 1805, 1809 u. 1813—15 mit, ward 1835 Generalmajor, 1844 Feldmarschallleutnant u. Divisionär in Inneröſterreich, 1847 nach Temesvar versetzt u. erhielt 1848, nach Ausbruch des Krieges in Italien, das Kommando in Verona. In dieser Stellung trug er zum Siege der Schlacht bei Custozza bei, leitete die Belagerung von Peschiera u. warf mit blutiger Gewalt den Aufstand in Brescia nieder (31. März u. 1. April 1849). Von der Belagerung von Venedig wurde H. im Mai 1849 abgerufen, um als Feldzeugmeister den Oberbefehl in Ungarn zu übernehmen. Er erstürmte 28. Juni Raab, rückte unter großen Schwierigkeiten nach S. vor, besetzte 2. Aug. Szegedin u. führte durch die Kämpfe an der Theiß (9. Aug.) bei Temesvar die Entscheidung herbei. Stets von grausamer Strenge, veranlaßte er auch die Exekutionen, welche 6. Okt. in Pest u. Arad an den hervorragendsten Führern der ungar. Revolution vollzogen wurden. Nachher übte er eine fast unbeschränkte Militärdiktatur in Ungarn, bis der rücksichtslose u. allzu weit gehende Gebrauch seiner Vollmachten 6. Juli 1850 die plötzliche Enthebung von seinem Posten herbeiführte. Er zog sich nun ins Privatleben zurück, lebte meist in Graz, machte mehrere Reisen ins Ausland, auf denen er, wie nam. in London u. Brüssel, wiederholentlichen Ausbrüchen der Volkswuth ausgesetzt war, u. starb zu Wien 14. März 1853. Seine Biographie schrieb Karl v. Schönhals (Graz 1853).

Haynichen, Stadt im Kreisdirektionsbezirk Leipzig (Königr. Sachsen) mit 8331 E. (1871), 2 M. nordl. von Chemnitz an der kleinen Striegis gelegen, hat bedeutende Tuch-, Flanell- u. Leinweberei, außerdem Färberei, Gerberei u. Schuhmacherei. H. ist der Geburtsort Gellert's (1715), dem auch ein Denkmal in der Stadt errichtet ist.

Hayti, s. „San Domingo".

Hazardspiele (spr. Haßard 2c.) sind, wie schon der Name sagt, solche Spiele um Geld, deren Ausgang von der Berechnung od. Geschicklichkeit des ehrlichen Spielers ganz unabhängig ist, bei denen lediglich der Zufall entscheidet. Sie werden mit Karten, Würfeln u. sonst auf verschiedene Art ausgeführt u. laufen im Prinzipe sämmtlich darauf hinaus, daß von den Parteien die eine auf das Eintreffen eines bestimmten Ereignisses, die andere od. die anderen dagegen wetten. Sind die Wahrscheinlichkeiten für beide Fälle gleich, so müssen es eigentlich auch die Einsätze sein, die der Gewinner einzieht. Das Rathen der Jahreszahl von Geldstücken, Gerade od. Ungerade, Würfeln um die meisten Augen u. dgl., sind die einfachsten Fälle solcher H., bei denen keine Partei einen Vortheil voraus hat. Es giebt aber eine große Zahl andere, bei denen das Verhältniß zwischen Einsatz u. Gewinn nicht dasselbe ist, wie die Wahrscheinlichkeit der günstigen u. ungünstigen Fälle, bei denen vielmehr die eine Partei, welche das Spiel hält, die Bank od. der Bankhalter, gegenüber den Spielern od. Pointeurs unter der Zahl aller möglichen Fälle, welche durch die Kombination der Karten, Würfel u. s. w. eintreten können, eine größere Zahl ihr günstiger Fälle in Anspruch nimmt. Dieses Plus der günstigen Fälle ist der Vortheil der Bank, der bei unendlich lange fortgesetztem Spiele alles Vermögen der Spielenden unwiderruflich in die Bank ziehen muß. Wenn z. B. beim Roulette, wo die Kugel in eins der 37 Fächer von 0—36 fallen muß, der Spieler also 1 günstigen Fall, die Bank dagegen alle übrigen 36 für sich hat, u. doch im Gewinnfalle nur das 35fache auszahlt, so sind ihr damit schon 2,7 % od. $^1/_{36}$ aller Nummernsätze verfallen, die Vortheile, welche das Zero u. andere Bedingungen gewähren, noch gar nicht gerechnet. Beim Pharo liegt der Vortheil der Bank im plié u. in der letzten Karte, welche bei einem Spiel von 32 Karten mehr als 3 % der Einsätze ($^1/_{31}$) aufhebt, während das plié mehr als 6 % der Einsätze der Bank einträgt. Bei allen andern H. finden ähnliche Verhältnisse statt, die sich mit Hülfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung leicht beziffern lassen, bei keinem aber so schamlos sind wie bei dem Zahlenlotto, welches nichtsdestoweniger sich noch in einzelnen Ländern der staatlichen Begünstigung erfreut. — Im Uebrigen sind die öffentlichen H., welche früher in den rhein. Bädern Baden-Baden, Wiesbaden, Homburg 2c. ganz bes. in Blüte standen, Dank der energischen Initiative Preußens, jetzt in Deutschland ganz u. gar verboten. Das deutsche Parlament von 1848 erklärte bereits alle zur Haltung öffentlicher Spielbanken ertheilten Privilegien für null u. nichtig, konnte jedoch die Ausführung dieses Gesetzes nicht erzwingen; mit der Einigung Deutschlands erst wurde es möglich, den Spielpächtern die Kontrakte zu kündigen, u. mit Ablauf des J. 1872 hörte (zuletzt in Wiesbaden) auch das öffentliche Spiel, die öffentliche Schande, auf. Frankreich, dessen Regierung die Exspielpächter od. die hinter denselben stehenden Aktiengesellschaften die glänzendsten Offerten für Konzessionirung einiger Banken machten, wies standhaft alle derartigen Anträge zurück, u. jetzt genießen nur noch Monaco, Saxon im Kanton Wallis u. San Sabastian den schimpflichen Vorzug, öffentliche Spielbanken aufstellen lassen zu dürfen. Die Allgemeinschädlichkeit der H. hat ihren Grund hauptsächlich darin, daß diese Spiele auf den einfachsten Kombinationen des Kartenfalles, der Würfel u. dgl. beruhen, daß es, um sie zu spielen, keines Erlernens bedarf, sondern Jeder sich sofort an dem leichtverständlichen Getriebe betheiligen kann, auch die Dauer des einzelnen Spieles eine nur geringe ist. Infolge des letzteren Umstandes wird ein ungemein rascher Umsatz erzielt, der den Vortheil der Bank multiplizirt, wie er andrerseits die Leidenschaftlichkeit nährt u. der Vernunft u. Ueberlegung keine Zeit läßt, das Thörichte des Weiterspielens einzusehen. Die alten Römer schon bestraften die H. Das Haus, in welchem sie getrieben worden waren, unterlag der Konfiskation, Spielschulden konnten nicht eingeklagt, dagegen Spielverluste zurückgefordert werden. In Deutschland war bereits im 14. Jahrh. u. noch mehr im 16. u. 17. Jahrh. das hohe Spiel, nam. auf Borg, verboten; es gab Gesetze, welche jedem Stande die Höhe des Betrages, um welchen gespielt werden durfte, vorschrieben. In der Art des Spieles machte man dabei keine näheren Unterscheidungen; man verbot die Spiele, in denen der Spieler über seine Verhältnisse verlieren konnte. Die neuere europ. Gesetzgebung folgt zwar verschiedenen Anschauungen, ist aber darin einig, daß sie die öffentlichen H. bestraft u. zwar die Bankhalter mit Konfiskation der Bank, außerdem aber nebst dem Wirth bez. Hauseigenthümer die Spielenden mit Geld- od. Gefängnißstrafen. Die Zahl der H. ist sehr groß; das Ecarté bildet gewissermaßen den Uebergang zu ihnen; es wird daher, da es nicht verboten ist, auch häufig als Surrogat gespielt, indem für od. gegen einen der Spielenden gewettet wird; unter den Kartenspielen sind die bekanntesten: Pharo, Schnitt, Rouge et noir, Trente et quarante, Onze et demi, Vingt un, Biribi, Trischaken, Grobhäusern, Tippen, Lanzknecht (Lansquenet), Matao, Bajette, Pandur, Brelan, Bouillotte; Sept huit neuf, Pour sept, Passe à dix, Cinq et neuf 2c. Alle Würfelspiele sind Glücksspiele, den Charakter von ganz entschiedenen H. haben aber: Elf hoch, Die lustige Sieben, Würfelmakao. Roulette ist ebenso wie auch das Lotto ein H., das auf dem Treffen gewisser Nummern beruht. Lotterie- u. Promessenspiele stehen in nächster Verwandtschaft damit, wenn auch die Bank sich mit geringerem Vortheile begnügt u. die Dauer eines einzelnen Spieles eine sehr große ist. Kümmelblättchen ist offenbar Betrug.

Hazienda (span., spr. Aßienda), eine einzeln liegende Villa, Meierei, ein Landhaus, ein landwirthschaftliches Gehöft.

Hb., Abkürzung auf Rezepten für Herba, d. i. Kraut.

Hebamme, Wehemutter od. Kindermutter (obstetrix, im Franz. sage femme) heißt eine Frau, deren Beruf darin besteht, Frauen in der Schwangerschaft, in der Geburt u. im Wochenbette Hülfe zu leisten.

So lange die Geburtshülfe (s. d.) noch niedrig stand u. man dieselbe nicht wissenschaftlich ausgebildet hatte, konnte jede Frau jene Hülfsleistungen ausüben, ohne methodische Vorbereitung dazu u. ohne staatliche Kontrole. Es ist zwar richtig, daß in einzelnen Fällen die griech. Frauen sich von Männern entbinden ließen, u. bis zur Zeit der Reformation wurde von medizinirenden Mönchen ebenfalls Geburtshülfe getrieben. Aber ersteres geschah nur sehr vereinzelt u. letzteres wurde streng von verschiedenen Kirchensynoden verpönt, so daß ein Dr. Seiler 1521 verbrannt wurde, weil er einer Frau in Kindesnöthen beigestanden. Obwol nun die Aneignung der erforderlichen Kenntnisse u. Kunstgriffe in alten Zeiten sich auf die roheste Empirie beschränkte, bildeten dennoch die H.n einen besonderen Stand, dessen schon in den ältesten Zeiten Erwähnung gethan wird. Die Fortschritte, welche die gesammte Heilkunde im 17. Jahrh. machte, lenkten die Aufmerksamkeit der Aerzte auch auf die Wichtigkeit der Geburtshülfe, u. als berühmte Mediziner sie mit glänzendem Erfolge ausübten, nahmen sich die Aerzte allmählich ganz derselben an, bildeten die Hebammenkunst methodisch aus, u. der Staat sorgte schließlich für Institute, in denen die weiblichen Geburtshelferinnen die erforderliche Vorbildung sich anzueignen haben (Hebammenschulen). In den civilisirten Staaten liegt heutzutage nur die regelrechte Geburt den H.n ob. Wird die Geburt regelwidrig, so soll dies die H. erkennen, u. sie ist dann verpflichtet, bei Zeiten ärztliche Hülfe herbeizuziehen; erst wenn ein Arzt nicht beizuschaffen ist, darf sie in solchem Falle selbständig Hülfe leisten. Jeder Staat zieht übrigens den Befugnißkreis der H.n anders, so z. B. dürfen in Rußland die H.n auch die Zange anlegen, während dies bei uns unter allen Umständen verboten ist. In Deutschland müssen die H.n, bevor sie für ihren Beruf vereidigt werden, einen theoretisch-praktischen Kursus an einer Hebammenschule durchmachen u. einer Prüfung sich unterwerfen. Indessen kann nicht geleugnet werden, daß die durchschnittliche Bildung derjenigen Frauen, die sich diesem Berufe widmen, nicht auf der Höhe steht, die nothwendig ist, um bei einem so wichtigen Zweige der Heilkunde die durch das Halbwissen leicht bedingten Uebergriffe vermieden zu sehen. Eine Reform des Hebammenwesens ist deshalb immer noch anzustreben.

Hebbel, Friedrich, deutscher Dichter, geb. 18. März 1813 zu Wesselburen, einem kleinen Städtchen in Ditmarschen, erhielt, da seine Eltern unbemittelt waren, nur dürftigen Unterricht u. kannte lange keine andere Lektüre als die Bibel u. die alten Volksbücher von Siegfried, Genoveva 2c. Im Alter von 15 Jahren wurde er Schreiber bei dem Vogt seines Kirchspiels, eine Stellung, in der er 7 Jahre blieb, widerwillig, aber ohne einen Ausgang finden zu können. Dieser eröffnete sich ihm erst, als er einige seiner Gedichte der bekannten Schriftstellerin Amalie Schoppe, geb. Weise, zusandte u. diese, ein Interesse für den Dichter gewinnend, ihn nach Hamburg einlud. Hier verlebte H., von Gönnern unterstützt, mehrere Jahre, beschäftigt mit Vorbereitungen zum Universitätsstudium, studirte dann in Heidelberg u. München, promovirte an letzterem Orte u. kehrte darauf 1841 nach Hamburg zurück u. ließ hier in demselben Jahre seine erste Tragödie „Judith“ erscheinen. 1842 ging er nach Kopenhagen, wo er mit Thorwaldsen u. Oehlenschläger verkehrte u. von König Christian VIII. ein Reisestipendium erhielt, besuchte Paris u. Italien u. gedachte dann nach Kopenhagen zurückzukehren u. sich dort dem akademischen Lehrfach zu widmen. Auf der Rückreise aber lernte er in Wien die Schauspielerin Christine Enghaus (geb. 9. Febr. 1817 zu Braunschweig) kennen, vermählte sich mit ihr (sie ist als Frau Hebbel noch gegenwärtig eine Zierde des Wiener Burgtheaters) u. nahm nun seinen bleibenden Wohnsitz in Wien, wo er auch 13. Dez. 1863 starb. H. war ein sehr bedeutendes dichterisches Talent, ausgestattet mit einer Fülle von großen u. kühnen Gedanken; wenn trotzdem das Gesammtbild seiner poetischen Leistungen kein durchweg erfreuliches ist, so ist die Ursache davon, daß H. sich von einer wunderlichen Neigung zum Barocken, Befremdlichen, Ungeheuerlichen, ja geradezu Häßlichen beherrschen ließ. Seinen „Gedichten“ (Gesammtausgabe, Stuttg. 1857) fehlt durchweg die Feile; die Genialität der Anschauung, die manchmal grandiose Kraft des Entwurfes entschädigt nur unvollkommen für die mangelhafte Gestaltung, die harte, schwülstige, absonderliche, daneben nicht selten triviale Sprache; in seinen Sonetten fehlt ihm die Herrschaft über die Form, in seinen Epigrammen überwiegt das Mittelmäßige, seine Balladen leiden unter der Sucht nach den grellsten Farben. Nur die Idylle „Mutter u. Kind“ (Hamb. 1859) ist frei von diesen Fehlern, ein harmonisches, wohlthuendes Werk. Aber H. suchte seine Erfolge auch gar nicht auf diesem Gebiete der Dichtung, ihn trieb es zur Bühne, die seinen Stücken doch größtentheils verschlossen bleiben muß, weil er auch hier seinem Zuge zum Ungeheuerlichen, zu unnöthig gehäuften Greueln nachgab, sich in den gewagtesten psychologischen Problemen gefiel u. außerdem die Ausmalung so bedenklicher Situationen liebte, wie die Bühne sie schlechterdings heute nicht darstellen darf. Auch hat von der langen Reihe seiner Dramen: „Judith“ (1841), „Genoveva“ (1843), „Maria Magdalena“ (1844), „Herodes u. Marianne“ (1851), „Ein Trauerspiel auf Sizilien“ (1851), „Julia“ (1851), „Michel Angelo“ (1855), „Agnes Bernauer“ (1855), „Gyges u. sein Ring“ (1856), „Die Nibelungen“ (1862), wenngleich seit dem „Michel Angelo“ ein sehr bedeutender Fortschritt erkennbar ist u. die mit dem Berliner Schillerpreise gekrönten „Nibelungen“ des Großartigen eine Fülle bieten, kein einziges auf der Bühne sich behaupten können; ein „Demetrius“ ist unvollendet geblieben.

Nr. 3327. Friedrich Hebbel (geb. 18. März 1813, gest. 13. Dez. 1863).

Auch im Lustspiel hat sich H. versucht, doch sind „Der Diamant“ (1847) u. „Der Rubin“ (1851), welche an die romantischen Komödien Tieck's erinnern, ziemlich verfehlt, stellenweise possirlich, aber durchweg ohne komische Kraft. — Eine Gesammtausgabe von H.'s Werken erschien 1865—67 in 12 Bänden in Hamburg.

Hebe (griech., d. h. Jugend), Tochter des Zeus u. der Hera u. Gemahlin des Herakles, ist in der griech. Mythologie die Göttin der ewigen Jugend. Sie erscheint als Mundschenkin der Götter, welche ihnen den Nektar darreicht. Bei den Römern entspricht ihr die Juventas.

Hebe, einer der kleinen, zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisenden Planeten, von Hencke zu Driesen 1. Juli 1847 entdeckt. Sein Zeichen ist ⓔ.

Hebel, Johann Peter, berühmter Dialektdichter u. einer der vorzüglichsten Volksschriftsteller, wurde 11. Mai 1760 zu Basel geb., wo seine Eltern, für gewöhnlich in Hausen bei Schopfheim im altbadenschen Oberlande wohnhaft, für die Dauer des Sommers ihren Aufenthalt genommen hatten. Seinen Vater, der ein armer Weber war, verlor H. früh, bald auch die Mutter, u. so sah sich der Knabe auf die Unterstützung wohlwollender Menschen angewiesen, welche ihm auch den Besuch des Gymnasiums in Karlsruhe u. 1778 das Studium der Theologie in Erlangen ermöglichten. Nach zwei Jahren verließ er Erlangen u. nahm seinen Aufenthalt in einem Dorfe seiner Heimat, Kinder unterrichtend u., nachdem er die Ordination erhalten hatte, den Pfarrer in dessen Amtsgeschäften unterstützend. 1783 erhielt H. eine Anstellung am Pädagogium zu Lörrach u. wurde 1791 nach Karlsruhe an das Gymnasium berufen, an dem er 1798 zum Professor befördert wurde u. dessen Direktion man ihm 1808 übertrug. Doch trat er 1814 von der Direktion zurück u. übernahm dafür neben seinem Lehramt andere Geschäfte. 1819 wurde er zum

Prälaten ernannt u. vertrat als solcher die evangel. Geistlichkeit in der Ersten Kammer. H. starb, auf einer Geschäftsreise begriffen, 22. Sept. 1826 zu Schwetzingen. — H. verdankt seinen Ruhm hauptsächlich seinen „Allemannischen Gedichten“ (Karlsr. 1803 u. seitdem sehr oft aufgelegt), zu denen ihn das Beispiel, welches J. H. Voß mit seinen Idyllen in niederdeutscher Mundart gegeben hatte, anregte; dieselben sind in dem Dialekt des Landstriches gedichtet, in dem H. seine Kindheit verlebte, u. liefern ein treues Bild des Landes wie seiner Bewohner, bei aller Volksmäßigkeit doch von künstlerischer Formvollendung. Aber fast noch bedeutender als in diesem Werke erscheint H.

Nr. 3328. Peter Hebel (geb. 11. Mai 1760, gest. 22. Sept. 1826).

in seinen Erzählungen, die er mit andern Aufsätzen vereint zuerst in einem Kalender, dem „Rheinländischen Hausfreund“ (4 Jahrgänge, Karlsr. 1808—11), veröffentlichte u. dann unter dem Titel „Schatzkästlein des rhein. Hausfreundes“ (Tüb. 1811) gesammelt erscheinen ließ, wahre Meisterwerke einer im besten Sinne volksthümlichen Erzählerkunst. Muster populärer Darstellung sind auch seine „Biblischen Geschichten“ (Stuttg. 1822). H.'s gesammelte Werke erschienen zuerst 1832—34 (8 Bde., Stuttg.) u. seitdem oft. Vergl. Becker, „J. P. Hebel, Festgabe zu seinem hundertsten Geburtstage“ (Basel 1860).

Hebel nennt man jede um einen Punkt drehbare, gerade od. gebogene Stange, an welcher sich zwei Kräfte (eine Last u. eine Kraft) das Gleichgewicht halten. Man rechnet den H. in der Mechanik zu den sogen. einfachen Maschinen. Der Punkt, um welchen er sich bei Ausübung der Arbeit dreht od. auf welchem er als festem Stützpunkt ruht, wie der Punkt b in Nr. 3329 od. der Punkt a in Nr. 3330, heißt sein Unterstützungs- od. Drehpunkt; bisweilen kommt auch jetzt noch dafür die veraltete, dem Griechischen entnommene Bezeichnung Hypomochlium vor. Denkt man sich vom Drehpunkte aus senkrechte Linien auf die Richtungen der an dem H. wirkenden Kräfte gezogen, so heißen diese Lothe vom Drehpunkte auf die Richtungen der Kräfte die Hebelarme. Das Gleichgewicht zweier Kräfte am H. findet dann statt, wenn sich die Kräfte umgekehrt zu einander verhalten wie die Hebelarme, an denen sie wirken, od., was dasselbe ist, wenn die beiden Produkte gleich sind, welche man erhält, sobald man die Kräfte mit den zugehörigen Hebelarmen multiplizirt. Ist z. B. AB in Nr. 3331 eine gerade in ihrer Mitte unterstützte Stange u. hängt in a in der Entfernung 3 vom Drehpunkte eine

Nr. 3329. Einarmiger Hebel.

Last von 100 Kg., so werden in b in der doppelt so großen Entfernung 6 schon 50 Kg. genügen, um die 100 in a hängenden im Gleichgewicht zu halten. Wäre der H. lang genug u. könnte man das Gleichgewicht zehnmal so weit vom Drehpunkte hinausrücken als die Last in a, so brauchte das Gegengewicht auch nur den 10. Theil der Last zu betragen u. s. w. Man begreift so, wie man mit Hülfe des H.s sehr große Lasten durch verhältnißmäßig kleine Kräfte bewältigen kann, indessen ist der Gewinn nur ein scheinbarer, da die Bewegung der Last ebenso entsprechend langsamer wird. Müßte aus irgend einem Grunde die Kraft, welche die Last in a im Gleichgewicht halten soll, nicht jenseit des Drehpunktes in b, sondern diesseits in b' angebracht werden, so müßte sie zwar gleiche Stärke wie in b haben, aber in der durch den Pfeil angedeuteten Weise nach oben wirken. In diesem Falle, wo beide Hebelarme auf derselben Seite des Drehpunktes liegen u. so, freilich nur scheinbar, zusammenfallen, nennt man den H. auch einen einarmigen H. im Gegensatz zu dem andern Falle, wo er zwei- od. doppelarmig heißt. Liegen die Hebelarme nicht in gerader Linie, so hat man einen sog. Winkelhebel. Ein solcher Winkelhebel, wie er sehr oft gebraucht wird, um die Richtung einer Kraft in eine andere, meist auf ihr senkrechte, abzuändern, z. B. bei Klingelzügen, ist in Nr. 3332 abgebildet. Sein Drehpunkt ist hier in a.

Nr. 3330. Zweiarmiger Hebel.

Nr. 3331. Gesetz des Hebels.

Nr. 3332. Winkelhebel.

Nr. 3333. Der Krummzapfen od. die Kurbel.

Nr. 3334. Die excentrische Scheibe.

Nr. 3335. Der Hebedaumen.

Hält man fest, daß der Hebelarm stets gleich dem Lothe vom Drehpunkte auf die Richtung der Kraft ist, so ist durch das oben für das Gleichgewicht am H. gegebene Gesetz die Gleichgewichtsbedingung für jede Form des H.s, also auch für den sogen. einarmigen sowol wie für den Winkelhebel ausgedrückt. Es wird kaum eine Maschine geben, in welcher nicht die eine od. die andere Art von H., od. auch beide, in irgend einer Form zur Verwendung käme. Aus Nr. 3330 ist eine einfache Anwendung des zweiarmigen H.s ersichtlich, wobei der Drehpunkt in der Unterlage a liegt, aus Nr. 3329 dagegen eine Anwendung des einarmigen, mit dem

Drehpunkte in b. Die Anwendung des H.s ist eine uralte, u. schon Archimedes hat die Richtigkeit des Hebelgesetzes nach dem Satze vom zureichenden Grunde richtig erwiesen. Der H. tritt in der Praxis in mancherlei Gestalten auf, so daß er oft nicht gleich als solcher erkannt wird. Solche mechanische Vorrichtungen, deren Wirkung rein nach dem Hebelgesetze zu beurtheilen ist, sind z. B. der Krummzapfen od. die Kurbel, die excentrische Scheibe u. die Hebedaumen od. Hebeköpfe. Die Kurbel od. der Krummzapfen in Nr. 3333 ist ein H., in welchem der eine Hebelarm durch den Halbmesser der in bb sich drehenden Axe a, der andere durch das Kurbelknie ac gebildet wird. Der runde Ansatz c heißt die Kurbelwarze. Durch diese hängt die Kurbel mit der Bläuelstange d zusammen, welche ihrerseits durch die hin- u. hergehende Bewegung von g (etwa Kolbenstange einer Dampfmaschine) getrieben wird. Die geradlinige Bewegung von g wird durch die am Stück ee sitzenden, zwischen hh gleitenden Führungsrollen ff gesichert. Macht man die Kurbelwarze c immer größer, so daß sie eine Scheibe bildet, welche noch über die Kurbelaxe a hinausgreift, so entsteht die excentrische Scheibe in Nr. 3334. Hier ist dann ab der eine u. ac der andere Hebelarm. Die hier durchbrochen gearbeitete excentrische Scheibe c ist durch den mit gelinder Reibung aufsitzenden Ring dd mit der ebenfalls durchbrochenen Bläuelstange eee in Verbindung. Die Hebedaumen Nr. 3335 finden u. a. Anwendung bei Stampf- u. Hammerwerken.

Hebelade ist eine mechanische Vorrichtung, welche gewissen Unvollkommenheiten des einfachen Hebels abzuhelfen bestimmt ist, deren Einrichtung jedoch sehr verschieden sein kann. Eine der gewöhnlichen ist aus Nr. 3336 ersichtlich. Der durch die sogen. Lade gesteckte Hebel (an dessen einem Ende hier ein zu bewegender Stamm angeschleift ist) würde, wenn sein Drehpunkt unveränderlich bliebe, den Balken durch Angriff am längeren Hebelarme nur wenig fortzurücken gestatten. Dafür haben die beiden Backen der H. zwei Reihen abwechselnd gestellter Durchbohrungen.

Nr. 3336. Hebelade.

Ein zuerst in die letzte gesteckter Eisenbolzen bietet den Drehpunkt des Hebels dar. Nach gethanem Hube wird der Bolzen allemal in ein Loch weiter gesteckt u. so jedesmal ein neuer Hub ermöglicht.

Heber ist eine Vorrichtung, um eine Flüssigkeit aus einem Gefäße in ein anderes, gewöhnlich tieferstehendes, überzuführen. Die die Flüssigkeitssäule im Heberohre in Bewegung setzende Kraft ist ebenso wie bei

Nr. 3337. Stechheber.

Nr. 3338. Saugheber.

der Saugpumpe (s. d.) der Druck der atmosphärischen Luft; doch unterscheidet sich der H. (abgesehen vom Stechheber) von der Saugpumpe dadurch, daß die letztere die Flüssigkeit nur periodisch, bei jedem Kolbenhube, zum Ausflusse bringt, während der zweischenklige H., einmal angesaugt, einen dauernden Ausfluß erzeugt, so lange bis das Niveau in dem zu entleerenden Gefäße so tief gesunken ist, daß es mit der Ausflußöffnung des H.s in gleicher Höhe steht. Die einfachste Form des H.s ist der in Nr. 3337 abgebildete Stechheber. Wenn man denselben in eine Flüssigkeit, etwa durch das Spundloch eines Fasses, vollständig eintaucht u. dann die obere Oeffnung fest mit dem Daumen schließt, so kann beim Herausheben, wegen des von unten wirkenden Luftdruckes, die Flüssigkeit nicht eher wieder aus dem H. ablaufen, bis man den Daumen oben entfernt hat. Durch den zweischenkligen H. ab (Nr. 3338) kann man eine Flüssigkeit aus einem Gefäße in einem beständigen Strahle abfließen lassen, sobald dieselbe vorher in dem längeren Schenkel bis b angesaugt worden ist. Wäre die aus dem Gefäße A (Nr. 3339) zu hebende Flüssigkeit eine ätzende, so könnte an dem H. ab eine besondere, bei c mündende Saugröhre angebracht sein. Der Ausfluß geschieht nur, wenn das Niveau bei b (Nr. 3338) tiefer liegt als das bei h, u. zwar deshalb, weil dem auf beiden Seiten des H.s gleichen Luftdrucke bei b eine Flüssigkeitssäule von der senkrechten Höhe hb entgegendrückt. Der Ausfluß wird um so langsamer, je tiefer das Niveau h in dem zu entleerenden Gefäße sinkt, weil dann die dem Luftdruck entgegenwirkende Flüssigkeitssäule kürzer wird.

Nr. 3339. Saugheber mit besonderen Saugröhren.

Heberbarometer, s. „Barometer".

Hébert (spr. Ebähr), Antoine Auguste Ernest, franz. Maler, geb. zu Grenoble 3. Nov. 1817, Schüler David's d'Angers, erhielt 1839 den großen Preis für Rom, wo er 1839—44 als Pensionär in der Villa Medicis lebte; hielt sich dann noch drei Jahre in Italien auf, kehrte nachher zurück, ging aber Ende Dez. 1866 wiederum nach Rom, um die ihm übertragene Direktion der Franz. Akademie das. zu übernehmen. Schon vorher hatte er sich neben der Genre- auch viel mit der Portraitmalerei beschäftigt. Er gilt hauptsächlich für einen tüchtigen Koloristen. Den größten Ruf hat er sich durch Bilder wie „Die Mal'aria" (1850), „Der Judaskuß" (1853), „Die Mädchen von Alvito" (1855), „Rosa Nera an der Quelle" (1859) u. einige Portraits erworben, mit welch letzteren er 1867 die Pariser Weltausstellung beschickt hatte.

Hébert (spr. Ebähr), Jacques René, gen. Père Duchesne, einer der schmuzigsten u. niederträchtigsten Charaktere der ersten Franz. Revolution, geb. 1755 zu Alençon; kam jung nach Paris, wo er sehr bald ein ausschweifendes u. abenteuerliches Leben führte u. sich nach Ausbruch der Revolution als Volksredner vordrängte. Von der Jakobinerpartei mit der Redaktion des „Père Duchesne" beauftragt, erhielt er bald selbst den Namen dieses Schandblattes. Seit 10. Aug. 1792 Mitglied des revolutionären Gemeinderathes, that sich H. nam. bei den Septembermorden hervor, betrieb mit seinen Genossen (Hébertisten) die „Abschaffung des Christenthums" u. die Einführung des sog. „Kultus der Vernunft" u. verfolgte nicht blos alle Gemäßigten, sondern schließlich auch Robespierre u. Danton, bis diese sich gegen die Ultrarevolutionäre verbanden u. die Führer derselben verhaften ließen. Mit Cloots, Ronsin u. einigen Anderen ward H. 24. März 1794 guillotinirt. Auf dem Henkerskarren zeigte er die feigste Todesangst u. zog sich dadurch den Hohn des Pöbels zu.

Hebra, Ferdinand, ausgezeichneter Dermatolog, geb. 1816 zu Brünn, studirte in Wien Medizin u. bildete sich zu einem Spezialisten auf dem Gebiete der Hautkrankheiten aus, als welcher er sich 1842 an der Wiener Universität habilitirte, 1848 Primärarzt am Allg. Krankenhause u. 1849 ord. Professor wurde. Um die Lehre von der Entstehung u. medizinische Behandlung der Hautkrankheiten bez. der Syphilis hat sich H. wesentliche Verdienste erworben. Als seine Hauptwerke sind aufzuführen „Atlas der Hautkrankheiten" (mit Zeichnungen von Elfinger u. Heitzmann, herausgeg. von der k. k. Akademie der Wissenschaften, Wien 1856 ff.) u. „Akute Exantheme u. Hautkrankheiten" (als 3. Theil von Virchow's „Handbuch der spez. Pathologie u. Therapie", Erl. 1860 ff.). Auch gab er mit Bärensprung (s. d.) einen wohlfeileren „Atlas für Hautkrankheiten" (ebd. 1867 ff.) heraus.

Hebräer (von dem hebr. Wort eber, d. i. jenseits, nämlich des Euphrat od. Tigris) hießen u. nannten sich die Israeliten gegenüber fremden Völkern. So heißt zuerst Abraham 1. Mos. 14, 13 für die Kanaaniter, weil er von „jenseits des Euphrat" herübergekommen war oder (nach Anderen) als ehemaliger Bewohner des Euphratufers, welches auch eber heißen konnte. 1. Mos. 10, 21 ff., 11, 14 ff. wird der Name von einem Stammvater „Eber" abgeleitet, wie dies auch bei anderen Völkern zu geschehen pflegte, daß der Volksname auf eine Person zurückgeführt wird. Obschon nun die Israeliten diesen Namen nur gegen Fremde brauchten (vgl. 1. Mos. 40, 15; 2. Mos. 2, 7. 3. 18; Jon. 1, 9 u. a.), so erhielt er sich doch durch diese bis in die griech.-röm. Zeit herab u. ist für die „hebräische" Sprache noch heute im Gebrauch.

Hebräerbrief. Dieser neutestamentliche Brief (eigentlich mehr eine Abhandlung) ist wahrscheinlich an Judenchristen Palästina's (daher die Aufschrift „an die Hebräer") gerichtet u. beabsichtigt, sie vor dem Rückfall ins Judenthum zu bewahren, indem die Vorzüglichkeit des Christenthums vor dem Judenthum nachgewiesen wird. Die Annahme, daß der Apostel Paulus der Verfasser sei, ist jetzt unmöglich mehr festzuhalten, obschon der Standpunkt des Verfassers im Wesentlichen der paulinische ist. Das Meiste hat noch immer die Vermuthung Luther's für sich, daß der alexandrinische Judenchrist Apollos den Brief geschrieben habe. Die Zeit der Abfassung ist jedenfalls vor 66 n. Chr. anzusetzen, da der Tempel von Jerusalem noch in seinem Bestand vorausgesetzt wird u. der jüdische Krieg noch nicht begonnen haben kann. Der Ort der Abfassung ist unbekannt; wegen der Stelle 13, 25 nimmt man gewöhnlich Italien an.

hebräische Sprache u. Literatur. Die hebr. Sprache, in der außer wenigen (aramäischen) Stücken das Alte Testament geschrieben ist, gehört zu dem sog. „semitischen" Sprachstamm u. bildet einen Dialekt desselben. Die Sprache heißt aber im Alten Test. nicht hebräisch, sondern (Jesaj. 19, 18) Sprache Kanaans, denn sie wurde von den Hebräern, die vorher aramäisch redeten, erst bei ihrer Einwanderung in Kanaan angenommen, u. so hat auch die Sprache des Alten Testaments die meiste Verwandtschaft mit den Ueberresten des Phönikischen, da ja die Phöniker gleichfalls Kanaaniter waren. Die Abweichungen des Hebräischen von dem Altkanaanitischen erklären sich aus dem langen, abgesonderten Aufenthalt in Aegypten; doch weist der 1869 aufgefundene Denkstein des Königs Mesa von Moab (also eines Kanaaniters) fast durchgängig Uebereinstimmung mit dem Hebräischen auf. Ueber die Entwickelung des Hebräischen innerhalb der Zeit, in der das Alte Testament entstand, also von ca. 1400—1200 v. Chr., ist deshalb nicht sicher zu urtheilen, weil der ursprünglich vokallose Text später durchweg nach derselben Aussprache vokalisirt worden ist. Wir kennen darnach das Hebräische nur in der Form der Ueberlieferung, welche seit ca. 600 n. Chr. von gelehrten Juden festgestellt worden ist. Aber während einige sehr alte Stücke (z. B. das Lied der Deborah, Richter 5; der Segen Jakob's, 1. Mos. 49; das Lied Mose, 2. Mos. 15) eine sehr alterthümliche Sprachform haben, sind noch ältere, wie die 10 Gebote (2. Mos. 20), in fließendem Hebräisch geschrieben. Die Meister des klassischen hebr. Stils sind die Erzähler der 5 Bücher Moses, der Bücher Samuelis u. der Könige. Dabei ist die Prosa vielfach von dem prophetischen u. poetischen Stil unterschieden, indem letzterer nicht nur kühneren Schwung, sondern auch viele eigenthümliche Worte aufweist. Den Höhepunkt des poetischen Stils repräsentiren neben dem Segen Jakob's u. dem Lied der Deborah die Lieder David's, besonders Psalm 18 u. das sogen. Bogenlied, 2. Sam. 1, 19 ff., sowie zahlreiche Psalmen. Die Meister des prophetischen Stils sind Jesaja, Joel, Micha u. die schwierigen Propheten Nahum u. Habakuk. Während im Buch Hiob arab. Einflüsse zu bemerken sind, macht sich seit dem 7. Jahrh. v. Chr. infolge der Berührung mit den nördl. Nachbarn immer stärker der Einfluß des aramäischen (des sogen. chaldäischen) Sprachgebietes geltend. Doch ist es eine Fabel, daß die Juden im Exil ihre Sprache vergessen u. mit der aramäischen vertauscht hätten. Muß man auch eine immer weitere Herrschaft des Aramäischen neben dem Hebräischen einräumen, so sind doch noch zahlreiche Bücher des Alten Testaments nach dem Exil (also seit dem Ausgang des 6. Jahrh.) in reinem Hebräisch geschrieben; nur Dan. 2, 4—7, Esra 4, 8 bis 6, 18 u. 7, 12—26 sind aramäisch. Das wirkliche Aussterben des Hebräischen als einer lebenden Sprache fällt erst in das Ende des 2. Jahrh. v. Chr. Wenigstens muß damals die Vorlesung der hebr. Bibel noch allgemein verstanden worden sein, wenn schon die Juden (wie auch die Apostel u. Jesus selbst) sich der aramäischen (der sogen. syrochaldäischen) Landessprache bedienten. Aber auch diese heißt noch immer „hebräisch"; so z. B. im Neuen Test. Apostelgesch. 22, 2 die Rede des Apostels Paulus an das Volk. — Schon viel früher, etwa seit der Mitte des 5. Jahrh. v. Chr., war auch die althebräische Schrift, die mit der phönikischen die größte Aehnlichkeit hat, durch die mehr gleichförmige assyrische od. Quadratschrift nach u. nach verdrängt worden. In der letzteren wird das Hebräische noch jetzt geschrieben u. gedruckt. Mit dem Aussterben der lebenden Sprache beginnt die Geschichte der hebr. Sprachkunde, die wir hier nur in ganz kurzer Uebersicht vorführen können. Daß das Hebräische noch immer die Sprache der Gelehrten u. überhaupt der jüd. Schule blieb, geht daraus hervor, daß die Mischnah, die Grundlage des jüd. Talmud, die um 200 n. Chr. aufgezeichnet wurde, hebräisch abgefaßt ist, allerdings nicht, ohne viel fremdes Sprachgut aufgenommen zu haben. Durch weitere Aufnahme von solchem u. viele Neubildungen entstand der rabbinische od. neuhebräische Dialekt. Während nun bei den Juden, erst zu Tiberias am Galiläischen See, dann in den Schulen am Euphrat (zu Sora, Nahardea u. a.) das Studium des Gesetzes u. des Talmud in hoher Blüte stand, verlor sich die Kenntniß des Hebräischen bei den Christen bald gänzlich; nur Hieronymus, der Verfasser der lat. Bibelübersetzung (gest. 420), besaß eine gründlichere Kenntniß der hebr. Sprache. So haben wir die Erhaltung der hebr. Bibel allein den Juden zu danken. Und zwar begnügten sie sich nicht nur mit der Abschrift des Textes, sondern erfanden auch ein höchst scharfsinniges System von Vokalen u. Accenten, welches, auf die Bibel übertragen, für immer die Aussprache u. das Verständniß sichern sollte. Dieses ganze System mit den dazu gehörigen Anmerkungen u. Tabellen heißt die „Masora" od. Ueberlieferung, seine Urheber die „Masoreten". Es entstand nach u. nach im 6. bis 9. Jahrh. n. Chr. in einer doppelten Gestalt, der palästinensischen u. der babylonischen. Erstere ist durchweg in unseren Drucken angewandt. Um die Mitte des 10. Jahrh. begannen die Juden, von den Arabern angeregt, auch eine grammat. u. lexikal. Bearbeitung ihrer Sprache, u. bald wurden Spanien u. Südfrankreich der Sitz einer höchst emsigen Thätigkeit. Die großen Rabbinen des Mittelalters, bes. des 11. u. 12. Jahrh., Aben Esra, Joseph Kimchi u. seine Söhne Moses u. David, Salomo Isaaki u. zahlreiche Andere, nehmen einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Wissenschaft überhaupt ein. Erst Anfang des 16. Jahrh. begannen an der Hand jüdischer Lehrer auch die Christen das Studium des Hebräischen wieder; der Lehrer fast Aller wurde der große Humanist Reuchlin in einer Grammatik von 1506. Die Betonung des Bibelstudiums durch die Reformatoren — zu bewundern ist besonders, was Luther mit den damaligen Mitteln in der Bibelübersetzung geleistet hat — brachte die Kunde des Hebräischen rasch in Aufnahme. Seitdem sind die deutschen Protestanten auf diesem Gebiete Meister geblieben. Durch die großartigen Arbeiten eines Gesenius (s. d.), eines Ewald (s. d.), Olshausen, Böttcher u. A. hat das Studium des Hebräischen, bes. auch durch die Vergleichung der übrigen semit. Dialekte, eine Ausdehnung u. Vertiefung erfahren, wie wenig andere Wissenschaften. Was die hebräische Literatur betrifft, so zerfällt sie naturgemäß in die biblische od. heilige Literatur u. in die nachbiblische od. neuhebräische. Ueber die erstere s. den Art. „Bibel". Ein alter Streit besteht darüber, ob außer der in der Bibel erhaltenen noch sonst eine bedeutende althebr. Literatur existirt habe. In die Bibel fanden natürlich nur religiöse Stücke Aufnahme oder solche, die dafür galten. Hier zeigt uns nun das Hohelied, ferner das Hochzeitslied Psalm 45, das Lied 2. Sam. 1, welches aus einer größeren Sammlung alter Lieder (dem „Buch der Redlichen") entnommen ist (vergl. auch Josua 10, 13), daß die allgemeine lyrische Poesie nicht so gering gewesen sein kann. Auch von Volkspoesie finden sich manche Spuren, die älteste in dem sogen. Lamechslied, 1. Mos. 4, 23 ff. Aus späterer Zeit, bes. in den Büchern der Chronik, werden noch zahlreiche, jetzt verlorene Geschichtswerke erwähnt. Die übliche Eintheilung der althebr. Literatur in geschichtliche, Lehrbücher (d. i. bes. Psalmen, Hiob u. das Spruchbuch) u. prophetische Bücher ist nur nach dem Hauptinhalt zu verstehen. — Die neuhebr. od. nachbiblische Literatur hat zu ihrer Grundlage den Talmud, der selbst wieder in die Mischnah (um 200) u. in die beiden Gemaras, die jerusalemische (um 300) u. die babylonische (um 500), zerfällt. Daneben wurden bereits zahlreiche Kommentare zu den biblischen Büchern, bald auch über den Talmud verfaßt. Ja, diese neuhebräische Literatur zog, wie die Araber durch Aristoteles angeregt, im Mittelalter das ganze Gebiet der Philosophie in ihren Bereich. Der Hauptvertreter dieser neuhebräischen Religionsphilosophie ist der span. Jude Maimonides (gest. 1204). Nebenher ging eine eifrig gepflegte religiöse u. mystische Geheimlehre, die sogen. Kabbalah (d. i. Ueberlieferung). Selbst ein metrisches System wurde auf die hebr. Sprache übertragen u. mit Hülfe desselben eine mehr od. minder originelle Dichtkunst geübt. Noch bis in die neueste Zeit haben sich gelehrte Juden, wie Frankel in Breslau u. A., des Hebräischen für ihre Arbeiten bedient u. nicht minder ist dasselbe die Sprache zahlreicher jüdischer Zeitschriften.

hebräisches Alphabet, s. „Alphabet."

Hebriden od. Western Islands, eine an der Nordwestküste Schottlands gelegene Gruppe von ungefähr 350 Inseln mit einem Flächenraum von 147,7 □M. u. etwa 150,000 E.; sie werden von dem North Minch, Inner Sund u. Sleat Sund von Schottland getrennt u. gehören zu den Grafschaften Inverneß, Roß u. Argyle. Die Küsten sind vielfach von Fjorden durchschnitten, der Boden ist gebirgig u. wenig fruchtbar, das umliegende Meer aber reich an Fischen, u. die Felsen am Meere sind belebt von Seevögeln, welche theilweise Eiderdunen liefern. Die meist katholischen Bewohner sind keltischen Ursprungs, arm, auf Fischerei, Viehzucht u. Vogelfang angewiesen; der Grund u. Boden befindet sich größtentheils in den Händen der Abkömmlinge ehmaliger Stammeshäuptlinge. Die H. werden eingetheilt in südliche, mittlere u. nördliche. Zu ersteren, die der Grafschaft Argyle zugewiesen sind, gehören Islay (14,5 □M.), Jona (s. d.), Staffa (s. d.) u. Mulk (14 □M.). Von den mittleren H. ist Skye (25,14 □M.), von den nördlichen Lewis (37 □M.) die größte. Diese Inseln wurden im 10. Jahrh. von Harald Harfagr unterjocht, in Wirklichkeit aber von Clans beherrscht, unter denen die Familie der

Macdonald's bes. mächtig war; erst 1748 wurden die fast souveränen Rechte dieser Häuptlinge durch Parlamentsbeschluß aufgehoben.

Hebron, uralte Stadt auf dem Hochland von Judäa, 4 M. südlich von Jerusalem in einem fruchtbaren Thale gelegen. Nach 4. Mos. 13, 23 war H. 7 Jahre älter als Tanis in Aegypten; sicher fällt der Ursprung der Stadt in das 3. Jahrtausend v. Chr. Der älteste Name derselben war nach Josua 14, 15 Kirjath Arba, d. i. Stadt der Vier (Familien od. Hügel), während im Buch Josua der Name auf einen Riesen Arba zurückgeführt wird. Als Abraham sich in der Nähe von H. in den Terebinthen Mamre's niederließ (vgl. 1. Mos. 14, 13), war die Stadt von Hethitern bewohnt. Durch den Kauf der Höhle Machpela zum Erbbegräbniß schuf Abraham hier einen Mittelpunkt u. zugleich ein Heiligthum für seinen Stamm; alle drei Erzväter wurden in dieser Höhle begraben. Bei der Rückkehr der Israeliten aus Aegypten war H. von Amoritern bewohnt. Es wurde von dem Stamm Juda erobert u. der Familie des Kaleb für besondere Verdienste zugetheilt. 7 Jahre lang war es unter David sogar Sitz des Königthums, ehe Jerusalem erobert wurde (vgl. 2. Sam. 2, 1 u. 11), u. in derselben Stadt ließ sich auch Abraham zum König ausrufen. Während des Exils der Juden scheinen sich die Edomiter der Stadt bemächtigt zu haben; sie wurde nach 1. Makk. 5, 65 von dem Makkabäer Juda zurückerobert, im jüdischen Krieg (66—70 n. Chr.) aber von den Römern verbrannt. Die Stadt gelangte in den folgenden Jahrhunderten nochmals zu hoher Blüte u. hat noch heute 8—10,000 E. Bei den Arabern heißt sie jetzt el Chalil, d. i. der Freund (Gottes, eine Bezeichnung des Abraham). 1862 wurde zum ersten Male dem Kronprinzen von England der Besuch des Heiligthums, das sich über der Höhle Machpela erhebt, gestattet.

Hebrus, der größte Fluß des alten Thrakiens, heute Maritza. Er entspringt vom Skomiusgebirge u. mündet, nachdem er auf seinem Laufe die meisten thrakischen Flüsse in sich aufgenommen, bei Aenos, der Insel Samothrake gegenüber, in das Thrakische Meer. Von den am H. gelegenen Städten sind Philippopolis u. Adrianopolis die bedeutendsten.

Hechingen, ehemalige Hauptstadt des Fürstenthums Hohenzollern mit 3424 E. an der Starzel, unter dem auf einem 865 m. hohen Kegelberge thronenden Schloß Hohenzollern (s. d.) gelegen; ist Sitz eines Oberamtes u. Kreisgerichtes, hat 3 katholische u. eine protestantische Kirche, eine Synagoge, eine Realschule u. ein Schwefelbad. Die Industrie beschränkt sich auf Weberei u. Baumwollenspinnerei.

Hechsel, s. v. w. Häckerling.

Nr. 3340. **Der gemeine Hecht** (Esox lucius).

Hecht (Esox lucius), ein Bauchweichflosser aus der Familie der Hechtfische (Esocini), von langgestreckter, ziemlich walziger Gestalt, mit flacher, stumpfer Schnauze u. etwa 600 spitzen Zähnen im breiten, weitgespaltenen Maule. Er wird 2 m. lang u. mitunter 12 bis 15 Kg. schwer, sieht auf dem Rücken gewöhnlich braun aus, schwarz und gelblich marmorirt, der Bauch ist weiß u. schwarz punktirt. Die After- u. Schwanzflosse sowie die Rückenflossen sind schwarz gefleckt, letztere ist weit nach hinten gerückt; eine Fettflosse fehlt. Man findet den H. in allen Flüssen u. Seen Europa's, als frechen u. gierigen, sehr gewandten Raubfisch, der nicht blos Fische verzehrt, sondern selbst junge Enten u. Gänse angreift. Den 1—2jährigen nennt man Grashecht, den gelb u. schwarz gefleckten Hechtkönig, den im Februar u. März laichenden Märzhecht, den im April, zur Zeit der Froschlarven laichenden Froschhecht. Das schmackhafte weiße Fleisch des Fisches ist eine gesunde Speise; als Delikatesse gilt bes. die Leber, bei deren Verzehren früher die sog. Leberreime gedichtet zu werden pflegten.

Hechtbarsch, der gemeine Zander (s. d.).

Hecke nennt man die von Strauch- od. niedrigen Baumarten um Gärten od. Felder gezogene Einfriedigung. Sie dient zum Schutze der Gärten gegen Hasen u. Federvieh u. wird deshalb am meisten aus Weißdorn gezogen, der, gut in einander verflochten u. mit der Heckenschere gehörig verschnitten, eine sehr dichte Einfriedigung bildet. Außer dem Weißdorn sind noch Hartriegel, Kornelkirsche, Berberitze, Hainbuche, Akazie, weiße Maulbeere, Stechpalme, Lebensbaum sowie auch Tanne u. Fichte sehr tauglich zu H.'n. Man verjüngt ältere Hecken, wenn sie unten absterben, indem man die Stämme dicht über der Erde schräg abschneidet, wonach neue Triebe hervorbrechen.

Hecker, Friedrich Karl Franz, deutscher Politiker, geb. 28. Sept. 1811 zu Eichtersheim in Baden, studirte die Rechte u. ward 1838 Obergerichtsadvokat in Mannheim. Seit 1842 Mitglied des bad. Landtags, machte er der Regierung die heftigste Opposition. Auf einer Reise nach Stettin, die er im Mai 1845 mit J. A. v. Itzstein (s. d.) unternommen, um Land u. Leute in Preußen kennen zu lernen, ward er von dort nebst seinem Reisegefährten ausgewiesen. In der Folgezeit trennte er sich mehr u. mehr von der konstitutionellen Opposition in der Kammer u. ward mit Gustav v. Struve Führer der Umsturzpartei, die auf der ersten Offenburger Versammlung ihr politisches Programm aufstellte. Durch seine Persönlichkeit zu einem revolutionären Agitator ganz geeignet, fanatasirte er die Massen u. konnte so 1848, als das Frankfurter Vorparlament seinem Antrage, sich als revolutionäre Versammlung in Permanenz zu erklären, nicht entsprach, im bad. Oberlande den Aprilaufstand erregen. Doch kaum hatte H. die Republik ausgerufen, als ihn auch schon das für die Insurgenten unglückliche Gefecht bei Kandern (20. April 1848) zur Flucht in die Schweiz nöthigte, wo er dann zu Muttenz (Baselland) eine Schrift über die „Volkserhebung in Baden" u. den sog. „Volksfreund" herausgab. Seine letzte Hoffnung, noch in der Frankfurter Nationalversammlung eine Rolle spielen zu können, ward durch deren Weigerung, ihn zuzulassen, vereitelt, u. so wanderte denn H. mißvergnügt im Sept. 1848 nach Amerika aus, um dort als Farmer zu leben. Zwar eilte er nach Ausbruch der bad. Mairevolution 1849 nach Europa zurück, kam aber, als er im Juli in Straßburg eintraf, schon zu spät u. ging daher wieder nach Amerika auf seine Farm bei Belleville in Illinois. Seit 1856 trat H. auch dort als Agitator für die republik. Partei auf, u. im Bürgerkriege befehligte er bis März 1864 als Oberst das 82. Illinoisregiment in der Cumberlandsarmee. Seitdem lebt er wieder auf seiner Farm, nimmt aber auch jetzt noch an den öffentl. Angelegenheiten regen Antheil. Im Winter 1871—72 hielt er mit Wilh. Jordan, Karl Schurz u. A. in Washington deutsche Vorlesungen. Seine „Reden u. Vorlesungen" hatte er als seinen Schatten vorausgeschickt, als er 1873 einen Besuch in Deutschland machte. Eine sympathische Stimmung erwartete den alten Freiheitskämpfer, doch erregte er bei allen aufrichtigen Deutschen Bedauern u. Mißfallen, da er während des Verweilens in seiner Heimat die amerikanische Presse mit Briefen bediente, in denen er Amerika auf Kosten von Deutschland lobhudelte, im Deutschen Reich Alles schlecht, verächtlich u. korrumpirt fand, das „tugendhafte" Nordamerika dagegen in einer sonst nur bei Auswanderungsagenten u. Seelenverkäufern üblichen Weise anpries.

Heckscher, Johann Gustav Moritz, deutscher Politiker, geb. zu Hamburg 26. Dez. 1797, studirte, nachdem er als Freiwilliger den Feldzug von 1815 mitgemacht, in Göttingen u. Heidelberg die Rechte, praktizirte dann als Advokat in seiner Vaterstadt, war daneben aber auch als Publizist u. als Redakteur des polit. Theiles der „Hamburger Nachrichten" thätig. Im J. 1848 übte er auf die Bewegung in Hamburg mäßigenden Einfluß u. wurde ins Frankfurter Vorparlament gewählt, wo er den demokrat. Heißspornen entgegentrat u. die Bildung des Fünfzigerausschusses beantragte, dem er dann selbst angehörte. In der Nationalversammlung war er Berichterstatter des

80*

völkerrechtlichen Ausschusses u. wirkte mit für die Wahl des Reichsverwesers, wie er denn auch Hauptsprecher der Deputation war, die denselben nach Frankfurt einholte. Dem Reichsministerium gehörte H. erst als Justizminister, dann als Minister des Aeußern an, als welcher er 18. Sept. 1848 wegen Abschlusses des Malmöer Waffenstillstandes beinahe das Schicksal Auerswald's u. Lichnowsky's getheilt hätte. Im Okt. ging er als Reichsgesandter nach Turin u. Neapel, von wo er im Febr. 1849 ins Frankfurter Parlament zurückkehrte, um die Organisation der großdeutschen Partei anzustreben. Als die Dinge nicht so gingen, wie er wünschte, kehrte er Ende April nach Hamburg zurück. Seit 1853 hamburgischer Ministerresident in Wien, starb H. das. 7. April 1865.

Hecuba, s. „Hekabe." **Hede,** s. v. w. Werg.

Hedera, s. „Epheu".

Hederich (Raphanistrum Lampsana *Gartn.*, Raphanus Raphanistrum *L.*), ein höchst lästiges u. darum sehr gefürchtetes Unkraut aus der Familie der Cruciferen od. Kreuzblüter, von der Tracht des Rübsens, aber schon durch leierförmige Wurzelblätter, blaßgelbe, mit violetten od. dunkelgelben Adern durchzogene, selten weiße Blumenblätter, sowie durch stellenweis aufgetriebene Schoten erkennbar. Er darf nicht mit dem Ackersenf (Sinapis arvensis) verwechselt werden, der, ebenfalls ein höchst lästiges Unkraut, auch unter dem Namen H., falscher H. od. wilder Triller vorkommt. Diese ähnliche Pflanze hat jedoch eiförmige, ungleich gezähnte od. unregelmäßig lappig eingeschnittene Blätter, welche gleich dem Stengel meist steifhaarig sind, gelbe, adernlose Blumen zwischen abstehenden Kelchblättchen u. Fruchtklappen, welche von 3 Längsstreifen od. Nerven durchzogen werden. Beide Kräuter sind Sommergewächse, deren Samen eine senfartige Schärfe besitzen. Infolge dessen benutzt man sie von der ersten Art an manchen Orten auch als Senf, während man irrthümlicherweise anderwärts glaubte, daß sie, mit dem Brote vermischt, die bekannte Kriebelkrankheit (Raphania) veranlassen sollten, die man nun dem Mutterkorne zuschreibt; von der zweiten Art verwerthete man die Samen früher als harntreibendes Mittel, das Kraut dagegen liefert einen genießbaren Salat.

Hedlinger, Johann Karl, berühmter schweiz. Stempelschneider, geb. 1691 zu Schwyz, der seine Münz- u. Medaillenstempel mit großer Meisterschaft bes. in den Linien der Haare zu schneiden verstand. Er bildete sich in Paris aus, trat 1718 in schwed. Dienste, machte aber auch Reisen nach Rom u. nach Petersburg. Wegen seiner geschwächten Gesundheit nahm er in Stockholm seine Entlassung u. zog sich in sein Vaterland zurück, wo er 1771 starb.

Hedoniker, s. v. w. Kyrenaiker (s. d.).

Hedschas (Hidschas), der nördl. Theil des westl. Küstengebietes Arabiens, nach S. bis zum Dschebel Kora, südl. von Mekka reichend, steht unter türk. Oberherrschaft u. schließt die heiligsten Orte der Mohammedaner, Mekka u. Medina ein, weshalb es den „Ungläubigen" bei Todesstrafe verboten ist, in das Innere des Landes einzudringen; nur wenigen Europäern ist es unter der Maske mohammedanischer Pilger gelungen, die heiligen Stätten zu betreten.

Hedschra (arab. Hidschra, d. i. Flucht) heißt bei den Mohammedanern die Flucht des Propheten Mohammed von Mekka nach Medina. Seit dem Khalifen Omar begannen die Araber mit dem Neujahrstage des Fluchtjahres, d. i. dem 15. Juli 622 n. Chr., ihre Zeitrechnung (der Tag der Flucht selbst ist aber der 8. Tag des 3. Monats 622). Da sie nun nach Mondmonaten rechnen, so gewinnt man das entsprechende christl. Jahr nicht durch Hinzuzählen von 622, sondern durch eine verwickelte Rechnung, in welcher ca. 36 mohammedanische Jahre auf 35 christl. kommen. Das christl. Jahr 1874 entspricht im Ganzen dem Jahre 1291 der mohammedanischen Rechnung.

Hedwig, die heilige, war eine Tochter des Markgrafen Berthold von Meran u. Gemahlin des Herzogs Heinrich von Schlesien, dem sie 6 Kinder gebar. Schon bei Lebzeiten wurde sie wegen ihrer strengen Enthaltsamkeit u. Mildthätigkeit vom Volk als Heilige verehrt; täglich speiste sie 13 Arme, pflegte Aussätzige 2c. Nach dem Tode ihres Gemahls 1238 lebte sie in dem von ihm gestifteten Kloster der Cisterciensierinnen zu Trebnitz, wo ihre Tochter Aebtissin war, u. starb das. 15. Okt. 1243. Schon 1266 wurde sie heilig gesprochen u. der 17. Okt. zur Feier ihres Gedächtnisses bestimmt.

Hedwig, poln. Jadwiga, Königin von Polen, s. „Jadwiga".

Hedysarum Onobrychis, auch Onobrychis sativa, Esparsette, schlechtweg auch Esper, gemeiner Süßklee, rother, türk., span. od. Schweizer Klee, Hahnenkammler, Esperklee, Schildklee, Hahnenkopf, Windhopfenkraut, Eselswicke, Stachelhen, blaue Hutten, in der Nordschweiz: Espar, Laitarlichler u. s. w. Einheimisch in Mitteleuropa auf Kalkboden, ist diese kleeartige Hülsenpflanze für die Kalkländer mit unfruchtbarem Bergboden eines der wichtigsten Futterkräuter geworden, auf welchem in manchen Gegenden geradezu Wohlstand u. Reichthum der Bewohner fußen. Die gegen 2/3 m. hoch wachsende Pflanze mit gefiederten Blättern, rother Blumenähre u. knochenharter, runzliger, verkehrteiförmiger Hülse ist ausdauernd u. lebt gegen zwanzig Jahre in gleicher Ueppigkeit auf einem u. demselben Boden, am besten, wenn derselbe recht steinig, heiß u. abschüssig, folglich recht trocken ist. Trotzdem erfordert sie wenig od. keinen Dung, weil die Wurzel zu bedeutenden Tiefen hinabwächst u. sich hier selbst ihre Nahrung sucht. Sowol grün als getrocknet liefert sie Pferden, Eseln, Schafen, Schweinen, Rindern ein vortreffliches Süßfutter; selbst die Samen werden von den Hühnern u. Gänsen eifrig gefressen. Mit solchen Eigenschaften versehen, bildet die H. nebst der ähnlich ausdauernden Luzerne (Medicago sativa) eine der bedeutungsvollsten Grundlagen unserer Landwirthschaft.

Heeckeren, Georges Charles d'Anthès, Baron de, franz. Diplomat, geb. zu Kolmar 5. Febr. 1812, als Sohn eines reichen Gutsbesitzers Namens d'Anthès u. Neffe des Fürsten Franz Ludwig v. Hatzfeld, trat 1830 in russ. Dienste u. wurde 2 Jahre später Hauptmann in der kaiserl. Garde zu Pferde. Im J. 1834 von dem damaligen Gesandten Hollands u. Nestor der liederlichen Jugend in Petersburg, dem Baron v. H., adoptirt, heirathete er die Schwester Alex. Puschkin's (s. d.). In einem von H. auf das Schändlichste veranlaßten Duell mit jenem berühmten Dichter brachte er demselben eine tödliche Wunde bei, infolge dessen er, um der Volkswuth zu entgehen, Anfang Febr. 1837 fliehen mußte. Er kehrte nach Frankreich zurück, hielt sich hier erst mehrere Jahre dem öffentlichen Leben fern, wurde dann Mitglied des Generalraths vom Niederrhein u. ließ sich nach der Februarrevolution vom Oberrhein als Abgeordneter in die Konstituirende u. Gesetzgebende Versammlung schicken, in der er sich zu den Konservativen hielt. Im J. 1852 betraute ihn Napoleon III. mit einer außerord. Mission an den Kaiser von Rußland u. ernannte ihn 25. März 1852 zum Senator.

Heem, Joh. David de, geb. zu Utrecht 1600, gest. zu Antwerpen 1674, Schüler seines Vaters David, war der vollendetste holländ. Blumen- u. Früchtemaler seiner Zeit. Anordnung der Komposition, Zeichnung u. Kolorit sind meisterhaft, u. unübertrefflich ist die Nachahmung der Natur. Von seinen im Ganzen seltenen Bildern besitzen die beiden besten die Galerien zu Wien u. Berlin, jenes aus dem J. 1648, dieses 1650, mehrere ausgezeichnete auch die Museen zu Dresden u. Kassel. — Sein Sohn u. Schüler Cornelis de **H.** malte ähnliche Gegenstände, u. zwar in mancher Beziehung mit derselben Meisterschaft, so daß er häufig mit dem Vater verwechselt wird.

Heemskerk, Marten Jakob, so genannt von seinem Geburtsort (unweit Alkmaar), eigentlich Marten van Veen heißend, holländ. Maler, Radirer u. Formschneider, geb. 1498, widmete sich wider Willen seines Vaters der Malerei u. wurde in Haarlem der Schüler Jan Schoreel's, dessen ital. Kunstweise auf ihn überging u. sich später infolge eines längeren Aufenthaltes in Italien in manierirter, widriger Weise bei ihm ausbildete, aber doch in Holland großen Beifall fand, so daß seine Bilder vielfach in (jetzt verschollenen) Kupferstichen nachgebildet wurden. H. starb in Haarlem 1. Okt 1574. Zu seinen früheren, besseren Bildern gehören eins zu Haarlem, wo er als Lukas erscheint, der die Madonna malt, u. in der Pinakothek zu München die Seitenflügel eines Altars, dessen Mittelbild die Kreuzigung ist. Andere ihm in der Pinakothek beigelegte Bilder sind schwerlich von seiner Hand. Nach seinen eignen Zeichnungen radirte er viele Blätter.

Heemskerk, Jakob van, berühmter holländ. Seefahrer u. Seeheld, geb. zu Amsterdam um 1550, versuchte seit 1596 zweimal erfolglos um das nördl. Europa u. Asien herum einen kürzeren Weg nach Ostindien aufzufinden, wobei er jedesmal auf Nowaja-Semlja überwintern mußte. Zur Belohnung für seine ausgezeichneten Dienste im Ind. Meere gegen die Portugiesen ward er 1601 zum Admiral ernannt. Als er 25. April 1607 bei Gibraltar der span. Flotte unter Davila mit seiner weit schwächeren eine Seeschlacht lieferte, errang er zwar einen glänzenden Sieg, verlor aber auch, gleich Davila, sein Leben. In der alten Kirche zu Amsterdam liegt H. unter einem prachtvollen Denkmal begraben.

Heer, Heerwesen, Heerbann. Unter H. versteht man die bewaffnete Landmacht eines Staates. Zum Heerwesen gehört Alles, was zur Aufbringung, Organisation u. Ausbildung des H.es dient. Die Eintheilung des H.es in Infanterie, Kavallerie u. Artillerie besteht vom Alterthum her. Je nach Zeit- u. Ortsverhältnissen überwog bald die eine, bald die andere Waffengattung. Als Hülfswaffe dienen Ingenieure u. Pioniere, bei manchen H.en unter dem Ausdrucke „Genietruppen" zusammengefaßt (s. „Genie"). Das Heerwesen der verschiedenen Zeitperioden unterscheidet sich wesentlich nach der Art der Aufbringung der lebenden Kampfesmittel, d. h. der Truppen selbst. Wir übergehen die ältesten Kulturvölker, Aegypter, Assyrer rc., u. beginnen mit den Zeiten einer methodischen Kriegführung. Die H.e der Griechen waren eine Nationalmiliz, theilweise nach Klassen ausgehoben, wie in Athen, theilweise aus den Waffenfähigen eines ganzen Standes bestehend, wie in Sparta. Die H.e des damaligen Persiens waren zum Theil geworbene, zum Theil durch Gewalt und Beutelust zusammengetriebene Scharen. Rom schuf seine lebenden Kriegsmittel zur Zeit des Königthums u. der Republik auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht nach dem von Servius Tullius geregelten Census. Mit dem Wachsen des Staates traten die Bundesgenossen auf Grund besonderer Verträge hinzu, u. seit der Zeit der Bürgerkriege ging das röm. Nationalheer in ein stehendes, aus allen Theilen des Reiches geworbenes Söldnerheer über. In den Heeren des Alterthums war das Fußvolk überwiegend, Reiterei wurde nur von den reicheren Bürgern gestellt, od. ihr Dienst wurde durch diejenigen Bundesgenossenvölker versehen, bei denen die Reiterei national war. Bei den german. Völkern entwickelte sich aus den Gefolgschaften (s. d.), welche schon vor Chlodwig's Zeiten bestanden, von Chlodwig bis zu Karl dem Großen der Heerbann, anfänglich nur Aufforderung od. Einladung der Grundbesitzer zu einem Kriegszuge. Später wurde dieser Aufforderung die Androhung von Strafe (Königsbann) im Weigerungsfalle zugefügt. Eine alljährliche Heerschau kontrolirte die heerbannpflichtigen Mannschaften, welche ausschließlich das Fußvolk bildeten. Nachdem Heinrich I. einen Theil der kleinen Grundbesitzer in die von ihm erbauten Städte gezogen hatte, entstand ein neues Fußvolk u. aus ihm entwickelte sich seit dem 13. Jahrh. eine nach Zünften geordnete, wohlbewaffnete Miliz. Nach u. nach suchten sich Viele durch Entrichtung von Abgaben an den König od. andere Große von der persönlichen Leistung des Kriegsdienstes, wie dies der Heerbann verlangt, loszumachen, u. es bildete sich dadurch die Einrichtung der Lehenstruppen u. der Ritterschaft. Die Reiterei erhielt das Uebergewicht in den damaligen europ. H.en, u. erst im Laufe des 14. Jahrh. brachte die Verbreitung der Feuerwaffen u. die festere Organisirung der städtischen Milizen eine Umkehrung dieses Verhältnisses hervor. Die durch das System der Lehenstruppen hervortretende Uebermacht der Vasallen läßt die Soldtruppen erscheinen, welche sich sodann von Mitte des 14. Jahrh. ab in stehende H.e gestalten, nachdem die geworbenen Truppen in dem deutschen Landsknechtswesen u. in den ital. Condotten ihren Gipfel erreicht hatten. Als Anfänge der stehenden Heere bezeichnet man in der Regel die Ordonnanzcompagnien Karl's VII. von Frankreich, die besoldeten, aus dem österr. Adel entnommenen Reiter Kaiser Maximilian's I., die türk. Janitscharen u. die russ. Strelitzen. Da auch die stehenden H.e der damaligen Zeit geworben u. besoldet waren, so unterschieden sie sich von den ursprünglichen Soldtruppen, den Landsknechten rc., wesentlich nur dadurch, daß letztere meist blos für bestimmte Unternehmungen, diese aber für einen bestimmten Fürsten meist auf Lebenszeit geworben wurden u. daß man bei den stehenden H.en mehr u. mehr auf die eigene Landesangehörigkeit sah. Vom Dreißigjährigen Kriege ab tritt schon die Aushebung von Truppen aus dem Lande zu dem reinen Werbesystem hinzu u. bereitet den Uebergang zu unserem heutigen Heerwesen vor. Die Franz. Revolution des Jahres 1789 zerstörte bekanntlich den letzten Rest der ursprünglichen Werbeheere. Aus dem Massenaufgebot in Frankreich entwickelte sich ein regelmäßiges Konskriptionsgesetz (allgemeine Wehrpflicht mit Loskaufsrecht). In Preußen entstand, gegründet auf die Erfahrungen der Kriege mit Frankreich, die allgemeine Wehrpflicht ohne Stellvertretung. Die preuß. Heeresverfassung wurde nach den Schicksalsschlägen des Jahres 1806 in der Zeit von 1808—12 unter der Leitung Scharnhorst's neu geschaffen. Im J. 1813 trat das Institut der Landwehr hinzu. In den Jahren 1814 u. 1815 wurden diese Einrichtungen durch Gesetze befestigt u. das stehende H. im Frieden zu einer Bildungsschule des Volkes für den Krieg gemacht, während das Kriegsheer sämmtliche nach u. nach in den Waffen ausgebildete Männer des ganzen Volkes zu umfassen hatte. Die Erfahrungen der Feldzüge 1848 u. 1849, sowie die Mobilmachungen von 1850 u. 1859, ließen den Umstand nachtheilig zu Tage treten, daß die seit 1815 nicht vermehrte Armee einen zu engen Rahmen bot, um sämmtliche waffenfähige Männer des mittlerweile bedeutend an Zahl gewachsenen Volkes auszubilden. Es war demnach bei der gestiegenen Bevölkerung fast ein Drittel der Dienstfähigen völlig dienstfrei geblieben, während die Uebrigen noch in reiferem Mannesalter als Landwehrleute auszumarschiren hatten. Dies führte zur Vergrößerung des stehenden H.es durch die Organisationen der Jahre 1859 u. 1860. Die Kriege 1864, 1866, 1870—71 haben die Vorzüglichkeit dieser Reorganisation zur Evidenz nachgewiesen. Alle Großstaaten, Rußland, Frankreich, Oesterreich u. Italien, haben ihr Heerwesen auf Grund dieser Erfahrungen dem preuß. nachgebildet. Das nunmehr geeinigte Deutsche Reich hat die preuß. Organisation durch das im Frühjahr 1874 vereinbarte Reichsmilitärgesetz in allen seinen Theilen angenommen. Die Friedenspräsenzstärke beträgt hiernach (bis zum J. 1881) 401,659 Mann, welche in 469 Bataillonen Infanterie, 465 Escadrons Kavallerie, 300 Batterien Feldartillerie, 29 Bataillonen Fuß-(Festungs-)Artillerie, 18 Pionnier- u. eben so viel Trainbataillonen formirt werden. Im Kriege können mit Leichtigkeit eine Million vollständig ausgebildeter u. ausgerüsteter Streiter binnen Kurzem ins Feld gestellt werden. Wir geben in Nachstehendem eine Zusammenstellung der Kriegsstärke der wichtigsten H.e mit Berücksichtigung des in jedem einzelnen Lande herrschenden Ergänzungssystems u. seiner Militärorganisation überhaupt. (S. „Armee".)

Kriegsstärke der Heere der wichtigsten Staaten.

Aegypten. Konskription. 8000 M. Inf., 3000 M. Kav., Art. u. Genie, 3000 M. schwarze Truppen; in Summa 14,000 M.

Belgien (s. d.). Infanterie: 16 Reg. mit 68 Feld- u. 16 Reserve-Bataillonen = 74,000 M. Kavallerie: 7 Reg. mit 2 Schulschwadronen u. 1515 M. Gensdarmen = 8848 M. Artillerie: 14,513 M. in 6 Reg. mit 68 Batt. (1 reitendes, 2 Fuß- u. 3 Festungs-Art.-Reg.). Dem 1. Art.-Reg. sind hier beigezählt: 1 Comp. Pontoniere, 1 Comp. Art.-Handwerker, 1 Comp. Zeugschmiede, 1 Comp. Feuerwerker u. 1 Train-Division. Genie: 2 Bat. u. 5 Comp. = 2486 M. In Summa (ohne Offiziere) 99,847 M., 12,034 Pferde u. 152 Geschütze.

Brasilien (s. d.). Infanterie: 21 Bat. = 16,163 M. Kavallerie: 5 Reg. = 4152 M. Artillerie: 1 Reg. von 5 Batt. u. 1 Bat. Genie = 4326 M. Zusammen 25,282 M., wobei noch die Spezialcorps (Generalstab, Genie, Stäbe, Feldgeistlichkeit u. Sanitätscorps) mit 641 M. Die bras. Armeedivision in Paraguay 1959 M., Gensdarmerie 6082 M., Nationalgarde (nur in Kriegszeiten mobilisirt), 604,083 M. aller Waffen, Reserve 129,881 M. Totalsumme 767,287 M.

Dänemark (s. d.) incl. Generalstab 52,656 M. 1. u. 2. Aufgebots. 1. Aufgebot. Infanterie: 21 Bat. u. 10 Reserve-Bat. = 27,480 Offiziere, Unteroffiziere u. Soldaten. Kavallerie: 16 Escadr. = 2248 Offiz., Unteroffiz. u. Soldaten. Artillerie: 2 Reg. zu 12 Batt. u. 2 Batail. zu 6 Comp. = 6662 Offiz., Unteroffiz. u. Soldaten. Genie: 2 Bat. = 616 M.; Summa: 1031 Offiz. u. 35,975 M. 2. Aufgebot: 346 Offiziere u. 15,258 M.

Deutsches Reich (s. „Deutschland"). Das Deutsche Reichsheer besteht aus 18 Corps u. stellt im Kriege I. Infanterie: 148 Reg. (443 Bat.) u. 26 Bat. Jäger an Feld-Inf.; 148 Bat. Linien-Inf. u. 26 Comp. Jäger an Ersatz-Inf.; 292 Bat. Linien-Inf. u. 26 Comp. Jäger an Besatzungs-Inf., in Summa 926,572 M., wozu noch 20,206 Offiziere, 1870 Aerzte, 1013 Zahlmeister u. 909 Büchsenmacher zu rechnen sind. Die Inf. führt 3516 Fahrzeuge u. hat 22,086 Pferde. II. Kavallerie: 93 Reg. (372 Esc.) Feld-Kav., 93 Esc. Ersatz-Kav. u. 36 Reg. (144 Esc.) Besatzungs-Kav. Summa der Mannschaften 106,776 M. Hierzu sind noch zu zählen 3437 Offiziere, 480 Aerzte, 480 Roßärzte, 315 Zahlmeister, 129 Büchsenmacher u. 222 Sattler. — Pferde 110,704, Fahrzeuge 558. III. Artillerie: 35 Reg. (86 Abth. 298 Batt.) mit 1788 Geschützen Feld-Art.; 35 Abth. (85 Batt.) mit 510 Gesch. Ersatz-Art.; u. 232 Comp. 54 Reserve-Batt. mit 324 Gesch. Besatzungs-Art. Summa: 145,667 M. mit 3488 Offiz., 2622 Geschütze, 7849 Fahrzeuge u. 84,257 Pferde. (Die neueste Reorganisation der Artillerie ist noch nicht ganz abgeschlossen.) IV. Pioniere: 67 Comp. Feldpioniere mit 65 Kolonnen, 20 Comp. Ersatz- u. 48 Comp. Besatzungspioniere. Summa: 33,669 M., wozu noch die Offiziere, Aerzte, Roßärzte u. Zahlmeister gerechnet werden müssen. — 8251 Pferde, 1359 Fahrzeuge. V. Train: 297 Kolonnen Feldtrain, 37 Comp. mit 44,010 M., ohne Offiziere, Aerzte, Roßärzte u. anderweitige Personen. — 44,255 Pferde, 9499 Fahrzeuge. — Kriegsstärke des Reichsheeres: 910 Bat., 609 Esc., 437 Batt. mit 2622 Gesch., 31,006 Offiz., 1,276,526 Mannschaften, 287,746 Pferde. Aerzte, Roßärzte, Zahlmeister, Büchsenmacher, Sattler, Beamte u. Hülfspersonal mit 25,975 M. sind hier nicht zugerechnet. — Die höchste Stärke der deutschen Armee im Kriege gegen Frankreich betrug 1,350,787 Köpfe mit 263,735 Pferden. — Neuerdings ist dem Deutschen Bundesrath ein Gesetzentwurf, die Organisation des Landsturms betreffend, vorgelegt worden. Nach erfolgtem Aufgebot finden

auf die Landsturmpflichtigen die für die Landwehr geltenden Vorschriften Anwendung.

Frankreich (s. d.). Allgem. Wehrpflicht. Die durch Gesetz vom 24. Juli 1873 angebahnte Armee-Reorganisation ist noch nicht beendigt. Dieselbe theilt Frankreich in 18 Regionen u. diese in Subdivisionen, deren jede von einem selbständigen Armeecorps besetzt wird, welches darin seine Garnison hat. Für Algier wird ein besonderes Armeecorps errichtet. Diese 19 Armeecorps bilden die französische aktive Armee, werden aber erst im Kriege zu größeren Abtheilungen vereinigt. Die Territorialarmee entspricht ungefähr unserer Landwehr. Die ganze künftige Kriegsstärke der Armee berechnet sich folgendermaßen: Aktive Armee 795,000 M., Reserve derselben 510,000 M.; Territorialarmee 600,000 M., Reserve derselben 600,000 M. Summa 2,505,000 M. Nämlich I. Infanterie: 144 Linien-Inf.-Reg. à 3 Bat., 5 Linien-Inf.-Reg. à 4 Bat., 3 Zuaven-Reg., 3 Alger. Schützen-Reg. (Turcos), 1 Reg. Fremdenlegion, 22 Jäger-Bat., 3 Bat. leichte afr. Infanterie, 5 Disziplinar-Comp. in Algier u. 144 permanente Depots der Subdivisionen à 2 Comp. II. Kavallerie: 67 Reg. in Frankreich mit 335 Esc., 3 Reg. in Algier (auf dem Kriegsfuß) 12 Esc., 3 Depots, 9 Remonte-Depots (3 in Algier) u. eine Kavallerie-Schule. III. Artillerie: 40 Reg. zu 13 Batt. u. 2 Traincomp. mit 520 Batt. u. 80 Comp., 12 Handwerker-Comp. (1 in Algier) u. 5 Sappeur-Comp. IV. Genie: 4 Reg. u. die Pontonniers. V. Train: 22 Escadrons, 5 Handwerker-Comp. (1 in Algier) u. der Konstruktionspark.

Der Effektivstand nach dem Budget für 1873 war folgender. 1. Inf.: 134 Reg., worunter 4 Zuaven-, 3 Turcos- u. 1 Fremden-Reg., 30 Jäger-Bat. u. 3 Bat. leichte afr. Inf. 2. Kaval.: 63 Reg., nämlich 12 Kürassier-, 20 Dragoner-, 14 Jäger-, 10 Husaren-, 4 afr. Jäger- u. 3 Spahis-Reg. 3. Art.: 30 Reg., 1 Pontonnier-Reg. u. 2 Train-Reg. 4. Genie: 3 Sappeur-Reg. 5. Train: 3 Reg. — Hierzu kommen noch die Stäbe, Sanitätscorps, Militärbeamte 2c.

Griechenland. Allgem. Wehrpflicht. 10 Bat. Linien-Inf., 12 Bergjägerbat., 4 Grenzjägerbat., 6 Esc. Kav., 1 Art.-Reg. (10 Feldcomp.), das Sappeurcorps (1 Bat. von 5 Comp.), die Gensdarmerie. Im Falle des Krieges wird noch eine Nationalgarde aufgerufen.

Großbritannien u. Irland (s. d.). Werbung, der Verkauf der Offiziersstellen seit 1872 abgeschafft. Das Heer besteht aus der stehenden Armee u. den Hülfstruppen (Auxiliary Forces). Da wir schon unter „Großbritannien" die Militärmacht dieses Landes ausführlich besprochen, so müssen wir uns hier mit einigen wenigen Zahlen begnügen. Nach dem Army Estimate von 1873—74 sind die Truppen im Vereinigten Königreich 106,416 M. u. 15,120 Pferde stark, die der Kolonien 18,588 M. u. die indischen Truppen 62,924 M. u. 11,325 Pferde. Dies giebt eine Gesammtziffer von 187,928 M. u. 26,445 Pferden. Die Hülfstruppen bestehen aus der Miliz, aus der Yeomanry-Kav., dem Freiwilligen-Corps u. der Armee-Reserve in einer Gesammtstärke (1873/74) von 350,000 M. — In Irland besteht ein 13,000 M. und 400 Pferde starkes, militärisch organisirtes Polizeicorps.

Italien. Nach dem neuen Rekrutirungsgesetz werden die Ausnahmen, welche bisher von der allgemeinen Wehrpflicht noch gestattet waren, weiter beschränkt. Am 31. März 1873 betrug der Effektivbestand von 80 Reg. Linien-Inf., 10 Reg. Scharfschützen (bersaglieri), 62 Militärdistrikten, 20 Reg. Kav., 10 Reg. Art., 1 Genie-Reg., den Karabiniers (Gensdarmen), Administrationstruppen 2c., also das eigentliche stehende Heer, 541,575 M., wovon 183,205 M. unter der Fahne u. 358,370 M. in Urlaub. Die im Kriegsfall einzuberufende Provinzialmiliz zählt 202,081 M. Total: 743,656 M.

Niederlande. Die europäische Armee bestand 1873 aus 1 Grenadier- u. 8 Linien-Reg. Inf., 1 Kav.-Reg. (Husaren), 1 Bat. Sappeurs und Mineurs, 1 Feld-Art.-Reg., 3 Fest.-Art.-Reg., 1 Reg. reit. Art., ferner 1 Pontonnier- u. 1 Maréchaussée-Corps, in Summa 62,068 M., worein die Depottruppen, Lehr- u. Disziplinarabtheilungen 2c. inbegriffen. Der Effektivbestand der ostindischen Armee betrug am 1. Jan. 1873 27,659 M., worunter 23,478 M. Infanterie.

Oesterreich-Ungarn. Allgemeine Wehrpflicht. Die Kriegsstärke der Armee betrug 1873 1,093,979 M., worunter 881,158 Kombattanten. Die Feldtruppen bestehen aus 1. 80 Linien-Inf.-Reg., 1 Reg. Tiroler Jäger, 33 Feldjäger-Bat.; 2. 14 Dragoner-, 16 Husaren- u. 11 Ulanen-Reg.; 3. 13 Feld-Art.-Reg. u. 12 Bat. Festungsart.; 4. 2 Genie-Reg. u. 1 Reg. Pontonniere; 6. 1 Sanitätscorps; 7. 1 Militärfuhrwesencorps. Sie erreichen im Kriege eine Stärke von 772,531 M., worunter 603,085 Kombattanten. Die Militäranstalten umfassen 16,115 Köpfe, die Landwehr 305,233 M. (278,100 Kombattanten) mit 111 Inf.- u. Jäg.-Bat., 16 Esc. für Oesterreich u. 126 Bat. u. 40 Esc. für Ungarn (Honveds).

Portugal hatte 1870 8 Inf.-Bat., 3 Kav.-Reg. u. 2 Art.-Reg. mit 56 Geschützen. Dazu verschiedene Lokalmilizen.

Rumänien. Allgemeine Dienstpflicht. Das Heer besteht aus dem stehenden Heere mit seiner Reserve, der Territorialarmee mit ihrer Reserve, der Miliz, der Bürgergarde für die Städte u. dem Massenaufgebote (gloata) für die ländlichen Gemeinden. Nach dem Budget von 1874 besteht der Effektivstand der Armee in 8 Inf.-Reg., 2 Kav.-Reg., 2 Art.-Reg. (12 Batt. u. 1 Comp. Pontonniers), 1 Genie-Bat., 2 Bat. Pompiers, Gensdarmerie zu Fuß u. zu Pferd, Militärschulen, Sanitätswesen 2c. 18,333 M. u. 3346 Pferden. Hierzu kommen noch 8 Reg. (43 Bat.) Dorobanzen mit 31,588 M. u. 412 Pferden, u. die Kavallerie der Territorialarmee (8 Reg.) mit 10,866 M. u. 10,886 Pferden. Zusammen: 60,787 M. u. 14,644 Pferde.

Rußland. 1873 erlosch das alte System der Aushebung u. der damit verbundenen Stellvertretung, der allgemeinen Wehrpflicht Platz machend. Die Truppen zerfallen in reguläre u. irreguläre. I. Die Kriegsstärke der europ. Armee war 1871 folgende. 1. Infanterie: 12 Garde-Reg., 12 Grenadier-Reg., 140 Linien-Reg. u. 24 Jäger-Bat. Summa: 14,238 Offiziere, 568,253 M. 2. Kavallerie: 10 Garde-Reg., 42 Linien-Reg. Summa: 2161 Offiz., 47,379 M. 3. Artillerie: 3 Brig. Garde-Art. zu Fuß, 38 Brig. Armee-Art. zu Fuß, 2 Brig. reitende Garde-Art. u. 7 Brig. reitende Armee-Art. Summa: 141 Batt., 1169 Offiz., 40,846 M. 4. Pionniere: 1 Garde-Sappeur-Bat., 1 Gren.- u. 7 Sappeur-Bat., 6 Halbbat. Pontonniers. Summa: 365 Offiz., 13,306 M. 5. Train: 2 Fest.-Art.-Parks, 2 fliegende Feld- u. 2 fliegende Fest.-Art.-Parks, 8 Art.-Park-Brig. Summa: 681 Offiz., 21,329 M. — A. Totalstärke dieser Feldarmee: 18,614 Offiz. u. 691,113 M. B. Die Lokaltruppen (23 Fest.-Inf.-Bat. u. die Fest.-Art.-Verwaltung) zählen 862 Offiz. u. 45,957 M. C. Stärke der Truppen für den innern Dienst: 1706 Offiz. u. 103,320 M. D. Reserve-Truppen: 1608 Offiz. u. 38,194 M. E. Lehrkörper: 81 Offiz. u. 1171 M. Summa B bis E: 4257 Offiz., 188,642 M. Total der europ. russ. Armee auf Kriegsstärke: 22,871 Offiz., 879,755 M. — II. Die außereurop. Armee. 1. Kaukas. Armee 4082 Offiz., 163,759 M. 2. Armee von Turkestan: 612 Offiz., 22,294 M. 3. Armee von Sibirien: 357 Offiz., 14,827 M. Rechnet man hierzu die mit 11,132 Offiz. u. 82,217 M. besetzte Armeeverwaltung, so ergiebt sich für die Kriegsstärke der russischen regulären Armee eine Gesammtstärke von 1,213,176 M., worunter 39,280 Offiz.

Die irreguläre Armee besteht unveränderlich aus Regimentern u. Ssotnien (Abth. zu 100 M.) u. hatte 1870 155 Reit.-Reg., 37 Inf.-Bat., 28 Batt. mit 232 Gesch. u. einer Mannschaft von 4091 Offiz. u. 185,084 M. Die neueste Militärorganisation wurde 1873 auf dem Papier zu Ende gebracht, ihre Durchführung ist indessen noch nicht so weit gediehen, um hier einen festen Plan des Bestandes der heutigen russischen Streitkräfte geben zu können. In Kriegszeiten hofft man die Armee im europ. Rußland u. im Kaukasus auf 2,085,000 M. bringen zu können, wobei der Landsturm nicht mitgerechnet ist, der alle waffenfähigen Männer über 38 Jahre umfaßt, bis jetzt aber noch nicht organisirt wurde.

Schweden u. Norwegen. Die schwed. Armee besteht aus angeworbenen, eingetheilten (kantonirten) Konskriptions-, Miliz- u. freiwilligen Truppen. Diese Streitkräfte zerfallen in Linien- u. Reserve-Truppen (Landwehr) u. bestanden 1873 aus 35,646 M. Linien- u. 150,833 Reserve-Truppen. Das norweg. Heer besteht nach Gesetz vom 1. Jan. 1867 aus Linientruppen mit Reserve, Train, Landwehr, Bürgerbewaffnung u. Landsturm. Die Linientruppen dürfen im Kriege ohne Bewilligung des Storthing nicht über 18,000 M. stark sein. Sie werden durch Konskription ergänzt.

Schweiz. Ein stehendes Heer existirt nicht, wol aber bleiben einzelne Schultruppen das ganze Jahr im Dienst. Die schweizerische Armee besteht aus dem Bundesauszuge (Mannschaft von 20—30 Jahren, zu 3% der Bev. berechnet), 2. aus der Reserve (der aus dem Bundesauszuge ausgetretenen Mannschaft von 30—40 Jahren, zu 1½% der Bev.) u. 3. aus dem Landsturm (der gesammten waffenfähigen Mannschaft bis zum 44. Jahre, welche nicht im Bundesauszuge od. in der Reserve dient). Die Gesammtstärke der eidgenössischen Armee war 1872 201,578 M. Sie besteht aus 9 Armee-Divisionen (3 Inf.-Brig., 1 Schützen-Brig., 1 Schwadron, 1 Art.-Brig., 1 Park- u. 1 Parktrain-Comp., 1 Comp. Sappeurs u. 3 Ambulancen), 1 Kavallerie-Reserve (8 Dragoner-Comp.), 1 Artillerie-Reserve (3 Art.-Brig.) u. 1 Genie-Reserve (8 Pontonnier- u. 9 Sappeur-Comp. nebst dem Pontontrain).

Serbien. Die serb. Armee soll künftig aus 115,386 M. bestehen, worunter nur 5622 M. aktive Mannschaften. Der große Rest wird von Milizen gebildet.

Spanien. Seit 1872 allgemeine Wehrpflicht, welche am 17. Febr. 1873 wieder durch das Freiwilligensystem verdrängt wurde. Die spanische (einheimische) Armee zählte 1872 216,000 M. u. bestand aus der aktiven Armee (40 Inf.-Reg., 3 Disloc.-Bat. von Ceuta, 28 Jäger-Bat., 20 Kav.-Reg., 2 Genie-Reg., 9 Art.-Reg.) mit 80,000 M., 30,000 M. aktiver Reserve, 80,000 M. zweiter Reserve, 13,000 M. Miliz und 13,000 M. Karabiniers. Die Truppen in den Kolonien (Cuba, Portorico u. Philippinen) waren 78,400 M. stark. Mit dem Karlistenkrieg wurde auch die Militärmacht eine andre, stets wechselnde.

Türkisches Reich. Durch Gesetz vom 22. Juni 1869 allgem. Wehrpflicht mit freiwilligem Eintritt u. Aushebung mittels Losung. Reguläre Armee, irreguläre u. Hülfstruppen. Erstere besteht aus 36 Inf.-Reg., 25 Kav.-Reg., 6 Feld-Art.-Reg. (10 Fest. Art.-Reg. sind in der Bildung begriffen), 1 Sappeur-Brigade u. 1 Reg. Oekonomiehandwerker mit einem Sollstand von 152,000 u. einem Effektivbestand von 93,300 M. Die irregulären Truppen (16 Reg. Gensdarmen, die Baschi-Bozuks, Spahis, Beduinen ꝛc.) sind ca. 70,000 M. stark, die Hülfstruppen (Kontingente noch nicht unterworfener Provinzen u. der halbsouveränen Staaten) ca. 70—80,000 M.

Vereinigte Staaten. Reguläre Bundesarmee u. Miliz, erstere durch Werbung ergänzt. Die Armee besteht aus 25 Reg. Inf., 10 Reg. Kav., 5 Reg. Art. u. 1 Bat. Ingenieure, in Summa 32,554 M. Die Miliz erreicht event. eine kolossale Stärke, da ihr mit gewissen Ausnahmen jeder waffenfähige Bürger vom 18.—45. Jahre angehört.

Heeren, Arnold Hermann Ludwig, einer der namhaftesten deutschen Historiker, geb. 25. Okt. 1760 zu Arbergen bei Bremen, wo sein als Dichter geistlicher Lieder bekannter Vater Heinrich Erhard **H.** (geb. 1728, gest. als emerit. Domprediger in Bremen 1811) Pfarrer war, studirte in Göttingen Philologie u. Geschichte u. habilitirte sich 1784 daselbst. Nachdem er dann größere Reisen durch Italien, Frankreich u. die Niederlande gemacht hatte, wurde er 1787 außerord., 1794 ord. Prof. der Philosophie u. 1801 auch der Geschichte in Göttingen, erhielt 1806 den Rang eines Hofrathes, dann den eines Geh. Justizrathes u. starb 7. März 1842 (nicht 1841). Sein verdienstlichstes u. berühmtestes Werk, klassisch nach Form u. Inhalt, sind die „Ideen über Politik, den Verkehr u. den Handel der vornehmsten Völker der Alten Welt“ (Gött. 1793—96, 2 Bde.; 4. Aufl. 1824—26, 5 Bde.). Gleicherweise ausgezeichnet durch eine Fülle neuer Anschauungen u. durch scharfsinnige Darstellung waren seine „Geschichte der Staaten des Alterthums“ (Gött. 1799; 5. Aufl., 1826) u. seine „Geschichte des europ. Staatensystems u. seiner Kolonien“ (ebd. 1809; 4. Aufl. 1822). Außerdem schrieb er eine „Geschichte des Studiums der klass. Literatur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaft“ (ebd. 1797—1802, 2 Bde.); „Joh. v. Müller, der Historiker“ (Lpz. 1809); (mit G. H. Spittler) die Biographie Ludw. Timoth. v. Spittler's (Berl. 1812) u. die seines Schwiegervaters Christ. Gottl. Heyne (Gött. 1812). Eine Sammlung seiner „Kleinen historischen Schriften“ erschien zu Göttingen 1803—8 in 3 Bdn. u. eine solche aller seiner „Historischen Werke“ ebd. 1821—26. Auch gab H. (mit Ukert) eine „Geschichte der europ. Staaten“ (eine neue Bearbeitung unter W. v. Giesebrecht's Leitung wird vorbereitet) u. die „Eclogae“ des Stobäus (Gött. 1792—1801, 4 Bde.) heraus u. redigirte seit 1827 die „Göttinger Gelehrten Anzeigen“.

Heeren, Friedrich, deutscher Naturforscher, geb. zu Hamburg 11. Aug. 1803, ist seit 1831 Prof. der theoretischen u. technischen Chemie, anfänglich auch der Physik u. Mineralogie an der Polytechnischen Schule in Hannover, sowie Lehrer an der Kadettenanstalt das. Außer verschiedenen Beiträgen für Poggendorff's Annalen, Erdmann's Journal ꝛc. gab er insbes. mit Karmarsch ein „Technisches Wörterbuch der Gewerbkunde in alphabetischer Ordnung“ (Prag 1843—44, 3 Bde.; 2. Aufl. 1854—56) heraus.

Heermann, Johannes, namhafter Kirchenliederdichter, geb. 11. Okt. 1585 zu Rauten in Niederschlesien, dichtete schon frühzeitig lateinisch u. wirkte trotz seiner ganz gebrechlichen Gesundheit von 1611—34 als Prediger zu Köben in Schlesien. Nachdem er durch Krankheit seine Sprache verloren, war er von 1638 bis zu seinem Tode (17. Febr. 1647) zu Polnisch-Lissa als religiöser Schriftsteller thätig. Die endlosen Anfechtungen seines Lebens prägen sich zum Theil in seinen Liedern aus, die — gegen 400 an Zahl — noch ganz auf dem Boden des kräftigen reformatorischen Glaubens stehen u., abgesehen von Paul Gerhard, von keinem Späteren übertroffen worden sind. Wir erinnern nur an die Lieder „O Gott, du frommer Gott“, „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen“ u. a., die sich noch heute in allen Gesangbüchern finden. Außerdem ließ H. auch eine große Zahl Predigten u. anderer Erbauungsschriften drucken. Eine Sammlung seiner geistl. Lieder gab Ph. Wackernagel heraus (Stuttg. 1856).

Heermeister, ein Großbeamter des Deutschen Ordens, welcher in Liefland u. in Preußen an der Spitze der Verwaltung stand, bis die Hochmeister selbst dort ihren Sitz nahmen. Der H. hatte eine große Macht, konnte aber vom Hochmeister abberufen werden. Mit dem Titel H. od. Herrenmeister benannte auch der Johanniterorden einen seiner Großbeamten, nämlich das Haupt der Ballei Brandenburg. Der Herrenmeister residirte zu Sonneburg u. hatte beträchtliche Komthureien unter sich. Prinz Karl von Preußen, Bruder des Deutschen Kaisers, führt gegenwärtig den Titel eines Herrenmeisters der Ballei Brandenburg in dem von Preußen im J. 1812 neu gestifteten Johanniterorden.

Heerrauch, s. v. w. Höhenrauch.

Heerwurm, Heerschlange (Wurmdrache), die das Bild einer 2—10 cm. langen Schlange liefernde wandernde Masse zahlloser Larven einer kleinen Fliege, der Thomas-Trauermücke (Sciara Thomae), die sich im Sommer in Deutschland u. ganz Europa hin u. wieder in Gebüschen findet, aber nicht in allen Jahrgängen gleich zahlreich auftritt. Seit seinem Bekanntwerden in Schlesien, im J. 1603, liefert der H. noch immer bei seinem Erscheinen dem Aberglauben Stoff zur Erwartung von Krieg, Pestilenz u. Hungersnoth. Die schwarzköpfigen, fast durchsichtigen, weißlichgrauen Larven sind kaum 4 Linien lang, die Mücke selbst sieht schwarz aus, mit rußigen Flügeln u. gelben Hinterleibsseiten.

Nr. 3341. Die Thomas-Trauermücke (Heerwurm, Sciara Thomae) nebst Larve u. Puppe (stark vergrößert).

Hefe. Wenn Traubenmost, Fruchtsäfte, Getreidewürze u. derartige Flüssigkeiten, die neben Traubenzucker noch lösliche stickstoffhaltige Verbindungen (Proteïnstoffe), endlich Kali, Kalk u. Phosphorsäure enthalten, an der Luft bei mittlerer Temperatur stehen bleiben, so trüben sie sich nach einiger Zeit; sie fangen an Kohlensäure in feinen Bläschen zu entwickeln, die sich bald zu einem bleibenden Schaume vereinigen, zum Theil sich auch am Boden absetzen, u. wenn dann die Flüssigkeit der Destillation unterworfen wird, so geht mehr od. weniger konzentrirter Alkohol über, dem die erzeugten gegohrenen Flüssigkeiten ihre berauschende Wirkung verdanken. Bringt man von dem aufgestiegenen Schaume od. von dem beim allmählichen Klären der Flüssigkeit sich bildenden feinschlammigen Absatz Etwas zu einer der oben erwähnten Flüssigkeiten, od. selbst zu reiner Zuckerlösung, so treten die Gährungserscheinungen mit besonderer Energie u. in kürzester Zeit ein, nur mit dem Unterschiede, daß sich aus dem Moste ꝛc. neue Mengen wirksamen Gährungsstoffes bilden, während der Absatz aus dem Zuckerwasser bei wiederholter Anwendung seine Wirksamkeit allmählich einbüßt. Auch die geringen Mengen Zucker, die, aus dem Getreide stammend, im Mehlteige enthalten sind, zeigen eine solche Alkoholgährung, die zwar sich selbständig entwickeln kann, besser aber durch Zugabe von schon in Gährung begriffenem Teig od. reinem Gährungsstoff hervorgerufen wird. Die dabei entwickelte Kohlensäure macht das Brot locker u. verdaulich; der gebildete Alkohol geht beim Backen zum größten Theil verloren. Den gährungerregenden Stoff nennen wir Hefe. Als die Ursache seiner Wirksamkeit, die für die Ernährung des Menschen sowie für die Industrie von größter Wichtigkeit ist, muß die physiologische Thätigkeit niederer pflanzlicher Organismen, der sog. Hefezellen, betrachtet werden, aus denen die H. besteht. Diese zeigen sich bei mäßiger Vergrößerung unter dem Mikroskop als länglich runde, einfache Zellen, mit glashell durchsichtiger, aus Cellulose bestehender Wandung, welche einen feinen Primordialschlauch einschließt, der mit einem undeutlich körnigen Protoplasma gefüllt ist. In diesem zeigen sich bei starker Vergrößerung sog. Vakuolen, durchsichtige Tröpfchen od. Luftbläschen. Das Protoplasma enthält eine Verbindung von Zucker mit einem Phosphor u. Schwefel enthaltenden Proteïnstoffe. Die Hefenasche enthält Kali, Kalk, Magnesia, Phosphorsäure, Kohlensäure, Schwefelsäure u. ist qualitativ, z. B. von Getreidekörneraschen, sehr wenig verschieden. Die H. scheint eine Entwickelungsform diverser Schimmelpilz-

sporen zu sein, die, in der atmosphärischen Luft suspendirt, auf pflanzlichen u. thierischen Objekten sich nach den Umständen verschieden entwickeln. Bei beschränktem Luftzutritt, bei Gegenwart der oben erwähnten Nährstoffe, besonders des Zuckers, überwiegt nun diejenige Form der Sporen, die wir die Hefenform nennen; in dieser Form pflanzt sich die H. direkt fort u. vermehrt sich unter günstigen Umständen rasch durch Knospenbildung u. Abschnürung der Knospen (Oberhefe). Die Unterhefe, die besonders bei niederer Temperatur der Gährung entsteht, pflanzt sich vielleicht durch Bildung von Zellchen in der Mutterzelle u. durch Sprengung derselben fort, od. ist auch nur eine verkümmerte Zwergform der Oberhefe.

Nr. 3342. a Hefe-Pilzsporen. b, c, d Hefezellen in verschiedenen Stadien der Ausbildung.

Die H., ihre Wirkungsart u. ihre Fortpflanzung hat die hervorragendsten Gelehrten beschäftigt. Obwol die Diskussion noch keineswegs abgeschlossen ist, gewinnt die Anschauung, daß es sich bei der Gährung um Lebenserscheinungen der Hefenzelle handelt, immer mehr Boden. J. v. Liebig's letzte Untersuchungen mögen der Wahrheit am nächsten kommen. Nach ihm ist im Protoplasma eine Verbindung von Zucker u. Proteïnstoffen vorhanden. Bei der Gährung treten beide, der Zucker aber zersetzt, in der Form von Alkohol u. Kohlensäure, aus. Gleichzeitig nimmt aber die Zelle, die alte od. die sich neuerzeugende, Zucker u. Proteïnstoffe von außen zu neuer Zersetzung auf. Hält die umgebende Flüssigkeit nur Zucker, so muß die Hefe ihre Wirksamkeit allmählich verlieren. Vermischt man aber eine neue Zuckerlösung mit der gekochten Schlämpe einer früheren Gährung u. setzt dann nur eine verschwindende Spur frischer Hefenzellen zu, so vermehren sich diese auf Kosten des Zuckers u. des ausgetretenen Proteïnstoffes der Schlämpe in sehr rapider Art. Das wissen auch die Fabrikanten der sog. Preßhefe. Sie bereiten sich zuerst aus Gerstenmalz u. feinem Roggenschrot eine Maische, die man durch allmählichen Zusatz von gekochtem Maismehlbrei zur Zuckerbildungstemperatur bringt. Diese Maische wird gekühlt u. mit gekühlter klarer Schlämpe vermischt. Dann stellt man sich einen Mutterhefensatz in Art eines Roggenmehl-Sauerteigs her, verdünnt diesen u. versetzt ihn durch ein wenig Hefe in volle Gährung. Die gährende Flüssigkeit wird der Hauptmaische zugesetzt. Der dann aufsteigende konsistente Hefenschaum wird abgeschöpft, durch ein Sieb passirt, um die Trebern abzusondern, durch Dekantiren gewaschen u. endlich in Säcke gefüllt u. gepreßt. Die so erhaltene hellgelblich weiße Preßhefe ist von angenehmem Geruch, sehr wirksam u. hält sich an einem kühlen Orte wol 10—12 Tage. Eine Konservirung durch Trocknen ist versucht worden, doch dürfte dadurch das Leben der Hefenpflanzen wahrscheinlich vollkommen zerstört werden. Von ihrem Leben aber ist die Gährung abhängig.

Hefele, Karl Joseph von, Bischof von Rottenburg u. hervorragender kathol. Theologe, geb. 15. März 1809 zu Unterkochen in Württemberg, wurde in Ellwangen u. Ehingen vorgebildet u. studirte dann zu Tübingen kathol. Theologie. Im J. 1834 wurde er Repetent das., 1836 Privatdozent, 1840 ord. Prof. der Kirchengeschichte. Seinen Ruf als Gelehrter begründete H. vor Allem durch die „Konziliengeschichte" (7 Bde., Freib. 1855—69) u. die Ausgabe der „Apostolischen Väter" (4. Aufl., Tüb. 1855). Im J. 1869 wurde H. zum Bischof von Rottenburg ernannt u. war nach dem vatikanischen Konzil von 1870 einer der Letzten, der sich zum Aufgeben seines Widerspruchs gegen die päpstliche Infallibilität entschloß, da er vorher durch sein Ansehen die Opposition der deutschen Bischöfe hauptsächlich gekräftigt hatte.

Heffter, August Wilhelm, hervorragender Rechtsgelehrter, geb. 30. April 1796 zu Schweinitz bei Torgau, studirte in Leipzig, wurde 1820 Assessor an dem neuerrichteten Appellationshofe in Köln u. danach Landgerichtsrath in Düsseldorf. Hier veröffentlichte er sein erstes größeres Werk über die „Athenäische Gerichtsverfassung" (Köln 1822), welches Aufsehen erregte u. Veranlassung wurde, den Verfasser als Professor nach Bonn zu berufen. Von hier folgte er später einem Rufe nach Halle u. ging 1833 als Professor nach Berlin, wo er noch heute, inzwischen zum Geh. Obertribunalrath ernannt, als einflußreicher akademischer Lehrer thätig ist. 1849—52 gehörte H. der Ersten Kammer an u. wirkte hier in entschieden konservativem Sinne. Von seinen Schriften sind namentlich hervorzuheben: „Das europ. Völkerrecht der Gegenwart" (6. Aufl., Berl. 1873), „Lehrbuch des gemeinen deutschen Strafrechts" (6. Aufl., Berl. 1857) u. „Die Sonderrechte der souveränen u. der mediatisirten, vormals reichsständischen Häuser Deutschlands" (Berl. 1871). Auch gehört H. zu den Herausgebern von „Neues Archiv des Kriminalrechts".

Hefner-Alteneck, Jakob Heinrich v., verdienter Kunst- u. Kulturhistoriker, geb. 1811 zu Aschaffenburg, ist seit 1868 Konservator der bayer. Kunstdenkmäler u. Direktor des Münchener Nationalmuseums. Er gab u. a. heraus: „Trachten des christl. Mittelalters" (1840), mit Becker zusammen „Kunstwerke des Mittelalters u. der Renaissance" (1848), dann wieder allein „Eisenwerke od. Ornamentik der Schmiedekunst des Mittelalters u. der Renaissance" (Frankf. 1861 bis 1870); auch beschrieb er „Die Kunstkammer Sr. K. H. des Fürsten K. A. v. Hohenzollern-Sigmaringen" (München 1873 ff.).

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, einer der größten Denker der Neuzeit, der Begründer einer einflußreichen philosophischen Schule, geb. 27. Aug. 1770 zu Stuttgart, studirte nach dem Besuch des Gymnasiums daselbst 1788—93 in dem Theologischen Stifte zu Tübingen Theologie u. Philosophie u. war dann bis 1800 als Hauslehrer in Bern u. Frankfurt a. M. thätig. Im J. 1801 habilitirte sich H. in Jena als Privatdozent für Philosophie, gab 1802—3 mit Schelling das „Kritische Journal der Philosophie" heraus u. wurde 1805 außerord. Prof. der Philosophie in Jena. Bis dahin galt H. als Anhänger Schelling's; durch die 1807 erschienene „Phänomenologie des Geistes" erwies er sich als einen ebenbürtigen Fortbildner der Schelling'schen Philosophie. Die Verödung der Universität Jena seit der Schlacht (1806) bewog H. zum Weggange von dort.

Nr. 3343. Georg Wilhelm Friedrich Hegel (geb. 27. Aug. 1770, gest. 14. Nov. 1831).

Nachdem er zwei Jahre lang zu Bamberg eine Zeitung redigirt hatte, wurde er im Herbst 1808 Rektor des Gymnasiums zu Nürnberg, schrieb das. 1812—16 seine „Logik" u. folgte 1816 einem Rufe als Prof. der Philosophie nach Heidelberg. Die 1817 das. erschienene „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften" ließ zum ersten Male das großartige Ganze seines Systems überschauen, u. bereits 1818 wurde er an die Universität Berlin berufen. Hier entwickelte H. bis zu seinem Tode (er starb 14. Nov. 1831 an der Cholera) eine überaus glänzende Wirksamkeit, bildete trotz seines störenden mündlichen Vortrags zahlreiche Schüler heran u. gewann als der Begründer der preuß. „Staatsphilosophie" auf die weitesten Kreise Einfluß. Seine Schriften u. Vorlesungen erschienen seit 1832 gesammelt in 18 Bdn. (Berl. 1832—41). Sein Leben beschrieb Rosenkranz (Berl. 1844).

Der Grundgedanke seines schwierigen Systems ist in der Hauptsache folgender. Das Wesen u. die Entwickelung der Welt beruht auf der Entwickelung u. Bewegung des Gedankens. Derselbe existirt zuerst „an sich" in der Form des unmittelbaren „Seins", gewinnt dann

„Wesen“ durch die Reflexion, in der sich die Idee mit sich selbst vermittelt, u. wird endlich wirklicher „Begriff“ durch die Rückkehr des Gedankens in sich selbst. Diese drei Stufen sind Gegenstand der Logik, des ersten Haupttheils der Philosophie. Der zweite Haupttheil, die Naturphilosophie, behandelt dann den außer sich herausgetretenen, in der Natur zu seinem Gegentheil gewordenen Gedanken; der dritte endlich (die Philosophie des Geistes) den in der Natur wieder zu sich gekommenen, als Geist seiner selbstbewußt gewordenen Gedanken. Die höchste Stufe dieses Selbstbewußtseins ist der absolute Gedanke od. Geist, d. i. nach H. Gott. Dieses System wußte H. eng mit dem Christenthum in Verbindung zu setzen, indem er die Dogmen desselben (bes. die Dreieinigkeit, Menschwerdung Christi 2c.) für sinnbildliche Einkleidung seiner eignen philosophischen Ideen erklärte. Aber bald nach dem Tode des Meisters brach unter seinen Schülern ein hitziger Streit aus, ob der absolute Gedanke auch außerhalb des endlichen Geistes (d. i. des Menschen) selbständig existire od. nicht. Letztere Ansicht vertrat die sog. „Linke“ der Hegelianer gegen die „Rechte“, welche mit gutem Grunde diese Ansicht für ganz unverträglich mit dem Christenthum erachtete. In der Mitte zwischen beiden stand, lange Zeit bes. durch Weiße in Leipzig vertreten, ein vermittelndes „Centrum“. Je mehr es aber der H.'schen Linken (Feuerbach, Strauß 2c.) gelang, ihre Meinung als die wahre des Meisters gegen die Rechte (Daub, Marheineke, Rosenkranz u. A.) zu behaupten, desto mehr kam das ganze System in Mißachtung, bes. seitdem ein Theil der Linken (die sog. „Junghegelianer“) unter Ruge's Führung sich dem politischen Radikalismus, ein anderer (Feuerbach, Moleschott) dem offenen Atheismus zuwandte.

Hegel, Karl, Sohn des Vorigen, verdienstvoller Historiker, geb. 7. Juni 1813 zu Nürnberg, wurde 1841 Professor der Geschichte in Rostock, war 1848 u. 1849 in Schwerin publizistisch thätig, wohnte 1850 dem Erfurter Parlament als mecklenburgischer Abgeordneter bei u. wirkt seit 1856 als Professor der Geschichte in Erlangen. Sein Hauptwerk ist die vorzügliche „Geschichte der Städteverfassung von Italien“ (2 Bde., Lpz. 1847); außerdem schrieb er eine „Geschichte der mecklenburgischen Landstände bis zum J. 1555“ (Rostock 1856) u. leitet die von der Historischen Kommission in München herausgegebene Sammlung von „Chroniken der deutschen Städte“ (Bd. 1—11, Lpz. 1862—74).

Hegemonie (vom griech. ἡγεμονεία), das Anführen, die Heerführerstelle, die Oberherrschaft, der Vorrang eines Staates vor dem andern; ferner eine Abtheilung des Heeres unter eignem Führer.

Hegesias. 1. H., griech. Philosoph, lebte im 3. Jahrh. v. Chr. u. war ein Anhänger der kyrenaischen Schule. Durch seine Lehre, daß das Leben werthlos sei, weil man wahre Glückseligkeit nicht erlangen könne, wurden Manche veranlaßt, sich freiwillig zu tödten, so daß ihm in Alexandrien seine Vorträge durch Ptolemäos II. Philadelphos untersagt wurden. — 2. H., griech. Redner des 3. Jahrh. v. Chr., vielleicht auch als Geschichtschreiber thätig. Er wird von den Alten wegen seines geschmacklosen Stiles getadelt.

Hegesippos, griech. Redner, Zeitgenosse des Demosthenes, war in Athen ebenso wie dieser, Hypereides u. Lykurgos, eifrig bemüht, die Pläne Philipp's von Makedonien gegen Griechenland zu vereiteln. Ihm wird von Manchen die Rede des Demosthenes über Halonnesos beigelegt. Weniger bedeutend sind drei andere griech. Schriftsteller dieses Namens, ein alter Historiker, ein Komiker u. ein Epigrammatiker, alle aus unbekannter Zeit. — Die unter dem Namen H. od. Egesippos existirende lat. Geschichte des jüd. Krieges ist fast nur eine Paraphrase von dem Werke des Josephus u. wird auch dem heil. Ambrosius zugeschrieben.

Hegetschweiler, Johann, schweiz. Arzt, Botaniker u. Patriot, geb. 1789 zu Rifferschweil im Kanton Zürich, praktizirte 1814—15 in seiner Geburtsstadt u. seit 1815 in Stäfa; wurde Ende 1830 Mitglied der schweiz. Tagsatzung, 1831 Regierungsrath u. Präsident des Gesundheitsrathes, später auch Prof. der Botanik, suchte 1838 u. 1839 zwischen den Parteien zu vermitteln u. starb an den im Straßengefecht zu Zürich erhaltenen Wunden 6. Sept. 1839. Er schrieb insbes. „Reisen im Gebirgsstock zwischen Glarus u. Graubündten“ (Zür. 1823—25); den Text zu Labram's „Sammlung der Schweizerpflanzen“ (Bas. 1824—25, 80 Hefte); „Beiträge zu einer kritischen Aufzählung der Schweizerpflanzen“ (Zür. 1831) u. „Die Flora der Schweiz“ (nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Heer, ebd. 1838 bis 1840). Auch gab er eine neue Auflage von Suter's „Flora Helvetica“ (ebd. 1822) heraus.

Hegezeit (Schon- u. Hegezeit), die Zeit, während welcher das Wild sowol der Begattung als der Brutpflege wegen nicht gejagt werden darf. Sie ist in entwickelten Ländern gesetzlich geregelt (vgl. „Jagd“).

Hegyallya, der berühmteste Weindistrikt Ungarns, liegt in dem Aba-Ujvarer u. Zempliner Komitate u. umfaßt eine niedrige Porphyrgebirgskette, welche die Centralkarpathen zwischen den Flußthälern des Bodrog u. Hernad nach der Theiß vorschiebt u. deren südlichste Ausläufer die Höhen von Tokay sind. An der östlichen Abdachung dieses Gebirges, besonders bei den Orten Tolcsva, Saros-Patak, Tallya, Mad, Szanto u. Tokay, gedeihen jene herrlichen Reben, deren Wein meist unter dem Namen Tokayer, wenn auch selten unverfälscht, in den Handel kommt. Die eigenthümliche Süßigkeit u. der an Rosinen erinnernde Geschmack desselben ist eine Folge der späten Lese. Die Trauben hängen meist bis Mitte Oktober am Stock u. trocknen an der Sonnenglut so zusammen, daß sie erst mit Zusatz von anderem Moste gekeltert werden können.

Heher, s. „Häher“.

Hehler, Hehlerei. Als Begünstiger eines Verbrechens bezeichnet man den, der nach Begehung eines Verbrechens od. Vergehens dem Thäter, d. i. Demjenigen, der das Verbrechen wirklich ausgeführt hat, wissentlich dadurch Beistand leistet, daß er ihn der strafenden Hand der Obrigkeit zu entziehen od. ihm die Vortheile des Verbrechens od. Vergehens zu sichern, z. B. bei dem Verkaufe od. der Verbergung gestohlener Sachen ihn zu unterstützen sucht. Hat jedoch der Begünstiger eine Handlung der erwähnten Art um eigenen Vortheils willen vorgenommen, so wird er als H. angesehen u. bestraft. Die H. kommt nach dem Deutschen Strafgesetzbuche nur bei Eigenthumsvergehen vor, sie wird bei einfachem Diebstahl u. Unterschlagung mit Gefängniß, bei schwerem Diebstahl, Raub u. einem raubähnlichen Verbrechen mit Zuchthaus geahndet. Straflos ist die H. selbst dann nicht, wenn ein Angehöriger sie begangen hat; denn, wiewol das nahe Verhältniß zum Verbrecher einigermaßen als Entschuldigungsgrund angesehen werden mag, so ist doch die H. zu strafen, weil der Angehörige nicht mit Rücksicht auf dieses Verhältniß, sondern aus Gewinnsucht u. Eigennutz die Begünstigungshandlung vornahm. Besonders streng wird die gewerbs- u. gewohnheitsmäßige H. bestraft. Von der H. ist zu unterscheiden die Partirerei; denn während erstere lediglich eine Begünstigung von Personen, wenn vielleicht auch in gewinnsüchtiger Absicht enthält, besteht die Partirerei in einem Ansichbringen von Sachen in gewinnsüchtiger Absicht. Denn des Vergehens der Partirerei macht sich schuldig, wer seines Vortheils wegen Sachen, von denen er weiß, od. den Umständen nach annehmen mußte, daß sie mittels einer strafbaren Handlung erlangt seien, verheimlicht, ankauft, zum Pfande nimmt od. sonst an sich bringt, od. zu deren Absatze, Verkaufe od. Vertriebe bei Anderen mitwirkt. Die gewöhnliche Strafe der Partirerei ist Gefängniß, bei gewerbs- od. gewohnheitsmäßiger Partirerei dagegen tritt Zuchthausstrafe ein. Diese strengen Strafbestimmungen rechtfertigen sich deshalb, weil die Verübung von Eigenthumsvergehen durch die H. u. Partirer, wo nicht indirekt veranlaßt, so doch jedenfalls wesentlich unterstützt wird, da andernfalls dem Verbrecher der Vertrieb des unredlich erworbenen Gutes sehr erschwert sein würde.

Heiberg, Peter Andreas, dän. Theaterdichter u. Schriftsteller, geb. zu Vordingborg 16. Nov. 1758, ward 1788 Translator in Kopenhagen, zog sich aber durch seine liberale Gesinnung die Landesverweisung zu u. ging daher 1800 nach Paris, wo er in den franz. Staatsdienst trat. Als Bureauchef im Ministerium des Auswärtigen begleitete er Talleyrand nach Berlin, Warschau, Erfurt u. Wien. Seit 1817 pensionirt, starb er zu Paris 30. April 1841. H. war nicht blos der fruchtbarste dän. Lustspieldichter, sondern zählt auch, nächst Holberg, zu den besten. Eine Sammlung seiner Stücke wurde zuerst von ihm selbst (1792—94, 3 Bde.), dann vollständiger von Rahbeck (1806—19, 4 Bde.) herausgegeben. Von seinen populärphilosophischen Arbeiten sind zu erwähnen: „Ueber die Todesstrafe“ (Christiania 1830); „Précis hist. et crit. de la constitution de la monarchie danoise“ (Par. 1820) u. „Politische Aphorismen“ (Christiania 1826). Außerdem schrieb er: „Lettres d'un Norvégien de la vieille roche“ (Par. 1822), in dän. Sprache die autobiographischen Fragmente „Drei Jahre in Bergen“ (Drammen 1829) u. „Erinnerungen aus meiner politischen, gesellschaftlichen u. literarischen

Wirksamkeit in Frankreich" (Christiania 1830). — Sein Sohn, Johann Ludwig **H.**, geb. zu Kopenhagen 14. Dez. 1791, war noch bedeutender als dramatischer Dichter. Derselbe wandte sich schon als Student der Medizin der Literatur zu u. machte sich bes. mit den span. Bühnendichtern, wie nam. Calderon, vertraut. Früchte dieser Studien waren das Schauspiel „Dristig vovet halv er vundet" (1817) u. die Abhandlung „De poeseos dramaticae genere Hispan. et praesertim de P. Calderone de la Barca" (1817). Um auch das franz. Theater näher kennen zu lernen, hielt er sich 1819—22 in Paris auf. Von dort ging er als Prof. nach Kiel u. gab hier u. a. „Die Formlehre der dän. Sprache" (Alt. 1825), eine „Nord. Mythologie aus der Edda u. Oehlenschläger's mythologische Dichtungen" (Schlesw. 1827), einige philosoph. Abhandlungen sowie ein paar ästhetische Zeitschriften u. das Jahrbuch „Urania" (1844) heraus. In den J. 1849—56 führte er die Direktion des königl. Theaters in Kopenhagen, wo er 25. Aug. 1860 starb. Von seinen zahlreichen, durch eine treffliche Charakterzeichnung, sehr wirksame Komik u. nationale Färbung sich auszeichnenden Lust- u. Schauspielen sind hervorzuheben „Kong Salomon og Jörgen Hattemager" (1825), „Den otte og tyvende Januar" (1826), „Aprilsnarrene" (1830), „Kjöge Huusters" (1831), „De Danske i Paris" (1833), „Nei" (1836), „Elverhöi" (1828), „Prinzessin Isabelle" (1829), „Nina, od. die Wahnsinnige aus Liebe" (1824) u. a. Gesammelt erschienen seine „Poet. Werke" 1833—41, 1845—47 u. 1848—49 in 8 Bdn., seine „Pros. Schriften" 1841—44 in 3 Bdn. Kannegießer übersetzte seine „Dramat. Schriften" ins Deutsche (Lpz. 1844, 2 Bde.). — Viele Rollen in seinen Stücken hatte H. für seine Gattin, die ebenso vielseitige als vorzügliche Bühnenkünstlerin Johanna Luisa **Paetges** (geb. zu Kopenhagen 22. Nov. 1812) geschrieben. Dieselbe wirkte seit 1823 auf dem dän. Hoftheater u. vermählte sich 1831 mit dem Dichter. Etwa 10 Jahre später trat sie von der Bühne zurück.

Heide nennt man in Deutschland ausgedehnte, wasserarme, meist sandige, theilweise auch von Morästen unterbrochene u. von Kiefernwaldungen, Heidekräutern u. Vaccinium-Arten bedeckte Gegenden, welche sich nur für den Anbau von Buchweizen u. Kartoffeln, sowie für Schaf- u. Bienenzucht eignen. In Norddeutschland herrscht die H. auf der hochgelegenen Geest (s. d.) vor u. findet sich in größter Ausdehnung am linken Ufer der unteren Elbe (Lüneburger H.), in Brandenburg, der Niederlausitz, der Provinz Sachsen u. auf der Eifel, dort Veen genannt.

Heide od. Heidekraut (Calluna vulgaris [s. d.]). Eine zur Familie der Ericaceen gehörige strauchartige Pflanze, welche nur den kümmerlichsten, trockensten Boden, darum am liebsten die Sandländer bewohnt u. dort die sogenannten H.n hervorbringt, wo sie, z. B. in der Lüneburger H., die Grundlage der ganzen Feldwirthschaft (Heidewirthschaft) werden kann, indem man mit ihrem Gezweige nicht nur das Schafvieh füttert, sondern auch den Dünger statt des Strohes herstellt. Die Pflanze geht nicht über den Ural hinaus, sondern bleibt an dessen westl. Gehängen stehen, von wo sie sich über das übrige Europa bis zum iberischen W. verbreitet u. selbst die Alpenhöhen ersteigt. Die Blumen reihen sich trauben- od. ährenförmig an der Spitze des mit nadelartigen Blättchen besetzten Strauches an, kleiden die H. im Herbste in ein schönes rothes Gewand, so daß die Pflanze auch in landschaftlicher Beziehung eine wahre Charakterpflanze ist, deren Blumen überdies reich an Zucker für die Bienen (Heidehonig) sind (vgl. Calluna). Noch Linné verwechselte die Gattung mit Erica, deren Tracht freilich dieselbe ist, deren Blumenkrone aber vierspaltig über den Kelch weit hinausragt, während sie glockenförmig, kurz u. vom Kelche überragt bei Calluna bleibt. Hier öffnet sich die Kapsel durch Randtheilung in 4 Klappen, welche sich von der stehenbleibenden Samenleiste ablösen, dort durch Mitteltheilung in 4 Klappen, welche in ihrer Mitte die Scheidewände tragen. Die Zahl der Erica-Arten ist außerordentlich groß u. fällt mit einigen hundert Arten allein auf Südafrika; wir selbst in Deutschland besitzen davon nur 3, mit dem Süden der Schweiz u. Oesterreichs 5. Unter den ersteren zeichnet sich die Moorheide (E. Tetralix) als moorbewohnende, E. carnea als bergbewohnende, meist den Kalkalpen angehörige, oft große Strecken überziehende Pflanze aus; unter den letzteren wächst E. arborea zu einem stattlichen Strauche von 2—3 m. Höhe empor, u. zwar mit einem so schönen Maserholze, daß man dasselbe neuerdings unter dem Namen Bruyère, zu hübschen Schnitzwaaren verarbeitet, in den Handel bringt. Bedeutungsvoll sind die Erica-Arten (Glockenheiden) als Zierpflanzen. Viele von ihnen entwickeln eine hohe Blumenpracht; nur eignen sie sich nicht für trockne u. heiße Zimmer, da sie einen freien u. luftigen Wohnort verlangen, weshalb man sie auch gern in eignen Häusern pflegt, wo die Fülle der Arten u. Blumen überaus anmuthig wirkt. Die Gattung ist Vorbild einer eigenen Familie, der Ericaceen, geworden, die in ihrem engeren Umfange die Salaxideen u. eigentlichen Heidekräuter od. Ericeen, im weiteren Umfange auch die Siphonandraceen u. Rhodoraceen einschließt.

Heidegger Freiherr v. Heideck, Karl Wilhelm, bayer. General, bekannt hauptsächlich als Philhellene u. Maler, war schweiz. Abkunft u. wurde 1788 zu Saaralben geb., besuchte seit 1801 die Militärakademie in München, wo er sich zugleich in der Zeichenkunst ausbildete, u. nahm als bayer. Artillerieoffizier u. seit 1810 als Freiwilliger im franz. Heere bis 1813 an den Feldzügen gegen Oesterreich, Preußen, Tirol u. in Spanien Theil. In die bayer. Militärdienste zurückgekehrt, fing er zwar erst 1816 an, in Oel zu malen, vollendete aber bis 1825 schon 67 größere u. kleinere Schlachten- u. Genrebilder. Im J. 1826 ging H. nach Griechenland, wo er bis 1829 den Griechen in verschiedenen Stellungen diente. Vom Fieber befallen, mußte er dann nach München zurückkehren, ging aber 1832 als Generalmajor u. Mitglied der Regentschaft wieder nach Griechenland, um sich dort aufs Neue vielfache Verdienste zu erwerben. Seit 1835 abermals in München lebend, ward er 1844 zum Freiherrn erhoben, bald darauf zum Generalleutnant ernannt u. 1850 zugleich mit dem Referat im Kriegsministerium betraut. Später erhielt er das Präsidium des Generalauditoriates. Er starb zu München 21. Febr. 1861. An seinen interessanten Gemälden, Zeichnungen u. Skizzen ist nam. die geistreiche Auffassung u. lebensvolle Treue zu rühmen.

Heidel, Hermann, ein trefflicher Bildhauer, geb. 20. Febr. 1810 zu Bonn, der sich zwar nicht durch viele, aber durch höchst vollendete Kunstschöpfungen bekannt gemacht hat. Von 1835—1843 erlernte er seine Kunst unter Schwanthaler in München u. setzte sie nachher in Berlin fort. Umrisse zu Goethe's „Iphigenie", die er 1850 schuf, waren die Vorläufer seiner herrlichen Iphigenie (in Sanssouci), der bald nachher (1854) die treffliche, ganz im Geist der Antike aufgefaßte Gruppe des von Antigone geführten blinden Oedipus folgte. Nach diesen Idealbildwerken schuf er 1857 eine sehr ausdrucksvolle Portraitstatue Händel's für den Marktplatz in Halle, konkurrirte aber für andere Monumentalstatuen mit weniger Glück. In den letzten Jahren seines Lebens wandte er sich daher mehr der Kunstindustrie zu u. beschäftigte sich mit einem anatomischen Werke für Künstler, das aber unvollendet blieb. H. starb 29. Sept. 1865 zu Stuttgart.

Heidelbeere, s. „Beere".

Heidelbeerweide (Salix myrtilloides), eine zwergige Weidenart mit unter der Erde kriechendem Hauptstamme, ein Vertreter der hochalpinen u. hochnordischen Weidenarten, die selbst in der Niederung von Preußen u. Schlesien, auf der Münchner Hochebene, aber auch in den bayer. Alpen u. im schles. Gebirge vorkommt. Der zwergige Strauch hat Aehnlichkeit mit der kriechenden Weide (S. repens) des Heidelandes, zeichnet sich aber durch glanzlose, graubläuliche, völlig kahle u. unterseits netzadrige Blätter aus. (Abb. s. Bd. I, Nr. 779.)

Heidelberg, Kreis- u. Universitätsstadt im Großherzogth. Baden mit 19,988 E. (1871), liegt in einem von bewaldeten Bergen eingeschlossenen Thale des Neckars, über welchen eine 228 m. lange Brücke führt, im S. überragt vom Königsstuhl; ist gut gebaut u. besitzt ein schönes Rathhaus, ein Lyceum, eine Gewerbschule, eine höhere Bürgerschule u. mehrere Fabriken in Tabak, Krapp, Wachslichtern u. Saffian. Der Handel wird durch den von Heilbronn aus für Dampfer schiffbaren Fluß befördert u. erstreckt sich vorzugsweise auf Holz, Obst, Wein u. Tabak. Die Universität Ruperto-Carolina (1874: 835 Studenten) wurde 1386 von Kurfürst Ruprecht I. von der Pfalz als drittälteste von allen deutschen Hochschulen gegründet u. 1652 von Karl Ludwig reorganisirt; ihre reichhaltige Bibliothek wurde 1622 nach der Einnahme Heidelbergs von Maximilian von Bayern dem Papste Gregor XV. geschenkt u. nach Rom übergeführt, wo sie als Bibliotheca Palatina einen Theil der vatikanischen bildet; ein großer Theil der überaus werthvollen Handschriften kam jedoch 1815 nach H. zurück. Mit der Universität ist ein botanischer Garten u. eine Sternwarte verbunden. Oberhalb der Stadt liegen auf dem Jettenbühel die Ruinen des 1689 von den Franzosen theilweise zerstörten u. 1764 durch einen Blitzstrahl vollends verwüsteten Heidelberger Schlosses, des großartigsten deutschen Renaissancebauwerkes aus dem 16. Jahrh.; in dem Schloßkeller wird das große Faß aufbewahrt, das 250 Fuder (283,000 Flaschen) faßt. H. ist bis 1720 die Residenz der Kurfürsten von der Pfalz gewesen.

Heideloff, eine Künstlerfamilie, deren bekanntestes Mitglied Karl Alexander **H.** ist, welcher, in Stuttgart 2. Febr. 1788 geb., zu den begabtesten u. interessantesten Meistern des mittelalterlichen Stils gehört. Gewandt in allen Fächern der bildenden Kunst, war er doch vorzugsweise Architekt. Von früher Jugend an legte er sich auf das Studium u. die Ausübung mittelalterlicher Bau- u. Kunstformen, insbesondere der Gothik. Begabt mit einer reichen Phantasie u. mit besonderem Verständniß für den Geist der Ornamente, brachte er bei der Errichtung neuer wie bei der Restauration älterer Gebäude stets eine überraschende Wirkung hervor u. regte dadurch vielfach zur Wiederbelebung der „deutsch-vaterländischen Baukunst" an. 1816 übertrug ihm der Herzog von Koburg den Neubau seines Residenzschlosses. Nach Ausführung dieses Auftrages zog er nach Nürnberg, wo er 1822 Professor an der von ihm gestifteten Polytechnischen Schule wurde u. ein weites Feld für neue Schöpfungen der Architektur u. Wiederherstellung älterer Bauwerke fand. Unter seinen übrigen Bauten erwähnen wir nur die kathol. Kirche in Leipzig, die Kirchen zu Oschatz u. Sonnenberg, das Lustschloß Reinhardsbrunn u. das Schloß Lichtenstein in Schwaben. Das bedeutendste Werk seiner Thätigkeit als Maler möchte „Der Kaiser Maximilian am Grabe Herzog Eberhard's im Bart" (Schloß in Stuttgart) sein. Auch durch literarische Arbeiten wirkte er in den weitesten Kreisen für die Kenntniß der architektonischen Formen aller Zeiten; sein bedeutendstes Werk in dieser Hinsicht ist die treffliche „Ornamentik des Mittelalters" (Nürnb. 1847—52, Supplemente 1855 ff.). Später ließ er sich in Stuttgart nieder u. starb 28. Sept. 1865 kurz nach Beendigung der Restauration der Ritterkapelle zu Haßfurt (Unterfranken). — Weniger berühmt sind sein jüngerer Bruder Manfred **H.**, geb. 1793, gest. 1850, der die Dekorationen im Schloß zu Koburg ausführte, u. der Vater Beider, Namens Victor Wilhelm Peter **H.**, geb. zu Stuttgart 1757, gest. 1816, der in allen Künsten arbeitete u. sich durch seine historischen u. allegorischen Malereien im Stuttgarter Schlosse einen Namen gemacht hat.

Heiden heißen nach jetzigem Sprachgebrauche alle Die, welche sich nicht zu einer der drei großen monotheistischen Religionen (Judenthum, Christenthum, Mohammedanismus) bekennen od. bekannten, also z. B. auch die alten Griechen u. Römer. Luther übersetzt mit „Heiden" in der Bibel das hebr. Wort gojim (wie noch jetzt die Juden alle Nichtjuden benennen) u. das griech. ἔθνη; beide Worte bedeuten eigentlich blos „Völker". Als mit dem Siege des Christenthums im 4. u. 5. Jahrh. die alte griech. u. röm. Religion nur noch bei den Bauern eine Zuflucht fand, nannte man die Nichtchristen deshalb pagani, d. i. Bauern, Bewohner des platten Landes. Davon ist das althochdeutsche „heidan", mittelhochdeutsch „heiden", eine wörtliche Uebersetzung (eigentlich Eigenschaftswort von „heide", das freie Feld).

Nr. 3344. Heidelberg.

Heider, Gustav, ein um die Erforschung der Kunst des Mittelalters verdienter Gelehrter, geb. 15. Okt. 1819 in Wien, studirte die Rechtswissenschaft u. wurde dann als Adjunkt an der Bibliothek der Akademie der Künste angestellt u. allmählich zu höheren Verwaltungsstellen im Kunstfache berufen, bis er 1863 Sektionsrath u. Referent in Kunstangelegenheiten im Staatsministerium u. 1866 Präsident der Akademie der Künste wurde. Bes. verdient machte er sich um die Gründung einer Centralkommission für die Baudenkmale (1856) u. deren Zeitschrift „Mittheilungen" (1856 ff.), um ein „Jahrbuch" (5 Bde.) sowie um die Herausgabe der „Mittelalterl. Kunstdenkmale des österr. Kaiserstaates" (2 Bde., Stuttg. 1856—60). Sein Spezialfach ist die Ikonographie und Symbolik des Mittelalters. Seine Forschungen über diese Gegenstände hat er außer in den schon genannten auch in folgenden kleineren Schriften niedergelegt: „Ueber Thiersymbolik u. das Symbol des Löwen in der christl. Kunst" (Wien 1849); „Die roman. Kirche in Schöngrebern" (Wien 1855); „Der Altaraufsatz im Stifte Klosterneuburg" (Wien 1860) ꝛc.

Heidschnucke, auch Heideschaf, eine in den Heiden von Lüneburg u. Bremen, aber auch in Frankreich (boscages dort genannt) heimische, sehr kleine Schafrasse mit grober, gewöhnlich grauer, doch auch röthlicher od. schwarzer Wolle. Kopf, Beine u. Bauch sind in der Regel schwarz. (Weiteres u. Abb. s. „Schaf".)

Heigel, Karl August, Dichter u. Novellist, Sohn des Schauspielers u. Bühnendichters August H. (geb. zu München 25. Juni 1783, gest. daselbst durch Selbstmord 3. Mai 1849), geb. zu München 25. März 1835, verbrachte nach beendigten Universitätsstudien 1858 als Bibliothekar des Fürsten Heinrich v. Carolath-Beuthen auf dessen Schloß Carolath in Niederschlesien zwei Jahre, machte dann mit dem

Reisen des Fürsten einige Reisen u. nahm 1864 seinen ständigen Aufenthalt in Berlin, wo er seit 1865 den literarischen Theil der bekannten Frauenzeitung „Bazar" redigirt. Seinem Erstlingswerke, dem Epos „Bar Cochba, der letzte Judenkönig" (Hann. 1857), ließ er kleinere dramatische Arbeiten u. nam. eine große Anzahl von Novellen u. Romanen folgen, die viel Beifall gefunden haben.

Heil, ursprünglich s. v. a. Gesundheit, Wohlbefinden, Glück, bezeichnet in der christl. Sprache den Zustand des Friedens der Seele, wie er nach vorausgegangenem Unfrieden durch den Glauben gewonnen wird. Das christl. H. ist somit in der Hauptsache der Zustand der Versöhnung mit Gott; als „ewiges H." gleichbedeutend mit „ewiger Seligkeit". Luther übersetzt mit „H." bes. das griech. σωτηρία, welches so viel wie „Errettung" bedeutet, nämlich Errettung durch das Erlösungswerk Christi (vgl. „Heilsordnung").

Heiland, eig. Partizip von „heilen", also s. v. a. „Heiler" od. „Heilbringer"; ist wörtliche Uebersetzung des hebr. Wortes Jesus (jeschua) u. des griech. σωτήρ. Als solche hat das Wort auch in die Bibelübersetzung Luther's Eingang gefunden, gewöhnlich als Bezeichnung Jesu Christi, bisweilen aber auch Gottes selbst, als des Verleihers des Heils. In der Wendung „H. der Welt" wird es jedoch nur von Christus gebraucht.

Heilbronn, Oberamtsstadt im württembergischen Neckarkreis mit 18,955 E. (1871), liegt in einem sehr fruchtbaren, an Obst u. Wein reichen Thale des hier schiffbar werdenden Neckars. Das Innere hat interessante Bauwerke aus dem Mittelalter, darunter die 1013—1529 erbaute Kilianskirche, das jetzt in eine Kaserne umgewandelte Deutsche Ordenshaus, das Rathhaus mit seiner kunstreichen Uhr u. den Diebs- od. Götzenthurm am Neckar, in dem Götz von Berlichingen 1519 gefangen saß. H. besitzt ein Gymnasium mit einer Realschule u. lebhafte Industrie, besonders in Rübenzucker-, Chemikalien-, Papier-, Draht-, Seifen-, Kerzen-, Maschinen-, Gold- u. Silberwaarenfabrikation, Eisengießerei, Leinen- u. Baumwollenweberei. Der Handel auf dem Neckar ist bedeutend in Kohlen u. Holz; u. die Getreide-, Woll- u. Ledermärkte stark besucht. Die Umgegend führt viel Wein, Obst, Tabak, Gips u. Sandstein aus. H. bestand schon 741, wurde 1225 Reichsstadt u. spielte bis in das 17. Jahrh. eine wichtige Rolle als Festung; 1802 fiel die Stadt an Württemberg.

„Heil Dir im Siegerkranz", ein von Balthasar Gerhard Schumacher 1793 gedichtetes preuß. Volkslied, das nach der Melodie des engl. Volksliedes „God save the king" gesungen wird.

Heilgymnastik, s. „Turnen".

heilig ist nach der gewöhnlichen Erklärung, wer nur das Gute liebt u. alles Böse verabscheut. Wahrhaft h. ist darnach Gott allein. Diese Erklärung entspricht aber nicht dem bibl. Begriff des Wortes. Schon im Alten Testament steht „heilig" vielmehr im Gegensatz zu dem Profanen (Alltäglichen), als das zum Dienst u. Gebrauche Gottes Ausgesonderte. Dies gilt zunächst von dem ganzen Volke Israel als einem für Gott ausgesonderten, zu besonderer Reinheit bestimmten; dann aber auch von Orten, Geräthen ꝛc., die für den Dienst Gottes ausgesondert sind. Er selbst aber heißt „heilig" als Gegenstand besonderer Ehrfurcht u. Anbetung u. weil er über allem Profanen erhaben ist. Dieselbe Bedeutung hat das Wort auch im Neuen Testament. Häufig heißen die Christen hier kurzweg „Heilige", nicht wegen ihrer sittlichen Vollkommenheit, sondern als die aus den Heiden zur wahren Gottesverehrung Ausgesonderten.

Heilige der kath. Kirche u. **Heiligenverehrung.** Während im apostol. Zeitalter alle Christen „Heilige" genannt wurden (s. „heilig"), fing man Ende des 2. Jahrh. an, diesen Namen auf besonders eifrige Christen zu beschränken, ganz besonders aber auf die Märtyrer. Mit der Sitte, den Todestag derselben alljährlich zu feiern u. dabei ihren Gebeinen Verehrung zu beweisen, ward der Grund zum Heiligendienst gelegt. Doch unterschied man damals noch genau zwischen Anbetung (die nur Gott u. Christo zukommt) u. liebevoller Verehrung. Schon im 4. Jahrh. wurde im Orient acht Tage nach Pfingsten ein Fest „aller Heiligen" gefeiert; im Abendlande erst seit dem 7. Jahrh. u. zwar am 1. Nov. Mit der immer zunehmenden Ueberschätzung der guten Werke u. des geistl. Standes nahm der Heiligendienst eine immer ausgeprägtere Gestalt an. Als die Frömmsten mußten die Heiligen natürlich in die nächste Nähe Gottes gelangen, u. dies führte zu der Ansicht, daß ihre Fürbitte besonders wirksam sein müsse, nicht blos in geistlichen, sondern auch in leiblichen Dingen. Dazu häuften sich immer mehr die Erzählungen von Wundern, welche die Heiligen theils bei Lebzeiten, theils zufolge der Berührung ihrer Gebeine bewirkt haben sollten, u. so kam es denn bald zu einer abgöttischen Verehrung der letzteren, u. nicht blos der Gebeine, sondern auch anderer irdischer Ueberbleibsel (Reliquien). Man erbaute über ihnen kostbare Kirchen u. Kapellen, trug sie in Prozessionen u. als Amulete am Leibe umher ꝛc. Den Schluß bildete dann die Festsetzung besonderer Schutzpatrone für einzelne Länder, Städte, Geschäfte u. Stände. Vergebens protestirten einzelne erleuchtete Kirchenlehrer gegen den immer ärgeren Mißbrauch u. besonders gegen den betrügerischen Handel mit Reliquien; das Verlangen des niederen Volkes nach sinnlichen Gegenständen der Verehrung u. der schrankenlose Wunderglaube des Mittelalters setzte sich über alle solche Mahnungen hinweg. Vor Allem wurde die von der Kirche geforderte Unterscheidung zwischen „Anbetung" u. „Anrufung" (um Fürbitte bei Gott) gründlich verwischt. Die Kirche selbst trug dazu bei, indem sie der Heiligenanrufung (in Verbindung mit dem Mariendienst) einen immer breiteren Raum im Gottesdienst einräumte; nicht minder aber auf die Kunst, indem sie hier einen unerschöpflichen Stoff für ihre Zwecke fand. Und als nun endlich die Päpste sich das Recht der Heiligsprechung (s. d.) selbst zuschrieben u. die Kirche für die Verwalterin des „überflüssigen Schatzes der guten Werke" erklärten, die von den Heiligen gethan worden waren, da kam das Interesse der Kirche zu sehr ins Spiel, als daß sie dem Mißbrauch des Heiligendienstes kräftig hätte wehren sollen. Der scharfe Widerspruch der Reformatoren gegen den Heiligendienst, wobei die reformirte Kirche zu einer Verwerfung aller u. jeder Bilder fortschritt, wirkte bei den Bischöfen des Konzils von Trident (1545—63) wenigstens so viel, daß sie die Heiligenanrufung in sehr vorsichtigen Ausdrücken mehr empfahlen als geboten. In der Praxis ist es aber, wenigstens in den romanischen Ländern, bis auf den heutigen Tag beim Alten geblieben u. noch immer ziehen berühmte Reliquien u. Heiligenbilder jährlich Tausende von Wallfahrern an, die bei ihnen Trost u. Heilung zu finden hoffen. Schon frühzeitig fand die Vertheilung der Heiligen auf die Kalendertage statt u. wurden die Heiligenlegenden in besonderen Büchern niedergelegt; so im Orient in den „Lebensbeschreibungen der Heiligen" des Simeon Metaphrastes im 12. Jahrh., im Abendland in der „Goldenen Legende" des Jacobus a Voragine († 1298). Das umfassendste Werk aber sind die „Acta sanctorum" der Bollandisten (s. d.).

Heilige Allianz, s. „Allianz".

Heilige drei Könige, s. „Drei Könige".

Heilige Familie heißt in der christl. Kunst jede Darstellung des Christuskindes im Familienkreise. Die ursprüngliche Beschränkung auf das Kind im Arme der Maria wurde bald dahin erweitert, daß man auch Joseph, Anna (die Mutter der Maria) u. Elisabeth mit Johannes dem Täufer hinzuzog, den Letzteren besonders, wie er dem Christkind Verehrung erweist. Zu diesen Formen der italien. Darstellung (in verschiedener Auffassung bes. bei Raphael) kam in der altdeutschen Kunst häufig noch die Gruppe der Apostel als der Jugendgespielen des Jesuskindes sammt ihren Müttern. Eine besondere Form der „H. F." sind endlich die zahlreichen Darstellungen derselben auf der Flucht nach Aegypten, besonders während einer Rast auf derselben.

Heilige Kriege heißen in der griech. Geschichte mehrere wegen des Delphi'schen Heiligthums geführte Kriege. Der erste ward gegen Kirrha unternommen, um dasselbe für seinen Frevel gegen das Heiligthum zu strafen, u. dauerte 10 Jahre (595—585 v. Chr.). An demselben nahm außer Kleisthenes, dem Tyrannen von Sikyon, welchem die Amphiktyonen den Oberbefehl übertrugen, auch Solon von Athen Theil. Im zweiten (448 v. Chr.) wurden die Phoker, die sich des Tempels bemächtigt hatten, deshalb von den Spartanern bekriegt u. derselbe den Delphern wieder zurückgegeben. Nach der Spartaner Abzug setzte aber ein athen. Heer unter Perikles die Phoker wieder in den Besitz des Heiligthums. Der dritte (356 od. 355—346 v. Chr.) ward dadurch hervorgerufen, daß die Thebaner den Amphiktyonenbund veranlaßten, den Phokern, welche heiliges Land bebaut haben sollten, eine schwere Geldbuße aufzuerlegen u. ganz Phokis für Tempelgut des Delphi'schen Apollo zu erklären. Von Sparta u. Athen unterstützt, griffen die Phoker unter Philomelos zu den Waffen u. verschafften sich, indem sie den Tempelschatz in Beschlag nahmen, die Mittel, zahlreiche Söldner anzuwerben u. den Krieg gegen Thebaner, Lokrer u. Thessaler jahrelang zu führen. Nachdem 354 Philomelos nach einer Niederlage sich selbst getödtet hatte, trat sein Bruder Onomarchos an die Spitze der Phoker. Von Lykophron u. Peitholaos, den Tyrannen von Pherä, gegen die Thessaler u. den von diesen um Beistand angegangenen Philipp von Makedonien zu Hülfe gerufen, schlug er den Letzteren in zwei Schlachten, in einer dritten aber ward sein Heer von Philipp gänzlich besiegt u. er selbst getödtet (352). Sein Bruder u. Nachfolger Phayllos, u. nach dessen baldigem Tode Phaläkos, des Onomarchos Sohn, setzten den Kampf gegen Lokrer u. Böoter mit wechselndem Glücke fort, bis die Thebaner zum Unheil für ganz Griechenland Philipp von Makedonien herbeiriefen. Denn dieser nöthigte zwar den Phaläkos zum Abzug aus Phokis u. machte so dem grausam geführten Kriege ein Ende, aber einmal in Griechenland eingedrungen, benutzte der makedon. König natürlich die ihm so erwünschte Gelegenheit, dort festen Fuß zu fassen, indem er sich an Stelle der Phoker die von ihnen innegehabten zwei

Stimmen im Amphiktyonenbunde übertragen ließ (346 v. Chr.). Wenige Jahre später brachte dann der vierte Heil. Krieg den Griechen den Verlust ihrer Freiheit. Auf Betreiben des mit Philipp im Einverständniß stehenden Atheners Aeschines wurde nämlich 339 in der Amphiktyonenversammlung auf die Anklage hin, daß die Amphissäer das im ersten H. K. dem Apollo geweihte Gebiet von Kirrha bebaut hätten, der Krieg an Amphissa erklärt, u. als man nichts gegen die Stadt ausrichtete, der Oberbefehl an Philipp übertragen, der auch sofort herbeizog u. Amphissa zerstörte. Als er nach einem Zuge gegen Naupaktos Kytinion u. das wichtige Elateia besetzte, ward den Griechen freilich offenbar, welche Gefahr ihnen von Philipp drohte. Infolge der Bemühungen des Demosthenes verbanden sich die Thebaner mit den Athenern u. deren Verbündeten zur gemeinsamen Vertheidigung der Freiheit, aber nachdem sie in zwei Gefechten glücklich gekämpft, erlitten sie bei Chäroneia 338 eine entscheidende Niederlage; Theben erhielt makedon. Besatzung, Athen verlor fast alle auswärtigen Besitzungen, u. Philipp ward zu Korinth von den Griechen als ihr Oberfeldherr gegen die Perser anerkannt. — Bisweilen werden übrigens, indem von den beiden ersten H. K. nur der eine gerechnet wird, im Ganzen nur drei H. K. unterschieden, od. auch die beiden letzten als erster u. zweiter bezeichnet.

Heilige Ligue, s. „Liga".

Heiligenblut, Dorf im Herzogthum Kärnthen im oberen Möllthal am südöstl. Abhange des Großglockners, der von hier am häufigsten bestiegen wird, 1300 m. über dem Meere gelegen. Umgeben von ärmlichen Hütten liegt die aus dem 13. Jahrh. stammende Wallfahrtskirche; in der Nähe befinden sich prachtvolle Wasserfälle. Ueber die Naßfelder Tauern führt ein vielbegangener Jochweg nach Gastein, über die sog. Pfandelscharte ein solcher in das Pongau.

Heiligenschein od. Glorie, ein von den Künstlern um den Körper eines Heiligen gelegter Strahlenglanz, der, wenn er kreisförmig (s. Bd. III, Tafel XLIV. Nr. 1 unten) od. strahlenförmig nur das Haupt umgiebt, richtiger Nimbus heißt. Der letztere kommt schon bei den Völkern des

Nr. 3345. Heiligenscheine.
a Christuskopf (Miniatur aus dem 16. Jahrh.). b die Madonna in einer größern u. kleinern Aureole (Min. des 10. Jahrh.). c Hand Gottes mit Kreuznimbus (Min. des 9. Jahrh.). d Lamm Gottes mit doppeltem Kreuznimbus (Skulptur des 10. Jahrh.). e Lamm Gottes mit Nimbus, dem Monogramm Christi u. $A\Omega$.

Alterthums vor. In der christl. Kunst wurde er schon früh, zuerst im Orient, den drei Personen der Gottheit, den Engeln u. den Heiligen gegeben u. schon im frühen Mittelalter je nach der Würde der betreffenden Person mit verschiedenen Zeichen versehen. So haben die drei Personen der Gottheit im Nimbus um das Haupt ein Kreuz, von dem nur drei Arme sichtbar sind (s. die oben angegebenen Figuren u. Fig. 2651, Gott Vater auf dem Relief der Externsteine). Diese drei sichtbaren Kreuzarme wurden in der byzantinischen Kunst oft mit den Buchstaben $O \Omega N$, d. h. ὁ ὤν, qui est, „der da ist" (Offenb. Joh. 1, 4, 8), bezeichnet. Bisweilen tragen Gott Vater u. Christus statt des kreisförmigen Nimbus oder auf demselben drei Lilien od. drei Strahlenbündel, die radienförmig vom Kopfe ausgehen. Daneben kommen auch andere, zum Theil symbolisch zu deutende Formen des Nimbus vor, z. B. das Dreieck od. die Muschelform, od. drei Lilien statt der Kreuzarme. Im Allgemeinen war der Nimbus bis zum 12. Jahrh. eine bloße Kreisfläche, später wurde er größer u. breiter, im 14. u. 15. nur eine dünne Kreislinie, u. gegen das Ende des Mittelalters gleicht er einer runden Kappe, bis die Renaissancezeit ihn entweder ganz wegläßt od. als einen Strahlenglanz darstellt. Eine besondere Art des H.s ist die in der älteren Kunst die ganze Gestalt Christi, zuweilen auch der heil. Jungfrau umgebende sogen. Mandorla od. das Osterei, ein oben u. unten zugespitztes Oval. Im früheren Mittelalter erhielten zuweilen auch fürstliche Personen, die nicht kirchliche Heilige waren, den Nimbus, auch lebende Personen einen solchen viereckigen um das Haupt. In der Malerei hat der Nimbus gewöhnlich die Lichtfarbe (gold od. gelb), doch kommt er auch in anderen Farben vor, denen dann eine symbolische Bedeutung beigelegt wird.

Heiliger Bund hieß das am 10. Juni 1538 von Kaiser Karl V. u. den katholischen Ständen zu Nürnberg abgeschlossene, gegen den Schmalkaldischen Bund gerichtete Bündniß.

Heiliger Geist, die dritte Person der göttlichen Dreieinigkeit. Während das Alte Testament den H. G. nur als eine Eigenschaft u. Wirkung Gottes kennt, offenbart sich im Neuen Testament der eine Gott in drei Personen: dem Vater, dem Sohne u. dem H. G. (Hauptstellen: Matth. 28, 19 u. 2. Cor. 13, 13). Auf Grund ersterer Stelle wurde schon in der uralten Taufformel ein Bekenntniß auf Gott den Vater als Schöpfer, Gott den Sohn als Erlöser u. Gott den H. G. als Seligmacher gefordert. So entstanden in allmählicher Entwickelung die drei Artikel des christl. Glaubens im sogen. Apostolischen Symbolum, an das sich das Nicänische Symbolum (von 325) im Wesentlichen anschließt. Während aber die Kirchenlehrer der drei ersten Jahrhunderte Unterordnung des Sohnes u. Geistes unter den Vater gelehrt hatten, wurde von der späteren Kirche immer bestimmter die völlig gleiche Selbständigkeit der drei Personen in der Einheit des Wesens behauptet. Zugleich lehrte das Abendland auch das Ausgehen des H. G. vom Vater u. Sohne (früher vom Vater allein) u. nahm diesen Zusatz trotz des erbitterten Widerspruchs der griech.-kathol. Kirche 589 zu Toledo nachträglich ins Nicänische Symbol auf. Am schärfsten ist die Lehre ausgebildet in dem sog. Athanasianischen Symbol (s. „Heilsordnung").

Heilige Schar hieß eine von Pelopidas errichtete Heeresabtheilung von 300 der tapfersten Thebaner, die nam. bei Leuktra (371 v. Chr.) ruhmvoll kämpfte. In der Schlacht bei Chäroneia gegen Philipp von Makedonien (338) wurde sie ganz vernichtet.

Heilige Schrift, s. v. w. Bibel.

Nr. 3346. Aeußere Ansicht des Heil. Grabes in Jerusalem.

Heiliges Grab. Ueber das Grab Christi erfahren wir aus dem Neuen Testament nur so viel, daß es in der Nähe des Hügels Golgatha (s. d.), also außerhalb der damaligen Mauer, gelegen haben muß. Weitere Nachrichten darüber erhalten wir erst wieder im 4. Jahrh. durch den Geschichtschreiber Eusebius. Darnach wäre das Grab frühzeitig von Heiden (unter Kaiser Hadrian 135 ?) mit Erde überschüttet u. ein Venustempel darauf errichtet worden. Durch Konstantin (nach späteren Angaben durch dessen Mutter Helena) sei das Kreuz Christi wieder aufgefunden u. 336 über der Stätte eine prächtige Kirche erbaut worden. Letztere Nachricht ist durchaus verbürgt, nur ist zunächst fraglich, ob die heutige Grabeskirche noch an der alten Stelle steht. Konstantin's Kirche wurde nämlich 614 bei einem Einfall der Perser gänzlich zerstört, bald darauf zwar wieder aufgebaut u. von den Arabern nach der Eroberung Jerusalems verschont (637), 969 aber bei einem Aufstand abermals verbrannt. Es folgten noch mehrere Neubauten u. Zerstörungen (1010, 1187, 1244, zuletzt 1808 durch Feuer), bis die Kirche in ihrer jetzigen Gestalt von den griech. Katholiken 1810 hergestellt wurde. Sie besteht darnach, wie schon

früher, eigentlich aus drei Kirchen, der des Grabes, des Kalvarienberges (Golgotha) u. der Kreuzeserfindung. Die Grotte des H. G. stößt westl. an den Mittelbau Golgotha u. hat eine besondere Kuppel. Die Kirche der Kreuzeserfindung dagegen liegt östl. vom Mittelbau unter der Erde. Im Innern des ganzen Baues zeigt man bis auf das Einzelnste die geschichtlich merkwürdigen Stätten; auf dem Hügel Golgotha, zu dem 18 Stufen hinaufführen, sogar die Löcher der drei Kreuze in dem nackten Felsen. Die eigentliche Grabesgrotte im Innern der Grabeskirche ist nur ca. 3 m. hoch u. nicht ganz so lang u. breit; auf der Nordseite derselben liegt das Grab selbst, d. h. eine mit Marmorplatten (wie die ganze Grotte) bedeckte Bank, ca. 2 m. lang, 1 m. breit u. 1⅔ m. hoch, oben mit einem Deckel von weißem Marmor. Die Grotte wird Tag u. Nacht durch zahlreiche goldene u. silberne Lampen beleuchtet, hat aber zugleich etwas Oberlicht durch die offne Decke. Wie die Kirchen selbst, so sind auch die Außenmauern derselben mit zahllosen Kapellen umbaut, die allen möglichen Erinnerungen der heil. Geschichte ihren Ursprung verdanken. Leider wird bis auf den heutigen Tag der Besuch des Grabes ernsten Pilgern durch die ewigen Streitigkeiten der verschiedenen Mönchsparteien, ihre unwürdigen Ceremonien u. selbst Schlägereien, verleidet. Besonders am Ostertage führt die Austheilung des vom Himmel gefallenen heil. Feuers durch die Griechen zu den empörendsten Scenen. Was nun die Hauptfrage, die nach der Echtheit der ganzen Lokalität, anbelangt, so sind die Resultate der zahlreichen peinlichen Untersuchungen folgende: Daß die heutige Kirche noch am Platze der Kirche Konstantin's steht, ist durch das Gewicht einer ununterbrochenen Tradition als zweifellos erwiesen worden. Daß aber schon Konstantin den richtigen Ort getroffen habe, ist in hohem Grade zweifelhaft. Der Einwand, daß das Grab mitten in der Stadt liege, während es nach dem Obigen außerhalb der Mauer gelegen haben muß, ist zwar von bedeutenden Forschern widerlegt worden, da die Mauer zu Jesu Zeit ohne Zweifel südl. von der jetzigen Grabeskirche lief; mehr aber kann nicht behauptet werden, als daß zu Konstantin's Zeit eine Ueberlieferung über die wahre Stätte noch möglich war, obschon es befremdlich ist, daß sich die ältesten Nachrichten darüber nicht auf die Ueberlieferung, sondern mehr auf das wunderbare Faktum der Kreuzesauffindung berufen. Unter den Nachbildungen des H. G. ist die, welche bei Görlitz auf einem Hügel vor dem Nikolaithore durch den Bürgermeister Emmerich 1480–89 errichtet wurde, die bekannteste. Zur Feststellung der Uebereinstimmung war Emmerich mit mehreren Künstlern 1465 u. 1476 selbst zweimal nach Jerusalem gewallfahrtet.

Heiliges römisches Reich deutscher Nation war die Benennung Deutschlands unter der alten Reichsverfassung bis zum J. 1806.

Heilige Woche, s. v. w. Charwoche.

Heilige Zahl, d. i. die Zahl 3 (s. d.).

Heiligkeit, Seine, Titel des Papstes; ist in neuerer Zeit in Gebrauch gekommen nach dem Vorbild von Ausdrücken, wie „Seine Majestät" ꝛc. Die Bezeichnung des Papstes als heilig stammt aber schon aus sehr früher Zeit (Ende des 5. Jahrh.) u. auf sie gründete sich dann die alte Anrede „Heiliger Vater", bis endlich obiger Titel auch außer der Anrede gebraucht wurde.

Heiligsprechung od. Kanonisation heißt die Erklärung des Papstes, daß ein Seliger fortan als „Heiliger" gelten solle. Das Kanonisiren ist eigentlich nur die Eintragung des Betreffenden in das Verzeichniß (den „Kanon") der Heiligen. Noch im 8. Jahrh. erfolgte die Entscheidung, ob ein Märtyrer ꝛc. als Heiliger anzusehen sei, auch durch die Bischöfe; das erste Beispiel einer ausdrücklichen päpstlichen H. ist die des Bischofs Ulrich von Augsburg durch Johann XV. (973). Seit Alexander III. (1181) wurde die H. den Päpsten allein vorbehalten, aber erst im 17. Jahrh. die Bedingungen dazu genau festgestellt. Vor Allem bedarf es des Nachweises frommen Wandels u. verrichteter Wunder, ehe der niedere Grad (die Seligsprechung) vollzogen werden kann. Dies soll in der Regel erst 50 Jahre nach dem Tode u. auf Grund dreifacher Prüfung erst einer besonderen Kommission (auch an Ort u. Stelle), dann der Kardinäle, dann eines päpstlichen Konsistoriums geschehen. Erst auf Grund erneuter Wunder (Heilungen durch die Reliquien, Gebetserhörungen) erfolgt auch die H. unter großer Feierlichkeit durch den Papst, u. der Betreffende gilt nun als Heiliger für die ganze Kirche u. hat Anspruch auf erhöhte Verehrung.

Heiling, Hans. Diese Sage, welche Spieß den Stoff zu einem Ritterromane u. Ed. Devrient zu dem Textbuch der von Marschner komponirten Oper lieferte, wurzelt in Böhmen. Eines Tages ging eine arme Frau aus dem Dorfe Taschwitz am Vorabend Petri u. Pauli in den Forst, Beeren zu suchen; da kam sie an einen jener Felsen, die man seitdem Heilingsfelsen genannt hat, u. die an der Eger zwischen dem Hofe Wildenau u. dem Schlosse Aicha mit einer Höhle an ihrem Fuße, die von außen nur eine kleine Oeffnung hat, befindlich sind. Da sah sie neben dem Felsen ein schönes Haus stehen, öffnete die Thür, trat hinein u. sah an einem Tische einen alten Mann sitzen, der eifrig schrieb. Sie bat um Herberge, ward freundlich aufgenommen u. erhielt auf ihre Frage, wo sie sich befinde, zur Antwort: sie befinde sich in der Zwerghöhle bei ihrem König Hans Heiling. Die Frau entschlief in einer Ecke; als sie aber am Morgen erwachte, lag sie im Freien unter dem Felsen, u. als sie in ihr Dorf zurückkehrte, stellte sich heraus, daß sie nicht, wie sie meinte, eine Nacht, sondern vielmehr hundert Jahre geschlafen habe. Sie lebte nun noch viele Jahre u. wurde hochgeehrt, als eine von Gott wunderbar gerettete u. gewissermaßen wiedergeborene halbe Heilige. Nach einer andern Sage aber war dieser Hans Heiling zwar auch ein Berggeist, derselbe aber hatte sich in eine Sterbliche verliebt u. diese geehelicht. Da diese aber sich ins menschliche Leben u. Treiben zurückzusehnen schien, ward er eifersüchtig u. verwandelte sie u. ihre Umgebung in jene Felsen, welche noch jetzt bei Elnbogen u. Karlsbad zu sehen sind u. davon den Namen der Hans Heilingfelsen führen. Eine dritte Sage läßt Hans Heiling, als ein zweiter Faust, einen Teufel als dienstbaren Geist haben. Er war ein Bürger aus der Nähe von Karlsbad u. liebte eine schöne Bergmannstochter, allein diese zog ihm einen Andern vor. Aus Rache bat er seinen dienstbaren Geist, sie zu tödten. Derselbe verwandelte am Hochzeitstage die Braut, ihren Bräutigam u. Vater, die sich gerade umarmten, zu Stein — man sieht diese Figuren heute noch bei Karlsbad — allein damit war auch sein Pakt mit Hans Heiling um, er packte ihn u. warf ihn in die vorbeifließende Tepl.

Heilkunde, s. v. w. Medizin.

Heilmittellehre, s. „Pharmakologie".

Heilsordnung heißt in der christl. Theologie die Reihenfolge der Vorgänge, durch welche dem an sich verlornen Menschen das Heil, d. i. die vollendete Versöhnung mit Gott, zugeeignet wird. Es sind dies nach der gewöhnlichen Eintheilung folgende fünf, die sämmtlich der Thätigkeit des Heil. Geistes zufallen: die Berufung, die Erleuchtung (zur Erkenntniß des Heils), die Wiedergeburt durch Buße in Verbindung mit der Rechtfertigung, die Heiligung (Befähigung zu wahrhaft heiligem Wandel) u. die innere od. mystische Einigung mit Gott.

Nr. 3347. Ernst Ludwig Heim (geb. 22. Juli 1747, gest. 15. Sept. 1831).

Heim, Ernst Ludwig, berühmter Arzt, geb. 22. Juli 1747 zu Solz im Meiningischen als Sohn des dortigen Pfarrers Johann Ludwig H. (gest. 1785), der sich als Herausgeber der „Hennebergischen Chronik" (3 Bde., Meining. 1767–77) einen Namen gemacht hat; bezog 1766 die Universität Halle, um Medizin zu studiren, promovirte 1772 u. machte dann mit seinem Freunde Muzel, dessen Vater Leibarzt Friedrich's d. Gr. war, eine wissenschaftliche Reise durch die Niederlande, England u. Frankreich. Zurückgekehrt ließ sich H. in Berlin nieder, wurde 1776 als Physikus in Spandau angestellt, übersiedelte aber 1783 wieder nach Berlin, wo er bald zu den gefeiertsten Aerzten seiner Zeit gehörte; dadurch, daß er von seiner

Kunst den uneigennützigsten Gebrauch machte, Tausende von armen Kranken nicht nur unentgeltlich behandelte, sondern auch noch unterstützte, hat er sich außerdem den Ruhm eines der edelsten Menschenfreunde gesichert. Er starb 15. Sept. 1834 zu Berlin. Seine „Vermischten medizinischen Schriften" gab Paetsch heraus (Lpz. 1836). — Vgl. Keßler, „Der alte H." (2 Bde., Lpz. 1835; 2. Aufl. 1846).

Heimat ist der Ort, an dem eine Person kraft der im Staate bestehenden Gesetze im Nothfalle leben u. erhalten werden muß. Das Recht, an einem bestimmten Orte Aufnahme zu fordern, falls man sonst kein Unterkommen findet, wird bezeichnet durch Heimatsrecht. Die Voraussetzung jedweden Heimatsrechtes ist die Staatsangehörigkeit. Denn in einem Staate sind nur Inländer heimatsberechtigt. Dagegen decken sich die Begriffe Staatsangehörigkeit u. Heimatsangehörigkeit keineswegs: ersterer ist der weitere, letzterer der engere Begriff. Eben so wenig fallen Ortsbürgerrecht u. Heimatsangehörigkeit zusammen, sind vielmehr vielfach verschieden von einander. Gerade diese Verschiedenheit giebt u. gab vielfach Veranlassung zu den kostspieligsten u. zeitraubendsten Verwaltungsstreitigkeiten. Denn das Ortsbürgerrecht verleiht das Recht zum Aufenthalte an dem betreffenden Orte, wo man das Bürgerrecht erlangt hat, nur so lange, als man hinreichende Unterhaltungsmittel für sich u. die Seinen besitzt od. zu verdienen vermag. Im Falle der Verarmung od. sonstigen Bedürfnisses wird der Bürger, Schutzverwandte od. blos Aufhältliche von der Ortsgemeinde in die Heimatsgemeinde verwiesen. Hieran ist allerdings Mancherlei durch die neuere Gesetzgebung über Freizügigkeit u. Unterstützungswohnsitz (s. d.) geändert worden. Neben den Stadt- u. Landgemeindebezirken sind daher sog. Heimatsbezirke gebildet worden. Sie hängen zwar meist mit den Gemeindebezirken insofern zusammen, als die Verpflichtung zur Aufnahme armer, kranker u. hülfloser Personen zunächst regelmäßig den Ortsgemeinden übertragen worden ist. Doch haben sich auch vielfach mehrere Ortsgemeinden behufs Ersparung von Kosten u. behufs besserer Beaufsichtigung u. Kontrole zu einem gemeinsamen Heimatsbezirke zusammen gethan u. Bezirks-Armen-, Kranken- u. Waisenhäuser begründet. Solchenfalls kann der in einer der betheiligten Gemeinden Heimatsberechtigte nicht Aufnahme in seiner Heimatsgemeinde, sondern nur im Heimatsbezirke fordern u. hat sich in die in letzterem zur Aufnahme u. Verpflegung eingerichteten Anstalten zu verfügen. Jedem Staatsangehörigen wird über seine Heimatsberechtigung eine Urkunde, ein sog. Heimatsschein, ausgestellt. Derselbe pflegt seiner großen Wichtigkeit halber nur einmal ausgefertigt zu werden u. muß im Mangel anderer ausreichender Legitimation bei der Behörde des Aufenthaltsortes eingereicht werden. Die Heimatsgemeinde hat im Falle der Verarmung, dafern nicht etwa Unterstützungswohnsitz begründet ist, nicht nur für den Heimatsberechtigten selbst, sondern auch für dessen Frau bez. Wittwe u. Kinder Sorge zu tragen. Berechtigt, diese Fürsorge zu fordern, ist nicht nur der Heimatsangehörige selbst, sondern auch die Behörde des Ortes, in dem sich der Bedürftige außerhalb seines Heimatsbezirkes aufhält, indem jene befugt ist, die Person, dafern sie od. ihre Angehörigen öffentliche Unterstützung in Anspruch nehmen od. betteln, in ihren Heimatsbezirk zurückzuweisen. Die Angehörigen eines Heimatsbezirkes bilden keine politische Gemeinde, doch werden sie, wenn der Heimatsbezirk mit dem Gemeindebezirk eines bestimmten Ortes zusammenfällt, durch die Gemeindeobrigkeit (Stadtrath, Gemeindevorstand) vertreten. Wenn der Heimatsbezirk aus mehreren politischen Gemeinden besteht, so müssen bei dessen Gründung über die Vertretung des Bezirks besondere Bestimmungen getroffen u. diese von den Staatsbehörden genehmigt werden. Die Entscheidung von Streitigkeiten von Betheiligten u. Behörden, sowie von Behörden unter sich, über Heimatsrecht u. Heimatsangehörigkeit gehören zur Zuständigkeit der Verwaltungsbehörden. Die hierauf bezüglichen, vielfach von einander abweichenden Vorschriften der einzelnen deutschen Staaten sind durch die im Unterstützungswohnsitzgesetz in einer für alle zum Deutschen Reiche gehörigen Staaten bindenden Weise einheitlich geregelt worden. Das Heimatsrecht in einem bestimmten Bezirke wird erworben: 1. durch ausdrückliche Ertheilung seitens der Ortsobrigkeit; 2. durch Ansässigmachung u. Erlangung des Bürgerrechts; aber nur dann, wenn seitdem eine Reihe von Jahren (5 od. 10 Jahre z. B.) verflossen ist; 3. durch Geburt an dem Orte, wo der Vater, bei unehelichen Kindern die Mutter, zur Zeit der Geburt heimatsberechtigt war; 4. durch Verheirathung für die Frau an dem Orte, wo der Mann zur Zeit der Eheschließung heimatsberechtigt war. Verloren dagegen wird das Heimatsrecht 1. durch Auswanderung; 2. durch Erlangung eines Heimatsrechtes an einem anderen Orte; 3. bei Frauen durch Trennung der Ehe, indem solchenfalls das frühere Heimatsrecht wieder auflebt. Nun kommt es allerdings vor, daß die Heimatsberechtigung einer Person schlechterdings nicht zu ermitteln ist. Solchenfalls wird diese Person meist an den Ort gewiesen, innerhalb dessen sie zuletzt ein Jahr gewohnt od., wenn das nirgends der Fall war, an den Ort, wo sie sich zuletzt aufgehalten hat. Uebrigens sind Zweifelsfragen dieser Art durch mehrfache Bestimmungen in dem Bundesgesetz über den Unterstützungswohnsitz beseitigt worden.

Heimburg, Gregor von, s. u. „Gregor".

Heimchen, s. „Grille".

Heimdaller od. Heimdall (nord. Mythol.), ein gütiger, lichter Gott, von neun Müttern geboren, Hüter der himmlischen Brücke (des Regenbogens) u. in Himinbörg (den Himmelsbergen) wohnhaft. H. schläft nicht; auf 100 M. weit sieht er bei Nacht wie bei Tage u. hört die Wolle auf den Schafen, das Gras auf der Erde wachsen; er hat goldene Zähne u. ist Besitzer des Rosses Gulltoppr (Goldzopf). Die erste Anordnung der menschlichen Stände wird auf ihn, der unter dem Namen Rigr die Welt durchwanderte, zurückgeführt. Als Wächter der Götter hat H. ein lautschallendes Horn, das Giallarhorn, welches unter einem heiligen Baume aufbewahrt wird; mit diesem Horn weckt er die Götter beim Anbruch der Götterdämmerung (s. d.), in welcher er selbst Loki bekämpft, aber zugleich mit seinem Gegner fällt. Von H.'s Kultus zeugen die norweg. Ortsnamen Heimdallarvatn, ein See in Guldbrandsdalen u. Heimdallshoug, ein Berg in Rummedalen.

Heimfall. Mit diesem Worte bezeichnet man gewöhnlich ein Ereigniß, durch welches ein Eigenthümer, der bisher durch ein weitgehendes dingliches Recht, das einem Dritten an seiner Sache zustand, an dem Gebrauche od. der Benutzung der letzteren behindert war, das unbeschränkte Gebrauchsrecht dadurch wiedererlangt, daß ein dritter Ausübungsberechtigter nicht mehr vorhanden ist. Besondere Erwähnung verdient der H. des Lehens an den Herrn, Apertur. Die Gründe der Apertur können sehr verschieden sein, einzelne wirken nur gegen bestimmte Vasallen (z. B. die Felonie nur gegen den Felo u. seine Descendenten), andere dagegen äußern für u. gegen Jedermann die Wirkung, daß das Lehn sich in volles Eigenthum des Lehnsherrn verwandelt, so daß das Recht des Herrn an der Sache nunmehr gerade so sich darstellt, wie es vor der Begründung des Lehnsverhältnisses war. Die hauptsächlichsten Fälle der Apertur sind: 1. Widerruf der Belehnung; 2. Ablauf der bei wiedergeblichen Lehen bestimmten Zeit; 3. Aussterben der Vasallenfamilie, bez. Auflösung einer juristischen Person; 4. Felonie (s. d.) des Vasallen; 5. Vereinbarung zwischen Herrn u. Vasallen; doch bindet diese lediglich des Letzteren Descendenz, während seine Seitenverwandten, dafern sie nicht eingewilligt haben, für den Fall des Eintritts ihrer Successionsberechtigung die Belehnung vom Lehnsherrn fordern können.

Heimliches Gericht, s. v. w. Femgericht.

Heimsuchung Mariä heißt in der Kirchensprache der Besuch der Jungfrau Maria bei Elisabeth (der Mutter des Täufers) vor der Geburt Jesu (vgl. die Erzählung Evang. Luc. 1, 39—56). Das kirchliche Fest der H. M. (2. Juli) wird schon 1247 in Frankreich erwähnt; es wurde 1263 von den Franziskanern zu Pisa als Ordensfest aufgenommen u. von Urban VI. (nach 1378) zum allgemeinen christl. Fest erhoben, als welches es das Konzil zu Basel 1441 bestätigte. Im J. 1618 entstand durch Franz von Sales auch ein „Orden von der Heimsuchung unserer lieben Frauen" (die sog. Salesianerinnen) zum Zweck der Krankenpflege u. Kindererziehung.

Heimweh, ein durch unbefriedigte Sehnsucht nach der Heimat od. nach einem andern liebgewordenen Aufenthalt hervorgebrachter, den Organismus geistig u. körperlich untergrabender Zustand von Schwermuth. Gewöhnlich gesellen sich noch andere Krankheiten, wie Mangel an Eßlust, Verstopfung u. Abmagerung, hinzu, denen dann chronische Krankheiten, Geistesstörungen, Tuberkulose u. zuletzt der Tod folgen kann. Gegen das H. schützen weder Alter noch Geschlecht, weder Bildung noch Einfalt, jedoch kommt es am häufigsten beim weiblichen Geschlecht u. bei in die Ebene versetzten Gebirgsbewohnern vor. Kann das am schnellsten u. sichersten wirkende Gegenmittel, die Rückkehr in die Heimat, nicht angewendet werden, so versuche man, durch passende Lebensweise, durch Zerstreuung, körperliche Anstrengung u. kräftige Nahrung dem Uebel entgegen zu wirken.

Hein, Freund. Man erzählt, der Dichter Matthias Claudius habe diese Bezeichnung für den Tod erfunden, um seinen Freund u. Hausarzt, einen gewissen Dr. Hein, zu foppen, da er nach dessen Namen den Tod genannt habe. Er widmete die ersten drei Bände seiner unter dem Namen „Der Wandsbecker Bote" bekannten Zeitschrift (Wandsbeck 1770—75) „Freund Hein" u. sagt, er habe es darum gethan, weil er nie einen besseren Freund als ihn kennen gelernt habe; allein er erwähnt keine Silbe von einer absichtlichen Benutzung des Namens jenes Doktors zu diesem Zwecke. Musäus in seinen Volksmärchen der Deutschen nennt den Tod auch Freund Hein u. hat sicher diesen Namen nicht von Claudius

entlehnt, u. aller Zweifel über die viel frühere Anwendung des Namens schwindet, wenn man bedenkt, daß es in einem fliegenden Blatte des 17. Jahrh. also heißt:

„Freund Hein läßt sich abwenden nit
Mit Gewalt, mit Gut, mit Trew noch Bitt
Und braucht ohn all Barmherzigkeit
Geg'n jedermann sein Oberkeit."

Daher hat K. Braun in seiner Abhandl. über deutsche Vornamen („Aus der Mappe eines deutschen Reichsburgers", Hannov. 1874, Bd. II.) sicher Recht, wenn er den Namen Hain od. Hein von dem fränkischen „Heine" od. „Heinz" statt Heinrich ableitet, weil man noch heute in diesen Gegenden mit dieser letzteren Benennung den Begriff eines Schalksnarren verknüpft, denn das deutsche Volk stellt sich den Tod nicht wie die Alten als einen schönen Jüngling mit gesenkter Fackel, sondern als einen halb boshaften, halb humoristischen Schalk vor, u. als solchen faßten ihn auch die Maler des Mittelalters in ihren Todtentänzen auf. Man sagt ja auch, wenn bei einem schwer Erkrankten der Tod am Fußende des Bettes stehe, so komme er davon, wenn am Kopfende, so müsse er sterben, was schon auf diese seine Doppelnatur hindeutet. Der Begriff des boshaften Neckens liegt auch in dem mit dem Namen Hein od. Heinz zusammenhängenden „Heinzelmännchen", d. i. kleine Bergkobolde. Uebrigens wird noch jetzt das Todtengeläute in der Gegend der Lahn u. auch anderwärts hierauf bezüglich „Heinzgeläute" genannt nicht etwa „Heimgeläute", was ebenfalls auf denselben Stamm, aber auch auf eine weit über die Zeit des Dichters Claudius hinausgehende Anwendung des Namens Hein in diesem Sinne hinweist.

Heine, jetzt Frhr. **v. H.-Geldern,** Gustav, Bruder Heinrich H.'s, Journalist, geb. zu Hamburg 18. Juni 1810, studirte in Göttingen u. Heidelberg die Rechte, verließ aber die juristische Laufbahn u. trat in ein österr. Dragonerregiment ein. Bald zum Offizier aufgerückt, verdiente er sich während seines Garnisonaufenthaltes in Siebenbürgen seine ersten literarischen Sporen, indem er unter dem Namen „Geldern" (so hieß die Mutter) für die „Kronstädter Zeitung" korrespondirte u. einige seiner dramatischen Jugendarbeiten auf das Hermannstädter Theater brachte. Nach Wien versetzt, gründete er 1847 das „Fremdenblatt" u. wurde dadurch der Erste, der ein Blatt dieses Genres in Oesterreich geschaffen. 1848 führte er unterm Regierungsrath Busso einen Theil der Preßleitung, widmete sich aber dann ausschließlich seiner Zeitung u. schied 1852 auch gänzlich aus dem Militärverbande aus. 1867 zum Ritter u. 1870 in den österr. Freiherrenstand mit dem Prädikate v. Geldern erhoben, zählt er seit 1871 nach dem Ankauf bedeutender Güter in Niederösterreich auch zu den dortigen Großgrundbesitzern. Als Politiker ist er verfassungstreu. Ein anderer Bruder, Maximilian **H.**, geb. zu Düsseldorf 12. März 1805, widmete sich der Medizin, ging nach Rußland u. wurde dort Stabsarzt u. Staatsrath u. lebt jetzt, nach seiner Pensionirung, wieder in Deutschland. Er schrieb u. A. „Erinnerung an Heinrich H. u. seine Familie" (Berl. 1868).

Heine, Heinrich, Neffe des bekannten Philanthropen Salomo H. (s. d.), war zu Düsseldorf 12. Dez. 1799 als Sohn jüd. Eltern geb. u. wurde zuerst in dem sogen. Jesuitenkollegium daselbst erzogen, kam dann nach Hamburg, um daselbst die Kaufmannschaft zu erlernen, verließ aber diese Stadt bald wieder, um an der neuerrichteten Universität Bonn die Rechte zu studiren. Hier ward er näher mit A. W. Schlegel bekannt, der den in ihm schlummernden Trieb zur Dichtkunst weckte. Nach einem sechsmonatlichen Aufenthalt daselbst begab er sich nach Berlin, wo er Hegel kennen lernte, dessen Philosophie, von ihm mit Spinoza's Skeptik vereinigt, jenen Geist des Nihilismus u. der Auflehnung gegen das Bestehende bei ihm hervorrief, der sich aus seinen ersten Arbeiten ergiebt. Er kam nun in die Gesellschaft Chamisso's, Varnhagen's, der Rahel u. der Herz, Grabbe's u. anderer literarischer Notabilitäten Berlins u. ließ im J. 1822 seinen ersten poetischen Versuch („Gedichte" 1822) erscheinen, die aber gar keinen Erfolg hatten. Aergerlich darüber ging er nach Göttingen, wo er eifrig studirte u. Doktor der Rechte ward, sich auch am 28. Juni 1825 zu Heiligenstadt taufen ließ. Gleichwol war er sein ganzes Leben hindurch weder Christ noch Jude, er verwarf sowol den Begriff des persönlichen als den des pantheistischen Gottes. Nach Berlin zurückgekehrt, schloß er sich der romantischen Schule an u. schrieb von diesem Standpunkte aus zwei sehr schwache Tragödien, „Almansor" u. „Radcliffe". Als auch diese in Berlin sehr kalt aufgenommen wurden, ging er nach München, wo er mehr Glück zu machen hoffte, aber auch hier wollte man nichts von ihm wissen, u. so reiste er denn nach Italien u. veröffentlichte seine dasigen Erlebnisse u. Eindrücke in seinen „Reisebildern" (4 Thle., Hamb. 1825—31), die durch ihren pikanten Inhalt u. seine geistreichen Beobachtungen einen durchschlagenden Erfolg hatten.

Nr. 3348. Heinrich Heine (geb. 12. Dez. 1799, gest. 17. Febr. 1856).

Dies veranlaßte ihn, zu einer neuen Auflage seiner Gedichte zu schreiten, u. nachdem er die frivolsten gestrichen, ließ er nun sein berühmtes „Buch der Lieder" (Hamb. 1827) erscheinen, welches eigentlich seinen Namen unsterblich gemacht hat u. noch gelesen werden wird, wenn alle seine übrigen Arbeiten in Vergessenheit gerathen sein werden. Sehr viele seiner Lieder athmen denselben Duft wie die Dichtungen aus Goethe's Jugendzeit, stehen vielleicht noch höher. Aber er vereinigt die wunderbarste Zartheit mit einer wahrhaft dämonischen Spottsucht u. zerstört sehr oft durch freche Verhöhnung der dem Menschen heiligsten Gefühle den reinen Eindruck seiner gelungensten Dichtungen. Als politischer Dichter tritt er erst seit 1840, nachdem Friedrich Wilhelm IV. den preuß. Thron bestiegen hatte, auf; zwar sucht er in seiner politischen Satire über Deutschlands Zustände „Atta Troll der Bär" (Hamb. 1847) Staat u. Gesellschaft durch schlechte Witze lächerlich zu machen, allein trotz vielem Gemeinen enthält dieses Werk doch auch große Wahrheiten u. im Ganzen ist er im Vergleich mit andern Dichtern dieser Zeit sehr zahm. Seine „Neuen Gedichte" (1844) u. sein „Romanzero" (1851) stehen seinem „Buche der Lieder" nicht nach, nur enthält der letztere viel zu viele jämmerliche Klagen über sein Nervenleiden, welches ihn seit 1848 aufs Krankenlager warf. Als eigentlicher Revolutionär, für den er lange gegolten hat, tritt er in seinem „Kahldorf über den Adel, in Briefen an den Grafen Moltke" (Hamb. 1831) auf, u. da er deshalb sehr angefeindet ward, ging er nach Paris, von wo aus er seine „Franz. Zustände" (Hamb. 1833) in die Welt schickte, die zwar von Geist zeugen, allein auch seinen undankbaren Charakter gegen Alle, die ihn freundlich aufgenommen hatten, an den Tag legten. Nicht wenig blamirte er sich durch sein Bittschreiben an den Bundestag (28. Jan. 1836), der in seiner 31. Sitzung des J. 1835 seine Schriften verboten hatte, u. durch seine Desavouirung des jüd. Glaubens (7. Okt. 1835), welche er im „Journal des débats" öffentlich hatte abdrucken lassen. Was ihm aber noch mehr bei der liberalen Partei in Deutschland schadete, das war seine Kritik Börne's („H. H. über L. Börne", Hamb. 1838), denn des Letztgenannten Ruf war ein so ausgezeichneter, daß H.'s Schmähungen nur auf ihn selbst zurückfallen mußten. Uebrigens verfolgte er mit gleicher Wuth Platen, Menzel, Pfizer, Will, ja selbst Schlegel, u. diese seine Polemik war es eigentlich, welche seinen „Salon" (Hamb. 1834) interessant machte u. ihn für das größere Publikum

weit mehr zum Vertreter des jungen Deutschlands machte, als Börne od. die übrigen Mitglieder dieser Schule. „Deutschland, ein Wintermärchen" (Hamb. 1844), worin er über die Zukunft Deutschlands auf das Niedrigste phantasirt, u. „Doktor Faust, ein Tanzpoem" (Hamb. 1851), seine letzten Arbeiten, sind schwach u. haben eher dazu beigetragen, seinen Namen herabzusetzen, als seinen Ruf zu erhöhen. Von 1848 an, wo ihn seine Krankheit eigentlich zum Arbeiten unfähig machte, obwol sie ihm seine gute Laune u. seinen Hang zur Medisance nicht rauben konnte, hat er nur wenig mehr geschrieben. Der franz. Sprache war er nur wenig mächtig, allein die Herren Löwe-Weimars, St. René Taillandier, Gérard de Nerval &c. trugen durch Uebersetzungen seiner Dichtungen u. Schriften eifrig bei, ihn unter ihren Landsleuten populär zu machen, doch hatte er auch hier nur Bewunderer, die ihn den deutschen Voltaire nannten, Freunde eben so wenig wie in Deutschland. Er starb 17. Febr. 1856 nach unerträglichen Leiden an gänzlicher Körperlähmung. Als philosophischer u. politischer Schriftsteller ist H. jetzt gänzlich vergessen u. wird jetzt nur noch als Lyriker ersten Ranges verehrt. Eine neue vermehrte Ausgabe der sämmtlichen Werke H.'s erschien in Hamburg (18 Bde., 1873—74); sein Leben beschrieb Strodtmann („H. H.'s Leben u. Werke", 2. Aufl., Berl. 1873 f.).

Heine, Peter Bernhard Wilhelm, deutscher Maler u. Reisender, geb. zu Dresden 30. Jan. 1827, besuchte die dortige Baugewerkschule u. Bauakademie u. wanderte 1849 nach Amerika aus. Unter Commodore M. C. Perry betheiligte er sich an der Expedition nach Japan. Auf Veranlassung Alex. von Humboldt's begleitete H. späterhin auch die preuß. Expedition nach Ostasien. Während des amerik. Bürgerkrieges trat H. im Okt. 1851 als Ingenieurhauptmann in die Potomacarmee ein, ward im Mai 1863 zum Obersten des 103. (New-Yorker) Infanterieregiments u. im Aug. 1864 zum Divisionsgeneral befördert. Nach beendigtem Kriege ward H. in das Konsulat nach Liverpool versetzt u. lebt seit 1871 in seiner Vaterstadt. Er veröffentlichte: „Reise um die Erde nach Japan" (2 Bde., Lpz. 1856) u. „Wanderbilder aus Centralamerika" (ebd., 2. Aufl. 1857).

Heine, Salomo, bekannter Philanthrop, geb. 1767 in Hannover von jüd. Eltern, kam 1784 als armer Knabe nach Hamburg, wo er in einem Handelshause eine ganz untergeordnete Anstellung fand, arbeitete sich aber durch Fleiß u. Geschicklichkeit so in die Höhe, daß er 1797 im Verein mit Heckscher ein Bankgeschäft u. 1818 ein eigenes Haus gründen konnte, welches bei seinem am 21. Dez. 1844 erfolgten Tode zu den bedeutendsten Europa's gehörte. Neben seinen Millionen hinterließ H. aber auch den Ruf eines der besten Menschen u. größten Wohlthäter der Armen; ein großer Theil der Wohlthätigkeitsanstalten des damaligen Hamburg verdankte ihm die thatkräftigste Unterstützung, zum Theil sogar die alleinige Gründung. — Vgl. Jos. Mendelssohn, „Salomo H." (3. Aufl., Hamb. 1845).

Heineccius, Johann Gottlieb, einer der hervorragendsten unter den Juristen des 18. Jahrh., geb. 14. Sept. 1681 zu Eisenberg im Herzogthum Altenburg, studirte anfänglich Theologie, dann aber Jurisprudenz, u. habilitirte sich in Halle, wo er 1713 Professor der Philosophie, 1720 auch der Rechte wurde. 1723 folgte er einem Rufe nach Franeker, ging 1727 nach Frankfurt a. d. O., kehrte aber 1733 in seine frühere Doppelstellung nach Halle zurück; hier starb er 31. Aug. 1741. Von seinen oft aufgelegten u. lange in höchstem Ansehen stehenden Lehrbüchern sind bes. hervorzuheben: „Antiquitatum jus Romanum illustrantium syntagma" (Halle 1718); „Elementa juris civilis secundum ordinem institutionum" (Amsterd. 1725) u. „Elementa juris civilis secundum ordinem pandectarum" (Amsterd. 1728), sowie „Historia juris Romani et Germanici" (Halle 1733). Aus seinem Nachlasse gab sein Sohn Johann Christian Gottlieb **H.** (geb. 1718 zu Halle, lange Zeit als Lehrer an der Ritterakademie zu Liegnitz, gest. zu Sagan 1791) die „Elementa juris cambialis" (Amsterd. 1743), „Opera omnia" (9 Bde., Genf 1744) u. „Antiquitates Germaniae jurisprudentiam illustrantes" (2 Bde., Kopenh. 1722) heraus.

Heinefetter, Sabina, berühmte deutsche Bühnensängerin, geb. zu Mainz im J. 1805. Sie soll zuerst als herumziehende Harfenistin u. Sängerin sich u. ihren armen Eltern ihr Brot verdient haben, bis ein Kunstfreund auf ihre schöne Stimme aufmerksam wurde u. sie ausbilden ließ. In Frankfurt a. M. betrat sie zuerst die Bühne u. ging darauf nach Kassel, wo sich Spohr ihre künstlerische Weiterbildung sehr angelegen sein ließ. 1827 gastirte sie mit großem Beifall in Berlin u. wurde, nachdem sie wieder nach Kassel zurückgekehrt war, daselbst auf Lebenszeit engagirt; kurze Zeit darauf aber brach sie einer geringfügigen Unannehmlichkeit wegen ihren Kontrakt u. verließ heimlich Kassel. In Paris tauchte sie wieder auf, wo sie, nachdem sie bei Tadolini noch Gesangstudien gemacht hatte, neben der Sontag u. der Malibran in der Ital. Oper auftrat. Nach Deutschland zurückgekehrt, hatte sie bes. in Wien vielen Beifall, sang dann 1832 in Mailand u. wurde 1833 am Königstädtischen Theater in Berlin engagirt. Nachdem sie 1835 beim Hoftheater in Dresden angestellt gewesen, sang sie 1836 wieder in Mailand; was nach dieser Zeit aus ihr geworden, ist nicht genau bekannt. — Zwei Schwestern von ihr, Clara H. u. Frau Stöckel-Heinefetter, haben sich ebenfalls als gute Sängerinnen bekannt gemacht; die Letztgenannte starb 23. Febr. 1857 zu Wien im Irrenhause.

Nr. 3349. Samuel Heinicke (geb. 10. April 1729, gest. 30. April 1790).

Heinicke, Samuel, der Begründer des deutschen Taubstummenunterrichtes, wurde 10. April 1729 in Nautschütz bei Weißenfels a. d. Saale geb. Sein erster Unterricht war ein sehr dürftiger, da der Vater, welcher ihn zu einem tüchtigen Bauer erziehen wollte, jede weitere Bildung für überflüssig hielt. Als der junge H. aber auch zu einer ihm verhaßten Ehe gezwungen werden sollte, da verließ er als 21jähriger Bursche heimlich das elterliche Haus u. ließ sich in Dresden als Soldat anwerben. Zunächst suchte er seine Schulkenntnisse zu vervollständigen u. mit Hülfe des Feldpredigers kam er bald so weit, daß er lat. u. franz. Klassiker lesen konnte. Er ertheilte nun selbst Unterricht u. gründete sich, trotzdem er Soldat blieb, eine behagliche häusliche Existenz. Etwa 1754 ward ihm ein taubstummer Knabe zugeführt, den er nicht nur lesen, schreiben u. rechnen, sondern auch etwas sprechen lehrte. H. wollte sich ganz dem Lehrfache widmen, aber der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges hinderte ihn daran. Er ward mit der gesammten sächs. Armee bei Pirna gefangen genommen u. sollte nun in das preuß. Heer eintreten. Es gelang ihm aber, nach Jena zu entfliehen, dort ließ er sich als Student inscribiren u. verdiente sich durch Stundengeben sein Brot. Beinahe wäre er wieder den Preußen in die Hände gefallen, er ging nun nach Hamburg, wo sich der Graf Schimmelmann seiner annahm u. ihn als Haussekretär anstellte. 1768 erhielt H. die Kantorstelle in Eppendorf bei Hamburg. Hier wurde ihm wieder ein taubstummer Knabe zur Bildung übergeben. Der Erfolg war ein so günstiger, daß ihm von verschiedenen Seiten taubstumme Kinder zugeführt wurden. Im Gegensatz zur franz. Lehrmethode (s. „Taubstummenunterricht"), welche den Taubstummen nur mit Hülfe der Pantomime u. Schrift bildete, begründete er sein Unterrichtsverfahren auf das gesprochene Wort. Seine Schüler lernten also sprechen, u. jetzt — nach 100 Jahren — wird in allen

deutschen Taubstummenanstalten die H.'sche Methode zu Grunde gelegt. Auch um die Volksschule erwarb sich H. große Verdienste, da er einer der Ersten war, die einer vernünftigen Erziehungs- u. Unterrichtsweise Bahn brachen u. für das Lesen u. Schreiben bessere Methoden einführten. Seine Schriften sind deshalb von hoher Bedeutung. 1778 wurde H. vom Kurfürsten Friedrich August nach Sachsen berufen u. von ihm in Leipzig die erste Taubstummenanstalt in Deutschland gegründet. Später verwickelte er sich in literarische Streitigkeiten verschiedenster Art, die seinem Rufe mehr schadeten als nützten. Namentlich war es ein Methodenstreit mit dem Abbé de l'Epée u. dessen Anhängern, der ihn tief verstimmte u. erbitterte. H. starb 30. April 1790. Seine zweite Gattin Elisabeth H., eine hochgebildete, thatkräftige Frau, übernahm nach seinem Tode die Leitung der jungen Anstalt. Einer seiner Söhne, Karl H., gründete in Krefeld eine Taubstummenanstalt, die aber bald wieder einging, während dagegen die von H.'s Schwiegersohn Eschke in Berlin gegründete Anstalt dauernden Bestand hatte. Später wurde die Leipziger Anstalt von H.'s zweitem Schwiegersohn, Magister Reich, übernommen, u. noch heute wirkt an dieser Anstalt eine Enkelin des Gründers als Pflegemutter der Taubstummen. Unter H.'s Schriften nennen wir: „Beobachtungen über Stumme u. über die menschliche Sprache" (Hamb. 1778); „Ueber die Denkart der Taubstummen u. die Mißhandlungen, welchen sie durch unsinnige Kuren u. Lehrarten ausgesetzt sind. Ein Fragment" (Lpz. 1780); „Ueber alte u. neue Lehrarten unter den Menschen in 4 Fragmenten" (Lpz. 1783); „Wichtige Entdeckungen u. Beiträge zur Seelenlehre u. zur menschlichen Sprache" (Lpz. 1784); „Metaphysik für Schulmeister u. Plusmacher" (Halle 1785); „Ueber graue Vorurtheile u. ihre Schädlichkeit" (Kopenh. u. Lpz. 1787). Weiteres über H. bietet die Schrift von H. E. Stötzner: „Samuel H. Sein Leben u. Wirken" (Lpz. 1870).

Heinlein, Heinrich, Münchener Landschaftsmaler, geb. zu Weilburg a. d. Lahn 3. Dez. 1803, widmete sich, dem Willen seines Vaters folgend, Anfangs dem Baufache, ging aber 1824 in München zur Landschaftsmalerei über, der er eine künstlerisch-poetische Form u. Farbe zu verleihen wußte. In zahlreichen Bildern zeigt er die Natur der Alpen, bald in feierlicher Ruhe, bald im Sturm der Leidenschaft. Mit derselben Vollkommenheit weiß er den Glanz der Sonne über Berg u. See, über Himmel u. Erde zu verbreiten u. wiederum dunkle Felsmassen u. hellschäumende Wasserfälle, zersplitterte Bäume u. finsteres Sturmgewölk zusammenzustellen. Nur die Vordergründe seiner Bilder sind häufig etwas zu unruhig u. bunt.

Heinrich I. (der Finkler, Vogelsteller, Städteerbauer), der erste deutsche König aus dem sächs. Herzogshause der Liudolfinger (919 bis 936), war 912 als Nachfolger Otto's des Erlauchten zur Herrschaft in Sachsen gelangt u. wurde auf Konrad's I. Empfehlung 23. Dez. 919 zu Fritzlar von den deutschen Fürsten einstimmig zum Oberhaupte des Reichs gewählt. Die Erzählung, daß ihm die Kunde seiner Wahl gebracht worden sei, als er am Vogelherde gesessen, entbehrt der Begründung. Die Salbung durch den Erzbischof von Mainz lehnte er ab, er bedürfe der Weihe durch Priesterhand nicht; es genüge ihm, durch Gottes Gnade u. des Volkes Wahl König zu sein. Von den rebellischen Fürsten ward Burchard von Schwaben durch das Erscheinen eines königl. Heeres, Arnulf von Bayern durch Zugeständnisse zur Unterwerfung gebracht; Lothringen wurde 925 wieder mit dem Deutschen Reiche vereinigt. Von den Magyaren, welche 924 ihre Raubzüge erneuerten u. bis in das Sachsenland ausdehnten, erkaufte H., als einer der vornehmsten Ungarfürsten von den Deutschen gefangen genommen worden war, einen neunjähr. Waffenstillstand gegen Freilassung des Gefangenen u. einen jährlichen Tribut u. benutzte diese Zeit zur Hebung der Wehrkraft seines Volkes, durch Anlage befestigter Plätze in Sachsen u. Thüringen, durch die Verpflichtung der Vasallen zum Reiterdienste u. durch die Uebung der Krieger, in geschlossenen Reihen zu kämpfen. Die neuorganisirte Streitkraft ward sodann in den Kriegen gegen die Slaven, welche mit den Magyaren gemeinsame Sache gemacht hatten, geschult u. hierbei nicht nur die zwischen Elbe, Havel u. Ostsee sitzenden Wendenstämme, sondern auch Böhmen zur Anerkennung der deutschen Herrschaft gezwungen. Als 933 die Weiterzahlung des Tributs verweigert wurde, fielen 2 Heere der Magyaren wieder in Deutschland ein, wurden aber in den Gegenden von Sondershausen u. Merseburg durch H. vollständig geschlagen. Dieser wandte sich darauf gegen die Dänen, welche sich unterdessen Schleswigs bemächtigt hatten, drang mit seinem Heere bis Jütland vor, zwang den König Gorm den Alten zur Tributzahlung u. bildete aus den zurückeroberten Landestheilen die Mark Schleswig (934). H. starb 60 Jahre alt 936 in seiner Pfalz zu Memmleben u. wurde in dem von ihm begründeten Kloster zu Quedlinburg begraben. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Otto I. (Abb. Bd. III, Nr. 2298.)

Heinrich II. (der Heilige od. der Lahme), röm.-deutscher Kaiser (1002—24), der letzte der sächs. Könige, geb. 972 als Sohn Heinrich's des Zänkers von Bayern u. Urenkel Heinrich's I., trat 995 nach dem Tode seines Vaters die Herrschaft in Bayern an u. begleitete Otto III. auf dem zweiten Zuge nach Rom. Nach dessen Tode (1002) u. der Ermordung seines Mitbewerbers um die deutsche Königskrone, des Markgrafen Ekkehard von Meißen, erlangte er durch den Erzbischof Willigis von Mainz die Krönung, ließ sich darauf von den einzelnen deutschen Stämmen huldigen, zwang den Markgrafen Heinrich von Schweinfurt, welcher auf das erledigte Herzogthum Bayern Ansprüche erhob, u. seinen diesem verbündeten Bruder Bruno nach einer gewonnenen Schlacht bei Bayreuth (1004) zur Unterwerfung u. verlieh Bayern an seinen Schwager, den Grafen Heinrich von Luxemburg. Der Polenkönig Boleslaw der Große, welcher sich der Lausitz u. eines großen Theils der Mark Meißen bemächtigt hatte u. in Böhmen als Herrscher anerkannt worden war, wurde nach einem 14jährigen Kriege im Frieden zu Bautzen (1018) gezwungen, diese Eroberungen wieder herauszugeben. In Italien, wo die nationale Partei (1002) den Markgrafen Arduin von Ivrea zum Könige erwählt hatte, erschien H. 1004, wurde aber durch den nächtlichen Aufstand in Pavia, der ihn zu einem Sprunge aus dem Fenster zwang, wobei er den Fuß brach, bewogen, nach Deutschland zurückzukehren; 1013 unternahm er einen zweiten Zug über die Alpen, ließ sich mit seiner Gemahlin in Rom vom Papste zum Kaiser krönen, beeilte sich aber nach einem blutig unterdrückten Aufstande der Römer (1014), die Halbinsel wieder zu verlassen; die dritte Heerfahrt nach Italien (1021), welche der zur Einweihung des Bamberger Domes in Deutschland selbst erschienene Papst Benedikt VIII. angeregt hatte, führte zwar zur Eroberung wichtiger griech. Städte in Süditalien, wie Salerno's u. Capua's, vernichtete aber auch den größten Theil des deutschen Heeres durch Seuchen u. zwang H. zu schleunigem Rückzug. Nachdem er noch seinen Nachfolgern die Herrschaft im Burgund. Reiche gesichert hatte, starb H. nach langen Leiden (1024) in seiner Pfalz zu Grona bei Göttingen, wurde im Dom zu Bamberg mit seiner Gemahlin begraben u. später wegen seiner Begünstigung der Kirche unter die Heiligen aufgenommen. (Abb. Bd. III, Nr. 2302.)

Heinrich III., röm.-deutscher Kaiser (1039—56), der zweite aus dem Hause der Franken, Sohn u. Nachfolger Konrad's II., geb. 1017 zu Osterbeck bei Geldern, wurde schon 1026 auf dem Reichstage zu Augsburg als Thronerbe anerkannt, 1028 als König gekrönt u. genoß unter der Leitung seiner feingebildeten Mutter Gisela u. der Bischöfe von Augsburg u. Freisingen eine treffliche Erziehung; 1039 zur Regierung gelangt, unternahm er einen Feldzug gegen den Böhmenkönig Bretislaw, welcher das unter deutscher Lehnshoheit stehende Polen mit Hülfe Stephan's I., Königs von Ungarn, an sich gerissen hatte, u. zwang ihn 1041 zur Verzichtleistung auf die poln. Eroberungen, gab ihm aber Böhmen, Mähren u. Schlesien zurück. Der Polenkönig Wladimir erklärte sich darauf als Vasall des deutschen Königs. Samuel von Ungarn, welcher 1042 in die Ostmark eingefallen war, wurde von H. geschlagen, zur Anerkennung der deutschen Oberlehnsherrlichkeit u. zur Abtretung der westl. Provinzen seines Reiches von der Fischa bis zur Leitha u. March gezwungen; als er aber die Friedensbedingungen nicht erfüllte, 1044 auf einem neuen Zuge von H. abgesetzt u. enthauptet. Da aber auch Andreas I. in der Erfüllung seiner Lehnspflichten u. der Zahlung des Tributes säumig war, so brach H. 1051 u. 1052 wiederholt in Ungarn ein, mußte aber den Feldzug wegen Mangels an Lebensmitteln aufgeben u. auf die Hoheitsrechte über Ungarn thatsächlich verzichten. Glücklich hatte H. 1045 gegen Gottfried II. von Oberlothringen, welcher auch Nieder-

lothringens sich bemächtigen wollte, gekämpft, als er 1047 von dessen Verbündetem Dietrich von Holland geschlagen wurde u. Nymwegen u. Verdun an die Verschworenen verlor; erst 1049 konnte H. die königl. Autorität in Lothringen wieder herstellen. In Italien hatten die Adelsparteien den Einfluß des deutschen Königs fast vollständig brach gelegt, u. nicht weniger als 3 Päpste, Benedikt IX., Sylvester III. u. Gregor VI., machten ihre Ansprüche auf den Stuhl Petri zu gleicher Zeit geltend. H. erschien 1046 in Italien, ließ diese 3 Päpste absetzen u. erhob den Bischof Suidger von Bamberg als Clemens II. zum Papste, indem er zugleich sich, als deutschem König, das Recht wahrte, den Apostolischen Stuhl lediglich nach seinem Ermessen zu besetzen, ernannte nachher noch die deutschen Bischöfe Poppo von Brixen als Damasus II. (1048) u. Bruno von Toul als Leo IX. (1049) u. Gebhard von Eichstädt (1055) zu Päpsten u. sorgte für die Freiheit des päpstlichen Stuhles von der röm. Aristokratie, sowie für eine strengere Handhabung der Kirchenzucht; nam. bemühte er sich um Abschaffung der Simonie. H. starb 5. Okt. 1056 zu Bodfeld am Harze u. wurde im Dom zu Speier beigesetzt. (Abb. Bd. III, Nr. 2304.)

Heinrich IV., röm.-deutscher Kaiser (1056—1106), geb. 1050 als der Sohn Heinrich's III., war schon 1053 von den deutschen Fürsten als Nachfolger seines Vaters anerkannt u. 1054 vom Erzbischof von Köln gekrönt worden. Seine hochgebildete Mutter Agnes leitete seine Erziehung u. führte die Regentschaft; um ihre Macht zu stärken, suchte sie Gottfried von Lothringen durch Wiederverleihung mit dem ihm von ihrem Gemahle entrissenen Herzogthum wieder zu versöhnen, belehnte Rudolf von Rheinfelden mit dem erledigten Herzogthum Schwaben, obgleich dieses dem Grafen Berthold von Zähringen zugesichert war, u. verlieh Letzterem dafür Kärnthen, während Otto von Nordheim das Herzogthum Bayern erhielt. Um die Zügel der Regierung in seine Hand zu bekommen, entführte der Kölner Erzbischof Anno II. 1062 den jungen König von der Rheininsel Kaiserswerth nach Köln, brachte zugleich die Reichsinsignien in seine Gewalt, erregte aber bald durch seine Herrschsucht u. die Verschwendung der Reichsgüter die Mißstimmung der deutschen Fürsten, welche ihm in dem Erzbischofe Adalbert von Bremen 1063 einen Mitregenten gaben. Während Anno H. mit priesterlicher Strenge erzogen hatte, ließ Adalbert, welcher bald die Ausbildung des Knaben allein überkam, ihm vollständig freien Willen in jedem Sinnengenuß, entsittlichte ihn, um seinen Einfluß zu befestigen, u. nährte in ihm den Haß gegen das Sachsenvolk, mit dessen Großen er selbst verfeindet war. Als H. 1065 mündig erklärt worden war, setzte es Anno von Köln 1066 auf dem Reichstage von Tribur durch, daß H. von Adalbert getrennt, wieder unter Vormundschaft gestellt u. wider seinen Willen mit Bertha, der Tochter der Markgräfin von Susa, verheirathet wurde. Otto von Nordheim, einer der Hauptverschworenen u. ärgsten Feinde Adalbert's, des Hochverrathes u. Mordversuches gegen den König 1070 angeklagt u. von dem Fürstentage zu Mainz für schuldig befunden, ward seiner Reichslehen für verlustig erklärt u. trotz des bei Eschwege erfochtenen Sieges zur Unterwerfung genöthigt, Bayern aber an Welf IV., seinen Schwiegersohn, verliehen. Um die Sachsen, unter denen Otto von Nordheim ausgedehnte Besitzungen hatte, niederzuhalten, ließ H. in ihrem Lande eine Menge starker Burgen aufführen u. sie durch Abgaben u. Beschränkung ihrer Rechte arg bedrücken. Anno von Köln, welcher 1072 von dem Hofe H.'s entfernt worden war, schürte die Unzufriedenheit im Sachsenlande, u. 1073 beschloß eine allgemeine Volksversammlung der Sachsen, an welcher auch Otto von Nordheim theilnahm, daß der dem Könige H. geleistete Eid nicht dem Tyrannen gegenüber bindend sei, u. gelobte mit den Waffen die Freiheiten u. Rechte des Landes zu vertheidigen. Die durch kirchliche Zehnten von H. bedrückten Thüringer schlossen sich den Aufständischen an, u. H. mußte aus der umstellten Harzburg mit Lebensgefahr fliehen. Die deutschen Fürsten zögerten mit der Hülfe u. die von H. zu Friedensunterhandlungen nach Gerstungen entsandten Erzbischöfe von Mainz u. Köln u. die Herzöge Rudolf von Schwaben u. Berthold von Kärnthen kamen mit den Rebellen im Geheimen überein, daß H. wegen Unfähigkeit des Regimentes entsetzt u. ein Anderer auf den Thron erhoben werden solle. Da die Aufständischen eine Burg des Königs nach der anderen eroberten, sah sich dieser endlich im Gerstunger Frieden 1074 zu den Zugeständnissen gezwungen, seine Burgen in Sachsen niederreißen, Otto von Nordheim in Bayern wieder einsetzen, die Freiheiten der Sachsen bestätigen, den Thüringern den Zehnten erlassen u. eine Amnestie gewähren zu wollen. Da die Sachsen aber auch Kirchen zerstörten u. Gräber schändeten, so fand H. bei süddeutschen Fürsten, welche sich durch den Gerstunger Frieden beeinträchtigt glaubten, Unterstützung, schlug die Sachsen 1075 bei Homburg an der Unstrut, nöthigte sie zur Unterwerfung u. brachte Otto von Nordheim u. mehrere andere geistliche u. weltliche Fürsten in Gefangenschaft. Die Sachsen wandten sich mit Beschwerden an Papst Gregor VII., welcher H. um Buße zu thun nach Rom forderte. H. ließ ihn darauf (1076) von einem nach Worms berufenen Nationalkonzil absetzen, Gregor VII. aber verhängte den Bann über den König, erklärte ihn seiner königl. Würden verlustig u. entband seine Unterthanen von dem Eide der Treue. H. suchte nun Otto von Nordheim dadurch für sich zu gewinnen, daß er ihn der Haft entließ u. zum Statthalter im Sachsenlande ernannte, aber Otto trat mit Rudolf von Schwaben an die Spitze der sich wieder empörenden Sachsen u. schlug mit diesen das königl. Heer. H.'s Anhang schwand immer mehr zusammen u. die zu Tribur versammelten Fürsten konnten ihm befehlen, sich in allen Dingen dem Papste zu unterwerfen, seine Vergehen gegen diesen öffentlich zu bekennen u. zu büßen u. sich von den anderen Beschuldigungen zu reinigen, u. bestimmen, daß H., wenn er binnen Jahresfrist nicht vom Banne losgesprochen sein sollte, er die Krone unwiderruflich verwirkt habe. H. zog im Winter 1076 mit Weib u. Kind über den Mont Cenis nach Italien, fand dort zwar bei den lombardischen Großen begeisterte Aufnahme, bequemte sich aber doch zu der schimpflichen Buße von Canossa, wo sich Gregor VII. bei der Markgräfin Mathilde von Tuscien befand. Der Papst sprach ihn erst auf Fürbitte dieser vom Banne los, nachdem H. drei Tage lang (25.—27. Jan. 1077) im Büßerhemde im Schloßhofe das Mitleid des „Statthalters Christi" angefleht hatte. Trotzdem setzte der Fürstentag zu Forchheim (13. März 1077) im Einverständniß mit Gregor VII. H. ab u. erwählte Rudolf von Schwaben zum Gegenkönig. H. aber fand treue Unterstützung bei der niederen Geistlichkeit, welche durch Gregor's VII. Verbot der Investitur durch Laien u. der Priesterehe in ihrem Amte sowie in ihrer Familie angegriffen war, u. bei den rhein. u. süddeutschen Städten; bei Mölsen an der Elster, unfern Zeitz (15. Okt. 1080), wurde zwar H.'s Heer geschlagen, der Gegenkönig Rudolf aber so verwundet, daß er am nächsten Tage starb. Auf die Kunde, daß Gregor H. aufs Neue gebannt habe, ward von einer zu Brixen abgehaltenen Synode deutscher u. ital. Bischöfe der Papst für abgesetzt erklärt u. Clemens III. auf den päpstlichen Stuhl erhoben. H. eilte, Friedrich den Staufer in Deutschland als Statthalter zurücklassend, nach Italien, erstürmte Rom (3. Juni 1083), schloß den Papst in der Engelsburg ein u. ließ sich von Clemens III. (1084) mit seiner Gemahlin zum Kaiser krönen. Vor dem zur Befreiung Gregor's herbeieilenden Normannenheere mußte sich H. aber nach Norditalien zurückziehen, während sich Gregor VII. nach Salerno begab, wo er nach Erneuerung des Bannes am 25. Mai 1085 starb. In Deutschland war unterdessen 1081 von der päpstl. Partei Graf Hermann von Luxemburg als Gegenkönig aufgestellt worden, dieser entfloh aber nach H.'s Rückkehr zu den Dänen; Markgraf Ekbert II. von Meißen wurde 1086 bei Würzburg geschlagen u. 1090 von kaiserl. Truppen im Harze getödtet. Urban II., der Gegenpapst von Clemens III., erneuerte den Bann u. zwang H. 1090 zum dritten Zug über die Alpen; schon war Mantua gefallen, da empörte sich des Kaisers Sohn Konrad gegen seinen Vater, auf Betrieb der Markgräfin Mathilde, die durch die Heirath des jungen Welfs den Bayernherzog auf päpstl. Seite gebracht hatte. H., durch diese Schläge tief erschüttert, blieb jahrelang unthätig in Italien, das er erst 1097 verließ. In Deutschland gewann er zwar durch Zugeständnisse die ihm noch feindlich gesinnten Welf von Bayern u. Berthold II. von Zähringen, schlug den von Paschalis II., dem Nachfolger Urban's, gegen ihn aufgehetzten Grafen Robert II. von Flandern (1103) u. ließ zu Mainz von sämmtlichen Fürsten des Reiches den Gottesfrieden beschwören, mußte aber 1105 gegen seinen eigenen, von Paschalis verblendeten Sohn Heinrich die Waffen kehren; vor der Schlacht löste Verrath das Heer des Kaisers auf;

H. floh nach dem Rheine, wo die Städte treu zu ihm hielten. Sein Sohn verlangte eine Zusammenkunft mit ihm, um sich zu versöhnen; diese fand zu Bingen statt, aber H. wurde von seinem wortbrüchigen Sohne gefangen genommen, nach Ingelheim geführt u. gezwungen, um das Leben zu retten, der Krone zu entsagen. Zwar gelang es H., nach Köln u. darauf nach Lüttich zu flüchten, aber hier starb er, 7. Aug. 1106, seinem Sohne das Reich hinterlassend. Erst 1111 ward der Bann von der Leiche genommen u. diese in Speier beigesetzt. (Abb. Bd. III, Nr. 2305.)

Heinrich V., röm.-deutscher Kaiser (1106—25), geb. als Sohn Heinrich's IV. 1081, war 1098 zum deutschen König erwählt u. 1106 noch bei seines Vaters Lebzeiten als dessen Nachfolger zu Mainz gekrönt worden. Seit 1104 hatte er an der Spitze der päpstl. Partei Heinrich IV. bekämpft; selbst zur Herrschaft gelangt, erklärte er aber Paschalis II., nachdem er seinem Königthum die Anerkennung der deutschen Großen erzwungen hatte, daß er auf das Recht der Investitur (s. d.) nicht verzichten wolle, zog 1110 nach Italien u. zwang den Papst, welchen er mit den Kardinälen 2 Monate lang gefangen hielt, die Investiturverbote aufzuheben u. ihn zu krönen (1111). Das Lateranische Konzil erklärte jedoch diesen Vertrag für erzwungen u. nichtig; der Erzbischof von Vienne sprach, da Paschalis II. gelobt hatte, H. nicht mit dem Banne belegen zu wollen, über diesen das Anathem aus, u. vom Papste angeregt, erhoben Lothar von Supplinburg, welcher von H. der sächs. Herzogswürde entkleidet worden, Wipercht von Groitzsch u. andere sächs. Große einen Aufstand gegen den Kaiser, erlitten zwar von Hoyer von Mansfeld bei Warnstädt (1113) eine Niederlage, siegten aber über das kaiserl. Heer in der Schlacht am Welfesholze (1115), worauf ein päpstl. Legat das Anathem über H. erneuerte u. der Papst offen Partei für die sächs. Rebellen ergriff. Um seine Ansprüche auf das Erbe der Gräfin Mathilde von Tuscien geltend zu machen, überließ H. den Kampf gegen die deutschen Großen seinen Neffen, den Hohenstaufen Friedrich u. Konrad, zog 1116 nach Italien, stellte in Gregor VIII. einen Nachfolger für den 1118 gestorbenen Paschalis II. auf, vertrieb dessen Gegenpapst Gelasius II., sah sich aber durch die Fortdauer des Bürgerkrieges in Deutschland genöthigt, dorthin zurückzukehren. Erst 1121 wurden diese Unruhen durch den Reichstag von Würzburg beendet, auf welchem H. bestimmte, daß sowol den weltl. wie geistl. Großen ihr rechtliches Eigenthum zurückgegeben werden solle. Unterdessen hatte der als Calixt II. zum Papste erhobene Erzbischof von Vienne Gregor VIII. gefangen nehmen u. mißhandeln lassen, bis Letzterer 1121 starb, u. über H. den Bann ausgesprochen. Dieser aber wußte 1122 auf der Reichs- u. Kirchenversammlung zu Worms im sog. Wormser Konkordate den Frieden mit dem Papstthum zu Stande zu bringen. Die Wahlen der höheren Geistlichen sollten von den Kapiteln in Gegenwart des Kaisers od. dessen Stellvertreters vollzogen werden u. dieser selbst sie durch das Scepter mit weltl. Gütern belehnen. H. starb zu Utrecht 23. Mai 1125 als der letzte der deutschen Kaiser aus fränk. Geschlechte; ihm folgte Lothar der Sachse. (Abb. Bd. III, Nr. 2305.)

Heinrich VI., röm.-deutscher Kaiser (1190—1197) aus dem Geschlechte der Hohenstaufen, als Sohn Friedrich's I. u. Beatrix' von Burgund 1165 geboren, 1169 zum deutschen König gekrönt u. während seines Vaters Abwesenheit in Palästina mit der Würde eines Reichsverwesers bekleidet, mußte nach des Kaisers Tode den Kampf gegen Heinrich den Löwen fortsetzen, bis dieser sich endlich 1194 unterwarf. Um das Erbrecht seiner Gemahlin Constantia auf die sizil. Besitzungen zu wahren, zog H. 1190 nach Italien, ließ sich in Rom zum Kaiser krönen u. war Anfangs im Kampfe gegen Tankred von Lecce, welcher die Krone Siziliens sich angemaßt hatte, glücklich, mußte aber wegen einer im Heere ausgebrochenen Pest von der Belagerung Neapels abstehen u. nach Deutschland zurückkehren. Das große Lösegeld, mit welchem Richard Löwenherz (s. d.) seine Freiheit erkaufen mußte, verwendete H. zu neuen Rüstungen, zog dann wiederum nach Italien (1194), wo Tankred gestorben war u. seine Wittwe Sibylle für ihren zum König gekrönten Knaben das Reich zu behaupten versuchte, nahm Neapel, erstürmte Salerno u. zog in Palermo ein. Mit Sybille schloß H. Frieden, nachdem die Grafschaft Lecce u. das Fürstenthum Tarent Wilhelm als Erblehen zugesichert, die sizil. Krone aber H. ausgeliefert wurde. Als aber sich Sibylle mit sizil. Großen in eine Verschwörung gegen den Kaiser einließ, wurde sie gefangen nach dem Kloster Hohenburg im Elsaß gebracht, Wilhelm entmannt u. viele Edelleute hingerichtet. H.'s Plan, auf dem Reichstage zu Würzburg 1196 die Erbfolge im Reiche von dem Wahlrechte der Fürsten unabhängig zu machen, scheiterte an der Opposition der geistlichen Fürsten u. des Papstes. Das letzte Jahr seines Lebens füllten die Vorbereitungen zu einer Heerfahrt gegen Griechenland, auf das er Erbansprüche geltend machte; er kam aber nur nach Sizilien, wo er von dem griech. Kaiser Alexius, den Königen Leo von Armenien u. Amalrich von Cypern Tribut empfing u. in Messina 28. Sept. 1197 starb. (Abb. Bd. III, Nr. 2310.)

Heinrich VII., römisch-deutscher Kaiser (1308—13), geb. 1262 als Sohn des Grafen Heinrich II. von Luxemburg, wurde 29. Nov. 1308 auf Betrieb des Papstes Clemens V. zum Nachfolger Albrecht's I. gewählt, entzog das Königreich Böhmen dem tyrannischen Herzog Heinrich von Kärnthen, verlieh es seinem Sohne Johann, dem Gemahl der böhm. Prinzessin Elisabeth, u. sprach die Acht über die Mörder Kaiser Albrecht's u. Eberhard's von Württemberg aus, welcher mit süddeutschen Fürsten u. Herren in fortwährende Fehden verwickelt war. Sein 1311 begonnener Römerzug brachte ihm zwar die Eiserne Krone zu Mailand u. die röm. Kaiserkrone ein, doch konnte er, trotz des Bündnisses mit dem Könige Friedrich von Sizilien, Neapel dem Könige Robert nicht entreißen; er starb 24. Aug. 1313 zu Buonconvento, von einem Dominikanermönche vergiftet. (Abb. Bd. III, Nr. 2317.)

Heinrich I., König von England, genannt Beauclerc, 1100 bis 1135, geb. 1068 als Sohn Wilhelm's I., behauptete sich durch die Schlacht bei Tinchebray (1106) im Besitz der Normandie gegen seinen Bruder, den Herzog Robert, konnte aber in diesem Lande die Königsmacht nicht in der Art befestigen, wie in England, wo er den Trotz der Feudalherren brach, die Sicherheit der Straßen wieder herstellte u. die Rechte der Anglikanischen Kirche gegen die päpstlichen Uebergriffe sicherte. Als H. 1135 kinderlos gestorben war, folgte ihm Stephan von Blois, sein Neffe, auf dem Throne.

Heinrich II., König von England, 1154—1189, geb. 5. März 1133 als Sohn des Grafen Gottfried Plantagenet von Anjou u. der Mathilde, Tochter Heinrich's I., genoß durch Robert von Gloucester eine gelehrte Bildung, ward vom Könige von Frankreich u. dem größten Theile der Ritterschaft schon 1151 als Herzog von der Normandie anerkannt, erbte von seinem Vater Anjou u. erwarb durch Heirath Guienne u. Poitou. Herr über die westl. Hälfte Frankreichs, landete er 1153 an der Küste Englands, um seinem Vetter, dem Könige Stephan, die Krone zu entreißen, u. zwang diesen, ihn wenigstens als Thronerben anzuerkennen. Nach dessen Tode übernahm er 1154 die Herrschaft als Erster aus dem Hause Plantagenet, beugte die widerspenstigen Magnaten Englands unter die Königsmacht u. zwang die räuberischen Waliser zur Anerkennung der engl. Oberhoheit. Thomas Becket (s. d.), 1162 von H. zum Erzbischof von Canterbury erhoben, unterschrieb zwar die Konstitution von Clarendon (1164), durch welche dem Könige die Investitur der Bischöfe u. das Gericht über die Geistlichkeit gewahrt wurde, trat aber ganz auf päpstliche Seite u. verweigerte die Ausführung jener Beschlüsse. Sein Widerstand munterte den engl. Klerus zu Gleichem auf u. führte endlich zur Ermordung des Erzbischofs in der Kathedrale von Canterbury (1170), deren intellektuelle Urheberschaft H. selbst vorgeworfen wurde. Um dem Banne zu entgehen, mußte H. urkundlich geloben, die Clarendoner Konstitution wieder aufzuheben. Irland ward 1171—1172 nach Unterwerfung der einzelnen kelt. Stammesfürsten erobert u. Heinrich, der älteste Sohn des Königs, 1171 als Mitregent angenommen. Seine Mutter Eleonore, welche auf ihren Gemahl eifersüchtig war, u. sein Schwiegervater Ludwig von Frankreich, regten diesen u. auch die beiden anderen Söhne H.'s zum Kriege gegen den Vater an, der jedoch nach zweijähriger Dauer 1174 mit der Unterwerfung der Rebellen endete. In demselben Jahre mußte auch der schott. König die engl. Lehnshoheit anerkennen. In dem nun geeinigten u. beruhigten Lande wurde die Rechtspflege geordnet, die Gottesurtheile u. gerichtlichen Zweikämpfe abgeschafft, die Reichsverwaltung in verschiedene Zweige getheilt u. in Betreff der geistl. Gerichte mit der Kurie eine

Verständigung erzielt. Im J. 1180 brachen in den franz. Besitzungen aufs Neue Kämpfe zwischen den Söhnen aus, weil Richard seinem älteren, schon gekrönten Bruder Heinrich nicht huldigen wollte; erst 1183, als Heinrich gestorben war, trat der Friede wieder ein. Richard aber nahm 1188 in dem Kriege H.'s gegen Philipp II. von Frankreich, welcher in die Normandie eingefallen war, gegen seinen Vater Partei, wodurch dieser gezwungen ward, für einen Theil seiner kontinentalen Besitzungen Philipp II. als Lehnsherrn anzuerkennen. Durch diese Schicksalsschläge gebeugt starb H. 3. Juli 1189 auf dem Schlosse Chinon, sein Reich Richard I. Löwenherz hinterlassend.

Heinrich III., König von England, 1216—1272, geb. 1206 in Winchester als Sohn König Johann's ohne Land u. Enkel Heinrich's II., stand unter der Regentschaft des Legaten Guala u. des Grafen Wilhelm von Pembroke, machte fruchtlose Anstrengungen, die franz. Erblande vor den Angriffen Ludwig's VIII. von Frankreich zu schützen, u. konnte nur mit Unterstützung der Geistlichkeit vorübergehende Erfolge in den Kämpfen mit den aufständigen Feudalherren erringen. In seiner Regierung von Günstlingen abhängig u. dem Papste in Geldbewilligungen allzu willfährig, erweckte H. eine nationale Opposition, welche die Verlegenheiten des Königs benutzte, um die Rechte des Parlaments zu erweitern, die fremden Räthe zu vertreiben u. Handel u. Gewerben bedeutende Freiheiten zu erwerben. Als H. mit Hülfe Frankreichs u. des Papstes die verlorene Macht wieder zu erwerben trachtete, stellte sich Graf Simon von Montfort an die Spitze der Parlamentspartei u. gewann die Schlacht bei Lewes (1264), in welcher der König selbst in die Gefangenschaft gerieth. Simon von Montfort warf sich zum Protektor auf u. begründete die parlamentarische Verfassung Englands, fiel aber in der Schlacht bei Evesham (1265) gegen Eduard, den Sohn H.'s. H. wurde befreit, konnte aber den Aufstand erst durch den Erlaß einer Amnestie u. die Anerkennung der Magna Charta dämpfen. Die letzten Jahre seiner Regierung benutzte der König, um die zerrütteten Finanzverhältnisse seines Landes zu ordnen, u. starb 20. Nov. 1272. Ihm folgte Eduard I.

Heinrich IV., König von England, 1399—1413, geb. 4. April 1367 zu Bolingbroke als Sohn Johann's von Gaunt, Herzogs von Lancaster, u. Enkel Eduard's III., zeichnete sich in seiner Jugend auf einem Kriegszuge gegen die Litthauer aus, mußte aber 1398 als Theilnehmer an den Unruhen gegen Richard II. England verlassen u. eine Zuflucht in Paris suchen. Ein Jahr darauf landete er an der Küste von York u. erhob die Fahne des Aufstandes, unter der sich bald 30,000 Bewaffnete scharten. Der König ward zur Thronentsagung gezwungen u. H. übernahm 13. Okt. 1399 die Herrschaft als erster König aus dem Hause Lancaster. Richard II. starb 1400 im Gefängniß den Hungerstod. Nicht blos ein Theil des Adels erregte schon in den ersten Jahren der Regierung H.'s wiederholt blutige Unruhen, sondern auch in Wales entbrannte 1401 der Aufruhr, u. die Schotten, welche gegen den Usurpator die Waffen ergriffen, mußten in den Schlachten bei Homildon u. Shrewsbury (1403) zur Lehnspflicht zurückgebracht werden. Die Ruhe im Innern behauptete H. durch den Bund mit der Kirche, für welche er jetzt energisch gegen die wycliffitischen Ketzer einschritt. Die Ausgaben, welche die Kriege nöthig machten, zwangen ihn, mit dem Parlamente die Regierungsgewalt zu theilen. Als er 20. März 1413 starb, hinterließ er den Thron seinem Sohne Heinrich V.

Heinrich V., König von England, 1413—1422, geb. 9. Aug. 1388 als Sohn Heinrich's IV., war in seiner Jugend ritterlich u. tapfer, aber auch ausschweifend; als er zur Regierung kam, legte er diesen Fehler ab, erließ eine allgemeine Amnestie, gab den in den Kämpfen seines Vaters gefangenen Schotten die Freiheit wieder u. ehrte die Rechte des Parlamentes. Doch verfolgte er die Wycliffiten in grausamer Weise u. verschärfte die Ketzergesetze. Die demokratischen Unruhen in Frankreich u. der Wahnsinn Karl's VI. bewogen H. 1415, über den Kanal zu gehen, um die ehemaligen engl. Besitzungen auf franz. Boden wieder zu erobern. Harfleur in der Normandie wurde erobert u. das fünfmal stärkere franz. Heer bei Azincourt am 25. Okt. geschlagen. H. kehrte nach London zurück, schloß mit Burgund einen Vertrag u. erschien 1417 wieder in der Normandie, die er sich in kurzer Zeit unterwarf. Rouen mußte sich 1419 ergeben u. die engl. Truppen stritten bald in der Umgegend der Hauptstadt. Da ward Johann von Burgund auf Anstiften des Dauphins von Frankreich auf der Yonne-Brücke ermordet u. sein Sohn Philipp schloß sich offen im Vertrag von Arras an H. an. Dieser vermählte sich darauf mit Katharina, der Tochter Karl's VI., u. erlangte im Vertrag von Troyes die Regentschaft über Frankreich. Der Dauphin setzte aber den Krieg fort u. H. mußte sich 1421 abermals nach Frankreich begeben, wo er glücklich an der Loire kämpfte, aber auch 31. Aug. 1422 zu Vincennes starb. Ihm folgte Heinrich VI.

Heinrich VI., König von England, 1422—1461, geb. 6. Dez. 1421, war beim Tode seines Vaters Heinrich V. erst 9 Monate alt, u. wurde zwar 1430 auch in Paris als König von Frankreich gekrönt; das wiedererwachende franz. Nationalgefühl, welches sich am glänzendsten in der Jungfrau von Orleans verkörperte, der zwischen Philipp von Burgund u. Karl VII. in Arras geschlossene Frieden u. der Tod des großen engl. Staatsmannes Bedford, welcher die Unternehmungen in Frankreich geleitet hatte, waren Ursache schwerer Verluste für England. Die Schlacht bei Formigni (1450) brachte die Normandie, der Sieg bei Castillon (1453) Guyenne u. Gascogne wieder in franz. Besitz; 1453 waren die Engländer nur noch auf Calais beschränkt. Der Zorn des engl. Volkes über diese Unfälle in Frankreich konzentrirte sich auf H.'s Günstling, den Herzog v. Suffolk, der ermordet wurde, u. verschaffte Richard von York, welcher nach der Krone strebte, bedeutenden Anhang u. 1454 die Würde eines Protektors des Reiches. 1455 begann der Kampf zwischen den Parteien der Lancasters u. Yorks, der Krieg der rothen u. weißen Rose. Indem der schwache König immer nach Versöhnung trachtete, führte er den Krieg nur lässig. Der Niederlage von Northampton (1460), wo der König gefangen wurde, folgte am 25. Okt. 1461 die Ausschließung der Lancasters von der Thronfolge u. die Anerkennung Richard's von York als Thronerben. Die Königin sammelte zwar nochmals die Scharen ihrer Anhänger; in der Schlacht von Wakefield ward aber der Herzog von York geschlagen u. getödtet u. H. befreit. Der Sohn Richard's, Eduard von York, ward aber von seiner Partei zum König ausgerufen u. 1461 gekrönt. Die Königin floh nach Frankreich, H. setzte im N. den Krieg fort, fiel aber durch Verrath in die Hände Warwick's, der ihn 1465 nach dem Tower bringen ließ, sich aber 1470 selbst gegen Eduard empörte u. den schwachsinnigen H. aus dem Gefängniß wieder auf den Thron führte. Die Schlacht bei Barnet (1471) stürzte indessen diese Scheinherrschaft sehr bald. Eduard ließ H. wieder in den Tower bringen, wo er 21. Mai 1471 ermordet wurde.

Heinrich VII., König von England, 1485—1509, geb. 17. Jan. 1456 als Sohn Edmund Tudor's u. Margaretha's von Beaufort, Erbtochter des Hauses Lancaster, war von dem Grafen von Pembroke, um vor den Nachstellungen Eduard's IV. gesichert zu sein, nach der Bretagne gebracht u. dort erzogen worden. Die Unzufriedenheit mit Richard's III. Regierung, welche in den südl. Landschaften Englands herrschte, bewog ihn u. den Herzog v. Buckingham, 1483 einen Aufstand für H. zu erregen, doch wurde derselbe niedergeschlagen u. Buckingham selbst büßte sein Beginnen mit dem Tode. Mit 3000 waliser, bretonischen u. normannischen Abenteurern landete H. am 1. Aug. 1485 an der Küste von Wales, wo er begeisterte Aufnahme fand, schlug bei Bosworth Richard III., der in der Schlacht selbst den Tod fand, u. ward auf dem Schlachtfelde von den Truppen selbst als König anerkannt u. 30. Okt. als solcher gekrönt. Die Anhänger der Yorks erhoben aber nicht nur im Norden Englands die Fahne der Empörung, sondern sie ließen auch (1487) den Sohn eines Tischlers in Oxford, Lambert Simmel, in der Kathedrale zu Dublin als Sohn Eduard's IV. zum König krönen. Margaratha von Flandern, die Schwester Eduard's IV., schickte diesem Prätendenten ein Hülfsheer deutscher Söldner, die Aufständischen landeten an der Küste von Lancaster, wurden aber bei Stoke upon Trent geschlagen u. der gekrönte Tischlerssohn gefangen genommen. Die Herzogin Margarethe stellte darauf 1492 Perkin Warbeck aus Tournay als einen andern angeblichen Sohn Eduard's IV. zum Thronprätendenten auf u. fand für denselben selbst am französischen Hofe Unterstützung u. unter dem hohen englischen Adel Anhänger. Warbeck kam 1495 nach Schottland, gewann in dessen König Jacob IV., welcher mit H. im Kriege lag, einen

Bundesgenossen u. fiel in England ein; doch scheiterte das Unternehmen an der tapferen Vertheidigung der Stadt Exeter, Warbeck ward gefangen u. 1499 hingerichtet. Die nun folgenden Jahre des Friedens benutzte H., um die königl. Autorität durch strenge Handhabung der Gesetze zur Anerkennung der engl. Magnaten zu bringen. Die Errichtung einer Schützen Leibgarde legte den Grund zu einem stehenden Heere; das Recht des Adels, seine Unterthanen unter den eigenen Farben zu bewaffnen, ward abgeschafft, in der Sternkammer ein Gerichtshof für die Verbrechen des Hochverrathes errichtet u. die Einkünfte der Krone durch Konfiskationen u. Einziehung der Besitzungen ausgestorbener Geschlechter u. Vermehrung der Steuern beträchtlich vermehrt. Das Parlament ward in den letzten 13 Jahren der Regierung H.'s nur ein einziges Mal einberufen. Handel u. Gewerbe nahmen aber durch die strenge Aufrechterhaltung des Landfriedens einen außerordentlichen Aufschwung. H. starb 22. Apr. 1509 zu Richmond.

Heinrich VIII., König von England u. Irland, 1509—1547, geb. 28. Juni 1491 zu Greenwich als Sohn Heinrich's VII., genoß eine gelehrte theolog. Erziehung u. wurde, als er den Thron bestieg, vom Volke mit Jubel begrüßt, weil man die Zeit der schweren Bedrückungen, welche das Land unter seinem Vater hatte zu erdulden gehabt, vorübergegangen glaubte. Die beiden dem Volke am meisten verhaßten Minister H.'s VII., Empson u. Dudley, ließ er hinrichten, vermählte sich 7. Juni 1509 mit der weit älteren Katharina von Aragonien, der Wittwe seines Bruders u. Tante des späteren Kaisers Karl V., und verband sich 1512 mit Kaiser Maximilian, um Ludwig XII. von Frankreich die früher zu England gehörige Provinz Guyenne wieder abzunehmen. Das verbündete Heer siegte zwar in der „Sporenschlacht" bei Guinegate; auch eroberte H. Tournay, schloß aber, da er sich vom Kaiser hintergangen glaubte, 1514 Frieden u. ein Bündniß mit Frankreich. Die mit Ludwig XII. verbündeten Schotten waren 1513 bei Flodden am Tweed geschlagen worden. Das Bündniß mit dem deutschen Kaiser (nunmehr Karl V.) ward zwar 1521 durch Vermittelung des in England überaus einflußreichen Kardinals Wolsey erneuert u. an Frankreich aufs Neue der Krieg erklärt; doch wandte sich H. 1525 wieder auf die Seite des franz. Königs, nahm an den Kriegen gegen Karl V. Theil u. schloß mit diesem erst 1529 zu Cambray Frieden. — Die innere Politik H.'s war charakterisirt durch das Streben nach Selbstherrschaft u. durch Umgehung u. Verletzung der Verfassung, Steuerdruck u. willkürlichste Rechtspflege. Die Kirchenveränderung in England entsprang aus dem Wunsche des Königs, von seiner Gemahlin Katharina geschieden zu werden, um das Hoffräulein **Anna Boleyn** heirathen zu können. Diese, wahrscheinlich 1507 geb., war die Tochter des Sir Thomas Boleyn od. Bullen, der mehrfach in diplomat. Missionen thätig war u. später zum Grafen von Wiltshire erhoben ward. Seit ihrem siebenten Lebensjahre hatte Anna am franz. Hofe gelebt; erst nach dem Tode der Königin Claudia, der Gemahlin Franz' I. von Frankreich († 1524), kehrte sie, die durch Schönheit u. Anmuth ausgezeichnet war, nach England zurück. Um zur Ehe mit Anna zu gelangen, schützte H. Gewissensbisse über die unkanonische Ehe mit seiner Schwägerin vor. Der Papst Clemens VII. aber, welcher allein die Scheidung vollziehen konnte, durch dieselbe aber Karl V. nicht beleidigen wollte, suchte diese Angelegenheit zu verzögern u. fand dabei Unterstützung in Wolsey. Das führte zu des Letzteren Sturze. H., welcher durch seine Verfolgung der Ketzer u. seine gegen Luther gerichtete Schrift über die sieben Sakramente sich vom Papste den Titel eines „Vertheidigers des christlichen Glaubens" erworben hatte, brach jetzt mit dem Papste, erpreßte von der Geistlichkeit bedeutende Summen u. ließ sich von derselben als Oberhaupt der englischen Kirche anerkennen. Nachdem die englischen Universitäten ein H. günstiges Urtheil in der Scheidungsfrage abgegeben hatten, wurde durch Cranmer, der dafür zum Erzbischof von Canterbury erhoben worden war, am 23. Mai 1533 die Ehe des Königs mit Katharina gelöst u. die Ehe mit Anna Boleyn als rechtmäßig erklärt. Zahlreiche Anhänger des Papstes wurden enthauptet, aber auch gegen die Lutheraner mit großer Grausamkeit verfahren. Das Parlament erkannte 1534 H. als Oberhaupt der engl. Kirche an, erklärte Maria, die Tochter H.'s u. Katharina's, als in unrechtmäßiger Ehe erzeugt, zur Nachfolge unfähig u. bestimmte für diese die Elisabeth, die Tochter H.'s u. der Anna Boleyn. Alle höheren Geistlichen, welche diese Beschlüsse zu unterschreiben sich weigerten, wurden hingerichtet, auch der Kardinal Fisher von Rochester u. der gelehrte Thomas Morus. Da sprach Papst Paul III. über den König den Bann u. über seine Länder das Interdikt aus. Der König ließ sich darauf 1536 vom Parlament die Güter von 376 der reichsten Klöster des Landes als erbliches Eigenthum zusprechen u. auf Cranmer's Rath die Bibel übersetzen. Seiner Gemahlin Anna Boleyn wurde H. aber bald überdrüssig; er ließ sie des Ehebruchs anklagen u. am 19. Mai 1536 hinrichten; Tags darauf vermählte er sich wieder mit Johanna Seymour. Die Geldverlegenheiten H.'s waren Ursache, daß 1538 alle Klöster aufgehoben wurden. Im nächsten Jahre veröffentlichte das Parlament sechs Artikel als Grundlage des Glaubens u. verdammte alle die zum Tode, welche dieselben nicht annehmen würden. Da diese in der Hauptsache katholischen Charakter trugen, so waren durch dieses „Blutstatut" in erster Linie die Protestanten bedroht. Als 1539 Johanna Seymour gestorben war, bewog die antikatholische Partei den König zur Ehe mit der protestantischen deutschen Prinzessin Anna von Kleve (6. Jan. 1540). Von dieser aber, welche keine körperlichen Reize besaß, ließ sich H. schon nach wenigen Monaten wieder scheiden u. heirathete Katharina Howard, eine leichtfertige Person, deren notorische Untreue ihre Hinrichtung am 18. Febr. 1542 zur Folge hatte. Unterdessen nahmen die Verfolgungen der Protestanten u. Katholiken ihren ungestörten Fortgang, ohne daß das gefügige Parlament den Grausamkeiten des Königs u. seiner Räthe ein Ziel zu setzen wagte. Frühere Gesetze u. Verordnungen wurden aufgehoben, an Stelle der alten Bibelübersetzung eine neue eingeführt, diese aber dem gemeinen Manne zu lesen verboten u. für die 6 Artikel das „Königsbuch" veröffentlicht, das die Grunddogmen des neuen Glaubens in vielfach veränderter Form gab. Jakob V. von Schottland, welcher den Aufforderungen seines Oheims H., in ähnlicher Weise sein Land zu reformiren, nicht nachgab, wurde mit England in Krieg verwickelt u. am 24. Nov. 1542 am Solway geschlagen; doch konnte H. seinen Plan, die beiden Königreiche unter einer Krone zu vereinigen, nicht ausführen. Als letzte Gemahlin heirathete H. 12. Juli 1543 Katharina Parr, die frühere Gattin des Lord Latimer, eine strenge Protestantin, welche den alternden König zu beherrschen verstand. Das 1543 mit Karl V. gegen Franz I. geschlossene Bündniß führte zwar zu einigen kriegerischen Erfolgen im Norden Frankreichs, doch gab H. im Frieden 1546 gegen eine Geldentschädigung die Stadt Boulogne zurück. In demselben Jahre überfiel H. ein schleichendes Fieber, das am 28. Jan. 1547 mit seinem Tode endete. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Eduard VI.

Heinrich I., König von Frankreich (1031—60), Enkel Hugo Capet's, Sohn König Robert's, geb. 1005, hatte gleich zu Anfang seiner Regierung gegen rebellische Vasallen zu kämpfen, die von seiner Stiefmutter Constantia, der Tochter des Grafen Wilhelm von Provence, gegen ihn aufgehetzt waren u. deren er sich nur dadurch erwehren konnte, daß er sich dem thatkräftigen Herzog Robert II. von der Normandie in die Arme warf, mit dessen Hülfe die Aufrührer wieder zum Gehorsam zurückgebracht wurden. Als dann 1035 Robert starb u. seinen jungen Sohn Wilhelm dem Schutze H.'s empfahl, war dieser freilich unedel genug, aus den Verhältnissen Vortheil zu ziehen u. das Herzogthum seines Schützlings wie eine Domäne der franz. Krone zu betrachten, einzelne Empörer heimlich zu unterstützen u. sich dann, wenn er gegen sie auftrat, seine Hülfe theuer durch Abtretung fester Plätze bezahlen zu lassen. — H. war vermählt mit Anna, einer Tochter des russ. Großfürsten Jaroslav I., die ihm große Schätze mitbrachte. Er starb 4. Aug. 1060 u. hinterließ die Regierung seinem achtjähr. Sohne Philipp.

Heinrich II., König von Frankreich (1547—49), Sohn Franz' I. (s. d.), geb. 31. März 1519. Die Politik Frankreichs bewegte sich unter ihm in derselben Richtung wie unter seinem Vorgänger: nach außen beharrlicher Widerstand gegen die wachsende Uebermacht des Hauses Habsburg, im Innern Niederhaltung aller Kräfte, die das Königthum in seinem Streben nach Unumschränktheit hemmen konnten; daher vermehrte Grausamkeit gegen die Protestanten des eigenen Landes, während doch mit den protest. Fürsten Deutschlands, den Gegnern des habsburgischen Kaisers, Bündnisse geschlossen wurden. —

H. war ein charakterschwacher Fürst u. gänzlich in den Händen der Guisen (s. d.), vor denen ihn Franz I., der ihre hochfliegenden Pläne, die sogar bis an die Krone reichten, durchschaut hatte, auf dem Todtenbette vergeblich gewarnt hatte; dazu übte den größten Einfluß auf ihn Diana von Poitiers (s. d.), deren Interessen aber, seit ihre Enkelin den Herzog von Aumale, einen Guise, geheirathet hatte, mit denen jenes Hauses häufig zusammenfielen. Von den vielen Kriegen, welche Frankreich unter H.'s Regierung führte, war der erste gegen England gerichtet u. hatte im März 1550 die Wiedergewinnung der von den Engländern besetzten Stadt Boulogne zur Folge. Auch der zweite Feldzug brachte für Frankreich einen Ländergewinn, u. zwar auf Kosten Deutschlands. Am 15. Jan. 1552 hatte nämlich Moritz von Sachsen (s. d.) im Namen seiner protest. Verbündeten mit H. zu Chambord ein Bündniß geschlossen, dessen Spitze gegen den Kaiser gerichtet war u. die Abtretung der Bisthümer Metz, Toul u. Verdun an Frankreich zum Inhalt hatte. Demgemäß brach H. in Lothringen ein, eroberte Toul u. Verdun, brachte Metz durch Verrath in seine Gewalt, besetzte Nancy u. zog verwüstend ins Elsaß, ohne jedoch Straßburg einnehmen zu können. Zwar sandte Karl V., der alsbald 27. Mai 1552 mit den protest. Fürsten den Separatfrieden zu Passau geschlossen hatte, ein starkes Heer unter Alba zur Wiedergewinnung von Metz, aber die glänzende Vertheidigung der Stadt durch Franz von Guise machte Alba's Unternehmungen zu Schanden. Noch unglücklicher waren die Kaiserlichen im Feldzuge von 1554: sie erlitten mehrere Niederlagen gegen H., dessen Heere in Artois, Hennegau u. Lüttich eingefallen waren. Auch in Italien führte H. Krieg gegen das Haus Habsburg seit 1552, hier im Bunde mit der türkischen Flotte, welche die Eroberung Neapels unterstützen sollte. Da aber diese mißlang, schloß H. 1556 mit Karl V. den fünfjährigen Waffenstillstand zu Vaucelles, brach denselben indessen auf Anstiften des Papstes Paul IV. u. sandte 1557 ein Heer unter Guise nach Neapel. Der Papst aber zog sich feig zurück, als Alba mit einem starken Heere heranzog, u. so hatte der Zug gegen Neapel keinen Erfolg. Auch wurde die Anwesenheit des Herzogs von Guise bald auf einem andern Kriegsschauplatz nöthig. Denn in den Niederlanden hatten die Franzosen unterdessen sehr unglücklich gekämpft. Hier hatte Philipp II. ein großes Heer unter dem Befehl Emanuel Philibert's von Savoyen aufgestellt, u. dieses hatte den Admiral Gaspard von Coligny in St. Quentin eingeschlossen u. zur Uebergabe des Platzes genöthigt (1557), auch ein Ersatzheer, welches der Connetable von Montmorency heranführte, 10. Aug. 1557 völlig geschlagen. H. in seiner Bestürzung rief nun Guise aus Italien herbei u. übertrug ihm die Statthalterschaft über das ganze Königreich. Guise rechtfertigte das Vertrauen des Königs, indem er 1558 den Engländern, welche damals unter ihrer Königin Maria, der Gemahlin Philipp's II., die Verbündeten Spaniens waren, das seit 210 Jahren von ihnen besetzte Calais entriß, u. die Einnahme dieser Stadt hatte die Uebergabe von Ham, Thionville, Dünkirchen rc. an die Franzosen im Gefolge. Doch machten diese Erfolge den König eifersüchtig auf seinen Feldherrn, u. da außerdem die Franzosen 13. Juli 1558 von den Spaniern unter Egmont bei Gravelingen eine starke Niederlage erlitten hatten, so beeilte sich H. Frieden zu schließen (Friede von Château-Cambresis, 3. April 1559). In demselben mußte zwar Frankreich auf seine Eroberungen in den Niederlanden u. in Italien verzichten, durfte aber Calais u. die drei Bisthümer Metz, Toul u. Verdun behalten. Die über diesen Frieden unwilligen Guisen wurden durch die Vermählung des Dauphins Franz mit ihrer Nichte, der schott. Prinzessin Maria Stuart, versöhnt. Zugleich gab H. seine älteste Tochter Elisabeth (Isabelle) dem kurz zuvor Wittwer gewordenen Philipp II. von Spanien u. verlobte seine jüngste Tochter mit dem Herzog Franz von Lothringen, seine Schwester mit dem Herzog von Savoyen. Diese Ereignisse zu feiern veranstaltete H. ein glänzendes Turnier, in welchem er selbst zwei Tage kämpfte u. mehrere Große seines Reiches besiegte. Schließlich forderte er den Grafen Montgomery, den Hauptmann seiner Leibgarde, einen der berühmtesten Turnierritter seiner Zeit. Beim Zusammenrennen brach Montgomery's Lanze u. ein Splitter derselben drang in das Auge des Königs, der bewußtlos vom Pferde sank u. am 10. Tage danach (10. Juli 1559) starb. Er ließ sein tief verschuldetes u. durch Parteikämpfe zerrüttetes Reich seinem ältesten Sohne Franz II., welchen ihm Katharina von Medici geboren hatte; mit dieser, einer Nichte des Papstes Clemens VII., war H. seit 1553 (sie war damals 14 Jahre alt) vermählt.

Heinrich III., König von Frankreich (1574—89), vorher Herzog von Anjou, geb. 19. Sept. 1551 als dritter Sohn Heinrich's II. (s. d.) u. der Katharina von Medici, war ein Mann von guten Charakteranlagen, die aber unter der verkehrten Erziehung seiner Mutter völlig verdarben. Nachdem er in den Hugenottenkriegen eine Zeit lang den Oberbefehl geführt u. 1569 die Schlachten von Jarnac u. Montoncour gewonnen hatte, verschafften ihm die Intriguen u. Bestechungen seiner Mutter 1573 den polnischen Königsthron, der durch den Tod des Königs Sigismund August erledigt war. Am 15. Febr. 1574 wurde H. zu Krakau gekrönt. Aber am 30. Mai dess. J. starb sein Bruder Karl IX. von Frankreich; u. sofort verließ H. heimlich Polen, um die Regierung von Frankreich anzutreten. Ausschweifungen aller Art ergeben, dazu ein Spielball der Parteien u. ein gefügiges Werkzeug seiner ränkevollen Mutter, war H. wenig geeignet, Frankreich den Frieden wiederzugeben, dessen das von Bürgerkriegen zerrissene Land dringend bedurft hätte. Am 15. Febr. 1575 ließ sich H. in Rheims krönen, u. des Tags darauf vermählte er sich mit Louise von Lothringen, einer Verwandten der Guisen, deren Einfluß dadurch womöglich noch gesteigert wurde. Zunächst bewog ihn seine Mutter, den Krieg gegen die Hugenotten fortzusetzen, die ihrerseits an den sog. Politikern, einer mit dem despotischen Regiment des Königs unzufriedenen Adelspartei, eine Stütze fanden u. den Krieg mit Eifer führten. Während Heinrich von Navarra (s. Heinrich IV.) in Guyenne einen Aufstand erregte, brachen der Pfalzgraf Johann Kasimir u. Prinz Heinrich von Condé mit deutschen Söldnern von Osten in Frankreich ein, u. die bedrängte Katharina sah sich genöthigt, am 6. Mai 1576 zu Beaulieu einen Frieden zu schließen, durch welchen den Hugenotten namhafte Vortheile zugestanden wurden, auch freie Religionsübung zugesichert ward. Diese Aussöhnung zu hintertreiben schloß nun aber Heinrich von Guise die sog. Heilige Ligue, welche unter dem Vorwande der gefährdeten Religion den Sturz des Hauses Valois zum Zwecke hatte. H. erkannte die ihm drohende Gefahr u. glaubte ihr dadurch begegnen zu können, daß er sich selbst an die Spitze der Ligue stellte u. das Abkommen von Beaulieu für nichtig erklärte, wodurch natürlich der Bürgerkrieg aufs Neue entbrannte; erst der Friede von Fleix (in Perigord) im Nov. 1580 stellte die Ruhe nothdürftig wieder her. Da starb 10. Juni 1584 der Herzog von Anjou, H.'s Bruder u., da der König kinderlos war, künftiger Nachfolger, u. als der nächste Thronerbe stand nun Heinrich von Navarra da. So beeilte sich H., mit diesem in Unterhandlungen zu treten u. ihm die Thronfolge unter der Bedingung des Uebertritts zum Katholizismus zuzusichern. Wenn das geschah, war es freilich um die Macht der Guisen geschehen, u. deshalb griffen diese u. die von ihnen geleitete Ligue zu den Waffen u. zwangen H. zu einem Vergleich, der 7. Juli 1585 zu Nemours geschlossen wurde u. die Hugenotten für rechtlos erklärte, auch die Verbannung aus Frankreich über sie verhängte. Gleichzeitig stellte H. drei Armeen gegen dieselben ins Feld, deren eine aber 20. Okt. 1587 von Heinrich von Navarra bei Coutras vollständig geschlagen wurde. In dieser Lage legten die Führer der Ligue dem Könige ein Ultimatum vor, in welchem aufrichtiger Anschluß an ihre Sache, Einführung der Inquisition rc. gefordert wurde. Als H. sich dessen weigerte u. mit 6000 Mann Paris besetzte, brach hier, wo die von Fanatikern der Hauptstadt gebildete, der Heil. Ligue verwandte sog. Ligue der Sechzehn herrschte, ein Volksaufstand aus, bei dem die Pariser zum ersten Male ihre verhängnißvolle Geschicklichkeit im Barrikadenbau bekundeten (12. Mai 1588, die sog. journée des barricades): H. ward im Louvre eingeschlossen. Zwar gelang es ihm, nach Chartres zu entkommen, doch mußte er 19. Juli einen von Katharina geschlossenen Vergleich unterschreiben, in welchem der Herzog von Guise zum Generalstatthalter u. der Kardinal von Bourbon zum Thronerben erklärt wurden, außerdem die Ligue zu einer Ketzerverfolgung ermächtigt ward. Diesen Vergleich beschwor H. im Okt. auf der Versammlung der Reichsstände zu Blois u. schien damit völlig in die Hände der Guisen gegeben. Indessen raffte er sich zu einer energischen, wenngleich frevelhaften That auf: am 23. Dez. ließ er in seinen Vorzimmern den Herzog

von Guise ermorden u. dessen Bruder, dem Kardinal von Lothringen, folgenden Tages im Gefängnisse dasselbe Schicksal bereiten. Da aber erhob sich Paris gegen den König, die Sechzehner verjagten das Parlament, die Sorbonne entband das Volk seines Gehorsams u. der Herzog von Mayenne, der Bruder der ermordeten Guisen, ward in Paris zum Generalstatthalter ausgerufen. Nun blieb H. nichts übrig, als sich geradezu dem König von Navarra in die Arme zu werfen, wofür ihn auch alsbald der Bannfluch des Papstes traf. Beide Könige rückten vereint vor Paris u. brachten die Stadt der Uebergabe nahe; hier aber, im Lager zu St. Cloud, ereilte H. der Tod: am 1. Aug. 1589 stieß ihm ein fanatisirter junger Dominikanermönch, Jacques Clément, ein Messer in den Leib, u. folgenden Tages, 2. Aug., starb der König, nachdem er Heinrich von Navarra zum Thronerben eingesetzt hatte. Den Mörder, der übrigens von der Wache sogleich niedergemacht wurde, erklärte die Geistlichkeit der Märtyrerkrone für würdig u. Papst Sixtus V. pries seine That in öffentlichem Konsistorium.

Heinrich IV., König von Frankreich (1589–1610), der „Bearner", auch der „Große" od. der „Gute" genannt, war der Enkel Heinrich's von Navarra u. der Margaretha von Valois, der Schwester Franz' I. von Frankreich, Sohn der mit Anton von Bourbon vermählten Johanna von Albret, der Erbin von Navarra, von dem freilich spanische Habsucht im Lauf der Zeiten nichts übrig gelassen hatte als das kleine Ländchen Bearn, in dessen Hauptstadt Pau H. 4. Dez. 1553 geb. wurde. Sein Vater, nachdem er die Partei der Hugenotten verlassen, ja sogar gegen dieselben gekämpft hatte, war 1562 vor Rouen gefallen; so lag die Sorge für die Erziehung des Knaben dem Großvater u. der fest zur Lehre Calvin's haltenden, geistig sehr bedeutenden Mutter ob, welche ihm eine tüchtige geistige wie körperliche Ausbildung geben ließ, um ihn zu befähigen, die Führerschaft der Hugenotten zu übernehmen, welche nach der Ermordung Ludwig's von Condé eines Hauptes bedurften. Nach dem Frieden von St. Germain-en-Laye wurde von Seiten des franz. Hofes die Vermählung H.'s mit Karl's IX. Schwester, Margaretha von Valois, betrieben; gleichzeitig gedachte man bei dieser Gelegenheit die Häupter der Protestanten in Paris zu versammeln, um sie desto sicherer zu verderben. H., der schon in seinem 11. Jahre längere Zeit in Paris verweilt hatte u. dort mit Auszeichnung behandelt worden war, erschien mit seiner Mutter am Hofe; hier starb Johanna 9. Juni 1572, an Gift wie gesagt wird. Am 18. Aug. fand H.'s Vermählung statt, schon am 24. brachen die Greuel der Bartholomäusnacht herein. H. wurde verschont: der König stellte ihm die Wahl zwischen dem Tode u. dem Uebertritt zum Katholizismus, u. H., dessen frivoler u. ironischer Geist auf positive Religion sehr wenig gab, der sich überhaupt nicht als Führer einer religiösen Partei betrachtete, sondern die Protestanten als politische Fraktion ansah, die ihm zu Macht u. Ansehen zu verhelfen habe, wählte die Messe. Da man aber doch Mißtrauen gegen ihn hegte, wurde er mit seinem Vetter Heinrich von Condé am Hofe in ehrenvoller Gefangenschaft gehalten, u. dieser gezwungene Aufenthalt wurde für H. die hohe Schule der Verstellung, die er dann sein ganzes Leben hindurch meisterhaft zu handhaben verstand. Am 3. Febr. 1576 entfloh er vom Hofe, trat alsbald zum Protestantismus zurück, übernahm sein angebornes Amt als Führer der Hugenotten wieder u. erzwang mit bewaffneter Hand den Religionsfrieden vom 6. Mai 1576 (vergl. Heinrich III.). In den aber alsbald wieder ausbrechenden Kriegen entwickelte H., der seinen jugendlichen Leichtsinn zum Theil abgestreift hatte, neben glänzenden militärischen auch nicht geringe politische Fähigkeiten. Der Friede von 1580 schaffte einige Zeit Ruhe, als aber nach dem Tode des Herzogs von Anjou (1584) H. nächster Thronerbe geworden war, erzwang die Ligue von Heinrich III. das Edikt von Nemours (7. Juli 1585), welches den Navarrer, den gleichzeitig Papst Sixtus V. in den Bann that, seiner Rechte berauben sollte. Nun griff H. wieder zu den Waffen, schlug ein Heer des Königs 20. Okt. 1587 bei Coutras u. zog dann, jetzt wieder vereint mit Heinrich III. (s. d.), vor Paris, wo ihm im Lager von St. Cloud nach Heinrich's III. Tode, kraft Salischen Gesetzes u. ausdrücklicher Verordnung des Königs, die Krone zufiel. Dennoch waren die Aussichten für H. ungünstig; selbst Unbefangene begannen zu zweifeln, ob ein ketzerischer König in Frankreich möglich sei, u. die Ligue rüstete gewaltig. Doch schloß H. mit einigen Führern der Politiker am 4. Aug. 1589 einen Vertrag, der ihn gegen das Versprechen der Aufrechterhaltung der kathol. Religion ihrer Treue versicherte, hob die Belagerung der Hauptstadt auf u. verschanzte sich an der Bethune bei Dieppe. Im Sept. zog der Herzog von Mayenne gegen ihn heran, aber H. schlug ihn 21. Sept. bei Arques, siegte noch glänzender 14. März 1590 bei Ivry u. zog nun abermals gegen die Hauptstadt. Aber Paris widerstand, ebenso Rouen, u. von den Niederlanden her erschien der Ligue ein span. Hülfsheer unter Alexander von Parma, dem erfahrensten Kriegsmann seiner Zeit, der auch H. im Jan. 1592 bei Aumale schlug, sich aber dann wieder nach den Niederlanden zurückzog u. hier bald starb. Im Jan. 1593 berief Mayenne die Generalstände des Reichs nach Paris zur Vornahme einer neuen Königswahl. Da that H. einen entscheidenden Schritt: am 25. Juli 1593 trat er zum Katholizismus über. Damit errang er einen ungeheuren Erfolg: die Politiker konnten ihre Gewissensbedenken fallen lassen, die Ligue wurde gegenstandslos, der Adel u. die wichtigsten Städte unterwarfen sich, u. am 22. März 1594 ließ Paris den König ein, der wenige Tage zuvor (27. Febr.) in Chartres bereits feierlich gekrönt worden. Im Dez. unterwarf sich selbst der Herzog Heinrich von Guise, 15. Sept. 1595 wurde H. durch Clemens VIII. vom Banne losgesprochen; nur Spanien setzte den Krieg fort, der aber ohne große Thaten an den Grenzen der Niederlande geführt u. endlich 22. Mai 1598 durch den für Frankreich günstigen Frieden von Vervins beendet wurde. Gleichzeitig wurden auch die Protestanten durch das berühmte Edikt von Nantes (13. April 1598) beruhigt, u. nun konnte H. an die friedliche Arbeit, die Hebung seines tief zerrütteten Landes, gehen.

Nr. 3350. Heinrich IV. von Frankreich (geb. 4. Dez. 1553, gest. 14. Mai 1610).

Seine Thätigkeit nach dieser Richtung hin war eine höchst erfolg- u. segensreiche. Allen Willkürlichkeiten, welche Statthalter u. Adlige in den Zeiten der Wirren ungescheut begangen hatten, indem sie eigenmächtig Zölle erhoben, Frohnden auferlegten ꝛc., wurde gesteuert, die Finanzen wurden unter der Leitung des Herzogs von Sully (s. d.) reorganisirt, die Steuern vermindert, Brücken u. Landstraßen gebaut, Flußbetten gereinigt, Kanäle angelegt, der Ackerbau befördert (jeder Bauer sollte allmählich in die Lage versetzt werden, „Sonntags sein Huhn im Topfe zu haben"), Schiffahrt u. Handel begünstigt u. namentlich der darniederliegenden Industrie besondere Aufmerksamkeit gewidmet, u. auf allen diesen Gebieten wurden ganz überraschende Resultate erzielt; H. veranlaßte u. unterstützte sogar die Anlage franz. Kolonien in Nordamerika: im J. 1608 legte Champlain den Grund zu Quebec, welches bald aufblühte. Alles, was seinem Willen entgegentrat, dem von ihm beanspruchten königlichen Absolutismus widerstrebte, wurde freilich gebeugt; die ohnehin schon tiefgesunkene munizipale Selbständigkeit wurde durch seine beständigen Eingriffe fast ganz

vernichtet, die Generalstände nie wieder einberufen u. stillschweigend jene Volksvertretung beseitigt, die unter seinen Vorgängern so mächtig gewesen war. Dazu gehörte allerdings die musterhafte Finanzwirthschaft des Königs, die es ihm ermöglichte, ohne erhöhte Ansprüche an die Steuerkraft des Volkes fertig zu werden. — Nach dieser Thätigkeit im Innern konnte sich H. auch wieder der äußern Politik zuwenden. Er hatte den Plan einer allgemeinen christl. Republik entworfen: ganz Europa sollte in 15 unter einander verbundene, theils aristokratische, theils demokratische, theils monarchische Staaten getheilt werden, an deren Spitze ein oberster Friedenssenat zu stehen hätte; eine starke Heeresmacht sollte dieses Staatensystem gegen Russen u. Türken schützen u. Letztere ganz aus Europa vertreiben. Vorerst aber richtete er sein Absehen auf die Demüthigung des Hauses Habsburg. Er rüstete ein großes Heer u. benutzte den Jülich'schen Erbfolgestreit, in welchem er Kurbrandenburg u. Pfalz-Neuburg zu unterstützen gedachte, um thätig in die deutschen Angelegenheiten einzugreifen. Er selbst wollte zum Heere abgehen, die Königin sollte die Regentschaft führen u. wurde auf ihr Verlangen 13. Mai 1610 gekrönt. Am Tage nach der Krönung aber wurde H., als er sich zum Besuche des erkrankten Sully begeben wollte, in seinem Wagen auf der Straße la Ferronnerie durch Ravaillac (s. d.) mit einem Messer ermordet. In ihm verlor Frankreich seinen besten König. — Vermählt war H. mit Margaretha von Valois, von der er sich 1599 mit gemeinschaftlicher Uebereinstimmung durch den Papst scheiden ließ; im nächsten Jahre vermählte er sich wieder u. zwar mit Maria von Medici, der Nichte des Großherzogs von Toscana. Seine starken sinnlichen Neigungen indessen, die er nie zu bekämpfen versuchte, führten ihn zu zahllosen Liebschaften u. zu einer unwürdigen Maitressenwirthschaft; die bekanntesten unter seinen Geliebten sind Gabriele d'Estrées (s. d.) u. Henriette d'Entragues, die er zur Marquise von Verneuil erhob. Er hinterließ acht natürliche Kinder; von seinen legitimen Nachkommen folgte ihm sein Sohn zweiter Ehe Ludwig XIII. in der Regierung.

Heinrich V., s. „Chambord".

Heinrich XXII., regierender Fürst von Reuß älterer Linie (Reuß-Greiz), geb. 28. März 1846, folgte unter Vormundschaft seiner Mutter, der Fürstin Karoline, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg (geb. 19. März 1819), 8. Nov. 1859 seinem Vater, dem Fürsten Heinrich XX. (geb. 29. Juni 1794), u. übernahm 28. März 1867 selbständig die Regierung. Er bekleidet den Rang eines preuß. Generalmajors. — **Heinrich XIV.**, regierender Fürst von Reuß jüngerer Linie (Reuß-Schleiz), geb. 28. Mai 1832, ist Nachfolger seines Vaters, des Fürsten Heinrich LXVII. (geb. 20. Okt. 1789), seit 11. Juli 1867 u. mit Agnes (geb. 13. Okt. 1835), einer Tochter des 1857 verst. Herzogs Eugen von Württemberg, vermählt seit 6. Febr. 1858. Schon vor seinem Regierungsantritt soll der Fürst, welcher preuß. Generalmajor à la suite der Armee ist, einen heilsamen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte geübt haben, u. seine bisherigen Regierungshandlungen entsprechen dieser Behauptung. Erbprinz ist sein Sohn, Heinrich XXVII., geb. 10. Nov. 1858. Alle Fürsten u. Prinzen von Reuß führen seit dem 12. Jahrh. den Namen H., wobei seit 1668 die ältere Linie bis 100 (C) zählt, die jüngere aber mit jedem Jahrh. wieder von I anfängt. Vgl. den Art. Reuß.

Heinrich VII., Prinz von Reuß-Schleiz-Köstritz, 2. Sohn des Prinzen H. LXIII. (geb. 18. Juni 1786, gest. 27. Sept. 1841) aus dessen erster Ehe mit Eleonore geb. Gräfin zu Stolberg-Wernigerode (gest. 1827), geb. 14. Juli 1825, trat 1853 in die diplomatische Laufbahn ein u. war nach einander in Wien, Dresden u. Paris Attaché u. dann in Kassel als Gesandter. 1864 wurde er Gesandter in München, ging 1866 in besonderer Mission nach Paris u. wurde 1867 nach Petersburg versetzt, wo er zuerst den Norddeutschen Bund vertrat u. seit 1871 als Botschafter des Deutschen Reiches thätig ist. Er bekleidet den Rang eines preuß. Generalleutnants u. Generaladjutanten des Deutschen Kaisers.

Heinrich IV., Raspe, Landgraf von Thüringen, zweiter Sohn des Landgrafen Hermann I., beraubte seinen Neffen u. Mündel Hermann II., den Sohn Ludwig's IV. u. der Heil. Elisabeth, der Herrschaft u. vertrieb ihn mit seiner Mutter von der Wartburg, trat Hermann II. zwar 1239 nach dessen Mündigkeitserklärung Thüringen u. Hessen ab, kam aber 1242 nach Hermann's ihm selbst schuldgegebenen Tode als alleiniger Erbe wieder in den Besitz dieser Länder. Von der durch päpstliches Geld gewonnenen Partei der geistlichen Fürsten 1246 zum Gegenkönig Friedrich's II. erhoben, für dessen Sohn Konrad er schon seit 1242 die Reichsverweserschaft geführt hatte, schlug er den König Konrad (5. Aug. 1246) bei Frankfurt, ward aber bei der Belagerung Ulms durch einen Pfeilschuß verwundet u. starb 17. Febr. 1247 auf der Wartburg.

Heinrich der Seefahrer (Dom Henrique el Navegador), Infant von Portugal, geb. 4. März 1394 zu Oporto als vierter Sohn des Königs Johann I., genoß eine gelehrte Erziehung u. erwarb sich frühzeitig bedeutende Kenntnisse in Geographie, Astronomie u. Mathematik. Seine Theilnahme an den Feldzügen gegen Ceuta (1415 bis 1419) ließ ihn Erkundigungen über die noch unbekannten westafrikanischen Länder sammeln; in Sagres an der Südwestspitze Portugals errichtete er neben einem Arsenal eine Sternwarte u. eine Seemannsschule u. schickte seit 1415 alljährlich Fahrzeuge auf Entdeckungen aus, die er mit den bescheidenen Einkünften eines Großmeisters des Christusordens ausrüstete. Das Ziel dieser Entdeckungsfahrten sollte das Land des afrikanischen Erzpriesters Johannes, das christliche Abessinien sein; 1419—1420 wurden die verschollenen Inseln Porto Santo u. Madeira wieder entdeckt, aber erst 1434 durch Gil Eannes das Kap Bojador umschifft, dessen Umsegelung von den Seeleuten für unmöglich gehalten worden war; 1436 landete Baldaya am Rio de Ouro, 1441 drang Nuno Tristaõ bis zum Weißen Vorgebirge vor u. brachten portugiesische Schiffe die ersten Sklaven nach Lissabon. Das Grüne Vorgebirge ward 1445, der Senegal 1446 erreicht, 1447 die westafrikanische Küste bis Sierra Leona entschleiert u. später noch die Inseln des Grünen Vorgebirges aufgefunden. Durch diese Entdeckungen hob sich nicht allein der portugiesische Handel sehr bedeutend, sondern es war auch der Anfang mit der Einfuhr afrikanischer Sklaven gemacht. H. starb 13. Nov. 1460 zu Sagres.

Nr. 3351. Heinrich der Seefahrer
geb. 4. März 1394, gest. 13. Nov. 1460.

Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, 1221—1288, Sohn u. Nachfolger Dietrich's des Bedrängten, geb. 1218, stand zuerst unter der Vormundschaft seines Oheims, des Landgrafen Ludwig des Frommen von Thüringen, später unter der seiner Mutter Jutta; frühzeitig mündig erklärt, nahm er Theil am Kreuzzug gegen die Preußen u. erzwang sich, als 1247 mit Heinrich Raspe der Mannesstamm der thüringischen Landgrafen ausgestorben war, durch die Waffen die Erbfolge in diesem Lande u. die Verwaltung von Hessen, als Vormund Heinrich's des Kindes. Durch den Krieg mit Herzog Albrecht von Braunschweig wurde er aber 1263 zur Herausgabe von Hessen genöthigt. Die letzten Jahre seiner Regierung waren erfüllt von Streitigkeiten, in welche er durch die Kriege seines Sohnes Albrecht des Unartigen, dem er Thüringen u. das Pleißenerland überlassen hatte, mit dessen Söhnen Diezmann u. Friedrich dem Gebissenen verwickelt wurde.

Heinrich II., der Fromme, Herzog von Schlesien u. Großfürst von Polen, folgte seinem Vater Heinrich dem Bärtigen 1239 in der Regierung u. fiel 1241 in der Mongolenschlacht bei Liegnitz.

Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen (1139—1195), geb. 1129 als Sohn Heinrich's des Stolzen (s. u. „Welfen"), überkam das Land nach dessen Tode 1139 unter der Regentschaft seiner Mutter Gertrud u. seiner Großmutter Richenza, trat 1146 die Regierung

selbst an u. forderte 1147 von Kaiser Konrad III. die Lehen seines Vaters, insbes. das Herzogthum Bayern, zurück. Als ihm dieses verweigert wurde, begann er den Kampf in Bayern u. Sachsen u. erreichte, daß Friedrich I. 1154 ihn mit Bayern belehnte, weil er die Unterstützung H.'s auf seinem Römerzuge brauchte. Von diesem zurückgekehrt, kämpfte er mit Glück gegen die Ostseeslaven u. vereinigte 1162 fast das ganze spätere Mecklenburg mit seinem Reiche. Während für ihn die Regierung in Bayern der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach führte, germanisirte u. christianisirte H. die wend. Lande, gründete Schwerin u. baute das durch die Feuersbrunst zerstörte Lübeck wieder auf, verlegte auch dorthin das Bisthum Oldenburg. Seine Eingriffe in die Rechte der Kirche u. rücksichtslose Behandlung der Vasallen machten ihm die Erzbischöfe von Köln, Bremen u. Magdeburg, den Bischof von Hildesheim u. andere Fürsten in Nord- u. Mitteldeutschland, welche die immer drohender um sich greifende Macht des Welfen fürchteten, zu erbitterten Feinden u. führten 1166 zu offenem Kriege, welcher erst durch des Kaisers Bemühen 1168, nachdem H. in mehreren Schlachten gesiegt hatte, durch den Friedensschluß auf dem Reichstage zu Bamberg beendet wurde. Die Abwesenheit H.'s auf einem Zuge nach Palästina benutzten die Priesterfürsten, um den Kaiser gegen jenen einzunehmen, u. als nun Friedrich I. die ital. Lehen des Herzogs Welf, des Oheims H.'s, welche nach dessen Tode an diesen fallen mußten, an sich gebracht hatte, war der Bruch unvermeidlich. H. verweigerte 1174 die Theilnahme an dem fünften Zuge des Kaisers nach Italien, selbst als dieser ihn 1176 in Partenkirchen kniefällig um Unterstützung bat, u. war mittelbar Ursache, daß der Kaiser nach der unglücklichen Schlacht bei Legnano sich mit den oberital. Feinden des Reiches vergleichen mußte. Noch vor des Kaisers Rückkehr eröffneten der Erzbischof von Köln u. der Bischof von Halberstadt den Kampf gegen H., u. als dieser weder der dreimaligen Vorladung auf Reichstage folgte, noch die vom Kaiser ihm auferlegte Bußsumme von 5000 Mark Silbers zahlte, ward er 1180 zu Würzburg in die Reichsacht u. seiner Herzogthümer Sachsen u. Bayern sowie aller Reichslehen verlustig erklärt. Sachsen ward getheilt unter Philipp von Köln, der das Herzogthum Westfalen, u. Bernhard von Askanien, der die östl. der Weser gelegenen Landestheile als Herzogthum Sachsen erhielt. Außerdem wurden die meisten sächs. Vasallen unabhängig. Das Herzogthum Bayern ward Otto von Wittelsbach verliehen. H. war in dem nun folgenden Kriege zuerst glücklich in Ostfalen, als aber Friedrich I. sich mit Waldemar von Dänemark verbunden u. Lübeck, H.'s Hauptfeste, erobert hatte, unterwarf sich Letzterer 1181 auf dem Reichstage zu Erfurt. Hier erhielt er zwar die väterlichen Stammbesitzungen Lüneburg u. Braunschweig zurück, mußte aber auf drei Jahre in die Verbannung gehen. H. begab sich deshalb 1182 mit seiner Gemahlin Mathilde nach der Normandie zu seinem Schwiegervater, dem Britenkönig Heinrich II. Als er 1185 zurückkehrte, nahm er seinen Aufenthalt in Braunschweig, mußte aber 1189 abermals das Land verlassen, weil der Kaiser, als er den Kreuzzug nach Palästina unternahm, ihn vergebens zur Begleitung aufgefordert hatte. Die Abwesenheit des Kaisers u. Heinrich's benutzten aber dessen alte Feinde zu einem Einfalle in seine Erbländer. H. kehrte zurück u. erhielt zwar von Heinrich VI., Friedrich's I. Nachfolger, Amnestie u. die Stadt Lübeck als Geschenk, verweigerte aber die Schleifung der Feste Lauenburg u. entzündete einen neuen Krieg, in dem er bei Segeburg eine entscheidende Niederlage erlitt. Doch ward erst 1194 in Tilleda am Kyffhäuser eine dauernde Versöhnung zwischen dem Welfen u. dem Hohenstaufen geschlossen, als Heinrich, der Sohn H.'s des Löwen, sich mit Agnes, der Tochter des Rheinpfalzgrafen Konrad, einer Nichte des Kaisers, vermählt hatte. H. starb 1195 zu Braunschweig u. liegt im dortigen Dome begraben; ihm folgte sein Sohn Heinrich der Schöne.

Heinrich der Jüngere, Herzog zu Braunschweig, 1514–68, folgte seinem Vater Heinrich dem Aelteren, zeichnete sich in den Reformationswirren durch seine Anhänglichkeit an Karl V. aus, der ihn mit dem größten Theile der Hildesheimischen Stiftsgüter belehnte u. den er in seinem Kriege gegen Venedig unterstützte. Trotzdem daß die Mehrzahl seiner Unterthanen sich dem lutherischen Glauben zuwandte, blieb er dennoch dem Katholizismus treu u. stellte sich nach der Gründung des Schmalkaldischen Bundes an die Spitze der Gegenpartei. Die Truppen des Bundes schlugen ihn aber, als er Goslar u. Braunschweig bedrohte, besetzten seine Länder u. nahmen ihn nach der Niederlage seines Heeres beim Kloster Höckelem gefangen. Infolge der Schlacht bei Mühlberg (1547) erhielt er die Freiheit wieder u. verband sich nun mit Moritz von Sachsen gegen den Grafen Volrath von Mansfeld, der in Wolfenbüttel eingefallen war. In der Schlacht von Sievershausen (1553) siegte er zwar, verlor aber auch seine beiden Söhne; das Treffen bei Steterburg sicherte ihm darauf seine Erbländer. Er starb 1568 u. hinterließ sein Land seinem Sohne Julius.

Heinrich der Schwarze, s. „Welfen".

Heinrich der Stolze, s. „Welfen".

Heinrich (Friedrich Heinrich Ludwig), Prinz v. Preußen, Bruder Friedrich's d. Gr., geb. zu Berlin 18. Jan. 1726, machte seit 1742 die beiden Schlesischen Kriege mit u. zeichnete sich nam. 1745 in der Schlacht bei Hohenfriedberg aus, trug im Siebenjährigen Kriege viel zum Siege bei Prag bei, entschied auch die Schlacht bei Roßbach, wo er verwundet wurde, u. zeigte sich, als ihm 1758 der Oberbefehl über die kleine, zur Deckung Sachsens u. der Südgrenze Preußens bestimmte Armee übertragen worden war, als ein Strateg ersten Ranges. Im J. 1760 bot er den Russen die Spitze u. entsetzte Breslau u. 1762 half er durch seinen Sieg bei Freiberg (29. Okt.) das Ende des Krieges herbeiführen. Nach dem Frieden zog sich der Prinz auf seine Domäne Rheinsberg zurück, wo er den Künsten u. Wissenschaften lebte, seine Ruhe aber durch Mißhelligkeiten mit seiner Gemahlin (er hatte sich 25. Juni 1752 mit der Prinzessin Wilhelmine v. Hessen-Kassel vermählt) derart gestört wurde, daß er sich von dieser trennte. Im J. 1770 erhielt er auch Gelegenheit, sich als geschickten Diplomaten zu bethätigen: von seinem Bruder, dem König, nach Petersburg geschickt, um der Kaiserin Katharina begreiflich zu machen, ihre frühere Abweisung seines Vorschlages in Betreff einer Theilung Polens sei unklug gewesen, gelang es ihm, die russ. Kaiserin zum Abschluß der Präliminarien des ersten Theilungsvertrages zu bewegen. Im Bayer. Erbfolgekriege erschien H. 1. Juli 1778 mit einem Heere von 90,000 Mann plötzlich in Sachsen u. fiel von Dresden aus in Böhmen ein, sah sich indeß wegen Mangels an Lebensmitteln — ein blutiger Krieg lag nicht in der ernsten Absicht des Königs — bald zum Rückzug genöthigt; kurz darauf erfolgte der Friede zu Teschen. Als Friedrich Wilhelm II. den Thron bestieg, glaubte man, daß der eigentliche Regent Prinz H. sein würde; aber diese Vermuthung sollte sich nicht bestätigen, vielmehr entfernte der junge König seinen Oheim von allen Regierungsgeschäften. Prinz H. starb in Rheinsberg 3. Aug. 1802. Vgl. H. v. Bülow, „Leben des Prinzen H. v. Preußen" (Berl. 1805, 2 Bde.); „Vie polit., privée et milit. du prince H. de Prusse" (Par. 1809) u. „Anekdoten u. Charakterzüge aus dem Leben des Prinzen H. v. Preußen" (Gött. 1803–4, 4 Thle.).

Heinrich. Von den zahlreichen Dichtern des deutschen Mittelalters, welche diesen Namen führten, verdienen erwähnt zu werden: 1. **H.**, ein Adliger, der als Laienbruder in das Kloster Melk trat, dichtete um 1160 die Sittengedichte „Von des Todes Gehügde" (d. h. Erinnerung), auch „Vom gemeinen Leben" genannt, u. das unvollständig erhaltene „Pfaffenleben". – Vgl. Heinzel, „H. von Melk" (Berl. 1867). – 2. **H. von Freiberg,** ein meißnischer Dichter, schrieb auf Wunsch eines böhmischen Herrn, Reimund's von Leuchtenburg, um 1300 eine nicht unwürdige Fortsetzung des „Tristan" von Gottfried von Straßburg (s. d.). Von geringerem Werthe sind seine „Ritterfahrt Johann's von Michelsberg" (gedr. im 2. Bde. von v. d. Hagen's „Germania") u. seine Dichtung vom heil. Kreuz (gedr. in Pfeiffer's „Altdeutsches Uebungsbuch", Wien 1865). – 3. **H. der Gleißner** (mittelhochdeutsch Glichesaere), ein Elsässer, dichtete gegen Ende des 12. Jahrh. nach franz. Vorlage seinen „Reinhart Fuchs", dessen ursprüngliche Gestalt nur noch in Bruchstücken vorhanden ist (herausg. von Grimm in „Sendschreiben an K. Lachmann &c.", Lpz. 1840); eine Umarbeitung aus dem 13. Jahrh. ist ganz erhalten (herausg. von Grimm, „Reinhart Fuchs", Berl. 1834). — 4. **H. von Krolewitz** (d. i. Cröllwitz a. d. Saale), ein Geistlicher, dichtete zwischen 1252 u. 1255 eine Umschreibung des „Vaterunser" (herausg. von Lisch, Quedlinb. 1839). – 5. **H. von Laufenberg,** Priester zu Freiburg im Breisgau, seit 1445 im Johanniterkloster in Straßburg, dichtete

zahlreiche geistliche Lieder, die theils lat. Kirchengesängen nachgebildet, theils aus weltlichen Liedern entstanden sind. Außerdem verfaßte er nach lat. Originalen zwei umfangreiche, symbolisirend-asketische Dichtungen: „Der Spiegel menschlichen Heils" (1437) u. „Buch der Figuren" (1441), beide ungedruckt. — 6. **H. von Meißen,** s. „Frauenlob". — 7. **H. von Morungen,** ein thüringischer Ritter aus der Gegend von Sangerhausen, dichtete gegen Ende des 12. Jahrh. vorzügliche Lieder (herausgeg. von Lachmann u. Haupt, „Des Minnesangs Frühling", Lpz. 1857). — 8. **H. von Mügeln** (Mügeln im Meißnischen), ein gelehrter Dichter in lat. u. deutscher Sprache, lebte im 14. Jahrh. zur Zeit Kaiser Karl's IV. u. stand in näheren Beziehungen zu Herzog Rudolf IV. von Oesterreich, dem er seine ungar. Chronik widmete. Er dichtete Fabeln u. Minnelieder (herausg. von Müller, Gött. 1848) u. ein noch ungedrucktes großes allegorisch-didaktisches Gedicht über die Vorzüge der verschiedenen Wissenschaften u. Künste 2c., betitelt „Der Kranz der Maide". Im J. 1364 übersetzte er den Valerius Maximus. Bei den späteren Meistersängern stand H. in höchstem Ansehen u. wurde von ihnen den Stiftern ihrer Kunst beigezählt. — 9. **H. von der Neuenstadt,** ein Wiener Arzt, der zu Ende des 13. u. Anfang des 14. Jahrh. lebte, verfaßte auf Grundlage des „Anticlaudianus" von Alanus ab Insulis (12. Jahrh.) ein halb erzählendes, halb didaktisches Gedicht „Gottes Zukunft" u. ein Epos „Apollonius von Tyrland"; beide Werke sind erhalten, aber nur in Bruchstücken gedruckt. — 10. **H. von Ofterdingen,** ein durchaus sagenhafter Dichter. Im Wartburgkriege soll er eine große Rolle gespielt haben u. wird auch gegen Ende des 13. Jahrh. einmal als einer der ältesten u. berühmtesten Liederdichter erwähnt. Jedenfalls ist keines seiner Gedichte auf uns gekommen. Novalis (s. „Hardenberg") hat ihn zum Helden eines Romans gemacht. — 11. **H. von Rucke,** ein Schwabe, 1175—78 urkundlich nachweisbar, dichtete lyrische Lieder u. einen Leich, in welchem er den Tod Friedrich's I. beklagt (herausg. von Lachmann u. Haupt, „Des Minnesangs Frühling", Lpz. 1857). — 12. **H. vom Türlein,** ein bürgerlicher Dichter aus Steiermark od. Kärnten, dichtete um 1220 ein ritterliches Epos unter dem Titel „Die Krone" (herausg. von Scholl, Stuttg. 1852). — 13. **H. von Veldeke,** einer der bedeutendsten epischen Dichter des deutschen Mittelalters, stammte aus dem Orte Veldeke, einige Meilen westl. von Maastricht. Ueber sein Leben haben wir nur wenig Nachrichten. Er mag um 1130 geboren sein; bis gegen 1170 dichtete er im Auftrage der Gräfin Agnes von Looz (od. Loon) die Legende vom heil. Servatius (herausg. von Bormans, Maastricht 1858), dem Schutzpatron von Maastricht, in der Mundart seiner Heimat, welche auf der Grenze des deutsch-niederrhein. u. des niederländ. Sprachgebietes liegt. Ein bedeutenderes Werk aber war die „Eneide", welche, nach franz. Quelle, bis 1175 größtentheils vollendet war. Diesen Theil ließ er die Gräfin von Cleve „lesen u. schauen", aber das Manuskript wurde ihm entwandt. Im J. 1184 war H. in Mainz anwesend bei dem großen Feste, welches Kaiser Friedrich I. dort veranstaltete, u. kam von dort gleich od. später nach Thüringen. Hier erhielt er auch sein Gedicht zurück u. vollendete es. Die übrige Zeit seines Lebens scheint er sich in Thüringen aufgehalten zu haben; um 1190 wird er gestorben sein. Die „Eneide" (d. h. Aeneïde), von zeitgenössischen Dichtern als Ausgangspunkt einer neuen Epoche in der Geschichte der deutschen Dichtung gepriesen, bald aber vergessen, als der Reiz der Neuheit u. wol auch der fremdländischen Sprache verflogen war u. die heimischen Dichter Bedeutenderes geboten hatten, wurde von H. in seiner heimatlichen Mundart gedichtet, in Thüringen aber nach Möglichkeit in das Hochdeutsche umgeschrieben; ist uns nur in dieser Gestalt erhalten (herausg. von Ettmüller, Lpz. 1852); auch seine Lieder (herausg. in „Des Minnesangs Frühling") sind mit Ausnahme eines einzigen nur hochdeutsch überliefert. — 14. **H. der Vogler,** ein in der 2. Hälfte des 13. Jahrh. lebender, vielleicht steirischer Dichter, verfaßte die dem Sagenkreise Dietrich's von Bern angehörenden Gedichte „Dietrich's Flucht" u. „Rabenschlacht" (herausg. von Martin in „Deutsches Heldenbuch", Bd. 2, Berl. 1866).

Nr. 3352. Gemälde der Pariser (Manessischen) Liederhandschrift zu den Liedern Heinrich's v. Veldeke.

Heinrich Julius, Herzog zu Braunschweig u. Lüneburg, geb. 15. Okt. 1564 zu Wolfenbüttel, 1566 postulirter Bischof zu Halberstadt, übernahm nach dem Tode seines Vaters Julius 1589 die Regierung, hielt sich aber die letzte Zeit seines Lebens meist in Prag auf, wo er auch 20. Juli 1613 starb. H. J. ist für die Geschichte des deutschen Theaters von Wichtigkeit dadurch, daß er als einer der Ersten sich Komödianten hielt. Auch schrieb er selbst eine Reihe von Stücken, in deren komischen Scenen zum Theil der Volksdialekt zur Anwendung gelangte (herausg. von Holland, Stuttg. 1855). Auf den Titeln seiner Stücke nannte er sich meist Hibaldeha od. ähnlich, aufzulösen in Henricus Julius Brunsvicensis atque Luneburgensis dux, episcopatus Halberstadensis antistes.

Heinrichsorden, königl. sächs. Militärorden, s. „Orden".

Heinse, Johann Jakob Wilhelm, deutscher Dichter, geb. 16. Febr. 1749 zu Langenwiesen bei Ilmenau als Sohn eines Predigers, studirte die Rechte in Jena u. Erfurt, wo er mit Wieland bekannt wurde. Verhängnißvoller war für H. aber die Bekanntschaft eines abenteuernden Hauptmannes v. d. Goltz, den er zu Erfurt kennen lernte, der ihn mit auf Reisen nahm u. auf den leicht entzündlichen, zu unbändiger Sinnlichkeit hinneigenden Jüngling verderblichen Einfluß übte. Nach einiger Zeit kehrte H. nach Erfurt zurück, u. Wieland empfahl den „feuervollen, aber darbenden Jüngling" an Gleim (s. d.), der ihm auch in Halberstadt eine Hauslehrerstelle verschaffte, die er 1772—74 unter dem Namen „Rost" inne hatte. Um diese Zeit entstanden auch H.'s Erstlingswerke: die „Sinngedichte" (Halberst. 1771) u. sodann drei Schriften, welche H.'s grobsinnlicher Richtung völlig gemäß sind, nämlich die schmuzigen „Begebenheiten des Encolp, aus dem Satiricon des Petron übersetzt" (2 Bde., Rom [Schwabach] 1773), „Die Kirschen" (Berl. 1773), eine wegen ihres empörenden Inhaltes berüchtigte Erzählung nach dem Französischen des Dorat, u. „Laidion" od. „Die Eleusinischen Geheimnisse" (Lemgo 1774), ein Roman, der die Schicksale der griech. Hetäre Lais nach ihrem Tode behandelt. Im Anhang zu letzterem Werke gab H. Bruchstücke eines Heldengedichtes, welche eben so wie der Roman zwar ungewöhnliches Talent bekundeten, aber zugleich durch ihre Ueppigkeit u. Zuchtlosigkeit selbst Wieland's, unter dessen Einfluß doch H. wesentlich stand, Unwillen erregten. Im J. 1774 ließ sich H. bestimmen, nach Düsseldorf überzusiedeln,

Nr. 3353. Johann Jakob Wilhelm Heinse (geb. 16. Febr. 1749, gest. 22 Juni 1803).

um F. H. Jacobi bei der Herausgabe der Zeitschrift „Iris" zu unterstützen. Die Düsseldorfer Gemäldesammlung war für H.'s künstlerische Ausbildung von Wichtigkeit, er schrieb auch hier über die Galerie Aufsätze in Wieland's „Deutschen Merkur"; gleichzeitig begann er seine Prosaübersetzungen von Tasso's „Befreitem Jerusalem" (4 Bde., Mannh. 1781) u. Ariost's „Roland der Wüthende" (4 Bde., Hannov. 1782—83). Im J. 1780 wurde es ihm möglich, Italien zu besuchen, wo er mehrere Jahre in künstlerischen wie in sinnlichen Genüssen verlebte. Im J. 1783 kehrte er nach Düsseldorf zurück, wurde 1786 Vorleser des Kurfürsten von Mainz, später von demselben zum Hofrath u. Bibliothekar ernannt, u. lebte nach des Kurfürsten Tode in Aschaffenburg, wo er 22. Juni 1803 starb. Aus der Mainzer Periode stammen die Werke, denen H. nam. seinen Ruhm verdankt: zunächst „Ardinghello u. die glücklichen Inseln" (2 Bde., Lemgo 1787 u. öfter), ein Roman, in dem zuerst der Versuch gemacht war, Gefühle u. Ansichten über die bildende Kunst, die zum Theil von tiefem Verständniß zeugen, in Erzählungsform vorzutragen. Auch hier ist H.'s Genialität unverkennbar, zugleich aber herrscht in dem Roman eine bis dahin unerhörte Zügellosigkeit, eine Eigenschaft, durch die das Werk wie der Dichter dem früher für H. sehr wohlwollend gesinnten Goethe verhaßt wurden; auch Schiller erklärte, bei aller sinnlichen Energie u. allem Feuer des Kolorits sei der Roman nichts weiter als eine Karikatur ohne Wahrheit u. ästhetische Würde. Dem „Ardinghello" folgte die „Hildegard von Hohenthal" (2 Bde., Berl. 1796 u. öfter), ein vorzugsweise von Musik handelnder Roman, der aber der anstößigen, grobsinnlichen Schilderungen nicht weniger bietet als sein Vorgänger. In H.'s letztem Lebensjahre erschien noch „Anastasia" (2 Bde., Frankf. 1803) über die Reize u. Geheimnisse des Schachspiels. Der vielfach als von H. verfaßt angesehene Roman „Fiormona", eine schwache Nachahmung des „Ardinghello", ist nicht von ihm, vermuthlich von F. L. W. Meyer. H.'s sämmtliche Schriften hat Laube herausgegeben (10 Bde., Lpz. 1838).

Heinsius, Daniel, berühmter holländ. Philolog, geb. zu Gent 9. Juni 1580 (nach Andern im Mai 1581), machte seine Studien in Franeker u. Leyden unter Scaliger, dessen Lieblingsschüler er war, wurde in Leyden Professor der Staatskunst u. Geschichte, auch Bibliothekar, geehrt durch den Titel eines königl. Rathes u. Reichshistoriographen, u. starb zu Leyden 25. Febr. 1655. Stilistisch ausgezeichnet sind seine histor. Schriften u. Reden, werthvoll seine Ausgaben von Horaz, Vergil, Terenz, Maximus Tyrius &c. Auch schrieb er „Exercitationes sacrae ad Novi Testamenti libros" (Leyd. 1639). Daneben ist H. als Dichter aufgetreten in griech. u. lat. Sprache (der „Kindermörder Herodes" von Joh. Klaj beruht auf einem lat. Stück von H.) wie auch in holländischer; seine „Nederduytsche Poëmata" (herausg. von Scriverius, Amsterd. 1616) enthalten im Anhange den „Lofsanck van Bacchus" u. „Lofsanck van Jesus Christus", welch letzteren Opitz ins Deutsche übersetzte. Für die deutsche Literatur ist H. von Bedeutung geworden durch den Einfluß, den er auf Opitz, der ihn in den Niederlanden 1620 persönlich kennen lernte, ausgeübt hat; wahrscheinlich von H. empfing Opitz die Regeln über die Silbenbetonung im Verse, wie auch in der „Poeterey" wiederholt auf H.'s Werk „De tragoediae constitutione liber" Bezug genommen ist. — Niklaas **H.**, einziger Sohn des Vorigen, geb. 20. Juli 1620 zu Leyden, machte große Reisen in England, Frankreich, Italien u. Schweden, stand zeitweilig in Diensten der Königin Christina von Schweden, wurde 1654 Resident der Generalstaaten am schwed. Hofe, 1656 Stadtschreiber in Amsterdam, war aber 1659 wieder in Schweden, 1671 in Moskau thätig, lebte danach als Privatmann in Vianen u. starb im Haag 7. Okt. 1681. Um die kritische Behandlung röm. Dichter, von denen er den Vergil, Ovid, Claudian, Silius Italicus u. Valerius Flaccus herausgab, hat sich H. nambafte Verdienste erworben.

Heinsius, Otto Friedrich Theodor, deutscher Pädagog u. Sprachforscher, geb. 6. Sept. 1770 zu Berlin, wurde 1795 Lehrer am Friedrich-Werder'schen Gymnasium in Berlin, 1801 Professor am Gymnasium zum Grauen Kloster daselbst; 1847 emeritirt, starb er 19. Mai 1849. Unter seinen vielen, meist der Grammatik, Literaturgeschichte u. Lexikographie angehörigen Werken, welche ihrer Zeit von weitreichender Wirkung waren, verdienen genannt zu werden: „Deutsche Sprachlehre" (3 Bde., Berl. 1798; später 6 Thle. unter dem Titel „Teut, od. theoretisch-praktisches Lehrbuch der gesammten deutschen Sprachwissenschaft", wiederholt aufgelegt); „Wegweiser für Volksschullehrer" (Berl. 1801); „Theoretisch-praktische deutsche Sprachlehre" (Berl. 1804; 14. Aufl. 1846); „Der Bardenhain" (4 Bde., Berl. 1808; 3. Aufl. 1820); „Volksthümliches Wörterbuch der deutschen Sprache" (4 Bde., Hannov. 1818—22); „Encyklopädisches Handwörterbuch" (Berl. 1828); „Die Bildung zur deutschen Beredsamkeit" (Berl. 1831); „Vorbereitung zu philosophischen Studien" (Berl. 1833); „Die bedingte Preßfreiheit historisch-kritisch entwickelt u. beleuchtet" (Berl. 1841). Anonym gab er heraus „Sendschreiben eines preuß. Schulmannes an seine Herren Amtsbrüder &c." (Berl. 1816).

Heinzelin von Konstanz, Küchenmeister des Grafen Albrecht von Hohenberg u. Haigerloch (gest. 1298), verfaßte drei mit allegorischen Elementen stark versetzte Gedichte: „Der Minne Lehre", „Von dem Ritter u. dem Pfaffen", u. „Von den zwei Johannsen", die beiden letzteren Streitgespräche über die gegenseitigen Vorzüge (herausg. von Pfeiffer, Lpz. 1852).

Heinzen, Karl Peter, deutscher Publizist, einer der eifrigsten Vertreter des Radikalismus, geb. 22. Febr. 1809 zu Grevenbroich im Reg.-Bez. Düsseldorf, bezog 1827 die Hochschule Bonn, um Med. zu studiren, ward aber wegen ungebührlichen Betragens gegen einen hohen Beamten relegirt u. ging infolge dessen nach Batavia. Als ein in allen Hoffnungen Getäuschter kehrte er bald zurück u. wurde als Beamter im Steuerfach u. danach bei verschiedenen industriellen Etablissements angestellt. Daneben begann er schriftstellerisch zu wirken u. trat zuerst mit einer Flugschrift voll der bittersten Anklagen („Ein Stück Beamtenleben") auf; dann folgten seine „Reise nach Batavia" (Köln 1841; 2. Aufl. 1842), „Gedichte" (ebd. 1841) von wenig poet. Werth u. das geschmacklose u. unsinnige Lustspiel „Dr. Rebel" (ebd. 1842). Mit den beiden Flugschriften „Die Ehre" u. „Die geheimen Konduitenlisten" betrat er hierauf das polit. Gebiet, auf dem er schließlich bis zur vollständigen Negation alles Bestehenden gelangen sollte. Wegen seines Buches „Die preußische Bureaukratie" 1844 vor den Richter geladen, entzog sich H. der Verhaftung durch die Flucht nach Belgien. Von dort u. dann von der Schweiz aus veröffentlichte er eine Reihe von Schriften, in denen er raschen Laufes bis zum blutigsten Jakobinismus fortstürmte. Diese Brandschriften zogen ihm die Kündigung des Asyls in Zürich, Bern, Basel u. Genf zu. 1848 u. 1849 betheiligte er sich an den Aufständen in Deutschland u. ging 1849 nach London, später nach Amerika, lebte hier Anfangs in New-York, wo er 1859 eine Samml. seiner in kulturhistorischer Hinsicht interessanten, aber unerfreulichen Lustspiele erscheinen ließ, dann in Louisville, u. ließ sich zuletzt in Cincinnati nieder. Dort ist er noch jetzt in altem Sinne journalistisch thätig.

Heirath, s. „Ehe u. Hochzeit".

Heiserkeit nennt man eine eigenthümliche Stimmveränderung, die eine sonst reine u. klangvolle Stimme rauh u. uneben klingen läßt. Dieselbe beruht auf einer Schwellung der Stimmbänder, welche nicht mehr in regelmäßiger Weise schwingen u. dadurch, wie eine unregelmäßig schwingende Saite, keine reinen Töne, sondern mehr od. weniger Geräusch erzeugen. Die Ursache der Affektion der Stimmbänder kann demnach verschiedene Bedeutung u. Entstehung haben. Entweder ist die H. ein durch lokale Ursachen, Erkältung, Einathmung von Staub od. heißer Dämpfe u. s. w. bedingtes u. demnach selbst auch rein lokales Uebel, od. sie ist Symptom einer allgemeinen katarrhalischen Erkrankung der Athemwerkzeuge, od. endlich Zeichen einer allgemeinen Erkrankung des Organismus (Tuberkulose, Syphilis). In jedem Falle ist bei H. eine örtliche Behandlung nothwendig. Dieselbe besteht in Gurgeln, Pinseln, Inhaliren von verschiedenen Substanzen &c. Als solche sind bekannt: Tannin, Alaun, Höllenstein &c. Wo die H. Zeichen einer Konstitutions-Erkrankung ist, ist ihre Behandlung mit der Behandlung des Grundleidens verknüpft.

Heißhunger. Darunter versteht man ein plötzlich auftretendes Hungergefühl von solcher Stärke, daß Herzklopfen, Uebelkeit, ja Angstgefühl entsteht, sobald dem Magen etwas Nahrung zugeführt wird. Der H. tritt oft bei gesunden Menschen auf, denen durch längere Zeit die Nahrung entzogen worden ist. Ueble Folgen hat er nur dann, wenn gleich darauf zu viel u. zu hastig gegessen wird. Weiters ist er auch eine Rekonvalescenzerscheinung u. bedarf dann einer strengen Ueberwachung,

da er leicht eine Ueberladung des Magens u. infolge dessen Rückfall der Krankheit bedingt.

Heister, s. v. w. Elster.

Heister, Lorenz, einer der ausgezeichnetsten deutschen Chirurgen, geb. zu Frankfurt a. M. 19. Sept. 1683, studirte 1702—8 in Gießen, Amsterdam u. Leyden u. übte sich nebenbei in den großen Feldlazarethen der Niederlande. 1708 promovirte er in Hardewyk u. ging sodann nach Amsterdam als Dozent der Anatomie. Bald darauf (1709) wurde er holländischer Oberarzt u. machte als solcher die Belagerung von Tournay, Mons u. die Schlacht bei Malplaquet mit. 1710 nahm er seinen Abschied, um eine wissenschaftliche Reise nach England zu machen. Er wurde dann Professor der Anatomie u. Chirurgie in Altdorf, folgte aber in gleicher Eigenschaft einem Rufe nach Helmstedt, woselbst er 18. April 1758 starb. H.'s Schriften werden noch heute studirt, seine Verbandmethoden (Heister'sche Lade) noch heute nachgeahmt. Das bedeutendste seiner Werke, die „Chirurgie", wurde in fast alle europäische Sprachen übersetzt (neue Auflage Amsterdam 1750).

Heizung, künstliche Temperaturerhöhung durch Unterhaltung von Feuer in besonderen Apparaten, nicht nur um bei kalter Witterung in Räumen, wo sich Menschen aufhalten, behagliche Wärme zu erzeugen, sondern auch zu technischen Zwecken — so zur Dampferzeugung, in Trockenstuben u. s. w. Die ursprüngliche Art u. Weise der H. in ersterer Beziehung bestand jedenfall darin, daß man in der Mitte des zu erwärmenden Raumes auf einer Steinplatte od. in einer kleinen Vertiefung des bloßen Erdbodens ein Feuer unterhielt; nach etwas mehr Fortschritt in der Heizkunst baute man wahrscheinlich aus Steinen einen Feuerraum u. kam so zur Herstellung von Oefen. Nachweislich bediente man sich schon im hohen Alterthume hier u. da ziemlich vollkommener Heizvorrichtungen, jedoch ist ein wesentlicher Bestandtheil unserer modernen Heizapparate — der Schornstein — erst im Mittelalter zur Anwendung gekommen. Eine systematische u. zugleich praktische Behandlung des Heizungswesens unternahm zuerst der Franzose Péclet (geb. 1793, gest. 1857), dessen Werk „Traité de la chaleur" noch jetzt in diesem Literaturfache große Bedeutung hat. Ein epochemachender Schritt in der H., besonders in technischer Beziehung, wurde durch die allgemeinere Benutzung der Steinkohlen gethan. Als Brennstoff sind allerdings die Steinkohlen schon in uralten Zeiten bekannt gewesen, jedoch nur sehr ausnahmsweise als solcher zur Verwendung gekommen. In England war die Verwendung der Steinkohle schon zu Anfang des 14. Jahrh. ziemlich verbreitet u. in Deutschland wurde ihre Gewinnung bei Zwickau schon im 10. Jahrh. betrieben, aber erst mit Anfang dieses Jahrhunderts fing man an, sich ihrer in ausgedehnterem Maße zu Heizzwecken zu bedienen. Hiermit war zugleich das Bestreben zu der Verbesserung der Heizapparate rege geworden. So kam man darauf, die Anordnung der Roste, Feuerherde, Feuerzüge u. Schornsteine mit Hülfe physikalischer Gesetze aufzuklären u. für die Praxis bestimmte Regeln dafür aufzustellen. Zur H. größerer Räume u. ganzer Komplexe von Räumen erkannte man der Centralheizung den Vorzug vor der Ofenheizung zu, indem bei ersterer das Heizen durch ein Feuer geschieht, dessen Wärme von Luft, Wasser od. Dampf in Röhren fortgeleitet wird; zu den Centralheizsystemen gesellte sich mit der Einführung der Gasbeleuchtung auch noch die Gasheizung, welche sich für kleine Feuerungen als recht zweckmäßig erweist. Für die Zwecke der H. im Großen, wo es sich um die Ausführung technischer Prozesse mit möglichster Brennmaterialersparniß u. um große Hitzegrade handelt, ging man zur Gasfeuerung über, bei welcher der Brennstoff in einem besonderen Ofen zuerst durch unvollkommenes Verbrennen (trockene Destillation) in brennbare Gase verwandelt wird; letztere strömen dann in den eigentlichen Heizraum, wo sie sich mit der zur vollständigen Verbrennung nöthigen Luftmenge mischen u. verbrannt werden. Neben diesen neueren rationellen Heizmethoden behauptet die alte, leider mehr od. weniger unökonomische Ofenheizung in den Wohnräumen ihren Platz u. es giebt sich ein sehr enges Bestreben kund, diesen Apparat möglichst zweckmäßig zu gestalten.

Die Materialien, welche zur Konstruktion der Oefen benutzt werden, sind Eisen u. Thon, die sich in ihrem bezüglichen Verhalten als sehr verschiedenartig zeigen u. infolge dieser Verschiedenartigkeit nach der einen od. anderen Richtung hin ihrem Zwecke dienen. Ein Thonofen nimmt die Wärme des Feuers nur langsam auf u. häuft sie gewissermaßen in sich an, so daß er, besonders wenn er massig konstruirt ist, als Wärmereservoir betrachtet werden kann. Er giebt diese Wärme allmählich an seine Umgebung ab u. bewirkt so eine zuerst langsam steigende, dann aber gleichmäßig andauernde H. Ein Eisenofen verhält sich ziemlich entgegengesetzt. Sein dünnes, gut leitendes Material nimmt die Wärme rasch auf, giebt sie aber auch ebenso rasch wieder ab; er bewirkt demnach eine schnelle H., doch muß er fortwährend richtig mit Brennstoff versorgt werden — nicht zu wenig u. nicht zu viel — sonst sinkt die Temperatur rasch wieder herab, oder sie steigert sich, besonders wenn das Eisen zum Glühen kommt, in sehr unangenehmer Weise. Gegen die eisernen Oefen spricht auch der Umstand, daß sie bei Erhitzung bis zum Glühendwerden gesundheitsgefährliche Gase, Kohlenoxydgas u. a., exhaliren. Die Nachtheile des langsamen Erwärmens der Thonöfen u. ebenso des Zuheißwerdens der Eisenöfen umgeht man durch zweckmäßige Kombination beider Materialien, indem man den Feuerschacht des Eisenofens mit Thon ausfüttert, od. aber den Thonofen mit eisernen, direkt von der Feuerluft berührten Wärmeröhren versieht. Ferner, um die Wärme, welche ein Ofen abgiebt, möglichst rasch in dem zu heizenden Raume zu vertheilen, umgiebt man denselben mit einem wenig abstehenden Blechmantel, der oben u. unten mit dem zu heizenden Raume kommunizirt; auf diese Weise wird bewirkt, daß die am Fußboden sich lagernde kühlere Luft unten vom Mantel angesaugt wird, am Ofen in die Höhe streicht, sich erwärmt u. oben wieder nach dem Zimmer strömt, so daß ein beständiger Kreislauf u. eine dadurch herbeigeführte, sehr gleichmäßige Erwärmung der Zimmerluft stattfindet. Ein derartiger **Mantelofen** od. **Cirkulationsofen** kann auch leicht in einen Ventilationsofen umgewandelt werden, indem man den Mantel unterhalb vom Zimmer abschließt, dagegen aber durch einen Kanal mit der äußeren frischen Luft in Verbindung setzt. Sorgt man nebenbei noch für gehörigen Abzug der allmählich zum Athmen untauglich werdenden Zimmerluft durch zweckmäßig angebrachte Oeffnungen, so kann man auf diese Weise bewirken, daß die Zimmerluft stets in gesundheitszuträglichem Zustande verbleibt.

Um die öftere Versorgung der Oefen mit Brennstoff zu vermeiden, hat man sogenannte **Füllöfen** konstruirt, welche die ganze Masse des für einen Tag zureichenden Brennstoffes auf einmal empfangen u. so eingerichtet sind, daß die Masse allmählich der Verbrennung unterliegt. Durch derartige Oefen ist man in den Stand gesetzt, ohne weitere Mühe als das täglich ein- od. höchstens zweimal stattfindende Füllen, eine sehr gleichmäßige Temperatur zu unterhalten. Dieselben finden besonders häufige Verwendung für Schulen, Bureaux, Studirzimmer u. s. w.

Als der einfachste u. auch sonst als sehr vortheilhaft bekannte Füllofen wird der sog. **Meidinger'sche** (von Prof. Meidinger in Karlsruhe erfunden) neuerdings sehr gepriesen; zu dessen gutem Ruf hat auch der Umstand wesentlich beigetragen, daß derselbe sich als Heizapparat auf den Schiffen der unter Kapitän Koldewey ausgeführten deutschen Nordpolexpedition außerordentlich gut bewährt hat.

Wir geben beistehend die Abbildung dieses Ofens im Vertikal- u. Horizontaldurchschnitt. Derselbe ist hauptsächlich für Feuerung mit Steinkohle u. Koaks bestimmt (ganz klares Material eignet sich überhaupt nicht für Füllöfen); weniger vortheilhaft lassen sich Braunkohlen verwenden, doch können sie noch ganz gut darin verbrannt werden. Er besteht aus einem gußeisernen Füllcylinder a u. einem doppelten, oben u. unten offenen Mantel e, welcher jenen umgiebt, selbst aber auf einem ebenfalls gußeisernen, mit vier Füßen versehenen Kranze g ruht, u. oben einen durchbrochenen Deckel f trägt. Die Feuerthür befindet sich unmittelbar über dem Kranze. Der Füllcylinder ist aus mehreren ringförmigen, strahlenartig gerippten Theilen zusammengesetzt, von denen der untere Ring mit schräg aufsteigendem Halse u. mit hermetisch aufgeschliffener Thür versehen ist, der obere Ring aber den Rauchrohransatz u. Deckel trägt; zwischen beiden abschließenden Theilen befinden sich drei bis vier Mittelringe eingeschaltet. Die Thür k des unteren Ringes läßt sich behufs der Aschenentleerung nach oben umschlagen u. zur Regulirung des Zuges seitwärts verschieben, wodurch sich mehr od. minder große Luftspalten bilden. Einen Rost u. Aschenfall hat dieser Ofen nicht. Das Feuer in demselben hat man so in der Gewalt, daß man die ganze Füllung ebensowol schon in 3 als auch erst in 24 Stunden niederbrennen kann; bei gänzlich geschlossener Thür erlischt das Feuer.

Nr. 3354.

Nr. 3355.

Meidinger's Füllofen.
3354. Vertikaldurchschnitt.
3355. Horizontaldurchschnitt.

Trotz der vielen schon vorhandenen Ofenkonstruktionen tauchen fortwährend noch neue auf, welche Ansprüche auf verbesserte Einrichtung u. Wirkungsweise machen. Da man infolge der fortgeschrittenen physikalischen u. chemischen Wissenschaft über die hier zur Geltung kommenden

Prinzipien wenigstens eine ziemlich ausreichende Einsicht erlangt hat, so läßt sich dieser Umstand nur dadurch erklären, daß man die bekannten Grundsätze immer wieder für andersartige Verhältnisse in bester Art zu benutzen strebt, so daß man bei der Beurtheilung eines Ofens nicht nur darauf zu achten hat, daß die allgemeinen rationellen Grundsätze der Feuerungskunde befolgt worden sind, sondern nebenbei auch den Zweck, dem er dienen soll, ins Auge fassen muß.

Was die schon oben erwähnten Centralheizungssysteme, die Luft-, Wasser- u. Dampfheizung betrifft, so mag hier nur bemerkt werden, daß die Luftheizung am leichtesten u. billigsten herzustellen ist u. durch dieselbe eine vorzügliche Ventilation erreicht werden kann; jedoch ist auf eine zweckmäßige Konstruktion des dabei wirksamen Feuerungsapparates, des Calorifère, ganz besonders zu achten, insofern die durch denselben streichende Luft nicht mit glühendem Eisen in Berührung kommen darf. Bezüglich der Wasserheizung unterscheidet man drei Arten: die Warmwasser- od. Niederdruckheizung, die Heißwasser- od. Hochdruckheizung u. die Mitteldruckheizung, welche neuerdings mit Vorliebe benutzt wird. Rücksichtlich der Dampfheizung ist nur zu bemerken, daß dieselbe vorzugsweise da in Frage kommt, wo man den abgehenden Dampf einer Dampfmaschine benutzen kann.

Hekatäos aus Milet, einer der ältesten griech. Geschichtschreiber, der sog. Logographen, lebte zur Zeit des Aufstandes der kleinasiat. Jonier gegen die Perser (500 v. Chr.); er hatte von demselben seinen Landsleuten zwar abgerathen, stand ihnen aber nach dem Ausbruch mit gutem Rathe bei. Er hatte ausgedehnte Reisen unternommen u. namentlich sich lange in Aegypten aufgehalten. Von seinen Werken (Genealogien, Erdbeschreibung) sind nur Fragmente erhalten.

Hekäte ist der Name einer, der ältesten griech. Zeit, z. B. dem Homer, noch unbekannten mystischen Göttin, nach Hesiod einer Tochter des Titanen Perses u. der Asteria. Sie erscheint einerseits als wohlthätige, das Böse abwendende u. den Menschen Segen spendende Gottheit, andrerseits aber ebenso auch als grauenvolles, unheimliches Wesen, das durch seine furchtbare Gestalt od. durch das von ihm gesandte Gespenst Empusa die Menschen erschreckt u. Schutzgottheit aller Zauberei ist. Von den Alten vielfach mit Selene od. der dieser verwandten Artemis u. mit Persephone zusammengestellt u. vermischt, ist H. wahrscheinlich als ursprüngliche Göttin des Mondes in seiner Phase als Neumond aufzufassen. Sie wurde nicht nur in den auf Samothrake u. Lemnos heimischen kabirischen Mysterien sowie in den eleusinischen mit verehrt, sondern hatte auch ihren eigenen Geheimdienst, so besonders in Aegina. Hier u. an einigen andern Orten werden Tempel der H. erwähnt. Außerdem pflegte man ihr an Häusern, auf Märkten u. an Scheidewegen Altäre zu errichten, an denen ihr zur Zeit des Neumondes Speisen als Opfer dargebracht wurden. Von der Kunst wurde sie meist dreigestaltig dargestellt, durch drei zu einer Gruppe verbundene weibliche Figuren, denen die verschiedenartigsten Attribute, Aepfel, Fackeln, Stricke, Schlangen &c., beigegeben sind.

Nr. [illegible]. Hekate.

Hekate, einer der kleinen, zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisenden Planeten, 12. Juli 1868 von Watson in Ann Arbor (Michigan) entdeckt, sein Zeichen ist [illegible].

Hekatombe, eigentlich ein Opfer von hundert Opferthieren, hieß bei den Griechen ein solches öffentliches Festopfer, bei dem eine große Anzahl von Opferthieren geschlachtet wurde u. mit dem dann gewöhnlich eine Volksspeisung verbunden war. Bei der Jahresfeier des marathonischen Sieges wurden so 500 Ziegen geopfert, an manchen anderen Festen Hunderte von Rindern.

Hekla, od. Heklufjall, der thätigste der Vulkane Islands, im SW. der Insel, 15 M. im O. von Reikjavik gelegen, ist ein ausgedehnter, 1610 m. hoher, schneebedeckter Bergrücken, auf dem sich 5 Krater befinden, die selbst schon 6 Jahre nach einander in ununterbrochener Thätigkeit gewesen sind. Seit der Entdeckung sind 26 Ausbrüche erfolgt; der letzte, welcher einen Aschenregen 92 M. weit entsandte, vom Sept. 1845 bis April 1846.

Nr. 5557. Der Hekla.

Hekt- u. Hekto-, eine Menge von Hundert bedeutend, aus dem griechischen ἑκατόν, hundert; wird als Vorsatzsilbe gebraucht, um in der Bezeichnungsweise des metrischen Systems das Hundertfache der Einheit auszudrücken: Hektometer = 100 Meter, Hektoliter = 100 Liter, Hektogramm = 100 Gramm, Hektare = 100 Are.

Hektare, s. „Maß" u. „Metermaßsystem".

Hektik ist derjenige Zustand des Körpers, der sich durch eine starke Abnahme des Umfanges kundgiebt. Von der reinen Atrophie (s. d.) unterscheidet sich die H. durch ein Fieber, welches gewöhnlich Nachmittags beginnt, bis zum Abend sich steigert u. bei Nacht in äußerst ermattende Schweiße übergeht. Meist ist die H. eine Begleitungserscheinung der Phthisis pulmonum (Lungenschwindsucht). Große Gaben von Chinin u. Wein können das hektische Fieber wol aufhalten u. lindern, aber schließlich lassen auch sie im Stiche u. der Patient geht seinem Verfalle entgegen.

Hektoliter, s. „Maß" u. „Metermaßsystem".

Hektor, ältester Sohn des Priamos u. der Hekabe (Hekuba), der Führer der Trojaner im Kampfe gegen die Griechen, wird in der Ilias als der tapferste Held unter den Trojanern geschildert, der sich aber auch zugleich durch seinen edlen Charakter vor den Anderen auszeichnet. Seine Gemahlin ist Andromache, Tochter des Eetion, Königs von Theben in Kilikien, der er mit der zärtlichsten Liebe zugethan ist, wie dies bes. in der schönen Episode Ilias 6, 369—502 ausgesprochen ist, wo H. vor der Schlacht von Andromache u. seinem Söhnchen Astyanax od. Skamandrios Abschied nimmt. Mit dem Beistand von Apollo u. Ares besteht er Einzelkämpfe mit den tapfersten Griechen u. dringt siegreich bis in das Lager der Feinde; allein dadurch, daß er des Achilles Freund Patroklos erlegt, wird Achilles, der dem Agamemnon zürnend sich vorher von der Theilnahme an den Kämpfen zurückgezogen hatte, dazu veranlaßt, die Waffen wieder zu ergreifen, um Patroklos zu rächen. Von Athene unter der Gestalt seines Bruders Deïphobos getäuscht, läßt sich H. in den Zweikampf mit Achilles ein; er erliegt u. sein Leichnam wird von dem erbitterten Sieger am Wagen zum Lager u. nach des Patroklos Bestattung noch um dessen Grabhügel geschleift, zuletzt aber dem Priamos auf sein Flehen gegen reiches Lösegeld herausgegeben u. von den Trojanern feierlich bestattet.

Hekuba, einer der kleinen, zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisenden Planeten. Er wurde von Luther 1869 in Bilk entdeckt u. führt das Zeichen [illegible].

Hel (nord. Mythol.), die Beherrscherin des Todtenreiches, Tochter des Loki, Schwester des Fenriswolfes u. der Schlange Jörmungandr.

Ursprünglich ist H. weder der Tod noch ein böses Wesen, sie tödtet u. verfolgt nicht: sie nimmt nur die Seelen Derjenigen, die an Krankheit od. vor Alter sterben, in Empfang u. hält sie unerbittlich fest in Niflheim, ihrer Wohnung, die tief im Dunkel der Erde, unter einer Wurzel der Weltesche Yggdrasil (Abb. s. Bd. IV, Nr. 2921), gedacht wird u. deren Innerstes Niflhel heißt. Ihre Schüssel heißt Hunger, ihr Messer Mangel, ihre unersättliche Gier ausdrückend, welche an der Vorstellung von H. das Wesentliche ist. Zuweilen zieht sie auch durch das Land, zu Roß od. Wagen, die ihr heimgefallenen Todten in Empfang zu nehmen.

Held, Gustav Friedrich, sächs. Staatsmann, geb. zu Meuselwitz im Altenburgischen 29. Mai 1804, studirte in Leipzig, wurde hier 1828 Advokat u. Privatdozent, 1832 Assessor beim Schöppenstuhl u. 1835 Appellationsrath in Dresden, verfaßte seit 1846 den „Entwurf eines bürgerl. Gesetzbuches für das Königreich Sachsen" (Dresd. 1852; Erläuterungen dazu, Lpz. 1853) u. war Oberappellationsrath, als er 25. Febr. 1849 als Justizminister an die Spitze eines neuen Ministeriums berufen wurde. Gleich in den ersten Tagen machte dasselbe den Kammern die so lange verweigerte Konzession, die Grundrechte zu veröffentlichen; indeß vermochte seine versöhnliche Haltung kein dauerndes Verhältniß zu erzielen. Die Verhandlungen über die deutsche Reichsverfassung, deren einseitige Einführung das Ministerium für unausführbar hielt, veranlaßten die Regierung, 30. April 1849 die Kammern aufzulösen. Doch nahm H. mit Weinlig u. v. Ehrenstein schon 2. Mai selbst seine Entlassung (vgl. Sachsen). Er starb zu Dresden 24. April 1857. Mit v. Watzdorf hatte H. 1839 die „Jahrbücher für sächs. Strafrecht" gegründet, die er seit 1841 mit Schwarze u. Siebdrat fortsetzte.

Held, Joseph v., ausgezeichneter Staatsrechtslehrer, geb. zu Würzburg 9. Aug. 1815, studirte in seiner Vaterstadt, wie dann auch in Heidelberg u. München, habilitirte sich 1839 in Würzburg u. wurde hier 1841 außerord., 1843 ord. Professor, als welcher er zuerst vorzugsweise das Deutsche Recht lehrte, bald aber auch das Staatsrecht zum Gegenstand seiner Vorlesungen machte. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Ueber die ehel. Errungenschaftsgemeinschaft" (Münch. 1838); „De juris canonici circa usuras interdictis" (Würzb. 1839); „Ueber Nationalität; Legitimität; Frankreich an der Spitze der Civilisation?" (1863); „Deutschland, der Deutsche Bund u. die deutschen Großmächte" (1864); „System des Verfassungsrechtes der monarch. Staaten Deutschlands" (Würzb. 1856 f.); „Staat u. Gesellschaft vom Standpunkte der Gesch. der Menschheit u. des Staates" (Lpz. 1861—65, 3 Thle.); „Grundzüge des allg. Staatsrechts" (ebd. 1868) u. „Die Verfassung des Deutschen Reiches vom staatsrechtlichen Standpunkt aus betrachtet" (ebd. 1872), von denen namentlich die letzteren verdientes Ansehen in der Gelehrtenwelt genießen.

Heldburg, Stadt im Großherzogthum Sachsen-Meiningen mit etwa 1200 E., welche Landwirthschaft, Bierbrauerei u. Cementfabrikation betreiben. Auf einem benachbarten Basaltkegel liegt die sog. „Fränkische Leuchte", das alte Schloß H., zeitweilig Residenz der Herzoge von Hildburghausen, weshalb man Sachsen-Hildburghausen zuweilen auch Sachsen H. nannte. Man genießt vom Schlosse aus eine ausgezeichnet schöne Rundsicht u. hat sich deshalb auch die Erhaltung desselben in neuester Zeit sehr angelegen sein lassen.

Heldenbuch. Der Name erscheint zuerst als Titel einer im 15. Jahrh. gemachten Umdichtung der zur deutschen Heldensage gehörigen Gedichte zweiten u. dritten Ranges „Ortnit", „Hugdietrich", „Wolfdietrich", „Rosengarten" u. „König Laurin". Wer ihr Urheber war, weiß man nicht. Die Form, in welche es gegossen ist, ist der Hildebrandston, so genannt von dem Hildebrandsliede, welches vorzugsweise der Liebling des Volkes geblieben war, entstanden aus der alten Langzeile der Nibelungenstrophe, einer Strophe von Kurzzeilen, die ungeraden mit weiblichen, die geraden mit männlichen Endreimen. Dieses H., welches jedoch durch seine Frische u. Lebendigkeit weit über jener Umdichtung steht, welche das um 1472 geschriebene Dresdener H. enthält, nach einem der beiden daran beschäftigten Schreiber gewöhnlich das H. Kaspar's von der Rhön genannt (gedr. in v. d. Hagen's u. Primisser's „Heldenbuch", 2 Bde., Berl. 1820), — dieses H. hat bis gegen Ende des 16. Jahrh. die Erinnerung an die alte deutsche Heldensage im Volke wach erhalten, dann aber scheint es ganz in Vergessenheit gekommen zu sein. Erhalten ist es in 6 verschiedenen Drucken; nach dem muthmaßlich ältesten derselben hat es Keller (Stuttg. 1867) neu herausgegeben. Die Bezeichnung als H. ward ihm gegeben, um einen Gegensatz zu „Parzival" u. „Titurel", den damals so beliebten Ritterbüchern, herzustellen. Zu diesem H.e gehört indessen noch ein Anhang (in Prosa), der jedoch in keiner näheren Verbindung mit demselben steht u. eben so gut auch als eine Einleitung zu ihm gelten kann. Der Verfasser desselben benutzte einen andern Ortnit u. Rosengarten, weil er aber darin eine Art Uebersicht des ganzen deutschen Heldensagenkreises giebt, so ist er für das Verständniß desselben von vielem Werth. Seither hat man den Namen H. auch wiederholt neueren Sammlungen von Textabdrücken od. Uebersetzungen derjenigen Gedichte gegeben, deren Stoffe der deutschen Heldensage entnommen sind. So brauchte v. d. Hagen den Namen für seine umfassende Sammlung (2 Bde., Berl. 1855), u. denselben Titel führt die von Müllenhoff's Schülern veranstaltete kritische Ausgabe der das alte H. bildenden Texte (Bd. 1—5, Berl. 1866—73). Einer Erneuerung der ganzen deutschen Heldensage gab Simrock denselben Titel (6 Bde., Stuttg. 1843—49 u. öfter).

Heldengedicht, s. „Epos".

Heldensage. Wenn von H.n in der Geschichte der Literatur die Rede ist, so ist vorzugsweise die deutsche H. gemeint, deren Hauptinhalt aber nicht blos in Deutschland, sondern auch über den skandinav. Norden verbreitet war. Die nordische u. die deutsche Gestaltung, wenngleich in der Wurzel zusammenhängend, haben sich doch verschieden entfaltet; die nordische, noch ganz heidnisch, erläutert uns den früheren Zustand der deutschen H. Diese scheint schon vor dem 12. Jahrh. häufig der Gegenstand alter epischer Lieder gewesen zu sein, denn die Quedlinburger Chronik nennt bereits Thideric von Berne mit dem Beisatze, es sei der, von welchem die Bauern ehemals gesungen, woraus man folgern kann, daß damals, als der Chronist schrieb, diese Lieder bereits aus dem Volksmunde verschwunden waren. Die Ursperger Chronik gedenkt Hermanrich's als eines vom Volke gefeierten u. besungenen Helden. Auch Otto von Freisingen weiß von Theoderich's Ritt in die Unterwelt u. Arnold von Lübeck nennt Verona Hildebrant's Haus, eine Klosterchronik aber unter dem Jahre 1135 bezeichnet dieselbe Stadt als Dieteric's Haus. Unter den Minnesingern ist Wolfram von Eschenbach derjenige Dichter, welcher fast den ganzen Kreis der altdeutschen Heldensagen kennt. In vollständig erhaltenen Dichtungen tritt indessen die deutsche Heldensage vom Ende des 12. u. Anfang des 13. Jahrh. vor uns, u. bis gegen Ende des 15. regte sie deutsche Dichter an, einzelne ihr angehörige Episoden mehr od. weniger frei auszuführen. — Gräße in seiner „Geschichte der großen Sagenkreise des Mittelalters" (Dresd. 1842) hat nun die gesammte deutsche H. nach fünf Hauptgruppen in eben so viele Sagenkreise geschieden. Es sind dies folgende: a. der fränkisch-burgundische Sagenkreis, der sich mit der Erzählung von Siegfried's Drachenkampf u. der Befreiung Chriemhildens beschäftigt, aber jetzt nur noch durch eine einzige Dichtung vertreten ist, das Siegfriedslied. b. Der gothische Sagenkreis, dessen Held Dietrich von Bern ist. Zu diesen gehören die Gedichte von Dietrich's u. seiner Gesellen Kämpfen mit Drachen u. Riesen, aus denen die Abenteuer mit Goldemar, Sigenot, Ecke (Ecken Ausfahrt) u. Fasolt, sowie der Kampf mit Laurin wieder hervortreten. Dietrich flüchtet zu Etzel, nachdem er von Ermanrich vertrieben worden, u. hier existirt nun ein besonderes Gedicht über Etzel's Hofhaltung. Bei Etzel kommt er mit Biterolf u. Dietleib zusammen. Der Wiedereroberung seines Reiches u. den dadurch erzeugten Sagen gehören die Gedichte von Hildebrand, von der Rabenschlacht, von Alphart's Tode u. von der Erlegung Ermanrich's an. Der sog. „Rosengarten", der Dietrich dem Helden Siegfried gegenüberstellt, bildet den Uebergang zu c. od. zum burgundisch-gothischen Sagenkreise, repräsentirt durch die Nibelungen u. die Klage. d. Der gothisch-lombardische Sagenkreis begreift König Ruther, Ortnit, Hugdietrich, Wolfdietrich, u. Wolfdietrich u. Saben. e. Der nordisch-sächs. Sagenkreis endlich wird lediglich repräsentirt durch Gudrun u. die eigentlich nur entfernt zu ihr gehörigen Gedichte von Orendel u. Oswald, allein man kann auch die Sage von Siegfried mit in seinen Bereich ziehen. Eine andere Eintheilung der H. ist die Uhland's („Schriften zur Geschichte der Dichtung u. Sage", Bd. 1, Stuttg. 1865), der nur 3 Kreise der H. unterscheidet, nach den 3 in ihnen verherrlichten Heldengeschlechtern: den Amelungen (gothische Sage), den Nibelungen (rheinisch-burgundische Sage) u. den Hegelingen (niedersächsische Sage). Auf diesen Sagenkreisen basirten nun verschiedene epische Volksdichtungen, die jedoch meist untergegangen sein mögen; als Probe od. Muster derselben ist das alliterirende Hildebrandslied anzusehen, welches überdies noch völlig heidnisches Element in sich faßt. Dann gab man denselben christliches Gepräge, u. selbstredend machte man bald aus den alten Helden u. Recken höfische Ritter. Man arbeitete die alten Volksrhapsodien um, u. als die höfische Dichtung u. das Epos überhaupt in die Periode des Verfalls trat, da fing man an, rein für das Volk die alten epischen Stoffe zuzustutzen, u. so entstanden dann Arbeiten wie das Heldenbuch (s. d.) u. Kaspar von der Rhön's Heldenbuch, wie auch um dieselbe Zeit die Bearbeitung der Nibelungen u. der Drachen-

kampf, Siegfried's, das niederdeutsche Volkslied von Ermenrich's Tod rc. abgefaßt wurden. — Vgl. W. Grimm, „Die deutsche Heldensage" (Gött. 1829; 2. Aufl. 1868), Mone, „Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Heldensage" (Quedlinb. 1836), Raßmann, „Die deutsche Heldensage u. ihre Heimat" (Hannov. 1857).

Helder, befestigte Stadt an der Nordspitze der niederländ. Provinz Nordholland mit 19,423 E. (1871), liegt am Eingang zum Zuidersee u. wird durch den Marsdiep von der Insel Texel geschieden; sie hat in dem im O. gelegenen Nieuwe Diep einen der besten Häfen der holländ. Küste mit großen Werften, Docks, Magazinen, einer Navigationsschule, einem Marine-Institut, Kasernen u. Hospitälern. H. ist Kriegshafen der Niederlande u. wird durch Festungswerke, welche 1811—30 angelegt worden sind, geschützt. Am 21. Aug. 1763 siegten hier die Holländer in einer Seeschlacht unter de Ruyter u. Tromp über die Engländer.

Helena, Tochter des spartan. Königs Tyndareos (nach andrer Sage des Zeus) u. der Leda, u. Schwester der Diosturen Kastor u. Polydeukes u. der Klytämnestra; wurde, nachdem sie von Theseus nach Attika entführt, aber von ihren Brüdern wieder befreit worden war, wegen ihrer großen Schönheit von vielen Freiern umworben, unter denen sie den Atriden Menelaos zum Gatten wählte. Während des Menelaos Abwesenheit von Sparta entführte sie des Priamos Sohn Paris nach Troja, u. so ward H. die Veranlassung zum Trojanischen Kriege. Als Paris während Troja's Belagerung sein Ende gefunden hatte, wurde sie die Gattin von Paris' Bruder Deïphobos. Ihre Schicksale bei u. nach der Einnahme Troja's werden verschieden erzählt. Nach Einigen verräth sie den Deïphobos an Menelaos, nach Andern wird sie von Letzterem mit Gewalt auf sein Schiff geführt, od. Aeneas will sie tödten, wird aber durch Aphrodite daran verhindert. Nach jahrelanger Irrfahrt mit Menelaos kommt sie wieder nach Sparta zurück u. lebt dort bis zu ihrem Tode, od. sie wird nach des Menelaos Tode von dessen Söhnen vertrieben, flieht nach Rhodos zu Polyxo u. wird dort auf der Letzteren Anstiften an einem Baume erhängt. Auch existirte eine Sage, nach welcher H. gar nicht nach Troja kam, sondern, als sie mit Paris auf der Flucht nach Aegypten gelangte, durch Proteus dort zurückgehalten wurde u. nun dem Paris nur als Schattenbild folgte.

Helena, die heilige, Gemahlin des Konstantius Chlorus, Mutter Kaiser Konstantin's d. Gr., wurde um 247 n. Chr. geboren. Ueber ihre Herkunft sind viele Legenden verbreitet, wie z. B., daß sie die Tochter eines Hirten od. Wirthes gewesen sei. Nach ihrer Verstoßung durch Konstantius lebte sie angeblich in der Gegend von Trier, wurde aber von ihrem Sohne Konstantin später zu kaiserl. Range erhoben u. mit reichen Mitteln zur Bethätigung ihrer Mildthätigkeit versehen. Wahrscheinlich war sie noch vor Konstantin zum Christenthum übergetreten. Im J. 325 unternahm sie eine Wallfahrt nach Palästina, fand hier durch wunderbare Eingebung das ächte Kreuz u. damit das Grab Christi u. erbaute über demselben sowie auf dem Oelberg u. in Bethlehem prächtige Kirchen. Sie starb nach ihrer Rückkehr 327. Ihr Heiligentag ist der 18. Aug.; ihre angeblichen Gebeine werden sowol in Rom als auch in Hautvilliers bei Rheims u. in Venedig gezeigt.

Helena, als Heidin Olga genannt, die Gemahlin des russ. Großfürsten Igor u. nach dessen Tode Reichsverweserin, empfing 955 in Konstantinopel die Taufe u. ließ ihre Unterthanen zum Christenthum vorbereiten. Sie starb 969 u. hat als eine der 57 Heiligen der russ. Kirche den 11. Juli zum Gedächtnißtag.

Helena, einer der kleinen zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisenden Planeten. Er wurde 15. Aug. 1868 von Watson in Ann-Arbor (Michigan) entdeckt u. führt das Zeichen [illegible].

Helena, St., s. „Sanct Helena".

Helenamedaille heißt die von Kaiser Napoleon III. durch ein Dekret vom 12. Aug. 1857 für alle noch lebende Theilnehmer an den Napoleonischen Feldzügen, die unter Napoleon I. gekämpft hatten, bestimmte Erinnerungsmedaille. Der gesunde Sinn des deutschen Volkes empörte sich übrigens von selbst gegen diese Zumuthung, öffentlich eine Art Ruhmesdekoration eines fremden Eroberers zur Schau zu tragen, u. so verlief sich diese rein zur Verherrlichung der Napoleonischen Eroberungsgelüste ersonnene Operation in Deutschland, eben so wie in Italien rc., vollständig im Sande. Diese Medaille selbst besteht aus Bronze u. stellt auf dem Avers das Brustbild des Kaisers Napoleon mit einem Lorberkranze u. der Umschrift „Napoléon I., Empereur" dar; auf dem Revers liest man die Worte: „A ses Compagnons de Gloire sa dernière pensée. St. Hélène, 5. Mai 1821"; auf der Umschrift: „Campagnes de 1792 à 1815." Die Medaille, welche ungefähr die Größe eines silbernen Francstücks hat, ist mit einem starken Lorberkranz eingerahmt, der oben von einer Kaiserkrone zusammengehalten wird. Der obere Knauf enthält einen Ring, in welchem ein breites, grün- u. rothgewässertes Seidenband befestigt wird.

Helene, Herzogin von Orleans, mit ihrem vollen Namen Helene Luise Elisabeth, geb. 24. Jan. 1814, war die Tochter des 1819 verstorbenen Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin u. seiner Gemahlin Karoline Luise, einer geb. Prinzessin von Sachsen-Weimar. Der Heirathsantrag, den ihr der älteste Sohn des Königs Ludwig Philipp u. damals präsumtive Thronerbe Frankreichs, Ferdinand, Herzog von Orleans, 1836 machte, fand bei einzelnen Mitgliedern ihrer Familie lebhaften Widerstand; sie selbst aber begünstigte den Werber, u. der König von Preußen, dem dieser Bund als ein neues Friedenspfand erschien, führte sie ans Ziel ihrer Wünsche. Am 30. Mai 1837 fand die Vermählung statt, aber schon nach 5 Jahren, am 13. Juli 1842, ward das Glück dieser Ehe durch einen jähen Tod des Herzogs zerstört. Wegen des großen Einflusses, den auf ihn seine geistreiche, gemüthvolle u. eben so scharfblickende als feinfühlende Gemahlin ausgeübt hatte, war sie vom König mit wenig freundlichen Augen betrachtet worden. Der Tod des Herzogs isolirte sie vollends, zumal ihre Ansichten über die Erziehung ihrer Kinder — des Grafen v. Paris (geb. 1838) u. des Herzogs v. Chartres (geb. 1840) — bei der ganzen königl. Familie Widerspruch fanden. Der rühmlichste Zug ihres Lebens ist der wahrhaft heroische Muth, mit dem die Herzogin nach Ausbruch der Februarrevolution (1848) mitten im Toben der Horden, die sich in den Tuilerien berauscht hatten, die aber ihr Eigenthum achteten, in der Kammer der Abgeordneten aushielt, nachdem die Mehrzahl der konservativen Mitglieder bereits die Flucht ergriffen hatte. Sie hätte die Feigheit ihrer Freunde, die Bosheit ihrer Feinde besiegen müssen, wenn das unselige Regentschaftsgesetz nicht ein unüberwindlicher Anstoß gewesen wäre. Daran scheiterte die muthige Frau. Da entfernte auch sie sich aus Paris u. nahm ihren Wohnsitz in Eisenach. Von der öffentlichen Schaubühne abgetreten, war sie zwar im Stillen für die Rechte u. die Zukunft ihrer Söhne fortwährend thätig, aber ohne sich in ungesetzliche Verbindungen u. Intriguen gegen die bestehende Regierung Frankreichs einzulassen. Ihr Widerstand verhinderte jene Verschmelzung der beiden Linien des Hauses Bourbon, für welche einflußreiche Mitglieder der Familie Orleans gewonnen worden waren, von der aber die kluge Frau richtig erkannte, daß das Aufgeben der konstitutionellen Formen, worauf die Fusion sich gründen sollte, einem Aufgeben der Rechte ihrer Söhne gleichkommen würde. Die bürgerlich einfach eingerichtete Wohnung in Eisenach, wo die menschenfreundliche Herzogin im Munde des Volkes als eine zweite fromme Elisabeth gepriesen wurde, war ein Spiegel ihres Innern. Im J. 1856 wurde der Graf von Paris mündig u. ging zuerst in Begleitung seiner Mutter, dann allein auf Reisen. Nach seiner Rückkehr begab sich die ganze Familie nach England. Dort starb die Herzogin zu Richmond (an der Themse oberhalb Londons) 18. Mai 1858. — Vgl. Mad. d'Harcourt, „Mad. la duchesse d'Orléans" (Par. 1859; 6. Aufl. 1860); v. Schubert, „Erinnerungen aus dem Leben der Herzogin v. Orleans" (Münch. 1859; 7. Aufl. 1862); Brunier, „Eine mecklenb. Fürstentochter" (Bremen 1872).

Helenos, Sohn des Priamos u. der Hekabe, der wie Kassandra die Gabe der Weissagung besaß. Nachdem er am Kampfe gegen die Griechen sich rühmlich betheiligt, ging er, weil nach Paris' Tode nicht er, sondern Deïphobos die Helena zur Gattin erhielt, zu den Griechen über (od. er ging auf den Berg Ida u. wurde dort auf des Kalchas Betreiben von ihnen gefangen genommen) u. ertheilte ihnen den Rath, das hölzerne Pferd zu bauen. Später lebte er in Epeiros als Freund des Pyrrhos, der ihm einen Theil seines Landes überließ.

Helfer, s. v. w. Diakonus.

Helferich, Johann Alphons Renatus, geschätzter akademischer Lehrer u. Schriftsteller auf dem staatswissenschaftlichen Gebiete, geb. zu Neuenburg (Neufchâtel) 5. Nov. 1817, studirte 1836—40 in Erlangen, Berlin, Heidelberg u. München die Staatswirthschaft, habilitirte sich 1843 in Freiburg i. Br. u. wurde das. 1847 ord. Prof.

der staatswirthschaftlichen Fächer. Im Winter 1848—49 war H. im Reichshandelsministerium zu Frankfurt a. M. beschäftigt, ging dann als Universitätslehrer nach Tübingen, wurde 1860 nach Göttingen berufen u. ist seit 1869 Prof. der Nationalökonomie u. Finanzwissenschaft in München. Außer zahlreichen Abhandlungen in der „Zeitschrift für die gesammten Staatswissenschaften" lieferte er mehrere werthvolle Monographien, wie z. B. „Von den Schwankungen im Werth der edlen Metalle" (Nürnb. 1843).

Helfferich, Christian Adolph, vielseitig thätig als wissenschaftlicher u. Reiseschriftsteller, geb. um 1810 zu Schaffhausen (Württemb.), wurde 1842 Privatdozent der Philosophie an der Universität, dann Professor an der Kriegsakademie in Berlin. Früchte seiner ausgedehnten Reisen durch ganz Westeuropa sind die Schriften: „Belgien in polit.-kirchl. rc. Beziehung" (Pforzh. 1848); „Deutsche Briefe aus Paris" (ebd. 1848, 2 Bde.); „Briefe aus Italien" (Lpz. 1850—53, 3 Bde.); „Engländer u. Franzosen" (Berl. 1852); „Neapel u. Sizilien im J. 1853" (Lpz. 1853); „Skizzen u. Erzählungen aus Irland" (Berl. 1859) u., mit Clermont verfaßt, „Fueros francos. Les communes franç. en Espagne et en Port." (Berl. 1860). Andere Schriften H.'s sind: „Die christl. Mystik" (Hamb. 1842, 2 Bde.); „Spinoza u. Leibniz od. das Wesen des Idealismus u. des Realismus" (ebd. 1846); „Die Metaphysik als Grundwissenschaft" (ebd. 1846), „Der Organismus der Wissenschaften u. die Philosophie der Geschichte" (Lpz. 1856); „Die neuere Naturwissenschaft" (Triest 1857); „Raymund Lullus" (Berl. 1859); „Geschichte des Westgothenreichs" (ebd. 1859); „Der westgothische Arianismus" (ebd. 1860); „Die Kategorien des Rechts" (ebd. 1863); „Der Erbacker" (Lpz. 1865); „Zum Verständniß der deutschen Mythologie" (ebd. 1865). Weiterhin schrieb er u. A.: „Das deutsche Mark- u. Weichbildrecht" (Berl. 1867); „Turan u. Iran" (über die Entstehung der Schriftsprache, Frankf. 1868); „Der altröm. Kalender" (ebd. 1869); „Die phöniz.-cypr. Lösung" (ebd. 1869); „Geschichtl. Forschungen" (ebd. 1871 f.).

Helgoland (engl. Heligoland), brit. Insel in der Nordsee, 0,21 □M. groß mit 1912 E. (1871), liegt 9 M. im NW. von Cuxhaven, die Mündungen der Elbe, Weser u. Eider beherrschend u. von einigen Sandinseln umgeben, deren größte die durch das 1826 entstandene Seebad bekannte, 100 m. breite u. 300 m. lange „Düne" im O. ist. H. besteht aus einem 30—50 m. hoch steil aus dem Meere sich erhebenden Felsenplateau, welches 4200 Schritt im Umfange mißt, die kleine Stadt von etwa 350 Häusern trägt, u. dem im O. vorgelagerten flachen Vorlande, auf dem 60 Häuser stehen u. von welchem Treppen auf das Oberland führen. Im W. u. N. der Insel befinden sich durch Batterien vertheidigte, sichere Ankerplätze; auf dem oberen Theile steht ein Leuchtthurm. Die Bewohner, fries. Stammes, leben von Fischerei, Lootsendienst u. Pflege der Fremden, welche das seit 1826 bestehende Seebad besuchen, sind abgabenfrei u. stehen unter einem Gouverneur. Die Produkte der Insel sind Gras u. Klee, Gerste u. Kartoffeln. H., welches in heidnischer Zeit Fositesland, nach der fries. Göttin Fosita, genannt wurde, erhielt seinen Namen (das heilige Land) von christlichen Missionaren; gehörte bis 1712, wo es in dän. Besitz überging, den Herzögen von Holstein-Gottorp u. ward 1814 an England abgetreten.

Nr. 3358. Helgoland aus der Vogelschau.

Heliaden, Söhne u. Töchter des Helios (s. d.).

Heliäa (griech. Ἡλιαία) bedeutet ursprünglich eine Versammlung u. wurde später der Name für den größten athenischen Gerichtshof, gebildet aus 6000, jährlich aus dem Volke ausgelosten Geschwornen (Heliasten), welche das dreißigste Lebensjahr überschritten haben mußten. Sie zerfielen in 10 Abtheilungen, zu je 500; die übrigen tausend dienten als Ersatzmänner. Die Heliasten wurden beeidigt u. jeder erhielt dann ein Täfelchen mit seinem Namen u. der Nummer seiner Abtheilung. Die Bestimmung der Gerichtsstätten wurde auch durch das Los entschieden; sie waren, meist am Markt liegend, durch Nummern u. verschiedene Farben gekennzeichnet. Jeder Richter erhielt vor dem Eintritt in den Gerichtshof einen Stab mit Nummer u. Farbe seiner Abtheilung u. dazu eine Marke (σύμβολον), welche ihn zur Erhebung des von Perikles eingeführten, 3 Obolen betragenden Richtersoldes berechtigte.

Heliand (altsächs. Form für „Heiland") ist der Titel einer berühmten, in alliterirenden Versen in altsächs. Sprache abgefaßten Evangelienharmonie; die Quelle ist hauptsächlich das gleichartige Werk des Alexandriners Ammonius. Ueber den Verfasser, der im Tone der Volkspoesie dichtete, ist nichts Genaues bekannt. Einer alten Ueberlieferung zufolge war er ein gefeierter sächs. Sänger, ein Laie, u. von Ludwig dem Frommen mit dem Werke beauftragt; vermuthlich trat er darauf in den geistlichen Stand od. hatte wenigstens einen gelehrten Gehülfen bei seiner Arbeit, sonst wäre schwer verständlich, wie er sich des Stoffes in so sicherer Weise hätte bemächtigen können. Ob der Dichter auch das Alte Testament in gleicher Weise behandelte, ist aus den Zeugnissen nicht mit Sicherheit erkennbar. Als Zeit der Abfassung werden die Jahre 820—35 angenommen. — Herausgegeben ward der H. von Schmeller (Münch. 1830), Köne (Münster 1855) u. Heyne (Paderb. 1867; 2. Aufl. 1873); eine Ausgabe von Sievers steht bevor; Uebersetzungen gaben Rapp (Stuttg. 1856), Simrock (Elberfeld 1856; 2. Aufl. 1866) u. Grein (2. Bearb. Kassel 1869).

Helianthemum, s. „Cistus“.

Helianthus, Sonnenrose, Sonnenblume; Pflanzengattung der Kompositen, Gruppe der Heliantheen, mit stattlichen großblumigen Stauden, unter denen sich bes. H. annuus, die eigentliche Sonnenblume unsrer Gärten, durch ihre riesige Blüte mit goldgelben Strahlenblumen auszeichnet. Seit Jahrhunderten schon in Bauerngärten gezogen, stammt die Pflanze nach Einigen aus Mexiko, nach Andern aus Peru, was das Wahrscheinlichste ist. Sie kam zunächst als Zierblume nach dem königl. Garten zu Madrid, aus dem sie wahrscheinlich zwischen 1560 u. 1584 über Frankreich nach Belgien kam. Später erst wurde man auf ihre öligen Samen aufmerksam; doch wird sie aus diesem Grunde nur noch selten angebaut. Eine nahe Verwandte mit weit kleinerer Blume ist H. tuberosus, die sog. Erdbirne od. Topinambur. Diese soll um das J. 1617 nach England, u. zwar nach Einigen aus Brasilien, nach Andern aus Nordamerika, von wo auch noch ein paar Arten als Zierbäume (H. multiflorus u. orgyalis) von stattlichstem Wuchse zu uns gebracht wurden. Die fragliche Art verbreitete sich nam. über Süddeutschland als Kulturgewächs, u. zwar als Ersatzmittel der Kartoffel, unter verschiedenen Namen, Grundbirne, Erdartischocke, Jerusalemsartischocke rc. Sie wird bis zu 3–4 m. hoch, wächst auch auf trocknem Boden sehr stramm empor u. entwickelt über den eiförmigen dreirippigen Blättern eine ebenfalls ansehnliche Blume, in der Erde aber noch ansehnlichere kartoffelartige Knollen, die man meist als Viehfutter verwerthet. Doch nähren sie auch den Menschen sehr gut, machen Fleischbrühe sehr schmackhaft u. sind gegen Kälte weniger empfindlich als die Kartoffeln. Eben so benutzt man die dürren markigen Stengel als Brennstoff od. zur Streu für Schweine.

Heliasten, s. „Heliäa“.

Heliconia, Pflanzengattung der Musaceen mit werthvollen Dekorationspflanzen der Warmhäuser u. Zimmer von der Tracht des Pisang. Dem tropischen Amerika angehörig, werden aus dieser Gattung bes. H. Bihai, bicolor, humilis, leucogramma, metallica, pulverulenta u. a. bei uns gezogen. Ausgezeichnet sind diese Blattpflanzen durch die oft prachtvolle u. keulenförmige Blütenrispe.

Helikon, hoher, wald- u. quellenreicher Gebirgszug in Böotien, noch jetzt H. od. nach dem jetzigen Namen des kahlen höchsten Gipfels Palaiobuna genannt. Berühmt als Sitz der Musen war der etwas niedrigere, im östl. Theile des Gebirges über Thespiä emporragende, mit dichtem Tannenwald bedeckte Gipfel (j. Zagaras, 1572 m.), der eigentliche H., mit dem Musenhain, der Quelle Aganippe u. mit der fast auf der Höhe des Gipfels befindlichen Quelle Hippokrene (j. Kryopegadi), die der Sage nach durch den Hufschlag des Pegasos hervorgerufen worden.

heliocentrisch nennt man in der Astronomie den Ort eines Planeten od. Kometen, sobald seine Lage gegen die übrigen Sterne (seine Länge u. Breite) so angegeben ist, wie er einem auf der Sonne befindlichen Beobachter erscheinen würde, im Gegensatz zum geocentrischen Orte, der die Erde als Standpunkt voraussetzt.

Heliochromie nennt man das Verfahren, auf photographischem Wege Bilder mit den natürlichen Farben der darzustellenden Objekte zu erzeugen. Mit der Lösung dieses Problems haben sich bes. die Franzosen Niepce de St. Victor, Poitevin u. E. Becquerel beschäftigt, ohne daß es jedoch bis jetzt gelungen wäre, völlige Farbenübereinstimmung zwischen der heliographischen Kopie u. dem Original zu erreichen, noch auch diesen Bildern eine genügende Dauerhaftigkeit zu gewähren. Einige Zeit dem Lichte ausgesetzt, verlieren sich die Farben. Hier sei nur das Verfahren Poitevin's erwähnt. Photographisches Papier wird mit violettem Silberchlorür überzogen u. dann mit einer Mischung getränkt, welche aus gleichen Maßtheilen einer gesättigten Lösung von doppeltchromsaurem Kali, einer ebensolchen von schwefelsaurem Kupfer u. einer fünfprozentigen Lösung von Chlorkalium besteht. Unter einem durchsichtigen Glasgemälde nimmt dies Papier in 5—10 Minuten in der Sonne alle Farben des Gemäldes an. Nachdem das Bild entstanden, wäscht man es in Wasser mit wenig Chromsäurezusatz, spült es gut, taucht es nach einander in Lösungen von Quecksilberchlorid u. Bleinitrat u. wäscht es am Ende nochmals gut. Im zerstreuten Lichte halten sich diese Bilder ziemlich lange, in der Sonne, jedoch werden sie bald braun.

Heliodoros, 1. **H.**, griech. Rhetor, aus Syrien gebürtig, Geheimschreiber des Kaisers Hadrian, später Präfekt von Aegypten, Vater des Avidius Cassius. 2. **H.**, griech. Erotiker aus Emesa in Phönikien, gegen Ende des 4. Jahrh. n. Chr., schrieb einen Roman „Aethiopische Geschichten“, der sich vortheilhaft von den übrigen griech. Werken dieser Gattung auszeichnet (herausgeg. von Better, Lpz. 1855 u. in den Ausgaben der „Scriptores erotici graeci“ von Hirschig, Par. 1856, u. von Hercher, Lpz. 1859). H. war später Bischof von Trikka in Thessalien.

Heliogabalos (auch Eleog., Elag.), griech. gebildeter Name eines syrisch-phönikischen Gottes, welcher, ursprünglich ein Berggott, später als Sonnengott aufgefaßt wurde. Das Kultbild desselben bestand in einem eigenthümlich geformten Stein, u. sein Dienst war orgiastisch. Nach diesem Gotte nannte sich der röm. Kaiser H. (s. d.).

Heliogabalus, röm. Kaiser 218–222 n. Chr., mit seinem eigentlichen Namen Varius Avitus Bassianus, war ein Enkel der Julia Mäsa, der Schwester von des Septimius Severus Gattin Julia Domna. Er ward, als nach Caracalla's Tode Mäsa, durch Macrinus vom kaiserl. Hofe verwiesen, nach ihrer Vaterstadt Emesa ging, dort trotz seines jugendlichen Alters Oberpriester des Sonnengottes H. (Elagabalus), nach Kurzem aber, indem er wegen seiner Aehnlichkeit mit Caracalla für dessen Sohn ausgegeben wurde, von den Soldaten unter dem Namen M. Aurelius Antoninus zum Imperator ausgerufen. Sein Sieg über Macrinus in der Nähe von Antiochia (218) gab die Herrschaft des röm. Reichs in seine Hand. Seine Regierung, während der er den Dienst des syrischen Sonnengottes zum Staatskult machte u. in Rom dem Gotte zwei Tempel erbaute, wurde durch die schimpfliche Art, wie er die Aemter mit verworfenen u. unfähigen Menschen besetzte, durch seine Grausamkeit, wahnsinnige Verschwendung u. zügellose Lebensart zu einer wahren Mißregierung. Als Mäsa erkannte, daß dieselbe nicht mehr lange Bestand haben konnte, veranlaßte sie den Kaiser, seinen Vetter Alexander, den Sohn ihrer Tochter Mammäa, zu adoptiren u. zum Cäsar zu ernennen. Die fortgesetzten Nachstellungen, die er dann aber demselben bereitete, führten schließlich H.'s Sturz herbei, indem die Prätorianer, bei denen der junge Alexander sehr beliebt war, den Kaiser ermordeten (222).

Heliographie ist die Kunst, auf photographischem Wege erzeugte Bilder direkt auf mechanischem Wege mittels Druckerschwärze u. Presse zu vervielfältigen. Die Darstellung der Druckplatten durch photographischen Prozeß kann auf verschiedene Weise erfolgen, doch kommen alle Verfahren im Prinzipe auf das schon vom älteren Niepce ersonnene hinaus. Derselbe überzog eine Stahlplatte mit einer ganz gleichmäßigen Schicht feinen Asphaltes. Diese Masse hat die Eigenschaft, durch die Einwirkung von Licht unlöslich in Lavendelöl zu werden. Wenn daher eine so präparirte Platte in einer Camera obscura dem Lichte des von einem Objekte erzeugten Bildes ausgesetzt wird, so wird, wenn man dann die Platte mit Lavendelöl behandelt, der Asphalt nur an den Schattenpartien des Bildes aufgelöst werden, dagegen an den Lichtpartien ungelöst bleiben u. einen Aetzgrund bilden, welcher gestattet, das Bild mit Aetzmitteln in die Platte zu vertiefen u. zum Drucke fertig zu machen.

Heliopolis (eigentl. Heliupolis, d. i. „Sonnenstadt“) ist der griech. Name: 1. der altheil. Stadt On in Unterägypten auf dem rechten Ufer des Nil. Sie wird schon 1. Mos. 41, 45 erwähnt, wo Joseph eine Priestertochter aus dieser Stadt heirathet. Auf den prachtvollen Sonnentempel das., in dessen Hofe für den Gott Mnevis ein heil. Stier gehalten wurde, bezieht sich noch die Stelle Jeremia 43, 13, wo die Stadt in hebr. Uebersetzung Bethschämesch heißt. Später wurde sie von den Persern zerstört, aber noch heute werden unter dem Namen Ain-schämesch (d. i. Sonnenquelle) 2 Stunden nordöstl. von Kairo Trümmer der Stadt gezeigt; 2. der Stadt Baalbek (s. d.).

Helios, der Sonnengott der griech. Mythologie, bei den Römern Sol, Sohn des Titanen Hyperion u. der Theia od. Euryphaessa, Bruder der Eos u. der Selene. Ein jugendlich schöner Gott, das Haar mit einer Strahlenkrone geschmückt, u. mit hellschimmerndem Gewande bedeckt, taucht er täglich mit dem von vier weißen Rossen gezogenen Sonnenwagen aus den Meeresfluten empor u. am Abend wieder in dieselben unter. Den Aufgang, in früherer Zeit auch den Untergang, verlegte man in das Land der Aethiopen, d. h. der Sonnenverbrannten, od. nannte als Ort des Aufganges u. des Unterganges ein östl. u. ein westl. mythisches Land Aea, von denen jenes von des H. Sohn Äetes beherrscht, dieses von des H. Tochter Kirke bewohnt würde. Auch dachte man sich wol eine prächtige Sonnenburg als Aufenthaltsort des Gottes u. glaubte, er kehre auf einem goldenen, becherartigen Fahrzeuge von dem Orte des Unterganges nach dem Osten zurück. Auf einer Insel, Thrinakia, sollte er sieben Heerden Kühe u. eben so viel Heerden Lämmer von je fünfzig Stück haben, deren Zahl sich nie ändere; eine Sage, die auf die Tage u. Nächte des Mondjahres zu beziehen ist. H., der als Gott des überall hindringenden u. das Verborgene offenbar machenden Lichtes auch bes. bei Schwüren

angerufen zu werden pflegte, ward in Griechenland an vielen Orten verehrt, bes. aber von den Rhodiern, die ihre Abstammung von H. herleiteten u. im Sommer ein großes Fest des Gottes mit verschiedenartigen Spielen feierten, ferner in Korinth, in Elis, auf dem Taygetos u. dem Vorgebirge Tänaron. In Rhodos stellte der berühmte Koloß am Eingang des Hafens ein Bild des H. dar.

Nr. 3359. Apollo als Helios. (Nach einem aufgefundenen Basrelief.)

Heliostat ist ein bei vielen optischen Versuchen dienendes Spiegelinstrument zu dem Zwecke, die Sonnenstrahlen trotz des Fortrückens der Sonne, doch immer in einer bestimmten unveränderten Richtung, zu reflektiren. Im Wesentlichen besteht der H. aus einem Spiegel, der durch ein Uhrwerk entsprechend der Fortrückung der Sonne gedreht wird, so daß der von ihm reflektirte Sonnenstrahl immer dieselbe Richtung beibehält. Der einfachste u. zweckmäßigste ist jedenfalls der von Silbermann konstruirte H., beschrieben in Poggendorff's Annalen, Bd. 58.

Heliotrop, od. Sonnenwende, Pflanzengattung der Boretschgewächse mit wohlriechenden Ziergewächsen. Als solches zeichnet sich H. peruvianum durch seinen lieblichen Vanillengeruch aus, während eine europ. Art (H. europaeum) davon nichts entwickelt, sondern als fußhohes Unkraut in Weinbergen Süddeutschlands wuchert. Die meisten, oft strauchartigen Spezies gehören dem heißen Amerika u. Ostindien an. Die zuerst erwähnte Art mit bläulichweißen Blumen in einer einseitswandigen, zurückgerollten Aehre u. eirunden, behaarten Blättern ist ihres Geruches u. ihrer langen Blütezeit wegen ein Lieblingsgewächs unserer Pflanzenzüchter, welche auch mancherlei Bastarde u. Abarten aus ihr zu ziehen verstanden. **H.** heißt auch eine Abart des Achates, die sich durch ihre dunkelgrüne Grundmasse, in welcher kleine, blutrothe Pünktchen auftreten, auszeichnet. — **H.** ist ferner ein optisches, von Gauß (s. d.) erfundenes Instrument, um nach sehr weiten Entfernungen hin Sonnenlichtsignale zu geben. Es besteht aus einem Fernrohre u. zwei genau senkrecht zu einander befestigten, um eine gemeinsame Achse drehbaren Spiegeln. Richtet man zuerst das Fernrohr genau nach der entfernten Station, nach welcher man signalisiren will, u. dreht dann bei unveränderter Fernrohrlage das Spiegelsystem so, daß man die Sonne in dem einen der beiden verbundenen Spiegel durch das Fernrohr erblickt, so wirft der andere dann das Sonnenlicht in der Richtung nach der einvisirten Station hin, die bei der Intensität der gespiegelten Sonnenstrahlen sehr weit entfernt sein kann. So kann man z. B. ein auf dem Brocken mit dem H. gegebenes Lichtsignal auf dem Inselsberge durch ein zweites Fernrohr bequem beobachten.

Hell, Theodor, s. „Winkler".

Hellas, ursprünglich Name einer thessalischen Stadt, dann des südl. Thessaliens, wurde später der gewöhnliche Name für das alte Griechenland mit Ausschluß des Peloponnes; doch versteht man darunter auch häufig im engeren Sinne nur die Landschaften Mittelgriechenlands, Akarnanien, Aetolien, Lokris, Doris, Phokis, Böotien, Attika, Megaris, u. andererseits im weiteren Sinne u. im Gegensatz zum Barbarenlande ganz Griechenland mit Einschluß des Peloponnes.

Helldunkel (ital. Chiaroscuro, franz. clair-obscur genannt), ein von Chr. Ludw. v. Hagedorn, dem Direktor der Kunstakademie in Dresden, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zuerst gebrauchter Ausdruck, der in der Malerei das Beleuchten der schattigen Stellen eines Körpers durch einen Wiederschein (Reflex) bezeichnet. Dieser Reflex entsteht dadurch, daß beleuchtete Körper von dem empfangenen Licht, je nachdem sie heller beleuchtet od. von hellerer Farbe sind, einen Theil zurückstrahlen. Die Malerei des Alterthums u. des Mittelalters kannte das H. so gut wie gar nicht, Correggio war der erste bedeutende Maler, der es meisterhaft durchführte, u. nach ihm im 17. Jahrh. insbes. Rembrandt. Sie sind es, deren Technik in dieser Beziehung noch heute fast überall befolgt wird.

Helle, Tochter des Athamas, Königs der Minyer im böotischen Orchomenos, u. der Nephele. Als Athamas sich mit Ino vermählt hatte u. diese der H. u. ihrem Bruder Phrixos nach dem Leben trachtete, entführte Nephele ihre beiden Kinder auf einem goldenen Widder, aber auf der Flucht fiel H. ins Meer, das nun nach ihr den Namen Hellespont erhielt.

Hellebarde od. Helmbarte (weil sie zur Zertrümmerung der Helme gebraucht wurde) ist eine blanke Waffe, welche das Fußvolk des 16. u. 17. Jahrh. führte. Die H. hat einen $1\frac{2}{3}-2\frac{1}{3}$ m. langen Stiel. Das Eisen ist auf der einen Seite beilartig, auf der andern Seite mit Widerhaken versehen, u. endigt in der Verlängerung des Stieles in eine Spitze.

Helleborin, s. „Eranthis hyemalis".

Helléborus, Nießwurz, Christwurz; eine Pflanzengattung der Ranunculaceen, ausgezeichnet durch perennirende krautartige Gewächse, deren Blumen u. Blätter schon sehr früh, oft schon um Weihnachten, erscheinen. Die großen Blumen sind weiß, gelbgrün, bleifarbig od. bläulichbraun, purpurroth u. darum wirkliche Gartenzierden; um so mehr, als die Stauden ein ansehnliches, fußförmig getheiltes Laubwerk, gleich den Päonien, zu entwickeln pflegen. Im deutschen Florengebiete besitzen wir 5 ausgezeichnete Arten: H. niger, viridis, odorus, dumetorum u. foetidus, welche sämmtlich dem Gebirge angehören u., wie die erstgenannte, bis zur Knieholzregion, d. h. bis fast 1700 m. Höhe emporsteigen können, aber auch meist bei uns in Gärten gehalten werden. Hier pflegt man daneben noch den kroatischen H. atrorubens, H. caucasicus aus dem Kaukasus, H. guttatus eben daher, H. lividus von Corsika u. H. purpurascens aus Ungarn. Der Name Nießwurz deutet auf die drastischen Eigenschaften des Wurzelstockes, dessen Pulver zugleich Brechen u. Durchfall erregt, weshalb eine Menge von Arten schon früh im Alterthum als wichtige Arzneikräuter zum Theil hochgefeiert wurden, wie das z. B. mit H. orientalis in Griechenland u. Kleinasien der Fall war u. wie dies mit H. niger (die eigentliche Christ- od. schwarze Nießwurz) noch heute der Fall ist.

Nr. 3360. Helleborus niger (schwarze Nießwurz) nebst Blumentheilen. a Griffel. b Staubgefäß. c Honiggefäß.

Hellen, Sohn des Deukalion u. der Pyrrha, oder des Zeus und der Dorippe, der mythische Stammvater der Hellenen. Von seinen Söhnen Aeolos u. Doros leitete man die Herkunft der griech. Stämme der Aeolier u. Dorer, von seinen Enkeln Jon u. Achäos, den Söhnen von H.'s drittem Sohne Xuthos, die der Jonier u. der Achäer ab.

Hellenismus bezeichnet 1. griech. Spracheigenthümlichkeit, dann griech. Bildung überhaupt. 2. Die griech. Kultur in der Gestaltung, welche dieselbe annahm, als sie sich über die nach Alexander's d. Gr. Tode aus dem makedonischen Weltreich entstehenden neuen Reiche verbreitete, u. in welcher der fremde Einfluß in verschiedenen Richtungen sich geltend machte. — Hellenisten heißen 1. Nichtgriechen, welche die griech. Sprache angenommen haben, wie dies nam. nach der Zeit Alexander's d. Gr. im ganzen Gebiet des ehemaligen Perserreiches stattfand; im Besonderen die griech. redenden Juden. Dem entsprechend bezeichnet der Ausdruck „hellenistische Sprache" die mannichfach modifizirte Sprache der griech. redenden Nichtgriechen, gewöhnlich im engeren Sinne die der griech. redenden Juden. 2. Kenner des griech. Alterthums, der griech. Sprache u. Literatur.

Heller, richtiger Häller, eine früher in Deutschland gangbare Kupfermünze, so benannt nach der Münzstätte Hall in Schwaben, wo man seit etwa 1230 silberne Pfennige, Häller, prägte. Dieselben verminderten jedoch ihren Silbergehalt allmählich so sehr, daß sie schließlich gar kein Silber mehr enthielten, sondern nur aus Kupfer bestanden. Solcher H. gingen 576 auf den Reichsthaler. Ursprüngliches Gepräge war das Wappen von Hall: Kreuz u. Hand. In Kurhessen theilte man noch bis in die neueste Zeit den Silbergroschen in 12 H.

Heller, Joseph, ein um die Erforschung der Geschichte seiner Vaterstadt u. der Kunst des Mittelalters verdienter Gelehrter, geb. 22. Sept. 1798 zu Bamberg, widmete sich dem Studium der Kunstgeschichte u. der Geschichte Bambergs u. machte mehrere wissenschaftliche Reisen, auf denen er eine bedeutende Kupferstichsammlung zusammenbrachte. Seine Hauptschriften sind: „L. Cranach's Leben u. Wirken“ (Bamb. 1821), „Geschichte der Holzschneidekunst“ (ebd. 1822), „Das Leben u. die Werke Albr. Dürer's“ (Lpz. 1827–31, unvollendet), „Monogrammenlexikon (Bamb. 1831), „Handbuch für Kupferstichsammler“ (3 Bde., Bamb. 1823–36, 2. Aufl. Lpz. 1847–49) u. mehrere Spezialschriften über die Geschichte Bambergs. Er starb in Bamberg am 4. Juni 1849.

Heller, Stephan, ausgezeichneter Klavierspieler u. Komponist für sein Instrument, geb. zu Pest 15. Mai 1815, verrieth sehr früh bedeutende musikalische Anlagen u. wurde, etwa vierzehnjährig, von seinem Vater zu weiterer Ausbildung nach Wien gebracht, wo er während einiger Jahre bei dem tüchtigen Anton Halm Klavierstudien machte u. dann auch verschiedentlich sich öffentlich hören ließ. Zu Anfang der dreißiger Jahre unternahm er mit seinem Vater seine erste Kunstreise durch Ungarn, Polen u. einen großen Theil von Deutschland. Auf der Rückreise wurde er bewogen, einige Zeit in Augsburg zuzubringen, wo er im Verkehr mit tüchtigen Musikern u. Kunstkennern (z. B. Ebelard, Drobisch, Graf Fugger, Stetten) zu tieferen Kompositionsstudien angeregt wurde. — Seit Anfang der vierziger Jahre lebt H. in Paris, aber schon seit längerer Zeit nur noch als Komponist thätig. Seine verschiedenen zahlreichen Arbeiten: Sonaten, Charakterstücke, Etuden, Phantasien ꝛc., zeigen ein feines, liebenswürdiges Wesen u. sind voll interessanter u. sinniger Züge.

Heller, Wilhelm Robert, Journalist u. Romanschriftsteller, geb. 24. Nov. 1812 zu Großdrebnitz bei Stolpen in Sachsen, studirte seit 1832 in Leipzig die Rechte, wurde 1836 Accessist beim dortigen Kriminalgericht, widmete sich aber, da seine ersten belletristischen Arbeiten gut aufgenommen wurden, bald ganz der Literatur. 1838 gab er die Zeitschrift „Rosen“ u. seit 1842 das Taschenbuch „Perlen“ heraus u. ging 1848 nach Frankfurt a. M., um Parlamentsberichte zu liefern u. publizistisch thätig zu sein; vom Sept. 1849 bis Mitte 1850 redigirte er die „Deutsche Zeitung“, lebte dann eine Zeit lang in Berlin u. übernahm 1851 die Redaktion des Feuilletons der „Hamburger Nachrichten“, in dem er u. A. auch Bog. Dawison so streng kritisirte, daß dieser ihn fordern ließ. Er starb zu Hamburg 7. Mai 1871. H. war ein sehr frischer, lebendiger Erzähler, der bei größerer psychologischer Vertiefung sehr Bedeutendes hätte leisten können. Die bedeutendsten seiner Romane sind: „Der Prinz von Oranien“ (3 Bde., Lpz. 1843); „Florian Geyer“ (3 Bde., ebd. 1848); „Hohe Freunde“ (ebd. 1861) u. „Posenschraper's Schilde“ (ebd. 1863). Außerdem schrieb er zahlreiche Novellen u. eine Menge Beiträge für Zeitschriften. Viel Aufsehen erregten zu ihrer Zeit die anonym erschienenen „Brustbilder aus der Paulskirche“ (Lpz. 1849). Nach H.'s Tode erschien noch eine Sammlung „Nachgelassener Erzählungen“ (5 Bde., Brem. 1874), bevorwortet von Laube.

Hellespont, Name der Dardanellenstraße, s. „Helle“.

Hellin, Stadt in der span. Provinz Albacete am Flüßchen Mundo, einem Zuflusse des Segura, mit einer prächtigen Kirche u. etwa 8000 E. Nahe bei der Stadt befinden sich die reichen fiskalischen Schwefelgruben, sowie auch zu Bädern benutzte Schwefelquellen von 20° R.

Hellmesberger, Joseph, vorzüglicher Violinspieler, geb. zu Wien im J. 1828, erhielt seine Ausbildung durch seinen Vater, Georg H. (geb. 1800 zu Wien, Orchesterdirektor der Hofoper daselbst und berühmter Violinvirtuos, gest. zu Neuwaldegg 16. Aug. 1873). Mit diesem seinem Vater u. seinem jüngeren Bruder Georg (geb. 1830 u. gest. 1853 als hannov. Konzertmeister) machte Joseph H. als Knabe bereits Kunstreisen durch Deutschland u. England, wurde 1846 Mitglied der Hofkapelle in Wien u. 1858 erster Konzertmeister an der Hofoper daselbst. Neben den erwähnten Aemtern bekleidet er auch noch den Posten eines artistischen Direktors u. Lehrers des Wiener Konservatoriums. Die Vorzüge seines Geigenspiels entfalten sich ganz bes. schön auf dem Felde des Quartetts, dessen Pflege er sich seit 1849 durch öffentliche Produktionen angelegen sein läßt.

Hellsehen, s. „Somnambulismus“.

Hellwald, Friedrich Heller v., bekannter Geograph u. Ethnograph, Sohn des als Militärhistoriker bekannten österr. Feldmarschallleutnants Friedrich Heller **v. H.** (geb. zu Stuttg. 3. Febr. 1798, gest. zu Wien 16. Jan. 1864), ward 29. März 1842 zu Padua geb., wie er denn überhaupt einen großen Theil seiner Jugend in Italien zubrachte, u. trat 1858 in das österr. Heer ein. Nach dem ital. Feldzug nahm er einen einjährigen Urlaub, um in Wien seine Ausbildung zu vollenden. Kaum hatte er dann seine Garnison in Krakau bezogen, als er nach Wien berufen u. dem Generalstabe zugetheilt wurde; seine dortige Verwendung im Landesbeschreibungsbureau des „Ausland“ gab seiner Neigung zu geographischen Studien neue Nahrung. 1863 wieder zum Regimente in Eger zurückgekehrt u. zum Oberleutnant befördert, nahm H. schon im folgenden Jahre eine ihm angebotene Civilanstellung in einem der größten Kreditinstitute Wiens an; 1866 wieder als Offizier in die Armee eingetreten, machte H. den Feldzug in Böhmen im Hauptquartier mit. Im Nov. desselben Jahres vom Kriegsministerium in die Redaktion der österr. „Militärzeitschrift“ von Streffleur berufen, verblieb er in dieser Stellung bis Nov. 1869, wo er vom Kriegsminister Kuhn mit den Preßangelegenheiten in dessen Präsidialbureau betraut wurde. Er leitete dieselben bis Ende 1871, übernahm aber mit 1872 die Redaktion der Cotta'schen Zeitschrift „Das Ausland“, welche jetzt in Stuttgart erscheint, während H. selbst in Cannstadt seinen Wohnsitz hat. Von seinen größeren Werken sind hervorzuheben: „Centralasien“ (Lpz. 1875), eine „Biographie des Kaisers Maximilian von Mexiko“ (Wien 1868); die geographisch-histor. Studie „Die Russen in Centralasien“ (ebd. 1869) u. „Die Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart“ (Augsb. 1874 f.). Außerdem vollendete er das von Wilh. Baer begonnene Werk „Der vorgeschichtliche Mensch“ (Lpz. 1873, 2 Abth.).

Helm heißt die Kopfbedeckung des geharnischten Streiters von den frühesten bis in die neuesten Zeiten. Die eleganten Formen der griech. u. röm. H.e haben sich im Mittelalter zunächst in topf- u. faßartige Gestalten verwandelt, an denen zum Schutze von Nacken u. Hals Kettengeflechte angeheftelt wurden, soweit der H. nicht selbst auf den Schultern aufsaß. Im 14. Jahrh. finden wir das Bacinet od. Bassinet, mit welchem Namen franz. Schriftsteller den H. bezeichnen, während deutsche unter demselben Ausdruck eine Sturmhaube verstehen. Im 15. u. 16. Jahrh. waren neben den eleganten, aus vielen Stücken zusammengesetzten H.en auch schwere Stechhelme für ernste Turniere u. leichte Turnierhelme mit vergoldetem Visir für Turniere mit Scheinwaffen in Gebrauch. Andere Helmgattungen sind die Bourguignoten, Morions u. Sturmhauben, wie sie von den Fußtruppen im 16. u. zum Theil noch im 17. Jahrh. getragen wurden. Elegante Kopfbedeckungen dieser Art dienten auch den Rittern als Wechselstück, welche sie auf dem Marsche an Stelle der schweren H.e trugen. In der Heraldik dienen die H.e als Träger der sog. Helmkleinode od. Helmzierden, wodurch sich in der Regel Angehörige einer u. derselben Familie, denen derselbe Wappenschild zustand, von einander unterschieden. Die Helmzierden waren aus gesottenem Leder gefertigt u. gemalt od. vergoldet. Auch in den Wappen erscheinen zunächst die topf-, faß- od. kübelartigen H.e. Später treten die H.e mit Flügelkleinoden, gegen Anfang des 15. Jahrh. die Stechhelme u. Ende desselben Jahrh. die Turnierhelme auf. Daß der Stechhelm, weil er ganz geschlossen sei, nur in bürgerlichen Wappen vorkomme, während der mit Spangen od. durchbrochenem Visir der adelige H. sei, ist unrichtig. Beide kommen in adeligen Wappen vor u. sind nur, wie schon erwähnt, in der Zeit verschieden. Bei manchen Stechhelmen war der hintere Theil von Holz od. Leder u. darüber hing alsdann die Helmdecke herunter. S. den Art. Heraldik u. Tontafel Nr. LXV.

Helmersen, Gregor v., deutsch-russ. Geognost u. Forschungsreisender, geb. 11. Okt. n. St. 1803 auf dem väterl. Gute Duckershof bei Dorpat, studirte hier Naturwissenschaften, insbes. Oryktognosie u. Geognosie, u. hatte bereits an zwei wissenschaftlichen Reisen nach der Wolga u. deren Quellgebiet Theil genommen, als er 1828 in den Staatsdienst trat u. mit Ernst Hofmann beauftragt wurde, den südl. Ural zu untersuchen (s. die von Beiden zusammen herausgegebene Schrift „Geognostische Untersuchung des Süduralgebirges“, Berl. 1831). Auf Verwendung Humboldt's, den die beiden Forschungsreisenden unterwegs kennen gelernt hatten, erhielten sie Erlaubniß u. Mittel zu einem längeren Aufenthalt im westlichen Europa.

Infolge dessen studirte H. 1830—32 in Berlin, Heidelberg u. Bonn, bereiste große Theile Deutschlands, Oesterreichs u. Oberitaliens u. widmete auch der Bergakademie in Freiberg einige Zeit. Kaum zurückgekehrt, setzte er im Frühjahr 1833 seine Untersuchungen des Urals fort, ward 1834 zu gleichem Zwecke nach dem Altai u. 1835 nach der Kirgisensteppe gesandt, mußte nach Erledigung seiner Aufgabe krankheitshalber in Orenburg ein zweites Mal überwintern u. traf 1836 wieder in Petersburg ein. Die Resultate dieser Reisen legte H. theils im 3., 6. u. 14. Bde. der von ihm u. v. Baer herausgegebenen „Beiträge zur Kenntniß des russ. Reichs", theils in der Schrift „Der Teletzkische See u. die Taleuten im östl. Altai" (Petersb. 1838) nieder. In der Folgezeit machte er weitere Forschungsreisen durch Rußland, wie auch durch Skandinavien, u. wendete insbes. der Auffindung von Steinkohlenlagern seine Aufmerksamkeit zu, wovon seine Schrift „Des gisements de charbon de terre en Russie" (Petersb. 1866) nähere Kunde giebt. Seit 1835 dem Corps der Bergingenieure angehörig, ward H. 1837 Professor der Geognosie u. später mit dem Range eines Generals Direktor am Berginstitute in Petersburg, aus welcher Stellung der hochverdiente Mann durch Intriguen der Stockrussen 1873 verdrängt wurde. Die Petersburger Akademie der Wissenschaften zählt ihn seit 1844 zu ihren Mitgliedern. In den Schriften der Akademie u. im russ. Bergjournale finden sich zahlreiche Abhandlungen u. Mittheilungen von ihm.

Helmholtz, Hermann Ludwig Ferdinand, der bedeutendste unter den lebenden Naturforschern, ebenso bedeutend als Physiker wie als Physiolog u. Mathematiker, wurde 21. Aug. 1821 zu Potsdam geb., wo sein Vater Lehrer am Gymnasium war. Nachdem er in seiner Vaterstadt seine Gymnasialstudien vollendet hatte, ging er Oktober 1838 auf das militärärztliche Friedrich-Wilhelm-Institut,

Nr. 3361. Hermann Ludwig Ferdinand Helmholtz (geb. 21. Aug. 1821).

um Medizin zu studiren; 1842 promovirte er u. erhielt Anstellung als Militärarzt, das erste Jahr als Assistent in der Charité, die nächsten fünf Jahre fungirte er als Arzt bei einem in Potsdam garnisonirenden Reiterregiment. Inzwischen hatte sich der geniale Geist bereits außerhalb seines nächsten Wirkungskreises Geltung verschafft. Die 1847 erschienene Brochüre „Ueber die Erhaltung der Kraft", in der er das großartigste aller Naturgesetze zuerst in seiner Allgemeinheit, u. zwar ebenso klar u. elegant als glänzend darstellte, stellte den jungen Militärarzt mit einem Male in die Reihe der ersten Physiker. H. folgte denn auch bald darauf dem Anrathen J. Müller's, sich der akademischen Laufbahn zuzuwenden; er habilitirte sich (Herbst 1848) an der Berliner Universität, wo ihm die Prosektur an der Anatomie übertragen wurde. Im folgenden Jahre erhielt er einen Ruf als außerord. Prof. der Physiologie nach Königsberg, wo er bis 1855 lehrte. Von da ging er nach Bonn als Prof. der Anatomie u. Physiologie, 1858 nach Heidelberg, wo er, ungeachtet der ehrenvollsten Aufforderungen nach Wien u. Göttingen, bis zum Jahre 1870 blieb, um dann an der Berliner Universität den Lehrstuhl für Physik einzunehmen, den er zur Zeit noch ausfüllt. Seinem Erstlingswerk ließ H. 1854 die klassisch-populäre Paraphrase des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft „Die Wechselwirkung der Naturkräfte" folgen. Außerdem waren aber als Früchte seiner physiologischen Untersuchungen inzwischen mehrere bedeutende Arbeiten über das Sehen erschienen (das zusammenfassende Werk „Ueber das Sehen" datirt aus dem J. 1855); auch hatte H. den Augenspiegel zur Untersuchung der Netzhaut im lebenden Auge erfunden (1851), Methoden zur Messung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Nervenreizung gegeben u. damit die Geschwindigkeit des Gedankens u. der Empfindung messen gelehrt. Seine beiden physiologischen Hauptwerke aber, deren jedes bahnbrechend auf seinem Gebiete wurde, sind das „Handbuch der physiologischen Optik" (Lpz. 1856—66) u. die „Lehre von den Tonempfindungen" (Braunschw. 1862, 3. Aufl. 1870), nam. hat das letztere, welches der Musik ein naturwissenschaftlich begründetes Fundament unterbreitet, unser Wohl- od. Mißbehagen an musikalischen Tonverbindungen auf rein physikalische Ursachen zurückführen lehrt, eine ganz eminente Wirkung gehabt, an welcher nicht zum kleinsten Theile die gewaltige Beherrschung des musikalisch-geschichtlichen Materials u. die klassische Darstellung partizipiren. Zeichnet sich in all seinen Werken das mathematische Genie H.'s, so würden zwei davon, das eine über „Reibung u. Strömung des Wassers" u. die „Abhandlung über Wirbelbewegung", genügen, um ihren Urheber unter die größten Mathematiker zu stellen, so sehr sind die darin entwickelten Methoden in gleicher Weise fruchtbar u. elegant.

Helminthen, s. „Eingeweidewürmer".

Helmle, Lorenz, geb. zu Breitenau in Baden 1783, gest. 1849, u. Andreas, gest. 1845, ein um die Wiederbelebung der Glasmalerei in der ersten Hälfte unseres Jahrh. verdientes Brüderpaar. Sie nahmen ihren Wohnsitz in Freiburg i. B., wo sie im Münster mehrere Glasmalereien ausführten, unter denen die besten nach der in Kupfer gestochenen Passion Christi von Albr. Dürer sind; andere Arbeiten von ihnen befinden sich in der Schweiz u. in Frankreich.

Helmold, ausgezeichneter mittelalterlicher Geschichtschreiber, war Augustinermönch u. in seinen späteren Lebensjahren Pfarrer zu Bosau am Plöner See, wo er um 1147 starb. H. verfaßte eine Wendenchronik, „Chronicon Slavorum", vorzugsweise von den Kriegszügen Heinrich's des Löwen, der Christianisirung der Wenden u. der Ausbreitung deutscher Herrschaft unter denselben handelnd, von größtem Werthe dadurch, daß H. fast durchweg Selbsterlebtes berichtet (abgedr. u. a. bei Leibniz, „Scriptores rerum Brunsvicensium", Bd. 2; deutsch von Laurent, Berl. 1852). Von Hermann von Kirchberg wurde dieselbe 1378 in deutsche Verse übertragen.

Helmont, Johann Baptist van, berühmter Chemiker, aus einem vornehmen flandrischen Geschlecht stammend. 1577 zu Brüssel geb., studirte er zu Löwen, wo er im Geiste der damaligen Zeit sich mit der Kabbala beschäftigte, bald aber sich dem Stoicismus u., als ihm auch diese Philosophie nicht zusagte, dem Mysticismus zuwendete. Um der Gnade Gottes durch Niedrigkeit u. Armuth theilhaftig zu werden, verzichtete er auf alle Vorrechte seines Standes u. schenkte alle seine Güter seiner Schwester. Er beschloß Medizin zu studiren u. dieselbe lediglich zum Vortheil der Armen auszuüben. Seine große Gelehrsamkeit verschaffte ihm den Lehrstuhl der Chirurgie zu Löwen, er gab aber seine Stelle bald wieder auf u. reiste in der Welt herum, um deren Geheimmittel kennen zu lernen. Durch das Studium der Chemie ward H. ein Hauptanhänger der chemiatrischen Schule; er nannte sich selbst medicus per ignem, weil er alle seine Mittel, die er übrigens umsonst austheilte, durch Feuer präparirte. Nach seiner Rückkehr heirathete er die reiche Margarethe van Ranst u. lebte von da an auf seiner Besitzung Vilvorde lediglich seinen chemischen Operationen u. seiner Praxis, wies auch alle Anerbietungen fremder Fürsten, wie z. B. Rudolf's II., welche ihn an ihren Hof ziehen wollten, zurück. Allein trotz seiner Behauptung, eine Universalmedizin zu besitzen, konnte er weder seine Gattin noch seinen Sohn, der am Aussatz starb, u.

seine Tochter, welche die Krätze hinwegraffte, retten; er selbst starb an der Folge einer Vergiftung 30. Dez. 1644. Die Heilkunde verdankt H. viele geschickte Beobachtungen, obwol er von den verkehrten Anschauungen der damaligen Naturphilosophie sich nicht frei machen konnte u. an den Stein der Weisen, Teufel u. Hexen u. an die übernatürliche Wirkung sympathetischer Mittel glaubte. Als Chemiker verwarf er die vier alten Elemente des Aristoteles u. nahm nur einen Grundstoff, das Wasser an, welches er unter dem Namen Alkahest, d. h. der Stoff, welcher alle Körper löslich machen könne, bezeichnete. Im Uebrigen war er der Erste, der den Namen der Gase (vom holl. Ghast, d. h. Geist) einführte u. diese von den Dämpfen unterschied. Er untersuchte mit großer Sorgfalt die Kohlensäure in dem Spaa'er Mineralwasser u. war der Erste, der die Existenz einer besonderen Säure im Magen, den Magensaft, konstatirte. Der Magen spielt überhaupt bei seinem System eine Hauptrolle, er ist der Sitz der Seele (s. J. A. Spieß, „J. B. v. Helmont's System der Medizin"; Frankf. a. M. 1840 in 8). Seine Hauptschriften, „Dageraet of nieuve opkomst der Geneeskonst in verborgen grondregelen der natuere" (Leyden 1615 in 4 u. öfter) u. sein „Ortus medicinae" (Amst. 1648, 1652 u. öfter, deutsch von Sulzbach 1683), sowie sein „Febrium doctrina inaudita" (Antw. 1642 in 16) sind in seinen oft aufgelegten Werken enthalten, jetzt aber freilich längst vergessen. Ueber seine Bedeutung für die chemischen Wissenschaften vgl. Kopp, „Geschichte der Chemie" I).

Helmstadt, Marktflecken im bayer. Kreise Unterfranken, im W. von Würzburg unweit der Grenze Badens gelegen; war am 25. Juli 1866 Schauplatz eines heftigen Treffens zwischen Preußen u. Bayern, in welchem Letztere geschlagen wurden.

Helmstedt, Kreisstadt im östl. Braunschweig mit 7469 E. (1871) von alterthümlicher Bauart mit der schönen, in gothischem Stile erbauten Stephanikirche, verdankt seine ehemalige Blüte der Universität (Julia), welche vom Herzog Julius 1576 gegründet u. 1809 unter dem Königreich Westfalen aufgehoben worden ist. Das in reinem Renaissancestil erbaute Universitätsgebäude wird gegenwärtig von Gerichten u. Schulen benutzt. Industriell ist H. bedeutend durch seine Töpferei; in der Nähe werden Eisenerze u. Braunkohlen gefunden, das im O. der Stadt gelegene Ferdinandsbad hat eine salinische Eisenquelle. Am Ende des Ostendorfes, der östl. Vorstadt von H., liegt das 798 vom heil. Ludger, dem Apostel der Westfalen, gegründete Ludgerikloster, im W. auf einem Hügel das ehemalige Kloster Marienberg, jetzt luther. Jungfrauenstift, mit kunsthistorisch interessantem Portale.

Heloise, die berühmte Freundin u. Geliebte Abälard's, soll im J. 1101 zu Paris geboren worden sein. Sie war die Nichte eines Kanonikus von Notre Dame, Fulbert, u. ward von diesem im Kloster Argenteuil erzogen, lernte von ihm Latein, sogar etwas Griechisch u. Hebräisch. Diese für ein Frauenzimmer jener Zeit ungewöhnliche Gelehrsamkeit lenkte die Aufmersamkeit des jungen Pierre Abälard, der bereits durch seine großen Kenntnisse in Paris sich einen Ruf erworben hatte, auf sie, u. er erbat sich u. erhielt von ihrem Onkel die Erlaubniß, sie in das Wesen der peripatetischen Philosophie einweihen zu dürfen. Aus diesem Verkehr der Beiden aber entwickelte sich eine heftige sinnliche Leidenschaft, u. H. wurde Mutter eines Knaben, der den Namen Pierre Astrolabe erhielt. Danach ließ sich Abälard, obwol Kanonikus, heimlich mit H. trauen u. brachte sie nach Argenteuil ins Kloster, wo sie, ohne den Schleier selbst zu nehmen, Nonnenkleidung anlegte. Hier besuchte er sie denn auch ganz uneingeschränkt u. lebte mit ihr, wie aus seinem Briefwechsel hervorgeht, ganz wie ein Mann mit seiner Frau. Allein Fulbert hatte den ihm u. seiner Nichte von Abälard einst angethanen Schimpf nicht vergessen; er drang eines Nachts mit einigen anderen Verwandten in seine Wohnung ein u. entmannte ihn. Abälard verbarg seine Schande in der Abtei St. Denys, H. aber ließ sich nun förmlich unter die Novizen zu Argenteuil aufnehmen, nahm nach kurzem Probejahr den Schleier u. ward bald Priorin des Klosters selbst. Inzwischen hatte Suger, Abt von St. Denys, das Kloster Argenteuil als eine dieser seiner Domäne angehörig gewesene Besitzung reklamirt u. bei Papst Honorius II. u. König Ludwig VI. seinen deshalb angestrengten Prozeß gewonnen; er vertrieb nun sämmtliche Nonnen aus dem Kloster, u. H. zog sich mit einigen Schwestern nach Paraclet in der Champagne zurück. Hier hatte Abälard, der sich mit Suger entzweit, ein kleines Bethaus errichtet u. daselbst einige Zeit seine Wohnung aufgeschlagen, sich aber dann nach der Abtei des heil. Childas de Ruis in der Bretagne zurückgezogen u. dort die Leitung des Klosters übernommen. Sobald er jedoch erfuhr, daß H. sich nach dem Paraclet begeben habe, eilte er dorthin u. trat ihr mit der Erlaubniß des Bischofs von Troyes dieses Kloster ab (1129). Sieben Jahre nachher (1136) machte eine Bulle des Papstes Innocenz III. H. zur Aebtissin des Klosters. Die für dasselbe von Letzterer angenommene Regel des heil. Benedikt ward jedoch von Abälard für das neugeschaffene Kloster abgeändert, wozu er als eigentlicher Stifter desselben das Recht zu haben glaubte. Uebrigens war dies die letzte Zusammenkunft der beiden Gatten, deren Liebe zu einander noch ebenso feurig war als im ersten Jahre ihrer Bekanntschaft. Von nun an fand zwischen ihnen blos brieflicher Verkehr statt, u. in diese Zeit fallen auch jene leidenschaftlichen Liebesbriefe, welche uns von H. noch vorliegen. Die Briefe Abälard's sind weniger feurig, aber desto mehr lassen sie die Vernunft sprechen. Abälard starb in der Abtei St. Marcel bei Chalons 21. April 1142, H. aber überlebte ihren Geliebten noch volle 22 Jahre, verehrt von ihren Schwestern, ihren weltlichen Unterthanen u. der ganzen gebildeten Welt; sie starb 16. Mai des J. 1164. Ihren Briefwechsel mit Abälard gab V. Cousin (Paris 1849) heraus; die Aechtheit der Briefe ist wiederholt, aber ohne zureichende Gründe, angefochten worden. Vergl. Carrière, „Abälard u. Heloise" (2 Bde., Gießen 1853).

Heloten hießen die Leibeigenen bei den Spartanern. Sie hatten von den Aeckern ihrer Herren, die sie bebauten, einen gesetzlich bestimmten Theil des Ertrags an jene abzugeben, so daß sie sich selbst einiges Vermögen erwerben konnten, u. waren gewissermaßen Staatssklaven, insofern der Herr seine H. weder tödten noch verkaufen durfte u. nur der Staat das Recht hatte, H. freizulassen. Im Kriege dienten sie theils als Knappen der Hopliten, theils als Leichtbewaffnete, späterhin auch auf den Schiffen als Ruderer u. Seesoldaten; in Zeiten der Noth wurden sie selbst als Hopliten verwendet, erhielten dann aber wol die Freiheit. Die Furcht vor den im spartan. Staat überaus zahlreichen, vielleicht die Hälfte der Bewohner ausmachenden H. veranlaßte wol nicht selten harte Maßregeln gegen dieselben; daß aber jährlich geradezu eine Helotenjagd stattgefunden habe, ist nicht historisch erwiesen.

Helsingborg, Stadt in der schwed. Provinz Malmöhuslän Landschaft Schonen mit 7700 E., liegt an der schmalsten Stelle des Sundes, Helsingör gegenüber, treibt Handel, Schiffahrt, Fischerei u. geringe Industrie u. ist geschichtlich denkwürdig durch die große Niederlage der Hanseaten 1362 u. 1535 u. den Sieg der schwed. Bauern über die Dänen unter Ranzau am 11. März 1710. In der Nähe befinden sich Steinkohlenlager

Helsingfors, Hauptstadt des russ. Großfürstenthums Finnland, mit 32,113 E. (1871), liegt auf einer felsigen Halbinsel des Finnischen Meerbusens, an der Westseite einer tief in das Land einspringenden, sicheren, durch Inseln u. Klippen u. die Festung Sweaborg geschützten Bai, welche einen der besten Häfen der russ. Ostseeküsten bildet, ist Sitz des finn. Senates u. einer 1828 von Åbo hierher verlegten Universität, hat einen botan. Garten, eine Sternwarte, ein vorzügliches Theater, eine prächtige griech. Garnisonkirche u. dient seiner Seebäder wegen bes. vielen Petersburgern als Sommeraufenthalt.

Helsingör, dän. See- u. Handelsstadt mit 8500 E. im N. der Insel Seeland, Helsingborg gegenüber am Sunde gelegen u. durch die nahe Festung Kronburg geschützt; hat lebhaften Verkehr mit Schweden, eine Realschule, eine Fayencefabrik u. ein Seebad; hier wurde bis 1857 der Sundzoll erhoben. In der Nähe von H. liegt das königl. Lustschloß Marienlyst.

Helst, Bartholomäus van der, holl. Portraitmaler, in Amsterdam 1613 geb. u. 1670 gest., bildete sich nach Franz Hals (s. d.) u. hatte seine höchste Blütezeit in den Jahren 1640—1660, in welche Zeit die besten seiner in Amsterdam befindlichen Bilder gehören. Es sind im dortigen Rathhause die aus etwa 30 Theilnehmern bestehende „Schützengesellschaft", im Museum die mit 1648 bezeichnete berühmte „Schützenmahlzeit" zur Feier des Westf. Friedens, eine Gesellschaft von 24 Personen von sehr lebendiger, treuer Individualisirung, u. „die vier Schützenherren" aus dem J. 1657, wovon eine kleine, treffliche Wiederholung im Louvre existirt; ebenso im „Werkhuys" zu Amsterdam ein Portraitstück von 4 Personen aus dem J. 1650. Auch das Museum der Eremitage in Petersburg hat gute Bilder von ihm.

Helvella, Lorchel; eine Pilzgattung, welche der Morchel sehr nahe steht, auch deren äußere Tracht annimmt u. eßbare Arten liefert.

Die bekannteste u. gebräuchlichste Art derselben (H. esculenta) heißt darum auch die Stock- od. Steinmorchel; ein Pilz mit braunem, fleischigem u. keulenförmigem Hute, welcher sich mit faltigen, nach abwärts gekehrten Lappen bedeckt, so daß er mit faltigen Windungen erscheint. Man findet ihn schon im Frühjahr in trocknen Nadelwaldungen, genau so wie die eßbare Morchel (Morchella esculenta). Beide Gattungen bilden die Pilzgruppe der Helvellaceen (Morchel- u. Lorchelarten) mit verschiedenen Arten, die insgesammt zu den Frühlingsschwämmen gehören u. sämmtlich beliebte Speiseschwämme sind. Bei allen ist der (gestielte) Hut aufgeblasen, unregelmäßig gefaltet, von wachsartigem Ansehen u. aus einem zarten, weißen, weichen Fleische gebildet. Die Morcheln haben einen rundlichen od. kegelförmigen Hut, der, oben geschlossen, entweder unten mit dem Stamme verwächst od. glockenartig offen bleibt, während sich seine Oberfläche mit rippig hervortretenden, eine Art Fächer- od. Grubennetz bildenden Leisten bedeckt, in denen die Sporen (Samen) sitzen. Die Lorcheln dagegen entwickeln diese rippigen Leisten nicht, wohl aber unregelmäßige Falten; auch sitzen die Sporen auf der Oberfläche des Hutes. Nach den Formen u. Farben des Hutes kennt man bei uns die gemeine Morchel (s. Abb.), die Spitzmorchel (M. conica), die Glockenmorchel (M. semilibera) u. s. w.; von den Lorcheln: die krause (H. crispa), weißliche, weiße u. schneeige Lorchel (H. albida, alba, nivea), die Stockmorchel, die Infullorchel od. den Querfaltenschwamm (H. Infula), die Nonnenlorchel (H. Monachella) u. s. w. Alle zusammen sind wichtige Speisepflanzen, da ihr Fleisch sehr angenehm ist. Nur müssen die Schwämme sehr jung gesammelt u. getrocknet werden, weil später das Fleisch erweicht u. von Insekten häufig besucht wird. Die bekannte Giftmorchel (Phallus impudicus) unserer Kiefernwaldungen hat nur den Namen mit den vorigen gemein u. gehört zu den Bauchpilzen (Gastromyceten), während die Helvillaceen zu den Fleischschwämmen od. Bruthautpilzen (Hymenomyceten) gerechnet werden. Uebrigens stammt der seltsame Name Lorchel von Lorche u. Laurich ab, Benennungen, die anderwärts gäng u. gäbe sind.

Nr. 3362. Die gemeine od. eßbare Morchel (Morchella esculenta).

Helvetier, eine keltische Völkerschaft, deren erstes geschichtliches Auftreten in die Zeit des Zuges der Cimbern u. Teutonen fällt, an welchem sich auch H. betheiligten, darunter die Tiguriner unter Diviko. In Cäsar's Zeit ward das Gebiet der H., das früher auch einen Theil des südwestl. Deutschlands umfaßt hatte, im W. vom Jura, Genfer See u. Rhone begrenzt, während es im NO. bis zum Bodensee reichte, u. zerfiel in vier Gaue, von denen aber nur zwei uns auch dem Namen nach bekannt sind, der Tiguriner u. der Verbigener Gau. Durch Orgetorix zu dem Entschlusse bewogen, sich neue Wohnsitze im südl. Gallien zu suchen, brachen die H. (mit Raurikern u. Boiern, die sich ihnen anschlossen, zusammen 368,000 an Zahl) im J. 58 v. Chr. aus ihrem Lande auf, wurden jedoch von Cäsar, nachdem er schon bei ihrem Uebergange über den Arar (Saone) die Tiguriner geschlagen hatte, bei Bibrakte völlig besiegt u. mußten in ihre Heimat zurückkehren. Cäsar legte nun im südwestl. Helvetien zu Noviodunum (Nyon) eine röm. Kolonie an, u. damit begann die freilich nur allmählich vor sich gehende Umwandlung des Landes in röm. Gebiet. Durch die Gründung der Colonia Raurica unter August (später Augusta Rauricorum genannt, j. Augst bei Basel) u. durch Anlegung vieler Heerstraßen wurde die Verbreitung römischen Wesens u. römischer Kultur nicht wenig gefördert, u. schon früh scheint das Land zu großem Wohlstande gelangt zu sein, begünstigt durch den lange dauernden Frieden, dessen sich dasselbe erfreute, u. der nur eine kurze Zeit unterbrochen ward, als die H. in Unkenntniß von Galba's Ermordung (69 n. Chr.) die Anerkennung des Vitellius verweigerten u. deshalb von Cäcina betriegt u. besiegt wurden. Unter Gallienus aber (265) begannen die Einfälle der Alemannen, die den Wohlstand des Landes zerrütteten u. sich im nächsten Jahrhundert noch mehrmals wiederholten, bis sie mit der Besitznahme des größten Theils von Helvetien durch die Alemannen (wahrscheinlich unter Honorius) ihr Ende fanden. Der damals noch römisch gebliebene westliche Theil wurde 436 von dem röm. Feldherrn Aëtius an die Burgunder abgetreten. Von den helvetischen Städten der Römerzeit sind außer den oben genannten noch Vindonissa (Windisch) im Aargau), Salodurum (Solothurn), Aventicum (Avenches, deutsch Wiflisburg), die Hauptstadt, Eborodunum (Yverdun), Viviscum (Vevey) zu erwähnen.

Helvetische Konfession, s. „Reformirte Kirche“.

Helvetische Republik, s. „Schweiz, Geschichte“.

Helvetius, Claude Adrien, franz. Philosoph, wurde im Jan. 1715 als der Sohn eines Arztes zu Paris geb. Die Beschäftigung mit den Schriften Locke's weckte in ihm, als er noch Zögling der Jesuiten war, eine entschiedene Neigung zur Philosophie, u. dieser blieb er auch treu in der Stellung eines Generalpächters, in die er bereits um 1738 mit einem Einkommen von etwa 100,000 Thlrn. eingetreten war, nachdem ihn sein Oheim d'Armancourt zu Caen für das Finanzfach vorbereitet hatte. Uebrigens verwaltete er jenes Amt mit ungewöhnlicher Milde u. Freigebigkeit u. gab es sogar verschiedener Unannehmlichkeiten wegen nach einigen Jahren wieder auf, um sich die Stelle eines Haushofmeisters der Königin zu erkaufen. Diese ließ ihm Muße, bes. nach seiner Verheirathung (1751), auf seinem Gute Vorée den Studien zu leben. Hier schrieb er sein berühmtes 1758 erschienenes Buch „De l'esprit“, welches großes Aufsehen erregte, ihm aber auch die Feindschaft des kathol. Klerus, bes. der Jesuiten, u. den Verlust seiner Stellung am Hofe zuzog; wurde es doch sogar 1759 auf Befehl des franz. Parlaments öffentlich verbrannt. H. zog in diesem Buche die Konsequenz der sog. sensualistischen Philosophie Locke's, Hume's u. A. auch für das Gebiet der Sittlichkeit. Wie diese Philosophie alles Wissen von der sinnlichen Empfindung abhängig machte, so erklärte nun H. die Befriedigung der Selbstliebe (des „Interesses“) auch für das Prinzip der Moral. Die Tugend besteht nach ihm in einem solchen Verhalten, welches die sinnliche Lust befriedigt, ohne Ueberdruß u. Konflikte mit anderen Interessen (z. B. denen der Familie, des Staates rc.) zu erzeugen. Alle Erziehung u. Gesetzgebung muß daher an den Eigennutz des Menschen anknüpfen u. ihn zur Vermeidung übler Folgen seines Handelns anleiten. Dabei war H., abgesehen von seiner Vorliebe für die Weiber, persönlich ehrenwerth, freigebig gegen Bedrängte u. großmüthig gegen seine Feinde. Die Zurückgezogenheit seiner letzten Jahre unterbrach er nur durch Reisen nach England (1764) u. Deutschland (1765), wo ihn Friedrich d. Gr. mit Achtung aufnahm. H. starb an den Folgen des Podagra 26. Dez. 1771 in Vorée. Sein Buch „De l'homme, de ses facultés intellectuelles et de son éducation“ (2 Bde., Lond. 1772), in welchem die Grundgedanken seines ersten Werkes weiter ausgeführt sind, gab nach seinem Tode der Fürst Galyzin heraus; zwei Gesammtausgaben seiner Werke erschienen 1795 zu Paris.

Helvin, ein ziemlich seltenes, wachsgelbes bis gelblichbraunes, tesseral u. zwar nur tetraëdrisch krystallisirendes Mineral, welches chemisch dem Granat (s. d.) am nächsten steht. Es kommt hauptsächlich zu Schwarzenberg u. Breitenbrunn i. S., auch im Zirkonsyenite Norwegens u. zu Miask im Gouv. Orenburg vor.

Hemans (spr. Himäns), geb. **Brown,** Felicia Dorothea, engl. Dichterin irischer Abkunft, ward geb. zu Liverpool 25. Sept. 1794; der Bankerott ihres Vaters nöthigte die Familie zu einem zurückgezogenen Leben, weshalb sie sich nach Grewych in Nordwales wandte; die romantische Natur des Landes, wie die Heldenthaten ihrer Landsleute auf der Pyren. Halbinsel, regten Felicia zu ihren ersten dichterischen Versuchen an, u. schon 1812 ließ sie unter dem Titel „Domestic affections“ eine Sammlung ihrer lyrischen Poesie erscheinen. Die höchst beifällige Beurtheilung, welche dann ihre Gedichte „The restauration of the works of art in Italy“ (1816) u. „Modern Greece“ seiten Byron's erfuhren, wurden ihr ein Sporn zu immer tieferer Durchbildung ihres Talents, u. so konnte sie 1821 von der Royal society of literature für die Wettgesänge „Wallace and Dartmoor“ mit einem Preise gekrönt werden. Sie beschäftigte sich vorzugsweise gern mit der deutschen Literatur, insbes. mit den Werken Schiller's u. Goethe's u. der Romantiker, u. feierte u. A. in „Koerner and his sister“ den Dichter von „Leyer u. Schwert“. Von ihren anderen Dichtungen sind hervorzuheben: „Tales and historic scenes in verses“ (Balladen, 1819); „Forest sanctuary“ (1825, 2. Aufl. 1829); „Songs of Cid“ u. „The lays of many lands“, zu denen sie Herder angeregt hatte; „Records of women“ (1828); „Songs of the affections“ (1830); „Scenes and hymns of life and other religious poems“ (1834); „Hymns on the works of nature“ (1833) u. „Hymns for childhood“ (1834).

Hemerobius, Florfliege, Blattlausfliege, eine Gattung Netzflügler, deren meist buntgefarbte Larven vorzüglich von Blattläusen leben, indem sie dieselben aussaugen u. die leeren Häute dann über sich werfen, so daß sie von diesen u. von ihrem Kothe wie von einem Sacke umhüllt sind, daher „Koth- od. Stinkfliegen". Eine gemeine Art ist H. (Chrysopa) perla, das gemeine Perlhaft, von grüngelblicher Farbe, mit goldigen Augen u. schwarzbehaarten, grün- od. rothgeränderten Flügeln.

Hemerocallis, Taglilie; Pflanzengattung der Hemerocallideen unter der großen Familie der Liliaceen, mit prächtigen Zierblumen u. grasartigen Blättern. Zwei Arten: H. flava u. fulva, bewohnen auch Mitteleuropa, wohin die erste vielleicht aus Sibirien kam, wo sie häufig auf Feldern wächst, während die zweite ursprünglich wahrscheinlich der Levante angehört. Beide u. eine dritte sibirische Art (H. graminea) gehören zu den beliebtesten Gartenblumen des Frühlings. H. flava hat bei einem $^2/_3$ m. hohen Stengel wohlriechende gelbe, H. fulva bei einem mannshohen Stengel braunrothe, geruchlose Blumen.

Hemi (gr., bed. in Zusammensetzungen mit and. gr. Wörtern s. v. w. Halb, z. B. Hemisphäre = Halbkugel; Hemicyklus = Halbkreis 2c.

Hemiëdria, in der Krystallographie diejenige Ausbildungsweise der Krystallformen, bei welcher nur die Hälfte der Flächen, die alternirenden, zum Vorschein kommen, die andern aber verschwinden; aus dem regulären Oktaëder z. B. entsteht auf solche Weise das Tetraëder.

Hemiptera, Halbflügler, eine Insektenordnung mit unvollkommener Verwandlung, freibeweglicher Vorderbrust und saugenden Mundtheilen. Der Kopf dieser Thiere trägt mittelgroße bis kleine Augen, meist auch Nebenaugen, die Fühler sind entweder kurz, zwei- bis dreigliedrig, mit einer Endborste versehen, od. lang, vier- bis fünf-, seltener acht- bis über zwanziggliedrig. Die Mundtheile sind zum sogen. Schnabel (rostrum, promuscis, wonach sie auch Schnabelkerfe, Rhynchōta heißen) vereinigt, der in der Ruhe nach Brust u. Bauch zurückgeschlagen ist. Er besteht aus einer durch Einschnürungen drei- od. viergliedrig erscheinenden langen Röhre (der Unterlippe), die an der Basis ihrer Oberseite offen, von der Oberlippe deckelartig geschlossen wird u. im Innern 4 feine Borsten (die beiden Kieferpaare) hat, welche durch Muskelwirkung vorgeschoben u. zurückgezogen werden können u. wie die Stechborsten der Dipteren dazu dienen, pflanzliche u. thierische Körper anzustechen, worauf der hervortretende Saft von der Röhre aufgesaugt wird. Die Flügel der H.en sind entweder alle vier gleichgebildet, häutig, od. das vordere Paar ist hornig od. lederartig u. dann in der Ruhe dem Rücken u. den Hinterflügeln als Deckflügel (Hemelytra) aufliegend. Einige haben blos 2 od. auch gar keine Flügel. Die meisten besitzen nur geringe Flugkraft u. verlassen sich mehr auf ihre Beine, die zu hurtigem Gange geeignet sind; einzelne Paare derselben sind bei einigen Arten zum Rauben (Raubbeine), bei andern zum Sprunge (Sprungbeine), bei wasserlebigen zum Schwimmen (Ruderbeine) eingerichtet. Der sechs- bis neunringlige Hinterleib trägt die Athemlöcher auf der Bauchseite.

Die H.en haben schon beim Ausschlüpfen aus dem Eie, bis auf die Flügel, die dem vollkommenen Insekte zukommende Gestalt; nur die männlichen Schildläuse haben einen ruhenden Puppenzustand. Die meisten H. haben einen widerlichen Geruch („Wanzengeruch"), der von einer Drüsenflüssigkeit herrührt, die zwischen den Hinterbeinen hervortritt. Viele sondern Wachs ab, das in Form eines feinen Puders od. langer Flocken den Hinterleib od. selbst den ganzen Körper bedeckt. Sie nähren sich von pflanzlichen, manche auch von thierischen Säften. Hierdurch werden sie theils der Vegetation verderblich, theils für Menschen u. Vieh als Parasiten lästig. Einzelne dagegen sind dem Menschen nützlich, indem Cochenille, Schellack, chinesisches Wachs von Schildläusen, Manna von Cikaden stammt. Man kennt 12,000 über alle Welttheile verbreitete Arten; fossile Reste, nam. von großen Wasserwanzen, schon im Jura. Mit Berücksichtigung der Beschaffenheit der Flügel theilt man seit Latreille die Ordnung in zwei Gruppen: Ungleichflügler (Heteroptera) od. Wanzen (s. d.), die wiederum in Landwanzen (Geocores) u. Wasserwanzen (Hydrocores) zerfallen, zu ersteren zählt u. a. die ungeflügelte Bettwanze, u. in Zirpen (Homoptera), zu denen außer den eigentlichen Zirpen (Cikaden) auch die Pflanzenläuse (Blattläuse, Schildläuse 2c.) gehören, welchen sich schließlich die ungeflügelten eigentlichen Läuse beigesellen. Von allgemeinen Werken über H. sind anzuführen: Hahn, „Die wanzenartigen Insekten", fortgesetzt von Herrich-Schäffer, 1831—51, u. Fieber, „Die europ. H.", 1860.

Hemling, Hans, falsche Schreibart für Memling, Hans (s. d.).

Hemlocktanne (Pinus od. Abies Canadensis), auch Schierlingstanne; eine bekannte Nadelholzart aus den Ver. Staaten u. Canada, die aber auch bei uns häufig u. leicht in Parkanlagen gepflegt wird. Sie gehört zu den niedrig wachsenden Arten, da ihr Stamm kaum 12 m. übersteigt, wird jedoch durch die zweireihig gestellten Nadeln, wodurch sie sehr an unsere einheimische Tanne erinnert, u. durch das überaus leichte Astwerk außerordentlich zierlich. Man kennt sie auch unter dem Namen Sprossenfichte, weil aus ihren jungen Sprossen das sog. Sprossenbier dargestellt wird. Sonst gewinnt man aus dem harzigen Stamme auch den sog. Canadischen Terpentin. Das Holz des Baumes ist sehr hart, er bringt nur sehr kleine Zäpfchen hervor, weshalb man ihn auch zu dem Range einer eigenen Gattung erhob.

Hemmung od. Echappement (spr. Eschapp'mang) bezeichnet eine bei Maschinen, bes. aber bei Uhren, anzuwendende Regulirvorrichtung, deren Zweck ist, die Wirkung des Gewichtes od. der Feder gleichförmig zu machen. Durch ein niedersinkendes Gewicht od. eine gespannte Feder allein läßt sich eine Maschine od. ein Uhrwerk nicht in einen gleichförmigen Bewegungszustand versetzen, indem hierbei eine aufgesammelte Kraft zur Wirkung gebracht wird, deren Ueberschuß über den Widerstand, welchen der Mechanismus entgegengesetzt, eine beschleunigte Bewegung herzustellen sucht, vermöge welcher die Maschine in immer schnelleren Gang versetzt werden würde, wenn nicht eine Vorrichtung vorhanden wäre, welche diese Beschleunigung verhindert. Eine solche Vorrichtung ist eben das Echappement od. die H., welche in der Weise wirksam wird, daß sie das Niedersinken des aufgezogenen Gewichtes od. das Auseinandergehen der gespannten Feder in kurzen Absätzen unterbricht, so daß die Bewegung nach jedem Absatze sich von Neuem herstellen muß u. daher sich nicht multiplizíren kann. (Vergl. d. Art. „Uhr").

Hems od. Homs, das Emesa der Alten, ein aus dunklem Basalt erbauter, staubiger, unfreundlicher Ort, mit einer verfallenden Burg, unweit des Orontes, war ehemals berühmt durch seinen herrlichen Sonnentempel u. ist der Geburtsort der Kaiser Heliogabal u. Alexander Severus. Zahlreiche Reste erinnern an jene Blütezeit der Stadt. Im J. 636 wurde H. von den Sarazenen, 1099 durch die Kreuzfahrer erobert. Jetzt zählt H. 20,000 E., von denen 17,000 griech. Christen sind, dazu noch Beduinen, die in großer Zahl die Straßen u. Bazars erfüllen.

Hemsterhuis, Tiberius, geb. 9. Jan. (od. 1. Febr.) 1685 zu Gröningen, begann, durch den Unterricht seines Vaters, eines gelehrten Arztes, gründlich vorgebildet u. mit vorzüglichem Talent begabt, schon im 14. Jahre seine akadem. Studien in seiner Vaterstadt, hauptsächlich unter Bernoulli, setzte sie dann in Leyden fort, wohin ihn der Ruf des Perizonius zog, u. erhielt, erst 19 Jahre alt, die Professur der Mathematik u. Philosophie am Athenäum zu Amsterdam (1704 od. 1705). Bald aber wandte er sich ganz dem klass. Alterthum zu, indem er sich namentlich Bentley zum Muster nahm, u. ward 1717 als Professor der griech. Sprache nach Franeker berufen, von wo er nach 20jähr. erfolgreicher Wirksamkeit 1740 nach Leyden als Professor der griech. Sprache u. der Geschichte übersiedelte. Er starb dort 7. Apr. 1766. Vielseitig u. gründlich gebildet, hat H., durch den das Studium der griech. Sprache u. Literatur in Holland in Aufnahme kam, sich große Verdienste um die Kenntniß des klass. Alterthums erworben. Valckenaer u. Ruhnken waren seine Schüler, von denen der Letztere in seinem „Elogium Hemsterhusii" (Leyden 1768 u. öfter) seinem Lehrer ein ehrendes Denkmal gesetzt hat. Von H.'s Schriften sind hervorzuheben: die von Lederlin begonnene, von H. vollendete Ausgabe des Pollux (Amsterd. 1706), die Ausgabe ausgewählter Gespräche des Lukianos (Amsterd. 1708 u. öfter), des Plutos von Aristophanes (Harlingen 1744, Lpz. 1811). Aus seinem handschriftlichen Nachlaß gab J. Geel „Anecdota Hemsterhusiana" heraus (Leyden 1825); eine Sammlung seiner Reden, von denen Valckenaer sechs zusammen herausgab (Leyden 1784), veranstaltete Friedemann (Wittenberg 1822; in der 2. Aufl., Weilburg 1839, zu einer Sammlung von Reden u. Briefen erweitert). — Sohn Franz **H.**, Philosoph, geb. 1720 zu Gröningen (nach Andern 1721 zu Franeker), lebte im Haag als Beamter des Staatssekretariats der Niederlande u. starb im Juni 1790. Mit guter Kenntniß der alten Philosophie, besonders der Platonischen, ausgerüstet, schloß H. sich in seiner Philosophie keiner bestimmten Schule an, sondern steht als eklektischer Philosoph theils auf dem Standpunkt des Rationalismus, theils auf dem des Sensualismus; er wandte sich besonders dem Gebiete der Aesthetik zu. Seine Schriften („Lettre sur la sculpture", 1769; „Lettre sur les désirs", 1770; „Lettre sur l'homme et ses rapports", 1772; „Sophyle, ou de la philosophie", 1778; „Aristée, ou de la divinité", 1779; „Simon, ou des facultés de l'âme", 1787 u. a.) wurden gesammelt herausgeg. Paris 1792 u. öfter; die bedeutenderen erschienen auch in deutsch. Uebersetzung („Vermischte philos. Schriften des F. H.", 3 Thle., Lpz. 1782—97).

Hencke, Karl Ludwig, verdienter deutscher Astronom, wurde am 8. April 1793 zu Driesen im preuß. Reg.-Bez. Frankf. a. d. O. geboren u. widmete sich dem Beamtenstande, studirte aber für sich mit größter Hingebung Astronomie. Er war erst Amtsaktuar zu Reetz bei Frankf. a. d. O., später Postadministrator u. Kassirer zu Driesen u. dann zu Schneidemühl (Reg.-Bez. Bromberg). Nach seiner Pensionirung wurde er Rathmann zu Driesen. Er gab, nachdem zu Anfang des Jahrh. die vier kleinen Planeten, Vesta, Juno, Ceres u. Pallas, entdeckt worden waren, den ersten Anstoß zur weiteren Aufsuchung der sehr kleinen Planeten zwischen Mars u. Jupiter, indem er 1845 die Asträa u. 1847 die Hebe entdeckte. Er bearbeitete einen Theil der Berliner akademischen Sternkarten (die 20. Stunde) u. einen Himmelsatlas, zu einem 14füßigen Globus gehörig, von dem über 200 Karten erschienen mit mehr als einer halben Million Sterne bis 9. u. 10. Größe.

Henckel v. Donnersmarck, ein altes, in Preußen (hier hauptsächlich in Schlesien), Oesterreich u. Russisch-Polen ansässiges Grafengeschlecht, das seinen Ursprung von dem ungar. Grafen Petrus von Thurzo herleitet; dieser nahm im 14. Jahrh. nach seiner Heirath mit der Erbtochter der Familie v. Henckel deren Namen an u. vereinigte mit demselben den seiner Besitzung Csötörtökhely od. Donnersmarck im Zipser Komitate. Der Grafenstand des Geschlechts datirt vom 29. Juli 1621, der Reichsgrafenstand vom 5. März 1661. Heute zerfällt es in eine ältere od. katholische u. in eine jüngere od. protestantische Linie. Beide Linien stammen ab vom Grafen Georg Friedrich **H. v. D.** (geb. 26. Aug. 1611, gest. 8. Sept. 1671), dem Enkel des 1664 verstorbenen kaiserl. Geheimrathes Grafen Lazarus **H. v. D.**, welcher Direktor aller Bergwerke in den österr. Erblanden war u. die schles. Herrschaften Beuthen u. Oderberg erwarb. Georg Friedrich hatte zwei Söhne, von denen Graf Leo Ferdinand **H. v. D.**, geb. 1640, gest. 1699, die ältere Linie stiftete. Ein Sohn des Letzteren, Graf Karl Joseph Erdmann **H. v. D.**, geb. zu Beuthen 24. Jan. 1688, leistete als Oberpräsident zu Oppeln im 2. Schles. Kriege dem Feinde Vorschub, wurde deshalb seines Amtes u. seiner Würden entsetzt, mußte nach Oesterreich flüchten u. starb zu Oedenburg 5. Mai 1760. Gegenwärtiges Haupt der älteren Linie ist Graf Karl Hugo Lazarus Anton **H. v. D.**, geb. 26. April 1811. Als freier Standesherr von Oberbeuthen ist derselbe seit 12. Okt. 1854 erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. Den Besitz seiner Linie bilden: die Fideikommißherrschaft Beuthen, die Allodialherrschaft Siemianowitz (beide zusammen enthalten 30 Ortschaften), die Allodialrittergüter Guretzko u. Lassowitz mit Sowitz u. (in Kärnthen) die Güter Wolfsberg, St. Leonhard, Großreideben u. Wiesenau. Mit den Gütern in Preußisch-Schlesien ist ein reicher Montanbesitz verbunden, zu dem 15 Gruben u. Hüttenwerke mit einer Produktion von zusammen 11,757,593 Ctrn. u. einem Werthe von 3,144,395 Thlrn. (1873) gehören. — Der Bruder Leo Ferdinand's, Graf Karl Maximilian **H. v. D.**, geb. 12. Febr. 1645, gest. 18. Aug. 1720, stiftete die jüngere Linie, die sich dann durch dessen zwei Söhne in 2 noch heute blühende Zweige theilte. Stifter des 1. in Altvorpommern ansässigen Zweiges wurde Graf Leo Maximilian **H. v. D.**, geb. 1. März 1691, gest. 25. Aug. 1770, der zugleich die freie Standeswürde, deren Anrechte die protestantische Linie unter dem österr. Hofe verloren hatte, an dieselbe zurückbrachte. Sein Sohn, Graf Viktor Amadeus **H. v. D.**, geb. 15. Sept. 1727, war seiner Zeit einer der kenntnißreichsten Offiziere der preuß. Armee, weshalb ihn u. A. Friedrich d. Gr. auserkor, 1769 dem russ. Feldzuge gegen die Türken beizuwohnen; er starb als Generalleutnant u. Gouverneur von Königsberg 31. Jan. 1793; seinen „Militärischen Nachlaß" (Zerbst 1847 bis 1849, 2 Bde.) gab Zabeler heraus. Ein jüngerer Sohn dess., Graf Wilhelm Ludwig Viktor **H. v. D.**, geb. zu Potsdam 30. Okt. 1775, that sich vielfach u. aufs Rühmlichste in den Kriegen der Napoleon'schen Zeit hervor, zu deren Kenntniß seine „Erinnerungen" (Zerbst 1837) manche interessante u. wichtige Beiträge geliefert haben, nahm 1821 als Generalleutnant seinen Abschied u. starb 24. Juli 1849 zu Dresden. Jetziger Chef seines Zweiges ist Graf Leo Amadeus Maximilian **H. v. D.**, großherzogl. sächs. Kammerherr u. Schloßhauptmann von Weimar, geb. zu Merseburg 8. Jan. 1829. — Den 2. Zweig stiftete Graf Karl Erdmann **H. v. D.**, geb. 8. Dez. 1695, gest. 7. April 1760. Haupt dieses Zweiges ist jetzt Graf Guido Georg Friedrich Erdmann Heinrich Adalbert **H. v. D.**, geb. 10. Aug. 1830, Erboberlandmundschenk im Herzogthum Schlesien und Erbherr der Fideikommißherrschaften Tarnowitz-Neudeck, Zyglin, Koslowgora u. Alttarnowitz im Kreise Beuthen, Lubschau u. Woischnik im Kreise Lublinitz, ferner mehrerer Allodialherrschaften, der Starostei Klobucko u. anderer Güter in Russisch-Polen u. Galizien. Die erbliche Vertretung der jüngeren Linie im preuß. Herrenhause ruht jetzt so lange, bis das Seniorat mit dem Besitz zusammenfällt. Dermaliger Senior u. freier Standesherr zu Oberbeuthen ist Graf Lazarus Emanuel Adam Aloysius **H. v. D.**, geb. 12. April 1785, der als preuß. Generalleutnant z. D. in Berlin lebt.

Hendekasyllaben sind elfsilbige, aus einer logaödischen Pentapodie bestehende Verse, in welcher der Daktylus seine Stelle im 2. Fuße hat: ⏓⏑ _⏑⏑ _⏑ _⏑ _⏑. Bei den Griechen wurden sie schon von Sappho u. Anakreon angewandt, bei den Römern werden sie besonders von Catull, Statius u. Martial gebraucht. Sie heißen auch phaläkische Verse nach dem griech. Lyriker Phaläkos.

Hendel-Schütz, Johanne Henriette Rosine, geb. 1772, (nach anderen Angaben 1770) zu Döbeln in Sachsen, wo ihr Vater, Schüler, Schauspieler war; trat zuerst als Figurantin beim Ballet in Berlin u. schon 1785 als jugendliche Liebhaberin in Schwedt u. anderen Orten mit einem ihrer seltenen Schönheit entsprechenden Erfolge auf. Den ersten Grund zu ihrer künstlerischen Ausbildung legte Professor Engel. Immer reicher entwickelte sich jetzt ihr Talent, bes. für hochtragische, sentimentale u. naivkomische Rollen. Schon 1788 verheirathete sie sich in Berlin mit dem Tenoristen Eunike, dem sie 1789 nach Mainz, 1792 an das deutsche Theater zu Amsterdam, 1794 nach Frankfurt a. M. u. 1796 nach Berlin folgte. Hier ließ sich Eunike 1797 von ihr scheiden; sie vermählte sich 1802 mit dem Arzte Dr. Meyer in Berlin u. lebte kurze Zeit mit ihm in Stettin. Auch von Meyer geschieden, verehelichte sie sich mit dem Dr. med. Hendel aus Halle, nach dessen bald darauf erfolgtem Tode sie in bedrängter Lage in Halle lebte. Hier lernte sie den Professor der Aesthetik F. K. J. Schütz kennen. Dieser, der das wärmste Interesse für die dramatische Kunst hegte u. sich als dramaturgischer Schriftsteller einen Namen erworben hatte, veranlaßte sie, eine Kunstreise zu unternehmen, u. verband sich mit ihr um 1811. Sie nannte sich nun Hendel-Schütz. Die Kunstreise hatte den glänzendsten Erfolg. Beide besuchten in den Jahren 1809—17 die Hauptstädte Deutschlands, Schwedens, Dänemarks, Rußlands u. Frankreichs. Die H.-Sch. gab bes. mimisch-plastische Darstellungen, meist nach berühmten Gemälden. Durch das Rehberg'sche Kupferwerk über die Attituden der Lady Hamilton angeregt, zeigte sie sich als eine große Meisterin in der Geberdenkunst u. in malerischen Drapirungen. Durch diese Leistungen, welche vielfach Nachahmung fanden u. welche die selbst von Goethe in seinen „Wahlverwandtschaften" besprochenen lebenden Bilder in Deutschland einführten, erlangte sie ihren Künstlerruhm, den auch ihr Gatte durch seine ästhetischen Vorträge u. Schriften beförderte. Ihre Leistungen litten jedoch allmählich unter den Einflüssen des herannahenden Alters, ihr Gedächtniß wurde schwach u. in Paris machte sie mit ihren pantomimischen Darstellungen geradezu Fiasco. Sie kehrte nun mit ihrem Manne nach Halle zurück, der 1818 seine Professur der Aesthetik wieder erhielt, u. verließ 1820 das Theater auf immer. Ihr unweibliches, eitles, intriguantes Wesen nöthigte auch ihren vierten Gatten, sich 1824 von ihr zu trennen u. sich 1830 gerichtlich von ihr scheiden zu lassen. Sie lebte, in der Kunstwelt fast verschollen, mit ihren Kindern erst in Halle, seit 1832 in Cöslin, wo sie 4. März 1849 starb. Wie die von ihr so oft mimisch dargestellte Niobe wurde sie eine kinderreiche, aber ebenso unglückliche Mutter. Von 16 in ihren vier Ehen erzeugten Kindern starben 9 in der Kindheit, 4 Söhne endeten durch Selbstmord.

Hendrichs, Hermann, hervorragender deutscher Schauspieler, einer der glänzendsten Vertreter der idealen Richtung seiner Kunst, geb. 17. Okt. 1812 zu Köln, wurde für den Kaufmannsstand bestimmt u. diente längere Zeit als Commis in einer Materialwaarenhandlung in Frankfurt a. M. Doch zog es ihn lebhaft zur Bühne, für die ihn

ein außerordentliches Darstellungstalent, unterstützt durch körperliche Schönheit u. ein sympathisches Organ, in hohem Grade befähigten. Im J. 1831 betrat er als Quentin Durward in Cas. Delavigne's Schauspiel „Ludwig XI." zum ersten Male die Breter u. zwar mit so bedeutendem Erfolge, daß er sogleich in Frankfurt engagirt wurde.

Nr. 3363. Hermann Hendrichs (geb. 17. Okt. 1812, gest. 1. Nov. 1871).

Hier blieb H. bis 1837, eifrig bemüht, die Lücken seiner Bildung auszufüllen u. sein Talent durch Unterricht u. Studium zu vervollkommnen, wie er denn auch schon vor seinem ersten Auftreten den Unterricht der damals bis zu ihrem Tode in Frankfurt lebenden Elise Bürger, der dritten Gattin des Dichters Bürger, genossen hatte. Bis 1840 gehörte dann H. dem Hoftheater in Hannover an u. wurde, bald als einer der besten Vertreter des Faches der ersten Helden u. Liebhaber anerkannt, an die königliche Bühne nach Berlin berufen. In dieser Stellung erreichte H. den Höhepunkt seines Ruhmes, den zahlreiche Gastspiele nicht nur in Deutschland, sondern auch in New-York, überall hin verbreiteten. Im J. 1864 aber schied er aus dem Engagement in Berlin aus u. lebte in Jugenheim bei Darmstadt, wenn nicht Gastspielreisen, die sich für ihn zu wahren Triumphzügen gestalteten, seine Zurückgezogenheit unterbrachen. Erst im Okt. 1871 ging er wieder nach Berlin u. übernahm die Direktion des dortigen Viktoriatheaters, zugleich auch schauspielerisch an dieser Bühne thätig; aber schon 1. Nov. 1871 starb er an den schwarzen Pocken.

Hengist u. Horsa hießen der Sage nach die beiden Brüder, welche das angelsächs. Reich in Britannien begründeten. Vortigern, König der Briten, schickte, von den Picten u. Scoten Kaledoniens bedrängt, eine Gesandtschaft an die abenteuerliebenden Angeln u. Sachsen u. bat um Hülfe. Diesem Rufe leisteten H. u. H., begleitet von ausgewählter Mannschaft von Angeln, Sachsen, Jüten u. anderen germanischen Volksstämmen der Niederelbe, die schon damals als kühne Freibeuter bekannt u. gefürchtet waren, Folge u. landeten 446 od. 449 n. Chr. mit 3 Schiffen bei Ypwinsfleet, besiegten die Feinde, blieben aber dann im Lande, ließen aus der Heimat Verstärkung kommen, kehrten ihre Waffen gegen die Briten selbst u. eroberten nach einem langen Vernichtungskriege Britannien, welches fortan England genannt wurde. Horsa soll 455 in der Schlacht bei Angelesthorp von Vortigern's Hand gefallen sein, Hengist aber bis 488 gelebt u. seinem Sohne ein schon befestigtes Königthum in Kent hinterlassen haben.

Hengstenberg, Ernst Wilhelm, deutscher Theologe u. lange Jahre Vertreter der neulutherischen Orthodoxie, geb. 20. Okt. 1802 zu Frondenberg in der Mark als der Sohn eines reformirten Pfarrers, studirte seit 1819 zu Bonn Philosophie u. orientalische Sprachen, gab 1823 den arab. Dichter Amrulteis mit Uebersetzung heraus u. ging 1823 nach Basel, um einen dortigen Gelehrten in seinen orientalischen Studien zu unterstützen. Hier erfolgte seine Bekehrung u. der Umschlag von einer ziemlich freien zu einer streng lutherischen Richtung. Im J. 1824 wurde H. Privatdozent in Berlin, 1826 außerord., 1828 ord. Prof. der Theologie daselbst. Die wichtigste That seines Lebens war die 1827 erfolgte Gründung der „Evangelischen Kirchenzeitung", in der er mit wachsender Kühnheit das alleinige Recht der lutherischen Kirche gegenüber der Union behauptete u. einen Vernichtungskampf gegen alle u. jede freie Forschung, bes. auf dem Gebiete der biblischen Kritik, sowie gegen die damals blühenden Schulen Hegel's u. später auch Schleiermacher's eröffnete. Geistvoll redigirt u. von oben begünstigt, war dieses Blatt lange Zeit die erste Macht im Kampf der theolog. Parteien. Als Dozent vertrat H. bes. das Fach der alttestamentlichen Exegese, u. auf diese beziehen sich auch die meisten seiner, zum Theil sehr gelehrten u. gehaltvollen Schriften. So die „Christologie des Alten Testamentes" (3 Bde., Berl. 1829 bis 1835; 2. Aufl. 1854—57), die „Beiträge zur Einleitung ins Alte Testament" (3 Bde., Berl. 1831—39), der „Commentar über die Psalmen" (4 Bde., Berl. 1842—45; 2. Aufl. 1849—52) 2c. H. starb zu Berl. 28. Mai 1869. Aus seinem Nachlaß erschienen „Das Buch Hiob" (Berl. 1870) u. die „Geschichte des Reiches Gottes unter dem alten Bunde" (2 Thle., Berl. 1870—71).

Henke, Adolph Christian Heinrich, berühmt insbes. als Lehrer u. Schriftsteller auf dem Gebiete der Staatsarzneikunde, geb. zu Braunschweig 12. April 1775, studirte seit 1795 in Helmstedt u. 1798—99 in Göttingen, wurde dann Hausarzt eines Edelmannes in Holstein, praktizirte seit 1802 in Braunschweig u. erhielt 1805, nachdem er erst kurz zuvor als Physikus nach Wolfenbüttel übergesiedelt war, eine außerord. Professur der Physiologie an der Universität Erlangen. Hier begann er 1809 seine Vorlesungen über Staatsarzneikunde, aus denen sein „Lehrbuch der gerichtlichen Medizin" (Berl. 1812; 12. Aufl. von Bergmann, 1851) hervorging. Seit 1816 ord. Prof. für Physiologie, Pathologie u. Staatsarzneikunde, übernahm H. 1818 die Professur der Therapie u. Klinik sowie die Direktion der klinischen Anstalten, vertrat 1825 u. 1828 die Universität auf dem Landtag u. starb zu Erlangen 8. Aug. 1843. Außer jenem Lehrbuche, dem er hauptsächlich seinen großen Ruf verdankte, schrieb er „Handbuch der allgemeinen u. speziellen Pathologie" (3 Bde., Berl. 1806—8); „Handbuch zur Erkenntniß u. Heilung der Kinderkrankheiten" (2 Bde., Frankf. 1809 u. öfter); „Darstellung u. Kritik der Lehre von den Krisen" (Nürnb. 1806); „Taschenbuch für Mütter, od. über die physische Erziehung der Kinder in den ersten Lebensjahren" (2 Bde., Frkf. 1811 u. öfter); „Ueber die Entwickelungen u. Entwicklungskrankheiten des menschlichen Organismus" (Nürnb. 1814) u. „Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medizin" (5 Bde., Bamb. 1815—20 u. öfter). Auch gab er eine, von Siebenhaar u. Siebert u. seit 1850 von Behrends fortgesetzte „Zeitschrift für die Staatsarzneikunde" (Erl. 1821 ff.) heraus u. ließ anonym eine „Darstellung der Feldzüge der Verbündeten gegen Napoleon in den J. 1813—15" (4 Bde., ebd. 1814—16) erscheinen.

Henke, Heinrich Philipp Konrad, evangelischer Theolog, geb. 3. Juli 1752 zu Hehlen im Braunschweigischen, wurde nach dem Tode seines Vaters (1756) im Waisenhause u. auf der Martinischule zu Braunschweig erzogen. Seit 1772 studirte er in Helmstedt Philologie u. Theologie, wurde 1777 Prof. der Philosophie, 1778 Prof. der Theologie das. u. erhielt 1780 die ord. Professur für Kirchengeschichte. In dieser Stellung schrieb er seine ehedem berühmte u. weitverbreitete „Geschichte der christl. Kirche" (6 Bde., Braunschw. 1788—1804) in freisinnigem Geiste, aber eleganter Form u. warm christlicher Gesinnung. Durch die letztere wirkte er sehr einflußreich auch als Lehrer u. Prediger, sowie durch sein „Magazin für Religionsphilosophie, Exegese u. Kirchengeschichte" (6 Bde., 1794—96), das „Neue Magazin" (6 Bde., 1797—1802), das „Archiv für die neueste Kirchengeschichte" (6 Bde., Weim. 1794—99) u. andere Schriften. Verschiedene Auszeichnungen (1786 Ernennung zum Abte des Evangel. Seminars in Kloster Michaelstein, 1800 zum Generalsuperintendenten, 1803 zum Abt von Königslutter, 1804 zum Vizepräsidenten des Konsistoriums) vermochten ihn nicht seinem Lehramt zu entfremden.

Die Vergewaltigung Braunschweigs durch Napoleon u. der Ruin der Universität Helmstedt unter dem neuen „Königreich Westfalen" erschütterte ihn tief; von einer Ständeversammlung in Kassel zurückgekehrt, starb er 2. Mai 1809. — Sein Sohn, Ernst Ludwig Theodor **H.**, evangel. Theolog, geb. 22. Febr. 1804 zu Helmstedt, wurde 1828 Lehrer am Carolinum zu Braunschweig u. 1833 außerord. Prof. der Theologie zu Jena. Von 1836—39 wirkte er als Konsistorialrath u. Direktor des Predigerseminars zu Wolfenbüttel, seit 1839 aber wieder als Prof. der Kirchengeschichte u. Bibliothekar an der Universität Marburg u. starb das. 1. Dez. 1872. Als Kirchenhistoriker hat sich H. bes. durch sein Werk über „Georg Calixt u. seine Zeit" (2 Bde., Halle 1853—60) einen geachteten Namen gemacht.

Henle, Friedrich Gustav Jakob, ein ausgezeichneter Anatom, der sich auf verschiedenen Gebieten der Medizin nam. durch seinen kritischen Geist große Verdienste erworben hat. Geb. zu Fürth (Franken) 19. Juli 1809, studirte derselbe 1827—32 in Bonn u. Heidelberg, ward Gehülfe am anatom. Museum in Berlin u. 1834 Prosektor bei der medizinischen Fakultät daselbst. Als Burschenschafter gerieth er in Untersuchung, die zu seiner Verurtheilung führte, er wurde jedoch begnadigt u. konnte sich nun 1837 als Privatdozent in Berlin habilitiren, um über mikroskopische Anatomie u. allgemeine Pathologie zu lesen. 1840 ging er als Professor der Anatomie nach Zürich, erhielt später auch den dortigen Lehrstuhl der Physiologie, folgte Ostern 1844 einem Ruf als zweiter Professor der Anatomie nach Heidelberg u. zog hier auch die vergleichende u. pathologische Physiologie, allgemeine Pathologie u. die Anthropologie ins Bereich seiner Vorträge; 1849 erhielt er zugleich die Direktion der anatomischen Anstalt übertragen. Seit 1852 wirkt H. als Professor der Anatomie u. Direktor der anatomischen Anstalt in Göttingen. Seine Hauptwerke sind das „Handbuch der rationellen Pathologie" (2 Bde., Braunschw. 1846—52; 2. Aufl. 1855) u. das mit Joh. Müller herausgegebene „Handbuch der systematischen Anatomie des Menschen" (3 Bde., ebd. 1855 ff.). Außerdem sind von seinen Schriften noch bes. anzuführen: „Ueber Schleim- u. Eiterbildung" (Berl. 1838); „Vergleichende Anatomie des Kehlkopfs" (Lpz. 1839); „Pathologische Untersuchungen" (Berl. 1840); „Handbuch der allgemeinen Anatomie" (ebd. 1841) u. „Zoologische Beschreibung der Haifische u. Rochen", gleichsam mit Joh. Müller verfaßt (ebd. 1841). Mit Pfeufer gründete H. 1841 in Zürich die „Zeitschrift für rationelle Medizin", u. viele Beiträge hat er seit 1838 in Canstatt's „Jahresberichte" geliefert.

Henneberg, ehemalige gefürstete Grafschaft in Franken, im S. des Thüringer Waldes, benannt nach der 1 M. südl. von Meiningen gelegenen, im Bauernkriege zerstörten Burg H., wurde im 11. Jahrh. von dem Grafengeschlechte der Poppone gegründet u. 1274 in die Linien Henneberg-Hartenberg-Römhild, Henneberg-Aschа u. Henneberg-Schleusingen getheilt. Graf Wilhelm VII. vereinigte 1549 durch Erbschaft diese getrennten Landestheile wieder. Mit Ausnahme Schmalkaldens, welches an Hessen fiel, kam H. infolge eines 1554 abgeschlossenen Erbvertrages 1583, als das Hennebergische Haus ausgestorben war, in den gemeinsamen Besitz der beiden sächs. Fürstenlinien; mehrfache Erbtheilungen haben H. vollständig zerstückelt; gegenwärtig theilen sich in dies Gebiet Preußen, Sachsen-Weimar, Sachsen-Koburg-Gotha u. Sachsen-Meiningen, das nach dem Erbvertrag von 1826 in den Besitz des größten Theiles dieser ehemaligen Grafschaft gelangt ist.

Henneberg, Rudolf, ein talentvoller Maler der Gegenwart, geb. um 1830 in Braunschweig, studirte Anfangs Jura, widmete sich aber dann in Antwerpen u. später unter Couture in Paris der Malerei. Seine ersten Arbeiten fanden nicht viel Beifall, erst sein „Wilder Jäger" u. „Zwei Gauner, die ihre Beute theilen" machten so großes Glück, daß er 1861 nach Italien reisen konnte u. dort bis 1863 blieb. Im J. 1865 ließ er sich in Berlin nieder, wo er nach Vollendung mehrerer kleiner Bilder mit einem bedeutenden Phantasiestück „Das Ende des Glücksritters" (jetzt in der Nationalgalerie) auftrat, das ungewöhnliches Aufsehen erregte u. in Bezug auf Erfindung, Ausdruck u. Lebendigkeit allgemeines Lob erntete. Allzu real u. kraß war dagegen sein späteres allegorisches, durch die Ereignisse von 1870/71 hervorgerufenes Bild „Die erlöste Germania". Von feiner Beobachtung u. gesundem Humor zeugen seine Genrebilder.

Hennegau (franz. Hainaut), Provinz im südl. Belgien, 67,59 □M. mit 896,285 E. (1870), größtentheils franz. Nationalität, genannt nach der Henne od. Haine, einem Nebenflusse der Schelde, grenzt im S. an Frankreich, ist im O. gebirgig, im W. Flachland u. bildet durch seinen Reichthum an Steinkohlen u. seine bedeutende Industrie in Eisengießerei, Eisenwaaren- u. Maschinenfabrikation, Hohöfen, Weberei, Spinnerei, Oel und Mehlfabrikation die gewerbfleißigste Provinz des Staates. Hauptstadt ist Mons (s. d.) mit 22,994 E., die größte Stadt Tournay (s. d.) mit 31,237 E. (1871). — Das Gebiet der ehemaligen Grafschaft H. gehört jetzt theils zu Frankreich, theils zu Belgien; im 10. Jahrh. herrschte hier das mächtige Grafengeschlecht der Rainer, 1191 ward H. mit Flandern vereinigt; Margaretha, welche 1345 ihrem im Kampfe gegen die Friesen gefallenen Vater Wilhelm II. folgte, brachte als Gemahlin Ludwig's IV. H. an Bayern, Jakobäa von Bayern vereinigte es 1433 mit Burgund u. mit diesem kam es 1477 an Habsburg. Im Pyrenäischen Frieden erhielt Frankreich 1659 den südl. Theil mit Valenciennes, der übrige Theil bildet seit 1815 mit flandr. Landschaften die jetzige belg. Provinz H.

Henoch u. das Henochbuch. Henoch (hebr. eigentlich Chanoch) erscheint 1 Mos. 4, 17 als Sohn des Kain, welcher nach ihm die erste Stadt benannte; 1 Mos. 5, 18 ff. aber als sechster Patriarch nach Adam, der 365 Jahre alt wegen bes. frommen Wandels plötzlich von Gott hinweggenommen wird, ähnlich wie nachmals Elias (2 Kön. 2). Die spätere Sage erblickte in ihm einen prophetisch begabten Mann, der das Flutgericht geweissagt habe u. in alle göttlichen Geheimnisse eingeweiht gewesen sei (chanoch, d. i. „Einweihung"). Auf Grund dieser Sagen entstand nach der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. das apokryphische Henochbuch in aramäischer Sprache; dasselbe war noch in den ersten christl. Jahrh. unter Juden u. Christen weit verbreitet, ging aber dann bis auf wenige Bruchstücke verloren u. wurde erst neuerdings in äthiopischer Uebersetzung bei den abessynischen Christen wieder aufgefunden (herausg. von Dillmann, Lpz. 1851, deutsche Uebersetzung von demselben, Lpz. 1853). Das Buch giebt sich als eine Schrift des Patriarchen H., u. daß man es zu Jesu Zeit für echt hielt, dafür spricht die Anführung eines Verses im Neuen Testament, nämlich Brief Judä, Vers 14; es erzählt theils von Geheimnissen, wie den Fall der Engel (1 Mos. 6, 1—4), theils von den Reisen H.'s mit den Engeln durch Himmel u. Erde, theils endlich prophezeit es die weitere Geschichte u. den Eintritt des Messiasreichs u. ermahnt zu Glauben u. Standhaftigkeit.

Henriade (spr. Hangriahd'), ein Heinrich IV. von Frankreich behandelndes Epos von Voltaire.

Henrici, Christian Friedrich, deutscher Dichter, geb. 14. Jan. 1700 zu Stolpen in Sachsen, studirte in Wittenberg u. Leipzig die Rechte u. erwarb sich, da sein Vater, ein Posamentier, mittellos war, seinen Unterhalt hauptsächlich durch Gedichte. 1727 wurde er beim Leipziger Oberpostamt angestellt, später auch im Steuerfach, u. starb zu Leipzig 10. Mai 1764. Als Dichter nannte er sich „Picander". Seine Gedichte wie seine Schauspiele zeigen viel natürliche Munterkeit u. Witz, daneben aber eine starke Neigung zum Schlüpfrigen. Seine Gedichte erschienen gesammelt als „Ernst-, scherzhafte u. satirische Gedichte" (5 Thle., Lpz. 1727 ff. u. öfter) u. „Sammlung vermischter Gedichte" (Frankf. u. Lpz. 1768); seine „Teutschen Schauspiele" (Berl. u. Hamb. 1726) enthalten den „Akademischen Schlendrian", den „Ertz-Säuffer" u. „Die Weiberprobe" u. sind satirischen Charakters; ein anderes Stück, „Die vertauschten Bräute", welches die Neuberin 1733 in Hamburg aufführte, scheint nicht gedruckt zu sein. Uebrigens war H. auch in ziemlich entgegengesetzter Richtung dichterisch thätig: er schrieb z. B. „Sammlung erbaulicher Gedanken über u. auf die Sonn- u. Festtage in gebundener Schreibart" (Lpz. 1724) u. ist der Verfasser des Textes zu Sebastian Bach's berühmter Passionsmusik.

Henriette (Anna), Herzogin von Orleans, als jüngere Tochter König Karl's I. von England u. Enkelin König Heinrich's IV. von Frankreich zu Exeter 16. Juni 1644 geb., mußte, als ihre Mutter wegen des Bürgerkrieges nach Frankreich floh, in England zurückbleiben, bis es nach 2 Jahren durch List gelang, sie ebenfalls dorthin zu bringen. Am 31. März 1661 ward das schöne Mädchen, trotz ihrer Abneigung, mit dem Herzog Philipp von Orleans, dem zweiten Sohne Anna's von Oesterreich, vermählt. Dafür beglückte sie Andere

durch ihre Gunst. Zu diesen gehörte nam. ihr Schwager, König Ludwig XIV., der sich der Herzogin zugleich als Werkzeug seiner Politik bediente. Auch gelang es ihr mit Hülfe einer reizenden Bretagnerin, dem später, als die Geliebte Karl's II., zur Herzogin v. Portsmouth erhobenen Fräulein v. Querouaille, den König von England zu einem Bündniß gegen Holland zu bewegen. Kaum aus England zurückgekehrt, starb H. 30. Juni 1670 zu St. Cloud, wie man glaubt an Gift. Von ihren Töchtern wurde Marie Luise die Gemahlin König Karl's II. von Spanien u. vermählte sich Anna Marie mit Bitter Amadeus II., dem Herzog von Savoyen u. nachherigen König von Sardinien.

Henrion, Poly, Pseudonym für Kohl v. Kohlenegg.

Henri quatre, ein Zwickelbart am Kinn, wie ihn Heinrich IV., König von Frankreich, zu tragen pflegte.

Henriquel-Dupont, Louis Pierre, geb. 13. Juni 1797 zu Paris, einer der bedeutendsten Kupferstecher der Gegenwart, seit 1849 Mitglied der Académie des beaux arts. Als Schüler von Pierre Guérin u. Bervic, errang er durch seine Stiche in Linien wie in Cartonmanier schon in den zwanziger Jahren große Erfolge, weil er Geist, Form u. Farbentöne des Originals in treffender Weise wiederzugeben verstand. Seine vorzüglichsten Stiche sind nach Correggio „Die Vermählung der heil. Katharina", nach P. Veronese „Die Jünger von Emmaus", sowie nach Paul Delaroche „Der Moses" u. — vielleicht sein Meisterstück — der sog. „Hemicycle", in der École des beaux arts. Auch in Portraitstichen leistete er Vorzügliches.

Henschel, Johann Werner, Bildhauer, der, geb. 1782 zu Kassel, sich Anfangs auf der Akademie seiner Vaterstadt u. 1805—10 in Paris ausbildete, später Professor an der Akademie in Kassel wurde u. 15. Aug. 1850 zu Rom starb. Seine Schöpfungen sind von großer Zartheit u. Innigkeit der Empfindung, nam. die im Auftrage des Königs von Preußen in Rom ausgeführte Marmorgruppe „Hermann u. Dorothea". Sein Hauptwerk ist die Bronzestatue des heil. Bonifacius in Fulda (s. Bd. II., Abb. Nr. 1705), das den Glaubenshelden in wahrhaft apostolischer Würde zur Anschauung bringt.

Hensel, Wilhelm, Historienmaler, geb. zu Trebbin (Reg.-Bez. Potsdam) 6. Juli 1794, wandte sich schon früh der religiösen Malerei zu u. stellte 1812 einen betenden Christus aus, der große Anerkennung fand. Nachdem er 1813—15 den Befreiungskrieg mitgemacht hatte, setzte er seine künstlerischen Studien in Italien fort, wo er Rafael's Transfiguration kopirte u. einen Christus mit der Samariterin malte, der, frei von dem alten akademischen Stile, ein tiefes religiöses Gefühl verräth. Weniger gelungen waren mehrere seiner späteren Bilder, z. B. „Christus vor Pilatus", „Mirjam nach dem Durchgang durch's Rothe Meer" u. a. Er starb 26. Nov. 1861. Seine Gattin Fanny **H.**, geb. 1805 in Hamburg, gest. 14. Mai 1847, eine Schwester von Felix Mendelssohn-Bartholdy, besaß eine gründliche musikalische Bildung u. machte sich durch mehrere Kompositionen bekannt.

Henselt, Adolph, einer der ausgezeichnetsten Klavierspieler der neueren Zeit u. auch geschätzter Komponist für sein Instrument, geb. 12. Mai 1814 zu Schwabach (in Bayern), kam im dritten Lebensjahre mit seinem Vater, einem Kattunfabrikanten, nach München, wo er den ersten musikalischen Unterricht erhielt u. im Klavierspiel Schüler des Korrepetitors Lasser wurde. Entscheidenden Einfluß auf seine weitere musikalische Bildung gewann eine hochgestellte Gönnerin, die Geheimräthin v. Flad, einst Mitschülerin C. M. v. Weber's u. Meyerbeer's beim Abt Vogler. Sie unterrichtete den Knaben gründlich im Klavierspielen u. in der Harmonielehre bis zum 17. Jahre, worauf er dann, mit einer Unterstützung seitens König Ludwig's versehen, zu Hummel nach Weimar ging. Nach achtmonatlichen Studien unter Hummel's Leitung nahm er zuerst einen kurzen Aufenthalt in München u. begab sich dann 1832 nach Wien, wo er bei Simon Sechter zwei Jahre lang kontrapunktische Studien machte u. noch weitere zwei Jahre, in fast einsiedlerischer Zurückgezogenheit lebend, unter beharrlichster Uebung des Klavierspiels verbrachte. Nachdem er sich seit 1836 in Berlin, Dresden u. Weimar in Privatkreisen mit größtem Beifall als Pianist hatte hören lassen, trat er auch öffentlich auf u. ging 1838 nach Petersburg, wo er, von der Kaiserin zu ihrem Hofpianisten ernannt u. mit Unterrichtgeben viel beschäftigt, bis heutzutage (einige Reisen nach Deutschland 2c. abgerechnet) immer geblieben ist, ohne jedoch in Konzerten zu spielen. Als Komponist hat er sich durch ein Konzert, ein Trio, verschiedene Charakterstücke u. Transskriptionen u. vor Allem durch Etuden bekannt gemacht, welch letztere als seine frischesten u. eigenartigsten Arbeiten bezeichnet werden müssen u. sich auch große Popularität erworben haben.

Hep, Hep! ward zum Hohn- u. Hetzruf gegen die Juden auf folgende Weise: Als Peter von Amiens (s. d.) zur Zeit der Kreuzzüge den Adel u. die Wehrkraft Europa's in feurigen, begeisterten Reden zur Befreiung des heil. Grabes aus den Händen der Ungläubigen aufrief, da führte er ein Banner mit sich, worauf die Buchstaben H. E. P. standen, nämlich: „Hierosolyma est perdita" (Jerusalem ist verloren). Da nun gleichzeitig mit den Predigten des Einsiedlers Peter auch die Verfolgung der Juden aufkam u. viele Leute in den Ländern, welche Peter durchzog, nicht Latein verstanden, noch um die Bedeutung der drei Buchstaben wußten, so wähnten sie, es sei ein Schlachtruf gegen die Juden. Derselbe hat sich bekanntlich bis auf die heutige Zeit erhalten.

Hepar, der latein. Name für Leber, wurde früher in der Chemie auch dem Schwefelkalium beigelegt, weil es eine der Leber ähnliche Farbe besitzt; später wurde die Bezeichnung H. auch auf andere Sulphide (Schwefelmetalle) ausgedehnt. Gegenwärtig wird das Wort nur noch wenig benutzt.

Hepatica, in der älteren Medizin auf die Leber wirkende Mittel. — Die Pflanze s. u. „Leberblümchen".

Hephästion aus Pella, Sohn des Amyntor, vertrauter Freund u. Liebling Alexander's d. Gr. u. sein treuer Begleiter auf dem Zuge gegen das persische Reich, an dem er als höherer Befehlshaber rühmlich Theil nahm. Nach der Rückkehr aus Indien erhielt er zur Belohnung von Alexander des Dareios Tochter Drypetis zur Gattin, starb aber schon bald darauf in Ekbatana (325 v. Chr.).

Hephästos, der Gott des Feuers in der griech. Mythologie, dem bei den Römern Vulcanus entspricht, ist ein Sohn des Zeus u. der Hera. Als diese bei seiner Geburt sah, daß er lahm war, warf sie ihn vom Olymp in den Okeanos; er wurde aber von den beiden Meergöttinnen Thetis u. Eurynome gerettet, bei denen er nun neun Jahre in einer verborgenen Grotte blieb u. viele kunstreiche Werke anfertigte. Nach anderer Sage wurde H. erst später lahm, indem bei einem Streite zwischen Zeus u. Hera, in welchem sich H. auf die Seite der Hera stellte, Zeus ihn bei einem Fuße ergriff u. vom Olymp hinabwarf, so daß er auf der Insel Lemnos niederfiel. Als seine Gattin gilt bald Charis, bald Aglaja, die jüngste der Chariten, bald Aphrodite. Ursprünglich als Naturkraft in ihren wohlthätigen u. in ihren zerstörenden vulkanischen Wirkungen verehrt, erscheint H. schon früh hauptsächlich als geschickter, tüchtiger Feuerkünstler, der die vorzüglichsten Metallarbeiten anzufertigen versteht u. mit denselben die übrigen Götter beschenkt; jene ursprüngliche Verehrung läßt sich aber noch in manchen Zügen der über H. ausgebildeten Sagen erkennen. So verlegte man auch seine Werkstätte, die sich nach Homer im Olymp befindet, nach anderer Tradition unter den Aetna od. die Liparischen Inseln, wo er zusammen mit den Kyklopen hausen sollte; andrerseits galt für seinen Lieblingsaufenthalt die vulkanische Insel Lemnos, die auch der Hauptsitz für den Kultus des H. war. In Athen stand sein Kultus in Verbindung mit der auch als Erfinderin u. Förderin der Künste verehrten Athene. Die bildende Kunst stellt H. gewöhnlich als kräftigen Schmied im Handwerkerkleid (Exomis) mit Hammer u. Zange dar.

Heppe, Heinrich Ludwig Julius, deutscher Theolog u. Kirchenhistoriker, geb. 30. März 1820 in Kassel, seit 1850 Professor der Dogmatik in Marburg (vorher praktischer Geistlicher), hat sich durch verschiedene Schriften als den gründlichsten Kenner der nachreformatorischen Kirchengeschichte u. Dogmatik gezeigt. So in seiner „Geschichte des deutschen Protestantismus in den Jahren 1555—81" (4 Bde., Marb. 1852—59; neue Ausg. Frankf. 1865—66), ferner in der „Dogmatik des deutschen Protestantismus im 16. Jahrh." (3 Bde., Gotha 1857) u. in den „Bekenntnißschriften der reform. Kirchen Deutschlands" (Elberf. 1860). Auch als pädagogischer Schriftsteller hat sich H. Verdienste erworben, so bes. durch seine „Geschichte des deutschen Volksschulwesens" (5 Bde., Gotha 1858—59). In den kirchlichen Kämpfen Hessens stand H. auf der Seite der Union

u. verfocht dieselbe eifrig gegen die schroffen Lutheraner unter Vilmar's Führung.

Heptarchie (vom griech. ἑπτά, sieben, u. ἄρχειν, herrschen) Siebenherrschaft; insbesondere die 7 angelsächsischen Königreiche des alten Englands.

Hera (Here) ist in der griech. Mythologie als Gemahlin des Zeus die mächtige Königin des Himmels u. ihrem ganzen Wesen nach zugleich Schutzgöttin der Ehe. Aelteste Tochter des Kronos u. der Rhea, wurde sie, als ihr Bruder Zeus die Herrschaft des Kronos stürzte, von Rhea zu Okeanos u. Thetis gebracht u. von ihnen auferzogen, bis Zeus sie raubte u. zu seiner Gemahlin machte. Aufs Glänzendste ward von den Göttern die Hochzeit gefeiert, zu welcher alle ihre Geschenke darbrachten; sie spielte auch im Herakult eine wichtige Rolle, indem man jährlich im Frühling dieselbe mit allerlei hochzeitlichen Gebräuchen festlich zu begehen pflegte. Als Gemahlin des Zeus thront H. auf goldnem Sessel neben ihm; sie ist von erhabener Schönheit; Iris u. die Horen sind die Dienerinnen der mächtigen Göttin, die auch über Blitz u. Donner gebietet. Die Strenge, mit der sie über ihre Würde als Zeus' Gattin u. über die Heiligkeit ihrer Ehe wacht, ruft nicht selten Streitigkeiten zwischen ihr u. Zeus hervor. Das homerische Epos hat dieselben mit Vorliebe behandelt, u. so erscheint H. dort als zänkische u. eifersüchtige Göttin, die auch oft da, wo sie nicht offen Zeus entgegen zu treten wagt, zur List u. zur Aufreizung Anderer ihre Zuflucht nimmt. Wie sie im Trojanischen Kriege eine leidenschaftliche Gegnerin der Trojaner ist, wegen des von Paris gefällten Urtheils, so verfolgt sie die Geliebten des Zeus u. deren Kinder mit erbittertem Haß, vor Allen Io u. Herakles; freilich muß sie dabei auch schwere Strafe von Zeus erdulden; denn als sie Hypnos beredet hatte, Zeus einzuschläfern, u. nun gegen den auf der Meerfahrt begriffenen Herakles einen schrecklichen Sturm erregte, hing Zeus sie schwebend im Aether auf mit gefesselten Händen u. mit zwei schweren Amboßen an den Füßen. Die Hauptorte für den griech. Herakult waren Argos, der älteste Sitz desselben, wo in dem zwischen Argos u. Mykenä gelegenen Tempel alle fünf Jahre die Heräen mit Festspielen gefeiert wurden, Korinth, Jolkos, Platää, Koroneia, Samos, Knossos auf Kreta, ferner das Vorgebirge Lakinion bei Kroton in Unteritalien. Heilig waren ihr der Granatapfel, der Kukuk u. der Pfau. Die drei Kinder der H. sind Ares, Hephästos u. Hebe. — In der Mythologie der Römer ward die röm. **Juno** mit H. identifizirt u. zu einer Tochter des Saturnus u. der Ops gemacht, welche dem Kronos u. der Rhea der Griechen entsprachen. Unter dem Namen Juno Capitolina od. Regina verehrte man sie auf dem Kapitol neben Jupiter als Himmelskönigin, während andere Beinamen sie als Beschützerin der Frauen u. als Ehegöttin bezeichneten; der Geburtsgöttin Juno Lucīna, die in Rom einen Tempel auf dem Esquilin hatte, feierten die Ehefrauen alljährlich am 1. März ein Fest, die Matronalia. — Die Kunst pflegte H. als Göttin von edler, erhabner Gestalt u. vollendeter Schönheit darzustellen, verschleiert als Braut, od. als Ehefrau mit weitem Peplos bekleidet, mit einem Diadem auf dem Haupte. Im Alterthum war am berühmtesten ihre von Polyklet verfertigte Statue im Heratempel bei Argos; von den uns erhaltenen Denkmälern ist als das vorzüglichste die Kolossalbüste in der Villa Ludovisi zu Rom zu nennen.

Nr. 3361. Hera.

Heracléum, falsche Bärenklau; Pflanzengattung der Doldengewächse mit höchst stattlichen Staudenformen, von denen einige deshalb auch in unsern Anlagen als vorzügliche Rasenzierden gepflegt werden, obschon sie kaum den Sommer überdauern u. dann unansehnlich erscheinen. Im Gebiete der deutschen Flora kennen wir 5 Arten (H. Sphondylium, Sibiricum, asperum, alpinum und austriacum), welche ihren betreffenden Wiesen eine hohe Zierde u. Charakterpflanzen sind. Die gemeinste Art ist die zuerst genannte, bekannt auch als falsche Bärenklaue, Bärenwurz, Heilkraut, Kuhpastinak, Bartsch, Porst, Prest, Roßfenchel u. Roßstingel, Scharling u. s. w. Eine oft mannshohe Staude mit hohlem, steifborstigem Stengel u. rauhhaarigen, gefiederten Blättern auf aufgeblasenen Blattscheiden, sehr ausgebreiteten Dolden u. sehr flachen, behaarten Früchten. Ihrer Wurzel u. ihren Wurzelblättern, welche brennend bitter sind, sowie dem Kraute u. dem Samen schrieb man medizinische Wirkung zu, doch sieht man die Pflanze nicht gern auf Wiesen, da sie das Futter verschlechtert. Das H. gummiferum des Kaukasus liefert das Ammoniakgummi.

Herakleia (Heraklesstadt). Unter den zahlreichen griech. Städten, die im Alterthum diesen Namen hatten, sind die wichtigsten: 1. **H.** in Bithynien am Pontos Euxeinos, im Lande der Mariandyner gelegen (j. Eregli), Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. von griech. Kolonisten aus Megara u. aus Tanagra in Böotien angelegt u. bis zum Mithridatischen Kriege eine mächtige u. blühende Stadt, namentlich nachdem (Mitte des 4. Jahrh.) dort eine Tyrannis begründet worden war. Sie ist die Vaterstadt des Herakleides Pontikos (s. d.). – 2) **H.** in Lucanien am Meerbusen von Tarent (j. Policoro), von Tarentinern gegründet, Vaterstadt des Malers Zeuxis. – 3) **H.** Minoa auf der Südküste Siziliens an der Mündung des östl. Halykos, wahrscheinlich schon früh von Kretern gegründet, um 500 v. Chr. aber von Spartanern besetzt, dann lange im Besitz der Karthager befindlich. – 4) **H.** bei Trachis am Oeta in der Nähe der Thermopylen, eine von den Spartanern im Peloponnesischen Kriege angelegte Stadt, die einen berühmten Artemistempel hatte.

Herakleiden od. **Herakliden** (Nachkommen des Herakles). Mit diesem Namen bezeichnet man unter der zahlreichen Nachkommenschaft des Herakles vorzugsweise den Stamm seines Sohnes Hyllos, den die Ueberlieferung mit der Wanderung der Dorier nach dem Peloponnes in Verbindung bringt. Wie die Sage berichtet, flohen die H., nach Herakles' Tode, von Eurystheus verfolgt, nach Athen; vergeblich verlangte Eurystheus ihre Auslieferung u. zog daher gegen die Athener, aber in der Schlacht an den skironischen Felsen, vor welcher des Herakles Tochter Makaria sich freiwillig dem Opfertod weihte, ward er von Jolaos, Theseus u. Hyllos völlig geschlagen u. selbst mit seinen Söhnen getödtet. Nach einem Einfall in den Peloponnes u. einem nochmaligen Aufenthalt in Attika zogen die H. nach Thessalien zu den Doriern, deren König Aegimios den Hyllos adoptirte, zum Dank dafür, daß Herakles ihm einst gegen die Lapithen beigestanden hatte. Da das delphische Orakel auf des Hyllos Anfrage wegen eines Zuges mit den Doriern nach dem Peloponnes die Antwort gab, die H. sollten die dritte Frucht abwarten u. auf der Wasserenge hinziehen, so fielen sie im dritten Jahre auf dem Wege über den Isthmos von Korinth in die Halbinsel ein, um den Pelopiden Atreus, des Eurystheus Schwiegersohn u. Nachfolger, aus seinem Reiche zu vertreiben. Allein Hyllos blieb im Zweikampf mit dem Tegeatenkönig Echemos, u. die H., welche für diesen Fall versprochen hatten, ihren Einfall nicht vor 50 (od. 100) Jahren zu erneuern, kehrten deshalb wieder zurück. Nach erfolglosen Zügen unter des Hyllos Sohne Kleodäos u. dann unter dessen Sohn Aristomachos, welche beide auf denselben fielen, versuchten des Letzteren Söhne Temĕnos, Kresphontes u. Aristodemos, von dem Orakel darüber aufgeklärt, daß die dritte Frucht die dritte Generation bedeute u. unter der Wasserenge nicht der Isthmos, sondern der Korinthische Meerbusen gemeint sei, 90 Jahre nach dem Zug des Hyllos einen neuen Einfall, der allerdings erst beim zweiten Versuch unter der Führung des Aetolerfürsten Oxylos zum Ziele führte. Tisamĕnos, des Orestes Sohn u. Nachfolger in der Herrschaft über Sparta, Argos u. Mykenä, ward besiegt u. getödtet u. das eroberte Land durch das Los vertheilt, wobei Temenos Argos erhielt, des Aristodemos Zwillingssöhne Prokles u. Eurysthenes Lakedämon, Kresphontes aber Messenien.

Herakleides. Von den zahlreichen Griechen dieses Namens ist der bedeutendste **H. Pontikos**, aus Herakleia am Pontos Euxeinos, griech. Philosoph des 4. Jahrh. v. Chr., ein Schüler Platon's, der aber auch den Peripatetikern zugerechnet wird. Seine große schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich auf die verschiedensten Gebiete, Philosophie, Geschichte, Mathematik, Musik, Grammatik rc.; doch ist von seinen Werken nichts auf uns gekommen, denn die unter seinem Namen erhaltene Schrift über die Staatsverfassungen ist nur eine spätere Kompilation, u. die ihm früher zugeschriebenen „Homerischen Allegorien" gehören nicht ihm, sondern einem anderen H. oder einem Grammatiker Herakleitos an.

Herakleitos aus Ephesos, bedeutender griech. Philosoph, der um 500 v. Chr. blühte, von dessen Lebensumständen aber nur wenig bekannt ist. Obwol aus vornehmer Familie stammend u. bei seinen Mitbürgern in hohem Ansehen stehend, zog er sich doch vom öffentlichen Leben zurück u. lebte zuletzt fast als Einsiedler. Wegen des großen Rufes, den H. genoß, soll sogar Dareios I. ihn, wiewol vergeblich, aufgefordert haben, nach Persien zu kommen. Seine Lehre, der Naturphilosophie der älteren ionischen Philosophen verwandt, nimmt das ätherische Feuer als das Urwesen an, aus dem durch den Streit u. den Kampf alle endlichen Dinge hervorgehen u. zu dem sie wieder zurückkehren. Der hierbei zu Grunde liegende Begriff des Werdens ward nicht sowol von H. selbst bes. hervorgehoben, sondern trat erst dadurch mehr hervor, daß der Eleat Parmenides, des H. jüngerer Zeitgenosse, seine Lehre auf den Begriff des Seins gründete. Von H. Werke, dessen schwerverständliche Sprache dem Philosophen den Beinamen des „Dunkeln" verschaffte, sind nur Bruchstücke erhalten (herausg. von Schuster („H. von Ephesus", in Ritschl's „Acta societatis philol. Lipsiensis", Bd. 3, Lpz. 1873).

Herakles (lat. Hercules), der größte unter den griech. Heroen. Die H.-Sage ist schon Homer u. Hesiod in ihren Grundzügen bekannt, denn bereits vorher hatten alte Lieder (Herakleen) Thaten des H. besungen; aber späterhin ward der Sagenkreis immer mehr erweitert, fremde Elemente fanden Aufnahme in denselben, indem man ähnliche Heroen der Phöniker, Aegypter, Perser mit dem griech. H. identifizirte, u. damit ward zugleich der Schauplatz der Thaten des H., der sich ursprünglich auf Griechenland beschränkte, auf fast alle Länder der Alten Welt ausgedehnt. Die Sage macht H. zu einem Sohn des Zeus u. der Alkmene, der Gattin des Amphitryon (s. d.). Da Zeus an dem Tage der Geburt des H. den Schwur gethan hatte, der jetzt geboren werde, solle über das Reich der Perseïden herrschen, so verzögerte Hera des H. Geburt u. bewirkte, daß vielmehr des Sthenelos Sohn Eurystheus geboren wurde, in dessen Dienstbarkeit somit der mit seinem Zwillingsbruder Iphikles erst später geborene H. kam. Gleich nach der Geburt der beiden Letzteren sandte Hera zwei Schlangen, um die Kinder zu verderben, allein H. erstickte sie mit seinen Händen. Als H., der außer von seinem Pflegevater Amphitryon auch von Autolykos, Eurytos, Eumolpos, Linos u. Cheiron unterrichtet wurde, den Linos durch einen Schlag mit der Leier getödtet hatte, ward er von Amphitryon, dem seine übermäßige Kraft Furcht einflößte, hinweggeschickt, um die Heerden am Kithäron zu weiden. Während seines dortigen Hirtenlebens erlegte er den kithäronischen Löwen; dort war es auch, wo (nach der von dem Sophisten Prodikos erzählten Fabel von H. am Scheidewege) ihm einst die Weichlichkeit u. die Tugend in der Gestalt zweier Frauen erschienen, deren jede ihn für sich zu gewinnen suchte, u. wo H. sich für die Tugend entschied. Auf dem Rückweg nach Theben veranlaßte er dadurch, daß er den zur Erhebung des Tributs dorthin ziehenden Gesandten des Königs Erginos von Orchomenos Nasen u. Ohren abschnitt, einen Krieg zwischen beiden Städten, in welchem Amphitryon blieb, H. aber die Feinde besiegte, wofür ihm Thebens König Kreon seine Tochter Megära zur Gattin gab. Das Dienstverhältniß zu Eurystheus hatte Zeus dahin gemildert, daß H. zwölf ihm von jenem aufgetragene Arbeiten auszuführen hätte. H. befragte darüber das delphische Orakel, erhielt aber die Antwort, daß er Folge leisten müsse; er gerieth dadurch zuerst in solche Raserei, daß er seine u. der Megara Kinder tödtete, begab sich jedoch dann zu Eurystheus nach Tiryns, um die Arbeiten zu vollbringen. Er mußte nun 1) den unverwundbaren nemeischen Löwen tödten, den er in seiner Höhle mit den Armen erwürgte, 2) die nicht weit von Argos bei Lerna hausende lernäische Schlange mit 9 od. mehr Köpfen, von denen einer unsterblich war; H. besiegte sie mit Hülfe seines Wagenlenkers Joläos, des Iphikles Sohn, indem er auf den unsterblichen Kopf einen großen Felsen warf u., da bei den übrigen Köpfen für jeden abgeschlagenen Kopf zwei neue entstanden, die Halsstümpfe der Schlange abbrannte. Dann ward 3) von ihm der erymanthische Eber lebendig gefangen; auf dem Wege zu dieser Jagd bestand H. einen siegreichen Kampf gegen die Kentauren, in dem er wider Willen auch den Cheiron verwundete. 4) Die kerynitische od. mänalische Hirschkuh (vom Berge Keryneia od. vom Berge Mänalos) fing er nach langer Jagd in Arkadien (od. im Lande der Hyperboreer) ein. Es wurden 5) die stymphalischen Vögel von ihm erlegt od. vertrieben. 6) Für des Eurystheus Tochter Admete holte er den Gürtel der Amazonenkönigin Hippolyte, welche hierbei im Kampfe blieb; auf der Rückkehr tödtete er bei Troja das Seeungeheuer, welchem des Königs Laomedon Tochter Hesione ausgesetzt worden war, u. rettete so die Letztere. 7) Den Auftrag, den Viehhof des Augias, des reichen Königs der Epeier in Elis, an einem Tage zu reinigen, führte H. dadurch aus, daß er den Alpheios u. Peneios hindurchleitete. Wegen des Augias Weigerung, den bedungenen Lohn zu geben, unternahm H. später einen Heereszug, auf dem er die Neffen des Augias, dann auch ihn selbst mit seinen Söhnen erschlug u. darauf die olympischen Spiele stiftete. 8) Den von Poseidon rasend gemachten kretischen Stier fing er lebendig u. brachte ihn auf den Schultern nach Mykenä, ließ ihn dann aber wieder frei. Es wurden 9) die menschenfressenden Stuten des (thrak. Königs) Diomedes von ihm geraubt u. nach Mykenä gebracht. 10) Um die Rinder des Geryones auf der im fernsten Westen im Okeanos gelegenen Insel Erytheia zu holen, zog H. durch Europa, Aegypten (wo er den Busiris tödtete) u. Libyen (wo er den Riesen Antäos im Ringkampf erlegte), errichtete da, wo Europa u. Libyen zusammenstoßen (Straße von Gibraltar), die Säulen des H., fuhr in dem goldnen Sonnenbecher des Helios über den Okeanos zu jener Insel, erschlug den Geryones u. fuhr mit seinem Raube nach Tartessos. Nachdem er über die Pyrenäen u. die Alpen nach Italien gezogen, kam H. nach vielen Abenteuern endlich zu Eurystheus zurück, der die Rinder der Hera opferte. 11) Die in den Gärten der Hesperiden von letzteren bewachten goldnen Aepfel zu holen, irrte H. lange durch die Länder (die oben erwähnte Tödtung des Busiris u. des Antäos wird von Anderen in diese Zeit verlegt), bis er zum Atlas kam u. diesen auf den Rath des Prometheus, den H. unterwegs befreit hatte, dazu bestimmte, die Aepfel zu holen, während er selbst für ihn den Himmel trug. Als der mit drei Aepfeln zurückkehrende Atlas die Last nicht wieder auf sich nehmen wollte, wußte H. ihn listig zu überreden, den Himmel wenigstens so lange wieder zu tragen, bis er sich ein Polster gemacht hätte, ließ ihn dann aber stehen u. kehrte mit den Aepfeln zu Eurystheus zurück. 12) Die schwierigste Aufgabe, den Kerberos aus der Unterwelt zu holen, löste H., indem er, von Hermes u. Athena begleitet, beim Vorgebirge Tänaron in die Unterwelt hinabstieg, dort von Pluton die Erlaubniß

Nr. 3365. Herakles mit dem erymanthischen Eber. (Basrelief aus dem Vatikan.)

Nr. 3366. Herakles im Kampf mit dem Stier von Kreta. (Basrelief aus dem Vatikan.)

erhielt, den Hund einzufangen, wenn er es ohne Anwendung von Waffen vermöchte, u. als ihm das gelungen war, den Kerberos zu Eurystheus u. wieder zur Unterwelt zurückbrachte. — Von seiner Dienstbarkeit nun frei, ging er nach Theben, gab dort dem Iolaos die Megara zur Frau u. zog hierauf nach Oechalia zu Eurytos, um dessen Tochter Iole zu freien. Er ward aber nicht nur abgewiesen, sondern dann auch noch von Eurytos für den Dieb der Rinder gehalten, die demselben gerade in dieser Zeit gestohlen wurden. Auf den Vorschlag von Iphitos, des Eurytos Sohn, zog er mit jenem aus, die Rinder selbst zu suchen, aber in Tiryns stürzte er in einem Anfall von Raserei seinen Freund Iphitos von der Mauer hinab. Deshalb von schwerer Krankheit befallen, mußte er, um geheilt zu werden, auf Befehl des delphischen Orakels der lydischen Königin Omphäle drei Jahre dienen. Weibisch geworden, spann er dort in Weiberkleidern Wolle, während Omphale seine Löwenhaut anzog. Dann unternahm er einen Kriegszug gegen Laomedon, den König von Troja. Die Stadt ward erobert u. der König nebst seinen Söhnen getödtet, mit Ausnahme von Podarkes, der durch seine Schwester Hesione losgekauft wurde u. seitdem Priamos hieß. Nach dem oben erwähnten Zuge gegen Augias u. einem anderen gegen Pylos, bei dessen Einnahme er die Söhne des Neleus bis auf Nestor erschlug, kämpfte er siegreich mit dem Flußgott Acheloos um den Besitz der Deïaneira, Tochter des Aetolerkönigs Oeneus. Als er später mit derselben nach Trachis zu seinem Freund Keyx zog, tödtete er am Flusse Euenos den Kentauren Nessos, leistete dem Dorerkönig uneigennützig Hülfe gegen die Lapithen u. erlegte dann noch mit Hülfe des Iolaos u. der Athena den Kyknos, Sohn des Ares, wobei er den Ares selbst verwundete. Darauf rächte er sich an Eurytos durch einen Kriegszug gegen Oechalia; die Stadt ward erobert, Eurytos nebst seinen Söhnen erschlagen u. Iole gefangen fortgeführt. Auf der Rückkehr sandte er, um dem Zeus zu opfern, seinen Gefährten Lichas zu Deïaneira, ihm ein Opfergewand zu holen; Letztere, welche von dem sterbenden Nessos eine von ihm für einen Liebeszauber ausgegebene Salbe erhalten hatte, wollte diese Gelegenheit benutzen, sich der Liebe des H. zu versichern, u. übergab dem Lichas ein mit jener Salbe bestrichenes Gewand. Kaum aber hatte H. dasselbe angethan, so drang das in der Salbe enthaltene Gift in seinen Körper u. er ward von so rasenden Schmerzen ergriffen, daß er den Lichas tödtete. Trostlos über das von ihr angestiftete Unheil, nahm sich Deïaneira selbst das Leben; H. aber errichtete sich, nachdem er seinem Sohn Hyllos befohlen, die Iole zu heirathen, auf dem Oeta einen Scheiterhaufen, bestieg denselben, u. wurde, als auf seinen Wunsch der Hirt Pöas (od. dessen Sohn Philoktet) Feuer angelegt hatte — wofür er von H. dessen Pfeile zur Belohnung erhielt — unter Blitz u. Donner in einer Wolke zum Himmel emporgetragen, wo er nun als ein Unsterblicher, mit Hera versöhnt, deren Tochter Hebe zur Gemahlin erhielt. — Der Kult des erst als Heros, dann auch als Gott verehrten H. gewann in Griechenland große Verbreitung; vielfach feierte man ihm auch Kampfspiele, z. B. in Marathon, Theben, Athen, Sikyon, Sparta. In Italien, wo der griech. H. vielleicht mit einer ähnlichen altitalischen Gottheit verschmolzen wurde, erfreute sich H. ebenfalls großer Verehrung. In Rom besaß er mehrere Tempel; die dort seinem Kulte vorstehenden Priesterfamilien der Potitii u. der Pinarii sollten von H. selbst ihr Amt erhalten haben. — Von der Kunst ist H. sehr häufig dargestellt worden, u. zwar gewöhnlich mit Keule u. Löwenfell, welches Kostüm ihm zuerst der Epiker Peisandros von Rhodos (Mitte des 7. Jahrh. v. Chr.) statt der griech. Waffenausrüstung beigelegt haben soll. (Abb. s. Bd. IV, Nr. 2688.)

Nr. 3367. Herakles überbringt die stymphalischen Vögel der Tochter des Eurystheus. (Vom Jupitertempel zu Olympia.)

Nr. 3368. Herakles im Kampf mit Acheloos. (Vom Jupitertempel zu Olympia.)

Heraldik od. Wappenkunde, eine der Hülfswissenschaften der Geschichte, bildet einen wichtigen Zweig der mittelalterlichen Kultur- u. Kunstgeschichte. Sie lehrt, die Wappen zu verstehen u. zu erklären (blasonniren) u. — mit Hinzuzählung der Wappenkunst — sie richtig zu verfertigen. Wappen, d. h. bestimmte Bilder, die als bleibende Abzeichen mit einer besonderen Berechtigung geführt werden, wurden von jeher auf den Waffen (daher der Name Wappen), insbes. auf dem Schild u. dem Helm, angebracht. Diese häufig als Auszeichnung verliehene Berechtigung beruht in der Regel auf einer Bestimmung des Landesfürsten u. gilt als ausschließliches Recht des Betheiligten. Diese Betheiligten sind entweder einzelne Personen u. Familien (Familien- u. Geschlechtswappen), od. ganze Korporationen, Gemeinden, Städte, Länder (Gemeinschaftswappen), od. bestimmte Aemter u. Würden (Amtswappen), die dann vermöge dieser Würde manchmal gewissen Geschlechtern zukommen. Man unterscheidet ferner Heiraths-, Gedächtniß-, Erbschafts-, Anspruchs-, Schutz- u. Gnadenwappen, sowie redende Wappen (Namenwappen), d. h. solche, deren Bilder zugleich den Namen des Wappenbesitzers angeben od. andeuten.

Die Entstehung der Sitte, ein Wappen zu führen, fällt in die Zeit der Kreuzzüge, also ins Ende des 11. u. ins 12. Jahrh., denn eben in diesen Kreuzzügen gab sowol die Nothwendigkeit des Erkennens der Zusammengehörigen, als auch das Andenken an gewisse Begebenheiten u. Thaten, Anlaß zur Ausschmückung der Waffen mit bestimmten Bildern. Und wie zur weiteren Verbreitung des Wappenwesens die Bildung des Adels als Korporation, der Gebrauch, zu dem Taufnamen noch einen Zunamen anzunehmen, u. bes. die Ausbildung des Ritterwesens beitrug, so waren zur festeren Begründung desselben vor allen Dingen die Turniere von wesentlichem Einfluß, denn dabei mußten die Ritter ihre Befähigung durch die Wappen nachweisen. Die Aufsicht u. Kontrole über die Wappen hatten vorzugsweise die Herolde (s. d.), die als Ausrufer bei den Turnieren die Wappen zu beglaubigen u. über das Recht ihrer Anwendung zu wachen hatten, so daß also die H. eigentlich die Kunst der Herolde ist, d. h. der Inbegriff der Regeln u. Gesetze der Anfertigung u. Führung der Wappen.

Die Hauptquellen der Wappenkunde sind die Siegel u. Münzen, nächstdem die Grabdenkmale, Todtenschilde u. s. w., ferner die Adelsbriefe, Lehnsbriefe u. Turnierbeschreibungen, die Wappenrollen, die alten Stammbücher, die Originalwaffen u. Schilde, endlich die Beschreibungen der Geschichtschreiber u. Dichter.

Die Geschichte des Wappenwesens zerfällt in drei Perioden der Entwickelung, der Blüte u. des Verfalles. Die erste umfaßt das 12. u. einen Theil des 13. Jahrh., d. h. die Zeit, in welcher der Schild allein mit seinem Bilde das Wappen darstellte; die zweite ist die Periode des Schildes u. des Helmes, das 13. bis 15. Jahrh., als der wirkliche Schild zugleich der heraldische war; die dritte ist die Zeit des 16. Jahrh., in welcher der heraldische Schild etwas von dem wirklichen Schilde Abgesondertes ist, nicht mehr wirklich getragen wird u. eine Menge unnöthiger Zuthaten, als Schildhalter, Wappenzelt, Wappenmantel u. dgl. bekommt, wobei die alten Heroldsregeln immer mehr verloren gehen u. immer mehr Willkür einreißt. (Wegen der folg. Abb. s. Tonb. LXVI u. Nr. 3369.)

Nach dem oben Gesagten ist also der nothwendigste Bestandtheil des Wappens der heraldische Schild. Er hat im Mittelalter fast dieselben Wandelungen durchgemacht, wie der im Kriege gebrauchte ritterliche Schild. Im 12. u. Anfang des 13. Jahrh. war er ziemlich groß, dreieckig, oben meistens abgerundet u. dabei gewölbt, so daß er den halben Leib des Menschen umgab (Fig. 1); später wurde er kleiner u. erhielt die Form eines fast gleichseitigen Dreiecks (Dreiecksschild); im 15. Jahrh. unten abgerundet, od. in Form der bei den Turnieren gebrauchten Tartsche, deren Hauptmerkmal der oben rechts befindliche Einschnitt

ist, in welchen beim Turnier die Lanze gelegt wurde (Fig. 2). Erst im 16. u. 17. Jahrh., wo der Wappenschild nicht mehr wirklich getragen wurde, bekam er allerlei ausgeschweifte, verschnörkelte Formen.

Die heraldischen Schilde waren meist aus Holz, überzogen mit bemaltem Leder od. Pergament, wobei die farbigen Wappenbilder aus erhaben gepreßtem Leder od. aus Leinwand bestanden. Bei diesen Farben (Tinkturen) wurden meistens nur folgende 4 gebraucht: Roth, Blau, Grün u. Schwarz, u. 2 Metalle: Gold u. Silber; doch nahm man für die letzteren auch wol gelbe u. weiße Farbe. Sie werden bei unkolorirten Zeichnungen bekanntlich so dargestellt: *Roth* durch senkrechte Schraffirung (Fig. 3) od. durch den Buchstaben R, *Blau* durch wagerechte (Fig. 4) od. durch B, *Grün* durch schrägrechts gezogene (Fig. 5) od. durch Gr, *Schwarz* durch senkrecht u. wagerecht sich durchkreuzende Schraffirung (Fig. 6) od. durch Sch, *Gold* durch Besäen mit Punkten (Fig. 7) od. durch G, *Silber* bleibt völlig weiß (Fig. 8) od. wird durch S bezeichnet, u. zwar so, daß, wenn der Schild schief gestellt ist, die Schraffirung der Richtung od. der Axe des Schildes folgen muß. Später fügte man noch, wol ganz unheraldisch, die Farben Eisengrau, Aschfarben, Orangegelb u. a. hinzu. Außerdem kommen hierzu die sog. Naturfarbe lebender Wesen, für welche das Mittelalter die nächstgelegene heraldische Farbe wählte, u. die nur für Mäntel, Kronen, Hute u. dgl. gebrauchte Purpurfarbe, bezeichnet durch schräglinks gezogene Schraffirung (Fig. 9) od. durch Pp. Bei der Zusammenstellung dieser Tinkturen gilt als Regel, daß Farbe nicht auf Farbe, Metall nicht auf Metall stehen darf, sondern nur Farbe auf Metall od. umgekehrt, z. B. kein rother Löwe auf rothem od. blauem, sondern auf goldnem (gelbem) od. silbernem (weißem) Grunde. Der ganze Schild od. ein Theil desselben kann auch mit *Pelzwert* bedeckt sein, wovon es zwei Arten giebt: 1. *Hermelin* (auch babylonische Felle genannt), d. h. weißes Pelzwerk mit schwarzen Schwanzspitzen des Thieres (Fig. 10), od. *Gegenhermelin*, d. h. schwarzer Grund mit weißen Schwanzspitzen; 2. gemeines Pelz- od. Grauwerk, auch Kürsch od. Kleinspalt genannt, bezeichnet durch schuppenförmig liegende Schraffirung (Fig. 11). Nichtdeutsche Heraldiker rechnen hierher auch das Feh od. die Eisenhütlein (s. unten). Endlich noch die Damascirung od. damastartige Zeichnung, womit ein Theil des Schildes bedeckt sein kann, z. B. Fig. 12a u. 12b.

Durch die Theilung der Schildfläche od. des Feldes vermittels regelmäßiger Linien zum Zwecke der darauf anzubringenden Wappenbilder entstehen mehrere kleine Plätze od. Stellen, bei deren Bezeichnung, wie in der ganzen H., die Ausdrücke rechts u. links nicht vom Beschauer aus, sondern vom Träger des Schildes aus verstanden werden. Danach unterscheidet man Oberrand od. Hauptrand (Fig. 13 ab), Fußrand (cd), rechten u. linken Seitenrand od. Vorder- u. Hinterrand, rechtes Obereck (1), rechtes Untereck (7) u. s. w., Schildhaupt (1, 2, 3), Schildfuß (7, 8, 9), Mittelstelle (4, 5, 6), Pfahlstelle (2, 5, 8), Herzstelle (5), so daß ein auf der Herzstelle angebrachter kleiner Schild Mittel- od. Herzschild heißt. Da nun die obere u. die rechte Seite des Schildes den Vorzug hat, so beginnt man bei der Beschreibung eines Schildes stets rechts u. oben.

Die auf dem heraldischen Schilde dargestellten Bilder sind entweder gewisse, nur durch regelmäßige Theilungslinien hervorgebrachte *Heroldsbilder*, auch *Ehrenstücke* genannt, od. sog. *gemeine Wappenbilder*, die, den Schildrand nicht berührend, einen Gegenstand der Natur, der menschlichen Thätigkeit od. der bloßen Phantasie darstellen. Die Heroldsbilder sind entweder bloße *Theilungsbilder*, d. h. solche, bei denen eine gleiche Vertheilung der Farben stattfindet, wobei die Theilungslinie von oben nach unten läuft (Längs- od. Spaltlinie), od. quer (Querlinie, Theilungslinie), od. schrägrechts (von oben rechts nach unten links), od. schräglinks (von oben links nach unten rechts), so daß der Schild danach gespalten, getheilt, rechtsgeschrägt, linksgeschrägt heißt; od. es sind *eigentliche Heroldsbilder*, von denen in der deutschen H. folg. sieben die hauptsächlichsten sind: Pfahl, Balken, Rechtbalken, Linkbalken, Sparren, gemeines Kreuz, Schrägkreuz. Bei ihnen gilt als Regel, daß ihre Enden die Schildränder berühren müssen; thun sie das nicht, so heißen sie abgeledigt, verkürzt. — Der *Pfahl* ist ein durch die Mitte des Schildes gehender senkrechter Streifen, der ein Drittel des Schildes einnimmt, wobei die beiden anderen Drittel gleiche Farbe haben müssen (Fig. 14). Wenn er bis an den Seitenrand gerückt ist, heißt er *Seite*, also z. B. (Fig. 15) eine rothe rechte Seite in Gold. Hat der Pfahl nur die Hälfte jener Breite, so heißt er Stabpfahl; ist er noch schmäler, Strichpfahl. Ebenso ist der *Balken* ein 1/3 des Schildes breiter, quer durch dessen Mitte gehender Streifen, zu dessen verschiedenen Namen (s. den Art. „Balken") wir nur hinzufügen, daß der Linkbalken auch Barre, u. daß ein durch 10 Strichbalken getheilter Schild auch beästelt heißt. Pfahl u. Balken können aufgekantet (abgesetzt) sein, d. h. in der Mitte durchschnitten u. mit den Ecken wieder zusammengesetzt, also dadurch verschoben (Fig. 16) od. auch schräg verschoben (Fig. 17) sein. Mehrere sich durchkreuzende Stabpfähle u. Stabbalken geben ein Gitter, u. mehrere sich durchkreuzende schmale Recht- u. Linkbalken (s. unten) ein Schräggitter. Der *Sparren* ist eine durch zwei in der Mitte des Oberrandes in einer Spitze zusammenstoßende Schrägbalken gebildete Figur (Fig. 18). Er kann mit der Spitze nach unten (gestürzt), od. nach einem der beiden Seitenränder (rechter, linker Seitensparren), od. nach einer der 4 Ecken (schrägrechter, schräglinker, gestürzt schrägrechter, gestürzt schräglinker) gekehrt sein, ferner erniedert (nicht bis an den Oberrand reichend), gedrückt (kaum bis an die Mitte des Schildes reichend), erhöht (mit den Schenkeln aus den Seitenrändern des Schildes hervorgehend), auf mehrfache Weise gestümmelt, z. B. entgipfelt (Fig. 19), od. im rechten Winkel entgipfelt, od. in einem der Schenkel ausgeschnitten u. s. w. Nach Obigem erklären sich die Ausdrücke Stabsparren, Strichsparren leicht. Das *Kreuz* als Heroldsbild (als gemeines Wappenbild s. unten) besteht aus einem Pfahl u. einem Balken von gleicher Farbe; es kann auch Stabkreuz u. Strichkreuz sein. Wenn ihm aber der Oberarm fehlt, so heißt es Krückenkreuz (Fig. 20). Das *Schrägkreuz* od. Andreaskreuz sind zwei sich durchkreuzende, gleichfarbige Schrägbalken.

Zu diesen 7 Hauptheroldsbildern kommen als die gebräuchlichsten folgende untergeordnete: 1. das *Schildhaupt* (s. den Art. „Balken"), das, wenn es nur die Hälfte der gewöhnlichen Breite hat, also ein Stabhaupt ist, auch Gipfel heißt; 2. der *Schildfuß* (s. den Art. „Balken"); 3. das rechte od. linke *Schräghaupt*, d. h. der Abschnitt eines Schildes von der Mitte des Oberrandes zur Mitte des rechten od. linken Seitenrandes (Fig. 21); 4. der rechte od. linke *Schrägfuß*, d. h. der Abschnitt eines Schildes von der Mitte des Unterrandes nach der Mitte des rechten od. linken Seitenrandes (Fig. 22); 5. die *Seite* od. der Seitenpfahl (s. oben); 6. das *Gabelkreuz*, Schächerkreuz od. Deichsel, ein Kreuz in der Form eines Y (Fig. 23), das, wenn das obere Dreieck dieselbe Farbe hat wie die Figur, volles Schächerkreuz heißt; ihm verwandt ist die bloße Deichsel- od. Gabeltheilung des Schildes (Fig. 24), die, wenn sie gestürzt ist, *Göppeltheilung* heißt, sowie ein gestürztes Schächerkreuz Göppel heißt (Fig. 25); 7. der *Bord* (Stabbord, Strichbord) od. die Einfassung (Fig. 26) u. der *Innenbord* od. die innere Einfassung (Fig. 27); 8. die *Spitze*, gebildet durch zwei Linien, die von den beiden Unterecken des Schildes aus in der Mitte des Oberrandes zusammentreffen (Fig. 28), wobei die angrenzenden Plätze unter sich von gleicher od. von verschiedener Farbe sein können; wenn eine Spitze von oben nach unten läuft, heißt sie gestürzt; wenn von der Linken zur Rechten des Schildes gehend, eine rechte Spitze od. rechte Seitenspitze (Fig. 29), umgekehrt linke Spitze; ebenso erklären sich die Ausdrücke schrägrechte, schräglinke, gestürzt schrägrechte, gestürzt schräglinke Spitze; sind mehrere Spitzen vorhanden, so zählt man die Linien, welche die Spitzen bilden, u. sagt z. B. (Fig. 30): viermal von Gold u. Blau am Unterrand gespitzt; 9. die *Vierung* od. das *Freiviertel*, ein Quadrat, dessen Seite 1/3 des Schildrandes beträgt; es steht gewöhnlich im rechten Obereck (Fig. 31); wenn es in der Mitte des oberen Schildrandes steht, heißt es *Ort*; 10. der *Ständer*, eine Linie, die aus einer Ecke des Schildes hervorgeht u. mit einer anderen, die aus der Mitte des Randes hervorgeht, zusammenstößt (Fig. 32), gewöhnlich in der Mehrzahl auf einem Schilde vorhanden, so daß der Schild geständert ist (Fig. 33 u. 34). So kann ein einzelner Ständer ein rechter u. linker Ober- u. Unterständer, rechter u. linker, oberer u. unterer Seitenständer sein.

Wie durch die Verbindung von wagerechten u. senkrechten Linien, z. B. durch eine Spalt- u. eine Theilungslinie, ein quadrirter od. geviertheter Schild (Fig. 35), od. durch mehrere Spalt- u. mehrere Theilungslinien ein geschachter (Fig. 36) od. ein geschindelter (Fig. 37), od. ein gemauerter Schild (Fig. 38) entstehen kann, so entstehen durch mehrere schrägrechts u. schräglinks Linien Rauten (Fig. 39), Spindeln od. Wecken (Fig. 40).

Die Grenzlinien der Haupt- u. Nebenheroldsbilder, also die Spalt-, Theilungs- u. Schräglinien, können auch in verschiedener Weise gebrochen u. gebogen sein, wodurch wieder viele andere Schildtheilungen u. Figuren entstehen. Die wichtigsten derselben sind: 1. die Stufe (Fig. 41 u. 42), was bei mehr als zwei Stufen den Stufenschnitt hervorbringt; 2. die abgetreppte Spitze od. der *Mauergiebel* (Fig. 43), der, wenn er durchbrochen od. offen ist, als abgestufter Sparren erscheint; 3. die *Zinnen* (Fig. 44), die, wenn mehr als zwei vorhanden, Zinnenschnitt heißen. Wenn die Zinne abwärts geneigt ist, heißt sie Scharte; wenn sie oben breiter wird, Breitzinne; wenn sie oben spitz eingeschnitten ist, Kerbzinne; wenn sie nach beiden Seiten einmal abgestuft ist, Doppelzinne. Wenn die Zinnen giebelförmig zugespitzt sind, so entsteht daraus der Eisenhutschnitt (s. unten); sind sie parallel laufend schräg gestellt, so heißen sie Schrägzinnen, Aeste, Astschnitt (Fig. 45); 4. der *Krückenschnitt*, mit kleinen Kreuzen ohne Oberarm (Fig. 46); 5. der *Kreuzschnitt*, mit kleinen Kreuzen, die auf einer Stufe stehen (Fig. 47); 6. der *Spitzenschnitt* (s. oben); 7. der *Zahnschnitt* (Fig. 48); 8. die *Wolfszähne*, nach unten gebogene Spitzen (Fig. 49).

Nr. 3369. Heraldik.

Von den übrigen krummen Begrenzungslinien sind die wichtigsten 9. die Bogenlinie, die entweder eingebogen od. ausgebogen, ausgerundet sein kann (Fig. 50); 10. die Kerblinie, kleine runde Einbiegungen, auch eingeschuppt genannt (Fig. 51); 11. der Schuppenschnitt, auch ausgeschuppt, bei sehr kleinen Schuppen ausgekerbt genannt (Fig. 52); 12. der Wellenschnitt, mit gewellten od. geflutеten Linien (Fig. 53); 13. der Wolkenschnitt, eine Linie mit abgerundeten Hervorragungen (Fig. 54); 14. der Schneckenschnitt (Fig. 55); 15. der Blattschnitt, der als Herzblatt (Fig. 56), od. Kleeblatt- od. Lilienschnitt erscheinen kann; 16. der Rachenschnitt (Fig. 57); 17. endlich das vielleicht aus dem Wolkenschnitt hervorgegangene erwähnte Eisenhütlein od. Feh (s. oben), kleine glockenförmige Stückchen, die, Pelzwerk (Feh) nachahmend, gewöhnlich von Silber u. Blau, auch bisweilen von anderen Tinkturen, abwechselnd neben u. unter einander stehen. Im gewöhnlichen deutschen Feh sind in der obersten Reihe die Spitzen der blauen Stückchen nach oben gerichtet (Fig. 58), im gestürzten Feh sind in der obersten Reihe die weißen nach oben gerichtet, im Pfahlfeh stehen die gleichfarbigen Stückchen senkrecht unter einander (Fig. 59), im gestürzten Pfahlfeh ebenso, aber die weißen nach oben gerichtet; im Gegenfeh stoßen die Grundlinien der einzelnen Stücke derselben Farbe an einander (Fig. 60); verschobenes Feh (Fig. 61), gespaltenes Feh (Fig. 62).

Die gemeinen Figuren sind diejenigen, welche einen Gegenstand der Natur, der bloßen Phantasie od. der menschlichen Thätigkeit darstellen. Sie berühren die Schildränder nicht, sondern stehen wenigstens auf zwei Seiten frei im Felde.

Die Gegenstände aus der Natur werden gewöhnlich nicht naturgetreu, sondern ornamental behandelt u. erhalten einen gewissen heraldischen Typus od. Stil. Es sind 1. Menschen, in verschiedenen Stellungen u. Beschäftigungen, darunter auch sog. wilde Männer, nackt u. behaart, ferner Heilige, nach dem Mittelalter auch Türken u. heidnische Götter. Sie erscheinen auch blos als Rumpf ohne Arme, od. nur in einzelnen Körpertheilen, als Kopf, Arm, Hand, d. h. als aufrechte flache rechte Hand, od. mit ausgestrecktem Mittel- und Zeigefinger als Schwurhand, (Fig. 62^a), die, wenn sie als Hand Gottes aus den Wolken herabkommt, Segenhand heißt. Die Beine sind manchmal gebogen, oben mit den Schenkeln zusammenstoßend als Dreieck (Dreibein) gestellt (Fig. 63). Die Thiere, am häufigsten Säugethiere, Vögel od. Fische, erscheinen gewöhnlich in der der Naturfarbe zunächst liegenden heraldischen Tinktur, einzeln od. mehrere zusammen, ganz od. nur als Köpfe (als Gesicht od. nur als Stirn), Füße, Krallen u. s. w. (Zähne, Krallen, Schnabel heißen Waffen). Sie sind häufig bekrönt, behalsbandet, bemaulkorbt, beglocket (mit einer Glocke um den Hals) u. s. w. Sie sind aufrecht stehend, gehend, laufend, springend, kletternd, gekröpft (zusammengekauert), selten liegend, die Vögel gewöhnlich auffliegend od. sitzend. Die am häufigsten gebrauchten Thiere sind der Löwe, gewöhnlich aufrecht stehend, die rechte Vordertatze (Pranke) erhoben (Fig. 64), der Rachen offen, mit ausgeschlagener (ausgestreckter) Zunge, der Schweif häufig in zwei Theile gespalten, jeder mit einem Endbüschel; der Leopard, nach der Quere des Schildes schreitend, den Kopf nach vorn gewendet (Fig. 65); ist er aufrecht dargestellt, so heißt er ein gelöwter Leopard. Der Adler, von dem wirklichen ziemlich verschieden dargestellt, immer auffliegend, den Kopf seitwärts gewandt, die Krallen (Fänge) ausgespreizt, gewöhnlich von anderer Tinktur, den Schweif ebenfalls ausgespreizt in geschwungenen Linien (Fig. 66), seine Tinktur meistens Schwarz, Roth od. Silber. Häufig erscheinen nur beide Flügel (ein Flug), entweder die Flügelknochen (Sachsen) einander zugekehrt (offener Flug), oder über einander gelegt (geschlossener Flug); auch nur ein Flügel (halber Flug). Die übrigen öfter vorkommenden Thiere sind: der Hirsch, der, wenn er den Kopf gesenkt trägt, äsend heißt, oft auch nur sein Geweih (Gestänge). Der Eber, der Bär, in schwarzer Farbe mit goldnen od. rothen Waffen, der Steinbock, die Gemse, der Fuchs, der Wolf, der Hund, der, schwarz od. silbern, ein Halsband mit einem Ring trägt; mit hangenden Ohren (Bracke, Fig. 67), od. als Windspiel od. als Rüde mit Stutzohren u. stacheligem Halsband; das Pferd, gewöhnlich ledig, ungeschirrt u. ungesattelt; der Stier, der Ochs, der Elefant; unter den Vögeln (Adler s. oben) der Kranich, Storch u. Reiher, der Hahn, mit einem erhobenen Fuße, der Pfau schweifspiegelnd (d. h. mit radschlagendem Schwanz), die Merlette od. kleine entenartige Vögel ohne Schnabel u. Füße (Fig. 68); unter den Fischen, entweder schwimmend od. steigend, d. h. den Kopf aufwärts gerichtet, od. aufgebogen, belebt (d. h. mit geschlossenem Maul), od. abgestanden (d. h. mit offenem Maul), die Barbe, die Forelle mit rothen Punkten besät, u. der Delphin; unter den übrigen Thieren die Schlange, die Meermuschel (Fig. 69), die Jakobsmuschel (Fig. 70) u. der Krebs, roth dargestellt. Aus dem Pflanzenreich werden die Bäume mit den Wurzeln ausgerissen, od. aus einem Schildfuß hervorwachsend dargestellt; es sind die Eiche, die Linde, die Tanne, die Birke od. auch Obstbäume mit ihren Früchten; auch einzelne Zweige od. dürre Aeste, die, wenn sie flammig sind, Brände heißen; die Rose, als von vorn gesehen offene Blume mit 5, 6 od. 8 herzförmigen Blättern (Fig. 71), die bekannte französische Lilie mit od. ohne Staubfäden (Fig. 72), das Kleeblatt, das Seeblatt (Wasserlilie, Fig. 73), die Tulpe, Nelke, Glockenblume, Sonnenblume u. das Stiefmütterchen; die Traube, der Granatapfel u. die dem Tannenzapfen ähnliche Zirbelnuß. Die Sonne erscheint als Scheibe mit menschlichem Gesicht, von vorn gesehen, mit 16 Strahlen; ist sie ohne Gesicht, so heißt sie ungebildet, steht sie in der Mitte, so heißt sie Mittagssonne; im rechten Obereck, aufgehend; im linken Obereck, untergehend; der Mond, als silberne Sichel rechts od. links gewandt, inwendig mit menschlichem Gesicht, die Sterne mit 5 bis 8 spitzen Strahlen, die Erde als Kugel mit Angabe des Aequators, der Längen- u. Breitengrade. Dahin gehören auch der Regenbogen, die Wolken, entweder heraldisch behandelt (s. oben Wolkenschnitt), od. natürlich; der Blitz, Flüsse als gewellte Balken, Berge, dargestellt als drei bogenförmige Erhöhungen (Dreiberg) u. Felsen.

Die hauptsächlichsten Gestalten der Phantasie (die Ungeheuer) sind Menschen mit Thierköpfen, Thiere mit Menschenköpfen, die Centauren, der geflügelte Löwe, der Seelöwe (Löwe mit Fischschwanz), der Greif (Fig. 74), der Drache (Fig. 75), der Basilisk, der Panther, eine Mischung von Löwe, Adler, Greif u. Drache (Fig. 76), das Einhorn, der Doppeladler des h. römisch-deutschen Reiches (Fig. 77), auch bisweilen ein dreiköpfiger Adler, das Meerweib od. die Melusine (Fig. 78) u. die Harpyie, d. h. der Adler mit einer bekrönten weiblichen Büste (Fig. 79). Die Gegenstände der menschlichen Thätigkeit (Kunst u. Handwerk) sind entweder Bauwerke od. ihre Theile, als Thürme, Burgen, Kirchen, Thore, Brücken, Brunnen, Schiffe, Hütten od. Werkzeuge u. Geräthschaften, vorzugsweise solche, die mit den ritterlichen Uebungen, mit Jagd, Spiel (Schachspiel), Musik u. Trinkgelage in Verbindung stehen, od. allerlei Handwerks-, Acker- u. Hausgeräth, darunter häufig der Kesselhaken (Fig. 80) u. das sog. Mühleisen (Fig. 81), Kirchenfahnen und andere Fahnen. Hierher gehören auch die oft als Kugeln dargestellten runden Scheiben, Ballen od. Bälle, die, wenn sie von Metall sind u. ein Gepräge zeigen, Byzantiner heißen, die Ringe, Rauten u. die Spindeln od. Wecken. Oder es sind Bekleidungsgegenstände, als Hüte, Mützen, Schuhe, Schnallen, Kronen u. Kronenreife, z. B. der bekannte sächsische Rautenkranz (Fig. 82), ein schrägrechts liegender grüner Kronenreif, hervorgegangen aus einem ornamental behandelten Laubkranz, der die Raute, das Sinnbild der Sittenreinheit, andeuten soll. Oder es sind Waffen u. Rüstungsgegenstände der verschiedensten Art u. sonstige Kriegsgeräthe. Hierher gehören auch die besonders durch die Kreuzzüge beliebt gewordenen Kreuze (s. d. Art. „Kreuz"), unter deren sehr verschiedenen Formen wir hier nur als eine der komplizirtesten das sog. Karfunkelrad (Fig. 83) nennen, ferner die Monogramme, Handelszeichen, Hausmarken u. einzelnen Buchstaben.

Wenn mehrere Figuren derselben Art in einem Felde angebracht sind, so gilt als Regel, daß zwei gewöhnlich über einander stehen, drei gewöhnlich so ∴ (d. h. 2, 1), vier :: (2, 2), fünf 2, 2, 1 od. 2, 1, 2, sechs 3, 2, 1, sieben 3, 3, 1. Sind die Figuren von verschiedener Art, so können sie in sehr verschiedener Weise kombinirt sein: über einander gestellt, eine mit der andern belegt, besetzt, überzogen, eine durch die andere gesteckt, von den anderen verschlungen, umschlossen, gefaßt od. gepackt, wobei man sich außer diesen, sprachlich leicht verständlichen u. den oben erwähnten Kunstausdrücken noch folgende zu merken hat. Ist die Figur ausgebrochen, so fehlt in ihrem Innern ein Theil von der Form des Ganzen, z. B. eine Raute mit rautenförmiger Oeffnung; ist die Oeffnung rund, so heißt die Figur durchbohrt; stehen um das Hauptbild kleinere, die jenes nicht berühren, so heißt es begleitet; ist die Figur aus Stücken verschiedener Tinktur (Farbe u. Metall) zusammengesetzt, so heißt sie gestückt; schaut von einem Thier nur der Kopf od. Hals hervor, so heißt es hervorbrechend; ist nur die Hälfte des Gegenstandes sichtbar, so heißt er hervorgehend; ist er nicht flach, sondern durch Schattirung als eckig hervortretender Körper dargestellt, so heißt er kantig.

Der Helm, gewöhnlich mitten auf dem Oberrande des Schildes angebracht, od. bei schräg stehendem Schilde auf der höheren Ecke desselben, ist nur für das Wappen ritterlicher Personen u. Geschlechter als ein Hauptbestandtheil anzusehen; andere Personen, sowie Korporationen u. Städte, führen ihn in der Regel nicht. Er hat vorzugsweise 3 Formen: 1. der Topfhelm u. Kübelhelm (13. u. 14. Jahrh.), ein geschlossener Helm, in der älteren Form klein, oben platt, nur den Kopf umschließend, in der späteren Form oben gewölbt u. bis auf die Schulter herabreichend (Fig. 84 u. 85); 2. der Stechhelm od. eigentliche Turnierhelm (15. u. 16. Jahrh.), geschlossen, hübsch geschweift, vor den Augen ein Spalt zum Durchsehen, bis auf die Brust herabreichend (Fig. 86); 3. der Spangenhelm od. Kolbenturnierhelm (15. u. 16. Jahrh.), offener Helm, nur den Adeligen zukommend, ähnlich dem Stechhelm, aber vor den

Augen mit einer breiten Oeffnung, die mit einem Gitter od. Rost (Rosthelm) versehen ist (Fig. 87). Allen diesen Helmen ist ein körperliches Helmkleinod (Helmschmuck) nothwendig, das das Wappenbild des Schildes ganz od. zum Theil plastisch wiederholt, od. in ganz selbständiger Gestalt erscheint. Die hauptsächlichsten Formen der Kleinode sind: 1. Die Hörner, gewöhnlich in der Haupttinktur des Schildes paarweise zu beiden Seiten des Helmes emporragend, Anfangs nur einmal gekrümmt (Fig. 88), später geschweift, an der Spitze abgesägt od. mit einer sich erweiternden Oeffnung (Fig. 89), häufig besteckt mit Kleestengeln (s. Fig. 88), od. mit Pfauenfedern, Blumen, kleinen Fähnchen u. dergl. Zwischen ihnen oft eine gemeine Figur des Schildes als Kleinod. Seltener sind Steinbockhörner, Hirschgeweihe od. ein Einhorn. 2. Die Flüge, künstliche Adlerflügel, als Flug (s. oben) bei einem von vorn gesehenen Helm zu beiden Seiten desselben (Fig. 90), bei einem seitwärts gesehenen Helm parallel auf demselbem (Fig. 91), od. als halber Flug (s. oben). Auf dem Fluge od. zwischen demselben ist die Schildfigur häufig wiederholt. 3. Das Schirmbret, ein rundes od. eckiges, ausgeschweiftes Bret, aufrecht stehend auf dem Helm u. die Schildfigur wiederholend (Fig. 92). 4. Hüte od. Mützen von verschiedenster Form, auf der Spitze auch verziert (Fig. 93). 5. Federn, einzeln od. in ganzen Büschen, vom Hahn, Pfau, Strauß u. s. w., in natürlicher Farbe, häufig in einem Köcher steckend, auf dem sich die Schildfigur wiederholt (Fig. 94). 6. Menschen u. Thiere, entweder nur in einzelnen Theilen, Köpfe (Fig. 95), Arme, Hände, Füße, od. als Rumpf od. Halbfigur (Puppe) aus dem Helm hervorwachsend, mit der Helmdecke (s. unten) bekleidet od. mit seltsamen Kopfbedeckungen, wobei oft sehr phantastische Verbindungen von Menschen- u. Thiergestalten vorkommen (Fig. 96 u. 97). Als Unterlage der Kleinode od. als Verbindung derselben mit dem Helm dienen oft kleine Kronen od. Wulste mit flatternden Bändern, od. viereckige Kissen (s. oben Fig. 92), am gewöhnlichsten aber die Helmdecke, wie ein Mantel über den Helm gebreitet, od. als Fortsetzung der Bekleidung des Rumpfes, oft am Rande ausgezackt, befranset, od. im 16. Jahrh. als arabeskenartiges Laubornament behandelt (Fig. 98); die Farbe der Außenseite verschieden von der der Innenseite.

Um einen bestimmten Rang od. Würde zu bezeichnen, stehen über dem Schilde statt des Helmes Kronen, Hüte od. Mützen, Stäbe u. dgl. (hinter dem Schilde), u. Ordensdekorationen. 1. Die Krone od. Rangkrone (wohl zu unterscheiden von der nur zur Zierde dienenden) ist eigentlich nur ein Zeichen der Souveränetät, wird aber in neuerer Zeit auch vom Adel statt des Helms über dem Schilde getragen (s. d. Art. „Krone“). 2. Die Hüte u. Mützen bezeichnen entweder eine weltliche od. eine geistliche Würde. In ersterem Falle sind es Herzogs- u. Fürstenhüte, eine purpurne Mütze mit einem Stulp von Hermelin, später überzogen mit perlenbesetzten Bügeln, der Kurfürstenhut mit 8 Bügeln (5 sichtbar), bekrönt vom Reichsapfel (Fig. 99), der Fürstenhut mit 4 Bügeln (3 sichtbar), bekrönt von einem Kreuz (Fig. 100). Im zweiten Falle sind es die päpstl. Tiaren (Fig. 101), die Bischofsmütze od. Mitra eines Erzbischofs, Bischofs od. Abtes mit landesfürstlicher Hoheit (Fig. 102) od. ohne dieselbe, d. h. ohne Schwert; der Kardinalshut, roth, an jeder Seite mit 15 Quasten (Fig. 103), der erzbischöfliche Hut, grün, mit je 10 Quasten (Fig. 104), der bischöfliche Hut, grün, mit je 6 Quasten (Fig. 105), der Protonotariatshut, schwarz, mit je 3 Quasten (Fig. 106). Die hinter den Schild gelegten Abzeichen der Würde sind vorzugsweise die zwei geschrägten päpstl. Schlüssel. Der goldene Binde- u. der silberne Löseschlüssel (s. oben Fig. 101); der Krummstab des Erzbischofs, Bischofs od. Abtes, mit od. ohne Schwert (s. oben Fig. 102, vergl. Bd. II., Fig. 1621); die von den franz. Königen geführte Gerechtigkeitshand (main de justice), ein Scepter, oben darauf mit einer Schwurhand (s. oben Fig. 62*). Die Ordensdekorationen sind einestheils die Abzeichen der geistlichen Ritterorden (z. B. Templer, Johanniter u. Deutscher Orden), anderntheils die von den Fürsten zur Auszeichnung od. als Anerkennung der Verdienste gestifteten Orden (s. „Orden“). Die ersteren werden im Schilde, neben dem Schilde od. hinter dem Schilde hervorragend geführt, die letzteren gewöhnlich an ihrer Ordenskette um den Schild gehängt, od. unter dem Schilde.

Andere, bes. erst seit dem 15. Jahrh. übliche Beigaben des Wappenschildes sind die sogen. heraldischen Prachtstücke: 1. die Schildhalter; 2. die Wappenzelte u. Wappenmäntel; 3. die Devisen. Die im 14. Jahrh. aufkommenden Schildhalter, an beiden Seiten den Schild haltend, od. einzeln als Wächter neben od. hinter demselben stehend, sind Engel od. Menschen von verschiedenen Ständen u. Stellungen, Ritter, Knappen, Mohren, Frauen, häufig wilde Männer od. allerlei wirkliche od. phantastische Thiere (Fig. 107, 108 u. 109). Die Schildhalter stehen nicht immer in Beziehung zu dem Bilde des Schildes, sind auch bei demselben Schilde nicht immer dieselben, u. um sie zu führen, nicht an einen bestimmten Rang gebunden. Die Wappenzelte u. Wappenmäntel, erst im 17. Jahrh. aufkommend, nur von den Fürsten u. dem höchsten Adel zur Ausschmückung des Wappens gebraucht, sind vorhangartige Draperien hinter dem Schilde, gewöhnlich von Purpur, mit Hermelin od. Grauwerk gefüttert. Wenn sie aus einer über dem Schilde befindlichen Rangkrone, aus einem Hut, einer Mütze hervorgehen, so heißen sie Wappenmantel. Ueber die meist auf Bändern od. Zetteln angebrachten Devisen (s. d. Art. „Devisen“).

Einen nothwendigen Anhang der H. bildet die Kenntniß der Beizeichen od. Brüche, d. h. derjenigen Merkmale, durch welche die Nebenlinie eines Hauses, die sog. Cadetlinie, od. auch die Bastarde eines Geschlechts bezeichnet werden. Sie bestehen in Veränderung des Helmkleinods od. der Wappenfarbe, in Stümmelung od. Weglassung, Vermehrung od. Verminderung der Figuren, in Veränderung ihrer Stellung, vor Allem aber in Hinzufügung solcher Figuren, die ausschließlich als solche Beizeichen gelten u. als solche leicht zu erkennen sind. Die letzteren sind: der Turnierkragen, der rechte od. linke Faden, der rechte od. linke Einbruch. 1. Der Turnierkragen, auch Steg, Brücke, Bank, Rechen genannt, ist ein gewöhnlich im Schildhaupt angebrachter schwebender Stabbalken, von anderer Tinktur als die des Schildes, mit 3 od. 5 abwärts gekehrten Zinnen, die man Lätze nennt (Fig. 110 u. 111). In Frankreich führen ihn gewöhnlich die jüngeren Söhne, im Gegensatz zum Vater u. zum ältesten Sohn; in England führt ihn der älteste Sohn bei Lebzeiten des Vaters. 2. Der rechte Faden (Schrägfaden), ein rechter Stabbalken, bezeichnet die Neben- od. jüngere Linie eines Hauses, der linke Faden, od. linke Stabbalken bezeichnet uneheliche Geburt (Bastardlinie). 3. Letzteres wird gewöhnlich bezeichnet durch einen Einbruch (linken Einbruch), d. h. einen an beiden Enden stark verkürzten linken Faden (Fig. 112), während ein solcher rechter Einbruch einen ehelich nachgeborenen Sprößling bezeichnet. Der Faden ist bes. in Frankreich u. England üblich.

In einem zusammengesetzten Wappen werden die einzelnen Schilde entweder zusammengestellt, so daß zwei Schilde gegen einander geneigt werden, drei so gestellt werden ∴, vier so ∷, od. sie werden zusammengeschoben, so daß sie sich mit dem ganzen Seitenrand berühren, od. sie werden mit Bändern zusammengebunden. Sie können aber auch zu einem Schilde vereinigt werden, entweder so, daß der Hauptschild, der das Haupt- od. Stammwappen enthält, in kleinerem Maßstabe als Mittelschild (Herzschild, s. oben) auf den größeren gelegt wird, od. so, daß (was am häufigsten geschieht) ein Schild in so viele Felder getheilt wird, als er verschiedene Wappen zusammengestellt enthalten soll (Fig. 113); od. so, daß zwischen die Felder des Hauptschildes die des Nebenschildes in Gestalt einer Spitze eingefugt od. eingekeilt werden (Fig. 114); od. so, daß die Figur des einen Schildes ganz od. theilweise auf die des andern gelegt wird (Fig. 115).

Die ältesten Schriftsteller über H. waren die Franzosen u. die Engländer; von den neueren sind die wichtigsten: Bernd, „Allgemeine Wappenwissenschaft“ (4 Thle.), Karl R. v. Mayer, „Heraldisches ABC-Buch“ (Münch. 1857), Otto Titan v. Hefner, „Handbuch der Heraldik“ (Münch. 1861), v. Ledebur, „Kunst- u. sittengeschichtliche Entwickelung der Heraldik“ (1861) u. „Der kurze Katechismus der Heraldik“ von Ed. v. Sacken. Wappenbücher od. Sammlungen von Wappen in Bildern giebt es bes. von Siebmacher, „Großes Wappenbuch“ (18 Bde. in 4, 1772 ff.), u. Dorst, „Allgemeines Wappenbuch“.

Herât, Reich im westl. Afghanistan am Ostabhange des iranischen Hochplateaus, wird im N., O. u. S. von den afghanistanischen Reichen Hezare, Kandahar u. Seïstan, im W. von Persien begrenzt, ist zum größten Theile Steppengebiet u. wird von den Flüssen Heri-Rud, Farra-Rud, Harut u. Chasch-Rud durchflossen. Die 900,000 Seelen betragende Bevölkerung besteht zu einem Drittheil aus Durani (einem Stamme der Afghanen), zu zwei Drittheilen aus unterworfenen Tadschiks (s. d.). Seit 1818 durch einen Verwandten des Herrschers von Kabul unabhängig gemacht, ist die Herrschaft von H. seitdem durch Gewalt an eine andere Duranifamilie übergegangen. — Die gleichnamige Haupt- u. Residenzstadt H. od. Haraiva liegt in einem herrlichen Thale des Heri-Rud, der in zahllose Kanäle zertheilt die Umgegend der „Stadt der hunderttausend Gärten“ bewässert. Ein Erdwall von 16 m. Höhe, mit einer 9 m. hohen Mauer aus Backsteinen gekrönt u. mit zahlreichen runden Basteien besetzt, umschließt die aus engen, schmuzigen Straßen u. 4 großen, bedeckten Bazaren bestehende Stadt, die zudem noch durch eine am Nordende stehende bethürmte Feste mit 12 m. breitem Wassergraben geschützt wird. Jene 4 Bazare laufen in der Mitte der Stadt in einen überdeckten Kuppelbau zusammen u. theilen sie in 4 Theile. Die Paläste u. Moscheen sind in Verfall, die Plätze voll Sumpf u. Unrath; dennoch nennt der Perser Chorassan die Muschel der Welt, H. aber die Perle: das ist einigermaßen gerechtfertigt durch den landschaftlichen Charakter der Umgebung, in welcher durch den im Sande versiegenden Heri-Rud die herrlichsten

Frucht- u. Blumengärten, Wiesen, Kornfelder u. Weinpflanzungen unter stets frühlingsartigem Klima in üppiger Fruchtbarkeit prangen. In denselben liegen die Lustschlösser des Herrschers, die Sommerwohnungen der Vornehmen u. kleine Ortschaften verstreut. H., das auf 45,000 E. geschätzt wird, versendet Safran, Mastix, Pistazienmüsse, Asafötida, Manna, Ispiruk (Farbstoff), Gummi, getrocknetes Obst, Seide u. Pferde u. produzirt außerdem Damascener-Klingen, berühmte seidene u. wollene Teppiche, Mäntel u. Kappen aus Ziegen- u. Schaffellen, sowie Pantoffeln; große Massen indischer Produkte gehen über den Markt von H. nach Kirmad, Jesd u. Isfahan. Von besonderer Bedeutung aber ist die Stadt durch ihre Lage, denn sie bildet den Schlüssel zu Afghanistan von N. her, daher die wiederholten, von Rußland unterstützten Bemühungen der Perser, H. in ihre Gewalt zu bringen, u. das Drängen der Briten, daß der Herrscher von H. mit ihnen ein Trutz- u. Schutzbündniß schließe. Der gesammte Karawanenhandel folgt noch jetzt der großen Königsstraße, die von Persien her über H. nach Kabul führt, u. auch alle großen Eroberer, die nach Indien zogen, Mahmud d. Große, Dschingiskhan, Tamerlan u. Nadir-Schah, mußten diesen Weg nehmen. — Unter den Ruinen, welche in der Stadt u. in deren Umgebung an den Glanz des alten H. erinnern, fallen der Bagh-Schahi (der Königsgarten), der einst dem Morgenlande für ein Weltwunder galt, u. der Mosalla, der Gebetplatz mit der 901 erbauten prachtvollen Grabmoschee des Sultan Hussein Mirza auf. H., das Alexandria Arion der Alten, fiel im 7. Jahrh. in die Hände der Khalifen, 1036 in die der Seldschucken, blühte im 12. Jahrh. unter den Sultanen von Ghur, wurde jedoch 1220 von Dschingiskhan völlig zerstört u. nach seiner Wiederaufbauung 1291 durch die Mongolen nochmals verwüstet. 1381 von Timur unterworfen, wurde H. unter dessen Nachfolgern Residenzstadt u. durch Hussein Ende des 15. Jahrh. Sitz der Wissenschaften. 1507 von den Usbeken erobert, fiel es schon 1510 an Persien, 1715 an Afghanistan u. bildet seitdem den Zankapfel zwischen Persern u. Afghanen.

Hérault (spr. Ehroh), südfranz. Departement, in Languedoc zwischen den Cevennen u. dem Mittelmeer gelegen, 112,56 □M. mit 429,878 E. (1872), hat eine flache, von zahlreichen Strandlagunen begleitete Küste u. steigt nach W. zu den Monts Garrigues an. Von den vielen Küstenflüssen, welche es durchströmen, ist der größte der H., welcher am Mont Laigonat in den Cevennen entspringt, in den Golfe du Lion mündet u. auf 1½ M. schiffbar ist. H. ist reich an Wein, Südfrüchten, Oel, Getreide, Steinkohlen u. Marmor. Die provençalische Bevölkerung pflegt mehr den Ackerbau als die Industrie, doch ist auch die Spinnerei u. Weberei u. Likörfabrikation von Belang. Hauptst. ist **Montpellier** (s. d.); die Hauptorte der anderen Arrondissements sind **Béziers** (s. d.), **Lodève**, alte Stadt auf dem rechten Ufer der Ergue, am Fuße der Sevennen, mit 12,000 E. u. großen Tuchfabriken, u. **St. Pons**, alte Stadt am rechten Ufer des Jaur am Abhange der Montagnes noires, zum großen Theil aus Marmor gebaut, mit 7000 E., ebenfalls Tuch fabrizirend.

Herbarium (Herbarium vivum), ist eine Sammlung getrockneter Pflanzen, die man einzeln leicht gepreßt in geeignete starke Papierbogen legt u. mit Zetteln (Etiketten) versieht, auf welchen Heimat u. Zeit der Einsammlung verzeichnet werden. Entweder legt man ein od. mehrere Exemplare frei in einen solchen Bogen od. man befestigt sie auf stärkerem Papiere mittels Papierstreifen, die man aufklebt. In diesem Falle kann die Pflanze nicht leicht während des Beschauens verletzt werden. Dagegen wird hierdurch das allseitige Betrachten gehindert, wenn man nicht die Exemplare so aufkleben kann, daß Ober- u. Unterseite der einzelnen Theile neben einander sichtbar werden. In den ersten Zeiten der aufkeimenden botanischen Wissenschaft klebte man die ganze Pflanze auf, wodurch allerdings ein Pflanzenbild von großer Dauer gewonnen wurde, wenn man dasselbe nur gegen schädliche Insekten mit giftigen Stoffen geschützt hatte. Derartige Insekten, meist den Käfern angehörig, gehen bes. dem Stärkemehl, das die Pflanzen enthalten, od. dem Gummi nach, mit dem sie aufgeklebt sind, so daß mitunter ganze Stöße von ihnen durchbohrt werden. Die Insekten legen ihre Eier in solche Schichten, in denen die auskriechenden Larven sogleich Nahrung finden. Besonders gefährlich in dieser Beziehung ist die Familie der Holzbohrer (Xylophaga), unter ihnen Ptinus fur obenan. Als bester Schutz hat sich gegen diese Feinde eine Vergiftung der Pflanzen mit Quecksilbersublimat erprobt. Am wenigsten leiden die Kryptogamen-Sammlungen (Algen, Moose, Flechten, Farrn) von diesen Zerstörern, während von den Phanerogamen am liebsten solche Familien aufgesucht werden, deren Theile weich u. wollig genug sind, um den jungen Larven zugleich Schutz zu gewähren. Hierher gehören namentlich Compositen u. Weidengewächse. Wenn die getrockneten Pflanzen ein gewisses Alter in den Papierbogen erreicht haben, so bleiben sie so gut wie ganz von den Insekten verschont. Um die junge Brut zu tödten, bringt man von Zeit zu Zeit die Pflanzenpackete in einen nicht mehr überhitzten Backofen. So geschützte Herbarien, die nun in starken Mappen nach einem bestimmten Pflanzensysteme geordnet werden, haben, je nach ihrer Vollständigkeit, einen mehr od. minder wissenschaftlichen Werth. Der wissenschaftliche Botaniker kann dergleichen Sammlungen gar nicht entbehren, weil er durch sie allein im Stande ist, die einzelnen Arten durch Vergleichung von einander zu unterscheiden, od. einzelne Theile derselben zu untersuchen. Manche Pflanzenfamilien sind für diese Art der Aufbewahrung besser geeignet als andere; z. B. Moose, welche im Wasser wieder vollständig aufleben u. dann das ursprüngliche Bild der Pflanze wieder zeigen, während die meisten Familien allerdings durch das Pressen u. die Farbenveränderung infolge des Trocknens manche Einbuße erleiden. Karl Müller von Halle erprobte zuerst das Verfahren, Pflanzenpräparate zwischen Glimmerblättchen in eigenen Convoluten aufzuheben, welche eine umfänglichere u. raschere Vergleichung der betreffenden Theile mit einander gestatten u. auf Jahrhunderte hin dieselben wissenschaftlichen Objekte zur Nachbeobachtung anderer Forscher gewähren. Ein Gewinn von größter Bedeutung auch da, wo man nur wenig Arten-Material besitzt. Nicht aufweichbare Präparate muß man freilich auf andere Weise zwischen Glasplättchen in Balsamen u. dergl. in eigenen Sammlungen aufbewahren, wie das bei Anatomen u. Physiologen geschieht, während man Glimmerpräparate in der Pflanzensammlung selbst aufheben kann. Solche od. ähnlich hergestellte Sammlungen haben, wenn sie reichhaltig sind, einen hohen finanziellen Werth, u. Hunderttausende sind auf diese Weise in den großen Herbarien zu Berlin, Wien, München, Göttingen, Paris, London u. s. w. angelegt, obwol keines der bestehenden H. sich rühmen kann, sämmtliche bisher entdeckten Pflanzenarten zu besitzen.

Herbart, Johann Friedrich, deutscher Philosoph u. Stifter einer noch jetzt weit verbreiteten philosophischen Schule, geb. 4. Mai 1776 zu Oldenburg, studirte 1794—97 unter Fichte's Leitung zu Jena Philosophie, wirkte 1797—1800 als Hauslehrer zu Bern, lebte dann einige Zeit in Bremen u. habilitirte sich 1802 für Philosophie in Göttingen. 1809 siedelte er als ord. Prof. der Philosophie u. Pädagogik nach Königsberg über, kehrte aber 1833 in gleicher Eigenschaft nach Göttingen zurück. Hier starb er 14. Aug. 1841. Eine Gesammtausgabe seiner Werke, unter denen die „Psychologie" (2 Bde., Königsb. 1824 u. 25) u. die „Allgemeine Metaphysik" (2 Bde., Königsb. 1828—29) die bedeutendsten sind, gab Hartenstein (12 Bde., Lpz. 1850—52) heraus. Wenn H. die Philosophie als eine „Bearbeitung der Begriffe" auffaßte, so ist damit ausgesprochen, daß er nicht eigentlich die Aufstellung neuer Prinzipien, sondern zunächst nur das Begreifen u. Fruchtbarmachen der durch die Erfahrung bereits gegebenen Begriffe im Auge hatte. Daher bezeichnet H. sein System selbst als ein realistisches (vom Gegebenen ausgehendes), im Gegensatz zu den idealistischen Systemen eines Fichte, Schelling u. A., ohne daß aber H. deshalb auf eine erschöpfende Erklärung von der Entstehung der Vorstellungen verzichtet hätte. — H. theilt die Philosophie ein in die drei Gebiete der Logik, der Metaphysik u. der Aesthetik, von der wieder die Ethik einen Haupttheil bildet. In der Logik, als der „Lehre von dem zergliedernden Denken", schließt sich H. fast durchaus an Kant an. Sie kommt für ihn vor Allem von ihrer formalen Seite, als Mittel zur Verdeutlichung der Begriffe, in Betracht, während die eigentliche Grundlegung des Systems in der Metaphysik erfolgt. Diese (im Allgemeinen die Lehre von dem wahrhaft Seienden od. vom Wesen der Dinge) hat von der Betrachtung der in der Erfahrung gegebenen formalen Begriffe auszugehen. Da stößt sie alsbald auf allerlei Widersprüche, z. B. daß ein Ding mehrere Eigenschaften haben u. doch ein u. dasselbe sein soll; daß es der Veränderung unterworfen sein u. doch sich gleich bleiben soll rc. Hieraus ergiebt sich: was wir wahrnehmen, ist nicht das wahre Wesen der Dinge, sondern nur ein Schein desselben. Dieser Schein selbst aber wäre undenkbar, wenn ihm nicht ein Sein zu Grunde läge. Dieses letztere ist somit nach H. als die „absolute Position" (unumgängliche Voraussetzung) zu betrachten, u. die Aufgabe der metaphysischen Spekulation ist es, die Widersprüche in der Erscheinung der Dinge zu beseitigen u. so zu einer tieferen Erkenntniß von den innern u. äußern Verhältnissen der Dinge zu gelangen, wenn uns auch die Erkenntniß des letzten „einfachen" Grundes der Dinge verschlossen bleibt. Zur Hebung der oben erwähnten Widersprüche nimmt nämlich H. das Vorhandensein vieler einfacher Wesen an, deren jedes nur eine einfache Beschaffenheit (Qualität) hat. So erhalten wir denn als Grundwesen eine Art von Atomen (ähnlich denen des eleatischen u.

Leibniz'schen Systems). Indem sich solche „einfache, reale Wesen" zum Theil durchdringen, entstehen stoffliche (materielle) Elemente od. Atome. Ueben nun die draußen befindlichen, einfachen Wesen einen Einfluß auf unsere Sinne aus, so wird die dadurch entstandene Bewegung mittels der Nerven bis zum Gehirn fortgeleitet; inmitten des Gehirns aber — u. dies ist eine der eigenthümlichsten Ansichten H.'s — hat die Seele, die gleichfalls ein einfaches, unräumliches Wesen ist, ihren Sitz. Wird sie nun infolge der oben erwähnten Bewegung von andern einfachen Wesen durchdrungen, so sucht sie sich dieser Durchdringung zu erwehren. Sie übt eine „Selbsterhaltung" gegen die Störung durch das eindringende Fremde, u. jede solche Selbsterhaltung ist eine „Vorstellung". Da aber, wie bemerkt, die Widersprüche in der Betrachtung der Dinge bes. durch die scheinbare Gleichzeitigkeit verschiedener Eigenschaften an denselben entstehen, d. h. in der Seele mehrere Vorstellungen zugleich erweckt werden, so ist den Gesetzen nachzuspüren, nach welchen von verschiedenen gleichzeitigen Vorstellungen die stärkste überwiegt, die andern „gehemmt" werden, d. h. mehr od. weniger im Bewußtsein zurücktreten. Die Berechnung dieser Verhältnisse, des Stärkegrads der Vorstellungen ꝛc. glaubte H. auf rein mathematischem Wege liefern zu können. Die Anwendung von obigen metaphysischen Grundsätzen macht nach H. die Naturphilosophie, die Psychologie u. die philosophische Religionslehre od. natürliche Theologie. Merkwürdig ist dabei die Art, wie von H. der Gottesbegriff in das ganze System eingeführt wird. Wegen der unleugbaren Zweckmäßigkeit in den höheren Organismen sieht sich H. zu der Annahme einer göttlichen Intelligenz genöthigt. Diese steht als persönliches Wesen zunächst auf einer Stufe mit den übrigen „einfachen" Grundwesen, ist also nicht schöpferisch im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Wohl aber vermag sie auf das Verhältniß der Dinge zu einander (also ordnend u. regierend) einzuwirken. Dabei aber erklärt H. die theoretische Erkenntniß des göttlichen Wesens nicht nur für unerreichbar, sondern auch für nutzlos. Der Gottesbegriff wird erst fruchtbar, indem Gott Eigenschaften beigelegt werden, die auf das sittliche Handeln der Menschen von Einfluß sind. — Von hoher Wichtigkeit wurden die metaphysischen Untersuchungen H.'s allerdings für seine Pädagogik, indem sich auf die mathematische Konstruktion des Denkprozesses feste pädagogische Grundsätze hinsichtlich der Auswahl u. Vertheilung des Lehrstoffs gründen ließen, während andererseits die Ethik (s. u.) die Ziele näher bestimmte. — Der dritte Theil der Philosophie, die Aesthetik, steht bei H. streng genommen außerhalb des Systemes. Hatte es die Logik mit der Verdeutlichung der Begriffe zu thun, die Metaphysik mit der Berichtigung derselben (durch Aufhebung der Widersprüche), so geht die Aesthetik auf die Ergänzung der Begriffe aus, indem sie zu denselben ein Urtheil hinzufügt, das entweder auf Gefallen od. Mißfallen beruht. Bezieht sich dieses Urtheil auf Willensäußerungen, so gehört es in das Gebiet der Ethik, die den wichtigsten Theil der Aesthetik ausmacht. Auf der Ethik beruht nächst der Pädagogik (s. o.) auch die Lehre vom Staate. Denn die Aufgabe des Staates ist die Darstellung u. Verwirklichung der ethischen Ideen. So gewinnt H. aus der ethischen Idee des Rechts, als der Vermeidung des mißfallenden Streits, die Theorie der Rechtsgesellschaft, aus der Idee der Vergeltung die des Lohnsystems ꝛc. — Der große Anklang, den das System H.'s bei vielen bedeutenden Forschern bis auf den heutigen Tag gefunden hat, erklärt sich in erster Linie aus dem Umstand, daß es vor Allem auf dem Gebiete der Psychologie zahlreiche feste Resultate erzielt u. tiefere Einblicke in das Wesen des Geistes u. die Natur der Dinge gewährt hat. Dabei sind jedoch gerade die bedeutendsten Vertreter des Systems gegen die Schwächen desselben (wie die Annahme eines Gehirnpunktes als Sitz der Seele, die Behauptung von Widersprüchen in den erfahrungsmäßig gegebenen Begriffen, die Atomenlehre ꝛc.) nicht blind gewesen u. haben dieselben in verschiedener Weise zu beseitigen versucht.

Herberge, s. „Gasthäuser".

Herberger, Valerius, evang. Theolog u. Erbauungsschriftsteller, geb. 21. April 1562 als der Sohn eines Kürschners zu Fraustadt in Großpolen, wirkte daselbst seit 1584 als Lehrer, seit 1590 als Diakonus, seit 1598 als Pastor u. starb 18. Mai 1627. Von seinen trefflichen Schriften, die ihm den Beinamen des „kleinen Luther" eintrugen, ist vor Allem die „Evangel. Herzpostille" (Sammlung von Predigten über Evangelientexte) zu nennen; ferner die „Epistolische Herzpostille" (über Episteltexte) u. die „Magnalia Dei, d. i. die großen Thaten Gottes". Sein einziges geistliches Lied, das schöne „Valet will ich dir geben, du arge falsche Welt!" dichtete er 1613 während der Pest in Fraustadt; die ersten Buchstaben der Strophen bilden darin seinen Taufnamen.

Herbert, Sidney, Lord, engl. Staatsmann, Sohn des Georg August, 11. Grafen v. Pembroke (gest. 1827), geb. zu Richmont 16. Sept. 1810, saß seit 1832 im Unterhause, wo er, anfänglich eifriger Protektionist, später mit Rob. Peel ins Lager der Freihändler überging, wurde 1841 Sekretär der Admiralität u. 1845 Kriegssekretär, was er bis zum Sturze des Ministeriums Peel (Ende Juni 1846) blieb. Im Kabinet Aberdeen-Russell verwaltete er vom Dez. 1852 bis Anfang 1855 abermals das Kriegsdepartement u. erhielt Sitz im Kabinetsrathe. Ein drittes Mal übernahm er im Juni 1859 unter Palmerston das Sekretariat des Krieges. Bald darauf zum Lord H. of Lea erhoben, trat er als solcher ins Oberhaus, legte aber Anfang 1861 sein Portefeuille nieder u. starb 2. Aug. 1861 auf seinem Schlosse Wilton. Verdient gemacht hat sich H. bes. durch zweckmäßige Reformen im brit. Heer- u. Sanitätswesen, allerdings nothwendig, nachdem der Krimkrieg bewiesen hatte, wie arge Mißbräuche sich während der langen Friedenszeit in der engl. Armeeverwaltung eingeschlichen hatten. Der Erinnerung an diese Verdienste sind zwei ihm errichtete Denkmäler gewidmet, von denen das eine 1863 in Salisbury, das andere, eine von Foley modellirte Bronzestatue, 1867 vor der Front des Kriegsministeriums in London errichtet wurde.

Herbort v. Fritzlar, epischer Dichter, Hesse von Geburt u. wahrscheinlich Geistlicher, dichtete auf Veranlassung des Landgrafen Hermann von Thüringen um das Jahr 1200 das „Liet von Troie" (herausg. von Frommann, Quedl. 1837). Seine Quelle war des Franzosen Benoit de Sainte-More Epos „Roman de Troie", sein Vorbild Heinrich v. Veldeke, den er aber nicht erreichte.

Herbst, Eduard, Rechtsgelehrter u. Staatsmann, geb. zu Wien 9. Dez. 1820, studirte daselbst, wurde 1847 Professor der Rechtsphilosophie u. des Kriminalrechts in Lemberg u. 1858 in Prag. 1861 u. 1867 in den Böhm. Landtag u. von diesem in den Reichsrath gewählt, gehörte er dort mit Brinz u. Hasner zu den Führern der deutschen Partei u. zeichnete sich auch im Reichsrath als der schärfste Dialektiker aus. Ein schlagfertiger, aber ruhiger Redner, imponirt er durch die objektive Behandlung der Fragen am meisten seinen Gegnern. Unter den Centralisten war H. der zäheste; es kostete daher Mühe, ihn Ende 1867 zum Eintritt in das neue cisleithanische Ministerium für das Depart. der Justiz zu bewegen. Dieses erste parlamentarische Ministerium (gewöhnlich das „Bürgerministerium" genannt) hat den von ihm vertretenen Prinzipien durch eine Reihe von Spezialgesetzen große Dienste geleistet, war aber in der Bekämpfung der nationalen Opposition, die es durch weitgehende liberale Reformen mit der neuen staatsrechtlichen Gestaltung der österr.-ungar. Monarchie versöhnen zu können hoffte, so wenig glücklich, daß es, nachdem Giskra (s. d.) bereits früher zurückgetreten war, 4. April 1870 seine Entlassung gab. Da dieselbe angenommen wurde, führte das Ministerium Hasner (s. d.) bis 14. April die Geschäfte nur noch interimistisch fort (vgl. „Oesterreich, Geschichte"). Bei der Enthebung von seinem Ministerposten erhielt H. die Geheimrathswürde. Derselbe ist auch schriftstellerisch thätig u. verfaßte bis jetzt ein „Handbuch des österr. Strafrechts" (Wien 1855, 2 Bde.; n. A. 1865); eine „Sammlung von strafrechtlichen Entscheidungen des obersten Gerichtshofes" (ebd. 1853; 3. Aufl. 1858; Nachträge 1860), u. eine „Einleitung in das österr. Strafprozeßrecht" (ebd. 1860; n. A. 1871).

Herbst nennt man in den beiden gemäßigten Zonen diejenige Jahreszeit, welche zwischen dem kürzesten Tage u. der vorhergehenden Tag- u. Nachtgleiche (Aequinoctium) liegt; also in der nördl. gemäßigten Zone vom Eintritt der Sonne in das Zeichen der Wage (s. „Erdbahn"), am 22. od. 23. Sept., bis zum Eintritt in das Zeichen des Steinbockes, am 21. od. 22. Dez., also vom Herbstäquinoctium bis zum Wintersolstitium. In der südl. gemäßigten Zone erstreckt sich der H., vom Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widders (21. od. 22. März) bis zum Eintritt

in das Zeichen des Krebses (21. od. 22. Juni), also gerade über unseren Frühling (vergl. auch in Art. „Astronomie“ Fig. 952). Dieser astronomische H. fällt mit dem meteorologischen, der dem Witterungswechsel entspricht, nicht ganz zusammen, indem dieser bei uns die Monate Sept., Okt., Nov., in der südl. gemäßigten Zone aber die Monate März, April u. Mai umfaßt.

Herbstpunkt ist derjenige Punkt der Ekliptik od. Erdbahn (s. d.), an welchem die Herbstnachtgleiche stattfindet. Er bleibt nicht immer an einer Stelle der Ekliptik, sondern durchwandert dieselbe infolge des Vorrückens der Nachtgleichen (s. d.) einmal in einem Zeitraum von 25,800 Jahren.

Herbstzeitlose, s. „Colchicum“.

Herculano de Carvalho e Araujo, Alexandre, berühmter portug. Dichter, Historiker u. Politiker, geb. zu Lissabon 28. März 1810, erhielt seine höhere Ausbildung in Paris u. schloß sich nach seiner Rückkehr ins Vaterland der republikanischen od. revolutionären Partei an. Gleichzeitig trat er als stiller Theilnehmer in die Redaktion des „Panorama“ ein u. veröffentlichte in diesem Blatte seine ersten Gedichte, die mit großem Beifall aufgenommen wurden. Dieser Erfolg ermuthigte ihn, auf dieser neugewählten Laufbahn fortzuschreiten, u. so ließ er denn, allerdings noch anonym, seine in Prosa geschriebene Stimme des Propheten („A voz do Propheta“, 2 Thle., Versiol 1836 u. 1837) erscheinen, worin er die Zukunft seines damals von revolutionären Zuckungen bewegten Vaterlandes in ziemlich düstern Farben schildert. Diese apokalyptische Vision hatte einen außerordentlichen Erfolg, der durch sein zweites Werk, „Die Harfe eines Gläubigen“ betitelt („A harpa do Crente“, Lissab. 1838), noch gesteigert ward. Diese Sammlung, ganz im Geiste der franz. Romantiker gehalten, verschaffte ihm den Beinamen des portug. Victor Hugo. In demselben Genre sind auch seine späteren Gedichte (gesammelt in seinen „Poesias“, Lissab. 1850). Nun versuchte er sich auch im Roman, auch hier der franz. romantischen Schule folgend. Sein „Eurico o Presbytero“ (Eurich der Gothenpriester) u. sein „O Monge de Cister“ (der Mönch von Cister, histor. Roman aus der Zeit König Johann's I.) erschienen unter dem Gesammttitel „O Monasticon“ (2 Bde., Lissab. 1844—48), u. nam. wurde ersterer von der Kritik V. Hugo's „Notre Dame de Paris“ gleichgestellt. Mit gleichem Beifall nahm das Publikum seine unter dem Titel „Lendas e Narravitas“ (Lissab. 1851) erschienenen Novellen auf, an welche sich noch „O Bobo“ (Rio de Janeiro 1866) anschließt. Weniger Erfolg hatte H. mit seinem vaterländischen Drama „O Fronteiro d'Africa“ (Rio de Jan. 1862), dagegen zeigte er sich als tüchtiger Historiker in seiner „Historia de Portugal“ (4 Bde., Lissab. 1845—53), einem durch Gelehrsamkeit, Kritik u. treffliche Darstellungsgabe ausgezeichneten, auch mit größtem Beifall aufgenommenen Werke. Als eine Art Supplement dazu ist seine von der reaktionären u. ultramontanen Partei vielfach angegriffene Geschichte der Inquisition in Portugal „Da origem e estabelecimento da Inquisicão em Portugal“ (3 Bde., Lissab. 1854—59) zu betrachten. Seine politisch-staatsökonomischen „Estudos sobre o lasamento civil“ (Rio de Jan. 1866) wurden 1866 als ketzerisch in den Index gesetzt. H., der in den Cortes, denen er wiederholt angehörte, stets zur heftigsten Opposition gehörte, ist gegenwärtig Bibliothekar des Königs.

Herculanum, im Alterthum eine bedeutende Stadt Campaniens nahe der Küste zwischen Neapolis u. Pompeji. Ursprünglich von Oskern angelegt, späterhin von Griechen bevölkert, von den Römern nach dem Bundesgenossenkriege neu kolonisirt, wurde sie 79 n. Chr. beim ersten Ausbruch des Vesuv völlig verschüttet, u. über der durch eine Lava- u. Aschenschicht von 20—30 m. bedeckten Stadt später Portici u. ein Theil von Resina erbaut. Nachdem man 1721 beim Anlegen eines Brunnens auf die Scene des alten Theaters gestoßen war u. dort drei Statuen gefunden hatte, wurden seit 1738 Ausgrabungen unternommen, doch ging man erst seit 1760 dabei planmäßig zu Werke. Zur Zeit der Franz. Revolution unterbrochen, dann unter Joseph Napoleon u. unter Murat eifrig betrieben u. nach einer abermaligen Pause 1828 wieder aufgenommen, haben die Ausgrabungen eine reiche Ausbeute an Wandgemälden u. Geräthschaften aller Art geliefert, die zum Theil nach Neapel gekommen sind. Aus Rücksicht auf die Sicherheit der darüber befindlichen Gebäude mußten natürlich die meisten Ausgrabungen wieder zugeschüttet werden, während man in Pompeji die Gebäude hat völlig bloßlegen können. Von den mehr als 1700 in H. aufgefundenen verkohlten Bücherrollen, die fast alle aus einer einzigen Villa stammen, hat man unter Anwendung eines eigenthümlichen, sinnreichen Verfahrens bis jetzt schon wieder einen beträchtlichen Theil aufgerollt u. von diesen die bereits entzifferten, welche eine Schrift des Philodemos über die Musik, Fragmente des Epikur, Demetrios, Karneados, Chrysipp, Cicero u. A. enthalten, veröffentlicht. Hauptwerke über die Alterthümer von H. sind: „Le antichità d'Ercolano“ (8 Bde., Neapel 1757—92, deutsche Ausgabe von Murr u. Kilian, Augsb. 1777—93), „Antiquités d'Herc., grav. p. David“, Zahn, „Die schönsten Ornamente u. merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, H. u. Stabiä“ (Berl. 1828—59); Roux u. Bouchet, „Herculanum u. Pompeji“, deutsch von Kaiser (6 Bde., Hamb. 1838—41).

Hercynischer Wald (Hercynia silva) hieß bei den Alten ursprünglich die ganze Kette von Waldgebirgen in Mitteldeutschland, vom Rhein bis zu den Karpathen, während später die einzelnen Theile besondere Namen erhielten; Ptolemäos (2. Jahrh. n. Chr.) versteht unter H. W. nur den die Sudeten mit den Karpathen verbindenden Gebirgszug.

Herder, Johann Gottfried von, einer der einflußreichsten deutschen Schriftsteller, als Sohn eines armen Schullehrers zu Mohrungen in Ostpreußen 24. Aug. 1744 geb., erhielt seine erste Bildung durch einen Geistlichen, Namens Kreschow. Er zeigte von Kindheit an einen zurückhaltenden, fast misanthropischen Charakter, so daß er fast nie an den Spielen seiner Altersgenossen Theil nahm, sondern sich frühzeitig in religiöse Träumereien u. in das Studium theologischer Schriften vertiefte. Als er 18 Jahre alt geworden war, nahm ihn ein russischer Wundarzt mit nach Königsberg u. wollte ihn Chirurgie studiren lassen, allein die erste Operation, der er beiwohnte, flößte ihm einen solchen Abscheu gegen diese Wissenschaft ein, daß er sich von der Medizin lossagte u. der Theologie zuwendete. Ohne alle Hülfsmittel u. oft buchstäblich hungernd widmete er sich diesem Studium mit eisernem Fleiße u. gehörte zu den eifrigsten Anhängern seines spätern Gegners, des Philosophen Imm. Kant, den er sogar in begeisterten Versen feierte. Hier lernte er auch Hamann kennen, u. im Umgang mit diesem faßte er seine später so vorwiegende Neigung für die englische Sprache u. Literatur u. für die orientalische Mystik. Kant dagegen verdankte er die Schärfe u. Unabhängigkeit seines Urtheils, welches er freilich später gegen seinen Lehrer selbst richtete. Im J. 1765 zum Prediger u. Kollaborator an der Domschule zu Riga ernannt, trat er nun zuerst mit seinen „Fragmenten über die neuere deutsche Literatur“ (1767), einer Art Beilage zu den Literaturbriefen, u. dann mit seinen „Kritischen Wäldern“ (1769) auf, die sich theils mit Lessing's „Laokoon“, theils mit Klotz, der seine Fragmente ungünstig beurtheilt hatte, beschäftigten. Diese Schriften machten ungeheures Aufsehen, denn noch Niemand hatte bisher so klar gezeigt, wie die großen Dichterwerke der verschiedenen Nationen mit dem Boden, dem sie entsprossen waren, u. der Zeit, in welche sie fallen, in genauer Beziehung ständen u. darnach zu beurtheilen seien. Er war der Erste, welcher eine Vergleichung Homer's mit Klopstock, Theokrit's mit Gesner, Anakreon's mit Gleim u. Pindar's mit den Lyrikern des 18. Jahrh. versuchte. Durch jene genannten Schriften in polemische Händel verwickelt, beschloß er zu reisen u. begab sich nach Frankreich, wo er Diderot u. d'Alembert kennen lernte. Nach seiner Rückkehr trat er als Erzieher u. Reisegefährte in die Dienste eines holsteinischen Prinzen u. lernte als Begleiter desselben in Hamburg Lessing kennen; während seines Aufenthalts zu Straßburg besuchte ihn der junge Goethe, u. es ist ziemlich sicher, daß sein Einfluß auf dessen Dichtertalent ein bedeutender war. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland ward er Hauptpastor zu Bückeburg (1771), verheirathete sich mit Karoline Flachsland (1773) u. setzte nun in den von ihm mit Goethe u. Möser zusammen herausgegebenen „Blättern von deutscher Art u. Kunst“ (1773) seine Zeitgenossen durch seine geistreichen Kritiken in gerechtes Erstaunen. Nun folgten seine „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts“ (1774), die für Prediger bestimmten „Provinzialblätter“ (1774) u. außer mehreren kleineren theolog. Schriften das bekannte Werk „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“ (1774), sowie seine zweite, von der Berliner Akademie, die schon seiner berühmten „Untersuchung über den Ursprung der Sprache“ (1771) den Preis ertheilt hatte, gekrönte Abhandlung „Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblüht“ (1775). Seine Sammlung der Volkslieder aller Nationen „Stimmen der Völker“ (1778) hatte einen ungeheuren Erfolg u. hat

eigentlich zuerst den Anstoß zu jenem heute noch so eifrig gepflegten Studium dieses Theiles der romantischen Poesie u. der Kulturgeschichte gegeben. Sein „Geist der hebräischen Poesie" (1782) hängt gewissermaßen mit jener Sammlung zusammen, denn keine Poesie irgend einer Nation vermochte seine Einbildungskraft u. seinen religiösen Sinn mehr anzuregen als die Gesänge der hebräischen Propheten. Sowol in diesem Werk als in seinen „Briefen über das Studium der Theologie" (1778), seinen „Christlichen Schriften" (1794) u. seinen Büchern „Zur Beförderung der Humanität" (1792) hatte er indeß nach u. nach seine poetisch-spekulative Weltanschauung aufgegeben u. war, als strenger Orthodor im wahren Sinne des Wortes, ebenso gegen die „Aufklärungsversuche" der Neuerer als gegen den retrograden Schriftwortglauben der Finsterlinge aufgetreten, u. durch seine durch Goethe vermittelte Anstellung als Generalsuperintendent zu Weimar fand er vielfache Gelegenheit, diesen seinen Standpunkt nicht blos fest zu halten,

Nr. 5370. Johann Gottfried v. Herder (geb. 24. Aug. 1744, gest. 18. Dez. 1803).

sondern auch eine große Anzahl jüngerer Theologen für denselben zu gewinnen. Nicht wenig trug er aber hierzu bei durch seine leider unvollendet gebliebenen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784—91), sein Hauptwerk, in welchem er sich die Aufgabe gestellt hatte, das Schicksal der Nationen aus dem Buche der Menschheit zu lesen u. zu deuten. Er erscheint uns darin als der geistreichste Eklektiker seiner Zeit, in welchem er hellenische Geistesfrische mit indischer Lebensweisheit vereinigt, dabei das christliche Element, dessen poetische Auffassung seine Neigung u. Kunst des Allegorisirens aufs Glänzendste an den Tag legt, gleichwol niemals verleugnet. Ziemlich in dieselbe Zeit fallen seine „Bilder der Liebe" (1778), die sechs Sammlungen seiner „Zerstreuten Blätter" (1785—87, 1791), seine „Terpsichore" (1797), u. seine philosophischen Schriften: „Gott, einige Gespräche über Spinoza's System" (1787), „Verstand u. Erfahrung, ine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft" (1797) u. die „Kalligone" (1800), durch welche er sich aber viele von Kant's Anhängern zu Feinden machte, denn er beschuldigte in denselben offen seinen früheren Lehrer, daß er durch seinen Skeptizismus den Menschen herabsetze u. die Natur vernichte, überhaupt den Nihilismus predige. Den Beschluß seiner eigentlichen gelehrten Thätigkeit machte seine „Adrastea" (Bd. I—V 1801—3 von ihm selbst, Bd. VI 1804 von seinem Sohne herausgeg.), eine Zeitschrift, in welcher er eine Rundschau über alle neueren Leistungen in Wissenschaft u. Kunst, Theologie u. Politik zu geben beabsichtigte. Als Dichter hat er sich durch seine Paramythien, Legenden u. Epigramme, sowie durch seinen herrlichen, erst nach seinem Tode erschienenen Romanzencyklus, den „Cid" (Stuttg. 1806), den er allerdings nicht nach spanischen Originalromanzen, wie man lange geglaubt hat, sondern nach einer französischen Uebersetzung verfaßte, (1801—3) verdient gemacht; er steht aber auch als Uebersetzer (des Pindar, Persius, Horaz, Balde, Saadi) sehr hoch. Im J. 1801 in den bayerschen Adelstand erhoben, starb er 18. Dez. 1803 zu Weimar, wo ihm 1850 ein ehernes Standbild errichtet ist. — Ueber sein Leben u. seine Entwickelung berichten am besten seine Wittwe Maria Karoline v. Herder in ihren „Erinnerungen aus dem Leben Herder's" (herausg. v. J. G. Müller. Stuttg. 1820, 1828, 2 Bde.), u. sein Sohn E. G. von Herder in seinem „Lebensbilde J. G. v. Herder's nebst seinem chronologisch geordneten Briefwechsel" (verb. mit Mittheilungen aus seinem Nachlasse, Erlang. 1846, 6 Thle.); dem Auslande gegenüber hat vorzüglich Ed. Quinet in seiner Étude sur Herder, welche der von diesem Schriftsteller abgefaßten französischen Uebersetzung seiner „Ideen" &c. (Paris 1834) als Einleitung dient, seine hohen Verdienste um die Weltliteratur zur Geltung zu bringen gesucht. Gesammtausgaben seiner Werke erschienen in 45 Bdn., Stuttg. 1805—20; in 60 Bdn. Stuttg. 1827—30; in 40 Bdn. Stuttg. 1852—54; eine billige Ausgabe erscheint gegenwärtig in der „Nationalbibliothek sämmtlicher deutscher Klassiker" (Berl.).

Herder, Sigmund August Wolfgang Frhr. v., ein um den sächs. Berg- u. Hüttenbau hochverdienter Mineralog, geb. als Sohn des Vorigen zu Bückeburg 18. Aug. 1776, besuchte das Gymnasium in Weimar, ging 1794 behufs weiterer Ausbildung nach Neufchâtel, studirte 1795—96 in Jena u. Göttingen u. seit 1797 in Freiberg das Berg- u. Hüttenwesen, von 1800 aber in Wittenberg die Rechte. 1802 wurde H. Bergamtsassessor in Marienberg, später in Schneeberg, u. 1804 Oberbergamtsassessor u. Bergkommissionsrath in Freiberg, u. sah sich 1806 mit der Aufsicht über die sächs. Blaufarbenwerke betraut. Im Interesse des Eisenhüttenwerks Panki u. der Salzwerke von Wieliczka 1809 nach Warschau gesandt, hielt sich H. hier bis 1812 auf. Nachdem er dann noch die hauptsächlichsten Bergwerke Ungarns, Steyermarks u. Oesterreichs aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, kehrte er zurück, wurde vom König von Sachsen zum Freiherrn erhoben u. erhielt unterm russ. Gouvernement einen Posten im Geh. Finanzkollegium zu Dresden. 1818 unternahm H. eine Reise nach Schweden u. Norwegen. Seit Nov. dess. J. Vizeberghauptmann in Freiberg, rückte er 1821 zum Berghauptmann u. 1826 zum Oberberghauptmann auf, u. starb 29. Jan. 1838 zu Dresden. Seinem letzten Willen gemäß ward er auf der zwischen Freiberg u. Tuttendorf liegenden Halde, der Drei-König-Fundgrube, bestattet. Das Projekt, die Freiberger Gruben durch einen vom Halsbrücker Spathgang bis auf den Elbspiegel bei Meißen gehenden, über 3 M. langen Stollen zu schützen, welches H. in der erst nach seinem Tode erschienenen Schrift „Der tiefe Meißner Erbstollen" (Lpz. 1838) niedergelegt hatte, kam 1843 zum Angriff, ohne daß das überaus kostspielige Unternehmen bisher seinen Abschluß gefunden hätte. Aus H.'s Nachlaß wurden „25 Tafeln Abbildungen der vorzüglichsten Apparate zur Erwärmung der Gebläseluft in den Hüttenwerken" (Freib. 1840) herausgegeben.

Herderit, ein äußerst seltenes u. nur zu Ehrenfriedersdorf i. S. vorgekommenes Mineral von weißer Farbe, trübem Ansehn, Glas- u. Fettglanz u. rhombischer Krystallisation. Es wurde zu Ehren des früheren königl. sächs. Oberberghauptmanns von Herder so genannt, u. gleichen seine Formen denen eines jüngst wieder neugefundenen, sehr geschätzten Minerals, des Gust. Rose zu Ehren sog. Roseliths von Schneeberg.

Here, s. „Hera".

Heredia, Departamento der centralamerik. Republik Costa Rica, nördl. von San José u. östl. von Alajuela mit etwa 24,000 Einw., umfaßt den nördl. Theil des Hochlandes u. eine auf der Südseite vom Rio S. Juan begrenzte Tiefebene. Der größte Theil der Bevölterung bewohnt die Hochebene, da das Klima derselben angenehm u. gesund, das der Tiefebene jedoch heiß u. ungesund ist, u. betreibt daselbst Landbau, besonders die Kultur des Kaffeebaums. — Die gleichnamige Hauptstadt H., auf dem nördl. Ende der Hochebene gelegen, ist weitläufig, aber unansehnlich gebaut u. hat etwa 17,000 E., welche Ackerbau u. Viehzucht betreiben.

Hereford, westengl. Grafschaft, an der Grenze von Wales, 39,5 □M. mit 125,364 E. (1871), ist ein von dem Wye, einem Nebenflusse des Severn, durchflossenes Hügelland, das in den Malvellhügeln im O. bis zu 430 m. aufsteigt, reich ist an Obst, Getreide u. Hopfen u. beträchtliche Schafzucht treibt. Der wichtigste Industriezweig ist die Handschuhfabrikation. —

Die Hauptstadt H. mit 18,355 E. (1871) liegt an dem Wye, besitzt in dem älteren Theile noch eine Anzahl mit interessanten Holzschnitzwerken versehener Gebäude, eine 1115 erbaute Kathedrale, eine alte Grafschaftshalle, Denkmaler für Nelson u. den hier geborenen Schauspieler Garrick, nicht unbedeutende Handschuhfabrikation u. Eisengießerei u. ist Sitz eines Bischofs.

Herero (eigentl. Otschi Herero) ist die Sprache der Ova Herero, d. h. der westlichen Stämme der zu den Kaffern gehörigen Dama; sie ist ein Zweig des Stammes, den die Sprachen der Kaffern-Rasse bilden u. den man mit dem Ausdruck Bantu Sprachen bezeichnet (s. „Kaffern").

Heres od. Haeres (lat.), s. v. w. Erbe. H. ab intestato, Intestaterbe, gesetzlicher Erbe ohne Testament; H. ex asse, der alleinige Erbe des ganzen Nachlasses; H. institutus, der durch das Testament bestimmte Erbe; H. legitimus od. necessarius, Pflicht od. Notherbe; H. praecipiens, vorberechtigter Erbe; H. universalis, Haupt od. Universalerbe.

Herford, Kreisstadt im Reg. Bez. Minden der preuß. Provinz Westfalen mit 10,968 E. (1871), am Einfluß der Aa in die Werra gelegen, besteht aus der Altstadt, der Neustadt u. dem Radewich, hat 4 evang. u. 1 kath. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, eine Ackerbauschule u. bedeutende Industrie in Flachs u. Wergspinnerei, Leinweberei, Färberei, Bleicherei u. Teppich, Tabaks u. Oelfabrikation. H. war schon im 8. Jahrh. vorhanden, trat der Hansa bei, ward 1631 freie Reichsstadt u. 1647 vom Großen Kurfürsten mit der Grafschaft Ravensberg eingezogen. Die Abtei H. ist 789 gestiftet u. 1803 nach der Säkularisation an Preußen gefallen.

Hering (richtiger Häring, im Altdeutschen harenk, im Angelsächsischen heering, im Lateinischen harengus), Clupea harengus, ein Bauchweichflosser aus der Häringsfamilie (Clupeacei), dessen stark zusammengedrückter Körper mit großen, dünnen, silberglänzenden, leicht abfallenden Schuppen bedeckt ist, die an der Bauchkante sägeartig vortreten. Der weitgespaltene Mund wird oberrands von den großen, breiten Oberkieferknochen u. den kleinen Zwischenkiefern gebildet, unterseits vom kleineren Unterkiefer; er hat sehr kleine Zähne. Die Bauchflossen sind unter die einzige Rückenflosse gestellt. Der H. ist von Farbe dunkelblaugrau, nach unten silberweiß, mit röthlich gefleckten u. adrig gestreiftem Kiemendeckel. Indem er in zahllosen Mengen im Sommer an den nordeuropäischen Küsten u. Flußmündungen erscheint, um zu laichen, nahm Pennant an, er wandre, u. habe seine eigentliche Heimat im arktischen Meere,

Nr. 3371. Der Hering (Clupea harengus).

während man vielmehr (mit Bloch) anzunehmen hat, daß er nicht wandert, sondern in der Tiefe lebt u. nur periodisch vom Juli bis Nov. zum Laichen nach den Küsten heraufkommt. Man findet ihn in den nordischen Meeren bis zur Loiremündung in Europa u. im Osten bis nach Kamtschatka; er nährt sich von kleinen Fischen, Krustern, Weichthieren, ist außerordentlich fruchtbar u. wird von Raubfischen, Seevögeln u. Meersäugethieren in großen Mengen verzehrt. Den bedeutendsten Nutzen aber schafft er dem Menschen, dem er bekanntlich in verschiedener Zubereitung (frisch, gesalzen, geräuchert, marinirt, gebraten) eine billige u. gesunde Nahrung liefert, abgesehen davon, daß man in Norwegen auch Heringsthran bereitet. Die Heringsfischerei ist für mehrere Völker Europa's geradezu Lebensfrage. An den europ. Küsten fischt man den H. seit dem 9. Jahrhundert, die Holländer betreiben den Fang seit 1164 im Großen; 1579 fingen sie gegen 10 Millionen Stück; 1667 beschäftigte der Fang 88,000 holländische u. deutsche Seeleute; zu dieser Blütezeit beschäftigten die Holländer 2000 Fahrzeuge in diesem Erwerbe. Gegenwärtig ist die norwegische, englische u. schottische Fischerei von größerem Erträgniß, obschon der holländische H. sich noch immer des besten Rufs erfreut. Die norwegische Heringsfischerei beschäftigt gegenwärtig 50,000 Menschen mit dem Fangen, Einsalzen u. Transportiren u. liefert einen Ertrag von 600,000 bis 800,000 Faß Winterheringe, im Gewicht von à 115 Kg., durchschnittlich mit 550 Stück von 32 cm. Länge. Die Sommerheringe liefern 100,000–500,000 Faß à 800–2000 Stück von 18–25 cm. Länge. Das Faß H.e hat den Durchschnittswerth von 10 Francs. Die Winterheringe sind haltbarer, da bei ihnen der Darmkanal entfernt wird. Die englische u. schottische Heringsfischerei liefert 1,500,000 Faß. Man unterscheidet Maatges (d. h. Mädchen) H.e, Matjes- od. Maikenheringe, deren Geschlechtsprodukte noch nicht entwickelt sind, ferner Vollheringe, die noch nicht laichten u. also Laich od. Rogen u. anderseits Milch enthalten, dann Hohl- od. Schotenheringe, die bereits gelaicht haben; Jäger- od. Jachtheringe, die zuerst gefangenen u. auf Jachtschiffen zuerst in den Handel gebrachten Fische; Ilenheringe, als die holländischen magern Hohlheringe ohne Rogen u. Milch u. s. w. Pöckel- od. Böckelheringe sind eingesalzene H.e, sie sind benannt nach Beukles od. Beukelzon, der 1416 die Methode des Einsalzens der H. verbesserte, was, wie schon im Allgemeinen bei Fischen die Aegypter, die Engländer bei H.n schon 1273 anzuwenden verstanden; Bücklinge, Pöklinge, ebenfalls nach Beukles benannt, sind die nach Bartholomäi gefangenen, zum Einsalzen untauglichen, deshalb geräucherten H.e (Tonnen-, Stroh- u. Speckbücklinge). Heringskönige nennt man zunächst die an den Seiten röthlich gefärbten, am Kopfe goldschillernden H.e, dann aber auch mehrere andre Seefische, so einen dem Sander verwandten indischen Fisch Apogon trimaculatus, ferner den Sonnen- od. Petersfisch (Zeus faber) des Mittelmeeres u. der Nordsee, endlich den Kahlafter (Gymnetrus glesne) der Nordsee. Fliegender H. heißt der Flugfisch od. Springfisch (Exocoetus exiliens).

Heringsdorf, Dorf auf der preuß. Insel Usedom, 1 M. im NW. von Swinemünde an der Ostsee, auf einer baumreichen Anhöhe gelegen, zählt etwa 250 E. u. ist in neuerer Zeit ein starkbesuchtes Seebad geworden.

Herisau, volkreichster Ort des schweiz. Kantons Appenzell-Außerrhoden mit 9727 E. (1870) am rechten Ufer der Glatt, hat eine schöne Pfarrkirche, bedeutende Industrie in Baumwollenweberei, Gerberei u. Papierfabrikation u. in der Nähe den besuchten Molkenkurort Heinrichsbad.

Heristall, jetzt Herstal, gewerbreicher belg. Marktflecken mit 10,000 E. an der Maas, ½ M. unterhalb Lüttich, mit bedeutender Eisenindustrie, Kohlenbergbau u. den Trümmern einer Burg, des Stammschlosses des austrasischen Majordomus Pipin von H. u. mehrmaligen Aufenthaltsortes Karl's des Gr. Es wird auch das fränkische H. genannt, im Gegensatz zu dem westfälischen Dorfe H., jetzt Herstelle an der Weser (Reg.-Bez. Minden), dem sächsischen H., in welchem Karl d. Gr. 797 im Sachsenkriege sein Heerlager aufschlug.

Herkules, s. „Herakles".

Herkulesbäder, s. „Mehadia".

Herkuleskäfer (Dynastes Hercules), ein etwa 15 cm. langer, mittel- u. südamerikanischer, blatthörniger Käfer, wie unser einheimischer Nashornkäfer in die Familie der Dynastiden gehörig; sieht braun aus, mit grünlichen, schwarzgefleckten Flügeldecken, u. hat (das Männchen) an Halsschild u. Kopf sehr lange, vorwärts stehende Hörner.

Nr. 3372. Der Herkuleskäfer (Dynastes Hercules).

Herkulessäulen wurden im Alterthum die Vorgebirge Calpe (Gibraltar) u. Abila (Ceuta) an der Straße von Gibraltar genannt, weil sie von Herkules zur Bezeichnung der Grenzen der Welt gesetzt wären.

Herlen, Friedrich, aus Ulm (od. Nördlingen), schwäbischer Maler u. wahrscheinlich auch Bildschnitzer, dessen Bedeutung darin

besteht, daß er zuerst die Kunstweise der van Eyck'schen Schule in Oberdeutschland eingeführt hat, da er sicher ein Schüler Roger's v. d. Weyde war; im Uebrigen aber zeichnete er sich in keiner Weise aus. Sein Geburtsjahr ist unbekannt. 1455 hielt er sich in Ulm auf, 1467 wurde er als Meister, „der mit niederländischer Kunst umgehen kann", nach Nördlingen berufen, wo er am 12. Okt. 1491 als „Stadtmaler" starb. Seine beiden Hauptwerke sind in der St. Georgskirche zu Nördlingen ein Altarschrein mit Holzskulpturen u. gemalten Tafeln, Scenen aus dem Leben Christi, Heiligengestalten u. Donatoren (aus den J. 1462—66), u. in der St. Jakobskirche zu Rothenburg a. d. Tauber der Hauptaltarschrein aus dem J. 1466, Bilder aus dem Leben Christi u. die Passion darstellend, auf Goldgrund. Andere Bilder von ihm befinden sich in Dinkelsbühl u. Bopfingen.

Herloßsohn, Georg Karl, Dichter u. Romanschriftsteller jüdischer Abkunft, geb. zu Prag 7. Sept. 1802, studirte das. u. betrat als unterer Beamter die literar. Laufbahn, die aber in dem damaligen Oesterreich für Jeden die dornenvollste war. Deshalb wandte er sich 1826 nach Leipzig, trat aber zunächst nicht mit seinem Namen hervor, sondern usurpirte den Clauren's, dessen Manier er auch in seinen Romanen „Emmy" u. „Vielliebchen" nachahmte. Dadurch zog er sich einen Prozeß zu, der 2 Jahre dauerte, zugleich aber auch seinen Namen in weiten Kreisen bekannt machte. 1830 benutzte H. die augenblickliche Erleichterung, die in den Preßverhältnissen eintrat, zur Gründung einer eigenen Zeitschrift: „Der Komet", welche anfänglich alle ihre belletristischen Schwestern in jeder Beziehung übertraf, aber bald zu einem gewöhnlichen Skandalblatt herabsank u. 1848 ganz erlosch. Mit den größeren Produktionen H.'s ging es wenig besser: sie ließen bald die mäßigsten Ansprüche unbefriedigt. Blos von Zeit zu Zeit zeigte er, was er vermochte, wenn er sich nicht träge gehen u. von seinen Arbeiten durch seine geselligen Talente zu sehr abziehen ließ. H. starb zu Leipzig 10. Dez. 1849. Erzählungen humoristischen Genres, wie „Fahrten u. Abenteuer des M. Gaudelius Enzian" (Lpz. 1842, 2 Thle.), gelangen ihm am besten. Auch seine „Zeit- u. Lebensbilder" (Hann. 1839—43, 6 Bde.) sind hervorzuheben, u. von seinen historisch-romant. Darstellungen „Der Ungar" (Lpz. 1832, 3 Bde.); „Der letzte Taborit" (ebd. 1834, 2 Bde.); „Wallenstein's letzte Liebe" (Hann. 1844, 3 Bde.); „Die Tochter des Piccolomini" (ebd. 1846, 3 Bde.) u. „Die Mörder Wallenstein's" (ebd. 1847, 3 Bde.; 2. Aufl. 1849). Gedichte von ihm erschienen unter dem Titel „Scherben" (Lpz. 1838) u. „Buch der Lieder" (ebd. 1848; 2. Aufl. 1849). Er selbst gab eine Sammlung seiner Schriften heraus (ebd. 1836 f. 11 Bde.; n. Folge 4 Bde., 3. Aufl. 1843). Mit v. d. Lühe u. A. gab H. das „Damenkonversations-Lexikon" (ebd. 1834—38, 10 Bde.) u. mit R. Blum u. H. Marggraff ein „Theaterlexikon" (Altenb. 1839—42, 7 Bde.) heraus.

Hermandad (span., d. h. Bruderschaft od. Verbruderung) nannte man zuerst den Bund der kastilischen Städte gegen den Adel, als dieser sich mit dem Prinzen Sancho (nachmals Sancho IV.) wider seinen Vater, den König Alphons IV., empörte (1282). Nach der Thronbesteigung Sancho's (1295) ward dieser Bund erneuert u. erweitert, denn die Städte Kastiliens u. Leons verbündeten sich unter einander zur Wahrung des Landfriedens, dem räuberischen u. gewaltthätigen Adel gegenüber. Ferdinand der Katholische (1474—1516) unterstützte den Bund der Städte von Kastilien u. Aragonien u. gab demselben eine neue Gestalt u. Ordnung (in Kastilien 1486, in Aragonien 1488), verlieh ihm den Namen H. u. vereinigte ihre bewaffnete Macht unter seinem Oberbefehl, um den stets kampfbereiten Reisigenscharen des Adels einen Damm entgegenstellen zu können, gebot einen Landfrieden u. hielt denselben durch die H., die er nunmehr den Gerichten zur Verfügung stellte, aufrecht. Im Laufe der Zeit trat an die Stelle der alten H. eine Art von Gensdarmerie, ein Corps von Polizeisoldaten unter dem Namen der Heiligen H., welche unter dem Befehl des Raths von Kastilien stand, eigentlich für die Sicherheit der Landstraßen sorgen sollte, sich aber meist zu Schergendiensten für die Inquisition hergab. Im 18. Jahrh. nahm das Institut der H., welches übrigens in schlechtem Rufe stand, wenigstens von den gleichzeitigen span. Romanschreibern nur von der schlechten Seite geschildert wird, ein Ende.

Hermann (von den Römern Arminius genannt), Fürst der Cherusker (s. d.), um 16 v. Chr. als Sohn des Cheruskerfürsten Sigimer geb., diente mit seinem Bruder Flavus im röm. Heer u. erwarb sich in dieser Stellung durch seine Waffentbaten im Donaulande das röm. Bürgerrecht u. die Ritterwürde. In seine Heimat zurückgekehrt, während Flavus unter den Römern zurückblieb, fand H. die Germanen bereits in starker Abhängigkeit von Rom u. mußte erleben, daß der erst seit Kurzem nach Germanien gesandte röm. Statthalter Quinctilius Varus im J. 9 n. Chr. sein Lager in das Land der Cherusker verlegte u. hier mit größter Härte u. Willkür zu schalten begann. H. faßte alsbald den Plan, sein Land von diesem Drucke zu befreien, u. begegnete der gleichen Stimmung bei den Edelsten der Cherusker u. der benachbarten Völker; da es aber unmöglich schien, in offener Schlacht dem 50,000 Mann starken röm. Heere entgegen zu treten, griff er zur List. Auf H.'s Anstiften mußte ein im Rücken der röm. Stellung wohnhaftes german. Volk sich empören, u. als Varus aufbrach, dasselbe zu züchtigen, lockten ihn H. u. seine Mitverschworenen in die Tiefen des Teutoburger Waldes, den er durchziehen mußte.

Nr. 3373. Standbild Hermann's des Cheruskers, welches nach dem Entwurf von E. v. Bandel auf der Grotenburg bei Detmold errichtet werden soll.

Zwar hatte Segest, ein der Familie H.'s feindlicher u. auf H.'s wachsenden Einfluß eifersüchtiger Cheruskerfürst, die Römer gewarnt; gleichwol hatte Varus mit seinem Heer u. einem gewaltigen Troß den Zug durch das unwegsame Waldgebirge angetreten u. wurde hier — der Ort selbst ist nicht mit Sicherheit ermittelt — durch die Germanen überfallen u. sein Heer in mehrtägigem Kampfe völlig vernichtet: Varus stürzte sich verzweifelnd in sein Schwert. Diese Schlacht im Teutoburger Wald (9 n. Chr.), verbreitete in Rom die äußerste Bestürzung. Man erwartete weitere Unternehmungen der Germanen u. sandte den Tiberius mit einem schnell zusammengerafften Heere an den Rhein, aber die Sieger, die nur ihre Befreiung, keine Eroberungen gewollt hatten, blieben ruhig, u. so begnügten sich die Römer, die Rheingrenze zu sichern. Als aber im J. 14 Germanicus (s. d.) den Oberbefehl am Rhein übernommen hatte, bot sich ihm eine erwünschte Gelegenheit zu einem Rachezuge gegen die Besieger des Varus.

H. hatte nämlich bald nach der Teutoburger Schlacht seine Geliebte, Thusnelda, Tochter des Segest, ihrem Vater entführt; Segest aber hatte sie wieder in seine Gewalt gebracht u. hielt sie auf seiner Burg gefangen, welche nun von H. belagert wurde. In dieser Bedrängniß sandte Segest an Germanicus um Hülfe; Germanicus erschien, befreite Segest, nahm aber ihn mit mehreren seiner Angehörigen, darunter auch Thusnelda, mit sich fort; Letztere gebar kurz darauf in röm. Gefangenschaft einen Sohn, den Thumelicus. Der Verlust seines Weibes aber entflammte H. zu höchster Leidenschaft, u. er rief die Cherusker u. andere befreundete german. Stämme auf zum Kriege gegen Germanicus, der seinerseits mit einem gewaltigen Heere heranrückte. Vor so großer Uebermacht zog sich H. in die Wälder zurück, wußte aber einen günstigen Zeitpunkt geschickt zu benutzen u. einem großen Theil des röm. Heeres, wieder im Teutoburger Wald, eine Niederlage zu bereiten u. den Germanicus zum Rückzuge zu zwingen. Die Heeresabtheilung des Cäcina entging völliger Vernichtung nur dadurch, daß der Ungestüm Inguiomar's, der H.'s Oheim war, die Anordnungen H.'s vereitelte. Indessen ließ sich Germanicus durch diesen Mißerfolg nicht entmuthigen u. erschien im J. 16 n. Chr. mit einem neuen, größeren Heere, welches bis in die Gegend des heutigen Minden vorrückte. Hier traten ihm die Deutschen unter H. entgegen u. es kam zu einer großen Schlacht bei Idistavisus, der größten, welche die Römer in Deutschland geschlagen haben. Hier allerdings unterlagen die Germanen, aber trotz ihrer schweren Verluste stellten sie sich nach wenigen Tagen zum zweiten Male, u. wenngleich sie auch hier wieder der besseren Kriegskunst der Römer das Feld überlassen mußten, so hatten doch diese den Sieg theuer erkauft; sie kehrten nach dem Rheine zurück, u. seitdem hat die Weser kein röm. Heer wieder gesehen. Auch wurde Germanicus im J. 17 nach Rom zurückgerufen. — So war Deutschland von der Gefahr des fremden Joches befreit, aber nun brachen die Kämpfe unter den Deutschen selbst wieder aus. Der Markomannenkönig Marbod (s. d.), dem H. den Kopf des Varus zugesandt hatte, vielleicht als Aufforderung, von seinem Lande aus in die nahe gelegenen röm. Provinzen einzubrechen, hatte den Kopf den Römern ausgeliefert u. war bei den Kämpfen gegen Germanicus ein müßiger Zuschauer gewesen. H.'s Ruhm aber bewog die dem Marbod unterworfenen Semnonen u. Langobarden, von den Markomannen abzufallen u. sich H. zuzuwenden, während andererseits H.'s eigener Oheim Inguiomar, auf seines Neffen Ansehen eifersüchtig, zu Marbod überging. Dieser begann den Krieg: es kam zu einer Schlacht (wahrscheinlich im J. 17 n. Chr.), die zwar unentschieden blieb, infolge deren aber doch Marbod genöthigt wurde, sich zurückzuziehen, um so mehr, da auch noch andere Völkerschaften ihn verließen u. der Gothenfürst Catualda ihn in seinem eigenen Lande angriff. Marbod floh zu den Römern. Aber auch H. überlebte Marbod's Sturz nicht lange. Es wird berichtet, daß er in den Verdacht der Herrschsucht kam, daß eine Verschwörung gegen ihn entstand, an welcher seine eigenen Verwandten Theil nahmen, u. daß er im J. 21 n. Chr., 37 Jahre alt, ermordet wurde. Das Andenken des Befreiers Germaniens, erzählt Tacitus, wurde noch lange bei den Deutschen im Liede gefeiert. Ein von dem Bildhauer E. v. Bandel modellirtes Denkmal H.'s auf der Grotenburg bei Detmold geht seiner Vollendung entgegen. Dasselbe wird aus Kupfer getrieben sich auf einem (bereits 1841—46 in gothischem Stile aufgeführten) Unterbaue bis zur Spitze des emporgehaltenen Schwertes 28 m. hoch erheben.

Hermann I., Pfalzgraf von Sachsen u. Landgraf von Thüringen, Sohn des Landgrafen Ludwig des Eisernen u. der Juditha, der Schwester Kaiser Friedrich's I., that sich zuerst in den Kämpfen gegen den geächteten Heinrich den Löwen (s. d.) hervor, in dessen Gefangenschaft er mit seinem Bruder Ludwig III. u. andern Fürsten nach einer am 15. Mai 1180 verlorenen Schlacht gerieth; indessen wurden sie 1181 wieder frei gegeben. Auf dem Erfurter Reichstage 1181 erhielt H. die Würde eines Pfalzgrafen in Sachsen u. wurde, nachdem 1190 Ludwig III. gestorben war, Landgraf von Thüringen; als solcher vertauschte er seinen bisherigen Wohnsitz, die Neuenburg an der Unstrut, mit der Wartburg. Sein Land vergrößerte er durch den Erwerb von Nordhausen, Mühlhausen, Saalfeld &c., machte es aber zum Schauplatz arger Verwüstungen dadurch, daß er in den Kriegen zwischen Philipp von Schwaben u. Otto IV. haltlos von einer Partei zur anderen schwankte; als endlich Otto allein Kaiser war, wußte H. auf einer Fürstenversammlung zu Naumburg es durchzusetzen, daß nach dem Vorschlage des Papstes Innocenz III. Otto abgesetzt u. Friedrich II. an seiner Stelle zum König gewählt wurde. Vor den übeln Folgen dieses Beschlusses, die sich bereits in Feindseligkeiten der Sachsen u. Empörung seiner Vasallen merklich machten, rettete ihn nur Friedrich's schnelles Erscheinen in Deutschland. H. starb auf einer Reise zu Gotha 1216. Von seinen Kindern war Jutta, in erster Ehe geboren, mit dem Markgrafen Dietrich von Meißen vermählt; ihr Sohn war Heinrich der Erlauchte (s. d.). Die Kinder, die er in zweiter Ehe mit Sophia, einer Tochter Herzog Otto's von Bayern, erzeugte, waren seine Nachfolger Ludwig, der Gemahl der heil. Elisabeth (s. d.), Heinrich Raspe (s. d.), Irmengard, die mit dem Grafen von Anhalt vermählt wurde, u. Agnes, die Gemahlin des österr. Herzogs Heinrich des Grausamen von Medling. — In der Geschichte der deutschen Literatur ist H. dadurch von Bedeutung geworden, daß er seinen Hof zum Sammelpunkt der hervorragendsten Dichter machte u. auch sonst nach vielen Seiten hin anregend wirkte: auf seine Veranlassung dichtete Herbort von Fritzlar (s. d.) seinen „Trojanerkrieg", Albrecht von Halberstadt (s. d.) regte er zu seiner Verdeutschung der „Metamorphosen" an, auf seiner Burg an der Unstrut vollendete Heinrich von Veldeke (s. d.) seine „Eneide", u. auf der Wartburg fanden neben Andern auch Wolfram von Eschenbach u. Walther von der Vogelweide Aufnahme. Hier fand unter ihm 1207 auch der unter dem Namen des Wartburgkrieges (s. d.) bekannte Wettkampf der Sänger statt.

Hermann, Friedrich Benedikt Wilhelm, Nationalökonom u. Statistiker, geb. 5. Dez. 1795 zu Dinkelsbühl (Bayern), konnte sich erst spät für die gelehrte Laufbahn vorbereiten, studirte dann in Erlangen u. Würzburg Mathematik u. die Kameralwissenschaften, war seit 1817 an einem Privaterziehungsinstitut in Nürnberg thätig, wurde 1821 Gymnasiallehrer in Erlangen u. habilitirte sich 1823 an der dortigen Hochschule als Dozent der Nationalökonomie. Nach einigen Jahren ging er wieder nach Nürnberg, um als Professor der Mathematik am Gymnasium u. an der Polytechnischen Schule daselbst zu wirken. 1828 folgte er einem Rufe als außerord. Professor der Staatswirthschaft nach München, wo er 1833 ord. Professor u. 1835 Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde. Seit 1836 Inspektor der technischen Lehrenstalten Bayerns, ward H. 1837 auch Mitglied des obersten Kirchen- u. Schulraths, 1839 Direktor des Statist. Bureaus u. 1845 Rath im Ministerium des Innern. 1848 in das Frankfurter Parlament gewählt, nahm er hier seinen Platz im Centrum u. ward einer der Führer der großdeutschen Partei. Für die deutsch-österr. Zolleinigung insbes. trat H. 1849 auch in der bayer. II. Kammer auf, sowie 1851 als Bevollmächtigter Bayerns 1851 u. 1852 auf dem Dresdener, Frankfurter u. Wiener Handelskongresse. 1855 zum Staatsrath in ordentlichem Dienst ernannt, starb er zu München 21. Nov. 1868. Außer seinem Hauptwerke „Staatswirthschaftliche Untersuchungen" (Münch. 1832) gab er u. A. heraus ein „Lehrbuch der Arithmetik u. Algebra" (Nürnb. 1826), sowie „Beiträge zur Statistik des Königreichs Bayern" (Münch. 1850—67, 17 Hfte.) u. zahlreiche kleinere Arbeiten in Fachzeitschriften.

Hermann, Joh. Gottfr. Jakob, ausgezeichneter deutscher Philolog, wurde 28. Nov. 1772 in Leipzig geb., bezog, durch den Unterricht K. D. Ilgen's tüchtig vorgebildet, schon 1786 die dortige Universität, um nach dem Willen seines Vaters, welcher Senior des Leipziger Schöppenstuhls war, die Rechtswissenschaft zu studiren, wandte sich aber dann, seiner Neigung folgend, unter F. W. Reiz der Philologie zu. Nachdem er, 1790 Magister geworden, noch über seine juristische Abhandlung „De fundamento juris puniendi" 1793 öffentlich disputirt u. darauf während eines halbjährigen Aufenthalts in Jena unter Reinhold sich mit Kantischer Philosophie beschäftigt hatte, habilitirte er sich 1794 als Dozent an der Leipziger Universität mit der Abhandlung „De poeseos generibus" u. begann 1795 seine akademische Thätigkeit mit Vorlesungen über Sophokles' Antigone u. über Kant's Kritik der Urtheilskraft, wie er auch noch einige Jahre später über Logik las. 1798 zum außerord. Professor, wenige Jahre darauf 1803 zum ord. Professor der Beredsamkeit ernannt, mit

welcher Professur er seit 1809 auch die der Poesie verband, wirkte er in seiner Vaterstadt als gefeierter, durch Klarheit u. Wärme des Vortrags ausgezeichneter Lehrer bis zu seinem 31. Dez. 1848 erfolgten Tode. H., der, mit feinem Gefühl für die Spracherscheinungen begabt, sich hauptsächlich der sprachlichen Seite der Philologie zuwandte, hat sich bedeutende Verdienste um die Förderung der Kenntniß der klassischen Sprachen erworben, deren Behandlung bis auf seine Zeit eine blos empirische gewesen war, u. für die antike Metrik kann er als der eigentliche Begründer gelten. Einen großen Einfluß auf die philologischen Studien in Deutschland übte er auch durch die von ihm 1801 gestiftete philologische, späterhin (seit 1805) griechische Gesellschaft aus.

Nr. 3371. Joh. Gottfr. Jakob Hermann (geb. 28. Nov. 1792, gest. 31. Dez. 1848).

Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „De metris graecorum et roman. poetarum" (Lpz. 1796); „Handbuch der Metrik" (Lpz. 1799); „Elementa doctrinae metricae" (Lpz. 1816); „Epitome doctrinae metricae" (Lpz. 1818, 4. Aufl. 1869); „De metris Pindari" in Heyne's Ausgabe des Pindar; „De emendanda ratione graecae grammaticae P. I" (Lpz. 1801); die neue Bearbeitung von Viger's Werk „De graecae dictionis idiotismis" (Lpz. 1802, 4. Aufl. 1834); die von Erfurdt begonnene, von H. vollendete Ausgabe des Sophokles (3. Aufl. Lpz. 1830—48), die Ausgaben der meisten Tragödien des Euripides, der „Wolken" des Aristophanes (Lpz. 1799, 2. Aufl. 1830), der „Orphica" (Lpz. 1805), der Homerischen Hymnen (Lpz. 1806), der Poetik des Aristoteles (Lpz. 1802), des Lexikon von Photios (Lpz. 1808), der beiden Plautinischen Komödien „Trinummus" (Lpz. 1800 u. 1853) u. „Bacchides" (Lpz. 1845), sowie die erst nach seinem Tode erschienenen Ausgaben der beiden Bukoliker Bion u. Moschos (Lpz. 1849) u. des Aeschylos (2 Bde., Lpz. 1852, besorgt von M. Haupt, 2. Ausg. Berlin 1859). Seine kleineren Schriften sind gesammelt herausgegeben in den „Opuscula" (7 Bde., Lpz. 1827—39). Vgl. O. Jahn, „G. Hermann. Eine Gedächtnißrede" (Lpz. 1849), H. Köchly, „G. Hermann" (Heidelb. 1874).

Hermann, Karl Friedr., ein als Lehrer wie als Schriftsteller hervorragender u. um die philologischen Studien sehr verdienter Philolog, wurde 4. Aug. 1804 zu Frankfurt a. M. geb., studirte in Heidelberg (1820—22) u. in Leipzig, habilitirte sich, nachdem er 1824 an ersterer Universität promovirt u. darauf eine wissenschaftliche Reise nach Italien unternommen hatte, in Heidelberg als Privatdozent u. ward 1232 zum außerord. Professor ernannt, siedelte aber noch im selben Jahre als ord. Prof. der Philologie nach Marburg über, wo er von 1834 an zugleich zweiter Universitätsbibliothekar war. 1842 als ord. Prof. der Beredsamkeit u. Mitdirektor des philolog. u. pädagog. Seminars nach Göttingen berufen, gehörte er dieser Universität, für die er sich auch durch die Errichtung eines archäolog.-numismatischen Instituts verdient machte, bis zu seinem am 31. Dez. 1855 erfolgten Tode an. 1843 ward er auch Mitglied der Göttinger Sozietät der Wissenschaften. Außer zahlreichen Programmen, von denen er die zusammengehörigen später unter bes. Titeln vereint herausgab (Progymnasmata ad Aristophanis Equites, Marb. 1835; Quaestionum Oedipodearum capp. III, ebd. 1837; Vindiciae Platonicae, ebd. 1839; Antiquitatum Laconic. libri IV, ebd. 1841; Lectiones Persianae, ebd. 1842) u. sonstigen kleineren Abhandlungen (vgl. seine „Gesammelten Abhandlungen u. Beiträge zur klassischen Literatur u. Alterthumskunde", Götting. 1849), schrieb er „Lehrbuch der griech. Antiquitäten" (3 Bde., Hdlb. 1841—52; Bd. 1 [Staatsalterthümer, für sich schon 1831 erschienen], 4. Aufl. 1855, Bd. 3 [Privatalterthümer], 2. Aufl. besorgt von Stark 1870), „Geschichte u. System der platonischen Philosophie" (Thl. 1, Hdlb. 1839), „Kulturgeschichte der Griechen u. Römer" (2 Bde., Gött. 1857, 58, aus dem Nachlaß herausgeg. v. K. G. Schmidt), ferner in den Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (Bd. 2) „Ueber griech. Monatskunde", „Zur Rechtfertigung der Echtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero u. Brutus", (Bd. 4) „Ueber Gesetz, Gesetzgebung u. gesetzgebende Gewalt im griech. Alterthum". Außerdem gab er des Lukianos Schrift „De scribenda historia" (Frkf. 1828) heraus, sowie Persius u. Juvenal (Lpz. 1854) u. den Katalog der lat. Handschriften der Marburger Universitätsbibliothek (2 Thle., Marb. 1838—41).

Hermann, Karl Heinrich, Historienmaler, geb. 1802 zu Dresden, besuchte zuerst die Akademie seiner Vaterstadt u. dann die in Düsseldorf, wo er zu den hervorragenderen Schülern von Cornelius zählte. Sein erstes größeres Werk war die allegorische Figur der Theologie, die er zusammen mit Ernst Förster u. Götzenberger in der Aula des Bonner Universitätsgebäudes ausführte. Dann ging er mit Cornelius nach München u. führte dort unter den Fresken in den Arkaden des Hofgartens den Sieg Ludwig's des Bayern über Friedrich den Schönen von Oesterreich bei Ampfing (1322), in der protestantischen Kirche das Deckengemälde (Himmelfahrt Christi), in einem Zimmer des neuen Königsbaues die Bilder zum „Parcival" des Wolfram von Eschenbach u. mehrere Cartons von Cornelius in der Glyptothek u. in der Ludwigskirche aus, in letzterer auch mehrere treffliche eigene Kompositionen. 1844 nach Berlin berufen, malte er dort in der Klosterkirche u. in der Kapelle des königl. Schlosses mehrere Fresken u. in der Kirche zu Oschatz die Bergpredigt Christi. Weniger Glück hatte er mit seinen bereits in München begonnenen, 1848 vollendeten großen Zeichnungen zur Geschichte des Deutschen Volkes, die er in 15 Blättern in Kupferstich herausgab.

Hermann, Nikolaus, einer der trefflichsten Dichter geistlicher Lieder, von dessen Lebensumständen aber nichts weiter bekannt ist, als daß er sich früh der Reformation anschloß, ein Freund des Joh. Mathesius war, u. als Kantor zu Joachimsthal in Böhmen 3. Mai 1561 hochbetagt starb. Seine Lieder, ausgezeichnet durch kindlich frommes Gemüth, leichten Fluß der Verse u. Volksthümlichkeit des Ausdrucks, erschienen zuerst einzeln, dann vereinigt in zwei Sammlungen: „Die Sonntags-Evangelia über das gantze Jar, in Gesenge verfasset ꝛc." (Wittenb. 1560) u. „Die Historien von der Sindfludt, Joseph, Mose — — — in Reyme gefasset ꝛc." (Wittenb. 1562) u. sind, von ihm selbst gesetzt, großentheils in die Gesangbücher übergegangen, wie z. B. „Erschienen ist der herrlich Tag ꝛc.", „So wahr ich leb', spricht Gott der Herr ꝛc.", „Nun lob', mein Seel, den Herrn ꝛc.", „Wenn mein Stündlein fürhanden ist ꝛc." u. a.

Hermann von Fritzlar, deutscher Mystiker u. trefflicher Prosaist, von dessen Lebensumständen wenig bekannt ist, der aber wol nicht, wie man gemeint hat, Dominikaner od. Franziskaner war, veranstaltete 1343—49 ein asketisches Sammelwerk, das „Buch von der Heiligen Leben" (herausg. von Pfeiffer, „Deutsche Mystiker des 14. Jahrh.", Bd. 1, Lpz. 1845). Ein früheres mystisches Werk H.'s, „Die Blume der Schauung", ist nicht erhalten.

Hermann v. Lehnin war Mönch u. nachheriger Abt des vom Markgrafen Otto I. von Brandenburg 1180 gestifteten Klosters Lehnin in der Mittelmark an der Havel. Er lebte um 1272—1339 u. ist der angebliche Verfasser einer in 100 lat. gereimten leonischen Versen ab-

gefaßten Prophezeiung über die Schicksale seines Klosters u. der mit der Geschichte u. dem Bestehen desselben eng verknüpften brandenburgischen Regenten. Es wird darin, im ultramontanen Interesse, über den Untergang des Askanischen Hauses u. das Emporkommen der Hohenzollern, nam. weil sie den protestant. Glauben angenommen hätten, geklagt, die Zeit ihres Untergangs bestimmt u. die Einheit Deutschlands, das Verderben der Juden u. die Wiederherstellung des Katholizismus prophezeit. Die Prophezeiung geht nach Einigen bis auf Friedrich den Großen, nach Anderen bis auf Friedrich Wilhelm III. Eins ist jedoch eingetroffen, daß nämlich ein preuß. König Kaiser von Deutschland werden würde. Wie alle Prophezeiungen, ist sie schwülstig u. mysterös abgefaßt, man kann sie beliebig drehen u. wenden, zumal da auch verschiedene Varianten in den Handschriften vorkommen. Denn die Originalhandschrift ist verloren. Die Weissagungen, um welche sich eine umfängliche, bis auf die neueste Zeit herabreichende Literatur gesammelt hat, in der die Frage nach Echtheit od. Unechtheit derselben bald bejaht, bald verneint wurde, u. welche es sich gefallen lassen müssen, in den kirchenpolitischen Kämpfen der Gegenwart, im ultramontanen Parteiinteresse, wieder verwerthet zu werden, wurden zuerst abgedruckt im 2. Bde. von Lilienthal, „Gelehrtes Preußen“, u. später mit einer schwerfälligen deutschen Uebersetzung von einem Pseudonymus, der sich Zoroaster nennt, unter dem Titel: „Der preuß. Wahrsager, d. i. Bruder H.'s v. L. wundersame Prophezeiung von den Regenten des kurfürstl. Hauses Brandenburg“ (1741). Diese Uebersetzung ist wiederholt abgedruckt worden, u. a. mit Anmerkungen in „Gräße's Sagenbuch des Preuß. Staates“ (Glogau 1868).

Hermann v. Reichenau, gewöhnlich der Lahme (lat. Hermannus Contractus) genannt, denn er war seit seiner Kindheit gichtbrüchig, ist einer der bedeutendsten mittelalterlichen Geschichtschreiber. Er wurde 1013 als Sohn des schwäb. Grafen Wolverad geb. u. 1020 der damals hochberühmten Klosterschule zu Reichenau übergeben. Im 30. Lebensjahre wurde er Mönch u. wirkte in Reichenau als gesuchter u. gefeierter Lehrer bis zu seinem am 24. Sept. 1054 erfolgten Tode. H. besaß die ausgedehntesten Kenntnisse in Mathematik, Astronomie u. Musik; als Dichter trat er auf mit einem noch ungedruckten lat. Gedicht „De octo vitiis principalibus“, welches in verschiedenen Versmaßen abgefaßt ist. Sein Hauptwerk aber ist sein „Chronicon de sex aetatibus mundi“, von der Schöpfung beginnend u. bis 1054 fortgeführt, die erste der großen Weltchroniken jener Zeit, aus zahlreichen älteren Werken mit großem Fleiß u. seltener Belesenheit zusammmengestellt, vom J. 1039 an eine der wichtigsten Geschichtsquellen (herausg. von Pertz im 5. Bde. der „Monumenta Germaniae“; deutsch von Nobbe, Berl. 1851).

Hermann von Sachsenheim, schwäb. Ritter, lebte zu Konstanz u. starb 1458, über 90jährig. Er verfaßte 1453 ein breites allegorisches Minnegedicht „Die Mohrin“ (gedr. Straßb. 1512 u. öfter) u. 1455 ein noch ungedrucktes längeres Gedicht zu Ehren der Jungfrau Maria, betitelt „Der goldene Tempel“. Daß er auch der Verfasser mehrerer kleinerer Gedichte, wie „Das Sleigertüchlin“, „Des Spiegels Abenteuer“, „Der Schatz“, „Der Spiegel“, „Der Kittel“, „Altswert“ (herausg. von Holland u. Keller, „Meister Altswert“, Stuttg. 1850) sei, ist mehrfach behauptet, aber nicht ausreichend bewiesen.

Hermannsschlacht, s. „Hermann“.

Hermannstadt (ungar. Nagy Szeben), Hauptstadt des siebenbürg. Sachsenlandes mit 18,998 E. (1869), darunter ungefähr 8000 Protestanten, liegt schön an dem Cibinfluß, ist Sitz einer Rechtsakademie, eines kathol. u. protest. Gymnasiums, einer Militärerziehungsanstalt, eines Lehrerseminars, eines walach. Priesterseminars, des evang. Landeskonsistoriums u. eines griech. nichtunirten Erzbischofs. Unter den 12 Kirchen der Stadt zeichnet sich die schöne goth. Kathedrale bes. aus. In dem Bruckenthal'schen Palast befindet sich ein Landesmuseum. In der innern Stadt überwiegt das deutsche Element das magyarische; Walachen u. Zigeuner wohnen in den Vorstädten. H., wo seit dem Mittelalter die Sachsengrafen residiren, ist Versammlungsort der sächs. Nationsuniversität, treibt bedeutenden Handel, vorzüglich nach Rumänien, u. produzirt Seilerwaaren, Tuch, Hüte, Kämme, Seifen u. Kerzen.

Hermannus Contractus, s. „Hermann von Reichenau“.

Hermaphrodit, Hermaphroditismus od. Hermaphrodisia, s. „Zwitter“.

Hermaphroditos, Sohn des Hermes u. der Aphrodite. In Karien, wohin er als Jüngling gekommen war, sollte die Nymphe der Quelle Salmakis um ewige Vereinigung mit ihm angefleht haben u. ihre Bitte erhört worden sein, indem ihre Leiber so verbunden wurden, daß daraus ein Doppelgeschöpf, halb Mann u. halb Weib, entstand.

Hermas, einer der sieben apostolischen Väter, unter dessen Namen eine Schrift „Der Hirt“ erhalten ist. Dieselbe existirte außer wenigen Resten bis 1856 nur in latein. Uebersetzung; in diesem Jahre wurde eine Handschrift des griech. Urtextes von Anger u. Dindorf herausgegeben, deren Echtheit durch die Auffindung des „Codex Sinaiticus“ 1859 bestätigt wurde. Das Buch, wahrscheinlich um 150 von einem röm. Judenchristen verfaßt, galt in der ältesten Zeit als eine Schrift des Röm. 16, 14 erwähnten H. u. wurde noch im 4. Jahrh. von Vielen zu dem neutestamentlichen Kanon gerechnet (daher seine Stellung im Codex Sinaiticus, der um 340 n. Chr. geschrieben ist). Der Inhalt bildet die Weissagung der nahe bevorstehenden Wiederkunft Christi u. demgemäße Ermahnungen zur Buße. Den Namen „Hirt“ hat es daher, weil der zu H. redende Bußengel in Gestalt eines Hirten auftritt.

Hermbstädt, Sigismund Friedrich, verdienter Chemiker u. Technolog, geb. zu Erfurt 14. April 1758, studirte daselbst Medizin u. Chemie, wurde dann Repetent der chemischen Vorlesungen von Wiegleb in Langensalza, ging nach Hamburg, wo er eine Zeit lang in der Rathsapotheke praktisch thätig war, übernahm nachher eine Offizin in Berlin u. privatisirte seit 1787 daselbst. 1791 zum Professor der Chemie u. Pharmazie an dem dortigen medizinisch-chirurgischen Kollegium u. Administrator der Hofapotheke ernannt, ward er später Rath beim Obersanitätskollegium, sowie Assessor beim königl. Manufaktur- u. Kommerzkollegium u. bei der Salzadministration, hierauf Professor der Chemie an der allgemeinen Kriegsschule, bei der medizinisch-chirurgischen Akademie u. am Bergwerkeleveninstitut, 1819 Universitätsprofessor der Chemie u. Technologie u. starb als Geheimer u. Obermedizinalrath zu Berlin 22. Okt. 1833. Von seinen zahlreichen Schriften verschafften ihm folgende den größten Ruf: „Systematischer Grundriß der allgemeinen Experimentalchemie“ (Berl. 1791—93, 4 Bde.; 3. Aufl. 1823). „Grundriß der Färbekunst“ (ebd. 1802; 3. Aufl. 1825); „Allgemeine Grundsätze der Bleichkunst“ (ebd. 1804); „Grundsätze der Technologie“ (ebd. 1816—25, 3 Bde.); „Chemische Grundsätze der Kunst, Branntwein zu brennen“ (ebd. 1817, 2 Bde.; 3. Aufl. 1841) u. „Elemente der theoretischen u. praktischen Chemie für Militärpersonen“ (ebd. 1822, 3 Bde.). Auch gab er heraus: eine „Bibliothek der neuesten physikalischen, chemischen, metallurgischen u. pharmazeutischen Literatur“ (ebd. 1787 bis 1795, 4 Bde.); ein „Archiv der Agrikulturchemie“ (ebd. 1803 bis 1817) u. a. m.

Nr. 3375. Abwaschung einer Herme. (Nach einem alten Basrelief.)

Herme heißt in der Kunstsprache ein Kopf (ursprünglich der des Hermes, s. d.), der auf einen, gewöhnlich viereckigen, Pfeiler gesetzt ist, welcher die Proportionen der Menschengestalt hat. Solche H.n entstanden in der ältesten griech. Kunst dadurch, daß man dem Götterbilde, welches ursprünglich ein roher Steinpfeiler od. ein Holzpfahl war, einzelne bes. bezeichnende Theile ansetzte, daher vor Allem einen Kopf von charakteristischer Form, od. auch Arme, welche die Attribute der betreffenden Gottheit trugen, od. auch bei den erzeugenden Gottheiten das Zeugungsglied (Phallos). Diese Pfeilerbildung der H.n war, wie der ganze Kultus des Hermes, ursprünglich in Arkadien zu Hause, wurde aber schon früh von den Athenern ausgebildet u. war lange Zeit hindurch das

Hauptwerk der Steinskulptur. Die Griechen hatten auch doppelte u. dreifache H.n, in denen der Kopf des Hermes mit dem anderer Gottheiten vereinigt war.

Hermelin (Harmeken, großes Wiesel, Mustela erminea), ein Raubsäugethier aus der Familie der Marder (Mustelinen) mit schwarzgespitztem Schwanze, der länger ist als bei dem gemeinen od. kleinen Wiesel. Wie letzteres ist der H. oben braun u. unten weiß, im Winter aber (wie das gemeine Wiesel nur selten) ganz weiß. Die glänzend weißen Winterpelze geben ein geschätztes, ehemals im Werthe noch höher stehendes Pelzwerk, das seit dem Mittelalter die Mäntel der Fürsten schmückt u. von Rußland aus bes. nach China in den Handel gebracht wird. — Gefälscht werden Hermelinpelze durch Felle vom Kaninchen u. gemeinen Wiesel, sie kommen als Laski od. Laschitz in den Handel. Nach dem H., als dem Symbol der Reinlichkeit u. Unschuld, wurden auch zwei Orden benannt.

Nr. 3376. Das Hermelin (Mustela erminea).

Hermeneutik (vom griech. ἑρμηνεύειν, d. i. auslegen, erklären) nennt man jetzt die Theorie der Auslegungskunst od. den Inbegriff aller der Kunstregeln, die der Ausleger (Exeget) zu beobachten hat. Diese Wissenschaft ist bes., ja fast ausschließlich, in Bezug auf die Bibelauslegung angebaut worden. Da sich aber für die eigentliche Auslegung höchstens allgemeine Winke geben lassen, das Meiste vielmehr von der geistigen Verwandtschaft des Auslegers mit dem Schriftsteller abhängt, so kommt die H. in Wahrheit auf eine Anweisung zur richtigen Anwendung der exegetischen Hülfswissenschaften (der sprachlichen, geschichtlichen u. s. w.) sowie der literarischen Hülfsmittel hinaus.

Hermes, s. „Mercur".

Hermes, Georg, kathol. Theolog u. Begründer des nach ihm genannten philosophischen Systems, wurde 22. April 1775 zu Dreyerwalde in Westfalen geb. u. studirte nach dem Besuche des Gymnasiums zu Rheina von 1792 an Philosophie u. Theologie zu Münster, woselbst er 1798 Lehrer am Paulinischen Gymnasium, 1799 zugleich Priester u. 1807 Professor der Dogmatik an der Universität wurde. Im J. 1820 folgte er einem Rufe nach Bonn; hier starb er nach sehr einflußreicher Wirksamkeit 26. Mai 1831. Das System von H., das er bes. in seiner „Philosophischen Einleitung in die christkatholische Theologie" (Münster 1819, 2. Aufl. 1831) u. in der „Positiven Einleitung" (1829) niederlegte, geht auf eine Widerlegung der Systeme Kant's u. Fichte's aus u. bezweckt den Nachweis, daß die Offenbarung nothwendig u. vernünftig sei. Weil aber H. dabei nach einer Vermittlung zwischen den Offenbarungs- u. Vernunftwahrheiten strebte, so wurde sein System bald als ketzerisch angefochten, bes. als 1835 Droste zu Vischering an Stelle des milden Grafen Spiegel Erzbischof von Köln geworden war. Im Sept. 1835 wurden die Schriften von H. sogar durch ein päpstliches Breve verdammt, eine Maßregel, die unter seinen zahlreichen Schülern u. Anhängern (den Hermesianern) große Entrüstung hervorrief. Auf Betrieb der Professoren Braun u. Elvenich wurde von Papst Gregor XVI. eine Revision des Prozesses angeordnet, dieselbe aber durch den Einfluß Metternich's vereitelt. Trotz zahlreicher Streitschriften blieb es bei der Verdammung, welcher sogar 1844 durch die Absetzung der Stimmführer (Rehfues, Achterfeldt u. Braun in Bonn) Nachdruck verschafft wurde.

Hermes, Johann Timotheus, seiner Zeit als didaktischer Romanschriftsteller von vielfachem Einfluß, geb. zu Petznick bei Stargard (Hinterpommern) 31. Mai 1738, studirte in Königsberg Theologie, wurde Hauslehrer in Danzig, ging dann nach Berlin, wo er ganz im Stil der engl. Familienromane seine „Geschichte der Miß Fanny Wilkes" (2 Bde., Lpz. 1766, 3. Aufl. 1781) schrieb; war eine Zeit lang Lehrer an der Ritterakademie in Brandenburg u. Feldprediger bei einem preuß. Regiment in Schlesien, hierauf anhaltinischer Hof- u. Schloßprediger in Pleß, bekleidete seit 1772 verschiedene geistliche Aemter u. starb daselbst als Superintendent, Pastor primarius zu St. Elisabeth u. erster Professor der Theologie an der Universität 24. Juli 1821. Sein zweiter u. Hauptroman, „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" (5 Bde., Lpz. 1770—75; 6 Bde., 3. Aufl. 1778) erregte trotz einer sehr wenig kunstgerechten Anlage, einem höchst geringfügigen, von erbaulichen, moralisirenden u. lehrhaften Auswüchsen überwucherten Gehalt u. einer platten, witzelnden Schreibart doch so großes Aufsehen u. ward mit so viel Beifall aufgenommen, daß andere Romanschreiber dem von H. gegebenen Beispiele folgen zu müssen glaubten. Von den in „Sophiens Reise" befindlichen „Liedern u. Arien" erschien eine eigene Sammlung mit Melodien (ebd. 1799). H. ließ noch viele Bände von Romanen gleicher Art folgen; einige derselben gab er unter den Namen T. F. Jemehr u. Heinrich Meister heraus, während er sich früher F. Bothe u. Cyllenius genannt hatte.

Hermes Trismegistus (d. h. der Dreimalgrößte) ist der griech. Name für den ägypt. Gott Thot (s. d.), welcher — ähnlich dem griech. Hermes, dessen Namen demgemäß die Griechen auch diesem Gotte beilegten — zwischen Göttern u. Menschen mitten inne steht; er ist weder ein Gott noch ein Heros, auch kein einzelnes Individuum, sondern er bezeichnet den Inbegriff der ganzen Priesterschaft, durch welche Kunst u. Wissenschaft in jeder Weise gelehrt wird. Letztere bildete in Aegypten, wie wir wissen, eine besondere, vollständig gegliederte Zunft, aus welcher Alles, was das ägypt. Alterthum Geistreiches erdachte u. schuf, hervorgegangen ist. Daher werden denn auch alle Erfindungen, alle Theile des menschlichen Wissens, alle den Aegyptern bekannten Künste u. Professionen, auf ihn als ihren Erfinder zurückgeführt. Jamblichus in seinem Werke über die ägypt. Mysterien (VIII. 1) schreibt ihm deshalb auch nicht weniger als 36,525 Schriften zu, eine Summe, welche der Zahl der Jahre des großen ägypt. Jahres entspricht. Dieselben handelten von den Göttern, den Gesetzen u. der ganzen priesterlichen Disziplin, der Ethik, der Astronomie, der Harmonie u. Musik &c. Aus diesem Grunde schrieben ihm die Aegypter auch die Abfassung ihrer heiligen Schriften zu, welche die Griechen Hermetische Schriften nannten. Die unter seinem Namen erhaltenen Bücher „Poemander sive de potestate ac sapientia divina", „Aesculapii definitiones", „Iatromathematica", „Horoscopica" u. „De revolutionibus nativitatum libri II." sind in griech. Sprache abgefaßt u. wahrscheinlich Arbeiten eines od. mehrerer Neupythagoräer, welche traditionell auf sie gekommene Theoreme ägypt. Priester mit ihren schwärmerischen u. theosophischen Ansichten vermischten u. so als Schöpfungen eines übermenschlichen Wesens dem Publikum vorführten, um ihnen durch Ausdrückung eines hohen Namens besseren Eingang zu verschaffen. Weil nun aber Vieles davon in die Alchemie einschlägt, so hat man diese Wissenschaft nach jenem H. die Hermetische Philosophie genannt, u. als im Beginn der Neuzeit den angeblichen Schriften des H. durch Alchemisten u. andere Schwärmer wieder zu Ansehen verholfen wurde (sie nannten sich auch selbst Hermetiker), entstand eine Hermetische Medizin, eine Hermetische Freimaurerei, u. für luftdicht verschlossene Dinge der bis heute gebräuchliche Ausdruck hermetisch verschlossen, weil dem H. magische Siegel zum Verschluß von Schätzen, Gefäßen &c. zugeschrieben wurden.

Hermesiänax aus Kolophon, griech. Elegiter zur Zeit Alexander's d. Gr., verfaßte unter dem Titel „Leontion", den er dem Namen seiner Geliebten entlehnte, drei Bücher Elegien erotischen Inhalts, welche aber bis auf Bruchstücke, die Athenäos uns aufbewahrt hat, verloren sind. Die erhaltenen Reste erzählen Liebesgeschichten von Dichtern u. Weisen, welche aber schwerlich Anspruch auf historische

Glaubwürdigkeit erheben dürfen (bearb. von Bergt in „Poetae lyrici graeci", 2. Aufl. Lpz. 1853; deutsch von Weber in „Elegische Dichter der Hellenen", Frankf. 1826).

hermetisch, hermetische Bücher, hermetische Kette, s. „Hermes Trismegistus".

Hermione: 1. H., einzige Tochter des Menelaos u. der Helena u. Gattin von Achill's Sohn Neoptolemos, dem sie Menelaos von Troja versprochen hatte. Andere Ueberlieferungen berichten, daß sie schon vorher dem Orest bestimmt war, od. auch, daß sie bereits seine Gattin war u. Neoptolemos sie erst entführte, dessen Tod in Delphi dann auch auf Orestes' Anstiften erfolgt sein sollte. 2. H., alte griech. Küstenstadt im Peloponnes, in der Landschaft Argolis, der Insel Hydrea gegenüber, Mitglied des Achäischen Bundes (s. Kastri od. H.); sie war zur Zeit des Pausanias (2. Jahrh. n. Chr.) mit ihren Tempeln u. Ringmauern noch wohl erhalten.

Hermitage, s. „Eremitage". **Hermodatten,** s. „Colchicum".

Hermon heißt der etwa 7 Stunden lange Gebirgsstock, der die südl. Fortsetzung des Antilibanon bildet obwol durch eine tiefe Schlucht von demselben getrennt u. im Alterthum die Nordostgrenze des Reiches Israel war. Die höchste Spitze erhebt sich östl. von Hasbeya 3000 m. über dem Meere u. gewährt eine wundervolle Uebersicht über Nordpalästina. Jetzt heißt das Gebirge bei den Arabern Dschebel el scheich, d. i. Berg des Greisen, wegen der Schneedecke gleichsam eines Silberhaares, die sich nur im Spätsommer u. auch da nicht völlig verliert.

Hermunduren, ein german. Volksstamm, den Angaben des Tacitus zufolge im Gebiet der Saale u. des Mains ansässig, im N. an die Cherusker u. Chatten, im O. an die Semnonen u. Markomannen, im S. u. W. an röm. Gebiet grenzend, so daß ihr Reich außer dem heutigen Thüringen auch einen Theil des späteren Franken umfaßt haben mag. Gleich den Quaden u. Markomannen hatten sie Könige über sich u. unterschieden sich dadurch von den Chatten u. allen westl. Germanen. Tacitus schildert sie als den Römern befreundet. Erwähnt werden sie zuletzt unter den Völkern, die im Markomannenkriege gegen Marc Aurel kämpften. Ein Theil scheint mit Odoaker nach dem Süden verschlagen worden zu sein u. in Gothen od. Langobarden sich verloren zu haben. Ueber ihre Sprache fehlen die Nachrichten, doch scheint sie hochdeutsch gewesen zu sein.

Hermupolis, s. „Syra".

Hernösand, Hauptstadt der schwed. Provinz Westnorrland, mit 3500 E., am Ausfluß des Angerman-Elfs in den Bottnischen Meerbusen, auf einer mit dem Festlande durch zwei Brücken verbundenen Insel gelegen, hat eine schöne Domkirche, Leinweberei u. Handel mit Bretern u. Waldbeeren. Der Bischof von H. residirt in dem 3 M. entfernten Säbro.

Hero u. Leander, s. „Leander".

Herodes der Große, der Stifter der letzten jüd. Dynastie der Idumäer (s. den Stammbaum derselben in dem Art. „Bibel", Bd. II., S. 903), geb. im Frühjahr 73 v. Chr., war ein Sohn des Antipas, den der jüd. König Alexander Jannäus als Statthalter über die Edomiter od. Idumäer gesetzt hatte, u. der Araberin Kypros. Durch Anschluß an die Römer hatte sich Antipas die Regentschaft über Palästina u. im J. 47 durch Cäsar auch das röm. Bürgerrecht verschafft; in demselben Jahre übertrug er H., der in Jerusalem bei dem Hohenpriester Hyrcanus erzogen worden war, die Statthalterschaft über Galiläa. Nach der Ermordung Cäsar's u. der Vergiftung seines Vaters (43) schloß sich H. den Mördern des Cäsar u. nach deren Untergang dem Antonius an u. wurde trotz des Widerspruchs der Juden 41 mit Phasael zum Vierfürsten von Judäa ernannt. Ein Einfall der von den Juden gerufenen Parther zwang ihn 40 zur Flucht aus Jerusalem; aber durch Bestechungen erlangte er persönlich in Rom seine Bestätigung als König von Judäa. Im Herbst 37 zog er nach großem Blutvergießen wieder in Jerusalem ein. Dem grimmigen Haß der Juden begegnete er mit Härte u. zahllosen Hinrichtungen (später auch in der eignen Familie), u. behauptete sich mit Hülfe einer röm. Legion gegen alle Angriffe. Nach dem Tode des Antonius schlug er sich sogleich auf die Seite des nunmehrigen röm. Alleinherrschers Octavianus (Augustus) u. wurde von diesem als nützlicher Freund mit Ehren u. Ländern überhäuft, so daß sich sein Reich von Aegypten bis Damaskus ausdehnte u. er als der mächtigste König nach Augustus dastand. Als solcher zeigte er sich vor Allem auch durch eine Unzahl prächtiger Bauten, z. B. der Königsburg in Jerusalem 2c. Trotz mancher weiser Maßregeln zur Hebung des Handels u. Verkehrs wuchs jedoch der Groll der Juden über seine Verletzung der Religion u. die Einführung heidnischen Wesens; erst Steuernachlässe u. der großartige Umbau des Tempels (20—12 v. Chr.) vermochten denselben zu dämpfen. Gegen Ende seines Lebens brachte ihn der endlose Hader in seiner Familie u. die beständige Furcht vor seinen Söhnen — zwei derselben ließ er im J. 8 erdrosseln —, nicht minder die Ungnade des Augustus, dem Wahnsinn nahe. Er übertäubte seine Furcht nur durch immer neue Bluthaten u. eine so maßlose Verschwendung, daß er im J. 9 zu deren Befriedigung sogar das Grab David's plündern ließ. Unter dem Jubel des Volkes starb er Anfang April im J. 4 v. Chr. an einer Krankheit, die sich zu einem Verfaulen bei lebendigem Leibe gestaltet hatte. — Von den Nachkommen des H., die seinen Namen tragen, sind zu merken: **H. Antipas** (im Neuen Testament immer H. genannt), Sohn des Vorigen, Tetrarch (d. i. eigentlich Viertelsfürst) über Galiläa u. Peräa, 4 v. Chr. bis 39 n. Chr., u. als solcher der Landesherr Jesu. Er war eben so klug, ehrgeizig u. prachtliebend wie sein Vater, aber minder thatkräftig. Seine Baulust befriedigte er bes. durch die Gründung der Stadt Tiberias am Galiläischen See. Seiner verbrecherischen Verbindung mit Herodias, der Frau seines Bruders H. (Marc. 6, 17), u. des Vorwurfs, den ihm Johannes der Täufer daraus machte, gedenkt auch das Neue Testament. Von den Thaten Jesu erfuhr H. erst nach der Hinrichtung Johannis des Täufers, den er daher in Jesu wieder auferstanden glaubte; gesehen hat er Jesum nach Luc. 23, 7 ff. erst in Jerusalem, als ihm Pilatus denselben als Gefangenen zusandte. Seine Ehe mit Herodias brachte ihm übrigens nur Unheil: zuerst einen unglücklichen Krieg mit dem arab. König Aretas, dem Vater seiner ersten Gemahlin (36), dann zogen ihm die Verleumdungen, die H. Agrippa (s. u.), ein Bruder der Herodias, in Rom gegen ihn ausgestreut hatte, im J. 39 die Verbannung nach Lugdunum (Lyon) zu, gerade als er sich bei Caligula in Rom um den Königstitel bewarb. Der Verleumder wurde mit dem Fürstenthum des H. Antipas belohnt. Es war dies **H. Agrippa I.,** 37—44 n. Chr., ein Sohn des Aristobul u. der Berenice u. durch den Ersteren Enkel H.'s d. Gr., geb. 10 v. Chr. In Rom erzogen u. an maßlose Verschwendung gewöhnt, hatte er ein höchst abenteuerliches Leben geführt, als ihn 37 die Freundschaft des Caligula aus dem Kerker auf den Thron eines Fürstenthums in Palästina erhob, zugleich unter Verleihung des Königstitels. 39 kam dazu auch die Tetrarchie des H. Antipas (s. o.). Er hielt sich aber meist in Rom auf u. wußte 41 von dem neuen Kaiser Claudius, dem er zum Throne verholfen, die Belehnung mit dem ganzen Reiche seines Großvaters zu erlangen. Doch zeigte er sich dieser Machtstellung nachmals durch ein kluges u. mildes Auftreten würdig u. gewann sogar durch seinen Eifer für das pharisäische Gesetz die Gunst der Juden völlig. Leider bewog ihn dieser Eifer auch zur Verfolgung der jungen christl. Kirche; der Apostel Jacobus d. Aeltere erlitt durch ihn den Märtyrertod. Er starb 44 n. Chr. zu Cäsarea. Sein Staat wurde darauf fast ganz zur röm. Provinz.

Herodes, Tiberius Claudius Atticus (gewöhnlich H. Atticus genannt), berühmter griech. Sophist des 2. Jahrh. n. Chr., war im Anfang desselben zu Marathon geb. u. stammte aus vornehmer Familie. Schüler des Favorinus, Polemon, Secundus von Athen u. A., ward er bald selbst ein wegen seiner außerordentlichen Beredsamkeit gefeierter Lehrer der Rhetorik; unter Anderen waren die Kaiser Marc Aurel u. Lucius Verus seine Schüler. In Rom bekleidete er unter Antonius Pius auch hohe Staatsämter (Konsul 143), kehrte dann aber nach Athen zurück u. starb, nachdem er dort lange als Vorsteher einer Rhetorenschule gewirkt, im 76. od. 77. Jahre. Seinen bedeutenden Reichthum verwandte er zum Theil auf großartige Bauwerke, wie das Odeion zu Athen, das bei Rom an der Appischen Straße gelegene Triopium (ausgedehnte Anlagen mit Tempeln u. dem Grabmal seiner Gemahlin Regilla). Von seinen Schriften ist nichts erhalten, denn die seinen Namen tragende Rede über den Staat ist schwerlich echt.

Herodian, griech. Geschichtschreiber, lebte etwa 170—240 n. Chr. u. verfaßte in den letzten Lebensjahren in griech. Sprache eine

röm. Geschichte vom Tode Marc Aurel's (180 n. Chr.) bis zum Regierungsantritt Gordian's III. (238), ein Werk, das trotz einzelner Irrthümer wegen seiner Unparteilichkeit u. Gewissenhaftigkeit für uns eine wichtige Quelle für die Geschichte jener Zeit ist. Herausgegeben ist dasselbe u. A. von Irmisch (5 Bde., Lpz. 1789—1805), Lange (Halle 1824), Bekker (Lpz. 1855).

Herodōtos, der älteste griech. Geschichtschreiber u. deshalb der Vater der Geschichte genannt, ward um 484 v. Chr. in Halikarnassos geb., wo seine Familie zu den angesehensten der Stadt gehörte. Die Feindschaft, in welche sie mit dem dortigen Tyrannen Lygdamis, dem Enkel der Artemisia, verwickelt wurde u. infolge deren H.'s Oheim, der Epiker Panyasis, durch Lygdamis seinen Tod fand, war wie es scheint die Veranlassung, daß H. sich nach Samos wandte, das ihm eine zweite Heimat wurde u. von wo er erfolgreich für die Befreiung seiner Vaterstadt wirkte. Späterhin lebte er, wahrscheinlich nach einem längeren Aufenthalte in Athen, in Thurii in Unteritalien, wohin er wol als Theilnehmer an dem Zuge, der 444 v. Chr. von Athen aus jene Pflanzstadt gründete, übergesiedelt ist; er mag aber von dort aus zeitweise nach Griechenland zurückgekehrt sein. In Thurii, wo er auch gestorben ist (sein Todesjahr ist unbekannt), vollendete er sein im ionischen Dialekt geschriebenes, von den annalistischen Anfängen u. Versuchen zur wirklichen Geschichtschreibung sich erhebendes Werk, welches nach einem groß angelegten Plane u. unter Durchführung der Idee, daß ein gerechtes, die Ueberhebung der Menschen strafendes Schicksal sich in der Geschichte zu erkennen giebt, den Kampf der Griechen mit dem gewaltigen Perserreich bis zur Schlacht bei Mykale (479) darstellt, zugleich aber auch die Geschichte der hierbei in Frage kommenden Völker behandelt, u. in dem er die Resultate der von ihm früher unternommenen ausgedehnten Reisen in Kleinasien, Griechenland u. Aegypten niederlegte. Einzelne Abschnitte seines Geschichtswerkes, das nachmals von den alexandrinischen Kritikern in 9 mit den Namen der Musen bezeichnete Bücher abgetheilt worden ist, soll er schon vor der Vollendung des Ganzen seinen Landsleuten bei den olympischen Spielen, ferner in Athen, in Korinth u. in Theben vorgelesen haben. — Herausgegeben ist H. in der neuesten Zeit u. A. von Gaisford (2 Bde., 3. Aufl., Orf. 1840), Dindorf (Paris 1844), Bähr (4 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1856—61), Abicht (5 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1869—74), Stein (2 Bde., Berl. 1869—71).

Heroen (in der Einzahl Heros). Mit diesem Worte bezeichneten die Griechen diejenigen Männer, welche sich über das Maß gemeiner Menschlichkeit erhoben. So konnte Homer nicht blos das gesammte Griechenheer vor Troja, sondern selbst die ganz unkriegerischen Phäaken als H. bezeichnen. Ebenso nannten die Römer die ausgezeichneten Männer, welche sich durch ihre großen Verdienste unsterblichen Andenkens bei der Nachwelt würdig zeigten, H., wie denn Cicero in einem seiner Briefe an Atticus (I, 17, 3) den Cato einen H. nennt. Nach der Auffassung des Hesiodos (s. d.) dagegen leben die H. nach ihrem leiblichen Tode auf den glücklichen Inseln in einer göttergleichen Würde, u. Pindar (s. d.) faßt die H. als gleichbedeutend mit Halbgöttern. Die Verehrung derselben aber, der Heroenkultus, ist schwerlich älter als die Zeit der Heraklidenwanderung. Bei den griech. Geschichtschreibern sind die H. untere Gottheiten einzelner Landschaften, Zünfte u. Städte, aus einer Gattung von Mittelwesen zwischen Göttern u. Menschen geworden, die bisweilen, wie Dionysos u. Herakles, bis zu den oberen Göttern erhoben wurden. Diese waren von den Göttern des Staates verschieden u. galten als Schutzgeister u. Aufseher der ihnen zugetheilten Lokalitäten; sie waren örtliche Götter, denen man besondere Verehrung widmete. Man betrachtete diese H. als Repräsentanten jener göttlichen Kraft, welche die Staaten gründet u. zusammenhält, u. als mit der Umwandlung der monarchischen Staaten Griechenlands in republikanische die Herrschaft der Könige auf das Volk überging, widmete man diesen Landesheroen Altäre, Kapellen u. Tempel, kleinere in heiligen Hainen mit besonderem Kultus.

Heroide ist eine eigene, der Elegie (s. d.) verwandte Gattung von Gedichten in Form von Briefen, in denen bekannte u. ausgezeichnete Männer u. Frauen ihre Empfindungen u. Gefühle einander mittheilen. Erfunden von Ovid (s. d.), der zugleich das unerreichte Muster der H. geblieben ist, hat dieselbe auch bei den modernen Völkern Nachahmung gefunden, in Deutschland z. B. durch Hoffmannswaldau u. Lohenstein. Eine der trefflichsten u. berühmtesten H.n ist Pope's „Heloise u. Abälard".

heroisches Zeitalter nennt man im Allgemeinen die früheste Entwickelungsperiode der Nationen, in welcher einzelne überlegene Gestalten hervortreten u. auf Menschen u. Dinge einen vorwiegenden Einfluß ausüben. Ueber diese Zeiten verbreitet die eigentliche Geschichte gewöhnlich kein klares Licht, sondern die Sage umhüllt sie meist mit ihrem geheimnißvollen Dunkel. Jedes Hauptvolk des Alterthums hat sein h. Z.; der Kampf des Guten mit dem Bösen, der höheren Menschennatur unter dem Schirme der Gottheit wider das Ungeheuere, ist überall die Aufgabe u. Thätigkeit des Heldenalters gewesen, u. darum sind die Kämpfe des Kurus u. Pandus, die Rachekriege zwischen Iran u. Turan, die Periode des Sesostris, die Völkerwanderung 2c. sicher die heroische Zeit Indiens, Persiens, Aegyptens u. der german. Völkerschaften. Allein vorzugsweise bezeichnet man mit diesem Namen jenen Theil der griech. Geschichte, der von dem ersten Auftreten der Autochthonen bis zur eigentlichen Staatenbildung der einzelnen griech. Völkerstämme reicht. Er begreift also die Wanderungen der Pelasger u. der Hellenen, die Geschichte der Zerstückelung der Gebiete, hervorgegangen aus der Mannichfaltigkeit der Stämme, u. die Periode des Königthums. Was dieser Heldenzeit eines Volkes angehört od. ihr geistesverwandt ist, nennt man heroisch, in übertragenem Sinne jedes Handeln od. Dulden, welches von Größe der Thatkraft od. der Gesinnung zeugt; die Bethätigung dieser heroischen Eigenschaften ist Heroismus. — Heroine ist ein weiblicher Heros.

Herold. Nach dem Vorbilde der griech. κήρυκες, der lat. Fetialen, der Kriegs- u. Friedensboten, welche für unverletzlich galten, als Begleiter Schutz gewährten, Versammlungen leiteten 2c., hat sich im Mittelalter, zur Zeit der Ritterspiele, der Stand der H.e gebildet, denen neben jenen älteren Obliegenheiten zugleich die Handhabung des Wappenwesens übertragen war (s. „Heraldik"). Sie hatten bei den Turnieren u. Wettkämpfen die nöthigen Einrichtungen zu treffen, auf Ordnung u. auf Beobachtung der herkömmlichen Regeln u. Gesetze zu sehen, u. nach den von ihnen allmählich festgestellten Regeln entwarfen u. ertheilten sie die Wappen u. verhinderten etwaige Mißbräuche. Sie bildeten eine durch besondere Tracht u. Insignien kenntliche Korporation, deren Haupt der Wappenkönig hieß. Dieser trug als Amtskleid eine Art von Meßgewand od. Ueberwurf, geschmückt mit dem Wappen seines Herrschers, einen scepterähnlichen Stab u. wenigstens bei seiner Einkleidung eine Krone. Die H.e trugen über ihrer weniger kostbaren Kleidung einen jenem Ueberwurf ähnlichen Wappenrock. Außerdem gab es noch sog. Wappenkündiger od. Persevanten (vom frz. poursuivants), die als Lehrlinge od. Gehülfen 7 Jahre dienen mußten, ehe sie H.e wurden; sie trugen sich ähnlich wie die Herolde, aber statt des Scepters einen einfachen Stab. — Die Bedeutung des Wortes H. anlangend, so ist es frühestens seit dem 14. Jahrh. in der deutschen Sprache nachweisbar u. zwar in der Form heralt; es wurde herübergenommen aus dem Französischen (héraut od. herault; ital. araldo, mittellat. haraldus od. heraldus). Gleichwol ist das Wort durchaus deutsch, denn alle roman. Formen gehen zurück auf das althochd. hariowalt, Heerbeamter. Diese Bedeutung mußte also in den früher von Germanen besetzten Ländern noch im Bewußtsein leben, als man seit der Ausbildung der Ritterspiele den Namen H. einem Beamten gab, der über den regelrechten Hergang derselben zu wachen hatte. In Deutschland aber verstand man das Wort schon früh nicht mehr u. suchte es auf mancherlei Art umzudeutschen, z. B. in Ehrenhold. In vielen älteren deutschen Schauspielen tritt der Ehrenhold als Prologsprecher auf.

Herold, Louis Joseph Ferdinand, einer der begabtesten französ. Opernkomponisten der neueren Zeit, geb. 28. Jan. 1791 zu Paris. Nach dem Willen seines Vaters (des 1757 zu Hamburg geb. Musikers Joseph H.) sollte er, trotz seiner unzweideutig sich kundgebenden Anlagen, die Musik nicht zu seinem Lebensberuf wählen u. hatte nur so nebenher in derselben Unterricht. Erst nach dem im J. 1806 erfolgten Tode seines Vaters bestimmte er sich ausschließlich für diese Kunst u. trat ins Pariser Konservatorium, wo er bei Adam, Catel u. Méhul seine Studien machte. 1812 mit dem großen Kompositionspreis bedacht, brachte er drei Jahre in Italien, namentlich in Rom u. Neapel zu, sah auch in letzterer Stadt seine erste Oper — „La Gioventù di Enrico Quinto" — nicht ohne Glück auf dem Theater Del Fondo in Scene gehen. Gegen Ende des J. 1815 nach Paris zurückgekehrt, wurde er daselbst Mitarbeiter Boieldieu's an der Gelegenheitsoper „Charles de France" u. ließ in den nun folgenden Jahren eine Reihe von eigenen Opern aufführen — „La Rosière", „Les Clochettes", „Le Premier venu", „Les Troqueurs", „L'Auteur mort et vivant", „Le Muletier", „Lasthénie", „Le Lapin blanc", „Vendôme en Espagne" (mit Auber gemeinschaftlich komp.) u. „Le Roi René" — die aber alle nur geringen Beifall fanden. Erst die 1826 zuerst gegebene Oper „Marie" brachte ihm einen durchschlagenden Erfolg. Inzwischen hatte er zuerst die Funktion eines Accompagnateurs an der

Italienischen Oper u. dann die eines Oberdirektors an demselben Institut bekleidet; im J. 1827 ging er als sog. Chef de Chant zur Großen Oper über. Mit einer Oper trat er erst im J. 1829 wieder hervor, u. zwar mit der allerliebsten einaktigen „L'Illusion“. Nachdem er im J. 1831 mit der Oper „Emmeline“ kein Glück gehabt hatte, errang er mit dem 1831 aufgeführten „Zampa“ einen großen Triumph, der auch außerhalb Frankreichs lebhaften Wiederhall fand. Bald darauf aber wurde er von einem Brustleiden befallen, u. dieses raffte ihn 18. Jan. 1833 hinweg, da er sich nicht entschließen konnte, Paris u. seine Arbeiten zu verlassen u. in einem milderen Klima Heilung zu suchen. Inmitten seiner Leiden komponirte er noch die kleine Oper „La Médecine sans Médecin“ u. studirte seinen „Pré aux Clercs“ ein; die Nachricht von dem glänzenden Erfolge letzteren Werkes, welches in Frankreich für seine beste Leistung gilt u. bis heute nichts von seiner Anziehungskraft verloren hat, verschönte seine letzten Lebenstage. — Nächst Auber u. Boieldieu ist H. wol der bedeutendste französische Opernkomponist der Neuzeit; zu beklagen ist nur, daß er sein Talent u. seinen Fleiß meist an schlechte Libretti zu verschwenden gezwungen war.

Heron aus Alexandrien, ein in mathematisch mechanischen Wissenschaften ausgezeichneter Gelehrter, lebte um die Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. unter Ptolemäos Philadelphos u. Ptolemäos Euergetes. Wir besitzen von ihm einige Schriften über Druckwerke von der Verfertigung der Automate ꝛc.; andere, auf die Mechanik u. Optik bezügliche Schriften von H. sind verloren gegangen. Er ist der Erfinder des Heronsballs u. Heronsbrunnens (s. d.).

Heronsball u. **Heronsbrunnen** sind ein paar einfache, auf die Wirkung der zusammengepreßten Luft gegründete Apparate zum Heben des Wassers u. anderer Flüssigkeiten. Sie haben ihren Namen von ihrem Erfinder Heron von Alexandrien (s. d.). Der Heronsball läßt sich leicht darstellen, indem man den Kork einer Flasche durchbohrt u. in die Oeffnung ein bis dicht zum Boden reichendes Rohr von Glas od. dergl. fest einfügt. Füllt man die Flasche halb mit Wasser u. verdichtet dann die Luft darin, indem man heftig zum Rohr hineinbläst, so wird die Luft so lange das Wasser in hohem Strahle heraustreiben, bis sie wieder dieselbe Spannung mit der äußeren atmosphärischen Luft hat. Zur Verdichtung der im Heronsball enthaltenen Luft kann man sich auch des Druckes einer Wassersäule bedienen, es entsteht dann der sog. Heronsbrunnen Nr. 3377. Die obere Flasche mit dem Steigungsrohr c ist nichts als der eben beschriebene Heronsball, nur daß noch in eine zweite Durchbohrung des Korkes das nach unten gehende Rohr b eingefügt ist. Es mündet in eine Durchbohrung des Korkes der unteren Flasche. In einer zweiten Durchbohrung dieses Korkes ist das bis nahe zum Boden reichende Trichterrohr a eingefügt. Füllt man Trichterrohr u. Trichter mit Wasser, so wird durch die Wassersäule a die Luft in der unteren Flasche, zugleich aber auch die durch b damit zusammenhängende in der oberen Flasche komprimirt u. dadurch das Wasser aus c emporgetrieben. Eine dem Heronsball ganz analoge Einrichtung ist der Windkessel in den Feuerspritzen (s. d.) u. Druckpumpen.

Nr. 3377. Heronsbrunnen.

Herophilos aus Chalkedon in Bithynien, berühmter griech. Arzt u. Begründer der Anatomie, Schüler des Praxagoras von Kos, lehrte unter Ptolemäos I. in Alexandrien, wo seine zahlreichen Schüler eine eigene Schule, die sogen. empirische, bildeten. Von seinen Schriften (Diätetik, über die Anatomie, über den Puls, über die Heilungen u. a. m., ferner Kommentare zu einigen Schriften des Hippokrates) sind nur Bruchstücke bekannt.

Heros, s. „Heroen“.

Herostrătos, aus Ephesos, steckte in der Absicht, seinen Namen berühmt zu machen, den Artemistempel seiner Vaterstadt in Brand, gerade in der Nacht, in welcher Alexander d. Gr. geboren ward (356 v. Chr.).

Herrad von Landsberg, Aebtissin des Klosters auf dem Odilienberge im Elsaß, gest. 1195, verfaßte unter dem Titel „Hortus deliciarum“ eine Sammlung von allerlei Notizen, welche sie eigenhändig mit zahlreichen, kultur- wie kunsthistorisch höchst merkwürdigen Gemälden auf Pergament schmückte (herausgeg. von Engelhardt, Stuttg. 1818). Leider ging das auf der Straßburger Bibliothek aufbewahrte Original ihres Wertes beim Brande der Bibliothek während des Bombardements von Straßburg im J. 1870 zu Grunde. (Einzelne Abbildungen aus dem „Hortus deliciarum“ s. Bd. III, Tafel LI.)

Herrenbank hieß auf den Landtagen die Bank der Ritterschaft, in den aus gelehrten u. adeligen Räthen zusammengesetzten Gerichten od. Kollegien die Bank der Adeligen. Letztere waren zu den Zeiten des älteren Deutschen Rechtes die alleinigen Richter; erst nach der Annahme des Röm. Rechts in Deutschland stellte sich das Bedürfniß heraus, auch gelehrte Richter zu haben, die aber eine von derjenigen der Adeligen abgesonderte Reihe von Sitzen einnahmen (latus doctorum u. latus nobilium). Auf den Reichstagen war H. gleichbedeutend mit Grafenbank.

Herrenhaus, s. „Zweikammersystem“.

Herrenhausen, ehemaliges Lustschloß der letzten Könige von Hannover, ½ Stunde von der Hauptst. entfernt, hat einen prächtigen Park u. Wasserkünste, ein Mausoleum des Königs Ernst August u. ein von Rauch gearbeitetes Denkmal der Königin Friederike.

herrenlos (lat. res nullius) nennt man eine Sache, die sich in Niemandes Eigenthum befindet, sei es vorübergehend, sei es, weil sie ihrer Beschaffenheit nach nicht geeignet ist, von einem Einzelnen besessen zu werden. Erstere können von Demjenigen, der sie in der Absicht, sie für sich zu haben, in Besitz nimmt, ins Eigenthum erworben werden. Hierher gehören namentlich die wilden Thiere, die bergfreien Metalle, die preisgegebenen Sachen ꝛc. Dagegen sind nicht hierher zu zählen: die verlornen u. gestrandeten Gegenstände. Zwar können auch sie von den Besitzergreifenden ins Eigenthum erworben werden, aber nur unter ganz besonderen Voraussetzungen, zu denen namentlich gehört, daß auf ein- od. mehrmalige Bekanntmachung ein Berechtigter sich nicht meldet. Zu den Sachen, die ihrer natürlichen Beschaffenheit nach nicht angeeignet werden können, zählt man: Luft, die fließende Wasserwelle, das Meer u. die Meeresküsten. Einzelne Theile dieser Gemeingüter (res communes omnium) können allerdings eigenthümlich erworben werden; z. B. Wasser, das aus einem Flusse geschöpft, ein Theil des Meeres, das eingedämmt ist, Gas, das in Röhren od. sonstigen Behältern sich befindet. Besondere Erwähnung verdienen noch die erblosen Verlassenschaften (bona vacantia). Diese kann bei uns nicht mehr, wie im älteren Röm. Rechte, ein Einzelner durch einjährigen Besitz ins Eigenthum erwerben, vielmehr beansprucht sie kraft Privilegs der Staat, jedoch zumeist nach vorgängiger vergeblicher öffentlicher Aufforderung der etwaigen Erben (Ediktalien s. d.).

Herrenwörth, Insel im Chiemsee (Oberbayern) mit Waldung, einer ehemaligen Benediktinerabtei u. einem Gasthause, ist ein beliebter Sommerfrischort.

Herrera, Fernando de, span. Dichter, dem seine Landsleute den Beinamen el divino gaben, geb. 1534 zu Sevilla; trat frühzeitig in den geistlichen Stand, was ihn jedoch nicht hinderte, an eine Dame zarte Liebeselegien zu richten. Er war ein Freund des Cervantes u. des berühmten Malers Pacheco, der nach seinem Tode, der 1597 erfolgte, eine Sammlung seiner Gedichte veranstaltete. H. gehört zu den besten span. Lyrikern, namentlich durch seine 16 Canzonen, von denen die auf den Sieg bei Lepanto u. den Tod König Sebastian's von Portugal Meisterstücke sind. Im Allgemeinen war er Nachahmer u. Bewunderer Garcilaso's de la Vega, zu dessen Gedichten er einen von großer Gelehrsamkeit zeugenden Kommentar (Sevilla 1580) schrieb. Seine Gedichte erschienen von ihm selbst gesammelt als „Algunas obras“ (Sevilla 1582) u. dann vermehrt auf Veranlassung Pacheco's unter dem Titel „Versos de F. de H. etc.“ (Sevilla 1619). Seine Schriften in Prosa sind heute vergessen.

Herrera, Francisco de, el viejo (der Aeltere), Maler u. Kupferstecher der älteren Schule von Sevilla, geb. daselbst 1576, gest. 1656, zeichnete sich in dieser Schule durch Einführung eines kräftigen Kolorits u. kühnen Pinsels u. durch Begründung des Naturalismus aus. Zu seinen Hauptbildern gehören das „Jüngste Gericht“ in der Kirche S. Bernardo zu Sevilla, das „Mannasammeln der Israeliten in der Wüste“, in der Trinidad-Galerie zu Madrid, u. die „heil. Hermenegild“ im Museum zu Sevilla. Seine Geschicklichkeit in der Kupferstecherkunst verleitete ihn zur Falschmünzerei; er wurde verhaftet, aber vom König Philipp IV. begnadigt. — Sein gleichnamiger Sohn, el mozo (der Jüngere), geb. zu Sevilla 1622, gest. 1685, lernte die Malerei unter seinem Vater, war aber auch Baumeister. Nach einem längeren Aufenthalt in Rom kehrte er nach Sevilla zurück, wo er als

zweiter Präsident der Akademie dem Murillo untergeordnet wurde. Dadurch verletzt, ging er nach Madrid, wo er von Philipp IV. zum Hofmaler ernannt wurde.

Herrera y Tordesillas, Antonio de, berühmter span. Geschichtschreiber, geb. zu Cuellar 1549, wurde Sekretär Vespasian's de Gonzaga, eines Bruders des Herzogs von Mantua, der damals Vizekönig von Neapel war. Bei seinem Tode empfahl dieser H. dem Könige Philipp II. von Spanien, der ihn zum Historiographen von Kastilien u. Indien machte, eine Würde, die er auch unter Philipp III. u. Philipp IV. bis zu seinem zu Madrid 25. März 1625 erfolgten Tode inne hatte. Die bedeutendsten seiner sämmtlich in span. Sprache geschriebenen Schriften sind: eine Weltgeschichte während der Regierungszeit Philipp's II. („Historia general del mundo del tiempo del señor rey D. Felipe II. etc.", 3 Bde., Madrid 1601—1612), eine Geschichte Englands u. Schottlands zur Zeit der Maria Stuart („Historia de lo Sucedida en Escocia y Inglaterra etc.", Madr. 1589), eine Geschichte von Portugal („Cinco libros de la Historia de Portugal etc.", Madr. 1591), eine Geschichte der Ligue („Historia de lo Sucedida en Francia etc.", Madr. 1598), eine Geschichte des Aragonischen Aufstandes („Tratado, relacion y discurso de los movimentos de Aragon", Madr. 1614), eine Geschichte von Italien von 1281—1559 („Commentarios de los hechos de los Españoles, Franceses y Venecianos en Italia y de otras republicas etc.", Madr. 1624) u. endlich sein Hauptwerk, eine auf Urkunden gegründete, durch Unparteilichkeit ausgezeichnete u. auch stilistisch werthvolle Geschichte der span. Entdeckungen in Amerika („Historia general de los hechos de los Castellanos en las islas y tierra firma del mar Oceano", Madr. 1601).

Herrich-Schäffer, Gottlieb August, einer der hervorragendsten Entomologen unsrer Zeit, war ein Sohn des Medizinalrathes Dr. Joh. Aug. Herrich u. dessen Gattin Florentine geb. Schäffer, deren Namen er dem väterlichen hinzufügte. In Regensburg 18. Dez. 1799 geb., studirte H.-S. 1817—21 in Würzburg, Heidelberg, Landshut u. Berlin Medizin u. kehrte hierauf in seine Vaterstadt zurück, um zu praktiziren. 1824 ward er Landgerichtsarzt in Vohenstrauß (Oberpfalz), 1828 in Stadtamhof u. 1833 Kreis- u. Stadtgerichtsarzt in Regensburg, wo er 14. April 1874 starb. Neben seinen Berufsgeschäften widmete er sich der Entomologie u. speziell der Schmetterlingskunde. Sein Hauptwerk bildet die „Systematische Bearbeitung der Schmetterlinge von Europa" (Regensb. 1843—55, 6 Bde. gr. 4⁰ mit 636 kolorirten Kupfertafeln u. 36 lithographischen Tafeln). Außerdem sind noch hervorzuheben „Nomenclator entomologicus" (ebd. 1835—40, 2 Thle.), „Synonymia lepidopterorum Europae" (ebd. 1856); „Lepidopterorum exoticorum species novae aut minus cognitae" (Bd. I mit 120 illum. Kupfertafeln u. Bd. II, Heft I, ebd. 1850—69, 4⁰); „Neue Schmetterlinge aus Europa u. den angrenzenden Ländern" (Heft 1—3 mit 26 illum. Kupfertafeln, ebd. 1856—61. 4⁰) u. die Fortsetzung von Panzer's „Fauna insectorum Germaniae" (Heft 111—190, ebd. 1830—44) sowie des von Hahn begonnenen Werkes „Die wanzenartigen Insekten" (Bd. I, II u. Heft 1—4 des III. Bds., Nürnb. 1831—52). Auch gab H.-S. ein „Korrespondenzblatt für Sammler von Insekten" (Regensb. 1860 u. 61) heraus. Im Uebrigen war er Mitbegründer u. Vorstand des Zoologisch-mineralogischen Vereins in Regensburg 1846—71), wie auch langjähriger Direktor der königl. bayer. Botanischen Gesellschaft daselbst u. Mitglied der bayer. Akademie der Wissenschaften.

Herrnhut, Stadt in der sächs. Oberlausitz mit 1092 E. (1871), Hauptort der Brüdergemeinde (s. „Herrnhuter"), ist am Fuße des Hutberges regelmäßig gebaut, freundlich, reinlich u. still, hat ein Brüder- u. Schwesternhaus, eine mit diesem verbundene Erziehungsanstalt u. treibt beträchtlichen Handel mit Kolonialwaaren, Tabak u. Leinwand. H. wurde 1722 vom Grafen Zinzendorf auf dem Grunde seines Gutes Berthelsdorf gegründet (vgl. „Herrnhuter").

Herrnhuter od. Brüdergemeinde. Unter der Führung des mähr. Zimmermanns Christian David kamen im Mai 1722 etliche mähr. Familien, in denen noch von den Zeiten der Böhm.-mähr. Brüder her evangelischer Glaube lebendig war, auf dem Gute Berthelsdorf in der Lausitz an, um durch Vermittelung des Grafen Zinzendorf (s. d.) eine Zuflucht zu finden. Dieser, damals in Dresden abwesend, wollte sie eigentlich nach Ebersdorf im reuß. Voigtland bringen, aber sein Verwalter wies ihnen in der Nähe von Berthelsdorf am Abhang des Hutberges einen Platz zum Anbau an. Am 17. Juni dess. J. begann der Bau des ersten Hauses u. bereits im Okt. ward es bezogen. Diesen ersten Ansiedlern folgten zahlreiche andere, obschon die mähr. Behörden die Auswanderung durch harte Strafen zu hemmen suchten. Nicht minder erhielt die junge Gemeinde aus verschiedenen Theilen Deutschlands Zuwachs von Solchen, die durch den Pietismus Spener's angeregt worden waren. Das Zusammenleben so verschiedener Elemente hatte Anfangs schwere Spaltungen zur Folge, bes. durch den Einfluß eines Rathes Krüger aus Ebersdorf, der sich Zinzendorf u. dessen Pfarrer Rothe feindlich entgegenstellte; dies bewog Zinzendorf, der Gemeinde 12. Mai 1727 bestimmte Statuten zu geben u. 12 Aelteste zu ihrer Leitung wählen zu lassen. Erst dies ist der wahre Anfang der H. als einer „Brüdergemeinde". Eine Woche später wurden durch das Loos (das überhaupt bei den H.n

Nr. 3378. Herrnhut.

eine große Rolle spielt) vier Oberälteste aus den Zwölfen erwählt u. ihnen die geistliche Aufsicht übertragen. Zinzendorf selbst galt als der selbstverständliche Vorsteher der Gemeinde, da er als Ortsherr zugleich die bürgerliche Obrigkeit darstellte. Die Angelegenheiten der Gemeinde wurden von dem „Gemeinderath" aller erwachsenen Männer berathen, der 1729 in einen innern u. äußern getrennt wurde. Kirchenrechtlich galt die Gemeinde als ein Theil der luth. sächs. Landeskirche u. hielt sich daher, was den eigentlichen Gottesdienst betrifft, zu der Kirche in Berthelsdorf, hatte aber daneben zahlreiche besondere Andachten in einem Saale zu Herrnhut. Erst seit 1731 hielt die Gemeinde das Abendmahl alle Monate für sich u. verlegte auch Taufen u. Begräbnisse nach Herrnhut selbst. Schon 1728 wurde ein Anfang mit der Eintheilung in „Chöre" gemacht; d. h. die Kinder, die ledigen Jünglinge u. Mädchen lebten in besonderen Häusern u. Verbänden, freilich zum Nachtheil wahren Familienlebens. Auch nach außen entwickelte die Gemeinde eine fruchtbare Thätigkeit, theils durch sog. Erweckungsreisen einzelner Mitglieder, theils durch die Begründung von Missionsstationen in Westindien (1732) u. Grönland (1733), denen sich bald die nordamerik. anschlossen. Ganze Kolonien wanderten mit Unterstützung der engl. u. dän. Regierung dorthin aus u. errangen große Erfolge. Der erste Schritt zur Erweiterung der Gemeinde zu einer „Brüderkirche" war die 1735 von Bischof Jablonsky in Berlin vollzogene Weihe David Nitschmann's zum Bischof der H., zunächst allerdings nur für die überseeischen Missionen. Unterdeß aber zog sich das Wetter der Verfolgung über ihr zusammen. Trotz eines günstigen Gutachtens der theolog. Fakultät zu Tübingen (1733) erlangte der Haß der hallischen Pietisten u. der sächs. Orthodoxen von Kurfürst August III. 1736 die ungerechte Verbannung Zinzendorf's

aus Sachsen. Er ging nach Frankfurt u. begründete auf dem Gebiete der Grafen von Isenburg neue Gemeinden, die auch von Herrnhut aus Zuwachs erhielten; so bes. die „Pilgergemeinde" auf der Ronneburg in der Wetterau. Von hier unternahm er eine Reise in die russ. Ostseeprovinzen u. verschaffte auch hier der Brüdergemeinde Eingang. Auf der Rückreise gewann er Friedrich Wilhelm I. von Preußen willig für seine Ideen. Er ließ sich auf den Rath des Königs 1737 selbst von Jablonsky zum Bischof weihen, u. zwar nun auch für den deutschen Theil der „mährischen" Gemeinde. Damit war die Lostrennung derselben von der Landeskirche endgiltig ausgesprochen. Zinzendorf wirkte nun für die Ausbreitung der Gemeinde nach einander in Berlin (1738), wo er durch seine berühmten „Berliner Reden" eine große Menge von Zuhörern anzog, dann in der Wetterau, wo unterdeß das Schloß Marienborn der Hauptsitz der Pilgergemeinde geworden war, u. sogar auf der Insel St. Thomas in Westindien. Den Mittelpunkt des Ganzen bildeten seit 1739 die „Synoden"; die erste ward in diesem Jahre zu Ebersdorf gehalten. Das eigentliche Regiment lag noch in den Händen des „Generalältesten" (damals Leonhard Dober); als dieser immer dringender um Entlassung bat u. auch Zinzendorf sein Bischofsamt niederlegte, um nach Amerika zu gehen, beschloß man auf der Generalkonferenz zu London 16. Sept. 1741, „dem Heiland selbst das Aeltestenamt zu übertragen", in dessen Namen 12 durchs Loos bestimmte Aelteste als „Generalkonferenz" die Gemeinde verwalten sollten. Der Tag der Verkündigung dieses Beschlusses (13. Nov.) ist bis heute ein Hauptfesttag der Gemeinde geblieben. Denn an ihn knüpft sich die herrnhutische Idee eines „Spezialbundes des Heilandes" mit der Brüdergemeinde.

Ein wichtiger Umschwung trat ein, als 1742 die Brüder von Friedrich II. von Preußen eine Generalkonzession zu Kolonien in Preußen erhielten, unter ausdrücklicher Anerkennung der Selbständigkeit der mähr. Kirche. Dasselbe geschah auch in der Wetterau. Aber Zinzendorf kehrte auf die Kunde davon 1743 schleunig aus Amerika zurück u. entlud auf der Synode zu Hirschberg seinen Zorn über die angebliche Verweltlichung der Gemeinde, die er mehr als eine Art unsichtbarer Kirche innerhalb der Landeskirchen haben wollte. Die Generalkonferenz hob er auf, entsetzte den Bischof Johann Nitschmann seines Amtes u. stand nun eine Zeit lang als Alleinherrscher da. Dieses Auftreten steht im Zusammenhang mit der nervösen Gereiztheit u. phantastischen Ueberspannung, die er von seiner amerik. Reise zurückgebracht hatte. Er selbst gab damals das Beispiel zu dem läppischen Spiel mit Worten und Gefühlen, das geradezu ins Unziemliche ausschlug, wie z. B. die Bezeichnung der Dreieinigkeit als „Papa", „Mama" u. „Bruder Lämmlein" u. Aehnliches. Diese ganze Periode von 1743–50 bezeichnet die Brüdergemeinde selbst als ihre „Sichtungszeit". War doch selbst äußerlich Entartung eingerissen u. Luxus u. Müßiggang an die Stelle der alten Einfachheit u. des Fleißes getreten. Zum Glück war diese Zeit der Schwärmerei nur eine vorübergehende Krankheit; der Ruin der Gemeinden in der Wetterau (1750), die zur Auswanderung gezwungen wurden, führte die andern zur Nüchternheit zurück. Seit der Konferenz zu London 1749 war der Name „Brüderunität" aufgekommen; infolge der Anerkennung derselben durch das engl. Parlament verlegte Zinzendorf die Leitung nach London. Der infolge früherer Verschwendung drohende Bankerott der Unität nöthigte zur Einführung einer geordneten Verwaltung u. zur Ausschreibung einer allgemeinen Steuer. Dies Alles führte von selbst zu dem Verlangen nach einer ordentlichen Verfassung. Zu einer solchen aber kam es erst nach dem am 9. Mai 1760 zu Herrnhut erfolgten Tode Zinzendorf's. In seinen Wirkungskreis trat jetzt der edle u. bedeutende August Gottl. Spangenberg, gleichsam der zweite Gründer der Brüdergemeinde. Er erschien im Nov. 1762 aus Amerika in Herrnhut, u. unter seiner Führung vollzog sich allmählich das Verfassungswerk auf den drei Synoden von 1764, 1769 u. 1775. Auf der ersten zu Marienborn von 1764 erklärte sich die Brüderunität für eine theokratische Republik, die sich in einer auf Urwahlen beruhenden Synode darstellt. Zwischen den Synoden führt ein von ihnen erwähltes Unitätsdirektorium von 9 Mitgliedern die Verwaltung; die Synode von 1769 setzte größere Selbständigkeit u. eignen Besitz der einzelnen Gemeinden fest. Die Synode zu Barby endlich (1775) bewirkte wieder eine straffere Organisation unter der Leitung der „Unitätsältestenkonferenz". Auf dieser Grundlage hat sich seitdem die Gemeinde still u. friedlich entwickelt u. in verschiedenen Ländern großen Segen gestiftet. Wichtigere Ereignisse sind nur die Verfassung eines neuen Gesangbuchs durch Christian Gregor 1778 u. einer populären Glaubenslehre in demselben Jahre durch Spangenberg (der sog. „Idea fidei fratrum"). Ein eigentliches „Bekenntniß" hat die Gemeinde nicht u. verträgt daher ebenso Lutheraner wie Reformirte in ihrer Mitte. Der Hauptnachdruck liegt auf dem Bewußtsein der Versöhnung mit Gott durch den Tod Jesu u. einem entsprechenden Leben in der Gnade, aber ohne das ängstlich pietistische Wesen des sog. Methodismus. In diesem Geiste ist auch der Katechismus Samuel Lieberkühn's verfaßt, der 1823 u. 1860 neu herausgegeben wurde. Für das wissenschaftliche Bedürfniß wurde frühzeitig durch Begründung eines Pädagogiums (jetzt in Niesky) u. eines theolog. Seminars gesorgt, das sich seit 1789 gleichfalls in Niesky befand, seit 1818 zu Gnadenfeld in Oberschlesien.

Der gegenwärtige Bestand der Brüdergemeinde ist folgender: sie zerfällt in drei Provinzen: 1) Die europ.-festländische mit 20 Gemeinden an 15 Orten, zusammen etwa 7000 Mitgliedern; sie zählt 12 Erziehungsinstitute für Knaben, 15 für Mädchen, mit zusammen etwa 1000 Zöglingen. 2) Die brit. Provinz mit 5000 Seelen in 36 Gemeinden u. mit 10 Erziehungsanstalten. 3) Die nordamerik. Provinz mit etwa 9000 Seelen in 33 Gemeinden. Zusammen also ungefähr 21,000 eigentliche Glieder der Unität. Dazu kommen aber 82 Missionsstationen mit 171 Missionaren in Grönland, Labrador, unter den Indianern von Nordamerika, denen von Westindien, der Moskitoküste, Surinam, unter den Hottentotten u. Kaffern, den Papuas in Neuholland u. auf Westhimalaja in Ostindien. Alle diese Stationen haben etwa 80,000 Eingeborne in Pflege. Eine etwas veränderte Ordnung der drei Provinzen wurde auf der Synode von 1857 festgestellt. Die Aeltestenkonferenz (12 Mitglieder) hat ihren Sitz jetzt in Berthelsdorf bei Herrnhut. — Vergl. Burkhardt in Herzog's theolog. „Realencyklopädie".

Nr. 3379. Friedrich Wilhelm Herschel (geb. 15. Nov. 1738, gest. 25. Aug. 1822).

Herschel, Friedrich Wilhelm, einer der berühmtesten Astronomen infolge seiner theils auf die Anfertigung von Teleskopen, theils auf die Durchforschung des Sternenhimmels gerichteten höchst erfolgreichen Thätigkeit, war der Urenkel des Abraham H., der wegen seiner Neigung zum Protestantismus aus Mähren vertrieben wurde; der Großvater, Isaak H., war ein Gutspachter bei Leipzig; der Vater, Jakob H., hatte sich der Musik gewidmet u. war nach Hannover übergesiedelt. Hier 15. Nov. 1738 geb. u. gleichfalls zum Musiker bestimmt, wurde Friedr. Wilh. H. in seinem 14. J. Hautboist beim Militär, ging aber 1757 mit dem ältesten seiner 5 Brüder, Jakob H., dem Direktor eines Regimentsmusikchors, nach England, wo ihm der Graf von Darlington die Einrichtung u. Einübung einer Kapelle übertrug. Nachher eine Zeit lang als Musiklehrer in Leeds lebend, erhielt er eine Organistenstelle in Halifax u. wurde 1766 Musikdirektor in Bath. Einer inneren Neigung folgend benutzte H. die Zeit, welche ihm sein Beruf übrig ließ, zu mathematischen Studien u. zur Erlernung der alten Sprachen. Die ersteren weckten auch bald den Eifer für die Astronomie in ihm, u. nicht vermögend genug, sich ein Fernrohr zu kaufen, versuchte er selbst den Bau eines solchen. Wirklich brachte er 1774 ein 5 Fuß langes Spiegelteleskop zu Stande, mit dem er den Ring des Saturn u. die Jupitertrabanten beobachten konnte. Dadurch ermuthigt, setzte H. die Anfertigung solcher Fernrohre mit solchem Fleiße fort, daß er im Ganzen 200 siebenfüßige, 150 zehnfüßige, 80 zwanzigfüßige, u. 1785 sogar ein vierzigfüßiges sog.

Riesenteleskop hergestellt hat. Mit den durch ihn vervollkommneten Instrumenten, bei deren Bau er übrigens in seinem Bruder Alexander eine tüchtige Hülfe fand, gelang es H., eine Reihe großartiger u. merkwürdiger Entdeckungen zu machen; so 13. März 1781 den von ihm „Georgsgestirn“ genannten Planeten Uranus u. 1787, 1790 u. 1794 sechs Monde desselben, ferner zwei Monde des Saturn, die diesem am nächsten sind; er fand, daß der ganz anders als alle anderen Planeten gestaltete Saturn sich um eine senkrecht auf seiner Bahn stehende Axe dreht, endlich auch eine größere Anzahl von Doppelsternen od. Fixsternsystemen. Zu diesen u. anderen Entdeckungen kam, daß H. die Höhe der Mondgebirge berechnete, die Abplattung des Mars maß, die Rotation des Saturn fand u. die Gestalt seines Ringes genauer ermittelte, die Abstände der Doppelsterne u. die dabei vorkommenden Veränderungen angab, das Wesen der Nebelsterne ergründete, in dem Schimmer der Milchstraße eine Zusammenwirkung von Fixsternen erkannte, deren Zahl er durch Rechnung auf 18 Millionen brachte, u. eine erst jetzt verlassene Theorie der Sonne gab. König Georg III. erwies sich nach der Entdeckung des „Georgsgestirns“ durch H. dem großen Manne dankbar, indem er ihm einen ansehnlichen Jahrgehalt u. Wohnung gewährte, erst in Clay-Hall, dann in Slough bei Windsor. Auf letzterem Landsitze lebte H. mit astronomischen Arbeiten beschäftigt bis zu seinem Tode 25. Aug. 1822. Begraben ward er zu Upton in Berkshire. Die meisten seiner Arbeiten sind in den „Philosophical transactions“ enthalten. — Karoline Lucretia H., Schwester des Vorigen, geb. zu Hannover 16. März 1750, ward ihrem berühmten Bruder eine vortreffliche u. treue Gehülfin bei seinen Beobachtungen u. Berechnungen, entdeckte selbst 6 Kometen u. veröffentlichte außer mehreren Abhandlungen in den „Philosophical transactions“ einen „Catalogue of stars“ (Lond. 1798). Nach des Bruders Tode kehrte sie nach Hannover zurück, wo sie, fast 98 Jahre alt, 9. Jan. 1848 starb.

Herschel, John Frederick William, Baronet, einziger Sohn des Friedrich Wilhelm H. u. dessen würdiger Nachfolger auf dem Gebiete der Astronomie, geb. zu Slough bei Windsor 7. März 1792, besuchte die Universität in Cambridge u. wurde schon 1813 Mitglied der Royal Society u. der Royal Astronomical Society. Bis zum Tode seines Vaters hauptsächlich mit Mathematik u. theoretischer Physik beschäftigt, begann er dann mit dessen vorzüglichen Instrumenten eine Reihe von Beobachtungen am Fixsternhimmel. Theils allein, theils mit Sir James South, wiederholte er zunächst die Beobachtung der schon von seinem Vater beobachteten Doppelsterne, Nebelflecke u. Sternhaufen u. konnte, hinsichtlich der letzteren beiden, den 2306 Beobachtungen desselben 525 neue hinzufügen. Der 1833 von ihm in den „Philos. transact.“ gegebene Katalog von Nebelflecken u. Sternhaufen war damals der umfangreichste. Für die Beobachtung von 3346 Doppelsternen aller Klassen u. Helligkeiten hatte er schon 1826 die goldne Medaille der Astronomical Society erhalten. Um die genannten Beobachtungen über den ganzen Himmel auszudehnen, ging H. im Febr. 1833 mit einem 20füßigen Spiegelteleskop auf eigene Kosten nach dem Kap der Guten Hoffnung, wo er bis Mai 1838 außer den schon früher bekannten noch 2103 neue Doppelsterne u. fast eben so viel Nebelflecke u. Sternhaufen beobachtete. Die „Results of astronomical observations made at the Cape of Good Hope“ (Lond. 1847) sind Früchte dieser Reise. Bei seiner Rückkehr mit großen Ehren empfangen, ward er bei der Krönungsfeier der Königin Viktoria 1838 zum Baronet erhoben, 1839 Ehrendoktor der Rechte in Oxford, 1842 Lordrektor der Universität in Aberdeen, 1848 Präsident der Astronomical Society u. im Dez. 1850 Direktor des königl. Münzwesens, was er bis Febr. 1855 blieb. Auch war H. Mitglied fast aller Akademien u. gelehrten Gesellschaften u. — eine seltene Auszeichnung — Ritter der Friedensklasse des preuß. Ordens pour le mérite. 1864 erschien von ihm eine neue Ausgabe seines Katalogs der Nebelflecke u. Sternhaufen, die 5079 dergleichen enthält. Populär behandelte er die Astronomie in „A Treatise of astronomy“ (Lond. 1833; deutsch von Michaelis, Lpz. 1837) u. in den „Outlines of astronomy“ (Lond. 1849, 8. Aufl. 1866). Eine große Anzahl anderer Abhandlungen erschienen in den „Philosophical transactions“ u. anderen Zeitschriften. Bemerkenswerth darunter sind die über zwei Methoden zur Bestimmung von Doppelsternbahnen, dann seine „Theory of light“ (deutsch von Schmidt, Stuttg. 1831), seine Arbeiten über Polarisation des Lichtes 2c. Außerdem schrieb H. „A preliminary discourse on the study of natural philosophy“ (dtsch., Lpz. 1836), übersetzte die „Iliade“ u. einige Theile der „Göttlichen Komödie“ ins Englische u. verfaßte eine Biographie seines Freundes, des Astronomen Baily („Memoir of Francis Baily“, Lond. 1845). Auch machte er sich um die Meteorologie verdient, indem er an verschiedenen Orten in Südafrika meteorol. Stationen ins Leben rief. Endlich arbeitete er in Verbindung mit einigen anderen Gelehrten ein „Manual of scientific enquiry“ (Lond. 1849) zum Gebrauche der Marineoffiziere aus.

Nr. 3380. John Frederick William Herschel (geb. 7. März 1792, gest. 11. Mai 1871).

H., der sich 1829 mit Margarethe Brodie, einer Tochter des Rev. Alex. Stewart, verheirathet hatte u. durch diese Vater von 9 Töchtern u. 3 Söhnen geworden war, starb zu Collingwood bei Hawkhurst 11. Mai 1871 u. wurde in der Westminsterabtei, nicht weit von der Gruft Isaak Newton's, beigesetzt. Seine Titel gingen auf William James H. (geb. 1833) über, der in den indischen Kolonien dient. Sein jüngster Sohn ist gleichfalls dort Ingenieur-Offizier.

Hersfeld, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Kassel mit 6434 E. (1871), am linken Ufer der Fulda, hat bedeutende Tuchmanufaktur, Färberei, Gerberei u. Baumwollenspinnerei, ein Gymnasium, eine Realschule, eine schöne Pfarrkirche u. eine großartige Ruine der im 12. Jahrh. erbauten u. 1761 niedergebrannten Stiftskirche. Die ehemalige Benediktinerabtei H., 737 von Pipin gestiftet, war unter den Karolingern schon durch ihre Klosterschule berühmt, vorzüglich unter dem heil. Lullus (769 Abt von H.), u. fiel 1648 an Hessen-Kassel, dessen Landgraf schon 1606 weltlicher Administrator des Stiftes geworden war.

Hertha, s. „Nerthus“.

Hertz, Henrik, einer der bedeutendsten neuern dän. Dichter, geb. 25. Aug. 1798 zu Kopenhagen von jüd. Eltern, aber im J. 1832 zum Protestantismus übergetreten; er versuchte sich schon sehr früh als Dichter u. erwarb sich durch seine zahlreichen Werke solche Popularität, daß ihm der Reichstag im J. 1851 eine lebenslängliche Pension aussetzte. Seine Dichtungen bewegen sich so ziemlich auf allen Gebieten der Poesie. Wir haben von ihm ein Epos „Tyrfing“ (Kopenh. 1849), ein Lehrgedicht „Nature og Kunsten“ (1832), humoristische Geisterbriefe eines Verstorbenen, gegen Winkelliteratur u. Dichter- u. Schriftstellercoterien gerichtet (Kopenh. 1830, 1831), u. treffliche lyrische Gedichte, allein seinen Hauptruf verdankt H. seinen dramatischen Arbeiten: „König René's Tochter“ („Kong René's Datter“, Kopenh. 1845, deutsch Oldenb. 1846 u. öfter) u. der Tragödie „Svend Durings Huus“ (Kopenh. 1837, deutsch Hamb. 1839), welche noch höher steht als das erstgenannte. Die Schauspiele „Svane hammen“ (ebd. 1841),

„Ninon" (1848) u. „Valdemar Attendag" (1848) haben dagegen wenig Erfolg gehabt. Als Lustspieldichter trat er ebenfalls mit Glück auf in „Herr Burckhardt og hans Fanulie", „Flyttedagen", „Amors Geniestreger", „Scheikh Hassan", „Den eneste Feil" ꝛc., auch versuchte er sich im Vaudeville u. im satirischen Tendenzroman („Stimmungen u. Zustände", „Stemminger og Tilstande", Kopenh. 1837). In den letzten Jahren vor seinem Tode, der den 25. Febr. 1870 erfolgte, hat H. fast nichts mehr veröffentlicht.

Hertz, Wilhelm, einer der talentvollsten unter den jüngeren deutschen Dichtern, wurde 24. Sept. 1835 zu Stuttgart geb., studirte 1855—58 in Tübingen Philosophie u. Sprachwissenschaft, siedelte nach München über u. war hier Mitglied des damals in hoher Blüte stehenden Münchener Dichterkreises, der sich das „Krokodil" nannte. Bei der Mobilmachung des J. 1859 trat H. als Leutnant in die württemb. Armee, begab sich nach der Abrüstung auf Reisen durch England, Schottland, Frankreich u. Italien u. habilitirte sich nach seiner Rückkehr im J. 1862 in München für das Fach der german. Alterthumskunde. Seit 1869 wirkt er als Professor der allgemeinen u. deutschen Literaturgeschichte an der polytechnischen Hochschule in München. — H. trat zuerst mit einer Sammlung lyrischer „Gedichte" (Hamb. 1859) auf, welche durch ihre hohe Formvollendung u. edle Sprache Aufsehen erregten, selbst da, wo man das starke Hervortreten sinnlicher Elemente in den Gedichten tadelte. Mit seinem zweiten Werke steht H. bereits auf dem Felde, welches er seither mit Vorliebe kultivirt u. auf dem er seine größten Erfolge errungen hat, nämlich der Nachbildung u. poetischen Neugestaltung alter Sagenstoffe. Seine hierher gehörigen epischen Dichtungen: „Lanzelot u. Ginevra" (Hamb. 1860), treffliche engl. Uebersetzung von Charles Bruce, Lond. 1865), „Hugdieterich's Brautfahrt" (zuerst in dem von Geibel herausgeg. „Münchener Dichterbuch", Stuttg. 1862; Separatabdruck Stuttg. 1863; Prachtausgabe, illustr. von A. v. Werner, Stuttg. 1871) u. „Heinrich von Schwaben" (Stuttg. 1867) zeichnen sich neben gründlicher Sagenkenntniß durch feinen Takt in der Nachbildung der alten Sprache, meisterhafte Beherrschung der Form u. große Wahrheit der psychologischen Motivirung aus, in letzterer Beziehung weit über ihren Vorbildern stehend, in denen eine Schilderung der Seelenzustände in der Regel kaum versucht wird. Den genannten Werken stofflich nahe verwandt sind H.'s übrige Schriften. Wir besitzen von ihm treffliche Uebersetzungen altfranz. Dichtungen: „Das Rolandslied" (Stuttg. 1861), „Marie de France. Poetische Erzählungen nach altbretonischen Liebessagen ꝛc." (ebd. 1862) u. „Aucassin u. Nicolette. Altfranz. Roman aus dem 13. Jahrh." (Wien 1865), in denen sich die philologische Treue des Uebersetzers auf das Glücklichste mit dem feinen Verständniß des kongenialen Dichters verbinden, u. zwei werthvolle sagengeschichtliche Untersuchungen: „Der Werwolf" (Stuttg. 1862) u. „Deutsche Sage im Elsaß" (ebd. 1872).

Heruler, eine germanische Völkerschaft, die ursprünglich wol an der Südwestküste der Ostsee ansässig war, wo sich H. noch im 4. Jahrh. n. Chr. finden. Ein Theil des Volkes erscheint aber zu dieser Zeit am Asow'schen Meere; von Gothen u. Hunnen gedrängt, zog er später nach der untern Donau u. wurde dann von den Hunnen abhängig, machte sich jedoch nach Attila's Tode wieder frei. Unter ihrem König Rudolph geriethen diese H. in Krieg mit den Langobarden (494), in welchem Rudolph selbst fiel, u. zogen darauf über die Donau in das oström. Gebiet, wo Kaiser Anastasius ihnen als abhängigen Bundesgenossen Aufnahme gewährte. In den Kriegen des Kaisers Justinian, unter welchem die H. das Christenthum annahmen, leisteten sie vielfach Kriegsdienste als Soldtruppen; nach dieser Zeit aber verschwindet der Name der H. aus der Geschichte.

Herveyinseln od. Cooks Archipel, eine Gruppe von 9 Inseln u. mehreren Riffs zwischen 18 u. 22° südl. Br. u. 157 u. 165° westl. von Greenwich im Großen Ozean gelegen; sie gehören zu den Austral sporaden, sind 1773 u. 1777 von Cook entdeckt u. nach einem Schiffskapitän benannt worden und haben eine Bevölkerung von ungefähr 9600 E. auf einem Flächenraum von 14,4 □M. Die Inseln sind Korallenbildungen; die größte von ihnen, Karotonga, welche von 3500 E. bewohnt wird, besteht aus einem von Korallenbänken umgebenen Vulkan; nach dieser sind Mangaia (2237 E.) u. Aitutaki (2000 E.) am stärksten bevölkert. Die Bewohner, welche vor 50 Jahren Menschenfresser waren, jetzt aber durch die Missionäre zum größten Theile dem Christenthum gewonnen sind, gehören dem Stamme der Samoer an.

Herwarth v. Bittenfeld, Karl Eberhard, preuß. Feldmarschall, stammt aus dem altadeligen, in Süddeutschland angesessenen Geschlecht Derer v. Herwart od. Hoerwarth, dessen kathol. Zweig die H. v. Hohenburg in Württemberg sind; sein Großvater trat in preuß. Dienste u. fiel als Regimentskommandant bei Kollin; sein Vater Johann Eberhard Ernst **H. v. B.** (geb. 7. Dez. 1753) starb als preuß. Generalmajor 27. Jan. 1833 zu Berlin. Geb. 4. Sept. 1796 zu Großwerther im Kreise Nordhausen (Prov. Sachsen), trat H. v. B. 1811 in das damalige Normalinfanteriebataillon ein, nahm mit Auszeichnung an den Befreiungskriegen u. insbes. am Sturm auf den Montmartre Theil, erhielt 1825 als Major den Befehl über das 1. Garderegiment, das er bis 1850 führte, um dann das Kommando

Nr. 3381. Karl Eberhard Herwarth v. Bittenfeld (geb. 4. Sept. 1796).

über die 16. Infanteriebrigade, hierauf über die kombinirte Brigade der Division Bonin u. im März 1852 als Generalmajor den Oberbefehl über die preuß. Truppen in Frankfurt a. M. zu erhalten. 1854 wurde er Kommandant der Bundesfestung Mainz, 1856 Generalleutnant u. Kommandeur der 7. Division in Magdeburg, 1860 Befehlshaber des 7. (westf.) Armeecorps, u. rückte 1863 zum General der Infanterie auf, als welcher er 1864 im Kriege gegen Dänemark unter dem Oberfehle des Prinzen Friedrich Karl die preuß. Truppen führte u. insbes. 29. Juni den denkwürdigen Uebergang nach der Insel Alsen leitete. Nach dem Wiener Frieden zunächst mit dem Oberkommando in den Elbherzogthümern betraut, erhielt H. v. B. 1865 das 8. Corps in Koblenz u. wurde bei Ausbruch des Krieges von 1866 Befehlshaber der Elbarmee. Er führte diese durch Sachsen nach Böhmen, siegte mit ihr bei Hühnerwasser u. bei Münchengrätz u. betheiligte sich auch mit ihr erfolgreich an der Schlacht bei Königgrätz (3. Juli). Nach dem Frieden wieder in seine vorige Stellung nach Koblenz zurückgekehrt, erhielt er im Juni 1870 den damals voraussichtlich wichtigen Posten eines Generalgouverneurs am Rhein u. in sämmtlichen westl. Provinzen; doch nahmen die Kriegsereignisse einen solchen Verlauf, daß er eine militärische Thätigkeit zu entwickeln keine Gelegenheit fand. 1871 erfolgte die Versetzung des verdienten Heerführers zu den „Offizieren von der Armee" unter Erhebung zum Generalfeldmarschall. Hans **H. v. B.,** Bruder des Vorigen, geb. 12. Jan. 1800, diente in der preuß. Garde, wurde 1856 General, dann Inspekteur der Besatzungen von Mainz u. Rastatt, 1864 Gouverneur von Magdeburg, 1866 Militärgouverneur der Provinz Sachsen, u. lebt jetzt in Berlin. — Friedrich Adrian **H. v. B.,** ein Verwandter der beiden Vorigen, geb. 13. April 1800, diente

gleichfalls in der preuß. Garde, rückte 1858 zum General auf, als welcher er an der Spitze der 4. Infanteriedivision den Feldzug in Böhmen mitmachte, ward 1867 Gouverneur von Königsberg u. lebt jetzt in Merseburg.

Herwegh, Georg, deutscher Dichter, einst als Lyriker der Revolution maßlos gefeiert, jetzt ziemlich vergessen, ward 31. Mai 1817 zu Stuttgart geb., bezog nach Vollendung seiner Gymnasialstudien das protestantisch-theologische Stift in Tübingen, gab aber bald das Studium der Theologie auf u. ging nach Stuttgart zurück, wo er Mitarbeiter an der Lewald'schen „Europa" wurde. Nachdem er kurze Zeit zu Emmishofen an der von Wirth herausgegebenen „Volkshalle" betheiligt gewesen war, siedelte er nach Zürich über, wo er durch seine politisch-revolutionären „Gedichte eines Lebendigen" (Zürich u. Winterthur 1841, 9. Aufl. 1871) das größte Aufsehen erregte.

Nr. 3382. Georg Herwegh (geb. 31. Mai 1817).

Auch in Zürich blieb er nicht lange: er ging nach Paris u. machte von dort aus 1842 eine Reise durch Deutschland, wo er überall mit Jubel begrüßt wurde. Da aber das preuß. Ministerium die von ihm beabsichtigte Herausgabe einer Zeitschrift nicht erlaubte, richtete er einen alsbald auch veröffentlichten Brief an den König, worin er diesen mit Vorwürfen überhäufte. Deshalb aus Preußen ausgewiesen, ging H. wieder nach der Schweiz, wo er das Bürgerrecht erwarb u. sich mit der Tochter eines reichen jüd. Kaufmanns in Berlin verheirathete, bereiste dann Südfrankreich u. Italien u. ließ sich hierauf in Paris nieder. Der daselbst von ihm herausgegebene 2. Band der „Gedichte eines Lebendigen" (Zürich u. Winterth. 1844) stand bei weitem nicht auf der Höhe des 1. Bandes u. hatte wenig Erfolg. Auch auf einem andern Felde sollte er keine Lorbern ernten: sehr zur Unzeit fiel er im April 1848 mit einer Schar deutscher u. franz. Arbeiter in Baden ein, wurde aber am 27. April bei Schopfheim von württemb. Truppen geschlagen u. flüchtete sich unter Umständen, die dem Inhalte seiner Lieder wenig entsprachen, abermals nach der Schweiz. Später hielt er sich in Südfrankreich u. London auf, gegenwärtig lebt er in Berlin. Den enthusiastischen Beifall, den seiner Zeit H.'s Gedichte fanden, verdanken diese weniger ihrem poetischen Gehalte als vielmehr dem Umstande, daß H. den Stimmungen, Wünschen u. Bestrebungen des Augenblicks einen kräftigen, blitzartig zündenden Ausdruck zu geben wußte. Nicht ohne Geschick hat übrigens H. auch Lamartine's Werke übersetzt (Stuttg. 1839—40, 5 Bde.; der 6. Bd. ist von Gustav Diezel).

Herz, der Centraltheil des Blutgefäßsystems, der durch rhythmische Zusammenziehungen u. Erschlaffungen seiner Wände den Blutlauf regelt, ist ein in der linken Brusthöhle etwas schräg lagernder, länglichrunder Hohlmuskel, umschlossen von einem serösen Sacke, dem dünnhäutigen Herzbeutel (Pericardium), u. innen ausgekleidet von einer elastischen Haut (Endocardium). Durch eine Längsscheidewand ist es in eine rechte u. linke Hälfte geschieden, von denen die erstere venöses (dunkles), die letztere arterielles (hellrothes) Blut führt. Jede Hälfte, sowol die venöse (das „venöse od. Lungenherz") wie die arterielle (das „arterielle od. Körperherz") wird durch eine Querscheidewand in eine obere Abtheilung (Vorhof, Vorkammer, Atrium) u. in eine untere Abtheilung (Kammer, Ventrikel) geschieden. Herzkammer u. Vorhof jeder Seite stehen durch eine Oeffnung in der Querscheidewand mit einander in Verbindung, u. ebenso haben Vorhöfe wie Kammern Einmündungsstellen (Ostien) der Hauptstämme des Gefäßsystems. Alle diese Oeffnungen aber sind mit dünnhäutigen Klappenvorrichtungen (Herzklappen) versehen, um den Blutstrom nur in einer Richtung durchzulassen (s. „Kreislauf"). Verengerungen („Stenose") der Ostien, od. Defekte an den Klappen (Insufficienz) veranlassen Kreislaufsstörungen u. schlimme Krankheitserscheinungen. Sie gehören mit anderen Anomalien, wie Erweiterung der Höhlen, Hypertrophie od. Verfettung des Herzfleisches, zu den Herzfehlern. Die Bewegungen des Herzens (Herzthätigkeit) erfolgen in der Weise, daß, nachdem beide Vorkammern sich zusammengezogen, sich gleichzeitig beide Kammern zusammenziehen (Systole), wodurch das kürzer u. kugeliger gewordene H. mit seiner Vorderfläche u. Spitze an die Brustwand, zwischen der 5. u. 6. Rippe, zwischen der linken Brustwarze u. der Magengrube schlägt (Herzschlag, Herzstoß, Herzpochen, Herzklopfen), das Blut aber aus dem Herzen in die Pulsadern gedrängt wird, dergestalt, daß aus der rechten Kammer das in ihr enthaltene Venenblut in die Lungenarterien, aus der linken Kammer das aus den Lungen zurückgekehrte Arterienblut in die Aorta strömt. Dieser Zusammenziehung folgt eine Erschlaffung u. Ausdehnung (Diastole), wobei das Blut durch die Vorkammern in die Herzkammern strömt. Die Zahl der Herzschläge, deren gewöhnlich 4 auf einen Athemzug kommen, beträgt beim Erwachsenen in der Minute 60—80, bei Kindern 90—140. Beim Anlegen des Ohres auf die Brust (od. mittels eines Hörrohrs od. Stethoskopes) vernimmt man die beiden (eigentlich 2 mal je 2) Herztöne, welche den Zusammenziehungen u. Erschlaffungen der Kammern entsprechen u. durch Anprallen des Blutes an die gespannten Herzklappen entstehen. Klappenfehler machen sich durch blasende, kratzende u. andere Geräusche kenntlich. Durch methodisches Behorchen des H.s (Auskultation) ist der Arzt überhaupt im Stande, die Beschaffenheit des H.s zu erkennen. Die rhythmische Bewegung des H.s steht unter Einfluß des Nervensystems, u. zwar hat das H. ihm eigene, im Herzfleisch lagernde, nervöse Centralorgane (Herzganglien), von welchen die Herznervenfasern abgehen u. welche seine Bewegung anregen u. reguliren, so daß auch ein ausgeschnittenes, von der Verbindung mit Hirn u. Rückenmark getrenntes H. noch eine Zeit lang, bei niederen Wirbelthieren sogar tagelang fortschlägt. Während aber die Zusammenziehungen des H.s durch die von den Herzganglien auf die mit ihnen in Verbindung stehenden Herznervenfasern übertragenen Bewegungsreize veranlaßt werden, erlangen diese Zusammenziehungen eine rhythmische Folge durch fortgesetzte Widerstände, die ihnen vom verlängerten Marke aus — durch Fasern des 10. Hirnnervenpaares (Vagus), den man deshalb „Hemmungsnerv" nennt — bereitet werden. Es treten schließlich auch durch den Sympathikus Fasern — ebenfalls vom verlängerten Marke aus — zum H.n, die aber die Herzthätigkeit nicht hemmen, sondern erhöhen (excitirende Nerven). Durch diese komplizirte Nervenbeziehung (Innervation) des H.s wird es herbeigeführt, daß die verschiedensten Vorgänge, in den verschiedensten Theilen des Körpers sowol wie in Gemüthsbewegungen, sich in Abänderungen des Herzschlages wiederspiegeln, so daß man schon vor Alters das H. zum Mittelpunkte des Lebens, zum Sitze des Gemüthslebens gemacht hat, u. auch sprachlich H. für gleichbedeutend mit Gemüth nimmt. Worte, wie „beherzt", „herzlos" 2c., Ausdrücke, wie „H. haben", „das H. auf dem rechten Flecke haben", „sein H. verschenken" 2c., zeugen hierfür. — Was vom Baue u. der Thätigkeit des H.s beim Menschen soeben erörtert wurde, gilt auch für das der Säugethiere u. Vögel, während bei den Reptilien u. Amphibien eine Vereinfachung dahin eintritt, daß bei zwei Vorkammern nur eine Kammer vorhanden ist, womit eine unvollständige Scheidung des Venen- u. Arterienblutes verbunden ist. Bei den Fischen hat das H. blos eine Vorkammer u. eine Kammer, u. tritt das Blut aus den Kiemen, wo es arteriell geworden, nicht erst wieder ins H. zurück, sie haben also blos ein venöses H. Bei den Weichthieren dagegen passirt nur das Arterienblut das H., das deshalb als arterielles od. Aortenherz bezeichnet wird. Das pulsirende Rückengefäß der Insekten wird ebenfalls bisweilen als „H." bezeichnet. „Nebenherzen" sind z. B. die als „Lymphherzen" bezeichneten pulsirenden Stellen im Lymphgefäßsysteme der Frösche (vgl. „Gefäßsystem"). Je nachdem krankhafte Zustände des H.s den anatomischen Bau, od. die physiologische

Funktion od. endlich die Innervation des H.s betreffen, kann man die große Zahl der **Herzkrankheiten** in drei Gruppen eintheilen: 1. in solche, welche die Herzwandungen angehen, als: Verstärkung des Herzmuskels (Hypertrophia cordis); Abnahme des Herzmuskels an Muskelfasern (atrophia cordis); die Umwandelung des Herzmuskelfleisches in Fett, Herzverfettung. Da das H. aus zwei vollständig getrennten Theilen besteht, dem rechten H. u. dem linken, so können alle die genannten Veränderungen bald das eine, bald das andere, bald beide H.en gleichzeitig treffen. Mit einer Verstärkung des Herzmuskels geht gewöhnlich einher eine Vergrößerung der Herzhöhlen, welche auch öfters bei Abnahme des Herzmuskels eintritt. 2. Krankhafte Zustände, welche die Funktion betreffen. Es sind dies Störungen der Herzklappen u. der Klappen der großen Gefäße, sowie auch Verengerungen derjenigen Oeffnungen, durch welche das Blut aus einer Abtheilung des H.s in die andere eintritt od. aus dem H.n in den Körper strömt. Hierzu gehören ferner auch jene angeborenen Herzfehler, z. B. die Oeffnung zwischen dem rechten u. linken H.n, die beim Foetus normal ist u. beim Erwachsenen sich noch nicht geschlossen hat 2c. 3. Herzkrankheiten, welche die Innervation betreffen, geben sich durch Regelwidrigkeiten in dem Rhythmus der Herzthätigkeit zu erkennen, denn da die rhythmische Ausdehnung u. Zusammenziehung des H.s durch die Thätigkeit verschiedener Nerven bedingt ist, so müssen Störungen der Nervenbeziehungen auch zunächst Störungen in der regelmäßigen Arbeitsthätigkeit bewirken. Mit Hülfe der Auskultation u. Perkussion lassen sich nun die verschiedenen Symptome erkennen u. die Krankheitsursachen von einander unterscheiden. So wird man eine Hypertrophie des H.s leicht an den kräftigen Herztönen, dem vollen, starken Pulse, der vergrößerten Herzdämpfung, dem bis in den Handteller hörbaren Pulse erkennen, während eine vermehrte Dämpfung bei leisem Tone u. mattem Pulse auf eine fettige Entartung des H.s Fettherz schließen läßt 2c. Schließen die Klappen nicht gehörig, so belehrt die Auskultation darüber, welche Klappe den Sitz der Erkrankung abgiebt, je nachdem der erste od. der zweite Herzton fehlt, durch ein Geräusch ersetzt wird, gespalten erscheint, od. je nachdem man neben dem Tone ein Geräusch wahrnimmt.

Nr. 3383. Nr. 3384. Nr. 3385.

Nr. 3383. Herz des Menschen, von vorn (verkleinert).
A rechte Kammer, B linke Kammer, C rechter Vorhof, D linker Vorhof, E Aortenbogen, F Lungenarterie, G Anonyma, I, I Schlüsselbeinarterien, H Carotiden, K obere Hohlvene, L Lungenvenen.

Nr. 3384. Desgl., der Länge nach durchschnitten.
a obere Hohlvene, a' untere Hohlvene, b rechter Vorhof, c rechte Herzkammer, d, d Lungenarterien, e e, e'e' Lungenvenen, f linker Vorhof, g linke Kammer, h rechte Schlüsselbeinarterie, h' rechte Carotis, h'' linke Carotis, h''' linke Schlüsselbeinarterie, k absteigende Aorta.

Nr. 3385. Vogelherz, von hinten, längs durchschnitten.
k rechte Kammer, l muskulöse Klappe derselben, m Lungenarterie, o linke Kammer, q Mitral-Klappe derselben, s Aorta, t Lungenvenen.

Häufig sind Klappenfehler u. Fehler der Ausflußöffnungen kompensirt durch andere Herzfehler. So ist meist, neben einer Verengerung der Abflußöffnung aus dem linken Herzen, eine Verdickung der Wandungen (Hypertrophia) des entsprechenden H.s vorhanden. Die geringere Menge Flüssigkeit geht infolge der größeren Herzkraft geschwinder durch u. das Gleichgewichtsverhältniß wird solcherart durch das Zusammenwirken zweier Fehler bisweilen wieder hergestellt. Die meisten Herzkrankheiten sind außerdem auch kombinirt mit Lungenkrankheiten, oft auch mit Leberkrankheiten, u. geben zuweilen auch zu vorübergehenden Ohnmachten, Beklemmungen 2c. Veranlassung. Im weitesten Sinne zählt man auch die Krankheiten des äußeren Herzüberzuges, des Herzbeutels (Pericarditis), sowie des innern Herzüberzuges (Endocarditis) u. des eigentlichen Herzfleisches (carditis) zu den Herzkrankheiten. Ueber die Behandlung dieser Krankheiten im Allgemeinen läßt sich wenig sagen. Es giebt zwar eine Anzahl Mittel, welche auf die Herzthätigkeit einwirken, wie das Digitalin, indessen kann nur eine sorgfältige Bestimmung des speziellen Falles durch den untersuchenden Arzt auf das zu ergreifende hinweisen. In vielen Fällen, wie beim Fettherzen, kann schon eine rein diätetische Behandlung guten Erfolg haben; in allen Fällen ist eine Ueberanstrengung des Körpers, welche nam. die Athmungswerkzeuge u. den Blutumlauf alterirt, zu vermeiden. Als ausgezeichnete Diagnostiker für Herzkrankheiten waren Skoda u. Opolzer berühmt, unter den Lebenden nennen wir Bamberger in Wien u. Traube in Berlin.

Herz, Henriette, eine durch Schönheit wie durch Geistes- u. Charakterbildung ausgezeichnete Frau, welche ihrer Zeit eine einflußreiche Stellung einnahm, wurde als Tochter des aus Portugal stammenden jüd. Arztes de Lemos 5. Sept. 1764 zu Berlin geb. u., frühreif, schon in ihrem 15. Jahre mit dem Arzt Markus H., einem viel älteren Manne, verheirathet. Nur gegenseitige Achtung u. Freundschaft wurde das Band dieser Ehe, in der übrigens Henriette durch den beständigen Verkehr mit diesem scharfen Geiste jene ruhige, kühle Klarheit gewann, die sie so sehr von einer Rahel (s. d. unter Varnhagen v. Ense) unterscheidet. Ihr Mann begriff sie nicht, aber durch das Geschick u. eine günstige Stellung drückender Einsamkeit entrissen u. in lebensfrohe, immer wechselnde Verhältnisse geführt, blieb H. vor mancher Klippe bewahrt, an denen so viele Frauenleben gescheitert sind. Der geniale u. gastfreundliche Moses Mendelssohn (s. d.) hatte unter den jüd. Familien Berlins einen edlen Wetteifer geweckt, mit dem sie ihrem Vorbilde nachzukommen suchten. Ihre Häuser, u. voran das des Markus H., wurden für alle geistigen Größen Berlins die beliebtesten Verkehrsstätten, in denen zuweilen selbst Prinzen des königl. Hauses sich einfanden; ihr stärkster Magnet aber wurde Henriette, in deren Gesellschaft selbst ein Alex. v. Humboldt eingestandenermaßen sich wohler fühlte, als im Schloß zu Tegel. Das innigste Verhältniß reiner Freundschaft verband sie mit Schleiermacher. Die wilde Leidenschaft Börne's (s. d.), der 1803–4 im H.'schen Hause wohnte, blieb unerwidert u. fand nach seinem Wegzuge ihre Heilung. Dem Verluste des Gatten (gest. 19. Jan. 1803) folgte eine Zeit, deren Kriegsstürme sich für Henrietten auch hinsichtlich ihrer Vermögensumstände bemerklich machten. Trotzdem lehnte sie die ihr angebotene Stellung einer Erzieherin bei der nachmaligen Kaiserin von Rußland ab, weil sie um ihrer Mutter willen noch nicht zum Christenthum übertreten wollte. Dies geschah erst 1817, nach der Mutter Tode. Gleich darauf unternahm Henriette H. eine Reise nach Rom, fand aber nach ihrer Rückkehr 1819 die gesellschaftlichen Verhältnisse durch den Kampf politischer Meinungen völlig verändert u. schloß sich nunmehr gegen die Außenwelt immer mehr ab. Ihre äußeren Sorgen verscheuchte seit 1845 eine ihr durch A. v. Humboldt verschaffte königl. Pension. Sie starb zu Berlin 22. Okt. 1847. Schriftstellerisch ist sie nur als Uebersetzerin einiger Reisebeschreibungen aus dem Englischen aufgetreten. Vgl. J. Fürst, „Henriette H." (Berl. 1850; 2. Aufl. 1858) u. „Briefe des jungen Börne an Henriette H." (1861).

Herzberg od. **Hertzberg** (ursprünglich Hirsch- od. Hirzberg), Ewald Friedrich Graf v., ausgezeichneter Diplomat u. Staatsmann, geb. 2. Sept. 1725 auf dem väterlichen Gute Lottin bei Neustettin (Pommern), studirte in Halle die Rechte u. Geschichte u. erhielt alsbald eine Anstellung im preuß. Departement des Aeußern; seine preisgekrönte Abhandlung „Ueber die erste Bevölkerung der Mark Brandenburg" veranlaßte seine Ernennung zum Ehrenmitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften (1752). Zum Geheimen Legationsrath befördert, arbeitete H. 1756 nach den im Dresdener Archive gefundenen Depeschen des österr. u. sächs. Hofes das berühmte „Memoire raisonné" zur Rechtfertigung des preuß. Einfalls in Sachsen aus u. ward bald darauf Staatssekretär beim Departement des Auswärtigen. Als solcher schloß er insbes. 1762 den Frieden mit Rußland u. Schweden, sowie 1763 den Hubertusburger Frieden ab, wofür ihn Friedrich d. Gr. zu seinem zweiten Staats- u. Kabinetsminister machte. In dieser Stellung leistete er dem preuß. Staate, auch nach Friedrich's Tode, die wichtigsten Dienste, so daß Friedrich Wilhelm II. ihn 19. Sept. 1786 in den Grafenstand erhob, die Leitung der auswärtigen Geschäfte in seine Hand legte u. ihn zum Kurator der Akademie ernannte. Als aber die Konvention von Reichenbach 1790 auf einer ganz anderen als der von ihm angegebenen

Grundlage abgeschlossen worden und seine Generaldeklaration an Oesterreich vergeblich geblieben, auch zwei neue Minister angestellt worden waren, zog er sich 1791 gekränkt zurück u. behielt nur noch das Kuratorium der Akademie u. die Aufsicht über den Seidenbau. Um die Akademie nam. erwarb er sich große Verdienste. Sein Patriotismus trieb ihn 1794, seine Dienste dem König von Neuem anzubieten, aber ohne Erfolg. Der Schmerz darüber trug dazu bei, daß er schon 27. Mai 1795 starb. — H.'s „Mémoires" erschienen gesammelt als „Oeuvres politiques" (Paris 1795). Vgl. Weddigen, „Fragmente aus dem Leben des Grafen v. H." (Frankf. 1796) u. Posselt, „E. F. Graf v. H." (Tüb. 1798).

Herzbeutel, s. „Herz".

Herzegowina, d. h. Herzogsland (türk. Hersek), bildet den südlichsten, im W. an Dalmatien, im S. an Montenegro grenzenden Theil von Bosnien u. reicht bei Suttornina u. Porto-Klek an das Adriatische Meer. Das Land ist ein nach O. ansteigendes, von parallelen Gebirgsketten durchzogenes Kalksteinplateau mit breiten, kesselförmigen Einsenkungen; es erhebt sich im Dormitor 2408 m. hoch, bis zur Grenze des ewigen Schnees, u. hat im N., bes. im Lipeta- u. Tschabuljagebirge, eine Anzahl Gipfel von 1500—2000 m. Höhe. Der größte Fluß der H. ist die Narenta. Auf dem Areal von 302 □M., welches in die Distrikte Mostar, Trebinje u. Taschlydscha eingetheilt ist, wohnen ungefähr 224,000 Seelen (1872) südslav. Abkunft, von denen ca. die Hälfte dem mohammedanischen Glauben angehört. Sie zeichnen sich durch eine wilde Tapferkeit aus u. haben sich wiederholt in blutigen Aufständen gegen die türk. Herrschaft erhoben. Ihre Hauptbeschäftigung ist Viehzucht u. Ackerbau; berühmt sind die in Fotscha verfertigten Säbelklingen. Die bedeutendsten Städte sind Mostar, die Hauptstadt, mit 18,000 E., Trebinje u. Fotscha mit je 10,000 E. Die H., welche im Mittelalter wiederholt unter bosn. u. türk. Herrschaft gestanden, erhielt ihren Namen 1440, als Fürst Stephan von Kaiser Friedrich zum Herzog erhoben wurde; 1463 wurde das Land den Türken tributpflichtig.

Herzen (auch Hertzen geschr.), Alexander, russ. Schriftsteller u. Publizist, 25. März 1812 zu Moskau geb., studirte auf der dortigen Universität Philosophie, wurde aber bei der Polizei verdächtigt, daß er mit einer Anzahl anderer Studenten „dem Kaiserreich feindliche Gesinnungen hege", 1834 gefänglich eingezogen u. nach einer langen Haft nach Perm u. nach Wjatka verbannt. Im J. 1839 begnadigt, erhielt er eine Stellung im Bureau des Ministers Grafen Stroganoff, der ihn aber bald darauf als Mitglied des Raths nach Nowgorod versetzte. Durch des Vaters Tod 1846 Besitzer eines bedeutenden Vermögens geworden, nahm H. seine Entlassung aus dem Staatsdienste u. verließ 1847 Rußland, wandte sich zuerst nach Italien, hielt sich von der Februarrevolution bis zu den Junitagen (1848 bis 1849) in Frankreich auf, ging dann nach Genf u. nahm endlich 1852 seinen dauernden Wohnsitz in London. Hier begann er seine eigentliche publizistische Thätigkeit u. gründete eine eigene Druckerei, die „Freie russ. Presse", welche den ausschließlichen Zweck hatte, Ideen der Freiheit u. Aufklärung in Rußland zu verbreiten. Dasselbe ward durch Schriften aus dieser Druckerei trotz aller Wachsamkeit der Polizei förmlich überschwemmt. Unter dem Pseudonamen Iskander hatte übrigens H. schon in Rußland geschriftstellert u. gleich mit seinem ersten Werk, „Der Dilettantismus in der Wissenschaft" (1842), Erfolg gehabt; er schrieb mehrere Romane u. Reiseerinnerungen, sein in deutscher Sprache geschriebenes Hauptwerk „Vom andern Ufer" (Hamb. 1850), worin er die 48er Revolution kritisirte, ferner „Briefe aus Italien u. Frankreich" (ebd. 1850) u. eine Anzahl Broschüren, welche zeitgeschichtliche Fragen behandeln. Besonders zu erwähnen sind: „Erinnerungen aus meinem Leben" (Hamb. 1854—59, 4 Bde.); „Der Polarstern" (russ., Lond. 1857—62, Bd. 1—7; Bd. 8, Genf 1868); „Memoiren der Fürstin Daschkow" (Hamb. 1857, 2 Thle.); „Mémoires de l'impératrice Catherine etc." (Lond. 1859; deutsch Hamb. 1859); „Memoiren der Verbannten des 14. Dez. 1825" (russ., Lond. 1862). Den größten Einfluß übten in Rußland die politischen Zeitungen u. Zeitschriften H.'s, zuerst der „Nordstern" bis 1856, dann die „Glocke" (Kolokol); letztere erschien in London fort, auch nachdem H. 1865 nach Genf übergesiedelt war; seit 1868 gab er sie hier franz. u. d. Titel „La Cloche" heraus; aber seine Theilnahme für die Polen hatte ihr die Popularität in Rußland geraubt, so daß er sie bald hernach eingehen ließ. H. starb 21. Jan. 1870 in Paris. Seine „Nachgelass. Werke" erschienen russ. 1870 zu Genf. Namhaftes Verdienst hat sich H. auch durch die Herausgabe moderner russ. Schriftsteller ohne Censurlücken erworben.

Herz-Jesu-Andacht. Die gottesdienstliche Verehrung des Herzens Jesu wurde von den Jesuiten schon Anfang des 18. Jahrh. allenthalben eingeführt u. zu diesem Behufe überall Vereine u. Verbrüderungen gestiftet. Nach der Aufhebung des Ordens 1773 flüchteten sich die Glieder desselben zum Theil in die 1794 gestiftete „Gesellschaft des heiligen Herzens Jesu", zu der sich 1800 auch eine weibliche Abtheilung gesellte. Im J. 1826 von Leo XII. bestätigt, hat dieselbe in Frankreich sich stetig ausgebreitet u. durch Erziehung der Mädchen in jesuitischem Sinne großen Einfluß erlangt. Die Herrschaft des Jesuitismus in Frankreich seit dem Kriege 1871 hat der Andacht zum heiligen Herzen Jesu die weiteste Verbreitung gebracht; die zahllosen Wunder u. Wallfahrten der letzten Jahre nach Lourdes ꝛc. stehen mit ihm in Zusammenhang, indem ganz Frankreich von den Jesuiten dem „heiligen Herzen Jesu" geweiht u. von dessen Anbetung die Wiederherstellung der päpstlichen Gewalt in Verbindung mit der Rache für Frankreich an Deutschland erwartet wurde. Daher die rothen Herzen auf den Kleidern der Pilger u. der beständige Gesang zum heil. Herzen: „Rette Rom u. Frankreich!"

Herzmuschel (Cardium), eine in über 100 in allen Meeren lebenden u. über 250 fossilen Arten bekannte Gattung Seemuscheln, deren herzförmige, gleichklappige, strahlig gerippte Schale weit aus einander stehende Wirbel hat. Die an sandigen Küsten lebende eßbare H., Cardium edule, von 2½ cm. Größe verträgt sehr wechselnden Salzgehalt des Wassers u. ist deshalb die gemeinste Muschel in den europ. Meeren. Das Thier wird in Holland, England u. Südeuropa massenhaft gegessen (Capa tonda der Italiener), aus den Schalen aber wird an der Nordsee Kalk gebrannt. (Abb. Taf. XLVIII, Nr. 2.)

Herzog (lat. dux) war im alten Deutschland der für die Dauer eines Krieges gewählte Anführer u. wurde der Name dann der Titel der Militärbefehlshaber in den einzelnen Landschaften od. Provinzen; seit Karl d. Gr. waren die H.e die Häupter der einzelnen Volksstämme (Sachsen, Alemannen, Bayern, Franken, Lothringen), welche die Hoheit über die ihnen untergebenen Markgrafen, Grafen u. Herren übten, die Aufsicht über die Rechts- u. Sicherheitspflege führten ꝛc. Das Herzogthum war ein Reichsamt, wurde vom Kaiser verliehen u. unter Umständen auch wieder entzogen; erst allmählich verwandelte es sich in eine erbliche Würde, u. solcher Herzogthümer gab es unter Heinrich IV. sechs, nämlich Sachsen, Franken, Bayern, Schwaben, Oberlothringen u. Niederlothringen. Von diesen aber gingen nach dem Aussterben der Hohenstaufen Schwaben u. Franken ein, Niederlothringen wurde unter verschiedene Geschlechter zerstückelt, die sächs. Herzogswürde ging auf ein Stück slavischen Landes über, während aus dem welfischen Allodialbesitz des alten Sachsenlandes das neue Herzogthum Braunschweig gebildet wurde; Oberlothringen wurde franz. Provinz u. nur Bayern hat sich, wenngleich in völlig veränderter Gestalt, erhalten. Dagegen bildeten sich durch Erbtheilungen herzogl. Häuser, deren Titel auch auf die Theilstücke überging, sowie dadurch, daß die Fürsten in den germanisirten slavischen Ländern anfingen, sich H.e zu nennen, eine Menge neuer Herzogthümer, u. wurde schließlich die Herzogswürde ein bloßer Titel. In Deutschland giebt es zur Zeit 5 souveräne Herzöge (mit dem Titel „Hoheit"), nämlich von Braunschweig, Anhalt, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Meiningen-Hildburghausen u. Sachsen-Koburg-Gotha. Das mittelbare Herzogthum Ratibor (s. d.) fiel 1834 durch Testament dem Prinzen Viktor von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst zu, der daher H. von Ratibor heißt; zum Herzogthum Ujest wurden 18. Okt. 1861 die in Oberschlesien gelegenen fürstl. Hohenlohe-Oehringischen Herrschaften erhoben. In England u. den roman. Staaten ist H. nur ein Titel einzelner Glieder des hohen Adels.

Herzogenbusch (holländ. Hertogenbosch, franz. Bois le Duc), befestigte Hauptstadt der niederländ. Provinz Nordbrabant mit 24,164 E. (1872), liegt am Zusammenfluß der Dommel u. der Aa, welche vereinigt die Dieze bilden, sowie am Südwillemskanal. Hervorragende Gebäude sind die Hauptkirche zum Heil. Johannes, das Rathhaus, welches auch eine Sammlung von Gemälden u. Waffen enthält, der Justizpalast, der bischöfliche Palast, das Regierungsgebäude u. das Irrenhaus; außerdem enthält H. ein Gymnasium u. einen Provinzialverein für Kunst u. Wissenschaft. Umfangreich ist der Handel auf dem Flusse u. die Industrie in Gold- u. Silberwaaren, Cigarren, Schuhwaaren ꝛc. H., entstanden aus einem Jagdschlosse der brabantischen Herzöge, erhielt 1184 Stadtrecht.

Hesekiel, Georg Ludwig, beliebter deutscher Romanschriftsteller, Sohn des Generalsuperintendenten H. zu Altenburg, wurde 12. Aug. 1818 zu Halle, wo sein Vater damals als Diakonus angestellt war, geboren, studirte in Jena, Halle u. Berlin Geschichte u. Philosophie, wollte Anfangs die medizinische Carrière machen,

wandte sich aber später ganz der Literatur u. Publizistik zu u. lebte seit 1848 als belletristischer Schriftsteller u. Mitredakteur der „Neuen Preußischen Zeitung" in Berlin, wo er 26. Febr. 1874 starb. Seine „Preußenlieder" (Berl. 1849) hatten keinen besonderen Erfolg, desto mehr seine zahlreichen u. zum Theil trefflichen Romane, die fast alle ihren Stoff der preuß. Geschichte entlehnen u. ihn neben dem, übrigens viel bedeutenderen, Wilibald Alexis (s. d.) zum spezifisch preuß. Romanschriftsteller gemacht haben, wenn er gleich nur eine bestimmte Richtung des historischen Romans, den patriotisch royalistisch feudalen, pflegte. Große Verbreitung hat auch „Das Buch vom Grafen Bismarck" (Bielefeld 1869 u. öfter) gefunden, welches aber zu viel an persönlichen Ueberschwänglichkeiten u. zu wenig an wirklich historischer Würdigung bietet.

Hesekiel, Prophet, s. „Ezechiel".

Hesiodos, alter griech. Epiker um 800 v. Chr., war aus Askra in Böotien gebürtig, wohin sein Vater aus Cumä in Aeolis übergesiedelt war, scheint aber frühzeitig Askra verlassen zu haben u. soll in Oenoe wegen falschen Verdachts ermordet u. zuerst in Naupaktos, später in dem böotischen Orchomenos bestattet worden sein. Der Sieg im Dichterwettkampf, den er nach einer (freilich erst nachmals eingeschobenen) Stelle seiner „Werke u. Tage" bei den Leichenspielen des Amphidamas in Chalkis davontrug, wurde die Veranlassung zu der Sage von seinem siegreichen Wettstreit mit Homer. Der Sage nach galt H. im Alterthum als Zeitgenosse des Homer; richtiger setzt man ihn aber etwa in die Zeit kurz vor Beginn der Olympiaden. Die drei unter dem Namen H. überlieferten u. in einem mit Aeolismen gemischten ionischen Dialekt geschriebenen Gedichte, „Werke u. Tage", „Theogonie" u. „Schild des Herakles", von denen das erste das älteste Denkmal des griech. didaktischen Epos, das zweite das älteste mythologisch genealogische Epos ist, rühren offenbar nicht von ein u. demselben Dichter her; man schrieb sie aber gewöhnlich alle dem H. zu, als dem hervorragendsten Vertreter der Richtung, welche das von Jonien nach dem eigentlichen Griechenland verpflanzte Epos bei den Böotern entwickelte, wie man denn auch von diesen böotischen Epikern als der Hesiodeischen Dichterschule spricht. In den von den Böotern als das einzige echte Werk des H. anerkannten „Werken u. Tagen" giebt H. Vorschriften über Ackerbau u. Schiffahrt, nebst Regeln für das häusliche Leben. Die „Theogonie", in der verschiedenartige Bestandtheile zusammengearbeitet sind, bietet uns den ersten Versuch, die bis dahin in Griechenland ausgebildeten mythologischen Sagen u. Vorstellungen in einen geordneten Zusammenhang zu bringen, während der „Schild des Herakles" den Kampf des Herakles mit des Ares Sohn Kyknos behandelt u. hierbei eine ausführliche Beschreibung vom Schilde des Heroen giebt. Von anderen dem H. zugeschriebenen Gedichten, den „Eöen", „Katalog der Frauen", „Aegimios", „Melampodie", „Lehren des Cheiron" u. a., sind nur Bruchstücke erhalten. — Ausgaben der letzten Zeit: Vollständige Ausgabe von Göttling (2. Aufl., Gotha 1843), von Schömann (Berl. 1869); „Theog." von Schömann (Berl. 1868), Flach (Berl. 1873); „Schild des Herakles" von Ranke (Quedlinb. u. Lpz. 1840), Lennep (Amst. 1854); „Werke u. Tage" von Vollbehr (Kiel 1844), Steitz (Lpz. 1869). Uebersetzung von Gebhardt (Stuttg. 1861).

Hesperia, bei den Dichtern des Alterthums häufige poetische Bezeichnung des Abendlandes, daher bei den Griechen der Name Italiens, bei den Römern der Name Hispaniens.

Hesperia, einer der kleinen, zwischen Mars u. Jupiter kreisenden Planeten, am 29. April 1861 von Schiaparelli in Mailand entdeckt. Sein Zeichen ist [illegible].

Hesperiden heißen in der griech. Mythologie vier (nach Andern drei od. sieben) mit Gesang begabte Nymphen Namens Aegle, Hestia, Erytheia, Arethusa, die in ihren beim Atlas im äußersten Westen auf einer Okeanosinsel (od. in Libyen, in Mauretanien, bei den Hyperboreern u. s. w.) gelegenen Gärten zusammen mit dem Drachen Ladon die goldnen Aepfel bewachen, die Hera bei ihrer Hochzeit mit Zeus von Gäa zum Geschenk erhalten u. dann den H. anvertraut hatte. (Vgl. „Herakles", elfte Arbeit.)

Hesperidenfrüchte, s. „Citrus".

Hesperis, Nachtschatten, Nachtviole, flos matronalis der Gärtner, Pflanzengattung der Cruciferen, mit schönen u. wohlriechenden Blumen, längst schon als Ziergewächse bis in die Bauerngärten gedrungen. Die bekannteste Art ist die gemeine Nachtviole (H. matronalis), auch Pfingst-, Frauennacht-, Gartennachtviole u. s. w. Die gegen Abend od. bei trübem Wetter außerordentlich wohlriechende Blume, die bes. an feuchten, schattigen Stellen der Gärten gedeiht, stammt aus dem Süden Europa's. Sie wirkt um so besser, als sie ½–1 m. hohe Stauden hervorbringt, auf deren breiten, eiförmigen Blättern sich die röthlich od. lila gefärbten Blüten vortrefflich abheben. In Töpfe gepflanzt, gehen diese auch in gefüllte Formen über. Eine Abart der fraglichen Pflanze ist H. inodora, mit geruchlosen Blumen. Bei der Kultur hat man darauf zu sehen, daß die wohlriechende Art in einen fetten, lehmreichen Boden zu stehen kommt. Eine weniger bekannte, ebenfalls aus dem S. stammende Art ist H. tristis (traurige Nachtviole), mit vollkommen stumpfen Blumenblättern u. gelbröthlichen Blumen, von hohem Wohlgeruche.

Hesperos (griech.), der Abendstern od. Stern der Venus, galt nach einer griech. Sage für einen Sohn des Atlas, der einst zur Beobachtung der Sterne auf den Berg Atlas gegangen u. dort verschwunden sein sollte. Daß der Morgenstern, den die Griechen Heosphoros od. Phosphoros, die Römer Lucifer nannten u. der bei Hesiod ein Sohn des Asträos u. der Eos heißt, mit H. ein u. derselbe Stern ist, hat nach Plinius Pythagoras, nach Anderen Parmenides zuerst erkannt.

Heß, Heinrich, Frhr. v., österr. Feldmarschall, geb. als Sohn des k. k. Regierungsrathes Franz Joseph Ritter v. H. zu Wien 17. März 1788, trat 24. Dez. 1805 als Fähnrich in ein österr. Infanterieregiment, ward aber bald dem Generalquartiermeisterstabe zugetheilt u. zeichnete sich in den Schlachten bei Aspern, Wagram u. Leipzig aus. 1822—23 fungirte er als Kommissär der österr. Besatzungstruppen in Turin u. wurde 22. Mai 1831 zum Chef des Generalstabes der mobilen Armee in Oberitalien ernannt. Als solcher erwarb er sich bald im höchsten Grade das Vertrauen Radetzky's u. hatte nach dessen Ideen die „Feldinstruktion" u. „Manövririnstruktion" auszuarbeiten, durch deren Einführung die österr. Armee an Beweglichkeit u. Manövrirtüchtigkeit gewann. Im ital. Kriege von 1848 u. 49 entwarf er als Generalquartiermeister der Armee in Italien an Radetzky's Seite die glücklichen Operationspläne, welche in kurzer Zeit den Oesterreichern den Sieg verschafften. In Anerkennung seiner Verdienste wurde H. 13. Juli 1848 zum Feldzeugmeister befördert u. 5. Nov. 1849 in den Freiherrenstand erhoben. Außerdem ward er Geheimrath u. Chef des Generalquartiermeisterstabes der gesammten Armee. Während des Krimkrieges stand H. als Oberbefehlshaber an der Spitze des Observationscorps in Galizien, Ungarn u. Siebenbürgen. Ende Mai 1859 zur Armee nach Italien entsendet, schloß er 8. Juli mit den Franzosen den Waffenstillstand von Villafranca, wurde 12. Juli zum Feldmarschall ernannt u. mit dem Oberkommando der österr. Armee in Italien betraut. Seit 31. Jan. 1860 war er Hauptmann der Trabantenleibgarde u. der Hofburgwache in Wien, seit 18. April 1861 lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses. Er starb zu Wien 13. April 1870.

Heß, eine Künstlerfamilie, deren Stammvater der Kupferstecher Karl Ernst Christoph **H.** war, welcher 22. Jan. 1755 zu Darmstadt geb., 1782 Hofkupferstecher u. Professor an der Akademie in Düsseldorf u. später in München wurde, wo er 25. Juli 1828 starb. Seine Stiche nach Rafael, Guido Reni, Gerhard Dow u. bes. das „Jüngste Gericht" nach Rubens werden sehr geschätzt. Seine berühmteren Söhne waren Peter **H.** u. Heinrich Maria **H.** Jener, geb. zu Düsseldorf 29. Juli 1792, bildete sich zum Schlachten- u. Genremaler aus, machte im Generalstabe des Fürsten Wrede die Feldzüge von 1813—15 mit u. bereiste dann auch Italien, Griechenland u. Rußland. Die Schlachten gegen Napoleon u. die Erinnerungen aus jenen Feldzügen waren seine Hauptgegenstände, aber auch das bayer. Gebirgsvolk u. das ital. Volksleben wußte er trefflich zu schildern. Am glänzendsten zeigt sich sein Talent in den großen Schlachtenbildern, mit denen er den Banketsaal des Saalbaues zu München schmückte. Später malte er den Einzug des Königs Otto in Nauplia (Neue Pinakothek) u. eine lange Folge von kleinen Bildern in Wachsfarbe in den Arkaden des Hofgartens (nördl. Flügel). Er starb zu München 3. April 1871. Sein genannter jüngerer Bruder, Heinrich **H.**, geb. zu Düsseldorf 19. April 1798, einer der bedeutendsten Historienmaler der Neuzeit, kam von Düsseldorf 1806 mit seinem

Vater nach München, wo er seine ersten Studien in der Akademie machte u. seinen künstlerischen Beruf zunächst 1820 durch eine große Grablegung Christi (Theatinerkirche in München) bewährte. Im J. 1821 ging er nach Rom, malte dort für den König Maximilian I. „Apollo u. die Musen" u. begann, nach München zurückgekehrt, 1826 die Ausmalung der Allerheiligenkapelle durch Freskobilder, die in strengem Stil u. feierlicher Würde die Hauptmomente des Alten u. des Neuen Bundes entwickeln. Nach Beendigung dieser Arbeiten unterzog er sich mit Hülfe seines bedeutendsten Schülers Joh. Schraudolph dem Auftrage, auch die neue Basilika des heil. Bonifacius mit einem Freskencyklus zu schmücken. In der Oelmalerei giebt es nur ein größeres Werk von seiner Hand: das Altarbild zur Erinnerung an die von König Ludwig in München erbauten vier Kirchen (Neue Pinakothek). H. starb zu München 29. März 1863. Er war ein Mann von umfassender Bildung u. begeistertem Streben, auch als Lehrer von bedeutendem Einfluß. — Die talentvollen, leider früh verstorbenen Söhne u. Schüler von Peter H. waren Eugen **H.**, geb. zu München 25. Juni 1824, gest. 21. Nov. 1862, u. Max, geb. das. 1828, gest. 1868. Ersterer malte Anfangs Jagdbilder, später aber meistens charakteristische Scenen aus dem Leben des Mittelalters, von großer Korrektheit u. Harmonie der Farbe. Letzterer, der sich auch in Paris ausbildete u. nachher in Düsseldorf lebte, legte als Maler im Ganzen nur wenige Beweise seines künstlerischen Talentes ab. Sein bestes Bild ist wol „Der Puritaner auf der Wache".

Hessen, altdeutscher Volksstamm, der ursprünglich Katten (s. d.) hieß; sie saßen im jetzigen Ober- u. Niederhessen u. erstreckten ihr Gebiet nach O. in die thüring. Landschaften. Während der Völkerwanderung wurden die H. in den Frankenbund aufgenommen; als aber durch das Vordringen der Franken die Gegenden zwischen der Fulda u. dem Maine entvölkert wurden, kamen die nördl. Landschaften zu Sachsen, während die südl. den austrasischen Franken verblieben. Diese schieden sich in den Hessengau u. den Oberlahngau u. wurden von Grafen regiert, von denen Konrad die Würde eines Herzogs in Franken u. deutschen Königs erlangte. Das hervorragendste Dynastengeschlecht waren die Grafen von Gudensberg. Als deren Herrschaft durch Erbschaft an den Landgrafen Ludwig I. von Thüringen fiel, wurde dieser auch von den übrigen hess. Großen als Landesherr anerkannt. Nach dem Aussterben des Mannesstammes der thüring. Landgrafen mit Heinrich Raspe (s. d.) erhielt dessen Nichte Sophie 1263 für ihren Sohn Heinrich, statt des ganzen thüring. Erbes, H. Heinrich I. nahm seinen Sitz in Kassel, behielt den Namen eines Landgrafen bei u. wurde Stammvater der verschiedenen Linien der hess. Fürsten. Seine Nachfolger vereinigten die verschiedenen hess. Territorien u. erwarben auch am Mittelrhein beträchtliche Besitzungen, 1458 wurde aber H. unter die Söhne Ludwig's I. getheilt, so daß Ludwig II. Niederhessen mit Kassel, Heinrich III. Oberhessen mit Marburg erhielt. Unter Ludwig's II. Sohne Wilhelm II. wurden indessen diese Theile 1500 wieder vereinigt. Diesem folgte 1509 sein minderjähriger Sohn Philipp I. (s. d.), der Großmüthige; bei dessen Tode 1567 wurde das Land unter seine 4 Söhne getheilt, die Hälfte mit Kassel fiel an Wilhelm IV., ein Viertel mit Marburg an Ludwig IV., ein Achtel mit Rheinfels an Philipp II., ein Achtel mit Darmstadt an Georg I. Nach dem kinderlosen Tode Philipp's II. 1583 u. Ludwig's IV. 1604 blieben nur die beiden Hauptlinien H.-Kassel u. H.-Darmstadt. (S. Stammtafel.)

Hessen-Darmstadt, Großherzogthum, 139,4 □M. mit 852,894 E. (1871), wird durch preuß. Gebiet in zwei Theile geschieden. Der nördl., Oberhessen, 54,73 □M. mit 349,297 E., wird von der preuß. Provinz Hessen-Nassau (s. d.) umschlossen. Der Boden ist größtentheils Gebirgsland; im O. erhebt sich das basaltische Massengebirge des Vogelsberges im Taufstein zu 786 m. u. im Sieben Ahorne zu 740 m. Von dem mit Moor, Wald u. Wiesen bedeckten Plateau gehen strahlenförmig Thäler nach allen Richtungen, nach W. am stärksten geneigt. Dort fällt dieses Gebirge zu der wellenförmigen Niederung der Wetterau ab, in welche sich noch die östlichsten Vorberge des Taunus hineinschieben. Radienförmig strömt von dem Vogelsberge eine beträchtliche Anzahl von Flüssen dem Main, dem Rhein u. der Weser zu. Der bedeutendste derselben ist die Nidda, welche die Wetter aufnimmt u. bei Höchst in den Main fällt. Der NW. des Landes gehört zum Gebiete der Lahn; im NO. durchschneidet die Fulda einen kleinen Theil Oberhessens. Während die höher gelegenen Gebirgsgegenden durch das rauhe Klima den Ackerbau sich nur wenig entwickeln lassen, dagegen in ihren Weiden die Viehzucht fördern, ist die Wetterau reich an Getreide, Obst u. Flachs, u. die Abhänge der Berge sind mit herrlichen Waldungen bedeckt. An dem Südabhange des Vogelsberges u. an den östl. Vorbergen des Taunus finden sich heilkräftige Mineralquellen (Nauheim). Bei Laubach u. Ortenberg sind Lager von Eisenerzen vorhanden, u. in der Wetterau werden an mehreren Stellen Braunkohlen abgebaut. Die Provinz Oberhessen, deren Hauptstadt Gießen ist, zerfällt in 9 Kreise. Von den 33 Städten hat nur Gießen mehr als 10,000 E. Die Bevölkerung beschäftigt sich vorzugsweise mit Ackerbau u. Viehzucht. Die Industrie besteht überwiegend in Leinweberei (Alsfeld) u. der Fabrikation wollener Waaren (Butzbach, Büdingen). Der im S. des Maines gelegene Theil von H.-D. umfaßt die Provinzen Starkenburg, 54,73 □M. mit 349,297 E., u. Rheinhessen, 24,95 □M. mit 249,951 E., u. wird im O. von der bayer. Provinz Unterfranken, im S. von Baden u. im W. von der Rheinpfalz, im NW. von der preuß. Rheinprovinz u. im N. von Hessen-Nassau begrenzt. Ferner gehören zu H. noch 4, im nördl. Baden gelegene Enklaven. Die beiden Provinzen werden durch den Rhein geschieden. Im O. desselben liegt Starkenburg. Der größte Theil dieser Landschaft gehört zur oberrhein. Tiefebene. Im SO. erhebt sich der Odenwald (Melibocus 528 m.) mit seinen breiten Hochflächen, die nach W. terrassenförmig abfallen u. einen reizenden Wechsel von Laubwäldern u. angebauten Fluren zeigen. Nach dem Rheinthale zieht sich an ihm die malerische, durch ihren Obstreichthum berühmte Bergstraße hin. Im W. des Rheines steigt das

Nr. 3386. Trachten aus Hessen-Darmstadt. (Originalzeichnung von Albert Kretschmer.)

Land von der schmalen Tiefebene, welche den Strom begleitet, zu einem niedrigen, wellenförmigen, überaus fruchtbaren Plateau an, das mit seinen Weinbergen, Obsthainen u. Getreidefeldern einen der ertragreichsten Landstriche Deutschlands bildet. Das milde Klima läßt Wein u. Obst in Südhessen trefflich gedeihen, außerdem sind noch Getreide, Tabak, Gemüse u. Holz wichtige Ausfuhrartikel. Den Mangel an Steinkohlen ersetzen ausgedehnte Torflager, von den übrigen nutzbaren Mineralien sind nur Eisen u. Salz nennenswerth. Der Rhein, welcher im W. die Selz aufnimmt, u. der Main, der mit jenem die Nordgrenze bildet, haben den Handel u. Verkehr außerordentlich gehoben. Die Provinz Starkenburg, welche in der Landeshauptstadt Darmstadt zugleich auch ihre eigene Hauptstadt hat, zerfällt in 11, die Provinz Rheinhessen mit der Hauptstadt Mainz in 5 Kreise. — Die größten Städte des Großherzogthums sind nach der Zählung von 1871: Mainz mit 53,918 E., Darmstadt mit 39,584 E., Offenbach mit 22,691 E., Worms mit 14,484 E., Gießen mit 12,245 E.

Das Großherzogthum H.-D. ist eine konstitutionelle erbliche Monarchie, deren Verfassung auf dem Staatsgrundgesetz vom 17. Dez. 1820 beruht. Die Landesvertretung besteht aus zwei Kammern — Der Konfession nach scheidet sich die Bevölkerung in 585,399 Evangelische, 238,080 Katholiken, 25,373 Israeliten u. 3873 Anhänger verschiedener christlicher Sekten.

Stammtafel des Hauses Hessen.

Heinrich I. Landgraf von Hessen. 1265. † 1308.

Heinrich II. . † 1298. Otto. † 1328. Johann. † vor 1311. Ludwig, Bischof von Münster. † 1357.

Heinrich II. d. Eiserne. † 1367. Ludwig d. Junker in Grebenstein. † nach 1345. Otto, Erzbischof v. Magdeburg. † 1361. Hermann in Nordeck. † 1369.

Otto der Schütz. † 1366. Hermann der Gelehrte. † 1413.

Ludwig I. der Friedfertige. † 1458.

Kassel. **Marburg.**

Ludwig II. d. Freimüthige. † 1471. Heinrich III. † 1483. Hermann, Erzbischof von Köln u. Bischof von Paderborn. † 1508.

Wilhelm I. der Aeltere. † 1515. Wilhelm II. der Mittlere. in Marburg 1500. † 1509. Ludwig der Jüngere. † 1478. Wilhelm III. † 1500.

Philipp I. der Großmüthige. † 1567

Kassel. **Darmstadt.**

Wilhelm VI. der Weise. † 1592. Ludwig III. der Aeltere zu Marburg. † 1604. Philipp II. der Jüngere zu Rheinfels. † 1583. Georg I. † 1596.

Kassel.

Wilhelm IV. der Weise. † 1592.

Moritz. † 1632.

Rheinfels-Rotenburg, später Rotenburg.

Otto in Hersfeld. † 1617. Wilhelm V. † 1637. Philipp. † 1626. Hermann von Rotenburg. † 1658. Friedrich von Eschwege. † 1655. Ernst. † 1693.

Rotenburg. **Wanfried.**

Wilhelm VI. † 1663. Wilhelm. † 1725. Karl. † 1711.

Philippsthal.

Wilhelm VII. † 1670. Karl. † 1730. Philipp. † 1721. Ernst Leopold. † 1749. Wilhelm. † 1731. Friedrich. † 1692. Philipp. † 1694. Christian. † 1755.

Philippsthal. **Barchfeld.**

Friedr. I. König v Schwed. † 1751. Karl. † 1702. Wilhelm VIII. † 1760. Leopold. † 1704. Ludwig. † 1706. Maximilian. † 1753. Georg. † 1755. Karl. † 1770. Philipp. † 1717. Wilhelm. † 1761. Joseph. † 1744. Alexander. † 1739. Konstantin. † 1778.

Friedr. II. † 1785. Wilhelm. † 1810. Friedrich. † 1751. Friedr. † 1777. Philipp. † 1745. K. Wilh. † 1764. Adolf. † 1803. K. Eman. † 1812. Christ. † 1782. K. Konst. † 1821. Ernst. † 1784.

Wilhelm XI., als Kurfürst Wilhelm I. 1803. † 1821. Karl. † 1836. Friedrich. † 1837. Karl. † 1793. Friedrich. † 1794. Ludwig. † 1816. Ernst Konstantin. † 1849. Karl. † 1854. Wilhelm. † 1834. Ernst. † 1850. Victor Amadeus. † 1834.

Wilhelm II. † 1847. Friedrich. † 1845. Christian. † 1814. Wilhelm. † 1867. Friedrich. geb. 1790. Georg. geb. 1793. Ferdin. † 1837. Karl. geb. 1803. Franz. geb. 1805. Victor. † 1846. Alexander. † 1841. Alexis. geb. 1829. Wilheim. geb. 1831.

Friedr. Wilhelm I. geb. 1802. Friedrich. geb. 1820. Ernst geb. 1846. Karl. geb. 1853. Friedrich Wilhelm. geb. 1858. Karl. geb. 1861.

Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl. geb. 1854.

Darmstadt.

Georg I. † 1596.

Homburg.

Ludwig V. † 1626. Philipp zu Butzbach. † 1643. Friedrich I. † 1638.

Georg II. † 1661. Johannes zu Braubach. † 1651. Ludwig Philipp. † 1643. Wilhelm Christ. zu Bingenheim. † 1681. Georg Christ. † 1677. Friedrich II. † 1708.

Ludwig VI. † 1678. Georg zu Böhl in Itter. † 1676. Leopold Georg. † 1675. Friedrich III. (Jakob). † 1746. Karl Christ. † 1695. Philipp. † 1703. Kasimir W. † 1726. Ludwig. † 1728.

Ludwig VII. † 1678. Friedrich. † 1676. Ernst Lud. † 1739. Georg. † 1705. Philipp. † 1736. Heinrich. † 1741. Friedrich. † 1708. Lud. Joh. Wilh. † 1745. Johann Karl. † 1728. Friedrich IV. † 1751.

Ludwig VIII. † 1768. Karl Wilh. † 1707. Franz Ernst. † 1716. Joseph, Bischof v. Augsburg 1740. † 1768. Leopold. † 1764. Friedrich V., souveräner Landgraf. 1816. † 1820.

Ludwig IX. † 1790. Georg Wilhelm. † 1782. Joh. Friedrich Karl. † 1746. Friedrich VI. † 1829. Ludwig. † 1839. Philipp. † 1846. Gustav. † 1848. Ferdinand. † 1866. Leopold. † 1813.

Ludwig X. als Großh. Ludw. I. 1806. † 1830. Friedr. † 1802. Ludwig. † 1830 Ludwig. † 1823. Georg. † 1830. Karl. † 1795. Friedrich. † 1808. Friedrich. † 1848.

Ludwig II. † 1848. Georg. † 1856. Friedrich. geb. 1788. Emil. † 1856. Gustav. † 1806.

Ludwig III. geb. 1806. Karl. geb. 1809. Alexander. geb. 1823.

Ludwig. geb. 1837. Heinrich. geb. 1838. Wilhelm. geb. 1845.

An der Spitze der katholischen Kirche des Großherzogthums steht der Bischof von Mainz. — Für die Finanzperiode 1873—75 sind die jährlichen Einnahmen auf 10,817,796 fl., die Ausgaben auf 10,181,708 fl. veranschlagt worden. Die Staatsschuld belief sich Ende 1872 auf 10,748,313 fl. Die großherzogl. hess. Truppen bilden die 25. Division im XI. Armeecorps des Deutschen Heeres.

Geschichte. Als nach dem Tode Philipp's des Großmüthigen (s. „Hessen") 1567 das Land unter dessen 4 Söhne getheilt wurde, fiel an Georg die Obergrafschaft Katzenellenbogen mit Darmstadt. Dieser wurde Stifter der großherzogl. Linie. Sein Sohn Ludwig V. stiftete 1607 die Universität Gießen u. führte das Primogeniturrecht ein. Trotz der Leiden des Dreißigjährigen Krieges machten sich dessen Nachfolger um das Schulwesen im Lande sehr verdient, doch kam infolge der Franzosenkriege u. bes. der Jagdleidenschaft des Landgrafen Ludwig VIII. (1739—68) das Land so in Schulden, daß selbst eine kaiserl. Exekution in Aussicht stand; dagegen erwarb dieser Fürst die Herrschaft Lichtenberg. Bedeutsame Reformen traten erst ein, als unter Ludwig IX. (1768—90) der Freiherr von Moser an die Spitze der Verwaltung gestellt wurde. Ludwig X. (1790—1830) verlor im Frieden von Luneville 1801 den auf dem linken Rheinufer gelegenen Theil der Herrschaft Lichtenberg u. 1803 die an Baden fallenden Aemter Lichtenau u. Willstedt u. die Nassau zugetheilten Aemter Katzenellenbogen, Ems, Epstein u. Kleeberg, wurde aber durch das Herzogthum Westfalen, einen Theil des Kurfürstenthums Mainz, das Hochstift Worms, die pfälz. Aemter Lindenfels u. Umstadt, die Abtei Seligenstadt u. andere kleinere Besitzungen entschädigt, so daß der Zuwachs an Land 70 □M. mit 120,000 E. betrug. Der Beitritt zum Rheinbunde brachte dem Regenten den Titel eines Großherzogs, welchen er als Ludwig I. annahm, zwang ihn aber auch, seine Truppen Napoleon zur Verfügung zu stellen. Nach der Auflösung des Rheinbundes trat Ludwig I. 2. Nov. 1813 zu den Verbündeten über, verlor aber im Wiener Frieden Westfalen, Miltenberg, Alzenau, Amorbach u. Heubach an Preußen, wofür ihm indessen auf dem linken Rheinufer Mainz u. andere früher franz. Gebiete mit ungefähr 84 □M. Flächeninhalt zugetheilt wurden. Die Landgrafschaft Hessen=Homburg wurde ein selbstständiger Bundesstaat. Am 18. Mai 1820 wurde dem Lande eine neue Verfassung für die 1806 aufgehobenen Landstände gegeben u. nach mannichfachen Abänderungen durch die Landstände 17. Dez. rechtsgiltig publizirt. Die Folge davon war eine Reihe wichtiger Reformen in der Justiz u. Verwaltung, die Aufhebung der Leibeigenschaft, Frohnden u. Zehnten, die Errichtung einer Oberrechnungskammer u. die Feststellung einer neuen Gemeindeordnung. Unter Ludwig II. (1830—48) begannen die Kämpfe zwischen Regierung u. Volksvertretung zuerst bei der Feststellung der Civilliste; sie führten 1832 zu einer Auflösung der Kammer u. zu Maßregelungen von Beamten, welche der Opposition angehört hatten. Doch blieb das Land ruhig u. im 7. Landtage 1834 hatte die Regierung wieder eine starke Majorität für sich. Das mit den Ständen vereinbarte u. 1841 publizirte Strafgesetz wurde von mehreren anderen Staaten mit Modifikationen angenommen. Trotzdem daß die Regierung für die Hebung der materiellen Verhältnisse viel that, fand sie doch bei der Berathung eines neuen Civilgesetzes in dem 10. Landtage (1844—47), vorzüglich bei den Vertretern der Provinz Rheinhessen, die darin eine Schmälerung ihrer freieren rechtlichen Institutionen erblickten, eine starke Opposition, deren Haupt der Abgeordnete von Gagern (s. d.) wurde. Der Landtag mußte geschlossen werden. Die revolutionären Ereignisse in Paris u. Baden bewogen aber den Großherzog, den Erbgroßherzog Ludwig zum Mitregenten anzunehmen, das Ministerium zu entlassen, Heinrich von Gagern am 5. März 1848 mit der Bildung eines neuen zu beauftragen u. Preßfreiheit, Volksbewaffnung, freies Vereins= u. Versammlungsrecht, Schwurgerichte u. Beeidigung des Heeres auf die Verfassung zu versprechen. Ludwig II. starb 16. Juni; ihm folgte sein Sohn Ludwig III. Während das neue liberale Ministerium in der Demokratie des Landes eine starke Opposition fand, blieb das Volk ruhig, die hess. Truppen nahmen aber schließlich an dem Kampfe gegen die bad. Insurgenten thatkräftigen Antheil. Im Juni 1849 trat das Großherzogthum dem von Preußen geschlossenen Dreikönigsbündniß bei, als aber in den maßgebenden Kreisen die Hinneigung zu Oesterreich stärker wurde, trat der Freiherr von Dalwigk 1850 in das Ministerium ein; H.=D. entsagte der Union u. beschickte den Bundestag. Die in den J. 1848—49 gegebenen freisinnigen Verordnungen wurden zum größten Theil aufgehoben, ein neues Wahlgesetz erlassen, die Grundrechte u. die allgemeine Wehrpflicht abgeschafft u. die Preßfreiheit u. die Schwurgerichte beschränkt. Die Kammern nahmen schließlich einen ganz ministeriellen Charakter an.

Erst mit dem J. 1859 begann ein freieres politisches Leben sich zu regen; die Untersuchungen gegen die hess. Mitglieder des Nationalvereins u. die schon 1854 abgeschlossene, aber erst 1860 bekannt gewordene Konvention der Regierung mit dem Mainzer Bischof „in Betreff der Regelung der Verhältnisse des Staats zur katholischen Kirche" verstärkten bei den Wahlen zwar die Reihen der Opposition, aber trotz der Ablehnung der zweiten Kammer erhielt der von der Regierung eingebrachte Entwurf einer neuen Strafprozeßordnung doch gesetzliche Kraft; als indeß der Antrag, das Ministerium wegen der Mainz=Darmstädter Konvention in Anklagezustand zu versetzen, zum Beschluß erhoben wurde, ward die zweite Kammer 10. Mai 1865 geschlossen. Nur in der Annahme des preuß.=franz. Handelsvertrages waren Regierung u. Volksvertretung einig gewesen. Mit dem Aussterben der landgräflichen Linie Hessen=Homburg fiel dieses Ländchen 24. März 1866 an H. D. In der Bundesreformfrage stand das Großherzogthum mit seinem leitenden Minister Dalwigk vollständig auf bundestäglich=österr. Seite; 16. Mai erfolgte die Mobilisirung der Truppen u. nach der Zustimmung H.=D.s zu dem Bundesbeschluß 14. Juli deren Konzentrirung bei Frankfurt. Nach den Siegen der Preußen in Böhmen u. Südwestdeutschland u. dem Abschluß des Waffenstillstandes zu Nikolsburg 1. Aug., schloß H.=D. am 3. Sept. mit Preußen Frieden. Es mußte 3 Mill. Gulden Kriegskostenentschädigung an Preußen zahlen u. diesem die Landgrafschaft Hessen=Homburg mit Meisenheim, die Kreise Biedenkopf u. Vöhl, einen Theil des Kreises Gießen, Rödelheim u. Niederursel abtreten, wofür es aber vom kurhess. u. nass. Gebiete Nauheim, Rumpenheim u. einige andere Orte erhielt; zugleich trat H.=D. mit seinem im N. des Maines gelegenen Gebiete dem Norddeutschen Bunde bei. Am 7. April 1867 ward eine Militärkonvention mit Preußen abgeschlossen, nach welcher die hess. Division dem Norddeutschen Bundesheere einverleibt wurde, u. 11. April das Schutz= u. Trutzbündniß mit jenem Staate unterzeichnet. Differenzen über die Ausführung der Militärkonvention wurden durch die Einrichtung einer preuß. Militärverwaltung für H.=D. gelöst. Für den Krieg mit Frankreich erfolgte 16. Juli 1870 der Befehl zur Mobilisirung der hess. Armeedivision, welche anfänglich der unter dem Kronprinzen von Preußen stehenden 3. Armee zugetheilt wurde, dann aber zum 9. Armeecorps kam; 15. Nov. trat H.=D. im Vertrag zu Versailles dem Neuen Deutschen Reiche als Bundesstaat bei. Durch die Neugestaltung Deutschlands war das in Dalwigk's Politik verkörperte großdeutsche Prinzip endgiltig beseitigt, u. deshalb trat dieser 1871 von seinem Ministerposten ab, die Leitung der inneren Politik Männern überlassend, welche sich freudiger in die neuen Verhältnisse fügen konnten.

Hessen-Homburg, ehemalige Landgrafschaft, 5 □M. groß, am Südabhange des Taunus gelegen, gehörte seit 1622 als Amt Homburg zu Hessen Darmstadt, kam in diesem Jahre an Friedrich I., den jüngeren Sohn des Landgrafen Georg I., welcher die Primogenitur einführte, u. hob sich vorzüglich unter dessen Nachfolger Friedrich II. (1638—1708) durch die Einwanderung franz. Protestanten; 1806 wurde das Ländchen mediatisirt u. Hessen=Darmstadt einverleibt, 1815 aber in seiner Souveränetät vom Wiener Kongreß wieder hergestellt. Der Landgraf Ludwig Friedrich Wilhelm (1829—39) war zugleich Gouverneur der Bundesfestung Luxemburg; unter ihm trat H.=H. dem Zollverein bei u. hob sich Homburg als Badeort. Eine Verfassung erhielt das Land unter Heinrich Friedrich (1848—66) 3. Jan. 1850, doch wurde sie nach 2 Jahren schon wieder aufgehoben. Mit dem Tode Heinrich Friedrich's fiel H.=H. an Hessen=Darmstadt zurück, mußte aber in dem am 3. Sept. 1866 mit Preußen geschlossenen Frieden an dieses abgetreten werden.

Hessen-Kassel (Kurhessen), ehemaliges deutsches Kurfürstenthum, bildet seit 1866 einen Theil der preuß. Provinz Hessen=Nassau (s. d.) u. wurde von der älteren Linie des Hauses Hessen (s. d.) regiert, welche sich auf den ältesten Sohn Philipp's des Großmüthigen, den Landgrafen Wilhelm IV., den Weisen (1567—92), zurückführte. Dieser erhielt als Erbtheil die Hälfte der hess. Lande mit Kassel als Residenz. Sein Sohn Moritz (1592—1627) trat zur reformirten Konfession über. Dessen Nachfolger Wilhelm V. (1627—37) stand im Dreißigjähr. Kriege auf Seite Schwedens u. führte die Primogenitur ein. Unter Wilhelm VI. (1637 bis 1663) wurde im Westfäl. Frieden der größte Theil der Grafschaft Schaumburg u. die Abtei Hersfeld erworben. Trotz der traurigen Lage des Landes herrschte doch am Hofe im 17. Jahrh. ein außergewöhnlicher Luxus, der die finanziellen Verhältnisse schwer schädigte. Schon in den Zeiten nach dem Dreißigjähr. Kriege waren hess. Söldner in den meisten Heeren Europa's zu finden; sie kämpften selbst in der Türkei mit. Friedrich II. (1760—85), welcher zur kathol. Kirche übergetreten war, überließ England für den Krieg mit den nordamerikan. Kolonien nicht weniger als 22,000 Mann, wofür ihm 21 Mill. Thlr. ausgezahlt wurden, die er größtentheils für seine prunkvolle Hofhaltung verbrauchte. Sein Sohn Wilhelm IX., welcher an den Koalitionskriegen gegen Frankreich Theil genommen hatte, erhielt am 1. Mai 1803 die Würde eines Kurfürsten, verlor aber im Frieden von Tilsit, obgleich er gegen Napoleon seine

Neutralität erklärt hatte, sein Land, das dem Königreich Westfalen zugetheilt wurde, gelangte erst 21. Nov. 1813 wieder zur Regierung u. erhielt durch den Wiener Kongreß zu seinen früheren Besitzungen noch den größten Theil des Fürstenthums Fulda. Das Haus- u. Staatsgesetz, welches 4. März 1817 publizirt wurde, war nur ein dürftiger Ersatz für die von ihm versprochene Konstitution. Sein Sohn u. Nachfolger Wilhelm II. 1821—47 brachte dem Lande zwar heilsame Reformen, wie die Trennung der Justiz von der Verwaltung u. eine bessere Ordnung des Staatshaushaltes, regierte aber eben so unumschränkt u. brachte außerdem das Volk durch sein Verhältniß zur Gräfin Reichenbach auf. Erst durch Unruhen, die im Sept. u. Okt. 1830 in Kassel, Hanau u. Fulda ausbrachen, wurde er bewogen, die Landstände wieder einzuberufen u. diesen ein neues Staatsgrundgesetz vorzulegen, das 5. Jan. 1831 publizirt wurde. Der Kurfürst selbst verlegte aber seine Residenz nach Hanau u. nahm 30. Sept. 1831 den Kurprinzen als Mitregenten an.

Nr. 3387. Trachten aus Kurhessen. (Originalzeichnung von Albert Kretschmer.)

Der am 11. April 1831 auf Grund der neuen Verfassung eröffnete Landtag beschloß den Beitritt zum Zollverein, wurde aber wegen seines Verhaltens gegenüber den vom Bundestage erlassenen Ausnahmegesetzen 26. Juli wieder aufgelöst. Trotzdem erstarkte die Opposition, welche sich bes. gegen den Minister Hassenpflug richtete u. zur Auflösung auch des nächsten Landtages führte. Die wichtigsten Vereinbarungen zwischen Regierung u. Ständen betrafen die Emanzipation der Juden 1833 u. die Gemeindeordnung 1834. Die Kämpfe mit den Landständen in Verfassungs-, Finanz- u. Domänenfragen dauerten auch in den weiteren Landtagen bis 1841 fort, trotz der Vertagungen u. Auflösungen der Kammer u. trotz des 1837 erfolgten Austritts Hassenpflug's aus dem Staatsdienste. Erst 1841 kam mit der Berufung Koch's an die Spitze des Ministeriums des Innern ein versöhnlicheres Element in die Regierung; als aber Koch seine Entlassung nahm u. der Kurfürst strenge Maßregeln gegen die Presse, die Deutschkatholiken, mißliebige Beamte u. oppositionelle Landtagsabgeordnete erließ u. persönlich in die Verfassungswirren eingriff, blieb die Mehrheit im Landtage oppositionell gesinnt. Am 20. Nov. 1847 starb Kurfürst Wilhelm II. u. ihm folgte der Kronprinz-Mitregent Friedrich Wilhelm I. in der Regierung. Die Februarrevolution 1848 regte natürlich auch das schwergeprüfte kurhess. Volk gewaltig auf. Der Kurfürst mußte den ultrareaktionären Minister Scheffer entlassen u. durch ein liberales Ministerium die Gesetzgebung reformiren. Eine Fülle von freiheitlichen Verordnungen u. Gesetzen stellte das Volk zufrieden, die Grundrechte wurden publizirt, die deutsche Reichsverfassung vom 28. März 1849 verkündet u. der Beitritt zur preuß. Union erklärt. Die österr.-reaktionäre Partei gewann aber bald wieder die Herrschaft in der Umgebung des Kurfürsten; 22. Febr. 1850 wurde das Märzministerium entlassen u. Hassenpflug trat wieder an die Spitze der Regierung. Der Kampf mit der Volksvertretung begann von Neuem; die Stände verweigerten die direkten Steuern wegen mangelnden Finanznachweises u. wurden deshalb am 2. Sept. aufgelöst, die Forterhebung der Steuern von der Regierung einseitig verfügt, u. als die Gerichte diese Maßregel für gesetzwidrig erklärten, 7. Sept. über das Land der Belagerungszustand verhängt u. 17. Sept. der Sitz der Regierung nach Wilhelmsbad verlegt. Hassenpflug forderte vom Bundesrath Hülfe; da nahm 9. Okt. das gesammte Offiziercorps seine Entlassung. Als Bundesexekution rückte 1. Nov. unter dem Fürsten Taxis ein bayerisch-österr. Armeecorps in Kurhessen ein; Preußen, das die Kompetenz des Bundestages in dieser Frage nicht anerkannt hatte, ließ sofort Kassel u. Fulda besetzen. Obgleich bei Bronzell 8. Nov. von preuß. Truppen auf die Vorposten der Exekutionsarmee gefeuert worden war, fügte sich Preußen doch infolge der Vereinbarungen zu Olmütz der österr. Politik u. ließ die Intervention geschehen. Erst in der Mitte des nächsten Jahres verließen die Bundestruppen das Land, nachdem der Kurfürst nach Kassel wieder zurückgekehrt, eine Menge Beamte u. Offiziere eingekerkert, die Steuern zwangsweise eingetrieben u. gegen die Vertreter der liberalen Presse in schonungslosester Weise vorgegangen worden war. Die kirchliche Reaktion fand in Vilmar einen willigen Handlanger. Am 13. April 1852 ward eine neue Verfassung publizirt, nachdem der Bundestag die Konstitution von 1831 mit den Zusätzen von 1848 u. 49 außer Kraft gesetzt hatte. Trotz der Theilnahmlosigkeit der Bevölkerung brachte es doch Hassenpflug zu keiner entschiedenen Majorität in den neuen Ständen, u. als Vilmar mit seinen pietistischen Reformen auf festen Widerstand stieß, folgte 1855 Hassenpflug's Sturz u. die Bildung eines neuen Ministeriums unter dem nicht minder reaktionären Scheffer, welcher bis 1858 an der Spitze der Regierung blieb. Obgleich auch der Bundestag die Verfassung von 1852 mit einigen Abänderungen, welche die kurhess. Regierung auch annahm u. 1860 publizirte, als zu Recht bestehend anerkannte, blieb doch das Volk bei seinem Verlangen nach der Konstitution von 1831, u. der Bund mußte denn auch auf Preußens energisches Vorgehen 24. Mai 1862 die Wiederherstellung der Verfassung von 1831 u. des Wahlgesetzes von 1849 fordern. Der Kurfürst fügte sich; in den neugewählten Kammern aber kam es bald zu neuen Konflikten mit der Regierung über die Rechtmäßigkeit der während der provisorischen Verfassungen erlassenen Verordnungen u. 14. März 1866 sogar zu dem Beschluß, den Justizminister wegen Nichtzurückziehung des provisorischen Gesetzes über das höchste Gericht beim Staatsgerichtshof wegen Verfassungsverletzung anzuklagen. Obgleich die Stände nach der Zustimmung des kurhess. Bundestagsgesandten zu dem Bundesbeschluß vom 14. Juni 1866 Neutralität in dem bevorstehenden Kriege zwischen Preußen u. Oesterreich beschlossen hatten, lehnte doch die Regierung am 15. Juni die preuß. Sommation ab, worauf am nächsten Tage die preuß. Truppen in H.-K. einrückten. Der Kurfürst wies die von Preußen gestellten Vermittlungsanträge rund ab u. wurde darauf 23. Juni nach Stettin abgeführt. Am 17. Aug. 1866 wurde H.-K. dem preuß. Staate einverleibt.

Hessen-Nassau, preuß. Provinz, durch Erlaß vom 7. Dez. 1868 aus den annektirten Gebieten des ehemaligen Kurfürstenthums Hessen, des Herzogthums Nassau, der Freien Stadt Frankfurt u. aus kleineren bayer. u. großherzogl. hess. Gebietstheilen gebildet, 288,68 □M. mit 1,400,370 E. (1871), wird von den Provinzen Sachsen, Hannover, Westfalen u. der Rheinprovinz, von Waldeck, Sachsen-Weimar, Bayern u. Hessen-Darmstadt begrenzt u. umschließt die großherzogl. hess. Provinz Oberhessen. Hierzu gehören die Exklaven Schaumburg an der Weser, Schmalkalden mit Barchfeld an der Werra u. Eimelrod u. Höringhausen im Waldeckischen. H.-N. ist vorherrschend Bergland, erreicht aber an keiner Stelle die Höhe von 1000 m. Im N. schiebt der Thüringer Wald seine Vorberge in diese Provinz vor u. zwischen den Flußthälern der Werra u. Fulda erhebt sich der Tafelberg des Meißners 365 m. hoch u. der Kaufunger Wald (Bielstein 607 m.). Das linke Ufer der Fulda wird vom Knüllgebirge u. die Weser vom Reinhardswalde (Staufenberg 463 m.) begleitet. Der SO. von H.-N. wird noch von einzelnen zum Spessart gehörigen Gebirgszügen erfüllt u. enthält die höchsten Erhebungen der Hohen Rhön (Wasserkuppe 943 m.). Der S. umfaßt die Tiefebene am unteren Main u. den Taunus (Großer Feldberg 851 m.) mit dem Rheingaugebirge. Das Hügelland im W. gehört zum Westerwald u. zu dem niederrhein. Schiefergebirge. Der Rhein bildet mit dem Main den größten Theil der südl. u. bis zur Lahnmündung der südwestl. Grenze der Provinz; außer der Lahn erhält er aus H.-N. keinen anderen größeren Nebenfluß, in den Main münden die Kinzig u. Nidda. Der N. u. O. gehören zum Wesergebiete. Die Fulda bleibt von der Quelle bis zur Mündung, mit Ausnahme kleiner Strecken, in der Provinz u. nimmt hier die Haune u. Eder auf. Die Werra durchschneidet den NO. von H.-N.

Der Boden besteht aus 37% Ackerland, 40% Waldboden, 12% Wiesen u. 11% Weiden u. wüstem Lande. Am unfruchtbarsten sind die höchstgelegenen Gegenden in der Rhön u. im Westerwalde. Die Viehzucht ist bedeutend, Holz wird in großen Mengen ausgeführt, Getreide u. Obstbau in großer Ausdehnung im S. betrieben. An den südl. u. westl. Abhängen des Taunus gedeihen die besten Sorten des Rheinweins (Johannisberger, Aßmannshäuser, Hochheimer u. Rüdesheimer). Der Wohlstand des Volkes wird durch die Menge im Lahnthal u. Taunus gelegener Badeorte sehr gehoben (Ems, Schlangenbad, Homburg, Wiesbaden, Schwalbach, Selters). An nutzbaren Mineralien werden Kupfer, Eisen, Blei, Stein- u. Braunkohlen gewonnen. Die Industrie ist bedeutend in der Fabrikation von Tuchen, Leinwand, Bijouterie-, Eisen- u. Thonwaaren. Die wichtigste Industriestadt ist Hanau, die größte Handelsstadt Frankfurt a. M. An höheren Bildungsanstalten besitzt H.-N. eine Universität (Marburg), 9 Gymnasien, 2 lat. Schulen u. 18 Realschulen. Die Provinz H.-N. zerfällt in die Regierungsbezirke Kassel (189,59 □M. mit 767,362 E.) u. Wiesbaden (99,09 □M. mit 633,008 E.). Die größten Städte sind nach der Volkszählung von 1871: Frankfurt a. M. 90,922 E., Kassel 46,375 E., Wiesbaden 35,463 E., Hanau 20,278 E., Fulda 9490 E. u. Marburg 8950 E.

Hessen-Philippsthal, die jüngere, der reformirten Konfession folgende Nebenlinie des Hauses Hessen-Kassel, ohne Landeshoheit, wurde von Philipp (geb. 1655, gest. 1721), dem 3. Sohne des Landgrafen Wilhelm VI., 1663 gegründet u. nach seinem Residenzschloß Philippsthal bei Vach an der Werra benannt, in welches er 1685 das ehemalige Kloster Kreuzberg umgewandelt hatte. Gegenwärtig wird diese Linie durch den Landgrafen Ernst **v. H.-P.**, geb. 20. Dez. 1846, repräsentirt, der 12. Febr. 1868 seinem Vater, dem Landgrafen Karl, folgte. — Ein jüngerer Sohn Philipp's, Wilhelm (geb. 1692, gest. 1761), stiftete die Linie **H.-P.-Barchfeld**; jetziges Haupt derselben ist Landgraf Alexis **v. H.-P.-B.**, der 13. Sept. 1829 geb. ist u. 17. Juli 1854 seinem Vater, dem Landgrafen Karl, folgte. Seine beiden Oheime, der dän. Generalleutnant Prinz Wilhelm (geb. 1786, gest. 1834) u. der russ. General der Kavallerie u. nachmalige hannov. General Prinz Ernst (geb. 1789, gest. 20. April 1850), haben sich als Kriegshelden hervorgethan.

Hessen-Rheinfels-Rotenburg, die ältere, seit 1834 erloschene Nebenlinie von Hessen-Kassel, wurde von Ernst (geb. 1623, gest. 1693), dem jüngeren Sohne des Landgrafen Moritz, gestiftet, der seit 1658 die sog. **Rotenburger Quart**, d. h. sämmtliche, den jüngeren Söhnen des Landgrafen Moritz unter Hoheit der ältesten Linie überlassenen Aemter, Städte u. Einkünfte, allein besaß. Dazu gehörten die niedere Grafschaft Katzenellnbogen mit der Stadt u. Festung Rheinfels, Amt u. Stadt Rotenburg, Wanfried, Eschwege, Treffurt, Ludwigstein, die Herrschaft Plesse, Amt Gleichen u. ein Viertheil des Landzolls. Unter dem Landgrafen Viktor Amadeus **v. H.-R.-R.**, geb. 2. Sept. 1779, brachten hierin die politischen Zeitereignisse große Veränderungen. Sowol der Frieden von Luneville (1801) als auch der Wiener Kongreß (1815) führten zu Abtretungen von Theilen der Rotenburger Quart, für welche der Landgraf theils durch Geld, theils durch verschiedene Besitzungen entschädigt ward. So besaß derselbe 1820, als die Territorialausgleichungen beendet waren, nur noch den in Kurhessen gelegenen Theil der Rotenburger Quart, dagegen außerdem als Allodien das Herzogthum Ratibor, das Fürstenthum Korvei in Westfalen, die Herrschaft Treffurt 2c. Diese letzteren vermachte der kinderlos gebliebene Landgraf den Prinzen Viktor u. Ludwig v. Hohenlohe-Schillingsfürst. Nach dem Tode des Landgrafen (12. Nov. 1834) kam es zwar zu mehrfachen Nachlaßstreitigkeiten, indeß wurden diese theils durch Vergleich, theils durch Abweisung des Klägers beigelegt. Der Rest der Rotenburger Quart fiel an Kurhessen zurück.

Hessonit, s. „Granat".

Hessus, Eobanus Helius, einer der bedeutendsten Humanisten des 16. Jahrh. u. Förderer der Reformation, zugleich trefflicher lat. Dichter, wurde im Jan. 1588 in der Nähe von Bockendorf in Kurhessen geboren (daher sein Beiname „Hessus"). Sein Vater, Dienstmann des Klosters Haina, übergab ihn dem Unterricht des Humanisten Horläus zu Frankenberg, u. schon hier trat seine merkwürdige Begabung für lat. Verse hervor. Anfang 1505 bezog Eoban die Universität Erfurt, wo er einen Freundschaftsbund mit Ulrich von Hutten schloß u. nach Beendigung seiner Studien Rektor an der Severischule wurde; schon damals galt er den Humanisten als der erste unter den lebenden Dichtern. Im J. 1510 begab er sich zu dem Bischof Hiob von Dobeneck zu Riesenburg in Ostpreußen, in dessen Gunst ihn bes. seine Meisterschaft in Leibesübungen u. im Bechertampfe hob. Auf den Wunsch des Bischofs begann er 1513 in Leipzig das Studium der Rechte, kehrte aber 1515 in seine Rektorstelle nach Erfurt zurück u. erhielt 1516 eine Professur der schönen Künste daselbst. Sein Ruhm wuchs mehr u. mehr, aber seine Einnahmen waren nur gering u. seine große Sorglosigkeit brachte ihn mit seiner zahlreichen Familie in große Bedrängniß, aus der ihn indessen 1526 eine Berufung als Rektor des Gymnasiums zu Nürnberg erlöste. Indessen kehrte er 1534 nach Erfurt zurück, vertauschte es aber 1536 mit Marburg, wohin er für das Fach der Dichtkunst u. Geschichte berufen worden war, u. wo er 5. Okt. 1540 starb. Der Reformation hatte er sich von vornherein mit ganzem Herzen angeschlossen u. stand mit den Reformatoren (bes. auch mit Melanchthon, auf dessen Wunsch er die Psalmen in lat. Verse übertrug) in enger Verbindung. Eine Auswahl seiner vielen kleineren Gedichte gab er unter dem Titel „Silvae" heraus. Von den größeren seiner Werke ist bes. seine lat. Uebersetzung der „Ilias" berühmt geworden.

Hestia, einer der kleinen zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisenden Planeten, von Pogson in Oxford am 16. Aug. 1857 entdeckt; er führt das Zeichen (46).

Hesychasten (vom griech. ἥσυχος, d. i. ruhig), eigentl. Ruhende, Stillsitzer. Hauptsächlich bezeichnete man damit eine schwärmerische Sekte von Mönchen auf dem Berge Athos im 14. Jahrh., die den Nabel als den Sitz der Seele betrachteten, ihn beim Gebet unverwandt anblickten (indem sie vorgaben, dadurch zum Anschauen des unerschaffnen göttlichen Lichtes zu gelangen) u. deshalb auch Omphalopsychiten, d. i. Nabelseelen, genannt wurden. In dem Streite, den sie, vom Abt Baarlam über ihre Ansichten angegriffen, mit diesem führten, wurden sie vom Erzbischof von Thessalonich, Palamas (früher selbst Mönch auf dem Athos), vertheidigt, der auf mehreren Synoden, z. B. zu Konstantinopel 1341 u. 1350, durchzusetzen wußte, daß die H. als Rechtgläubige anerkannt wurden.

Hesychios, 1. griech. Grammatiker aus Alexandria, dessen Lebenszeit Einige in das 4., Andere in das 5.—7. Jahrh. n. Chr. setzen, verfaßte ein griech. Lexikon, das eine werthvolle Quelle für unsere Kenntniß der griech. Sprache ist, da demselben die Arbeiten älterer uns nicht erhaltener Lexikographen zu Grunde liegen. Beste Ausg. von M. Schmidt (4 Bde., Jena 1856—62; kleinere Ausg. in 2 Thln., ebd. 1863, 64). 2. H. Illustrios aus Milet, im 6. Jahrh. n. Chr., verfaßte eine Weltgeschichte, von der nur ein über Konstantinopel handelndes Bruchstück übrig ist, sowie eine Zusammenstellung der ausgezeichneteren griech. Gelehrten.

Hetäre (vom griech. ἑταίρα), Freundin, Gesellschafterin, euphemistischer Ausdruck für Buhlerin. In Athen u. Korinth waren diese sehr zahlreich u. gesucht u. hatten auch die Aufgabe, für die geistigen Genüsse des Mannes mit zu sorgen. Selbst die unterste Gattung dieser Buhlerinnen, die Geliebten der Schiffer, Soldaten 2c., hatte immer noch eine gewisse Bildung od. suchte sich selbige zu verschaffen. Sie übten Tanz u. Musik, lebten im Uebrigen theils einzeln für sich od. waren als Sklavinnen in Häusern von Schutzverwandten u. Freigelassenen, welche von dem Erwerbe der H.n lebten. Das erste öffentliche Haus soll Solon zu Athen angelegt haben; er baute von dem Verdienste der H.n der Venus Pandemos einen Tempel. Einige von diesen Buhlerinnen, die für sich lebten, haben sich aber in der Geschichte Griechenlands einen Namen gemacht. So besuchte Leontion, die Geliebte des Epikur, seine Vorträge, hielt es aber nicht für unrecht, ihn öffentlich zu betrügen. Von der Aspasia sagt man, sie habe den Perikles in der Beredsamkeit unterwiesen, ja ihm eine Leichenrede gemacht; Plato nennt die Diotima (in seinem Gastmahl) seine Lehrerin in der Liebe, Thais rühmte sich ihrer philosophischen Studien.

Hetärie (v. Griech. ἑταιρεία) bedeutet jedes Bündniß von Freunden. In diesem Sinne kommt es schon im griech. Alterthum vor. Die röm. Kaiser stellten dergleichen H.n schon unter strenge Aufsicht. Ebenso nannte man so die ersten Versammlungen der jungen Christen. In unserm Jahrhundert dagegen ward dieser Name in den J. 1813—19 ganz unverfänglichen gelehrten Vereinen von Griechen außerhalb Griechenland gegeben. Indeß hatte man bei den verschiedenen Versuchen der Neugriechen, das osmanische Joch abzuschütteln, namentlich zwei so genannte Verbindungen im Auge, nämlich eine wissenschaftliche der Philomusen u. eine vorzugsweise H. genannte politische. Als Vorläufer derselben ist

der Bund der Guten bei den Sphatioten auf Kandia, eine vom Fürsten Maurokordato 1802 gegründete u. nach dessen Tode 1818 vollständig revolutionär umgestaltete Philike Hetäria u. endlich die 1809 von den Gebrüdern Zosima u. dem gelehrten Philologen Korai gestiftete Gesellschaft zur Verbreitung der alten Klassiker, deren Lesen das junge Griechenthum civilisiren sollte, zu betrachten. Die politische H. dagegen verdankt ihren Ursprung dem Thessalier Konstantin Rhigas, der sich mit andern Patrioten seiner Nation verband, um sein Vaterland von dem Türkenjoch zu befreien. Nach Rhigas' Tode 1798 scheint sie eingegangen zu sein, aber in den J. 1814, 1815 od. 1816 ward auf ihren Grundlagen eine neue politische H. von Griechen in Rußland, zu Moskau od. Odessa gestiftet, die Anfangs aus vier od. sieben, dann aus neunzehn Häuptern bestand, welche die sog. Archie od. den Grundverein bildeten. Da die Häupter derselben die Revolution beschleunigen wollten, beschlossen sie, die oberste Gewalt der H. in die Hand zu geben, um Einheit in ihren Unternehmungen herzustellen. Als Kapodistrias ablehnte, wählte man (1818) einstimmig den Fürsten Alex. Ypsilanti für die oberste Gewalt, der diesen Antrag auch annahm. Zum Signal des Ausbruchs der Revolution war bestimmt, eine von den Ephoren der H. in Konstantinopel geleitete Verschwörung sollte die Stadt den Griechen in die Hände spielen. Allein dieser Plan ward entdeckt, u. nun konnte die Ausführung nicht mehr verzögert werden; sie nahm in der Moldau 22. Febr. 1821 ihren Anfang, allein verfrüht, denn erst im März versuchte auch im Peloponnes das Volk sich zu erheben. Durch die schlechte Leitung der H. aber ward, trotz der todesmuthigen Tapferkeit der Mitglieder, dieser Aufstand bald niedergeworfen. Nach der endlichen Abschüttelung des türkischen Joches blieb die Partei der Hetäristen nicht ohne Einfluß auf die polit. Verhältnisse des jungen Staates. Die Errichtung des Königthums machte jedoch dieser sowie jeder andern Wirksamkeit der H. ein Ende.

hetero (vom griech. ἕτερος), enthält in Zusammensetzungen mit anderen Wörtern den Begriff „anders", wie z. B. heterodox = andersgläubig, heterogen = ungleichartig 2c.

Heteropoden, eine Ordnung der Weichthiere mit zusammengedrücktem, flossenähnlichem Fuß, langgestrecktem, durchscheinendem Körper, stark vortretendem Kopfe mit beweglichen Augen, gefiederten od. kammförmigen Kiemen u. in einer bruchsackartig vortretenden Leibesausstülpung (dem „Nucleus") zusammengepackten Eingeweiden. Sie sind entweder schalenlos (z. B. Pirola), od. von spiraliger Schale umschlossen (z. B. Atlanta), bisweilen ist auch nur der Eingeweideknäuel von einer mützenförmigen Schale bedeckt (Carinaria). Sie sind getrennt geschlechtige, mit aufwärts gekehrtem Fuße auf dem Rücken schwimmende Meerthiere, die in warmen Zonen auf hoher See leben u. schon im Mittelmeer vertreten sind. Man kennt 54 lebende (u. 140 fossile) Arten.

Hethiter, nach 1. Mos. 10, 15 Nachkommen des Heth, des zweiten Sohnes Kanaan's; waren zu Zeiten des Erzvaters Abraham eine mächtige Völkerschaft in Palästina in der Mitte des Landes bis südl. herab nach Hebron. Auch später erscheinen sie neben den Amoritern als die mächtigste Völkerschaft in Kanaan. Nach 1 Kön. 9, 20 ff. zwang Salomo die Reste der H., bei seinen Bauten Frohndienste zu leisten. Einem andern Zweig der H. scheinen die 1. Kön. 10, 29 u. 2. Kön. 7, 6 erwähnten „Könige der H." im N. Palästina's anzugehören. Noch in der Zeit nach dem Exil werden Ueberbleibsel der H. erwähnt.

Hetman od. Ataman, der Titel des obersten Führers der Kosaken (s. d.). Die in früherer Zeit vom gesammten Volk durch Zuruf erwählten H.s hatten eine fast unbeschränkte Autorität, namentlich am Dniepr, bei den Saporogern. Als freilich nach Ueberwindung der „ungläubigen" Horden in Südrußland die Kosaken Ansiedlungen (sog. „Stanitzen") aus der fortwährenden Kampfbereitschaft heraustreten mußten, vertrug sich jene Machtvollkommenheit der H.s nicht mehr mit der Stellung des Zaren als des obersten Kriegsherrn. Auch hielten die Kosaken von dem Augenblicke an, wo sie die Oberhoheit Rußlands freiwillig anerkannt hatten, treu zu demselben. Selbst der Intrigant Mazeppa (s. d.) konnte nach einer 20jähr. Hetmannschaft, nach welcher er seiner Untergebenen völlig sicher zu sein glaubte, nicht mehr als einen ganz unwesentlichen Theil seiner Leute zu Karl XII. hinüberführen, u. er, wie der Schwedenkönig, mußte an diesem falschen Kalkul zu Grunde gehen. Es fehlte aber trotzdem noch viel, daß die Kosaken den integrirenden Bestandtheil einer geordneten Staatengemeinschaft abgaben. Daher lag das Bedürfniß vor, einestheils, im Hinblick auf die Brauchbarkeit der Kosaken u. auf ihre Ergebenheit für den Zaren, ihre demokratische Organisation mit militärischem Charakter möglichst zu erhalten, anderntheils die Sonderstellung ihrer obersten Führer thunlichst zu beschränken. Schon Peter d. Gr. begann daher mit entsprechenden Maßregeln, u. unter Katharina II. wurde die Würde eines wirklichen H.s in früherem Sinne zu einem Attribut der Krone gemacht. Seitdem übte der Kaiser od. auch, wie jetzt, der Thronfolger (Letzterer nach besonderer Uebertragung) die Würde eines „H.s aller Kosaken" de jure aus, während der jedesmalige Befehlshaber der donischen Kosaken (am Dniepr sind auch die saporogischen Einrichtungen abgeschafft) blos Mandatar der Krone ist. Derselbe hat seit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht die Stellung eines General-Gouverneurs, während die übrigen 8 Kosakenchefs nur die Autorität eines Gouverneurs in Betreff der Civilangelegenheiten ihres Bezirks besitzen. Ihr eigentlicher Titel lautet jetzt: „Nakasny Ataman", d. h. „H. nach Instruktion", was also den Anspruch auf die Machtvollkommenheit von ehedem ausschließt. – Auch in Polen war bis 1702 der Name H. für die Heerführer üblich.

Hettner, Hermann Julius Theodor, namhafter Aesthetiker, Kunst- u. Literarhistoriker, geb. als Sohn eines Rittergutsbesitzers zu Leisersdorf bei Goldberg in Schlesien 12. März 1821, studirte 1838–43 in Berlin, Heidelberg u. Halle Geschichte, Philologie u. Philosophie u. beabsichtigte sich für letzteres Fach in Breslau zu habilitiren. Indessen gewannen um diese Zeit bei ihm die ästhetischen u. kunstgeschichtlichen Neigungen die Oberhand, u. im Interesse derselben reiste H. im Sommer 1844 nach Italien, wo er fast 3 Jahre verweilte. Seitdem ist die bildende Kunst so sehr ein wesentlicher Theil seines geistigen Seins geworden, daß er auch später, nam. durch eine Reise nach Griechenland (1852) u. durch wiederholte u. ausgedehnte Reisen in Deutschland, Frankreich, England, Belgien u. Holland, immer bestrebt gewesen ist, seine künstlerischen Anschauungen zu erweitern u. zu vervollständigen. Seit Ostern 1847 Privatdozent der Aesthetik, Kunst- u. Literaturgeschichte in Heidelberg, wurde H. Ostern 1851

Nr. 3388. Hermann Julius Theodor Hettner (geb. 12. März 1821).

außerord. Prof. in Jena, folgte aber Ostern 1855 einem Rufe nach Dresden als Direktor der königl. Antikensammlung u. des Museums der Gipsabgüsse u. übernahm auch bald darauf die Professur der Kunstgeschichte an der Kunstakademie daselbst. Die größeren Schriften H.'s sind: „Vorschule zur bildenden Kunst der Alten" (Oldenb. 1848); „Die romantische Schule in ihrem inneren Zusammenhange mit Goethe u. Schiller" (Braunschw. 1850); „Das moderne Drama" (ebd. 1852); „Griech. Reiseskizzen" (ebd. 1853); „Die Bildwerke der königl. Antikensammlung in Dresden" (Dresd. 1856) u. sein Hauptwerk, die „Literaturgeschichte des 18. Jahrh." (6 Thle., Braunschw. 1856–70), ein geistvolles u. wahrhaft bedeutendes Buch, welches durch die Weite seines Gesichtskreises fast zu einer allgemeinen Geschichte des Zeitalters der Aufklärung geworden ist.

Hetze, Hetzjagd, Hetzhund, s. „Parforcejagd".

Heu nennt man solche wildwachsenden od. angesäeten Gräser u. Futterkräuter, welche vor u. während der Blüte geschnitten u. zur Aufbewahrung für den Winter getrocknet worden sind. Man spricht daher von Wiesenheu, Kleeheu, Luzerneheu 2c. In Bezug auf die Bereitung giebt es 3 verschiedene Methoden. Die Grünheubereitung, die Braunheubereitung u. die Sauerheubereitung. Die erstere ist die gewöhnlich

in Anwendung kommende; eine mehrtägige Bearbeitung durch die Harke (Rechen) od. durch Heuwendemaschinen, damit Sonne u. Wind die Wassertheile des Grases 2c. entfernen, ist das Wesentliche dieser uralten Methode. In neuerer Zeit ersetzt man bei blattreichen Pflanzen diese Art der Heuwerbung durch Trocknen in sog. Puppen od. auf Gestellen (Kleereutern). Die zweite Methode besteht darin, daß nach oberflächlichem Abwelken das Futter in größeren Haufen fest eingetreten wird, wonach die entstehende Hitze das Trocknen herbeiführt u. gleichzeitig die Masse mehr od. weniger bräunt. Die Anwendung dieser Methode erfordert Vorsicht, da die Hitze leicht zu groß werden u. Selbstentzündung eintreten kann. Im Uebrigen wird hierdurch wie durch die folgende Bereitung eine größere Löslichkeit der Nährstoffe erzielt. Bei der Sauerheubereitung wird die Futtermasse unmittelbar nach dem Abmähen in große Erdgräben gefahren, schichtenweise ausgebreitet u. sorgfältig festgestampft, um den Luftzug zu verhindern. Nach Füllung der Grube wird dieselbe mit einer starken Erdschicht bedeckt. Die Masse erhitzt sich so in der Grube, geräth in weinsaure Gährung u. ist nach ca. 6 Wochen zum Verfüttern reif. Diese Methode ist bes. in nassen Jahren od. im Spätherbst anwendbar, dabei ist sie bei richtiger Ausführung die billigste u. liefert ein nahrhaftes, vom Vieh gern genommenes Futter, welches sich sehr lange aufbewahren läßt. Das Grün- od. Dürrheu gelangt in neuerer Zeit behufs des besseren Transportes häufig in gepreßter Form in viereckigen Ballen in den Handel. Diese Form ist nam. beliebt für den Transport auf der Eisenbahn, für Seereisen u. im Kriege; die Erfindung ist eine amerikanische, bei uns ist die Anwendung immer noch eine beschränkte, obgleich die dazu nöthige Maschine, eine einfache Hebelpresse, weder kostspielig noch komplizirt ist. In der neueren Zeit bereitet man für Pferde auch den sog. **Heuzwieback**, u. zwar auf folgende Weise: Auf der Häckselmaschine wird H. u. Stroh so fein als möglich zerschnitten u. mit geschrotenem Hafer od. Roggen vermischt, dann mit einer Abkochung von Leinsamen übergossen, tüchtig durchknetet u. mittels einer Presse in flache Tafeln gepreßt. Hierdurch wird nicht allein jeder Unterschleif verhütet, sondern das Futterquantum kann auch den Thieren mit möglichster Genauigkeit zugemessen werden.

Heubner, Otto Leonhard, Politiker u. Dichter, geb. zu Plauen im Voigtl. als Sohn des dortigen Advokaten u. Bürgermeisters H. 17. Jan. 1812, studirte 1829–32 in Leipzig die Rechte, trat danach in die Expedition seines Vaters, nach dessen Tode (1838) ihm die von demselben innegehabten Gerichtshaltereien übertragen wurden; 1843 erhielt er den Posten eines Kreisamtmanns in Freiberg. Im Mai 1848 in das Frankfurter Parlament gewählt, trat er hier nur einmal als Redner auf; auch kehrte er schon im Jan. 1849 nach Sachsen zurück, um in die Erste Kammer einzutreten. Nach der Auflösung des Landtags wohnte H. der Sitzung ehemaliger Kammermitglieder bei, in der die Maßregeln besprochen wurden, die nach der Flucht des Königs u. der Minister für die möglichste Aufrechthaltung der Ordnung zu treffen wären. Man beschloß die Bildung einer Provisorischen Regierung, zu deren Mitgliedern außer Tzschirner u. Todt auch H. gewählt wurde. Nach langem Sträuben nahm dieser die verhängnißvolle Wahl an, harrte auch aus bis zum letzten Augenblick u. verließ dann Dresden mit den Freischaren, um den Kampf „für die Reichsverfassung" an einem anderen Orte zu erneuern. Statt dessen ward er in Chemnitz verhaftet u. auf den Königstein gebracht. Zum Tode verurtheilt, wurde H. zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt u. infolge dessen 1850 nach Waldheim transportirt; indeß erhielt er hier die Vergünstigung, sich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen. Bald darauf erschien zum Besten seiner Familie seine „Selbstvertheidigung" (Zwick. 1850) u. eine Sammlung von „Gedichten" (ebd. 1850, 1. u. 2. Aufl.). Im J. 1864 amnestirt, wandte sich H. wieder nach Dresden, wo er im Okt. 1865 auch die Erlaubniß zur Ausübung der Advokatur erhielt. Seit 1871 bekleidet H. das Amt eines Stadtraths in Dresden.

Heuglin, Theodor v., deutscher Forschungsreisender, geb. zu Hirschlanden in Württemberg 20. März 1824, widmete sich dem Studium der Naturwissenschaften, insbes. dem der Zoologie, u. ging 1850 nach Aegypten, von wo aus er Arabien bereiste. Im J. 1852 bis 1853 begleitete er den österr. Konsul Reitz in Chartum als dessen Sekretär nach Abessinien u. erforschte dort u. A. die noch ganz unbekannten Provinzen Dagossa u. Sarago, sowie das Quellgebiet des Schimsa. Da Reitz unterwegs im Mai 1853 starb, ward H. selbst sein Nachfolger in Chartum. Schon Ende 1853 unternahm er aber eine neue Reise nach Kordofan, von der er erst Sept. 1854 zurückkehrte. Um die aus Kordofan mitgebrachten Thiere an den kaiserl. Thiergarten in Schönbrunn abzuliefern, begab er sich 1855 nach Wien. Im folgenden Jahre ging er wieder nach Aegypten, u. 1857 bis 1858 durchforschte er die afrikan. Küstenländer des Rothen Meeres u. am Golf von Aden; 1861 mit der Leitung der deutschen Expedition zur Aufsuchung Ed. Vogel's betraut, wandte er sich mit seinen Reisegefährten von Kairo aus (25. Mai) nach Massaua (17. Juni), durchzog dann die Bogosländer bis Axum u. Gondar, traf in Magdala mit König Theodor von Abessinien zusammen (April 1862), schlug hierauf die nordwestl. Richtung ein u. erreichte, der Führung der Expedition enthoben, 7. Juli 1862 Chartum, wo er zunächst wieder einen längeren Aufenthalt nahm. Im Jan. 1863 schloß sich H. mit Steudner der Expedition des Alex. Petr. Franc. Tinne (s. d.) nach dem oberen Weißen Nil u. dem Gazellenfluß an u. drang mit derselben bis Kulanda (8.° nördl. Br.) vor. Im J. 1864 nach Chartum zurückgekehrt, begab sich H. wieder nach Europa, wo er mit reichen wissenschaftlichen Ergebnissen u. einer werthvollen zoologischen Sammlung im Nov. anlangte. Seine nächsten Forschungsreisen galten dem hohen Norden. Im Sommer 1870 unternahm er mit dem Grafen Karl v. Waldburg-Zeil (geb. 1841) auf der „Germania" eine Expedition nach Ostspitzbergen, das durch ihn zahlreiche Berichtigungen auf der Karte erfuhr, u. entdeckte das König-Karl-Land. Auf einer anderen Expedition desselben Schiffes im J. 1871 behufs Erforschung des sibir. Eismeeres wurde zwar das eigentliche Ziel nicht erreicht, aber doch durch H. die Kunde Nowaja-Semlja's wesentlich bereichert.

Nr. 3389. Theodor v. Heuglin (geb. 20. März 1824).

H. veröffentlichte: „Systematische Uebersicht der Vögel Nordostafrika's" (Wien 1856); „Reisen in Nordostafrika" (Gotha 1858); „Ueber die Antilopen u. Büffel Nordostafrika's" (Jena 1863); „Beiträge zur Zoologie Centralafrika's" (Dresd. 1864); „Die Tinne'sche Expedition im westl. Nilquellgebiet 1863 u. 64" (ebd. 1865); „Reise nach Abessinien, den Galaländern, Ostsudan u. Chartum in den J. 1861 u. 62" (Jena 1867); „Systematische Uebersicht der Säugethiere Nordostafrika's" (Wien 1867); „Reise in das Gebiet des Weißen Nil u. seiner westl. Zuflüsse in den J. 1862—64" (Lpz. 1869); „Ornithologie Nordostafrika's, der Nilquellen u. Küstengebiete des Rothen Meeres u. des Somalilandes" (Kassel 1869 ff.).

Heulandit od. Stilbit, ein Mineral, das bald farblos, bald gefärbt, u. dann bes. ziegelroth, bald in dünn-, bald in dicktafelartigen monoklinen Krystallen, bald auch in strahlig-blättrigen Aggregaten, selten auf Erzlagern u. -gängen, wie zu Arendal in Norwegen, Andreasberg am Harz, gewöhnlich in den Blasenräumen der Basalte u. Mandelsteine, wie auf Island, den Faröer, auf Skye 2c. vorkommt. Der ziegelrothe H. ist dem Fassathale eigen.

Heumann, Christoph August, der erste eigentliche rationelle Literarhistoriker Deutschlands, geb. 3. Aug. 1681 zu Altstädt im Weimarischen, studirte zu Jena Theologie u. Philosophie, machte dann Reisen durch Deutschland und Holland (1705) u. ward 1713 Inspektor des Seminariums zu Göttingen, 1734 auch Prof. der Theologie das.; er resignirte später wegen einiger Glaubensverschiedenheiten, behielt jedoch Rang u. Gehalt bis an seinen 1. Mai 1764 erfolgten Tod. H. hat außerordentlich viel geschrieben; seine Abhandlungen u. kleineren Schriften sind zum Theil in seiner „Poecile" (Halle 1721 bis 1731, 3 Bde.) u. in seiner „Sylloge" u. „Nova Sylloge dissertationum (Gött. 1743—50, 4 Bde.; Rost. u. Wism. 1752—54, 2 Thle.) gesammelt. Seine „Deutsche Uebersetzung des Neuen Testamentes" (Hann. 1748—50) enthält vieles Unrichtige; etwas glücklicher war er in seiner „Erklärung des Neuen Testamentes" (Hann. 1750—63, 12 Thle.), zu denen noch seine „Anmerkungen" (ebd. 1764) gehören. Sein „Politischer Philosophus, d. i. Anweisung zur Klugheit im gemeinen Leben" (Frankf. 1714 u. 1724) würde wol völlig vergessen sein, hätte er nicht in seinem „Conspectus reipublicae literariae" rc. (Hann. 1718, 1726, 1735, 1740, 1746, 1753, 1763, 1795) zuerst den Versuch gemacht, ein Kompendium der Literaturgeschichte zu veranstalten, worin der allgemeine Entwickelungsgang des menschlichen Geistes u. der Literatur von der ältesten bis auf die damalige Zeit in allgemeinen Umrissen dargelegt wird.

Heumann, Johann, von Teutschenbrunn, verdienter Forscher auf dem Gebiete des deutschen Alterthums, geb. 11. Febr. 1711 zu Muggendorf in der fränk. Schweiz, studirte Geschichte u. Rechtswissenschaft in Altdorf, wo er auch 1740 außerord., 1744 ord. Prof. wurde u., 1750 geadelt, 29. Sept. 1760 starb. Unter H.'s Schriften sind von besonderer Wichtigkeit seine „Commentarii de re diplomatica imperatorum ac regum Germaniae" (2 Bde., Nürnb. 1745 bis 1754) u. „Commentarii de re diplomatica imperatricum Germaniae (ebd. 1749), durch welche er der Begründer der wissenschaftlichen Urkundenlehre geworden ist. Außerdem schrieb er „Exercitationes juris universi" (2 Bde., Altd. 1749—57), „Geist der Gesetze der Deutschen" (Nürnb. 1761) rc.

Heun, Carl Gottlieb Samuel, seiner Zeit einer der beliebtesten deutschen Romanschriftsteller, geb. 20. März 1771 zu Dobrilugk (Niederlausitz), wo sein Vater Amtmann war, besuchte die Universitäten Leipzig u. Göttingen u. sollte eben als Accessist in Plauen beim Gericht angestellt werden, als ihn der Minister von Heynitz, aufmerksam gemacht durch eine von H. unter dem Titel „Vertraute Briefe an edelgesinnte Jünglinge rc." (Gera 1794) verfaßte Schrift, zu seinem Privatsekretär machte. Er ward dann geheimer Sekretär beim westphälischen Berg-, Hütten- u. Salzdepartement, 1801 Hauptaufseher über die Güter des Herrn von Treskow im Posen'schen, eine Stelle, die er jedoch 1807 aufgab. Von nun an fing er an, durch die Noth gedrängt, für Journale zu schreiben, u. zwar unter dem Namen Heinrich Clauren (Anagramm von Carl Heun), den er sein langes Schriftstellerleben hindurch beibehielt. Im J. 1810 kam er wieder nach Berlin, ward hier dem Staatskanzler bekannt, Hofrath, u. in den Befreiungskriegen 1813—14 im Hauptquartier Redakteur der „Preußischen Feldzeitung". Beim Wiener Kongreß war er als Kanzleibeamter des Fürsten Hardenberg betheiligt, ward dann Kommissar beim Gouvernement der Provinz Sachsen zu Merseburg u. bei der Ausgleichungskommission der sächs.-preuß. Angelegenheiten zu Dresden (1818), nach Berlin zurückgekehrt, Ministerialsekretär u. erhielt die Redaktion der „Preußischen Staatszeitung" u. eine höhere Stelle beim Generalpostamt (1824). Als belletristischer Schriftsteller beherrschte er durch seine im Geschmack Kotzebue's recht leicht u. anziehend geschriebenen Novellen, die er hauptsächlich durch sein von ihm allein geschriebenes Taschenbuch „Vergißmeinnicht" (Lpz. 1818 ff.) ins Publikum brachte, auch gesammelt als „Erzählungen" (Dresd. 1819—20, 6 Bde.) u. „Scherz u. Ernst" (ebd. 1820—28) erscheinen ließ, lange Zeit den Geschmack des lesenden Publikums. Sein berühmtestes Werk ist seine oft gedruckte Erzählung „Mimili" (Lpz. 1816), die jedoch ebenso wie seine andern Arbeiten durch ihre mit dem Schein der Naivetät umgebene Unsittlichkeit sehr verderblich in weiten Kreisen wirkten. Ihr künstlerischer Werth ist sehr unbedeutend, dazu sind alle in Anlage u. Ausführung einander überraschend ähnlich. H. hat sich auch als Lustspieldichter im frivolen Kotzebue'schen Genre versucht, seine „Lustspiele" (2 Bde., Dresd. 1817) wurden zur Zeit seiner literarischen Blüte gern gesehen, sind aber jetzt längst vergessen. H. starb 2. Aug. 1854.

Heurēka (griech.), „ich habe es gefunden", der zum geflügelten Wort gewordene Ausruf des Archimedes, als er bei der Untersuchung des Goldgehaltes einer für den König Hiero von Syrakus gearbeiteten Krone das Gesetz des spezifischen Gewichtes entdeckte. — H. od. Eureka (engl. spr. Jurike) ist auch der Name eines im J. 1852 in der Nähe von Ballarat in der austral. Kolonie Victoria aufgefundenen Goldfeldes, welches bis auf den heutigen Tag reiche Ausbeute liefert.

Heuristik (d. h. Auffindungskunst, vom griech. εὑρίσκειν) heißt der Theil der Homiletik od. Predigtkunst, der sich mit der Auffindung des Stoffes aus dem bibl. Texte beschäftigt. Die H. giebt theils Winke zur passenden Textwahl, theils macht sie auf die Gesichtspunkte aufmerksam, nach denen man einen Text behandeln u. so Stoff aus ihm ziehen kann.

Nr. 3390. Die Wanderheuschrecke (Acridium migratorium).

Heuschrecken (Sprungheuschrecken, Saltatoria, springende Geradflügler od. Orthopteren) sind Insekten mit von der Wurzel aus längs gefalteten Flügeln, deren Hinterbeine durch die verdickten Schenkel zu Sprungbeinen entwickelt sind. Durch fadenförmige od. keulenförmige Fühler von nur etwa halber Körperlänge u. je 3 Fußglieder (Tarsen) unterscheiden sich die Feldheuschrecken (Acridier) von den mit sehr langen, borstenförmigen Fühlern u. mit je 4 Fußgliedern begabten Laub- od. Baumheuschrecken (Heupferden, Locustinen); die Grabheuschrecken (Grillen, s. d.) endlich haben ungleichförmige, dreigliedrige Tarsen. Zu den Feldheuschrecken gehört die in deutschen Nadelwäldern heimische Schnarrschrecke (Acridium stridulum) mit den zinnoberrothen Hinterflügeln u. die gefräßige Zug- od. Wanderheuschrecke (Acr. migratorium). Beide Geschlechter dieser H.n geben zirpende Töne von sich durch Reiben der Schenkel an den Flügeldecken. Bei den Laubheuschrecken, deren Weibchen eine weitvorragende, säbelförmige Legscheide haben, hat nur das Männchen einen Stimmapparat auf der rechten (selten auf beiden) Flügeldecke, in Form einer glashellen, von hornigem Ringe eingefaßten Membrane, die, durch Aneinanderreiben der Decken in Schwingung versetzt, einen singenden Ton hervorbringt. Sie leben in Wäldern, Gebüschen u. auf trockenen Wiesen, springen gut u. bedienen sich dabei der Flügel als Fallschirm; außer Pflanzentheilen dienen ihnen zuweilen auch Insekten (Fliegen) als Nahrung. Von einheimischen Arten ist der große grüne Grashupfer (Locusta viridissima) u. der Warzenbeißer (Decticus verrucivorus) zu nennen. Zu den Grasheuschrecken gehören Grillen und Werren. — Die Fangheuschrecken (Mantiden) u. Gespenstheuschrecken (Phasmiden) gehören zu den laufenden Orthopteren (Cursoria).

Heuschreckenbaum od. Locustbaum, s. „Anime".

Heusinger, Karl Friedrich, ein vielseitig verdienter Mediziner, geb. zu Farnroda bei Eisenach 28. Febr. 1792, studirte 1809—12 in Jena, dann in Göttingen, machte als Militärarzt im preuß. Heere die Befreiungskriege mit, stand nachher lange Zeit in Thionville (Diedenhofen) u. leitete bis 1819 das in Sedan zurückgebliebene Hospital. Hierauf verließ er den Militärdienst u. ging als Assistent an der Klinischen Anstalt wieder nach Göttingen, folgte aber schon 1820 einem Rufe als außerord. Prof. nach Jena, wo er bis 1824 blieb, um die Professur der Anatomie u. Physiologie in Würzburg zu übernehmen. Seit 1829 wirkt H. als Prof. der Medizin in Marburg. Auch stand er hier lange der medizinischen Klinik vor u. fungirte als Medizinalreferent der Regierung u. Provinz Oberhessen. Abgesehen von einer Menge von kleineren Abhandlungen u. Beiträgen

in fachwissenschaftlichen Zeitschriften, von denen er die „Zeitschrift für die organ. Physik“ (Eisenach 1827—28) selbst herausgab, hat H. nam. folgende Werke verfaßt: „Ueber den Bau u. die Verrichtungen der Milz“ (Thionville 1817); „Ueber die Entzündung u. Vergrößerung der Milz“ (Eisenach 1820; mit Nachtr. 1823); „System der Histologie“ (ebd. 1822); „Recherches de pathologie comparée“ (Kass. 1844—53, 3 Bde.); „Die Milzbrandkrankheiten der Thiere u. der Menschen“ (Erl. 1850); „Die sog. Geophagie od. Malaria-Chlorose“ (Kass. 1852) u. a.

Hevelius, eigentl. Hewel od. Hewelke, Johannes, deutscher Astronom, geb. zu Danzig 28. Jan. 1611, studirte in Leyden, bereiste 1630—34 Holland, England, Frankreich u. Deutschland, suchte nach seiner Heimkehr selbst sich vollkommenere Instrumente zu verfertigen, errichtete eine eigene Druckerei u. baute sich 1641 eine Sternwarte. Seit 1641 Schöppe u. seit 1651 Rathsherr in seiner Vaterstadt, starb er das. an seinem Geburtstag 1688. Mit den bedeutendsten Gelehrten u. vielen Fürsten stand H., der sich um die Astronomie durch seine Beobachtungen wesentliche Verdienste erworben, in regem Verkehr. Die wichtigsten Werke von ihm sind: „Selenographia, seu descriptio lunae“ (Danz. 1647); „De natura Saturni“ (ebd. 1656); „Cometographia“ (ebd. 1668); „Machina coelestis“ (ebd. 1673 bis 1679, 2 Bde.) u. die nach seinem Tode erschienenen „Prodromus astronomiae“ u. „Firmamentum Sobiescianum, sive Uranographia“ (ebd. 1690).

Heves, ung. Komitat im Kreise diesseit der Theiß, 119,77 □M. mit 332,613 E. (1869), liegt an den südlichsten Ausläufern der Centralkarpathen u. wird von dem Matragebirge durchzogen. Der S. des Landes ist eben, enthält ausgedehnte Pußten u. wird an der Theiß sumpfig. Die Hauptprodukte des überaus fruchtbaren Bodens sind Mais, Weizen, Wein u. Tabak. Beträchtlich ist die Viehzucht. Die Einwohner sind zu 95 % Magyaren u. zu 80 % Katholiken. Juden sind zahlreich. Deutsche wohnen vorzugsweise in der Hauptstadt Erlau (s. d.), die zweitgrößte Stadt ist Gyöngyös (15,830 E.).

Hex u. Hexa (griech., s. v. w. sechs) giebt, zusammengesetzt mit andern Wörtern, diesen den Begriff des „Sechsten od. Sechsfachen, Hexaeder od. Sechsflächner in specie, der von sechs quadratischen Flächen begrenzte Würfel; Hexagon das Sechseck u. s. w.

Hexameter ist ein aus 6 Füßen bestehender, in seinem letzten Fuße (durch das Fehlen der letzten Kürze) unvollständiger daktylischer Vers. Er wurde zuerst von den Griechen gebraucht, bei denen er in den Homerischen Gedichten schon völlig ausgebildet erscheint u. seitdem das stehende Versmaß für die epischen Gedichte war (weshalb er auch der epische od. der heroische Vers genannt wird), außerdem aber auch in Verbindung mit dem daktylischen Pentameter für die Elegie in Anwendung kam. Von den Griechen erhielten ihn dann die Römer durch Ennius, der ihn im Epos u. der Satire statt des saturnischen Verses verwendete. Indem beim H. für den Daktylus in den einzelnen Füßen mit Ausnahme des fünften Fußes durch Zusammensetzung der beiden Kürzen auch Spondeen eintreten können, ergiebt sich folgendes Schema: —◡◡ | —◡◡ | —◡◡ | —◡◡ | —◡◡ | —◡. Die Cäsur findet entweder im 3. Fuße statt — bald nach der Länge desselben, bald nach der ersten Kürze, seltener nach der zweiten — od. im 4. Fuße, gewöhnlich nach der Länge, doch auch nach der zweiten Kürze; bei einer Cäsur im 4. Fuße findet sich aber meist noch eine Nebencäsur im 2. Fuße. Aus dem Lateinischen ist der H. späterhin auch in die neueren Sprachen übergegangen; am frühesten findet er sich wol im Böhmischen (13.—14. Jahrh.), dann im Deutschen, im Italienischen (15. Jahrh.), Französischen (16. Jahrh.), Englischen, Spanischen u. s. w. Im Deutschen lassen sich einzelne H. zuerst im 14. Jahrh. nachweisen, u. zwar sind dies theils nach Art der im mittelalterlichen Latein aufgekommenen sog. Leoninischen H. in der Mitte u. am Ende des Verses gereimte, theils halb deutsche halb lateinische H. In der Mitte des 16. Jahrh. dichtete dann Konr. Gesner deutsche H., auch Fischart, der wieder den Reim anwandte. Wirklich eingebürgert wurde das neue Versmaß aber erst um die Mitte des 18. Jahrh. durch Gottsched, Klopstock u. Kleist, von denen der Letztere die späterhin nicht weiter nachgeahmten H. mit einer Vorschlagsilbe gebrauchte. Große Verdienste um den deutschen H. hat sich namentlich J. H. Voß erworben.

Hexaplá, d. h. das Sechsspaltige, ist der Titel eines Riesenwerkes des Kirchenvaters Origenes († 254), das er zur Herstellung eines kritischen Bibeltextes des Alten Testamentes unternahm. Zu diesem Zweck gab er den Text in 6 Spalten, nämlich hebr., dann hebr. mit griech. Buchstaben, dann die damals allgemein geltende griech. Uebersetzung der 70 Dolmetscher, endlich die drei andern griech. Uebersetzungen des Aquila, Symmachus u. Theodotion. Das Werk ist wahrscheinlich wegen seines Umfanges nie ganz, sondern nur in Auszügen abgeschrieben worden.

Hexen (auch Unholden, Truden) heißen im Volksaberglauben weibliche (u. Hexenmeister männliche) Personen, welche durch übernatürliche Mittel das Besitzthum der Nachbarn u. Einwohner eines Bezirkes schädigen. Dieses Wesen wird auch durch ihren Namen ausgedrückt: hexe (althochdeutsch hagazussa) bedeutet „die den Hag (das Landgut, Feld u. Flur) Schädigende“. Der Glaube an H. im heutigen Sinne entstand seit der Herrschaft des Christenthums, als man anfing, Ketzerei, Heidenthum u. Zauberei in Beziehung zu einander zu setzen u. den heidnischen Gottheiten die Urheberschaft alles Bösen zuzuschreiben. Da als Hauptquelle des letzteren der Teufel galt, so mußten auch die H. mit ihm einen Bund geschlossen haben. Schon Augustin glaubte, daß die Dämonen menschliche Weiber verlocken, sich mit ihnen Nachts versammeln u. mit Diana, Minerva u. a. Göttinnen durch die Luft reiten. Mit der Ausbildung, welche der Teufel in der Phantasie der Menschen erhielt, wuchs auch der Glaube an H., denen man vorzugsweise Einfluß auf die Witterung, die Fruchtbarkeit, die Gesundheit von Pflanzen, Thieren u. Menschen zuschrieb. Schon im 8. Jahrh. wurden Menschen, die der Pöbel für H. hielt, lebendig verbrannt. Vergebens traten im 9. u. 10. Jahrh. gelehrte Bischöfe gegen den Hexenglauben auf, den andere Kirchenhäupter dieses Ranges eifrig vertheidigten. Seit dem Ende des 12. Jahrh. begann man, den Verdacht des Bundes mit dem Teufel ganz bes. auf das weibliche Geschlecht zu werfen, u. am Anfange des 13. Jahrh. wurde behauptet, daß die Teufel mit den Menschenkindern buhlten. Damals begann die Inquisition ihr Wüthen gegen die Ketzer u. die angeblichen H., nam. gestützt auf Papst Gregor's IX. Bulle von 1233. Die erste sicher beglaubigte Verbrennung von H. fand 1275 zu Toulouse statt. Papst Johann XXII. bestätigte den Teufels- u. Hexenwahn in zwei Bullen, 1307 u. 1327, u. auch die Tempelritter wurden in ihrem Prozesse der Hexerei beschuldigt. Seit 1350 finden sich auch bereits, durch die Folter erpreßt, Geständnisse der angeblichen H. vor, mit dem Teufel Buhlschaft getrieben zu haben. Im J. 1431 gab sich die Pariser Sorbonne, welche noch 1398 den Hexenglauben verworfen, dazu her, Jeanne d'Arc, die Befreierin ihres Vaterlandes, als H. zu erklären, auf welches Urtheil hin sie verbrannt wurde. Die völlige Ausbildung erhielt der Hexenwahn durch die Bulle Papst Innocenz' VIII., 1484, worin er drei Dominikaner, leider Deutsche, Namens Krämer, Sprenger u. Gremper, beauftragte, das Laster der Zauberei auszurotten. Ja, Kaiser Maximilian I. bestätigte dieses Vorgehen u. nahm die Hexenrichter in seinen Schutz. Dieselben schrieben nun 1489 ein Buch, den berüchtigten „Hexenhammer“, in welchem sie den Hexenwahn in ein förmliches System brachten. Seitdem nahmen die Hexenprozesse ungeheuer zu an Ausdehnung u. Furchtbarkeit. Eine Möglichkeit der Rechtfertigung gab es nicht, sondern nur sog. Hexenproben; diese mochten aber ausfallen wie sie wollten, die einmal Angeklagten blieben H. Die H. sollten z. B. ein „Hexenmal“ am Leibe haben. Um dieses zu finden, schor man ihnen alles Haar vom Leibe; fand man das Mal, so war die Sache richtig; fand man es nicht, so hatten sie es durch Hexerei beseitigt u. waren schuldig! An diesem traurigen Wahne hing nicht nur das gemeine Volk, sondern auch die Geistlichen, Gelehrten, Richter u. Fürsten, mit wenigen Ausnahmen. In Deutschland wollte man von mehreren Versammlungsorten der H. mit den Teufeln wissen, unter welchen der Brocken (Blocksberg) der bekannteste ist. Dahin sollten die H. in der Walpurgisnacht (1. Mai) auf Besenstielen, Mänteln od. Böcken zum Kamin hinaus u. durch die Luft reiten. Die Zeit der heftigsten Hexenverfolgung waren das 16. u. 17. Jahrh., u. zwar wetteiferten Katholiken u. Protestanten darin mit einander. Die massenhaftesten Hexenverbrennungen fanden aber in den weltlichen Gebieten deutscher Erzbischöfe u. Bischöfe statt. Ein Bischof von Würzburg ließ 600 H. verbrennen, der Fürstabt von Fulda in 19 Jahren 700, die Erzbischöfe von Trier in unbestimmter Zeit 6000. Aber auch unter Calvin's geistlicher Herrschaft in Genf wurden sehr viele H. verbrannt, u. so auch im presbyterianischen Schottland u. im lutherischen Schweden. In Spanien wüthete die Inquisition eben so sehr gegen die H. wie gegen die Ketzer. Zuerst traten gegen die Hexenprozesse auf die deutschen Gelehrten Agrippa von Nettesheim u. Johannes Weier. Ihnen folgte der geistreiche Franzose Uretaigne, u. 1672 verbot der Minister Colbert die Hexenprozesse in Frankreich. In Deutschland hörten dieselben, nachdem Thomasius gegen sie geschrieben, 1749 auf, in der Schweiz 1782, u. seitdem kamen nur noch vereinzelte Pöbelexcesse gegen angebliche H. in wenig gebildeten Gegenden vor, z. B. in Polen, Ungarn u. unter den slav. Bewohnern der preuß. Ostseeküste. Aus außereuropäischen christlichen Ländern liegen freilich vereinzelte Beispiele weit jüngeren Datums vor. In Mexiko wurden noch im J. 1874 mehrere Mitglieder einer Familie auf Anregung des Geistlichen u. unter Assistenz der lokalen Obrigkeit als H. verbrannt.

Hexenmehl, s. „Bärlapp“.

Hexenschuß nennt man eine plötzlich eintretende, schmerzhafte Affektion gewisser Körperstellen, bes. der Rücken- od. Kreuzmuskeln, bei welcher die Patienten sich nicht ohne heftige Schmerzen bewegen können u. in hartnäckigen Fällen eine einmal angenommene Haltung beibehalten müssen. Zuweilen tritt noch Fieber, Diarrhoe, Appetitlosigkeit hinzu; nach einiger Zeit schwinden jedoch nach starken Schweißen die Schmerzen u. der Patient ist, bis auf die Neigung zu Rückfällen, wieder hergestellt. Wahrscheinlich ist H. nichts Anderes als ein Rheumatismus, der meist die Gegend der Hüften u. der Schultern betrifft. Die Behandlung besteht in Beförderung von Schweiß u. Urin, Einreibung der schmerzhaften Stellen mit Salben, spirituösen Medikamenten, Kataplasmen ꝛc. Endlich, bei hohen Graden von Schmerzhaftigkeit, in Injektionen von Morphium u. Blutentziehungen durch Schröpfen od. Blutegel.

Hey, Wilhelm, ein sehr geschätzter geistlicher deutscher Dichter, geb. 26. März 1790 zu Leina im Gothaischen, studirte zu Jena Theologie, ward erst Pfarrer zu Töttelstädt, dann Hofprediger in Gotha u. Superintendent zu Ichtershausen, wo er 19. Mai 1854 starb. Wir nennen von ihm „Gedichte“ (Berl. 1816), „Lauf der Zeit“ (ein Gedicht Hamb. 1829), „Auswahl von Predigten“ (Gotha 1832) u. „Erzählungen aus dem Leben Jesu“ (ebd. 1838). Er verdankt seinen Ruf jedoch eigentlich den von O. Speckter zu seinen „Fabeln für Kinder“ (2 Sammlungen von je 50 Fabeln, Gotha 1833 u. 37 u. öfter) gelieferten genialen Zeichnungen. Der große Erfolg dieses Werkes war auch die Ursache, daß Justus Schneider den Text zu seinen Radirungen „Das Kind von der Wiege bis zur Schule“ (Gotha 1858) u. M. Prätorius die fortlaufende Erklärung seines Radirungswerkes „Das Leben eines Kriegspferdes“ (Gotha 1852) von ihm dichten ließen. Auch schrieb H. die Reime für Kinder zu L. Richter's „Bildern u. Reimen“ (Dresd. 1859).

Heydebrandt u. Lasa, v. d., s. „Lasa“.

Heyden, Jan van der, geb. 1637 zu Gorkum, gest. 1712 zu Amsterdam, holländ. Architekturmaler, der bei einer unsäglich detaillirten Ausführung seinen Bildern eine solche Gesammthaltung verlieh, als sähe man die Natur in der Camera obscura. Es sind Ansichten berühmter Gebäude von Holland u. Belgien, od. auch Kanalbilder, meistens in kräftigem, klarem Tone, wobei Adrian v. d. Velde häufig die Staffage in geistreicher Weise hinzufügte. Die Zahl dieser Bilder wäre wahrscheinlich viel größer, wenn ihn sein Talent für die Mechanik nicht dazu geführt hätte, sich mit Dingen zu beschäftigen, welche der Malerei fern liegen, wie z. B. mit der Verbesserung der Feuerspritzen. Die meisten seiner Werke befinden sich in England.

Heydt, August Frhr. v. d., einer der hervorragendsten Finanzmänner seiner Zeit, geb. 15. Febr. 1801 zu Elberfeld als Sohn eines Bankiers, widmete sich gleichfalls dem Bankfach u. übernahm nach verschiedenen größeren Reisen mit seinen Brüdern das alte väterliche Geschäft („v. d. H.-Kersten u. Söhne“). Seit 1839 den rhein. Provinzialständen angehörend, machte er sich hier durch seine Kenntnisse in Handels- u. Finanzangelegenheiten unentbehrlich, u. die Regierung berief ihn in den Sachverständigenausschuß, dem der Entwurf einer neuen Wechselordnung u. der Plan einer allgemeinen Einführung von Handelsgerichten vorgelegt wurden. Im J. 1847 vertrat er Elberfeld auf dem Vereinigten Landtag in Berlin, wo er zu den Rednern gehörte, die die meiste Beachtung fanden. Daß er als gemäßigter Liberaler vor den nächsten Konsequenzen der Märztage erschrak u. weder ein Mandat für Frankfurt od. Berlin, noch eine Stelle im Ministerium Pfuel annahm, befremdete nicht. Um so mehr fiel es aber auf, daß er bei der Bildung des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel als Handelsminister in dasselbe eintrat (4. Dez. 1848) u. es auch nicht verließ, als seine Kollegen in dieselben Bahnen wieder einlenkten, gegen die er auf dem Vereinigten Landtage mit Entschiedenheit sich erklärt hatte. Er blieb auch im Kabinet Hohenzollern u. im Ministerium Auerswald-Schwerin, u. als Graf Schwerin zurücktrat, übernahm H. (März 1862) im neuen Ministerium Hohenlohe-Ingelfingen die Verwaltung der Finanzen. Während er insbes. den gewerblichen Unterricht förderte u. in den ärmsten schles. Bezirken neue Erwerbszweige einführte, leistete er andererseits durch die gänzlich verfehlte Gewerbeordnung von 1849 der Hinneigung zum Zunftwesen Vorschub. Das meiste Mißfallen erregte H. durch die Bankpolitik, die er nach seiner Ernennung zum Direktor der Preuß. Bank trieb. Dagegen war er nam. für die modernen Verkehrsmittel mit großem Eifer thätig. Auch die Aufhebung der Durchgangszölle, die Ermäßigung der Rheinzölle u. die Ablösung des Stader Zolls sowie die Absendung eines Geschwaders in die ostasiat. Meere zur Abschließung von Handelsverträgen mit China, Japan u. Siam ist ihm zu verdanken. Im Militärkonflikt zwischen der Krone u. dem Abgeordnetenhause suchte er zu vermitteln; sein betreffender Brief an den Kriegsminister kam an die Oeffentlichkeit u. die Folge war H.'s Rücktritt (24. Sept. 1862), bei welcher Gelegenheit er den erblichen Freiherrnrang erhielt. Als Abgeordneter hielt er sich nachher trotz seines Auftretens in der Konfliktzeit zur Regierungspartei.

Nr. 3391. August v. d. Heydt (geb. 15. Febr. 1801, gest. 13. Juni 1874).

Bei Beginn des 1866er Krieges wurde er als der erfahrenste Finanzmann in das Ministerium berufen, um die Mittel zum Kriege ohne Anleihe zu beschaffen, u. er löste diese Aufgabe aufs Glänzendste. Nach dem Kriege übernahm er als Vermittlungsminister, das Indemnitätsgesetz einzubringen, durch welches der Verfassungskonflikt beendet wurde. Dann aber achtete er das Budgetrecht der Kammern nicht genügend u. zog dem Ministerium eine so empfindliche Schlappe zu, daß er genöthigt war, 26. Okt. 1869 zurückzutreten. Seither lebte H. auf seiner Villa bei Berlin, wo er 13. Juni 1874 starb.

Heygendorff, Henriette Karoline Friederike v., eine vorzügliche Sängerin u. Schauspielerin, wurde als Tochter des sächs.-weimar. Hofbibliothekars Christian Joseph Jagemann (geb. 1735, gest. 8. Febr. 1804) 25. Jan. 1778 zu Weimar geb. Nachdem die Herzogin Amalie sie durch Iffland in Mannheim für das Theater hatte ausbilden lassen, betrat sie die Weimar'sche Bühne u. verschaffte sich auf einigen Kunstreisen den Ruf einer der trefflichsten Gesangskünstlerinnen. Der nachmalige Großherzog Karl August von Weimar wandte ihr seine Gunst zu u. erhob sie 1809 zu einer „Frau v. H.“ Nach Goethe's Rücktritt von der Leitung des Theaters (1818) übte sie einen großen Einfluß auf die Verwaltung der Bühne in Weimar aus. Später lebte sie in Mannheim u. zuletzt in Dresden, wo sie 10. Juli 1848 starb. Ihr Sohn, Karl Wolfgang **v. H.**, geb. zu Weimar 25. Dez. 1806, ist königl. sächs. Generalmajor v. d. A. u. lebt zur Zeit noch in Dresden.

Heyne, Christian Gottlob, geb. 25. Sept. 1729 zu Chemnitz als Sohn eines Leinwebers, studirte von 1748 an in Leipzig u. erwarb sich in Dresden eine Zeit lang durch Arbeiten auf einer juristischen Expedition u. durch Unterricht kümmerlich seinen Unterhalt; 1753 als Kopist an der Bibliothek des damaligen Ministers Grafen Brühl angestellt, begründete er seinen Ruf durch die Ausgabe des

„Tibull“ (Lpz. 1755), auf die im nächsten Jahre, in welchem er auch die Magisterwürde in Leipzig erwarb, eine Ausgabe von Epiktet's „Enchiridion“ folgte (Dresd. 1757, 2. Aufl. 1776). Nachdem er durch den Sturz des Grafen Brühl seine Stelle verloren, nahm er 1757 eine Hauslehrerstelle an u. begleitete 1759 seinen Zögling zur Universität nach Wittenberg. Nach Dresden zurückgekehrt, gerieth H. infolge des Bombardements der Stadt wieder in eine sehr drückende Lage, aus der ihn erst seine Berufung nach Göttingen, als Professor der Beredsamkeit, befreite. In Göttingen, wo er 1764 auch Oberbibliothekar u. Sekretär der Gesellschaft der Wissenschaften wurde, wirkte er nun fast 50 Jahre lang mit großem Erfolg, ebenso als Lehrer durch seine Vorträge u. nam. durch das von ihm geleitete philologische Seminar, sowie durch seine schriftstellerische Thätigkeit. In letzterer Hinsicht ist vor Allem seine Ausgabe des Vergil zu erwähnen (4 Bde., Lpz. 1767—75); ferner gab er Pindar (2 Bde., Götting. 1773), Apollodor's „Bibliothek“ (4 Bde., Götting. 1782) u. Homer's „Ilias“ (8 Bde., Lpz. 1802) heraus u. schrieb zahlreiche Abhandlungen, die als „Opuscula academica“ (6 Bde., Gött. 1785 bis 1812) gesammelt erschienen; seit 1770 redigirte er außerdem die „Göttinger Gelehrten Anzeigen“. Wenngleich bei H. die sprachliche Seite der philologischen Forschung sehr zurücktrat u. Mangel an Schärfe des Urtheils den Werth seiner Leistungen beeinträchtigte, so hat er sich doch dadurch, daß er für die Erklärung der Denkmäler des klassischen Alterthums den kulturhistorischen u. ästhetischen Standpunkt zur Geltung brachte, eine hervorragende Stelle in der Geschichte der Philologie gesichert.

Heyne, Moritz, verdienter Germanist, geb. 8. Juni 1837 zu Weißenfels, studirte in Halle, wo er sich 1864 habilitirte u. 1869 außerord. Professor der deutschen Sprache u. Literatur wurde. Seit 1870 wirkt er als Professor in Basel, wohin er als Wackernagel's Nachfolger berufen wurde. H. machte sich zuerst bekannt durch seine „Kurze Laut- u. Flexionslehre der altgermanischen Dialekte“ (Paderb. 1862; 3. Aufl. 1874) u. ließ dann seine trefflichen Ausgaben des „Beowulf“ (Paderb. 1863, 3. Aufl. 1873) u. des „Heliand“ (Paderb. 1865, 2. Aufl. 1873) erscheinen; von Stamm's Ausgabe des „Ulfilas“ besorgte er die neueren Auflagen (6. Aufl., Paderb. 1874). Von seinen anderen, meist wenig umfangreichen Schriften sind zu nennen: die metrische Uebersetzung des „Beowulf“ (Paderb. 1863); „Altniederdeutsche Eigennamen aus dem 9. bis 11. Jahrh.“ (Halle 1867); „Kleinere altniederdeutsche Denkmäler“ (Paderb. 1867) u. „Kleine altsächs. u. altniederfränk. Grammatik“ (Paderb. 1873). H. ist einer der Fortsetzer des Grimm'schen Wörterbuches, für welches er den Buchstaben H bearbeitet. Auch hat er die Herausgabe der kleineren Schriften von W. Wackernagel (s. d.) besorgt.

Heyse, Johann Christian August, verdienter Pädagog u. Grammatiker, geb. 21. April 1764 zu Nordhausen, studirte 1783 bis 1786 in Göttingen Theologie u. Pädagogik, wurde 1792 Gymnasiallehrer in Oldenburg, 1807 Rektor des Gymnasiums in Nordhausen u. 1819 Direktor einer höheren Töchterschule in Magdeburg, wo er 27. Juni 1829 starb. H., der von der Pädagogik aus zu seinen deutsch-sprachlichen Arbeiten gelangte, veröffentlichte zuerst: „Neuer Jugendfreund, od. Ernst u. Scherz“ (4 Bde., Hamb. 1801—2), dann sein „Fremdwörterbuch“ (Oldenb. 1804, 15. Aufl. Hannov. 1873, u., bearb. von Böttger, Lpz. 1873). Verdienten Erfolg errang seine „Theoretisch-praktische deutsche Grammatik“ (Hann. 1814, 5. Aufl. 2 Bde., Hann. 1838—49) u. „Leitfaden zum Unterricht in der deutschen Sprache“ (Hann. 1821, 22. Aufl. 1872). Großes Verdienst um die weitere Vervollkommnung dieser Bücher in ihren späteren Auflagen erwarb sich H.'s Sohn, Karl Wilhelm Ludwig **H.**, geb. 15. Okt. 1797 zu Oldenburg, 1815 zum Führer von W. v. Humboldt's jüngstem Sohne erwählt, von 1816 an Student in Berlin, wo er Vorlesungen bei F. A. Wolf, Boeckh, Solger, Hegel, Bopp hörte, 1819—27 Lehrer im Hause Mendelssohn-Bartholdy's, 1827 Privatdozent in Berlin, 1829 außerord. Prof. daselbst u. als solcher über griech. u. lat. Klassiker wie über Philosophie der Sprache lesend, gest. 25. Nov. 1855. Einige der Schriften seines Vaters sind unter seiner Hand fast ganz neue Werke geworden. Selbständige Arbeiten von ihm sind sein „Handwörterbuch der deutschen Sprache“ (3 Bde., Magdeb. 1833—49), die „Kurzgefaßte Verslehre der deutschen Sprache“ (Hann. 1820, 2. Aufl. 1825) u. vor allen Dingen sein wichtiges, auf den Ansichten W. v. Humboldt's fußendes „System der Sprachwissenschaft“, nach seinem Tode von Steinthal herausgegeben (Berl. 1856).

Heyse, Paul, einer der beliebtesten neueren deutschen Dichter, Enkel von Joh. Chr. Aug. H. (s. d.), geb. 15. März 1830 zu Berlin, besuchte das unter Ranke's Leitung stehende Friedrich-Wilhelms-gymnasium u. ging (1848) nach Beendigung eines Märchenbuches, das 1850 u. d. Tit. „Jungbrunnen“ erschien, nach Bonn, wo er philosophische u. literarhistorische Collegia hörte. Im J. 1849 kehrte er nach Berlin zurück u. setzte dort seine wissenschaftlichen Studien fort. Im Herbst 1852 ging H. nach Italien, wo er in der Bibliothek des Vatikans sich mit der Durchsicht altfranz. Handschriften beschäftigte u. von seinen Untersuchungen auch dem gelehrten Publikum in einer Monographie Rechenschaft ablegte („Ueber den Refrain in der Provencal. u. Altfranz. Poesie“, Berl. 1852; „Romanische Inedita“, ebd. 1854).

Nr. 3392. Paul Heyse (geb. 15. März 1830).

In Sorrent schrieb er die seitdem oft gedruckte Novelle „La Rabiata“ u. seine berühmten „Idyllen aus Sorrent“. 1853 kehrte er nach Deutschland zurück, begab sich aber, da er seinen früheren Plan, die akademische Carrière zu machen, wieder aufgegeben hatte, nach Berlin, von wo ihn, hauptsächlich wol auf Veranlassung Geibel's, König Maximilian II. von Bayern nach München berief, um dort in sorgenfreier Stellung lediglich seiner künstlerischen Ausbildung zu leben. Als Dichter ist H. ausgezeichnet durch Geist, Phantasie u. vollste Herrschaft über die Sprache. In seinem Erstlingswerke, der Tragödie „Francesca von Rimini“ (1850), folgt er einseitig Shakespeare, in seinem epischen Gedichte „Urica“ (1852) tritt er als Schüler der neufranz. Romantiker auf, dagegen in seiner vortrefflichen chines. Geschichte in Versen, „Die Brüder“, ist er rein deutscher Dichter, der sich an Goethe anschließt, dessen plastische Ruhe u. Objektivität er sich vollständig zu eigen gemacht hat. Die „Idyllen aus Sorrent“ sind in herrlichen Distichen geschrieben, ihr Inhalt aber ist gänzlich unpoetisch u. matt. Sein „Spanisches Liederbuch“, welches er im Verein mit Geibel herausgab (1852), hat an seinem „Ital. Liederbuch (1860), worin er bisher noch ganz unbekannte Proben romanischer Volkspoesie in trefflicher Uebersetzung mittheilt, ein würdiges Gegenstück gefunden. Seine Novellen in Versen, „Thecla“ (1858) u. „Die Braut von Cypern“ (1856), zeichnen sich durch herrliche Diktion u. prächtigen Versbau aus, aber seine Tragödien „Die Sabinerinnen“ (1859), „Die Grafen von der Esche“ (1860), „Ludwig der Bayer“ (1862), in seiner antikisirenden Manier geschrieben, haben keinen dauernden Erfolg gehabt. Dagegen gehören seine Novellen, in denen er sich vorzugsweise mit der Lösung psychologischer Probleme beschäftigt, in

Freia's Sammlungen seit 1855), jedenfalls zum Besten, was in dieser Art Dichtung in Deutschland geleistet ist; daß ihn sein reiches Talent vollauf befähigt, auch über den engen Rahmen der Novelle hinauszuschreiten, bewies sein geistreicher u. phantasievoller, trotz einiger greller Sensationsmotive vorzüglicher großer Roman „Kinder der Welt" (3 Bde., Berl., 1.—3. Aufl. 1873). H.'s neuestes Werk ist das Schauspiel „Ehre um Ehre" (Berl. 1874).

Hg, chemisches Zeichen für Quecksilber.

Hibernia (auch Jerne, Iverna, Juverna), lat. Name für Irland. Obwol schon Pytheas u. Aristoteles von einer britannischen Insel Jerne wußten, erhielt man doch erst durch Cäsar u. dann unter Domitian durch Agricola's Umschiffung Britanniens eine sichere Kenntniß wenigstens von der Lage Irlands. Das Innere H.'s blieb den Römern so gut wie ganz unbekannt, denn die Insel ward nie von ihnen betreten. Von Ptolemäos (2. Jahrh. n. Chr.) werden Größe u. Küstengestaltung richtig angegeben, auch die Namen der an den Küsten wohnenden Stämme genannt.

Hibiscus, Eibisch; Pflanzengattung der Malvaceen, Gruppe der Hibisceen, mit allermeist strauch- u. baumartigen Gewächsen, deren Blumen oft von so hoher Pracht sind, daß viele schon längst als Ziergewächse allerorten gepflegt werden. Sie gehören sämmtlich der wärmeren Zone an; doch halten einige Arten auch in unserem Klima aus, so daß man H. Syriacus od. H. Trionum sogar noch in milden Alpenthälern Deutschlands u. der Schweiz gehegt findet. Letztere geht als krautartige Pflanze überhaupt vom österr. Littorale an noch bis Mähren u. Unterösterreich als gleichsam wilde Pflanze. Die schönste u. herrlichste aller ist H. Rosa sinensis (chinesische Rose), eine Zimmer- u. Warmhauspflanze von baumartigem Wuchse, mit herrlichen, großen, rosenartigen, purpurrothen Blumen. Höchst merkwürdig ist H. mutabilis (veränderlicher Eibisch) aus Ostindien. Auf seinem baumartigen Stamme entwickeln sich prächtige Blumen, welche des Morgens beim Aufblühen weiß, Mittags röthlich, gegen Abend rosenroth werden. Aehnlich verhalten sich auch die Blumen des H. Trionum, den man deshalb Stundenblume od. Wetterrose nannte, weil die Blüten sich je nach dem Wetter öffnen u. schließen. Außerdem pflegt man bei uns noch H. Cameroni, aus Madagaskar, H. grandiflorus aus den südl. Verein. Staaten u. H. phoeniceus aus Ostindien als Warmhauspflanzen, H. roseus aus Südeuropa als Parkpflanze. In letzterer Eigenschaft verdient aber H. Syriacus die höchste Aufmerksamkeit: er ist der prachtvollste Blumenstrauch, der mit der Tracht des Schneeballes die der herrlichsten Malvenblume verbindet, so daß letztere mit ihrer hellpurpurrothen Färbung einen höchst überraschenden u. anziehenden Anblick bietet; um so mehr, da diese Blumen auch in Weiß, Blau, Rosenroth, Weiß- u. Gelbbunt, einfach od. gefüllt auftreten.

Hickory, s. „Carya".

hic haeret aqua (d. i. „hier hängt oder stockt das Wasser"), lat. Sprüchwort, entsprechend etwa dem etwas derberen deutschen „Hier stehen die Ochsen am Berge".

hic Rhodus, hic salta! (d. i. „hier ist Rhodus, hier springe!") ein aus einer Fabel des Aesop entnommenes, aber meist in seiner lat. Uebertragung gebrauchtes geflügeltes Wort, einem Prahler zur Antwort gegeben, der in Rhodus große Sprünge gemacht zu haben behauptete. Der Sinn ist: Was du anderswo gethan hast, mußt du auch hier thun können, wenn man dir glauben soll.

Hickorynuß, s. „Carya".

Hidalgo (span.) od. Fidalgo (portug.), eigentlich: der Sohn von Etwas (hijo de algo), d. h. ein Mensch von guter Familie, ein Edelmann. Die Mehrzahl heißt hijos de algo.

Hiddemann, Friedrich, namhafter Genremaler, zur Düsseldorfer Schule gehörend, geb. 1829 zu Düsseldorf u. 1848—56 Schüler der dortigen Akademie. Seine sehr beliebten Bilder, meistens humoristischen Inhalts, zeichnen sich durch lebensvolle Charaktere u. brillante Farbengebung aus; z. B. „Die Hochzeit u. die Taufe", „Das Wunderbier", „Die Strafpredigt", „Die Taschenrevision", „Wiedersehen", „Preußische Werber zur Zeit Friedrich's d. Gr.", „Picknik im Walde" ꝛc. Weniger gelungen sind seine Illustrationen zu Fritz Reuter's „Ut mine Stromtid".

Hieracium, Habichtskraut; Pflanzengattung der Hieracieen unter den Compositen, reich an Arten u. Formen, welche zu den Charakterpflanzen der gemäßigten Zone gehören u. bis zu dem Alpengebiete hinauf vorkommen. Sie haben sämmtlich ein u. dasselbe Formengepräge: einen Schopf von zungenförmigen Blättern auf dem verästelten, oft kriechenden Wurzelstocke, aus dessen Mitte sich die Blumen scheibenförmig (meist gelb) auf hohen Stielen erheben, während die Früchte (Achänen) einen Federkelch (pappus) entwickeln, durch dessen Leichtigkeit u. fallschirmartige Form sie über weite Strecken durch die Luft hinwandern können. Manche Arten ders. treiben eine Blattrosette unmittelbar auf dem Wurzelstocke, andere haben nur sehr kleine Wurzelblätter, während die größeren Blätter den Stengel hinaufgehen. So groß aber auch die Zahl der Arten ist, so giebt es doch unter ihnen nur wenige Zier- u. Nutzpflanzen. Zu den erstern gehört das orangenfarbige H. (H. aurantiacum) unsrer höheren Gebirge, eine allerliebste Landstaude, welche schon lange selbst den Bauerngärten angehört, mit einem weichen Blumenstengel, der durch die dunkle Pomeranzenfarbe seiner kleinen Blütenköpfe angenehm wirkt. Man benutzt diese Blumen, wie die von H. umbellatum, zum Gelbfärben. Eines der gemeinsten Habichtskräuter ist das Mausöhrchen (H. Pilosella) auf trocknen Stellen u. Mauern, auf denen es sich gern mit dem Mauerhabichtskraut (H. murorum) vergesellschaftet. Beide Arten wurden früher in der Volksarzneikunde u. selbst in der Medizin vielfach angewendet.

Hierarchie (griech.), bedeutet eigentlich Herrschaft des Heiligen über das Weltliche. Da nun das Heilige persönlich durch Priester vertreten wird, so fällt die H. in der Hauptsache mit der Priesterherrschaft zusammen. Nur uneigentlich kann man beim Judenthum u. dem Mohammedanismus von H. reden, denn bei beiden beherrscht zwar das religiöse Interesse alle Verhältnisse, aber die Spitze bilden nicht die Priester, sondern die weltliche Macht, dort die Könige, hier die Khalifen, als Nachfolger des Propheten. Eine wahrhafte H. hat erst die kathol. Kirche im Laufe der Jahrhunderte begründet, so sehr dies auch dem Geiste des Urchristenthums mit seiner Lehre vom allgemeinen Priesterthum zuwiderlief. Schritt für Schritt vollzog sich die Erhebung des Klerus, als einer höhern, von Gott auserlesenen Menschenklasse, über die Laien. Zuerst traten die Bischöfe insgesammt an die Spitze der Kirche; sie bildeten seit Anfang des 3. Jahrh. die H. als Nachfolger der Apostel u. damit Christi selbst. Ueber sie erhoben sich die Bischöfe der Metropolen (Mutterstädte u. -kirchen), zum Theil durch besondere Titel (Erzbischöfe, Patriarchen ꝛc.) ausgezeichnet. Von diesen traten Alexandria, Antiochien u. Jerusalem in den Hintergrund; desto heftiger aber entbrannte der Kampf um die Vorherrschaft zwischen den Bischöfen von Rom u. den Patriarchen von Byzanz (Konstantinopel). Höhere Bildung, Staatsklugheit u. vor Allem die Fabel von dem 25jähr. Bisthum des Petrus zu Rom, der dann die röm. Bischöfe zu seinen Nachfolgern in der Herrschaft über die Kirche eingesetzt habe, verschafften schließlich den röm. Päpsten den Sieg. Die griech. Patriarchen konnten sich nur durch die völlige Trennung (1054) ihrer Unterwerfung entziehen. Trotzdem blieb noch bis ins 10. Jahrh. die Unterordnung des Papstes u. der Bischöfe unter den Kaiser in allen weltlichen Dingen allgemeiner Grundsatz. Erst Gregor VII. (s. d.) nahm rücksichtslos den Kampf mit den deutschen Kaisern auf. Am kühnsten u. siegreichsten hat Innocenz III. (1198—1216) den Satz verfochten, daß alle weltliche Macht als ein Lehen vom Papste stamme. Die größte Gefahr drohte der H. im 15. Jahrh. durch die Erneuerung des alten Satzes auf den sogen. Reformatorischen Konzilien, daß das Konzil über dem Papste stehe. Klug wußten die Päpste die Folgerungen daraus zu vereiteln, u. obschon sie durch die Reformation des 16. Jahrh. ein bedeutendes Machtgebiet verloren, so gingen sie doch, bes. durch die Thätigkeit des Jesuitenordens, nur gekräftigt aus dieser Periode hervor. Zwar behaupteten einige katholische Staaten, z. B. Frankreich auf Grund der Gallikanischen Artikel, eine gewisse Selbständigkeit; dafür aber wurden andere, wie z. B. Oesterreich, durch günstige Konkordate um so nachhaltiger unterworfen u. hitzige Befreiungsversuche, wie die Kaiser Josef's II., schließlich wieder vereitelt. In ein neues, hochwichtiges Stadium ist der Kampf getreten, seitdem sich die Jesuiten wieder der Herrschaft im Vatikan u. der Person des Papstes Pius IX. bemächtigt haben. Auch die schwere Bedrängung des Papstthums durch den Verlust der weltlichen Gewalt (1859, 1866 u. 1870) vermochte nicht die Ausführung ihres lange gehegten Planes zu hindern, nämlich die Erklärung der Unfehlbarkeit des Papstes auf dem Vatikanischen Konzil von 1870. Vorbereitet wurde dieselbe durch die berüchtigte Encyklika (s. d.) u. den Syllabus von 1864. So sehr beide, ebenso wie die Unfehlbarkeit selbst, aller geschichtlichen Entwickelung u. Kultur Hohn sprechen, so sind sie doch nur die nothwendigen Konsequenzen längst vergangener Thatsachen. Zu spät erkannten die weltlichen Mächte die gefährliche Bedeutung der neubefestigten H. Um so nachdrücklicher nahmen wenigstens Preußen u. das Deutsche Reich durch die Maigesetze von 1873 den Kampf mit der H. auf. Derselbe hat gegenwärtig (Ende 1874) einen solchen Grad von Hartnäckigkeit auf Seiten der kathol. Bischöfe erreicht, daß der schließliche Ausgang noch nicht abzusehen ist. Ueber die sog. „hierarchische Gliederung", die einzelnen Rangstufen u. die geistlichen Machtbefugnisse derselben vgl. den Art. „Klerus". Mißbräuchlich wird das Wort „H." angewendet, wenn man auch von einer militärischen,

künstlerischen, Beamten- 2c. H. spricht. Es hat dann die allgemeinere Bedeutung eines streng gegliederten Organismus, der unter einem allmächtigen, einheitlichen Befehle steht.

Hiero od. **Hieron I.**, ältester Bruder des Gelon, erhielt von diesem die Verwaltung von Gela, als Gelon in den Besitz von Syrakus gekommen war u. seinen Sitz dorthin verlegte, u. wurde nach Gelon's Tode, dessen Willen gemäß, sein Nachfolger in der Herrschaft über Syrakus u. fast ganz Sizilien (478 v. Chr.), während seinem Bruder Polyzelos die oberste Feldherrnstelle zu Theil ward. Sein Mißtrauen gegen den beim Volke beliebten Polyzelos veranlaßte ihn, diesen zu entfernen, indem er ihn dem von den Krotoniaten bedrängten Sybaris zu Hülfe sandte, allein Polyzelos floh zu seinem Schwiegervater Theron, dem Herrscher von Agrigent, der sich sofort zum Kriege gegen H. rüstete. Schon standen die Heere einander nahe, als Theron infolge der Großmuth, mit welcher H. ihn von einer ihm drohenden Verrätherei (od. von dem beabsichtigten Abfall Himera's) benachrichtigte, mit H. Frieden schloß u. die beiden Brüder mit einander aussöhnte (477). Nachdem H. Naxos u. Katana unterworfen u. mit Peloponnesiern u. Syrakusanern an Stelle der vertriebenen Einwohner bevölkert hatte (wobei Katana den Namen Aetna erhielt), gewann er großen Ruhm durch einen Seesieg, den er 474 über die Etrusker davontrug, gegen welchen ihn die Cumäer zu Hülfe gerufen hatten; wenige Jahre später besiegte er den despotischen Thrasydäos u. befreite dadurch Agrigent von der Tyrannenherrschaft. H. starb bereits 467 in Aetna. Als kunstliebender Herrscher zog er hervorragende Dichter an seinen Hof, wie Simonides, Bakchylides, Epicharmos, Xenophanes, Aeschylos, Pindar, von denen Letzterer in vier Oden H. als Sieger in den Olympien u. Pythien feiert.

Hierodulen hießen im Alterthum bei den Griechen im weiteren Sinne alle beim Tempeldienst Beschäftigten, im engeren Sinne aber bezeichnete man mit diesem Namen Leute, die durch Schenkung od. freiwillig Eigenthum eines Gottes geworden die niedrigeren Verrichtungen beim Kultus zu besorgen hatten, od. zu bestimmten Leistungen u. Abgaben an den Tempel verpflichtet waren, od. auch gewissermaßen als Leibeigene die demselben gehörigen Ländereien bebauten. So hatte die eryeinische Aphrodite in Sizilien zahlreiche H., ebenso wie es viele H. der Aphrodite zu Korinth gab; doch war das Hierodulenwesen in Griechenland nicht so entwickelt wie in Asien, wo die H. bisweilen ganze Bevölkerungen ausmachten, wie z. B. zu Strabo's Zeit der Tempel der Göttin Ma zu Komana in Kappadokien 6000 H. besaß.

Hieroglyphen. Das Wort „Hieroglyphe" kommt aus dem Griechischen u. bedeutet ursprünglich „heilige Eingrabungen" (von ἱερός, heilig, u. γλύφειν, in Stein u. Metall graben). Wir sind gewöhnt, jede Bilderschrift, in der die einzelnen Zeichen die Gestalt von konkreten Gegenständen haben, eine „hieroglyphische" zu nennen; in erster Reihe die der alten Aegypter u. Mexikaner. Die chines. Bilderschrift wird mit Recht nicht mehr hieroglyphisch genannt, weil in ihr die einzelnen schriftbildenden Zeichen durch Abkürzungen u. Verschlingungen gewisse konventionelle Formen angenommen haben, welche es nicht mehr zu erkennen gestatten, welche Vorbilder ihnen zu Grunde liegen. Das Wort „hieroglyphisch" wird auch in bildlichem Sinne gebraucht, u. zwar dann, wenn uns Wissenswerthes in einer Form entgegentritt, durch welche sein Verständniß geflissentlich erschwert wird.

Die ägyptische Hieroglyphenschrift ist weitaus die berühmteste ihrer Gattung. Mehr als 3000 Jahre war sie in Uebung u. ist nicht aufgegeben worden, nachdem die Aegypter schon die Gewohnheit angenommen hatten (die letzten hierogl. Inschriften entstammen der Zeit des Kaisers Decius 249—51), im Privatverkehr sich der griech. Lettern (mit einigen Zusatzbuchstaben) zu bedienen. Diese befremdliche Wahrnehmung erklärt sich durch eine Betrachtung der Zwecke, denen die Hieroglyphenschrift gewidmet war. Die mannichfaltigen Bilder, aus denen sie bestand, hatten nicht nur die Aufgabe, dem gesprochenen Worte einen für das Auge verständlichen Ausdruck zu geben, sondern vielmehr auch die andere, den Monumenten, welche man mit ihnen bedeckte, zur Zier zu gereichen. Die hieroglyphische ist eine Denkmälerschrift in des Wortes vollkommenster Bedeutung, denn sie befriedigt in gleicher Weise die Wißbegier u. das malerische Bedürfniß des Betrachtenden u. war als architektonisches Ornament gerade in Aegypten unentbehrlich. Die großen Wandflächen der Riesenbauten am Nil würden eintönig erschienen sein u. das Auge ermüdet haben, wenn nicht die sie in Hautrelief u. relief en creux bedeckenden Hieroglyphenbilder durch ihre verschiedenartigen Gestalten, durch die Buntheit der Färbung, mit der man sie versah, u. das Spiel von Licht u. Schatten, das sie, mochten sie vertieft od. erhaben sein, erzeugten, dafür gesorgt haben würden, daß es dem Auge nicht an Abwechslung, Anregung u. Befriedigung gebrechen konnte. Zunächst als Denkmälerschrift vom Lapidarius in Stein gekratzt u. gegraben, wurden sie, nachdem leichter bewegliches Schreibmaterial (Thierfell, Papyrus, Töpferscherben) in Gebrauch gekommen war, auch mit dem Rohre geschrieben.

Die monumentale Hieroglyphenschrift zeigt uns Bilder von konkreten Gegenständen aus allen Bereichen des Geschaffenen u. Gestalteten, sammt mathematischen u. frei erfundenen Figuren in mehr od. minder sorgfältiger Ausführung. Im Ganzen wurden in den verschiedenen Epochen zusammen mehr als 2000 Zeichen verwendet. Sie wurden hier nur äußerst flach, dort bis über einen Zoll tief in den Stein gegraben od. über die Fläche, auf welcher sie stehen, erhöht. Oft ist die innere Ausführung eine so sorgfältige, daß z. B. selbst die einzelnen Federn der dargestellten Vögel berücksichtigt werden; oft begnügt man sich mit der Aushöhlung od. Erhöhung der Umrisse.

Auch die geschriebenen H. erfuhren eine sehr verschiedene Behandlung. Auf Holzsarkophagen u. anderem, der Ausstattung der Gräber angehörendem Geräth wurden sie sorgfältig, oft mit bunten Farben, ausgeführt, während der Schreiber, welcher größere Texte religiösen Inhalts auf Papyrus, Leder, Holz, Scherben od. Stuckwände zu schreiben hatte, bloße Umrißzeichnungen zu geben pflegte. Seine Palette (wir besitzen die Abbildungen von vielen u. mehrere sind in den Gräbern gefunden worden) enthielt zwei Farben, ein aus Ruß u. Gummiwasser bereitetes Schwarz u. ein Roth, als dessen Grundbestandtheil Mennige erkannt worden ist. Der fortlaufende Text wurde schwarz, der Anfang jedes Satzes roth (rubrum, wovon rubrik) geschrieben. Rothe Punkte wurden bei poetischen Stücken als Verstheiler verwendet.

Aeußerlich betrachtet lassen sich die H. eintheilen in farbige u. lineare. Die ersteren zerfallen wieder in polychrome (vielfarbige) u. monochrome (einfarbige). Bei den Polychromen gab man einer männlichen Figur röthliche Haut, dunkle Haare, ein weiß u. schwarzes Auge, einen weißen Schurz 2c., bei den Monochromen färbte man die ganze Person röthlich. Bei beiden stand die Wahl der Farben dem Schreiber nicht vollkommen frei, vielmehr war er gehalten, für gewisse Figuren gewisse Töne zu wählen. Der Mond, das Holz, das Gold, der Löwe 2c. wurden immer gelb, der Himmel u. das Wasser immer blau, die Erde, die Sonne, die Haut der Aegypter 2c. stets roth gemalt. — Die linearen H. zeigen bei bes. sorgfältig geschriebenen Texten gleichfalls Spuren von innerer Ausführung; im Laufe der Zeiten erfuhren sie indessen mancherlei Abkürzungen, welche schließlich zu der sog. hieratischen Schrift führten, in der die Vorbilder der konventionell abgekürzten Zeilen nur noch schwer erkannt werden können. — Den folgenden, dem Papyrus Ebers T. 1, Z. 8 entnommenen Satz geben wir in hieratischer Schrift mit hieroglyphischer Umschrift:

d. i. semét-f pu teḥuti, zu Deutsch: sein Führer ist der Gott Thoth (Hermes).

Dem Hieratischen lag der gleiche alte, heilige Dialekt zu Grunde, wie dem Hieroglyphischen. Wenn nun auch infolge des stabilen Sinnes der Aegypter ihre Sprache geringeren Veränderungen unterworfen war, wie die der meisten anderen Völker, so bewährte sich doch auch an ihr das Gesetz, daß eine lebende Sprache eben so wenig wie irgend ein anderer Organismus dem Stillstande verfallen könne. So wich denn im Verlauf der Jahrhunderte die gesprochene Sprache mehr u. mehr von dem alten, heiligen Dialekte der Schriftsprache ab u. es stellte sich die Nothwendigkeit heraus, zunächst für den brieflichen, dann aber auch für den gesammten bürgerlichen Verkehr abgekürzte Zeichen einzuführen, mit deren Hülfe sich der Volksdialekt möglichst schnell in Buchstaben umsetzen ließ. Diese neue Schrift wird die demotische od. epistolographische, d. i. die Volks- od. Briefschrift genannt.

Die hieroglyphischen Vorbilder, welche ihr zu Grunde liegen, sind in ihr bis zur Unkenntlichkeit abgekürzt. , pexer, ist das demotische Aequivalent für das hieroglyphische . Später genügte auch das Demotische nicht mehr u. man führte die griechischen Lettern mit einigen dem Demotischen entnommenen Zusatzbuchstaben ein. ϣ = sch, ϩ = h, ϭ = ch, ϧ = sc, ϫ = dj. Diese Schrift, welche mit der hieroglyphischen nichts gemein hat, wird die koptische genannt. Die Eintheilung der ägyptischen Schriftarten läßt sich mit Hülfe des folgenden Schema übersichtlich darstellen.

Die ägyptische Hieroglyphenschrift.

1. Reine Hieroglyphen heiliger Dialekt.	2. Hieratisch heiliger Dialekt.	3. Demotisch Volks-Dialekt.

monumentale, — lineare,

polychrome, monochrome, schwarz, roth.
vielfarbige, einfarbige.

Die reinen Hieroglyphen werden zur Abfassung von Inschriften jeder, doch selten von profaner Art u. auf Papyrus gewöhnlich nur in religiösen Texten, verwandt. Das Hieratische, von dem wir schon Proben aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. besitzen, kommt fast ausschließlich auf Papyrus, od. den billigen auch in den Schulen benutzten Topfscherben vor, ward im bürgerlichen Leben selten, aber in der Regel zur Herstellung von wissenschaftlichen Schriften, zu denen wir die gesammte höhere Gattung der ägyptischen Literatur auch Religiöses u. Belletristisches zu rechnen haben, benutzt. Die phönikische dankt der hieratischen Schrift ihre Entstehung. Das Demotische, fast ausschließlich im bürgerlichen Verkehr gebraucht, begegnet uns zuerst im 9. Jahrh. v. Chr.

Was die Anordnung der hieroglyphischen Zeichen angeht, so war das Hieratische u. Demotische, wie das Hebräische, Arabische &c., stets von rechts nach links zu lesen, auch wenn die Reihen in vertikaler statt in horizontaler Richtung auf einander folgten. Das Hieroglyphische konnte von links nach rechts, oder auch von rechts nach links geschrieben werden u. die Zeilen durften, ganz wie es die ornamentalen Zwecke des Schreibers forderten, wagerecht oder senkrecht geordnet werden.

Kleopatra.

Kleopatra.

Ein Irren war ausgeschlossen, denn es war immer von derjenigen Richtung her zu lesen, nach welcher die Figuren hinschauten.

So kann derselbe Satz „Ich liebe Gott" geschrieben werden 1. von rechts nach links:

nuk pu méreru néter

2. von links nach rechts:

Sehr häufig treten, wo die Symmetrie es erfordert, in der gleichen Inschrift von rechts nach links u. von links nach rechts geschriebene Stücke auf. — So zur Seite der über allen Thoren u. allen Inschriftplatten schwebenden geflügelten Sonnenscheibe:

1 — 2

1 u. 2 sind einander absolut gleich; nur hier von links nach rechts, dort von rechts nach links geschrieben. Beide sind zu transscribiren Hut néter āa neb pet u. bedeuten: „Hut der große Gott, der Herr des Himmels."

Schon der oben erwähnte Umstand, daß die ägyptische Hieroglyphenschrift aus mehr als 2000 Zeichen besteht, lehrt, daß wir es hier mit keiner reinen Lautschrift zu thun haben. Es finden sich in ihr zwei in ihrem Wesen durchaus verschiedene u. doch häufig mit einander wechselnde Elemente, 1. das **ideographische**, das sich durch Begriffszeichen verständlich zu machen sucht, u. 2. das **phonetische**, welches nur den Klang der Worte berücksichtigt u. ihn durch Lautzeichen wiedergiebt.

Wenn uns nun auch die Hieroglyphenschrift selbst in den ältesten Proben als etwas durchaus Fertiges entgegentritt, u. uns ihrer Entwickelung zu folgen nicht gestattet ist, so dürfen wir doch behaupten, daß das ideographische Element in ihr älter sei wie das phonetische; denn wie das Kind sich vor der Rede der Geberde bedient, so gebrauchten die Völker vor der Laut- die Bilderschrift. Später besiegt das jüngere und zweckentsprechendere phonetische Element das ideographische u. macht es sich solchergestalt dienstbar, daß in dem fertigen Systeme die Laut- u. Silbenzeichen als Grundlage der Schrift zu betrachten sind, während die Begriffszeichen theils zum Behufe des sicheren Verständnisses herangezogen, theils, um der ornamentalen Hieroglyphik ihre Mannichfaltigkeit u. geheimnißvolle Natur zu belassen, beibehalten werden.

I. Die **phonetischen Zeichen**. Sie zerfallen, wie schon Plutarch richtig bemerkt, 1. in 25 Buchstaben u. 2. in viele Silbenzeichen.

1. Die Buchstaben sind:

1. a	9. f	18. s, sch
2. ä	10. m	19. q
3. a	11. n	20. k
4. i	12. r	21. k (g)
5. u	13. l r	22. t
6. u, ua, dumpfes o	14. h	23. t (th)
7. b	15. h	24. t d
8. p	16. χ ch	25.
	17. s	t z)

2. Die **Silbenzeichen**. Sie sind a) ein-, b) zwei-, ja selbst c) dreikonsonantig.

a) = ān, = hā

b) = peh, = qem, = pet

c) = benr, = hetep

Ihre große Zahl verbietet ihre Aufzählung. Oft treten sie **allein** auf, öfter mit sogen. **phonetischen Komplementen**, das sind in der Silbe vorkommende Laute, die, um den Leser auf die richtige Lesung des Silbenzeichens hinzuführen, dem letzteren beigesellt werden. Das Zeichen ist hā zu lesen, doch wird es häufig als hā von dem ā, das es einschließt, begleitet. wird per gelesen, doch tritt es gewöhnlich in Begleitung des r, mit dem es auslautet, als auf; kurz alle, einige od. einer von den Lauten, welche die Silbe bilden, können sich als Ergänzungsbuchstaben (phonetische Komplemente) neben, hinter, vor od. zur Seite des Silbenzeichens stellen. ist ānχ. Dafür kann eintreten od.

II. Die **ideographischen Zeichen**. Sie treten als erklärende Elemente unter dem Namen der Determinativzeichen hinter die deutlich ausgeschriebenen Gruppen u. zerfallen a. in **spezielle**, b. in **generelle** Determinativa. Die ersteren, a., sind gleich der Abbildung des ausgeschriebenen Wortes. āb heißt der Elefant. Tritt dahinter das Bild eines Elefanten, so ist dies sein spezielles Determinativum. Die generellen Determinativa, b., zeigen an, zu welchem weiteren Begriffskreise das Wort gehört. Tritt hinter āb, der Elefant, nur (ein Stück Fell mit dem Schwanze), das allen vierfüßigen Thieren gemeinsame Klassenzeichen, so ist dieses sein generelles Determinativum.

Nicht selten treten mehrere Determinativa hinter dasselbe Wort; z. B. hinter hen, die Kiste. Die beiden ersten Zeichen h u. n lehren die Aussprache des Wortes; das dritte, ein Schrein, zeigt an, daß wir es mit einem kastenartigen Gefäße zu thun haben, u. das vierte, ein dürrer Ast, daß ein **hölzernes** Behältniß gemeint sei. ās ist die Ceder. Das erste u. zweite Zeichen ā u. s geben die Lesung ās; das dritte, ein Packet, ist das Klassenzeichen für alles Duftende u. Riechende überhaupt, das vierte, ein Baum, bedarf keiner Erklärung. hinter ās lehren, daß dieses letztere einen duftenden Baum zu bezeichnen habe. Oft tritt noch zu das Determinativzeichen, durch welches dann angedeutet wird, daß der Duft des Baumes ās nicht von seinen Blüten, sondern von seinem Holze ausgehe. surā heißt trinken; ist s, das Silbenzeichen ur mit seinem phonetischen Komplemente r;

ist á, zusammen súrá. (drei Wasserlinien) determinirt jede Flüssigkeit; , ein Mann mit der Hand an den Lippen, jede Handlung mit dem Munde; súrá bezeichnet also eine sich auf Flüssigkeit beziehende Handlung mit dem Munde. Wo mehrere Determinativa eingeführt werden, geht das speziellere stets dem allgemeineren voraus. In späterer Zeit wird mit den Determinativen geradezu Mißbrauch getrieben. So zeigt ein Wort auf der berühmten Stele aus der Diadochenzeit (zu Bulak) nicht weniger als 7 Determinativzeichen. ménmén heißt die Viehherde, u. zu dieser Gruppe tritt folgende Reihe von speziellen Klassenzeichen: 3 Ochsen, 1 Widder, 1 Ziege, 1 Schwein u. 1 Esel, welche, wie der Leser leicht erkennen kann, mitzutheilen haben, daß die erwähnte Viehherde aus Rindern, Widdern, Ziegen, Schweinen u. Eseln bestand. Die dreimalige Wiederholung des ersten Zeichens setzt das lautlich ausgeschriebene Wort ménmén in den Pluralis.

Oft u. zwar am häufigsten bei den mühsamer herzustellenden Schriften in Stein treten spezielle Determinativa ohne lautliche Beigaben auf. Statt äb, der Elefant, steht allein; statt sáb, der Schakal, sáb allein; statt χer, kämpfen, (Arme mit Schild u. Streitaxt) allein. In solchen Fällen sind wir von vorn herein über den Sinn des gegebenen Zeichens im Klaren, während die Aussprache desselben so lange fraglich bleibt, bis sie durch Varianten, d. h. durch andere Sätze, festgestellt wird, in denen uns das betreffende Zeichen in Begleitung der vollen Ausschreibung begegnet. Wie diese Varianten zu finden sind, mag die Vergleichung der folgenden Sätze lehren, die sich auf Tausenden von Grabstelen u. in unzähligen anderen Texten bald voller, bald weniger voll ausgeschrieben finden.

1	tu-f	ähu'	apet'	ärp'
	Er bringt dar	Rinder,	Gänse,	Wein.
2	Er bringt dar	Rinder,	Gänse,	Wein.

ist das Silbenzeichen tu u. bedeutet geben, darbringen; ist das suffixe (angeheftete) Zeichen für die dritte Person des Singularis. tu-f bedeutet also: er giebt od. bringt dar. ähu entspricht dem koptischen ⲉϩⲟⲟⲩ ehou u. bedeutet Rinder, was schon das Determinativum lehrt. (Die drei Striche sind Zeichen der Mehrzahl.) bedeutet Gänse u. wird mit dem Bilde dieser Vögel determinirt. ärp koptisch ⲏⲣⲡ erp heißt Wein u. empfängt das generelle Deutzeichen der Gefäße, in welche der Rebensaft gefüllt zu werden pflegte. Der zweite Satz entspricht dem ersten vollkommen; nur die lautliche Ausschreibung ist fortgefallen. Der Pluralis wird hier, statt durch drei Striche III, durch die dreimalige Wiederholung des Determinativzeichens ausgedrückt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, was die Bilder von Ochsen, Gänsen u. Weingefäßen bedeuten. Wie sie auszusprechen sind, lehrt Satz 1 nicht nur für diesen einen, sondern vielmehr für jeden Fall.

Will es nun auf den ersten Blick scheinen, als belasteten die Silben- u. ideographischen Zeichen eine Schrift, welche das Lautbild des gesprochenen Wortes durch alphabetische Lettern wiederzugeben vermag, so lehrt ein tieferes Eingehen in den Geist des ägyptischen Schriftthums, daß sie nicht nur nützlich, sondern nothwendig genannt werden dürfen. Denn die Arbeit des den Meisel führenden Schreibers wird durch die Silbenzeichen wesentlich abgekürzt u. die Ornamentalschrift bewahrt durch sie eine erwünschte Mannichfaltigkeit; der Determinativzeichen aber kann eine arme Sprache schwer entrathen, in der es von Homonymen u. Synonymen wimmelt. Ein und dasselbe Wort hat oft (auch noch in den späteren Formen des Aegyptischen, dem Koptischen) sehr verschiedene Bedeutungen u. die Determinativa lehren, welche von diesen gemeint sei. Wie wir Deutschen, im Falle wir uns einer Bilderschrift bedienten, hinter „Strauß", wenn wir den gefiederten Wüstenbewohner meinten, einen Vogel, u. hinter „Strauß", wenn wir ein Blumengebinde einführen wollten, etwa eine Rose setzen könnten, so stellten die Aegypter hinter den Ausruf ha den rufenden Mann , hinter den Vogel ha das Bild der gerupften Gans , hinter ha von einem Orte zum andern gelangen u. fallen, die schreitenden Beine , hinter ha, den Gatten, ein anderes Determinativum; hinter ha, die Zeit, Gleichzeitigkeit, das den Lauf der Tage regelnde Gestirn der Sonne ⊙ u. den ihre Bahn bezeichnenden Weg . So dürfen wir denn die Determinativa als außerordentlich nützliche Hülfsmittel zum Verständniß der Hieroglyphenschrift willkommen heißen.

In welcher Weise es gelungen ist, diese Schrift zu **entziffern**, ist unter **Champollion** mitgetheilt worden.

Zum Schluß die Bemerkung, daß die bis auf uns gekommene hieroglyphische Literatur außerordentlich reich genannt werden darf, denn außer den unzähligen Texten, welche die Riesenbauten u. Grabeswände am Nil u. die Obelisken, Sarkophage, Statuen, Stelen u. Geräthe aus der Pharaonenzeit bedecken, haben sich Tausende von Papyrusrollen erhalten, unter denen sich einige von beträchtlicher Größe befinden. Der in der Leipziger Universitätsbibliothek konservirte Papyrus Ebers, ein vollständig erhaltenes Handbuch der ägyptischen Medizin, wird auf 20,23 m. von Schrift bedeckt u. an Größe nur übertroffen von den im British Museum aufbewahrten Papyrus Harris, der eine Länge von 44 m. besitzt. Der große Turiner Todtenpapyrus mißt 18 m. Die Hauptvertreter der Erforschung der hierogl. Schrift u. Sprache sind in Deutschland: H. Brugsch, G. Ebers, Eisenlohr, Dümichen, der Altmeister R. Lepsius, Lauth, Rheinisch u. Stern; in England: S. Birch, B. Cooper, Goodwin u. le Page Renouf; in Frankreich: F. Chabas, Lefébure, Maspero, Pierret u. de Rougé, dessen Vater, einer der größten Aegyptologen, jüngst verstorben ist; in Italien Rossi, in Holland Leemans u. Reyte, in Norwegen Lieblein.

Hieronymiten, s. „geistliche Orden".

Hieronymus, der Heilige, vollständig **Sophronius Eusebius H.**, einer der gelehrtesten Kirchenväter u. einer der 4 „Lehrer der Kirche", wurde 331 n. Chr. zu Stridon in Dalmatien geb., bes. in Rom in der klassischen Literatur erzogen u. das. auch als Christ getauft. Nach längeren Reisen in Gallien u. im Orient erhielt er in Antiochien die Priesterweihe u. ließ sich schließlich bei dem Bischof Damasus in Rom nieder. Hier sammelte sich um ihn ein Kreis von frommen Frauen, die er für das Mönchsgelübde begeisterte. Mit einigen derselben (der heil. Paula u. ihrer Tochter Eustochium) siedelte er 385 nach Palästina über, begründete in der Nähe von Bethlehem einige Klöster u. starb das. unter strengen Bußübungen 30. Sept. 420 (daher der 30. Sept. sein Heiligentag). Die Bedeutung des H. beruht vor Allem auf seiner gelehrten Thätigkeit für die Bibelerforschung. Fast als der Einzige unter seinen Zeitgenossen hatte er sich von Juden mühsam eine gründliche Kenntniß des Hebräischen erworben, verbesserte mit Hülfe derselben zuerst die altlat. Bibelübersetzung (die sog. **Itala**) u. übersetzte dann die ganze Bibel selbständig ins Lateinische. So entstand die sog. **Vulgata** (d. h. allgemeine Uebersetzung), die noch heute in der katholischen Kirche als die alleinige Grundlage biblischer Lehre u. Forschung dasteht, trotz ihrer zahllosen Abweichungen von dem Grundtext. Die beste Ausgabe seiner Werke, unter denen sich Kommentare der Bibel befinden, ist die von Vallarsi (11 Bde., Verona 1734—42).

Hieronymus von Prag, der Leidensgefährte des Joh. Hus, eigentlich **H. von Faulfisch**, war um 1365 in Prag geb. u. studirte zu Prag, Heidelberg, Köln, Paris u. Oxford Theologie. Durch die Schriften Wiclef's für evangelische Lehre gewonnen, verbreitete er diese eifrig nach seiner Rückkehr in Böhmen u. fand auch bei den Königen von Polen u. Ungarn ehrenvolle Aufnahme. Die Anklage wegen wiclefitischer Ketzerei nöthigte ihn indeß zur Flucht aus Ungarn; er trat aber nun in Prag so rücksichtslos auf Seite Hus' u. der böhm. Partei, daß sich der Haß des katholischen Klerus vor Allem gegen ihn kehrte. Als Hus in Konstanz gefangen saß, begab sich H. freiwillig dahin, um ihn zu vertheidigen. Nach Hus' Verbrennung kehrte er nach Prag zurück, da ihm der Kaiser nur bedingtes Geleite für den Fall seines Wiedererscheinens beim Konzil zugestehen wollte. Unterwegs ließ ihn der Herzog von Bayern zu Hirschau in Ketten werfen u. nach Konstanz ausliefern. Durch sechsmonatliches hartes Gefängniß mürbe gemacht, entschloß sich H. 23. Sept. 1415 zu einem vollständigen Widerrufe vor dem Konzil. Aber dem Haß der böhm. Mönche gelang es, den Prozeß gegen ihn zu erneuern. Die Folge war, daß sich H. jetzt begeistert zu der Lehre Wiclef's u. Hus' bekannte, seine frühere Schwäche bereute u. dafür 30. Mai 1416 gleichfalls zum Feuertode verurtheilt wurde. Er erlitt denselben mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit 1. Juni.

Hieronymus (ital. Girolamo, franz. Jérôme) **Bonaparte,** König von Westfalen, Fürst von Montfort, 5. Sohn des Carlo B. (s. „Bonaparte") u. jüngster Bruder Napoleon's I., geb. zu Ajaccio 15. Nov. 1784, kam als 9jähriger Knabe nach Frankreich, wo er im Collège von Juilly bis zum 18. Brumaire seine ersten Studien machte. Dann ließ ihn Napoleon nach Paris kommen, u. nach der Schlacht von Marengo trat H. als gemeiner Jäger in dessen Garde. Im J. 1800 ging er zum Marinedienst über, machte seine beiden ersten Feldzüge unter'm Admiral Ganteaume mit u. nahm hierauf an der Expedition des Generals Leclerc nach San Domingo Theil. Als Kapitän der Brigg „Epervier" begab sich H. 1803 nach Martinique, mußte aber dort der Uebermacht der Engländer weichen u. nach Nordamerika flüchten. Hier heirathete er 27. Dez. 1803 Miß Elizabeth Patterson, verließ dieselbe aber 1805 wieder, nachdem Napoleon die Ehe für ungiltig erklärt hatte. Nach Frankreich zurückgekehrt u. zum franz. Prinzen ohne Successionsrecht erhoben, befehligte er im Kriege gegen Preußen mit Vandamme das 10. Armeecorps in Schlesien. Infolge des Friedens von Tilsit 18. Aug. 1807 zum König von Westfalen gemacht, hielt er 7. Dez. dess. J. seinen Einzug in Kassel, der Haupt- u. Residenzstadt des für ihn geschaffenen Königreichs, wo er ein üppiges, verschwenderisches Leben führte, bis ihn 30. Sept. 1813 der russ. General Tschernytscheff vertrieb. Zwar kehrte er 17. Okt. nach Kassel zurück, aber nur, um alsbald sein Königreich ganz im Stich zu lassen u. unter Mitnahme zusammengeraffter Kostbarkeiten nach Paris zu fliehen. Während der Hundert Tage zum Pair ernannt, focht er bei Ligny u. Waterloo mit. Nach Napoleon's Abdankung lebte H. als Graf von Montfort u. als Pensionär des russ. Kaisers in der Verbannung. Louis Napoleon's Glück öffnete auch ihm die Pforten Frankreichs wieder. Seit 27. Dez. 1848 Gouverneur des Invalidenhôtels in Paris, ward er 1. Jan. 1850 Marschall von Frankreich u. 1852, nachdem sich Napoleon III. zum Kaiser gemacht, eventueller Thronerbe. Er starb 24. Juni 1860 zu Villegenis bei Paris. In seiner 2. Ehe war H. seit 22. Aug. 1807 mit der Prinzessin Friederike Katharine Sophie Dorothea von Württemberg (geb. 2. Febr. 1783, gest. zu Lausanne 28. Nov. 1838) vermählt. Diese Tochter des Königs Friedrich von Württemberg gebar ihm 3 Kinder: Hieronymus Napoleon Karl **B.**, geb. zu Triest 24. Aug. 1814, gest. als württemb. Oberst a. D. u. unvermählt zu Castello bei Florenz 12. Mai 1847; Mathilde Lätitia Wilhelmine **B.** (s. d.), bekannter unter dem Namen „Prinzessin Mathilde", u. Napoleon Joseph Karl Paul **B.** (s. d.), gleichfalls bekannter als „Prinz Napoleon". Aus der 1. Ehe des H. stammte ein Sohn: Hieronymus Napoleon **B.-Patterson,** geb. zu Baltimore 6. Juli 1805, gest. das. 1. Juni 1870. Derselbe war seit 8. Nov. 1829 mit Susannah May vermählt u. hat sich mit den Wissenschaften u. der Landwirthschaft beschäftigt, auch als Advokat praktizirt. Sein ältester Sohn, Hieronymus Napoleon **B.-Patterson,** geb. 1832, diente während des Krimkrieges als Offizier in der franz. Armee. Aus H.' Nachlaß erschienen: „Mémoires et correspondance du roi Jérôme et de la reine Catherine" (Par. 1861—64, 5 Bde.). Im Uebrigen vgl. „Le royaume de Westphalie, J. Bonaparte, sa cour, ses favoris et ses ministres" (Par. 1820) u. „H. Castille, Le prince J. Bonaparte" (Par. 1859).

Hierophant hieß im alten Griechenland der oberste Priester der Mysterien s. d. zu Eleusis. Ihm stand eine Hierophantin zur Seite, u. unter ihnen standen der „Fackelhalter", der „heil. Herold" u. der „Altarhüter", welche ebenfalls weibliche Gehülfen gehabt haben sollen. Alle diese Persönlichkeiten wurden ausschließlich aus den beiden eleusinischen Familien der Eumolpiden u. Keryken gewählt u. bildeten zusammen den „Heiligen Rath", welcher die eigentlichen Mysterienangelegenheiten besorgte. Der H. mußte ein erwachsener Mann ohne wesentliche Fehler u. Mängel sein. In den ägyptischen Mysterien waren, den H.en analog, die Oberpriester od. Propheten die oberste Klasse der Priesterkaste.

Hierosolyma, s. v. w. Jerusalem.

Hierro, s. v. w. Ferro. **Hiesel,** s. „Bayer. Hiesel".

Hietzing, Ort bei Wien, in der unmittelbaren Nähe des kaiserl. Lustschlosses Schönbrunn, mit etwa 2000 E., ist einer der beliebtesten Vergnügungsorte der Hauptstadt, ausgezeichnet durch viele schöne Villen, zugleich ein Wallfahrtsort.

Highland (engl., spr. Heiländ), die wildromantischen Gebirgslandschaften im N. u. NW. Schottlands (s. d.).

Highwayman (engl., spr. Heiwähmen), wörtlich Landstraßenmann, bedeutet s. v. w. Straßenräuber.

Hilarius. 1. **H.** von Poitiers (Pictavium) in Gallien, so genannt nach seinem Geburtsort u. nachmaligem Bischofssitz, neben Athanasius vielleicht der bedeutendste Vertreter der orthodoxen Kirchenlehre gegen die arianische Ketzerei im 4. Jahrh. n. Chr. Gegen das Ende des 3. Jahrh. in heidnischer Familie geboren, ließ er sich erst spät taufen, wurde um 350 Bischof, aber bereits 355 auf einer Synode zu Mailand nach Phrygien verbannt, weil er sich weigerte, die Verdammung des Athanasius zu unterschreiben, u. den Arianern die Kirchengemeinschaft aufkündigte. Aber auch in der Verbannung wirkte er für die orthodoxe Lehre, bes. durch Abfassung seiner 12 Bücher über die Dreieinigkeit (um 360). Selbst die Theilnahme an den Synoden des Orients war ihm in dieser Zeit ermöglicht. Im J. 361 wurde er zwar nach Gallien zurückgesandt, zog sich aber durch eine Schrift gegen den Günstling des Kaisers, den Auxentius, Bischof von Mailand, abermals Verweisung aus Pictavium zu u. starb in der Zurückgezogenheit um 368. In seiner Theologie tritt die Lehre von der Gottheit Christi beherrschend u. zugleich bahnbrechend in den Vordergrund; seine Kommentare (über das Evang. Matthäi u. die Psalmen) folgen der allegorischen (sinnbildlichen) Auslegungsweise jener Zeit. Die beste Ausgabe seiner Werke gab Maffei (2 Bde., Verona 1730) heraus. — 2. **H.**, Bischof von Arelate (Arles) in Gallien, geb. um 403 n. Chr., wurde 429 wider seinen Willen zum Bischof gewählt u. zeichnete sich auch durch seinen Eifer für mönchisches Leben sowie durch Sittenreinheit u. Beredsamkeit aus. Er starb 449. An Schriften hat er bes. eine Biographie des heil. Honoratus von Arelate hinterlassen. Für die Geschichte der Hierarchie ist H. insofern merkwürdig, als er sich noch bemühte, die Selbständigkeit der gallischen Kirche gegen Papst Leo d. Gr. zu vertreten.

Hildburghausen, Stadt im Herzogthum Sachsen-Meiningen mit 5148 E. (1871), in dem breiten Thale der Werra gelegen, ist Sitz des Appellationsgerichtes u. hat ein Gymnasium, ein Seminar, eine Landesirren- u. eine Taubstummenanstalt. Die Industrie ist beträchtlich, bes. in Weberei, Spielwaarenfabrikation, Gerberei, Brauerei. Das ehemals in H. befindliche „Bibliographische Institut", das 1828 von Gotha nach H. übersiedelte, befindet sich seit 1874 in Leipzig. — Von 1683—1826 war H. die Residenz der Herzöge von Sachsen-H. u. kam in letzterem Jahre an Sachsen-Meiningen.

Hildebert von Tours, katholischer Bischof u. trefflicher Schriftsteller, wurde 1057 zu Lavardin bei Vendôme geb., von Berengar von Tours gebildet u. 1097 Bischof zu Mans, nachdem er längere Jahre die Schule das. geleitet hatte. Unter schwierigen Verhältnissen versah er sein Amt mit Kraft u. Weisheit, bis er 1125 wider Willen auf den Bischofsstuhl von Tours erhoben wurde. Auch hier stellte er mit Eifer die verfallene Kirchenzucht wieder her u. behauptete mannhaft die Selbständigkeit der Kirche gegen die Ungnade des Königs Ludwig des Dicken. H. starb 18. Dez. 1134. Seine Schriften (Predigten, Gedichte, Briefe), die von Geschmack u. Gelehrsamkeit zeugen, wurden 1708 von Beaugendre zu Paris gesammelt.

Hildebrand, s. „Gregor VII."

Hildebrand, Bruno, namhafter Nationalökonom u. Statistiker, geb. zu Naumburg a. S. 6. März 1812, studirte in Leipzig u. Breslau die Rechte u. Staatswissenschaften, wurde 1841 ord. Prof. in Marburg u. ging 1846 nach London, wo er wegen eines Artikels in der deutschen „Londoner Zeitung" der Majestätsbeleidigung angeklagt, 1848 aber freigesprochen wurde. Hierauf vertrat er den Bezirk Marburg in der Frankfurter Nationalversammlung. 1851 folgte er einem Rufe als Professor nach Zürich, wo er später Direktor der Nordostbahn wurde u. das erste schweiz. Statistische Bureau gründete; 1861 übernahm er den Lehrstuhl für die Staatswissenschaften in Jena. Hier rief er das Statistische Bureau der vereinigten thüring. Staaten ins Leben, das er noch jetzt leitet, u. giebt seit 1863 als Organ der von ihm mitbegründeten historisch-ethischen Richtung in der Volkswirthschaftslehre die „Jahrbücher für Nationalökonomie u. Statistik" heraus. Besondere Schriften H.'s sind: „Nationalökonomie der Gegenwart u. Zukunft" (Frankf. a. M. 1848); „Die kurhessische

Finanzverwaltung" (Kass. 1850); „Statistische Mittheilungen über die volkswirthschaftlichen Zustände Kurhessens" (Berl. 1853); „Beiträge zur Statistik des Kantons Bern" (Bern 1860); „Statistik Thüringens" (Jena 1866 ff.) u. a.

Hildebrand, Heinrich Rudolf, trefflicher Germanist, geb. 13. März 1827 zu Leipzig, Zögling der Thomasschule daselbst, studirte ebendort Theologie, Philosophie u. Philologie, widmete sich aber später ausschließlich der letzteren u. nam. den german. Sprachen, u. wurde 1848 Lehrer an der Thomasschule. Seit dem Beginne der Herausgabe des Grimm'schen Wörterbuches als Korrektor u. Mitarbeiter an diesem Werke thätig, übernahm er 1864 mit Weigand die Fortsetzung desselben u. wurde deshalb 1865 durch die Munificenz des Leipziger Rathes zunächst für drei Jahre von dem größeren Theile seiner dienstlichen Obliegenheiten dispensirt. Darin lag eben so sehr eine Anerkennung der Wichtigkeit des Werkes, als dessen, daß H. der geeignete Mann für dasselbe sei. Als der dreijährige Dispens seinem Ende nahte, wandte sich die germanistische Sektion der Philologenversammlung, die 1867 in Halle tagte, mit einem Gesuch um weitere Vergünstigungen für das Wörterbuch u. dessen Bearbeiter an den Bundeskanzler, auf dessen Befürwortung hin die sächs. Regierung H. 1869 zum außerord. Prof. für neuere deutsche Literatur ernannte. Als er zu Anfang des J. 1874 eine Berufung nach Greifswald ablehnte, erfolgte seine Ernennung zum ordentl. Prof. — H. hat vom Wörterbuch den umfänglichen Buchstaben K in trefflicher Weise bearbeitet u. neuerdings das G übernommen. Die völlige Hingebung an diese Arbeit u. an seinen akademischen Beruf haben ihn verhindert, daneben noch eine große schriftstellerische Thätigkeit zu entfalten; doch besitzen wir von ihm eine Bearbeitung von Soltau's „Deutsche historische Volkslieder. Zweites Hundert" (Lpz. 1856) u. von Weiske's Ausgabe des „Sachsenspiegel" (4. Aufl., Lpz. 1870), sowie kleinere Schriften „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule" (Lpz. 1867) u. „Ueber Grimm's Wörterbuch in seiner wissenschaftlichen u. nationalen Bedeutung" (Lpz. 1869).

Hildebrandslied, das älteste auf uns gekommene Denkmal der deutschen Heldensage, gehört zum Sagenkreise Dietrich's von Bern (vgl. „Heldensage") u. erzählt uns, wie Dietrich's Waffenmeister Hildebrand, mit Dietrich von Otacker vertrieben, nach 30 Jahren heimkehrt u. mit seinem eigenen Sohne Hadubrand kämpft. Den Ausgang des Kampfes erfahren wir nicht. — Das nur bruchstückweise erhaltene Gedicht, neben seinem antiquarischen auch von hohem poetischen Werthe, abgefaßt in alliterirenden Versen, wurde zu Anfang des 9. Jahrh. aus mündlicher Ueberlieferung, wahrscheinlich von zwei fuldaischen Mönchen, aufgezeichnet in einer dem Niederdeutschen nahestehenden Mundart, beruht jedoch auf oberdeutscher Grundlage. Die Bruchstücke, auf der Bibliothek zu Kassel befindlich, wurden zuerst bekannt gemacht von Eccard im 1. Bde. der „Commentationes de rebus Franconiae orientalis" (1729) u. wurden seitdem häufig herausgegeben, u. A. von den Gebrüdern Grimm (Kassel 1812) u. neuestens in vorzüglicher Weise von Sievers (Halle 1872); übersetzt von Simrock in dessen „Kleines Heldenbuch" (3. Aufl., Stuttg. 1874). Unter allen Stoffen der deutschen Heldensage hat sich das H. am längsten, bis in das 17. Jahrh. hinein, natürlich in veränderter Form, als Volkslied lebendig erhalten.

Hildebrandt, Eduard, einer der bedeutendsten Landschafts- u. Aquarellmaler unseres Jahrhunderts, geb. 9. Sept. 1817 in Danzig als Sohn eines unbemittelten Stubenmalers; er sollte des Vaters Handwerk erlernen u. trat daher nach des Vaters plötzlichem Tode bei einem anderen Meister in die Lehre. Aber schon früh waren Liebe zur Kunst u. Trieb nach fernen Weltgegenden in ihm erwacht. Er besuchte daher insgeheim Sonntags die Kunstschule, u. als ihm dies verwehrt wurde, wanderte er im Sommer 1837 als Handwerksbursche durch Pommern nach Berlin, wo er dem Marinemaler Wilh. Krause eine Probe seines Talentes vorlegte u. in dessen Atelier aufgenommen wurde. Als er aber auch um freien Zutritt zum Zeichenunterricht in der Akademie bat, wies ihn Schadow als einen talentlosen Menschen ab. In Krause's Atelier aber machte er so bedeutende Fortschritte, daß er dem Lehrer bald entwachsen war u., da er sich auch eine kleine Summe erübrigt hatte, sich im Stande sah, eine Reise nach Schottland zu machen, die seine Anschauungen sehr erweiterte. So ausgerüstet, beschloß er 1841 seine Laufbahn in Paris fortzusetzen. Hier wurde er Isabey's Schüler u. erwarb sich als solcher eine glänzende Technik u. koloristische Bravour. Nach einer Reise durch das südl. Frankreich kehrte er nach Berlin zurück, wo auf Empfehlung Alex. v. Humboldt's König Friedrich Wilhelm IV. ihn zu einer Reise nach Brasilien veranlaßte. Von dieser brachte H. nach zweijähr. Abwesenheit eine überaus reiche Sammlung landschaftlicher u. ethnographischer Studien mit, die dann der König für das Kupferstichkabinet erwarb. Mit Humboldt blieb er in einem steten persönlichen Verkehr, der zunächst nur unterbrochen wurde durch eine Reise nach England, Schottland, Irland, Madeira, der Westküste von Afrika, Spanien u. Portugal, von der er ebenfalls mehrere Hunderte von Aquarellen heimbrachte.

Nr. 3393. Eduard Hildebrandt (geb. 9. Sept. 1817, gest. 25. Okt. 1868).

Nachdem er vom Herbst 1849 bis Mai 1851 in Berlin zugebracht hatte, machte er auf Wunsch des Königs eine Reise in den Orient, von der er im Sommer 1852 zurückkehrte, um nun die Ergebnisse dieser Reisen auch in Oelbildern zu veranschaulichen. Dahin gehören z. B. „Das große Nilbild", „Das Alpenglühen", „Jerusalem", „Bethlehem mit dem Hirtenfelde", „Der Teich Bethesda", „Nazareth" u. a. Daß er aber auch die landschaftliche Stimmung der deutschen Natur u. des nördl. Europa, das er im Sommer 1856 bereiste, wiederzugeben verstand, beweisen z. B. die Bilder „Der Weiher", „Das Nordkap", „Hammerfest u. Drontheim". Nach mehreren kleineren, in der Zwischenzeit zur Wiederherstellung seiner Gesundheit gemachten Ausflügen trat er im Herbst 1862 die große Reise um die Erde an, die, fast zwei Jahre dauernd, über Aegypten, Indien, China u. Japan, dann über den Stillen Ozean nach San Francisco u. Panama ging, von wo die Rückfahrt nach Europa geschah. Mehr als 300 der herrlichsten Aquarelle, die Frucht dieser Reise, wurden von einem Privatmann erworben, in den größten Städten Europa's ausgestellt u. vor Kurzem durch lithographischen Farbendruck in 2 Serien vervielfältigt (Berl. 1872 ff.). Sie zeigen uns den Meister in seiner ganzen Größe als Beherrscher des Lichtes u. der Farbe. Mehrere dieser Aquarelle begann H. auch in Oel auszuführen. Aber die großen Beschwerden der Reise hatten seine Gesundheit untergraben; 1868 wurde er von einem Nervenfieber befallen, welchem er 25. Okt. erlag. Seine Leiche wurde von Berlin, wo er noch im besten Mannesalter gestorben war, nach Stettin übergeführt.

Hildebrandt, Ferd. Theodor, einer der älteren Maler der Düsseldorfer Schule, geb. 2. Juli 1804 zu Stettin, bezog 1820 die Akademie zu Berlin, wo er Schüler von Wilh. Schadow wurde, mit dem er auch später nach Düsseldorf ging. Schon in Berlin wurde durch den Verkehr mit Ludwig Devrient seine Neigung für das Dramatische in der Malerei geweckt. Es entstanden 1824 sein „Faust u. Mephistopheles", dem bald nachher andere Bilder aus Goethe u.

Shakespeare folgten. Später begleitete er seinen Lehrer Schadow auf dessen Reisen nach Belgien, Holland u. Italien u. bildete seine Richtung allmählich zu einem romantischen Naturalismus aus. Seine theils dem Leben, theils der Poesie entnommenen Bilder von naturtreuer Anschauung u. Darstellung haben oft einen historischen Anstrich, obwol ihm die eigentliche Historie fern lag. Zu den bedeutendsten gehören „Tancred u. Clorinde" (1828), „Warnung vor der Wassernixe" (1830), „Die Märchenerzählerin" (1832), die öfter gemalten, durch Stich u. Lithographie bekannten „Söhne Eduard's IV.", „Die Judith", „Othello u. Desdemona" (1847), „König Lear u. Cordelia" (1851). Bedeutend waren seine Leistungen auch im Fach der Portraitmalerei. In den letzten Jahren vor seinem Tode, der 29. Sept. 1874 zu Düsseldorf erfolgte, war er, durch langwierige schwere Krankheit gehindert, nicht mehr künstlerisch produktiv.

Hildegard, kathol. Heilige, stammte aus dem Geschlechte der Grafen von Sponheim u. wurde 1098 zu Böckelheim bei Kreuznach geb. Von ihrem 8. Jahre an im Kloster Disibodenberg erzogen, wurde sie später Aebtissin desselben, siedelte aber 1148 mit 12 Benediktinerinnen auf den Rupertsberg bei Bingen über u. stiftete von hier aus auch das Kloster Eibingen. Berühmtheit verschaffte ihr ihre prophetische Begabung, obschon dieselbe öfter fehlgriff. H. starb 17. Sept. 1179, an welchem Datum daher auch ihr Gedächtniß von dem rhein. Volk gefeiert wird. Von ihren Schriften sind die wichtigsten die „Scivias (d. h. Sciens vias) seu visionum et revelationum libri III." (Köln 1698). Ihr Leben beschrieben Meiners (Gött. 1793) u. Dahl (Mainz 1832).

Hildesheim, Hauptstadt des gleichnam. Regierungsbezirkes (Landdrostei) der preuß. Provinz Hannover, mit 20,801 E. (1871), liegt am rechten Ufer der Innerste, die hier aus den nordwestl. Vorbergen des Harzes in die Ebene eintritt. Die Stadt hat im Innern enge, krumme Straßen mit alterthümlichen Häusern, die an ihren Erkern häufig eine sehr beachtenswerthe Holzarchitektur zeigen, u. besitzt in seinen Kirchen großartige Denkmäler mittelalterlicher Baukunst. Die 1133 vollendete St. Godehardskirche ist ein Meisterwerk romanischen Stiles. Der Dom ward 1062 vollendet u. enthält in seinen ehernen Thorflügeln u. dem Taufbecken, welche Gegenstände aus dem 11. Jahrh. stammen, vorzügliche Arbeiten altdeutschen Erzgusses. Vor dem Aufgang zum Chor wird eine angebliche Irmensäule gezeigt. An der Außenwand der Gruftkapelle breitet der berühmte, 800 Jahre alte Rosenstock seine kräftigen Zweige aus, u. im Domhofe erhebt sich die 3 m. hohe Christussäule, ein kunstvolles Erzwerk aus dem J. 1022. Die Michaelskirche ist eine Basilika u. enthält das Grab des heil. Bernard. An Wohlthätigkeits- u. Erziehungsanstalten besitzt H. ein katholisches u. ein protestantisches Gymnasium, ein Priesterseminar, zwei Handelsschulen, eine Gewerkschule, eine Landesirrenanstalt, ein Waisenhaus, eine Taubstummenanstalt, ein Fräuleinstift u. a. m. Die Bevölkerung betreibt Ackerbau, Gärtnerei, Fabrikation von Leder, Tapeten, Tabak, Wachstuch u. einen bedeutenden Handel mit Garn u. Leinwand. In der Nähe von H. liegen die aufgehobenen Stifter St. Bartholomäus, St. Moritz u. das Dorf Soder mit einem Schlosse des Grafen Stolberg. Das Bisthum H. hatte ursprünglich seinen Sitz zu Elze, wo es für Ostfalen 796 von Karl d. Gr. gegründet worden war; 822 wurde es nach H. verlegt; am meisten hob es sich unter dem heil. Bernward (993–1022) u. dem heil. Godehard, dessen Nachfolger. Die Erwerbung ausgedehnter Besitzungen machten es zu einem der größten Territorien im Sachsenlande, verwickelten es aber auch in langdauernde Kämpfe mit dessen Herzögen u. Großen. Besonders als die Stadt H. durch Handel u. Gewerbfleiß an Wohlstand u. Macht zunahm, dem Hansabunde beitrat u. sich zu Schutz u. Trutz mit den Herzögen von Braunschweig Lüneburg verband, kam es wiederholt zu Streitigkeiten zwischen Bürgerschaft u. Domkapitel. In der Reformationszeit wandte sich die Mehrzahl der Bewohner des Bisthums der Lehre Luther's zu u. infolge der 1519 begonnenen Hildesheimischen Stiftsfehde erwarben die Herzöge von Braunschweig, welche mit der Vollziehung der Reichsacht gegen H. beauftragt waren, 1523 den größten Theil der Stiftsgüter; die Religionsfreiheit wurde erst 1711 zum Gesetz erhoben; 1803 kam das säkularisirte Bisthum an Preußen, 1807 an das Königreich Westfalen, 1815 an Hannover u. 1866 mit diesem Staate wieder an Preußen. Der letzte von den 59 Bischöfen H.s, Fürstbischof Franz Egon von Fürstenberg, starb 1825.

Hildesheimer Silberfund, der am 17. Okt. 1868 auf dem sog. Gall- od. Galgenberge südöstl. von Hildesheim von Soldaten der dortigen Garnison beim Anlegen eines neuen Schießstandes gemachte Fund an Silbergeräthen u. Silbergefäßen. Den hohen Werth desselben erkannten die Gelehrten selbst einige Zeit nach der Auffindung nicht genügend, da die ohne allen Schutz vergrabenen Gegenstände theilweise zerstört u. von einer schwarzen Oxydschicht u. schlammiger Erde bedeckt waren, bis zuerst der Archäolog Prof. Wieseler in Göttingen auf ihren antiken Ursprung hinwies. Die einzelnen Stücke dieses Fundes bestehen aus einem Dreifuß, einem Kandelaber, vier Prunkschalen (der Göttin Roma, des Herkules, der Kybele u. des Attis), einem Wassergefäß (Hydreion), einem Mischkrug (Krater), einer Amphora u. einem Spülnapf (sog. Echinus), ferner aus mehreren becherförmigen Trinkgeschirren, z. B. einem bes. durch Form u. Stilisirung der bacchischen Ornamente sehr schönen Becher (Kantharos), anderen mit 6 u. 10 Masken, mit Guirlanden u. Lorberzweigen, sodann aus Speise- u. Kochgeschirren u. verschiedenen Bruchstücken. Die Zahl dieser Gegenstände beläuft sich mit Einschluß der Bruchstücke auf 74, die ein Gesammtgewicht von 108 Pfund haben; ihre Arbeit ist entweder getrieben, z. B. die Reliefs auf dem Boden der Prunkschalen, od. gegossen, wie z. B. die für den Gebrauch bestimmten massiven Stücke, sowie die Füße u. Henkel der Gefäße, od. ciselirt, letzteres nam. in allen Blumen u. Blätterornamenten. Was die wichtige Frage nach der Periode der Entstehung der Gefäße u. nach der muthmaßlichen Zeit des Vergrabens anlangt, so leidet es keinen Zweifel, daß sämmtliche Gegenstände aus Rom, u. zwar aus der Zeit der ersten röm. Kaiser stammen, u. es ist wahrscheinlich, daß sie dem bekannten, unweit dieser Gegend geschlagenen röm. Feldherrn Varus angehört, u. daß die Germanen sie von ihm erbeutet u. vergraben haben. Einige Jahre nach der Entdeckung des Fundes kam derselbe in das Museum zu Berlin (vgl. Tondrucktafel „Gefäße").

Hilgenfeld, Adolf, protestant. Theolog u. einer der Hauptvertreter der durch Bauer begründeten freisinnigen Tübinger Schule, geb. 2. Juni 1823 zu Stoppenbeck bei Salzwedel; studirte seit 1841 zu Berlin u. Halle Theologie u. habilitirte sich 1847 als Privatdozent der Theologie zu Jena; 1850 wurde er außerord. u. 1869 ord. Honorarprof. der Theologie daselbst. In dieser Stellung hat H. eine große Zahl verdienstvoller Untersuchungen veröffentlicht, die sich theils auf die Kritik der Evangelien, theils auf das nachapostolische Zeitalter u. die Vorgeschichte des Christenthums beziehen. Zugleich schuf H. 1858 in der „Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie" an Stelle der eingegangenen Tübinger „Jahrbücher" ein umfassendes Organ für die freie Theologie. Seiner kritischen Richtung nach gehört H. der (gemäßigten) rechten Seite der Tübinger Schule an, die bei immerhin kühner Kritik doch manche Uebereilungen der Baur'schen Theologie auf das richtige Maß zurückgeführt hat. Wie Baur selbst verfolgt auch H. die rein historische Erklärung der Entstehung des Christenthums als Hauptzweck. Von seinen Schriften seien bes. erwähnt: „Das Evangelium u. die Briefe Johannis" (Halle 1849); „Das Marcusevangelium" (Lpz. 1850); „Der Galaterbrief" (ebd. 1852); „Die apostolischen Väter" (Halle 1853); „Die jüdische Apokalyptik" (Jena 1857); „Der Kanon u. die Kritik des Neuen Testaments" (ebd. 1863); „Die Propheten Esra u. Daniel" (ebd. 1863); „Novum Testamentum extra canonem receptum" (4 Thle., Lpz. 1866) u. „Messias Judaeorum etc." (Lpz. 1869).

Hilgers, Bernhard Joseph, kathol. Theolog u. nebst seinen Kollegen Reusch u. Langen bekannt als Opponent gegen das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes; wurde 20. Aug. 1803 in Dreiborn geboren u. trat 1834 als Dozent in die katholisch-theologische Fakultät zu Bonn ein, an welcher er (seit 1840 als Prof. der Kirchengeschichte u. der verwandten Fächer) noch heute thätig ist. Von seinen Schriften nennen wir die „Symbolische Theologie" (Bonn 1841) u. die „Kritische Darstellung der Häresen" (Bd. 1, Abth. 1, Bonn 1834).

Hill, Rowland, Baronet, Reformator des engl. Postwesens, geb. als Sohn eines Landgeistlichen im Okt. 1795 zu Kidderminster, wurde Gehülfe eines Dorfschulmeisters, dann Schreiber in London u. später Expedient bei einer Lebensversicherungsgesellschaft. Als solcher wies er die großen Nachtheile des zeitherigen hohen Briefportos in England nach u. schlug die Einführung einer gleichmäßigen Rate von 1 Penny für alle inländischen Briefe bis zu einem Gewicht von ½ Unze vor. Da die höhere Postbehörde diesen Vorschlag zurückwies, wandte sich H. 1839 an das Parlament, u. dieses billigte den Plan, worauf die Reform vorgenommen ward (s. den Art. „Post"). Die Nation zeigte sich ihm durch eine Subskription dankbar, welche im Juni 1846 die Summe von 13,000 Pfd. Sterling für H. ergab. Ende desselben Jahres zum Sekretär des Generalpostmeisters in London ernannt, ward er 1847 Postkassendirektor (Superintendent of the Money

office), 1854 Obersekretär des Generalpostmeisters u. trat 1. März 1864 in Ruhestand.

Hillebrand, Joseph, Philosoph u. Literarhistoriker, geb. 1788 zu Großdüngen bei Hildesheim als Sohn eines Bauern, studirte in Göttingen orientalische u. altklassische Sprachen, trat aber bald darauf vom Katholizismus zum Protestantismus über, ward Hauslehrer in Belgien u. begleitete seine Zöglinge auf die Universität nach Würzburg. Eine Schrift über Erziehung verschaffte ihm den Ruf zu einer außerord. Professur nach Heidelberg, wo er nach Hegel's Abgang ord. Prof. der Philosophie wurde; doch siedelte er schon 1822 in gleicher Eigenschaft u. als Direktor des Gymnasiums nach Gießen über. Letzteres Amt legte er 1834 nieder, als er in den hessischen Oberstudienrath eintrat. Im J. 1847 zum Landtagsabgeordneten der Stadt Gießen gewählt, war H. auch eine Zeit lang Kammerpräsident, wurde aber unter dem Ministerium Dalwigk 1850 pensionirt. Im Jan. 1851 vertrat er die Stadt Mainz in der Kammer, zog sich aber danach nach Rödelheim u. dann nach Soden am Taunus zurück, wo er 28. Jan. 1871 starb. Als Philosoph war H. anfänglich Eklektiker, später nahm er eine vermittelnde u. mittlere Stellung zwischen Hegel u. Herbart ein. Sein philosophisches Hauptwerk ist die „Philosophie des Geistes" (Heidelb. 1835, 2 Thle.). Aus seinen literarhistorischen Vorlesungen ging „Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfang des 18. Jahrh." (Hamb. u. Gotha 1845, 2 Bde.; 2. Aufl. 1850, 3 Bde.) hervor. In seiner Jugend hatte H. auch einige Romane geschrieben („Paradies u. Welt" u. a.). Sein jüngster Sohn, Karl **H.**, war Prof. in Douai, wurde von dort 1870 vertrieben u. lebt jetzt in Florenz; derselbe hat sich sehr vortheilhaft bekannt gemacht durch seine Schriften über italien. Literatur, durch seine Aufsätze im „Journal des Débats", welche den Franzosen das Verständniß für deutsche Geschichte seit 1866 erschließen sollten, u. durch sein Werk über „Frankreich u. die Franzosen" (Berl. 1873). Im Okt. 1874 erschien der 1. Bd. einer von H. herausgegebenen kulturhistorischen Zeitschrift unter dem Titel „Italia".

Hillel, berühmter jüd. Gesetzeslehrer im Zeitalter Jesu, zum Unterschiede von verschiedenen Andern gewöhnlich „der Alte" (er wurde 120 Jahre alt) zubenannt; wurde um 110 v. Chr. von Eltern aus dem Stamme David's in Babylon geb. Schon zum Manne gereift ging er nach Jerusalem, um das Gesetz zu studiren, indem er sich zugleich als Lastträger seinen Unterhalt verdiente. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit u. seines außerordentlich milden Wesens brachte ihn auf den Präsidentenstuhl des Hohen Raths. Er theilte diese Würde lange Zeit mit Rabbi Schammai, dem Haupte einer andern Gesetzesschule, welche schroff an dem Buchstaben des Gesetzes hielt. Der Gegensatz dieser Schulen hat unter den Anhängern Beider noch lange eine wichtige Rolle gespielt, bis schließlich die Praxis H.'s den Sieg davontrug. Erzählungen von ihm u. verschiedene seiner Aussprüche hat der Talmud überliefert. H. starb im J. 10 n. Chr. — Ein anderer **H.** ist H. hannasi („der Fürst", d. i. Präsident des Hohen Rathes), der im 4. Jahrh. n. Chr. die jüd. Zeitrechnung von Erschaffung der Welt ab einführte.

Hiller, Ferdinand, geistvoller Komponist u. trefflicher Klavierspieler, geb. 24. Okt. 1811 von wohlhabenden israelit. Eltern zu Frankfurt a. M. Den ersten Unterricht im Klavierspielen erhielt er, sieben Jahre alt, von dem Musikdirektor Hofmann, später von dem trefflichen Aloys Schmitt u. von dem alten Vollweiler Unterweisung in der Harmonielehre. Nachdem er in seinem zehnten Lebensjahre bereits öffentlich als Klavierspieler sich hatte hören lassen u. frühzeitig schon Mancherlei komponirt hatte, kam er nach Weimar zu Hummel u. komponirte hier ein Klavierquartett als erstes größeres Werk. Nach zweijährigem Aufenthalt in Weimar kehrte der junge H. nach Frankfurt zurück, 1829 aber begab er sich nach Paris u. verweilte daselbst bis ins J. 1836. Durch Vorführung eigener wie fremder (bes. klassischer) Kompositionen u. durch seine Thätigkeit an Choron's Institution de Musique hatte er sich hier bald eine geachtete Stellung erworben, wie er denn in regem Verkehr stand mit Allem, was in der Pariser Schriftsteller- u. Künstlerwelt von Bedeutung war. Im Sommer 1836 kam er wieder nach Frankfurt, übernahm die Direktion des dortigen Cäcilienvereins u. wanderte im folgenden Jahre nach Italien, woselbst er bis ins J. 1839 verweilte u. innerhalb dieser Zeit auch die Oper „Romilda" komponirte u. in der Scala zu Mailand — jedoch ohne Erfolg — zur Aufführung brachte. Auf eine Einladung Mendelssohn's, mit dem er in Frankfurt u. Paris innig befreundet worden, ging er im Winter 1839 nach Leipzig, beendete dort sein in Italien begonnenes Oratorium „Die Zerstörung Jerusalems", welches bei seiner ersten Aufführung großen Erfolg errang, kehrte aber wieder

Nr. 3394. Ferdinand Hiller (geb. 24. Okt. 1811).

nach Italien zurück, verheirathete sich im Sommer 1841 u. brachte den darauf folgenden Winter mit seiner jungen, geistreichen u. gesangskünstlerisch gebildeten Frau in Rom zu. Im Sommer 1842 nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, begann er die Komposition der Oper „Ein Traum in der Christnacht", leitete im Winter 1843—44 die Gewandhauskonzerte zu Leipzig, ging aber dann nach Dresden, wo er sich an vier Jahre aufhielt u. zwei Winter hindurch die Abonnementskonzerte dirigirte. Die Opern „Ein Traum in der Christnacht" (1844) u. „Konradin, der letzte Hohenstaufe" (1847) erlebten hier ihre Aufführung, doch ohne nachhaltigen Erfolg. Nachdem H. hierauf eine Zeit lang in Düsseldorf gelebt hatte, kam er Anfangs der 50er Jahre als städtischer Kapellmeister nach Köln, wo er nachgehends auch die Oberleitung der neugegründeten Rheinischen Musikschule übernahm u. noch gegenwärtig in den angegebenen Verhältnissen lebt u. wirkt. Unterbrechungen erfuhr sein Kölner Aufenthalt im Winter 1852/53 durch Uebernahme des Kapellmeisteramtes an der Italien. Oper zu Paris u. durch vielfache Konzertreisen. Die Zahl der bis jetzt von H. veröffentlichten Kompositionen erstreckt sich auf alle Kunstgenres u. offenbart eine Fülle von Talent u. Geist, die nur häufig nicht mit der gehörigen innern Vollendung gepaart ist. Von seinen größeren Werken seit den 50er Jahren seien hier genannt: die Oper „Die Katakomben", das Oratorium „Saul", die Kantaten „Loreley", „Ver sacrum od. die Gründung Roms", „Nal u. Damajanti", die Ouverture zu Schiller's „Demetrius", einige Orchesterphantasien, Kammermusiksachen verschiedener Art, Konzerte für verschiedene Instrumente ꝛc. H. hat sich auch höchst vortheilhaft als musikalischer Schriftsteller bekannt gemacht, u. A. in Aufsätzen der Kölnischen Zeitung u. anderen Blättern (nachgehends in Buchform erschienen als „Aus dem Tonleben unsrer Zeit", 3 Bde.), in einer Schrift über Beethoven u. in „Mendelssohn-Bartholdy, Briefe u. Erinnerungen."

Hiller, Johann Adam, eigentlich Hüller, deutscher Tonsetzer u. Musikschriftsteller, geb. 25. Dez. 1728 zu Wendisch-Ossig, einem Dorfe in der Oberlausitz, wo sein Vater Schulmeister war. 1740 kam H. auf das Gymnasium nach Görlitz, wo er mit seiner schönen Sopranstimme im Singchor mitwirkte. Zu arm, um nach Absolvirung des Gymnasiums die Universität zu beziehen, mußte er sich zunächst

als Schreiber fortzuhelfen suchen (zuerst in Görlitz, dann in Wurzen), worauf er sich — etwa um 1747 — eine Stelle an der Kreuzschule zu verschaffen wußte. Im J. 1751 bezog H. die Universität Leipzig behufs des Studiums der Jurisprudenz, kultivirte aber nebenbei fleißig die Musik u. wurde, als nach 1760 in Leipzig ein öffentliches Konzert errichtet wurde, dessen Direktor. Auch kam um diese Zeit in Leipzig das Theater unter Koch empor, welcher Operetten nach Art der damals in Paris beliebten wünschte. Felix Weiße dichtete u. H. komponirte sie. „Die verwandelten Weiber“ waren das erste Produkt dieser Art, welches auch viel Glück machte, u. ihm folgten — um nur die beliebtesten zu nennen : „Der lustige Schuster“, „Lottchen am Hofe“, „Der Dorfbarbier“, „Der Erntekranz“ ꝛc. Dabei gab H. in der Zeit von 1766 bis 1770 seine „Wöchentlichen Nachrichten u. Anmerkungen, die Musik betreffend“ heraus u. komponirte viele Lieder, treffliche Motetten u. sonstige Kirchensachen. Im J. 1781 wurde er Dirigent der in dem eben fertig gewordenen Saale des Gewandhauses abzuhaltenden Konzerte, um diese Zeit auch noch als Musikdirektor an der Neukirche fungirend. 1782 erhielt er vom Herzog Biron von Kurland den Auftrag, dessen Kapelle in Mitau neu einzurichten, was ihm eine Pension von 600 Thalern eintrug. Dieser ging er indeß verlustig, nachdem Kurland zur russischen Provinz geworden, worauf er in verschiedenen Städten Konzerte gab, in denen er Händel'sche u. andere Oratorien aufführte. Als 1789 Doles sein Kantorat an der Thomasschule zu Leipzig niederlegte, wurde H. dessen Nachfolger.

Nr. 3395. Johann Adam Hiller (geb. 25. Dez. 1728, gest. 16. Juni 1804).
(Nach einem Kupferstiche aus dem Verlag von Breitkopf & Hartel.)

Er sah sich jedoch schon 1801 aus Gesundheitsrücksichten genöthigt, sein Amt niederzulegen, u. starb 16. Juni 1804. — H. ist als der Schöpfer der deutschen komischen Oper anzusehen, die nachher durch Dittersdorf ihre Weiterbildung u. durch Mozart ihre Ausbildung gefunden hat. Daneben hat er das große Verdienst, durch seine Lieder den Geschmack veredelt u. durch seine Aufsätze die ästhetische Kunstanschauung gefördert zu haben. Er leistete übrigens auch als Lehrer, nam. des Gesanges, Bedeutendes, u. seine „Anweisung zum Singen“ stand lange Zeit in hoher Geltung.

Hillern, Wilhelmine v., Tochter der Charlotte Birch-Pfeiffer (s. d.) aus ihrer Ehe mit Christian Birch, geb. zu München 11. März 1836, widmete sich der Bühne u. trat 17jährig in Gotha zum ersten Male auf, fand Beifall u. gastirte dann an den bedeutendsten Theatern Deutschlands, bis sie in Mannheim fest engagirt wurde. 1857 aber vermählte sie sich mit dem jetzigen Kreis- u. Hofgerichtsdirektor v. H. in Freiburg i. Br. u. entsagte der Bühne, wandte sich aber dafür der Schriftstellerei zu. Bis jetzt schrieb sie die Romane „Doppelleben“ (2 Bde., Berl. 1865), „Ein Arzt der Seele“ (3 Bde., ebd. 1869, 2. Aufl. 1871) u. „Aus eigener Kraft“ (Lpz. 1871), letztere beiden zuerst in der „Gartenlaube“ veröffentlicht. Außer den genannten Romanen verfaßte sie die Bluetten „Guten Abend“ u. „Ein Autographensammler“, die auf vielen deutschen Bühnen beifällig aufgenommen worden sind.

Himálaja od. Himawat, d. h. „Wohnung des Schnees“, das gewaltigste Hochgebirge der Erde, bildet die Grenze zwischen Vorderindien u. Tibet u. erstreckt sich von den Quellen des Amu-Darja od. vom Indusdurchbruche bis zum Querthale des Yaru-Tsampu od. Dihong (Brahmaputra), 370 M. weit bei einer Breite von etwa 33 M. Die riesige Erhebung der Gipfel u. Kämme mit den höchsten gangbaren Pässen, die mächtige Ausdehnung der Gletscher u. Firnschneefelder, die Wildheit der Thäler, die Verschiedenheit der Pflanzen-, Thier- u. Menschenwelt an seinem Nord- u. Südabhange machen den H. zu dem interessantesten Alpengebirge der Erde. Nur der Südabfall ist durchforscht. Erst das jetzige Jahrhundert hat, bes. durch die Forschungen von Webb, Moorcroft, der Gebrüder Everest, von Gerard, Hodgson, Cautley u. Falconer, von Hooker, Thompson, Strachey u. der Gebrüder Schlagintweit die Kenntniß des H. angebahnt. Gewöhnlich theilt man den H. in 3 Theile, von denen der mittlere, von den Seen Manasarowar u. Rawanahrada nach W. bis zum Tschinabflusse (s. Indus), der centrale od. eigentliche H. genannt wird; der davon westl. heißt Bara-Latscha, der östl. bis zum Dihong Himawat Gebirge. Zu dem westl. Zuge, in dem das schöne Hochland von Kaschmir (s. d.) liegt, werden häufig, doch wol mit Unrecht, auch die nördl. vom Indus gelegenen Parallelketten gerechnet, deren mächtigste den Namen Karakorum trägt. Im centralen H. erreichen der Nandadewi (Djohar od. Djawahir) 7843 m., der Kamet (Ibigamin) 7794 m., der Trissul 7167 m., der Raldang 6473 m. Am Kamet erstiegen die Gebrüder Schlagintweit den höchsten bisher von Menschen erreichten Punkt. Der westl. H. besteht zumeist aus Gneis, Glimmer-, Chlorit- u. Kalkschiefer; im eigentlichen H. treten innerhalb dieser Gesteine mächtige Granitmassen auf, die am Kamet selbst bis zum Gipfel ansteigen, der bei den übrigen zumeist aus Schiefer besteht. Bis gegen 3000 m. mächtige, fossillose Flötzschichten überlagern die Urgesteine; erst bei 4500 m. treten versteinerungführende Schichten aller Formationen auf, von trilobitenreichen Silurbänken durch jurassische Schichten, deren Ammoniten durch ganz Indien als heilig gehaltene Amulete gelten, bis zu tertiären Ablagerungen. Der in petrographischer Hinsicht ähnlich gebaute östl. H. weist eine Reihe gewaltiger Schneespitzen auf, von denen sich der Gaurisankar (Mount Everest) bis 8834 m., der Kantschindjinga bis 8581 m., der Sihjur bis 8472 m. u. der Dhawalagiri (Dhaulagir) bis 7955 m. erheben. Unter den 216 bis jetzt gemessenen Gipfeln des gesammten H. übersteigen 17 die Höhe von 7600 m., 40 die von 7000 m., 120 die von 6100 m. Die mittlere Höhe von 21 gemessenen Pässen des H. beträgt 5424 m., also etwa 600 m. mehr als die Gipfelhöhe des Montblanc; der höchste derselben, der Ibigamin-Paß, steigt bis zu 6231 m., die niedrigsten, der Schinku-La, der Bara-Latscha u. der Niti-Paß, sind noch über 4900 m. hoch. Die Schneegrenze liegt nach v. Schlagintweit's Angaben an der Südseite in 4933, am Nordabhange in 5360 m. Höhe. Die Gletscher erreichen zum Theil eine Länge von 8 M. u. fallen bis zu 3200 m. herab. Trotz der gewaltigen Erhebung gewährt das Gebirge doch von der ind. Ebene od. den Vorbergen keinen großartigen Anblick, weil die vorgelagerten Parallelkämme die Centralkette meist verdecken u. diese den größten Theil des Jahres in Wolken gehüllt ist. An Seen ist der H. verhältnißmäßig arm; zu nennen sind außer den obenerwähnten der Rainitar (1977 m.), der Bullar u. der Chinar, dazu zum Theil sehr hoch gelegene Gletscherseen. Die höchste bekannte Quelle liegt in 5200 m. Höhe am Ibigamin. Heiße Quellen, zum Theil unter Gletschermassen zu Tage tretend, sind zahlreich, die höchste bei Murgai in 4957 m. Höhe, die heißesten bei Manikarn in Kulu (75°,5 R.), bei Dschamnotri (71°,5 R.) u. Chorkonda (70° R.). Die zahlreichen Bäche u. Flüsse des Gebirges durchbrechen zum Theil die Hauptketten desselben in engen, wilden Felsschluchten u. gehören sämmtlich den Stromgebieten des Indus, des Ganges od. des Brahmaputra an.

Am Südfuße des H. zieht sich vom Satledj bis zum Brahmaputra ein bis 6 M. breiter, sumpfiger u. ungesunder Waldgürtel, Terrai genannt, wo große Wälder der als Nutzholz wichtigen Shorea robusta mit Rohrdickichten (Dschongeln) wechseln. Auf ihn folgt von 100 bis zu 1500 m. dichter tropischer Wald aus Vertretern der Gattungen Bombax, Terminalis, Cedrela, Gordonia, zahlreiche Feigen-, Palmen- u. Leguminosen-Arten, durchschlungen von Bambus, umrankt von prachtvoll blühenden Schlingpflanzen u. besetzt mit Farrnkräutern, Orchideen u. Pothos; in ihrem Schatten aber wuchern baumförmige Euphorbien, Musa u. breitblättrige Calladien. Manche dieser Pflanzen steigen auch in die bei 1500 m. beginnende gemäßigte Zone der Waldregion. Die Vegetation dieses bis zu 2600 m. ansteigenden Waldgebietes,

das die bewohnte Zone des Gebirges mit den meisten Ortschaften bildet, besteht hauptsächlich aus Eichen, Magnolien, Kastanien, Walnuß u. Lorber, neben denen baumartige Rhododendren, Kamellien, Begonien u. üppich wuchernde Farrne auftreten. Ueber 2600 m. Höhe folgt dann die Zone der Nadelhölzer, deren man im westl. H. 13 Arten zählt; über sie hinaus gehen Weiden, Birken, Ahorn u. Eschen, allmählich verkrüppelte Formen zeigend, über die Baumgrenze (3570 m.) bis zur obersten Grenze der Sträucher (4400 m.); höher hinauf noch, bis an die Grenze der Schneefelder, liegen üppige Matten mit herrlich blühenden Alpenblumen u. großen Rhododendrondickichten in 5200 m. Höhe, u. im nordwestl. Theile fanden sich bei 5850 m. Höhe noch 16 Phanerogamen. Auf der Nordseite, wo die Vegetation etwas höher steigt, treten zumeist andere, den sibirischen Pflanzen verwandte Gattungen u. Arten auf; die Waldentwicklung kann jedoch auf dieser Seite, fast der ganzen Längsausdehnung des H. nach, nicht eintreten, da das Gebirge nur bis zu dem langgestreckten, in 4800 m. Höhe liegenden Hochthale von Tibet abfällt. Die Weidegründe für Schafe u. Rinder liegen im H. bis 4450 m. hoch. Der Ackerbau steigt auf der Südseite höchstens bis 3550 m., in Tibet bis 4500 m.; daselbst gedeihen Aprikosen bis über 4000 m. u. darüber ist noch der Anbau von Gerste, Weizen, Bohnen u. Buchweizen allgemein.

Winterwohnung u. einem darüber gesetzten Sommerhause. Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist im Allgemeinen gering; in Sikkim beträgt dieselbe auf 1 □M. 784, in Nepal nur 754, in dem schönen u. industriereichen Kaschmir (s. d.) dagegen gegen 3200 Seelen.

Himation hieß bei den alten Griechen der als Obergewand über dem Unterkleid (Chiton) getragene mantelartige Ueberwurf von oblonger Form; von der Chlamys u. dem dorischen Tribon unterschied sich das H. durch seine bedeutende Größe.

Himbeerstrauch, s. „Rubus“.

Himjaren. Nach den genealog. Nachrichten der Araber ist Himjar ein Sohn Saba's, d. h. ein sabäischer Stamm. Das Reich Saba, welches schon in der Bibel erwähnt wird, nahm den Südwesten der arab. Halbinsel ein. Die Hauptstadt derselben heißt bei den Griechen Mariaba, bei den Arabern Marib. In den Inschriften, welche sich in Südarabien bis jetzt gefunden haben, findet sich nur je einmal die Bezeichnung: Land Himjar u. König von Himjar, viel häufiger finden sich die Namen Saba u. Sabäer. Es ist daher wol sicher, daß sich dieses Volk in seiner Blütezeit Sabäer nannte. Hingegen findet sich der Name Himjar neben Saba auf abessin. Inschriften u. er ist der von den arab. Schriftstellern allgemein gebrauchte.

Nr. 3396. Charakter der Himalajagebirgsregion. (Nach v. Schlagintweit.)

Die Thierwelt ist nur im Terrai reich vertreten: durch Elefanten, Rhinozeros, Tiger, Büffel, Eber, Affen, zahllose Vögel, unter denen Wasser- u. Sumpfvögel vorherrschen; Schlangen u. Eidechsen, Blutegel, Schwärme von Termiten, Ameisen u. Moskitos, farbenprächtige Insekten aller Ordnungen 2c. Der üppige Wald über dem Terrai aber ist merkwürdig still, nur von Insekten, bes. den von Menschen u. Vieh gefürchteten Zecken, zum Theil auch von buntfarbigen Vögeln bevölkert; wenige Affenarten u. der Tiger stiegen bis zu 3350 m., Leoparden um 1000 m., Schakals um noch 1000 m. höher, u. der tibetanische Hase bis zu 5600 m. Eine bestimmte Fasanenart tritt erst bei 4000 m. Höhe auf. In 4500 bis 6000 m. lebte das größte Schaf der Erde, Ovis Ammon, u. Antilopen in großen Herden; in den nördlicheren Gebieten finden sich zahlreiche wilde Pferde, Antilopen, Hasen, Füchse, Murmelthiere, Hasenmäuse u. auf den Seen Scharen von Enten u. Gänsen. Als gewöhnliche Hausthiere zieht man kleine Pferde, dazu feinwollige Schafe u. Ziegen, Schweine, Hunde, Geflügel; auf den tibetanischen Seiten den vielfach nützlichen Yak od. Grunzochsen, dessen Herden im Winter bis unter 2600 m. weiden, im Sommer bis 5500 m. ansteigen. Die Wohnungen der Menschen liegen am Südabhange bis zu 2900 m., im innern Plateaulande bis gegen 4000 m., u. bestehen an den unteren Abhängen aus leichten Bambushütten, in der Höhe oft aus einer in den Fels gegrabenen

Bei den griechischen Schriftstellern entspricht der Name Homeritai. Himjar mag der jüngere Name des sabäischen Landes u. Volkes u. zwar wol der eines Unterstammes sein, denn nicht alle Sabäer blieben in Südarabien sitzen. Eine große Anzahl von Stämmen, welche die Araber unter den Hauptstämmen Kudâa u. Azd zusammenfassen, begann sich im 2. Jahrh. n. Chr. durch die arab. Stämme nach N. hindurchzuschieben. Diese Stämme gelangten schließlich bis nach Syrien u. Mesopotamien, wo sie bleibende Reiche gründeten. Der im S. zurückgebliebene Theil der Sabäer, die H., führte nun in Südarabien den alten Namen der Sabäer fort. Hieraus erklärt sich, daß die Inschriften von Sabäern, die Fremden von H. reden.

Die Sabäer unterschieden sich von Alters her eben so sehr von den nomadisirenden Mittelarabern, wie sich Südarabien nach Klima u. Bodengestaltung vom übrigen Arabien sondert. Die Sabäer lebten unter Königen, unter welchen zunächst zahlreiche, in festen Burgen wohnende Lehnsträger standen. Das Land war vortrefflich bewässert u. zählte zahlreiche Dörfer u. blühende Städte; auch stand der Ackerbau auf einer hohen Stufe. Daneben legen die Trümmer, welche noch heutzutage von jenen sabäischen Burgen, Tempeln u. Städten übrig sind, ein beredtes Zeugniß von der geistigen Kultur jenes alten Volkes ab. Auch durch die Art der Gottesverehrung schieden sich die Sabäer von den übrigen Arabern.

Doch sind unsere Kenntnisse von diesen Dingen wie von der Geschichte Südarabiens, da die Nachrichten der Griechen u. Araber dürftig sind u. sich oft widersprechen, noch sehr lückenhaft.

Schon frühzeitig scheinen sich Juden in großer Zahl nach Südarabien gewandt zu haben. Als es diesen gelang, den etwa von 485 n. Chr. an regierenden König Dhu Nuwas zum Judenthume zu bekehren, wurden sie die herrschende Religionssekte. Es begannen bald blutige Verfolgungen der südarab. Christen. Diese suchten bei dem Kaiser von Byzanz Hülfe gegen den Fanatismus der Juden. Von Byzanz aber wurden sie an den christl. Negus von Habesch gewiesen. In Habesch regierte damals Elesboas. Ein äthiop. Heer kam nach Arabien hinüber u. unterwarf 518—530 die H. Im Lande wurde ein äthiop. Unterkönig eingesetzt, u. die einheimischen Fürsten, welche sich nicht unterwarfen, wurden verjagt. Nun begann eine Restauration des Christenthums. In der neuen Reichshauptstadt San'a, welche früher Ural hieß, wurde eine prächtige Kirche gebaut, gegen die heidnische Kaaba zu Mekka ein Heer entsandt, welches jedoch unverrichteter Sache umkehren mußte. Die vertriebenen himjarischen Fürsten hatten sich um Hülfe nach Persien gewandt, welches darauf einen großen Theil Arabiens unterwarf. Der letzte der pers. Statthalter bekehrte sich noch zu Mohammed's Lebzeiten zum Islam. Ihm folgte die Bevölkerung, welche wol durch die lange Fremdherrschaft für die neue, spezifisch arab. Religion empfänglich gemacht worden war. Unter der kulturfeindlichen Herrschaft des Islam sank das Land immer mehr in Barbarei. Doch unterscheidet sich seine Bevölkerung immer noch wesentlich von der des übrigen Arabiens.

Man hat sich gewöhnt, alle in Südarabien gefundene Alterthümer u. Inschriften himjarisch zu nennen; richtiger wäre sabäisch. Um die Herbeischaffung u. Erforschung derselben haben sich bes. verdient gemacht Wellstedt, Ad. von Wrede, F. Fresnel, Coghlan, Playfair, Gauldraud, Miles, H. von Maltzan u. in neuerer Zeit J. Halévy, welcher 685 Inschriften kopirte. Der Entzifferung u. Erklärung dieser Inschriften haben ihre Kraft gewidmet Ed. Gesenius, E. Rödiger, H. Ewald, E. Osiander, M. A. Levy, J. Gildemeister, W. Wright, F. Prätorius, J. Halévy u. A. Wir besitzen Inschriften auf Metall u. Stein, zum Theil mit Skulpturen. Leider hat sich die Industrie der südarab. Juden schon auf die Verfertigung falscher Inschriften geworfen, deren es bereits eine ziemliche Anzahl giebt. Ihre Sprache ist eine spezifisch arabische, deren Konsonantismus auch der ihre ist; doch hat sie auch manche Eigenthümlichkeiten u. theilt andere, wie z. B. das Fehlen des Artikels, mit den habessinisch-semitischen Sprachen. Es ist daher diese Sprache den südsemitischen Sprachen zuzuweisen u. in die Unterabtheilung der arab. Sprachen zu setzen. Die sabäische od. himjarische Sprache zerfällt wieder in zwei Dialekte. Denn von der Sprache der Mehrzahl der Inschriften scheidet sich deutlich die Sprache der in den Ruinen von Me'in gefundenen Inschriften.

Himmel, nach der Meinung der Alten ein über der Erde als fester Grundlage ausgespanntes sphärisches Gewölbe, an welchem die Himmelskörper sich bewegen, od. welches zugleich mit den an ihm befestigten Himmelskörpern sich um die Erde dreht. Allerdings wußten schon manche der früheren Astronomen (s. „Aristarch von Samos“), daß die Sache sich ganz anders verhielt, u. seit Kopernikus endlich es deutlich ausgesprochen u. begründet, ist es allmählich Gemeingut des Wissens aller Gebildeten geworden, daß wir nach allen Seiten den unendlichen Weltraum um uns haben, u. daß die Erde mitsammt der Sonne durch denselben mit rasender Eile wirbelnd dahinschießt. Trotzdem können wir uns auch heute noch nicht in unserer Sprachweise von der Idee eines Himmelsgewölbes losmachen. Wir ordnen die in den unendlichen Tiefen des Weltraumes verstreuten Gestirne zu Sterngruppen auf der inneren Oberfläche dieser gedachten Himmelskugel an, ziehen uns in Gedanken Linien u. Kreise an derselben u. entwerfen dann sogar Modelle u. Bilder von ihr, Himmelsgloben, ähnlich den künstlichen Erdkugeln od. Erdgloben, auf denen wir das Himmelsgewölbe gar auf seiner Außenseite betrachten, u. Himmelskarten, in denen man, nach den Regeln der Kartenkonstruktion, ähnlich wie die Erdoberfläche, so auch die ganze Oberfläche der Himmelskugel od. Theile derselben durch die Hülfsmittel der Projektion auf einer ebenen Fläche darstellt. Die vier von den täglichen Bewegungserscheinungen des Himmelsgewölbes hergeleiteten Hauptrichtungen des Horizontes nennt man Himmelsgegenden. Die Gegend, nach welcher die Sonne täglich ihren höchsten Stand einnimmt, heißt Mittag od. Süden. Ein Beobachter, der mit dem Gesicht nach S. sich stellt, hat im Rücken (180°) Mitternacht od. Norden, zur Linken (90°) Morgen od. Osten u. um 90° zur Rechten Abend od. Westen. Die Seeleute theilen den Horizont nicht blos in 4, sondern in 32 Himmelsgegenden (Striche) ein, welche sie durch Kombination der Ausdrücke für die Hauptrichtungen bezeichnen (s. „Windrose“). (Man vgl. auch den Art. „Astronomie“ u. bei. die Himmelskarte Fig. 959.) Wenn man übrigens auf einer möglichst freien Ebene den Himmel betrachtet, so erscheint er gar nicht als eine richtige Halbkugel, in welcher der Abstand bis zum Scheitel des Gewölbes dem Abstande nach allen Punkten des Horizontes gleich wäre, sondern der Abstand von dem Scheitel erscheint kleiner u. das Gewölbe erscheint etwas flach gedrückt. Die blaue Farbe des H.s bei Tage rührt davon her, daß die Atmosphäre wesentlich nur die blauen Strahlen des Sonnenlichtes reflektirt, die übrigen dagegen verschluckt. Ohne Atmosphäre würde der H. vollständig schwarz erscheinen u. alle Sterne würden auch bei Tage sichtbar sein. — Die regelmäßig auftretenden, od. auch plötzlich u. für uns unvorhergesehen sich zeigenden Bewegungserscheinungen der Himmelskörper, die sich perspektivisch auf der Himmelsfläche abspielen, heißen Himmelserscheinungen. Auf- u. Untergang der Gestirne gehören zu den täglichen Himmelserscheinungen, die Mondphasen zu den periodisch wiederkehrenden, die Finsternisse u. Durchgänge der Gestirne sind voraus zu berechnen, Sternschnuppen u. Meteore dagegen haben bisher noch keine klar erkennbare Gesetzmäßigkeit gezeigt, welche für die Kometen außer Zweifel steht (vgl. die betr. Art.).

Himmel, Friedrich Heinrich, deutscher Tonsetzer, geb. zu Treuenbrietzen in der Mark Brandenburg 20. Nov. 1765, widmete sich zuerst der Theologie, sich in den Mußestunden zum Klavierspieler bildend. Durch König Wilhelm II., der ihn als solchen gehört hatte, mit einem Jahrgehalt bedacht, ging H. nach Dresden, um bei Naumann Unterweisung in der Tonsetzkunst zu suchen. Drei Jahre verweilte er daselbst, dann trat er mit dem Oratorium „Isacco“ vor seinem königl. Gönner auf, der ihn nicht nur zu seinem Kammerkomponisten ernannte, sondern ihn auch auf seine Kosten nach Italien schickte. H. trat in Venedig 1794 im „Primo Navigatore“ mit großem Glück als Opernkomponist auf u. begab sich dann nach Neapel, wo er durch die Oper „Semiramide“ seinen Ruf noch erhöhte. 1795 wurde er an Reichardt's Stelle königl. preuß. Kapellmeister, schrieb zuvörderst verschiedene Gelegenheitssachen (u. a. ein Te Deum zur Krönung Friedrich Wilhelm's III.) u. reiste dann nach Stockholm u. Petersburg, in letzterer Stadt mit seiner Oper „Alessandro“ großes Glück machend. 1801 nach Berlin zurückgekehrt, ließ er dort die Oper „Vasco da Gama“ u. das Liederspiel „Fröhlichkeit u. Schwärmerei“ aufführen. Von einer Reise nach London, Paris u. Wien kam er 1802 wieder nach Berlin, komponirte daselbst noch mehrere seiner später am beliebtesten gewordenen Sachen, z. B. die Opern „Fanchon, das Leiermädchen“ u. „Die Sylphen“. H. starb 8. Juni 1814. — Außerdem hat H. eine Menge Lieder u. Gesänge (darunter das äußerst populär gewordene „An Alexis“), mehrere Klavierkonzerte, viele Sonaten u. andere Kammermusikstücke, Kirchensachen, Kantaten &c. geschrieben, deren Hauptvorzug in der frischen Erfindung besteht. Den größeren Werken H.'s fehlt Tiefe des Stils u. der Verarbeitung.

Himmelfahrt Christi. Ueber dieses Ereigniß, welches den Abschluß des persönlichen Erlösungswerkes Jesu Christi bildet, findet sich im Neuen Testament eine doppelte Ueberlieferung. Die eine (Ev. Marci 16, 9—19) berichtet einfach, ohne nähere Angabe von Zeit u. Ort, die Aufhebung gen Himmel. Doch ist als Schauplatz ohne Zweifel Jerusalem u. die Zeit sehr bald nach der Auferstehung gemeint; indeß kennt schon das Ev. Matthäi (28, 16) die Bestellung der Jünger auf einen Berg in Galiläa, also im Heimatlande Jesu u. der Jünger. Dagegen verlegt der erste Bericht des Lukas (Ev. Lucä 24, 50) die H. deutlich auf den Abend des Auferstehungstages, u. zwar nach Bethanien am Oelberg, also in die nächste Nähe Jerusalems. Der andere Bericht des Lukas endlich (Apostelgesch. 1, 1—12), zugleich der ausführlichste, läßt Jesum zuvor noch 40 Tage mit den Jüngern auf Erden wandeln (V. 3) u. dann vom Oelberg hinweg in einer Wolke emporgehoben werden (vgl. V. 9 u. 12). Die Schwierigkeit, alle diese Berichte zu vereinigen, wächst noch dadurch, daß die apostol. Briefe zwar öfter eine Erhöhung des Auferstandenen zur Rechten Gottes betonen, nicht aber die leibliche H. zu kennen scheinen. Dennoch dürfte die Annahme zu kühn sein, daß sich der Glaube an die H. lediglich auf Grund der alttestamentlichen Erzählungen von Henoch (1. Mos. 5, 24) u. Elias (2. Kön. 2, 11) gebildet habe. Die Ansetzung des Festes der H., 40 Tage (am 6. Donnerstag) nach Ostern, beruht natürlich auf Apostelgesch. 1, 3.

Himmelsschlüssel, s. „Primula“.

Himmelsziege, s. „Bekassine“.

hinc illae lacrimae (lat., wörtlich „daher jene Thränen“). Die zum geflügelten Worte gewordene Phrase ist entnommen aus Terenz (Akt 1, Sc. 1 der „Andria“).

Hind (spr. Heind), John Russell, berühmter engl. Astronom (Autodidakt), geb. als Sohn eines durch Einführung der Jacquard'schen Webstühle um das engl. Manufakturwesen verdienten Fabrikanten zu Nottingham 12. Mai 1823; las schon in seinem 7. Jahre aus eigenem Antrieb astronom. Werke, trat im April 1840 in das Bureau eines Civilingenieurs in London ein, wurde aber bereits im Nov. dess. J. Assistent an der magnetischen Abtheilung der königl. Sternwarte in Greenwich, was er bis Juni 1844 blieb, u. erhielt dann die Stelle eines Observators an der Privatsternwarte Bishop's in London. Hier entdeckte er 1847—54 11 kleine Planeten: Iris, Flora, Viktoria od. Klio, Irene, Melpomene, Fortuna, Kalliope, Thalia, Euterpe, Urania u. Euphrosyne, außerdem 29. Juli 1846 (fast gleichzeitig mit De Vico in Rom), 18. Okt. 1846 u. 6. Febr. 1847 je einen Kometen, u. beobachtete 16 neue veränderliche Sterne u. 3 Nebelflecke. Ein von ihm gleichfalls entdeckter neuer Stern im Sternbilde des Ophiuchos erhielt seinen Namen. Seit Dez. 1844 Mitglied der Londoner Astronomischen Gesellschaft, ward H. 1846 zu deren auswärtigem Sekretär gewählt. Im J. 1852 setzte ihm die Regierung ein Jahrgehalt von 200 Pfd. Sterl. aus u. seit dem folgenden Jahre ist er Direktor des „Nautical Almanac". Abgesehen von den in Gesellschaftsschriften veröffentlichten Abhandlungen hat H. geschrieben: „The solar system" (Lond. 1847 u. New-York 1852); „On the expected return of the great comet of 1264 and 1556" (Lond. 1848); „The comets" (ebd. 1852; deutsch von Mädler, Lpz. 1854); „Astronomical vocabulary" (ebd. 1852) u. „Introduction to astronomy" (ebd., 3. Aufl., 1863).

Hindersin, Gustav Eduard v., ein um die Ausbildung der preuß. Artillerie hochverdienter General, geb. 18. Juli 1804 zu Wernigerode am Harz, wo sein Vater Pastor war, trat 1820 in die 3. Artilleriebrigade zu Erfurt ein u. ward 1825 Sekondeleutnant. Bis 1846 zum Major im Großen Generalstabe aufgerückt, dirigirte er die topographische Abtheilung desselben, bis er 1849 im bad. Feldzug dem vereinigten deutschen Corps zuerst als Unterchef, dann als Chef des Generalstabes beigegeben wurde. Bei einer Rekognoscirung während des Gefechts bei Ladenburg 15. Juni von den Insurgenten gefangen genommen, ward H. nach Rastatt gebracht, erhielt aber noch vor Uebergabe dieses Platzes seine Freiheit wieder. Nach mehrmaligem Wechsel seiner Stellung in der Folgezeit u. unter stufenweiser Aufrückung sah er sich 1861 zum Generalleutnant u. 1864 zum Inspekteur der 2. Artillerieinspektion in Berlin sowie zum Präses der Prüfungskommission für Artilleriepremierleutnants ernannt. Ausgezeichnete Dienste leistete H. im dän. Feldzug, so daß er schon 22. März 1864 in den preuß. Adelsstand erhoben wurde u. nach dem unter seiner technischen Oberleitung erfolgten Sturm auf die Düppelschanzen den Posten eines zweiten Generalinspekteurs der Artillerie erhielt. Noch im Dez. desselben Jahres erfolgte seine Ernennung zum Generalinspekteur dieser Waffe u. zum Kurator der Artillerie- u. Ingenieurschule. Dem Kriege gegen Oesterreich (1866) wohnte H. im Hauptquartier des Königs bei; nach demselben ward er General der Infanterie. Auch im Feldzuge gegen Frankreich (1870 bis 71) befand er sich im Hauptquartier des Königs bez. Kaisers Wilhelm u. machte die Schlachten bei Gravelotte, Beaumont u. Sedan sowie die Belagerung von Paris mit. In einer Kabinetsordre vom 16. Juni 1871 sprach ihm der Kaiser seine Anerkennung für den so überaus ruhmreichen Antheil der Artillerie an den Erfolgen des Krieges gegen Frankreich aus. H. starb zu Berlin in der Nacht vom 24. zum 25. Jan. 1872.

Hindin, s. v. w. Hirschkuh.

Hindu, Gesammtname der in zahlreiche Stämme zerfallenden, zumeist arischen Hauptbevölkerung Vorderindiens (s. „Ostindien").

Hindukusch d. h. „Indisches Hochgebirge", im Sanskrit Gravakasas („glänzendes Felsgebirge"), ein noch ziemlich unbekanntes mächtiges Gebirge, nach Humboldt's Vermuthung die westl. Fortsetzung des Kwen-lun od. Küen-lün, nach v. Schlagintweit die des Karakorum; zieht sich von dem Gebirgsknoten im N. des Kabulflusses nach WSW. bis zu den Quellen des Heri-Rud u. trennt Turkestan von Kabulistan. Genauer bekannt ist nur das Westende, wo sich der Kuhi-Baba (5500 m.) u. der Siah-Koh erheben; südl. von diesem liegen die Quellen des Hilmend u. Kabul. Nach Herat (im W.) u. Balkh (im N.) zu sind dem Gebirge niedrigere Bergländer vorgelagert. Die nördl. von Dschelalabad am Kabul gelegene Parallelkette führt den Namen H. od. Khondagebirge, steigt im Khond bis zu 6100 m. Höhe u. bildet das von dem Stamme der Kafir bewohnte Gebirgsland. Mächtige Parallelzüge liegen hier neben einander, bis über die 4200 m. hoch liegende Schneegrenze sich erhebend. Der hauptsächlichste, auch für Fuhrwerke u. Artillerie benutzbare Weg über den H. führt von Kabul über einen 3625 m. hoch liegenden Paß durch das merkwürdige Bamiyan-Thal (s. d.) nach Turkestan.

Hindustan (d. i. Land der Hindu), im weiteren Sinne Name der ganzen vorderind. Halbinsel, im engeren Bezeichnung nur des nördl. Theiles derselben zwischen Himalaja u. Nerbudda, im Gegensatze zu dem Dekhan (s. „Ostindien").

Hinkeldey, Karl Ludwig Friedrich v., preuß. Generalpolizeidirektor, geb. 1805 als jüngerer Sohn des Geh. Regierungsraths Karl v. H. (gest. 1835) auf dem Schlosse Sinnershausen bei Meiningen; trat, nachdem er die Rechte studirt, in preuß. Dienste u. machte als ausgezeichneter Jurist schnell Carrière. Er ward in Köln Assessor, dann in Liegnitz Regierungsrath, hierauf infolge ausdrücklichen Befehls des Königs Oberregierungsrath in Merseburg, wo er 1848 große Energie entwickelte, u. noch in demselben Jahre vom Novemberministerium an die Spitze der Berliner Polizei gestellt. Als solcher führte H. zahlreiche Reformen, namentlich im Institut der Schutzmannschaft, durch. Brachten ihn auch seine stets energisch angefaßten Bestrebungen in manche unangenehme Berührung, so machte ihn doch gleichzeitig seine Humanität zu einer volksbeliebten Persönlichkeit. Auch gewann er immermehr die Gunst des Königs. Im März 1853 wurde ihm die gesammte höhere Sicherheitspolizei des preuß. Staates unter Oberleitung des Ministers des Innern in die Hand gegeben u. im folgenden Jahre ward sie vom Ministerium abgezweigt u. unter H.'s Generaldirektion als selbständige Behörde organisirt. Durch die Aufhebung einer nächtlichen Spielersitzung des Jockey-Klubs im Juni 1855 wurde H. mit dem Gardeleutnant a. D. v. Rochow-Plessow in einen Ehrenhandel verwickelt; 10. März 1856 fand das Duell in der Jungfernheide bei Charlottenburg statt, in welchem H. fiel.

Hinken, das, nennt man das ungleichmäßige Tempo beim Vorwärtsschreiten. Tritt ein Fuß nicht eben so fest, nicht eben so geschwind u. kräftig auf wie der andere; wird der Schritt, welchen der Fuß macht, kleiner, weil der kranke Fuß während des Ausschreitens des gesunden die Last des Körpers nicht eben so lange zu tragen vermag, so hinkt der Fuß. Die Ursache des H.s ist sehr mannichfach. Sie kann in einem Drucke, Schmerze, einer Entzündung durch innere Ursachen an irgend einem Theile der unteren Extremität, dem Hüftgelenke, dem Oberschenkel, dem Fuße 2c. bestehen, u. die Behandlung, welche auf Beseitigung dieser Ursache hinzuarbeiten hat, ist folglich eben so verschiedenartig.

Hinkmar, Erzbischof von Rheims, einer der bedeutendsten Kirchenfürsten des Mittelalters, war um 809 in Frankreich geboren. Als Schüler des Abtes Hilduin von St. Denys theilte er dessen Verbannung durch Ludwig den Frommen, wurde aber nach seiner Rückkehr selbst Domherr von St. Denys u. Günstling Ludwig's. Im J. 845 wurde H. auf den erzbischöflichen Stuhl von Rheims erhoben, damals den ersten Frankreichs, u. wahrte in dieser Stellung nachdrücklich die Rechte der franz. Könige gegen die päpstlichen Anmaßungen im Sinne eines nationalen Katholizismus, in welchem Fürst u. Bischöfe die engsten Verbündeten waren. Andererseits freilich machte H. die Rechte eines Metropoliten, d. i. ersten Geistlichen des Reichs, nicht ohne hierarchische Gewaltthätigkeit geltend. H. starb 882 zu Epernay, wohin er bei dem Einfall der Normannen seinen Sitz verlegt hatte. Unter seinen Schriften ist die gegen Gottschalk (s. d.) gerichtete „De praedestinatione Dei" die bekannteste. Sie sind von besonderem Werth als Quelle für die Geschichte der Karolingerzeit.

Hintergrund, der perspektivisch entfernteste Theil eines Bildes, daher auch der Raum hinter den dargestellten Gegenständen, von welchem sie abgelöst erscheinen müssen.

Hinterhalt nennt man die Aufstellung einer Truppenabtheilung an einem durch Terraingegenstände, Baulichkeiten 2c. versteckten Ort zum Zwecke des Ueberfallens einer vorbeiziehenden feindlichen Truppe. Da bei derartigen Unternehmungen die Ueberraschung ein Hauptfaktor des Erfolges ist, so genügt meist eine geringe Truppenzahl zur Erreichung des vorgesteckten Zieles. Das Hauptfeld für Hinterhalte ist der sog. „kleine Krieg", der Krieg in Gebirgen u. der Volkskrieg überhaupt. Beispiel eines gelungenen H. ist das Gefecht bei Haynau in Schlesien 26. Mai 1813,

in welchem Blücher mit der Reservekavallerie unter dem Obersten von Dolffs die Division des franz. Generals Maison vollständig zersprengte.

Hinterindien, s. „Indien".

Hinterladungsgewehre, s. „Feuerwaffen."

Hintersassen, Hintersättler, Hintersiedler, auch **Kossäthen,** nannte man in früheren Zeiten die sog. lehnbaren Bauern, welche in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zu dem Grundherrn standen, wol auch zu Dienstleistungen u. Zinszahlungen verpflichtet waren, dagegen von ihm, als ihrem Schutzherrn, im Gerichte der Freien vertreten wurden.

Hinterwälder, s. „Backwoods".

Hiob, das Buch. Unter diesem Namen ist uns im 3. Theil der hebräischen Bibel (in der deutschen Bibel an erster Stelle unter den sog. Lehrbüchern) eine Dichtung überliefert, die, auch abgesehen von ihrer religiösen Bedeutung, schon in rein künstlerischer Beziehung als eins der erhabensten Produkte des Menschengeistes dasteht. Die Absicht des Dichters ist keine andere, als die, das alte Räthsel zu lösen, wie sich das Leiden des Frommen u. Gerechten mit der göttlichen Gerechtigkeit vertrage. Bei dem Mangel des Glaubens an Unsterblichkeit konnte das alte Hebräerthum nicht einen künftigen Ausgleich in einem jenseitigen Leben erwarten, mußte vielmehr darauf bestehen, daß die Tugend allezeit schon auf Erden ihren Lohn finden müsse, wie die Gottlosigkeit ihre Strafe. Je mehr nun das mosaische Gesetz ein solches Verhältniß von Tugend u. Glück einerseits, Sünde u. Unglück anderseits hervorhob, desto näher lag der Rückschluß, daß alles Leiden durch Sünden verschuldet sein müsse, wovon die Folge war, daß jeder Unglückliche zugleich als ein Verbrecher verhöhnt u. gemieden wurde. Der Berichtigung dieser falschen Anschauung ist also das Buch H. gewidmet. Der Dichter erreicht aber seinen Zweck nicht durch trockene, lehrhafte Auseinandersetzung, sondern dadurch, daß er einen einzelnen Fall außerordentlichen Leidens eines Frommen in fast dramatischer Entwickelung unseren Augen vorführt; ganz müßig ist dabei die Frage, ob der Erzählung von H. ein geschichtliches Faktum zu Grunde liege, mit anderen Worten, ob H. wirklich gelebt habe. Das Gedicht selbst zerfällt zunächst in drei Haupttheile: den in Prosa geschriebenen Eingang od. Prolog (Kap. 1 u. 2), der die sog. dramatische Exposition (Darlegung des Sachverhalts) giebt, ferner den dichterischen Kern des Buchs (Kap. 3—41), der die Gespräche H.'s u. der drei Freunde sowie die schließliche Entscheidung Gottes enthält, u. endlich den Schluß (Kap. 42), der die Begnadigung H.'s — u. zwar wiederum in Prosa — erzählt. Der Prolog zeigt uns in H., einem gewaltigen Herdenfürsten des Landes Uz (wahrscheinlich ist Idumäa gemeint), einen eben so reichen wie gottesfürchtigen Mann, der sogar für die möglichen Versündigungen seiner Kinder Opfer darbringt (1, 5). Aber der Satan weiß die Tugend H.'s bei Gott zu verdächtigen. Dieser gestattet deshalb dem Satan, eine Probe zu machen, ob sich H. durch äußere Unglücksschläge von Gott abwenden lasse (Vers 6—12). In rascher Folge verliert jetzt H. alle seine Herden u. selbst seine Kinder, aber mit großartiger Ergebung beugt er sich dem Willen Gottes (Kap. 1, 13—22, bes. V. 21). Jetzt aber weiß der Satan von Gott auch die Erlaubniß zu persönlicher Schädigung des H. zu erlangen. Er bringt über ihn die entsetzlichste Krankheit des Morgenlandes, die Elephantiasis, aber H. bleibt trotz der höhnischen Rede seines Weibes ungebeugt. Der Zweck des Dichters bei diesen Scenen mit dem Satan, die man ganz mit Unrecht als spätere Einschiebsel verdächtigt hat, ist unstreitig der, den Leser gleich von vornherein dahin zu verständigen, daß das Leiden H.'s nicht göttliche Strafe ist, sondern nur den Zweck hat, das Wort Gottes über seinen treuen Knecht zu rechtfertigen. Goethe war von diesem Kunstgriff des Dichters so hingerissen, daß er ihn im Eingang seines „Faust" fast wörtlich nachgeahmt hat. Am Schluß des 2. Kapitels wird nun erzählt, wie auf die Kunde von H.'s Unglück dessen drei Freunde herbeikommen, um mit ihm zu klagen. Mit Kap. 3, dem Monolog des H., beginnt der dichterische Haupttheil des Gedichts, so angeordnet, daß in drei Gängen des Gesprächs, jedesmal der Rede eines der drei Freunde, die entsprechende Antwort H.'s folgt. Nur im dritten Gang schweigt der dritte der Freunde, weil er nichts mehr zu sagen weiß. Der Standpunkt der Freunde ist der schon bezeichnete althebräische: weil H. schwer leidet, muß er ein schwerer Sünder sein. Dagegen behauptet H. im ersten Gang des Gesprächs die völlige Unbegreiflichkeit des Räthsels, indem er geradezu zur Leugnung der göttlichen Gerechtigkeit fortschreitet; im zweiten Gang ringt er sich allmählich zur Anerkennung der göttlichen Gerechtigkeit empor, bis er im dritten Gang fast seine ganze Festigkeit u. Gottesfurcht wieder gewinnt u. felsenfest eine schließliche Rechtfertigung durch Gott selbst erhofft. Gott erscheint (Kap. 38) hierauf in einem Wetter, straft den H. für seine vielfach vermessenen Reden, giebt aber eine Lösung des Räthsels durch den Hinweis auf die göttlichen Wunder der Natur; aus ihnen ergiebt sich dann ein Rückschluß auf die Weisheit u. Gerechtigkeit Gottes auch in der sittlichen Welt. Die Lehre des Buches ist also die, daß sich der Mensch der unerforschlichen Weisheit Gottes ebenso demüthig wie vertrauensvoll zu unterwerfen hat. Das Gedicht schließt dann mit der Erzählung von dem erneuerten u. verdoppelten Glück H.'s u. seinem friedlichen Ende. — Die Reden des Elihu (Kap. 32—37), welche die Lösung des Räthsels von einem ganz anderen Standpunkt aus versuchen, indem sie H.'s Leiden als ein Züchtigungs- u. Läuterungsleiden darstellen, können demnach nicht ursprünglich zu dem Gedicht gehört haben; sie sind offenbar das Einschiebsel eines etwas späteren Dichters. — Ueber den Dichter des Buches H. selbst ist nichts bekannt; die arabisch gefärbte Sprache des Gedichts macht es wahrscheinlich, daß er in Idumäa, dem südl. Grenzlande, lebte. Was die Entstehungszeit anbelangt, so sprechen die gewichtigsten Gründe für das Ende des 8. Jahrh. v. Chr., während Andere das Gedicht in das salomonische Zeitalter hinaufrücken wollen.

Hiobspost, s. v. w. Unglücksbotschaft.

Hiogo, Seestadt an der Südküste der japan. Insel Nipon an der Bai von Osaka, westl. von Mijako, hat sehr gesunde Lage u. einen trefflichen, für die größten Schiffe zugänglichen, den Europäern geöffneten Hafen. Im Jahre 1869 sind 428 Schiffe ein- u. 398 Schiffe ausgelaufen, unter ihnen 54 deutsche. Der Hauptausfuhrartikel ist Thee.

Hipparchia (Randaugenfalter), eine Gattung von über 100, namentlich in Europa heimischen Tagschmetterlingen, mit nur 4 vollkommenen Beinen u. meist braunen Flügeln, die mit vielen kleinen Augenflecken gezeichnet sind; ihre sammthaarigen, am Hinterende zweispitzigen Raupen leben von Gräsern, die Puppe ist am Ende aufgehängt. Als besonders häufige Arten sind anzuführen H. Megaera (der „Mauerfuchs"), H. Janira (das gelbe „Sandauge"), H. Hyperanthus (der „Hirsegrasfalter"), H. Galatea (das weiß u. schwarz gewürfelte „Bretspiel").

Hipparchia aus Maronia, griech. Philosophin, Gemahlin des Kynikers Krates von Theben (um 300 v. Chr.).

Hipparchos aus Nikäa in Bithynien, der größte Astronom des Alterthums u. Begründer der Astronomie als Wissenschaft, lebte im 2. Jahrh. v. Chr. u. starb nach 126, in welchem Jahre er noch in Rhodos astronomische Beobachtungen anstellte. Von seinen übrigen Lebensumständen ist nichts bekannt. Die vor ihm auf 365 Tage 6 Stunden angesetzte Länge des Sonnenjahres bestimmte er genauer (auf etwa 5 Minuten weniger), ferner berechnete er die Dauer eines Mondumlaufs richtig, fand der Wirklichkeit ziemlich nahe kommend als mittlere Entfernung des Mondes von der Erde 59 Erdhalbmesser, als Durchmesser des Mondes $^{3}/_{11}$ des Erddurchmessers (während er freilich trotz eines neuen, scharfsinnigen Verfahrens die wirkliche Größe der Sonnenparallaxe nicht zu finden vermochte u. den Sonnendurchmesser viel zu klein, auf nur $5^{1}/_{2}$ Erddurchmesser, angab); er entdeckte ferner die Präzession, die er zugleich ziemlich genau bestimmte, stellte zuerst Tafeln über die Bewegung der Sonne u. des Mondes auf u. fertigte den ersten Sternkatalog an, in welchem die Sterne (1022 an Zahl) nach ihrem Orte bestimmt sind. Auch um die Geographie hat H. sich große Verdienste erworben; denn wenn auch die Annahme nicht begründet ist, daß er eine neue Erdkarte entworfen habe, so hat er doch die Reform der geograph. Wissenschaft dadurch zuerst angebahnt, daß er in seiner Kritik der Eratosthenischen Geographie die Feststellung der geogr. Lage durch astronomische Längen- u. Breitenbestimmung als die erste nothwendige Grundlage forderte, u. mit Anfertigung einer Breitentabelle den Anfang der nöthigen Vorarbeiten machte. Außer dem von Ptolemäos ins 7. Buch seines „Almagest" aufgenommenen Sternkatalog ist von H.'s Schriften nur noch ein Kommentar zu den „Phänomena des Aratos u. des Eudoros" erhalten (herausgeg. von P. Vittorius, Florenz 1567, u. von Petavius in seinem „Uranologium", Paris 1630).

Nr. 3397. Fußknochen des Paläotherium.

Nr. 3398. Fußknochen des Hipparion.

Nr. 3399. Fußknochen des Pferdes.

Hipparion, eine fossile Pferdegattung, welche die heutigen Pferde mit den Paläotherien vermittelt, indem sie wie diese eine eben so bedeutende Mittelzehe besaß, außerdem aber zwei (die 2. u. 4.) weniger ausgebildete (Afterklauen bildende) Seitenzehen, die den

B. den nicht erreichten. Die Knochen dieses eselgroßen Thieres finden sich im Miocen, eigentliche Pferde erst im Pliocen.

Hippel, Theodor Gottlieb von, einer der trefflichsten deutschen Humoristen, geb. 31. Jan. 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen, war geistig ungewöhnlich früh entwickelt u. konnte schon in seinem 15. Jahre die Universität Königsberg beziehen, wo er Theologie zu studiren begann, sich daneben aber auch viel mit den alten Klassikern, mit Mathematik u. Philosophie beschäftigte. Im J. 1760 begleitete er einen jungen russ. Offizier nach Petersburg, wurde nach seiner Rückkehr Hauslehrer in einer adeligen Familie, gab diese Stellung aber 1762 wieder auf u. begann die Rechtswissenschaften zu studiren, um auf diesem Wege das Ziel seiner Wünsche, die Hand eines von ihm geliebten, an Rang u. Reichthum ihm weit überlegenen Mädchens möglichst schnell zu erreichen. Unter harten Entbehrungen, die er sich selbst auferlegte, begann er das Studium, welches ihm in der That im weiteren Verlaufe seines Lebens Ehren u. Vermögen genug eintrug, entsagte seiner Liebe und blieb ehelos. Im J. 1765 Sachwalter in Königsberg geworden, stieg H. immer höher u. wurde endlich 1780 erster Bürgermeister von Königsberg u. Polizeidirektor mit dem Titel eines Geh. Kriegsrathes u. Stadtpräsidenten. H. starb zu Königsberg 23. April 1796. — Als juristischer Schriftsteller ist H. mit einem Büchlein „Ueber das Königsberger Stapelrecht" (Berl. 1791) aufgetreten, seine übrigen Werke aber liegen nach der Seite der schönen Literatur hin. Indessen wollte H. bei seinen Lebzeiten durchaus nicht als Schriftsteller gekannt sein, selbst in Königsberg ahnten nur Wenige in ihm den Verfasser verbreiteter Schriften. Als daher sein Büchlein „Ueber die Ehe" (Berl. 1774; neue Ausg. von Brenning, Lpz. 1872) u. sein bestes Werk, die „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" (3 Bde., Berl. 1778—81) anonym erschienen waren u. man in diesen Schriften zum Theil wörtliche Uebereinstimmung mit Werken Kant's fand, konnte es kommen, daß lange Zeit Kant für den Verfasser derselben galt; erst nach H.'s Tode wurde das Sachverhältniß aufgeklärt. Minder vortrefflich, aber doch voll Witz u. Laune, sind die Schriften „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber" (Berl. 1792), „Ueber weibliche Bildung" (ebd. 1801) u. die „Kreuz- u. Querzüge des Ritters A. bis Z." (2 Bde., Berl. 1793 f.), eine Schilderung des Treibens der geheimen Gesellschaften u. Orden der damaligen Zeit enthaltend. Von H.'s Gedichten sind „Geistliche Lieder" (Berl. 1772) u. „Handzeichnungen nach der Natur" (ebd. 1790) als nicht ohne Werth zu erwähnen. In seinen Lustspielen war H. weniger glücklich. „Der Mann nach der Uhr" (Königsb. 1765) u. „Die ungewöhnlichen Nebenbuhler" (ebd. 1768) sind ziemlich werthlose Stücke. Eine Selbstbiographie H.'s befindet sich im letzten Theil seiner „Sämmtlichen Werke" (14 Bde., Berl. 1828—31). — Sein Neffe Theodor Gottlieb v. **H.**, gest. zu Bromberg 10. Juni 1843 als pensionirter preuß. Regierungspräsident, gab „Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelm's III." (Bromb. 1841) heraus. Bekannter aber ist er als Verfasser des von Friedrich Wilhelm III. beim Beginn der Freiheitskriege erlassenen Aufrufes „An mein Volk".

Hippias, Sohn des Peisistratos u. nach dessen Tode zusammen mit seinem Bruder Hipparchos Herrscher von Athen. Nach der Ermordung des Letzteren durch Harmodios u. Aristogeiton (513 v. Chr.) begann er mit großer Strenge zu regieren, ward aber 510 durch die von Peisistratos verbannten Alkmäoniden mit dem Beistand eines von Sparta gesandten Heeres unter König Kleomenes vertrieben u. zog sich nach Sigeion, dann nach Lampsakos zurück. Später knüpfte er durch Artaphernes Verbindungen mit Dareios von Persien an, reizte diesen nach dem ionischen Aufstande zum Kriege gegen Griechenland u. führte selbst das in Euböa gelandete persische Heer nach Marathon hinüber (490). Er fiel entweder dort in der Schlacht od. starb bald nachher auf Lemnos.

Hippo, zum Unterschied von anderen gleichnamigen Orten Hippo regius, die alte Hauptstadt von Numidien am Mittelländischen Meere, wo jetzt Bona steht; ward 46 v. Chr. durch Cäsar dem röm. Reiche einverleibt u. durch Augustus zur Kolonie erhoben. Durch Handel mit Elfenbein, Goldsand, Korkholz rc. gelangte H. in den ersten christlichen Jahrhunderten zu großer Blüte; wichtig wurde die Stadt für die christl. Kirche als Sitz des afrikan. Bischofs, bes. unter Augustinus (s. d.). Im J. 431 von den Vandalen belagert, erobert u. verbrannt, ward H. zwar wieder aufgebaut, allein auf Befehl des Khalifen Athman von den Mohammedanern 647 abermals zerstört.

Hippodameia od. Hippodäme 1) Gemahlin des Lapithenfürsten Peirithoos, bei deren Hochzeit sich dadurch, daß die zu dem festlichen Mahle geladenen Kentauren die Braut zu entführen versuchten, der Kampf zwischen den Lapithen u. Kentauren entspann, in welchem die Letzteren unterlagen. 2) Tochter des Oenomaos, Königs von Pisa in Elis, der wegen des Orakelspruchs, er werde sterben, wenn seine Tochter sich vermähle, den Freiern die Bedingung stellte, daß sie ihn im Wagenrennen besiegen, im Falle der Niederlage aber den Tod erleiden müßten. Schon dreizehn Freier hatten so durch Oenomaos ihr Leben verloren, als Pelops nach Pisa kam u. ihn trotz seiner windschnellen Rosse im Wagenrennen besiegte, indem er des Oenomaos Wagenlenker Myrtilos bestach, unhaltbare Zapfen in die Achse einzusetzen, so daß die Räder während der Fahrt losgingen.

Hippodrŏmos (Roßlauf) hieß bei den Griechen die Laufbahn für die altherkömmlichen, schon bei Homer erwähnten Wettrennen mit zweiräderigen Wagen u. für die erst in der historischen Zeit üblich gewordenen Pferderennen. Als diese beiden Arten des Wettkampfes ein regelmäßiger Bestandtheil der griech. Festspiele wurden (in Olympia die ersteren Ol. 25, die letzteren Ol. 33), traten an Stelle der früher einfach auf einer ebenen Fläche abgesteckten Bahn besondere, für die Dauer errichtete Hippodrome, deren Anlage, abgesehen von der uns nicht sicher bekannten Einrichtung des Ablaufstandes u. von dem bei den Griechen nicht nachweisbaren Vorhandensein einer Spina, im Ganzen der des römischen Cirkus (s. d.) entspricht.

Hippŏgryph (Roßgreif), griech. gebildeter Name eines fabelhaften Flügelrosses, das aber weder den Griechen noch den Römern bekannt ist u. sich wol zuerst bei Ariosto nachweisen läßt; es wurde später mit dem Pegasos identifizirt.

Hippokrates 1) berühmter griech. Arzt u. Begründer der wissenschaftlichen Medizin, der bedeutendste unter den Aerzten des Alterthums. Er stammte aus dem in Kos heimischen Geschlechte der Asklepiaden u. war dort 460 v. Chr. (nach Anderen etwas früher) geboren. Als Lehrer desselben werden der Arzt Herodikos u. die Sophisten Protagoras u. Gorgias genannt, mit weniger Sicherheit auch Demokritos von Abdera. Wol schon früh verließ H. seine Heimat u. unternahm weitere Reisen; längeren Aufenthalt scheint er u. a. in Thasos, Abdera, Athen (wol während des Peloponnesischen Krieges) u. Thessalien genommen zu haben. Indem H. vorurtheilsfrei, ohne eine bestimmte philosophische Theorie zu Grunde zu legen u. ohne dem hergebrachten Aberglauben zu folgen, sich die sorgfältige Beobachtung der Krankheitszustände u. die Erforschung der näheren u. entfernteren Ursachen der Krankheiten zur Aufgabe machte, hat er trotz vieler, namentlich durch die fehlende anatomische Kenntniß bedingter, Mängel sich das Verdienst erworben, zuerst für die Therapie die allgemein giltigen Grundsätze aufgestellt u. zugleich für die Pathologie eine mustergiltige Semiotik geschaffen zu haben. Es hat aber auch die Chirurgie durch ihn eine wesentliche Förderung erfahren. Wie sehr seine Leistungen anerkannt wurden u. welches Ansehen H. viele Jahrhunderte hindurch genoß, zeigt auch der Umstand, daß seine Werke nicht nur bei den Griechen (Galen) häufig der Gegenstand gelehrter Forschung wurden, sondern auch bei den Römern, Syrern u. Arabern viele Uebersetzer u. Erklärer fanden. Die Schriften des H. erfuhren sehr früh, wol schon durch seine Söhne Thessalos u. Drakon u. seinen Schwiegersohn Polybos, Erweiterungen u. Veränderungen, daher suchten bereits die alexandrinischen Gelehrten eine Aussonderung der echten von den unechten, doch ist uns das Resultat ihrer Untersuchungen unbekannt. Jedenfalls stammt in der auf uns gekommenen umfangreichen Sammlung nur der kleinste Theil von H. selbst her, wenngleich über die Zahl der als echt anzuerkennenden Schriften die Meinungen aus einander gehen. Allgemein für echt gehalten werden kaum mehr als vier Schriften, die „Aphorismen", „Ueber die Luft, die Wasser u. die Klimate", „Von der Lebensweise in hitzigen Krankheiten" (mit Ausnahme des letzten Theiles), das 1. u. 3. Buch „Ueber die Landseuchen". Unecht sind auch die unter H.'s Namen überlieferten Briefe. Gesammtausgaben des H. sind neuerdings veranstaltet von Littré (10 Bde., Paris 1839—61, mit franz. Uebersetzung), Ermerins (3 Bde. 4°, Utrecht 1861—64, mit lat. Uebersetzung),

Reinhold, Athen 1864 ff.). — 2) Unter den anderen uns bekannten Griechen dieses Namens, von denen die meisten ebenfalls medizinische Schriftsteller sind, ist der Mathematiker H. von Chios (im 5. Jahrh. v. Chr.) hervorzuheben, der das erste System der Geometrie verfaßt haben soll u. dem der älteste Versuch, eine krummlinige Figur zu quadriren, zugeschrieben wird (die sog. Möndchen des H.).

hippokratisches Gesicht (Facies hippocratica), nennt man den Gesichtsausdruck des Menschen kurz vor dem Tode (in der Agonie), welcher durch verfallene Züge, stiere Augen u. zuckende Gesichtsmuskeln charakterisirt ist. Wissenschaftlichen Werth hat das Symptom nicht.

Hippokrene (griech. = Roßquell), die der Sage nach durch den Hufschlag des Pegasos hervorgerufene begeisternde Musenquelle auf dem den Musen heiligen Berge Helikon (s. d.) in Böotien.

Hippolyte, Amazonenkönigin, deren Gürtel, ein Geschenk des Ares, Herakles für des Eurystheus Tochter Admete holen mußte. Als sie denselben jenem freiwillig versprach, verbreitete Here aus Haß gegen Herakles unter den Amazonen das Gerücht, er wolle die Königin rauben, u. veranlaßte so einen Kampf, in welchem H. von Herakles getödtet wurde.

Hippomane mancinella, s. „Manzanillenbaum".

Hipponax, griech. Jambendichter, um 540 v. Chr., war aus Ephesos gebürtig, wurde aber durch die dortigen Tyrannen vertrieben u. flüchtete nach Klazomenä. Leidenschaftlich u. witzig wie Archilochos, richtete er seine Satire mehr im Allgemeinen gegen vorhandene Mißstände u. Unsitten; doch wußte er seinen sprüchwörtlich gewordenen bitteren Spott auch sehr gut zur Vertheidigung gegen persönliche Angriffe zu gebrauchen, wie es die beiden Bildhauer Bupalos u. Athenis aus Chios erfahren mußten, die ihn in karikirter Darstellung abgebildet hatten u. dafür von ihm mit so beißenden Jamben verfolgt wurden, daß sie sich das Leben genommen haben sollen. Der von ihm meist angewandte Choliambus gilt für seine od. seines Zeitgenossen Ananios Erfindung. Von den Gedichten des H. sind nur noch wenige Bruchstücke bis auf uns gekommen.

Hippophaë rhamnoides, Sand-, Au- u. Weidendorn; ein zierlicher Strauch von der Tracht der Oelweide, mit prächtigen, gelb- od. zinnoberrothen Beeren, dornigen Zweigen u. weidenartigen Blättern, welche eine silberartige Unterfläche entwickeln. Man trifft diesen Strauch, oft von baumartigem Wuchse, häufig im Geröll der Alpenflüsse, mit denen er bis in die Niederungen hinab geht u. daselbst häufig weite Flächen überzieht. Sogar in unsern Parkanlagen wird er gezogen; um so mehr, da er in jedem leichten Boden fortkommt, wenn dieser ihm nur Feuchtigkeit genug bietet. Aus den Früchten bereitet man in Finnland ein herbsaures Mus, auch verwendet man sie als Würze zu Fischsaucen, während das Holz zum Braunfärben u. zu Drechslerarbeiten gesucht wird.

Hippophagen (vom griech. ἵππος, das Pferd, u. φαγεῖν, verzehren), Pferdefresser, nach alten Geographen ein skytischer Volksstamm im Nordosten vom Kaspischen Meere, bei welchem das Pferdefleisch für einen Leckerbissen galt. Auch bei den jetzt jene Gegenden bewohnenden Tataren ist derselbe Gebrauch, Pferde zu schlachten u. zu verzehren, herrschend.

Hippopotamus, s. „Flußpferd."

Hippúris vulgaris, Tannenwedel; eine Art der Halorageen von krautartiger Natur. Die Pflanze wächst schachtelhalmartig in stehenden Gewässern (1/2—2 m. aufrecht od. niedergestreckt), entwickelt meist einen einfachen, hohlen Stengel u. gliedert denselben durch eine Menge von Blattquirlen, welche nach oben verjüngt zulaufen, während die sehr einfachen u. unscheinbaren Blumen aus den Blattachseln hervorbrechen, nur einen einzigen Staubfaden haben u. aus den Fruchtknoten ein kleines Nüßchen treiben. Die Blätter selbst nehmen die Tracht von Tannennadeln an, woher der deutsche Name. In Sumpfgegenden gehört die merkwürdige Pflanze zu den Charakterkräutern der Landschaft.

Hippuritenkalk bezeichnet eine Kalksteinbildung, welche rücksichtlich ihres geologischen Alters als zur Kreideformation (Insel Rügen, Dänemark, nördl. Frankreich 2c.) gehörig betrachtet wird u. die ihren Namen von den Hippuriten trägt, d. h. roßschweifartigen, kegelförmigen (Hippurites od. Roßmuschel), dicken, unregelmäßigen u. ungleichklappigen Petrefaktenschalen, welche vorzüglich bei Marseille, am Untersberg bei Salzburg, wo sie „Kuhhörner" genannt werden, bei Bilin in Böhmen u. nächst Planen bei Dresden vorkommen. Am Untersberge kommt ein Exemplar von 60 cm. Länge u. Schenkelsdicke vor. Der H. ist ein Alters-Aequivalent des untern Plänerkalks in Sachsen u. Böhmen.

Hippursäure, Pferdeharnsäure, findet sich in dem Harne aller pflanzenfressenden Thiere u. kann aus diesem leicht erhalten werden, wenn man ihn noch frisch mit Kalkmilch zum Kochen erhitzt, filtrirt, dann mit Salzsäure genau neutralisirt; aus dieser Flüssigkeit setzt sich dann nach dem Konzentriren durch Verdampfen die H. in weißen, glänzenden Krystallen ab. Dieselben sind in vollkommen gereinigtem Zustande geruchlos, in kaltem Wasser wenig, in heißem leicht löslich. Interessant ist das Verhalten der H. zu Alkalien od. verdünnter Säure; beim Kochen damit zerfällt sie nämlich in Benzoësäure u. Glykokoll; dagegen entsteht durch den Genuß von Benzoësäure od. solchen Stoffen, die dieselbe enthalten, in unserem Körper wieder H., die sich im Harn wiederfindet. Die H. enthält in 179 Theilen 108 Theile Kohlenstoff, 9 Theile Wasserstoff, 14 Theile Stickstoff u. 48 Theile Sauerstoff; ihre chemische Zusammensetzung läßt sich demnach durch die Formel $C_{18}H_9NO_6$ ausdrücken.

Hiram, König von Tyrus in Phönizien, Freund der jüd. Könige David u. Salomo, war nach außerbiblischen Quellen ein Sohn Abibaal's; seine glänzende 34jähr. Regierung fällt nach gewöhnlicher Rechnung 1023—990 v. Chr., da aber H. nach 1. Kön. 9, 10 ff. noch über 20 Jahre nach dem Tempelbau Salomo's lebte, so wird seine Regierungszeit weiter herabgesetzt werden müssen. Für die israelit. Geschichte ward er dadurch wichtig, daß er sowol David (nach 2. Sam. 5, 11) als auch Salomo Material, bes. Cedern vom Libanon, u. Bauleute zu dem Palast- u. Tempelbau in Jerusalem zur Verfügung stellte. Salomo mußte die Hülfe H.'s mit gewaltigen Lieferungen an Weizen u. Oel (1. Kön. 9, 11) u. schließlich durch Abtretung von 20 Städten in Galiläa erkaufen (1. Kön. 9, 11). Andererseits aber gestattete H. dem Salomo die Theilnahme an den phönit. Fahrten in das Goldland Ophir (1. Kön. 9, 26 ff.). Einheimische Quellen nennen H. als den Erbauer des gewaltigen Dammes, der Inseltyrus mit dem Festland verband, u. ebenso als den Urheber großartiger u. prächtiger Tempelbauten.

Hirsau od. Hirschau, Fabrikdorf in der Nähe von Calw im württemb. Schwarzwaldkreise, im Thale der Nagold mit den Ruinen einer Benediktinerabtei, welche 830 gegründet worden u. im 10. u. 11. Jahrh. durch die Gelehrsamkeit ihrer Mönche u. die Klosterschule einer der wichtigsten Mittelpunkte deutscher Gelehrsamkeit gewesen ist. Dieselbe wurde 1558 säkularisirt u. 1692 von den Franzosen zerstört. Wichtig als Geschichtsquelle nicht blos des Klosters ist Tritheim's „Chronicon Hirsaugiense" (838—1514); wichtiger noch der sog. „Codex Hirsaugiensis" (herausgeg. 1844 vom Literar. Verein in Stuttg.).

Hirsch, eine Familie schlankgebauter Wiederkäuer (Familie Cervina, Gatt. Cervus) mit solutem Gehörn od. Geweihe, das mit Ausnahme des Renthiers dem weiblichen Thiere, bei den Moschusthieren (Gatt. Moschus, Tragus) beiden Geschlechtern fehlt, u. das jährlich im Winter (beim Edelhirsch im Februar, der deshalb Hornung heißt) „abgeworfen" wird. Das sich neu bildende, aufgesetzte Geweih ist Anfangs weich, kolbig („Kolben"), mit behaarter Haut („Bast") überzogen, welche (beim Edelhirsch im Juli) abgestreift, gefegt, wird. Der das Geweih tragende Knochenzapfen heißt der Rosenstock, die knotige Wulst rings um das untere Ende des Geweihes Rose, die unterste nach vorn gerichtete Sprosse Augensprosse, die gablige am Ende Gabelsprosse, zwischen beiden liegen die Mittelsprossen, der Besitz letzterer kommt namentlich unserem Edelhirsch zu. Die Mehrzahl der hierher gehörigen Thiergattungen, mit Ausnahme der Rehe, hat Thränengruben, d. i. Vertiefungen unter den Augen, worin sich eine glänzend gelbbraune Masse, der Hirschbezoar (od. Hirschthräne), ansammelt. Was die Zähne anbelangt, so fehlen den H.n die Vorderzähne oberseits, unten stehen deren acht, Backzähne oben wie unten jederseits sechs, Eckzähne kommen selten im Oberkiefer vor. Mit Ausnahme Australiens u. Afrika's sind die H.e über die ganze Erde verbreitet; sie leben paarweis od. in „Rudeln" in Wäldern u. auf Wiesenland u. nähren sich von Baumknospen, Kräutern, Schwämmen, Getreide u. s. w. Des trefflichen Wildprets wegen sind sie ein Hauptgegenstand der hohen Jagd, ihre Felle geben außerdem werthvolles Leder (Wildleder), von den Rehen u. dem Renthier benutzt man auch Pelzwerk; das Gehörn wird zu allerlei Utensilien verarbeitet, der Talg (Hirschtalg, sevum cervinum) als Heilmittel verwendet, wie auch früher Hirschhorn u. Hirschhornpräparate offizinell waren. Zum Hausthiere ist aus der großen Familie nur das Renthier geworden.

Von den circa 50 Arten, die namentlich nach der Beschaffenheit des Geweihes unterschieden werden, hat der Edelhirsch (Cervus elaphus) drehrundes, vielsprossiges, nach hinten gebogenes, am Ende gabeliges Geweihe. Er sieht rothbraun aus (daher Rothhirsch, Rothwild) u. hat einen rostgelben Schwanz (Blume) in hellem Felde. Eine Spielart mit zottigen Haaren heißt Brandhirsch. Das weibliche Thier, die Hirschkuh od. „das Thier", heißt bis zum ersten Werfen Hindin,

es wird im September od. Oktober brünstig u. setzt Ende Mai od. Anfang Juni 1 od. 2 gefleckte Kälber; das einjährige weibliche Thier heißt Wildkalb, das zweijährige Schmalthier, eine alte, bereits unfruchtbar gewordene Hirschkuh Giltthier. Das einjährige männliche Hirschkalb heißt Spießer, das zweijährige Gabler. Von da ab benennt man den männlichen Hirsch nach den jährlich in größerer Zahl auftretenden Geweihästen (s. Geweih).

Nr. 3400. Geweih des Hirsches vom ersten bis zum siebenten Jahre.
1 Stange des Spießers. 2 Stange des Gabelhirsches. 3, 4 Stange des Hirsches im dritten u. vierten Jahre. 5, 6, 7 Geweih des Zehn-, Zwölf- u. Vierzehnenders.

Dem Edelhirsch ähnlich, aber weit größer ist der **Wapiti** od. **kanadische Hirsch** (Cervus canadensis), während der schöne, weißgefleckte **Axis** (Cervus axis) Ostindiens nur dreisprossige Geweihe hat. Andere, verwandte Arten mit drehrundem Geweih sind der **Pampashirsch** (Cervus campestris) Südamerika's, der in Amerika weitverbreitete **virginische Hirsch** (Cervus virginianus). Nur kurz u. dreisprossig ist das Gehörn bei den **Rehen** (Cervus capreolus), nur einsprossig beim **brasilianischen Spießhirsch** (Cervus rufus), zweizinkig beim sundaischen **Muntjak** (Cervus Muntjak), während der mächtige **Elch** (Elenthier, Cervus alces) des nordöstl. Europa, das hochnordische **Renthier** (Cervus tarandus), der in Europa blos gezähmt lebende, aus Afrika u.

Nr. 3401. Kopf und Geweih des Hirsches in späteren Jahren.
1 Kopf des Sechzehnenders. 2 Geweih des Achtzehnenders. 3 des Zwanzigenders. 4 Verkümmerung des Geweihs. Fehlende Augen- u. Mittelsprosse. 5 fehlende Eis- u. Mittelsprosse. 6 fehlende Eissprosse beim Zwölfender. 7 fehlende Eissprosse u. Lücke in der Krone.

Asien stammende, gefleckte **Damhirsch** (Cervus dama) hand- od. schaufelförmige Geweihe tragen. Verwandt den eigentlichen H.n sind die geweihelosen **Moschusthiere** u. **Zwerghirsche** (Tragus) od. **Kaninchenhirsche** (Tragus Napu von Sumatra u. Borneo, Tragus Kantchil von Java). Von fossilen H.n kennt man bereits über fünfzig Arten, die sich vom Miocen an bis in die Alluvialbildungen verbreiten.

Hirschberg, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Liegnitz mit 11,773 E. (1871), liegt malerisch in den östl. Vorbergen des Riesengebirges an dem Bober, der hier den Zacken aufnimmt. Die Stadt ist freundlich gebaut, hat 3 kathol. u. 1 schöne, 1709 errichtete evangel. Kirche, 1 Gymnasium u. 1 Handelskammer. Die bedeutende Industrie besteht bes. in Leinweberei, Bleicherei, Spinnerei u. Papier- u. Porzellanfabrikation; außer mit Leinwand wird auch mit Butter lebhafter Handel getrieben. H. wurde 1108 zur Stadt erhoben, verdankt seine Blüte aber erst der im 16. Jahrh. von Holland eingeführten Weberei von Leinwand u. Schleiern.

Hirscheber, s. „Babirussa".

Hirschel, Bernhard, homöopath. Arzt u. Schriftsteller von großem Ruf, geb. als ältester Sohn eines jüd. Handelsmannes zu Dresden 15. Jan. 1815, besuchte die ehemalige Dresdener medizinisch-chirurgische Akademie, bis er nach 2 Jahren in die Lage kam, dem Studium der Medizin auch an der Leipziger Universität obliegen zu können. Dort promovirte er 1838, u. seitdem widmete er sich einer segensreichen Thätigkeit als prakt. Arzt in seiner Vaterstadt, wo er auch an seinem 59. Geburtstage 1874 starb. Ungefähr 5—6 Jahre nach Beginn seiner Praxis hatte sich H. der homöopath. Lehre zugewandt, deren wissenschaftliche Ausbildung u. Läuterung er sich angelegen sein ließ. Unter seinen Werken sind bes. geschätzt „Kompendium der Homöopathie" (1. u. 2. Aufl., Dess. 1851 u. 54; 3. Aufl. Wien 1864); sein „Homöopathischer Arzneischatz in seiner Anwendung am Krankenbette für Familien u. Haus" (Dresd. 1856; 10. Aufl., Lpz. 1873, der fast in alle Kultursprachen Europa's übersetzt u. allgemein verbreitet ist, sowie sein „Kompendium der Geschichte der Medizin von den Urzeiten bis auf die Gegenwart" (Wien 1663).

Hirschhorn, Hirschgeweih (Cornu Cervi), spielte in früheren Zeiten in der Pharmazie eine wichtige Rolle; nachdem aber die Chemie nachgewiesen, daß diese Präparate nicht verschieden sind von denjenigen, welche man aus den Knochen der Wirbelthiere erhalten kann, hat der ausschließliche Gebrauch des H. zur Herstellung solcher Präparate aufgehört. Man benutzt nur zuweilen noch das geraspelte H. (Cornu Cervi raspatum) in Apotheken zur Herstellung von Gallerten. Das gebrannte H. (Cornu Cervi ustum) gleicht seiner chemischen Zusammensetzung nach ganz den gebrannten Knochen. **Hirschhornsalz** ist kohlensaures Ammoniak (vgl. Bd. I. 520). **Hirschhorngeist** od. Hirschhornspiritus, ist eine wässrige, unangenehm riechende Flüssigkeit, welche bei der trocknen Destillation der Knochen od. des H. gewonnen wird u. kohlensaures Ammoniak, essigsaures Ammoniak, Schwefelwasserstoffammoniak u. andere brenzliche Körper enthält. Hierbei bildet sich zugleich ein dickes, schwarzes, sehr stinkendes Oel, welches früher, als man noch H. destillirte, Hirschhornöl genannt wurde, jetzt aber den Namen Knochenöl od. Thieröl (Oleum animale foetidum) führt.

Hirschkäfer (Feuerschröter, Lucanus cervus), der größte deutsche Käfer, aus der Familie der blattförmigen Käfer (Lamellicornien), Unterfamilie der Lucaniden, mit kammförmiger Fühlerkeule, welche aus vier zahnartig verlängerten, getrennten Gliedern besteht. Das 7 cm. lange Männchen hat einen sehr großen, breiten Kopf u. mächtige, ein Drittel der ganzen Körperlänge betragende, geweihartige Oberkiefer. Es sieht kastanienbraun aus, wie das etwas kleinere Weibchen. Der Käfer fliegt im Mai u. Juni in Eichenwäldern u. leckt den auslaufenden Saft von den Stämmen, seine Larve lebt im Mulme alter Eichen u. braucht mehrere Jahre zu ihrer Entwickelung, bis sie vor der Verpuppung eine Länge von 9 cm. erreicht hat. Eine kleine Form der männlichen H. ist als besondere Art (Lucanus capreolus) beschrieben worden.

Hirschvogel, Veit, d. Aelt., einer der letzten kirchlichen Glasmaler des Mittelalters, geb. zu Nürnberg 1461, gest. 1525. Seine Arbeiten, unter denen die bedeutendsten das Maximiliansfenster aus dem J. 1514 u. das nach Hans von Kaulbach's Zeichnungen 1515 von ihm begonnene, von seinen Söhnen Veit u. Augustin vollendete Markgrafenfenster in der Sebalduskirche zu Nürnberg sind, nähern sich in der Behandlung der Staffeleimalerei u. sind dem Kirchenbauwerk wenig untergeordnet.

Veit H. d. J., gest. 1553, u. dessen Sohn Josias, gest. 1589, waren nicht nur Glasmaler, sondern auch Emailmaler u. Kupferstecher; Augustin, geb. 1503, gest. wahrscheinlich zu Ende des J. 1552, war Glasmaler, Radirer, Formschneider u. Schriftsteller. Uebrigens haben alle Drei vielfach auch für das Kunstgewerbe gearbeitet, nam. für die Kunsttöpferei, wenngleich nicht alle Oefen, Krüge u. dgl., die man als H.'sche bezeichnen hört, von ihnen herrühren.

Hirschzunge (Scolopendrium officinale), ein bekanntes, vielgenanntes und vielgepflanztes Farrnkraut mit ungetheiltem, zungenförmig-lanzettlichem Wedel, auf dessen Unterseite die Früchte in Gestalt von parallelen Streifen sich gruppiren. Im N. von Deutschland ziemlich selten an feuchten, schattigen Orten, wächst die merkwürdige Pflanze um so häufiger in der Rheinprovinz u. in Westfalen, wo sie nam. gern auf Mauern vorkommt. Noch heute benutzt man sie in der Bukowina gegen Lungenkrankheiten, wie man sie früher bei uns gegen Milz u. Blasenleiden, selbst äußerlich als Wundmittel gebrauchte. Doch besitzen die süßlichherb schmeckenden Wedel schwerlich bes. Heilkräfte.

Hirse (Panicum miliaceum), eine wichtige Getreideart, als deren Vaterland Ostindien, von Andern Mittelasien angegeben wird, das Vorbild einer großen Reihe von Gräsern, die man als Hirsegräser od. Paniceen zusammenfaßt. In seiner volkswirthschaftlichen Bedeutung kommt der H. etwa dem Reis gleich, seine Körner sind stärkereich u. von einem eigenthümlichen Wohlgeschmack. Die Romanen bereiten aus dem H. ein gegohrenes Getränk, Braha; vielen in Sandländern wohnenden Völkerschaften dient er als wesentlichstes Nahrungsmittel; eine ostindische Art (P. frumentaceum) vertritt in den gebirgigen Gegenden des Landes sogar die Stelle des Roggens. Der H. ist ein kräftiges Gras von mittelmäßigem, schilfartigem Wuchse, aber bedeutend entwickelter, überhängender od. flatteriger Rispe, deren Spelzen keine Grannen tragen, deren Samen kleine, gelblich od. röthlich u. schwärzlich (Sprallhirse) glänzende Nüßchen darstellen, die man entweder mit Milch zu Brei kocht od. zu Grütze, selbst zu feinem Backwerk verwendet. Obwol man den H. noch in Norddeutschland vielfach gebaut findet, gedeiht er doch am besten u. schmackhaftesten in der Region des Weinstocks.

Hirt, Aloys, deutscher Archäolog, geb. 27. Juni 1759 zu Bella, einem Dorfe des Großherzogthums Baden, besuchte die Gymnasien zu Villingen, Freiburg u. Rottweil u. wandte sich seit 1779 auf der Universität zu Wien dem Studium der Kunst zu. 1789 ging er nach Italien, wo er 14 Jahre lang bes. die Baukunst studirte. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er Mitglied der Akademie zu Berlin u. später, bei Errichtung der Universität, Professor der Archäologie. Er starb 29. Juni 1837. Die wichtigsten seiner größeren Schriften sind „Die Baukunst nach den Grundsätzen der Alten" (Berl. 1809) u. „Geschichte der Baukunst bei den Alten" (3 Bde., ebd. 1820 bis 27); „Geschichte der bildenden Künste bei den Alten" (ebd. 1833).

Hirtenbriefe heißen, zunächst in der kathol. Kirche, Sendschreiben des Bischofs an die Geistlichen od. an das Volk seines Sprengels. Dieselben werden entweder zu bestimmten Zeiten (z. B. an hohen Festen) od. bei außerordentlichen Gelegenheiten, wie beim Amtsantritt des Bischofs od. in Zeiten kirchlicher Wirren erlassen, um das Volk über die Meinung der kirchlichen Leiter aufzuklären u. zum entsprechenden Verhalten zu ermahnen. Die H. sind in den neuesten Kämpfen zwischen Staat u. Kirche um so wichtiger geworden, weil sie nicht der staatlichen Genehmigung unterliegen u. höchstens nachträglich das Einschreiten der Staatsgewalt veranlassen können. Nach dem Vorbilde der kathol. Kirche sind bisweilen auch von den geistlichen Leitern der protest. Kirche H. erlassen worden.

Hirtentäschel, s. „Capsella".

Hirtenvogel (Palamedea chavaria, Chajawehrvogel, Straußhuhn), ein ½ m. hoher, an feuchten Orten am Laplata lebender Vogel, aus der Familie der Hühnerstelzen (Alektoriden), mit 4 sehr langen Zehen, kurzem, dickem Schnabel, aufrichtbarem Federbusch auf dem Hinterkopf u. zwei Sporen am Flügelbug. Er wird als Hausthier gehalten u. mit dem Hofgeflügel aufgezogen, das er wie ein Hirtenhund bewacht u. gegen Angriffe vertheidigt. „Hirten-" od. „Viehvogel" heißt auch der Rosenstaar (Pastor roseus [s. d.]), weil er, wie der gemeine Staar, dem Weidevieh das Ungeziefer abliest.

Hirtenvölker, s. „Nomaden".

Hirzel, Name einer schweiz. Patrizierfamilie, aus der sich hervorgethan haben: Hans Kaspar H., geb. zu Zürich 21. März 1725, gest. das. als Oberstadtarzt u. Mitglied des Großen Rathes 19. Febr. 1803, gab mehrere Schriften zur Beförderung der Landwirthschaft u. über Fragen der praktischen Lebensphilosophie heraus; vertraut mit der schönen Literatur seiner Zeit, war er auch mit Gleim, Ramler, Kleist, Klopstock u. andern deutschen Dichtern befreundet. Sein Bruder, Salomon H., geb. zu Zürich 1727, gest. das. 1818, bekleidete gleichfalls mehrere städtische Aemter, gehörte auch eine Zeit lang dem Großen Rathe an, beschäftigte sich aber zuletzt ausschließlich mit den Wissenschaften; u. A. gab er die „Züricherischen Jahrbücher" (Zür. 1814 ff., 5 Bde.) heraus. — Heinrich H., geb. zu Weiningen bei Zürich 17. Aug. 1766, gest. zu Zürich 7. Febr. 1833, war das. seit 1789 Prof. der Kirchengeschichte, dann der Logik u. Mathematik u. seit 1809 der Philosophie; er schrieb u. A. „Eugeniens Briefe an ihre Mutter" (Zür. 1807, 2 Bde.; 3. Aufl. 1820, 3 Bde.) u. gab außer mehreren Uebersetzungen auch „Goethe's Briefe an Lavater" (Lpz. 1839) heraus. Sein Bruder, Kaspar H., geb. zu Zürich 1786, gest. das. 21. Juni 1823, war Lehrer der franz. Sprache u. ist nam. durch seine „Französische Grammatik" (Aarau 1820 u. oft) bekannt. — Konrad Melchior H., geb. zu Zürich 31. Aug. 1793, gest. das. 8. Juli 1843, ein tüchtiger Rechtsgelehrter, auch bekannt als Philhellene, machte sich als Mitglied des Großen Rathes, Präsident des Erziehungsrathes (seit Juni 1831) u. Bürgermeister des Kantons (seit 1832) um diesen u. seine Vaterstadt hochverdient. Ludwig H., Sohn des obengenannten Heinrich H., geb. zu Zürich 1801, gest. das. 1841 als Prof. der Theologie, verfaßte einen ausgezeichneten „Kommentar zu Hiob" (Lpz. 1839; 2. Aufl. 1851). — Salomon H., Bruder des Vorigen, geb. zu Zürich 13. Febr. 1804, erlernte bei Reimer in Berlin den Buchhandel, ging dann nach Heidelberg, wo er neben seiner Thätigkeit in dem Winter'schen Geschäft Vorlesungen an der Universität besuchte, übernahm mit seinem Schwager Reimer die diesem gehörige Weidmann'sche Buchhandlung, schied aber 1. Jan. 1853 aus u. gründete eine Buchhandlung unter eigner Firma. Hierbei ging ein großer Theil des bisher gemeinschaftlichen Verlags von Werken der berühmtesten deutschen Gelehrten u. Dichter an H. über, während die Weidmann'sche Buchhandlung mit dem anderen Theile ihren Sitz nach Berlin verlegte. Von der seltenen Vollständigkeit, die H.'s Privatsammlung von Goethe's Werken besitzt, legt sein „Neues Verzeichniß einer Goethebibliothek, 1761—1861" (Lpz. 1862) Zeugniß ab. An demselben Tage, an welchem 100 Jahre früher Goethe als Student der Rechte an der Leipziger Universität inskribirt worden war, ward H. von ihr 1865 durch die philosophische Doktorwürde ausgezeichnet. — Bernhard H., Bruder der Vorigen, geb. zu Zürich 1807, gest. zu Paris im Juni 1847, war Theolog u. Orientalist u. betheiligte sich als Pfarrer in Pfäffikon so lebhaft an den kirchlichen Bewegungen des Jahres 1839, daß er das Landvolk nach Zürich führte (s. „Mein Antheil an den Ereignissen des 6. Sept.", Zür. 1839). Er übersetzte Kalidasa's „Sakuntala" (Zür. 1833) u. „Urwasi" (Frauenf. 1838), sowie „Das Hohe Lied" (Zür. 1839), u. verfaßte das hebr. Gedicht „Gesicht des Todesboten über dem Erdkreis" (ebd. 1844). — Christoph Heinrich H., geb. zu Zürich 22. März 1828, widmete sich der Chemie u. Pharmazie u. ist außerord. Prof. an der Leipziger Universität; er schrieb u. A.: „Das Opium u. seine Bestandtheile" (Lpz. 1851); „Der Führer in die unorganische Chemie" (ebd. 1852); „Der Führer in die organische Chemie" (ebd. 1855) u. redigirt seit 1850 die vom Leipziger Pharmazeutenverein herausgegebene „Zeitschrift für Pharmazie."

Hirzel, Karl, Philolog u. Pädagog, geb. zu Künzelsau in Württemberg 10. Mai 1808, studirte 1826—31 in Tübingen, ward 1835 Rektor der Lateinschule in Nürtingen, 1845 Prof. am Seminar in Maulbronn, 1853 Oberstudienrath in Stuttgart, 1857 ord. Prof. der Philologie an der Universität in Tübingen u. im Mai 1864 Rektor des dortigen Gymnasiums. Zuletzt las er als außerord. Prof. über klassische Philologie u. Gymnasialpädagogik an der Universität. H. starb am 13. April 1874. Er gab heraus: „Die Klassiker in den niederen Gelehrtenschulen" (Stuttg. 1838); „Grundzüge zu einer Geschichte der klassischen Philologie" (Tüb. 1862) u. „Ueber die Tendenz des Agricola von Tacitus" (ebd. 1871). Trefflich sind auch seine Artikel in der Schmidt'schen „Encyklopädie des gesammten Erziehungs- u. Unterrichtswesens".

Hispalis, jetzt Sevilla. **Hispaniola,** s. v. w. Haiti.

Hissarlik (d. h. „Paläste") ist der türk. Name eines mäßigen Hügels mit Ruinen, welcher sich unweit des Dorfes Tschiblak ziemlich in der Mitte der sog. Trojan. Ebene erhebt. Seine Berühmtheit verdankt dieser Platz den 1869—73 von Schliemann, einem begeisterten Verehrer Homer's, mit großer Ausdauer u. bedeutendem Kostenaufwand unternommenen Ausgrabungen, die eine außerordentliche Menge interessanter Gegenstände zu Tage gefördert haben. Unzweifelhaft gehören die in sehr verschiedener Tiefe gefundenen Gegenstände mehreren auf einander folgenden Kulturepochen an. Die oberste Bodenschicht, von etwa 2 m. Tiefe, enthielt nur solche Alterthümer, welche entschieden griech. Gepräge tragen u., wie nam. aus einigen Inschriften erhellt, der alexandrin. Kunstepoche zuzuweisen sind. Von besonderem Interesse u. bedeutendem Kunstwerth ist nam. die Metopenplatte von einem griech. Tempel, welche den auffahrenden Helios darstellt. Hierdurch ist die schon früher von den meisten Archäologen ausgesprochene Vermuthung, daß die oberen Ruinen von H. der von Demosthenes u. Strabon erwähnten äolischen Kolonie Neuilion angehören dürften, in erfreulicher Weise bestätigt worden. Aber die große Mehrzahl der gefundenen Gegenstände (darunter werthvolle Gold- u. Silbergeräthe, Vasen von zum Theil höchst eigenthümlicher Form u. Technik, Steinwerkzeuge, Waffen von Erz ꝛc.) stammt aus weit tieferen Bodenschichten u. läßt auf eine viel ältere Kulturepoche schließen, die jedoch einstweilen chronologisch gar nicht zu bestimmen ist. Schliemann selbst vertritt mit Energie die Ansicht, daß H. zugleich die Stätte des alten Troja bezeichne, u. glaubt in den goldenen u. silbernen Geräthen den Schatz des Priamos erblicken zu müssen. Dies ist jedoch schon aus topographischen Gründen wenig wahrscheinlich, u. darum halten die meisten Alterthumsforscher nach wie vor an der Ansicht fest, daß man das wahre Troja an das äußerste Südende der Ebene, in die Nähe des heutigen Bunarbaschi, zu verlegen habe, wo in der That 1864 v. Hahn, österr. Konsul in Syra, auf einem die ganze Gegend beherrschenden Hügel, in dessen Nähe zwei Quellen mit verschiedener Temperatur entspringen, uralte Befestigungsmauern ausgegraben hat, die einen viel bedeutenderen Umfang als die Ruinen von H. haben. Abbildungen der wichtigsten unter den von ihm gefundenen Sachen gab Schliemann selbst in seinem Werke „Trojanische Alterthümer" (Lpz. 1874, mit Atlas).

hissen, in der Schiffersprache s. v. w. in die Höhe ziehen.

Histiologie, s. „Geweblehre". **Histrionen**, s. v. w. Schauspieler.

Hitchcock (spr. Hitschkock), Edward, nordamerikanischer Geolog, geb. 24. Mai 1793 zu Deerfield (Massachusetts), widmete sich erst der Theologie, wurde 1816 Direktor der Akademie in seiner Vaterstadt u. 1821 Prediger in Conway (Massachusetts), schied aber bald wieder aus diesem Amte aus, um sich ausschließlich den Naturwissenschaften zuzuwenden, u. wurde 1825 Professor der Chemie u. Naturgeschichte an dem College in Amherst (Grafschaft Hamp im Staate Massachusetts). Seit 1844 Präsident u. Professor der Geologie an dem nämlichen College, auch schon vorher zum Staatsgeologen für Massachusetts ernannt, bereiste H. im Auftrage der landwirthschaftlichen Kommission des genannten Staates 1850 Europa. Er starb zu Amherst 27. Febr. 1864. Von seinen zahlreichen Werken sind hervorzuheben: „Report on the geology, mineralogy, botany and zoology of Massach." (Amherst 1833); „Elementary geology" (ebd. 1840; 25. Aufl. 1855); „Outline of the geology of the globe and of the U. S. in particular" (Boston 1853) u. „On surface geology" (ebd. 1856).

Hitopadêsa (altind., d. h. freundliche Unterweisung od. heilsame Lehre) ist der Titel eines berühmten ind. Fabelwerkes, eines Auszuges aus dem „Pantschatantra" (s. „Pilpai"). Herausgeg. wurde das Werk von Lassen u. Schlegel (Bonn 1829) u. von Johnson (Hertf. 1847), übersetzt von Max Müller (Lpz. 1844).

Hittorff, Jakob Ignaz, berühmter Architekt, geb. 20. Aug. 1792 zu Köln, begab sich in seinem 17. Jahre zu seiner Ausbildung im Baufache nach Paris, wo er, abgesehen von manchen Reisen in Deutschland, England u. Italien, sein Leben zubrachte u. 25. März 1867 starb. In den von ihm ausgeführten Bauten bestrebte er sich, als entschiedener Gegner der Gothik, die italienische Renaissance auf reinere griechische Formen zurückzuführen; davon zeugt sein Hauptwerk, die Kirche St. Vincent de Paul in Paris, die er vom J. 1824 an in Gemeinschaft mit seinem Schwiegervater Le Père ausführte. Als Techniker war er der Erste, der das Eisen in ausgedehnter Weise verwendete, z. B. bei der Kuppel des Panorama u. beim Cirque olympique. Zu seinen übrigen, zum Theil schon vor die genannten Bauten fallenden Werken gehören das Théatre de l'Ambigu comique u. der Nordbahnhof. Besondere Verdienste erwarb er sich durch die Publikation der Bauwerke Siziliens: „Architecture moderne de la Sicile" u. (in Gemeinschaft mit dem Breslauer Architekten Zanth) „Architecture antique de la Sicile", sowie durch die „Restitution du temple d'Empédocle à Sélinonte, ou l'Architecture polychrome chez les Grecs."

Hitzig, Ferdinand, ausgezeichneter Bibelforscher auf dem Gebiet des Alten Testaments, geb. 23. Juni 1807 zu Hauingen in Baden als der Sohn eines Pfarrers, besuchte das Pädagogium in Lörrach u. das Lyceum in Karlsruhe u. studirte seit 1824 zu Heidelberg, Halle u. Göttingen Theologie u. Orientalia. 1829 habilitirte sich H. zu Heidelberg für alttestamentl. Exegese, ging 1833 als ord. Professor derselben nach Zürich, kehrte aber 1861 in gleicher Eigenschaft nach Heidelberg zurück, wo er zugleich als bad. Kirchenrath noch gegenwärtig wirkt. Als einer der tüchtigsten Schüler von Gesenius (s. d.) hat H. in seinen zahlreichen Arbeiten vor Allem die sprachliche u. historische Seite der Auslegung gepflegt, frei von allem u. jedem dogmatischen Vorurtheil, allerdings aber auch nicht frei von der Neigung zu kühnen Hypothesen. Seinen Ruf begründete die „Uebersetzung u. Auslegung des Propheten Jesaja" (Heidelb. 1833), in welcher er zuerst die Resultate der grammatischen Forschungen Ewald's (s. d.) zur Anwendung brachte. Sehr geschätzt sind ferner seine Kommentare über die Psalmen (2 Thle., Heidelb. 1835—36, völlig umgearb. Lpz. 1863—65), die kleinen Propheten (Lpz. 1838, 3. Aufl. 1863), Jeremia (Lpz. 1841, 2. Aufl. 1866), Ezechiel (1847), Daniel (1850), sowie die Uebersetzung sämmtlicher Propheten (1854). Die Neigung H.'s zu kühnen Aufstellungen, bes. auf dem Gebiete der Etymologie u. alten Völkergeschichte, tritt vor Allem in seiner „Geschichte des Volkes Israel" (2 Thle., Lpz. 1869) hervor, sowie in der Schrift „Sprache u. Sprachen Assyriens" (Lpz. 1871), in der er den indogerman. Charakter dieser Sprache behauptete u. sich dadurch heftige Angriffe der Fachgenossen zuzog. H.'s jüngstes Werk ist die Uebersetzung u. Auslegung des Buches Hiob (Lpz. 1874).

Hitzig, Georg Heinrich Friedrich, einer der ausgezeichnetsten Baumeister des heutigen Berlin. Geb. am 8. April 1811 als Sohn von Julius Eduard H. (s. d.), machte er seine Studien in Berlin u. Paris u. bildete sich dann durch größere Reisen in Italien, Griechenland u. Aegypten aus. Genial in der Erfindung, wie in der Anordnung, weiß er das Praktische mit dem Geschmackvollen, das Bequeme mit dem Schönen zu verbinden, ohne sich dabei irgendwie in der Formengebung zu wiederholen. Seine Bauten sind trotz ihrer großen Zahl doch jedes in seiner Art eigenthümlich u. charakteristisch. Zu seinen bedeutendsten Bauwerken in Berlin gehören die Achard'schen Häuser in der Bellevuestraße, die Viktoriastraße, deren schönste Hälfte er selbstständig u. im Zusammenhang entwarf u. ausführte, die Discontobank, das Pourtalès'sche Haus, die Villa Hansemann, u. vor Allem die 1860—63 erbaute Börse zu Berlin. — Ein Sohn von ihm, Julius Ed. **H.**, hat sich als Mediziner einen Namen gemacht.

Hitzig, Julius Eduard, bekannter Kriminalist u. Schriftsteller, geb. zu Berlin 26. März 1780, studirte in Halle u. Erlangen, wurde 1804 Referendar bei der Regierung in Warschau u. wandte sich, als dort 1806 die preuß. Herrschaft ihr Ende erreicht hatte, der literarischen Thätigkeit zu. Auch begründete er 1808 eine Verlags- u. Sortimentshandlung in Berlin, verkaufte jedoch dieselbe 1814 an den Buchhändler Dümmler, um wieder die juristische Laufbahn zu betreten. Er erhielt eine Anstellung beim Berliner Kammergericht, wurde bei demselben 1815 Kriminalrath u. 1827 Direktor des Inquisitoriats, sah sich aber 1835 infolge eines Augenübels gezwungen, seine Entlassung zu nehmen, u. starb zu Berlin 26. Nov. 1849. Seit 1825 gab H. die „Zeitschrift für die preuß. Kriminalrechtspflege" u. 1828—38 die „Annalen für deutsche u. ausländische Kriminalrechtspflege" heraus. Am bekanntesten machte er sich durch die 1842 mit Wilh. Häring (s. d.) begonnene u. jetzt von A. Vollert fortgeführte Sammlung der interessantesten Kriminalgeschichten aller Länder aus älterer u. neuerer Zeit „Der Neue Pitaval" (Lpz.). Infolge seines Schriftchens „Das preuß. Gesetz vom 11. Juni 1837 zum Schutze des Eigenthums in Werken der Wissenschaft u. Kunst gegen Nachdruck u. Nachbildung" (Berl. 1838) ward H. an die Spitze des von der Regierung ins Leben gerufenen Literarischen

Vereins Sachverständiger berufen; seitdem leitete er auch bis 1844 die in Leipzig erscheinende „Preßzeitung“. Ferner stiftete H. 1824 die Gesellschaft für deutsche Literatur u. 1829 die Gesellschaft für ausländische schöne Literatur, die sog. Mittwochsgesellschaft in Berlin. Schließlich sind die Biographien zu erwähnen, die er von seinen alten Freunden, den Dichtern F. L. Z. Werner (Berl. 1823), E. T. W. Hoffmann (ebd. 1823, 2 Bde.) u. A. v. Chamisso (Lpz. 1839, 2 Bde.) geliefert hat.

Hlubek, Franz Xaver Wilhelm, verdienter Agronom, geb. 11. Sept. 1802 zu Chatischau in Oesterr.-Schlesien, studirte 1822—24 in Brünn u. Wien Philosophie, Mathematik, Chemie u. Landwirthschaft, ward 1830 Prof. der Landwirthschaft in Wien, 1832 in Lemberg, 1833 in Laibach u. 1840 Prof. der Forst- u. Landwirthschaft in Grätz. Gleichzeitig ward ihm hier das Referat des Centralausschusses der steiermärk. landwirthschaftlichen Gesellschaft u. die Administration des Versuchshofs u. des Musterweingartens übertragen. 1843 begründete H. den steiermärkischen Seidenbauverein. 1848—49 war er Mitglied des Frankfurter Parlaments. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: „Die Ernährung der Pflanzen u. die Statik des Landbaues“ (Preisschrift, Prag 1841); „Versuch einer neuen Charakteristik u. Klassifikation der Rebsorten“ (ebd. 1841); „Die Landwirthschaftslehre in ihrem ganzen Umfang“ (ebd. 1842, 2 Bde.; 2. Aufl. 1851—53); „Populäre Anleitung zum Betriebe des Seidenbaues“ (Grätz 1850); „Die Betriebslehre der Landwirthschaft“ (Wien 1852) u. „Die wichtigsten Lehren der Landwirthschaft“ (ebd. 1867). 1846—50 redigirte H. die Prager „Oekonomischen Neuigkeiten u. Verhandlungen.“

Hoangho, d. i. gelber Fluß, einer der großen Ströme China's s. d.

Hobali, s. „Balsambäume“.

Nr. 3102. Hobarton.

Hobarton (Hobart Town), Hauptstadt der brit. Kolonie Tasmania (s. d.), liegt am rechten Ufer des Sullivan Cove des untern Derwent, 3 M. von dessen Mündung in sehr malerischer Gegend; ist gut gebaut, hat große Brauereien, Destillationen, Säge u. Mahlmühlen, Gerbereien, Fabrikation von Seife, Stärke ꝛc. u. zählt über 20,000 E.

Hobbema, Meindert, berühmter holländ. Landschaftsmaler, geb. 1638 in Amsterdam, gest. 1709 in dürftigen Verhältnissen. Wahrscheinlich war er ein Schüler von Salomon Ruysdael, u. zwar gleichzeitig mit dessen jüngerem Bruder Jakob, der offenbar auf H. einen großen Einfluß geübt hat. Obgleich die bedeutendsten seiner Zeitgenossen seinen Bildern bisweilen die Staffage verliehen, blieb er doch ziemlich unbeachtet, bis in unserem Jahrh. zuerst in England der Werth seiner Bilder anerkannt u. geschätzt, häufig auch überschätzt wurde. An Reichthum der Erfindung u. an poetischem Gefühl steht er zwar dem Jakob Ruysdael nach, aber er ist klarer in der Luftperspektive u. den von der Sonne beschienenen Wolken. Eine friedliche Dorfpartie in flacher Gegend, bisweilen mit einer Wassermühle, od. hügeliges Land mit Baumreihen, Getreidefeldern, Wiesen u. Teichen, bilden den Inhalt seiner nicht sehr zahlreichen Gemälde, von denen die Mehrzahl sich in engl. Privatbesitz befindet; ein trefflicher „Eichenwald“ ist im Museum zu Berlin. Am meisten gepriesen sind seine „Mühlen“, jetzt im Besitz des Grafen Morny in Paris.

Hobbes, Thomas, engl. Philosoph u. Politiker, geb. 5. April 1588 als der Sohn eines Pfarrers zu Malmesbury, studirte zu Oxford Philosophie u. Naturwissenschaften u. ging 1610 als Erzieher eines jungen Lords nach Frankreich u. Italien. Diese Reisen wiederholte er in gleicher Eigenschaft 1629 u. 1634; 1641 ging er als Lehrer des geflohenen Prinzen von Wales (nachmals Karl's II.) nach Paris u. schrieb das. sein berühmtes Buch „De cive“ („Ueber den Bürger“, deutsch von v. Kirchmann, Lpz. 1873), welches 1642 in Amsterdam erschien u. die Nothwendigkeit der staatlichen Ordnung aus der gegenseitigen Furcht der Menschen u. aus der Unmöglichkeit, im Naturzustande zu verharren, ableitete. Durch dieses Buch wurde H. der Vorläufer Locke's u. überhaupt der engl. Deisten, indem er zwar den Glauben an einen Gott (als die Grundursache alles Geschaffenen u. Geschehenen) forderte, die bestimmten Religionen aber gleichfalls für Erzeugnisse der Furcht u. politischen Klugheit erklärte. Gegen die Angriffe der Geistlichkeit rechtfertigte er sich in seinen „Quaestiones de libertate, necessitate et casu“ (Lond. 1656) u. legte seine Ideen noch weiter ausgeführt dar im „Leviathan“ (Lond. 1651, lat. Amsterd. 1670; deutsch, 2 Bde., Halle 1794—95); die Geistlichkeit setzte es durch, daß ihm der Aufenthalt an dem in Frankreich residirenden Hofe Karl's II. verboten wurde, u. deshalb kehrte er 1652 nach England zurück, wo ihm der Graf v. Devonshire ein Asyl gewährte. Die Thronbesteigung Karl's II. (1660) brachte ihm eine kleine Pension, die er seit 1674 in Zurückgezogenheit, beschäftigt mit der Ausarbeitung einer Geschichte seiner Zeit, die nach seinem Tode unter dem Titel „Behemoth, or a history of the civil wars from 1640—60“ erschien. H. starb 4. Dez. 1679 zu Hardwicke, einem Landsitze des Grafen von Devonshire. Seine gesammelten „Moral and political works“ erschienen 1750 in London (deutsch, Halle 1793), seine „English works“ (11 Bde., Lond. 1842—45) u. „Opera latina“ (5 Bde., Lond. 1844 bis 45) gab Molesworth heraus; sein Leben beschrieb Aubrey (1681).

Hobelmaschine, der Gedanke, die einfache Bearbeitungsmethode des Holzes durch Hobeln mittels Maschinen verrichten zu lassen, soll seine Verwirklichung zuerst durch den Engländer Hatton ums Jahr 1776 u. dann durch Bentham 1791 erhalten haben, jedoch in nicht vortheilhafter Weise, indem man dabei die hin- u. hergehende Bewegung des Hobeleisens beibehielt, wobei keine große Geschwindigkeit zulässig ist. Praktische Bedeutung konnten die H.n erst erlangen, nachdem die Anzahl der gleichzeitig wirksamen Schneidewerkzeuge vermehrt u. denselben durch rotirende Bewegung eine ununterbrochene Wirkung u. große Geschwindigkeit zuertheilt worden war. Den ersten Schritt in dieser Richtung machte der durch noch andere Erfindungen (hydraulische Presse u. s. w.) berühmte Bramah, der im J. 1802 für das Arsenal zu Woolwich eine Maschine zum Zurichten von Laffettenwänden u. anderen gröberen Holztheilen herstellte, welche durch ein großes, in horizontaler Richtung rotirendes Rad, auf dessen Fläche 32 Hohlmeißel u. 2 Hobeleisen eingesetzt waren, wirkte. Mit der Zeit wurden die Holzhobelmaschinen bes. von den Engländern, Franzosen u. Amerikanern sehr verbessert. Man baute sie mit horizontal u. mit vertikal rotirenden Messern u. selbst so, daß sie die Holzstücke gleichzeitig von beiden Seiten bearbeiteten u. ganz glatt hobelten. Vorzüglich haben sich die von Mareschal konstruirten Maschinen mit horizontaler Trommelachse u. daran sitzenden spiralförmigen Messern bewährt. Auch sogen. Metallhobelmaschinen werden vielfach benutzt, doch ist deren Wirkungsweise sehr verschieden von der der Holzhobelmaschinen, indem sie ihre Arbeit mittels eines geradlinig hin- u. hergeführten spitzen od. doch nur sehr wenig breiten Stahles od. Meißels verrichten.

Die erste derartige H. soll zuerst von dem rühmlichst bekannten deutschen Mechaniker Georg v. Reichenbach in den J. 1804–1818 erdacht u. ausgeführt worden sein. Gegenwärtig baut man Metallhobelmaschinen in kolossalen Dimensionen. Kleine H.n werden als Shapingmaschinen bezeichnet. Kleinere H.n können mit der Hand betrieben werden, für größere ist stets Elementarbetrieb (Wasser- od. Dampfkraft) nöthig.

Hobhouse (spr. Hobbhaus), Lord **Brougthon,** John Cam, engl. Staatsmann, geb. als Sohn des Londoner Brauers Sir Benjamin H. in der Nähe von Bristol 27. Juni 1786, bereiste mit seinem Universitätsgenossen Byron 1809 einen Theil der europ. Türkei, wurde wegen einer Flugschrift 1819 auf Beschluß des Unterhauses in Newgate gefangen gesetzt u. erhielt erst nach Schluß des Parlaments seine Freiheit wieder u. kam 1829 als Vertreter Westminsters selbst ins Unterhaus, wo er einer der eifrigsten unter den Radikalen war. Nachdem er sich allmählich den gemäßigten Liberalen genähert hatte, wurde H. 1831 Staatssekretär für das Kriegswesen u. im März 1833 für Irland, trat aber bald darauf zurück. 1839 bis Aug. 1841 u. vom Juli 1846 bis Jan. 1852 bekleidete er, 1851 als Lord B. zum Peer erhoben, den Posten eines Präsidenten des Ostind. Amtes. Seitdem lebte er vom öffentlichen Leben zurückgezogen u. starb 3. Juni 1869 zu London. H. war Mitbegründer der „Westminster review“ u. hatte vorher herausgegeben „Journey into Albania and other provinces of the Turkish empire“ (Lond. 1812) u. „Letters written by an Englishman during the last reign of Napoleon“ (ebd. 1815). Byron widmete ihm den 4. Gesang des „Childe Harold“.

Hoboe, s. „Oboe“.

Hoboken, Stadt im Unionstaate New-Jersey, am westl. Ufer des Hudson u. durch diesen von dem gegenüberliegenden New-York getrennt, wurde im 17. Jahrh. von den Holländern gegründet, nach einem Dorfe an der Schelde benannt u. kam 1787 in amerikan. Besitz. H. hat 20,297 E. (über die Hälfte Deutsche), 1 luther. u. 1 reformirte Kirche, die berühmte, von deutschen Bürgern gegründete „Hoboken Academy“ (ein mit einem Kindergarten beginnendes u. systematisch zu höheren Lehrgegenständen aufsteigendes Institut) u. 5 deutsche Freimaurerlogen, wie denn überhaupt in H. das deutsche Element überwiegt. Als Landungsplatz der Bremer u. Hamburger Dampfschiffahrt, sowie als End- u. Ausgangspunkt vieler in das Innere der Unionsstaaten führenden Eisenbahnen, ist H. eine reiche Quelle lohnender Gewerbsthätigkeit.

hoc anno (lat.) in diesem Jahre; hoc est, das ist, das heißt; hoc loco, an diesem Orte; hoc mense, in diesem Monat; hoc tempore, zu dieser Zeit, dermalen.

Hochberg, Markgrafen v., eine Stammlinie des Hauses Baden, 1190 gestiftet durch Heinrich I., den jüngern Sohn des Markgrafen Hermann II. von Baden, u. benannt nach dem, angeblich schon unter Karl d. Gr. erbauten, 1689 durch die Franzosen zur Ruine gemachten Bergschloß Hochberg bei Freiburg i. Br., theilte sich 1300 in die Linien **H.-H.** u. **H.-Sausenberg.** Erstere erlosch bereits 1418, letztere im Mannsstamme 1503. Johanna, die einzige Tochter des letzten Markgrafen v. H., vermählte sich 1504 mit dem Grafen Ludwig v. Longueville u. wurde so zur Stammmutter dieses Hauses. Die Besitzungen beider Linien fielen an die Markgrafen von Baden. Von diesen ging Karl Friedrich (s. d.), nachmals Großherzog, als er zum Wittwer geworden, 24. Nov. 1787 eine morganatische Ehe mit Luise Karoline Geyer v. Geyersberg, der Tochter eines bad. Oberstleutnants, ein; diese (geb. 26. Mai 1768, gest. 23. Juli 1828) ließ er durch den Kaiser im Mai 1796 zu einer Gräfin **v. H.** ernennen, während seine mit ihr erzeugten Söhne 1817 zu Markgrafen von Baden u. großherzogl. Prinzen erklärt wurden. Von denselben gelangte der ältere, Leopold (s. d.), 1830 als Großherzog von Baden zur Regierung.

Hochdruck, s. „Dampfmaschinen“.

Hoche (spr. Hosch), Lazare, franz. General, geb. 25. Juni 1768 zu Montreuil, einer Vorstadt von Versailles, trat als Soldat in die Garde, ward 1792 Leutnant in einem Regiment der Revolutionsarmee u. bald darauf Adjutant des Generals Leveneur; als solcher wegen angeblichen Einverständnisses mit Dumouriez verhaftet, erkaufte er sich durch den Vorschlag eines Kriegsplanes seine Freiheit u. wurde mit der Vertheidigung Dünkirchens betraut, deren Erfolg ihm den Rang eines Divisionsgenerals einbrachte. Unter seinen u. Pichegru's Oberbefehl stellte dann der Konvent die neuen Volksheere, welche gegen die Oesterreicher u. Preußen im Elsaß geschickt wurden. Ihrem wüthenden Andrange trotzten die Preußen in einer dreitägigen Schlacht bei Kaiserslautern, aber H. durchbrach die von Wurmser besetzt gehaltenen Weißenburger Linien, befreite Landau u. zwang den Feind zum Rückzug (Ende 1793). Da er indeß dem Konventsmitgliede St. Just seinen Angriffsplan nicht mitgetheilt hatte, ließ dieser ihn verhaften; doch H. überlebte im Kerker seinen Ankläger u. wurde wieder frei. Nach dem 9. Thermidor mit dem Kommando in den westl. Departements betraut, nöthigte er bei der Landung der franz. Emigranten auf der Halbinsel Quiberon 27. Juni 1795 die engl. Schiffe, die unglücklichen Emigranten im Stiche zu lassen, siegte dann bei St. Barbe u. nahm 20. Juli das Fort Penthièvre, legte aber, da der Konventsdeputirte Tallien 600 Gefangene erschießen ließ, das Kommando nieder u. trat in Nantes an Canclaux' Stelle, um die Niedervendée zu entwaffnen. Sein System fand den Beifall des Direktoriums, so daß dasselbe ihm die Diktatur über alle insurgirten Provinzen übertrug, u. schon im Juli 1796 konnte H. den Bürgerkrieg als beendet erklären. Dagegen scheiterte Ende desselben Jahres seine Expedition nach Irland. Im nächsten J. erhielt er den Oberbefehl über die Maas- u. Sambrearmee, ging im April über den Rhein u. drang bis Gießen vor, wo er die Nachricht vom Abschluß eines Waffenstillstandes erhielt. Das ihm nach den Ereignissen des 18. Fruktidor (4. Sept.) angebotene Kriegsministerium lehnte H. als noch zu jung ab. Statt dessen übernahm er die Führung der Armee an den deutschen Grenzen, starb aber schon 18. Sept. 1797, u. zwar plötzlich (man glaubt an Gift), im Lager bei Wetzlar. Bei Weißenthurm, unweit Neuwied, u. in Versailles wurden ihm Denkmale gesetzt.

Hochebene, s. „Ebene“. **Hochgericht,** s. „Galgen“.

Hochheim, Stadt mit 2500 E. im Reg.-Bez. Wiesbaden (preuß. Provinz Hessen-Nassau) im O. von Mainz, unfern des Maines gelegen, ist berühmt durch seinen Wein, welcher auf den nach dem Main sich abdachenden Hügeln wächst. Die günstigsten Lagen sind Domdechanei u. Stein. Ein großer Theil der Trauben wird in der zu H. seit 1836 bestehenden Champagnerfabrik verarbeitet. Von H. hat auch der Name Hock, mit dem zuerst der hier gewachsene Wein, späterhin aber jeder schwere Rheinwein, von den Engländern bezeichnet wird, seinen Ursprung.

Hochkirch, Dorf zwischen Bautzen u. Görlitz, bei welchem das preuß. Heer unter Friedrich d. Gr. in der Nacht des 14. Okt. 1758 von den Oesterreichern unter Daun überfallen u. geschlagen ward. Friedrich II. büßte hierbei sein allzugroßes Vertrauen auf Daun's bekannte Langsamkeit mit dem Verluste mehrerer tapferer Generale, u. A. des Prinzen Franz von Braunschweig, des Feldmarschalls Keith, von 9000 Mann u. der gesammten Feldartillerie. Der Vorsicht Ziethen's, der gegen des Königs Befehl seine Kavallerie die Nacht über gesattelt gehalten hatte, u. der Geistesgegenwart u. Tapferkeit der überraschten Offiziere u. Mannschaften war es zu verdanken, daß nicht das ganze Heer vernichtet wurde. Dennoch gelang es Daun nicht, einen besonderen Vortheil aus diesem Siege zu ziehen, indem Friedrich trotz seiner Niederlage ungebeugten Muthes blieb u. nach der Vereinigung mit seinem Bruder Heinrich Schlesien glücklich erreichte, woran ihn Daun hatte verhindern wollen.

Hochkirche, s. „Anglikanische Kirche“.

Hochland nennt man, im Gegensatz zu den wenig über den Meeresspiegel sich erhebenden Tiefländern, mindestens 400 m. im Durchschnitt hohe, breite Anschwellungen der Erdoberfläche, welche gewöhnlich terrassenförmig zum Meere od. zur Tiefebene abfallen (Stufen- od. Terrassenland) u. auf ihren Rücken Hochebenen u. Gebirge tragen u. mitunter sogar von tiefen Thälern durchschnitten werden, deren Sohle als Tiefebene sich darstellt. Von den Hochländern Europa's hat das span. die größte Ausdehnung.

Hochmeister, s. v. w. Großmeister (s. d.).

Höchst, Stadt mit 3000 E. im Reg.-Bez. Wiesbaden (preuß. Provinz Hessen-Nassau), am Zusammenfluß des Maines u. der Nidda gelegen, hat eine Realschule, in der St. Justinuskirche eine aus dem Jahre 1090 stammende Basilika u. bedeutenden Gewerbfleiß, bes. in der Fabrikation von Tabak, Gerberei, Marmor- u. Gipsbrennerei u. Steinschleiferei. Bei H. wurde am 10. Juni 1622 der Herzog Christian von Braunschweig durch Tilly geschlagen.

Höchstädt, Stadt im bayer. Kreise Schwaben mit 2300 E., an der Donau gelegen, ist bekannt durch die hier am 13. Aug. 1704 gelieferte Schlacht, in welcher die Engländer unter Marlborough u. die deutschen Reichstruppen unter Prinz Eugen die Franzosen unter dem Marschall

Tallard u. die mit diesen verbündeten Bayern vollständig schlugen, auch 221 Kanonen u. 15,000 Gefangene, darunter Tallard selbst, erbeuteten, während 6000 Todte u. 8000 Verwundete der Feinde das Schlachtfeld bedeckten. Von den Engländern wird diese Schlacht nach dem benachbarten Dorfe Blendheim benannt.

Hochstapler, s. „Gauner“.

Hochstetter, Ferdinand v., berühmter Mineralog u. Geolog sowie Forschungsreisender, ist der Sohn des um die Naturgeschichte, bes. um die Botanik, sehr verdienten Mag. Christian Ferdinand H., der 1816—24 evangel. Pfarrer u. Schulvorstand in Brünn war u. als Professor u. Stadtpfarrer in Eßlingen (Württ.) 20. Febr. 1860 starb. Ferdinand H., geb. zu Eßlingen 30. April 1829, wurde gleichfalls für die geistliche Laufbahn bestimmt, aber die Neigung für die Naturwissenschaften, welche schon im elterlichen Hause in ihm geweckt worden, ward die vorherrschende, als er 1847 vom evang. Seminar in Maulbronn auf die Tübinger Universität gegangen war; zwar machte H. 1851 das theol. Staatsexamen, promovirte aber 1852 mit einer krystallographischen Abhandlung, worauf er eine Staatsunterstützung zu einer Reise ins Ausland erhielt.

Nr. 3403. Ferdinand v. Hochstetter (geb. 30. April 1829).

Diese Reise führte ihn Ende 1852 auch nach Wien, wo er vom Direktor der k. k. Geologischen Reichsanstalt zur Betheiligung an den geolog. Aufnahmen aufgefordert wurde. Im Sommer 1853 führte H. die des südl. Theiles vom Böhmerwald aus, worauf seine Anstellung bei genannter Anstalt erfolgte, zunächst (1854) als Hülfs-, dann (1856) als Chefgeolog. Zu gleicher Zeit habilitirte er sich an der Wiener Hochschule. Zum Physiker u. Geologen der „Novara-Expedition“ ernannt, trat er mit dieser 30. April 1857 von Triest aus seine Weltreise an, über welche die „Wiener Zeitung“ Berichte von seiner Hand brachte, während seine geologischen Beobachtungen den geologischen Theil des „Novarawerkes“ (3 Bde., Wien 1864—66) bilden. Auf Neuseeland blieb H. 1859 zurück, um auch dieses topographisch u. geologisch fast noch gänzlich unerforschte Inselreich zu untersuchen. Der von H. u. Petermann herausgegebene „Topographisch-geologische Atlas von Neuseeland“ (Gotha 1863), sowie das von H. allein veröffentlichte erste größere Werk über „Neuseeland“ (Stuttg. 1863), enthält die Resultate dieser Arbeit. Im Okt. 1859 ging H. zum zweiten Male nach Australien. Seit Frühjahr 1860 zum Professor der Mineralogie u. Geologie am k. k. Polytechnischen Institut daselbst ernannt, trat er dieses Amt nach einer zweiten Reise nach England an. Auch fast in jedem der folgenden Jahre hat er kleinere od. größere Ausflüge u. Reisen, theils zu wissenschaftlichen Zwecken, theils zu technisch-geologischen Expertisen gemacht, so insbes. 1869 durch die europ. Türkei bis nach Belgrad, welcher Reise wir die ersten geologischen Karten über größere Gebiete der Türkei verdanken, u. 1872 über Petersburg u. Moskau nach dem Ural. Die Jahrbücher der Geol. Reichsanstalt u. die Schriften der Wiener Akademie enthalten zahlreiche Arbeiten von H. Von seinen selbständig erschienenen Schriften sind noch zu nennen: „Karlsbad, seine geognost. Verhältnisse u. seine Quellen“ (mit Karte, Wien 1856); „Madeira“ (ebd. 1861); „Die ausgestorbenen Riesenvögel von Neuseeland“ (Wien 1862); „Geologie von Neuseeland“ (Wien 1864); „Paläontologie von Neuseeland“ (Wien 1864); „Leitfaden der beschreibenden Krystallographie“ (in Gemeinschaft mit Bisching herausgegeben, ebd. 1868); „Allgemeine Erdkunde“ (mit Hann u. Pokorny herausgegeben, Prag 1872); „Geologische Bilder“ (mit 24 illum. Tafeln, Eßlingen 1873). H. ist seit 1866 Präsident der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien, seit 1870 wirkliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Hochverrath (lat. perduellio) bedeutet in der Regel diejenige verbrecherische Handlung, durch welche das Bestehen des Staats od. der Verfassung, sei es ganz od. theilweise, od. auch das Leben u. die Freiheit des Staatsoberhauptes widerrechtlich angegriffen wird. Das röm. Recht verstand unter H. dasjenige Majestätsverbrechen (s. d.), das in feindseliger Absicht verübt wurde. Die Strafe war Todesstrafe u. Vermögenskonfiskation. Für Deutschland sind dermalen maßgebend die in §. 80 bis 86 des Deutschen Strafgesetzbuches enthaltenen Vorschriften. Darnach begeht das Verbrechen des H.s, gleichviel ob er Inländer od. Ausländer ist, wer 1. einen Mord od. einen Versuch des Mordes an dem Kaiser, an dem eigenen Landesherrn od. während des Aufenthaltes in einem Staate des Deutschen Reiches an dem Landesherrn dieses Staates verübt, od. 2. es unternimmt, einen Fürsten des Deutschen Reiches zu tödten, gefangen zu nehmen, in Feindes Gewalt zu liefern od. zur Regierung unfähig zu machen, die Verfassung des Deutschen Reiches od. eines zu demselben gehörigen Staates od. die Thronfolge in beiden gewaltsam zu ändern, das Gebiet des Deutschen Reiches ganz od. theilweise einem fremden Staate gewaltsam einzuverleiben od. einen Theil loszureißen. Im ersten Falle ist das Verbrechen mit Tod, im zweiten Falle mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe od. Festungshaft (letztere, wenn die Handlung auf keiner ehrlosen Gesinnung beruhte) zu ahnden. Eigenthümlich, jedoch in der Natur der Sache liegend ist es, daß beim H. der Versuch als vollendetes Verbrechen bestraft wird.

Hochwald heißt jeder Wald, der aus gepflanzten Bäumchen erwachsen, im Gegensatz zu dem aus Wurzelausschlägen entstandenen Niederwald, u. in welchem in langen Umtrieben, von 40—100 u. mehr Jahren, nur ältere Bäume zu Bau- u. Nutzholz gezogen werden. Der H. kommt entweder rein als solcher vor, od. bei Laubholz auch im Gemisch mit Niederwald, nam. im jüngeren Alter. Neben dem Nutzholz liefert der H. in den Aesten u. Wurzelstöcken auch noch Brennholz, überhaupt die größten Massenerträge u. diese vom höchsten Werthe. Buchenhochwald z. B. giebt nach Pfeil auf Boden der ersten Standortsklasse circa 43 % Masse mehr, als Buchenniederwald derselben Bodenklasse. Der H. gedeiht in allen Klimaten u. alle Holzarten eignen sich für denselben; wegen seiner langen Umtriebszeit beschattet er den Boden bedeutend u. verbessert denselben hierdurch, sowie durch seinen starken Blätterabfall, mehr als andere Betriebsweisen. Dagegen erfordert der H. im Allgemeinen besseren, nam. tiefgründigern Boden, als der Niederwald, auch beansprucht er ein größeres Betriebskapital. Zur einträglichen Bewirthschaftung des H.es ist es erforderlich, daß derselbe in so viel Abtheilungen od. Schläge getheilt ist, als die Umtriebszeit Jahre zählt. Indem dann jährlich ein Schlag abgehauen (abgetrieben) u. ein Schlag wieder angepflanzt wird, erhält sich der H. immer auf seinem Bestande. Je länger somit die Umlaufszeit, desto mehr erhöht sich allerdings der Werth, aber desto länger dauert es auch, bevor das Kapital sich verzinst. Nach Hundeshagen beträgt das Betriebskapital beim Buchenhochwald mit 80jähr. Umlauf das 20fache der jährlichen Nutzung, bei 100jähr. das 29fache, bei 120jähr. das 37fache; dagegen beim Buchenniederwald von 5jähr. Umtriebe das 3fache, von 10jähr. Umtriebe das 5fache, von 20jähr. Umtriebe das 10—12fache u. bei 30jähr. Umtriebe das 14- bis 16fache der jährlichen Nutzung. Aus diesem Grunde eignet der H. sich mehr für den großen Grundbesitz als für den mittleren, noch mehr aber für den Staat, dem es obliegt, die Bedürfnisse der zukünftigen Generationen ins Auge zu fassen. Bei den Staatswaldungen macht denn auch der H. die weit überwiegende Menge der ganzen Waldungen aus.

Hochwild. Zu diesem rechnet man bei der Eintheilung der Jagdthiere in hohe u. niedere Jagd: Roth- u. Damhirsche, Schwarzwild, Fasanen, Trappen, Auer- u. Birkgeflügel, Schwäne u. Kraniche u. von den Raubthieren Bären, Wölfe, Luchse u. Adler; alle übrigen Jagdthiere gehören zur niedern Jagd. Wo man aber hohe, mittlere u. niedere

Jagd annimmt, da bilden Schwarzwild u. Rehe die mittlere. In manchen Gegenden wird jedoch das Reh auch zur niedern Jagd gerechnet.

Hochwürdige, das, s. „Venerabile".

Hochzeit bezeichnet die bei Schließung einer Ehe gewöhnlich statt findende Festlichkeit, die in Hinsicht auf Sitten u. Gebräuche bei den verschiedenen Völkern sehr verschieden ist. Je nach dem Kulturzustande des betreffenden Volkes tragen die Hochzeitsfeierlichkeiten bald einen weltlichen, bald einen religiösen Charakter. Bei unsern Vorfahren, den alten Germanen, waren dieselben vorwiegend weltlicher Art. Der H. ging ein Verlobungsfest voraus, an welchem der Tag der H. festgesetzt wurde. Am Morgen dieses Tages begab sich der Bräutigam in die Wohnung der Braut, überbrachte dieser die in einem Gespann Rinder, einem Pferde, in Waffen od. Hausgeräthe bestehenden Brautgeschenke, u. empfing dafür die Geschenke der Braut. Hierauf setzte er sich zu seiner Erwählten, um mit ihr die zum Hochzeitschmaus geladenen Gäste u. deren Geschenke zu empfangen. Waren alle Gäste versammelt, so ging man zum Hochzeitschmause über, bei welchem nun vollends der weltliche Charakter in den Vordergrund trat u. die während des ganzen Festes herrschende Fröhlichkeit ihren Gipfelpunkt erreichte. Der Schluß der Feier bildete die Heimführung der Braut in die Wohnung des Bräutigams. In manchen Gegenden Deutschlands gestalteten sich durch die Vermischung des slavischen u. germanischen Elementes die Hochzeitfeierlichkeiten immer mannichfaltiger u. bunter, u. einige der letzteren, wie z. B. die Polterabendscherze u. das Beschenken der Braut mit einem Pantoffel, haben sich bis in die neuere Zeit erhalten.

Hocuspocus, ein von Taschenspielern bei ihren Vorstellungen vielfach gebrauchtes Wort, dessen Ableitung unsicher ist; nach Einigen wäre es entstellt aus den von Gauklern gemißbrauchten Worten hoc est corpus meum (lat., d. h. das ist mein Leib), welche in der kathol. Kirche bei der Weihe der Hostie gesprochen werden. Im Allgemeinen bedeutet H. s. v. w. Gaukelspiel, Taschenspielerei, Blendwerk.

Hodegĭtik (griech., d. h. Führung auf dem Wege, Wegleitung) heißt die theoretische Anleitung zur Erlernung der Wissenschaften. Sie ist theils eine allgemeine, als übersichtliche Einführung in die menschlichen Wissensgebiete überhaupt, theils eine besondere, als Anleitung zum Studium einzelner Wissenschaften. Häufig wird für H. auch der Name „Methodologie" gebraucht u. diese dann als „angewandte Encyklopädie" (s. d.) näher bestimmt. Die wissenschaftliche Grundlage der allgemeinen H. boten Schelling's „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" (1803, 2. Ausg. 1813) u. Fichte's Schriften: „Bestimmung des Gelehrten" (1794) u. „Wesen des Gelehrten" (1806).

hodie mihi, cras tibi (lat.), d. h. heute mir, morgen dir.

Hoecke, Jan van den, als Historien- u. Portraitmaler einer der besten Schüler von Rubens. Zu Antwerpen geb. 5. Sept. 1598, arbeitete er viel für den Hof in Wien u. lebte nachher als Hofmaler des Erzherzogs Leopold Wilhelm, Statthalters der Niederlande, in seiner Vaterstadt, wo er 1651 starb. Eins seiner besten Bilder ist „Der heil. Franciscus vor dem Jesuskinde" im Museum zu Antwerpen.

Hoefer, Albert, deutscher Sprachforscher, geb. 2. Okt. 1812 zu Greifswald, ist seit 1840 Professor daselbst. H.'s Publikationen sind theils allgemein sprachwissenschaftlichen Inhaltes, wie die „Beiträge zur Etymologie u. vergleichenden Grammatik" (Berl. 1839) u. die Schrift „Vom Infinitiv" (ebd. 1840), theils bewegen sie sich auf dem Boden der ind. Philologie: „De Pracrita dialecto" (Berl. 1837), „Sanskritlesebuch" (ebd. 1849) u. „Ind. Gedichte in deutschen Nachbildungen" (2 Bde., Lpz. 1844). Nebenher hat er sich auch um das Niederdeutsche Verdienste erworben durch seine „Denkmäler niederdeutscher Sprache u. Literatur" (2 Bde., Greifsw. 1850—51); letzterem Gebiete gehört auch an die Untersuchung über „Altvile im Sachsenspiegel" (Halle 1870). Seit 1845 gab er die „Zeitschrift für Wissenschaft der Sprache" heraus, von der aber nur 4 Bde. erschienen sind.

Hocks (spr. Hohks), d. h. die mit Angelhaken Versehenen, war der Name, den sich in dem 1350 zwischen der Gräfin Margaretha von Hennegau u. ihrem Sohne Wilhelm V. um die Herrschaft über Holland ausgebrochenen Kampfe die eine Partei beilegte, da sie sich vermaß, ihre Gegner mit Angelhaken wie Kabeljau's zu fangen. Die Gegenpartei ging auf den Spott ein u. acceptirte den Namen Kabeljau's; aber sie meinten, sie würden ihre Feinde verschlingen, wie der Kabeljau die bleiernen Lockfische. — Diese Parteinamen erhielten sich in der Geschichte der Niederlande noch längere Zeit u. wurden nam. wieder viel genannt in den Parteikämpfen gegen Ende des 15. Jahrh.; damals waren die H. die aristokratische, die Kabeljau's die demokratische Partei.

Hof, Stadt im bayer. Kreise Oberfranken mit 16,010 E. (1871), liegt an der Saale, in einem freundlichen Thale in den nordöstl. Vorbergen des Fichtelgebirges, u. ist nach dem großen Brande von 1823 sehr freundlich wieder aufgebaut; es befinden sich hier ein Gymnasium, eine Gewerbeschule u. bedeutende Fabriken, nam. Spinnereien, Webereien, Färbereien u. Bierbrauereien. Die Gründung der Stadt fällt in das J. 1080.

Hof, Benennung des Raumes, welcher die Residenz des Fürsten umfaßt, als Begriff übertragen u. ausgedehnt auf die Person des Fürsten u. seine Familie sowie auf die Personen, welche sich am fürstlichen Hoflager aufhalten. Der Kreis der zum H. gehörigen Personen bildet den Hofstaat u. besteht aus den eigentlichen od. höheren Hofbeamten (Obersthofmeister, Kammerherren u. s. w.), welche den Ehrendienst verrichten, u. aus der Hofdienerschaft.

Im Alterthum waren die Funktionen der den Fürsten umgebenden Beamten des H.es oft kaum von denen des Staates u. Heeres zu unterscheiden. Aehnliches ist noch heutigen Tages in despotisch regierten od. auf niederer Kulturstufe stehenden Staaten zu beobachten. Je mehr sich die Staaten zu wirklichen Kulturstaaten emporschwangen, desto mehr konnte eine Gliederung der verschiedenen Kreise stattfinden u. entwickelte sich auch ein geordneteres Hofleben. Aus allen Epochen der Geschichte haben wir Nachrichten, wie sich die Fürsten mit einem äußeren Gepränge zu umgeben suchten, um in den Augen des Volkes das Ansehen ihrer Würde u. Gewalt zu erhöhen. Mit staunenerregender Genauigkeit geben uns die wunderbar gut erhaltenen Skulpturen, welche Botta u. Layard aus Ninive den europäischen Museen zuführten, über die ceremoniellen Hoffeste der alten assyrischen Könige Auskunft, u. eine reiche Auswahl von Hieroglyphen u. Papyrusrollen gestattet uns einen tiefen Einblick in das höfisch-priesterliche Ceremoniell der ägyptischen Herrscher. Ueber den Hofstaat Salomon's werden wir im ersten Buch der Könige, Kap. 4, eingehend unterrichtet. Auch in Griechenland u. Rom finden wir Herrscher, welche durch Entfaltung großer Pracht zu imponiren suchten; doch war der Hofstaat od. besser das Hofgefolge der meisten Fürsten des klassischen Alterthums durch die wechselnden Erfolge ihrer Kriegszüge beeinflußt u. deshalb vorwaltend militärisch. Karl der Große, dessen Haushalt uns als ein äußerst einfacher geschildert wird, verschmähte nicht bei außerordentlichen Gelegenheiten, z. B. bei dem Empfange des Gesandten des griechischen Kaisers Nikophorus, sich mit Glanz u. Pracht zu umgeben. Einen ansehnlichen, geordneten Hofstaat, verschönert u. veredelt durch die Pflege der Künste u. Wissenschaften, finden wir bei den Hohenstaufen, dessen Einrichtungen die meisten christlichen Höfe des 12. u. 13. Jahrh. nachzuahmen sich bestrebten. Unter den römisch-deutschen Kaisern, welche ihre Hofverfassung nach dem Vorbilde der fränkischen Könige einrichten, wurden die höchsten Ehrenämter, die Erzämter, im Reichshofstaate eingeführt u. die Kurfürsten damit beliehen. Diese Reichsehrenämter, nämlich das Erzkanzleramt u. das Pfalzgrafenamt, sowie die Reichsehrenämter des Truchseß (senescalcus, Seneschall), des Marschalls (marescalcus), des Mundschenks (pincerna) u. des Kämmerers (camerarius), sanken aber sehr bald zu bloßen Titeln u. Würden hinab, zumal da die Funktionirung der damit betrauten Fürsten sich auf eine rein ceremonielle Bethätigung bei feierlichen Hof- u. Staatsaktionen, z. B. bei den Kaiserkrönungen, Reichstagen u. s. w., beschränkte. Das eigentliche Hofleben mit Hofceremoniell, Hofämtern, Kammerherren u. Kammerjunkern stammt aus Spanien. Durch Philipp I. u. Karl V. kam das spanische Hofceremoniell an den kaiserlichen H. u. an die meisten europäischen Höfe u. erlangte unter dem prachtliebenden Ludwig XIV. von Frankreich seine höchste Ausbildung. Auch wurde die aus Spanien überkommene steife Grandezza durch das leichte u. bewegliche — leider auch etwas lascive — französische Naturell bedeutend modifizirt. So viel auch von dem französischen Hofleben auf die Höfe der meisten civilisirten Staaten übergegangen ist, so schwer würde es doch sein, zwei Höfe zu finden, deren Eintheilung, Vorschriften u. Gliederung in Ober- u. Unterämter völlig übereinstimmen. Doch läßt sich auch hierin ohne viel Mühe eine gewisse Grundform herausfinden, nach welcher bei Aufstellung der verschiedenen Hofetats verfahren worden ist.

Als vollziehende Behörde steht gemeinlich über dem gesammten Hof- u. Hauswesen des Fürsten das Ministerium des Hauses, welchem die Handhabung der Hausgesetze u. Hausverträge, die gesetzlichen Formalitäten bei Familienereignissen, die Ceremonialkorrespondenz mit fremden Souveränen u. dergl. mehr obliegt. Den eigentlichen Hofstaat bilden die Hofstäbe (kurzweg auch Stäbe genannt): 1) für das Ceremoniell, 2) für die Hofökonomie u. 3) für die Hofpolizei (über welche drei Stäbe hinwiederum bei einigen Höfen das Hof- od. Oberhofmarschallamt als geschäftsleitende Oberbehörde gestellt ist). Außer dem fürstlichen Hofstaate gehören aber zu dem Gesammthofstaate auch die von den Gemahlinnen der regierenden Fürsten, der verwittweten Fürstin, den Prinzen u. Prinzessinnen unterhaltenen Hofstaaten.

Ein wol allgemein befolgter Grundsatz besteht darin, daß die in gleicher Hofrangklasse u. Gruppe stehenden Personen nach ihrem Dienstalter rangiren, sowie daß die aktiven Staatsdiener den in Ruhestand getretenen gleichen Ranges vorangehen.

Der Hofstaat des Deutschen Kaisers u. Königs besteht aus I. dem Oberst Kammerer Amt; von demselben ressortiren: die Hofetikette u. das Hofceremoniell, insbesondere die Bestimmungen über die Hoftrauer u. über Rangverhältnisse bei dem Königlichen H.e; die Angelegenheiten u. die Beaufsichtigung der Königlichen u. Prinzlichen Hofstaaten einschließlich der Kammerherren u. Kammerjunker u. die Angelegenheiten der großen Hofstabe im Königreich Preußen; u. II. dem Ministerium des Königlichen Hauses; von demselben ressortiren: die persönlichen Angelegenheiten des Kaisers Königs u. der Mitglieder des Königlichen Hauses, die Standesangelegenheiten, die Verwaltung des Königlichen Kronfideikommißfonds, des Krontresors u. des Königlichen Familienfideikommisses sowie die obere Leitung der Verwaltung der Königlichen Hausfideikommißgüter; von beiden gemeinschaftlich: die Angelegenheiten der Chefs u. der Mitglieder der einzelnen Hofverwaltungen sowie die Angelegenheit der Provinzialerbämter.

Zu dem Ressort des Hausministeriums gehört außerdem: 1. das Heroldsamt, welches die Standes- u. Adelssachen behandelt; 2. das Hausarchiv, 3. die Hofkammer der Königlichen Familiengüter, 4. das Königlich Prinzliche Familienfideikommiß.

Die zum Hofstaat des Kaisers gehörigen Hofchargen werden eingetheilt in: I. Oberste Hofchargen: der Oberstkämmerer, Oberstmarschall, Oberstschenk, Oberstruchseß u. der Oberstjägermeister; II. Oberhofchargen: der Obergewandkämmerer, Oberküchenmeister, Oberschloßhauptmann u. Intendant der Königl. Gärten, Oberceremonienmeister, Oberhof- und Hausmarschall, Oberjägermeister, Vizeoberschloßhauptmann, Vizeoberceremonienmeister, Hofmarschall, Vizeoberjägermeister, Vizeoberceremonienmeister u. der Vizeoberstallmeister; III. Hofchargen: die Schloßhauptleute (13), die Ceremonienmeister (6), die Hofjägermeister (3), die Kammerherren (im J. 1873 ungefähr 250) u. die Kammerjunker (17).

Zu dem Hofstaate des Kaisers gehören ferner: a) die Großen Hofämter im Königreich Preußen sowie b) die Erbämter in Brandenburg, Pommern, Altvorpommern 2c.; bestehend aus: 1. dem Landhofmeister, 2. dem Oberstmarschall, 3. dem Oberburggrafen u. 4. dem Kanzler; c) die Adjutanten des Kaisers (Generaladjutanten, Generäle à la suite, Flügeladjutanten), d) das Königl. Hofmarschallamt u. die Intendantur der Königlichen Schlösser mit dem Hofpageninstitut, e) die Königl. Gartenintendantur, f) der Königl. Obermarstall, g) das Königl. Hofjagdamt, h) die Königl. Hofmusik, i) die Königlichen Schauspiele, k) das Geheime Kabinet für Civilangelegenheiten, l) das Geheime Kabinet für Militärangelegenheiten, m) die Leibärzte (3), n) die Privatkanzlei und o) der Vorleser.

Zum Hofstaat des Kronprinzen des Deutschen Reiches u. Kronprinzen von Preußen gehören: 1 Hofmarschall, 2 Adjutanten, 2 Leibpagen, 1 Leibarzt, 1 Leibzahnarzt, 1 Hofarzt, 1 Rechtskonsulent, 1 Stallmeister u. die Privatkanzlei.

In Oesterreich besteht der Hofstaat des Kaisers aus: I. den Obersthofämtern, bestehend aus dem Obersthofmeisteramt, Oberstkämmereramt, Obersthofmarschallamt u. Oberststallmeisteramt; II. den Garden, bestehend aus dem Oberst, dem Hauptmann der Arcierengarde, dem Kapitän der Königl. ungar. Leibgarde, dem Hauptmann der Trabantenleibgarde, dem Kapitän der Leibgardereiterescadron, u. III. dem Hofdienst, bestehend aus dem Oberst-Küchen-, Oberstjäger-, Silberkämmerer-, Oberststabel- u. Oberceremonienmeister.

Zum Hofstaat des Kaisers gehören noch 1. die Militärkanzlei u. 2. die Kabinetskanzlei des Kaisers, 1 Generaladjutant u. 1 Flügeladjutant. Außerdem giebt es zahlreiche Landeshofämter, die zum Theil erblich sind u. nur bei feierlichen Gelegenheiten, wie Krönungen u. Huldigungen, wenn der H. in ihrem Lande sich befindet, ihren Dienst verrichten.

Nothwendigerweise müssen die zum Hofstaat eines Fürsten gehörenden, nebst den zu H.e gezogenen hof- u. courfähigen Personen eine nach ihrem angeborenen Stande, ihren staatlichen od. sonstigen Würden entsprechende Stellung unter sich u. zu der Person des Fürsten einnehmen. Durch eine stufenweise Ueberordnung od. Klassifikation ist daher die Rangfolge der bei H.e erscheinenden Personen vorgesehen, wodurch den oft unvermeidlichen Rangstreitigkeiten gelegentlich des Vortritts bei wichtigen od. festlichen Versammlungen begegnet werden soll. Mit der Regelung dieser Angelegenheit ist der (Ober-)Ceremonienmeister nach Maßgabe der Hofrangordnung beauftragt. Als Beispiel einer solchen möge das gegenwärtig noch geltende Königl. Preußische Hofrangreglement hier folgen. Dasselbe wurde unter dem 12. Okt. 1861 gelegentlich der Krönungsfeierlichkeiten aufgestellt u. ist danach bisher stets verfahren worden.

1. Der Oberstkämmerer, 2. der Ministerpräsident, 3. die Generalfeldmarschälle, 4. der Oberstmarschall, 5. der Oberstruchseß, 6. der Oberstschenk, 7. die Kardinäle, 8. die Häupter der (speziell aufgeführten) fürstlichen u. ehemals reichsständischen gräflichen Familien, 9. die aktiven Generäle, 10. der Minister des Königl. Hauses u. die aktiven Staatsminister (der Rang des Diplomatischen Corps, sobald dasselbe in pleno erscheint, steht außerhalb dieses Reglements; die Chefs de mission, d. h. Kaiserliche u. Königliche Envoyés 2c., rangiren laut Uebereinkunft vom 9. Mai 1712 nach den Königl. Preuß. Staatsministern, also unter den gegenwärtigen Verhältnissen mit Nr. 17), 11. die ersten Präsidenten der beiden Häuser des Landtags, 12. die inaktiven Generäle, welche als solche patentirt gewesen, 13. die inaktiven Staatsminister (mit vorbehaltenem Ministerrang), 14. die inaktiven Generäle (welche nicht als solche patentirt gewesen), 15. die Erzbischöfe u. die gefürsteten Bischöfe, 16. die aktiven Generalleutnants, 17. die Wirkl. Geheimen Räthe mit Excellenzprädikat, 18. die inaktiven Generalleutnants, welche als solche patentirt gewesen, 19. die Oberhofchargen mit Excellenzprädikat, 20. die Oberhofämter, 21. die inaktiven Generalleutnants, welche nicht als solche patentirt gewesen, 22. die sonst mit Excellenzprädikat begabten Personen (hierher gehören die Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler, sofern sie nicht höheren Rang besitzen), 23. die Vizepräsidenten beider Häuser des Landtags, 24. die Oberpräsidenten, 25. die aktiven Generalmajors, 26. die Bischöfe beider Konfessionen, 27. die Räthe I. Klasse, 28. die Oberhofchargen ohne Excellenzprädikat, 29. die inaktiven Generalmajors, 30. die Vizeoberhofchargen, 31. die Ritter der Friedensklasse des Ordens pour le mérite, 32. die Obersten, 33. die Generalsuperintendenten, 34. die Feldpröpste, 35. die Domprüpste u. Dechanten, 36. die Königl. Hofchargen, 37. die Kammerherren, 38. die Flügeladjutanten des Kaisers, 39. die Hofmarschälle der Kaiserl. Prinzen, 40. die Inhaber der Erbämter in den Provinzen, 41. die Rechtsritter des Johanniterordens, 42. die Räthe II. Klasse, 43. die Oberhof- u. Domprediger, 44. die Rektoren der Universitäten, die beständigen Sekretäre der Akademie der Wissenschaften u. der Direktor der Akademie der Künste, 45. die Oberstleutnants, 46. die Domherren, 47. die Räthe III. Klasse (falls dieselben zu H.e befohlen werden), 48. die Majors, 49. die bei H.e vorgestellten Herren (z. B. der mit Grundbesitz angesessene Adel des Landes), 50. die Mitglieder beider Häuser des Landtags, 51. der Oberbürgermeister von Berlin, 52. die Räthe IV. Klasse (falls dieselben zu Hofe befohlen werden), 53. die Hauptleute u. die Rittmeister, 54. die Kammerjunker u. die Hofjagdjunker, 55. die Premierleutnants, 56. die Sekondeleutnants.

Der Rang der courfähigen verheiratheten Damen richtet sich, altem Herkommen gemäß, genau nach dem vorstehend angegebenen Range ihrer Männer. Die Oberhofmeisterin der Königin geht allen Damen vor. Die Palastdamen der Königin rangiren mit, die Oberhofmeisterin der Kronprinzessin u. die Hofdamen der Königin nach den Excellenzen. Die Oberhofmeisterinnen der anderen Prinzessinnen, die Hofdamen der Kronprinzessin, die Aebtissinnen u. Vorsteherinnen adliger Stifter rangiren vor den Gemahlinnen der Obersten. Die Hofdamen der Prinzessinnen (Königl. Hoheiten) rangiren nach den Gemahlinnen der Kammerherren. Denselben Rang haben die Damen des Louisenordens. Die Damen adeliger Stifter rangiren nach den Gemahlinnen der Majors. Die Wittwen folgen in jeder Rangkategorie den verheiratheten Frauen.

Im Königreich Sachsen dient die aus 5 Klassen bestehende Hofrangordnung vom Jahre 1862 als Norm für das gegenseitige Rangverhältniß der darin begriffenen Stellungen im Hof-, Civil- u. Militärdienste. Von allen bekannten Rangordnungen unterscheidet sich aber die russische durch ihre Klassifikation. In Rußland hängt die soziale Stellung eines jeden Individuums von dem von ihm bekleideten Amte ab.

Hoffähig od. courfähig, d. h. fähig od. befugt, bei H.e zu erscheinen, sind außer den Edelleuten auch Personen bürgerlichen Standes u. namentlich außer den Offizieren, höheren Civilbeamten, auch die Mitglieder der Ständeversammlungen, Gelehrte, Künstler u. s. w. Unter **Hoflager** wird der jeweilige Aufenthalt eines fürstlichen H.es sowie sein Aufenthaltsorts selbst (Residenz) verstanden. **Hofschranze** ist die verächtliche Bezeichnung für Hofmann (Hofleute) mit dem Nebenbegriff kriechenden Wesens od. niedriger Schmeichelei.

Höfe um Sonne u. Mond sind lichte, zuweilen auch farbige Ringe, welche bei gewissen Zuständen der Atmosphäre diese Himmelskörper, ja manchmal auch die größeren Fixsterne u. Planeten, zu umgeben scheinen. Man unterscheidet kleinere H., deren scheinbarer Durchmesser 2–5 Grad ist, selten 10 Grad übersteigt, u. größere mit einem Durchmesser bis zu 45, ja bis zu 90 Grad. Die kleineren H. entstehen, wenn ein in der Höhe eintretender Aequatorialluftstrom den unteren, östl. entwickelten

Polarluftstrom zu verdrängen beginnt. Bei der ersten Berührung beider Luftströme bilden sich Federwolken, beim tieferen Eindringen eine Federschichtwolke, welche, wenn sie sich über den oberen Theil des Himmels ausbreitet, eine gleichförmige weißliche Trübung erzeugt u. dadurch die Ursache des Hofes wird. Die ganze Erscheinung ist von Fraunhofer richtig, als durch Beugung od Inflexion (s. d.) des Lichtes zwischen den kleinen, die Trübung bildenden Dunstbläschen entstehend, erklärt worden. Wenn sich daher H. bilden, nachdem die Federschichtwolken, über den südl. Horizont zuerst als Wolkenstreifen aufsteigend, den Himmel mit Trübung überzogen haben, so ist ein naher Wetterumschlag in Aussicht, auch wenn die Windfahne noch frischen Nordost od. Ost anzeigt. Man kann das Phänomen künstlich nachahmen, wenn man ein Kerzenlicht durch eine hauchgetrübte od. mit feinem Staub, z. B. Bärlappsamen, bestreute Glasplatte betrachtet. Dasselbe erscheint dann auch von mehreren konzentrischen, farbigen Ringen umsäumt. Die größeren H. um Sonne u. Mond entstehen theils durch Spiegelung, theils durch Brechung des Lichtes an kleinen, in der Luft schwebenden Eisnadeln, u. zwar die die Sonne konzentrisch umgebenden durch Brechung in diesen kleinen Eisprismen, wogegen die oft gleichzeitig mit diesen H.n erscheinenden hellen, durch die Sonne selbst gehenden u. parallel mit dem Horizonte laufenden Ringe, sowie die auch mit diesen parallelen, aber den Hof oben berührenden Ringe, durch Spiegelung an den Außenflächen der kleinen Eiskrystalle zu erklären sind. Da, wo sich solche helle Ringe durchkreuzen, entstehen durch Verstärkung der Helligkeit die Gegen- u. Nebensonnen od. -Monde (s. d.).

Hofer, Andreas, Tiroler Volksheld, geb. im Wirthshaus am Sand im Passeyerthal 22. Nov. 1767; übernahm nach des Vaters Tode selbst die Wirthschaft, verlegte sich aber mehr auf den Pferde- u. Weinhandel u. wurde, indem er alle Thäler von Wälschland bis zur Bayerngrenze durchzog, eine allbekannte Persönlichkeit. Seine Bildung war die eines gewöhnlichen Bauers, doch zeigte er gesunden Mutterwitz u. Urtheilskraft. Bereits 1796 rückte H. mit dem Passeyrer Landsturm gegen die Franzosen als Schütze aus u. 1799 hatte er einen Hauptmannsposten inne, ohne taktische Kenntnisse zu besitzen. Nicht gerade ruhmvoll bewährte sich die Tiroler Landmiliz 1805. Der erste Ausbruch des Tiroler Aufstandes im April 1809 war aber von merkwürdigen Erfolgen begleitet. An der Spitze der Passeyrer zwang H. im Sterzinger Moos die Bayern, trotz verzweifelter Gegenwehr, zum Strecken der Waffen, u. alsbald zogen ihm bewaffnete Bauern in hellen Haufen zu. Er zog darauf nach Südtirol, um Bozen u. Meran zum Anschluß an den Aufstand zu bewegen. Bald war Tirol befreit, doch die Niederlagen der Oesterreicher bei Regensburg, Eckmühl u. Landshut brachten eine Wendung. Nicht nur der Weg nach Wien stand jetzt den Siegern offen, sondern auch der nach Salzburg, den Ende April General Wrede beschritt; ein anderes bayer. Corps brach sich durch die Scharnitz Bahn, u. von Südtirol zogen wieder die Franzosen herauf. Nach dem Siege bei Wörgl über den österr. General Chasteller rückte Wrede 19. Mai in Innsbruck ein, während die Oesterreicher nur ein kleines Corps unter Buol in Tirol zurückließen. „Siegen od. sterben!" war die Losung, die H. den Landessöhnen gab, u. nicht vergeblich. Am 25. u. 29. Mai 1809 siegte er nach heißem Ringen beim Berge Isel (in der Nähe von Innsbruck) u. zwang die Bayern, aus Tirol wieder abzuziehen. Unter dem Vorsitze H.'s, des tapferen Speckbacher u. des klugen Eisenstecker (H.'s Adjutant) wurde 2. Juni ein Bauernrath in Brixlegg abgehalten u. ein Schreiben an Kaiser Franz aufgesetzt, um Unterstützung durch Truppen unter tüchtigen Führern, Geld u. Munition zur Behauptung der errungenen Vortheile zu erbitten: die Antwort war der Waffenstillstand von Znaim (12. Juli), demzufolge Tirol u. Vorarlberg nicht blos ausdrücklich von der Waffenruhe ausgeschlossen bleiben sollten, sondern auch ganz von den Oesterreichern geräumt u. dem Feinde preisgegeben wurden. Die beschönigenden Versicherungen des Wiener Hofes nahm H. für reinste Wahrheit; er beschloß daher, den Widerstand fortzusetzen, damit dem Habsburger Hause sein Tirol erhalten bleibe. Unterdeß schickte Napoleon den Marschall Lefebvre mit einem ganzen Armeecorps gegen Tirol. Aber die Kolonnen stießen auf furchtbare Hindernisse: wohlvertheidigte Engpässe, abgebrochene Brücken, verschüttete Wege hemmten auf Schritt u. Tritt, während auf den Höhen von Tag zu Tag die Zahl der Feinde wuchs. Wieder kam es am Berge Isel zum Entscheidungskampf (13. Aug.): er brachte für Napoleon's Adler eine neue Demüthigung. Als der folgende Tag H. u. den Seinigen den Sieg offenbarte, warf er sich auf die Kniee u. das ganze Volk betete laut mit ihm; dann zog er mit den Seinen in Innsbruck ein, u. als ihnen die Studenten mit Fahnen u. Musik entgegenkamen, wehrte H. ab: „Jetzt beten, nit schreien u. musiziren; i nit, ös (ihr) a nit, der droben hät's g'than!" Es war auch ein eigenthümliches theokratisch-patriarchalisches Regiment, das „Andre H., Oberkommandant von Tiroll", wie er sich nun, blos kraft der öffentlichen Meinung, nannte, als Militär- u. Civilverwalter des Landes bis zum Frieden von Wien (14. Okt.) führte. Die Nachricht vom Abschlusse dieses Friedens, kurz vor welchem noch Kaiser Franz dem treuen H. eine goldene Ehrenkette u. 3000 Dukaten hatte überbringen lassen, wirkte gefährlicher, als die vom Ein- u. Vordringen mehrerer franz. u. bayer. Corps. Verwirrung u. Schrecken verbreitete sich in dem schon an Lebensmitteln Mangel leidenden Lande, u. Eintracht fehlte in dem Kriegsrathe. Schon war daher H. geneigt, seine Unterwerfung zu erklären, als er durch Joachim Haspinger, der mit echter Kapuzinerberedsamkeit Alles, was von Frieden gefaselt würde, als Lüge u. jeden Akt der Nachgiebigkeit als Feigheit u. Verrath bezeichnete, umgestimmt wurde.

Nr. 3404. Denkmal Andreas Hofer's in Innsbruck.

Sein krankhafter Trotz führte ihn ins Unglück. Als es am 2. Nov. zum dritten Mal beim Berge Isel zum Treffen kam, brachten ihm die Bayern eine entscheidende Niederlage bei. Als ein Verzweifelter floh er nach Steinach, darauf auf den Pfandlerhof bei Brandach. Das Anerbieten des Erzherzogs Johann, des Prinzen u. nachmaligen Königs Ludwig von Bayern, wie selbst des franz. Obergenerals Baraguay d'Hilliers, bei freiwilliger Stellung für seine Rettung zu sorgen, lehnte H. halsstarrig ab, u. nur mit Mühe konnte er bewogen werden, eine besser versteckte Alpenhütte am Eingang ins Hochland Fartleis zu beziehen; hier wurde er 27. Jan. 1810 den Franzosen verrathen, gefangen genommen u. nach Mantua geführt, wo durch ein Kriegsgericht sein Urtheil gesprochen werden sollte. Die Stimmen desselben waren getheilt, aber aus Mailand kam der Befehl, daß der Rebell binnen 24 Stunden zu erschießen sei; dies geschah 20. Febr. 1810. Die Beurtheilung, die H.'s Bedeutung bisher gefunden hat, ist eine sehr verschiedene; selbst in Tirol, wo man einst bereit war, sein Bild neben den Schutzpatronen des Landes aufzustellen, giebt es nur noch wenige Enthusiasten, welche den „Bauernkönig" als einen zweiten David feiern; aber die Kühnheit, mit der H. sich dem Uebermächtigen entgegenstellte, die Kraftprobe, welche das volksthümliche Element zum ersten Mal in Tirol bestanden, machte in Deutschland den gewaltigsten Eindruck. 1819 entschädigte Kaiser Franz die

Familie H.'s für den Verlust ihres Vermögens, nachdem bereits 26. Jan. 1818 das Adelsdiplom für dieselbe ausgefertigt worden war. Auch wurde an der Stelle, wo H.'s Verhaftung erfolgt war, ein Denkmal errichtet, sein Geburtshaus in ein Hospital für 16 alte Tiroler verwandelt u. vom Kaiser ausgestattet, seine Gebeine aber 1823 von Mantua nach der Franziskanerkirche in Innsbruck gebracht, wo sich über seiner Gruft seit 1834 ein Monument erhebt. Vgl. „Geschichte A. H.'s" (von J. v. Hormayr, Lpz. 1817); „A. H. u. der Freiheitskampf in Tirol" (von G. W. Becker, 3 Bde., ebd. 1842); B. Weber, „A. H. u. das J. 1809" (Innsbr. 1852); Rapp, „Tirol im J. 1809" (ebd. 1852); K. Weidinger, „A. H. u. seine Kampfgenossen" (Lpz. 1853; 3. Aufl. 1861) u. J. Streiter, „Studien eines Tirolers" (Magdeb. 1862).

Höfer, Edmund, sehr beliebter u. produktiver Vertreter der erzählenden Dichtung, geb. zu Greifswald 15. Okt. 1819, studirte in seiner Vaterstadt, sowie dann in Heidelberg u. Berlin, Geschichte u. Philologie u. widmete sich, nachdem er 1844 mit seiner Tambourgeschichte „Anno 92" im „Morgenblatt" zum ersten Mal an die Oeffentlichkeit getreten u. Beifall gefunden, ganz der Schriftstellerei. Im J. 1854 verließ er Greifswald u. zog dann nach Stuttgart, wo er noch heute lebt, u. gründete dort, im Verein mit dem in Wesen u. Werken von ihm grundverschiedenen F. W. Hackländer (s. d.), die von ihm redigirten „Hausblätter" (1855—67). Durch seine lebensfrischen u. naturwahren Darstellungen u. Schilderungen hat H. viel dazu beigetragen, daß unsere realistische Schule ihre neueste Richtung einschlug u. sich nicht auf die Dorfgeschichte beschränkte. Von seinen zahlreichen, zuerst in Zeitschriften veröffentlichten Novellen u. Romanen führen wir an: „Aus alter u. neuer Zeit" (Stuttg. 1854); „Schwanewiek" (ebd. 1856); „Norien" (2 Bde., ebd. 1859); „Der große Baron" (2 Bde., ebd. 1861); „Unter der Fremdherrschaft" (3 Bde., ebd. 1862); „Lorelei" (ebd. 1862); „Die Alten von Ruhneck" (ebd. 1862); „Tolleneck" (3 Bde., Stuttg. 1864); „Altermann Ryke" (4 Bde., Berl. 1865), „In der Irre" (Berl. 1867, 4 Bde.); „Ein Findling" (4 Bde., Schwerin 1868); „In der Welt verloren" (4 Bde., Lpz. 1869) u. „Der verlorene Sohn" (Stuttg. 1869; 2. Aufl. 1871). Von seinen kleineren Erzählungen erschienen immer mehrere zusammen unter verschiedenem Titel, z. B. „Erzählungen eines alten Tambours" (Stuttg. 1855); „Auf deutscher Erde" (ebd. 1860); „Deutsche Herzen" (Prag 1861); „Ausgewählte Gesellschaft" (Stuttg. 1862); „Die alte gute Zeit" (Berl. 1867); „Land u. See" (ebd. 1871) u. „Erzählungen aus der Heimat" (Jena 1874). Eine Sammlung seiner erzählenden Schriften überhaupt erschien in 12 Bdn. 1865 zu Stuttgart. Auch „Gedichte" (Berl. 1852; 2. Aufl. 1853) u. eine Sammlung sprüchwörtlicher Redensarten („Wie das Volk spricht", Stuttg. 1855; 6. Aufl. 1870) hat H. veröffentlicht.

Hoffmann, August Heinrich, gewöhnlich H. von Fallersleben genannt, deutscher Dichter u. hochverdienter Germanist, geb. 2. April 1798 zu Fallersleben im Hannoverschen, wurde in Helmstedt u. Braunschweig vorbereitet u. bezog 1816 die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren, wandte sich aber bald der Philologie u. Kunstgeschichte zu u. wurde von Jakob Grimm für das Studium der deutschen Sprache u. Literatur gewonnen, dem er bis an sein Lebensende treu geblieben ist. Er begab sich 1819 nach Bonn, u. hier erschien schon 1821 seine erste Arbeit auf germanistischem Gebiete, eine Ausgabe der Bonner Bruchstücke des Otfrid. Die Ferien benutzte er zu Fußreisen durch die Rheinlande, Belgien u. Westfalen, überall namentlich den Volksliedern nachforschend, u. unternahm 1821 eine den altniederländischen Literaturquellen gewidmete Reise nach Holland, welche reich an Ergebnissen war. Nach seiner Rückkehr lebte H. längere Zeit in Berlin, erhielt 1823 eine Stelle an der Centralbibliothek in Breslau u. wurde in Anerkennung seiner inzwischen veröffentlichten wichtigen gelehrten Arbeiten 1830 außerord., 1835 ord. Prof. der deutschen Philologie an der Universität Breslau. Seine Stellung an der Bibliothek gab er 1838 auf u. machte eine Reise, deren Eindrücken er in seinen „Unpolitischen Liedern" (2 Bde., Hamb. 1840—41) Worte gab. Diese Gedichte erregten aber in höheren Kreisen so viel Anstoß, daß H. in Untersuchung gezogen u. 1842 seines Amtes entsetzt wurde. Nun folgte ein unstetes Wanderleben. Zwar wurde H. in Preußen rehabilitirt, aber nicht wieder angestellt, sondern auf Wartegeld gesetzt. Er lebte nun am Rhein, meist in Neuwied, folgte 1854 einer Einladung des Hofes nach Weimar, wo er mit O. Schade zusammen das „Weimar. Jahrbuch" (Hann. 1854—57) herausgab, hielt aber auch in diesem Verhältniß, welches ihm außerdem keine gesicherte Existenz bot, nicht lange aus u. kam erst zur Ruhe, als 1860 ihn der Herzog von Ratibor zum Bibliothekar in Korvey machte. Hier starb er 20. Jan. 1874. — H.'s Gedichte, von denen nicht wenige im Volksmunde fortleben, lehnen sich meist an das Volkslied an, dem er von jeher bes. Liebe zugewandt hatte u. dessen Ton er so gut zu treffen wußte, daß seine zum Theil in fremden Dialekten (alemannisch u. niederländisch) gedichteten Lieder vielfach für echte Volkslieder gehalten sind. Außer den schon genannten „Unpolitischen Liedern" besitzen wir von ihm „Gedichte" (6. Aufl., Hannov. 1864), „Alemannische Lieder" (5. Aufl. Mannh. 1843), „Soldatenlieder" (Mainz 1851), „Soldatenleben" (Berl. 1852), „Rheinleben" (Neuwied 1865), Kinderlieder, Schullieder ꝛc., meist von bekannten Meistern in Musik gesetzt. Weit wichtiger aber war seine wissenschaftliche Thätigkeit, welche in zahllosen großen u. kleineren Publikationen niedergelegt ist.

Nr. 3405. August Heinrich Hoffmann (v. Fallersleben (geb. 2. April 1798, gest. 20. Jan. 1874).

Zu den bedeutendsten derselben gehören die „Horae belgicae" (12 Bde., 1830—62), epochemachend auf dem Gebiete der älteren niederländ. Literatur; die mittelniederdeutsche hat er bereichert durch werthvolle Ausgaben des „Reineke Vos" (Bresl. 1834, 2. Aufl. 1852), des „Theophilus" (2 Bde., Hannov. 1853—54), eines niederdeutschen Aesop (Berl. 1870) u. der „Sprüchwörtersammlung von Tunnicius" (Berl. 1870), u. nicht minder bedeutend sind seine Arbeiten auf dem Felde der älteren hochdeutschen Literatur, die seinem Spürsinn u. seiner glücklichen Hand die Kenntniß zahlreicher wichtiger Denkmäler verdankt; ein Theil seiner Entdeckungen ist niedergelegt in seinen Sammelwerken „Fundgruben" (2 Bde., Berl. 1830—37), „Spenden zur deutschen Literaturgeschichte" (2 Bde., Lpz. 1845), „Findlinge" (2 Thle., Lpz. 1859—60) u. der mit Haupt zusammen herausgegebenen Zeitschrift „Altdeutsche Blätter" (2 Bde., Lpz. 1835—40). An sonstigen größeren Werken verdienen besondere Erwähnung: „Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther" (Bresl. 1832; 3. Aufl., Hannov. 1861); „Unsere volksthümlichen Lieder" (2. Aufl., Lpz. 1859), „Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. u. 17. Jahrh." (2 Thle., 2. Aufl., Lpz. 1860) u. „Die deutsche Philologie im Grundriß" (Berl. 1836). Sein Leben beschrieb H. selbst, allerdings breiter als man wünschen möchte („Mein Leben" 6 Bde., Hannov. 1868).

Hoffmann, Alexander Friedrich Franz, Volks- u. Jugendschriftsteller, geb. zu Bernburg 21. Febr. 1814, war erst Buchhändler, widmete sich aber 1839 ausschließlich der literarischen Beschäftigung, ging nach Halle, dann nach Dessau u. lebt seit 1855 in Dresden. In seinen vielen Volks- u. Jugendschriften („Reue versöhnt", „Die Schule der Leiden", „Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe" u. a.) sucht er hauptsächlich auf das Gemüth u. die religiöse Gesinnung zu wirken. Auch bearbeitete H. die „Tausend u. eine Nacht" für die Jugend u. gab den „Deutschen Jugendfreund" (1846 ff.) heraus.

Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus (eigentlich Ernst Theod. Wilhelm), namhafter deutscher Schriftsteller, geb. 24. Juni 1776 zu Königsberg, wurde in dieser Stadt von mütterlichen Verwandten erzogen, da seine Eltern — der Vater war Kriminalrath in Insterburg — in sehr unglücklicher Ehe lebten. In den gewöhnlichen Schulgegenständen entwickelte er nur mäßige Talente, desto größere aber in der Musik u. im Zeichnen, u. erregte namentlich durch seine geistvollen Karikaturen allgemeines Aufsehen. Nach Absolvirung des Gymnasiums begann er in Königsberg das Studium der Rechte u. ward 1798 Referendar im Kammergericht in Berlin, 1800 Regierungsassessor in Posen. Hier gerieth er in schlechte Gesellschaft u. machte sich außerdem durch seine Karikaturen hochstehender Personen so mißliebig, daß er 1802 zur Strafe nach Plock versetzt wurde, von wo er schon 1803 als Rath nach Warschau kam. Seiner Stellung aber machte der Einmarsch der Franzosen in Warschau 1806 ein jähes Ende; seine Bemühungen, in Berlin ein Amt zu finden, schlugen fehl, u. so mußte er, in sehr bedrängte Lage versetzt, froh sein, 1808 als Kapellmeister des Theaters in Bamberg angestellt zu werden. Doch wurde dies Theater bald darauf geschlossen, u. nun fungirte H. in den ärmlichsten Verhältnissen mehrere Jahre lang als Musikdirektor der abwechselnd in Leipzig u. Dresden spielenden Seconda'schen Truppe, bis es ihm 1816 gelang, wieder als Rath beim Kammergericht in Berlin angestellt zu werden. Die Lebensweise aber, die er hier führte, machte seinem Leben bald ein Ende. Obwol er seine Dienstgeschäfte aufs Redlichste besorgte, auch seinen literarischen Arbeiten viel Zeit widmete, so trieb er sich doch ganze Nächte in den Weinhäusern herum u. versammelte dort eine große Anzahl geistreicher Leute um sich, aus denen sich dann der Bund der „Serapionsbrüder" entwickelte. Er erlag 25. Juni 1822 einer schnell sich entwickelnden Rückenmarksdarre. Bei Lebzeiten in Deutschland beinahe überschätzt, ist er doch unter allen Umständen als der Schöpfer jener ironischen, blasirten, Alles verspottenden Richtung zu betrachten, die nam. durch Heine, der sich gänzlich nach ihm bildete, ihren Gipfelpunkt erreicht hat. Seine Hauptschriften sind seine „Fantasiestücke in Callot's Manier" (Bamb. 1814—15, 4 Bde.), „Elixire des Teufels" (Berl. 1815, 2 Bde.), „Nachtstücke" (ebd. 1817, 2 Bde.), „Seltsame Leiden eines Theaterdirektors" (ebd. 1819), „Die Serapionsbrüder" (ebd. 1819—21, 4 Bde.), „Lebensansichten des Kater Murr" (ebd. 1820, 2 Bde.), „Klein Zaches, genannt Zinnober, ein Märchen" (ebd. 1819), sein letztes Werk aber, „Meister Floh" (Frkf. a. M., 1822), kam wol nur verstümmelt auf uns. Seine Werke sind gesammelt von seiner Gattin unter dem Titel: „Erzählende Schriften in einer Auswahl" (Stuttg. 1827—39, 15 Bde.) u. in seinen „Gesammelten Schriften" (Berl. 1844—57, 12 Bde.).

Nr. 3406 Ernst Theodor Amadeus (Wilhelm) Hoffmann (geb. 24. Juni 1776, gest. 25. Juni 1822).

Hoffmann, Friedrich, Geognost, geb. 6. Juni 1797 auf der Pinnau bei Wehlau in Ostpreußen, studirte in Berlin Medizin u. dann in Göttingen Naturwissenschaften, habilitirte sich in Halle u. wurde, nachdem er von 1829—33 eine geognostische Reise nach Italien u. Sizilien unternommen hatte, 1833 Professor in Berlin, wo er 6. Febr. 1836 starb. Er war einer der genialsten Forscher, die Deutschland hervorgebracht, u. „Karsten's Archiv", „Oken's Jahrb." u. „Poggendorf's Ann." enthalten ausgezeichnete Arbeiten von ihm. Außerdem gab er heraus: „Beiträge zur genaueren Kenntniß der geographischen Verhältnisse Norddeutschlands" (Berl. 1823); „Geognostische Karte vom nordwestl. Deutschland" (24 Bl., ebd. 1829); „Uebersicht der orographischen u. geognostischen Verhältnisse vom nordwestl. Deutschland" (Lpz. 1830); „Geognostischer Atlas vom nordwestl. Deutschland" (ebd. 1830); „Ueber die geognostische Beschaffenheit der Liparischen Inseln" (ebd. 1832) u. „Physik, Geographie u. Einleitung in die Geognosie" (Berl. 1836). Seine „Hinterlassenen Werke" erschienen 1837 zu Berlin.

Hoffmann, Johann Gottfried, Staatswirth u. Statistiker, geb. zu Breslau 19. Juli 1765, studirte in Halle, Leipzig u. Königsberg die Rechte, bekleidete seit 1792 mehrere Schul- u. Verwaltungsämter, wurde 1803 Assessor bei der ostpreuß. Kriegs- u. Domänenkammer, 1807 ord. Professor der praktischen Philosophie u. der Kameralwissenschaften an der Königsberger Universität u. Ende 1808 Staatsrath bei der Gewerbeabtheilung im preuß. Ministerium des Innern. Seit 1810 zugleich Professor der Staatswissenschaft u. Direktor des Statistischen Bureaus in Berlin, begleitete er 1813 den Staatskanzler Hardenberg ins Hauptquartier der Alliirten, dann nach Frankreich u. England sowie auf den Wiener Kongreß. Nach seiner Ernennung zum vortragenden Rath im Ministerium des Auswärtigen 1816 entsagte er seinem akademischen Lehramte, gab aber 1821 jene Stellung auf, um seine Professur wieder zu übernehmen, die er dann bis 1835 behielt. Seitdem nur noch Vorstand des Statistischen Bureaus, starb H. zu Berlin 12. Nov. 1847. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu nennen: „Beiträge zur Statistik des preuß. Staates" (Berl. 1821); „Neueste Uebersicht der Bodenfläche, der Bevölkerung u. des Viehstandes der einzelnen Kreise des preuß. Staates" (ebd. 1833); „Die Lehre vom Gelde" (ebd. 1838); „Uebersicht der allgemeinsten staatswirthschaftlichen Verhältnisse, welche die Verschiedenheit der Bildung u. des Besitzstandes erzeugt" (ebd. 1845) u. s. w. Auch gab er eine „Sammlung kleiner Schriften staatswirthschaftlichen Inhalts" (ebd. 1843) heraus.

Hoffmann, Karl Friedrich Vollrath, Geograph, geb. 1796, lebte als Privatgelehrter in Stuttgart u. starb daselbst 30. Aug. 1841. Er veröffentlichte viele geographische und ethnographische Schriften, die zum Theil seiner Zeit sehr geschätzt waren, wie „Die Erde u. ihre Bewohner" (Stuttg. 1833, 5. Aufl. 1839); „Deutschland u. seine Bewohner" (4 Bde., ebd. 1834—36); „Die Völker der Erde, ihr Leben, ihre Sitten 2c." (2 Thle., ebd. 1840) u. a. m. Auch gab H. heraus: „Atlas für Schule u. zum Selbstunterricht" (ebd. 1833, 3. Aufl. 1837); „Vollständiger Himmelsatlas" (ebd. 1835 bis 1837); „Wandkarte der Alten Welt" (ebd. 1839) 2c., sowie mit H. K. W. Berghaus die Zeitschrift „Hertha" (8 Bde., ebd. 1825 ff.).

Hoffmann, Ludwig Friedrich Wilhelm, preuß. Oberhofprediger, geb. 30. Okt. 1806 zu Leonberg bei Stuttgart, wo sein Vater Bürgermeister war, besuchte 1820—24 die Klosterschule zu Schönthal u. trat 1824 in das Theologische Stift zu Tübingen über. Hier widmete er sich neben der Theologie auch den Naturwissenschaften u. der Philosophie bis 1830, in welchem Jahre er eine Vikarstelle zu Heumaden bei Stuttgart antrat; in dieser Stellung veröffentlichte er sein „Handbuch der Erdkunde". Im Herbst 1832 kehrte er als Repetent an das Stift zu Tübingen zurück, übernahm im Herbst darauf das Stadtvikariat in Stuttgart u. im Februar 1834 die Stelle eines Diakonus zu Winnenden. Neben einer großen Anzahl von Abhandlungen in Zeitschriften ließ er hier die Schrift „Das Leben Jesu von Strauß, geprüft für Theologen u. Nichttheologen" (Stuttg. 1836) erscheinen, in welcher er entschieden für den strengen Offenbarungsglauben eintrat. Das Inspektorat über die Basler Missionsgesellschaft, das er 1839 angenommen hatte, mußte er 1850 aus

Gesundheitsrücksichten niederlegen; seit 1843 hatte H. zugleich eine außerord. Professur der Theologie zu Basel bekleidet. Nach seinem Ausscheiden aus der Mission übernahm er das Ephorat über das Theolog. Stift zu Tübingen u. zugleich einen theolog. Lehrstuhl daselbst, siedelte aber schon 1852 als 4. Hof- u. Domprediger nach Berlin über, wurde 1853 Oberkonsistorialrath u. Mitglied des Evangel. Oberkirchenraths, bald darauf auch Generalsuperintendent der Kurmark u. Direktor des Brandenburgischen Konsistoriums, 1854 Mitglied des Staatsraths u. Domherr. In der staunenswerthen Thätigkeit, die er in allen diesen Aemtern entfaltete, erfreute er sich beständig der besondern Freundschaft Friedrich Wilhelm's IV. Seit 1859 widmete H. seine Kraft vor Allem dem Domkandidatenstift, durch dessen Umgestaltung er sich ein großes Verdienst erworben hat. Die immer gehäufte Arbeitslast rieb indeß vor der Zeit seine Kräfte auf; er starb nach längerem Siechthum 28. Aug. 1873 zu Berlin. Außer einer Unzahl von Predigten, Missionsschriften 2c. veröffentlichte H. noch: „Deutschland einst u. jetzt im Lichte des Reiches Gottes" (Berl. 1868); „Deutschland u. Europa im Lichte der Weltgeschichte" (ebd. 1869) u. begründete 1870 eine periodische Schrift „Deutschland" (Bd. 1, Brl. 1870; 2 Bde., Wiesb. 1871).

Hoffmann v. Hoffmannswaldau, Christian, deutscher Dichter, Mitstifter der zweiten schles. Schule, geb. 25. Dez. 1618 zu Breslau, besuchte dort u. in Danzig das Gymnasium u. erregte durch seine frühzeitig entwickelten dichterischen Talente die Bewunderung Opitz', dem er in Danzig persönlich nahe trat. Seine akademischen Studien machte er in Leyden u. bereiste dann in Gesellschaft des Fürsten von Fremonville die Niederlande, England, Frankreich u. Italien. Zurückgekehrt vermählte er sich auf Wunsch seines Vaters, der ihn gern an die Heimat fesseln wollte; derselbe verschaffte ihm auch eine Rathsherrnstelle in Breslau, obwol H. noch gar nicht das für ein solches Amt erforderliche Alter erreicht hatte. Später wurde er Präsident des Breslauer Rathskollegiums, zu mehreren diplomatischen Sendungen verwendet u. mit dem Titel eines kaiserlichen Rathes geehrt; er starb 18. April 1679 zu Breslau. H. bildete sich als Dichter an Opitz, ließ aber dann auch fremde Vorbilder, namentlich die Italiener u. Franzosen, auf sich wirken; auch auf die Alten ging er zurück, wie er denn neben dem, daß er den „Sterbenden Sokrates" von Theophile aus dem Französischen u. den „Getreuen Schäfer" von Guarini aus dem Italienischen übersetzte, auch Ovid nachahmte u. die Heroide (s. d.) in die deutsche Literatur einführte. Später suchte er sich von allen fremden Einflüssen loszumachen, gleichzeitig aber auch von der beschränkten moralischen u. lehrhaften Richtung, welche die deutsche Literatur seiner Zeit beherrschte, u. der Phantasie mehr zu ihrem Rechte zu verhelfen. Auf tieferen Gehalt legte er bei seinen Dichtungen keinen Werth; sprach er es doch geradezu aus, daß die eigene Belustigung der einzige Zweck seiner poetischen Thätigkeit sei. Anerkannt muß werden, daß seine Gedichte durch leichten Fluß u. glatte Form ansprechen, aber seine Bilder u. Gleichnisse sind weder korrekt noch immer geschmackvoll, seine Sprache überladen mit dem hohlen Pathos, das zwar ihm die Bewunderung seiner Zeitgenossen u. vielfache Nachahmer verschaffte, aber von den Kritikern des folgenden Jahrhunderts, Gottsched u. A., mit Recht getadelt u. verspottet wurde. Dazu sind diese Gedichte, mit Ausnahme der geistlichen Lieder, leichtfertig u. schlüpfrig, ja frech bis zur Schamlosigkeit — doppelt auffallend bei einem Manne, dessen Lebenswandel u. Charakter ihm die allgemeinste Achtung sicherte. — Seine „Deutsche Uebersetzungen u. Gedichte" erschienen zuerst 1679 in Breslau; eine Sammlung von seinen u. Anderer (Lohenstein's, Besser's, Neukirch's 2c.) ungedruckten Gedichten gab Benj. Neukirch (7 Bde., Lpz. 1695—1727; neue Aufl. 1734) heraus, doch ist bei vielen dieser Gedichte die von Neukirch behauptete Verfasserschaft mindestens unsicher.

Hoffmann's Tropfen, Hoffmann's Geist, Liquor anodynus mineralis Hoffmanni; dieses alte bekannte Volksmittel besteht aus einer Mischung von 1 Theil Aether mit 3 Theilen Spiritus.

Hofgericht hieß ursprünglich das Gericht, welches unter dem Vorsitze des Gutsherrn u. besetzt aus einer größeren Anzahl Höriger (den Mannen) über die unfreien Bauern (die Hörigen) nach Hofrecht urtheilte. Vor diese H.e gehörten nam. die Streitigkeiten der unfreien Bauern unter einander od. mit dritten Personen. Als sich ein Theil der Unfreien zufolge seiner kriegerischen Lebens- u. Uebungsweise zu einem bevorzugten Stande (dem Adel, den Ritterbürtigen) aufschwang, wurden die H.e privilegirte Gerichte für den landsässigen Adel, u. die kaiserlichen H.e verwandelten sich sogar aus Gerichten erster in Gerichte zweiter u. dritter Instanz. So ist es gekommen, daß insbes. höhere Gerichte den Namen H. geführt haben od. wol auch noch führen.

höfische Poesie. Seit der Ausbildung des Ritterthums hatte sich nam. in der Provence u. in Nordfrankreich mit der erhöhten geistigen Regsamkeit u. dem lebhaften geselligen Verkehr, dessen Mittelpunkt der Frauendienst bildete, jene feine Bildung entwickelt, welche wir, als bes. an den Höfen jener Zeit gepflegt, die höfische nennen. Eine Frucht dieser Bildung war eine wesentlich vom Adel gepflegte Kunstdichtung; nicht nur die Ritter, auch die Fürsten selbst nahmen sich ihrer an, während in der früheren Zeit Volkssänger u. Geistliche die einzigen Träger der Poesie gewesen waren. Von Frankreich verbreitete sich die h. P. auch nach Deutschland, wo sie in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. ihre größte Blüte erreichte u. als die vornehmere die Volkspoesie zu verdrängen trachtete; letztere trat dadurch zur h. P. in ein gegensätzliches Verhältniß. Mit dem raschen Verfall des Ritterthums sank auch die h. P., welche in Deutschland ohnehin trotz sehr bedeutender Leistungen doch wesentlich in Nachahmung der franz. u. provenc. Dichtung bestanden hatte; wie sie die künstlichen Formen für die lyrische Poesie von dort entlehnt hatte, so verdrängte auch in der Epik König Artus mit seinen Genossen die Helden der nationalen Sage. — Eine Abart der h. P. ist die sog. höfische Dorfpoesie, richtiger dörfische Hofpoesie, welche, obwol von Rittern geübt u. in kunstmäßigem Gewande auftretend, doch vorzugsweise die Schilderung bäuerlicher Verhältnisse sich zum Gegenstande nahm. Hauptvertreter dieser Art von Dichtung sind Neidhart v. Reuenthal, der Tanhuser, Burkhard v. Hohenfels, Steinmar, Hadlaub u. A.

Höfler, Karl Adolf Konstantin Ritter v., Historiker von ultramontaner Richtung, geb. zu Memmingen (Bayern) 26. März 1811, studirte 1828—31 in München erst Jurisprudenz, dann Geschichte, beschäftigte sich hierauf in Göttingen, Rom u. Florenz mit historischen Studien, redigirte seit 1836 die „Münchener Zeitung", habilitirte sich 1838 in München, ward 1840 Professor daselbst, ging aber 1847 als Archivar nach Bamberg u. folgte 1851 einem Rufe an die Hochschule in Prag, wo er übrigens immer bemüht gewesen ist, die Rechte der Deutschen gegen die Tschechen zu vertheidigen. Die Zahl seiner Werke ist sehr bedeutend.

Hofmann, August Wilhelm, berühmter Chemiker, geb. zu Gießen 8. April 1818, widmete sich, angeregt durch frühe größere Reisen nach Frankreich u. Italien, der modernen Sprachwissenschaft; als aber sein Vater, ein geschätzter Architekt, den Neubau des chem. Laboratoriums in Gießen ausführte, kam H. mit Liebig in Berührung, u. bald für die Chemie gewonnen, fing er an, diese Wissenschaft unter dem berühmten Lehrer zu studiren. Nachdem er einige Zeit als Gehülfe Liebig's gearbeitet hatte, habilitirte sich H. Ostern 1845 als Privatdozent in Bonn, ging aber schon im Herbst desselben Jahres nach London, um die Leitung des neubegründeten Royal College of Chemistry zu übernehmen, welches 1853 als chemische Abtheilung der Royal School of Mines einverleibt wurde. H. wirkte an diesem Institut fort; seine „Workingmen Lectures" zogen Scharen von Arbeitern herbei. Außer als Lehrer war H. auch als Forscher unermüdlich thätig, u. zwar nicht blos auf dem rein wissenschaftlichen Gebiete, sondern auch auf dem der Technik u. öffentlichen Gesundheitspflege. Mit zahlreichen Expertisen betraut, gewann er bald eine einflußreiche Stellung in England; er wurde von der Chemischen Gesellschaft in London 1861 zum Präsidenten ernannt. Im J. 1862 erhielt H. von der preuß. Regierung die Aufforderung zur Organisation des Chemischen Instituts zu Bonn; im folgenden Jahre zu Mitscherlich's Nachfolger in Berlin ernannt, hatte er nun für die Berliner Universität ein ähnliches Laboratorium zu begründen. Seit 1865 gehört H. seinem neuen Wirkungskreise an; er ist zugleich Professor der Chemie am Friedrich-Wilhelms-Institut, Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für Medizinalangelegenheiten u. Präsident der von ihm 1868 begründeten „Deutschen chemischen Gesellschaft in Berlin". Seine Arbeiten gehören vorzüglich der organischen Chemie an. Den Ausgangspunkt bildete seine Doktordissertation: „Chemische Untersuchung der organischen Basen im Steinkohlentheer." Seine Entdeckung, daß sich im Ammoniak ein Atom Wasserstoff nach dem anderen durch Alkoholgruppen ersetzen läßt u. dadurch organische Basen

entstehen, welche als primäre, sekundäre u. tertiäre Amine bezeichnet werden, hat wesentlich zur Entwicklung der Typentheorie beigetragen. Auch die Methode, welche H. zur Darstellung jener Körper befolgte, hat allgemeine Bedeutung gewonnen. Das vielseitigste Interesse erweckten seine Arbeiten über die Anilinfarben. Im J. 1858 entdeckte er das Fuchsin u. bei den Untersuchungen desselben das Rosanilin, welches sich für die Farbenbereitung als eine der wichtigsten Basen erwies. Von seinen übrigen wissenschaftlichen Arbeiten geben Zeugniß seine Abhandlungen in den „Annalen der Chemie u. Pharmazie“, sowie in dem „Journal of the Chemical Society of London“ u. in den „Transactions of the Royal Society“. Wie seine anderen Schriften räumlich wenig umfangreich, ist doch von außerordentlichem Werthe seine „Introduction to modern Chemistry“, welche zuerst 1865, dann in deutscher Uebersetzung als „Einleitung in die moderne Chemie“ (Braunschw.) 1866 erschien u. seitdem zahlreiche Auflagen, auch in russ. u. ital. Uebersetzung, erfahren hat.

Hofmann, Johann Christian Konrad v., luther. Theolog u. eines der Häupter der sog. Erlanger Theologie, geb. 21. Dez. 1810 zu Nürnberg, studirte seit 1827 zu Erlangen, seit 1829 zu Berlin (unter Hengstenberg's u. Neander's Leitung) Theologie. 1833 wurde H. Lehrer für Religion u. Geschichte am Gymnasium zu Erlangen, 1835 gleichzeitig auch Privatdozent in der philosophischen, 1838 in der theologischen Fakultät. Nachdem er 1841 eine außerord. Professur erlangt, siedelte H. 1842 als ord. Prof. nach Rostock über, kehrte aber 1845 in gleicher Eigenschaft nach Erlangen zurück. Daselbst wirkt er noch jetzt neben Thomasius als das Haupt einer einflußreichen theolog. Schule, obschon ihn die strengen Lutheraner wegen verschiedener Eigenthümlichkeiten (bes. in der Versöhnungslehre) nicht ganz als Parteigenossen gelten lassen wollen. Das System seiner Theologie hat H. vor Allem in zwei Werken niedergelegt, denen man scharfsinnige u. geistvolle Durcharbeitung nicht absprechen kann. In dem Werke „Weissagung u. Erfüllung“ (2 Thle., Nördl. 1841 u. 44) dringt H. auf eine streng buchstäbliche Erfüllung der biblischen Weissagungen, während er in dem „Schriftbeweis“ (3 Bde., Nördl. 1852—56, 2. Aufl. 1857—60) die Schriftlehre in ihrer allmählichen und ununterbrochenen Weiterentwickelung einer eingehenden Untersuchung unterwarf. 1862 begann H. ein umfassendes Kommentarwerk zu dem Neuen Testament, welches bei aller Anregung, die es bietet, freilich auch den Widerspruch gegen die kühnen u. neuerungssüchtigen Aufstellungen des Verfassers beständig herausfordert. Ferner sind von ihm unter dem Titel „Die heil. Schrift Neuen Testaments zusammenhängend untersucht“ bis jetzt (1862—74) 7 Thle. in 10 Abth. erschienen, enthaltend die Erklärung der Paulinischen Briefe einschließlich des Hebräerbriefs.

Hofmeister, Wilhelm, einer der Schöpfer der neueren Botanik, ist der Sohn des Musikalienhändlers Friedrich H. in Leipzig, wo er 18. Mai 1824 geb. wurde u. bis 1863 der genannten Musikalienhandlung mit vorstand. 1863 aber als Professor der Botanik u. Direktor des Botanischen Gartens an die Universität nach Heidelberg berufen, wirkt er seit dieser Zeit daselbst. Seine Forschungen haben insbes. in die Befruchtungsvorgänge bei Krypto- u. Phanerogamen, in den Bau der Gefäßkryptogamen &c. Licht gebracht. Sein Hauptwerk ist ein „Handbuch der physiologischen Botanik.“

Hofnarr. Das Geschlecht u. Amt der Hofnarren ist sehr alt. Athenäus erzählt, König Philippus von Makedonien habe stets mehrere Possenreißer in seinem Gefolge gehabt, mit denen er gewohnt gewesen sei sich über die wichtigsten Angelegenheiten zu berathschlagen. Ueberhaupt waren bei den Griechen offizielle Spaßmacher bei Schmausereien zugezogen. Auch die Parasiten vertraten bei den vornehmen Griechen u. Römern zum Theil wenigstens die Stelle offizieller Possenreißer. Bei den Römern wurde der sog. scurra als Lustigmacher bei der Tafel gebraucht; von Einigen derselben haben sich die Namen erhalten, weil sie auf ihre Herren einen großen Einfluß ausübten, so ein gewisser Hippias u. Sergius bei Antonius, Cäcilius Galba u. Sarmentus bei Octavian, Caballus bei Tiberius. Eine dritte Sorte von H.en waren die Morionen, Leute, die durch große Buckel, krumme Beine, unförmliche Köpfe, herabhängende Nasen &c. sich auszeichneten u. namentlich von Heliogabal sehr hoch gehalten wurden, so daß zu seiner Zeit in Rom ein förmlicher Narrenmarkt (forum morionum) stattfand. Diese Sitte, sich Hoflustigmacher zu halten, scheint in Byzanz fortgedauert zu haben, wenigstens wird der Name eines solchen bei Kaiser Theophilus im 9. Jahrh. genannt. Auch Attila soll dergleichen Possenreißer bei sich geführt haben, u. von den oriental. Fürsten haben Harun ar Raschid u. Bajazet I. zwei H.en gehabt, deren Schwänke bis auf unsere Zeit gekommen sind, nämlich den berüchtigten Bahalul u. Nasireddin Chodscha. In Deutschland sind die bezahlten Narren an den Höfen sehr früh Mode gewesen. Als offiziell zu einer Hofhaltung gehörend wird ein H. zuerst 1636 in einem Hofkalender des kais. Oesterreichischen Hofes erwähnt. Uebrigens werden speziell für Oesterreich noch Wigand von Theben, der sog. Pfaff von Kalenberg in dieser Eigenschaft bei dem Herzog von Steiermark Otto dem Fröhlichen († 1339), Nidhart der Fuchs bei diesem u. seinem Sohn Friedrich, Jenny von Stocken bei Leopold dem Frommen (1386), Kilian bei Markgraf Albrecht zu Oesterreich u. der Pritschmeister Benedikt Edelbeck Siber bei Erzherzog Ferdinand (1574) genannt. In Sachsen war auch kein Mangel an H.en. Der berühmteste war Klaus von Ranstädt, kurzweg Klauß Narr, bei Kurfürst Friedrich dem Weisen, seinem Vater Ernst u. seinem Bruder Johann dem Beständigen; Kurfürst Johann Georg I. hatte deren sogar drei, August II. noch mehr. Allerdings verdient der witzige Kommandant des Königsteins Friedrich Wilhelm von Kyau († 1733) diesen ihm oft fälschlich beigelegten Titel nicht, allein wirklicher Hofnarr war bei August II. der Bayer Joseph Fröhlich, vielleicht auch der Hofpostmeister zu Lauchstädt, der sog. Baron Schmiedel u. die fünf Hofzwerge Hante, ein geborener Azteke, Wisnowski, Riese, Paul Pischoffsky († 1738) u. Sulkowski od. Salowski u. die Hofzwergin Anna Lenz († 1738). Noch werden erwähnt der Hofzwerg der Gemahlin August's II. Hans Tramm († 1710), die Hofnärrin Kathrin Lise bei der Herzogin von Sachsen-Weißenfels-Dahme, u. Leppert, der erst H. bei August dem Starken, dann Lustigmacher bei Graf Brühl u. endlich einer der ersten Schauspieler Koch's war. In Baden werden im 17. Jahrh. zwei H.en Lips u. Hensel von Gingen am Hofe des Markgrafen Philipp genannt. In Bayern erstach im J. 1231 der H. Stich seinen Herrn, den Herzog Ludwig. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges war des Kurfürsten Maximilian H. Jonas in München u. Wien berühmt. Ein H. bei König Wenzel von Böhmen (1389), genannt Zytho, ist der sog. böhmische Faust. Am Kurbrandenburgischen Hofe wird unter König Friedrich I. ein gewisser Putzmann genannt, u. der Vater Friedrich's d. Gr. versammelte sogar mehrere solcher Lustigmacher um sich, die beim Tabakskollegium die Tischgenossen des Königs mit ihren Späßen unterhalten mußten. Man nennt den Freiherrn Jakob Paul von Gundling (s. d.), den Doktor Bartholdi, einen gelehrten Juristen, den Professor zu Helmstädt Friedrich August von Hackmann, einen Grafen von Stein, den witzigen Verfasser der „Gespräche im Reiche der Todten“, David Faßmann († 1744), u. den berüchtigten Urheber des „Saxe Galante“, Friedrich Freiherrn von Pöllnitz. In Hessen kennen wir nur den H.en Philipp's des Großmüthigen, Peter Bärenhaut. Des pfälzischen Kurfürsten Karl Philipp's († 1742) H.en Perkeo hat die hölzerne Statue u. der Fuchsschwanz im Keller der Heidelberger Schloßruine auf die Nachwelt gebracht. Unter den H.en der italienischen Fürsten hat sich Gonella beim Markgrafen Nikolaus von Este († 1441) durch eine Sammlung von Schwänken bekannt gemacht; von Karl's II. von Spanien H.en Pepe besitzen wir das Portrait in der Perlenfigur des Grünen Gewölbes in Dresden. In Frankreich sind die Ursprünge der H.en bei den Trouvères u. Jongleurs des Mittelalters zu suchen, allein eigentliche H.en kommen doch erst seit 1047 vor; erhalten haben sie sich hier bis zu den Zeiten Ludwig's XIII. u. in A. Canel ihren Geschichtschreiber gefunden („Recherches historiques sur les fous des rois de France“, Par. 1873). In England kommt schon sehr früh ein joculator regis ausdrücklich als besoldeter Hofspaßmacher vor. Jener Blondel de Nesle, der (1193) seinen verschollenen Herrn, Richard Löwenherz, in der Gefangenschaft ausfindig machte, war sein H. gewesen. Aus den Minstrels, die bis auf die Königin Elisabeth fortdauerten, gingen die späteren H.en hervor. In Ungarn haben Matthias Corvinus u. Ladislaus berühmte H.en gehabt. In Rußland fand der grausame Iwan Basilowitz viel Vergnügen an den Späßen seiner H.en, Peter der Große hatte deren sogar viele. Interessant ist, daß die Kaiserin Anna einen Prinzen Galitzin zur Strafe zum H.en machte. Unter derselben Fürstin bestand sogar die Würde eines Oberhofnarren. Auch Päpste hielten sich H.en, namentlich Leo X. Am berühmtesten hat sich als solcher Camillo Querno, der sog. Erzpoet (1514), gemacht. Was übrigens von einem politischen Einfluß der H.en auf ihre Gönner erzählt wird, ist jedenfalls mit Vorsicht aufzunehmen, denn es darf nicht vergessen werden, daß ihr Stand doch allezeit ein verachteter war. — Vergl. Flögel, „Geschichte der Hofnarren“ (Lpz. 1789); darnach Fr. Nick, „Die Hof- u. Volksnarren“ (Stuttg. 1846, 2 Thle.).

Hofstaat u. **Hofchargen,** s. „Hof“.

Hogarth, William, berühmter Zeichner, Maler u. Kupferätzer, geb. zu London 10. Nov. 1697, lernte zunächst die Goldschmiedekunst, widmete sich aber nach Vollendung seiner Lehrzeit der Zeichenkunst,

worin er Anfangs kein großes Glück machte, weshalb er sich nebenbei auch der Portraitmalerei widmete. Erst seine zum Theil auch als Oelbilder ausgeführten Zeichnungen, in denen er die Laster u. Thorheiten seiner Zeit darzustellen wagte, erregten verdientes Aufsehen, z. B. der „Jahrmarkt in Southwark" u. noch mehr (1734) die 6 Bilder „Das Leben einer Buhlerin", denen bald nachher die 8 Blätter „Das Leben eines Wüstlings" folgten. Diese Erfolge verleiteten ihn auch zu einigen Versuchen in der Historienmalerei, die aber bei seinen Zeichnungsfehlern u. seinem Mangel an Ernst u. Würde der Darstellung gänzlich mißlangen, weshalb er wieder die seinem Naturell entsprechendere Richtung der geistreichen, derben Sittenmalerei einschlug. Unter den zahlreichen Blättern u. Bildern dieser Art sind die berühmtesten die 6 Bilder „Die Heirath nach der Mode" (Nationalgalerie in London). Später versuchte er sich, aber ebenfalls mit wenig Glück, auf ästhetischem Gebiete u. verfaßte 1753 eine Schrift „Die Zergliederung der Schönheit". Er starb 26. Okt. 1764 auf seinem Landsitze in Chiswick, wo ihm ein Denkmal errichtet ist.

Nr. 3407. William Hogarth (geb. 10. Nov. 1697, gest. 26. Okt. 1764).

H.'s Bedeutung ist in technischer u. malerischer Hinsicht ziemlich gering anzuschlagen, desto höher aber in der Erfindung u. in der Charakteristik seiner Zeit u. seines Volkes, dessen gesellschaftliche Zustände er in so scharfer, geistreicher Weise darzustellen wußte, daß seine Bilder eine reiche Fundgrube für die Kulturgeschichte der damaligen Zeit sind. Unter den zu ihrer Erklärung u. Auslegung dienenden Werken ist das bedeutendste Lichtenberg's „Ausführliche Erklärung der H.'schen Kupferstiche u. Zeichnungen" (Götting. 1794 ff. u. öft.); Ausgaben seiner Werke erschienen Lpz. 3. Aufl. 1841 u. Stuttg. 1839—40.

Höhe eines Gestirns od. **Ortes**, s. „Höhenkreis".

Hoheit bezeichnet die höchste Gewalt in der bürgerl. Gesellschaft, welche die sog. Hoheitsrechte (Regalien od. Majestätsrechte) auszuüben befugt ist. Von der Ausübung dieser Rechte ging die Benennung H. als Titel auf die jene Rechte ausübenden Personen, u. als die gekrönten Häupter das Prädikat „Majestät" annahmen, auf deren Kinder u. nächsten Verwandten über. Selbstredend war mit dem Titel „H." die Ausübung der Hoheitsrechte nicht mehr verbunden. Die von Königen abstammenden Prinzen u. Prinzessinnen, sowie auch die Großherzöge u. der Kurfürst von Hessen, setzten nach Auflösung der deutschen Reichsverfassung ihrem Titel das Wort „Königliche", die von Kaisern abstammenden das Wort „Kaiserliche" vor, während der einfache Titel H. ihren Seitenlinien verblieb. Die Herzöge von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, sowie später auch die Herzöge von Anhalt, Braunschweig u. Nassau verwandelten 1844 das ihnen zustehende Prädikat „Herzogliche Durchlaucht" für sich u. ihre präsumtiven Nachfolger in das Prädikat „H.", während der Erbgroßherzog u. die Prinzen des großherzogl. Hauses Hessen den Titel „Großherzogliche H." führen.

Hohenasperg, Staatsgefängniß im württembergischen Neckarkreise, 1/2 M. westl. von Ludwigsburg auf einem 355 m. hoch sich erhebenden Bergkegel über dem Marktflecken Asperg (Asberg) gelegen, wurde vom Herzog Ulrich in der Mitte des 16. Jahrh. stark befestigt u. ist bekannt durch die 10jähr. Gefangenschaft (1777—87) des Dichters Schubart.

Hohenfriedberg, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Reg.-Bez. Liegnitz (Kreis Bolkenhain) mit 804 E. (1871), am Striegauer Wasser gelegen; zwischen H. u. Striegau schlug Friedrich II. im zweiten Schles. Kriege 4. Juni 1745 die verbündeten Oesterreicher u. Sachsen unter dem Prinzen Karl von Lothringen u. dem Herzog Johann Adolf von Sachsen-Weißenfels, wobei bes. die preuß. Kavallerie eine entscheidende Verwendung fand, u. zwang sie zum Rückzug nach Böhmen.

Hohenhausen, geb. **v. Ochs**, Elise Philippine Amalie Freiin v., eine zu ihrer Zeit, wegen ihrer Schönheit u. ihres Geistes, gefeierte Schriftstellerin, Tochter des westf. u. später kurhess. Generalmajors u. Generalstabschefs Adam Ludwig v. Ochs, ward geb. zu Waldau bei Kassel 4. Nov. 1789, vermählte sich 1809 mit dem nachmal. preuß. Regierungsrath Frhrn. Leopold von H., wandte sich nach dessen Tode 1848 nach Frankfurt a. d. O. u. starb daselbst 2. Dez. 1857. Viel Aufsehen machte 1833 der Selbstmord ihres Sohnes Karl (geb. 1810), kurz bevor der reich begabte junge Mann die Universität Bonn verlassen haben würde. Diese That erschien als der Ausdruck der jungdeutschen Zerrissenheitsepoche, u. die Schrift des Vaters: „Karl v. H., zur Beherzigung für Eltern, Erzieher, Religionslehrer u. Aerzte" (Braunschw. 1836) beweist, daß die Eltern sich nicht ganz frei davon sprachen, das unglückliche Ereigniß mit verschuldet zu haben. In dieser Stimmung übersetzte die Mütter, welche früher durch ihre Uebersetzung des „Korsar" den skeptischen Byron zuerst in die deutsche Literatur eingeführt hatte, E. Young's „Nachtgedanken" (Kass. 1844; 2. Aufl., Lpz. 1873). Von ihren Schriften erwähnen wir: „Frühlingsblumen" (Münst. 1816); „Natur, Kunst u. Leben" (Reiserinnerungen, Altona 1820); „Novellen" (2 Bdchn., Braunschw. 1829); „Rousseau, Goethe, Byron" (Kass. 1847); „Johann u. Cornelius de Witt" (hist. Schauspiel, ebd. 1847); „Die Marquesasinsel" (Bremen 1853); „Das Geheimniß des Glücks" (ebd. 1855). — Ihre Tochter Friederike, Wittwe des preuß. Oberrechnungsrathes Karl Ferdinand Ruediger, in Frankfurt a. d. O. lebend, ist gleichfalls literarisch thätig. Von ihren zahlreichen Beiträgen für verschiedene Zeitschriften hat sie bisher die Sammlung „Berühmter Liebespaare" (Braunschw. 1870) erscheinen lassen.

Hohenheim, berühmte land- u. forstwirthschaftliche Akademie, in dem 1782 gebauten Schlosse H., 10 Km. südl. von Stuttgart belegen. Die Gründung dieser Staatsanstalt geschah, nachdem bereits Thaer im J. 1806 die erste Anstalt dieser Art zu Möggelin bei Berlin ins Leben gerufen hatte, im J. 1818 unter Joh. Nepomuk Schwerz (s. d.). Reiche Sammlungen aller Art, bes. eine sehr vollständige Modellsammlung, Versuchsfelder, chemisches Laboratorium, eine Fabrik landwirthschaftl. Maschinen, eine Rübenzuckerfabrik 2c. machen die Anstalt zu einer der vollständigsten ihrer Art, die z. Z. unter der Leitung tüchtiger Lehrer sich eines weitverbreiteten Rufes erfreut. Neben der Akademie besteht in H. noch eine Ackerbauschule für 25 Schüler aus dem Bauernstande u. eine Gartenbauschule für 6 Schüler.

Hohenheim, Theophr. Bompastus Paracelsus (s. d.).

Höhenkreis heißt in der Astronomie jeder vom Scheitelpunkte (Zenith) des scheinbaren Himmelsgewölbes auf diesem Gewölbe senkrecht nach dem Horizont herunter gezogen gedachte Viertelkreis. Höhe eines Gestirnes heißt dasjenige Stück des durch dasselbe gehenden H.es, welches von dem betreffenden Gestirne bis zum Horizont herabreicht. Das darüber bis zum Zenith reichende Stück des H.es heißt der Zenithabstand des Gestirns. Die auf diese Weise gemessene Höhe des Himmelspoles über dem Horizonte od. die Polhöhe wird in der Nautik auch sehr oft kurz die Höhe genannt, u. da die an einem Orte der Erde beobachtete Polhöhe dasselbe Gradmaß hat wie die geographische Breite desselben Ortes, so wird auch diese bes. in der Schiffahrt kurzweg die Höhe des Ortes genannt, so daß man von einem Schiffe, welches sich mit irgend einem Orte auf demselben Parallelkreise (unter derselben geographischen Breite) befindet, sagt, es sei auf der Höhe des betreffenden Ortes.

Hohenlinden, Dorf im oberbayer. Bezirk Ebersberg, 4 M. östlich von München, ist bekannt durch den großen Sieg der Franzosen unter Moreau über die Oesterreicher am 3. Dez. 1800, unter dem 18jährigen Erzherzog Johann; dem der General Lauer als Rathgeber beigegeben war. Dieser Sieg führte in seinen Folgen zum Frieden von Luneville.

Hohenlohe, früher Grafschaft, später Fürstenthum im Fränkischen Kreise, welches 1805 32 □M. mit 108,600 E. umfaßte, im nächsten Jahre aber durch die Rheinbundsakte zum größten Theil unter württ., zum kleineren unter bayer. Hoheit gestellt wurde. Der erste historisch beglaubigte Graf v. H. war Gottfried **v. H.,** Vertrauter Kaiser Heinrich's VI. Dessen Söhne stifteten die Linien **H.-Brauneck** u. **H.-Holloch.** Jene erlosch bereits im 4. Gliede, diese theilte sich 1340 wieder in die Linien **H.-Hohenlohe** u. **H.-Speckfeld.** Da auch die erstere 1412 ausstarb, so wurde **Georg v. H.-Speckfeld** der Stammvater aller noch jetzt blühenden Linien des Geschlechts. Seine Söhne stifteten 1551 die beiden Hauptlinien **H.-Neuenstein** u. **H.-Waldenburg.** Die erstgenannte, der luther. Konfession folgend, seit 15. Jan. 1631 auch im Besitz der Grafschaft Gleichen in Sachsen-Koburg-Gotha u. seit 7. Jan. 1764 im Reichsfürstenstande, besteht gegenwärtig aus folgenden Speziallinien: 1) **H.-Langenburg,** seit 12. April 1860 repräsentirt durch den Fürsten Hermann, seit 1862 bad. Generalleutnant, erbliches Mitglied der Kammer der Standesherren in Württemberg u. seit 1871 auch des Deutschen Reichstags, wo er der Deutschen Reichspartei angehört, geb. zu Langenburg 31. Aug. 1832 u. vermählt seit 24. Sept. 1862 mit der Prinzessin Leopoldine von Baden; derselbe besitzt infolge Familienvertrags vom 21. April 1860 u. Erbtheilungsvergleichs vom 23./24. Okt. 1863 das Fürstenthum H.-Langenburg in Württemberg u. die Grafschaft Gleichen. Den Namen „Graf von Gleichen" führt aber für sich u. seine Nachkommen sein jüngerer Bruder Prinz Viktor, geb. zu Langenburg 11. Nov. 1833, großbritannischer Marinekapitän sowie Gouverneur u. Constable zu Schloß Windsor. — 2) **H.-Oehringen** (sonst **Ingelfingen**), seit 15. Febr. 1853 repräsentirt durch den Fürsten Friedrich Wilhelm Eugen Karl Hugo, Herzog v. Ujest (s. d.). — Eine 3. Speziallinie, **H.-Kirchberg,** starb mit dem Tode des württ. Generalleutnants Fürsten Karl (geb. 2. Nov. 1780) 16. Dez. 1861 aus. Die katholische, seit 21. Mai 1744 reichsfürstliche Waldenburgische Hauptlinie zerfällt gleichfalls in 2 Speziallinien: 1) **H.-Bartenstein.** Dieser gehörte Fürst Ludwig Aloysius, geb. 18. Aug. 1765 an, welcher nach Napoleon's Fall 1814 in franz. Militärdienste trat, mit einem selbstgeworbenen Regimente den Span. Feldzug von 1823 mitmachte, später zum Marschall u. Pair erhoben wurde u. 31. Mai 1829 starb. Seit 22. Aug. 1850 theilt sich die Linie in die Aeste **H.-Bartenstein-Bartenstein,** repräsentirt durch Fürst Karl (geb. 2. Juli 1837) u. **H.-Bartenstein-Jagstberg,** repräsentirt durch Fürst Albert (geb. 22. Nov. 1842); Beide haben ihren Wohnsitz in Württemberg. — 2) **H.-Waldenburg-Schillingsfürst.** Dieselbe theilt sich seit 1807 in eine ältere Linie (in Waldenburg), repräsentirt durch Fürst Friedrich Karl Joseph, geb. 5. Mai 1814, Generalleutnant u. Generaladjutant des Kaisers von Rußland, zugleich Senior der ganzen Speziallinie, u. in eine jüngere Linie (in Schillingsfürst), repräsentirt durch Fürst Clodwig Karl Viktor, Prinz v. Ratibor u. Corvey (s. d.).

Hohenlohe-Ingelfingen, Friedrich Ludwig, Fürst v., preuß. General, geb. 31. Jan. 1746, trat als Erbprinz in die preuß. Armee, siegte 1794 bei Kaiserslautern, übernahm 1796 als Nachfolger seines verstorbenen Vaters die Regierung im Fürstenthum H.-J., erbte 1805 auch die Besitzungen der Linie H.-Langenburg-Oehringen, ward 1804 Statthalter der fränk. Fürstenthümer u. erhielt dann die Generalinspektion in Breslau. 1806 an die Spitze einer preuß. Heeresabtheilung gestellt, ging in der Schlacht bei Jena der Oberbefehl aus den Händen des tödlich verwundeten Herzogs von Braunschweig auf ihn über. Bei Magdeburg sammelte er die Trümmer des Heeres, um sie dann nach der Oder zurückzuführen, kapitulirte aber 28. Okt. bei Prenzlau mit 17,000 Mann an Murat. Infolge dessen nahm er seinen Abschied u. lebte seitdem, da er auch die Regierung seines inzwischen mediatisirten Fürstenthums seinem Sohne abgetreten hatte, auf seinem Gute Slawentzitz (Kreis Kosel, Schles.), wo er 15. Febr. 1818 starb.

Hohenlohe-Oehringen, Friedrich Wilhelm Eugen Karl Hugo, Herzog v. Ujest, Fürst zu, seit 1870 Senior des fürstlichen Gesammthauses Hohenlohe, preuß. Generalleutnant u. württ. Generalmajor à la suite d. A., ist der Sohn des Fürsten Friedrich August Karl (geb. 27. Nov. 1784, gest. 15. Febr. 1853) aus dessen Ehe mit der Prinzessin Luise von Württemberg (geb. 4. Juni 1789, gest. 26. Juni 1851), ward geb. zu Stuttgart 27. Mai 1816 u. ist seit 15. April 1847 mit der Prinzessin Pauline v. Fürstenberg (geb. 11. Juni 1829) vermählt. Gemäß einem Familienvertrag vom 22. Aug. 1842 u. infolge der Besitzabtretung seitens seines Vaters übernahm er 1. Jan. 1849 den Besitz des Fürstenthums H.-O. u. der Majoratsherrschaften. Durch Kabinetsordre des Königs von Preußen vom 18. Okt. 1861 wurden seine Fideikommißherrschaften in Oberschlesien zum Herzogthum Ujest erhoben u. ihm selbst Titel u. Würden eines Herzogs erblich verliehen. Erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses u. der Kammer der Standesherren in Württemberg, wurde der Fürst auch in den Norddeutschen Reichstag u. ins Zollparlament gewählt; dort war er in allen Sessionen erster, hier zweiter Vizepräsident. Im deutschen Reichstag, dem er gleichfalls angehört, ist er bei den Präsidentenwahlen neuerdings außer Betracht geblieben; auch seine eigene Partei (die Deutsche Reichspartei) hat ihn nicht mehr als Kandidaten aufgestellt. Fürst Hugo hat sich mehrfach an industriellen Unternehmungen betheiligt u. ist infolge der bekannten Lasker'schen Enthüllungen s. Z. vielfach in den Zeitungen genannt worden.

Hohenlohe-Schillingsfürst, Clodwig Karl Viktor, Prinz v. Ratibor u. Corvey, Fürst v., Staatsmann u. Diplomat, 2. Sohn des Fürsten Franz Joseph v. H.-S., geb. 31. März 1819, studirte in Heidelberg, Göttingen u. Bonn die Rechts- u. Staatswissenschaften, begann 1842 seine praktische Laufbahn als Auskultator beim Gericht in Ehrenbreitstein, wurde Referendar bei der Regierung zu Potsdam u. dann Assessor in Breslau. Als solcher verzichtete er auf die inzwischen erhaltenen Ansprüche auf das Fürstenthum H.-S. u. trat dasselbe an seinen jüngeren Bruder Philipp Ernst ab. Da aber dieser 3. Mai 1845 kinderlos starb, fiel der Familienbesitz an den Fürsten Clodwig zurück, der somit das Haupt seiner Linie u. Mitglied der bayer. Reichsrathskammer wurde, in der er 1848 vielfach Gelegenheit fand, seine umfassenden juristischen Kenntnisse zur Geltung zu bringen, sich aber bei vielen seiner Standesgenossen in den Ruf eines Demokraten brachte. Der Umschwung der Dinge führte ihn als Gesandten der deutschen Reichsregierung nach Athen, Florenz, Rom u. London. Mit dem Siege der Reaktion in Deutschland zog sich H. von der Diplomatie zurück, nahm aber 1859 wieder seinen Sitz in der bayer. Reichsrathskammer ein, um die österr.-ultramontane Politik des Ministeriums Schrenk zu bekämpfen; seine Bemühungen waren indeß vergeblich u. blieben es auch unter dem folgenden Ministerium v. d. Pfordten. Als der König 1. Jan. 1867, um endlich mit dem bisherigen System völlig zu brechen, den Fürsten H. zum Minister des Königl. Hauses u. des Auswärtigen ernannt u. an die Spitze der Geschäfte gestellt hatte, machten dessen Gegner, die Ultramontanen u. Partikularisten, gleich den extremsten Fortschrittlern, augenblicklich wider ihn Front. Trotzdem gelang es dem Fürsten, die Annahme sowol des Zollvertrages als auch des Schutz- u. Trutzbündnisses mit Preußen auf dem Landtage durchzusetzen. Dem ersten deutschen Zollparlamente (1868) präsidirte H. Das Vatikanische Konzil veranlaßte ihn, 9. April 1869 ein diplomatisches Rundschreiben zu erlassen, welches ein gegenseitiges Einverständniß der betheiligten Regierungen in Betreff einer gemeinsamen Maßnahme bezweckte, um den röm. Hof über die dem Konzil gegenüber von ihnen einzunehmende Haltung im Voraus nicht im Ungewissen zu lassen; indeß lehnten Oesterreich u. Frankreich, die beiden größten kathol. Mächte, ab, u. demzufolge sah sich auch Preußen nicht in der Lage, zu handeln. Nun setzten die Ultramontanen erst recht alle Hebel an, um das Ministerium H. zu stürzen, u. sie erreichten, daß H. 8. März 1870 seine Entlassung nahm, überzeugt, daß sein Bleiben der nationalen Sache nichts mehr nützen könne. Der Fürst trat wieder ins Privatleben zurück, ließ sich aber zum Vertreter des 3. oberfränk. Wahlkreises im Deutschen Reichstag wählen, wo er sich der liberalen Reichspartei anschloß u. zum 1. Vizepräsidenten gewählt wurde. Nach der Abberufung v. Arnim's, im Frühjahr 1874, übertrug das Vertrauen des Kaisers u. des Reichskanzlers dem Fürsten H. den hochwichtigen Posten eines deutschen Botschafters in Paris.

Höhenmessung od. Hypsometrie nennt man in der praktischen Geometrie die Bestimmung des senkrechten Abstandes eines Punktes

von der Horizontalebene. Selten kann diese H. direkt geschehen durch Anlegung eines Maßstabes od. einer Meßschnur. Gewöhnlich geschieht sie trigonometrisch, d. h. man betrachtet die zu messende Höhe als die Seite eines Dreiecks, von dem man andere zugängliche Stücke (Seiten u. Winkel) mißt u. daraus die unbekannte Seite (Höhe) nach den Lehren der Trigonometrie (s. d.) durch Rechnung ableitet. Ein sehr einfaches u. praktisches, bes. auch für Laien benutzbares Meßinstrument zu trigonometrischen H.en (Baumhöhen u. s. w.) sowie auch zu jeder andern geodätischen Operation ist der sogen. „Meßknecht" (s. d.) des Hofrath Preßler in Tharandt. Die Höhe eines Berges bestimmt man in der Regel nicht in Bezug auf die denselben umgebende Ebene, sondern in Bezug auf den Meereshorizont. Auch kann man die Messung von Berghöhen sowie die der Erhebung bei Luftballonaufsteigungen statt auf trigonometrischem Wege durch gleichzeitige Barometerbeobachtungen an der untern u. obern Station vornehmen, da das Barometer um so niedriger steht, je höher man sich in die Atmosphäre erhebt. Die Angabe der Berechnungsweise der Höhe aus dem Barometerstande würde hier zu weit führen, doch erhält man die Höhe in Metern schon ziemlich annähernd richtig, wenn man die Zahl 16,000 mit dem Unterschiede der oben u. unten beobachteten Barometerstände multiplizirt u. durch die Summe dieser beiden Barometerstände dividirt. Beobachtete man z. B. in einem Luftballon einen Barometerstand von 735 mm., während er zu gleicher Zeit unten 765 mm. beträgt, so ist der Unterschied beider 30 u. ihre Summe 1500. Also erhält man $\frac{30 \times 16,000}{1500}$, d. i. eine Höhe von 320 m. Endlich kann man auch mittels des Thermometers annähernd die Höhe von Bergen bestimmen. Das Wasser kocht nämlich infolge des verminderten Luftdruckes bei um so niedrigeren Temperaturen, je höher man sich über den Meeresspiegel erhebt, u. aus dem genau bestimmten Siedepunkte läßt sich, wie aus dem Barometerstande, ein Schluß auf die erreichte Höhe machen.

Nr. 3408. Hohenschwangau.

Höhenrauch (Haar-, Heide-, Heer- od. Moorrauch) ist eine in Thüringen, aber auch oft in anderen Theilen Deutschlands, wie am Rhein, ja südlich bis in Bamberg, Frankfurt, Sigmaringen u. östlich auch in Holland, England u. auf dem Atlandischen Ozean während der Monate Mai u. Juni beobachtete trockne Trübung der Atmosphäre, welche die Sonne gelb bis blutroth erscheinen läßt u. durch Moorbrände verursacht wird, die jährlich in den Mooren zu beiden Seiten der Ems vorgenommen werden, um 30,000—40,000 Morgen Land zur Einsaat des Buchweizens u. Roggens vorzubereiten. Ueber den brennenden Mooren erhebt sich der Rauch bis zu einer Höhe von 3000—3500 m. Gewöhnlich bemerkt man beim H. einen brenzlich-bituminösen Geruch. Die volksthümliche Meinung, der H. sei ein zersetztes Gewitter, ist unbegründet.

Hohenschwangau, Lustschloß des Königs von Bayern, im oberbayer. Bezirk Schongau, 1 Stunde südöstl. von Füssen, in prachtvoller, seenreicher Gegend der Voralpen gelegen, war Stammburg der Herren von Schwangau, kam 1567 an die bayer. Herzöge, wurde aber 1804 dem Landgericht Schongau einverleibt u. verfiel, bis H. 1832 von dem Kronprinzen, späteren König Maximilian, auf das Schönste restaurirt wurde. Den Bau leiteten Quaglio, Ohlmüller u. Ziebland, die inneren Säle schmückten Schwind, Lindenschmitt u. andere Künstler mit Freskenbildern aus der deutschen u. bayer. Geschichte u. Sage. Gegenwärtig ist H. Wittwensitz der Königin Mutter von Bayern.

Hohenstaufen, steiler Bergkegel in Württemberg, 700 m. hoch, in der Nähe von Göppingen gelegen, auf welchem sich die Ruinen der 1525 zerstörten Stammburg des gleichnamigen Kaisergeschlechtes erheben. (Abb. Bd. I, Nr. 275.)

Hohenstaufen od. Staufer, ein deutsches Fürstengeschlecht, aus dem 1138—1254 die Deutschen Kaiser hervorgegangen u. das mit Konradin 1268 ausstarb, hat in Friedrich v. Büren seinen ältesten Ahnherrn. Dieser erbaute um die Mitte des 11. Jahrh. in Schwaben die Burg H. u. erhielt nach dieser den Namen. Sein Sohn Friedrich erwarb sich durch die Treue gegen Heinrich IV. das Herzogthum Schwaben, die Hand der Kaisertochter u. 1081 die Statthalterschaft in Deutschland, verwickelte sich dadurch aber auch in heftige Kämpfe mit der Partei der Welfen, so daß er 1097 mit Schwaben nochmals belehnt werden mußte. Als er 1105 starb, folgte ihm sein Sohn Friedrich in Schwaben, während sein Bruder Konrad 1112 mit dem Herzogthum Franken belehnt wurde. Auch sie standen in dem Kampfe gegen den Papst u. die Welfen muthig auf der Seite Kaiser Heinrich's V. u. erbten bei dessen Tode seine Hausgüter. Friedrich unterlag aber bei der Kaiserwahl, obgleich ein Theil der Fürsten u. Völker Deutschlands für ihn gesinnt war, gegen seinen persönlichen Feind, Lothar den Sachsen (s. d.). Als dieser die von Heinrich V. ererbten Güter zurückforderte, griff Friedrich zu den Waffen u. wurde im Kriege gegen die kaiserl. u. welf. Partei auch von seinem Bruder Konrad unterstützt, welcher sich 1128 in Monza zum König von Italien hatte krönen lassen. Beide Brüder mußten sich zwar 1135 dem Kaiser unterwerfen, blieben aber im Besitz ihrer Güter. Nach Lothar's Tode wurde Konrad als Konrad III. 1138 zum Oberhaupt des Deutschen Reiches gewählt. Um nun das ihm feindliche Geschlecht der Welfen zu schwächen, forderte er von Herzog Heinrich, welcher Sachsen u. Bayern besaß, letzteres zurück u. erklärte ihn auf seine Weigerung in die Acht. Darauf entbrannte der wilde Kampf der Welfen (Guelfen) u. Ghibellinen (s. d.). Nach Herzog Heinrich's Tode (1139) setzte dessen Bruder Welf den Krieg fort. Herzog Heinrich's Sohn, Heinrich der Löwe, erhielt zwar 1142 Sachsen zurück, verblieb aber in der feindseligen Stellung auch dem Kaiser Friedrich I. (s. d.) gegenüber, welcher 1152 seinem Bruder Konrad gefolgt war. Obgleich dieser Heinrich den Löwen auf seine Hausgüter Braunschweig u. Lüneburg beschränkte u. die Macht der großen deutschen Territorialherren durch die Zersplitterung ihrer Länder schwächte, gelang es doch seinem Sohne u. Nachfolger Heinrich VI. (1190 bis 1197) nicht, die deutsche Kaiserwürde in seinem Hause erblich zu machen. Der noch immer zu starke päpstliche Einfluß verhinderte die Thronbesteigung Friedrich's II., des Sohnes Heinrich's VI., u. erhob in Otto IV. von Braunschweig einen Gegenkönig neben Philipp von Schwaben, den Bruder Heinrich's VI. Nach Philipp's Ermordung (1208) wandte sich aber die Gunst des Papstes von Otto ab u. Friedrich II. (s. d.) zu, welcher nach Otto's Niederlage bei Bovines (1214) als Herrscher in Deutschland allseitig anerkannt wurde u. 1220 die Nachfolge seines Sohnes Heinrich u., als dieser sich gegen seinen Vater empört hatte, die seines zweiten Sohnes Konrad 1237 sicher stellte. Zwar vermochte Friedrich II. durch die Erwerbung der Zähringischen Güter seine Hausmacht zu verstärken u. auch die von Philipp veräußerten Besitzungen wieder an sich zu bringen; die Verlegung des Schwerpunktes des röm.-deutschen Kaiserreichs nach Sizilien, der Kampf mit den Städterepubliken Italiens u. mit dem Papste schwächte jedoch so die Macht der H., daß sein Nachfolger Konrad IV. (1250—1254) nur mit Mühe sich gegen seine Feinde in Deutschland u. Italien erwehren konnte, obgleich ihn sein Bruder Manfred (s. d.) kräftig unterstützte.

Sein Sohn Konradin (s. d.) endete im Kampfe gegen Karl von Anjou, dem er Sizilien entreißen wollte, 1268 auf dem Blutgerüste zu Neapel sein junges Leben; Manfred war vor ihm 1266 in der Schlacht bei Benevent gefallen; Enzio, ein Sohn Friedrich's II., starb 1272 in Bologna im Gefängniß, u. auch Manfred's Söhne, Friedrich, Heinrich u. Anselm, kamen im Kerker um. Das Geschlecht der H. war in der männlichen Linie ausgestorben, in der weiblichen pflanzte es Margaretha, die Tochter Friedrich's II. fort, welche an Albrecht den Unartigen verheirathet war.

Stammtafel des Geschlechtes der Hohenstaufen.

Friedrich von Büren.

Friedrich, Herzog von Schwaben. † 1105.

Friedrich II. von Schwaben. — Konrad III., Herzog von Franken, Deutscher Kaiser. † 1152.

Kaiser Friedrich I. Barbarossa. † 1190.

Kaiser Heinrich VI. † 1197. — Friedrich, Herzog von Schwaben. † 1191. — Otto, Pfalzgraf in Burgund. † 1191. — Konrad, Herzog von Franken. † 1196. — König Philipp. † 1208.

Kaiser Friedrich II. † 1250.

Heinrich. † 1242. — Kaiser Konrad IV. † 1254. — Margaretha. — Enzio. † 1272. — Manfred. † 1266.

Konradin. † 1268.

Hohentwiel, ein steiler, 692 m. hoher Bergkegel im südl. Theil der Schwäb. Alp u. in einer württemberg. Exklave des Hegau, im W. von Konstanz gelegen, gewährt eine prächtige Aussicht auf den Bodensee u. die schweizer. Voralpen u. trägt auf seinem Gipfel die Ruinen von Befestigungen, deren Ursprung man auf die Römer zurückführt u. die nach mehrfachen Belagerungen im Dreißigjährigen Kriege 1800 auf Befehl des franz. Generals Vandamme gesprengt worden sind.

Hohenzollern od. Zollern, Stammschloß des Fürstengeschlechtes gleichen Namens, gelegen auf einem 855 m. hohen Felskegel in der Schwäb. Alp, eine Stunde südl. von Hechingen, stammt in seinen ältesten Theilen, wie der St. Michaelskapelle, aus dem 11. Jahrh., wurde 1423 von den Ulmern zerstört, seit 1454 aber neu aufgeführt, im Dreißigjährigen Kriege aber aufs Neue verwüstet. König Friedrich Wilhelm IV. ließ die Burg 1850—54 nach alten Plänen, im Baustil des 14. Jahrh., restauriren u. befestigen. Doch wird sie gegenwärtig nicht mehr als Festung betrachtet.

Hohenzollern, ein ursprünglich schwäb. Fürstengeschlecht, von dem das preuß. Königshaus abstammt; führt seinen Namen von der Burg H. (s. d.). Als Grafen von Zolre werden zuerst urkundlich erwähnt Burchard u. Wezel († 1061). Von jenen stammen die Burggrafen von Nürnberg ab, von denen Graf Friedrich III. von Zolre († 1200) als solcher zuerst, und zwar als Friedrich I., 1192 erwähnt wird. Graf Wezel ist dagegen Ahnherr der Zollern'schen Grafen von Hohenberg, deren Geschlecht 1486 erlosch. Die fränkische Linie der H. führt sich auf den Burggrafen Konrad II. († 1260) zurück, einen Enkel Friedrich's I., welcher seinem Neffen Friedrich die schwäbischen Besitzungen überließ u. sich selbst auf die fränkischen beschränkte, welche Friedrich I. durch seine aus dem österr. Adelsgeschlechte Rätz stammende Gemahlin erlangt hatte. Von Konrad's II. Söhnen trat Friedrich III. († 1297) die Burggrafschaft an u. brachte an sein Geschlecht durch Heirath einen großen Theil der Güter des letzten Grafen von Meran, nam. Baireuth; sein Bruder Konrad III. († 1314) erhielt einen Theil der Allodialbesitzungen. Friedrich's III. Sohn, Friedrich IV. († 1332), kaufte vom Grafen von Oettingen die Stadt Ansbach. Die nachfolgenden Burggrafen Konrad IV. († 1334), Johann († 1357) u. Albrecht († 1361) vermehrten ihre Hausgüter durch ihre politische Parteistellung u. Kauf, so daß die H. um die Mitte des 14. Jahrh. das mächtigste Geschlecht in Franken waren. Johann's Sohn, Friedrich V., der Eroberer († 1398), wurde 1363 von Kaiser Karl IV. in den Reichsfürstenstand erhoben. Seine Söhne theilten sich in seine Besitzungen. Johann III. († 1420) nahm das Fürstenthum Baireuth, Friedrich VI. († 1440) das Fürstenthum Ansbach. Letzterer erhielt 1411 die Mark Brandenburg von Kaiser Sigismund in Pfandbesitz u. 1415 als Friedrich I. die Kurwürde u. vereinigte nach seines kinderlosen Bruders Tode die fränk. Güter wieder. Von ihm stammen die Kurfürsten u. Könige Preußens ab (s. „Preußen, Geschichte“). Die schwäb. Linie leitet sich ab vom Grafen Friedrich († 1251), dem Sohne Konrad's I., Burggrafen von Nürnberg; ihre Güter wurden in den folgenden Jahrhunderten durch Erbtheilung vielfach zersplittert. Graf Eitel Friedrich IV. († 1512) erwarb vom Kaiser Maximilian für sein Haus das Reichskämmereramt u. gegen die schweizerische Landschaft Räzüns die Herrschaft Haigerloch. Sein Enkel Karl I. († 1556) kam in Besitz der Grafschaften Sigmaringen u. Vöhringen, welche nach seinem Tode an seinen Sohn Karl II. fielen, während dessen Bruder Eitel Friedrich VI. die Grafschaft H. erhielt. Dessen Sohn, Graf Johann Georg von H.-Hechingen, wurde von Kaiser Ferdinand II. 1623 in den Reichsfürstenstand erhoben. Mit dem Kurfürsten von Brandenburg u. den Markgrafen von Ansbach u. Baireuth wurden 1695 u. 1707 Erbverträge abgeschlossen, nach denen diese Länder nach dem Erlöschen der männlichen u. weiblichen Linie an die Krone Preußen fallen sollten. Doch entsagten die beiden Fürsten Friedrich Wilhelm von H.-Hechingen u. Karl Anton von H.-Sigmaringen 7. Dez. 1849 ihrer Souveränetät; ihre Länder wurden 12. März 1850 Preußen einverleibt u. 1852 aus denselben der Reg.-Bez. Sigmaringen gebildet.

Nr. 3409. Die Burg Hohenzollern nach ihrer Restauration.

Die beiden Fürsten wurden durch königl. Ordre vom 20. März 1850 in den Rang der nachgeborenen Prinzen des königl. preuß. Hauses mit dem Prädikate „Hoheit“ erhoben, erhielten aber durch neue Ordre vom 18. Okt. 1861 das Prädikat „Königl. Hoheit“. Der zweite Sohn des Fürsten Karl Anton (s. d.), Karl, wurde 20. April 1866 zum Fürsten von Rumänien erwählt; dessen älterer Bruder Leopold war im Juni 1870 zum König von Spanien erwählt worden u. war insofern indirekte Veranlassung zum Ausbruch des Deutsch-franz. Krieges.

Hohenzollern, die Fürstenthümer H.-Hechingen u. H.-Sigmaringen, 20,74 □M. mit 65,558 E. (1871), von denen 63,051 Katholiken sind, steht als Reg.-Bez. Sigmaringen unter dem Oberpräsidium der Rheinprovinz, in kathol. Kirchensachen unter dem Erzbischof von Freiburg i/B. Es wird von Württemberg u. Baden begrenzt u. von der Schwäb. Alp durchzogen, in der sich der Raichberg 963 m., der Heilige Kopf 922 m. u. die Burg H. 855 m. erheben. Der südl. Theil wird von der Donau in einem tiefen Thale durchschnitten; in dieselbe strömt auf der linken Seite die Lauchert. Der N. wird vom Neckar berührt, der hier die Glatt aufnimmt. Wald ist spärlich vertheilt, doch hat das Land Eisen, Steinsalz, Gips, Torf u. Mineralquellen. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist Ackerbau u. Viehzucht; die fruchtbarsten Landstriche liegen im Unter-

lande, wo Klima u. Boden selbst den Weinbau zulassen. Die Hochebene der Alp ist wegen häufig eintretenden Wassermangels weniger ertragreich. Die Industrie beschränkt sich auf Eisenhütten, Baumwollenspinnerei u. -Weberei, Leinweberei, Salzgewinnung u. Peitschenfabrikation. H. kam 1849 nach der Abdankung der regierenden Fürsten von Hechingen u. Sigmaringen an die preuß. Krone u. zerfällt in die Oberamtsbezirke Sigmaringen, Gammertingen, Hechingen und Haigerloch; letzterer bildet das Unterland, die übrigen das Oberland. Sitz der Regierung ist Sigmaringen, Stadt mit 3490 E.

Hoherpriester. Mit diesem Worte übersetzt Luther einen hebr. Ausdruck, der eigentlich der „große Priester“ bedeutet, u. ebenso im Neuen Testament das griech. Wort ἀρχιερεύς, d. i. Erzpriester, Oberpriester. Gemeint ist damit der Vorstand der israelitischen Priesterschaft, dem als solchem zugleich eine Reihe besonderer Befugnisse zustand. Als Nachfolger Aaron's, des Bruders Mose u. ersten Hohenpriesters, mußte er aus der Familie desselben stammen. Erst Herodes d. Gr. erhob auch andere Priester (gegen das Gesetz) zu dieser höchsten Würde. Dieselbe vererbte sich gewöhnlich auf einen der Söhne u. war lebenslänglich; in den Zeiten der syr. u. röm. Herrschaft wurden allerdings die H. oft willkürlich ein- u. abgesetzt, bis die Würde mit der Zerstörung des zweiten Tempels (70 n. Chr.) ganz erlosch. Der H. ist keineswegs Stellvertreter Gottes gegenüber dem Volke, sondern vielmehr Vertreter des Volkes vor Gott. Wie das hebr. Priesterthum überhaupt nur die Bedeutung hat, ein Ausschuß aus dem Volke zu sein, der vermöge besonderer Weihe u. Reinheit Gott nahen u. die Opfer u. Gebete des Volkes vor ihn bringen kann, so ist der H. wiederum eine letzte Repräsentation dieses Ausschusses. Daher wird von ihm noch höhere Weihe u. äußere Reinheit gefordert, ein Gedanke, der in der umständlichen siebentägigen Weihe des H.s u. seiner Bekleidung mit einer besonderen kostbaren Amtstracht seinen sinnbildlichen Ausdruck fand. Besonders treten dabei der Leibrock u. auf diesem das Brustschild mit den 12 Edelsteinen, welches zugleich als Orakel diente, sowie der Turban mit der Aufschrift „Heilig dem Jehova“ hervor. Nur am großen Versöhnungstage, wo ihm königl. Schmuck nicht ziemte, trug er statt jener Amtskleidung feines weißes Linnen. Seine wichtigste Verrichtung war, nächst der Befragung des Orakels an seinem Brustschilde, der sog. urim u. tummim (bei Luther „Licht u. Recht“), das Opfer für die Sünden des Volks u. die eignen am großen Versöhnungstage. In seinem äußern Leben war ihm die strengste Beobachtung der Reinheitsgesetze zur Pflicht gemacht. Nur eine reine Jungfrau durfte er heirathen, sich an keinem Todten verunreinigen 2c. Das Ansehen des H. war in früheren Zeiten außerordentlich groß; im Zeitalter der Makkabäer standen H. nicht selten an der Spitze des Staates, wie sie auch später in der Regel die Vorsitzenden des „Hohen Rathes“ der Juden waren. Doch sank dieses Ansehen gegen das Ende des 1. Jahrh. v. Chr. infolge beständiger Parteikämpfe.

Hoheslied (im Hebr. eigentl. „Lied der Lieder“, d. h. das schönste, herrlichste Lied) heißt das 4. Buch der 3. Abthl. der hebr. Bibel, welches in einer späteren Ueberschrift dem Salomo als Verfasser zugeschrieben wird u. daher in der Bibel Luther's neben den Sprüchen u. dem Prediger Salomo's unter den sog. Lehrbüchern seinen Platz bekommen hat. Gegenwärtig ist man darüber einig, daß alle sinnbildlichen (allegorischen) Deutungen durchaus abzuweisen sind, daß das Buch somit nichts Anderes enthält, als dichterische Schilderungen eines irdischen Liebesverhältnisses, od. vielleicht eine Sammlung von Liebesliedern. Wenn es trotzdem in die hebr. Bibel aufgenommen wurde, so erklärt sich dies für die vorchristl. Zeit wol aus der Autorität Salomo's, den man für den Verfasser hielt; denn die allegorische Deutung des Inhaltes von dem Verhältnisse Jehova's zu seinem Volke Israel ist erst in der nachchristlichen Zeit aufgetaucht. Für die Bedenken der jüd. Schriftgelehrten gegenüber dem oft stark sinnlichen Inhalt des Buches spricht auch das Gebot, daß Niemand dasselbe vor dem 30. Jahre lesen solle. Dagegen erblickte die christl. Kirche von Anfang an in dem Buche eine Weissagung auf das Verhältniß Christi zu der Gemeinde, seiner Braut. Diese geistliche Deutung wurde erst gegen Ende des 18. Jahrh. mit Recht allgemein aufgegeben u. mancher scharfsinnige Versuch gemacht, den ursprünglichen Plan des Liedes festzustellen. In der Regel nahm man dabei an, daß man es mit einer Art Drama od. Singspiel zu thun habe, u. legte den Gang desselben folgendermaßen zurecht: Sulamith, ein schönes Hirtenmädchen (der Name erscheint nur Kap. 6, 12), erfreut sich der Liebe eines jungen Hirten, bis eines Tages Salomo sie erblickt u. in seinen Harem entführt. Aber allen Anträgen desselben setzt sie beharrlichen Widerstand entgegen u. wird darin von dem Geliebten, der sie suchend nach Jerusalem gekommen ist, in einer nächtlichen Zusammenkunft bestärkt. Schließlich muß der König die vor Sehnsucht kranke Sulamith entlassen u. sie feiert die selige Wiedervereinigung mit dem Geliebten. Diese noch jetzt herrschende Auffassung unterliegt indeß so vielen Schwierigkeiten, daß Andere zu der Ansicht Herder's zurückgekehrt sind, man habe vielmehr im H. eine Sammlung von 13—14 Liebesliedern zu erblicken, die nur lose zu einem Ganzen vereinigt seien. Von einer Abfassung des ganzen Buchs durch Salomo könne keine Rede sein, wohl aber mögen einzelne dieser Lieder bis in die Zeit Salomo's zurückreichen. Andere setzen das Lied (als Einheit gefaßt) um 950 v. Chr. u. nehmen die Entstehung desselben im nördl. Reiche an. Jedenfalls bleibt das Buch dadurch merkwürdig, daß es im Gegensatz zu der orientalischen Geringschätzung des Weibes die Köstlichkeit der treuen Liebe eines Paares, kurz die edlere, sittliche Liebe gegenüber der Vielweiberei u. blos sinnlichen Liebe, hervorhebt.

Höhlenbär (Ursus spelaeus), ein in der Diluvialzeit in Mitteleuropa gemeiner, den jetzt lebenden braunen Bär an Größe übertreffender Bär, dessen Knochenreste man bes. in den Knochenhöhlen Deutschlands, wie der Gaylenreuther Höhle, aber auch in Frankreich u. England findet, u. welcher ehemals als „fossiles Einhorn“ bezeichnet wurde. — In derselben Weise bezeichnen die Geologen eine ausgestorbene Tigerart, deren Knochen Goldfuß zuerst in der Muggendorfer Höhle fand, die sich aber auch anderwärts in Mitteleuropa findet, als Höhlenlöwe (Felis spelaea), richtiger Höhlentiger, indem die Tigercharaktere durch Rich. Owen am Schädel u. durch Giebel an Gliedmaßenknochen nachgewiesen wurden.

Nr. 3411.

Nr. 3410. Skelett des Höhlenbären, zum Vergleich mit Nr. 3111. Schädel des heutigen Bären.

Höhlenhyäne (Hyaena spelaea) ist unter den 10 bekannten fossilen Hyänenarten die gewöhnlichste, sie übertrifft die lebenden an Größe u. findet sich in Knochenhöhlen von Gaylenreuth u. im Diluvium von Cannstadt, Magdeburg u. s. w. Von einem Höhlenvielfraß (Gulo spelaeus) fanden sich Knochen in der Gaylenreuther Höhle.

Höhlenbewohner, Höhlenmenschen, Höhlenfunde. Im rohesten Zustand scheint sich der Mensch als Obdach natürliche Höhlen gewählt zu haben. Schon die alten Griechen sprechen von Troglodyten (Höhlenbewohnern); sie nannten „Troglodytike“ die Küste am Arabischen Meerbusen in Aethiopien, da man dort die Einwohner in Grotten wohnen sah. Auch unseren ältesten Vorfahren begegnen wir in Höhlen od. Grotten, wie den alten Galliern u. Liguriern od. den nun ausgerotteten Guanchen in den Lavahöhlen der Kanarischen Inseln, u. noch jetzt leben einige Stämme an der Südküste Arabiens in Grotten, u. Livingstone fand in Rua, nördl. vom Monrosee in Mittelafrika, einen in unterirdischen Höhlen lebenden Volksstamm. Die Alterthumsforscher bezeichnen als H. die ältesten Bewohner Europa's, welche der sog. „älteren Steinzeit“ angehören. Diese früheste Epoche der Urgeschichte der Menschheit fiel in die Gletscherzeit, wo von Norden her große Gletschermassen Europa zum Theil überdeckten, u. für die man wiederum zwei aus einander liegende Perioden, die 1. u. die 2. Gletscherzeit, annimmt. Man bezeichnet diese beiden Perioden auch als „Mammuth- u. als Renthierzeit“, weil man weiß, daß in der ersten derselben das Mammuth, dieser Riesenelefant auf dem Boden Europa's lebte, u. weil in der zweiten Periode in Südfrankreich u. Süddeutschland noch das Renthier umherschweifte. Allein in der großen Eiszeit gab es noch andere untergegangene Thierarten, denn in den Knochenbreccien, welche den Boden der Höhlen in Nord- u. Mitteldeutschland, in Belgien u. Südfrankreich bilden, lagern mit Resten menschlicher Industrie zusammen die Ueberreste, d. h. die Knochen, folgender Thiere aus der posttertiären od. Diluvialzeit: Elephas primigenius, Rhinoceros leptorhinus u. tichorhinus, Höhlenbär (Ursus spelaeus), Höhlenhyäne, Riesenhirsch (Cervus euryceros), Bos primigenius u. s. w. als Gefährten des vorhistorischen Menschen. Die Zeugnisse für das Zusammenleben des

Menschen mit den genannten Thieren, insbes. mit dem Mammuth, liefern nicht blos die Höhlenfunde, sondern auch die Entdeckung rohester Steinwerkzeuge, sowie einzelner Menschenknochen, in den Aufschwemmungen u. Ablagerungen der Flußthäler, nam. im Sommethal bei Amiens, St. Acheul u. Abbeville im Seinethal bei Clichy, sowie andere Fundstätten in Belgien, in Nord- u. Mittelfrankreich. Zunächst gaben unzweideutige Zeugnisse die Höhlen des Kohlenkalkes in Belgien, deren

Nr. 3412. Höhle von Aurignac (Dep. der obern Garonne).

Dr. Schmerling vom J. 1829 an etwa 40 untersuchte. Die besten Beweisstücke insbes. fanden sich in den Höhlen von Engis u. Engihoul, in deren jeder die Reste dreier Menschen mit Mammuthknochen u. s. w. zusammenlagerten. In den Lehmschichten, welche, den Boden solcher Höhlen bildend, oft sehr dick mit Tropfstein überdeckt sind, wurden bei sorgfältigen Nachgrabungen Menschengebeine u. bearbeitete Gegenstände, z. B. Pfeilspitzen, Feuersteinmesser, mitten unter thierischen Resten zum Vorschein gebracht, welche die Zoologen als Zähne u. Knochen des Elefanten, Rhinozeros, Hirsches, Bären, der Hyäne u. eines großen katzenartigen Thieres (Höhlenlöwe od. Höhlentiger) bestimmten. Der Zustand der thierischen u. menschlichen Reste zeigte, daß sie gleichzeitig dort abgelagert wurden. Eine größere Zahl von Höhlen mit ganz ähnlichen Funden besitzt Frankreich nam. im Dep. der Dordogne in der Umgegend von Moustier auf dem rechten Ufer der Vèzere bei Pay de l'Agé, im Dep. Loir et Cher bei Vallières, im Dep. Corrèze bei Brives, im Dep. Ariége bei Lherm u. s. w. In England waren die Kentshöhle von Torquay u. Wills, die Höhle bei Wookey (Grafschaft Somerset), sowie mehrere Grotten in den Mendipbergen ergebnißreich. In Sizilien bot die Höhle von Corburanceli ganz ähnliche Erscheinungen dar. Schließlich hatte man auch in Deutschland, insbes. in einer Höhle des Neanderthales an der Düssel im J. 1856, den eigenthümlich gestalteten Schädel u. andere Skeletttheile eines Menschen mit Knochen vorweltlicher Thiere zusammenliegend entdeckt, später zu Schussenried bei Ravensburg (Württemberg) rohe Steinwerkzeuge neben Mammuth- u. Rhinozerosknochen ausgegraben. Aber die Zeichen wirklicher Höhlenwohnungen

Nr. 3413. Horizontaler Aufriß der Höhle von Cro-Magnon.
A Kalkfelsen, Decken u. Wände der Hohle bildend. N mittlerer u. hochster Theil der obersten Kulturschicht mit Herdfeuerruckständen. O Basis eines neuen Pfeilers zur Unterstützung der Höhlendecke. a Steinbruchstücke, die zu verschiedenen Zeiten von der Höhlendecke herabfielen. b Elefantenzahn. c Schädel eines alten Mannes. d Schädel einer Frau. e menschliche Gebeine. — Die Ziffern bedeuten metrisches Maß.

aus jener Urzeit Deutschlands fand man erst in westfäl. Höhlen sowie in Steiermark bei Peggau u. in der Drachenhöhle bei Mixwitz. An allen diesen Fundorten zeigt der Charakter der Steingeräthe, d. h. der Steinäxte, der Pfeil- u. Lanzenspitzen, der Schab- u. Schneidewerkzeuge eine überaus rohe Beschaffenheit; sie sind grob zugehauen, nicht polirt. Schmuckgegenstände gab es damals noch nicht, sie treten erst in der Renthierzeit auf. Dagegen schlugen die H. die Röhrenknochen der großen erlegten Thiere entzwei, um das Mark derselben zu genießen; — ja, man fand auch, nam. in belgischen Höhlen, Menschenknochen in ähnlicher Weise bearbeitet u. vermuthete, daß Jene Kannibalen, Menschenfresser, waren. Daß aber das Mahl wirklich in den Höhlen verzehrt wurde u. diese in der That als Wohnung dienten, geht deutlich aus der Holzkohle u. Asche hervor, die unmittelbar in denselben Schichten lagern. Die Formen der aus dieser Zeit stammenden Menschenknochen zeigen Merkmale sehr niedrig stehender Rassen.

Allein es kam dann eine Zeit, in welcher sich die Gletscher, die sich schon zurückgezogen hatten, abermals über Europa verbreiteten; es war dies die zweite Periode jener fernen Zeit, die sich dadurch charakterisirt, daß das Renthier in Mitteleuropa sehr zahlreich auftrat, das Mammuth u. dessen Genossen dagegen verschwanden. Ur, Edelhirsch, Reh, Pferd, Wildschwein, Hasen sind nicht selten, dagegen ist die ganze Fauna der früheren Periode im Aussterben. Diese sog. kleine Eiszeit zwang den Menschen, sich in höher gelegene Gegenden zu ziehen. Er fertigt jedoch nunmehr künstliche Produkte an, bearbeitet seine Steinwerkzeuge sorgfältiger u. zeigt überhaupt höhere Kultur. Bei der Bestattung der Todten wurde ein Leichenmahl gehalten, wie die z. B. in der Höhle von Aurignac aufgefundenen Geräthe, zerschlagenen Knochen ꝛc. darthun; auch entdeckte man an dieser, sowie an anderen Höhlen, Scherben von rohen Töpferwaaren; sogar künstlerische Schnitzwerke fertigte man an, denn man grub mit scharfen u. spitzen Steinen Bilder von Thieren u. Menschen in Renthiergeweih (z. B. in der Grotte von Bize u. in vielen andern fand man dergleichen) sowie in Stein (z. B. in der Höhle von Massat), sogar in Mammuthzähne (z. B. die berühmte Zeichnung eines vorweltlichen Elefanten, gefunden auf der Station Madelaine). Die mit Bildern verzierten Renthiergeweihe bezeichnet man als „Kommandostäbe", weil man sie für die Abzeichen der Befehlshaber hält. Allein sonderbarer Weise beschränken sich die künstlerischen Leistungen solcherart nur auf ziemlich kleinen Raum; die Grotten von Eyzies an der Vezère, die Höhlen von Perigord u. s. w. sind reich an solchen Kunstprodukten der „Renthierfranzosen". Die belg. Höhlen, die in dieser Periode der Vorzeit bewohnt waren, beweisen, daß der Mensch noch immer eine große Liebhaberei für das Mark der Thiere hatte; so die Höhlen im Thal der Lesse, bei Furfooz ꝛc. In der Höhle von Chaleux, welche im Auftrage der belg. Regierung Dupont untersuchte, fand man 30,000, in der von Furfooz 1200 Stück bearbeitete Feuersteine, von welchen kein einziger Spuren von Politur zeigte. Schließlich entdeckte man auch Höhlenstationen in Deutschland: im Höhlenfels bei Blaubeuren lagen rohe Werkzeuge des Menschen zusammen mit Knochen des Renthieres, des Höhlenbären, Ursus spelaeus, priscus u. tarandi, des Pferdes, des Bos urus u. Brachyceros; ähnliche Verhältnisse zeigte die Höhle im Schelmengraben bei Regensburg. In Mähren diente zur selben Zeit die Vitustek- u. die Byciskalahöhle, in Westfalen die Balverhöhle zum Aufenthalt für den Renthiermenschen. Bezüglich der Frage, ob u. in wie weit die Höhlenmenschen jener Zeit mit den Rassen der Jetztzeit zusammenhängen, muß man sehr vorsichtig sein. Wie man die Troglodyten der Dordogne, welche in der Höhle von Cro-Magnon u. a. die Stelle des Herdfeuers deutlich erkennen läßt (s. Nr. 3413), mit den Iberern, den früheren Bewohnern Spaniens u. Siziliens, wegen ihrer Langköpfigkeit u. Größe vergleichen kann, so kann man die gleichfalls der Renthierzeit zugerechneten Troglodyten aus der belg. Höhle von Furfooz im Thale der Lesse ihrer relativen Kurzköpfigkeit u. Zartheit wegen mit den Liguriern zusammenstellen, die noch in historischer Zeit in Norditalien im Gebiete des Po wohnten. Allein bei der geringen Zahl der bisher bekannten Höhlenschädel darf man nicht behaupten, daß wirklich schon zur Renthierzeit iberische u. ligurische Stämme in Spanien, Frankreich u. Belgien hausten.

Genaueres findet man in folgenden Werken: Sir Charles Lyell, „Das Alter des Menschengeschlechtes auf der Erde" (aus dem Engl. von L. Büchner, Lpz.); Karl Vogt, „Vorlesungen über den Menschen ꝛc." (Gießen); Le Hon, „L'homme fossile en Europe etc." (Brux. et Par. 1867); Wilh. Baer, „Der vorgeschichtliche Mensch ꝛc.", unter Mitwirkung von Prof. Schaafhausen vollendet u. herausgeg. von Fr. v. Hellwald (Lpz., O. Spamer 1874); Sir John Lubbock, „Die vorgeschichtliche Zeit" (aus dem Engl. von A. Passow, Jena 1874).

Höhlenkalk, ein von älteren Schriftstellern oft u. auf verschiedene Kalksteinarten angewandter Name, bezieht sich vorzugsweise auf den Dolomit der deutschen Zechsteinformation, wie auf der Altenburg bei Pößneck, bei Glücksbrunn unweit des Bades Liebenstein ꝛc.

Hohlspath, s. „Chiastolith". **Hohlspiegel,** s. „Spiegel".

Hohofen, s. „Eisen" (Ausbringen od. Gewinnung des Eisens).

Holbein od. Holbain, eine berühmte Malerfamilie, deren einzelne Glieder in jüngster Zeit Gegenstand besonderer u. nach mehreren Richtungen hin ergebnißreicher Forschung gewesen sind. An der Spitze dieser Familie steht, seit ein sog. Großvater Hans **H.**, der 1459—99 gemalt haben soll, glücklich beseitigt worden ist, Hans **H.** der Aeltere, dessen Geburtsjahr unbekannt ist u. der in den Steuerbüchern von Augsburg als „Maler“ erst 1495—99 u. dann mit Unterbrechungen bis 1516 erscheint. Vermuthlich war er Schwiegersohn des Malers Thomas Burgkmair. 1499 u. in den folgenden Jahren malte er in Ulm, in Frankfurt u. später auch im Elsaß; sein Tod erfolgte 1524.

Nr. 3414. Hans Holbein der Aeltere (gest. 1524).

Als Maler stand er Anfangs noch ganz unter dem Einfluß der durch die Brüder van Eyck gegründeten flandr. Schule, wie einige in der Moritzkapelle zu Nürnberg u. im Dom zu Augsburg erhaltene Bilder aus den Jahren 1492 u. 93 beweisen; später dagegen ging er zu einem viel entschiedeneren Realismus über. Hierher gehören vor Allem die beiden Bilder (Galerie zu Augsburg) der röm. Kirchen S. Maria Maggiore mit der Krönung der Maria u. St. Paul vor den Mauern mit dem Leben des Apostels Paulus, sowie andere im Städel'schen Institut zu Frankfurt, in der Pinakothek zu München u. in der Moritzkapelle zu Nürnberg. — Sein Bruder Sigmund, der als Bürger u. Maler in Bern lebte u. unverheirathet 1540 starb, ist wol nur durch ein einziges kleines Bild (auf der Burg zu Nürnberg) bekannt. — Hans H. der Aeltere hinterließ drei Söhne, Ambrosius, Bruno u. Hans, die gleichfalls Maler waren. Während wir von Ambrosius, geb. 1484, gest. in Basel (wahrscheinlich nach 1516), nur einige wenige Bilder u. Handzeichnungen, u. von Bruno, der um 1493 geb. u. vor 1540 gest. sein muß, gar keine Bilder kennen, ist dagegen der dritte Sohn, **Hans H.** der Jüngere, um so wichtiger u. bedeutender. Geb. zu Augsburg 1495, zeigte er schon in früher Jugend ein ungemeines Künstlertalent, wie uns eine Menge von Proben, Portraitköpfe mit Silberstift gezeichnet, in den Kupferstichkabineten zu Berlin u. Kopenhagen u. im Museum zu Basel beweisen, alle aus den Jahren 1509—1516 herrührend. Auch Oelbilder, von etwas schwerem, gelbbräunlichem Fleischton, sind uns aus dieser Jugendepoche geblieben, z. B. die 2 Altarflügel aus dem J. 1512 in der Galerie zu Augsburg mit der Enthauptung der heil. Katharina, der Legende des heil. Ulrich, der Kreuzigung Petri u. dem zwischen Anna u. Maria stehenden Christuskinde, das die ersten Versuche im Laufen macht; ebenso das herrliche Altarbild (Pinakothek in München) aus dem J. 1515 mit der Marter des heil Sebastian. Mit seinem älteren Bruder Ambrosius begab er sich 1516 nach Basel, wo Beide in Illustrationen für die dortigen Buchdrucker u. im Portraitmalen Beschäftigung fanden, so daß Ambrosius sich dort ansiedelte, während Hans auch die übrige Schweiz u. vermuthlich Oberitalien besuchte. Erst 1519 wurde auch er Bürger u. Mitglied der Malerzunft in Basel u. heirathete bald nachher eine häßliche, zänkische Wittwe, Namens Elsbeth Schmid. Nachdem er dort fast 7 Jahre gelebt hatte, zog er auf Empfehlung seines Freundes Erasmus nach England, wo er im Hause des Kanzlers Thomas Morus Aufnahme fand u. sich die Gunst des Königs Heinrich VIII. dermaßen erwarb, daß er, durch zahlreiche Portraits zum Wohlstand gelangt, zwar noch einige Jahre bei seiner Familie in Basel zubrachte, dann aber wieder nach England

Nr. 3415. Hans Holbein der Jüngere (geb. 1495, gest. 1543).
(Nach dem Selbstportrait des Meisters im Museum zu Basel.)

zurückkehrte, wo er 1543 starb. Zu den Hauptbildern des Meisters aus dieser Zeit nach 1519 gehören „Der Brunnen des Lebens“ im Königsschloß in Lissabon, zwei Altarflügel im Münster zu Freiburg i. Br., die aus acht Abtheilungen bestehende, schon sehr realistische Passion im Museum zu Basel u. vor Allem die beiden, durch die Ausstellung Holbein'scher Werke im J. 1871 zu Dresden noch bekannter gewordenen Exemplare der Madonna des Baseler Bürgermeisters Jakob Meier zum Hasen, über deren einzelne Gestalten u. ihre Bedeutung die Meinungen der Kunstgelehrten eben so weit aus einander gehen, wie über das ganze Verhältniß der beiden Bilder zu einander, wenngleich die Mehrzahl der Kenner heute der Meinung ist, die Dresdener Madonna sei nur eine, vielleicht nicht einmal von H. selbst herrührende, spätere Wiederholung des etwas kleineren Bildes in Darmstadt. Ein noch bedeutenderer Zweig von H.'s künstlerischer Thätigkeit, ist das Portrait, worin er namentlich in England große Thätigkeit entwickelte u. alle seine deutschen Vorgänger übertraf. Bereits vorher waren die herrlichen Bildnisse jenes Bürgermeisters Meier u. seiner Gattin, des Buchdruckers Froben, des Erasmus u. A. entstanden, denen sich dann in England Bildnisse, wie das des Thomas Morus, des Thomas Howard, Herzogs von Norfolk, des Lord Guilford u. des Königs Heinrich VIII., des Kaufmanns Georg Gisse (Berl. Museum), der Johanna Seymour (Belvedere in Wien), des Goldschmieds Morett (Museum in Dresden) u. unzählige andere anreihten. Wie hoch er aber auch in diesem Fache dasteht, wie bewunderungswürdig auch sein Talent als Künstler war, eine fast noch größere Bedeutung hat H. in der allgemeinen Geschichte durch seine Theilnahme an den Bewegungen seiner Zeit u. ihren Gedanken u. Anschauungen. Freilich ist Manches von dem, was er in dieser Richtung geschaffen, zu Grunde gegangen, od. besteht aus kleinen, fliegenden Blättern, aber es charakterisirt das Geistesleben des Künstlers u. seine Zeit weit besser als seine übrigen Schöpfungen.

Dahin gehören die Blätter von dem Triumphzuge des Glückes u. der Armuth, die humorist. Federzeichnungen zu des Erasmus Schrift „Lob der Narrheit“ u. vor Allem die berühmten Todtentanzbilder, ein wahrscheinlich in den ersten Jahren seines Baseler Aufenthaltes entstandener Cyklus, der mit tiefsinnigem Ernst wie mit höhnischem Humor die Gebrechlichkeit des menschlichen Lebens u. die Gleichheit Aller vor der Willkür der Vernichtung schildert. — Die beigefügte Abbildung (Nr. 3415) ist nach des Meisters Selbstportrait, welches sich im Museum zu Basel befindet, ausgeführt. — Vgl. Woltmann, „H. u. seine Zeit“ (2. Aufl., Lpz. 1873).

Holbein, Franz Ignaz v., dramatischer Dichter, geb. zu Gizzersdorf bei Wien 27. Aug. 1779, durchzog unter dem angenommenen Namen Fontano die Welt, um seine vielseitigen Talente als Musiker, Schauspieler, Maler u. Sprachlehrer zu verwerthen. Seine Ehe mit der Gräfin Wilhelmine v. Lichtenau, der Geliebten Friedrich Wilhelm's II., auf deren Wunsch er geadelt wurde, löste sich nach 5 Jahren wieder, u. H. ward hierauf Theaterdichter an den Wiener Hofbühnen. Doch schon nach Kurzem unternahm er mit großem Erfolge als Schauspieler u. Sänger abermals Kunstreisen, leitete nach 1810 die Theater in Bamberg, Würzburg u. Prag, sowie das Hoftheater in Hannover, u. von 1841 an das Hofburgtheater in Wien. Seit 1848 auch mit der Direktion des Hofoperntheaters betraut, starb er zu Wien 6. Sept. 1855. Ihm ist die Einführung der Tantième zu verdanken. Von seinen Dramen ist am bekanntesten „Das Turnier von Kronstein“ (1820). Sammlungen seiner Stücke erschienen unter dem Titel „Theater“ (2 Bde., Rudolst. 1811); „Neuestes Theater“ (5 Bde., Pest 1822—1823, 5 Bde.; Bd. 1, n. Aufl., 1835) u. „Dilettantenbühne“ (Wien 1826).

Holberg, Ludwig, der Schöpfer des dän. Lustspiels, geb. 1684 zu Bergen in Norwegen, bezog 1702 die Universität Kopenhagen, machte unter großen Entbehrungen Studienreisen nach Holland, England, Deutschland u. Italien u. wurde, nachdem er seine Geschichte Christian's IV. u. Friedrich's III. („Christians IV. og Frederiks III. bedrifter“) veröffentlicht hatte, Professor der Geschichte u. 1720 auch Professor der Beredsamkeit in Kopenhagen. Sein erster dichterischer Versuch war das komische Heldengedicht „Peder Paars“ (Kopenh. 1719—20); H. ließ demselben 1723—25 nicht weniger als 15 Lustspiele folgen. Nachdem er inzwischen in Paris gewesen war, veröffentlichte er dann seine „Metamorphosis eller forwandlinger“ (Kopenh. 1726, deutsch, Lpz. 1746), ein satirisches Gegenstück der Verwandlungen des Ovid. Als ihm aber dies Werk mancherlei Anfeindungen zuzog, wandte er sich wieder rein wissenschaftlichen Beschäftigungen zu, deren Früchte seine „Statistik von Dänemark“ (1729—49), seine berühmte „Geschichte von Dänemark“ (1732 bis 35), seine „Allgemeine Kirchengeschichte seit Luther“ (1738), u. seine „Geschichte der Juden“ (1742) waren. Gleichzeitig veröffentlichte er — u. zwar aus Furcht vor der Censur in lat. Sprache — seine „Reise des Niels Klim in die Unterwelt“ (Klimii iter subterraneum“, Kopenh. 1741; dän., ebd. 1745; deutsch, Lpz. 1829), eine treffliche Satire gegen die Pietisten u. im Geschmack von Swift's „Gulliver“. 1749 erschienen seine „Moralischen Betrachtungen“, 1748—54 die „Episteln“ u. 1751 seine „Moralischen Fabeln“. Inzwischen hatte er durch seine literarischen Arbeiten sich ein ziemlich großes Vermögen gesammelt, welches er im Falle seines Todes der neugeschaffenen Akademie Sorör — er war unverheirathet geblieben — vermachte. Er starb bereits 27. Jan. 1754. — H. ist als Historiker u. als Stilist für die dän. Literatur von Bedeutung; universellen Werth aber haben seine Lustspiele, durch die er der Schöpfer des dän. Nationaltheaters wurde. Ihr Charakter ist mehr der des Niedrigkomischen, aber auch auf diesem Felde ist er unübertroffen; Stücke, wie „Der politische Kannegießer“, der die deutsche Sprache mit dem neuen Worte „kannegießern“ bereicherte, „Don Ranudo de Colibrados“, „Der 11. Junius“, „Heinrich u. Pernille“ ꝛc., unterhalten noch heute durch kernigen Witz, wenn auch manche Zweideutigkeit mit unterläuft. Die erste Ausgabe derselben erschien als „Hans Mikkelsens comoedier“ (2 Bde., Kopenh. 1723—52), dann unter dem Titel „Den danske skueplads“ (Kopenh. 1731—54 u. öfter); eine deutsche Uebersetzung gab Oehlenschläger (4 Bde., Lpz. 1822—33), eine Auswahl findet sich bei Prutz, „Ludwig H., sein Leben u. seine Schriften“ (Lpz. 1857).

Holcus, Honiggras; Pflanzengattung der Gräser mit zwei Arten (H. mollis u. lanatus), welche als süßschmeckende Gräser sich am besten für Schafe eignen u. bes. auf Sandboden werthvolle Futterkräuter sind. Beide gehören unserer Zone an, wo die erstgenannte Art (weiches H.) in Wäldern die seltnere ist, während die letztgenannte (wolliges H.) ebendaselbst, sowie auf Wiesen u. Rainen, überall auftritt. Diese hat eine faserige Wurzel u. im Kelche versteckte Grannen, jene od. das weiche H. eine kriechende Wurzel u. weit hervorstehende Grannen, wodurch sie sich alsbald schärfer von einander unterscheiden lassen, als durch die Färbung ihrer Rispen, die bei dem weichen H. weißgrünlich, bei dem wolligen H. blaßröthlich sein muß. An u. für sich gehören sie zu der großen u. bedeutsamen Gruppe der Hafergräser od. Avenaceen.

Holda (Hulda, Frau Holle ꝛc.), eine vielgestaltige Göttin der deutschen Mythologie. Einerseits ist sie die freundliche, mütterliche Göttin, Schützerin des Feldbaues, fleißige Spinnerin, auf ihrem jährlichen Umzuge zu Wagen während der Zwölften dem Lande Fruchtbarkeit bringend; auf der anderen Seite aber berührt sie sich mit der Todesgöttin Hel (s. d.). Ihr fallen die Seelen der ungetauft sterbenden Kinder anheim, ihre Wohnung ist in Brunnen u. Seen, od. sie wird gedacht als Königin der Berggeister, Herrscherin über ein stilles, unterirdisches Volk; daneben erscheint sie als Genossin des wüthenden Heeres, von Hexen umgeben, u. dann hat sie das Aussehen eines häßlichen, langnasigen, alten Weibes. Im Allgemeinen aber überwiegt im Volksglauben ihre freundliche Seite, wie denn seit der Einführung des Marienkultus viele der H. eigenthümliche Züge auf die Mutter Gottes übergegangen sind. Uebrigens kennt man H. nur in Mittel- u. Norddeutschland; in oberdeutschen Gegenden entspricht ihr Frau Berchta (s. d.).

Hölder, Julius, süddeutscher Politiker, insbesondere als Mitbegründer der Deutschen (nationalen) Partei in Württemberg, geb. zu Stuttgart 24. März 1819, studirte 1837—41 in Tübingen Cameralia u. Jura u. arbeitete am Stuttgarter Stadtgericht u. am Gerichtshof in Ellwangen. Seit dem Frühjahr 1847 an den politischen Bestrebungen der Liberalen betheiligt, ward er im März 1848 als Regierungsrath in das Ministerium des Innern berufen u. 1849 in den Landtag gewählt, in dem er sich zu den gemäßigten Demokraten hielt. Nach dem Umschwung der politischen Verhältnisse nahm H. 1853 seine Entlassung u. ging zur advokatorischen Praxis in Stuttgart über, wo er dann auch mehrmals Mitglied des Bürgerausschusses u. 1863—69 des Gemeinderaths war. 1856—68 vertrat er den Bezirk Besigheim in der Kammer u. übernahm die Führung der sog. „Fortschrittspartei“ im Kampfe gegen das Ministerium Linden. Außerdem half er den Deutschen Abgeordnetentag begründen, in dessen Ausschuß er gewählt ward. Als die Preußenfeinde in Württemberg die Oberhand bekamen, trennte sich H. von der Fortschrittspartei u. ward einer der Gründer der nationalen Deutschen Partei (1865). Mit dem Vorsitze ihres Landcomités betraut, hatte er die Genugthuung, die immer mehr erstarkende Partei im Kampfe gegen Volkspartei, Ultramontane u. Regierungsanhänger siegreich zu sehen. Von Göppingen aus wurde H. in den ersten Deutschen Reichstag gewählt, in dem er der national-liberalen Partei angehörte.

Hölderlin, Johann Christian Friedrich, höchst talentvoller deutscher Dichter, geb. 29. März 1770 zu Laufen in Württemberg, studirte seit 1788 in Tübingen Theologie, übernahm später eine Hauslehrerstelle bei Frau von Kalb in Waltershausen u. kam 1796 in gleicher Stellung in das Haus des reichen Bankiers Gontard in Frankfurt a. M.; daß er hier von leidenschaftlicher Liebe zu der Mutter seiner Zöglinge, die er als „Diotima“ in seinen Gedichten feierte, ergriffen ward, legte wol den Grund zu der Geisteszerrüttung, der er von da ab mehr u. mehr verfiel. Im J. 1797 kam H. nach Jena u. lernte Schiller kennen, der sich von dem Wesen des jungen Mannes angezogen fühlte u. sich, wenn auch erfolglos, bemühte, ihm eine Professur zu verschaffen. Im folgenden Jahre gab er seine Stelle in Frankfurt auf, ging nach Homburg, um durch fleißiges Arbeiten des Zwiespaltes, in den er mehr u. mehr mit der Welt u. sich selbst gerieth, Herr zu werden, u. begab sich dann auf die Wanderschaft; 1801 ging er als Hauslehrer nach Bordeaux. Aber schon 1803 erschien er, ein Bild geistigen u. körperlichen Verfalles, wieder

in Deutschland; unterwegs hatte er die Kunde vom Tode seiner Diotima erhalten. Obgleich schon halb wahnsinnig, erhielt er noch die Stelle eines Bibliothekars in Homburg u. arbeitete in seinen lichten Stunden an einer Uebersetzung des Sophokles, von der indessen nur „König Oedipus“ u. „Antigone“ (Frankf. 1804) vollendet sind. Aber 1806 kam sein Wahnsinn zum vollen Ausbruch: er wurde in eine Irrenanstalt gebracht, jedoch nach zwei Jahren als unheilbar aus derselben entlassen u. fand nun Aufnahme u. Pflege in einer wackeren Handwerkerfamilie in Tübingen, bis ihn nach 37 Jahren stillen Wahnsinns 7. Juni 1843 der Tod erlöste. — H.'s schwärmerische Seele war ganz von dem Ideal eines Hellenenthums erfüllt, wie er es sich in seiner Phantasie willkürlich gestaltet hatte; wenn, wie natürlich häufig geschah, diese seine Ideale in Konflikt mit der ihn umgebenden realen Wirklichkeit kamen, konnte er in eine leidenschaftliche Wuth

Nr. 3416. Joh. Christ. Friedr. Hölderlin (geb. 29. März 1770, gest. 7. Juni 1843).

gerathen, u. aus dieser Seelenstimmung entwickelte sich ein wilder Haß gegen alles Deutsche, dem er nam. in seinem Roman „Hyperion od. der Eremit in Griechenland“ (2 Bde., Tüb. 1797—99) Luft machte. Seine älteren „Gedichte“, Lieder u. odenartige Gesänge, zeigen eine hohe dichterische Begabung: sie sind von vollendeter Formschönheit u. von bezauberndem Glanz der Diktion u. können sich kühn neben die geistesverwandten Gedichte Schiller's aus dessen Reflexionsperiode stellen; sie sind von Uhland u. G. Schwab herausgegeben (Stuttg. 1826 u. öfter). H.'s „Sämmtliche Werke“ gab Chr. Th. Schwab heraus (2 Bde., Stuttg. 1846).

Holland, Henry Rich. Vassall-Fox, 3. Lord H., engl. Staatsmann, geb. zu Wintersloew (Wiltshire) 21. Nov. 1773, studirte in Oxford, veranlaßte auf einer Reise durch Italien den Sir Godfrey Webster zu einem skandalösen Ehescheidungsprozeß, in dem er zur Zahlung von 6000 Pfd. Sterl. verurtheilt wurde, vermählte sich im Juli 1797 mit der geschiedenen Gattin Webster's, Elizabeth Vassall, u. nahm deren Namen an. Bald darauf trat er als Erbe seines Vaters ins Oberhaus ein u. wurde eines der hervorragendsten Mitglieder der Oppositionspartei. 1806 gehörte er als Siegelbewahrer kurze Zeit dem sog. Ministerium der Talente (unter Fox) an, worauf er wieder seinen Sitz im Oberhause einnahm, um 24 Jahre hindurch seine Bekämpfung der Tories fortzusetzen. Unter Anderem rieth er 1808, Spanien gegen Napoleon zu unterstützen, u. nahm sich 1814 der Sache der Negersklaven warm an. Während des Kongresses in Wien aufhältlich, ward er wegen sarkastischer Bemerkungen von der Polizei ausgewiesen. 1830 kam er als Kanzler des Herzogthums Lancaster in das Reformministerium Grey. In gleicher Stellung war er 1835 Mitglied des Ministeriums Melbourne. Er starb zu London 22. Okt 1840. H. war auch schriftstellerisch thätig, übersetzte einige Lustspiele aus dem Spanischen, verfaßte politische Aufsätze u. Gedichte sowie eine Lebensbeschreibung seines Oheims Fox (Lond. 1808), schrieb „Foreign reminiscences“ (ebd. 1851) u. „Memoirs of the Whig party during my time“ (2 Bde., ebd. 1854). Letztere beiden Werke gab sein Sohn, Henry Eduard Fox, 4. Lord **H.**, geb. 7. März 1802, gest. 18. Dez. 1859, heraus. Vgl. Moylon, „Opinions of Lord H., as recorded in the journal of the house of lords, from 1797 to 1840“ (Lond. 1841).

Holland, Wilhelm Ludwig, ein um die ältere deutsche wie roman. Literatur verdienter Gelehrter, geb. 11. Aug. 1822 zu Stuttgart, studirte in Tübingen u. Berlin, war dann in Paris, um die altfranz. u. span. Handschriften der dortigen Bibliotheken zu studiren, u. habilitirte sich 1847 für deutsche u. roman. Philologie in Tübingen, wo er noch gegenwärtig als ord. Prof. dieser Fächer thätig ist. Seine Schriften od. kritischen Textausgaben sind: „Ueber Chrestien de Troies u. seine Werke“ (Tüb. 1847); „Zur Geschichte Castiliens. Bruchstück aus der Chronik des Alonso de Palencia“ (Tüb. 1850); „Der abenteuerliche Simplicissimus. Versuch einer Ausgabe nach den vier ältesten Drucken“ (Tüb. 1851); „Chrestien von Troies“ (Tüb. 1854); „Die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig“ (Stuttg. 1855); „La istoria de los siete infantes de Lara, aus der Cronica general de España“ (Tüb. 1860); „Das Buch der Beispiele der alten Weisen“ (Stuttg. 1860); „Li romans dou Chevalier au Lyon von Crestien von Troies“ (Hann. 1862); „Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte“ (Bd. 1 u. 2, Stuttg. 1867, 72). Mit A. v. Keller gemeinschaftlich gab er heraus „Lieder Heinrich's, Grafen von Wirtenberg“ (Tüb. 1849); „Ein Lied von Marcabrun“ (Tüb. 1849); „Die Lieder Guillem's IX., Grafen von Peitieu, Herzogs von Aquitanien“ (2. Ausg., Tüb. 1850) u. „Meister Altswert“ (Stuttg. 1850). Auch nahm er Theil an der Herausgabe von Uhland's „Schriften zur Geschichte der Dichtung u. Sage“.

Holland, im weiteren Sinne das Königreich der Niederlande (s. d.), im engeren dessen beide Provinzen Süd- u. Nordholland. **Südholland,** 54,32 □M. mit 710,753 E. (1872), liegt zwischen der Amstel u. De Krammer, einem Mündungsarm der Maas, u. grenzt im N. an Nordholland, im W. an die Nordsee, im S. an Seeland u. im O. an Utrecht, Geldern u. Nordbrabant; wird von den Rheinmündungsarmen De Rijn u. Leck durchzogen u. umfaßt den nördl. Theil des Maasdelta (Hauptstadt Haag; s. d.). **Nordholland,** 49,58 □M. mit 602,539 E. (1872), bildet die zwischen dem Zuydersee u. der Nordsee, der Amstel u. dem Vorgebirge von Helder gelegene Halbinsel u. umfaßt noch die fries. Inseln Texel, Vlieland, Terschelling, Ameland, Schiermonnikoog u. Bottum (Hauptstadt Amsterdam; s. d.). H. ist der reichste Theil der Niederlande. Der zum Theil unter dem Meeresspiegel liegende Boden dieser Provinzen ist durch Deiche u. Dünen gegen das Hereinbrechen der Flut geschützt, zahlreiche Kanäle verbinden die Ströme unter sich u. mit dem Meere u. erleichtern Handel u. Verkehr; das fruchtbare Marschland eignet sich eben so gut zur Viehzucht als zum Ackerbau; Getreide, Gemüse, Hanf, Flachs, Krapp, Butter, Käse u. Vieh sind wichtige Ausfuhrartikel. Die Industrie ist sehr bedeutend, vorzüglich die Spinnerei u. Weberei von Leinen u. Baumwolle, die Seidenbandfabrikation, Branntweinbrennerei, Oelfabrikation, Töpferei, Herstellung chemischer Produkte, Eisengießerei, Maschinen- u. Schiffsbau, Ziegelbrennerei u. Edelsteinschleiferei. Ein großer Theil der Küstenbevölkerung beschäftigt sich mit dem Fischfang. — Die Urbevölkerung H.'s bestand aus Batavern u. Friesen, welche von den Franken unterworfen wurden. Das Land bildete sodann einen Bestandtheil des Frankenreiches. Im 10. Jahrh. zerfiel H. in eine Anzahl erblicher u. selbständiger Grafschaften; 1299 kam H. an Hennegau, um die Mitte des 14. Jahrh. an Margaretha, die Gemahlin Kaiser Ludwig's des Bayern. Mit dem Tode Jakobäa's, der letzten Herrin des bayer. Stammes 1430, wurde H. mit Burgund vereinigt (Weiteres s. „Burgund“ u. „Niederlande“).

Holländer od. **Papiermühle,** auch Mahlgeschirr, heißt in der Papierfabrikation die Maschine, welche das Zertheilen der Lumpen od. des sonstigen Papiermaterials zu besorgen hat (s. „Papierfabrikation“).

holländische Sprache u. Literatur, s. „niederländ. Spr. u. Lit.“

Hollandsgänger, Landarbeiter aus der Rheinprovinz, aus Westfalen u. Friesland, die zur Zeit der Ernte nach Holland wandern, um daselbst bei den Erntearbeiten behülflich zu sein u. im Spätherbste in ihre Heimat zurückzukehren.

Hollar, Wenzeslaus, einer der besten deutschen Kupferstecher des 17. Jahrh., geb. zu Prag 1607, erlernte die Kupferstecherkunst unter Matthäus Merian dem Aelteren in Frankfurt u. übertraf gar bald

seinen Lehrer so sehr, daß der Graf von Arundel, ein großer Kunstliebhaber, ihn 1636 in seine Dienste nahm u. ihn auf einer Reise nach Wien u. London zur Ausführung einer Menge von Stadtansichten veranlaßte. Auch in London ließ Maria von Medici die Bilder zu ihrer Reisebeschreibung von ihm in Kupfer stechen. 1640 wurde er Zeichenmeister des Prinzen von Wales, aber beim Ausbruch des dortigen Bürgerkrieges gefangen genommen; er entfloh nach Flandern zum Grafen Arundel, kehrte aber nach dessen Tode 1652 nach England zurück, von wo er im Auftrage des Hofes mit Lord Howard 1669 nach Afrika reiste, um die Festung Tanger aufzunehmen. Nach Jahresfrist wieder in England angelangt, gerieth er trotz aller Anstrengung in große Armuth. Er starb 1677. Seine Stiche, die eine feine, leichte Manier, genaue u. zarte Striche zeigen, bewegen sich gleicherweise auf dem Felde der heil. u. profanen Geschichte, des Portraits, der Landschaft, der Architektur, der Kostüm- u. Thierbilder. — Vergl. Parthey, „Beschreibendes Verzeichniß der Kupferstiche W. H.'s" (Berl. 1853).

Holle, Frau, s. „Holda".

Höllenmaschine nannte man früher eine aus starkem Holze verfertigte, mit vielem in ein festes Mauerwerk verschlossenem Pulver, gefüllten Bomben u. anderem Brandgeräthe ausgerüstete Maschine in Form eines Schiffes od. Flosses, welche man den Strom hinablaufen ließ, um Brücken zu zertrümmern, od. die an den Ufern gelegenen Verschanzungen u. dgl. zu zerstören. Dadurch, daß die Maschine auf einen Widerstand stieß, wurden die in ihr befindlichen Selbstschüsse abgedrückt, wodurch ein Feuer entstand, das sich durch eine längs der Maschine angebrachte Zündschnure dem Sprenggeräthe mittheilte u. so eine Explosion herbeiführte. Der Hauptfehler dieser Maschinen war der, daß man sie dem Strome überlassen mußte, der sie oft an einen andern Ort trieb, als man wollte, od. daß sie durch einen unvorhergesehenen Zufall eher losgingen als sie sollten. Als den Erfinder derselben bezeichnet man den ital. Ingenieur Federico Chiambelli, der im Dienste der Stadt Antwerpen 1584—85 zuerst eine Art Brandschiff herstellte. In neuerer Zeit ward sie von einem Geheimbunde royalistischer Chouans angewendet, um Napoleon I. aus dem Wege zu räumen. Den 24. Dez. 1800 Abends fuhr derselbe über den Carrousselplatz, als sich plötzlich ein kleiner einspänniger Karren zwischen den Vortrupp der Eskorte u. den Wagen des Ersten Konsuls schob; beim Zusammenstoß der Wagen erfolgte eine starke Explosion, indessen blieb Napoleon unverletzt u. der Thäter wurde nie entdeckt. Eine zweite H. erdachte der Korse, Joseph Marie Fieschi (s. d.). Die von Felice Orsini (in Meldola im Kirchenstaat geb. u. 13. März 1858 hingerichtet) bei seinem Attentat auf Napoleon III. angewendeten u. nach ihm sogen. Orsinibomben können auf den Namen einer H. keinen Anspruch machen.

Höllenstein nennt man das geschmolzene u. in Form von dünnen Stängelchen gegossene salpetersaure Silberoxyd; vgl. bei „Silber".

Hollunder od. Lilak, s. „Syringa".

Holofernes heißt in dem apokryphischen „Buch Judith" der Feldherr des Königs Nebukadnezar von Assyrien, welcher mit einem gewaltigen Heere Vorderasien verheert, bis er an der jüd. Feste Bethulia Widerstand findet. Schon hat er die Festung beinahe erobert, als er der List einer Wittwe, Judith, zum Opfer fällt; dieselbe gewinnt sein Vertrauen durch die Vorspiegelung, sie wolle sein Heer nach Jerusalem führen. Von Liebe zu ihr ergriffen, veranstaltet H. auf den 4. Tag ein großes Gelage; in der Nacht aber schlägt sie dem Berauschten mit seinem eignen Schwerte das Haupt ab. An die Geschichtlichkeit der ganzen Erzählung (also auch die des H.) kann kaum gedacht werden; über den Zweck u. die Bedeutung derselben s. „Judith".

Holothurie, s. „Trepang".

Holstein (lat. Holsatia), Herzogthum u. Bestandtheil der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, 152,8 □M. mit 582,206 E. (1871), bildet den südl. Theil der jüt. Halbinsel, liegt zwischen der Ost- u. Nordsee, der Eider u. Elbe u. grenzt im N. an Schleswig, im W. u. O. an das Meer, im S. an das Gebiet von Hamburg u. Lauenburg, wird durch die Elbe von Hannover geschieden u. stößt im SO. an oldenburg. Gebiet u. das der Freien Stadt Lübeck. Die Ostsee bildet die Kieler u. Neustädter Bucht, deren Nordküste zu H. gehört, u. scheidet durch den Fehmernsund die Insel Fehmern vom Festlande. Der Ostseeküste, welche die Eiderbucht u. Mielebucht bildet, sind weite Wadden vorgelagert, ehemalige Festlandstrecken, welche vom Meere durch Springfluten annektirt worden sind. An den Küsten ziehen sich Dünenreihen hin, u. wo das Land wenig über dem Meeresspiegel erhaben ist od. wol gar unter demselben liegt, sind Deiche errichtet. Hinter diesen dehnt sich das fette, aus Lehmboden bestehende, für Viehzucht u. Ackerbau gleich treffliche Marschland aus, meist durchzogen von einer Menge Gräben u. Kanälen, welche von den Bewohnern entweder auf flachen Booten befahren od. mit Hülfe langer Stöcke übersprungen werden. Den höheren Theil des Landes nimmt die sandige u. weniger fruchtbare Geest ein. Die Mitte von H. wird von der Fortsetzung des Baltischen Landrückens durchzogen, der im O. im Bungsberg die Höhe von 159 m. erreicht u. an der unteren Elbe noch einen Abfall von 99 m. hat. Nach der Elbe, deren rechtes Ufer von Altona bis zur Mündung H. angehört, ist die 17 M. lange Eider, welche die Grenze mit Schleswig bildet, der wichtigste Fluß. Im SO. sendet H. die Trave in lübisches Gebiet. Die Elbe nimmt den Stör, die Alster u. die Bille auf. Die größten Seen sind der Plöner u. der Selenter See. Torfmoore sind häufig, Wälder aber selten u. nur von geringem Umfange. Das Klima zeigt den ausgleichenden Einfluß des Meeres in kühlen Sommern u. milden Wintern; im Allgemeinen ist der W. etwas wärmer als der O. Die Bevölkerung gehört fast durchaus dem niederdeutsch-sächs. Sprachstamme an; die fries. Sprache, welche ursprünglich im NW. an der Küste herrschte, ist jetzt in das Plattdeutsch übergegangen. In der östl. Landschaft Wagrien ist das Volk mit slav. Elementen vermischt; dort hat auch bis in dieses Jahrh. die drückendste Leibeigenschaft bestanden, während in den mittleren u. westl. Distrikten das Volk sich noch einen guten Theil seiner alten Freiheiten zu wahren gewußt hat. Viehzucht, Ackerbau, Fischerei u. Schiffahrt sind die Hauptbeschäftigungen der Bewohner H.s. Den wichtigsten Ausfuhrartikel bildet das Rindvieh. Bedeutender Handel wird bes. von Kiel u. Altona betrieben; derselbe wird aber erst zu voller Entwickelung nach der Herstellung des projektirten Kanales gelangen, welcher die Nordsee mit der Ostsee direkt verbinden soll. Die Industrie konzentrirt sich ebenfalls in Kiel u. Altona; hervorragend ist die Tabaksfabrikation, Leinweberei, Gerberei, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Oelfabrikation, Fischräucherei, Färberei, Maschinen- u. Schiffbau. Die größte Rhederei besitzen Altona, Blankenese u. Kiel. Die Bevölkerung ist fast ausschließlich protestantisch. Eingetheilt ist H. in die Kreise Oldenburg, Plön, Kiel, Rendsburg, Norderditmarschen, Süderditmarschen, Steinburg, Segeberg, Stormarn, Pinneberg u. Altona. Von den althistorischen Landschaftsnamen haben sich noch erhalten Wagrien im O., Stormarn im S. u. Ditmarschen im W. Der eigentliche Holstengau umfaßt die Mitte. Kiel ist Kriegshafen u. Universitätsstadt, Itzehoe Versammlungsort der Provinzialstände. Die volkreichsten Städte sind Altona (74,131 E.), Kiel (31,747 E.), Rendsburg (11,514 E.), Itzehoe (9111 E.) u. Neumünster (8628 E.).

Geschichte. Der älteste bekannte Volksstamm im jetzigen H. sind die Angeln, später treten die Sachsen hinzu, welche im Gegensatze zu den südlicheren Stammesverwandten als Nordalbingier bezeichnet werden. In der Mitte des 5. Jahrh. ziehen Angeln u. Sachsen vereint nach Britannien. Karl d. Gr. unterwarf das Land der fränk. Herrschaft bis auf Wagrien, welches er den ihm verbündeten slav. Obotriten überließ, die hier bis in das 12. Jahrh. ihr Heidenthum bewahrten. Gegen die Wenden wurde an dem Grenzfluß Schwentine, gegen die Dänen an der Eider eine Mark gegründet u. 834 von Ludwig dem Frommen das Erzbisthum Hamburg gegründet, um das Christenthum auf der jüt. Halbinsel zu verbreiten. Doch vermochten die späteren Karolinger die nordalbing. Mark nicht thatkräftig gegen die Dänen zu vertheidigen, welche wiederholt verwüstend über die Eider vordrangen; Heinrich I. stellte die Mark 934 zwar wieder her, doch überließ Konrad II. 1027 das Land nördl. von der Eider dem Dänenkönig Knud, u. seitdem bildet dieser Fluß die Grenze zwischen H. u. Schleswig. Wagrien wurde unter Lothar mit dem Obotritenlande vereinigt, während Ditmarschen zur Grafschaft Stade gehörte u. Stormarn von eigenen sächs. Grafen verwaltet wurde. 1106 wurde H. von dem Kaiser Lothar Adolf I. von Schauenburg verliehen, Adolf II. (1128—64) eroberte Wagrien u. gründete Lübeck, Adolf III. brachte die Ditmarschen unter seine Herrschaft, mußte aber das ganze Land nach einem unglücklichen Kriege mit den Dänen 1202 diesen überlassen; erst Adolf IV. gewann die Herrschaft über die Lande H., Wagrien u. Stormarn durch die glückliche Schlacht bei Bornhöved (1227) wieder; Ditmarschen kam abermals an das Erzbisthum Bremen. Unter seinen Nachfolgern ward H. vielfach getheilt, bis die Rendsburger Linie der Grafen von H. die verschiedenen Territorien wieder vereinigte u. dazu auch das Herzogthum Schleswig gewann; 1386 wurde im Nyborger Vertrag Schleswig als ein erbliches dän. Frauenlehen den holstein. Grafen von der Rendsburger Linie förmlich überlassen. Bis 1459 stand H. unter Schaumburgischen Fürsten; nach dem Aussterben des Mannsstammes erwählten die Stände den Schwestersohn Graf Adolf's VIII., Christian von Oldenburg, welcher seit 1448 König von Dänemark war, zu ihrem Landesherrn, u. nachher regierte bis 1863

die oldenburg. Linie in H. Friedrich III. erhob 1474 H. zu einem Herzogthum u. machte es zu einem Reichslehn, das es bis 1806 blieb, in welchem Jahre es mit der dän. Monarchie völlig vereinigt wurde. Mit Lauenburg wurde H. 1815 in den Deutschen Bund aufgenommen; 1834 erhielt es eine landständische Verfassung u. 1835 traten die Stände zum ersten Mal in Itzehoe zusammen (das Weitere sowie Abb. der Trachten s. „Schleswig-H.“.

Holtei, Karl von, deutscher Dichter, geb. 24. Jan. 1797 zu Breslau, machte vor dem Beginn seiner Universitätsstudien den letzten Theil der Feldzüge gegen Napoleon als Freiwilliger mit u. bezog dann die Universität Breslau, vertauschte aber bald das Studium mit der Bühne. Allein da er in Dresden, wohin er sich dann wandte, wenig Erfolg hatte, so kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er Theatersekretär ward, u. ging später nach Berlin. Hier schrieb er das populärste aller seiner Stücke, „Die Wiener in Berlin“, welches nebst den beiden Seitenstücken „Die Berliner in Wien“ u. „Die Wiener in Paris“ das franz. Vaudeville auf dem deutschen Theater einbürgerte, u. es entstanden hier auch nach u. nach eine Reihe von Dramen, die als sog. Rührstücke einen großen Erfolg hatten: so seine „Lenore“, „Der alte Feldherr“ u. „Lorberbaum u. Bettelstab“. Einige der in denselben vorkommenden Lieder, wie „Schier dreißig Jahre bist du alt 2c.“, „Denkst du daran, mein tapfrer Lagienka“ u. „Fordre Niemand mein Schicksal zu hören“ sind zu Volksliedern geworden. Seine Bühnenwerke erschienen als „Theater“ (1845) im Druck.

Nr. 3417. Karl v. Holtei (geb. 24. Jan. 1797).

Sein „Trauerspiel in Berlin“, welches den Berliner Jargon zur tragischen Redeweise erheben sollte, machte entschieden Fiasco; ebenso auch sein für Ludwig Devrient geschriebenes Rührstück „Hans Jürge“. Im J. 1833 unternahm er eine größere Kunstreise durch Deutschland, 1837 ward er Theaterdirektor zu Riga u. übernahm später, allerdings nur auf kurze Zeit, das Theater in seiner Vaterstadt. Sein unsteter Geist vertrieb ihn auch hier wieder, u. so zog er denn noch einige Zeit in Deutschland als Vorleser herum, bis er sich endlich in Gratz niederließ. Hier schrieb er seine „Briefe aus u. nach Grafenort“ (1841) u. seine „Vierzig Jahre“ (1843—50, 8 Bde.), worin er höchst interessante Mittheilungen aus seinem bewegten Leben, aber auch manche sehr bedenkliche Enthüllungen brachte. Hier erschien auch die zweite Sammlung seiner „Gedichte“ (1844), die sich zwei früheren Sammlungen seiner Gedichte (1826) u. seinen „Schlesischen Gedichten“ (1830, 12. Aufl. 1871) würdig anschlossen, u. hier war es auch, wo er mit seinen 1848 publizirten „Stimmen des Waldes“ jener neuen Richtung die Bahn vorzeichnete, welche später von G. von Putlitz u. A. mit so vielem Glück verfolgt wurde. Nunmehr aber wandte er sich ebenfalls mit vielem Erfolge der Prosa zu u. schrieb eine Anzahl Romane, welche sämmtlich von großem Erzählertalent, trefflicher Charakterschilderung u. lebendigem Humor zeugen, nam. „Die Vagabunden“, „Christian Lammfell“, „Ein Schneider“, „Die Eselsfresser“, „Der letzte Komödiant“, „Kriminalgeschichten“, „Hans Treustein“ 2c. Seine Werke in Prosa sind gesammelt in seinen „Erzählenden Schriften“ (39 Bde., Bresl. 1862—69), denen sich „300 Briefe aus zwei Jahrhunderten“ (2 Bde., Hann. 1872), „Nachlese, Erzählungen u. Plaudereien“ (3 Bde., Bresl. 1871) u. „Simmelsammelsurium aus Briefen, gedruckten Büchern, aus dem Leben u. aus ihm selbst“ (2 Bde., Bresl. 1872) anschlossen.

Hölty, Ludwig Heinrich Christoph, deutscher Dichter, geb. zu Mariensee bei Hannover 21. Dez. 1748 als Sohn eines Predigers, bezog 1769 die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren. Hier legte er sich neben seinen Berufsstudien sehr eifrig auf die ital., span. u. engl. Sprache u. lieferte später als Proben seines Eifers für letztere Uebersetzungen von Hurd's „Moralischen u. politischen Dialogen“ (2 Bde., Lpz. 1775) u. den philosophischen Werken des Grafen von Shaftesbury (Bd. 1, Lpz. 1776; der 2. u. 3. Bd. ward 1777—79 von J. H. Voß hinzugefügt). Er war außerdem eins der thätigsten Mitglieder des Hainbundes (s. d.), welchem er durch Bürger zugeführt worden war, starb aber schon 1. Sept. 1776 an der Schwindsucht. Seine Gedichte, in denen ein schwärmerischer, elegischer Ton vorherrscht, sind zuerst in der Anthologie, im Almanach der Deutschen Musen, im Göttinger Musenalmanach 2c. erschienen.

Nr. 3418. Ludwig Heinrich Christoph Hölty (geb. 21. Dez. 1748, gest. 1. Sept. 1776).

Sie sind nur zum kleinsten Theile so, wie er sie schrieb, auf uns gekommen, da J. H. Voß an ihnen herumfeilte, ja sogar eigene Arbeiten ihm untergeschoben haben soll. Die erste Sammlung seiner hinterlassenen Gedichte nebst einer Skizze seines Lebens lieferte sein Freund A. F. Geißler der Jüngere, mit dem er 1774 in Leipzig bekannt geworden war (Halle 1782, 2 Thle.). Später besorgten seine Freunde Friedr. Leop. Graf zu Stolberg u. J. H. Voß eine neue Sammlung derselben (Hamb. 1783), welche mehrmals in der von J. H. Voß revidirten u. vermehrten Ausgabe (Hamb. 1804) wieder aufgelegt worden ist. Eine kritische Ausgabe verdanken wir Halm (Lpz. 1869).

Holtzendorff, Franz Joachim Wilhelm Philipp v., ausgezeichneter Jurist, auch durch rednerische u. schriftstellerische Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten wirksam, stammt aus einer altadeligen Familie der Uckermark u. wurde zu Vietmannsdorf (Uckermark) 14. Okt. 1829 geb. Er studirte in Berlin, Heidelberg u. Bonn die Rechte, arbeitete seit 1852 am Gericht, habilitirte sich 1857 u. wurde 1861 außerord. Professor an der Universität in Berlin. Um nam. Einblick in die Gefängnißeinrichtungen der verschiedenen Staaten zu gewinnen, unternahm er

vielfache Reisen durch ganz Europa. Er war betheiligt an der Begründung des Deutschen Juristentages (3. März 1860), sowie des Deutschen Protestantenvereins, des Lettevereins für Förderung der Erwerbsfähigkeit u. höhern Bildung des weiblichen Geschlechts, des Vereins für Verbreitung von Volksbildung, der Berliner Volksküchen &c. Ein politisches Mandat führte H. bisher nur kurze Zeit als Mitglied des Norddeutschen Reichstags. Seine wissenschaftlichen Verdienste haben bereits vielseitige Anerkennung gefunden, insbes. ernannte ihn die Pariser Akademie im April 1870 zu ihrem korrespondirenden Mitgliede. Im Herbst 1873 folgte H. einem Rufe als ord. Professor an die Universität München u. in jüngster Zeit hat er nam. durch seine Vertheidigung des Grafen Arnim die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Von seinen zahlreichen Schriften sind ihrer Bedeutung nach an die Spitze zu stellen: „Das irische Gefängnißwesen, insbes. die Zwischenanstalten vor der Entlassung der Sträflinge" (Lpz. 1859); „Gesetz od. Verwaltungsmaxime?" (Berl. 1861); „Das Handbuch des deutschen Strafrechts in Einzelbeiträgen" (ebd. 1872). Außerdem gehören hierher: „Das Verbrechen des Mordes u. die Todesstrafe. Kriminalpolitische u. psychologische Untersuchungen" (Berl. 1875); Französ. Rechtszustände, insbes. die Resultate der Strafgerichtspflege in Frankreich u. die Zwangskolonisation von Cayenne" (Lpz. 1859) u. seine neue Ausgabe von v. d. Brugghen's „Études sur le système pénitentiaire irlandais" (Berl. 1865). Endlich dient den von H. in Bezug auf Strafrecht u. Strafprozeß verfolgten reformatorischen Zwecken auch die durch ihn gegründete „Allgemeine deutsche Strafrechtszeitung" (Lpz. 1861 ff.). Seine staatsrechtlichen Werke sind: „Das staatsrechtliche Abhängigkeitsverhältniß zwischen England u. seinen Kolonien" (Lpz. 1859) u. „Die Prinzipien der Politik" (Berl. 1869); auch übersetzte er W. Bagehot's „Englische Verfassungszustände" (ebd. 1868). Im Uebrigen verfaßte H. eine „Encyklopädie der Rechtswissenschaften" (Berl. 1870 f.) u. giebt seit 1871 auch das „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung u. Rechtspflege des Deutschen Reiches" (Lpz.) heraus. Religiöse u. kirchliche Fragen betreffen die Schriften: „John Milton's Abhandlungen über Lehre u. Wesen der Ehescheidung" (Berl. 1855); „Provinzialsynoden u. Kirchenregiment in Preußen" (ebd. 1870); „Der Kirchenstaat" (ebd. 1871), „Das Deutsche Reich u. die Konstituirung der Religionsparteien" (ebd. 1871), u. mit Schmid gab er heraus: „Die Protestantenbibel Neuen Testaments". Ueberdies ist H. Herausgeber der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" (in Gemeinschaft mit Virchow, Berl. 1866 ff., bereits über 200 Hefte) u. der „Deutschen Zeit- u. Streitfragen" (ebd. 1872 ff., 16 Hefte pro Jahrgang).

Holtzmann, Adolf, hochverdienter Sprachforscher, geb. 2. Mai 1810 zu Karlsruhe, studirte seit 1828 in Halle u. seit 1829 in Berlin Theologie. Er erhielt 1831 eine Vikarstelle, fand aber in diesem Amte seine Befriedigung nicht, wandte sich nun der Sprachforschung zu u. wurde 1837 Erzieher der Prinzen Karl u. Wilhelm von Baden. Im J. 1852 wurde er zum Professor der deutschen Literatur u. des Sanskrit an der Universität Heidelberg ernannt, welche Stellung er bis an seinen Tod, 3. Juli 1870, innehatte. H.'s literarische Arbeiten waren gleicherweise der indischen wie der deutschen Philologie gewidmet. Er begann mit einer Ausgabe des althochdeutschen Isidor (Karlsr. 1836), ließ aber dann zwei kleinere Abhandlungen allgemein sprachwissenschaftlichen Inhalts „Ueber den Umlaut" (ebd. 1843) u. „Ueber den Ablaut" (ebd. 1844) folgen, welche die Wissenschaft nicht unerheblich gefördert haben. Seine nächsten Publikationen waren die Schriften „Ueber den griech. Ursprung des ind. Thierkreises" (Stuttg. 1844), „Indische Sagen" (3 Bde., Karlsr. 1845—47; 2. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1854), Uebersetzungen enthaltend, „Beiträge zur Erklärung der pers. Keilschriften" (Karlsr. 1845) u. „Ueber das Verhältniß der Malberger Glosse zum Text der Lex salica" (ebd. 1852), mit welch letzterer Schrift er sein Amt in Heidelberg antrat. Seitdem beschränkte er sich auf das germanistische Gebiet. In seinen „Untersuchungen über das Nibelungenlied" (Stuttg. 1854) trat er zuerst mit Entschiedenheit der bis dahin unbestrittenen Ansicht Lachmann's über die Entstehung der Nibelungendichtung entgegen; daran schlossen sich seine Ausgaben des Nibelungenliedes, eine größere (1857) u. die Schulausgabe (1858; 3. Aufl. Stuttg. 1874; eine Volksausgabe ebd. 1874), sowie die „Klage" (Stuttg. 1859). Noch größeres Aufsehen machte sein Werk „Kelten u. Germanen" (Stuttg. 1855), wenn auch manche der darin vertretenen Ansichten — H. leugnet den Zusammenhang der Kelten mit den Gaelen u. verficht den mit den Germanen — den Widerspruch herausfordern. An der Vollendung seiner bedeutendsten Arbeit, „Altdeutsche Grammatik" (Bd. 1, Lpz. 1870), hinderte ihn der Tod. Aus H.'s Nachlaß gab Holder „Germanische Alterthümer" (Lpz. 1873) u. die Vorlesungen über „Deutsche Mythologie" (Lpz. 1874) heraus.

Holtzmann, Heinrich Julius, namhafter protestantischer Theolog, ein Sohn des bad. Prälaten Karl Julius H., geb. 17. Mai 1832 zu Karlsruhe, habilitirte sich Ostern 1858 in der theologischen Fakultät zu Heidelberg mit einer Schrift über die Abendmahlslehre für das Fach der neutestamentlichen Exegese u. Kritik, mit welchem er später auch Vorlesungen über Dogmengeschichte, Homiletik u. Pädagogik verband. Im J. 1861 wurde H. zum außerord., 1865 zum ord. Prof. der Theologie in Heidelberg ernannt; im Herbst 1874 siedelte er in gleicher Eigenschaft an die Universität Straßburg über. Seinen literarischen Ruf begründete H. mit der Schrift „Kanon u. Tradition. Ein Beitrag zur neueren Dogmengeschichte u. Symbolik" (Ludwigsburg 1859). Dieser folgte seine geschätzte Arbeit über „Die synoptischen Evangelien. Ihr Ursprung u. geschichtlicher Charakter" (Lpz. 1863) u. die „Kritik der Epheser- u. Kolosserbriefe &c." (Lpz. 1872). Außerdem hat H. den wesentlichsten Antheil an der Vollendung von Bunsen's Bibelwerk gehabt, zu welchem er den 4. u. 6. bis 9. Band (Lpz. 1864—69) ausarbeitete. Eben so lieferte er zu der 1872 begonnenen „Protestantenbibel" den Abschnitt über die synoptischen Evangelien u. fügte 1867 zu Weber's „Geschichte des Volkes Israel" den zweiten Band hinzu (Judenthum u. Christenthum im Zeitalter der apokryphischen u. neutestamentlichen Literatur). Was die theologische Richtung H.'s anbelangt, so ist er mehr u. mehr aus einer vermittelnden Stellung in das Lager der sog. freien od. kritischen Theologie übergegangen, wie auch seine hervorragende Betheiligung an dem Protestantenverein beweist, als dessen Vertreter er z. B. 1873 auf dem Kongreß der Altkatholiken zu Konstanz erschien. Dabei zeugen aber verschiedene seiner Gelegenheitsschriften u. bes. seine beiden Sammlungen akadem. Predigten (Elberf. 1865 u. Lpz. 1873) eben so von der Wärme seiner religiösen Ueberzeugung wie von einem tiefen Eingehen auf die religiösen Bedürfnisse der Gegenwart.

Holyhead (spr. Hollihäd), Insel u. Stadt an der Westküste von Wales (Grafschaft Anglesey) in Großbritannien, durch Dämme u. Brücken, über welche die Eisenbahn führt, mit dem Festlande verbunden, treibt Schiffbau u. Fischerei u. hat einen lebhaften Verkehr mit Irland.

Holyrood (spr. Hollyrud), altes goth. Schloß der schott. Könige zu Edinburg (s. d.).

Holz, Holzarten, s. „Nutzholz".

Holzbiene, s. „Biene". **Holzböcke,** s. „Zecken".

Holzessig od. Holzsäure (Acetum pyrolignosum) ist eine hellbraune, durchsichtige, brenzlich riechende Flüssigkeit von saurem Geschmack; sie bildet sich, wenn man Holz der trockenen Destillation unterwirft. Die dabei übergehenden Dämpfe lassen sich durch Abkühlung verdichten u. geben zweierlei nicht mit einander mischbare Flüssigkeiten, den Holztheer u. den H. Der Holztheer ist eine dickölige, braunschwarze, stinkende Flüssigkeit, schwerer als Wasser, aus einer Mischung sehr vieler Körper bestehend, von denen nam. das Kreosot zu erwähnen ist. Der H. besteht zum größten Theile aus Wasser, enthält aber daneben noch verschiedene andere Körper, nam. Holzgeist u. Essigsäure; destillirt man ihn nach Zusatz von Kalk in einer kupfernen Blase bei mäßiger Wärme, bis ungefähr $^1/_5$ übergegangen ist, so erhält man nach weiterer Reinigung u. wiederholter Destillation eine sehr flüchtige, spirituöse, eigenthümlich riechende Flüssigkeit, welche man **Holzgeist,** Holzspiritus od. **Methylalkohol** nennt. Derselbe läßt sich entzünden, wie Spiritus, u. brennt mit weißer Flamme, schmeckt auch ähnlich u. wirkt berauschend; er verhält sich ganz wie ein Alkohol, u. seine Zusammensetzung läßt sich durch die Formel $C_2H_4O_2$ ausdrücken, während der gewöhnliche Alkohol (Weingeist) die Formel $C_4H_6O_2$ besitzt. Der noch nicht vollständig gereinigte, rohe Holzgeist ist ein Gemenge von Aceton, Xylit, Essigsäuremethyläther u. anderen Körpern mit Methylalkohol. Ganz reiner chemischer Holzgeist (Methylalkohol) hat ein spezif. Gewicht von 0,807 u. sinkt bei 60,5° C.; von solchem Holzgeist ist in dem rohen H. allerdings nur

ungefähr 1 Prozent enthalten. Verwendung hat der Holzgeist namentlich bei der Anilinfarbenfabrikation gefunden, wo er zur Herstellung von Methylviolett u. anderen Farben benutzt wird; in England verwendet man ihn zum Denaturalisiren des Weingeistes. Die im H. zu 2—3 Prozent enthaltene Essigsäure ist ganz dieselbe Essigsäure, die im gewöhnlichen Speiseessig enthalten ist, nur ist sie noch durch verschiedene Stoffe verunreinigt, von denen man sie jedoch vollständig befreien kann. Man kann wol behaupten, daß die meiste jetzt im Handel vorkommende Essigsäure (nicht Speiseessig) aus H. bereitet ist. Aus rohem H. bereitet man auch essigsaure Salze u. verwendet diese, wo es auf einige Beimengung fremder Stoffe nicht ankommt, z. B. in der Färberei für dunkle Farben, so namentlich holzessigsaures Eisen u. holzessigsaure Thonerde. Außer den genannten Hauptbestandtheilen enthält der H. noch kleine Mengen brenzlicher Produkte aufgelöst, sowie auch etwas Kreosot (s. d.). Infolge seines Gehaltes an diesen letztgenannten beiden Bestandtheilen kann er zur Konservirung von Fleischwaaren, z. B. von Schinken, Würsten u. dergl., anstatt des Räucherns derselben verwendet werden.

Holzgeist, s. „Holzessig". **Holzmasse**, s. „Papier".
Holzopal, s. „Opal". **Holzschneidekunst**, s. „Xylographie".
Holzwespe, s. „Wespe".

Holzwürmer, d. i. die Larven der Bohrkäfer u. Borkenkäfer (s. d.).

Homann, Johann Baptist, verdienter Kartograph, geb. zu Kamlach bei Mindelheim (Bayern) 20. März 1663, war seit 1687 Notar in Nürnberg u. stach in seinen Mußestunden Landkarten, begründete 1702 daselbst eine Landkartenhandlung u. starb als kaiserl. Geograph u. Mitglied der Berliner Königl. Gesellschaft der Wissenschaften 1. Juli 1724. H. hatte nach u. nach selbst gegen 200 Karten geliefert, darunter 126, welche seinen „Atlas über die ganze Welt" (1716) bildeten. Außerdem hat er Taschengloben, Uhren etc. verfertigt.

Homburg (H. vor der Höhe), bis 1866 Hauptstadt der Landgrafschaft Hessen-Homburg, jetzt Hauptort des Obertaunus-Kreises im preuß. Reg.-Bez. Wiesbaden (Prov. Hessen-Nassau); führt seinen Namen deshalb, weil es am Abhange des Taunus liegt; es ist ein freundliches Städtchen von 8626 E. (1871) mit einem auf einer Anhöhe gelegenen, 1680 aufgeführten Schlosse u. berühmten salinischen Eisenquellen, von deren Wässern jährlich gegen 400,000 Krüge versandt werden. H. wird jährlich von ungefähr 10,000 Kurgästen besucht, hat einen prächtigen Kursaal, glänzende Hotels u. schöne Parkanlagen. Bis zur Aufhebung der öffentlichen Spielbanken war H. eins der berüchtigtsten Spielbäder Deutschlands.

Homer (Homeros), der berühmteste Dichter des klassischen Alterthums, dessen Namen die beiden ältesten Denkmäler der griech. Literatur, die als unerreichtes Muster der epischen Dichtung dastehenden Epen Ilias u. Odyssee, tragen. Auf den Ruhm, seine Heimat zu sein, machten verschiedene Städte Anspruch, nach der Sage sieben, welche der Hexameter

„Smyrna, Chios, Kolophon, Ithaka, Pylos, Argos, Athenä"

nennt, unter denen aber statt Ithaka auch Kyme in Aeolis, od. statt Chios, Ithaka u. Pylos auch Rhodos, Salamis auf Kypros u. Jos genannt werden. Es können jedoch, da die homerischen Gedichte selbst auf eine Entstehung an der griech. Westküste Kleinasiens schließen lassen, hierbei nur die dort gelegenen in Betracht kommen, u. unter diesen spricht wieder das Meiste für Smyrna, obwol dann H. seiner Geburt nach dem äolischen Stamme angehören würde, während doch das homerische Epos offenbar bei den Joniern ausgebildet worden ist. Eben so wenig wie der Geburtsort läßt sich auch das Zeitalter H.'s mit Sicherheit bestimmen, das die Alten selbst ganz verschieden ansetzen, z. B. Krates ungefähr 80 Jahre nach dem Trojanischen Kriege (um 1105), Eratosthenes 100 Jahre nach Troja's Fall (1083), Aristarch in die Zeit der griech. Kolonisirung Joniens (1043), Apollodor 100 Jahre später, während Herodot, bei dem sich die älteste Angabe findet, es zusammen mit Hesiod 400 Jahre vor seine eigene Zeit (also um 850) zu setzen geneigt ist. Auch was die Tradition sonst noch über H.'s Lebensverhältnisse berichtet, daß sein Vater Meles geheißen habe, daß H. weite Wanderungen unternommen habe, daß er erblindet u. auf der Insel Jos gestorben sei, kann nur den Werth einer wenngleich theilweise alten Sage beanspruchen. Lassen sich somit auch keine sicheren Data ermitteln, so liegt doch noch kein zwingender Grund für die in neuerer Zeit aufgestellte Annahme vor, daß ein H. überhaupt gar nicht existirt habe u. daß sein Name gar kein Eigenname, sondern ein Appellativum sei, dem nach der gewöhnlichen, aber etymologisch unhaltbaren Erklärung die Bedeutung „Zusammenfüger" (von Gedichten), neuerdings aber die wenigstens sprachlich nicht anzufechtende Bedeutung „Genosse, Geselle" beigelegt wird. Eine andere Frage ist es freilich, einen wie großen Theil H. an den unter seinem Namen erhaltenen Epen Ilias u. Odyssee hat, die uns jedenfalls nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt überliefert sind. Im Alterthum selbst galten die beiden Gedichte, von denen das erste den Zorn des Achilleus während der Belagerung Troja's (s. „Ilias"), das zweite die Rückkehr des Odysseus von seinen Irrfahrten nach Ithaka behandelt (s. „Odyssee"), lange Zeit hindurch unbestritten als Werke des H. Die Griechen verehrten in H. ihren Dichterfürsten, dessen Dichtungen auf das geistige Leben u. die Fortschritte der Bildung bei den Griechen den größten Einfluß ausübten. Ein Zweifel tauchte erst ziemlich spät auf, erst ungefähr zur Zeit der alexandrinischen Grammatiker, u. auch dieser äußerte sich nur dahin, daß Ilias u. Odyssee nicht beide demselben Verfasser angehören könnten. Die Vertreter dieser neuen Ansicht, die sog. Chorizonten (die „Trennenden"), von denen Xenon u. der Grammatiker Hellanikos namhaft gemacht werden, fanden aber lebhaften Widerspruch, wie denn unter den alexandrinischen Grammatikern, welche — nam. Zenodotos, Aristophanes von Byzanz u. Aristarchos — sich mit Ernst u. unermüdlichem Eifer der Aufgabe unterzogen, einen kritischen Text des H. herzustellen, u. für seine Erklärung Bedeutendes leisteten, bes. Aristarch den Chorizonten mit aller Entschiedenheit entgegentrat. In neuerer Zeit ist aber die Tradition des Alterthums über die homerischen Gedichte stark erschüttert worden, indem F. A. Wolf in seinen berühmten Prolegomenen zu H. (1795), davon ausgehend, daß man einen so frühen Gebrauch der Schreibekunst in Griechenland nicht annehmen dürfe, die Ansicht aufstellte, die homerischen Gedichte wären ursprünglich nicht schriftlich abgefaßt, vielmehr seien von H. zunächst nur einzelne, die Grundzüge der beiden Epen enthaltende Gedichte im Gedächtniß entworfen, u. diese dann lange Zeit hindurch von den Sängerschulen der Homeriden u. der Rhapsoden nur mit Hülfe des Gedächtnisses fortgepflanzt worden, bis die hierbei mannichfaltigen Erweiterungen u. Veränderungen unterworfenen Gedichte endlich auf Veranlassung des Peisistratos zuerst schriftlich aufgezeichnet u. in die Ordnung gebracht wurden, in der wir sie jetzt haben. Wolf's Ansicht hat zahlreiche Anhänger gefunden, unter denen dann Lachmann in der Ilias die ursprünglichen Einzellieder auszusondern versuchte, wie später für die Odyssee es Kirchhoff unternahm, dieselbe auf ihre ursprünglichen Bestandtheile zurückzuführen. Sie begegnete aber andererseits auch vielfachem Widerspruch, u. nachdem manche Punkte in seiner Beweisführung als unhaltbar nachgewiesen worden sind (indem z. B. die Kenntniß der Schrift bei den Griechen erweislich für eine viel frühere Zeit anerkannt werden muß, u. nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln ist, in welcher Art u. Weise Peisistratos od. vielmehr die von ihm eingesetzte, aus Onomakritos u. andern Dichtern bestehende Kommission für die homerischen Gedichte thätig war), läßt sich wol nicht mehr bestreiten, daß auf dem von Wolf betretenen Wege eine Gewißheit über die Entstehung der homerischen Gedichte nicht erlangt werden kann. — Außer Ilias u. Odyssee schrieben übrigens die Alten dem H., dem man bisweilen sogar die kyklischen Epen beilegte, noch die sog. homerischen Hymnen zu, 33 epische Gedichte, die außer den vier Hymnen an Apollon, Hermes, Aphrodite u. Demeter nur einen geringen Umfang haben (herausgeg. zuletzt v. Baumeister, Lpz. 1860; übers. v. Chr. v. Stolberg, Hamb. 1782, v. Schwenck, Frkf. 1825), ferner 16 kleinere Gedichte „Epigrammata", sowie zwei Parodien, die Batrachomyomachie (der „Froschmäusekrieg", herausgeg. zuletzt v. Baumeister, Götting. 1852; übers. u. A. v. Crusius, Hannov. 1839; v. Kern, Bresl. 1848) u. den nicht erhaltenen Margites; sie gehören jedenfalls alle einer späteren Zeit an. Von den Uebersetzern H.'s ist namentlich Voß dem deutschen Publikum bekannt. (Vgl. Ilias u. Odyssee.)

Homeriden, ein Geschlecht auf der Insel Chios, das man meist für die Nachkommen Homer's hielt u. dem auch die Beschäftigung mit dem Vortrag der homerischen Gedichte beigelegt wird; daß sie eine förmliche Dichterschule bildeten, ist möglich, läßt sich jedoch nicht mit Bestimmtheit nachweisen. Mit dem Ausdrucke H. bezeichneten die Griechen aber auch im weiteren Sinne Rhapsoden, welche homerische Gedichte vortrugen, sowie überhaupt Kenner od. Bewunderer Homer's.

Home Rule (engl., spr. Hohm Ruhl) lautet die Losung einer irischen Partei, welche damit ihre Forderung: eigenes Parlament u. eigne Regierung für Irland, ausdrücken will.

Homeyer, Karl Gustav, ausgezeichneter Rechtsgelehrter, geb. als Sohn eines Kaufmannes u. Schiffsrheders zu Wolgast in Pommern 13. Aug. 1795, studirte 1813—17 in Berlin, Göttingen u. Heidelberg die Rechte u. habilitirte sich 1821 als Privatdozent in Berlin. Seit 1824 außerord. u. seit 1827 ord. Prof. daselbst, als welcher er hauptsächlich die deutsche Rechtsgeschichte u. das deutsche Privatrecht zum Gegenstand seiner Vorlesungen gemacht hat, war er auch vom 23. Mai 1845 bis 1866 Mitglied des Obertribunals u. wurde außerdem 1854 in den Staatsrath, sowie unter gleichzeitiger Bestellung zum Kronsyndikus als Vertreter der Berliner Universität, in die Erste Kammer bez. in das Herrenhaus auf Lebenszeit berufen. Hier war H. zwar als Referent über wichtige Rechtsfragen sehr thätig, übte aber sonst keinen erheblichen Einfluß aus, wol weil er nie einer Fraktion angehörte. Der Berliner Akademie der Wissenschaften gehörte er seit 1850 als Mitglied an. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Des Sachsenspiegels I. Theil od. das sächsische Landrecht" (Berl. 1827; 3. Aufl. 1861); „Des Sachsenspiegels II. Theil nebst verwandten Rechtsquellen" (ebd. 1842—44); „Verzeichniß deutscher Rechtsbücher" (ebd. 1836); „Die Stellung des Sachsenspiegels zum Schwabenspiegel" (ebd. 1853); „Ueber die germanischen Loose" (ebd. 1854); „Die deutschen Rechtsbücher des Mittelalters u. ihre Handschriften" (ebd. 1856); „Spiegel deutscher Leute" (ebd. 1857); „Stadtbücher des Mittelalters" (ebd. 1860); „Die Extravaganten des Sachsenspiegels" (ebd. 1861); „Der Dreißigste" (ebd. 1864); „Das Friedegut in den Fehden des Mittelalters" (ebd. 1867); „Die Loosstäbchen" (ebd. 1868) u. „Die Haus- u. Hofmarken" (ebd. 1871) u. s. w. Auch übersetzte H. Kolderup-Rosenvinge's „Grundriß der dänischen Rechtsgeschichte" (ebd. 1825), u. die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" (1827—34) sowie die Schriften der Akademie enthalten zahlreiche Beiträge aus seiner Feder.

Homiletik (vom griech. ὁμιλία, d. i. Unterredung, Mittheilung) heißt die Wissenschaft von der Kanzelberedsamkeit.

Homilius, Gottfried August, verdienter Kirchenkomponist, geb. 2. Febr. 1714 zu Rosenthal an der sächs.-böhm. Grenze, wurde 1742 Organist an der Frauenkirche in Dresden u. 1755 Musikdirektor an den drei Hauptkirchen dieser Stadt sowie Kantor an der Kreuzschule. Was ihm Schule u. Kirche an Zeit übrig ließen, verwendete er auf kirchliche Kompositionen, von denen aber nur einige Kantaten, Arien u. Motetten (letztere in der von seinem Schüler Joh. Adam Hiller herausgegebenen Sammlung) gedruckt sind. Seine Motetten gehören zu den besten der Gattung. Er starb 1. Juni 1785.

Hommel, Karl Ferdinand, berühmter Rechtsgelehrter, ward geb. zu Leipzig 6. Jan. 1722, studirte zuerst Medizin, dann Jurisprudenz, wurde 1750 außerord. u. 1756 ord. Professor an der Hochschule seiner Vaterstadt, verwaltete 1763—64 das Rektorat u. starb daselbst als Ordinarius der Juristenfakultät 16. Mai 1781. Er gab heraus: „Obtectamenta juris feud." (Lpz. 1755); „Deutscher Flavius" (Bair. 1763, 2 Bde.; 4. Aufl. von Klein 1800); „Rhapsodia quaestionum in foro quotidie obvenientium etc." (Lpz. 1765 f., 7 Bde.; 4. Aufl. 1783—87); „Pertinenz- u. Erbsonderungsregister" (ebd. 1767., 6. Aufl. 1805); „Palingenesia librorum juris veterum" (ebd. 1767 f., 3 Bde.) u. dem Pseud. Alex. v. Joch: „Ueber Belohnung u. Strafe nach türk. Gesetzen" (Bair. 1770; 2. Aufl. 1772); „Promptuarium juris Bertochiani" (Lpz. 1777 f., 4 Bde.) u. A. m., übersetzte auch Beccaria's Schrift „Von Verbrechen u. Strafen" (Bresl. 1788, 2 Bde.).

homogen (vom griech. ὁμογενής = gleichen Geschlechts), gleichartig, verwandt, gleichen Ursprungs, im Gegensatz zu „heterogen."

Homo novus (lat.), d. i. ein neuer Mensch, ein Emporkömmling.

Homöopathie (vom griech. ὅμοιον, das Aehnliche, u. παθεῖν, leiden) ist ein medizinisches Heilsystem, dessen Gründer der Arzt Dr. Samuel Hahnemann (s. d.) ist. In seinem „Organon der rationellen Heilkunde" (Dresd. 1810, 6. Aufl. 1865) lehrte er folgende Grundprinzipien seiner Lehre. Die Gesundheit wird durch die rein geistige Lebenskraft erhalten, eine Krankheit entsteht durch Verstimmung der Lebenskraft, mithin aus sinnlich nicht wahrnehmbaren Ursachen; deshalb kann die Ursache der Krankheit weder erforscht noch durch Heilung beseitigt werden; die Naturheilung erfolgt durch Entstehung einer zweiten Krankheit, welche der ersten ähnlich, aber kräftiger als diese ist." Mit diesen Grundgedanken kann sich nun freilich die moderne Richtung in der Heilkunde, welche sich als die „physiologische" bezeichnet, keineswegs einverstanden erklären; denn sie befaßt sich höchst erfolgreich mit Aufsuchung der materiellen Ursachen der Krankheiten, sie verwirft die veralteten Begriffe „Lebenskraft" u. „Verstimmung der Lebenskraft" u. kennt schon ziemlich genau den Prozeß, den die Natur bei vielen Krankheiten zur Heilung durch ganz bestimmte Veränderung der Gewebe aufweist. Allein zu jener Zeit, wo Hahnemann seine Lehrsätze aufstellte, herrschte noch die alte Schule der Medizin, welche man die „Allopathie" nennt, u. die es sich zum Prinzip gemacht zu haben schien, das alte hippokratische Wort „Contraria contrariis curantur" auf die Spitze zu treiben, indem sie mit reichlich gemischten Präparaten u. ziemlich großen Mengen stark wirkender Arzneien gegen die Krankheit, wie gegen einen in den Körper eingedrungenen Feind, zu Felde zog. Diese ältere ärztliche Schule meinte immer das Gegentheil von den Zuständen, welche die Krankheit im Körper erzeugt hatte, durch ihre Medizinwirkung herbeiführen zu müssen. Gleichsam als Reaktion gegen solchen Grundsatz, der gewiß ein unrichtiger war, wurde nun von Hahnemann der ebenso einseitige Gegengrundsatz aufgestellt: „Wähle, um sanft, dauerhaft u. schnell zu heilen, in jedem Krankheitsfalle eine Arznei, welche ein ähnliches Leiden (ὅμοιον πάθος) für sich zu erzeugen vermag, als sie zu heilen bestimmt ist. „Similia similibus curantur." Da das Wesen der Krankheit nach Hahnemann's Ansicht unerforschlich ist, so muß man sich für Beurtheilung u. Behandlung derselben an die der Krankheit eigenthümliche Reihe von Erscheinungen (Symptomenkomplex) halten u. zur Beseitigung des Leidens solche Arzneien wählen, welche bei Gesunden möglichst ähnliche Krankheitserscheinungen erzeugen. Hierbei wird die Urkrankheit durch die ihr ähnliche Arzneikrankheit vertilgt, u. die Lebenskraft wird genöthigt, gegen die allein noch übrige Arzneikrankheit eine erhöhte Energie zu richten.

In solchen Grundzügen führte nun weiter Hahnemann eine, jetzt von seinen eigenen Anhängern nicht mehr ganz gebilligte Krankheitslehre u. seine neue Heilmethode wie ein geschlossenes Gebäude auf u. suchte seinen Darlegungen den Charakter eines wissenschaftlichen Systems zu geben. Obgleich er den Grundsatz hingestellt hatte, daß die Ursachen der Krankheiten nicht erkennbar seien, so behauptete er doch, daß $^7/_8$ aller Krankheiten auf dem Grundprozesse der Psora beruhten, d. h. eines von ihm angenommenen miasmatischen Uebels, welches in der Krätze am ausgesprochensten sei. Indem er ferner alle Erfahrungen, welche bisher die Aerzte gemacht hatten, verwirft, wollte er nur seine Erfahrung u. die seiner Jünger gelten lassen, indem er Arzneiprüfungen an Gesunden empfahl, um die von den Medikamenten erzeugten Symptome genauer kennen zu lernen. Schließlich huldigte er in der Erklärung der Arzneiwirkungen einer Anschauung, welche sich mit dem dunklen Ausdruck einer „spezifischen" Wirkung behilft u. einer nunmehr völlig überwundenen dynamischen, aller naturwissenschaftlichen Begründung entbehrenden Richtung angehört. Die Mittelwirkung nannte er anfänglich (von 1796 bis 1808) selbst nur eine „spezifische", u. erst später ertheilte er ihr den Namen der „homöopathischen", indem er das Gespenst der „homöopathischen Verschlimmerung" u. anfänglichen Krankheitssteigerung als Zeichen der beginnenden Heilung hinzufügte. Die Arzneistoffe sind, wie er sagt, nicht todte Substanzen im gewöhnlichen Sinne, „vielmehr ist ihr wahres Wesen blos dynamisch-geistig, ist lautere Kraft". Deshalb sollen die Arzneistoffe nicht nur wirken können, wenn sie außerordentlich verdünnt in den Organismus eingeführt werden, sondern ihre lautere geistige Kraft wird eine um so höhere „Gegenkrankheitspotenz", je verdünnter der materielle Stoff der Arzneimittel ist; das Mittel selbst wird durch seine Verdünnung „potenzirt". Hahnemann meinte, daß durch das Verkleinern der Gabe (das Einnehmen von Arzneien in höchst verdünntem Zustande) die ungebührliche Steigerung der künstlichen Krankheit umgangen werde, daß aber in Beziehung auf die Heilfähigkeit trotz der Massenverminderung eine Wirkungsvergrößerung erzielt werde. Das Verfahren bei der Verdünnung bestand darin, durch Vermischung des frischen Saftes einer Pflanze mit gleicher Menge Weingeist od. durch Lösung eines chemischen Stoffes in Weingeist eine „Urtinktur" darzustellen, von welcher 2 Tropfen mit 98 Tropfen Weingeist od. Wasser gemischt u. durch kräftiges Schütteln „potenzirt" werden. Von dieser ersten Verdünnung ergeben wiederum zwei Tropfen zu 98 Tropfen die zweite Verdünnung, u. so wird in gleicher Weise fortgefahren bis zur 30. Verdünnung. Bei Verdünnung auf trockenem Wege werden die Arzneistoffe durch dreistündiges Reiben mit Milchzucker potenzirt. Hahnemann behauptete noch, durch Schütteln od. Reiben könne die Arzneikraft „bis an die Grenzen der Unendlichkeit potenzirt werden."

Eine sehr beliebte Form der homöopathischen Arzneien ist die der sog. Streukügelchen; bei ihrer Herstellung werden feinste Zuckerkügelchen 100 Stück mit einem Tropfen einer Verdünnung befeuchtet u. getrocknet. Nicht alle Lehrsätze, die Hahnemann in solcher Weise aufgestellt u. in seinem „Organon" weiter ausgeführt hat, werden von seinen Anhängern anerkannt. Es war nicht zu verwundern, daß sich die Zahl derselben Anfangs schnell in Deutschland vermehrte, indem allerdings eine Reaktion gegen die bisherige ärztliche Praxis naturgemäß eintreten mußte, u. indem die von Hahnemann aufgestellte Theorie für die damalige, noch im „Dynamismus" befangene Zeit etwas Bestechendes hatte. Allein gar bald verwarf eine Anzahl homöopathischer Aerzte, z. B. Grießelich, Trinks, Rau u. A., den Gebrauch der kleinen Gaben, so daß nur noch die Annahme einer spezifischen Mittelwirkung übrig blieb. Andere dagegen steigerten den Satz „Similia similibus" bis zu dem Satz „Aequalia aequalibus" (nicht „Aehnliches mit Aehnlichem", sondern „Gleiches mit Gleichem" zu heilen). Die Lehre dieser Aerzte wurde Isopathie genannt; so gab man gegen Pocken den verdünnten Pockenschorf, gegen Scharlach die potenzirte Hautabschülferung Scharlachkranker u. s. w. — Schon von Anfang an hatte die H. in einem Kampfe, bei dem es keineswegs stets parlamentarisch zuging, mit zahlreichen Gegnern zu fechten; so finden sich ziemlich abfällige Beurtheilungen der H. in F. H. Gmelin's „Kritik der Prinzipien der H." (Tüb. 1835); in J. Stieglitz's „Ueber die H." (Hann. 1835); in C. W. Fickel's, ehem. Oberarzt der Homöopathischen Heilanstalt zu Leipzig, „Direkter Beweis von der Richtigkeit der H." u. endlich in Eigenbrodt's „Bericht über die Resultate der öffentlichen homöopathischen Heilanstalt zu Wien" (Darmst. 1854). Nachdem der Kampf lange geruht hatte, nahm Professor Bock (Leipzig) ihn in der „Gartenlaube" wieder auf. Die Gegner meinten, daß die H. mit ihren „Nichtsen" eine Wirkung nicht haben könne, u. daß dort, wo nach solchen Verdünnungen Heilung eintrat, dieselbe nur dem natürlichen Ablaufe der Krankheit zuzuschreiben sei. Dagegen rühmen die homöopathischen Aerzte von ihren Kuren große Erfolge; z. B. behaupten sie, in ihren Krankenhäusern die Kranken durchschnittlich in kürzerer Zeit entlassen zu können als in denjenigen Hospitälern, wo in der Regel die sog. exspektative Heilmethode eingeschlagen wird. Auch schreiben sie sich einen nicht geringen Einfluß auf die gesammte innere Arzneikunst zu, indem jetzt von den meisten Aerzten einfache, weniger zusammengesetzte Medikamente in sehr kleinen Gaben verordnet werden. Während nun in Deutschland die Zahl der homöopathischen Aerzte sich zu vermindern, wenigstens nicht zu wachsen scheint, hat die H. in Nordamerika u. anderen Staaten im Vertrauen der Laienwelt großen Aufschwung genommen. In Deutschland besteht ein Centralverein der homöopathischen Aerzte, der sich alljährlich versammelt; eine sehr reichhaltige Literatur vertritt die H.; eine homöopathische Buchhandlung (Leipzig) vertreibt dieselbe; homöopathische Apotheken bereiten die Arzneien, welche sich ihrer bequemen Darreichung wegen als Hausmittel (bei Oekonomen auch gegen Thierkrankheiten) Eingang verschafft haben; homöopathische Polykliniken u. Krankenhäuser giebt es in sehr vielen größeren Städten; dagegen haben sich nur in Pest u. einigen Universitäten Amerika's die Behörden bestimmen lassen, Lehrstühle für H. zu errichten.

Eine Versöhnung od. auch nur ein Kompromiß zwischen der H. u. der jetzt allein herrschenden, auf naturwissenschaftliche Untersuchung sich stützenden sog. „physiologischen" Heilkunde ist ganz unmöglich. Die Ergebnisse der Arzneiprüfungen an Gesunden, wie sie die H. vorschreibt, sind einzig u. allein für diese moderne Richtung brauchbar; dieselbe macht es sich dagegen beim Heilen zur Aufgabe, nicht blos die Symptome zu beseitigen, sondern auch die durch anatomische Forschungen erkannten krankhaften Abänderungen zur Norm zurückzuführen. Alles einseitige Formelwesen, zu dem auch die Lehre von den Arzneiverdünnungen gehört, wird als Rückschritt betrachtet, während man die Verdünnungen selbst, nam. die Hochpotenzen (d. i. die 30.—800. Verdünnung) vom chemischen Standpunkte aus für eine Vernichtung der Wirkungsfähigkeit der Medikamente erklärte. Eine „Geschichte der H." verfaßte Kleinert 1862; Hahnemann's Werke s. u. „Hartmann". Außer den zahlreichen, für Aerzte bestimmten Schriften über H., von Jahr, von Grauvogel, A. v. Gerhardt, Goullon, Hartmann, Hirschel, Rückert u. A., sowie den Zeitschriften für H. von Hirschel, O. Meyer, Cl. Müller, Wilmar Schwabe 2c., giebt es sehr viel populäre Anweisungen zum Gebrauche der H., von welchen Cl. Müller's „Homöopathischer Haus- u. Familienarzt" (Lpz., O. Wigand 7. Aufl. 1869) u. C. Hering's „Homöopathischer Hausarzt" (Jena, Frommann, 13. Aufl. 1869) die größte Verbreitung fanden.

Homo trium literarum (lat., d. i. ein Mensch mit 3 Buchstaben. Scherzhafte Umschreibung des lat. Wortes fur, d. i. Dieb.

Hompesch, Ferdinand Joseph Frhr. v., erster deutscher, aber auch zugleich überhaupt letzter Großmeister des Johanniterordens, aus dem altadel., seit 1822 gräfl. Hause dieses Namens, welches die Erbobberjägermeisterwürde im Herzogthum Jülich besitzt. H. wurde geb. zu Düsseldorf 9. Nov. 1744, ward in seinem 12. Jahre Page des Großmeisters in Malta, stieg nach u. nach zum Großkreuz auf u. vertrat lange Zeit den Wiener Hof bei seinem Orden. 1797 wurde er zum Großmeister desselben erhoben. Als Bonaparte, auf der Expedition nach Aegypten begriffen, 1798 vor Malta erschien, wollte H. seiner Einfahrt in den Hafen bewaffneten Widerstand entgegensetzen, doch verhinderte denselben der Verfall des kriegerischen Geistes im Orden u. der Verrath der franz. Ritter. Gezwungen, die Insel zu verlassen, schiffte sich H. nach Triest ein, wo er gegen das Vorgefallene protestirte u. dann seine Würde an Kaiser Paul von Rußland übertrug. Die von diesem ihm ausgesetzte Pension blieb nach des Kaisers Tode aus, daher bemühte sich H., die ihm französischerseits versprochene Pension zu erhalten. Auf einer Reise nach Montpellier, die er zu diesem Zwecke unternahm, starb er 1803.

Homuncio, Homunculus (vom lat. homo = Mensch), eigentlich Menschlein, ein kleiner, elender Mensch; dann: ein durch chemischen Prozeß erzeugter Mensch, zu welcher Manipulation Paracelsus in seiner Schrift „De generatione rerum naturalium" eine vollständige Anweisung giebt. Goethe giebt dem H. in letzterem Sinne im zweiten Theile seines „Faust" eine Rolle.

Hondekoeter, Melchior, ein holländ. Thiermaler, der, zu Utrecht 1636 geb. u. 1695 gest., ein Schüler seines Vaters Gisbert H. u. seines Oheims Jan Weenix war u. vorzugsweise das Federvieh, Hühner, Pfauen, Tauben u. dgl. in den verschiedensten Zuständen u. in landschaftlicher Umgebung darstellte. Seine trefflichsten Bilder befinden sich im Museum zu Amsterdam, andere im Haag u. in den Galerien zu Dresden, Wien u. Kassel.

Honduras, die zweitgrößte Republik Mittelamerika's, umfaßt 2215 □M. u. grenzt im N. an den Golf von H., im S. an San Salvador, die Fonsecabai u. Nicaragua, im W. an Guatemala u. im O. an Nicaragua u. das Karaibische Meer. Die Küste am Atlantischen Ozean bietet wenig günstige Ankerplätze dar, auch ist dort die Schiffahrt durch starke Meeresströmungen u. Korallenbänke erschwert, dagegen ist die Fonsecabai der schönste centralamerikan. Golf am Großen Ozean. H. ist Gebirgsland, Tiefebenen kommen nur am Atlantischen Ozean, vorzüglich an den Flußmündungen vor. Die Cordilleren des Innern erheben sich über Hochebenen in einzelnen Punkten bis zu 3000 m. (Gebirge von Selaque), doch scheint ihre Durchschnittshöhe nicht 2000 m. zu übersteigen. H. ist das einzige Land Mittelamerika's, das keine thätigen Vulkane aufzuweisen hat; erloschen sind die Vulkane Guaymaca u. Boqueron. Der bedeutendste Strom von H. ist der in das Karaibische Meer mündende Ulua, welcher für Dampfschiffe bis zur Mündung des Santiago schiffbar ist. Parallel mit seinem Unterlauf fließt der Chamelicon. Vom Hochlande des Innern fließen ebenfalls nach NO. dem Atlantischen Ozean der Rio Tinto, Patuca u. Segovia od. Rio Wanks zu, der die Grenze mit Nicaragua bildet. Der größte See des Landes ist die Laguna de Yojoa. H. gehört vollständig der heißen

Nr. 3419. Karte von Honduras.

Zone an, doch sind nur die Flußniederungen ungesund, dagegen die Tierra templada (gemäßigte Region) des Hochlandes auch europ. Einwanderern in klimatischer Beziehung sehr zuträglich. Eis u. Schnee kommt nur in wenigen Monaten des Jahres in den höchsten Gegenden vorübergehend vor. An nützlichen Produkten ist das Land sehr reich, die Niederungen bringen Kakao u. Indigo in Menge hervor, bis zu einer Höhe von 1300 m. gedeihen Zuckerrohr, Kaffee, Bananen, die höheren Regionen liefern noch reichliche Ernten von Mais, Reis, Tabak, Bohnen, Yams u. anderen Früchten. In den Wäldern werden kostbare Hölzer, wie Palisander u. Mahagoni, für den Export geschlagen u. die Erde birgt Gold, Silber, Platin, Eisen, Kohlen u. Edelsteine. Die Bevölkerung wird auf 350,000 Seelen abgeschätzt, davon sind nur 5000 Weiße, 5000 Neger, 160,000 Indianer u. 180,000 Mischlinge. Die Indianer sprechen zumeist spanisch; an der nördl. Küste wohnen etwa 20,000 Karaiben, welche von den 1796 durch die Engländer vertriebenen Eingeborenen der Insel San Vincente abstammen. Die herrschende Religion ist der Katholizismus; die Volksbildung ist sehr gering; von der ganzen Bevölkerung können nur 5000 lesen u. schreiben. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner besteht in Ackerbau, Viehzucht, Bergbau u. Holzschlag. Letzterer bringt bes. große Quantitäten Mahagoniholz zur Ausfuhr. Der Bergbau erstreckt sich vorzugsweise auf Silber u. Opal. In den nördl. Provinzen wird die Viehzucht fast nur zur Gewinnung der Häute betrieben. Der Handel ist unbedeutend; man kann die Ausfuhr auf 1,800,000 Doll. schätzen, nämlich Gold u. Silber 600,000, Indigo 200,000, Rindvieh 150,000, Hölzer 180,000, Häute u. Felle 100,000 Doll. Doch wird sich der Handelsverkehr nach der Vollendung der interozeanischen Eisenbahn beträchtlich heben. Dieselbe soll auf einer Länge von 51 M. Puerto-Caballos am Atlantischen Ozean mit Amapala an der Fonsecabai verbinden u. 1874 vollendet sein. Dem auswärtigen Handel sind die Hafenplätze Truxillo, Omoa u. Amapala geöffnet. H. zerfällt in die Provinzen Gracias, Santa Barbara, Comayagua, Choluteca, Tegucigalpa, Olancho u. Yoro. Die Hauptstadt ist Comayagua mit 7–8000 E. An der Spitze der Republik steht ein auf 4 Jahre gewählter Präsident, eine gesetzgebende Körperschaft, ein Senat u. ein Staatsrath. Das stehende Heer umfaßt nur 600, die Miliz 6000 Mann. Die jährlichen Einnahmen betragen etwa 400,000 Doll., die Staatsschuld 1872 5,990,108 Pfd. Sterl. H. wurde von Columbus 1502 auf seiner 4. Reise entdeckt u. von Cortez für Spanien erobert. Die Trennung vom Mutterlande erfolgte 1821; bis 1839 bildete H. einen Theil der centralamerikan. Föderation, seitdem eine selbständige Republik.

Hongkong (Hiang-kiang, d. i. wohlriechende Wellen), eine 1½ □M. große, seit 1841 den Engländern gehörige Insel an der Südküste China's, vor der Bai von Kanton, hat engl. Faktorei, Militär- u. Marinestation. Berge bis zu 575 m. Höhe bedecken den größten Theil der Insel u. fallen nach N. steil zur See ab. Wasser ist in Fülle vorhanden. Während des heißen u. an gewaltigen Regengüssen reichen Sommers ist die Nordküste ungesund. Die Bevölkerung ist 1842—1872 von 5000 auf 121,985 Seelen gestiegen; unter ihnen 4931 Europäer. Von den Chinesen leben über 30,000 auf Böten. Die Hauptstadt Victoria mit 102,000 E. liegt auf der Nordseite an einem bequemen u. sichern Hafen u. ist der Sitz des brit. Generalkonsuls; ihr gegenüber hat die brit. Regierung an der Küste des Festlandes einen Küstenstreif erworben, der vom Monsun berührt u. als gesunder Zufluchtsort während des Sommers benutzt wird. Dort erhebt sich die Stadt Kaulung. Von Victoria führt regelmäßiger Dampferverkehr nach Shanghai. Die Ausfuhr erstreckt sich bes. auf Baumwolle, Thee, Kampfer u. Opium, für welches letztere Victoria Hauptstapelplatz ist, u. hat einen Werth von gegen 3,000,000 Pfd. Sterl. Gegen 3000 Schiffe, worunter etwa 300 deutsche, laufen jährlich ein.

Nr. 3420. Victoria, Hauptstadt in Hongkong.

honnet od. **honnett,** vom frz. honnête, d. i. ehrbar, ehrenhaft, anständig, schicklich, rechtschaffen.

Honneurs (frz., spr. Onnöhr), Ehrenbezeigungen; die H. machen: die schuldige Ehrerbietung bezeigen; ferner heißen H. im Whistspiel die fünf höchsten Atouts: Aß, König, Dame, Bube, Zehn.

honny soit qui mal y pense (frz., spr.: Honni soa ki malli-pangs) ist die Devise des Hosenbandordens (s. d.).

Honolulu, die Haupt- u. Residenzstadt des Königreichs der Hawaii- (s. d.) od. Sandwichsinseln, auf der Insel Oahu an dem besten Hafen dieser Inselgruppe gelegen u. deshalb der wichtigste Handelsplatz derselben, hat etwa 13,000 E. u. schnurgerade, ungepflasterte, aber mit Bäumen besetzte Straßen, welche engl. Namen führen u. aus in europ. Stile gebauten Häusern bestehen; nur in den Vorstädten liegen zahlreiche Schilfhütten der Eingeborenen. Unter den reich ausgestatteten Kaufläden sind die der Chinesen die glänzendsten; 20 Importhandelshäuser sind in den Händen von Fremden. Außer dem am Hafen liegenden Regierungsgebäude u. dem königl. Palaste sind 6 Kirchen, 5 Druckereien, 12 unmäßig theure Hotels, ein Museum, Bibliotheken u. die Citadelle nebst einer auf dem „Punschnapf", einer 200 m. hohen, kegelförmigen Anhöhe, gelegenen Batterie zu erwähnen. Die Umgegend ist sehr schön.

Honorar war zur Zeit der alten Römer ein freiwilliges Geschenk an Getreide, Wein u. dergl., welches von den Einwohnern einer röm. Provinz den obrigkeitlichen Verwaltern gebracht wurde. Jetzt versteht man unter H. einen Ehrensold in Geld für Arbeiten höherer, bes. geistiger Art, z. B. für schriftstellerische Werke, ärztliche Bemühungen, Kollegien der Dozenten od. Professoren.

Honoratioren (lat., wörtlich die Geehrteren), die durch Titel, Rang, amtliche Stellung od. Reichthum hervorragenden Personen; an kleineren Orten deren vornehmere, wohlhabendere Einwohner.

honoriren, beehren, einen Wechsel annehmen od. auszahlen; in der Schiffersprache: einer Klippe ausweichen, um ein Vorgebirge herumfahren.

Honorius (Flavius H.), Sohn des röm. Kaisers Theodosius I., geb. 384 n. Chr., ward nach seines Vaters Tode 395 unter Vormundschaft des Vandalen Stilicho Beherrscher der westl. Hälfte des von nun an dauernd getheilten röm. Reichs, während sein älterer Bruder Arcadius den östl. Theil erhielt. Unter H., der Anfangs in Mailand, dann in Ravenna residirte, brachen traurige Zeiten über Westrom herein. Zwar gelang es Stilicho, die Westgothen unter Alarich, die schon 396 einen Einfall in Griechenland unternahmen, aber durch ihn zurückgetrieben wurden, bei ihrem Eindringen in Italien selbst (402) durch die Schlachten bei Pollentia u. bei Verona zur Rückkehr zu nöthigen, u. eben so den (406) unter Radagais einbrechenden Vandalen, Sueven, Alanen u. Burgundionen bei Fäsulä (Fiesole bei Florenz) eine entscheidende Niederlage beizubringen, allein auf einem neuen Zuge (408) drang Alarich, da Stilicho inzwischen durch Olympius gestürzt u. ermordet worden war, bis nach Rom vor, das sich nur mit einer großen Summe von der Plünderung loskaufen konnte. Es entging derselben aber doch nicht, denn nachdem Alarich 409 nochmals vor der Stadt erschienen war, ward sie 410 von ihm erobert. Erst 412 wurde Italien von den Westgothen befreit, indem diese unter Alarich's Nachfolger Athaulf, welcher sich mit der den Gothen in die Hände gefallenen Schwester des H., Placidia, vermählte, infolge eines Vertrags mit H. nach Gallien zogen u. unter Wallia (415) ein von der Garonne bis zum Ebro sich erstreckendes westgothisches Reich gründeten. Außer durch die Einfälle der Germanen wurde das Reich unter H. auch durch innere Empörungen schwer erschüttert. Zwar ward der Aufstand des Gildo in der Provinz Afrika

398) durch Stilicho bald unterdrückt, allein in Britannien erhoben sich um 407 kurz nach einander mehrere Gegenkaiser, von denen der dritte, Constantinus, seine Herrschaft sogar über Theile Galliens u. Spaniens auszudehnen vermochte, bis ihn zuletzt des H. tüchtiger Feldherr Constantius unterwarf, der dann Athaulf's Wittwe Placidia zur Gemahlin erhielt u. 421 auch zum Mitkaiser ernannt ward, jedoch bald darauf starb. Sein Sohn Valentinian wurde, wenn auch nicht unmittelbar, der Nachfolger des H., dessen kraftloser u. elender Regierung der Tod 423 ein Ende machte.

Honorius, Name von 4 bez. 5 Päpsten: **H. I.**, als Nachfolger Bonifazius' V., 71. Papst seit 14. Mai 626, gest. zu Rom 12. Okt. 638, ward fast 20 Jahre nach seinem Tode noch auf dem sechsten ökumen. Konzil in Konstantinopel als Ketzer verdammt, weil er der Lehre der Monotheleten (s. d.) beigestimmt hatte. — **H. II.**, vorher Lambert v. Fagnan, wurde als Bischof von Velletri u. Kardinal von Ostia 21. Dez. 1124 zum Nachfolger Calixtus' II. od. 165. Papst gewählt, begünstigte die Wahl Lothar's von Sachsen zum Deutschen Kaiser, mußte dem Grafen Roger von Sizilien die päpstl. Leben Apulien u. Calabrien überlassen u. starb zu Rom 14. Febr. 1130. Unter ihm fand das Konzil von Toulouse statt, auf dem den Laien verboten wurde, die Bibel zu lesen. — **H. III.**, vorher Kardinal Cencio Savelli, folgte als 179. Papst dem dritten Innocenz 18. Juli 1216 u. starb in seiner Vaterstadt Rom 18. März 1227. Er krönte den Kaiser Friedrich II., bestätigte als großer Freund der Bettelorden den der Dominikaner (1216) u. den der Franziskaner (1225) u. hegte auch für den Deutschen Orden ein lebhaftes Interesse. — **H. IV.**, vorher Kardinal Giacomo Savelli, 192. Papst u. Nachfolger Martin's IV. seit 2. April 1285, steuerte dem Räuberunwesen im röm. Gebiet u. war im Uebrigen fortwährend in die sizil. Händel verwickelt.

Honvéd, d. i. Vaterlandsvertheidiger, Landwehrmann, wurden seit Ende Mai 1848 die Soldaten der ungar. Nationalgarde od. Freiwilligenarmee genannt. Später wurde auf Beschluß des ungar. Reichstags die reguläre Armee mit der H.-Armee verschmolzen. Als Revolutionsheer ward natürlich die H.-Armee nach der Unterdrückung der Revolution aufgelöst. Infolge des österr.-ungar. Ausgleichs ist sie indeß durch Gesetz vom 5. Dez. wieder aufgelebt. Die jetzige H. Armee (Honvédség) soll in Kriegszeiten das Linienheer unterstützen, während sie in Friedenszeiten nur ausnahmsweise zur Aufrechterhaltung der inneren Ruhe verwendet werden darf. In der Mitte stehend zwischen Armee u. Landwehr nach deutschem Begriff, werden ihre Truppen für gewöhnlich gewonnen: durch Enrollirung von Individuen, die in der Reserve schon ausgedient haben, durch direkte Assentirung überzähliger Wehrpflichtiger u. bezüglich durch Freiwillige. Die H.-Armee zerfällt in 6 Distriktskommanden u. untersteht in erster Linie dem ungar. Landesvertheidigungsminister. Im Offiziercorps haben alle intelligenten Elemente der H.-Armee von 1848—49 Platz gefunden. Durch ihren Oberkommandanten, den zu Ofen geborenen General der Kavallerie Erzherzog Joseph, ist die Organisation der jetzigen H.-Armee rasch u. energisch gefördert worden. Sie zählt über 160,000 Mann.

Hood (spr. Hudd), Thomas, geb. 1798 als Sohn eines Buchhändlers, widmete sich frühzeitig der Publizistik. Er ward 1821 schon Unterredakteur des „London Magazine", dann Mitarbeiter des „Punch", Herausgeber des „New Monthly Magazine" u. für ein Jahr auch von dem „The Gem" betitelten Journal. Er selbst hat ein Bild von seinem Charakter u. Leben gegeben in seinen „Literary Reminiscences", in seinem „Hood's Own" (Lond. 1839, 1846); 1845 bereits starb er aber auf dem Gipfel seines literarischen Rufes. Seine „National Tales" (Lond. 1827, 2 Bde.) konnten allerdings keine Popularität erlangen, allein als Humorist ersten Ranges erschien er schon in seinen „Whims and Oddities" (Lond. 1827, 1854) u. in seinem „Plea of the Midsummer Fairies" (ebd. 1828); seine Satire auf die englischen Juristen „Up the Rhine" (ebd. 1840), seine „Whimsicalities" (ebd. 1844), vorzüglich aber sein „Comic Annual", welches er von 1830—42 herausgab, machten ihn zu einem der volksthümlichsten komisch-satirischen Dichter Englands. Seine beiden berühmtesten Gedichte sind „The dream of Eugene Aram" (Lond. 1845), eine lyrische Komposition von tiefstem Gefühl u. größter Zartheit, u. „The song of the shirt", zuerst im Punch von 1844 erschienen, wegen der Wirkung desselben auf die Verbesserung der Arbeiterstellung in England auch politisch wichtig. Eine Gesammtausgabe seiner Dichtungen erschien unter dem Titel „Poetical Works of Th. Hood" (Boston 1854—56, 4 Bde.).

Hood (spr. Hudd), Robin, eine der populärsten Persönlichkeiten des mittelalterlichen Englands, hieß eigentlich Robert Fitzooth, was der Volksmund in „Robin Hood" verkehrt hat, u. war geb. zu Locksley in der Grafschaft Nottingham im J. 1160. Gewöhnlich führt er den Beinamen Earl (Graf) von Huntingdon, ein Titel, auf den er allerdings in den letzten Tagen seines Lebens eine Art Anspruch gehabt zu haben scheint. Seine Jugend war sehr stürmisch, er kam sehr oft mit dem Gesetz in Streit u. mußte schließlich eine Zuflucht in den Wäldern suchen, sammelte eine Anzahl Gleichgesinnter, unter denen William Scodlak, George a Green, Muck, ein Müllerbursche, Little John, eigentlich Nailor geheißen, ein liederlicher Bettelmönch Tuck 2c. die bedeutendsten waren, u. außerdem begleitete ihn seine Geliebte Marian. Der Hauptaufenthalt R. H.'s u. seiner Schar, die sich auf 100 Bogenschützen belief, waren die Wälder von Yorkshire, Nottinghamshire u. Cumberland. Im Allgemeinen lebte er mit seinen Leuten nur von der Jagd, allein gerade dadurch zog er sich die heftigste Verfolgung seitens der englischen Grundherren zu. Indeß gelang es nie Jemandem, ihn zu fangen od. auch nur zu schlagen, bis er endlich durch Verrath fiel. Er ward krank u. man fand für nöthig, ihn zur Ader zu lassen; er wendete sich also an die Aebtissin von dem Nonnenkloster zu Kirkley in Yorkshire, welche sehr geschickt in wundärztlichen Operationen war, u. diese ließ ihn (18. Nov. 1247) sich zu Tode bluten. Die zahlreichen lustigen Streiche, viele Beispiele von Heldenmuth, gepaart mit Rechtschaffenheit, u. seine Gerechtigkeitsliebe lassen ihn noch heute in England als das Ideal eines romantischen Wegelagerers gelten. Als solcher ist er der Held vieler Volkslieder geworden. Merkwürdiger Weise hat man in einigen Theilen von England dem wilden Jäger seinen Namen gegeben.

Hoogh od. Hooch, Peter de, holländ. Genremaler, der, wahrscheinlich 1628 geb., vorzugsweise das Innere von Wohnungen, Straßen u. dergl. mit gemüthlicher Staffage u. einem wirkungsvollen Kontrast des einfallenden Sonnenlichtes zum Helldunkel eines umschlossenen Raumes darzustellen wußte. Viele seiner Bilder befinden sich in englischen Privatsammlungen, andere zerstreut in den Museen Deutschlands, Amsterdams, Petersburgs u. im Louvre. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Hoogstraten, Jakob van, so genannt nach seinem Geburtsort in Brabant, bekannt als päpstlicher Ketzerrichter im Anfang des 16. Jahrh., geb. um 1456, studirte auf der Universität Köln, die damals der Hauptsitz der fanatischen Dominikaner war, u. wurde nachmals Prior des Dominikanerklosters zu Köln, Inquisitor von Löwen, trotz seiner Unwissenheit sogar Professor der Theologie zu Köln, endlich auch Inquisitor daselbst. Sein Haß kehrte sich in dieser Stellung bes. gegen die sog. Humanisten, in denen er mit Recht die schlimmsten Feinde der mönchischen Bornirtheit erblickte. Doch war er in seinen Angriffen gegen dieselben nicht immer glücklich, bes. in dem berüchtigten Handel gegen Reuchlin. Diesen hatte er 1513 in der frechsten Weise angeklagt, weil er die Gewaltmaßregeln gegen die Juden u. die Bücher derselben gemißbilligt hatte. 1514 wurde er jedoch zu den Kosten des Prozesses u. bei Strafe des Bannes zum Stillschweigen verurtheilt. Da er trotz alledem nicht schwieg, vielmehr die ganze Macht des Dominikanerordens gegen Reuchlin aufbot, so kam der Prozeß auf dessen Betrieb vor den Papst. Dieser vertagte schließlich die Entscheidung auf gelegenere Zeit u. H. kehrte unter dem Gelächter der Humanisten nach Köln zurück, um hier den Kampf wenigstens literarisch fortzusetzen. Das beste Spiegelbild dieses Kampfes sind die „Epistolae obscurorum virorum" (s. d.), in denen sich auch ein (erdichteter) Brief H.'s befindet. Nicht geringeren Zorn hegte H. natürlich gegen Luther; rieth er doch alles Ernstes, diesen bei Zeiten zu verbrennen. Luther blieb ihm eine derbe Antwort nicht schuldig. H. starb 21. Jan. 1527, von seinen Zeitgenossen einstimmig als das Musterbild eines ebenso beschränkten wie herrschsüchtigen u. rachgierigen Pfaffen verurtheilt.

Hoogstraten, Samuel van, holländ. Genremaler, in Dortrecht 1627 geb., war Anfangs Schüler seines Vaters Dirk van H., später ein Schüler Rembrandt's u. in den Gegenständen ein Nachahmer

Peter de Hoogh's, obgleich er auch Seestücke, Thiere u. Blumen malte. 1651 bereiste er Wien, Rom u. London, wo er überall ehrenvolle Aufnahme fand. Er starb 1678 in seiner Vaterstadt. Von seinen nicht zahlreichen Bildern befindet sich wol das beste in einer Privatsammlung in Amsterdam, andere in Wien u. im Haag.

Hooker (spr. Huker), William Jackson, einer der berühmtesten Botaniker Englands, geb. zu Norwich 6. Juli 1785, wurde durch die Entdeckung eines merkwürdigen u. für England seltenen Mooses (Buxbaumia aphylla) u. durch die Bekanntschaft mit dem berühmtesten Botaniker Englands in jener Zeit, Sir F. J. Smith, bestimmt, sich ganz der Botanik zu widmen. Namentlich kultivirte er die bryologischen Studien, u. seine Reisen nach Island 1809, nach Frankreich, der Schweiz u. Norditalien 1814 förderten ihn darin wesentlich. Im J. 1816 vollendete er sein zuerst begonnenes Werk über die brit. Lebermoose, deren Beschreibung er mit noch unübertroffenen Contourzeichnungen von seiner Hand begleitete. Im J. 1814 war demselben bereits ein Werk über die brit. Laubmoose vorausgegangen, welchem bald die „Musci Exotici“ folgten. Infolge des Verlustes seines Vermögens sah er sich 1820 genöthigt, die Professur für Botanik in Glasgow anzunehmen, welche er 20 Jahre lang innehatte. Die prachtvollen „Icones Filicum“, die er mit Dr. Greville herausgab, die „Flora Exotica“ u. die „Icones plantarum“ gehören dieser Zeit an. Außerdem führte H. das von Curtis 1787 begründete „Botanical Magazine“ sowie das „Journal of botany“ weiter. Durch seine ausgebreiteten Verbindungen war es H. gelungen, sein Herbarium zu dem größten der Welt zu machen, u. diesen wissenschaftlichen Erfolgen verdankte es H., daß er 1841 als Direktor der königl. Gärten nach Kew bei London berufen u. 1846 in den Ritterstand erhoben wurde. Mit Hülfe des Malers Walter Fitch hat H. in einem Zeitraume von 30 Jahren mehr als 4000 Pflanzenabbildungen publizirt. Trotz einer so eminenten Thätigkeit erreichte H. ein Alter von 81 Jahren; er starb nach kurzer Krankheit 12. Aug. 1865. — Schon während seiner Lebzeit assistirte ihm sein Sohn, Dr. med. Joseph Dalton **H.** (geb. 1816), der nach seines Vaters Tode Direktor der Gärten von Kew wurde. Derselbe machte sich bes. durch seine großen Reisen bekannt. So begleitete er 1839—43 den Kapitän Roß auf seiner antarktischen Entdeckungsreise, während er 1848 selbständig nach Indien ging u. bis 1851 das Gebiet des Himalaja bis nach Tibet bereiste. Früchte dieser Reisen waren seine „Flora antarctica“ (2 Bde., Lond. 1845 bis 1849), sein auch ins Deutsche übersetztes „Himalayan Journal“ (Lond. 1854) sowie „The Rhododendrons of Sikkim-Himalaya“ (3 Thle., Lond. 1849—51), mit welchem Werke er für die Kultur der Rhododendra eine neue Bahn brach.

Hoorn, befestigte Hafenstadt in der niederländ. Provinz Nordholland, mit 10,000 E., 4½ M. nördl. von Amsterdam am Zuidersee gelegen; treibt Schiffbau, Fischfang u. bedeutenden Handel mit landwirthschaftlichen Produkten, bes. Vieh, Käse u. Butter, u. mit Fischen; die Industrie beschränkt sich auf die Fabrikation von Gold- u. Silberwaaren. H. ist Geburtsort des Seefahrers Wilhelm Schouten, des ersten Umseglers des Kap Hoorn; in der Großen Kirche befindet sich ein Denkmal des Contreadmirals Florisze.

Hoorn (Kap-), der südlichste Punkt Südamerika's unter 55° 59′ südl. Br., ein 200 m. hoher, senkrecht in das Meer abfallender, unbewohnter u. von Pflanzen u. Thieren entblößter Felsen, welcher die südlichste Insel der zum Feuerlande gehörenden Hermitegruppe bildet.

Hoorn od. Hoorne, auch Hornes, Philipp II. v. Montmorency-Nivelle, Graf v., der Freund Egmont's (s. d.) u., wie dieser, ein Opfer der Politik Philipp's II. von Spanien, welche durch tyrannische u. grausame Gewaltstreiche sich der absoluten Herrschaft in den Niederlanden zu versichern suchte, im Uebrigen kein Mann von großer Bedeutung, geb. 1518 als Sohn Joseph's von Montmorency-Nivelle, eines Abkömmlings der in Brabant ansässigen Nebenlinie dieses altfranz. Hauses, u. der Anna von Egmont. Von seinem Stiefvater zum Erben der im Bisthum Lüttich gelegenen Grafschaft H. eingesetzt, nahm er später deren Namen an. H. begleitete als Kapitän der kaiserl. Leibschützengarde Kaiser Karl V. auf dessen Zügen u. Reisen. In den Kriegen gegen Frankreich von 1555—58, nam. in der Schlacht von Saint Quentin u. als Vertheidiger von Luxemburg, zeichnete er sich rühmlich aus u. folgte dann Philipp II. nach Spanien, um an dessen Hofe das Ehrenamt eines Intendanten der niederländ. Angelegenheiten zu übernehmen. Sein Wunsch, die Gouverneursstelle von Geldern u. Zütphen zu erhalten, wurde durch den Kardinal Granvella vereitelt; dagegen ernannte ihn der König 1559 zum Admiral für das Seegebiet von Flandern u. zum Mitglied des Staatsraths. Um seinen arg zerrütteten Vermögensverhältnissen wieder aufzuhelfen, betrieb er den Sturz Granvella's, begünstigte demgemäß auch den Kompromißbund des Adels u. stachelte die Geusen auf; später hielt er sich aber zu Egmont, als dieser jede Verbindung mit dem Prinzen von Oranien abbrach u. von Neuem Philipp's Gunst zu gewinnen suchte; er erklärte sich auch bereit, den von der Regentin (Herzogin Margarethe von Parma) verlangten unbedingten Submissionseid zu leisten. Dennoch lockte ihn Herzog Alba mit verstellter Freundlichkeit an sich u. ließ ihn mit Egmont 9. Sept. 1567 in Brüssel verhaften, wo an ihm gleichfalls 5. Juni 1568 der berüchtigte Justizmord vollzogen wurde. Seine Vertheidigungsschrift vom 3. Febr. 1568: „La déduction de l'innocence de Messire Philippe, Baron de Montmorency, Comte de H.“ ward später mehrmals gedruckt. Vgl. Bavay, „Le procès du Comte d'Egmont avec pièces justificatives d'après les manuscrits originaux trouvés à Mons“ (Brüss. 1854); Juste, „Le comte d'Egmont et le comte de Hornes“ (Brüss. 1863). — Der Bruder des Vorigen, Floris von Montmorency-Nivelle, Baron **v. Montigny** (s. „Hoorn“), geb. 1528, war seit 1559 Gouverneur von Tournay u. dem wallon. Flandern, gehörte zu den Gegnern des Kardinals Granvella, ward von Margarethe als Mann ihres Vertrauens Ende Mai 1562 an ihren Bruder, König Philipp von Spanien, geschickt, um diesen zur Entfernung des Kardinals zu bewegen; kehrte im Dez. zurück, vermählte sich 1565 mit einer Tochter des verstorbenen Fürsten Espinoy u. wurde im Mai 1566 von der Regentin nochmals nach Madrid gesandt, damit er dem König die Unausführbarkeit der Ketzeredikte in den Niederlanden darlege. Von der Aufnahme, die er fand, wenig erbaut, bat er um seine Entlassung. Philipp hielt ihn aber nicht blos hin, sondern ließ ihn auch in der Nacht vom 19. zum 20. Sept. 1568 verhaften u. einen Kriminalprozeß gegen ihn einleiten. Schon 4. März 1570 zum Tode verurtheilt, ward Montigny 6. Okt. zu Valladolid erdrosselt.

Nr. 3121. Die Hopfenpflanze (Humulus lupulus).

Hopfen (Humulus lupulus); eine zu den Nesselgewächsen gehörige, nach links sich windende Schlingpflanze unsrer Zone, mit lappenförmigem, rauhem Laube u. getrennten Blüten, von denen die männlichen mit 5 Staubgefäßen denen des Hanfes ähnlich sind, während die weiblichen sich in einem Zapfen anordnen, der seinerseits aus gelblichen Schuppen besteht, welche die unscheinbare Blume decken. Diese Schuppen erzeugen, nam. an ihrem Grunde, eigene Zellenkörper, die sich mit einem körnigen Stoffe, dem Lupulin, erfüllen. Dasselbe ist jener harzige Bitterstoff, mit welchem man dem Biere bittern Geschmack u. Haltbarkeit giebt. Sie allein haben deshalb die Pflanze zu einer wichtigen Kulturpflanze erhoben, welche man bis weit nach Norddeutschland hinein anbaut u. entweder an langen Pfählen od. an Draht u. Bindfaden aufrecht zieht. Der eigentliche Herd der Hopfenkultur liegt aber nach Süddeutschland zu, bes. in Böhmen (Saaz), in Franken, in der Pfalz, im Elsaß 2c., wo an sonnigen Lehnen u. in fruchtbaren Niederungen der H. auf den

verschiedensten Bodenarten, selbst auf Sand u. Moorboden, gedeiht. Man baut sehr verschiedene Sorten, Früh- u. Späthopfen, von denen man wiederum mancherlei andere Abarten erzielt. Die frühen sind die edleren, die späten die fruchtbareren. Doch ist u. bleibt die Hopfenkultur eine Art Lotteriespiel, wie die Weinkultur: in guten Jahren außerordentlich, in anderen sehr wenig rentirend. Sie erfordert wegen des Kulturmaterials ein nicht unbeträchtliches Kapital u. viel Arbeit. Wind, Hagel, Rußthau, Schimmel, Wurzelfäulniß, Fuchs (wobei die Zapfen roth werden u. abfallen, sobald im Herbst Nässe u. Kälte eintreten), Mehlthau, Vergelben der Blätter, Honigthau, welcher die Blattläuse haufenweis herbeizieht, so daß sie die ganze Ernte vernichten können, Drahtwurm u. Erdfloh sind die mehr od. minder gefährlichen Feinde der Kultur. Die Ernte fällt in die Monate Aug. u. Sept. Die Zapfen werden behutsam abgepflückt u. höchst vorsichtig getrocknet, was entweder auf Böden od. auf Hürden, Netzen u. Geflechten, bisweilen mit erwärmter Luft, geschieht. In großen Säcken werden die getrockneten Zapfen in den Handel gebracht, sie verlieren aber sehr bald an Würzkraft u. daher steht junger H. bedeutend höher im Preise als alter, den man oft auf künstliche Weise u. betrügerisch im Aussehen verjüngt. Eine Hopfenanlage gewährt vom 10.—20. Jahre Ertrag. Die jungen Triebe der Hopfenpflanze sind als Salat eßbar.

Hopfen, Hans, Romanschriftsteller, wie dramatischer u. lyrischer Dichter, geb. zu München 3. Jan. 1835, verlebte seine früheste Jugend in Wien, studirte in München Jura, wendete sich aber später dem Schriftstellerberuf zu u. besuchte 1862 Venedig, das Jahr darauf Paris; 1864—66 war er Sekretär der Schillerstiftung in Wien, gegenwärtig lebt er in Berlin. Geibel führte ihn zuerst bei Gelegenheit der Herausgabe des „Münchener Dichterbuchs" (1862) mit Erfolg in die Literatur ein. Verdienten Beifall fand sein größeres Erstlingswerk: der Roman „Peregretta" (Berl. 1864). Diesem folgten u. a.: „Der Pinsel Ming's" (eine chines. Novelle in Versen, Stuttg. 1868), das Schauspiel „Aschenbrödel in Böhmen" (1869), die Romane „Verdorben zu Paris" (2 Bde., Stuttg. 1868), „Arge Sitten" (2 Bde., ebd. 1869) u. „Der graue Freund" (4 Bde., ebd. 1874). Eigenartig in seinem Schaffen u. in seiner Weltanschauung, hat H. wenig von Dem, was dem großen Publikum sympathisch ist. Ein unbestreitbares Talent, liebt er das Gewagte, Kecke u. Barocke in den Charakteren u. Verwickelungen, was auf den unbefangenen Leser leicht befremdend wirkt.

Hoppelpoppel, ein aus Rum od. Arak, Eigelb, Zucker u. Wasser bestehendes russisches, auch in Deutschland beliebtes warmes Getränk.

Horatier, s. „Curiatier".

Horatius Cocles, angeblich ein Nachkomme des H., der den Zweikampf der Horatier u. Curiatier (s. Curiatier) allein von seinen Brüdern als Sieger überlebte; zeichnete sich im Kriege Roms gegen Porsena (507 Jahre v. Chr.) durch seinen Heldenmuth aus, indem er beim Angriffe der Etrusker auf Rom die Sublicische Brücke so lange vertheidigte, bis sie hinter ihm abgebrochen war, u. dann durch den Tiber zu den Seinigen zurückschwamm; er wurde dafür durch eine Schenkung von Land u. durch Aufstellung seines Standbildes auf dem Comitium belohnt.

Horatius, M., Barbatus, röm. Konsul 449 v. Chr., mit seinem Kollegen Valerius Publicola Urheber der wichtigen Valerisch-Horazischen Gesetze, durch welche namentlich die Giltigkeit der Tribusbeschlüsse für das ganze Volk festgesetzt u. die Bestimmung über die Unverletzlichkeit der Volkstribunen erneuert wurde.

Horatius, Quintus H. Flaccus, berühmter röm. Dichter, wurde 8. Dez. 65 v. Chr. zu Venusia in Apulien als Sohn eines Freigelassenen geb., erhielt seine Vorbildung in Rom, wohin sein vor Allem auf eine gute Erziehung des Sohnes bedachter Vater gezogen war, u. ging dann nach Athen, unterbrach aber seine dortigen Studien, als nach Cäsar's Ermordung (44) M. Brutus nach Athen kam, u. schloß sich dessen Heere als Militärtribun an. Die Niederlage in der Schlacht bei Philippi (42), an der H. auch selbst theilnahm, machte seiner militärischen u. politischen Laufbahn ein Ende; er kehrte nach Rom zurück u. erwarb sich, von allen Mitteln entblößt, seinen Unterhalt als Quästorenschreiber. Durch Gedichte, die er veröffentlichte, lenkte er die Aufmerksamkeit des Virgil u. des L. Varius auf sich, so daß diese ihn dem Mäcenas empfahlen; nach einiger Zeit ward er von demselben in die Zahl seiner Gesellschafter aufgenommen (38) u. bald verband ihn die vertrauteste Freundschaft mit seinem Gönner. Wenn auch H., noch vor Kurzem mit den Waffen in der Hand ein Vertheidiger der Republik, so nun dem Kreise der hervorragendsten Vertreter der siegreichen Gegenpartei persönlich nahe trat, so wußte er doch dabei durch gemessene Zurückhaltung sich eine freie Stellung zu bewahren; schließlich konnte freilich auch er sich der Ueberzeugung nicht länger verschließen, daß die republikanische Verfassung für immer verloren war. Durch die Schenkung eines kleinen Landgutes im Sabinerland, des von H. oft erwähnten Sabinum bei Tibur (j. Tivoli), gewährte ihm Mäcenas eine unabhängige, sorgenfreie Lage u. damit die Möglichkeit, in der ihm am meisten zusagenden ländlichen Stille, umgeben von einer schönen Natur, ganz seiner dichterischen Neigung zu leben. Er starb 27. Nov. 8 v. Chr., kurz nach dem Tode des Mäcenas. — H. wandte sich zuerst hauptsächlich der Satire zu; er beschränkte sich aber in seinen „Satiren" od. „Sermones" (2 Bücher), die sich durch feinen Humor auszeichnen, auf eine Kritik der in der damaligen Gesellschaft zu Tage tretenden Schwächen u. Thorheiten, u. wandte in denselben ausschließlich den Hexameter an. Nachdem er durch die „Epoden" (s. d.), von denen einzelne schon den frühesten seiner Satiren gleichzeitig sind u. in deren persönlicher Polemik er als glücklicher Nachahmer des Archilochos erscheint, sein formales Talent in anderer Richtung weiter ausgebildet hatte, unterzog er sich in reiferen Jahren mit großem Erfolg der Aufgabe, die lyrische Poesie der Griechen in ihrer schönsten Form, wie sie sich bei Sappho u. Alkäos findet, nach Italien zu verpflanzen, indem es ihm gelang, in den „Oden" (4 Bücher) von der bloßen Nachahmung seiner Muster sich bis zum selbständigen, freien Schaffen zu erheben. Die wie das 4. Buch der Oden erst den letzten Zeiten seiner dichterischen Thätigkeit angehörenden poetischen Briefe „Episteln" (2 Bücher), von denen der Brief an die Brüder Piso, gewöhnlich Ars poetica (Dichtkunst) genannt, der berühmteste ist, schließen die Zahl seiner Werke ab. Zwar fehlt den Gedichten des H. Phantasie u. hoher Gedankenflug, u. eben so wenig bestechen sie durch glänzende Form der Sprache, es zeichnen den Dichter aber dafür manche andere Eigenschaften aus: Wahrheit der Empfindung, Klarheit u. Schärfe des Geistes, die sich auch in der durchsichtigen Sprache zu erkennen giebt, auf Vielseitigkeit der Bildung begründete Reife des Urtheils, wozu noch die meisterhafte Behandlung des Versbaues kommt. Bei diesen Vorzügen ist es erklärlich, daß den horazischen Gedichten, in denen H. zugleich die Resultate seiner Lebenserfahrung, freilich von dem durch die damaligen Verhältnisse gegebenen Standpunkte aus, in Regeln der Lebensklugheit niedergelegt hat, schon sehr bald die weiteste Verbreitung zu Theil wurde u. daß sie bereits im Alterthum als Schulbuch im Unterrichte eine Stelle erhielten. Frühzeitig fanden sie auch Erklärer, von deren Arbeiten uns aber nur die des Porphyrio u. die des späteren Acro erhalten sind. Unter den zahlreichen Ausgaben der Werke des H. sind außer der von Bentley (2 Bde., zuletzt Berl. 1869) von neueren zu nennen: Orelli (2 Bde., 3. Ausg. 1850—52), Düntzer (2 Bde., Paderb. 1868 f.), Dillenburger (5. Aufl., Bonn 1867), Haupt (3. Aufl., Lpz. 1871), Lehrs (Lpz. 1869), L. Müller (Lpz. 1869), Keller u. Holder (2 Bde., Lpz. 1864—70); unter den Uebersetzungen Strodtmann (2. Aufl., Lpz. 1860), Binder (Bd. 1, 6. Aufl., Stuttg. 1867; Bd. 2, 3. Aufl. 1868), Neumann (2. Aufl., Trier 1867; auch mit lat. Texte). Die Satiren sind neuerdings herausgegeben u. a. von Heindorf (3. Aufl., Lpz. 1859), Döderlein (Lpz. 1860; lat. u. deutsch), Hofman Peerlkamp (Amsterd. 1863), Krüger (mit den Episteln, 7. Aufl., Lpz. 1872); übersetzt von Weber (herausgeg. von Teuffel, Stuttg. 1852), mit den Episteln zusammen von Döderlein (2. Aufl., Lpz. 1862), Teuffel u. Weber (Stuttg. 1859), Munk (Berl. 1867). Die Oden (u. Epoden) herausgeg. von Hofman Peerlkamp (2. Aufl., Amsterd. 1862), Nauck (7. Aufl., Lpz. 1871); übers. von Strodtmann (Lpz. 1852; mit lat. Text), Ludwig (Stuttg. 1860), Bacmeister (Stuttg. 1871). Die Episteln, herausgeg. von Strodtmann (Lpz. 1854; lat. u. deutsch), Döderlein (2 Bde.; lat. u. deutsch, Lpz. 1856—1858), Feldbausch (2 Bde., Lpz. 1861, lat. u. deutsch; 2. Ausg. 1863); übers. von Merkel (Aschaffenb. 1841) u. A.

Hörde, Stadt im Kreise Dortmund des Reg.-Bez. Arnsberg (preuß. Provinz Westfalen) mit 12,266 E. (1871), darunter 6400 Evangel. u. 5500 Kathol., hat 2 evang. u. 1 kath. Kirche u. in der Hermannshütte eins der bedeutendsten westfäl. Eisenwerke, welches gegen 3000 Arbeiter beschäftigt, u. außerdem noch andere umfangreiche Fabriken in Eisen- u. Blechwaaren. In der Nähe liegen große Kohlenwerke u. Eisensteingruben.

Horen, die griech. Gottheiten der Jahreszeiten. Bei Homer schließen u. öffnen sie die Wolkenthore des Olympos, bei Hesiod wachen sie über den Feldbau u. das Reifen der Frucht; häufig erscheinen sie als Begleiterinnen u. Dienerinnen anderer Götter, des Zeus, der Hera, der Aphrodite, des Apollon u. des Helios. Entsprechend der regelmäßigen Wiederkehr der Jahreszeiten erhielten die H. zugleich die Bedeutung von Göttinnen der Ordnung und Gesetzmäßigkeit überhaupt, wie sich das auch in ihren zuerst bei Hesiod vorkommenden Namen Eunomia (Gesetzmäßigkeit), Dike (Recht), Eirene (Friede), u. ebenso darin ausspricht, daß sie nach Hesiod Kinder des Zeus u. der Themis sind; als Göttinnen der Stunden des Tages kennt sie aber erst die spätere Zeit. Statt der gewöhnlichen drei H. werden nicht selten auch vier genannt, während man in Athen nur zwei verehrte, eine Frühlingshore (Thallo) u. eine Herbsthore (Karpo). Die Kunst pflegte sie als jugendlich blühende, mit Blumen u. Früchten geschmückte u. im Tanze leicht dahin schwebende Göttinnen darzustellen, denen späterhin auch die Attribute der verschiedenen Jahreszeiten beigegeben wurden.

Nr. 3422. Horen. (Relief an einem Sarkophag.)

Horizont od. Grenzkreis ist der Kreis, welcher auf einer vollkommen freien Ebene, am besten auf dem ruhigen Meere, unsere Aussicht nach allen Seiten gleichmäßig begrenzt. Dieser H. heißt der natürliche. Das überblickte Stück Erdoberfläche scheint eine Ebene zu sein, ist aber eigentlich ein Stück Kugelfläche. Denkt man sich an seinem Standpunkte eine mit dem natürlichen H. parallele Berührungsebene an die Kugelfläche der Erde gelegt u. rings bis zum Himmelsgewölbe ausgedehnt, so heißt der Kreis, in welchem sie dieses trifft, der scheinbare H. des betreffenden Ortes, während eine, mit diesem parallel durch den Erdmittelpunkt gelegt gedachte Ebene das Himmelsgewölbe im wahren H. durchschneidet. Der letztere steht genau 90° vom Zenith ab, dagegen der natürliche etwas mehr, u. zwar um so mehr, je höher sich der Beobachter über der Erdoberfläche befindet. Mit dieser Erhebung wächst auch die Größe der durch den natürlichen H. begrenzten Aussicht. Die Weite der Aussicht, d. i. der Halbmesser des H., beträgt, von der Strahlenbrechung abgesehen, bei 50 m. Höhe 23 Km., bei 100 m. Höhe 35,5 Km., bei 500 m. Höhe 79,75 Km., bei 1000 m. Höhe 112,66 Km., bei 5000 m. Höhe 252,9 Km. u. bei 7500 m. Höhe 309,1 Km.

Hormayr (Frhr. **v. Hortenberg**), Joseph, deutscher Historiker, wurde zu Innsbruck 20. Jan. 1781 geb. Trotz seiner früh zu Tage tretenden Begabung für die Geschichtforschung mußte er die Rechte studiren, ward 1803 Wirkl. Hofsekretär u. Direktor des Wiener Geh. Staats- u. Hausarchivs; hier entwarf er den Plan zur Befreiung Tirols u. trat nach der Vertreibung der Franzosen u. Bayern als kaiserl. Intendant an die Spitze der Verwaltung u. Landesvertheidigung. Als ein geschmeidiger Aristokrat u. ein wohlgeschulter Beamter, der die Volksbewaffnung in Tirol nur als Annex der österr. Kriegführung betrachtete, mußte er den geraden Gegensatz zu Hofer (s. d.) bilden. So erklärt es sich auch, daß in der ersten Periode des Aufstandes, so lange die Oesterreicher im Lande waren, H. als das Haupt der Bewegung erscheint, während in der Folge die Bedeutung Hofer's wuchs. Nach dem Znaimer Waffenstillstand (Aug. 1809) kehrte H. zwar in seinen früheren Wirkungskreis zurück, wollte aber 1813 Tirol wieder insurgiren, wodurch er sich diesmal eine kurze Staatsgefangenschaft zuzog. Seit 1815 kaiserl. Historiograph, zog er sich 1820 nach Brünn zurück, wo er bis 1828 lebte. In diesem Jahre folgte er einem Rufe des Königs von Bayern nach München u. trat hier als Ministerialrath in das Departement des Auswärtigen ein. 1832—39 war er bayr. Ministerresident in Hannover, dann bis 1846 in Bremen. Er starb als Direktor des Reichsarchivs in München 5. Nov. 1848. Von seinen zahlreichen Geschichtwerken verdienen bes. genannt zu werden: „Kritisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte Tirol's im Mittelalter" (2 Bde., Innsbr. 1802—3); „Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tirol" (2 Bde., Tüb. 1806—8); „Historisch-statistisches Archiv für Süddeutschland" (2 Bde., Wien 1808); „Oesterr. Plutarch" (ebd. 1807—20, 20 Bde.); „Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur u. Kunst" (18 Bde., ebd. 1810—28); „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte" (1811—48, 37 Bde.; 1820—29 mit Mednyanski herausgeg.); „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit" (3 Bde., Wien 1817—19; 2. Aufl. 1831); „Wien, seine Geschichte u. Denkwürdigkeiten" (9 Bde., ebd. 1823—25); „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege" (Jena 1841—44, 3 Abth.); „Anemonen aus dem Tagebuche eines alten Pilgermannes" (4 Bde., ebd. 1845—47); „Das Land Tirol u. der Tirolerkrieg von 1809" (2 Bde., Lpz. 1845); „Das Heer von Innerösterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809" (2. Aufl., Lpz. 1848) u. „Die goldene Chronik von Hohenschwangau" (Münch. 1842).

Horn (franz. Cor, Corno), bekanntes Blasinstrument, bestehend aus einer messingnen, inwendig verzinnten Röhre, die an dem einen Ende ein Mundstück hat, am andern in einen Schalltrichter, Becher od. Stürze genannt, ausläuft; sie ist in Form eines Zirkels mehrfach zusammengewunden, u. damit die neben einander liegenden Theile nicht aus ihrer Richtung weichen u. sich verbiegen können, verlöthet. Man unterscheidet zwei Arten von Hörnern: das einfache Natur-, Wald- od. Jagdhorn u. das Ventilhorn. — Das Naturhorn, Wald- od. Jagdhorn, hat in seiner Röhre durchaus keine Tonlöcher, die Verschiedenheit der Töne wird allein durch den Ansatz, verschiedene Stellung u. Schwingung der Lippen hervorgebracht. Die Röhre hat am Mundstück etwa 1 cm. Durchmesser, erweitert sich allmählich bis auf 1,5 cm., läuft in dieser Weise fort bis ungefähr 0,8 m. vor dem Rande der Stürze, dann wächst ihr Durchmesser bis zum Ansatz der Stürze, welche selbst sehr schnell bis auf etwa 30 cm. Durchmesser am Rande zunimmt. Die Röhrenlänge beträgt beim C-Horn 6 m., ihr Grundton ist das 16füßige C der Orgel. Derselbe aber ist musikalisch nicht brauchbar, indem er entweder gar nicht od. nur sehr unruhig u. flatternd (daher Flatterton, bei der Trompete Flattergrob genannt) anspricht. Dieselben Umstände aber, welche die Ansprache des Grundtons verhindern, begünstigen die Bildung der harmonischen Obertöne. Der Grundton C ist, wie gesagt, nicht brauchbar, die Reihe der verwendbaren Töne beginnt mit der Oktave C; erst mit der dritten Oktave erscheinen die Durdreiklangs-Intervalle der Tonart u. von der vierten Oktave an die Stufen der diatonischen Tonleiter, wenn auch nicht vollständig; in der fünften Oktave würde die Tonreihe in Halbtönen fortschreiten; der Bläser wird aber nur ihrer ersten Stufen allenfalls noch mächtig. Ueberdies sind nicht alle Töne der Skala vollkommen rein. Neben diesen, dem H. natureignen, offenen od. natürlich offenen Tönen, lassen sich auch noch andere erzeugen, u. zwar entweder durch bloßen Lippendruck: künstlich offene, od. indem der Schallbecher mehr od. weniger mit der Hand verschlossen (gestopft) wird: Stopftöne. Es ist bekannt, daß der Ton einer offenen Röhre tiefer wird, wenn man ihre Mündung ganz od. theilweise deckt. Sämmtliche Stopftöne aber unterscheiden sich sehr merklich von den offenen durch eine gepreßte, dumpfe Intonation; an richtiger Stelle angewandt sind sie jedoch von bedeutend charakteristischer Wirkung. Da man solcherart auf einem einzigen H. eine vollständige chromatische Skala nicht hervorbringen kann, so ist man genöthigt, für Tonstücke, die in verschiedenen Tonarten stehen, auch Hörner von entsprechend verschiedenen Grundtönen zu gebrauchen. Infolge dessen fertigt man das H. in einer Anzahl verschiedener Stimmungen, deren gewöhnlichste die in tief B, C, D, Es, E, F, G, As, ferner in hoch A, B u. C sind. Die Skala jeder dieser Stimmungen kann durch Anschiebung eines Bogens od. Setzstückes (Inventions-

hörner, s. weiter unten), wodurch die Röhre verlängert wird, u. mittels dessen man auch sonst kleine Differenzen ausgleichen kann, um einen halben Ton tiefer gemacht werden, woraus dann die noch fehlenden Tonarten sich ergeben. Da die für ein Tonstück erforderliche Stimmung nicht aus der Notirung, die immer in Cdur, u. zwar im Violinschlüssel, ausgeführt wird, zu erkennen ist, so wird sie ausdrücklich angemerkt, z. B. Corno in F, E, B alto, B basso etc. Soll mitten im Satz die Stimmung gewechselt werden, so wird dieses eine Strecke vor Eintritt der neuen Stimmung durch das Wort muta (muta in Es, in B basso etc.) angezeigt. — Erfunden ist das Waldhorn gegen 1680 in Paris, von wo aus es Graf Spörken kurz darauf nach Böhmen einführte. Anfangs wurde das H. nur im Freien gebraucht; allmählich kam es dann zuerst in die Militärmusik, in die Oper erst im ersten Viertel des 18. Jahrh. Der Krummbogen, eine rund gebogene Röhre von Messingblech, welche dem Instrument gleich unterhalb des Mundstückes eingeschoben wurde, vertiefte die Stimmung um einen halben od. ganzen Ton. Diese mangelhafte Einrichtung wurde durch das Inventionshorn verdrängt, 1748 von A. J. Hampel in Dresden erfunden. Es ist so konstruirt, daß man zu verschiedenen Tonarten nur eines einzigen H.s bedarf, indem man besondere größere od. kleinere Krummbogen od. Setzstücke, deren Länge durch die Grundtöne der verschiedenen Tonarten bestimmt ist, in die Mitte der Röhre einschieben kann. Noch einige andere Versuche sind gemacht worden, um die Skala des Instrumentes zu vervollständigen; sie haben jedoch ihren Zweck nicht erreicht. Einer vollständigen Chromatik wurden die Blechinstrumente überhaupt, mithin auch das H., erst nach Erfindung der Ventile durch Stölzel im J. 1814 mächtig. Das Ventilhorn franz. Cor à pistons, ital. Corno cromatico) giebt alle Töne der chromatischen Skala offen, ohne Beihülfe des Stopfens, indem der Gebrauch seiner Ventile etwa ein F-Horn in ein E, Es- od. D-Horn umwandelt u. die Tonstufen dieser Stimmungen alsdann zur chromatischen Skala sich ergänzen. Stölzel brachte zwei Ventile an; das eine derselben erniedrigt den Ton um eine halbe, das andere um eine ganze, beide zugleich angewendet um anderthalb Stufen, wodurch die dritte u. vierte Oktave chromatische Tonfolge erhalten. C. A. Müller zu Mainz fügte 1830 noch ein drittes Ventil hinzu, wodurch dann eine vollständige chromatische Skala von g bis c_3 (nach der Notirung) ohne Anwendung von Stopftönen gegeben ist.

Horn, Gustav Karlsson, Graf v., schwed. Feldherr im Dreißigjährigen Kriege, geb. zu Orberbyhus (Upland) 23. Okt. 1592, eroberte 1625 Dorpat u. 1630 Kolberg, befehligte in der Schlacht bei Breitenfeld den linken Flügel, kämpfte in der Schlacht am Lech u. bei Lützen mit, begünstigte nach dem Tode Gustav Adolph's die Pläne seines Schwiegervaters Oxenstierna u. vereinigte sich mit dem Herzog Bernhard von Weimar in Schwaben. In der gegen seinen Rath gelieferten Schlacht bei Nördlingen 1634 gefangen genommen, ward er erst 1642 ausgewechselt. Im J. 1644 erzwang H. von Dänemark den Frieden. Er war zuletzt Großmarschall u. Statthalter von Livland u. Schonen u. starb zu Skåra 16. Mai 1657.

Horn, Uffo Daniel, deutscher Dichter, geb. zu Trautenau in Böhmen 18. Mai 1817, studirte in Prag u. Wien die Rechte u. lebte seit 1838 meist auf Reisen. Im J. 1843 in seine Vaterstadt zurückgekehrt, nahm er auch an der politischen Zeitbewegung Antheil, wobei ihn die Laubeit der Deutsch-Böhmen in das tschechische Lager trieb. Im J. 1847 nahm er seinen Aufenthalt in Dresden; im Mai 1848 aber rief ihn die Revolution nach Prag, wo er ein hervorragender Vertreter der deutsch-konstitutionellen Partei wurde. Ende 1849 ging H. nach Schleswig, um den Krieg gegen Dänemark mitzumachen, dessen letzten Theil er in seiner Schrift „Von Idstedt bis zu Ende" (Hamb. 1851) beschrieb. Hierauf lebte er meist in Trautenau, wo er 23. Mai 1860 starb, ohne daß er zur vollständigen Durchbildung seiner vielseitigen Anlagen gelangt war. Unter seinen „Gedichten" (Lpz. 1847) sind die Balladen die besten. Als Romanschriftsteller wird er von Vielen zu hoch gestellt; mehr Werth als seine „Böhmischen Dörfer" (Nov., Lpz. 1847, 2 Bde.) haben noch seine historisch-politischen Novellen „Aus drei Jahrhunderten" (ebd. 1851), denen die Erzählungen „Bunte Kiesel" (Prag 1859) folgten. Mit Glück versuchte er sich auch auf dem dramatischen Gebiet; hier sind insbes. zu nennen: sein mit Gerle gemeinschaftlich verfaßtes u. preisgekröntes Lustspiel „Die Vormundschaft" (Stuttg. 1846), das an poetischen Stellen reiche dramatische Gedicht „Camoens im Exil" (Wien 1839) u. das Trauerspiel „König Ottokar" (4. Aufl., Prag 1859).

Hornblende od. Amphibol, auch Strahlstein genannt, ist ein ziemlich häufig vorkommendes Mineral, welches theils für sich als besondere Gesteinsart, Hornblendefels u. Hornblendeschiefer, vorkommt, theils als wesentlicher Gemengtheil anderer Felsarten z. B. Syenit, Diorit 2c.) auftritt, theils aber auch in einzelnen Krystallaggregaten, Drusen u. blättrig-strahligen Massen in anderen Gesteinen eingesprengt sich vorfindet. Die H. krystallisirt im monoklinischen Systeme u. zeigt einen großen Reichthum verschiedenartiger Formen; die dunkelen Farben herrschen vor, bes. Schwarz u. Grün, doch finden sich auch braune, gelbe u. farblose Varietäten; sie ist mehr od. weniger durchsichtig, besitzt Glasglanz u. zuweilen auch Perlmutter- od. Seidenglanz. Die Härte ist 5—6, das spezifische Gewicht 2,9—3. Die chemische Zusammensetzung ist eben so schwankend wie die äußere Erscheinung, im Allgemeinen kann man jedoch annehmen, daß die H. aus Kalk, Magnesia u. Eisenoxydul, verbunden mit Kieselsäure, besteht. Sehr häufig finden sich aber auch Thonerde u. Fluor, zuweilen auch Kali u. Natron darin. Man unterscheidet: 1. gemeine H., lauchgrün bis schwärzlichgrün, bildet in Massen für sich vorkommend Hornblendegestein u. Hornblendeschiefer, je nachdem das Gefüge mehr körnig od. schiefrig ist; 2. Grammatit, Tremolit od. Calamit in weißen, grauen, hellgrünen, perlmutter- u. seidenglänzenden Stängeln; 3. Strahlstein od. Aktinolith, meist in grünlichgrauen, radialstängligen Aggregaten in Talk- u. Chloritschiefern; 4. Uralit, eingewachsene Krystalle in Grünsteinporphyren des Urals, die zwar die Formen des Augits zeigen, sonst sich wie gemeine H. verhalten; 5. Asbest od. Amianth od. Byssolith (s. „Asbest"). — Basaltische H. ist gemeine H., wie sie in rundum ausgebildeten, zum Theil großen Krystallen in Basalt u. Basaltwacke, bes. schön bei Lukow unweit Teplitz, vorzukommen pflegt.

Hornhaut, s. „Auge".

Hornisse (Vespa crabro) heißt unsere größte (26 mm. lange) Wespenart, die ihr gebrechliches Nest meist ins Innere hohler Bäume (bes. der Eichen) od. in Baumkronen aus Holz u. Rindenmulme baut. Sie sieht schwarz aus, hat einen rostfarbigen Kopf, roth gezeichneten Thorax u. bräunlichen Hinterleib, dessen Ringe breit gelbgerandet sind. Ihre Lebensweise ist die der Wespen. Sie schadet jungen Bäumen, bes. Eschen, durch Abnagen der Rinde; für ihre Larven fängt sie Fliegen, tödtet aber auch Bienen, um ihnen den Honig auszufressen. Durch Vertilgen von Kornwürmern kann sie sich auch nützlich erweisen. Ihr Stich ist sehr gefürchtet.

Hornstein, eine verschieden grau, braun, gelb, roth gefärbte, dichte u. derbe Abänderung des Quarzes, welche in Geschieben, Kugeln, Knollen, auch in Pseudomorphosen nach Kalkspath u. als Versteinerungsmittel vorkommt u. in Feuerstein, Eisenkiesel u. Jaspis übergeht. Fundorte: Schweinsdorf bei Tharandt, Rüdigsdorf bei Chemnitz 2c. H.-Porphyr ist gewöhnlicher Felsitporphyr, in welchem der H. den Quarz vertritt.

Hornung heißt im Deutschen der Februar, weil in diesem Monate die Hirsche das Geweih (Gehörne) abwerfen.

Horoskop (griech. ὡροσκοπεῖον), Voraussagung der Schicksale eines Menschen aus den Aspekten (s. d.) bei seiner Geburt. (Vgl. Astrologie.)

Horreur, frz. (spr. Orröhr), Abscheu, Greuel.

horribile dictu (lat.), d. h. schrecklich zu sagen!

Horror vacui. Der Abscheu (der Natur) vor dem Leeren war eine Annahme, welche die älteren Physiker machten, um das Aufsteigen von Flüssigkeiten in einer luftleeren Röhre zu erklären; etwas Thatsächliches lag derselben nicht zu Grunde, vielmehr wurde das Nichtige dieser Annahme bewiesen, als man durch Toricelli u. seine Versuche in den Stand gesetzt wurde, die Kraft, welche jene Erscheinungen bewirkt, zu messen, u. dieselbe abhängig fand von der Lufthöhe, in welcher die Versuche angestellt wurden. Es ergab sich daraus, daß die Atmosphäre eine zusammenhängende, schwere u. auf allem in ihr Befindlichen lastende Masse sei, deren Druck diejenigen Erscheinungen hervorbringe, welche man bisher dem H. v. zugeschrieben hatte.

Hors d'oeuvre (frz., spr. Hohr d'öwr), d. h. ein Beiwerk, ein Nebenwerk, etwas nicht zur Sache Gehöriges; dann ein Beiessen.

Horsa, s. „Hengist u. Horsa."

Hörsel, ein Nebenfluß der Werra, entspringt als Leina über Finsterbergen in Thüringen, nimmt bei dem Dorfe Hörselgau den Namen H. an, fließt bei Eisenach mit der gleichstarken Nesse zusammen u. mündet beim Dorfe Hörschel. Die **Hörselberge** bilden einen kahlen, 483 m. hohen, nach S. schroff abfallenden Höhenzug aus Muschelkalk, zwischen Eisenach u. dem Dorfe Sättelstedt am rechten Ufer der H. gelegen; die Sage verlegt in die Höhlen dieser Berge den Sitz der Frau Venus, welche Tanhäuser besucht habe, u. läßt von hier die wilde Jagd ausgehen.

Hortense (spr. Ortangs), Eugenie, Königin von Holland, Mutter Napoleon's III., ward als die Tochter des Generals Alexander

Vicomte v. Beauharnais (s. d.) u. der nachmaligen Kaiserin Josephine 10. April 1783 zu Paris geb. Nach des Vaters Hinrichtung lebte sie in sehr ärmlichen Verhältnissen, bis sich ihre Mutter mit Napoleon vermählte. Ein Machtspruch dieses ihres Stief- bezüglich Adoptivvaters gab ihr dessen Bruder Ludwig Bonaparte (s. d.) zum Gatten (3. Jan. 1802). Als Königin von Holland meist im Haag lebend, kehrte H. 1810 nach der Thronentsagung Ludwig's nach Paris zurück, wo sie mit Napoleon, obgleich sich derselbe von ihrer Mutter hatte scheiden lassen, in gutem Vernehmen blieb. Während der 100 Tage war sie die einzige der Napoleoniden in Paris. Später hielt sie sich, von ihrem Gemahl getrennt, zuerst in Augsburg, dann in Italien u. zuletzt in Arenenberg (schweiz. Kanton Thurgau) auf, wo sie 5. Okt. 1837 starb. Als Exkönigin nannte sie sich Herzogin von St. Leu. Einen Abschnitt ihrer Memoiren gab sie heraus unter dem Titel: „La reine H. en Italie, en France et en Angleterre pendant l'année 1831" (Par. 1833; dtsch., Lpz. 1834). Auch rühren von ihr mehrere bekannte Lieder her, so insbesondere das „Partant pour la Syrie", die Kriegshymne des zweiten Kaiserreichs (vergl. den Artikel über L. F. Ph. Drouet, der übrigens 30. Sept. 1873 zu Bern gestorben ist). Aus der Zeit ihrer Ehe mit Ludwig Bonaparte, der 1831 in einem Briefe an den Papst es beklagte, „eine Messaline zur Frau zu haben" (schon als Mädchen hatte sich die schöne H. durch ihren Leichtsinn bekannt gemacht), stammten: 1) Napoleon Louis Charles (nach den „Denkwürdigkeiten" des Grafen Miot de Melito ein Sohn des I. Napoleon), geb. 10. Okt. 1802, gest. 5. Mai 1807; 2) Louis Napoleon, geb. 11. Okt. 1804, Kronprinz von Holland, wurde 3. Mai 1809 von Napoleon zum Großherzog von Kleve u. Berg ernannt, kam jedoch nicht zur Regierung, vermählte sich 10. Nov. 1825 mit der Prinzessin Charlotte Bonaparte (geb. 31. Okt. 1802, gest. 3. März 1839), einer Tochter seines Oheims Joseph, betheiligte sich mit dem Folgenden 1831 am Aufstande in der Romagna u. starb eines plötzlichen Todes zu Forli 17. März 1831; 3) Charles Louis Napoleon, der nachmalige Kaiser Napoleon III. (s. d.), als dessen wirklicher Vater der holländische Vizeadmiral u. Pair von Frankreich Carel Hendrik Verhuel, Graf v. Sevenaar (geb. zu Doesborg 11. Febr. 1764, gest. zu Paris 25. Okt. 1845) gilt; 4) der Herzog v. Morny (s. d.), die Frucht eines Verhältnisses mit dem franz. General, nachmaligen Gesandten u. Senator Auguste Charles Joseph Graf Flahault de la Billarderie (geb. 20. April 1785, gest. zu Paris 2. Sept. 1870). In einem letzten Testamente soll Napoleon I. die Kinder der Königin H. für immer vom Throne ausgeschlossen haben; mit einer Veröffentlichung dieses Testaments bedrohte im Sept. 1874 Prinz Napoleon (s. d.) die Partei der Exkaiserin Eugenie. Vgl. Cochelet, „Mémoires sur la reine H. et la famille impér." (Par. 1836, 4 Bde.; Brüss. 1837, 4 Bde.).

Hortensie (Hydrangea hortensis); allbeliebte Gartenblume aus China u. Japan, zu der Familie der Steinbrechgewächse gehörig, ausgezeichnet durch ihr frisches, grünes, breites Laub u. ihre schneeballartigen Blumendolden, welche sich zuerst grün, später rosenroth färben u. auch blaue Farben annehmen, wenn man die Pflanze in eisenhaltige Erde setzt. Sie soll erst 1790 nach England gekommen sein, wo sie von Kew (spr. Kju) aus verbreitet wurde. Sie liebt humusreiche Erde u. gedeiht besonders, wenn man derselben Hornspäne beifügt u. sie dann u. wann mit einem Dungguß von Guano befeuchtet. Auch verlangt sie bei viel Wasser einen halbschattigen Standort. Außer der gewöhnlichen Art kennt man noch einige andere aus Japan eingeführte Arten: H. japonica, paniculata, stellata; andere von strauchartigem Wuchse gehören dem Süden von Nordamerika an (H. arborescens, cordata, nivea, quercifolia).

Hortensius (Quintus H. Hortulus), geb. 114, † 50 v. Chr., war unter den römischen Rednern seiner Zeit lange der bedeutendste, bis er von dem acht Jahre jüngeren Cicero überflügelt wurde. Seine Beredsamkeit, bei der ihn eine seltene Gedächtnißstärke unterstützte, zeigte Lebendigkeit u. fast übermäßige Eleganz, verdankte aber ihren Erfolg zum Theil der Kunst des äußeren Vortrags. Er war Aedil 75, Prätor 72, Konsul 69, spielte jedoch in den Kämpfen des damaligen politischen Lebens keine große Rolle, wie das bei dem friedliebenden weichen Charakter des H. leicht erklärlich ist, dessen Sinn mehr auf den behaglichen Genuß seines Reichthums gerichtet war. Von seinen Reden, die er zum Theil veröffentlichte, ist nichts erhalten, eben so wenig wie von seinen anderen Schriften (historische „Annales", erotische Gedichte, eine Schrift über die Sentenzen). — Des H. Tochter Hortensia vertrat mit Beredsamkeit u. nicht ohne Erfolg vor den Triumvirn im J. 43 v. Chr. die Sache der Matronen, denen jene eine hohe Steuer auferlegt hatten.

Horváth, Michael, ungar. Geschichtschreiber, geb. zu Szentes (Csongrader Komitat) 20. Okt. 1809, studirte im Geistlichen Seminar zu Waitzen seit 1825 Philosophie u. Theologie, wirkte dann an verschiedenen Orten als Pfarrer, entsagte aber 1841 dieser Stellung u. ging als Hauslehrer nach Wien, wo er 1844 Professor der ungar. Sprache u. Literatur am Theresianum wurde. Seit 1847 Propst in Hatvan bei Pest, erhielt er im März 1848 das Bisthum Csanád u. damit einen Sitz im Oberhause; nach der Unabhängigkeitserklärung Ungarns im April 1849 zum Minister des Kultus u. öffentlichen Unterrichts ernannt, floh er zu Ende der Revolution nach Paris u. lebte dann in Zürich, Brüssel, Italien rc. Das österr. Kriegsgericht verurtheilte ihn im Sept. 1851 zum Strang, 1866 jedoch wurde H. amnestirt u. erhielt, zurückgekehrt in sein Vaterland, eine Abtei, wurde Präsident der 2. philosophisch-staatswissenschaftlichen u. historischen Sektion der Pester Akademie, der Historischen Gesellschaft u. des Landesunterrichtsraths u. Abgeordneter für den Reichstag. Von seinen, durch eine meisterhafte Darstellung sich auszeichnenden Werken sind zu nennen: „Geschichte von Ungarn" (deutsch, Pest 1859—63, 6 Bde.); „Monumenta Hungariae historica" (Pest 1857 f., 4 Bde.); „Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns" (Genf 1863, 2 Bde.; deutsch, Lpz. 1866); „Geschichte des Unabhängigkeitskrieges in Ungarn 1848 u. 1849" (Genf 1865, 3 Bde.). Die große Bedeutung des Ausgleichs von 1867 für Ungarn beleuchtete er vom deakistischen Standpunkte in der Broschüre „Antwort auf Kossuth's Briefe". Nicht zu verwechseln ist mit ihm Balthasar **H.,** der vom 14. März 1867 bis 6. Juni 1870 ungar. Justizminister war u. als solcher die Gerichtsreform begann.

Hosemann, Theodor, Maler u. Illustrator im humoristischen Genre, geb. 24. Sept. 1807 zu Brandenburg. Mit seinen Eltern schon früh nach Düsseldorf gekommen, fand hier sein künstlerisches Talent Nahrung u. unter Schadow's Leitung die richtige Ausbildung. Er entwickelte sehr zeitig eine überaus fruchtbare Thätigkeit, nam. für die Illustration. Die Zahl seiner für Volkskalender, Jugendbücher u. andere Schriften geschaffenen Bildchen, die er theils selbst in Kupfer radirte, theils auf Holz, theils mit der Feder auf Stein zeichnete, theils als Aquarelle ausführte, ist unglaublich groß. Mit dem Kunsthändler Winkelmann, für den er viel gearbeitet hat, siedelte H. nach Berlin über. Im Anfang der dreißiger Jahre wendete sich H. auch der Oelmalerei zu, worin er sich bei der glücklichen Wahl seiner Stoffe bald eben so große Beliebtheit errang. Seine Stoffe, großentheils dem Leben der niederen Volksklassen entnommen, sind mit gesundem, wenn auch oft etwas derbem Humor dargestellt u. in den einzelnen Gestalten fein charakterisirt. Bilder, wie der „Sonntagsreiter", die „Kegelbahn", „Auf der Sommerwohnung", der „Sandfuhrmann", „Hundefuhrwerk", „Jahrmarkt auf dem Lande" u. a., sind durch zahlreiche Nachbildungen überall bekannt.

Hosenbandorden, der, od. Orden des blauen Hosenbandes, engl. Order of the Garter, franz. Ordre de la jarretière, ist der höchste engl. Orden. Eduard III. stiftete ihn 19. Jan. 1350. Nach der Sage soll Eduard auf einem Hofballfeste, wo seiner Geliebten, der Gräfin Katharina Salisbury, das linke blaue Strumpfband entfiel, dasselbe aufgenommen u. zufällig auch damit das Kleid derselben in die Höhe geschoben haben. Um der Gräfin, welche sich durch spöttische Blicke der Umstehenden beleidigt fühlte, Satisfaktion zu geben, rief er aus: „Honny soit qui mal y pense!" (ein Schurke ist, wer Schlechtes dabei denkt) u. fügte hinzu, daß er das Band zu solchen Ehren bringen werde, daß jene Spötter sich es für die höchste Ehre schätzen würden, es zu erhalten. Eine weniger romantische Erzählung, welche freilich die Devise unerklärt läßt, führt den Ursprung des blauen Bandes auf die Kriege Eduard's III. mit Philipp von Valois u. läßt es, an einer Lanze befestigt, in der Schlacht bei Crecy (26. Aug. 1346) als Zeichen zum Angriff dienen; nach seinem Siege stiftete Eduard einen Ritterorden u. gab demselben als Erinnerungszeichen das blaue Band. Die Statuten Eduard's III. sagen über den Ursprung nichts; sie sind von König Heinrich VIII. revidirt worden,

u. diese am 23. April 1522 neu aufgestellten Bestimmungen gelten heute noch fort. Mitglieder des H. können nur regierende Fürsten u. Engländer von höchstem Adel werden. Er besteht aus dem König von England (od. der Königin), als Großmeister, u. aus 25 Mitgliedern, ohne die auswärtigen, doch kann derselbe noch 26 sogenannte arme Ritter, die jetzt gewöhnlich nur alte, dem König empfohlene Hofdiener sind, u. dafür, daß sie in der Georgskapelle das Morgen- u. Abendgebet für die Ordensritter abhalten müssen, eine jährliche Pension von je 300 Pf. Sterl. erhalten, ernennen. Jährlich, am 23. April, wird in der Kapelle zu Windsor ein Ordensfest gehalten. Das Ordenszeichen ist ein Knieband von dunkelblauem Sammt mit goldgesticktem Rande u. dem genannten Motto; es wird unter dem linken Knie mit einer goldenen Schnalle befestigt, ist gewöhnlich reich mit Brillanten u. Rubinen besetzt u. muß von den Rittern, wenn sie öffentlich erscheinen, immer getragen werden. Daneben tragen dieselben von der linken Schulter nach der rechten Hüfte ein breites dunkelblaues Band, an dessen Ende ein goldner, mit Brillanten verzierter Schild hängt, auf welchem der heil. Georg abgebildet ist. Die von Heinrich VIII. hinzugefügte, aus 26 Gliedern bestehende, das blau emaillirte Knieband mit einer Rose in der Mitte u. Schleifen darstellende goldene Kette trägt noch als Ornament den heil. Georg, wie er den Drachen tödtet, mit Brillanten verziert. Jetzt noch tragen die Ritter den von Karl I. gestifteten Stern von silbernen Strahlen auf der linken Brust, auf dem Mantel aber das rothe Kreuz des St. Georg, umgeben von dem blauen Kniebande mit dem Ordensmotto. (Abb. der Insignien s. „Orden“.)

Hosianna (hebr.), d. i. Gieb Heil, gieb Segen.

Hospital, s. v. w. Krankenhaus.

Hospitalbrüder, s. „Johanniter“.

hospitiren, als Fremder einer Versammlung, Vorlesung ausnahmsweise beiwohnen, die keine öffentliche ist, od. ohne Honorarzahlung dafür geleistet zu haben.

Hospiz (vom lat. hospitium, d. i. Herberge, Gastfreundschaft), im Allgemeinen eine Herberge, ein Gasthaus, insbes. die auf den hohen Alpenpässen der Schweiz von Mönchen angelegten u. meist von ihnen verwalteten Verpflegungshäuser, in welchen verirrten u. vom Unwetter überfallenen Reisenden unentgeltlich Hülfe u. Pflege gewährt wird. Die berühmtesten H.e sind die auf dem Großen St. Bernhard, dem St. Gotthard, auf dem Mont-Cenis, dem Simplon, auf der Grimsel, auf dem Kleinen St. Bernhard u. auf dem Lukmanier (vergl. „Bernhardshunde“).

Hospodar (altslavisch u. russ. gospodarj, d. i. Herr), der frühere Titel des Fürsten der Moldau u. Walachei.

Hôtel (fr., spr. Otell, von hôte, d. i. Wirth, Gast), ein modernes Gasthaus höheren Ranges (vergl. den Art. „Gastfreundschaft“); H.s garni unterscheiden sich von den gewöhnlichen H.s dadurch, daß man in ihnen gewöhnlich nur Wohnung auf Tage u. Wochen, selten aber Beköstigung erhält. — H. bezeichnet ferner in Residenzen u. größeren Städten das Wohngebäude hoher Staatsbeamten, z. B. der Minister, Gesandten, Botschafter &c., od. das Haus einer reichen aristokratischen Familie.

Hotho, Heinrich Gustav, einer der bedeutendsten Aesthetiker u. Kunsthistoriker der Hegel'schen Schule, geb. zu Berlin 22. Mai 1802, studirte daselbst zuerst die Rechte, dann Philosophie. Durch einen längeren Aufenthalt in Paris, London u. den Niederlanden erhielt seine Kunstliebe reiche Nahrung, u. H. machte daher Aesthetik u. Kunstgeschichte zu seinem Hauptstudium, habilitirte sich 1827 in Berlin, wurde 1828 Lehrer der allgemeinen Literaturgeschichte an der Kriegsschule, 1829 Universitätsprofessor, 1830 zugleich zweiter Direktor an der königl. Gemäldegalerie u. 1859 Direktor der königl. Kupferstichsammlung. Er starb in seiner Vaterstadt 24. Dez. 1873. H. bearbeitete die Hegel'schen „Vorlesungen über Aesthetik“ (Berl. 1835—38, 3 Bde.). Seine Hauptwerke sind: „Geschichte der deutschen u. niederländischen Malerei“ (Berl. 1840—43, 2 Bde.) u. „Die Malerschule Hubert's van Eyck“ (ebd. 1855—58, 2 Bde.). Auch schrieb H. den Text zum „Dürer-Album“, der nach Inhalt u. Umfang eigentlich weit über den Zweck u. Rahmen solcher Texte hinausgeht. Außerdem gab er heraus: „Die Meisterwerke der Malerei seit Ende des 3. Jahrh. in photographischen Nachbildungen“ (ebd. 1865 ff.) u. eine „Geschichte der christlichen Malerei“ (ebd. 1867 f.).

Hottentotten werden die Ureinwohner des südl. Afrika genannt, welche sich durch Hautfarbe, Körperbildung u. Sprache ebenso von ihren östl. Nachbarn, den Kaffern, wie von den Negern unterscheiden u. in die Hauptstämme der Korana, Namaqua, Buschmänner u. Griqua zerfallen; sie selbst nennen sich Koi koin, „Menschen der Menschen“ (d. h. Urmenschen). Ihre Gesichtszüge sind sehr häßlich, der Körper unproportionirt gebaut, die Haut graugelb, der Schädel abgeplattet, die Haare in warzenähnlichen Wollbüscheln zusammenstehend, die Lippen wulstig, die Nase platt. Am reinsten haben sich die Namaqua erhalten. Die Griqua sind vielfach gemischt mit holländ. Boers, die meist den Korana angehörenden H. des Kaplandes mit Negern, Weißen u. Kaffern vermengt. Ursprünglich reichte deren Gebiet bis an das Kap der Guten Hoffnung, doch sind sie seit Mitte des 17. Jahrh. erst von den Holländern, später von den Engländern immer weiter nach N. gedrängt worden u. gehen jetzt durch innere Fehden, durch die Bedrängung der Weißen u. durch den übermäßigen Genuß des Branntweins langsam dem Untergange zu. Diesen am nächsten stehen die Buschmänner (s. d.). Den stärksten Stamm bilden die Namaqua, deren Zahl auf 20,000 geschätzt wird. Die H. sind ehrlich, gutmüthig u. lenkbar, aber sehr träge; Hunger ertragen sie lange, ehe sie sich zur Arbeit entschließen. Sie lieben über Alles den Branntwein u. die Tacha, ein narkotisches Genußmittel, das sie aus hohlen Knochen rauchen. Die H. sind Viehzüchter u. wohnen ähnlich wie die Kaffern in „Kraalen“ (Dörfern) zusammen, welche sie zum Schutze mit Dornhecken umgeben. Unter den holländ. Boers dienen viele H. als Knechte, doch nur wenige zur Zufriedenheit ihrer Herren. Als Hausdiener sind sie wegen ihres äußerst übelriechenden Schweißes nicht zu gebrauchen. Unter den Namaqua, Griqua u. den Kaphottentotten hat das Christenthum durch deutsche u. holländ. Missionäre nicht unbedeutende Fortschritte gemacht, auch ist die holländ. Sprache unter ihnen weit verbreitet, doch ist ihr Bildungstrieb äußerst gering.

Nr. 3125. Hottentott.

Hottinger, schweiz. Gelehrtenfamilie, aus der zu nennen sind: Johann Heinrich **H.,** geb. zu Zürich 10. März 1620, war 1642 bis 1655 Professor daselbst, dann in Heidelberg u. seit 1661 wieder in Zürich. Im Begriff, einem Rufe an die Universität Leyden Folge zu leisten, ertrank er bei der Abreise 5. Juni 1667 sammt dreien seiner Kinder in der Limmat. Unter seinen zahlreichen Schriften sind noch geschätzt: der „Thesaurus philologicus“ (Zür. 1644; 3. Aufl. 1696) u. das „Etymologicum orientale“ (Frankf. 1661). Von seinen Söhnen, die ihn überlebten, hatte den größten Ruf Johann Jakob I. **H.,** der Verfasser einer „Helvet. Kirchengeschichte“ (2 Bde., Zür. 1708—20), geb. zu Zürich 1652, gest. als Professor der Theologie daselbst 18. Dez. 1735. — Ein Urenkel des Letztgenannten, Johann Jakob II. **H.,** geb. zu Hausen bei Ossingen (Zür.) 2. Febr. 1750, gest. als Professor der alten Sprachen u. Chorherr zu Zürich 4. Febr. 1819, war ein namhafter Philolog, Aesthetiker u. Literarhistoriker, bekannt insbes. durch seine Preis-

schrift „Versuch einer Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen u. Römern" (Mannh. 1789), seine „Bibliothek der neuesten theologischen, philosophischen u. schönen Literatur" (3 Bde., Zür. 1784—86), seine „Opuscula oratoria" (ebd. 1816) u. A. — **Johann Jakob III. H.**, ausgezeichneter Geschichtschreiber, geb. zu Zürich 18. Mai 1783, studirte Theologie, wurde Professor an der Kunstschule in seiner Vaterstadt, dann Erziehungsrath, Mitglied des Großen Rathes u. Regierungsrath, später Professor der Geschichte an der Universität, u. starb zu Zürich 20. Mai 1860. Er gab u. A. heraus eine „Geschichte der schweiz. Kirchentrennung" (2 Bde., Zür. 1825—27), mit Escher das „Archiv für schweiz. Geschichte u. Landeskunde" (3 Bde., ebd. 1827—29), mit Wackernagel u. Gerlach das „Schweiz. Museum für historische Wissenschaften" (3 Bde., Frauenf. 1837—39) u. eine große Anzahl auf die innere Geschichte der Schweiz sich beziehende Monographien.

Houdetot (spr. Hud'toh), geb. **de Lalive de Bellegarde,** Elisabeth Françoise Sophie, Gräfin, franz. Schöngeist, geb. 1730, bekannt durch ihren anregenden Verkehr mit Rousseau, dessen Liebe sie aber nicht erwiederte, vielmehr blieb sie ihrem Geliebten, St. Lambert, treu. Sie starb zu Paris 22. Jan. 1813. In seiner „Nouvelle Héloise" hat sie Rousseau als Julie geschildert.

Houwald, Christoph Ernst Frhr. v., genannt der „Alte in Neuhaus", seiner Zeit ein vielgelesener Dichter, dessen Erzählungen ihrer reichen Phantasie u. ihrer schönen Gestaltung halber die ihnen überall gewordene Theilnahme verdienten, der aber seine besten Kräfte dem Drama schenkte u. sich der von Werner u. Müllner begründeten fatalistischen Richtung anschloß. Geb. 29. Nov. 1778 zu Straupitz in der Niederlausitz, kam H. 1794 auf das Pädagogium in Halle, studirte daselbst seit 1799 Kameralwissenschaft u. widmete sich dann dem ständischen Dienste seiner Provinz. Seit 1815, wo die Niederlausitz an Preußen abgetreten wurde, in ländlicher Abgeschiedenheit lebend, nahm er 1822 die Wahl zum Landsyndikus der Niederlausitz an, verlegte seinen Wohnsitz von dem Landgute Sellendorf nach Neuhaus bei Lübben, wo er 28. Jan. 1845 starb. Sein edler, gemüthvoller Charakter spricht sich in seinen Werken aus, von denen zu nennen sind: „Romantische Akkorde" (herausg. von Contessa, 2 Bdchn., Berl. 1817—18); „Buch für Kinder gebildeter Stände" (3 Bde., Lpz. 1819—24; n. Aufl., ebd. 1833); „Bilder für die Jugend" (3 Bde., ebd. 1829—32, n. Aufl. 1839); „Vermischte Schriften" (2 Bde., ebd. 1825) u. die Dramen „Das Bild" (1821), „Der Leuchtthurm", „Fluch u. Segen", „Der Fürst u. der Bürger" (Lpz. 1823), „Die Feinde" (ebd. 1825) u. „Die Räuber" (ebd. 1830).

Howald, Georg, berühmter Erzgießer u. Kupfertreiber, geb. 8. April 1802 zu Braunschweig. Sohn eines geschickten Goldschmieds, wählte er das Gewerbe seines Vaters u. diesen zu seinem Lehrherrn, allein seine Künstlernatur drängte bald auf ein höheres Feld. Unter der Anleitung des Malers u. Kupferstechers Friedrich Barthel in den wirklichen Geist der Metallbildnerei eingedrungen, ging H. darauf nach Nürnberg, um Peter Vischer's Werke zu studiren. Im J. 1835 ward er als Lehrer des Modellirens an der Polytechnischen Schule daselbst angestellt, folgte jedoch 1836 einem ehrenden Rufe nach seiner Vaterstadt, wo ihm am Collegium Carolinum das Lehramt des Modellirens übertragen wurde, das er als Professor noch jetzt bekleidet. Aber erst 1852 begann er größere Arbeiten zu liefern, wie das Denkmal Lessing's in Braunschweig, das des Grafen Blücher für Altona, das des Oberbürgermeisters Franke für Magdeburg, das des Nationalökonomen List für Reutlingen, die Brunonia, das Denkmal Arndt's für Bonn, das Standbild Heinrich's des Löwen u. die Reiterbilder der Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand u. Friedrich Wilhelm von Braunschweig für Braunschweig. Durch die Vervollkommnungen, welche H. einem alten, erst von ihm wieder aufgenommenen Verfahren gab, ist er der Schöpfer einer fast ganz neuen Technik in der Kunst der Metall- u. der Kupfertreiberei geworden.

Howard, Katharina, s. „Katharina".

Hrabanus Maurus, einer der bedeutendsten Gelehrten u. Theologen des Mittelalters, wurde um 775 zu Mainz geb. u. in dem damals blühenden Kloster zu Fulda erzogen. Nachdem er 801 zum Diakon geweiht worden war, genoß er noch ein Jahr zu Tours den Unterricht des berühmten Alcuin, der ihm nach dem Lieblingsschüler des heil. Benedikt den Beinamen Maurus beilegte. Nach seiner Rückkehr erwarb er sich als Vorsteher der Klosterschule zu Fulda ausgebreiteten Ruhm u. wurde 822 zum Abte gewählt, in welcher Stellung er das Kloster durch seinen unermüdlichen Eifer für Wissenschaft, Kunst u. christliches Leben auf eine überaus hohe Stufe hob. Die Zerrüttung des Reichs durch die Söhne Ludwig's des Frommen bewog ihn jedoch, 842 seine Würde niederzulegen u. sich theils zu Halberstadt, theils auf dem Petersberg bei Fulda nur noch literarischen Arbeiten zu widmen. Der Tod des Erzbischofs Otgar brachte ihn 847 auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz. Auch in dieser Stellung zeichnete sich H. ebenso durch seinen Eifer für die katholische Lehre, wie z. B. in dem Streit gegen den Mönch Gottschalk (s. d.), wie durch seine großartige Verwaltung des Erzbisthums aus. Er starb 4. Febr. 856 auf einem Landgute im Rheingau; seine Gebeine wurden Anfangs in Mainz, 1515 aber in Halle beigesetzt. Seine Schriften bekunden eine für jene Zeit ungewöhnliche Gelehrsamkeit; die lat. darunter, meist theologischen Inhalts, gab Calvonerius (6 Bde., Köln 1627) heraus. Auch verfaßte H. ein lat.-deutsches Glossar über die Bibel (gedruckt u. a. im 3. Bde. von Graff's „Diutiska"), welches als Denkmal der althochdeutschen Sprache von Wichtigkeit ist. Sein Leben beschrieb Spengler (Regensb. 1856).

Hradschin, der am linken Moldau-Ufer liegende Theil von Prag.

Hrotswitha, s. „Roswitha".

H. R. R., Abkürzung für „Heiliges Römisches Reich".

Huanako, s. „Alpaka u. Lama".

Huber, Franz, schweiz. Naturforscher, geb. zu Genf 2. Juli 1750, gest. zu Lausanne 21. Dez. 1831, hat, obgleich seit seinen Jünglingsjahren blind, die Naturkunde nam. durch werthvolle Aufklärungen über das Leben der Bienen u. über das Keimen der Samen bereichert. Freilich wurde ihm dies nur möglich durch die Hülfe seiner Frau, Aimée geb. Lullin, u. seines Dieners Franz Burnens, wie dann des Sohnes dieses Letzteren. Die Ergebnisse der betreffenden Beobachtungen veröffentlichte er in „Nouvelles observations sur les abeilles" (Par. 1792; neue Ausg. Par. u. Genf 1814, 2 Bde.) u. in dem „Mémoire sur l'influence de l'air et des diverses substances gazeuses dans la germination de différentes plantes" (Genf 1801).

Huber, Johannes Nepomuk, Philosoph, in jüngster Zeit viel genannt als streitbarer Vorkämpfer des Altkatholizismus, geb. zu München 18. Aug. 1830, studirte Philosophie u. Theologie u. habilitirte sich 1855 das., wurde 1859 außerord. u. 1864 ord. Prof. der Philosophie. In der Versammlung katholischer Gelehrten im Sept. 1863 wahrte er allein den Standpunkt der freien Forschung. In den J. 1865—66 hielt er dem Könige Ludwig II. philosophische Vorlesungen. Durch seine Aufsätze in der Augsb. „Allg. Ztg." gab er 1867 das Signal zum Kampf gegen den Ultramontanismus. Mitverfasser der Schrift „Der Papst u. das Konzil" (von Janus, Lpz. 1869) u. der „Röm. Briefe über das Vatikan. Konzil" (ebd. 1870 f.), vor dessen Beginn er selbst in Rom weilte, war er es auch hauptsächlich, der durch seine Vertheidigung der sog. Museumsadresse gegen das Unfehlbarkeitsdogma 10. April 1871 in München die altkathol. Bewegung wachrief u. leitete, infolge dessen er nach einem scharfen Briefwechsel mit dem Erzbischof von München-Freising in den Bann gethan wurde. Im Aug. dess. J. entwarf er auf einer in Heidelberg abgehaltenen Versammlung der Altkatholiken den Organisationsplan für den Katholikenkongreß, welcher Ende Sept. zu München stattfand. Wie bei diesem wirkte H. auch bei den Kongressen in Köln (1872), Konstanz (1873) u. Freiburg i. B. (1874). Als Philosoph vertritt er den ethischen Theismus u. die Unsterblichkeit u. Freiheit des menschlichen Geistes. Er gab bis jetzt heraus: „Ueber die Willensfreiheit" (Münch. 1858); „Die Philosophie der Kirchenväter" (ebd. 1859); „Joh. Scotus Erigena" (ebd. 1861); „Die Idee der Unsterblichkeit" (ebd. 1864; 2. Aufl. 1865); „Der Proletarier; Vorlesungen zur Orientirung in der sozialen Frage" (ebd. 1865); „Studien" (ebd. 1867); „Das Papstthum u. der Staat" (ebd. 1870); „Die Freiheiten der franz. Kirche" (ebd. 1870) u. „Die Lehre Darwin's" (ebd. 1871). Neuerdings behandelt H. in der „Allg. Zeitung" in einer Reihe von Artikeln „Wissenschaftliche Tagesfragen".

Huber, Ludwig Ferdinand, deutscher Schriftsteller, Sohn des nam. durch seine franz. Uebersetzungen verdienten Michael H. (geb. 1727 zu Frontenhausen in Bayern, gest. als Lektor der franz. Sprache an der Universität zu Leipzig 15. April 1804), wurde zu Paris 1764 geb. u. kam als kleines Kind mit den Eltern nach Leipzig. Schon in seinem 15. Jahre trat er als Uebersetzer auf, wurde 1787 Sekretär bei der sächs. Gesandtschaft in Mainz, gab seine diplomatische Laufbahn aber auf, um sich der Familie seines Freundes Joh. Georg Forster (s. d.) anzunehmen, dessen geistreiche Wittwe er 1794 heirathete. Von da ab literarisch u. publizistisch thätig, redigirte er 1798—1803 die „Allg. Ztg." in Stuttgart, wurde dann Landesdirektionsrath in Ulm, als welcher er aber schon 24. Dez. 1804 das. starb. Treffliche Bearbeitungen engl. u. franz. Theaterstücke u. ausgezeichnete Kunstkritiken bilden den größeren Theil seiner Schriften. Seine „Sämmtlichen Werke seit 1802" (Tüb. 1806—19, 4 Bde.) gab seine Gattin, Therese **H.**, heraus. Diese ward als Tochter des berühmten Philologen Chr. Gottlob Heyne (s. d.) 7. Mai 1764 zu Göttingen geb. u. hatte sich 1784 mit Joh. Georg Forster vermählt. Durch mißliche Verhältnisse zu schriftstellerischer Thätigkeit getrieben, versuchte sie sich zuerst in Uebersetzungen, späterhin auch in Originalerzählungen; bis zum Tode ihres zweiten Gatten erschienen jedoch alle ihre Arbeiten unter dessen Namen. In den J. 1804—14 lebte sie bei ihrem Schwiegersohne, einem bayer. Beamten; dann siedelte sie nach Stuttgart über, wo sie 1819 die Redaktion des Cotta'schen „Morgenblatt" übernahm, u. 1824 nach Augsburg; hier starb sie 15. Juni 1829. Eine Sammlung ihrer „Erzählungen" (Lpz. 1830—33, 6 Bde.) besorgte der Folgende. Sie selbst gab auch „Forster's Briefwechsel" nebst Nachrichten von seinem Leben heraus (2 Bde., ebd. 1828 f.). — Viktor Aimé **H.**, Sohn der beiden Vorigen, Literarhistoriker u. politisch-sozialer Schriftsteller, vorzugsweise bekannt als unermüdlicher Förderer der Bestrebungen zur Hebung der nothleidenden Klassen u. durch seine Thätigkeit für die Entwicklung des Genossenschaftswesens in Deutschland auf Grundlage der Selbsthülfe, ward geb. zu Stuttg. 10. März 1800, studirte anfänglich Medizin, wandte sich aber später einer allgemeineren literarischen u. publizistischen Richtung zu, wurde 1833 Professor der Literaturgeschichte u. neueren Geschichte in Rostock, 1836 Prof. der abendländ. Sprachen u. Literaturen in Marburg u. 1843 in Berlin, zog sich 1850 ins Privatleben zurück u. nahm 1852 seinen Wohnsitz in Wernigerode am Harz, wo er 19. Juli 1869 starb. Für seine gründliche Kennerschaft auf dem Gebiete der span. Sprache u. Literatur zeugen seine Werke: „Die Geschichte des Cid" (Brem. 1829) u. die „Chronica del Cid" (Marb. 1844). Zu nennen sind ferner seine „Skizzen aus Spanien" (Gött. 1828—35, 4 Thle.), sowie seine Schriften über „Die neuromantische Poesie in Frankreich" (Lpz. 1833) u. „Die engl. Universitäten" (2 Bde., Kass. 1839—40). Als „Genossenschaftsapostel" trat er zuerst in seinen „Reisebriefen aus Belgien, Frankreich u. England im Sommer 1854" (2 Bde., Hamb. 1855) auf, durch die er als damal. Stimmführer der konservativen Partei auch in denjenigen Gesellschaftskreisen, denen die Arbeiterfrage sonst fern lag, die Aufmerksamkeit auf dieselbe lenkte. Seitdem machte er mit unermüdlichem Eifer u. tiefer Sachkenntniß durch Schrift („Concordia", Lpz. 1861; „Soziale Fragen", Nordh. 1863—67) u. Wort für die Sache des Genossenschaftswesens Propaganda. Zur Begründung seiner nachmaligen Abwendung von der Kreuzzeitungspartei veröffentlichte er: „Die Machtfülle des altpreuß. Königthums u. die sog. konservative Partei" (Brem. 1862). Vgl. R. Elvers, „V. A. H. Sein Werden u. Wirken" (2 Bde., Brem. 1873—74).

Hubertus, St., Bischof von Lüttich, Sohn Bertrand's, Herzogs von Guienne u. Hofmeisters des Frankenkönigs Theodorich. Die Legende erzählt von ihm, daß er, ein eifriger Weidmann, auch selbst an Festtagen seine Passion nicht unterdrückte. Als er nun einstmals am Charfreitag in den Ardennen jagte, trat ihm plötzlich ein Hirsch mit einem glänzenden Kruzifix zwischen dem goldenen Geweih entgegen. Erschrocken warf sich H. zur Erde, entsagte für immer der Jagd u. trat in den geistlichen Stand. Von Papst Sergius I. zum Bischof von Mastricht ernannt, erbaute er zu Ehren seines Vorgängers u. Lehrers Lamprecht eine Kathedrale in Lüttich u. starb das. 727. Hundert Jahre später wurde er heilig gesprochen u. sein Körper in dem Benediktinerkloster Audain beigesetzt, das von dieser Zeit an St. Hubert hieß. H. ist der Patron der Jäger; früher wurde regelmäßig sein Gedächtnißtag (3. Nov.) an fürstlichen Höfen durch glänzende Jagdfeste begangen. Auch 3 Ritterorden, der bayerische, böhmische u. kölnische, wurden nach ihm benannt.

Hubertusburg, ehemaliges kurfürstliches Jagdschloß bei Wermsdorf, zwischen Oschatz u. Grimma in der königl. sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig gelegen, 1721 von dem späteren Kurfürsten August III. als Prinzen erbaut u. 1748 erweitert; dient gegenwärtig als Straf- u. Irrenanstalt u. ist berühmt geworden durch den am 15. Febr. 1763 hier zwischen Preußen, Oesterreich u. Sachsen abgeschlossenen Frieden, welcher den Siebenjährigen Krieg beendete.

Hübner, Joseph Alexander, Frhr. v., Diplomat, Schriftsteller u. Weltreisender, geb. zu Wien 26. Nov. 1811, studirte das., wurde dann von Metternich 1833 in der Staatskanzlei angestellt u. ging 1841 als Legationssekretär nach Lissabon. Von 1844—48 war H. österr. Generalkonsul in Leipzig, führte dann in Mailand die diplomatische Korrespondenz des Vizekönigs der Lombardei, Erzherzogs Rainer, mit den ital. Fürsten, wie er auch vom Fürsten Schwarzenberg mit der Redaktion der Proklamationen, Manifeste &c. betraut wurde. Bereits im März 1849 mit einer geheimen Sendung nach Paris beauftragt, erhielt er im Sept. den Posten eines österr. Gesandten bei der Franz. Republik. Im J. 1853 zum Geheimrath ernannt, 1854 in den Freiherrnstand erhoben, fungirte H. bei den Pariser Friedenskonferenzen als österr. Bevollmächtigter u. Mitunterzeichner des Friedensvertrages vom 30. März 1856, worauf im Mai seine Erhebung zum Wirkl. Geh. Rath u. Botschafter erfolgte. Als solcher blieb er in Paris bis zum Ausbruch des Italien. Krieges (Frühjahr 1859), welcher durch die brüske Anrede Napoleon's an H. beim Neujahrsempfang in den Tuilerien gewissermaßen eingeleitet wurde. Seit Juli 1859 Vertreter der österr. Regierung beim Vatikan, ward er schon im Aug. 1859 abberufen, um das Polizeiministerium zu übernehmen, das er jedoch nur ein paar Monate behielt, um sich dann ins Privatleben zurückzuziehen. Von Ende Sept. 1865 bis Nov. 1867 war H. wieder Gesandter in Rom, als welcher er die Verhandlungen wegen Aufhebung des Konkordats führte. Zugleich benutzte er seinen dortigen Aufenthalt zu eingehenden historischen Studien, deren Ergebniß sein Werk über „Papst Sixtus V." (Lpz. 1870, 2 Bde.) ist. Nach seinem Austritt aus der Diplomatie trat H. eine Reise um die Erde an, die er auf das Lehrreichste u. Interessanteste u. d. Tit. „Ein Spaziergang um die Welt" (ebd. 1874) beschrieben hat; 1874 bereiste er Rußland, den Kaukasus u. die asiat. Grenzdistrikte.

Hübner, Rudolph Julius Benno, einer der Begründer der Düsseldorfer Malerschule, der zu Oels in Schlesien 27. Jan. 1806 geb., in Berlin ein Schüler Wilhelm Schadow's war u. mit diesem nach Düsseldorf zog. Dann lebte er einige Jahre in Berlin, in Rom u. von 1833 an wieder in Düsseldorf, das er 1839 mit Dresden vertauschte, wo er Professor an der Akademie u. Direktor der Gemäldegalerie wurde. H. ist eine mehr reflektirende u. kritische als phantasiereiche Natur, daher sind seine Bilder sowol biblischen als romantischen Inhalts, trotz tiefer Studien u. großer Eleganz, trocken u. kalt. Unter seinen älteren Werken nennen wir als das vorzüglichste „Hiob u. seine Freunde" (1838, im Städel'schen Institut zu Frankfurt). Von den späteren zeichneten sich bes. „Das goldene Zeitalter" (1847) u. „Samuel, der dem Hohenpriester Eli überbracht wird" (1848) aus. H. schuf auch viele ausgezeichnete Portraits u. eine Menge von Zeichnungen, z. B. einen herrlichen Fries der Jahres- u. Tageszeiten, parallelisirt mit den Menschenaltern, u. Cartons zu mehreren Glasfenstern. Viel Beifall fanden seine 2 Bändchen „Dresdener Bilderbrevier mit Originalradirungen von Bürkner".

Huchen, s. „Rothfisch".

Huddersfield, engl. Fabrikstadt im westl. Theile der Grafschaft York, am Colne gelegen, mit 70,253 E. (1871), ist mit den umliegenden Ortschaften ein Hauptsitz der engl. Wollenindustrie, neben welcher aber auch die Fabrikation seidener u. baumwollener Waaren u. der Maschinenbau große Bedeutung haben. H. hat eine Menge sehr schöner Gebäude, zahlreiche Kirchen, eine große Tuchhalle u. namentlich berühmte Märkte.

Der Ramsdenkanal verbindet die Stadt mit dem Calder u. ein anderer, welcher in einem 3/4 M. langen Tunnel durch das Gebirge führt, mit Stalenbridge. In der Nähe liegen im schönen Holmethale die Bäder von Lockwood Spa.

Hudson, der wichtigste Fluß des nordamerikan. Staates New-York, entspringt am Westabhange der Adirondackberge aus einem See, fließt dann direkt nach S., in seinem Oberlaufe in mehreren Stromschnellen niedrige Parallelketten der Alleghanies durchbrechend, u. beginnt seinen Unterlauf bei der Stadt Albany, in deren Nähe er von W. den Mohawk empfängt u. durchschnittlich 600 m. breit ist. Nach einem Laufe von 67 M. mündet der H. in die New-Yorkbai zwischen Long-Island u. Staten-Island, nachdem er auf den letzten 5 M. seines Laufes die Grenze zwischen den Staaten New-York u. New-Jersey gebildet hat. Der H. ist nicht nur berühmt durch die Naturreize seiner Ufer, sondern auch von der größten Bedeutung als Handelsweg. Mit Hülfe der Flut, deren Einwirkung bis Albany reicht, können bis zur Stadt Hudson selbst größere Seedampfer, bis Albany Flußdampfer, bis Troy Schaluppen gelangen. Seine Mündung bildet den trefflichsten Hafen an der nordamerikan. Ostküste u. wird von den großen Städten New-York, Brooklyn, Hoboken u. Jersey-City umschlossen. Ein Kanal, der aus dem H. in den Champlainsee führt, stellt eine fast geradlinige Wasserverbindung zwischen New-York u. Montreal, der bedeutendsten Handelsstadt Canada's, dar; aus dem Mohawk führt der Eriekanal, die wichtigste künstliche Wasserstraße der Vereinigten Staaten, nach dem Eriesee u. der Oswegokanal nach dem Ontariosee; dieselben bilden den bequemsten Weg aus den großen canadischen Seen in den Atlantischen Ozean; außerdem bietet noch der obere Lauf dieses Stromes der Industrie eine fast unerschöpfliche Wasserkraft.

Hudson, Henry, berühmter britischer Seemann, segelte 1607 unter englischer Flagge nach der Ostküste Grönlands, um das offene Polarmeer zur nordwestlichen Durchfahrt aufzufinden, kam an dieser Küste bis 73° 33′ n. Br., fuhr dann nach Spitzbergen, dessen nördliche Theile er entdeckte, u. drang von dort bis 80° 23′ nach N. vor, wo er ein Land auffand, das sich bis 82° erstreckte. Auf seiner Heimfahrt fand H. wahrscheinlich die vulkanische Insel Jan Mayen. In dem grönländischen Meere enttäuscht, versuchte er 1608 zwischen Spitzbergen u. Novaja Semlja durchzudringen, fand aber unter 75° in den Eismassen unüberwindliche Hindernisse. Eine dritte Reise, welche er im nächsten Jahre auf Kosten einer holländischen Gesellschaft unternahm, war eben so erfolglos. Da ward er von einer englischen Gesellschaft angeworben, um die nordwestliche Durchfahrt im N. Nordamerika's zu suchen. Am 17. April 1610 ging er unter Segel, erreichte am 5. Juli die Küste von Labrador u. fuhr in die nach ihm benannte Straße zwischen dem Festlande u. Meta incognita ein; am 3. August kam er an das Kap Wolstenholme, die nordwestlichste Spitze Labrador's, u. hatte hiermit die Bai entdeckt, die seinen Namen erhalten hat u. an deren Ostküste er nach S. segelte. In der Jamesbai überwinterte er u. trat im Juni 1611 die Rückfahrt an. Da das Schiff aber bald wieder vom Eise eingeschlossen ward, meuterte seine Mannschaft u. zwang ihn, in einer Schaluppe das Schiff zu verlassen. Seitdem ist nichts mehr von seinem Schicksale vernommen worden; die im nächsten Jahre zu seiner Aufsuchung ausgeschickten Schiffe brachten von ihm keine Kunde zurück. Die Meuterer erreichten nach schweren Bedrängnissen die irische Küste.

Hudsonsbai, der größte Meerbusen des Nordpolarmeeres in Nordamerika, 200 M. lang u. 120 M. breit; liegt im W. der Halbinsel Labrador u. steht durch die Hudsonsstraße mit der Davisstraße u. indirekt mit dem Atlantischen Ozean in Verbindung. Die südliche Spitze führt den Namen der Jamesbai, während an der Ostküste die Mosquitobai u. an der Nordwestküste die Chesterfieldeinfahrt tief in das Land eindringen. Da im N. der H. die Southamptoninsel vorgelagert ist, so bildet dieser Meerbusen ein fast überall von Land umschlossenes Becken, dessen Eismassen durch keine Strömung weitergeführt werden können, u. die, indem sie thauen, die Temperatur der umliegenden Küstenlandschaften außerordentlich erniedrigen. Schiffahrt wird nur wenige Monate des Jahres hindurch zwischen den an der Westküste gelegenen Forts getrieben. Den Namen hat die H. von dem Entdecker Henry Hudson (s. d.).

Hudsonsbaigesellschaft hieß die britische Handelscompagnie, welche nach dem Freibrief vom 2. Mai 1670 das Monopol des Handels in den Hudsonsbailändern u. über dieselben die Gerichtsbarkeit u. die Verwaltung besaß. Sie legte in diesen unwirthlichen Gebieten Forts an den schiffbaren Strömen an, die nicht nur ihre Herrschaft befestigen sollten, sondern auch als Niederlagen für Handelsartikel u. Lebensmittel dienten, rüstete Trapper aus, die mit ihren Fallen u. Flinten den Indianern in der Jagd auf Pelzthiere Konkurrenz machten, u. zwang die Eingeborenen, alles erbeutete Rauchwerk zu von ihr bestimmten Preisen an die Kommandanten der Forts zu verkaufen. Auf die Verbreitung des Christenthums u. einer höheren Kultur unter den Indianern legte diese Handelsgenossenschaft kein Gewicht, wie sie denn auch der Einwanderung von Ackerbauern große Hindernisse bereitete. Unter den Forts waren die wichtigsten Handelsstationen Fort Edmonton am nördlichen Arme des Saskatschawan, Fort York, Fort Moose an der Hudsonsbai, Fort Chipewyan am Athabaskasee u. Fort Simpson am Mackenzie. Als Canada infolge des Siebenjähr. Krieges an Großbritannien abgetreten war, hörte zwar die Konkurrenz französischer Unternehmer auf, dafür erwuchs aber der H. in der 1783 zu Montreal gegründeten Nordwestcompagnie ein gefährlicher Nebenbuhler, zumal diese ihre Jagd- u. Handelsthätigkeit auch auf das zwischen den Felsengebirgen u. dem Atlantischen Ozean gelegene Gebiet ausdehnte u. am Fraserflusse Forts u. Niederlagen gründete. Nach vielfachen blutigen Zusammenstößen kam es 1814 sogar zu einem förmlichen Kriege zwischen beiden Gesellschaften, bis die britische Regierung den Frieden wieder herstellte u. durch deren Vermittelung 1821 eine Vereinigung der Nordwestcompagnie mit der H. zu Stande kam. Die Antheilhaber der jungen Compagnie erhielten Aktien der H., die auch den größten Theil der Beamten übernahm. Die H. hatte ihr Gebiet in 4 Departements geschieden: das Departement Montreal (Fort La Chine), Süddepartement (Fort Moose), Norddepartement (Fort York), Columbiadepartement (Fort Victoria auf der Vancouverinsel). An der Spitze der Verwaltung stand ein Gouverneur u. ein Rath. Nachdem schon 1858 Columbia als besondere Provinz aus dem Gebiete der H. ausgeschieden war, lief 1859 das Privilegium derselben ab; das Parlament verweigerte dessen Verlängerung u. nach langen Verhandlungen wurde 1863 die H. ihrer fast souveränen Macht entkleidet u. in eine freie Handelsgenossenschaft (International Financial Company) umgewandelt. Durch den British North American Act von 1867 u. den Rupert's Land Act von 1868 übertrug das britische Parlament, vorbehaltlich des Pelzmonopols u. anderer Privilegien, welche jener Gesellschaft verblieben, die Territorialrechte in den Ländern der H. an die Krone u. von dieser an die Dominion of Canada, in welche der Eintritt vom 1. Dez. 1869 stattfand.

Hudsonsbailänder, die, umfaßten ehemals mit Ausnahme Alaska's, der Ostküste Labradors, welche unter der Verwaltung New-Foundlands steht, der kolonisirten Provinzen u. der britischen Inseln im St. Lorenzbusen, die nördlich von den Vereinigten Staaten gelegenen Gebiete Nordamerika's, welche einen Flächenraum von 148,672 □M. bedecken; aus diesem Gebiete wurde 1858 das westlich von den Felsengebirgen gelegene New-Caledonia als Britisch-Columbia u. 1870 die Niederlassungen am Red-River unter dem Namen Manitoba als besondere Provinzen ausgeschieden; die Vereinigung der H. mit der Dominion of Canada erfolgte 1869 unter dem Namen Nordwest-Territorium. Die H. begreifen also die Küstenlandschaften an der Hudsonsbai u. am nördlichen Eismeer, die Seenplatte des Innern von Labrador, das große Seengebiet zwischen der Hudsonsbai u. den Felsengebirgen, die letzteren im O. vorgelagerten Prairienterrassen, die östlichen Parallelketten der Felsengebirge u. im W. der letzteren das obere Jukongebiet (der südöstliche Theil führte den Namen Rupertsland). Der größte Strom der H. ist der Mackenzie, dessen Oberlauf den Namen Peace-River führt; er nimmt den Athabaska auf u. durch diesen den See gleiches Namens; außerdem fließen ihm die Wasser des Großen Sklaven- u. des Bärensees zu. Dann mündet noch der Kupferminen- u. der Fischfluß in das Eismeer. Die bedeutendsten Flüsse, welche der Hudsonsbai im W. zuströmen, sind der Churchill u. der Nelson. Eigenthümlich sind die niedrigen Wasserscheiden zwischen den einzelnen Flußgebieten, welche dem Verkehr durch häufige Tragplätze (Portages) große Erleichterung schaffen. Das Klima ist in den östlichen Theilen weit kälter als im W., wo die Hudsonsbai mit ihren Eismassen erkältend einwirkt. Die Isothermen steigen nach W. zu in scharfer Kurve nach N., so daß die Grenze des Baumwuchses, welche in Labrador etwa mit dem 58.° n. Br. zusammenfällt, an der Mackenziemündung fast die Küste des Polarmeeres berührt. Am mildesten ist das an Getreide überaus fruchtbare Thal des Saskatschawan. Die wasserarmen Hochebenen, welche sich von dem Fuße der Felsengebirge nach O. erstrecken u. deren kontinentales Klima einen schroffen Kontrast zwischen Sommerglut u. Winterkälte zeigt, die Barren-Grounds, welche sich von den nördlichen Rocky-Mountains nach NO. abzweigen, u. die felsigen Plateaux, die die Hudsonsbai umgeben, sind die unfruchtbarsten Theile der H.; dagegen eignen sich die wohlbewässerten Prairien im S. dieses Territoriums nicht blos wegen ihres günstigen Klimas u. ihres ertragreichen Bodens, sondern auch wegen der beträchtlichen Anzahl schiffbarer Ströme sehr gut zu dauernden Ackerbaukolonien. Der Hauptreichthum der H. liegt in ihren ungeheuern Wäldern u. ihren Pelzthieren. Zu letzteren

gehören namentlich verschiedene Bären- u. Fuchsarten, Marder, Iltisse, Hermeline, Waschbären, Biber, Luchse, Ottern, Wolverine u. a. Außerdem finden sich in den westlichen Prairien noch große Herden von Büffeln, Hirschen u. Elennthieren; Renthier u. Moschusochse gehören den Polargegenden an. Der Pelzhandel war bis 1863 Monopol der Hudsonsbaigesellschaft (s. d.). Unter den nutzbaren Mineralien steht die Steinkohle obenan, welche sich in starken Flötzen vom Athabaskasee bis an die Grenze der Vereinigten Staaten vorfindet; die von den Felsengebirgen herabströmenden Flüsse führen Gold. Der größte Theil der Bewohner der H. besteht aus Indianern, deren Zahl auf 68,000 (1873) geschätzt wird; doch ist dieselbe in schneller Abnahme begriffen; hierzu kommen noch 11,000 Mischlinge u. Weiße. Am stärksten sind die Gebiete des Saskatschawan u. des Red-River bevölkert; auf diese Landestheile u. auf die vereinzelt über diese ungeheuern Ländermassen verstreuten Forts beschränken sich auch die Weißen u. Mischlinge. An den Küsten des Eismeers leben etwa 4000 Eskimos. Die Indianer gehören im W. der Hudsonsbai dem Stamme der Athabasken, im S. den östlichen Algonkins an u. zerfallen in eine große Anzahl von Völkerschaften, die fast ausschließlich von der Jagd u. dem Fischfange leben u. Pelzhandel treiben. Auf der tiefsten Kulturstufe stehen die Hasen- u. Kupferminenindianer, deren Gebiete durch den unteren Lauf des Mackenzie geschieden wird; die unwirthlichen Gegenden, welche sie bewohnen, u. deren Wildreichthum von Jahr zu Jahr abnimmt, gestatten ihnen nur das elendeste Dasein. Infolge von Hungersnoth sind bei diesen selbst Fälle von Kannibalismus vorgekommen.

Huf (ungula), die das Nagelglied der Zehen gewisser Säugethiere (Hufthiere) schuhartig umkleidende Horndecke. Die Ordnung der Hufthiere (Ungulata) theilt man gemeiniglich je nach Ausbildung der H.e in Einhufer (Solidungula) od. Pferde, Zweihufer (Bisulca) od. Wiederkäuer u. Vielhufer (Multungula) od. Dickhäuter. Fossile Knochenreste indeß von Hufthieren der Tertiärzeit bieten zahlreiche Uebergänge zwischen Dickhäutern u. Pferden einerseits u. Dickhäutern u. Wiederkäuern anderseits, so daß man neuerdings die Hufthiere naturgemäßer in Unpaarhufer (Perissodactyla) u. Paarhufer (Artiodactyla) theilt. Bei den ersteren ist die mittle (dritte) Zehe des Fußes viel stärker als die übrigen, so daß sie die Mitte des Hufes bildet (hieher die Paläotherien, Nashörner, Tapire, — u. im Anschluß die Pferde); bei den Paarhufern sind dagegen die 3. u. 4. Zehe nahezu gleich stark entwickelt (Anoplotherien, Schweine, Wiederkäuer).

Hufbeschlag heißt das Versehen der Pferdehufe mit Eisen zum Schutze gegen allzugroße Abnutzung des Hufes auf hartem u. steinigem Boden. Pferde, welche, mit guten Hufen versehen, als Reitpferde od. leichte Wagenpferde auf gutem Boden benutzt werden, sowie Pferde, welche nur auf der Reitbahn gehen, bedürfen keines H.s. Dagegen ist er für Pferde, welche schwere Lasten ziehen, od. viel auf Pflaster u. Straßen laufen müssen, unbedingt erforderlich. Das gewöhnliche Hufeisen ist ein nach der horizontalen Gestalt des Hufes gebogenes, flach geschmiedetes Eisen, welches auf den unteren Rand des Hufes mit mehreren Nägeln befestigt wird, u. nach hinten, dem Ballen des Hufes, offen ist. Die hinteren Enden des Hufeisens sind meist nach unten aufgebogen zu sog. Stollen, welche dem Pferde Halt auf dem Boden geben.

Nr. 3424. Bodenfläche des Einsiedel'schen Hufeisens 1 Falz, 2 Zehenlöcher u. Nägel, 3 Seitennägel 4 Trachtennagel.

Nr. 3425. Einsiedel'sches Hufeisen mit Griff (1), Kappe (2) u. boden eng geschmiedetem äußern Rande.

Reitpferde haben in der Regel gar keine Stollen, Wagenpferde u. Lastwagenpferde haben zuweilen noch einen 3. Stollen auf der vorderen Fläche des Eisens, um beim starken Ziehen besser auf dem Boden haften zu können. Hauptsache für einen guten H. ist ein sorgfältiges Ausschneiden des Hufes dadurch, daß nur das abgestorbene Horn entfernt, von dem eigentlichen Strahle aber in der Mitte der Hufsohle nichts weggenommen wird. Das Eisen muß dann aus gutem, weichem Stabeisen geschmiedet u. dem Hufe genau aufgepaßt werden, so daß es auf dem äußeren Tragrande des Hufes gleichmäßig aufliegt, ohne an einzelnen Stellen zu drücken. Die Nägel, aus weichem Eisen gefertigt, dürfen nur in die Hornwand geschlagen werden u. die Fleischtheile des Hufes nicht greifen, was gefährliche Hufkrankheiten der Pferde hervorruft. Das Pferd verräth indessen einen solchen falsch sitzenden Nagel durch sofortiges Zucken beim Einschlagen des Nagels. Für die Anzahl der Nägel gilt als Regel, daß es deren so wenig als möglich sein sollen, um das Wachsthum u. die Dehnbarkeit des Hufes nicht zu beschränken. Bei guten Hüfen u. gutem Boden genügen schon 5 Nägel, von denen 2 auf die innere, 3 auf die äußere Seite des Hufes kommen. Gewöhnlich nimmt man 7 Nägel, in früheren Zeiten beschlug man mit 8, ja 10 Nägeln. Der sächsische Graf Einsiedel hat den Beschlag von Miles, der nur 3 Nägel anwendet, modifizirt. Die nach Einsiedel'scher Methode geschmiedeten Eisen sind so eingerichtet, daß sie nur auf dem Tragrande des Hufes aufliegen u. von da nach innen etwas abgeflacht werden, um die Hufsohle nicht zu drücken. Zehenaufzug (Anbringung eines dünnen, sich aufwärts an den Huf anlegenden Zapfens) u. Stollen verwirft Graf Einsiedel, als der Ausdehnung des Hufes schädlich u. zu Muskelzerrungen Veranlassung gebend. Er beschlägt nur mit 5 Nägeln, deren Köpfe in einen Falz versenkt sind, um sich nicht abzustoßen. — Für das Gehen auf Eis hat man besondere Beschläge, sog. Winterbeschläge, die sich indessen meist um so weniger bewähren, je künstlicher sie sind. Das Zweckmäßigste bleibt immer, Schärfen od. Spitzen der äußeren Stollen der Hufeisen, od. Mitführen von spitzen Stollen, welche an Stelle des stumpfen Stollens in das mit Schraubenmutter versehene Eisen eingeschraubt werden können. Für krankhafte Hufe giebt es besondere Beschläge. Weiteres s. u. A. Heinze, „Pferd u. Reiter“ (Lpz. 1873).

Nr. 3426. Christoph Wilhelm v. Hufeland geb. 12. Aug. 1762, gest. 25. Aug. 1836.

Hufeland, Christoph Wilh. v., berühmter Arzt, geb. zu Langensalza (Thür.) 12. Aug. 1762, als Sohn des Leibarztes der Herzogin Amalie von Weimar, studirte in Jena u. Göttingen Medizin u. wurde 1793 ord. Prof. in Jena mit dem Titel eines weimar. Leibarztes u. Hofraths. 1798 folgte er einem Rufe als Direktor des Collegium medicum, königl. Leibarzt, erster Arzt der Charité u. Mitglied der Akademie der Wissenschaft mit dem Geheimerathstitel nach Berlin u. übernahm 1809 an der hier neugegründeten Universität die Professur der speziellen Pathologie u. Therapie. In demselben Jahre erhielt er den Adel, 1810 ward er erster Rath der Medizinalsektion im Ministerium des Innern. Das Polyklinische Institut u. die Medizinisch-chirurgische Gesellschaft sind durch ihn begründet worden. H. starb das. 25. Aug. 1836. Ausgezeichnet als praktischer Arzt, als Lehrer u. Schriftsteller, hoch verdient um das Medizinalwesen (wie z. B. durch Einführung der Leichenhäuser), ein leuchtendes Beispiel als Mensch, wird H. für alle Zeiten eine hervorragende Erscheinung unter seinen

Berufsgenossen bleiben. Unter seinen Schriften steht obenan die fast in alle Sprachen übersetzte „Makrobiotik, od. die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern" (Jena 1796; 8. Aufl., 1860). Außerdem sind bes. anzuführen: „Ueber die Ungewißheit des Todes" (Halle 1791; n. Aufl. 1824); „Ueber die Natur, Erkenntnißmittel u. Heilart der Skrophelkrankheit" (Jena 1795; 3. Aufl., Berl. 1819); „Guter Rath an Mütter über die wichtigsten Punkte der physischen Erziehung der Kinder in den ersten Jahren" (Berl. 1799, 11. Aufl. 1869); „Praktische Uebersicht der vorzüglichsten Heilquellen Deutschlands" (ebd. 1815; 4. Aufl. von Osann, 1840); „Enchiridion medicum, od. Anleitung zur medizinischen Praxis" (ebd. 1836, 9. Aufl. 1851). Auch gründete er 1795 das „Journal der praktischen Heilkunde" (Jena 1795—1835, 83 Bde.). Vgl. Augustin, „H.'s Leben u. Wirken" (Potsd. 1837); „H., eine Selbstbiographie" (Berl. 1863).

Huflattich, s. „Tussilago."

Hüftweh (Coxalgie) ist eine auf Entzündung beruhende schmerzhafte Affektion der Hüftgelenke. Unbedingte Ruhe, Eisumschläge, Extensionen des Fußes führen zuweilen zur Heilung, mitunter aber hat die Krankheit trotz aller Behandlung die Verknöcherung u. Steifheit des betroffenen Gelenkes zur Folge.

Hügel, Karl Alexander Anselm, Frhr. v., bekannter Reisender u. Naturforscher, Sohn des Frhrn. Johann Aloys Joseph v. H. (geb. zu Koblenz 14. Nov. 1753), der 30. Aug. 1825 als kaiserl. Kommissar beim Reichstage zu Regensburg starb, wurde daselbst 25. April 1796 geb., studirte in Heidelberg die Rechte u. trat während der Befreiungskriege in ein österr. Regiment ein. Nachdem er in Frankreich u. Süditalien gekämpft, auch einige diplomatische Sendungen erfüllt hatte, verließ er 1824 den Militärdienst, um sich den Naturwissenschaften hinzugeben. Seit 1831 unternahm er dann die Reisen, auf denen er sich um Geographie, Ethnographie u. bes. um die Botanik bedeutende Verdienste erworben hat. Sein Werk „Kaschmir u. das Reich der Siths" (Stuttg. 1840—42, 4 Bde.) umfaßt nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil der Wanderungen u. Forschungen, die H. bis 1837 auf seiner Reise durch Griechenland, Syrien u. Ostindien, Australien u. Neuseeland, über den Himalaja u. durch Kaschmir nach Tibet, u. um das Kap zurück nach Europa ausführte; dasselbe gilt von dem als Manuskript gedruckten Buche: „Der Stille Ozean u. die span. Besitzungen im ostindischen Archipel" (Wien 1860). Aufsehen erregte auch seine Schrift „Das Becken von Kabul" (Wien 1851—52, 2 Thle.), welche durch anschauliche Schilderung der betreffenden Länder u. durch die historischen Nachrichten über dieselben besonders werthvoll ist. Arbeiten über botanische u. ichthyologische Forschungen schlossen sich den Reiseberichten an, um deretwillen H. zum Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften ernannt u. durch Verleihung des Oxforder Doktordiploms wie der großen Medaille der Londoner Geographischen Gesellschaft ausgezeichnet ward. Das J. 1848 gab seiner Thätigkeit eine andere Richtung: er betrat abermals das diplomatische Feld, war namentlich für die Wiedereinsetzung der vertriebenen mittelitalienischen Fürsten thätig, hatte vom Dez. 1850—59 den Posten eines österr. Gesandten in Florenz inne u. erhielt dann den in Brüssel, von welchem er 1869 zurücktrat. Seitdem lebte er abwechselnd in Torquay u. auf der Insel Wight u. starb, auf einer Reise begriffen, 2. Juni 1870 zu Brüssel.

Hugenotten (huguenots) hießen seit ca. 1560 die Protestanten in Frankreich. Diesen Namen erhielten sie angeblich spottweise von ihren Zusammenkünften auf einer Heide bei Tours, wo der Geist des alten Königs Hugo Capet seinen Spuk treiben sollte; richtiger aber dürfte die Ableitung von Aignos od. Aynos, d. i. Eidgenossen, sein. — Obgleich die ketzerischen Sekten der Waldenser, Albigenser u. a., welche bes. im südl. Frankreich im 12. u. 13. Jahrh. eine große Ausbreitung erlangt hatten, mit Feuer u. Schwert unterdrückt worden waren, so machten sich bei dem ersten Auftreten Luther's die alten Neigungen wieder geltend. Franz I. schritt streng gegen dieselben ein, u. die Pariser Universität verbrannte 1521 Luther's Schriften; dies hinderte jedoch nicht, daß sich um einen kathol. Bischof, Briçonnet von Meaux, ein Kreis evangel. Männer bildete, durch welchen die neue Lehre, ohne eigentliche Trennung von der herrschenden Kirche, immer weiter verbreitet wurde. Bes. geschah dies durch die Bibelübersetzung Lefèvre's u. die begeisterte Predigt eines Wollkämmers, Namens Leclerc. Der Letztere wurde dafür 1524 in Meaux gebrandmarkt. Dies war der Anfang einer überaus blutigen Verfolgung, die noch unter Heinrich II. († 1559) fast ununterbrochen währte. Aber auch die ausgesuchtesten Qualen vermochten nicht den Glaubensmuth der Protestanten zu dämpfen. Ja, 1559 hatten die H. den Muth, in der Vorstadt St. Germain zu Paris unter dem Vorsitz des Predigers Franz Morel eine Generalsynode zu veranstalten, in welcher die 40 Artikel des „Gallikanischen Glaubensbekenntnisses" u. eine treffliche Kirchenverfassung vereinbart wurden. Dies war die Geburtsstunde der reformirten Kirche Frankreichs, die sich damit übrigens fast ganz auf den Boden der von Calvin geleiteten Genfer Reformation stellte.

Mit dem Tode Heinrich's II. (1559) schienen sich den Reformirten günstigere Aussichten zu eröffnen. Denn auch am Hofe stand jetzt der kathol. Partei, die von der lothring. Herzogsfamilie der Guisen geleitet wurde, eine mächtige evangel. Partei gegenüber in König Anton von Navarra, dessen Bruder, dem Prinzen Ludwig von Condé, dem Admiral Coligny u. A. Dieser Umstand stempelte die H. mehr u. mehr zu einer politischen Partei, u. als solche zeigten sie sich auch in der Verschwörung von Amboise, deren Spitze bes. gegen die Guisen gerichtet war. Als Karl IX. unter der Vormundschaft seiner Mutter, der berüchtigten Katharina von Medici, den Thron bestieg, gelang es zwar dem edlen Kanzler Michael de l'Hospital, dieselbe aus politischen Rücksichten zur Milde zu stimmen; auf Grund des Religionsgespräches zu Poissy (1561) wurde sogar in dem Edikt von St. Germain 1562 Religionsfreiheit u. freie Ausübung des Gottesdienstes wenigstens in den Vorstädten gewährt. Trotzdem kam es zu entsetzlichen Blutbädern, an denen sich der Herzog Franz v. Guise sogar persönlich betheiligte, u. infolge dessen zu einem Bürgerkrieg, der selbst durch zwei Friedensschlüsse (1563 u. 68) nur auf kurze Zeit gehemmt wurde. Erst der Friede von St. Germain 1570 schien wirklich Ruhe zu stiften. Mit Ausnahme von Paris wurde den H. volle Religionsfreiheit zugesichert u. ihnen als Pfand des Friedens 4 Festungen im S. Frankreichs ausgeliefert. Die Vermählung Heinrich's von Navarra mit der Schwester des Königs sollte dem Friedenswerke das Siegel aufdrücken. Sorglos erschienen die H. zur Hochzeit am 18. Aug. 1572 zu Paris. In der Bartholomäusnacht, am 24. Aug. 1572, kam der teuflische Anschlag Katharina's zur Ausführung. Mag derselbe nun längst vorbereitet od. noch im letzten Augenblick Karl IX. durch die Vorspiegelung einer allgemeinen hugenottischen Verschwörung abgedrungen worden sein, sicher ist, daß er nachträglich als ein gottwohlgefälliges Werk dargestellt worden ist u. daß Papst Gregor XIII. das Blutbad durch eine glänzende kirchliche Feier verherrlichte. Ohne Unterschied des Alters u. Geschlechts wurden in jener Nacht u. bald darnach auch in den Provinzen die H. hingeschlachtet; die Zahl der Opfer wird zwischen 20- u. 100,000 angegeben. Nur Heinrich von Navarra u. der Prinz von Condé retteten sich durch die Bereitwilligkeit, eine Messe zu hören. Natürlich brach jetzt der Bürgerkrieg aus. Der Friede von Beaulieu (1576) zeigte sich bald ebenso haltlos wie die früheren. Unter dem Namen der heil. Ligue schlossen die Guisen einen Bund gegen die H. u. trieben dadurch den schwachen König Heinrich III. (1574—89) zur Flucht in deren Lager. Erst Heinrich IV. von Navarra (1589—1610) stellte den Frieden her, indem er zwar 1593 äußerlich den reformirten Glauben abschwor, dafür aber 1598 den H. durch das Edikt von Nantes völlige Freiheit in allen Städten, wo früher reformirter Gottesdienst stattgefunden hatte, u. bürgerliche Gleichberechtigung mit den Katholiken einräumte. Erst nach der Ermordung Heinrich's durch Ravaillac auf Anstiften der Jesuiten (1610) erhoben sich aufs Neue Verfolgungen unter Ludwig XIII. u. XIV. Vergebens arbeitete zwar der Letztere seit 1681 an der Ausrottung der Ketzerei durch die berüchtigten „Dragonaden"; 1685 aber hob er das Edikt von Nantes förmlich auf, u. nun begann eine so raffinirte Verfolgung, daß viele Tausende zur Auswanderung schritten u. allenthalben, bes. in Holland, England, der Schweiz u. in Brandenburg, sich niederließen. Noch jetzt hat sich in etlichen größeren Städten, z. B. in Berlin, Leipzig u. a., von jenen Zeiten her eine achtbare Kolonie franz. Familien erhalten. Ein anderer Theil der H. flüchtete sich in das Sevennengebirge u. setzte hier unter dem Namen der Kamisarden den Religionskrieg bis in den Anfang des 18. Jahrh. fort. Die im Lande gebliebenen (ca. 2 Mill.) H. erlangten erst 1787 von Ludwig XVI. durch das Edikt von Versailles wieder Duldung; wirkliche Religionsfreiheit aber erst durch die Franz. Revolution (1789). Vergeblich versuchte der kathol. Eifer noch einmal (1814), den Pöbel zur Erneuerung der Hugenottenverfolgung in Südfrankreich aufzustacheln. Die Julirevolution (1830) hatte endlich völlige Gleichstellung der H. mit den übrigen Konfessionen zur Folge u. seit 1852 erfreuen sie sich einer ziemlich selbstständigen kirchlichen Verfassung.

Hugo, Gustav Wilhelm, berühmter Lehrer des Röm. Rechts, geb. zu Lörrach (Baden) 23. Nov. 1764, studirte in Göttingen außer

Jurisprudenz auch Philosophie u. Geschichte, wurde 1786 Lehrer des Erbprinzen Leopold Friedrich Franz von Dessau, 1788 außerord. u. 1792 ord. Professor in Göttingen, erhielt später den Titel eines Geheimen Justizraths u. starb daselbst 16. Sept. 1844. Das Hauptwerk H.'s, der sich um die tiefere Ausbildung des Röm. Rechts wesentlich verdient gemacht hat, ist sein „Lehrbuch des civilistischen Kursus" (7 Bde., Berl. 1799—1812). Außerdem gab er heraus: „Lehrbuch der Geschichte des Röm. Rechts" (ebd. 1790; 9. Aufl. 1824); „Civilistisches Magazin" (6 Bde., ebd. 1814—37); „Beiträge zur civilistischen Bücherkenntniß der letzten 40 Jahre" (2 Bde., ebd. 1828—29; 3 Bde., ebd. 1845) u. a.

Hugo, Victor Marie, das Haupt der romantischen Dichterschule Frankreichs, geb. 26. Febr. 1802 in Besançon, wo sein Vater Oberst war, begleitete seine Eltern auf ihren durch die Stellung seines Vaters bedingten Kreuz- u. Querzügen durch Europa, trat 1811 in die Adelsakademie zu Madrid ein, kehrte aber nach einem Jahre wieder nach Paris zurück, um sich für die Polytechnische Schule vorzubereiten. Hier schrieb er bereits ein Trauerspiel in klassischer Form u. mehrere Gedichte, die 1816 gedruckt wurden. In den J. 1819 bis 1822 erlangten seine bei der Académie des jeux floraux zu Toulouse eingereichten Gedichte: „Le rétablissement de la statue de Henri IV", „Les vierges de Verdun" u. „Moïse sur le Nil" den ersten Preis u. erregten auch durch ihre royalistische Gesinnung allgemeines Aufsehen, das sich noch mehr durch seine überschwenglichen „Odes et ballades" (1822) steigerte. Ludwig XVIII. sah sich bewogen, dem Dichter einen Jahresgehalt von 3000 Fr. auszusetzen. Die ersten von V. H. veröffentlichten Novellen „Han d'Islande" (1823) u. „Bug Jargal" (1825) machten durch ihren originellen Stil bedeutendes Aufsehen; es sammelte sich nun unter seiner Aegide eine Anzahl gleichgesinnter Schriftsteller, welche den Kern der neueren romantischen Schule bildeten. Mit „Cromwell" (1827) versuchte H. dieser neuen Richtung auch im Drama Eingang zu verschaffen, indem er in der Vorrede den Grundsätzen des Aristoteles u. Racine entsagte u. auseinander setzte, daß der Dramatiker nicht das Schöne, sondern das Charakteristische darzustellen habe. Nebenbei schuf er eine Anzahl lyrischer Dichtungen, deren bedeutendste, „Les Orientales" (1828), eine Odensammlung enthielt, in der zwar seine Gefühlsarmuth offen zu Tage trat, die sich aber auch durch bedeutende Sprachgewandtheit, Bilderreichthum u. glänzenden Versbau auszeichnete. Mit dem 26. Febr. 1830 zuerst aufgeführten Drama „Hernani" brach H. vollkommen mit den Formen der klassischen Tragödie, u. da er in den letzten Jahren der Bourbonenregierung häufig mit der Theatercensur in Konflikt gekommen war, beginnt jetzt auch eine Umwandlung seiner politischen Ansichten. Seine Dramen „Marion Delorme" (1830), „Le roi s'amuse" (1832), Lucrèce Borgia", „Maria Tudor" (1833), „Angelo" (1835), „Ruy Blas" (1838) u. „Les Burgraves" (1843) sind sämmtlich reich an dramatischen Effekten, allein ihre Charaktere entbehren der psychologischen Wahrheit u. außerdem glorifizirte er in einigen jenes unmoralische Courtisanenthum u. schlug eine Richtung ein, welche seine Anhänger bis zur Verherrlichung des Ehebruches weiter verfolgten. Auf dem Felde des Romans erwarb er sich durch sein in einem alterthümlichen Stile geschriebenes Buch „Notre-Dame de Paris" (1831) einen solchen Ruf auch im Auslande, daß man ihn als eigentlichen Schöpfer des franz. Geschichtromanes betrachtete. Seine späteren Romane zeigen bis zur Gegenwart eine noch nicht erschöpfte Phantasie, ein ungewöhnliches Talent für Charakteristik u. eine gewaltige Kraft, die Leser anzuregen. Der berühmteste Roman ist „Les misérables" (10 Bde., 1862), dem sich „Les travailleurs de la mer" (3 Bde., 1866) u. „L'an 1793" (4 Bde., 1874) ebenbürtig anschließen; kälter ließ aber sein „Homme qui rit" (4 Bde., 1869). 1841 in die Akademie aufgenommen u. 1845 von Louis Philipp zum Pair erhoben, gehörte H. bis 1848 der konservativen Partei an, allein als ihn Paris in die Konstituirende Versammlung wählte, wurde er Anhänger der sozialen u. demokratischen Republik u. vertrat seine Ansichten in dem 1848 von ihm gegründeten Journal „l'Événement", welches nach einem Verbote den Namen „Avénement" annahm. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 exilirt, nahm H. seinen Aufenthalt auf der Insel Jersey, wo er mit der engl. Regierung wegen seiner Pamphlete, „Napoléon le petit" (1852) u. „Belsazar" (1853), gegen Napoleon III. in Konflikt gerieth. Die als „Contemplations" (1856) erschienenen lyrischen Gedichte zeichnen sich dagegen durch Ruhe, Einfachheit u. Tiefe der Gefühle aus. Der Sturz des Kaiserthums führte H. im Sept. 1870 von seinem Verbannungsorte nach Paris zurück, wo er seine Sympathie den radikalsten Republikanern u. schließlich selbst der Kommune zuwandte, von Paris als Deputirter in die Nationalversammlung zu Bordeaux geschickt wurde, nach Niederlegung seines Mandates aber (8. März 1871) sich nach Arcachon zurückzog. Zerfallen mit der in Frankreich zur Herrschaft gelangten Partei, siedelte H. im Mai 1871 nach Brüssel über, wurde aber aus Belgien ausgewiesen u. begab sich wieder nach Jersey. Die letzte Gesammtausgabe seiner Werke erschien in der Kollektion Hetzel (Paris 1858 ff., 24 Bde.). Eine Art Autobiographie erschien unter dem Titel „Victor Hugo raconté par un témoin de sa vie" (2 Bde., 1863), deren Herausgabe seiner Frau zugeschrieben wird.

Hugo Capet, erster franz. König aus dem Geschlechte der Capetinger, Sohn Hugo's d. Gr., Herzogs von Francien u. Burgund, erbte von seinem Vater 956 ersteres Land u. hinderte 987 nach dem Tode Ludwig's des Faulen die Thronbesteigung Karl's, des letzten franz. Karolingers, indem er sich selbst von seinen Vasallen zum König ausrufen u. zu Reims krönen ließ. Die Großen des Reiches diesseit der Loire u. in Burgund unterwarfen sich schnell, die westl. Territorialherren mußten jedoch dazu mit den Waffen gezwungen werden; Karl, welcher das Erbe seiner Väter wiedererobern wollte, wurde in Laon durch Verrath 989 gefangen u. starb 991 im Gefängniß. Den Erzbischof von Reims Arnulf, der auf Karl's Seite gestanden hatte, setzte H. ab u. an seine Stelle Gerbert ein u. wahrte die Selbständigkeit seines Reiches gegenüber den päpstlichen Einmischungsversuchen. H. starb 997 u. hinterließ Frankreich seinem Sohne Robert I.

Hühner, Hühnervögel (Gallinae, Rasores) od. Scharrvögel, eine Ordnung der Vögel mit kurzem, breitem u. hohem Schnabel, dessen obere Spitze kuppig herabgebogen, dessen Oberschnabelränder übergreifend sind u. dessen Naslöcher durch knorpelige Klappen gedeckt werden. Die H. haben oft nackte Stellen am Kopfe, fleischige Kämme u. Lappen von greller Farbe; ihre kräftigen Beine mit den muskulösen Schenkeln machen sie zum Laufen geschickt. Die Zehen haben kräftige Scharrkrallen, die Hinterzehe ist höher eingelenkt als die drei vorderen. Infolge der kurzen, stumpfen Flügel ist der Flug schwerfällig. Die Schwanzfedern sind bei einigen dieser Vögel ganz verkümmert, bei anderen durch Länge u. Farbenschmuck ausgezeichnet, nam. bei den Männchen (Hähnen), wie überhaupt in keiner anderen Vogelordnung der Geschlechtsunterschied so scharf ausgeprägt ist. Die Hühnervögel sind theils Körnerfresser, theils leben sie von Insekten u. Gewürm; sie leben übrigens in Polygamie, nisten meist auf ebener Erde, das Weibchen (Henne) bebrütet seine zahlreichen, großen Eier allein u. widmet sich auch allein der Sorge um die Jungen, welche Nestflüchter sind. Von den mehr als 300 Arten aus allen Welttheilen u. Zonen werden mehrere wegen ihres schmackhaften Fleisches u. ihrer Eier als Hofgeflügel (Haushuhn, Truthühner), andere als Schmuckvögel (Pfau, Fasan) gehalten, noch andere als Wild gejagt (Feldhühner, Haselhühner u. dgl.).

Man theilt die Ordnung der Hühnervögel in 4 Familien. Die wichtigste derselben ist die der **eigentlichen Hühner** (Phasianidae). Ihr Kopf trägt stete, nackte Hautlappen u. Auffätze od. Federbüsche, der Schwanz ist meist sehr lang; Beides tritt besonders bei den Hähnen hervor. An den Läufen haben die Hähne meist Sporen. Die H. laufen schnell, fliegen aber schlecht. Ursprünglich in warmen Ländern der alten Welt zu Hause, sind sie seit Jahrhunderten als Hausgeflügel überallhin verbreitet. Außer den Gattungen der Perlhühner, Truthühner, Pfauen u. Fasanen (s. d.) gehört hieher die Gattung **Huhn** (Gallus) mit den zahlreichen Rassen unseres **Haushuhns**. Diese Gattung ist charakterisirt durch zwei nackte, schlaffe Hautlappen am Unterkiefer, einen Fleischkamm od. Federbusch auf dem Kopfe, schmale, mähnenartige Halsfedern, einen steil dachförmigen Schwanz, dessen mittle Steuerfedern bei den Hähnen verlängert u. gekrümmt sind, welche auch einen rückwärts gekrümmten Sporn an den Läufen haben. Die Arten dieser Gattung sind im südl. Asien zu Hause; von einer, dem Bankiwahuhn (Gallus Bankiva) der Wälder Java's u. Sumatra's, stammt unser Haushuhn, dessen zahlreiche Rassen man unter dem Artnamen (Gallus domesticus) zusammenfaßt. In der Tertiärzeit hat es, wie nicht selten vorkommende Knochenfunde zeigen, Arten der Gattung Gallus auch in Europa gegeben.

In der älteren Quaternärperiode (Mammuthzeit) gab es mit dem Haushuhn vielleicht identische H. in Westeuropa als Zeitgenossen der damaligen Menschheit. Während Hühnerreste in den Pfahlbauten der Steinzeit fehlen, finden sie sich in solchen der Bronzezeit; die H. scheinen demnach in der Steinzeit in Europa ausgestorben u. dann erst wieder in der Bronzezeit aus Asien eingeführt worden zu sein. Das Haushuhn war jedenfalls schon im 5. Jahrh. in den Mittelmeerländern verbreitet, wie verschiedene Denkmäler 2c. beweisen. Schon lange vor der röm. Kaiserzeit scheint es den Germanen u. Kelten bis nach Britannien hinauf bekannt gewesen zu sein, die es wahrscheinlich nicht über Italien, sondern unmittelbar aus dem Osten durch das südl. Rußland, Polen u. Ungarn erhalten hatten. In Süddeutschland u. der Schweiz findet man Hühnerreste in keltischen Gräbern, u. die keltische Bezeichnung coq hat sich — mehr od. weniger verändert, z. B. Kökelhahn — noch vielorts erhalten. Nach Afrika kam das Huhn, wahrscheinlich über Madagaskar, schon in alter Zeit, ebenso bereits in vorgeschichtlicher Zeit auf die Südseeinseln, in Amerika dagegen ist es erst von Europa aus eingeführt worden. Trotz seiner so ausgezeichneten Akklimatisationsfähigkeit bedarf es doch in kalten Ländern besonderer Pflege u. wird auf den höchsten Gebirgen u. in arktischen Ländern unfruchtbar. Der Haushahn zeichnet sich aus durch stolzes, selbstbewußtes Wesen, seine treue Fürsorge, aber auch durch Strenge gegen seine Hennen, deren man ihm bis 20 giebt, durch sein farbenreiches Gefieder, seinen lauten Weckruf (Krähen), seine Kampflust gegen Rivale, die von den an Thierquälerei Vergnügen findenden Engländern, Chinesen 2c. zur Darstellung von Hahnenkämpfen verwendet wird. Die Henne brütet drei Wochen. Während sie für gewöhnlich bis 20 Eier, einen Tag um den andern eins, legt, kann besondere Pflege die Eierproduktion bedeutend steigern (Leghuhn). Als Nestflüchter ist das Küchlein sofort zum Laufen u. Aufpicken der Nahrung fähig. Zum Wohlbefinden bedürfen die H. einen warmen Stall, reines Trinkwasser, reichliches, gemischtes Futter (Körnerfutter u. Fleischabfälle), Gelegenheit zum Scharren nach Gewürm u. Insekten u. Kalk zum Bilden der Eierschalen. Zur Fleischproduktion bestimmte H. werden kastrirt u. gemästet (Kapaunen u. Poularde).

Was die Hühnerrassen betrifft, so ist zwar versucht worden, dieselben in Klassen einzutheilen, jedoch mit geringem Erfolge, da sichere Anhaltspunkte für die Klassifikation sich nicht finden. Um aber wenigstens Uebereinstimmung in der Bezeichnung herbeizuführen, wurden auf einem Geflügelzüchtertage in Dresden folgende Kennzeichen u. Namen für die verschiedenen Arten, welche jetzt bes. gezüchtet werden, aufgestellt. Danach giebt es: Cochinchinahühner, gelb in der Hauptfarbe, doch auch weiß, schwarz u. rebhuhnfarbig mit sehr kurzem Schwanz, starken befiederten Füßen, in den ersten Jahren sehr gut legend u. leidenschaftlich brütend. Ihnen schließen sich die Brahmaputra zunächst an, bis auf geringe Abweichungen mit ganz gleichen Eigenschaften u. nur in Farbe verschieden, da sie entweder weiß mit schwarzer Abzeichnung an Hals u. Schwanz od. dunkelfarbig sind. Ihre Nachbarn sind die japanesischen H., mit weißem, seidenartigem Gefieder u. ganz dunkler, schwarzblauer Haut, mehr zur Zierde als zum Nutzen. Yokohamahühner, erst seit einigen Jahren in Deutschland bekannt; weißes Gefieder mit farbigen Flügeln; das Originelle an dieser Rasse besteht in dem sehr langen, horizontal getragenen Schweife des Hahns, die Sichelfedern auf der Erde schleifend. Von Mittelgröße, kleine Eier legend, gut brütend, sind sie weichlich u. ziemlich schwer aufzuziehen. Die Malayen, ostind. Abstammung, groß von Figur, meistens rothbraunes Gefieder, legen röthliche Eier, ähnlich den Cochins, brüten gut, sind aber ungemein kampflustig, weshalb sie in ihrer Heimat zu den Hahnenkämpfen benutzt werden. Von ihnen stammen auch die engl. Kampfhühner her. Sehr kleine H. sind die Bantams, auch aus Ostindien stammend, in allen möglichen Farben, mit glatten Füßen. Die sehr abweichenden Farben hat ein Engländer, Namens Sebright, durch Kreuzung regelmäßig zu gestalten unternommen, woraus die sog. Gold- u. Silberbantams entstanden sind, welche gelbe od. weiße, schwarzberänderte Federn haben u. dadurch ein sehr zierliches Ansehen gewinnen. Die Brasilianer, den Malayen sehr ähnlich, sind ebenfalls kampfgierig, haben wenig Federdecke bei blutrothem Körper u. brüten leidenschaftlich. Das spanische, schönes, großes, schwarzes Huhn mit weißem Gesicht u. großem Kamm, glattfüßig, ursprünglich aus Spanien stammend, aber seit langer Zeit nam. in Holland veredelt u. jetzt sehr verbreitet, legt fleißig Eier von ziemlichem Umfange u. brütet nicht, verlangt aber warmen Schutz im Winter, weil sich sonst bes. die Hähne ihre großen Kämme leicht erfrieren. Aehnlich in Figur u. Kammgröße sind die Italiener, jedoch in allen möglichen Farben anzutreffen; es ist das in Italien gewöhnliche Landhuhn, welches alljährlich als junges H. zu Tausenden nach Deutschland u. vorzugsweise nach den Badeorten gebracht wird. Seit einigen Jahren wird es in Deutschland viel gehalten, da es im Legen schwerlich von einer anderen Rasse übertroffen werden dürfte. Dorkings sind eine speziell engl. Rasse in verschiedenen Farben mit 5 Zehen an jedem Fuß, anstatt 4, wie gewöhnlich; die Engländer haben durch wiederholte Kreuzungen dieses Huhn von Mittelfigur zu seiner gegenwärtigen ansehnl. u. starken Größe gebracht. Es legt mittelmäßig, brütet aber gut. Nächstdem haben die Engländer viel für die Veredlung der sog. Hamburger gethan, ein Huhn mittler Größe, glatten Füßen u. Rosenkamm; man hat dieses Huhn in ganz Schwarz, aber auch in Gold- u. Silberlack, wo die Federn gelb od. weiß sind u. am Ende einen schwarzen Tupfen haben. Diese Art legt gut, brütet auch zuweilen. Von den sehr zu empfehlenden franz. Rassen sind vorzüglich erwähnenswerth: Crève Coeur, ein großes, schwarzes Huhn mit Haube u. Bart, schöne Eier legend, leicht aufzuziehen u. schnell wachsend; Houdan, ähnlich, jedoch schwarz u. weiß gefleckt, fünfzehig; legt sehr gut bei Bewegung im Freien, weit weniger aber in beschränktem Raume; La Flèche, ein sehr großes, starkes Huhn, schwarz, mit einigen ganz kurzen Federn über dem aus 2 Spitzen bestehenden Kamme, aber mit großem Unterkamme, ist eine der beliebtesten u. zur Mast, als Poularden u. coqs vierges, ohne jegliche Operation sich am besten eignende Rasse. Es legt große Eier u. brütet eben so wenig als die beiden vorhergehenden Rassen. Wol giebt es noch eine Menge Abarten, wie z. B. Mans, Barbézieux, Courtes-Pattes u. s. w., deren Beschreibung aber zu weit führen würde. Unter Paduaner wird ein schönes, großes Huhn verstanden, mit voller, runder Haube u. Bart, in verschiedenen Farben, wie ganz weiß, aschgrau, blaßgelb od. goldgelb u. weiß mit Schwarz gefleckt. Brabanter sind ganz ähnlich, mit dem Unterschied einer nicht runden, sondern helmartig nach vorn geneigten schmäleren Haube. Strupphühner sind eine in mehreren Farben existirende Gattung, deren Federn sich verkehrt kräuseln, was ihnen ein struppiges Ansehen giebt; sie legen u. brüten gut. Noch wären zu erwähnen die Zwerghühner, in allen möglichen Farben, mit stark befiederten Füßen, naturgemäß sehr kleine Eier legend u. gut brütend. Das gewöhnliche Landhuhn bedarf keiner Beschreibung, da es eine Mischung aller möglichen Rassen ist, hauptsächlich durch seine Kreuzung mit ausländischen Hähnen. Gleichwol giebt es hin u. wieder einzelne Varietäten, die sich durch egales Gefieder auszeichnen, so z. B. die böhmischen sog. Mohnsperber, die westfälischen Schlotterkämme, Todtleger u. s. w.; auch dürften hierher die bergischen Kräher, gewöhnlich Kräher über den Berg genannt, zu zählen sein, welche viel Aehnlichkeit mit den Spaniern haben, jedoch braun u. schwarz gefleckt sind u. eine eigenthümliche, lange anhaltende Art des Krähens besitzen, die inzwischen nicht bei allen Hähnen gleich hervorragend ist.

Für die Hühnerzucht muß außer guten Ställen womöglich ein größerer, ungepflasterter Raum, am besten ein Gras- od. Obstgarten, vorhanden sein, damit die H. ihrer Lieblingsneigung, zu scharren u. sich Gewürm zu suchen, nachgehen können. Die Stallräume der H. sollen luftig u. geräumig, aber doch im Winter warm sein u. am besten mit der Hauptfront nach O. od. S. zu gelegen, damit sie von der Morgensonne getroffen werden. Eine regelmäßige Fütterung, bestehend aus Gerste od. Mais, welches das beste Futter ist, Küchenabfällen, gekochten Kartoffeln mit Kleie, Würmern 2c., wird am besten täglich zweimal, Morgens u. gegen Abend, verabreicht. Frisches Wasser zum Trinken, auch etwas scharfer Sand od. Kies, wo dieser nicht vorhanden, sowie etwas Kalk dürfen nicht fehlen, welche Stoffe das Huhn zur Verdauung u. zur Bildung der Eierschale nöthig hat. Man hat in neuerer Zeit viele Versuche gemacht, die natürliche Brut durch künstliche zu ersetzen, u. eine Menge Systeme erdacht, welche diesem Zweck mehr od. minder entsprechen, allein abgesehen davon, daß selbst bei der bestkonstruirten Brutmaschine durch ein kleines Versehen der ganze Prozeß scheitern kann, so bleibt auch bei glücklichem Erfolg ein sehr schwieriger Punkt, nämlich die Aufzucht, zu überwinden. Die zarten jungen Wesen verlangen zu ihrem Gedeihen die naturgemäße Abwechslung zwischen der mütterlichen Brutwärme u. der freien Atmosphäre, was kaum vollständig zu beschaffen sein dürfte. — Das Interesse an der Hühnerzucht ist in Deutschland in den beiden letzten Jahrzehnten erwacht. Es ist nicht zu verkennen, daß infolge der Zähmung, durch klimatische Einflüsse, verändertes Futter u. nam. durch Kreuzungen sich eine Menge Rassen gebildet haben, welche zwar in ihren Haupteigenschaften übereinstimmen, in Figur, Farbe, Fruchtbarkeit, Brutneigung u. s. w. aber wesentlich von einander verschieden sind. Während in Frankreich schon seit längerer Zeit fast ein jedes Departement seine eigenthümliche mehr od. weniger abweichende Rasse vorzugsweise kultivirte, je nachdem es mehr auf Eierproduktion od. auf Mastfähigkeit abgesehen war, züchtete man früher in Deutschland fast nur den gewöhnlichen Landschlag, der sehr viel zu wünschen ließ. Vor ungefähr 30 Jahren wurde durch die Einführung einer bisher ganz unbekannten Rasse, der sog. Cochinchina aus Shanghai, die allgemeine Aufmerksamkeit ungemein erregt. Diese H., ursprünglich im Besitz

der Königin Viktoria, verbreiteten sich allmählich u. wurden anfänglich zu fabelhaften Preisen verkauft. Nachdem sie später auch auf den Kontinent gekommen waren, wurde das Interesse für H. ein allgemeineres, u. die erweckte Liebhaberei begnügte sich bald nicht mehr mit dieser einen Rasse, sondern es wurde in allen Ländern nach verschiedenen Rassen geforscht, u. wie schon lange die Taubenzucht, wurde nun auch die Hühnerzucht zu einem Sport, dem man eine eminent nützliche Seite nicht absprechen kann. Es entstand eine neue Disziplin: die Hühnerologie, ein anfänglich scherzhaft genommener Name, der sich aber allmählich einbürgerte. Gegenwärtig werden durch zahlreiche Vereine, vermöge der von ihnen abgehaltenen Ausstellungen, nicht nur H., sondern auch alle anderen Gattungen von Geflügel in schönen Exemplaren dem Publikum vorgeführt. Der erste derartige Verein in Deutschland war der 1852 in Görlitz von Oettel gegründete, sog. hühnerologische Verein, welcher noch heute besteht u. Verbindungen in allen Ländern unterhält. — Aus der reichhaltigen Literatur über Hühnerzucht sind anzuführen: von Oefele, „Das Hühnervolk u. die Pflichten seiner Gebieter", mit 77 Holzschnitten (Frankf. 1865); H. Korth, „Die Zucht, Pflege u. Wartung der in- u. fremdländischen H." (4. Aufl., Berl. 1868); W. Hamm, „Die rationelle Zucht, Haltung u. Nutzung der H." Mit 12 Abb. (Lpz. 1858); R. Oettel, „Der H.- od. Geflügelhof", mit 8 Tafeln (5. Aufl., Weim. 1874); Tegetmeier, „The Poultry Book" (1866).

Eine zweite Familie der Hühnervögel sind die Feldhühner (Tetraonidae) [s. d.], dieselben sind theils Flug- od. Sandhühner (wie das Steppenhuhn, das Fausthuhn), theils Waldhühner (wie das Auerwild, das Schneehuhn), theils eigentliche Feldhühner (Rebhuhn, Wachtel) [s. d. einz. Art.]. An diese Familie schließen sich als Vertreter derselben in Amerika die Baumhühner (Colinhuhn) an. — Die dritte Familie sind die Steißhühner (Crypturidae), z. B. das brasilian. Grashuhn (Crypturus), das nach Art unserer Rebhühner gejagt u. gegessen wird. Die vierte Hühnerfamilie ist die der Jakuhühner (Penelopidae), die auf den Bäumen der amerikan. Wälder leben (s. d.). Zu ihnen zählt das brasilian. Jakuhuhn, das Höckerhuhn, das Helmhuhn u. das Schopfhuhn (s. d.). Den Uebergang endlich von den H.n zu den Laufvögeln bildet die Familie der Fußhühner (Großfußhühner, Megapodier) Australiens, die nicht selbst brüten (s. d.).

Hühnerauge, s. „Leichdorn".

Huissier (franz., spr. Uessieh, vom altfranz. huis, d. i. Thür), gewöhnlich Thürhüter, Thürsteher, dann die im Vorzimmer der Minister od. anderer hoher Staatsbeamter sich aufhaltenden Bedienten, welche die zum Empfang angenommenen Personen einzuführen haben, u. ferner eine Klasse von Hülfsbeamten bei der Justizverwaltung, dem Kassationshofe u. den Friedensgerichten in Frankreich.

Huitzilipochtli, in der Namensverunstaltung gewöhnlich Vitzliputzli (s. d.), der blutige Kriegsgott der Mexikaner.

hujus anni (lat.), abgekürzt huj. a. od. auch nur h. a., dieses Jahres.

hujus mensis (lat.), abgekürzt huj. m. od. auch nur h. m., dieses Monats.

Hulda, gleichbedeutend mit Holda (s. d.).

Huldigung. Der Akt der Belehnung zerfiel in zwei Hauptakte, die Lehnsauflassung (Investitur, s. d.) u. die H. Die letztere bestand ursprünglich in der gegenseitigen Versicherung des Lehnsherrn u. des Vasallen, dem Andern hold (altdeutsch: huld, daher der Name) u. treu sein zu wollen u. sich jeder Handlung, die Leben, Ehre, Freiheit od. Eigenthum des Anderen schädige, zu enthalten. Später wurde diese Erklärung nur vom Vasallen in der Lehnskurie vor dem Lehnsherrn od. dessen Stellvertreter, u. zwar eidlich (Huldigungseid), abgegeben. Im Laufe der Zeit ist die H. fast ganz aus der Lehnskurie verschwunden u. nur der Akt der Investitur verblieben. Doch kommen ähnliche Akte hie u. da noch beim Wechsel des Landesherrn vor, z. B. in Preußen. Auch wurde u. wird vielfach beim Thronwechsel von allen Hofbeamten, Militärs u. Staatsbeamten ein sog. Huldigungseid gefordert.

Hülfsvollstreckung, s. v. w. Exekution (s. d.).

Hülfszeitwort, s. „Zeitwort".

Hull od. Kingston upon H., engl. Seestadt mit 121,892 E. (1871), in der Grafschaft York am linken Ufer des Humber gelegen, hat großartige Docks u. prächtige Kais. Die Altstadt zeigt enge Straßen u. ist der Sitz des Handels, in der regelmäßiger gebauten Neustadt ist bes. das Quartier Myton durch seine Luxusbauten ausgezeichnet. Unter den öffentlichen Gebäuden sind hervorragend die 1312 vollendete St. Mary's Kirche, ein goth. Backsteinbau, die Börse, die Post, das Zollhaus u. das Stadthaus, unter den wissenschaftlichen Anstalten die lat. u. die medizinische Schule, die Seemannsschule, der zoologische u. der botanische Garten. In industrieller Beziehung ist H. bedeutend durch Schiffbau, Baumwollen- u. Leinenweberei, Fabrikation von Segeltuch, Tauen, Chemikalien, Töpferwaaren u. Seifen, Eisengießerei, Maschinenbau. H. hat sehr große Rhederei, ist die dritte größte Seehandelsstadt Englands u. steht mit den wichtigsten Hafenplätzen Nordeuropa's u. Nordamerika's in unmittelbarem Dampfschiffverkehr. Sein Außenhafen ist Grimsby. Die Gründung dieser Stadt fällt in das 14. Jahrh.

Hülsen, Hermann Alexander Hans Kasimir Botho v., jetziger Generalintendant der königl. preuß. Theater, Sohn des 1849 verstorbenen preuß. Generalmajors Fürchtegott Hans v. H., geb. zu Berlin 10. Dez. 1815, widmete sich anfänglich der militärischen Laufbahn u. gehörte als Offizier dem Kaiser-Alexander-Grenadier-Regiment an. 1848 machte er als Regimentsadjutant den Schleswig-holsteinischen Feldzug mit, u. im Mai 1849 sah er sich in Dresden den Aufständischen gegenüber. Als v. Küstner von der Verwaltung der königl. Bühnen in Berlin zurückgetreten war, wurde H. vom König Friedrich Wilhelm IV., dessen Aufmerksamkeit er durch sein außerordentliches Talent für scenische Arrangements auf sich gelenkt hatte, zur Leitung der königl. Schauspiele berufen. Zum Kammerherrn ernannt, trat H. 1. Juni 1851 die Verwaltung an. Hierbei ward er von einer so heftigen Opposition begrüßt, nam. in der Theaterpresse, wie wol noch keiner seiner Vorgänger; aber die Leistungen des ehemaligen Offiziers sollten es bald zeigen, welche glückliche Wahl der König getroffen hatte. Auch empfing er aus dessen Hand bereits 16. März 1852 das Patent seiner Ernennung zum Generalintendanten, als welcher er seit 1866 auch die Hoftheater in Hannover, Kassel u. Wiesbaden zu verwalten hat. Auf diesem verantwortungsvollen Posten, den er niemals als eine bequeme Sinecure betrachtete, hat sich H. unter der steten Kontrole einer zwar ehrlichen, aber nicht immer ganz wohlwollenden Presse, unter den scharfen Augen des gesammten deutschen Publikums zu erhalten u. von Jahr zu Jahr zu befestigen gewußt. Sein unablässiges Bemühen, die rein künstlerische Richtung zu fördern, hat selbst seinen entschiedenen Gegnern Achtung abgenöthigt. Mittlerweile zum Major bei der Landwehr aufgerückt, feierte der liebenswürdige Mann 6. Aug. 1874 seine silberne Hochzeit mit der Gräfin Helene v. Häseler (geb. 16. Febr. 1829), welche sich als Dichterin u. belletristische Schriftstellerin bekannt gemacht hat.

Hülße, Julius Ambrosius, deutscher Technolog u. Nationalökonom, geb. zu Leipzig 2. Mai 1812, studirte auf der dortigen Universität u. der Freiberger Akademie 1830—34 Mathematik u. Naturwissenschaften, war dann bis 1840 Lehrer an der Handelslehranstalt in Leipzig, von wo er als Professor u. Direktor der königl. Gewerb- u. Baugewerkenschule nach Chemnitz ging. Im Aug. 1850 wurde H. als Direktor der Polytechnischen u. Baugewerkenschule nach Dresden berufen, an der er zugleich als Dozent mechanische Technologie u. Nationalökonomie las. Von der sächs. Regierung bei industriellen u. technischen Fragen immer zu Rathe u. zur Berichterstattung gezogen, erhielt er 1863 mit dem Prädikate eines Geheimen Regierungsrathes den Vorsitz in der technischen Deputation, welche sich das sächs. Ministerium des Innern zur Berathung technischer Fragen beiordnete. Infolge der damit verknüpften anderweiten Arbeiten gab H. Michaelis 1873 die Direktion des Dresdener Polytechnikums, das unter ihm zu immer größerer Blüte gekommen war, an Zeuner ab, um als vortragender Rath in das Ministerium des Innern einzutreten. Auch übernahm er nach dem Tode des Geheimraths Weinlig (s. d.) interimistisch die Oberleitung des Statistischen Bureaus. H. ist auch schriftstellerisch thätig gewesen u. hat eine „Allgemeine Maschinen-Encyklopädie" (2 Bde., Lpz. 1839—44), „Sammlung mathematischer Tafeln" (ebd. 1840, 2. Aufl. 1849), „Die Technik der Baumwollenspinnerei" (2. Aufl., Stuttg. 1863) u. „Die Kammgarnfabrikation" (Stuttg. 1861) herausgegeben. Außerdem besorgte H. die neue Stereotypausgabe der Vega'schen „Logarithmentafeln" (Lpz. 1839 u. öfter) u. betheiligte sich an den Ergänzungsbänden zu Prechtl's „Technologischem Wörterbuch" wie auch an der Herausgabe des „Polytechnischen Centralblattes" (seit 1835).

Humanismus u. Humanisten. Unter H. (von dem latein. humanus, menschlich) versteht man im Allgemeinen die Richtung des Geistes u. der Wissenschaft auf die gemeinmenschlichen Grundlagen, im Gegensatz zu der kirchlichen Betrachtungsweise u. den Fachwissenschaften.

In engerem Sinne aber heißt H. die Richtung auf das klassische Alterthum u. das Studium desselben, wie es mit dem Wiederaufleben der Wissenschaften im 15. Jahrh. aufkam. Zwar hatten die Klöster des Mittelalters noch eine Zeit lang nach der Völkerwanderung das Studium der klassischen Schriftsteller gepflegt u. durch Abschriften für die Erhaltung derselben gesorgt, aber in der Barbarei des 10. u. der folgenden Jahrh. war dieser Eifer fast ganz erloschen, ja die Kenntniß der griech. Sprache hatte sich fast gänzlich verloren. Als Gelehrtensprache diente ein barbar. Latein; von klassischer Eleganz u. Kunst war kaum noch eine Spur geblieben, zumal sich die Wissenschaft Anfangs des 15. Jahrh. fast ausschließlich in den Händen roher Mönche befand. Unterdeß aber hatte sich auf fremdem Boden bereits ein merkwürdiger Umschwung vollzogen. Unter dem Kaiserhaus der Komnenen (seit 1057) u. der Paläologen (seit 1261) hatte sich das alternde griech. Reich einer Blütezeit für die Wissenschaften zu erfreuen, welche die Geistesschätze des griech. Alterthums in großem Umfange wieder aufschloß. Die Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453) bewog ganze Scharen griech. Gelehrter zur Auswanderung nach Italien. Hier fanden sie bei Päpsten u. Fürsten begeisterte Aufnahme, versammelten in den Universitäten u. sonst zahlreiche Schüler um sich u. interessirten selbst die weiteren Kreise der Gebildeten für die wieder ans Licht gezogenen Schriften der Alten. Der kurz vorher erfundene Buchdruck that das Uebrige, um die neue Richtung zu verbreiten. Als die eigentlichen Väter des ital. H. sind die Griechen Emanuel Chrysoloras, der schon 1396 übersiedelte, ferner Bessarion u. Gemistius Pletho (seit 1439), Beides eifrige Platoniker, zu nennen; als die Berühmtesten nach ihnen Laurentius Valla († 1456) u. der alle Wissenschaft seiner Zeit umfassende Fürst Picus von Mirandola († 1494 zu Florenz). Eine zweite Heimat fand der H. in Deutschland, wo ihm vor Allem der treffliche Rudolf Agricola († 1482) in Heidelberg eine Stätte bereitete. Nächst dieser Stadt war bes. Erfurt ein Hauptsitz des H., während sich andere Universitäten (wie z. B. Leipzig) demselben nach Kräften verschlossen. Als die eigentlichen Träger des deutschen H. sind Johann Reuchlin († 1522), Ulrich von Hutten († 1523) u. Erasmus von Rotterdam († 1536) zu nennen; neben ihnen glänzte eine große Zahl Anderer, wie Crotus Rubianus, Hermann Busch, Alexander Hegius u. s. w. Abgesehen von Reuchlin u. Erasmus, ging übrigens die Wissenschaft des H. fast ganz in dem sprachlichen Interesse auf; neben der Verachtung der sog. mönchischen Scholastik zeichnete der feine lat. Stil u. die Bekanntschaft mit den Kunstformen der klassischen Schriftsteller den H. aus. Dabei schlug die Verachtung der Mönche nicht selten in eine Verachtung der Kirche, ja der Religion überhaupt um. So hat der H. zwar der Reformation außerordentlichen Vorschub geleistet, indem er ihr die Waffen für den geistigen Kampf zuführte — mehrere Reformatoren, vor Allen Philipp Melanchthon, waren auch als Humanisten hochgefeiert; doch gerade der größte Humanist, Erasmus, verhielt sich ablehnend u. sogar feindlich gegen die Reformation. Dagegen waren die Humanisten allezeit bereite Bundesgenossen der Reformatoren, wo es galt, mit den Waffen des Spottes u. der Satire dem Papstthum u. vor Allem den Mönchen Abbruch zu thun. Das glänzendste Beispiel dafür sind die sog. Briefe der Dunkelmänner, „Epistolae obscurorum virorum“, die von den Humanisten selbst in barbarischem Latein verfaßt u. den Mönchen in den Mund gelegt waren. — Wie in Deutschland blühte der H. eine Zeit lang auch in Spanien (durch Kardinal Ximenez, † 1517, u. Anton von Lérija zu Salamanca, † 1522), sowie in England, bes. durch den Kanzler Thomas Morus († 1535); dagegen vermochte in Frankreich die neue Richtung nur langsam Eingang zu finden. In neuerer Zeit bezeichnen humanistische Studien die in den Gymnasien gepflegte Richtung auf die griech. u. röm. Klassiker, sowie die Geschichte, im Gegensatz zu den sog. realen Studien (Mathematik, Naturwissenschaften, neuere Sprachen), welche in den Real- u. Fachschulen besondere Pflege finden.

Humboldt, Friedrich Heinrich Alexander, Frhr. v., der Großmeister unter den Naturforschern der neueren Zeit, einer der umfassendsten Geister aller Zeiten, war ein Sohn des preuß. Majors a. D. u. Kammerherrn Alexander Georg v. H. auf Ringenwalde, Hadersleben u. Tegel (geb. 1720, gest. 1779), der den Siebenjährigen Krieg als Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig mitgemacht u. sich 1766 mit Marie Elisabeth geb. v. Colomb verw. v. Holwede (geb. 1741, gest. 20. Nov. 1796), einer Cousine Blücher's, vermählt hatte. Geb. zu Berlin 14. Sept. 1769, verlebte H. die Kinderjahre in Tegel u. erhielt mit seinem Bruder Wilhelm (s. d. Folg.) durch Joachim Friedrich Campe (s. d.), sowie später durch Gottlieb Johann Christian Kunth (s. d.), die sorgfältigste Erziehung. Den ersten naturwissenschaftlichen Unterricht erhielt der damals noch schwächliche u. durchaus keine ungewöhnlichen Anlagen zeigende Alexander durch den später berühmt gewordenen Arzt Ernst Ludwig Heim (s. d.), welcher als Arzt dem H.'schen Hause nahe stand u. dasselbe von Spandau aus häufig besuchte. Im J. 1785 siedelte die Familie der bessern Erziehung der Söhne wegen nach Berlin über. Willdenow leitete den botanischen Unterricht, Engel, Klein, Dohm u. A. wurden für die übrigen Fächer des Wissens gewonnen. Vom folgenden Jahre an bis 1788 studirte H. sodann in Frankfurt a. d. O. Cameralia, u. Ostern 1789 bezog er die Göttinger Universität, um nam. die Vorlesungen des berühmten Philologen Heyne zu besuchen. Der Verkehr mit Blumenbach, Gmelin, Link u. Lichtenberg befestigte sein Verhältniß zu den Naturwissenschaften, u. der feurige, vielbewegte Geist Johann Georg Forster's weckte durch seine Schilderungen in ihm das Verlangen nach den Wundern der Ferne. Den Plänen weiter Entdeckungsreisen freilich schienen die körperlichen Zustände wenig förderlich, doch schon versuchsweise unternommene Ausflüge in den Harz u. nach dem Rhein — letztere Exkursion gab auch den Stoff zu H.'s erstem gedruckten Buche: „Ueber die Basalte am Rhein, nebst Untersuchungen über Syenit u. Basanit der Alten“ (Berl. 1790) — bestätigten die Zuversicht, daß die Uebung der Kräfte im Dienste einer beherrschenden Idee das beste Stärkungsmittel sei, u. auf einer schnellen Reise durch Belgien, Holland, England u. Frankreich, die H. 1790 in Forster's Begleitung machte, wurden die letzten Zweifel an der Befähigung zu großen Unternehmungen beseitigt. Im Hinblick theils auf solche, theils auf eine künftige Theilnahme an der höheren Staatsverwaltung wollte jedoch H. seine Kenntnisse u. Einsichten erst noch nach den verschiedensten Seiten hin erweitern u. vertiefen. Wir finden ihn daher auf der Hamburger Handelsakademie wieder, wo er sich mit dem praktischen Geschäfts- u. Rechnungswesen bekannt macht u. in den neueren Sprachen vervollkommnet. Dann, seit Juni 1791, gehört er mit Freiesleben, Leopold v. Buch u. Andrea del Rio zu den Schülern Abraham Gottlob Werner's auf der Bergakademie in Freiberg, wo er auch seine „Flora subterranea Fribergensis“ (Berl. 1793) ausarbeitete. Indessen schon im Febr. 1792 ward er zum Bergassessor ernannt u. bald darauf in dem damals noch preuß. Markgrafenthum Baireuth als Oberbergmeister angestellt. Aus dieser Zeit stammt die Abhandlung „Ueber die Natur der Grubengase“; auch belegte er durch seine oft gefahrvollen Versuche mit einer von ihm konstruirten, nicht verlöschenden Lampe u. einer Lufterneuerungsmaschine seine Hingebung an die Amtsaufgaben, wie sein warmes Interesse für die Bergarbeiter. Ingleichen hat er die Versuche, welche dem Werke „Ueber die gereizte Muskel- u. Nervenfaser nebst Vermuthungen über den chemischen Prozeß des Lebens in der Thier- u. Pflanzenwelt“ (2 Bde., Berl. 1797—99) vorausgingen, in dieser Periode zum Theil am eignen Körper angestellt.

Im März 1797 löste H. seine dienstlichen Verhältnisse u. ging nach Jena, wo er in anregende Beziehungen zu Goethe u. Schiller trat, anatomische Studien trieb, sich in astronomischen Ortsbestimmungen übte u. den Plan zu einer großen Reise faßte, um Material zur Beantwortung der Frage über den Vulkanismus der Erde zu sammeln. Der Verkauf des nach dem Tode der Mutter ihm zugefallenen Gutes Ringenwalde mußte die dazu nöthigen Mittel gewähren. H. begab sich zunächst nach Italien; der kriegerische Zustand dieses Landes vereitelte indeß seinen Zweck, er kehrte daher zurück u. verbrachte in Gesellschaft Leopold v. Buch's den Winter in Salzburg u. Berchtesgaden. 1798 reiste er nach Paris, wo er in der Gelehrtenwelt die ehrenvollste Aufnahme fand u. mit dem Botaniker Aimé Bonpland (s. d.) das Projekt einer Reise nach dem äquatorialen Amerika entwarf, das infolge der span. Kolonialpolitik noch eine verschlossene Welt war. Die beiden unternehmenden Männer mußten sich daher auch erst nach Madrid wenden, um die Erlaubniß zum Besuche derselben zu erlangen. Im Febr. 1799 trafen sie in der Hauptstadt Spaniens ein, doch erst nachdem sich der sächs. Gesandte, Philipp v. Forell (gest. im Irrenhause zu Paris 1808), der zu dem Staatssekretär Urquijo in engen Beziehungen stand, verbürgt hatte u. nachdem H. in einer Audienz bei Karl IV. in Aranjuez dem König selbst jeden Zweifel an dem wissenschaftlichen Charakter der Reise genommen hatte, wurde die Genehmigung ertheilt (15. März 1799).

Nach vielfachen Verzögerungen endlich konnte H. mit Bonpland sich in Coruña 5. Juni 1799 auf der Fregatte „Pizarro" einschiffen. Am 19. Juni landeten sie auf Teneriffa, bestiegen den Pik u. sammelten über die noch wenig bekannte Insel eine Menge wichtiger Beobachtungen. Einen Monat später betraten sie bei Cumana die Küste Amerika's. Zunächst die Provinzen der jetzigen Vereinigten Staaten von Venezuela durchwandernd, traf er mit Bonpland 21. Nov. in Caracas ein, führte von dort aus eine Besteigung des Sillagebirges aus u. drang dann durch die merkwürdigen Grassteppen von Calabozo u., von San Fernando in Varinas aus, zu Wasser (auf Indianerkähnen) bis zum südlichsten Grenzposten der Spanier, dem Fort San Carlos am Rio Negro, vor. Die Rückkehr auf dem Cassiquiare in den Orinoco machte die so lange streitig gewesene Verbindung des letzteren mit dem Marañon zur Gewißheit.

Nr 3127. Friedrich Heinrich Alexander v. Humboldt (geb. 14. Sept. 1769, gest. 6. Mai 1859).

Mitte Juni 1800 erreichte H., den Orinoco abwärts fahrend, Angostura, die Hauptstadt des span. Guyana, wo sich die Reisenden erholen mußten. Die Sperre der span. Häfen hielt sie dann auch in Cumana $2^1/_2$ Monate zurück, so daß sie sich erst 16. Nov. nach Cuba einschiffen konnten, von wo aus H. seine Sammlungen nach Europa schickte. Statt nach Veracruz zu gehen, ließ er sich Ende April 1801 durch eine falsche Nachricht über die Expedition des Franzosen Baudin bestimmen, den Weg nach der amerik. Westküste zu nehmen. So segelten H. u. Bonpland von Batabano an der Südküste Cuba's aus nach Cartagena de Indias, befuhren den Magdalenenstrom 54 Tagereisen weit bis Honda, gelangten dann nach der Hochebene von Bogota u. überschritten in der Regenzeit die Cordilleren, um erst nach 4 Monaten (6. Jan. 1802) in Quito anzukommen. Theils aus Gesundheitsrücksichten, theils um die das Thal umschließende Kette von Vulkanen zu erforschen, verweilten sie hier weitere 5 Monate. Bei der Besteigung der vulkanischen Kegel erreichte H. Höhen, bis zu denen vorher noch nie ein Mensch gelangt war; am Chimborazo stieg er 23. Juni bis zu 5880 m. empor. Von Quito wendeten sie sich nach dem oberen Thal des Marañon, das sie über den Andespaß des Paramo de Assuay, über Cuença u. die Chinawälder von Loxa erreichten, worauf sie über Montan an den westl. Abfall der Cordilleren von Peru gelangten. Bei Truxill wurde die Küste erreicht, dann der Weg durch die wasserarme Sandwüste von Niederperu bis zu dem gartenreichen Lima genommen, wo H. den Durchgang des Merkur durch die Sonne beobachtete. Schon in Quito hatten unsre Reisenden erfahren, daß der Kapitän Baudin den Weg nach Australien eingeschlagen hätte; sie schifften sich daher Ende Dez. 1802 in Callao nach Guayaquil u. von hier nach Acapulco ein, wo sie 23. März 1803 landeten. Im April finden wir sie in der Hauptstadt Mexiko's; daselbst verweilten sie einige Monate u. nahmen auch später, nachdem sie Guanaxuato u. Valladolid besucht sowie die Provinz Mechoacan durchzogen hatten, einen zweiten Aufenthalt, den H. zur Ordnung seiner reichen Sammlungen u. zur Zusammenstellung seiner vielseitigen Beobachtungen benutzte. Im Jan. 1804 ward nach Veracruz aufgebrochen u. 7. März von hier wieder nach der Havaña abgesegelt, wo er seine früher gesammelten Materialien zu dem „Essai politique sur l'isle de Cuba" (Par. 1826) vervollständigte. Hierauf schiffte er sich nebst Bonpland zu einem mehrwöchentlichen Besuche nach den Vereinigten Staaten ein, verweilte bes. in Philadelphia u. Washington u. kehrte dann nach Europa zurück, um durch seine 3. Aug. 1804 in Bordeaux erfolgte Landung die Trauerkunde, daß er in Veracruz dem Gelben Fieber zum Opfer gefallen sei, zu widerlegen.

Unendlich reich waren die Früchte dieser Reise. Sie zum allgemeinen Nutzen zu verwerthen gab es damals nur *eine* Stadt, welche zur Herausgabe der Reisewerke die unentbehrlichen Hülfsmittel bieten konnte. H. gedachte daher in der franz. Metropole seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen. Doch reiste er im März 1805, begleitet von Gay-Lussac, mit dem er den Winter über Untersuchungen über das Verhältniß der Bestandtheile der atmosphärischen Luft angestellt hatte, nach Italien u. verweilte bis zum Sept. in Rom u. Neapel. Dort traf er mit seinem Bruder, dem damaligen preuß. Ministerresidenten, wieder zusammen, hier mit Leopold v. Buch. Am 16. Nov. 1805 kehrte H. nach Berlin zurück, das er in den Händen der Franzosen fand. Als nach dem Tilsiter Frieden Prinz Wilhelm, der jüngste Bruder des Königs, eine schwierige Mission nach Paris erhielt, wurde ihm H., dessen reiche Erfahrung u. vielfache Bekanntschaft mit den einflußreichsten Personen sehr nützlich werden konnte, zum Begleiter gegeben. Der Prinz hielt sich bis zum Herbst 1808 in Paris auf, H. dagegen blieb nun daselbst, abgesehen von gelegentlichen Reisen, bis 1827, um seine umfänglichen, theils franz., theils lat. geschriebenen Reiseberichte erscheinen zu lassen, welche erst 1831 mit dem 29. Bde. ihren Abschluß fanden. Dieselben bilden eines der großartigsten Werke, welche jemals durch die Buchdruckerkunst hergestellt worden sind; Druck, Papier u. die 1425 zum Theil farbigen Kupfertafeln verursachten einen Kostenaufwand von nahezu 900,000 Mark, u. keine Regierung hat denselben mit tragen helfen! Zur Verarbeitung des ungeheuren Stoffes freilich würde eine selbst noch mächtigere Arbeitskraft, als sie H. besaß, zu dessen charakteristischen Eigenthümlichkeiten bis in sein spätestes Alter das verhältnißmäßig geringe Bedürfniß des Schlafes gehörte, nicht ausgereicht haben; daher gewährten Cuvier u. Latreille bei dem zoologischen, Bonpland u. nachher Kunth bei dem botanischen u. Oltmanns bei dem physikalischen, astronomischen u. geodätischen Theile ihre Mitwirkung. Den eigentlichen Reisebericht enthält die 1. der sechs Abtheilungen des Ganzen unter dem Titel „Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau continent" (3 Bde. mit Atlas, Par. 1809—25; deutsch, 6 Bde., Stuttg. 1825—32; neue Ausg. 4 Bde., 1859—60). Den Gesammteindruck der Tropenwelt schildert H. in seinen „Ansichten der Natur" (2 Bde., Stuttg. 1808, 3. Aufl. 1849), welche eine ungeheure Wirkung hervorbrachten; es ward dies Buch Muster u. Vorbild späterer Reisender für die Plastik der Darstellung. Auch hatte H. darin schon seine Lebensaufgabe angedeutet: nicht die Naturgeschichte sollte dieselbe bilden, sondern die *Geschichte der Natur*. Er war der Erste, welcher auf die Einsicht vom wahren Verhältnisse aller Elemente der Erde zum Weltkörper selbst gelangte u. die frühere Verwirrung in der planlosen Zusammenstellung vereinzelter Thatsachen mit Scharfsinn u. Klarheit ordnete; ihm war die einzelne Erscheinung immer ein Symptom des Gesammtzustandes. Dabei setzte er nichtsdestoweniger auch jede Naturerscheinung in Beziehung zum Menschen, u. seine Schilderungen vom Vorkommen, Anbaue u. Gebrauche der sogen. Nutzpflanzen im „Essai polit. sur le royaume de la Nouv. Espagne" (2 Bde., Par. 1811, 4° mit Atlas, deutsch Stuttg. u. Tüb. 1811, 2 Bde.), dürfen gewissermaßen als die ersten praktischen Staats- u. Volkswirthschaftslehren gelten, welche der neuen Welt geboten wurden. Andrerseits ward H. durch sein Streben, Thatsachen zu verallgemeinern, der Begründer der *Pflanzengeographie* („Essai sur la géographie des plantes", Paris 1805, deutsch Tüb. 1807, u. „De distributione geograph. plantarum

secundum coeli temperiem et altitudinem montium", Par. 1817; deutsch von Beilschmidt, Bresl. 1831). Seine pflanzengeographischen Untersuchungen hatten ihm wiederum Veranlassung zur Lehre von der gesetzmäßigen Vertheilung der Wärme auf der Erde od. einer allgemeinen u. vergleichenden Klimatologie gegeben, zu der auch Untersuchungen über die Winde, die Meerestemperatur u. -Strömungen gehören; der Golfstrom u. die nach H. benannte Strömung kälteren Wassers entlang den Westküsten Südamerika's wurden von seinem wunderbar glücklich kombinirenden Geiste zuerst in die Erdkunde eingeführt, eine Wissenschaft, die ganz eigentlich als die Domäne H.'s gelten muß, durch dessen fruchtbaren Gedanken sie eminent gefördert worden ist. H. hatte außer dem schon Erwähnten zuerst das Chronometer zur Bestimmung geographischer Längen im Innern der Kontinente benutzt, mit Hülfe des Barometers das erste Höhenprofil entworfen, die stereometrische Geognosie (Feststellung der mittleren Höhe der Festlande durch Rechnung) erdacht, bei Gebirgen die Paßhöhen u. die Gipfelhöhen unterschieden, die Abnahme der Intensität der magnetischen Kräfte von den Polen nach dem Aequator zu, sowie die Ordnung der Vulkane in Reihen (auf Spalten) entdeckt u. zuerst die Isothermen gezogen. Endlich ist hier nicht unerwähnt zu lassen, daß wir H. auch als den Begründer der naturhistorischen Landschaftsmalerei unserer Zeit zu betrachten haben, insofern seine „Vues des Cordillères et monuments des peuples indigènes de l'Amérique" (Par. 1810, gr. Fol., mit 63 Tafeln; ebd. 1816, 2 Bde., 8° mit 19 Tafeln) zum ersten Male künstlerisch aufgefaßte u. doch naturgetreue Landschaften vorführten. Sein scharfer Blick, sein klares Urtheil u. seine große Menschenkenntniß machten überdies H. noch für ganz andere Geschäfte als die des Naturforschers begabt. Daher wurde die Zeit seines Pariser Aufenthaltes nicht blos durch die Herausgabe seiner Reiseberichte u. anderer größerer Werke sowie einer Menge von kleineren Schriften ausgefüllt, auch nicht blos durch Fortsetzung der verschiedenartigsten Untersuchungen. Wie er vielmehr schon 1794 mit einer diplomatischen Mission betraut u. 1807 dem Prinzen Wilhelm beigegeben worden war, so begleitete er auch Friedrich Wilhelm III. 1814 nach England u. später zu den Kongressen in Aachen u. Verona, während er 1810 den ihm, an Stelle seines Bruders, von Hardenberg angetragenen Posten eines Unterrichtsministers abgelehnt hatte. Erst 1827 entsprach er dem Wunsche des Königs, seinen Wohnsitz wenigstens wieder in Berlin zu nehmen.

Mit dieser Uebersiedlung begann für H. ein völlig neuer Lebensabschnitt. Waren bisher seine Schriften vorzugsweise für gelehrte Kreise berechnet, so legte er im Winter 1827—28 den Kern seines Wissens allgemeinfaßlich in einer Reihe von hinreißenden Vorträgen dar. Nebenher nahmen Vorbereitungen für eine neue wissenschaftliche Expedition ihren Anfang. Diese Reise, die er auf Kosten der russ. Regierung 12. April 1829 in Gemeinschaft mit seinen gelehrten Freunden Ehrenberg u. Gustav Rose nach dem Ural u. Altai, der chines. Dsungarei u. dem Kaspischen Meere unternahm, u. auf der er bis 28. Dez. desselben Jahres (dem Tage seiner Rückkehr) 2320 M. zurücklegte, führte wieder zu epochemachenden Ergebnissen. Insbes. wurde sie wichtig für die Erweiterung unserer Kenntnisse vom Erdmagnetismus; H. unterstützte den von A. Th. v. Kupffer (s. d.) gemachten Vorschlag zur Errichtung magnetischer u. meteorologischer Observatorien in Petersburg u. an anderen Orten Rußlands, die mit denjenigen Deutschlands korrespondiren sollten, u. half dann auch durch seinen Einfluß die von dem genannten Gelehrten projektirte Gründung eines Physikalischen Centralobservatoriums in Petersburg verwirklichen, wie er durch seine Aufforderung an den Herzog von Sussex die Einrichtung magnetischer u. meteorologischer Stationen auf der südl. Halbkugel in erfolgreiche Anregung brachte. Außerdem ergänzte H. seine früheren Werke: „Physique générale et géologie" (Paris 1807) u. „Essai géognost. sur le gisement des roches dans les deux hémisphères" (Par. u. Straßb. 1823—26), durch die „Fragments de géologie et climatologie asiat." (2 Bde., Par. 1831; deutsch von Löwenberg, Berl. 1832) u. trug damit zur festen Begründung der Geognosie bei. Ueber seine auf jener Reise überhaupt gemachten geognostischen, magnetischen u. geographischen Beobachtungen wie astronomischen Ortsbestimmungen gab er später in dem Werke „Asie centrale, recherches sur les chaines de montagnes et la climatologie comparée" (3 Bde., Par. 1843, deutsch von Mahlmann, 2 Bde., Berl. 1843—44) Rechenschaft. Auch gab Rose eine Beschreibung unter dem Titel: „Mineralogisch-geognostische Reise nach dem Ural, Altai u. dem Kaspischen Meere" (2 Bde., Berl. 1837—42). Nach seiner asiatischen Reise war H. wiederholt auch auf dem politischen Felde thätig: er begleitete im Mai 1830 den preuß. Kronprinzen nach Warschau zum letzten Reichstage u. bald darauf den König nach Teplitz, überbrachte nach der Thronbesteigung Ludwig Philipp's dessen Anerkennung seitens Friedrich Wilhelm's III. nach Paris u. hatte von dort, zuerst vom Sept. 1830 bis Mai 1832, dann 1834 u. 1835, politische Berichte nach Berlin zu liefern. Letzteres war bis Jan. 1848 noch fünfmal der Fall, so daß H. um eines jeden solchen Auftrages willen immer wieder 4—5 Monate in Paris weilte. Außerdem reiste er mit Friedrich Wilhelm IV., der seine Nähe nie missen wollte, 1841 nach England u. 1845 nach Dänemark. Dabei hatte er eine Korrespondenz von jährlich 3—4000 Briefen. Trotzdem konnte er noch ein 5 Bde. umfassendes „Examen critique de la géographie du Nouveau continent" (Par. 1835—38, deutsch von Ideler, Berl. 1836 f., 5 Bde.) veröffentlichen u. seine geistige Thätigkeit durch ein Werk krönen, um das uns alle Kulturvölker beneiden: den „Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung" (5 Bde., Stuttg. 1845—62). In diesem, seinem schönsten Vermächtniß, löste H. die gewaltige Aufgabe, unser Wissen von dem Einzelnen der Natur zu einem überschaubaren Ganzen zu vereinigen od., wie er sich selbst ausdrückt, „die Erscheinungen der körperlichen Dinge in ihrem Zusammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte belebtes Ganze aufzufassen". Mit Absicht wählte er zum Titel das griech. Wort Kosmos, um damit das ganze Weltganze als den Begriff der Ordnung, des Einklanges u. der Schönheit zu bezeichnen. Und in diesem Sinne war nicht nur das wunderbare Wissen, sondern auch die Lebensanschauung u. Lebensführung H.'s selbst gestaltet. Sein seltener Geist war eben sowol mit der Geschichte innig vertraut, als er die ausgedehntesten Sprachkenntnisse besaß; seine franz. verfaßten Werke rühmen selbst Franzosen als Muster gewählter u. eleganter Schreibweise, u. im Deutschen muß seine Prosa als klassisch anerkannt werden. Bei seinem Charakter ist seine unendliche Güte u. Milde — ein Erbstück seines Vaters, ebenso wie die Krümmung des kleinen Fingers — eine lebhafte Empfänglichkeit für fremdes Leiden u. ein energisches Gefühl für Menschenrechte u. Freiheit hervorzuheben. Das Verlangen, zu beglücken u. zu helfen, zu vermitteln u. auszugleichen, nahm oft den Charakter der Schwäche an, die sich gegen sich selbst kehrt, um in vollem Selbstvergessen sich u. ihre irdischen Güter Anderen zu überantworten. In seinen Jugendjahren der Erbe eines bedeutenden Vermögens, sah er sich zuletzt allein auf die Staatspension angewiesen, die ihm Friedrich Wilhelm III. u. IV. gewährten, u. mußte zu tiefem Schrecken bald erfahren, daß sie nicht mehr ausreichte, den Bedürfnissen des Lebens u. seinem Wohlthätigkeitstriebe zu genügen. Er gerieth in Schulden u. trug diesen nagenden Kummer fast bis an sein Lebensende. Dem Prinzregenten, dem jetzigen Deutschen Kaiser, blieb es vorbehalten, diese Schuld zu tilgen. Eine harmlose Genugthuung verschaffte sich der viel gemißbrauchte H. durch seine lebhafte Zunge, welcher mit gleicher Grazie die verbindlichsten Artigkeiten u. die echtesten Berliner Sarkasmen zu Dienste standen. Endlich war H. auch voll warmen Gefühls für sein deutsches Vaterland u. voll tiefen Verständnisses für die politischen Bedürfnisse seines Volkes u. seiner Zeit, u. seinen Ueberzeugungen gab er stets muthigen Ausdruck, wo immer er konnte: im Palaste seiner königlichen Freunde wie an der Wahlurne. Ein Ideal der nach Wahrheit ringenden, nach Erkenntniß strebenden, zur schönsten Humanität vordringenden Menschheit unseres Jahrhunderts, starb H. hochbetagt 6. Mai 1859 zu Berlin. Am 11. Mai ward seine sterbliche Hülle in der Familiengruft zu Tegel beigesetzt. Niemals verheirathet, hatte er seine werthvolle Bibliothek seinem treuen Diener u. Reisegefährten Seiffert vermacht; dieselbe wanderte später nach Nordamerika.

Literatur: Bastian, „A. v. H." (Berl. 1869); Bruhns, „A. v. H." (3 Bde., Lpz. 1872); Ewald, „A. v. H." (Kass. 1853); Hornay,

„A. v. H., sein Leben u. Wollen für das Volk u. die Wissenschaft" (Hamb. 1860); Klencke, „A. v. H." (Lpz. 1851; 7. Aufl. 1875; auch holl. u. franz.); Wittwer, „A. v. H." (Lpz. 1860); Zimmermann, „Das Humboldtbuch" (Berl. 1859). De la Roquette, „H." (biographische Skizzen u. Briefe H.'s, Par. 1865). Macgillivray, „Life, travels and researches of baron H." (Lond. 1860). Rojas, „Recuerdos de H." (Puerto Cabello 1874). „H.'s Briefe an Varnhagen von Ense" (Lpz., 5. Aufl. 1861); desgleichen „An Bunsen" (ebd. 1869); desgleichen „An Cancrin" (ebd. 1869). — Cotta, „Briefe über H.'s Kosmos" (3 Bde., Lpz. 1848—51; 2. Aufl. 1850 ff.); Schaller, desgleichen (2 Bde., Lpz. 1850).

Humboldt, Karl Wilhelm, Frhr. v., Bruder des Vorigen, genialer Gelehrter u. bedeutender Staatsmann, geb. zu Potsdam 22. Juni 1767, studirte zu Frankfurt a. d. O. u. zu Göttingen die Rechte sowie die Alterthumswissenschaften u. Philosophie. Darauf sammelte er auf Reisen durch Westdeutschland, nach Paris u. in die Schweiz reiche Weltkenntniß u. lebte 1789 u. 1790 in Erfurt u. Weimar, wo er mit Dalberg u. Schiller in regen Verkehr trat u. sich im Juli 1791 mit Karoline v. Dacheröden (gest. 26. März 1849) vermählte; 1794 wandte er sich nach Jena, wo bes. sein Verhältniß zu Schiller sich immer inniger gestaltete. Die J. 1797—1802 füllten wieder Reisen u. ein längerer Aufenthalt theils in Paris,

Nr. 3428. Karl Wilhelm v. Humboldt (geb. 22. Juni 1767, gest. 8. April 1835).

theils in Spanien aus. Hierauf ging er (im Herbst 1802) als preuß. Ministerresident nach Rom, wo er, seit 1806 als bevollmächtigter Minister, bis 1808 blieb, um dann einem Rufe als Geh. Staatsrath im Ministerium des Innern nach Berlin zu folgen. Mit der Leitung der geistlichen u. Unterrichtsangelegenheiten betraut, machte sich H. durch die Einführung des Pestalozzi'schen Unterrichtssystems, wie des Turnens, die Berufung Fichte's, Wolf's, Schleiermacher's u. Böckh's an die Universität verdient. Am 14. Juni 1810 wurde H. mit dem Range eines Geh. Staatsministers zum Gesandten in Wien ernannt, unterzeichnete 1814 mit Hardenberg (s. d.) den Pariser Frieden, wohnte 1815 dem Wiener Kongresse bei, auf dem er besonders die Interessen Deutschlands mit Energie vertrat, u. nahm auch an den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens Theil. Im nächsten Jahre war er in Frankfurt a. M. bei der Gründung des Bundestages thätig, wurde zum Mitglied des Staatsraths ernannt, 1817 aber, weil dem Fürsten Hardenberg unbequem, als Gesandter nach London geschickt. Als wirkliches Mitglied des Staatsministeriums für die inneren Angelegenheiten 1819 zurückberufen, machte er die von Friedrich Wilhelm III. dem Lande feierlich versprochene Repräsentativverfassung zum Hauptgegenstand seiner Thätigkeit. Sein Streben ward aber durch die Bemühungen der damaligen Junkerpartei, durch des Königs schwankende Gemüthsart u. durch die Macht der vom österreichischen Kabinet schlau benutzten Verhältnisse vereitelt. Es folgten die berüchtigten „Karlsbader Beschlüsse", u. diese, verbunden mit anderen Mißhelligkeiten, bestimmten H., wie viele gleich freisinnige Männer, aus dem Staatsdienst zu scheiden. Seitdem lebte er fast ausschließlich seinen wissenschaftlichen Arbeiten in dem durch ihn vielfach verschönerten Schlosse Tegel, wo sich um ihn u. seine geist- u. gemüthreiche Gattin die bedeutendsten Männer u. Frauen seiner Zeit sammelten; in diesem auserlesenen Kreise herrschte ein wahrhaft hellenischer Geist. Hier starb er 8. April 1835. — Als Schriftsteller ist H. hauptsächlich auf dem Gebiete der Aesthetik u. der vergleichenden Sprachforschung thätig gewesen. In ersterer Beziehung sind seine „Aesthetischen Versuche" (Braunschw. 1799) zu nennen. In letzterer Beziehung steht obenan sein Werk „Ueber die Kawisprache auf der Insel Java" (herausgeg. von E. Buschmann, Berl. 1836—40, 3 Bde.), durch das er eine neue Aera für die philosophische Sprachforschung geschaffen hat. Ferner schrieb er: „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittels der baskischen Sprache" (ebd. 1821); die Abhandlungen „Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Mahabharata" (ebd. 1826), „Ueber den Dualis" (ebd. 1828) u. „Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbia mit dem Pronomen in einigen Sprachen" (ebd. 1830) u. a. Seine „Sämmtlichen Werke" (ebd. 1841—52, 7 Bde.) enthalten außerdem seine „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen" u. seine „Gedichte". Obwol im höheren Sinne des Wortes nicht Dichter, hat H. doch Sonette u. Elegien geschaffen, welche wegen Feinheit der Form den besten Arbeiten dieser Gattung an die Seite gestellt werden können. Nicht mit enthalten in den „Sämmtlichen Werken" sind u. A. seine Briefsammlungen, insbesondere die eine Zierde unserer Literatur bildenden „Briefe an eine Freundin" (2 Bde.; Lpz., 6. Aufl., 1860). Vgl. G. Schlesier, „Erinnerungen an W. v. H." (2 Bde., Stuttg. 2. Aufl., 1848); R. Haym, „W. v. H." (Berl. 1856).

Humbug (spr. Hömbög), engl., bezeichnet die Kunst, das Publikum auf eine gewandte Manier, durch Schwindel, pomphafte Empfehlungen &c. zu täuschen, u. wurde namentlich diese Bezeichnung auf den bekannten Barnum in New-York angewendet, der durch Herstellung von ambulanten Museen, in denen er ungeheuerliche Kuriositäten (z. B. eine sog., natürlich künstlich zusammengesetzte Seejungfrau) zeigte, sich großes Vermögen erwarb.

Hume (spr. Juhm), David, englischer Philosoph u. Geschichtschreiber, wurde den 26. April 1711 als Abkömmling einer schottischen Grafenfamilie zu Edinburg geboren, widmete sich zuerst, nachdem er bereits juristische Studien gemacht hatte, zu Bristol dem Kaufmannsstande, kehrte aber bald zu philosophischen u. geschichtlichen Studien nach Edinburg zurück. Nach längerem Aufenthalt in Frankreich u. auf Reisen in Deutschland u. Italien wurde er 1752 Bibliothekar in Edinburg. Er benutzte diese Stellung zu der Ausarbeitung seiner berühmten Geschichte Englands bis 1688, die von 1754 an einzeln, 1763 in 6 Bänden gesammelt zu London erschien. In demselben Jahre ging H. als Gesandtschaftssekretär nach Paris, erhielt 1767 das Amt eines Unterstaatssekretärs u. zog sich 1769 wieder nach Edinburg zurück, wo er 25. Aug. 1776 starb. Die Philosophie H.'s, die bes. in seiner „Abhandlung über die menschliche Natur" (Lond. 1738—40, 3 Bde.), in den „Moralischen, politischen u. literarischen Versuchen" (Edinb. 1742—57, 5 Bde.) u. in der „Untersuchung über den menschlichen Verstand" (Lond. 1748) niedergelegt ist, schließt sich am nächsten an Locke an. Der Empirismus desselben, d. h. die Zurückführung alles Wissens u. Erkennens auf die Erfahrung, geht bei H. in völligen Skeptizismus über, d. h. in die Leugnung irgend welcher sicheren Grundlagen unserer Erkenntniß. Hatte Locke noch die Beobachtung von Ursache u. Wirkung als eine solche Grundlage gelten lassen, so leitet H. auch sie mehr aus der Gewohnheit, als aus dem Erkenntnißvermögen her; auch das Selbstbewußtsein ist ihm nur die Gesammtheit der einzelnen Vorstellungen u. muß mit den Vorstellungen selbst aufhören. Die Moral führt er, wie Hobbes, auf das Interesse der menschlichen Gesellschaft u. das naturgemäße Streben, sich angenehm zu machen, zurück.

Humilität (vom lat. humilis, d. i. niedrig), Niedrigkeit, Demuth.

Huminkörper od. Humussubstanzen nennt man eine Reihe von Zersetzungsprodukten organischer Körper, namentlich aber der Holzsubstanz od. Cellulose, Zersetzungsprodukte, die sich sämmtlich dadurch auszeichnen, daß sie eine dunkelbraune bis schwarze Farbe besitzen, geschmacklos u. geruchlos sind, nicht krystallisiren können, im Uebrigen wenig hervorstechende Eigenschaften besitzen. – Sie bestehen sämmtlich aus Kohle, Wasserstoff u. Sauerstoff, u. man kann sie folgendermaßen gruppiren: A. Indifferente Huminkörper: Ulmin u. Humin (beide dunkelbraune, in Wasser u. Alkalien unlösliche Substanzen); B. Humussäuren, Quellsäure, Quellsatzsäure, Ulminsäure (sämmtlich in Wasser löslich), Huminsäure u. Geïnsäure (beide in Wasser nicht, dagegen in Alkalien mit dunkelbrauner Farbe löslich u. daraus durch Zusatz von Säure wieder in braunen Flocken fällbar). Die H. sind in der Natur sehr verbreitet; Quellsäure u. Quellsatzsäure sind in geringer Menge in vielen Mineralwässern u. nam. in dem braunen, ockerigen Schlamme enthalten, der sich aus solchen Wässern absetzt. Alle übrigen genannten H. finden sich in größerer od. geringerer Menge im Garten- u. Ackerboden u. bilden die Hauptmasse der Braunkohlen u. des Torfes. Für die Pflanzenernährung sind die H., wenn auch nicht unentbehrlich, so doch sehr nützlich, indem sie im feuchten Boden in beständiger Weiterzersetzung begriffen sind u. dabei eine fortwährende Quelle der Kohlensäurebildung abgeben, indem sie ferner sehr hygroskopisch sind u. zu festen Boden lockern; indem sie endlich durch ihr Vermögen, Ammoniak in großer Menge anzuziehen u. gewisse Salze zu absorbiren, die Fruchtbarkeit des Bodens erhöhen.

Hummel (Bombus, Erdbiene), eine der gesellig lebenden Gattungen der Hymenopterenfamilie der Anthophilen od. Bienen (s. d.) im weiteren Sinne, baut künstliche Nester unter der Erde, bedeckt sie mit Moos u. sammelt wenig, aber genießbaren Honig. Außer den Männchen giebt es im Hummelstaate eine mäßige Zahl (2—300) geschlechtslose Arbeiter u. zweierlei Weibchen, von denen die kleineren nur Drohneneier legen. In ihren Nestern finden sich viele Schmarotzer, bes. Fliegenlarven (Conops etc.), die Larven der nicht selbst bauenden Schmarotzerbienen od. Schmarotzerhummeln (Psithyrus) u. s. w. Hauptsächlich durch ihre Färbung unterscheiden sich die Erdhummel, die Gartenhummel, die Mooshummel u. die Steinhummel.

Hummel, Johann Nepomuk, einer der Koryphäen des modernen Klavierspiels u. vortrefflicher Komponist, geb. zu Preßburg 14. Nov. 1778. Von seinem Vater, Joseph **H.,** Musikmeister im Militärstift zu Wartberg, schon im vierten Jahre auf der Violine unterrichtet, zeigte H. aber bald mehr Neigung u. Talent zum Klavierspielen u. Singen. Als der Vater 1785 am Schikaneder'schen Theater als Orchesterdirektor angestellt wurde, hatte der Knabe bereits eine solch bedeutende Fertigkeit auf dem Klavier erlangt, daß er die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zog u. selbst Mozart sich so sehr für ihn interessirte, daß er ihn in sein Haus u. seine Schule nahm. Zwei Jahre blieb H. unter Mozart's Leitung; dann ging — 1788 — sein Vater mit ihm auf Reisen, durch Deutschland, Dänemark, Schottland, England u. Holland, überall das größte Aufsehen erregend. 1795 kehrte er nach Wien zurück, wo er nunmehr bei Albrechtsberger noch kontrapunktische Studien machte u. in der Komposition durch Haydn u. Salieri sich vervollkommnete. Mehrere Sonaten (die in Es, Op. 13) zeigen den Einfluß Haydn's noch deutlich. Im J. 1803 wurde H. beim Fürsten Esterhazy angestellt, in dessen Diensten er bis 1811 blieb. Aus dieser Zeit ist eine Messe (in B) bes. zu erwähnen. Nach seinem Austritte aus des Fürsten Diensten, wo H. vorzugsweise als Lehrer des Klavierspiels in Wien thätig war, fällt die Entstehung der sehr beliebten „Bella Capricciosa“ u. des „Rondo in A“, welches gewissermaßen einen Wendepunkt in H.'s Klavierkompositionsweise bezeichnet u. einen Uebergang zu seiner spätern brillanten Setzart bildet, die nachmals lange die Hauptnorm aller Pianofortemusik geblieben ist. Im J. 1816 wurde H. in Stuttgart als Kapellmeister angestellt, u. hier war es, wo er zuerst wieder als Klavierspieler öffentlich auftrat. Während der langen Ruhezeit hatte sich in H. ein Talent entwickelt u. ausgebildet, mit welchem er nachgehends den Vorrang vor allen Klaviervirtuosen unbedingt behauptete, das Talent des freien Fantasirens. Sein Wiedererscheinen vor der Oeffentlichkeit machte ungeheures Aufsehen, u. seinem Namen als Komponist speziell verlieh das in die Zeit von 1816—1820 fallende herrliche Dmoll-Septett einen neuen Glanz. — 1820 wurde er als Kapellmeister nach Weimar berufen. Die glücklichen Verhältnisse, in die er hier eintrat, namentlich das große Interesse, das die Großherzogin Maria Paulowna seinen Leistungen entgegenbrachte, gab seinem Geiste einen lebhaften Aufschwung, u. binnen wenig Jahren erschienen diejenigen seiner Werke, die seinen Ruhm für alle Zeit feststellen u. der Klaviermusik für die nächste Zukunft Richtung u. Form gewissermaßen vorschrieben, z. B. die Sonate in Fis-moll (Op. 81), das nunmehr vollendete Konzert in A-moll (Op. 85), das Konzert in H-moll (Op. 89), das Quintett in Es (Op. 87), die Trios in E- u. Es-dur (Op. 83 u. 93), die vierhändige Sonate in As-dur (Op. 92), das Rondo in B-dur (Op 99), die Sonate in D-dur (Op. 106), u. a. — 1822 ging H. mit der Großherzogin nach Rußland, u. diese Reise brachte ihm großartige Triumphe sowie reichen pekuniären Ertrag ein. 1825 war er in Paris, 1826 in Holland u. Belgien, 1827 in Wien, 1828 in Warschau, 1829 abermals in Frankreich u. 1830 in England; 1833 war er noch einmal in London, wo er die deutsche Oper dirigirte.

Nr. 3129. Johann Nepomuk Hummel (geb. 14. Nov. 1778, gest. 17. Okt. 1837). [Nach einem Kupferstiche aus dem Verlag von Breitkopf & Härtel.]

Von da ab fing seine Gesundheit an abzunehmen; wiederholte Badereisen brachten ihm nur zeitweilige Linderung; 17. Okt. 1837 erlag H. seinen Leiden. — Von seinen Klavierkompositionen sind die vorzüglichsten bereits genannt worden; es erübrigt noch von seinen weiteren Arbeiten zu erwähnen: Messen (darunter bes. die in Es u. D, Op. 80 u. Op. 111), ein Graduale u. ein Offertorium (Op. 88 u. 89), verschiedene Kantaten, die Opern „Le vicende d'Amore“, „Mathilde von Guise“, „Das Haus ist zu verkaufen“ (einaktig), „Die Rückfahrt des Kaisers“ (einaktig), verschiedene Ballette, Musiken zu Pantomimen u. Zauberpossen, Streichquartette, eine Konzert-Ouverture, eine Serenade für Klavier, Violine, Guitarre, Klarinette u. Fagott 2c. — Seine „Große Klavierschule“ ist ein sehr verdienstliches Werk durch eine Fülle des trefflichsten Materials, trotz der Weitschweifigkeit u. des gerade nicht sehr Methodischen in der Anordnung.

Hummel, Karl, Landschaftsmaler, geb. zu Weimar 1821, Schüler von Friedrich Preller, mit dem er seine Studienreisen durch Deutschland, die Niederlande u. Norwegen machte. 1842—46 bereiste er Italien u. Sizilien. Seine Landschaften, an denen er mit großer Meisterschaft die Natur Italiens u. insbesondere die Bäume darzustellen weiß, finden sich zahlreich in deutschen Museen u. im Privatbesitz.

Hummer (Homarus vulgaris, Astacus marinus), ein unserm Flußkrebs sehr ähnlicher, bis $^1/_2$ m. langer Seekrebs von blauschwärzlicher, gesotten rother Färbung, mit jederseits 3—4zähnigem Stirnfortsatz u. sehr großen, aber ungleichen vorderen Scheren. Er lebt an den felsigen Küsten des Mittelmeeres, des Atlantischen Ozeans, der Ost- u. Nordsee u. wird, da sein, obwol schwer verdauliches, Fleisch sehr geschätzt ist, bes. Nachts in Hummerkörben gefangen. An der norwegischen Küste erntet man allein jährlich gegen 3 Millionen Stück, die meist nach London, Hamburg u. Amsterdam versandt werden.

Humor lat., Feuchtigkeit u. im engeren Sinne jene Mischung von Festem u. Flüssigem im menschlichen Körper, von der das Befinden des Menschen nach der Meinung der alten Aerzte abhinge, daher dann in übertragener Bedeutung „gute Laune". Die Aesthetik bezeichnet mit H. die höchste Art der Komik. Diese zeigt die Wirklichkeit in einem schroffen Gegensatze zum Idealen, doch so, daß wir in Allem nur gemeine Existenz erblicken, aber auch das frohe Bewußtsein behalten, daß trotz aller Widersprüche das Einzelwesen der Ausdruck einer Idee bleibe. Der Humorist erkennt nun ebenfalls in der Welt eine Summe von Unvollkommenheiten, Uebeln u. Leiden, er klagt aber nicht über diesen nothwendigen Zustand, sondern scherzt über das Uebel als einen Zustand, welcher wie alles Endliche dem Wechsel unterworfen ist. Deshalb ist der H. tolerant, u. weil er auch im Einzelnen umgekehrt wieder die Hülle des Ewigen erblickt, geht er mit Liebe auf das Individuelle ein u. sucht dem Niedrigen u. Unbedeutenden Anerkennung zu verschaffen. Der Humorist muß aber auch sich selbst zum Gegenstand seines Witzes machen können, weil er seiner Persönlichkeit nicht die Vollkommenheit zuerkennen kann, die er allen anderen Wesen abspricht. Erst in den späteren Zeiten der antiken Literaturen tritt der H. auf (z. B. in Lukian's Schriften). Zu den hervorragendsten deutschen Humoristen sind zu zählen Fischart, Jean Paul, Immermann, Raabe (Corvinus), Fritz Reuter u. Scheffel; unter den engl. Humoristen stehen Shakespeare, Charles Dickens u. Thackeray, unter den franz. Rabelais u. Lesage, unter den span. Cervantes obenan. Die humoristische Richtung in der Malerei kultiviren vorzugsweise die Deutschen Vautier, Knaus u. Heutschel.

Humus, s. „Humin". **Hund**, im Bergwesen, s. „Bergbau".

Hunde, eine über die ganze Erde verbreitete Raubsäugethierfamilie (canina), charakterisirt durch den Zehengang, mit je 4 Zehen an allen od. nur an den hinteren Füßen u. nicht zurückziehbaren Krallen. Sie haben eine glatte Zunge u. meist je 3 wahre Backzähne oben u. unten. Außer der Hyäne u. der ihr ähnlichen Zibethhyäne, sowie dem bunten afrikan. Hyänenhund u. dem großohrigen Kap'schen Löffelhund gehören in diese Familie hauptsächlich die Arten der Gattung **Hund** (Canis). Dieselben haben gleichlange Beine, deshalb nicht den abschüssigen Rücken der Hyäne, vorn 5, hinten 4 Zehen, oben je 6, unten je 7 Backzähne (worunter oben je 3, unten je 3 wahre), leben gesellig u. nähren sich von frischem Fleisch u. Aas. Man scheidet die Arten in solche mit runder Pupille, nur wenig verlängerter, dicker Schnauze u. einem dem Muskelansatz dienenden scharfen Scheitelkamm auf dem Schädel: dies sind die Taghunde od. Wölfe; u. in solche mit senkrecht gestellter Pupille, verlängerter, spitzer Schnauze u. buschigem Schwanze, die Füchse od. Nachthunde. Für die über 100 Rassen zahmer H., die nirgends wirklich wild vorkommen, hat man mit Unrecht den gemeinsamen Artnamen Canis familiaris (Haushund) aufgestellt. Es ist wahrscheinlich, daß dieselben keine selbstständige Art, sondern durch Zähmung u. Vermischung der in verschiedenen Ländern vorkommenden wilden Caniden (Wölfen u. Schakalarten) entstanden sind. Oertliche Verhältnisse haben das Ihrige dazu beigetragen. Nicht jede Rasse ist für jedes Klima geeignet, in Indien arten die meisten europäischen aus. Wo es keine wilden Caniden giebt (Hinterindien), da giebt es auch keine H. In Amerika gab es H. schon vor Columbus. Als verwildert sind anzusehen die (ursprünglich europ.) H. in den Pampas von Buenos Aires, ferner der in Australien vorkommende Dingo (Canis dingo), sodann der ihm ähnliche Nippon (Canis nippon) der japanesischen Inseln u. der abessinische H. (C. sinensis).

Die charakteristischsten Hunderassen sind folgende: Windhunde (zu denen auch der Dingo gehört), schlanke, hochbeinige Thiere mit gestrecktem Kopfe, aufrechten od. nur halb hängenden Ohren u. wagerechtem, etwas nach aufwärts gebogenem Schwanze. Die schönsten u. kräftigsten von ihnen sind der schottische u. der englische Windhund, sodann der altirische Wolfshund, der bes. früher zur Hirsch- u. Wolfsjagd verwendet wurde. Unsere deutschen, großen u. kleinen Windhunde od. Windspiele sind empfindliche Thiere, zur Jagd wenig geeignet; obschon scharfsichtig u. feinhörig, sind sie schlechte Spürnasen. Den Anschluß an die Windhunde bildet der große Albaneser Illyriens u. Makedoniens, ein mächtiger H. mit etwas niedrigeren Beinen als der Windhund, braunem, langem, seidenweichem Haar u. langem, buschigem Schwanze. Im klassischen Alterthum war er der beliebteste H., da er zur Jagd sehr tauglich ist. Auch die orientalischen Hunde gehören hieher, die aasgierigen, die sich herrenlos in den orientalischen Ortschaften herumtreiben. Der arabische H. gleicht dem Windhund bis auf den langen, behaarten Schwanz. Mehr durch den Bau ihres Schädels als durch den äußeren Körperumriß bekunden sich als Endglieder der Windhundgruppe: der Fleischerhund, mit langem, magerem Kopfe, schmalen, halbhängenden Ohren u. kurzem, straffem Haare, ein wachsamer, dreister Kettenhund u. ein anstelliger Viehtreiber; sodann der große dänische H., von etwas schlankerem Bau, mit sehr schmalen, kurzen Ohren u. dünnem, glattem Schwanze, von Farbe braun, mäusefahl u. schwärzlich, an der Kehle u. Brust stets weiß. Man brauchte ihn früher zur Hetzjagd auf Rothwild.

Eine andere Gruppe ist die der Spitze u. der Jagdhunde, die im Aeußeren u. in der Größe zwar unter einander verschieden, sich doch durch die stark von der steil abfallenden, gewölbten Stirn abgesetzte stumpfe Schnauze, dickeren Kopf u. Rumpf u. starke Beine mit meist breiten, dicken Pfoten von den Windhunden unterscheiden. Zu den Spitzen zunächst gehört der stumme, sehr wolfsähnliche Eskimohund, der zur Jagd auf Robben, Bären u. Renthiere verwendet wird u. Lasten zieht (Schlittenhund), u. der ebenfalls stumme, mehr fuchsähnliche H. der Hasenindianer. Von den eigentlichen Spitzen ist bes. der Pommer (od. schlechtweg Spitz) zu nennen, ein lebhaftes, treues, bissiges Thier mit kurzer, spitzer Schnauze, schmalen, steifen Ohren, spiralig gerolltem Buschschwanz u. langem, meist ganz weißem Zottenhaar. Der sibirische u. der isländische Spitz gehören ebenfalls hierher, sowie der Schäfer- od. Hirtenhund, den Buffon für den Stammvater aller H. erklärte. Größer als er, bes. hochbeiniger, ist der Viehhund, dessen Haar nicht zottig, sondern kurz u. glatt anliegend, auf dem Rücken meist schwarz, am Bauche rostfarbig ist; Schwanz u. Ohren werden ihm meist abgehackt, er ist ein guter Viehtreiber u. Kettenhund. Einen besonderen Typus finden wir in den Dächseln od. Dachshunden (s. d.), mit großem Kopf, langen Hängeohren, kurzen Krummbeinen, scharfen, zum Graben geeigneten Krallen u. kurzem, straffem, glattem Haar, das auf der Oberseite schwarz, am Bauche rostgelb gefärbt ist. Es giebt indessen auch ganz braune Arten. Sie sind beliebte Stubenhunde u. Jagdhunde auf Kaninchen, Füchse u. Dachse. Der engl. Dachshund hat gerade Beine, der schottische zottiges Strupphaar u. eine sehr kurze, stumpfe Schnauze. Auch der struppige, gelbe engl. Lurcher gehört hierher, ein geschickter Hasen- u. Kaninchenfänger. Den echten Spitzen nahe stehen durch ihre lange, weiche Behaarung die kräftigen, kraushaarigen, schwarzen od. weißen Pudel u. die zarten, braun u. weißen Wachtelhunde. Beide haben große, schlaffe Hängeohren, schöne, fast gerade Schwanzfahne; sie werden als Stubenhunde gehalten, u. ersterer ist bes. durch seinen Verstand ausgezeichnet. Bastarde von Pudel u. Spitz od. Wachtelhund sind die beliebten Schooßhündchen: die Zwergpudel, Löwenhündchen u. die von Malta stammenden Bologneser. Auch der Affenpinscher gehört hieher, obschon er in manchen Stücken an den Windhund erinnert. An die Pudel reihen sich dann: der kräftige Calabreser Wolfshund, mit langem, wallendem weißen Haar, das bes. an der Schwanzfahne sehr lang ist, der riesengroße H. von Labrador, der ähnlich dem Eskimohund im arktischen Nordamerika als Zughund dient. Von dem letzteren ist der von den Amerikanern ebenfalls als Zughund benutzte, als Schwimmer ausgezeichnete, schwarze, mit Schwimmhäuten ausgerüstete Neufundländer verschieden u. wahrscheinlich ein Bastard von Schäfer- u. Wind- od. Jagdhund. Bei ihrer ersten Ankunft in Nordamerika (1622) wurden die Neufundländerhunde noch nicht vorgefunden, sie müssen also später erst durch Kreuzung entstanden sein. Den Anschluß bilden die berühmten Bernhardshunde (s. d.), die, von Mazzini aus dem Norden zu den Bernhardsmönchen gebracht, sich da bis 1816 fortpflanzten, wo die letzten durch Lawinensturz umkamen; sie sind wahrscheinlich Bastarde von der dän. Dogge u. dem span. Wachtelhunde gewesen u. werden jetzt durch die trefflichen Leonberger H. ersetzt. Die Wachtelhunde endlich, die nie Pudelgröße erreichen, sind zarte, feine Thiere, mit kurzer, sich ganz steil von der gewölbten Stirn absetzender Schnauze, sehr langen Ohren, langem, seidenweichem Haar, gewöhnlich braun gefärbt, am Bauche weiß.

Die Jagdhunde im engeren Sinne, denn zur Jagd werden die verschiedensten Hunderassen verwendet, schließen sich durch breite, runde Hängeohren, lange Schnauze mit lappigen Hängelippen, gestreckten Schädel, wagerechten, an der Spitze stark aufwärts gebogenen Schwanz den Pudeln an. Sie sind durchweg mittelgroße, kräftige Thiere, mit kurzer u. glatter Behaarung von weißer, gelber u. brauner Färbung u. durch ihr Spürvermögen u. ihre Gelehrigkeit ausgezeichnet. Zuerst ist die aus Indien stammende, über Aegypten u. Italien weiter verbreitete bengalische Bracke zu nennen, die wegen der kleinen schwarzen Flecken auf dem weißen Fell auch Tigerhund heißt. Ihr ähnlich ist der zur Hirschjagd verwendete franz. Parforcehund od. Treibhund von weißer Farbe mit braunen od. schwarzen Flecken; der schlankeste ist der engl. Fuchshund, während der kräftige, schwarze altengl. Schweißhund jetzt mehr u. mehr verschwindet. Eben so selten ist jetzt der echte engl., röthliche Bluthund, der früher in England sehr beliebt war; unser deutscher Bluthund ist gestreckter, langhaariger u. hat einen längeren Kopf. Der Leithund od. Spürhund (auf Edel- u. Schwarzwild) hat einen dicken Kopf, breite Nase, Hängelippen u. eine sehr starke Brust. Aehnlich, nur plumper u. kurzschwänzig, ist der Hühnerhund.

Die letzte Hundegruppe bilden die Doggen (s. d.), von untersetztem Bau, mit stumpfer Schnauze, kleinen, halbhängenden Ohren, aufgerichtetem Schwanze, Thiere mit wildem, tückischem Blick, trotzigem Gesicht u. einer auf ihre Körperkraft gestützten Ruhe u. Gleichgiltigkeit. Besonders hervorzuheben sind: die engl. u. die noch stärkere tibetanische Dogge. Den Doggen nahe steht der mißtrauische, bissige Bullenbeißer (Bulldogge), doch hat er niedrigere Beine, eine breitere Brust, kurze, halbhängende Ohren u. eine völlig verkürzte, stumpfe Schnauze, in welcher die unteren Vorderzähne gewöhnlich frei hervorsehen. Ihm gleicht die Doppelnase mit der tiefgespaltenen Nase u. mit Schwimmhäuten, weniger der jetzt seltene Mops, ein Hundecretin mit ganz stumpfer Schnauze u. spiralig gerolltem Schwanze.

Oertliche Verhältnisse, Lebensweise u. Zucht haben übrigens unzählige Varietäten hervorgebracht, deren Aufzählung hier zu weit führen würde. Was die Nahrung der H. anlangt, so sind dieselben von Haus aus durchaus nicht wählerisch, sie fressen alles Genießbare, verwöhnen sich aber sehr leicht. Sie leben in Polygamie, die Hündin wirft nach 9 Wochen 2—7 Junge, die 10—12 Tage blind sind. Zwanzig, höchstens 30 Jahre sind das Alter, welches die H. erreichen können; in hohen Jahren verlieren sie die Schärfe des Gesichts u. des Gehörs. Sie werden von verschiedenen Parasiten geplagt, so, abgesehen von den Flöhen (Hundefloh, Pulex canis), bes. von Bandwürmern (Taenia serrata, Taenia echinococcus), wobei Ansteckung durch sie zu fürchten ist, u. unter mehreren Krankheiten, denen sie unterworfen sind, wie Räude 2c., ist die gefährlichste die Hundswuth (Tollwuth, Wasserscheu, Hydrophobie), eine Gehirnkrankheit, die ihren nächsten Grund der allgemeinen Annahme nach in der Nichtbefriedigung des Geschlechtstriebes hat u. sich auch nach Lenz durch Verschneiden des jungen Thieres unterdrücken läßt. Zeichen der Tollwuth sind: Abänderung im Betragen, Unruhe u. deshalb widerwilliges Gehorchen, häufiges Fortlaufen, als Zeichen von Sinnestäuschungen auftretendes Umsichschnappen u. Beißen, Heiserkeit, Niedrigerwerden u. Versagen der Stimme, trüber Blick, Schlingbeschwerde, Aufhören der Freßlust, dabei aber Schnappen u. Verschlucken von selbst ungenießbaren Gegenständen, Geifern, — während das Gehen mit eingezogenem Schwanze, das Heraushängen der Zunge u. die wirkliche Wasserscheu nicht immer, übrigens aber auch bei anderen Hundekrankheiten vorkommen. Das Ausschneiden einer festen, faserigen Stelle im Zungenfleisch, des sog. „Tollwurms", hat keinen Sinn. Die Tollwuth kann beim Bisse durch den Geifer bekanntlich auch auf andere Thiere u. den Menschen übertragen werden (s. „Wuthkrankheit").

Hundeblume, s. „Löwenzahn".

Hundeführen bis Bautzen, sprüchwörtliche Redensart von einem Unternehmen mit unzweifelhaft nachtheiligem Ausgang, ist zurückzuführen auf die Strafe des Hundetragens (s. d.), dessen Ziel in der Oberlausitz Bautzen, der Sitz des Landvogtes, war.

Hundehaare auflegen, Redensart, deren Entstehung in dem Volksglauben zu suchen ist, daß ein Hundebiß schnell u. sicher heile, wenn man Haare von dem Hunde, der gebissen hat, auf die Wunde legt, u. die als scherzhafter Rath den im Magen geschädigten Zechern gegeben zu werden pflegt.

Hundert-Garden (Centgardes), eine glänzend uniformirte u. equipirte Leibwache Napoleon's III. Sie bestand aus 100 Mann, ausgezeichnet durch Größe u. Schönheit, die an den Hoffesten in den Korridors des kaiserl. Palastes die Wache hatten.

Hundert-Tage, s. „Cent-jours".

Hundeshagen, Karl Bernhard, namhafter protestantischer Theologe, wurde 30. Jan. 1810 zu Friedewald bei Hersfeld geb., woselbst sein Vater damals hessischer Oberförster war. Er ging 1825 nach Gießen, um Theologie zu studiren, wurde jedoch wegen seiner Theilnahme an der Burschenschaft 1828 relegirt; zwar wurde ihm 1829 die Rückkehr gestattet, aber H. vertauschte bereits im Herbst Gießen mit Halle. Im Herbst 1831 habilitirte er sich in Gießen für das Fach der Kirchengeschichte u. folgte 1834 einem Rufe als außerord. Prof. der Theologie nach Bern, wodurch er der Verhaftung von Seiten der gegen die ehemaligen Burschenschafter eingesetzten Untersuchungskommission entging. Der Aufenthalt in der Schweiz war für die theologische Richtung H.'s entscheidend: es war dies die sog. vermittelnde Richtung, die in dem Christenthum weniger eine Lehre als vielmehr eine Lebensgemeinschaft auf Grund der heil. Schrift erblickt. Das Erscheinen seines Hauptwerkes „Der deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit u. seine heutigen Lebensfragen im Zusammenhang der gesammten Nationalentwickelung" (Frankf. 1846 u. öfter) hatte 1847 seine Berufung nach Heidelberg zur Folge. Hier nahm er auch an den kirchlichen Verfassungskämpfen in Baden regen Antheil. Im J. 1867 nach Bonn berufen, ging er zwar dahin, aber seine Kraft war bereits gebrochen; nach schweren Leiden verschied er hier 2. Juni 1872. Von seinen Schriften, die sich meist auf Kirchenpolitik beziehen, sind außer dem oben genannten Werke noch seine „Beiträge zur Kirchenverfassungsgeschichte u. Kirchenpolitik, insbes. des Protestantismus" (1864) hervorzuheben.

Hundetragen, eine sonst im Deutschen Reiche übliche, schimpfliche Strafe für die adeligen Landfriedensbrecher, die vor ihrer Hinrichtung einen Hund aus einem Gau in den anderen tragen mußten.

Hundsgrotte (Grotta del cane) ist eine am Südrande des Kratersees von Agnano zwischen Neapel u. Pozzuoli gelegene Höhle, welche 3 m. tief, 1 m. breit u. $2\frac{1}{2}$ m. hoch ist. Ihren Namen hat sie von der schon den Alten bekannten Erscheinung, daß der Boden dieser Grotte Kohlensäure ausströmt, welche denselben etwa in einer Höhe von 30 cm. bedeckt u. Hunden, welche längere Zeit in dieser unteren Gasschicht verweilten, den Aufenthalt tödlich werden ließ.

Hundspetersilie, s. v. w. Schierling, s. „Conium".

Hundsruthe, s. „Cynomorium".

Hundsrück, od. richtiger Hunsrück, ein im S. der preuß. Rheinprovinz zwischen den Thälern des Rheines, der Mosel, der Saar u. der Nahe sich von SW. nach NO. erstreckender Gebirgszug, welchen der Rhein vom Taunus trennt; bildet ein etwa 600 m. hohes Plateau aus Thonschiefer, über das sich bewaldete Quarzitketten erheben. Die Abdachungen gegen die Flußthäler sind schroff, bes. steil der Abfall zum Rheinthal zwischen Bingen u. Koblenz. Die dem Plateau aufliegenden breiten Gebirgsrücken sind im W. der Hochwald (Erbeskopf 814 m.), in der Mitte der Idarwald (Steingerüttel 765 m.), im W. der Soonwald (Simmererkopf 663 m.) u. der Bingerwald (Kantrich 644 m.). Als H. im engeren Sinne wird das zwischen Soonwald, Mosel u. Rhein gelegene Plateau bezeichnet. Im äußersten SW. liegt das Saarbrückener Kohlengebirge. Der H. ist schwach bevölkert u. vorzüglich arm an Städten. Gerste, Hafer u. Flachs sind die wichtigsten Produkte, welche auf den Hochflächen gedeihen, Weinbau wird nur in den großen Flußthälern betrieben.

Hundsstern, s. „Sirius".

Hundstage nennt man die Zeit vom Eintritte der Sonne in das Zeichen des Löwen (21.—23. Juli) bis zum Eintritte in die Jungfrau (21.—23. Aug.). In dieser, bes. in Südeuropa, weniger bei uns, das jährliche Wärmemaximum umschließenden Zeit ging im Alterthum bei der damaligen Lage der Ekliptik der hellste Stern unseres Himmels, der Sirius im Sternbilde des großen Hundes, zugleich mit der Sonne auf. Daher der Name.

Hundswuth, s. „Wuthkrankheit".

Hundszunge, s. „Cynoglossum".

Hünen od. Hennen (Letzteres ursprünglich gleichbedeutend mit „Hunnen") sind im Volksmunde sagenhafte, riesige Menschen aus vorgeschichtlicher Zeit. Hünengräber od. Hünenbetten werden diejenigen Grabhügel unserer ältesten Vorfahren genannt, welche, über fast alle Theile deutschen Landes verstreut, entweder nur aus kleinen, über die Leichen gewölbten Erdhügeln, od. aus steinernen Grabkammern bestehen, welche mit Erde u. Steinen überdeckt sind. Ihr Umfang schwankt zwischen 6 u. 40 m., ihre Höhe zwischen 1 u. 4 m. Da man in ihnen meist dieselben Gegenstände findet, wie Aschenkrüge, Waffen u. Geräthschaften aus Stein u. Bronze, so hat man angenommen, daß sie ihren Ursprung auch einem u. demselben Volke verdanken. Gräbt man ein Hünengrab aus, so findet man erst Kohlen mit Asche vermischt, dann Scherben von Urnen u. hierauf die Brandstätte selbst. Die aufgefundenen Aschenkrüge, Urnen, Thränenkrüge, Kinderspielzeuge u. s. w. sind aus ziemlich weichem Thon, der braun, gelb, schwarz od. grau ist. Außer diesen Gefäßen findet man auch Geräthe aus Kupfer od. Erz, mehr od. weniger von Rost angegriffen: Ringe, Haarnadeln, Spangen, Kettchen, Armbänder, Pfeilspitzen, Wurfbeile u. A. m., sodann Geräthschaften aus Knochen der verschiedensten Thiere, zuweilen, aber selten, Gegenstände aus Bernstein, selbst Fruchtkörner, wahrscheinlich von Todtenopfern herrührend. Skelette findet man dagegen viel seltener, doch haben solche stets die Riesengröße, welche die Römer schon in Verwunderung setzte. Berühmt sind eigentlich in

Nr. 3430. Hünenbett auf Rügen.

dieser Beziehung die in der Gegend von Sinsheim auf einer von Buchen u. Eichen bedeckten Waldhöhe entdeckten. Ueber die Zeit dieser Gräber fehlt jede urkundliche Nachricht. (Vergl. „Dolmen" u. „Kulturgeschichte".)

Hunfalvy, Paul, ungar. Sprachforscher, geb. zu Nagy-Szalok od. Großschlagendorf (Zipser Komitat) 12. März 1810, studirte in Pest die Rechte, wurde 1838 Advokat u. 1842 Prof. der Rechte am Kollegium in Käsmark, gab jedoch 1848 sein Amt auf u. ließ sich in den Landtag wählen. Im J. 1849 nahm er seinen dauernden Wohnsitz in Pest u. ist seit 1859 Mitglied der ungar. Akademie der Wissenschaften. Sein Hauptstudium bildet das der finnischen Sprache, als deren Ergebniß er mehrere Werke, wie z. B. eine „Chrestomathia finnica" (Pest 1861), veröffentlicht hat. Außerdem gab er heraus: „Magyar Nyelvészet" (ebd. 1856—61, 6 Bde.), „Nyelvtudományi Közlemények" (ebd. 1862 ff.) u. a. m. — Sein Bruder, Johann **H.**, geb. zu Großschlagendorf 8. Juni 1820, führte wegen seiner politischen Thätigkeit ein wechselvolles Leben bis 1866, seit welchem Jahre er als Prof. der Statistik, Geographie u. Geschichte am Polytechnikum in Budapest wirkt. Er schrieb: „Egyetemes történelem" (Pest 1850 f., 3 Bde.; 2. Aufl. 1862); den Text zu Rohbock's „Originalansichten aus Ungarn u. Siebenbürgen" (Darmst. 1856 ff.); „A magyar birodalom természeti viszonyainak leirása" (Pest 1863 bis 1866, 3 Bde.) u. A. m.

Hunger, eines der Gemeingefühle, ist das Gefühl, das zur Nahrungsaufnahme veranlaßt. Seine örtliche Empfindung ist Anfangs auf den Magen beschränkt u. wird, wie es scheint, vom herumschweifenden Nerv (Vagus), der deshalb auch Hungernerv heißt, angeregt. Die Hungerempfindung besteht in drückenden, nagenden Gefühlen mit Beengungen, Zusammenziehungen, Uebelkeit, Gasanhäufung, später mit wirklichen Schmerzen. Seinen Grund hat der H. in Veränderungen der Magennerven, infolge einer mangelhaften Blutzufuhr zum leeren Magen. Der Genuß narkotischer Mittel stillt den H. durch chemische Einwirkung auf die Magennerven, theilweis auch — wie der Alkohol — durch Steigerung des Blutzuflusses zum Magen. Zum Theil ist der H. auch ein psychischer Vorgang, geistige Arbeit u. Gemüthsbewegungen unterdrücken ihn, u. der gewöhnliche H. ist meist nur die unbefriedigte Gewohnheit, zu gewisser Zeit zu essen, nicht aber ein wirkliches Bedürfniß, denn er schwindet schnell, wenn er übergangen wird. Wirkliches Hungergefühl wird erst nach 30 Stunden lebhaft, bei längerem H.n stellt sich wirkliche Kraftlosigkeit ein, Fieber, Irrereden, endlich der Tod — das Verhungern, wie es Gerstenberg im „Ugolino" geschildert hat. Menschen u. warmblutige Thiere können weniger lange hungern, als niedere, die man zum Theil Jahre lang ohne Nahrung im bloßen Wasser erhalten kann. Vögel leben 5—28 Tage, Hunde 25—36 Tage, der Mensch dagegen selten über 14 Tage, wohl aber kann er bei Krankheiten, bes. solchen des Rückenmarks u. im Irrsinn, den H. bedeutend länger ertragen. Doch ist das monate- od. jahrelange H.n sog. „Heiliger" 2c. nichts weiter als Pfaffenbetrug. — Appetit ist H. nach einer bestimmten Speise, das Gelüste bleichsüchtiger Mädchen u. schwangerer Frauen ist ein krankhaft gesteigerter Appetit nach zum Theil ganz ungenießbaren Gegenständen u. hängt, wie die naturwidrige Steigerung des H.s zum Wolfshunger, wie der plötzlich eintretende Heißhunger (s. d.) u. der Ekel od. die Verabscheuung gewisser Speisen, mit Verstimmung der Magennerven zusammen. Hungertyphus, s. „Typhus". (Zum Art. „Heißhunger" ist nachträglich zu berichtigen, daß wegen Ausfallens einer Zeile auf Sp. 1320 Z. 5 v. u. einzuschalten ist: „...Angstgefühl entsteht; alle diese Zeichen schwinden jedoch, sobald dem Magen...".) — Eine **Hungerkur,** wie sie in gewissen Fällen ärztlich verordnet wird, besteht nicht in absolutem Fasten, sondern blos in der auf das allernothwendigste Maß beschränkten Nahrungsaufnahme u. bes. in der Ausschließung fetter, gewürzter Speisen (vgl. Diät).

Hunnen, ein aus Nordasien stammendes mongolisches Reitervolk, welches China schon seit Jahrhunderten mit seinen Raubzügen heimgesucht hatte, wurden im letzten Drittel des 4. Jahrh. durch unbekannte Ursachen veranlaßt, im Verein mit anderen stammverwandten Völkern nach NW. zu ziehen; sie unterwarfen sich nach Ueberschreitung der Wolga die Alanen, schlugen die Ostgothen u. zwangen die Westgothen (376), um Aufnahme in das Römerreich zu bitten. Von den Ebenen zwischen Donau u. Don zogen darauf die in eine Menge von Stämmen gespaltenen H. in die Theißniederungen u. dehnten ihre Raubzüge in Asien bis Syrien aus, durch ihre Grausamkeit, ihre körperliche Mißgestalt, die Roheit ihrer Sitten u. ihren tollkühnen Muth überall Entsetzen verbreitend. Eine einheitliche Herrschaft stellte Attila (s. d.) nach der Ermordung seines Bruders Bleda her; durch diesen wurden auch die H. mit einzelnen Zweigen der griech. Kultur bekannt. Um die den H. unterworfenen deutschen Völker u. die ihm selbst feindseligen Parteien zu beschäftigen, unternahm Attila große Heerzüge, die ihn bis zu den Thermopylen u. bis zur Entscheidungsschlacht (451) bei Chalons (Catalaunische Felder [s. d.]) an der Marne führten. Nach seinem Tode zerfiel die Einheit des Reiches unter seinen Söhnen. Die H. theilten sich wieder in einzelne Stämme u. stellten sich unter verschiedene Fürsten. Mit dem J. 468 verschwindet das Reich der H. aus der Geschichte; sie erscheinen als Nation noch einmal in dem Heere, das Narses gegen die Ostgothen führte. Abgesehen von wenigen versprengten Resten, die im S. der Karpathen u. im N. des Schwarzen Meeres zurückblieben, haben sich die H. wieder nach Asien zurückgezogen. Irrthümlich wurden im Mittelalter die Magyaren häufig als H. bezeichnet, weil sie in ihrer Lebens- u. Kampfweise an Letztere erinnerten (Hunnenschlacht bei Merseburg 933).

Hünten, Franz, beliebter Komponist instruktiver u. unterhaltender Klaviersachen, geb. zu Koblenz am 26. Dez. 1793, erhielt von seinem siebenten Jahre ab den ersten Klavierunterricht von seinem Vater, dem Organisten Daniel H., u. fing mit 16 Jahren selbst an Unterricht zu ertheilen. 1819 kam er durch die Vermittelung Henri Herz's auf das Pariser Konservatorium u. schuf sich dort nach fleißigen u. erfolgreichen Studien nach u. nach eine ausgebreitete Wirksamkeit als Lehrer u. Komponist. Mit einem ansehnlichen Vermögen kehrte er 1835 nach seiner Vaterstadt Koblenz zurück, baute sich ein schönes Haus u. lebt auch gegenwärtig noch daselbst. Die Zahl seiner Werke — Phantasien, Variationen, Rondos, Etuden 2c. — ist sehr beträchtlich.

Hunter (engl.) Jäger, auch Jagdpferd.

Hunyadi, Johannes Corvinus, ungar. Held, geb. 1387 zu Hunyad in Siebenbürgen, wurde durch Kaiser Sigismund, der als sein Vater bezeichnet wird, 1438 zum Banus der westlichen Walachei erhoben u. erhielt 1442 die Wojwodschaft von Siebenbürgen. Nach wiederholten glänzenden Siegen über die Türken trieb er dieselben über den Balkan zurück. Als Wladislaw I. von Polen 10. Nov. 1444 bei Varna gefallen war, führte H. für den minderjährigen Wladislaw II. als Reichsstatthalter die Regierung bis 1453. Gelegentlich eines abermaligen Einfalls der Türken ward er zwar im Okt. 1448 in Serbien geschlagen u. gefangen genommen, erhielt aber durch Vermittelung der ungar. Stände seine Freiheit wieder u. bewährte seinen alten Kriegsruhm durch die heldenmüthige Vertheidigung Belgrads. Er starb zu Semlin 11. Aug. 1456. — Sein ältester Sohn, Ladislaus **H.,** wurde dafür, daß seine Diener den seinen Vater bis aufs Blut hassenden Grafen Cilley erschlagen hatten, 16. Okt. 1457 zu Ofen hingerichtet. Der zweite Sohn, Matthias Corvinus **H.,** bestieg 1458 als Matthias I. (s. d.) den ungar. Thron.

Hupfeld, Hermann, hervorragender Orientalist u. Bibelforscher, wurde 31. März 1796 zu Marburg geb., studirte daselbst seit 1813 Theologie u. orientalische Sprachen, ward 1819—22 Lehrer am Gymnasium zu Hanau u. habilitirte sich zu Halle 1824 für das Fach der alttestamentlichen Exegese. 1825 wurde H. außerord., 1827 ord. Prof. der Theologie zu Marburg, bis er 1843 als Nachfolger von Gesenius wieder nach Halle übersiedelte. H. starb daselbst 24. April 1866. Von seinen Arbeiten, die sich ebenso durch gründliche Gelehrsamkeit wie durch unbestochenen Wahrheitssinn auszeichnen, nennen wir die Untersuchung über „Die Quellen der Genesis" (Berl. 1853) u. vor Allem sein Hauptwerk, „Die Psalmen, übersetzt u. ausgelegt" (Gotha 1855—62, 4 Bde.; 2. Aufl., von Riehm 1867—71).

Huris, nach dem Glauben der Mohammedaner die nie alternden, mit unvergänglichen Reizen ausgestatteten Jungfrauen, welche den gestorbenen Gläubigen das Paradies versüßen.

Huronen, ein Stamm nordamerikanischer Indianer, der zum Volke der Irokesen gehört u. am Huron-See, im N. des Ontariosees, am Ottawa- u. St. Lorenzflusse bis über Montreal wohnt. Es finden sich nur noch schwache Ueberbleibsel des Stammes. Siehe die Artikel „Irokesen" u. „Indianer".

Huron-See (engl. Lake Huron), der dritte, der großen zum Lorenzogebiete gehörenden canadischen Seen; liegt zwischen 43° u. 46° 20' n. Br., bedeckt einen Flächenraum von 1114 □M., bei einer Breite von 42 M. u. einer Länge von 56 M., u. hat eine durchschnittliche Tiefe von 250 bis 300 m.; an einzelnen Stellen hat man bei 600 m. noch keinen Grund gefunden. Im O. bildet der See die 251 □M. große Georgiabai, welche durch die mit dem Kap Hurd endende Halbinsel u. die Great-Manitoulininsel abgeschlossen ist; im N. führt der Marys-River in den

Oberen See u. die Mackinaw-Straße in den Michigan-See, an dem westlichen Ufer liegt der Saginaw-Busen, im S. bildet der St. Clair-Fluß den Abfluß des H.-S. in den St. Clair-See u. mittelbar in den Erie-See. Die Ostküste gehört zu der canadischen Provinz Ontario, die Westküste zu dem Unionsstaate Michigan. Die Küsten sind steil u. bieten wenig gute Häfen dar. Die Schiffahrt dient vorzugsweise dem bedeutenden Holzhandel, von Wichtigkeit ist auch die Fischerei. Die wasserreichsten Zuflüsse sind auf Unionsgebiet der Saginaw, der in die gleichnamige Bai mündet, u. in Canada der French-River, welcher den Nipissing-See entwässert u. sich in die Georgia-Bai ergießt.

Hus, Johannes, böhm. Reformator u. Märtyrer, wurde um 1370 zu Hussinetz in Böhmen geb., studirte seit 1389 zu Prag Theologie u. erlangte 1396 den Grad eines Magisters der freien Künste. 1398 begann er Vorlesungen an der Prager Universität zu halten, gerieth aber bereits 1399 durch die Vertheidigung Wiclef'scher Sätze mit seinen Kollegen in Streit. 1402 zum Prediger der Bethlehemskapelle ernannt, hatte H. nun Gelegenheit, in böhm. Sprache seinem Unwillen über die Verderbniß der Kirche Ausdruck zu geben. Das Volk u. die Studenten fielen ihm begeistert zu; desto grimmiger aber gestaltete sich auch der Haß des kathol. Klerus gegen ihn. Vor den Verfolgungen desselben schützte ihn anfänglich die Gunst des Königs Wenzel, dessen Gemahlin Sophie er zum Beichtkinde hatte, sowie die des Erzbischofs Zbynek (Sbinko) von Prag. Dazu kam, daß er durch sein energisches Auftreten gegen die Deutschen zu Gunsten der Böhmen (was 1409 die Auswanderung von ca. 5000 Studenten u. die Stiftung der Universität Leipzig zur Folge hatte) den nationalen Eifer der Böhmen in hohem Grade für sich gewann. Als aber 1409 der Klerus seine Anklage gegen H. heftiger als je vor dem Erzbischof anbrachte, übergab dieser den Handel einem Inquisitor. Der Ausgang war, daß, trotz des Einspruchs der Universität u. H.'s selbst, im Juli 1410 die Bücher Wiclef's verbrannt u. über H. u. seine Anhänger der Kirchenbann verhängt wurde. Jetzt aber erhob sich das Prager Volk u. ein großer Theil der Universität mit solcher Kraft für den bedrängten Reformator, daß König Wenzel selbst für ihn einschreiten mußte u. der Erzbischof von Prag 1411 zur Einstellung des Verfahrens gegen H. genöthigt ward. Als der Papst 1412 einen Kriegszug gegen den König Ladislaus von Neapel veranstaltete u. für alle Theilnehmer an demselben Ablaß predigen ließ, erhob sich H. in öffentlicher Disputation so gewaltig gegen das Unwesen des Ablasses, daß es aufs Neue zu Volksunruhen u. Verhöhnung der päpstlichen Bullen kam; wieder wurden Bann u. Interdikt über ihn u. die Stadt Prag verhängt, u. so mußte er im Dez. 1412 auf den Schlössern seiner Freunde Schutz suchen. Während seiner Abwesenheit von Prag schrieb er sein berühmtes Buch „Von der Kirche", die er in unevangelischer Weise als die Gemeinschaft aller zur Seligkeit Bestimmten faßte. Unterdeß war ein allgemeines Konzil nach Konstanz ausgeschrieben worden, auf welchem die längst nöthige Verbesserung der Kirche an Haupt u. Gliedern ernstlich in Angriff genommen werden sollte. Kaiser Sigismund bewog H. zur Reise nach Konstanz unter Zusicherung gerechten Verhörs u. ungefährdeter Heimkehr. Mit Freuden leistete H. dieser Aufforderung Folge. Am 3. Nov. 1414 kam er in Konstanz an, wurde aber noch vor Beginn des Prozesses (28. Nov.) verhaftet u. 6. Dez. trotz des Unwillens des Kaisers u. mehrfacher Fürsprache gefesselt in den Kerker geworfen. Nach der Flucht des Papstes fiel H. in die Hände des Bischofs von Konstanz, der ihn auf die Burg Gottlieben am Bodensee in ein äußerst hartes Gefängniß bringen ließ, das er erst 5. Juni wieder verließ, um von einem Ausschuß des Konzils verhört zu werden. Dabei erbot er sich zum Widerrufe, wenn man ihn des Irrthums überführe; aber mit seiner Vertheidigung kam er nicht zum Wort. Am 7. Juni erschien H. zum ersten Male vor dem Konzil selbst; da man ihm hinsichtlich der Lehre vom Abendmahl keine Ketzerei beweisen konnte, so drehte sich die Anklage hauptsächlich um seine Angriffe auf die äußere Autorität der Kirche. Den Kaiser nahm man dadurch gegen H. ein, daß man Letzteren auch als einen Revolutionär hinstellte. Nachdem man hierauf vergeblich 4 Wochen hindurch alle Mittel erschöpft hatte, H. zum Widerruf zu bewegen, erfolgte 6. Juli 1415 in der 15. Sitzung des Konzils die Verdammung H.'s als eines Erzketzers u. die Ceremonie der Uebergabe an den Teufel. Noch an demselben Vormittag wurde er verbrannt u. seine Asche in den Rhein gestreut. — Seine Schriften erschienen mit denen des Hieronymus v. Prag 1558 zu Nürnberg.

Husaren, eine Gattung leichter Reiterei, deren Uniform der ungarischen Nationaltracht entlehnt ist. Alle europäischen Heere haben gegenwärtig Husarenregimenter, die österr. Armee führte solche 1688 ein. Sie zeichneten sich im Spanischen Erbfolgekriege so vortheilhaft aus, daß Leopold von Dessau, der berühmte Alte Dessauer, ihre Einführung auch in Preußen befürwortete. Preußen hatte 1721 bereits zwei Husaren-Compagnien u. errichtete 1730—33 drei Compagnien Leibhusaren, deren dritte dem Rittmeister Hans Joachim v. Ziethen verliehen wurde. In Frankreich wurden die H. durch den Marschall Luxemburg eingeführt. Man leitet den Namen Husar vom ungarischen Worte husz = 20 ab, weil der zwanzigste Mann zum Heere als Reiter gestellt worden sei.

Nr. 3431. Johannes Hus. (Vom Lutherdenkmale in Worms.)
[H. geb. 1370, gest. 6. Juli 1415.]

Hussiten. Auf die Nachricht von der Verbrennung des Hus (s. vor. Art.) brachen in Böhmen heftige Unruhen aus. In Prag kam es zu Plünderungen in den Häusern der Hus feindlichen Pfarrer, der Erzbischof ward zur Flucht gezwungen. Da auch der König u. insbesondere die Königin Sophie die allgemeine Entrüstung theilten, so richtete der böhmische Landtag im September 1415 eine Drohschrift an das Konzil u. gab gleichzeitig den Gutsherren die Erlaubniß, Hus' Lehre frei predigen zu lassen. Dennoch gelang es der mächtigen katholischen Partei, über Prag das Interdikt aufrecht zu erhalten. Als aber 1416 das Konzil sogar die hussitischen Gutsherren vor sein Gericht lud, verbot König Wenzel die Bekanntmachung dieser Beschlüsse. Die Bewegung gestaltete sich immer drohender. Ein Hauptstreitpunkt war die Forderung der H., das Abendmahl unter beiderlei Gestalt (sub utraque) zu genießen; davon bekam auch die hussitische Adelspartei den Namen der Utraquisten oder Calixtiner (von calix, Kelch, den die katholische Kirche bekanntlich den Priestern allein beim Abendmahl zugesteht). Da nun die hussitische Partei an der Universität auf dem Kelchgenuß der Laien bestand, entzog das Konzil der Universität selbst ihre Privilegien u. brachte endlich auch den schwachen König Wenzel dahin, daß er Anfang des Jahres 1419 die Wiedereinsetzung der vertriebenen katholischen Priester gebot. Das Auftreten derselben trieb aber bald das hussitische Volk zur Gewalt. Unter Anführung des Nikolaus von Hussinec und Johannes Ziska's sammelten sich große Scharen; viele Tausende hielten auf dem Berge „Tabor" (an welchem bald darauf auch die Stadt Tabor von den H. gegründet wurde) ein gemeinsames Abendmahl. Diese Partei führte darnach im Gegensatz zu den (milderen) Calixtinern den Namen der „Taboriten." Ein Haufe derselben erschien im Juli 1419 unter Ziska's Anführung in Prag, stürmte das Neustädter Rathhaus u. verübte mancherlei Greuel. Im August desselben Jahres starb König Wenzel. Da Niemand den verhaßten Sigismund anerkennen wollte, so kam es zu förmlicher Anarchie. Die Taboriten zündeten Kirchen und Klöster an, mißhandelten die katholischen Priester u. geriethen in immer schrofferen Gegensatz gegen Adel u. Obrigkeit. Vergebens suchten die gemäßigteren Calixtiner den Kaiser Sigismund zu einem billigen Vergleiche zu bewegen. Die Hartnäckigkeit desselben und noch mehr die rasende Tapferkeit, mit der Ziska die Angriffe seiner Feinde zurückschlug, hatte schließlich eine Vereinigung

aller Parteien gegen den Kaiser zur Folge; ja man fühlte sich stark genug, auch in die benachbarten Länder einzufallen. Dabei erkannte die Adelspartei aber doch, daß dem fanatischen Treiben der Taboriten endlich Einhalt gethan werden müsse, denn diese forderten nicht nur die Verwerfung aller weltlichen u. kirchlichen Gebräuche, die nicht buchstäblich mit der Bibel übereinstimmten, sondern gingen auch politisch auf reine Volksherrschaft ohne Steuern u. Lasten u. die Vernichtung aller Privilegien aus. Auf dem Landtage zu Czaslau (1421) nahmen die böhmischen Stände die vier sogenannten Prager Artikel an, die schon früher von den Calixtinern aufgestellt worden waren, nämlich 1) Forderung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt. 2) Predigt des Evangeliums in der Landessprache. 3) Zurückforderung des Kirchenguts aus der geistlichen Verwaltung. 4) Handhabung strenger Zucht gegen Jedermann (also auch gegen den katholischen Klerus). Unterdessen hatte der Krieg fast ununterbrochen fortgewährt. Zizka, der 1422 ein kaiserliches Kreuzheer bei Deutschbrod aufs Haupt geschlagen hatte, starb 1424 an der Pest. Seine Schar, die sich schon vorher von den Taboriten getrennt hatte, führte nun den Namen der „Verwaisten"; an die Spitze der Taboriten aber traten die beiden Procope (der große u. kleine). Nach der Niederlage des sächsischen Heeres bei Außig (1426) pflegte schon der Schrecken vor den H. die kaiserlichen Söldner in die Flucht zu jagen. Fast ungehemmt unternahm Procop Beutezüge durch Sachsen (bes. 1429), Franken, Bayern u. Thüringen. Als aber am 14. Aug. 1431 abermals ein deutsches Reichsheer unter Friedrich von Brandenburg bei Tauß auf das Schimpflichste vor den H. entfloh, empfahl Sigismund dem Konzil zu Basel (seit 1431) den Weg der Verhandlungen. So erschienen denn endlich 1433 gegen 300 hussitische Abgeordnete in Basel u. erlangten vom Konzil die Bestätigung der obengenannten Prager Artikel. Der ganze Vertrag führt den Namen der „Basler Kompaktaten." Er hatte indeß nur die Versöhnung der Calixtiner zur Folge. Die Taboriten setzten auch jetzt den Kampf fort. Ihre schwere Niederlage bei Böhmischbrod (1434) machte dem Krieg ein Ende, doch hielten sie sich auf dem Tabor noch bis 1453. Sigismund wurde, nachdem er die Basler Kompaktaten beschworen, endlich als König anerkannt (1436), u. die Calixtiner huldigten nach seinem Tode (9. Dez. 1437) seinem Sohn Ladislaus, aber nur unter der Bedingung, daß neben dem katholischen Gubernator des unmündigen Prinzen Georg von Podiebrad als calixtinischer regiere. Dieser wurde 1450 alleiniger Gubernator u. nach Ladislaus' Tode zum Könige von Böhmen gewählt. Alle Nachgiebigkeit desselben vermochte jedoch nicht zu hindern, daß Papst Pius II. 1462 die Basler Kompaktaten für ungiltig erklärte u. im folgenden Jahre den König mit dem Bann belegte. Nach seinem Tode (1471) wurde der polnische Prinz Wladislav zum Könige gewählt u. behauptete sich als solcher, obwol selbst Katholik, durch gewissenhafte Aufrechterhaltung der Basler Kompaktaten. 1485 brachte er sogar zu Kuttenberg einen Religionsfrieden zwischen beiden Parteien zu Stande, aber die Macht der Calixtiner war damals bereits gebrochen. Zwar lebte ihr religiöser Eifer bei dem Beginn der lutherischen Reformation wieder auf, so daß sie auf dem Landtag von 1524 sogar den Anschluß an Luther durchsetzten. Die katholische Gegenreformation trennte jedoch zuerst die lutherischen Calixtiner von den übrigen u. trieb sie zum Anschluß an die Reste der Taboriten (die sogenannten „böhmischen" u. „mährischen" Brüder), bis sie schließlich auch diese zur Verleugnung od. doch Geheimhaltung ihres Glaubens zwang.

Husten ist eine bei Reizungen und Krankheiten des Kehlkopfs, der Luftröhre u. der Lungen vorkommende Erscheinung, die in krampfhaften, absatzweise auftretenden Zusammenziehungen der Athmungsmuskeln u. in schnell auf einander folgendem Ausstoßen der eingeathmeten Luft besteht. Veranlassung zur Entstehung des H.s kann jeder Reiz geben, welcher auf die Schleimhäute der Luftwege wirkt, z. B. Staub, scharfe Gase, in Kehlkopf u. Luftröhre gelangte fremde Körper, namentlich auch Schleim, der sich im Gefolge verschiedener Affektionen in den Athmungsorganen bildet. Durch den H. erfolgt Entfernung dieser Reize. An dem eigenthümlichen Tone, der den H. begleitet, u. der bald rauh, bellend, scharf, bald schleimig u. rasselnd ist, kann man oft erkennen, ob der Reiz, welcher den Hustenanfall erzeugt, im Kehlkopf od. tiefer in der Luftröhre seinen Sitz hat; oft ist er nur ein Hüsteln, an welchem Zwergfell u. Brustwände keinen Antheil haben; andere Male ist er mehr konvulsivisch u. mit einem Krampf der Stimmritze verbunden (Stickhusten); dies ist nam. der Fall beim Keuchhusten, bei dem einer geräuschvollen, pfeifenden, langgezogenen Einathmung rasche u. heftige Hustenstöße folgen. Zumeist sind es Katarrhe der Athmungsorgane, welche mit einem trockenen H. beginnen u. mit feuchtem H. enden. Bei diesem feuchten H. gelangt allmählich die Absonderung der Kehlkopf- u. Luftröhren-Schleimhaut als Auswurf (Expektoration) zum Vorschein, d. h. als durchsichtiger, zäher weißlicher od. graulicher, bisweilen eiterartiger Schleim, der manchmal von dem mit der eingeathmeten Luft verschluckten Staube schwärzlich gefärbt ist. Der H. kann jedoch auch einen mit Blut gemischten Schleim od. auch reines Blut herausbefördern (Bluthusten). Wenn dieses Blut aus dem Kehlkopf oder der Luftröhre stammt, so kann es hell- od. dunkelroth, schaumig od. nicht schaumig sein, u. es gelangt dann schon bei geringem H., ja schon durch Aufräuspern, in den Mund. Wenn dagegen bei Lungenentzündung Blut ausgeworfen wird, so erscheint dasselbe rostfarben u. mit Schleim gemischt. — Als Mittel gegen den katarrhalischen H. wendet man theils solche an, welche den Auswurf befördern u. den Schleim lockerer machen, theils solche, die den Reiz in den Luftwegen vermindern. In erster Beziehung gebraucht man Salmiak-Mixturen, französisches Hustenpulver, verschiedene aromatische Thees (Brustthee), süße Substanzen (Zucker, Lakritzensaft, Pates pectorales, Brustsirup, Rettigbonbons u. s. w.), in zweiter Beziehung äußere Hautreize (Senfteig), schleimige u. ölige Stoffe (Althee-Paste, Gummikugeln, Leinsamenthee, Oelemulsion), Inhalationen (mit warmem Wasser od. Milch), sowie Morphium. Bei Bluthusten hingegen benutzt man kühlende Stoffe (Limonade, Haller'sche Säure, auch kalte Aufschläge auf die Brust), Mutterkorn od. Ergotin, schließlich Einathmungen von Tannin- od. Alaun-Auflösung. Eine Erleichterung bei heftigem H. gewährt der Aufenthalt in feuchter, wenigstens nicht zu trockner u. zu kalter Luft. (Vergl. die Art. „Keuchhusten", „Katarrh", „Luftröhren- u. Lungenentzündung".)

Hutten, Ulrich v., einer der bedeutendsten Humanisten u. Vorkämpfer für die Reformation, wurde 21. April 1488 auf der Burg Steckelberg bei dem kurhessischen Städtchen Schlüchtern geb. Sein Vater, Ulrich v. H., war der Abkömmling eines alten fränk. Rittergeschlechts. Obschon der Erstgeborene der Familie, wurde der junge H., wahrscheinlich aus Rücksicht auf seinen schwächlichen Körperbau, 1499 von seinen Eltern in das Stift Fulda gebracht, um daselbst Mönch zu werden. Aber bald erwachte in ihm der heftigste Widerwille gegen das Klosterleben; trotz aller Versprechungen weigerte er sich beharrlich, das Mönchsgelübde abzulegen, u. floh auf Anrathen seines Freundes, des Humanisten Crotus Rubianus, 1404 od. 1405 aus dem Kloster. Von heftigem Wissensdrang getrieben besuchte er nach einander die Universitäten Erfurt, Köln u. Frankfurt a. d. O. Jedenfalls haben seine Erfurter Studiengenossen, die nachmals berühmten Humanisten Crotus Rubianus u. Eoban Hesse, sowie der gelehrte Mutianus Rufus in Gotha, den größten Einfluß auf die Entwickelung H.'s ausgeübt. Zu Frankfurt a. d. O., wohin er 1506 gegangen war, erfreute er sich bes. des Umganges mit Rhagius Aesticampianus. 1509 begann er nun ein merkwürdiges Wanderleben, fast unausgesetzt von den widrigsten Schicksalen verfolgt. Noch in demselben Jahre finden wir ihn als Bettler u. noch dazu von einer venerischen Krankheit, die er sich in Frankreich zugezogen hatte, gepeinigt an den Ufern der Ostsee. Erst in Greifswald, wo er sich gegen den Herbst als Student einschreiben ließ, fand er bei einem Professor Lötz Aufnahme u. Unterstützung. Als sich aber seine gänzliche Armuth herausstellte, behandelte ihn Lötz auf das Schnödeste, so daß sich H. noch im Dez. 1509 zur Uebersiedelung nach Rostock entschloß. Unterwegs aber ward er von den Dienern des Lötz eingeholt u. rein ausgeplündert. Halbtodt kam er in Rostock an. Bald aber erregte sein Schicksal Aufsehen; ein Professor der Philosophie, Ecbert Harlem, nahm ihn auf, pflegte ihn u. gab ihm nach seiner Genesung Gelegenheit, in Vorlesungen u. Dichtungen sein Talent geltend zu machen. Er verfaßte in dieser Lage seine zwei Bücher der „Klagen" in lat. Versen, worin er die Unthat des Lötz erzählt u. alle Humanisten Deutschlands u. die Gönner des Humanismus zur Rache auffordert. Gegen Ende des Jahres 1510 ging H. nach Wittenberg u. schrieb hier seine „Anweisung zur Verskunst" (in lat. Versen). Im Frühjahr 1511 begab er sich nach Wien, fand hier bei den Humanisten begeisterte Aufnahme u. erließ die dichterisch bedeutende „Aufforderung" an den Kaiser Maximilian, den Hochmuth der Venetianer zu züchtigen. Unterdeß aber hatte sich Crotus Rubianus eifrig bemüht, H. mit seinem Vater wieder auszusöhnen. Der Letztere wünschte, daß H. die schönen Wissenschaften aufgebe u. die Rechte studire. Zu diesem Behufe ging H. Ende 1511 nach Italien u. studirte seit April 1512 zuerst in Pavia, dann seit dem Juli desselben Jahres zu Bologna. Aber Hülflosigkeit u. Krankheit nöthigten ihn bald darauf, den Studien wieder zu entsagen u. Kriegsdienste zu nehmen. Dennoch ließen ihm alle diese Bedrängnisse Kraft genug, die „Epigramme an

den Kaiser Maximilian“ zu verfassen, in denen er die Franzosen u. den Papst mit bitterem Spotte geißelt. 1514 nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er von den Seinigen übel aufgenommen, fand aber bald einen warmen Gönner in dem Erzbischof Albrecht von Mainz u. lebte hier eine Zeit lang hochgeehrt in günstigen Verhältnissen. Auch machte er daselbst die Bekanntschaft Erasmus' von Rotterdam, mit dem er seitdem in Briefwechsel stand. Ein unerwartetes Ereigniß, die Ermordung seines Vetters Hans H. durch den Herzog Ulrich von Württemberg (1515), bot ihm endlich Gelegenheit zur völligen Aussöhnung mit seiner Familie. In zornigen Schriften trat H. als Anwalt der schwer beleidigten Familie auf; ja er wußte seinen Reden gegen den Herzog eine solche Wendung zu geben, daß er zugleich als Vorkämpfer des Adels gegenüber der fürstlichen Tyrannei dastand. Auf den Wunsch der Seinigen u. des Erzbischofs Albrecht ging er im Herbst 1515 abermals nach Italien, um in Rom seine Rechtsstudien fortzusetzen. Infolge eines Kampfes mit fünf Franzosen, die den Kaiser verhöhnt hatten, verließ H. aber Rom bereits im Sommer 1516 u. studirte in Bologna weiter. Auf einer 1517 daselbst erschienenen Satire gegen den Herzog Ulrich, „dem Phalarismus“, erscheint zum ersten Mal H.'s berühmter Wahlspruch „Jacta est alea“, d. i. der Würfel ist gefallen, den er später gewöhnlich deutsch wiedergab mit „Ich hab's gewagt“. In diese Zeit fällt auch sein Antheil an der Abfassung der berühmten „Dunkelmännerbriefe“, durch welche die Kölner Dominikaner vor aller Welt lächerlich gemacht wurden. Im Sommer 1517 kehrte H. wiederum nach Deutschland zurück. Die Reise gestaltete sich für ihn zu einem Triumphzug. Auf Veranstaltung Konrad Peutinger's wurde er am 12. Juli von Kaiser Maximilian in Augsburg feierlich als Dichter mit dem Lorber gekrönt. H. benutzte die Muße, die ihm jetzt geworden, zur Herausgabe einer Schrift, in der die angebliche Schenkung des Kirchenstaats an den Papst durch Kaiser Konstantin als eine Erdichtung nachgewiesen wurde, u. hatte die Kühnheit, diese Schrift dem Papst Leo X. zu widmen. Aber noch in demselben Jahre unternahm er in den Diensten des Erzbischofs Albrecht von Mainz eine Reise nach Paris, die ihn mit den dortigen Humanisten in Verbindung brachte, u. begleitete 1518 denselben auf den Reichstag nach Augsburg. Der Feldzug des Schwäbischen Bundes gegen Herzog Ulrich (1519) zog ihn wieder ins Kriegslager u. brachte ihn außerdem in enge Verbindung mit Franz von Sickingen. Des Hoflebens müde erhielt er darnach vom Erzbischof seine Entlassung unter Fortgewährung seines Gehaltes. In dieser freieren Stellung nahm er nun in den folgenden Jahren, meist auf seiner Burg Steckelberg wohnend, den Kampf gegen Rom auf, indem er sich immer entschiedener für die Sache Luther's erklärte, den er Anfangs noch verkannt hatte. Von den „Gesprächen“, die er in dieser Zeit (1520) erscheinen ließ, ist der „Vadiscus od. die röm. Dreifaltigkeit“ das bedeutendste. Natürlich ließen nun auch die Päpstlichen nichts unversucht, sich des kühnen Gegners zu entledigen. Aber H. fand auf der Ebernburg bei Franz von Sickingen eine Zuflucht u. erließ von hieraus seine Klagschriften u. Sendschreiben an den Kaiser, den Kurfürsten von Sachsen u. alle Deutschen, seit Ende 1520 auch in deutscher Sprache, damit alle Welt sie lesen könne. Den Reichstag zu Worms (1521) begleitete er mit feurigen Schriften. Als aber Luther verurtheilt worden war, da hatte auch seine Geduld ein Ende. Auf sein Andringen bes. geschah es, daß Franz von Sickingen 1522 den Einfall in das Erzbisthum Trier unternahm, welcher bald darauf seinen Sturz zur Folge hatte. H. selbst war jetzt in Deutschland nicht mehr sicher. Gebrochenen Leibes, entmuthigt u. geächtet, ging er im Herbst 1522 nach Basel, fand daselbst zwar günstige Aufnahme, aber Erasmus, an dessen Beistand ihm vor Allem gelegen war, verbat sich seinen Besuch. Darüber brach zwischen ihm u. Erasmus ein erbitterter Streit aus, der ihm vollends den Rest seines Lebens vergällte. Er hatte sich unterdeß nach Mühlhausen begeben. Als sich aber die Kunde von dem Fall Sickingen's verbreitete, mußte er von hier abermals fliehen u. kam im Mai od. Juni 1523 nach Zürich, um bei Zwingli Schutz zu suchen. Der Rath von Zürich wagte es jedoch nicht, den Geächteten offen zu beschützen. Nachdem er vergeblich in dem Bade Pfäfers Heilung gesucht, begab er sich mit Zwingli's Empfehlung zu dem heilkundigen Pfarrer Hans Schnegg auf der Insel Ufnau im Züricher See, wo er bereits in den letzten Tagen des Aug. od. am 1. Sept. 1523 starb. Seine wahrhaft deutsche Gesinnung u. sein heiliger Zorn gegen allen Gewissensdruck werden ihm für alle Zeit einen Platz unter den großen Männern Deutschlands sichern: zu einem Reformator freilich fehlte ihm die leidenschaftslose Ruhe u. das klare Bewußtsein seiner Ziele. Die Schriften H.'s wurden 1821—27 von E. Münch in 6 Bdn. herausgegeben, aber so nachlässig, daß Eduard Böcking in Bonn 1859—62 eine neue treffliche Ausgabe in 5 Bdn. veranstaltete. Die beste Biographie H.'s schrieb D. F. Strauß in „Ulrich v. Hutten“ (Lpz. 1858—60 in 3 Thln. u. 1871 in 1 Bd.).

Nr. 3432. Ulrich v. Hutten. (Medaillon am Lutherdenkmale in Worms.) H. geb. 21. April 1488, gest. 1. Sept. 1523.

Hüttenkunde, Hüttenmann, Hüttenwerk. Die H. ist ein spezieller Theil der Technologie, der sich bes. mit der Darstellung der gebräuchlichen Metalle aus ihren Erzen beschäftigt. Es folgt mithin der Hüttenmann dem Bergmanne, der es mit der Gewinnung der Erze zu thun hat, in seiner Arbeit, wie das Hüttenwerk der Schauplatz ist, auf welchem sich der zweite Akt der Metallgewinnung abspielt, deren erster im Bergwerk begonnen hat (Weiteres s. unter „Metallurgie“).

Huxley (spr. Hörli), Thomas Henry, engl. Physiolog, bekannt als einer der entschiedensten Anhänger Darwin's, geb. im Dorfe Ealing bei London 4. Mai 1825, studirte Medizin u. Naturwissenschaften, begleitete 1846—50 als Hülfsarzt den Kapitän Owen Stanley auf einer Expedition nach dem Stillen Meere u. dem Ind. Archipel, wurde 1855 Prof. der Naturgeschichte an der königl. Bergschule in London u. ist seit Ende 1862 Prof. der Physiologie u. vergleichenden Anatomie an der Universität daselbst. Er gab bisher u. A. heraus: „History of the oceanic hydrozoa“ (Lond. 1858); „Mans place in nature“ (3. Aufl., ebd. 1864; deutsch von K. Carus unter dem Titel „Ueber die Stellung des Menschen in der Natur“, Braunschweig 1863); „Lectures on comparative anatomy“ (Lond. 1864); „Lessons in elementary physiology“ (ebd. 1866; 3. Aufl. 1869; deutsch 1871); „Palaeontology Indica“ (ebd. 1866) u. „Anatomy of vertebrated animals“ (ebd. 1871).

Huyghens (spr. Heugens), lat. Hugenius, Christian, einer der größten Förderer der mathematischen u. physikalischen Wissenschaften, wurde als Sohn des als Dichter bekannten Konstantin H. (Rath u. Sekretär des Prinzen von Oranien, geb. 4. Sept. 1596, gest. 28. März 1687) 14. April 1629 im Haag geb. u. bezog, um die Rechtswissenschaft zu studiren, 1645 die Universität Leyden. Im J. 1649 begleitete er den Prinzen von Nassau nach Dänemark u. ließ 1651 seine Untersuchung über die Quadratur des Kreises u. der Hyperbel erscheinen. Im J. 1655 ging er nach Frankreich, wo er sich vorzugsweise mit der Herstellung von Fernröhren u. den dazu gehörigen Linsen beschäftigte; auch England besuchte er im folgenden Jahre, seinen dauernden Aufenthalt nahm er aber in Paris, wo der Minister Colbert ihm, der schon zu hoher Berühmtheit gelangt war, einen ansehnlichen Gehalt u. Wohnung in der königl. Bibliothek verschaffte. Im J. 1666 wurde H. Mitglied der Akademie, nach dem Haag ging er erst 1681 zurück u. starb das. 8. Juli 1695. In der Mathematik hat sich H. verdient gemacht durch die erste wissenschaftliche Begründung der Wahrscheinlichkeitsrechnung („De ratiociniis in ludo aleae, 1656), durch seine Komplanation der Konoide u. Sphäroide, durch die Rektifikation der Kurven, durch die von ihm aufgestellte Theorie der Evoluten u. s. w. Die Physik dagegen förderte er durch die Verbesserung der Fernrohre, in eminenter Weise aber durch seine Untersuchungen über die Natur des Lichtes, bezüglich deren er in der Abhandlung „Von dem Lichte“ die Undulationstheorie

zuerst aufstellte. H. hat zuerst das Pendel in die Räderuhren eingeführt, wie er auch der Erste war, welcher die Länge des Sekundenpendels als Normalmaß vorschlug u. aus derselben die Größe der Erdanziehung, der Schwere, zu berechnen lehrte. Er erklärte ferner die Doppelbrechung im isländ. Kalkspath u. entdeckte 1655 die größten Saturnmonde sowie die wahre Gestalt dieses Planeten u. die Rotation des Mars. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke besorgte Gravesande (24 Bde., Amst. 1724—28).

Nr. 3133. Christian Huyghens (geb. 14. April 1629, gest. 8. Juli 1695)

Huysum, Jan van, einer der besten holländ. Blumenmaler. Zu Amsterdam 1682 geb. u. 1749 gest., lernte er zuerst die Kunst bei seinem Vater Justus H., widmete sich aber dann vorzugsweise der Malerei von Blumen u. Früchten. Neben den Blumen erscheinen auch, sehr natürlich dargestellt, Vasen aller Art, Vogelnester, Schmetterlinge 2c. Weniger ansprechend sind im Allgemeinen seine Landschaften. Von seinen zahlreichen Blumen- u. Fruchtstücken sind die besten im Haag u. in Amsterdam, sowie in Dresden, München u. Wien.

Hyacinth, ein Halbedelstein, ist eine schön rothe od. gelblichrothe Farbenabänderung des Zirkons (s. d.), welche als Schmuckstein verarbeitet wird. Mit dem Namen Freiberger H., od. H. von St. Jago di Compostella werden sehr ungeeignet Quarzkrystalle belegt, welche einen bläulichrothen Ueberzug von Eisenkiesel tragen.

Hyacinthe, Pater (eigentl. Charles Loyson), in neuester Zeit als freisinniger katholischer Kanzelredner berühmt geworden, wurde 1827 zu Orleans geb., siedelte aber bald mit seinem Vater nach Pau über. H., der frühzeitig eine ungewöhnliche dichterische Begabung verrieth, trat 1845 in die Schule zu St. Sulpice ein, erhielt 1849 die Priesterweihe u. war eine Zeit lang als Lehrer der Philosophie zu Avignon, später zu Nantes thätig. Im J. 1860 trat er als Novize in das Karmeliterkloster zu Lyon ein u. legte 1862 das Mönchsgelübde ab. Seit 1863 predigte er in verschiedenen Städten (Bordeaux, Perigueux) mit großem Erfolg; derselbe steigerte sich noch, als er 1865—67 auch zu Notredame in Paris auftrat. Schon aber begann er auch durch seine freien Ansichten verdächtig zu werden. Obgleich es ihm gelang, sich persönlich bei dem Papste zu rechtfertigen, so rief doch seine Rede auf dem internationalen Friedenskongreß (im Juni 1869), in der er Judenthum, Katholizismus u. Protestantismus die drei großen Religionen der civilisirten Völker nannte, einen neuen Sturm hervor. Der Ordensgeneral der Karmeliter gebot ihm, entweder anders zu reden od. zu schweigen. Da erklärte H. in dem berühmten Briefe vom 20. Sept. 1869 seinen Austritt aus dem Orden u. seinen Bruch, zwar nicht mit der katholischen, wohl aber mit der entarteten röm. Kirche. Die Folge davon war die große Exkommunikation. H. ging jetzt nach Amerika u. wurde hier der Gegenstand begeisterter Huldigungen. Schon Ende 1869 kehrte er indeß nach Europa zurück u. hielt sich während des Krieges in verschiedenen Ländern auf, erschien auch 1871 auf dem Kongreß der Altkatholiken in München. Sehr großes Aufsehen erregte im Sept. 1872 seine Vermählung mit Emilie James Butterfield zu London, welche er selbst im J. 1868 zum Katholizismus bekehrt hatte. Im J. 1873 übernahm H. die Stelle eines altkatholischen Predigers zu Genf u. hatte auch hier Anfangs großen Erfolg. Als sich aber für ihn die Unmöglichkeit zeigte, der immer weiter greifenden altkatholischen Bewegung zu folgen, legte er im Aug. 1874 seine Stellung nieder.

Hyacinthe (Hyacinthus), allbeliebte Pflanzengattung der Asphodeleen, die uns bes. in einer Art (H. orientalis) eine der geschätztesten Blumenformen wurde, welche mit edler Gestalt u. schöner Färbung auch einen hohen Wohlgeruch verbindet. Die Pflanze gehört zu den Zwiebelgewächsen; sie treibt aus der schaligen Zwiebel lineale, rinnige Blätter u. einen nackten Blütenschaft mit einer Traube von glockenförmigen Blumen, deren Blütenhülle sechstheilig ist u. deren 6 Staubfäden in der Röhre befestigt sind. Sie stammt aus dem Orient, ihre Einführung u. erste Kultur ist nicht genau zu verfolgen. Die Engländer behaupten, daß sie wahrscheinlich im Anfange des 16. Jahrh. zuerst von den Deutschen kultivirt worden sei, während sie um 1596 in England von Gerard eingeführt u. gepflegt worden sei. Sicher waren die Holländer unter den Ersten, welche zu jener Zeit sich der neuen schönen Blume annahmen. Infolge dessen gewann man bald aus der einfachen Blume blaue, rothe u. weiße gefüllte, bis zum Jahre 1629 schon 8 verschiedene Abarten, während man jetzt einige Tausend zählt. Wunderbar stieg hierdurch die Blume in ihrem Werthe; die erste gefüllte H., welche man im Anfange des 17. Jahrh. zog, u. die jetzt nicht mehr existirt, nannte Peter Voerhelm, ihr Züchter, Marie. Eine später gezogene ist der noch heute existirende König von Großbritannien, von welchem in der ersten Zeit eine Zwiebel mit 1000 holländ. Gulden od. 100 Pfd. Sterl. bezahlt wurde. Man verlangt von einer schönen H. einen kräftigen, hohen u. aufrechten Stamm, beladen mit zahlreichen großen Glockenblumen auf kräftigen, kurzen u. wagrechten Stielchen, also eine pyramidale Aehre mit großen u. wohlgebildeten Doppelblumen, welche etwa die Hälfte des Schaftes einnimmt, während die Farbe der Blumen deutlich u. hell, dunkelroth, weiß, blau od. gemischt sein soll, in welchem letztern Falle die Hyacinthblume ein eigenthümliches Lustre annimmt. Jedenfalls zieht man kräftig helle Blumen den allzu blassen vor. Die Kultur selbst bietet gewisse Schwierigkeiten u. bindet sich deshalb auch an gewisse Gegenden. Ueber das Treiben der Zwiebeln findet man guten Aufschluß in Wredow's „Gartenfreund" (13. Aufl., Berl. 1873).

Hyaden hießen in der griech. Mythologie Nymphen, die von Zeus den neugeborenen Dionysos zur Pflege erhalten haben u. bei der Verfolgung des Dionysos durch den Thrakerkönig Lykurgos (oder zum Dank für ihre Pflege) unter die Sterne versetzt worden sein sollen.

Hyakinthos, der für einen Sohn des Amyklas u. der Diomede (od. des Oebalos) galt, war nach der griech. Sage ein Jüngling von außerordentlicher Schönheit u. ein Liebling des Apollon. Von Zephyros wurde er aus Eifersucht getödtet, indem derselbe, als gerade Apollon den H. im Diskoswerfen unterrichtete, den von dem Gott geworfenen Diskos dem H. an den Kopf trieb, worauf Apollon aus dem Blute des Getödteten eine Blume hervorsprießen ließ, die nun den Namen des H. trug. In dem Mythos läßt sich leicht eine Personifikation der unter der sengenden Sonnenhitze früh dahinsterbenden Vegetation erkennen. Zum Andenken an den frühzeitigen Tod des H. wurden in Amyklä, wo man sein Grab unter dem Bilde des Apollon zeigte, seit alter Zeit im Sommer die dreitägigen Hyakinthien gefeiert, eines der bedeutendsten spartanischen Feste, das sich bis in die röm. Kaiserzeit erhielt.

Hyalith ist eine Abänderung des Opals (s. d.).

Hyalographie nennt man die Kunst, Glas mittelst Flußsäure in der Art zu ätzen, daß von den so hergestellten Zeichnungen die schönsten Abdrucke gewonnen werden können.

Hyäne (Hyaena), ein nächtliches, in selbstgegrabenen Höhlen lebendes, gefräßiges, aber feiges Raubsäugethier der Hundefamilie, charakterisirt durch den abschüssigen Rücken, welcher eine Mähne trägt. Sie hat oben 5, unten 4 Backzähne jederseits, an allen Füßen 4 (nicht wie der Hund vorn 5) Zehen, u. über dem After eine Drüsentasche. Ihre sprüchwörtliche Grausamkeit beruht einzig darauf, daß sie als Aasfresser mit widerlicher Gier über gefallene Thiere herfällt u. wol auch Gräber ausscharrt. Man unterscheidet die gestreifte H. (H. striata) Nordafrika's u. Westasiens von der gefleckten (H. crocuta) Südafrika's, dem „Tigerwolf" od. „Wolf" der Kapkolonisten. Unter den fossilen Arten ist die Höhlenhyäne die gewöhnlichste. — Die Zibethhyäne

(Erdwolf, Proteles Lalandii) ist ein der H. verwandtes u., der gestreiften besonders, sehr ähnliches Raubthier, mit je fünf Vorderzehen, langer spitzer Schnauze u. oben nur je 4 Backzähnen. Sie lebt als Höhlenbewohner in Südafrika u. findet besonders an den Fettschwänzen der dortigen Schafe Wohlgefallen.

Nr. 3434. Kopf der Hyäne (Hyaena striata)

Hybla, im Alterthum eine Stadt in Sizilien, das jetzige Pategno. Von den Sikulern am südlichen Abhange des Aetna gegründet, war H. zu Cicero's Zeit ein blühendes röm. Municipium, zu Pausanias' Zeit aber bereits wieder verlassen und unbewohnt. Ein anderes, von Doriern 708 v. Ch. an der Ostküste Siziliens gegründetes H., mit dem Beinamen Megara, dessen Trümmer bei dem jetzigen Cataro zu finden sind, lieferte den berühmten anybläischen Honig.

Hybride, s. „Bastarderzeugung".

Hydaspes, griech. Name eines Flusses im j. Pendschab, der in den Akesines, einen westl. Nebenfluß des Indus, mündet (j. Dschellam od. Bihat). Alexander d. Gr. gründete an demselben auf seinem Zuge die beiden Städte Nikäa u. Bukephala.

Hydepark (engl., spr. Heidepark), ein schöner Park von bedeutendem Umfange im Innern von London, der den Greenpark mit Kensington-Gardens verbindet. In neuerer Zeit ist H. der gewöhnliche Wahlplatz der Volksversammlungen u. Meetings gewesen.

Hyder, od. eigentl. Hydra (vom griech. ὕδωρ, d. i. Wasser), eine Wasserschlange, ein Drache. Bekannt ist die fabelhafte hundertköpfige H. von Lerna (s. d.), deren Tödtung dem Hercules auferlegt wurde und die ihm nach großer Mühe u. Anstrengung gelang.

Hyder-Ali (engl., spr. Heider-Ali), Beherrscher des ostindischen Staates Mysore u. einer der ausgezeichnetsten asiatischen Fürsten. Geboren 1717 als Sohn des mohammedanischen Gouverneurs von Bangalore u. durch die Franzosen in der Kriegskunst unterrichtet, ward er vom Radscha von Mysore zum Oberbefehlshaber des mysorischen Heeres erwählt u. führte sofort bei letzterem die von den Franzosen erlernte Mannszucht u. Taktik ein. Nach einem siegreichen Feldzuge gegen die Mahratten verdrängte er den bisherigen Radscha von Mysore u. trat 1759 als Regent des Landes auf. Sein Reich umfaßte 1766 bereits über 3360 □M., u. als er nun auch noch einen glücklichen Feldzug gegen die Portugiesen ausgeführt hatte u. durch seine Flotte die Maldivischen Inseln in Besitz nehmen ließ, wurde er mit der Britisch-Ostindischen Compagnie u. zugleich mit den Mahratten u. dem König Subab von Dekan in Krieg verwickelt. H.-A. zeigte sich diesem dreifachen Feinde gegenüber als sehr geschickter General, denn er führte sowol diesen, wie auch, von den Franzosen sehr thätig unterstützt, einen späteren Krieg ohne Verlust an Land; er eroberte sogar, als England mit Frankreich u. Holland in Kriege verwickelt wurde, einen Theil des britischen Gebietes. Weniger günstig war ihm das Kriegsglück 1781, wo er einen großen Theil desselben wieder verlor, u. als 1782 zu seiner Unterstützung ein franz. Geschwader im Indischen Meere eintraf, wurden H.-A.'s wohl entworfene Kriegsoperationen gelähmt, da eine schwere Krankheit ihn ergriffen hatte, der er auch am 10. (nach Andern am 7.) Dez. 1782 erlag. H.-A. führte eine ungewöhnlich milde, tolerante u. sehr wohl geordnete Regierung u. trug viel für die Entwickelung des Handels u. der Künste seines Landes bei.

Hydra, griechische Insel, 1 □M. groß, 2 M. von der südöstl. Küste von Argolis entfernt, felsig, baumlos u. unfruchtbar, wird von etwa 12,000 Menschen bewohnt, welche sich durch Seetüchtigkeit auszeichnen. Im vorigen Jahrhundert als Seeräuber gefürchtet, leisteten die Hydrioten im griechischen Freiheitskriege durch ihre Flotte, welche 100 Schiffe umfaßte, sehr Bedeutendes. Die gleichnamige Hauptstadt (7428 E.) liegt auf einem Felsen, ist Sitz eines Bischofs u. treibt Weberei, Gerberei, Schiffahrt, Schiffbau u. Handel.

Hydrangea, s. v. w. Hortensia.

Hydrargyrum, s. v. a. Wassersilber, der alte Name für Quecksilber, das davon sein chemisches Zeichen Hg erhalten hat.

Hydrate sind chemische Verbindungen des Wassers mit Basen od. Säuren in ganz bestimmten äquivalenten Verhältnissen. Das Wasser vertritt in diesen Verbindungen gewissermaßen die Stelle beziehentlich einer Säure od. Base in einem Satze, ohne daß jedoch der Körper, mit dem es verbunden ist, seinen ursprünglich saueren oder basischen Charakter eingebüßt hätte. Gebrannter Kalk (CaO) ist z. B. eine Basis, befeuchtet man 28 Theile davon mit 9 Theilen Wasser, so verbindet er sich unter starker Erwärmung mit letzterem zu Kalthydrat (CaO, HO) von unverändert basischem Charakter; ebenso nimmt z. B. wasserfreie Phosphorsäure (PO_5) unter starker Erwärmung Wasser auf u. bildet damit, je nach der Menge des chemisch gebundenen Wassers, drei verschiedene Hydrate (HO, PO_5; $2\,HO, PO_5$; $3\,HO, PO_5$), welche ganz energische Säuren sind. Das in diesen H. gebundene Wasser wird mit dem nicht glücklich gewählten Ausdrucke Hydratwasser bezeichnet, während das mit wirklichen Salzen verbundene Wasser Krystallwasser genannt wird. Von Elementen können nur zwei H. bilden: das Chlor u. das Brom, dieselben werden jedoch schon durch mäßige Wärme wieder zersetzt.

Hydraulik nennt man einmal die Lehre von der Bewegung tropfbarer Flüssigkeit u. ist s. v. w. Hydrodynamik (s. d.), dann in praktischem Sinne die Wasserhebung, ferner auch Wasserbaukunst, die Lehre von den Quellen u. die Lehre von den Maschinen, bei denen Wasser od. eine andere Flüssigkeit das die Kraft übertragende Mittel ist, z. B. hydraulische Presse, Turbinen, Wassersäulmaschine u. s. w.

Nr. 3435. Durchschnitt der hydraulischen Presse.

hydraulische Presse, nach ihrem Erfinder auch Bramah-Presse genannt, ist eine Presse, deren Konstruktion auf dem Prinzipe beruht, daß ein auf eine völlig eingeschlossene Wassermasse an einer Stelle der Gefäßwand ausgeübter Druck von dem Wasser auf jedes dem gedrückten an Größe gleichkommende Wandstück mit gleicher Stärke nach allen Seiten fortgepflanzt wird. In Nr. 3435 ist ein Durchschnitt, in Nr. 2436 dagegen eine äußere Ansicht der h.n P. gegeben.

Nr. 3436. Vorderansicht der hydraulischen Presse.

Ein Druck auf den kleinen Kolben I preßt das ihn umgebende Wasser durch das Rohr L in den weiteren starkwandigen Cylinder A u. drückt dort den gut eingepaßten, durch die Liderung Q wasserdicht schließenden großen Kolben B in die Höhe, u. zwar mit einem Drucke, der den auf I ausgeübten so vielmal übertrifft, als die Querschnittsfläche von B größer als die von I ist. In Nr. 3436 ist der kleine Kolben links. Der Druck auf ihn wird durch einen mit Handgriff versehenen Hebel ausgeübt. Der große Kolben rechts trägt eine Preßplatte, welche das zu pressende Objekt

an eine zweite, oben zwischen zwei starken Säulen befestigte drückt. Da bei einmaligem Herabdrücken von l der Hub von B nur sehr gering ist, so muß man das Spiel öfters wiederholen, um die Wirkung zu vergrößern. Zu diesem Behufe schließt, wenn man l wieder emporzieht, ein Ventil N das Rohr L ab, während sich zugleich ein Ventil bei M durch das Emporheben öffnet u. neues Wasser von unten in den Raum um l eintreten läßt, welches dann wieder durch Herabdrücken von l nach AA hinübergepreßt werden kann. Bei R ist ein Ventil, bei welchem man das Wasser wieder austreten lassen kann, wenn B wieder herabsinken soll. Zwischen N u. R befindet sich ein Sicherheitsventil. Der Druck, welchen man mit der h. P. ausüben kann, läßt sich ungemein steigern. Uebt man z. B. mit der Hand auf den Hebel einen Druck von 25 Kg. aus, so ist bei einem Verhältniß der Hebelarme wie 10 zu 1 der Druck auf den Kolben l gleich 250 Kg. Hat dieser letztere aber einen 100 mal kleineren Querschnitt als der Kolben B, so ist der von B ausgeübte Druck 100mal so groß, also 25,000 Kg. Will man noch stärkern Druck ausüben, wie in der Zuckerfabrikation beim Auspressen des Rübensaftes, so läßt man die Presse nicht durch Menschenhand, sondern durch Dampfkraft in Bewegung setzen.

hydraulischer Kalk, s. v. w. Cement (s. d.).

hydraulischer Widder od. Stoßheber ist eine von Montgolfier erfundene Vorrichtung zum Wasserheben. Schließt man den Hahn einer nicht zu schwachen, schnell fließenden Wasserleitung auf einmal, so kann der Stoß, den die ganze in ihrem Laufe urplötzlich aufgehaltene Wassermasse ausübt, so groß werden, daß das Leitungsrohr — besonders leicht in der Nähe des Hahnes — davon berstet. Bringt man nun in der Nähe des Hahnes ein etwas enges Steigrohr an dem Leitungsrohre an, so wird durch den bei schnellem Verschluß eintretenden Wasserstoß das Wasser in diesem Steigrohre hoch emporgeschleudert, und zwar weit höher, als das Wasser in dem Reservoir steht, aus welchem die Leitung kommt. Der Grund dieser überraschenden und mit dem Gesetz der kommunizirenden Röhren scheinbar im Widerspruch stehenden Erscheinung liegt darin, daß in unserm Falle die ganze lebendige Kraft einer großen, in Bewegung begriffenen Wassermasse (der ganzen Wassersäule, die auf der Ausflußöffnung lastet) auf einmal zur Wirkung kommt und diese Wirkung auf Fortbewegung eines ungleich geringeren Wasserquantums verwendet wird, welchem dadurch eine um so größere Geschwindigkeit mitgetheilt wird. In Nr. 3437 ist ein solcher zur Speisung eines Springbrunnens aus einem nicht sehr hoch gelegenen Teiche dargestellt. Der vordere Theil des Terrains mit dem Widder ist im Durchschnitt gezeichnet.

Nr. 3437. Anwendung des hydraulischen Widders.

Das Wasser sinkt aus dem Weiher in die Rohrleitung AB u. strömt aus dieser lebhaft bei a aus. Durch dieses Ausströmen wird die bewegliche Klappe endlich gehoben u. damit die Oeffnung bei a gesperrt. Das einmal in Bewegung begriffene Wasser dringt nun weiter u. stößt die bis dahin senkrecht herabhängende Klappe b auf, preßt in den gewölbten Windkessel u. komprimirt die darin enthaltene Luft. Wird der Druck in der Rohrleitung AB schwächer, so wird durch den im Windkessel erzeugten größeren Luftdruck zunächst die Klappe b wieder zugedrückt u. das Wasser in dem in den Windkessel eingefügten Steigrohr emporgepreßt. Die Ventilklappe bei a sinkt durch eigne Schwere wieder herab, der Ausfluß findet daselbst wieder statt u. das Spiel des Apparates beginnt in der beschriebenen Weise von vorn. Man kann durch den h. W. das Wasser zwar hoch über das Niveau heben, doch ist die gehobene Menge im Verhältniß zu der bei a nutzlos ausfließenden nur gering. Darum kann man diesen Apparat zur Wasserhebung nur da benutzen, wo man bei geringem Gefälle über sehr große Wassermassen verfügen kann.

Hydrioten, die Bewohner der Insel Hydra (s. d.).

Hydrocarbür, s. „Kohlenwasserstoffe“.

Hydrocephalus, s. v. w. Wasserkopf.

Hydrocranium, Gehirnwassersucht, s. „Gehirnkrankheiten“.

Hydrodynamik ist die Lehre von den Bewegungsgesetzen der tropfbaren Flüssigkeiten; besonders gehört dahin die Theorie des Ausflusses von Flüssigkeiten. Das Wichtigste darüber s. „Ausfluß“.

Hydrogen, der lat. Name für Wasserstoff (s. d.), dessen chemisches Zeichen deshalb auch H ist.

Hydrographie (griech.) ist ein Theil der physischen Geographie u. bezeichnet die Wissenschaft von der Verbreitung des Wassers auf der Erdoberfläche, umfaßt also die Beschreibung der Quellen, Flüsse, Seen u. Meere. Ein selbständiges Glied der H. bildet die Ozeanographie, die Wissenschaft vom Meere. Hydrographische Karten bringen die Meeresküsten, die Seen u. Flußgebiete zur Anschauung. Hydrographische Schulen werden in Frankreich auch die Seemannsschulen genannt.

Hydrometeore nennt man alle durch das Vorhandensein von Wasser bedingte Lufterscheinungen, also Nebel, Wolken, Regen, Schnee, Hagel, Reif, Thau &c. Ihre Betrachtung gehört in die Meteorologie (s. d.).

Hydropathie, s. v. w. Wasserheilkunde.

Hydrophan ist ein zum Theil aus gemeinem, zum Theil aus edlem Opal zusammengesetztes Mineral, das einen Theil seines Wassergehaltes verloren hat u. deshalb auch kein rechtes Farbenspiel mehr zeigt. Ins Wasser gelegt, erlangt es auf kurze Zeit Glanz, Durchscheinendheit u. Farbenspiel wieder, wie sie dem Edelopal eigen sind. Man kennt den H. als seltenes Vorkommniß aus dem Porphyrgebiete von Hubertusburg i. S. — Nach Haidinger ist der in den Knoten des Bambusrohres sich absetzende Tabaschir identisch mit H.

Hydrooxygengas, s. v. w. Knallgas.

Hydrooxygengas-Mikroskop, s. „Mikroskop“.

Hydrophobie, s. v. w. Wasserscheu, Wuthkrankheit (s. d.).

Hyères (Hières), Stadt im südfranz. Depart. Var, mit 10,878 E., 2½ M. östl. von Toulon, ½ M. vom Mittelländischen Meere gelegen, steigt amphitheatralisch an einem 200 m. hohen Berge empor, ist durch die benachbarten Höhen vor kalten Winden geschützt u. hat im Winter ein außerordentlich mildes Klima, das viele Brustkranke hierher zieht; im Sommer ist dagegen die Hitze sehr stark u. der Aufenthalt wegen der Sümpfe des nahen Küstenflusses Gapeau weit weniger gesund. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist der Anbau von Südfrüchten; Orangen, Citronen, Granaten, Wein u. Oel sind die wichtigsten Ausfuhrartikel; außerdem wird auch viel Seidenzucht getrieben. Dem hier geborenen berühmten Kanzelredner Massillon ist vor dem Stadthaus ein Denkmal errichtet worden. An dem Meere befinden sich bedeutende Salinen. Der Ursprung von H. wird auf Olbia, eine Kolonie der Griechen von Massilia, zurückgeführt. Die Hyèrischen Inseln (Iles d'H.) liegen im S. u. O. der Rhede von H., welche im W. durch die Halbinsel Chien begrenzt wird u. bei Seemanövern der franz. Mittelmeerflotte als Station dient. Die drei größten dieser Inseln sind Port-Cros, Porquerolles u. Levant. Sie sind durchaus gebirgig, wenig fruchtbar, nur spärlich bewohnt, aber stark befestigt u. dienen als Aufenthaltsort für Bagnosträflinge.

Hygiëa, einer der kleinen, zwischen Mars u. Jupiter in der mittleren Entfernung von 65,17 Mill. M. um die Sonne kreisenden Planeten. Am 12. April (nach Andern am 14.) 1849 von Gasparis in Neapel entdeckt, trägt er das Zeichen (10) u. vollendet seine Umlaufszeit um die Sonne in 5 Jahren 216 Tagen 3 Stunden.

Hygieia (Hygéa, Hygia), bei den Griechen die Göttin der Gesundheit, Tochter des Asklepios, mit dem sie auch meist in gemeinsamem Heiligthum verehrt ward, wie in Argos, Korinth, Gortys u. an anderen Orten. Sie wird gewöhnlich als blühende Jungfrau dargestellt, in der Hand eine Schale haltend, aus der sie eine Schlange tränkt.

Hygieine od. Gesundheitslehre heißt derjenige Theil unseres Wissens, welcher es mit Erhaltung u. Förderung der Gesundheit des einzelnen Menschen (private H.), od. einer ganzen Bevölkerung (öffent-

liche H.) zu thun hat (vergl. Gesundheitslehre im Art. „Gesundheit“). Während die private H., welche Sache u. Aufgabe jedes Einzelnen ist, sich mit den krankmachenden Einflüssen der Außenwelt, mit den Gesundheitsbedingungen u. insbesondere mit den Mitteln u. Maßregeln für eine geeignete Lebensweise des Individuum beschäftigt, hat die öffentliche H. die Vorkehrungen zur Abhaltung von Schädlichkeiten ins Werk zu setzen, welche ganze Bevölkerungsklassen treffen u. meist nur durch Vermittelung der Behörde zu Stande kommen. Die praktische öffentliche H. ist ein Zweig des öffentlichen Verwaltungswesens u. sorgt unter Anderem für Schutz gegen Volksseuchen, gegen ungesunde Quartiere, für Städtereinigung, Beschaffung gesunder Speisen u. Getränke; sie sucht die Gefahren zu verhüten, die der Gesundheit der Arbeiter durch verschiedene Professionen u. Beschäftigungsweisen drohen ꝛc. — Die private H. förderte schon Hufeland durch seine „Makrobiotik“, in neuerer Zeit haben Oesterlen, E. Reich, Bock u. A. durch ihre Schriften für sie gewirkt. Die öffentliche H. wurde nam. in England, wo es jetzt als offizielles Organ eine Royal sanitary commission giebt, in ihrer hohen Bedeutung für das Volkswohl gewürdigt; in Frankreich giebt es zur Wahrnehmung ihrer Interessen ein Comité consultatif d'hygiène publique de France; in Deutschland erstrebt man zu gleichem Zwecke einer einheitlichen Gesetzgebung die Einsetzung eines Reichsgesundheitsamtes an, doch ist die öffentliche H. zu einem großen Theile nicht nur Sache des Staates, sondern auch der Gemeinden; für sie waren in jüngster Zeit u. A. Pettenkoffer, Varrentrapp, Hirsch, Eulenberg, Alois Geigel durch ihre Schriften thätig. (Vergl. den Art. „Sanitätswesen“.)

Hygrometer ist ein Instrument zur Bestimmung der Luftfeuchtigkeit, d. h. entweder des in einem gegebenen Luftvolumen wirklich aufgelösten Wasserdampfes (absolute Feuchtigkeit) od. des Verhältnisses der wirklich noch vorhandenen Dampfmenge zu der, welche bei der gegebenen Lufttemperatur aufgelöst sein könnte (relative Feuchtigkeit). Das gewöhnlichste ist das Daniell'sche H., bei welchem man eine blanke, innen ein Thermometer enthaltende hohle Glaskugel a durch Aetherverdunstung soweit abkühlt, bis sie mit einem feinen Thau beschlägt. Der in diesem Moment abgelesene Stand des inneren Thermometers (der sog. Thaupunkt) verglichen mit der Lufttemperatur läßt durch Rechnung od. schon fertige Tabellen leicht die absolute od. relative Feuchtigkeit finden. Man kann die absolute Feuchte auch bestimmen, wenn man ein gemessenes Luftquantum durch einen den Wasserdampf absorbirenden Stoff streichen läßt u. die Gewichtszunahme dieses Stoffes bestimmt (Brunner's H.). Ebenfalls zur Feuchtigkeitsbestimmung dient das Psychrometer (s. d.).

Nr. 3438. Daniell's Hygrometer.

Hygroskop heißt eine Vorrichtung, welche eine ungefähre Schätzung der Luftfeuchtigkeit gestattet (im Gegensatz zum Hygrometer, welches zur genauen Messung derselben dient). Die Konstruktion der meisten H.e beruht auf der Eigenschaft mancher thierischer od. pflanzlicher Substanzen, in feuchter Luft durch Auffaugung der Feuchtigkeit anzuschwellen u. sich zu verkürzen, od., wenn sie irgendwie gedreht od. gewunden waren, sich aufzudrehen. Solche Substanzen nennt man hygroskopisch. Man benutzt zu H.en besonders die gedrehten Samengrannen mancher Storchschnabelarten u. des wilden Hafers, ferner Darmsaiten, Holz, Federspulen ꝛc. Die besten H.e sind die Fischbeinhygroskope von Deluc, bei welchen die Feuchtigkeit durch die Ausdehnung eines schmalen, quer gegen die Fasern geschnittenen Fischbeinstäbchens beobachtet wird, sowie das Saussure'sche Haarhygroskop, in welchem ein entfettetes, durch ein kleines Gewicht gespanntes Menschenhaar beim Anschwellen durch Feuchtigkeit eine Rolle mit einem Zeiger umdreht.

Hyksos, d. i. Hirtenkönige, der historische Name der ägyptischen Könige der 15. u. 16. Dynastie des Manethos, semitischen Ursprungs. Im J. 2100 v. Chr. fielen, gedrängt von andern vorderasiatischen Völkern, die an den Grenzen Aegyptens wohnenden semitischen Stämme in großer Zahl unter ihrem tapfern Führer Salatis in Aegypten ein, eroberten Memphis u. begründeten daselbst ihre Herrschaft über das ganze Land, indem sie die oberägyptischen Dynastien sich unterwarfen. Erst 400 Jahre später, nachdem Theben zuerst seine Unabhängigkeit wieder gewonnen hatte, gelang es den Aegyptern, die Eindringlinge aus Memphis u. nach Auaris, dem späteren Pelusium, u. um 1500 v. Chr. auch von dort zu vertreiben u. nach Syrien zurück zu werfen. Die Bibelforscher glauben in den H. entweder die Pharaonen wieder zu finden, unter denen die Israeliten Gosen in Besitz nahmen, od. halten dieselben selbst für Israeliten. Vergl. die Schriften von Hengstenberg, Uhlemann, Saalschütz, u. besonders Brugsch's „Histoire de l'Egypte“ (Lpz. 1859).

Hymen (griech.), der Hochzeitsgott, erscheint bei den Griechen stets in der Verbindung „H. Hymenäos“ (s. d.) u. kommt erst bei den Römern für sich allein als Gott der Hochzeit vor.

Hymenäa, Courbazil, s. „Anime“. **Hymenaios**, s. „Hymen“.

Hymenäos, in der griech. Mythologie der Gott der Vermählung, galt für den Sohn einer Muse u. des Apollon, od. des Dionysos u. der Aphrodite. Nach attischer Sage war er ein schöner, aber armer Jüngling aus Athen, der von den vornehmen Eltern seiner Geliebten nicht die Einwilligung zu ihrer Verbindung erhalten konnte; als er jedoch, mit den in Eleusis beim Demeterfest versammelten athenischen Jungfrauen von Seeräubern entführt, Letztere im Schlafe erschlagen u. die geraubten Mädchen nach Athen zurückgebracht hatte, erhielt er zum Dank dafür seine Geliebte zur Frau u. lebte nun mit ihr in so glücklicher Ehe, daß man ihn späterhin bei der Vermählung anzurufen pflegte. Von der Kunst wird H. als ein schöner, geflügelter u. bekränzter Jüngling dargestellt, größer u. ernster als Eros, mit dem er oft verbunden wird, mit einer Hochzeitsfackel in der Hand.

Hymenophylleen; eine der reizendsten Familien aus der Klasse der Farrnkräuter, nur krautartiger Natur, oft Arten bildend, deren zweigige Wedel sich kaum über einen Moosrasen erheben, in welchem sie mit ihren kriechenden Wurzelstöcken gern wohnen. Alle zeichnen sich durch große Zierlichkeit der Befiederung, durch meist einzellige Blattschichten von großer Durchsichtigkeit, durch die Zierlichkeit dieses Blattnetzes und durch kapsel- oder trichterartige Fruchthüllen aus, welche, in der Mitte mit einem die Sporangien tragenden Säulchen versehen, an die Spitze des Laubes jeder Fieder gestellt sind. Man unterscheidet ursprünglich nur 2 größere Gattungen: Hymenophyllum u. Trichomanes, die aber durch Presl in viele Gattungen gespalten wurden. Zahlreiche Arten derselben bewohnen nur die heißeren Zonen, wo sie die feuchtesten, moosreichen Orte vorziehen, weshalb sie auch in unsern Treibhäusern allein in einer heißen Dampfatmosphäre gezogen werden können. In Deutschland kennen wir nur Hym. Turbridgense, das sich bisher nur im Uttewalder Grunde der Sächsischen Schweiz findet, während es häufiger u. üppiger am Luganer See, in Schottland u. s. w. auftritt.

Hymenoptera (d. h. Hautflügler, Piezata, vom griechischen πιέζειν, wegen der zusammengedrückten Kinnladen, Aderflügler, Immen), eine Insektenordnung mit vier durchsichtigen, von wenigen, ästig verzweigten Adern durchzogenen Flügeln, deren Vorderpaar länger u. breiter ist als das hintere. Außerdem sind sie charakterisirt durch beißende Mundtheile u. ein kleines ringförmiges Vorderbruststück, das am Rückentheil mit dem Mittelbruststück verwachsen ist. Das Weibchen besitzt einen aus dem 3—9 ringligen Hinterleibe vorstreckbaren Stechstachel, der mit einer Giftdrüse in Verbindung steht (Wespen, Bienen), od. eine oft sehr lange Legeröhre (Schlupfwespen), od. aber einem sägeartigen Apparate (Blattwespen), zum Anstechen od. Anschneiden von Pflanzentheilen od. Thieren, z. B. Raupen, u. nachherigem Einbringen der Eier in die Wunde. Am frei wendbaren Kopfe sitzen außer zwei großen zusammengesetzten Augen noch drei Nebenaugen auf der Stirn. Die Fühler sind faden- od. borstenförmig od. gebrochen, selten keulenförmig; die Mundtheile bestehen aus kräftigen Oberkiefern, die zum Beißen eingerichtet sind, während die zarten Unterkiefer eine Scheide um die langgestreckte Unterlippe u. die fadenförmige od. blattartig getheilte Zunge bilden, woraus scheinbar ein Saugrüssel entsteht. Die Zunge dient zum Auflecken der Blumensäfte, nur wenige, wie die Wespen, haben eine kurze Zunge u. genießen auch festere Stoffe (Früchte). Die Beine haben meist fünf Tarsenglieder; zwischen dem Hüftstück (coxa) u. dem Schenkel liegt ein ein- od. zweigliedriges Stück, der Schenkelring (trochanter), wonach sie als Monotrocha und Ditrocha unterschieden werden. Von besonderem Interesse ist das Flügelgeäder, es ist ganz gesetzmäßig u. bietet das der Vorderflügel gute Unterscheidungsmerkmal, wie Jurine nachwies, u. Hartig, Gravenhorst u. Ratzeburg eingehend verwertheten. Durch Häkchen am Vorderrande der Hinterflügel, die in den Hinterrand der Vorderflügel eingreifen, bilden beide Flügel eine gemeinschaftliche Fläche, wodurch ein anhaltenderer rascher Flug ermöglicht wird. Die H. sind lebhafte, summend fliegende Thiere, viele von ihnen leben gesellig und zeigen hochentwickelte Kunsttriebe; bei diesen „sozialen“ H. giebt es im Staate außer den Geschlechtsthieren noch geschlechtslose „Arbeiter“ (Weibchen, mit unentwickelten Geschlechtstheilen), die den Bau aufführen u. den Staat u. die Larven im Baue mit Nahrung zu versorgen, diese letzteren überhaupt zu pflegen haben. Näheres siehe in den Artikeln „Ameisen“, „Bienen“, „Wespen“. Die H. haben eine voll-

kommene Verwandlung; ihre Larven haben 3 od. 4 Paar, meist aber mehr als 8 Paar Afterraupen Beine; andere sind fußlos, madenähnlich, aber mit haarigen Mundtheilen versehen. Fossile Reste von H. sind im Jura selten u. sogar zweifelhaft, im Tertiärgebirge dagegen u. im Bernstein (der bekanntlich fossiles Baumharz ist) häufig, namentlich Ameisen. Vgl. Lepeletier de St. Fargeau, „Histoire naturelle des Insectes: Hyménoptères" (4. Vol. 1836—46) u. Taschenberg, „Die Hymenopteren Deutschlands" (1866).

Hymettos, der alte Name eines bis 1027 m. hohen, jetzt nur mit niedrigen Sträuchern, bes. wildem Thymian bewachsenen Gebirgszuges in Attika, der sich östlich von Athen ungefähr von N. nach S. erstreckt (j. Trelovuni); schon im Alterthum war der H., außer durch seinen Marmor, durch den dort gewonnenen gewürzigen Honig berühmt.

Hymne (hymnos) hieß bei den Griechen jedes Lied in höherem dichterischen Schwung, welches überhaupt einen religiösen Stoff zum Gegenstand hatte. In der ältesten christlichen Kirche entstanden sehr frühzeitig nach dem Muster der Psalmen, welche zu den vorzüglichsten religiösen Dichtungen aller Zeiten gehören, H. auf Gott u. Christum, später auch auf die Jungfrau Maria. Reste solcher H. sind z. B. der Lobgesang der Maria (Luc. 1, 46—55), des Zacharias (Vers 68—79) u. vor Allem der Engelgesang (Kap. 3, 14). Während in den meisten H.n der alten Kirche mehr der Preis der Erlösungsthaten Gottes in den Vordergrund trat, hatten doch auch einzelne einen allgemeineren Inhalt, so bes. der sogenannte Ambrosianische Lobgesang (nach den Anfangsworten „Te deum laudamus", d. h. Dich, Gott, loben wir, gewöhnlich das Tedeum genannt), welche von der Kirche bei allen freudigen Veranlassungen gesungen wurden. Im Mittelalter waren diese lateinischen H.n dem Volke natürlich unverständlich, u. erst Luther erwarb sich das Verdienst, daß er eine größere Zahl dieser Lobgesänge für den Gemeindegesang deutsch umdichtete. Hierher gehören die Lieder: „Komm, heiliger Geist, Herr Gott" (veni creator spiritus), „Wir glauben all' an einen Gott", „Herr Gott, Dich loben wir" (te deum), „Mitten wir im Leben sind" u. andere mehr. Daneben schuf die Reformationszeit selbständig eine Anzahl echter H.; z. B. „Ein feste Burg ist unser Gott" (nach Psalm 46) von Luther u. „Allein Gott in der Höh' sei Ehr" von Decius. Mit der religiösen Begeisterung jener Zeit erlosch auch die Befähigung zur Hymnendichtung; selbst von den H.n Klopstock's vermochten sich nur wenige (z. B. „Preis ihm, er schuf u. er erhält", „Auferstehn, ja auferstehn") im Gemeindegesang einzubürgern. Die Wissenschaft von dem Kirchengesang überhaupt u. der Geschichte des Kirchenlieds heißt Hymnologie.

Hyoscyamin ist eine in den Blättern u. Samen des Bilsenkrautes (Hyoscyamus niger) enthaltene, sehr giftige organische Basis, die Ursache der giftigen Wirkung jener Pflanze. Das reine H. läßt sich in farblosen, geruchlosen, unangenehm scharf schmeckenden Krystallen darstellen, die bei 90° schmelzen und sich, vorsichtig weiter erhitzt, unzersetzt sublimiren lassen, beim Erhitzen aber einen betäubenden narkotischen Geruch entwickeln. Es löst sich in kaltem Wasser wenig, in heißem leichter, in Alkohol, Aether, Chloroform u. Benzol ist es ebenfalls leicht löslich. Mit Säuren giebt das H. Salze, von denen namentlich das schwefelsaure leicht u. schön krystallisirt. Interessant ist die Wirkung des H. auf die Pupille der Augen, da es dieselbe, innerlich genossen od. äußerlich applizirt, in viel stärkerem Grade erweitert, als dies bei dem Atropin der Tollkirsche der Fall ist. Die Menge des in der Bilsenkrautpflanze enthaltenen H.s ist nur gering, man erhält aus 10 kg. Samen nur circa $4^1/_2$ Gramme. Entdeckt wurde es von Geiger u. Hesse.

Hyper, das griech. ὑπέρ, Präposition, welche den Wörtern, denen sie vorgesetzt wird, den Begriff des Uebermäßigen, Ueberflüssigen u. Uebertriebenen beilegt, wie z. B. **Hyperämie,** Blutfülle, **Hyperakusis,** krankhafte Feinheit des Gehörs, **Hypertrophie,** Ueberwucherung, **Hyperästhesie,** überspannte Empfindung.

Hyperbel ist eine krumme Linie, welche die Geometrie zu den sog. Kegelschnitten (s. d.) rechnet. — Hyperboloid ist ein geometrischer Körper, dessen gekrümmte Oberfläche, wenn man sie durch eine Ebene durchschnitten denkt, als Schnittränder H.n zeigt.

Hyperboreer (d. h. die über den Norden hinaus Wohnenden), nannten die Griechen ein uraltes fernwohnendes Volk, das schon in frühester Zeit von ihnen erwähnt wird. Sie lebten, so hieß es, in einem milden, sonnigen u. fruchtbaren Lande, als ein seliges, durch fromme Sitten sich auszeichnendes Volk, das weder Streit noch Krieg kannte u. sich namentlich dem Dienst des Apollon weihte. Der griech. Kult dieses Gottes ward auch von den Griechen selbst mehrfach mit den H. in enge Verbindung gebracht; alte Sagen berichten z. B. von Gesandten der H., die Opfergaben nach Delos brachten, u. ein Hymnus der Delpherin Böo bezeichnete die H. als Stifter des Orakels zu Delphi. Ueber die Lage des H.-Landes finden sich schon bei den Alten ganz von einander abweichende Ansichten, indem man dasselbe bald nach dem Nordrande der Erde, bald nach dem Westen verlegte, während Manche, wie Herodot u. Strabo, die wirkliche Existenz des Volkes überhaupt bezweifelten; ebenso getheilt sind die Meinungen der Neueren über diese Frage, denn die H. werden von diesen bald nach Skandinavien, bald an die Nordseite des Schwarzen Meeres, bald nach Germanien od. Italien versetzt od. auch für die alten Chinesen angesehen.

Hypericum, s. „Johanniskraut".

Hyperides, einer der zehn attischen Redner, Schüler des Platon, u. Isokrates, stand nach Alexander's d. Gr. Tode mit Demosthenes an der Spitze der Kriegspartei. Nach dem unglücklichen Ausgange des Lamischen Krieges 322, ward er von Antipatros hingerichtet. Von seinen Reden sind nur 4 erhalten. Gesammtausgabe von Blaß (Lpz. 1869); übersetzt von Teuffel (Stuttg. 1865).

Hyperoxyde nennt man diejenigen Sauerstoffverbindungen der Metalle, welche sich als solche nicht mit Säuren verbinden können, sondern erst einen Theil ihres Sauerstoffes abgeben müssen, bevor sie sich mit Säuren zu Salzen vereinigen können. Der hierbei frei werdende Sauerstoff ist in vielen Fällen ozonisirt. Beim Zusammenbringen mit Chlorwasserstoff (Salzsäure) entwickeln ferner diese H. Chlorgas. Einige der wichtigeren H. sind: Manganbioxyd, (Manganhyperoxyd, Braunstein), Kobaltsesquioxyd, Nickelsesquioxyd, Bleibioxyd (Bleihyperoxyd), Bariumbioxyd (Bariumhyperoxyd) u. s. w. Auch Wasserstoffhyperoxyd ist bekannt.

Hypersthen, s. „Paulit".

Hypertrophie vom griech. ὑπερτροφία, d. i. übermäßige Ernährung) ist der krankhafte Zustand eines Körperorgans, welcher sich durch Zunahme des Umfanges desselben charakterisirt u. durch Vermehrung seiner normalen Bestandtheile bedingt ist. Dieser Zustand kann in fast allen Organen u. Geweben auftreten, bedeutende Vergrößerung eines Theiles herbeiführen u. sehr mannichfache Verschiebungen u. Funktionsstörungen nicht blos des ergriffenen Theiles, sondern auch der Nachbarorgane zur Folge haben. Am häufigsten kommt H durch anhaltende Blutüberfüllung od. durch übermäßige Funktionirung des Theiles zu Stande. Man kann dem Vorschreiten der H. durch Herabsetzung der Thätigkeit u. des Blutgehaltes im betreffenden Organe entgegentreten.

Hypnotica (von ὕπνος, der Schlaf) nennt man in der Arzneikunde die schlafbringenden Mittel (s. „Schlaf").

Hypnotismus od. Hypnose ist ein nervöser Zustand, den man als künstlich erzeugten Schlaf bezeichnen kann, u. in welchem man bis zu einem gewissen Grade bewußt- u. gefühllos ist. Dieser schlafähnliche Zustand kann unter A. durch Vorhalten eines glänzenden Gegenstandes, namentlich eines Metallspiegels, vor die Augen hervorgebracht werden, indem die Person auf den Gegenstand in einer Entfernung von 20—38 cm. unverwendet blicken muß. Schon im J. 1829 hatte ein Magnetiseur, um eine schmerzhafte Operation möglich zu machen, durch seine Manipulationen eine Dame in Schlaf versetzt; zwei Aerzte, die Herren Cloquet u. Pailloux, vollzogen diese Operation mit glücklichem Erfolge. Die Methode, Menschen durch Vorhalten von glänzenden Metallstücken einzuschläfern, hat ihren Urheber in einem englischen Arzte, J. Baird, der vor etwa 30 Jahren damit auftrat u. im J. 1842 ein Buch darüber geschrieben hat. Erst 10 Jahre später aber fand diese Entdeckung durch Dr. Azam zu Bordeaux weitere Verbreitung, u. man glaubte eine Zeit lang in der That, die wohlthätige, schmerzstillende u. betäubende Wirkung der Aether- od. Chloroform-Einathmungen bei Operationen durch Erzeugung von H. ersetzen zu können. Es stellte sich jedoch heraus, daß derartige Hoffnungen übertrieben waren. Thatsache ist allerdings, daß man durch Hervorrufen von fortgesetztem Schielen in einer eigenthümlichen Weise auf das Gehirn, u. zwar die in demselben entspringenden Empfindungsnerven abstumpfend einwirken kann; wenn man daher einen glänzenden mettallischen Körper dem Gesichte eines Menschen so nahe bringt, daß dadurch Ermüdung der Augen u. Einschläferung entsteht, so folgt in vielen Fällen eine Art von Starrkrampf (Katalepsie) mit mehr od. minder vorbereiteter Gefühllosigkeit (Anästhesie). Allein nur bei reizbaren Personen tritt dieser ohnmachtartige Zustand ein, bei den meisten Menschen erzeugt das Experiment nur ein unbehagliches Gefühl. So hat das Verfahren der Heilkunde keinen praktischen Nutzen gebracht. Wie schon aus dem Gesagten hervorgeht, bedarf es zur Erzeugung des H. durchaus keines glänzenden Gegenstandes, sondern einfach nur der Fixirung des Blickes auf einen unbeweglichen Punkt. Die Joguis in Indien bringen eine Art von hypnotischem Zustand hervor, indem sie viele Stunden hindurch ihren Blick unerschütterlich gegen das Ende ihrer Nase od. irgend einen imaginären Raum hin richten; die Mönche vom Berge Athos geben sich ähnlicher Beschaulichkeit hin, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihren Nabel als Fixirungspunkt annehmen. In Aegypten gießen die Magier einige Tropfen dicker Tinte in die hohle Hand dessen,

der sie befragt, indem sie ihm befehlen, seinen Blick auf diesen magischen Spiegel zu richten, u. nach kürzerer od. längerer Zeit stellen sich dann Visionen ein. Ebenso kann man Thiere in einen hypnotischen Zustand versetzen, wenn man sie in eine ihnen ungewohnte Lage bringt u. ihre Blicke fixirt. Legt man z. B. eine Taube sanft auf ihren Rücken u. macht auf die Tischplatte, auf der sie liegt, von der Schnabelspitze an einen Kreidestrich, so bleibt sie starr u. ruhig liegen. Auch mit Hühnern, mit Krebsen u. s. w. gelingen ähnliche Experimente. Die im Volke verbreitete Annahme, daß hierbei sogen. „thierischer Magnetismus mit im Spiele sei, ist, wie Prof. Czermak gezeigt hat, ganz irrig; vielmehr bringt die Konzentration der Aufmerksamkeit auch hier eine Art von Lähmung der Gehirnthätigkeit hervor.

Hypochondrie (vom gr. ὑποχόνδρια, d. i. der Theil unter dem Brustknorpel, der Unterleib u. die Eingeweide) ist eine Krankheit des Nervensystems, welche sich besonders durch eine abnorme Aengstlichkeit u. geistige Reizbarkeit charakterisirt. Der Hypochondrist zeigt bei seinem Thun, Denken u. Fühlen eine anhaltend gesteigerte Vorstellungskraft bezüglich des krankhaften Zustandes seines eigenen Körpers; der ängstlich beobachtende Hypochondrist glaubt abnorme Empfindungen u. Krankheitsprozesse wahrzunehmen, deren Bedeutung an sich bisweilen sehr gering ist, deren Werth u. Folgen aber von dem geistig befangenen Patienten mehr od. weniger arg übertrieben werden. Die anhaltend gesteigerte Aengstlichkeit hat als psychische Erscheinung Veranlassung gegeben, die H. zu den Geisteskrankheiten zu rechnen, u. es giebt wirklich Fälle, die sich wenig von Melancholie unterscheiden, u. in welchen der Patient so sehr der Sklave seiner Verstimmung ist, daß ihm die Freiheit des Handelns u. Denkens völlig verloren geht.

Die Krankheit hat in der Regel einen langwierigen Verlauf u. entwickelt sich erst vom Jünglingsalter an; das kindliche u. das Greisenalter, sowie das weibliche Geschlecht sind frei von ihr. Eine Disposition geben müßige, sitzende Lebensweise, Krankheiten der Unterleibsorgane, Herzfehler u. geschlechtliche Störungen (d. h. die Wahrnehmung einer unvollkommenen Befriedigung der Geschlechtslust als Folge einer Uebersättigung im Genusse, Onanie u. s. w.); die Entwicklung der Krankheit befördern heftige psychische Eindrücke, Furcht vor Epidemie u. Ansteckung, das Lesen medizinischer Volksbücher u. Langeweile, die den Hang zu einer ungerechtfertigten Selbstbeobachtung, zu einer quälenden Sorge u. Unruhe begünstigt. Meist entwickelt sich die H. aus körperlichen Ursachen u. der Hypochondrist leidet wirklich an körperlichen Störungen. Er hat die krankhafte Neigung, die unangenehmen Empfindungen, die sie ihm machen, sich selbst u. Andern schlimmer vorzustellen, als sie sind. So grübelt der besorgte Patient über die irgendwie wahrgenommenen od. auch nur gefürchteten Erscheinungen u. über den Verlauf von krankhaften Störungen; seine Besorgniß läßt ihn weder am Tage noch des Nachts Ruhe finden. Er wendet sich von einem Arzte zum anderen, von einer Kurmethode zur andern, sucht Hülfe u. Belehrung in populären medizinischen Schriften u. wird hierbei in eine nur noch größere Unruhe versetzt. Die trübe Stimmung (Spleen) u. das resultatlose Grübeln steigern sich in einzelnen Fällen bis zum Lebensüberdruß; im Allgemeinen aber hängt der Hypochondrist am Leben u. möchte die Freuden desselben genießen; auch ist er für eine regelmäßige Lebensordnung besorgt. Auf der anderen Seite schlägt ganz unerwartet die böse Laune in Heiterkeit u. Ausgelassenheit um, doch hält dieser günstige Zustand selten lange an. Trotz seiner krankhaften Gemüthsstimmung ist der Hypochondrist in der Regel ein guter Geschäftsmann u. vollkommen dispositionsfähig; nur leidet er bisweilen an Hallucinationen (s. d. Art.). Außer diesen psychischen Erscheinungen können allerdings vielfache körperliche Leiden vorhanden sein, man nahm diese „Hypochondria cum materia“ (H. mit einer anatomischen Störung des Körpers) als Gegensatz zu einer „Hypochondria sine materia“ (H. ohne reelle Unterlage), indem letztere Form lediglich als Reizbarkeit des allgemeinen Nervensystems aufgefaßt wurde. Kopf- u. Rückenschmerzen, Neuralgien, Kältegefühl in den Extremitäten, Druck u. Kälte in der Magengegend, träger Stuhlgang, Gasentwicklung in den Därmen, Sodbrennen, Herzklopfen u. s. w., sind dergleichen Leiden, welche auf Ernährungs- u. Cirkulationsstörungen in den verschiedensten Organen deuten. Wenn es gelingt, die Grundkrankheiten zu beseitigen, so kann man auf Heilung hoffen; andernfalls dauert die H. durchs ganze Leben: nur äußerst selten führt hochgradige H. zum Selbstmorde.

Zur allmählichen Heilung der H. ist oft eine vollständige Umänderung der Lebensweise erforderlich. In geistiger Beziehung muß man die Uebertreibungen des Patienten durch einfache sachliche Erörterungen auf das richtige Maß zurückführen, dabei aber auch wesentliche körperliche Veränderungen durch passende Diät u. Medikamente in Behandlung nehmen. Hinsichtlich der Lebensweise ist es nöthig, die Aufmerksamkeit des Patienten durch zweckmäßige Bewegungskur von der Beobachtung seines Ich abzuleiten; er muß vor Allem regelmäßig mechanisch beschäftigt werden: reiten, fahren, turnen, schwimmen, jagen, Billard spielen, kegeln, in Gebirgsgegenden reisen. Auch geistige Beschäftigung u. Unterhaltung, Theater, Gesellschaften u. s. w. wirken wohlthätig. Zur Erzielung einer gesunden Verdauung dient mäßige, reizlose Kost; man meide schwer verdauliche, blähende, fette Speisen, schwere Biere u. Weine. Der Kranke darf nicht zu weich u. zu lange schlafen. „Bewegung, Zerstreuung, Diät sind die drei Kardinalmittel der H. Mancher Spleen wird durch sie allein geheilt, keiner ohne sie“. Wenn langwierige Verdauungsstörungen vorhanden sind (Magen- und Darmkatarrh, Leberanschwellung, Hämorrhoiden), so erweisen sich Karlsbad, Marienbad, Homburg, Kissingen nützlich, auch Kräuter- u. Weintraubenkur, ferner tägliche Kaltwasserklystiere u. gelinde Abführmittel. Ist der Kranke blutarm, so werden Eisen, Chinin u. die Stahlquellen (Pyrmont, Spaa, Schwalbach, Franzensbad) verordnet; dagegen bei reizbarer Schwäche kalte Waschungen u. Abreibungen des Körpers, Flußbäder, kräftige Fleischkost, sowie Gastein-, Sool- u. Seebäder.

Hypocykloide, s. „Cykloide“.

Hypokrisis u. Hypokrisie (vom griech. ὑποκρίνεσθαι, d. i. sich verstellen, als Schauspieler eine Rolle spielen), Verstellung, Heuchelei, Nachahmung einer Person in Reden u. Geberden.

Hypomochlion, der Stützpunkt, besonders für den Drehpunkt des Hebels gebraucht.

Hypotenuse heißt in der Geometrie die Seite, welche in einem rechtwinkligen Dreiecke dem rechten Winkel gegenüberliegt. Ihre Quadratzahl ist stets eben so groß, als die Summe der Quadratzahlen der beiden andern Seiten (Katheten). Dieser Lehrsatz rührt von Pythagoras (s. d.) her.

Hypothek. Das röm. Recht verstand unter H. ein Pfandrecht, bei welchem der Pfandschuldner die mit dem Pfandrechte belastete, bewegliche od. unbewegliche Sache in der Hand behielt u. der Pfandgläubiger bei Fälligkeit der Forderung lediglich berechtigt war, vom Schuldner od. einem dritten Besitzer Herausgabe der Pfandsache zum Zwecke des Verkaufes zu beanspruchen. Das deutsche Recht hingegen kennt ein Pfandrecht nur an unbeweglichen Sachen, an beweglichen Sachen dagegen nicht, u. nur dergestalt, daß der Schuldner Inhaber der verpfändeten Sache bleibt. Demselben ist ferner eigenthümlich, daß ein Pfandrecht an Grundstücken nicht mehr durch bloßen Vertrag od. letztwillige Verfügung begründet werden kann, sondern daß zu dessen Entstehung ein besonderer, unter Mitwirkung einer öffentlichen, meist richterlichen Behörde vorzunehmender Akt erfordert wird. Im älteren deutschen Rechte erfolgte die Hypothekenbestellung durch gerichtliche Auflassung, d. h. durch die vor dem Richter erfolgende feierliche Erklärung des Eigenthümers, daß er sein Grundstück mit einer Pfandschuld belasten wolle, eine Erklärung, die der Richter nach Prüfung der einschlagenden Verhältnisse bestätigte. Im Mittelalter wurden in den Städten diese Abmachungen in ein besonders hierzu bestimmtes, öffentliches Buch eingetragen, das von der vom Richter auszusprechenden Bestätigung (consensus) „Konsensbuch“ genannt wurde. Hieraus hat sich das sog. Ingrossations- od. Intabulationssystem, auch System der Grund- u. Hypothekenbücher genannt, entwickelt. In jeder Gemeinde befindet sich, u. zwar vorzugsweise bei den Gerichtsbehörden, ein unter öffentlicher Autorität angelegtes u. geführtes, allen Interressenten zugängliches Buch, das aus einzelnen Blättern (Folien) besteht. Jedes Blatt zerfällt in mehrere Rubriken, die über das Grundstück, seinen Besitzer u. über die auf einem Grundstücke ruhenden dinglichen Lasten Auskunft geben. Diese sog. **Grund- u. Hypothekenbücher** beruhen auf dem Grundsatze der Publizität u. Spezialität. Hiernach kann ein Pfandrecht an einem Grundstücke nur durch Eintragung (Ingrossation) der Forderung, für welche das Grundstück haften soll, in jenem öffentlichen Buche entstehen; es haftet auch nur das betreffende Grundstück, auf dessen Folium die Pfandschuld eingetragen ist, u. nur bis zum Betrage der eingetragenen Forderung. Derjenige, der behauptet, es entspreche der Eintrag nicht der thatsächlichen Wahrheit, hat dies zu beweisen. Die H. gilt als erloschen erst dann, wenn dies ausdrücklich im Hypothekenbuche an der vorgeschriebenen Stelle bemerkt worden ist. Jede Eintragung setzt einen Rechtsgrund zur Eintragung voraus. Ueber den erfolgten Eintrag wird dem Hypothekengläubiger ein sog. Hypothekar-, od. im Falle der Abtretung, sog. Rekognitionsschein ausgefertigt. Solcher Hypothekenscheine od. Briefe giebt es zwei Arten; die eine ist nichts als ein Beweisdokument über die Thatsache u. Art des Eintrags; die andere wird dergestalt ausgefertigt, daß als Gläubiger nicht eine bestimmte Person, sondern der jedesmalige Inhaber des Hypothekenscheines benannt ist. Bei der letzteren Art sucht man den Realkredit flüssiger u. beweglicher zu machen. Die Gläubiger sichert der Staat dadurch, daß nur ein bestimmter Theil des Grundwerthes mit Hypotheken belastet u. bis zur

Minderung der Hypotheken kein Theil des ursprünglichen Grund u. Bodens abgetrennt werden darf. Die H. erstreckt sich auf das verpfändete Grundstück, dessen Zubehörungen, auch die erst nach der Verpfändung hinzugekommenen, u. auf den Zuwachs. Der hypothekarische Gläubiger kann, wenn die Forderung ganz od. zum Theil fällig ist, zu seiner Befriedigung Zwangsversteigerung (s. d.) des verpfändeten Grundstücks, od., wenn er zunächst aus den Früchten befriedigt sein will, gerichtliche Sequestration (s. d.) verlangen. Ein Recht, in den Besitz od. die Benutzung des verpfändeten Grundstücks gesetzt zu werden, steht ihm nicht zu. Die H.en können durch **Ueberschreibung** ganz od. theilweise übertragen werden, sie erlöschen durch Untergang des Grundstücks, Erlöschen der Hauptforderung, Ablauf der Zeit, Eintritt einer Resolutivbedingung, (s. d.), Konkurs des eingetragenen Eigenthümers u. durch Zwangsversteigerung.

Hypothese (griech.), Grundsatz, eine Voraussetzung, ein auf Wahrscheinlichkeit od. Vermuthung, nicht auf Gewißheit beruhender Satz, mit dem die Erklärung einer sonst unerklärlichen Sache versucht werden soll. – **Hypothetisch**, vorausgesetzt, bedingungsweise angenommen, auch zweifelhaft.

Hypsometer, Hypsometrie, s. v. als Höhenmesser u. Höhenmessung (s. d.).

Hypsomyceten, s. v. w. Fadenpilze, s. „Pilze".

Hyrkanus ist der Beiname zweier jüd. Hohenpriester aus dem Geschlechte der Hasmonäer. Johannes H. I. folgte seinem Vater Simon 135 v. Chr. als Fürst u. Hoherpriester u. regierte bis 105. Trotz eines unglücklichen Krieges gegen Antiochus VII. von Syrien (134 u. 133 v. Chr.) gelang es ihm doch wieder, sich selbständig zu machen u. sogar Samarien (damals syr. Gebiet) zu erobern. Ebenso eroberte er Idumäa im S. Palästina's u. zwang die Bewohner, die alten Edomiter, zur Annahme des jüd. Glaubens u. Gesetzes. Nach außen stützte er seine Macht auf das erneuerte Bündniß mit den Römern u. erhob so das jüd. Reich zu einer Blüte, wie sie seit Jahrhunderten nicht mehr erlebt worden war. Wichtig ist noch, daß während seiner Regierung zuerst der Gegensatz zwischen Pharisäern u. Sadducäern auftauchte. H. hielt es Anfangs mit den Ersteren, war ihnen aber später feindlich gesinnt. — **Hyrkan II.** bekleidete während der Regierung seiner Mutter Alexandra (seit 78 v. Chr.) das Hohepriesteramt. Nach dem Tode derselben trat er als ältester Sohn auch die Regierung an, wurde aber von seinem Bruder Aristobul verdrängt u. nach längerem Bürgerkriege erst 63 v. Chr. von Pompejus als Hoherpriester wieder eingesetzt. Als solcher führte er eine Zeit lang auch die Regierung unter röm. Oberhoheit. Im J. 40 wurde er von seinem Neffen Antigonus durch Abschneiden der Ohren verstümmelt u. so zum Hohenpriester untauglich gemacht; 30 v. Chr. ließ ihn Herodes d. Gr. als den letzten der Hasmonäer hinrichten.

Hyrmensul, s. v. w. Irmensäule (s. d.).

Hyrtl, **Joseph**, berühmter Anatom, 3. Sohn des Oboevirtuosen u. Komponisten **Jakob H.** (geb. zu Krems in Oberösterreich 29. Sept. 1768, gest. zu Wien 18. April 1852), der sich ursprünglich **Hirtl** schrieb, u. Bruder des Kupferstechers **Jakob H.** geb. zu Wien 23. Nov. 1799, gest. das. 15. Okt. 1868), geb. zu Eisenstadt in Ungarn 7. Dez. 1810 (nicht 1811), studirte in Wien, wurde 1833 Prosektor an der dortigen Universität, 1837 Professor der Anatomie in Prag, kehrte 1845 in gleicher Eigenschaft an die Wiener Hochschule zurück u. hat daselbst bis 16. März 1874 gewirkt, an welchem Tage er seine Lehrthätigkeit einstellte. Seit Mai 1847 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, hat er für seine großen Verdienste auch sonst vielseitige Anerkennung u. Auszeichnung gefunden. Sein „Lehrbuch der Anatomie des Menschen mit Rücksicht auf physiologische Begründung u. praktische Anwendung" (2 Thle., Wien 1847, 11. Aufl. 1870) wurde auf allen Universitäten eingeführt u. ist in fast alle europ. Sprachen übersetzt. Durch sein „Handbuch der topographischen Anatomie" (2 Bde., Wien 1847, 4. Aufl. 1860) begründete er diese Richtung der Anatomie in Deutschland. Vorzugsweise hat H. die Anatomie des Gehörorgans, die feinere Gefäßlehre, u. die vergleichende Anatomie, insbes. die Kenntniß von den Fischen, wie nicht minder die anatomische Technik gefördert. Weltberühmt sind seine mikroskopischen Injektions- u. seine Gehör- u. Hodenpräparate, u. das von ihm angelegte Museum für vergleichende Anatomie gehört zu den reichsten u. werthvollsten überhaupt. Von seinen Schriften sind noch aufzuführen: „Vergleichende anatomische Untersuchungen über das Gehörorgan des Menschen u. der Säugethiere" (Prag 1845); „Beiträge zur vergleichenden Angiologie" (Wien 1850); „Beiträge zur Morphologie der Urogenitalorgane der Fische" (ebd. 1850); „Das uropoetische System der Knochenfische" (ebd. 1852); „Handbuch der praktischen Zergliederungskunst" (ebd. 1860) u. v. a. Außerdem hat H. zahlreiche Abhandlungen in die „Medizinischen Jahrbücher des österr. Kaiserstaats", in die „Zeitschrift der k. k. Gesellschaft der Aerzte", wie in die „Denkschriften" u. „Sitzungsberichte" der Akademie geliefert.

Hysterie (vom griech. ὑστέρα, Gebärmutter) ist eine fast nur beim weiblichen Geschlecht vorkommende Krankheit des allgemeinen Nervensystems, welche sich häufig auf Grund einer Erkrankung der Geschlechtsorgane (bes. der Gebärmutter) entwickelt, u. sich bald durch gesteigerte Reizbarkeit, Empfindlichkeit, Launenhaftigkeit, Exaltation u. Neigung zu Krämpfen, bald durch nervöse Schwäche, Schmerzhaftigkeit einzelner Körpertheile, eigenthümliche Gefühlsstörungen u. geistige Empfindlichkeit kenntlich macht. Charakteristisch für die H. ist der häufig recht plötzliche Wechsel der Erscheinungen, das schnelle Auftreten u. Verschwinden von Schmerzen (Hyperästhesie), von abnormen Empfindungen, Konvulsionen u. von Gefühllosigkeit einzelner Theile (Anästhesie). Dieses schnelle Umschlagen aus scheinbar gesundem Zustand in krankhafte Verstimmungen der Nerven beruht auf einer gesteigerten geistigen, sensiblen u. motorischen Reflexerregbarkeit, indem von einer Nervenpartie die Reizung überaus leicht auf andere Nervenpartien überspringt, von den Gefühlsnerven auf die Bewegungsnerven u. s. w. Unter den eigenthümlichen Gefühlswahrnehmungen treten am häufigsten auf: der sog. hysterische „**Clavus**" (d. i. Nagel), d. h. das Gefühl eines sich im Gehirn einbohrenden Nagels, der sog. hysterische „**Globus**" (d. i. Kugel), d. h. das Gefühl einer aus dem Unterleibe zur Kehle unter zusammenziehenden Empfindungen aufsteigenden Kugel, dann die hysterischen **Krämpfe** u. **Zuckungen**, **Migräne** (d. i. halbseitiger Kopfschmerz), Entwicklung von Gasen im Magen u. in den Därmen, Sinnestäuschungen, Schlaflosigkeit, Ohnmachten, bisweilen Somnambulismus. Manche Hysterische wollen sich im höchsten Grade bemitleidenswerth machen, andere möchten gern außergewöhnlich u. interessant erscheinen u. geben sich für Stigmatisirte aus, d. h. für Solche, an deren Körper irgend ein Wunder zum Vorschein kommt. Andere wieder treiben Hellseherei (Clairvoyance), so lange als sie Gläubige finden. Da das Uebel häufig als Folge von Krankheiten der Geschlechtsorgane auftritt, weswegen es auch seit alter Zeit als „**Mutterweh**" bezeichnet wird, so wird oft durch Beseitigung dieser Grundursache Heilung herbeigeführt. Dagegen ist bei H. infolge psychischer Einflüsse vor Allem Selbstbeherrschung u. Uebung der Muskelthätigkeit die Hauptsache.

Hysteron-Proteron (vom griech. ὕστερον, das Hintere u. πρότερον, das Vordere), das Spätere vorangestellt, eine grammatische Figur, durch welche zwei Begriffe so verwechselt werden, daß der letzte zuerst u. der erste zuletzt steht.

Ende des vierten Bandes und des Buchstaben H.